Heimgarten.



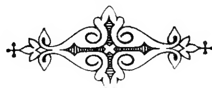
Eine Monatsschrift

gegründet

von

Peter Rosegger.

XXXI. Jahrgang.



Graz.

Druck und Verlag von „Leykam".

1907.

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XXXI. Jahrgang.

Romane, Erzählungen.

Alpines und Volkstümliches aus den Alpen.

Seite

Heimgärtners Tagebuch.

Kultur- und Naturgeschichtliches.

Land und Leute. Charakterbilder.

Zeitgeschichtliches, Plaudersames.

Seite

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Kleine Geschichten, Schwänke, Sagen, Märchen, Sprüche.

Verschiedenes.

Gedichte.



Die Försterbuben.

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen von **Peter Rosegger.**

Die Bestattung des Prinzen.

„Juch! Juch!“ Hell jauchzend sprang er vom Waldrande herab auf den Weg. Ein junger Mann schwang seinen hochbefederten Hut: „Juch! Juch!“

„Das ist ja Försters Fridolin!“ lachten die Leute, die in bewegten Gruppen daherkamen. „Friedl, gehst du auch zu der Leich?“

„Wohin denn sonst?“ lachte er, „freilich geh ich auch zu der Leich! Juchhe!“

Viele jauchzten mit. Es waren zumeist junge Mannsleute in halb feiertägiger Bauerntracht. Jeder auf dem grünen Hut stramm befedert. Weiße flaumige Stoßfedern, schwarze sichelkrumme Birkhahnfedern, fächerförmig oder pinselartig gefaßter Gemsbart, und lauter solche Zeichen, daß sie aufgelegt sind heute zu jeglicher Unternehmung, sei es zum Raufen oder zum Schuldenmachen oder zum Weiberleut'foppen! Man konnte ihnen schon was zutrauen, diesen derben, urfrischen „Alpenjodeln“. Das Liebste, was sie taten, war freilich Singen und Jauchzen; und so jauchzten sie auch in allen Glockentönen. Ein anderes Geläute gab es nicht bei diesem Begräbnisse. Von den Einzelhöfen kamen sie herbei. Aber dort am Eschbaum, wo der Weg sich zweigt — der eine ins

„Liebe lustige Leidtragende!

Öffnet die geehrten Ohren! Wir haben einen großen Verlust verloren. Gestern um diese Stund noch frisch und gesund, die Wangen rot, gesungen, gesprungen, geloffen, gesoffen — und heut schon mausetot. Unser liebster Freund! Ein Trauerred sollt ich halten, aber mein! Mir fallt nix ein. Gehn ma weiter, sein ma heiter und tun ma weinen ohne Wein, leicht fallt uns unterwegen was ein."

Die Träger heben den verhüllten Sarg, der Zug ordnet sich unter dem Geheule der Trauergäste. Voran dem Zuge geht Försters Fridolin, auf einer senkrecht gehobenen Stange ein verhülltes Heiligtum tragend. Hinter ihm Musikanten mit Hafendeckeln, Pfannen, Feuerzangen und anderen Musikinstrumenten. Hinter diesen ein hagerer langer Mann mit einer segeltuchenen Mütze, an derem wulstigen Rande ringsum runde Schellen hängen, deren sieben, weshalb die Leute im Litaneienton lärmen: „Heiliger Schellsiebener, bitt für uns!" — Diesem nach kommen die Buben mit den Laternen, der Pope mit den Mantelpagen, die blauen Fahnen und dann der Sarg. Hinter diesem das wirbelnde, johlende Volk, worunter mancher torkelnd und lallend oder mit verglasten Augen schlaftrunken dreingrinsend. Und doch wollen auch diese Invaliden des Prinzen noch mittun. Er stirbt ja nur einmal — alle Jahre.

Der Pope ruft in singendem Tone: „Nun stimmt an ein schönes Gesang, aber nit lang, nit lang, aber nit lang!"

Darauf beginnen die Burschen:

„Wann ich amal stirb, stirb, stirb,
So schlagt auf die Truhen drauf,
Aft steh ich wieder auf,
Alleweil fideel, fideel, juchhee!
Traurig sein mag ich nit,
Na, meiner Seel!
Bin ich einmal tot, tot, tot,
Müssen mich d Steirer tragn
Und dabei Zithern schlagn,
Alleweil fideel, fideel, juchhee!
Traurig sein mag ich nit,
Na, meiner Seel!"

Männer, Weiber, Kinder, Hunde aus der ganzen Umgebung, aus den Wäldern, Gräben und ferneren Ortschaften — alles durcheinander, singend, gröhlend, lachend, bellend — so wirbelt's und trudert's hinaus, über die lehmigen Felder hin gegen den Ruppersbacher Friedhof. Vor dem Tore desselben biegt der Zug ab in die bestrüppte Schlucht, alldorten ist aufgetan das Grab, unter hohlem Gedröhne wird der Sarg hinabgelassen und der Pope hält die Grabrede:

„Königliche Hoheit, Prinz Karneval!

Was du hast getrieben, das war ein Skandal! Aber komm doch bald wieder einmal. Wir werden dich nimmer vergessen. Bei dir haben

Kirchdorf Ruppersbach, der andere zu den Häusern von Eustachen — bogen sie gegen Eustachen ein.

Hinterher waren auch ein paar alte Bäuerinnen gekommen, schwarz und schlapp gewandet, in Filzhüten mit breiten Krempen. Fäuste machten sie, als sie das Treiben der Burschen sahen, und um die Fäuste hatten sie Rosenkränze gewunden.

An der Wegscheide rief dieser Matronen eine mit scharfem Zünglein den jungen Leuten zu: „Ihr vergeht euch ja! Die Kirchen, die steht nit in Eustachen, die steht in Ruppersbach."

„Aber in Eustachen steht das Wirtshaus!" rief einer der Burschen herüber.

„Laßt euch lieber Staub und Aschen auf die Schädel streichen!" rief die Alte. „Oder wollt ihr am heiligen Aschermittwoch auch noch Faschingtag halten? Gleichschauen täts euch! Aber denkt nur darauf: Werdet auch einmal sterben müssen!"

„Ja, nachher haben wir Aschermittwoch genug", gab der Bursche zurück.

„Laß dich nit auslachen, Seppel, daß du mit alten Weibern wartelst!" rief des Försters Fridolin.

„Derselbig ist auch so einer!" eiferte die Alte, ihre Faust nach dem Burschen drohend, „der alleweil heilig Sach tut verspötteln. Euch wirds schon noch heimkommen, werd't es schon sehen, wie sie werden zwicken die Spitzhörndel-Teufelein!"

Sie verstanden sich nicht mehr, die Wege gabelten schon zu weit. Die Weiber trippelten hinab zur Kirche, wo an diesem Tage nach kirchlichem Brauch der Priester den Gläubigen der Reihe nach Asche an die Stirn rieb: „Du bist von Staub und Aschen und wirst zu Staub und Aschen!"

Anders gings her zu Eustachen. Dort vor dem Straßenwirtshause, genannt „zum schwarzen Michel", hatte sich allerlei Volk zusammengefunden. Mitten auf dem Platze war bereits der Kondukt aufgestellt: ein dicker, wuppiger Sarg, mit schwarzem Tuche eingehüllt, vorn und hinten die Bahrstangen, der Träger harrend. Über den Köpfen flatterten blaue Fahnen. Aus dem Wirtshause trat, von zwei Jungen mit Stalllaternen begleitet, eine Trauergestalt. Man hätte mögen meinen, ein russischer Pope wäre es, wie hinter ihm her zwei Knaben in langen Nachthemden die Schleppe seines Mantels trugen. Schwarz war sein Haar und schwarz sein langer Bart. Und das Schwärzeste daran sein großes Auge mit dem lebhaften Feuer. So leuchtet in der Kohle die Glut. Die würdige Gestalt stellte sich vor der Bahre auf und hob beide Arme empor. Da dämpfte sich in der Menge der Lärm, und der Schwarze begann in feierlichem Trauerbasse also zu sprechen:

den an! Das ist kein Fragezeichen, das ist ein Ausrufungszeichen, wers von der Schul her noch weiß, was das ist. Ja mein Lieber!"

Der Friedel stellte sich gerade einmal so hin vor diesen jungen Mann mit den schlaffen Wangen und den langen plumpen Kinnbacken und schaute ihn munter an. Und rief:

„Du ein Ausrufungszeichen? So ein kreuzsauberer Kerl wird sich doch nit erst ausrufen müssen!"

Der andere, der Wegmachergehilfe Kruspel war's, stutzte ein wenig und erwog, ob das gelobt oder gefoppt sein sollte und zupfte mit scharfen Fingernägeln am Mundwinkel, wo ein zartes falbes Schöpfchen war.

„Wart, Kruspel!" sagte der Försterische lachend und schlug ihm zärtlich die flache Hand auf den Nacken, „auf dem Mittfastenmarkt demnächst kauf ich dir ein Zangerl, daß du dir dein Schnurrbartel besser kannst herausziehen."

Jetzt wußte der Kruspel schon wie er dran war. „Du!" drohte er. „Keine Amtsbeleidigung! weißt du, ich bin kaiser-königlicher Straßenschotterer! Ja, mein Lieber!"

„Wohl, wohl," sagte der Friedel. „Du bist ein Kaiser-königlicher, du. Aber weil du für einen Soldaten viel zu schön gewachsen bist zum Derschossenwerden, so laßt dich der Kaiser bei der Straßenschotterei." Harmloses Lachen milderte den Spott. „Aber jetzt, Buben", er wendete sich an die übrigen, denn sein Fußsteig zweigte hier ab gegen das Forsthaus, „behüt euch Gott und am Sonntag nachmittag! Rodeln! Vergeßt nit drauf!"

„Ja, rodeln, wenn kein Schnee mehr ist!"

„Auf der Siebentaler Leiten Schnee genug. Laßt euch Zeit miteinander und laßt euchs Fasten schmecken!"

Als er oben am Rande des Lärchenwaldes hinging gegen das Hochtal, hörte man ihn noch singen und jodeln. So läutet undämpfbare Jugendlust die Fastenzeit ein.

Dem Wirt „zum schwarzen Michel" war bei der Heimkehr von diesem Leichenbegängnisse der Pfarrer von Ruppersbach begegnet, dessen Talar mit den beiden schwarzen Schleifen im Winde flatterte. Er war ein Benediktiner.

„Mir scheint, bei euch Eustachern muß man auch manchmal ein Auge zudrücken", so grüßte er den Wirt.

„All zwei, Hochwürden, wenn wir dürften bitten. Und hübsch fest zudrucken." Er sagte es mit Bedacht. „Ist mir schon selber ein bissel uneben aufgefallen heut, wie ich die alten Sprüchlein so hab hergesagt. Sapperlot, so was kunnt fuchsfeuerfaul sündig auch noch sein! der Teuxel nocheinmal! Aber halt abkommen lassen tut mans doch nit gern, die

wir gut getrunken und gegessen. Tanzende Dirnlein hast uns gebracht, hast uns unterhalten Tag und Nacht, den Kopf hast uns schwer, die Taschen leichter gemacht. Aschen, Aschen! sonst haben wir heut nix mehr zu naschen. Fleischliche Hoheit, so heißt es jetzt scheiden. Dein Denkmal steht beim Wirt auf der Tür mit der Kreiden. Rekiskart in bazi — wers nit glaubt, den kratz ih!“

Die Menge stimmt neuerdings Lieder an, hier: „O du lieber Augustin!“ dort: „Alleweil fideel, fideel!“ weiter hinten: „In Ruppersbach ists lustig, in Ruppersbach ist alles frei, da gibts ka Polizei!“ — Derweil werden am Grab die Stallaternen ausgelöscht und von den Fahnenstangen die Weiberschürzen herabgerissen. An Fridolins Stab wird das Symbolium enthüllt: Im Strohkranz eine leere Brieftasche, beim Lederläppchen an der Stange festgenagelt. Vom Sarge ziehen sie das schwarze Tuch weg, ein altes Faß mit gähnendem Spundloch. Und im Fasse ist aller Sinnenlust Geheimnis enthalten — es ist leer. Oder wäre Prinz Karneval schon wieder unterwegs?

Der Pope schüttelt seinen mit Ruß geschwärzten Küchentopf vom Haupte, daß er auf der Erde zerschellt, und wirft die dunkle Pferdedecke ab. Steht einer da, der nicht hätte vermutet werden können unter den Trauergewändern. Ein kleiner, schlanker, behendiger Mann in Steirergewand, an dem von aller schwarzen Zier nichts übrig geblieben, als der lange schwarze Bart und das schöne schwarze Auge, das jetzt so klug und schalkhaft ernst in die Welt blickt. Und ist's der Michel Schwarzaug, der Wirt „zum schwarzen Michel“ in Eustachen.

Die Narrheit ist abgetan, ist begraben — und wohl gar lebendig begraben, maßen sie, wie wir alle wissen, unsterblich ist. Die Leute sind ruhig und sittig geworden und plaudern miteinander, als ob nichts gewesen wäre. Dann zerstreuen sie sich und gehen gelassen heim, mit einer gewissen Befriedigung, auch dies Jahr den Aschermittwochsbrauch redlich mitgespaßt zu haben. Försters Fridolin, der die leere Brieftasche getragen, dem wäre noch ums Singen. In dem hübschen, blondköpfigen Jungen zuckt das warme Leben. Aber jetzt ist Fastenzeit geworden, ganz plötzlich, frostig — wie ein Reif im Mai. Er sieht, wie die anderen Burschen ihre grünen Hüte abziehen und die Federn aus dem Bande reißen. Auch er nimmt sein Lodenhütlein ab, hält es vor sich in die Luft hinaus und schaut das schöne Gefieder an — vom Wildhahn, den er im vorigen Frühjahre geschossen hat auf der Seealm. Soll auch er dieses Zeichen junger Mannhaftigkeit wegwerfen? Ist nicht die krumme Hahnenfeder wie ein Fragezeichen: Dirndel, bist du zu haben? In einem Schnaderhüpfel singt er den Gedanken hinaus, da lacht ein anderer Bursche: „He, he, der braucht erst ein Fragezeichen!“ Und wies auf den hochstehenden Federstoß seines Hutes: „Schau

„Heunt ist der Faschingtag,
Heut sauf ich, was ich mag,
Morgn mach ich Testament,
s Geld hat ein End.“

Diese Gedenkschrift hatte einer hinterlassen, mit Kreide verewigt auf dem braunen Brette des Uhrkastens. Und nicht weniger bedeutsam waren die Reihen der Namen und Ziffern, die auf der Tür standen. Die Pipen im Keller tröpfelten nur mehr in die untergestellten Holznäpfe, der säuerlnde Weingeruch durchatmete noch das ganze Haus. In der Küche war das Herdfeuer ausgegangen. Das Küchenmädel hatte unter den Tischen und Bänken einen großen Korb voll Knochen gesammelt und dieselben draußen im Viehhof ausgeschüttet auf den Dunghaufen. Frau Apollonia, die Wirtin, siebte in der Küche Fisolen. Das wird von jetzt ab das tägliche Brot sein bis zum Ostersonntag, da wieder die Fleischtöpfe brodeln werden. Sieben Wochen lang Fisolen! Der Frau war das recht. Sie, die am Herde fast allein vom Speisenduft satt wurde, konnte nie begreifen, wie die Leute denn so viel zusammenessen und trinken könnten. Und sterben doch nicht dran. Sie war indes überzeugt, daß viel mehr Leute sich zu Tode essen, als zu Tode hungern. Aber das sagte die Wirtin nicht. Sie sagte überhaupt nichts von all den tausend Dingen, die nicht gerne gehört werden. Und da unter Umständen nichts gerne gehört wird, als das, was man sich selber sagt, so fand Frau Apollonia alles Reden für überflüssig und sagte am liebsten gar nichts. Sie war eine ruhige, schlanke Frau, bei der die Küchenschürze hinten zusammenlangte. Ihr Auge hatte — wenn man in einem musikalischen Wirtshause auch von Farben musikalisch sprechen dürfte — einen lichtgrauen Ton, nicht allzutief gestimmt. Sie war nicht seicht und nicht tief, sie war praktisch. Ihr schon grauendes Haar über dem schmalen Gesicht war in der Mitte gescheitelt; sie sah eher wie eine Mädcheninstitutsvorsteherin aus, als wie eine Dorfwirtin. Ihr Schweigen nahm sie so ernst, daß man sie auch nie zanken hörte; ein Blick, ein Wink und die Mägde wußten, wie sie daran waren. So ging in der Küche alles stets friedlich ab und die Mägde, die Frau Apollonia einmal aufgenommen, wurden alle bei ihr alt; keine wollte fort, außer wenn der Freier kam, und da gab es einen Kasten voll Flachs oder Leinwand als Heiratsgut. Niemals kam jemand geradehin betteln zur Michelwirten. Bisweilen wohl humpelte ein Armer zur niederen Küchentür herein, setzte sich im Winkel auf eine Bank und seufzte ein Erkleckliches. Nichts weiter. Dann kam die Wirtin und fragte nach dem Anliegen, teilte eine Gabe und den Dankesworten winkte sie mit der Hand ab. Kein Mensch in Eustachen lobte die Frau Apollonia, im Stillen geehrt war sie von allen. Es war auch schon selbstverständlich, wer ein Anliegen hat, der geht zur Frau Apollonia. Manch einer

alten Sitten. Wenn man die lustigen Bräuch all tät abbringen, wollts doch ein bissel gar zu traurig werden auf der Welt."

„Na na, Michel, wenns einmal auf euer Faschingbegraben ankommt, daß ihr die Welt wieder lustig macht, dann laßt euch nur schnell ein Privilegium drauf geben und kündet das Mittel an den Straßenecken an. s ist die höchste Zeit."

Schmunzelte der Wirt, zupfte den Pfarrer am Talarflügel und flüsterte vertraulich: „Nit giften, Herr Pfarrer, schauns, in der Stadt drin tuns den Fasching nit begraben, dort lassens ihn leben bis schier in die Palmwochen hinein und noch um Mittfasten fliegen die Kittel und blädern die Hosen auf dem Tanzboden. Bei uns da kunnt er auch so lang leben, der Galgenstrick, wenn wir ihn nit am Aschermittwoch so sorgfältig täten begraben. Seins froh, Herr Pfarrer, daß wir eine Lustbarkeit draus machen. Täten wir ihm nachweinen, dem Galgenstrick, das wär gar noch schlimmer."

„Da hast recht, da ists mir schon lieber, ihr begrabt ihn beizeiten und lacht dazu", sprach der Pfarrer, „wenn den Leuten bei diesem Faschingbegraben nur auch einmal was Rechtes einfallen wollte."

„Viel Gescheites kann einem dabei freilich nit einfallen."

„Zum Beispiel, was am Ende denn so eigentlich recht übrig bleibt von aller Weltlust!"

„Weiße Ziffern auf der schwarzen Tafel, Herr Pfarrer."

„Und ein — hohles Faß. Gleichnisweise genommen."

„Versteh schon, versteh schon. Daß die ganz Welt eine hohle Nuß ist oder ein hohles Faß. Ist mir auch schon eingefallen. Und jetzt derohalben möcht ich schier meinen, weil inwendig nix ist, sollt man auswendig bissel was machen. Kommens doch bald wieder einmal auf Besuch, Hochwürden."

„Wann wird denn wieder gesungen?"

„Wann der Will. Allzeit aufgelegt. Heißt das, wenn der Baß nit bei den Bären ist."

Der Baß, das war der Förster Rufmann, des Amt es freilich weniger sein konnte, im Wirtshause zur Zither zu brummen, als in den Wäldern bei den Holzknechten. Mußte manchmal das letztere, tat aber lieber das erstere.

Von Michels Haus- und Lebensgenossen.

Der kleine schwarze Michel war noch nicht heimgekehrt in sein Wirtshaus. Da war's leer. Mägde scheuerten in der Gaststube die Tische, die Bänke und den Fußboden. Da gab's noch viel Fasching hinauszuschwemmen. Die letzten drei Tage und Nächte waren üppig gewesen!

Art frommen Wohlgefallens betrachten und mit einer zarten Verschämtheit anbeten konnte. Er ahnte es kaum, daß er sie anbetete, hatte es noch nicht einmal so weit gebracht, ihr offen zu sagen, wie sehr er sie lieb hatte. Zu jedem Gast konnte er „mein Lieber“ sagen, zu der schönen Gastin erst recht: „Meine Liebe!“ Geschätzte und liebe Muhmen und Schwägerinnen hatte er eine Menge; aber eine „liebe Tochter“, ein „liebes Kind“ gab es nicht, dafür hatte er sein Helenerl zu lieb.

Mit Frau Apollonia stand das insofern anders, als er sie in früheren Jahren wirklich etlichemale mit: „Ja, meine Liebe!“ angesprochen hatte. Weil solches aber zumeist nur bei größeren Meinungsverschiedenheiten und in gereiztem Tone geschah, so kam der Ausdruck in Mißkredit. Und als sie mit der Zeit in allem ganz einig geworden, weil eins das andere hatte verstehen und behandeln gelernt, so ist das Wort „lieb“ endlich gar nicht mehr ausgesprochen worden oder höchstens vielleicht in Augenblicken, da die Zunge nicht mehr weiß, was sie spricht und ihr Stammeln auch gleichgültig ist. Die Ehegatten hatten übrigens ihr getrenntes Bereich auch in der Wirtschaft. Frau Apollonia kam gar selten aus ihrer Küche hervor. Er ließ sie im Haushalte gewähren und war froh, der Sorgen enthoben zu sein und sich seinen Gästen heiter oder auch ernsthaft widmen und sich seinen Liedern und Büchern hingeben zu können. Er hatte so seine Passionen, mit denen er der Frau Apollonia allerdings nicht kommen durfte: ihr war alles Nachdenken über Himmel und Erden zum mindesten unnütz, wenn nicht Frevel. Der Michel hingegen war manchmal wie eine Spinne, die ihre Fäden spinnt und wartet, wohin der Wind sie tragen wird; dorthin nahmen dann seine Gedanken ihren Weg, gleichgültig, ob in Höhen oder Tiefen, nur fort ins Ungemessene und Traumhafte. Für solche Ausflüge in unbekannte Welten hatte er einen Freund, der ihn nicht ungern begleitete. Das war der Förster Paul Rufmann. Mitdenken und mitreden konnte zwar auch der nicht viel, um so lieber jedoch zuhören, wenn der Michel seinen jetzt tiefsinnigen, jetzt wieder krausen Gedanken freien Lauf ließ. Am besten verstanden diese Freunde sich — im Singen. Kamen sie im Wirtshause zusammen, so sangen sie ihre Volkslieder nach der Zither; kamen sie im Forsthause zusammen, so sangen sie nach der Laute, und waren sie im Walde selbander, so sangen sie ohne Begleitung — der Michel in Tenor, der Paul in Baß. Übermütige Gesänge aus dem Wald- und Almleben, aber auch uralte Weisen, in denen jauchzende Lust oder blutiges Leid oder inniges Gebet der Ahnen zu uns herüberhallen.

Jetzunter geht das Frühjahr an!

Nachdem der Fasching begraben und der Michel heimgekehrt war zu seinem Hause, blieb er davor stehen auf dem Lindenplatz. Zwei Stim-

oder eine ist freilich umsonst gegangen, und zu solchen redete sie: „Du lieber Mensch, du! Gern, daß ich dir was wollt geben, aber schau, du bist halt ein Lump. Wenn du brav wirst, nachher darfst schon kommen.“ Und das sagte sie so freundlich und mütterlich, daß die Abgewiesenen schier erfreut davongingen und es weiter sagten, was die Michelwirtin für ein „gutes Leutel“ ist. Manch einer kam später wieder mit der Nachricht, er habe sich gebessert; andere glaubten sich beim Lumpbleiben doch besser zu stehen, als mit der Freundschaft der Michelwirtin.

Unter einer solchen Frau und Mutter war auch das einzige Kind aufgewachsen, die schlanke blonde Helenerl. An Gutmütigkeit und Schweigsamkeit war sie ihrer Mutter ähnlich geworden. Ob der Mutter jedoch die Freudigkeit je einmal so aus den Augen gelacht hat, wie dieser Tochter? Wo es lieblich und froh herging — war es im Garten bei dem grünenden Gemüse oder bei den still brennenden Blumen, oder im Hofe bei den regen Hühnern und Küchlein, oder bei den scherzenden Nachbarskindern, oder war es bei harmlosen Sängern in der Gaststube — da war sie gern in der Nähe. Aber womöglich im Hinterhalte. Ausgeben mochte sie sich nicht, nur immer in sich aufnehmen, von den Blumen das Blühen, von der Sonne das stille Lachen, von den Kindern die unschuldige Lust. Es war, als ob sie aller Welt Frohheit in sich sauge und davon schon einen so großen Vorrat gesammelt habe, daß er einmal explodieren wird, wenn der rechte Zunder dazukommt. Es gab freilich auch Meinungen darauf hin: Explodieren würde an diesem Mädel nie etwas, das werde, wie die Mutter ist, immer klug, gelassen und freundlich sein. Vielleicht als Zugabe ein bißchen schalkhafte Trutzigkeit vom Vater. So wie sie vom väterlichen Schwarzaug und vom mütterlichen Grauaug das schönste Blauaug erhalten hatte, so dürfte man wohl auch in ihrer Seele die Sanftmut und Gleichmäßigkeit der Mutter sowie künftig noch die überschwengliche Lustigkeit und die zeitweilige traumhafte Wehmut des Vaters zu finden hoffen.

Da zum Wirtshause auch eine größere Landwirtschaft gehörte, so gab es nebst der bewegsamen Kellnerin und dem derben Hausknecht auch noch Alt- und Jungknechte, Mägde und halbwüchsiges Volk. Das Gesinde hielt im nahen Wirtschaftsgebäude seine Ständigkeit.

Das waren nun die Hausgenossen Michels, des kleinen Wirtes mit den kurzen, stets emsigen Beinen, mit dem schwarzen langen Bart und den dunklen Augen, in denen immer Kohlenglut gloste, manchmal auch sprühte. Zwischen dem Michel und seiner Frau schien eine Gegensätzlichkeit vorhanden zu sein, deren Tiefe nicht ergründet war. Da es nie einen Sturm gab, wie solches auf seichten Gewässern leicht vorkommt, so riet man auf eine große Tiefe. Sein Abstand zu dem stillen, blühenden Töchterlein war gerade so groß, daß er sie mit einer

Die Kellnerin rief er. Und während sie sich in der kleinen mit Zirmholz vertäfelten Stube zurechtsetzen am lichten Tisch, zwackt der Förster die Saiten der Zither, die an der Wand hängt. Kommt schon die kleine bucklige Person hereingetrottet. Mit dem weißen Schürzenzipfel will sie sich den Schlaf aus den Augen reiben, auch das Mundwerk ist übernächtig, das Zeug geht nur noch mechanisch weiter: „Was schaffens, Herr von Rufmann? Bier? Wein?"

„Ein Glas Wein."

„Weißen? Schwarzen? Was zu essen? Schnitzel, Nierenbraten, Geselchtes mit Kren —"

„Schau, daß du in dein Bett kommst!" fährt sie der Wirt an. „Nierenbraten! Geselchtes! Am Aschermittwoch! Geh und schlaf dich aus!"

Während er selbst hinabsteigt in den Keller, stimmt Rufmann an der Zither herum und seinen Baß dazu. „Jetzt gang ich ans Brünnele, trink aber nit."

Der Michel kam mit einer stark bestaubten Flasche und zwei Kelchgläsern. „So! Wenn man drei Tag lang so viel muß trinken, dann kriegt man Durst. Wohl komm dirs, Paul!"

„Ich komm dir!" dankte der Förster, und nach dem Trunke: „Ist es wieder recht würdig ausgefallen, das Begräbnis?"

„Ha!" sagte der Wirt überlaut lustig und strich sich mit den Händen den Bart, was allemal ein Zeichen seiner Behaglichkeit war. „Der Scherenfanger hätt froh sein können, wenn ihm ein solches Begräbnis wär zuteil geworden, wie seiner Hoheit, diesem Schweinekerl."

„Scherenfanger? den Kajetan meinst? Aber der hat sich ja selber das Leben genommen."

„Derowegen sage ich. Weit ists nit gfehlt, daß sie beieinander liegen, der alte Kajetan und mein altes Faß. In der Staudenschlucht neben dem Kirchhof."

Das fing der Förster auf, es schien ihn anzufassen, er vergaß der Zither. Er hatte den böhmischen Maulwurf- und Insektenvertilger recht gut gekannt, aber doch nicht so gut, daß er den Selbstmord hätte verstehen können. Damals, wie er mit dem Mann den Versuch besprochen, wie man den Kieferspinner, diesen schrecklichen Waldverderber, vertilgen könnte, wie war der Kajetan da noch spaßhaft gewesen! Und wie er jenen Ruppersbacher Maulwurfsfeinden die schaudervolle Hinrichtung des berüchtigten „Wiesengrundverderbers" vorgeschlagen! Der Maulwurf, wenn er gefangen werde, sei viel zu niederträchtig, als daß man ihm die ehrenvolle Todesart des Erschlagens antun dürfe; der müsse zum gerechten Lohn für seine heimtückische Wühlarbeit und zum abschreckenden Beispiel für seine Sippe eines ausnehmend grausamen Todes sterben;

mungen zogen an ihm und da konnte er nicht vorwärts und nicht rückwärts. So wohl ihm die Ruhe tat, die Fäden der Geselligkeit waren zu plötzlich gerissen. Die Enden hingen noch wirr an seinem Gemüte. Nun betrachtete er wieder einmal sein Haus — den Stammsitz der Väter.

Behäbig und stattlich steht es da. Des Wohn- und Wirtshauses Unterbau aus Stein und weiß getüncht; große Fenster mit grünen Läden. Das Tor mit braunen Holzbrettchen beschlagen, die ein verschobenes Viereck bilden, in dessen Mittelpunkt der Handknopf ist. Der erste Stock, aus rötlich leuchtendem Holz gezimmert, hat auch eine Reihe Fenster mit hellblinkenden Scheiben. An einer Front der Söller mit den zierlich durchbrochenen Brettchen. Unter dem vorspringenden Dache die weißen Schußscheiben, so die Michelwirte sich je erschossen hatten. Aus dem breiten, halbsteilen Dache stehen zwei schneeweiße Schornsteine auf und der Giebel trägt einen Wetterhahn. Jetzt in der Feiertagsruh ohne Fuhrwerkgeknarre und Gästelärm lag über dem Hause und seinem sich rückwärts in die Gärten und Felder hinziehenden Wirtschaftsgebäude schier etwas Vornehmes. Die Schwarzaugen waren ein altes Bauerngeschlecht und das Schild „zum schwarzen Michel“ hatte keinen Makel.

Als der Michel endlich zum Tore eintrat, wollte gerade der Förster Rufmann herausgehen.

„Dieses Wirtshaus heißt heute beim Kehraus“, sprach der Mann lachend. „Der Gläserkasten steht im Vorhaus, die Kellertür ist verrammelt mit Waschzubern und die Weibsleute krauchen auf dem Fletz herum wie die Schildkröten.“

„Ich sag dir, Rufmann“, entgegnete der Wirt, „vom Herzen bin ich froh, daß sie den Toifel hinauswaschen.“

„Ja, hörst du, Wirt! Wenn das Wirtshaus den Fasching nimmer mag, dann weiß ich nicht, wer ihn sonst mögen soll.“

„Der Satan. In allem Ernst, es ist eine Schweinerei!“

„Einen Katzenjammer hast.“

„Kannst recht haben. Wenn auch nit just im Magen allein. Daß einer die Lumpenkomödie mitmachen muß, ist noch das Tollste. Aber was kannst du machen, wenn du Wirt bist. Mich wundert nur allemal, daß so was erlaubt ist.“

„Weißt, der Wildfang im Menschen muß auch seinen Tag haben. Zum ewigen Gedächtnis, daß er vom wilden Tier abstammt. Hat er sich ausgetobt, dann ist er wieder für ein Jahr ein zahmes Menschenschaf.“

„Muß so was sein. — Aber Paul, du wirst jetzt doch nit fortwollen. Geh, bleib heut ein bissel da bei mir!“ Bei diesen Worten hing der Wirt sich in den Arm des Försters. „Wir gehen in mein Zimmer hinauf. Mußt ein bissel dableiben. — Mariedl!“

„Wenn du halt irrsinnig bist“, gab der Wirt zu bedenken. „Schlechtes kann ich dabei nix finden und wenn ich Pfarrer bin, in der Schluchten laß ich den armen Hascher nit begraben.“

„Hat mich auch recht gewundert von unserem Pfarrer.“

„O mein! sagt er, wie wir dazumal bei ihm sind gewest, der Gerhalt und ich, wegen der selbigen Sach, wenns auf mich tät ankommen — unter dem großen Kreuz sollt er liegen, mitten auf dem Kirchhof. Aber die Vorschriften! Und sonst wohl auch. Die Angst vor dem ungeweihten Grab hält doch immer einen zurück. Weisen wir hin: Bei den viel tausend Selbstmördern alle Jahr, die man in der Zeitung liest, sollt man halt doch nit so streng sein. — Just derohalben! sagt der Pfarrer, wird ja rein Modesach, der Selbstmord! — Trink, Paul! Du trinkst ja heut nix.“

„Wie der Will“, sagte der Förster und tat einen Schluck aus dem Kelchglas, „s ist mir einmal unfaßbar, wie ein Mensch sich selber das Leben nehmen kann.“

„Weißt, just zu verstehen ist es schon. Wenn das Elend halt zu groß wird. Wenn alles verspielt ist und alles gegen dich ist, daß es frisch nimmer zu ertragen ist!“

„Ah geh“, sagte der Förster, „unsereiner hat auch schon seine Sacherln durchzumachen gehabt. Damals zum Beispiel, wie mir das Weib ist gestorben. Da wärs mir schon auch lieber gewesen, heut wie morgen. Und s Schußgewehr alleweil im Zimmer. Nicht einmal ist mir der Gedanke gekommen, nicht einmal!“

„Das glaub ich dir. Wenn zwei Würmeln da sind, die den Vater brauchen. s ist hart genug, Paul, was dich selben hat getroffen. Aber das größt Unglück ist es nit.“

„Was wir da auf dumme Sachen sind zu reden gekommen“, sagte der Förster. „Das richtige Aschermittwochgespräch.“

„Ist eh wahr“, lachte der Wirt.

„Gescheiter ein bissel singen.“

„Mein Stimmstock“, sprach der Michelwirt und griff sich an die Kehle. „Zu stark strapaziert worden die letzten Täg. Jetzt hab ich den Pelz im Hals.“

„Du sag mir Michel, ist mein Bub heut auch dabei gewesen?“

„Der Friedel? Aber na freilich. Hat ja die Stang getragen mit der leeren Brieftaschen.“

„So, die leere Brieftasche. Kann dem schon noch öfter passieren. Aufs Geld kann er mir schon gar nicht acht geben.“

„Bei mir laßt er just nit viel springen“, sagte der Wirt lustig. „Na gerade trinken, da könnte ich just nicht klagen. Da tut er schon lieber seine Kameraderln traktieren. Da wird er dir mitunter

man solle ihn lebendig begraben! Das haben sie endlich verstanden und ihn zum Maulwurfvertilgen nicht wieder angerufen. Und so ein lustiger Mensch knüpft sich eines Tages an den Wandnagel.

„Wie denn das hat sein können mit dem Kajetan?“ sagte der Förster.

Und der Michel antwortete: „Weil er verruckt ist worden. Ein schlechtes Buch, oder was, muß er derwischt haben. Denk dir, den Herrgott hat er so gefürchtet.“

„Den Herrgott gefürchtet? Nun, ich habe doch immer gehört, den Herrgott soll man fürchten.“

„Soll ihn auch. Aber bissel anders, wie der Kajetan. Gottesfurcht ist schon recht. Aber Gottesangst ist eine Sünd gegen den heiligen Geist. Oder ich sag's besser: ist eine Narrheit. Wer ordentlich und brav ist, wie der Mann sein Lebtag gewest — wenn so einer Angst vor dem Herrgott hat, dann lachen ja die Spitzbuben, die keinen haben. Versinniert hat er sich halt.“

„Zu viel sinnieren soll der Mensch nicht“, sagt der Förster.

Spricht der Michel weiter: „Da unten in der Gaststuben hat er mirs einmal erzählt, wies ihm ist vorgekommen. Du, das ist ein kurioser Vogel gewest. Dem sein Glauben! Die Welt, Himmel und Erden, sagt er, und alles was ist, das ist nichts anderes als Gott selber. Jedes Tier und jeder Grashalm und jeder Wassertropfen ist der Herrgott selber! Alles zsammen ist der Herrgott. — Und jetzt denk dir, Michelwirt, hat der Insektentod gesagt, was ich mein Lebtag schon hab Herrgott umgebracht! Tu nichts anders Jahr für Jahr, als Herrgott umbringen. Und jetzt, Wirt, stell dir vor, wie ich dran bin, wenns zum Sterben kommt. — Aber Mensch! ich ihm drauf, wenn du s so nimmst, da hilfst sich der Herrgott ja selber umbringen alle und alle Tag. Wenn das Vieh Gras frißt und der Mensch das Vieh! Und der Krankheitskeim den Menschen frißt. Und wenn du selber Gott bist und hilfst ihn umbringen, damit du leben kannst! Den Unsinn mußt doch einsehen, hab ich gesagt. Wenn du Insekten tötest, so rettest du besseren Wesen das Leben. Da ist er dir aufgefahren: Es gibt keine besseren! Und keine schlechteren. Alles ist gleich, keines hat das Recht, ein anderes zu vernichten. Desweg bin ich der Mörder. Ein Herrgottsmörder bin ich worden! — Ich sag dirs, Paul, angst und bang hätt einem werden mögen neben seiner. Hat selben auch nit mehr viel gearbeitet. Alleweil in der Einsam herumsinniert, na — bis das Unglück halt nachher geschehen ist.“

„Ist zu dumm!“ brummte der Förster, „das ist ein siebendoppelter Unsinn!“

angegrauten Bart. Die gerade und feingebaute Nase war an der Spitze kaum merklich gerötet, hingegen schimmerten unter dem Schnurrbart die frischen Zähne des Oberkiefers ein wenig hervor. Wenn in ihm was vorging, bewegten sich die sehr buschigen Augenbrauen auf und nieder. So auch jetzt, da der Freund so gut von seinen Buben sprach. Es besteht der Verdacht, daß er seine Söhne eigens manchmal in den Anklagestand versetzte, um vom Freunde ihre Verteidigung und Rechtfertigung zu hören. Diese Kinder sind ja sein ganzes —. Nein, er getraut es nicht auszusprechen, das stolze Wort. Alle Liebe ist abergläubisch. So wollte er schon eher von den Sorgen sprechen, die sie ihm machen, da wird der Teufel, oder wer es ist, doch nicht zum Neide gereizt werden.

„Mit dem jüngeren“, sagte er, „dem Elias, habe ich jetzt ohnehin mein Anliegen.“

„Der kommt zu Ostern wohl wieder auf Vakanzen heim?“ riet der Wirt.

„Vielleicht schon früher. Gestern habe ich einen Brief erhalten aus dem Seminarium. Der Präfekt schreibt, daß der Bub kränklich ist und es dürfte angezeigt sein, wenn er bald auf etliche Wochen in die Gebirgsluft käme.“

„Na ja, weil alle bleichsüchtig werden in derer dummen Stadt da drinnen!“ rief der Michel. „Bissel blutarm ist der Elias immer gewest. An deiner Stell heut noch tät ich telegraphieren, sie sollten ihn gleich herschicken.“

„Ist halt bitter, wenn er etwa das halbe Jahr verlieren muß.“

„Im fünften Jahrgang ist er, gelt? Eh schon weit mit fünfzehn Jahren. Ich glaub alleweil, um solche Zeit lernt der Bub im Wald mehr, als in der Schulstuben.“

„Kommt nur drauf an, was.“

„Laß es drauf ankommen. Denk an, Rufmann, wie du selber vor etlichen zwanzig Jahren aus München bist in unsere Gegend kommen. Das war ein Krisperl! Nit fünf Groschen hätt einer geben für das Bissel Forstadjunkten. Und s andere! Wie oft hast mirs erzählt, daß du da im Waldgebirg in einem halben Jahr mehr hättest gelernt, als in drei Jahren der Stadtschul!“

„Ein Forstadjunkt. Das ist doch natürlich. Was soll aber ein Theologe im Wald lernen?“

„Die Natur, den Menschen! So ein geweihtes Bürscherl mit seiner papierenen Welt, das weiß ja gar nix, wenn es herauskommt. Das hat nur Sünder und Engel und Teufel im Kopf — aber keinen Menschen, wie sie sind. Geh, laß dein Bübel kommen. Jetzt geht das Frühjahr an.“

üppig. Und ein Zornnickel immer einmal", vertraute der Förster dem Freunde, „was du dem lustigen Springinsfeld gar nicht ansiehst. Wenn der so fortmacht!"

„Ist halt ein junges Blut und stammt nicht umsonst von seinem Vater ab."

„Und dann das verfluchte Rauchen! Seit ich ihm die Pfeife in den Ofen geworfen hab, raucht er Zigarren. Britanika, sagt der Ruppersbacher Tabakkramer. Hält die Sorte extra für den Herrn Förstersohn! Ja der Förstersohn, das ist er. Sonst noch nichts."

„Waldkulturminister kann er freilich noch nit sein mit zwanzig Jahren. Derweil mußt ihm halt ein bissel mehr verdienen lassen im Holzschlag. Er ist ja Holzmesser."

„Und soweit nicht ungeschickt dabei."

„Na, siehst, da ist er doch schon wer."

„So viel als ein Knecht. Trotz seiner Realschule. Und mehr als einem andern Knecht kann ich ihm nicht geben. Es geht nicht. Froh, wenn er so viel verdient. Bei dem geht die Sonne ja alle Tag um eine Stund später auf und um eine früher unter. Meinetwegen, er hat einen weiten Weg in den Holzschlag. Letztens ist er mir einmal nicht nach Hause gekommen am Abend. Ist in der Bärenstuben übernachtet, beim Kohlenbrenner."

„Beim Krauthas?!" fragte der Wirt auf.

„Gekartelt haben sie und geschnapselt, und geraucht natürlich."

„Ist dem Krauthasen sein Dirndel noch bei ihm?"

„Daran habe ich auch gleich gedacht. Nein — ist nicht mehr in der Hütte. Soll zu Löwenburg unten sein, in Diensten."

„Na, so laß ihm die Freud beim Krauthasen."

„Viel Gutes wird er nicht lernen dort. Übrigens — der Weibsbilder wegen, das wäre auch noch keine Sorge. Soweit ist der Bub noch brav, mein ich. Ja, sonst ein herzensguter Bub. Ist ja eben das Schlechte bei ihm, daß er so gut ist."

„Nit übel!" lachte der Michelwirt, „leicht sagst ihms einmal, daß es gut wär, wenn er schlecht wär."

„Den möchte ich mir halt für eine Besondere aufsparen, wenn er einmal so weit sein wird, daß er heiraten kann. Für den wüßt ich eine! Aber bei den jungen Trotzköpfen muß man sich hüten, die Rechte zu nennen. Sonst schauen sie justament die nicht an."

„Rufmann, du kannst dir alle zehn Finger abschlecken dafür, daß du ein paar solche Burschen hast. Nit allemal g'rats so gut, wenn die Mutter fehlt."

Da leuchtete des Försters Gesicht. Es war ein schönes braunes Antlitz mit tiefliegenden Augen und einem halb kurzgeschnittenen, stark

Heimkehr ins Forsthaus.

Bei dem kleinen Dorfe Eustachen, wo die steile Wand des Ringsteins aufragt, zweigt quer ins Waldgebirge hinein ein Seitental. Es ist ein Hochtal und heißt auch so. Anfangs ist es so breit, daß an der Tauernach links und rechts schöne Wiesen liegen können zwischen den steil ansteigenden Forsten. Dann engt sich das Tal zu einer Schlucht und vor dieser Stelle steht das Forsthaus. Es ist ein behaglich sich breitender Bau aus lichtgebräuntem Lärchenholz, mit großen, klaren Fenstern, den unvermeidlichen Hirschkronen und Raubvögeln, die mit ausgespreiteten Flügeln an die Giebelwand genagelt sind. Das halbflache Hausdach schützt auch die lange Wandbank an der Hauswand vor Regen; die Sonne, wenn sie über dem Bergrücken doch einmal niederscheint, tut ohnehin nicht weh. Von dem Sträßlein, das durchs Hochtal und weiter durch die Schlucht geht, führt über die rauschende Ach eine Brücke hinüber zum Hause. Und an dieser Brücke steht die alte Bretterkapelle, die gleichzeitig ein Brunnen ist für Wanderer, so auf dem Wege andächtig oder durstig geworden sind. Im Hochsommer und Herbst sind mitunter Wanderer zu sehen, die übers Hochgebirge wollen, oder von demselben herabkommen. Just am Punkte neben der Kapelle kann man im Hintergrunde der dunkelnden Waldschluchten ein schneeweißes Dreiecklein aufragen sehen, das manchen Touristen aus weiten Fernen herbeizieht wie ein gewalttätiger Magnet. Über dem Kapellentürchen steht der Spruch: „Heiliger Eustachius, bitte für uns. In Ewigkeit Amen." In der Kapelle, wo sonst der Altar zu sein pflegt, ragt aus der Wand ein lebensgroßer, aus Holz geschnitzter Hirschkopf hervor, aus dessen Nasennüstern das Wasser sprudelt. Zwischen den mächtigen Geweihen dieses Hirschkopfes, die von einem Tiere stammen sollen, das der Fürst selbst erlegt hat, ragt ein Kruzifix. Also die Legende kündend vom heiligen Hubertus. Nach anderer Legende war es der heilige Eustachius gewesen, dem auf einem Hirschkopf das Kruzifix erschienen. Die Leute meinen, das Wunder wäre gerade in dieser Gegend geschehen, weshalb das Dorf St. Eustachen hieße.

Hinter dem Forsthause steigt steil der Lärchenwald an, der im Sommer das helle zarte Grün hat, um unsere Jahreszeit aber wie ein Gewuste fahler Besen regungslos dasteht. An der anderen Seite des Tales lehnt eine weite, glatte Fläche sachte an, immer höher, bis zu Felsgruppen im Hintergrund. Sie ist noch ganz mit Schnee bedeckt, der fast bis zur Ach herniederreicht und mit unzähligen Tierspuren in kreuz und krumm durchzogen ist. Es ist die Siebentaler-Leiten, die ihr einstiger Besitzer, ein überkluger Bauer, bei einer Wette gegen sieben Taler verspielt haben soll. Sie gehört längst auch dem Fürsten, der im Laufe der Zeit des ganzen Waldgebirges Herr geworden ist, auch der

„Jetzunter geht das Frühjahr an!“ begann der Förster, den s schon lange danach juckte, zu singen und der Michel fiel mit ein:

„Und alles fängt zu blühen an
Auf grüner Heid' und überall.
Es ist nichts Schön'res auf der Welt,
Als wie die Blümlein auf dem Feld,
Weiß, blaue, rote – ungezählt.
Und wenn sich alles lustig macht,
Und ich schon gar nit schlafen mag,
Geh' ich zum Schatzerl bei der Nacht.“

Das liebliche Singen wurde noch lieblicher unterbrochen. Ganz leise hatte es an die Tür geklopft. Der Wirt kannte den Boten schon im Klopfen und sagte laut: „Ja, Helenerl!“

Die kam bescheidentlich herein in ihrem lichten blauen Kleid, über das rückwärts zwei güldene Haarzöpfe niederhingen.

„Die Suppen steht schon seit einer halben Stund auf dem Tisch, sie wird kalt!“ sagte sie leicht lächelnd.

„Und in einer halben Stund kommen wir, derweil wird sie wieder warm“, antwortete der Vater, da war sie schon fort.

Der Förster schaute eine Weile auf die Tür hin, als ob die Erscheinung noch einmal auftauchen sollte. Der Wirt schaute den Freund an mit einem Blick, in dem freudiger und demütiger Vaterstolz leuchtete.

Endlich sagte der Förster: „Sapperment, die ist schön geworden!“ Und summte launig: „Jetzunter geht das Frühjahr an! — Michel, auf die gib acht!“

„s ist nit so gefährlich, wenns so bleibt“, sagte der Wirt. „Vor der haben die Wildbären Respekt. Laß dir sagen. Am vorigen Sonntag auf den Abend in der Gaststuben, wie die Bauern und die Holzleut schon beim gewissen Reden sind, weißt eh, da fahr ich sie zweimal an: Seids stad! Weil mir schon graust. Gelacht habens und noch kecker haben sies getrieben, die Schweinskerl. Tritt auf einmal das Mädel in die Stuben, zum Gläserkasten, ich weiß nit, eine Noten oder was hat sie zu wechseln gehabt. Abgezuckt haben die Manner in ihrem sauberen Diskurs, still sind sie gwest und einer hat beim Fenster naus geschaut: Schneien tats anfangen. Ihr lustiges Gesichtl schaut über die Leut hin, nachher ist sie wieder hinausgegangen. Das hat mir gefallen.“

„Unsere liebe Frau beschütz uns die Kinder!“ sagte der Förster, und es war ein Gebet mit Glockenläuten, denn sie stießen klingend die Gläser an.

„Und jetzt komm, Rufmann, und iß mit uns zu Mittag. Bissel Fastenspeise, viel kriegst eh nit.“

„Wenn du dein Wort hältst, auf einen Halberabendkaffee demnächst im Forsthaus.“

die Haushälterin und heißt Sali. Sie hat die Familie gleichsam ererbt, ein Vermächtnis der Sterbenden.

Als damals, bald nach der Geburt des zweiten Sohnes der Frau Cäcilia letzter Tag kam, ließ sie die Magd an ihr Bett rufen, nahm sie bei der Hand und stammelte mit schon fast gelähmter Zunge: „Sali, tu meine Leut nit verlassen. Schau, daß sie was zu essen haben und was Ordentliches anzulegen. Tu sie nit verlassen!" Und seither ists fünfzehn Jahre und die alte Person steht auf ihrem Posten, wird nicht älter und nicht jünger, hat alleweil den gestreiften Lodenkittel an, und beim Flicken oder Sonntags über dem Gebetbüchel die großen Brillen auf, greint alleweil ein wenig und bleibt immer gleich umsichtig und verläßlich. Sie für sich selber scheint nicht zu existieren, nur für „ihre Leut". Aber ein paarmal im Jahre hat sie „die bösen Täg". Da brummt und greint sie nicht, da ist sie stumm wie ein Grab, aber nicht ganz so friedsam, da wirft sie die Holzscheiter hin und her, daß es poltert, da schlägt sie die Türen zu, daß das ganze Haus schüttert, da stößt sie Töpfe und Teller in Scherben — um am nächsten Sonntag dafür wieder neue anzuschaffen, in aller Demut von ihrem eigenen Gelde.

Das also ist die Haushälterin Sali, die jetzt in der Kammer am Wäschkorbe hockt, auf einmal aber das weißbehäubte Köpflein hebt und horcht. In der Nebenstube hat sie etwas gehört. Und schreit mit scharfer Stimme: „Wer ist denn da?" Und geht nachschauen, und tut einen hellen Schrei, halb in Schrecken und halb in Freuden. Mitten in der Stube steht der Elias. Das Studentel!

Er schmunzelt ein wenig und reicht ihr die Hand.

„Aber Jessas Mariassas Joselas!" ruft sie aus. „Bist denn heut schon da? Zum Samstag hat dich der Vater erwartet. Na, weil d nur da bist. Aber gspitzt ausschaun tust, Elerl! Ja was denn, was tut dir denn fehlen?"

„Ah, nix weiter. Bissel mattschlachtig", gibt der Junge zur Antwort.

„Mattschlachtig sagst! Werden wir schon machen. Will dich schon aufpappeln, aber heimbleiben mußt, nit gleich wieder fortlaufen. Das dumme Lernen da! Mag s eh was nit ausstehn, das dumme Lernen. Geistlinger kannst ja so auch einer wern, wenn d nur fromm bist. Mit m Lernen ist noch kein Mensch in den Himmel kommen. Aber, weils wahr ist! — Gib her den Zegger!" Sie nahm ihm die Seitentasche ab, „aber so ein schweren Zegger schleppen!"

„Bücher hab ich drin."

„Und hast die Kammertuchhemden mitbracht? Nit? Ja du heiligs Kreuz, was wirst denn anlegen daheim? Die rupfenen, die werden dem jungen Stadtherrn wohl schon zu viel kratzen."

Almen weiter oben, mit Ausnahme von einigen Bauernservituten. Und Herr geworden endlich der Felsenwelt, die belebt ist von Gemsen und Habichten. Weit hinten in jenem wilden Gebirge, auf einer kahlen felsigen Hochebene steht das Jagdschloß, in welches der Fürst mit großem Hofgefolge alljährlich einmal auf zwei oder drei Tage kommt, um ein paar Dutzend Gemsen zu erlegen und das Fleisch dann an die Bevölkerung der Holzer, Kohlenbrenner und Kleinhäusler abzulassen.

Die Besitzungen werden hauptsächlich von der Residenz aus verwaltet; doch das Gebiet der Waldungen und der Almen gehört in das Bereich des Forstamtes, das vom Förster und einem Kanzleischreiber versehen wird. Jäger, die in früherer Zeit auch dagewesen, sind abgeschafft worden. Etwaige Raubtiere erlegt der Förster. Einen vieljährigen Kampf hat es dem Rufmann gekostet, um die waldkulturschädliche Wildhegung in den Forsten abzubringen. Um so zufriedener ist Seine Hoheit jetzt mit dem Forstertrage; ein Umstand, der dem Rufmann den Titel „Oberförster“ eingebracht hat, den er aber nicht ausnützt. Es müßte sich nur zutragen, daß sein Sohn Fridolin einmal Unterförster würde.

Diesen Förster, der kein Jagdheger ist, mögen auch die Bauern leiden, um so mehr, als er ihnen gelegentlich mit Holz, Waldstreu und Weide auszuhelfen pflegt.

Nun ins Forsthaus tretend, sehen wir in der Vorhalle an der Wand noch die alten Jägersprüche. Es sind tote Buchstaben geworden. Über dem Eingangstore aber hat der Rufmann in großen Buchstaben die Worte malen lassen: „Wer hat dich aufgebaut so hoch, du schöner Wald da droben!“

Das Forsthaus hat mehrere geräumige Stuben, aber der Förster ist zur Stunde in den Bergen. In einer Kammer neben der Küche hockt auf der Truhe eine kleine alte Person vor dem Wäschkorb. Sie bessert Hemden aus und Hosen und greint ein wenig in die Leinwand hinein, daß diese Manner doch gar alles zerreißen müssen. „Dem Alten halts kein Hinterer, dem Jungen kein Knie — aber nit etwa vom Beten!“ — Rechterseits am Halse hat sie ein nußgroßes Kröpflein, das sachte auf- und niederwurlt, wenn sie greint. Auf dem runden Näschen hat sie große Brillen mit beinener Einfassung sitzen, die immer so weit herabrutschen, daß sie mehr über als durch die Gläser hinausschaut. Auf die Ferne sieht sie ohne Brillen weit besser; es ist nichts und es geschieht nichts im Forsthause, was sie nicht sähe, ja sie sieht sogar manches, aber wohl freilich nicht alles, was andere im tiefen Waldschatten verborgen glauben, oder auch, was morgen und übermorgen sein wird, oder was unter den Brustleibeln ihres Hausherrn und seiner Kinder vorgeht. Diese umsichtige Person ist seit dem Tode der Förstersfrau hier

haben nicht viel verdorben, im Gegenteil, da sind wir erst inne worden, was es auf der Welt für feine Sachen gibt! — Mit einem gutmütigen Bedauern blickte er auf seinen Musterbruder. Dieser wieder betrachtete den leichtlebigen Friedel, der daheim so stattlich und hübsch aufgewachsen war. Wie eine junge Tanne, so gerade stand er da, im gebräunten Gesicht die schwarzen Augenbrauen, den kleinen, dunklen, leicht gewirbelten Schnurrbart. Die Nase, deren Entwicklung seit Jahren seine Sorge gewesen, war nun sein Stolz geworden; so stattlich wächst sie sich aus, und es ist kein Zweifel mehr an ihrem kühnen Adlernasenschwung. Besonders wenn man auch noch ein bißchen nachhilft.

Zum Abendessen gab es des Heimkömmlings Lieblingsspeisen. Rahmsuppe und Eier in Essig. Derlei war im Seminarium auch nicht einzigesmal vorgekommen. Dort lebt man von Reis, Wurst, Kartoffeln, Latein und Griechisch. — Nach dem kleinen und frohen Mahle, als der Friedel schon in die Schlafstube vorausgegangen war, kramte Elias aus der Ledertasche die Geschenke hervor, die er mitgebracht hatte. Für den Vater ein Gummibecherlein, womit er an Waldquellen Wasser schöpfen und trinken konnte. Für die Sali ein Muttergottesständel aus weißem Porzellan. Dafür ward er ausgezankt. Das habe er sich gewiß wieder vom Mund abgemagert. Ja, dann glaube sie's freilich. Vom Sachenwegschenken werde man nicht fett. Ob die Muttergottes auch schon ihre heilige Weih' hätte? Noch nicht? „Wird ein sauberer Geistlinger werden, der ungeweihte Heiligenbilder verteilt! Aber gfreun tuts mich wohl, du Donnersbub du, daß d auf die alt Sali nit vergißt!"

Als Elias in die Schlafstube kam, die er mit dem Bruder von jeher gemeinsam hatte, stand der Friedel vor dem kleinen Wandspiegel und tat mit den Fingern an der Nase herum.

„Was machst denn, Friedel?"

„Nasen kneten. Weißt, daß sie einen schönen Schwung kriegt."

Elias entgegnete weiter nichts, sondern brachte einen in Papier gewickelten länglichen Gegenstand zum Vorschein.

„Ein bissel was mitgebracht habe ich dir, Bruder."

„Was, Zigarren? O du goldener Kerl!"

„Nein, Zigarren sind das nicht. Die Zigarrenraucher werden lauter Abbrandler, sagt unser Deutschprofessor, und können sich vorher nicht einmal assekurieren lassen."

„Raucht der Herr Professor nit?"

„Nur schnupfen."

„Assekuriert?"

„Geh weiter! Schau her da! Du hast nie einen Schnitzger im Sack."

Ein Taschenmesser wickelte er hervor, das hatte eine schimmernde Perlmutterschale und mehrere Klingen.

„Ah na, das macht mir nix“, sagte der Junge, „wo ist denn der Vater?“

„Häst geschrieben, wann du kommst, wär er heimblieben. Wo wird er denn sein? Bei den Holzknechten im Teschenschlag. Der Friedl auch. Na, weil d nur wieder da bist. Dein Kaffee kriegst jetzt. Derweil wird die Stuben warm. Nur nit gleich ungeduldig! Daß die jungen Leut schon einmal gar keine Geduld haben!“

„Aber Sali, es eilt ja nicht. Ich warte schon.“ Er mußte lachen, wie sie ihm gleich wieder Fehler ansinnen wollte, um darüber greinen zu können. Er warf das weiche Filzhütlein auf die Bank, legte seinen lodernen Oberrock ab; nun stand das schlanke, dunkelgraue Studentlein da. Das nußbraune Haar war schräms über die Stirn gelegt, es war ein wenig feucht, so daß die Sali gleich ihren Schürzenzipf hob, um ihn abzutrocknen. „Schwitzest ja wie nit gescheit! Mit dem närrischen Laufen allemal! Wirst dir noch sauber die Lungen kaput rennen!“ — Unter seiner breiten Stirn die braunen Augen blickten weder krank noch traurig, aber gegen das Kinn herab wurde das blasse Gesicht bedenklich schmal und spitzig. Trotzdem stand die schon leicht ins Steirische biegende Nase und die kecklich aufgeschwungene Oberlippe munter in die Welt, in die Welt seiner freien, goldenen Waldjugend. Wieder daheim!

„Was macht denn der Waldl?“ fragte er und eilte hinaus in den Hof zu dem Hundekobel. Das schöne Tier mit dem glatten kästengrauen Fell sprang ihn vor Freude so heftig an, daß er schier nach rückwärts taumelte. Sie scherzten miteinander und der Junge ließ ihn sofort alle Kunststücke treiben, die sie im vorigen Sommer miteinander eingelernt hatten. Aber die Sali kam bald nach, packte ihn fest bei der Hand und führte ihn aus der frostigen Märzluft in die Stube zum heißen Kaffee.

Abends das Wiedersehen mit Vater und Bruder war scheinbar gelassen. Sie küßten sich nicht, sie reichten sich ruhig die Hand und der Förster fragte nur: „Ja, wo fehlts denn, Elias?“

Der zuckte rasch die Achseln. Er konnte es wirklich nicht sagen.

„Sie haben halt gesagt, ich sollt jetzt einmal heimgehen.“

„Beim Lernen — hats doch nichts?“

„Hab eh das Zeugnis mit“, antwortete der Junge. Als der Förster dasselbe durchlas, nickte er sehr wohlgefällig mit dem Kopf. „Friedl“, sagte er zu dem andern Sohne, „da könnte sich jemand ein Beispiel nehmen. Schau nur gerade einmal da her: Fleiß ausdauernd, Sitten musterhaft.“

Der Friedl schritt, die Hände in den Hosentaschen, in der Stube auf und ab. Das war er schon gewohnt, unter der Hand immer so ein bißchen erzogen zu werden. Weil einen halt s Leben freut. Die paar Jahre Realschule in Löwenburg bei den lustigen Kameraden, die

beten, dachte sich Friedel, er wird wahrscheinlich schon Brevier beten müssen. So inwendig. Aber als der Student auch später in sich gekehrt blieb, wurde der Friedel besorgt, er könnte den Bruder gestern beleidigt haben. Dann mußte er ihn wieder gut machen. Und mußte bewiesen werden, daß auch er ihm nichts nachtrage, obschon — wie er fand — das Stadtherrlein eigentlich ein bißchen impertinent gewesen war, gestern bei dem Schlafengehen. Unter allen Umständen Friedensschluß. Als Elias die Sachen aus der Tasche in den Kasten einordnete, trat der Friedel vor, legte ihm die Hand auf die Achsel und sprach recht weich und warm: „Brüderl, du könntet mir einen Gefallen tun."

„Warum denn nicht?"

„Du hast gewiß noch was. Ich hab nix mehr. Geh, sei so gut. Bis auf den ersten April."

„Aber viel habe ich nicht!"

„Wenns auch nur ein paar Zehnerln sind." (Fortsetzung folgt.)

Der gescheite Dackel.

Von **Josef Wichner.**

War der Leser schon einmal in Gmunden am Traunsee?

Nun . . . der Dackel war dort und es hat ihm im „Goldenen Brunnen" und in den schönen Parkanlagen und auf der Promenade am See ganz ausgezeichnet gefallen.

Der Dackel, das müßt Ihr wissen, das war ein Herr Hund von der langohrigen, krummbeinigen und außerordentlich gehorsamen Sorte. Rief man ihm zu: „Gehst her oder nicht!" . . . dann ging er her oder nicht, wie das bereits in den „Fliegenden Blättern" verewigt ist. Sein Herrl war Salinenbeamter in Ebensee, sein Frauerl eben dieses Beamten ehrsame Gattin, und sonst hatte er noch eine siebenjährige Frieda und einen achtjährigen Karli zu Gespielen, und alle miteinander hatten an einem herrlichen Sommersonntag eine Rundfahrt auf dem See unternommen und waren etliche Stunden geblieben in Gmunden, um sich zu stärken und den melodischen Klängen der Kurmusik zu lauschen.

Sie stärkten sich im prächtig gelegenen Garten des Gasthauses „Zum goldenen Brunnen", hoch über der rauschenden Traun, wobei es sich jedoch zeigte, daß der Dackel eigentlich keine poetische Natur war. Es fiel ihm nicht im Traume ein, gleich dem melancholischen Lenau, trübselig in die tobenden, wirbelnden, schäumenden Gewässer zu

„Und das gehört mein?", rief der Friedel, die große funkelnde Stahlklinge gleich aufklappend. „Hats auch einen Stoppelzieher?"

„s ist eine Kapfenberger Klinge. Aber nicht zum Verlieren! Zum Behalten!"

„Und zum —", der übermütige Bursche machte mit dem offenen Messer eine Geste gegen den Hals des Studenten.

„Fahr ab!" verwies dieser. „Du bist alleweil der gleiche. Solche Dummheiten mußt du dir abgewöhnen. Drei Tag Karzer bei uns, wenn einer so was saget."

„Was kostet das Lot Spaß bei euch im Seminar?"

„Ich versteh dich nicht."

„Und den Spaß auch nit. Hat der Rothschild wohl so viel Geld, um bei euch ein Lot Spaß zu kaufen? Weil keiner vorhanden ist, der Bär hat ihn gefressen. Aber das macht nichts. Ihr braucht keinen, habt eh die Gescheitheit."

„Pack ein mit der deinigen!"

„Gern haben muß man sie ja doch, die gescheiten Herren Studenten, weil sie so schöne Taschenmesser mit heimbringen."

Sich so zu necken, das war immer ihre Gewohnheit und dem Elias tat es ordentlich wohl, daß er hier einmal der moralisch Überlegene sein konnte. Im Seminar gab's das nicht, dort war jeder überlegen, aber nur untereinander. Aber vor den Professoren gehorsame Diener . . . Als sie schon in ihren Betten lagen und das Licht ausgelöscht war, erhob Elias noch einmal seine Stimme, gedämpft sagte er: „In Ernst, Friedel, deine Torheiten mußt du dir abgewöhnen. Nasen kneten! Laß deine Nase wachsen, wie der Herrgott sie haben will. Bist ja doch kein Frauenzimmer, daß du so eitel sein müßtest. Hast du bei unserem Vater einmal eine solche Kinderei gesehen?"

„Ha, ha!" lachte der Friedel auf, „ich laß auch meine Söhne nit zuschauen beim Nasenkneten."

„Du bist frivol, Friedel, du bist einfach frivol! Deswegen habe ich den Vater genannt, daß du dir an ihm ein Beispiel nimmst. Hörst! und jetzt gute Nacht!"

Begann der Friedel in seinem Bette singend das Sprüchlein zu lallen:

„Die Predigt ist aus,
Der Pfaff geht zum Schmaus,
Die Katz zu der Maus."

Ein paar Minuten später schnarchten beide.

Am nächsten Morgen beim Waschen und Anziehen wollte der Friedel gleich wieder plaudern, aber der Elias war wortkarg. Er wird

„Mit dem Hundsvieh hat man doch immer Scherereien!“ brummte der Herr Papa.

Aber der Kapitän kümmerte sich blutwenig um den kleinen Reisenden, der sich beim Plausche mit Fräulein Sidi verspätet hatte. Ruhig zog das Schiff seine Furchen in die spiegelnde Bahn und die Fahrgäste hatten beim Anblicke der entzückenden Landschaftsbilder, die, eines herrlicher als das andere, immer neu auftauchten, des Hündleins Klage bald vergessen. Ihnen war die schlafende Griechin und das malerische Traunkirchen und der Sonnstein und ganz im Hintergrunde das Totengebirge hundertmal interessanter als ein heulender Hund, und eigentlich kann man ihnen diese Vorliebe nicht einmal verargen.

Der Karli aber und die Frieda, die konnten sich nicht beruhigen. Ihnen griff das Geschick ihres vierbeinigen Kameraden tief ins Herz und entlockte den unschuldvollen Augen Tränen innigen Mitleides, so daß die Eltern vollauf zu trösten hatten und doch kein Trost verfangen wollte. Selbst die Meinung des Vaters: wenn der Dackel g'scheit sei, so spaziere er halt längs des Sees über Altmünster und Traunkirchen heimwärts, wegen der zehn oder zwölf Kilometer werde er sich die Haxeln doch nicht ganz ablaufen, ward nicht geteilt, denn der Karli, der seinen Pappenheimer kannte, schluchzte auf: „Ach, dazu ist er viel zu faul!“

So kam man an das Südende des Sees, und dieweil am Landungsplatze eine Bierhalle zum Trunke einlud und in der Bierhalle einige Kollegen des Dackelherrn saßen, gesellte sich dieser zu ihnen und gedachte, den Ärger hinunterzuschwemmen, während Frau und Kinder, letztere immer noch voll Sorge um ihren Gespielen, heimgingen.

Inzwischen war sich der Dackel in Gmunden längst schon darüber klar geworden, daß seine Schwimmkünste nicht ausreichten, das Schiff über den großen See hin zu verfolgen, daß es aber töricht und eines anständigen Hundes unwürdig wäre, sich deswegen graue Haare wachsen zu lassen oder sich gar aufzuhängen.

Den auftauchenden Gedanken, längs des Ufers aufs Geratewohl der Nase nachzugehen, gab er, wie der Karli richtig vermutet hatte, mit einem schielenden Mitleidsblick auf seine kurzen Beine gleich auf, und also zog er sich vom Landungssteg zurück, setzte sich unter den nächsten Baum, behielt die Stelle, von der das Schiff abgefahren war, fest im Auge und verhielt sich im übrigen so ruhig, als sei er ein echter Steingut-Dackel und dazu berufen, die schönen Parkanlagen mit seiner Gegenwart zu verzieren.

Die Musiker ließen die herrlichsten Weisen ertönen — der Dackel sang nicht mit; es gingen die schönsten Damen in den schönsten Kleidern vorüber — der Dackel würdigte sie keines Blickes; es kamen Kinder

starren und in jedem aufblinkenden und versinkenden Tropfen das Bild des, ach, so kurzen Menschenlebens zu erblicken. Ihm war all die Schönheit der Natur, das Farbenspiel der Wellen, das Grün der Wiesen und ihr bunter Blumenflor, der majestätische Traunstein und über ihm der tiefblaue, wolkenlose Himmel völlig gleichgiltig, und so hielt er sich an die Wursthäute und Käsereste, die ihm der Karli und die Frieda zuwarfen, und genoß den Augenblick, ohne sich um Vergangenheit oder Zukunft viel zu kümmern.

Und als er satt war, hielt er in einem sonnigen Winkel blinzelnd Siesta, wälzte sich zur Abwechslung vergnüglich im wohlig-warmen Sande und schnappte spielend nach den seine Nase umtanzenden Mücken oder nach den Schleppröcken der vorübergehenden Damen.

Endlich brach man auf, um am Strande zu lustwandeln, was der Dackel mit freudigem Gebelle begrüßte.

Da hatte denn die Frau genug zu tun, die Toiletten ihrer Mitschwestern zu kritisieren, der Herr rauchte seine Zigarre und traf jeweils einen Bekannten zu freundschaftlichem Wortwechsel, die Kinder gesellten sich zu Kindern und dachten im Glücke der Gegenwart auch weder an Vergangenheit noch Zukunft, und der Dackel ging, ohne sich um seine Herrschaft weiter zu kümmern, auf Abenteuer aus und verlor sich in die Stadt und ihre engen Gassen. Die Musik gefiel ihm nämlich, obschon sie gerade das berühmte Intermezzo aus Cavalleria rusticana spielte, so wenig, daß er hätte laut aufheulen mögen; dagegen gefiel ihm eine bei einer Gräfin bedienstete Dackelina, die auf den süßen Namen Sidi hörte, um so besser, und also gab er ihr als feiner Kavalier getreulich das Geleite und erzählte ihr eine Menge Geschichten, die aber der Sidi standesgemäß recht plebeisch vorkamen, wie sie mit verächtlichem Nasenrümpfen und Schielblick bekundete.

Inzwischen aber legte der kleine Dampfer an, der die Familie an das salzreiche Südgestade des Sees bringen sollte. Man nahm eilig Abschied und bestieg das Schiff. Die Glocke ertönte, die Pfeife schrillte und das schlanke Fahrzeug schwenkte in anmutigem Bogen gegen den Traunstein hin, ähnlich einer Hofdame, die sich gegen den König nach Vorschrift des Zeremoniells zierlich verbeugt.

Da erscholl am Ufer das heisere Gebelle der größten Hundenot. Der Dackel flog wie die Kugel aus dem Rohre mitten durch das elegante Publikum auf den Landungssteg und stand nun am Rande des Abgrundes und jammerte kläglich und überlegte sichs: Soll ich den Sprung wagen und nachschwimmen oder . . .?

„Ach der arme, arme Dackel!“ schrien die Kinder.

„Könnte der Kapitän nicht aus Gefälligkeit noch einmal anlegen?“ flötete die Frau Mama.

Dichterprogramm.

Ein freier Bursche! Der lacht und trutzt,
Der weder nach Titel noch Knittel hascht,
Der nicht Magnaten die Stiefel putzt
Und nicht Proleten die Hemden wascht.

Der nicht vor Launen der Großen bebt
Und nicht um Beifall der Menge wirbt,
Der nicht für die Götzen des Tages lebt
Und nicht für die Schatten der Götzen stirbt.

Der Menschheit Herzschlag ist mein Motor,
Der Menschheit Seheraug' mein Fanal;
Ich seh' das Geheimnis durch jeden Flor,
Und kenne die Sünde mit ihrer Qual.

Umhüll' dich mit Seiden, mit Kutten dicht,
Stehst doch als nackter Adam vor mir.
Ob Herr oder Diener, das kümmert mich nicht,
Ich frage nur eins: Bist du Gott oder Tier?

Ich kränze dein Elend mit Blumen des Hags,
Und taumelst du nieder zu Nacht und Gericht,
So heb' ich dich jauchzend zur Höhe des Tags,
Zur Freiheit, zur Liebe, zum seligen Licht.

P. Rosegger.

Im Dienste der Idee.

Ein Blatt zur Erinnerung an Hermann Schell von **Christian Hoffer**.

Der große katholische Denker, der am 31. Mai des Jahres in Würzburg seine Augen schloß, hat in die Entwicklung des religiösen Gedankens so bestimmend eingegriffen, daß seine Persönlichkeit weit über die theologischen Kreise hinaus mit Achtung genannt wird. Er gehört mit Rudolf Eucken in Jena, dem in letzter Zeit so viel genannten Engländer Georges Tyrrell und dem Franzosen Laberthonnière zu den bedeutendsten Vertretern des religiösen Gedankens. Von besonderem Werte ist uns die Erscheinung Schells aber dadurch, daß er in seinem ganzen Leben und Wirken jenen so seltenen reinen Mut konsequent zum Ausdrucke gebracht hat, der allein zu einem Kämpen für die christliche Wahrheit in der Gegenwart befähigt. Das Deutschland der Gegenwart zählt wenig Männer, die mit solcher Beharrlichkeit und Reinheit des Strebens einer großen Idee bis zum letzten Atemzuge gedient hätten, auch im Volke der Idealisten sind die Idealisten zuletzt selten geworden, ein ermüdender, entseelender Materialismus beraubt uns der großen Charaktere: da ist es erquickend und erhebend, einem Manne zu begegnen, dessen Grundzug die volle, reine

und wollten mit ihm spielen — der Dackel hatte nur den Karli und die Frieda in seinem Herzen; es näherten sich ihm etliche Stammesgenossen und beschnupperten ihn freundschaftlich — der Dackel wollte, so sehr bereute er die verschuldete Verspätung, nicht einmal Hundedeutsch verstehen.

Unterdes schwamm ein anderer Dampfer vom Seebahnhof herüber, der Dackel spitzte die Ohren, und kaum hatte das Schiff angelegt, war der geriebene Kerl auch schon an Bord und unter einer Bank zwischen einem Touristenrucksack und einem Matrosenkotzen verschwunden. O, der Dackel wußte ganz gut, daß die rücksichtslose und wenig tierfreundliche Direktion selbst von Reisenden seiner Art die Lösung von Fahrkarten verlangt; da er aber seine Geldtasche zu Hause vergessen hatte, so gedachte er, als blinder Passagier durchzuwischen.

Die Sache ging auch ganz gut bis Traunkirchen. Da aber entdeckte ihn der herzlose Mensch, der immer herumging und nach den Karten fragte, langte ihn unter der Bank heraus und erkundigte sich der Reihe nach bei allen Fahrgästen, wem der braune, langohrige Bursche gehöre.

Bis der Mann aber seine Runde gemacht hatte, war Ebensee schon längst in Sicht und das Hunderl mit sich im reinen: es könne einer, wenn's darauf ankomme, mit vier Füßen halt doch schneller laufen als einer mit nur zweien.

Eben erhoben sich in der Bierhalle, wo sie picken geblieben waren, die durstigen Salzmänner, um nach Art der Kleinstädter die Reisenden zu mustern, eben wurde die Brücke vom Schiffe auf den Steg geschoben, da stürmte der erste Passagier, ohne die Fahrkarte abzugeben, ans Land, stieß ein Freudengeheul aus und sprang an seinem überraschten Herrn empor.

„Ei, du verflixter Dackel", sagte der und kraute ihm versöhnt den Kopf, „du bist doch gescheiter, als ich mir's dachte. Ich bitte, meine Herren, schaut euch meinen faulen, klugen Burschen an! Hat der Kerl richtig, um seine Füße zu schonen, das nächste Schiff erwartet und ist, indes wir uns um sein Schicksal abhärmten, in aller Gemütsruhe dahergefahren. Nein, wird das daheim ein Jubel sein, wenn ich den Dackel wieder bringe! Habe die Ehre, meine Herren, wünsche eine wohlschlafende Nacht!"

gestattete er sich, dem innersten Drange seines Denkergenius zu folgen und in einer nicht umfangreichen, aber von Anfang bis zum Ende markige Gedankenentwicklung aufweisenden Programmschrift seine Stimme im Interesse religiöser Kultur zu erheben. Solche Bescheidenheit ist selten; aber gerade in religiösen Dingen ist sie die richtige Führerin. Auf keinem anderen Gebiete gilt so sehr das Wort: Viele sind der Thyrsusschwinger, doch der Begeisterten wenige. Nirgends ist die Phrase verhängnisvoller als auf dem Gebiete der Religion, und ein ernstes, gewichtiges Wort zu ihrer Reform kann nur der sprechen, dem die Entwicklungsgesetze dieses mächtigsten aller Kulturfaktoren durch eingehende geschichtliche Studien klar geworden sind und der die großen Probleme des religiösen Lebens in heißem Ringen an sich selber erlebt hat. Schell durfte aussetzen, tadeln, zur Einkehr und Besinnung mahnen, weil er vorher diese sittlichen Forderungen an sich selber in höchster Strenge erfüllt hatte. Keiner der Gegner seines religiösen Programmes verfügte über die gründliche theologische Vorbildung, die ihm zu eigen war, während so mancher, der heute seine literarische Tätigkeit vorzüglich in der Form von Jeremiaden über die Seichtheit des Reformertums ausübt, höchstens auf eine Reihe von ethischen Essays als Berechtigungsnachweis für sein Richteramt hinweisen kann.

In der Treue gegen den Grundsatz, daß eine Idee nur ideal gefördert werden dürfe, erscheint Schell als echter Sohn der altchristlichen Heldenzeit, von deren Idealen sich die mittelalterliche Kirchenpolitik zum größten Schaden lossagte. Schell konnte sich für die meisten seiner Ideen auf die führenden Männer der Väterzeit berufen: in ihm lebte die Weitherzigkeit Gregors von Nyssa, die reine Glaubensinnigkeit des unvergleichlichen Johannes Chrysostomos, der kirchliche Idealismus eines Ambrosius und des Augustinus in seiner ersten Periode.

Wenn er die Lieblingsideen des Ultramontanismus: weltliche Herrschaft, Zwang als Mittel religiöser Methode, die Betonung des Nebensächlichen bekämpfte, dann durfte er sich mit den erleuchtetsten Geistern der alten Zeit eins fühlen. Es ist ja kein Zweifel, daß die Zukunft der christlichen Religion eine Anknüpfung an diese uns Deutschen innerlichst verwandte Denkart und Gesinnungsweise der griechischen Väterzeit bringen wird.

Schells Gegner riefen bald nach Zensur und Index; der aus innigster Frömmigkeit hervorgewachsene Adel des Geistes machte es bei ihm undenkbar, die Gegner anders als durch ruhige Widerlegung zu bekämpfen. So ist er äußerlich unterlegen, hat aber innerlich gesiegt, nicht bloß im Sinne des Verzichtes, sondern im Hinblicke auf das Erstarken der von ihm mit dem ganzen Aufgebot seiner Kräfte geförderten Idee: der Durchdringung des neuzeitlichen Kulturlebens mit den Gottes-

Hingabe an eine Idee ist. Was Schell im Geisteskampfe der Gegenwart als Prinzip gewahrt wissen wollte, das hat er selbst mit peinlicher Strenge in seiner Arbeit, in der Darlegung seiner Ideen und in seinem Verhalten gegen die Gegner durchgeführt: den Mut, die volle Überzeugung auszusprechen, die wissenschaftliche Bescheidenheit, die sich erst nach langem Ringen zum Worte meldet, die feste Entschlossenheit, für eine Idee nur mit Ideen zu kämpfen. Den Mut und die Tapferkeit des berufenen Denkers haben dem Gelehrten im Jahre 1899 freilich jene abgesprochen, die da erwartet hatten, Schell werde auf das Verbot seiner Dogmatik, seiner Apologie und der beiden Programmschriften „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschrittes“ und „Die neue Zeit und der alte Glaube“ durch den Bruch mit Rom und durch den Aufruf zu einer allgemeinen Lossagung von der alten Kirche antworten. Den Sturmgeistern wäre eine Revolution gar zu lieb gewesen. Ob dabei die Idee religiösen Fortschrittes gewonnen hätte, das fragten sie nicht. Bei der gründlichen geschichtlichen Bildung Schells und seinem geradezu intuitiven Einblicke in die Gesetze der Kulturentwicklung war seine Unterwerfung ein Schritt, den er jedenfalls als Mann der Wissenschaft und berufener Förderer der geistigen Entwicklung vor seinem Gewissen zu rechtfertigen wußte. Ihm, dem gehorsamen, treuen Diener der reinen Idee, konnte es nie um den Beifall der Gegenwart, nie um einen von der Publizistik beklatschten Erfolg des Augenblickes zu tun sein, er war sich bewußt, an dem höchsten Kulturgute, der reinen Herausarbeitung des christlichen Gedankens zu arbeiten, und für diese Aufgabe hielt er in den Stunden harter Prüfung Schweigen und Dulden für das allein richtige Verhalten. Daß er seinem Grundgedanken nicht untreu wurde, das beweist seine spätere Tätigkeit. Schell wagte sich an die höchsten Probleme erst nach langer Vorbereitung. Vom seichten Reformertum, wie es neuestens eine ungeheuerliche Schrift von Dr. Emil Jung „Radikaler Reformkatholizismus“ erschreckend offenbart, hatte der gründliche Denker den größten Abscheu, und der Phrase hat ihn keiner seiner Gegner zu bezichtigen gewagt. Schell kannte die Vergangenheit des Christentums und der Kirche wie je einer, fast ein Jahrzehnt lauschte er als eifriger Seelsorger dem Herzschlage des religiösen Lebens in der katholischen Kirche, durch eine von gründlichsten Studien zeugende, umfassende Schrift „Das Wirken des dreieinigen Gottes“ bewies er seine Gewandtheit in den schwierigsten theologischen Gedankengängen und eine staunenswerte Vertrautheit mit den literarischen Erzeugnissen des christlichen Altertums, in seiner „Katholischen Dogmatik“ legte er dar, wie gründlich er in den Tiefen der Schrift geforscht und wie eingehend er mit der Gedankenwelt des christlichen Mittelalters Fühlung genommen: dann erst im Alter von 47 Jahren

Grundablösungsangelegenheiten und Holzhandel sprachen. Die ganze Bevölkerung ist noch aufgeregt von der vor einem Jahre stattgefundenen Eröffnung der Eisenbahn, die alte Werte vernichtet und neue schafft und das ganze wirtschaftliche Leben ändert. Besonders ist es der Holzhandel, der geriebene Händler aus aller Welt in das Waldland lockt. Da sucht der Bauer seine ganze Schlauheit zusammen, um sein Holz doppelt so hoch wie bisher zu verkaufen und macht schließlich die Erfahrung, daß er es — um das Doppelte zu billig verkauft hat.

Ich wollte den Wald noch einmal lebendig sehen und zog mit gespannter Erwartung weiter. Hinter dem „Beigirtel" zweigt sich der Graben. Linker Hand, wo auf steinigem Bette ein Bächlein rieselt, geht's nach Vorau. Mein Wagen hielt sich rechter Hand auf holperiger Straße, der Safnitz entlang. Das Tal füllt aus unser Weg, ein schmaler feuchtgrüner Wiesenstreifen und der stattliche Fluß. Die steilen Lehnen der hier nicht hohen Berge sind mit Nadelholz bewachsen und mit hellgrünen Buchen besprenkelt. Dort und da an der Straße eine „Keischn", am Wasser eine Mühle, am Hang ein Gehöft, zumeist mit Steinmauern und Strohdächern. So geht's durch den einförmigen Graben eine gute Stunde dahin bis zu einer Häusergruppe, wo es „die Bruck" heißt und wo sich wieder die Gräben zweigen. Aus dem zur Linken kommt die schwarze Lafnitz hervor, aus dem zur Rechten die weiße, und jeder dieser Bäche scheint immer noch für sich so mächtig, wie unterhalb, wo sie vereint sind. Ich verlasse meinen Wagen und wandere in das Hochtal zur Rechten hinein. Das Wasser rauscht so heftig, daß man kaum seine eigenen Gedanken hört. Aber ein schönes, starkes Empfinden ist wach geworden. Das Mittelgebirge hat sich zur Alpenlandschaft entfaltet und aus dem Hintergrunde des Tales schimmern die Schneefelder des Wechsels herab. Mitten im Engtal steht ein scheinbarer Kegel auf, der hinterwärts in einem Bergrücken mit dem Wechsel zusammenhängt. Und auf diesem Kegel ragt über Wald und Strupp empor ein altes, hohes Schloß — die Festenburg. Ein vielfenstriger, steildachiger turmloser Bau. Das über der im Schloß sich befindenden Kirche aufgesetzte Türmchen ist aus neuerer Zeit.

Eine halbe Stunde Anstieg auf glattem, schattigem Fußsteig und ich bin am Ziele.

Ich war der Einladung des steirischen Sängers Ottokar Kernstock gefolgt, der auf Festenburg Pfarrer ist über einige hundert Bauernseelen, die ihm zugetan sind, ohne eine Ahnung zu haben, wie weit in deutschen Landen ihr schlichter Pfarrer bekannt und geachtet ist. Ich fand den Sangesbruder in froher Tafelrunde mit einigen Chorherrn aus dem Stifte Vorau, zu dem er selbst gehört. Es war Kernstocks Namenstag, das einzige gesellige Fest wohl, das im Jahreslauf auf der alten Burg

kräften des Christentums. Schells schönste Gabe brachte das Jahr 1902, das Buch „Christus. Das Evangelium in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung.“ Das war die reife Frucht eines ernsten inneren Lebens in männlichem Ringen mit den ernstesten Problemen, in peinlichster wissenschaftlicher Verdeutlichung des Geschichtlichen und in frommem, demütigem Beten. Die Gegner hat auch dies Buch nicht versöhnt: sie fanden es kalt, fast rationalistisch, die kirchliche Auktorität nicht genugsam betont. Gerade vor Schells Tod ist eine Volksausgabe in die Welt gegangen, des großen Theologen letztes, so schönes Vermächtnis an das deutsche Volk. Dürfen wir hoffen, daß es diesem Buche gegönnt sein wird, an der religiösen Vertiefung unserer Volksseele zu arbeiten? Die Zeichen der Zeit sind ernst und die ähnlich Strebenden sind erst in letzter Zeit herbe abgewiesen worden. Doch wir wollen mit Schell treu sein, arbeiten und ringen, auch Verkennung tragen und dulden und — sterben. Die Sache siegt, die die reinsten Kämpfer findet.

(Über Hermann Schell belehren recht gut die Literarische Beilage zur Kölnischen Volkszeitung vom 14. Juni 1906, die zweite Juni-Nummer des „Zwanzigsten Jahrhunderts“, die interessante Details über Schells Tod und die Feier seines Begräbnisses bringt [von großem Interesse besonders die Rede des Erzbischofs Dr. Friedrich Abert von Bamberg], dann die herrliche Gedächtnisrede von Sebastian Merkle, Schells Kollegen an der theologischen Fakultät: Auf den Pfaden des Völkerapostels. [Mainz, Kirchheim.] Eine ausführliche Monographie wird gewiß erscheinen. — Die Werke Schells von streng wissenschaftlich-theologischem Charakter sind bei Schöningh in Paderborn, der „Christus“ ist bei Kirchheim, Mainz, erschienen, wo auch Schells erste größere Arbeit, „Das Wirken des dreieinigen Gottes“, verlegt ist. Die beiden Programmschriften „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschrittes“ und „Die neue Zeit und der alte Glaube“ erschienen bei Göbel, Würzburg. Antiquarisch sind sie noch immer zu bekommen. Bessere Tage werden sie wieder erstehen sehen.)

Bei Kernstock auf der Festenburg.

An einer Stelle der steirischen Ostbahn hat man mitten ins freie Feld einen Bahnhof mit großen Frachtenschoppen hingebaut und ihn Rohrbach-Vorau genannt. Das Bauerndorf Rohrbach liegt eine Strecke abseits im Tale, der Markt Vorau mit seinem Stifte liegt drei Stunden hinten im Gebirge.

An einem lichten Maitage bin ich hier aus dem Zuge gestiegen und, satt des üppigen Blühens im hügeligem Sonnengelände, auf einem Wagen wohlgemut in die schattigen Engtäler gefahren, entlang der klaren, lebendigen Safnitz oder „Safen“, wie solche sagen, die unsere slawischen Vorfahren im Lande gerne vergessen möchten. Nach einer halben Stunde war ich bei einem Wirtshause, „Beigirtel“ genannt, das wohl „Beigütel“ heißen soll? Hier ein nahrhaftes Bauernmittagsmahl. An Nebentischen saßen raisonierende Bauern beisammen, die von

Laube, schauten hin über die Schluchten in die Berge, die heute stellenweise fast noch so von Waldwildnis bewuchert sind, wie etwa vor tausend Jahren, als aus Baiern und Kärnten die ersten Ansiedler in diese Gegend gekommen waren. Das Wechselgebirge mit seinen kahlen Almen, die wilden Bergbäche und die braunen Steinblöcke sind heute kaum anders als in grauer Vorzeit. Talabwärts geschaut, stellt sich uns im Südwesten ein niedriger Bergzug vor den schönen, weiten Talkessel, wo das Stift Vorau liegt, dem die ganze Gegend ihre Kultur verdankt.

Gegen das Gebirge hin, vor dem Schloßtor, steht eine junge Linde, um die eine Ringbank sich schlingt. Das ist die Pathenstelle von Kernstocks neuem Büchlein „Unter der Linde". Am nächsten Vormittag saßen wir davor und blickten hinauf zu den Höhen des Wechsels mit ihren Schneestreifen und dem Touristenhause, das, ein winziges Pünktchen, auf dem Kamme ruht. Dunkle Wetterwolken mit lichten Rändern waren aufgestiegen über dem Gebirge, aber ein frisches Lüftchen zerstreute sie.

An diesen stimmungsvollen Stätten sind wir gesessen und haben miteinander Gespräche geführt als Menschen, als Poeten und als Christen. Das freimütige, traute Sichaussprechen über welt- und seelenbewegende Fragen mitten in der großen, einsamen Natur ist köstlich gewesen. Der friedliche, milde Geist dieser Stunden mußte einem, der von der zeitungspapierenen Stadtkultur kommt, wohl tun. Flüchtig streiften wir einmal das Gespenst Politik, uns gegenseitig beglückwünschend, daß keiner von uns ihm untertan ist oder seinen Ruf je einer politischen Partei zu verdanken hat. Kernstock mit seinem blutechten deutschen Idealismus und Humor, dessen Bereich das Menschentum an sich ist, läßt sich von keinem politischen Fahrwasser tragen und sein Standpunkt, daß christlicher Humanismus mit der Aufteilung der Menschheit in Staaten-, Rassen- und Standesinteressen schlechterdings unvereinbar ist, schützt ihn vor verhängnisvoller Parteiprotektion. Kernstocks Muse wuchert nicht gerade üppig; wir haben bisher nur das „Zwinggärtlein" und das Lindenbüchlein; aber Mark und Kraft ist drin, ich denke, für das ganze Jahrhundert. Im Gespräche über das Leben schritten wir auch dem kleinen Friedhofe entlang, der mitten in steiler Waldwildnis, an der Hangseite wie ein Söller aufgemauert, sich schmal mit seinen armen Mäuerlein hinzieht. Ein wildes Blühen legte wahre Hochzeitszier über Hügel und Kreuze. Tod wie Leben warben fast heftig um Lieder, als die beiden Poeten so dahinschritten. Daß vom hochgesinnten Festenburger Pfarrer so frische innige Dichtungen kommen, das wundert mich nun nicht mehr. Vielmehr ist zu wundern, daß nicht jeder Mensch, der offenen Herzens an dieser Stätte weilt, zum Dichter wird.

Als ich dann allein in meinem schönen Eckzimmer, auf das Fensterbrett gestützt, in die Tiefe schaute, war die Abenddämmerung.

stattfindet. Trotzdem hat der geistliche Schloßherr eine so prächtige Übung, die Gäste zu bedienen, daß man den Mangel der Hausfrau gar nicht spürt. Wenn diese geselligheiteren Feststunden vorbei und die Gäste davongegangen sind, dann brütet in den großen Gemächern, in den düsteren Gängen der Burg die Einsamkeit. Das Flüstern des Brunnens im Hofe, das Rauschen der Bäche aus den Schluchten herauf gemahnt erst recht an die von keiner frischen Menschenstimme unterbrochenen Einsamkeit. Wir Zurückgebliebenen unterbrachen sie allerdings auch mit Gläserklingen und dem Geplauder zweier Menschen, die sich längst gekannt, geschätzt, aber spät gesehen hatten.

Dann hat der Gastherr auf Festenburg etwas aufzuzeigen, was man sonst nirgends wiederfindet. In seiner Pfarrkirche, hoch oben im zweiten Stock des Schlosses, hat er die Fresken des Malers Hackhofer, der anfangs des achtzehnten Jahrhunderts aus Tirol nach dem Kloster Vorau in Steiermark gekommen war und den Chorherren in diesem schon damals ihnen gehörigen Schlosse die herrlichen Gemälde geschaffen hatte. In der Kirche wie in den zahlreichen Seitenkapellen finden sich dieses Meisters Wandgemälde aus christlicher Legende. Das größte derselben ist das Deckengemälde: die Aufnahme der heiligen Katharina in den Himmel. Eine hehre heitere Glückseligkeit strahlt dem Beschauer nieder von diesem Himmel. Kernstock hat Hackhofers Gemälde in einer Broschüre schön und verständnisvoll beschrieben. Neben diesem wahren Kunstschatz weist das Schloß aber auch Kunstverirrungen auf. Gleich im Einfahrtsthore in fast lebensgroßer bemalter Holzfigur die enthauptete heilige Katharina, die — während das Haupt hoch oben von zweien Engeln getragen wird, kopflos dakniet, mit offenem Loch der Luftröhre, das dazu bestimmt gewesen sein soll, einen — Springbrunnen von sich zu geben. Gegenüber eine nackte Christusgestalt, aus deren Seitenwunde ebenfalls ein Wasserbrunnen hätte springen sollen. Ein Hauch des Mittelalters streicht durch den ganzen Bau, der beklemmend wäre, wenn man nicht bisweilen zu den hohen klaren Fenstern hinausblicken könnte in die Bergwelt. Mein lieber Gastherr machte es noch besser und führte mich über Treppen hinab in sein Zwinggärtlein. Das zieht sich nördlich längs des Schlosses hin und ist durch eine Terrasse dem steilen Hange abgerungen. Es ist wohl gepflegt in Gemüse- und Blumenbeeten. Es hat Sitzbänke, wo man ruhend die gegenüberliegenden nahen Berghalden und die an steilem Birg sich angesiedelten Bauernwirtschaften betrachten und dem Wasserrauschen aus der Tiefe horchen kann. Aus diesem weltfernen Zwinggärtlein ist das gleichnamige Büchlein hinausgeflogen ins deutsche Volk, voll poetischer Urkraft, von alter Helden Herrlichkeit und Minne, aber auch von des heutigen Menschen Welt- und Himmelsfreude singend. Wir saßen in einer windgeschützten

sah den Gemskogel und die Donnerspitze und das Nutzholz, berechnete von den ersteren die Höhen und Gemsen, von dem letzteren den Nutzen. Peter sah nur rauschende Wässer; Paul beschaute die Bäche auf ihren Fischreichtum, auf ihre Triebkraft. Peter sah nur schöne Tiere, ohne zu fragen, wie sie heißen mochten; Paul sah den Hirsch, den man jagen, die Ringelnatter, die man für ein Museum fangen, den Trauermantel, den man mit Äther töten und mit der Stecknadel an den Pappendeckel heften kann. Peter sah lauter Blumen; Paul sah Eriken und Margariten, Steinnelken und Arnika, bedenkend, wie man sie in der Medizin verwenden könne. Das leuchtende Gestein, das Peter so sehr entzückte, betrachtete Paul darauf hin, ob es Kalk enthielte oder Ocker, oder gar Eisen. Selbst die segelnden Wolkengestalten, in denen Peter seine fahrigen Gedanken und süßen Stimmungen dahingleiten ließ über den großen Ozean des Himmels, prüfte Paul darauf hin, ob es regnen würde oder nicht.

Nun war aber Paul einer von denen, die laut denken. Alles, was ihm durch den Kopf ging, lag auch schon auf der Zunge. Peter wollte still seinen schönen, krausen Träumen nachhängen, doch der Kamerad berechnete plaudernd neben ihm her, wie viel dieses Kornfeld tragen, jene Kuh wiegen oder das und jenes Gehöfte wert sein könne. An feuchten Stellen wollte er eine Quelle fassen, an dunkelschieferigen Berghängen nach Steinkohlen schürfen. Dann wieder pflückte er seltene Pflanzenexemplare, sammelte Mineralien und jagte nach Kohlweißlingen, um solche Kulturschädlinge zu töten. Und mit dieser beständigen Unruhe brachte er den still beschaulichen Peter zur Verzweiflung. „Unglücklicher Mensch", rief dieser einmal aus, „der du nur Sachen willst!"

„Und du nur Schein," antwortete Paul.

„Ich will nicht Schein, ich will *sein*," sagte Peter.

„Sein ist mir zu wenig, ich will auch *haben*," entgegnete Paul.

„Mich wirst du nicht mehr lange haben. Heb dich weg!"

Im Zorne rief es Peter und wendete sich ab. Paul ging einer Eisenbahnstation zu und so haben sie sich getrennt.

Wonnig atmete Peter auf. Nun endlich war er allein. Die Welt sehen, das hätte er ja auch in Gesellschaft können, aber sie *schauen*! Das hätte er nicht können. Sich mit allen Sinnen und mit ganzem Herzen versenken in die wunderbare Schöpfung, das war unmöglich, wenn ein Ziffern- und Zahlenmensch neben ihm schwatzte. Vor allem war ihm Sinn und Verständnis für das Hören aufgegangen. Das Licht, die Farbe war ihm traut, das Auge ist ja die erste und weiteste Pforte, durch die alle Welt in die Seele strömt. Aber das Ohr! Das hatte er gleichsam erst entdeckt. Welch ungeahnte Herrlichkeiten taten sich ihm

Über den Schneefeldern des hohen Berges standen rosige Wölklein und aus den Schluchten herauf rauschten und plauschten die Bäche. Ich glaube immer, diese Plauscher sagen Interessanteres, als jene im Salon. —

Am zweiten Tage nachmittags bin ich in Begleitung Kernstocks wieder herabgestiegen in das Engtal und dem Wasser entlang, bis das sonnige Hügelland wieder vor mir lag mit seiner eisernen Straße in die weite Welt.

Die ganze Erscheinung der Festenburg mit ihrem Dichter hatte wenig über zwanzig Stunden gedauert. Je seltener uns solche Tage beschieden werden, je köstlicher sind sie. Der Festenburgertag hat sich in meine Erinnerung geprägt, wie einer aus der Jugendzeit. Ist doch diese Gegend am Fuße des einst mir täglich aus der Ferne in die Augen blauenden Wechsels ein Stück der Waldheimat. Vor vierzig Jahren auf einer Wechselpartie hatte ich die Gräben der Lafnitz einmal flüchtig durchwandert, seither sie nie wieder gesehen. Deshalb war ich bewegt, daß der damals zurückgebliebene Jugendtag so getreulich hier auf mich gewartet hat, in der Hut eines lieben Sangesbruders. R.

Tönende Natur
oder die Geschichte von Sein und Haben.

Von **Rosegger**.

Da sind zwei Freunde gewesen. In der Stadt, in der Studierstube, bei der Arbeit und bei den Belustigungen waren sie einig und eins gewesen. Aber als sie einmal eine Wanderung haben gemacht über Land, da haben sie sich entzweit. Da haben sie erst entdeckt, wie verschieden sie waren. So verschieden, daß einer den anderen ausschloß und sie unmöglich beisammen bleiben konnten. Wenn sie trotzdem beisammengeblieben wären, so hätte es sich vielleicht gezeigt, daß sie einander nicht ausschlossen, vielmehr ersetzten, weil der eine hatte, was dem anderen abging, daß die beiden zusammen erst einen ganzen Menschen ausmachten. Aber so weit kommen die Leute selten. Sie meinen, die Freundschaft müsse in der Gleichartigkeit bestehen. Sie erfahren es, aber sie merken sich's nicht, wie schal und hohl solche Freundschaften bald werden, und sie sind zu ungeduldig, um die schöne Wirkung abzuwarten, die aus zwei redlichen Gegensätzen hervorgehen kann.

Auf dieser Wanderung durchs Land also, da war es so gewesen. Der Peter sah nur ragende Berge und grüne Wälder; der Paul aber

der Lüfte gleichgestellt werden könnte. Das Strömen und Stürzen der Lüfte hört man nicht, so lange es von keinem Widerstande gehemmt wird. Erst wenn die fliegende Luft an einen Baumstamm streicht oder an den Felsen, oder sich durch eine Schlucht zwängt, stöhnt sie, schreit sie, wütet sie und spielt uns zitternden Zuhörern auf der Riesenorgel der Dinge ein Lied, das wir in wonnigem Schauer nachempfinden, weil es wie Auslösung, wie ein großer Ausdruck unseres lastenden Gemütes ist. Peter hat in seinem Leben Leidenstage gehabt, da nichts imstande war, ihn zu trösten. Der Sturm der Heide, des Hochgebirges allein hat ihn beruhigt. Die heftigen unsichtbaren Schwingen, die an seinen Körper schlugen, haben ihm wohl getan, wie dem büßenden Asketen die Geißelstreiche. Wie ein urheiliges Gebet gegen Himmel gehoben hat ihn aber das Sausen und Brausen, die Musik des Sturmes. Es hebt sich zu vollen Akkorden, es senkt sich zur müden Klage, es schwillt neuerdings an zu mächtigem Dröhnen, zu wuchtigem Tosen, dessen Wut Himmel und Erde zu zerreißen droht, um dann wieder herabzusinken zu einem weinenden Säuseln. Und dramatisch ist das hohe Lied, wenn die Äste der Bäume heftig aneinanderschlagen, wenn die Stämme sich biegen und dahinstreben, als wollten sie losspringen von ihren Wurzeln, und wenn die schmetternd brechenden Wipfel hinsausen und niederstürzen. Warum fliehen die Menschen vor dem Sturm in ihre dumpfen Hütten? Es ist nichts auf Erden, das der halblahmen Seele einen solchen Schwung zu geben vermöchte, als der Sturm mit seinem erhabenen Gebrause. Peter stellt sich auf die freie Höhe, unbeweglich steht er da und schaut in den Aufruhr. Sein Gesicht hat einen halb trotzigen, halb verzückten Ausdruck. Seit Tagen vielleicht hat er sich abgemüht, einen Stein zu heben, der ihm auf dem Gemüte lag. Er fand das rechte Wort nicht und keine Gestaltung, und das drängende Lied erstickte in der Dumpfheit. Und nun plötzlich ist er erlöst davon — der Sturm singt's hinaus in gewaltigem Klange.

Die dramatische Höhe erreicht der Schall im Donner des Blitzes. Der erzielt an dem Menschen die größte Wirkung. Und doch ist Blitz und Donner etwas Kleines, Begrenztes im Vergleich zum länderdurchflutenden Sturm, zu dem Hinklingen des Vogelgesanges ins Ungemessene. Der Donner liegt dem Menschen am nächsten. Das Heimchengezirpe und den Sturm in die Ferne hin kann er nicht machen; den Donner kann er machen. Ist der Donner in den Wolken auch nicht so bösartig wie der Kanonenknall, der Mensch zittert doch vor ihm; aber ist das Donnerwetter vorüber, so bleibt unserem Gemüte nicht viel davon zurück. Der Donner ist ein Schalleffekt, der bald verpufft. Peter steht aber doch auf seiner Anhöhe und horcht, wie der die Menge erschreckende Schlag noch lange dahinhallt von Wolke zu Wolke, jetzt fast ersterbend, dann

auf in der tönenden Natur. Nun konnte er das Auge schließen, die Welt kam zu ihm in anderer Gestalt. Und weitaus intimer als durch das Gesicht. Darum wollte er Einsamkeit.

Jetzt, wenn er über Feld ging, fiel ihm erst auf — das Säuseln der Heimchen, das überall die Luft erfüllte und dessen Ursprung doch nirgends zu entdecken war. Es war zu hören wie ein Rieseln der Luft, wie man das Rieseln eines seichten Wassers hört über den ebenen Sand hin. Und wenn er so recht hinhorchte auf das zarte Zirpen, da wußte er auf einmal nicht mehr, höre er es noch oder war es verstummt. Es war nicht verstummt. Das Ohr war dieses leise liebliche Säuseln nur schon gewohnt worden. Sobald er seine Aufmerksamkeit unterbrach und dann neuerdings hinhorchte, hörte er es wieder.

Mit dem schallenden Chor der Vögel war es anders. Da war die Verschiedenartigkeit der Stimmen, der Töne, vom feinsten Zwitschern bis zu den hellsten Pfiffen. Kleine und große Sänger, talentierte und untalentierte, liebende und feindselige geben ohne jegliche Verabredung und Probe gemeinsam ein Konzert. Und siehe, es ist alles wohlgestimmt und harmonisch. Menschenkonzerte geraten nicht immer so gut. Da fällt Peter jäh die Frage ein: Woher hat der Mensch seinen Maßstab für das Schöne? Aus eigenen Leistungen? Kaum. Sein ihm unbewußtes Vorbild oder Kunstideal ist die Natur. Uns ist die Farbenzusammenstellung von gelb und rot unerträglich, weil wir diese Farben in unseren Landschaften kaum beisammen sehen. In Ländern, wo diese Farbenzusammenstellung häufig vorkommt, wird sie auch in der Kunst beliebt und ist schön. Ähnlich wird unser Ohr sich nach den ewigen Naturlauten ausgebildet haben. Was die Menschheit seit ihrem eigenen Urzustande immer hörte in der tönenden äußeren Natur, das wurde ihr schön und bildet die Grundstimmung ihrer Musik. So daß am Ende der schneidigste und boshafteste Musikkritiker verstummen muß, wenn er ein Vogelkonzert hört. Da gibt's einfach nichts zu sagen. Es ist in seiner Art vollkommen. Oder doch anders? Ist das nervenzerreißende schrille Geschrei des Hahnes, das hohle und traurige Gekreisch des Raben vollkommen? Dürfte eine von Menschen gemachte Musik dem widerlichen Gekrächze der Truthühner ähnlich sein? Dürfte in der Oper der Verliebte wie der brünstige Hirsch röhren? Das dürfte er nicht, weil der Mensch kein Truthahn und der Operntenor kein Hirsch ist. Am Truthuhn aber ist's gut und das gewaltige Liebeslied des Hirsches ist ein so elementarer Naturschrei, daß alle Kreatur davor zu erbeben scheint. Peter kennt die schönsten Liebeslieder aller Völker, aber so dämonisch wahr scheint ihm keines, wie im wilden Wald der brünstige Schrei des Hirsches.

Ebensowenig weiß Peter einen Menschensang, der an Ausdruck von Leidenschaft oder zornigverzweifelter Daseinsklage den brausenden Stürmen

Aber Peter sucht die Stille.

Noch tiefer in die Einsamkeiten wandernd, ist es endlich ganz ruhig geworden um ihn, und da hat er einen andern Ton gehört: das Klingen der Stille. Wie es so ganz urwelteinsam und urfriedensstill um ihn geworden war, da vernahm er ein Klingen — zart, leise, wie aus den Fernen der Ewigkeit her. In weher Stille klang es so fort. Und als es unterbrochen wurde von dem Geläute einer herankreisenden Hummel, da war dieses dagegen, wie das Glockendröhnen auf dem Dome. Als die Hummel über Gebüsche und Gestein davongeschwommen war, und als Peter plangend nach trautsamen Tönen aushorchte, da war wieder nichts als das ewige Klingen der Stille. — — Nun ist in dem Naturwanderer die Sehnsucht wach geworden. Er sehnte sich und wußte nicht recht nach was; es kam sachte eine Betrübnis über ihn, er wußte nicht recht warum. Er hatte ja alles, was er je gewünscht — das köstliche Empfinden des Seins. Plötzlich scholl von der Höhe herab ein gellender Schrei. Ein Menschenschrei. Kein Hilferuf, dafür war er zu fröhlich, kein Gesang, dafür war er zu gellend. Es war ein Naturlaut, wie der des Wasserfalles und der des Hirsches. Es war das Jauchzen eines Hirten, der zu seiner Maid ging.

Da hat sich Peter erhoben. Dieser Laut hat ihn aufgeweckt und jetzt hat er gewußt, was ihm fehlt. Das Sein war nicht genug, er mußte auch etwas haben. Er hatte nichts, und was noch schlimmer war, er hatte — niemand. Jetzt fiel ihm ein, daß er manchmal geträumt hatte von etwas Liebem. Genau besehen, war es ein holdes Menschenmädel gewesen. Er hatte es früher öfter gesehen und nun dünkte ihn, zum rechten Dasein gehören ihrer zwei. Aber wo ein Nest? Allein konnte er in verfallenden Hütten wohnen, unter alten Bäumen schlafen. Aber nicht zu zweien.

Jetzt ging er mißmutig umher, es freute ihn kein Blumenblühen, kein Vogelsingen, kein Wasserrauschen. Nur des Hirsches wilder Schrei regte ihn auf.

Da begegnete ihm eines Tages sein Freund Paul. Peter wollte seitabducken, denn jetzt in seiner Liebesnot konnte er das Rechnen und Wägen schon gar nicht brauchen.

„Wohin?“ rief ihm Paul zu. „Du kommst mir gar zu recht. Wisse, ich habe ein Haus gebaut, das will ich morgen einweihen und du sollst dabei sein.“

„Ziehe ein und lebe glücklich!“ rief Peter und winkte mit der Hand ab.

„Ich ziehe ja gar nicht ein“, lachte Paul. „Ich wohne schon lange im eigenen Haus. Während du in den Wildnissen herumgeträumt hast, und ausgehorcht, was die Mücken sagen, habe ich fleißig Häuser

wieder sich erhebend zu einem schwerdumpfigen Rollen, vor dem der Boden bebt. Der heftigste Donnerschlag ist nach einem kurzen Nachhall dahin; während ein anderer Donner gleichsam eine Reise durch den Himmel macht, in Hebungen und Senkungen, einmal wie das Schlegelrollen auf einer Trommel, einmal wie das rauhe Geräusch einer Sandschütte, einmal wie das Wiederhallen im Walde. Je nach der Beschaffenheit der Wolken, durch die der Donnerschall zieht, kommt er wie Rollen auf hartem Boden oder wie Brausen eines Wasserfalls, wie das Niederschütten einer Lawine an unser Ohr, bis er endlich entweder jäh abzuckt oder in der Ferne allmählich erstirbt. Da wird Peter ein Kind und hört in solchem Grollen das „Greinen des Himmelvaters" und freut sich. Na, wenn er nur wieder greint! So wissen wir doch, daß er noch da ist und sich nach uns umschaut.

Nach Sturm und Donner kommt das Rauschen der Gewässer. Um dieses Rauschen, das oft die Luft erfüllt, ohne daß man irgendwo eine Bewegung wahrnimmt, hat Peter sich eine ganze Wasserpoesie zurechtgemacht. Der tief in den Schluchten versteckt grabende Wildstrom gibt eine geheimnisvolle Offenbarung von sich. Den einen regt diese süße Musik an zu großen Ewigkeitsgedanken, den andern wiegt sie in Betäubung, Traum und Schlummer. Da meldet sich in den Lüften zitternd eine Naturkraft, die nicht aufgezogen, nicht angerichtet werden muß und nicht abgestellt werden kann. An dem Problem des Perpetuum mobile sind manche Denker wahnsinnig geworden. Hier, der rauschende Bergbach ist ein Perpetuum mobile, sowie die Natur an sich eins ist, das nicht wahnsinnig macht, das uns beruhigend vom ewigen Spiel und Streben nach unerreichbarem Gleichgewicht singt, und vom ewigen Leben. Und wer nicht sinnen mag, der lege seine Seele in die Sänfte des Wasserrauschens, so wie man ein Kind in die Wiege legt — sie wird zu einer süßen Ruhe kommen. Daß die Schöngeistler noch keine Ästhetik der Naturtöne, besonders des Wasserrauschens, geschrieben haben, ist ein wahres Wunder und — ein wahres Glück. Peter wollte es einmal versuchen; er spitzte schon den Griffel, da besann er sich und warf ihn in den Bergstrom. Und nahm die Leier, um dem ewigen Rauschen ein Lied zu singen. Aber die Wasser haben das Lied überrauscht. — Höher ins Gebirge gedrungen, begegnet er erst den großen Musikanten. Die niederfahrenden Erd- und Schneelawinen schlagen ihre hohldröhnenden Pauken, und in den Felsriffen, Spalten und Löchern bläst der West sein klagendes Lied. Dieses schauerliche Klagen der Luft in den geklüfteten Felswänden wird vielfach noch so gedeutet, als prophezeiten ruhelose Geister ein nahendes Schicksal. In manchen Gegenden trifft es zu, daß, wenn hoch oben die Wände weinen, über kurz schwere Wetter und Wildwässer kommen und Bergstürze die Ansiedlungen der Menschen zerstören.

sich die Berge näher heran, die Waag braust und rauscht leise, als spräche sie ihre Befriedigung aus, uns in ihrem Waldbezirk zu sehen.

Wie Kulissen schieben sich die Berge ineinander, gekrönt von den herrlichsten Tannenwäldern, kleine Wiesenbuchten schmiegen sich dazwischen, von einem unvergleichlichen Grün und einer Unberührtheit, die wahrlich erquickend wirkt. Aber ernster wird allmählich der Charakter der Gegend, eifriger schauen wir aus nach der hohen Tatra, und nun ist sie da! Ganz unvermittelt erhebt sich der gewaltige Gebirgsstock, gleich einer riesigen Kristallformation.

Wenn man unten an der Csorbastation aussteigt, ist man zunächst ein wenig enttäuscht, so still und öde die Gegend, nur ferne die ernsten Berge. Wo sie ihr Kleinod, den Csorbasee bergen, davon hat man vorerst noch keine Ahnung, nur ein villenartiges Häuschen grüßt herunter. Dort — so weist man uns — wäre der See, ein Stündchen Weges den Berg hinauf.

Es fährt wohl eine Zahnradbahn dahin, aber wir zogen vor, den Fußweg zu nehmen, nach dem Grundsatze, wenn man etwas Schönes, Herrliches erreichen will, es erst dann seine Schätze recht goldig breitet, haben wir es mit Mühe und mit Anstrengung erworben.

So schritten wir denn wacker aus, unseren Weg säumten die köstlichsten Erdbeeren, noch jetzt im August von einer Röte und einem Duft, wie ich sie nur hier in den Karpathen gefunden; fremdäugige Blumen nickten dazwischen und Heidelbeeren zeigen uns an, daß wir dem höheren Waldbereich zustreben.

Ein wenig müde, ein wenig atemlos langten wir oben an, schon blinkt der See zwischen den Stämmen, ich schließe die Augen, noch will ich ihn nicht sehen, so wie ich auch eine große Freude nicht sofort an mein Herz nehme, sondern erst die geheimnisvolle Vorempfindung, das selige Bewußtsein, daß sie da ist, walten lasse.

Wir suchten nun vorerst Wohnung. Die verschiedenen, zum Teile recht hübschen Villen unterstehen einem einzigen Badepächter. Bald waren zwei Zimmer gefunden, fast am Ende des Sees war die kleine Villa gelegen, luftig auf Felsengrund aufgebaut. Der schmale Weg hinauf zum Eingang wand sich zwischen Felsblöcken hindurch, die wohl einst der Berg zornig heruntergeschleudert; nun aber überzogen grüne Moose diese alten Felsenreste, Alpenblumen setzten sich in den Spalten fest. Das Ganze mutet uns fremdartig an. Einstweilen hat sich die Tatraspitze in schwere Wolken gehüllt; dunkle Schatten lagern über dem See und ein Gewitter zieht herauf. Wir eilen in den einzigen Gasthof, der hier zur Erquickung der Reisenden bereit steht. (Inzwischen wurde das neue Palasthotel erbaut.) Der langgezogene, aber niedere Saal hat einen gemütlichen Anstrich. Oder dünkt es uns nur so, weil wir so

gebaut. Eins davon ist dein. Bin ich gleichwohl ein nüchterner Patron, soviel von deiner Naturschwärmerei ist doch an mir hängen geblieben, daß ich bisweilen, wenn die Feierstunde ist, mich nicht bloß am Werte des Holzes, sondern auch an der Schönheit des Waldes freuen kann. Das ist ein guter Gewinn für mich, der an Wert steigt, je satter ich an der Materie werde. Und dafür bekommst du das Haus.

Und seither erfreut sich Peter erst des wahren, schönen Seins, denn er *ist* nicht bloß, er *hat* auch etwas und er hat *jemand*. Einen wackeren Freund und ein liebes Weib. Jetzt zirpen die Heimchen noch lieblicher als früher, der Sturm ist noch herrlicher, seit er ihn auch fürchten muß. Er ist nicht mehr bloß Poet, er ist auch Mensch geworden. Und lange kann's nicht mehr dauern, so wird er einen Naturklang vernehmen, der an Lieblichkeit alles andere übertrifft.

Ein Stimmungsbild aus den Karpathen.

Von **Gisela Bánfi.**

Immer, wenn ich der hohen Karpathen gedachte, knüpfte ich etwas Weltfremdes, Unerreichbares daran und stets blieb die Sehnsucht haften, einmal ein Stück dieser Wunderwelt zu sehen! Von dem Süden Ungarns plötzlich vom Schicksal an den Eingang der Karpathen versetzt, schien mein Wunsch schon Form und Gestalt zu gewinnen.

Täglich fuhren im Sommer die Reisenden an unserem Städtchen vorüber, hochmütigen Blickes das kleine Häusergewirr streifend, ja wohl! sie hatten andere Ziele: die Hohe Tatra goß schon ein Stück ihres ernsten Zaubers über diese neugierigen Touristengesichter, es lag wie eine Ahnung über ihnen, welch großartigem Schauspiele sie entgegenzogen; die Namen der Bäder und Kurorte schwirrten durch die Luft, aber hörte ich des Csorbasees erwähnen, klang es mir wie Musik, noch konnte ich die Melodien nicht erfassen, aber sie waren da, sie zogen und lockten — und eines schönen Augusttages stand ich selbst am Ruttkaer Bahnhof, emsig nach dem rechten Zug ausspähend.

Ein nervenberuhigender Beginn einer Vergnügungsreise ist dieses Ruttka keinesfalls, es ist der Knotenpunkt, wo man ebenso nach dem alten, lustigen Wien, als nach der ungarischen Hauptstadt, dem schönheitsleuchtenden Budapest, gelangen kann; auch Oderberg, Breslau, Berlin wären zu erreichen, und dann führt noch jene Linie hinein in das grüne Waagtal — zum Csorbasee.

Haben wir Ruttka, diesen fiebernden Punkt, überwunden, und sitzt man im rechten Zug (was nicht immer der Fall ist), so drängen

Herzog Leopold II. von Steiermark aus dem Hause der Babenberger unternahm in der zweiten Hälfte des Dezembers 1194 eine Reise nach Graz, verunglückte hier durch einen Sturz vom Pferde und brach das Schienbein. Hierüber berichten sowohl Erzbischof Adalbert von Salzburg an den Papst Cölestin III. als Wilhelm v. Newbury; der letztere sagt: „. . . Die herbeigerufenen Ärzte taten, was sie vermochten. Am anderen Tage war aber der Fuß so schwarz geworden, daß sie rieten, ihn abzunehmen. Aus Liebe zum Leben verlangte er dasselbe, aber weder ein Arzt, noch ein Herr vom Hofe, noch der Sohn wollten bei der Amputation helfen. So wurde des Herzogs Kämmerling dazu befohlen; während der Fürst selber die Hacke an das Bein hielt, vermochte der Mann, zitternd, kaum mittels dreimaligen Schlages mit einem Hammer den Fuß loszutrennen. Die Ärzte wendeten nun Arzneimittel an, aber schon des folgenden Tages erkannten sie die nicht mehr zweifelhaften Zeichen des Todes in den Gesichtszügen und an der Stimme und sagten: „Bestelle dein Haus, o Herr, denn du wirst sterben und nicht leben."

Der ebenso kühne als geistreiche Andreas Vesalius, dessen Familie aus Wesel stammte, vollendete schon in seinem 28. Lebensjahre das große einheitlich durchgeführte Werk: „De humani corporis fabrica" 1543; er gab der ganzen Gliederung des menschlichen Körpers eine neue, selbständige Richtung und sichere Grundlage. Dafür wurde Vesalius später in Madrid, wo er Leibarzt Karls V. und Philipps II. war — von der Inquisition als Zauberer zum Tode verurteilt. Er rettete sich nur dadurch, daß er eine Reise nach Jerusalem antrat; auf der Rückreise litt er bei der Insel Zante Schiffbruch und starb hier im Elend, krank und aller Mittel beraubt. Die Zergliederung eines Leichnams galt noch im XV. Jahrhundert als ein todeswürdiges Verbrechen.

Der Doktor der Medizin Oswald Gabelkhover (um 1550) rühmt zur Heilung von Wunden ein vorzügliches Rezept an, dessen Hauptbestandteile Menschenfett, Fleisch, Mumie und Moos waren, das auf einem in freier Luft verwitterten Totenschädel gewachsen sein mußte.

Über Dr. Adam Lebenwaldt, Arzt, Naturforscher, Mitglied der kaiserlichen Akademie der Naturforscher in Breslau (gestorben zu Leoben 1696), wissen wir: Zu seinen vortrefflichen Mitteln gehörten die Gemsenkugeln, eine Mißbildung, die im Magen der Gemsen gefunden wurde. Sie machen auch unsichtbar und kugelfest, d. h. unverwundbar. Weiße Kugeln galten als die wirksamsten, denn sie enthielten die kostbarste Essenz. So großartige Wirkungen schrieb Dr. Lebenwaldt der Gemsenkugel nicht zu, aber bei Kopf-, Magen-, Herzkrankheiten schien sie ihm gute Dienste zu leisten. Einem Manne, der vom Schlage gerührt worden war, bereitete er aus 60 solchen Kugeln eine „köstliche Medizin", die den Kranken so gesund machte, daß er noch 40 Jahre lebte.

ruhebedürftig sind? — Große Sträuße Alpenblumen, groß und leuchtend in der Farbe, zieren die Tische, und wie köstlich mundet das Abendessen, während draußen schwerer Regen niederrauscht! Wenig Reisende sind mehr anwesend, nur einige junge Touristen besprechen sich mit einem Führer für den nächsten Morgen und froher Wagemut blitzt ihnen aus den Augen; und dort an der Ecke flüstert ein junges Hochzeitspaar traulich.

Draußen ist es stiller und stiller geworden, und wie wir hinaustreten, umfängt uns ozonreiche Luft und eine Ruhe, wie ich sie noch niemals gefühlt.

Am nächsten Morgen glitzert und flimmert es silbern durch die Fensterläden — der See leuchtet im Sonnenschein. Wie viel die Stunde zeigt, dessen acht ich nicht, nur hinaus in den jungen Morgen — aber erst im Seewasser recht geplätschert, wie elektrisch gleitet es über die Haut, und ich glaube, neu belebt zu sein, und ich gedenke alter Märchensagen von Quellen, die Jugend und Gesundheit wieder brachten.

Dann trat ich hinaus und nahm den Weg um den See, der eigenartig genug ist. Felsblöcke liegen wie Riesenspielzeug herumgestreut, kleine Vöglein irren über den Weg, ihr sanftes Gezwitscher bringt mir die Lieblichkeit des Morgens noch tiefer zum Bewußtsein, breite Streifen, glitzernd von Silberwellen gebildet, gleiten ruhig über den See, immer und immer wieder, und darüber türmt sich das Tatragebirge in ewiger Schönheit.

Nach diesem erfrischenden Morgengange ging es zum Frühstück, das wir im Freien einnahmen. Zigeunermusik klingt gedämpft durch die Morgenluft. Unten im Tale brauen noch Frühnebel, aber wir hier oben sind in Licht und Sonne getaucht und dort unten ließ ich auch für einen Tag Kummer und Sorge versinken und jedwede Trauer.

Als wir nachmittags zu Tale mit der Zahnradbahn glitten, verflog allmählich die leuchtende Feststimmung und die Alltäglichkeit begann mich mit ihren grauen Fittigen zu umspannen, doch ein kostbares Gut nahm ich mit mir, das Bild der Schönheit dieser Karpathen.

Wie die Dummen gesund werden wollen.

Eins aus der guten alten Zeit von **Ferdinand Wahrberg.***)

Wie es in den guten alten Zeiten mit der Gesundheitspflege und dem alten Heilverfahren bestellt war, und welche Torheit jetzt noch möglich ist, mögen folgende Beispiele beleuchten:

---

*) Aus „Die gute alte Zeit" von Ferdinand Wahrberg. (Graz, Deutsche Vereinsdruckerei und Verlagsanstalt. 1906.)

stalt großer schwarzer Vögel, „Móvki“ genannt, von der Abenddämmerung bis Mitternacht herumfliegen, nach Kinderart kläglich wimmern und Erlösung suchen. — Gegen das „Ungrechte“ hilft das Pulver einer gedörrten Kröte, die zwischen den beiden Frauentagen gefangen sein mußte. (Stübing.) — Der Netzbruch wird bei den Kindern „abgebetet“: Man nimmt einen gefundenen Hufnagel, legt ihn auf den Bauch des Kindes und spricht: „Bruch, ich binde dich, Bruch, ist stelle dich, Bruch, ich vertreibe dich im Namen Gottes, des Vaters u. s. w.“ . . . Hierzu wird bei dem Worte „dich“ das Kreuzzeichen gemacht und schließlich das Vaterunser dreimal gebetet. (Admont.)

Im hohen Ansehen als Amulett gegen Fraisen stehen die sogenannten „Fraisketten“, auch „Heckwurmperlen“ genannt. Zu ihrer Gewinnung wird eine Natter gefangen und, in einem Topfe verwahrt, in einem Ameisenhaufen vergraben. Die abgenagten Wirbelknochen der Natter werden aneinander gereiht und dem Kinde als Kette umgehängt. (Stübing und Schladming.) Ein anderes Mittel gegen Fraisen: Man hackt einer Katze den Schweif ab und gibt von dem abfließenden Blute drei Tropfen dem Kinde ein. (Fernitz und Köflach.) Ferner: In einer Kapelle zu Michelbach wird die Schürze des Jesukindes als „Frais-Fürtal“ verehrt. Die Leute nehmen diese Schürze dem Bilde ab, wickeln damit das kranke Kind ein und spenden der Kapelle ein ähnliches Tüchlein, das wieder von anderen Hilfesuchenden benützt und ersetzt wird. Oder: Man beißt einer lebenden Maus den Kopf ab und hängt diesen dann dem Kinde um. (Mariazell.)

Beim Zahnen der Kinder: Man hängt dem Kinde Zähne von Pferden und Hasen um . . . Den ersten Zahn des Kindes soll die Mutter verschlucken, dann bekommt es niemals Zahnschmerzen und wird schöne Zähne erhalten. — Gegen Würmer: Verabreichen eines gedörrten und pulverisierten Wurmes, der von einem anderen Menschen abgegangen ist. (Frohnleiten.)

Gegen Bettnässen: Mäuse werden in Suppe gekocht, gebraten, als Haschee in andere Speisen gemengt, oder gedörrt als Pulver genossen — oder: Man geht hinter einem Leichenzug her und läßt das Kind in das frische Grab p . . . n. (Mitterndorf.) — Gegen Abzehrung: Das Kind wird auf einer Brotschüssel in den warmen Backofen „eingeschossen“, und zwar dreimal mit dem Spruche: „Alt hinein und jung heraus“. — Gegen die fallende Sucht gelten St. Valentin und die heiligen drei Könige als Schutzpatrone. Mittel dagegen sind z. B.: Nebst zerstoßenen Schwabenkäfern (Straßgang) und der Galle eines Frosches wird die geröstete und pulverisierte Nachgeburt als „Stupp“ innerlich angewendet. — Gegen Schwerhörigkeit: Menschenschmalz, d. h. aus Frauenmilch gewonnene Butter. (Kainachtal.) — Lungensucht,

Gegen die Pest zog man in Prozessionen von Kirche zu Kirche oder in benachbarte Wallfahrtsorte, wodurch der Ansteckungsstoff erst recht verbreitet worden ist; als Medizin galten zu Pulver zerstoßene gedörrte Kröten.

Erst unter dem Einflusse des unsterblichen Kaisers Josef II. trat die Regierung gegen Dummheit und Aberglauben auf. Im Jahre 1754 erging der Befehl: „Der Druck und Verkauf der Kalender mit abergläubischen Auslegungen der Finsternisse, des Aderlassens, Schröpfens, Einnehmens, der sogenannten verworfenen Tage und anderer alberner ungereimter Dinge wird verboten.“ Ebenso wurde verboten: . . . die Verfertigung und Austeilung von Amuletten, der Handel mit Rosenkränzen, die man für geweiht ausgab, das Berühren der Bilder und Statuen, das Aussetzen und Küssen der Reliquien; auch die Wallfahrten wurden eingestellt bis auf die Fronleichnamsprozessionen und jene der Bittage.

Die Gesundheitspflege und das Heilverfahren haben leider trotz aller Bemühungen der Menschen- und Lichtfreunde bei der Landbevölkerung wenig Fortschritt gemacht; ein Blick in das sehr verdienstvolle Buch Dr. Fossels „Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Steiermark, 1885“ zeigt uns, daß unsere Bauern in dieser Beziehung noch heute auf einem Tiefpunkt der Kultur stehen, der sich wenig von irgendeinem Stamme der Wilden Innerafrikas oder Neu-Guineas unterscheidet.

Es ist hier nicht der Ort und der Raum, die Hunderte von Beispielen blödesten, die Religion mißbrauchenden Aberglaubens anzuführen, einige wenige werden genügen, um zu zeigen, in welchem Sumpfe von Dummheit unsere Bevölkerung noch begraben liegt: Ein Muttergottes- oder Benidiktuspfennig schützt ein Kind gegen „Verschreien“ und anderes Ungemach. — Kinder, die am Lichtmeßtage geboren werden, sind erwachsen besonders geschickt zum „Abbeten“, d. h. durch Beten Krankheiten anderer zu vertreiben. (Vorberge der Koralpe.) — Zur Behebung der Unfruchtbarkeit soll die Frau von ihrem Eheringe Gold abschaben und genießen. (Frohnleiten.) — Ein Weib, „das in der Hoffnung ist“, soll keinen Fisch essen, sonst bekommt das Kind einen Fischkopf. (Umgebung Graz.) — Gebärende (Kreißende) kleben sich Heiligenbilder auf den Leib, halten ein Gebetbuch in den Händen, wie die weitverbreitete „geistliche Schildwacht“. Nebst diesen oder dem „Romanusbüchlein“, sowie den „sieben heiligen Himmelsriegeln“ wird auch die wahre Länge Christi (150 Zentimeter langer Papierstreifen) der Kreißenden auf Brust und Haupt gelegt . . . „Und die Länge ist gefunden worden zu Jerusalem bei dem heiligen Grabe, als man erzählt 1655, und der Papst Clemens hat Obbemeldtes und dieses alles bestätigt.“

Im slowenischen Teile Steiermarks herrscht der Glaube, daß Kinder, die, ohne die Taufe erhalten zu haben, gestorben sind, in Ge-

Breiiger, frisch abgesetzter Menschenkot wird auf den Lappen einer abgetragenen Lederhose aufgestrichen und auf die Bruchstelle gelegt. (Deutsch-Landsberg.) — Gegen Knochenfraß: Man nehme um Mitternacht auf einem Friedhof schweigend ein Totengebein, bekreuze damit dreimal die leidende Stelle, bete für den Verstorbenen, dem das Bein gehörte, drei Vaterunser und verscharre wieder den Knochen. (Unterland.) — Im Ennstal herrscht der Volksglaube, daß man Gewohnheitstrinkern das Laster abgewöhnen könne, wenn man ihnen „Leichenwasser“, d. h. Wasser, mit dem der Leichnam gereinigt wurde, unbewußt zu trinken gibt. (Liezen.)

Wie man aus diesen Beispielen sieht, könnten hier die Schule und besonders die Kirche ein reiches Arbeitsfeld zur Belehrung des in Dummheit und Aberglauben versunkenen Volkes finden, freilich müßte mit der Anschauung gebrochen werden, daß der Aberglaube der Wall des Glaubens ist.

Lebnsfreud.

Gedichte in oberösterreichischer Mundart von Hans Mittendorfer.

Arbeit und Ruah.

Ma siacht so viel Schens auf da Erd,
Das ma mecht und nöt habn kann.
Aba drum is ebn s Lebn so viel wert,
Weil ma s Gold nöt alls grabn kann,
Weil ma nöt alli Wünsch nach sein Willn
Kann dafülln.

Valanga und Blanga, Trachtn und Strebn
Müaßn ön Herzschlag sei Frischn gebn,
Daß s glüaht im Menschn und kräfti klingt,
Wann da Glückschmied sei stahlharti Arbeit zwingt.

Viel Arbeit, viel Kraft,
Und dö wachst, wann ma schafft;
Und süaß is d Ruah,
Hat ma garbeit gnua.

So a Feirabnd is so summastill ...
Er sagt oans, was da Herrgott will,
Er spricht ins Herz so liab und laut!
Und wann ma umanandaschaut,
Da siacht ma d Welt so groß und schen,
Da mecht ma weithin wandern gehn,
Bergauf, bergab, daß ma s betracht,
Bis in die sternhell Summanacht.

Und kimmt ma hoamzu, ma begehrt
Das viele Gold nöt in da Erd,
Ma hat sei Liab, sei Glück, sei Freud
Und d Welt is volla Herrlichkeit!

Schwindsucht u. s. w.: Drei Nägel vom Kopfbrette eines Sarges, unter die Türschwelle gelegt, bringen dem Hausherrn die Abzehrung. (Voitsberg.) — Man legt gegen die Kurzatmigkeit Lungenkranker frische Graberde, Kuhmist, selbst menschliche Fäces auf oder eine Vipernschnur, oder es sind die Gedärme eines frisch geschlachteten Schweines um den Leib zu wickeln. (Umgebung Graz.) — Zähne: Die Fürbitterin bei Zahnschmerzen ist die heilige Apollonia, der bei ihrem Martyrium die Zähne ausgebrochen wurden.

Gegen Durchfall: Nimm den Kot von einem schwarzen Schwein, röste ihn auf einer Herdschaufel, mache ihn zu Pulver und gib einer starken Person einen Löffel voll ein. (Graz.) — Gegen Ruhr: Der Genuß von Kröten in Suppe. (Stallhofen.) — Gegen Milzstechen verzehrt man eine lebende schwarze Waldschnecke oder hilft sich, wenn man einen Stein vom Weg aufhebt, auf dessen Stelle dreimal spuckt und den Stein wieder darauflegt. (Ennstal.) — Gegen Fieber: Um Marburg legt man dem Kranken das Skelett eines Pferdeschädels hinter das Kopfkissen. In Kumberg wird eine in einer Walnußschale verschlossene Kreuzspinne als Amulett um den Hals gehängt. — Das „Abbeten" des Fiebers besteht darin, daß man ohne Vorwissen des Kranken über die Zimmertür die Worte schreibt: „Fieber bleib aus, i bi nöt z' Haus." (Köflach.)

Zu Ende des XVIII. Jahrhunderts wurden bei den Minoriten in Graz jährlich am 8. Februar „Fieberhostien" bereitet und gegen hartnäckige Fieber den Kranken eingegeben. — Nach Blattern mißt man der Reinigung der Bett- und Leibwäsche keine Bedeutung bei. Es kam in den verflossenen Achtzigerjahren vor, daß vor dem Leichenbegängnisse eines an Blattern Verstorbenen die ganze „Freundschaft" den Morgenimbiß auf einem Leintuch verzehrte, das vorher zur Verhüllung der Leiche und nun zur Deckung des Tisches dienen mußte. — Die Impfung wird vielfach als Teufelswerk verlästert; wird ein Kind geimpft, so verfällt es dem Antichrist nnd kann nicht mehr selig werden. (Mitterndorf, Gams und an anderen Orten.) Um den Schmerz einer Wunde zu stillen, betet man: „Unser lieber Herr Jesus Christus hat viele Beulen und Wunden gehabt und doch keine verbunden; sie gären nicht, es gibt auch keinen Eiter nicht; so wahr die heiligen fünf Wunden sind geschlagen, sie gerinnen nicht, sie verschwären nicht, daraus nehme ich Wasser und Blut, das ist für alle Wunden gut. Heilig ist der Mann, der alle Wunden und Schäden heilen kann. Im Namen Gottes des Vaters † † † Amen. (Schwanberg.)

Gegen Wurm: Bei heftigem Schmerze stecke man den kranken Finger einer Katze in das Ohr, die Katze wird heulen, der Finger aber heilen. (Gröbming.) — Gegen Knochenbrüche und Verrenkungen:

recht laut die Frage, ob das Rauchen im Coupé der ersten Wagenklasse denn gestattet sei?

‚Wenn ein Passagier dagegen Einwand hat, so ist es nicht gestattet‘, beschied der Schaffner. Ich wies auf das hustende Mädchen, da legte dieses einen ängstlichen Blick auf Herrn und Frau und hauchte ganz verzagt: ‚Meinetwegen — kann schon geraucht werden.‘

Der Dicke schleuderte mir einen vernichtenden Blick zu, den letzten, und rauchte weiter.

Bei der nächsten Station stieg ich in die zweite Klasse um. In diesem Gelaß saßen ein Herr und vier Damen, die sehr distinguiert aussahen und lieber im Herrenkoupé reisen mochten, als im Frauenabteil. Die Gesellschaft unterhielt sich auf das lebhafteste und die Unterhaltung bestand in Durchhächelung gemeinsamer abwesender Bekannter. In feineren Anspielungen sowie in deutlicheren Bezeichnungen kamen alle Mängel, Fehler, gesellschaftlichen wie moralischen Schäden der Abwesenden an die Oberfläche. Ich merkte, der Bekanntenkreis dieser eleganten Leute bestand aus lauter Verschwendern, Geizhälsen, Grobianen, Ehebrechern, dunklen Ehrenmännern und Narren, und bat den Kondukteur, mich in die dritte Wagenklasse zu überstellen. Hier fand ich die Welschen — fluchend, spuckend, stinkend. Und doch“ — so schloß mein Freund seine Mitteilung — „ist von den drei Klassen diese die vornehmste.“

Am 2. August.

W a l d s c h u l h a u s. Die Kinderzahl mehrt sich von Jahr zu Jahr, und zwar von Leuten, die sich hauptsächlich um das Schulhaus und Sägewerk ansiedeln. Fürs nächste Schuljahr sind vierzig Schüler vorgemerkt. Und lauter deutsche Namen, Hofbauer, Königshofer, Schneidhofer, Ebner u. s. w.; in dem ganzen Waldbereiche nicht ein einziger fremden Klanges. — Freytags neue steirische Touristenkarte benennt die Gegend von Krieglach-Alpel und St. Kathrein am Hauenstein offiziell „Waldheimat“. Da sieht man wieder, wie aus geringen Anlässen Gegend- und Ortsnamen entstehen, deren Ursprung später oft so schwer zu erklären ist. — Nach einem heftigen Gewitter, bei dem ich unter dem vorspringenden Bretterdach einer verfallenden Bauernmühle Blitz, Donner, Wolkenbildung und Platzregen beobachtet hatte, sah ich von der Waldheimatwarte (1200 Meter) den Sonnenuntergang an. In gesättigten Gluten brannte alles, das zerrissene Gewölke und der Hochschwab. Und lachend tanzte die Sonne hinab. Es war zu viel Feuerwerk da, das zerstörte die ruhige Wirkung, würde der Rezensent sagen. — Die Leute kommen mit ihrem Anliegen. Der eine wünscht Arbeit bei der Waldgewerkschaft. Der andere hat keine Wohnung. Des dritten Kinder haben kein Gewand. Der vierte ist von einem Gläubiger geklagt. Gegen den

Früahling.

Wann d Engerl umanandaziagn
Und dö Knöspерl sperrn auf,
Werns sicha a zu dir hinfliagn,
Valaß di drauf!

Denn losn toans, wanns klopfn hern
Und a Herzerl wo gspürn;
Und aft — sö toan halt gar so gern
Eahni Schlüsserle probiern.

Sö sperrn da s Herz auf — gib fein acht,
Denn siagst, da Bua,
Der schleicht ums Haus in stilla Nacht
Und stiehlt da d Ruah.

Wer stehln geht, Dirndl, is a Diab,
Gelt, woaßt as eh . . .
Er stiehlt da d Ruah, er bringt da d Liab,
Da Bua — juchhe!

Da Zfriedne.

War i reich,
I machat am End viel dumme Streich;
Weil i arm,
Halt i di an mein Herzn warm;
Und weil i dös kann,
Was geht mi Reichtum und Armuat an?

I leb und han mei Liab,
I liab und han mei Freud —
So will igs habn, bis daß i stirb,
So gwöhn i mi kloanweis an d Seligkeit.

Ein Tagebuch.

Am 1. August.

Der Eisenbahnzug war überfüllt. Aus der dritten Klasse stieg ein Trupp italienischer Arbeiter. Nur Einer blieb im Gelaß und rief mir zu, ich sollte zu ihm einsteigen. Es war mein alter Freund B.

„Ja, Alter, wie kommst denn du heute in die dritte Klasse?“ fragte ich einsteigend den Baron.

„Weil sie die vornehmste ist“, antwortete er. „Mache dich bequem und höre.“ Dann erzählte er in seiner raschen, lebhaften Weise. „Eingestiegen bin ich in Selzthal in die erste. Da war ein dicker Herr und eine magere Dame. Beide bespickt mit Goldtrödel. Neben der Frau saß ein junges Mädchen, blaß und krank aussehend und beständig von Husten geplagt. Ob sie die Begleiterin des noblen Paares war oder fremd für sich allein reiste, konnte ich nicht erkennen, denn alle drei waren stumm und teilnahmslos wie die Quabben. Nur daß der dicke Herr sich unermüdlich mit Zigarettenrauchen beschäftigte; war die eine aus, zündete er die andere an. Das kranke Mädchen verhielt sich Mund und Nase mit einem weißen Tüchlein und hustete und hustete. Da erlaubte ich mir höflich zu bemerken, daß das Rauchen im Gelaß verboten ist. Der Dicke warf mir einen verachtenden Blick zu und rauchte weiter. Als der Kondukteur vorüberkam, richtete ich an ihn

wenn einer gestorben, ohne den Aufbewahrungsort seines Geldes zu verraten, so mußte sein Geist so oft und so lange an der Stelle erscheinen, bis der versteckte Schatz gefunden war. — Ich hätte von dem Alten gewiß noch mehreres erfahren, aber als er seine Ochsen fand, ließ er mich im Stiche.

Am 4. August.

Die Natur wehrt sich immerwährend um ihren Urzustand. Wenn der Mensch durch die Wildnis einen Weg anlegt und nicht Jahr für Jahr nachbessert, so ist er in zehn Jahren ein wilder Graben, in zwanzig Jahren wieder verschüttet und verwachsen mit Strupp und Baum. Wenn der Mensch ein gerodetes Feld etliche Jahre lang nicht pflegt, so sproßt Unkraut und junger Wald auf. Wenn er sein stattliches Haus vernachlässigt, so fällt es als Ruine ins Erdreich hinein. Ununterbrochen bohrt und gräbt, lockert und zersetzt die Natur das Menschenwerk, bis es wieder in ihre Elemente zerfällt. Das Bauen ist eine harte Arbeit, aber größeren Fleiß und fortwährende Anstrengung bedarf das Erhalten. Auf allen Wanderungen durch die Waldheimat begleitet mich dieses Schauspiel, wie wilde Natur das Ihre zurücknimmt. Wo vor dreißig Jahren noch hundert Wege und Steige stattliche Bauernhöfe verbanden, muß man sich jetzt durch Gestrüppe und Dickicht mühsam durchwinden, bis man zu Stellen kommt, wo die Natur mit Gefälle, Gewuste und wuchernden Stauden gar alles verrammelt und dem Menschenkinde lachend zuruft: Halt, hier ist kein öffentlicher Durchgang! Und es ist auch ein Glück, daß wilder Wald manchmal wieder Sieger wird, daß der Ast immer nachwächst, auf dem der Mensch sitzt und den er mit aller Emsigkeit durchsägen will.

Am 5. August.

Auf einer Vergnügungsreise möchte halt auch ein Fürst so ungeniert und frei sein können, wie andere Leute, wenigstens so von der Leber weg plaudern dürfen. Das hat vor kurzem der deutsche Kaiser auf seiner Nordlandsreise getan. So sagte er unter anderem über die Zeitungen, daß seine Intentionen und Gedanken so oft mißverstanden und entstellt würden. „Wenn ich jemanden diesbezüglich beschuldigen wollte, so wäre es die Presse. Sie muß oft für vieles Schlechte verantwortlich gemacht werden. Es ist eine seltsame Sache, die mich stets betroffen hat, daß eine so große Unverantwortlichkeit im Journalismus herrscht. Nehmen Sie die verschiedensten Berufe: stets werden Sie sehen, daß der Mann, der zu seinem Amte zugelassen werden will, gewisse genaue und strenge Bedingungen zu erfüllen hat. Ein Arzt kann den Kranken nur pflegen, wenn er vorher ein Examen bestanden hat, das ihm oft viele Jahre schwerer Arbeit kostet. Ein Advokat darf erst plädieren, wenn er die

fünften ist wegen Wilderei ein Prozeß anhängig. Der sechste hat einen Haufen Kinder und fragt bloß an, was da zu machen wäre. Sie täten halt bitten um einen „guten Rat". Manche nehmen freilich, wenn's nicht anders ist, auch mit einem guten Wort fürlieb. Gütige Worte erleben arme Leute selten. Für die Länge aber ist auch nicht viel damit anzufangen.

Am 3. August.

Unser Leben krampft sich im Prokrustusbett des Programms. Alles soll sich auch in der gewöhnlichen Alltäglichkeit nach Programm entwickeln und die goldene Freiheit ist dahin. Wie köstlich, wenn einmal ein Tag ist, mit dem man beliebig schalten kann. Planlos ging ich heute mit früher Sonne vom Schulhause aus die Waldberge hinan, zuerst an einem Jagdhause vorbei, dann an einer leerstehenden Hube, dann an dem bröckelnden Gemäuer eines abgekommenen Gehöftes, dann wieder an einem Jagdhause; dazwischen überall junger Wald mit allerhand Wild; aber nicht ein einziger Mensch ist mir begegnet, stundenlang. Wenn man nur wüßte, wer in dieser Waldheimat denn eigentlich noch wirklich daheim ist. Um die Mittagszeit war ich auf der Stangelalm (1490 Meter). Windstiller, wonniger Sonnentag. In dem kleinen Schutzhause haust als Wirt ein alter Bauer aus Stanz, der die ganze Generation der Waldheimat zur Zeit meiner Jugend gekannt hat. Und dazu noch die vorhergegangene. Wir zwei alten Männer saßen lange nebeneinander auf einem Rasenkissen, schauten hinaus in die weite Gegend, über der eine fremde Zeit liegt, und plauderten von der Vergangenheit. Wir sahen uns das erstemal und hatten Wohlgefallen an einander. Es war einer der wenigen alten Bauern, die von meinen Fabeleien wissen, obschon der Mann nicht einmal lesen kann. Er habe schon so viel von mir reden gehört. Als wir aufgestanden waren, um uns zu trennen, murmelte er: „Do bin ih mit eahm banond gsessn", und hub an, vom Boden Moos und Gekräute auszureißen und wieder hinzuwerfen. „Warum machen Sie denn das?" fragte ich. „'s Platzl muaß ih ma mirkn. Stoana wiar ih do zsomtrogn." Eine Huldigung von der Gattung, die einen stolz machen kann.

Weiter hin begegnete mir einer, der auf der Alm sein Vieh suchte. Der wußte auch manches aus Alpels Vergangenheit, er erzählte von jenem Großbauern, der mir als Vorbild Guldeisners in meinem Roman „Jakob der letzte" gedient. Dieser Mann hatte in seiner besten Zeit so viel Wald, daß er nicht genug Holzknechte bekommen konnte, um ihn zu Geld zu machen, und so viel Geld, daß er nicht genug eiserne Töpfe aufzutreiben mußte, um es darin zu bergen und zu vergraben. Eiserne Töpfe und Wollenstrümpfe, andere Bauernsparkassen hatte es damals nicht gegeben. Darum auch die vielen Gespenster. Denn

bemüht gewesen war, die Tiere hinauszujagen, wurde das Besenregiment der Mägde aufgeboten; aber nur die durch solche Jagd müde gemachten und mit den Händen gefangenen Tierchen konnten hinausgebracht werden und selbst diese flogen sofort wieder herein. Mit wahrer Mühe endlich gelang es, uns der Eindringlinge zu entledigen, ohne ihnen ein Leid zuzufügen. Doch als die Fenster geschlossen waren, sann ich im Bette der Ursache nach, die sie ins Zimmer geführt haben mochte. Der Mensch ist eigentlich ein recht ungastliches Wesen. Aber die Schwalben haben doch draußen unter den Dachvorsprüngen ihre Nester. Erst heute früh habe ich gesehen, daß eines der Nester zerstört ist, daß auf der Erde graue Federn zerstreut liegen. Und die Leute sagten, im Garten sei ein Geier gesehen worden.

Am 8. August.

Anstatt die Dichter mit Jubiläen zu feiern, was die persönliche Eitelkeit der Dichter züchtet, oder anstatt toten Dichtern Denkmäler zu setzen, was Geld kostet und völlig unfruchtbar ist, sollte man des betreffenden Dichters Werke in größerer Anzahl zu normalem Preise ankaufen und sie im Volke, und zwar in den unbemittelteren Schichten, verbreiten. Das könnte ein literaturfreundlicher Verein besorgen, der bei Gelegenheiten, wo ein Dichterfest, ein Dichterdenkmal geplant wird, mit Rat und Tat zur Hand wäre. Damit erreichte der Dichter seinen Hauptzweck, die Verbreitung seiner Schriften, und seinen anderen Zweck, bürgerlich weiterleben zu können, ohne daß für ihn gebettelt werden muß. Für jeden Fall sei das lebendige Denkmal, das in seinen Werken besteht, wichtiger als das tote aus Stein oder Erz. — Bald nach diesem Vorschlage, den vor Jahren der „Heimgarten“ gemacht, ist in Hamburg die Deutsche Dichtergedächtnisstiftung entstanden, die ungefähr denselben Zweck verfolgt. Der Verein hat in Deutschtand großen Anklang und viele hochherzige Gönner gefunden. Der heute bei mir eingelangte dritte Jahresbericht weist aus, daß bei der letzten Bücherverteilung 24.021 Werke in 13.934 Bänden an Schulen, Volksbibliotheken und andere gemeinnützige Anstalten abgegeben werden konnten. Demnächst soll auch in Österreich ein Zweigverein der Deutschen Dichtergedächtnisstiftung errichtet werden. Es wird dafür besonders an Passendes fürs Volk gedacht werden. Unsere Volksbibliotheken, die allerhand Schmerzen haben, sollten sich beizeiten mit der deutschen Dichtergedächtnisstiftung in Hamburg-Großborstel bekanntmachen. Und die Literaturfreunde, sie haben hoffentlich nicht weniger Sinn für Dichterwerke als für Dichterfeste und Denksteine.

Am 9. August.

Heute war ein wüthiger Nietzschehasser bei mir: „Dieser Nietzsche! Der verdirbt unsere jungen Leute mit seinem Herrenmenschen

Rechtsstudien absolviert hat. Nur der Journalist braucht keine Studien, keine Prüfungen und keine Diplome. Ein junger Mann von 22 Jahren kann in dem größten, geachtetsten Blatte der Welt seine Meinungen äußern; er kann hier einen Artikel schreiben, der das stärkste Echo zu finden und den größten Eindruck auf die Zeitgenossen zu machen vermag. Täglich enthalten die Zeitungen Aufrufe an die Öffentlichkeit, Kommentare und Kritiken, welche oft von Leuten ausgehen, deren gute Absichten ich nicht bestreiten will, denen aber häufig die entsprechenden Kenntnisse mangeln. Und solche Leute sind oft die Führer der öffentlichen Meinung! Sie üben den größten Einfluß auf ihre Zeitgenossen und sind oft am wenigsten dazu geeignet."

Wenn man sich über etwas ärgert, so ist es allemal am besten, man macht einen Witz darüber. So antworteten die Zeitungen, es gäbe auch andere Berufsleute, bei denen man keine Studien und keine Diplome brauche. Zum Beispiel die Monarchen. Dieser verdeckte Gegenvorwurf der Unfähigkeit und Nichtgewissenhaftigkeit paßt zwar durchaus nicht auf den Kaiser Wilhelm II., aber das macht nichts. Der Trumpf liest sich gut, Wahrhaftigkeit ist Nebensache und der Ausspruch des Kaisers ist — mit einem neuen Beispiel erhärtet. — Ich bin in der sechsten Großmacht nur ein Feldwebel, meine aber, daß es einer ganz anderen Taktik bedürfte, um den kaiserlichen Angriff zurückzuschlagen.

Am 6. August.

Einer Gymnasialreform-Rundfrage habe ich heute folgendes zu entgegnen gehabt:

Das Ersprießlichste an unseren Gymnasien sind die Ferien. Sie erwecken den jungen Menschen aus den Mumiengräbern der Alten und geben ihn dem frischen, gehaltvollen Leben der Gegenwart zurück.

Am 7. August.

Gestern abends, als ich mit dem Lichte in meine Schlafstube ging, flatterten und schwirrten dort im engen Raume schwarze Vögel umher. Eine ganze Menge, denn jeder hatte in seinem mitfliegenden Schatten einen Doppelgänger. Die Fenster waren wie immer tagsüber offen gewesen, aber noch nie so, daß fünf oder mehr Schwalben in dem Stübchen Nachtherberge genommen hätten. Durch das Licht geschreckt, schossen sie jetzt ganz wild umher, immer hoch über den Fenstern, in deren schwarzen Tafeln sie jetzt den Ausgang nicht erkannten. Es half auch nichts, als ich ins Fenster Licht stellte, sie flatterten darauf hin und wieder zurück. Sie würden ja wohl zur Ruhe kommen, aber mit dem ersten Tagen ihr Flattern wieder beginnen und zu zwitschern anheben. Das kann man im Schlafzimmer nicht brauchen. Nachdem ich vergebens

und beherrschen will. Man beherrscht die Welt nicht mit ihrer Wahrheit, sonder mit dem Willen. —

Ursache dieser Gedanken ist die Bemerkung eines Bekannten, daß die meisten Leute vom Grunde aus schlecht seien. Ich will aber keine schlechten Leute, so gibt es für mich keine. Von Natur aus schwach, durch Umstände verdorben und boshaft mögen viele sein, aber vom Grunde aus schlecht ist keiner. — Wer jedoch schlechte Menschen haben will, allerdings, der wird an ihnen keinen Mangel leiden.

Am 12. August.

Heute sprach ich auf einem Bergwege lange mit einer alten Bauern-Dienstmagd. Zuerst war sie wortkarg und rückhältig. Endlich, als ich recht in ihrer Mundart sprach, ohne mit Fragen in sie zu dringen, wurde sie zutraulicher und erzählte ganz treuherzig. Sie ist seit 34 Jahren auf dem gleichen Hof bedienstet und arbeitet jeden Tag, auch feiertags, denn sie ist Stallmagd, von früh bis abends. In ihrer besten Zeit hatte sie sechzehn Gulden Jahrlohn, zwei Paar Schuhe jährlich, zwei Rupfenhemden und einen Zeugkittel vom Bauern. Das übrige hat sie sich selbst zu schaffen. Jetzt, da sie nicht mehr so viel leisten kann, hat sie zehn Gulden Jahrlohn. Und doch etwas Erspartes. Vor Jahren hatte sie nämlich einen Ehrenpreis (Dienstbotenprämium) von 50 Gulden erhalten. Das hatte sie in die Sparkasse gelegt und das Sparkassebüchel hat sie ihrem Hausvater zum „Aufheben“ gegeben. Wenn sie einmal mit Tod abgeht, gehört es sein. — Von Graz weiß sie nur, daß es „unmöglich weit weg“ ist, „sie sagen, gar mehr als zwei Stunden mit der Eisenbahn.“ Auf der Eisenbahn ist sie einmal gefahren bis Kindberg. Geht man sonst drei Stunden und ist's nur ein Rutscherl gewesen. „Na, was doch die Leut alles anstellen!“ Ferner weiß die Alte noch, daß es auf der Welt ein Militär gibt. Sie hat selber ihren Buben bei den Soldaten gehabt; ob das ihr Liebster oder ihr Sohn war, konnte ich nicht inne werden. Dann weiß sie auch, daß der Kaiser ist, aber wo, daß weiß sie nicht mehr. Die Grenzen der Welt scheint sie sich ungefähr bald hinter Maria-Zell zu denken. Dort ist sie einmal gewesen. Eine ganze Tagreise, „aber Gott, was die Welt weit ist!“

Am 13. August.

„Ein heller Geist, ein reiner Geist,
Der fremde Geister von sich weist.
Ein starker Mann, ein ganzer Mann,
Der Alkohol entbehren kann. —
Drum ist in manchem Hause sehr
Die Frau der Herr.“

Diesen Vers habe ich heute einem Manne verehrt, der schwankenden Schrittes vom Wirtshause kam und lallend um ein Autograph bat.

ganz und gar! Er verheert unsere Zivilisation, er zerstört sie. Arme Menschheit!“

Nein, mein Bester, der arme Nietzsche wird im ganzen nicht viel Unheil anstiften. Seine Sache ist zu unmöglich. Seine praktischen Anhänger würden sich sofort damit den Kopf zerschellen. Da weiß ich ganz andere Geister, die unser Volk verheeren. Die Gemeinheiten in Literatur, Theater und darstellender Kunst. Der kraftlähmende Pessimismus und manch anderer zersetzende Geist schaden uns nach und nach viel mehr, als der Dichter Nietzsche es tun kann mit seinen bizarren Kraftidealen, denen niemand weniger nachgelebt hat als er selbst.

Am 10. August.

Von der Leitung des Deutschen Schriftstellerheims in Jena, das unter dem Schutze des Großherzogs von Sachsen steht, bin ich ersucht worden, die Lose der Schriftstellerheimlotterie nebst den Unterschriften des Gesamtvorstandes, O. von Leixner, Wilhelm Raabe und Ernst von Wildenbruch, auch mit meinem Namen zu unterschreiben. Aber ich kenne mich in solchen geschäftlichen oder juridischen Sachen nicht aus und mein Grundsatz ist, nichts zu unterschreiben, was ich nicht verstehe und überblicke. Und doch habe ich diesmal unterschrieben. Geldnoten mit meinem Namen zu signieren, so weit habe ich's nicht gebracht. Aber Bettelscheine zu zeichnen, darauf verstehe ich mich. Eines der 120.000 Lose wird eine Mark kosten. Wir werden sehr viele und sehr schöne Treffer haben. Wie viele und wie schöne, das verrate ich nicht. Ich mache mich verbindlich, dem Loskäufer den Haupttreffer zuzuschanzen. Er besteht in dem Bewußtsein, ein gutes Werk getan zu haben. Das Schriftstellerheim in Jena ist ein Ruhe- und Feierabendsitz für viele, die ihr Leben und Wirken der weltbewegenden deutschen Geisteskultur geweiht haben und dabei arm geblieben sind.

Am 11. August.

Diese „Wahrheit“ (die wissenschaftliche) sagen sie, sei für den Menschen das allein Fördernde und Erlösende. Bei mir gerade im Gegenteil: nichts macht mich gleichgültiger, wirkt lähmender auf mein Denken und Handeln als eine absolut festgestellte Wahrheit oder Gewißheit. Da ist das Los gefallen, da bleibt nichts mehr übrig zu tun, zu hoffen, der Phantasie sind die Flügel gebrochen — sie liegt da wie ein ohnmächtiger Wurm. Wie anregend, herrlich fruchtbar dagegen ist das Ungewisse, das unermeßliche Halbdunkel, das wir mit unserer Wahrheit, mit unseren Vorstellungen, Stimmungen und poetischen Träumen ausfüllen können. Ich bin eine aggressive Natur, die nicht erst warten mag, wie die Welt sich ihr zeigt, sondern die sich ihre Welt selber schafft

Am 16. August.

Seit einigen Wochen manches Erlebnis, das fürs öffentliche Tagebuch sich nicht eignet. Es würde gewiß mißverstanden werden. Aufgemerkt wird alles, und in die Mappe gelegt. Vielleicht kommt einmal jemand, der es einem andern Geschlecht erzählt, mit welch sonderbaren Dingen mancher Mensch ganz mit sich allein fertig zu werden hat.

Am 17. August.

„Beständig unbeständiges Wetter!" pfaucht mir der Dorfwitzbold in die Ohren. Und recht hat er. Sonnenschein, Wind, Nebel, Gewitter und Regen wechseln ab in schöner Regelmäßigkeit. Monat für Monat. Mir fällt der Mangel an Hummeln, bunten Faltern und Käfern auf; hingegen gibt es mehr Schwalben als in vorhergehenden Jahren. Sie fliegen heuer immer ganz niedrig. Dabei ist es vorwiegend warm, und die Bauern hier sagen, sie hätten schon lange kein so gutes Jahr gehabt. Die Sommerfrischler raunzen. Die einzelnen schönen Tage sind noch die schlimmsten, sie locken die Leute auf die Berge, und wenn die Herrschaften oben sind, gibt es Sturm und Wasserschütten, daß die Ärmsten wie begossene Pudel herabkommen. Wenn sie überhaupt herabkommen, nicht ganz eingeregnet und eingeschneit werden in einer verödeten Hütte. Oder wenn sie nicht über einen Hang rutschen, über einen Felsen stürzen und liegen bleiben in den hohen Wüsten. Die touristischen Unglücksfälle dürften dies Jahr die höchste Ziffer erreichen. Seit Mai fast täglich zwei, drei und noch mehr Abstürze verzeichnet. Vor kurzem wußte die Zeitung an einem Tage von vier Todesfällen, drei schweren Verletzungen und von einer ganzen Touristengesellschaft, die vermißt wird, zu berichten. Den weißen Tod nennt man diese Bergseuche; sie ist sehr ansteckend. Diese Unglücksfälle wirken nicht abschreckend, vielmehr aneifernd. An die Stelle, wo einer abgestürzt ist, laufen sie zusammen, trachten womöglich das Kunststück nachzumachen. Sie klettern an denselben gefährlichen Stellen herum, so lange, bis wieder einer unten liegt. In dieser Epoche der Selbstmorde mag es wohl auch möglich sein, daß mancher im schönen Hochgebirge einen guten Abgang sucht. Gestern erzählte mir ein Wiener, daß auch er einmal sieben Stunden lang an einer „Latschen" gehangen sei. Aus Verdruß über geschäftliche Mißerfolge und anderes wäre er eines Tages auf die Rax gestiegen, absichtlich an gefährliche Stellen. „Das Leben hat ja so keinen Wert." Dann sei er am Riedgras abgerutscht, über eine Wand gestürzt und im Gezirm hängen geblieben über dem Abgrund. Und in diesen allerschlechtesten Stunden des Lebens habe er das Leben viel höher schätzen gelernt als zu jeder anderen glücklicheren Zeit zuvor. Er sei sehr froh

Am 14. August.

Heute beteiligt an einer Herrenhochzeit im Dorfgasthof. Ein Freund, Großindustrieller, wollte die Hochzeit seiner Tochter daheim im lieben Dorfe begehen. Die leiblichen Genüsse wurden besorgt von echter Sacherküche, die geistigen von vorzüglichen Tischrednern, die künstlerischen von den Mooskirchner Spielleuten mit Ziehharmonika, Hackbrett, Geigen und Baßgeige. Dieser Gegensatz war drollig und anmutig. Es war das eigenartigste und feinste Festmahl, das ich je auf dem Lande erlebt. Dorf und Arbeiterschaft freuten sich aufrichtig mit. Manche waren freilich betrübt, daß das von allen verehrte Töchterlein der Herrschaft als junge Frau so weit fortziehen sollte. Sehr enttäuscht aber waren etliche bäuerliche Zuschauer. Die hatten sich unter einer Herrenhochzeit etwas ganz anderes gedacht. Was das für eine Hochzeit wär, meinte einer. „Wir, wenn wir heiraten: Einzug mit Musikanten und geschossen wird. Am Nachmittag drei große Mahlzeiten, singen und juchezen, und tanzen die ganze Nacht, und am nächsten Tag tüchtig raufen. Und die da! Fahren gleich so in Wägen daher, setzen sich zusammen um einen langen Tisch, haben nur eine Mahlzeit, die dauert — nit zum derwarten, wie lang sie sitzen. Und wie man denkt, jetzt, weil die Spielleut' da sind, werden sie endlich eins tanzen, nehmen sie ihre vornehmen Weibsbilder her und fahren mir nix, dir nix heim. — Und am wenigsten", so schloß der Mann munter, „gefällt mir an dieser Herrenhochzeit noch, daß sie mich nicht dazu eingeladen haben."

Am 15. August.

Heute habe ich den 30. Jahrgang des „Heimgarten" vollendet. Ich korregierte den 1800sten Bogen. Seit nahezu einem Menschenalter haben diese Bogen, wovon ich ungefähr die Hälfte auch schrieb, mich begleitet in kranken wie in gesunden Tagen, auf der Reise wie daheim. Wie viele Hoffnung, Anstrengung, Sorgen und — Freude! Mein Leben, Trachten und Sehnen und — Irren seit 1876 steht in diesen Blättern verbucht. Wie oft habe ich mich bangend gefragt, ob es auch was tauge? Ob es auch zu was gut ist, all diese oft so persönlichen Dinge in die große Glocke zu schreiben? Viele hören läuten und wissen nicht, woher? Wie unzähligemal ist das mißverstanden worden, wie oft hat's Ärgernis erweckt und Bosheit. Wie viele Gefechte haben stattgefunden, wie viele Meinungen und Vorschläge sind ins Wasser gefallen; und doch ist manche Änderung und Einrichtung entstanden im Lande und in der Ferne, deren Anregung dem „Heimgarten" zugeschrieben wird. Mit gutem Wollen ist die Saat ausgesät worden. — Weiteres steht nicht in meiner Macht.

Neumarkt, um dann niederzurollen ins Kärntnerland. In unseren Alpen der höchste Bahnpaß zwischen der Donau und dem adriatischen Meere und die Neumarkter sagen, sie hätten ungefähr gleich weit nach Wien und nach Venedig. Nachdem den Neumarktern etliche Geschichten erzählt worden waren, ergriff ich vor den Autographenjägern die Flucht.

Am 20. August.

Ich stieg in die Kutsche, zog an beiden Fenstern die Vorhänge zu. Und jetzt: „Vorwärts, Matthias!“ „Wohin, Herr Doktor?“ „In die Wildnis. Wohin Sie wollen, nur in eine Wildnis.“ — Aha, wieder einmal Mucken! dachte der Kutscher, besann sich ein Weilchen und ließ es dann vorwärts gehen. Anfangs war der Weg glatt, dann wurde er holperig, endlich gings bergan, die Räder krachten in den Steinen und ich wurde im Wagen tüchtig hin und her geworfen. Stundenlang so. Dann lichtete ich die Vorhänge, um zu sehen, wo ich war. In einer dunklen Waldschlucht. „Halt, Matthias!“ Hier stieg ich aus und ließ den Wagen zurückfahren. Nun allein in der Schlucht zwischen wildverknorpelten Fichten, über derem Gewipfel hoch besonnte Waldkuppen ragten. Vom Steinwege zweigte ein kaum kenntlicher Fußsteig ab und hin am steilen Berghang. Den nahm ich. Der Waldboden glatt, ohne Moos, ohne Heidekraut, nur bloßliegende Baumwurzeln und dürres Genadel. Es war dunkel, das Geäste oben schlang sich dicht ineinander. Manche Stämme waren gebrochen, aber sie konnten nicht umfallen, blieben hängen an den Nachbarn. Andere lagen modernd auf dem Boden und tausendfach rieselte darüber hin das kleine Getier. Es war wieder mein lieber Wald. Lange ging ich so dahin, ganz vergnüglich. Es ist zu fein, wenn man wandert, ohne zu wissen wohin man kommt. Ich wußte nur, daß ich bald in die Nacht kommen würde. Wie weit sich der Wald erstreckt, wohin mein schlechter Steig mich führen werde, das ließ sich im Ungewissen. Ein schwarzes, morschendes Wassertröglein war jetzt da, es war voll klaren Wassers, und ein Brünnlein, unter den Baumwurzeln hervorsickernd, rann wie ein gläsernes Fädlein in den Trog. Durstig war ich aber nicht, durstig werde ich selten auf der Wander. Doch vom Stück Brot, das im Sacke stak, zwickte ich ein Ecklein los und schob es in den Mund. Wer weiß, ob dieses Stück Brot nicht wird mein Nachtmahl sein müssen — also haushalten damit! — Zu einer Lichtung kam ich. Der Blick frei über Waldhöhen hin ins weite Tal, das im blauen Dufte des Abends lag. In aller Ferne die Felsrücken des Oberlandes und darüber güldne Wölklein. Dann machte der Wald sein Fenster wieder zu. Die Wildnis wurde wüster, die Dämmerung nahte der Dunkelheit. So still war's, daß man das Knistern der heimkehrenden Eichkatzeln und das Seufzen

gewesen, als aus Hirschwang Leute gekommen, die ihn mit einem langen Seil gerettet hätten.

Am 18. August.

Kaisers Geburtstag wird auf dem Dorfe recht einfach gefeiert. Kein Aufzug, kein Pöllerknallen, kein Festessen, keine Festreden. Gerne wird — der um diese Jahreszeit dringenden Feldarbeit wegen — das Fest auf den nächsten Sonntag verlegt. Da ist Kaiseramt mit Tedeum und Volkshymne. Sind Veteranen in der Gegend, so pflegen sie wohl in ihrer Uniform auszurücken und zur größeren Ehre Gottes den federbebuschten Hut auf dem Kopfe, in die Kirche einzumarschieren und hernach im Wirtshaus ein Glas zu trinken. Das ist so ziemlich alles. Während des Gebetes für den Kaiser aber wird manches Auge feucht. Und bei dem Liede: „Gottes Sonne strahl' in Frieden auf ein glücklich Österreich!" geht auch durch die Bauernherzen ein zitterndes Sehnen und Hoffen. Mancher Landmann, der unter einer nun achtundfünfzigjährigen Regierung Franz Josefs alt geworden ist in seinen engen kümmerlichen Verhältnissen, weiß vielleicht nicht den Namen des Kaisers zu nennen, aber das weiß er, das hat er oft gehört, daß der Kaiser so liebe, blaue Augen hat. Übrigens wird von vielen Landleuten noch geglaubt, daß alles im Lande nur nach dem persönlichen Willen des Kaisers geschehe und der Monarch noch unbeschränkter Herrscher sei.

Am 19. August.

Heute drei Stunden lang in Neumarkt an der Kärntnergrenze. Das steirische Davos. Hunderte von Sommerfrischlern, zumeist Frauen. Alle frisch und gesund, Gott sei Dank. Das Hochland von Neumarkt liegt beinahe 1000 Meter über dem Meere, ein breites Alpental mit grünen Wiesen und einem kleinen See. Wetter heute herbstlich frostig, der Himmel umwölkt, am Zirbitzkogel tief herab Neuschnee. 's ist ja der Sommer, der alle Monate einmal schneit. Schön ist die Fahrt von Unzmarkt bis Neumarkt. Da steigt die Bahn aus dem Murtale an der Berglehne sachte auf, macht die große Biegung bei Scheifling und kommt zum Schlosse Schrattenberg, das auf einem Hochplateau liegt. Unter den Fresken, den Konflikt des ägyptischen Josef mit der Putiphar vorstellend, wird jetzt vielleicht munter geflirtet und in dem Bette, wo am 5. April 1797 Napoleon gelegen ist, schlafen jetzt Sommerfrischler. Vor unseren Augen haben sich zwei Alpentäler entfaltet, das Oberwölzertal mit den Hochspitzen der Tauern im Hintergrunde, und das obere Murtal mit seinen Dörfern, seinem Fluß und seiner Landesbahn, auf der eben ein drei Waggon großes Züglein emsig der Stadt Murau und weiterhin dem Salzburgerlande zustrebt. Wir sind endlich im breiten Hochtale, wo der Zug fast eben dahingleitet bis zum schönen

Ortschaften. Die Nachrichten sind noch unsicher, die Zeitungen wissen nicht recht, sollen sie sagen 800 oder 10.000 Tote. — Rückblick auf große Erdbeben in jenem Lande nach Alexander von Humboldts Beschreibung: Die Stadt Caracas, die Hauptstadt von Venezuela, war am 26. März 1812 der Schauplatz eines unbeschreichlich verheerenden Erdbebens. Schon im Dezember 1811 hatte ein Erdstoß die sorglosen Bewohner erschreckt. Dann kam der 26. März 1812, ein drückend heißer Tag mit stiller Luft und unbewölktem Himmel. Da es Gründonnerstag war, befand sich ein großer Teil der Bevölkerung in den Kirchen, als um 4 Uhr 7 Minuten der erste Erdstoß erfolgte, der so stark war, daß die Kirchenglocken anschlugen, von des Schicksals Hand zum Grabgeläute für die Menschen geschwungen. Gleich darauf erfolgte ein zweiter etwa zehn Sekunden langer Stoß, bei dem sich die Erde wie wallendes Wasser bewegte. Und als man nun nach einigen Augenblicken der Ruhe glaubte, daß alles vorüber sei, begann sich aufs neue die Erde unter schrecklichem Brüllen in allen Richtungen von oben nach unten und in allen Strichen der Windrose zu bewegen. Solchen Kräften konnte kein Gebäude standhalten. Die größten Kirchen fielen zu flachen Schutthaufen zusammen, unter ihren einstürzenden Gewölben an 4000 Menschen begrabend. Ein ganzes Regiment, das eben im Begriff war, eine Kaserne zu verlassen, um sich der großen Prozession anzuschließen, wurde fast bis auf den letzten Mann von den Trümmern seiner Kaserne erschlagen. Weitere 7000 Menschen lagen unter den Mauern ihrer Häuser. Gegen Abend senkte sich die ungeheure, finstere Staubwolke und als der fast volle Mond die stille, schöne Tropennacht zu erhellen begann, beleuchtete er an den Ufern des stark angeschwollenen Rio Guaire ein Bild unsagbaren Jammers.

Aus neuerer Zeit ist noch das Erdbeben vom 13. bis 15. August 1868 zu erwähnen, bei dem in Peru und Ecuador 25.000 Menschen erschlagen wurden. — In Mürzzuschlag entwickelte — ich hörte es — heute ein Handwerksmann seine Erdbebentheorie: „Sein tut's halt so: Jetzt die Weltkugel ist einwendig voll Feuer, auswendig hat s Land und Wasser. Mehr Wasser. Und wenn immereinmal der Meerboden wo ein Loch kriegt, so gießt Wasser hinein ins Feuer und das dampft wie der Teuxel. Und meint man, die Weltkugel müßt auseinanderspringen wie eine Bomben. Das ist aber derweil noch nit, weil doch allerweil noch zu wenig Wasser hineinkommt; aber ortweis explundiert schon doch was und reißts allerhand durcheinand und stürzt ein, daß alls kracht und fibert. Schauts, und daher kommt s Erdbiben. Wird man auch wissen, wegen warum grad nahed vom Meer so viel Erdbiben sind."

Bestätigte ein anderer: „Däs is nit sa dumm."

der Äste hören konnte. Da standen die Stämme plötzlich auseinander, vor mir lag ein Anger, ein Haus und noch ein Haus. Dahinter aufsteigender Hügel mit einer Kapelle und mit einer vielzackigen Ruine. Hier am Paß wendete sich mein Steig auf die andere Seite des Berges und führte durch Wald niederwärts. Er war zum Fahrweg geworden, die Bäume wurden schütter, zwischen den Stämmen flogen „Sonnwendkäferln". Es waren aber keine Johanniswürmchen, es waren die Lichter eines Ortes, der im Tale lag. Da stieg ich hinab, trat in ein Haus — jubelnd grüßten zwei kleine Buben den Großvater. — Ich wußte es ja freilich auf dem ganzen Weg, wollte es mir nur nicht wahrhaben, wollte mir die endlose Wildnis einreden, auch ein romantisches Wandern und sonst allerlei, was außer in der Phantasie des Poeten nicht mehr vorkommt. So muß der Mensch sich manchmal selber foppen.

Am 21. August.

Heute nach fünfeinhalbwöchentlicher Abwesenheit unsere Nordlandsreisende heimgekehrt. Frisch und munter, ohne Unfall und ohne Abenteuer. Ihre hohen Erwartungen waren weit übertroffen worden von der Herrlichkeit dieser Fahrt. Eine kluge, fröhliche, gleichgesinnte Reisegenossin hat einen übrigen Teil der Reisegesellschaft, der auch in den außerordentlichen Tagen alltäglich geblieben war, erträglich gemacht. Viele gehen nur nach dem Nordkap, um dort Sekt zu trinken, Steine ins Meer zu werfen, sich photographieren zu lassen und Ulk zu treiben. Das Wetter zumeist trübe und neblig gewesen, das Meer meist bewegt, sogar schwerer Seegang. Den größten Eindruck Spitzbergen gemacht mit seiner traulichen, heimlichen Adventbucht. Von einer Nacht dort keine Spur. Fast verloren sie die Tageszeiten und die Reisenden wußten kaum, wann sie hungrig oder schläfrig werden sollten. Den Wald von Spitzbergen hat sie mit heimgebracht — in einer hölzernen Schachtel. Moos. Wieder nach dem Süden, d. h. nach Hamburg zurückgekehrt, kam ihnen die Nacht seltsam, unheimlich vor. Es war so selbstverständlich gewesen, daß es immer licht bleibt. Endlich schwerer Abschied von dem treuen, traulichen Schiffe. — So viel des Allerflüchtigsten, wie man's heimgekehrt in der ersten Stunde erzählt. Ich habe die Weitgereiste eingeladen, für den Heimgarten einen Bericht des Eigenartigsten und Wundersamsten der Nordlandsfahrt zu schreiben. Sie hat's abgelehnt. Sie wolle die Erinnerung an diese Reise für sich allein haben.

Am 22. August.

Nun hat auch Südamerika sein San Francisco. In Chile am Stillen Ozean. Vor einigen Tagen haben Erdbeben und Feuersbrunst die Städte Valparaiso und Sanjago zerstört und viele andere

wenig persönlich, zu wenig sinnlich gewesen. Aber umsonst war sie doch nicht gegangen zum „Dichterhaus“; was der Herr nicht kann, das kann die Magd.

Am 25. August.

Heute die Stunde, da mein Witz mit dem Blitz konkurrieren mußte. Vorlesung in Mürzzuschlag, nachmittags. Nach großer Schwüle während des Vortrages Gewittersturm. Im überfüllten Saal ward es so finster, daß man das Elektrische auftat. Dieses mochte meinen, es habe keine Pflicht für die Tageszeit und versagte. Die dann angezündeten Kerzenflammen zitterten im Verein mit manch zagendem Zuhörer bei dem Sturm, der an den Fenstern wüthete und ganze Kübel Wassers an die Scheiben warf. Wir saßen denn einmal gepfropft beisammen und ich las, aber der Donner überschrie mich grell und bei dieser lustigen Vorlesung gab es Blitz auf Witz. Jener war stets scharf und drastisch, aber die Leute lachten nicht; lachten sie zu den Witzen? Was soll man bei solcher Gelegenheit tun? Mit der Menschenstimme abwarten, bis Gottesstimme ausgeredet hat? Aber die Stunde ist eingezwängt zwischen Eisenbahnzügen, mit denen die Leute ankommen und solchen, mit denen sie wieder abfahren wollen. Jemand lachte hoffentlich aber doch bei dieser humoristischen Vorlesung — der Tuberkel-Abwehrverein.

Am 26. August.

Kam eine fremde Dame zu mir. Recht stattlich und tüchtig herausgeputzt. Wir saßen uns eine halbe Stunde gegenüber und wußten nichts rechtes miteinander anzufangen. Endlich rückte ich ein wenig meinen Stuhl, weil ich unbequem saß. Da meinte sie etwas pikiert: „Mir scheint, ich störe. Offen gesagt, ich wollte mich eine Weile hier aufhalten und vielleicht manchmal den Herrn Dichter begleiten auf seinen Ausflügen.“ „Meine Gnädige, damit ist es nichts. Ich muß stets allein gehen, darf unterwegs nicht sprechen.“ Sie: „Nun, das könnte ja ich tun.“ Meine Verneigung: „Davon bin ich überzeugt. Aber ich kann beim Gehen auch nicht zuhören.“ Sie: „Also mit einem Wort — ich bin abgelehnt. Vielleicht wüßten Sie mir dann einen andern Dichter.“ Ich: „Mein Himmel, Dichter genug. Aber die Herren pflegen schon ihre bestimmte Begleitung zu haben. Oder unterhalten sich unterwegs mit Frau Muse.“ Sie: „Frau Muse? Eine gute Bekannte wahrscheinlich?“ Ich: „So ist es. Eine gute Bekannte!“ — Nach einem Weilchen wieder die Dame: „Also hätte ich die Reise hieher umsonst gemacht.“ Das bedauerte ich, damit war das Gespräch erschöpft. Als sie noch ersucht wurde, sich ins Fremdenbuch zu schreiben, lehnte sie das ab und rauschte lebhaft zur Tür hinaus.

Am 23. August.

Als ich heute abends durch die Waldschluchten des Freßnitzgrabens ging, um den Bauschilling für das Waldschulhaus abzuliefern — es wurde schon dunkel — sprang aus dem Gebüsch ein Mann hervor und mit geschwungenem Knüttel forderte er mir das Geld ab. Ich wollte mich zuerst wehren, da gabs einen Schlag auf den Arm, der weiter nicht weh tat, nur rühren konnte ich den Arm nicht mehr. Ich ließ das Geld fahren und trachtete weiter zu kommen, trotzdem auch die Beine an der Erde zu kleben schienen. Der Räuber verfolgte mich aber, drohte mir, rief mir nach, daß ich auf ihn warten solle, er hätte mir was aufzutragen. Als er mich eingeholt hatte, zog er die Brieftasche hervor, die er mir eben abgenommen hatte, und bat mich, ich möchte so gut sein und dieses Geld in der steiermärkischen Sparkasse für ihn anlegen, da er so selten nach Graz komme. Ich erklärte mich zu dieser Gefälligkeit gerne bereit und hatte nur meine Sorge, wie ich es zur Zufriedenheit des Auftraggebers ausführen würde.

Solche Träume sind doch wert, angemerkt zu werden.

Am 24. August.

Kam heute eine Bürgersfrau aus Niederösterreich zu mir, setzte sich an den Gartentisch. Es sei ihr achtjähriges Töchterchen gestorben, sie wolle ihm einen Grabstein setzen, und ob ich nicht so gut sein möchte, eine Grabschrift zu dichten. Meine Antwort, daß ich derlei nicht triebe, daß ich selbst für meine verstorbenen Verwandten nichts dichtete, vielmehr dafür sei, als Grabschriften passende Verse aus der Bibel oder irgendeinen schönen alten Spruch zu wählen. Da wüßte ich z. B. einen, der sehr schön sei:

„Was wir bergen
In den Särgen,
Ist der Erde Kleid,
Was wir lieben
Ist geblieben,
Bleibt in Ewigkeit."

Die Frau schüttelte den Kopf. Gefiele ihr nicht recht, käme von ihrem Kinde nichts drin vor. — Im nahen Felde war eine Magd beschäftigt, Erdäpfel auszugraben. Die mußte das Anliegen der Frau gehört haben. Sie richtete sich auf, stützte sich auf den Spatenstiel und sagte: „Ich tät wohl eins wissen, so ein Friedhofsprüchel, ein schönes. Wartens, wie gehts denn? Ja richtig, ich weiß schon:

„Hier in diesem Rosengarten
Tu ich auf meine Eltern warten."

Das war recht, das schrieb sich die Frau sogleich in ihr Brieftäschchen. Mein vorgeschlagener Spruch war ihr zu wenig einfach, zu

so töricht, mein Prinzip zu verteidigen. — Es gibt kaum etwas Überflüssigeres, Fruchtloseres, als schöngeistiges Gewäsch, Kunstgeschwätz und ästhetischen Zank in unseren Salons. Schönheit ist Sache des Geschmacks und über den Geschmack läßt sich nicht streiten. Warum kann ein gesunder Volkssinn an den stümperhaftesten Bildern Gefallen finden? Weil er mit dem Bilde, besonders religiösen, stets eine Idee verbindet; er sieht nicht das Bild, er sieht die Idee. Das ist der Mühe doch wert. Das rein Sinnfällige an dem Bilde ist und bleibt Geschmacksache. Der eine liebt rot, der andere blau, der eine die gerade Linie, der andere die geschwungene, der eine liebt die alte Technik, der andere die neue u. s. w. Jeder hat Recht und jeder sollte dem andern sein Recht lassen. Über derlei Dinge des langen und breiten herumreden, ganze Zeitschriften füllen, ganze Werke schreiben, ist ein großes Armutszeugnis für den Geist unserer Zeit. Es gibt geistige und soziale Dinge, die himmelhoch wichtiger sind als das, was man im Alltagsleben Kunst nennt.

Am 29. August.

Allzugroße Rosegger-Schwärmerei kann auch gefährlich werden. Das hat dieser Tage ein junger Mann erfahren, der in Salzburg eigenmächtig ohne mein Wissen eine Rosegger-Vorlesung veranstaltete mit der öffentlichen Ankündigung, daß ich persönlich sie halten würde. Der tiefere Zweck dieser Fopperei ist nicht ganz klar geworden, der Mann behauptete, den Ertrag armen Kindern zukommen lassen zu wollen. Als es schief zu gehen begann, lud mich das Schlaucherl noch in letzter Stunde ein, nach Salzburg zu kommen, damit es dann sagen könnte, R. „habe davon gewußt“. Mein selbstverständliches Nichterscheinen hat der Treffliche gedeckt durch eine humoristische Vorlesung, die er hielt, und durch schöne Liedervorträge einer Sängerin. Doch aber war die Sache den Salzburgern nicht ganz recht und sie ließen den ingeniösen Rosegger-Impresario einnähen. Für eine humoristische Vorlesung ein verteufelt ungemütlicher Ausgang. Der junge Mann konnte sich an Aufmerksamkeiten für seinen Lieblingsdichter gar nicht genug tun, er nannte sich — wie Zeitungen berichten — „Roseggers Vortragsmeister“ und „Direktor des Rosegger-Theaters in Wien“, das außer im Haupte des Vielseitigen nicht existiert.

Am 30. August.

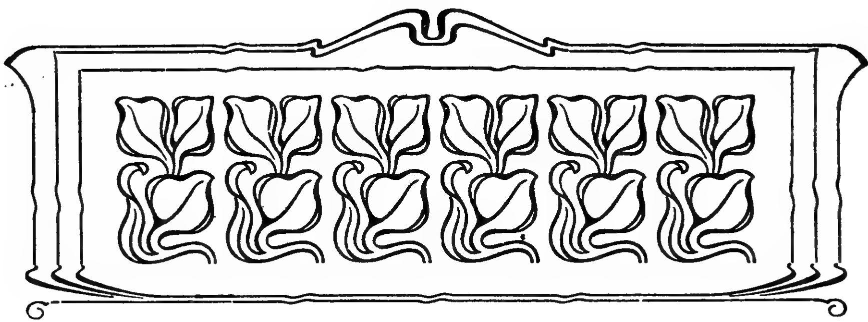
Es wäre etwas Köstliches um das, der stille Gläubiger eines andern zu sein. Man hat jemandem was Gutes getan, man sieht's, wie er es genießt, aber er schweigt und dankt nicht. Ungedankte Werke! Das macht überlegen. Wird aber ein an jemandem geübtes gutes Werk

Am 27. August.

„Während Sie Besuche machen oder Besuche empfangen, arbeitet Ihre Fabrik ununterbrochen fort. Wenn aber ich Besuche mache oder empfange, steht mein Werkel still.“ — So sagte ich heute zu einem Industriellen, der gerne zu mir kommt und sich beklagt über meine seltenen Besuche bei ihm: „Wenn bei mir hundertfünfzig Leute dichteten, wie bei Ihnen hundertfünfzig Leute schmieden, während Sie persönlich der Gesellschaft leben können, dann könnte ich's auch tun. Was würden Sie sagen, wenn, so oft Sie Besuch machen oder Besuch empfangen, derweil allemal Ihre Fabrik still stünde?“ Erst schaute er mich verblüfft an, dann sagte er: „Es ist wahr, an das habe ich nicht gedacht. So ein Schriftsteller muß alles persönlich machen, für ihn arbeitet kein Mensch. An das habe ich nicht gedacht.“ Erst ins Handwerksmäßige muß man die Sache herabziehen, bis sie es fassen können, was bei einem persönlich geistig Arbeitenden die Sammlung bedeutet. Übrigens, bei mir ist nicht mehr viel zu verderben.

Am 28. August.

Bei einem theoretischen Kunstzank geriet ich in eine törichte Aufregung. In einer Gesellschaft von Gebildeten, worunter Kunstpfaffen, die jeden, der nicht ihren Glauben teilt, auf ewig verdammen. Der erste Glaubensartikel: „Die Schönheit ist absolut schön, ist schön an sich.“ Da ward ich Ketzer: Es gibt keine Schönheit an sich. Es gibt keine Schönheit, wenn nicht jemand da ist, der sie empfindet. Ich schämte mich schon der Binsenwahrheit, aber siehe, alles war heftig gegen mich, ich war im Kampfe, und zwar in demselben allein. Zweiter Glaubensartikel: „Guter Geschmack, schlechter Geschmack.“ Da ward ich Zweifler und fragte, wer denn entscheiden solle zwischen „gutem“ Geschmack und „schlechtem“ Geschmack? Guten Geschmack, nennt ihr das, was eurem Geschmack am nächsten kommt. Aber wer hat denn festgestellt, daß euer Geschmack ein „guter“ sei? Nicht einmal ein beständiger ist er, sonst könnte er nicht mit der Mode wechseln. Ein Geschmack, der sich nach der Windfahne richtet, ist keines Wortes wert. Ich behaupte, daß Leute, die so gerne der Mode nachlaufen, überhaupt zur Untreue neigen. Ich verlange vor allem, daß der Geschmack persönlich sei, dann ist er auch echt, einer bestimmten Natur entsprechend und entwickelungsfähig nach derselben persönlichen Natur, nicht nach der Mode. Will ich schon von einem guten, edlen Geschmack sprechen, dann ist es der Geschmack, der sich dem Guten anpaßt, d. h. dem, was uns lebensfähiger, lebensfroher, liebreicher, also vollkommener macht. Eine Schönheit, die nicht nach dieser Richtung hin aufsteigt, ist nicht wert der Beachtung. — Dieses mein Bekenntnis hat, es ist eigentlich kein Wunder, ein Hagelwetter über mich entfesselt und ich war



Kleine Laube.

Unser Handgewerbe.

Das Mürztal ist die Sehnsucht vieler Steirer, die in entlegeneren Gegenden des Landes leben. Im Mürztal ist die große Welt. Dort liegt die doppelgeleisige Eisenbahn mit zwei Dutzend Personenzügen und noch mehr Lastenzügen täglich; die Reichsstraße mit 50 Automobilen und 100 Radlern täglich. Dort fließt das Geld in Bächen.

In Bächen fließt zwar auch im Mürztale nur Wasser, aber dieses Wasser ist so viel als Gold, es treibt die Hämmer, die großen Eisenwerke und allerlei anderes Radwerk. Aus dem Wasser machen sie sogar das Licht, die Mürztaler, mit welchem sie nächtig ihre Dörfer, Märkte und Städte taghell beleuchten; und wenn man da von einem Berge niederschaut, so schimmert und flimmert das acht Stunden lange Tal wie ein Sternenhimmel. Das Mürztal ist weitaus das bevölkertste und regsamste Tal der Steiermark und eines der industriereichsten Täler der Monarchie.

Hier lebt und blüht neben der Großindustrie auch noch das Kleingewerbe. Um der Welt zu zeigen, was trotz brutaler Herrschaft der Großmaschine das Handgewerbe noch kann, hat der Markt Kindberg, der im Zentrum des Mürztales liegt, unter Mitwirkung gemeinnütziger Körperschaften des Landes eine Handwerkerausstellung veranstaltet, die vom 5. bis 26. August gewährt hat. Eine jener niedlichen, begrenzten Ausstellungen, die nicht durch Überfülle aller denkbaren Dinge, durch glanzvolle Ergötzlichkeiten zerstreuend und betäubend wirken, in denen man vielmehr ruhig und gesammelt sich in das Beschauen und Studium der Gegenstände vertiefen kann. Die Kindberger Ausstellung war eingeordnet in Gruppen der Erzeugnisse des Handwerkes, der Maschinen, Werkzeuge, Materialien für Handwerker, in Wohlfahrtseinrichtungen (Unfallverhütung, Gewerbehygiene), in Gewerbeförderung und gewerbliches Schulwesen.

Die Maschinenhalle, so interessante Dinge dort auch rotierten, rauschten und brausten und in Momenterzeugung stets fertige Waren uns zu Füßen warfen, haben wir etwas flüchtig abgetan. Es gibt ja viele Maschinen, die auch das Kleingewerbe sich anschaffen muß; im allgemeinen ist die Maschine Feindin der Handarbeit. Und insofern diese Ausstellung besonders letzterer gewidmet sein wollte, heimelte mich vor allem der Raum an, der die Erzeugnisse des Handwerkers barg. Und da sah ich denn zu wahrhaft freudiger Überraschung, wie viel Gewerbefleiß, Tüchtigkeit und Geschmack im Gewerbestand des Mürztales vorhanden ist. Man hat ja sonst nie Gelegenheit, die Sachen so beisammen zu sehen. Vor allem beglückte mich die Wahrnehmung, daß mit einem oft geradezu künstlerischen Geschmack sich Gediegenheit des Materials und der Arbeit paart. Sachen, die jahrhundertelang dauern können und immer schön bleiben! Oft scheint es, als sei es damit aus, als beherrsche das Schlechte, das Unechte, das launisch Byzarre, der Pofel den Markt. Und hier auf einmal trat uns wieder

sofort vergolten, oft doppelt zurückgegeben, dann ist die Freude weg. Das Soll müßte immer auf der Seite des anderen, das Haben auf unserer Seite stehen. Wer uns einen Dank erweist, uns eine Aufmerksamkeit, eine Ehre antut, und sei sie auch zehnmal verdient, der wird immer wieder für seine Aufmerksamkeit eine Aufmerksamkeit, für seinen Dank einen Dank zurückerwarten. Manchmal hat man für solches Hinundher keine rechte Lust, die Sache bleibt hängen und man fühlt sich belastet. Wahrhaft stolz könnte nur das eine Bewußtsein machen, viel gegeben und nichts bekommen zu haben.

Am 31. August.

Heute bemerkte jemand, der Religionslehrer (der Geistliche) müsse vor einer gläubigen Gemeinde als Gläubiger und vor einer kritischen Gemeinde als Kritiker sprechen. Also zweierlei Tuch. Das geht nicht. Einmal hat keiner die beiden Gemeinden sauber gesondert vor sich; überall gibt es Gläubige, Zweifler, Kritiker durcheinander; soll der Prediger also in der ersten Viertelstunde gläubig, in der zweiten zweifelnd, in der dritten kritisch sein? Dann ist er in der vierten atheistisch. Jeder Gelehrte kann an seiner Wissenschaft zweifeln, ja er soll es sogar in gewissem Sinne, sonst kommt er nicht vorwärts. Der Religionsprediger aber muß von seiner Sache grundfest überzeugt sein. Er darf nicht erst sagen wollen, was andere gern hören, was vorwegs mit dem Denken der Zuhörer übereinstimmt. Er darf nur das sagen, wovon er überzeugt ist, darf es nur so sagen, daß es mit seinem inneren Leben übereinstimmt. Die nicht mit ihm sein können, werden sich abwenden, das schadet nicht. Mit allen möglichen Angeln und Netzen Seelen für seine Theorien zu fischen, ist nicht seine Aufgabe, vielmehr aber mit seinem Feuer Seelen zu entzünden. Wer kein religiöses Feuer in sich hat, der mag treiben, was er will, nur keine Kanzel soll er besteigen.

Eine Flut von leidenschaftlichen Einwänden war die Folge dieser meiner Meinung. Die einen hatten mich unversehens, die andern absichtlich mißverstanden, bis ich es klarer sagte: „Religionswissenschaft vortragen, das kann der größte Zweifler; Herzensreligion künden kann nur der, der eine hat.“

Warum läuft alles in die Stadt.

Ein überaus wahres Büchlein*), das da Professor Franz Dörfler in Wien herausgegeben hat. Es behandelt die Ursachen der Auswanderungen in die Städte, nach Amerika, die Erfolglosigkeit der bisherigen Versuche, solche Landflucht zu verhindern, und die Mittel, die mit besserem Erfolge anzuwenden wären. Hier wollen wir uns bloß in Erinnerung rufen, was Dörfler über die Ursachen des Zuges in die Stadt sagt.

Denken wir an die vorderasiatischen Länder, welche vor Jahrtausenden das Paradies waren. Einzig und allein deswegen sind sie heute wüst und öde, weil sie immer nur ausgenützt, abgeerntet wurden und nichts zu deren Erhaltung und Erneuerung aufgewendet worden ist. Im Karst ist es bekanntlich ebenso. Lobenswerte Aufforstungen werden derzeit durchgeführt.

Gerade wie ein Beamter, der, solange Geld im Kasten ist, ohne Bedenken ausgibt, mit der Zeit kein Geld mehr im Kasten für das nötigste Bedürfnis vorfindet, und wie eine Frau, wenn sie über ihre Verhältnisse hinaus lebt, mit der Zeit die Wirtschaft zugrunde richtet, so ruiniert auch der Landwirt seinen Besitz, wenn er ohne Bedenken nur fortwährend erntet und nichts für die Erhaltung der Wirtschaft tut. Wer lange Zeit aus seiner Wirtschaft Nutzen ziehen will, muß an die ferne Zukunft denken. Er muß. wie jeder Schüler auf der Ackerbauschule lernt, das Abgeerntete durch Dung oder durch intensive Bearbeitung des Bodens u. a. wieder zu ersetzen trachten.

Die Unteilbarkeit vieler Besitze (Fideikommisse, Höfe 2c.) bringt es mit sich, daß nur die Erstgeborenen die Wirtschaft erben, die anderen sich ihr Brot aber anderweitig suchen müssen. Von diesen Enterbten bekommen einige aus den sogenannten höheren Häusern nun freilich fette Stellungen beim Militär oder im Klerus, auch in den Ministerien.

Wer kann es aber den anderen Enterbten verargen, wenn sie nicht in die Kategorie der Knechte herabsteigen wollen — und etwas anderes steht ihnen, wenn sie auf dem Lande bleiben wollen, nicht bevor. Und wer kann es einem gewöhnlichen Knechte verargen, wenn er nicht mehr im Stalle wohnen, sich nicht mehr als Sklave schlecht behandeln lassen, wenn er nicht mehr Tag und Nacht arbeiten will und nur dann frei sein soll, wenn ein kirchlicher Feiertag winkt?

Wir wollen annehmen, daß es sich zufällig traf oder zufällig die Einrichtuug getroffen wurde, daß gerade an den kirchlichen Feiertagen der Knecht das wenige Geld ausbezahlt bekommt. Das aber ist sicherlich, daß ihm durch dieses Auszahlen an den Feiertagen die Gelegenheit gegeben wurde, das noch „warme Geld" so schnell als möglich wieder los zu werden.

Wer kann es nun einem Knechte verargen, daß er in die Stadt zieht, da er auf dem Lande keine Familie gründen, keinen Besitz erwerben, ja nicht einmal ein Schweinchen aufziehen kann u. s. f.?

Nehmen wir an, der Mann verunglückt, so findet er auf dem Dorfe gar keine Hilfe. Hingegen ist er als Fabriksarbeiter bei der Unfallversicherung und kann ruhig, wenn auch nicht im Überfluß versorgt, seine alten Tage erwarten. Wird ein Arbeiter auf dem Lande krank, so kümmert sich gewöhnlich niemand um ihn.

Zweifelsohne wird die Altersversicherung bald auch in Österreich eingeführt werden. Es ist zu fürchten, daß dabei die landwirtschaftlichen Arbeiter keinen Anteil haben werden.

So wird der vielleicht im Dienste verkommene Landarbeiter gegenüber dem Fabriksarbeiter auch weiterhin keine andere Aussicht haben, denn als Einleger von

*) Der verhängnisvollen Landflucht Ursache und Gegenmittel. Von Franz Dörfler. (Leipzig. Otto Weber. 1906.)

altehrwürdige Gewerbstüchtigkeit und Solidität entgegen. Und diese Dinge fanden begeisterte Anerkennung und splendide Käufer — ist das nicht hocherfreulich? Da sah ich die herrlichen Kunstsachen aus Schmiedeeisen, die edelgeformten, prachtvoll eingelegten Holzkästen, Tische und Schränke, geschnitzte, gemalte, eingelegte Bildwerke, ich sah die schönen, heimlichen Zimmeröfen, die sinnreichen Uhren, die gefälligen Buchbinderarbeiten, die feinen Pferdegeschirre, die flotten Wagen, Schlitten und Rodler, die seidenzart gegerbten Tierfelle, zwecksmäßiges Gebirgsgewand, Touristenanzüge, Jäger-Sportausstattung nach landesmäßigem Bedarf. Dann aber auch das heimische Großeisengewerbe, Pflug, Sense, Sichel, Amboß u. s. w. Auch manche Kuriosität, von gutem Steirerhumor zeugend, war vorhanden; wenn man schon den Leobener Stadtturm aus — Menschenhaar verraten darf! Man kann ja nicht alles Gute und Schöne andeuten. Namen nenne ich grundsätzlich nicht, denn hinter dem wahrhaft tüchtigen Werke tritt der Meister gerne bescheiden zurück. Nur eines kann ich unmöglich verschweigen, um Vergebung bitte ich, aber das Verlangen, es laut zu sagen, daß so viele bedeutende, wahrhaft schöne und gediegene Sachen aus Krieglach kommen, kann ich nicht unterkriegen. Schon lange hat mich nichts so stolz gemacht, als die ungeteilte, ja oft bewundernde Anerkennung, die bei dieser Handwerkerausstellung wieder die Steirer, besonders meine engsten Landsleute, errangen. Mehr als einmal habe ich mich gefragt, woher diese Leute nebst der täglichen Erwerbsarbeit die Zeit nehmen, solche Gegenstände so genau, mit so gewissenhaftem Fleiße herzustellen, wie es sonst leider gar nicht mehr Sitte ist im kleinen Gewerbestand. Da gab mir einer, der neben seinem schön konstruierten und prachtvoll ausgeführten Kasten stand, zur Antwort: „Zeit hat der Mensch viel, wenn er nicht ins Wirtshaus geht." — Dieses Wort sollte nicht mit der Hand geschrieben, sondern durch eine Riesenmaschine vieltausendmal vervielfältigt und in alle deutschen Dörfer, Märkte und Städte verschickt werden. Es wäre so viel Kraft und Talent in unseren Leuten, wenn sie doch nur größere Liebe zu ihrer Werkstatt hätten als zum Wirtshause. Und wie viel Zeit! Wer eine Arbeit mit eigener Hand anfängt und vollendet, der ist nicht so schlecht dran, wie der Fabriksarbeiter, dessen Arbeit zumeist eine ganz seelenlose ist, der deshalb so leicht ermüdet und während der Arbeit oft nichts anderes denken kann, als: ob die Schicht noch nicht bald aus wird! Der Mann, der seine Arbeit liebt, von ihr begeistert ist, der wird nicht müde, dem ist seine Beschäftigung Erholung, und wenn ihm ein Werk einfällt, so hat er auch Zeit, es auszuführen. Und das ist der Vorteil und Segen des Handgewerbes.

Die Handwerkerausstellung in Kindberg war eine wahrhaft zeitgemäße Heimatstat. Heute schon sehe ich, wie von diesem Samenkorn aus die Wurzeln sich verzweigen hinaus ins weite Land. Das regt an, das wird Erfolg haben. Wenn wir einkaufen wollen und können, so haben wir nicht not, den Bedarf uns allemal in fremden Weltausstellungen zusammenzusuchen, wir können sehr viel Gediegenes und Schönes auch daheim finden. Unser braves Gewerbe wartet wie die Rosenknospe nur auf den Sonnenschein, um aufzublühen. Und dieser Sonnenschein ist die Teilnahme, die ihm entgegengebracht wird — die Anregung und die Kauflust.

Für das gewerbsrege Mürztal hat Kindberg sich zum Vorort gestellt. Welch einen wohlgelegenen Garten hat es an der Mürz, um solche Ausstellungen zu wiederholen oder vielleicht gar permanent zu halten, ein immerwährender Mittelpunkt und Markt, eine beständige Schule und Fortbildung für unseren Handwerkerstand! Die Eigenschaften der Fabriksware haben wir im allgemeinen so zur Genüge kennen gelernt, daß wir verlangen mit heißer Begier nach gediegener Handarbeit. R.

Wenn man bedenkt, daß ganz mit Unrecht die Gehalte in den Städten größer sind, ein Unterkommen unter weniger Schwierigkeiten zu finden ist, ein Umsatz der Waren dort leichter ist, wird man zur Erkenntnis kommen, daß es selbstverständlich ist, wenn sich auch sogenannte „bessere“ Leute vom Lande zur Stadt hindrängen. Bedenkt man weiter, daß es in der Stadt Nebenverdienste aller Art gibt — diese steigern sich sogar zur Ämterhäufung, so daß Leute drei, auch vier Ämter in einer Person vereinigen, die alle Pfründe abwerfen — so wird man einsehen, warum selbst jeder Beamte nach der Stadt strebt! (Trotz der allgemein bekannten sanitären rc. Vorteile, die der Landbesitz dem Beamtenstande bietet.) Die Großstadt bietet überdies alle Mittel zum Fortkommen, man kann darin gut leben, alle erdenkbaren Bedürfnisse befriedigen, man kann Unterhaltungen und Vergnügungen zahlreicher Art genießen, sich ungekannt frei bewegen und schließlich, um durch Aufzählung nicht zu ermüden, auch Versorgung im Alter erwarten.

Der Großstadt fließen ferner so viele Strafgelder, so viele und häufig in die Tausende gehende Geschenke und Vermächtnisse zu, während das Land in dieser Richtung leer ausgeht.

Wenn man also der Sache ordentlich auf den Grund geht, kann man wohl behaupten, daß nur die Unklugen, Unwissenden auf dem Lande zurückbleiben, dazu kommen noch jene Armen, welchen es die Verhältnisse nicht gestatten, in die Stadt zu fliehen. —

So weit Dörfler. Wir fürchten aber, daß alle Lehren und Vorschläge in dieser Sache nichts helfen werden, daß für das Land trotz allem nichts geschieht, daß man es der elementaren Natur überläßt, Wandel zu schaffen. Dann aber wird's grob ausfallen.

Gegen den übergroßen Reichtum

wendet sich Paul Dehn im Augustheft des „Türmers“ (Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) im Anschluß an die Erklärung des Präsidenten Roosevelt, es müsse gegen die Ansammlung unvernünftig großer Vermögen etwas Ernstliches unternommen werden. Tatsächlich, so führt er aus, gab es zu keiner Zeit eine solche Anhäufung des Reichtums in einzelnen Händen wie in der Gegenwart. Umfassender als je zuvor werden die Naturschätze an Gold, Silber, Kupfer, Petroleum, Kohle u. s. w, ausgebeutet, neue Ländereien erschlossen und mit Getreide, Baumwolle u. s. w. bebaut, und sodann alle diese Erzeugnisse in ungekannten Massen durch die modernen Verkehrsmittel überallhin verfrachtet und bestmöglich verwertet, verarbeitet und verbraucht. Nicht Millionen, sondern Milliarden sind allein in Berlin durch die Steigerung von Grund und Boden seit wenigen Jahrzehnten gewonnen worden, und weit mehr noch in Deutschland, in Europa, in Amerika. Bei diesem wirtschaftlichen Aufschwunge aller Länder konnten sich die Kapitalskräftigsten naturgemäß am leichtesten und am meisten bereichern . . .

Vermehrt, ja vervielfacht wurde der Reichtum durch die Mobilisierung aller Werte von der Börse aus etwa seit 1850 durch die Schaffung von Papierwerten. An der Berliner Börse werden für annähernd 70 Milliarden Mark solcher Werte gehandelt. Von dem deutschen Volksvermögen in Höhe von mehr als 200 Milliarden Mark hat mehr als ein Viertel Anlage in solchen Papierwerten gefunden. In der Hauptsache führen darüber die Großbanken die Kontrolle und zentralisieren das Kapital, dessen Macht und nicht zuletzt den Gewinn. Allerwärts zeigt sich annähernd dasselbe Bild.

Was war die Folge? Eine zunehmende Verschlechterung in der Verteilung des Volksvermögens, das Entstehen von Riesenvermögen in Europa, von Milliardären in Nordamerika. Der Gold- und Diamantenspekulant Beit in London soll zwei

Haus zu Haus zu wandern, jedermann lästig, von jedermann gemieden, bis ihn und die Besitzer der Tod errettet. Wer kann es also einem landwirtschaftlichen Arbeiter verargen, wenn er das Dorf und die Familie verläßt, um in der nächsten Fabriksstadt ein besseres Leben zu finden, ja selbst die Gefahren einer Bergwerksarbeit nicht scheut!

Alle landwirtschaftlichen Arbeiter werden so vom Lande verdrängt; je klüger sie sind, desto eher suchen sie das Weite, um sich und unter Umständen Weib und Kind zu versorgen. Nach Amerika können diese meistens nicht, dazu fehlt ihnen das große Reisegeld, aber bis zur nächsten Industriestadt langt es bald. Und sind sie erst mal dort, wer wird da an eine Rückkehr denken?

Der Fabriksort bietet dauernde Beschäftigung, ein Leben in eigenen Wohnungen bei guter Behandlung, leichterem Geldverdienst und voller Freiheit nach achtstündiger Schicht.

Nicht unerwähnt können wir hier die schädlichen Wirkungen lassen, welche die Enterbung und Verknechtung in moralischer Beziehung auf das Volk hat. Wir verweisen nur auf Kärnten, wo die Zahl der unehelichen Kinder die der ehelichen bedeutend übersteigt. Es erklärt sich dies einfach daraus, daß der Enterbte niemals hoffen darf, Besitzer einer Hube zu werden und deshalb in seiner Weise dem obersten Gebote Gottes huldigt.

Durch die Unteilbarkeit der Erbgüter entstehen also: 1. privilegierte Erben, 2. Fettgestellte und 3., um beim männlichen Geschlechte, das nach althebräischer Art nur beachtet wird, zu bleiben — Knechte. Dieser Zustand ist über 8000 Jahre alt, aber noch immer nicht christianisiert.

Die Kinder der Knechte werden wieder Knechte; das ist Geschick und Landesbrauch. In früheren Zeiten hatten sie nichts gelernt, waren nirgendshin gekommen, durften nicht einmal den Ort verlassen, sondern wurden als Sklaven behandelt, und wenn sie nicht geprügelt werden wollten, mußten sie rackern. Das war noch die sogenannte „gute alte Zeit". Davon befreite die Unglücklichen kein Buddha, kein Jesus, auch nicht ein Kaiser Josef II. Man muß anerkennen, daß Kaiser Josef II. durch Einführung der allgemeinen Volksschule vorgearbeitet hat. Er verdient, daß sein Bild jeder Bauer und Knecht als Heiligtum an der Brust trage.

Seit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht hatten nämlich auch die Kinder der Knechte Gelegenheit, etwas zu lernen. Ja, sie hatten mit der Zeit auch erfahren, daß sie vielfach belogen und getäuscht wurden. Sie hielten deshalb auch nichts mehr auf den Trost mit dem Jenseits. Hier auf Erden wollten sie glücklicher sein, als ihre Eltern es waren, oder doch wenigstens ihren Kindern ein besseres Los beschieden wissen. Einige hatten etwas mehr gelernt; sie studierten und brachten es selbst zu Bischöfen und Generalen. Einige hatten ein Gewerbe ergriffen und wurden wohlhabende Städter; die zum Militär genommen wurden, kamen nicht mehr zurück, so gut gefiel es ihnen in der Stadt und schließlich zogen die letzten in die Fabrik oder in die Bergwerke.

So finden wir bestätigt, daß die Unteilbarkeit der Grundstücke in Verbindung mit der allgemeinen Volksschule, der allgemeinen Militärpflicht und der Industrieentwicklung die Hauptursachen der Flucht nach der Stadt geworden sind.

Mit der Zeit muß dies Entvölkerung des Landes mit sich bringen. Und wer recht sehen will, wird merken, daß diese Flucht nach der Stadt eine Mitursache zu jener nach Amerika ist; denn ohne Arbeitskräfte kann die Landwirtschaft nicht betrieben werden. Die Besitzer wollen nun doch nicht selbst in die Fabrik gehen, da wandern sie also lieber aus.

Dr. E. Weise weist in seiner „Auswanderungsfrage" 1906 nach, daß die Zunahme der Auswanderung mit der Kulturentwicklung steigt und nicht vom Vorhandensein von noch unbebauten und bestellbaren Landstrichen abhängt.

Verwaltung und Gesetzgebung korrumpiert und beherrscht, den Staat schwächt, die Gesellschaft ausbeutet, immer größere Vorrechte beansprucht und sich über seine Pflichten hinwegsetzt. Präsident Roosevelt hat dieser populären und begründeten Abneigung Ausdruck gegeben und zugleich einen bestimmten Vorschlag hinzugefügt. Die Begrenzung des großen Reichtums, der übermäßigen Vermögen durch eine entsprechende progressive, in den höchsten Stufen geradezu konfiszierende Erbschaftssteuer wird hie und da Bedenken erregen, stützt sich aber auf den gesunden Menschenverstand, rechtfertigt sich durch das Interesse des Staates und läßt sich nicht zuletzt begründen durch die Lehren des Christentums von den Pflichten des Besitzes.

Von einer übergetretenen Königin.

„Die Festlichkeiten sollen nicht unterbrochen werden", hieß es im spanischen Hofbericht, als die Bombe Mateo Morals ein paar Dutzend Menschen getötet hatte. Die weißen Schuhe der jungen Königin, der sein Mordwerkzeug galt, netzte das Blut derer, die an ihrer Stelle starben. Man sagt, sie habe geweint — zwei Tage später schritt sie lächelnd zu einem andern Blutvergießen, dem ihre Gegenwart die Weihe verleihen sollte. Ja, sie soll den jungen König, der nicht gerne teilnehmen wollte am Stiergefecht, angeeifert haben, sich als König für die Nationalspiele seines Volkes zu interessieren. Der Stierkampf vereinigte Spaniens Volk vom Arbeiter bis zum König in der riesigen Arena. Und mit weißem, wallendem Schleier gab die Königin immer wieder das Zeichen zu neuer Schlächterei. Die Kampfstiere waren, so erzählten Augenzeugen, sehr friedlich gesonnen, sie mußten erst mehrere Degen im Leibe spüren — Degen hochgeborener Kavaliere sogar, die es ihren ritterlichen Vorfahren auf diesem „Felde der Ehre" gleichzutun suchten — ehe sie sich wehrten. Und mit roten Tüchern, mit Gebrüll und Lanzenstichen mußten sie gereizt werden, ehe sie sich entschließen konnten, den armen, todgeweihten Pferden der Picadores den Leib aufzureißen. Dabei heulte die Menge vor Begeisterung die schönen Damen ringsum atmeten rascher und warfen heißere Blicke auf ihre Kavaliere, je mehr Blut die Arena rötete. Und die weiße, blonde Königin, Englands kühle Tochter, mit dem kultivierten Geschmack einer Lady der großen Welt, wehte unermüdlich mit dem Schleier. Sollte ihr niemand gesagt haben, daß sie damit nicht nur den Tier-, sondern auch den Menschenschlächtern zu neuen Taten winkt? Und daß eines Königs Aufgabe nicht ist, den bösen Instinkten des Volkes zu schmeicheln, sondern den guten zum Durchbruch zu verhelfen?"

So kennzeichnet die „Neue Gesellschaft" jene Dame, die vor kurzem für eine Königskrone ihre — Konfession hingetauscht hat. Vielleicht ist zu begrüßen, wenn Könige und Königinnen ihren Völkern ein Vorbild geben von der Leichtigkeit eines Konfessionswechsels, von der Gleichwertigkeit der Kirchen. Das aber ist gewiß nicht die Mission der Fürsten, ihr Volk in seinen abscheulichen Neigungen zu bestärken.

Aus einer Rede des Präsidenten Roosevelt.

Ein erfolgreicher Kampf für eine ungerechte Sache ist das schrecklichste aller Dinge, das mehr als alles andere den Lauf der Zivilisation hemmt. Aber es hat noch nie ein Volk, das der Erhaltung wert war, existiert oder wird je existieren, das nicht imstande gewesen wäre, in Zeiten der Not das Schwert zu erheben. Und dasselbe gilt von der einzelnen Persönlichkeit. Der Mann, der große Fähigkeiten und großen Mut besitzt, aber ohne sittlichen Rückhalt, ohne den Trieb, das zu tun,

Milliarden Mark besitzen, ebensoviel der nordamerikanische Petroleumspekulant Rockefeller. Hunderte von Millionen sind Eigentum der Astors, Vanderbilts, Carnegies, Armours, Morgans, Goulds u. a. Solche Milliardäre kennt man bei uns nicht und auch nicht in Preußen. Immerhin gibt es nach der etwas unzulänglichen Ergänzungssteuerstatistik in den preußischen Städten 5510 und in den ländlichen Bezirken 1899 Mark-Millionäre, darunter 23, die mehr als 30 Millionen Mark besitzen.

Großen Reichtum kann jemand nur durch die Arbeit anderer erwerben, loyal durch wertvolle Erfindungen und durch Entdeckung von Naturschätzen. In der Regel ist er aber ein Ergebnis der Spekulation bei der Ausnützung geschäftlicher Konjunkturen, bei der Ausbeutung von Naturschätzen, bei dem Bau von Eisenbahnen, durch Anlagen in städtischem Grund und Boden und an der Börse. Hauptziel der großen Spekulanten ist stets die Beherrschung des Marktes, der Ausschluß der Konkurrenz, die Monopolisierung des Geschäfts. Wer dahin gelangt, hat das Feld für sich. Mit Hilfe der Ringe und Trusts haben sich die nordamerikanischen Milliardäre Petroleum-, Kohlen-, Eisen-, Stahl-, Fleisch- und andere Monopole geschaffen. Schließlich wirkt der große Reichtum selbst wie ein Monopol. Staatsmonopole können drückend sein. Privatmonopole müssen unerträglich werden . . .

Wo die Plutokratie so emporgekommen ist wie in der Union, strebt sie auch nach politischer Macht, doch nicht um zu herrschen, sondern um die Anhäufung ihrer Reichtümer ungehindert weiter betreiben zu können. Zu diesem Zweck kauft oder beeinflußt sie die Tagespresse. Mit ihren goldenen Schlüsseln verschafft sie sich überall Einlaß und Geltung. Ihr letztes Ziel bleibt die uneingeschränkte Ausbeutung des Volkes unter dem Schutze der ihr dienstbaren politischen Macht. Die Plutokratie wird zum Staat im Staate und gefährdet die natürliche und friedliche Entwickelung von Staat und Gesellschaft.

Dabei verkennt der große Reichtum die Pflichten des Besitzes, die erst das Christentum zur Geltung gebracht hat. Die Worte der Bergpredigt: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich" preisen diejenigen selig, deren Herz nicht an den Gütern dieser Welt hängt, die den Mangel daran geduldig ertragen und beim Besitz solcher Güter so nach dem Himmlischen trachten, als ob sie nichts besäßen. Will also der Reiche am Gottesreiche Anteil haben, so muß er inmitten des Reichtums entsagen, als Armer im Geist leben, auf den übermäßigen Genuß des Reichtums verzichten und seinen Reichtum nicht einseitig für sich, sondern für alle Bedürftigen verwenden. Der Überfluß des einen soll nach Paulus dem Mangel des andern abhelfen. Ein jeder Besitzer ist vor Gott nur Nutznießer und Verwalter, er soll nur das Nötige für sich gebrauchen, das Überflüssige aber dem Bedürftigen geben. Fremdes Eigentum behält, wer Überflüssiges behält.

Wohl haben die Millionäre und Milliardäre der Union gelegentlich recht reichliche Spenden, namentlich für Universitäten, gegeben, freilich nicht im verborgenen, sondern unter dem lauten Posaunenschall ihrer Presse. Aber diese Gaben erfolgten nicht aus Nächstenpflicht oder Christenliebe. Von den Universitäten der Milliardäre wurden wiederholt Professoren ohne weiteres entfernt, weil sie sich gegen Privatmonopole u. s. w. äußerten und ihre Meinung mit den Interessen der Stifter nicht in Einklang zu bringen wußten. Ernstlich hat man in der Union die Frage aufgeworfen, ob es sich für Unterrichtsanstalten überhaupt ziemt, Schenkungen von Milliardären und Millionären anzunehmen, wenn ihr Reichtum nicht redlich erworben wurde, wenn es sich um „befleckten Reichtum" handelte, und mehrfach sind solche Schenkungen wirklich abgelehnt worden.

Ohne Zweifel besteht in breiten Schichten der Unionsbevölkerung eine tiefgehende Abneigung gegen den großen, gegen den „befleckten" Reichtum, weil er

Sommernachmittag.

Tiefes, wonniges Ermatten
In der sonndurchglühten Luft —
Schläfernd über Korn und Matten
Liegt ein schwerer Sommerduft.

Still, so still. Die Ähren schwanken,
Mohn brennt schlummerheiß herfür.
Langsam geh' ich. Ohne Schranken
Fliegt die Sehnsucht, Lieb, zu dir!

Adolf Hainschegg.

Kommende Ernte.

Fruchtstrotzend geneigt
Steh'n im Felde die Ähren.
Dürrend erwarten sie ruhig
Die Sense des Schnitters. —
Mensch in dem weltlichen Schaffen
Sorge, daß Früchte du trägst!
Wartend im ruhigen Harren
Kommt dir dann jene der Stunden,
Wo zur ewigen Mahd —
Ausholt der finstere Schnitter!

Ernst Ferd. Neumann.

Erntesegen.

Morgen ist's, heiß schon die Sonne blinket
Durch des Äthers wundervolles Blau,
Von dem Glutstrom ihrer Wonne trinket
Reife Saat im feuchten Glitzertau.

Leise wiegt sich in der Halme Reigen,
In der Ähren Gold der Morgenwind,
Sonst ein trautes, sommerliches Schweigen,
Das sich über Berg und Täler spinnt.

Plötzlich kommt den stillen Pfad gezogen
Mit der Sense froh die Schnitterschar;
Hurtig fallen hin die goldnen Wogen,
Öde wird's, wo eben Leben war.

Garben türmen sich in langen Reihen,
Fruchtbeschwert, auf kahlem Stoppelfeld —
Stille, Gott will Segen uns verleihen,
Süßen Frieden einer ganzen Welt!

Otto Welther.

Auf der Hilmwarte.

In hellem Brautschmuck steh'n die Kirschenbäume,
Und duftiger Blütenschauer küßt das Land;
In weiter Ferne am azurnen Rand
Hüllt noch der Schnee der hohen Alpen Säume.

Es scheint, das froher hier die Lenzluft schäume
Und licht're Strahlen hier die Sonne fand.
Auf hoher Warte lehn' ich stumm gebannt
Und seh' zur Gartenstadt im Tal und träume.

Vom Norden schlängelt sich des Flusses Band
Im Sonnenlicht wie zarter Silberflimmer.
Der Wald ringsum gleich grünen Feuers Brand.

Wer so geträumt im süßen Blütenschimmer,
Im Frühlingsfestschmuck prangend dich gekannt,
Der, schönes, liebes Graz, vergißt dich nimmer.

Aurel v. Andics.

Mädel, sei g'scheit!

Mädel, sei g'scheit,
Morgen wie heut;
In Treu' allezeit.

Spiel, Tanz und Liebeslust
Füll' nie dir ganz die Brust;
Mädel, sei g'scheit!

Nie füll' dir ganz die Brust:
Ödes Spiel, eitle Lust;
Morgen wie heut'!

Eitle Lust, nichtiger Schein,
Sei nie dein wahres Sein,
Mädel, sei g'scheit!

Aber dein tiefstes Sein,
Einem dich ganz zu weih'n
In Treu allezeit.

E. Grimme.

was recht ist, ein solcher Mann bildet durch seinen Mut und seine Fähigkeiten eine um so größere Gefahr für das Gemeinwesen, in dem er unglücklicherweise lebt. Und als Nation dürfen wir keinen Augenblick vergessen, daß große Fähigkeiten, weit ausschauender Blick, eiserner Entschluß, Ausdauer, Wagemut nur dann bewundernswerte Eigenschaften sind, wenn sie in den Dienst der Gerechtigkeit und des Friedens gestellt werden.

Keinerlei Aufgebot guter Absichten, keine noch so große Wertschätzung edlen Wesens vermag irgend etwas in der rauhen Arbeit dieser Welt zu nutzen, wenn nicht hinter dem redlichen Zweck, hinter den edlen Gedanken die Macht ruht, die den Mann zum Manne macht. Und was für die einzelne Persönlichkeit wahr ist, gilt auch als wahr für die Nation. Es ist im äußersten Grade wünschenswert — nein, ich will mich stärker ausdrücken — es ist absolut gebieterisch zu verlangen, daß unsere Nation, wenn sie für die Zukunft die Stellung wahren will, die sie in der Vergangenheit eingenommen hat, nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb ihrer eigenen Grenzen im Geiste der Gerechtigkeit und der Großmut gegen alle andern Völker handeln muß. — Wir haben Verpflichtungen gegen uns selbst, wir schulden dieselben Pflichten der übrigen Menschheit. Wenn es irgendeine Eigenschaft gibt, die sich zuweilen unter uns bemerkbar macht und die nicht lobenswert ist, so ist es die Gewohnheit, manchmal mit loser Zunge von fremden Mächten und fremden Völkern zu reden. Unsere Männer und die Schriftsteller, die im öffentlichen Leben stehen, sollten sich stets die Tatsache vor Augen halten, daß aus beleidigenden Reden für uns nichts Gutes kommen kann. Wenn eine Nation reich und wohllebend ist, ausdehnungslustig und rasch zugreifend, dabei aber wehrlos, so ist sie auf dem sichersten Wege, eine unheilvolle Katastrophe gegen sich heraufzubeschwören.

„Ich hoffe, daß wir niemals aggressiv sein werden, wenn solches nicht gerechtfertigt und geboten ist entweder durch unsere Selbstachtung oder durch die Interessen der Menschheit. Und vergessen Sie vor allem nicht, daß, wer agressiv ist, hauptsächlich in der Rede, und dabei doch wehrlos, nicht nur eine Niederlage, sondern auch die Verachtung der Menschen sich zuzieht."

Singvögel.

Im Lande meines Glücks.

Gottes Liebe nahm mich bei der Hand,
Neigte ihr Gesicht, das anmutzarte,
Und im Tänzerschritt ging's in ein Land,
Das mir tausend Wunder offenbarte.

Reife Trauben, grün und rot und braun,
Hingen von den Bäumen wie Rosetten,
Leyervögel, Kolibris und Pfau'n
Wiegten sich auf schwanken Blumenketten.

Harfen tönten aus smaragdnem Laub,
Und aus Lilien flossen schwühle Düfte,
Schmetterlinge mit Brillantenstaub
Zogen goldne Fäden durch die Lüfte.

Singend tanzten wir das Tal entlang
Bis zu einer silberklaren Quelle.
Plötzlich frug der schöne Engel bang:
„Weißt du wo wir sind, mein Spielgeselle?

Weißt du, daß wir hier dein reinstes Glück,
Deines Lebens Seligkeit vergeuden?
Halte an und blicke ernst zurück,
Denn wir sind — am Ende deiner Freuden!

Jede Lust, die dir seit Kinderzeit
Freundlich gab ein wägendes Geschicke,
Hab' ich liebend für dich aufgereiht,
Daß sie dich noch einmal recht erquicke!

Lebe wohl!" — Und Nacht war's um mich her.
Ich erwachte. — Draußen floß der Regen. —
Bitter schluchzend sah ich freudeleer
Einem neuen trüben Tag entgegen.

Otto Promber.

einmal aus.“ — „I wo! Ein König steigt doch nicht aus, wenn der Zug einen so kurzen Aufenthalt hat. Was denken Sie denn?“ Solche Reden schwirrten hin und her. Und unter den Spähenden und Plaudernden stand auch ein Herr, die seidene Reisemütze auf dem Kopfe. Er schaute ebenfalls nach den großen Fenstern im Salonwagen. Sein Auge sucht sicher ebenfalls den König. „Einsteigen!“ erscholl es jetzt. Alle Reisenden eilten nach ihren Coupés. Auch der fremde Herr mit der seidenen Reisemütze stieg ein, und zwar in den königlichen Salonwagen. Es war er selbst, den sie alle eifrig gesucht hatten. Mitten unter ihnen hatte er gestanden und sich selbst eifrig mit suchen helfen und so hatte er das strengste Inkognito bewahrt. Nun hatten die guten Magdeburger den König mitten unter sich gehabt und doch nicht gesehen.

Mehr=Zuschlag! Ein Heimgartenfreund in Westafrika schickt uns die folgende Stelle aus Abraham a Santa Clara, die, wie er mit Recht annimmt, in den „Heimgarten“ gehört: „Es ist ein Stättel in Meixen, die heißt Cronenburg, alldort kehren die König' ein. Es ist ein Stättel in Palästina, das heißt Bethlehem, alldort kehren die Bettler ein. Es ist ein Statt in Bayern, die haißt Freysing, dort kehren die Musikanten ein. Es ist abermahl ain Statt in Bayern, die haißt Filtzhoffen, dort kehren die Häuter ein. Es ist ein Statt in Schwaben, die heist Meßkirchen, dort kehren die Geistlichen ein. Es ist ein Statt in Sachsen, die heißt Hadersleben, dort kehren die Zankischen Eheleuth ein. Es ist ein Statt in Saltzburgerland, die heißt Lauffen, dort kehren die Botten ein. Zu Schwein- und Ochsenfurt können endlich die Fleischhacker und Metzger einkehren. Wo aber sollen die wackeren Soldaten ihr Quartier haben? Es ist ein Markt in dem Herzogthumb Steyer, der heist Mehr-Zueschlag (Mürzzuschlag), allda müssen die Soldaten einkehren.“

Abraham a Santa Clara, in „Auf, auf, ihr Christen!“

Bücher.

Die Schriften der alten Betschwester. Herausgegeben von Josef Wichner. (Berlin. F. Fontane & Co. 1906.)

Wer in diesem Buche den Stil und den Humor Wichners zu finden hofft, der wird enttäuscht sein. Denn die Schrift ist nicht von ihm, wirklich nicht von ihm verfaßt, nur herausgegeben, mit Erläuterungen versehen. Im Falle Wichner selbst der Verfasser, wäre die Dichtung das großartigste Meisterwerk dieser Art, ein beispielloses Aufgehen des Autors in einer fremden Persönlichkeit, oder ein Raffinement ohnegleichen. Nein, unser Volksdichter ist zufällig zu den biographischen Aufzeichnungen eines alten Fräuleins gekommen, die an sich so merkwürdig sind, daß sie herausgegeben werden mußten, wozu die mittlerweile verstorbene Verfasserin auch die Erlaubnis gegeben hat. Die Biographie ist interessant und trostlos. Die Schreiberin ist der Held, der in einem langen Leben nichts tut, als von schlechten Menschen sich ausbeuten zu lassen und es geduldig zu leiden. Sie weiß fast nur von abscheulichen, verbuhlten, rohen, betrügerischen Leuten zu erzählen, mitten unter denen sie allein aufragt voller Güte und voller Einfalt. Christliches Vertrauen kann man da schon nicht mehr sagen, wenn eines so oft angeführt wird und doch immer wieder auf den Leim geht. Nicht einmal Gutmütigkeit kann man sagen, denn die Person widersetzt sich, ihren falschen Freunden und gewissenlosen Drängern Gutes zu tun, und tuts doch, um Ruhe zu haben. Nicht aus freiem Willen, sondern aus Schwäche. Sympathisch ist uns dieses sich ewig Düpierenlassen nicht. Es ist ein tragikomisches Geschick, daß das Fräulein Lilli sich gerade immer für Lumpenbagage hinopfern muß. Ihre verderbte Ziehtochter Julie ist der Mittelpunkt ihres Lebens und der Erzählung, den die Aufschreiberin mit größter Entrüstung und Liebe zugleich behandelt. Dieses Weib ist eine prächtig

Lustige Zeitung.

Der wehmütige Professor. Der Herr Professor Krautlein, der mit einem profunden Wissen und einer keifenden Gattin gesegnet ist, kommt abends zum Theater, allwo ihm eine Textbuchverkäuferin mit der Frage entgegentritt: „Text gefällig?“ — „Danke — meine Alte hat ihn mir schon zu Hause gelesen!“

Arzt: „Nun, wie geht's heute mit dem Drucke auf der Brust?“ — Patient: „Auf der Brust fühl' ich mich, Gott sei Dank, viel leichter, aber im rechten Schienbeine, da hab' ich grausliche Schmerzen.“ — Arzt: „Wenn's nur mit der Brust besser geht, das ist die Hauptsache, aus den Schmerzen im Schienbein mach' ich mir nichts.“ — Patient: „Das glaube ich Ihnen gerne, Herr Doktor, wann Sie's hätten, macht' ich mir auch nichts d'raus.“

Gute Replik. Jemand hatte in ein Fremdenbuch geschrieben: „Ich liebe bei allen Dingen den Kern.“ — Ein anderer schrieb darunter: „Mit dir ist gut Kirschen essen!“

Bosheit. Mutter: „Du, Lina, heute ist, während du abwesend warst, der Bäcker Pappel hier gewesen und hat um deine Hand angehalten. Der Mensch ist mir so verhaßt, daß ich ordentlich Lust hätte, seine Schwiegermutter zu werden!“

Dichter: „Nun, wie hat Ihnen gestern mein neues Drama gefallen?“ — Herr: „Ich sage Ihnen, ich konnte die ganze Nacht kein Aug' mehr schließen!“ — Dichter: „So aufgeregt hat Sie die Handlung?“ — Herr: „Nein, aber ich habe mich schon im Theater ausgeschlafen.“

Nicht gesund. Sie: Du willst mir also auf keinen Fall ein Rad anschaffen? Und doch ist es so gesund!“ — Er: „Wenn's gesund wäre, würden's die Ärzte nicht empfehlen!“

Anzüglich. Dichter: „Sie waren so gütig, mir für meine Ihnen gewidmeten poetischen Ergüsse eine herrliche Pastete zu schicken!“ — Dame: „Da muß ich mich noch entschuldigen — nicht wahr, Sie nehmen es doch nicht übel, daß ich Ihnen für Ihre Gedichte etwas Genießbares schickte?!“

Irren ist menschlich. Dame: Wie man sich täuschen kann! Ich habe geglaubt, der Herr Dr. Weyer, der doch Schriftsteller ist, müsse auch interessant erzählen können. Und da finde ich seine Unterhaltung im höchsten Grade flach und unbedeutend.“ — Herr: „Ja, meine Gnädige, seine gescheiten Gedanken läßt er alle drucken.“

Getroffen. A. (prahlend): „Platz da, ich bin der beste Schwimmer hier.“ — B.: „Nur nicht so großtun, schwimmen kann jeder Stockfisch.“

Vornehm. „Nun, meine Herren, schon wat jefangen?“ — „Was glauben Sie denn, wir angeln doch nur zum Vergnügen.“

Wo ist der König? „Der König von Sachsen fährt von Hamburg kommend durch!“ hieß es eines Tages in Magdeburg. Das war eine Kunde, die viele nach dem Bahnhof lockte. Der Zug fuhr ein. Drei Schutzleute nahmen, als er hielt, vor dem königlichen Salonwagen Posten. Reisende stiegen aus und ein. Alles schob und drängte hin und her. Zur Reisezeit ist der Trubel ja doppelt und dreifach groß. Nur vor dem königlichen Wagen und um die drei Schutzleute staute sich die Menge. Leute sammelten sich an. Sie alle blickten nach dem königlichen Salonwagen. „Daß sich der König auch gar nicht zeigt!“ — „Ich hätte ihn gern einmal gesehen.“ — „Nur Geduld, er wird schon am Fenster erscheinen.“ — Vielleicht steigt er gar

haft beherrscht, alle Töne zu entlocken, die durch ihre Seele klingen. Gleich die erste Arbeit des Bandes, die dem Ganzen den Namen gab, ist ein Kabinettstück feinfühliger Psychologie und sprachkünstlerischer Reife. Die Geschichte: „Das Opfer“ erschließt einen Einblick in die Kindesseele mit ihrer oft unerkannten Tragik. An die Grenzen, die das Sichtbare und das Unsichtbare scheiden, führt die Erzählung: „Vielleicht“, während „Da Draußen“, „Die Libelle“ und „Seele“ ihre Stoffe aus dem Leben greifen. In „Der blaue Tag“ macht sich die Verfasserin mit köstlicher Ironie über die moderne Hyperästhetik lustig. V.

Seifenblasen. Drei scherzhafte Erzählungen von Ricarda Huch. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Alle die Eigenschaften, die der so stark und originell ausgeprägten Individualität der Dichterin die bestimmenden Züge geben, finden sich in den hier vereinigten drei Erzählungen: reiche Phantasie, die mit kühner Hand Wirklichkeit und Traumhaftes mischt; sichere Gestaltungskraft, die auch märchenhafte Gebilde und Geschehnisse in feste Umrisse zu bannen weiß; ein für alles Menschenglück und -leid weit offenes Herz, und eine Sprachgewalt, deren Zauber allein schon den Leser bannt. Zu alledem tritt, in diesem neuen Bande zum erstenmal so deutlich bemerkbar, ein ganz eigenartiger Humor, den man, so widersprechend das klingen mag, vielleicht am besten als „groteskfachlich“ bezeichnen kann. V.

Großherzog Friedrich von Baden beging am 9. September dieses Jahres seinen 80. Geburtstag und am 20. September feiert er die goldene Hochzeit mit seiner Gemahlin Luise von Preußen, der Tochter Kaiser Wilhelm des Ersten. Zu diesem Doppelfeste des Großherzogtums Baden ist bei Dr. E. Rose zu Neurode eine Festschrift erschienen: **Badens edlem Fürstenpaar zur goldenen Hochzeit.** Von Prof. Dr. Rösiger. Für das deutsche Herz ist es eine wahre Freude, diese Schrift zu lesen, in welcher einer der edelsten Fürsten Deutschlands in schöner Art charakterisiert wird als Vater seines Landes und besonders auch als jener Mann, der im Jahre 1871 um die Errichtung des Deutschen Reiches sich unvergängliche Verdienste erworben hat. Das Festbuch ist mit reichem Bilderschmuck würdig ausgestattet, wir lernen in demselben auch das schöne Badnerland ein wenig kennen, das gerade unter der langen Regierung dieses Fürsten zu hoher Kultur gekommen ist. M.

Emil Frommel. Ein biographisches Gedenkbuch mit Benützung ungedruckter Quellen. Von Theodor Kappstein. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. (Berlin. Hupeden u. Merzyn-Verlag. 1906.)

So wie die scharfe Charaktergestalt des Hofpredigers Kaisers Wilhelm I. in diesem umfangreichen Werke mit großem Geschicke herausgearbeitet und Frommels weiter Menschen- und Wirkungskreis geschildert wird, gewinnt man von einem bestimmten, individuellen Standpunkte aus auch ein eigenartiges Bild der Zeit. Der Verfasser versteht es gar trefflich, aus Frommels Schriften die bezeichnendsten Auszüge zu wählen. Frommels Persönlichkeit selbst aber ist so bedeutend und sympathisch, daß man die Lektüre des Buches als einen wahren Genuß bezeichnen muß. M.

Goethes Briefe. Auswahl in zwei Bänden. Herausgegeben und biographisch erläutert von Dr. Wilhelm Bode-Weimar. Mit Bildern Goethes von J. H. W. Tischbein und J. Stieler. („Hausbücherei“ der Deutschen Dichtergedächtnisstiftung Hamburg-Großborstel.)

Aus der überaus großen Zahl von Briefen, die Goethe während seines langen Lebens geschrieben hat, ist in diesen zwei Bänden, die Dr. Wilhelm Bode-Weimar mit feinem Verständnis herausgegeben hat, das Wertvollste „ins Enge gebracht“, um mit Goethes eigenen Worten zu reden. Die Auswahl ist sehr glücklich getroffen und wird allen denen, die nicht aus fachwissenschaftlichem Interesse oder als Goethe-Forscher an die Lektüre dieser beiden Bände gehen, sondern darin das allgemeinmenschlich Wertvolle suchen, eine willkommene Gabe sein. Herausgeber unterscheidet Goethes Briefe in lyrische und philosophische; von den ersteren sind viele Proben im ersten Bande enthalten: es sind die Briefe an die geliebten Mädchen und Frauen oder an Freunde, denen Goethe seine Liebessachen anvertraute. Der zweite Band ist reich an philosophischen Briefen. Die einzelnen Briefe sind durch einen fortlaufenden Text verbunden, der in schöner, einfacher und klarer Form die wichtigeren Ereignisse aus Goethes Leben bringt, so daß man das Ganze wohl als eine Biographie des Dichters in Briefen bezeichnen kann. V.

Vom Sein und von der Seele. Gedanken eines Idealisten. Von Walter Kinkel. (Gießen. Alfred Töpelmann.)

Dies Buch ist bestimmt für kämpfende, suchende Menschen, die entbehren und verlangen — nicht für dogmatische Philister, die besitzen und genießen.

---

charakterisierte Sünderin von der Art der Gutmütigen, die aber verkommen sind und verkommen bleiben. Es ist eine Pein, sich immer durch Gesindel und Gesindel drängen zu müssen, aber man legt das Buch nicht aus der Hand. Die Realität der Gestalten fesselt uns, die Frömmigkeit der ewig Betrogenen rührt uns; aber so recht sympathisch kann das alte Fräulein uns nicht werden, dafür ist sie doch zu — borniert, so klug sie auch zu schreiben weiß und so gebildet ihr Stil uns auch anmutet. Bedeutend ist das Lebensbild nur als Typus. Ja, solche Leute gibt es, und zwar in katholischen Ländern sogar sehr viele. Aus ihnen ziehen schlechte Menschen mehr Vorteil als gute; sie sind nicht geeignet, weder als Handelnde noch als Vorbild zur Veredelung der Menschheit beizutragen. Darum warnt der Herausgeber auch unreife Leser, dieses Buch in die Hand zu nehmen, während der reife gewiß neue Menschenkenntnis daraus schöpft, und vielleicht auch — neuen Pessimismus.

Eine außergewöhnliche literarische Erscheinung ist dieses Buch „Die Schriften der alten Betschwester" ohne Zweifel. Nun gebe der Himmel bald wieder den Sonnenschein Wichnerschen Humors! R.

Gspaßige Menschen! Neue Wiener Geschichten von Gust. Andr. Ressel. (Wien. Akademischer Verlag. 1906.)

Arme Narren hätte der Verfasser diese wunderlichen Leute auch nennen können, doch es habe, sagt er, ihn das Mitleid überkommen. Der Humor hat über den Zorn gesiegt, der einen wohl packen kann, wenn man gewisse Erscheinungen und Entartungen unserer Zeit betrachtet. Satyren sind es geworden, scharfe Satyren, die noch eindringlicher wirken würden, wenn stellenweise vom Vorrecht der Satyre nicht gar zu ausgiebiger Gebrauch gemacht worden wäre. So auch ist es schade, daß den Verfasser das Temperament hie und da zu persönlicher Parteinahme verleitet hat, während die Satyre objektiv und stets nur mit Ironie durchsetzt sein soll; so daß es den Anschein hat, der Autor halte es stets mit den Menschen und Zuständen, über die er im Grunde Gericht hält. Übrigens sind die „Gspaßigen Menschen" mit aller Frische und großer Gestaltungskraft geschrieben und manches Stück erhebt sich zur Höhe einer Kunstnovelle. M.

Die Heiratsfrage und andere Typen aus der Gesellschaft von Emmi Lewald. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Teufi, Teufi — die Frauen werden uns „über" im Schriftstellern. Besonders dort, wo es drauf ankommt, äußerliches Gesellschaftsleben zu zeichnen. Dieses Buch enthält in Form von Zweigesprächen, zumeist zwischen Herrn und Dame, Ausschnitte aus dem modernen Großstadtleben. In flott moderner Weise schildert und ironisiert die Verfasserin dieses moderne Großstadtleben ganz köstlich. Stellenweise ist es ihr Ernst, zumeist aber hat sie hellen geistvollen Spott für diese schalen, hohlen und unter allen Umständen witzigen Leute, wie sie besonders jetzt in der preußischen Hauptstadt vorkommen. Ja das erste Stück schmeckt dem Leser am besten, das zweite sehr gut, doch allzuviel von der Sorte mag man nicht und wenn das Buch zu Ende ist, hat man auch genug. Nicht die Darstellungsweise, sondern das so ganz kernlose Großstadtmilieu kann allzubald langweilig werden. Ich bewunderte in dem Buche den regen wie ein Falter über alles leicht dahinflatternden Frauengeist und das lose, spitze Zünglein. Z.

Großmutter. Ein Buch von Tod und Leben. Herausgegeben von Richard Schaukal. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1906.)

Was ist denn aber das? Das sind Stimmungsgedichte in Prosa, wovon einzelne einen ganz wundersamen Hauch haben. Es sind Gespräche mit der seligen Großmutter über mancherlei Dinge unserer Zeit, über Leben und Tod. Es ist ein Buch der Sehnsucht nach Dingen und Zuständen, die nicht sind, beziehungsweise vielleicht auch nie waren, nach denen nur die Phantasie eines Dichters drängt, der mit der Wirklichkeit der Gegenwart unzufrieden ist. Ursache nach solcher Unzufriedenheit ist ja übergenug vorhanden, doch die Welt wird uns nicht besser, wenn unser Auge immer nur nach dem Schlechten und Törichten ausschaut. Das wäre auf die Länge auch in diesem Buche trostlos, wenn nicht anderseits in schöner Form so viel hoffender, vertrauender Ewigkeitsgehalt in ihm vorhanden sein würde, der es hoch über die plaudersamen Betrachtungen anderer Idealisten erhebt. M.

Das klingende Fließ nennt sich ein soeben im Verlage Dr. Wedekind & Co., Berlin, erschienener Novellenband, welcher Anna Behnisch-Kappstein zur Verfasserin hat. Anna Behnisch-Kappstein, der im Mai d. J. bei den Kölner Blumenspielen der erste Preis für Prosadichtung zugesprochen wurde, nachdem sie von derselben Stelle bereits vor vier Jahren mit einem ersten Preise ausgezeichnet worden war, steht unter den in eigener Kraft emporstrebenden poetischen Talenten in Deutschland in vorderster Reihe. Mit einem scharfen Blick für Menschen und Dinge verbindet sie ein zartes, persönliches Naturgefühl und eine ungewöhnliche Fähigkeit, der Sprache, die sie meister-



Die Försterbuben.

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Schneeweiße Jugendlust.

Es würde nicht genug Schnee sein, hatten die Burschen von Eustachen besorgt, als der Förster Friedl sie damals eingeladen hatte zum Rodeln. Aber es war jetzt zu viel Schnee.

In den Mittagsstunden, als sie zusammenkamen vor dem Forsthause bei der Kapelle, und als sie die Siebentaler-Leiten in Angriff nahmen, ging es noch recht gut. Da stapften sie, jeder seinen leichten, selbstgezimmerten Rodelschlitten auf dem Rücken, munter bergan. Der Friedl voraus, hinter ihm die Kameraden, drei Gerhaltsöhne aus Eustachen, die Richterbuben, wie sie genannt wurden, weil ihr Vater, der Gerhalt, seit vielen Jahren Dorfvorsteher war. Sie schleppten gemeinsam einen dreisitzigen Schlitten. Neben ihnen strampften die Säbelbeine des kaiser-königlichen Straßenschotterers Kruspel, der an diesem Tage, obschon Sonntag war, eigentlich kaiser-königlicher Schneeschaufler sein sollte, wenn ihm nicht das Rodeln mehr Vergnügen machte. Er bestand auf seiner „Sonntagsruhe", bei der er sich anstrengte, wie sonst die ganze Woche nicht. Dann noch ein paar Holzknechtbuben und hintendrein Elias, der keinen Schlitten hatte, weil er als Patient vom Vater nicht die Erlaubnis bekommen, mitzutun. Unter allen Umständen dabei sein

Das Blaubuch. Wochenschrift für öffentliches Leben, Literatur und Kunst. Begründet von Albert Kalthoff. Herausgegeben von Heinrich Ilgenstein und Hermann Kienzl.

Ein besonderes Interesse verleiht dieser jungen Wochenschrift die Mitarbeiterschaft Hermann Kienzls, der fast in jeder Nummer mit einem anregenden Aufsatze vertreten ist. Wir erinnern an das schöne Wort, das er in Nummer 30 Ferdinand v. Saar nachruft.

Festnummer der illustrierten österreichischen Alpenzeitung. Erinnerung an **die Reise des Kaisers Franz Josef I. und Kaiserin Elisabeth** durch Kärnten und Steiermark vom 2. bis 14. September 1856. Nach amtlichen Berichten wiedergegeben von Thomas H. Arbeiter. (Verwaltung, Graz, Annenstraße Nr. 19.)

Büchereinlauf.

Karl Maria Kasch (Auch ein Leben.) Von Ludolf Weidemann. (Hamburg Alfred Janssen.)

Pfingsten. Eine Novelle von Gallus Walz. (Zürich. Arnold Bopp. 1906.)

Aus Höhen und Tiefen. Ein Jahrbuch für das deutsche Haus, herausgegeben von Dr. Karl Kinzel und Ernst Meinke. (Berlin. Martin Warneck. 1907.)

Ostern. Gedichte von Karl Sax. (Zürich. Arnold Bopp. 1906.)

Mohrazauber. Von Th. Waldbach. (Leibnitz. Franz Hawlik.)

Wintersturm. Ein Sang von der Ostsee von Ludolf Weidemann. (Hamburg. Alfred Janssen. 1905.)

Das Schillermuseum in Marbach. (Stuttgart. Deutsche Verlagsgesellschaft. 1906.)

Neue Schriften von Dr. Norbert Grabowsky (Leipzig. Max Spohr. 1906):

Die männlich-weibliche Natur der Menschenseele.

Inneres Leben das höhere Leben, die höhere Liebe des Menschen.

Mein Wirken als Reformator des Innenlebens der Menschheit.

Vortragsstoffe für Volks- und Familienabende. Herausgegeben von Pfarrer Hermann Barth und Dr. Karl Schirmer. Die Sammlung erscheint in zwanglosen Heften, von denen je 30 eine Reihe bilden. (Leipzig. F. Engelmann.)

Chronik der Familie. Mit Einleitung von Franz Blanckmeister. (Leipzig, Arwed Strauch.)

Sächsischer Volkskalender 1907. (Verein zur Verbreitung christlicher Schriften in Sachsen. Dresden.)

Photographisches Unterhaltungsbuch. Anleitungen zu interessanten und leicht auszuführenden photographischen Arbeiten von A. Parzer-Mühlbacher. Mit Abbildungen. (Berlin. Gustav Schmidt.)

☞ Vorstehend besprochene Werke 2c. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten".



W. A., Wien. Jene Notiz haben natürlich auch wir zu Gesicht bekommen, an ihr aber sofort die Merkmale einer Zeitungsente erkannt. Solche Enten pflegen besonders häufig in den Hundstagen aufzutaucheu; sie nähren sich mit Vorliebe von sauren Gurken, und manche wird davon sehr fett.

M. L., Linz. Eine gute Antwort auf Ihre ganz natürliche Frage finden Sie im Aufsatz von Prof. Franz Walter: „Die Frage der sexuellen Aufklärung der Jugend." („Hochland", Sept. 1906.)

Dr. **A. L., Hürm.** Danken verbindlichst für Ihre freundliche Zuschrift. Ein Beitrag in der angedeuteten Weise ist uns erwünscht.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. September 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

dastand. Nun fiel plötzlich einem der Schneemänner der Kopf vom Leibe und kugelte sachte weiter, bis er liegen blieb.

„Oho, Köpfel!“ rief der Friedl, „wenn man einmal was angeht, muß man nit faul werden und liegen bleiben. Weiter!“ Er begann den Ballen weiter zu wälzen und der wurde mit jeder Umdrehung größer, jetzt wie ein Zuber, jetzt wie ein Faß, jetzt wie eine Heufuhr — und da wollte er liegen bleiben, denn es war der Boden flach. Hei, wie die Jungen dranstürmten, wie zehn Hände hoben und schoben, um die Wucht weiter zu wälzen. Träge und schwer schlug sie über, einmal, zweimal, zuerst langsam wachsend, immer wachsend, breiter und höher, ein massiger Riesenklumpen, wie ein Haus so groß, wie einer jener Felsklumpen, die sich bisweilen im Gewände loslösen, hinabdonnern, um unten auf grüner Wiese jahrtausendelang als ein Denkmal des Schreckens liegen zu bleiben. Nun kam das weiße, sich mit jedem Augenblicke vom Boden mächtiger mästende Ungeheuer an die Stelle, wo der Hang steiler wird, und nun wirbelte es hinab — hinab — und verschwand im Gestöber. Durch das stille Schneien drang ein dumpfes Dröhnen herauf.

„Jesus, das Haus!“ schrie grell die Stimme des Elias. „Das Haus ist hin!“

„Das Forsthaus!“

„Schnurgrad drauf los!“ rief der Kruspel mit kreischendem Lachen. „Beim Kugelschieben muß auch der Kegel fallen, mein Lieber!“

Dünn zitterte die Luft. Wie ein hohles Branden aus der Tiefe, so kam es herauf, dann ein gedämpfter Knall, als ob etwas geplatzt wäre, und dann Stille. — Der weiße, unermeßliche Schleier sank lautlos vom Himmel.

Als ob die warmlebigen Burschen selbst Schneemänner geworden wären, so starr standen sie da, schwer erschrocken auch der boshafte Kruspel. Friedl und Elias waren totenblaß. Der Vater ist zu Hause gewesen . . .

Endlich huben sie an, mit zitternden Beinen talwärts zu gehen. Der Friedl versuchte vergeblich den Schlitten. Der Schnee reichte schon bis an die Knie. Rasch und rascher kamen sie trotzdem zur Tiefe. Schon hörten sie die Ach rauschen, alles übrige verdeckte noch der schneiende Nebel. Der Friedl blieb stehen, legte die Hand aufs Herz und sagte: „Elias, ich kann nimmer weiter!“

„Komm, Bruder! Unser Herrgott! Vertrauen wir!“

Er zog ihn mit sich. Beider Augen wie Spieße in die Nebel stechend. Jetzt — dort — ein dunkler Streifen. Die Tauernach. Höher hin eine dunkle Fläche, als ob blauer Rauch stünde. Das ist der Lärchenwald hinter dem Hause. Alles andere grau in grau. Siehst du? Ist dort nicht? Das ist die Tanne, die hinter dem Garten steht. Und wieder verschwimmt alles im blassen Schneewirbel.

wollte er doch, so hatte die Sali ihn vom Kopf bis über den Bauch hinab mit Tüchern eingewickelt wie eine Mumie. Als der Junge in dieser Tracht vom Hause so weit entfernt war, daß er durch das Schneegestöber nicht mehr gesehen werden konnte, riß er sich die Tücher vom Leibe, eines nach dem anderen, warf sie in die Kapelle und stapfte in seinem gewöhnlichen Rocke den anderen nach, die steile Leiten hinan. Hatten die Burschen doch ihre Jacken aufgeknöpft; es war gar nicht kalt. Elias bekam, wie die anderen, rote Wangen, das erstemal, seit er aus der Stadt gekommen war. Und je schärfer die Schneeflocken ihn anflogen, je glühender wurde sein Gesicht. Nach einer Weile wurde die Leiten (Berglehne) ein wenig flacher, um dann neuerdings steil anzusteigen bis zu den Felsgruppen, die, so licht sie zur Sommerszeit ins Tal schimmern mochten, heute düster grau sich über dem weißen Schnee erhoben. Länger als eine halbe Stunde hatten sie zu stapfen gehabt, dann waren sie oben bei diesen Wänden und das Abfahren begann. Jeder setzte sich auf seinen Schlitten, lehnte sich rücklings, streckte die Beine hoch und glitt davon. Fast lautlos geschah alles; sie nahmen sich nicht Zeit zum Sprechen, noch weniger zum Singen und Jauchzen, die Gier nach dem Abfahren war zu groß. Und zu köstlich, wie sie nun durch den scharf schneidenden Wind flogen, in einem Meere von Weiß, still und zart, als schwebten, sausten sie in den freien Lüften. Ein Genuß, mit dem sich kein anderer vergleichen läßt.

Elias stand oben und blickte ihnen nach, wie sie davonschliffen, immer rascher und tiefer hinab, bis sie im Gestöber, Nebel und aufgewirbeltem Schneestaub verschwanden. — Was wird er jetzt tun? Er schaute ungewiß in die stöbernde Luft auf. Sein Bruder hatte ihn noch geneckt, er solle doch warten, bis sie wieder heraufkämen, und nicht gleichwie sein hebräischer Namensheiliger in den Himmel hineinrodeln auf feurigem Schlitten. Das hatte der Junge einstweilen auch gar nicht im Sinne. Vielmehr trachtete er sich irdisch zu beschäftigen und Geschöpfe zu formen nach Gottes Ebenbilde. Als sie nach einer Stunde wieder heraufgekommen waren, lachend und keuchend, da war ein stattlicher Schneemann fertig, der auch schon Arme hatte und sie ausstreckte, entweder um die Welt zu segnen oder sich sein gutes Teil von ihr zu nehmen.

Mittlerweile war das Schneegestöber so dicht geworden, daß es keine Flocken mehr waren, nur ein unendliches Gestäube, das nicht fünfzehn Schritte weit sehen ließ. Noch einmal hatten sie es mit dem Abfahren versucht; die Kurven kamen in dem tiefen, feuchtflaumigen Schnee nicht recht vorwärts. Aber das gab keine weitere Verlegenheit. Lustig begannen sie Schneemänner zu bauen, Schneebären, Schneehirschen, Ungetüme mit drei Hörnern, mit zwei Köpfen, mit aufgespreiteten Rachen, ein wüstes Geschlecht, das mitten in dem Gejohle der Väter lautlos

den er heiß verschlucken mußte. Ferner bekam er für die Nacht an den Füßen noch einen heißen Backstein und heiße Hafendeckeln über den Magen.

Der Junge benützte die Lockerung der Hüllen, um immer wieder auszurufen: „Aber Sali, mir fehlt ja nichts. Ich bin ja ganz gesund.“

„Mach nix. Du wirst schwitzen.“

Das tat er bereits im Übermaß. Gegen Mitternacht, als er buchstäblich in Schweiß gebadet war, versorgte sie ihn mit frischer, durchwärmter Wäsche, trug dem Friedl auf, alle halbe Stunden nachzusehen, ob der Bruder gut zugedeckt sei, fühlte ihm noch den Puls, ob nicht doch das Fieber da wäre, zog dann mit dem rechten Daumen über sein Gesicht ein Kreuz, und endlich ging sie beruhigt in ihre Kammer.

Am nächsten Morgen war der Student frisch und munter. Die Sali sprach nichts mehr von der Sache, gehabte sich aber den ganzen Tag in jener getragenen Stimmung, die der Mensch nach einer großen Tat empfindet. Sie hatte ja dem lieben „Geistlerbuben“ das Leben gerettet.

Der Schligerwitz, der Schligerwitz, der ist ein guter Spatzenschütz!

Seit dem Rodeln auf der Siebentaler-Leiten waren kaum drei Tage vergangen, als der Försterfriedl fand: „A Hetz ists gwest!“ Den Eustacher Kameraden ließ er durch einen Baumrindenführer kund und zu wissen tun, sie sollten am Palmsonntag in die Bärenstuben hinaufkommen zu einem Schneeballwälzen. Drei Büchsenschuß weit hinter dem Forsthause, beim sogenannten Hals, wo das Tal sich engt, und die Tauernach, neben ihr das Sträßlein sich windet, zweigt rechter Hand ein Graben ab. Ein steiniger Weg, der sich immer mit einem ungebärdigen Bächlein verflicht, führt hinein zu einem Talkessel. An den Lehnen Wald, Holzschläge und steile Matten. Der Talboden ist eine Schutt- und Sandhalde, auf deren geschützteren Stellen Erlengebüsch wuchert. An die Berglehne gebaut ist eine ganze Stadt von Scheiterstößen, und davor eine Köhlerei mit rauchenden Meilern. Dieser hochgelegene Talkessel heißt die Bärenstuben. Von Zeit zu Zeit geht das Gerede um, daß dort in unzugänglichen Höhlen noch Bären hausen, die in die Ziegenherde der Holzknechte brächen, und sogar die Almkühe nicht verschonten. Es heißt, man finde wirklich bisweilen zerrissene Körperteile einer Ziege oder eines anderen Tieres; den Bären will auch mancher gesehen haben. Wenn der Förster der Sache aber näher auf den Grund geht, verflüchtigt sich alles und bleibt nichts zurück als die Bärenstuben mit den Holzknechten und dem Krauthasen. Der Krauthas, das ist der Kohlenbrenner, den wir schon einen Augenblick gesehen haben, und zwar bei jenem Faschingbegraben mit der Siebenschellenkappe, dererwegen die

„Wenn er nicht mehr ist, Friedl?“ sagte Elias stockend, „wenn er nicht mehr ist?“

„Ich hab's getan!“ sprach dieser vor sich hin.

„Gott hat's getan und niemand anderer.“

„Dort steht es ja!“ jauchzte der Friedl hell auf.

Jenseits des Baches stand klar das dunkle Viereck des Forsthauses.

Doch als sie dann zum Hause hin wollten, über die Brücke, war diese verschüttet von einer wüsten Schneewucht. Da lag der zerschellte Ball. Es war nichts geschehen, auch die Brücke stand.

„Aber mir kommt's doch anders vor wie sonst. Wo ist denn die Kapelle?“

„Die Kapelle ist begraben.“

Die Burschen aus Eustachen haben sich sachte verzogen. Die beiden Brüder kletterten über den Schneehügel auf die Brücke und gingen zögernd dem Hause zu, das im Schleier der sinkenden Flocken stille dastand. An der Türe sind sie eine Weile verblieben. Der Friedl legte seine Hand an die Klinke und drückte doch nicht nieder.

Elias sagte: „Gelt, wir wollen nimmer übermütig sein!“

Der Friedl nickte bedenklich mit dem Kopfe: „Wenn uns heut' der Alte karabatscht!“

Der Alte tat nichts, er wußte es ja auch nicht, welcher Spatz die „Schneelawine“ veranlaßt hatte. Aber die Sali! Die machte kein schlechtes Wetter, als sie den ohnehin immer kränkelnden Studenten durch Schneegestöber herankommen sah. Und zwar ohne Überrock und ohne alle jene Umwicklungen, mit denen sie ihn mittags unter Einschärfung strengster Obacht entlassen hatte. Das Beängstigende zuerst war, daß sie nicht greinte, daß sie schwieg. Dann fuhr sie sich verstohlen mit ihrer Schürze über das Gesicht und endlich sagte sie ganz gedämpft: „Mit den Kindern ist wohl ein rechtes Kreuz!“ Dann fragte sie den Jungen: „Ja, so sag' mir doch um Gottes willen, seit wann ist's denn, daß der Mensch sich selber darf umbringen!“ Aber die Betrachtungen dauerten nicht lange. In drohendem Zorn befahl sie dem Elias, sich ganz augenblicklich auszuziehen und ins Bett zu legen. Dieweilen brüllte im großen Ofen der Schlafstube auch schon das Feuer. Die Sali wärmte an demselben schleunigst die Bettdecken und warf sie über den Jungen. Alle Decken und Kotzen und Kissen, die im Hause zu finden, trug sie herbei und schichtete sie über den armen Elias, daß er kaum atemholen konnte. Solange er noch zu sprechen vermocht, hatte er beteuert, daß ihm ganz und gar wohl sei, daß er sich gewiß nicht erkältet habe. Sie wies nur auf sein nasses Gewand, und es half ihm nichts, er wurde lebendig begraben. Mittlerweile tat die Hilfsmagd schon spanischen Tee kochen,

Atemstößen aus der Brust ihre Kehlen ausfegen mußten. Der Friedl warf eine Krone auf den Tisch, sie drollerte eine Weile und blieb endlich liegen. Das ist für alle. „Wir müssen anrucken."

„Wohin wollt Ihr denn?" fistelte der Köhler.

„Auf die Wildwiesen, Schneekugel treiben."

Der Krauthas drehte den Kopf schief, schielte so in die Krume. „Schneekugel treiben? Auf der Wildwiesen? — Teuxelsbuben seid Ihr. Darf ich nachkommen mit einem Plutzerl?"

„Gilt schon! Komm nach!"

„Schau, schau!" pipste der Köhler, „auf der Wildwiesen, da werden s dir aber nit schlecht herabteuxeln!"

„Schaden tun können s nit da drinnen", sagte der Friedl.

„Wenn s kein Bären treffen. Sonst nit. Na, alsdann, meine Herren, ich komm nach!"

Dann voran durch das Hochtal. Weg und Wasser hatten im Sande sich verloren, die Burschen gingen, sprangen, hüpften über das Steinwerk so dahin. Blieb auf einmal einer der Gerhaltsöhne stehen, schaute himmelwärts und sagte: „Das ist gspaßig. Nit ein Fetzerl Gwölk, und mir ists gwest, als hätts gedonnert."

Weiter drinnen begegnete ihnen ein alter Holzknecht. „Wo denn hin, Buben?" fragte er.

„Auf die Wildwiesen."

„Auf die Wildwiesen?"

„Tuts der Schnee? Wir wollen Schneekugel treiben."

Der Alte schaute mit Staunen den Friedel an.

„Und der Försterische will auch mit? Der sollts doch wissen. Schneekugel treiben, jetzt im Frühjahr, wo die Lahnen abgehen! Seit gestern fahren sie. Man kanns eh hören. — Buben, da ists nix mit dem Gspiel!"

Sie schauten einander an und berieten sich. Es war dumm. So weit herein und umsonst. Die einen wollten doch hinauf. Aber der Friedl war jetzt für die Umkehr. „Ich habs halt nicht gewußt, Kameraden, daß der Teufel schon jetzt roglig wird. Die Lahnen heben doch sonst erst nach Ostern an."

„Ganz nach dem Wetter", sagte der Holzknecht. „Jetzt gehns halt einmal ab. Laßt sich nix machen. Na, tut wie ihr wollt, gsagt hab ichs euch." Und ging mit geknickten Knien weit ausschreitend seines Weges. In den Bergen war wieder ein dumpfer Donnerhall.

„Wißt was, Buben", schlug der Friedl vor, „gehn wir zurück. Kehren wir beim Krauthasen ein auf ein Schligerwitz."

So haben sie es auch gehalten und ist's gar lustig geworden in der dämmerhaften Kohlenbrennerhütte.

Leut' ihn mit dem Rufe „Schellsiebener“ gefeiert haben. Eine größere Ehre ist diesem Manne sein Lebtag nie wiederfahren.

In den Gruben und schattigen Mulden waren zurzeit noch Schneeaugen. Die schneeigen Berghänge im Hintergrunde des Kessels blinkten in der Sonne blendend weiß, als ob der Schnee überglast wäre.

An der Köhlerei war es, wo die Burschen zusammenkamen. Der Friedl wußte in diesen Gegenden Bescheid. Da mußte er sich die Woche über plagen im Holzschlag, da durfte es Sonntag wohl einmal auch eine Lustbarkeit setzen. Elias war nicht mitgekommen. Er habe an dem Schneeballen auf der Siebentaler-Leiten gerade genug gehabt. Den Krauthasen fanden sie hoch auf einem der runden, rauchenden Meiler stehen und mit einer Krücke die Lösche festpracken an Stellen, wo Feuer zum Vorschein kommen wollte. Der Köhler, ein schlanker, hagerer Mann, war über und über schwarz. Die schlotternde Zwilchhose, mit einem Strick festgebunden, war einmal grau gewesen. Die gestrickte Wollenjacke des Oberkörpers war einmal rot gewesen. Die Tuchmütze auf dem Kopfe war einmal blau gewesen. Jetzt alles schwarz. Im verrußten Gesichte das Weiß und die roten Ränder der Augen, da guckte aus dem Teufel der Mensch hervor.

„Krauthas, steig herab und gib uns ein' Schligerwitz!“ rief der Friedl dem Köhler zu. Der torkelte gleich vom Meiler.

„Junge, saubere Herren da? Muß man wohl, muß man wohl gleich!“ Ein dünnes, fistelndes Stimmlein. Den Kopf neigte er schelmisch lauernd vor, das seine gewöhnliche Haltung, denn der Krauthas war „gnackbucklig“.

Sie gingen in die Hütte. Die war dunkel, aber geräumig. Drei kleine, niedrige Fenster ließen wohl so viel Tag in das Blockhaus, daß auch ungeübte Augen imstande waren, die Einrichtung zu unterscheiden. An der Ecke ein roh gemauerter Herd mit glosenden Kohlen, daneben eine Bretterpritsche mit Stroh und einem alten Lodenmantel. Dann eine Truhe, als Vorratskammer verwendet. An der anderen Wand mehrere ungefüg gezimmerte Brettertische. In früherer Zeit war noch ein zweites Bett da gewesen, in dem das Weib und das Töchterl beieinander schliefen. Seitdem aber das Weib durchgegangen und das Töchterl „in Diensten“ verreist war, wie der Krauthas sagte, konnte aus der Bettstatt ein Tisch gebaut werden für Gäste. Holzknechte sprachen gerne zu, auch Rinden- und Kohlenführer, im Sommer auch Halter, denn der Krauthas schenkte einen Fusel, den er „Schligerwitz“ nannte.

Nun stellte er — „wie viel seid Ihrer denn? Siebene?“ — sieben Stengelgläschen zurecht, hob aus der Truhe einen irdenen Plutzer und ließ mit feierlicher Gebärde das gelbliche Brünnlein rinnen. „Packt ihn an, Prinzen!“ Das kratzte einmal, so daß die Buben mit scharfen

Beim Jackenflügel faßte der Köhler den Gerhaltbuben, der so gefragt hatte, zerrte ihn abseits, als ob's die andern nicht sollten hören dürfen, und flüsterte: „Ein guten Weiberleutfanger hätt ich."

Der junge Gerhalt verstand das nicht. Der Kruspel aber, der gelauert hatte, verstand es.

„Her damit, Krauthas!" kreischte er.

Da begann der Köhler mit Umständlichkeit an dem Riedheu herumzutun, das dort im Winkel gehäuft war, und es kam ein Fäßchen zum Vorschein. Roter Schnaps, süß und süffig. Von dem da, so berichtete der Köhler, täten die Holzknechtburschen im Sommer, wenn sie auf die Alm gehen zu den Schwaigerinnen, gerne mitnehmen. „Zum Drankriegen."

Der schon, der tat's.

„Gelt!" sagte der Krauthas, strich dabei an den Friedel und fragte, ihn vertraulich angrinsend, ob ihm nichts wäre?

„Was soll mir denn sein?"

„Na ja — hab halt gmeint. — Was sagt ihr zu dem da?" Ein Büschel Spielkarten warf er auf den Tisch.

„Die sollst erst einmal ins Bad schicken", spottete der Friedel.

„Geh, meinst?" entgegnete der Krauthas pfiffig. „Kunnst dich ja von der Herzdam nit trennen!"

„Wer, ich?"

„Tragst sie eh Tag und Nacht an deiner schneeweißen Brust."

„Ich? Wen? Die Herzdam?"

„Wettst was, du tragst auch jetzt die Herzdam unterm Brustfleck?"

„Die wird wohl bei ihren Kameraden liegen", sprach ein Gerhaltsohn und suchte im Kartenbüschel nach der Herzdame.

„Selm wirst sie nit finden", gixte der Köhler, „die duckt sich jetzt an des jungen Herrn Fridolin Rufmann sein heißes Herz."

Der Friedl konnte nicht einmal lachen, so schlecht war der Witz.

„Was wettest?"

„Was du willst, Narr."

„Ein Fassel Rosoli."

„Wegen meiner!"

„Alsdann nachher greif halt einmal eini", sagte der Krauthas gemütlich.

Der Friedel tastet in seinem halboffenen Leibellatz herum. „Teuxel, was ist denn das da drinnen?" Und wie er die Hand hervorzieht, hat er die Herzdame.

Gelächter, Geschrei. Mit einem heiteren Fluche schleudert er das schmutzige Blatt in den Winkel. Und jetzt bezahlt der Friedel allen Rosoli, der heute getrunken wird. Von dem konnte man schon mehr hinabtun, der kratzte nicht, der schmeichelte.

Der Krauthas gestand, er habe sich wohl gedacht, daß sie ehzeit wieder zurückkommen täten. Und er war bereit. Vom Gesicht hatte er sich den Kohlenstaub gewaschen, daß es nun beinahe menschlich aussah. Der Mann war jünger, als er auf seine geknickte Körperhaltung hin geschätzt wurde. Das Gesicht war mager und wies doch keine rechten Knochen. Um die Mundwinkel hatte es Halbringe. War auch glatt rasiert. Nicht ein Härchen im ganzen Gesichte. Schier wie ein ältlicher Dorfschulmeister. Aber nur, solange er den Mund nicht auftat. Sonst kamen bisweilen unschöne Dinge hervor. Seine Sprücheln und Liedeln, da mußte einer schon mehr als ein Glasel Schligerwitz getrunken haben, wenn sie ihm Spaß machten. Er wartete auch weislich die Zeit ab. Unterhielt die Gäste mit kleinen Taschenspielerkünsten. Gar bedächtig und ehrbar setzte er seine Rede, bis er merkte, daß der Ofen geheizt war. Dann begann er vorsichtig loszulegen und sachte kam es immer dicker und dicker. Dabei das ernsthafteste Gesicht von der Welt.

Nun huben sie einmal an und steckten Pfeifen in Brand. Der Friedl hatte eine Zigarre und zwickte ihr mit dem neuen Taschenmesser die Spitze ab. Es war noch nicht viel los. Den Burschen tat der Branntwein nicht recht schmecken. Und der kaiser-königliche Straßenschotterer wollte der klügste sein. Er goß einige Tropfen Schnaps auf die hohle Hand, rieb sie mit beiden Händen ein und roch. Dann hielt er die Hand dem Nachbar hin: „Riech einmal!"

Der tat's. „O du! Wasch dich besser!"

„Das ist nit die Hand, mein Lieber, das ist der Schnaps."

„Junger Herr!" lispelte der Krauthas, und um die Mundwinkel spielten zuckend die Halbringe. „Tu mir mein Schligerwitz nicht schmachen! Der ist wohl ein gar guter Kamerad, muß ich dir verraten. Hast eh kein Schneid! Sauf Schligerwitz!"

Und mit dem Kopfe den Takt wiegend, trällerte er faunisch:

„Der Schligerwitz, der Schligerwitz,
Der is a guater Spatzenschütz,
Der macht a Schneid und gibt a Hitz,
Der Schligerwitz!"

„Halts und bring was z trinken! Hast kein andern?"

„Wisset, bedenket, meine Herren", bekannte nun der Köhler, „dasmal ist er nit recht graten. Sechs Jahr bin ich Soldat gwest. Und dennoch gehens auf mich los wie die Hund. Weil ein armes Leut nix haben darf. Verboten habens mir das Brennen. Heimlich muß ichs tun — bei der Nacht. Da muß mir was in den Kessel sein gfallen oder was immer. Ich kenns eh selber, er hat ein Gruchen."

„Larifari. Brennt hast was Schlechtes. Soll ich dir sagen, was d' brennt hast?"

„Die Lahnen! Die Lahnen!“

Sie stürzten vor die Tür. An den Hängen hallten die Donner. An mehreren Stellen sah man es über den Waldwipfeln hoch aufstäuben. Dort drinnen über die weiße Fläche der Wildwiesen herab glitt scheinbar langsam und schwer eine Masse, hinter sich einen breiten, dunklen Streifen lassend. Aber fast gleichzeitig brach es auch vom nahen Berghang herab, daß der Boden schütterte.

Der Köhler faßte seinen Kopf mit beiden Händen, eilte in die Hütte zurück und wimmerte. Das war ein anderes Wimmern, als vorher um das Magenweh. Ein Stöhnen der Angst war's jetzt, ein wahrhaftiges. Und als der Friedl hineinlief, um seinen Hut zu holen, umschlang der Köhler ihm die Beine und wimmerte: „Bleib! Bleib da! Mein liebster Herr Friedl, bleib da bei mir. s ist der jüngste Tag.“

„Der ist noch lang nit, schwarzer Kohlenbrenner! Morgen kriegst das Geld für den Rosoli.“

Und haben ihn allein gelassen in seiner Armensünderangst.

Gegen Abend, als der Schnee fror und es in den Bergen wieder ruhig geworden war, gewann der Krauthas auch seinen Mut. Als er die Gläserreste auf den Boden goß und Ordnung machte, sah er auf dem Tisch etwas Glänzendes liegen — ein schönes Zeuglein. Er beguckte es von allen Seiten, kniff die Lippen ein: „Schau, schau, da hat mir einer ein Präsentel gemacht.“ Und schob es in seine Hosentasche.

„Der Schligerwitz, der Schligerwitz.“

Eine himmlische und eine irdische Jungfrau.

Die Burschen ulkten heimwärts. Wo es Schnee gab, da bewarfen sie sich mit Ballen. Wo ein Tümpel war, da suchte einer den anderen hineinzuleichen und der Kruspel mußte wiederholt wegen Beleidigung einer Amtsperson vorstellig werden.

Als sie durch den Hals hinauskamen und das Forsthaus nahe war, wurden sie anständiger. Ihre Rauchzeuge zündeten sie an. Der Friedl hatte keine Zigarren mehr. So wollte er sich ein Haselstöcklein schneiden, um etwas in der Hand zu haben zum Spielen. Er langte mit der rechten Hand in den Sack, dann langte er mit der linken Hand in den anderen Sack, dann wandte er sich um und schaute auf den Weg zurück und dann brach er den Holzzweig mit der Hand ab. Nun hatte er etwas zum Fuchteln, das ist anstatt der Zigarre.

Im Forsthause angelangt, vernahm Friedl, daß Gäste da seien. Der Michelwirt mit seiner Tochter. Der Steirerwagen stand in dem Holzschuppen. Der Bursche wurde bei dieser Wahrnehmung fast nüchtern. Aber er wagte sich nicht ins Haus, warum, das wußte er nicht recht. Er führte seine Kameraden auf die Kugelbahn, die oben am Waldrande

Plötzlich ging der Kruspel auf den Kohlenbrenner los: „Du, sag mir einmal, wo hast es denn? Wo hast es denn versteckt heut?“

„Was versteckt?“

„s Menschl!“

„Ah, das meinst. Das ist jetzt in Löwenburg unten. Der Fratz hat Glück. Ist eine Stadtdam worden. Na, ich glaubs, daß sie sich dorten besser steht, wie in der Bärenstuben.“

Der Kruspel zog seinen langen Kinnbacken auf und nieder und sagte: „Geh, schwarzer Ganggerl, tu uns den Gefallen und tausch mit ihr. Nachher werden wir uns auch besser stehen.“

„Gib du lieber Achting, daß dir dein Kinnbacken nit abifallt!“ lachte ein anderer.

„Keine Amtsbeleidigung! Ich versteh kein Spaß, mein Lieber!“

„Aber ich bitte dich, Kaiser-königlicher, das sieht man ja.“

Derweil hub der Krauthas an, seinen schlangenlangen Leib zu wiegen wie eine kokette Tänzerin und gewisse Liedeln zum besten zu geben. Der Kruspel tat mit. Daraufhin stellte sich der Försterfriedl zu den Gerhaltbuben und sie sangen hell und frisch den „Dreispannigen“, einen dreistimmigen Jodler, der die heiseren Ausgelassenheiten des Kohlenbrenners überjauchzte. Aber sie mußten abbrechen, denn plötzlich krümmte der Krauthas sich zusammen und begann zu wimmern: „Magenweh! So viel Magenweh!“ Es müße ihm was Unrechtes im Magen liegen!

„Ja, deine Schweinereien!“ sagte der Gerhalt.

„Sei so gut, Gerhalt, zieh mir das Bandel außer!“ jammerte der Köhler kläglich. Das Ende eines blauen Bandes stand ihm aus dem Munde hervor.

„Ein Schürzenbandl hat er gschluckt!“ lachte der Gerhaltsohn, „aber beiß mich nit!“ Faßte das Band und zog an. Dieses kam aus dem Munde hervor, es war lang, es kam immer und immer heraus, es brach nicht ab und endete nicht. Schon ellenlang schlängelte das Band sich auf dem Fußboden und immer noch spann es der junge Gerhalt hervor. „Dem Krauthasen sein Bandwurm!“ Unbändig lachten sie, bis endlich doch die Sache zu Ende war. Der Köhler bedankte sich gar drollig, versicherte, jetzt sei ihm wohl und schickte sich an, noch andere „Zaubereien“ zum besten zu geben, um seine lustigen Gäste noch lustiger zu machen.

„Trinkts Buben, morgen sein mer eh in der Höll!“ rief übermütig der Friedl und schenkte die Gläser voll.

Da klirrten die Fenster.

Sie stutzten. — „Was ist denn das?“

„Was ist denn das jetzt gwesen?“ —

„Schon wieder!“

Nun hatten die Sänger noch einen anderen Zuhörer, den sie in allen Weiten des Waldes glaubten an diesem schönen Sonntagsnachmittag. Elias lag oben in der Schlafstube zu allerlängst auf dem Boden. Er hatte ganz leise den Holzschuber aufgemacht, der dazu bestimmt war, des Abends die Ofenwärme der großen Stube in die Schlafkammer zu leiten. Heute strömte durch die Öffnung süße Maienluft hinauf, im Liedesklang von der heiligen Jungfrau Maria.

Der Junge hatte Angst, sie würden das Lied unterbrechen, wenn sie sein Schluchzen hörten. Die Jungfrau Maria war ja seine heimliche Liebe, von der er niemand was sagte. Seit die Sali ihm als kleinem Knaben die Marienlegenden erzählt, war dieses himmlische Anbild in ihm. Als Kind hatte er in Marien die Mutter verehrt, als Jüngling liebte er die Jungfrau. Von einem Rosenkranze umgeben, von Engeln umkreist, im schneeweißen Gewand, auf dem Haupte die Krone der Himmelskönigin, ganz wie im Liede, so steht sie vor ihm, wenn er betet oder wenn er aufwacht in stiller Nachtstunde. Ernst und gütig, so schaut sie auf ihn herab und aus den milden Händen, die sie über ihn hält, gehen lichte Strahlen nieder auf sein Haupt: Die heilige Inbrunst seines Herzens, die er nimmer konnte herausbeten, die ihm fast weh tat — in der wundersamen Melodie dieses Liedes löste sie sich selig. Darum mußte der Junge so schluchzen.

Die Sänger stimmten ihre Saiten und räusperten sich für was anderes. Da schlich Elias hinaus, das Marienlied wollte er sich durch keinen anderen Klang aus dem Ohre scheuchen lassen.

Die Sali hatte sich auch zurückziehen müssen von ihrem Horcherwinkel, um den Kaffeetisch zu besorgen. Milch und Sahne, Weißbrot und Butter waren schon lange erwogen und bereitet. Kaffee, die feinste Sorte, wie man sie in Eustachen nicht kriegt, die man draußen beim Kaufmann in Ruppersbach holen muß! Nun steht alles auf dem zierlich gedeckten Tische bereit; aus der Tasse dampft heiß herzerfreuender Geruch — und nun dankt der Michelwirt freundlich und sagt, Kaffee trinke er nicht. Anfangs ist die Sali sprachlos. Allmählich kommt sie zu ihren Kräften. Mit umflorter Stimme, der schier das Weinen nahe war, in dumpfem Ernste frägt sie ihn, weshalb er denn eigentlich die Einladung zum Kaffee angenommen habe, wenn er keinen Kaffee trinke?!

Dieser Mensch ist so leichtsinnig, daß er lachen kann. Wegen eines Essens sei er nicht gekommen, das habe er zu Hause auch. Er nähme am Nachmittag überhaupt nichts. Zum Plaudern und Singen sei er da und zu sonst nichts. Und ließ die Schale klappfest stehen, bis sie eine Haut hatte. Und saß munter am Tische und strich mit beiden Händen seinen Bart. Dieser lange, schwarze Bart! Nie noch war dieser Bart der kleinen Alten so zuwider gewesen, als jetzt, da der Mensch ihr den

war. Doch keiner traf etwas, die Amtsperson traf nicht einmal den Laden und warf weich.

In der guten Stube des Forsthauses war es schon seit frühem Nachmittage hoch hergegangen. Ja, der Michel war wieder einmal da. Der Förster hatte seine Klampfen, wie er die Laute nannte, vom Wandnagel genommen und so konnten sie sich wieder einmal satt singen miteinander. Schade, daß der schöne Einklang dieser Stimmen von niemandem weiter gehört werden konnte, als von der Helenerl, die in ihrem dunkelgrünen Sonntagsgewand auf der breiten Ofenbank saß und mit innerem Behagen an einem feinen Strümpflein strickte; und von der Sali, die heimlich ihr Ohr ans Schlüsselloch hielt; und von dem Waldl im Hof, der gerührt über den lieblichen Sang heulen mußte.

Weil es in der tiefsten Fastenzeit war, so wählten sie fromme Lieder. Michels Kehle hatte dafür einen weichen Mollton. Der geheimen Horcherin, die eine besondere Marienverehrerin war, zur Freude, sangen sie die süßinnige Weise vom armen Dienstmägdelein.

„Es war ein armes Dienstmägdelein,
Gar keusch und rein im Leben.
Das ging wohl alle Tage in Wald,
Und fand sie eine Bildnus bald,
Sie tragts mit großen Freuden.

Die Bildnus war all verwüst und wild,
Die Bildnus war wohl zu bekleiden;
Sie tat es zieren wunderfein
All Tag mit einem Blümelein,
Wie s' stunden auf der Heiden.

Es stund wohl an sechs Wochen lang,
Da ward das Mägdlein tödlich krank,
Sie wollt' zu Haus nit bleiben;
Zwei Priester zogen wohl durch das Land
Und über dieselbige Heiden.

Der Weg war ihnen unbekannt
Zwei Straßen taten sich scheiden.
Sie setzten sich nieder ganz müd und matt
Der erste, der einschlafen tat,
Der andere tat umschauen.

Da sahen sie ziehen eine ganze Schar
Der schönesten Jungfrauen,
Und in der Mitt' die Helferin,
Maria, die Himmelskönigin,
Noch schöner anzuschauen.

Der Priester fallt nieder auf die Knie,
Er tat sie so schön fragen,
Wo sie wollten gehen hin.
Die hohe Himmelskönigin
Maria tat ihm's sagen:

Sie saget ihm's gar herzlich fein,
Wohl zu dem armen Dienstmägdelein,
Wie sich's hat zugetragen.
So gingen sie der Heiden zu
Und nach dem Mägdlein fragen.

Sie gingen wohl ins Haus hinein,
Da sahen sie das arme Dienstmägdelein
In großen Schmerzen liegen,
Maria stund ihr wohl zur Seit'
Und tat sie so schön küssen.

Da rufen's die Priester zur selbigen Stund
Das Wunder, das geschehen:
Jetzt fallt's nur nieder auf die Knie,
Jetzt ist die Mutter Gottes hie!
Da haben sie's nimmermehr g'sehen.

Um so viel eh haben das Wunder wohl
Die Priester aufgeschrieben,
Dem höchsten Gott zu Lob und Ehr'
Dem Menschen auch zu seiner Lehr':
Maria allzeit lieben."

Während die zwei bärtigen Männer in der Stube dieses liebliche Lied gesungen, hatte die Sali hinter der Tür schon wieder was zu greinen: „Jetzt glaub ich ihnen gar nix meh! Sie mögen noch so viel schelten und fluchen — fromm sinds! Sie mögen den höllischen Ganggerl anrufen, so oft sie wollen, in Himmel kommens. Wer unserer lieben Frau so schön tut singen, den verlaßt sie nit."

Kugel hinausgeschoben, bemerkt, daß Michelwirts Helenerl dort mit seinem Bruder Elias ging.

Alle Neune konnten fallen, seinetwegen! Er guckte nicht weiter darnach, er eilte hinab und über die Brücke.

„Du bist ja nicht artig, Elias!“ rief er lustig, nahm unter schöner Verbeugung den Arm des Dirndels und hing ihn in den seinen. Dabei lehnte er sich gleich etwas zu stark an, so daß sie leicht zurückwich.

„Oh, verzeih!“ sagte er lachend, „weißt, wenn einer den ganzen Tag auf dem Steinhaufen herumgekugelt ist, da tuts wohl auf dem Blumenbeetel.“

„Sehen Sie, Herr Elias!“ redete sie über die Achsel gegen den Studenten hin, gleichsam: Daran nehmen Sie sich ein Beispiel, so muß man's machen, wenn man mit einem Mädel geht!

Dann erzählte der Friedl, wie er den Tag über mit bösen Buben umgegangen sei, so daß Gefahr bestehe, er könne auch selber einer werden, wenn er nicht noch knapp vor Abend sich an ein liebes Mädel mache.

„Bedank mich schön!“ antwortete die Helenerl, was freilich ein Spott war, aber ein solcher, für den sie wünschte, daß er nicht übel genommen werde. Übel genommen? Nein, das wurde er durchaus nicht. Im Gegenteil, der Bursche gesellte sich noch traulicher, plauderte ihr so nahe ins Gesicht hinein, daß es ein paarmal knapp daran war, sein Mund könne ihre Wange berühren. Die Wirtstochter machte sich nicht viel daraus, sie kannte schon durch Kellnerinnen die Art junger Männer, die etwas unbedacht getrunken haben. Sie hielt ihr Gesichtchen nur ein wenig gegen die andere Seite.

„Aber gar so neidisch sein, Helenerl!“ scherzte er. „Laß' mich doch deine Äugerln anschauen, wird eh bald finster!“

Sie wendete ihr blondes Köpfchen und ließ sie ihn wirklich anschauen. Er tat das schier gründlich und sie schauten sich treuherzig in die Augen.

So waren sie wieder zurück über die Brücke gegangen. Hinter ihnen drein Elias. Das war ihm einmal etwas Neues. Hatte er schon früher keine Worte gefunden, jetzt fand er auch keine Gedanken. Er war verblüfft. Zum Hause gekommen, nahm die Helenerl rasch ihren Arm an sich und ließ den Friedl allein stehen. Er schaute ihr nach und schnalzte mit der Zunge. Zum Fenster rief die Sali heraus, wo sie denn alleweil herumgäulen täten, die Buben? Ob sie den Kaffee das drittemal aufwärmen solle?

Während die beiden Alten in der großen Stube bei der angezündeten Lampe und beim Glase Wein noch frohgemut beisammensaßen, plauderten, erzählten, dann wieder eins sangen, gingen die Brüder noch

Kaffee verschmäht. Die Helenerl konnte nach Herzenslust und mit noch so feinem Schick ihr Butterbrötlein streichen und aus der weißen Schale schlürfen — der Sali Freude war dahin. Belebte sich auch nicht mehr, als der Michelwirt mit schmatzendem Behagen Honigbrot aß und alles was da war, überschwänglich lobte. Mit drolliger Beklommenheit steckte es ihm dann der Förster: „Ist nicht wieder gutzumachen, Freund, es ist nie wieder gutzumachen! Du kannst sie als Ehebrecherin oder als Leichenschänderin verleumden, sie wird dir verzeihen. Aber daß du ihren Kaffee verschmäht hast, das verzeiht sie nimmer.“

Nach dem Kaffee ging die Helenerl einmal ins Freie, um sich noch vor dem Abenddunkel die kleine Wirtschaft anzusehen.

Sie begegnete dem Studenten, neben dem sie ein Weilchen einherschritt. Er redete aber nicht viel. Obschon auch sie auf das Reden nicht eingeschossen war, zu dem möchte sie doch was sagen. Wenn sie nur wußte, was man mit so einem kleinen Studenten spricht. Ihre gegenseitige Verlegenheit kam ihr übrigens ganz lustig vor. Ja wahrlich, sie könnte ihn fragen fürs erste, ob er nicht einen Kaffee wollte trinken gehen, fürs zweite, ob er schon ein wenig Messe lesen könne? Überlegte sich's aber, ob das eine, das Bemuttern, sich bei so einem jungen Stadtherrn wohl schicke und ob er das andere nicht etwa für ein Gespötte halten könne. Er ließ sie rechts gehen, blieb ihr aber zwei Schritte im Abstand. So gingen sie nebeneinander bis zur Brücke und über dieselbe. Und auf derselben sagte sie: „Das Wasser tut so stark rauschen, daß man kein Wort versteht.“

„Ja“, antwortete er, und zog das Wort in die Länge, daß es zur Not auch für zwei gelten konnte. Er hatte also doch verstanden, trotz des Wasserrauschens, und war wieder das ganze Gespräch vom Nichtverstehen überflüssig gewesen. Jenseits der Brücke lagen noch Schneereste und dabei die Bretter, teils entzweigebrochen, teils noch aneinanderhängend. Der zerstörte Brunnen quoll irgendwo aus der Erde und sumpfte den Boden.

„Da soll ja die Kapelle gestanden sein“, sagte sie.

„Ja.“

Nach einer Weile wieder sie: „Ists wahr, daß sie eine Schneelawine hat umgeschmissen!“

„Ja.“

Und wieder nach einer Weile: „Um die Kapelle wird Ihnen wohl recht leid sein?“

„Kein Schade drum“, antwortete er, weiter nichts.

Da dachte sie, jetzt laß ich's bleiben. Und war froh, daß der andere kam. Auf der Kugelbahn hatte der Friedl, während er just die

tief in die Knochen hinein. „Friedl“, sagte er, „weil wir schon von Lumpen reden, wie heißt denn ein Mensch, der was verspricht und weiß, daß ers nicht halten kann?“

„Das hab ich nit gewußt heute drinnen beim Krauthasen. Auch dich hätte er so gefangen.“ Dann erzählte er die Geschichte von der Herzdam, von der Wette und vom Rosoli. „Es ist eine Spielschuld, mein Lieber!“ sagte er, um die ganze Größe der Angelegenheit darzutun. „Und jetzt, ob ich morgen ein Lump bin oder nit, das kommt auf dich an.“

„Hörst du, das ist eine Erpressung!“

„Wer ist schuld als du, wenn du nit willig hergibst!“ sagte der Friedel lustig.

„Gut, aber zu Ostern mußt du mir meine Sache zurückgeben.“

„Elias“, sagte der Friedl, „zurückgeben, das kann ich nit versprechen. Damit du siehst, daß ich kein Lump bin.“

„Nun, dann muß ich freilich.“ Der Junge zog aus dem Hosensacke sein Geldtäschchen, es war nichts drin, als ein einziger sorgfältig zusammengefalteter Zehnkronenschein.

„Aber das ist das letztemal. Du mußt dich bekehren. Nimm dir ein Beispiel an unserem Vater.“

„Wär mir nit zuwider. Vormittag beim Michelwirt Wein trinken und nachmittag zu Haus Wein trinken. Geh, schau nit so grantig. Will mich ja bessern. Seh's eh ein, daß es so nit kann fortgehen. Es ist halt just einmal zu lustig auf der Welt.“

Leise sagte Elias: „Denk ans Fegfeuer!“

„Jesses, ans Fegfeuer! Laß mich aus mit dem Fegfeuer!“

„Nachher möchte ich dir noch was sagen, mein lieber Bruder.“ Er zuckte ab, aber es kam doch. „Wie du zu der Michelwirtischen bist gewesen, vorhin!“

„Mit wem meinst?“

„Mit der Helenerl. Und noch dazu beim hellichten Tag!“

„Nein, es ist schon bissel dunkel worden.“

„Wie du sie gleich so hernimmst! Und so Sachen plauschen mit einem jungen Mädel! Just, daß du sie nicht hast abgeküßt auf der Straße!“

„Tu nit greinen, geistlicher Herr, ein anderesmal werd ichs schon heimlich tun.“

„Du tust alles verdrehen und ich sage dir, garstig ist das, mir hast gegraust! Ich glaube schon bald, du hättest sie verführen mögen!“

„Du, die mag Einer nit so leicht verführen“, versicherte der Friedel.

„Weil sie schon verführt ist. Eine Kellnerin! Da gehört nicht viel dazu.“

einmal über die Brücke und drüben auf der Straße gegen die Schlucht hinein. Es dunkelte schon stark. Sie hatten eine Unterredung. Der Friedl hatte erzählt, daß aus dem Schneekugelschieben auf der Wildwiesen nichts geworden war, weil die Lahnen gingen, daß es hingegen aber um so lustiger beim Krauthasen hergegangen sei. Das wäre ein närrischer Kauz, dieser Krauthas, und was er für Kunststückeln mache mit den Spielkarten, mit Bandeln und anderen Sachen. Feuerfressen könne er auch. Etwas unsauber, aber komisch. Ein kohlschwarzer Zauberer, den müsse der Elias doch einmal aufsuchen: „Ich muß morgen wieder hinauf zu ihm; willst mit?"

Elias sagte rundweg nein.

„Na ja, s ist auch noch ein zu kalter Wind jetzt in der Bärenstuben. Später einmal gehen wir miteinander hinauf. Mußt dir doch auch einmal den Holzschlag anschauen, wo ich meine Arbeit hab. Und auf die Almen, weißt, wie damals auf die Seealm! Sind noch Fratzen gewesen. Wenn man groß ist, schaut's auf einem hohen Berg ganz anders aus. Da mußt einmal mit."

„Ja, da geh ich einmal mit."

Auf das Klappern oben am Waldrande sagte der Friedl: „Haben die Bären sich immer noch nit genug Kugel geschoben! Man sieht ja nix mehr. Die Gerhaltischen sind solche Kegelfresser. — Elias, du bist ein Musterbruder!"

Da er seinen Arm zärtlich um den Nacken des Studenten legte, so fragte dieser gelassen: „Willst was von mir?"

„Bloß zehn Kronen, aber die muß ich haben."

„Und die soll ich dir borgen?"

„Na, gerade das verlange ich nit", lachte der Friedl, „kannst mir sie auch schenken."

„Und wenn ich nichts habe?"

„Ich bitte dich, du hast immer was."

„Und warum hast denn du nichts? Kriegst mehr als ich im Monat, verdienst dir auch was, ich verdiene mir nichts."

„Und brauchst auch nix. Weil du ein braver Junge bist."

„Und du?"

„Ich? Ein Lump. Das heißt, nein, noch bin ich keiner. Daß ich halt alleweil so viel aufglegt bin zu allem, was lustig ist. Und daß alles Geld kostet, was lustig ist, ich kann nix dafür. Ist so weit ja nix Schlechtes. Aber wenn man was verspricht und nit hält, dann ist man ein Lump. Und so einer bin ich schon morgen, wenn ich die zehn Kronen nicht hab."

Elias machte ein strenges Gesicht. An seinen Professoren hatte er es gesehen, wie man die Stirn runzelt und die Augensterne zurückzieht,

Wurlich kratzte sich hinterm Ohr, nahm mit Andacht eine Prise bot dem Postdirektor auch eine an und meinte dann: „Hm, hm, ich könnte ja mal zum Roland gehen. Da sind ja immer noch welche: da ist der grobe Gottlieb, der ‚Harzer', Bruderherz, und den langen Anton find' ich am Ende auch da."

„Ach Gott, Wurlich, das sind doch Pennbrüder."

„I man nich, Herr Postdirektor! Da sieht man wieder, daß Sie noch nicht lange hier sind. Die Pennbrüder stehn auf der Brücke; am Roland stehn nur die Lastträger und Dienstmänner."

„Na, vertrauenerweckend sehen sie nicht aus."

„Denn müssen wir mal seh'n, ob uns der traurige Mond aus der Patsche hilft; ich werde gleich mal hingehn."

„Ist er zu gebrauchen? Ordentlich, ehrlich, fleißig?"

„Na und ob, Herr Postdirektor, für sechs Dreier steht der Kopf."

Wurlich ging. Kopfschüttelnd sah ihm der Postdirektor nach.

„Der ist nicht mehr zu ziehen", murmelte er, „ich kann zufrieden sein, wenn er mir nicht eines guten Tages das „Du" anbietet. Aber diensteifrig ist er, das muß ich ihm lassen."

Langsam ging Postschaffner Wurlich durch die Straßen, hier und da stehen bleibend und einem Bekannten die Prise anbietend. Auf dem niedrigen Sockel des Roland saßen die vier Männer, die Wurlich seinem Chef genannt hatte. Alte Leute, sämtlich mit Kupfernasen. Als sie den alten Wurlich kommen sahen, standen sie auf und riefen ihm schon auf einige Entfernung entgegen: „Tag, Vater Wurlich!"

„Tag, Kinder. — Wollt ihr 'ne Prise?"

Vier Hände langten zu gleicher Zeit zu und die Dose fiel an die Erde.

„Affen", sagte Wurlich, steckte seine Dose wieder ein und ging weiter. Als er die Havelbrücke passiert hatte, wandte er sich nach rechts und bog in den „Altstädtischen Kietz" ein. Dort trat er in ein kleines, schmutziges Haus, ging die Treppe hinauf und stand vor der Tür des Schuhmachermeisters Drehpot. Auf sein Klopfen öffnete eine mittelgroße, häßliche Frau.

„Nu", fragte sie.

„Ist Herr Drehpot vielleicht zu Hause?"

„Herr? Herr? Hahahaha Herr! Herr Drehpot! Woll'n doch mal seh'n, ob der Herr da ist. Herr Drehpot, bist du da? Komm heraus aus deinem Winkel, du Pechvogel."

Ein kleiner, hemdärmeliger Mann mit großer Nase, kleinen Schweinsaugen und einem melancholisch herabhängenden Schnurbart kam aus einem Winkel hervor und grüßte freundlich, als er den Postschaffner sah: „Tag, Herr Wurlich!"

Jetzt blieb der Friedl stehen und betrachtete den kleinen Studenten von oben bis unten. Und schüttelte den Kopf und lachte.

„Allen Respekt! — Aber weißt, mein lieber Bruder, erstens ist das keine Kellnerin. Und zweitens, wenns auch eine wäre! Ein so liebes Täuberl sie auch tut sein, probiers nur einmal mit ihr, mein Lieber!“

Hinter dem Hause plötzlich ein großes Gelächter. Einer der Burschen lief um die Ecke, mit den beiden Händen die linke Wange haltend, als ob sie ihm davonlaufen wollte. Der Kruspel. Eine unerhörte „Amtsbeleidigung“. Mit der Helenerl hatte er in seiner Art vertraut werden wollen. So schallend hatte es geklatscht, daß die Gerhaltbuben auf der Kegelbahn anfangs geglaubt, der Förster habe aus seiner „Schrottpfeife“ einen Schuß tun wollen und sei ihm bloß das Zündhütchen abgeschnalzt.

Der kaiser-königliche Straßenschotterer, der nun auch die Seine hatte, meinte wohl, das sei gerade der beste Abgang; so tapfte er weit- und krummschrittig heimwärts.

Ihm folgten in gemütlicher Stimmung die Gerhaltbuben. Bald darauf rollte auch das Steirerwäglein die Straße entlang gen Eustachen. Und stille wars im Forsthause. Nächtig träumte Elias von der himmlischen Jungfrau; und der Friedl von der irdischen. (Fortsetzung folgt.)

Der traurige Mond.

Eine Postbotengeschichte von **Ch. E. Noeldichen**.*)

„Wurlich!“

„Jawoll, Herr Postdirektor!“

„Hartleben hat sich nun auch krank gemeldet.“

„Ist's die Möglichkeit, Herr Postdirektor, so'n jung' Mensch und meld't sich krank. Da seh'n Sie mich an, Herr Postdirektor, so wie ich hier steh', siebzig Jahre alt und noch nicht einmal krank gewesen; 's ist 'ne andre Welt jetzt, nee, nee, früher war's anders.“

Er schüttelte den Kopf und wunderte leise vor sich hin.

„Ja, was machen wir nun, Wurlich? Wo kriegen wir einen Vertreter her? Es ist ja schrecklich in diesem vermaledeiten Nest. Nichts als Sozialdemokraten, und alles arbeitet in der Fabrik. Was dort nicht arbeitet, ist schon gar nicht zu gebrauchen.“

*) Aus dem Büchlein „Wunderliche Gesellen“ von Christian Ehregott Noeldichen. (Berlin, Hufelandstraße 21. Selbstverlag.) Freunden des norddeutschen Volkstums dürften die munteren und harmlosen Humoresken, wovon hier eine Probe, Spaß machen.
Die Red.

„Nun machen sie dir den Prozeß, und dann werde ich dich los, dann mußt du sitzen.“

„Das möchtest du wohl und darauf freust du dich wohl schon; aber verlaß dich drauf, mir macht keiner den Prozeß, mir nicht! Die Karte ist für dich; geh du man hin, aber schnapse nicht wieder.“

Drehpot blickte seine Frau halb vorwurfsvoll, halb ängstlich an.

„Mach nicht so'n Gesicht. — Sollten sie mir wirklich an den Kragen wollen“, setzte sie nach einer Weile hinzu, — „was ich aber nicht glaube — dann kannst du ja 'n bißchen nachgeben. Ich hätte das nicht so gemeint, ich litte manchmal an Konfussionen nach'm Kopf.“

Drehpot nickte.

„Denn ärgerlich wär' mir das sehr, wenn sie was aus der Sache machten. Sitzen! Du meine Güte! Da möchte ich wohl die Wackermannsche hören, dieses Klatsch- und Spektakelweib. Nicht eine ruhige Minute hätte ich mehr. Sagt nicht dieses Weib, das den Tag über nicht fünf Minuten den Mund halten kann, zu mir, ich redete mich noch an den Galgen! Der arme Mann, der ist zu bedauern.“

Drehpot seufzte.

„Was hast du denn dabei zu seufzen?“

„Ich bedaure den armen Mann.“

„Das kannst du dir sparen, solltest lieber Gott danken, daß du eine so gute Frau hast.“

Das schien er ja denn auch tun zu wollen; denn er ging in seine Schusterecke. Doch bald kam er wieder zurück, er sollte ja zur Post kommen.

Mit feierlichen Schritten ging „der traurige Mond“, wie ihn die Kietzer nannten, den Kietz entlang über die Havelbrücke der Neustadt zu. Im Postamt empfing ihn Wurlich: „Na, trauriger Mond, was macht deine Alte?“

Drehpot seufzte, nahm eine Prise aus der dargereichten Dose und meinte dann wehmütig: „Sie haben's ja gesehen, Herr Wurlich.“

Dieser führte nun den Schuster in das Amtszimmer des Postdirektors. Hier wurde Drehpot gefragt, ob er auf einige Zeit für einen erkrankten Unterbeamten eintreten könne. Er hätte keine schwere Arbeit und bekäme für den Tag zwei Mark. Drehpot sagte zu und erhielt den Auftrag, sich am Abend um acht Uhr zum Dienst einzufinden.

„Na, da bist du ja wieder. Was machst du denn für ein Gesicht?“ Mit diesen Worten empfing Amalie den heimkehrenden Gatten. „Mensch, rede doch. Du bist doch wirklich ein trauriger Mond! Was haben sie gesagt? Was hast du gesagt? Du Ölgötze!“

„Ach! Auch Herr! Sieh mal einer an! Das ist ja eine Herrlichkeit ohne gleichen. Die Herren kennen sich wohl? Da kann ich mir ja die Vorstellung sparen. Was wollen Sie denn überhaupt? Sie haben nichts unterm Arm, bringen nichts, wollen nichts, oder wollen Sie doch etwas? Soll Ihnen Herr Drehpot etwa die Stiefel auf dem Fuß reparieren, wie'n Schmied das Pferd beschlägt? Ich helfe; Sie können sich gleich überlegen."

„Aber Frau, aber Amalie", meinte Herr Drehpot, während Wurlich einen Kreis vor seiner Stirn beschrieb. Dann aber fuhr auch er auf: „Verpusten Sie sich, Madame Drehpot, und nehmen Sie zur Beruhigung ein Pechpflaster auf den Mund, ich helfe mit andrücken."

Die Meisterin griff nach dem Besen, aber Wurlich war schon auf der Treppe und verließ lachend das Haus.

„Du vertreibst mir die Kunden, beste Amalie", sagte schüchtern Meister Drehpot.

„Kunden? Netter Kunde! Hatte ja nichts bei sich, wollte dich nur zum Saufen abholen."

„Nein, liebe Amalie, er wollte sich wahrscheinlich neue Stiefel anmessen lassen."

Frau Amalie sah ihren Mann an. „Sag' mal, ist denn bei dir noch alles richtig? Wer läßt denn bei einem Flickschuster neue Sachen machen?"

„Aber liebe, gute Amalie, ich möchte dich doch bitten, meine Kunden besser zu behandeln. Erst neulich hast du das Dienstmädchen vom Oberbürgermeister . . ."

„Schweig, du Pechvogel, von diesem schamlosen Frauenzimmer. Setz dich auf deinen Schemel und arbeite. Wie könnten wir dastehen, wenn du fleißiger wärst. Aber du tust nichts, als läßt dich von deinem Gesindel zum Saufen abholen."

„Aber Amalie . . ."

„Schweig! Warst du nicht gestern erst besoffen?"

„Wovon denn, liebe Amalie? Du hattest mir doch kein Geld gegeben."

„Vom Geld warst du auch nicht besoffen, du Lump, vom Schnapstrinken."

August Drehpot saß längst auf seinem Dreibein, als Frau Amalie endlich mit ihrer Rede zu Ende gelangt war. —

Am Nachmittag kam eine Karte vom Postamt an den Schuhmachermeister Drehpot, mit der Aufforderung, sich sofort im Postamt vorzustellen.

„Siest du, Amalie, da haben wir's", klagte der Meister, und sein melancholisches Gesicht wurde noch um einen Schatten trauriger.

Drehpot überlegte einen Augenblick. Wie sollte er da hineinkommen? Die Gittertür war verschlossen. Wer konnte wissen, ob nicht ein Hund als Wächter bei dem Hause lauerte? 25 Pfennig und Trinkgeld! Er sah sich um — die Straße war leer. Vorsichtig kletterte er auf das Gitter, um an das Fenster im Hochparterre zu klopfen, wo der Leutnant wohnte. Es war nicht zu erreichen. Wieder stand er einen Augenblick mit angehaltenem Atem, dann trat er auf einen kleinen Vorsprung des Mauerwerks, erfaßte mit der Rechten das Fensterkreuz und trommelte mit der Linken gegen die Scheiben.

Anfänglich blieb alles still. Nach einer Weile rief eine scharfe Stimme: „Was ist denn das für ein Geklopfe?"

„Herr Leutnant, ich bin's, der Schuster Drehpot."

„Warte, du Bursche, dich werde ich lehren."

Ein Stuhl wurde beiseite gestoßen. Dem Harrenden kam es vor, als ob da drinnen auch ein Säbel rasselte. Himmel, wenn er um das Trinkgeld käme!

„Herr Leutnant, ein Eilbrief, ein wichtiger Eilbrief!"

Der Offizier hatte sich anscheinend jetzt völlig ermuntert und auch die letzten Worte verstanden. Er öffnete das Fenster ein wenig, hielt die Hand heraus und sagte: „Her damit!" Schnell holte der traurige Mond seinen Brief aus der Tasche und reichte ihn dem Offizier, der ihm eine Mark in die Hand drückte und darauf das Fenster schnell wieder schloß.

In diesem Augenblicke wurden Schritte laut; eilig turnte der Meister vom Gitter herunter auf die Straße. Als er aufblickte, sah er wenige Schritte hinter sich den Nachtwächter, der mit einem mächtigen Satz auf ihn zusprang. Drehpot lief, so schnell es seine kurzen Beine erlaubten, immer die Fischerstraße entlang zum Tor hinaus. Endlich konnte er nicht mehr; er stand still und erwartete seinen Verfolger. Der kam keuchend heran. „Ah — du — bist — es — trauriger Mond. Das hätte ich denn doch nicht gedacht. Erst andern die Kunden abspenstig machen und dann stehlen gehen. Ja, ja, die Sonne bringt es an den Tag."

„Nein, Bläser-Fritz, die Sonne bringt gar nichts an den Tag, besonders, wenn sie nicht scheint."

„Du kommst mit."

„Denkst du, ich will hierbleiben?"

„Deiner Frau gegenüber bist du wohl nicht so gut zu Munde?"

„Beleidige mich nicht."

So schraubten sich die beiden, bis sie wieder in der Stadt waren.

„Du, Bläser-Fritz, jetzt laß mal mit dir reden", begann da Drehpot. „Ich bin seit gestern bei der Post und sollte einen Eilbrief

„Ich — ich — ich habe ja gesagt.“

„Wozu denn, du Hannefatzke?“

„Ich habe mich bereit erklärt, in die Post-Armen- und Unterstützungskasse sechs Mark zu zahlen.“

„Sechs Mark? Aber August! Konntest du denn nichts abhandeln?“

„Nein, liebe Amalie, es ging nicht; aber ich werde sie nicht bar bezahlen, ich arbeite sie ab und habe mich für drei Tage als Aushelfer anwerben lassen.“

„Daß man die Wackermannsche nichts merkt!“

Am Abend trat Drehpot zum Dienst an. Er mußte Pakete ein- und ausladen, Bier und Schnaps holen und Kaffee kochen.

Abgesehen von den Foppereien der Unterbeamten, behagte ihm das alles ganz gut; er bekam einen ordentlichen Schnaps, der aus einer gemeinschaftlichen Kasse bezahlt wurde, und als Gegengift eine Tasse starken schwarzen Kaffees. Als dann der letzte Nachtzug eingelaufen und die Postsachen vom Bahnhof nach der Stadt gebracht waren, ließ es auch mit der Arbeit nach. Die Schaffner setzten sich zum Schafskopfspiel zurecht und wollten auch Drehpot dazu verleiten. Der aber lehnte ab, denn Amalie hatte ihm kein Geld mitgegeben. Gerade als sie sich niedergelassen hatten, ertönte die Klingel von der Entkartung. Es war noch ein Eilbrief zu bestellen an einen Leutnant weit draußen bei den Kasernen in der Fischerstraße.

„Trauriger Mond, das ist was für dich“, sagten die andern. „Du bekommst 25 Pfennig auf jeden Fall und der Leutnant von Schlaghausen gibt dir sicher ein feines Trinkgeld dazu.

Drehpot überlegte nicht lange — 25 Pfennig, von denen Amalie nichts wußte, ein Trinkgeld dazu — da konnte er schon manchen Schnaps „für abbeißen“.

Eilbestelltaschen hatte das Postamt nicht, der Meister steckte daher den Brief in seine Rocktasche und ging los, während die Schafskopfspieler hinterdranlachten. „Schlaghausen gibt keinen Pfennig; ja, wenn's sein Nachbar wäre, Leutnant von der Lühe! — Wer spielt aus?“

Gemächlich ging der Schuster seines Weges, dachte an das Trinkgeld, die 25 Pfennig und die sechs Mark für seinen Aushilfsdienst und schwelgte schon im Vorgenuß all der Schnäpse. Daß Amalie die Geschichte von der Post-Armenkasse geglaubt hatte! Doch einmal eine Freude in seinem traurigen Leben!

Nach einer halben Stunde war er endlich bei den Kasernen angelangt und wenige Augenblicke später hatte er sein Ziel erreicht. Es war ein zweistöckiges Haus mit einem schmalen Vorgarten, der wie das ganze Grundstück durch ein Gitter von der Straße abgeschlossen war.

Der Stammbaum.

Von **Hans Malser.**

Er war Speerhalter des Germanenherzogs Radolf und hieß Wulfing. Sein Sohn Rabaug war Bärentöter. Dessen Sohn Ham war Hautgärber. Dessen Sohn Bonifazius war Schollenbrecher. Dessen Sohn Josua war Rossetreiber. Sein Sohn Christmann war Landwirt. Sein Sohn Karl war Landwirt. Sein Sohn Gotthart war Wegelagerer und wurde am Pfahl erdrosselt. Sein Sohn Wolf war Wildroder. Dessen Sohn Gutram war Handelsmann. Dessen Sohn Rodolf war Führer einer Freischar. Sein Sohn Titus war Burgherr auf Runstein. Sein Sohn Atzel, das Kind einer Hirtin, war Eseltreiber. Sein Sohn Leonhart war Grobschmied. Sein Sohn Fridol war Pfaffe. Sein Sohn Ulrich war Schafottmeister und richtete über dreihundert Übeltäter. Sein Sohn Petrus war Landsknecht und zog gegen die Türken. Sein Sohn Wahnfried war Wundarzt. Sein Sohn Hironi war Postillon. Sein Sohn Fidibus war Priester und wurde Erzabt zu Fulda. Sein Sohn Aladar, das Kind einer Zigeunerin, war Hofnarr am Hofe zu Prag. Sein Sohn Pretz war fürstlicher Vorreiter zu Prag. Sein Sohn Hermann, das heimliche Kind einer Prinzessin, war Gutsherr auf Rabenstein. Dessen Sohn Gotthart war Gutsherr auf Rabenstein. Dessen Sohn Franziskus war Kaufmann und fiel zu Paris durch das Fallbrett. Dessen Sohn Otto war Advokat und königlich bayerischer Gesandter zu Wien. Dessen Sohn Josef war Revolutionär und floh in die Schweiz. Dessen Sohn Gottfried war Landammann im Kanton Zürich. Dessen Sohn Anton war Hausierer mit Wanduhren, Vogelbauern und Mausfallen in den Ländern Tirol und Kärnten. Und der Sohn Antons heißt Rochele und ist Schriftgelehrter und Steinklopfer auf der Landstraße zwischen Stadt Steyr und Hieflau.

Den Namen Schriftgelehrter konnte Rochele sich mit Fug und Recht selber beilegen, denn wie könnte er sonst die Dokumente lesen, die er in einer großen, einmal rot gewesenen Brieftasche immer am Leibe trägt. In dieser Brieftasche hatte er sein Vermögen und dasselbe bestand eben in den Dokumenten oder Bruchstücken von alten Schriften, auf Grund derer sein oben dargetaner Stammbaum zusammengeschrieben war. Wieso er zu den Urkunden gekommen, das war sein Geheimnis, aber mit seiner langen Ahnenreihe hielt er nicht zurück; prahlte sich aber auch nicht damit. Was ist da viel dran? Jeder Mensch hat eine lange Ahnenreihe, nur daß sie die meisten nicht herzusagen wissen. Und wenn sein Großvater, der Landammann, sich den Spaß gemacht hat, den Vorfahren nachzuforschen und ihre Reihenfolge auf ein Blatt Papier zu bringen, so

an Leutnant von Schlaghausen bestellen. Da alles ‚zu' war, bin ich auf das Gitter geklettert und habe den Leutnant 'rausgetrommelt. Da gab's was — 'ne Mark. Also von Stehlen ist keine Rede. Hast du Lust? Schultze am Markt hat sicher schon auf — es ist doch wohl schon drei durch?" Wir können noch 'nen Großen nehmen."

„Mensch, ich bin Beamter."

„Menschenskind, ich ja auch."

„Na, meinetwegen, Kollege."

Als der Stadtsergeant Liebesolt nach vier Uhr seinen Patrouillengang machte, fand er die beiden Schuster friedlich in einem Rinnstein am Markt, wo sie gemeinschaftlich „sägten". Da er sie nicht allein fortschaffen konnte, pfiff er einen Nachtwächter herbei und brachte mit ihm die beiden Schläfer hinter den Roland. Da lagen sie nun bis in den Vormittag hinein auf den harten Bänken des Polizeigefängnisses, während ihre Frauen zu Hause warteten und von Mord und Todschlag träumten. —

Gegen zehn Uhr wurden sie entlassen. Ernüchtert schritt der traurige Mond heimwärts. Amalie wollte ihn mit einem Donnerwort empfangen. Er kam ihr aber mit dem Ruf: „Die Wackermannsche!" zuvor. Da schloß sie den Mund wieder, um ihn drinnen in der Stube aber desto lauter aufzutun.

„Bis vier Uhr habe ich gearbeitet, Amalie. Dann sagte mir der Sekretär, wenn ich wollte, könnte ich die übrige Zeit absitzen. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen; so war ich denn von vier bis jetzt hinterm Roland. — Nun brauche ich nicht öfter hin zur Post."

Mit der letzten Aussage hatte er recht. Am Mittag bekam er eine Karte vom Postamt, daß es auf seine weiteren Dienste verzichte. Und das kam so. Leutnant von der Lühe beschwerte sich, daß er in der Nacht aus dem Schlaf getrommelt worden sei mit dem Bemerken, es sei ein Eilbrief für ihn da. Er habe den Brief genommen, dann aber gesehen, daß er an den Leutnant von Schlaghausen adressiert war. Der Vorfall sei ihm sehr peinlich und er bitte, den Boten zu bestrafen.

Der Postdirektor fluchte. Der traurige Mond dagegen war jetzt längere Zeit immer etwas auf- und angeheitert, was sich Frau Amalie gar nicht erklären konnte, da sie ihm doch kein Geld gegeben hatte. Sie schimpfte und fragte, August verriet nichts. Da machte eines guten Tages die Wackermannsche allerhand Andeutungen und platzte schließlich mit der ganzen Geschichte heraus. Amalie war wütend. Der traurige Mond aber verhüllte sein Angesicht und wurde trauriger denn zuvor.

Du bekommst ihn, ich wette." Halb zum Scherz hatte es der Rodelbauß gesagt, halb glaubte er selbst dran, daß des Steinklopfers Stammbaum bei seinen reichen und vielartigen Früchten dem Kaiser nur vorgezeigt zu werden brauchte, um zum mindesten das Wörtlein „von" zu bekommen. Steht man mal auf der ersten Stufe, dann trappelt sich's mit einiger Klugheit schon hinan. Dem guten Kerl möchte er's wünschen.

So ging der Rochele eines Tages richtig zum Bürgermeister, um anzufragen, was in solcher Sache zu machen sei. Der Bürgermeister durchlas mit schwerfälliger Umständlichkeit die Schrift des Stammbaumes, zeigte aber dafür kein rechtes Verständnis. Besonders gegen zwei der Ahnen fand er etwas einzuwenden. Nicht zwar gegen den Schafottmeister, der die Leute gehangen hatte, wohl aber gegen den Wegelagerer, der gehangen worden, und gegen den Prälaten, der mit der Zigeunerin den Stammbaum fortgepflanzt hatte. Anderseits dachte er doch wieder, daß dergleichen bisweilen adeliger Brauch wäre. Er riet dem Steinklopfer, höherenorts, etwa bei der löblichen Bezirkshauptmannschaft, vorzusprechen, da würde er schon nähere Einschläge erfahren können. Der Bezirkshauptmann war selbst ein Baron, war's erst vor kurzem geworden. Der würde schon Ratschläge erteilen können, wie man das mache, und gewiß dem beflissenen neuen Standesgenossen gerne die Hand reichen.

Aber dieser Bezirkshauptmann, als er die Stammtafel las, lächelte etwas unverschämt. Auf solche Weise, meinte er, wäre es freilich leicht, zu Ahnen zu kommen. Übrigens, wenn auch alles auf gut legitimem Wege vor sich gegangen wäre, so hätte nach seinem Ermessen ein solcher Stammbaum wenig Wert. Er selbst habe keinen Stammbaum aufzuweisen und den Adel, der ihm durch die Güte Seiner Majestät geworden, glaube er persönlich verdient zu haben. Solches rate er jedem, der hinauf wolle. — Derlei Aussprüche waren für Rochele von keinem Belang. Er wußte mit ihnen nichts anzufangen, nur daß ihm leise eine Ahnung kam, er stünde mit seiner Adelssache hart an dem Punkte, wo der Mensch ausgelacht werde. Er ließ es daher gut sein. Er benützte wie bisher seine Stammtafel nur dazu, um über die einzelnen Väter Betrachtungen anzustellen und zu bedenken, was der Mensch — und wäre es auch nur ein Steinklopfer — eigentlich für ein merkwürdiges Wesen sei, indem es eine Sammlung von Blutstropfen der verschiedenartigsten Vorfahren in sich hat. Alle guten und bösen Eigenschaften, alle möglichen Neigungen und Fähigkeiten sind im Keime vorhanden, den Edelmann wie den Lumpen trägt jeder in sich. Und daß es eigentlich gut sei so. Wenn der Mensch nicht von allem etwas in sich hätte, stünde er ganz dumm da, könnte sich in keinen anderen hineindenken, niemanden verstehen. Dabei kam ihm aber nicht zu Sinne, daß er etwas anderes sein möchte, als Steinklopfer. Keiner der Vorfahren war Steinklopfer

war das für einen Bürger der freien Schweiz ein recht kindliches Vergnügen. Der erste bekannte Ahn war Speerhalter eines Herzogs gewesen; der letzte ist Steinklopfer an einer herzoglichen Landstraße, das ist in Ordnung.

Weil er aber doch seinen stattlichen Stammbaum mit den verschiedenerlei Vätern manchmal herzeigte, so zogen ihn die Leute damit auf und er solle doch seinen alten Adel besser ausnützen. Nun war in der Reihe nur einer, auf den er sich etwas zu gute tat, und das war Gottfried, der Landammann, nachdem er sich auch schrieb. Rochele Landammann, ohne viel nach dem zusammenfassenden Geschlechtsnamen der Alten zu fragen. Denn Grübler und Schnüffler ist der Rochele keiner; wenn er's linder hätte auf der Welt, wäre es ihm recht, doch wer einen guten Schlaf hat, für den ist auch der Steinhaufen ein Federbett. Eines Sonntagnachmittags, als er in heiterer Wirtshausgesellschaft saß, redete ihm der vorwitzige Rodelbauß von Sankt Gallen zu, er solle doch gescheit sein und auf Grund seines Stammbaumes um den Adel einkommen. Er bekäme ihn gewiß auf der Stelle; dann wäre er ein gemachter Mann und könne den künftigen Jahrhunderten ein großes Geschlecht von Edelleuten erzeugen. Seine Vorfahren seien ja knapp an Herzögen und Königen vorbeigerutscht, aber seine Nachkommen würden es mitten hinein treffen.

Der Steinklopfer zupfte an dem Spitzchen seines falben Schnurrbartes, wackelte einiges mit dem Kopfe und meinte bescheidentlich, es sei ein zu großes Durcheinander: neben dem herzoglichen Speerhalter der Rossetreiber, neben dem Handelsmann der Wegelagerer, neben dem Prälaten der Zigeuner, neben dem Schloßherrn der Schafottmeister, neben dem Sauhirten der Hofnarr. Diese Mischkulanz, es wäre eigentlich zum Lachen.

„Ja denk' einmal, Rochele", sagte der Rodelbauß, „geht's den übrigen Edelleuten viel anders? Wenn die in ihren Blutstropfen einmal genau wollten nachgucken! Herr Jesseles!"

„Ihre Alten sind zeitweise wenigstens Erzräuber gewesen oder so was", antwortete der Rochele. „Meine Leute aber — so vielerlei sie auch getrieben — haben nicht viel Großartiges aufzuweisen."

„So. Nichts aufzuweisen!" rief der Rodelbauß lustig. „Ich wollte, einer meiner Ahnen wäre nachweisbar herzoglicher Speerhalter gewesen in der Hermannsschlacht; da möchten mir die Leute mein heldenhaftes Soldatenherz schon lieber glauben. Oder ein Vorfahre wäre Hofnarr gewesen, da hätte ich Aussicht, am Ende noch Hofrat oder gar Minister zu werden. Und wenn dein Schafottmeister dreihundert Spitzbuben gehenkt hat — ja, was willst denn noch mehr! Allen Respekt, das nenne ich was geleistet! Ja, ja, Landammann, du mußt einkommen um den Adel.

Landesfürst wäre, diesen Mann erhöbe ich in den Adelsstand. Aber nicht auf Grund seines Stammbaumes, vielmehr auf Grund seiner vornehmen Gesinnung, die auch den geringsten Stand und die niedrigste Arbeit zu adeln vermag." Ich weiß nicht, ob der Steinklopfer von diesem Ausspruche etwas erfahren hat. Wenn auch nicht, er spann Zukunftspläne wegen einer Lebensgefährtin und erfreute sich heiterer Träume. In einer Nacht sah er eine Tafel aus Marmelstein vor sich stehen, darauf zu lesen stand wie folgt: Der Sohn Rocheles, des Steinklopfers, hieß Gottfried und war Kanalräumer. Dessen Sohn Michel war Dachdecker. Dessen Sohn Johann war Holzhändler. Dessen Sohn Julius war Automobilfabrikant. Und dem sein Sohn Adolf war Mechaniker und erfand das lenkbare Luftschiff im Jahre des Herrn zweitausend und siebzehn. Von diesem Jahre an begann eine neue Zeitrechnung.

Der stille Herbst.

Ich hab' den stillen Herbst so lieb,
Dess' Augen klar und sonnig sind;
Den man vom Paradies vertrieb,
Wo Blüten voll von Honig sind.

Den man vertrieb, weil er so klug,
So treu und so bescheiden ist
Und weil er goldne Blätter trug,
Um die er zu beneiden ist.

Er zürnt dem Götterknaben nicht,
Dem Lenz, der dort sich freuen darf,
Da er nur still im reinsten Licht
Die goldnen Blätter streuen darf..

Hans Mittendorfer.

Touristentod im Hochgebirge.

Eine Betrachtung von **Peter Rosegger.**

Vor vielen Jahren, als der erste Tourist in unsere Alpen trat, war das erste, was ihm an Straßen und Stegen begegnete — eine Unzahl von Marterltafeln. Das hätte ihm eine Warnung sein müssen: Nimm dich in acht, wenn du dem Hochgebirge nahest. Es hat unermeßliche Gefahren, denen nicht einmal der kundige und abgehärtete Eingeborne zu entgehen vermag, wie erst du, der fremde, unerfahrene, ungeübte Mensch!

Aber der Wanderer hat sich nicht zurückschrecken lassen. Zwar weniger des Sportes, des Naturgenusses wegen ist er zuerst vorgedrungen, vielmehr als Pionier der Wissenschaft. Und als solcher bedachtsam, mit großer Vorsicht und allmählich. Wer die Touristengeschichte unserer

gewesen, aber in einer Welt, wo Fahrer und Reiter gute Straßen haben wollen, müssen doch auch Steinklopfer sein. Wer weiß, ob ein bluteigener Nachkomme nicht als hoher Herr des Weges fahren wird, dem muß man eine schöne Straße bauen.

Ja, Nachkomme! Wie soll der Rochele Landammann denn Nachkommen erwarten können? Da müßte er wohl Näheres mit jenem Wirtstöchterlein zu Mooswiesen ausmachen. Es ist doch wahr, wer von jemandem hergegeben wird, der muß sich auch wieder weitergeben. Er darf sich nicht veruntreuen und wie ein schnöder Flüchtling sich nicht mit seinen tausend kostbaren Blutstropfen in die tote Grube verkriechen. Da hat der Rochele sich vorgenommen, an die schöne Wirtstochter einmal eine Frage zu stellen. Schotterhaufen, wie sie der Steinklopfer macht, sind zwar kein sehr begehrtes Heiratsgut, am wenigsten bei verwöhnten Wirtstöchtern. Anderseits wußte er von mancher Maid, die heimlich nach ihm ausgeguckt, die er jedoch allemal wie zufällig übersehen hat, weil sie ihm nicht gefiel. Gerade entzückend schön, das wußte er, war auch er nicht, aber vom Stammbaume erhoffte er etwas, jetzt bei der stolzen Wirtstochter.

Mittlerweile war es geschehen, daß nach einem Wolkenbruche die Ortschaft Mooswiesen von der Überschwemmung verwüstet worden. Ein eigentliches Unglück gab es nicht, aber eine recht unangenehme Mißlichkeit. Da gab es nämlich einen gemauerten Kanal, der aus dem Dorfe die Abfallwässer und allen Unrat in den Bach hinausleitete. Dieser Kanal war nun durch das Hochwasser so gründlich verstopft worden, daß er anfing, oben allerorts überzugehen. Es war nötig, daß jemand hineinstiege, aber keiner wollte sich dazu hergeben. Wie nun der Steinklopfer Rochele von der wunderlichen Not hörte, in der das schöne Mooswiesen sich befand, überlegte er, daß sich irgend einer doch finden müsse, der mit einer festen Stange dem Unheil steuerte, die Wege des Ortes sowie die Leute und besonders die lieben Wirtstöchter von der Plage befreien. „Will's kein anderer tun, so tu' ich's.“ Fröhlich bot er sich an und stieg in den Kanal.

Nach kurzer Zeit war der Durchlaß frei. Die Jauchen gurgelten wieder durch und der Rochele sprang in den Teich, um sich von dem Unwesen zu reinigen. Das tat er drei Tage nacheinander. Dann zog er sein Festgewand an und ging in das Wirtshaus. Lachend rückten die Leute von ihm seitab und ließen ihn allein sitzen und die schöne Wirtstochter hielt sich die Nase zu.

Mehr brauchte er nicht zu wissen. Was hilft der Stammbaum, wenn man im üblen Geruche steht. Lachend ging er zu seinen Steinhaufen an der Straße.

Von dieser kleinen Geschichte hatte auch der Bezirkshauptmann vernommen. Und der soll folgendes gesagt haben: „Wenn ich jetzt

Hindernis. Aber es geht in Ungeschicklichkeit und Übertreibung, bald läßt die ungeübte Kraft aus, Erschöpfung ist da, Zittern und Beben und Mutlosigkeit. Und verunglücken schließlich an ungefährlichen Stellen. Die richtigsten Marterltafelngründer aber sind jene eitlen Gesellen, die sich im Klub schlechterdings einen Namen machen wollen. Sie möchten einen Bergsteig, einen Schrund, einen Gipfel haben, der ihren Namen führt. So müssen sie natürlich einen bisher nicht bekannten Anstieg suchen, einen unbegangenen Hang oder Schrund traversieren, eine jungfräuliche Spitze besteigen. Oder sie wollen mit kühnen Wagestücken die Leistungen anderer übertrumpfen — haben es auf verblüffende Bravour abgesehen. Derer liegen viele in den Alpen begraben.

Dann aber die unzähligen Bergsteiger, die mit allerbestem Vorsatz, vorsichtig zu sein, ihr Heim verlassen, allerlei Sicherheitsmaßregeln beobachten, sich aber auf dem Wege verirren, in Nebel, in Nacht, in Unwetter geraten, nach aufgeregtem Eilen, Klettern, Suchen erschöpft liegen bleiben. Oder die sich bei kleinem Sturz, auch nur einem Fehltritte, verletzen, nicht weiter können, keine Hilfe zu erschreien vermögen und an Ort und Stelle erfrieren oder verhungern. Solche Zufälligkeiten sind oft so unvermeidlich, als sie unvoraussichtlich sind. Und besonders, wenn einer allein geht — er mag sich die kräftigsten Vorsätze machen, gewissenhaft acht zu geben, er mag glauben, für allerlei denkbare Fälle ausgerüstet zu sein, der Weg an sich mag noch so unbedenklich daliegen, plötzlich gibt eine Scholle nach und er rutscht, oder macht einen schiefen Tritt und verstaucht sich den Fuß, oder es kommt von oben ein Stein geflogen, verwundet oder erschlägt ihn. Zu Zeiten des weichen Schnees, der Lawinen, lauert der Tod in allen Hängen. Wanderungen über leicht verschneite Gletscher, Kletterungen über verwittertes Gestein sind nichts anderes als Tänze über dem offenen Grab. Und dann, was in Gewittern die Stürme, die Wildwässer, die Blitze vermögen! Kurz, der Gefahren gibt es unzählige und in allen Formen. Gehen die Wanderer in Gruppen, mit Führern, so ist es oft nur, daß anstatt einer mehrere umkommen. Die Geschichte der Touristik, so jung sie noch ist, weist schon zahlreiche Beispiele auf, wie der „weiße Tod" seine Hand auch gegen musterhaft ausgerüstete Expeditionen ausstreckt. „Der weiße Tod!" Wir sahen ja eben, daß er nicht bloß auf Schnee und Gletschern, im blassen Nebel haust, daß er auch im Grauen und Grünen, in allen Farben vorkommen kann. Doch seit dem Roman von R. Stratz „Der weiße Tod" pflegt man unter dieser Bezeichnung den Touristentod im Hochgebirge überhaupt zu verstehen.

Es läge nahe, hier eine Reihe drastischer Unglücksfälle, wenigstens die typischen, zu beschreiben. Aber das tun die Zeitungen mit großer Passion. Das Abstürzen über Gewände, das Einbrechen in Gletscher-

wilden hohen Berge durchgeht, der ist erstaunt zu sehen, seit wie kurzer Zeit wir einen Großglockner, eine Jungfrau haben, oder einen Ortler. Früher blieb man ihnen in schaudernder Ehrfurcht fern und in Tausenden von Jahren hatte es kein Mensch gewagt, seinen Fuß auf ihr Haupt zu setzen. Die ersten Mutigen, die es taten — welche fast unüberwindliche Hindernisse hatten sie zu bewältigen, welch unbeschreibliche Mühsal hatten sie auszustehen, welche Gefahren zu besiegen, um einzudringen in die unbekannten Wüsteneien, um emporzukommen in die mit unheimlichen Sagen umwobene schauerliche Eiswelt. Und verunglückt waren sie nicht. Mit zweckmäßigen Mitteln — was sie auch kosteten — mit ruhiger Ausdauer, mit strengster Vorsicht, vor allem aber mit der entsprechenden Körperkraft und Gesundheit ausgerüstet, so eroberten sie das Reich. Zum grenzenlosen Erstaunen der Eingebornen haben diese Männer die Standarte aufgepflanzt auf den höchsten Alpengipfeln, ohne die Marterltafeln auch nur um eins zu vermehren. Aber das wurde anders. Den Besonnenen folgten die Tollkühnen. Die Überwindung größter Gefahr pflegt so zuversichtlich, ja übermütig zu machen, daß man dann oft an einer weit geringeren Gefahr zugrunde geht. Wohl wurden die Menschen vertraut mit allen Beschwerden und Tücken des Hochgebirges, und wurden erfinderisch, bis sie sogar glatte, senkrechte, ja überhängende Hochwände überwanden. Jeder hat Gelegenheit, manchmal Abbildungen von Touristenaufstiegen zu sehen, die ihn schaudern machen, die unglaublich erscheinen. Wenn uns nun schon das kleine Bild Entsetzen einflößt, wie erst, wenn wir einen solchen Aufstieg an Ort und Stelle betrachten! Wie sie in Kaminen sich mit gestemmten Gliedern hinanzwängen, turmhoch; wie sie über senkrechten, Hunderte von Metern messenden Abgründen wie Fliegen an der Wand kleben, sich mit Händen und Füßen weitergreifen, wo wir weder Vorsprung noch Spalt zum Festhalten erblicken können, wie sie sich gleich Spinnen an dünnen Seilen hinanarbeiten, in freien Lüften hängen — unerträglich für den Zuschauer. Doch der in der Gefahr Schwebende empfindet keine Angst, er ist ganz erfüllt von der Sicherheit des Gelingens. Und in der Tat, das Wagnis gelingt.

An gefährlichsten Stellen geht anfangs selten jemand zugrunde, da ist die Vorsicht zu groß. Wenn aber solche Stellen öfters passiert werden, ohne daß „etwas geschieht", dann werden sie eben als nicht gefährlich bezeichnet; und nicht gefährliche Stellen geht man mit weniger Vorsicht an. Und der Draht trägt die Nachricht des Unglücks heim zu den verwaisten Familien.

Den Tollkühnen folgen die Nervösen. Das sind die, so mit Hast und in Aufregung den Berg erstürmen wollen. Zumeist Städter, fühlen sie in sich so viel unverbrauchte Kraft zum Steigen, Klettern, Schwingen und Springen, daß ihnen ist, als gäbe es keine Not, kein unbesiegbares

hinderte, und rief aus, wie es denn nach solcher Himmelsluft möglich sein werde, das Alltagsleben zu ertragen! — Man kann den Mann fast verstehen. Im grünen Tale angekommen, dankte er aber doch seinen Lebensrettern, die ihn für neue Weltschönheiten und Hochbergfreuden aufgespart hatten.

Nicht so sehr die wildesten und gefährlichsten Berge fordern die meisten Opfer, als vielmehr solche, die in der Nähe einer großen Stadt stehen. Da läuft alles hinauf, Greis und Knabe, Mann und Weib, der Schwächling wie der Kraftprotz, der Dümmling wie der Überkluge. Die meisten Großstadtleute sind ja überhaupt Kinder, wenn sie aufs Land kommen. Da fühlen sie sich zuerst uneingeschränkt, frei, werden vor lauter Freiheit übermütig und sind andererseits den Unbilden schlechter Wege, schlechter Wetter, schlechter Wirtshäuser nicht gewachsen. Da fährt des Morgens der unerfahrene Bursche von Wien ab mit dem Vorhaben, auf den Semmering zu fahren. Unterwegs sieht er die Rax, wie sie bei wunderschönem Wetter so klar, so nahe vor ihm aufragt. Er entschließt sich rasch und ohne alle Ausrüstung, ohne Mundvorrat geht er auf die Rax. Der Münchner wollte ursprünglich einen Ausflug nach Innsbruck machen, unterwegs entschließt er sich für das Kaisergebirge. Ein geringer Umstand genügt, um eine solche, obendrein meist führerlose Bergpartie mißlingen, ja verhängnisvoll werden zu lassen. Wir wissen, daß für Wien die Rax, für München das Kaisergebirge zu einem berüchtigten Touristenfriedhofe geworden ist. Je entlegener und schwieriger ein Berg, je weniger Unglücksfälle wird er aufzuweisen haben. Natürlich, mit Erschließung neuer Hochalpengebiete durch die Eisenbahn, mit dem Aufblühen der Touristik mehren sich auch die Unglücksfälle. Die Wege, die Schutzhäuser, die im Hochgebirge gebaut werden, vermindern zwar einerseits die Gefahr, locken anderseits auch wieder um so mehr Leute herbei, wovon viele mit gutem Weg und Unterkunftshaus sich selbstverständlich nicht zufrieden geben, sondern immer nach neuen Bereichen ausgreifen in der unerschöpflichen Alpenwelt.

Die Touristensaison 1906 hat an Unglücksfällen alle vorhergegangenen Jahre weit übertroffen. Vom Mai bis in den Herbst herein brachte jeder und jeder Tag die Nachricht von einem, oft auch mehr toten oder mindestens schwer verletzten Touristen. Wenn schlechtes Wetter einerseits Touristen von geplanten Partien abhielt, so ist dasselbe schlechte Wetter manch Mutigem zum Verderben geworden. Mit der völligen Eröffnung aller unserer neuen Alpenbahnen, fürchte ich, wird die Zahl der Unglücksfälle noch immer zunehmen. Wimmelte es schon im vergangenen Sommer trotz des vielfach so ungünstigen Wetters im Gebirge von Menschen, was wird erst ein günstiges Jahr leisten an Hochtouren und Unglücksfällen!

spalten, das Erschlagenwerden durch springende Steine, das Begrabenwerden unter Lawinen, das an einen Felsen Geschleudertwerden beim Abrutschen oder Abfahren über Gletscher, das Erfrieren an Stellen, wo kein Weiterkommen mehr möglich ist — das sind so die gewöhnlicheren Todesarten. Andere finden den Tod durch versuchsweises Überspringen von Spalten oder durch verzweifeltes Abspringen; oder es kommt bei übermäßiger Anstrengung und Anspannung der Herzschlag. Und dann die unzähligen Vermißten, die in unzugänglichen Schründen und Abgründen zerschmettert liegen, nimmer gefunden und bestattet werden können. Von Hochpartien ohne Führer will ich nicht ein Wort reden. Daß die allermeisten Unglücksfälle bei führerlosen Bergbesteigungen sich ereignen, liegt klar zutage. Doch „auch beim Führer ischt der Tod im Rucksack", wie jener alte Tiroler Kämpe sagte, der mich einmal übers Glocknereis geführt hat.

Wie bei allem, was uns umgibt, so kann man auch in der Hochtouristik wenigstens für Vernünftige die Gefahren mindern, aber nie und nimmer aufheben. Ich beabsichtige mit dieser Betrachtung nicht, die Bergwanderer ängstlich zu machen, doch aber sie an immer wache Vorsicht zu mahnen. Und noch viel weniger sollen und werden sie sich durch die Schilderung der Gefahren abschrecken lassen, diesen herrlichsten aller Sporte zu pflegen. Ja, die Touristik ist mehr als Sport, sie ist höchste Weihe des Daseins. Und die Sache ist so groß, daß man alle Leute, die heute Touristik treiben, dazu erst erziehen sollte. Daß man nicht gerade in die Berge geht, um sich auszulaufen, Bravourstücke zu machen oder Ulk zu treiben. Man müßte ihnen lehren, das zarteste wie das gewaltigste Weben der Natur zu beobachten und dieses hohe Lied von ewigen Dingen zu verstehen, wenigstens zu ahnen.

Manchmal steht der Hochtourist vor einem viele huntert Meter tiefen Abgrund und es fällt ihm ein: wer sich da auch nur ein paar Spannen Länge vorbeugt, der ist von allem erlöst. Er zerschellt in der Tiefe, ohne sich im geringsten weh getan zu haben. — Sollten die gute Gelegenheit sich nicht bisweilen Lebensüberdrüssige zunutze machen? Es mag schon geschehen, aber ich denke, nicht allzu häufig. Mancher mag mit der finsteren Absicht hinaufsteigen; aber in den Herrlichkeiten des Hochgebirges herrscht ein Hauch, waltet ein Geist, der einer Selbstmordstimmung nicht günstig ist. Und diese in solchen Regionen sich steigernde Lebensenergie ist es ja, die alle Touristengier, selbst vielleicht die übermütigste, verstehen läßt, den Touristentod aber um so tragischer macht. Einen Fall indes weiß ich, daß ein überseliger Tourist mit Gewalt zurückgehalten wurde, um nicht in den Abgrund zu springen. Die Natur hatte ihn in eine so göttliche Wohllust versetzt, daß er auf der Stelle jauchzend sterben wollte. Er zürnte heftig, als man ihn daran

der leuchtende Gedanke kam, ihn zu fragen: „Sie haben kein Geld, nicht wahr?“ Dieser Gedanke leuchtete auch ihm ein, und er sagte in tiefem, halb flüsterndem Tone: „Welch ahnungsvolles Gemüt!“ Ich mußte mir das Lachen verbeißen — und fuhr fort: „Aber warum kommen Sie denn zu mir? Sehen Sie, Ihre näheren Kollegen haben ja Geld wie Heu und spielen großmütige und edel denkende Menschen, gehen Sie dahin, die werden Ihnen helfen!“ — „Ach“, entgegnete er, „gewiß, sie haben mich auch unterstützt, aber sehen Sie: vor den Lampen die helle Tugend und hinter den Kulissen das schwarze Laster.“ Mir blitzte plötzlich ein Gedanke, und ich fragte ihn: „Nicht wahr, Sie sind Theologe gewesen?“ — „Woher wissen Sie das“, fuhr er schnell auf. „Nun, ich werde Ihnen noch mehr sagen: Sie sind ein Pfarrerssohn.“ — „Mein Gott“, rief er, „wer hat Ihnen das gesagt?“ und eine große Träne rann aus seinem Auge. „Nun“, sagte ich, „es hat mir niemand gesagt, aber ich habe gedacht: Sie kommen wieder und grüßen das Handwerk und denken an alte Tage.“ Als ich ihm dann sagte: „Nun, kommen Sie, erzählen Sie mir mal Ihre Naturgeschichte“, da erzählte er, wie er vor vierzig Jahren in Halle studiert und ein recht anmutiges dramatisches Talent in einem Liebhabertheater entwickelt hatte, wo die besten Familien mitspielten. Zum Schmerze seines Vaters ging er aus Halle fort und landete nach vielen Irrfahrten im Karl-Theater zu Wien. Nun war er alt und krank. Seine fast neunzigjährige Mutter lebte noch in Pommern, da wollte er hin und dort sterben. Seine Papiere, wie ich sah, waren alle in Ordnung, lange war er im Krankenhause in Prag gelegen, dann in Teplitz, und so war er schließlich nach Berlin gekommen. Ich konnte ihm noch etliches sagen und bat ihn, er möge jetzt die übrigen Brocken seiner Theologie zusammennehmen, um die letzte große Reise anzutreten, da er ja wohl fühle, daß er nicht mehr allzuweit habe. Ich gab ihm, was ich hatte, damit er noch ein Stücklein weiter leben konnte, und wir schieden in Frieden und Liebe.“

Frommels alter Kirchendiener, ein richtiger Berliner, oder wie er von sich sagte: „so eener vun die alten Deutschen“, trat ein. „Herr Hofprediger“, meldete er, „da draußen steht eener, det is Sie det reene Objekt.“ „Subjekt“ war in seinen Augen schon was Arges, aber „Objekt“ noch eine Klafter tiefer. Es war ein alter verabschiedeter Herr, der alle Vierteljahre antrat mit der klassischen Anrede: „Herr Hofprediger: Sie haben wenig Zeit — ich habe wenig Zeit — geben Sie mir einen Taler!“ Kaum war dieses Objekt großen, freilich auch verschuldeten Elends fort, da meldet sich ein Fräulein in etwas gereiften Jahren. „Bei Ihren vielen Beziehungen zu vornehmen Familien“, begann sie, „wird es Ihnen leicht sein, mir eine Stelle als Stütze der

Wir erinnern uns noch, wie zu Beginn der Volkstouristik der Unglücksfall mit Entrüstung oder gar mit Spott glossiert wurde. „Die Narren! Warum steigen sie hinauf? Was haben sie denn zu suchen in den Bergen? Dumme Jungen! Bravourjäger! Verbieten sollte man die Fexerei!“ — In unserer Zeit verstummen solche Anschauungen mehr und mehr. Die Unfälle machen ihrer Häufigkeit wegen nicht mehr so großes Aufsehen, man liest sie, bedauert sie und geht an ihnen vorüber, wie an einem Unabänderlichen. Und es wird wohl auch unabänderlich sein, solange die Hochtouristik blüht und das Schicksal dem einzelnen in die Hand gegeben bleibt. Und solange unsere Städte noch immer wachsen, wird als notwendiges Gegengewicht die Wildheit der Natur, die touristische und sportliche Körperbetätigung aufgesucht werden. Insoferne die Touristik der Mode unterworfen — und zum Teil ist das gewiß der Fall — wird sie sich ändern. So kann es im Hochgebirg wieder einmal einsamer werden. Verlorengehen wird das Höhenglück, das der modernen Menschheit gleich wie eine neue Religion geschenkt worden ist, wohl kaum. Und so werden auch die Unglückssäulen, die statt der alten Marterltafeln erstanden, immerfort Zeugnis geben von dem Walten des weißen Todes.

Einiges vom Hofprediger Kaiser Wilhelms I.

Dem Werke „Emil Frommel“ von Theodor Kappstein, das den originellen Geistlichen so trefflich schildert, entnehmen wir die folgenden Züge aus des Hofpredigers Leben.

Die stille Morgenrüste der eigenen Meditation und der Hausandacht ist vorüber; die „niedere Geistlichkeit“ seiner Kirchendiener und Küster hat Vortrag gehalten und ihre Instruktionen für den Tag empfangen. Ein Herr wird gemeldet, früh halb neun Uhr. „Der Name tut nichts zur Sache“, meinte ich. — Frommel erzählt selber. — Der Mann mochte in den Sechzig stehen. Sein Haar war zurückgestrichen, das Gesicht glatt rasiert; eine gewisse Sorgfalt war an dem gekräuselten Hemde zu merken, aber es war alles so ein bißchen, als hätte es bessere Tage gesehen. Mit einem etwas wohlwollenden Baß, der den Brustton der Überzeugung nicht vermissen ließ, begann er: „Herr Hofprediger! Sie und ich — wir haben denselben hohen Beruf: Sie auf der Kanzel, ich auf der Bühne — ich bin nämlich Schauspieler.“ Das Kompliment, was er mir machte, indem er seinen und meinen Beruf zusammenstellte, erinnerte mich an Faust und auch an so manchen Pfarrer, der besser ein Komödiant geworden wäre. „Nun, Herr Kollege, setzen Sie sich.“ Wir waren noch nicht weit im Gespräch gekommen, als mir plötzlich

dauern, Ihnen nicht helfen zu können, ich werde jedoch mit einem trommelverständigen General sprechen, vielleicht daß Sie zum Vortrag kommen. Leben Sie schleunigst wohl." Der war glücklich fortgehalst. — Die Post tritt an. Ich machte den dicksten Brief auf und seufzte. Ach, wieder ein Dichter. Das waren sechs geschlagene Bogen mit Versen, um deren „gütige Kritik und eventuelle Befürwortung" an einen Verleger der hoffnungsvolle Mann bittet. Nach und nach bekommt man eine entsetzliche Schnelligkeit im Lesen und man stößt gleich auf den richtigen Punkt. Ich schrieb folgende Zeilen nieder und sandte sie weg samt den Gedichten:

Viel schöne Wort', und gute Meinung,
Und edler, braver Sinn;
Doch zu der Druckerscheinung
Reichts leider noch nicht hin!
Was in der Still' geboren,
Taugt nicht in lautem Kreis;
Schnell wär' dein Sang verloren,
Sobald die Welt ihn weiß;
Im bunten Menschenschwall
Da — schweigt die Nachtigall!

Der Mann bedankte sich später und gestand offenherzig, daß es ihm „eigentlich nur um ein Autograph" zu tun gewesen. Der Schelm!

*
* *

Emil Frommel wird zu einem steinalten armen Weib in seiner Gemeinde am Rhein gerufen; sie sei schwer krank, und es werde wohl ihr letztes sein. „Ich ging schnell zu ihr hinauf und fand sie auch oben in ihrem Dachkämmerlein recht schwach. „Jetzt geht's endlich heim, Herr Stadtpfarrer! Ach, kommen Sie und beten mit mir, daß ich richtig in den Himmel komme." Trotz ihrer Armut war alles doch so sauber und nett da oben. Sie war im ganzen Hause geliebt, weil sie die Kinder hütete, wenn die Eltern fort mußten, und den Kindern konnte sie so schön erzählen und sah dabei selber in ihrer großen, gefältelten Haube und mit dem langen Stabe in der Hand aus wie eine alte Großmutter im Märchenbuch. So hatten die Nachbarn ihr auch jetzt das Zimmer geschmückt. Ich betete mit ihr und segnete sie. Wir reichten uns die Hand zum Wiedersehen im Himmel. Als ich schon an der Tür war, rief sie mich noch einmal zurück.

„Ach, Herr Stadtpfarrer", sagte sie, „ich habe noch etwas auf dem Herzen — aber Sie dürfen mich nicht auslachen." — „Ei, wo werde ich!" sagte ich. „Gewiß nicht?" — „Nein", sagte ich, „gewiß nicht!" Ich dachte nun, sie hätte irgend etwas in ihrem langen Leben begangen, und war gespannt darauf, was sie sagen würde. Aber es kam etwas ganz anderes. „Sehen Sie", sagte sie, „lieber Herr Stadtpfarrer, ich hätt' halt noch einen Wunsch." — „Und was wär' der?" — „Ja, sehen Sie — ich habe mein Lebtag so gerne Kirschen gegessen,

Hausfrau zu verschaffen." Ich sah sie an und fragte: „Meinen sie aktiv oder passiv?" — „Wie meinen Sie das, geehrter Herr?", entgegnete sie. „Nun, ich denke, es gibt zweierlei Stützen: die einen stützen wirklich so eine arme geplagte Hausfrau, die anderen aber muß man selber stützen, weil sie zart und krank sind und nicht viel leisten können. Verstehen Sie den Haushalt?" — „Nein, damit habe ich mich noch nie befaßt." — „Nun, vielleicht können Sie französisch oder englisch?" — „Nein, das habe ich nicht gelernt." — „Ja, was können Sie denn?" Da mußte sie selbst lachen und sagte: „Ja, eigentlich nichts, ich bin viel krank und sehr kurzsichtig, man könnte sagen, halb blind." „Hören Sie, das ist aber schlimm für eine Stütze der Hausfrau." — „Nun, ich möchte nur so mehr als Familienglied aufgenommen sein, und da und dort kann man immer noch etwas tun. Ich beanspruche nichts als nur Kost und Logis, und habe auch etwas Vermögen." — „Nun, dann kann Ihnen geholfen werden, dann gehen Sie in das Stift, was nicht weit von uns, und lassen sich vormerken, dann sind Sie in gutem Hause und brauchen niemand zu stützen." Das leuchtete ihr auch ein, und ein Jahr darauf sah ich sie behaglich in ihrem Stübchen sitzen.

Dem Fräulein folgt ein Herr — er sei ein „Künschtler", berichtete das Mädchen. „Ich habe die Ehre, nicht wahr, den Herrn Hofprediger zu sprechen, Ihr hohes Interesse für Kunst ist mir bekannt." — „Sehr schmeichelhaft", sage ich, „Sie wünschen?" — „Ja, wenn ich alle Wünsche sagen könnte, die mein Herz hegt, was hätte ich nicht alles zu sagen!" — „Nun, ich denke, Sie haben einen Hauptwunsch, der Sie zu mir treibt." — „Sie ahnen richtig, ich bin nämlich der Erfinder einer neuen Trommel für die Infanterie, wodurch wesentlich der Klang dieses Instrumentes erhöht, seine Dauerhaftigkeit garantiert wird." — „Was soll aber ich mit der Trommel?" — „Nun, bei Ihren intimen Beziehungen zu dem Kriegsministerium ist es Ihnen ein leichtes, mir Eingang zu verschaffen bei den Behörden. Wäre ich nicht überzeugt, daß meine Erfindung alles Dagewesene übersteigt, ich würde nicht wagen, auf Ihre kunstsinnige Empfehlung zu rechnen. Sie gestatten mir nur eine kleine Probe." — „Wenn Sie ein Solo trommeln wollen, so will ich Ihnen vom Fenster aus zuhören, und Sie bemühen sich auf den Hof." — „Mein Instrument ist auch durchaus für Zimmermusik geeignet. Sie gestatten." Flugs war die Trommel umgehängt und der Mann trommelte lustig darauf los, daß alles im Hause zusammenlief. „Ich bin vollständig befriedigt, aber hier will ich Ihnen an einen Tambur-major eine Empfehlung mitgeben, an das Kriegsministerium kann ich nicht herankommen." — „Die unteren Instanzen kann ich nicht gebrauchen, da herrscht der Brotneid, nur die höhere Intelligenz ist imstande, meine neue Erfindung zu würdigen." — „Dann muß ich be-

Sparen und Verschwenden.

Der „Kunstwart“, der nicht in Kunst und Ästhetik allein das Gewissen der Deutschen geworden ist, veröffentlicht in seinem zweiten Augustheft 1906 einen bedeutsamen Aufsatz über Luxus von Wilhelm Bode, dem wir das Folgende entnehmen:

Der Philister erklärt: wer recht viel Geld ausgibt, ist ein nützlicher Mensch; Lebemänner und Weltdamen sind beliebt, weil bei ihnen die Taler und Goldstücke locker sitzen; das Geldrollenlassen gilt im Volke als etwas Volksfreundliches.

Daß diese Meinung entstehen konnte und mußte, begreift man leicht. Die „kleinen“ Leute möchten dem „Großen“ Geld abgewinnen, das Geld, das sie so nötig brauchen; sie bemühen sich auf hunderterlei Weise, ihn zum Spendieren zu veranlassen. Der Sparsame, der sich nicht verlocken läßt, erscheint hart, krallenfingerig, der Verschwender dagegen gutherzig, freigebig, ein freundlicher Gönner. Wer sich selbst ärmer macht, bietet andern die ersehnte Gelegenheit, reicher zu werden. Aber es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, der Verschwender bringe mehr Geld unter die Menge als der Sparsame, er gebe andern mehr Gelegenheit zum Verdienen. Das würde nur zutreffen, wenn die Sparer heute noch ihre Goldstücke in Strümpfen versteckten oder in vergrabenen Töpfen aufhöben. Seit man allgemein das ersparte Geld auf die Sparkasse oder die Bank trägt oder in Hypotheken, Pfandbriefen, Staatspapieren und Aktien anlegt, wird das für solche Anlagen dahingegebene Bargeld von den Kassen und Banken sofort wieder ins Rollen gebracht; es werden damit Häuser gebaut, Fabriken begründet, Ländereien bewässert oder ausgetrocknet und andere Arbeiten bezahlt, an denen sich viele beteiligen können. Das Geld des Geizigen ist ebenso rund wie das des Verschwenders.

Nun pflegt allerdings das Geld des Sparers nach anderen Richtungen zu rollen als das des Lebemannes. Das Geld des ersteren wird in der Regel fleißigen Arbeitern und zuverlässigen Unternehmern zugute kommen; oft knüpft sich ein wundersamer Segen daran, z. B. wenn man einem Erfinder die Mittel leiht, seine Gedanken zu erproben, oder wenn man einem Talente Gelegenheit gibt, sich zu entfalten und auszuwirken. Die Verschwender aber begünstigen gern auch verdorbene Menschen oder sie verderben die noch Unverdorbenen. Wenn ein Mädchen leichtsinnig wird, so spekuliert es auf die Verschwender, nicht auf die Sparsamen. Die Hochstapler, die Bettler höheren Ranges, die Schmeichler und Schmarotzer, die Wucherer und Halsabschneider, die Zuhälter und Erpresser heften sich gern an den Verschwender. Recht oft haben die

und da hätt' ich den Wunsch: wenn ich mich nur noch einmal im Leben so recht könnte satt essen an Kirschen. Ich sterbe ja gewiß gern; aber nicht wahr, Sie lachen doch?" Wahrscheinlich hatte ich doch das Lächeln nicht ganz über diese Herzensbeschwernis verbeißen können. „Ist das vielleicht eine Sünd'?" — „Nein", sagte ich, „liebe Walzin, das ist keine Sünde, wenn Ihr noch eine Erquickung haben wollt. Die sollt Ihr auch gleich haben." Ich ging hinunter auf die Straße. Dort saß eine Hökerin mit schönen Kirschen. „Nehmen Sie mal den ganzen Korb da, fassen Sie hüben und ich drüben am Henkel und jetzt herauf zur alten Walzin!" Die Frau schaute mich groß an, als sie aber sah, daß es mein voller Ernst war, faßte sie an, und wir gingen hinauf. „Hier, Walzin, der ganze Korb gehört Euch. Nun eßt Euch satt und wohl bekomm's Euch!"

Dankbar schaute sie mich mit ihren alten Augen an und langte vom Bett gleich aus dem Korbe sich die Kirschen heraus. Acht Tage später ging ich auf den Kirchhof — wer lief da herum am großen Stock und humpelte auf mich zu? Niemand anders als — die alte Walzin! „Hab' ich nicht gesagt?" rief sie mir entgegen, „Herr Stadtpfarrer, wie ich die Kirschen alle gegessen gehabt habe, bin ich Ihnen wieder lebendig geworden wie ein Fisch. Ja, die Kirschen und unser Herrgott — die haben's eben auf sich!" Sie wurde wieder ganz wohl und lebte noch, als Frommel von seiner Gemeinde schied.

* * *

Schlagfertig erwies sich Frommel in einer für ihn ein wenig peinlichen Situation dem Kaiser Wilhelm gegenüber. Es war zu Gastein. „Einst war ich auf 4 Uhr zur Tafel befohlen. Mein Tag begann schon des Morgens um 6 Uhr; da war's denn nach dem Frühstück von 7 Uhr morgens bei der kräftigen Bergluft nicht auszuhalten mit dem Appetit bis nachmittags. Also ging ich zu Josef Straubinger, unten im Gelaß eine solide Suppe zu essen. Das hatte der Kaiser bemerkt. Als ich antrat, lächelte er und sagte: „Ei, Frommel, Sie haben schon bei Straubinger diniert — Sie dachten wohl, bei mir gibt's nicht viel!" Ich faßte mich schnell — wußte ich doch, daß er von seinem Fenster aus alles sehen konnte, was bei Straubinger passierte, und daß kein Leugnen half. „Ja wohl, Majestät", sagte ich. „Sehen Sie, unsere selige Mutter, die hielt es immer so, daß, wenn wir als Kinder zu vornehmen Leuten eingeladen waren zu Tisch, dann mußten wir so zwei Stunden vorher drei dicke Butterbröte hinunterwürgen als solides Pflaster, damit wir dann recht hübsch anständig uns benähmen und nicht zu viel äßen. Dann hieß es jedesmal: Die bescheidensten Jungen sind doch immer die des Galeriedirektors." Da lachte der Kaiser und sagte: „Sehr gut, Sie haben doch eine kluge Frau Mutter gehabt."

Das Zeug wird dann auf und hinter dem Leichenwagen einhergefahren und getragen; in ein paar Tagen fängt es an zu faulen, und bald findet man von den Spenden nur noch so geringe Spuren, wie sie den Resten der Trauer in den Herzen ihrer Absender manchmal entsprechen. Diese eigenartige Bezeugung unserer Betrübnis kostet bei manchen Beerdigungen Tausende, ja Zehntausende von Mark; die Gärtner verdienen dabei, im übrigen bleibt nur ein bescheidener Beitrag zum Düngerhaufen.

Mit demselben Gelde, das der Kranz kostet, kann ich auch einen Obstbaum pflanzen oder eine Reihe Stachelbeeren oder Johannisbeeren setzen lassen. Da verdient der Gärtner ebenfalls, zugleich entstehen und bleiben wirkliche Güter, die mich bereichern, auch einigen anderen nützlich und angenehm sind und noch meinen Nachkommen Freude bereiten. Es ist kein großer Beitrag zum Wohlstand des Landes, aber es ist ein Beitrag; das ausgegebene Geld ist nicht verschwendet, sondern nützlich verwendet; es ist vorteilhaft umgewandelt. Noch besseren Dienst leistet das Geld oft, wenn wir es nicht für uns, sondern für die Allgemeinheit ausgeben. Eine Dorfgemeinde besitzt an einem Berghange zwischen zwei Straßen einen Streifen Land, auf dem jetzt wilde Blumen und sieben hohe Pappeln wachsen. Die Bauern wollten diesen Streifen Landes rationeller ausnützen, also die Pappeln abschlagen, denn sie bedachten oder fühlten nicht, daß just diese Gruppe hochragender Bäume ihre Landschaft sehr verschönerte. Einer meiner Freunde hörte rechtzeitig davon; er pachtete diese sieben Pappeln der Gemeinde um ein billiges ab, rettete das Landschaftsbild und befriedigte doch auch die Bauern, die bar Geld sehen wollten. So könnten wir oft mit geringen Kosten auch neue Bäume pflanzen lassen, die nach zehn Jahren dem Wanderer Schatten und dem Singvogel einen Nistplatz bieten; und wenn sich die Freunde des verstorbenen Herrn Müller zusammentäten, so könnten sie statt der Palmenzweige sogar eine Baumgruppe an dem Wege, wo er am liebsten ging, schaffen und eine Bank darunter, mit der Inschrift versehen: „Müllers Ruh — gestiftet von seinen Freunden". Ein schönes Beispiel weiser Geldverwendung geben uns diejenigen Fürsten, die prächtige Gärten und Parke schufen und sie jedermann öffneten. Jahrhunderte hindurch erfrischen, erfreuen und erheben sie die Menschen, die darin spazieren. Millionen von Großen und Kleinen laben Augen und Seele an den knorrigen Eichen, an den spitz nach oben zielenden Tannen, an den weiten Rasenflächen, an den funkelnden Farben der Blumenbeete, an dem Leben all des kleinen Getiers ringsum. Herzog Karl August von Weimar hatte ein Jahrzehnt hindurch nicht Geld genug, um sein verbranntes Schloß wieder aufzubauen; er hauste wochenlang in einem Häuschen, das nur

Bonvivants und die dazu gehörigen Damen einen Kreis von dunkeln Ehrenmännern und liederlichen Tagedieben um sich, die von ihnen zeitweise ernährt werden. Man predigt dem armen Volke, nur durch ehrliche Arbeit könne es vorankommen. Dabei sieht es aber, daß ein Kellner, der einem Lebemann eine Flasche Wein bringt, zuweilen für diesen geringen Dienst ein größeres Trinkgeld bekommt, als der Asphaltarbeiter oder der Mühlfuhrmann Lohn für die saure Arbeit eines langen Tages. Jener Lebemann mag sich sehr nobel vorkommen, wenn er einen Taler als Trinkgeld hinwirft oder einer leichtfertigen Schönen einen blauen Schein schenkt, aber man glaube doch nicht, daß er durch solches Geldrollenlassen seinen Mitmenschen nützlich wird. Wenn die Fürstin Mellin in ganz Rußland die besten Regalias raucht, das Stück nicht unter 12 Mark, und die Fürstin Dimitri Woronzow die stärksten Havannas, das Stück zu 18 Mark: welchen Nutzen haben die russischen Bauern davon?

Die Verschwender nehmen der Arbeit nötiger Gewerbsleute ihre Ehre. Wer sich jährlich einen Anzug machen läßt, tritt mit seinem Schneider in das allgemeine bürgerliche Verhältnis des Arbeitsaustausches, wobei der eine für Kleidung, der andere für Nahrung, der dritte für Wohnung sorgt; der Schneider wendet in diesem Falle seine Zeit und Kunst an ein Erzeugnis, dessen Nützlichkeit niemand bezweifelt. Lasse ich mir aber im Jahr hundert Anzüge machen, so ist der Schneider mein Sklave, denn er dient meinen verrückten Launen; er kann es unmöglich gern tun und würde die Arbeit verweigern, wenn er nicht meines Geldes bedürfte oder auf die unredliche Idee käme, meine Verschwendungssucht auch auszubeuten, wie viele andere es tun.

Das Ergebnis des Geldausgebens müssen wir noch näher betrachten. Der Gärtner und seine Gehilfen sind brave, sympathische Leute; ihnen einen Vorteil zuzuwenden, scheint allemal angebracht zu sein; aber es macht doch einen großen Unterschied, ob wir ihre Arbeit zu Tand und Spiel oder zu einem dauernden Werke benutzen. Man denke an unsere Begräbnisse: sogar diese ernstesten Feiern hat ein ethisch verwildertes Geschlecht in Prunksachen verwandelt! Selbst wenn die Majestät des Todes vor uns tritt, besinnen wir uns zuerst auf unsere Protzenpflichten. Müssen wir einen Kranz schicken? Wie teuer muß er sein? Oder ist wohl ein Palmenzweig unerläßlich? Es entsteht bei jedem Begräbnis in „guter“ Familie eine Überschwemmung von Kränzen, Palmen und Schleifen, die vorher in den Schaufenstern der Blumenläden zur Schau ausgestellt waren; die Philister zählen sie, wie sie die Telegramme bei einer Hochzeit oder die Glückwunschkarten bei der Konfirmation ihres Töchterleins zählen; man sagt sich gar nicht, daß der Tote unmöglich so viele Freunde haben konnte, wie hier Trauerzeichen eingebracht wurden.

man die wahren Ausbeuter der Arbeiterklasse suchen; dem Sparsamen aber gebührt Ehre, denn je weniger Güter einer für sich verbraucht, desto mehr läßt er für andere übrig, desto mehr Mittel hat er, neue Güter zu erzeugen.

Wenn man nur nicht immer sagen wollte, daß so viele Arme vom Luxus der Reichen lebten! Niemand lebt vom Gelde des Reichen, denn Geld essen wir nicht, man kann sich nicht damit bekleiden, man kann keine Häuser daraus bauen. Der Laie vergißt immer wieder, daß Geld ein wirkliches Gut nur insofern ist, als es eingeschmolzen und zu allerlei Geräten und Verzierungen verwendet werden kann; in der Hauptsache ist das Geld nur ein Tauschmittel und Wertmesser. Leben kann man nicht von Silber oder Geld oder schön bedrucktem Papier. Wir leben alle von dem, was die Arbeit aus dem Erdboden erzeugt; niemals der Arbeiter vom Nichtarbeitenden, sondern immer leben alle Menschen von Arbeitserzeugnissen, von ihrer eigenen oder fremden Arbeit. Wir werden ernährt, bekleidet, beherbergt von den Bauern, Ackerknechten, Müllern, Bäckern, Schustern, Schneidern, Maurern, Zimmerleuten, Dachdeckern, Hausfrauen, Dienstmädchen u. dgl.; wieder andere erfreuen oder erhöhen uns als Künster, Lehrer, Prediger; wieder andere nützen uns als Besorger unserer gemeinsamen Interessen. Der Mensch lebt nicht von Brot allein, aber niemals ist der Luxustreibende als solcher ein Lebensspender oder Lebensbegünstiger; vielmehr wirkt er als Arbeitsräuber, als Verschlinger von Kräften und Stoffen, die anderen zum Leben und neuen Gütererzeugen dienen würden. Wenn ich auf den Markt gehe und die Hand erhebe, so eilt ein Dienstmann herbei, um mir ein paar Groschen abzugewinnen; ebenso kann der Reiche über Hunderte von Arbeitern kommandieren, die von ihm das Tauschmittel Geld begehren, weil sie ohne dieses Tauschmittel nicht zu den wirklichen Gütern gelangen können. Aber nicht ich ernährte heute nachmittags den Dienstmann, indem ich ihm fünf Groschen gab, sondern er ernährte mich, indem er eine zu meiner Existenz nötige Arbeit tat.

Nicht selten hören wir die andere Rede: „Es sind genug Güter und Waren da; wir haben Überproduktion; da ist es doch nur erfreulich, wenn recht viel gekauft und verbraucht wird.“ Die Antwort ist: Wenn schädliche Dinge überhaupt produziert werden, so ist das allemal eine Überproduktion; diese Überproduktion muß nicht durch kräftiges Verbrauchen, sondern dadurch beseitigt werden, daß die Produktion überhaupt eingestellt wird. Eine allzugroße Produktion an nützlichen und heilsamen Sachen ist wohl denkbar; hier und da wachsen zuweilen so viele Birnen oder Zwetschken auf den Bäumen, daß niemand mehr Zeit hat, sie herunterzunehmen. Im großen und ganzen hat die Welt aber noch nie eine Überproduktion an nützlichen Waren erlebt. Noch heute

einen einzigen Raum enthält — jetzt dient es als Geräteschuppen — aber den herrlichen weimarischen Park anzulegen, dafür fand er das Geld, und dafür preisen ihn heute noch Menschen aus allen Zonen.

Aber, so wendet man ein, wenn auch der Sparer sein Geld so gut rollen läßt wie der Verschwender, so verbraucht doch dieser mehr Güter als jener, und insofern, als starker Verbraucher, schafft der Verschwender und Luxustreibende mehr Arbeits- und Verdienstgelegenheit. Man wagt solche Einwände wirklich, wie kurz sie auch gedacht sind. Wenn das starke Güterverbrauchen gemeinnützig wäre, dann müßte man auch Feuersbrünste, Überschwemmungen und Kriege als erfreuliche Ereignisse preisen, und der Fresser und Säufer verdiente die Bürgerkrone. Aber in Wahrheit verlieren wir alle, wenn ein Haus abbrennt, denn der gemeinsame Güterbesitz des Volkes wird dadurch vermindert, und ebenso zerstört auch der Schlemmer unberechtigt viel von unserm allgemeinen Vorrat. In gewissem Grade ist auch unsere heutige Gesellschaft kommunistisch, indem wir unsern Anteil höher oder niedriger zu bezahlen haben, je nachdem wenig oder viel Vorräte im ganzen da sind. Wenn die Gutsbesitzer eine reiche Ernte haben, bekommen wir unsern Teil davon durch Verbilligung der Brotpreise, und haben die Viehzüchter ein schlechtes Jahr, so steigen für uns die Fleischpreise. So sind wir auch interessiert an einem großen Vorrat von Wohnungen. Noch deutlicher fühlen wir das Interesse am Wohl des andern in unserer Eigenschaft als Zahler von Steuern und Versicherungsbeiträgen. Freilich kann der starke Verbraucher, wenn er Geld hat, neue Güter durch andere hervorbringen lassen; aber das könnte er auch, ohne das Vorhandene zu zerstören.

Da sind doch die Fabrikanten, die Bauunternehmer und selbst die Spekulanten, wenn sie für ihre eigene Person anspruchslos sind, viel nützlichere Menschen: sie lassen neue Güter hervorbringen, ohne die alten unnützerweise zu vernichten. Wenn ein Pferdebesitzer die Passion hat, junge Tiere zuschanden zu reiten, so braucht er zwar oft neue Pferde und die Händler verdienen an ihm, aber er ist dennoch ein Verminderer des Volksvermögens. Der sparsame Verbraucher, der Anspruchslose, ist als solcher ein Menschenfreund. Auch wenn er zehntausend Arbeiter beschäftigt, so fordert er doch nur wenig Dienste, wenig hervorgebrachtes Gut für sich selber. Oder mit anderen Worten: die zehntausend Arbeiter mühten sich nicht für den alten Krupp ab, obwohl er an ihrer Spitze stand und durch sie große Summen erwarb. Das Übermaß von Arbeit über den Wert des Lohnes hinaus wird vielleicht vom Prinzipal erzwungen, aber verschlungen wird es erst von jenen Schmarotzern, die mehr Güter verbrauchen als sie schaffen. Hier muß

von jener alten Jungfer, die sich beständig über die Männer entrüstet: „Was man verachtet, das begehrt man eben.“ Sodann sollten wir uns für zu gut halten, die Gaffer und Bewunderer zu spielen, wenn die Millionäre einherprunken. Als Lady Godiva nackend durch die Straßen reiten mußte, und ihr langes goldenes Haar als einziger Mantel um ihr hing, da schlossen alle guten Menschen die Türen und Fensterläden und verstopften alle Ritzen, sodaß die edle Frau ungesehen am hellen Mittag durch die Stadt kam; nur ein kleiner neugieriger Bube fand ein Loch, durch das er plieren konnte. Wenn nun unsere Protzen ihr Dicktun nackt zeigen wollen, da sollten wir's doch wohl erst recht den kleinen dummen Jungen allein überlassen, nach ihnen auszuschauen.

Zuweilen wird auch ein Zeichen der Verachtung nicht fehlen dürfen. Es gibt nicht wenigen Luxus, der scheußlichste Tierquälerei oder Massenmörderei voraussetzt; Ziegen werden bei lebendigem Leibe geschunden, um recht feines Handschuhleder zu geben, deutsche Singvögel werden (nicht nur in Italien, sondern auch in Deutschland) gefangen und finden in Fallen einen langsamen peinigenden Tod, damit die Reichen „Krammetsvögel“ essen können u. dgl. mehr. Auf solche Zusammenhänge darf man die Gourmands und geputzten Damen aufmerksam machen, und wenn sie trotzdem fortfahren, ihrem Gaumen oder der Mode zuliebe Auftraggeber der Schinderknechte, Singvögel-Massenmörder, Elefanten-Ausrotter und anderer Teufel zu sein, so darf man ihnen insoweit gewiß auch die herzlichste Verachtung bezeugen. Aber was den Tieren recht ist, ist den Menschen billig; auch die arme Näherin, von der Thomas Hood sein Lied vom Hemde gedichtet hat, leidet schwer; auch die Büglerin wird gepeinigt. Alle übermäßige Arbeit wird verschuldet durch übermäßiges Begehren.

„Fräulein Doktor.“

Von **Max v. Weißenthurn.**

„Frau von Eschen zu Hause?“

„Ja, ich bitte nur einzutreten, gnädiges Fräulein!“ erwiderte mir Gertrud, die alte, treue Dienerin meiner Freundin Natalie Rußberg, welche sich vor etwa anderthalb Jahren mit dem Gutsbesitzer Eberhardt von Eschen vermählt hatte; die junge Frau nahm das alte Familienfaktotum, welches nach dem Tode ihrer Mutter das kaum sieben Jahre alte Kind mit wahrhaft mütterlicher Treue gepflegt und gewartet hatte, in die neue Heimat mit und so kam es, daß das alte traute Gesicht mir Einlaß gewährte, als ich Natalie aufsuchte.

müssen viele Tausende, die wie wir den deutschen Namen tragen und die wir gelegentlich als deutsche Brüder anschwärmen, sich mit einer unzureichenden und unzuträglichen Nahrung begnügen. Viele Kinder gehen an schlechter Ernährung zugrunde oder werden nur halbkräftige Menschen; einem großen Teile der Würmchen, die jedes Jahr geboren werden, wird weder die Muttermilch noch eine gute Kuhmilch gegönnt; allein in ein paar sächsischen Industriestädten geht beständig ein Kindermord vor sich, gegen den der bethlehemitische eine Kleinigkeit war. Man denke ferner an das Wohnungselend der Großstädte, auch vieler Mittelstädte und Kleinstädte. Man bedenke, wie viele junge Menschen beständig an der Ausbildung ihrer Gaben durch große Armut, durch den Zwang, Geld zu schaffen, verhindert werden. Dann wird man erkennen: wir leiden nicht an einer Überproduktion, sondern an einer mangelhaften Verteilung der Güter; die habsüchtigen, prunksüchtigen, schlemmerischen Menschen haben zu viel an sich gerissen, deshalb müssen manche arme Kinder zeitlebens zwischen den beiden hohen Mauern gehen, wie es jener Maler gemalt hat: links und rechts nicken blühende Zweige herüber und verkünden, wie schön es in den Gärten der Reichen ist, aber die Kinder der Armut müssen in dürrem Sande, in zehrender Sonnenglut ihr Dasein weiterschleppen und für jene Reichen die Güter aus der Erde graben. Wer unnützen Konsum pflegt, beutet die Armen aus. Der edle Baltzer prägte den Satz: „Kritikloser Konsum führt zu kritiklosem Handel, zu kritikloser Industrie.“ Ein deutschböhmischer Fabriksbesitzer, Johannes Schicht in Aussig führt es weiter aus: „Alles, was konsumiert wird, muß erzeugt werden. Dazu ist Menschenarbeit notwendig. Pflege ich unnützen Konsum, verbrauche ich unnützerweise Menschenarbeit. Von seinen Mitmenschen unnütze Arbeit fordern, heißt ihre Arbeitskraft mißbrauchen und verhindern, daß Notwendiges produziert wird. Verhindere ich die Produktion notwendiger Dinge, so ist es klar, daß in diesen Dingen Mangel herrschen wird. Ich werde schuld, daß andere oder ich selbst Mangel am Notwendigen leiden. Von allen notwendigen Dingen ist durchaus nicht genug vorhanden. Es sind weder genug Schulen, noch genug Wohnungen, weder genug Verkehrsmittel, noch genug Wohlfahrtsanstalten, noch genug gesunde Nahrung für alle da. Es mangelt an diesen notwendigen Sachen überall, und nur deshalb, weil die Mittel, die dazu erforderlich wären, für entbehrliche Sachen hingeopfert werden.“

Damit es den Reichen etwas leichter werde, den Weg zum Seelenheil zu finden, muß in den unteren und mittleren Ständen die öffentliche Meinung sich viel schärfer gegen den Luxus erklären. Zunächst müßten die Unbegüterten natürlich selber ihre Gelegenheiten zu Üppigkeit oder reichem Schein verschmähen, damit es von ihnen nicht heiße wie

Klub erwartet und habe mich durch deinen sinnlosen Widerspruch schon lange genug verspätet! Auf Wiedersehen!“

Sprach's und stürmte der Türe zu, die mit unnötigem Lärm hinter ihm ins Schloß fiel.

Ich stand verblüfft. Das war ja ein sehr netter Herr, der nach so kurzer Ehe ohne Kuß, ohne freundlichen Gruß seine junge Frau verließ, die, dessen war ich mehr als überzeugt, sich gewiß kein schweres Vergehen hatte zu schulden kommen lassen. Arme Natalie! O, diese Männer! So sind sie — liebenswürdig, bestrickend unwiderstehlich, bis sie uns betört, um dann, wenn wir uns ihnen hingeben, wenn jede Fiber unseres Seins nur für sie pulsiert, die Maske fallen zu lassen, um mit roher Gewalt uns anzuherrschen, wenn wir nicht blindlings ihrer Meinung sind! Ja, fürwahr, ich hatte den besseren Teil erwählt, als ich den Entschluß gefaßt, ledig zu bleiben, dafür schien die Ehe meiner Freundin Natalie von Eschen wieder ein sprechender Beweis sein zu sollen.

Aus dem anstoßenden Gemache drang jetzt lautes Schluchzen an mein Ohr und da keine zweite begütigende oder zürnende Stimme sich vernehmen ließ, zog ich daraus den Schluß, daß meine Freundin allein sei und ich versuchen könne, ob das Trösteramt, welches ich schon in unserer gemeinsamen Kindheit oft geübt, auch jetzt noch seine alte Kraft besitze. Sachte schob ich die Portiere zur Seite und trat ein.

„Natalie, Kind, was gibt es denn?“ fragte ich, indem ich meine Hand auf die Schulter der vor einer Ottomane knienden Gestalt legte, die, das Antlitz in die Kissen vergrabend, konvulsivisch schluchzte. Sie fuhr erschreckt in die Höhe, sah mich einen Moment mit tränenumflortem Blicke an, fiel mir dann um den Hals und weinte abermals zum Steinerbarmen. Ich strich ihr begütigend über das reiche Haar und da ich auf den ersten Blick begriffen, daß die Freundin in einem Zustande sei, der besonderer Schonung bedürfe, setzte ich mich auf die Ottomane, zog Natalie an meine Seite und begann, indem ich sie herzlich umschlungen hielt, in unbefangenem Tone von mir und meiner Heimkehr zu berichten, um ihr die Zeit zu lassen, sich zu sammeln und mir nur das zu erzählen, was sie mir bei ruhiger Überlegung erzählen wollte. So gelang es mir auch, und als ich nach einiger Zeit, wissend, daß es der jungen Frau auffallen müsse, wenn ich von ihr selbst und den Veränderungen in ihrem Leben nicht rede, möglichst unbefangen fragte:

„Und du, Natalie, bist du glücklich? Hat dir die Ehe all das gebracht, was du erhofft?“ Da antwortete sie mir viel freudiger als ich es erwartet hatte:

„Ja, glücklich wohl, Marie, aber —“ fügte sie nach einer sekundenlangen Pause hinzu, „wir haben heute zum erstenmal einen ernstlichen

Die Eschens lebten während des größten Teiles des Jahres auf ihrer Besitzung Eschenbach, welche Nataliens Gatte selbst verwaltete, was ihm ziemlich viel zu tun gab. Nur während der Wintermonate kamen sie auf kurze Zeit nach Wien, wo sie ein zwar kleines, aber äußerst gemütliches Heim bewohnten.

Mich hatten die Verhältnisse genötigt, nach dem Tode meines alten Vaters eine Stelle als Gesellschafterin anzunehmen. Ich war zwei Jahre lang mit der Dame, welcher die Zeit zu verkürzen man mich gedungen, im Auslande gewesen und so kam es, daß ich weder bei der Hochzeit meiner liebsten Jugendfreundin hatte zugegen sein können, noch deren Gatten kannte. Ich freute mich nun von Herzen des bevorstehenden Wiedersehens mit Natalie, wir würden uns ja so vielerlei zu erzählen und zu sagen haben! Als ich das gemütliche Wohnzimmer betrat, in welchem mir manche Einrichtungsstücke, die mir aus dem früheren Haushalte meiner Freundin vertraut, gleich alten Bekannten entgegenblickten, empfand ich einige Enttäuschung, da ich das Zimmer leer fand. Türen in anstoßende Gemächer waren durch Portieren verhangen, aber lebhafte Stimmen schlugen von der einen Seite an mein Ohr, die mir verrieten, daß jenes eine anstoßende Gemach wenigstens bewohnt sei; ich vernahm deutlich eine tiefe, offenbar zornig erregte Männerstimme und dann meine Freundin, die antwortete; was sie aber sagte, konnte ich nicht verstehen, nur so viel begriff ich, daß sie weinte und Worte der Klage über ihre Lippen traten. Noch während ich überlegte, ob ich mich zurückziehen oder der häuslichen Szene durch meinen raschen Eintritt ein Ende machen solle, wurde die Portiere hastig zur Seite geschoben; ein hochgewachsener schlanker Mann stürmte, ohne meiner, die ich in eine Fensternische getreten war, ansichtig zu werden, durch das Zimmer der Ausgangstüre zu, blieb dann plötzlich stehen, kehrte noch einmal auf die Schwelle des Gemaches zurück, das er soeben verlassen und rief mit einer Stimme, in der der Zorn noch nachklang:

„Du kannst machen was du willst, Natalie, ich werde mich nie dazu hergeben, aus Wilma nur eine blödsinnige Zierpuppe zu machen, die auf Männerjagd ausgeht und kein anderes Ziel kennt, als eine möglichst gute Partie zu machen. Etwas Tüchtiges soll das Mädel werden, leistungsfähig soll es dastehen im Kampfe des Lebens, einen Beruf soll es ganz und voll ergreifen, kurzum, wenn meine Wünsche auch nur den geringsten Einfluß auf sie nehmen, so wird sie Ärztin! Ich habe immer eine Lanze gebrochen für das Studium der Medizin bei den Frauen und es wäre mein Stolz, wenn ich meiner Mutter, wenn ich so vielen, die mir in meinem Leben dagegen gesprochen, einen glänzenden Beweis liefern könnte, wie sehr ich mit der Vertretung meiner Ansichten im Rechte bin! Doch adieu, Natalie, ich werde im

„O alle und vor allem meine innere Stimme. Vielleicht habe ich aber heute doch nicht ganz recht gehabt, Eberhardt durch meinen Widerspruch so weit zu treiben, daß er die Geduld verlor! Er ist noch nie heftig mit mir gewesen, der engelsgute Mann! Aber daß unsere „Erstgeborene“ Ärztin werden müsse, das bleibt sein Steckenpferd. Ich glaube, seine erste Jugendliebe war es und aus Pietät für sie, die früh gestorben, hält er an dem Gedanken fest!“

Ich verabschiedete mich bald darauf von Natalie, denn ich war nicht Herrin meiner Zeit. Als ich sie nach einigen Tagen wieder besuchte, lernte ich ihren Gatten, einen liebenswürdigen, hübschen Mann, kennen, der seine Frau auf den Händen zu tragen schien. Das Thema Wilma und Ärztin wurde nicht berührt und die junge Frau erzählte mir, als sie mit mir ein paar Sekunden allein war, daß sie vollkommen glücklich sei und Eberhardt ihr auch versprochen habe, die Heftigkeit seines Temperaments, unter der sie freilich erst einmal zu leiden gehabt, aus Liebe zu ihr beherrschen zu wollen.

*
* *

Vierzehn Tage später brachte mir ein Stadtträger einen Brief folgenden Inhaltes:

„Die glückliche Genesung meiner Frau von einem gesunden Knaben beehrt sich allen Freunden ergebenst anzuzeigen

Eberhard von Eschen.“

Der erste Streit war also umsonst gewesen; weder Ärztin, noch Emanzipierte, weder hausbackene Kindermutter, noch blödsinnige Zierpuppe war das Baby geworden, welches die erste Meinungsverschiedenheit an dem jungen Ehehimmel heraufbeschworen.

Unerforschlich sind die Wege des Schicksals, und Torheit, sich dagegen aufzulehnen!

Adams Tagebuch.

Neues vom alten Mark Twain.

Von **Dr. Benno Diederich.**

Mark Twain hat das Tagebuch des ersten Menschen aufgefunden; er hat Adams Hieroglyphen entziffert und glaubt, „daß dieser nachgerade als öffentlicher Charakter eine genügende Bedeutung besitzt, um die Herausgabe des Tagebuches zu rechtfertigen“. Somit veröffentlicht er:

Montag. Dieses neue Geschöpf mit dem langen Haar fängt an, mir sehr im Wege zu sein. Es ist immer hinter mir her und

Streit gehabt, mein Mann und ich. Ach und er hat mir so abscheuliche Dinge gesagt!" stammelte sie, während ihre Tränen von neuem zu fließen begannen. „Er will nun einmal absolut nicht, daß Wilma heiratet, und ich will es nicht zugeben, daß sie Medizin studiert. Als ob ich es von meinen Brüdern her nicht wüßte, welch schreckliches Leben die Studentinnen führen, über welche sich die jungen Männer lustig machen! Die Heirat ist der natürliche Beruf des Weibes und heiraten soll Wilma! Doch tausendmal besser hausbackene Kindermutter, sogar blödsinnige Zierpuppe, als emanzipierte Ärztin. Bist du nicht meiner Ansicht?"

„Das kommt darauf an, Kind, man müßte beide Teile hören. Die selbständige Stellung der Frau hat heutzutage sehr viel für sich; doch um wen handelt es sich eigentlich? Hat dein Mann eine junge Schwester oder Verwandte im Hause, um die er sich so warm annimmt?"

„Schwester — Verwandte — nein! Wir sprechen von Wilma, deren Wohl und Wehe uns ja doch beide gleich innig berührt!"

„Aber wer ist Wilma, liebes Herz? Ich habe diesen Namen nie früher von deinen Lippen vernommen."

„Wilma —" errötend, zaghaft blickte die junge Frau mir eine Sekunde lang ins Gesicht, dann barg sie das Antlitz an meiner Schulter und flüsterte leise: „Wilma ist unser Baby!"

Ein paar Augenblicke schwiegen wir beide. Unwillkürlich traten mir Tränen in die Augen, obzwar ich eine laute Lache hätte anstimmen sollen. Das ungeborene Kind also war zum Zankapfel geworden zwischen Mann und Weib! Glückliche Menschen! Zwischen Lipp' und Kelchesrand! Das peinigende Bewußtsein, was alles geschehen kann, ohne daß man daran denkt, war meiner Freundin offenbar noch nie durch den Sinn gefahren. Sollte ich Natalie darauf hinweisen? Wozu? Das Leben wird nur allzu früh zur strengen Lehrmeisterin, welche es übernimmt, die Menschen einzuführen in seine düstersten Schattenseiten. Vielleicht mochte die junge Frau einen Bruchteil meiner Empfindungen erraten, als sie in meine tränenumflorten Augen sah, vielleicht beschlich sie eine Vorahnung kommenden Wehs, denn sie rief plötzlich tief bewegt, die Arme um meinen Hals schlingend: „Du nennst mich kindisch, Marie, und du hast recht! Glücklich nur, gesund und glücklich möge unsere Wilma werden, ob auf Eberhards, ob auf meine Art, das ist Nebensache, denn jeder Mensch hat seine Selbstnatur und wandelt seine eigenen Bahnen. Wir Eltern können hoffen, wünschen, beten, aber wir sollen nicht herrschend eingreifen in das Leben unserer Kinder!"

Ich versiegelte den Mund der jungen Mutter, welche so salomonische Weisheit verkündete, mit einem herzhaften Kuß, aber ich konnte doch nicht umhin, lachend die Frage zu stellen: „Wer sagt dir denn überhaupt, daß es ein Mädchen sei?"

Freitag. Sie hat es für gut befunden, mich zu bitten, nicht mehr über den Wasserfall zu gehen, wie ich es mir angewöhnt hatte. Ich möchte nur wissen, warum? Ich habe es immer getan, seit ich hier bin. Bin darauf in einem Faß über den Fall hinuntergesegelt — auch das war nicht nach ihrem Geschmack. Dann in einer Waschbutte — sie war noch immer nicht zufrieden. Ich fühle mich hier von allen Seiten eingeengt. Ein Ortswechsel wird mir gut tun.

Samstag. Bin durchgebrannt und habe mir, nachdem ich zwei Tage darauf losgewandert war, einen neuen Unterschlupf gebaut, an einer abgelegenen Stelle. Aber sie hat mich aufgespürt; sie stürzte plötzlich zu mir herein und machte wieder das klägliche Geräusch, das ich nicht hören mag, und ließ das Wasser aus den beiden Löchern, mit denen sie sieht, herausschießen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mit ihr zurückzugehen — aber ich werde sofort wieder ausreißen, wenn sich die Gelegenheit bietet.

Sonntag. Habe ihn glücklich hinter mir.

Montag. Ich habe Eva schon wieder an dem verbotenen Baum erwischt. Sie war hinaufgeklettert und ich warf mit Erdklumpen nach ihr, bis sie herunterkam, und sagte, es hätte es ja niemand gesehen. Ich glaube, sie hält das für eine genügende Rechtfertigung, um die gefährlichsten Dinge zu tun.

Dienstag. Das Neueste, was sie mir gesagt hat, ist, daß sie aus einer von meinem Körper genommenen Rippe gemacht sei. Das scheint mir eine gewagte Behauptung. Mir hat noch nie eine Rippe gefehlt!

Samstag. Gestern fiel sie in den Teich, als sie sich zu weit vorbog, um sich im Wasser zu betrachten. Sie tut das immer, sobald sie an einen Teich kommt, nur ist sie bis jetzt noch nicht hineingefallen. Sie hat so viel Wasser geschluckt, daß sie beinahe erstickte. Das sei ein höchst unbehagliches Gefühl, erklärte sie, als sie wieder draußen war. Es machte sie auch traurig wegen der Geschöpfe, welche im Wasser leben müssen, und die sie Fische nennt. Die Folge war, daß sie gestern abend eine ganze Menge Fische einfing, hereinbrachte und, damit sie warm werden möchten, in mein Bett tat. Aber ich habe sie beobachtet und die Wahrnehmung gemacht, daß sie durchaus nicht glücklicher schienen als vordem. Nur viel stiller sind sie den ganzen Tag gewesen. Und wenn es wieder Nacht wird, werde ich sie einfach vor die Türe werfen und nicht wieder mit ihnen schlafen, denn sie sind unangenehm schleimig und naßkalt, und das Liegen zwischen ihnen ist unbehaglich.

Sonntag. Habe ihn glücklich hinter mir.

Dienstag. Jetzt hat sie sich mit einer Schlange eingelassen. Die anderen Tiere sind froh, weil sie beständig an ihnen herumhantierte und sie nicht in Ruhe ließ.

lungert beständig um mich herum. Ich mag das nicht; ich bin nicht an Gesellschaft gewöhnt. Ich wünschte, es bliebe bei den übrigen Tieren . . . Es ist heute umwölkt, denke, wir werden Regen haben.

Dienstag. Habe den großen Wasserfall untersucht. Er ist das Beste auf dem ganzen Grundstücke. Das neue Geschöpf nennt ihn „Niagarafall". Das neue Geschöpf tauft alles, was uns gerade in die Quere kommt. Und das immer unter dem Vorwande, daß es so „aussehe".

Mittwoch. Habe mir einen Unterschlupf gegen den Regen gebaut. Aber ich konnte ihn nicht friedlich für mich behalten. Das neue Geschöpf war gleichfalls sofort drinnen. Als ich es hinauszudrängen versuchte, vergoß es Wasser aus den beiden Löchern, mit welchen es sieht, wischte es mit dem Rücken seiner Pfoten fort und gab dabei Töne von sich, wie verschiedene der anderen Tiere, sobald ihnen etwas weh tut oder sie sich fürchten.

Freitag. Das Benennen geht unaufhaltsam weiter. Ich hatte für das große Grundstück hier einen sehr guten Namen erfunden — Garten von Eden. Ich gebrauche den Namen jetzt noch, aber nur verstohlen. Das neue Geschöpf sagt, man sehe in der ganzen Landschaft nur Wald, Felsen und Wasser; sie erinnere nicht im mindesten an einen Garten, sondern sehe aus wie ein Park. So hat es ihm denn, ohne mich weiter zu fragen, den Namen Niagarafall-Park gegeben.

Mein Leben ist nicht mehr so glücklich wie früher.

Samstag. Das neue Geschöpf ißt zuviel Früchte. Wir werden wahrscheinlich bald Mangel daran haben . . . Ziemlich nebelig heute früh. Ich selbst gehe nicht in den Nebel hinaus. Aber das neue Geschöpf tut es. Es geht in allen Wettern aus und kommt dann mit schmutzigen Füßen wieder hereingestampft. Dabei spricht es fortwährend und früher war es hier so angenehm und ruhig.

Sonntag. Hab' ihn glücklich hinter mir. Dieser Tag wird immer ermüdender. Der Sonntag wurde im letzten November zum Ruhetag gewählt und abgesondert. Früher hatte ich in jeder Woche schon sechs solche Tage. Und heute? Heute morgen fand ich das neue Geschöpf, wie es mit Erdklumpen nach dem verbotenen Baum warf, um die Äpfel herunterzuholen.

Montag. Das neue Geschöpf sagt: sein Name sei Eva. Es sagt, der Name sei dazu da, damit ich es rufen könne, wenn ich es bei mir zu haben wünsche. Darauf erwiderte ich, daß der Name dann überflüssig sei. Dies Wort hob mich augenscheinlich in der Achtung des neuen Geschöpfes. Darauf sagte mir das Geschöpf, daß es gar kein „Es", sondern eine „Sie" sei. Mir ist's einerlei; sie mag sein, was sie will, wenn sie nur ihrer Wege gehen und nicht beständig reden wollte!

weil es sonst ein wahrer Skandal sei. Sie gehorchte mir mit Eifer, und dann schlichen wir beide nach dem Platze zurück, wo die wilden Tiere vorhin die Vernichtungsschlacht gekämpft hatten, und sammelten einige von den Fellen. Ich befahl ihr daraus für uns ein paar Anzüge zusammenzunähen, in denen wir uns öffentlich zeigen konnten.

Nächstes Jahr. Wir haben es Kain getauft, sie hat es eingefangen, während ich weiter draußen im Land war, um zu jagen und Fallen zu stellen. Sie fing es im Tannengehölz, ein paar Meilen südlich von der Erdwohnung, die wir uns angelegt haben. Es ist vielleicht irgendwie mit uns verwandt. Wenigstens glaubt dies Eva, aber meiner Meinung nach ist es ein Irrtum. Der Unterschied in der Größe rechtfertigt schon die Annahme, daß es nur eine andere, noch neue Art Thier ist, vielleicht ein Fisch. Als ich es aber ins Wasser warf, um mir Gewißheit zu verschaffen, sank es sofort unter, worauf sie ihm nachsprang und es herauszog, ohne mir Zeit zu lassen, die Sache durch meinen Versuch zu entscheiden. Ich bin aber noch immer der Überzeugung, daß es ein Fisch ist, während es ihr gleichgültig zu sein scheint, was es ist. Mir ist an ihr neuerdings überhaupt mancherlei unverständlich. Sie hat noch nie auf ein Tier so große Stücke gehalten, wie auf dieses, doch weiß sie mir keinen Grund dafür anzugeben. Ich glaube wirklich, sie hat ihre fünf Sinne nicht mehr beisammen. Bisweilen trägt sie den Fisch halbe Nächte lang auf ihren Armen umher, wenn er jammert und winselt, weil er ins Wasser will, und wenn ich ihn dann nach dem nächsten Teich tragen und hineinwerfen möchte, so wehrt sie sich dagegen. Sie drückt den Fisch an ihre Brust, klopft ihm leise auf den Rücken und macht mit ihrem Munde allerlei Töne, die ihn beruhigen sollen.

Sonntag. Am Sonntag scheint sie sich's zur Regel zu machen, nicht zu arbeiten, sondern ganz erschöpft von der Wochenarbeit dazuliegen und den Fisch auf sich herumkriechen zu lassen. Sie steckt sich auch seine kleinen Pfoten oder Vorderflossen in den Mund, und er fängt an zu lachen. Mein Lebtag habe ich noch keinen Fisch lachen sehen, und dabei kommen mir allerlei Zweifel.

Mittwoch. Es ist kein Fisch. Das weiß ich jetzt — aber darum kann ich noch lange nicht begreifen, was es eigentlich ist. Wenn Eva es nicht auf den Armen hat, liegt es meist am Boden auf dem Rücken und streckt die Füße in die Luft. Das habe ich noch bei keinem Tier gesehen. Ich glaube, es muß ein Riesenkäfer sein. Wenn es stirbt, will ich es auseinandernehmen, um seine innere Einrichtung zu untersuchen.

Drei Monate später. Die Geschichte wird immer rätselhafter. Das Geschöpf liegt nicht mehr am Boden, sondern kriecht auf seinen vier Füßen herum. Die Kürze der Vorder- und die Länge der Hinter-

Freitag. Sie sagt mir, die Schlange habe ihr geraten, die Frucht von dem Baum zu kosten, und ihr versprochen, daß das Ergebnis eine große, schöne und edle Fortentwicklung sein werde. Ich riet ihr, von dem Baum fortzubleiben. Sie sagte, sie wolle es nicht. Ich sehe allerlei Unannehmlichkeiten voraus und denke wieder ans Auswandern.

Mittwoch. Ich habe eine bunte Zeit hinter mir. An jenem Abend bin ich ausgerissen und die ganze Nacht hindurch geritten, so schnell mein Pferd laufen konnte. Ich befand mich auf einer grasigen Ebene, auf der Tausende von Tieren versammelt waren, teils schlafend, teils miteinander spielend, wie das bei Tieren Brauch ist. Aber plötzlich stießen sie allesamt ein entsetzliches Gebrüll und Geheul aus und schon im nächsten Augenblick lief auf der ganzen Ebene alles wirr durcheinander. Wie rasend fielen die Tiere übereinander her und zerfleischten sich gegenseitig. Ich hätte so etwas nie für möglich gehalten, doch wußte ich sofort, was es zu bedeuten hatte — Eva hatte von der verbotenen Frucht gegessen! Tiger stürten sich auf mein Pferd und zerrissen es, sie würden mich selber gefressen haben, hätte ich mich nicht schnell aus dem Staube gemacht. Jenseits der Grenze des Parks fand ich diesen Platz und hier habe ich mich seitdem ein paar Tage äußerst behaglich befunden, bis — sie mich auch hier entdeckt hatte und plötzlich vor mir stand. Das Merkwürdigste dabei war, daß mir das eigentlich gar nicht so unangenehm schien. Auch fand sie den Platz gar nicht übel und hatte natürlich sofort einen Namen für ihn — weil er gerade so aussah. Schließlich war ich sogar ganz froh, daß sie mich aufgefunden hatte, da es hier herum weder Früchte noch Beeren gab, wie drüben im Park, und sie ein paar von den Äpfeln des verbotenen Baumes mitgebracht hatte. Ich war so hungrig, daß ich mich genötigt sah, sie zu verspeisen. Eigentlich ging es gegen meine Grundsätze. Auch etwas Neues habe ich an ihr entdeckt. Sie kam in einer Art Umhüllung von Zweigen und Laubgewinden, und als ich sie fragte, was dieser neue Unsinn bedeuten solle, und ihr das grüne Zeug herunterriß, da zitterte sie an allen Gliedern und wurde rot im Gesicht. Ich hatte noch nie jemanden zittern und rot werden sehen, es schien mir nicht nur unschön, sondern geradezu blödsinnig. Sie sagte aber auf meine Frage nur: ich würde das bald an mir selbst erfahren. Und darin hatte sie recht. Denn trotz meines Hungers legte ich den Apfel halb angebissen beiseite — es war obendrein der feinste, den ich je gekostet habe, noch dazu bei so vorgeschrittener Jahreszeit — und fing an, mich selber mit dem Grünzeug zu behängen, das ich ihr eben vom Leibe gerissen hatte. Dann sah ich sie an, wie sie so dastand, und befahl ihr mit Entrüstung, noch mehr Zweige und Blätter zu holen,

Schlage sind. Ich äußerte den Wunsch, eines für meine Sammlung auszustopfen. Aber sie wollte nichts davon wissen. Das neue ist gerade so häßlich, wie das andere zuerst war. Sie hat ihm auch schon einen Namen gegeben — Abel.

Zehn Jahre später. Es sind Jungens! Wir wissen das jetzt schon seit geraumer Zeit. Nur ihre anfängliche Winzigkeit und Gestaltlosigkeit hat uns so lange irregeführt. Wir hatten es noch nicht erlebt, daher unsere lange Ungewißheit. Jetzt haben wir uns bereits daran gewöhnt — auch ein paar Mädel sind schon angekommen.

Abel ist ein guter Junge. Aber wenn Kain ein Bär geblieben wäre, so würde das besser für ihn gewesen sein.

Liadlan in karntnarischer Weis.

Von Karl Krobath.

Mi gfreuts.

Mi gfreuts gar so häufti
Zan Diandlan za gehn.
Weil bei eahran Fensterl
Zwa Nagelstöck stehn.

Zwa Nagelstöck stehn durt
Grad frisch in der Blüah;
Was du senan luschperst
Verraten sö nia.

Der Ane wia Bluat und
Der andre wia Schnee —
Wia Liab und wia Unschuld,
Wia Glück und wia Weh.

Die Nagel begiaßen,
Das ghört sich der Dirn;
Der Bua kummt sö brockan
Und s Schatzerl sekiern.

Hiaz sing i mei Liadle.

Hiaz sing i mei Liadle,
A Liadle, a neus:
Die Tenn hat a Loch und
Durt tanzan die Mäus.

Hiaz sing i mei Liadle,
A Liadle a alts:
Die Liab braucht ka Kerzen,
A Bussle ka Schmalz.

Hiaz sing i mei Liadle.
Vom Ahn däs irb i,
Kreuzlusti werd glebt und
Zar Buaß nochher stirb i.

Hiaz sing i mei Liadle
Vom vurigen Jahr:
Von vurn fang i s an frisch,
Und hinten is gar.

Schau — suach!

A Heirat afs Gsicht glei
Hat viele angschmiert;
Die Jungfer werd Andla*),
Das wache Brot hirt.

Ziagst aus af die Brautschau,
So rat i dir guat:
Schau zua, wia dei Diandle
Den Sterz linden tuat.

Schau nit glei in d Augen,
Schau zerst af die Händ,
Obs Diandle zan Scheantan
Die Mistgabel kennt.

Suach nit bloß s Göschle,
s Bravsan suach a,
Sunst hupfst, wia im Winter
A hungrige Krah.

*) Großmutter.

beine deuten darauf hin, daß es aus einer Känguruhfamilie stammt. Es muß eine Abart sein, die bisher noch nicht katalogisiert ist. Ich habe es Kængurum Adamiensis getauft. Es muß ein ganz junges Exemplar gewesen sein, als Eva es in dem Tannengehölz fing, denn es ist seitdem beständig gewachsen. Jetzt ist es wohl fünfmal so groß wie damals, und wenn es etwas haben will und es nicht gleich bekommt, macht es dreißigmal mehr Lärm als früher. Zwang und Gewalt machen die Sache nur schlimmer. Sie besänftigt es immer mit Zureden und Schöntun und meistens damit, daß sie ihm alles gibt, was sie ihm zuerst rundweg abgeschlagen hat.

Drei Monate später. Unser adamitisches Känguruh wächst noch immer fort. Ich habe noch nie gesehen, daß ein Känguruh so lange braucht, um seine volle Größe zu erreichen. Es hat jetzt einen Pelz auf dem Kopf. Könnte ich nur ein zweites fangen — doch das ist eine ganz vergebliche Hoffnung. Es ist eine neue Art und von dieser das einzige Exemplar — so viel steht jetzt fest. Seit gestern ist mir auch noch der letzte Zweifel geschwunden. Ich hatte ein wirkliches Känguruh gefangen und mit nach Hause gebracht, in dem Gedanken, daß das unserige in seiner Einsamkeit froh sein würde, wenigstens einem ihm einigermaßen verwandten Tiere zu begegnen. Aber es fiel bei dem bloßen Anblick in solche Krämpfe, daß ich sofort wußte, es habe noch kein derartiges Geschöpf gesehen.

Fünf Monate später. Es ist kein Känguruh! Es kann sich seit wenigen Tagen selbst auf den Hinterbeinen aufrecht erhalten, wenn es sich gleichzeitig mit einer seiner Vorderpfoten an ihrem hingestreckten Finger festhält. Über ein paar Schritte kommt es dabei freilich nicht hinaus, sondern fällt jedesmal wieder auf alle Viere zurück. Viel wahrscheinlicher, daß es eine Art Bär ist.

Vier Monate später. Ich bin wieder auf einem längeren Jagdausflug fortgewesen. In der Zwischenzeit hatte der Bär gelernt, sich ohne Hilfe und auf den Hinterbeinen allein fortzuhelfen und etwas, das wie „Poppa" und „Mamma" klang, zu sagen. Ich beabsichtige, seinetwegen auf eine neue Forschungsexpedition auszugehen und die großen Wälder weiter im Norden nach einem zweiten Exemplar zu durchsuchen.

Drei Monate später. Es war ein langer und langweiliger Jagdausflug. Aber er war ganz und gar erfolglos. Und was hat sie in der Zwischenzeit getan? Ohne sich vom Platze zu rühren und sich im mindesten anzustrengen, hat sie unterdessen gerade auf dem neuen Grundstück ein zweites Exemplar eingefangen! Hat man je von solchem Glück gehört?

Tags darauf. Ich habe das neue Geschöpf genau mit dem alten verglichen und es ist gar kein Zweifel, daß sie vom gleichen

Rades in die Brust gefahren war. Da dachte ich: unsere Zeit, die doch sonst so sehr auf Ehre hält, hat noch keine Ehrengräber für solche Menschen, die an ihrem Berufe sterben. Manchem mag es einfallen auf dem Weg in die Fabrik: Ob ich Weib und Kind wiedersehe? Es geht ins Feindesland. Und muß doch voran. Und macht mit Gewissenhaftigkeit seine Arbeit. Nach dem Begräbnisse jenes Arbeiters kam dessen Frau zum Bürgermeister und klagte, man werde ihr die Pension vorenthalten, denn ihr Mann sei erst am zweiten Tage in der Arbeit gestanden. Der Bürgermeister vertröstete die Witwe auf die Menschlichkeit. Recht schön und gut, die Menschlichkeit,' doch mich dünkt, ein besserer Verlaß wäre auf ein richtiges Gesetz.

Am 3. September.

Was ich suchte, konnt' ich lang nicht finden.
Was ich liebte, tat zu schnell entschwinden,
Was ich haßte, wollt' mich überwinden.

Doch was linde Lieb' nicht mochte wagen,
Das hat droher Trotz zurückgeschlagen,
Und der Kampf hat mich zur Kraft getragen.

Am 4. September.

Erzählte mir ein Tourist, daß er im Gebirge sich verirrt habe, weil die Wegmarkierung ausgelöscht worden sei. Ich: „Ei wieso? Wer hätte Interesse daran, Wegmarkierungen zu fälschen?" Er: „Die Jäger." Ich: „Beweis?" Er: „Erwischt habe ich keinen bei dem feinen Geschäft. Aber es ist Tatsache, daß Jäger in ihren Revieren die Touristen nicht gerne umhergehen sehen, daß sie Wegmarkierungen oft gar nicht gestatten, womit sie freilich das Gegenteil erreichen von dem was sie wollen. Wer am Wege bleibt, der geniert das Wild am wenigsten." Ich: „Wenn die Wege aber keine öffentlichen sind?" Er: „Es ist ein uraltes Servitut, daß Leute auf die Berge steigen; es ist ein Menschenrecht, die Natur zu schauen. Das wird uns niemand abbringen. Hingegen fühlt sich jeder anständige Tourist aufs strengste im Gewissen, daß er das Eigentum achtet, durch das ihn der Weg führt. Wenn aber Jäger die Markierungen vernichten, so daß der Tourist sich verirrt und verunglückt, wie das vor kurzem in Tennengebirge geschehen sein soll, wo durch unrechte Markierung eine Frau verunglückte, da muß man doch den Schutz der Öffentlichkeit anrufen dürfen!" Ich: „Es bleibt eine alte Geschichte, die Jagd ist ein Unheil, sie fügt sich in keinerlei wirtschaftliche und soziale Interessen, überall greift sie hemmend und störend ein." „Ach!" sagte hierauf der Tourist. „Schon seit sechzig Jahren wird gegen die Jagd gearbeitet und es bleibt doch immer beim Alten." Ich: „Warten Sie nur. Es kommt das allgemeine Wahlrecht!" Dieses Wort gehört, lachte er schrill auf.

I muaß wandern.

I muaß wandern von mein Dianblan,
Wia werds Herzerl mir schwar;
Möcht's wohl juchzen, möcht singen,
Wann nit s Wanan nächa war.

I muaß wandern von mein Dörflan,
Han ka Glück, ka Daham;
Bin a Bach ohne Wasser,
Bin a Bergle ohne Bam.

I muaß wandern von der Hamat,
Weit zar Fremd geht die Ras;
Durten stirb i, verdirb i,
Daß ka Mensch es nit waß.

Ein Tagebuch.

Am 1. September.

Fahrt von Leoben nach St. Michael, um von dort zu Fuß über die Niederung (920 Meter) nach Leoben zurückzugehen. 3 $1/2$ Stunden lange Wanderung. Prächtiger Ausblick über die Murtaler Alpen, in die Tauern und auf die Vordernbergerberge. Schöne Abendstimmung im Walde, dann Mondlicht. — Vierzig Jahre, seit ich das erstemal in Leoben war bei meinem Jugendfreunde Gustl „auf der Mühle". Wie hatte ich diesen dunkelgelockten Jungen gern, der so herzig scherzen konnte, so schwermütige Gedichte machte und immer so verliebt war. Daheim im Walde hatte ich an Jugendfreundschaft wenig erfahren, um so gieriger, leidenschaftlicher genoß ich sie hier an dem Leobener Bürgerssohn, bei dem ich in den Ferien häufig zu Gaste war. Wie oft hatten wir zusammen auf jenen Wald- und Almsteigen dahingescherzt, die ich nun einsam und nachdenklich wieder betrat am Gedächtnistage. In sonstiger Zeit damals schrieben wir uns lange Briefe, üppig an Zärtlichkeit, Liebesangelegenheiten und schwärmerischen Zukunftsplänen, die nicht im entferntesten zugetroffen sind. Sie waren auch allzu bescheiden gewesen. Das dauerte an sieben Jahre, dann heirateten wir fast gleichzeitig unsere Mädchen. Heute ist mein damaliger Gustl ein gesetzter Herr in Rang und Würden, und wenn wir bisweilen noch zusammenkommen, wundern wir uns der holden Flegeljahre, die so schön waren und lauter, daß der Herr sie auch unseren Enkeln ähnlich verleihen möge.

Am 2. September.

Dieser Tage sah ich in einem Industrieort einen Sarg auf den Kirchhof tragen. Ein recht schlichter, fast armseliger Zug und ein Grab in der letzten Ecke. Ein Arbeiter, dem das Stück eines zerspringenden

Am 7. September.

Vor einigen Wochen brachten Zeitungen das Gerücht auf, daß ich anstatt des verstorbenen Dichters Ferdinand v. Saar ins österreichische Herrenhaus berufen werden würde. Obschon einst mein guter Lehrmeister Natz mir oft prophezeit hat, wenn ich das Handwerk nicht besser lernte, würde ich wohl manchmal auf den Schub kommen, war der Pairschub doch gar zu unwahrscheinlich. Der alte antifeudale Waldbauernbub ins Herrenhaus! Nur in der sauren Gurkenzeit können so fette Enten gedeihen. Die Sache war so unmöglich, daß ich kaum hinhorchte. Für mich ärgerlich wurde die lustige Mär erst, als mißgünstige Zeitungen die Vermutung aussprachen, ich würde das Gerücht wohl selber aufgebracht haben. Ja zu welchem Zweck soll ein vernünftiger Mensch denn solche Gerüchte aussprengen? Etwa, um dann bei Nichtbewahrheitung derselben sich einer Beschämung auszusetzen? — Wer dieses Gerücht vom Herrenhaus erfand, das war kein guter Freund.

Am 8. September.

Widerspruch darf uns nie an sich verletzen. Erst wenn er zu oft und zu absichtlich und gereizt uns entgegentritt, ist er das Zeichen einer sonst versteckten Antipathie gegen uns. Für diesen Fall wird man wissen, was zu tun ist: Dem Widerspruche nicht mit einem einzigen Worte mehr zu entgegnen.

Am 9. September.

Alpenbummel. Ich fuhr über Mürzzuschlag, St. Michael und Selztal zur neueröffneten Pyrhnbahn, mit ihr durch den Bosruck über Windischgarsten, Kremsmünster nach Linz. Überaus lebhafter Reiseverkehr, große Verspätung. Mehrere aufeinanderfolgende Gewitter mit prachtvollem Wetterleuchten ringsum.

Am 10. September.

Vormittags bei Regen Linz besehen; nachmittags zurück in die steirischen Alpen, wo die Berge ihre weißen Nebelfahnen aussteckten — vor der Sonne kapitulierend? Diese Fahrt auf der neuen Bahn soll in einem besonderen Aufsatze erzählt werden. Es steht dafür.

Am 11. September.

Am 25. August gegen Abend war das Wetter plötzlich nervös geworden nach ein paar heißen Tagen. Es stürmte, regnete, blitzte und sonnte wieder, darauf empfindliche Kälte. Am Tage nachher begann schönes, stilles Herbstwetter mit Morgennebel und dann täglich wolkenloser Himmel. Es kamen traumhaft schöne Mondnächte; man mußte halbe

Am 5. September.

In einem Pariser Postbureau. Der Bürgersmann: „Ich habe da einen Haufen ungebrauchter Postkarten, die ich gegen ebensoviele Kartenbriefe umzutauschen bitte.“ — Der Beamte: „Kann ich nicht, mein Herr.“ — „Wieso? Der Kartenbrief kostet jetzt doch ebensoviel wie die Postkarte, zehn Centimes.“ — „Gewiß, aber wir haben nicht die Ermächtigung, den Umtausch vorzunehmen.“ — „Aber Sie tauschen mir doch jeden Augenblick beschmutzte und falschadressierte Postkarten um!“ — „Ja, freilich: unbrauchbar gewordene Postkarten kann ich zurücknehmen und gegen Kartenbriefe umtauschen. Aber neue Postkarten kann ich nicht zurücknehmen.“ — „Wenn ich also von meinen Kindern Kerlchen und Tiere auf die Karten malen lasse, dann werden sie umtauschfähig?“ — „Natürlich, dann entsprechen sie den Anforderungen der Verwaltung.“ — Der Bürgersmann geht ans Schreibpult und kritzelt verrückte Adressen auf seine Karten: „Herrn Bérard, Postchef“, „Herrn Fallières, König von Frankreich, in seinem Hotel“ u. s. w. Dann bringt er sein Geschreibsel zum Schalter zurück. — Der Beamte: „Schön! Hier sind Ihre Kartenbriefe!“ — — Dieses hübsche Stückchen habe ich aus einer französischen Zeitung geschnitten, um es auf den österreichischen Altar des heiligen Bureaukratius demütig niederzulegen.

Am 6. September.

Nachsicht und Barmherzigkeit gegen Gauner und Schwindler ist eine Sünde, der die Strafe auf dem Fuße folgt. Das habe ich meiner Tage schon oft erfahren, besonders mit literarischen Schelmen. Einer wimmernden Bitte hielt ich selten, einer Träne nie stand; ich ließ so einen laufen und demnächst zeigte es sich allemal, daß ich einen Gauner in seinem Gewerbe begünstigt hatte. Gegen derlei Leute ist hartherzige Rücksichtslosigkeit die zweckmäßigste Nächstenliebe. — Am 29. August erzählte ich von einem Früchtel, das sich „Rosegger-Vortragsmeister“, „Direktor des Rosegger-Theaters in Wien“ u. s. w. nennt und in Salzburg unberechtigt eine Vorlesung in meinem Namen ankündigte, er versprach auf den Plakaten, daß ich die Vorlesung halten würde. Als die Lügnerei aufkam, wurde er damals eingenäht. Ich nahm die Sache nicht zu tragisch und protokollierte an die Staatsanwaltschaft den Wunsch, die Naht wieder aufzutrennen. Das erste, was der auf freien Fuß gesetzte Bursche tat, war eine öffentliche perfide Lüge, mit der er sich als verfolgte Unschuld in die Brust warf und durch die er glauben machen wollte, ich hätte von seiner falsch angekündigten „Rosegger-Vorlesung“, die auf eine Irreführung des Publikums auslief, vorab gewußt, und zwar, als wäre ich damit einverstanden gewesen. — Solches ist die wohlverdiente Strafe, wenn man einen Schwindler laufen läßt.

aber der Leser wird es als inkonsequent empfinden, wenn es einmal „gsogt“ und das anderemal „gsogg“, das einemal „däs“, das anderemal „däis“, das einemal „Gott“, das anderemal „Goud“ heißt. Es ließe sich ja jede Art je nach dem mehr oder weniger volkstümlichen Stoff, je nach dem Stande der sprechenden Person u. s. w. begründen, aber solche sprachliche Erklärungen stören die poetische Stimmung. Nun, man muß bei einem Buche auch den Rezensenten etwas zu tun geben; wenn alles sauber aufgearbeitet ist, werden sie verdrießlich. So lasse ich die kleinen äußerlichen Abweichungen stehen. Hauptsache ist, daß die Stoffe, die Denkart, die Satzform volkstümlich sind. Mir vor allem ist es bei diesen drei Bänden um die obersteirische Volksseele zu tun. Zudem ist doch auch in der Schreibweise so viel Gesetzmäßigkeit in meinen Mundartschriften, daß — wie ich glaube — ein Sprachgelehrter auf Grund derselben recht gut eine steirische Grammatik aufstellen könnte.

Am 14. September.

Einer Umfrage über das Verhältnis der Süddeutschen zur deutschen Literatur antwortete ich folgendes:

An unsere Klassiker denkend, müßte man den deutschen Süden das Mutterland der deutschen Literatur nennen. Der Süddeutsche ist eben naiver, warmherziger, phantastischer, also poetischer veranlagt, als der Norddeutsche. Sollte das eine Ursache sein, weshalb der Süddeutsche weniger Sinn für den Büchermarkt hat? Man kauft nur das, was man selbst nicht besitzt. Wer die Poesie in sich trägt, der braucht keine poetischen Bücher. Er schreibt sie vielmehr selber, um sie womöglich an andere zu bringen. War nicht wirklich einmal eine Zeit, in der Süddeutschland die Bücher produzierte und Norddeutschland sie konsumierte? Damit hat der Süden nur immer geistig und künstlerisch gegeben, der Norden geistig und künstlerisch genommen. Was Wunder, wenn das geistige Übergewicht endlich nach Norden sinkt? — Im Ernste aber besinnt sich jetzt das süddeutsche Volk auf die deutsche Literatur. Es besinnt sich auf seine realistisch frischen, phantasiereichen, warmherzigen Dichter, wovon zwar manche erst von den Norddeutschen entdeckt werden mußten, ehe sie im Heimatlande Beachtung fanden. Es besinnt sich jetzt, daß knapp neben der Bierhalle eine Buchhandlung offen ist, daß im trauten Heim neben dem Spieltisch ein Bücherkasten wunderschön stünde. Und das süddeutsche Volk besinnt sich, daß in dieser rauhen, unstillbar nach Geld und grobem Genuß jagenden Zeit das arme Menschenherz verkommen müßte, ohne den beruhigenden, erquickenden, befruchtenden hochgemuten Geist seiner Dichter. So beginnen die Süddeutschen, ihre natürliche Stellung zur deutschen Literatur und ihre Pflicht gegen sich selber wahrzunehmen. — Wenn dieses erwachende Leben nun von Schriftstellern und

Nächte lang umherschwärmen in Wald und Au. Die Bergsteige begannen neuerdings von Touristen zu wimmeln und manchem, der allein auf der Höhe saß und vielleicht das erstemal in diesem Jahre einen klaren Fernblick hatte, wurde bang vor lauter Wonne. Bang vor lauter Wonne, das ist eine merkwürdige Sache. Der Mensch kann nur ein gewisses Maß von Glücksgefühl gut vertragen. Noch etwas darüber hinaus, und es wird schon ein Leid. Übrigens, wenn solche Leiden der Lust nur recht oft kämen, ich wollte sie schon erdulden. Nein, da bin ich nicht wehleidig. — Zehn Tage hat das wonnige Wetter angehalten. Jetzt ist es wieder wie voreh: Wind, Regen, Schnee.

Am 12. September.

Wer im schönen Oberösterreicherland reist, der kommt viel mit Geistlichen zusammen, Ordensgeistlichen wie Weltgeistlichen. Einen oder zwei gibt es in jedem Zuge. So fuhr ich vor kurzem auf einer oberösterreichischen Lokalbahn im Coupé mit drei Landgeistlichen. Wir unterhielten uns trefflich, sprachen über Politik, Literatur und soziale Einrichtungen, und die Herren hatten nach meiner Ansicht ganz vernünftige Meinungen. Dann kamen wir auch ins Scherzen, ins Anekdotenerzählen, es wurde urgemütlich. Da war es, daß an einem Bahnhofe Leute standen, Männer und Frauen, die immer auf unser Fenster guckten und als der Zug abging, auf einmal anhuben, Tücher zu schwenken und meinen Namen zu rufen. Meine drei Reisegenossen waren anfangs verblüfft. Sie bekamen mißtrauische Blicke, murmelten unter sich, rückten etwas beiseite und verstummten. Mein bescheidener Name hatte sie so erschreckt. Sie denken, dachte ich, an das „Linzer Volksblatt“, daß mich vor Jahren in langen Artikeln ungefähr als den ††† bezeichnet hatte, und ich fürchtete, einer von ihnen würde plötzlich ein Kreuz schlagen, worauf ich eilig mit Hinterlassung eines widerlichen Geruches hätte verduften müssen.

Am 13. September.

Von den Schriften in steirischer Mundart ist jetzt eine neue Auflage zu korrigieren. Und da ergeben sich immer wieder Dialektschwierigkeiten; zwar nicht an sich, aber den Lesern gegenüber. Die Mundartsachen sind seit 42 Jahren allmählich entstanden, manche in diesem steirischen Tale, manche in einem andern; manche im Hinhorchen auf die Redeweise alter Leute, manche in Art der Jugend. Dazu wollte ich in der ersten Zeit den Dialekt ein klein wenig ins Hochdeutsche spielen lassen, damit er leichter lesbar wäre, später aber möglichst genau so schreiben, wie die Bauern sprechen. Und jetzt — das Ganze vor Augen — möchte ich Einheit in die Sache bringen, und das ist nicht möglich, ohne große Teile umzuarbeiten. Es ist ja jede Spielart für sich richtig,

leben in der Gegenwart doch die furchtbarste Revolution, die an Vehemenz und Ausdehnung jene Frankreichs weit übertrifft. Wir nehmen kein Blatt zur Hand, ohne die Berichte von gräßlichen Massenmorden in den russischen Städten zu erwarten, wir sind täglich gefaßt auf die Nachricht von der Ermordung des Staatsoberhauptes und noch Ungeheuerlicheres, und gehen übrigens mit der größten Ruhe und Gleichmäßigkeit unseren Geschäften, unseren Vergnügungen nach. Und doch ist es ein Nachbarsreich, in dem die große Revolution wütet." „Nun ja", sagte der eine, „jetzt sind wir an Revolutionen eben gewöhnt. Damals aber war es die erste und deshalb zitterte die Menschheit." Der andere: „Freund, die Menschheit zittert nie. Mitten in größter Wirrnis und allem Unheil läuft immer noch die Masse ihren gewöhnlichen Trott. Das weiß nur der, so einmal mit dabei war. Gewiß wird nach hundert Jahren jemand sein, der uns beneidet, Zeitgenossen der größten Revolution gewesen zu sein, während er jedenfalls weit mehr von dieser Revolution erfährt und weiß als wir, die nächsten Nachbarn und Mitlebenden. Erst unsere Enkel werden die jetzige russische Revolution kennen lernen."

Am 19. September.

Heute verlebte ich in Mürzzuschlag eine köstliche Stunde mit dem Oberhofprediger Dr. B. Rogge aus Potsdam. Das ist der Mann, der am 18. Jänner 1871 im Thronsaal zu Versailles bei der Kaiserproklamation den Festgottesdienst hielt. Seit Jahren verkehrte ich, wenn zumeist auch nur brieflich mit Rogge, ohne zu wissen, mit welch geschichtlich interessanter Persönlichkeit ich zu tun hatte. Heute nun erzählte er in einem traulichen Kreise von Gesinnungsgenossen, wie es an jenem Tage in jenem Thronsaale zuging. König Wilhelm hatte ihn rufen lassen: „Mein lieber Rogge, nun soll es sein, daß ich diesen unglückseligen Titel (deutscher Kaiser) annehme. Ich habe mich sehr dagegen gewehrt und hatte gemeint, das soll erst meinem Sohne geschehen. Nun, in Gottesnamen, wie die Dinge einmal stehen, kann ich nicht ablehnen. Dann müssen eben Sie, lieber Pastor, dabei sein und zu Beginn der Feier einen Gottesdienst halten." „Gestatten Majestät die Bemerkung, daß ich ganz unvorbereitet bin." „Sie sollen auch keine Rede halten; nur eine Gebetsandacht. Die Feier findet im Thronsaale statt. Das Nähere wird Ihnen der Kronprinz, der die Festordnung überwacht, bekanntgeben." Rogge besichtigte nachher mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm den Thronsaal. An der Stelle, wo der Thron der französischen Könige gestanden, sollte nun der Altar stehen, der aus einem Tische des Arbeitszimmers Ludwig XIV. erbaut wurde. Gerade darüber an der Wand ragten die Figuren griechischer Göttinnen. Dagegen äußerte Rogge Bedenken. „Wir wollen die Damen mit einer Orangerie vermauern," sagte der

Buchhändlern mit gediegenen, billigen Büchern — ich denke besonders auch an populärwissenschaftliche Werke — gefördert wird, so ist das schon an sich eine patriotische Tat.

Am 15. September.

Wie funkelt das Aug' vom Dirndl mein!
„O Kind, das wird ein Irrlicht sein."
Wie leuchtet das Goldstück so schön und fein!
„O Kind, das wird ein Irrlicht sein."
Wie strahlet der Stern auf meiner Brust!
„Mein Kind, die Ehr', das Gold, die Lust!
O folg nicht blindlings ihrem Schein,
Sonst kommst du in den Sumpf hinein!"

„Irrlichter", aus dem Jahre 1859, einer Zeit, in der das Waldbauernbübel von funkelnden Augen, Goldstücken und Sternen auf der Brust blutwenig belästigt worden sein dürfte.

Am 16. September.

Heute in St. Kathrein am Hauenstein Dankfest wegen Wiedererbauung der Kirche, die nun in allen Teilen fertiggestellt ist. — Etwa anwesende Spender oder solche, die um die Kirche Mühe und Sorgen gehabt hatten in langer Zeit, sie brauchten diesmal nicht zu erröten; der Festprediger erklärte, daß nach Gott vor allem dem Bischof der Dank gebühre, der durch sein Gebet den Wiederaufbau der Kirche erwirkt habe.

Am 17. September.

Aus unserem Dorfe reiste gestern eine Mutter mit ihren zwei Söhnlein von vier und fünf Jahren fort nach Amerika, wo der Vater, ein Arbeiter, der ihnen vor einigen Monaten vorausgereist ist, ihrer harrt. Seine Briefe, in denen er Weib und Kind auffordert nachzukommen, sind vage und ohne weitere Reisevorschrift. Die Frau weiß bloß seine Adresse, sonst gar nichts, hat von ihrer Mutter und ihrem verkauften Eigentum ein paar hundert Gulden und so gehts nun kindlich sorglos in die weite Welt. Die alte Mutter daheim, ein armes Weib, sieht ihre Kinder und Enkel fortziehen mit der völligen Gewißheit, daß sie sie nie wiedersieht. Aber sie bleibt ruhig und weint nur, wenn sie allein ist. Vor solcher Heldenhaftigkeit muß sich einer schämen, der schon ungeduldig wird, wenn er seine Kinder und Enkel einmal ein paar Wochen lang nicht sieht. Ich sitze wohlbehalten im Vaterlande und leide schon heute an dem Heimweh, das jene Ausgewanderten haben werden dort, wenn sie zurückdenken an die deutsche Heimat.

Am 18. September.

„Zu beneiden, wer zur Zeit der französischen Revolution gelebt hat!" sagte heute jemand in unserem Kreise. „Damals muß doch die ganze Welt in höchster Erregung gewesen sein." „Das ist sie nicht gewesen", sagte ein anderer. „Oder ist sie's denn heute?" Wir er-

Am 21. September.

An einem Totenbette. Was mir an dem Sterben stets das Unheimlichste ist, was mir immer von neuem den Ruf entlockt: Unfaßbar, unfaßbar! das ist — die Form des Sterbens, des gewöhnlichen Sterbens, daß diese ungeheuerlichste aller Veränderungen im Augenblicke eigentlich keine äußere Veränderung zeigt. Noch lag der Sterbende da, ruhig, unbeweglich, mit halb offenen Augen. Er lebte noch, er atmete, er konnte uns noch einen Blick zuwerfen, vielleicht noch ein Wort stammeln, ja möglicherweise noch einmal zu sich kommen und genesen. Er war noch unser, der geliebte Mensch. Jetzt liegt er ebenso da, ruhig, unbeweglich, mit halb offenen Augen. Und er atmet nicht mehr, er lebt nicht mehr. Er ist kein Mensch mehr, nur eine Sache, die man Leiche nennt. Und die von jetzt ab wie eine Sache behandelt wird, die zu nichts, zu gar nichts mehr nütze ist. Etwas Urgewaltiges ist geschehen — aber ganz unauffällig ist es vor sich gegangen. Diese gelassene, ich möchte sagen schlichte Weise des Sterbens ist es, die mich wahnsinnig machen könnte. Wenn die menschliche Gestalt, die eben noch lebend da war, durch den Tod uns plötzlich fortgenommen würde, daß keine Spur mehr davon zurückbliebe, ich fände es sachgemäßer, beruhigender, als das Daliegen dieser erkaltenden, erstarrenden Form, die erst noch ein geliebtes, uns liebendes Menschenwesen war und jetzt nichts als Materie ist, nicht mehr und nicht weniger als eine Erdscholle. Aber so unbeschreiblich als diese in einer einzigen Minute vor sich gegangene Wandlung ist, so unbeschreiblich sind unsere Empfindungen darüber. Und ich Tor habe versucht, sie in Worten anzudeuten.

Am 22. September.

Die Mutter Gottes wird boykottiert! Aber nicht etwa von den schlimmen Sozialdemokraten, sondern von frommen Katholiken. Da liest man in der Zeitung folgende Neuigkeit:

„In der Nähe der an der österreichischen Grenze gelegenen Ortschaft Eisenstadt liegt ein Wallfahrtsort, der alljährlich auch von vielen österreichischen Wallfahrern aufgesucht zu werden pflegte. In diesem Jahre sind die österreichischen Wallfahrer ausgeblieben, angeblich auf Betreiben des Bürgermeisters Dr. Lueger. Infolge dieser Bewegung wurde nun von der Geistlichkeit der Raaber Diözese, zu der Eisenstadt gehört, eine Agitation eingeleitet, daß auch die ungarischen Wallfahrer die österreichischen Wallfahrtsorte, insbesondere Mariazell, meiden mögen. In der Tat hat sich infolge dieser Agitation der Besuch Mariazells seitens der ungarischen Wallfahrer nicht unerheblich vermindert."

Wenn es so fortgeht, wird es doch notwendig werden, auch die Götter zu nationalisieren.

Kronprinz. So wurde nun der weltgeschichtliche Moment mit einem einfachen, deutschen Gebete eingeleitet, in welchem das erstemal aus offiziellem Munde das Wort „deutscher Kaiser“ zum öffentlichen Ausdrucke kam. Nach demselben verlas Bismarck in Anwesenheit der deutschen Fürsten die Proklamation. Schon ein paar Wochen früher hatte Bismarck in einem französischen Schloß halb im Spaß, halb im Ernst geäußert, er sehe nicht ein, was daran hindere, daß gleich an Ort und Stelle Wilhelm zum deutschen Kaiser und zum König von Frankreich ausgerufen werde. — Solcherlei von einem Manne, der dabei gewesen, erzählen zu hören, war für uns ein Erlebnis. Weit schon scheint die herrliche Zeit zurück zu sein, und doch steht der Mann, der über Kaiser und Reich den ersten Segen gesprochen, jetzt in einem Alter, in dem er noch frisch und fröhlich unsere Steiermark durchwandern kann.

Am 20. September.

Der herbstliche Garten war eine üppig prangende, blühende Wildnis. Die Blumen und Rosen wiegten sanft auf und nieder, denn jede war belastet mit Bienengruppen, die emsig Wachs und Honig sogen, um sie in ihren Gehäusen zu sammeln und einzuordnen. Sie arbeiteten ohne Unterlaß vom frühen Morgen bis zum Abend, eine unermüdliche Lebensfrohheit und Sammelfreudigkeit machte ihnen die Arbeit zum höchsten Genuß. — Im Gartensalon saß die Herrschaft und beriet über das nächste Fest. Die Forellen, die Hummern, die Trüffeln, der Bordeaux, der Sekt und Ähnliches, waren bald abgetan, das waren ständige Dinge. Doch ob die neuen arabischen Pferde rechtzeitig ankommen würden, und die Toilette aus Paris und anderlei Exotisches, das sich ziemt, wenn ein solches Haus solche Gäste empfängt — das war die Frage. — Plötzlich flog durch das Fenster eine Biene herein, summte ein Weilchen fein um die Häupter der Herrschaft herum und stach die Frau in den Nacken. Sie war wütend und wollte das Tier erschlagen, wenn es nicht schon dahingewesen wäre. Sie hatte es nicht verstanden, was die Biene gemeint, an was sie mahnen wollte.

Und ein Weilchen später, da war der Schloßgarten überfüllt von Leuten. Jeder Gassenbub durfte heute da herumtreten auf den Gartenbeeten. Es war große Vergantung. Die „Herrschaft“ war durch den rückwärtigen Hof davongefahren auf einem alten Einspännerwagen. Die Bienenkörbe des nahen Maierhofes standen gestrotzt voll von Wachs und Honig. Eines Tages waren auch die Bienen bettelarm, denn der Bauer hatte ihre Körbe plündern lassen. Aber im Frühlinge beginnen sie mit der gleichen Emsigkeit und Freudigkeit wieder zu sammeln. Und jene „Herrschaft“ wartet auf den nächsten Glücksfall, um zerstreuungssüchtig die in den Schoß gefallenen Güter neuerdings flott zerstreuen zu können.

Volksschule herangebildeten Volkes werden. Einer, dem dieses Talent eigen wäre, würde heute ein berühmter und reicher Mann werden. Denn der Wissensdurst ist groß in unserem Volke, besonders in der mächtig aufstrebenden Arbeiterschaft. Man hat gefürchtet, daß die Popularisierung der Wissenschaften das Volk verwildern und glaubenslos machen könnte. Ich meine im Gegenteil, daß die vorurteilslose und tendenzlose Vertrautheit mit den konkreten Wissenschaften unser Herz reiner, zuversichtlicher, ewigkeitsfreudiger machen müßte. Wenn Gott alles erschaffen hat, so muß die Kenntnis der Schöpfung doch immer näher zur Erkenntnis Gottes führen.

Am 25. September.

Nach siebzehntägigem Regenwetter begann gestern der Barometer zu steigen und stieg hoch hinauf. Das verstand der Himmel so, daß er nun aufhören solle zu regnen. Es hörte also auf zu regnen und begann zu schneien. Die Wolken, die wie wanstige Mehlsäcke auf den Bergkanten gelegen waren, platzten und das Weiß überschüttete alle Berge ringsum. Auf den Höhen und Lehnen, wo noch Getreidefelder nicht abgeerntet sind, blieb es liegen; im Tale löften die großen Flocken sich im Grase und auf den noch dicht belaubten Bäumen. Wenn die Wärme noch um einen Grad sinkt, dann brechen morgen früh die Äste von den Bäumen. So plump, dumm und boshaft ist das Wetter schon lange nicht gewesen, als in diesem Sommer. Ich habe bei solchen Launen immer vollauf zu tun, das bißchen Atem zu retten.

Am 26. September.

Der Barometer ging hinauf, der Thermometer ging herab. Unterwegs begegneten sie sich. „Was laufst denn wie nicht gescheit?“ so grüßte der Thermometer. Und der Barometer antwortete: „Eine Bergpartie will ich machen.“ Thermometer: „Bei diesem Wetter?“ Barometer: „Es wird schön werden. Wenn ich bergsteige, wird es allemal schön.“ Thermometer: „Kehr' um. Es wird noch von Tag zu Tag schlechter. Es wird kalt. Ich habe schon meine Handschuhe und Schlittschuhe hervorgeholt. Barometer: „Jetzt im September?“ Thermometer: „September hin, September her. Du weißt doch, daß wir auch im Juli Schnee und Eis gehabt haben. Kehre um. Blamier' dich nicht. Dein Renommee ist ohnehin nicht mehr das beste. Die Leute lachen schon allemal, wenn du steigst, und laufen unter die Dächer. Barometer: „Ja, aber, wenn ich falle, läuft alles in die Stadt, und die armen Landwirte wollen auch leben.“ Thermometer: „Popularitätshascher! Ich sage dir, du wirst dich noch um dein Amt lügen.“ Barometer: „Meinetwegen. Ob schön, ob Regen, ich mache meine Bergpartie.“ Der Barometer stieg bis zum höchsten Gipfel, der Thermometer eilte der Tiefe zu. — So sah ich's heute nacht und als es licht ward, lag im

Am 23. September.

Wenn es ernst zu nehmen ist, was unser Dorfhumorist sagt, daß das Waldschulhaus die Universität von Alpl ist, so habe ich heute als Universitätsprofessor meine Antrittsvorlesung gehalten. Geblangt hatten sie schon lange, die Leute von Alpl, zu erfahren, was dieser, ihr Landsmann über sie und ihren Lebenswandel denn alleweil zu schreiben und vorzulesen habe. Ist denn nun, da die Sommerfrischler verwichen sind, die durch ihren lästigen Autographenbettel jede gemütliche Versammlung unmöglich machen, ein Sonntagnachmittag bestimmt worden, an dem ich den Leuten von Alpel ernsthafte und spaßige Bauerngeschichten in ihrer Mundart vortragen sollte. Dieser Sonntag ist heute gewesen. Das Schulzimmer war voll von Bauern, Bäuerinnen, Burschen und Mägden, von Fuhrleuten, Holzknechten, Köhlern und Jägersleuten und ein aufmerksameres Publikum hatte ich nie.

„Vertragen werden wir uns wohl,“ sagte ich eingangs, „wer lachen will, der darf lachen, und wer rehren (weinen) will, der darf rehren“. Das war nun zwar ein wenig Popularitätshascherei, aber sie waren dankbar für die gütige Verstattung und nützten sie weidlich aus.

Ich trachtete, meine Landsleute hauptsächlich mit Humor zu bewirten, mengte aber in den Humus einige Samenkörner, die vorläufig unbemerkt bleiben, aber allmählich wachsen sollen. „Glocht hon ih, daß ma d'Augn san wasseri word'n!“ Mit diesem erstatteten Stimmungsbild eines alten Wegmachers konnte ich einstweilen zufrieden sein. Eine alte Bäuerin aber zog jenes Stück an, in dem ein keifendes Weib vorkommt und meinte: „Mih zampp wes, 's se wa mih ongonga!“ Eine solche Selbsterkenntnis habe ich noch bei keinem anderen Zuhörer gefunden.

Am 24. September.

Trotz unserere Bücherüberflut haben wir Mangel an einer sehr notwendigen Literaturgattung, an populär-wissenschaftlichen Werken. Solche sind freilich sehr schwer zu schreiben, der Autor müßte Gelehrter und Dichter zugleich sein. Gelehrter, der sein Wissen nicht bloß mit denselben Worten wiederzugeben weiß, in denen er es erhalten, der es auch verarbeiten und in einer anderen Form weitergeben kann. Dazu ist es nötig, daß sein Wissen ihm gleichsam in Fleisch und Blut überging, was nicht bei jedem unserer Gelehrten der Fall ist. Die meisten hängen nur an dem Buchstaben und verlieren den Halt, sobald sie von ihm lassen sollen. Ferner müßte der Verfasser populär-wissenschaftlicher Werke auch Dichter sein, der eine schlichte deutsche Sprache hätte, der ein Abstraktum sinnfällig anschaulich zu machen, es in Beispielen aus dem Leben zu gestalten wüßte. In solcher Weise behandelt, könnte Naturkunde, Geschichte, Technik u. s. w. erst Gemeingut des durch eine gute

des Friedens. Wenn das Kulturvolk ein wildes Volk bekriegt und besiegt, so mag das der Fall sein. Bei Kriegen zwischen Kulturvölkern dürfte des Kirchenlehrers unchristlicher Ausspruch kaum stimmen. So hoch Deutschland seit 1870 materiell sich entwickelt hat — die sittlichen Zustände vor diesem Jahre waren mir lieber, als die nachherigen.

Am 29. September.

Von der Welt nicht verstanden zu werden, ist gar kein Malheur,
Doch sie nicht verstehen, die Welt, das geniert mich viel mehr.

Am 30. September.

Heute war ein Mann aus Norddeutschland bei mir, der geht hausieren mit einer neuen Weltweisheit. „Bei mir“, sagte er, „wird eine neue glückliche Zeit für die Menschheit beginnen. Ich bringe ihr endlich und endgiltig die seeligmachende Lehre. Ich bin der Reformator, der die Jahrtausende vorausgeahnt hat.“ — Na nu, so was macht neugierig. Er zog aus dem Sack eine Handschrift. Das neue Evangelium lautet: „Verachte die Schätze der Welt, sammle Reichtümer des Geistes. Lebe nicht für dich, sondern für andere. Sei demütig und und verachte den irdischen Ruhm.“ „Nicht übel“, sagte ich. „Na freilich nicht übel“, entgegnete er, „und Sie müssen mir Geld verschaffen, um diese Schrift in Druck legen und meine Lehre durchführen zu können.“ „Aber Sie verachten ja die Schätze der Welt!“ Er: „Die Menschheit muß mich ernähren.“ Ich: „Aber Sie sagten ja gerade, daß Sie für andere leben wollen und verlangen, daß andere zuerst für Sie leben.“ Er: „Herr, Sie müssen ein Buch über mich schreiben, daß ich populär und gewürdigt werde, sonst kann ich meine Lehre nicht durchführen?“ Ich: „Aber in Ihrer Lehre heißt es, daß man irdischen Ruhm verachten solle. Sehen Sie, ich weiß einen, der vor nun fast schon zweitausend Jahren ohne Geld und ohne Ruhm eine Lehre verbreitet hat, die der Ihrigen ähnlich war, nur noch ein wenig besser. Derselbige hat hübsch genau nach seiner Lehre gelebt und nicht gerade im Gegenteil.“ Das berührte ihn nicht, er sprang über: „Sie Herr, finden Sie das nicht auch merkwürdig, wie schmutzig die materiell Reichen und wie nobel die geistig Reichen sind? Nicht weit von hier haben Sie einen Millionär, dem schenkte ich meine Lehre; er schenkte mir nicht fünf Gulden.“ Ich lachend: „Ja freilich, Ihre verschenkte Lehre besitzen Sie noch, jener aber hätte um die verschenkten fünf Gulden weniger.“ Er: „Sehen Sie, weil mein Gut ewig ist, und seines ist nur zeitlich.“ Schon für diesen Ausspruch verdiente er eine milde Gabe. Wer mehr kann, der soll den armen reichen Idealisten helfen, das schönere Zeitalter zu begründen.

Tale Schnee und die Tümpel hatten Eiskrusten. Und der Himmel war voll trüber, schwerer Wolken.

Am 27. September.

In dieser Zeit wieder einmal Napoleon I. Ich las das neue Werk von John Holland Rose.*) Leben möchte ich nicht im Schatten eines solchen Kolosses, aber ihn als Bild höchster Menschenmacht und Gewalt zu betrachten, den skrupellosen Revolutions-, Fürsten- und Völkerbändiger, das schützt vor seelischer Verweichlichung, der man sonst leicht anheimfällt. — Wie klein sind dagegen die Durchschnittsmenschen, die Durchschnittsfürsten, alles was sich um uns aufbauscht und groß sein will — Spreu und Kehricht ist es im Vergleich zu diesem unerhörten Korsen. Und wie klein ist dieser unerhörte Korse im Vergleich zur Weltgeschichte! Seine damals weltumstürzenden Feldherrntaten, die ihn vornehmlich groß gemacht haben, sind alle vergangen. Indirekt wirkt ja alles nach, was je gewesen; die Kriegstaten Napoleons aber hat schon ein Jahrhundert nivelliert wie das Meer den Sand. Auch dieses englische Geschichtswerkt hält sich nur bei jenen Taten auf, die bereits vergangen sind und streift zu flüchtig diejenigen, die bis heute noch vorhalten. Napoleons Kriegstaten erzeugen in mir Bewunderung und Haß; seine Friedenstaten — ich nenne nur die Schlagworte: Einfachheit der Lebensführung, Abhärtung, Patriotismus, Kräftigung und Schutz des Bauerntums, Gesetzgebung, Zurückweisung der Kirchen in ihre Schranken, Gesundheitsmaßregeln, Straßenbauten u. s. w. — diese Friedenstaten Napoleons sind imstande, meine Begeisterung, meine Liebe zu wecken. Goethe, der den Franzosenkaiser vergöttert hat, ist nur zu rechtfertigen, wenn er es im Hinblick auf sein Friedenswerk getan. Aber dann sinkt uns die Bedeutung Napoleons zu der, anderer weiser und tüchtiger Staatsmänner herab. Und sein kriegerisches Heldentum ist zum Verbrechen geworden, das ihn selbst wahnsinnig gemacht hat. Imponierend an Napoleon ist nur dieser unbändige, alles Gegnerische wie Insekten zertretende Wille. Ein bißchen von diesem Willen möchte man haben, aber nicht den ganzen. — Holland Roses Werk rückt die Napoleongeschichte stark in die englische Beleuchtung und mich verdrießt's, daß versucht wird, bei Waterloo die Verdienste der Deutschen zu schmälern. Daß der Verfasser die Engländer reinwaschen will von dem Vorwurf, als hätten sie Napoleon auf St. Helena willkürlich gequält, ist schön von ihm.

Am 28. September.

Der heilige Augustinus sagt irgendwo, der Krieg sei nur ein Übergang von einer niedrigeren zu einer höheren Stufe

*) Napoleon I. Unter Benützung neuen Materials aus dem britischen Staatsarchiv von John Holland Rose, übersetzt von Prof. Dr. K. W. Schmidt. 2 Bände. (Stuttgart. Greiner & Pfeifer. 1906.)

likentag: „Begrüßungsfeier. 12.000 Teilnehmer. Eindruck gewaltig. Die Grüße von Baden überbrachte Pfarrverweser Martin von Konstanz. Bier vorzüglich.“ Und welch reine Freude hat seinen Lesern der Redakteur eines westfälischen Blattes bereitet, der in gerechter Entrüstung über einen besonders miserablen Korrekturabzug denselben mit einigen Titulaturen aus dem Tierreich verzierte; andern Tages lasen die erstaunten Paderborner in dem sonst nichts weniger als zoologischen Artikel den Gefühlsausbruch: „O du Rhinozeros!“

Aber auch im übrigen vernünftige Leute treiben Geschichten, die schon nicht mehr vernünftig sind. Ein Redakteur ist in ihren Augen ein Mann, der alles und jedes zu wissen und zu können verpflichtet ist und dabei über unbeschränkte Zeit verfügt.

Nein, wenn so ein freundlicher Herr handgreiflich nur deshalb an die Redaktion schreibt, weil er einige Groschen für Insertionskosten sparen will, wenn er nur deshalb verwickelte und verantwortungsvolle Rechtsfragen aufwirft, um nicht einen Rechtsanwalt bemühen und honorieren zu müssen, dann *soll* der Redakteur nicht gefällig sein; denn er ist doch nicht Inhaber eines Auskunftsbureaus und kann seine Zeit für bessere Dinge gebrauchen.

Und doch: Trotz all solcher egoistischen Belästigungen wird jeder Redakteur mit größerer Korrespondenz lächelnd sagen: Es wäre jammerschade um manchen tollen Brief, der mich nicht erreicht hätte. Wer jahrelang systematisch diese *Kuriosa* sammelt, der kann spielend ein ganzes Buch daraus zusammenstellen und ein recht lustiges. Hier nur einige Pröbchen aus letzter Zeit, buchstäblich, doch mit Kürzungen.

(Aus Amerika.) „Biite, können Sie mir in Deutschland eine Stelle besorgen als Küster? Ferner, können Sie mir ein Los schicken von einer guten ehrlichen Lotterie?“

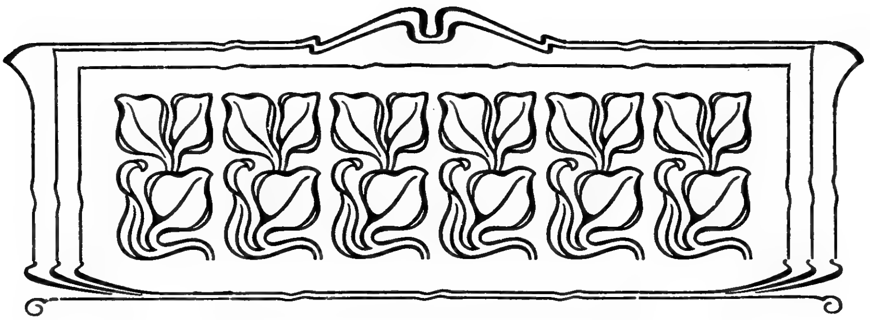
„Als alter Abonnent erlaube ich mir ꝛc. Ich beabsichtige, hier ein Fensterputzgeschäft einzurichten, kenne aber keine Bezugsquellen für Leitern u. s. w. Auch möchte ich gern wissen, wie die Taxen des Bezahlens, Lohn der Arbeiter, überhaupt die ganze Einrichtung eines solchen Geschäftes sind. Vielleicht könnten Sie mir mit einigen Zeilen und Ratschlägen zur Hand gehen.“

„Geliehen und nicht zurückgebracht wurde der Leihwagen Nr. . . . Es ist ein kleiner Gemüsewagen, dunkelbraun angestrichen, Eisenreifen rot gestrichen. Schrift weiß. Vor Ankauf wird gewarnt. Um Aufnahme unter Städtische Nachrichten bittet Abonnent . . .“

„Wegen einer Wette läßt Abonnent X. anfragen, ob man die Lunge eines Flohes auf irgendeine Weise so sehen kann, daß man sie genau studieren kann. Er bittet, einen Fachmann zu Rate zu ziehen und um Antwort mit wissenschaftlicher Begründung unter D. W. im Briefkasten.“

„Ich beabsichtige, jetzt noch, im Alter von zirka 26 Jahren, eine Beamtenlaufbahn zu ergreifen. Vor kurzem las ich nun über landwirtschaftliche Angestellte, wie Rechnungsführer, Verwalter größerer Güter oder dergleichen. Sind solche Stellen noch wohl leicht zu bekommen in Rheinland oder Westfalen? Sind dieselben gut honoriert und kann ein solcher Beamter bald heiraten, eventuell ist Heirat in solcher Stellung gestattet? Gibt es ferner Institute, wo man es in kurzer Zeit noch bis zum Einjährigenexamen bringen kann, eventuell könnten Sie mir einige gute Anstalten namhaft machen? Welche Karriere kann man nach bestandenem Examen am besten einschlagen, vielleicht diejenige des Bankfachs? Wie lange würde man arbeiten müssen, bis man soviel verdienen könnte, um eine Familie zu ernähren?“

„In meiner Ehe wurden mir bisher sechs Söhne und zwei Töchter geschenkt. Es könnte möglich sein, daß sich in nächster Zeit ein Sohn dazu gesellt. Ich möchte



Kleine Laube.

Journalistenleiden.

Ein alter Journalist*) plaudert im „Hochland“ über seiner Berufsgenossen Mühe und Arbeit, Tugenden und Fehler, Freuden und Leiden. Unter vielem anderen läßt er einen Kollegen Federkiel folgendes erzählen über Druckfehlerplagen:

„Abgemattet war ich um Mitternacht auf mein Lager gesunken. Ich lag noch im festen Schlummer, als ein wildes Klingeln erscholl. Es war ein Theaterdirektor, der mich wütend anfuhr, weil in der kaum erschienenen Morgenausgabe seine Frau als Betteldirne beschimpft worden sei. Es sollte Brettldiva heißen. Das Äußerste, wozu er sich verstand, war Verzicht auf Tätlichkeiten und Zweikampf, dafür aber eine regelrechte Beleidigungsklage. Ich ging später auf meine Redaktion. Dort empfing ich nach kurzer Zeit den Besuch eines Polizeikommissärs, der mir im Auftrage der Regierung mitteilte, hochdieselbe werde uns von nun an alle amtlichen Anzeigen und ihr Wohlwollen entziehen, da wir den Oberpräsidenten in frechster Weise beschimpft hätten. Tatbestand: In dem Bericht über den Besuch des Kronprinzen beim Haupt der Regierung war dieses als Oberpräsident bezeichnet, und unglücklicherweise konnte der Druckfehler in dem ganzen Zusammenhang als ein beabsichtigter grausamer Witz angesehen werden. Derselbe Bericht verschaffte mir eine Klage wegen Majestätsbeleidigung, weil darin von dem Hornprinzen die Rede war, der in jeder Beziehung das Ebenbild seines Vaters sei. Von der Kirchenbehörde lief ein entrüstetes Schreiben ein, daß wir von nun an die kirchlichen Anzeigen nicht mehr erhalten würden. Durch ein Versehen des Metteurs war nämlich der Bericht über die evangelische Pfarrkonferenz aus Bodenheim, 25. Juni, unter die Rubrik Viehmärkte, und der Bericht über den Rindviehmarkt vom selben Ort und Datum unter der Spitzmarke Kundgebungen zum Schulantrag in den politischen Teil geraten. Das allerschönste war jedoch eine Klage des Staatsanwalts auf Grund des § 166: Ich hatte unwissentich eine Einrichtung der katholischen Kirche beschimpft; in einem Telegramm aus Rom stand nämlich zu lesen, der Papst habe den Zentrumsabgeordneten Pfarrer Matthias Fottner zu seinem Hausproleten ernannt.“

Herr Federkiel bekennt schließlich, diese ganze schreckliche Geschichte nur geträumt zu haben; aber ähnliche Dinge, wenn auch nicht in solcher Häufung, passieren alle Tage. Und leider muß beigefügt werden: Auch menschliche Bosheit kann die Schuld tragen. Manchmal werden Worte gesetzt, die zwar wirklich im Manuskript stehen, aber nur zur Privatlektüre des Empfängers und beileibe nicht für den Druck bestimmt sind. So im Berichte eines badischen Blattes über den Regensburger Katho-

*) Dr. Hermann Cardauns.

Die Rabenfittiche der ersten Nacht
Umwehten uns, die weich und warm geborgen,
Da sprach Noah zu seinem Weibe sacht:
‚Verloren sind wir, eh' noch graut der Morgen.
Auf jener Seite neigt der Holzbau sich —
Die Arche ward von mir ungleich verladen.
In Gottes weisen Ratschluß füg' ich mich —
Jehova! nimm zu dir uns auf in Gnaden!'
Und Vater Noah sank aufs Lager stumm ...
Ruckweise tiefer neigte sich die Arche.
Herr Ochs und Esel schliefen brav und dumm ...
Ein zweiter Mann nur wachte im Geschnarche.
Mit Riesenkräften trug der kühne Held
Sein Haus — sein Weib — und seine sieben Jungen
Von links nach rechts. Alsdann war hergestellt
Das Gleichgewicht — Unsterbliches gelungen." —

„Wer mag der wackre Mann gewesen sein?"
Der Gimpel frug, neugierig um sich blickend.

„Der Mann war ich!" rief das Zaunköniglein,
Herablassend zum Abschiedsgruße nickend.

J. M. Toscalio.

Läuterung.

Mir ist, als tönten Glocken,
Geh' ich zur Seite dir,
Mir ist, als würd' ich besser —
So still, so rein wird mir.

Es ist ein neues Lieben,
Das so in mir klingt auf,
Und fern von Angst und Qualen
Nimmt seinen großen Lauf.

Zwei Sehnsuchtsseen blinken
Mich an, die Augen klar,
So quellenfrisch dein Körper,
So duftend kühl dein Haar.

Und nah den Sehnsuchtsseen,
Die Schicksal mir und Tod,
Zwei Purpurrosen locken —
Die Lippen lebensrot.

Und Sehnsuchtsseen und Rosen
Sind so ganz völlig mein,
Das ohne viel Besinnen
Ich mich versenke d'rein. —

Mir ist, als tönten Glocken,
Geh' ich zur Seite dir,
Ich weiß, nun bin ich besser —
So still, so rein ist mir.

Kurt Sonnemann.

Vom Gehorchen.*)

Eine Widerlegung von Fr. Sticker. (Velpe, Westfalen.)

Das letzte Heft des 30. Jahrganges unseres lieben „Heimgartens" bringt eine Abhandlung, die den krassesten Feudalismus verherrlicht.

M. v. W. stellt in den Vordergrund bei der Erziehung den Gehorsam. Was versteht er unter Gehorsam? Die blinde Unterwerfung unter den Willen eines andern. Ist das die erste Forderung bei der Erziehung, daß der Zögling zum willenlosen Werkzeug in der Hand des Erziehers wird? Wie kann ein gebildeter Mensch einer

*) Vom Gehorchen. Von Max v. Weißenthurn. Die mit vollem Namen unterzeichneten Aufsätze haben sich selbst zu vertreten und stehen außer moralischer Verantwortlichkeit der Redaktion. Wir pflegen manchmal einem Redner das Wort zu erteilen, der nicht unsere Ansicht vertritt, weil durch daraus sich gern entspinnende Entgegnungen die Sache geklärt wird. Daher nehmen wir vorstehende Entgegnung mit um so größerem Vergnügen auf, als sie unserer Anschauung entspricht. Die Red.

den Kaiser um die Patenschaft bitten. Nun sind aber die Söhne nicht alle aus einer Ehe. Ist es erforderlich, das alle Söhne nacheinander geboren und von einer Ehe herstammen, oder kann auch ein Mädchen zwischen geboren sein? In welcher Weise ist es einzuleiten, daß der Kaiser als Pate in den Kirchenbüchern notiert werden kann?" So geht's noch ein Stückchen weiter, und dann folgt eine sehr eingehend begründete Frage, was der Redakteur zu seiner Absicht sage, Hoflieferant des deutschen Kaisers zu werden?"

Singvögel.

Sterbendes Mädchen.

Ein Wölklein flog im Blauen
Hoch über Berg und Tal.
Im Abendlicht zu schauen
Wie schimmernder Opal.
Das Mädchen nickte leise,
Wie sanft die Wolke glitt;
Zur wundersamen Reise
Zog ihre Seele mit.

Sie fühlt ein taumelnd Wiegen,
Schaut wie im Traum umher,
Sieht sich zu Füßen liegen
Die Länder und das Meer.
In ihrem silberkühlen
Und wanderschnellen Boot
Eilt sie mit Heimgefühlen
Still in das Abendrot.

Wird sie uns wiederkommen,
Die wir geliebt so sehr?
Wer solchen Weg genommen,
Will keine Wiederkehr.
So mag Er sie geleiten,
Der alle Fäden hält,
Aus unsern Dunkelheiten,
Wohin es ihm gefällt.

Franz Karl Ginzkey.

Größenwahn.

Die Arche Noah stand auf festem Land,
Nach langer Fahrt durch feuchte Flutengrüfte.
Befreiend brach die Axt die Bretterwand
Und Jubelrufe brausten durch die Lüfte.
Das weite Fahrzeug ward geräumt im Nu,
Der Sonn' entgegen stürmten froh die Löwen.
Die Störche speisten frisches Froschragout;
Geladen waren Flamingos und Möven.
Die Söhne Noahs probten ein Terzett,
Laut übertönt vom Nachtigallensange.
Vier weiße Kätzchen tanzten ein Ballett;
Schrill klapperte dazu die Klapperschlange.
In weiten Sätzen sprang das Känguruh
Vom Fels hinab zur fetten Wiesenerde.
Schlau grinsend sah der Menschenaffe zu,
Possierlich reitend auf dem Steppenpferde.

Im Schatten einer Fächerpalme saß —
Vor ihnen schimmerte die Wasserfläche —
Das Federkleid noch von der Schilfjagd naß,
Zaunkönig mit dem Gimpel im Gespräche.
„Längst lägen alle Teilnehmer der Fahrt",
Sprach jener, „auf dem Meeresgrund gebettet,
Hätt' eines Mannes Geistesgegenwart
Sie nicht vorm sichern Untergang gerettet.

Der evangelische Diakonie-Verein hat ein Programm entworfen für die Erziehung der Mädchen, welches enthalten ist in der Schrift: „Frauenwelt und Frauendienst" von Prof. Dr. D. Zimmer. In derselben wird ein dreifaches Ziel aufgestellt:

1. Selbständigkeit durch Selbsttätigkeit,
2. Gemeinsinn durch Dienst an der Gemeinschaft,
3. Pflichttreue durch Berufsarbeit.

Sollte nicht diese Auffassung die richtigere sein?

Das Glückhämpfeli.

Aus dem Basellande wird uns ein anheimelnder Schnitterbrauch mitgeteilt: Seitdem das reife Getreide, statt wie früher mit der Sichel, nun durch die Sense oder gar mit der Mähmaschine niedergeschnitten wird, ist ein sehr schöner Erntebrauch nach und nach verschwunden. Es ist dies das Schneiden des „Glückhämpfeli", das Heimführen der letzten Getreidegarben und die „Sichellöse". Wenn die Schnittter an dem Schneiden des letzten Fruchtackers waren und nur noch ein kleines Stück zu schneiden war, suchte der Hausvater ein Büschel der schönsten Ähren aus und legte in dasselbe ein kleines Geschenk, bestehend in einigen Batzen oder in einem bunten neuen Taschentuch. War alles Getreide bis an dies Büschel geschnitten, so mußte der jüngste Schnitter, der das Schneiden mit der Sichel meist erst erlernt hatte, das Glückhämpfeli, eben dieses Ährenbüschel, schneiden. Zu diesem Zwecke mußte er mit der Sichel zu dem Ährenbüschel niederknien und laut fünf Vaterunser beten. Die übrigen Schnitter standen dabei und beteten leise mit. Nach Beendigung des Gebetes schnitt der junge Schnitter in drei Zügen, im Namen von Gott Vater, Sohn und heiligen Geist das Ährenbüschel ab. Er nahm natürlich das beiliegende Geschenk und übergab die Ähren der Hausmutter oder einer der größten Schnitterinnen. Schreiber dies hat das Glückhämpfeli vor zirka 50 Jahren auch einmal geschnitten. Beim Heimführen der letzten Garben pflanzten die Schnitter auf dem Wagen ein kleines Tannenbäumchen auf und befestigten daran das Glückhämpfeli, verzierten das Bäumchen wohl auch mit bunten Bändern. Zu Hause wurde das Glückhämpfeli zu einem kleinen Kranz gewunden, der unter dem Kruzifix in der Wohnstube aufgehängt wurde und das ganze Jahr zu sehen war. Ein etwas besseres Nachtessen als gewöhnlich bildete den Schluß der schönen Dankesfeier und heißt Sichellöse. Oft wurde die Sichellöse auf den nächstfolgenden Sonntag verlegt und so zu einer wahren religiösen Feier gemacht. — Kommt dieser Brauch auch anderswo vor?

Juchhe! wia schmeckt dö Pfeifen guat!

Dö Stadtleut, dö san nit gscheit;
Hiazt bei der kalten Winterszeit,
Da siacht ma s oft spaziern umgehn,
Und hörts oft sagen: „Heunt is schön!"
Oft fahrn s im Schlitten a spaziern,
Und da tuat si's in d Nasen friern!
I woaß was Gscheiters, Gott sei Dank:
I hock auf meiner Ofenbank!
Der Ofen spuckt und is voll Gluat!
Juchhe! wia schmeckt dö Pfeifen guat!

solchen Forderung überhaupt das Wort reden? Was wollen wir erziehen? Doch charakterstarke Menschen, Menschen, die in den Stürmen und Drängen dieses bewegten Lebens ihren Platz ausfüllen, nicht nach dem Willen eines sogenannten Vorgesetzten unter seinem Gehorsam heischenden Blick. Wenn der Verfasser dem Kasernenhofausdruck „drillen“ beistimmt, so hat er von Erziehung keine Ahnung. Eine Selbständigkeit oder einen Gehorsam anzudrillen — welche Begriffsverwirrung! Diejenigen Durchschnittsmenschen, die unter allen Umständen dem herrischen Willen eines andern folgen, sind nach der Ansicht des Verfassers nützliche und brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft. Ist dieser blinde Gehorsam eine Tugend? Nein! Die evangelische Kirche hat mit dieser Anschauung gebrochen. Menschen, die gar keinen eigenen Willen haben, die nur der Einsicht anderer folgen, sind Puppen, Automaten. Die Idee des freien Willens scheint dem Verfasser gar nicht einzufallen oder nicht bekannt zu sein. Nach der Ansicht des Verfassers hat derjenige, der Gehorsam verlangt, immer seine schwerwiegenden Gründe. Ob dieser Befehl aber immer mit den Gesetzen der wahren Sittlichkeit übereinstimmt? Diese Frage läßt der Verfasser unbegreiflicherweise unbeantwortet. Der einzige rechtmäßige Herr unseres Willens ist das Sittengesetz. In der Gebundenheit an das Sittengesetz in unserer Brust gewinnen wir die innere Freiheit, werden Persönlichkeiten. Nicht in dem Gehorsam eines Menschen unter dem Willen eines andern ist das Wohl der Menschen begründet, sondern allein in der sittlichen Gesinnung. Wollen wir noch weiter gehen, so müßte ich dem Verfasser zurufen: Was nützt eine freie Verfassung einem unfreien Geschlecht? Jedenfalls wird der Verfasser auch eine freie Verfassung ablehnen, um diejenigen, welche „die dienende Klasse repräsentieren“, auch weiter dienen zu lassen, damit sie im Folgen und Gehorchen „ihren Bildungskreis erweitern können“. Ein Ich, eine Persönlichkeit erkennt der Verfasser überhaupt bei denen, die tiefer als die oberen Zehntausend stehen, gar nicht an.

Gehorchen muß der Mensch können, nämlich dem auf wahrer Einsicht beruhenden Willen und diesem die anderen Neigungen und Triebe unterordnen. „Wer befehlen will, muß gehorchen können.“ Derjenige, der sich selbst gehorcht, der sich selbst beherrscht, der kann befehlen. In diesem Sinne verstehe ich das Sprichwort.

Dann muß ich noch auf die Meinung des Verfassers eingehen, daß die moderne Erziehung den Schwerpunkt des Erziehungswerkes auf „die Heranbildung des Geistes, auf die Vermehrung des Wissens“ lege. Nein! Der Wert des Menschen liegt nicht im Wissen sondern im Wollen, und die moderne Erziehung legt den größten Wert darauf, den Zögling zu einer Charakterstärke der Sittlichkeit zu führen.

Auch meint der Verfasser, jeder Mensch müsse in Hinblick auf die großen Züge des Daseins Fatalist werden oder er müßte ein beschränkter Geist, ein schrankenloser Hitzkopf sein. Nach der Lehre vom Fatalismus ist vom Anfang an fest bestimmt, was aus dem Zögling werde, und er wird es mit absoluter Notwendigkeit. Die geistigen Zustände werden durch keinen kausalen Zusammenhang vermittelt, keine äußere Einwirkung kann Einfluß darauf gewinnen. Würde jeder Erzieher Fatalist sein, so könnte ein Übergehen von der Unbestimmtheit zur Festigkeit gar nicht zu erzielen sein (Herbart). Eine erzieherische Einwirkung wäre gar nicht möglich.

Gehen wir nun auf den zweiten anwendenden Punkt der Darlegung des Verfassers ein, auf das Verhältnis des Weibes zum Manne. Der Verfasser meint, das Glück sei begründet in dem Gehorsam des Weibes dem Manne gegenüber. Sollte das Glück nicht ein schöneres sein, wenn die Frau die umsichtige Leiterin des Hauswesens, die sorgsame Hüterin der Kinder, eine treue Beraterin des Mannes ist? Warum bewegt sich der Verfasser in Extremen? Gibt es nichts anderes als blinden Gehorsam oder Widersinnigkeit gegen den Willen des Gatten?

Die größte Sorge. Mina: „Mein Bräutigam ist ein sehr netter Mensch, nur hört er sehr schwer.“ — Frida: „Das wäre nichts für mich. Bis man sich da einen neuen Hut herausschreit!“

Beim Spiegelhändler. Vor einiger Zeit kam eine Pinzgauer Bäuerin nach Wien, um dort Einkäufe zu besorgen. Unter anderem trat sie auch in ein Spiegelgeschäft, wo ihr ein prächtig eingerahmter Spiegel sehr gut gefiel. Als sie nach dem Preis frug, erhielt sie vom Verkäufer die Antwort, daß sie den Spiegel kaum kaufen könne, da er sehr teuer sei. Kaum waren diese Worte gesprochen, als die Bäuerin mit ihrem Schirm zum kräftigen Schlage ausholte und den Spiegel in Scherben schlug. Als diese klirrend zu Boden fielen, sagte sie zu dem Verkäufer: „So, jetzt werst es woll sag'n, was er kost!“ Die energische Frau ist eine Brauereibesitzerin.



Bücher.

Römisches Christentum in kritischer Beleuchtung. Eine praktische Antwort auf die bisherigen Schmähwerke Roms über Luther und die evangelische Kirche, zusammengestellt von R. Schmidt. (Stuttgart. Chr. Belsersche Verlagshandlung. 1906.)

Vor kurzem las man in einer katholischen Priesterzeitung, daß Luther ein „dicker Sodomit“ genannt wurde, der sich wie ein Schwein in allen schändlichsten Lastern und Verbrechen der schändlichsten Art wälzte u. s. w. Das nur ein Beispiel von hunderten. Was soll bei solch gemeinen Schimpfereien Gutes für die katholische Kirche herauskommen? dachte ich damals. Nun ist oben angeführtes Buch erschienen, und das ist eine Antwort. Es soll nicht weiter angedeutet werden, was alles gegen die römische Kirche vorgebracht wird, es ist ein schreckliches Sündenregister, wie es in solcher Zusammenfassung und Wucht kaum jemals losgelegt worden. Wie es jene römischen Schimpfer und Verleumder treiben, indem sie an der evangelischen Kirche nur das Schlechte hervorkehren, das Gute aber verschweigen, genau so macht es dieses Buch gegen die römische Kirche, und es hat einen ungeheuren Stoff. Da in demselben nie die ursprünglichen Absichten, die geschichtlichen Motive, die Entschuldigung, die im jeweiligen Zeitgeiste lagen erwähnt werden, so fallen die Schläge allerdings noch ungleich wuchtiger aus als die, so gegen den Protestantismus überhaupt geführt werden können. M.

Großmutter. Ein Buch von Tod und Leben, herausgegeben von Richard Schaukal. 2. Auflage. (Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.)

Wir sind bei Schaukal an Überraschungen gewöhnt. Das hervorragendste Zeichen starker und entwicklungsfähiger Talente: der unaufhörliche Wechsel von Stoff, Stimmung und Form ist bei ihm überaus stark ausgeprägt, und es mag über manches seiner so zahlreichen Bücher wie immer geurteilt werden, weder Feind noch Freund konnte ihm bisher den Vorwurf machen, langweilig zu wirken. Seine für alle Regungen modernen Seelenlebens außerordentlich empfindsame Seele geht mit den Eindrücken, die sie empfängt, und so schreitet der Dichter immer suchend ins Ungewisse des Lebens, seiner impulsiven Natur folgend und vielleicht sich selbst überraschend. Das sonderbarste seiner Bücher mag das unlängst erschienene „Großmutter“ sein. Es zeigt uns Schaukal von einer völlig neuen Seite — als begeisterten Pfleger und Prediger der — Pietät. Wie ungewöhnlich das bei einem jüngeren „modernen“ Dichter ist, begreift man erst ganz, wenn man bedenkt, daß gerade Mangel an Pietät, ja geradezu Verhöhnung derselben ein Hauptmerkzeichen der jüngeren Generation ist. Schaukal hat nun in diesem Buche den Mut, als voller Gegenwartsmensch, ausgestattet mit allen Empfindlichkeiten und auch Rücksichtslosigkeiten des modernen Menschen, einige starke Schritte in die Vergangenheit zurückzutun und offen zu erklären, wie wertvoll das Dasein auch zu „Großmutters“ Zeiten war.

Der Vergleich mit unserer überhasteten und zerrissenen Gegenwart, die mit ihren heftigen Stürmen und technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften vielleicht eine große Zeit genannt werden kann, für feinere, nach vornehmer Harmonie dürstende Menschen aber meist qualvoll ist, fällt wohl in fesselnder und ergreifender Weise zugunsten jener vergangenen Tage aus. Kapitel wie „Von der verstoßenen Schönheit“, „Von der Gnade“,

Und aufn Eis tan s Enk wia d Narrn
Auf — Schlittschuach hoaßt mas, umafahrn,
Und kugeln s nieder — ach herrjeh!
Glei san s enk wieder in der Höh,
Und gehn, vom Fall no schneewerlweis
Glei wieder, wia ma sagt, „aufs Eis!“
I woaß was Gscheiters, Gott sei Dank:
I hock auf meiner Ofenbank!
Der Ofen spuckt und is voll Gluat!
Juchhe! wie schmeckt dö Pfeifen guat!

Und große Herrn — s is nit zum glaubn —
Dö Hendel, Anten, Gäns und Taubn
Und woaß Gott was no kunnten habn,
Dö rennen über Gruabn und Grabn
Oft stundenlang an Hasen nach,
Und schiaßen endli erst no z'hoch!
I woaß was Gscheiters, Gott sei Dank:
I hock auf meiner Ofenbank!
Der Ofen spuckt und is voll Gluat!
Juchhe! wia schmeckt dö Pfeifen guat!

Uns hoaßen allweil d' Stadtleut dumm!
Oha! I moan, dös kehrn m'r um!
Is gscheit der, der draußt umawat't
Im Schnee, wo gar koa Steg und Pfad?
Und der si d Nasen gfrört, daß s glanzt?
Und der am Eis n Tschardasch tanzt?
I woaß was Gscheiters, Gott sei Dank:
I hock auf meiner Ofenbank!
Der Ofen spuckt und is voll Gluat!
Wia schmeckt mir da dö Pfeifen guat!

Ferdinand Haberl.*

Lustige Zeitung.

Ahnungsvoll. Schneider (zum Sonntagsreiter): „Was für Farbe soll denn der Reitanzug haben? — Sonntagsreiter: „Möglichst erdfarben!“

Einwand. Techniker: „Der Neuzeit verdanken wir doch auf technischem Gebiete eine Menge großer Erfindungen, wie rauchloses Pulver und geräuschloses Pflaster ...“ — Apotheker: Das ist alles schon seit Jahrhunderten in den Apotheken zu finden!“

Gefällig. Richter: „Angeklagter, der hier als Zeuge erschienene Herr Neumayer will von Ihnen bestohlen sein.“ — Angeklagter: „Sehr gern, Herr Richter. Darf ich fragen, wo der Herr wohnt?“

Am Wirtshaustisch. Bürger: „Sie irren, junger Mann, das Sonnenlicht hat keine so große Schnelligkeit. Vor 25 Jahren habe ich in der Schule gelernt, daß das Licht der Sonne nicht mehr als 30.000 Kilometer in der Sekunde zurücklegt.“ — Student: „Und ich habe gelernt, daß es 300.000 Kilometer sind.“ — Bürger: „Wann haben Sie dies gelernt? — Student: „Im vorigen Jahre.“ — Bürger: Dann mögen Sie recht haben; die Verkehrsverhältnisse haben sich in den letzten 25 Jahren sehr gebessert!“

Rache. Tochter: „Denke dir, mein Mann will haben, daß ich selbst koche.“ — Mutter: „Will er? Na, tue das! Da würde ich auch kein Mitleid mit ihm haben.“

*) Diese Satire auf die Stubenhocker hat ein Naturpoet gedichtet, der für weiteres einiger Aufmunterung bedürftig wäre. Die Red.

beilage ist vorhanden. Kalendarium und Nachschlagebuch enthalten alles, was man von einem Volkskalender verlangen kann. M.

Thomas A. Edison, der amerikanische Erfinder. Von Eugen Isolani. Mit einem Porträt. Karl Ulshöfer. (Stuttgart. 1906.)

Eine fesselnd geschriebene kleine Biographie des berühmten Zauberers von „Menlopark" in hübscher Ausstattung. Bei dem großen Interesse, das man allenthalben an der Erfindertätigkeit Edisons nimmt, dürfte es gewiß vielen erwünscht sein, auch einmal etwas über sein Leben zu erfahren und einen intimeren Einblick in sein Schaffen zu gewinnen. Das Buch bildet den ersten Band einer Sammlung von Biographien bedeutender Männer aller Zeiten und Völker, die unter dem Gesamttitel „Männer des Erfolgs" bei der Verlagshandlung erscheinen soll. V.

Ebbe und Flut. Bilder aus dem Seeleben von Philipp Kniest. (Berlin. „Concordia" Deutsche Verlagsanstalt.) Diese Geschichten, die von Schiffern, Kapitänen und alten Seebären handeln, sind auch mit Anschaulichkeit, Lebenswahrheit und Humor geschrieben. Was seine Menschen in ihrem Alltagsleben und in ihrem Beruf erleben, läßt uns der Verfasser nicht allein lesen, sondern er läßt uns auch einen tiefen Blick in ihre einfachen, schlichten Herzen tun. Wir sehen, daß eben darin und im Alltagsleben der eigentliche wahrste und interessanteste Novellenstoff zu finden ist. V.

Die bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinende **Illustrierte Volksausgabe von Schillers Werken** liegt mit den soeben ausgegebenen Lieferungen 53 bis 60, welche die zweite Hälfte des IV. Bandes enthalten, vollständig vor. Auch der IV. Band, in dem des Dichters historische Arbeiten vereinigt sind, bringt diese prächtigen Schiller-Ausgabe aufs beste zur Geltung; er ist wie die vorausgehenden Bände reich mit Illustrationen geschmückt, die größtenteils von bekannten Malern herrühren und die besondere Fähigkeit dieser Künstler, im Geiste des Dichters und im Geiste der von ihm geschilderten Zeiten uns die dramatisch bewegten Vorgänge der niederländischen Wirren und des Dreißigjährigen Krieges mit dem Stift zu veranschaulichen, aufs glänzendste dokumentieren. Die jetzt vollständige Ausgabe darf bei dieser Gelegenheit der großen deutschen Schiller-Gemeinde noch einmal als eine der würdigsten und schönsten aufs angelegentlichste empfohlen werden. V.

Büchereinlauf.

Die goldenen Türme. Roman von Max Geißler. (Leipzig. L. Staackmann.)

Der Flug ins Romantische. Roman aus der Bühnenwelt von Richard Schott. (Berlin. Otto Janke. 1906.)

Georg Bangs Liebe. Roman von Karl Rosner. (Berlin. „Concordia" Deutsche Verlagsanstalt.)

Das Haus im Grunde. Erzählungen v. Thusnelda Kühl. (Jena. Hermann Costenoble. 1906.)

Das Buch der Könige. Fünf Novellen von Leonhard Schrickel. (Dresden. Berthold Sturm.)

Alpenzauber. Berg-Legende und Volksschauspiel in vier Aufzügen von Leopold Reichenwallner. (Wien. Erste Wiener Vereinsdruckerei.)

Faust. Ein dramatisches Gedicht in drei Abschnitten von F. Marlow. Neu herausgegeben und mit einer biographischen Einleitung versehen von Otto Neurath. (Berlin. Ernst Frensdorff.)

Rheinische Hausbücherei. Herausgegeben von Professor Dr. Erich Liesegang. (Band 10: Hermann Kurz, Ausgewählte Erzählungen. (Wiesbaden. Emil Behrend.)

Margherita. Thüringer Sang aus alter Zeit von Gertrud Hey. (Magdeburg. R. Zacharias.)

Gedichte von E. Rohrmann. (Magdeburg. R. Zacharias,)

Der Schritt der Stunde. Lieder vom Übergang von Thor Görg. (München. 1906.)

Lebensfreude. Sprüche und Gedichte. Gesammelt und herausgegeben von P. J. Tonger. (Köln. P. J. Tonger.)

Ein Traum. Episches Gedicht von Eduard Slawik. (Teplitz-Schönau. Im Selbstverlag.)

Dichtergaben. Ein Lesebuch für die Oberstufe mehrklassiger Volksschulen und für Bürger- und Mittelschulen. Herausgegeben von Richard Lange. (Leipzig. Dürrsche Buchhandlung. 1906.)

Napoleon I. Unter Benutzung neuen Materials aus dem britischen Staatsarchiv von John Holland Rose. Deutsch von Prof. Dr. K. W. Schmidt. Mit vielen Karten und Plänen, einem Faksimile-Brief, einem Bildnis Napoleons u. s. w. Zwei Bände. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 1906.)

Lessing. Ein Charakterbild aus seinen Werken von Theodor Kappstein. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut. Unter Mitwirkung von K. Haußmann und V. Fleury herausgegeben v. M. Herwegh. Mit Vignetten von A. H. Pellegrini. (Memoirenbibliothek. Stuttgart. Robert Lutz.)

Vom Ernste des Lebens. Von W. Lamers. Autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen von Karl Emerich. (Dresden. C. Ludwig Ungelenk.)

„Von den Dichtern", „Von den armen Reichen", „Von wilden Tieren und Menschen", „Von der Heimat des Toten", die sich von den zarten, oft vielleicht allzuzarten persönlichen Erinnerungen an die edle Erscheinung der toten Großmutter in die erhabene Objektivität eines großzügigen Mitleids, zum „Mitleiden", zur Güte und Gnade erheben, geben diesem auch im Detail künstlerisch fein durchgeführten und sprachlich oft prunkvollen Buche die Bedeutung eines Erbauungsbuches. Schaukal, der sich in stetem Wandel treu Bleibende, hat vor dem Altar der Pietät sein Opfer niedergelegt; er wird nun, wie wir ihn kennen, wieder andere Wege gehen, mit dem guten Rechte eines Künstlers, der sich ändert wie das Leben. G.

Die Frau nach dem Herzen des Mannes. Ein Buch für die Familie von Helene Stökl. (Dresden. Max Seyfert.)

„Die Frau nach dem Herzen des Mannes" ist sicher keine Frau, die ungestüm über die Grenzen hinwegverlangt, die Natur und Herkommen gezogen, die im anspruchsvollen Drängen nach den Rechten des Mannes das hohe Vorrecht, das die deutsche Frau als Gattin und Mutter stets genoß, geringschätzt Das Buch wendet sich an die Frauen, denen das Lob des Gatten, die Liebe der Kinder mehr gilt als irgendeine öffentliche Auszeichnung, die sich nicht „ausleben" sondern für andere leben wollen und ihre soziale Bedeutung darin suchen, dem Manne eine verständnisvolle Gehilfin zu sein und ihre Kinder zu tüchtigen, der Allgemeinheit nützenden Menschen zu erziehen. Dabei nimmt das Buch durchaus keinen veralteten, rückständigen Standpunkt ein, sondern begrüßt dankbar alle wertvollen Errungenschaften der Neuzeit. Der Aufsatz z. B. „Wie machst du deine Tochter tüchtig für die Anforderungen der heutigen Zeit?" dürfte die Zustimmung auch der entschiedensten Frauenrechtlerinnen haben. Beifall aber wird alles finden, was die Verfasserin über Kindererziehung sagt, und es dürfte wenige Eltern geben, welche diese Abschnitte ohne Nutzen und herzliche Freude lesen. V.

Das Duell. Ein russischer Militärroman von A. Kuprin. Einzige autorisierte Übersetzung von Adolf Heß. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

„Das Duell" ist die Geschichte eines jungen, militärisch nicht sehr begabten, aber edel angelegten und fein empfindenden Offiziers, der im öden, monotonen Garnisonsleben einer kulturfremden Kleinstadt zu einem frühen, traurigen Ende getrieben wird und als das Opfer der ehrgeizigen, kalt berechnenden Frau eines seiner Kameraden fällt. Die soziale und geistige Misere, die auf dem Gros des russischen Offizierskorps lastet, die traurigen und unwürdigen Zustände, unter denen der gemeine Soldat seinen Dienst tut, werden in einer Reihe plastisch hervortretender Figuren und anschaulicher Situationen dem Leser in greifbarer Unmittelbarkeit vors Auge geführt. So eröffnet sich als Hintergrund des Einzelschicksals eine weite Perspektive auf die Zustände im russischen Heer, die vieles an dem Zusammenbruch, den wir heute miterleben, uns auch menschlich begreiflich macht. V.

Die erste Saison, lustige Geschichten aus Krummbach, betitelt sich ein im Verlage von Hofer und Benisch in Wr.-Neustadt erscheinendes Buch von Sepp Mohl, das Freunden von landläufigem Humor bestens empfohlen werden kann. V.

Von Kindern und jungen Hunden. Von Rudolf Presper. (Berlin. „Concordia" Deutsche Verlagsanstalt.)

Presbers ungekünstelter rheinischer Humor, der ihm schon in seinem letzten Buche „Von Leutchen, die ich lieb gewann" einen großen Erfolg eintrug, ist auch über diese Erzählungen gebreitet. Der Spaßmacher gibt es viele; von Herzen fröhliche Humoristen, die dem öden Pessimismus das sonnige Panier einer zugleich frohen und gütigen Weltauffassung tapfer entgegenhalten, gibt es leider recht wenige. Die gut erfundenen, mit Launen ausgesponnenen und mit feinen Details geschmückten Geschichten dieses Buches, in denen bald ein junger Hund, bald ein Kind oder ein „großes" Kind die wichtige Rolle spielt, sind ganz dazu angetan, den Leserkreis, den sich Rudolf Presber als Erzähler, wie als Lyriker erworben, rasch noch zu erweitern. V.

Kalender des deutschen Schulvereins auf das Jahr 1907. 21. Jahrgang. Redigiert von Hermann Hango.

An diesem Jahrbuche muß man seine Freude haben. Es ist gediegen. Man merkt überall die Gewissenhaftigkeit, mit der der Redakteur nach dem Grundsatz: „Für das Volk ist das Beste gut genug" die Beiträge bestimmt hat. Die besten Namen Österreichs sind vertreten, und auch mancher gute von außen ist da, doch darauf würde kein allzugroßes Gewicht zu legen sein, wenn diese Besten nicht auch Bestes geboten hätten. Vorherrschend ist natürlich die volkstümliche Erzählung, der sich die Lyrik mit wunderschönen Gedichten beiflicht. Gemüt- und geistanregend, bildend im Sinne des deutschen Schulvereins ohne tendenziöse Polemik, stets dem frischen, frohen deutschen Sinne huldigend — so ist er, so lieben wir diesen Kalender, der auch eine Menge Bilder hat, die mit gutem Geschmack ausgeführt sind. Sogar eine feine Musik-



Die Försterbuben.

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Der Krauthas und seine Hauswirtschaft.

Der Förster saß noch spät in der Nacht in seiner Stube, schmauchte die große Pfeife mit dem langen Rohr und las eins aus der Bibel. Er war in einer gehobenen Stimmung, wie allemal, wenn er mit dem Freunde zusammengewesen, dem liebsten, treuesten Menschen, den er nebst seinen Söhnen auf dieser Welt wußte. So wie im Singen harmonierten sie auch in allem anderen. Und wo sie verschiedene Meinung hatten, da war es erst recht köstlich, da trachtete einer den anderen zu verstehen und erweiterte an den Meinungen das anderen sein eigenes Denken. Der Michel hatte mancherlei erlebt und als Wirt an der Straße vieles erfahren, was einem Waldförster sein Lebtag nicht nahe kommt. Mit Handwerksburschen wie mit Bauern, mit Touristen wie mit fahrendem Volk und fahrenden Herrschaften pflegte der Michel stets ein Gespräch anzuknüpfen. Er verstand das gar witzig anzufangen, machte seine Schwänke, seine unbefangenen Bemerkungen und holte damit die Leute aus, ohne daß sie es merkten und ohne daß er es eigentlich beabsichtigte. Seine sinnige Natur trieb ihn auch an, manches Buch zu lesen und die aufgenommenen Gedanken weiterzuspinnen. Er wurde nicht das, was er las oder hörte, und doch änderte sich daran

Heinrich Laubes Leben und Schaffen. Von Heinrich Hubert Houben. (Leipzig. Max Hesse. 1906.)

Mein Leben. Gesammelte Gedichte von Florentine Gebhardt. (Magdeburg. R. Zacharias.)

Die Bergpredigt. Für die Gemeinde erläutert von Adolf Schullerus. (Hermannstadt. W. Krafft. 1906.)

Ostara — die Auferstehung des Menschen. Eine Osterfestschrift von Dr. phil. Adolf Harpf. (Rodaun bei Wien.)

Wohin soll ich mich wenden? Drei Bilder von H. Willitzer. (Dresden. E. Pierson.)

Betrachtungen über die Gegenwart. Von einem Hamburger Arbeiter. Mit einem Geleitwort von Moritz v. Egidy. (Altona. Gebr. Harz.)

Der Streit ums Gläschen Bier. Ein Wort zur Klärung und Beruhigung. Von Dr. med. J. Weiß-Basel. (München. Seitz & Schauer. 1906.)

Hugo Wolf-Fest in Stuttgart vom 4. bis 8. Oktober. Festschrift von Dr. Karl Grunsky. (Stuttgart. Karl Grüninger.)

Deutsche Redelehre. Dritte, verbesserte Auflage von Hans Probst. (Leipzig. G. J. Göschen'sche Verlagshandluug. 1906.)

Deutsche Sprach- und Stillehre. Eine Anleitung zum richtigen Verständnis und Gebrauch unserer Muttersprache. Von Professor Dr. O. Weise. 2. Aufl. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Die österreichischen Alpenländer als Fleisch- und Milchproduzenten. Eine volkswirtschaftliche Studie von Ing. Ludwig v. Bernuth. (Rodaun bei Wien.)

Gedenkschrift der Jahrhundertfeier von C. F. Amelangs Verlag. 1806—1906. (Leipzig.)

Die Selbstherstellung eines Elektrophor und Leydener Flasche nach Modellbogen und einer praktischen Anleitung von Professor E. Filek. (Ravensburg. Otto Maier.)

Brieflicher Unterricht des Wissens für die breiten Schichten des Volkes zum Selbststudium in leichtfaßlicher, jedermann verständlicher Form. Herausgegeben von Rudolf Höfler. In 52 Briefen mit 1000 Illustrationen und einem geographischen und historischen Atlas sowie einem alphabetischen Sachregister, oder in 3 Bänden in Originalleinen. (Wien. Karl Fromme.)

☞ Vorstehend besprochene Werke zc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten".



J. W., Hannover. Daß Sie uns Ihr Pamphlet „Die Friedensfanatiker" zum Abdruck anbieten, ist beschämend für den „Heimgarten". Sind wir denn eine Zeitschrift, die das Edle verspottet? Haben wir es je mit den Raufbolden gehalten? Ja, wir lieben den Kampf, aber nur den gegen Faules, Falsches und Feiges. Feiglinge sind auch solche Leute, die sich zu Tode fürchteten auf der Welt, wenn sie nicht immer bis an die Zähne bewaffnet wären.

S. M., Hamburg. Wer da glaubt, daß durch theologische Polemik Klarheit in die Frage käme, der dauert mich. Zank schafft stets nur Wirrnis und Verbitterung. Die einzige Lösung solcher Fragen besteht darin, daß die Keifenden verstummen, nachdem sie müde geworden sind. An wirkliche Lösungen von Theologen, anderen Gelehrten oder Dichtern, an ein endgültiges Übereinkommen auch nur in einem Punkte der religiösen Frage glaube ich nicht. Darum mag jeder von uns die Art seines religiösen Empfindens zwar bekennen, aber nicht dafür Proselyten machen wollen. Der Jesus im „Hilligenlei", das ist ein bedeutender und interessanter Mann, der aber durch irgendeinen andern bedeutenden und interessanten Mann ersetzt werden kann. Weiter nichts. Ich wiederhole immer wieder: Wenn Sie uns Christus, den einzigen, zerstören, so ist das ein Verlust, der durch gar nichts ersetzt werden kann. Am wenigsten durch die sogenannte „Wahrheit", mit der kein Leidender etwas anzufangen weiß.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. Oktober 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

schlagreifen Wald mußten die kranken, schadhaften Bäume entfernt werden. Schnee- und Windbrüche gab es. Die gebrochenen Stämme sind Brutstätten für das Insekt, sie müssen fort. Der Förster zeichnete die Arbeit an. Plötzlich begann er zu fluchen. An einigen Fichtenstämmen waren ihm wieder solche Wunden aufgefallen. „Wenn ich nur diesen gottverfluchten Pechkratzer einmal könnt erwischen! Die schönsten Bäume bringt er mir um! Ich wollts erraten, wers ist. Aber derweil die Untersuchung nicht kommt, muß man den Mund halten. Die Spitzbuben haben heutzutag ein großes Recht."

Der Friedl ging der Bärenstuben zu, nach dem Teschenwald, wo die Holzknechte arbeiten. Bei dem Krauthasen sprach er vor und begehrte ein Stamperl Roten. Im Wirtshaus einkehren und nichts trinken, das schickt sich nicht.

„Kriegen jetzt auch wieder einen guten Weißen", gestand der Kohlenbrenner vertraulich. „Hab schon wieder was im Kessel, da hinten oben!"

„Lang hab ich heut eh nit Zeit. Da häst", sagte der Bursche und warf ein zerknülltes Papier auf den Tisch. „Gib heraus!"

Der Krauthaus machte einen langen Hals, krabbelte mit seinen dürren, rußigen Fingern das Papier auseinander. „Junger Herr, da soll ich herausgeben? Was glaubst denn, daß ein Fassel Rosoli kostet?"

„So laß wenigstens den da", der Bursche deutete auf sein Gläschen, „draufgehen, du alter Rab!"

„Wegen ein andersmal", gab der Köhler bei und der Handel war geschlichtet.

Schon im Fortgehen blieb der Friedel an der Tür stehen: „Du, Krauthas! Hast gestern nicht ein Taschenmesser gefunden?"

„Hast eins verloren? Ah, schad, schad drum!"

„So muß es mir anderswo aus dem Säckel gefallen sein."

„Da bei mir hab ich nix gesehen. — Heilige Mutter Anna! Was kommen denn da lauter für Leut!" Erschrocken hatte der Kohlenbrenner die zwei Gestalten bemerkt, die sich der Hütte nahten. Ein Gendarm und der Gerhalt von Eustachen. Ersterer, in der Hand bereit haltend das Gewehr mit dem aufgepflanzten Bajonett, schaute zur Tür herein: „Der Bartel Krauthas? ja?"

Hinter ihm der vierschrötige Gemeindefürstand mit einem großen Stecken. Mit behäbiger Würde stand er da, das rote, rauhe Gesicht rasiert bis auf einen grauen Bartkranz, der sich hinter Wangen und Kinn herumzog von einem Ohr zum andern. Unter dem großen schwammigen Filzhut hingen geringelte Haare herab, etliche über die Stirn, dickes Gelocke auf die breiten Achseln.

sein Wesen; das rege Gemüt schmiegte sich an manchen fremden Geist, der nicht so treu war als er. Aber auch der Förster war nicht bloß Förster, er war dazu noch ein Mensch, der über die Wipfel seines Waldes hinaus angeregt sein wollte, der sich mitteilen wollte, Teilnahme begehrte. Im Denken und Sprechen war er wohl nicht so fix, doch wenn er singen konnte, mit dem Freunde singen konnte — dann war er ein glücklicher Mensch. Daß sein schöner Baß in Michel den richtigen Tenor gefunden hatte, diese Frohheit faßte er oft in dem Worte zusammen: „Ja, wenn ich den Michelwirt nicht hätt!“ Er hatte ihn, und die ruhige Freude darüber las er in die Bibel hinein und aus der Bibel heraus. Beim Nachtgebet dachte er an seinen Wald, an seine Buben, an seinen Freund und darauf gab's einen guten Schlaf.

Zu einem so gründlichen, murmeltierartigen Untertauchen in das Nichts brachte er es freilich nicht wie sein Sohn Fridolin. Bei dem war alles ausgelöscht, Schneekugelschieben, Krauthas und Helenerl. Er lag im Bette wie ein Klumpen Erdstoff, der atmet.

Elias konnte keinen Schlaf finden. Zuerst hatte er lange gebetet, dann war er ins Sinnen gekommen und dabei war ihm bange geworden. — Was wird's noch werden mit meinem Bruder? Ein so weltlicher Mensch! Von Himmel und Hölle will er nichts hören. Immer Lustbarkeit, Leichtsinnigkeit, sogar sündige Begier. Man hört von ihm kein Morgengebet und kein Abendgebet und nichts. Tut man ihn erinnern, so lacht er; was soll das noch werden? Die rechte Hand möchte ich mir abhacken lassen dafür, wenn er anders wäre. — — Dann betete er wieder, bis auch über ihn der Friede kam.

Sogar die alte Sali hatte vor ihrem Einschlafen den Tag noch einmal überdacht. — Singen können die zwei! Wenn ihnen nit auch die dummen Schelmenliedeln täten im Kopf stecken, Vorsinger kunnten sie werden bei der Wallfahrtschar nach Mariazell. — Aber eine solche Hochmütigkeit! Schau dir einmal die Hochmütigkeit an! Wie viele wären froh, wenn sie so einen Kaffee kunnten haben! Ich halt nix mehr auf den Michelwirt!

Am nächsten Morgen gingen sie miteinander ins Gebirge, der Förster und der Friedl. Ersterer hatte einen Stock, dessen Handhabe aus einem eisernen Griff bestand, der an einer Seite Hämmerlein, an der anderen ein kleines Beil war. Der Friedel trug über der Achsel eine Holzhacke. Auch Elias war miteingeladen worden, mitzukommen. Der blieb zu Hause, er habe zu lernen. In der Schlucht schattete es noch; an den Uferrasen der Tauernach Eiszapfen. Auf den Berggipfeln Sonnenschein. Bald hinter dem Halse trennten sich Vater und Sohn. Der Förster der Ach entlang, dann in den Forst hinan, um schlagbare Stämme zu märken. Es mußte geplentert werden. Aus dem noch nicht

„Ich bitt, Herr Fürstand, s Kohlenbrennen tragt nit viel.“

„Mußt schon so gut sein, Krauthas, und mußt uns ins Steingrabel hinaufführen.“

„Ins Steingrabel? Ja wegen was denn nit! Der Steig ist halt schlecht jetzt im Frühjahr, wird noch aller verschneit sein.“

Er war aber nicht verschneit, der Steig, er war leidlich ausgetreten. Der Köhler trachtete links ab gegen die Erlstauden.

„Na, na, Krauthas, ins Steingrabel wollen wir!“

„Im Steingrabel ist wohl nit viel Rars zu finden. Und tun jetzt auch alleweil die Lahnen gehen.“

„Macht nix, wir wollen just einmal ins Steingrabel.“

Und in dem versteckten Waldwinkel, in der Höhlung eines Felsens hatte der Waldhas seine Branntweinbrennerei. Mehrere Säcke voll gedörrter Ebereschenbeeren, Heidelbeeren und mancherlei Kräuter- und Wurzelwerk. Auch halbverfaulte Schwämme und Unrat in einem Haufen. Aus rohen Steinen waren kleine Öfen hergerichtet, über denselben berußte Kessel, unter denselben Holzscheiter, just zum Anzünden. Als der Krauthas sah, seine Destillationsanstalt wäre entdeckt, meinte er, es sei am besten, aus der demütigen Bittweise zum kühnen Angriff überzugehen. Wenn man den Leuten auch noch ihren letzten Erwerb wegnähme, da müßten sie stehlen gehen oder noch was ärgeres. Was er ihnen getan habe, daß sie ihn zugrunde richten wollten, wie sie seinen Vater zugrund gerichtet hätten. Wie sie dem braven armen Mann die schöne Wiese abgegaunert hätten mit der Siebentalerwette, das hab' er sich gemerkt. Und wenn reiche Leute schelmen und rauben dürften bei hellichtem Tag, so werde ein armer Hascher wohl auch noch ein bissel Pech und Branntwein brennen mögen. „Oder nit? Oder will der Herr Durchlaucht, oder wem's gehört, die Ebereschenbeeren selber fressen?“ So heftig war er geworden, daß sein dünnes Stimmlein mehrmals überschlug. Der Gendarm hatte am schwarzledernen Lendengürtel, neben der Stilettscheide, zwei Handschließen aus glänzendem Stahl hängen. Die nahm er jetzt vor. Aber der Gerhalt meinte, das Wichtigste sei, die Sachen in Beschlag zu nehmen. Sie hoben die Kessel aus den Öfen, schleppten solche herab in die Hütte, taten den eisernen Pechkratzer dazu und allerlei Verdächtiges, das banden sie mit einem Strick zusammen. Der Gerhalt schrieb mit dem Bleistift schwerfällig auf ein Stück Papier: „Dem Bartel Krauthas weggenommen. Martin Gerhalt, Fürst.“

Als sie mit dieser Arbeit beinahe fertig waren, kam der Förster Rufmann daher. Er hatte auf seiner Waldlehne die Markierung geleistet und wollte nun in der Hütte einkehren auf einen Tropfen Schligerwitz. Er wollte sich stellen, als sei er der Meinung, daß der Köhler manchmal einen Plutzer Zwetschgenbranntwein aus Ruppersbach halte,

„Guan Morgn, guan Morgn schön!“ fistelte der Kohlenbrenner. „Darf ich was aufwarten?“ Denn daß sie schon das Schnapsglas bemerkt hatten, sah er.

„Ihr schenkt Schnaps aus, Krauthaus?“ fragte der Gerhalt mit seiner rauhen, aber gutmütig tönenden Stimme.

„Immereinmal ein bissel, ja. Fürs Magenweh. Gelt, Herr Rufmann, jetzt ists schon besser?“

„Magenweh? Ich weiß nix davon“, lachte der Friedl.

„Der Teuxel brennt schon wieder aus!“ kreischte der Köhler und tat, als wollte er hinaus zu den Kohlenmeilern, um Flämmchen zu dämpfen.

„Na, na, Krauthas, er brennt nit aus“, sagte der Gerhalt, „du bleibst hübsch da in der Hütten und tust uns deine Sachen aufzeigen“. Auf den Gendarmen weisend: „Der Herr da ist so viel neugierig, was du alles hast.“

Als der Friedl merkte, hier werde es ungemütlich, ging er davon, eilte in den Teschenschlag zu seiner Arbeit. Unterwegs dachte er noch: „Futsch ist das schöne Messer! Aber dem Elias nichts sagen.“

In der Kohlenbrennerhütte begann die Hausdurchsuchung. Die Truhe barg ein halb Dutzend Schnapsplutzer. Unter dem Riedheu ein Branntweinfäßchen. Wie bedenklich viele Magenleidende es doch in der Bärenstuben geben mußte! In der Ecke hinter einem Bretterverschlag ein Haufen alter Kleider, darunter ein Lodenrock. Der kam dem Gendarmen so groß vor, daß er ihn entfaltet in die Luft hinaushielt: „Krauthas, schliefens einmal in diesen Rock 'nein!“ Doppelt schlug der Lodene dem hageren Manne um den Leib zusammen. Da sagte der Kohlenbrenner: „Ein armer Teufel, der sich sein Gewand muß zusammenbetteln, kann es sich freilich nit anmessen lassen.“

„Was ist denn das?“ fragte der Gendarm und zog aus der Fletzfuge einen eisernen Pechschaber hervor.

Der Krauthas tat ärgerlich. „Jetzt liegt alleweil noch die dumme Pechkratzen umeinander. Schon im vorigen Herbst hats ein Holzknecht, oder was er ist g'west, dagelassen.“

„Du Krauthas!“ rief der Gemeindefürstand und er tat's mit amtlich erhöhter Stimme. „Du weißt, daß das Pechschaben verboten ist. Ein Ameiseierhäfen hast auch dort unter dem Glump. Ich hab's schon gesehen. Umd wers nit sieht, der riechts. Daß das Ameisgraben verboten ist, weißt auch. Zweimal hab ich dir schon Verwarnung zugeschickt. Soll ich dich einsperren lassen?“

„Ich bitt, Herr Fürstand“, jammerte der Köhler und stand fast gebrochen da. „Wildern tu ich eh nimmer.“

„Ich glaubs. Weil gar kein Wildbrat mehr umlauft. Vom Pechern ist jetzt die Red! Und leicht noch von was anderem!“

hatte, der brachte eine Zipfelmütze mit. Sie wurden überall gut aufgenommen; die Gerhaltbuben als die Söhne des Fürstandes, der Försterfriedl, weil er der Försterfriedl war. Den hatte man seiner Lustigkeit wegen und weil er ein so hübscher, frischer Junge war, überall gern.

„Du Poldlhoferin“, bettelte in einem der Bauernhäuser ein Gerhaltbub, „magst nit mir auch ein paar geben?“

Seit wann man mit einem Ei nit mehr zufrieden wäre?

„Seit der Försterbub zwei kriegt.“

„Ei, der Dunner! Zwei hätt ich ihm geben, dem Friedl?“

„Wohl, wohl, zwei hast ihm geben, dem Friedl.“

„So muß ich mich narrisch vergriffen haben.“

„Vergreif dich noch einmal narrisch!“

„Ah, ich weiß schon, für seinen Bruder, den Studenten, ist eins vermeint gewesen.“

„Vermein halt meinem Bruder auch eins. Dem, der noch daheim ist.“

Da blieb der Jungbäuerin nichts anderes übrig, als auch dem Gerhaltsohne zwei Eier zu schenken. Der andere Gerhaltbub übte dieselbe Erpressung und sie mußte sich fügen, weil ihre heimliche Bevorzugung des Försterbuben an den Tag gekommen war.

So traten die Buben auch vor die Tür des Michelwirtshauses. Alle drei zusammen, mit gleichtönigen Stimmen, in der Art, wie Bauernleut' beten, sagten sie ihren Spruch auf:

„Die Glocken, die locken
Zur Osterfeier,
Wir locken, wir locken
Die roten Eier,
Bei schönen Dirnlein
Mit rotem Mund,
Frisch und gesund,
Frisch und gesund!“

Trat Frau Apollonia heraus, schaute die Burschen an und sprach mit gutem Humor leise: „Hätt nit denkt, daß die jungen Buben zu einer alten Frau kommen, Eier locken.“

„Nein, nein!“ riefen sie lustig, „zu der Helenerl kommen wir!“

Sollten halt ein bissel ins Haus kommen. Trat denn das Wirtstöchterlein mit dem Nähkorb vor, waren aber bloß etliche Leinwandflecke drin und ein Zwirnsträhnchen.

„Wird halt nix meh da sein“, sagte sie schelmisch und wühlte mit der Hand unter dem Zeug. „Habs schon all weggeben, seid halt zu spat kommen. Schau, schau, da ist noch eins!“ Sie zog ein rotes Ei hervor und schenkte es dem älteren Gerhaltsohn in sein Leinwandsäcklein.

für sich und zur Magenstärkung für andere. In Wahrheit gedachte er dem Krauthasen auf die Schliche zu kommen. Kaum der Krauthas in seiner Bedrängnis des Försters ansichtig wurde, tat er einen Freudenschrei und fiel vor ihm auf beide Knie. Und bat unter Händeringen um Hilfe. Man wolle ihm sein Restlein Habschaft wegnehmen, er sei ein blutarmer Teufel und müsse sich in die Ach legen, dort wo sie am tiefsten. Dem Förster war es bald hinterlegt, daß er hier den Pechschaber und Ameisengraber vor sich habe. Doch eben, weil man den Mann nun hatte, der auch gar nicht weiter leugnete, war sein Zorn verraucht. Jetzt konnte man sich vor ihm ja leicht schützen. Der Schlucker tat ihm schon leid.

Als der Gendarm den Krauthasen nun fesseln wollte, um ihn bequemer einführen zu können, brummte der Fürsteher: Ist eigentlich eine dumme Gschicht. Jetzt gehen wieder die gerichtlichen Scherereien an." Und sagte der Förster: „Ich denk', meine Herren, das tun wir nicht. Im Kotter wird der Mensch zwar älter, aber nicht besser. Das Brennen kann ich ihm nicht erlauben und nicht verbieten; ist Sache des hochgebornen Herrn Staates, zu wachen, daß die Grafen und Juden in Galizien in ihrem Erwerb nicht geschädigt werden. Aber die Ameishaufenschleiferei und die Pechschaberei ist meine Sach und die soll ihm für diesmal geschenkt sein. Viel wird er's nimmer treiben. In etlichen Tagen, bis diese Meiler abgekohlt sind, soll er schauen, daß er weiterkommt!"

Damit war der Krauthas freigesprochen und davongejagt.

Locken, locken, Eier locken!

In Eustachen und weiter herum ist es Sitte, daß zur Osterzeit in allen Häusern, wo es junge und auch ältere Dirnlein gibt, Eier hartgekocht und rot gefärbt werden. Die Hühner tun um diese Zeit das ihrige. Jede hat ihr besonderes, von der Hausmutter sorgsam gehütetes Nest, wo sie jeden Tag oder jeden zweiten Tag ihr Ei legt. Und wenn eine ihre Frucht an unbekannter Stelle ablegt, so gackert sie nachher so heftig und lange, bis auch dieses „vertragene" Ei aufgefunden wird. Da brauchen in einem hühnerreichen Hof die Leute bloß zu sammeln. Nun, und um die Osterzeit werden solche Eier in kochendem Wasser mit Farbstoff rot gefärbt. Manch eine Maid hält einen ganzen Nähkorb voll roter Eier bereit und wartet auf die Eierlocker. Denn die jungen und älteren Knaben, zu einzeln oder in Gruppen, gehen um diese Zeit von Haus zu Haus „Eier locken".

So hatte der Friedel sich zu den Gerhaltbuben gesellt. An den Osternachmittagen zogen sie von Haus zu Haus, sagten vor der Tür ihr Sprüchlein her und hielten ihre Leinwandsäcklein auf. Wer kein Säcklein

und dabei weitere Beute zu machen, die üblichen Eierspiele. Sie rollten die Eier über den Bretterboden hin, um mit dem einen das andere zu treffen. Der eine versteckte das Ei im Heu und die anderem mußten es suchen. Der eine hielt in halbgeschlossener Faust das Ei hin und der andere schleuderte ein Zweihellerstück darauf, um es mit der Schneide zu treffen. Dann wieder stellten sich zwei Burschen hin und tutschten mit den Spitzseiten zwei Eier zusammen. Wessen Ei bei solchen Spielen unverletzt blieb, der war Herr auch des zerschlagenen.

Der Friedl hatte das seine vom Wirtshaus nicht aufs Spiel gesetzt, sondern es mit dem Sacktuch umwickelt in der Tasche geborgen, und mit den übrigen gewann er so viel, daß er die Kameraden einladen konnte zu einem Eierschmaus, wobei die versehrten Stücke völlig entschält und die hartgesottenen, glänzend weißen Eierleiber, Eiweiß und Dotter mit Salz verzehrt wurden. Die Gerhaltbuben hatten in einem früheren Jahre einmal die Erfahrung gemacht, wie weit das gehen dürfe mit dem Verzehren harter Eier, so ließen sie es mit vier oder fünf Stücken gut sein, die übrigen schenkten sie kleinen Buben, die beim Eierlocken noch nicht so glücklich gewesen waren als die großen.

Als der Friedl heimwärts ging, traf er auf der Straße den Kruspel, der wollte ihm Eier abbetteln. Da sagte der Försterbub spottweise: „Willst ihrer haben, so geh selber locken. Kannst auch bei der Michelwirtstochter anfragen. Vielleicht kriegst wieder was.“

Da fuhr der Straßenschotterer wütend auf ihn los.

Der Bauernfeiertag.

Am Osterdienstag ging's wieder ausgelassen her beim Schwarzen Michel in Eustachen. Der Osterdienstag ist einer jener Bauernfeiertage, an denen die Leute nicht arbeiten und auch nicht fromm sein wollen.

„Die Kleinfeiertagssünden hab ich allerweil am liebsten!“ rief ein derber Bauernknecht in der Wirtsstube und setzte sich zwischen zwei dralle Mägde, an deren Wangen weniger die Jugend als der Wein blühte. Beim anderen Tisch spielten ihrer etliche Bauern Karten. Mit dem „Zwicken“ hatten sie angefangen, mit dem „Einundzwanzigerln“ wollten sie weiter tun. Der Michel nahm ihnen das Kartenbüschel auf. Sie meinten, er wolle es mischen, aber er steckte es in die Tasche. „Das Einundzwanzigerln, meine lieben Leut, das ist streng verboten. Wer's nit glaubt, der soll die Polizeiordnung fragen, sie hängt an der Tür.“

„Laß sie hängen. Die Polizeiordnung brauchen wir nit und deine Karten auch nit!“ Scharf rief es einer und zog aus seinem Rocksack ein anderes Kartenbüschel.

Bettelte der jüngere, sie möchte suchen; es wäre gewiß noch eins drinn.

„Glaub kaum", sagte sie, „ist keins meh da." Sie grub mit der Hand unter dem Zeug. „Richtig, da hats noch was!" Aber als sie es hervorzog, war es ein Zwirnknäuel.

„Geh, Dirndel, eins ist schon noch drinnen", schmeichelte er. „Locken, locken, Eier locken!"

Brachte sie schließlich noch eins zum Vorschein und legte es dem jüngeren Gerhaltsohn in die Zipfelmütze, gar behutsam, daß die, so schon drinn waren, nicht Schaden litten.

„Und jetzt, jetzt geht nur wieder um ein Häusel weiter."

. . . „Ich nix?" fragte der Friedl. „Locken, locken, Eier locken!"

„Aber Tschapperl, wenn ich nix meh hab!"

Das glaubte er nicht. „Eins hast schon noch, Helenerl", flüsterte er und machte einen „Krückerlmund", wie Kinder, wenn ihnen zum Weinen ist. „Schau, Dirndl, — schau! Für mich hast schon noch eins. — Laß mich suchen!"

„Ihrer ein Dutzend hab ich ghabt", versicherte sie. „All seins weg."

„Laß mich selber suchen. Ich find noch eins!"

„Nau — wenn du noch eins findest, so such halt."

Er wühlte im Nähzeug. „Au weh!" rief er plötzlich und zuckte zurück. Am Nadelkissen hatte er sich in den Finger gestochen. Da wurde er hell ausgelacht. Aber als sie abziehen wollten, winkte die Helenerl dem Friedl mit den Augen, ganz flüchtig, wie ein Blitzchen. Der Försterbub verstand und blieb noch ein wenig allein im Vorhause stehen, bis sie aus der Kammer trat mit einem roten Ei, wunderschön kirschrot, schöner wie die anderen. Sie steckte ihm's rasch zu: „Friedl, das ist für dich extra eins, für dich ganz allein!" und schlüpfte davon wie ein Vöglein.

Einen Juchschrei hat der Bursch getan, als er über den Antrittstein der Tür hinaussprang. Die Kameraden hatten seine Beglückung nicht wahrgenommen. Sie neckten ihn, daß er abgeblitzt wäre, er trällerte lustig:

„Wir locken, wir locken
Die roten Eier
Bei schönen Dirndlein
Mit rotem Mund!"

Als die Häuser, in denen etwas zu erhoffen, abgegangen waren, wobei es noch mancherlei Schalkerei gegeben, eilten die drei Burschen in eine Heuscheune, denn es regnete. Dort sollte der große Eierschmaus stattfinden. Sie machten behutsam ihre Säcklein auf und zählen die Beute. Und begannen nun, um die Dinger auf ergötzliche Art zu zerbrechen

Bei diesem Eingeständnis verfiel der Weber in ein solches Selbsterbarmen, daß der Michel schelmisch seinen Kopf zwischen die Schultern niederzog, die Lippen über die Zähne einkniff und mit dünner Greisenstimme zu singen begann:

„Der Wirt is mei bester Freund,
s Weib is mei größter Feind,
Daß doch de Weiber
So zwider mögn sei!"

Allsogleich sangen es an den Tischen mehrere nach unter der Melodie eines Wallfahrerliedes und kreischend wurde es wiederholt:

„Und daß doch de Weiber, de Weiber, de Weiber
So zwider mögn sei!"

Durch den Küchenschuber kam fortwährend dampfende, duftende Gottesgab' herein: Braten, Triet, Kuttelfleck, Lüngerln, Kaffee. Und fiel es dem Michel ein: Während wir da das närrische Spottlied lärmen, ist die Frau ununterbrochen mit Fleiß und Sorge tätig, daß die Gäste befriedigt werden. Und wann denn eigentlich ihm, dem Michel, die Frau Apollonia Anlaß gegeben habe, solche Liedeln laut zu machen? Auch seine brave, gute Hausfrau mitzubeschimpfen, um die besoffene Bande zu unterhalten? Ein Grausen befiel ihn. Den Hausknecht rief er: „Poldl, geh bind die weiß Schürzen um und hilf der Kellnerin einschenken. Ich hab ein Weg zu machen." Holte in seiner Stube Rock und Hut und ging davon.

Die Luft war feucht und kühl, es hatte geregnet. Eine friedsame Stille, und dieses leichte, reine Atmen! Wie töricht, in einem dumpfen stinkenden Kasten zu sitzen, zu schreien, zu fluchen, zu schweinigeln, sich krank zu fressen, sich zur Bestie niederzusaufen! Und das nennen sie Feiertag, das ist ein Bauernfeiertag! —

Am Dorfende, wo die Landstraße hinausführt über die braunen Felder, die stellenweise anhuben zu grünen, arbeitete der Kruspel. Mit einer eisernen Krücke kraute er den Straßenkot ab, um ihn dann auf der Schiebtruhe wegzuschaffen. Da dachte der Michel: Das ist zwar eine Dreckarbeit, aber ist Arbeit. Und noch dazu eine ehrliche. Ich bin der Wirt zum Schwarzen Michel, vor dem alle den Hut rucken, und meine Arbeit weist nicht so viel Rechtschaffenes auf, wie die da von dem Straßenputzer. Der schafft den Dreck weg, ich sammle ihn an, eine ganze Stuben voll. Und muß den Kasperl spielen, damit dieser Unflat auch genügend Kurzweil hat. Wegen der paar Groschen da! Ekelhaft. Vor Zeiten, da die Straßen noch voller Leute und Fuhrwerk sind gewesen, ja, da haben solche Wirtshäuser auch was Ordentliches vorgestellt. Und die Wirte schon auch. Ihre Schilder über dem Tor sind ferme Adelswappen gewesen. Mein Vater, Michel Schwarzaug wie ich!

„Brav bist“, lachten dem die andern zu, „ein guter Christ tragt sein Gebetbüchel immer im Sack bei sich. Also, na vorwärts! Ausgeben!“

Bei einem dritten Tisch hatten sie gewürfelt und waren dabei strittig geworden. Der Wirt trachtete, sie zu beruhigen. Einem besoffenen Schneider verweigerte er weiteren Trank. Da wollte ihm der äußerst Gekränkte das leere Bierglas an den Kopf werfen.

„An den harten Steirerschädel? Schad ums Glas“, lachte ein anderer und nahm es dem Betrunkenen weg. Da fuhr der Schneider so heldenhaft auf, als wollte er einen Mord begehen, stolperte aber an dem Tischpfosten und fiel um.

Das beste Mittel, die wilden Tiere zu zähmen, war fast allemal, wenn der Michel zur Zither griff; doch heute waren ihnen seine Lieder nicht „geschmalzen“ genug. Almlieder, Jägerlieder — fades Zeug. Da wußten sie selber was „Feineres“. Und brachten Unflätigkeiten vor.

Am Tischlein neben dem Uhrkasten saß ein ältliches Ehepaar, das wollte seinen häuslichen Zank abwechslungsweise einmal im Wirtshaus abwickeln. So oft er aus seinem Glase einen Trunk tat, fiel sie ihm in die Hand: „Sein laß! Hast eh schon zu viel!“ Und keifte ihm ins Gesicht hinein, dieweilen er mit der Faust vor ihrer Nase fuchtelte.

Immer noch mehr Leute kamen. Die Stube war schon voller Dunst und Tabakqualm, Gelächter und Geschrei und Gefluche darunter. Die Kellnerin eilte hin und her, aus und ein: „Was schaffens? Bier, Wein, weißen, schwarzen? Kuttelfleck, Rostbraten, Kälbernes?“ Doch die Stimmung war schon weniger für „Kuttelfleck“ als fürs Fluchen, Zündeln und Raufen.

„Ich weiß nit“, sagte das buckelige Weberlein aus Ruppersbach, das an der Ofenbank saß, zutraulich zum Michel, „wegen warum die Leut gar a so tun schimpfen. Ist eh so viel gemütlich im Wirtshaus. Wär eh so viel gemütlich, wenn die Leut nit alleweil taten schimpfen. Warm ists schön. s Weinl ist gut, schön plauschen kann man miteinand und ein Fried hätt ma, wenn d Leut nit alleweil taten schimpfen.“

„Recht hast, Weber“, gab der Michel bei, „ja, wenn halt all' so wären wie du, selm wohl, selm!“

Wurde der Kleine noch zutraulicher und lispelte: „Gelt, Michel, wenn sie kommt, wenn sie gach kommt, du tust mich verstecken?“

„Wer soll denn kommen?“

„Meine Alte, mein du! Bin nit ein Augenblick sicher, gelt, du bist so gut und sagst, ich bin nit da. Dir glaubt sie's schon. Mir tat sie's nit glauben. Mir tut sie gar nix glauben. Mich tut sie ausgreinen“, gestand er weinerlich. „Mein lieber Michel, du glaubst es nit! Alleweil, den ganzen Tag tut sie greinen.“

bildung, paar besoffene Bauern da, haben's eh hart auf der Welt, die Bergbauern, nix Gutes. Bisweilen eine Sauerei, wenn sie sich dabei unterhalten. Warum nit! Ist ihnen zu gunnen. So muß man sich denken; aber Schandbares nix, nur nix Schandbares einbilden. Bissel ehrbar sollt's wohl hergehen im Kopf und im Haus, wenn man schon meint, daß eins ist. Aus den schwarzen Micheln ist ein blondes, blauäugiges Dirndel worden, mit den Schwarzaugen ist's aus. Aber auch ums Blauäuglein herum — wenn man sich schon einbildet, daß eins ist — muß es ehrbar hergehen.

Er war dort, wo die Straße auf einer langen Holzbrücke über die Mur führt, hinauf gegen Sandau und Sandeben. An der Brücke kehrte er um; aber nicht mehr auf der Straße ging er zurück, sondern am Fußsteig, den Fluß entlang. Er schaute ins Wasser, wie es in hohen braunen Wellen daherwogt mit stiller Gewalt, ohne Rauschen und Brausen. Aber der Boden dröhnt leise. Ist es der Regentage wegen oder ist im Hochgebirge schon die Schneeschmelze eingetreten? Auf einem Uferstein sitzt ein fremder Mensch im schwarzen Gewand und hält die Angelstange über das Wasser hinaus, zieht sie aber nie in die Höhe. Der Michel steht hinter einer Weide und schaut dem Fischer zu, will just einmal wissen, wie lange bei Fischern die Geduld vorhält. Ja — sie hält bei Fischern länger vor als bei Wirten, der Mensch sitzt unbeweglich da und hält die Stange unbeweglich hinaus. Da tritt der Michel ihm nahe und spricht mit Fröhlichkeit: „Ja, will denn gar nix anbeißen?"

Der Fischer schaut nicht erst um, wer es sei, der da fragt, gleichgiltig gibt er zur Antwort: „Anbeißen schon, aber s ist allemal nur ein Fisch."

„Ja, mein Lieber, was wollt Ihr denn sonst fischen?"

„Menschen —"

Der Michel schüttelte seinen schwarzlockigen Kopf und ging seines Weges. Den Mann hatte er nicht gekannt. Menschen will er fischen, wie Petrus, vielleicht auf der Straße oder in Wirtshäusern? Gut. Aber aus dem Wasser Menschen! . . .

Der Einbildung hing er noch lange nach. Dann wollte er durch die Au und das Lärchenwäldchen ins Dorf zurückkehren. Allein hier war das Wasser ausgetreten und aus dem trüben Spiegel standen die Bäume auf. Er mußte wieder zur Straße hinüber. Dort setzte sein Sinnen neuerdings bei den schwarzen Micheln ein und wieder mündete es beim blonden Mädel aus. Was wird die einmal für einen fischen? Na, die fischt nicht, im Gegenteil, daß sie nur nicht einmal wo anbeißt! Angeln tun ihrer etliche. Seit einiger Zeit beobachtet er heimlich. Sie ist das stille, heitere Dirndel wie immer. Ahnt es gar nicht, wie sie

Ha, lachen muß ich! Der hat sich auf den Schwarzen Michel einen Kren eingebildet. Beim Wirtshaus ist das Schild die Hauptsach', hat er gern gesagt. Seit einhundertdreißig Jahren sind die Schwarzaugen auf diesem Einkehrhaus und seit so lange heißt's zum Schwarzen Michel; hat jeder Bub, der das Haus übernommen, Michel heißen und schwarz Aug' und Haar haben müssen. Und wenn ich blond wär' gewesen, hätt' er mich verjagt, wie ein strohgelber Bruder meines Großvaters verjagt worden ist. Das Schild, ja, das ist rein geblieben derweil. Aber das Einkehrhaus will zu einer Lumpenschenke werden. Dazu paß ich nimmer und mein Weib auch nicht und die Helenerl schon gar nicht. Wenn's ein Touristenwirtshaus wäre, ein Alpenhospiz. Wo die harten Stein- und Eisberge, die wilden Wetter Wacht halten, heilige Wacht in der Hochwildnis, daß keine Sündhaftigkeit und kein Frevel mag aufkommen. So ein Bergwirt in der Einsam, zu dem nur die fröhlich-frommen Naturanbeter hinaufsteigen, was kann er schaffen, wie vielen Leuten kann er Gutes tun und wie dankbar sind sie für die Heimstatt, für die wirtliche Sorgfalt in des Wetters Unbill und in den Gefahren der Hochtouren.

So sann der Michel. Mit Wehmut fast erinnerte er sich ans alte Hospiz auf dem Hohen Tauern, wo er einmal eine Weile Kellnerjunge gewesen. Das ganze Haus stand im Dienste der Nächstenliebe. Immer die geheizte Stube, die warme Suppe, wartend auf den erschöpften halberstarrten Ankömmling. Immer stieg jemand auf den Moränen umher, sah und horchte hinab in die Kare, in die Wände, in das Eis, ob nicht etwa jemand in Not sei. Aus vielen Ländern kamen hochgemute Menschen zusammen, fanden sich gegenseitig brüderlich bereit zum Beistand. Alles war lautere Kraftfreude, Naturfreude. Am Abend mahnte der Wirt beizeiten die Gäste zu Bette, auf daß sie am nächsten Frühmorgen mit frischer Begeisterung des Hochgebirges Herrlichkeit genießen und feiern konnten. Ja, da weiß der Wirt, wozu er auf der Welt ist.

„Na, Michelwirt!“ sagte er laut zu sich selbst. „Für so was bist du zu alt. Angehender Fünfziger, da zahlt sich keine große Veränderung mehr aus.“

Damit war aber sein Sinnen nicht zu Ende. Das spann sich weiter: Zuletzt ist eins wies andere. Wie sich's der Mensch einbildet, nit anders. Wie er sich's einbildet. Ja, wenn's so wär', daß der Mensch sein Leben, wenn es aus ist, allemal beim Anfang wieder beginnen könnt'! Und wiederholen, eins wie's anderemal, ganz gleich. Nachher möcht' sich's schon auszahlen, daß man betrübt wär' um das verpfuschte Leben, das sich immer gleich verpfuscht wiederholt. Nachher schon. Aber so nit. So zahlt sich's nit aus, daß sich einer abgrimmt wegen der paar Jahrln da. Vorher nix und nachher auch nix. Bissel Ein-

nicht warum, aber hatten ihn. „Ja, Leuteln, was machts denn da!?“ lachte er. Mit gellendem und mit heiserem Geschrei wollten sie ihm die Ursachen des Streites beibringen; jeder war der Unschuldige und alle anderen waren die Lumpen und Hunde und Ochsen. Jeder rief den Wirt zum Schiedsrichter an und verlangte, daß er die anderen durchhauen helfe, wenigstens durchhauen lasse. Blut gab es auch schon, einstweilen nur aus den Nasen.

„Aber Nachbarn und Kameraden“, rief der Wirt, „wenn ich vermitteln soll, so muß der Handel erst ruhig besprochen werden. Das wollen wir auf dem Anger draußen machen. In der Stuben ist mir die Luft zu schlecht.“

Schreiend und lallend torkelten sie über die Schwellen hinaus und als alle draußen waren, schrie ihnen der Michel nach: „Geht heim und schlaft euch aus!“ Und warf hinter ihnen die Tür ins Schloß.

So ist der Bauernfeiertag würdig beschlossen worden.

Zwei Knaben gehen aus bei der Nacht.

Es war tiefnächtig. Elias lag im Bette und seine frommen Betrachtungen über den Schlaf gingen in diesen über und wurden Träume. Da kam der Friedel nach Hause. Manchmal schon war er nächtig heimgekommen, aber so vorsichtig hatte er die Tür noch nie auf- und zugemacht, so leise war er wohl noch nie durch die Stube geschlichen. Ohne Licht zu machen zog er sich aus, pferchte das Gewand auf dem Boden seines Kastens zusammen und suchte seine Werktagskleider hervor für den morgigen Tag. Niemand sollte es wissen, was ihm passiert war. Dann aber schrie er aus dem Schlafe auf, so laut, daß Elias wach wurde. Der glaubte, den Namen Kruspel gehört zu haben. Am nächsten Morgen fiel es ihm auf, daß der Friedel nicht lustig war, daß er etwas blasse Wangen hatte und am Kinn eine Hautabschürfung.

„Fehlt dir was, Friedl?“ fragte er.

„Halts zsamm!“ schnauzte ihn der Bruder ab. Weiter nichts, aß seine Rahmsuppe, nahm das Beil über die Achsel und ging davon. Darüber war Elias den ganzen Tag gedrückt. Er hatte sich in Schulgegenständen Wiederholungen auferlegt; aber im Latein stand der Friedl mit vergrämtem Gesicht, in der Mathematik stand der Friedel schweigsam und finster, das eiserne Beil auf der Schulter. Elias hatte Angst und wußte doch wieder nicht warum. Sind ja so viele Leute ungut aufgelegt, wenn nach einer Reihe von Feiertagen wieder der Werktag kommt. Warum soll denn just der Friedl immer lustig sein! Und hat er ihn nicht schon selbst zu größerer Ernsthaftigkeit ermahnt, wenn er zu lustig war? Und warum soll er nicht das Beil auf die Achsel nehmen, wenn er in den Holzschlag geht? Da nahm sich der Junge

von den Augen junger Männer aufgegabelt wird. Es wäre freilich ein leichtes Anheiraten, ein herziges Weibchen kriegen und ein angesehenes Wirtshaus dazu; das berufenste in der ganzen Gegend von Löwenburg bis in die Sandau hinauf. Sie wird keine schlechte Auswahl haben, ja, sie müßte eigentlich schon drauf gekommen sein und wird's auch. Oh, du stilles Wasser du!

Und war es, daß der Michel schon in der nächsten Viertelstunde zweien Verehrern seines Töchterleins begegnen sollte. Mitten auf der Straße waren zwei Burschen aufeinander geraten, ineinander verschlungen zu einem heftigen Ringen. Der eine suchte den anderen von sich zu schleudern, der andere klammerte sich an den einen fest und wollte ihm ein Bein stellen. So fuhren sie wie ein wildes Tier mit vier Beinen quer auf der Straße hin und wieder, strampfend, schnaufend — wortlos. Es waren der Straßenarbeiter Kruspel und Försters Friedl. Der Michel, der von den Ringenden nicht bemerkt wurde, schaute wohlgefällig zu. Buben müssen raufen, das macht sie stark und mutig. Und der Stärkere wird wohl der Försterische sein! Er war es nicht, wenigstens nicht der Abgefeimtere. Plötzlich lag er, durch eine tückische Wendung hingeschleudert, daß der Straßenkot hoch aufspritzte. Der Kruspel ließ aber nicht ab, er stürzte sich auf den Unterliegenden, stemmte ihm die Knie in den Magen, krampfte seine Finger in die Gurgel und würgte ihn. Als er den Michelwirt gewahrte, wie dieser fluchend herbeisprang, stieß er dem Försterischen noch rasch die Faust ins Gesicht, ließ los und flüchtete sich mit großen Sätzen in den Lärchenschachen.

Der Friedl sprang auf und wollte jenem nach oder davonlaufen. Gerade vor dem Michelwirt, denn er schämte sich, unterlegen zu sein.

„Oho!" rief der Wirt und fing ihn ab. „Im jetzigen Festanzug kannst nit heim. Komm, wir gehen durch den hinteren Hof ins Haus und in meiner Stuben ziehst du einen anderen Menschen an."

Der Friedl, der sich erst den Lehm aus dem Mund sprühen, aus den Augen reiben mußte, sah es wohl ein, daß er in seiner schmutztriefenden Gestalt für alles unmöglich war; er flüchtete sich in das ihm vorgeschlagene Versteck, um sich in den Jägeranzug des Wirtes zu hüllen. Der Wirt selbst hatte stark im Gastzimmer zu tun. Dort waren sie während seiner Abwesenheit glücklich raufend geworden und hieben mit Fäusten und einstweilen noch zugeklappten Messern aufeinander. Die Weibsleute hatten sich in die Küche eingesperrt. Der Hausknecht versuchte, den Frieden mit einem Heugabelstiel herzustellen. Den Stiel fing ihm ein Bauernbengel ab und wollte dann den Hausknecht behandeln wie ein Fuder Heu, da trachtete dieser seiner eigenen Sicherheit zu. Mitten ins Gepolter hinein trat nun der Michel. Da duckten sie ein wenig ab. Vor dem kleinen schwarzen Mann hatten sie Respekt. Wußten

„Ich denke, mein Lieber, der Wegmacherbub wird was für sie leiden müssen, dann werde ich froh sein.“ Er biß die Zähne aufeinander, daß sie knirschten.

„Aber Friedl“, sagte Elias, „wer wird sich denn wegen solcher Sachen so giften! Hast ja selber den Schaden vom Giften. Der Kruspel lacht, wenn er's erfährt, daß er dich so wurmen kann. Der Wegmacherbub ist Luft und sonst gar nichts, so mußt du denken. Und dir nichts machen aus ihm. Hernach gift't er sich.“

„Großartig, wie du gescheit bist, Student!“

„Mein Gott, ich gescheit!“ antwortete Elias einfältig. „Wie soll denn ich gescheit sein können! Hab' noch nichts erlebt. Kann mir wohl denken, daß es schwer sein wird, zu verzeihen, wenn einer so was am eigenen Leib erfahren hat. Aber schau, der Christ muß sich was gefallen lassen können. Bist ja im größten Vorteil. Denke, wenn du so gemein wärest, wie der Kruspel, das wär ein Jammer! Er ist ein starkes Tier und hat dich auf den Erdboden geworfen. Du bist ein starker Mensch und stehst wieder auf. Und gehst deines Weges und bist still und vergißt. Hättest du denn keine Freude an dir, wenn du so sein könntest? Gib dich zur Ruh' und denke, daß auch der Herr Jesus hat unschuldig müssen leiden. Was dem Menschen kommt, das soll er mannbar ertragen und still sein. s ist ja bald vorbei. Denke, Fridolin, auf dieser Welt währt's nicht lang und nachher, wie wird der Kruspel in der Ewigkeit ein armseliger Wurm sein und du ein schöner Engel!“

„Weißt du,“ sagte jetzt der Friedl, „meinetwegen mag der Wegmacherbub nachher auch Engel sein, nur Prügel muß er jetzt kriegen. Geh in dein Bett, du frommes Knäblein du, auf deine Christenlehr kommt mir der Schlaf. Gute Nacht!“

Das ist in derselben Nacht gesprochen worden, dann schliefen sie ein und der Mond legte seine blassen Fenstertafeln auf die Dielen hin und der nächtliche Frieden lag über den beiden jungen Herzen, in welchen die Sanftmut und die Rache wohnten.

Dann kam wieder ein Tag und wieder eine Nacht. Der Friedl hatte seines Feindes nicht wieder erwähnt, er war nicht heiter, aber auch nicht mehr finster. Elias war voll Beseligung darüber, daß sein Zureden beruhigt hatte. Aber ganz wie sonst war der Bruder doch nicht. Da ist es in einer Nacht gewesen, daß Elias plötzlich erwacht. Draußen in der Vorstube ein Geräusch, als ob jemand etwas vom Wandnagel herabgenommen hätte. Elias schaute auf das Bett seines Bruders hin, der Mond schien auf das weiße Linnen, es lag wulstig zurückgeworfen, der Friedl war nicht da. Der Junge sprang rasch auf und zog sich an, auch Stiefel und Hut, und ging hinaus. In der Vor-

vor, recht besonders lieb zu sein mit seinem Bruder, wenn er am Abend zurückkommt von der Arbeit.

Um die gewöhnliche Stunde kam er zurück, aber nicht mit einem Scherzgruß, wie er sonst die Seinen zu begrüßen pflegte. So wortkarg war er beim Abendessen, daß ihm der Vater fragte: „Ist dir was, Friedl?"

„Nein!"

Bald ging er zu Bette, lag so ruhig, als ob er schlafe. Aber plötzlich, als längst alles still geworden war im Hause, sagte der Friedl halblaut und kalt: „Den Kruspel muß ich umbringen."

Elias hatte es gehört. Hatte es schrecklich verstanden und doch nicht verstanden. Er stand auf, zog sich an und setzte sich ans Bett zu Häupten des Bruders. Dort blieb er unbeweglich sitzen, wohl eine Stunde lang. Zu den Fenstern schien der Mond herein. Elias wußte nicht, was das war. Er betete. Dann legte er seine kühle Hand ganz leicht auf das Haupt Friedls.

„Geh schlafen", sagte dieser, „umbringen nit, aber ein Denkzettel soll der kriegen!"

Wagte es der Student und fragte beklommen: „Friedl, was hats denn gegeben?"

Der Friedl richtete sich im Bette auf. — „Vorgestern, ich will heim gehen vom Eierlocken. Beim lichten Tag ists noch. Auf der Straße, bei dem Lärchenschachen der Wegmacherbub. Wir warteln. Er springt her, packt mich an. Ich wehr mich, er schlägt mir das Bein aus, würgt mich, stoßt mir die Faust ins Gesicht — zweimal, das für die Helenerl sagt er, und das für dich! Der Michelwirt ist just daher gegangen, da lauft er davon."

Der Friedl krümmte sich zusammen und dann stieß er zwischen den Zähnen hervor: „Und ich bring ihn doch um."

„Also gerauft habt ihr," sagte Elias völlig erleichtert.

„Raufen nennst du das, wo er das Mädel mißhandelt. Gerade so gut wie sie persönlich. Wenn er einmal sagt: das ist für die Helenerl! Weil sie ihn damals gezüchtigt hat, so hat er ihr jetzt die dreckige Faust ins Gesicht gestoßen, dieser Schandbub, dieser Straßenräuber! Dieser Erzgalgenstrick!"

Elias war beinahe froh, daß der Bruder endlich fluchte. Das in Wut halberstickte Erzählen ohne allen Schimpf war ihm unheimlicher gewesen.

Mußt denken, Friedl, sie hat nix davon gespürt."

„Gespürt? Dummian! An dem ists ja nit!"

„Weiß sie was davon?"

„Der Narr bin ich nit, daß ich ihrs hätt gesagt."

„Nun schau, wenn sie nichts davon weiß! Und bist du nicht froh, daß du was für sie hast leiden können?"

Gesicht schrie: „Du dummes Schaf!“ und langsam dahinsüffelte über die taunasse Wiese.

Elias ging mit seiner Trophäe wieder ins Hochtal hinein, dem Forsthause zu. Das „dumme Schaf“ machte ihm gar nichts. Er nahm es für eine Umschreibung des einfältigen Schäfleins, das ja der Christ sein soll. Er kam sich bedeutend vor! Wie ein tapferer Kämpfer, wie ein eifriger Seelsorger. Über den dunklen Bergen lichtete sich der Himmel. Es war der Morgen da. Über die Ach geschritten, versteckte der Junge das Gewehr unter dem Brückenkopf, und wie er aus dem Hause geschlichen war, so wollte er wieder hineinschleichen. Es war ja natürlich, daß von dieser Geschichte niemand etwas erfahren dürfe. Aber es kam anders, als er sich das gedacht hatte.

Ein Weilchen nach Mitternacht hatte die alte Sali an die Schlafzimmertüre des Försters geklopft. Ob er nichts höre? rief sie durch das Holz, im Hause sei ein Unfrieden, vom Vorboden her habe sie etwas vernommen und das Haustor habe sie gehen gehört.

„Hast es abends gut zugesperrt?“

„Zweimal den Schlüssel um.“

„So kann niemand hereingegangen sein.“

„Aber, Herr Rufmann, was hilft denn das! Wenn ich was gehört hab!“

„Wenn was wär, so müßt sich der Waldl gemeldet haben“, meinte der Förster. „Geh einmal hinaus und schau nach.“

„Wer, ich?“ entgegnete sie durch die halbgeöffnete Tür zischelnd, zitternd vor Erregung und Angst. „Nit ums Halsabschneiden!“

„Das wär was Neues, Sali!“

„Ich bin aufgenommen für meine Dienste, Herr Oberförster, aber nit für solche Sachen bei der Nacht!“ „Oberförster“, sagte die Alte, da mußte sie schon arg gereizt sein.

Also stand Rufmann auf und ging hinaus. Das Tor war nicht versperrt, nur angelehnt. Da fiel es ihm ein: Der Friedl! Am Ende geht dieser Racker aus! Er polterte die Treppe hinauf und in die Schlafstube seiner Söhne. Richtig! Friedls Bett ist leer. Der wagt was! Sollt's schon der Vater nicht wahrnehmen, so nimmt's der Student wahr. Und vor diesem schämt er sich nicht? — Er hielt den Leuchter über das andere Bett. Auch der junge Theolog ist nicht da ..... Jetzt war auch die Sali erschienen. Als sie den Förster vor den leeren Betten stehen sah, starr vor Verblüffung, da eilte sie die Treppe herab, klammerte die Finger aneinander, indem sie dachte: Jetzt hab ich was angstellt!

„Eierlocken werden sie sein gangen“, rief sie nachher.

„Ja freilich, Eierlocken! Jetzt bei der Nacht! Weiberleutschmecker sein s! All zwei. Der jung Lecker auch schon, das krank Buberl! Ja,

stube ein Blick an die Wand, wo das Schrotgewehr zu hängen pflegte, das war nicht da. In der nächsten Minute eilte Elias über die Brücke der rauschenden Ach und auf dem Wege dahin gegen Eustachen. Was kann er sonst wollen bei der Nacht? Da gibt's ein Leben zu retten! Nicht an das Leben des Wegmacherbuben dachte er, als er eilte, mehr laufend als gehend. Das Leben seines Bruders, das zeitliche und das ewige! Das ist schon wert, daß sich einer die Lunge zu Tode lauft. So viel wird schon übrig bleiben, um ihn zu beschwören: Bei dem Andenken unserer Mutter, tu's nicht! Der Friedl hatte sie ja noch gekannt, fünf Jahre lang war sie bei ihm gewesen, hatte ihn hundertmal geküßt und gesegnet. Er kann's nicht tun. Mutter im Himmel, bitt für ihn bei Gott zu dieser Stunde! Der Vollmond, der sein weißes Licht so mild vom Himmel gießt, das ist ein Gnadenstrom! — Schon war Elias am Wegkreuze, wo das Hochtal in den Murboden ausweitet und hatte ihn noch nicht eingeholt. Hatte der Friedl den Fußsteig über die Böschung am Waldrande genommen? Dann muß er ihn an der Wegzweigung treffen. Der Kruspel wohnt bei seiner Base in der Lechnerhütte. Also quer über die Wiese hin? Da hört er Schritte, er horcht, er weiß noch nicht, woher, sie tapfen nur so in der Luft; vom Waldrande herab kommt eine schmale, lange Gestalt, gespensterhaft lang, denn es war ein Mann und sein Schatten, die sich in gerader Linie fortsetzten. Elias ging ihm langsam entgegen.

„Wer ist's?" fragte Friedl erschrocken.

Der Student antwortete nicht, trat an den Bruder entschlossen heran und langte nach dessen Gewehr. Sie rangen. Schweigend rangen sie um die Waffe, nicht heftig oder zornig, nur zähe und überlegsam, scheinbar fast gemütlich. Aber die Arme, die sich gegenseitig zu biegen, zu fassen, abzuwehren suchten, waren stramm gespannt. Nach einer Weile standen sie still und schnauften. Elias hielt seinen Bruder am Rockflügel fest.

„Gib mir das Gewehr, Friedl!" sagte er halb drohend, halb bittend.

Der Friedl war ein wenig überrascht von der Kraft des schlanken Burschen, obschon er selbst ihm seine zwanzigjährige Gewalt noch nicht eigentlich hatte spüren lassen. Er hatte nur den Angreifer vor sich festzuhalten, das Gewehr aber hinter dem Rücken zu bergen. Da machte Elias plötzlich einen Sprung, erfaßte den Riemen, im nächsten Augenblicke wurde die Waffe festgehalten von vier Händen, da knallte es und die Schrotte sausten in die Luft hinaus. Damit hatte der Kampf ein Ende. Der Friedl ließ die Waffe los, was sollte sie ihm auch, er hatte keine Ladung für einen zweiten Schuß; seinen Ärger wußte er nicht anders anzubringen, als daß er dem Studenten mit aller Macht ins

Der Friedl war vorher vom Waldweg herabgekommen. An der Hausecke hatte er gehorcht und als er nun merkte, was es gab, trat er vor. Der Förster fuhr ihn derb an, wo sie die Nacht zugebracht hätten?

„Mit der Büchse sind wir ausgewesen“, antwortete der Bursche.

Der Förster hob betroffen sein bärtiges Haupt. „Mit der Büchse?“

„Marder schießen.“

Der Förster schwieg ein Weilchen. Dann schüttelte er den Kopf. „Försterbuben. Und wissen nicht, wann man Marder schießt.“

„Ist der auch mitgewesen?“ fragte er, den Studenten am Rockkragen fassend und ihn dem Friedl vorschiebend.

„Wo hast denn das Gewehr?“ fragte der Friedl den Bruder.

„Unter der Brücke ist's.“

„Unter der Brücke? Will doch einmal sehen, ob's wahr ist“, sagte der Förster. Da fand sich unter dem Brückenkopf das Schrotgewehr und nun sollte er es wohl glauben. Und wie gerne! Gerade gescheit ist das nicht, in der Nacht Marder schießen gehen! Aber schöner ist's doch immer, als das andere, was er geargwohnt. Und jetzt tat's ihm leid, daß er den Jungen so wild beschimpft hatte. Er nahm den Studenten beiseite und stellte ihn scharf zur Rede, weshalb er sich bei den Anschuldigungen nicht verteidigt habe. „Mir scheint, mit Absicht hast du mich ins Unrecht setzen wollen — wie? So darfst du es nicht wieder machen. Ein Mann, wenn ihm unrecht geschieht, muß sich rechtfertigen. Gut, ich forder Respekt von meinen Kindern, aber daß sie sich von mir unbegründet schmähen lassen sollen, das mag ich nicht, das schon einmal gar nicht. Irren kann sich ja der Mensch. Und da ist's mir schon lieber, sie widersprechen mir und wenn's auch grob wäre. Lieber wie die Muckerei, wo man sich nicht auskennt. So — Elias, jetzt geh' zu deiner Suppe. Und merk dir's!“

Mit diesem Sermon hatte der Alte sein ungeberdig gewordenes Herz beruhigt. Anstatt sich selbst macht man die Vorwürfe denen, so man unrecht getan hat.

Sie sprechen von einem glückseligen Tag.

Hatte Rufmann sich diesmal gleichwohl geirrt — angestochen war die Frage doch. Er beobachtete den Friedl bisweilen ein bißchen. Fiel ihm weiter nichts auf, als daß er in letzter Zeit statt vorwitziger Gsangeln zarte Liebeslieder sang, ganz kurze, und gar nicht laut sang. Im Text lag's nicht so gerade, der war feststehend für alle jungen Mannsleut im ganzen Tauerngebirge. In der Melodie lag's, in ihr spürte der Vater, und er war Kenner, das heimliche Liebesatmen des Sohnes. Er hatte bald eine Ahnung, von welcher Seite der Maien-

wohin soll man die Kinder denn geben zur Erziehung, wenn sie sogar im Priesterseminar nixnutzig werden! — Plutzersakermentsbuben! Wenn ihr heimkommt, freut euch!“ Er zog sich vollends an und ging in die Nacht hinaus und horchte. Das Rauschen der Ach. Er schaute in die Gegend hinaus zu den in Berg und Tal verstreuten Hütten. Bei welcher mögen sie Unterschlupf gesucht haben? Diese und jene fiel ihm ein, die so leichtfertig sein möchte. Er ging ums Haus herum. Im Hofe sprang ihn der Waldel an; geschmeichelt von dem Besuch zu solch ungewohnter Stunde wollte er des Hausherrn Gesicht belecken. Dieser schob ihn barsch von sich und schritt weiter. Die kühle Luft brachte sein erhitztes Gehirn so weit herab, daß er den Friedl beinahe verstand. Denn er erinnerte sich zufällig, daß auch er einmal zwanzig Jahre alt gewesen war. Jetzt ist ihm freilich schon die Zeit der Tugend gekommen.

So ein Kindl, wenn's auf die Welt kommt, wie man da gleich meint — was Apartes. Nachher in der kindlichen Unschuld, mit dem weichen, guten Herzlein, mit den hellen Äuglein — so was Himmelartiges! daß man denkt, aus dem wächst sich was Besseres, das macht sich, als ob es die Sach' einmal um ein paar Staffeln höher bringen könnte. Und bis so ein Ding sich auswachst, ist es der alte Adam. Ein Geschlecht wie das andere, wir kommen nicht weiter. Bei dem Älteren möchte ich's noch begreifen, begriffe ich's eher. Aber bei dem Kleinen! Geistlich will er werden, der Ludersbub! —

In solcher Stimmung war der Förster, als Elias ans Haustor kam. Er vertrat dem Jungen den Eingang.

„Wo bist gewesen?“

Elias erschrak und schwieg.

„Wo du gewesen bist!“ rief der Förster, und er rief es ein drittes Mal.

Antwortete der Junge: „Ich kann's nicht sagen.“

„Weil es ihm in der Geistlichenschule zu streng ist“, fuhr der Förster zürnend fort, „so läßt er sich krank melden, damit er aufs Land kann und allerhand Lumpereien treiben. Beim Tag hockt er über den Büchern, dieweilen er wohl an den heimlichen Spitzbübereien sinnt. Beizeiten fängst du an mit dem Heucheln und Huren, hörst du! Die Heuchelei hab ich schon gar gern, alles wollt ich dir lieber verzeihen, als diese gottvermaledeite Heuchelei. Beim Tag ja, da gibt er dem andern gute Lehren, und bei der Nacht — Racker seid ihr!“

Elias schwieg. Starr schaute er dem zornigen Vater ins Gesicht und schwieg.

„Oder hat dich der Friedl verführt?“

„Nein“, sagte der Junge schnell und kurz.

„Wo ist der Friedl?“

„Es geht nicht mehr recht. Ohne meine Laute geht's nicht gut."

„Wir wollen im Sommer wieder einmal auf die Alm, da mußt sie mitnehmen. Wir müssen uns doch wieder einmal einen lustigen Tag machen — nit? Weiß nit, was das ist, im heurigen Frühjahr kommt mir das Sonnenlicht nit so hell vor, wie sonst. Wir müssen uns öfter einen lustigen Tag machen."

„Ja, wenn man das immer so könnte!"

„Du, man kann's! Rufmann, man kann's! Nur Übung! Mir fehlt sie ja selbst noch arg, die Übung. Im Denken sind wir alle noch Stümper. Können uns das Angenehme nit stärker vorstellen, wie das Unangenehme. Das muß gelernt werden. Nachher ist's gewonnen. Was man sich denkt und einbildet, das *ist*."

„Ach, mit deiner Einbildung!"

„Und ich sag dir's, es ist so. Jeder kann sich die Welt machen, wie er sie haben will. Er denkt sie so."

„Nicht einmal eine Kegelkugel lauft, wie man sie schiebt, und erst die Weltkugel!" sagte der Förster. „Was hilft's, wenn ich mir zehnmal denke, die Waldbäume sind frisch und gesund, wenn sie doch ihre Wunden haben und dieser verdammte Pechschaber wieder da ist. — Was hilft's, wenn ich mir denke, meine Buben sind unschuldige Kinder, dieweil sie doch schon brandluntenheiß verliebt sind."

„All zwei?"

„Wenigstens der eine für zwei, der Friedl."

Der Michelwirt spielte ein erschrockenes Gesicht und antwortete: „Verliebt! Um des Himmels willen, wird doch das nit sein! Ein zwanzigjähriger Bursch verliebt! Das ist unerhört." Dann sprang er über: „Sag mir, Rufmann, hast du nie ein Liebeslied gesungen? Wie singen sie sich denn am schönsten, allein oder zu zweien?

„Du hast recht, du hast recht", sagte der Förster, denn nun hatte er den Wirt dort, wo er ihn brauchte.

„Michel, tut dein Töchterl, die Helene, auch gern singen?"

„Das kannst dir denken. Aber nur, wenn's niemand hört. Mir cheint, das Mädel schämt sich, daß es singen kann."

„Was wolltest du denn sagen Freund, wenn mein Bub deinem Mädel das Schämen — wegen des Singens meine ich — abgewöhnen möchte?"

„Wenn sie gut zusammenstimmen, warum denn nit?"

„Erst muß er mir noch auf eine Forstschule. Aber ich halte es gut für einen jungen Menschen, wenn er frühzeitig weiß, wem er zugehört."

„Desweg sag ich ja, Rufmann, wir werden noch einmal einen glückseligen Tag miteinander haben."

Solches ist gesprochen worden im Wirtsgarten zu Eustachen.

hauch kam. Und eines Tages steckte ihm's die alte Sali vergnüglich — die Leut täten tuscheln! Ja, ja, die täten allerhand tuscheln — vom Försterbuben und von der Michelwirtischen!

„Ah na, das glaube ich nicht“, sagte Rufmann. Aber er glaubte es sehr schnell und er glaubte es sehr gern. Es geschieht ohnehin wunderselten, daß ein ganz geheimes Herzensträumen wahr wird. So sehr der Alte sich entsetzte in selbiger Nacht, tatsächlich hatte er für seinen Buben Liebespläne gesponnen, lange bevor diesem von einer Frau etwas eingefallen war. Das war's ja eigentlich, weshalb er so erschrak, als der Bub in der Nacht in Verlust geraten. Wenn er bei einer Unrechten klopfte! Und jetzt soll er warten, bis es die Jungen anzetteln, die lieben, dummen, ungeschickten Jungen. Und sollt sich blind und taub stellen, da doch schon halb Eustachen sehend und hörend ist. Hatte er nicht einen Freund, mit dem er sonst alles zu besprechen pflegte? Wie eine Falschheit kams ihm vor, daß er nicht schon einmal offen über die Sache mit dem Michel geredet hatte.

Eines Tages saßen sie beisammen im Wirtsgarten. Es war ein klarer Tag nach einer klaren kalten Nacht. Erst war das schlanke Mädel zwischen Busch und Baum dahingegangen gegen den Gemüsegarten, an dessen Rande sie auch ihre Blumen hatte, noch kaum erblüht, nur schwellend in zarten Knospen. Die beiden Männer hatten anfangs beim Frühschoppen ein Gespräch geführt, dann huben sie an wie immer zu singen. Was grade so anflog.

„Es waren einmal zwei Knaben,
Die zogen am Morgen aus;
Weiß' Federn auf dem Hute,
Das Herz voll frischem Mute —
Und kamen nimmer nach Haus.

Der erste der ist begegnet
Wohl —“

„So, jetzt weiß ich nicht weiter“, unterbrach Rufmann sein Singen. Da sprang der Michel ein:

„Der erste, der ist begegnet
Des Königs Herrlichkeit.
Der tat mit Laub ihn zieren
Und auf das Schlachtfeld führen
Wohl zu dem Todesstreit.“

Nun wußte der Förster schon weiter:

„Der andre, der ist begegnet
Wohl einer schönen Frau.
Der tat aus Lieb erblinden
Und konnt den Weg nit finden
Zurück ins Vaterhaus —“

„Du bist um einen halben Ton zu tief gewesen“, sagte der Michel.

der Herr auf Krakava und der Bruder vom Fürsten Alexander, dem Herrn zu Podolien, soll der stolzen Magd lange aufgelauert haben.

So spotteten wenigstens die struppigen Dorfjungen. Seine Kameraden beim Militär nannten Romanov „roter Zar“ — der „weiße Zar“ residiert in Zarskoje-Zelo und schickt Heiligenbilder in die Mandschurei.

Der rote Nikolaus war knochig und breitschultrig, dichtes, zottiges Haar wuchs ihm in die Stirn herein; auch trank er gern Schnaps.

So unterschied er sich nicht von den anderen Soldaten des Garderegimentes und zog mit ihnen Sonntags betrunken durch die Straßen Petersburgs, über die Plätze und engen Gassen der Vorstadt, wo Rußland daheim ist, nach dem die Fremden am Newski-Prospekt vergeblich spähen, wo oft Kampf tobt und Mord heult, während der Zar fremden Fürsten Feste gibt und Manifeste für den Frieden schreibt.

In der dunkel verhängten Kneipe der blauen Sara, die Essig in den Branntwein schüttet und Pfeffer, damit er die Kehle ausbeißt und mehr Durst macht, ist der rote Nikolaus auch gewesen; oft ist er dort gewesen: nach der Ermordung seiner Mutter und als sie Jvan Jvanov aufhingen, der sagte, die Kosaken am Don seien Mörder.

Bei der blauen Sara gab er dem Moses Jsselles, dem Peter Kolaski und dem Unteroffizier Watteroff das dreiheilige Wort, er wolle für die „Freiheit“ kämpfen und das „System der Knute“ brechen helfen.

Beim Worte „Freiheit“ stellte sich Nikolaus Romanov etwas sehr Schönes vor — seine Heimat, die blonde Katinka oder so was . . . beim „System der Knute“ dachte er an die glühende Hölle und ihre Teufel. Genau so verstanden es seine Kameraden: der pockennarbige Wassil, der lange Sergius und die anderen.

Auch die Offiziere sagte Moses Jsselles, hielten es mit der Freiheit — nur Oberst Georg Lazaliev nicht, der den Moses über die Stiege warf, als der Jude den Leutnant von der Halten anzeigte, weil ihm der seine Schulden nicht zahlte. Und Jsrael hatte dem doch Geld gegeben gegen nur zehn Prozent.

David Kohn verlangt von den Bauern zwanzig Prozent und sie müssen ihm noch die Hand küssen.

Oberst Georg Lazaliev, der die blasse Engländerin geheiratet, der Schuft, die Hyäne, der den fleißigen Geschäftsmann um seine ehrlich gesparten Kopeken prellt und über die Treppe wirft — der muß zuerst vertilgt werden, sonst kann kein Segen über das heilige Rußland kommen.

Georg Wladimir Lazaliev muß sterben, damit die Saat der Freiheit aufgeht, und das Volk wird seinem Rächer zujubeln. Moses Jsseles ist nicht zum Rächer Rußlands geboren, weil ihn seine Mutter schwach und verkrüppelt gebar; ein toller Baron ritt die Schwangere mit seinem Pferde nieder; und das beschlagene Huf traf sie vor den Leib.

„Der andre, der tat begegnen
Wohl einer schönen Maid,
Der tat vor Lieb vergehen,
Und ist ihm wohlgeschehen
In alle Ewigkeit.“

Sie sangen es selbander und merkten nicht, daß sich das Lied gleichsam von selbst umgedichtet hatte.

Der Tag war heiß geworden. Und als die Sonne herniederbrannte und die Sänger nach besserem Schatten sich umsahen, merkten sie, daß an den Fichten die jungen Triebe welk niederhingen.

„Bissel Nachtfrost haben wir gehabt“, sagte der Förster. „Ich hab's gleich am Morgen bemerkt, die ganze Wiese vor dem Hause grau. Das macht nicht viel. Im Gebirge tut das noch nichts um solche Zeit. Ihr da in Eustachen seid wohl rund um zehn Tage voraus. Euch meint es der Ringstein gut, der den Tauernwind bricht. Nur, daß ihr mit dem Kohlpflanzensetzen noch ein paar Wochen warten müßt.“

Auf dem schmalen Kiesweglein heran kam wieder das schlanke Mädel langsam und nicht gar lustig.

„Nun, Helenerl, was treibst du, was träumst du, was denkst du?“ so grüßte Rufmann das Mädel.

„Meine Freud ist umsonst gewest“, antwortete das Mädel und tat heiter, als wäre das spaßig. „Alle Blumen sind hin.“

„Mach dir nichts draus, mein Kind, sie kommen wieder.“

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht!“ summte der Michel.

„Was sagst du?“ fragte der Förster.

„Ach, das Lied ist mir eingefallen.“

„Es ist ein trauriges Lied.“

(Fortsetzung folgt.)

Der rote Zar.

Von **Hans Ludwig.**

Seine Mutter war eine Hörige auf dem Gute des Grafen Tschitschof, zwanzig Werst von St. Petersburg; wie sein Vater hieß, das wußte er nicht? seine Mutter hieß Romanov und sagte, ihr Verlobter sei tief in Asien an der schwarzen Pest gestorben; das Kind taufte sie nach Väterchen „Nikolaus“, so daß zuzeiten im heiligen Rußland zwei lebten, die sich mit Recht hätten Nikolaus Romanov schreiben können.

Aber der Sohn der Hörigen konnte nicht schreiben; wer auch hätte es ihn lehren sollen?!

Auf dem Gute spotteten sie ihn „Gräflein“, denn seine Mutter war schön und schlank — später hat der Kosak sie totgeschlagen, als die Bauern Revolution machten — und Graf Stanislaus Tschitschof,

zählen, dann löst sich ein Tropfen vom Mauerwerk und zischt mit leisem Klatschen auf den Boden. Zählt einer schnell, so kann er bis vierzig und mehr zählen, bis ein neuer Tropfen niederfällt.

In die Wände gruben Gefangene mit den Fingernägeln ihre Namen . . . oder unbeholfene Kreuze, wer nicht schreiben kann. Auch Sprüche stehen da; Flüche; daneben ein gutes Gebet.

Durch die Luke, die sie Fenster nennen, schillert um jede klare Mittagszeit ein schimmernder Strahl, der den an die eiserne Kugel Geschmiedeten erinnert, daß es noch eine Sonne gibt.

Nikolaus Romanov schleppt sich beim Sonnenleuchten immer zu den Zeichen an der Wand und staunt sie blöd und bewundernd an . . . ja, auf dem Gute hat der Verwalter auch Zahlen schreiben können.

Er denkt sehr viel an das Gut und an die Mutter. Die Mutter ist tot, vom Kosaken erschlagen, der Hof vielleicht geplündert, das Herrenhaus versengt . . . aber er wird doch hingehen, wenn er frei ist . . ., das kalte prickelnde Brunnenwasser trinken und zur blonden Katinka . . .

Und er wird sicher frei; ganz sicher! Mögen sie tausendmal sagen, aus der Peter-Paulsveste kommt keiner mehr lebend — sie lügen! Daß sie ihn morgen niederschießen wollen, wie einen räudigen Hund, das lügen sie auch nur vor . . . Einen Helden niederschießen! Ihn! den roten Zaren!

Das Geheimnis seiner Rettung schließt Nikolaus Romanov in sich: in der letzten Nacht noch stürmen Moses Isseles, Peter Kolaski und Watteroff das Gefängnis und machen ihn zum Großfürsten. Der verkrüppelte, mißgestaltete Moses schwur es bei allen Propheten; Watteroff schwur es bei Gott.

Reue — kennt der Sohn der Hörigen nicht . . . er bringt dem Volk die Freiheit, die herrliche Freiheit, und erwürgt das System, das grausame System.

Aber Mitleid hat der Held einmal gehabt, vor dem Kriegsgericht — nicht mit sich oder dem Gemordeten . . . mit der blassen schwarzen Frau, die leise aussagte . . . Und sie weinte nicht . . . wer weiß, hat sie den Toten geliebt . . . und wenn auch . . . im heiligen Rußland leben noch bessere Menschen als Georg Wladimir Lazaliev einer war . . . viel bessere . . . und auch der letzte Glanz von Mitleid erfror im roten Zaren, als der Wärter ihn mit der Kette ins Gesicht schlug und das Blut über die zottige Brust rann . . . und die Frau, die ihm leid tat, hart und haßerfüllt zusah . . .

Nikolaus Romanov hat da den verlöschend glosenden Funken einer höheren Liebe in sich erstickt. Bestien sind sie! Bestien! Alle . . . Alle! Aber er ein Held . . . ein tapferer Streiter für die Freiheit, gegen das System!

Ein Wunder, daß das Kind lebte.

Aber Nikolaus Romanov, der Zar, ist von Gott auserwählt; er mag damit auch die eigene Mutter sühnen, die der Graf in Schande brachte und der Kosak abschlachtete.

Ein Liter Schnaps für den Richter, der erstand!

Isseles zahlt ihn.

Die blaue Sara mischt doppelt Essig zu.

So wird der Kontrakt fest.

*
* *

Oberst Lazaliev reitet mit seinem Adjutanten Boris von der Halten, der dem Moses keine Schulden zahlt, die Front ab. Gewehr bei Fuß steht das Regiment und kaum eine Wimper zuckt unter den Hunderten. Der Oberst streicht den buschigen Schnurrbart zu beiden Seiten und ruft dem herkulischen Flügelmann, dem vom Sumpffieber gelb und fahl gebrannten Chemialkim aus Bessarabien, ein barsches Wort zu.

Den Athem angehalten, wartet Nikolaus Romanov den großen Moment ab . . . auf drei Schritte trabt Georg Wladimir Lazaliev vorbei . . . ein Aufreißen des Gewehres vom Boden und der rote Zar drückt ab. Das Roß, ein seltener Apfelschimmel, bäumt auf, der Adjutant faßt in die Zügel, durch das Regiment wogt und grollt es.

„Jetzt . . .“ denkt Nikolaus Romanov unter Schauern, „jetzt bist du ein großer Mann, hast die Hyäne vertilgt, hast für das Blut deiner Mutter das Blut des Tyrannen gegeben . . . gleich werden sie dich auf die Schultern heben . . . du wirst General . . . die Freiheit ist da . . . vielleicht machen sie dich zum Großfürsten . . . das System ist tot . . . auch Zar kannst du werden . . . roter Zar . . .“

Es sind nur Sekunden, in denen der Sohn der Hörigen seinen tollen Glückstraum träumt und seine verklärten Augen sehen nicht, wie Georg Wladimir Lazaliev aus dem Sattel in den groben Kies fliegt, auf dem ein nasser roter Fleck sich größer und größer ansaugt . . .

Eine flache Reiterklinge saust auf den Mörder nieder, daß er in sich zusammenbricht wie eine geborstene Eiche, in die der Blitz schmettert.

*
* *

Nikolaus Romanov, spottweise das „Gräflein“ genannt oder als „roter Zar“ verhöhnt, kauert im Kerker; es sind vier steinerne, notdürftig mit Kalk überworfene Wände, ein schmutziger Boden, aus dessen klaffenden Furchen Ungeziefer kriecht, und eine feuchte Decke; von den nassen Flecken der Decke tropft Wasser; man kann bis fünfundzwanzig

Isselles ... Mattaroff ... die Kameraden ...

Der Pope ist's.

Georgios Sedlineff, der Pope, hat in letzter Zeit viel zu tun; jeden Tag einen zum Tod Verurteilten trösten — außer Sonntag; dafür Montags zwei. Neben ihm besorgen noch acht andere das Amt. Georgios Sedlineff gilt als gutmütiger Mensch und die Tartarenkinder seiner Herbergsfrau ziehen ungestraft an seinem langen verfilzten Bart; unter den drohenden, buschigen Augen lächeln ein paar Augen dazu...

Aber jeden Tag einen Verbrecher zu Gott zu führen, das macht stumpf und gleichgültig.

Vielleicht auch furchtsam, obwohl der Pope eines gesunden Bauern Sohn aus der Ukreina ist ... aber seitdem der wüste Chalikim mit den Fäusten auf ihn losfuhr ...

Nikolaus Romanov kauert wieder in sich zusammen: „Der Pope ... Das Ende ..."

Anderes denkt er nicht...

„Mein Sohn!" sagt sanft, ohne Wärme, Sedlineff. „Ich bin da, dir das Sterben zu erleichtern, dir zuzusprechen, dir Gnade zu verkünden, denn du fühlst Reue, willst dich mit deinem Gott versöhnen. Du hast ihn gekränkt... Das böse Kind den Vater im Himmel!"

Tagtäglich predigt der Pope so.

Romanov antwortet nichts und stiert verglast auf den Tropfen an der Decke...

„... Der Pope... Das Sterben..."

„Du willst dich aussöhnen mit Gott!" hebt der Pope von neuem an... du bereust..."

„Nichts bereue ich..." knirscht der rote Zar, „ich bin ein Held..."

Geringschätzig lächelt der Pope und setzt sich vorsichtig auf den Bettrand.

„Mein Sohn... geh in dich... denk an das ewige Gericht..."

Lang und breit und gewöhnlich mahnt er und das Schweigen des verstockten Sünders in der Ecke reizt ihn... daß er endlich droht, flucht, zetert... die Hölle und alle peinvollen Strafen verkündet...

Mit aufgesperrten ratlosen Augen und offenem Mund, röchelnd vorgebeugt wie eine sprungbereite Raubbestie zieht Nikolaus Romanov die Glieder an. „Was drohst du, Pope... ich bin ein Held, gebäre die Freiheit..."

„Freiheit!" Der andere lacht auf.

Ungestört fährt der Mörder fort: „Und ich habe das System ermordet, das scheußliche System, ich werde befreit..."

„System!" wiederholt Georgios Sedlineff langsam, „was ist ein System? Ein Schall! Ein Wort! Ein Nichts kannst du nicht morden,

Nur nachts stiegen in ihm Zweifel auf . . . wie, wenn seine Kameraden nicht wüßten, wann er hingeschlachtet werden sollte . . . wenn sie zauderten . . . zu spät kämen . . . er hat sie nicht verraten . . . keinen . . . hat sich quälen lassen und geschwiegen . . .

Moses Isselles schwur dreimal, ihn zu befreien — die gewaltigen Propheten der Bibel hörten es . . . Watteroff hat sein heiligstes Wort verpfändet; er ist der stärkste Mann im Regiment; stark und groß und furchtlos.

Der rüttelt an den Mauern, bis sie bersten!

. . . Wenn sie dennoch nicht kommen . . . oder zu spät . . . über die mit Haaren verwachsene Stirn des roten Zaren rinnt der Angstschweiß, seine Glieder fangen zu zittern an und die irren Augen suchen eine Hacke, einen Hammer, ein . . Etwas, um es zu fassen, gegen die Eisentür zu schleudern . . . um sich selbst zu befreien . . .

Nichts! Nur die morsche Bettstatt, darin verfaultes Stroh und die Kugel an der Kette. Die Kugel hebt kein Arm vom Boden weg . . . sie kollert langsam, kraftlos hin und rollt schwach gegen die Tür . . . Immer rollt er sie . . des Nachts . . . seit Wochen . . . vergebens . . . nach endlosen, fruchtlosen Versuchen, die Peter Paulsveste von innen zu zertrümmern, hält Nikolaus Romanov jedesmal erschöpft inne und sinkt schwer in das modrige Stroh.

Und weint . . . darüber schläft er ein.

Heute ist der letzte Tag . . . noch eine letzte Nacht . . . Eben spielt ein gebrochener Sonnenstrahl um die vergitterte Luke . . . Moses Isselles kommt sicher . . . ganz sicher . . . bei allen Propheten gelobte er . . . und dem Talmud, der dem Juden gleich gilt, wie dem guten Christen Maria, die heilige Mutter Gottes!

Und Watteroff . . .

Ein Held darf nicht hingeschlachtet werden . . Der rote Zar kann nicht sterben . . .

Was sagte die blonde Katinka dazu? Und das weise Väterchen; das gütige Väterchen läßt seinen Sohn nicht verbluten . . .

Zusammengekrümmt grübelt Nikolaus Romanov in der Ecke . . . zwischen dem Grübeln zählen die wulstigen Lippen mechanisch die Wassertropfen, die von der Decke sickern . .

Eins . . . zwei . . .

Watteroff . . . Watteroff . . .

Auf jedes ferne Geräusch horcht der Zar . . . die Befreier! . . Zwei rotgeränderte verzweifelte Augen verblassen zu angstvollem Schreck, wenn die Schritte verhallen, die Kommandoworte verklingen . . .

Da . . . endlich . . endlich . . der rote Zar legt das Ohr an die Eisentür . . . und prallt beim Knarren des Schlüssels zurück . . .

Sie binden ihn an den Pflock...

Er lächelt... Watteroff ist da... es kann ihm nichts geschehen...

Ein Kommando — die Kameraden reißen das Gewehr an die Wange — Nikolaus Romanovs Augen treten aus den Höhlen... ‚nein... nein'... die Stimme versagt.

„Feuer!" befiehlt Watteroff.

In dem Geknatter der Salve verhallt der grausame, gellende Schrei...

Nikolaus Romanov hängt tot und schlaff am Richtpflock; neun Kugeln von zehn zerrissen seine Brust; die zehnte steckt in der Mauer.

* * *

Auf den Adjutanten Boris von der Halten wartet Moses Issell'es vor der Festung und bringt ihm das versprochene Darlehen.

Nur gegen zehn Prozent.

„Blaß sehen Sie aus, Herr Leutnant!" sagt der Geldverleiher.

„Zum Teufel! Alle Tage als Frühstück eine Justifizierung und jeden Monat einen Oberst kostenlos drein.. Das legt sich auf Nerven und Magen... Keuscher Moses, heut' noch quittier' ich den Dienst..."

„Aber mein Geld, wenn Sie gehen in Pension, Herr Leutnant," seufzt devot der Jude.

„Hol dir's!" lacht belustigt über die Jammergestalt der Offizier und schlägt mit der Reitpeitsche nach dem Wucherer; dann zieht er fröstelnd den Pelz enger um die Schultern.

Im stickigen Nebel, der schwer und grau aus der Newa aufsteigt, verschwindet Boris von der Halten.

Moses Issell'es reibt sich ächzend die geschlagene Stelle und rechnet auf dem Heimweg nach, wie viel er am Leutnant nach Abzug der Spesen verdient...

Vom Himmel hoch da komm' ich her!

Von **Martin Kilner.**

Weihnachten! Die moderne Zeit verleugnet jenen Sinn für das Heimliche und Trauliche, der uns Deutschen im Blute liegt. Er paßt nicht in das Zeitalter des Verkehrs und in die Mietkaserne der großen Stadt. Er findet keinen Raum bei den geselligen Veranstaltungen des heutigen Lebens, er verkümmert im Klub und im Ballsaal, im Kaffeehaus und im Bierpalast. Und doch! es ist eine alte Erfahrung, daß ein Naturtrieb sich rächt, wenn man ihm Luft, Licht und Boden entzieht. Was ist es denn, das den verwöhnten Städter aufs Land, ins Dorf, in primitive Sommerfrischen hinaustreibt? Dort be-

Schrecklicher.. Deinen Obersten, einen Menschen hast du getötet... Das büßest du..."

„Büßen! Ich! Ich! brüllt der auf, „weil ich das Glück gebracht!"

„Glück!" Dabei schaut der Pope sehr ernst, „von den Kameraden deines Regimentes erschossen sie jeden zehnten... deinetwegen..."

„Watteroff!" stöhnt der rote Zar fürchterlich.

„Watteroff lebt und ist unschuldig," sagt Georgios. Er will noch sanft und gut reden... der Mörder sinkt in tote Lethargie und rührt sich nicht.

Es wird Nacht... finster im Kerker...

Dem Popen gruselt bei diesem wilden Tier... er geht...

Nikolaus Romanov schleudert die eiserne Kugel gegen die Tür, hinter der Sedlineff lauscht... und jetzt spricht der rote Zar seine Verteidigung...: „Sie haben meine Mutter erschlagen... meine Mutter... sie morden, morden, morden und ich nehme Rache an ihnen... Aug' um Aug'... Blut für Blut... Gerechtigkeit..."

Leise schleicht der Pope davon und schüttelt bekümmert den mächtigen Schädel.

Erschöpft fällt der rote Zar in Halbschlaf...

Er phantasiert stammelnd von Isselles und Watteroff... von seiner Mutter...

Eine lange, lange Nacht...

Frühmorgens holen ihn vier Kosaken, nehmen ihm die Kugel ab und fesseln seine Arme auf den Rücken.

Er läßt es ruhig geschehen... Von Maria, der seligen Jungfrau, hat ihm geträumt, sie küßte seine Stirn und er nannte sie Mutter... Watteroff erschien im Traume und segnete ihn...

Ganz sicher wird er frei... ganz sicher... jetzt... auf dem Gange werden sie vorstürzen, die Kosaken fortschleudern... sicher... ganz sicher... es hat ihm auch vom Talmud geträumt, dem Gott des Moses Isselles...

Auf dem Gange... nichts...

Es zuckt weh um die blutleeren Lippen des roten Zaren...

Spät... spät ist es...

Sie sind schon im Hof.

Da steht ein starker Eichenpfahl in die Erde gerammt, daran binden sie ihn mit Riemen. Zehn Schritte gegenüber die Kameraden, Gewehr bei Fuß... wie damals... und der Adjutant des toten Obersten, Boris von der Halten, der deutsche Adelige.

Und Watteroff... Watteroff blickt zur Seite.

Nikolaus Romanov atmet einen freien Atemzug... Watteroff hilft und Peter und Chenualkim... wo ist nur Sergius...?

Jetzt kommt die Rettung!

Er zieht heute noch um in seiner schlichten Art, mit seinem schauenden blauen Blick, allerorts und allerzeit, soweit die deutsche Zunge klingt; besonders aber an Weihnachten, denn das ist sein Fest, die heilige Feierzeit des deutschen Träumers. In den geheimnisvollen zwölf Nächten ist er seit Urzeiten leibhaftig erschienen. Als Himmelsstürmer, der den goldenen Eber mit kraftvollem Griff der Sonne wieder zuwendet, und dann sanft als Frau Perchta mit der goldenen Spindel, den Guten, den Fleißigen Fülle und Segen spendend. Als wilder Jäger, mit der heulenden Meute in den Wipfeln des Waldes, mit allen Schauern der Gefahr für jeden Einsamen; als Weihnachtsmann im rauhen Pelz und weißen Bart, den Quersack über der Schulter; als Christkind selbst im goldenen Haar, mit einem Gefolge von flügelrauschenden Engelein. — — Und wo er erscheint, da wird der Sinn milde, das Herz gebefreudig unter seinem sinnenden Blick, seiner segnenden Hand. In keinem Volke, in keinem Lande hat das Fest jemals diese Bedeutung gewonnen, als im Wandergebiete des deutschen Träumers.

Weihnachten! Die Sehnsucht nach dem traulichen Herdwinkel feiert es mit. Sie zieht und lockt und kaum gibt es ein Menschenherz, welches so verknöchert ist, daß es sich nicht hingezogen fühlt zu einem Heim am heiligen Abend. Der wilde Student, die übermütige Schauspielerin, der nüchterne Geschäftsmann, die kühle, ruhige Lehrerin und tausend andere, sie überwinden die weite Entfernung, das Unbehagen der Reise, sie scheuen keine Auslagen und Mühen, sie eilen nach Haus, an — — Weihnachten!

Der alte Schloßbrunnen.

Von Otto Promber.

Ein grauverwitterter Löwe liegt
Am Schloßtor und zeigt seine Pranken,
Um seine bauschige Mähne wiegt
Der Efeu die schwarzgrünen Ranken.

Aus weitem Rachen ergießt sich ein Strahl.
Wie klingt das Geplätscher so helle!
Als Knabe hielt ich unzähligemal
Die Hand vor die eisige Quelle.

Der Löwenrücken glänzt dunkelgrün
Vor Moos und schlüpfrigen Flechten;
Zur Linken seh' ich zwei Veilchen blüh'n,
Und Gräser zittern zur Rechten.

Aus dunklem Gewinkel kam oft versteckt
Eine Kröte und sprang auf die Mähne;
Auch Salamander, hübsch gelb gefleckt,
Schlüpften keck zwischen die Zähne.

Hier füllte sich mancher Wandrer die Hand
Und führte sie durstig zum Munde,
Und mancher blickte tief über den Rand
Nach einem Nixlein im Grunde;

Und manches verschwiegene Liebespaar
Ist abends hier eingetroffen —
Brachte sich feurige Küsse dar
Und träumte selig und wunderbar
Von neuem Lieben und Hoffen!

gnügt er sich mit Räumen, die er bei sich zu Hause keinem besseren Dienstboten anbietet, und fühlt sich wohl darin, sobald nur der Zuschnitt des Lebens seiner bäuerlichen Hausleute, die pittoreske Eigenart der ländlichen Verhältnisse ihm das bietet, wonach er unbewußt hungert und dürstet; die Poesie des kleinen Lebens, die Heimlichkeit des Herdwinkels. Diese Sehnsucht hat die Alpenländer so beliebt gemacht, bis tief in den deutschen Norden, sie hat die Butzenscheiben und die hohen Giebel der Renaissance im Triumphzuge durch die Welt geführt, sie zwingt uns die noch unüberwundenen Formen der modernen Kunst für Schönheit auf, denn diese hat die wohnliche Halle, den sonnigen Fensterwinkel, die behagliche Plauderecke wieder zur Geltung gebracht; der Drang danach, er ist nicht umzubringen.

Der deutsche Träumer geht eben immer noch durchs Land; vorbei an den rauchenden Schloten der Fabriksviertel und mitten durch die Millionenstädte. Einst ist er im blauen Mantel gewandert, den Schlapphut über sein linkes Auge hängend; man kennt ihn nicht, man hat ihn nie erkannt, er lächelt mit mildem Blick und sinnt und sucht. So er dann aber einen findet auf seiner Fahrt, der ihm des Verweilens wert scheint, dann bleibt er bei ihm und fördert jede innige Regung, jeden tiefen Gedanken.

Er hat als Knappe Walter von der Vogelweide durch die Lande geleitet:

„Von der Elbe bis an den Rhin
Und wieder zurück nach Ungarland . . .“

er hat Hans Sachs seine Kernsprüche ins Ohr geraunt, er ist mit Dr. Faust an der Bibel gesessen und hat ihm die deutsche Übersetzung diktiert: „Im Anfang war die Tat!“

Im Zeichen seines Schlapphutes haben sich Tausende am Fest zu Hambach gefunden, an dem ein neuer Morgen aufgegangen ist; er war's, der den Taktstock schwang, als zum erstenmal „ein Ruf wie Donnerhall“ im Männerchor durchs deutsche Land brauste; er hat mit seinem Wanderstab den Distelzweig berührt in der Festung Silberberg, so daß Fritz Reuter von ihm „statt Disteln Feigen“ pflücken konnte. Er hat Schwind, Richter, Spitzweg, Hermann Vogel den Griffel gereicht, er hat an französischen Kaminen deutsche Märchen geträumt und den Waldschulmeister herausgehoben aus der Enge seines Daseins in die Welt unvergänglicher Gedanken. Wie haben die vernünftigen Leute den Kopf geschüttelt, als er, der deutsche Träumer, in dem entlegenen alten Städtchen des Frankenwaldes einen Tempel gebaut hat, ein Festhaus seinen Traumgestalten. Er hat's gewagt, er hat gesiegt. Wenn ihm der Raum und die Gestalt zu enge wird, so schafft er sich andere Räume und auch andere Gestalten, denn das ist der Wille, die Macht, das Recht des deutschen Träumers.

preisende Hausierer, zudringliche Straßenbettler, schmeichelnde Blumenverkäuferinnen; Automobile mit Höllengeratter und Pestgestank, Fiakerkutscher, die einem auf Schritt und Tritt die Tatsache, daß hier ihre Gefährte stünden, unter die Nase rufen, Lieferanten, die einander die Haustürklinke in die Hand geben; Glocken und Dampfpfeifen, Klaviere und Leierkasten, knatternde und klingelnde Schreibmaschinen; dazu stellt man sich Papageien ins Zimmer, hängt Viertelstundenschlaguhren an die Wände oder stellt Turmglockenspieluhren auf . . .: der moderne Mensch ist einfach ein Scheusal. — Es ist ein beständiger Zwang der Außenwelt, der von Menschen belebten und geschändeten Außenwelt, der unsere Sinne langsam hinschlachtet. Aber das ist noch nicht alles. Man läßt einem ja heute keine ruhige Minute mehr. Da sind die zu allen Tagesstunden einen überfallenden Journale mit ihrem Mosaik nichtigster Tagespolitik, aufreizenden Personalnachrichten, überhasteten Mitteilungen. Alles drängt sich einem auf. Da sind die zwecklosen, mit Dank zu erwidernden lauten Begrüßungen von Eckengaffern und Begegnenden, grinsende Gespräche mit unerwünscht Stehenbleibenden, das unaufhörliche Läuten der Haustelegraphen, die Dienerschaft mit unnötigen Meldungen und Anfragen, briefliche Betteleien, Subskriptionsanliegen, Annoncierungen nicht gewünschter Bedarfsartikel, Effektenlotterien und Generalversammlungen.

Wie anders, Großmutter, zu deiner Zeit! Damals hatten die Menschen noch Rhythmus, anmutige Melodie in ihren Beziehungen zur Mit- und Umwelt. Vor allem aber, wie beruhigt konnten die Sinne sich entfalten!

Großmutter, wie schön war es, da du jung warst! Dein Vater verfertigte aus Silber zierliche Körbe und schwere getriebene Leuchter; unter seinen Gesellen wog er den edeln Stoff, verteilte die Arbeit, schob den Gewinst in die Lade. Und war sein Tagewerk vollbracht, dann wusch er Gesicht und Hände, kleidete sich in den feinen blauen Tuchrock und die gelben gestrupften Nankinghosen, tat den blanken Kastor auf das glattgescheitelte Haupt und fuhr mit seinen Kindern in der eigenen Kalesche hinaus durch die blühende Lindenallee zu seinem Garten. Und Garten lag an Garten gereiht, und in ihnen, von der Straße abseits, standen weiße Häuser mit breiter Stirn, schön gegliedert die Front in drei Längenteile, das Mittelstück um einen halben Meter etwa vorgerückt. Tief hinab reichten die gegiebelten Dächer. Und der Vorbau ruhte auf vier schlanken Säulen, um die sich Wein oder Efeu rankte. Weiße Rahmen umschlossen zärtlich die tüchtigen Fenster, an der glatten Tür blinkte das messingne Schloß mir kräftiger Klinke. Orangen- und Lorbeerbäume standen in grünen Kübeln zu Seiten der leicht geschwungenen Rampe . . .

Von der verstoßenen Schönheit.

Von **Richard Schaukal**.*)

Großmutter, das war eine schöne, schöne Zeit damals, als du jung warst! Damals gab es noch Männer und Frauen mit stillen innigen Augen und gelassenen Schritten, Männer und Frauen mit tiefen warmen Herzen und sanften blauen Träumen. Damals war ja die Schönheit noch unter den Menschen, mitten unter ihnen, auf dem Markte, in ihren niedrigen behaglichen Stuben, in ihren Gärten hinter den lebenden Hecken.

Auf seinen festgegründeten Schlössern saß der landtreue alte Adel und noch nicht die Holz- und Zuckerbarone; auf seinem eigenen Boden stand der Bürger und schaffte für Kinder und Enkel in regsamem Fleiße; der Handwerker, vom Künstler beraten, selbst ein bedächtiger Künstler, gab Stück um Stück an sorgfältig und erfahren Wählende. Heute ragt allenthalben qualmend Schlot an Schlot; um die Knie der tausend Kolosse wimmelt's von gehetztem bleichen Elend; Städte und Länder aber überfluten die wohlfeilen Massenerzeugnisse einer immer verruchter gesteigerten Technik, sie drängen sich, falsch und gleißend, neben das Edle, Gewachsene, stoßen es weg, treten das Gediegen-Schlichte unter ihre tausend trampelnden Füße. Die Menschen, hastig, zerfahren, atemlos, haben keine Augen mehr, sondern dumpfe, angelaufene erblindete Löcher im Kopf. O über ihre Unrast und Würdelosigkeit! Wie stumpf sind ihre Sinne geworden! Alles um uns ist auf eine Art lärmend, daß der Feinergeartete sich im Bauche der Hölle wähnt. Tagsüber leidet er unaussprechliche Qualen durch all die fürchterlichen Geräusche, die uns vom frühen Morgen an begleiten, unbarmherzig, gehässig in ihrer brutalen Selbstverständlichkeit. Da sind schütternde Türen und scheppernde Fenster, die zugeschlagen, eiserne Rolladen, die mit Donnern, hölzerne Jalousien, die mit Prasseln herabgelassen werden, die durchdringenden, schrillen Signale, das Kreischen, Quietschen und Pfauchen der unzähligen Bahnzüge, die das Land durchsausen und in den Straßen der Stadt an der immer wieder gestrafften Ringkette der Fristen und Distanzen ruhelos hintereinander gleiten, unter unseren Füßen oder unseren Köpfen brausen; Zug, Staub und Schmutz; behäbig holpernde Spritzwagen, die einem die Straße, die man eben passieren will, vor den eiligen, zurückzuckenden Füßen in Lachen, die Wagenspuren in Rinnsale verwandeln; Fuhrwerk mit tosenden Eisenplatten, klirrenden Vorhängeketten, polternden, getürmten Kisten; an-

*) Aus „Großmutter". Ein Buch von Tod und Leben. Gespräche mit einer Verstorbenen. Von Richard Schaukal. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1906.) Siehe „Heimgarten" XXXI. Jahrg., Seite 78.

an die Fronten genagelt, aber — elektrisches Licht „durchflutet" allabendlich die mit dem Schockfirlefanz der Galanteriewarenhändler angeräumten, nach Fußbodenwichse und der anstoßenden Küche riechenden Räume, in denen der Hausvater, fertig gekaufte Gummizugstiefletten an den verkrüppelten Füßen und die auf Karton gepappte Stoffkrawatte um den angeknöpfelten Hemdkragen geschnallt — nicht lose umgewunden das seidenweiche weiße Halstuch wie dein Vater — als einzige „geistige Kost" vor dem Schlafengehen das Abendblatt liest. Die Söhne des Hauses jedoch sitzen bei gefälschtem Wein rauchend im „Tingeltangel" oder machen zwischen einem Kognak und einer Tarockpartie der Kassierin des Cafés „Renaissance" den Hof, ehe sie sich in die kleine Mohrenblutgasse begeben, wo Fenster an Fenster die zärtlich winkenden geschminkten Dirnen lauern, giftgeschwollene Spinnen . . .

„Geist der neuen Zeit", unlauterer häßlicher Geist, wie Vandalen hausen deine klimpernden Hilfstruppen im Weichbilde unserer alten Städte. Zinskasernen überall — und so seien es denn nur Zinskasernen! Aber da hat man allerlei „Kunst"gesinnungen und derlei unehrliches Gepäcke im Ranzen und darauf los wird gebaut in „Stilen" und mit einem „Dekor", daß das von groben „Unternehmer"knochen arg bedrängte empfindliche Künstlerseelchen sich in Krämpfen windet und meint, elendiglich vergehen zu müssen angesichts dieser als „Errungenschaften" der modernen Architektur etikettierten Greuel und Gräßlichkeiten der „erweiterten Straßenzüge".

Wo ist die Schönheit hin, die ihr in den Adern trugt, ausatmetet wie den Atem, den euch Gott gegeben hatte, einsogt wie den Duft eurer geliebten Blumengärten! Häßlich und unsäglich traurig ist diese Welt des „Fortschrittes" geworden, häßlich, verstaubt und arm, bei all ihrem unaufhörlichen Geklapper bettelarm! O, ihr seid arm, Nachfahren erlauchter Ahnen, arm bis ins enge Gehirn, ins engere Herz hinein! Ruhelos stoßt ihr einander durchs Leben. Eure Vergnügungen sind Orgien der nackten behaarten Barbarei, eure Sorgen wie Stechmücken quälende Daseinsfragen, die ihr euch in Reinkultur heraufzoget. Ihr habt kein Heim, keinen Hof, keine gefällige Kleidung, keine Sitte mehr. Sitte, anmutige Ordnerin der übereinder schwebend gelagerten Gesellschaftskreise, wo bist du in dieser Welt der frechen Nüchternheit, der Gottesvereinsamung geblieben, die von Jobbern, Protzen und Zeilenschmierern regiert wird? Du Welt, in allen Furchen und Falten deiner welken Fratze gleißend von ätzender Jauche eines verlogenen Gründerliberalismus, Welt der Güterschlächtereien und falschen Diamanten, der Gips„supraporten", die Holzgesims vorstellen, der „Glasmalereien" aus Papier, der gestärkten „Vorhemden" über schafwollener Unterwäsche, der Plüschfauteuils auf Drahtgebein!

Und du tratest an der Hand des Vaters, den du bewundertest als den schönsten, gütigsten und gerechtesten Mann, in den gebohnten räumlichen Flur. Da lagen die Zimmer in wohlig atmender Kühle und wohin du auch blicktest, zwischen Reben, dein seliges Kinderauge fand sich beruhigt im Einklange mit der sanft zur Weihe des Hauses geladenen Natur. Da gab es freundlich und geheimnisvoll träumende Veduten über Sandsteinbänken durchs Laubwerk hinaus, murmelnde Fontänen, eine Flora etwa in der dunkeln beschnittenen Taxuswand, einen kleinen Amor, der im Brunnen den Bogen spannte, moosübersponnen, wie aus Biskuit geformt.

Weißt du, Großmutter, was sie heute mit deinen Häusern machen, diese Barbaren, unter denen dein geängstigter Enkel lebt? Sie verachten sie, nennen sie mit groben Namen, weisen höhnend auf die Risse der ehrwürdigen Mauern und ringen die Hände über die wohnliche Niedrigkeit ihrer lieben weißgedünchten Decken.

Die alten Gärten betrachten sie mit mißbilligendem Kopfschütteln. Sie wollen nichts wissen von ihren verschwiegenen Geißblattlauben, ihren weich und schmiegsam vom Rasen umlagerten Brunnenrändern. Sie messen mit berechnendem Stirnrunzeln die Bauplätze und brechen deine lieben alten Häuser ab, ihre Mongolenschrecknisse von Aftergebäuden schändend an die geweihten Stätten deiner Jugend zu setzen. Da regt es sich bald von klotzigen Kasernen, „verziert“ vom Affensinn der Neuzeitlichen mit Urnen und Pyramiden, Medaillons und Lyren, Göttinnen und Festons, Zinken und Türmchen, alles durcheinander, wie's eben kommt und im Formenbuche steht oder als „modern“ gilt. Ziegel an Ziegel wird geschichtet und aus Lehm einem Pöbel von Bummlern eine Steinarchitektur vorgetäuscht von knickernden Händlern. Bis ans Dach muß das entsetzliche Haus angefüllt werden mit Einwohnern: drei Zimmer und eine Küche, drei Zimmer und eine Küche, drei Zimmer und eine Küche und noch einmal und noch zehnmal so.

Die Gärten aber der Ahnen, tief und schattig gebreitet in gelassenem Rhythmus, heute sind sie auf ein mageres Endchen verringert, mit der Elle zugemessen und hinter angestrichenen Bleirohren mit vergoldeten Blechspitzen in ihrer frierenden Armut schamlos zur Schau gestellt. Grelle Plakate, meterhohe, verschieden gefärbte Buchstaben, auf die Mauern gemalt, brüllen und quieken von allen Enden den an, der den Talmifrieden dieser Blumenmausefallen genießen zu wollen bescheiden genug ist. Wahnsinnige freistehende Giebel mit antiken Masken, bebend gehalten von eisernen Stangen, bedrohen den arglos darunter Hinwandelnden. Vor schmalen, lächerlich hohen Fenstern ohne Bord hängen etwa Blechkästchen für krüppelige Topfgewächse und zwischen gigantischen Firmenschildern fast erdrückt sind da und dort ängstlichenge schenkelhohe gußeiserne Balkons

jeder ihrer raschen Bewegungen lebhaft um die Beinchen schlägt. Auf dem weißen Hemd laufen die roten Kittelhalter über die Ächslein. Weiße Strümpfe mit Bundschuhen, ein spitzes, breitkrempiges weißes Strohhütlein mit grüner Schnur und kühn aufstehender Hahnenfeder — saget, kann ein Mensch überhaupt vollkommener gekleidet sein? Die Hemdärmlinge hat sie zurückgeschlagen, so daß die Vorderärmchen nackt sind — bei den Sand- und Erd- und Steinarbeiten kann man das flatternde Zeug nicht brauchen.

Die Kleine ist stets mit Bauarbeiten beschäftigt. Sie gräbt Löcher in die Erde, sie führt Sandwälle auf, sie baut Türme aus Steinen, sie zieht Schanzgräben und leitet Wasser hinein. Und alles persönlich, mit eigener Hand, ohne alle Umstände. Ihr eigener Architekt, Bauherr und Baumeister, ihr eigener Grundfestengräber, Maurer und Dachdecker, führt sie emsig und schweigend in einer Viertelstunde die Festung auf. Federleicht wie sie ist, torkelt sie bei jedem schiefen Trittchen, kippt um, huscht auf, und arbeitet und baut wieder, läßt sich von keinem Zuruf und Lobspruch beirren, gräbt mit den Fingern, formt und glättet mit der Hand die Sandwälle, um nach Vollendung alles wieder mit ein paar Ruckern zu zerstören, wenn es nicht ungefähr von anderen Mächten geschieht — um sogleich wieder mit derselben Arbeit zu beginnen. Oder sie fängt an anderer Stelle an, schier vergessend des alten Baues und der Erfahrungen, die sie dabei gemacht. Das ist das Bauen der Natur, so baut die Ameise, die Biene, der Bieber, die Schwalbe, nur ein bißchen mehr für den praktischen Zweck, während das Schaffen des kleinen Menschenkindes ein ideales ist. Für das Ungeschickte und Unbrauchbare hat der Mensch nämlich das schöne Wort „ideal“ erfunden. Oder will mir die Natur durch diesen kleinen, ununterbrochen krabbelnden Menschenkäfer zu verstehen geben, daß alles nur an der Regsamkeit und Tätigkeit liegt, ob nun daraus was entsteht oder nicht? Wenn meine kleine Traudel nicht schläft oder nicht just einmal todkrank ist, wie damals in der Halsbräune, so hat sie das mit der Erdkugel gemein: „sie bewegt sich doch“. Ja selbst, wenn der alte Josua käme und seinen weltenhemmenden Befehl erließe: Kleine Sonne, stehe still! — es würde ihm nichts nützen. So wenig wie der Mutter mit ihrer dringenden Bitte: „So sitz auch nur einen Augenblick still, daß man dir um Gotteswillen wenigstens die Schuhbandeln kann zuknüpfen!“ Sie bewegt sich doch und das rote Kitterl fliegt. Beschäftigt sie sich mit einer Sache, dann vermag nichts sie davon abzulenken. Für Personenkultus ist sie nicht zu haben, wer auch herumstehen mag und ihr Beistimmung aussprechen oder von ihr ein Patschhanderl erschmeicheln will, sie blickt gar nicht auf, sondern gräbt, zieht, schiebt, hämmert und flattert umher wie ein roter Falter. Vor der Großmutter für brav zu gelten, das ist ihr einziger

Die Wolkenkämpfer.

Von Thor Görg.*)

Ich liebe die trostlos Schreibenden,
Die ewig ruhlos Bleibenden,
Die ziellos Treibenden
Und die sich hoffnungslos Zerreibenden;
Weil ich die Brüder erkenne.

Sie glauben nichts
Und rauben nichts.
Sie kämpfen mit den Wolken.
Und wenn sie kommen,
Haben die Frommen
Die Kühe längst gemolken.

Ich liebe diese kranken Brüder.
Sie werden jetzt schon Jahr für Jahr
Immer blasser, immer müder . . .

Und stirbt dereinst die Kämpferschar,
Bleibt's doch, wie's war.

Das gescheiteste Kind auf der ganzen Welt.

Eine Plauderei von **Peter Rosegger.**

Ich habe schon viele zweijährige Kinder gesehen, aber ich habe noch kein zweijähriges Frauenzimmer gesehen. Bevor die Traudel kam. Die ist geboren am 20. Juni 1904, und heute, am 26. Juli 1906, ist sie komplett. Sie hat alle wesentlichen Eigenschaften der Menschen fertig, so besonders die Energie, die Arbeitsamkeit, die Güte, die Klugheit, die Schlauheit. Da diese Eigenschaften kaum noch steigerungsfähig sind, so müssen wir froh sein, wenn sie nicht sinken. Die Zeiten, wo das Menschenkind ein „Fratz", ein wilder Flegelknabe oder ein dummer Backfisch wird, kommen erst später. Wenn du immer zweijährig bleiben könntest, Trauderl, ich glaube, auch du würdest damit am besten fahren. Daß du dich heute vor den Mücken so angstvoll fürchtest und den brüllenden Rindern so vertrauend nahest, ist zwar eine Torheit, aber eine sehr weise. Aller Tage sind die großen Tiere der Menschheit nie so gefährlich geworden, als die kleinen. Der Mensch tötet den Wallfisch und wird von den Bazillen getötet.

Darum ist heute auch das winzig kleine Dirndel unbändiger, als es das große sein wird. Eine Gönnerin hat dieses Wesplein in eine bunte Hülse gesteckt. Aus altem Mägdekittel ein neues Steirergewandel, kirschroth, mit weißen Tupfen, ein kurzes, faltiges Kitterl, das bei

*) Aus „Der Schritt der Stunde". Lieder vom Übergang von Thor Görg. (München. 1906.)

wart zwar auch geneigt zu Schmeicheleien und Katzbuckeleien, aber sie ignorierte das. War sie einmal auf seinen Arm geraten und in Gefahr, auf ihren Wänglein seine Bartstoppeln zu fühlen, so trachtete sie von ihm loszukommen, aber möglichst unauffällig, stets die gute Form wahrend. So sagte sie, hinabverlangend: „Taudel muß Büderl wiegen!“ oder „Taudel muß pitscheln!“ bis sie losgelassen auf freiem Erdboden stand. Ja, meine Gegenwart war ihr selten so recht behaglich, da gab es bisweilen ein: „Pst!“ das sie zu stören schien und das manches Kosewort unangenehm überwog. Eines Tages im Garten, als ich wieder einmal lange in ihrer Nähe stehen blieb und ihr einstweilen noch schweigend zusah, wie sie auf dem Resedenbette herumtrippelte und Rosenknospen abriß, wendete sie sich plötzlich nach mir und sagte gelassen, aber deutlich: „Er soll auf seine Stube gehen! — Auf seine Stube soll er gehen!“ Und ein anderesmal im Zimmer, als ich mit irgendeiner Dreinrede unbeabsichtigt den Traudel-Kultus störte, der eben von mehreren Frauen lebhaft gefeiert wurde, wendete die Kleine sich mir zu und sagte — physisch von unten herauf, psychisch von oben herab: „Er soll in die frische Luft gehen?“

Da sie aber bald merkte, daß mit so entschiedenen und unmotivierten Abdankungen nicht viel auszurichten war, bediente sie sich feinerer Formen. Saß ich einmal am Fenster und schaute hinaus. Gegenüber auf dem Platz war ein Ringelspiel mit Musik. Traudel machte sich in meiner Nähe zu schaffen, stieß ein wenig an den Stuhl, streifte an mein Knie. „Goßvater!“ sagte sie endlich mit ihrem zarten Stimmlein, bei dem das alte Trommelfell allemal wonnevoll erzittert. „Was denn, Kind?“ „Er soll auf Goßmutters Bett sitzen.“ Das tat ich nämlich gern, blieb aber doch jetzt sitzen am Fenster und blickte hinaus. „Goßvater soll auf Goßmutters Bett sitzen!“ wiederholte die Kleine. „Ja, warum denn?“ „Beim Fenster kalt ist,“ antwortete sie. Gerührt ob ihrer Besorgnis für meine Gesundheit setzte ich mich aufs Bett. Wupps, war sie auf dem Stuhl am Fenster und guckte hinaus aufs Ringelspiel. O du kleiner Schlaumeier!

Lieber als mit den Anwesenden befaßt sie sich mit den Abwesenden. Vom „Vaterl“, der schon seit Wochen auf hoher See ist, spricht sie täglich und manchen guten Bissen, sei es nun Backwerk oder Obst, legt sie dem „Mutterl“ in die Hand, daß sie ihn für „Vaterl“ aufhebe. Auch hat sie des Abends vor dem Einschlafen für „Vaterl“ ein bestimmtes Gebetlein. Als aber Tante Anna, die ihr's gelehrt, ins nördliche Eismeer fuhr, um endlich einmal den Nordpol zu entdecken, und Mutterl ein Abendgebet mit Traudel beten wollte, stutzte und stockte das Dirndl und sagte: „Das ist das jechte nicht!“ Bis schließlich im Familienrat der Urtext festgestellt wurde, der der „jechte“ war.

Ehrgeiz, und diese Auszeichnung ist kinderleicht zu erreichen. Sie mag sich am Brunnen pritschelnaß machen, sie mag den Sand handvollweise essen, sie mag alle Schlüssellöcher mit Steinchen verstopfen, sie mag Brüderleins Fahrwägelchen mitsamt dem Brüderlein umwerfen — so daß von allen Seiten die drohendsten Gewitter aufsteigen —, bei der Großmutter ist sie „brav", da „kann sie nix dafür", da „sollen die Großen gescheiter sein" und „vorher auf sie schauen, das Kind ist ja noch nicht vernünftig genug!" Obschon sonst Großmutter das Dirndel für das „gescheiteste" erklärt, für das „allergescheiteste auf der ganzen Welt"; wenn es gilt, Gefahr abzuwenden, dann verschmäht sie entschuldigend die Worte „unvernünftig", „kindisch" nicht. Ja, als eines Tages Traudel den Schuh auszog, aus der Kanne die Milch hineingoß, um sie aus dem Schuh bequemer trinken zu können, vergaß die Großmutter sich sogar einmal bis zu einem „dummen Ding!" Doch dauerte diese Anschauung nur ungefähr drei Sekunden lang. Dann sagte nämlich die Kleine ruhig und ernsthaft im Tone der Mißbilligung: „Taudel tut's nicht mehr. Taudel vom Fascherl tinken", und Großmutter rief entzückt aus: „Habt ihr's gehört, was sie sagt? Aber mein Gott, das ist doch das gescheiteste Kind auf der ganzen Welt!"

Die Kleine spricht von sich selbst in dritter Person: „Taudel bav!", „Taudel muß Wasser pitscheln" (muß sagt sie, wenn sie etwas will), „Taudel geht safen". Oder: „Sie muß pitscheln", „sie geht safen". So auch zur zweiten Person, zum Beispiel zur Mutter: „Sie soll Taudel vom Bunnen wegtun, sonst tut Taudel pitscheln!" Dinge, die sie haben möchte, aber nicht haben darf, will sie von sich entfernt wissen. „Großmutter, Messer wegtun! Sonst Taudel sich Finger seiden!" Dann wieder die Großmutter: „Unglaublich, was dieses Kind gescheit ist!

Da habe ich aber der kleinen Person den Spaß verdorben. Aus Besorgnis, die viele Bravheit und Gescheitheit, die sie immer zu hören bekommt, möchte ihr das Köpfel verdrehen, habe ich die Hauskatze, wenn sie kratzte oder sonst was Unschönes tat, ein „braves, gescheites Vieh" genannt und das so lang wiederholt, bis die Kleine Großmutters Lobsprüche für Rügen hielt und sich wehrte: „Taudel nicht bav! Taudel nicht gescheit! Taudel nicht katzen!"

Diese bösartige Begriffsverwirrung hat mir natürlich keine Rosen gezeitigt. Großmutter erklärte die Traudel offiziell für ihren Liebling, mir aber rief sie einen anderen Namen schnurgerade ins Gesicht. Wüßte ich mich von der klippen Bezeichnung ganz unbetroffen, so könnte ich sie ja wiederholen. Ich wiederhole sie nicht.

Sonach ist es auch begreiflich, daß die Beziehungen Traudels zu Großvater nicht die denkbar intimsten waren. Er war in ihrer Gegen-

erkiesen war. Dort erhob sich denn von ihrer Seite ein heißes Ringen, daß das rote Röcklein flog, während der Friedel in seiner gesetzten Weise mehr den passiven Widerstand beobachtete. Daß man in solchem Falle nicht Gewalt anwendet, das war ihm ritterliches Gesetz. Aber mit diesem Gesetze lag er bald am Boden, während die Siegerin über ihm hockte und ihn tüchtig knetete. Der pessimistische Teil der Zuschauer hielt das für Rache, während die Lösung des Kampfes dafür sprach, daß der Handel nichts anderes als eine heftige Zärtlichkeit gewesen war. Denn die Traudel nahm den Friedel schließlich um den Hals und herzte ihn lieblich. Während das Büblein seine Ruhe bewahrte, aber noch lange konsterniert auf die dreiste Angreiferin blickte. Die Kleine hat auch ihre Seelenkämpfe, wie es sich für jedem ordentlichen Menschen geziemt. Wird ihr befohlen: „Schön guten Tag sagen! Schön Handerl geben!" so tut sies nicht. Da ließe sie sich lieber totschlagen. Ist aber der Absolutismus vorüber, dann kommt sie freiwillig: „Duten Tag!" und reicht das Händchen. Letzteres kompliziert sich insoferne, als es immer das rechte sein soll, wobei es sich herausstellt, daß man die rechte Hand allemal auf der andern Seite hat, als der Gegenübermensch.

Doch über derlei kommt der Mensch hinweg. Schlimmer sind die Käferchen, so über den Schuh laufen, davor faßt sie Entsetzen, während sie ruhig zu den klobigsten Rindern hintritt. Wenn ein solches dann weitertrottet, ruft die winzig kleine Person ihm beruhigend zu: „Schjek dich nit, Kuhdlmuh, Taudel tut dir nix."

Einmal ging sie an der Hand des Vaters durch den Garten, es war schon Sternenhimmel. Da stach die Kleine mit dem Zeigefingerchen hinauf und zählte die Sterne: „Eis — zei — dei — vie — füf!" — „Was, du kannst schon bis fünfe zählen?!" bewunderte sie der Vater. Und später in der Stube hatte er Anlaß zu sagen: „Du Traudel! Wer schon bis fünf zählen kann, der soll doch das Höserl nimmer naß machen!" Die Kleine schwieg. Am nächsten Tag zählte sie wieder: „Eis — zei — dei — vie. — Jetz daf sie das Höserl naß machen." — Mit weiser Überlegung hatte sie nicht bis fünfe gezählt, bei dem — nach Vaters Äußerung — die Pflicht eintrat, das Höschen trocken zu halten. — Sonst sucht sie überall nach dem Rechten und pflegt leitend einzugreifen. Die Magd hatte einen schweren Kasten zu rücken und brachte ihn nicht von der Stelle. Da Traudl beobachtete, daß die Magd sich vergeblich mühte, wir anderen aber alle müßig herumstanden, so rief sie plötzlich ihrem Vater zu: „Aber, Franzl, so hilf doch!"

Einmal spielte sie im Zimmer — wo derlei verboten ist — Ballen und warf richtig so glücklich, daß die Bombe auf den Kaffeetisch in den Topf fiel und die Milch allen Umsitzenden ins Gesicht spritzte. Entsetzt

Mit aller Fürsorge bemuttert sie das einjährige Brüderlein, rückt ihm das Bettkissen, streichelt ihm die lichten seidenfeinen Härchen, hält ihm das Milchfläschchen in den Mund: „Tjink, Peterl, Kinder müssen Milch tjinken," wobei sie ihm manchmal noch ein Übriges gönnt und ihm ein Löffelchen voll Sand in den Mund stecken will. Sand hält sie nämlich für einen besonderen Leckerbissen, aber die Umgebung hat ein Vorurteil dagegen. Ferner, wenn das Brüderl gesättigt ist, singt sie ihm Kinderlieder vor:

„Saf, Kinderl, saf,
Ofen ob sie Saf,
Die wazen und die weißen,
Tun slime Buben beißen."

Einmal hörten wir, wie sie das Liedel unterbrach und plötzlich fragte: „Freut dich das Leben, Peterl?"

„Unglaublich, was dieses Kind gescheit ist!" Wen sollen solche Ausrufe der Großmutter noch wundern! Trotzdem geschieht es, daß Großmutter sich auch mit einem andern Enkel zu schaffen macht. Anfangs pflegt Traudel das zu übersehen und macht sich stolz mit irgendeinem Festungsbau oder einer notwendig anzulegenden Wasserleitung zu schaffen. Wenn's aber zu lange dauert, das Kosen mit den übrigen jungen Zeitgenossen, dann schießt sie plötzlich auf Großmutter hin und erinnert, daß sie der „Liebling" sei.

„Aber ja, du bist mein Liebling, du bist das bravste, gescheiteste Kind auf der ganzen Welt!"

Das genügt. Dann macht sich die Kleine wieder an ihre Arbeit. Wenn andere Kinder miteinander spielen und tollen, da hält Traudel sich am liebsten abseits. Wenn Peterl sich an Großvater macht, um ihm mit behenden Kunstgriffen den Hut vom Kopf zu ziehen, die Augengläser vom Gesicht zu reißen, wobei der Alte allemal mitscherzt, blickt Traudel vielleicht einmal ein paar Augenblicke darauf hin — aber mit größter Geringschätzung, gleichsam: das sind schnöde Kindereien, des Jungen wie des Alten gleich würdig.

Eines Tages hatte Traudel lange scheinbar gleichgiltig zugesehen, wie andere Enkel gehätschelt und gefüttert wurden, besonders der kleine dicke Friedel war Hahn im Korb. Als dieser immer wieder nach Großmutter begehrte, um sich womöglich den Titel des zweitbravsten zu erschleichen, war Traudel mit ihrer Geduld am Ende. Zuerst nahte sie sich dem Friedel, legte ihm die Hände auf die Achseln und blickte ihn schelmisch an, so ungefähr, ob er nicht ein Tänzel mit ihr machen wolle. Der Friedel, zwar um ein Stück größer wie sie, schaute zaghaft drein, nicht wissend, wie man sich einem so zutunlichen Frauenzimmer gegenüber zu verhalten habe. Da packte sie ihn jäh um den Leib, zerrte ihn aus dem lachenden Kreis in die Zimmerecke, die zur Walstatt

um ihn zu seinem Rechte zu helfen. In allen zweifelhaften Fällen und bedenklichen Situationen stellt sie sich auf Großvaters Seite, besonders wird ihr Auge finster beobachtend, wenn der kleine Peter nach den Brillen tastet.

Löbn und Liab.

Oberösterreichisches von Hans Mittendorfer.

s Lacha und s Zwidasein.

s Lacha
Kann Kranki gsund macha;
Herentgegen s Zwidasein
Bringt Regn statt Sunnschein,
Pflanzt Distln aufn Lebnsweg
Und baut ön Tod an gschwindn Steg.

Sitzt . . .

Sitzt beim Tisch und hast Essn gnua,
Hau zua!

Laßt dar a lästigi Fliagn koa Ruah,
Hau zua!

Geht zu dein Dirndl a fremda Bua,
Hau zua!

Bin valiabt.

Bin valiabt wiar a Rauchfang,
Der raukt, wanns drin brennt;
Und i schau so gwiß drein,
Daß s an iada glei kennt.

Bin valiabt wiar a Sackuhr,
Dö stehn bleibt um vier:
Meini Wünsch und Gedanka
Zoagn grad bis zu dir.

Bin valiabt wiar a Beißzang,
Dö an Nagl auszïagt
Und dö ehnda nöt auslaßt,
Bis s n außa hat kriagt.

Bin valiabt wiar a Haifisch,
Der hungari is:
Der, wann di dawischat,
Der fressat di gwiß!

Da Himml wird rot.

Da Himml wird rot
Wiar a Dirndl, das d bußt,
D Vogerl hebn s Singa an,
Das is a Lust!

Frischa wia s Tau im Gras
Heb i mein Blick;
Daß i koa Schlafhaubn bin,
Herrgott, dös Glück!

fuhr die Gesellschaft empor, darob erschrak Traudel ein wenig und murmelte zerknirscht in sich hinein: „Sie war slimm!“

So häufte Traudel Missetat auf Missetat. Da kam die Lebensrettung. Es ist schon gesagt worden, daß der kleine Peter, wenn er Großvaters Gesichte nahe kam, stets nach den Augengläsern plangte. Vielleicht, weil ihr strenges Funkeln den natürlichen Blick des Großvaters manchmal zu sehr fälschte. Kurz, der Kleine lechzte darnach, sie vom Antlitz zu reißen. Allerdings reizte der Alte sein Begehren, indem er die Nase ganz nach ihm vorstreckte, um — als der Kleine nach den Brillen haschte, den Kopf zurückzubiegen. Eines Tages, als der Alte auf dem Angerrasen saß, kroch der Peterl ihm sehr lebbaft ins Gesicht, um endlich einmal die Beute zu erringen; um so mehr wuchs aber der Kopf nach hinten. Da glaubte nun aber der kleine Friedl mit eingreifen zu sollen, denn im Haschen und Habenwollen fühlt auch die junge Menschheit sich von gemeinsamem Geiste beseelt. Der Friedl kletterte dem Alten rasch aufs Knie, an die Brust, klammerte sich an, trachtete einen Haarfetzen zu erwischen, um das Haupt nach vorne zu zerren. Ich — ja, ja, ich! — wehrte mich wie ein Löwe gegen die beiden Feinde, erwägend, daß ich zur Zeit nur das einzige Augengläserpaar besaß und daß sie kaput zu machen nachgerade nichts anderes hieß, als mir das Lebenslicht auszublasen! Ein lustiges Kreischen und Lachen begleitete den Kampf und schon wollte es gelingen, mit strammen Armen die Gegner von mir zu schütteln, da kam ein dritter Feind dazu. Der Walterbub. Und der wußte, wo ich meine Achillesferse habe. Ich habe sie an der linken Seite knapp unterhalb der dritten Rippe. Dort bin ich kitzlich. Kaum fühlend, daß an der Stelle die Fingerspitzlein krabbelten, schmolz ich mit kreischendem Gekicher ohnmächtig hin. Traudel hatte anfangs dem Ringen von Ferne ruhig aber mit einiger Verblüffung zugeschaut. Nun sie merkte, dem Großvater ginge es an die Haut, warf sie die Ärmchen in die Luft und schrie: „Nit! Nit! Nit Goßvater weh tun!“ Aber das war gerade so, wie wenn bei dem blutigen Kriege zweier Staaten ein dritter Staat mit Zeitungsartikeln beschwichtigen will. Als Traudel merkte, daß ihr Geschrei ganz und gar unbeachtet blieb und der Unterliegende nur noch leichte Zuckungen machte, nahm sie ihre Sandschaufel und warf den Angreifern den ganzen Festungswall ins Gesicht. Die Feinde stoben krächzend auseinander und meine Brillen — sie hingen schon schief über die Wange herab — blieben vor dem Äußersten bewahrt.

Seit dieser schönen Heldentat hat sich das Verhältnis Traudels zu Großvater völlig geändert. Eine schweigende Intimität hat Platz gegriffen. In normalen Zeitläuften kümmert sie sich nicht viel um ihn, alle Gemütsduselei ist ihr ja ein Greuel. Wenn sie aber den Großvater irgendwie benachteilt glaubt, dann tritt sie auf das energischeste ein,

nicht äußern, weil er vor Ende des gerichtlichen Verfahrens eine Meinung gar nicht haben dürfe. Wer aber — so frage ich — kann den Geschworenen hindern, in irgendeinem Stadium des Prozesses eine bestimmte Meinung zu haben? Es ist ein Vorurteil, das im nächsten Stadium schon korrigiert werden kann, aber in diesem Augenblick ist es da. Und schließlich kommt's doch in bezug auf das Verdikt nicht auf die Äußerung der Meinung an, sondern auf die Meinung an sich, die richtig oder unrichtig sein kann, ob sie vorwegs geäußert oder nicht geäußert wird. Aber, sagen die andern, eine vorschnelle Meinung äußern heißt in anderen eine Voreingenommenheit erwecken. Was schadet solch eine Voreingenommenheit im Publikum denn besonders? Solche Voreingenommenheiten sind im Volke, das die Gerichtsverhandlung verfolgt, in unendlicher Menge da; kommt es auf ein bißchen mehr oder weniger an? Anders, wenn das Volk zum Prozeß was dreinzureden hätte. Nur in jenen Kreisen sollte der Geschworene seine Meinung verschweigen, die beim Verdikte beteiligt sind. Das sind die Mitgeschworenen. Und gerade diesen gegenüber darf er sich äußern, gerade die maßgebenden Personen darf er beeinflussen! Das sind Unvollkommenheiten. — Heute hörte ich jemanden sagen: Unvollkommen ist das Richterkollegium und unvollkommen ist das Geschworeneninstitut. Schwere Verbrechen müßten durch Volksabstimmung entschieden werden. „Dasselbe Volk, das indirekt durch das Gesetz spricht, sollte unter Umständen auch direkt seinen Willen erklären dürfen. Nicht darauf kommt er an, ob ein Angeklagter an einer bestimmten Tat mehr oder weniger schuldig sei, sondern darauf, ob der Angeklagte infolge seiner Gesamteigenschaften nach dem Willen des Volkes leben soll oder nicht". Der Ausspruch ist so merkwürdig, daß ich ihn aufschreibe. Vielleicht kommt die tastende Menschheit auch einmal dazu, diesen Weg zu versuchen.

Am 2. Oktober.

Vor einiger Zeit erhielt ich die rührende Zuschrift eines alten blinden Mannes aus Tirol. Derselbe hatte sich um sein geringes Erspartes in ein Kloster eingekauft. Er dürfte nach ein bißchen geistiger Nahrung und bat mich um eines meiner Bücher. Ich habe ihm das I. N. R. I. geschickt. Nun schreibt mir der Mann, daß eine gute Klosterschwester ihm einige Tage lang je eine halbe Stunde daraus vorgelesen habe, hernach aber ausgeblieben sei. Auf sein Befragen, weshalb die Lektüre unterbrochen worden, erklärte die Oberin, das Buch hätte ein Prosteſtant verfaßt, es sei unchristlich, sie müsse erst von Seiner Hochwürden dem Herrn Dekan prüfen lassen, ob es ihm, dem alten blinden Mann, vorgelesen werden dürfe. Dieser hatte — wie er nun mitteilen läßt — in dem Buche Erbauung gefunden und war em-

Herrgott, i dank da schen!

Guat, wer alloani is,
Wann sei Weg stoani is.
Herrgott, i dank da schen,
Daß d mi alloan laßt gehn,
Daß d ma koa Gspannin hast
Anghängt als schwari Last.

Wohl habn s nu alli gsagt,
Dö i um Rat han gfragt:
D Liab is a süaßi Last!
Aba wanns d gheirat hast — —
Herrgott, i dank da schen,
Daß d mi alloa laßt gehn!

Wann d Sunn wieda kimmt.

Du moanst, es hat dunnert,
Wann s d schnalzt mit da Zung;
Und wann s d stampfst mit n Fuaß,
Es kriagt d Erdn an Sprung.

Schrei zua und stampf zua!
Kam a Sandkerndl rührst,
Kam a Vogerl fliagt auf,
Bis d schon d Müadigkeit gspürst.

Wiar a Kinderl wirst müad
Von dein Stampfn und Schrein,
Wiar a Kinderl machst d Augn zua,
Wirst still und schlafst ein.

Und wann d Sunn wieda kimmt
Volla Pracht an Tag drauf,
Aft weckt di da Herrgott
Zum Glücklisein auf.

Wann i vaheirat wa.

Wann i vaheirat wa,
Woaß i nöt, wia ma gschah:
Soviel alloan mit ihr —
Was sollt i toan mit ihr:
Himmlwärts engerltragn?
Oda zum Teufl jagn?

Odar a Häuserl baun
Mit an schen Gartnzaun,
Rosnstaudn hin und hin
Und a paar Kinda drin —
Jessas, wia guat ma gschah,
Wann i vaheirat wa!!

A Frag.

A wundaliabs Engerl
Mit Flügln sunnliacht
Guakt außar a wengerl
— Halt grad, daß ma s siacht —
Sitzt drin in dein Augn;
Schau, dös Guckfensterl mag eahm
Wohl gar so guat taugn!

Und a kohlschwarza Ganker
Aus da gluathoaßn Höll
Mit an sammatan Jankerl
— Du, was will denn der Gsöll
Nebn an Engerl in Augn?
Ja, dös Guckfensterl muaß a
Dem Spitzbüabl taugn!

Dös Teuferl, das glüahdi,
Fangt dö Buabn alli zsamm;
Aba s Engerl, das bhüat di,
Wann s was Schlechts im Sinn habn.
Doh, wia lang — derf ma fragn —
Wird si s Engerl, das liacht,
Mit dem Teuferl vatragn?

Ein Tagebuch.

Am 1. Oktober.

Gelegentlich eines Kriminalprozesses in Innsbruck wird jetzt viel darüber gesprochen, ob ein Geschworener vor Schluß des Gerichtsverfahrens seine Meinung über den Fall jemandem äußern dürfe oder nicht. Die einen sagen, er könne eine Meinung schon darum

sie nicht parieren, doch dachte ich, man dürfe sie nicht allein lassen. Der Fuhrmann kam aber nicht heraus, die Tiere ließen sich nicht mehr halten und trabten mit mir davon. So ging's holperig, aber schnell wegabwärts, ich mit aller Kraft, aber vergebens am Riemen zurückzerrend. Diese Bestien hatten keine Flügel und doch will ich hundertmal lieber den Pegasus bändigen. So war ich plötzlich zu Roß und Wagen gekommen, aber wohin geht's jetzt? Was wird jetzt? Der alte Wegmacher begegnete mir und lüpfte lachend die Kappe vor dem flotten Fuhrwerk. „Pack's Roß!“ rief ich ihm zu, da nickte er beifällig und war hinter mir. Der Mann ist ja schwerhörig. Die Pferde mußten schon Heimgier haben, sie trabten immer munterer, es ging scharf abwärts, ich fand zuerst die Schleifschraube nicht, dann konnte ich sie nicht handhaben, heftig schnellte es mich auf den Haferbündeln hin und her. Ich sah schon allerlei Möglichkeiten, da begegnete mir an der Reide der Kohlenführer Patritz. Der merkte sofort, daß das kein Geschäft und kein Sport war, er fiel den Pferden in den Zaum und brachte sie zum Stehen. Er hatte noch die Barmherzigkeit, bei mir zu bleiben, bis endlich der Eigentümer meines Fuhrwerkes fluchend nachkam. „Was gehn denn Ihna meine Rösser an!“ rief er zornig, riß mir den Riemen aus der Hand und fuhr davon. Das war in Ordnung, so einen Dank ungefähr hatte ich erwartet. Dann nahm der Patritz mich auf seinen Kohlenwagen und bergan ging es wesentlich langsamer als bergab. „Ich kann's halt nit so gut wie du!“ spottete der Patritz.

Am 5. Oktober.

Kam ich wieder einmal in das alte Dorf, das an Herbstabenden so friedlich und dunkel daliegt. Nur aus manchem Fenster schimmerte rötlicher Schein. Außerhalb des Dorfes aber, wo die Au den Fluß entlang liegt, brannten hoch auf Stangen zwei Reihen scharfer Lichter. „Was ist denn das?“ fragte ich meinen Begleiter, den alten Wegmacher Markus aus Alpel. „Ja“, antwortete dieser, „kennst du sie nit? Das sind Bahrlichter!“ „Bahrlichter? Wieso? Da im Freien, auf der Einsam!“ „Es sind Bahrlichter“, wiederholte der Markus. „Und weißt, wer da auf der Bahr liegt? Schau just einmal hin, er liegt eh so schön da im roten Glast.“ Ich sah nichts als Stöße entschälter Baumstämme, Sägeblöcher, wie sie an den Sägewerken aufgeschichtet sind. „Das ist er ja“, sagte der Markus, „unser guter alter Bekannter aus Alpel. Wohl, wohl, unser Heimatwald. Der Fischbacherwald, in dem wir als Halterbuben so oft herumgelaufen sind, weißt es noch? Da liegt er jetzt.“ — Also fand ich ihn wieder, herausgeschleppt aus dem Berggraben zu dem großen Sägewerk, dessen Holzplatz mit elektrischem Licht beleuchtet war. Und wirklich wehte es mich an, als stünde ich an der feierlichen Bahre eines lieben alten Freundes.

pört über eine solche Bevormundung und Beschränkung seines geistigen Lebens. Da verunglückte in der Nähe jenes Ortes ein norddeutscher Radfahrer, er kam ins Spital, das neben dem Kloster steht, und als Rokonvaleszent las er im Garten dem Blinden das ganze I. N. R. I. vor. — Nein! Manchmal weiß man wirklich nicht recht, wo der liebe Herrgott hinaus will. Daß er trotz des klösterlichen Verdammungsurteiles dem einsamen Manne zum „protestantischen" Buche auch den — protestantischen Vorleser schickte!

Am 3. Oktober.

Diese göttlichen Einsamkeiten! Wie köstlich erst im Vergleiche zu den Städten, wo die meisten Menschen nur zwei Bestrebungen haben: Die eine, im Kampf ums Dasein sich vor der Gesellschaft zu wehren, die andere, um sich in Gesellschaft zu unterhalten. Ein notwendiges Übel ist dort die Arbeit und ein notwendiges Übel die Unterhaltung. Jetzt tagt in der Stadt große Festlichkeit. Eine soche Stadt braucht Fremde, um nicht zu verkommen, und die Fremden sollen mit allerhand Ergötzlichkeiten herbeigelockt werden. Bis die Fremden die Ergötzlichkeiten satt sind, einen oder zwei Tage, so lange bleiben sie, dann gehen sie wieder heim und fragen sich verwundert, was denn eigentlich Ersprießliches dabei herausgekommen? Hingegen hier, „fern von des Lebens verworrenen Kreisen", ein gelassenes tüchtiges Tagewerk und am Abend ein Gang über die herbstlichen Felder. Bald bricht stille Dämmerung herein, die Wolkendecke ist niedergesunken bis auf die Berggipfel. Von fern her der Hall eines Hirten, der mit frohem Lärmen die Herde heimtreibt, dieweilen sein auf dem Felde angemachtes Feuer sachte vergloſt. Dann wird es ganz still, nur der Ton einer Gebetglocke, man weiß nicht von wannen er kommt, man weiß nicht, ob die Glocke schon aufgehört hat oder ob sie noch läutet. Man ist mutterseelenallein, aber nicht mit seinem armen Menschenkörperlein, vielmehr allein mit der Schöpfung, mit Gott, mit der Ewigkeit — eine selige Einheit mit allem. — Wie einem da ist, das läßt sich nicht sagen, aber nach meinem Empfinden ist es das Süßeste, was man auf dieser Welt haben kann.

Am 4. Oktober.

Als ich die Bergstraße hinanging, sah ich, wie vor dem Paßwirtshaus zwei Pferde mit Wagen standen und ein etwa fünfjähriger Knabe, das Wirtssöhnlein, sollte am Leitriemen die unruhigen Tiere festhalten. Das Büblein wurde mit fortgerissen und war in Gefahr, unter die Räder zu kommen. Ich nahm ihm den Riemen aus der Hand und stieg, um herrschen zu können, auf die Hafersäcke, die im Wagen waren. „Wo ist der Fuhrmann?" „Im Haus", antwortete der Kleine. „So geh' und sage ihm, er solle schnell zu seinen Pferden kommen!" denn auch wir wollten

grandiosen Satze die Worte: Gott weiß es! gestrichen. Darüber hatte ich damals mit dem Polizeibeamten eine Unterhandlung gehabt. Der wohlwollende Mann machte aufmerksam, daß der Ausdruck in dem sonst profanen Stücke eine Gotteslästerung bedeute, er riet mir dafür zu setzen: Der Himmel weiß es. Dagegen erlaubte ich mir die Bemerkung, daß der Himmel an sich nichts wissen könne, weil er keine Person sei. Das gab der einsichtsvolle Beamte zu und sagte: „So nennen Sie irgend jemand!“ Darauf ich übermütig: „So dürfte es, um alle Blasphemie zu vermeiden, vielleicht heißen: Der Herr Polizeirat weiß es? Denn der Herr Polizeirat wissen es jetzt ja wirklich.“ Achselzuckend antwortete er: „Dagegen habe ich nichts einzuwenden.“ So hat hernach der betreffende Satz gelautet: „Wenn es Wahrheit ist, daß die Kanaille mir untreu ward, so — der Herr Polizeirat weiß es! — ersteche ich sie wie ein Kalb!“

Am 9. Oktober.

’s ist wirklich so, die alte Welt geht unter. Ich erschrak nicht wenig. Die Bauern verkaufen ihre Götter. Eine ältliche Bäuerin, gutmütig und bieder nach altem Schlage, fromm und freundlich und ein wenig schlau dabei, die seit Jahren Eier ins Haus brachte, die kam heute mit einem verhüllten Korb zum Nachbar. Eier habe sie diesmal nicht. Also Obst? Auch Obst nicht. Es sei was anderes. Sie habe gehört, daß die Frau so alte Sachen zusammenkaufe. — Ob es Zinn sei? — Nein, Zinn sei es nicht, wenn es Zinn sein müsse, dann sei sie schon nicht an der rechten Tür. Eine alte Muttergottes wär’s halt. Sie tat ein aus Holz geschnitztes Bild hervor, die Maria mit dem Kinde. Ganz ähnlich, wie das Gnadenbild in Mariazell, auch von derselben Größe. Die Maria rot angestrichen, das Kind grün; beide auf dem Haupte Krönlein. Eine alte, unbehilfliche Schnitzerei. Ja, woher sie dieses Bild habe? Mein Gott, bei ihnen daheim in der alten Hauskapelle sei es gestanden, gewiß schon hundert Jahre; ihr Großvater und Urgroßvater hätten schon ihren Rosenkranz davor gebetet. Jetzt, weil die Kapelle zusammenfalle, wolle sie das Bild hergeben. Was sie dafür haben wolle? „O du mein, was wird denn so ein altes Figurl wert sein. Viel Schönes ist nit dran.“ So an vierzig Kreuzer habe sie gedacht; nun, was man halt geben wolle. Die Frau gab der Bäuerin für das Bild einen Gulden. Erst, dünkt mich, hat die Bäuerin ein wenig gestutzt darüber, daß solches Bild so gut bewertet wurde. Hatte sie doch gemeint, es wäre wertlos. Wenn die Frau einen Gulden dafür gibt, ist es sicher noch mehr wert. Sie sagte nichts, aber man merkte ihr an, daß sie sich für übervorteilt hielte. Etwas ungleich ging sie davon, doch von dem Gemütswert dieser uralten geweihten Hausstatue scheint ihr nichts eingefallen zu sein. Das Bildnis

Am 6. Oktober.

Mein Töchterl Martha stand auf der Waldheimatwarte, die in großer Einsamkeit aufsteigt, und blickte hinaus ins weite Bergland. Da ist vom bewachsenen Hügel herüber plötzlich ein kurzer, greller Schrei. — Einen Augenblick steht das Mädel versteinert. Der Schrei wiederholt sich, da läuft sie, ja stürzt beinahe die Treppen herab und stöhnt der Freundin zu: „Der Vater! Dem Vater ist was geschehen, er hat um Hilfe gerufen!“ Denn ich hatte sie vorhin allein gelassen und war einen Lieblingsweg gegangen durch jungen dichten Anwuchs hin. Auf ein Angerlein dann gekommen, wo man die Warte sieht, wo ich das lichte Mädel auf der Warte stehen sah, tat ich einen hellen Frohruf und winkte mit dem Taschentuch. Und das war von dem jungen romantischen Mädchenherzen wie ein Hilferuf in der Wildnis verstanden worden. Fast zu Tode erschreckt, in bebender Angst kamen die Mädeln gegen mich her und selbst als sie mich wohlbehalten herangehen sahen, konnte mein liebes Dirndl sich kaum fassen vor lauter Schluchzen. — Bange Herzen sind leicht geweckt und in mir zitterte das süße, wehe Erbarmen nach den ganzen Tag. Aber merkwürdig, merkwürdig, daß das Jauchzen eines alten Menschen wie ein Notschrei klingt!

Am 7. Oktober.

Ein norddeutscher Gelehrter hat vor kurzem in Wien konstatiert, daß man im Ausland vom Wiener Bürgermeister Lueger eine ganz falsche Meinung habe, die von jenen Zeitungen herrühre, so aus Parteiinteressen an diesem Manne kein gutes Haar lassen, während Luegers gemeinnützige Leistungen den nach Wien kommenden Fremden hoch überraschen. Darob wieder heftiges Geschrei in den Blättern, die sich getroffen fühlten. Leute, die vorurteilslos denken und Tatsachen objektiv betrachten können, denen es klar ist, daß bedeutenden Männern manche Schwäche gerne vergeben werden sollte, solche Leute wußten es freilich schon lange, daß Dr. Karl Lueger weit besser ist als sein Ruf, ja daß seine Verdienste als Bürgermeister der Residenz einfach groß sind. Übrigens kenne ich mehr als eine maßgebende Wiener Zeitung, die im Laufe von zehn Jahren von einer scharfen Luegergegnerin zu einer redlichen Luegerfreundin geworden ist. Wozu nun das Geraunze über den norddeutschen Gelehrten, der ohne gehässige Tendenz nur eine Tatsache ausgesprochen!

Am 8. Oktober.

Fand ich in meinen alten Schriften ein gewaltiges Drama. Vor sechsunddreißig Jahren hätte das aufgeführt werden sollen. Es ist sehr kraftgenialistisch und staatsgefährlich. Die Zensur hat manche Seite, die eigentlich die schönste war, durchkreuzt. Unter anderem auch in einem

Stein und fällt mir aufs Herz die ungeheure Veränderung, die in kaum einer Stunde da vorgegangen ist. Tag und Nacht! In keiner Minute hat man eine Änderung gesehen und doch war es erst licht, eine helle, grelle Welt, und jetzt alles versunken in Dunkelheit. Ich betrachte die blasse Milchstraße, in der, wie überall, die Sterne stehen. Und da fällt mir ein, daß man die Milchstraße immer an der gleichen Stelle sieht, quer über den Zenith hin von Nordost nach Südwest. Wie kann sie denn stillstehen? Sie müßte ja auch wie alles Gestirn sich nach Westen ziehen im Laufe der Nacht. Mir wird ganz unheimlich über das plötzlich entdeckte Riesenloch in meinen astronomischen Kenntnissen. Da muß man doch eilends einen Gelehrten fragen.

Am 12. Oktober.

„Lieber Freund!" sagt heute der Gelehrte. „Sie waren gestern nur verwirrt. Natürlich reigen auch die Gestirngruppen, die wir mit dem Namen Milchstraße zusammenfassen, den ewigen Kreislauf. Vielleicht sehen Sie den blassen Streifen nur deshalb immer ungefähr an der gleichen Stelle, weil Sie ungefähr um die gleiche Stunde zu ihm aufschauen. Gucken Sie einmal spät nach Mitternacht, da werden Sie nicht bloß die funkelnden Straßenwanderer, sondern auch die lichte Straße in einer anderen Gegend des Himmels finden. Der „Gelehrte", der mich so belehrte, war ich selber, denn weitum in der Gegend ist weder Astronom noch astronomisches Lehrbuch, und so ist man halt Sterngucker auf eigene Faust. Und auch durch dieselbe, in Ermanglung eines Teleskops.

Am 13. Oktober.

Auf Einladung des Vereines „Deutscher Bund" wieder einmal die alte Eisenstadt Steyr besucht — das nördliche Tor zu unserem Erzberg. Als ich vor 40 Jahren zu Fuß wanderte von Hieflau bis Steyr, zwei Tage der grünen, tiefbettigen Enns entlang, da pochten noch allenthalben die kleinen Eisenhämmer, mit Sicheln, Sensen, Nägeln, Tisch- und Taschenmessern die halbe Welt versorgend. Jetzt läßt die rasche Eisenbahnfahrt keinen Einblick mehr zu in das Leben und die Arbeit des Volkes. Ich fuhr von meinem Heimatstale aus dahin einen ganzen sonnengoldigen Herbsttag und noch zwei dunkle Abendstunden, dem Feste zu. Dieser Vereinsabend war der Typus eines gemütlichen deutschen Geselligkeitsfestes. Aber als die Festreden, Festsprüche, Festblumen, Festkränze anfingen, mir zu gelten, floh ich vorzeitig in mein Hotel — so anmutsvoll auch das Mädchen war, das mir Rosen und Lorbeer überreicht. Alles so lieb und gut, aber es erdrückt mich. Ich ging nach Steyr, um dem nationalen Zweck mein Scherflein zu opfern, aber nicht, um gefeiert zu werden. Immer peinlich, wenn man seinen „Ruhm" gar so unmittelbar erlebt.

wurde in einen Wandwinkel gestellt, zwischen profane Dinge hinein. Ich stehe davor und betrachte es und bin nachdenklich. Ein wunderliches Zeichen der Zeit. Sie verkaufen . . .

Am 10. Oktober.

War der Tiroler Bildhauer Jakob Gliber bei mir. Aus Ainet bei Lienz. Derselbe, der unter vielem andern manches schöne Bildwerk für die Wiener Votivkirche und für die Admonter Stiftskirche geschaffen hat. Die kunstvolle Blasiusstatue über dem Hochaltar der Admonterkirche ist ebenfalls nach seinem Entwurf. Sein Wesen und Gehaben ist das eines alten, gescheiten Tiroler Bauers. Er ist 81 Jahre alt, kann nun aber in seiner Kunst den Grödnern nicht mehr recht standhalten, verlegt sich daher auf die Musik, da können die heiseren Grödner nicht nach. Mit einer Laute reist er über Berg und Tal und singt Volkslieder. So ist der rüstige Greis vor kurzem vom Glocknerhaus, wo er acht Tage gesungen, über die Pfandelscharte nach Gastein gewandert, dann nach Wien. Im nächsten Winter will er den Grazern einmal was vorsingen. Er möchte nämlich Geld zusammenlocken zur Hebung der Kirchenmusik und für eine Volksliederanstalt in seinem Heimatsdörfchen.

Am 11. Oktober.

Ich erlebe nichts mehr. In früheren Zeiten brachte ich fast von jedem Spaziergang Beute mit heim. Ich band eben an mit Leuten, die mir begegneten, plauderte, scherzte mit ihnen, erzählte und ließ mir erzählen. Jetzt finde ich das nicht mehr an ihnen, was ich suche, es ist ein anderes Geschlecht. Mit einem fremden Gruß geht man aneinander vorüber. Ich bin auch besorgt geworden um meinen guten Leuteglauben. Die meisten Leute sind nur an der Oberfläche liebenswürdig, schürft man zu tief, so kommt Ungutes zum Vorschein. Man erfährt's und weicht ihnen dann in weitem Bogen aus. „Von Leutn weit weg, recht weit weg, sans guat liebn!“ sang ein Waldpoet schon vor dreißig Jahren. — So hält man sich auf seinen Wanderungen an die Natur, aber schließlich gibt auch die nichts, als uns selbst. Wie wunderschön hat sich heute meine heitere Seele gespiegelt am sonnigen Herbstabend. Dieses Farbenleuchten an Waldhängen habe ich selten so klar gesehen. Die Fichten schwarz, die Buchen rot, die Lärchen gold. Und rot wie einst die Erdbeeren, so jetzt deren Blätter. Und kupfern-schillernd das Brombeerlaub und gelb die Blätter der blaublühenden Enzianen. Die Sonne schleicht arg südlich den kürzeren Weg in ihren Abgrund, da ist um mich auch schon alles erloschen und die Waldberge liegen schwarz unter dem Himmel. Hinter denselben aber stehen in schauriger Glut die Felsen des Hochgebirges — nur für wenige Minuten, dann sind auch sie ausgelöscht und am Himmel wachsen die Sternlein herab. Ich sitze nächtig auf dem

Am 16. Oktober.

Ein Bauer in seiner Kornmühle. Er machte feines, weißes Mehl, hob eine Handvoll aus dem Mehlkasten und betrachtete es mit Wohlgefallen. Der Seppel ist noch einer vom alten Schlage. Er kann das Mahlen so gut wie das Schmieden, das Ölpressen, das Webern, das Gärben, und sein eigentlicher Beruf ist doch nur das Feldbauen, Viehzüchten und Holzwirtschaften. Wir redeten von Schule und Bildung, und ich meinte, es sei auffallend, daß der Bauer weniger bildungslustig und wissensdurstig sei, als etwa der Fabriksarbeiter. Darauf gab mir der Bauer folgende Antwort: „Ja, mein Lieber, das wird halt so sein: Die einförmige (zumeist mechanische) Beschäftigung eines Fabriksarbeiters kann den Geist nicht satt machen. Der Bauer hingegen hat so Vielfaches zu tun und zu denken, daß er für andere Weisheiten keine Zeit und keine Lust hat.“ — Dieses Wort eines „ungebildeten“ Bauern hat mir gut gefallen.

Am 17. Oktober.

Kam ich auf meiner Wanderung zu einer Wegkapelle, in der das aus Holz geschnitzte Bild des heiligen Sebastian steht. Fast lebensgroß, entblößt, mit zahlreichen Pfeilen bespickt, wie das bei dieser Figur dargestellt zu werden pflegt. Hier aber waren die Pfeile herausgezogen und die Wunden mit Leinwandpflastern überklebt. Beim nächsten Bauernhofe erkundigte ich mich, wer den armen Heiligen denn endlich einmal in ärztliche Behandlung genommen habe. „Jo, jo“, sagte der Bauer lachend, „die olt Luisl. Däs hot die olt Luisl ton. A sechs Wochn eingspirt is s gwen. Da Herr Dokta hot s einspirn lossn, weil s ollaweil kurpfuscht hot mit Glodern und Solban. Hiaz, weil die Olt ban Leutn neama kuriern därf, geht s d Heilin on. A naraschi Dudl.“ — Närrisch! Närrisch mag sie freilich sein. Aber ein gutes Leutel wird sie auch sein. Nicht? Weil sie den anderen Leuten in ihrer Weise nimmer Gutes tun darf, will sie's den Märtyrern tun. Euch Gescheiten fällt's ohnehin nicht ein, diese Heiligen vom Leiden zu erlösen, will sagen, diese widerwärtigen Bildnisse wegzuräumen. Die alte Luisl verklebt deren Wunden wenigstens mit Lappen. Eine Guttat und eine Andacht, auf die die Frommen sonst nicht zu kommen pflegen.

Am 18. Oktober.

Siebenundzwanzigster Jahrestag seit meinem ersten großen Asthmaanfall. Solche Tage merkt man sich, aber man feiert sie nicht. In den ersteren Jahren waren die Asthmaanfälle besonders heftig, stets mit Bronchialkatarrh verbunden. Der Zustand trat zumeist im Sommer auf, fast alle Monate, allemal 8 bis 10 Tage lang; darunter Stunden unbeschreiblicher Qual. Alle Mittel dagegen zeigten sich wirkungslos, die Sache nahm stets den gleichen Verlauf und die gleiche Wiederkehr. Seit

Am 14. Oktober.

Auf der Rückfahrt nach Steiermark mit einem Schweizer über Land und Leute gesprochen. „Eure Steiermark“, sagte er, „ist die größte Zukunftsgefahr für die Schweiz. Wenn das wilde Gebirge wieder einmal aus der Mode kommt und das Liebliche und Wohnliche der Landschaft gesucht wird, dann lassen die Engländer und Amerikaner die Schweiz rechts liegen und gehen bis an die Enns, an die Mur, an die Drau.“ Uns kann's recht sein. Aber dann kam anderes vom Schweizer. Der Mann war Antialkoholist und verglich im Laufe des Gespräches den Weingeist und den Schöngeist in den Unterhaltungsbüchern — beide Geister hätten die gleiche Wirkung. „Unter dem Vorwande der Anregung stumpfen sie den Menschen ab, schwächen die persönliche Kraft, verflachen den Charakter und wirken zersetzend. Nichts schädlicher, besonders für junge Leute, als viel Belletristik zusammen zu lesen, Romane zu verschlingen. So wie es Leute gibt, die täglich den Wein literweise trinken, so gibt es Leute, die täglich ein ganzes Buch verschlingen. Jene wie diese verblöden.“ — Es ist hart für einen Belletristen, solches hören zu müssen, und um so härter, als ich mir Ähnliches selbst schon gedacht habe. Überall werden jetzt Volksbibliotheken gestiftet. Man nehme sich inacht! Der Mensch soll lesen. Auch der Bauer und der Handwerker. Aber wenig und gründlich und das Richtige. Ein Mensch, der monatlich ein Buch verdaut, wird geistig gedeihen; wer aber wöchentlich ein paar Bände frißt, der wird ein Trottel. Die Volksbibliotheken-Gründer und Verwalter setzen ihren Stolz darein, nur recht viele Bücher beisammen zu haben und möglichst viele Leser zu gewinnen. Möchten sie doch ein bißchen tiefer denken! Gerade von der Volksbibliothekspraxis des deutschen Bundes in Steyr wäre zu lernen. Wir brauchen ein Lehrbuch für die Auswahl und Handhabung der Volksbibliothek. Wer wird es schreiben?

Am 15. Oktober.

In dem so viel Aufsehen erregenden Hohenlohe-Tagebuch — was Bismarck anbelangt — konnte man doch nicht gar so viel Außerordentliches finden. Ungefähr so hat man sich einen Bismarck ja immer gedacht, ungefähr so machen es die großen Diplomaten alle. Aber eine Illusion ist mir durch Hohenlohes Veröffentlichung zerstört worden. Ich hatte mir immer vorgestellt, daß nach den Ereignissen der Jahre 1870—1871 Bismarck in seinen Kreisen, besonders beim Berliner Hofe, die bewundertste und angebetetste Persönlichkeit gewesen sein müßte. Statt dessen stellt sich nun ans Licht, daß der Schmied des Deutschen Reiches mitten im geeinigten Vaterlande von lauter grimmigen Feinden umgeben war. Aber auch daran ist, wie die Menschen schon einmal sind, im Grunde genommen, nicht viel Verwunderliches.

eine halbe oder eine Stunde. Ein größerer Teil nahm bei uns mehrtägigen Aufenthalt.

Am 21. Oktober.

Abschied von der Waldheimat. Auf Bergeshöhe die Warte. Ringsum und tief unten im Goldscheine gilbender Lärchen liegt herbstlich besonnt, still und feierlich das Paradies der Jugend. Es schweigt. Hat es mir nichts mehr zu sagen? Nur mancher alte Baum oder Strunk, oder Steinhaufen flüstert noch alte Geschichten. Ich wende mich ab — 's ist alles vorbei. Ein letzter Blick noch, ein Dank und ein Lebewohl. Dann möge der Winter kommen und dich in seine weiße, weiche, tiefe Baumwolle wickeln. Ich gehe in die große, glänzende Stadt. Vor dem Waldschulhaus stehen vierzig arme Kinder und blicken mir nach.

Am 22. Oktober.

„Das literarische Echo" hat eine Rundfrage ausgeschickt an 150 deutsche Schriftsteller, ob sie bei ihren Arbeiten Alkohol zu sich nehmen, ob sie durch den Alkohol Steigerung oder Verminderung ihrer Schaffenskraft wahrgenommen, und was sie über die Alkoholfrage im allgemeinen dächten. Diese Rundfrage haben 115 Schriftsteller beantwortet, und zwar mit einer größeren Übereinstimmung, als das sonst bei derlei Rundfragen vorzukommen pflegt. Die meisten versichern, daß sie vor und während ihrer Arbeit keinen Alkohol zu sich nehmen, fast alle, daß — ob nun bei zufälligem oder absichtlichem Alkoholgenusse — ihre geistige Arbeitskraft nicht gestärkt, sondern vermindert wird. Nur bei der Konzeption erweise sich der Alkohol oft als vorteilhaft, so auch bei der Plänefassung, während er bei der Ausführung nur hemme und schwäche. Im übrigen sind dem mäßigen Weingenusse zum Zwecke der Zerstreuung und Geselligkeit fast alle gewogen. Nur etliche Abstinenzler sind, die es aber auch nicht wären, wenn bei der schwachen Menschennatur im allgemeinen die völlige Enthaltsamkeit nicht das einzige Mittel wäre, um — sich nicht zu versaufen. Ein gutes Wort spricht Philipp Langmann: „Merkwürdig, daß wilder Wein und wilder Hopfen Schlingpflanzen sind, die den jungen Baum niederdrücken und ersticken." Und J. V. Widmann sagt: „Mir scheint es richtig, in edlen Wein kein Wasser, aber auch in den kastalischen Quell — keinen Wein zu schütten." Mir ist in der abendlichen Erholungsstunde der Viertelliter Tiroler ein angenehmer Gesellschafter. Zu einem Kameraden im Beruf aber könnte ich ihn nicht brauchen. Der Kerl ist mir zu geistreich und zu kraftarm. Ein geschwätziger Plänemacher, aber ein lüderlicher Arbeiter.

Am 23. Oktober.

Heute nach fünfmonatlichem Landaufenthalt in die Einsamkeiten der Stadt zurückgekehrt. Zur Stunde, da diese Anmerkung geschrieben wird, leuchten die elektrischen Kugeln zu den Fenstern

fünfzehn Jahren aber bewährte sich der Rauch des holländischen Stramoniumkrautes, der in die Lunge gesogen wird, als vortreffliches Linderungsmittel. Es stillte nach jedem Gebrauch das Asthma auf vier Stunden, zeigte sich aber in letzterer Zeit als nicht ganz verläßlich, obschon die Anfälle im allgemeinen milder wurden. Nun bin ich durch Zuschriften aus der Schweiz, aus Deutschland, aus Amerika aufmerksam gemacht worden auf eine neue Asthmaheilmethode von Nathan Tucker („Onaway London"). Ein Apparat, durch den man sich eine Flüssigkeit in die Nasenhöhlen stäubt. Alle Zuschriften waren voll des höchsten Lobes, doch zögerte ich — Humbug fürchtend — lange, mir den ziemlich kostspieligen Apparat mit der geheimnisvollen Flüssigkeit zu bestellen. Endlich, vor einigen Monaten tats meine Frau für mich. Bei jeder Asthmaanwandlung wende ich das Mittel nach beigegebener Vorschrift an — und siehe, das Leiden lindert sich noch weiter. Die Einstäubung, die in die Athmungsorgane dringt, wirkt ganz unmittelbar, das Unbehagen, die Athemnot ist wie weggeblasen. Ich gebrauche das Mittel bei jedem Anzeichen eines beginnenden Asthmas: einmal versäumte ich's, das Asthma wurde überaus heftig, aber auch in diesem Stadium hat das Mittel sofort geholfen. Der Erfinder sichert bei fortgesetztem Gebrauch gänzliche Heilung zu, was auch private Zuschriften von Freunden und Lesern aus der Ferne bestätigen. — Ich bin sonst für exotische Heilmittel nicht leicht zu haben und am wenigsten mache ich dafür Propaganda — diesmal aber mußte ich's doch den Leidensgenossen sagen, was mir zur Erleichterung geworden ist.

Am 19. Oktober.

Ein Staatsstreich in Berlin. Ein Mann in Berlin, (der Name tut nichts zur Sache, besonders, da man ihn nicht kennt) verkleidet sich in einen königlichen Hauptmann, requiriert aus einem vom Übungsplatz zurückkehrenden Trupp Soldaten zwölf Mann, fährt mit ihnen nach Köpenick, besetzt das Rathaus, nimmt den Bürgermeister und den Kassier gefangen, läßt sie nach Berlin abführen, er selber fährt mit der Kassa ab. Also geschehen dieser Tage nächst der deutschen Metropole. Es war wohl auf die Sparkasse-Millionen von Köpenick abgesehen, doch erbeutete der Gauner nur wenige tausend Mark. Für den genialen Feldzug ein mäßiger Sieg. Der sich aber von anderen Feldherrnsiegen dadurch unterscheidet, daß er kein Blut kostete. — So hätte nun auch das Weltreich der Gauner seinen Alexander, seinen Cäsar, seinen Napoleon.

Am 20. Oktober.

Nach dem sehr lückenhaften Fremdenbuch und meinen Aufzeichnungen kamen während dieser fünf Sommermonate in mein Haus 219 persönliche Besuche. Etwa 90 dieser Besuche blieben nicht über

findet man Ihre Beiträge, in Monatsschriften, in Wochenblättern, in Tagesblättern, in Witzblättern, in Fachblättern, in kleinen und großen — überall Arbeiten von Ihnen. Das muß Geld geben!" — „Und Sie", hatte ich darauf zu antworten, „müssen in keinem Blatte meine Beiträge lesen, sonst fiele es Ihnen wohl auf, daß es vielfach dieselben sind. Sie werden doch nicht glauben, daß ich für alle Blätter, in denen Sie mich finden, arbeite. Es sind, mit verschwindenden Ausnahmen, Nachdrucke, und die meisten — unberechtigt." „Und freut Sie das nicht sehr?" „Aber natürlich. Doch bisweilen verklagt man so einen Freibeuter; das haben die Herren übrigens nicht gern und nennen es undankbar, wenn man grob wird dafür, daß sie so uneigennützig den Ruhm verbreiten." Mit diesem „Ruhm verbreiten" hat sich tatsächlich vor etlichen Tagen einer zu entschuldigen geglaubt, der eigenmächtig eine größere Erzählung von mir in seinem Blättchen abdruckte, natürlich ohne Quellenangabe, hingegen mit dem Vermerk „Nachdruck verboten". Schon früher ereignete es sich einmal, daß ein unbefugter Nachdrucker aus dem Originaldruck das Sätzlein mitdruckte: „Nachdruck verboten". Darüber zur Rede gestellt seine Antwort, er habe geglaubt, dieser Satz gehöre zur Novelle als Motto.

Am 27. Oktober.

Der Sieger von Köpenick ist gefangen! Ein simpler Schuster ist es. Ein 57jähriger Mann, der nie Soldat gewesen, der sich nur in Strafanstalten ausgebildet, hat mit preußischer Heeresmacht das Rathaus von Köpenick erobert. So hat die Komödie nun auch ihren guten Schluß. Nun befriedigt sie fast allgemein. Selbst die braven Köpenicker haben nur Nutzen davon; die paar Mark, die ihnen noch entgehen (den größten Teil des Diebstahls hat der gewissenhafte Hauptmann ja noch im Sack gehabt), sind reichlich vergütet durch den Fremdenzuzug, dessen sich die nun so berühmte Stadt erfreut. In dieser vergangenen Woche war halb Berlin draußen, um das merkwürdige Rathaus von Köpenick zu bewundern. — Durch die Entdeckung des Helden ist aber eine Lebenshoffnung zerstört worden. Erst vor ein paar Tagen hat mir ein armer Teufel gestanden, er wolle nun nach Berlin gehen und sich für den „Hauptmann" ausgeben, da ihm sonst alle Anstrengungen, berühmt zu werden, bisher fehlgeschlagen hätten. Nun ist auch diese Aussicht, als der gescheiteste und kühnste Mann von ganz Europa eingesperrt zu werden, dahin. Manche Leute haben halt kein Glück.

Nachdem wir über die Köpenicker Geschichte einmal genug gelacht haben, erinnern wir uns auch an ihre ernsten Seiten. Sie macht Schule. Da der Gaunerstreich überall bejubelt und verherrlicht wird, lockert er das sittliche Bewußtsein und setzt das Gaunertum der ganzen Welt in einen noch frecheren Schwung. Und trotzdem wird es

herein und überstrahlen das schlichte Lampenlicht im Zimmer. Ununterbrochenes Wagengerassel rauscht draußen wie ein Bergstrom. Und das Landhaus, das gestern um diese Zeit noch belebt war von Gästen, Kindern, Packern und dem zielbewußten Kommando der tapferen Hausfrau, steht jetzt still und verlassen im Mondenscheine. Der Sommer ist dahin. Ein ziemlich unruhiger, unfruchtbarer Sommer für mich. Fast nichts geschrieben, wenig gelesen, mancherlei gesonnen und geträumt und in Gesprächen mit unterschiedlichsten Leuten viel leeres Stroh gedroschen. — Aber Berg und Alm, Wald und Fels, Tal und Wasser habe ich mitgebracht eine Hirnschale voll, nur die Augen brauche ich zu schließen und — ich sehe, durch die poetische Ferne noch verschönert, alles wieder. Und das ist meine Beute vom Sommer.

Am 24. Oktober.

Mein Sohn Hans, der das vorige Semester auf der Züricher Universität zugebracht, ist heute mit seiner jungen Frau abgereist nach Heidelberg, um an der altehrwürdigen Ruperto Carola seine soziologischen Studien zu vervollständigen. Er war schon auf gutem Wege zu einer gesicherten Stelle als Jurist; aber die Sehnsucht nach seinem Lieblingsstudium ließ sich nicht bändigen. So hat er in rührender Wissenschaftsgläubigkeit den weiten, umständlichen Weg durch die Lehrkanzel zur Lehrkanzel gewählt. Möge er sein Ziel in einer von mir noch absehbaren Zeit erreichen! Mit welch gehobenen Empfindungen blicke ich ihm nach auf den Weg nach Heidelberg!

Am 25. Oktober.

Bei meiner Freude an neuen Verkehrswegen befuhr ich gestern die Grazer Tramwaystrecke nach St. Peter und ging dort auf eine Höhe der Petersberge. Schöner Blick auf das weite, ortschaftenreiche Grazerfeld und die westlichen Alpen, auf Graz und dessen Gebirgshintergrund, über dem zur Stunde abendliche Gewitterstimmung lag; vor deren dunklen Bläue trat die Stadt scharf und hell hervor. Der Blick auf Graz ungewohnt. Hierher verirrten sich bisher nur wilde Spaziergänger. Ebenso wild ist der prachtvolle Aussichtspunkt, ohne Weg, ohne Wegweiser, ohne Bank. Oft hat's mich schon gewundert, daß in unserer sonst so geschäfts- und fortschrittsregen Zeit gerade die Bevölkerung der Umgebung von Graz so bescheiden ist. Da weiß man anderswo, sogar in entlegenen Gegenden, den Vorteil viel besser auszunützen. St. Peter bei Graz müßte der Lage nach ein gar beliebter Ausflugsort der Städter werden. Aber die vielen Wirtshäuser allein tuns nicht.

Am 26. Oktober.

„Aber Herr!“ rief mir heute jemand ganz überlaut ins Gesicht, „Sie müssen ja Tag und Nacht arbeiten. In allen Zeitungen

Am 30. Oktober.

Träumte mir, in den Kellern der Nationalbank sei aus Zufall ein Beamter eingeschlossen worden. Anfangs habe er sich heiser geschrien, vergebens. Dann sei er zwischen den eisernen Truhen, die Milliarden bergen, verschmachtet. Aufgewacht fielen mir jene modernen Industriestaaten ein, die ungeheuere Reichtümer erzeugen, aber kein Brot. Wenn sie einmal eingeschlossen werden, müssen sie verschmachten.

Am 31. Oktober.

Heute ist die „Kleinoschecker“ altdeutsche Weinstube: „Zum Krug im grünen Kranz“ nach 25jährigem blühenden Bestande aus Baulichkeitsgründen geschlossen worden. Ich war im Kreise meiner Freunde der letzte Gast, wie ich einst der erste gewesen. Diese Weinstube, von uns „der Krug“ genannt, hat zur Winterszeit wöchentlich einmal eine Tafelrunde beherbergt (suche 6. Jänner), der ich gar viele Erholung, Erheiterung und Anregung zu verdanken hatte, wozu allerdings weniger der Alkohol, als die Gesellschaft beigetragen. Der letzte Abend verlief ohne Übermut und ohne Sentimentalität. Mir war aber bei dem letzten Blick in den trauten Raum zu Mute, als wäre es der Abschied von einer lieben Person, denn ich empfinde es oft so, daß Sachen, die uns lange im Leben dahinbegleiten, allmählich eine Seele bekommen, einen Teil unserer eigenen Seele. — Otto Sommerstorff, der während seines Grazer Aufenthaltes der Tafelrunde angehört hat, sandte uns aus Berlin ein Begrüßungsgedicht, welches — ohne daß der Verfasser von der Schließung der Weinstube wußte — zum Abschiedsgruß geworden ist. Es lautet:

Da sitz' ich wieder nun auf märk'schem Sande,
Vom Lärmgewühl der Riesenstadt umtost,
Und Heimweh packt mich nach dem Steirerlande,
Ich schau um mich und finde wenig Trost.

Ich sehe nichts als starre Häusermassen,
Kein Bergwaldgipfel, der herniederschaut,
Ich sehe nichts, als endlos lange Gassen,
Und Menschen, Menschen ohne Zahl — mir graut!

Die Spree erscheint mir wahrlich auch nicht schöner,
Seit ich sie mit der stolzen Mur verglich,
Der Kreuzberg, dieser Stolz der Spreeathener,
Wie klein, o Schöckel, ist er gegen dich!!

Wie „klein o Schöckel“? — Liegt in diesen Lauten
Ka-lauernd nicht ein trauter Klang versteckt?
Mich mahnend an den Namen, den vertrauten,
Der mir die freudigste Erinnrung weckt?!

Ja „Kleinoscheg“! — Du Krug im grünen Kranze,
Du Hort des Frohsinns und der Weisheit Quell,
Wie hab ich mich gelabt, gesonnt im Glanze,
Der von dir ausgeht, strahlend, rein und hell!

Und Freitag ist es. — Um die achte Stunde
Kehr' ich im Geiste freudig bei Euch ein.
Heil dir, du Geistesritter-Tafelrunde,
Ich grüße dich und dankbar denk ich dein!

Otto Sommerstorff.

selbst für die Richter des ollen Wilhelm Vogt schwer halten, ihr ernstes Gesicht zu bewahren.

Am 28. Oktober.

Besuchte ich die Räume des alten Handelsakademie-Gebäudes, wo ich von 1865 bis 1869, als Gast aufgenommen, mir eine allgemeine Bildung aneignen konnte. Reale wie humanitäre Lehrgegenstände wechselten in gutem Gleichgewichte ab, so daß bei mir in diesen vier Jahren gewiß ein besserer Erfolg erzielt wurde, als wenn ich ein Gymnasium absolviert hätte. In dankbarem Gedenken drängte es mich, noch einmal die Lehrzimmer zu sehen und meiner Professoren zu gedenken, die unter zwei einzigen Ausnahmen alle auf die ewigen Ferien gegangen sind. Mehrere meiner damaligen Lehrer waren kaum älter als ich gewesen und standen mir, dem „Waldbauernbuben“, in der Not meines ungeübten Fassungsvermögens wie Freunde bei, während ältere Lehrer sowie auch der Verwaltungsrat der Anstalt väterlich für mich sorgten. Als ich nun heute in jenen Zimmern stand, sonntägig still war's um mich, tauchte jene für mich so ernste und doch ach wie glückliche Zeit mit allen ihren Gestalten so lebhaft auf, daß ich sie alle leibhaftig sah, die Professoren Dawidowsky, Alwens, Falb, Bischof, Ruck, Wallnöver, Subicz, Winter, Botteri, Challomel u. s. w. und die Kollegen, wovon auch nur mehr wenige am Leben sind. Wie ersprießlich sind unserem Herzen solche Geistererscheinungen! — In das Gebäude ist jetzt eine Realschule übersiedelt, während die Handelsakademie vor wenigen Tagen in ihren neuerbauten Palast einzog. Sie ist erfreulich emporgekommen und Staatsschule geworden. Obwohl nun weder Person noch Lokal mit jener Zeit mich verbinden, immer werde ich diese Anstalt segnen.

Am 29. Oktober.

Die weißen Gestalten im Grazer Stadtpark sind verschwunden — es kommt der Winter. Knapp vor Allerseelen wollen die Unsterblichen zurücktreten, dieser Tag gehört den Toten. Den Statuen der Dichter Friedrich Schiller, Anastasius Grün, Robert Hamerling hat man Hütten gebaut, aus Besorgnis, sie könnten vom Zahn des Winters zu scharf benagt werden. Denn nicht bloß die Leiber der Großen sind hinfällig gewesen, auch die sandsteinernen und marmornen Denkgestalten sind es, die man ihnen gesetzt hat. Wie bald gehen auch solche Denkmäler den Weg alles Irdischen, es vergehen die Bücher der Dichter und die Buchstaben sind vergessen. Nur der Geist ihrer Werke, namenlos geworden, lebt und waltet fort. Man sollte sich von ihnen kein anderes Bild machen, als das wir uns nach ihnen bilden. Wenn Ostern kommt, steht der sandsteinerne Anastasius wieder auf. Und auch die anderen. Nichts weiter.

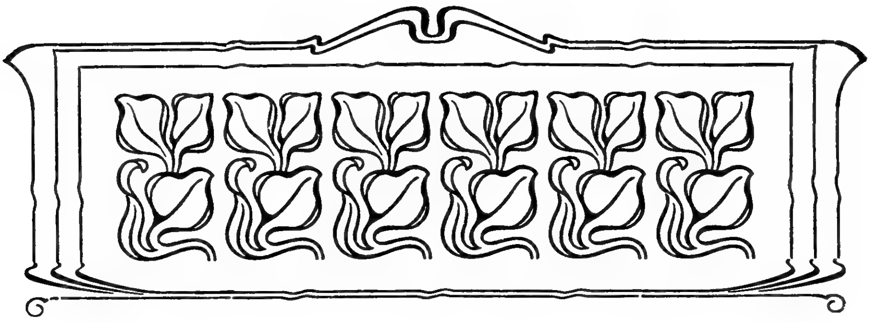
ins Parterre hinab: „Der Poldel hat an Buabn, und grad zum Bindband auf meinen Hochzeitstag — der ist galant!“

Aus der Fülle der Anekdoten über Josef II., den Liebling des Volkes, sei eine hervorgehoben, die am meisten dazu angetan scheint, seine Liebe zu Natürlichkeit und Einfachheit und die feine Art, mit der er eine Lehre zu erteilen wußte, zu schildern: „Als ihm einst die Prinzessin Elisabeth, Gemahlin des Erzherzogs Franz, versicherte, daß sie sich in allem seinem Willen fügen werde, bat er sich nur aus, daß sie sich in ihrem Leben nie schminken und auch ihre Hofdamen bewegen wolle, es zu vermeiden. Ebenso verhaßt waren ihm Prätensionen und leeres Zeremoniell. Eine Dame antwortete einmal auf die Frage des Kaisers, ob sie Kinder habe: „Ja, Euer Majestät, drei Fräulein und zwei junge Herren“. Da meinte Josef II. lakonisch: „Ich habe auch ein Mäderl gehabt, es ist mir aber gestorben.“ Recht bezeichnend ist auch folgende Anekdote über Franz I.: „Der Sekretär legte dem Kaiser eine Bittschrift vor, in der ein Beamter, der nach langem Dienste krank und schwach geworden war, um Unterstützung bat. Der Kaiser ergriff die Feder und fragte: „Wieviel ist denn in solchen Fällen üblich?“ — „Fünfhundert Gulden wär' fürs erste wohl genug“, meinte der Sektretär. Der Kaiser nickte und schrieb. Als aber der Sekretär Sand über die Schrift streuen wollte, entdeckte er, daß der Kaiser statt der fünfhundert — fünftausend geschrieben hatte, und machte ihn darauf aufmerksam. „Ei wirklich!“ lachte Franz, „ich hab' ein Nullerl zu viel geschrieben! Nun, es schadet nichts; was einmal geschrieben ist, soll stehen bleiben. Der Mann hat fünf Kinder — dem will ich das Nullerl gerne schenken!“

Zu den Fürsten, die sich durch Leutseligkeit und Gutmütigkeit die Herzen der Wiener eroberten, gehörte auch der Erzherzog Franz Karl, von dem u. a. erzählt wird: „Als dem Erzherzog nach sechsjähriger Ehe endlich ein Kind, und zwar ein Prinz, der jetzige Kaiser Franz Josef, geboren wurde, nahmen die Wiener jubelnden Anteil an seinem Glück. Der Erzherzog hatte sich in offenem Hofwagen in die Burg begeben, um dem Kaiser persönlich über das glückliche Familienereignis zu berichten, und kehrte nun nach Schönbrunn zu Frau und Sohn zurück. Ein Schwarm Schul- und Lehrbuben folgte nun dem Wagen mit freudigem Halloh und wenn auch die kleineren und schwächeren bald ermattet zurückblieben — es fanden sich immer neue Begeisterte, die atemlos neben dem Wagen herrannten und die ganze Straße mit ihrem Jubel füllten. Da erhob sich der Erzherzog im Wagen und rief in seinem Wiener Dialekt dem Kutscher zu: „Fahrt's nöd so g'schwind, die armen Buben rennen sich ja d' Lungelsucht auf'n Hals!“

Besonders reichhaltig und interessant ist der Abschnitt des Buches, der einzelne Züge des jetzigen Kaisers von Österreich schildert. Von seiner frühesten Kindheit an bis in die neueste Gegenwart hinauf tritt er in den einzelnen Anekdoten als der gütige, leutselige, auch Scherz und Humor nicht abgeneigte Herrscher auf, als der er von seinem Volke geliebt und von aller Welt verehrt wird. Wir sehen ihn im Audienzsaal und auf der Straße, im Park von Schönbrunn oder Gödöllö und hoch oben im Gebirge, bei Regierungsgeschäften und bei seiner Lieblingserholung, der Jagd — sich immer gleichbleibend an Pflichttreue, Herzensgüte, Natürlichkeit und Fürsorge für sein Volk.

Ein großes Geschlecht, das fast ein halb Jahrtausend lang die Geschicke der halben Welt in Händen hielt. Es sind fromme und starke, wilde und zarte, gemütreiche und rauhe Herzen, Männer von Eisen und schlicht-nachgiebige Naturen darunter, wie sie die Zeit, die Anlagen, die Umgebung reiften. V.



Kleine Laube.

Habsburger Anekdoten.

In einem schwarz-gelben Umschlag, mit dem Porträt des Kaisers geschmückt, ist soeben ein Buch erschienen, das für jeden Österreicher von besonderem Interesse sein wird: „Habsburger Anekdoten“ von Dr. Franz Schnürer (Robert Lutz, Stuttgart). Mit diesem Buch ist zum erstenmale der Versuch gemacht worden, das Anekdotenmaterial, das über die Habsburger Dynastie bis auf den heutigen Tag vorhanden ist und soweit es zu patriotischen Zwecken für die Öffentlichkeit taugt, zu vereinigen. Die kleinen und kleinsten Charakterzüge, die hier gesammelt sind, erwecken in uns oft eine sinnlichere Vorstellung von dem Wesen jedes einzelnen, geben uns ein schärferes Bild von seinem Charakter und seiner Bedeutung als politische Großzüge.

Und dabei haben die Anekdoten den Vorzug, uns die betreffenden Fürsten menschlich nahe zu bringen, wir blicken durch den Kaiserpurpur hindurch in ihr Inneres, das oft durch eine einzige Anekdote schlaglichtartig erhellt wird. So ziehen sie vor dem Leser vorüber, von Rudolf I., dem ersten Habsburger auf dem Kaiserthrone, bis zu Franz Josef, dem ehrwürdigen Herrscher von Österreich, wobei wir sie alle in den Eigenschaften kennen lernen, die sie ihrem Volke besonders wert gemacht haben oder durch die sie sich in irgendeiner Weise von anderen Menschen unterscheiden. So kennzeichnet z. B. das folgende Geschichtchen die Galanterie Maximilians I., des „letzten Ritters“, und den Ton, in dem er mit dem schönen Geschlechte verkehrte: „Mit den Nürnberger Frauen und Jungfrauen tanzte er gerne. Einstmals ließ er sich von ihnen entwaffnen und gefangennehmen, um noch einige Tage länger bei ihnen zu weilen. Es ist auch bekannt, daß er in Regensburg sogar der Spezies von Frauen, die damals ‚die fahrenden‘ hießen, sich gnädig bezeigte. Während der Reichsversammlung hatte der Magistrat nämlich diese Frauen aus den Stadtmauern verwiesen; sie aber empfingen den lustigen Kaiser in corpore, als er zum Tore einritt, und klagten ihm ihr Leid. Da befahl er lächelnd der Zunächststehenden, den Schweif seines Pferdes zu fassen; der zweiten gebot er, den Rock der ersten zu ergreifen und so fort. Auf diese Art schmuggelte er die verbannten ‚fahrenden Frauen‘ am kaiserlichen Pferdeschwanze wieder in Regensburg ein.“ Oder könnte Maria Theresias Lebhaftigkeit, das Impulsive in ihrer Natur und die Freude am Sichmitteilen besser charakterisiert werden als durch folgendes?: „Als am 12. Februar 1768 ihrem zweiten Sohne, dem nachmaligen Kaiser Leopold II., der erste Sohn geboren war, erhielt die Kaiserin diese Nachricht am Abend, als sie in ihrem Kabinette arbeitete. Sofort stürzte sie im Nachtkleide durch die Vorzimmer und Gänge ins Burgtheater und rief hier, sich weit über die Logenbrüstung beugend,

kleinen begrenzten Teilchen desselben einzusammeln, dann entsetzen wir uns, weil wir gewissermassen einmal mit dem allumfassenden Auge Gottes zu schauen vermögen. Wer sich aber immer wieder daran erinnert, daß das Menschheitsleben ein Krieg ist, in dem täglich eine Schlacht geschlagen wird, und daß jede dieser Schlachten durchschnittlich 82.000 Menschenopfer fordert, daß dies von Anbeginn so gewesen ist und bis zum Untergange unseres Planeten gewiß auch so bleiben wird, der wird auch durch den Eintritt von massenvertilgenden Erdkatastrophen in seinen Glaubensfundamenten nicht mehr so leicht erschüttert, der verliert nicht mehr so leicht den Kopf, und die bange, aber törichte Zweifelfrage: Gibt es einen Gott? erstirbt auf seiner Zunge. Einen Gott gibt es allezeit und überall, aber nicht allezeit und nicht überall gibt es nachdenkliche und beherzte Menschen, die auch in den blutigsten Lebensschlachten ihre Nerven und ihren Glauben zu behaupten vermögen. Ein wissenschaftliches Naturerkennen, das des religiösen Bedürfnisses des Menschen als einer ebenfalls naturgewollten und wissenschaftlich erhärteten Tatsache nicht vergißt, und eine Religion, die jede naturwissenschaftliche Tatsache freimütig anerkennt und sich mit ihr ins Einverständnis zu setzen weiß — es ist beides dasselbe — wird uns auch den furchtbarsten Katastrophen gegenüber in unsrer Zuversicht auf Gott nicht wankend werden lassen, wir werden die Hände rühren, um zu helfen, zu lindern und zu trösten, aber wir werden nicht verzagen und nicht kleinmütig und nicht furchtsam werden . . . Das, was wir alle sicher wissen, ist die ausnahmslose Notwendigkeit des Sterbens für alles hienieden Lebende; tatsächlich ist es ganz gleichgültig, ob sich dieses Sterben nur vereinzelt an verschiedenen Orten unseres Erdballs vollzieht, oder ob es einmal auf einen einzigen Punkt zusammengedrängt den trügerischen Schein des Maßlosen und Ungeheuerlichen annimmt. (Kurzsichtig nennen wirs „sterben". Vielleicht ist es Verwandlung zu vollkommener Existenz. Die Red.)

Singvögel.

Alpenrose.

Alpenrose, edle Blüte,
Welch Geheimnis wohnt in dir —
Wonne weckst du im Gemüte,
Alles Leid verstummt in mir:
Seh ich dich — der Ruhelose —
Alpenrose — Alpenrose.

Rascher schlagen meine Pulse,
Frischer wird es mir zu Mut,
Seh' ich dich auf hohem Felsen
In der Sonne goldner Glut,
Herzhaft jauchzt der Sorgenlose:
Alpenrose — Alpenrose!

Eine Welt von Glück und Freuden
Lacht hinaus ins Morgenrot —
Eine Welt so schön, so heiter,
Wie der Liebe junges Rot!
Und ich träume Alpenrose,
Süße lichte — Alpenrose.

Sage, liebe Blume, sage:
Bist du nicht dem tiefen Herzen
Mutter Erde rein entsprossen:
Um zu lindern unsere Schmerzen?
Deine Seele schwebet lose —
Alpenrose — Alpenrose.

Nie will ich der Seele rauben
Das, was still in ihr erglüht:
An die Liebe mußt du glauben —
Und die Freude treu erblüht!
Glücklich wird der Freudenlose! —
Alpenrose — Alpenrose!

Otto Heinrich Hoerner.

Kunstverständnis?

Man spricht soviel von Kunstverständnis heutzutage und betreibt es mit so vielerlei Mitteln, als: kunstgeschichtlichem Unterricht, kunstkritischen Vorträgen u. s. w. meist ohne andern Nutzen als den, daß man Namen und Werke lernt und Renaissance und Biedermeierstil geläufig unterscheiden kann. Was aber hat das im Grunde mit Kunst zu tun, mit der Kunst, die den innern Menschen bildet? Ein solches Wissen über Kunst und von Kunstwerken kann eine Hilfe — keine übermäßig große! — zum Verständnis werden, aber nur unter der Voraussetzung, daß man diese Mittel nicht mit dem Zweck verwechselt, sondern sich bewußt bleibt, worauf es zuletzt ankommt. Nämlich nicht so sehr darauf, daß wir ein Kunstwerk nach Stil, Geschichte, Inhalt begreifen, sondern weit mehr darauf, daß es uns ergreift, daß es zu unserer Seele sprechen kann.

Wer selbst zu viel spricht, der kann nicht hören, was ihm die oftmals stummen Werke der Kunst zu sagen haben. Allem Großen und Ernsten gegenüber, und dazu gehört ganz sicher auch jedes wahre Kunstwerk, bedarf es der Sammlung und des Ernstes. Es ist ein großer Irrtum, die Worte, „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst" so aufzufassen, als stünde die Kunst abseits vom Leben und sei nur gut, müßige Stunden angenehm auszufüllen. Genuß im landläufigen Sinne des Wortes — also Vergnügen, Annehmlichkeit — ist keineswegs ihr Wesen. Sie will und kann den ganzen Menschen adeln und vertiefen — durch Freude zwar, aber durch Freude, die in einem Gefühl der Andacht wurzelt. Dieses Gefühl ist nicht mit kunstgeschichtlichem Wissen zu erlernen. Wer bescheiden, mit offenem Herzen vor ein Kunstwerk treten kann, bei dem wird es sich einstellen und ihn auf sonnige Höhen des wahren Genusses führen. Wer aber nicht los kann von persönlichen Alltagsinteressen, wer erfüllt von künstlerischen Schlagwörtern herzukommt, dessen Herz, fürchte ich, bleibt zu, die reine Freude am Schönen zieht nicht hinein. Man muß still werden können der Kunst gegenüber. Erst dann, wenn alles andere in uns schweigt, hören wir sie; denn „die Stimme der Schönheit redet leise".

Diese trefflichen Worte finden sich in den „Grenzboten" in einem Aufsatz über Kunstverständnis.

Gibt es eine Vorsehung?

Allen, die angesichts der schweren Erdbebenkastrophen des letzten Jahres diese Frage in bangem Zweifel aufgeworfen haben, werden die Betrachtungen von Dagobert von Gerhardt-Amyntor im Oktoberheft des „Türmers" (Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart) zu Hilfe kommen.

Die Erde, so führt der Verfasser aus, wird von zirka 1500 Millionen Menschen bewohnt, und von diesen sind jährlich mindestens 20 vom Tausend dem Tode geweiht; das ist ein Gesetz jenes organisierenden Prinzips, eine Naturnotwendigkeit, über die wir, da wir sie erfahrungsmäßig kennen, nicht mehr außer Fassung geraten. Es sterben also jährlich über 30 Millionen Menschen, d. h. täglich 82.000; wahrscheinlich ist die Anzahl aber weit größer. Wenn wir das allumfassende Auge Gottes hätten, so würden wir täglich dem Untergange von 82.000 Menschen beiwohnen, von jungen und alten, reichen und armen, Männern und Frauen, Bräuten und Familienernährern. Nur unser blödes Auge vermag dieses Massensterben nicht zu sehen, nur rechnungsmäßig wissen wir von ihm und deshalb geraten wir nicht täglich außer Fassung. Wenn es dem Tode aber einmal gefällt, seine Tagesernte nicht mehr vom Gesamtgebiete des weiten irdischen Ährenfeldes, sondern ausnahmsweise von einem

Nun ist das Hasten und Jagen
Auf Stunden zu Ende.
Es ruhen vom Schaffen und sorgenden Tagen
Die fleißigen Hände.
Entrückt dem Alltag
An Zeit und Raum —
Träume, du Christenheit,
Den seligen, seligen
Weihnachtstraum.

Die Welt, sie geht in Trümmer,
Das ist gewiß.
Der Menschheit bleibt doch immer
Ihr Paradies.
Erde und Sonne
Vergeht und zerfällt;
Die sehnende Seele
Träumt sich zur anderen —
Zur besseren Welt.

Ernst Ferd. Neumann.

Ein Frevel in der Bauernschilderei.

Jemand, der sich „de Nora" nennt und schriftstellert, erzählt, daß irgendwo im Winter die Leiche eines alten Bauers im Keller des Sterbehauses wochenlang liegen blieb, weil sie des hohen Schnees wegen nicht auf den Friedhof gebracht werden konnte. Das kann schon verkommen. Doch weiter. Dieser „de Nora" will nämlich in jenes Gebirgshaus gekommen sein, hatte sich von der Witwe in den Keller führen und den Toten zeigen lassen. Dann erzählt er:

„Das ist er", sagte die Witwe mit jener gleichgültigen Art, mit welcher Menageriebesitzer ein Krokodil sehen lassen, und fügte in derselben Weise bei: „Fünfundsechzig Jahre war er gerade um Michaeli, Gott geb' ihm die ewige Ruh'."

Dabei hielt sie das Licht hoch, damit ich ihn recht gut sehen konnte.

Das Gesicht des Lenzhofbauern war braun, fast schwärzlich geworden, die Augen lagen tief in den Höhlen und bewirkten, daß seine Nase, diese große, scharfe Habichtnase mit dem noch nicht ganz verblaßten Bordeauxrot ihrer Schnapsfärbung noch größer, noch unförmlicher und schärfer in die Luft ragte und daß ihr Schatten an der Wand aufwuchs wie ein Felsen aus einer dunkeln Wüste. Am auffallendsten aber war der Mund, dessen uns zugewandte Hälfte tief und schlaff herabhing, mit weitgeöffnetem Mundwinkel, so daß man die gelben Zähne des aufklaffenden Unterkiefers sah und ein Stück grauer, schmieriger Zunge, die wie eine Maus hinterm Loche lauerte.

„Ich würde ihn nicht mehr erkannt haben, liebe Frau", sagte ich. „Der Tod und die lange Zeit haben sein Gesicht entstellt und besonders die rechte Hälfte sieht schrecklich aus. Er muß zum Schluß eine Art von Schlaganfall erlitten haben, durch den diese Seite gelähmt wurde. Ist es so?"

„Ach, Sie meinen wegen dem Maul da? O nein, Herr, das hat nichts zu bedeuten. Da häng' ich nur immer den Leuchter ein, wenn ich Kartoffeln für die Leute heraufhole, denn es ist recht komod so, und wo sollt' ich ihn sonst hinhängen?"

Und wie zum Beweise des Gesagten schob sie den langen Griff des Leuchters mit einer gewohnheitsmäßigen Geschicklichkeit in den Mundwinkel des Toten. Seine Zunge wich zurück, sein Mund verzog sich wie zu einem breiten Grinsen, als ihn das schwere Gewicht nach abwärts zog, und die Flamme, die jetzt ganz dicht bei seiner Nase war, warf spielende Lichter über sein Gesicht. Das sah durch diese Grimasse aus, als ob es listig blinzle und sich lustig mache über mich und die Alte, die am Boden kniete und mit vollen Händen die Früchte in ihre Schürze strich. Ich hatte den Alten wahrhaftig noch nie so vergnügt gesehen.

Die Lenzhofbäuerin war mit den Kartoffeln fertig, stand auf, ergriff ein Tannenzweiglein, das in einer Schüssel zu Füßen des Toten lag, und bespritzte ihn mit dem geweihten Wasser. Dann nahm sie ebenso ruhig den Leuchter aus seinem Munde und ging voran. Das sind eben ganz andere Menschen da oben in den Bergen als wir, müßt ihr wissen. —

Dem Lebenden danke!

Ob mancher Schuld wird deine Reue
Durch spät're Wohltat eingelullt.
Docht leicht erwacht in dir aufs neue
Nicht ausgelöschte Dankesschuld.

Weilt noch, dem du verdankst, hienieden,
Ist wohl dein Trost: Noch hat es Zeit!
Doch stört die Schuld oft deinen Frieden,
Ging er schon ein zur Ewigkeit.

Dann, gleich der Sorge, bleich und hager,
Umflorend deinen frohen Sinn,
Steht er des Nachts an deinem Lager
Und hält die Hände heischend hin.

Und ob du willst, du kannst nicht geben,
Du streckst ins Leere deine Hand
Und siehst als Schatten schnell entschweben,
Der eben mahnend vor dir stand.

Unüberwindlich sind die Schranken,
Die uns gesetzt des Todes Bann.
Drum auf, dem Lebenden zu danken,
Der sich des Dankes freuen kann!

Wilhelm Idel.

Ein altes Thema.

Ich brach eine Rose — zu schmücken
Die heißgeliebte Braut,
Und hab' dabei gar bedeutsam
In ihre Augen geschaut.

Denn die Rose mit ihren Dornen
Im dunklen Blättergrün
Ist Sinnbild der Liebe und Hoffnung
Mit ihrem Tränengewinn.

Drum hab' ich auch der Rose
Die Dornen alle geraubt
Und so des Bildes Deutung
Zu ändern mir erlaubt.

Die Rose ohne Dornen
Sei Sinnbild der Liebe allein,
Die Hoffnung mit grünem Stabe
Mag treu ihre Führerin sein.

Ich glaubte so gern an die Deutung
Als ich die Rose ihr gab . . .
Doch plötzlich senkt sie verwelkend
Ihr Häuptchen zur Erde hinab.

Gebell-Ennsburg.

Dämmerstunde.

Des Abends, nach des Tagewerks Hasten,
Da sitz' ich still im Dämmerlicht,
Und lass' die müden Hände rasten,
Bis Stern um Stern die Nacht durchbricht.

Erinnerung zieht ihre Kreise,
Spinnt mich in ihre Schleier ein,
Geliebte Schatten nahen leise,
Beleben hold den Dämmerschein.

Da ist mir holde Ruh' beschieden,
Das Herz so sehnsuchtsvoll und weh,
Und doch erfüllt von tiefstem Frieden,
So ruhig wie ein stiller See.

Mir ist, als sollt' ich immer lauschen,
Auf einer fernen Stimme Laut,
Als suchten Zwiesprach auszutauschen
Geschied'ne Wesen, lieb und traut.

Auf leichten Sohlen kommt's gegangen,
Wie Geister der verrauschten Zeit —
So nimm mich ganz und gar gefangen,
Mein Jugendglück — Vergangenheit!

Auguste Posch.

Weihnachten.

Nun brennen die Lichter wieder
Am grünen Baum.
Nun steigt zur sehnenden Menschheit hernieder
Der Weihnachtstraum.
Man jubelt und froht sich.
Wer gegeben, genommen.
Zu beiden ist heute
Christus, der Geber
Und Nehmer, gekommen.

mundart; um eine „Verdeutschung" des Guten für die Allgemeinheit wäre mir nicht bange."

Und welchen Standpunkt nahm seinerzeit Fritz Reuter selbst in der Frage der Verhochdeutschung seiner Werke ein? — Durch einen glücklichen Zufall kam ich in den Besitz zweier Briefe des Dichters, die sich besonders dieser Frage widmen; sie hat also schon zu seinen Lebzeiten die Gemüter beschäftigt. Die beiden Briefe empfing ich aus dem Nachlasse der Frau Minna Fiala, geb. Heller, der Schwester des Schriftstellers Robert Heller (1812 bis 1871), der im Jahre 1848 in Frankfurt a. M. die so berühmt gewordenen „Brustbilder aus der Paulskirche" schrieb und dann später die Redaktion des Feuilletons der „Hamburger Nachrichten" durch mehr als zwanzig Jahre leitete. Aus diesen Briefen geht hervor, daß Robert Heller mit der Absicht umging, eine Verhochdeutschung einzelner Werke des von ihm verehrten plattdeutschen Dichters vorzunehmen. Wer konnte dies damals mit mehr Aussicht auf Erfolg tun, als eben Robert Heller, von dem man seinerzeit in Hamburg sagte: „Er macht gut und schlecht Wetter für alles, was Kunst und schöne Wissenschaft betrifft."

Der erste der beiden Briefe Fritz Reuters ist aus Neubrandenburg vom 16. Jänner 1862 datiert und lautet:

„Mein lieber Herr Doktor!

Meine Abwesenheit vom Wohnorte ist daran schuld, daß Sie nicht umgehend freundliche Antwort auf Ihr Schreiben erhielten. Ich war im Pommerlande und die Reise und allerlei verdrießliche Geschäfte haben die Beantwortung Ihres Briefes verzögert. Nun zur Sache!

Recht mit Behagen und herzlicher Dankbarkeit habe ich Ihre Kritik meines Buches aus den „Hamburger Nachrichten" herausgelesen — so etwas schmeckt — und habe dabei bedauert, Sie nicht persönlich kennen gelernt zu haben; ich traf Sie nicht bei meiner Anwesenheit in Hamburg. Was nicht ist, kann aber wieder kommen, und einen so freundlichen Mann, wie Sie, soll man nicht am Wege stehen lassen, der gehört ins Haus, wo ehrliche Herzen schlagen.

Die „Franzosentid" hat seit zwei Jahren zwei Auflagen, zusammen in 2800 Exemplaren erlebt, und, wie mir mein Verleger schreibt, ist zu Ostern eine neue nötig. Der Erfolg ist also kein schlechter. Ich selbst habe schon daran gedacht, die Geschichte ins Hochdeutsche zu übersetzen; aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich bei dem Versuche, die originellen Wendungen des Plattdeutschen in die geschniegelte Krinoline der gebildeten Schwester zu stecken, in Verzweiflung geriet. Ich ärgerte mich, daß mir das nicht gelang; ich hatte das Plattdeutsche so recht mit Behagen geschrieben und nun sah mich mein hochdeutscher Versuch so trocken und kläglich an, daß ich es aufgab.

Bei Ihnen ist dies aber ganz etwas anderes — Sie haben die Geschichte nicht selbst durchgelebt und können des obgesagten Ärgers entraten. Keinem besseren Mann kann ich meinen kleinen plattdeutschen Schlingel zu einer hochdeutschen Erziehung anvertrauen, als gerade Ihnen. Sie wohnen im plattdeutschen Lande, und wenn Ihnen etwas im Verständnis fehlen sollte, so haben Sie mich als Aushilfe. Darum also:

Machen Sie sich mit meiner vollen Bewilligung daran und übersetzen Sie — eine freie Bearbeitung im hochdeutschen Stil halte ich nicht für zuträglich — und dann senden Sie mir Ihr Manuskript, nicht um darin mit Altklugheit hineinzupfuschen, nur um einen richtigen Kuchen-Sächser die kleinen plattdeutschen Fußsteige zu weisen. Dies ist keine kleinliche Eitelkeit von meiner Seite, sondern nur eine Hilfe, die ich dem Arbeiter im Weinberge des Herrn anbiete.

Zu solcher Darstellung kann man nur eins sagen: Es ist frivol, es ist ekelhaft und es ist erlogen. Ein lustiger Spitzbub hat diesem Berichterstatter eine spottgemeine Anekdote auf die Nase gebunden, er scheint sie zu glauben, verallgemeinert sie und erzählt sie in einem Buche ganz ernsthaft weiter. Die Bauern sind im Grunde nicht andere Menschen als „wir", deren Mehrzahl bei mehr oder weniger Zwischenahnen von Bauern abstammt. Kommt einmal eine Abnormität vor, so muß sie als solche behandelt werden. Wollte man Einzelfälle verallgemeinern, so müßte man von nun ab alle Volksschilderer für — die geschmacklosesten Aufschneider halten. M.

Fritz Reuters Urteil über eine hochdeutsche Ausgabe seiner Werke.

K. Schrattenthal veröffentlicht in der „Preßburger Zeitung" folgenden Aufsatz:

Mit dem 12. Juli 1904 waren dreißig Jahre seit dem Tode des großen plattdeutschen Dichters Fritz Reuter vergangen und seine Werke für den gesamten Buchhandel zum fruchtbringenden Geschäftsartikel geworden; nun konnte con amore ausgeschrotet werden. Ich will hier nicht der verschiedenen mehr oder weniger verdienstvollen Reuterausgaben gedenken, sondern im besonderen auf die Tatsache hinweisen, daß man auch daranging, hochdeutsche Ausgaben zu veranstalten. Die erste, von O. Heidmüller*) veranstaltete, sucht den Mittelweg zwischen ganz Platt und ganz Hoch, indem der Übersetzer die heimatliche Mundart Reuters insofern wahrt, als er den erzählenden Text hochdeutsch wiedergibt, die Zwiegespräche aber unberührt läßt.

A. Conrads Ausgabe (Verlag R. Lutz in Stuttgart) bringt eine völlige Verhochdeutschung. Wir wissen alle zur Genüge, daß die Resultierende zwischen Kritik und Volksstimme oft ganz unerwartete Richtungen einschlägt und in den beiden uns vorliegenden Fällen könnten nur die Verleger Aufschluß geben darüber, ob der buchhändlerische Erfolg für ihre Unternehmungen spricht oder nicht. Wie verhalten sich nord- und süddeutsche Kritik zu dieser Frage? Hören wir zwei gewichtige Stimmen. Johannes Gillhof, der in einem verdienstvollen Aufsatze („Literarisches Echo"), sämtliche Reuterausgaben bespricht, bringt den beiden Übertragungen ins Hochdeutsche nicht eben viel Sympathie entgegen. Über die Heidmüllersche Ausgabe sagt er: „Trotz der aufgewandten Mühe genügt die Übersetzung auch bescheidenen Ansprüchen nicht. — Das Buch gleicht einem Dach, das auf einer Seite mit Ziegeln, auf der anderen mit Stroh gedeckt ist: ein reines Kompromißdach; aber zwischen den Ziegeln ist hier und da eine handvoll Stroh stehen geblieben. Es war ein interessanter Versuch; aber er ist verunglückt." Bezüglich der Conradschen Übersetzung kommt er zu dem Schlusse: „Auf diese Weise erhalten wir einen gemeindeutsch frisierten Reuter, aber einen schlecht frisierten."

Und wie faßt man die Sache im deutschen Süden auf? Rosegger äußert sich bezüglich der Übertragung von Reuters Schriften ins Hochdeutsche wie folgt: „Wenn Reuter wirklich ein großer Dichter ist, so ist er es nicht bloß in der Form, sondern auch im Gehalt und dann muß er sich — wie alle großen Dichter — auch in andere Sprachen übersetzen lassen. Wie erst recht in die Muttersprache .... Die Zeit der allgemeinen Verdeutschung Reuters mußte kommen, und wer ihm die abspricht, der verkennt seinen Dichterwert. Nicht etwa, als ob wir wünschten, er selbst hätte seine Werke im Hochdeutschen geschrieben! Die größte Torheit, das nur zu denken! Ich wollte, unsere Heimatdichter schrieben alles in ihrer Heimats-

*) Bei Hinstorff in Wismar in Mecklenburg.

der mir mit so freundschaftlichen Gesinnungen entgegengetreten ist. Ich erlaube mir hierbei ein Ex., mein eigenes, der 2. Auflage zu übersenden.

Mit herzlichem und freundschaftlichem Gruße Ihr Fritz Reuter.

P. S. Wenn ich die Übersetzung jemals herausgeben sollte, so würde ich dieselbe nur unter meinen eigenen Augen vornehmen lassen, damit ich hie und da nachhelfen könnte, mich aber nicht selbst zu ärgern brauchte. Sie müßte Verbotenes sein."

Wenn es sich in den beiden Briefen auch nur um eine Erzählung Reuters handelt, so läßt sich doch seine im ganzen ablehnende Meinung über eine Verhochdeutschung seiner Werke klar herauslesen.

Soweit K. Schrattenthal.

Diesen Meinungen, vor allem der des Dichters, vollste Hochachtung. Aber hat Fritz Reuter im Jahre 1862 schon gewußt, daß einmal das ganze deutsche Volk an seinen Werken Anteil haben will? Hat er bedacht, daß hochdeutsche Übersetzungen den Norddeutschen ihr Platt nicht nimmt, den Süddeutschen aber große urdeutsche Dichterwerke gibt? Wir meinen nur Übersetzungen, nicht etwa Bearbeitungen, denn bessermachen wird diesen Dichter kaum jemand. Die Übersetzungen, ob sie nun gut oder nicht gut sind, schaden der plattdeutschen Ausgabe und Leserwelt doch nicht im geringsten. Bei der Übersetzung sind zwei Fälle möglich, entweder sie wird in weiteren Landen gekauft, dann erfüllt sie literarisch ihren Zweck, oder sie wird nicht gekauft, dann ist das eben Buchhändlerschaden, der uns nicht ereifert. In beiden Fällen bleibt Fritz Reuter was er ist. Also finde ich den Streit, ob Reuter ins Hochdeutsche übersetzt werden soll oder nicht, ganz müßig.

Da kommen in der Literatur ganz andere Gewalttaten vor als solche Übersetzungen. Wie wird heute mit den Klassikern umgesprungen? Sie werden gekürzt, verstümmelt, umgedeutet, gefälscht, also tüchtig „bearbeitet". Und das Schlimmste daran, daß der Leser oft nicht mehr weiß, wo der Klassiker aufhört und sein — Verbesserer beginnt. Und wie geht's uns selbst, den noch Lebenden, vor deren Augen ihre Schriften bearbeitet werden „für die Schule", „für die Jugend", „für das Volk", ja sogar für allerlei Partei- und Sonderzwecke.

Ich mache mir, in eigener Sache gesprochen, nicht viel draus, wenn an meinen Schriften herumgearbeitet wird. Nur an Gehalt darf man mir nichts ändern, nichts an der Stimmung, nichts an dem Sinne, am wenigsten an der Gesinnung. Will man diese Dinge ernstlich respektieren, so wird einem die Lust zur Bearbeitung bald vergehen. Für jeden Fall verlange ich bei einer Bearbeitung den beigedruckten Hinweis auf den Urtext und auf den Zweck der Bearbeitung.

Es ist wohl freilich das Los der Dichtung, wenn sie lange Nachwirkung hat, daß sie allmählich von dem Namen des Dichters getrennt wird. Sie hat Gemeingut zu werden. Sie wird endlich nicht einmal mehr gedruckt und nicht mehr gelesen, der Dichter ist „vergessen", aber seine besondere Wesenheit wird in Blut und Seele des Volkes übergegangen sein.

In Erwägung solcher Entwickelungen dürfte Fritz Reuter sich über gewissenhafte Verhochdeutschung seiner Werke nicht arg den Kopf zerbrochen haben. Rosegger.

Lustige Zeitung.

Bei der Audienz. Minister (zu einer Deputation von schwäbischen Weinbauern): „... Ja, das ist alles recht, Ihr lieben Leute, was Ihr mir da vorgetragen, aber wie soll es denn ferner mit der Weinakzise gehalten werden!? —

Die pekuniären Angelegenheiten überlasse ich Ihnen ganz; einen Wunsch will ich aber dabei aussprechen, nämlich den, daß Sie bei Hinstorff in Wismar verlegen lassen; er hat so ziemlich alle meine Sachen und bezahlt auch ziemlich gut: für eine neue Auflage von „Olle Kamellen“ 440 Reichstaler (1500 Ex.)

Sie werden sich dafür interessieren, daß in nächster Zeit — Februar oder März — der zweite Teil von „Olle Kamellen“ erscheint: „Uut de Festungstid“, denn ich habe einmal sieben Jahre auf preußischen Festungen gesessen.

So aus einem Guß, wie die „Franzosentid“ konnte dies begreiflicherweise nicht werden; aber ich habe es doch versucht, auch die traurigste Zeit meines Lebens ins Humoristische zu übersetzen und den vielen, jetzt erscheinenden Gefangenengeschichten ein heiteres Paroli zu bieten.

So! und nun, mein verehrter, lieber Freund, lassen Sie mir Ihre letzte Willensmeinung zukommen.

Mit dem herzlichsten Gruße Ihr Fritz Reuter.“

Auf das Antwortschreiben Hellers, daß sich wohl in Fritz Reuters Nachlasse befinden dürfte, folgt ein Brief aus Neubrandenburg unter dem 28. Jänner 1862, er lautet:

„Mein bester Herr Doktor!

Ihren Vorschlag habe ich mir genügend durch den Kopf gehen lassen und muß ihn — abgesehen von Hinstorffs Ansicht — leider ablehnen. Eine Umarbeitung ins Hochdeutsche verträgt die kleine Geschichte nicht; auch Sie werden meine Meinung teilen, wenn Sie nur beachten wollen, daß der Hauptreiz in der Erzählung in den originellen Wendungen des plattdeutschen Dialogs liegt — nicht mein, sondern der Sprache Verdienst — ja, daß sogar der nur selten angewandte Kontrast zwischen Hoch und Platt und Messingsch das Seine für das Interesse des Ganzen beiträgt.

Dies würde allerdings mehr oder minder auch gegen eine simple Übersetzung anzuführen sein, und weil ich diese Originalität der Sprache und diesen Kontrast im Hochdeutschen nicht wiederzugeben vermochte, bin ich selbst von der Sache abgestanden.

Noch ganz anders würde sich die Sache mit einer hochdeutschen Bearbeitung stellen. Um in Ihrem Bilde zu bleiben: wie würden sich die hochdeutschen Falten bei dem alten Müller, bei Fiken und vor allem beim Mamsell Westphalen machen? Jetzt geben die meisten von ihnen allerdings allerlei lächerliche Geschichten an, dann aber würden ihre Personen selbst lächerlich werden, wie uns der Bauer im schwarzen Frack und das Bauernmädchen in einem Kleide mit drei „Balanzen“ (Volants) lächerlich vorkommen muß. Und wie sehr würde das Sentimentale und Naive in den beiden Liebesleuten leiden. — Ich weiß aus Ihren Novellen sehr gut, wie sehr Sie im Stande sind, im Dialog die Sprache der Vornehmen und Geringen zu unterscheiden; wenn Sie dies aber auch mit Ihrer ganzen Virtuosität hier anwendeten, so würde doch der ganze deutsche Hintergrund verschwinden; das Ding wäre das nicht mehr, was es eigentlich sein soll: ein getreuer Abklatsch niederdeutschen Lebens und Empfindens. — Auch Robert Prutz hatte die Absicht, die Geschichte zu übersetzen, er hat es aber, wie er mir selbst gesagt hat, aufgegeben, weil er — obgleich geborener Plattdeutscher — den rechten Ton fürs Plattdeutsche im Hochdeutschen nicht wieder finden konnte.

Sie haben in Ihren beiden Briefen mich versichert, daß eine ablehnende Antwort Sie nicht verletzen würde, und darauf baue ich fest, denn ich würde höchst unglücklich sein, wenn ich in den Augen eines Mannes undankbar erschiene,

Bücher.

Lessing. Ein Charakterbild aus seinen Werken von Theodor Kappstein. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Durch Auszüge aus den Werken einen Dichter zu charakterisieren, das gelingt selten jemandem so trefflich als Theodor Kappstein. Das hat er in seinem Werke „Peter Rosegger" gezeigt und in manch anderer Schrift, und das beweist er in diesem seinem Lessing-Buche auf glänzende Weise. Einer kurz gehaltenen Übersicht über Lessings Leben folgen Auszüge aus Lessings Schriften über Religion und Theologie, Geschichte, Kunst und Kritik, aus Lessings Lehrhaftigkeit, Weltanschauung und Polemik und Beispiele seiner persönlichen Eigenart. So ist ein Volksbuch für Gebildete zustande gekommen, dazu geeignet, die Leser in Lessings Werke und Geist einzuführen. Unter den ethischen Verirrungen der letzten Jahrzehnte ist Lessing etwas in Verruf gekommen; aber die Gesittung, wenn sie sich retten will, muß zu solch ernsten humanitären Geistern nicht zwar zurückkehren, sondern — vorwärts schreiten. Z.

Lenau und die Familie Löwenthal. Briefe und Gespräche, Gedichte und Entwürfe. Vollständiger Abdruck nach den Handschriften. Ausgabe, Einleitung und Anmerkungen von Professor Dr. Eduard Castle. Mit 10 Bildnissen und 5 Schriftproben. 2 Bände. (Leipzig. Max Hesse.)

Eine glänzende Erscheinung. Eine auf den Briefen und Gedichten Lenaus, den unveröffentlichten, höchst charakteristischen Aufzeichnungen Sophie Löwenthals mit eindringendem Verständnis aufgebaute Darstellung des Verhältnisses zwischen den beiden leitet das Werk ein. Die Reisebriefe Lenaus, die dann vollständig folgen, zeigen sein mannigfaches Erleben, Leiden und Lieben; die Gespräche, die Sophiens Gatte, Max Löwenthal, aufgezeichnet hat, lassen gleichfalls ungemein interessante Einblicke in die Ansichten, Erlebnisse und Gefühle des Dichters tun, in sein Verhältnis zu den Mitlebenden und die Disharmonie mit sich selbst. Der zweite Band enthält außer einer Reihe von aphoristischen Entwürfen die Briefe an Sophie Löwenthal während zehn Jahren, von denen der Herausgeber sagen kann, daß sie „des Schönsten enthalten, was die Weltliteratur in dieser Gattung aufzuweisen hat". V.

Neue Scheffel-Briefe. Briefe hervorragender Menschen gelten mit Recht als hochinteressante Dokumente für die Beurteilung ihrer Verfasser. Handelt es sich dabei um eine der Nation besonders teure Persönlichkeit, so erhöht sich unser Interesse noch um ein Bedeutendes. Das ist ziemlich der Fall bei einer Publikation, die im Verlage von Georg Merseburger in Leipzig soeben erscheint: „Josef Viktor v. Scheffels Briefe an Karl Schwanitz. (Nebst Briefen der Mutter Scheffels.) 1845–1886."

Der briefliche Verkehr zwischen den beiden, die sich auf der Universität Heidelberg kennen lernten, um dann fürs Leben Freunde zu bleiben, hat über 40 Jahre, bis zum Tode Scheffels, gedauert. Schwanitz überlebte den Freund um 17 Jahre und in seinem Nachlaß fanden sich die vorliegenden Briefe. Was Scheffel an den in der Öffentlichkeit wenig hervorgetretenen, stillen und schlichten Schwanitz fesselte, das war dessen einfach-treuherzige, zuverlässige, mannhafte Art. V.

Also sprach Shakespeare. Ein Brevier, gesammelt und eingeleitet von Rudolf Presber. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt. Hermann Ehbock.)

Diese Sammlung von Aussprüchen des großen Briten verdient Dank. Sie ist wirklich ein Brevier und ich rate, jeden Tag ein paar Seiten drin zu lesen. Aber nur ein paar, denn es ist eine schwere Kost und nur gut verdaut geht sie ins Blut über. Z.

Kaiser Wilhelm II. und die Byzantiner. Von Graf E. Reventlow. (München. J. F. Lehmann.)

„Blüte edelsten Gemütes ist die Rücksicht, doch zuzeiten sind erfrischend wie Gewitter gold'ne Rücksichtslosigkeiten."

Reventlow schildert zuerst das Wesen des Byzantinismus, um dann an der Person und dem Charakter des Kaisers nachzuweisen, in wie hohem Maße viele Eigenschaften des Kaisers dazu angetan sind, das Byzantinertum zu fördern. Die glänzende, wenn auch etwas einseitige Begabung des Kaisers und sein unermüdliches Streben für des Reiches Wohlfahrt zu sorgen, wird rückhaltlos anerkannt, aber es wird auch auf die furchtbaren Gefahren hingewiesen, die aus seinen anderen Eigenschaften hervorgehen sollen. Der Byzantinismus der Presse — im allgemeinen muß ihr ein gutes Zeugnis ausgestellt werden, wie z. B. bei der Rede über die Schwarzseher — wird in ihren typischsten Vertretern, den Scherlschen Blättern, drastisch vorgeführt. Das Positive — und darin besteht in unseren Augen der beschränkte Wert des Buches — besteht darin,

Sprecher: „Am besten wär's halt, Euer Exzellenz, wenn man's so einführen tät, wie's im Badische ischt! — Minister: „Ja, wie ist's denn im Badischen?" — Sprecher (nach einer Verlegenheitspause): „Weiß denn keiner von Euch, wie's im Badische drübe ischt?"

Bauernhumor. Im Wirtshaus streiten einige Gäste, ob man in Österreich Tabak pflanzen dürfe oder nicht. Onkel Ungermann entscheidet schließlich mit großer Bestimmtheit: „Jo, jo! Toobak konn ma bau'n!" „Sie irren sich," ruft erregt der Herr Lehrer, „früher konnte man bauen, aber jetzt absolut nicht . . . ich habe unlängst ausdrücklich gefragt." Komisches Entsetzen malt sich in den Mienen Onkel Ungermanns: „Gefrogt? Gefrogt?? — Jo — frog'n derf ma ne, ob'r bau'n konn ma!"

Vornehm. „Nun, meine Herren, schon wat jefangen?" — „Was glauben Sie denn, wir angeln doch nur zum Vergnügen."

Zuviel gesagt. „Jetzt antworten Sie," sagt der Vorsitzende des Gerichtes, „ja oder nein! Das Gericht will nicht wissen, was Sie glauben. Ich glaubte heute morgen z. B., daß ich meine Uhr in die Tasche gesteckt habe; in Wirklichkeit habe ich sie auf meinem Waschtisch liegen gelassen. Das Gericht will Tatsachen, keine Vermutungen." Nach dieser praktischen Belehrung des Zeugen nahm der Prozeß ohne Störung seinen Fortgang. Als der Richter nach Hause kam, fragte ihn seine Frau: „Du warst wohl sehr ängstlich wegen deiner Uhr, daß du vier Boten nach ihr geschickt hast — vier Stück, einer nach dem andern?" — „Was!" rief der Richter, dem eine Vermutung aufstieg, „hast du sie jemandem gegeben?" — „Natürlich," sagte sie, „ich gab sie dem ersten; er wußte genau, wo du sie hattest liegen lassen."

Die ideale Ferienreise. „Haben Sie Ihren Urlaub in diesem Jahre angenehm verlebt?" — „Ja. Sieht man es mir nicht an?" — „Allerdings, Sie sahen nie besser aus. Nicht jeder erholt sich so gut auf seiner Sommerreise." — „Nein. Doch ich war auch besonders glücklich in der Wahl meines Aufenthaltes. Es gefiel mir so gut an dem Ort, daß ich sicher auch meine nächsten Ferien dort verleben werde." — „Guter Tisch?" — „Vorzüglich. Ich konnte alles bekommen, was ich wünschte." — „Angenehme Leute?" — „Reizende Leute. Und das beste war, daß es gar nicht förmlich zuging. Wir konnten tun und lassen, was uns gefiel." — „Ruhig?" — „Das wollte ich meinen. Ich war nie an einem ruhigeren Orte." — „Gute Betten?" — „Ausgezeichnete Betten. Auch ein Privatbad." — „Es war sicher sehr teuer?" — „Im Gegenteil. Es waren die billigsten Ferien, die ich jemals verlebt habe!" — „Aber Mensch, sagen Sie mir doch auch, wo das war!" — „Zu Hause!"

Verteidigung. Mutter: „Wie ungeschickt, Marie, das Glas mit dem guten Wein umzuwerfen!" — Gast: „Gnädige Frau, das Kind ist unschuldig — der Wein ist so schwach, daß er von selbst umgefallen ist!"

Unbestreitbar. Fremder: „Sie sagten doch, es sei ein laufender Brunnen im Hof, ich sehe aber bloß einen Pumpbrunnen." — Bauer: „Darfst bloß a bissel anzieh'n, dann lauft's."

Steirisches Eisenbahnidyll. Der Schnellzug Fehring—Hartberg hält unvermutet. „Sind wir schon in Fürstenfeld?" fragt ein Passagier. — „Nein, nein!" antwortet der Schaffner, „'s ist eine Kuh auf dem Bahngeleise". Die Kuh wird verjagt und der Zug setzt sich wieder in Bewegung. Bald darauf hält er von neuem. „Ja, zum Kuckuck!" ruft der ungeduldige Passagier, „da ist wohl eine andere Kuh auf dem Geleise?" — „Nein, nein!" antwortet ihm der Schaffner, „'s ist dieselbe".

laufen, ist das Schicksal eines Menschen, dem das Unglück erbittert nachhetzt, den es immer wieder einholt, jedesmal, wenn er nur ein wenig rasten will, um mit dem Glücke Zwiesprache zu halten. V.

Totentanz. Ein Dutzend Novelletten von A. de Nora. (Leipzig. L. Staackmann.)

Mit Ausnahme von ein oder zwei unerhörten Brutalitäten ein interessantes Buch, voll kernig konzentrierten Lebens und Todes. Beträchtliche Gestaltungskraft und markanter Stil. Z.

Bergbauern. Lustige Tiroler-Geschichten von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann, 1906.)

Der Humor dieses Büchleins ist mitunter etwas grobkernig,. Es sind Geschichten, heiter wie ein Dorfwirtshaus am Sonntag nachmittags. Leute, die auf einmal nicht lange lesen wollen, denen es bisweilen nur um einen Schluck erfrischenden Enzians zu thun ist — bildlich gesprochen natürlich — der greife nach diesen kleinen Bergbauerngeschichten. Z.

Im Kriminal. Eduard Pötzls gesammelte Skizzen. Vom Verfasser gesichtete Ausgabe in 18 Bändchen. Mit einem Vorwort von Peter Rosegger und dem Bildnisse des Verfassers. (Wien. Robert Mohr.)

Das Vorwort, welches den Geist und Gehalt dieser Schriften kennzeichnet, ist ein Geleitbrief an den Verfasser: „Lieber Freund! Seit etwa fünfunddreißig Jahren, als Friedrich Schlögl seine ersten Wiener Skizzen herausgegeben, habe ich die Schilderungen des Wiener Lebens mit Aufmerksamkeit und Vergnügen „verfolgt". Wir haben wahre Meister dieses Genres. Zu bedauern war nur, daß von solchen Autoren keine verhältnismäßig erschöpfenden, abgerundeten Volksausgaben erschienen, die eine einheitliche und übersichtliche Darstellung des Lebens und Treibens der Großstadt geboten hätten. Du kannst Dir also denken, daß die Absicht, aus Deinen in Zeitungen und Einzelbüchlein zerstreuten Volks- und Großstadtskizzen eine einheitliche Gesamtausgabe herzustellen, auch mit etlichem Neuen bereichert, meinen Beifall hat. Dieses lebendige Wien, das Du im Laufe der Jahre festgeschrieben hast, wird, für künftige Zeiten in Spiritus aufbewahrt, ein fröliches Gedächtnis sein. Dieses warme Gemüt, mit dem Du die Vorzüge, besonders den erdständigen Humor Deiner Heimatsgenossen kristallisiert hast, wird den Nachkommen eine gesunde Mahnung sein, die gute Art der Vorfahren nicht verkommen zu lassen. Und dieser teils liebenswürdige, teils auch gesalzene Sarkasmus, mit dem Du die Torheiten Deiner Zeitgenossen gezüchtigt, mag späteren Bewohnern der herrlichen Stadt und unseres Vaterlandes zeigen, daß nicht alle mit der falschen Gemütlichkeit, dem Schlendrian und der geistigen Versumpfung unserer Tage einverstanden gewesen sind. Du siehst, daß ich Deine Schriften nicht in die gewöhnliche Unterhaltungslektüre einschätze — so köstlich sie mich auch manchmal unterhalten haben — daß ich sie vielmehr, schon auch wegen ihres herzfrohen Humors, zur echten Poesie rechne und für einen Bestandteil unserer Literatur betrachte. Deshalb ist es löblich, daß diese Schriften noch vom Verfasser neu gesichtet, bearbeitet und geordnet in einer einheitlichen und handlichen Ausgabe erscheinen. Ich denke, daß Du mit Deinen herzigen Büchlein viel Vergnügen erregen und dafür manchen Dank einheimsen wirst. V.

Ver sacrum. Heiliger Frühling. Lieder eines jungen Priesters von Alois Roik C. M. (Graz. Ulr. Mosers Buchhandlung.)

Innig fromme Lieder einer jungen katholischen Priesterseele. Wie weltfremd, wie weltverachtend! Und doch wird niemand über diese Weihesänge eines kindlichen Gemütes spotten. Wäre die katholische Kirche stets in diesem Geiste fromm, sie würde wenig Feinde zählen. K.

Aus der Waldheimat. Deutsche Wald- und Jägermärchen für jung und alt von Ernst Ritter v. Dombrowski. (Neudamm. J. Neumann.)

Der Titel bezieht sich nicht auf unsere steirische Waldheimat, die Geschichten spielen in verschiedenen Waldgegenden Deutschlands und Österreichs. M.

Handbuch des Deutschtums im Auslande nebst einem Adreßbuche der deutschen Auslandsschulen und Kartenbeilagen. Herausgegeben vom Allgemeinen Deutschen Schulvereine zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande. (Berlin. Dietrich Reimer. 1906.)

Welch eine Arbeit! Welch eine Fülle von Wissenswertem für den Deutschen, der seine Nation lieb hat. Eine Übersicht des Nationalen, der Gesittung und der wirtschaftlichen Verhältnisse aller Dentschen der ganzen Welt (außerhalb des eigentlichen Deutschen Reiches). Die Deutschen in Europa, mit besonderer Berücksichtigung unseres Österreich, die Deutschen in den übrigen Weltteilen werden uns in guter, knapper Einteilung vorgeführt So sehen wir, daß im Deutschen Reiche 52,100.000, in Österreich 9,200.000, in Ungarn 2,100.000 Deutsche leben. In der Schweiz 2,300.000, in Frankreich 100.000, in Italien 30.000, in Griechenland 1000, in der Türkei 15.000, in Rußland 2,000.000. In Europa also ungefähr 70 Millionen Deutsche. Asien zählt 65.000, Afrika 70.000, Nord- und Mittelamerika 11,400.000, Südamerika 500.000,

daß der Verfasser zeigt, wie Kaiser Wilhelm beeinflußt werden kann oder könnte, wenn seine Berater und seine Umgebung sowie Presse und Volk zielbewußt dem Byzantinismus und den Eigenschaften des Kaisers, welche diese befruchten, ehrfurchtsvoll aber mit Entschiedenheit entgegentreten. Dem Verfasser, der einer der Vorkämpfer der Flottenvergrößerung ist, war es sicher nicht leicht geworden, dieses Buch zu schreiben, sowie es uns nicht leicht wurde, es zu lesen. Denn mit manchem kann man sich schlechterdings nicht einverstanden erklären. R.

Der Schulbursch und anderes. Erzählungen von Oskar Wilsdorf. (Dresden. E. Piersons Verlag.)

Der durch seine mehrfach aufgelegten Schriften über die Gräfinnen Kielmannsegge und Cosel, über Koch- und Haushaltungsschulen und Schulgärten bekannte Verfasser bietet hier ein originelles, inhaltsreiches Büchlein dar, dessen einzelne Stücke bereits beim ersten Erscheinen in der Presse Beifall fanden. Die fünf Erzählungen berichten vom Lehrerelend vergangener Zeiten, von schwerer Leibes- nnd Seelennot und jungem Liebesglück und zeigen den Verfasser als scharf beobachtenden, warm empfindenden Schriftsteller von abgeklärter, philosophisch geschulter Denkart. Von der dritten Erzählung an entfaltet er eine ganz eigentümliche Art der Landschaftsschilderung, auf poetischer Intuität ruhend, mitunter ins Phantastische sich steigernd, durchzogen von schwermütiger Herbststimmung. Eigenartige Wendungen und Bilder, poetische Züge, die an Stifters Kunst erinnern, im Kleinsten und Unscheinbarsten die ewige Gottesschönheit aufzuspüren, fesseln die Leser, welche zur Fahne Jean Pauls schwören und mit dessen Jüngern Storm, Jensen, Raabe, und Höfer gern weltabgewandte Pfade wandeln. Die Darstellung ist knapp und läßt oft mehr ahnen, als sie ausspricht. Jedem Freunde ursprünglicher Berg- und Waldnatur empfehlen wir diese Bilder aus dem östlichen Erzgebirge; sie bieten ihm willkommene Rückerinnerungen an genußreiche Sommerfrischen und eignen sich vortrefflich als sinnige Gabe für den Weihnachtstisch. Von dem Verfasser, der erst im Nachsommer seines Lebens unter die Poeten gegangen ist, erwarten wir, daß er seine unleugbaren dichterischen Qualitäten einmal einer größeren Darstellung erzgebirgischen Volkslebens zuwendet; dazu befähigen ihn seine Sachkenntnis und sein Darstellungstalent. Harrt doch das Erzgebirge immer noch des Dichters, der seine verborgenen Schätze im Natur- und Volksleben hebt und dem deutschen Volke vor Augen stellt.

Hugo Möbius.

Der Armendoktor. Eine Erzählung von Berta Sarturny. (Graz. Franz Pechel. 1906.)

„Nicht der Drang, die Geheimnisse des menschlichen Körpers zu erforschen, nicht die Aussicht auf reiche Praxis hatte ihn bewogen, Arzt zu werden, sondern einzig und allein die Liebe zur Menschheit." In diesen Eingangsworten des Büchleins liegt wohl auch die Idee desselben. Z.

Die Verteidigung Roms. Roman von Ricarda Huch. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Unter den bisherigen epischen Werken Ricarda Huchs ist kaum eines, das nicht zugleich und in engster Verbindung mit seinem rein poetischen Gehalt irgendeinen Niederschlag des historischen Sinnes, den die Dichterin besitzt, und ihres reichen, in ernsten Fachstudien erworbenen historischen Wissens aufwiese. So werden die Verehrer ihrer Muse, die ihr neuestes Buch zur Hand nehmen, es sofort gewissermaßen als Resultat einer natürlichen Entwicklung empfinden, daß die talentvolle Frau, zu deren Vorbildern und Meistern ja in erster Linie Konrad Ferdinand Meyer, der Klassiker der historischen Erzählung, gehört, ihre dichterische Begabung auch einmal in den Dienst des historischen Romans im eigentlichen Sinne gestellt hat. Doch wie immer, wenn die Dichterin in eine neue Phase ihres Schaffens trat, so bereitet sie auch diesmal ihrer Lesergemeinde Überraschungen. In einer Trilogie mit dem Titel „Die Geschichten von Garibaldi" will uns die Dichterin die Taten und Schicksale des italienischen Nationalhelden von seinem entscheidenden Eingreifen in die Geschicke Italiens an schildern. Der vorliegende erste Teil der Trilogie läßt erkennen, daß Ricarda Huch sich nicht zu viel zugetraut hat. Mit fast spielender Leichtigkeit weiß sie den Stoff zu meistern, indem sie sich streng an die historische Wahrheit hält und völlig getreu, nur mit Betonung und Ausmalung des Bedeutungsvollen die Vorgeschichte und die Hauptepisoden des wechselvollen Kampfes schildert. den Garibaldi in den Jahren 1848 und 1849 um das ewige Rom führte. V.

Helene Laasen. Roman von Hans von Hoffensthal. (Berlin. Egon Fleischel & Co.)

Der gute Klang, den der Name dieses jungen Erzählers bereits hat, wird durch das neue Buch noch gesteigert werden. Die Handlung ist nur einfach, die Geschichte eines Mädchens, dem nach einer freudlosen Kindheit eine friedvolle Mädchenzeit beschieden ist. Aber nicht für lange. Das Schicksal dieses Mädchens, dieser stillen Frau, der die Sorgen hurtig und unablässig nach-

finden, meist hervorgerufen durch örtliche Entzündungsprozesse. Solche Krankheitsherde können aber niemals einen bösartigen Charakter annehmen, wenn sich nicht ein zweiter Faktor hinzugesellt, ein chronischer, sich allmählich im menschlichen Organismus vorbereitender krankhafter Allgemeinzustand, welchen Laker den „einkeimblättrigen oder eingewebigen Senilismus" nennt und der sich von dem „normalen" Senilismus, dem als Altersschwäche wohlbekannten Zustande, wesentlich unterscheidet. Ersterer ist eine Teilerscheinung der Kulturdegeneration der Menschheit und wird hauptsächlich durch unnatürliche Lebensweise hervorgerufen. Auch die Erblichkeit spielt dabei eine Rolle. Was die Heilung des Krebses anbelangt, so ist von vornherein klar, daß diese Frage durch einen richtigen Einblick in die Natur der Erkrankung wesentlich gefördert wird.

Wohltuend wirkt die schlichte bescheidene Art, in der dieser Gelehrte seine Studien und Erfahrungen darlegt. Es ist ein Mann, der freilich weniger auf Theorie Gewicht legt als auf praktische Ausübung, die ihm besonders als Arzt für Hals-, Ohren- und Nasenleiden einen so weitbekannten Namen gemacht hat.
Z.

Brockhaus' Kleines Konversations-Lexikon. Fünfte, vollständig neubearbeitete Auflage.

Um den ungeheuren Stoff, der in einem großen Konvers.-Lexikon auf 16 und mehr Bände verteilt zu werden pflegt, in zwei Bänden zu bewältigen, ohne eine große Anzahl von Schlagwörtern einfach weglassen zu müssen, ist natürlich den einzelnen Artikeln nur ein bescheidener Raum zuteil geworden. Dagegen sind Gebiete von Wichtigkeit und allgemeinerem Interesse auf Beilagen ohne Seitenzahl eingehender behandelt worden, und diese Beilagen — mehr als fünfzig an der Zahl — bilden eine außerordentlich wertvolle Ergänzung und Erweiterung des Textes.
V.

In den **Büchern der Weisheit und Schönheit**, herausgegeben von J. E. Freiherrn v. Grotthuß (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) sind nun auch erschienen: **Dante**, eine Auswahl aus der „Göttlichen Komödie", der „Vita nuova" und dem „Canzonière", herausgegeben von Richard Zoozmann; **Schumanns Briefe** in Auswahl, herausgegeben von Dr. Karl Sterck.

Die beliebte Sammlung „Wiener Humoristika" (Verlag Robert Mohr, Wien) erfährt Bereicherung durch ein soeben erschienenes Bändchen, betitelt: **Das neue G'wand.** Wiener Skizzen und Geschichten von Fritz Stüber-Gunther.

Inhalt: Das neue G'wand. — Amis Legat. — Heurigenfahrt. — Influenza. — Bloßfüßig, — Die Sommerwohnung. — Die Brücke. — Der Gesellige. — Nebenverdienst. — Die Adaptierung. — Der Postschlitten.

Sohnreys Dorfkalender 1907. (Berlin. Trowitzsch & Sohn.)

Das ist doch wieder einmal ein Volkskalender, wie man solche nur noch selten findet. Was sonst unter diesem Titel herauskommt, ist mit wenigen Ausnahmen ein Sammelsurium von allerlei zufälligen belletristischen Erzeugnissen, ob es nun fürs Volk tauge oder nicht. Sohnreys Dorfkalender enthält nichts, was nicht zu unserem deutschen Bauerntum in irgendeinem Verhältnisse stünde; alles in ihm ist für sein Wohl berechnet, zur sittlichen wie zur wirtschaftlichen Förderung. Dazu ist der reichhaltige Kalender mit vielen Bildern geziert. Ich wünschte, wir Deutschösterreicher hätten auch einen von diesem Schlage.
R.

Monatsschriften. Zu den besten und interessantesten Monatsschriften Deutschlands gehören vor allem:

Die hochvornehm ausgestatteten **Westermanns Monatshefte**, illustrierte Zeitschrift für das gesamte Leben der Gegenwart (Braunschweig. Georg Westermann.)

Deutsche Rundschau, herausgegeben von J. Rodenberg. (Berlin. Gebr. Partel.)

Der Türmer, Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgegeben von J. E. Freiherrn v. Grotthuß. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.)

Das Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth. (München, Kemptem. Jos. Koselsche Buchhandlung.)

Letztere im katholischen Geiste gehalten.

Büchereinlauf.

Königsglaube. Roman von Edith Gräfin Salburg. (Dresden. Karl Reißner. 1906.)

Hans im Glück. Ein Roman aus dem Dänischen von Henrik Pontoppidan, übertragen von Mathilde Mann. Zwei Bände. (Leipzig. Inselverlag. 1906.)

Rains Entführung. Roman von Louise Westkirch. (Berlin. „Concordia" Deutsche Verlagsanstalt.)

Kettenträger. Roman von L. Frei. (Berlin. „Concordia" Deutsche Verlagsanstalt.)

Eine Hilflose. Roman von Mite Kremnitz. (Berlin. „Concordia" Deutsche Verlagsanstalt.)

Fetisch-Haß. Roman von Gustav Adolf Weber. (Berlin. York-Verlag.)

Anders Hjarmsted. Roman von Jakob Knudsen, deutsch von Hermann Kiy. Mit Geleitwort von Sven Lange. (Leipzig. Johannes v. Schalscha-Ehrenfeld.)

Australien und Ozeanien 110.000. Gesamtzahl der Deutschen auf Erden 87,145.000. Und dieses Volkes Geschichte und Kulturverhältnisse (mit Ausnahme derer des Reiches, die ja allgemein bekannt) werden in diesem Buche uns kurz vor Augen geführt. R.

Kleine Steine. Von Richard Sanneck. Vorwort von Heinrich Schrottenbach. (Dresden. O. und R. Becker.)

Die Steine sind so klein, daß sie nicht leicht zu Steinen des Anstoßes werden können. Mancher ist dabei, der recht hübsch glitzert. Im ganzen trage ich Bedenken, den jungen Verfasser für weitere Dichtungen und ihre Veröffentlichung aufzumuntern. Dem unbedeutenden Büchlein, das man in einer halben Stunde durchgelesen hat, ist das Bildnis des Autors beigegeben, wofür man weniger die Eitelkeit des jungen Anfängers, als die Taktlosigkeit des Verlegers verantwortlich machen mag. Z.

Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek. Bändchen 35: „Das Leben der Ameisen und ihrer Gäste." Von H. Schmitz S. J. Mit Illustrationen. (Regensburg. G. J. Manz. 1906.)

Das Büchlein behandelt nur die in Deutschland und den angrenzenden Ländern vorkommenden Ameisenarten und gibt von jeder Art ein abgerundetes Gemälde nach biologischen Gesichtspunkten. Zugleich ist der Versuch gemacht, eine gründliche Anleitung zur Beobachtung der einheimischen Ameisenarten zu bieten und diese Seite des Werkchens ist es, welche demselben auch in den Kreisen der Entomologen sowie Liebhaber von Terrarien, Insektarien u. s. w. großen Anklang verschaffen wird. O. v. T.

Der demokratische Imperialismus Rousseau — Proudhon — Karl Marx. Von Ernest Seillière. Autorisierte deutsche Ausgabe von Theodor Schmidt. (Berlin. H. Barsdorf.)

Seillière versucht die Arbeiten der bedeutendsten Soziologen dahin zu ergänzen, daß er noch eine imperialistische Psychologie sowie eine Machtethik aufbaut. Er versucht ferner das größte Hindernis vom Wege des ethischen Imperialismus, den vorherrschenden Gegensatz von Imperialismus und Demokratie, die seiner Ansicht nach im Grunde identisch sind, zu entfernen. Der plebejische und proletarische Imperialismus liefern nämlich die einzige Quelle der heutigen demokratischen Bewegung.

Dieser proletarische Imperialismus wurde aber von seinem Begründer J. J. Rousseau, der zugleich Vater der Romantik ist, auch romantisch und mystisch gefärbt — und dies bedeutete bisher seine Gefahr! Ihn in die Wege einer gesunden Vernunft zurückzuführen ist der Zweck und das Ziel dieses Bandes. Romantik ist Krankheit, Imperialismus hingegen Kraft — eine erlaubte Umdeutung des bekannten Wortes Goethes, dieses großen, durch eigenen Willen zur Gesundheit zurückgekehrten Romantikers!

Die Ausführungen des geistvollen Franzosen beweisen vor allem, daß er seine Materie beherrscht, daß er sich in den Schriften der von ihm behandelten Autoren zu Hause fühlt und daß seine Urteile, wie immer sie auch sein mögen, selbständige sind. Daß er es zugleich verstanden hat, sein Buch lebendig und geistreich zu schreiben, trotz der oft sehr trockenen Materie, ist ein weiterer Vorzug, der sicherlich manchen „Laien" veranlassen wird, nähere Bekanntschaft mit den Geisteshelden zu machen, deren Lehre er schildert und von denen wir hier nur Machiavelli Hobbes, Boulainvilliers, Mandeville, Shaftesbury, Kant, Rousseau, Proudhon, Hegel, Marx anführen wollen. V.

Erziehung zur Mannhaftigkeit. Von Professor Dr. Ludwig Gurlitt. (Berlin. Concordia Deutsche Verlagsanstalt.)

Die neue Schrift, die wir hiermit dem Studium aller deutschen Männer und Frauen empfehlen, die für das Wohl ihrer Kinder und damit für die Zukunft des Volkes besorgt sind, fordert eine gründliche Umgestaltung unserer herrschenden Erziehungspraxis. Das Ziel dieser Forderung wird jedermann als berechtigt anerkennen: Unsere Knaben sollen zu Männern werden. Gurlitt führt den Nachweis und beruft sich dabei auf zahlreiche Zeugnisse von Gewicht, daß unsere Schulen zwar pflichttreue Beamte, fleißige Kirchengänger, gehorsame Untertanen und tüchtige Fachgelehrte heranbilden, daß aber die Pflege der wahrhaft mannhaften Tugenden unter der kleinlich überwachenden Zucht von Eltern, Lehrern, Offizieren, Vorgesetzten, Staat und Kirche notwendig verkümmern. V.

Über das Wesen und die Heilbarkeit des Krebses. Von Dr. Karl Laker.

Unter diesem Titel ist im Verlage von Franz Deuticke (Wien) ein kleines Buch erschienen, welches einigermaßen Licht in das Dunkel zu bringen scheint, das bisher diese für das Wohl und Wehe der ganzen Menschheit so wichtigen Fragen einhüllte. Tuberkulose und Krebs sind die beiden Würgengel der Menschheit; erstere für die Jugend, letzterer für das Alter. Von hundert Personen sterben fünfzehn an Krebs. Das Wesen des Krebses kann nur durch Zurückführung auf biologische Gesetze erklärt werden. Er entsteht durch das Zusammentreffen zweier Faktoren: einer lokal gesteigerten Wachstums- und Vermehrungskraft von Epithelzellen, wozu sich im Leben jedes Menschen genug Veranlassungen

Flugblätter für künstlerische Kultur. (Stuttgart. Strecker & Schröder.) I. Habe ich den rechten Geschmack? — II. Kultur der Feste — III. Neue Theaterkultur — IV. Vom Kulturgefühl.

Verhindert die Vogelmassenmorde in Welschtirol!

An die Adresse der Vogel- und Tierschutzvereine.

(Nachdruck erwünscht.)

Levico, 19. Oktober 1906.

Die herrlichen, warmen Herbsttage verwendet man hier am besten zu Ausflügen, zu größeren oder kleineren Spaziergängen, deren es im Suganatale eine reiche Auswahl gibt. So pilgerte ich gestern nach dem etwa eine halbe Stunde vom Städtchen entfernten St. Biagio. Der mäßige Hügel liegt westlich von Levico, prächtige Edelkastanien wachsen auf dem Wiesengrunde zu seinen Füßen, ein Mantel aus Fichtenbäumen legt sich über seinen Rücken, durch Weingärten aber führt der Hauptweg zur Höhe hinan. Etwas unter dem Gipfel befindet sich ein Kirchlein aus dem XVI. Jahrhundert, von wo aus sich schon ein hübscher Blick auf das jetzt im Herbstschmucke besonders farbenprächtige Suganatal mit Levico und dem Levicosee sowie auf das aus der Cina Dodici, dem Piz di Levico, den Monti di Lavarone, dem Cornetto u. a. gebildete Bergrund auftut; nur die herrlichen, gezahnten Spitzen der Brentagruppe sind von hier aus noch nicht sichtbar, sie treten jedoch auf einem in nächster Nähe befindlichen, abgezäunten Gupf, vor dem eine Tafel mit der Aufschrift: „Entrata proibita!" (Verbotener Eingang!) angebracht wurde, in den Gesichtskreis.

Da ich heraufgekommen war, um den vollständigen Anblick zu genießen, verstand ich als Deutscher einfach nicht der Worte Sinn, öffnete das „Türl" und stieg noch die paar Stufen bis zur Höhe hinan.

Welches Schauspiel bot sich nun meinem Auge dar! — Drüben, im Westen, ragte allerdings die wilde Brentagruppe majestätisch in den blauen Himmel hinein — viel näher aber mußte ich andere Dinge schauen, die mein gesteigertes Naturempfinden plötzlich in tiefe Empörung, Abscheu und Trauer verwandelten. Das Herz krampfte sich zusammen bei dem Anblicke!

Gewiß mehr als hundert unserer lieben, gefiederten Sänger waren hier in ein paar Dutzend Käfige hineingepfercht, auf dem Boden standen diese Marterkästen, auf den Bäumen hingen sie, kaum so viel Raum gebend, daß die armen Tierchen einen spannweiten Sprung zu machen vermochten, und daneben und darüber, wohin man sah, spreizten glänzende Leimruten ihre drohenden Finger in die Luft hinaus. Die armen Geschöpfchen rangen vergeblich nach Freiheit und pipsten gar jämmerlich — ihre Rufe waren auch gehört, denn es kamen Väter, Mütter, Brüder und Schwestern herzu und gingen gerade so auf den Leim wie ihre Vorgänger.

Es war das erstemal, daß ich, ohne es zu ahnen, eine solche Stätte des Barbarismus betrat. Hier konnte ich an Ort und Stelle sehen, wie die Welschtiroler unsere Poesie einfangen, um sie schließlich — aufzufressen.

Der Vogelfang und Vogelmord ist bei uns in Österreich verboten, es ist aber wie ich mir sagen ließ — ein offenes Geheimnis, daß sich in Welschtirol alle Kreise, von oben bis unten, direkt oder indirekt, an diesem „Sporte" beteiligen; selbst die junge Brut wird ausgehoben und aufgefüttert, um schließlich als „uccelli con polenta" den Tisch der welschen Leckermäuler zu zieren.

Im Lande der Leidenschaft. Roman von Traugott Tamm. (Berlin. „Concordia" Deutsche Verlagsanstalt.)

Auf Rosnaes. Roman von O Lie-Singdahlen. (Wien. Akademischer Verlag. 1906.)

Sonnenkinder. 16 Novellen von L. G. Ricek-Gerolding. (Leipzig. R. Hoffmann.)

Am Rheinfall. Historischer Roman aus dem XV. Jahrhundert von Georg Speck. (Zürich. Verlag A. Bopp.)

Hartes Holz. Erzählung aus den Bergen der Urschweiz. Von Franz Odermatt. (Zürich. Verlag A. Bopp.)

Zugvogel. In der Heimat und überm Ozean. Skizzen von Ernst Frey. (Zürich. Verlag A. Bopp.)

Pfingsten. Eine Novelle von Gallus Walz. (Zürich. Arnold Bopp.)

Sumpf und Sonne. Von Rudolf Strauß. (Wien. Verlag „Die Wage".)

Die da leiden. Von Paul A. Kirstein. (Berlin. „Concordia" Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Insel des Lebens. Märchen und Phantasien von Frances Külpe. (Dresden. E. Pierson.)

Was die Sennen erzählen. Märchen und Sagen aus dem Wallis. Aus dem Volksmunde gesammelt von Dr. J. Jrgerlechner. (Bern. A. Francke. 1907.)

Bertha v. Suttners gesammelte Schriften. Vollständig in 60 Lieferungen. (Dresden. E. Pierson.)

Alexander L. Kiellands gesammelte Werke. Übersetzt von Marie Leskien-Lie. (Leipzig. Georg Merseburger. 1906.)

Der Hochverräter. Aktuelles Drama in fünf Akten von Dr. Hermann Clarus. (Leipzig. Max Spohr.)

Menschenopfer. Drama in drei Akten von Wilhelm Henzen. (Leipzig. Oskar Leiner. 1906.)

Irmgard von Berg. Dramatisches Gedicht von Wilhelm Idel. (Elberfeld. Martini & Grüttefien.)

Graumulus oder **das Salzfaß.** Dressurparodie in vier Aufzügen von Helmuth-Guhn-Moyn. (Dresden. E. Pierson.)

Der Kantor von Streufdorf. Epische Dichtung in 15 Gesängen von Olgerd von Brunegg. (Dresden. E. Pierson.)

Sternbahnen. Ein Epos von Walther Großkopf. (Dresden. E. Pierson.)

Hagar. Dichtung in vier Akten nach einer biblischen Legende von Wilhelm Steiner-Osten. (Dresden. E. Pierson.)

Traum und Tag. Neue Gedichte von Therese Köstlin. (Stuttgart. Max Kielmann.)

Liebe und Leben. Von Heinrich August Tritschler. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Die Schrift im Sarge. Aufzeichnungen einer Schiffbrüchigen. Von Maria Lina Lasius. (Dresden. E. Pierson.)

Tagebuchblätter eines Weltpriesters. (Dresden. E. Pierson.)

Aus dem Dollarlande. Von Henry F. Urban. (Berlin. „Concordia" Deutsche Verlagsanstalt.)

Elias, Jahve und Baal. Von Professor H. Gunkel. (Tübingen. J. C. B. Mohr. 1906.)

Christus und Sophie. Von Johannes Schlaf. (Wien. Akademischer Verlag. 1906.)

Welcher unter Euch ist ohne Sünde? Bilder von der Schattenseite. Von Th. Rüling. (Leipzig. Max Spohr.)

Des Heilands Wiederkunft. (Leipzig. C. G. Naumann.)

Saneyoschi im Okzident. Soziale Briefe eines Japaners von Dr. O. T. Tyrka. (Dresden. Blasewitz R. v. Grumbkow. 1906.)

Mesalliiert. Erzählung aus dem Nachlasse von Sophie Löwenthal-Kleyle. Mit Bewilligung des † Freiherrn Arthur v. Löwenthal herausgegeben und eingeleitet von Professor Dr. Eduard Castle. Mit dem Bildnis der Verfasserin. (Leipzig. Max Hesse.)

Das Berliner Dirnentum. Von Hans Ostwald. In 20 abgeschlossenen Abteilungen. Männliche Prostitution. (Leipzig. Walther Fiedler.)

Lebenskunst—Heilkunst. Ärztlicher Ratgeber für Gesunde und Kranke. Unter Mitwirkung von W. Siegert, herausgegeben von Dr. med. Fr. Schönenberger, zwei starke Bände mit 13 farbigen Tafeln, 1276 Seiten mit 233 in den Text gedruckten Abbildungen und einem zerlegbaren Modell des menschlichen Körpers. (Zwickau. Förster & Borries.)

Jungfräulichkeit? Una poenitentium. (Frankfurt a. M. Heinrich Demuth.)

Über mangelhaften gesetzlichen und behördlichen Schutz gegen maskierte Erpressungen weiblicher Personen. Studie aus unserem Rechtsleben. Von Dr. Karl Laker. (Leoben. J. Hans Prosl. 1905.)

Natur- und Stimmungsbilder vom Sankt Gebhardsberg (Schloß Hohenbregenz), eine lyrische Bergpredigt. (Wien. Rosner, jetzt Stern. 1906.)

Erhaltet unserer Heimat die Vogelwelt. Von Dr. Konrad Guenther. (Freiburg i. B. Friedrich Ernst Fehsenfeld.)

Anleitung zur Malerei auf jede Art Stoff sowie zur waschbaren Malerei. Für Anfänger und Fortgeschrittene dargestellt von P. Monfort. (Leipzig. E. Haberland.)

Eckart. Ein deutsches Literaturblatt. Jährlich 12 Hefte.



Die Försterbuben.

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen von **Peter Rosegger**.

(Fortsetzung.)

Elias bleibt lieber daheim.

Auf seine Anfrage ans Seminar, wann für Elias der Urlaub zu Ende sei, war der Bescheid gekommen, der Junge könne selbstverständlich jeden Tag einrücken. Sollte es aber zu seiner völligen Kräftigung notwendig sein, so wolle man raten, ihm das Jahr dreingehen zu lassen, daß er sich im Herbste zum neuen Schuljahre frisch und gesund einfände. Rufmann besprach sich darüber mit dem Michelwirt. Der fragte zuerst, was dem Studenten eigentlich fehle? Man merke ihm nichts an. Der Förster gab zu, daß er selber nicht klug werde. „Die Sonne will ihn nicht bräunen. Und leicht ermüdet, wie Jungen in diesem Alter schon sind, wenn sie stark wachsen. An Appetit fehlt's gerade nicht; Kostverächter, sagt die Sali, wäre er keiner. Auf den Rahmkaffee, sagt sie, gehe er wie ein Wolf aufs Schafblut. „Aber" — so schilderte Rufmann weiter — „zu wenig lustig ist er mir, zu totig, loft so herum. Bissel schneidiger, wenn er wäre."

„Die Stadtkrankheit hat er", sagte der Michel. „Nervös ist er. Beim Studieren hat er sich überanstrengt. Das gefällt mir von seinem Rektor, daß er ihm Urlaub gibt zu einer gründlichen Kräftigung. Daß das Werkzeug fest sein muß, wenn der Geist was leisten soll, das wollen

Und was nicht gefangen wird, das fällt dem Pulver und Blei zum Opfer. Auf deinen Wanderungen begegnen dir allerorts „Schützen", halbwüchsige Bursche, alte und junge Männer, „Signori" mit umgehängten Flinten — bald knallt es da, bald knallt es dort und die „Himmelsboten" fallen zu Tode getroffen in die Klauen gemütsroher Menschen. Erst heute wurde von einem Landmanne wieder ein ganzer Korb voll toter Vögelchen in die Stadt gebracht und veräußert, das Stück — je nach Größe — zu sechs bis acht Heller. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen die Obstkulturen von dem vielen Ungeziefer, das sich überall breit macht, arg mitgenommen werden.

Und die Behörden?

Keine Hand rührt sich gegen solch groben Unfug, kein Wächter des Gesetzes will die Fangstellen sehen, kein Ohr hört die hundertmal des Tages sich wiederholenden Schüsse, ja — — Nun, mehr will ich nicht sagen . . .

Aber die Vogel- und Tierschutzvereine rufe ich heute an! Denn hier gibt es ein gar breites Wirkungsfeld für dieselben. Sie mögen sich unverzüglich ins Zeug legen und Mittel und Wege finden, die dem vom Staate gegebenen Gesetze zu seinem Rechte verhelfen. — Auch eine Überwachungsorganisation sollte geschaffen werden, aber bald muß die Abhilfe kommen, noch ehe die letzten „uccelli" in die Mägen der welschen Nimmersatte Eingang gefunden haben.

Franz Goldhann.



Postkarten des „Heimgarten".



J. W., Wien. Bei der Unmenge eingesandter Bücher könnten wir schon des mangelnden Raumes wegen nicht alle kritisch besprechen. Es geht anderen auch, wie Ihnen, sogar die elendsten Machwerke können bei uns Raummangels wegen nicht verrissen werden, also trösten Sie sich.

* In Westermanns Monatsheften (November 1906) steht ein Aufsatz „Altersmundarten" von Rudolf Pamritz. Den sollten recht viele Kindererzieher und Schulmeister lesen. Altersmundart heißt so viel als Kindermundart. Der Verfasser sagt: „Als mein erstes Kind geboren wurde, begann erst meine Erziehung." Das Wort kennzeichnet den Inhalt des Aufsatzes, der einmal etwas ausspricht, das noch selten oder nie gesagt wurde und doch so naheliegt.

J. C., Wölfnitz. Ihr Schreiben berührt uns sympathisch, wir sind größtenteils damit einverstanden. Sie übersehen nur, daß jener Aufsatz, wie auch bemerkt, einem Büchlein: „Die gute alte Zeit" entnommen wurde. Ausgerottet sind die Fälle des krassen Aberglaubens auch heute nicht und jene Beispiele beziehen sich auf die Dummen überhaupt, ob sie nun auf dem Lande oder in Markt und Stadt leben.

J. P., Wien. Verstehen Sie. Doch sollten Sie sich nicht gedrückt fühlen, vielmehr an Krobaths Worte denken:

Von Gnaden lebst du?
Nein! Du gibst Gnaden,
Wenngleich die Protzen
Zum Mahl dich laden.

Sie reichen Brot dir;
Du gibst vom Geiste,
Wie einst ein Großer
Zehntausende speiste.

☛ **Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 20. November 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Rösch. — Druckerei „Leykam" in Graz.

„Frag ihn. Wollen's einmal sehen. Dir ists lieber, wenn er sagt: Seminarium. Mir ists lieber, wenn er sagt: Forsthaus."

Eine Freude war es dem Rufmann, wie der Michel diesmal wieder gesprochen hatte, so recht aus der Wirklichkeit heraus. Der Wirt aber hatte sich dabei gedacht: Ich muß ihm so sprechen, daß er sich bessere Sachen kann einbilden. Er hat den Buben ja doch weitaus am liebsten daheim.

Und am nächsten Sonntag, als der Förster und Elias miteinander von der Kirche gingen aus Ruppersbach, sprachen sie davon. Auf die Frage, was ihm lieber sei, antwortete zuerst der Student, er gehe gern ins Seminar und er bleibe auch gern daheim.

„Das ist wieder einmal keine ordentliche Antwort, Bub! Deine Herren Professoren wünschen vor allem, daß du gesund werdest."

„Aber Vater, was ihr nur habt. Ich bin ja gar nicht krank."

„Also willst du wieder hinein?"

Jetzt schwieg der Junge und ging still hinter dem Vater einher. Als dieser einmal umschaut, hat der Student nasse Augen.

„Mir scheint, Elias, du bleibst jetzt doch noch lieber daheim!"

Barg der Junge sich leidenschaftlich schluchzend an des Vaters Brust: „Ich bleibe gern daheim. Ich bleibe viel lieber daheim. Mein Vater — ich mag nit fort, ich bitt dich, laß mich daheim bleiben!"

Das war Antwort genug.

Wer hat dich aufgebaut, du hoher Wald!

Um das Forsthaus, wie sehr es auch im kühlen Schatten der Berge steht — begann sachte die Herrlichkeit. Die Eriken, Schneeglöckchen und Weidenkätzchen hatten schon lange den bunten Tanz eröffnet zwischen Schnee und Eis. Nun waren auf den Angern die weißroten Ruckerln da und der goldkronige Löwenzahn, auf den Wiesen die blauen Meingedenk, selbst in den Sümpfen der Ach leuchteten die Dotterblumen. Blumen und Rosen aller Art hatte die Sonne hervorgelockt aus feuchter Scholle, um sie zu küssen und in warmer Liebe zu erziehen zu Wesen, die was taugen. An den Hängen grünten die Lärchen, aber je höher hinauf, je blasser ihr Grün. Nahe den Almen standen sie noch in ihren fahlen winterlichen Besen. Auch die Fichten setzten schon ihre weichen Triebe an und die Blätterröllchen der Laubhölzer entfalteten sich mehr von Tag zu Tag. Die Ach rollte rasch und wild in ihrem Bette. Je sommerlicher der Tag, je wilder schwoll die Tauernach. Die Brücke zitterte leise. Aber das Grollen und Drohen kam nicht auf. Vogelsingen überall und ohne Ende, und wo irgend ein paar Bäume sich gegenüber standen, da saßen auf den Wipfeln Finken und führten miteinander das hellzwitschernde Vogelgespräch. Aber auch die Amsel

die gelehrten Herren sonst nit immer einsehen. Laß ihn halt heraußen ein halbes Jahr."

„Ein Jahr länger in der Sorge. Ist halt bitter", meinte der Förster.

„Es bezahlt sich, Rufmann. Es geht nachher um so flotter vorwärts. Endlich und schließlich, mein Freund, sollst du nit vergessen, daß auch unsereiner ein Recht hat auf das Patenkind. Kannst du dich noch erinnern, bei der Taufe, wie ich ihm den Namen Elias hab ausgesucht? Weil ein Vetter von mir, den ich gern gehabt, auch so geheißen hat. Und daß er, hab ich spaßeshalber gesagt, nit zu Fuß in den Himmel muß wandern, hingegen nobel fahren kann, wie sein Namenspatron. Hast du drauf gesagt: dann sollt ich ihm schon auch den feurigen Wagen dazu kaufen —"

„Aus Fürwitz, Michel, aus Fürwitz."

„Wenigstens für ein Radel dazu werd ich doch gut sein. Feurig machen muß er den Wagen freilich selber, wenn er für den hochwürdigen Beruf die rechte Begeisterung hat. Ob unser Elias einmal mit einer bischöflichen Kalesch wird fahren, das ist stark ungewiß. Wie mir scheint, tut er sich mehr auf einen frommen Landpfarrer zusammen, als auf einen Kirchenfürsten."

„Wäre mir alles eins, nur daß er sein Amt ordentlich erfüllt, das liegt mir an. Ist aber nicht zu glauben, Michel, wie diese zwei Brüder unterschiedlich sind! Nur ein Viertel, wenn der Student von des andern leichten Sinn hätte! Und der andere so viel von des einen Ernsthaftigkeit und Frommheit. Wenn man die könnte so ein bissel durcheinanderschütteln, wie, möchte ich sagen, der Pfarrer beim Altar Wasser und Wein.

„Laß nur Zeit", sagte der Michel, „unser Herrgott wird den Kelch schon schütteln. Bis der Friedl nur erst den Lebensernst kennen lernt — es pressiert nit! Laß es nit pressieren, Rufmann! — Dann wird er schon ernsthaft werden. Und wird auch er nit verschont bleiben, von der Not. — Die Not macht den Menschen fromm oder schlecht. Schlecht macht sie deinen Buben nit, dafür steh ich fest. Und beim andern, beim Elias wirds so sein: Der kommt erst zum leichten Sinn, bis er an anderen und sich selbst einmal erfahren hat, wie hart es hergeht, auf der Welt. Jetzt besteht sein Welt- und sein Himmelsglauben noch aus Buchstaben. Später wird er aus Arbeit, Leiden und Mitleiden bestehen. Und um solche Zeit wird der Mensch, der einen Kern in sich hat, heiter und gemütlich. Elias ist zu früh ins Institut gekommen; ist schon derowegen nit schlecht, wenn er jetzt ein wenig herumsteigen kann und sehen, wie's ausschaut in der Welt."

„Ich werde ihn einmal fragen, ob er jetzt lieber ins Seminarium will, oder daheimbleiben derweil im Forsthaus."

Teufel durchzumachen hat — der müßte aus besserem Holze sein, als die meisten Leut, wenn er nicht schließlich ein Spitzbub werden soll!"

Dann besuchten sie die Holzschläge des Teschenwaldes und der Wildwiesen, wo Elias das erstemal Respekt bekam vor seinem Bruder. Der Friedl werkte mit Beil und Säge wie ein richtiger Holzknecht in Hemdärmeln und hübsch verschweißt wie die anderen. Flink griff er ein. Bei der Niederlegung einer großen Tanne, die während des Falles an dem Geäste anderer Bäume hängen geblieben war, verriet er eine solche Geschicklichkeit, daß der Förster schon Bravo rufen wollte, wenn es ihm nicht noch rechtzeitig eingefallen wäre, daß die Arbeit kein Theater ist. Gar ernsthaft und schier schweigsam gehabte sich der Friedl; wenn er aber zwischen Schub und Hieb doch ein kurzes Wörtlein sagte, so war es ein lustiges. Der Wegmacherbub war endlich verschwitzt. Elias hatte dem jungen Holzknecht eine Weile schweigend zugeschaut, dabei kamen ihm aber ungute Gedanken. Er maß diese kernige Arbeit an der seinen auf dem Papier. Wie die windig ist! Hier sah er, daß körperliche Arbeit gar nicht so mechanisch ist, wie man sagt. Wie viel Denken und Geschicklichkeit gehört dazu, bis so ein mächtiger Tannenbaum in Scheitern liegt, oder gar zu Bauten verarbeitet ist. Und wie wenig Geist ist vonnöten, um grammatikalische Regeln zu lernen, nach der Schablone mathematische Rechnungen auszuführen, die Kapitel aus Katechismus und Kirchengeschichte zu memorieren und dergleichen. Ist nicht im Lehrzimmer die Mechanik und im Walde der Geist?

Von jetzt ab hatte Elias Hochachtung vor dem Bruder und um so größer war auch seine Zufriedenheit, ihn bei jenem wilden Beginnen verhindert zu haben. Das war auch eine Tat gewesen und nicht ein Schulpensum.

Eines Tages hatte sich auf ihren Waldwanderungen auch der Michelwirt angeschlossen. Der hatte einen Bergstecken bei sich, denn seine Absicht war: höher hinauf. Auf dem Rauhruckjoch besaß er ein Touristenhospiz, das stets mit den feinsten und vornehmsten Gästen überfüllt war. Aber nur in der Vorstellung. Es machte ihm mehr Vergnügen als das Wirtshaus in Eustachen, und gar keine Sorgen. Ein nicht eingebildeter, sondern ein wirklicher Besitz von ihm war eine Schwaigerei auf der Twengalm, die im nächsten Sommer in Betrieb gesetzt werden sollte. So wollte er nun nachsehen, ob Sturm und Schnee die alte Hütte nicht mitgenommen hatten im vergangenen Winter, oder welche Ausbesserungen nötig sein sollten.

Durch den Hals hinein bildeten sich die munteren Männer, der Kufmann und der Michel, ein, sie wären ein paar frische Holzknechte und sangen zu zweien:

war überall, die Lerche war schon da, allerlei Gefieder schwätzte, lockte freite, zankte, sang und jubelte durcheinander und mehr als einer auf den Gipfeln rief mit heller Stimme: „Elias! Elias!“

Dieser bereute es nicht, sich für das Bergland entschieden zu haben. Mit dem Bruder gab's zwar jeden Tage Meinungsverschiedenheit; aber wenn er glaubte, ihn gekränkt zu haben mit seinen lehrhaften Zusprüchen, ging er ihm so lange nach und legte ihm alles was er hatte zu Füßen, bis der Friedl wieder „gut“ war. Insgeheim nahm dieser dem Studenten nichts übel, er tat nur manchmal so, um den kleinen Theologen unterzukriegen. Elias fing nun an, seine Bücher zu vergessen. Gerne ging er mit dem Vater in den Wäldern um, ließ sich von ihm das Wesen der Bäume deuten, das Leben der Holzknechte schildern und auch die Arbeit von da an, wo mit blinkender Blattsäge der Baum gefällt, zu Blöcken geschnitten, auf Holzrinnen zu Tal gefördert, zu Scheitern gespaltet, zu Meilern geschichtet, mit Löschkohle bedeckt, angezündet und zu kostbaren Kohlen gebrannt wird. Oder wie die Stämme in langen „Blöchern“ nach Eustachen zum Sägewerk geschleppt und dort zu Brettern geschnitten oder als Zimmerbäume der fernen Eisenbahn zugeführt werden. Die Lärchenstämme reisen in die weite Welt zu Wasserbauten, zu Schiffsmasten. Das Holz der Buchen und Wildulmen wird in den Häusern als Brennstoff verwendet. Die Aborne bekommt der Böttcher, die Birken der Wagner, die Eschen der Holzschnitzer; aus dem verknorrten Gezirm zimmert der Tischler die wertvollsten Möbel für Touristenhäuser und Jagdschlösser. Da staunte der Elias. Das waren andere Buchstaben, als die in seinen Grammatiken standen. So buchstabiert aus dem Wald sich ja die Welt zusammen!

Eines Tages kamen sie in die Bärenstuben. Dort waren gewaltige Holzstöße geschichtet und daneben mehrere Meiler gebaut. Aber sie rauchten nicht. Der Förster öffnete mit einem eisernen Zungenschlüssel die Hüttentür. Modrige Luft auf dem Fletz, wüstes Gestrohe und ein paar faulige Lappen. Er erzählte dem Jungen, wie hier eine Weile der Krauthas gehaust habe. Ein tüchtiger Kohlenbrenner, aber sonst ein Strick. Um die mühseligen Eltern zu ernähren, habe der Sohn einmal zu wildern angefangen und sei dann eine Weile gesessen. Habe nachher keine Arbeit finden können, bis man es bei der Kohlbrennerei mit ihm versucht. Aber es sei nicht mit ihm gegangen. Mit einer Wurznerin hätt er zusammengewohnt, die sei ihm durchgegangen, ihre Tochter wäre ein bildschönes Dirndel gewesen, das ein Herr aus Löwenburg, der es auf einer Gemsjagd kennen gelernt, mit sich genommen. Viel Ehre würde auch da nicht herausschauen. Bei der Tochter solle der Krauthas nun auch wohnen. „Wenn dieser Mensch nicht viel nutz geworden ist,“ schloß der Förster, „so muß es einen nicht groß wundern. Was so ein armer

„Glaubst du nicht, daß wir gute Erde geben werden in Pfarrers Garten?"

„Habe nie gehört, daß auf dem Kirchhof bessere Erdäpfel wachsen, als auf dem Acker mit Kuhfladen."

„So ein Baum," meinte nun mit einiger Schalkheit der Michel, „kann sich auch billiger hergeben, weil er sich billiger in Händen hat. Ein Samenkorn fällt zu Boden und bald steht ein kleines Fichtlein auf."

„Ganz so einfach wirst dirs nicht vorstellen dürfen", sagte der Förster.

Noch besser als die Fichte kam bei diesen Betrachtungen die Tanne weg. Der Graf unter den Nadelbäumen. Sein feines Holz, seine köstlichen Öle, sein weiches Grün, der heilige Christbaum! Auch singen kann er. Die Resonanzboden der Zither, der Geige, der Laute, mein lieber Michelwirt, sind aus Tannenholz. Ist nicht bloß im kalten Norden, ist auch im klassischen Süden daheim. Den schönen Weibern des Kaukasus grünt die Tanne, die Banditen des Apennin verbirgt sie, den Spaniern schmückt sie die Altäre, den Hirten Arkadiens baut sie Hütten und vom Libanon hat sie das Kreuz Christi geliefert.

„Und hier, sieh dir einmal diesen Lärchbaum an", sagte der Förster, „so glatt und schlank und weich er in seiner Jugend gewachsen, so verkrüppelt und verknorpelt ist er jetzt in seinem Alter. Aber die Gicht hat er doch nicht. Ich will ihn noch zwanzig Jahre stehen lassen. In der zarten Jugend läßt er sich gerne verdrängen von den Nachbarn; wird er aber einmal groß, dann zeigt er ihnen den Herrn. Er überdauert alle. Wenn alles fällt um ihn, er ist der einzige, der auf dem Schlage stehen bleibt. Im Winter wirft der Kerl seinen grünen Pelz weg, wohl der Abhärtung wegen. Davon mag es kommen, daß er so stark ist."

Der Michel ging darüber hinweg und sagte: „Soll ja der Muttergottesbaum sein. Wenigstens bringen die ungarischen Wallfahrer der Maria in Zell grüne Lärchenkränze mit, die sie unterwegs gepflückt und geflochten haben und mancher trägt aus dem Gebirg einen weißgeschälten Lärchenstab mit heim auf die Pußta. Wenn der Mann stirbt, wird ihm der Stab mit in den Sarg gelegt."

Über die Kiefer, die im Fichtenwald eingesprengt war, sagte der Förster, daß sie durch Wohlleben in üppiger Erde leicht verdorben werde, auf schlechtem, dürren Boden gedeihe sie um so frischer. Sie sauge so viel Sonnenschein in sich, daß sie den ganzen Winter über die Bauern mit Kienspahnlicht versorgen könne. Selbst im Walde leuchten der Kiefer rote Stämme wie Glutsäulen auf in das Gewölbe der Baumkronen.

Der Michelwirt hatte seine Freude daran, wie der Rufmann im Walde so poetisch wurde und fing den Sang an:

„Und die Holzknechtbuben
Müssen fruh aufstehn,
Müssen s Hackerl nehmen
Und in Holzschlag geh'n.

Wann die Sonn schön scheint
Und das Hackerl schneidt't,
Lebt der Holzknechtbua
In frischer Freud."

Später auf stilleren Forststeigen war der Michel wieder einmal zu kleinen Betrachtungen aufgelegt. „Das ist der Unterschied," sagte er, „der Holzknecht hat Sonntag, wenn er ins Wirtshaus geht und der Wirt, wenn er in den Wald geht. Da hab ich einmal gelesen: Im Wald geht der Mensch spazieren durch seine Kindheit. Kann mir denken, wies gemeint ist."

„Ja," sprach der Förster, „der Wald ist auch unser Ahnensaal. Vor tausend Jahren sind wilde Menschen da gewesen, vor zehntausend Jahren wilde Thiere."

„Und vor ungezählten tausend Jahren nichts als der Wald allein. Die Tanne soll ja der älteste Baum sein, noch aus der Eiszeit her."

„Und hat uns doch aus der Urzeit die Sonnenwärme aufbewahrt, wenn man an die Steinkohlen denkt."

„Aber — ein Holzschlag, wenn man's nimmt, ist was Trauriges", meinte der Michel.

„Warum? ich machs nicht so wie der Kaiser, der — wenn Krieg ist — die Leut in ihrer besten Jugend schlagen läßt. Ich schlage den Baum mit achtzig Jahren. In früheren Zeiten hat man so einen Stamm hundertfünfzig Jahre stehen lassen können und noch länger, ist immer noch besser geworden. Bei euch draußen in Eustachen stehen ein paar Holzhäuser, die sind über zweihundert Jahre alt, und wenn das eingezimmerte Holz auch ungefähr so alt war, nachher kann man wohl sagen, diese Häuser sind noch vor der Entdeckung von Amerika gewachsen. Aber es ist ganz des Teufels, auch der Wald verlumpt. Das Knieholz am Rauhruck oben ist einmal hochstämmig gewesen und diese stattlichen Fichten und Lärchen werden auch einmal Knieholz sein, oder armseliges Gestrüpp. Dazu gehört freilich mehr als ein hundertjähriger Kalender."

Dann sprach der Förster, der nun so recht in seinem Bereiche war, von der Wesenheit der Fichten. „Die hat's gern im Gestein, in Spalten, und erzeugt sich selbst den Erdboden aus den Nadeln, die alle Jahre abfallen. So schaffen sich auch andere Bäume ihre Scholle."

„Wenn auch der Mensch sich seinen Boden selber machen könnte!" sprach der Michel.

„Das ist der Unterschied. Die Pflanze nährt den Fruchtboden, der Mensch verzehrt ihn."

„Frisch auf, zum Gamselschiaßen!" trällerte der sanglustige Michelwirt. Es kam aber heute zu nichts. Ein alter graubärtiger Waldbär, der Holzmeister Fernand, begegnete ihnen und brachte für den Förster frischen Ärger. Er kam vom Hochgebirge her, wo er zeitweilig beim Jagdschlosse nachzusehen hatte. Quer über den Rücken aneindergebunden trug er ein Paar Ski, die nach beiden Seiten lang hinausstanden. Oben um das Jagdschloß lag der Schnee noch klafterhoch. Und doch hatte der Teufel den Weg dahin gefunden. Der Fernand berichtete, daß im Jagdschloß eingebrochen worden sei. Durch das Dach, und die Diebe müßten es hoch haben hergehen lassen im Fürstenzimmer; die Öfen voll Asche, Reste von Konserven, geleerte Weinflaschen und Zigarrenkisten. Der Silberschrank jedoch sei nicht erbrochen worden.

„Ist mir unlieb," brummte der Förster, „so sinds keine Berufsdiebe gewesen, so ists wer von unseren Leuten gewesen."

„Etwan ich!" bäumte der Holzmeister sich auf und funkelte mit Adleraugen auf den Förster.

„Na, freilich, du," lachte dieser und klopfte dem Alten auf die Schulter. „Der Fernand schaut gerade so aus, als ob er in fürstlichen Jagdhäusern heimliche Gelage hielte."

„Kann auch mein' Dienst aufsagen, wenn Mißtrauen ist."

Sie hatten zu tun, ihn zu beruhigen.

Endlich kamen sie zur Stelle, wo unsere Freunde sich auf den Rasen setzten, ihr mitgebrachtes Mittagsbrot verzehrten und zu endgiltiger Schlichtung auch dem Holzmeister davon boten. Dann sagte der Michel: „So, jetzt heißts auf die Höh!" und bog ab, den Fußsteig nach der Twengalm.

Der Förster und sein Sohn Elias gingen über den breiten Bergrücken hinaus, zwischen jungen Fichten. Mehrmals hörten sie den Michel jauchzen auf seinem steilen Anstiege. Der Förster jauchzte zurück und eiferte den Studenten an, es auch zu versuchen. Dieser hätte es ganz gern probiert mit einem lustigen Juchschrei, aber er schämte sich und tat es nicht. Doch wenn er schon nicht jauchzen mag, so möchte er jetzt beinahe etwas sprechen: es ist ihm das Herz gar zu voll geworden. Diese Waldnatur! Dieser Kampf der Wesen, dieses im Gleichgewichtbleiben und ewige Sieghaftsein des Gleichen! Diese wonnesamen Liebestriebe überall, und diese Geheimnisse ... Fast war ihm, als flüstere etwas: Elias, hier verlierst du deinen Glauben! Aber ein lebhafteres Gefühl wogte ihm durch Leib und Seele: Elias, hier findest du ihn! Wer hat dich aufgebaut, du schöner Wald? —

Als sie nachher auf einer Waldblöße rasteten, im Anblicke der weiten Landschaft, über Berg und Tal hin, bis zu dem ätherblassen Gebirgsstreifen, hinter dem die Welt erst groß anhebt, hier, so recht im

„Es steht ein Baum in Oderwald,
Der hat viel grüne Äst,
Da bin ich schon viel tausendmal
Bei meinem Schatz gewest.“

Der Förster tat nicht mit, besann sich plötzlich seiner Amtspflicht und hub an zu fluchen. Es war stellenweise das Gefälle nicht sauber aufgearbeitet, da konnte der Borkenkäfer nisten, der den Fichtenwald umbringt. Da war unter einem Lärchbaum ein auseinandergestörter Ameishaufen. Die Ameisen aber sollte man lassen passieren, wie sie die Stämme hinaufwurlen und ins Astwerk hinaus, als Jäger nach allerlei Gewürm und Gezücht, dieser Schmarotzerbrut, die den Baum krank machen und allmählich töten kann. Seht ihr die zarten Falter dort im Geäste der Kiefer? Was ist der kleine Kiefernspinner für ein großes Ungeheuer. Er legt sein Ei in das Holz und züchtet Verderben. Aber da kommt die Schlupfwespe, legt ihrerseits Eier in die Raupen des Kiefernspinners. Der Schmetterlingsleib hat ein Wespenherz und an diesem Zwiespalt stirbt der Falter. Die Förster können diesem Baumverderber nicht bei und sind der Schlupfwespe sehr dankbar für ihr Schelmenstück. Wer nun im Walde morschendes Holz liegen läßt oder die Ameisen stört oder die Schlupfwespen vertilgen wollte, den trifft des Försters Fluch. „Da sollen sie sich anderes Wildpret suchen, meinetwegen!“

„Wie der Michl das Wort „Wildpret“ hört, rollt s ihm auch schon hell aus der Kehle über die Zunge:

„Bin a lustiger Wildbratschütz,
Und spann mein Hahnl guat,
Und wenn ich Reh und Hirschen siach,
Da wachst mir halt, da steigt mir halt
Mei Federl auf m Huat!“

„Weißt kein besseres?“ fragt der Förster.

„Also singen wir halt ein anderes“, sagt der Michel munter. „Zank nit, gestrenger Herr Forstverwalter und tu mit.

Wenn ih geh auf die Pürsch
Zittern d Reh, zittern d Hirsch,
Ja, sie fürchten mei Blei,
Ih schiaß selten vorbei!“

Aber auch da sang der Rufmann nicht mit. „Solche Gsanger kann ich nit leiden.“

„Bist ein merkwürdiger Förster, der von der Jägerei nix wissen will.“

„Ob der Schmarotzer Hirsch heißt oder Borkwurm. Im Wald kann ich solch Getier nicht brauchen. Die Gemsen, das ist was anderes, die sind im Steingebirg, die können nicht viel schaden. Die Gemsen hegt und schießt der Fürst und wenn wir ihm im Herbst einmal Gemsenlieder singen —“

Religionslehrbuch einmal ansehen, ich habs mitgebracht. Ja, und da ist mir halt so kalt geworden und bang. Wie wenn man den Glauben verliert. Und bin krank geworden."

„Du mein, du mein!" murmelte der Förster. „Das soll ein anderer verstehen. — Wie gehts dir denn jetzt?"

„Wie ich wieder in unser Hochtal komme, ist mir auf einmal wieder gut gewesen."

„Über Religionssachen soll man nicht grübeln, mein Kind!"

„Aber im Seminar muß man grübeln, das ist es ja. In dem Buch ist alles so beschrieben und ausgeklügelt und bewiesen, wie eine Mathematikaufgabe. Einmal auf dem Spaziergang im Garten habe ich es dem Religionslehrer doch gesagt, da antwortete er: Rufmann, denke doch nicht immer, wie Gott ist, denke vielmehr wie du sein sollst. Das hat mir gefallen. Aber in der Religionsstunde ist immer so viel von den Beweisen Gottes und der Kirche die Rede und ich weiß nichts damit anzufangen. Je mehr mir Gott bewiesen wird, je fremder wird er. Ich habs gar nicht gewußt, daß man an Gott zweifeln kann und bei diesen Beweisen ist mir der Zweifel erst gekommen. Und habe ich gesehen, die Kirche ist nur da, um immer zu sagen: Glaube, glaube! Gott ist, erstens weil, und zweitens weil und drittens weil. — Und alles so ausgetrocknet, so dürr. Und denkt man endlich: Wenn so viele Beweise und Versicherungen nötig sind, da ist er am Ende gar nicht. Und wenn man alle Tage hört, daß es Millionen und Millionen Ketzer gibt auf der Welt, die nicht an Gott glauben und nicht selig werden können. Und so ohne Liebe von ihnen die Rede ist und daß man mit ihnen nichts zu tun haben soll. Daß sie wohl auch an ihre Gottheiten glauben, die aber alle falsch sind. Und doch auch die Heiden ihren Glauben beweisen und sagen, daß es der einzigrichtige wäre. Und haben auch die nicht den rechten Glauben, die sich ganz und strenge ans Evangelium halten und haben die nicht den rechten Glauben, die in Gottvertrauen und Nächstenliebe und Sittsamkeit und Geduld leben: sie können nicht selig werden, wenn sie nicht auch alles andere glauben und tun, was die römisch-katholische Kirche verlangt. Immer nur diese Kirche und immer nur von dieser Kirche, und alles andere von der ganzen Welt ist nichts, nur diese eine Kirche, die fort und fort sagt: Glaube mir, nur mir, keinem andern und hieße er auch Christus."

„Jetzt übertreibst du aber doch, Elias!" mahnte der Vater, „wenn du sagst, daß die Kirche wahrer als Christus sein will."

Da sagte der Student in immer größerer Erregung: „Wir haben einen Ausspruch lernen müssen, nämlich, daß ein katholischer Priester größer sei als die Heiligen im Himmel, als die Engel, ja als die Mutter Maria, weil der Priester bei der Messe Jesus Christus er-

stillen Sonnenfrieden des Mittags, sagte Elias mit leiser Stimme: „Vater, ich möchte mit dir einmal was reden."

„Liebes Kind, so rede. Ich schaue dich ja schon lange auf das hin an, daß du was auf dem Herzen hast, und kommst nicht dazu, es zu sagen. Du weißt ja, daß du mir alles anvertrauen kannst. — Was hast du mir denn zu sagen, Elias?"

Diese Worte sind so grundgütig gesprochen worden, daß dem Jungen das Weinen näher stand, als das Reden. Er schwieg noch ein Weilchen und dann begann er seine Mitteilungen.

„Du wirst dich gewundert haben, Vater, daß sie mich für krank heimgeschickt haben, und daß ich doch nicht krank bin. Aber wenn ich hätte dort bleiben müssen —. Hab nimmer lernen können, nimmer essen und nimmer schlafen."

„So bist du doch krank gewesen."

„Vielleicht, Vater. Aber anders."

„Heimweh?!" fragte der Förster.

„Dann hätte es die Jahre früher kommen müssen. Es ist was anderes gewesen." Elias zuckte ab und mit der Stimme leise zitternd setzte er bei: „Den Glauben habe ich verloren."

„Den Glauben? An was? Ans Lernen, an deine Fähigkeiten?"

„Den Glauben an Gott!"

„Den Glauben an Gott verloren? Das versteh ich nicht."

„Es ist auch nicht so, ich kanns nur nicht sagen."

„Solltest du in schlechte Gesellschaft geraten sein?"

„Beim Religionsunterricht."

„Ja, was redest denn, Elias!" rief der Vater, „gerade der Religionsunterricht in Ruppersbach hat dich dahingebracht, daß du Priester werden wolltest!"

„Das war der Religionsunterricht bei unserem Herrn Pfarrer. Wo wir immer von Gott gehört haben, der uns alle auf den Händen trägt und nicht verläßt, von Jesus Christus, dem lieben Heiland, und wie er uns lehrt und tröstet, durch sein heiliges Vorbild und Opfer uns zum ewigen Leben führt. Aber im Seminar ist das was anderes."

„Wieso? Liegts an dem Religionslehrer?"

„Oh, der ist gut. Der hat mich immer gefragt, warum mir denn kein Essen schmeckt, warum ich so schlecht aussehe, ob mir was wäre? Ob ich warme Kleider hätte? Vom Religionsunterricht hat er mir nie was gesagt außer der Stunde. Er kann auch nichts dafür, daß es so vorgeschrieben ist."

„Und was sagen denn die anderen, deine Kollegen?"

„Nichts. Die schimpfen nur über das viele Memorieren. Das Memorieren macht mir nichts, aber sonst —. Du mußt dir unser

Die Sache war damit erledigt. Rufmann steckte das Buch, über welches er vom Freunde die Meinung hatte hören wollen, in seinen Sack. Der Michel klimperte auf der Zither. Da rief die Kellnerin Mariedel, die, wenn ihre Beine nicht laufen mußten, den krausigen Kopf gerne zum Fenster hinaussteckte: „Jeß, wer steigt denn lauter auf der Straßen daher?"

Einer der Holzknechte, die hemdärmlig am Nebentische saßen, guckte auch. „Oho! das ist ein Seltsamer! Muß ein Geistlinger sein."

„Ein Geistlinger, du Lapp!" rief die Kellnerin lachend. „Und hat ein' großmächtigen Schnurrbart."

„So ists halt ein Husar."

„Mit einem pechschwarzen Gewand?"

„Ist ja eh weiß bis zu den Knien hinauf."

Das war richtig. Der Wanderer auf der Straße war fast bis zu den Knien des schwarzen Beinkleides von Straßenstaub belegt. Hingegen stak im Knopfloch des um die Beine schlänkernden schwarzen Rockes eine kleine Heckenrose. Eine stattliche und vollgepfropfte Seitentasche war halb verhüllt durch einen grauen Mantel, den der Reisende über der einen Achsel hängen hatte. Die offene Weste, die ebenfalls schwarz war, und eine Uhrkette an sich hängen hatte, ließ das Wollenhemd sehen, das ohne Kragen und Krawatte nur mit einem Bändchen am Halse zusammengehalten zu werden schien. Der schwarze weiche Hut war über und über besteckt mit Feldblumen. Er saß so weit hinten am Nacken, daß man die braunen Haarlocken sah, die feucht und wirr über die Stirn herabhingen. Dieses Gemisch von Würde und Lässigkeit war auch in dem stark geröteten Gesichte mit den funkelnden Brillen und dem buschig über den Mund niederhängenden Schnurrbart. Mit einem tüchtigen Knüppelstock setzte er weit aus und mit großen Schritten eilte er, das Wirtshauszeichen an der Wand musternd, dem Tore zu. Im Vorhaus erhob er seine laute, etwas schnarrende Stimme und fragte, ob hier Nachquartier zu haben wäre.

„Herr Vater!" rief die Kellnerin den Wirt. Dieser blieb an seinem Tische sitzen, Bauernwirte laufen ihren Gästen nicht entgegen, und gab durch die Tür hinaus Antwort: „Nachtquartier? Warum denn nit? — Mariedel, führ den Herrn ins Haarstübel hinauf!"

Die Kellnerin wollte dem Fremden Mantel und Tasche abnehmen, dieser sagte fast rauh: „Lassens Jungfer! Ich trage meine Sachen selbst." Und wie merkwürdig er die Worte aussprach. Als kaue er im Munde etwas hin und her und werde damit nicht fertig.

Das „Haarstübel" war recht heimlich, es hatte mehrere Kästen, einen alten Schubladenschrank, dessen obere Lade als Tisch herzurichten war, und auf der Bettstatt einen Berg von Kissen, Decken, Tuchenten,

schaffen könne und die anderen können das nicht. Und ist der katholische Priester größer als Jesus Christus selbst, weil der Schöpfer ja über dem Erschaffenen geht — so ungefähr, mir schwindelt alles im Kopf. Solche Sachen! Da muß man ja krank werden."

„Nun schüttelte der Förster gar bedenklich den Kopf, wußte aber nichts anderes zu sagen, als „das geht vorbei. Elias, das muß vorbeigehen. Du sagst es selber, wie der Religionslehrer gut ist. Halte dich an ihn, nicht ans Buch. Das Buch wird so was Theoretisches sein, wie mein Handbuch der Botanik. Ist notwendig, so ein Leitfaden, aber wenn ich die Forstwirtschaft praktisch darnach einrichten wollte — na ich danke! Man vergißt ja so bald alles wieder."

„Und habs schon fast vergessen," sagte Elias. „Jetzt daheim, da ist es ja wieder besser. Wenn man immer so im Wald sein könnte! Da könnte man freilich den Glauben nicht verlieren."

„Warte nur, mein Sohn. Wie du beschaffen bist, da werden sie dich ohnehin in ein entlegenes Walddorf stecken als Kaplan. Und wenn du gar Bergpfarrer in der Einöde sein wirst, da kannst du die Bücher, die du nicht magst, in den Ofen schmeißen und mit dem Herrgott persönlich verkehren. Verloren hast du den Glauben nicht. Sei nur wieder froh, wie du es als Kind bist gewesen."

Der Junge schaute dem gütigen Vater treuherzig ins Gesicht und sagte: „Jetzt ist mir auch schon leichter."

„Sei nur so gut, und sage niemandem davon. Auch dem Friedl nicht, am wenigsten der Sali. So Sachen muß man mit sich selber ausmachen. Du bist nicht der einzige, dem es so ergeht. — Hörst du den Michel? Jetzt ist er schon oben bei seiner Hütten. Wie hell der kann jauchzen! Dem seine Stimme, wenn ich hätte."

Der Fremde aus dem Preußenland.

Um die Feierabendzeit im Wirtshause „Zum schwarzen Michel," als sie wieder einmal in Weilchen gesungen hatten, tat der Förster Rufmann einen Trunk aus seinem Weinglase und fragte halblaut den Wirt, ob er das Lehrbuch des Studenten schon angesehen hätte? Der Michel holte das Buch aus dem Wandkästchen hervor, legte es dem Förster hin und sagte: „Du kannst es schon mitnehmen."

„Was sagst dazu?"

„Mein, was ist da viel zu sagen. Die jungen Leut müssen so viel wissen, daß ihnen zum Glauben nix mehr übrig bleibt."

Der Förster dachte nach, neigte ein paarmal den Kopf und sagte: „Ist auch eine Antwort." Wußte aber doch nicht viel damit anzufangen. Das viele Wissen, dachte er, wäre ja wohl nicht schlecht, wenn man nur auch das wüßte, ob alles wahr ist, was man wissen muß.

Die aufgeärmelten Arme über die Brust gelegt, fragte sie ruhig: „Wollen Sie gekochte Milch oder rohe?"

„Ungekocht. Natur."

„Süße oder saure? Oder Buttermilch? Oder kuhwarme?"

Jetzt mußte der Fremde lachen über die große Auswahl an Milchsorten. Dann verlangte er saure.

Die Holzknechte pochten mit ihren Gläsern auf den Tisch: „Mariedel, hörst nit! Noch ein Bier mag ich!"

Und als der Fremde die Hälfte des großen Milchglases auf einen Zug leer trank, packte am Nebentisch der Holzknecht den Henkel seines Bierglases und trank es auf einen Zug aus. Stieß das Glas auf den Tisch: „Nachfüllen, Kellnerin!" und schaute beinahe herausfordernd den Fremden an: So macht mans hier zu Land im Wirtshaus!

Der Wirt leitete ein Gespräch ein mit den üblichen Fragen: „Woher? wohin?"

„Ja, mein lieber Herr Wirt," antwortete der Fremde halb ernsthaft, halb lustig: „Ich komme und weiß nicht woher, ich gehe und weiß nicht wohin. Nächsther einmal von Löwenburg."

„Und von da aus?"

„Über die Hügel."

„Wo ist das, über die Hügel?"

„Über den Rauhruck, oder wie das heißt."

Der Michel blickte den Förster an, als wollte er sagen: Kommt dieser Mensch denn vom Himalaja, daß er unsere Berge Hügel nennt? Wir wollen es schon noch erfahren.

„Ich halte ihn für einen Preußen", murmelte der Förster.

Im weiteren Gespräch erfuhr man jedoch nichts, als daß der Herr auf einer größeren Fußreise in die Alpen begriffen sei.

„Fußreise! Das ist einmal was Gescheites", sagte der Wirt. „Der Mensch kommt mit zwei Beinen auf die Welt und nit mit dem Radel."

„Wenn schon, so hat einer im Kopf um ein Radel zu viel!" bemerkte drüben einer der Holzknechte. Das war auf Leute gemünzt, die statt Bier — Kuhmilch trinken! — Indes, der Fremde aß auch Hausbrot dazu.

Die Frau Apollonia kam noch mit einem verbundenen Glastopf herein und fragte, ob etwa Honig gefällig sei? Der Fremde fand das prächtig. Milch und Honig! Das Land habe er schon lange gesucht.

Nachdem er geschmaust, kam er mit einer Frage vor. Was das zu bedeuten hätte in diesem Ort? Unterwegs, als er ans Dorf gekommen sei, habe er gesehen, wie man im Wäldchen junge Birken und Lärchen von der Wurzel gehauen habe, um sie dann längs der Straße an beiden Seiten in die Erde zu stecken. Es seien aber keine Kinder gewesen, die

den die Kellnerin Mariedel abzutragen begann, um aus diesen Dingen ein Bett zu bauen. Zwei Fenster mit roten Vorhängen gingen nach dem Garten hinaus. Der Fremde warf seine Sachen auf einen ledernen Lehnstuhl und öffnete sogleich die Fenster. Das tat er mit merklicher Lebhaftigkeit und brummte etwas von schlechter Luft.

„Der Luft ist eh gut", meinte die Kellnerin, „aber schmecken tuts a bissel. Der Haar tut a so schmecken."

Was die für eine Sprache hat! Der Luft! Der Haar!

„Weil das die Haarkasten sein!"

„Haare habt ihr in diesen Kästen?"

„Und bramelvoll auch noch!" antwortete das Mädel.

Es mögen wohl Pferdehaare sein, dachte der Fremde, von Mähnen und Schweifen. Solche sollen sich gut verkaufen. Die Kellnerin tat stolz um die Schätze und öffnete einen der Kästen. Da sah er nun die weißgelblichen, wachsglänzigen Flachsrocken, die in länglichen Ballen gewunden, geordnet übereinanderlagen.

„Ah, schön! Flachs, Flachs, ich liebe ihn den Flachs — aber nur im Kasten, nicht am Leibe. An den Körper gehört Wolle. Seien Sie mal so charmant, Jungfer, und bringen Waschwasser! Aber gleich einen Bottich voll, nicht im Rasiertellerchen, wie es hier zu Lande üblich ist."

In der größten Krautschüssel, die im Hause auffindbar war, brachte sie frisches Wasser und einen großen Seifenwürfel. „Wünsch gute Verrichtung!" sagte sie, denn mit so einem Herrn muß man höflich sein, und ging davon. Dann nahm er sich in die Arbeit.

Als der fremde Gast nach einer Weile ins Gastzimmer kam, war er „wie aus dem Schachterl". Das schwarze Gewand rein gebürstet. Am Halse ein frischer Wollenkragen mit rothblau gestreifter Binde; aller Schweiß aus Gesicht und Haar getilgt, sogar der Schnurrbart nach beiden Seiten ausgekämmt und die Brillen klar gemacht. Der Michelwirt, ohne sich vom Sitz zu rühren, lud den Fremden ein, an seinem Tische, gegenüber dem Förster Platz zu nehmen. Die Kellnerin fragte: „Was schaffens, Bier, Wein, schwarzen, weißen? Was zu essen?"

„Bringen Sie mir mal ein Glas Milch."

„Milch?"

„Milch."

„Milch will der Herr. Weiß nit, ob eine ist."

„Vorhin sah ich von der Weide fünf Kühe in den Hof gehen", sagte der Fremde.

„Mir noch ein Bier!" rief einer der Holzknechte.

„Und mir ein halben Liter Wein!" rief ein anderer.

Hernach kam Frau Apollonia selber von der Küche herein. Den Mann mit solchem Begehr wollte sie sich ansehen. Der gefiel ihr.

ist, bis sie ihr überlautes Geschrei nur noch lallen konnten. An Pfeifen saugend, in denen nichts mehr brannte, gröhlten sie nach Bier und Wein. Als der Wirt ihnen dartat, daß nichts mehr eingeschenkt werde, schimpften sie noch eine Weile über einen solchen „Hadererwirt“ und torkelten endlich davon.

Als der letzte die Zimmertür polternd hinter sich zugeschlagen hatte, sagte der fremde Gast mit dumpfer Ernsthaftigkeit: „Die sind vergiftet!“

„Was?“ rief der Wirt, beinahe auffahrend. „Vergiftet? Wieso? Von wem?“

„Vom Bier.“

„Gehns weiter, besoffen sind sie.“

„Es ist eine Alkoholvergiftung, Herr Wirt. Nur schade, daß ich bei der löblichen kaiser-königlichen Staatsanwaltschalt nicht die Anzeige machen kann, daß im Wirtshaus zum „Schwarzen Michel“ wieder einmal einige Personen vergiftet worden sind.“

Da der Michel jetzt erst die Schalkheit merkte, mit der die Anklage versetzt war, so sagte er lachend: „Nicht bald etwas wär mir lieber, als wenn die Polizei mir immer einmal die Stuben ausfegen wollt! 's ist wirklich und wahrhaftig eine Schweinerei.“

Nun kam der Fremde in einen guten Redefluß, davon ausgehend, daß es sich nicht bloß um die Schweinerei handle, vielmehr um das Verderben des Volkes. Er sprach von naturgemäßer Lebensweise und kam auf den Alkohol, als den größten Feind des Menschengeschlechtes. Verarmung, Verkümmerung, Verblödung, Totschlag, Mord, unbeschreibliche andere Verbrechen und früher Tod in allen Arten.

„Soll denn das wirklich so arg sein?“ sagte der Michelwirt.

„Über die Maßen ärger, als mans sagen kann!“ rief der Fremde mit Leidenschaft. „Cyankali, Arsenik, Strichnin und alle Gifte zusammen sind nicht so gefährlich als Alkohol. Weil die Bestie so falsch ist, weil sie anfangs so wohl bekommt, weil sie sich sogar für heilsam ausgibt, während sie den Organismus langsam aber sicher zerstört, bis das Opfer jäh zusammenbricht und hin ist.“

Der Wirt sagte nichts, schlug aber die Hand auf den Tisch. Auch er hatte ein Glas Wein vor sich stehen, wenn auch stark gewässerten. „Ganz trocken kann einer doch nit dasitzen bei den Gästen.“ Aber jetzt hatte er keinen Durst. Die Kellnerin kam, rieb sich mit der Schürze die Hände ab, was so ihre Gewohnheit war, wenn sie die Lumpentische abgeräumt hatte, und fragte den Gast: „Schaffens vielleicht zum Nachtmahl was Gebratenes?“

„Haben sie Hafergrütze? Natürlich nein, das habe ich mir gedacht. Aber doch Weizenmehl und Öl? und ein paar Eier? Gut, so lassen sie mir einen Pfannenkuchen machen.“

etwa im Spiele diese merkwürdige Allee gepflanzt hätten, sondern Erwachsene, alte, ernsthafte Männer darunter.

„Ah," sagte der Wirt, „das ist wegen der Fronleichnamsprozession. Der Herr muß von weit kommen. Morgen ist ja Fronleichnamstag und da schmückt man die Gassen, wo die Prozession geht, mit solchen Bäumlingen. Bald werden sie auch da vor mein Haus kommen mit ihren Steckstangen, die Bäumelsetzer. Da draußen auf dem Anger wird sogar ein Altar aufgerichtet fürs zweite Evangelium. In Eustachen geht es immer feierlich her dabei. Weil wir alle drei Jahre nur einmal Fronleichnam haben. In den anderen Jahren ist die Prozession unten in Ruppersbach, wo der Herr eh vorbeigekommen sein wird. Wir Eustacher haben halt keine Kirchen, nur eine Kapellen da unten auf dem Platz; dort wird morgen das Amt gehalten und von dort geht der Umzug aus."

Indes schien der Fremde sich weniger für die Fronleichnamsprozession zu interessieren, als für die hingeschlachteten Jungbäume.

„Habt ihr denn keinen Förster im Land?" fragte er.

„Ihrer nit viele, aber auch nit schlechte," antwortete der Wirt.

„Und was sagen sie zu dieser grauenhaften Waldverwüstung?" rief der Fremde aus.

Wendete sich der Rufmann, sein langes Pfeifenrohr auf den Tisch legend, so halbwegs gegen ihn und sprach lässiger Weise, als ob es ihm nicht eigentlich dafürstünde, da mitzureden: „Der Förster wird wahrscheinlich sagen, daß es für den Jungwald ganz vorteilhaft ist, wenn bisweilen geplentert wird. Sonst erstickt ein Jungling den andern. Bei dem Lärchenanwuchs kommt höchstens der Zehnte auf, alle anderen werden an sich hin, wenn man sie nicht herausnimmt. Hat der Herr nicht selber den Hut voller Blumen, toter, statt lebendiger! — Na ja, die Wiese hat ihrer noch genug. Und die Birken sind erst recht nicht umzubringen; da kann man alle Jahre lichten. Jawohl, die Bäume langen bei uns just noch aus, daß man ihrer etliche auch zur Ehre Gottes verwenden mag."

„Sagen Sie mir einmal, lieber Herr", sprach darauf der Fremdet „was denken Sie, wird euer Herrgott die lebendigen Bäume nich, lieber haben, als die Baumleichen an der Straße, die morgen schon welk ihre Zweige hängen lassen?"

Der Ausdruck „euer Herrgott" rauchte dem Förster in die Nase. „Mein Herr", sagte er, „wenn Sie einen anderen Herrgott haben, so kümmern Sie sich um den und lassen den unseren in Ruh!" Bald hernach stand er auf, reichte dem Michelwirt die Rechte und ging heim ins Forsthaus.

Die Holzknechte am Nebentisch hatten es dem Fremden so oft und gründlich gezeigt, wie es hierzulande im Wirtshaus der Brauch

gefallen heimwegs bei der Nacht. Das alles in kurzer Zeit. In früheren Jahren auch nicht viel anders. Auf dem Kirchhof Hügel an Hügel, eine lange Reihe, Männer und Männer in jungen Jahren. Die Weiber leben länger, die gehen nit so viel ins Wirtshaus! — Und nun kam es ihm vor, wo denn diese Leute ihren Tod geholt haben könnten? Wohl gar in seinem Haus! Im Wirtshaus! Wenn er doch recht hätte, dieser Räsonierer! Wenns halt richtig wahr wäre, das mit dem Alkohol! Man hört neuzeit öfter und öfter davon, daß geistige Getränke so schädlich sein sollen. Darum nur recht viel Wasser ins Faß! — Dieser echte Gastwirtsgedanke hätte bei einem andern die grabenden Bedenken ertränkt, der Michel jedoch sah immer noch die Gräberreihe auf dem Kirchhof.

(Fortsetzung folgt.)

Der unverstandene Mann.

Ein Typus aus der modernen Welt von **Emmi Lewald.***)

Territet. Terrasse des Grand Hotels.

Wie ein hängender Garten der Semiramis schwebt diese Terrasse mit ihren leuchtenden Rabatten, den reingezeichneten Kieswegen, den frischen Musastauden, mit ihrer ganzen raffinierten Gepflegtheit über dem Schienengeleise, das unter ihr, dicht am Seeufer, entlang zieht, eine rauchgeschwärzte, entheiligende Linie.

Es ist ein Spätherbsttag, alles blau in blau, Luft und Wasser in eins verschwimmend . . .

An einem rohrgeflochtenen Teetische, der das gleiche Rot hat wie die Geranien der Riesenbeete, sitzt ein hochzeitsreisendes Paar.

Sie sind am Ende der dritten Woche.

Er Mitte vierzig, Oberregierungsrat aus Breslau — sehr sorgsam gekleidet (vielleicht etwas reichlich patent), sehr angenehm, zuverlässig, männlich (vielleicht etwas reichlich phlegmatisch).

Sie dreiundzwanzig. Auffallend hübsch. Mäßig intelligent, obwohl sie drei Semester studiert hat. In sehr elegantem Kleide, das jedoch etwas um seine Wirkung gebracht wird, da hier und da Haken offen und Spitzen verschoben sind. Sie sitzt nachlässig zurückgelehnt, die Knie übereinander, die Linke in die Hüfte gestemmt. Im Gesichte etwas von der weichen Süße der Leonardoschen Simonetta. Nur über den Brauen eine Falte des Mißbehagens, die nicht zu diesem Stil paßt . . .

Sie (kopfschüttelnd): „Nein, nein, Grand Hotels sind mir nach wie vor odiös! Wenn es nach mir ginge, packte ich noch heute

*) Die Heiratsfrage und andere Typen aus der Gesellschaft von Emmi Lewald (Emil Roland). Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1906. So köstlich wie dieser Auszug ist das ganze Buch. Die Red.

Da ging in der Küche wieder das Bedenken an. Pfannenkuchen mit Öl? Nun, wems schmeckt! — Als nachher der Fremde in seiner Mehlspeise statt Tafelöl Leinöl hatte, wollte er aufbegehren, schwieg aber, dachte: Ländlich, sittlich! Leinöl ist vorzüglich — und aß mit Geduld den Pfannenkuchen.

Endlich begleitete der Wirt den Gast in die Schlafstube, brannte dort die Talgkerze an und schob Schreibzeug vor mit der Bitte, sich in den Fremdenzettel einzutragen. Während es der Gast tat, guckte der Michel ihm über die Achsel. — „Nathan Böhme aus Frankfurt.“

Als der Fremde in der Stube mit ihrem eigentümlichen Flachsgeruch allein war, ging er an die Tür, zog von außen den Schlüssel ab, steckte ihn von innen an und schloß ab. Dann untersuchte er Kästen und Wände, leuchtete mit der Kerze auch unters Bett. Dann stützte er die Ellbogen aufs Fensterbrett und schaute hinaus in die Nacht. Links von der Straße her der Schein einer Fackel und das Geräusch arbeitender Burschen, die Birken und Lärchen in die Erde steckten und einen Bau aufführten. Rechts über dem Dache eines Wirtschaftsgebäudes und über dem Heckengebüsche des Gartens her dunkle Bergkuppen, darüber der gestirnte Himmel, über welchen in langem Striche eine Sternschnuppe niederfuhr gegen das Gebirge. — Endlich schloß er das Fenster und ging ans Bett, wo er aufs Nachtkästchen die Uhr legte und unter das Kopfkissen ein Ledertäschchen barg.

An demselben Abend hat der Michel mit Frau Apollonia noch Mutmaßungen angestellt über den Nathan Böhme aus Frankfurt.

„Frankfurt soll es aber zwei geben, eines liegt in Preußen. Der Aussprache nach ists einer. So ein räsonierender Besserwisser. Verdächtig ist mir der Namen.“

„Ich halte ihn für einen anständigen Menschen,“ sagte Frau Apollonia, „er hat so schön fürlieb genommen mit der Dienstbotenkost. Möcht froh sein, wenn die Dienstleut sich allemal so ein Essen taten gefallen lassen.“

„Weils wahr ist, daß unser Herrgott allerhand Kostgeher hat,“ sagte der Michel, da gab Frau Apollonia keine Antwort mehr. Sie schlief.

Der Michelwirt aber mußte seinen Tag fortschleppen noch tief in die Nacht hinein. Dieser wich nicht aus dem Kopf. Auch vergangene Tage kamen herbei, wie hungerige Hunde und fraßen den Schlaf. Dem Michel war eingefallen, wie in Eustachen und Umkreis gar so viele Leute stürben, zumeist Männer in den besten Jahren. Seit einem Jahre der Franz am Brückl an einem Nierenleiden, der Oberhuter am Schlagfluß, der Siedelknecht an Leberentartung, der Schnellheißer und der Schuster-Hans haben auch an den Nieren was gehabt. Dem Fankelknecht ist das Hirn zergangen. Der Dämmerlschneider ist gar ins Wasser

Sie: „O Rudolf! Ich möchte gar nicht leben, wenn ich fände, was viele finden! Dann gehörte ich ja zur blöden Masse, zur Herde!"

Er (vollkommen ruhig): „Ich halte mich weder für blöde, noch halten mich andere dafür."

Sie: „Ja, ja — das ist auch ein Symptom."

Er: „Wie denn?"

Sie (eindringlich): „Es nicht zu merken, daß man Schablone ist ... Adela sagt immer, das wären die Bedauerlichsten."

Er (langsam und ruhig seine Zigarre an der Mokkatasse abstreichend): „Adela ist eine Dame, die immer in grands mots macht. Bloß weil sie mal irgendwo irgendein Examen bestanden und ein paar Semester studiert hat, meint sie, daß alle Männer Staub unter ihren — notabene etwas großen Füßen sind."

Sie: „Du irrst. Adela ist sehr für Männer. Sie wird sich auch verheiraten, gerade wie ich."

Er: „So?"

Sie: „Ja, wie unser ganzer ‚Freier Bund'."

Er: „Und wo wird euer ganzer ‚Freier Bund' Männer herbekommen? Sieh mal, mit dir ist's etwas anderes — du bist so hübsch! Aber die übrigen waren, wenn ich an die Profile bei unserem Hochzeitsdiner zurückdenke, gerade keine Grazien."

Sie (gekränkt, mit hochgezogenen Brauen): „O, sie werden sich verheiraten, denn sie wollen es. Wir erreichen alles, was wir wollen. Die Satzungen unseres Bundes schlossen den Passus in sich, daß alle Mitglieder nach Möglichkeit beweisen sollten, daß man perfekte Gattin sein kann trotz des Studiums ..."

Er: „Das sind ja sehr löbliche Statuten ..."

Sie: „Ja — und drei Jahre muß man es jedenfalls in der Ehe aushalten ... wenn dann aber die innere Leere zu groß ist oder der Mann sich als zu inferior bewiesen hat, darf man ohne Skrupel seiner Wege gehen."

Er (räuspert sich — nach einer Pause): „Du hättest mir eigentlich loyalerweise vor der Hochzeit ein Exemplar dieser Statuten verehren müssen."

Sie: „Ich wollte auch — aber Adela verbot es. Sie sagt, in der Ehe sollte man den anderen Teil zu heben und zu entwickeln trachten, ohne daß er es merkt."

Er (freundlich-ironisch): „Soll ich wirklich noch gehoben und entwickelt werden? Im nächsten Monat werde ich fünfundvierzig."

Sie: „Ja, wenigstens versuchen muß ich es. Das ist meine Pflicht."

Er: „Nun gut. Wenn ich mich also darauf einließe, solch freundlichen Versuch an mir vornehmen zu lassen — wie dächtest du dir denn zunächst die Sache?"

meine Sachen und zöge hinüber nach St. Gingolph, das ist ein Ort für mich! Das finde ich weit schöner als Territet samt Glion und Caux dazu. Diese ganze Seeecke hier ist ja von Hotelwirten einfach verschandelt — die Uferberge wie kariert mit Drahtseilbahnen und anderen fauchenden Ungetümen. Der arme, schöne, blaue See — was hat man aus ihm gemacht! Vollgepfropft mit Reklamen ist er wie ein englischer Bahnhof. Wo eine große Wiese mit schönen Riesenbäumen darauf zum Seeufer niedergeht, da stehen wie Regimenter aufgereiht die Schokoladenfirmen nebeneinander und stören das Bild — an jedem Wasserfall ragt ‚Gala Peter' auf zwei Stangen — es ist zu dumm."

Er (begütigend): „Aber du ißt doch so gern Schokolade."

Sie: „Natürlich — Schokolade ist gut, wenn man sich langweilt im Zimmer! Aber man will doch nicht immer in der freien Natur an sie erinnert werden. Hier wird überhaupt alles Schöne künstlich banal gemacht. Die großen Erinnerungen nutzt man geschäftlich aus. Bonnivard, an die Säule festgebunden, malt man als Hotelreklame auf die Tür des Omnibus, und es gibt wahrhaftig Leute, die da hoffen und glauben, daß sich in wenigen Jahren eine Terrasse mit englischen Korbstühlen — vermutlich so greulich rot wie diese hier — um das Schloß von Chillon herumzieht, wo man Tea und Buttertoasts kriegt — reserviert, natürlich für die Bewohner dieses Riesenkastens da — das alte Savoyer Schloß mit seinem Byronnimbus Dependance eines Grand Hotels."

Er zuckt die Achseln und verschweigt schonend, daß er solchen Chillontea sehr nett finden würde.

Sie (immer gereizter fortfahrend): „Wissen möchte ich nur, was die Hotelwirte hier darum gäben, wenn sie den Montblanc so schieben könnten, daß er auch in die Bucht von Montreux hereinsieht! Ich glaube, ihre Seelen verkauften sie, wenn sich die Felsen von St. Meillerie abtragen ließen oder jemand sonst eine Erfindung machte, Berge zu versetzen."

Er: „Rege dich doch nicht auf. Territet ist mein Lieblingsaufenthalt. Verleide ihn mir nicht. Wenn man das ganze Jahr durch gearbeitet hat, tut gerade diese Mischung von Schönheit und Komfort so wohl. Ich bin nun schon zum fünftenmal hier. Ich finde Territet tadellos und finde damit nur, was viele finden . . ."

Sie (sich erschrocken vorbeugend): „Rudolf? — Das sagst du von dir?"

Er: „Was meinst du?"

Sie: „Du hast eben gesagt: ‚Ich finde, was viele finden.' So schätzest du dich also ein? Das ist ja aber entsetzlich!"

Er: „Liebe Lulu — meinen Nachmittagsmokka trinke ich gern in Frieden."

reich mir gerade so unendlich wohl. Und die stillen Segel im Hafen! Und die bunte Wäsche, die unter den Linden flatterte . . . und kein Lift ringsum und keine Kellner — ach! Und wie gut roch es da! Nach frischgefälltem Holze und feuchten Steinen — nicht wie in dieser Bucht von Montreux, wo es immer riecht, als würde täglich ein Lohseladen über das Ganze ausgegossen."

(Sie sieht träumerisch herüber zu „Savoyens veilchenfarbenen Höhen", die am anderen Seeufer in die Lüfte steigen — dann hoffnungsvoll aufseufzend): „Und, Rudolf! Laß mich wieder Reform tragen! Du ahnst es nicht, wie ich mich nach meinem grauen Sacke sehne. Mir ist tailor-made und so was zu schrecklich! Es schnürt mir direkt die Seele ein. Sieh mal, es war ja rührend von deiner Mutter, aber richtig war's nicht! In unserer kurzen Verlobungszeit wollte sie mich unausgesetzt für dich ‚bilden', wie sie es in ihrer Naivität nannte. Na, gutmütig, wie ich bin, ließ ich's ja auch über mich ergehen. Sie weihte mich in all deine Eigentümlichkeiten ein — ‚liebenswürdige Schwächen' nannte sie das . . . daß du morgens im Bette schon Kaffee verlangst, daß du nichts von Dienstbotensorgen hören willst, daß du Stiefel mit Gummizug verabscheust und Roastbeef nur englisch ißt und so fort. — Und einen Kleidertrousseau schaffte sie mir an, der mich schaudern machte, wie ich ihn sah. Alles, was ich nicht leiden kann, Modepuppenwirtschaft, Spitzen, an denen man hängen bleibt, Schleppen, die einen am freien Ausschreiten behindern, Taillen, an denen man eine Viertelstunde zuhaken muß . . ."

Er (leise, lächelnd): „Wenn man's tut."

Sie: „‚So mag Rudolf es' — das war die Zauberformel . . . Na, ich tat alles, was Rudolf mochte. Sogar das obligate Brautkleid trug ich, obgleich es eigentlich im ‚Freien Bund' ausgemacht war, ohne Kranz und Schleier vor den Altar zu treten. Du kannst nicht leugnen, daß ich musterhaft war?"

Er (freundlich ihr Handgelenk umfassend): „Ja, musterhaft! Und du schwurst meiner Mutter, daß du alles, was an Blaustrumpf grenzte, abstreifen wolltest — weißt du das auch noch?"

Sie (die diesen Moment nur in vager Erinnerung hat): „Solche Schwüre darf man überhaupt nicht abverlangen . . . übrigens blieb ich sitzen, als ich das schwur . . . dann gilt es nicht oder nur halb . . ."

Er: „Man sollte denken, du hättest Jurisprudenz statt Philologie studiert, so juristisch klar ist diese Ausführung, so überaus lichtvoll . . ."

Sie (die dieser Einwurf gar nicht anficht, mit klagender Stimme): „Und dann noch eins, Rudolf — ich dachte auch, die Ehe würde mich viel längere Zeit ausfüllen, aber ich kann nicht dafür. Schon jetzt fühle ich eine grenzenlose Leere in mir. Es ist nicht mehr das wie am Anfang.

Sie (leuchtenden Auges, da sie Boden zu gewinnen glaubt): „Ich dachte so: Die letzten drei Wochen habe ich ganz dein Leben mitgelebt. Klaglos habe ich mich in diese, in meinen Augen so unberechtigte Daseinsart hineingeschickt. Ich habe in den unbequemen Kleidern, die mir deine Mama für die Hochzeitsreise aufzwang, zwischen einem Heer geputzter Affen in einem Luxus gesessen, der mir gräßlich war. Dabei habe ich dich genau studiert. Ich kenne dich jetzt. Ich weiß jetzt, daß du keinen Menschen nach seinem sittlichen Wert, sondern alle nur nach ihrer Chaussure — ihrer ‚Aufmachung', wie du es nennst, beurteilst. Ich habe bemerkt, daß du gar kein Bedürfnis nach ernster Lektüre hast, daß du dich am wohlsten fühlst, wenn du gedankenlos thé complet trinken kannst, daß dich landschaftliche Schönheiten kaum hinnehmen, aber neue Hoteltricks enorm interessieren. Wenn ich nachts die Sterne betrachtete, besahst du nur das ‚collier de Caux' — ich will ja gar nicht leugnen, daß es hübsch ist, wenn es so wie ein Diadem am Berg aufflammt — aber Lichter des Himmels sind doch wahrhaftig suggestiver als Lichter eines Hotels! (Sie wird immer erregter, was ihr reizend steht) . . . In dem wunderbaren Kreuzgewölbe von Chillon hast du gefroren, und als ich dein Urteil über Rousseau hören wollte, hast du von ihm als von einem ‚ganz veralteten Kunden' gesprochen."

Er: „Mit einem Worte also: ich mißfalle dir gründlich . . ."

Sie: „Nein, nein, Rudolf! Ich liebe dich ja! Ich liebe dich so, daß ich dich herausreißen möchte — in ein befriedigenderes, geistigeres Dasein! Ich möchte arbeiten an dir! Ich möchte einen wahren Menschen aus dir machen — denn so, wie du bist, bist du doch eigentlich nur . . . (mit traurigem Vorwurf) ein Bonvivant."

Er (noch immer ganz geduldig): „Und wie denkst du meine Menschwerdung einzuleiten?"

Sie: „Also wir reisen noch heute ab. Wir wollen sofort abrüsten in diesem schrecklichen Hotel. (Sie umfaßt schmeichelnd sein Handgelenk.) Und nicht wahr, Rudolf — du gibst nicht wieder so übertriebene Trinkgelder? Was du geben wolltest, gibst du lieber in die Kasse des ‚Freien Bundes'. Es ist gar nicht nötig, immer so an Kellner zu verschleudern, wie du es machst — mich, die ich den Pfennig ehre, bost es ordentlich . . ."

Er: „Und weiter?"

Sie: „Wir ziehen für den Rest des Urlaubs nach St. Gingolph. Wir ziehen fort aus dieser übertriebenen Kultur in das kleine Grenzwirtshaus, wo der wilde Wein so romantisch an den Fenstern heraufkletterte und alles so still war und so verlockend."

Er (kategorisch): „Und so schmutzig . . ."

Sie: „Das vielleicht — aber nach dieser trivial reinen Schweiz, die wie täglich frisch abgeseift aussieht, tat dies staubige Stück Frank-

kann man doch gar nicht! Man hat doch Rücksichten zu nehmen. Jedenfalls muß man doch so ungefähr wissen, was ihr ausgesessen habt!"

Sie (streng): „Rudolf —"

Er: „Sieh mal — du und Adela. Ihr machtet das Studium ja doch nur als Mode mit, ohne irgendwie vom heiligen Feuer durchglüht zu sein. So wie die Schlachtenbummler kommt ihr mir vor, die auch dabei sein wollen, wenn's losgeht, aber gern darauf verzichten, ins Haupttreffen und den Ernst der Sache hineinzugeraten — oder wie die fröhlichen Marketenderinnen, die immer mitzogen, wenn eine Kriegstrommel ging, und ihr Teil Amüsement aus den großen Gelegenheiten herausschlugen. Mit den beiden Hesses ist's ganz was anderes — die sind mit Leib und Seele bei ihrer Medizin. Und Adela hat auch noch einen Pas voraus vor dir — denn sie hat wenigstens einen Gedichtband herausgegeben, der, wenn auch nicht gerade für Backfische, so doch nicht ohne Talent ist."

Sie: „Woher weißt du das? Es ist doch tiefes Geheimnis —"

Er: „Wie gesagt, ich erkundigte mich —"

Sie (sich indigniert zurücklehnend): „Ich finde das in einer Weise illoyal . . ."

Er (sanft): „Ist es nicht ein ganz berechtigter Wunsch, daß man wissen will, wen man heiratet? Du selbst warst ja ziemlich sparsam gegen mich mit Notizen aus jener Zeit."

Sie: „Der ‚Freie Bund' hatte natürlich unverbrüchliches Stillschweigen über alles gemeinsam Erlebte festgesetzt."

Er: „Übrigens war das Resultat meiner Erkundigung ein höchst schmeichelhaftes für euch."

Sie (erstaunt und erleichtert): „Wie meinst du das?"

Er (mit sanfter Ironie): „Nun ja — ihr brachtet etwas Ungewöhnliches fertig. Ihr gingt immer bis an die Grenze — aber nie *über* die Grenze! Man weiß gar nicht, was man an eurer Spezies mehr bewundern soll: die geniale Unvorsichtigkeit der Lebensführung oder die grenzenlose Naivität —"

Sie (ihr Unbehagen hinter Unnahbarkeit verbergend): „Das wird ja immer besser —"

Er: „Ihr habt in München doch ganz und gar wie Studenten gelebt."

Sie: „Bitte, es war durchaus standesgemäß. Wir waren ein geschlossener Kreis für uns, alle aus guten Familien — Minka ist Oberstentochter, und der Vater von Adela ist sogar Exzellenz gewesen."

Er: „Ja — aber eine Exzellenz, die sich vermutlich im Grab umdrehen würde, wenn sie wüßte, wie naiv — ich sage immer nur: wie naiv — seine Tochter den Münchner Fasching mitgemacht hat."

Unsereins ist eben nicht dazu geschaffen, sich dauernd an Liebesgetändel genügen zu lassen. Gegen dies Gefühl innerer Ödigkeit gibt es nur ein Heilmittel: Arbeit. Drüben in St. Gingolph könnte ich so gut meinen Essay über die Griechen beenden."

Er (räuspert sich anzüglich, was sie aber ganz ignoriert).

Sie (die Hände über dem rechten Knie faltend und ins Blaue starrend): „Die Frage interessiert mich so furchtbar: wie waren denn diese Griechen nun eigentlich in Wirklichkeit? Waren sie so munter und heiter, wie bei Curtius und Schiller, oder nahmen sie alles so entsetzlich schwer, wie Burckhardt das glaubt? . . . (tiefsinnig) Meiner Ansicht nach liegt die Wahrheit in der Mitte."

Er (ganz gelassen): „Die Wahrheit in der Mitte . . . das ist übrigens eine Auskunft, mit der sich alle Probleme höchst bequem lösen lassen. Nun, eine neue Schule, liebe Lulu, wirst du mit solchem Resultat deiner Betrachtungen nicht gerade begründen! (Mit erhobener Stimme, sehr energisch:) Meiner Ansicht nach bist du überhaupt kein schöpferischer Geist, sondern nur ein harmloser Dilettant auf dem Gebiet der Wissenschaften. Im ersteren Falle würde ich dich auch gar nicht geheiratet haben — nur die felsenfeste Überzeugung des Gegenteils machte mir zu diesem Wagestücke Mut."

Er wirft seine Zigarre in die nächste Palme, steckt beide Hände in die Tasche und betrachtet mit einem Gemisch von Liebe, Spott und leiser Entrüstung sein schönes Gegenüber.

Sie (ganz kalt und ruhig): „Wie willst du das beurteilen können — du, der du doch von klassischer Bildung gar nichts weißt?"

Er (ebenso ruhig): „O nein — meinem eigenen Urteile würde ich in diesem Falle ja auch gar nicht trauen — aber ich zitiere deinen verehrten Professor, den du doch immer selbst als deinen Mentor bezeichnet hast. Sieh mal, wenn der mir gesagt hätte, daß in dir ein neuer Zeller oder neuer Curtius zu erwarten sei, so würde ich ja nie gewagt haben, deine Siegeslaufbahn durch einen Heiratsantrag aufzuhalten . . . aber solche Annahme hielt dein Professor eben für außer dem Bereiche des Möglichen."

Sie (achselzuckend): „Er galt immer dafür, jüngere Talente nicht anerkennen zu wollen —"

Er (lächelnd): „Bisher lobtest du ihn doch als Ideal sans phrase —"

Sie (hautaine): „Dies richtet den Mann — übrigens, Rudolf, finde ich es, milde gesagt, heimtückisch, daß du ohne mein Wissen in dieser Weise über mich korrespondiert hast."

Er (langsam): „Meinst du denn, man heiratet jemand aus der ganz besonderen Spezies, zu der du gehörst, so ins Blaue hinein? Das

vor dir stand, da wurde mir trotz dieser Theorie sehr sonderbar zumute! — Eine höhere Tochter ohne wissenschaftlichen Anstrich wäre mir ja natürlich lieber gewesen — aber so nett, wie du sein kannst, so nett frauenzimmerlich! Au fond bist du ja doch eine ganz regelrechte Eva und die Aufmachung als gelehrte Virago doch wirklich nur ganz äußerlich! Und dann, je näher ich dich kennen lernte, wunderte ich mich immer mehr über eines, nämlich: wie du es fertig gebracht hast, überhaupt durchs Abiturium zu kommen? Du weißt ja allerhand — aber es geht doch alles in einer Weise durcheinander ... mir, der ich mein bißchen Wissen wenigstens fest eingeordnet habe, schwindelt oft ..."

Sie (mit Kälte, tief empört): „Ich weiß nicht, was dich dazu veranlaßt, mir verhüllt anzudeuten, daß du mich für einen Idioten hältst ..."

Er: „Ich möchte dir nur klarmachen, daß du der Frauenfrage wirklich nichts entziehst, wenn du gänzlich auf sie verzichtest! Ach, Lulu, du hast ja gar nicht studiert — geradelt hast du und getanzt — während des Faschings sogar zuweilen bis drei Uhr morgens. Wie Nachtwächter habt ihr gelebt, den Tag geschlafen und die Nacht durchwacht ..."

Sie (mit hochgezogenen Brauen): „Und woher stammen diese Detektivenotizen?"

Er: Von jemand, der euch mal gesehen hat, so im Morgengrauen, heimkehrend von einem Feste des Simplizissimus, alle ganz sezessionistisch, als moderne Linien, mit Abendmänteln darüber, die aus dieser Linie fielen — Morgengrau über München — die Bäckerjungen brachten schon die Frühsemmeln. Die Soldaten zogen gerade aus. Sämtliche Bajuwaren grinsten, wie sie eurer ansichtig wurden ... Sieh mich nur nicht so schrecklich verächtlich an, liebe Lulu, als wenn ich der dernier des mortels wäre — du mußt dich auf das Momentbild der Münchener Zeit doch auch besinnen, denn ein stilisiertes L schritt dieser Gruppe voran ... Gott, es ist ja gar nichts dabei — nur studieren nenne ich es nicht ..."

Sie: „Jetzt weiß ich, wen du ausgequetscht hast: Vetter Leo! Jawohl, der stand den Morgen irgendwo am Hofgarten, da er eine Kur mit Milchtrinken und Morgenspaziergängen brauchte. Ich weiß, er sah uns ganz verglast an ... er ist ein ganz öder Flaps, ein Jammermann. Erst machte er sich an unseren ‚Freien Bund' heran, was er konnte, pochte immer auf die Verwandtschaft, obwohl für uns doch nur Geistesverwandtschaft galt. (Sie trommelt mit den Fingern auf den Tisch und bekommt immer rötere Backen, da ihr diese Rückblicke auf die Münchener Zeit keineswegs behaglich sind. Sie tut ihm fast leid — aber er ist fest entschlossen, alles auf einmal zu sagen und sämtliche

Sie (mitleidig und gekränkt): „Das gehört dazu. Der Münchner Fasching ist kulturhistorisch interessant. So etwas muß man kennen."

Er: „Das eigentliche Studium war eben Nebensache für euch. Wesentlich machtet ihr Radeltouren ins Isartal — immer mit ‚zufälligen Bekannten'. Unter dieser Rubrik waren die sonderbarsten Nummern. Ihr müßt wirklich ganz besondere Schutzengel gehabt haben, daß ihr nie bei der Wahllosigkeit eurer Beziehungen stärker angeeckt seid. Daß Kinder Schutzengel haben, weiß man — daß diese aber die Universitäten mitbeziehen, ist wohl eine neue Einrichtung der Vorsehung . . ."

Sie: „O bitte — unsereins ist eben außerordentlich gefestigt . . ."

Er (unbeirrt fortfahrend): „In regulären Studentenbuden wohntet ihr. Der Billigkeit halber frühstücktet ihr Kognak und Zwieback, und mittags nährtet ihr euch von Weißwürsten. Ihr hattet da ein Lokal mit einem höchst sonderbaren Namen . . ."

Sie: „Ja, wenn wir gleich den Tag mit einem thé complet angefangen hätten, würden wir schwerlich durch's Semester gekommen sein. Wir hatten eben alle kein Geld — das war das Schöne, das Poetische . . ."

Er: Ja, ja, ich finde auch alles sehr rührend, das mit dem Kognak und das mit den Weißwürsten — aber verzeih! Eure Familien zu Hause rangen doch immer die Hände! Und deine Eltern speziell, liebe Lulu, waren selig, als ich ihnen die moralische Verantwortung für dich definitiv abnahm — deine Mutter dankte mir sogar mit Tränen . . ."

Sie (achselzuckend): „Nun ja, Mütter — Mütter von modernen Töchtern sind immer Angsthasen! Die denken beständig wunder was passieren könnte — erst in der Theorie geben sie ihren Segen — jawohl, man darf studieren! Es liegt in der Zeit, ist sogar ein Glück, wo mehrere Schwestern sind. Aber wenn man studiert, ist ihnen allerhand unvermeidliches Beiwerk nicht recht. Sie sagen A, aber nicht B. — Übrigens bin ich sehr erstaunt, lieber Rudolf, daß du trotz des gänzlich schiefen Bildes, das du dir von meiner Vergangenheit machst, dennoch vorurteilslos genug warst, mich zu heiraten!"

Er (der diesen Einwurf schon längst erwartet hat und sich amüsiert, daß er nun ganz normal von Stapel geht): „Der Grund ist doch klar. Wie ich dir schon öfters versichert habe, verliebte ich mich in dich — ja, ich verliebte mich in dich, trotzdem ich immer Front gemacht hatte gegen Mädchenstudium — trotzdem ich jedesmal, wenn entfernte Tanten mir Photos von dir zeigten, es für einen Wahnwitz deiner Eltern erklärte, daß man ein so hübsches Mädchen — ja, so sagte ich — so sich depoetisieren ließe! Ich war in der Theorie dein geschworener Gegner — aber als ich dann bei dem großen Familientage plötzlich

Felde ziehen und immer wünschen, als ein neuer Savonarola diese neuen Moden auf einem neuen Scheiterhaufen verbrennen zu können ... und wenn du durchaus darauf bestehst, nach St. Gingolph hinüberzuziehen, so muß ich dich bitten, mich in Territet zu belassen, und würde dann vorschlagen, daß jeder von uns seine Hochzeitsreise einspännig zu Ende bringt. Ich würde dich dann voll Bedauern dem ‚Freien Bund' zurückgeben müssen mit dem Vermerke, daß du dich doch zur beglückenden Gattin nicht recht zu eignen scheinst. Denn wenn in euren Statuten auch steht, daß ihr drei Jahre à tout prix in der Ehe aushalten sollt, so ist darum doch euer Ehemann noch nicht verpflichtet, es so lange mit euch auszuhalten ... So — und nach dieser langen Rede bestelle ich mir einen thé complet — und wenn du vielleicht das Schiffsorario für St. Gingolph haben willst, so kann der Kellner es ja gleich mitbringen."

Sie (mit Tränen kämpfend): „Ich hätte nicht gedacht, Rudolf, daß du imstande wärst, mich so schnell aufzugeben! Ich kann auch jetzt nicht auf das alles antworten — das stürmt alles so plötzlich auf mich ein — das mit der Naivität — und das mit Leo — und daß ich ein Idiot bin ... und wo du bisher nichts von alledem gesagt hast ... ich muß es erst durchdenken — in drei Tagen werde ich mich entscheiden ..."

Er: „Drei? Ich glaube: zwei genügen! Sieh mal, du schreibst ja doch brühwarm an Adela über das alles, und da Adela augenblicklich auf dem Gornergrat sitzt, kann ja bereits übermorgen Antwort da sein — denn wie ich Adela taxiere, schreibt sie postwendend und schleudert aus ihrer Alpenhöhe umgehend ein Anathema über mich ... Sagen wir also zwei Tage."

Sie (sich langsam erhebend): „Ich wundere mich über dich, Rudolf — früher sagtest du, einer deiner Glaubensartikel sei, Szenen zu vermeiden, und nun so —"

Er: „Ja, ich hasse Szenen, zumal die kleinen, immer wiederkehrenden — darum mache ich lieber ein einzigesmal eine große, luftreinigende. Wenn sich der unverstandene Mann nicht gleich bei erster Gelegenheit zur Wehre setzt, so ist er für ewig verloren. — Also zwei Tage! Und bis dahin schlage ich Frieden vor. Laß die Griechen und die Seeufzer ins Leere — trage deine hübschen Kleider, und wenn du ein Engel sein willst, mach auch noch alle Haken zu — sie sind ja gewissermaßen dazu da ... übrigens bin ich jederzeit bereit, einen Beitrag in die Kasse des ‚Freien Bundes' zu stiften, wenn sie es nötig hat — nur mußt du mir erlauben, daß ich ihn nicht vom berechtigten Verdienste der Kellner und Stubenmädchen abziehe ..."

Waffen zugleich aus seiner Rüstkammer zu holen.) Anfangs nahmen wir ihn mal mit. Er blamierte uns alle, indem er sich fortwährend als garde dame aufspielte. Übrigens verachte ich ihn einfach, denn er hatte uns geschworen, niemals Mitteilungen über uns zu machen . . ."

Er: „Vielleicht hat er bei diesem Schwure auch gesessen . . . Übrigens will ich zu seiner Ehre gestehen, daß ich ihm erst tüchtig Sekt einflößen mußte, ehe er mitteilsam wurde."

Sie: „Ich kann nur sagen, ich bedaure, mich verheiratet zu haben!"

Er (der auch diesen Einwurf erwartet hat): „Das bildest du dir ein. Gewissermaßen hast du mich doch auch aus Liebe geheiratet. Ich will nicht leugnen, daß zugleich von beiden Seiten tüchtig geschoben worden ist — was ich konstatiere, damit du es nicht in der nächsten Minute konstatierst. Aber du warst doch so nett gegen mich, daß es mir ernstlich leid tun würde, wenn ich das nun retrospektiv für Heuchelei ansehen sollte! — Und wenn du jetzt schon eine Leere in dir fühlst, so bedauere ich das für dich. Mich aber grämt oder wundert es nicht sonderlich. Ich wußte im voraus, daß ab und zu das obligate Gejammer über Unverstandensein angehen würde. Das haben alle meine Freunde in ihren Ehen erlebt. Auch das liegt in der Zeit — darüber muß man sich gelassen hinwegsetzen . . ."

Sie (spöttisch): „Du hast eine bequeme Art, die Konflikte aus dem Wege zu räumen . . ."

Er: „Ja — ich bin gutartig, aber ich will Ruhe. Siehst du: die unverstandene Frau, das ist heutzutage ein überwundener Typus. Man gähnt ja bereits, wenn man ihn in Novellen immer wieder antrifft. Er ist alltäglich. Den Reiz der Neuheit besitzt er nicht mehr. Neben diesem Typus aber hat sich in den letzten Jahren ein anderer, weit bedauernswerterer entwickelt: der unverstandene Mann! Das ist der Mann, der im Kampfe mit einer heftigeren Gewalt resigniert geworden ist, dem die kleinen Freuden des Lebens grausam abgezwackt werden, der tausend Seufzer still für sich seufzt. Und in diese Rubrik möchte ich begreiflichweise durchaus nicht hinein."

(Sie sieht ihn immer erstaunter und fast imponiert ob seiner Lebensweisheit an. Er, um nicht zu schnell liebevoll zu werden, sieht stramm an ihr vorbei, krampfhaft auf die Dent di Midi, die hinter dem dünnen, blauen Dunstschleier wie ein weißes Riesenphantom sich erhebt.) Energisch fortfahrnd: „Angesichts dieser Berge schwöre ich, daß ich niemals auch nur einen Zoll breit von irgendeiner meiner ‚liebenswürdigen Schwächen' abweichen werde. Ich werde stets schon eine Tasse Kaffee im Bette trinken, das Roastbeef englisch verlangen und Stiefel mit Gummizug verachten. Ich werde weiter gegen Reformkleider zu

Der Gute strebt nach Flammenreinheit,
Den Schlechten lockt nur die Gemeinheit,
Des Lebens Lüge, Schmutz und Rauch;
Drum schreit ein klägliches Gesindel:
Die ganze Welt ist voller Schwindel —
Nun gut — ich schwindle eben auch!

*
*   *

Gib nicht zu viel der Welt dich hin!
Sie kann dir vieles wiedergeben,
Nur eins nicht —: kindlich frohen Sinn,
Und Glück für ein verbrauchtes Leben.

*
*   *

O glaube nur: Der schönste Segen
Entsprießt nur unserm heißen Müh'n
Und wie wir uns're Blumen pflegen,
So werden uns're Blumen blüh'n.

Ottokar Kernstock als Gelehrter.

Von **phil. J. Wastian.**

„Sîn lop ist niht ein lobelîn."

Wie Josef Viktor v. Scheffel, der Dichter der „Frau Aventiure" und des „Ekkehard", durch seine germanistischen Studien, die er teils schon als Student, besonders später aber als Bibliothekar anstellte, zur Poesie angeregt und begeistert wurde, wie Wilhelm v. Hertz, der spätere Sänger des köstlichen Klostermärchens „Bruder Rausch", viel früher der große Münchener Gelehrte war, bevor er mit dichterischer Seele seine prächtigen Dichtungen „Parzival" und „Tristan und Isolde" schuf, so ist auch Ottokar Kernstock, der mit diesen beiden oben erwähnten Dichterpersönlichkeiten in vielen Punkten eine geistige Verwandtschaft zeigt, in ähnlicher Weise durch langjährige, tief eindringende Studien in der deutschen Altertumskunde, die sich auf dem Gebiete der Geschichte wie der Literatur ergehen, zum — Poeten erweckt worden. Es erging da Meister Ottokar gerade so, wie es Viktor v. Scheffel aus innerster Erfahrung mit den schönen Worten gekündet hat: „Den Poeten aber ereilt ein eigenes Schicksal, wenn er sich mit der Vergangenheit genauer bekannt macht. Wo andere, denen die Natur gelehrtes Scheidewasser in die Adern gemischt, viel allgemeine Sätze und lehrreiche Betrachtungen als Preis der Arbeit herausätzen, wachsen ihm Gestalten empor, erst von wallendem Nebel umflossen, dann klar und durchsichtig, und sie schauen ihn ringend an und umtanzen ihn in mitternächtigen

Sie würdigt ihn keines Wortes mehr und geht hocherhobenen Hauptes — langsam und entschlossen wie Maria Stuart zum Schaffott — durch die Palmen davon.

Er bleibt, sich selbst bezwingend, sitzen, obgleich er weit mehr Lust hätte, ihr nachzulaufen und alles wieder zurückzunehmen.

Sie (für sich): „Ich muß für mich sein — ich werde natürlich an Adela schreiben — ich bin tief empört."

Sie will über das Geleise zum Hotel hinüberschreiten, wird aber durch die von Chillon kommende Tram, die „Nestles Kindermehl" an der Stirne trägt, einen Moment aufgehalten und sieht durch die Büsche auf ihren Mann zurück. Er gefällt ihr immer noch — trotz allem! Und mit einem gewissen Erstaunen konstatiert sie, daß sie allerdings empört ist — aber weniger auf ihn als auf Vetter Leo und Adela.

Mit gerunzelten Brauen: „Leo ist eine ganz unterwertige Kreatur . . . an allen wird man irre . . . auch an Adela. Ihre Menschenkenntnis ist schließlich unter aller Kanone. Für alle Möglichkeiten wußte sie im voraus Rat, aber daß der Mann aufbocken könnte — diese Möglichkeit hat sie nicht vorausgesehen. —

„Vielleicht ist das Geschlecht doch nicht so inferior, wie Adela immer tat . . ."

Flocken.

Von Otto Promber.

Ob hart und herb dein Lebenslauf
Bleib gut und rein — aus Treue.
Dann erst hast du ein Recht darauf,
Daß dich die Welt erfreue.

*
* *

Das sind die Großen, die wir ehren
Und deren Tod wir einst beweinen,
Die ihre beste Kraft verzehren,
Um uns (der Kerze gleich) zu scheinen.

*
* *

Ständ'st du im Licht, von güt'gen Fee'n umringt,
Denk' an den Abend, der die Schatten bringt,
Und wär's ein Leidenstag, ein noch so trüber —
Nur froh und unverzagt! Er geht vorüber.

*
* *

Der junge Bibliothekar und Archivar hatte zunächst bei seinen eifrigen Arbeiten Glück, denn es gelang ihm, aus den ungeheuren literarischen Schätzen, die das alte Chorherrenstift Vorau*) in seinen friedsamen Klostermauern birgt, einige literarisch sehr wichtige Funde und Entdeckungen zu machen. So fand er im Jahre 1872 den „Heiratsbrief" des berühmten Astronomen Johannes Kepler, der vom Jahre 1594—1600, wo er durch die Gegenreformation vertrieben wurde, als „Landschaftsmatematikus" in Graz wirkte. Diesen Heiratsbrief, der als Bucheinband verwendet worden war, hat dann Dr. A. Luschin ergänzt und die Urkunde in den „Mitteilungen des historischen Vereines in Graz" der Öffentlichkeit übergeben. Bald nachher stieß Ottokar Kernstock auf lebensgeschichtliche Aufzeichnungen des Dr. J. Wittich aus dem XVII. Jahrhundert, die er im Jahre 1876 im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit", dem Organe des Germanischen Museums in Nürnberg, unter dem Titel: „Aus den Erlebnissen eines deutschen Arztes" zum Abdrucke brachte. In der Einleitung zu diesem Aufzeichnungen schreibt der gelehrte Forscher: „Das Buch — ein mächtiger Quartant aus der Bibliothek des Chorherrenstiftes Vorau — war vom Ende des XVI. bis um die Mitte des XVII. Jahrhunderts im Besitze eines deutschen Arztes, der teils in margine**), teils auf den eingeschlossenen Blättern zahlreiche chronikalische Notizen hinterlassen hat, die uns über manche Zeitereignisse, vorzüglich aber über den an wechselnden Geschicken und Odysseusfahrten reichen, unruhvoll bewegten Lebenslauf des Verfassers Aufschluß geben. Er nennt sich Johannes Wittichius (Wittich) und gibt sein Geburtsdatum in dem Horoskope, das er sich selber gestellt hat, folgendermaßen an: „Natus J. W. anno 1575. X. Junii, hora 6 $^1/_2$ p. m. sub elevatione poli 51°". — In welchem der deutschen Gaue seine Wiege gestanden, wie seine Jugendjahre verflossen, ob er vielleicht in irgendwelcher Beziehung zu dem berühmten Arzte gleichens Namens gestanden, der Ende des XVI. Jahrhunderts als Leibarzt des Grafen von Schwarzburg in Arnstadt starb, darüber enthalten sämtliche Aufschreibungen keinerlei Nachricht. — Er scheint seine medizinischen Studien an der hohen Schule zu Prag absolviert und dort auch, mitgerissen von der durch Kaiser Rudolf inaugurierten Geistesströmung, und im Verkehr mit den damals in der böhmischen Hauptstadt versammelten Koryphäen der Geheimwissen-

*) Vergleiche den Aufsatz des Herrn Professors K. Reissenberger: „Ein literarischer Klosterschatz zu Vorau". Montagsrevue 1884, Nr. 15, 17, Wien. Dann: A. Rathofer: „Das Chorherrenstift Vorau". Würzburg 1883. Mattias Pangerl: „Die Handschriftensammlung des Chorherrenstiftes Vorau". Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen. 1866. Die übrige Literatur über Vorau findet sich in A. Schlossars: „Literatur der Steiermark" verzeichnet. Ferner: „Die Inkunabeln des Stiftes von Vorau" von Lampel.

**) Am Rand.

Stunden und sprechen: „Verdicht' uns!" — Doch Ottokar Kernstock ist durch seine historischen und germanistischen Studien nicht nur allein zum Dichter des „Zwingergärtlein" begeistert und erhoben worden, sondern er hat dieselben auch in einer Reihe tüchtiger, wertvoller Arbeiten niedergelegt, die ihn heute berechtigen, neben dem Ehrennamen eines deutschen Dichters auch den eines deutschen Forschers und Gelehrten zu führen. Es ist in letzter Zeit über den Dichter Kernstock viel Gutes und Schönes geschrieben worden, so daß es nicht unberechtigt erscheint, in einer kleinen Arbeit nun auch einmal den Gelehrten Kernstock zu würdigen und seine wissenschaftlichen Arbeiten näher zu beleuchten.

Schon als junger Gymnasialschüler erregte Ottokar Kernstock vor allem durch seine glänzenden, ausgezeichneten Arbeiten in der deutschen Sprache die Aufmerksamkeit seiner Lehrer, von denen er sich das innigste Lob erwarb. Er scheint also schon frühzeitig lebhaftes Interesse an der deutschen Sprache und ihrer Literatur gehabt zu haben. Während seiner Studienzeit auf der Grazer Hochschule erhielt dann der junge Theologe am steiermärkischen Landesarchive durch den Direktor des Archives Josef v. Zahn den bestmöglichen Unterricht in der Urkundenlehre und Paläographie.

Auf solche Weise wissenschaftlich aufs beste gebildet, wurde der junge Mönch im Jahre 1872 Archivar und Bibliothekar des Chorherrenstiftes Vorau und mit diesem Zeitpunkte beginnen auch die ersten wissenschaftlichen Arbeiten Ottokar Kernstocks.

Und wie Scheffel — die Parallele ist hier unverkennbar — beim Ordnen und Einreihen der berühmten Bibliothek des großen Germanisten Freiherrn von Laßberg die aus 273 Handschriften und beiläufig 12.000 Druckbänden bestand, in die fürstlich Fürstenbergsche Bibliothek zu Donaueschingen zum erstenmale mit der unendlich großen und schönen Geisteswelt des deutschen Altertums näher vertraut wurde, so ist auch in Ottokar Kernstock, dem die schwere Aufgabe zuteil ward, das Vorauer Archiv und die Bibliothek, die „Quellen der Gestaltenseherei", zu ordnen, bei dieser mühevollen Arbeit das Interesse für die deutsche Vorzeit neu erwacht, das ihn bis auf den heutigen Tag nimmer verlassen hat. Es mag sich wohl auch bei ihm während dieser Arbeit jener innere Zwiespalt mächtig geregt haben, von dem sein berühmter Vorgänger erzählt: „Ich war Bibliothekar und hatte ein mir interessantes Amt. Wenn ich meinen dichterischen Studien nachhing, machte ich mir innerlich Vorwürfe, daß diese Zeit den Katalogarbeiten und technischen Dingen, wofür ich angestellt und honoriert war, entzogen sei . . . Versenkte ich mich aber pflichtgemäß ins Geschäft, so kam in stillen Dämmerstunden die Muse, streifte mit leisem Finger die Stirn und sprach: ‚Mußt du den Revisoren mehr gehorchen, denn mir?'"

Das Bruchstück dieses Mysterienspieles, das mit dem ältesten bekannten Tegernseer Osterspiele „De adventu et interitu Antichristi“ eine innige geistige Verwandtschaft zeigt, führt den Titel: „Ordo de Isaac et Rebecca et filiis eorum“. Wir stimmen dem Entdecker dieses Spieles vollkommen bei, wenn er zur Würdigung desselben sagt: „Je seltener die Erzeugnisse der geistigen, dramatischen Poesie sind, welche über das XIV. Jahrhundert zurückreichen, um so freudiger müssen derartige Fundstücke selbst dann noch begrüßt werden, wenn sie sich uns nur mehr in fragmentarer Gestalt präsentieren.“

Zuletzt endlich entdeckte Kernstock noch Bruchstücke des „Wigalois“ Wirnt von Gravenbergs, die zu Vorsteckblättern und Falzen eines Vorauer Kodex verwendet worden waren. Diese Bruchstücke*) hat hernach Hofrat Professor A. E. Schönbach mit einer Einleitung und einem wissenschaftlichen Apparate ausgestattet und dieselben im Jahre 1887 als Festschrift der Grazer Universität zum Jubelfeste der Hochschule in Tübingen herausgegeben. Neben diesen rein germanistischen Arbeiten schrieb der vielseitige und gewandte Forscher auch verschiedene Aufsätze, die sich auf historischem und kulturhistorischem Gebiete ergehen. Zunächst fesselte, und das ist wohl natürlich, den jungen Mönch die Vergangenheit jener Stätte, an die er sein Lebensglück gebunden hatte, die Vergangenheit des Chorherrenstiftes Vorau. Und so beschrieb er zunächst, sich in überalte Urkunden vertiefend: „Ein Fronleichnamsfest im Chorherrenstifte Vorau aus dem XIV. Jahrhunderte.“**) Die vielen, weitausgreifenden Anmerkungen, die der kleinen Arbeit beigegeben sind, zeugen für das tiefe, eingehende Wissen des Verfassers. Eine größere Arbeit über „Die älteren Chorbücher des Stiftes Vorau“***) folgte darauf. Gleich zu Beginn seiner Arbeit schreibt Kernstock: „Bei der bedauernswerten Erfahrung, daß gerade die liturgischen Werke älterer Zeit so häufig dem betrübenden Lose der Vernichtung anheimgefallen sind, und die Bücherstellen sonst opulenter Bibliotheken in dieser Hinsicht namhafte Lücken zeigen, ist es eine erfreuliche Erscheinung, in dem reichen Handschriften- und Inkunabelschatze des Chorherrenstiftes Vorau einer ansehnlichen Sammlung solcher Werke zu begegnen, die ein günstiges Schicksal in unsere Tage herübergerettet hat. Ansehnlich nicht bloß durch ihre Zahl sondern auch durch ihr Alter und ihre oft künstlerische Ausführung.“ Eine eingehende, bibliographisch genaue und den Inhalt beschreibende Untersuchung der einzelnen Bücher folgt nun der Einleitung. Tiefer in die Geschichte des Chorherrenstiftes Vorau greifen drei Arbeiten

*) Vorauer Bruchstücke des Wigalois. Gratulationsschrift der Eberhard-Karls-Universität Tübingen zur 400jährigen Stiftungsfeier, August 1887, gewidmet von der Karl-Franzens-Universität, Graz. Herausgegeben von A. E. Schönbach. Verlag Leuschner & Lubensky.

**) Kirchenschmuck. 1875. VI. Jahrgang, Nr. 2.

***) Kirchenschmuck. 1876. VII. Jahrgang, Nr. 1, 2.

schaften, jene Vorliebe für Astronomie, Astrologie und die Mysterien der Kaballa gewonnen zu haben, die durch zahlreiche diesbezügliche Zeichnungen und Anmerkungen von seiner Hand genügend illustriert ist. Von seinem Prager Aufenthalte datieren auch die ersten der oben gedachten Aufzeichnungen, die sich bis in das Jahr 1641 fortsetzen." — Und nun folgen nach diesen einleitenden Worten im lateinischen Wortlaute die Aufzeichnungen des Dr. Wittich, die der gelehrte Herausgeber mit Erläuterungen versehen hat. Der vielgewanderte Arzt hat treulich in sein Lebensbuch den Tag seiner Verlobung und seiner Heirat, die Geburt seiner Kinder nebst vielen anderen, kulturellen Eintragungen verzeichnet und fast humorvoll berührt den späten Leser die Notiz, die Wittich, der ein „Weinschwelg" gewesen zu sein scheint, im Jahre 1605 als Ereignis einzuschreiben für nötig hielt: „Hoc anno fuit ubique vini proventus magnus et optimus!"

Weiters stieß der unermüdliche Forscher und Gelehrte auf Kompositionen deutscher Minnelieder aus dem XIV. Jahrhundert, die mit neumatischen Notenzeichen versehen waren und teils vom deutschen Minnesänger Heinrich Frauenlob, teils vom bekannten sangeskundigen Schmied Bartel Regenbogen und zum Teile von verschiedenen unbekannten und ungenannten Dichtern herrühren. Kernstock hat diese Ergebnisse im Jahre 1877 im gleichen Organe, in dem er die „Erlebnisse eines deutschen Arztes" herausgegeben hatte, unter dem Titel: „Mittelalterliche Liederkompositionen" veröffentlicht. „Dem Studium der musikalischen Archäologie", schreibt Kernstock, „bietet die Manuskriptensammlung des Chorherrenstiftes Vorau in Steiermark eine reiche und noch wenig ausgebeutete Fundgrube dar. Vom Ende des XI. Jahrhunderts an ist es da dem Forscher vergönnt, der Entwicklung der Notenschrift und vor allem dem Wesen jener rätselhaften Tonzeichen, die wir unter der Benennung „Neumen" begreifen, nachzuspüren, und zwar stehen ihm zu diesem Behufe nicht bloß dürftige Fragmente, mühsam gerettete Überbleibsel zu Gebote, nein: kompendiöse, vollständig ausgestattete und erhaltene Antiphonare, altersehrwürdige Gradualien und Sequentiare u. s. w. gewähren ihm eine unerschöpfliche Fülle von Material. — Doch nicht allein der Pflege streng liturgischer Musik war die Sorgfalt der sangeskundigen Regelherren des Mittelalters zugewendet, auch der leichter beflügelte Rhythmus des Liedes — des geistlichen wie des weltlichen — scheint in ihrer Mitte eine freundliche Kultusstätte gefunden zu haben." Im gleichen Jahre gelangte noch im „Anzeiger zur Kunde der deutschen Vorzeit" ein Bruchstück eines lateinischen Mysterienspieles aus dem XII. Jahrhunderte, das Kernstock gefunden hatte, unter dem Namen: „Eine Reliquie dramatischer Dichtkunst aus dem Mittelalter" zum Abdrucke.

hören bekommen werden, stieg das Ansehen des Stiftes und mit ihm die Eintragungen, die sich auf die Zeit seiner Prälatur (1593—1615) auf 30 Urkunden, 84 Briefe belaufen. Propst Philipp Leisl (1691—1717) hat dann die letzten Eintragungen in das uralte „Formelbuch“ gemacht, 4 Urkunden und 16 Notizen. Um dem oben genannten Propste Johann Benedikt von Perfall ein rühmliches Denkmal zu setzen, schrieb Kernstock die kulturhistorische Studie: „Beiträge zur Zeit- und Kulturgeschichte der östlichen Steiermark. Aus den Papieren eines steirischen Prälaten.“ — Kernstock entwirft von dem wackern steirischen Prälaten folgendes ehrenvolle Bild: „Johann Benedikt von Perfall, der 38. Propst des Chorherrenstiftes Vorau, gehört ohne Widerspruch zu den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten, die je daselbst den Krummstab geführt. An seinen Namen knüpft sich eine Reihe der heilsamsten Reformen, eine vollständige moralische, wie materielle Regeneration des von ihm geleiteten Ordenshauses. Durch die gewaltigen Einflüsse der lutherischen Geistesströmung in ihrem Personalstande stark reduziert, von den kriegerischen Bewegungen des XVI. Jahrhunderts teils direkt, teils durch die deshalb veranlaßten hohen Subsidiargelder und Dona gratuita schwer getroffen, überdies durch die Mißwirtschaft einiger Prälaten dem pekuniären Ruine nahe gebracht, schien die altehrwürdige Stiftung mit dem Tode des Propstes Zacharias (1593) die Reihe ihrer Vorstände und die eigene Existenz beschließen zu wollen. Vor diesem Äußersten rettete sie nur das tätige Eingreifen des Salzburger Erzbischofes, welcher durch die Postulation des Kanonikus Johann Benedikt aus dem Reichsstifte Berchtesgaden einen Mann an die Spitze des dissoluten Konventes stellte, dessen Schultern allein imstande waren, die erdrückende Atlasbürde zu tragen und den scheinbar überwältigenden Schwierigkeiten energisch die Stirn zu bieten. Wie er diese bekämpft, wie er mit bewunderungswürdiger Geduld und Umsicht die tausenderlei odiosen Angelegenheiten des Stiftes wie seiner Untertanen selber in die Hand nahm und abwickelte, wie er in den ernstesten Zeitläuften den Ereignissen mit ungebrochenem Mute und besonnener Tatkraft gegenübertrat, darüber gibt uns sein schriftlicher Nachlaß Auskunft, den er in den Blättern eines im XV. Jahrhundert angelegten Formelbuches deponiert hat.“

Aus dem hochinteressanten Nachlasse des Vorauer Propstes liefert nun Kernstock einige Beiträge zur Zeit- und Kulturgeschichte der östlichen Steiermark, so einige Episoden aus den ungarischen Rebellenkriegen von 1605, unter denen die Oststeiermark viel zu leiden hatte, weiters verschiedene Vorfälle aus den Jahren der Gegenreformation Kaiser Ferdinands, und am Schlusse bringt er ein Verzeichnis all jener Persönlichkeiten, mit denen der auf das Wohl des Stiftes stets bedachte Prälat im Briefwechsel gestanden hat. Die Arbeit über Propst Benedikt gehört

ein, die Kernstock einige Jahre nachher veröffentlicht hat, nämlich die Aufsätze: „Chronikalisches aus Vorau“ *), dann das „Protocollum Voraviense antiquissimum“ **) und die „Beiträge zur Zeit- und Kulturgeschichte der östlichen Steiermark. Aus den Papieren eines steirischen Prälaten.“ ***) Der Aufsatz „Chronikalisches aus Vorau“ gliedert sich in zwei Teile. Im ersten Teile bringt Kernstock den ältesten Abschnitt der Vorauer Hausgeschichte, während er im zweiten Teile die Notizen, die ein schlichter Pfarrherr von Sankt Georgen a. d. Stiefing im Kalender seines Breviers hinterlassen hat, wiedergibt. Der feinsinnige Forscher bemerkt zu diesen Aufzeichnungen: „Wie wir heute jene Erlebnisse, die uns erinnerungswert erscheinen, Notizheften oder den Blättern eines Tagebuches anvertrauen, so pflegten unsere Altvordern zu gleichem Zwecke die Vorsteck- oder Deckelblätter ihrer Bücher, Angehörige des geistlichen Standes wohl auch die Marginalräume der ihren offiziellen Gebetbüchern angehefteten Kalendarien zu benützen. Solche Aufzeichnungen bewegten sich teils nur in den intimsten Kreisen häuslicher und Familienbegebenheiten, teils schweiften sie auch über diese enggezogenen Grenzen hinaus und machten Ereignisse von kulturgeschichtlicher und welthistorischer Bedeutung zum Gegenstande ihrer Besprechung.“ Unter anderem berichtet auch der schlichte Pfarrherr in seinen Aufzeichnungen die Hinrichtung Baumkirchers und Greiseneckers. Er schreibt zum 23. April 1471: „Georgii pro festo quando sol cadit recol(!) esto: plectentur ense Powmkirher(!) et Greiseneker.“ Das „Protocollum Voraviense antiquissimum“ ist ein Sammelbuch, das unter der segensreichen Regierung des Propstes Leonhard (1453—1493) zu dem Zwecke angelegt wurde, um in der stiftischen Kanzlei Formularien, Muster und bewährte Kopien zur raschen, stilistisch richtigen Abfassung verschiedener Konzepte und Schriftstücke zu besitzen. Es ist im eigentlichen Sinne eines jener Schemenbücher, die unter dem Namen „Formelbücher“ bekannt sind. Das „Protocollum Voraviense“ bietet unter Propst Leonhards Regierung eine Sammlung von 50 Urkunden, 3 Verbrüderungsbriefen, 27 Totenroteln, 17 Briefen und 11 Notizen. Im XVI. Jahrhundert, in dem das Ansehen des Stiftes bedeutend gesunken war — auch ließen die Stürme der Reformation und des Krieges zu friedlichen Arbeiten der Feder keine Zeit — sanken auch die Eintragungen; nur 9 Urkunden, 6 Verbrüderungsbriefe, 6 Totenroteln, 2 Briefe und 1 Notiz sind aus diesem Zeitabschnitte zu verzeichnen. Erst unter Abt Benedikt von Perfall aus Berchtesgaden, dem 38. Propste des Chorherrenstiftes, von dem wir gleich später zu

*) Beiträge zur Kunde steirischer Geschichtsquellen. XIV. Jahrgang 1877.
**) Beiträge zur Kunde steirischer Geschichtsquellen. XXII. Jahrgang 1887.
***) Mitteilungen des historischen Vereines für Steiermark. 25. Heft, 1877.

reiche Rosenkranz" und 6. im „Schluß" führt uns Kernstock das Leben und die schönsten Werke des berühmten Freskenmalers mit feinsinnigem Kunstverständnisse vor Augen. Wir, die wir wissen, mit welcher Liebe der Dichter an der wetterharten Festenburg, die er nach Wolfram von Eschenbach mit „Munsalvaesche" verglichen, wir fühlen mit den schönen, innigen Worten, mit denen der Gelehrte sein prächtiges Buch geschlossen: „Und so stehen die Gebilde eines wackeren Künstlers, an denen er durch Jahre mit Liebe gearbeitet, nur mehr als kümmerliche Reste einstiger Schönheit da und gemahnen an die Klage des Propheten: ‚Quomodo obscuratum est aurum mutatus est color optimus, dispersi sunt lapides sanctuarii!' — Könnte Propst Philipp Leisl aus seinem Grabe aufstehen und den Verfall seiner Lieblingsschöpfung sehen — sein Herz, das jetzt in der Kreuzkapelle in Staub zerfällt, würde ihm weh tun." Unter dem Titel „Aus alter Zeit"*) schrieb dann Kernstock noch einen Aufsatz, in dem er aus einem alten Hausbuche, einem sogenannten „Schafferbüchel", das im Festenburger Pfarrarchive aufbewahrt wird, „Das Verzeichnuß alles Dessen, was einem Herrn Administrator bey der Herrschaft Vestenburg in der Haushaltung dienlich seyn kann", in humorvoller Weise wiedergab. Als Probe schildert er daraus die Osterbräuche im alten Burgschlosse. — Das Bild des Gelehrten wäre nicht vollständig, wenn man nicht auch der rein schriftstellerischen Arbeiten Kernstocks gedächte, der Bücherbesprechungen und der übrigen Aufsätze, in denen die gewandte feine Feder des Schriftstellers ebenso zur Geltung kommt, wie in seinen übrigen gelehrten Arbeiten. Zu erwähnen ist hier sein Aufsatz: „Des dreißigjährigen Krieges Friedensfeier",**) und die wunderhübsche, eigentlich mehr dem Dichter wie dem Gelehrten zuzuschreibende, paläographische Novelle: „Die Memoiren eines Folianten."***) Ferner gehört hierher eine Aufsatzreihe, die Kernstock als Feuilletons im Jahre 1883 in der „Oststeirischen Zeitung" geschrieben hat, so die Aufsätze: „Drei Gedenktage", dann „Kunst und Künstler in Oststeiermark", eine Besprechung von Professor Josef Wastlers „Steirisches Künstler-Lexikon" und endlich „Der Aushalter", auch eine Gestalt aus dem Volke der österreischen Alpenwelt. Angeregt durch das Buch seines Freundes Rosegger: „Gestalten aus dem Volke der österreichischen Alpenwelt", in dem Kernstock unter der Anzahl von Volkstypen, die Rosegger darin gezeichnet hatte, eine volkstümliche Gestalt, die des „Aushalters", vermißte, hat er in dem zuletzt genannten Aufsatze aus der Schar dieser Miserables eine Gestalt herausgegriffen, der er ein unver-

*) Grazer Volksblatt, 3. April 1904, Osterbeilage.
**) Deutscher Hausschatz 1876.
***) Deutscher Hausschatz 1878.

zu dem Besten, was Kernstock auf wissenschaftlichem Gebiete in dieser Art geleistet hat. Aus dieser Zeitepoche ist noch ein kleiner Aufsatz: „Zur Vervollständigung der Lavanter Bischofsreihe"*) beizufügen, in dem Kernstock durch zwei Vorauer Dokumente gestützt den Konjunkturen Karlmann Tangls, des Verfassers der: „Reihe der Bischöfe von Lavant", zu Hilfe kommt, indem er das Todesjahr des Bischofes Almerich (1267) urkundlich festlegt.

Inzwischen war Ottokar Kernstock aus der Enge des friedlichen Stiftes hinaus in die Seelsorge gesendet worden, so zuerst nach Waldbach, dann nach St. Lorenzen am Wechsel, später nach Dechantskirchen, schließlich nach Reinberg, einem idyllisch gelegenen Burgkirchlein, dem Gotteshause der ehemaligen Veste Reinberg, und es ist wahrlich zu verwundern, daß die schriftstellerische Tätigkeit des geistlichen Forschers und Gelehrten in diesen stillen Waldpfarren, wo ihm geistige Mittel, wie Handschriften, Quellenbücher doch schwer zu erreichen waren, nicht sonderlich gelitten hat, oder gar gänzlich versiegt ist. Allein Kernstock gereichte emsige, geistige Arbeit stets zur Trosteinsamkeit und so sind auch aus dieser Zeit einige wissenschaftliche Arbeiten zu verzeichnen. Im Jahre 1886 erschienen seine „Talberger Reminiszenzen",**) und ein Jahr hernach 1887 das Muster einer Burgenstudie: „Burg Talberg bei Friedberg";***) 1889 endlich gelang es dem geistesregen Priester, einen dauernden Wohnsitz durch die Ernennung zum Pfarrherrn auf der romantisch gelegenen Festenburg zu erringen, auf der Kernstock heute noch wohnt, und auf der zum größten Teil all jene herrlichen Lieder von ihm erlebt wurden, die den einsamen Mann in der weiten, großen Welt als Dichter des: „Zwingergärtleins" bekannt und mit Recht so geliebt gemacht haben. Aber nicht nur mit diesen seltenen Liedern hat Kernstock seinen Namen für alle Zeiten an die ehrwürdigen Mauern der Festenburg geknüpft, auch hier hat der Gelehrte in einsamen Stunden, die nicht seiner Muse gewidmet waren, geforscht und edles Metall zu Tage gefördert. Hier ist vor allem sein Buch: „J. C. Hackhofers Festenburger Gemälde"†) zu nennen, das aus einem Separatabdrucke aus dem „Kirchenschmuck" entstanden ist. Haben wir in den bisherigen Arbeiten den Germanisten und den Historiker kennen gelernt, so entpuppt sich in diesem Buche der gelehrte Pfarrherr als Kenner der Kunst, als sicherer Kunsthistoriker. In sechs Kapiteln: 1. „Wie J. C. Hackhofer nach Festenburg kam", 2. „Der Bilderschmuck der Festenburger Schloßkirche", 3. „Die Festenburger Passion", 4. „Die Bilder zum glorreichen Rosenkranz", 5. „Der freuden-

*) Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen. 13. Jahrgang. 1876.

**) Mitteilungen des historischen Vereines für Steiermark. 1886. 34. Heft.

***) Mitteilungen des historischen Vereines für Steiermark. 1887. 35. Heft.

†) J. C. Hackhofers Festenburger Gemälde von O. Kernstock. 1903. Festenburg. Im Selbstverlage des Verfassers.

vor, wenn er vor allem in einzig dastehenden mittelhochdeutschen Weisen und im Sprachstande des XIV. und XV. Jahrhunderts singt, wenn er Zitate längst vergessener Sänger seinen lyrischen Blütensträußen voranschickt, wenn er lang vermoderte Gestalten deutscher Vorzeit durch seine Poesie ausgräbt und zu neuem Leben erweckt und wenn er längst verklungene Kehrreime lateinischer und französischer Sprache mit neuem, lebendem Wohlklange seiner Verse wieder erfüllt. Dabei muß jedoch gesagt werden, daß bei ihm die Wege des Gelehrten, wie zum Beispiel bei Dahn und Ebers dies leider geschehen ist, nie die des Dichters störend gekreuzt haben, sondern daß vielmehr, und hier gleicht Kernstock wieder den beiden Dichtern Scheffel und Hertz, der Gelehrte dem Dichter nur genützt hat und förderlich war. Nur aus diesen Umständen, aus dem ungeheueren Wissen, dem innigen Verständnisse und der tiefen Vertrautheit mit dem Wesen der deutschen Vorzeit, Dinge und Eigenschaften, die nach Scheffel und Hertz vielleicht wenigen deutschen Dichtern zu eigen, läßt sich die innere Echtheit der Dichtungen Ottokar Kernstocks erklären, die innige Harmonie zwischen dem Dichter und seinen Liedern deuten, Vorzüge, die leider vielen Dichtungen Rudolf Baumbachs und in höherem Grade den Werken Julius Wolffs mangeln oder gar fehlen. Ottokar Kernstock beherrscht die ganze Geschichte der Literatur und der Kultur des deutschen Mittelalters, mit den deutschen Minnesängern, mit Walter von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Ulrich von Liechtenstein, Oswald von Wolkenstein, Otto von Botenlaube und vielen anderen, die der Dichter in seinen Liedern verherrlicht hat, ist der Gelehrte schon seit seinen Jugendjahren innig vertraut. Erst jüngst hat Ottokar Stauf v. d. March in einem Aufsatze über den Dichter auch des Gelehrten mit folgender Stelle gedacht: „Wir nehmen Platz in einem geräumigen, hellen Saalzimmer, das eine herrliche Fernsicht bietet und nun beginnt ein angeregtes Wechselgespräch zu dritt, das, von einem vorzüglichen Steirerweine befeuert, zu keinem Stillstande kommt. Und der Gegenstand? Zuerst und zumal natürlich Dichtung und Literatur. Und da mußten wir staunen über das ungemeine Wissen, sogar von Einzelheiten, das der Pfarrherr auf der weltfernen Festenburg von den Dingen besitzt. Er kennt die zeitgenössische Literatur ebensogut wie die frühere, die moderne genau so wie die klassische, und zeigt sich, er, der abseits Stehende, über sie nicht viel weniger unterrichtet als einer, der mitten im Getriebe steht. Sein Urteil ist feinsinnig und mindestens stets gut begründet. Wenn er auch seiner ganzen dichterischen Anlage zufolge nicht das entfernteste mit der modernen Poesie gemein hat, so beschäftigt er sich doch ziemlich viel mit ihr und wird ihr gegenüber in seinem Urteil kaum jemals schon im vorhinein ungerecht. Und wie er über das Schrifttum fest und

geßliches Andenken bewahrt, — „einen Heros des Jammers, hervorragend unter seinesgleichen, wie der vielgeprüfte Odysseus unter seinen Gefährten, wie ein Eichbaum unter dem Dornengestrüpp des Elends.“ Es ist eine ergreifende, tief zu Herzen sprechende Geschichte, die Lebensgeschichte des „Aushalter Franzl“, den der weltabgeschiedene Festenburger Pfarrherr auf seinen Seelsorgegängen im Gebirge kennen gelernt und liebgewonnen hat, und wie tief sie ihm selbst zu Herzen gesprochen, geht aus den innigen, poetisch schönen Worten und Gedanken hervor, mit denen er die Leidensgeschichte dieses Armen geschildert hat. „Ich bin mit Andacht“, so schreibt der edle deutsche Priester, ja, mit stiller Ehrfurcht am Sterbebette dieses Ärmsten der Armen gestanden. Was sind die künstlichen Lehrgebäude aller Philosophen von Zeno, dem Stoiker, angefangen, bis auf die traurigen Apostel des modernen Pessimismus — was sind sie alle gegen die praktische Philosophie dieses geborenen Stoikers, dieses unentwegten Optimisten, den das herbste Leben und das verlassenste Sterben nicht abwendig machen konnte von der fröhlichen Überzeugung, daß die Welt wie sie Gott geschaffen, allzeit und überall die beste Welt. Man baut Museen, Prachtpaläste um Antiquitäten: die Scherben einer egyptischen Amphora, einen römischen Torso, Trümmer griechischer Statuen aufzubewahren und großmütige Mäcene spenden Tausende von Gulden, um derlei Anstalten zu dotieren. Möchten diese großmütigen Mäcene ihre Freigebigkeit auch bewähren, wenn es gilt eine Bewahranstalt, eine Herberge zu erbauen für lebendige Antiquitäten, für gebrochene Menschenherzen, für in Scherben geschlagene Existenzen.“

Ob Kernstock als Feuilletonist die Schriften seiner Landsmännin Rosa Fischer bespricht, oder ob er literar-historischen Themen seine Aufmerksamkeit zuwendet und „Schillerreminiszenzen aus Alt-Österreich“ schreibt, oder ob er mit seltenem Freimute und einziger Offenherzigkeit „Die literarischen Aufgaben der deutschen Katholiken“ *) bespricht und hierbei die Zustimmung und Anerkennung des Thüringer Dichters Fritz Lienhard sich erringt — oder ob er mit verschiedenartigen Aufsätzen, die alle zu nennen und anzuführen hier nicht möglich ist, an die Öffentlichkeit tritt, immer bleibt er der gleich liebenswürdige Gelehrte, der durch packende Darstellung, eleganten feinen Stil seine Leser für alle, auch noch so nüchternen Stoffe fesselt und im Banne hält. Und so bin ich denn mit dem Bilde des Gelehrten und Forschers Kernstock eigentlich zu Ende und es bleibt nur mehr einiges Allgemeine übrig, der fertigen Zeichnung hinzuzufügen.

Auch in seinen Gedichtbüchern: „Aus dem Zwingergärtlein“ und „Unter der Linde“ guckt neben dem Dichter zuweilen der Gelehrte her-

*) Grazer Volksblatt, Mai 1905. Korrespondenzblatt für den katholischen Klerus. 1899. Nr. 12. 13. Wien. Verlag Fromme.

Unser Gulian!

Zu Wilhelm Kienzls fünfzigstem Geburtstage.

Von **Peter Rosegger.**

Als ich im Jahre 1875 das erstemal in das Haus des damaligen Grazer Bürgermeisters Doktor Kienzl kam, eines ausgezeichneten Mannes, mit dem später mich innige Freundschaft verbinden sollte, stürmte des Abends ein überaus lebhaftes blondgelocktes Bürschchen zur Tür herein, eine Melodie jauchzend, eilte auf das Klavier zu und entriß ihm mit fabelhafter Fingerfertigkeit einen Strom jubelnder Töne. Was mag doch dem für ein unerwartetes Glück widerfahren sein! dachte ich. Es war aber nichts Außerordentliches, es war seine gewöhnliche Stimmung — die Freude, daß er lebte und daß es eine göttliche Jugend gibt. Mit fröhlicher Lebhaftigkeit rief die Frau Bürgermeisterin, den Jungen vorstellend aus: „Das ist unser Gulian!“

Wie hätte ich damals, bei diesem zufälligen und flüchtigen Zusammentreffen denken können, daß dieser Name, dieser Mensch und seine Werke mich durch ein noch langes Leben begleiten würden wie eine personifizierte Freude! „Gulian“ (der durch das Französische gesprungene Wilhelm) hat für mich ungefähr den Klang wie das harmlos heitere Lachen eines innig glücklichen Menschen. Eine Begegnung mit Gulian bedeutet für mich Anregung und Frohsinn und seine Werke sind mir zur Quelle von Freude und Erhebung geworden. Denn ich rede von Wilhelm Kienzl, dem Dichterkomponisten des „Evangelimann“, des „Heilmar“, des „Don Quixote“, dem Vertoner so vieler echtdeutscher Lieder, wovon so manche aus dem vorigen Jahrhundert weit in das gegenwärtige hineinklingen werden, bis sie in dem nächsten vielleicht zum Volksliede geworden sind, bei denen man den Komponisten nicht mehr nennt. Der höchste Sieg des Sängers.

Wilhelm Kienzl begeht am 17. Jänner 1907 seinen fünfzigsten Geburtstag. Und natürlich nicht ungebüßt. Auch er muß es an diesem Tage über sich ergehen lassen, daß wir ihm sagen, was sonst selten über die Lippen will und soll, daß wir ihm sagen, was er uns ist. Er kann's ja ruhig über sich ergehen lassen und sich sein Teil denken. Z. B. daß es nicht auf Jubiläen ankommt, sondern auf das in der Menschheit still fortwirkende Werk.

Welch feierliche Gehobenheit ist im Theaterpublikum zu bemerken, wenn der „Evangelimann“ zur Aufführung kommt. Der erste Teil führt uns ins bunte, tolle, schuldvolle Erdenleben; im zweiten Teile hören wir himmlische Verheißung, wie sie inniger und herrlicher noch nie auf der Bühne vernommen wurde: „Selig sind, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, denn ihrer ist das Himmelreich!“ Dieser Gesang aus dem Munde des unschuldig Verfolgten, sich selbst Überwindenden und

sicher, fesselnd und anregend zu sprechen weiß, so auch über Politik, Sozialismus, Volkstum und was dergleichen mehr."

Warum in Kernstock heute der Gelehrte mehr in den Hintergrund getreten ist und warum nur mehr der Dichter zu Worte kommt? Die Frage ist für jeden, der Kernstocks Wesen kennt, leicht zu beantworten. Weil der Dichter nun an seinem Lebensherbste die Früchte des Gelehrten auch ernten will, weil sich in ihm heute, was sich früher zu gelehrten Arbeiten ergeben, zu herrlichen Liedern und Gesängen gestaltet. Heute wirken, wie bei Scheffel, um mit Johannes Prölßs Worten zu sprechen, seine germanistischen Studien, sein Lesen in den alten Heldensagen, denen fahrende Spielleute ihre jetzige Gestalt gegeben, sein Forschen in den duftigen Liedersträußen, die Minnesangs Frühling der Welt hinterlassen, in aller Stille dahin, ein romantisch-verklärtes Ideal des fahrenden Künstlertums, wie es der Kultur einer früheren Zeit unserer deutschen Geschichte eigen war, in dieser Stimmungswelt heranzubilden. Und wenn er heute, wie einst Scheffel, mit wachsender Vorliebe die Carmina Burana studiert, so daß sie auch ihm weiterhin zum Lieblingsbuche geworden, so vernimmt sein Ohr nicht bloß die übermütig-kecken, teils tiefempfundenen Gesänge mit Ausdruck vollen Lebens, sondern sein geistig Auge sieht auch die jugendlichen, waghalsigen Gestalten, auf deren Lippen solche Weisen zuerst erklangen. Und doch wird man auch heute nicht über den Dichter den Gelehrten und Forscher ganz vergessen dürfen, denn der liebenswürdige Märenerfinder, den heute alle Welt aus den „Fliegenden Blättern" sowie aus seinen Liederbüchern kennt und schätzt, ist doch aus dem stillen, ernst-suchenden Forscher hervorgegangen, und wer die Ideenwelt des Dichters ganz verstehen will, der wird auch den Forscher und den Gelehrten zuerst zu erfassen suchen. Wenn einst die Verdienste Ottokar Kernstocks um das deutsche Schrifttum in Summe gezogen werden, dann wird man diese Seite seines Wirkens wohl ebenso hoch anschlagen müssen, als man seine poetische Seite bereits angeschlagen hat. Der Germanistik als Wissenschaft hat er durch seine zahlreichen, literarischen Funde Rühmenswertes geleistet, dem Lande Steiermark und dem Chorherrenstifte Vorau, denen er zur Zierde gereicht und die auf ihn stolz sein dürfen, hat er durch emsige Erforschung ihrer Geschichte unvergänglich Dankeswertes dargebracht, und so glaube ich denn am Schlusse dieser schlichten Arbeit den lieben, tiefgründenden Gelehrten und Forscher Kernstock in seiner grünen Waldeinsamkeit nicht besser begrüßen zu können als mit den letzten Versen jenes altdeutschen „Trinkspruches", den ihm sein lieber Freund, der Dichter Franz Goltsch, gewidmet hat:

„So zwingt mich's heute mächtig: mit braunem Münchener Naß
Heb' ich den Humpen andächtig und bring ein schäumend Glas
Dem Finder wonniger Mären, dem Sänger im Talar,
Dem Künder deutscher Ehren, dem teuren Meister Ottokar!"

hat. Einen solchen Zorn würden die Leser als Wohltat empfinden, denn die Briefe sind eine Quelle übermütigen und herzinnigen Humors. In der Tat, Kienzls schlagfertige Einfälle, seine Ulke, die — so keck sie manchmal sein mögen — er auch auszuführen stets bereit ist, werden einmal ein umfangreiches Anekdotenbuch geben, und dieses Anekdotenbuch wird den Titel führen: „Eines lieben Kerls Schwänke und Abenteuer". Und da wird man sich fragen, ob dieser liebe Kerl denn wirklich der Schöpfer des „Evangelimann", des „Don Quixote", des „Heilmar" ist. Es gibt eben gottbegnadete Naturen, die alle Stimmungen des Menschen kennen, alle Skalen spielen und demnach sowohl dem Himmlischen wie dem Irdischen zu eigen sind. Das ist der ganze Mensch, der von vielen geliebt, von noch mehreren bewundert, von allen geachtet wird.

Unser Gulian ist einer der nicht häufigen Künstler, die es sich angelegen sein lassen, das Schwerste zu vollbringen, auch aus sich selbst ein Kunstwerk zu gestalten. Er ist als Kritiker milder gegen andere, als gegen sich selbst. Ihm ist es gegeben, sich wie von außen zu beobachten, die Gegensätze des Empfindens und Erkennens, des Wollens und Sollens abzumessen, die geheimen Schliche — die ein niedrigerer Teil unseres Herzens stets versucht, um den edleren zu übervorteilen — zu durchschauen. Da kann ein tiefes Gemüt nicht im Frieden leben, wenn es dem Nachbar nicht gefällt, falls dieser Nachbar der wägende Geist ist. Doch dem Starken gelingt es mit fünfzig Jahren, die widerstreitenden Mächte der Seele zu bändigen und zu versöhnen und dieses Kunstwerk ist — so sehe ich es — meinem Freunde gelungen. Nicht zu den fünfzig Jahren, vielmehr zu seinen Kunstwerken beglückwünsche ich ihn heute.

Er wird zwar zanken darüber, daß hier verräterischerweise sein fünfzigster Geburtstag den übrigen öffentlichen Zeitfragen angereiht wird, aber schließlich — was kann er machen? Der Künstler ist Eigentum seiner Gemeinde und mit Eigentum schaltet man nach Belieben. — Unser Gulian! So hat ihn einst im Familienkreise seine Mutter genannt. Unser Gulian! Das ist er heute seinem Volke.

Eine Fahrt auf der Bosruckbahn.

Von **Peter Rosegger.**

„Jetzt will er wieder einmal mit dem Kopf durch die Wand!" rief unser Dorfhumorist, als er von meiner Absicht hörte. Zum Glück hat die Wand dort, wo ich mit dem Kopf durch wollte, ein großes Loch, durch das die Eisenbahnzüge fahren.

Verzeihenden, dieser Gesang aus dem Munde der unschuldigen Kinderschar, diese Töne, wie sie den evangelischen Worten erhabener nicht angepaßt werden konnten, zähle ich zu den Ereignissen meines inneren Lebens. Um sie hat sich bei mir ein dauerndes Seligkeitsgefühl konzentriert, über das ich mir nicht Rechenschaft geben kann und das so glühend ist, daß alle irdischen Mücken darin verbrennen. In solchen Stunden empfand ich es manchmal ganz leidenschaftlich, auf den Komponisten hinzueilen, ihn zu umarmen und zu küssen und zu stammeln: Mensch, ich danke dir! — Aber wenn ich dann wirklich zu ihm komme, so ist die Blödigkeit da, und es ist gut, daß gerade bei dem tiefsten Dankgefühl die Schamhaftigkeit uns hindert; denn vielsagender als unzulänglicher Ausdruck ist das Schweigen. Wann jedoch wird ein Lyriker schweigen! Als ich mein Herzensbuch I. N. R. I. herausgab, konnte es nicht unterlassen werden, es dem geliebten Komponisten des „Evangelimann" zu weihen, als ein Denkmal dessen, was sein Lied mir geworden.

Und dann der symmetrische Gegensatz, die Oper „Don Quixote". Hier wie dort die Christusnatur — der verspottete, glückselige Idealist, der mit seinem inneren Himmelreiche arglos und aufrecht über alle Jämmerlichkeiten der Welt dahinschreitet. Beim „Heilmar" zeigt sich Ähnliches. Jeder große Künstler ist so geartet, daß alle Gestalten, die durch ihn gehen, seine Seele annehmen. Oder sein Ideal. Mit der Objektivität, in der der Künstler sich persönlich verleugnen und sich ganz hinter sein Kunstwerk verstecken soll, ist es nicht weit her. Solche Gestalten kränkeln an Blutleere. Das Kunstwerk darf nicht just berechnet, es muß empfunden sein. Was vom Herzen kommt, das geht zum Herzen, diese triviale und deshalb unbedingte Wahrheit empfindet man bei Kienzls Operngestalten. Und doch — ein schöpferisches Wesen ist ja so kompliziert! — wird es wenige Künstler geben, die mit so allseitiger, tiefgehender Erwägung und Überlegung schaffen, als Kienzl. Dafür spricht ja schon auch seine strenge Genauigkeit in der Lebensführung, seine in meinem Bekanntenkreise einzigartige Ordnungsliebe, die sich vom Größten bis auf das Kleinste erstreckt.

Und da ich schon so mit dem Ellbogen an seine Persönlichkeit streife (oh Pardon! ruft der Schalk, obschon er's beabsichtigt), so muß gleich gesagt werden, daß er noch derselbe herzfrische, heitere, sprühende Bursche ist, wie vor zweiunddreißig Jahren. Er scheint es nicht immer, er kann ernst und herb sein wie in seiner Kunst, so auch im Leben. Aber seine Freunde kennen ihn als den kindlich Heiteren, den liebenswürdigen Spötter und Geistsprüher, in dessen Gesellschaft die längsten Winterabende kurz und warm wie ein Pfingstabend sind. Wenn ich diesen Mann überleben müßte, ich würde aus Zorn darüber des Wehrlosen Briefe veröffentlichen, die er mir im Laufe der Jahre geschenkt

Kaffee förmliche Schlachten geliefert wurden, wobei gerade die Stärkeren, die es weniger nötig hätten, den Schwächeren die Nahrung wegnahmen. Auf den Korridors der Züge standen die sitzlosen Leute zu Dutzenden herum, so daß jemand dem Schaffner den Rat gab, er solle doch die Räume ganz voll pfropfen, dann stünden die Leute leichter, weil sie nicht umfallen könnten. Die Anschauung, daß man in solchem Fall genügende Waggons anhängen müßte, ist bei unseren Eisenbahnen nicht populär. Es dürfte manchmal wohl auch seine Bedenken haben, ob die mit einer zwar besseren Bequemlichkeit versehenen größeren Züge nicht eine größere Verspätung und Gefahr mit sich bringen?

In Selztal, ein wenig gegen Admont hin, zweigt die Bosruckbahn von der alten Kronprinz Rudolfsbahn links ab, durchquert das braune moorige Tal und übersetzt die hier fast unbewegliche spiegelglatte Enns. Zum Abschied entfaltet das Ennstal noch einmal seine Herrlichkeit. Dort oben, alle hohen Berge massig überragend, der graue Grimming. Dort unten die wie Flammen leuchtenden Felsenberge des Gesäuses. Im Vordergrunde auf dem Waldhügel steht die zweitürmige Wallfahrtskirche Frauenberg. In der Station Ardning steckt der Schaffner noch drei bäuerliche Wallfahrer in die erste Klasse, wo allein noch knapp so viel Raum vorhanden war, um die Leutchen mitzunehmen. Als im drohenden Gewitter einen vier Stunden langen Umweg über den Pyhrnpaß zu nehmen, bequemten sie sich doch lieber, zwanzig Minuten lang, in den roten Samt gedrückt, mitten unter lauter „Heerischen" zu fahren, wiewohl es dem Weibel bedenklich schien, ob derlei zur wallfahrlichen Buße gehöre oder nicht. Hinter dem Bosruck stieg ein so finsteres Gewitter auf, daß der Berg davor ganz magisch leuchtete; da flogen durch die Scharten schon die weißen Nebel nieder und wir rollten in den Berg. Dreizehnhundert Meter tief unter der Erde hat man den solidesten Regenschirm, obschon auch hier das Wasser beim Baue unangenehm geworden ist.

Nach einer ziemlich raschen Fahrt von etwa sieben Minuten (der Tunnel ist nahezu 5 Kilometer lang) waren wir im regnenden Oberösterreich. Zwischen steilen bewaldeten Bergen ein enges frischgrünes Wiesental und da unten liegt malerisch das alte Spital am Pyhrn, jahrhundertelang ein Hort an der Römerstraße. Das Klostergebäude mit der Kirche, über der zwei Kuppeltürme gleich Silber schimmern, liegt wie ein lichter Edelstein auf grünem Samt. Bald weitet sich das Tal, das im Norden durch den ruhigen Wall des Sengsengebirges begrenzt wird. Und da liegt das freundliche Windisch-Garsten mitten in Wiesen und Matten, umgeben von einem reich und schön gegliederten Gebirgskranz. Die Gegend hat schon den Charakter des nördlichen Alpenauslaufes. Die Berge sind noch steil, aber niedriger, mit Felswänden

Ja, das ist der wildwändige Bosruck im Ennstal, der rauhe, über 2000 Meter hohe Grenzwächter zwischen Steiermark und Oberösterreich, an dem sich über den Pyhrnpaß bisher nur ein Bergsträßlein vorbeidrückte. Es ist der „bös“ Rucken, der sich manch böse Tat schon hat zu Schulden kommen lassen und nach beiden arglosen Kronländern so grausig drohend abstürzt. Man könnte — um erklecklich sprachkundig zu erscheinen — den Namen auch ableiten von „boser“, steirisch so viel als: besser, stärker, vornehmer, hervorragender, der „boser Rucken“. Oder soll er des nahen Passes wegen, einmal Paßruck geheißen haben? Das Nächstliegende ist unseren Sprachgelehrten manchmal das Fernstliegende. Doch bleiben wir beim „bös Rucken“, der geniert uns nicht, wir haben es nur mit seinem Fuß zu tun. Ohne viel an ihm hinanzuklettern hat die Eisenbahn kurzen Prozeß gemacht, hat ihn in einer Talhöhe von siebenhundert und so viel Metern kurzer Hand durchbohrt. Und jetzt ist das Loch offen ins Nachbarland, durch das man auch mit dem Kopf durch die Wand fahren kann, ob's nun ein steirischer Dickschädel oder ein oberösterreichischer Mostschädel ist.

Damit sind jetzt die beiden Landeshauptstädte, die bisher auf Umwegen erreicht werden mußten, sich so nahe gerückt, daß der Eilzug von Graz bis Linz nicht mehr als fünf Fahrstunden brauchen wird. Oder auf derselben Bahn von Prag über Klagenfurt bis Triest in vierzehn Stunden! Solches, sagen die Leute, wird seine Schuldigkeit sein auf das hin, was diese neuen Bahnen kosten. Ich meine, auf ein paar Stunden kommts dabei nicht an; es war endlich die Notwendigkeit da, um — vom Kriegsfall gar nicht zu reden — unsere Südbahn, die fast mehr als menschen- oder bahnenmöglich leistete, ein wenig zu entlasten. Unser Graz wird durch die Ablenkung kaum viel stiller werden, als es ist. Ohne daß an der Bahnhofecke von St. Michael eine hölzerne Hand wird angenagelt werden müssen: Weg nach Graz! werden manche Reisende aus aller Herren Ländern gewahr werden, was der Besucher der Ostalpen am wenigsten versäumen darf. Und wir Grazer, wenn wir heute durch den Bosruck die schöne Linzerstadt besuchen, begegnen auf den Bahnhöfen von St. Michael und Selztal eine Menge fröhlicher Linzer, die jetzt einmal auf dem bequemeren Wege Graz sehen wollen. — Warum die neue Bahn „Pyhrnbahn“ heißt, das muß ich zur Beantwortung dem Dorfhumoristen zuweisen. Der meint, sie hieße Pyhrnbahn, weil sie nicht über den Pyhrn geht. Eine andere Erklärung wüßte auch ich nicht, als etwa die, daß man, des alten Römerpasses Pyhrn gedenkend, historisch bleiben wollte. Wir bleiben einstweilen bei der Bosruckbahn.

Eines Tages im September vorigen Jahres machte ich meine Poeten-Inspektionsreise auf der neuen Bahn nach Linz. Der Verkehr war so ungeheuer, daß in den Bahnhofrestaurationen um Bier und

her waren wir des großen Verkehrs wegen fünf Stunden gefahren. Dem Eilzug wird es bald ein Spiel sein, dieselbe Strecke in zwei Stunden zurückzulegen. Am nächsten Tage hatte ich Gelegenheit, das großstädtische Treiben auf dem Linzer Bahnhofe zu beobachten. Fortwährend hatte der Ausrufer ankommende und ablaufende Züge in die Restauration zu melden, mit der Bezeichnung des Geleises, auf dem sie einfuhren. Da kamen in kurzer Zeit die Eilzüge von Wien, von Prag, von Nürnberg, von München, von Salzburg, nebst den gewöhnlichen Personenzügen dieser und anderer Strecken. Auf der Wiener Strecke allein verkehren täglich, wie der Sommer-Kurier zeigt, an fünfzig Eil- und Personenzüge! Wie dazwischen noch die zahllosen Lastenzüge weiterkommen können, ist schwer zu verstehen.

Die schöne Linzerstadt war meine Jugendgeliebte, allerdings nicht die einzige. Dort war ein Studienkollege daheim, den ich in den Ferien mehrmals besuchte. Eines Kaufmanns Sohn, wohnte am großen Platz, dem schönsten Punkte der Stadt. In Linz sah ich auch das erstemal den klassischen Mundartdichter Franz Stelzhamer, der zur Stunde ein wenig verkommen aussah und etwas unsicher über den Platz wandelte. In Linz lernte ich Adalbert Stifter kennen, der damals ein kranker Hofrat war, sehnsüchtig von seinen Fenstern aus die sommerlichen Berge anschauend, die er nicht mehr erreichen konnte. Von Linz aus machte ich einst Wanderungen durch den Haselgraben nach Kirchschlag hinauf, wo Stifter seine rührenden Sommerbriefe geschrieben hatte; durch den Kürenbergerwald, wo der Nibelungenlieddichter gewaltet haben soll; nach dem Stifte Willering, wo mich und meinen Studienfreund der weißköpfige Abt einmal zu einem Pfingstmahl mit Knödeln und Sauerkraut eingeladen hatte, wonach — weil wir so demütig damit zufrieden waren — er uns erst zur großen Tafel ins Refektorium führte. Damals war ich über die nordischen Alpen gerne zu Fuß hergekommen und dann auf der Donau nach Wien gefahren. O, ihr goldenen Zeiten!

Ich bin mitterweile zwar um vierzig Jahre älter geworden, aber Linz hat sich verjüngt. Trotz des regnenden Tages besuchte ich nun alte Erinnerungsstätten. Mit besonderem Hochgefühl auch eine neue auf der Promenade, das Denkmal Adalbert Stifters. Soweit der Dichter nach persönlicher Begegnung und nach dem Eindruck seiner einzigen Werke in mir lebt, könnte diese Statue kaum vollkommener sein, als sie ist. Da sitzt er in ganzer Gestalt, als Wanderer, ruhend auf einem Fels seines Böhmerwaldes. Und so freundlich und behaglich blickt er hinaus, wie einst über die weite, sonnige Heide bis hin, wo in fernster Ferne das Band der Alpen liegt. So sinnt er und dichtet; über dem alltägigen Lärm des Tages dichtet er das hohe friedliche Lied der Natur. Viele Denkmale habe ich schon gesehen, keines ist mir so lebendig geworden als dieses.

und Kämmen bestanden; die hohen Felsgebirge bleiben im Hintergrunde und treten nur bei Stoder noch einmal hart an unser Auge, als der Priel, des Totengebirges erhabener König und Herr, durch einen Leibadjutanten majestätisch auf uns niedergrüßt. Von seinem Thronschemel, dem Hinterstoder, herab, aus steirischen Bergen quellend, kommt die rührige Steyr; sie hat ihr tiefes Bett gegraben, es ist eine hin und hin durch das Tal ziehende Engschlucht, an deren senkrechten Uferhängen die Erd- und Steinschichten von Jahrzehntausenden Zeugnis geben. Eine Stunde lang fahren wir an diesem Bergwasser in Windungen dahin. Die Bauobjekte der Strecke kann man ja natürlich auf der Fahrt nicht so sehen; der flotten Fahrt nach zu schließen, die man zwei Wochen nach der Eröffnung schon wagt, scheint der Bau vollste Sicherheit zu gewähren. Jetzt rollts über hohe Brücken, jetzt durch Tunnels, bis endlich bei Kirchdorf das Tal sich lichtet und das Hügelgelände anhebt. Die Berge rücken in den Hintergrund, ihre braune Farbe wird blau, und fremd stehen sie in der Ferne. Als hätten wir nicht erst vor einer Stunde in ihrem Bereiche geschwelgt. Wir rollen dahin unter dem weiten Himmel der Donaulande. Aber über diesen Himmel treiben Wolken, ein Gewitter jagt das andere, dazwischen stechender Sonnenschein, in welchem die Bahnhofgebäude grell dastehen. Hin und hin zahlreiche Haltestellen, aber selten eine größere Ortschaft. Auf Matten, die sich sanft über Anhöhen hinziehen, stehen üppige Baumgruppen von Buchen, Eschen und Eichen, die sanften Höhen sind berandet mit Wald. Schon begegnen uns die geschlossenen viereckigen Bauernhöfe, die einfach aber trotzig wie Burgen dastehen, und Obstbäume beginnen die Landschaft zu beherrschen.

Mittlerweile hat die neue Bahn sich ohne Effekt ablösen lassen von der älteren Kremstalbahn und wir nahen dem berühmten Kremsmünster. Links auf der Anhöhe liegt das Stift vornehm da, überragt von dem astronomischen Turm, der, ähnlich einem zwar bescheidenen amerikanischen Wolkenkratzer, das behagliche Bild ein wenig stören würde, wenn der Zweck nicht wirklich das Mittel heiligte. Diese Mönche blicken auch mit wissenschaftlichem Auge gegen Himmel, während am Fuße ihres Klosters der Marktflecken blüht, eine reiche Kultur sich breitet über das schöne Land und bedeutende Männer dem Staate dienen, die aus dem freieren Geiste dieser Benediktinerabtei hervorgegangen sind.

Wir kommen nach Unterrohr, wo nach beiden Seiten Bahnen abzweigen, links nach Wels, rechts nach Bad Hall und Steyr. Eine mit Gewitterdunkel vereinte Abenddämmer hat rasch die Nacht gebracht. Im Norden, vom Böhmerwalde her, zucken Blitze auf und ab, deren Schein einen mit Türmen gekrönten Berg und die Konturen einer Stadt zeigt. Wir nahen uns dem Bahnhofe von Linz, in den der Zug vorsichtig einfährt. Bei einer Fahrzeit von vier Stunden von Selzthal

s Teligramm.

Der Natzi kriagt a Teligramm,
Wo drunter steht an Hans sein Nam.
Und wia ers lest, da hat er gschaut
Und hätt der Botschaft bald net traut.

Er sagt zum Kathl: „Schaus no an!
Moanst, daß vom Hans dös kemma kann?"
„Koan Schein!" moants Weib, „da nimm i Gift!
Dös is ja net amal sein Schrift!"

Mein Diandl.

Diandl, dir ghör i zua
Ewigi Zeit,
Bi scho so lang dei Bua,
Hat mi nia greut.
Mag di so herzli gern,
Daß i kunnt narrisch wern,
Kann net gnu einischaugn
In deini Augn.

Du kannst so liab und nett
s Goscherl verziagn,*)
Wann i di no net hätt,
Müaßt i di kriagn.
s Grüaberl im Gsichterl drin
Kimmt ma net ausn Sinn,
Steht dir so tantschi**) an
Denk allwei dran.

Backerln so frisch und fein,
Grad wia ma s malt,
Macha so liabli dein
Schutzenglgstalt.
Haar wia der Flachs so lind,
Bist a ganzs Wunderkind.
D Stimm wia a Glöckerl hell,
Geht ma in d Seel.

Gschmacherl***), dös werd a Lebn,
San ma a Paar.
Nacha werds Busserlgebn
Nimmamehr gar.
Wann i aa Köni wurd,
Gaang i von dir net furt,
Schatzerl, es bleibt dabei:
Du werst mein Wei(b).

Kirtatag.†)

Heut is der Kirtatag,
Heut tua i, was i mag.
Juxdibux oans zwoa drei,
Heut bin i frank und frei!
Muaß i sunst Tag für Tag,
Ob i will, ob i mag,
Arbatn flux und flix,
Heut tua i nix.

Heut werd ers gschpürn, der Magn,
Heut muaß er alls vertragn.
Kimmt daher, was da will,
Heut iß i guat und viel.
Wirt, zapf an Panzn an,
Daß i brav trinka kann,
Nimm fein oan groß und schwaar,
Heut werd er laar!

s Hochamt, dös ham ma glei,
D Predi is schnell vorbei.
Unser Herr Pfarrer, Leut,
Macht uns recht gern dö Freud.
D Veschper und d Letanei
Bleibt für die Altn frei,
Geht ja eh d Musi scho
Namittag o!

Diandl, geh her zu mir!
Heut gehn ma fest ins Gschirr,
Heut tanz ma, daß s grad rauscht,
Daß si der Kittl bauscht.
Lusti und kreuzfidel
Sing i a Liedl hell,
Heut gehn ma gar net zhaus,
Heut halt ma aus!

Z dumm.

Der Glocknbauer hat zwoa Buabn,
An Simerl und an Klaus.
San dö amal im Wirtshaus drin,
So kemma s nimma raus.

Bei jeder Musi san s dabei
Und tanzn wia net gscheit,
Und gibts was zraafa, ham s erscht recht,
Die allergrößti Freud.

Wenn s furtgehn, sagt jedsmal der Alt:
„Seids brav und gebts an Ruah!
Du Simerl, mußt der Gscheiter sein,
Du bist alt gnu dazua!"

Heut sagt ers aa. Da draaht si glei
Der Simerl fuchti††) um:
„Jedsmal müaßt i der Gscheiter sein,
Dös werd ma iatz bald zdumm!"

*) Zum Lachen. **) Reizend. ***) Anmutiges Mädchen. †) Kirchweihtag. ††) Ärgerlich.

Der ganze Stiftersche Dichtergenius lächelte aus diesem Antlitz auf mich herab. Und inniger als je konnte ich ihm in solchem Augenblick danken für das, was seine Dichtung mir geworden ist.

Und dann zum Dom. Viele Jahre schon baut man an ihm und viele Jahre wird es noch dauern, bis er fertig ist. Er wird ganz aus Quadern aufgeführt und ist eine grandiose Steinmetzarbeit. Erst das kommende Geschlecht wird seine Vollendung erleben, und seltsam! das jetzige sieht schon, wie er sein wird. Ganz fertig und frei steht der hohe gotische Turm da als herrliches Wahrzeichen der Donaustadt, und es steht da der Vorderteil der Kirche mit dem Hochaltar; ebenfalls völlig fertig. Diese Hochaltarkapelle an sich ist schon so groß oder größer als die größte Kirche des Landes. Nun liegt aber zwischen diesem Hochaltarteil und dem Turm noch ein weiter, langer, freier Raum, auf dem erst einige Quadernpfeiler langsam aus der Erde hervorwachsen, zwischen grünem Gras, auf das die Sonne scheint. Erst wenn dieser Hauptbau die Hochaltarkapelle und den Turm verbindet zu einem Ganzen, wird man staunen über ein architektonisches Wunderwerk, wie unser großes Vaterland kaum ein zweites hat. Der etwas finstere Bischof Rudigier hat hier ein Werk gestiftet, in das künftige Jahrhunderte ihren Geist und ihr Licht hineintragen werden.

So war ich in der Muße des Alleinseins einen halben Tag lang herumgebummelt in Linz. Da der Himmel trübe blieb und die Regenwolken immer noch tiefer sanken, so tief, daß schon die Spitze des Domturmes in den Wolken verschwand, ging ich zum Bahnhof, um durch das kühle, frische Land wieder den steirischen Alpen zuzufahren. Als nachmittags der Zug drüben aus dem Bosruck rollte, lagen die rötlichweißen Felsen des Ennstales im Sonnenschein.

Grüaß Gott!

Gedichte in oberbayerischer Mundart von Heinrich Zeller.*)

In Tirol drin.

Tirol ist mei Lebn,
Mein ganzs Herz tuats ma hebn,
Ob i drobn auf der Höh
Oder druntn rumgeh.

Und drobn auf der Höh
Kann ma jodln, juche,
Und heruntn im Tal,
Da hats aa an schön Hall.

Und Madln, o Bua,
Kann ma findn grad gnua.
Und dössell siecht ma bald,
Daß s der Maler gern malt.

Im Wirtshäusl drein
Gibts an heurign Wein,
Und a Musik spielt auf,
Daß ma tanzn kann drauf.

Beim Sternwirt in Ötz
Tanz ma draußt auf der Flötz,**)
Und beim Sternwirt in Imst
Tanz ma drinna, wannst kimmst.

In Tirol, holdrio,
Geht s bergauf und bergo,
Wanns dahingaang schnurebn,
Waar s a langweiligs Lebn.

*) Unter obigem Titel ist bei A. Bonz & Komp. in Stuttgart ein beachtenswertes Büchlein erschienen, das in seiner Lyrik und seinen Anekdoten rechtschaffen volkstümlich ist. Zur Probe folgende Gedichte.
**) Hausflur.

die Sachen seien eigens für die betreffenden Unternehmungen verfaßt. Ich rede von den willkürlichen Anführungen meines Namens „als Mitarbeiter“, dort wo ich's nicht bin. Ich rede von dem zumeist zwar gutgemeinten Zeitungsnotizeln über mich, das dem Publikum fade und mir zuwider ist. Ich rede von der Ausnützung meiner Meinung über Bücher lediglich für Geschäftsreklame. Und so weiter und so weiter. Ach, wie peinlich ist solches fortwährende Herumgezerrtwerden in der Öffentlichkeit! Blätter, die an meinen Büchern Jahr für Jahr schweigend vorbeigehen, können meinen Namen, wenn er mit irgendeiner Tagesnichtigkeit verknüpft ist, nicht oft genug abdrucken. Aber das geht höher. Im Grazer Orpheum wird jetzt von Clowns ein widerlicher „alpiner Akt“ aufgeführt, der auf dem Theaterzettel mit dem Titel „D Roseggers“ angezeigt ist. — Indes hat die Gesellschaft soeben öffentlich erklärt, daß der zufällige Titel auf meinen Namen keinerlei Bezug hätte. Aber es ist klar, daß dieser an sich recht bescheidene Name hier wieder einmal frech zu Reklamezwecken mißbraucht wird. Ich sprach über den Fall mit unserem Herrn Polizeidirektor. Er ist für Toleranz. Gut. Es ist ja nicht übel, wenn ein Polizeidirektor die Toleranz liebt.

Am 2. November.

„Arme Seelen!“ So nennt man die nach katholischer Vorstellung durch den Tod vom Leibe getrennten Seelen. Warum arme Seelen? Sind es nicht vom ekelhaften, leiddurchseuchten Leib befreite Seelen, erlöste Seelen? Selige Seelen. Allerdings ist die Frage: Auf wie lange? Bis sie wieder Bekanntschaft machen mit Körpern, die sie neuerdings herabziehen in das Erdige. Wann wird die Menschenseele so erstarken, um den Leib mit sich emporzuheben, anstatt sich von diesem in die Tiefen des Elends ziehen zu lassen! Lenau sagt irgendwo, die alten Ägypter hätten ihre Leichen vielleicht deshalb so sorgfältig einbalsamiert, damit die Seele sich nicht in dem durch Zersetzung der Materie sich bildenden Ungeziefer verlaufen konnte, sondern daß sie, im Körper festgehalten, sich konzentrieren sollte für ein höheres Sein. — Ich hingegen meine, daß dieser Erdenleib für die Seele keine besonders empfehlenswerte Erziehungsanstalt ist.

In den tieferen Schichten unseres Volkes wütet heute noch das leibhaftige Fegefeuer. Tausende von armen Herzen winden sich in der Vorstellung, daß ihre lieben Gestorbenen im Feuer schmachten, Tag und Nacht wimmernd um Hilfe flehen. Wer hat — als ob des natürlichen Erdenleides nicht genug wäre — dazu diese Hölle angezündet? Wer ist es, der Tag für Tag auch noch Scheiter und Seelen in die ewige Hölle wirft? Diejenigen, die immer vorgeben, uns den Himmel zu bringen. — Aber, sagt einer von ihnen — die Bestie Volk muß in Ketten gehalten und die Ketten müssen im Feuer geschmiedet sein.

Der Feinschmecker.

Der Michl kriagt a Schweinas heut,
A heidnmäßigs Stuck.
Er richt si zerscht dös fetti her
Und legt dös mager zruck.

Denn s mager mag er gar so gern,
Drum spart er si s halt auf;
Na is der letzti Brocka rar,
Und schmeckt a Maßl drauf.

Der Michl haut fest ein und ißt
Dös fetti zsamm verwegn;
Und wia dös mager kemma soll,
Da hat ers nimma mögn.

Z spät.

Oft steht iatz in der Zeitung drin:
s Vertuschn, dös hätt gar koan Sinn.
Ma soll dö Kinder alls erklärn;
Die Gschicht vom Storch muaß ausgrott wern. —

„Ja", denkt der Hans, dös is scho wahr!"
(Er hat a Büaberl von siebn Jahr)
Und fangt glei s Unterweisn o.
Da sagt der Kloa: „Dös woaß i scho!"

Der Zweifl.

Der Wastl macht a Wallfahrt mit,
Sunst hätt sein armi Seel koan Fried.
Nebn seiner geht der Willibald,
Der is im Glaubn a weni kalt
Und plappert her an Rosnkranz.
Auf oamal kriagt sein Gsicht an Glanz,
Als fallat eahm was Bsunders ein.
„Du, Wastl, lacha müaßt i fein,"
So sagt er mittn unterm Betn,
Wenn mir den rechtn Glaubn net hättn.

s Gheimnis.

Der Hans und der Wastl
Hams s Ghör lang verlorn;
Sie schrein si, wann s redn,
Lautmächti in d Ohrn. —

Heut gehnga s mitnander
Ins Wirtshäusl num;
Da schrein s voller Eifer,
Daß s hört die ganz Stubn.

Und zletzt sagt der Wastl
Zum Hans nach dem Gschroa:*)
Und dös, was ma gredt ham,
Bleibt unter uns zwoa!"

Ein Tagebuch.

Am 1. November.

Diese ständige Plage für mich! Der öffentliche Mißbrauch meines Namens. Ich rede da von den ungezählten unrechtmäßigen Nachdrücken meiner Arbeiten in allerlei Zeitungen, Zeitschriften, Kalendern, Sammlungen, so hergerichtet, daß die Leser glauben müssen,

*) Geschrei.

Hochgebirge. Solches Bild ist zu sehen eine kleine Fußstunde fern der Hauptstadt. Einmal habe ich geschrieben: Mich berauscht nicht der Wein, aber mich berauscht das Wasser — und bin dafür ausgelacht worden. Ja, weiß man denn nicht, wie einem in dem Brausen und Tosen wilder Wässer zu Mute werden kann? Der Rausch solchen Naturempfindens ist aber viel zu fein und himmelseelenhaft, als daß er sich mit anderen Räuschen vergleichen ließe. Wir kehrten auf der Rückfahrt in dem neueröffneten Göstinger Brauhause ein, aber statt Bier oder Wein haben wir uns auf der Terrasse dort einen neuen Becher Naturgenusses reichen lassen, denn vor unseren Augen lag wieder ein ganz anderes Landschaftsbild — eine weite liebliche Hügelrunde, mitten drin die türmereiche Stadt und der Schloßberg mit seinen leuchtenden Zinnen. Graz, wie bist du schön unter dem Abendleuchten des Himmels!

Am 6. November.

Kam ein Jüngling zu mir und überreichte mir mit der Aufregung eines zuversichtlichen Hochgefühles — Gedichte. Das eine, welches er mir als das allerbeste bezeichnete, lautet kurz und gut:

„Du sollst nicht müßiggehen,
Du sollst arbeiten gut,
Das will Gott so
Und machet frisches Blut."

Ein zweites steht dem nicht nach:

„Redlichkeit ist eine Pflicht,
Drum sollst du nicht betrügen,
Auch sollst du nicht schimpfen,
Auch sollst du nicht lügen."

So ähnlich alle anderen.

Da sagte ich: „Sie bekunden eine rechtschaffene Gesinnung, doch Poesie ist das nicht." „Aber", erlaubte der Jüngling bescheiden einzureden, „von rechtschaffener Gesinnung kann man halt nicht leben." „Von Poesie noch weniger." „Ja!" rief er fast auffahrend, „soll ich denn dichten, daß man müßiggehen soll? Daß man lügen und betrügen soll?" „Freund, Sie sollen gar nicht dichten." Als er abtretend in der Tür stand, rief er noch zurück: „Die Konkurrenz fürchtet man, deshalb will man mich nicht aufkommen lassen." „Auch sollst du nicht schimpfen!" zitierte ich ihn. Noch so jung und schon zitiert!

Am 7. November.

Mit den Büchern geht es mir so wie mit den Menschen: den einzelnen habe ich gern, die Menge mag ich nicht. Im Wohnzimmer ringsum die Wände voll Bücher sind mir ein Greuel, eins schlägt das andere; jedes wendet mir den Rücken zu, möchte aber doch gelesen sein. Und während man das eine liest, denkt man schon zerstreut an andere.

Am 3. November.

Wurde im herrlich gelegenen Brauhause zu Gösting ein neuerbautes „Rosegger-Stübel“ eröffnet, wozu die Tischgesellschaft vom „Krug zum grünen Kranz“ geladen war. Ein warmgemütlicher Abend, der für mich nur den einen Fehler hatte, daß ich zum Mittelpunkte der Feier gemacht wurde. Da das — wie soll ich nur sagen — vornehm volkstümlich ausgestattete, überaus heimliche Stübel nebst meinem Bilde eine Anzahl Bildnisse der schönsten Landschaftspunkte in Steiermark und andere auf die Heimat sich beziehenden Embleme hat, so konnte ich die Ehren, die für mich zu reich und schwer gewesen wären, zwar schweigend in Empfang nehmen, aber sie dann auf das Heimatland und wohl auch andere verdiente Persönlichkeiten dieses Landes übertragen. Den Teil, der mir gebührt, behalte ich natürlich für mich, dankbar für die edle Form, in der mir diese dauernde Ehrung dargebracht worden ist.

Am 4. November.

Heute will ich mir wieder mal einen guten Tag antun nach einer gestern vollbrachten und vor einer morgen beginnenden Arbeit. Recht heiter will ich den Tag zubringen. Was werde ich tun? Ich hab's schon — ich lache über den Hauptmann von Köpenick. Es ist das heiterste, erquickendste Lachen, das wir jetzt haben. Nur eines trübt mir den Genuß, nämlich, daß der alte Schuster Voigt, nein, Wilhelm, der große Schelm, seiner glorreichen Tat wegen eingesperrt werden könnte. Eingesperrt ist der Mann lange genug gewesen und es hat nichts geholfen. Gebt ihn dem Volke hin zur beliebigen Justifizierung! Wisset, was das Volk mit dem Hauptmann von Köpenick tun würde? Ihm die Hauptmannspension zuerkennen.

Am 5. November.

Seit Anfang Oktober fast einzigartig schönes Wetter, mit Ausnahme des in diesem Jahre obligaten monatlichen Schneefalls auch im Oktober und des Schirokko-Regensturms am Allerheiligentag. So war die heutige Wagenfahrt mit den Meinen nach Judendorf fast ein Ereignis. Denn so schön war es noch kaum jemals. Nie noch war das Glas der Luft so rein geputzt, nie die Sonne so klar, die Schatten so scharf, die Berge so plastisch. Das bei jeder Witterung prächtige und lebendige Landschaftsbild an der Weinzöttelbrücke erschien mir heute geradezu wie eine Offenbarung. Wessen? Ja, das weiß ich nicht, das kann man nicht beschreiben. Da hat man den brandenden wirbelnden Strom, die alte malerische Brücke, die weiße Reichsstraße, den scharfen Faden der Eisenbahn, das schmucke Dörfchen im Wiesental, den goldigbesonnten Waldberghang rechts, den finsteren Hang, den starren Fels und die zackige Ruine links. Und im Hintergrunde des engen Tales das violette

Aber was, du gewaltiger, allgegenwärtiger Kanzelredner, was ist es denn, das du predigst? Es ist vom Tage und für den Tag. Könnte es nicht vom Tage für das Jahrhundert sein? Der Tag braucht freilich auch sein Wort, so wie selbst in der Kirche an die Predigt schließend der Tages- und Wochenplan der Gemeinde verkündet wird. Predige du aber doch auch das Beständige, das Hohe und Unsterbliche. Predige nicht immer Geld und Macht und Eigennutz, nicht immer Genuß und Ergötzung, nicht immer Zank und Streit zwischen den Menschen. Predige in die Köpfe hinein geistiges Leben, predige in die Herzen hinein glühende Tatkraft und Liebe. Eine Liebe, die für den Tag sich betätigt, die aber so groß ist, daß sie hinausreicht über den Tag, über die Partei, über den Staat, über die Nation. Dein Journal über unsere Zeit — bedenke es — soll ein Blatt der Weltgeschichte sein. Es wird gesagt, daß der Apostel Paulus, wenn er heute lebte, Journalist geworden wäre. Daraus läßt sich folgern, daß der Journalist von heute ein Apostel Paulus sein soll.

Am 9. November.

An der Universität haben die konservativen Studenten soeben bei dem Rektorate ein wichtiges Schriftstück eingereicht, worin gestattet wird, daß die fortschrittlichen Studenten, nämlich solche, die sich nicht schlagen, die Universität bis auf weiteres zwar betreten dürfen, aber nur unter der Bedingung, daß dieselben ohne Schläger, ohne Couleur und ohne Hosen erscheinen. Letzteres Verlangen schien für den ersten Augenblick zwar etwas befremdlich, doch wurde es damit glänzend motiviert, daß „Studenten, die sich nicht schlagen", keine Männer sind, folglich auch keine Hosen zu tragen haben.

Am 10. November.

Erzählte mir ein Arzt, wie man die Länge des menschlichen Lebens im vorhinein schätzen könne. Man nimmt von der betreffenden Person ein Blutströpfchen, bringt es zwischen die beiden Pole einer elektrischen Batterie und läßt elektrische Schläge durchgehen, die eine bestimmte einheitliche Stärke haben. Während der Schläge wird der ursprünglich dunkelrote Blutstropfen immer blasser bis zum lichten Rosa; diese Farbe zeigt, daß der Blutstropfen zersetzt ist. Mancher Tropfen zersetzt sich nach wenigen Schlägen; die betreffende Person hat schlechtes Blut, das äußeren Einflüssen, Entzündungen, Ansteckungen u. s. w. nicht standhält. Durch Blutstropfen anderer Personen müssen Hunderte von elektrischen Schlägen gehen, ehe sie blaß werden. Solches Blut läßt ein langes Leben voraussagen. Dieser Gradmesser der Lebenskraft — wenn er sich bewährt — kann in der menschlichen Gesellschaft von größter Wichtigkeit werden, besonders bei Lebensversicherungen, bei ärztlicher Prognose und Diagnose und bei Eheschließungen. Da wird manche

Habe auch nie verstanden, wie man in einem Bibliothekszimmer lesen kann. So wenig, wie in einem Keller trinken. Und nichts ist für mich körperlich so anstrengend, als das Hantieren mit Büchern, man saugt dabei nicht ihren Geist ein, nur ihren Staub. Das wäre noch mein Ideal: Einen einzigen Bücherkasten mit etwa hundert Büchern; jedes hat seinen traulichen Platz, mit jedem ist man befreundet — und neue Bekanntschaften will man kaum mehr machen. So habe ich mir heute vorgenommen, einmal Bücher auszumustern, alle, zu denen man in keinem besonderen Verhältnisse steht, fortzugeben. „Die besseren zu verkaufen, die schlechteren an Volksbibliotheken zu verschenken", wie ein anwesender Menschenfreund riet. Nun wollte ich von meinen tausend Büchern so viele ausscheiden, bis mir nur meine wenigen Lieblingsbücher blieben; die mir bisher so viel waren, sie sollen meine Kameraden bleiben bis ans Ende. Aber nun gebt acht: Als ich ein Buch ums andere aus dem Kasten nahm und es ansah, aufschlug, da war mir's allemal: Um das ist's schade, das ist eigentlich ein ganz hübsches Buch; einmal wird man's schon lesen; ja, man sollte eigentlich gleich drangehen. Ich stellte es wieder in den Schrank. Und so erging es mir mit den allermeisten; etwa zwanzig Bände wurden ausgestoßen, alle anderen blieben in den Kästen und werden mich ärgern und plagen, und gelesen werden sie wahrscheinlich niemals. Jedes einzelne der Bücher, wie wertvoll, wie unschätzbar, wenn es das einzige wäre, das man besitzt! — So geht es uns auch mit den Menschen, der einzelne als Freund, wie unschätzbar! Jeder an sich könnte es unter Umständen sein, in jedem sind für den, der sie zu heben versteht, Schätze verborgen. Man darf keinen verwerfen. Und weil man den einzelnen nicht verwerfen kann, muß man die Menge ertragen.

Am 8. November.

Stand ich vor einer Zeitungspresse und hörte dem energischen Geräusch zu, womit sie die Blätter druckte und hinwarf. Warum denn so heftig und laut? Ach ja, du bist ja der Kanzelredner, der große Prediger unserer Zeit. Die Worte, die du jetzt so leidenschaftlich hervorstoßest, hallen in wenigen Stunden durch das ganze Land. Du predigst in den Wirtshäusern, in den Kaffeehäusern, in den Straßenwagen, auf den Eisenbahnen, in den Privathäusern und mächtig auf allen Marktplätzen. Wo ihrer im Geschäfte, in Vereinen, in Geselligkeit mehrere beisammen sind, bist du mitten unter ihnen und predigst. Und nicht wie auf der Kirchenkanzel verhallt dein Wort, kaum daß es gesprochen ist; was im Gedächtnisse des gierigen Lesers nicht haften bleibt, das haftet auf dem Papier, und wer es nur anschaut, dem predigst du fort und fort. Und predigst Tag für Tag ohne Ruh und Rast.

Nach zwei Tagen kam dieser zurück, begleitet von einem ganz impertinenten Brief. Der dürftige Mann und Familienvater hatte die wohlgemeinte Sendung als eine Beleidigung empfunden. Der Spender — er klagte mir's nachher — war darüber fast trostlos. Das ist mir schon oft aufgefallen, es gibt Leute, die jedes Opfer, auch das empfindlichste, skrupellos annehmen — nur kein Bargeld darf es sein. Das ginge gegen ihre Ehre. Und wenn sie es schon annehmen, so muß die Spende in ganz verhüllter Form geschehen. Woher kommt das? Etwa daher, weil vielen das Bargeld etwas so intim Heiliges ist, daß die Schamhaftigkeit dabei wirkt? Gewisse Dinge darf man eben nicht berühren ohne zu erröten. Dazu scheint auch das liebe Geld zu gehören. Wozu dieser große Respekt vor dem Gelde? — Man gebe, wenn man kann, und nehme, wenn man braucht, ohne viel Geschichten dabei zu machen.

Am 14. November.

„Wie können Sie mit ihrer aristokratischen Gesinnung dem allgemeinen Wahlrecht beistimmen?" fragte heute jemand. „Ja ja, aristokratische Gesinnung, wenn Sie auch Bauer sind, oder just deswegen. Sie sagten doch immer, die Menge müsse von einer starken Persönlichkeit regiert werden." — „Und das soll sie auch. Nur daß bisher bei der kleinen Auswahl sich starke Persönlichkeiten allzu spärlich gefunden haben. Wählen alle und werden viele gewählt, auch aus bisher ganz brach gelegenen, ursprünglichen Volkskreisen, so ist eben die Auswahl an passenden Persönlichkeiten eine größere, und der starke Regierer, der sicher irgendwo vorhanden ist, wird gefunden werden. Auch aus tieferen Volksschichten kann der Aristokrat hervorgehen. Das Volk als solches wird niemals regieren, aber den regierungsfähigen Aristokraten soll es hervorsuchen." — „Der dann von der Krone bestätigt zu werden hätte!" setzte der jemand lebhaft bei. — „Aber natürlich!" beruhigte man ihn.

Am 15. November.

Seit einiger Zeit beschäftigen mich „Lenaus Briefe an die Familie Löwenthal", die bei Max Hesse in Leipzig, vervollständigt und mit Tagebuch versehen, neu erschienen sind, so daß nun das mehrdeutige Verhältnis des Dichters zu dem Hause, besonders zu Frau Sophie Löwenthal ziemlich klar daliegt. Wohl ergreifend ist es zu lesen, wie unerfüllte Liebe diesen Mann zugrunde gerichtet hat. Ein seltsames Gemenge von Geist, Witz, Humor und Tragik. Wie kann ein Mann, der Welt und Leben in den einen Satz zusammenfaßt: „Es ist halt nichts", sich so aufregen! Welch ein Wichtignehmen von Kleinigkeiten, welch ein Kümmern und Ärgern wegen Bücherherstellung, Ehre und Ruhm,

Maid von ihrem Bräutigam ein Probe-Blutströpfchen haben wollen, ehe sie endgiltig ja sagt.

Am 11. November.

In meinen Schriften kramend, kommen Erinnerungen. Als ich einst über ein Buch den Titel „Waldheimat“ schrieb, sagte der Verleger: „Waldheimat wird man doch nicht wohl sagen dürfen, das ist nicht deutsch. Es muß doch heißen Waldesheimat.“ Trotzdem nannte ich das Buch „Waldheimat“. Später war mehreren Kritikern der Titel eines andern Buches, „Gottsucher“ nicht recht. Gut deutsch müsse es heißen: Gottessucher. Heute sind meine beiden Wörter in der deutschen Literatur eigenständig, sie werden sehr häufig gebraucht. Lasset doch auch der Zunge eine Wahl in der Sprache; die Zunge ist ihre Mutter, nicht die Feder. Auch „Waldschulmeister“ wollte anfangs nicht behagen. Es sollte heißen „Waldesschulmeister“, wenn der Wald überhaupt Schulmeister brauche. Viele verstanden damals unter Waldschulmeister nichts anderes als Förster, die eine Baumschule haben und den Wald erziehen.

Am 12. November.

In der Ausstellung des steirischen Kunstvereines. Welch großes Vergnügen hatte ich in jüngeren Jahren an Bildwerken. Aber je mehr die Naturfreude überhand nimmt, je mehr tritt die Kunstfreude zurück. Erfreulich ist es allerdings, zu sehen, wie junge Maler, besonders in unserer Stadt, aufstreben, — wenn nur nicht so manche jene Wege gingen, die allerdings schon zu breiten Straßen ausgetrippelt worden sind, wo aber für unsereinen die Kunst aufhört. Nebst vielem Schönen dieser Ausstellung sind es besonders zwei große Bilder, vor denen man lange stehen bleibt. Es sind die Gemälde des Tiroler Malers Egger-Lienz: „Die Wallfahrer“ und „Das Kreuz“. Letzteres, eine Art letztes Aufgebot in den Tiroler Befreiungskriegen, wirkt geradezu dämonisch und entläßt den Beschauer lange nicht. Diese fanatisierten Charaktergestalten, in denen das Rachegefühl gegen den Feind schon bis zum Wahnsinn gesteigert erscheint, und die in rasender Mordgier ein großes Christusbild als Talisman mit sich reißen — vergißt der Beschauer nicht wieder. Ich weiß kein Kampfbild, kein Schlachtenbild, in dem Angst und Wut, Bigotterie und Mordlust der Menge einen so wild düsteren, entsetzlich gewaltigen Ausdruck fände, als in diesem Werke eines neu aufsteigenden Künstlersternes. Ja, du liebe Bildnerei! solche Vorgänge sieht man freilich lieber in der Kunst, als in der Natur. Aber in meinem Zimmer möchte ich dieses Bild nicht haben.

Am 13. November.

Ein Familienvater war in wirtschaftlichen Verlegenheiten. Ein ferner stehender Freund erfuhr es zufällig und schickte ihm einen Betrag.

Leider nicht. Schon abgegangen. Na, g'horsamer Diener, was wird sich der von mir denken? Daß ich jetzt auf einmal wieder um seine Freundschaft buhle, nachdem ich seit einem Jahre so großartig den Beleidigten gespielt. Dieses Hundegedächtnis! Der wird's nicht schlecht ausnützen. Mich wurmt es ganz abscheulich.

Am 18. November.

Wurde eingeladen zu einem Verein für Erhaltung der alten Volkstracht im Gebirge. Verwies auf alte Jahrgänge des „Heimgarten", in welchen wiederholt gezeigt wird, daß solche Dinge nicht künstlich erhalten werden können. Da müßte bei den Gebirgsbauern erst die Hausindustrie wieder aufkommen, denn die Volkstrachten werden nicht in der Fabrik gemacht und beim Kaufmann gekauft, sondern daheim im Hause erzeugt. Darin liegt ja auch hauptsächlich ihre wirtschaftliche, nationale und sittliche Bedeutung. Nur eine Tracht, die aus dem Inneren, aus eigenem Können, aus Anhänglichkeit an die Vorfahren, aus den wirtschaftlichen Verhältnissen des Volkes herauswächst, ist eine Volkstracht. Für Bauern, die selbst nichts mehr Rechtes erzeugen, die am liebsten schollenflüchtig werden und mit der Lebensweise der Städter liebäugeln, ist das windige, halbstädtische, der Saisonmode unterworfene Baumwoll- oder Tuchzeug die richtige „Volkstracht". Darum halte ich nichts auf solche durch Vereine und äußere Nötigungen künstlich erzeugte oder aufrechterhaltene Bauerntracht. Halte nichts auf Hirschlederhosen und Bauernjoppen, die in der Stadt mit barem Geld gekauft werden, oder gar auf Pump. Sie wären nur eine Verfälschung des gegenwärtigen Volkstums, aus dem solche Tracht nicht mehr hervorgeht.

Am 19. November.

Täglich Zuschriften junger Schriftsteller, ich möchte ihre im Druck erschienenen Werke in Zeitungen besprechen und protegieren. Es ist Sitte geworden, so bei Kollegen und Zeitungen um Reklame zu betteln. Daher habe ich jetzt einem jüngeren Dichter, der ein starkes Talent besitzt und doch auch in oben bemerkte Unsitte verfallen ist, eine Erinnerung geschrieben. „Vor vierzig Jahren hat mir Anastasius Grün gesagt: Dichter dürfen niemals um Lob und Reklame betteln, weder bei ihren Berufsgenossen noch bei Zeitungen, noch bei irgendwem; sie müssen bescheiden im Hintergrunde stehen bleiben und geduldig warten, bis das Werk selbst für sich spricht. Ich habe (unter ein paar Ausnahmen, wo es sich um altruistische Zwecke handelte) mich stets an diesen Rat gehalten und bin dabei nicht schlecht gefahren. Ich rate Ihnen Ähnliches. Freilich wird's für junge Literaten immer schwerer, durchzudringen, doch wenn schon Reklame nötig ist, so hat sie der Verleger zu besorgen." (Der tut das zumeist auch auf das ausgiebigste.) Ich war schon beklommen, den

wegen Gesellschaften, Essen und Trinken! Welch eine schwankende Neigung und Abneigung Freunden gegenüber, welch eine weichliche Weibesliebe, die von vornherein aussichtslos ist! Welch eine Verbitterung in kleinen Mißgeschicken, welch eine Wehmut im Glücke! Das ist alles so krank, so krank, so trostlos, noch lange bevor der Wahnsinn eintritt. Und doch, welch reger, sprühender Geist! Wer nur den Dichter kennt, der hat keine Ahnung von dem eleganten und grotesk witzigen Plauderer, als der er in diesen seinen Briefen an die Löwenthals erscheint. Aber diese Löwenthals sind auch interessante Menschen. Die schöne, feine Sophie, bei der Liebe und Koketterie, Güte und Laune sich eigentümlich verflechten. Und der gutmütige Gatte, der in Literatur dilettiert, ein interessantes Tagebuch führt und ein prächtiger Kerl ist.

Am 16. November.

Seit vielen Jahren gibt mir der Steirer-Verein in Wien Gelegenheit, dort ein wenig Christkindel spielen zu können. Da setze ich mich am Leopolditag in den Bösendorfersaal, der voll herbeigelockter Leute ist, und lese Geld zusammen für die Christbaumbescherung dürftiger Steirerkinder in Wien. Ha, es ist so leicht zu geben, wenn man nicht in den eigenen Sack zu greifen braucht. — Aber gesund müßte man sein. — Diesmal hatte ich — meine Schlaflosigkeit steigert sich — die vier vorhergegangenen Nächte fast nichts geschlafen, war den ganzen Tag erschöpft, abgespannt und besorgt, abends meine Aufgabe, über eine Stunde zu lesen, nicht leisten zu können. Es ging aber recht passabel, blieb sogar noch so viel Energie übrig, um nach dem Vortrag im Kreise lieber Freunde ein lukullisches Mahl mitbewältigen zu helfen. Dabei gab ich nichts mehr aus, nahm nur ein, geistig wie leiblich — bis Mitternacht. Aber auch die zweite Hälfte der Nacht, im vorzüglichen, ruhigen Bette, blieb wieder gänzlich schlaflos. Seit fünf Tagen kaum soviele Stunden geschlafen und doch verhältnismäßig munter. Ob ich alle denkbare Diät einhalte oder gar keine — es bleibt gleich. Und da soll man mit der Zeit nicht leichtsinnig werden?

Am 17. November.

Heute habe ich eine ordentliche Dummheit gemacht. Unter Bildern kramend fand ich seine Photographie. — Ei, der alte, liebe Kerl! dachte ich, von dem habe ich auch schon lange nichts mehr gehört, dem muß ich doch schreiben. Und schrieb auf eine Postkarte einige vom Herzen kommenden Worte. Und später, als die Karte schon im Briefkasten war, fällt es mir ein: Dieser Mensch, auf den bist du ja bös! Der hat dich ja schwer beleidigt damals; hast dir vorgenommen, ihm nie wieder ein Wort zu gönnen. — Ich eilte auf die Post. Ob eine gewisse Postkarte mit so und so und an so und so noch zurückgenommen werden könne?

Am 22. November.

In dieser Woche mit großem Unbehagen zwei neue Bücher gelesen: Kaiser Wilhelm II. und die Byzantiner“ von Graf Reventlow und „Unser Kaiser und sein Volk! Deutsche Sorgen. Von einem Schwarzseher.“ Das erstere, fein geschrieben, geht vorwiegend gegen die Schmeichler, „die den deutschen Kaiser verderben“; das letztere, eine Art Nachschrift des ersteren, geht plump gegen den Kaiser selbst. Beide, „dem deutschen Volke zulieb“ verfaßt, werden den Feinden des deutschen Volkes sehr gut gefallen. Es ist traurig, daß von national gesinnten Deutschen solche Bücher geschrieben werden können und noch trauriger, wenn sie geschrieben werden müssen. Wilhelm, bewundert vom Auslande, geliebt von solchen, die ihn nicht kennen, die sein Charakterbild nur den byzantinischen Zeitungen verdanken. Das der Tenor. Des Monarchen redliches Wollen wird in diesen Büchern anerkannt, aber auch nichts weiter. Seine Politik seit achtzehn Jahren habe dem Reiche, seine persönlichen Eigenschaften, so glänzend sie wären, den Deutschen nur geschadet. Die Absicht, den Kaiser herabzusetzen, ist unverkennbar. Daher müssen diese Veröffentlichungen tief verstimmen. Bei der geschilderten Neigung zur „Despotie“ dieses Fürsten nimmt es einen nur Wunder, daß solche Bücher frei im Lande herumlaufen dürfen. Der Kaiser läßt sie nicht konfiszieren, er schweigt. Und dieses Schweigen wirkt vielleicht günstiger, als — manche seiner Reden.

Am 23. November.

Was mir heute passiert ist! Tritt eine fremde junge Dame ins Zimmer, bittet mich um ein Autogramm, bleibt dann vor mir stehen, sagt mit leiser Stimme: „Durch Ihre Schriften bin ich ein wenig besser geworden,“ streckt sich nach meinem Kopf und küßt mich auf die Stirn. So schnell, daß ich's nicht habe verhindern können. „Für die Stirn bin ich noch nicht alt genug!“ wollte ich bummelwitzig sagen, aber das Seltsame der Situation ließ mich stumm bleiben. Dann war sie auch schon davon.

Am 24. November.

Fahrt nach Villach. Vorlesung für die „Südmark“, für die es gerade an diesem heißumstrittenen Platze viel zu tun gibt. Hinfahrt in klarem, warmem Sonnenschein, der dies Jahr nicht aufhören will. Nur in der Klagenfurter Gegend Nebel; der See, dessen jenseitige Ufer vom Nebel scharf begrenzt waren, log mir das Meer vor. Unterwegs bei Beobachtung der Leute Gedanken über die Eitelkeit. Die alltägliche lohnt sich zwar keines Gedankens. Aber bei markanteren Personen sitzt sie gerne tiefer. Öffentlich wirkende Personen, besonders Künstler, werden

Kollegen, dem ich so freimütig schrieb, gekränkt zu haben. Aber er antwortete mir freundlich, daß er eine selbst betriebene Reklame nie für besonders vornehm gehalten habe, daß er durch böse Beispiele dazu verleitet worden sei, daß er jedoch meinen Rat befolgen wolle. Ich habe mich an dieser schlichten Bekehrung sehr gefreut und empfehle sie zur Nachahmung.

Am 20. November.

Es klopft. Noch vor dem „Herein" geht die Tür auf, er eilt auf mich zu, fällt mir um den Hals, küßt mich heftig und in den Augen steht ihm das Wasser. Mein „Feind" ist's, dem ich vor einigen Tagen irrtümlich die freundliche Karte geschrieben. „Du guter, du edler Mensch!" sagte er schluchzend. „Du weißt nicht, wie mir war, die Zeit her und hundertmal habe ich's bei mir bereut. Aber um Verzeihung zu bitten — ein viel zu dummer Stolz. Hab Dank, hab Dank, daß du den Bann gebrochen hast." — „Aber Mensch!" rief ich lachend, „es ist ja nur aus Versehen geschehen. Ich hab's einfach vergessen gehabt, daß wir so böse aufeinander sind. Daraus siehst du, daß die Geschichte nie tief gesessen sein kann. Sonst könnte ich's nicht getan haben; da bin schon auch ich ein Hartgesottener. — Bei meiner Treu', jetzt freut's mich wieder! Grüß dich Gott!"

Am 21. November.

Den Einladungen aus fernen Städten, dort Vorlesungen zu halten, sind häufig prophetische Schilderungen beigefügt von Ehrungen, die mich dort erwarten sollen. „Wir können Sie eines riesigen Beifalls versichern." „Das Volk wird Sie auf den Händen tragen." „Die Presse wird Ihnen begeisterten Empfang bereiten." „Auch im Theater wird eine Huldigung geplant." „Ein Festbankett soll Gelegenheit geben, um Ihnen zu zeigen" u. s. w. — Die Liebenswürdigen! Wenn schon sonst die Möglichkeit vorhanden wäre, die Einladungen anzunehmen, solche Perspektiven müßten mich ganz unfehlbar abschrecken. Ich bin ja dankbar erfreut über die Sympathien, die ich etwa genieße, Personenkultus aber ist etwas, dem ich meilenweit ausweiche. Meine geringe Kraft habe ich ganz auf die Vorlesung zu beschränken und muß alles ablehnen, was vor oder nachher (wenn auch noch so ehrende) Ansprüche stellt. Am liebsten ist es mir, unmittelbar vor der Vorlesung ankommen und unmittelbar nach derselben abreisen zu können. Kam ich krank von einer Vorlesung heim, so waren fast allemal die lärmenden Geselligkeiten schuld. Derlei Vergnügungen haben bei mir zumeist Verödung und eine übermüde Brust zur Folge, oder einen verdorbenen Magen.

feindliches, als etwas, das überwunden werden muß. Oder man wird der Sklave fremder Willkür. Wenn täglich zehn verschiedene Zuschriften je irgend etwas von mir haben wollen, so ist mir der Tag genommen, ob ich die Wünsche nun erfüllen kann oder nicht. Ich habe schon so verzweifelte Postleiden durchgemacht, daß es mir zu Sinn kam: die Post darfst du gar nicht mehr vorlassen. Du mußt jemanden bestellen, der sie ungefähr in deinem Sinne abwickelt, ohne daß du davon zu wissen brauchst. Das wird schließlich nötig sein, um sich selbst wieder zu finden.

Am 27. November.

Sind zwei Knaben zum Falle gekommen. Die Ursachen waren die gleichen: Steine des Anstoßes; die Wirkungen waren verschieden. Auf meinem Spaziergange war ich fernerstehender Zuschauer, wie ein etwa vierjähriges Knäblein auf dem Wege stolperte und hinfiel. Der Vater, „besseren Ständen“ angehörig, hob es zärtlich auf, überschüttete es mit Worten des Mitleids und trug es auf den Armen weiter. Der Knabe weinte kläglich, obschon ihm gar nichts geschehen war, aber er erbarmte sich so sehr. Der zweite Fall war so: Das etwa dreijährige Bübel fiel auf den Weg, die Mutter, ein Weib aus dem „Volke“, eilte herbei, schalt den Kleinen tüchtig aus, daß er nicht achtgeben könne und versetzte ihm, daß er sich's merke, mit der flachen Hand ein paar auf den Hinterteil. Der Knabe stand eilig auf und blieb ruhig, obschon ihm die Nase blutete. Anfangs fand ich es roh von dem Weibe, nachher leuchtete mir ein, daß sie vielleicht erziehlicher gehandelt hatte als jener Vater, der das Kind nur sentimental macht. Das Richtige hat nach meiner Meinung keines getan. Bei Kindern sollte man derlei kleine Unfälle am besten gar nicht beachten. Die Kleinen stehen schon selber wieder auf und lernen auf sich am sichersten achtgeben und nicht weichlich sein, wenn sie wissen, daß sich um sie in solchen Sachen niemand kümmert.

Am 28. November.

Mancher Mensch — besonders wohlhabenden Leuten passiert es — läuft Gefahr, daß er in Stumpfheit und Mißmut verfällt, in ein schweres und beständiges seelisches Unbehagen, das man „Nervosität“ oder auch anders benennt. Solche Leute zerfallen zuerst mit den allgemeinen Idealen, dann mit den Nebenmenschen, dann mit sich selber. Weder mit Medizinen noch mit klimatischen Kurorten, am wenigsten mit erbaulichen Zusprüchen ist da was auszurichten. Mein Rat wäre, so ein armer Mensch sollte sich, so lange es noch Zeit ist, in einen bestimmten Beruf einspannen und denselben mit peinlicher Gewissenhaftigkeit zu erfüllen trachten. Ich habe in meinem Leben manche

mit List und Gewalt eitel gemacht, sie mögen wollen oder nicht. Wenn sie aber einmal wollen, dann sind sie unersättlich. Aber was soll man bei dieser verbreitetsten der menschlichen Kulturschwächen tun? Die Eitelkeit anderer möglichst schonen und die eigene möglichst bezähmen. An sich selbst merkt man die Vettel schwer, da versteckt sie sich gerne hinter den „Ehrgeiz". Aber an anderen sehen wir, wie lächerlich sie ist. Ich war in jüngeren Jahren sehr empfänglich für Ehrungen, überaus empfindlich gegen Lob und Tadel. Dann habe ich eine Art Abhärtungskur angewendet. Den Ehren, die am Wege lagen, wich ich absichtlich aus, so gerne ich sie gehabt hätte. Auf Lob horchte ich nicht hin; mir gemachten Tadel verbreitete ich in meinen Kreisen und stellte mich hinten an, wo ich vorne hätte stehen mögen. Das mag manchmal ein bißchen nach Heuchelei geschmeckt haben, ich meine aber doch, daß es redliche Selbsterziehungsabsicht gewesen ist. Gemeint war es so. Nun plagt mich der Ehrgeiz kaum mehr. Und darauf wäre ich gerne stolz, wenn —. Ach, die Eitelkeit, man entkommt ihr nicht.

Am 25. November.

Um der Autographenbettelei und deren Umständlichkeit ein wenig zu steuern oder sie nutzbar zu machen, hat der Waldheimatphotograph einen neuen Brauch aufgebracht. Er ließ eine Anzahl meiner Bilder von mir mit dem Namen versehen. Dieselben verkauft er teurer und liefert per Stück eine Krone für den Waldschulhausfonds ab.

Am 26. November.

Die Geschwindigkeit hätten wir nun weg — sie ist keine Hexerei. Nun sollten wir uns einmal in der Langsamkeit üben. Ich war auch so ein ungeduldiger Patron. Nichts ging mir schnell genug. Aber das hat weder körperlich noch geistig wohl bekommen. Seit einiger Zeit übe ich mich an langsamem Gehen, an langsamem Arbeiten, an langsamem Essen, in allem an einem gemäßigten Tempo — und damit ist eine größere Behaglichkeit in mein Leben gekommen. Langsamere Bewegung bringt eine tiefere Bedächtigkeit, die sich der Mensch nicht erst fürs Alter aufheben sollte. Nur die Poststunde habe ich noch nicht überwunden. Da die Post leider, leider Beherrscherin meines Tages geworden ist, so sehe ich ihr schon allemal mit Spannung entgegen, sehe sie mit Hast durch, trachte sie in Eile abzutun, um wieder ein Bißchen Freiheit und Muße zu erlangen. Das regt mich auf und spannt mich ab. Ich glaube, die Post allein mit ihren täglich neuen widerhaarigen Ansprüchen könnte meinen Nerven gefährlich werden. Die Post bringt mir allergrößtenteils freundliche Sachen und doch empfinde ich — wenn die Pakete, die Briefe, die Zeitungen u. s. w. zur Tür hereingebracht merden — sie als etwas

zurück: Es hat schwer gehalten, aber er hat zugestimmt. — Der König: Nachdem mich mein Minister vor dem Feinde im Stiche läßt und ich ihn nicht ersetzen kann, so muß ich, auch von meinem Sohne bestimmt, den schmachvollen Frieden annehmen. — Die Worte waren stark, Bismarck ertrug sie gelassen in dem Bewußtsein, unabsehbares Unheil von seinem Volke abgewendet zu haben. Das nur das politische Moment. Was in diesen Tagen der Mensch Bismarck empfunden haben mag, das wird einst der Dichter erzählen. Heute wissen wir nur soviel: Wäre damals der Krieg gegen Österreich rücksichtslos fortgesetzt worden, so hätte die europäische Politik andere Wege eingeschlagen und es gäbe noch kein Deutsches Reich, und sicher auch kein starkes Österreich. — In unserem Graz gibt es eine versteckte Partei, die vom schönsten Platz der Stadt die Tafel „Bismarckplatz" gerne herabreißen möchte. Ich glaube, wir lassen sie hübsch oben.

Am 30. November.

Als man dran war, nach den beispiellosen deutschen Siegen in Versailles die deutsche Kaiserwürde zu errichten, konnten die Herrschaften sich wieder einmal nicht einigen. Bismarck, der Kronprinz und viele Bundesfürsten wünschten den Ausdruck: „Deutscher Kaiser". Aber König Wilhelm I., der sich anfangs gegen die Annahme des Kaisertitels überhaupt geweigert hatte, wollte endlich den Titel „Kaiser von Deutschland" haben. Bismarck gab sich mit allen möglichen Argumenten Mühe, den König von dieser Bezeichnung abzubringen, sagte unter anderem auch, Kaiser von Deutschland sei eine territoriale Machtanmaßung, während es sich doch um nichts als um einen das deutsche Volksideal zusammenfassenden Titel handle. Der König gab nicht nach. Noch zur Stunde der Kaiserproklamation am 18. Jänner 1871 war die Frage ungelöst. Der Großherzog von Baden, der das abschließende Hoch auszubringen hatte, half sich dadurch, daß er weder den „deutschen Kaiser" noch den „Kaiser von Deutschland" leben ließ, sondern ausrief: Kaiser Wilhelm lebe hoch! — Wenn der Hofprediger Rogge, der bei jener Proklamation im Versailler Königsschlosse den Gottesdienst zu halten hatte, mir erzählte (suche 19. September), daß bei seinem damaligen Gebet das erstemal das Wort „deutscher Kaiser" zum Ausdruck kam, so kann das allerdings nicht buchstäblich offiziell, sondern nur im Sinne der Kaiserwürde überhaupt gemeint gewesen sein.

Zeit gehabt, die öde und freudlos war. Das eine aber hat mich immer erfrischt — täglich meiner mir zumeist selbstgestellten Aufgabe scharf nachzugehen. Am meisten Befriedigung gewährte mir stets, ein gegebenes Versprechen genau eingehalten zu haben. Man braucht sich ja nicht Allzuschweres vorzunehmen; aber die Aufgabe mit aller Gewissenhaftigkeit und Verläßlichkeit zu erfüllen, daraus habe ich mir anderen gegenüber immer eine Ehre gemacht und war es mir stets zur weiteren Kräftigung. Der meisten Leute Fehler ist, daß sie bei ihrem Berufe immer nur an den Lohn, nie an die Arbeit denken. Der Lohn entspricht sehr oft der Leistung nicht, und wenn auch, so wäre damit unserem Werte an sich nicht Genüge getan. Wer nicht schon in der Arbeit eine Genugtuung findet, der wird nie zur Zufriedenheit gelangen. — Diese Gedanken wurden wieder wach, als ich heute einem mit Gott, der Welt und sich selbst zerfallenen Menschen begegnete, der sich an allem übersättigt hatte. Dem rufe ich eindringlich zu: Mensch, suche dir eine Pflicht! Und übe sie gewissenhaft. Dann bist du gerettet!

Am 29. November.

Las ich die „Gedanken und Erinnerungen von Bismarck". Für den Österreicher ist die Szene in Nikolsburg von höchstem Interesse. Man kann sich nicht oft genug ihrer erinnern. König Wilhelm und sein Generalstab wollen nach dem großen Sieg bei Königgrätz den Krieg weiterführen, in Wien einziehen und Österreich noch tiefer demütigen. Bismarck, weitschauend, denkt an die drohende Franzosengefahr und an die Notwendigkeit eines mit Deutschland befreundeten Österreich, er will mit diesem unter glimpflichen Bedingungen Frieden machen. Der König widersetzt sich ihm heftig, er wolle den Sieg ausnützen und den „Schuldigen" (Österreich) bestrafen. Bismarck: Wir sind nicht da, um zu richten, sondern um deutsche Politik zu machen. — Der König: Österreichs Rivalitätskampf gegen uns! — Bismarck: Ist nicht strafbarer, Majestät, als der unsere gegen Österreich. — Aber der König bleibt bei dem entschiedenen Nein — Fortführung des Krieges. Da eilt Bismarck ins Nebenzimmer und bricht, zutiefst von den Vorgängen erregt, in einen Weinkrampf aus. Zur selben Stunde kommt ihm der Gedanke, sich vom offenen Fenster seines vierten Stockes in die Tiefe zu stürzen. Da tritt leise der Kronprinz Friedrich Wilhelm zur Tür herein, legt ihm die Hand auf die Achsel: Ich bin gegen diesen Krieg gewesen, Sie wissen es. Nun, er ist ausgebrochen, Sie tragen die Verantwortung. Wenn Sie glauben, daß der Zweck jetzt erreicht ist und Frieden machen wollen, so will ich Ihnen bei meinem Vater dazu helfen. — Er eilt zum König, kommt nach einer Weile

Sein Werk war ein Einfall, ein weltgeschichtlicher Witz, ein ungeheures Virtuosenkunststück, eine großartige Negation, aber keine positive Tat; es stand und fiel mit ihm, war an seine vergängliche Person gebunden, lebte nicht länger als sein Leib, hatte nur ein episodisches, nur ein durch seine riesenhaften Umrisse epochal erscheinendes Dasein; solche Werke hatten Herostratos, Kaiser Etzel, Chan Tschingis auch vollbracht; nichts war davon geblieben als ihr nackter Name.

Wenn er sein Werk ansah, mußte er weinen; eine Welt wollte er schaffen, Kulissen hatte er gemalt; ein Epos wollte er dichten, eine groteske Posse wurde es.*) Ein Marmorbildwerk träumte er, eine Gipsfigur entstand.

Goethe schuf mehr als er; der vollbrachte eine lebendige, lachende, blühende Welt von ewiger Dauer.

Er aber hatte Welten vernichtet, hatte Millionen lebendiger, blühender, lachender Welten, die in Menschenhirnen lebten, zu Brei zermalmt; sein Schaffensdrang hatte sich zu Henkerswerk gewandelt, er war zum Mörder einer Menschheit geworden.

Er wurde es, weil er an sich zum Mörder wurde; einen großen, kühnen, freien Schöpfergeist gab ihm das Geschick; er mißbrauchte ihn; Ewiges, Unvergängliches, Herrliches sollte er schaffen; Episodisches, Zerfliegendes, Grausiges schuf er.

Die Menschheit zahlte es ihm schrecklich heim; als ein Nichts starb er auf der Klippe im Meere den langsamen Tod der Langeweile, ein armer Mann, ein geistiger Bankerotteur, ein entgleister Künstler, der sich im Material vergriffen und sein Leben in Nichtigkeiten, seine Kraft in Nebensächlichkeiten, sein Können in Belanglosigkeiten vergeudet hatte.

Als er tot war, blieb von ihm nicht mehr übrig, als von einem Menschen ganz gemeiner Art; die Weltgeschichte verzeichnet seinen Namen unter den großen Vernichtern, unter den negativen Helden.

Darum scharrte ihn, den entgleisten Künstler, das Schicksal in der Armensünderecke der Geschichte ein.

Und auf seinen Grabstein schrieb es nur die zwei Worte: Lui-Même.

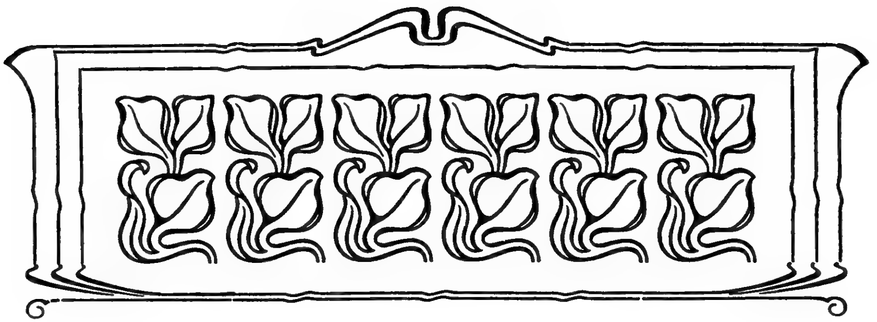
Weiter nichts.

Goethe im deutschen Zusammenbruch vor hundert Jahren.

In dem soeben erschienenen jüngsten Heft der Zeitschrift „Stunden mit Goethe" unternimmt es der Herausgeber, Dr. Wilhelm Bode in Weimar, des Dichters Stellung in den Jahren des deutschen Zusammenbruches objektiv und eindringlich zu würdigen. Er beleuchtet dabei die für uns heute gewiß nicht immer leicht verständliche Art von Goethes Patriotismus und erinnert allen Zweiflern gegenüber an die untrüglichen Beweise seines tief innerlich vaterländischen Gefühls, namentlich an das Gespräch mit Luden im November 1813. Ludens Bericht zeigt uns, daß Goethe bei allem, auch damals noch andauernden, Mißtrauen gegen die nächste Zukunft doch an eine spätere große Zeit Deutschlands glaubte:

„Glauben Sie ja nicht", sagte der Dichter, „daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein! diese Ideen sind in uns, sie sind ein Teil unseres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch mir liegt Deutschland warm am Herzen; ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise

*) So ein Hauptmann von Köpenick im großen. Die Red.



Kleine Laube.

Napoleon, der Nichtige.

Entgegen der landläufigen Meinung weist eine geistvolle Studie von Hermann Löns im „Türmer“ (Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) dem Korsen Bonaparte vorwiegend, ja fast ausschließlich die Eigenschaft zu, daß er Phantasiemensch gewesen.

„Denn er war immer unglücklich, unglücklicher als je ein Mensch; er war aus einem Nichts ein Alles geworden, war der Kaiser Europas, der Herrscher der Welt, hatte mehr erreicht, als seit Jahrtausenden je ein menschgeformter Geist, und war doch unglücklich.

Er wäre es nicht gewesen, wäre er ein Verstandesmensch gewesen; ein solcher ist mit dem persönlichen Erfolge zufrieden; seine Sehnsucht ist Macht; nach Macht aber strebt nur der Machtlose.

Er aber war mächtig, er konnte schaffen; er tat es nicht, er vergaß, was seiner Jugend Ziel und Traum war, und zerstörte.

Zwischen den Schlachten las er Werthers Leiden; der einzige Mensch, zu dem er nicht hinabsah, war Goethe; als Mann sprach er: ‚Die Phantasie beherrscht die Welt.‘ Des jungen Napoleon Schaffensdrang hatte sich in Versen ausgetobt.

Das sind merkwürdige Eigenschaften für einen Mann, der ganz aus Verstand und kaltem Willen zusammengesetzt zu sein scheint; aber das waren nur Anpassungserscheinungen, nicht innere Wesenseigentümlichkeiten.

Seine glühende Rhetorik, seine Vorliebe für die Phrase, seine übersprudelnden Liebesbriefe, seine Theatralik, seine Koketterie, sein Haschen nach Äußerlichkeiten, seine Verleugnung seiner selbst durch seinen Kniefall vor dem Feudalismus — das alles beweist, daß seines Wesens Urgrund nicht der enge, besonnene Verstand, sondern die weite, schrankenlose Phantasie war.

Ihr verdankte er seine Erfolge; seine Niederlagen brachte ihm der Verstand, seines Geistes schwächere, von ihm aber künstlich großgezogene Seite; das war sein Unglück, nicht Waterloo und St. Helena, ebensowenig wie Austerlitz war ein Glück für ihn.

Auf der höchsten Höhe seines persönlichen Glückes war er nicht glücklich; seines Werkes Glanz und Pracht konnte ihn blenden und ergötzen, konnte ihn aber nicht befriedigen; in stillen Stunden fühlte er das, in den wenigen stillen Stunden, die sein in Äußerlichkeiten aufgehendes Leben ihm ließ.

Denn was war das, sein Werk? War es wirklich ein Werk? Ein Werk hat Dauer; er war zu klug, um nicht zu wissen, daß sein Werk nicht von Dauer sein könnte.

Alpenrose*).

Alpenrose, edle Blüte,
Welch Geheimnis wohnt in dir,
Wonne weckst du im Gemüte,
Alles Leid verstummt in mir:
Seh ich dich, der Ruhelose —
Alpenrose — Alpenrose! —

Rascher schlagen meine Pulse,
Frischer wird es mir zu Mut,
Seh ich dich auf hohem Felsen
In der Sonne goldner Glut; —
Das Herze jauchzt, der Sorgen lose:
Alpenrose — Alpenrose! —

Eine Welt von Glück und Freuden
Lacht hinaus ins Morgenrot,
Eine Welt, so schön, so heiter
Wie der Liebe junges Rot! —
Und ich träume selig, lose; —
Alpenrose — Alpenrose! —

Sage, liebe Blume, sage:
Bist du nicht dem Herzen
Mutter Erde tief entsprossen, —
Um zu lindern unsere Schmerzen?
Deine Seele schwebet lose; —
Alpenrose — Alpenrose! —

Deiner Seele will ich glauben
Dem, was still in ihr erglüht;
An die Liebe mußt du glauben,
Und die Liebe treu erblüht! —
Glücklich wird der Freudenlose! —
Alpenrose — Alpenrose! —

Otto Heinrich Hoerner.

Mei Wunsch.

Ön altn Jahr sei Liacht brinnt aus,
Ma merkts, weils ehzeit dunklt;
Drum schickt uns da Herrgott a neugs ins Haus,
Das glanzt und strahlt und funklt.

Er hat ja sei herrlichi Welt so gern
Und will, daß d Leut drin sehan.
Wanns drauf amal ewigi Nacht wollt wern,
Ön Herrgott selm tats am wehan.

Für gstorbni Leut an mancha Bahr
Ums ewigi Liacht her i betn;
A dö lebadn habn, daß eah a neugs Jahr
Ins Herz einileucht, vonnötn.

Drum wünsch i ma d Welt, so weit ma schaut,
Voll Sunnschein draußt und drinnan,
A Jahr, a liachts, bis zum letztn Laut,
Bis dö Totenkerzn brinnan.

Hans Mittendorfer.

Der Segen der Mundart.

Wenn wir mit dem Vater Jahn das deutsche Vaterland überall da suchen wollen, wo die deutsche Zunge klingt, so werden wir einen ganz überraschenden Formenreichtum unserer Sprache finden. Aber auch wenn wir uns nur auf das beschränken, was in Deutschland selbst in gepflegter Ausdrucksweise gesprochen wird, müssen wir zugeben, daß wir keine Sprache haben, die in einer allgemein gültigen Form im Norden und Süden geradeso gesprochen würde, wie im Osten und Westen. Ja, der Engländer versteht sich womöglich weit besser mit einem Plattdeutschen als dieser mit einem Alemannen, und ein echter Berliner dürfte Not haben, einen oberbayrischen Wälderbauern zu verstehen, wo doch alle deutsch reden. Sollen wir das beklagen oder begrüßen? Wäre es wünschenswert, daß hier eine Gleichheit einträte oder stellt nicht eher die Verschiedenheit einen eigenartigen Reichtum dar? Wenn man der Schule glauben wollte, so wäre es das einzig Richtige, dialektfrei zu reden, und unfein klänge es, wenn man sich anmerken ließe, woher man stammt. Auch die einzelnen Stämme unseres Volkes hänseln sich untereinander mit ihrer Mundart; der Norddeutsche sieht in der langsameren Art des Süddeutschen zuweilen einen Beweis langsamen Denkens, und dieser rächt sich, indem er dem schnellredenden Bruder auch vorschnelles Urteil vorwirft. Und all das hindert doch die Masse nicht, Dialekt zu reden.

*) Nach Wunsch des Verfassers die ursprüngliche, nicht durch die Redaktion korrigierte Form. Die Red.

hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag. Denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität.

Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn fest, diesen Gedanken.

Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist — mit Napoleon zu reden — noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zugrunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Zukunft haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird (denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters), als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, nach seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den anderen Völkern, sondern wenigstens hierin voranstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit er nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht."

Singvögel.

In vino veritas.

In den Keller zu Admont
Kam ich manche Jahre,
Um zu forschen, ob im Wein
Liegt das ewig Wahre.

Träumend von dem Rebenland,
Sah ich Trauben reifen,
Lernt' das Sprichwort mit der Zeit
Nach und nach begreifen.

„Was dem Erdenschoß entsprießt,
Wächst im Sonnenscheine,
Das ist gut, ist wahr und echt!"
Sagten mir die Weine.

O, ich zweifle nicht daran,
Will die Wahrheit preisen,
Such' mit stetem Wissensdurst
Nach weiteren Beweisen.

H. H. Just.

Am Posten!

Die Sterne blinken in der Runde
Und blitzen, selbst der kleinste tritt
Hervor aus seinem Hintergrunde
Und macht den prächt'gen Aufzug mit.

Kein Zeichen stört die tiefe Ruhe,
Die ganze Gegend liegt erstarrt,
Der Schnee nur unter meinem Schuhe
Bei jedem Schritt und Tritte knarrt.

Leicht, aber scharf die Luft von Osten
Um Nase mir und Ohren bläst,
Zehn Uhr vorbei, ich steh' am Posten
Und denk zu Haus ans warme Nest.

Ferdinand Reichel.

hat, ob seine Sprache rein oder dialektisch sei. Bei Uhland „forcht sich der wackre Schwabe nit"; bei Mörike heißt es „des Schäfers sein Haus und das steht auf zwei Rad". Das, wie viele ähnliche Beispiel, mutet uns besonders gemütlich an, eben weil es sich von der nivellierenden Schriftsprache entfernt. Das Naturgemäße des Dialekts ist aber zugleich auch das, was ihn so stark macht und gegen Angriffe sicherstellt. Wenn seit Jahrhunderten die ausgleichende Schriftsprache Vereinfachungen hervorgebracht hat, hat der Dialekt noch uralte Formen festgehalten. So sagt man zwar „zwei" durch alle drei Geschlechter, aber z. B. im Alemannischen noch „zwo Froue", „zwee Manne" und „zwei Chind". Wir reden davon, daß eine Tür zu sei, und nennen sie „geschlossen". Der Dialekt sagt eine „zuene Tür" wie eine „offene Tür". Dies ist eine Probe der Sprachbildung, wie wir sie auch oft dem Dialekt verdanken. Jedenfalls ist die Mundart eine äußerst lebenskräftige Form der Sprache, die Altes enthält und für neue Bedürfnisse auch bald neue und bezeichnende Worte schafft.

Vor allem ist die Sicherung der Mundart in solchen Gegenden notwendig, wo das Deutschtum gefährdet ist, und man beobachtet auch vielfach, daß durch Generationen, ja durch Jahrhunderte hindurch in solchen exponierten Landesteilen die ursprüngliche Mundart sich mit der Treue zum alten Vaterland erhalten hat. Eine Ausgleichung der dialektischen Eigentümlichkeiten würde eine Schwächung der Sprache und den Anfang zu ihrer Vernichtung bedeuten, während in der Mundart sich ja auch die alte Stammesart noch klar ausprägt, die notwendig im Kampf um die Existenz der Nationalität festgehalten werden muß. Dem Vorurteil also, als sei der Dialekt eine minderwertige Form der Schriftsprache, muß man mit aller Klarheit entgegentreten, weil es geeignet wäre, eine mächtige Hülfe in der Festhaltung des deutschen Wesens zu vernichten.

Karlsruhe. Dr. Edmund v. Sallwürk.



Eine Hilflose. Roman von Mite Kremnitz.

Von einem Buche will ich sprechen. Nicht im Talar, das Käppi auf dem Kopf, nicht als Richter. Ich finde die Kritiker lächerlich, die sich eine Amtsgewalt über die Kunst anmaßen, die mit Büchern, Noten oder behauenem Marmor spielen wie mit einem Angeklagten, und in irgendeiner Majestät Namen Schuld- oder Freispruch fällen.

Über ein Buch will ich sprechen, nicht richten. Jedem, der es lesen wird, überlasse ich es, sein Verhältnis zu dem Buche zu beziehen. Aber ich weiß im voraus, daß gar manche es mir innig danken werden, sie gerade auf dieses Buch gewiesen zu haben. Denn es ist nicht wie viele. Es flattert nicht anmutig an der Seele — vorbei. Es macht keinen sensationell-brutalen Stoß gegen unser Inneres, dem von da alsbald der Gegenstoß folgt — und dann ist alles glatt und ausgeglichen. Es senkt sich schwer und schön in unsere Tiefe. Und wenn es dort ruht, so verschwindet es nie mehr in Vergessenheit. Wenn wir es in stiller Erinnerungsstunde wieder betrachten, so fühlen wir unsere Herzen, die das Buch in sich aufgenommen haben, gehoben. So schlicht der kleine Roman ist, von dem ich spreche, er hat eine wunderbare stille Kraft. Die Kraft, die er mit den meisten seiner Geschwister, den übrigen Dichtungen der Mite Kremnitz, teilt: er stammt nicht nur aus der bildnerischen Begabung der Phantasie und dem Fond durchdachter, vielfältiger Beobachtung — er ist ein Kind der großen Liebe. Der großen, selbstlosen Liebe. „Eine Hilflose" heißt der kleine Roman.*)

Ein jeder kann ja nur für sich selbst einstehen, und mir ist es mit den Schriften der Dichterin so ergangen: Der Zufall spielte mir vor Jahr und Tag ihren Novellenband

*) „Eine Hilflose", Roman von Mite Kremnitz, (Berlin W 50, „Concordia" Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock, 1906.)

Die geschichtliche Betrachtung lehrt uns, daß man zurecht die Mundarten festhält. Denn sie sind die ursprünglichen Erscheinungen und hätten sich vielleicht im Laufe der Jahrhunderte in ähnlicher Weise untereinander verschieden gestaltet, wie das die romanischen Sprachen tun, die doch auch alle auf das gemeinsame Latein zurückgehen. Wenn dann Luthers Bibelübersetzung uns eine gemeinsame Schriftsprache geschaffen hat, so ist das zwar eine der größten nationalen Taten eines Deutschen, aber er, der meinte, man müsse „dem Volk aufs Maul schauen“, um auch volkstümlich zu reden, wäre der Letzte gewesen, der der Vernichtung der Dialekte das Wort geredet hätte.

Reden wir schriftdeutsch, d. h. vermeiden wir bewußt alle dialektischen Eigentümlichkeiten, so reden wir künstlich in einer gemachten Sprache, die nirgends gesprochen wird. Wir müssen das oft tun, weil diese sogenannte dialektfreie Sprache die mittlere Linie darstellt, auf der wir in ganz Deutschland verstanden werden. Anderseits ebnet diese offizielle Sprache alles Hervorstechende allzusehr ein; sie macht allzu gleichmäßig und schneidet die üppigen Zweige zu stark zurück, die am alten Eichenstamme unserer deutschen Sprache sprießen. Der Dialekt aber bietet im Wort und in der Form gerade das, was dem Charakter des Volksstammes besonders eigen ist. Das Urwüchsige der Sprache hat in der Mundart seine Quelle, wie die vielen treffenden Bilder oder bildlichen Ausdrücke beweisen. Vor allem stammen die Wörter alle aus dem Dialekt, die ganz eigentümliche und nicht genau bestimmbare Laute darstellen („gurren, glucksen, staren, grunzen“ u. s. w.), während die Schriftsprache dafür oft ganz farblose Worte findet. Vor allem aber erhält die dialektische Sprache viel Altertümliches aus Gebräuchen früherer Zeit. Unsere jetzige Art, Schulden festzustellen, kennt z. B. kein Holz mehr, in das man Schnitte einhieb, um Zahlen sich zu merken, aber wir sprechen davon, daß man „etwas auf dem Kerbholz habe“; das Futter unserer Kleider spielt nur eine untergeordnete, bei Männerkleidern sogar eine verborgene Rolle; aber da man früher bei Schlitzärmeln im Mittelalter das feine Seidenfutter besonders herauszog, um es dann mit Bändern am Handgelenk und Ellbogen festzubinden, so redete man von einem Ausband wie heutzutage noch. Und so gibt es viele Beweise davon, daß der Dialekt Altertümliches festgehalten habe. Aber vor allem äußert sich im mundartlichen Ausdruck die ganze Fülle des Gemüts, denn der Dialekt ist die ungekünstelte und unmittelbare Sprache, während die Schriftsprache sich des überlegenden und abwägenden Geistes bedienen muß. Die Werke von Fritz Reuter, Peter Hebel und Klaus Groth haben nicht zuletzt ihrer Form die große Beliebtheit zuzuschreiben. (Ebenso steht es mit der oberbayerischen Mundart eines Stelzhamer, Rosegger und Stieler.) Denn die Seele eines Menschen schaut uns viel klarer ins Auge, wenn dieser sich in der natürlichen Sprache ausdrückt, wie er es im Elternhaus als Kind gelernt hat, während die Schriftsprache immer auf Fremde Rücksicht nimmt und einen fast gewaltsamen Eindruck machen kann.

Wem also daran gelegen ist, den alten Stamm der deutschen Sprache zu erhalten, der muß vor allem auch seinen Dialekt pflegen. Wohl ist es im Leben nötig, die Schriftsprache oder doch eine gemäßigt dialektische Sprache zu beherrschen, aber man sollte doch nicht ohne Not ganz auf die ursprüngliche mundartliche Ausdrucksweise verzichten. Man kann ja auch nachweisen, daß die größten Schriftsteller Spuren des Dialektes zeigen, und wenn wir auch nicht mit dem jugendlichen Schiller „Menschen“ auf „Wünschen“ reimen dürfen, so müssen wir doch lesen: „und Marmorbilder stehn und sehn mich an: was hat man dir, du armes Kind, getan“, nicht „an“ mit kurzem a. Ja, wenn Goethe gar sagt: „ach neige, du Schmerzensreiche“ u. s. w., so beweist das, wie wenig er sich darum gekümmert

sie sich den Tod gibt, macht sie groß. Was böte ihrem mißhandelten Dasein das Leben? Aber daß sie es tut ohne einen Gedanken an Vergeltung und Rache, daß sie sorgsam alle Spuren tilgt, die ihren Gatten zur Selbstanklage und Reue leiten könnten, weil sie ihn frei und glücklich dem Leben erhalten will — das macht sie in ihrer tiefen Bescheidenheit wahrhaft erhaben. Und das ist Blut vom Blute der Dichterin! Wie Mite Kremnitz die Tragödie darstellt, so wortarm, so trocken fast, das verrät ein Stilgefühl von höchster Kultur. Nur Tatsache ist an Tatsache gereiht — und uns bleibt das Sinnen und Träumen. Wir denken an Beate in „Rosmersholm", die lautlos vom Stege ins Wasser glitt, um Johannes freizugeben. Das Drama des Überlebenden fehlt in dem Romane; in Ibsens Drama dagegen taucht Beate nur als Schatten aus der Vergangenheit. Die Dichtungen ergänzen sich fast.

Noch einmal: Ich kann nur denen Gutes versprechen, die mit mir fühlen und denken. Denen empfehle ich den kleinen Roman „Eine Hilflose". Männern und Frauen ... Daß er manchen tief ergriff, bezeugen begeisterte Stimmen. Der bekannte englische Schriftsteller Sidney Whitman schreibt im „Petit Bleu", dem Brüsseler Weltblatte:

„Die literarische Kritik hat in letzter Zeit ihre Aufmerksamkeit in ganz besonderem Maße einer deutschen Schriftstellerin zugewandt, deren erste Werke weit über Deutschlands Grenzen einen großen Widerhall gefunden haben. Einige davon sind gemeinsam mit Rumäniens Königin Carmen Sylva verfaßt, und man hat die Frage aufgeworfen, ob Carmen Sylva jemals wieder eine so glückliche Hand gehabt hat wie damals, als sie mit Mite Kremnitz schrieb unter dem Doppelpseudonym Dito und Idem ... Will man dieser feinen, poetischen und schöpferischen Schriftstellerin in dem Maße gerecht werden, wie sie es beanspruchen darf, so genügt es nicht, den künstlerischen, auch nicht einmal den geistigen Wert ihrer Werke zu betrachten. Die Ethik ist's, welche uns vor allem bei ihr entgegentritt. Das Wesen einer Frau, die viel gelitten hat, ringt nach der gewaltigen Liebe jener Ausnahmenaturen, die viel verlangen, aber dafür auch alles geben. Das ist's, was sich aus dem Werke der Mite Kremnitz heraushebt."

Hermann Kienzl, Berlin.

Oststeirisches Bauernleben. Von Rosa Fischer. Zweite Auflage. Mit dem Bildnisse der Verfasserin. (Graz. Leykam. 1906.)

Als vor drei Jahren dieses Büchlein zum erstenmal in die Welt trat, war unter den Freunden des steirischen Volkstums, besonders unter den Kritikern, sofern sie den neuen Namen und die neue Erscheinung nicht übersehen haben, helle Freude. War es doch wieder einmal eine echte, urwahre Darstellung unseres Volkslebens, wie es in der östlichen deutschen Steiermark heute noch herrscht, teilweise aber gerade schon im Erlöschen ist. So unmittelbar, so warm, so treu waren diese Menschen geschildert, wie es nur ein künstlerisch veranlagtes Gemüt, das selbst so ganz und gar seinem Volke angehört, zustande bringt. Ich kann mir eine Schilderung des Landvolkes nicht schlichter, nicht wahrhaftiger und nicht liebreicher denken, als sie Rosa Fischer bietet, das tapfere „Bauern-Dirndl" von Hartberg. Schon mit dem ersten Auftreten erzwang sie es, ernst genommen zu werden, und nicht eine Stimme ist mir bekannt, die etwas gegen Rosa Fischers Büchlein einzuwenden gehabt hätte. Es müßte denn sein, daß die Verfasserin trotz ihres ganz vorzüglichen Stiles hie und da sprachliche Unebenheiten übersah bei der Korrektur, oder gar einmal einen Gedanken oder Ausdruck, der auf irgend jemanden mißverständlich gewirkt hat. Solche Dinge sind nun auch geschlichtet in der zweiten Auflage, die eben erschienen ist. Auch um ein gutes Stück vermehrt wurde das Buch, das seiner Natur nach ja nie abgeschlossen sein kann, weil der Stoff unerschöpflich ist. Das Werkchen, welches unsere heimische Literatur so ehrenvoll vervollständigt, wird stehen bleiben, wie es die Dichterin meint, als ein Markstein deutscher Frömmigkeit, Urwüchsigkeit, Zufriedenheit, Schaffenskraft und Vättersitte — auch wenn diese Tugenden in den unseligen Wirren und Irren der Zeiten untergegangen sein werden.

Rosegger.

Die goldenen Türme. Roman von Max Geißler. (Leipzig. L. Staackmann.)

„Die goldenen Türme" sind das Sinnbild eines Zieles, welches je nach der Individualität und dem Berufe der Hauptpersonen des Romans verschieden — immer aber ein Ideal ist. Im Mittelpunkte der Handlung steht zunächst ein junges Heidebauernehepaar: die Frau eine starke Natur von außergewöhnlicher Willenskraft, der es gelingt, den Makel ihrer Herkunft zu tilgen; der Mann ein schweigsamer, kernechter, aber zur Sinnierung neigender Kätnersohn, der einen verlodderten Heidehof zu einem wohlbestellten Gut erhebt. „Die Stadt mit den goldenen Türmen" zu erobern, liegt zwar außer seiner Macht, aber die Hoffnung, daß es seinem Sohne gelingen werde, trägt ihn durch die Mühsale seiner Tage. Auch dieser Sohn sieht die goldenen Türme im Westen des Heidehimmels stehen, wenn die Sonne untergegangen ist. Aber sie bedeuten für ihn ein anderes Ziel als für den Heidebauer; denn er hat eine tiefe Abneigung gegen den väterlichen Beruf. Die Darstellung der geistigen Entwicklung dieses Kindes, des trutzigen und doch zugleich verträumten Heideknaben, der durch die Mühseligkeit der Armut den Lorbeerkranz des Dichters sich er-

„Mann und Weib“ und die Erzählung „Sein Brief“ in die Hände. (Beide im Verlage Schottländer, Breslau, erschienen.) Mein Gott! Wie viel, wie überviel, „erzählt“ doch die neue, neueste „schöne“ Literatur an jedem Tage! Und seit die Frauenbewegung die unbeschäftigten Kräfte der Frauen mit einer Einseitigkeit, die im Widerstande der Objekte begründet ist, recht wütig auf die Literatur losgegangen hat, wächst Vorsicht zum Mißtrauen aus. Aber hier — das war etwas anderes! War in der männlichfesten Führung dieses Geistes das weibliche Element zu erkennen, dann gewiß nicht in redseligen Lyrismen, nicht in der variierten Wiedergeburt dessen, was die Schöpferischen früher schon gegeben hatten, auch nicht in überstiegenen Orgien entzügelten Bacchantentums, mit denen manche Schriftstellerinnen die Befreiung ihres Geschlechtes zu erweisen wähnen; wohl aber in der feinsten Analyse der weiblichen Psyche, deren vielleicht nur eine Frau fähig ist — und in jener Verankerung der persönlichen Ethik, deren gewiß nur eine Frau, aber eine unter vielen tausend, fähig ist. Ja, das sind sie, die großen Gedanken, die aus dem Herzen kommen! Der weite Ausblick der hochgebildeten Schriftstellerin lehrte sie die vollkommenste Objektivität. Sie sieht nicht Schuld und sie bestraft nicht, wo die Natur allein anzuklagen wäre. Die kompliziertesten Verhältnisse liebender und hassender Menschen, alles, was die Gesellschaftsmoral gut und böse nennt, entwirrt sich vor ihrem einsichtigen Begreifen als Wirkung natürlicher Ursachen, die es nur zu verstehen gilt. Dennoch — bei all ihrer bewundernswerten Objektivität, einer als „männlich“ bezeichneten Eigenschaft — steht sie der Natur nicht nur zur Seite, sondern hebt sie auch über sich empor. Sie steht der Natur zur Seite, indem sie — unbewußt in der naiven Gestaltung ihrer Werke, denen kein Moralin anhaftet — alle schwierigen Probleme auf die Einheit der Formel zurückführt: „Lebenerhaltend oder lebenzerstörend“ (natürlich eine Frage, die immer nur individuell zu beantworten ist, denn hier erhält, was dort zerstört); und sie erhebt ihre innere Welt über die rohe Natur, indem sie, wie Ibsen, im Siege der Liebe über die Leidenschaft, des Ewigen über das Zeitliche, in der Verklärung der Entsagung zu dauerndem Besitz die Veredelung des Menschengeschlechtes erkennt. Mite Kremnitz ist keine ätherische Asketin, keine schwärmende Verleugnerin des Fleisches. Die weltlichen Gesetze achtet sie nicht, das Herz, das diese Gesetze mit einem heiligen Willen durchbricht, hat den Segen der Dichterin, wenn es aushält. Sie weiß aber — und ergreifend schildern es die meisten ihrer Dichtungen — daß der Weg durch diese Welt ein Weg des Leides ist; daß die feindlichen Objekte der Weltgesetze nur deshalb so drückend mächtig sind, weil wir Menschen zumeist viel zu hinfällig und schwach sind, unseren eigenen persönlichen Einsichten treu zu bleiben. An der Untreue, an der Unbeständigkeit des anderen geht zumeist der Eine in ihren Dichtungen zugrunde; oder er rettet sich in die Region des stillen Leides, das über den Dingen schwebt, und verzeiht. Äußerlich triumphiert in manchen dieser Erzählungen die korrekte Welt; aber der leise Ton des Hohnes und des Schmerzes, der sich in den stets objektiven Vortrag des Realen mischt, verwandelt solchen Sieg in Klage und Anklage.

So lernte ich die Schriftstellerin, deren Ethik ein so realistisches Gewand trägt, daß man Mite Kremnitz frühzeitig mit den Meistern des neuen Stils verglich, aus einigen ihrer Werke kennen. Dann die Dichterin persönlich. Ihr Können und ihr Wissen, ihr Erfahrenhaben, ihr Müssen und Wollen, ihr einsames Verharren inmitten einer weltlichen Welt, ihr von scharfer Erkenntnis und weichem Begreifen erfülltes Gemüt und ihre leidgeklärte Selbstlosigkeit geben in dieser seltenen Frau das Bild eines Ausnahmemenschen, das sich treu in ihren Werken spiegelt. Außer den schon genannten Novellen seien der bedeusame rumänische Kulturroman „Ausgewanderte“ (2. Auflage, Kröner, Stuttgart) und die kühne, gegen die Sexualvorurteile gerichtete Novelle „Mutterrecht“ (Schottländer, Breslau) hervorgehoben. Nebenbei und nur zur vollständigen Charakteristik sei erwähnt, daß Mite Kremnitz auch historisch-politische Werke verfaßt hat, so u. a. das von der Fachkritik gewürdigte vierbändige Memoirenwerk des Königs von Rumänien (Stuttgart, Cotta).

Nun das neue Buch, der Roman: „Eine Hilflose“. In dem gedrängten, pragmatischen Stil der Dichterin, der jede Arabeske meidet und nur Tatsache an Tatsache reiht, zieht ein armes, hohes Frauenschicksal an uns vorüber. Nur Tatsachen. Aber alles, was da geschieht, wächst aus dem echten Erdreich der Seele. Die Dichterin stimmt keine Harfe, ihrer blassen Lucie zu lobsingen. Als eine ruhmlose Heldin geht Lucie in den schweigenden Opfertod der Liebe. Mit ihr verblutet aber ein Hohes auf Erden: ein selbstloser Mensch. Lucie, die Mißgestaltene, deren erster Gatte sich vor der Brautnacht erschossen hat, findet die kurze Illusion des Liebesglückes. Es drängen sich ihr Beweise von der Untreue ihres Mannes auf. Die verständige Dichterin macht diesen Mann nicht etwa zum Schurken. Er ist nicht schlechter, als die besten, die einer Leidenschaft erliegen. Er ist — das ist Mite Kramnitz' tiefes Erkennen der immer selbstverständlichen Natur, und den Verbildeten erscheint es kompliziert! — er ist sogar fähig, zwei Frauen zu lieben. Doch Lucie . . . Nicht daß

Heiratsalter, Konstitution, erbliche Veranlagung, Schwäche des Nervensystems, gewerbliche Gesundheitsschädigungen, Mißbrauch mit Genußmitteln, verwandtschaftliches Verhältnis der Ehegatten u. s. w. werden in ihren Beziehungen zu Verlobung, Heirat, Ehe u. s. w. mit Gründlichkeit erörtert. Dr. L.

Meisterbilder fürs deutsche Haus. Neue Reihe. Herausgegeben vom „Kunstwart". 27. und 28. Folge, Blatt 157—168. (München. Georg D. W. Callwey.)

Die 27. Folge enthält: Blatt 157, Raffael: „Die schöne Gärtnerin". — Blatt 158, Dürer: „Madonna mit der angeschnittenen Birne". — Blatt 159, Pieter de Hoch: „Holländische Stube". — Blatt 160, Menzel: „Blücher". — Blatt 161, Andrea del Sarto: „Madonna". — Blatt 162, Millet: „Der Frühling".

Die 28. Folge enthält: Blatt 163, Dürer: „Die heilige Dreifaltigkeit". — Blatt 164, Holbein: Aus „Bilder des Todes". — Blatt 165, Van der Goes: „Anbetung des Kindes". — Blatt 166, Frans Hals: „Die Adriaensschützen". — Blatt 167, Rembrandt: „Die Kreuzabnahme". — Blatt 168, Andrea del Sarto: „Der heilige Johannes".

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. 8. Band: „Rembrandts Radierungen." — 9. Band: „Moritz v. Schwind." (Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. 1906.)

Die Deutsche Verlagsanstalt hat zur Ergänzung des Rembrandt gewidmeten Bandes II ihrer vortrefflichen Sammlung: „Klassiker der Kunst" nun auch die Radierungen des berühmten Malers in nicht weniger als 402 Abbildungen, also geradezu in absoluter Vollständigkeit vorgelegt. Es ist bekannt, daß Rembrandt als Radierer noch fast Bedeutenderes geschaffen hat denn als Maler und wohl der erste und berühmteste aller genannt werden kann, die auf diesem edlen Gebiete der Kunstschöpfung tätig gewesen. Die vortrefflich wiedergegebenen Blätter gewähren in der Tat Einblick in ein erstaunliches künstlerisches Schaffen. Die trefflichen Worte, welche H. W. Singer als Text vorausschickt, bilden eine wertvolle Einführung zum vollen Verständnis.

Einem weiteren Kreise als jenem der Kunstgelehrten allein wendet sich der stattliche Band IX dieses gediegenen künstlerischen Sammelwertes zu. Er bietet uns alle Schöpfungen des Meisters Moritz v. Schwind. also eines Künstlers, welcher noch in lebendigem Zusammenhange mit unserem gesamten Kunst-, Kultur- und Literaturleben steht. Wie bedeutend Schwind in Beziehung auf die Kulturentwicklung des 19. Jahrhunderts erscheint, wird uns erst aus dieser reichen Zahl seiner Schöpfungen klar, welche von den allerersten bis zu den letzten Meisterwerken hier in der vorzüglichsten Reproduktion wiedergegeben wurden. Kupferstiche, Holzschnitte, Aquarell- und Freskogemälde des vielseitigen genialen Mannes sind reproduziert, von denen so manchem selbst näheren Kenner kaum etwas bekannt geworden. Jeden Schritt in des Malers Entwicklung von den ersten schüchternen Versuchen verzeichnet diese Sammlung im Bilde und das Ganze erweckt Staunen über die Gedankenfülle und Reichhaltigkeit eines so unermüdlichen Schaffens. Neben den poesiereichen Märchenschöpfungen treten uns Blätter köstlichen Humors, neben sinnigen Allegorien große Schöpfungen aus der Geschichte oder Sage unseres Volkes in diesem Buche entgegen, welches so bewunderungswürdiges, volles reiches Schaffen eines Künstlers bietet. Eine treffliche Biographie Schwinds und reichliche Erläuterungen zu den Bildern hat Otto Weigmann dem Bande beigegeben. Dr. A. Schl.

Meyers Kleines Konversationslexikon Siebente gänzlich neu bearbeitete Auflage in 6 Bänden. (Leipzig. Bibliographisches Institut.) 1. Band 1906.

In dem unermüdlichen und durch den textlichen Wert der von ihm herausgegebenen Werke ebenso wie durch vortreffliche Illustrations- und Kartenherstellung ausgezeichneten Verlage ist soeben der 1. Band dieses Lexikons erschienen, dessen siebente Auflage damit eröffnet wird. Obgleich in knapperer Form als das große Lexikon derselben Verlagsanstalt bietet doch dieser kleine „Meyer" eine solche Fülle des Wissenswerten und in so ausgedehntem Maße, daß er als vorzüglichstes Nachschlagebuch allen, welche aus irgend einem Grunde das große Lexikon anzuschaffen nicht in der Lage sind, dafür vollständigen Ersatz leistet. Gegen die sechste dreibändige Ausgabe ist bei der Überfülle an Material diese Auflage um drei Bände vermehrt worden. Dafür erhält der Benutzer aber auch Auskunft bis in die kleinste Einzelheit und selbst Literaturangaben über jeden behandelten Gegenstand in genügender Menge. Die ersten Fachleute auf jedem Gebiete bilden den gelehrten Mitarbeiterkreis und somit sind die allerverläßlichsten Angaben geboten. Zugleich ist in diesem Werke ein vollständiges Fremdwörterbuch gegeben, aber auch eine Sammlung der vorzüglichsten Karten, Pläne und vieler Illustrationstafeln in schwarzem und prächtigem farbigen Druck. Dieser 1. Band reicht von A bis Cambrics und sollen in etwas über Jahresfrist alle sechs Bände vollständig vorliegen. Es bedarf wohl kaum einer weiteren Empfehlung dieses überaus nützlichen ja unentbehrlichen Nachschlagewerkes.

ringt und die goldenen Türme erobert — das ist die Aufgabe der zweiten Hälfte des Romans. Neben diesem Helden steht (und wächst in ihrer Herzens- und Seelengröße weit über ihn hinaus) ein Heidemädchen, das sein Glück und Leben ihm opfert, damit er zum Ziele gelange — die Figur eines Weibes, die in der deutschen Literatur ebenso einzigartig ist, wie sie einst im Leben einzigartig war, da sie — — Friedrich Hebbel durch das Elend seiner Tage leitete. — Der Roman ist in seinen Figuren von einer unnahbaren Keuschheit des Empfindens, von vollendeter Reife künstlerischer Darstellung. V.

Die Familie Pfäffling. Eine deutsche Wintergeschichte von Agnes Sapper. (Stuttgart. D. Gundert. 1907.)

Eine warmherzige Erzählung, der deutschen Familie bestens zu empfehlen. M.

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte von August Sperl. Volksausgabe. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Nicht nur ergreifende Zeitbilder und Einzelschicksale aus den furchtbaren Dezennien des Dreißigjährigen Krieges, sondern ein Stück von dem innersten Leben und Leiden unseres ganzen Volkes. Ein Bild in verhältnismäßig engem Rahmen, aber frisch und kraftvoll in den Farben, weite Perspektiven eröffnend auf die Dinge, die jenen vernichtenden Krieg unvermeidlich machten, aber auch auf die Kräfte, die der Vernichtung Trotz boten und ihr ein neues, reicheres, einheitlicheres Leben abrangen. V.

Anton Renks Vermächtnis. Im Nachlasse des kürzlich so früh aus dem Leben geschiedenen Tiroler Dichters Toni Renk fanden sich zahlreiche ungedruckte oder umgearbeitete lyrische Gedichte, Erzählungen, Schilderungen und Skizzen, so daß sie mit dem bereits Gedruckten ein bedeutendes Stück literarischer Lebensarbeit darstellen. Seine jungtirolischen Freunde beabsichtigen nun, eine Auswahl in vier Bänden zu geben als ein Denkmal für den verewigten Dichter, das „besser und haltbarer ist als Erz und Stein", wie es in dem Aufrufe heißt, den der dramatische Dichter Franz Kranewitter in Innsbruck verfaßt hat. Der Verleger G. Müller in München erklärte sich bereit, vier Bände von Renks Werken zu geben, wenn eine entsprechende Anzahl von Abnehmern gesichert sei, daher werden die Freunde des Dichters und seiner Muse gebeten, den Betrag von ungefähr 20 K zu zeichnen, wofür Bestellbogen aufgelegt werden. Es gilt, einen der Besten unserer jüngeren Schriftsteller zu ehren, der für sein Volk warm empfunden und treu gearbeitet hat! P—m.

Von Kindern und jungen Hunden. Von Rudolf Presber. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

„Von Kindern und jungen Hunden." Er hätte das Buch gerade so gut betiteln können: „Von Greisen und alten Katzen". Es würde nicht schlechter gedeckt haben. Am besten, der Autor hätte das Buch überschrieben: „Köstliche Humoresken". Die Leute würden das zwar nicht bloß für unmodern, sondern auch für anmaßend gehalten haben, aber nur vor der Lektüre. Nach derselben hätte jeder gesagt: Der Titel paßt. Köstlichere Humoresken wird man nicht leicht lesen. Der Inhalt ist satyrisch und warmherzig zugleich, die Form ist ein lustiges Raketenspiel, voll von drolligsten Redewendungen und pudelnärrischen Einfällen. Man lese einmal den „Flocki", oder den „Mann mit dem persönlichen Einfluß" oder gar „Das Verhängnis des Hauses Brömmelmann", und man wird sich klar darüber sein, an Rudolf Presber einen deutschen Mark Twain zu besitzen, aber vielleicht einen verbesserten. M.

Lilith und Eva und andere unmoderne Betrachtungen von Helene Bettelheim-Gabillon. (Wien. Karl Konegen. 1907.) Ernste Betrachtungen wie heitere Plaudereien wechseln anmutig ab. Kunst und Natur, Schule und Leben, Künstlergeschichten und auch rührende Erinnerungen. Ein herziges Büchlein. Z.

Sonntagsgedanken eines Alltagsmenschen. Plaudereien von Carl Werckshagen.

Alle Vorkommnisse des Lebens läßt der Verfasser in buntfarbigen Bildern, die von einem ethischen und sozialen Idealismus durchsonnt sind, am Auge des Lesers vorüberziehen. V.

Paradiesäpfel. Moderne Fabeln, lustig anzusehen und gut davon zu essen. Von Paul Georges. (Berlin. „Harmonie".)

Über diese Sammlung von allerlei Kleinigkeiten ist nur zu sagen, daß sie bei weitem das nicht halten, was der Titel verspricht. K.

Welche Mädchen dürfen heiraten und welche nicht? Von Dr. med. Prager. (Leipzig. Max Spohr.)

Diese schicksalsschwere Frage findet in der vorliegenden Schrift ihre Beantwortung vom Standpunkt des erfahrenen ärztlichen Praktikers. Mit eindringlichem Ernste und vollkommenem Sachverständnis schildert der Verfasser den verhängnisvollen Einfluß, den körperliche und seelische Defekte der Braut auf den Verlauf einer Ehe auszuüben vermögen.

Für Friedrich Marx. Dem heimischen Dichter Friedrich Marx soll in seinem Geburtsorte Steinfeld im Drautal eine Gedenktafel errichtet werden. Spenden für diese Ehrung eines unserer edelsten Geister werden erbeten und öffentlich bestätigt. Hier einige Adressen, an die gütige Gaben für den schönen Zweck zu richten wären: Karl W. Gawalowski, Graz, Schlögelgasse 9; Karl Krobath, Klagenfurt, Bahnhofstraße 20; Franz Goldhann, Bozen, Runkelsteinstraße.

Büchereinlauf.

Alles um Liebe. Goethe-Briefe aus der ersten Hälfte seines Lebens. Von Ernst Hartung, (Düsseldorf. Langewiesche & Brandt.)

Die Entstehung der christlichen Glaubenslehren. Von D. Dr. August Dorner. (München. J. F. Lehmann. 1906.)

Fußnoten und Texte des Tages. Von Otto v. Leixner. (Berlin. Emil Felber. 1906.)

Kapellmeister Kreisler. Dreizehn Vigilien. Ein imaginäres Porträt von Richard Schaukal. (München. Georg Müller. 1906.)

Von Georg v. Pertzen erschienen bei J. Bielefeld in Freiburg i. B.: **Aus den Papieren eines Grüblers. — Memoiren des Zufalls.**

Adam Notmann. Ein Leben in der Zelle. Roman von Fritz Philipp. (Berlin. G. Grotesche Buchhandlung. 1906.)

Anständige Frauen. Roman von Emil Mariot. (Berlin. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1906.)

Nixnutzig Volk. Eine Bande paßloser Leute. Von Peter Rosegger. (Leipzig. L. Staackmann. 1907.)

Am Abend. Roman von Fedor Sommer. (Leipzig. Arthur Cavael. 1907.)

Erzählungen von Adalbert Stifter. **Aus Adalbert Stifters Briefen.** (Leipzig. C. F. Amerlangs Verlag.)

Flor del Fango. Eine Blume aus dem Morast. Aus dem Spanischen. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.)

Der Industriebaron. Geschichte eines amerikanischen Millionärs von Upton Sinclair. (Hannover. Adolf Sponholtz. 1906.)

Habsburger Anekdoten. Herausgegeben von Dr. Franz Schnürer. (Stuttgart. Robert Lutz. 1906.)

Neue Bücher von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staackmann. 1907.):

Appelschnut. Neues und Altes von ihren Taten, Abenteuern und Meinungen. Mit Bildern von Richard Scholz.

Bei Adolf Bonz & Co. in Stuttgart erschienen:

Bergpsalmen. Von J. V. Scheffel.

Ekkehard. Von J. V. Scheffel.

Trompeter von Säkkingen. Ein Sang vom Oberrhein. Von J. V. Scheffel.

Gesammelte Gedichte in oberbairischer Mundart. Von Karl Stieler.

Aus Traum und Sehnsucht. Neue Gedichte von Karl Bienenstein. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.)

Ein Traum. Episches Gedicht von Eduard Slawik. (Teplitz-Schönau. C. Weigend.)

Wechselnde Klänge. Verse und Skizzen von Otto Saft. (Bergedorf—Hamburg Herm. Wobbe.)

Hildegund, Ännchen von Tharau, Goldschuh. Dramatischer Nachlaß, und **Nachgelassene Gedichte.** Von Marie v. Najmajer. (Wien. W. Braumüller. 1905.)

Jesus und Judas. Tragödie. Von W. K. Schirmer. (Schwäb.-Hall. Wilh. German.)

Gunlöd. Ein dramatisches Gedicht von M. Melde. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1907.)

Jenseits der Liebe. Schauspiel in drei Aufzügen. Von Stephan Milon. (Wien. Wallishauser. 1907.)

Weiße Lilien. Stille Weisen von Elisabeth Kolbe. (Leipzig. G. G. Wallmann. 1905.)

Lose Worte. Eine Auswahl aus meinen Mappen von Hans Gottlieb Golz. (Straßburg. Josef Singer. 1906.)

Die Ernte. Aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik. Gesammelt von Will Vesper. (Düsseldorf. W. Langewiesche & Brandt.)

Ortrun und Ilsebill. Eine Märchenkomödie in fünf Akten.

Die Perleninsel. Eine nordische Mär von Georg Galland. Buchschmuck von Franz Staßen. (Leipzig. Abel & Müller.)

Altes im neuen Gewand. 10 Tiermärchen von Robert Bruck. Buchschmuck von E. Pelikan. (Dresden. C. C. Meinhold u. Söhne.)

Kling-Klang-Gloria. Deutsche Volks- und Kinderlieder, ausgewählt und in Musik gesetzt von W. Labler, illustriert von H. Lefler und J. Urban. (Wien. F. Tempsky. 1907.)

Die deutsche Finanzreform der Zukunft. Von einem Deutschen. (Zürich. Zürcher und Furrer. 1906.)

Zwölf Predigten über freie Texte. Von Pfarrer List. Reden über Selbstmord, Aberglauben, Arbeit, Gesundheit, Krankheit, Tod, Geld, Lebensfreude, Fasten, Gottesdienst, Herrschaft, Zufriedenheit. (Stuttgart. Adolf Lung.)

Geschichte der rumänischen Literatur. Von Dr. G. Alexici, deutsch von Dr. K. Dieterich. (Leipzig. C. F. Amelang. 1906.)

Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte. Von Constanze v. Franken. 12. Auflage. (Leipzig. Max Hesses Verlag.)

Das Schauspielbuch. Ein Führer durch den modernen Theaterspielplan von Dr. Rudolf Krauß. (Stuttgart. Muthsche Verlagshandlung.)

In demselben Verlage ist auch der als Hausfreund längst eingebürgerte 11. Jahrgang von **Meyers historisch-geographischem Kalender für 1907** erschienen, jener für Schule und Haus gleich wertvolle Abreißkalender, dessen reiche Mitteilungen für jeden Tag, in Verbindung mit den abwechslungsreichen, belehrenden Bildern eine Fülle von brauchbaren und interessanten Angaben und Anschauungsmaterial enthalten. Auch dieser Kalender hat verschiedene wesentliche Verbesserungen in seinem neuen Jahrgange erfahren, so unter anderem auch durch das am Ende beigefügte alphabetische Register der Abbildungen, welches somit am Schlusse des Jahres nicht verloren ist.

A. Schl.

Der betrogene Bua von Karl Krobath. Männerchor in Kärntner Weise. (Klagenfurt. Joh. Leon.)

Der Chor ist in seiner ganzen Anlage glücklich jenen leichten, einfachen und doch anheimelnden Weisen anempfunden, welche wir am Kärntner Volkslied lieben, dessen bester Vertreter, Koschat, diesem Chore ein freundliches Geleitwort voranschickte.

Die Stimmenführung ist rein und bewegt sich trotz der einfachen harmonischen Anlage fließend; die Höhenlage ist gut und leicht sangbar, so daß der Chor seine freundliche Wirkung gewiß nicht verfehlen wird.

Anton Seydler.

Wie alljährlich, machen wir auch heuer wieder auf die im Verlage „Leykam" in Graz erschienenen beliebten Kalender für das Jahr 1907 empfehlend aufmerksam; dieselben tragen dem Bedürfnisse der verschiedenen Bevölkerungskreise umsichtig Rechnung, zeichnen sich durch gediegenen Inhalt wie durch schöne und geschmackvolle Ausstattung vorteilhaft aus, so daß sie gerne gekauft und zu kleinen Festgeschenken häufig benützt werden. Vor allem ist zu nennen der **Grazer Schreibkalender** (123. Jahrgang), ein wahrer Hausschatz mit seiner reichen Auswahl von Aufsätzen und wertvollen Erzählungen hervorragender Schriftsteller, mit seinen gemeinnützigen Mitteilungen zur Belehrung und Orientierung ꝛc. Außer einem kolorierten Titelbilde „Kaiser Franz Josef-Kai mit dem Schloßberg in Graz" enthält der 272 Seiten starke Kalender noch eine Reihe hübscher Textillustrationen und eine illustrierte Jahresrundschau. — **Den neuesten Schreibkalender für Advokaten und Notare** (116. Jahrgang), Vormerk-, Geschäfts- und Auskunftsbuch. — Von den Blockkalendern sind Leykams **Wochennotiz Blockkalender** mit vollständigem Kalendarium, Ziehungstagen, Coupon- und Stempeltarifen, zum Aufhängen wie Stellen eingerichtet, und der kleine **Tages-Blockkalender** mit schönem Farbendruckwandteil hervorragend. — Der elegante **Taschenkalender** mit dem Porträt unseres gefeierten Landsmannes J. C. Poestion präsentiert sich im Leinenbande mit Goldschnitt voll seinem Namen entsprechend — der **Brieftaschenkalender**, der **Grazer Taschenkalender** broschiert und gebunden, die reizend ausgestatteten **Portemonnaie-Kalender** in Leder und Metall gebunden, der **Blattkalender**, der **Farbendruckkalender** ist heuer besonders schön ausgefallen, er bringt das malerische Murau zur Darstellung, der kleine und große Wandkalender sind nicht minder beliebt. Schließlich gedenken wir noch des steirischen Unikums „**Neuer Bauernkalender**" (Mandelkalender), dessen k. k. Privilegium: „Bei Strafe 10 Mark löthigen Goldes keinen in Steiermark einzuführen" — lautet.

V.

Bauernbündlerkalender für das Jahr 1907. Ein besonders in landwirtschaftlichen Kreisen beliebter Kalender.

Außer dem praktisch veranlagten Kalendarium finden wir in diesem Jahrbuche zahlreiche, zum großen Teil illustrierte Erzählungen sowie eine größere Anzahl belehrender statistischer Vergleiche. Für Landwirte, welche zugleich auch Gewerbetreibende sind, finden sich Formularien in Gewerbeangelegenheiten. Hervorgehoben zu werden verdient ein instruktiver Artikel über die russische Revolution.

V.

Gottesminne. Monatsschrift für religiöse Dichtkunst. (Münster. Albert Ostendorff.)

Wie die Verlagshandlung mitteilt, haben die ersten Autoritäten der katholischen Kritik dem Pöllmannschen Unternehmen das höchste Lob gezollt; dreißig deutsche Bischöfe haben ihm ein empfehlendes Wort zum Geleite gegeben. Das genügt, um dieses Blatt, das uns zur Rezension zugeschickt wird, zu kennzeichnen. Religiöse Gemüter finden in dieser Schrift Anregung und Erhebung. Freilich auch anderes, das mehr nach vernunft- und herzloser Scholastik riecht, als nach christlicher Religion.

Z.

Weihnachtskatalog 1906. Herausgegeben von Albert Koch. (Stuttgart.)

Ein guter Ratgeber für Bücherkäufer und an sich ein hübsches Bilderbuch, besonders mit Porträts zeitgenössischer Autoren. Seinen besonderen Wert erhält dieser eigenartige Katalog durch die Erörterung einer Rundfrage über die Stellung Süddeutschlands in der modernen Literatur. Diese Rundfrage hat eine Menge frischer und erfreuender Gedanken hervorgebracht. Kurz, aus diesem Katalog ist ein prächtiger Literaturkalender geworden, der eine lebhafte Spiegelung unseres geistigen Lebens bietet.

Z.



Die Försterbuben.

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Coelesti benedictione ...!

Am nächsten Morgen — viele hundert Kinder hatten tagelang darum gebetet — glasklarer Himmel. Schon vor Sonnenaufgang hörte Nathan Böhme das Getrappel von der Straße her. Ein Pöllerschuß auf der nahen Anhöhe hatte ihn geweckt. Der Kaisertag! Höher kann sich bei einem deutschen Bürger heutzutage der Gedanke kaum schwingen. In Eustachen heißt's: Der Herrgottstag! Die Straßen und Gassen sind hin und hin so dicht bestanden von grünendem Jungbaumwerk, daß man die Gebäude dahinter kaum sieht und alles in einem Parke zu wandeln glaubt. Die Morgensonne beleuchtet die weißen Wände der gemauerten und die roten der alten hölzernen Häuser, die geschmückt sind mit Ranken. In allen Fenstern stehen Heiligenbilder mit Blumen und Kerzenleuchtern. Die Gassen und Plätze sind belebt von weißgekleideten Mädchen, jungen und alten, die auf bloßem Haupte den Rosmarinkranz tragen. Alles Weibervolk der Gegend, was sich noch mag und will als jungfräulich bekennen, hat heute ins Haar ein grünes Kränzchen geflochten. Am unteren Ende des Dorfes vor der gemauerten Kapelle, die unter den drei Linden steht, versammelt sich das Volk und die Geistlichkeit von Ruppersbach. Und die zwei Glöcklein bimmeln

Am Meeresstrande. Von Joseph Nießen. Mit Illustrationen. 36. Bändchen der „Naturwissenschaftlichen Jugend- und Volksbibliothek". (Regensburg. 1906. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Gottmenschen. Von Theophilus. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.)

Lebenswege. Silhouetten von Franz Wolff. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.)

Los! Werdephantasien von Tim Moser. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.)

Peter Rosegger. Von Dr. Richard Plattensteiner. (Leipzig. Verlag für Literatur. Kunst und Musik. 1906.)

Hans Thorn. Ausschnitte aus einem modernen Lehrerleben. Novelle von K. Maximilian. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.)

Lebensnot. Aus dem Tagebuche einer Einsamen von Helga Nicolassen. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.)

Allerlei lose Blätter. Aus dem Leben eines modernen Pädagogen von Eduard Freihold. (Straßburg. Josef Singer. 1907.)

Der Wiener Bote und **Der Jahres-Bote** für Österreich-Ungarn für das Jahr 1907. (Wien. R. v. Waldheim.)

Fritz Reuter-Kalender auf das Jahr 1907. (Leipzig. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.)

Goldene Tage. Kalender für die deutsche Jugend 1907, begründet und herausgegeben von Egon Hugo Straßburger. (Wien. Hugo Heller & Cie.)

Eisenbahn- und Bahnhofbau. Von Otto Mayer. Ein Kinderspielwerk. (Ravensburg. Otto Maier.)

Selbstherstellung eines guten Telephons. Sechs Modellbogen und Anleitung von Ernst Honold. (Ravensburg. Otto Maier.)

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten".



* Verleger und Autoren beklagen sich, daß der Bücherbettel immer mehr überhand nimmt. Nicht bloß von einzelnen Personen, die, wenn sie arm sind, lieber berücksichtigt werden, auch politische, gesellige Vereine, Volksbibliotheken, Schulbibliotheken u. s. w., ja sogar literarische Vereine, die vorgeben, Literatur äußerlich unterstützen zu wollen, gehen hausieren zu Schriftstellern und Verlegern, um Bücher zu erbetteln. Anstatt daß solche Vereinigungen und Anstalten ein Buch teuerer kaufen sollten als Einzelpersonen, weil sie ja mit jedem Exemplar eine größere Anzahl Leser absorbieren, wollen sie die Bücher umsonst haben. Bald wird kein Einzelner mehr ein Buch kaufen, weil er ja durch die Bibliotheken versorgt wird, die Bibliotheken aber wollen ihre Bücher geschenkt haben. Ein gutes Geschäft für Autor und Verleger! K.

J. J. K., München. Ihre teils etwas vorwitzigen Fragen verweisen wir auf den Aufsatz „Der ewige Gehalt der Religion" von Dr. Robert Saitschick im „Hochland", November- und Dezemberheft. Obschon die genannte Zeitschrift es nicht wagen darf, mit diesen Ausführungen des „Theophilus" einverstanden zu sein, muß doch der moderne und religiös empfindende Mensch, selbst wenn er zufällig Katholik wäre, sich dazu bekennen.

O. H., Wien. Wenn Sie sich nicht beurteilen, resp. korrigieren lassen wollen, so dürfen Sie auch nicht um Beurteilung ersuchen. „Kritisiere mich, aber lobe nur!" Loben lassen wollen Sie ihr Produkt von uns, drucken lassen in einem andern Blatt. Komischer Kauz!

* In Amerika wird der deutsche Dichter einfach ausgeplündert. Während diese Banausen da drüben arme Schriftsteller um ihren Arbeitslohn beschummeln, ersticken sie physisch und und psychisch an ihren Milliarden. Allen Luxus gönnen sie sich, nur den nicht, vornehm zu sein.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 20. Dezember 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Mörth. — Druckerei „Leykam" in Graz.

von Männern auf drei Stangen getragen. Das Bild auf der Fahne stellt das Bild des heiligen Rupertus dar, den Patron der Pfarre. Dieser Fahne folgt eine lange Reihe von Schulknaben zu Paar und Paar; sie beten mit ihren hellen Stimmen den Psalter, dann folgt eine ebensolange Reihe von Schulmädchen, solchen, die so arm sind, daß sie kein weißes Kleid haben. Aber ein Kränzlein trägt jedes auf dem Haupte. Diese Mädchen singen ein Lied und tragen eine kleine grüne Fahne voraus mit dem Bilde, wie die heilige Mutter Anna ihrem Töchterlein Maria das Lesen lehrt. Hierauf folgt unter der blauen Fahne des heiligen Eustach die ältere Männerschaft der Pfarre in einem dichten breiten Strom, der die ganze Straße füllt. Sie beten unter gemeinsamer Stimme den Rosenkranz mit dem stets wiederkehrenden Satze: „Gelobt und gebenedeit sei das allerheiligste Sakrament des Altars!“ — An den Platz gekommen, stellte sich alles in weiter Runde auf. Nach den Männern kamen die Jünglinge. Diese beteten laut die Litanei vom Herzen Jesu. Ein strammer Bursche trug die weiße Fahne mit dem Bildnisse des heiligen Aloisius voran. Und den Jünglingen folgte die weiße Reihe der kranztragenden Jungfrauen. Vier derselben trugen eine Muttergottesstatue, über die sich zwei gekreuzte Bogen mit roten Rosen spannten. Die Jungfrauen sangen klingend laut das Lied vom Herzen Maria.

Der Einleger machte den Fremden aufmerksam auf ein schlankes Mädchen mit zwei langen Haarzöpfen und der blauen Schleife um den Leib. Das war die Wirtstochter. Sie schaute frisch in die Welt, tat weniger fromm als froh und ihr Singen war bisweilen ein liebliches Jauchzen. „Wo die sonst das Göscherl nit aufmacht!“ murmelte der Alte.

Die Reihe der paarweise gehenden Jungfrauen wollte nicht enden und wollte nicht enden.

Zwischen dem Singen und Beten durch hatte man schon einigemale das klingende Spiel der Musikkapelle gehört. Nun kam sie in Sicht. Die durch zwei Schullehrer geleiteten Musikanten und Spielleute von Ruppersbach und Eustachen zusammen mit Klarinetten, Trompeten, Flügelhörnern, Trommeln, „Bombardon“ und Tschinellen. Sie spielten einen lustigen Marsch. All das Beten, Singen, Läuten und Musizieren vermengte sich in der Luft zu einem summenden Getöse, das der Fremde mit dem Worte „Heidenlärm!“ bezeichnete. Den alten Wenzel stieß das Wort, er wollte ihm etwas entgegnen, bewegte schon Lippen und Kiefer, kaute eine Weile an der beabsichtigten Rüge und schluckte sie endlich hinab. Hinter der Musikkapelle war eine neue Gruppe von Fahnen, glänzenden Stäben und Bildwerken, die in die Luft ragten, sichtbar geworden. Es kamen noch die Honoratioren, die „Fürsteher“ der beiden Gemeinden, der Arzt, etliche Beamte und —

immer, auch jene zu rufen, die noch nicht da sind. Vom Michelwirtshause ist schon alles fort und das Haustor geschlossen. Die Fenster haben besonders reiche Zier, gestiftet von dem Haustöchterlein Helenerl. Von einem Fenster des oberen Stockwerkes, zwischen Blumen und Lichtern durchguckend, schaut der Fremde herab. Das hat ihm aber Frau Apollonia gesagt, er muß sich so halten, daß er nicht gesehen wird. Sie möchte ungern einen Gast im Hause haben, der nicht an der Fronleichnamsprozession teilnimmt. Freilich war auch sonst noch einer zu Hause geblieben, und zwar der alte Einleger Wenzel, der an dem stundenlangen Marsche dieses Gottesdienstes nicht teilnehmen konnte, weil er fast lahm war. Er sollte auch achtgeben, daß an den Fenstern kein Licht „auf Schaden brenne“. Nun hatte er sich neben dem Fremden eine Bank ans Fenster gerückt, um auch ein wenig mithinausgucken zu können.

„Wenn sie kommen, nachher tun wir eh miteinand einen Rosenkranz beten“, schlug er vor. Aber dazu kam es nicht, abgesehen davon, daß der Frankfurter kaum mithalten hätte können. Vielmehr sie kamen allmählich ins Schwätzen und der verkrüppelte Alte mußte alles erklären was da war und geschehen sollte.

Böhme hatte sich aus der Reisetasche den Feldstecher geholt und beobachtete mit steigendem Interesse das Leben auf der Straße. Es war so freudig erregt und gehoben, als ob alle Menschenkinder heute Bräutigam und Braut wären. Auf dem Platze gegenüber dem Fenster stand der Altar mit seinem Quaderntische, seinen Marmorsäulen, seinen goldenen Engeln, seiner alabasternen Marienstatue, mit seinem rotsamtenen Tabernakelbaldachin, seinen bunten Ranken und Rosen und endlich den zwölf silbernen Leuchtern — wie aus der Erde gezaubert. Es war bemaltes Holzwerk, aber so stilvoll ausgeführt, daß Böhme sich an den oft gehörten Ausspruch erinnerte, die Älpler wären geborene Künstler; der kirchliche Kultus fördert in ihnen den Hang zum Schauspiel, zur Musik, besonders aber zur bildenden Kunst. Um diesen Altar war ein Wald von jungen Lärchen, Fichten und Birken, die sich in einem weiten Halbrund um den Platz auseinanderflügelten.

Die Leute verloren sich allmählich vom Altar und der letzte, der davon ging, zündete die Leuchterkerzen und in der roten Ampel vor dem Tabernakel das „ewige Licht“ an. Es war still geworden, und der Fremde fühlte sich in eine Spannung versetzt, wie einst in seiner Jugend beim Einzuge des Kaisers Wilhelm in Berlin. — Da verkünden plötzlich Böllerschüsse, daß unten an der Kapelle der Gottesdienst begonnen hat und dort das erste Evangelium bereits stattfindet. Über den Hausdächern her klingen die Glöcklein, tönt das Singen und Beten des Volkes. — Es kommt näher. Es kommt immer näher, bis über der grünen Allee das Kreuz auftaucht und die erste Fahne. Eine rote große Kirchenfahne,

Frömmigkeit vorhanden sein, die zu so großartiger Gestaltung drängt, oder — gar keine. Alle religiöse Stimmung veräußerlicht, in Kunsttrieb übersetzt — was bleibt übrig drinnen? Auf jeden Fall ist dieser Aufzug merkwürdig. Das Mittelalter zieht mit fliegenden Fahnen durch unsere späte Welt. Wenn so etwas abkäme, es wäre jammerschade. Was Religion! Muß denn im kirchlichen Kultus immer Religion sein? — So die Gedanken des Fremden. Aber er jagte sie bald davon.

Das Volk mit seinen Fahnen war auf dem Platze zum Stillstand gekommen, ein brodelndes Meer von Menschenhäuptern. Das laute Singen und Beten war verstummt. Die Gruppe des Baldachins mit ihren Fähnlein und Lichtern wendete sich dem Altare zu, wo der goldene Stern, die Monstranze, in das Tabernakel gestellt wurde. Dort an den Leuchtern flackerten alle Kerzen in der sonnigen Mailuft. Die Priester erhoben lateinische Gesänge, die von der Musikkapelle respondiert wurden. Dann las ein Geistlicher in lateinischer Sprache das Evangelium. Über der Menge ein großes Schweigen, von dem Kirchlein her klang die Glocke. Plötzlich stiegen vor dem Altare Weihrauchwolken auf, daß sie das bunte Bild fast verschleierten. Der Duft kam prickelnd herüber. — Der Priester hob die Monstranze, wendete sich damit gegen das Volk, das niedersank auf die Knie. „Coelesti benedictione . . .!“ Während jedes mit der Faust auf die Brust schlug, schwang er das Heiligtum feierlich in Kreuzesform zum Segen. Da klingelten die kleinen Glöcklein und krachten die Pöller, daß die Wände schütterten.

Böhmes Aufmerksamkeit war von einem jungen Burschen gefesselt worden. Ein schlanker Junge in dunklem Anzuge stand nahe dem Altare und wendete sein blasses Gesicht unverwandt der Monstranze zu. Anders wie die übrigen stand er da, hielt die Hände gefaltet, halb gehoben in die Luft, und mit einer wundersamen Versunkenheit schaute er auf das Heiligtum. Böhme erinnerte sich an ein altes Gemälde, die Anbetung der Hirten. So wie dort der Jüngling in schwärmerischer Ehrfurcht das Kind in der Krippe anbetet, so dieser Bursche, der jetzt, als die Glöcklein klingelten, niedersank auf beide Knie. Unbeweglich aneinandergelegt die schmalen Hände, das Haupt geneigt, die Augen geschlossen — und an der Wange eine helle Träne . . .

Als der Segen gegeben war, erhoben sich die Fahnen, bewegte sich die Menge, hub an die Psalter weiter zu beten, die Litaneien zu sprechen, die Lieder zu singen, und der Zug wallte in der Ordnung, wie er gekommen, weiter. Eine Strecke noch die Straße entlang, dann über den Feldweg zu den Häusern an der Ach, wo an einem ähnlichen Altare, wie das vor dem Wirtshause, das dritte Evangelium abgehalten wurde. Das letzte der vier Fronleichnamsevangelien fand ebenso feierlich

„Unser Herr! Dort ist unser Herr!“ flüsterte der alte Wenzel erregt. Er hatte den kleinen schwarzen Michelwirt bemerkt, der mit zu Boden gekehrtem Gesicht einherschritt. Er schien versunken zu sein in das heilige Begängnis. „Wenn man weiß, wie der immer einmal lustig sein kann!“ sagte der Wenzel. „Schauns, jetzt kommen die Blumenmadeln!“ Drei weißgekleidete Mädchen streuten aus Handkörbchen allerhand bunte Blümlein und Rosenblätter auf den Weg. Das Heiligtum war nahe. Über den wogenden Häuptern heran wehten zwei Fähnlein, glänzend in weißer Seide, funkelnd mit ihren goldenen Kreuzen. Auf ihren Tafeln waren zwei rote brennende Herzen, das eine mit der Dornenkrone umwunden, das andere von einem Schwert durchbohrt. Dann kamen vier in der Luft schaukelnde Laternen, dann kamen sechs alte Männer in roten Mänteln, große Windlichter tragend, dann zwei Knaben in weißen Chorhemden, jeder in der Hand ein Metallglöcklein schwingend, so daß das eine mit tieferem, das andere mit höherem Klang abwechselte, dann kamen noch zwei Knaben in weißen Chorhemden, qualmende Weihrauchgefäße schwingend, und nun —

Der Fremde sah, wie sein alter Cicerone still neben ihm niederkniete, das Haupt senkte und betete. Es kam der auf vier Stangen schwebende Baldachin: er war aus roter Seide, mit vier goldenen Knöpfen über den Stangen und goldenen Quasten ringsum. Darunter schritten in glitzerndem Ornat drei Priester, wovon der mittlere, umfangen vom weißen Seidentuche, die Monstranze hielt, einen goldfunkelnden Stern mit dem weißen Sonnlein im Mittelpunkte — das Allerheiligste. Mit gesenktem Haupte hielt er es hoch vor sich hin, nach oben etwas zurückgeneigt. Dem Priester, so schien es, zitterten vor Andacht die Hände, womit er das Heiligtum trug. Die Priester an beiden Seiten hielten ihre Köpfe in Demut geneigt, die Augen gesenkt, die Hände in Anbetung gefaltet.

Hinter diesem Höhepunkt ein kleiner Abstand. Dann kam die blaue Fahne der Ehefrauen mit dem Bilde des allerseligsten Josef und seiner Ehegattin Maria. Hinter derselben trappelten ohne weitere Ordnung die verheirateten Weiber, die Witwen, die alten Mägde und Mütterlein am Stocke. Diese beschlossen den Zug, dessen Anwandeln nahezu eine halbe Stunde gedauert hatte.

„Man glaubts gar nit, wie viel Leut es gibt auf der Welt!“ flüstert der alte Einleger. „Aber jetzt Herr, jetzt kommt der Segen!“

Nathan Böhme hatte mehrmals Ausrufe des Staunens getan, nun schwieg er und schüttelte den Kopf. Er hätte es nicht geglaubt! Viel hatte er von der katholischen Fronleichnamsprozession gehört, doch daß eine arme Gebirgsgemeinde so etwas zu leisten imstande ist, das war ihm unfaßbar. Entweder es mußte in den Leuten eine abgrundtiefe

sah er nicht aus, eher wie ein Studio aus dem Gymnasium, ein schmächtiger, etwas blasser Knabe."

„Ah, das wird der Student gewesen sein, ein Sohn des hiesigen Försters."

„Sehr andächtig."

„Ist es schon, ist es schon, der Elias Rufmann, Seminarist, will in die Theologie."

„In die Theologie will der? Ach, das ist schade!" sagte der Fremde.

„Ist etwas kränklich, dahero jetzt auf Urlaub."

„Der Junge hat mich interessiert," sagte Böhme. Mehr sprach er nicht davon.

Tagelang blieb nun dieser Fremde im Wirtshause zu Eustachen. Tagsüber ging er in der Gegend umher, abends saß er in der Wirtsstube und hielt solchen, die zuhören wollten, förmliche Vorträge darüber, wie der Mensch leben müsse, um gesund zu bleiben, glückselig zu sein und alt zu werden.

„Wenn einer aber nit alt werden mag, wen geht denn das was an!" redete einmal ein Trinker entgegen. „Was habt ihr denn alleweil gegen den Wein? Der Wein macht lustig und kurz, meinetwegen. Ist's nicht gescheiter, als wie traurig und lang? Michel, was sagst denn du dazu?"

„Ich?" entgegnete der Wirt, „ich sag nit: lustig und kurz, und ich sag nit traurig und lang; ich sag: lustig und lang!"

„Geht, hört mir auf!" knurrte von einem andern der besetzten Tische ein alter Almhirt herüber. „Vom Sterben mag ich nix hören, schon einmal gar nit!" Und er tat aus dem Weinglase einen derben Zug.

„Wie die Leute doch wunderlich sind!" sagte Böhme, „da wollen sie vom Tode nichts hören und laufen ihm auf kürzestem Wege in den Rachen!"

Der Michel hatte sich diesmal keinen Trunk vorsetzen lassen. Doch hielt er mit seiner Meinung so wenig zurück als sonst.

„Weiß auch nit," sagte er nun, „was die Leut so viel Wesens machen mit dem Leben da. Das Leben ist doch nur ein klein bissel was. Wir werden müssen nachher in alle Ewigkeit ohne Leben auskommen und wird auch gehen. Was hat man denn von so etlichen Dutzend Jahren, wo man das Wehtun spürt? Was ist denn das Leben anders, als daß man Wehtun spürt? Und so was soll man sich auf alle Mittel und Weise erhalten wollen. Ich versteh das nit. Ein gutes Glasel Wein und ein kleines Schlagel drein, hat mein Vater gern gsagt und ists auch wahr worden, ehvor er von Krankheit und Alter was erfahren hat."

Böhme strich sich ungeduldig übers Haar und rief: „Was solch ein Wirt schlaue Rechtfertigungen findet für seine Gifthütte!"

wie vorher das erste im Lindenschatten statt, nahe der Kapelle. Damit schloß die Prozession und löste sich auf.

Die Ruppersbacher nahmen ihre Fahnen, Laternen und anderen Kirchengeräte unter oder über die Achseln und gingen heim, hochbefriedigt von dem Begängnisse. Die Eustacher spazierten froh erregt durch die Gassen, die so schön glatt getreten waren und auf denen die zertretenen Blumen und Rosenblätter lagen. Die Lichter an den Altären, in den Fenstern wurden ausgelöscht, soweit es nicht schon der Wind getan hatte, die Bildnisse aber blieben den ganzen Tag zur Schau gestellt.

Der alte Einleger Wenzel hatte für seine Auskünfte von dem fremden Gast ein Viertelliterlein Wein verhofft und erschrak, als ihm statt dessen ein silbernes Guldenstück in die Hand gelegt wurde.

„Gnädiger Herr!“ fragte der Alte, „ist das alles Trinkgeld?“

„Hol's der Teufel mit eurem Trinkgeld! Eßgeld ist es. Nähren sollst du dich besser.“

„Im Essen fehlt mir eh nix,“ gestand der Einleger bescheidentlich. „Immer einmal ein Tröpfel Wein, das man haben möcht'!“

Was fängt er jetzt an mit dem Gulden, wenn er sich damit nicht immer einmal ein Tröpfel Wein soll kaufen dürfen! — Mit Schwermut betrachtete er das Geldstück, während er draußen im Garten vor der Bienenhütte saß. Er hatte dem Wirt die Bienen zu bewachen, falls sie plötzlich schwärmen sollten und der neue Schwarm etwa davonfliegen möchte auf Nimmerwiedersehen. Zwei Körbe waren dies Jahr noch ausständig. Wenn die Schwärme ausfahren und eingeholt werden, kriegt der Wenzel ein Viertel Wein. Das ist was. Aber was ist ein Silbergulden, den der Mensch nit vertrinken darf!

Mit Schwermut betrachtete der Alte am Nachmittag die kleinen Kranzjungfrauen, die an den Wirtsgartentischen heiter umhergaukelten, Backwerk verzehrten und süßen Wein tranken. Sie waren Gast der Frau Apollonia, die mit solcher Ehrenbewirtung das Freudenfest Fronleichnam würdig zu beschließen pflegte.

Ein Ruf nach Nichtsein.

Der Michelwirt hatte erwartet, daß Herr Nathan Böhme am nächsten Tage weiterreisen werde. Der Fremde bezahlte zu jeder Mahlzeit seine Milch, seinen Honig und Butter, seinen Roggenbrei, sein Gemüse, sagte aber nichts von einer Abreise. Nun, ist ja recht, läßt sich mit ihm gut plaudern und von einem Allesbesserwisser kann man doch auch manchmal was lernen. Und fragte ihn der Wirt einmal, wie die Fronleichnamsprozession gefallen habe.

„Da möchte ich nur eins gerne wissen,“ antwortete Böhme, „ich sah in der Nähe des Altars einen jungen Mann; wie ein Bauer

„Ich nehm mir die Glückseligkeit, wo ich sie find!“ rief einer und trank.

Da sagte der Fremde: „Habt ihr denn noch nichts gehört von demselben Mann, der seine Seele dem bösen Geist verschrieben hat gegen sieben glückselige Jahre? Die hat der Mann richtig bekommen und dann hat ihn der Teufel geholt. Der böse Geist ist der Alkohol.“

Doch eben gegen den Preußen ging es, als der Michel in seiner Erregung noch beisetzte: „Ihr alleweil nur: Lang leben, lang leben! O nein, Herr, das Leben grad nur drum ist nicht die Hauptsach. Lustig muß das Leben sein, dann solls nur dauern je länger je lieber. Wenns aber nit lustig, wenns ein Elend ist, nachher —. Ich sags, es muß noch ein Werk der Barmherzigen werden: Die Unheilbaren erlösen.“

Nathan Böhme blickte dem Michel mit heimlicher Begeisterung ins zuckende Bartgesicht. Das ist ja ein ganz prächtiger Kerl, dieser Wirt! Aber die Stunde war da, in der ein naturgemäßer Mensch zu Bette geht. Er rief die Kellnerin, um seinen Tag zu bezahlen. Die Mariedl nahm die Banknote, gab sie dem Wirt und dieser schob sie dem Fremden wieder zu über den Tisch her. Es eile nicht, er könne nicht herausgeben.

„Wenn mir“, sagte hierauf Böhme schier betroffen, „wenn mir in Eustachen keiner die Hundertkronennote wechseln könnte! In der Wüste ist schon mancher bei dem Goldklumpen verhungert.“

„So lang dableiben, bis er aufgeht“, riet der Michel.

„Nau“, lachte ein Bauer, „da kann der Herr alt werden, bis er um hundert Kronen Milch und Mehlnudeln wegbracht hat!“

„Einen Hunderter!“ rief vom dunklen Uhrkastentisch eine dünne Stimme her, „vielleicht kann ich!“ Ein hagerer, gebückter Mann kam herbei, mit ungeübten Fingern kletzelte er die Banknote vom Tische auf, hielt sie gegen die niederhängende Öllampe, um zu prüfen, ob das Papier auch echt sei.

„Ja freilich, du!“ spottete der Michel, „du wirst da wechseln können, Krauthas!“

„Kann auch nit, kann auch wirklich nit!“ pipste dieser und grub in seinen Säcken herum. „Weil ich die Teuxelsbrieftaschen han liegen lassen daheim.“

Jetzt lachten die Leut'. Doch fiel einigen sein besserer Anzug auf, den er jetzt trug. Halb herrisch, halb bettlerisch. Der Wirt fragte: „Wo bist denn jetzt daheim, Krauthas, wo kommst denn her? Stromerst alleweil so herum. Ins Haus bist ganz heimlich herein.“

„Mit Musik hab ich mich mein Lebtag nit ins Wirtshaus bleiten lassen“, antwortete der einstige Kohlenbrenner. „Nicht einmal zur Zeit, als es mir schlecht ist gangen. Und wenns einem gut geht,

Jetzt widersprach der Michel nicht, denn insgeheim war es so, er fühlte, daß in ihm ein böses Gewissen zu betäuben war. Geht's nicht mit Wein, so geht's mit Worten. Die Worte waren ihm heilig ernst, mit dem Leben meinte er's wirklich so, daß es nicht der Mühe wert ist. Aber nur, wenn er drüber nachdachte; wenn er bloß so hinlebte von einem guten Tag zum anderen, wie lustig war ihm das Leben!

Nun hatte ihn dieser Fremde doch beunruhigt. Er genoß nicht mehr so kindlich froh, er begann immer mehr und mehr nachzudenken, und jetzt war's manchmal, als käme die lichte Welt, die durch sein schwarzes Auge einzog, stark verdunkelt in seine Seele.

Einer der Gäste wußte zu erzählen, daß er in Ruppersbach seit zwei Tagen die Bichelbäuerin auf die Gasse heraus schreien höre. „Mit aufgehobenen Händen schreit sie, daß man sie erlösen soll um Gottes willen von den schreckbaren Schmerzen."

„Ja, da habt Ihr's", sagte der Wirt, dem Fremden zugewendet, „die Pichelbäuerin, ein krankes Weib, noch gar nit alt. Eine Wucherung im Bauch. Kann ihr niemand helfen, der Arzt sagt, es kunnt noch Wochen dauern und hätt die Mittel und laßt sie leiden. Und sie bittet und weint wie ein kleines Kind: Macht ein End mit mir, ihr lieben Leut! Und das ganze Haus, die ganze Freundschaft betet: Wenns nur endlich einmal aus wär, s ist nimmer anzuhören, geschweige zu ertragen. Und der Arzt steht da, sieht die schrecklichen Schmerzen, die er noch besser muß kennen, als die anderen, und weiß, daß sie so grausam muß vergehen und doch nit kann vergehen. Und hätt was und tut nix. Ich frag: Ist das ein Christenmensch?"

„Aber, mein lieber Herr, das Gesetz!" erinnerte Böhme überlaut, um dieses Gespräch noch weiter zu führen.

Und der Wirt: „Ich pfeif drauf! Was geht den Arzt das Gesetz an, helfen soll er! Die Krankheit soll er heilen, so oder so. Wenn ers kann und tuts nit — wahnsinnig kunnt man werden! Mein Lebtag hab ich die Nächstenliebe so aufgefaßt: Was einer ganz und gar nimmer ertragen kann, das muß man ihm abnehmen. Aber diese Leut binden es ihm nur noch fester an, wenn sie können. Wenn ein Armer, den sie haben niedergetreten und verachtet ohne Barmherzigkeit, wenn er nimmer aus und ein weiß und in den Teich geht, hei, da ist das ganze Dorf auf, um ihn zu retten, man wagt für ihn sogar ein bissel Leben, und alles tut groß mit der Nächstenliebe. Und wenn er dann wieder soweit trocken ist, lassen sie ihn langsam verhungern. Und all Schmerz und Pein kümmert sie nit."

„Wahr ists, wahr ists," grollte es durch die Stube.

„Wer ruft denn da: Wahr ists?" fragte Böhme hin, „im Ernstfalle macht ihr's doch alle genau so."

Der Krauthas rülpste und murmelte: „Recht habens eh.“

„Was treibst denn jetzt? Wo hältst du dich denn auf?“

„Wo soll ich mich aufhalten? Bei meiner Tochter in Löwenburg. Aber die hat selber nix. Der bin ich schuldig und wenn jetzt nit sechzig Kronen da sind, so wird sie gepfändet. Dasmal hilf mir noch aus, Michelwirt. Ich verdien mir nachher schon wieder was. Und zahls fleißig zurück. Das Alte auch.“

„Krauthas, nit einen Heller“, antwortete der Wirt. „Nur die heutige Zech ist bezahlt. Schlafen kannst in der Scheune auf dem Stroh, wenn du keine Tabakpfeifen hast. Aber leihen, nit einen Heller mehr.“

„Nit?“ sagte der Krauthaus, „gut.“ Ganz leise sagte er's und hub an, sich zusammenzupacken. Anscheinend mit großer Gleichgiltigkeit tat er's. „Nit. — Ist gut. Ist auch gut. Nachher hast vielleicht ein altes Leinwandbandel? Ein Spagat tuts auch . . .“

„Geh, geh, Krauthas, auf dein Komödiegspiel geb ich nix mehr. Du hast das Aufhängen schon zu oft versprochen. Wer so viel davon redet, der tuts nit. Ist überhaupt alles erlogen, was du sagst. Mach, daß du fortkommst. Der Hausknecht führt dich auf die Scheune.“

Als der Michel allein war, verfiel er wieder in seine Grübelei, der er um so öfter nachhing, je tiefer der Zwiespalt wurde zwischen seiner ursprünglichen Lebenslust und seinen trüben Vorstellungen. — Daß der Kerl, so dachte er dem Krauthasen nach, alleweil noch freiwillig weiterlebt! Liegen wirds darin, daß der Bauer nix ißt, was er nit kennt und daß der Jud die Katz nit im Sack mag kaufen. Schon wer in der Früh aus festem Schlaf geweckt ist, kunnt eine Spur haben, wie gut das liebe Nitsein ist. Das Nitsein — das liebe Nitsein! — Aber die Leut haben keinen Glauben, sie können an das Nitsein nit glauben. Und fürchten gar, es kunnt drüben noch jämmerlicher hergehen, als da herüben. Kann mans wissen? Es ist halt doch eine gewagte Sach. — Und schließlich kam er zur Ansicht: In dem, was der Mensch ist, soll er aushalten, so lang es an sich hält. Daß er wenigstens selber keine Schuld hat. — In Gottes Namen!

Fünf Minuten später war er wieder einmal im lieben Nichtsein auf etliche Stunden.

Von der „Fahne mit dem sauberen Weibsbild“.

Förster Rufmann war in übelster Laune. Je seltener das vorkam, um so tiefer griff es. Mit dem „Fürstand“ von Eustachen hatte er einen Auftritt gehabt.

Der Dorfvorsteher Martin Gerhalt besaß die einzige Brettersäge in der Gegend. Sie stand an der Tauernach, dort, wo das Hochtal in den Murboden mündet. Seit Menschengedenken hatte diese Säge zum

muß man erst recht bescheiden sein.“ Damit zog er sich wieder in seinen Winkel zurück, wo er Schnaps trank und Rauchfleisch aß. Aber er nagte die Knochen nicht mit fletschenden Lippen bauernmäßig ab: mit einem zierlichen Taschenmesser löste er ganz geschickt das Fleisch los und brachte es säuberlich in den Mund. Als der Fremde sein Geld wieder in die Ledertasche getan, diese in dem Brustsack geborgen hatte und dann mit einem barschen „Gute Nacht!“ auf seine Stube gegangen war, bezahlten auch die übrigen Gäste ihre Sach' mit Nickel und Kupfer und verzogen sich.

Übriggeblieben in der Gaststube war nur noch der Krauthas. Der klingelte mit den Fingernägeln auf dem leeren Schnapsgläschen.

„Heut wird nix meh geschenkt!“ beschied die Kellnerin.

„Nachher zahlen!“

„Was haben S denn?“

„Nit bei dir, beim Wirt will ich zahlen.“

„Sie rief den Michel, der schon zu seiner kleinen Familie in die Schlafstube gehen wollte.

„Na, was ists denn, Krauthas? Schlafenszeit!“

„Wo darf ich schlafen? Da auf der Bank, gelt?“

„Zahlen will er“, rief die Kellnerin. Da gestand der Mann dem Wirte ein, zahlen könne er heute nicht.

„Weil du daheim ja die Brieftaschen vergessen hast“, lachte der Michel unwirsch auf.

„Hast einmal unrecht, schwarzaugiger Michel. Vergessen kann ich nix, weil ich nix hab!“

„Hast ja doch das große Geld wechseln wollen, Prahler!“

„Prahler? — Das nit, Wirt. Geprahlt hab ich mich mein Lebtag mit nix, außer mit meiner Nixnutzigkeit. Und die hab ich nit von mir selber.“

„Was gehst denn nachher zum Tisch übri?“

„Weil ich einmal ein Hunderter han sehen wollen.“

„Also, was haben wir denn ghabt, Krauthas? Ein Geselchtes, ein Schnaps. — Zwei Schnäps?“

„Jetzt klammerte der Mann die dünnen Finger ineinander: „Mein liebester Michel, ich muß heut schuldig bleiben! Und nit bloß das. Ich muß dich um was recht schön bitten. Ich weiß mir nimmer zu helfen.

„Hast nit ehender gsagt, daß es dir gut geht?“

„Ja, so lang ich Rauchfleisch han gfressen.“

„Willst leicht nit arbeiten?“

„Lassen mich nit. Erst habens mir mein Sach weggnommen, jetzt auch meine Arbeit.“

„Man weiß schon warum.“

„Hat ers gesagt, so hat ers im Spaß gesagt, der dumme Bub. Er schwätzt immer so. Wenn man alles für ernst halten wollte, was der sagt — herrje!“

„Ja wohl herrje! Und während der Prozession hockt er hinter der Kapelle im Busch und tut mit ein paar Zigeunerbuben würfeln. Um Geld! An solch einem Tag, während des Gottesdienstes! Die Leut wissen schon davon, auch der Herr Pfarrer. Und alles sagt: So was dürft nit einreißen in unserer Gemein! Einen gesalzenen Schülling auf der Abachseiten! Vor Zuschauern zur Abschreckung!“

Der Förster, wie ein Bullenbeißer fuhr er drein: „Wer hat das Recht, meine Kinder zu schanden zu machen? Wenn eins in Schuld ist, so werd ichs schon selber zu strafen wissen. Und jetzt will ich Ruh haben in meinem Haus! Himmelkreuz verflucht noch einmal!“ Mit gehobenen Armen drang er auf den Gerhalt ein. Dieser wendete sich und ging mit scheinbarer Gelassenheit davon.

Dann war's am Abend, als der Friedl heimkam vom Holzschlag. Am Brunnen, der im Hof des Forsthauses aus einer Röhre in den Trog sprudelte, wusch er sich den harzigen Waldstaub von den Händen. Trat der Förster zu ihm und sprach: „Du wirst dich lange waschen müssen, mein lieber Friedl!“

Der Bursche tat nicht viel desgleichen. Es rauschte das Wasser. Der Förster dachte, ich will ihn erst sein Abendbrot essen lassen, später könnte es ihm nicht schmecken. Nahrung braucht er ja doch auf das harte Tagewerk. — Nach dem Abendessen rief er ihn in die Kanzlei, wo sonst nur Geschäftssachen mit Fremden abgetan wurden. Elias braucht von der Geschichte nichts zu wissen; die Sali noch weniger. Der Förster setzte sich nicht in den Lehnstuhl, sondern blieb aufrecht, fast strammer aufrecht, als er sonst war, stehen und fragte den Burschen: „Sag mir einmal, Friedl, wo bist du am Fronleichnamstage gewesen während der Prozession?“

Der Friedl stutzte einen Augenblick, dann zuckte er ein wenig die Achseln und entgegnete: „Wo werde ich denn gewesen sein? Halt mit.“

„Wo mit? Bei dem Umzug? Ich habe dich nicht gesehen. Hast du nicht deine Fahne wieder getragen?“

Auch hierauf die trotzige Antwort: „Soll sie einmal ein anderer tragen. Ich bin kein Kirchenwaschel mehr.“

„So. Zu gering ist dir das. Und beim Faschingbegraben hast du die Ludersstange vorausgetragen. Das war dir nicht zu gering.“

Der Bursche schupfte wieder die Achseln.

„Du sollst gesagt haben, wenn ein Weibsbild dran wär, dann wolltest sie schon tragen. — Hast du diese abscheulichen Worte gesagt?“

Der Bursche starrte auf den Fußboden und antwortete: „Nein.“

Gerhalthof gehört und alle Bretter, aus denen in Eustachen, Ruppersbach und weiterum die Heuhütten gezimmert, die Fußböden gelegt, die Dächer gedeckt wurden, waren aus dieser Brettersäge. Die Schneidblöcher hatten entweder die Bauern selber herbeigeführt aus ihren Wäldern oder wurden vom fürstlichen Forstamte geliefert, altherkömmlich um mäßigen Preis. Für jeden geschnittenen Laden ein Reinertrag fiel dem Gerhalt in den Sack und sein Wohlstand beruhte zum großen Teile aus dieser Brettersäge, die oft nicht mehr als einen Mann beschäftigte und täglich mehrere Dutzend Läden auswarf.

Und nun baut die fürstliche Verwaltung einen Kilometer weiter oben ein großes Sägewerk mit zwei Rotierern und allen neuen Einrichtungen, ein Ungeheuer, das in wenigen Wochen ganze Wälder zu verspeisen imstande ist. Sie sollte nicht allein Bretter schneiden, sondern auch Zimmerholz, Tischlerholz aller Art, und zwar unvergleichlich billiger, als es die alten langsam auf- und niederfahrenden Blattsägen leisten konnten.

Als nun eines Morgens Deichgräber anhuben, für den neuen Bau an der Ach Erde auszuheben, kam der Gerhalt zum Förster und fragte zuerst ganz höflich an, was er ihm, dem Rufmann, nur getan habe, daß er ihn jetzt wolle zugrunde richten. Der Förster stellte dem Bauern vor, daß er in dieser Sache nichts sei als der Diener seines Herrn. Fürstliche Ingenieure hätten alles angeordnet und davon habe das Forstamt nur ganz weniges auszuführen. Der Gerhalt ließ sich nicht beruhigen, wurde nur heftiger, erklärte, daß die hohen Herren dem kleinen Mann nichts gönnen, daß sie alles unter ihren Hut und alles in ihren Sack bringen möchten. Daß es wohl noch dazu kommen werde, wie alte Leute geweissagt hätten, zum große Herren Erschlagen . . . vom Förster aufwärts!

Ganz wohlmeinend hatte Rufmann dem Bauern zugehört, nun aber erwachte sein Zorn. Er unterbrach den Mann und wies ihm die Tür. Im Vorsteher kochte die Wut, doch er rang nach Würde.

„Herr Förster“, sagte er, „den Werksmann haben Sie abgewiesen, aber der Fürstand tritt wieder herbei.“ Er stieg neuerdings die drei Antrittsstufen hinauf. „Denn er hat ein paar Worte zu sprechen mit dem Papa des jungen Herrn Fridolin?“

„Was ists mit dem, was habt Ihr?“

„Ja was ists mit dem?!“ sagte der Gerhalt nach. „Ich hätt leicht gar nix gesagt, wenn nit schon die Leut davon taten reden. Ihr Herr Sohn. Bei der Fronleichnamsprozession hätte er sollen die Aloisiusfahne tragen wie in früheren Jahren. Wissen Sie was er gesagt hat? Wenn ein sauberes Weibsbild dran wär, wollt er die Fahne schon tragen. Der heilige Aloisius ginge ihn nichts mehr an!“

„Daß der Friedl bissel ein leichtes Bürschel ist — man siehts ja. Aber nur nit gleich alles so aufbauschen. Laß ihn ein paar Wochen im Holzschlag und der Tratsch ist vergessen."

Rufmann ging beruhigt heim. Der Michel findet halt allemal das richtige Wort. Die Sache war: Der Wirt hatte wieder einmal das und gerade das ausgesprochen, was er selber in seinem Vaterherzen empfand.

Leichtsinnige Kinder stehen dem Elternherzen oft näher, als wohlgeartete. Es droht ja Unheil, das der Vater bangend von ferne kommen sieht, während die jugendlichen Wesen noch in arglosem Leichtsinne dahintanzen.

Die Ewigkeit ins Wasser gefallen!

An dem Baue des fürstlichen Sägewerks wurde tüchtig gearbeitet. Die Grundmauern waren größtenteils fertig, Zimmerleute hackten große Stämme aus, um auf dem Mauerwerke die Zimmerung zu beginnen. An dreißig Männer waren beschäftigt. Dazwischen ging der junge Student hin und her und sah den Leuten bei ihrer Arbeit zu, das Rasenstechen der böhmischen Deichgräber, wo die Ach ihren Fluderarm bekommen sollte; das Behauen der rohen Granitblöcke, aus denen die festgekittete, so hübsch geradlinige Mauer entstand; das Aushacken des klingenden Holzes, das Ineinanderschroten der viereckigen Stämme an den Ecken, und wie sicher und behäbig die Leute daran arbeiteten, das mutete ihn an. Er empfand die Freude, etwas werden zu sehen. Wenn aber die deutschen Zimmerleute mit den welschen Maurern und den böhmischen Deichgräbern haderten, das wollte ihm nicht gefallen. Da suchte er zu beschwichtigen, hin- und herschießenden Spott und Hohn ins Harmlose zu lenken, wofür er schließlich von allen drei Nationen ausgelacht wurde. Daraus machte Elias sich zwar nichts, seine Mission als Friedenstifter machte ihn hochgemut, und der Zimmermeister Josef meinte, wenn das ein Pfäffel werden wolle, so müsse es sich natürlich schon frühzeitig üben im Friedenstiften und im — Ausgelachtwerden.

An diesem Tage erschien auf dem Bauplatze noch ein zweiter, den sie Lust hatten, auszulachen. Taten es aber nicht, denn er war sehr zutunlich und offenherzig. Der Fremde wars, den sie den Nathan hießen, oder auch den Preußen, der in seinem schwarzen Anzug, mit den Feldblumen auf dem Hute, immer so herumging, ohne daß jemand wußte, weshalb. Nathan Böhme beglückwünschte die Leute, daß sie hier ein modernes Sägewerk bekommen sollten, worauf einer der Arbeiter entgegnete: „Was geht uns das Sägewerk an, Lohnerhöhung möchten wir haben."

Gegen die Mittagszeit bildeten sich drei Herde, wo gekocht wurde.

Als ein Zimmermannsjunge für seinen Herd ein paar alte Bretter hernehmen wollte, die von der Ach angeschwemmt worden waren, machte

„Siehst du", sprach der Vater mit einem erleichternden Aufatmen, „ich habs ja auch nicht geglaubt. Daß du mit Zigeunerbuben solltest gewürfelt haben ums Geld, wird ebenfalls nicht wahr sein."

„Mit wem soll ich gewürfelt haben? Mit Zigeunerbuben? Wo hätt ich denn die hergenommen? Mit den Ruppersbacher Schneiderbuben hab ich gewürfelt."

„Wann?"

„Nu halt — wird eh am Fronleichnamstag gewesen sein."

„Um welche Stunde?"

„Das weiß ich nit mehr. Was kümmern mich so Sachen."

„Aber mich kümmern sie, mein Sohn! Die Leute sagen, du hättest während der Prozession gewürfelt. Wie die Judenbuben um den Rock des Herrn. Das geht im Dorf um und sie wollen dir deswegen was antun."

„Mir? Weil ich gewürfelt hab? — Sie sollen nur kommen!"

„Die dürften ein wenig stärker sein, als du, mein Freund! Der Fürstand und — der Gemeindediener! Du kannst dirs ungefähr denken, was sie dir wollen."

„Mir?!" Der Bursche lachte grell auf. „Sie sollen achtgeben, daß ich ihnen nit —!"

„Was denn, was denn?"

Der Friedl, glühend rot im Gesichte, stürmte hinaus ins Freie und schlug hinter sich das Haustor zu, daß es schmetterte.

Am nächsten Tage trug der Förster sein Anliegen zum Freunde. Der Michel wußte schon davon. Er lachte.

„Aber mir ists deinetwegen", sagte Rufmann. „Daß du nicht etwa glaubst, so ein Weiberjäger, daß er wäre!"

„Wenn die Rechte auf der Fahn wär — warum denn nit?"

„Aber er hats nicht gesagt, sagt er."

„Warum soll so ein junger Kerl das nit gesagt haben."

„So was wäre mir neu. Hats doch unsereiner nicht auch so gemacht."

„Ich bitt dich, unsereiner!" rief der Wirt. „Unsereiner ist gar nix besser gwest im gewissen Alter. Wir haben unseren Eltern just so viel Sorgen gemacht, nit um ein Tüpfel weniger, als unsere Brut uns. Aber nachher alles verschwitzt. Sich den Kindern zum Muster hinstellen wollen! Weißt du, Rufmann, wenn der Vater zum Sohn sagt: Ich bin in meiner Jugend ganz brav gewest! so lügt er gerad so, als wenn der erwachsene Sohn sagt: Ich weiß nix und will nix."

„So lange einer an *eine* denkt, ists ja so weit in Ordnung."

„Du! Eine ist keinem genug, so lang er sie nit haben kann."

„Ah, so meinst. Daß er wüßte, wem er zugehört. Na, mir ists nicht zuwider, wenn wir einmal Ernst machen."

Nathan Böhme ging nicht darauf ein. Sein Auge hatte ein scharfes Feuer, sein Schnurrbart schien sich zu spießen. „Jammerschade!" rief er aus, „jammerschade um dieses brave Volk! — Männer, warum habt ihr gerade dieses Gebet gebetet, das die Kirche diktiert hat, warum nicht das vom Herrn Jesus; wie er sagt, so sollt ihr beten: Vater unser, der du bist im Himmel! — Ihr solltet euch doch mehr ans Evangelium halten."

„Wir haben den englischen Gruß gebetet", antwortete der Zimmermeister, „und mir scheint, der steht wohl auch im Evangeli."

„Allerdings, aber die Kirche hat etwas anderes daraus gemacht. Und überhaupt. Überhaupt, ihr Leute! Euer Fronleichnamsfest! Ja, hat mir sehr gut gefallen. Festaufzug! Wirklich sehenswert. Wenn ihr aber glaubt, es wäre ein christlicher Gottesdienst!"

„Jesseles, Jesseles, die Ewigkeit ist ins Wasser gfallen!" rief jählings der Zimmerjunge aus; er hatte gesehen, wie das Kapellenbrett mit dem Spruchteil umgeschlagen hatte, in die Ach gerutscht und in derselben verschwunden war.

Allsogleich knüpfte der Preuße wieder an: „Was sagt der Junge? Die Ewigkeit ist ins Wasser gefallen? Komisch! Aber es kann euch schon passieren, Leute. Das kann übrigens uns allen passieren. Vielleicht sprechen wir einmal davon. Ist es euch recht, so kommen wir Sonntags einmal zusammen. Ja, ja, der Preuße weiß Neuigkeiten!"

Die Zimmerleute schauten den Sprecher verwundert an, hörten ihm zu und aßen weiter. Böhme redete noch mancherlei durcheinander, entwickelte dann seine Ansichten über das Heidentum der Kirche und über das Evangelium des Sohnes Gottes. Er sprach von dem großen Religionsreiniger Martin Luther. Der wahre Christ habe zu glauben an die Gnade durch die Erlösung Jesu Christi; die Heiligenanbetung, die kirchliche Prachtentfaltung sei nichts als Heidentum. Die Kirche gehe nur auf Macht, die Geistlichkeit auf Geld, man sehe es überall. Jesus habe es mit den Armen gehalten, seine Lehre wäre nicht die Ausbeutung gewesen, sondern die Nächstenliebe, und der Weg zum Himmel gehe nicht durch allerlei Sakramente, vielmehr durch ein sittenreines Leben.

Als er in solcher Weise sich ausgelassen, da nickte der eine und der andere beistimmend mit dem Kopf, es sei eh wahr, es werde eh so sein!

„Jetzt ist eine Zeit der Veränderung," sagte Böhme, „überall traten die Leute zum evangelischen Glauben über, wollet nicht auch ihr einmal darüber nachdenken. Bei dem Mauteinnehmer in Löwenburg kann man die Schriften bekommen, ganz umsonst, wer sich unterrichten will."

„Mit dem Mauteinnehmer wollen wir nichts zu tun haben!" rief einer.

ihn ein Kamerad aufmerksam, daß die Bretter gewißlich von der Eustachkapelle herrührten, die der Schneeball zerstört hat. Sie waren noch so zusammengenagelt und von dem Spruche standen noch die Worte: „In Ewigkeit Amen" drauf.

„Wirst aus dem geweihten Holz doch nit Sterz kochen wollen?"

Da legte der Zimmermannsjunge die Bretter wieder ehrerbietig an das steile Flußufer, wo sie über die runden Kieselsteine ein wenig niederwärts glitten. Es war anderes Brennholz genug vorhanden auf dem Zimmerplatz.

Und dann begannen die drei Völker sich auszuleben. Die Böhmen kochten Powidl, die Italiener Polenta, die Deutschen Brennsterz. Darüber war Nathan Böhme vergnügt und er wollte es als Beispiel geben, daß Kraft und Macht der Völker aus der Einigkeit und aus der vegetarischen Nahrung komme.

Dann setzten sie sich in drei Gruppen zusammen, die Böhmen an die Weiden der Ach, die Welschen auf einen sonnigen Steinhaufen, die Deutschen in den Schatten einer breitästigen Fichte, die auf der Matte stand. Dann huben sie an aus riesigen Pfannen zu essen, die Deichgräber packten und zerrissen ihre Kuchen mit den Fingern und schoben die großen Brocken in den Mund. Die Maurer stachen ihren Polenta hastig mit breiten Gabeln auf und die Zimmerleute huben ihren Sterz mit großen Löffeln aus, langsam und wuchtig. Nathan, der sich ein wenig abseits auf den Rasen gesetzt hatte, bewunderte die Eigenheit und Tüchtigkeit dieser Leute, die auch im Essen hervortrat. Elias wollte just sein Überröcklein nehmen, das er an den Baum gehangen hatte, um ins Forsthaus zu gehen, stand aber jählings still und horchte. Dann trat er einige Schritte hintan, zog sein Hütlein vom Haupte, faltete die Hände und betete.

Von Ruppersbach herauf kamen durch die Luft geschwommen die Klänge der Mittagsglocke. Böhme betrachtete wieder den in Andacht versunkenen Jungen, wie er es am Fronleichnamstage getan. Heute möchte er gerne mit ihm anbinden.

Als der Zimmermeister Josef das Beispiel des Studenten sah, stellte er sein Sterzschaufeln ein und sagte: „Läuten tuns. Wir wollen den englischen Gruß beten." Da standen sie schwerfällig auf, zogen ihre Hüte ab und beteten laut und einstimmig: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft, daß sie empfangen hat vom heiligen Geist. Gegrüßet seist du Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit dir, du bist gebenedeit unter den Weibern —"

Als das Gebet vorüber war und sie wieder aßen, trat der Fremde näher zur Gruppe.

„Wollens mithalten?" lud ihn der Zimmermeister ein und suchte nach einem frischen Löffel.

Elias war stehengeblieben, über sein Gesicht flammten rote Flecken. Aber sanftmütig sagte er: „Was wollen Sie denn von mir, lieber Herr“?

„Ja gewiß, gewiß, so wird es sein,“ rief der Fremde lebhaft. „Aber ich will dich behüten, lieber Knabe. Du sollst kein heuchlerischer Götzendiener werden.“

Elias war erschrocken, aber nicht von der rücksichtslosen Rede, sondern deshalb, weil der wunde Punkt in ihm berührt worden. Seine quälende Ahnung war hier plump ausgesprochen. Aber er antwortete immer noch gelassen: „Wenn ich Rat bedarf, so wende ich mich an meinen Gott.“

„An deinen Beichtvater, willst du sagen. Da bist du schon am richtigen. Ne, ne, Junge, du darfst nicht katholischer Priester werden. Du weißt nicht, was dir bevorsteht. Ich weiß es. Ein einsames, glückloses Leben, ein elendes Knechteleben, ohne Freiheit und Freude, ohne Freund und Familie. Ganz das Werkzeug fremder unfaßbarer Mächte. Merke auf: kein Mensch, nur Werkzeug, um die Menschheit vom Erdenglück loszureißen und ihr Phantome dafür zu bieten. Und was du tust, das wird nicht etwa Irrtum sein, sondern Betrug. Denn du wirst sagen, was du nicht glaubst. — Junger Freund, noch ist es Zeit, rette dich zum Evangelium.“

Da sagte Elias schon unsicher: „Ich bete jeden Tag zum göttlichen Heiland um Erleuchtung.“

„Was heißt göttlicher Heiland!“ rief Nathan Böhme barsch. „Das ist ein Ausdruck der Kirche. Glaube an den einzigen Gott, das steht in der Schrift. Zu Gott mußt du beten, nicht zu Jesus, der selbst bloß Mensch gewesen ist.“

„Was haben Sie jetzt gesagt?“ fuhr der Student auf. „Jesus bloß ein Mensch?“

„Die Wahrheit über alles.“

„Die Wahrheit? Wo Sie vorher eben gelogen haben!“ Mit Heftigkeit rief es Elias: „Haben Sie nicht gerade früher zu den Leuten anders geredet? Haben Sie ihnen nicht gesagt von der Erlösung durch Jesus Christus? — Die Heiligen, ja die haben Sie schon dort an der Ach weggeworfen. Die Mutter Gottes haben Sie auch weggeworfen. Jetzt werfen Sie den Heiland weg und sagen, Sie glaubten allein an Gott. Und morgen werfen Sie Gott weg.“

„Morgen werfe ich Gott weg, meinst du?“ versetzte der Fremde, seinerseits nun sanftmütig geworden: „Ja, mein Kind, dafür kann man natürlich nicht garantieren, daß unsere Anschauung die gleiche bleibt. Sie ändert sich mit unseren Erfahrungen, mit unseren Fortschritten in der Wissenschaft. Und wenn die Wissenschaft uns mal dahin belehrt, daß wir Menschen animalische Wesen sind, nichts weiter, jeder einzelne

Und ein anderer: „Wenn die Lutherischen nit müssen mautzahlen, werde ich auf der Stelle lutherisch!“

„Abscheulich, wer so redet!“ schrie Böhme. „Wer nicht aus Überzeugung übertritt, der soll bleiben, was er ist!“

„Wir bleiben Zimmerleut und jetzt wollen wirs wieder angehen,“ so der Meister und damit war das unerquickliche Gespräch abgeschnitten und die Tafel aufgehoben.

Wer bei den Ausführungen des Fremden den Studenten beobachtet hätte! Der stand hinter dem Baum, horchte zu und dabei begann sich sein blasses Gesichtlein zu verzerren, als ob er einen Schmerz hätte. — Also, das ist so einer! Ein Seelenfänger! dachte Elias. Wenn sie sich beschwatzen lassen und wenn sie ihm ihr Wort geben wollen, da werde ich schreien, soviel meine Brust kann schreien und sie auf den Knien beschwören, daß sie ihrem alten Glauben treu bleiben. Als er sah, daß die Arbeiter ohne weiteres an ihre Zimmerei gingen, beruhigte er sich und nahm seinen Weg über Matten und Wiesen, dem Forsthause zu. Nathan Böhme ging ihm nach. Als Elias es bemerkte, wollten seine Beine eilend werden, dann aber sagte er sich: Vor dem davonlaufen!

Der Fremde holte ihn ein. „Der junge Rufmann, nicht wahr, der Studiosus!“

Elias grüßte kühl und schweigend.

„Der Zufall ist gut,“ sagte Nathan Böhme. „Ich habe dir schon lange nachgesetzt, junger Rufmann. Weißt du wohl, daß du ein rührender Mensch bist? Den Götzendienst hast du zwar auch mitgemacht, aber wenn ich damals Herrgott gewesen wäre — direktemang auf die Arme hätte ich dich man genommen und in den Himmel getragen.“

Also, ohne alle Einleitung, wie gewohnt, hatte er den Jungen angepackt, gleich mit dem vertraulichen Du. Aber Elias zuckte trotzig mit den Augenwimpern.

„Um das kindliche Glauben ists ja etwas Köstliches,“ redete Böhme weiter. „Aber merke dir, Junge, es bleibt nicht lange. Wie ich höre, bist du Schüler in einem Priesterseminar. Na, Prost die Mahlzeit! Da möchte ich gerade in paar Jahren wieder nachsehen, ob du die Monstranze noch so engelhaft anbetest, als jetzt. Mit äußerer Miene vielleicht, im Inneren nicht — dafür werden deine Lehrer mit ihrem Unterricht sorgen. Den Kopf wirst du eines Tages voll Theorien und Dogmen haben — und das Herz voll Gleichgültigkeit oder Bitterkeit. Eine Weile wirst du dich abquälen um deinen Kindheitsglauben, dann gibst du es auf. Schließlich kommts so: Das, was du erst bei der Fronleichnamsdemonstration so fromm angebetet hast, ist ein dünnes Mehlbrötchen geworden, so du der Gemeinde aufstellen sollst als wahren Gott und Menschen.“

Anton Brömmelmann sich bis zu seinem fünfundvierzigsten Jahre noch nicht die Zehen abgetreten hatte auf seinen Geschäftsgängen.

Denn zum Vergnügen ging er nie. Das Geschäft war ihm alles. Er arbeitete dafür den ganzen Tag; er erholte sich davon, indem er abends in alten Geschäftsbüchern blätterte und alte Geschäftsbriefe im Kopierbuch las; und er träumte davon in der Nacht. Das Geschäft war sein Glück — denn es blühte. Und es war sein Unglück — denn es hatte seinem Namen einen wenig seriösen Klang gegeben. Und just um dieses Klanges willen hätte Anton Brömmelmann beinahe keine Frau bekommen.

Eine geschickte Reklame des Vaters — der auch schon Anton geheißen und den Ruhm des Geschäftes begründet hatte — war dem Namen Brömmelmann verhängnisvoll geworden; insofern als er diesen nicht sinnverwirrend schönen, aber auch nicht ohne weiteres verwerflichen Geschlechtsnamen braver kleiner Beamten und Pastoren plötzlich laut, heftig und dauernd mit — ja, es muß schon gesagt werden: mit Wasserklosetts in Verbindung brachte.

„Anton Brömmelmanns Wasserklosetts für Privatwohnungen, Klubs, Hotels, Spitäler, Kasernen und Gefängnisse" waren weit über Neuenburg hinaus eine Berühmtheit. Durch unzählige Annoncen in den Tagesblättern hatte er sie — wenn das so auszudrücken erlaubt ist — dem Herzen des Publikums eingeschmeichelt. Er hatte Gutachten über ihre Diskretion im Geräusch und Wasserverbrauch und über ihre Unentbehrlichkeit im Großbetrieb fleißig gesammelt und veröffentlicht; hatte enthusiastische Zustimmungen von Hygienikern, berühmten Schauspielern, Anstaltsdirektoren, ja sogar von zwei Wirklichen Geheimen Räten mit dem Prädikat Exzellenz seinem Katalog anheften können. Und so hatte er mit der Wahrhaftigkeit, wie sie nur die Todesstunde verleiht, auf dem Sterbebette seinem einzigen Sohn feierlich und nicht ohne Genugtuung versichern dürfen, daß es in und um Neuenburg, wenigstens in menschlichen Wohnstätten, die etwas auf sich hielten, keinen geheimen Ort, den ein guter Mensch betrat, gebe, der nicht an bescheidener Stelle auf weißem Porzellangrund den Namen „Anton Brömmelmann" rühmend dem nachdenklichen Beschauer nenne.

Das aber war das Fatale. Welches junge Mädchen von sittlichem Gefühl verliebt sich in einen Mann, der mit so unentbehrlichen, aber doch so ungern genannten Gebrauchsgegenständen handelt? Welches wohlerzogene Bürgerstöchterlein tauscht froh und reulos seinen mehr oder minder wohlklingenden Vatersnamen gegen einen Namen, der immer und immer wieder Annoncen in den Tagesblättern in solch merkwürdige Erinnerung bringen; der immer und immer wieder von weißem Porzellangrund abzulesen ist? . . .

aus dem Nichts gekommen und in das Nichts versinkend, wie jenes Stück Holz dort im Wasser versank — so müssen wir uns eben beugen vor der Wahrheit. So schwer es uns werden mag, so viel sogenanntes Seelenglück dabei verloren gehen mag. Der heiligen Wahrheit seine Seele, seinen Heiland, seine Ewigkeit opfern — das ist das göttliche Opfer, das ist das allerheiligste Sakrament, welches du einmal ebenso fromm und demütig anbeten wirst, als jenes am Fronleichnamstage."

Während dieser Worte war der Mann dem eilenden Studenten stets auf der Ferse gefolgt, bis Elias sich plötzlich umkehrte und ihm wütend das Wort ins Gesicht schleuderte: „Geh hinter mich! Du bist ein Teufel!"

Mit beiden Fäusten hieb Elias in die Luft hinein und sprang in weiten Schritten dem Forsthause zu, das schon nahe war. Böhme starrte verblüfft drein. Was hatte er denn nur gesagt, daß der Junge sich so entsetzte?

O Wanderlehrer aus dem Norden! Du magst Nathan der Gelehrte, der Wohlmeinende, der Eifrige, der Überkluge sein, aber Nathan — der Weise bist du nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Das Verhängnis des Hauses Brömmelmann.

Eine Geschichte von **Rudolf Presber**.*)

Er hatte nur unter den größten Schwierigkeiten eine Frau bekommen. Es ist lächerlich, zu behaupten, daß das an seiner Persönlichkeit lag. Es lag am Namen.

Gewiß, er war nicht schön. Die unansehnliche Figur, die etwas Verbogenes, Geknicktes an sich hatte, sah in dem langen schwarzen Gehrock, den er immer trug, nicht gut aus. Er erinnerte, wenn er so daher kam mit dem schief nach links über den altmodischen Kragen nickenden Kopf und den lang herabhängenden Armen, die immer die Knie kratzen zu wollen schienen, an einen jener dressierten Urwaldbewohner, die ein Zylinderchen auf dem Kopf, auf ein geduldiges Ponychen mit heimlichen Riemen festgebunden, als erste Nummer unter dem Jubel der Kinderwelt in melancholischem Galopp die „Abend-Gala-Elite-Vorstellung" der Affentheater einzuleiten pflegen. Auch waren seine Füße unverhältnismäßig groß und erweckten beim Gehen den Eindruck, als ob jeder von ihnen eigensinnig just auf denselben Fleck treten wolle, den der andere gerade inne hatte; und dies mit solcher Vehemenz, daß es ein wahres Wunder genannt werden mußte, wenn

*) Aus R. Presbers anmutigem „Von Kindern und jungen Hunden". (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

drei Monate später aber eine vermögliche, aber reizlose Witwe aus Kottbus standesamtlich und kirchlich geheiratet hatte.

Annemarie hatte das stille Wesen aller Mädchen, die zweimal verlobt waren und einmal am Variété und einmal an den paulinischen Briefen gescheitert sind. Sie sah zwar, daß Anton Brömmelmann keineswegs eine verblüffende Ähnlichkeit mit einem jungen Griechengott, nicht einmal mit einem melancholischen Bergassessor zeigte; aber er war schließlich ein Mann, der seine hübschen Einnahmen hatte und dessen mit der Erinnerung an zahlreiche Körbe belastetes Herz die Unzartheit nicht besitzen würde, sie an ihr entschwundenes Liebesglück zu erinnern. Und sie hatte es satt, immerzu „Eingaben an eine hohe k. k. Oberpostdirektion" ins reine zu schreiben.

Der Oberpostsekretär a. D. machte seine Einwilligung zur Verehelichung davon abhängig, daß Anton Brömmelmann sich eidlich verflichte, niemals in seinem Leben eine Ansichtskarte zu benützen. Ein Schwur, den Anton Brömmelmann um so eher ablegen und halten konnte, als er überhaupt keine privaten Mitteilungen ernsten oder neckischen Inhalts jemals zu Papier brachte, sondern nur Geschäftsbriefe schrieb und im Geschäftsverkehre die Ansichtskarte für durchaus unstatthaft hielt. Der Oberpostsekretär holte übrigens für diese Gelegenheit seinen alten Galadegen aus dem Schrank, eine sehr merkwürdige Waffe, die nach halbstündigem sorgsamen Einfetten und anstrengendem Ziehen endlich aus der Scheide fuhr. Auf die rostige Klinge mußte Anton Brömmelmann feierlich die Schwurhand legen und den vom Oberpostsekretär persönlich vorgesprochenen ebenso umständlichen als konfusen Eid mit lauter Stimme wiederholen. Dann erst bekam er von der tief errötenden Annemarie den Verlobungskuß und jenen gebrannten Haussegen, den der sommersprossige Predigtamtskandidat unbegreiflicherweise verschmäht hatte.

Die Ehe war nicht unglücklich.

Annemarie hielt ihren Haushalt gut in Ordnung; und wenn Anton Brömmelmann aus dem Geschäfte kam, so war sie bereit, seinen gehabten Ärger mit aufmerksamer Teilnahme anzuhören, und schmierte ihm Käsebrötchen dazu.

Jeden Sonntag aß der Herr Oberpostsekretär a. D. bei den beiden zu Mittag. Es gab dann „falschen Hasen" — weil dem Oberpostsekretär die Vorderzähne fehlten — und der Geladene würzte das bescheidene Mahl durch heftiges Schimpfen auf die k. k. Regierung, die keine seiner Eingaben, die er nun selber schrieb, jemals beantwortete.

Als er an einem Sonntag im Herbst wieder zum falschen Hasen kam, teilte ihm Anton freudestrahlend mit, daß sie beide heute allein

Wenn Anton Brömmelmanns Ahnherr im Dreißigjährigen Krieg nachweislich gehängt worden wäre; wenn sein Großvater beim Rastatter Gesandtenmord eine üble Rolle gespielt und seine Großmutter im berüchtigten Hirschpark von Versailles zeitweise unrühmlichen Aufenthalt genommen hätte — das wäre alles kein so trauriges Ehehindernis für Anton Brömmelmann gewesen, als der fatale Umstand: daß sein fleißiger und rechtlicher Vater gar so viel Lobendes über seine vortrefflichen Fabrikate veröffentlicht hatte.

Und außerdem: mitten in der Hauptstraße, zwischen der appetitlichen Konditorei von Grötschel und der poesievollen Blumenhandlung der stets in tiefe Trauer gekleideten Witwe Schwiebus — die drei verletzend naturalistischen Riesenerker des Brömmelmannschen Geschäfts! Welche Frauenseele in jenem glücklichen Alter, da man sich Verse von Lenau ins Album schreibt und mit Leutnants tanzt und Lieder von Schumann singt, bebte nicht scheu zurück vor einem noch so braven Mann, der ein so absonderliches Geschäft sein eigen nennt?

Anton Brömmelmann hätte von den Körben, die er sich seufzend in guten Bürgerfamilien geholt, ganz bequem einen Korbhandel eröffnen können. Aber er sah mit Goethe, den er übrigens nicht las, in der Ehe „Anfang und Gipfel aller Kultur"; und er war betrübt, ja niedergeschlagen, daß gerade ihm weder Anfang noch Gipfel beschieden sein sollte, obschon oder gerade weil er als Geschäftsmann just der Sohn seines Vaters und ein Kulturträger von nicht zu unterschätzender Bedeutung war.

Endlich aber fand er in Annemarie Bickebach doch noch ein weibliches Wesen, das großherzig genug war, über die ganzseitigen Annoncen und die Riesenerker in der Hauptstraße und schließlich auch über manche negativen Vorzüge seiner Erscheinung mit ihren leidlich hübschen Augen hinwegzusehen.

Annemarie war die Tochter eines Oberpostsekretärs, der pensioniert werden mußte, weil sich in ihm die fixe Idee entwickelte, er müsse der Welt die Unsinnigkeit der Ansichtspostkarte beweisen; und der in diesem Sinne eine Reihe von Broschüren im Selbstverlag erscheinen ließ und zahlreiche Eingaben an den Reichstag und „Offene Briefe" an die vorgesetzte Behörde richtete. Das langaufgeschossene magere Mädchen war zweimal verlobt gewesen. Einmal mit einem melancholischen Bergassessor, der leider bald darauf mit einer Dame vom Variété nach London gegangen war; und einmal mit einem sommersprossigen Predigtamtskandidaten, der ihr eines Tages eine „frivole Auslegung paulinischer Briefe" vorgeworfen, ihren Ring, zwei gestickte Schlummerrollen und einen gebrannten Haussegen zurückgeschickt und

heimgekehrt, zusah, wie im Soxhletapparat die sechs appetitlichen Fläschchen für Nacht und Morgen hergerichtet wurden. Immer ein Strich Milch und zwei Striche Wasser. Und jedesmal setzte seine besorgte Frage ein:

„Kriegt der Junge auch nicht zu wenig Milch und zu viel Wasser?“

Berthold wurde er getauft.

Niemand in der Familie hieß so. Der Erfinder des Schießpulvers, Berthold Schwarz, war der einzige dieses Namens, den Anton Brömmelmann — natürlich nicht persönlich — kannte. Aber das war's gerade: Der Junge sollte einen aparten Namen haben. Und wer konnte das wissen — die Sache mit dem Schießpulver! . . . Der Junge konnte ein verdammt kluges Gesichtchen machen und hatte eine Art, das rosig marmorierte Fäustchen in den Mund zu stecken, die hohe Intelligenz bewies. Und das Geschäft sollte ihm nicht den schönen Namen und das schöne Leben verderben — das war immer der Schluß von Anton Brömmelmanns reiflichen Erwägungen. Und damit all dieses nicht geschehe, sollte der Bub' keine Ahnung davon haben, welcher Art seines Vaters Geschäft war. Bis er dann zur Schule kam, würde man schon sehen.

Von nun an dachte Anton Brömmelmann nur daran, sein Geschäft zu verkaufen.

Er trat sich im Nachdenken noch eifriger auf die Füße, schlenkerte noch heftiger mit den Affenarmen als früher und wechselte bogenlange Briefe mit Reflektanten.

An der verlangten Kaufsumme scheiterte es nie. Er hatte genug geerbt und zurückgelegt und forderte einen Betrag, der für das flottgehende Geschäft ein Spottpreis genannt werden mußte. Eben erst hatte der Landtag eine größerere Bestellung gemacht und mit einer anonymen Gesellschaft, die das öffentliche Wohl im Auge hatte, stand er in Verhandlung.

Aber eines schreckte die Bewerber: Anton Brömmelmann stellte die Bedingung, daß innerhalb fünf Jahren die Firma geändert werden und sein Name mithin von Firmenschild, Briefbogen und Porzellan verschwinden müsse. Hier lag der Haken. Denn die Firma „Anton Brömmelmann“ war eben als solche weit berühmt; und ob die Änderung des Namens nicht einen beträchtlichen Rückgang des Geschäftes bedeuten würde . . . Zudem — man hatte das zum Beispiel bei Johann Maria Farina erlebt — es könnte eine Konkurrenz plötzlich einen Strohmann namens Brömmelmann auftreiben, der nun die Früchte jahrelanger Reklame anderer mühelos pflückte . . .

Schließlich aber wurde der Verkauf doch perfekt.

essen müßten, da Annemarie ihn heute morgens durch die Geburt eines Sohnes erfreut habe und noch der Schonung bedürftig sei.

Obgleich der Oberpostsekretär, wie er sich recht wohl erinnerte, bei der Eheschließung der beiden mit einer solchen Möglichkeit gerechnet hatte, kam ihm die Nachricht nun, da er, mit seinen Angelegenheiten beschäftigt, die natürlichen Anzeichen des kommenden Ereignisses völlig übersehen hatte, doch sehr überraschend. In der Freude seines Herzens ging er eiligst einen notwendigen Einkauf zu machen; und da er nicht recht wußte, was zu dieser Gelegenheit am passendsten erscheinen könnte, kam er eine halbe Stunde später wieder mit einer Mandeltorte und einem Bilderbuch, das für den ersten Leseunterricht sehr zweckentsprechend eingerichtet war. Dieses Buch legte die Wartfrau, die wenig von Pietät hielt, unter das Gestell der Kinderbadewanne, das einen zu kurzen Fuß hatte. Die Mandeltorte aber teilte sie mit der Hebamme, die zufällig gerade, wie dies bei Hebammen das übliche ist, ihren Geburtstag hatte.

Im Nebenzimmer aber saß der Oberpostsekretär, dämpfte seine Stimme zu einem diskreten Piano, das kaum mehr hörbar war, und fragte den glücklichen Vater, der sehr wichtig und sehr zwecklos bald eine Zuckerdose, bald einen Aschenbecher umhertrug:

„Anton, *wem* sieht's ähnlich?

„Die Wartfrau meint: *mir*", gab Anton schüchtern zurück.

Er mochte nicht gestehen, daß er persönlich bei einer ersten Begegnung mit seinem Sohn, die allerdings im Halbdunkel der Wochenstube stattfand, keinerlei Ähnlichkeit hatte wahrnehmen können, vielmehr den Eindruck gewonnen, anstatt eines Kopfes eine runzliche, nicht mehr ganz frische Tomate auf dem Kissen zu sehen.

Die Hebamme, die aus unbekannten Gründen immer heftig nach altem Rotwein roch, kam herein und verkündete:

„*Neun* und ein Viertelpfund! Eben gewogen. Es ist ein Mordskerl!"

„Das soll er erst *werden*!"

Anton Brömmelmann hatte dieses vortreffliche Wort gefunden und damit stolz und tüchtig in nuce ein ganzes Erziehungsprogramm entrollt.

Das *eine* stand bei Anton Brömmelmann fest: der Junge sollte es mal in jeder Beziehung besser haben, wie er; er sollte sich nicht selbst die Zehen abtreten beim Gehen, keine lächerliche Figur in einem schwarzen Gehrock spielen und seinen Namen nicht am Tage wie eine Last und nachts wie einen Alp tragen. Das Geschäft — Gott behüte! — das war nichts für den Jungen. Diese Überzeugung stand schon bei Anton Brömmelmann fest, wenn er des Abends, aus dem Kontor

Berthold wuchs heran.

Der glückliche Vater ging völlig auf in dem Jungen. Er zahnte mit ihm, er fieberte persönlich, als der Bub die Masern hatte, ja er machte — und nicht nur in der Einbildung — mit ihm den Keuchhusten durch, konsumierte als leuchtendes Beispiel für den Jungen den abscheulichen Schneckensaft und war stolz darauf, wenn er, blaurot im Gesicht vom Husten, die Versicherung des Arztes hörte: das sei ein außerordentlich seltener Fall, daß ein Erwachsener zum zweitenmal vom Keuchhusten befallen werde.

Peinlicher als der Keuchhusten war das Latein.

Anton Brömmelmann, der es nie recht vertragen hatte, lernte es mit dem Sohn, für den Sohn. Er stand mit dem absoluten Ablativ auf und träumte vom Akkusativ cum Infinitiv; er übte Vokabeln und konsultierte heimlich Eselsbrücken, war dem Sohn immer um drei Lektionen voraus, kurz, er tat alles, um die fromme Täuschung aufrecht zu erhalten, daß er alles das schon wisse, was der Sohn unbedingt lernen müsse, um ein edler Mensch und ein tüchtiger Bürger zu werden. Wenn Berthold längst seinen gesegneten Kinderschlaf schlief, mußte die mitleidige Annemarie dem unglücklichen Gatten die Punischen Kriege überhören und die entsetzlichsten, von den Karthagern verübten Greuel über sich ergehen lassen. Und Sonntag zog sich Anton Brömmelmann in sein Studierzimmer zurück, um über den „Frühling" nachzudenken oder über die „Freuden des Eislaufs", kurz über lauter Dinge, die seinem früheren Leben sehr fern gelegen hatten und die jetzt als Aufsatzthemata des Sohnes seine späten Mannesjahre erschreckten.

Zweimal waren sie sitzen geblieben.

Sie. Pluralis. Denn der Vater blieb mitsitzen, fühlte sich mitschuldig; obschon er die Tanzstunde, die an der Zerstreutheit des Sohnes die Hauptschuld trug, nicht mitgenommen hatte und die Zigaretten, die dem armen Berthold nicht bekamen, persönlich ganz gut vertragen konnte.

Endlich kam das Maturum.

Berthold, der ein hübscher, schlanker Bengel geworden war, nicht gerade strotzend von Intelligenz, aber in seiner gesunden Frische ein ganz lieber Kerl, ging in das Examen mit einer Siegermiene, als könne ihm nichts passieren. Der Vater aber saß zu Hause und seufzte:

„Die Mathematik — die Mathematik bricht uns den Hals. Du wirst sehen, Annemarie, die Mathematik!"

Und er verlangte Papier und berechnete Kegelschnitte stundenlang und löste Gleichungen mit drei Unbekannten, die — wenn die Sache fertig war — noch immer so gut wie unbekannt blieben, und ließ sich von all den Aufgaben foltern, die der Sohn vielleicht . . .

Ein Herr Heinrich Hinzelmann hatte, wie er schrieb, „eine weitläufige Tante beerbt“ und strebte, sich selbständig zu machen. Er glaubte das nicht besser tun zu können, als indem er das Geld der weitläufigen Tante in Anton Brömmelmanns weitberühmte Fabrikate steckte.

Am fünften Geburtstag Bertholds wurde der Vertrag unterschrieben. Es war ein großer Moment. Anton Brömmelmann war ganz heiser vor Aufregung und schrieb unter das wichtige Schriftstück zum erstenmal in seinem Leben seinen eigenen Namen falsch; nämlich nur mit einem „m“ in der Mitte. Annemarie stand neben ihm und bürstete in tiefer seelischer Verlorenheit Herrn Hinzelmanns Zylinder sorgfältig gegen den Strich, was der Besitzer des Hutes mit großem Unbehagen mit ansah. Doch wagte er es nicht, sie auf das Sinnlose und Unzweckmäßige dieser Betätigung aufmerksam zu machen, da er befürchtete, irgendeine nicht auf das Geschäft bezügliche Äußerung könne ihm noch in letzter Stunde den ganzen vorteilhaften Handel verderben. So schlug er im Geiste den Preis für einen neuen Zylinder mit auf die Kaufsumme und schwieg.

Im Nebenzimmer aber saß der Oberpostsekretär, das Geburtstagskind auf den Knien, und las die Korrekturen einer geharnischten Eingabe „an die k. k. Regierung, betreffend die durch den submissest unterzeichneten Verfasser eklatant erwiesene Volksverdummung durch die Ansichtskarte“.

Anton Brömmelmann atmete auf. Ihm war zumute wie einem unter dem Verdachte schweren Raubmordes Verhafteten, der eben sein Alibi lückenlos beigebracht hat.

Nun galt es noch sein Haus zu verkaufen — das tat er mit kleinem Verlust — und den Wohnort wechseln. Er zog nach Rasselsheim, einem Städtchen ohne jeglichen landschaftlichen Reiz, das ihm nur dadurch aufgefallen war, daß es — wie aus einer Statistik hervorging — die geringste Kindersterblichkeit aufwies. Ein Gymnasium war auch da. Sogar ein „humanistisches“, was Anton Brömmelmann für eine besondere, vom Staat verliehene Auszeichnung hielt. Also!

Bei der Wohnungssuche benahm sich Anton Brömmelmann etwas sonderbar. Er besichtigte zunächst immer ein geheimes Kabinett und erweckte durch die merkwürdig peinlichen Untersuchungen den Eindruck, als ob er hier die reichsten und köstlichsten Stunden seines Lebens zu verbringen gedenke.

Mit heimlicher Freude konstatierte er, daß die Rasselsheimer Wohnungen nur in seltenen Fällen seine Fabrikate mit dem verräterischen Namen aufwiesen; und er mietete mit ingrimmiger Genugtuung eine Wohnung, für die, wie das Porzellan an der betreffenden Stelle meldete, seine einst gefürchtete Konkurrenz das unentbehrliche geliefert hatte . . .

stischen Briefen, nach Hause. Über eine Berufswahl aber ließ er sich weiter nicht aus.

Als ihn der Vater auf Annemaries Drängen einmal besuchte, kam der alte Herr graugrün aussehend nach drei Tagen wieder. Er erinnerte sich noch deutlich vieler junger Herren mit gelben Mützen, die ihn an der Bahn empfingen und mit fast königlichen Ehren auf einen sehr merkwürdigen Aussichtspunkt kutschierten, wo man — und hier wurden seine Erinnerungen undeutlich — erst eine Pfirsich-, dann eine Ananasbowle trank. Es konnte aber auch umgekehrt gewesen sein. Wenn er sich nicht täuschte, hatten sie dann alle ein wunderschönes Lied mit erstaunlich vielen Versen gesungen, und dann — — — ja, man konnte ihn totschlagen, aber ihm war's, als ob dann irgend ein Fackelzug stattgefunden hätte. Es konnte aber auch eine Beerdigung oder eine Hochzeit gewesen sein. Ja selbst eine Kindstaufe hielt er manchmal für nicht ausgeschlossen. Und was die Studienpläne Bertholds anbetraf — man war nicht dazugekommen, darüber zu sprechen.

So war der Stolz des Hauses Brömmelmann im siebenten Semester, ohne daß sein Studium sichtbare Früchte getragen.

Da begab es sich, daß der vortreffliche Großvater in Neuenburg seinen siebzigsten Geburtstag feierte. Unglücklicherweise hatte Anton Brömmelmann sich kurz vorher den Fuß vertreten, das heißt er war mit dem linken so außergewöhnlich kräftig auf den rechten getreten, daß der Knöchel gelitten hatte.

Annemarie, die treue Seele, machte ihm kalte Umschläge und konnte nicht abkommen. Berthold fuhr also allein als bevollmächtigter Abgesandter der Familie nach Neuenburg, seiner Geburtsstadt, die er noch niemals betreten.

Als erstes Lebenszeichen kam — eine Ansichtskarte aus Neuenburg, die der Großvater mit unterschrieben.

„Zeichen und Wunder!" sagte Anton. „Der gute alte Herr unterschreibt Ansichtskarten. Ja, ja, das Alter macht milder. Und eines Zitats sich erinnernd, das er vor Jahren — Berthold saß in der Ober-Sekunda — aus einem Spruchbuch als köstliche Perle für den schmückenden Schluß eines deutschen Aufsatzes gefischt, fügte er hinzu: „Wie sagt doch Goethe so schön: Was man in der Jugend sich wünscht, das hat man im Alter die Fülle."

Annemarie lächelte: „Papa hat sich doch in der Jugend keine Ansichtskarte gewünscht."

„Nein aber — —" Er fühlte selbst, daß er blödsinnig zitiert, und versuchte hinter einem schalkhaften Lächeln tiefen Sinn zu verbergen.

„Nun lies schon", drängte Annemarie.

Aber der Sohn kam nach Hause, strahlend, eine Rose im Knopfloch und sichtlich erhitzt von einem kleinen Frühschoppen. Er hatte bestanden. Nicht gerade glänzend, aber was lag daran?

Anton Brömmelmann spendierte deutschen Sekt zum Mittagstisch. Er stieß mit dem Sohn an und hielt eine Rede, in der er sagte: er sei zwar der Vater . . . aber er müsse denn doch sagen . . . und überhaupt habe Demosthenes ganz recht gehabt, wenn er das schöne Wort gesprochen, das ihm jetzt nicht einfalle . . . und der große Liebig sei auch ein schlechter Schüler gewesen . . . und Henrik Ibsen hätte „kaum genügend" in der Trigonometrie gehabt . . . und das Leben sei zwar schwer, aber schön . . . und der Name Brömmelmann lege Pflichten auf . . . jawohl, das tue er . . . und so hoffe er heute . . . denn das müsse die Jugend immer hochhalten . . . und dafür könne er keinen Geringeren zitieren, als Cicero . . . aber das wolle er nicht . . . denn er sei froh, daß er all das Zeug jetzt vergessen könne . . . denn ehrlich gesagt: zum Halse sei's ihm herausgewachsen . . . und übrigens sei es Zeit, den Großvater von der Bahn abzuholen . . .

Berthold bezog die Universität.

Der Vater wollte keinen Druck auf ihn ausüben. Er sollte studieren, was er wolle. Theologe — gut; aber protestantischer. Arzt — gut; aber nicht Spezialarzt für ansteckende Krankheiten. Jurist — gut; aber nicht „Kameralia" dazu. Zweierlei zugleich, das gehe nicht. Mit diesen Einschränkungen erlaubte Anton Brömmelmann alles. Mathematik war nicht zu befürchten. Auch für das Sanskrit zeigte sich bei Berthold keinerlei Neigung. Alle Ermahnungen schlossen:

„Vergiß nicht, daß du mein Einziger bist!"

„Berthold Brömmelmann vergaß das nicht.

Als er nach dem ersten Semester seine Schulden beichtete, erwies es sich, daß er immerzu daran gedacht haben mußte, daß er der „einzige" war. Außerdem war er „Hasso-Suebe", trug einen farbigen Bierzipfel, einen Zwicker und eine Tiefquart im Kinn, die dickrandig und tiefrot war und an jene alten Wunden erinnerte, die eine Neigung haben, „an der Bidassoa-Brücke" aufzubrechen. Und er roch nach Jodoform wie ein ganzer Transportzug des Roten Kreuzes.

Über die Richtung seines Studiums war er sich noch nicht schlüssig geworden. In der Anatomie war ihm schlecht geworden. Bei den Pandekten noch schlechter. In der Theologie störte ihn der heilige Geist, unter dem er sich absolut nichts denken konnte. Und Mathematik kam noch immer nicht in Betracht.

Leider änderte sich dies kaum „positiv" zu nennende Resultat seiner Studien auch fürderhin nicht. Er schickte spaßhafte Bierkarten, fidele Gruppenbilder und unbezahlte Rechnungen, begleitet von humori-

„Die Eltern haben ein Geschäft. Ein sehr gutes Geschäft. NB. Sie ist das einzige Kind, heißt Mieze — ist das nicht reizend? Mieze Hinzelmann. Ihr müßt sie Euch so denken . . .“

Anton Brömmelmann saß erstarrt. „Hinzelmann, doch nicht unser . . .“

Der Blick der Mutter war bis zum Schluß des Briefes geflogen.

„Das Geschäft, liebe Eltern, von dem ich oben sprach, ist ja ein bißchen sonderbar. Lieber Gott, alles kann nicht Poesie sein in der Welt, nicht wahr? Es gibt auch Dinge, die . . . Aber der alte Herr Hinzelmann — übrigens ein famoser Kerl; fast so nett, wie mein alter Herr — der meint: Geschäft ist Geschäft. Ich hab' mit ihm gesprochen. Er ist sehr einverstanden. Seinen Segen haben wir schon. Einzige Bedingung: Ich muß später das Geschäft übernehmen . . .“

Annemarie ließ den Brief sinken. Sie sah nach Anton Brömmelmann, der, ein Bild schöner aber tiefer Resignation, in seinem Sessel saß.

„Hast du gehört, Vater?“

Er nickte bloß.

Aber die treue Lebensgefährtin schien anzunehmen, daß der Schweigsame zwar zugehört, aber nicht verstanden habe. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter und rüttelte ihn sanft, als wolle sie ihn aus einem erst halb überwundenen Schlummer zur Wirklichkeit wecken.

„Anton — das Geschäft — unser Geschäft — —“

Die Züge des Versteinerten belebten sich. Den Lippen entfuhr ein Zischlaut, wie ihn ungeduldige Lokomotiven knapp vor der Abfahrt hören lassen. Dann bildete der Sprechapparat Worte, tonlos, mechanisch, wie einem Uhrwerk gehorchend und ohne seelische Beteiligung:

„Mutter, dafür bin ich ausgewandert, dafür hab' ich Latein gelernt und die punischen Kriege und habe Kegelschnitte berechnet, damit mir . . .“

„Geh', Alter!“ Die Mutter legte ihm den Arm um den Hals. „Wenn er sie doch gar so gern hat!“

Aber Anton Brömmelmann dachte in diesem Augenblick nicht an den Sohn. Er sah mit seines Geistes Augen den Vater, seinen Vater, voll Stolz ein Zeitungsblatt auseinander falten. Eine ganzseitige Annonce im Tagblatt: „Urteile von Hygienikern, Professoren, Künstlern über Anton Brömmelmanns weltberühmte . . .“

„Wir wollen ihm telegraphieren“, mahnte die Mutter.

„Ja, ja.“

Anton Brömmelmann ermannte sich.

„Ich will einen — Glückwunsch aufsetzen. Gib mir ein Stückchen Porzellan — wollt' ich sagen: ein Stück Papier.“

Und Anton Brömmelmann sandte an die Adresse seines alten Geschäftes dem beinah studierten Sohne seinen väterlichen Segen.

Und er versuchte zu lesen, was sonst noch auf der merkwürdigen Karte stand. Aber außer den Worten „kalte Ente" konnte er nichts herausbringen.

„Kalte Ente —" meinte Annemarie kopfschüttelnd, „soll wohl ‚kalte Hände' heißen." . . .

Anton Brömmelmann glaubte das nicht. . . .

Mehrere Tage hörte man nichts weiter. Weder von dem Jubilar noch von dem festlichen Abgesandten. Da plötzlich ein Brief, ein langer Brief Bertholds.

„Wie lieb von ihm!" lobte die Mutter.

Anton Brömmelmann mißtraute. „Er pumpt mich an!" taxierte er. Und er las.

„Liebe Eltern! Ihr werdet euch gewundert haben . . . Eltern wundern sich immer. Aber das wird noch besser kommen." —

„Etwas konfus, was?" schaltete Anton Brömmelmann ein und sah über die Brille zu Annemarie; dann las er weiter:

„Ich glaube manchmal, ich habe Euch Sorge gemacht. Vor allem Dir, lieber Vater. Na, Du hast kein Geschäft, nicht wahr? Und etwas muß der Mensch doch haben. So hattest Du mich." —

„Das ist ja eine Epistel, als sollte er gehenkt werden", meinte der Vater. Aber die Mutter bedeutete ihm, weiter zu lesen.

„Mit dem Studium — darüber machen wir uns nichts vor — war es nichts. Mündlich einmal davon. Als Papa mich besuchte, wollte er durchaus nicht davon sprechen . . ."

„Nanu?" fragte Annemarie.

Aber Anton Brömmelmann überhörte das uns las weiter:

„Ich stamme aus einer Kaufmannsfamilie. Ich weiß zwar nicht, welcher Art Dein Geschäft eigentlich war, lieber Papa, aber es war ein Geschäft, nicht wahr? Nun, ich glaube, ich würde mich auch besser zum Kaufmann eignen. Und so wird's kommen. Denn, um's kurz zu sagen, ich bin verlobt."

Das Ehepaar Brömmelmann sah sich an, als ob ein geflügeltes Krokodil im Zimmer sei. Keines brachte ein Wort heraus.

Dann ergriff die resolute Mutter den Brief und — nun las sie zu Ende; las in einem Tempo, in dem nur eine Frau lesen kann, die der größten Neuigkeit ihres Lebens auf der Spur ist.

„Ich habe das süßeste, reizendste, entzückendste Mädel von der Welt kennen gelernt . . . Durch Großpapa. Der verkehrt mit den Eltern. Er sagt, Ihr kennt sie auch, und lacht immer ganz verschmitzt dabei. Übrigens hat er immer noch die Marotte mit den Ansichtskarten . . ."

Der Teufel hole seine Ansichtskarten! Was ist das für ein Mädel?

Allein der gute alte Herr gab nicht nach. „Hast dir's brav verdient, das Geld, und ich brauch's nicht."

So ging denn der Adam nach Wien und sah sich in der Kaiserstadt um. Als er zurückkam, sagte er, jetzt wolle er erst recht Pfarrer werden in Sandberg. Er tauge nicht in eine große Stadt, er sei für das Bergdorf geschaffen. Im Oktober geleitete ihn der Pfarrer ins Seminar, wo einer seiner Freunde als Lehrer wirkte. Wieder lauteten die Nachrichten über ihn immer sehr lobend. Als er das erstemal auf Ferien kam, fand er seine Mutter schwer krank. Da lag er stundenlang beim Bette der Fiebernden auf den Knien, das Kruzifix in den krampfhaft umklammernden Händen, und betete. Und am letzten Tage seiner Ferien haben sie die alte Siebenlärchnerin begraben . . .

Da war eine Wandlung in dem jungen Manne vorgegangen. Wortkarg ging er zwischen den Alumnen des Seminars einher. Oft, wenn sie ihn plötzlich überraschten, fanden sie ihn laut weinend oder mit dem Kruzifix redend. Dann war er eines Tages ins Heimatsdorf gekommen zu seinem Pfarrer. Er ertrage es nicht länger. Die Zweifel hätten ihn überfallen und er könne sich ihrer nicht erwehren. Helfen solle ihm der Pfarrer, sonst wüßte er nicht, wie das Ende sein werde . . .

Der ergraute Priester streichelte ihm die Hand und suchte ihn zu beruhigen. Kein Wort des Vorwurfs kam über seine Lippen und mit Mühe unterdrückte er selbst die Tränen, da der abgehärmte junge Mann vor ihm niedersank und weinend seine Knie umfaßte.

„Wein' nicht, Adam, nicht weinen! Wir wollen das alles ruhig miteinander besprechen, mein guter Junge, dein Unglück werd' ich doch nicht wollen . . ."

Er zog den Schluchzenden empor und nötigte ihn, auf dem Sofa Platz zu nehmen. Er selbst schob sich seinen Lehnstuhl heran und so saßen sie einander lange schweigend gegenüber. Dann begann der Pfarrer mit leiser Stimme zu reden und es klang, als müsse er sich zum Sprechen zwingen, als drohe ihn jedes Wort zu ersticken.

„Weiß freilich nicht", sagte er, „was ich dir eigentlich raten soll . . . Fast scheint's mir sündhaft, wenn du so vor den Zweifeln Reißaus nehmen wolltest . . . und doch, wenn du nicht anders kannst, muß ich dir wieder sagen, laß die Theologie sein . . . zieh das Priestergewand nicht an . . . Ohne Willen ist kein Segen daran . . . Wer dem Herrn dient mit verstecktem Groll und aus unaufrichtigem Herzen, ist ärger als ein Gottloser . . ."

Wieder wars eine Weile still im Zimmer und nur die schweren Atemzüge des jungen Theologen waren zu hören.

„Und dann wieder muß ich dir sagen: Diese Stunde kommt für jeden Priester einmal, vor den Anfechtungen ist keiner gefeit . . . ich hab's auch durchgemacht und hundert andre mit mir, Tausende vor

's Gottl.

Erzählung aus dem Erzgebirge von **Viktor Fleischer.***)

Gottl — das war der Adam Siebenlärchner, der nach dem Wunsche des früheren Dorfpfarrers hatte Pater werden sollen.

War ein fleißiges Bürschl gewesen immer, der Adam. Alle Tage lief er die fünf Kilometer nach Böhlau hinein ins Gymnasium. Viermal in der Woche hatte er Kosttage, die ihm der Pfarrer durch Freunde verschafft hatte. An zwei Tagen begnügte er sich mit einem Stück trockenen Brotes. Am Sonntag war er dafür Gast im Pfarrhofe.

Er machte seine Studien mit bestem Erfolge; „lauter solche Schüler wenn wir hätten,“ sagten die Patres, die am Gymnasium als Lehrer wirkten, dem Pfarrer, so oft er sich erkundigen kam.

Am Tage nach der Maturitätsprüfung — der Adam hatte richtig in allen Gegenständen Auszeichnung bekommen — gab's ein großes Festmahl im Pfarrhause. Dann nahm sich der Pfarrer den Adam beiseite und hatte eine ernste Unterredung mit ihm.

„Lieber Adam“, sagte er zu dem hochgewachsenen jungen Manne, „ich habe dich studieren lassen, und du hast mir viel Freude gemacht. Sind wir einander also nichts schuldig. War immer mein Wille, daß du sollst einmal Geistlicher sein und mein Nachfolger werden im Amte. Jetzt ist die Zeit da zur Entscheidung. Ich will dich nicht zwingen zum geistlichen Stand. Die Pflichten, die du auf dich nimmst, wenn du Pater wirst, und die Rechte, denen du entsagen mußt — alles das kennst du, das brauche ich dir nicht zu erklären. Überleg dir's ordentlich! Willst du's auf dich nehmen, so machst du mir ein großes Geschenk damit. Hast du aber Bedenken, so sag mir's ruhig, und ich werde dich nicht nötigen. Willst du dich einem anderen Studium widmen, werde ich dich fördern, so weit als ich kann.“ So sprach der gütige alte Mann.

Nichts andres wolle er werden als Priester, sagte der Adam. Es sei sein höchster Wunsch und es freue ihn, sich auf diese Weise dem Wohltäter dankbar bezeugen zu können.

„Nein — heute noch nicht, heute sollst du dich noch nicht entscheiden. Da hast du fünfzig Gulden, damit machst du eine Reise, schaust dir ein Stück Welt an — und wenn du dann noch Pater werden willst, bringe ich dich selbst ins bischöfliche Seminar.“

Der Adam wollte das Geld nicht nehmen. Er sei dem Pfarrer so schon mehr Dank schuldig, als er ihm jemals werde erweisen können.

*) Aus dem Buche „Das Steinmetzendorf“, eine Erzählung aus dem Erzgebirge von Viktor Fleischer (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), von dem in Charakterisierung wie Eigenart der Darstellung gleich trefflichen Erstlingswerk des jungen deutschböhmischen Dichters. Die Red.

Jetzt lief er zum Gespött der Kinder im Dorfe herum, setzte sich auf einen Eckstein bei der Einfahrt in ein Gehöfte und begann seine Litaneien zu singen. Das Collare hatten sie ihm weggenommen, so band er sich denn einen schwarzen Fetzen um den Hals und kniete stundenlang vor der geschlossenen Kirchentüre, mit gefalteten Händen plapperte er statt des Gebetes eine Ballade, die er vor Jahren in der Schule gelernt hatte. Oder er umklammerte die Mariensäule vor dem Hause des Steinschneiders, preßte seinen Kopf gegen den kalten Stein und schluchzte . . . Dann sprang er plötzlich mit lautem Gelächter davon und rannte durch das Dorf, als werde er von jemandem verfolgt, den er verspotte, weil er immer wieder entkomme. Der Teufel wolle ihm „'s Gottl" nehmen, sagte er, seine Hadernpuppe, die er immer mit sich herumschleppte.

Ein andermal saß er vor dem Pfarrhause und sang unaufhörlich: „O du allerschönste, allerheiligste Jungfrau Maria . . ." Dem Pfarrer lief er nach, wo er ihn traf. Er küßte ihm die Hände, nannte ihn seinen Wohltäter und wollte ihm zum Danke „'s Gottl" schenken.

Dem greisen Priester zerriß das Elend des Mannes das Herz. Er kämpfte mit den Tränen, wenn er ihn sah, und wenn er ihm ausweichen konnte, so tat er's. Er quälte sich selbst mit Vorwürfen. „Siehe, das ist dein Werk . . ." sagte er sich. Die alte Hanne hörte ihn oft des Nachts laut sprechend in seinem Zimmer herumgehen. Dann wieder schrie er auf und bat den Heiland um Verzeihung, daß er mit seinen Wünschen unwissend ein Menschenleben zerstört habe. Er fand keinen Trost mehr im Gebete. Nach einem halben Jahre trugen ihn die Sandberger zu Grabe.

Adam aber lebt weiter mit seinem „Gottl".

Von den Ufern des Lebens.

Gedichte von Karl v. Spieß.*)

Erweckung.

In deinen Tiefen,
Da brennen Gluten.
Die müssen befreit sein
Und überfluten
Heute!

Du bist die Meine,
Das weiß ich lange.
Zum letztenmale
Blickst du so bange
Heute!

Erwachen sollst du,
Dein Herz erschließen
Und trunkenen Auges
Die Welt genießen
Heute!

In hellster Sonne
Nach trüben Träumen
Durchbeb' dich des Lebens
Überschäumen
Heute!

*) Aus „Von den Ufern des Lebens" von Karl v. Spieß. (Wien. Akademischer Verlag.)

dir, Tausende werden's nach dir erleben . . . die Stunde kommt für jeden . . . Darum, meine ich, darfst du nicht gleich das erstemal die Waffen strecken und davonlaufen — Ecclesia militans — die Streiter der Kirche haben freilich zu streiten genug und nicht zum mindesten mit sich selbst . . . Denk dir, du wärst Arzt geworden — eines Tages wärst du dagestanden und hättest gesehen, daß auch diese Wissenschaft Grenzen hat, hättest verzweifeln wollen, wenn all dein schwer errungenes Können und Wissen machtlos blieb gegen den Tod . . . Hättest du da auch den Beruf aufgegeben oder hättest du gestrebt nach weiterer, höherer Erkenntnis? . . . Oder du wärst Jurist geworden . . . hättest sehen müssen, wie geschickte Advokaten Recht in Unrecht und Unrecht in Recht verwandeln, wie Unschuldige verurteilt werden, weil der Schein gegen sie ist . . . was hättest du getan? . . . So frage ich dich und frage mich selbst, denn mir ist, als sei ich selbst an deiner Stelle . . . siehst du, das sind meine Bedenken . . . Aber zwingen will ich dich auch jetzt nicht, denn dein Unglück soll der heilige Glaube und der geweihte Stand nicht werden . . ."

Des Pfarrers Stimme war lauter und sicherer geworden, während er sprach. Und war es diese gütige Stimme, in der so viel Liebe, so heißes Vertrauen und fester Glauben widerklang, war es das tiefe Dankbarkeitsgefühl gegen den Wohltäter, der unter der Unsicherheit des jungen Freundes litt, oder auch nur das Bewußtsein, daß er ihm sehr, sehr wehe tun würde, wenn er anders handelte: Adam erklärte, er wolle ins Seminar zurück und werde sich in festem Vertrauen bestreben, der Anfechtungen Herr zu werden.

Wieder begleitete ihn der alte Pfarrer in den Studienort. Adam arbeitete Tag und Nacht, las und studierte und rang in heißen Gebeten um Erleuchtung. Dann, nach einem halben Jahre, kam ein Brief aus dem Seminar an den Pfarrer von Sandberg. Er solle doch einmal kommen, schauen was mit seinem Schützling los sei. Der Adam führe gotteslästerliche Reden und man wisse nicht, ob er sich verstelle oder ob die sinnlosen Worte nicht geheuchelt, sondern ein trauriges Zeichen wirklicher Geistesgestörtheit seien. So der alte Freund im Seminare.

Eiligst machte sich der Greis auf den Weg. Als er bei Adam eintrat, sagte ihm der irre Blick des jungen Theologen mehr noch als sein kindisches Benehmen, wie weit der Verzweifelte schon gekommen sei. Aus seinem Handtuche hatte er eine Puppe gemacht, die er wie ein Kind im Arme wiegte. Das sei „'s Gottl," das er in seinen fiebernden Gebeten ersehnt und durch göttliche Gnade endlich gefunden habe . . .

Sie brachten ihn in eine Heilanstalt. Und nach einem Jahre schickte man ihn als „unheilbar, ungefährlich" zur weiteren Pflege in die Heimatsgemeinde.

aus Ihrem konfiszierten Aufsatz das „Himmelreich“ geworden ist. Veranlassung zu dieser Äußerung an Sie gibt mir der Ärger, daß das Regensburger Offertenblatt, das freiere Anschauungen zu vertreten oder doch zu verstehen pflegt, Ihr Himmelreich als gefährlich gebrandmarkt hat. Ich sah da wieder, wie auch solche Leute noch fern von der Ahnung sind, daß unser Denken und Erkennen ein sinnbildliches und darum freikünstlerisches versuchsweises Herstellen einer Idee im Innern ist, kein passives Widerspiegeln einer von außen hineinstrahlenden gegenständlichen Wahrheit. Wo man am meisten auf korrekte Wahrheit im Glauben pocht, hat man am wenigsten Empfänglichkeit und Sinn für die Wahrheit. Ich bin als Apologet zu tief in dem Studium der Evangelien und der Person Jesu drin verwachsen, als daß ich nicht die ganze weite tiefe Kluft empfände, die zwischen den genialen Evangelisten und den gewohnheitsmäßig-fanatischen oder pietistischen Vorstellungen jener hinsichtlich der Person und Lehre Jesu besteht, die meinen, die eigentlichen Bekenner Christi zu sein. Aber dem Evangelium in einem Zug, d. h. dem Evangelium selber weichen sie aus: sie wittern Gefahr für ihre Götzenbilder.

Ich schreibe Ihnen diese meine Empfindung in der ausschließlichen und auf Diskretion rechnenden Absicht — ich bin ja sehr argwöhnisch beobachtet — um Ihnen den Beweis zu geben, daß Sie in katholisch-theologischen Kreisen nicht unverstanden sind. Ich habe ja die Laien — nicht ohne Grund und Zweck — aufgefordert, daß sie schriftstellerisch, denkend und urteilend am religiösen Leben des Katholizismus teilnehmen. Das wäre die größte Gefahr, daß dieses Gebiet bei uns ausschließlich Sache der Schriftgelehrten und Fachtheologen werde. Eine vom Laienschriftstellertum religiösen Sinnes und vom Volke, von der Nation abgelöste Fachtheologie wird zur Ancilla hierarchiae. Darum ist die Kundgebung freien ernsten Gedankenlebens durch Männer wie Sie ein Gewinn auch für die Theologie. Man darf sich durch alle Verdikte der kirchlichen Behörden darin nicht irre machen lassen. Dieselben treten natürlich stets für die Interessen der Autorität ein; kein freier und denkender Kopf wird von den Trägern der Autorität im großen ganzen die Wahrung und den Aufruf zur Freiheit erwarten. Freiheit muß sich selber schützen.

Dies war der Grund, warum man mich auf den Index setzte — um den „jungen Klerus und das Volk vor meiner Revolutionierung des theologischen Denkens und des religiösen Lebens“ zu schützen. Diesen Geist, der Denken erregt und zum Urteil ermutigt, witterte man durch alle Schichten der korrekten Orthodoxie hindurch in meiner Dogmatik und in meinem Gott und Geist. Man hat sie dadurch vorderhand dem Klerus und kirchlichen Leserkreis entzogen. Aber meinen Einfluß in der jungen Theologenwelt durch weite Gaue hin hat man nicht gebrochen.

Aus meiner Erklärung in den Hochschulnachrichten März 1899 konnte jeder entnehmen, dem es um Wahrheit, nicht nur um Spektakel zu tun war, daß ich durch meine Unterwerfung unter das Indexdekret — ausdrücklich nur — wie Sie von sich sagen — die Konfiskation respektiert, die kirchliche Polizeimaßregel anerkannt als gültig, wie man die Gesetze und Verordnungen höchster Instanzen anerkennen muß — aber nichts, gar nichts widerrufen oder preisgegeben habe.

Ich bin immer im Dienste der Idee, den Geist und das Leben wahrer Religion und Liebe — frei von allem was Schranke und Scheuleder ist, aber echt deutsch wie echt katholisch — ohne Geringschätzung anderer Nationen und Konfessionen und ohne Chauvinismus, in unserem katholischen Kreis, in der Theologie, im Klerus und Volk lebendig zu erwecken und zu fördern. Darum brachte ich das Opfer, das ohne Verletzung der Überzeugungstreue möglich war, und ließ mich nicht zum toten Manne machen. Durch Verweigerung der geforderten äußeren oder disziplinären Unterwerfung hätte ich den Ultraklerikalen die größte Freude gemacht.

Seine Heimkehr.

Das Schicksal hat durch Meer und Gefahren
Zurück dich in unser Städtlein gebracht.
Du standest vor mir nach langen Jahren —
Über eine Nacht.

Ich hatte schon abgeschlossen auf Erden
Und deiner nur mehr beim Beten gedacht.
Wie soll ich nun gleich eine andere werden —
Über eine Nacht?

Doch das Wunderbare kann nicht ertrinken,
Die Zeit hat uns auch nicht alt gemacht.
Jung sollen wir uns in die Arme sinken —
Über eine Nacht.

Die Mitternachtsstunde durchklang mich mit Beben,
Das Dunkel hat noch keinen Schlaf gebracht.
Ich glaube, ich kann den Tag nicht erleben —
Über eine Nacht.

Friedhof im Gebirge.

Ein kleiner Friedhof, rings die Berge
Und unten ein verlass'nes Tal.
Hier wittert jeder Fußbreit Erde
Den einen Vers: Es war einmal.

Ich halte einen Totenschädel,
Den ich aus einer Ecke nahm.
Ein Vogel singt in dunklen Fichten
Ein Lied vom Leben wundersam.

Der Schädel gleicht den kleinen Bildern,
Die an den Straßen hierzuland,
Die nur mehr Holz und rotes Eisen,
Indessen Farb und Zeichnung schwand.

So blichen dir auch Aug' und Wangen,
Da über dich die Zeit gerollt,
Und niemand weiß es mehr zu sagen,
Was Gott mit dir gewollt.

Ein Brief Hermann Schells.

Unser Mitarbeiter Rosegger übergibt uns auf Wunsch mehrerer sachlich Beteiligter ein Schreiben Hermann Schells zur Veröffentlichung. Er leitet dasselbe mit folgenden Worten ein:

Vor sechs Jahren, zur Zeit, als mein damals neuerschienenes Buch: „Mein Himmelreich" (als Vorläufer des I. N. R. I.) von einem Teil der kirchlichen Presse heftig angefeindet wurde, erhielt ich eines Tages ein Schreiben Hermann Schells aus Würzburg. Dasselbe ist so gehaltvoll und kennzeichnet den viel umstrittenen Standpunkt Schells so klar, daß ich ihn der Öffentlichkeit nicht für immer vorenthalten will. Eine Indiskretion kann damit nicht mehr begangen werden, da die Angelegenheit des mittlerweile verstorbenen Apologeten ja längst eine öffentliche Sache geworden ist, die in das Geistesleben der Gegenwart eingreift. Schells Schreiben an mich lautet:

Würzburg, 14. April 1901.

Sehr verehrter Herr!

Ich gehöre zu denen, welche — obgleich Vertreter des katholischen Christentums in Wissenschaft und Leben — obgleich Theolog und Priester, vielmehr für den richtigen Standpunkt des Theologen und Priesters, gerade deshalb sich freuen, daß

friedigung des Willens dieser Persönlichkeit. Nach der zweiten Lebensauffassung ruht das Leben des Menschen nicht in seiner Persönlichkeit allein, sondern in einer größeren Anzahl und in der folgerichtigen Handlungsweise mehrerer Persönlichkeiten: im Stamm, in der Familie, im Geschlecht, im Staat; das Lebensziel besteht in der Befriedigung des Willens dieser Mehrheit von Persönlichkeiten. Nach der dritten Lebensauffassung liegt das Leben des Menschen weder in seiner Persönlichkeit noch in einer Anzahl und der folgerichtigen Handlungsweise von mehreren Persönlichkeiten, sondern im Ursprung und in der Quelle des Lebens — in Gott.

Das ganze historische Leben der Menschheit ist nichts anderes als ein schrittweises Übergehen von der persönlichen, tierischen Lebensauffassung zur gesellschaftlichen und von der gesellschaftlichen Lebensauffassung zur göttlichen. Die ganze Geschichte der Völker des Altertums, die durch tausend Jahre dauert und mit der Geschichte Roms endigt, ist die Geschichte des Ersatzes der tierischen, persönlichen Lebensauffassung durch die gesellschaftliche und staatliche. Die ganze Geschichte seit der römischen Kaiserzeit und dem Erscheinen des Christentums ist die jetzt noch von uns durchlebte Geschichte des Ersatzes der staatlichen Lebensauffassung durch die göttliche.

Die Vollkommenheit, die das Christentum uns zeigt — ist unendlich und kann niemals erreicht werden; und Christus gibt seine Lehre, indem er berücksichtigt, daß vollständige Vollkommenheit niemals erreicht werden kann, daß aber das Streben nach vollständiger, unendlicher Vollkommenheit das Heil des Menschen stets vergrößern wird und daß dieses Heil deswegen ins Unendliche vergrößert werden kann.

Christus lehrt keine Engel, sondern Menschen, die ein animalisches Leben leben und sich in ihm bewegen. Und gerade zu dieser animalischen Bewegungskraft fügt Christus gleichsam eine neue andere Kraft der Erkenntnis der göttlichen Vollkommenheit hinzu. Das wahre Leben besteht nach früheren Lehren aus der Erfüllung von Regeln, des Gesetzes; nach der Lehre Christi besteht es aus der größtmöglichen Annäherung an die angedeutete und jedem Menschen in sich bewußte göttliche Vollkommenheit, in der stets zunehmenden Annäherung an die Verschmelzung seines Willens mit dem Willen Gottes.

Die Existenz des tierischen Wesens im Menschen, nur des tierischen, ist kein menschliches Leben. Das Leben nur nach dem Willen Gottes ist auch kein menschliches Leben. Das menschliche Leben ist zusammengesetzt aus dem tierischen und dem göttlichen Leben. Und je mehr diese Zusammensetzung sich dem göttlichen Leben nähert, um so mehr ist sie Leben. Und Vollkommenheit. Kein Zustand kann nach dieser Lehre höher oder niedriger sein als ein anderer. Jeder Zustand ist nach dieser

In diesem Sinne nehmen Sie meinen Brief auf: es gibt auch bei uns noch katholische Theologen und Philosophen, die Ihr Denken und Streben, Ihr Himmelreich zu verstehen und zu würdigen wissen. Sie selber wollen nicht, daß das bedeute, es sei alles, was drin gesagt wird, sachlich richtig aufgefaßt. Darnach streben wir: Veritati!

Mit deutschem Gruße in hochachtungsvoller Verehrung Ihr

Dr. Hermann Schell,
Universitätsprofessor.

Eine neue Lebensauffassung.

Von **Tolstoi.**

Wie ein einzelner Mensch, der in ein neues Alter tritt, unausbleiblich seine Lebensauffassung ändert, und der erwachsene Mensch den Sinn seines Lebens in etwas anderem erblickt als das Kind, genau so verändert auch eine Mehrheit von Menschen, ein Volk, unausbleiblich, seinem Alter entsprechend, seine Lebensauffassung und die aus dieser Auffassung entspringende Tätigkeit. Die Begründung dieser der Menschheit in den neuen Bedingungen, in die sie eintritt, eigenen Lebensauffassung und der aus ihr entspringenden Tätigkeit ist dasjenige, was man Religion nennt.

Und deswegen ist die Religion erstens nicht, wie die Wissenschaft glaubt, eine Erscheinung, die früher einmal der Entwicklung der Menschheit entsprach, dann aber überlebt wurde, sondern sie ist eine das Leben der Menschheit stets begleitende Erscheinung und ist in unserer Zeit der Menschheit ebenso notwendig wie in jeder anderen Zeit. Zweitens ist die Religion stets die Bestimmung einer zukünftigen und nicht einer vergangenen Tätigkeit. Diese Eigenschaft der Vorausbestimmung des Weges, den die Menschheit gehen muß, ist in größerem oder geringerem Grade allen Leuten eigen; aber stets und zu allen Zeiten hat es Menschen gegeben, in denen diese Eigenschaft mit besonderer Kraft erschienen ist, und diese Menschen haben klar und genau das ausgedrückt, was unklar alle Menschen fühlten, und haben die neue Lebensauffassung begründet, aus der eine andere Tätigkeit als die frühere für viele Jahrhunderte und Jahrtausende entsprungen ist.

Solcher Lebensauffassungen kennen wir drei: zwei hat die Menschheit schon durchlebt, die dritte ist diejenige, welche wir jetzt im Christentum durchleben. Die erste war die persönliche oder tierische, die zweite — die gesellschaftliche oder heidnische, und die dritte — die der ganzen Welt oder göttliche.

Nach der ersten Lebensauffassung ruht das Leben des Menschen allein in seiner Persönlichkeit; das Ziel seines Lebens liegt in der Be-

Lebensauffassung, und diese Lebensauffassung machen sich die Menschen unbedingt zu eigen. Der Gemeindemensch unserer Zeit wird durch das Leben selbst in die Notwendigkeit versetzt, sich von der heidnischen Lebensauffassung, die dem jetzigen Alter der Menschen nicht angemessen ist, zu trennen und den Anforderungen der christlichen Lehre nachzugeben, deren Wahrheiten, wie sehr sie auch verdorben und falsch ausgelegt werden, ihm trotzdem bekannt sind und allein eine Lösung der Widersprüche bieten, in die er verstrickt ist.

Die auf das Gemeinwohl gegründete Lebensauffassung ist in Jahrhunderten, Jahrtausenden in das Bewußtsein der Menschen übergegangen, hat verschiedene Formen durchgemacht und ist jetzt schon für die Menschheit zu einer unbewußten, erblich überkommenen Tätigkeit, zur Erziehung und Gewohnheit geworden; und deswegen erscheint sie uns natürlich. Aber vor 5000 Jahren erschien sie den Menschen ebenso unnatürlich und schrecklich, wie ihnen jetzt die christliche Lehre in ihrem wahren Sinn erscheint.

Es scheint uns jetzt, daß die Forderungen der christlichen Lehre bezüglich allgemeiner Brüderschaft, Aufhebung der Nationalitäten, Wegfall des Eigentums und die so sonderbar erscheinende Lehre, dem Übel keinen auf Gewalt gegründeten Widerstand entgegenzusetzen, unmögliche Forderungen seien. Aber genau so unmöglich erschienen Jahrtausende vor uns, in den ältesten Zeiten, nicht nur die staatliche, sondern auch die auf das Wohl der Familie bezüglichen Forderungen, wie zum Beispiel: die Forderung, daß Eltern ihre Kinder, junge Leute die alten ernähren sollten, daß Ehegatten einander treu wären. Noch sonderbarer, geradezu sinnlos erschienen die auf das Wohl des Staates bezüglichen Forderungen: wonach die Bürger sich den Anordnungen einer Macht fügen sollten, Abgaben bezahlen, zur Verteidigung des Vaterlandes in den Krieg ziehen u. s. w.

Genau so wird auch jetzt die christliche Lehre den Leuten einer auf das Gemeinwohl gegründeten oder heidnischen Weltanschauung als übernatürliche Religion hingestellt, während in Wirklichkeit weder etwas Geheimnisvolles noch Mystisches noch Übernatürliches in ihr liegt.

Es kommt eine Zeit, und sie rückt schon heran, wo die christlichen Grundlagen des Lebens der Gleichheit und Brüderlichkeit, der Gemeinsamkeit des Besitzes und des Grundsatzes, dem Übel keinen Widerstand mittels Gewalt zu leisten, ebenso natürlich und einfach erscheinen, wie uns jetzt die Grundlagen des Famlienlebens, des Gemeinde- und Staatslebens erscheinen.

„Türmer.“

Lehre nur ein bestimmter, an und für sich nicht zu unterscheidender Grad zur unerreichbaren Vollkommenheit und bildet deswegen an und für sich weder einen höheren noch geringeren Lebensgrad. Die Vermehrung des Lebens ist nach dieser Lehre nur eine Beschleunigung der Bewegung zur Vollkommenheit. Und deswegen bildet die Bewegung zur Vollkommenheit des Zöllners Zachäus, der Buhlerin, des Räubers am Kreuze einen höheren Lebensgrad als die unbewegliche Rechtschaffenheit des Pharisäers. Und deswegen kann es für diese Lehre keine Regeln geben, deren Erfüllung Bedingung ist. Jemand, der auf einem niedrigen Grade steht und zur Vollkommenheit hinstrebt, lebt sittlicher und besser und erfüllt die Lehre besser als jemand, der auf einem weit höheren Grade der Sittlichkeit steht, aber nicht zur Vollkommenheit hinstrebt. In diesem Sinne ist dem Vater das verirrte Schaf teurer als die nicht verirrten. Der verlorene Sohn, die verlorene und wiedergefundene Münze teurer als die nicht verlorenen.

Die Erfüllung der Lehre liegt in der Bewegung zu Gott. Es ist augenscheinlich, daß es für die Erfüllung dieser Lehre keine bestimmten Regeln und Gesetze geben kann. Jeder Grad der Vollkommenheit und jeder Grad der Unvollkommenheit sind vor dieser Lehre gleich; keine Erfüllung von Geboten bedeutet die Erfüllung der Lehre; und deswegen gibt es für diese Lehre keine bindenden Regeln und Gebote, und kann es keine geben.

Die staatlichen Gebote sind meistens positive Vorschriften bestimmter Handlungen, rechtfertigen die Menschen und geben ihnen Rechtlichkeit. Die christlichen Gebote dagegen (das Gebot der Liebe ist kein Gebot im engsten Sinne des Wortes, sondern der Ausdruck des Wesens der Lehre), die fünf Gebote der Bergpredigt sind alle negativ und zeigen nur, was die auf einer bestimmten Entwicklungsstufe angelangte Menschheit nicht mehr tun kann. In der Bergpredigt ist von Christus das ewige Ideal ausgedrückt, nach welchem die Menschen streben sollen, und der Grad, welcher schon in unserer Zeit von den Menschen erreicht werden kann.

Hinter diesen Geboten müssen und werden höhere und immer höhere auf dem Wege der Vollkommenheit folgen, die die Lehre uns angibt.

Die christliche Lehre ist für den Menschen ein Hinweis darauf, daß das Wesen seiner Seele die Liebe ist, daß er sein Heil nicht dadurch erlangt, daß er diesen oder jenen liebt, sondern dadurch, daß er den Ursprung von allem — Gott liebt, den er in sich als Liebe kennt, und er wird deswegen alle und alles lieben.

Das Leben der Menschheit bewegt sich, macht, wie das Leben eines einzelnen, Stufen durch, und jede Stufe hat ihre entsprechende

aber finde ich, wonach ich mich seit Jahren sehnte: eine herzliche, warme Betonung des eigentlichen poetischen Inhaltes, ein kongeniales Verständnis meiner Arbeit! Aber freilich, das konnte ja nur wieder selbst ein Dichter — und zwar einer, der, von den kleinlichen Interessen der Gilde unberührt, frei und erhaben ein menschlich schönes, dem reinen Kunstideale zugewandtes Dasein lebt! Lassen Sie mich denn, hochverehrter Herr, Ihnen aus voller Seele danken! Nehmen Sie es nicht für bloße Phrase, wenn ich sage, daß mich diese unverhoffte Anerkennung doppelt freut, weil sie von Ihnen herrührt, denn unser beiderseitiger Bildungs- und Entwicklungsgang hat ja so viele Berührungspunkte, und ich bin dem Ihrigen stets mit warmer Teilnahme gefolgt — als dem eines echten Dichters. Zudem haben wir uns schon einmal, etwa vor 9 Jahren, als wir beide in Wien garnisonierten, bei einem Leichenbegängnisse gesprochen; freilich nur flüchtig und ohne daß der eine in dem andern den Poeten geahnt hätte! Ich habe Sie noch gar gut im Gedächtnisse. Als ich den vergangenen Sommer bei meinem ältesten und besten Freunde, dem Hauptmann v. Heillinger in Krumau zubrachte, erfuhr ich, daß auch Sie mit diesem seltenen, wahrhaft edlen Manne innig befreundet seien, und es hat wenig gefehlt, so hätte ich ihn ersucht, einen geistigen Verkehr zwischen Ihnen und mir zu vermitteln. Das Bedenken jedoch, wie leicht eine solche Initiative oft mißdeutet werden und zum Übel ausschlagen kann (ich habe ähnliches erlebt), hat mich schließlich immer wieder davon zurückgehalten. Nun aber hoffe ich, daß sich zwischen uns ein unzertrennliches Band knüpfen wird: eine in einem „höheren Dritten" wurzelnde Freundschaft, welche eigentlich das einzige Schöne und Dauernde ist in dieser Welt des Scheins! — —

Mit den besten Wünschen für Ihr Wohl bin ich, hochverehrter Herr, mit nochmaliger Versicherung meines wärmsten Dankes und meiner wahren Zuneigung

Ihr aufrichtiger und tief ergebener

Wien, 25. April 1868. Ferdinand v. Saar.

Es handelte sich um die Kritik der ersten Abteilung seines Trauerspieles „Kaiser Heinrich der Vierte" (Heidelberg 1865, 1867). Saars Produktivität war, wie bei Marx, durchaus an Stimmung gebunden, die keiner von beiden erzwingen konnte. Doch während Marx in körperlicher und seelischer Gesundheit, blitzgleicher Inspiration folgend, Seite auf Seite mit dem leichten, volltönenden Rhythmenfluß seiner Verse füllte, arbeitete Saar langsam und schwer, wie dies auch von Schiller bekannt ist. In ihrem poetischen Schaffen sind sie übrigens sehr verschieden: helle, farbige Töne, glänzender Aufschwung, mannigfaltiges Gebiet der Lyrik bei Marx; bei Saar eine dunklere, beschauliche, stillere Note, eine gewisse Trockenheit, wie in den Gedichten Grillparzers und eine reiche, seelentiefe Erzählkunst, welche Kraft und Blüten gehoben hatte aus einem Heimatsboden einziger Art, aus Wien. Beide Freunde aber ernteten Lauheit des großen Publikums. In ihr gegenseitiges literarisches Streben gewährt Saars Korrespondenz manchen allgemein interessanten Einblick. Gedrückt von der Dürftigkeit der Verhältnisse und mit der Sprödigkeit poetischer Motive ringend, wovon nur eine Künstlernatur sich eine Vorstellung machen kann, bittet Saar oft wegen längerer Pausen im Briefschreiben, das ihm besonders schwer falle, um Nach-

Ferdinand v. Saar an Friedrich Marx.

Von **Irene v. Schellander.**

> O schweigt von Nachruhm, von Unsterblichkeit!
> Begierig ist die Welt nur, zu vergessen,
> Was sie an dir geliebt einst und besessen
> Doch niemals dir verzieh in stillem Neid.
>
> Friedrich Marx.

Dichternamen, die das Leben allmählich zu verlöschen droht, leuchten, vielleicht am lebendigsten, über einem frischen Grabhügel wieder auf. Ob dieser durch den Tod verliehene und erhöhte Weiheglanz von Dauer sei, beantworten spätere Generationen. Auch Ferdinand von Saar, der von jahrelangem unerträglichen Siechtum Gepeinigte, Vernichtete, der am 23. des verflossenen Juli zur erlösenden Waffe griff, scheint sich dadurch Auferstehung erkämpft zu haben. Eine positive Behauptung, wenn es einen österreichischen Dichter gilt, ist nicht möglich. Treffender wird das Sprichwort vom Propheten im eigenen Lande nirgends in der Praxis veranschaulicht, als bei uns.

Wie ernst es Saar um die Ausübung seiner Kunst gewesen, wie schwer dieser heißersehnte freie Beruf auf dem von Glücksgütern nicht gesegneten Manne doch gelastet, darüber enthalten seine Briefe aus den Sechzigerjahren an seinen Dichterfreund Friedrich Marx Andeutungen und Aufschlüsse. Die Lebensschicksale beider Dichter haben viel Gemeinsames. Auch ihr Geburtsdatum liegt nur drei Jahre auseinander und fällt in den September; Saar wäre am 30. vergangenen Herbstes dreiundsiebzig, Marx am 20. 1905 fünfundsiebzig Jahre alt geworden. Um Jahresfrist (19. Juni) ging Marx dem Kameraden im Tode voraus. Sie waren Waffenbrüder, Idealisten des Lebens und der Dichtung, heitere Naturen, wenn auch Saar sich aus schwerwiegenden inneren Gründen nicht zu der reinen Harmonie des Gemütes durchringen konnte, womit Marx soviel Behaglichkeit und Freude um sich verbreitete. Beide verließen in ihren besten Jahren den Militärstand — Marx auf zehn Jahre, Saar für immer — um ganz der Poesie zu leben.

Der erste an Marx gerichtete Brief von Saar entsprang einem Anlaß, welcher den zeitlebens wenig verwöhnten Dichter im Innersten erquicken mußte:

Hochverehrter Herr!

Seit ich mit meinen Arbeiten vor die Öffentlichkeit getreten bin, ist mir keine solche freudige, tief beglückende Überraschung zuteil geworden, als dies durch den Empfang des Heftes geschah, welches Ihre Besprechung meines Hildebrand enthält. Es ist über dieses Schmerzenswerk manches Anerkennende geschrieben worden; aber auch noch gar nichts, was sich, eine Rezension von Mosenthal etwa ausgenommen, nur im entferntesten mit Ihrer Beurteilung vergleichen ließe. Überall eine gewisse Reserve, eine mit den Ausdrücken voller Anerkennung kargende Art zu loben, eine totale Verkennung und hie und da ein absichtliches Ignorieren der Hauptsache. Hier

Marx bringen. Charakteristisch sind manche Äußerungen in den Briefen über damalige Zeitverhältnisse und Zeitgenossen. So schreibt Saar über den faszinierenden Erstvertreter modern-perversen Genres am 23. Mai:

... Gestern bin ich mit Sacher-Masoch bei der Schriftstellerversammlung bekannt geworden. Er hat mich heute besucht; ich kann nur sagen, daß ich von ihm entzückt bin. Es schwebt ein eigentümlicher Reiz um seine Individualität. — Und diese Bekanntschaft verdanke ich doch im Grunde nur wieder Dir.

In uneigennütziger, oft aufopfernder Weise, die so mancher junge Schriftsteller an sich erfahren, suchte Friedrich Marx aufstrebende Talente zu fördern. Der folgende Brief ist ein Beweis dafür. Saar hinwieder interessierte Lewinsky für die einzig dastehende Übersetzung „Ausgewählte Gedichte" Longfellows von Marx.

Wien, 1. Juni 1868.

... Wie kannst Du nur denken, daß Du mich durch den zweiten Teil Deiner Besprechung über Hildebrand auch nur in einem Punkte verletzt hättest!? Weiß ich doch selbst aufs genaueste, daß die Komposition die Achillesferse meines Stückes ist. — Recht erfreut war ich über den Erfolg Deiner Bemühungen für Innocens. Ich war über das Resultat überrascht und wünsche nur, daß die Buchhändler dabei keinen Schaden leiden. Lewinsky ist über alles verständigt und hat nur bemerkt, er wisse gar nicht, daß Du Longfellow übersetzt hättest. Sende mir daher sogleich ein Exemplar mit einigen Widmungsworten, daß ich es ihm übermitteln kann ... Das Exemplar, welches Du mir schicktest, wurde mir sogleich aus dem Hause getragen — auch von einer geistvollen Frau — erst Samstag erhielt ich es zurück, und ich will nun Stück für Stück aufmerksam durchgehen ...

Über seine und des Freundes bevorstehende Aufnahme in die Literaturgeschichte von Heinrich Kurz äußert Saar seine Freude:

21. Juli 1868.

... übrigens muß erst die Folge lehren, ob wir auch Grund dazu haben und ob wir nicht mit einigen nichtssagenden Phrasen abgespeist werden; dann wär's besser, er schwiege ganz. Deine Übersetzungen der Longfellowschen Gedichte haben bereits einen ziemlichen Rundgang gemacht und überall sehr angesprochen. Ich habe mir extra den Longfellow kommen lassen und Deine Übersetzungen mit dem Originale (so weit mir dies möglich ist) und mit Übersetzungen der Baronin Knorz (einer hiesigen in aristokratischen Kreisen bekannten Dichterin) verglichen und gefunden, daß Du wahre Meisterstücke geliefert hast. Namentlich will es mir scheinen, daß Du mit kräftig plastischem Sinne den etwas nebulosen, mir nicht sehr erquicklichen Poeten oftmals verbessert und auf die Beine geholfen hast; wie z. B. im „Licht der Sterne". Lewinsky war sehr erfreut über Deine Sendung und hat mir heilig versprochen, Dir näheres zu schreiben. Ob er's getan hat, weiß ich nicht, denn ich habe ihn seit jener Zeit nicht mehr gesehen. Ich vereinsame überhaupt immer mehr und mehr. Ich kann mich in die Leute nicht finden, sie nicht in mich und so werden die Beziehungen immer lockerer und loser ... Meinetwegen! — Mit meinem Stücke bin ich noch immer nicht weiter, und da ich fort darüber grüble und spintisiere, so kommt auch nichts anderes zustande. So leb' ich ein traurig Dasein fort, fast anteillos an allem, was um mich vorgeht. Ich bin schon so herunter, daß mich nichts mehr recht freuen kann. — —

Für Deine Bemühungen für meine Schriften meinen innigsten Dank! Wenn Kreibig anbisse, wär's schön. Aber ich zweifle! Was machst denn Du? Bist Du

sicht. Er beschäftigt sich mit der Ausführung seines erst viel später, 1886, veröffentlichen Trauerspieles „Thassilo“ und liest mit Spannung die geschichtliche Tragödie „Olympias“ von Marx, die bekanntlich 1870 unter Direktor Kreibig in Gegenwart Wilhelm Jordans und Robert Hamerlings am Grazer Landestheater ungewöhnlich erfolgreich war. Ferdinand von Saar befürwortet das Einhalten der dramatischen Laufbahn beim Freunde und daß er ein wirksames Bühnenmotiv suchen solle:

Wien, 20. Mai 1868.

. . . ich bin überzeugt, es wird etwas Ordentliches daraus. Das erkennt man, wenn man die „Olympias“, wie ich's jetzt tue, so recht eingehend durchnimmt. Zur Schilderung von Herzenskonflikten besitzest Du die höchsten und tiefsten Töne; darauf kommt's an; aber nur politischen Geschichten, geh', so wie ich, so weit Du kannst aus dem Wege. — Mit meinem Thassilo happert's noch immer, aber ich fühle, daß, sobald ich das lösende Wort gefunden habe, ich in ein paar Wochen damit fertig bin. Zu einer Reise nach Graz, so sehr ich mich in Deiner Nähe auch menschlich wohl fühle (das ist Poeten gegenüber nicht immer der Fall), kann ich mich gegenwärtig in keiner Weise aufraffen. Mir fehlen alle Bedingungen dazu: eine freie Brust und ein voller Beutel. Nächstes Jahr, will's Gott, soll das alles anders sein! —

Dem Dichter Milow hab' ich erzählt, daß Du hier gewesen und daß Du es warst, der die Kritik über seine Elegien geschrieben, die ihn damals tief erfreute. Er läßt Dich herzlich als „gedoppelter Kamerad“ grüßen; er bedauert es sehr, nicht Deine persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben. Ich schicke Dir die Sammlung, auch von ihm ein Gedicht. Es ist wunderschön; von mir folgt dieser bange Aufschrei; die Lieder Christens sind echte Laute. Was ist's eigentlich für eine Sammlung? Wann erscheint sie? — Thaler war, als ich zu ihm kam, schon nach der Türkei abgereist; er wird vier Wochen ausbleiben. . . . Und nun edelster Marx, lebe wohl! Wirke für meinen Innocens; recht neugierig, ja sehnsüchtig bin ich schon auf die Fortsetzung der Besprechung meines Hildebrand. Könnte ich nur auch recht für Deine Gedichte „Gemüt und Welt“ wirken! $^{9}/_{10}$ davon sind **wirklich** und wahrhaftig echt lyrisches Gold. Das Buch sollte in den Händen jedes Poesiefreundes sein. — Gerade will ich diesen Brief schließen, da tritt der Briefträger in mein Gartenhäuschen und bringt mir Deine doppelt werte Gabe. Herzlichen, innigen Dank! Die Longfellowschen Übersetzungen, darin ich nur einmal leichthin geblättert, will ich nun andächtig durchnehmen. Deinem prächtigen Kopf will ich gleich einen Platz neben dem Deiner Frau anweisen. So kann ein Poet aussehen! — . . . Für Deine Bemühungen betreff Innocens meinen wärmsten Dank! Du wirst doch nicht 20 Exemplare bestellt haben! Den Dr. Ritter von Sacher-Masoch lasse ich innigst bitten, in der allgemeinen Zeitung meiner zu gedenken; das würde mir von großem Nutzen sein. Letzten Samstag war in der „Debatte“ ein fulminanter Artikel über Hamerling und meine Wenigkeit von einem gewissen Dr. Wagner, den ich gar nicht kenne. Ich war entzückt darüber! Sollte er Dir nicht zu Gesichte gekommen sein, so will ich ihn Dir schicken. — Ich muß für jetzt schließen, ich habe den Kopf voll von persönlichen Sorgen und Angelegenheiten. Noch einmal innigen, herzlichen Gruß von Deinem Dich freudig verehrenden Freunde Saar.

An alle Grazer Schwingen und Federn meinen innigsten Gruß. Ist das Album „Edelweiß“ das bewußte, von dem Du mir sprachst?

Mit „Edelweiß“ ist die schöne, hervorragende Namen vereinigende Anthologie von Karl Zettel gemeint, deren 50 Auflagen Beiträge von

delnden Personen gebräche! Und ich denke doch, daß sich Herr Lewinsky keine bessere Rolle wünschen könnte, als die Gregors des Siebenten! . . .

. . . Ich bin mit meinem Thassilo, in den ich das Tiefste meiner Seele legen will, noch immer nicht so weit, daß ich mit der eigentlichen Zugarbeit beginnen könnte. Er ist ein wahres Schmerzenskind, das mit Mühe geboren wird. Auch mit einer Novelle bin ich beschäftigt, von der ich mir viel verspreche. Insonsten geht es mir, wies einem deutschen Dichter gehen kann —: herzlich schlecht. — . . .

Nissel sah ich noch nicht. Weißt Du, wo er wohnt? Ist denn Sacher-Masoch noch in Wien? Ich traf ihn vor einigen Monaten zufällig auf der Gasse. Er sagte, er wolle sich hier niederlassen; ich sah ihn jedoch seit dieser Zeit nicht wieder. — Über Schneegans' Stuart wünscht' ich sehr Dein Urteil zu vernehmen, halte daher mit dem meinen noch zurück. —

Und nun, Teuerster, lebe recht wohl! Dein viertes Töchterlein, zu dem ich Dir vom Herzen Glück wünsche, soll einmal einen wackeren Poeten beglücken, wie's jetzt Deine liebe Frau tut. Du glaubst gar nicht, wie sehr ich mich nach einer stillen Häuslichkeit sehne, und wirst daher erlauben, daß den Dichter Friedrich Marx um die seine ein ganz klein wenig beneidet

sein treuer und aufrichtiger

Wien, 24. November 1868. Ferdinand v. Saar.

P. S. Von Ada Christen erscheint demnächst bei Hofmann u. Comp. ein Bändchen Gedichte unter dem Titel „Lieder einer Verlorenen". — Was ist mit dem „Edelweiß"? — Entschuldige mein zerfahrenes Geschreibsel. Zum Drucke nach meinem Tode sind die Briefe, die ich mit vollem Herzen aber schwacher Feder an meine hoffentlich nachsichtigen Freunde richte, nicht gemacht. Gruß und Kuß!

Wien, 21. Dezember 1868.

Zürne mir nicht, teuerster Freund, daß ich Deinen letzten lieben Brief so lange unbeantwortet ließ; an mir ist nun einmal Hopfen und Malz verloren. — Dein Artikel über die Völkerwanderung*) war in jeder Hinsicht prächtig und wir armen Poeten können Dir nicht genug dankbar sein für die Lieb' und Güte, die Du ihnen mit seltener Selbstverleugnung erweisest. Das „Edelweiß" konnte ich bis jetzt noch nicht zu Gesichte kriegen; es scheint eine stattliche Sammlung und Versammlung zu sein. Auch den „Zion"**) hab' ich bis jetzt noch nicht bekommen können und bin sehr neugierig darauf . . .

Ein Brief vom 15. Jänner 1869 behandelt literarische und persönliche Angelegenheiten, unter anderem:

Deine Rührigkeit in der Presse freut mich; das zeugt von einer regen Spannkraft und Vielseitigkeit des Geistes, die mir schon lange abhanden gekommen. Ich hatte Verdrießlichkeiten aller Art, namentlich wurde ich in meiner Wohnung durch lärmende Nachbarschaft arg bedroht. Auch bin ich ein wahres Opfer meiner vielen Bekannten, komme keine Nacht vor 2, 3 Uhr nach Hause und bin tags darauf voll Schlaf und Mißmut. Dem allen rasch ein Ende zu machen, hab' ich mir eine freundliche Wohnung in Döbling genommen mit der Aussicht aufs Kahlengebirge, da soll mir das Herz aufgehen! —

Und nun, Teuerster, lebe recht wohl! Sei aus voller Seele gegrüßt von Deinem treuen Saar.

Meine Adresse ist von Montag an: Döbling bei Wien, Alleegasse Nr. 13, 2. Stock.

---

*) Von Hermann Lingg.
**) „König von Sion" von Hamerling.

fleißig; Du hattest ja so viele Pläne und Entwürfe; jedenfalls wirst Du in Kärnten eine lyrische Ernte gehalten haben! Du hast noch poetische Spannkraft, das hab' ich aus der Nachbildung des Poeschen Gedichtes ersehen, das mir sehr gefallen hat. Ich wollte, ich wär' noch in dieser Verfassung! —

Ich bitte Dich, lieber Marx, säume ja nicht, den Dr. Sacher-Masoch herzlich von mir zu grüßen und ihm in meinem Namen zu versichern, daß nur meine trostlose Existenz die Schuld dran trägt, daß ich ihm bis jetzt noch nicht geschrieben! Die Erinnerung an seinen kurzen Wiener Aufenthalt wird mir unvergeßlich bleiben; seine Individualität hat mich damals so sehr erfrischt — und ich hoffe, er wird mirs nicht nachtragen, daß ich so lange schweige. Red' ihm so recht ins Herz! Ich bin nun einmal ein Mensch, der von andern immer nur Nachsicht und Nachsicht braucht. — Auch Freund Pröll hat Recht, wenn er mir zürnt, daß ich ihm seinen letzten Brief noch nicht beantwortet ... Ich weiß, was es heißt, eine Anstellung suchen! ... Aber „der See will seine Opfer haben!“ Wie lange es noch mit mir so fortgehen wird — wer weiß es! ...

P. S. Ein junger sehr talentierter Dramatiker, namens Schneegans, war über dein „Gemüt und Welt“, geradezu entzückt. Er sagte, so etwas Unmittelbares und echt lyrisch-frisches hätte er lang nicht mehr zu Gesichte bekommen. Gegenwärtig ist er in Straßburg und hat mir versprochen, die österreichischen Poeten dort etwas in Ruf zu bringen.

Addio! —

Nun verstummt Saar auf vier Monate bis zum nächsten gehaltvollen Brief:

Teuerster Marx!

Die Einleitung Deines Schreibens, in welcher Du sagst, daß Du, wenn Du auch im brieflichen Verkehre mit Deinen Freunden oft wochen- und mondenlange Pausen eintreten läßest, ihnen doch stets im Geiste nahe bist und daß Du jedes Lebens- und Liebeszeichen von ihnen mit Freuden begrüßest, ist mir aus der Seele geschrieben. Bin ich auch nicht der vielgeplagte Chef eines mehrköpfigen Hausstandes, so hab ich doch mit meiner eigenen werten Persönlichkeit so viele Sorgen, so viel Kummer und Qual, daß ich in eine wahre Brieflethargie versinke, und es müssen eben solche mich tiefbeschämende Erinnerungszeichen wie Deine Sendungen kommen, um mich mit liebenswürdigen Fußtritten an den Schreibtisch zu treiben. — Dein mit edler Begeisterung verfaßtes Lebensbild „Alessandro Poerio“, Deine eben so fließende als sichtlich getreue und doch so schwungvolle Übertragung einer Auswahl lyrischer Gedichte dieses italienischen Körner hat mich außerordentlich angemutet — um so mehr, als ich, zu meiner Schande sei es gestanden, bis nun zu von ihm gar keine Ahnung gehabt hatte. Und so beglückwünsche ich Dich vom Herzen zu dieser kleinen Arbeit, die sich in der Schanzschen Sammlung prächtig ausnehmen wird. — Ja, die Zeiten haben sich geändert! Noch vor drei Jahren hätte es ein k. k. Hauptmann wagen sollen, einen revolutionären Poeten literarisch zu glorifizieren und sich Schriftführer des Schillerkomitees zu nennen! Ich erinnere mich noch, wie ich vor acht Jahren während des Schillerfestes als Lieutenant um das Neugebäude bei Kaiser-Ebersdorf, wo mein Bataillon in der Kaserne in Bereitschaft stand, patrouillieren ging! —

Daß Lewinsky in betreff der Longfellowschen Übersetzungen so unerfreulich geschrieben, ärgert mich ... Vielleicht kannst Du Dich über seine absprechende Äußerung damit trösten, daß er meinen Hildebrand (freilich zur Zeit, als er noch im Manuskripte dalag) nicht nur für ein gänzlich verfehltes, sondern auch höchst unbedeutendes Werk erklärte, dem es, wohlgemerkt, an jeder Charakteristik der han-

Mit meinen Arbeiten geht's leidlich; und ich hoffe nun zur Herbstmesse meine Tragödie „Thassilo" und zwei Novellen „Marianne" und „Das Fräulein von Reichegg" der Welt unter die Nase reiben zu können.

Vale et fave! Dein treuer Saar.

Döbling bei Wien, 8. März 1869.

Döbling, 23. März 1869.

Teuerster Marx!

Vor allem herzlichsten Dank für Dein liebes Schreiben, das mich recht erfreut und erquickt hat. Ich bekomme anerkennende und aufmunternde Worte so selten mehr zu hören, daß mir Deine Teilnahme eine wahre Wohltat ist. — Du schreibst mir, daß Du keine rechte Stimmung zum Schaffen mehr fändest. Ja, das vergeht mit den Jahren; ich weiß das am besten! Deswegen aber darf man nicht verzagen und muß sich an das Wort Goethes halten: „Gebt ihr euch für Poeten aus, so 2c. 2c." Wenn Du Dich wieder ernstlich mit einer planvollen Arbeit beschäftigen wirst, so stellt sich gewiß auch die nötige geistige Spannkraft ein. Ich habe diese Erfahrung an mir selbst gemacht. Solange man noch im Unklaren umhertappt oder gar auf falschen Wegen sich hinschleppt, da ist's, als dränge einen eine unsichtbare innere Macht vom Schreibtische weg. Hat man aber einmal die Geschichte beim rechten Zipfel erwischt, dann öffnen sich plötzlich alle Schleusen des Gehirnes. Die Peripherie grenzt sich scharf ab; eins greift ins andere und endlich fällt einem die reife Frucht in den Schoß. Und das ist, was man auch dagegen sagen mag, der eigentliche und wahre Schaffensprozeß. Die sogenannten glücklichen Würfe sind selten; sie gelingen einem höchstens im Anfange; alles andere muß man sich, wie die Geistesgeschichte unserer großen literarischen Vorfahren lehrt, mühsam abringen — ...

Gestern hat mich Ada Christen in meiner Einsamkeit besucht. Sie ist unergründlich, wie alle Weiber, und ihr Talent ist es noch mehr. —

Döbling, 26. April 1869.

Hoffentlich hast Du Dich schon von Deinen „Frühlingszufällen" vollständig erholt und so möge denn die fatale Krankenstube in Deinem Hause ein für allemal geschlossen sein. Was Du an frischem Gerstensafte in diesem Sommer wirst entbehren müssen, das kannst Du ja durch unterschiedliche „Krügel" frisch vom Zapfen der kastallischen Quelle ersetzen, das einzige Getränk, das sich deutsche Dichter bei ihren Einkünften erlauben dürfen. Schade, daß nicht eine einzige der neun Musen sich aufs Kochen verlegt hat, um hin und wieder einen hungrigen Jünger speisen zu können. Das käme mir jetzt sehr zu statten; denn da ich in diesem Jahre nicht mehr um ein Stipendium einkommen kann (ich erhielt im vorigen nur mit großer Mühe noch 300 fl.), so weiß ich wahrhaftig nicht, was ich anfangen werde. Zum Glück bin ich in dieser Hinsicht mit einem göttlichen Leichtsinn ausgerüstet ...

Vor einigen Tagen besuchte ich Nissel. Ich fand ihn ziemlich wohl und heiter. Sein „Pempflinger" ist bis auf ein paar Lücken fertig, und ich bin schon recht begierig auf das Stück. Gebe Gott, daß es gefällt und einschlägt. Nur einmal wieder ein Erfolg und unser Freund, den nur zu oft bange Mutlosigkeit beschleicht, ist auf lange Zeit hinaus aufgerichtet und ermuntert. —

Döbling, 5. Mai 1869.

... Schneegans war sehr erbaut über die Kritik — die einzige warme und ausführliche, die bis jetzt über sein Drama erschienen ist. Du wirst dieser Tage einen Brief von ihm erhalten. Ich kann Dir nur sagen, daß Deine Beurteilung ganz in meinem Sinne gehalten ist, und es tut mir wohl, daß unsere Ansichten so sehr

Der nächste Brief kommt auf die Absage Lewinskys bezüglich der Gedichte Longfellows zurück und ist bezeichnend für die Popularität, die Marx als Übersetzer dieses amerikanischen Poeten erlangte. In bemerkenswerter Weise spricht sich Saar über die psychologisch interessanteste Dichterin Österreichs, Ada Christen, aus. Daß er sie in die Literatur eingeführt, erwähnt bereits der verdienstvolle Schriftsteller und Hamerlingforscher Dr. Michael Maria Rabenlechner in seinem geistvollen Essay „Hamerling und Marx" („Heimgarten" 1906, 9. und 10. Heft) und gebraucht dafür den treffenden Satz: „Ohne Saar hätten wir heute wohl kaum eine Christen."

... Daß man Deiner in der neuen Welt mehr als in der alten gedenkt, freut mich zu tiefst und D. Breinig hat sich mit der eingehenden Besprechung Deiner Longfellow-Übertragung ein wirkliches Verdienst erworben*) ... wenn ihm (Lewinsky) auch schon kein anderes Gedicht als für eine öffentliche Vorlesung packend und schlagend genug erschienen wäre: nach dem „Wüstensand im Stundenglase" hätte er mit allen Vieren langen und greifen müssen ...

Wie steht's denn um Dein poetisches Schaffen? Du schriebst mir einmal etwas von einem Drama? Meine letzte Anfrage hast Du ignoriert ... Sollte Dich vielleicht der liebenswürdige Eifer, mit welchem Du anderen auf die Beine hilfst, im eigenen Schaffenstriebe lähmen? Das müßte ich denn doch aufs tiefste bedauern. — Ada Christen ist voll Deines Lobes und kann nicht genug rühmen, was Du für sie tust. Deine Kritik in der Gartenlaube war die beste von allen, die ich über die Lieder einer Verlorenen las; sie ist von schöner künstlerischer Wärme und hält sich an die Sache. Nicht übel war auch die von Zimmermann in Graz; jedoch nur als pikante Sauce zum Braten selbst genommen ...

„Lyrische Schreie" nennt Saar die „Lieder einer Verlorenen":

... vereinzelte vehemente Vorausbrüche jenes asketischen Dranges, der die Welt, ohne daß sie es jetzt noch weiß, trotz Eisenbahnen, Hinterladern, Offenbachschen Operetten und Maskenbällen dem Quieto des Willens langsam aber sicher entgegenschiebt. — Trachte nur auf die Arme läuternd zu wirken. Auf mich und mein Reden, obgleich ich es war, der sie in die Literatur eingeführt, gibt sie nicht viel. So habe ich ihr eindringlich abgeraten, ihren Roman „Ella", der mir trotz einiger bewunderungswürdiger Kraftstriche ob seiner rohen, gemeinen und — was noch schlimmer ist — verlogenen Subjektivität höchlich mißfällt, zu veröffentlichen. Aber halte einer eine abgeschossene Kugel auf! —

Der arme edle Nissel besucht mich nun öfter in meiner ländlichen Abgeschiedenheit und je mehr ich ihn kennen lerne, je mehr lern' ich ihn auch lieben, bewundern — und bedauern! Ich habe mich noch vor keinem Menschen meiner vollen Backen und derben Gesundheit so geschämt als vor ihm! —

---

*) Dr. Friedrich Breinig, praktischer, literarisch tätiger deutscher Arzt zu Lansing in Iowa, Nordamerika. Besprach Marx' Longfellow-Übersetzung im „Westen", Sonntagsblatt der größten westlichen und amerikanisch-deutschen politischen Zeitung, der „Illinois Staatszeitung" (Chicago). — Breinig war Mitarbeiter des von Hermann Schmid in München herausgegebenen, 1868 eingegangenen „Heimgarten". Seine Briefe im Nachlaß von Marx sind in bezug auf scharfzutreffende literarische Ansichten und sein Leben im fernen Westen äußerst interessant und wertvoll.

herzliche Gesinnung — sprach sie noch wenige Tage vor seinem Tode aus. Tod und Herbst — diese wehvolle Resignation ging schon durch den Frühling Saars, in welchem er jene Briefe geschrieben. Aber noch steht aus dem Frühling seines Todesjahres die geliebte Vertreterin seiner Herbstmelancholie in unseren Gärten, ihre vielen feingefältelten Blätterrosen singen auf hohem Schaft einen Hauch von Unsterblichkit. Sie werden ihn verkünden, die Malven Ferdinand v. Saars, die durch ihn, wie durch Hermann v. Gilm die Georgine, unsterblich geworden. Im Juni sang er ihnen sein Schwanenlied:

Jetzt, da ich wieder euch gewahre
Aufschimmern in der Sonne Strahl,
Durchschauerts mich wie ein Empfinden,
Daß ich euch seh' zum letztenmal.

Ausn Traunerlandl.

Oberösterreichisches von Hans Mittendorfer.

Glückseligs Jahr.

Und blüahts a auf ar wildn Staudn
Ungfragt im Sunnschein außern Zaun:
Dö Blüah laßt a da Herrgott wern,
Und was a wern laßt, hat a gern!

Zwölf Monat, an enzlangi Schar
Von Tagn
Ruckt an, gebts acht . . .
Zwölfmal hats gschlagn um Mitternacht:
„A glückseligs neugs Jahr!“

Im Jänna —
Muaß d Liab im Herz und s Feur im Ofn brenna.

Im Februar —
Wann i in mein Dirndl sein Kammerl war!

Im Märzn —
Toan di Veigerl blüahn und d Esln scherzn.

Im April —
A Narrngspiel:
Wer schickt den Dummen in n April?

In Moa —
Gibts hoamligi Bußln für uns zwoa.

Im Juni —
Is d Welt so funni!

Im Juli —
Eh a Wöda kimmt, is s schwuli.

Im August —
O hätt i doh nia gscherzt, gherzt und bußt!

Im Septemba —
Wia wirds ausschaun — im Dezemba?

Im Oktoba —
s Glück und s Unglück schickt da Droba!

übereinstimmen. Wenn ich damals mit meinem Urteile zurückhielt, so geschah es nur, weil ich wissen wollte, ob ich mir für die Schöpfungen anderer einen freien Blick bewahrt hätte, und freue mich zu sehen, daß es so ist. — Schneegans ist eine merkwürdige Erscheinung. Mit einem starken, recht eigentlich dramatischen Talente begabt, fehlt ihm doch der Sinn für das Schöne, ohne welches sich nun einmal kein Kunstwerk denken läßt. Er hat jetzt eine Tragödie „Jan Bokold" (Johann von Leyden) vollendet und bereits der Direktion des Burgtheaters eingereicht . . .

Daß Dich meine flüchtige Äußerung zu den prächtigen vier Sonetten, deren mir namentlich das letzte ungemein gefällt und die wohl bald veröffentlicht werden sollten*), angeregt hat, könnte mich stolz machen. Ich habe die Sonette gestern von einer mir befreundeten jungen Dame abschreiben und der Ada durch die Post übersenden lassen. Ich freue mich herzlich auf die Wirkung; vielleicht überschickt Dir die Gute Deine eigenen Dichtungen als Kuriosum. Ich behalte mir jedoch vor, zur rechten Stunde mit der Wahrheit herauszurücken. —

Die zwei letzten Briefe 1869 lassen mehr erraten, als sie in ihrer Kürze eingestehen. Der erste besteht aus wenigen Zeilen:

. . . Ich bin in letzter Zeit von Lebenssorgen und Widerwärtigkeiten aller Art fast erdrückt worden. Ada kann Dir's sagen. Ich hoffe, daß Dein Nal**), für den ich Dir herzlich danke und den ich recht con amore vornehmen will, mich stärkt und zu einer gehobeneren Stimmung verhilft.

Für all Deine Lieb' und Güte den herzlichsten Dank und gedenke auf Deiner Sommerreise Deines treuen und sehr ergebenen Freundes Saar.

Döbling, 23. Juni 1869.

Mein lieber Marx!

Ich hoffe, daß es Dir und den Deinen wohl geht! Mir geht's für den Augenblick so ziemlich: denn ich arbeite, was für mich immer eine Quelle unsäglichen Glückes ist. Was ich in den letzten drei Jahren, wo mir diese Quelle verrammelt war, gelitten, vermag kein Mensch zu begreifen, und hätte ich trotz alledem nicht immer das Gefühl gehabt, ich müsse endlich einmal doch etwas Tüchtiges leisten: ich lebte schon längst nicht mehr. — Mit Hamerling bin ich durch Ada Christen in Berührung gekommen. Er hat mir einen sehr warmen Brief geschrieben, den ich noch wärmer beantwortete: nämlich so warm, als es mir wirklich um's Herz war. Ob zwischen uns wirklich ein näheres, inniges Verhältnis zustande kommen wird, muß die Zukunft lehren. . . .

Oberdöbling, 5. Juli 1869.

Die Freundschaft zwischen Saar und Marx währte, durch manches Zeichen vermittelt, auch dann fort, als schriftliche Beweise aufhörten. Der letzte der mir vorliegenden Briefe aus dem Jahre 1870 meldet eine Erkrankung, die der Arzt durch Gallenstein verursacht glaubte und die vielleicht schon damals den Keim zu Saars Martyrium legte. Ohne ihn mehr gesehen zu haben, bewahrte Marx dem hochsinnigen, wie selten einer, edlen Menschen und bedeutenden Dichter eine unverändert treue,

*) „Gemüt und Welt", 3. Aufl., Ernst Julius Günther, Leipzig, 1877: „An eine Dichterin" (Ada Christen).

**) „König Nal", dramatisches Gedicht nach dem Italienischen des Angelo De-Gubernatis. (Hamburg und Altona. J. F. Richter. 1870.)

Da Bua: Wann s neamd siacht, so kann s neamd strafn,
Gstohlni Äpfl schmeckan guat!

s Dirndl: Aba s Dirndl kunnt nöt schlafn,
s Dirndl hat a zaghafts Bluat.

Da Bua: Muaß i halt zum Fensterl kemma,
Muat zuaspröcha bei dein Bett.

s Dirndl: Kunntst ma leicht mei Kranzl nehma,
Liaba Bua, i trau da nöt!

Da Bua: s Kranzl hast ja zum Vaschenka,
Welkn lassn war nöt gscheit!

s Dirndl: Liaba Bua, i wills bedenka . . .
Gehn ma — es is höchsti Zeit!

Mei Dirndl is ma liaba.

Mei Dirndl is ma liaba
Als wiar a stolzi Fräuln;
Mei Dirndl laßt si bussn,
D Stadtnocka tat mi z kreilln.

Mei Dirndl is ma liaba
Als wiar a Sack voll Geld;
Mei Dirndl lacht beim Halsn,
s Geld scheppert, wann mas zählt.

Mei Dirndl is ma liaba
Als wiar a neubauts Haus;
Mei Dirndl macht nur mir auf,
Laßt sunst neamd ein und aus.

Mei Dirndl is ma liaba
Wia Himml, Erd und Höll;
Und laßt's da Vata geltn,
I heirats auf da Stöll!

s Treibhaus fürn Himml.

Da Herrgott hoazt ei,
Daß eahm s Troad zeiti wird
Und da Teufl, daß sei
Liabi Gsellschaft was gspürt.

Da Herrgott hoazt ei,
Daß koa Hungersnot kimmt
Und da Teufl pfuscht drei
Und lacht hamisch-dagrimmt,

Daß s koa Herzerl kann gfrern
Solang d Liab drinnan bluaht . . .
Alti Jungfern wern nachglegt,
Daß s Feur allweil gluaht.

Denn s Treibhaus — koa Zweifl —
Fürn Himml is d Höll
Und da ingrimmi Teufl
Is ön Herrgott sei Gsöll.

Ein Tagebuch.

Am 1. Dezember.

Besuchte mich Julius Zajicek, dessen Erstlingsoper „Helmbrecht" bei der Uraufführung in Graz einen starken Erfolg gehabt hat. Ein noch junger Mann, schmächtig, etwas kränklich aussehend; er ist zur Zeit leidend, so daß er zu keiner rechten Freude über den Erfolg kommen kann. Wir sprachen ganz im allgemeinen von der Kritik, die rasch fertig mit dem Worte ist, ohne zu bedenken, wie reiflich der Künstler alles erwogen hat, bis er sich in unlöslichen Schwierigkeiten für das kleinere Übel entschied. Von der Kritik, die ein neues Stück so gerne nur mit anderen Stücken vergleicht, anstatt es an dem Leben zu messen. Welch letzteres freilich bei der natürlichen Unnatürlichkeit der Oper schwer ist. Im Alltagssinne sind gesungene Handlungen

Im Novemba —
Trüabi Zeit . . .

Im Dezemba —
Christbaum, Christkindl, Weihnachtsfreud!

Herrgott, i dank da, iazt is s wahr:
O du wundasams, o du glückseligs Jahr!

A Mittl zum Jungbleibn.

Harb di nöt, Trutzigi,
Prahl di nöt, Putzigi,
Lach nöt, Nixnutzigi,
Wann i eng warn:
Heu wird das greani Gras,
Scherbn gibt das sprödi Glas,
Essi das alti Faß —
Wollts Gleichs erfahrn?

Hui is da Moa vaplauscht,
Hat im Troad d Sichl grauscht,
Hat da Bam Blattln tauscht,
Hui-husch — is s kalt;
Heirats! dö Zeit vafliagt,
Daß s oan frei d Augn mitziagt:
Nur dö, dö Kinda wiagt,
Dö wird nöt alt!

Wia a neuchs Sprichwort aufkemma is.

Da Redlstoana z Unternmoos
— Sei Hof is kloa, sei Bauch is groß —
Gegnt grad ön Moar vom obern Stoa
– Sei Hof is groß, sei Bauch is kloa —
Und wias „an guatn Morgn“ habn gsagt,
Habns oana halt den andern gfragt,
Wias geht und steht, wias lauft und springt
Und was für Liad dö Alti singt.

Da sagt da Moar vom obern Stoa
— Sei Hof is groß, sei Bauch is kloa —:
Dö Meini gigatzt im Diskant
Vor lauta Neidisein und Grant;
Das güllt den ganzn Hof entlang,
Is aba gar koa schena Gsang;
A Gsang is s, wiar a saura Most,
Ma rennt davon, eh daß ma n kost;
Ma geht ins Wirtshaus, trinkt a Bier —
Geh, Redlstoana, geh mit mir!

Da Redlstoana z Unternmoos
— Sei Hof is kloa, sei Bauch is groß —
Der sagt eahm drauf: Ja s Bier is guat,
Es macht a Kraft und gibt an Muat
Und schwoabt n abi nah und nah
Von Gift und Gall den hantign Gschmah;
Und wiar a foamt, da weißi Foam!
— I aba gfreu mi auf dahoam:
A liabi Stimm, a lachads Gmüat,
Mei Weiberl singt koa zwiders Liad;
Dö bestn Bissl sparts ma auf
Und nacha nu a Bissl drauf,
Und hats mi angschoppt wiar an Sack,
Aft fragts mi, ob i nimma mag.
Schau, wiar i leb in Unternmoos:
Mei Hof is kloa, mei Bauch is groß!

Da seufzt da Moar vom obern Stoa:
Mei Hof is groß, mei Bauch is kloa!

Sö pfüatn si und gehn vonnand;
Dö Gschicht wird umadum bekannt
Und seitdem sagt ma allawärts:
„Da Weg zum Magn führt duri s Herz.“

Da Nasn nah!

„Da Nasn nah“, hat d Muada gsagt,
„Is allimal da Weg, da recht!“ —
I han koan Menschn weita gfragt,
Denn d Muada moant mas eh nöt schlecht.
Und troffn han igs, meiner Seel:
I han a guati Nasn ghabt,
Und bin ins dunkli Kammerl schnell
Zum schönstn Dirndl einitappt!

s Hoamweisn.

Da Bua: Dirndl schau, da Weg is finsta,
Kunntst di leicht alloa vagehn.

s Dirndl: I vageh mi nöt — und finst a —:
Liaba Bua, i dank da schen.

Da Bua: Nix zum danka, gschiacht mit Freudn;
Aba — was hast finst dagegn?

s Dirndl: In da Nacht — dö Buabn, dö gscheitn,
Gehn gern auf vabotnen Wegn.

begeistert, das geistvollste Buch, das mit künstlerischen Mitteln bestochen hatte, finde ich nichtig, und ärgere mich dann nur, durch Außenwirkungen für den Augenblick so leicht bestimmbar zu sein. Im Grunde aber bin ich unverbesserlich. Es sind Grundanschauungen in mir, die ich selbst nicht für zweckmäßig halte und an deren Änderung ich doch vergeblich arbeite. Ich erziele höchstens eine gewisse Bewegsamkeit, ein leichtes Schwanken, aber im Kerne will sich nichts ändern. Es wird wohl das Beispiel stimmen vom Waldbaum, dessen Wipfel in Wind und Sturm sich hin und her bewegt, und der doch immer auf seinem Flecke stehen bleibt.

Am 4. Dezember.

Der Bauer S. in der Kalchau hatte ein stattliches fettes Ochsenpaar. „Was willst dafür auf die Hand?“ fragte der Viehhändler. Der Bauer: „Unter fünfhundert ist es nit feil.“ Viehhändler: „Ist viel. Gewissenlos viel. Aber in Gottesnamen sollst du fünfhundert haben. Nur hab ich heut zufällig nix im Sack. Morgen schick ich das Geld.“ Bauer: „Ist schon recht.“ Handschlag und das Geschäft war abgemacht. Der Viehhändler trieb die Ochsen davon, hielt natürlich gewissenhaft Wort und schickte am nächsten Tage fünfhundert Kronen. Das weitere wird schon nachkommen, dachte der Bauer. Als aber Wochen vergingen und nichts mehr nachkam, schrieb der Bauer: „Ich habe noch 250 Gulden zu kriegen und brauche das Geld.“ Und der Viehhändler zurück: „Ich weiß von nichts. Die 500 Kronen habe ich dir ja geschickt und deine Bestätigung in der Hand.“ Da tät der Bauer einen Schrei: „Höllteufel, verfluchter! Ich habe meine Ochsen ja nicht um 500 Kronen verkauft, sondern um 500 Gulden!“ Die Sache kam vors Gericht. Dort wurde zugegeben, der Bauer habe nur „fünfhundert“ gesagt. Da die gesetzliche Währung die Kronenwährung ist, so mußte der Viehhändler an fünfhundert Kronen denken und lautete das Urteil, er brauche auch nicht mehr zu zahlen. Und sagte der Richter zum Bauer S.: „Das kommt von dem verdammten Durcheinander der Gulden- und Kronenrechnung und von eurer Redefaulheit.“ Der Bauer begann wieder zu sakermentieren. Darauf der Richter: „Fluche nicht so viel, damit deiner Zunge ein anderesmal das bissel Gelenkigkeit übrig bleibt, um sagen zu können: die Ochsen kosten fünfhundert Gulden.“ — Jetzt sucht der arme Kerl eine andere Instanz, die entscheiden soll, daß der Viehhändler wenigstens den heute normalen Kaufpreis leisten muß. Hoffentlich findet er diese Instanz.

Am 5. Dezember.

„Ein Herr ist draußen“, berichtet die Magd, „er sagt, er ist der Schwager des Herrn Sch. in Mürzzuschlag und ersucht um Vorlaß.“

„Ich lass' bitten.“

Eine jener Gestalten — man ahnt sie auf den ersten Blick.

unnatürlich, daher auch mit dem Leben nicht meßbar. Wir berührten die alte und doch ewig richtige Meinung, daß die Kunst nicht dazu da sei, um uns Leben und Menschen und Ideale zu verekeln, sondern um ideal sinnliche Güter zu schaffen, die uns das Leben vorenthält. Die Kunst sei nicht bloß ein Abklatsch der Wirklichkeit, vielmehr eine schöpferische Erweiterung derselben. Ich merkte dem jungen Komponisten die Besorgnis an, daß bei diesen Grundsätzen seine Oper, die eine tragische ist, schlecht wegkommen könnte. Nun, es ist eine romantische Dichtung, und eine solche verträgt leichter eine nicht genügend motivierte Tragik als die realistische. Übrigens ist auch die Tragik ein gutes Klärungsmittel für die Erkenntnis des edlen Lebensgenusses. Auf Tragik hat die Kunst meiner Meinung nur dann ein Anrecht, wenn sie damit das Walten eines ewigen Sittengesetzes veranschaulicht. — Der Konflikt zwischen Natur und Sittengesetz ist eben die Tragik.

Am 2. Dezember.

Ein Roman „Sonntagskinder“ könnte so eingeleitet werden: Es gibt Menschen, die alles was sie sehen, gut und schön finden. Sie haben es in sich selbst und merken es gar nicht, daß das schöne Licht auf den Dingen nur ein Abglanz ihres Wesens ist. Die Sonne hat noch nie einen Schatten gesehen. Überall, wohin sie schaut, ist Sonnenschein. Einen solchen Sonnenmenschen ins Leben zu stellen, mitten in die Kämpfe, Leidenschaften und Leiden hinein, und ihn mit heiterer Seele durch das alles hindurchgehen zu lassen, ein großer Sieger, ohne daß er's weiß — ein solches Sonntagskind zum Helden eines Romans zu machen, das wäre eine Tat. Nur müßte der Dichter selbst ein Sonntagskind sein.

Am 3. Dezember.

War der geistvolle Baron N. da und hielt mir eine eindringliche, schlagende Rede über die Unerläßlichkeit des Pluralsystems im allgemeinen Wahlrecht. Würdenträger, Besitzer und Persönlichkeiten von Alter und Erfahrung müßten mehr Stimmen haben als inferiore Leute. Die Argumente, die er mit größter Geschicklichkeit vorbrachte, fand ich überzeugend. Ich fühlte mich ganz für diese Anschauung gestimmt, sie schien mir auf einmal selbstverständlich. Es dauerte einen halben Tag und bedurfte eines großen Spazierganges, bis ich wieder zu mir selbst fand und die Unrichtigkeit und völlige Ungereimtheit des Pluralsystems wieder einsah. Nicht selten geht es mir so. Es ist die künstlerische Wirkung eines rhetorischen Vortrags, eines gut geschriebenen Buches, die mich herumkriegt und ganze Überzeugungen über den Haufen wirft. Aber immer nur für wenige Stunden, dann stehen sie wieder auf. Irgendeine Tätigkeit, ein Spaziergang ohne weitere Berührung der Sache bringt mich dann ins Gleichgewicht. Die schwungvollste Rede, die so sehr

es sachte zurück bis zu jenem Tage, da man unbewußt, wie man in die Welt eingetreten ist, wieder aus ihr hinaustreten kann. Ein Ziel, aufs innigste zu wünschen.

Am 7. Dezember.

Las ich im „Blaubuch“ folgenden Satz von Bernhard Shaw, der den Volksveredlern gewidmet ist: „Gebt dem Volk nie, was es braucht; gebt ihm etwas, was es brauchen sollte und nicht begehrt.“ Zuerst verblüffte mich dieser Gedanke, allmählich ahnte ich, daß er richtig sein könnte. Das Volk verlangt am liebsten Materielles, wobei es dann leicht verlottert; Bildungsanstalten wünscht es selten, und eben deshalb täten sie ihm so not. Übrigens glaube ich, daß Bernhard Shaw es nicht ganz in diesem Sinne meint, sondern mehr so, als sollte man dem Volke Luxus angewöhnen, Bedürfnisse in ihm wachrufen, die es noch nicht kennt. In dieser Lehre von der künstlichen Steigerung der Bedürfnisse, in welcher ausgepichte Materialisten den Fortschritt und die Kultur erblicken, habe ich von jeher meinen widerlichsten Feind gesehen.

Am 8. Dezember.

Kamen vor kurzem aus Wien zwei Damen, wovon die eine mir gleich zur Stunde ihre Dramen verlesen wollte, damit ich eine Vorrede dazu schreibe. Da sie sich vorher nicht angemeldet hatten und eigens deswegen herkamen, schon deshalb haben sie die Reise umsonst gemacht; ich war an demselben Tage in Obersteier. Sie wären jedoch überhaupt umsonst gekommen. Es ist nicht so, als ob ich zu Graz in meinem Lehnstuhl säße und immer wartete auf Damen aus der Ferne, die mir ihre Manuskripte vorläsen. Seit langer Zeit lehne ich alle ähnlichen Zumutungen ab. Man müßte täglich 25 Stunden lang ununterbrochen Dilettanten-Phantasien lesen, ohne daß damit was genützt wäre. Es gibt für die Unmenge strebsamer Schriftsteller längst nicht mehr genug Zeitungen, Zeitschriften, Verleger, Bühnen, Leser und Zuschauer. Kürschners Literaturkalender nennt ungefähr 14.000 lebender deutscher Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die dreißigfache Zahl der literarischen Dilettanten nicht mitgeschätzt. Ein altes Fräulein, dem ich heute den dringenden Wunsch nach literarischer Protektion entschieden ablehnte, gab mir zu verstehen, daß ich in meinen jüngeren Jahren liebenswürdiger gewesen sei. Damals hätte ich ihre Gedichte freundlich gelesen, korrigiert, den Abdruck in Zeitungen vermittelt, einen Verleger aufgesucht und ein schönes Vorwort für ihre Sammlung geschrieben. „Aber, mein verehrtes Fräulein“, antworte ich, „die ganze Prozedur muß nichts geholfen haben, sonst wären Sie heute nach dreißig Jahren nicht wieder bei mir um dieselbe Protektion. Dazu hatten Sie damals bei Lesern und bei mir noch weniger Konkurrenz.“ Heute ist es einfach Notwehr, wenn ich vor der trostlosen und fruchtlosen Hochflut des Schreibertums durch „Unliebenswürdigkeit“

„Sie der Schwager des Herrn Sch.? Das ist nicht richtig, ich kenne die Schwäger meines Freundes alle recht gut."

„Aber ich bitte —"

„Gehen Sie doch, Sie haben mich belogen. Ich kenne Sie nicht."

„Um Verzeihung, Herr!" schluchzt er, „freilich habe ich gelogen. Bei Ihnen kommt man ja sonst nicht vor. Hab' halt kein anderes Mittel gewußt, um hereinzukommen. Bin ein armer Schauspieler, komme eben aus dem Spital. Wenn ich nur die Mittel hätte, um nach Wien fahren zu können, dort habe ich Freunde."

Die alte Geschichte, fiel es mir noch ein. Ob er nach Wien fährt oder nicht, der Mann hat sicher heute nichts zu leben. Lügen so viele Leute zum Vergnügen, kann man doch die Notlüge eines armen Teufels verzeihen. „Die ganze Fahrt kann ich Ihnen nicht zahlen, aber eine Kleinigkeit . . ."

Wie der Kerl die Münze in den Sack schob — so recht gewohnt handlich in den äußeren Sack des Überrockes, erst daran erkannte ich ihn. Es war aber zu spät.

„Herr!" sagte er mit sonorer Stimme, „ich schicke es zurück!"

„Das werden Sie wohl bleiben lassen."

„Ich schicke es zurück!" wiederholte er stramm.

„Dann werde ich's einem andern Armen geben."

„Wie Sie wollen. Ich nehme nichts geschenkt. Leben Sie wohl!" Und großartig schritt er zur Tür hinaus.

Aber erst wenn sie draußen sind, fallen einem die Schuppen von den Augen. Sich so dumm begaunern zu lassen! Blöde Schwäche! Man macht ihnen doch das Handwerk gar zu leicht. Den ganzen Tag hatte ich das Gefühl, als hätte ich eine unsittliche Handlung begangen.

Am 6. Dezember.

Nach siebzig Tagen schönsten Herbstwetters, das nur ein paarmal durch den gründlich mißlungenen Versuch, ein „Sauwetter anzuheben" unterbrochen wurde, heute endlich der erste Schnee. An den Bergen hat er schon seit ein par Tagen herumgestöbert, nun wagt er sich auf die Grazer Ebene herab. Wenn nur nicht zu voreilig! Kaum die Hälfte der Flocken erreicht den Boden, die andere Hälfte kommt als farbloses Wasser herab. Doch der Erdboden ist weiß und in meiner Stube habe ich endlich wieder jene blaß dämmernde, heimliche Schneelichte, die mir allemal eine so behagliche Ruhe in die Seele legt. In diesem friedlichen Lichte tritt die Vergangenheit am traulichsten an mich heran und wirbt um mein Herz. Der Winter gibt mir meine Waldheimatstimmung wieder, und die Kinder, die heute morgens den Nikolotisch mit Lebkuchen, Nüssen und Äpfeln fanden, geben ihr Inhalt. Es ist ausgemacht, ich verzichte dankend auf alles und werde wieder Kind. Vielleicht geht

Am 10. Dezember.

Richard Schaukal läßt zwei Kunstbeflissene sprechen:

„Wie werten Sie ein Werk der Literatur?“

„Nach seiner Wahrheit.“

„Das heißt?“

„Nach seinem Gehalt an eigener Seele.“

Ich finde diese Worte überaus treffend. Leider gibt es, wie Schaukal weiter sagen läßt, Schriftsteller, die viele Seelen beherbergen, niemals aber eine eigene besessen haben. Wie verstehe ich's nun? Am Ende kommt man gar dahin, zu sagen, die höchste Subjektivität und die höchste Objektivität sei eins. Schaukal wird wohl recht behalten damit, daß der Wert eines Kunstwerkes in seiner Wahrheit besteht und daß unter Wahrheit jene Wahrhaftigkeit gemeint ist, mit der der Künstler das und nur das zu gestalten sucht, was in seiner und gerade in seiner Seele lebt und webt. Ob das an sich „wahr“, ob es „gut“ oder „schlecht“ ist, auf das kommt's nicht an. Solches subjektiv-objektive Kunstwerk wird dann eben seine gleichgestimmten Freunde suchen müssen. Eine hohe Künstlerseele wird die hochgemuten Freunde finden, eine gemeine — die gemeinen.

Am 11. Dezember.

Vor Jahren kam eines Tages ein trauriger Lebemann zu mir und bat mich um eine Grabschrift für ein junges Weib, das er unglücklich gemacht hatte und das dann in den Tod gegangen war. Ich lehnte sein Begehren ab, doch er setzte es wochenlang fort, bis ich ihm endlich etwas schickte, das aber zu mißraten war, um für den Denkstein zu passen.

Du sie verdorben,
Sie dir gestorben,
Nun dein Wandern friedhofwärts.
Doch dein Klagen und Wimmern
Kann mich nicht kümmern,
Du bist ein Wesen, ein arg verkehrt's.
Sentimental
Bis zum Skandal
Und doch — ein kaltes, kaltes Herz.

Vor kurzem nun starb der Mann und heute teilt mir ein Freund mit, daß in seiner Lade Briefe und ein Bild jenes unglücklichen Weibes gefunden wurden und darunter auch — mein obiges Gedicht. Er hat's also nicht zerrissen, sondern es sich vielleicht zu Herzen genommen. Er war besser, als ich ihn geschätzt? Man sollte sich hüten!

Am 12. Dezember.

Ein junger Dichter, dem ich abgelehnt hatte, seinen Roman zu lesen und mit ihm um einen Verleger hausieren zu gehen, schrieb mir einen Brief, den ich — wie er dazusetzte — nicht hinter den Spiegel

mich zu schützen suche. Besonders zur Winterszeit vergeht kaum ein Tag, ohne daß die Poesie der Zeitgenossen mir kiloweise ins Haus geschickt wird. Wo es möglich ist, lasse ich die Götterboten ihre Pakete gleich wieder mitnehmen. Dagegen wehrte sich vor ein par Tagen ein Schickmädchen, sie dürfe das „Pakel“ nicht wieder nach Hause bringen, sonst schmeiße ihr die Gnädige auf der Stell das Dienstbotenbüchel vor die Füße.

Am 9. Dezember.

„Wir wollen mehr Können als Wissen! Mehr Freudigkeit und Gesundheit und weniger Geistesdrill, der zu geistiger Trägheit führt. Gänse, die man nudelt, werden krank, sagt Mommsen zu der geistigen Überfütterung unserer Jugend.“

Welch traute Heimgartenklänge! Ich lese sie heute in einem Aufruf für Zusammenschluß bildungsfreundlicher Männer und Frauen zu einem Verein „Schulreform“. Er kommt aus Wien und ist von hervorragenden Persönlichkeiten gezeichnet. Endlich wird es doch wohl sachte ernst werden müssen mit der Schulreform. Aber zu zimperlich noch. Man wagt es im allgemeinen noch nicht, die ganze Verkehrtheit des heutigen Unterrichtes, besonders der Mittelschulen, einzugestehen. Man ist eben selbst aus diesen Schulen hervorgegangen und es ist einigermaßen unnatürlich, sich gegen die Frau Mutter aufzulehnen, auch wenn sie eine schlechte Erzieherin war. Aber Leute, die solche Schulen nie durchsessen und durchseufzt haben, die Autodidakten, sehen in dieser Sache unbefangener, klarer. Die beste Absicht der Schule konnte wohl selbstverständlich zu keiner Zeit geleugnet werden; die Beredsamkeit ihrer Verteidiger kann uns sogar zeitweilig für sie erwärmen. In Wahrheit aber zeigt es sich, daß die jungen Leute so vieles mit Ach und Weh lernen müssen, was sie ihr Lebtag nicht brauchen, und deshalb so vieles nicht lernen können, was heute überaus nötig wäre zu wissen und zu können. Und es zeigt sich, daß diese Schulen der körperlichen Gesundheit Schaden tun, durch das zu einseitige trockene Theoretisieren den jungen Geist veröden und ihm oft jene Gegenstände, für die er gewonnen werden sollte, geradezu im höchsten Grade verleiden. Wer hat heute mehr Interesse und Herzensempfänglichkeit für Literatur, der Student oder der Arbeiter? Welcher hat die Literaturgeschichte durchochsen müssen? — Und so geht's mit manchem anderen Wissenszweige. Unsere so heißersehnte Wiedergeburt kann gewiß nur durch eine Schulreform geschehen, aber sie muß radikal sein und sich auf die Volksschule, auf die Mittelschule und auf die Hochschule erstrecken. Fürs Dorf eine „freie Schule“ anstreben, während der Universitätsstudent unter sich derart geknebelt ist, daß er nicht einmal ein ihm beliebiges Kappel tragen darf, das ist unsinnig. Der Verein für Schulreform wird viel Arbeit haben. Und gewiß auch viel Erfolg. Aber wann?

sie entbunden. Ideale, die sie seit jeher anderen gepredigt, hat sie selbst erreicht und kann sich nun ganz den kirchlichen Obliegenheiten der religiösen Seelsorge, der Menschenliebe und Geduld widmen. Fast unerwartet ist sie um ein gut Stück näher der christlichen Vollkommenheit gekommen. — Das ist mein voller Ernst. So wie vor 37 Jahren der Wegfall des Kirchenstaates die Kirche vor aller Welt in ein höheres Ansehen, in ein reineres sittliches Licht gehoben hat, so wird auch diese Befreiung einer christlichen Kirche von der Welt ihr die Stellung und Kraft geben, in religiösem Sinne erst recht für die Welt zu wirken. Gebt mir einen Punkt außerhalb der Erde, und ich hebe sie aus ihren Angeln. Dieses Wort des Weisen könnte ein anderer Weiser recht gut ausnützen.

Am 15. Dezember.

Mit einem Freunde folgendes Gespräch: Ich: „Ich glaube felsenfest an die Unsterblichkeit jeder Menschenseele und suche immer Beweise dafür.“ Er: „Felsenfest glauben und Beweise suchen? Dann muß Ihr Glauben doch nicht genügend grundiert sein.“ Ich: „Für meine Person reichlich genügend. Aber gute Beweise dafür möchte ich haben, um andere zu überzeugen und ihnen jene Ruhe, jene Zuversicht, jene Überlegenheit und Stärke zu vermitteln, die zu wünschen wäre.“ Er: „Sie haben doch selbst des öfteren gesagt, daß religiöse Dinge nicht bewiesen, nur geglaubt werden können.“ Ich: „Es ist gewiß so. Aber, Freund, es ist nicht ausgemacht, ob die Unsterblichkeit der Seele zur Religion gehört. Vielleicht gehört sie in die Naturgeschichte.“

Am 16. Dezember.

Vorlesung im größten Saale von Graz für Arbeiter. Die von Künstlern und Vorlesern so oft gehörte Erfahrung, daß dieses Publikum (die Arbeiter) das aufmerksamste, empfänglichste und dankbarste ist, muß ich immer wieder bestätigen. Es ist aber auch das taktvollste. Verläßliches Zurechtkommen, musterhafte Ruhe. Und wie zur Winterszeit tausend versammelte Menschen eine ganze Stunde lang auskommen können, ohne einen Huster zu machen, das verstehe ich nicht. Dieses Publikum geht noch nicht in das Konzert, in die Vorlesung, um in leichter Anregung verdauungskräftiger zu sein, oder um gesehen zu werden, oder der Person des Vortragenden wegen, oder weil es Mode ist, sondern aus tieferem Interesse für das, was geboten wird. Seine Achtung vor der Kunst und den Künstlern drückt es nicht durch lärmendes Klatschen aus, sondern durch schweigendes Erheben von den Sitzen beim Eintritte des Vortragenden. Anfangs verhält es sich ruhig, gemessen, aber wenn endlich der Beifall losgeht, weiß man auch, daß er ernst gemeint ist. Wenn manchmal einer aus „höheren“ Gesellschaftsklassen in

stecken würde. Gewiß, hinter den Spiegel stecken nicht, aber in den Heimgarten drucken, damit doch ein Werk von ihm gedruckt wird. — „Euer Wohlgeboren werden schon entschuldigen, indem ich Ihnen diese Ungefälligkeit nicht zugetraut hätte. Denken Sie, wenn der Doktor Svoboda auch so ungefällig gewesen wäre, säßen Sie heute noch auf der Schneiderpudel bei den dummen Bauern." Diese Bemerkung, wenn auch in höflicherer Form, bekomme ich von Abgewiesenen gar manchmal zu hören. Mir geziemt es nicht, darauf die emtsprechende Antwort zu geben. Doktor Svoboda selbst hat sie wiederholt öffentlich ausgesprochen. Svoboda hatte, als er sich meiner annahm, aus mir doch keinen Literaten machen wollen. Er wollte mir nur eine Schulbildung vermitteln, die mich zu irgendeinem bürgerlichen Beruf tüchtig machen sollte. Als es sich endgiltig zeigte, daß ich aus der Art geschlagen war, hat er mich freilich in literarische Zucht genommen, die aber nicht mit dem Verleger anfing! Der kam später von selbst. Unangenehm genug, daß von solchen Sachen so oft die Rede sein muß, um den doch so natürlichen Gang der Dinge zu rechtfertigen. Ich möchte ja manche der wenigen Stunden, die mir noch gehören, opfern, wenn den schreibelustigen Leuten damit genützt, der Literatur gedient wäre. Zu allermeist aber handelt es sich um persönliche Eitelkeit. Und *solche* Nöte lassen mich kalt.

Am 13. Dezember.

Ein entlegenes Gebirgsdorf wurde von schwerem Unglück betroffen. Sagen wir, einer Feuersbrunst. Die Leute waren hilflos und wußten sich nicht zu raten. Da kamen Touristen, Sommerfrischler, sie hatten Erbarmen mit den Unglücklichen, brachten Hilfe und suchten das Dorf wieder in die Höhe zu bringen. Die Leutchen waren außer sich vor Dankbarkeit. Die Wohltäter taten noch ein Übriges, beschenkten Kirche und Schule und wollten eine alljährliche Weihnachtsbescherung stiften für die armen Kinder. Da wurde im Orte plötzlich eine Parole laut: Nichts mehr annehmen. Die Fremden wollen uns damit nur herumkriegen, das sind falsche Leute. Sind Lutherische und Kalte dabei. Hütet euch vor ihnen, weiset sie ab, ihr könntet den Glauben verlieren! — (Sonst pflegen arme Leute, wenn ihnen in der Not geholfen wird, den Glauben an Gott und Menschen erst wieder zu finden.) Die Wohltäter waren anfangs verdutzt, dann lachten sie und wendeten ihr Wohlwollen anderen Gegenden zu. Den Schaden hat die ganze arme Gemeinde, die Schuld aber lag nur an einer Person.

Am 14. Dezember.

Für die katholische Kirche sind in Frankreich endlich bessere Zeiten gekommen. Irdische Güter, die so gefährlich für das Seelenheil sind, wurden ihr abgenommen. Von den politischen Weltsorgen um den Staat, die so hemmend in ein gottfrohes Leben eingreifen, ist

vor sich hin: „Stille Nacht, heilige Nacht!" — Gegen Abend kam eine einsame Stunde. Grauenhaft in ihrer Ödnis. Auf dem Gang über die Schneefelder hin fiel es mir plötzlich aufs Herz, in meinem Leben das erstemal so: Allein! Ganz allein unter den Millionen fremden Wesen der Welt. Manche von ihnen hat man sehr lieb, unsagbar lieb. Zeitweilig steht man ganz nahe an so einem teuren Wesen, glaubt schier eins mit ihm zu sein. Und doch kann das eine Herz nicht zum andern hinüber — es bleibt für sich ab- und in sich eingeschlossen in der grenzenlosen, ewigen Einsamkeit, in der es leben und sterben muß. — Sei nicht betrübt. Zwischen einem Menschen zum andern durch unergründliche Fernen ist ein gutes Kabel gelegt: Die Liebe. Ohne diese freilich und besonders ohne das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit Vergangenheit und Zukunft müßte der Mensch in den unermeßlichen Einsamkeiten trostlos versinken.

Ein Herze nah' dem andern brennt,
Und sind doch himmelweit getrennt;
So ewig, ewig ferne,
Wie oben dort die Sterne.
Doch bist du, Herz, zu keiner Frist
Der Ewigkeit allein,
Denn zwischen Ahn' und Enkel ist
Ein trautes Plätzchen dein.

Am 19. Dezember.

Unter den seltsamen Zuschriften an mich befindet sich folgendes Schreiben aus einem Städtchen Württembergs vom 18. Dezember: „Euer Hochwohlgeboren! Gestatten Euer Hochwohlgeboren, daß sich ergebenst Unterzeichneter mit einer eigenartigen Bitte an Sie wendet. N. versichert, daß er durch die Lektüre Ihrer Romane veranlaßt, mit einem ehrbaren Mädchen mittleren Standes eine Liebelei angefangen habe, die nicht ohne Folgen geblieben ist. N. (Wenn man nur wüßte, wer dieser N. ist!) ist nicht in der Lage, das verführte Mädchen zu heiraten und solches, soweit noch tunlich, vor Schande zu bewahren, dagegen wäre ein anderer hiezu bereit, wenn das Mädchen wenigstens die gesetzlichen Alimentationsgelder als Mitgift erhielte. N. ist fest überzeugt, Sie würden sich seiner, respektive der verführten Person erbarmen und helfen, letztere vor Schande und Untergang zu bewahren. — Ich wäre bereit, etwa zugedachte Unterstützungen zu vermitteln. Hochachtend J. H., Gefängnisgeistlicher." — Meine Antwort auf diese einzigartige Zuschrift konnte nur lauten: „Weder ich noch meine Verwandten, Freunde und Bekannten, die alle meine Bücher gelesen, haben deswegen je außereheliche Alimentationsgebühren zu zahlen gehabt. Daraus geht hervor, daß in dem bewußten Falle die Schuld nicht an meinen Büchern, sondern an Ihrem N. liegt." —

ein solches Arbeiterkonzert oder einen Vortrag ginge aus Neugierde, wie diese Leute unter sich bei Kunst und Wissenschaft sich benehmen, so dürfte er Respekt bekommen.

Am 17. Dezember.

An der Elektrizität, an dem Telephon, an dem Grammophon und dergleichen sehe ich Kräfte, die wir wohl ausnützen können, aber nicht verstehen. Da will man ableugnen, daß die Natur eine Seele habe. Sie hat eine, aber sie verbirgt sich oft nur und stellt sich tot. Sobald man ihr den richtigen Leib gibt, zeigt sie sich sofort. Wenn man aus der ganz simplen Mechanik des Grammophons einen Menschen sprechen hört, der längst vermodert ist, wessen Seele offenbart sich da, die jenes Menschen oder die der rein mechanischen Natur? Oder die Seele dessen, der das Grammophon erfunden und erzeugt hat? Oder gar die Seele des Horchenden? Sollten es nicht diese Seelen zusammen sein? Und sollten diese vier Seelen nicht eine einzige sein — wenigstens ein Teil jener ureinzigen, unsterblichen Seele, deren Ein- und Allheit man Gott nennt? Daran dachte ich heute, als ein Freund, den wir vor Jahren begraben hatten, lachend aus dem Grammophon rief: „Peter, Peter, es gibt nichts. Nach dem Absterben des Leibes ist der Mensch mausetot!“

Am 18. Dezember.

Bei prachtvollem Winter, wie er uns seit 6. Dezember im Lande liegt, heute Enkelbesuch im Mürztal. Draußen sinkt unendliches Schneien nieder auf die weißen Felder, auf die weiß gepolsterten Dächer, auf die weißen Hauben der Wegsäulen — und in der Stube bei knisterndem Ofenfeuer die derben Buben, die emsige „Traudel“, helläugig ausschauend in die ahnungsvolle Welt — Christkindels wegen. Das Dirndl sitzt ausnahmsweise eine halbe Minute ruhig auf meinem Knie und lehnt das Blondköpfel an meine Brust und lispelt andächtig: „Goßvaterl ist kommen.“ Der winzige Peterl trippelt herbei, er will nicht übersehen werden und sagt: „Da!“ Sonst kann er noch nichts sagen, aber das genügt völlig, widrigenfalls er noch andere Mittel hätte, seine Anwesenheit zu beweisen. Der kleine Friedel wird nicht satt, des Alten Hände zu küssen, obschon sie nicht um einen Pfifferling was mitgebracht haben. Dann nimmt er ihn um den Hals und wartet auf etwas und wartet. Und weil der Alte nichts desgleichen tut, so packt der Kleine mit beiden Händen den Graukopf, rückt ihn zurecht und sagt leise: „So küss' mich doch auf den Mund, Großvater!“ Nun aber ist der in den Zeitungen so oft kolportierte Rat, daß man Kinder nicht küssen solle, auf das dreisteste übertreten worden. Der Friedel ist ganz verblüfft darüber, wie Großvater so heftig küssen kann, daß es weh tut, daß man fast erstickt. Weiß nicht, ob er so bald wieder um einen Kuß betteln wird. Walter, der stille Schwärmer, steht abseits am Bücherkasten und summt

Nur soll der Applaus das, was er ehren will, nicht stören — er darf den Spielenden nie unterbrechen, nie die Illusion verscheuchen. Am mißlichsten ist der Applaus natürlich in der Oper, wo er die Musik durchlöchert und das Nachklingen zerstört. Im Reich der Bühne sollte alles vermieden werden, was ans — Theater erinnert, die Kunst ist eine Wirklichkeit für sich und der Schauspieler sollte sich nicht als — Komödiant behandeln lassen. Er soll nicht bei jedem oft ulkigen Geklatsche auf die Bühne hüpfen und seine Bücklinge machen. Er ist der Gebende, er dankt durch seine Kunst. Und der Autor schon gar! Das Hervorrufen des Dichters entspringt zumeist nur der Neugierde. Man hat das Stück gesehen, nun will man auch den Dichter sehen, ob er schwarz oder blond ist, ob er sich mit Frack und Krawatte vorbereitet hat, ob er routiniert ist in Bücklingen und ob er am Ende gar eine Rede halten wird. Aufführungen, bei denen Eitelkeit die — Hauptrolle spielt, möchte man von unseren Bühnen fern gehalten wissen.

Am 23. Dezember.

Scharfe Epistel von einer Frau aus Mähren, daß ich Wasser predigte und Wein trinke. Nach dem Buchstaben ist das wahr, nach dem Sinne falsch. Ich predige anderen Mäßigkeit und trinke selber mein Glas Wein. Aber ich halte selber Mäßigkeit und gönne auch anderen ein Glas Wein, das — richtig angewendet — für manchen eine gar edle Himmelsgabe ist. Ich verabscheue die Schlemmerei in aller Form und der Vielfraß ist mir just so widerlich, als der Säufer. Wenn ich gegen diese eifere, so ist das doch nicht darum, als dürfe man nicht ein einziges Stück Fleisch essen und nicht ein einziges Glas Wein trinken! — Im allgemeinen übrigens zugegeben, daß ich den Idealen, die ich predige, selber noch sehr ferne bin und daß ich nicht bloß anderen Bekehrung predige, sondern auch mir. Wenn nur der Vollkommene die Vollkommenheit lehren dürfte, dann freilich gebe es seit Christus keinen Prediger auf der ganzen Welt.

Am 24. Dezember.

Ein einziger Tag im Jahr gehört der Liebe,
Ein einziger Tag ist ja den Toten frei.
Schon morgen heben an die andern Triebe
Mit neuer Kraft die alte Schweinerei:
Statt geben — nehmen,
Statt fördern — hemmen,
Statt Liebe — Hiebe
— — — — — —
Ach, daß es bei der Liebe bliebe!

Am 25. Dezember.

Mitten im Schreibzimmer, auf dem großen weißgedeckten Tisch steht der buschige Fichtenbaum. Außer den sechzig weißen Kerzen trägt er nichts an sich, weder Flitter, noch Obst, noch Backwerk. An seinem Fuß lehnt ein altes Bild von der Geburt Christi. Ringsum die Spenden:

Am 20. Dezember.

„Aber daß du mir treu bleibst!“ hörte ich heute eine Bürgersfrau zu ihrem verreisenden Manndl sprechen, „'s Sprichwort sagt halt von euch Mannsbildern: Ein anderes Stadtl, ein anderes Madl.“ — „Ja, ja, Alte“, entgegnete er lustig, „aber das Sprichwort sagt nicht von den Weibsleuten: Ein anderes Landl, ein anderes Manndl! Die tauschen halt schon z'Haus die Manndln aus.“ Treuherzig lachend gingen sie auseinander. Das kann man oft bemerken, wenn zwei Eheleute sich gegenseitig mit Anspielungen auf Untreue necken, da ist es nicht gefährlich. Wenn die Frage aber gar nie berührt wird, wenn man jedes Wort über Untreue sorgfältig vermeidet, sich gar zu streng an die äußerliche Korrektheit hält, auch vor den Leuten hochzärtlich miteinander ist, da soll man nicht trauen.

Am 21. Dezember.

Alljährlich am 21. Dezember gehe ich hinaus auf ein abgelegenes Plätzchen des Stadtparkes, wo die stillen Bäume stehen. Dort wandle ich dahin und schaue zur Mittagssonne — nicht hinauf, sondern hinüber, denn sie steht tiefer als im Sommer um 8 Uhr. Sie steigt fast zu den Menschen herab — zur Weihnachtszeit. So daß es auch in den langen Nächten licht und warm sei unter den Menschenkindern. Ich warte nun, bis von den Türmen die zwölfte Mittagsstunde schallt und auf dem Schloßberg die Glocke läutet. In diesem Augenblicke denke ich des Herrn der Zeiten. Und das ist meine Feier der Winter-Sonnenwende. Die astronomische Stunde ist es ja nicht so ganz aufs Haar, sagen die Himmelskundigen. Mit meinem Himmel aber stimmt sie. Heute hat mein leibliches Auge die Sonne nicht gesehen, sie war verhüllt von Schneewolken, aus denen die Flocken still und weich herabfielen. Als die Schloßbergglocke verklungen war, schritt ich frisch und froh ins neue Jahr hinein, ging hinab in den jungen Wald, der an den Straßen und Plätzen der Stadt erstanden ist, der nicht auf der Scholle, sondern auf dem Kreuze steht, und kaufe den Christbaum.

Am 22. Dezember.

Eine Rundfrage: Soll man bei künstlerischen Vorträgen applaudieren und sollen Künstler den Hervorrufen Folge leisten? — Ich als Vorleser halte nichts auf das Klatschen und danke nicht dafür. Bei einiger Feinfühligkeit merkt man's auch so, ob die Sache gefällt oder nicht. Gruß und Achtung dem Künstler drückt das Publikum am würdigsten durch ruhiges Erheben von den Sitzen aus, wenn er auftritt, so wie es in der Arbeiterschaft der Brauch zu werden scheint. Im Theater läßt sich das ja nicht unter allen Umständen machen; der Schauspieler aber (dem die Nachwelt keine Kränze flicht) dürstet nach Beifall; dieser Beifall erfrischt ihn, ermutigt ihn, kräftigt sein Können.

Geschichte der Hebräer, der Perser oder eines kirchlichen Katechismus in den Volks- und Mittelschulen. — Wenn ich nun den Mund wieder einmal zu weit aufgetan habe, so tragen die Schuld jene neugierigen Leute, die einen immer anzapfen. Habe ja, ich gestehe es, über alles meine Gedanken und Meinungen, wollte es aber leicht zu Wege bringen, sie bei mir zu behalten, wenn die Mosese verschiedenster Blätter mit dem Stabe nicht immer an den „Petrus" schlügen, um bequemes und billiges Wasser auf ihre Wiesen zu erhalten.

Am 27. Dezember.

Vor kurzem ist bei Jamaika in Amerika das Schiff „Prinzessin Viktoria Luise" gestrandet. Die Passagiere wurden gerettet, der Kapitän aber hat sich erschossen. Es ist dasselbe Schiff, auf dem im vorigen Sommer meine Tochter mit einer Freundin die Nordlandsreise gemacht hat. Nun hat die Weitgereiste die Beschreibung ihrer Nordlandsfahrt auf der „Prinzessin Viktoria Luise" mir unter den Weihnachtsbaum gelegt. Zum Schlusse der Beschreibung findet sich folgendes Gedicht:

Du solltest liegen, mein weißes Schiff,
Stolz unter dem brennenden Baum,
Und nun liegst du an fernem Riff
Zerschmettert im Schaum.

Kein Führer lenkt mehr dich an sicheren Strand,
Sein Schicksal hat sich vollzogen.
Kein Steuer führt mehr dich ins deutsche Land
Auf fröhlichen Wogen.

Du gabst uns beiden, was keiner uns gab,
Der Tage voll seligster Freie,
Und sinkst du auch sterbend ins schäumende Grab,
Wir wahren dir Treue.

Nur eines laß uns von dir noch erflehn,
Erfülle das schmerzende Bitten:
Stolz sollst du, Prinzessin, untergehn,
Wie so stolz du die Meere durchschnitten.

Du sollst nicht liegen auf brennendem Sand,
Zum Spiele der höhnenden Wogen,
Versink', versink' vom tückischen Strand,
Der dich so betrogen.

Dort unten werden Nixen den Kranz
Von Schilf um dich, Stolze, flechten,
Du träumest dann leise bei ihrem Tanz
Von sonnigen Nächten . . .

Am 28. Dezember.

Das allgemeine Wahlrecht ist errungen. An dem großen, neuen Wagen wird gebaut, die Radachsen werden eingeölt. Nun der Radschuh: die Wahlpflicht. Bei so schwerem Wagen und den unbekannten Straßen, die wir fahren sollen, muß wohl auch ein Radschuh sein. Nicht? Wenn's gleichwohl — was wir hoffen — zumeist bergan gehen

Bücher, Familienbilder, Handarbeiten, Kleidungsstücke, auch etliche Luxussachen, die gerne von auswärts kommen. Der Christbaum wird unter Weihrauch und Weihnachtsklängen um halb sieben Uhr angezündet, dann öffnet sich langsam die Doppeltür und die Familienglieder treten langsam herein. Die stets reiche Bescherung für mich, der den Baum angezündet, wird noch schnell herangerückt. Es ist eine nicht lärmende, vielmehr innige Fröhlichkeit. Auf dem Klavier klingen Weihnachtslieder. Der Baum brennt zwei Stunden; im Augenblick, als das letzte Kerzchen verlischt, ein heiliges Schweigen. Dann werden die Sachen von den Eigentümern abgeräumt und eingeheimst. Nach diesen Christbaumstunden ein einfaches, fröhliches Mahl. Am nächsten Morgen ist wieder alles wie sonst, nur daß am Fenster der Christbaum steht, schmucklos, wie er im Walde gestanden. Er bleibt über die Weihnachtszeit dort stehen. — Leute mit einer Vergangenheit wie die meine, können sagen, sie kommen aus dem Mittelalter, wo sie ihre Kindheit und Jugend verlebt. Und zu Zeiten wollen sie wieder ins Mittelalter zurück. Ich hatte mit mir einen tagelangen Kampf; mein Herz zog mich für die Weihnacht fast brutal nach der fernen Jugendkirche in der Waldheimat. Die Vernunft mußte alles aufbieten, eine neun Stunden lange Nachtfahrt, größtenteils im offenen Schlitten über winterliches Gebirge, zu verhindern. Der Vernunft kam schließlich noch anderes zu Hilfe — die Fahrt unterblieb. Hingegen besuchte ich das Bischofsamt um Mitternacht im Dome. Die prunkvollen Zeremonien, mit denen ein paar Dutzend Priester ihrem geistlichen Fürsten huldigten, nahmen mein Interesse so stark in Anspruch, daß ich des armen Christkindes im Stalle zu Bethlehem schier vergaß. Erst beim Nachhausegehen dachte ich wieder, daß Christnacht ist. Aber ich hatte doch Mittelalter geschmeckt.

Am 26. Dezember.

Der „Gil Blas“ in Paris will in einer Rundfrage auch meine Meinung wissen über den Wert und Einfluß der Sprachen. Ich kann Stoansteirisch genau, Hochdeutsch beinahe und andere Sprachen gar nicht. Werde mich also hüten, da dreinzureden. Denn erst fragen sie und fragen immer wieder, und wenn man endlich antwortet, dann halten sie einem vor, daß man in alles dreinrede. Möchte mir nicht schlecht den Mund verbrennen, wenn ich sagen wollte: Die alten Sprachen sollen aus dem Schulzwang hinaus. Wessen Gelehrtenfach es verlangt, der soll Griechisch und Latein lernen. Hingegen soll außer der Muttersprache eine der modernen Sprachen, für den Schüler wählbar, in den Schulzwang gestellt sein, die jeder lernen muß. Jeder, sage ich, auch der Gewerbsmann, der Bauer. Wie heutzutage in der Welt alles hin- und herrollt, ist eine fremde Sprache für jeden mindestens so wichtig, wie das zeitraubende und mechanische Auswendiglernen von Bruchstücken aus der

wäre unbillig. Nur zu weit sollte man sich nicht entfernen von des Weltschöpfers Frohgefühl: „Und er sah, daß es gut war." Wenn Er sein Werk, das in den Augen der meisten Leute als höchst fehlerhaft gilt, für gut halten konnte, so sollten wir Menschen über unsere Werke auch etwas billiger urteilen. Nachsicht mit den Leuten, Wohlwollen für gutgemeinte Bestrebungen, Geltenlassen anderer Arten und Anschauungen — diese Billigkeit würde auch die teuren Zeiten erträglich machen.

Am 31. Dezember.

Ist der letzte Tag gekommen. Voll Sonnenschein und Frost. Der Barometer fällt und im Gebirg lauert Schneegestöber. Schneeverwehungen und Feiertagsverkehrs-Überfülle haben die Züge in Unordnung gebracht. Keiner kommt und geht zu rechter Zeit. Die Kondukteure haben ihre Pudelhauben über die Ohren gebunden, weniger der schneidenden Kälte wegen, als um das Geschimpfe der Reisenden nicht zu hören. Ich bin auf den Semmering gefahren, um eine Silvestervorlesung zu halten, die der Großhotelier Panhans im Sinne der Waldheimatgesellschaft veranstaltete. Ich hatte weniger die Absicht, silvesterulkig gestimmte Großstädter zu unterhalten, als meinen Waldschulhausfond zu vermehren für die Zeit, da sich einmal niemand um dieses Schulhaus und seine Kinder kümmern wird. — Nach der Vorlesung Schlittenfahrt in der stahlklingkalten Mondnacht nach Langenwang, wo ich mit meiner Familie im lieben Doktorhaus das Jahr vollendete. Nach all dem unsinnigen ins weite verlaufenden Weihnachts- und Silvestergetue vermag man am letzten Abend nur mit Mühe den trauten Kreis zu schließen. Um Mitternacht schlugen mit dem Hammer der Uhr die Herzen hoffend hinüber in die heilige Zahl Sieben. — — —

Nun will ich schließen. Fast ratlos, ob morgen das Tagebuch fortgesetzt werden soll oder nicht. Ein Lebensjahr will da aufgeschrieben sein? Nicht der tausendste Teil dessen, was ein Mensch in einem Jahre innerlich und äußerlich erlebt. Das intim Persönliche behält man obendrein als Privateigentum zurück. Nur was so am Wege liegt und zur äußeren Welt in Beziehungen steht, habe ich flüchtig anmerken können. Das Tagebuchschreiben für die Öffentlichkeit ist schwerer, als ich glaubte; nirgends sind vorschnelle Urteile und Mißverständnisse leichter möglich, als wenn man über Dinge spricht, die noch im Flusse sind; die nicht schriftlich entwickelt und gestaltet werden können, weil sie sich noch nicht völlig vollzogen haben. —

Alles reife die Zeit, sie vollend' es zum Guten!

wird, so werden sicher auch Strecken bergab kommen. Wie hätten die konservativen Parteien ohne heimliche Hoffnung auf die Wahlpflicht für das Wahlrecht stimmen können! Undenkbar. Man baute auf den konservativen Sinn oder vielmehr die Macht der Gewohnheit der ungeheuren Mehrzahl der Bevölkerung. Zur Wahlreform gehört nun aber noch ein Drittes: Wahlrecht, Wahlpflicht und — Agitationsverbot. Nicht? So hätte der Wahlzwang leicht andere Zwänge im Gefolge. Aber gern möchte ich wissen, wie die Wahlen ausfielen, wenn jeder ohne Beeinflussung ganz nach eigenem Dafürhalten wählen würde!

Am 29. Dezember.

Seinerzeit wurde, weiß nicht mehr von wem, der beiläufige Vorschlag gemacht, man soll einen Studienfonds für talentierte Söhne der Waldheimat zusammenbetteln. Damit war ich zur Zeit nicht einverstanden. Ehe daß man bei den Waldbuben an ein höheres Studium denken könne, müßten sie erst eine A-B-C-Schule haben. Ich entschied mich für die Errichtung und Erhaltung einer Volksschule in der Waldheimat. Diese Tatsache gibt einem gallichten Herrn Anlaß, im „Literarischen Deutschösterreich" die Zeitgenossen auf die moralische Minderwertigkeit eines Menschen aufmerksam zu machen, der Hochschulstipendien für seine armen Heimatsgenossen — hintertreibt. Es wäre aber, deucht mich, selbst für einen schwachbemittelten Kopf unschwer einzusehen, daß in einer entlegenen Gegend erst eine Elementarschule vorhanden sein muß, ehe man einen Studienfonds für höhere Schulen braucht.

Am 30. Dezember.

Der Weihnachtsabend brachte mir einen Wetterbeschreiber, der durch einen Griffel auf der Papierrolle den Luftdruck anzeigt. Der neue Diener hatte sofort die Passionen seines Herrn weg, dem im Winter nichts lieber ist, als das Fallen des Barometers. Anfangs ging der mit Tinte gefüllte Griffel eben aus, aber noch war der Christbaum nicht abgebrannt, so begann er abwärts zu gehen und fiel vierundzwanzig Stunden lang auf schiefer Ebene dem Abgrunde zu. Dann hub ein feines, dichtes, schweres Schneien an. Seit Jahren keinen so herrlichen Weihnachtsschnee, der auch in der Stadt seine Winterlandschaft behauptet. Alle Wege weiß, alle Dächer und Bäume üppig gepolstert, aller Lärm erstickt in den weichen kalten Kissen. So urfroh-friedsam ist es geworden zur Jahreswende. Auch politisch und sozial. — Leider die Teuerung! In dem Maße, als der Barometer fällt, steigen die Preise. Konstant bleibt kein Preis, als der — des Heimgarten. Sein Preis so konstant wie seine Tendenz. Sein Grundsatz: Billigkeit im materiellen wie im moralischen Sinne. Daß ein Blatt aber alles billigen soll, dieses Verlangen

Als man die Protestanten aus dem Salzkammergut verjagte, flüchteten sich große Schwärme dieser heimatlos Gewordenen nach Schlesien. Und Ludwig Fulda als Frankfurter? Müßte man da nicht noch eine Zwischenstufe zu Hilfe nehmen? Mitteldeutsche Literatur? Und eine westdeutsche für den prächtigen Hesse? Und eine ostdeutsche für Hofmannsthal? Und eine südwestdeutsche für die Schweizer? — Nein! So macht sich die Sache auch nicht gut.

Also, die Spezies „süddeutsche Literatur“ wird vielleicht durch das Stoffgebiet bestimmt? Durch den Boden, aus dem der Dichter schöpft? Durch den Volksstamm, aus dem er seine Helden holt? Durch die Heimatstracht seiner Gestalten, durch den Flügelrock des Schwaben, durch die Kurzlederne des Hochgebirglers, durch den „schieberischen Stößer“ des Wiener Fiakers? Unleugbar ein süddeutscher Dichter ist dann Vinzenz Chiavacci mit seinem Wiener Humor, und Rosegger, der die Schätze seiner steirischen Heimat hebt, und Ludwig Thoma, der seinen Andreas Vöst aus der Gegend von Dachau holte? Aber der in Deutz geborene und in Berlin lebende Bredenbrücker, der den Tiroler Dialekt viel echter schreiben lernte, als ihn mancher geborene Tiroler spricht — ist der auch ein süddeutscher Poet? Und Paul Heyse muß also nach dem „Paradies“ und nach seinen Hochlandsnovellen als ein süddeutscher, nach den „Kindern der Welt“ als ein norddeutscher Dichter gelten? Und um zu klarer Exemplifizierung ein bißchen in die Vergangenheit zurückzugreifen: Walter von der Vogelweide? Seine Heimat in der Nähe von Meran ist doch gewiß eine sehr süddeutsche Gegend — heute leider schon mehr eine norditalienische! Ist dieser Walter von der Vogelweide kein süddeutscher Dichter, weil er den Streit aller nordischen Höfe und die Süßigkeit und Trauer alles Lebens sang, ohne die geringste Spur von Lokalton und heimatlichem Kolorit? — Ich kenne mich da nicht mehr aus. Und soll der Teufel alles Rubrizieren holen! Man kommt damit so weit wie eine Fliege die einen Winkel der Stubendecke verläßt und sich festsetzt in einem anderen.

Ich sehe: bei dem Buche, in dem ich hundert merkwürdige Kapitel über die Stellung Süddeutschlands in der gegenwärtigen deutschen Literatur zu schreiben hätte, komme ich nicht einmal mit dem ersten Kapitel zurecht.

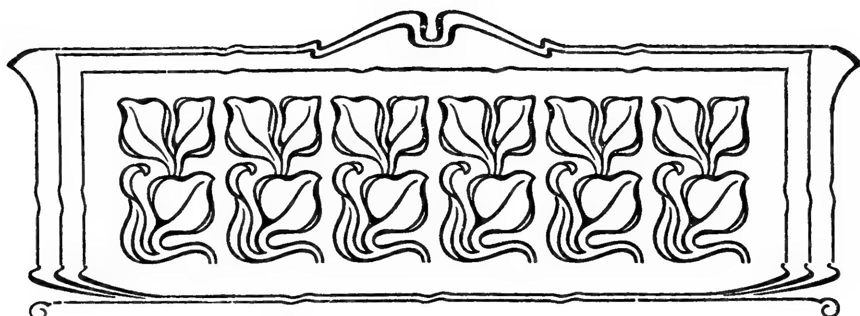
Da will ich das Buch doch lieber ungeschrieben lassen! Und will mir den Kopf nicht länger zerbrechen. Und will es weiter halten wie bisher, will mich freuen an jedem Buche, das gut ist, gleichviel ob es in Berlin oder München geschrieben wurde, in Wien oder Zürich. Und ich will die Frage nicht erörtern, ob es wahr ist, daß das norddeutsche Element das schärfere Schauen in unsere deutsche Literatur brachte, die schlagende Dialektik, das ruhelos gärende Ferment, während das süddeutsche Blut die wohligere Wärme gab, den heiteren Optimismus und das mollig Frische und Gesunde? Aber den Schluß will ich ziehen, daß gegensätzliche Klänge, wenn sie sich willig ineinanderschmiegen, einen harmonischen Akkord ergeben. Und als Deutscher will ich mich der Wahrnehmung freuen, daß es gerade die stark partikularistisch entwickelte Heimatskunst in unserer Literatur von heute ist, die dem Norddeutschen unseren Süden und uns Süddeutschen den Norden vertraut macht und so ein ganz Wesentliches beiträgt zum allmählichen Ausgleich stammespolitischer Gegensätze.

Und an ein schönes und großes Wort will ich denken, wenn ich paarweis meine Lieblinge wieder aufzähle: Hauptmann und Anzengruber, Hofmannsthal und Sudermann, Reuter und Thoma, Raabe und Rosegger. Immer ein Paar, das Gewicht hat! Und da wollen wir nach berühmten Mustern sagen: seien wir Deutsche doch froh, daß wir immer zwei solche Kerle nennen können, einen aus dem Norden und einen aus dem Süden!

Jagdhaus Hubertus.

Mit bestem Gruß Ihr ergebener Ludwig Ganghofer.

*
* *



Kleine Laube.

Süddeutsche und norddeutsche Literatur.

Manchmal findet man auch in einem geschäftlichen Bücherkatalog etwas Besonderes. Ein solcher Katalog (von Albert Koch in Stuttgart 1906) hat eine Rundfrage an Dichter ausgeschickt: Was ist Ihre Meinung über die Stellung Süddeutschlands in der gegenwärtigen deutschen Literatur? Von den Beantwortungen heben wir einige besonders treffliche aus dem genannten Buche und teilen sie hier mit.

Was ich über die Stellung Süddeutschlands in der deutschen Literatur von heute denke? Das soll ich Ihnen sagen? Ein bißchen schwer ist das! Für mich! Denn offen gestanden, ich habe darüber noch sehr wenig nachgedacht. Oder eigentlich gar nicht. Wie ich als Deutscher politisch nie einen Unterschied gemacht habe zwischen dem Süden und Norden, sondern die beiden immer als ein Ganzes und Einheitliches nahm — auch das Deutschtum in Österreich mitinbegriffen — so war es mir auch immer gleichgültig, ob ein Buch aus dem Süden oder aus dem Norden kam. Wenn es nur ein gutes war! Und erschien ein neuer vielversprechender Name von deutschem Klang in unserer Literatur, so hab' ich nie nach dem besonderen Winkel seiner Heimat gefragt. Meine Lieblinge von heute sind hier und dort daheim: Hauptmann und Hofmannsthal, Raabe und Ludwig Thoma, Rosegger und Reuter. Oder zählt ein Toter von gestern schon heute nicht mehr mit?

Was die Freunde meines eigenen Schaffens anbelangt, da hab' ich ihrer im Norden wohl nicht weniger als im heimatlichen Süden. Eher noch mehr. Wenigstens behauptet das mein Verleger, der ja wissen muß, wohin meine Bücher gehen. Allerdings, im Anfang meiner schriftstellerischen Laufbahn hatte ich besondere Ursache, dem Norden dankbar zu sein. Meine erste Arbeit, der „Herrgottschnitzer", fand an der Stätte ihrer heimatlichen Wiege, in München, zuerst keinen sonderlich nachhaltenden Erfolg. Das Stück machte erst nach dem großen Erfolg in Berlin seinen Weg — auch zurück nach München. Aber von mir soll hier nicht die Rede sein. Sondern von der Stellung Süddeutschlands in der gegenwärtigen deutschen Literatur.

Wie ist diese Frage gemeint? Beginnt man darüber nachzudenken, dann schießen so viele Gesichtspunkte auf, daß man ein ganzes Buch als Antwort schreiben könnte! Mit hundert merkwürdigen Kapiteln. Im ersten Kapitel müßte vor allem klargestellt werden, was man unter „süddeutscher Literatur" versteht? Ist das Literatur, die in Süddeutschland gemacht wird? Dann gehört dazu, was Heyse und Thomas Mann und Halbe und andere Norddeutsche produzieren, die in München wohnen und sich da recht behaglich fühlen. Aber das stimmt wohl nicht.

Oder ist das heimatliche Blut maßgebend, das in den Adern des p. p. süddeutschen Poeten rollt? Ist dann Gerhard Hauptmann nicht vielleicht ein süddeutscher Dichter? Manchmal erinnert sein schlesischer Klang ganz merkwürdig ans Salzburgische.

Ich halte diesen Weg nach doppelter Hinsicht für gut und segensreich. Er bewahrt dem Volke den Glauben an sich selbst und lenkt die Aufmerksamkeit derer, die über dem Volke stehen, auf die kulturellen Grundsteine des großen sozialen Baues — des Staates. Damit tritt die mit demokratischen Ideen durchtränkte süddeutsche Literatur in einen wohltuenden Gegensatz nicht etwa gegen das allgemeine deutsche Schrifttum, aber gegen eine gewisse Richtung desselben, die für literaturfähig überhaupt nur das Hof-, das Adels- und Militärleben, die Sensationen der exklusiven Gesellschaft oder dann das Hocherotische, das Perverse und Dekadente hält. Es kann unmöglich im Wunsche der deutschen Kultur liegen, daß dieser Strom, der rein ästhetisch genommen vielleicht manches Schätzbare hervorgebracht hat, nun breit in das deutsche Leben hineinflute, denn es liegt in dieser Literaturgattung eine schwere Verkennung der wirklichen Lebenswerte, eine Unterschätzung der bürgerlichen Arbeit, eine Gefahr der Irreführung des Volksgeistes. Darum erscheint mir die süddeutsche Literatur, in der so viel das Leben bejahende Kräfte, so viel Echtes und Gesundes treiben, als ein überaus kraft- und wertvoller Zuschuß zum deutschen Geistesleben insgesamt. Möge sie bleiben, was sie im wesentlichen ist: Volksschriftstellerei im edelsten Sinne des Wortes.

Ermatingen. J. C. Heer.

Über Thronfolger-Erziehung

schreibt Oberstleutnant v. Wartenberg im Novemberheft des „Türmers“ unter anderem: Nichts ist dem angehenden Herrscher notwendiger als ein objektiver, sein demnächstiges königliches Amt niemals aus den Augen verlierender Geschichtsunterricht. An diesem fehlt es aber fast immer. Wer berufen ist, über das Schicksal vieler Millionen mitzuentscheiden, im Mittelpunkte eines ganzen Volkes und gleichzeitig über ihm steht, dessen Pflichten reichen ins schier Unermeßliche. Wo fänden wir den Monarchen, der nicht zuerst an die Dynastie, will sagen an sich und sein Haus dächte! Vorwiegend nach den Interessen der Dynastie fragte selbst der alte Kaiser Wilhelm vor allen Entscheidungen von Wichtigkeit; und als dem jetzt regierenden Zaren mitgeteilt wurde, das russische Volk trage Verlangen nach einer Verfassung, hatte er nur das eine zu erwidern: „Aber wo bleibt denn die Dynastie?“ Viel zu wenig werden die angehenden Herrscher auf die ihnen später obliegenden Pflichten gegen diejenigen, über die sie herrschen sollen, und auch darauf aufmerksam gemacht, wie sehr sie sich im eigenen Lichte stehen werden, wenn sie es an der gewissenhaftesten Erfüllung dieser Pflichten fehlen lassen. Und das wäre doch um so nachdrücklicher zu betonen, als der zukünftige Monarch, noch bevor er aus der Wiege genommen wird, Gegenstand von Huldigungen ist, die ihm bezeugen, daß er nur Rechte hat und als geborener König ohne weiteres den Aufgaben seines späteren Amtes gewachsen sein wird. Not tut somit auch in der konstitutionellen Monarchie den Regierten vor allem als Geschichtslehrer des Thronfolgers ein aufrechter Mann, der ihm nicht nur das sagt, was er gern hören möchte, sondern namentlich auch das, was er hören muß. Wo ein solcher Mann zur Stelle ist, bedarf es zur gründlichen Vorbereitung des zukünftigen Herrschers auf sein Amt nicht einmal der Anweisung des regierenden Herrn. Er selber, der Thronfolger, wird schon auf sie dringen. Denn die Geschichte lehrt ihn, daß die Schmeichler lügen, die ihm einreden, die Erben einer Krone kämen bereits als fertige Regenten auf die Welt, daß seinem Regierungsantritt vielmehr harte und ernste Arbeit vorausgehen muß, wenn er selbst und die von ihm Regierten nicht Schaden erleiden sollen.

Zentralisierung wäre der Tod der deutschen Literatur. Der Poet kann nur das packend schildern, was er innerlich erlebt hat. Wir alle zehren bewußt oder unbewußt vom Erbe der Väter. Das beste in unseren Werken ist Kindheitserinnerung. Was sich gespiegelt hat in unsern Kinderaugen, was an unsere Kinderohren geklungen ist, davon singen und sagen wir als Männer vor allem Volk.

Wehe dem Poeten, der den Zusammenhang mit Mutter Erde verliert! Der moderne Herkules Großstadt — ach, er hat schon gar manchen Antäus in der rauchgeschwängerten Luft erbärmlich zerdrückt.

Keiner von uns Süddeutschen vermag dem nordischen Meere die tiefsten Geheimnisse abzulauschen; denn seine Wogen haben nicht über unsere Wiegen gesungen. Keiner von uns vermöchte die Gestalten eines Fritz Reuter auf die mecklenburgische Scholle, keiner die eines Willibald Alexis auf den märkischen Sand zu zaubern; denn wir sind niemals mit Kindersohlen darübergetrippelt. Aber keiner von den norddeutschen Brüdern könnte die Majestät unserer Alpen, die Schönheit unserer unermeßlichen Waldländer, den Zauber unserer vieltürmigen, wehrhaften Städtlein, unserer moosgrünen Burgen, die Eigenart der Leute in Bayern, Franken oder Schwaben schildern wie wir.

Gott erhalte unserm heißgeliebten Vaterlande die Vielheit der Stämme, Gott verhüte, daß wir zum Völkerbrei werden. In unserer Vielheit ist einst die Wurzel unserer Ohnmacht gelegen — einst, da wir Kinder waren unter den Völkern. In unserer Vielheit liegt heute die Hoffnung auf unsere Zukunft — heute, wo wir heranreifen zur Nation. Und diese unsere Vielheit darf und soll sich spiegeln in unserer Literatur.

Wir süddeutschen Poeten aber wollen feststehen in unserer Eigenart. Wir wissen, was wir dem literarischen Norddeutschland zu danken haben — wir wissen aber auch, was der Süden dem Norden gewesen ist seit den Tagen Herrn Walters und Wolframs.

Castell, Unterfranken. August Sperl.

* * *

Ich möchte keinen Gegensatz zwischen süddeutscher und norddeutscher Literatur konstruieren. Es kommt aus dem Norden eine Menge des Schönen, Guten und Herzerquickenden, das wir im Süden freudig aufnehmen dürfen. Dennoch sei auf eine besondere Note der süddeutschen Literatur, zu der auch wir schriftstellernde Schweizer gehören, hingewiesen. Sie ist nach ihrem Kern und nach ihren besten Namen der geistige Niederschlag des bürgerlich-demokratischen Gefühls, das von Jahrhunderten her im süddeutschen Volksleben treibt und sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Darum schöpft die süddeutsche Literatur ihre Stoffe mit sehr merkbarer Vorliebe aus der urreichen Fülle des Volkslebens, sucht sie ihre Gestalten weniger in der verfeinerten Gesellschaft als bei der schaffenden Arbeit, sei es nun den Älpler oder Jäger an den Kanten des Hochgebirges, den Bauern, den Handwerker, den Lehrer und Pfarrer in den Dörfern der Mittellande oder den bürgerlichen und den geistigen Arbeiter, den Industriellen und Handelsherrn im Gewoge unserer Städte. Immer ist es der am Webstuhl des Tages wirkende Mann, mit ihm das Mädchen oder die Frau, die sich tapfer in den Kreis ihrer Pflichten stellen, welche die süddeutsche Schriftstellerwelt fesseln. Sie besitzt den lebhaften Sinn für die idealen, ethischen und kulturellen Werke, die im Bauern- und Bürgerhause daheim sind, für das Tüchtige in Familie, Gemeinwesen und Volksleben. Aus allen Ständen des Volkes schöpfend, wendet sich die süddeutsche Literatur wieder an alle Stände des Volkes, und indem sie sein Ringen und Kämpfen, seine Sorge und seine Freude, seine Schicksale in guten und bösen Tagen mit dem Strahle der Dichtung beglänzt, führt sie das Volk selber zur Erkenntnis und Wertschätzung der in ihm wohnenden guten Kräfte.

Die Zeit allein erzeugt nicht das Geringste,
Ist nur ein Maß der Dinge, nicht ihr Grund,
Und was besteht, das Älteste, das Jüngste,
Gibt unbegreiflich freie Bildkraft kund.

Die wirst du nimmer los, ob du sie Werden,
Ob Schaffen nennst, Gott oder Unbewußt;
Dies alles ist nur hilflos Wortgeberden,
Der Sache Kern verschwimmt in Dunst und Duft.

Den Nebel wird kein Auge je durchdringen,
Nicht Glaubensinbrunst noch Gedankenlist,
Und kein Poet wird es in Reime bringen,
Woher dies ungeheure Dasein ist. —

Drum laßt uns einen großen Frieden schließen
Im Angesicht der unerklärten Welt!
Nicht zum Verstehen sind wir, zum Genießen
Der Wunder, die sie birgt, hereingestellt.

Vielleicht auf einem glücklicheren Sterne
Wohnt ein Geschlecht, von Denkernot befreit,
Dem kein Geheimnis mehr zu tief und ferne,
Das lebt und webt in voller Helligkeit.

Der Menschheit Tag verläuft in engern Bahnen.
Nichts wissen wir, als etwas Dämmerschein,
Und unser Bestes bleibt: Ein traumhaft Ahnen
Von solchem höhern, unfaßbaren Sein. —

Karl Teutschmann.

Zweiflers Klage.

Es war ein grausam Buch, das ich gelesen.
Als ich's gelesen, hab' ich aufgejammert
Und mich ans Kreuz, das sinkende, geklammert,
Ein tiefer Schmerz durchfuhr mein ganzes Wesen.

Wie Adam einst aus Eden ward verwiesen
Und aus der Schönheit Fülle kam in nackte
Und öde Wildnis, wo die Furcht ihn packte,
So trieb's mich aus des Glaubens Paradiesen.

Und wie dem Kinde, dem der Weihnacht Wunder
Das Erdental mit Himmelsglanz vergolden,
Die Roheit frech zerstört den Traum, den holden,
Und als ein Spielding wirft zum alten Plunder:

So steh' ich nun beraubt der Heilsgedanken,
Worin sich gläubig meine Seele wiegte.
Da greller Tag die heilige Nacht besiegte,
Weh! fühl' ich unter mir den Boden wanken.

Nicht nur ein schöner Traum ist mir zerronnen,
Mir ist, als ob jedweder Halt mir fehle;
Und die mir oft gelabt die matte Seele,
Ach, sie versiegen, all die Freudenbronnen.

Der Zweifel Wucht reißt nieder mein Vertrauen.
Wer hilft des Lebens Elend mir ertragen?
Wer richtet auf mich in des Unglücks Tagen?
Wer läßt mich fromm wie sonst nach oben schauen?

Für bescheidene Ansprüche.

Wer durch die Schweizer Alpen Fußwanderungen macht, wird mit Bedauern und Unwillen bemerken, daß man überall da, wo Eisenbahnen oder Zahnradbahnen auf die Gipfel führen, die Fußwege und Saumpfade verfallen läßt. Seitdem die Lokomotive vormittags und nachmittags wiederholt ganze Wagenladungen von Menschenmassen hinaufschleppt, die oben von den Hoteldienern in Empfang genommen, von den befrackten Kellnern placiert und von den Hotelbesitzern oder den Verwaltern gehörig ausgebeutelt werden, scheint man kein rechtes Interesse mehr für den wandernden Touristen zu haben; man sieht den Mann mit dem Rucksack ungern kommen, sucht ihn möglichst aus dem Bilde der Alpenlandschaft zu entfernen und ihm klar zu machen, daß die idyllische Zeit, wo der Bergsteiger oben auf dem Gebirgsgipfel der Herr war, längst vorüber ist. Dieser bedauernswerte Zustand wird einem besonders klar, wenn man von Grindelwald den alten prächtigen Gebirgspfad nach der Kleinen Scheidegg hinaufwandert und oben vor dem Hotel, nachdem man sich mühsam auf dem aufgeweichten Wege hinaufgearbeitet hat, auf eine Tafel stößt, wo eine Hand nach dem hintern Teil des Hotels zeigt und die Aufschrift steht: „Für bescheidene Ansprüche." Es gibt wohl keinen Touristen, der sich hier oben, wo ihn der Anblick der großartigen Gebirgswelt vollständig gefangen nimmt, über dieses infame aufdringliche Schild nicht geärgert hätte — es wirkt wie ein Schlag ins Gesicht: für bescheidene Ansprüche! Als ob man hier an die Gletscher des Eiger und der Jungfrau zweitausend Meter und höher hinaufstiege, um sich die Eingeweide vollzustopfen mit Forellen und Kapaunenbraten. Aber es ist leider zu wahr, auf den wie ein Koffer von Hotel zu Hotel geschleppten modernen Vergnügungsreisenden paßt das Schillersche Wort: „Das muß immer saufen und fressen." Da sitzt denn da oben die Gesellschaft zwischen dem Firnschnee und den Gletschern, die Herren in gelben Schuhen und elegantem Gesellschaftsanzug, die Damen in den zartesten und kostbarsten Toiletten mit allem Schmuck beladen, schleppen hier in die weltentlegene, urwüchsige Gebirgsszenerie den ganzen Kulturschwindel, die ganze Misere der Gesellschaftslüge und verfälschen die ganze Natur — für ein echtes Touristenherz ein Anblick nicht zum Jodeln. Es geht uns Touristen wie den Gemsen; wir werden leider immer mehr in die entlegensten Täler und auf die unzugänglichsten Höhen gedrängt, wohin der Salonpöbel nicht folgen kann.

„Die Grenzboten." E. G.

Singvögel.

Geworden.

„Geworden ist die Welt und nicht erschaffen." —
Da liegt der Witz! Nun wird dir alles klar.
Ich seh' den alten Rätselabgrund klaffen;
Denn ist nicht Werden — just so wunderbar?

Es muß ja nicht, ob eine Million
Von Jahren schweigend durch die Leere gleitet;
Doch wenn es will, siegt über den Äon
Ein Augenblick, und alles steht bereitet. —

Wird einzig-eigne Geistestat ergründet
Als der Entwickelung langsame Frucht?
Die Fackel, die der Genius entzündet,
Als dumpfer Ahnen tausendjährige Zucht?

Lustige Zeitung.

Auf der Post. „Sie, Herr Postrat, ist an mich was?“ — „Nee, Herr Becker, an Ihnen ist nischt!“

Weise Vorsicht. Doktor (unterwegs): „Wie geht's Ihnen?“ — „Kostet's was, wenn ich's Ihnen sage, Herr Doktor?“

Unerwarteter Erfolg. Professor: „Wissen Sie, wie viel Musen es gibt?“ — Schüler (ängstlich und zagend): „Nein!“ — Professor: „Ganz richtig, neun!“

Noch schlimmer. Karl: „Dein Vater hat dich ja wohl beim Zigarrenrauchen abgefaßt; hat er dich durchgehauen?“ — Ernst: „Nein, ich wünschte, er hätt's getan.“ — Karl: „Was hat er denn mit dir gemacht?“ — Ernst: „Ich mußte die Zigarre aufrauchen!“

Auf dem Lande. Fremder: „Kann ich ein halbes gebratenes Huhn bekommen?“ — Wirt: „Nee! Halbe stechen wir net ab.“

Kathederblüte. (Aus der Logikstunde.) Professor: „. . . Nachdem wir in der letzten Stunde mit dem Verstande fertig geworden sind, kommen wir heute zur Vernunft.

Studentenwitz. 1. Student: „Du, Spund, Deine Wirtsleute holzen sich ja schon wieder. Daß ist doch eine unglückliche Ehe.“ — 2. Student: „Ja, es ist eine schlagende Verbindung.“

Musikalische Fortschritte. Tante: „Na, mein Kind, machst du denn auch hübsche Fortschritte in der Musik?“ — Nichte: „Gewiß, liebe Tante, vor vier Wochen war ich beim Vierhändigspielen mit meiner Lehrerin immer zwei Takte zurück, jetzt bin ich ihr schon — immer drei Takte vor.“




Bücher.




Saneyoschi im Okzident. Sozialpolitische Briefe eines Japaners. Von Dr. O. D. Tycka. (Dresden. R. v. Grumbkow.)

Ein originelles Buch, das ein geistvoller und vielseitig gebildeter Mann verfaßt hat. Ein Japaner, der im Okzident lebt, schreibt einem Freunde in Japan Briefe über sozialpolitische Zustände in Europa. Aber unter der Maske des schreibenden Japaners verbirgt sich der Verfasser selbst, der, soweit ich weiß, niemals selbst in Japan war, aber aus reicher und gründlicher Belesenheit die Verhältnisse der ostasiatischen Völker genau kennt. Das Buch handelt von allen möglichen politischen und sozialen Zuständen, mit steter Vergleichung europäischer Verhältnisse mit jenen in Japan und China. Dabei kommen unsere europäischen Anschauungen auf allen Gebieten des öffentlichen, politischen und Familienlebens nicht immer gut davon, namentlich im Bereiche des Familienlebens und des Verkehrs zwischen beiden Geschlechtern führen sie zum Endurteile, daß wir Europäer, die wir die ostasiatischen Völker gerne als „Barbaren“ bezeichnen, in vielerlei Hinsicht in Vergleichung mit diesen uns selbst mit diesem Namen bezeichnen sollten. Es ist ein Buch, das alle Beachtung verdient. Die Schreibweise ist allerdings etwas locker gehalten, in der Form mehr für die Ungezwungenheit brieflicher Mitteilungen, als für den Druck berechnet, auch die Schreibung einzelner Wörter, namentlich der Fremdwörter, ziemlich willkürlich. Aber wer immer das Buch, dem wir mit gutem Gewissen zahlreiche Leser wünschen dürfen, aus der Hand legt, wird es mit dem Eindruck tun, einige Lebensstunden angenehmer Unterhaltung mit einem originell denkenden, philosophisch und literarisch gebildeten Geiste gepflogen zu haben.

Dr. Ernst Gnad.

Vom Leben und Sterben. Von Dr. Johannes Müller. (München. Oskar Beck. 1907.)

Wen die Vorstellung vom Sterben bange macht, oder wer einen lieben Menschen durch den Tod verloren hat, dem wüßte ich kein besseres Trösten, als das er in diesem schlichten, liebreichen Büchlein finden kann. Es ist ein wahrer Freundeszuspruch. M.

Wohl hör' ich euern Trost, ihr kühnen Denker:
„Ein Gott ist dir, dem Klagenden, entrissen,
Doch wirst du nie ein heiliges Vorbild missen
Und hin zum Vater einen sichern Lenker."

Die ihr mir konntet meinen Frieden rauben,
Ja, jenem Vorbild tracht' ich nachzustreben;
Allein mir bangt: was ihr mir möget geben,
Nie kann's ersetzen mir den alten Glauben.

Wilhelm Idel.

Unscheinbar.

Weit weg von allem, was das Auge reizt,
Durchmess' ich nun das Feld im off'nen Tale,
Der Blick, der sonst nach Firn und Flut gegeizt,
Verweilt hier gern auf jedem Halm und Strahle.

Er sieht die Biene, die vom Seime nascht,
Den Tropfen Tau, drin bunt die Lichter glimmen,
Er folgt der Schwalbe, die nach Mücken hascht,
Und fliegt ins Blaue mit den Vogelstimmen . . .

Wer Sterne schaut und nicht auf sich vergißt,
Der hört auch nicht der Lüfte Harfen klingen,
Doch wenn in uns die Welt lebendig ist,
Ersteh'n uns Wunder aus den kleinsten Dingen!

Friedrich Beck.

Da pfiffigi Thomerl.

In der Gmoansproch von Peter Rosegger.

Wo gehst dan du heint so gnedi hin, Thomerl, daß d a so schiabst?"

„Zan Advokatn geh ih", sogg da Thomerl.

„Du? Zan Advokatn! Jo, seit won is dan dir um an Advokatn? Du holtst jo nix drauf."

Sogg da Thomerl: „Recht host, ih trau koan Advokatn. Ober imeramol wul doh, mei Liaber! Imeramol is an Advokatndokta doh guat hernehma. Just onschickn muaß mar oans kina. Vawegn mein Roßhondl mitn Nachbarn, in Jogl. Woaßt eh davon. So weit sein ma kema mit den vasluamaschtn Roßhondl, daß ih hiaz an Prozeß muaß onhebn. Will ober ehanta noh mitn Doktan redn."

„Nau, so red holt mit eahm. Loß da Zeit."

A so seins ausanond gongan und da Thomerl kimbb zan Advokatn. Und den dazählt er die Gschicht von Roßhondel mit n Nochbarn; von an Kaibel und a Sau is ah wos dabei, a zwiderer Hondel, ma kent sih frei nit aus. Und wiar er in Advokatn olls brößlkloan ausdeut't hot, sogg er: „Nau, so that ih holt bittn und frogn, Herr Dokta, kunt ih an Prozeß onhebn? Wurd ih n wul gwiß gwinga? That ma n da Herr Dokter übernehma?"

„Ohne Frage, alle Stunde übernehme ich ihn", sogg da gscheidi Advokat, „die Sache steht ja gut, Ihr müßt den Prozeß ohne Zweifel gewinnen."

„Ih donk schön, Herr Dokta", moant da Thomerl, „hiaz führ ih n Prozeß nit. Ih verspielad."

„Aber ich habe Euch doch gerade gesagt, Ihr gewinnt ihn."

„Jo freilih," locht da Thomerl, „mei Nochbar tatn gwingen. Ih hon Eahna die Gschicht a so fürbrocht, wia wan ih da Nochbar Jogl war und er da Thomerl."

Bedonkt sih aft noh fürn guatn Roth, der nix kost't hot, geht schön stad ba da Thür aussi und locht eahm in d Faust. Und der Advokat dupft mitn Finger af sein oagni Stirn: „Jetzt kannst du s wieder einmal sehen, Herr Doktor, wie viel du dir auf deine Gescheitheit einbilden darfst!"

Da Hiasl. Erzählung in obderennsischer Mundart von Hans Binder. (Horn. Im Selbstverlage des Verfassers. 1907.)

Gedichte von Emma Meyer-Brenner. (Basel u. Lichtenhahn. 1905.)

Über den Firnen, unter den Sternen. Gedichte von Anton Renk. 1. Band. Mit einer Einleitung von Franz Kranewitter. (Leipzig. Georg Müller 1907.)

Feldblumen. Gedichte von Georg Ernst. (Dresden. E. Pierson.)

Kindersang — Heimatklang. Deutsche Kinderlieder. Tonsatz von Bernhard Scholz, Bildschmuck von Ernst Biebermann. (Wien. Hugo Heller.)

Deutsches Weihnachtsbuch. Herausgegeben von der deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung. Eine Sammlung der schönsten und beliebtesten Weihnachtsdichtungen. (Hamburg-Großborstel.)

Melodien der Liebe. Von Claudine Staack. (Glückstadt. Max Hansen.)

Friedsame Sonette. Von Jakob Hugo Weinschenk. (Langensalza. Hermann Beyer & Söhne. 1906.)

Gedanken in Liedern. Erlebtes und Durchlebtes in Gedichten von Leo Littmann. (Leipzig. C. Grumbach. 1906.)

Von den Ufern des Lebens. Von Karl v. Spieß. (Leipzig. Akademischer Verlag.)

Cello am Abend. Lyrik von Josef Schicht. (Leipzig. Hermann Dege. 1907.)

Auf stillen Wegen. Neue Gedichte von Angelika v. Hörmann. (München. Lindauersche Buchhandlung. 1907.)

Der deutsch-französische Krieg 1870/71. Aus Urkunden, Briefen, Tagebüchern und nachgelassenen Aufzeichnungen von Augenzeugen beider Parteien für die Jugend zusammengestellt. Von Hans Vollmer. Erster Teil: „Der Krieg mit dem Kaisertum." Mit vier Karten. Zweiter Teil: „Der Krieg mit der Republik." Mit sechs Karten. (Berlin. Hermann Paetel.)

Unser Kaiser und sein Volk. Deutsche Sorgen. Von einem Schwarzseher. (Freiburg i. B. Paul Waetzel. 1906.)

Bücher von Richard Schaukal: **Tage und Träume.** Gedichte. (Leipzig. L. F. Tiefenbach.) — **Mimi Lynx.** Eine Novelle. (Leipzig. Inselverlag. 1904.) — **Nachdichtungen**: „Verlaine" Heredia. (Berlin. Österheld & Co. 1906).

Menschen und Tiere und andere Studien und Skizzen. Von Alexander L. Kielland. Übersetzt von Dr. Friedrich Leskien und Marie Leskien-Lie. (Leipzig. Georg Merseburger.)

Mein braunes Buch. Heidbilder. Von Hermann Löns. (Hannover. Adolf Sponholtz.)

Heimatbilder. Von Jeannette Baltzer (Hanau. Clauß & Feddersen. 1907).

Der sechste Tag. Aus den Briefen einer siebenbürgisch-sächsischen Lehrerin von O. Wittstock. (Berlin. Karl Curtius. 1907.)

Drei Kammwanderungen im Stubaiergebiet und Wilde Kreuzspitze. Von Rudolf Seidler. (Königinhof a. E. Im Selbstverlag des Verfassers. 1906.)

Erinnnerungen und Bilder aus dem Seeleben. Mit einem Titelbilde. Für die Jugend. Von Reinhold v. Werner. (Berlin. Hermann Paetel.)

Paul Beneke. Ein harter deutscher Seevogel von Gustav Schalk. Jung-Deutschland gewidmet. Zweite Auflage. Mit Abbildungen. (München. J. F. Lehmann.)

Die Doktorsfamilie im hohen Norden. Von A. Gjems-Selmer. (München. Etzold & Co.)

Kampf und Friede. Erinnerungen aus dem Leben eines Leutpriesters von Wilhelm Schirmer. (Frauenfeld. Huber & Co. 1907.)

Bodensatz des Lebens. Aphorismen von Robert Gersung. (Wien. Hugo Heller. 1906.)

Kants Kritik der praktischen Vernunft. Herausgegeben und mit Einleitung sowie einem Personen- und Sachregister versehen von Professor Dr. Karl Vorländer. (Leipzig. Dürrsche Buchhandlung.)

Monistische oder teleologische Weltanschauung? Vorlesungen von Dr. Johann Ude. (Graz. „Styria". 1907.)

Hemmungen des Lebens. Von Dr. Johannes Müller. (München. C. H. Becksche Buchhandlung. 1907.)

Grundzüge deutscher Wiedergeburt! Ein auf wissenschaftlicher Basis ruhendes neudeutsches Lebensprogramm für die Gebiete der Rassenpflege, Staats- und Sozialpolitik, Religion und Kultur von Josef Ludwig Reimer. (Leipzig. Thüringische Verlagsanstalt. 1906.)

Inneres Leben. Von Ludwig v. Schlözer. (München. C. H. Beck. 1907.)

Die Schönheiten der katholischen Kirche in ihrem Kultus. Dargestellt für Schule und Haus von Wilhelm Schirmer. (Konstanz. Ernst Ackermann. 1906.)

Strafpredigten des P. Abraham a Santa Clara II an die entartete Kultur-Welt. Von Dr Georg Simoni. (Feistritz-Lembach, Steiermark. Gesundheitswarte-Verlag. 1901.)

Die Entstehung des Christentums. Von D. Otto Pfleiderer. (München. J. F. Lehmann.)

Zum Kampf der Weltanschauung. Von J. G. Cordes. (München. C. H. Beck. 1907.)

Die Schöpfungstage. Umrisse zu einer Entwicklungsgeschichte der Natur von Wilhelm Bölsche. (Dresden. Karl Reißner. 1906.)

Eine Betrachtung, auf Naturgeschichte beruhend und doch ins Religiöse vergeistigt, ein Erbauungsbuch in bestem Sinne. Z.

Giorgione oder Gespräche über die Kunst. Von Richard Schaukal. **Literatur.** Drei Gespräche von Richard Schaukal. (Beide bei Georg Müller, München. 1907.)

Wer sich für Künstler, Dichter, Schriftsteller und Journalisten interessiert, ohne selbst dazuzugehören, der wird sich mit diesem Büchlein unterhalten. In Dazugehörigen dürften sie stellenweise leidenschaftlichen Widerspruch und Gereiztheit wecken. K.

Vom Baume der Erkenntnis. Neue Gedichte von Jenny v. Reuß-Hörnes. (Breslau. Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottländer.)

Bald glühende verzehrende Liebe, bald unerfüllbare Sehnsucht oder Klage um verlorenes Glück, die Stimmung einer Landschaft oder scharfe Satire gegen die Schäden unserer Gesellschaft. Was aber auch immer die Dichterin besingt — überall herrscht Kraft und Eindringlichkeit, alles ist klar und natürlich. V.

Büchereinlauf.

Zwei Menschen. Roman von Georg Speck. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Firnwind. Neue Erzählungen von Ernst Zahn. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Lebensretter. Roman in Briefen von Emmi Lewald (Emil Roland). Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Damian Zagg. Von Ludwig Ganghofer. (Stuttgart. A. Bonz & Ko. 1906.)

Zwei Brüder. Roman von Jens Zetlitz-Kielland. Deutsch von Dr. Friedr. Leskien und Marie Leskien-Lie. (Leipzig. Geog Merseburger.)

Franz Pocci, Märchen, Lieder und lustige Komödien. Eine Auswahl für die Jugend. Reich illustriert. Mit einem Geleitgedicht von Martin Greif. (München, Etzold & Ko.)

Unter sengender Sonne. Roman von C. Schroeder. (Dresden. C. Heinrich.)

Wolf Landsburg und seine Geschwister. Eine Geschichte aus Kurland für die Jugend. (Braunschweig. Hellmuth Wollermann. 1906.)

Vom Heimatacker. Geschichten eines hessischen Bauersmanns von Heinrich Naumann. (Berlin. Deutsche Landbuchhandlung. 1906.)

Der Kripples-Verl. Eine Erzählung aus Schwaben von Florian Wengenmayr. (Kempten. J. Kösel. 1906.)

Der goldene Zauberfluß oder die schwarzen Brüder. Ein Märchen aus Steiermark von John Ruskin. (München. Einhornverlag. 1907.)

Märchen von Anna Meder. (Naumburg. G. Pätz. 1905.)

Rumänische Volksmärchen aus dem mittleren Harbachtale. Gesammelt, übersetzt und eingeleitet von Pauline Schullerus. (Hermannstadt.)

Von Leutchen, die ich liebgewann. Ein Skizzenbuch von Rudolf Presber. Sechzehnte Auflage. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Nasredd'n Hodscha, de türkische Uhlenspeigel. Türkische Snacken und Snurren von Viktor Schleiff. (Magdeburg. R. Zacharias.)

Stadt und Land, G'schichte für zum Obesitz, in Solothurner Mundart von J. Reinhart. (Bern. A. Francke.)

Angelika. Den Frauen gewidmet von W. Muna. (Oldenburg. Schulzesche Hofbuchhandlung.)

Der deutsche Spielmann. 22. Band: „Abenteurer." Lustige und gruselige Streiche von kecken und von unheimlichen Gesellen. Gesammelt von Ernst Weber. (München. Georg D. W. Callwey.)

Im Banne der Leidenschaft. Schauspiel in fünf Aufzügen von Alois Friedrich. (Hamburg 19. Schriftstelleramt.)

Zwischen Nacht und Morgen. Dramatische Dichtung von Ernst Schrader. (Hannover. M. u. H. Schager. 1906.)

Über den Handschuh. Schauspiel aus dem fernen Osten von Franz Woas. (Wiesbaden. Verlag Meister Konrads „Werkstatt". 1906.)

Feldpredigt. Eine dramatische Dichtung von Rega Ullmann. (Frankfurt a. M. Heinrich Demuth. 1907.)

Die Gesellschaft. Herausgegeben von Martin Buber (Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten & Loening): „Das Proletariat." Von Werner Sombart. — „Die Religion." Von Georg Simmel. — „Die Politik." Von Alexander War. — „Der Streik." Von Eduard Bernstein.

Bücher der Weisheit und Schönheit (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer): Arthur Schopenhauer, sein philosophisches System nach dem Hauptwerke: „Die Welt als Wille und Vorstellung." Vorgeführt von Dr. Otto Siebert. — Darwin. Auswahl aus seinen Schriften. Herausgegeben von Paul Seliger.

Die alte Geige. Eine Komposition von Christoph Flaskamp. (Münster i. W. Coppenrathsche Buchhandlung. 1906.)



Die Försterbuben.

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Eine schwankende Christenseele.

Die alte Sali behauptete geradezu, der Student werde das Nervenfieber bekommen. Mit eingefallenen Wangen, in sich zusammengesunken, saß er beim Abendessen, genoß aber kaum ein paar Löffel Suppe. Er redete nichts, auf Fragen seines Vaters gab er nur halbe Antworten. So saß er da, war traumhaft und erschrak, wenn die Tür ging. Und ganz jäh schrie er auf: „Solche Leute sollten nicht leben!"

„Wer sollte nicht leben?" fragte der Förster.

„Solche Leute sollte Gott von der Erde nehmen. Nicht in die Hölle, nein, in die Hölle nicht. Nur von der Erde weg. Weil sie ein Unglück sind!"

Was das heißen solle?

Dann hat der Junge sich ausgesprochen, wie dieser fremde Mensch, der beim Michelwirt wohnt, in der Gegend umherstreiche und Leute verführe. Von den Protestanten einer. „Den Glauben bricht er ab!"

Einen Glauben hätten doch auch die Protestanten, meinte der Förster.

„Aber einen falschen. Einen, der keiner ist. Nicht weil sie was Unrichtiges glauben, sondern weil sie gar nichts glauben. Sie tun nur

Charakterbildung durch Gedankenkräfte. Von Ralph Waldo Trine. Deutsch von Dr. Max Christlieb. (Stuttgargt. J. Engelhorn. 1906.)

Die Persönlichkeit Jesu nach den Evangelium. Von Dr. Heinrich Kratz. (Leipzig. M. Heinsius Nachfolger. 1906.)

Jesus im neunzehnten Jahrhundert. Von Heinrich Weinel. Neue Bearbeitung. (Tübingen. J. C. B. Mohr. 1907.)

Von der Violine. Mit zahlreichen Abbildungen. Von Paul Stoeving. (Berlin-Groß-Lichterfelde. Chr. Friedrich Vieweg.)

Wie stellt sich Düsseldorf zu den Reformbestrebungen seines Schauspielhauses? Ein Beitrag zur modernen Decadence und der Geistesfreiheit der katholischen Kirche von Hans Wehberg. (Köln. Du Mont-Schauberg'sche Buchhandlung. 1907.)

Mein Tisch und mein Haus. Praktische Anleitung zur Führung eines Haushaltes von Gräfin M. W. (Wien. W. Braumüller. 1907.)

Wie man gesund und alt werden kann. Vortrag von Vater Georg Simoni. (Feistritz-Marburg, Steiermark. Gesundheitswarte-Verlag. 1905.)

Das goldne Lebens-ABC. Eine kurze, volkstümlich geschriebene Anleitung, sich seine Gesundheit, Kraft und Schönheit bis ins hohe Alter zu erhalten. Von Karl Brilke. (Stolp i. P. Selbstverlag des Verfassers.)

Die Leib- und Seelenkur. Eine Heillehre über Nerven-, Geistes- und Charakter-Krankheiten, als Begleiterscheinungen der geschlechtlichen Ausschweifungen und deren Folgen von Professor N. Atur. (Gesundheitskolonie „Erdenglück" bei Leipzig.)

Die Ernährung des Menschen. Kochbuch für reizlose, gesunde und kräftig machende Kost ohne Fleischstoffe. Von F. Beck. (Gesundheitsstätte „Erdenglück" bei Leipzig.)

Der „Zukunftsstaat" als höchstes und letztes Ziel der Naturheilkunde. Form und Gesetze der Gesellschaft „Sorgenfrei" zur Begründung von Erdenglück. (Gesundheitskolonie „Erdenglück bei Leipzig.)

Du vergiftest und tötest dich langsam durch Lebenssünden! Wie erreicht man in Jugend und Alter hohe Körperwärme, guten Schlaf, warme Füße, klaren Kopf, offenen Leib, gesundes Blut, blühendes Aussehen, feste Nerven. Von J. Gräfe. (Gesundheitskolonie „Erdenglück" bei Leipzig.)

Die Landjugend. Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung für 1907. Von Heinrich Sohnrey. (Berlin. Deutsche Landbuchhandlung.)

Unsere Söhne! Aufklärung über die Gefahren des Geschlechtslebens von Dr. F. Siebert. (Straubing. Attenkofersche Verlagsbuchhandlung.)

Rätselbuch für jung und alt. Von Professor A. Klander. Herausgegeben von Christian Völkel. (Stuttgart. Walter Seifert.)

Lustiges Postkartenbuch. (Eßlingen. F. F. Schreiber.)

Bilder aus froher Jugendzeit. (Eßlingen. F. F. Schreiber.)

Etwas von den Wurzelkindern. Von Sibylle v. Olfers. (Eßlingen. F. F. Schreiber.)

Morgon. Svenska nykterhetsvänners Julbok. Utgifven af Studenternas Helnykterhetssällskap i Upsala redigerad af Einar Rosenborg. (Upsala. 1906.)

☛ Vorstehend besprochene Werke rc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten".



* **Rosegger** ersucht uns, wieder einmal zu erklären, daß er nach fast vierzigjähriger, zumeist ziemlich unnützer Robot das Manuskriptelesen und das Bücherbesprechen aufgegeben hat. Er sei müde, sagt er, und wolle das Restchen Zeit für sich haben. Man möge ihm das nicht verübeln. Es gäbe ja junge, frische Kräfte, die das Handwerk weit besser als er vollführen könnten.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten"
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 18. Jänner 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Rörk. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Der Junge gestand es sogleich und erzählte von ihm. Er sei ein gebildeter, sicherlich viel gereister Herr. Aber irrgläubig! „Wenn den jemand bekehren könnte!“

„Den Mann bekehren?“ fragte der Pfarrer, der gar klug war und seinen jungen Theologen in- wie auswendig kannte. „O mein, wenn es ein gebildeter, viel gereister Herr ist, so wird er sich ja umgesehen und sich das ausgesucht haben, was für ihn am besten paßt. Was sagt er denn?“

„Zum Beispiel gegen die Mutter Gottes hat er's und ein Lutherischer ist er.“

„Nun, wenn er meint, unsere Mutter Gottes entbehren zu können, und wenn er an die heiligen Sakramente nicht glauben kann, so werden sie ihm auch nichts helfen. Denkst du nicht, Elias, daß solche Leute trotzdem gute Menschen sein können und auch ihre religiösen Schätze haben, die wieder wir nicht kennen und nicht verstehen? Wir können für die Irr- und Ungläubigen nur beten und sollen sie in Ruh' lassen, solange sie uns in Ruh' lassen. Und wenn sie uns angreifen, so sollen wir nicht gleich zurückschlagen, sondern uns gutmütig verteidigen und durch ein vorbildliches Leben ihnen zu verstehen geben, daß wohl wir den richtigen Glauben haben. Denkst du nicht auch so, Elias?“

Als der Pfarrer so gesprochen, jubelte des Knaben kindliche Seele auf und es war ihm gewiß: wer so kann sprechen, der hat den wahren Glauben. Und der unduldsame Fremde soll mir nimmer gefährlich werden.

„Nur das eine, Elias, laß dir gesagt sein“, setzte der Pfarrer noch bei, „lasse dich mit solchen Leuten nie in ein Gespräch ein über Kirche und Religion. Sie sind schwer zu widerlegen, die weltliche Vernunft ist brutal. Fliehe die Gefahr und lasse jene ihre Wege gehen.“

„Ich habe es ja getan, Herr Pfarrer, aber er geht mir nach!“

„Ich sage dir noch einmal, schweige mit der Zunge, antworte mit den Beinen und fliehe.“

Elias nahm es sich vor. Doch als er wieder allein war, fiel ihm ein: wie kann das ein Mensch? Wenn er seinen Menschenbruder auf dem Irrwege sieht und er weist ihn nicht auf den richtigen Weg? Das ist ja lieblos, das ist ja schlecht!

Und an demselben Abende las er lange in einem seiner Religionsbücher. Er las von den Aposteln, die in die weite Welt zogen, um Juden und Heiden zu bekehren; von den Märtyrern, die den Weisen und den Königen trotzten, um den Gekreuzigten zu verkündigen. Er las von den heldenhaften Missionären, die heute noch in ferne Länder ziehen, um fremden Völkern das Christentum zu bringen. Er las von der Inquisition, durch welche die Kirche arme Verirrte mit liebender Gewalt auf den rechten Weg geführt und den Teufel mit Feuer und Schwert

so. Erst werfen sie ein Stück Glauben weg, wie man den Überrock abtut, wenn's warm ist; dann werfen sie den Unterrock ab, dann die Weste und so fort, bis sie nackend dastehen. Dann sagen sie: Da schaut her, das ist die Wahrheit."

Da erinnerte der Vater: „Der Glaube ist kein Gewand, der Glaube ist inwendig. Wer einen Glauben hat, den man ausziehen kann, der soll ihn nur gleich ausziehen; es ist ehrlicher, wenn er ihn auszieht, als wenn er ihn anbehält."

Diese Bemerkung des Vaters gab dem Jungen die ganze Nacht zu schaffen. War ihm doch selber schon zumute gewesen, man könnte ihm seinen Glauben vom Leibe reißen, wie einen Rock. Wenn das möglich ist, dann kann's ja der rechte Glaube nicht sein, dann ist es ehrlich, ihn auszuziehen. Der rechte Glaube ist inwendig. — Und jetzt kam es ihm vor, als ob er zweierlei Glauben hätte, einen inwendigen, der angeboren ist, und einen auswendigen, der angelernt wurde. Und der Fremde, hat er nicht an dem auswendigen gezerrt, der ohnehin schon ein paarmal vom Leibe fallen wollte? — Den inwendigen Glauben mit seinem Gewissen aber fühlte er in diesen Stunden sehr lebhaft. Denn dieser fragte ihn hart: Hast du dem Böhme nicht Unrecht getan? Wie kannst du sagen, morgen würde er auch nicht mehr an Gott glauben? Wer kann, wer darf denn so reden, wer kann es entscheiden? Unser Pfarrer hat einmal gesagt, daß auch der Irrlehrer ein gutes Werk tut, wenn er nur glaubt, die Wahrheit zu lehren, weil alles auf den guten Willen ankommt. — So setzte Elias sich ins Unrecht, leistete dem Fremden im Geiste Abbitte und betete gleichzeitig zu unserer lieben Frau, sie möchte machen, daß dieser schreckliche Mensch aus der Gegend fortkomme, besser heute als morgen. „Sonst muß ich fort, du liebe Jungfrau Maria, daß ich meinen heiligen Glauben vor ihm mag retten."

An einem der nächsten Tage begegnete der Student auf dem Talsträßlein den Pfarrer von Ruppersbach, der von einem Krankenbesuch zurückkehrte.

„Ja, Elias, was ist's denn mit uns zweien?" fragte der Pfarrer freundlich. Hierin empfand der Junge gleich einen Vorwurf. Er hatte schon lange nicht mehr vorgesprochen bei seinem Gönner, durch dessen Vermittlung er ins Seminar gekommen war. Die Unsicherheit mit sich selber! Solange er da nicht im Reinen war, mochte er dem Herrn nicht gern vor die Augen treten. Und jetzt stand er auf einmal vor ihm. Dem Pfarrer mußte jemand geplaudert haben, denn geradehin fragte er: „Sage mir einmal, Elias, kennst du den Fremden, der sich jetzt in Eustachen aufhält? Jakob Böhme oder wie er heißt."

„Nathan Böhme heißt er."

„Du kennst ihn also."

„Kommt auf dich an, du, mit deinem schönen Namen Elias. Leih mir zwanzig Kronen.“

„Also, wozu brauchst du jetzt so viel Geld?“

„Hau, ich werd der Narr sein und dir's stecken. Daß du mir noch weniger was gibst. Natürlich ist's wieder eine Lumperei! Daß man einen Wettermantel braucht im Holzschlag, oder eine Taschenuhr! Kommst um eine Viertelstund zu spät, schimpft der Meisterknecht. Und nächsten Monat, wenn mich der Vater auf die Seealm geben will — soll ich mich da leicht hinausstellen auf die Weid und schauen, wann mein Schatten auf Zwölfe zeigt?“

„Eine Uhr! Was sagst denn das nicht gleich! Wenn mir der Vater nächstens ins Seminar Taschengeld mitgibt, so sollst was haben. Aber zwanzig, das übersteigt! Und nachher, Bruder, sollst du dir auch abgewöhnen, vom Geld l e i h e n zu reden. Bleib doch bei der Wahrheit und sag s c h e n k e n.“

„Ein guter Kerl bist!“ rief der Friedl gerührt aus, legte seinen Arm um Elias' Nacken, dieser den seinen auf des Bruders — so gingen sie am Raine hin und her.

„Wir sind zu wenig bei einander, Elias. Weil du so fromm bist und ich so gottlos.“

„Geh hör mir auf! Du gottlos!“ rief Elias.

„Und möchten doch einander nit schaden. Nächstens, sagt der Vater, muß ich auf die Seealm nachschauen. Bruder, da mußt du mitkommen, wer weiß, ob wir noch lang beieinander sind.“

„Ja, Friedl, auf die Alm will ich mit.“

Darauf dieser: „Ich geh nachher auch mit dir. Im Ernst, Elias, was ich mir schon ausgedacht hab. Wenn du wieder fortgehst, gehe ich auch. Mich gfreuts nimmer daheim. Ich gehe nach Amerika.“

Der Student lachte zu dem Spaß.

„Willst mit? Dort kannst recht Heiden bekehren.“

„Ich will niemand bekehren, bin froh, wenn man mich in Ruhe läßt.“

„Herr Bruder“, rief der Friedl lachend, „ich gratulier dir! Wir werden alle Tag gescheiter.“

So trieben es die Brüder miteinander. Aus jedem Zwiste der beiden verschiedenen Naturen fanden sie sich vermöge Friedls Humor und Elias' Sanftmut wieder zurecht. Manchmal aber strich wie ein flüchtiges Wehen die Ahnung über sie hin, als stünde ihnen etwas Besonderes zu, um Streit und Treue.

aus der Menschenseele vertrieben hat. — Und da sagt der Pfarrer, man solle sie in Ruh' lassen! Lassen die Ketzer uns in Ruh'? Geht dieser Mensch nicht herum wie ein brüllender Löwe, zu sehen, wen er verschlingen könne? — Endlich entschied Elias dahin: Die eigene Seele steht einem näher als die fremde. Dem Preußen ausweichen soweit als möglich. Wenn er aber wieder zudringlich werden sollte, dann laufen; und wenn er nachläuft, dann sich wehren, und sollt's ums Leben gehen!

Kaum war dieser Zwiespalt ein wenig verbraust, so gab's für Elias schon einen andern. Am nächsten Tage, als der Friedl vom Holzschlag heimgekehrt war, ward er zutunlich mit dem Bruder, nahm ihn Arm in Arm, zerrte ihn zum Waldrain hinauf und ging ihn um Geld an. Nicht mit schalkhaften Worten wie sonst, sondern kurz und herb. „Elias, ich muß zwanzig Kronen Geld haben!"

Hierauf antwortete der Student in aller Ruhe: „Du weißt es, Friedl, daß ich dich gern habe, und ich nehme mir vor, alles zu tun, was dir gut ist. Ich sage dir aber, du kannst machen, was du willst, Geld gebe ich dir keines mehr, auch wenn ich eins hätte."

Er hatte auf diesen Bescheid ein derbes Wort erwartet, aber der Friedl schritt, seine Hände in den Hosentaschen, am Waldrande dahin und schwieg.

„Wozu brauchst denn so viel Geld?" fragte Elias.

„Wenn du mir keins gibst, sollst es auch nit wissen."

„So will ich's auch nicht wissen."

„Natürlich! Der junge Pfaff ist ja auch einer, der mich erziehen will. Jetzt will mich ja alles erziehen, weil ich zu wenig fromm bin, ein Lump bin! Weil ich um zwei Heller würfeln tu und weil ich junge Weibsbilder lieber hab' wie Kirchenfahnen. Hast es schon gehört, der Gerhalt will mich ja nächst Wochen auf die Bank legen lassen."

„Den bring ich um!" kreischte der Student auf, wie er sein Lebtag nicht aufgekreischt hatte. Dann mußte er lachen. „Was das für ein dummes Wort ist", sagte er. „Weil es so viele rohe Leute gibt da im Gebirg, so gewöhnt man sich das an. Für mich ist's Zeit, daß ich wieder in mein Seminar komme. Und du sollst die Leute reden lassen und dir nichts draus machen. Wirst schon noch drauf kommen, daß Unrecht leiden immer zum Guten ausfällt. Was bedeutet denn alles miteinander? In ein paar Jährlein ist's vorbei und wir sind bei Gott im Himmel."

„Bissel ein Vorschuß, wenn er mir wollt schicken."

„Tu nicht immer so freveln, Bruder. Denk doch dran, daß wir Vorschuß genug haben von Gott. — Jungheit, Gesundheit, einen guten Vater und so viel noch, was andere nit haben. Sollst nicht so unzufrieden sein, du, mit deinem schönen Namen Fridolin."

Und in einer Melodie voll düsterer Schwermut huben sie an, zweistimmig so zu singen:

„Ihr lieben Christen insgemein,
All Reiche, Arme, groß und klein,
Nun höret zu mit Traurigkeit,
Der jüngste Tag ist nimmer weit.

An diesem gar erschrecklichen Tag
Da fallen die Stern vom Himmel herab,
Die Morgenröt verkehret sich,
Die Allmacht Gottes schrecket mich.

Die Sonn' lischt aus, o großer Gott,
Die Welt voll Feuer, Graus und Not.
Der Engel Heer Posaunenschall
Weckt auf die Toten überall.

Was lang und lang verborgen war,
Das wird jetzt alles offenbar.
Von Jesus hohem Richterthron
Der Sünder Straf', der Frommen Lohn

Zu allen Bösen er sich wend't:
Geht hin ins Feur, das ewig brennt,
Kein Schreiber kann's genugsam b'schreib'n,
Was der Verdammte in der Höll' muß leid'n.

Und zu den Frommen insgemein
Spricht Gott: Ihr seid die Kinder mein,
Kommt all in meines Vaters Reich,
Dort werd't ihr haben ewig' Freud'.

O Ewigkeit, du festes Haus,
Man kommt hinein und nimmer heraus,
Drum liebe Christen, lebet fromm,
Damit ihr einst in Himmel kommt."

Als dieses Lied verklungen war, saß Böhme ein Weilchen nachdenklich da. Endlich murmelte er: „Kein Schreiber kann's genugsam beschreiben, was der Verdammte in der Hölle muß leiden. — Und damit", rief er laut, „damit tröstet euch eure Religion? Eine Menschenfreundin erster Güte, das muß man gestehen."

Gegen diesen Hohn wollte Rufmann sich erheben, als im Vorhause Lärm entstand. Auch in der Küche hörte man einen heiseren Schrei. Wenn Frau Apollonia einmal aufschreit, was muß es da geben? Zur Stubentür lief der lahme Wenzel herein — denn es gibt Augenblicke, da innere Nötigung alles Gebrest besiegt — und schrie: „Die Beindel, die Beindel!"

Der Michel sprang von seinem Sitze auf und eilte hinaus. Die Bienen! Die Bienen schwärmen! Aus dem einen Korbe ist der junge Schwarm ausgeflogen. Surrend höhenwärts wie ein dunkles Wölkchen. Aber die wachsamen Augen des Pfründners haben den Schwarm nicht verloren und während der Alte zwei blecherne Hafendeckeln aneinanderschlägt, daß es schrillt, und dabei um Hilfe schreit, läßt der Schwarm sich nieder auf dem Ahornbaum, hoch an einer äußersten Nebenkrone. Nun sitzt er fest, nun ist Zeit, daß der Wächter ins Haus läuft, um es zu verkünden, und nun erhebt sich im und um das Wirtshaus eine Katzenmusik.

Auch aus der Nachbarschaft sind Leute zusammengelaufen, mit Blechdeckeln und Pfannen, Kuhschellen, Töpfen, Kübeln und anderem Geräte, dem greller Schall zu entlocken ist, arbeiten sie im Garten, damit das junge Königreich der Bienen nicht davonziehen soll. Denn so geht der Glaube, die Bienenschwärme ließen sich dort nieder, wo man singt und scheppert.

Der verkrachte Weltverbesserer.

„Habens vielleicht was zu waschen, Herr Böhm?“ fragte die Kellnerin Mariedel, während sie die Stube aufräumte, den Fremden, der am Fenster lehnte und hinaussah.

„Ich? Zu waschen? Nein. Ich habe niemals zu waschen. Da draußen in — Ruppoldsbach oder wie's heißt, habe ich erst frische Wäsche eingekauft. Was ich abwerfe, das können Sie dem Alten geben, der da draußen bei der Bienenhütte sitzt.“

Er hatte tatsächlich ein frisches Wollenhemd am Leibe.

„Sagen Sie 'mal, Mamsell, um wie viel vor dem Auszug aus Ägypten muß man denn hier das Logis kündigen?“

„Was sagens? — Ja so. Werns a weil kündigen. Wenns gehen wolln, gengens halt.“

„Mich dünkt, es hat niemand was dagegen.“

„Der Herr Böhm sind keinem Menschen im Weg gwesen. Heut werdens aber doch noch da bleiben. Heut wird gsungen nachmittag.“

Ja, da wollte er doch. Dieses Singen der beiden alternden Männer kam ihm so wunderlich und drollig vor und — er gestand sich's — anheimelnd und herzwärmend.

Und als die Stunde kam, bedeutete die Kellnerin dem Fremden, wenn er zuhören wolle, so möge er nun in die Gaststube kommen, sie seien gerade beisammen allzwei und eingeheizt sei auch. Damit meinte sie, daß die Sänger schon Wein getrunken hätten.

Sie saßen am Tischchen beim Uhrkasten und der Wirt stimmte die Zither. Der Fremde saß am Nebentisch und wartete, was da wieder Schönes kommen würde.

„Gut ists“, sagte der Förster, sich bereit erklärend. „Also Michel, schlag an was Feines!“

Klim klim!

„Ich geh' herum in weiter Welt,
Such' meinen Raub zusammen
Und nimm hinweg, was mir gefällt —“

„Du singst ja ein Totenlied!“ rief lachend der Förster.

„Bei meiner Treu, da hab ich ein Totenlied erwischt. Wie man sich schon immer einmal vergreift.“

„Ein Totenlied?“ fragte Herr Böhme auf. „Die Herren werden ihr Programm haben. Aber ein Totenlied? Singen denn die Toten Lieder? Mich wollte es gelüsten, so etwas zu hören.“

„Wenn's dem Herrn gelüstet“, sagte der Förster. „Mir ist alles eins. Gesungen ist gesungen.“

„Ist recht“, sagte der Michel, „dann nehmen wir das schönere.“

„s wird dem Herrn nit grad deswegen sein," meinte der alte Wenzel. „Weils halt ein schlechtes Vorbedeuten ist, wenn ein Schwarm fortfliegt."

Dem Nathan Böhme wurde langweilig. Die Leute konnte er nun einmal gar nicht begreifen. Dieser Wirt, da renommiert er mit seinem ewigen Nichts, wie der Kerl sagt, und singt dabei solche Lieder. Es scheint, er glaubt weder an das eine noch an das andere. Das schreckliche Lied vom Weltgerichte! Wie weggeblasen war es, als die Bienen summten. So leicht nehmen diese Leute ihren Glauben. Und es ist ein Glück. Wenn sie sich hingeben wollten dem Schauder des letzten Tages und wenn sie sich sagten: Einmal kommt er! Er kommt gewiß und wir werden dabei sein! Und es ist die größte Gefahr, daß wir ins ewige Feuer geworfen werden! Wie wäre das auszuhalten! Sie nehmens nicht ernst, und wie man des Abends in den Schlummer sinkt, möchte er hinüberträumen ins ewige Nichts?! Aber man muß es nur ein wenig aufputzen mit Gericht, Himmel und Hölle. Selbst das höllische Feuer ist ihnen noch lieber als das pure Nichts. Was du auch redest, Wirt, der Mensch kann alles ertragen, nur das Leichteste nicht, das Nichts.

„Ist der Herr schläferig worden?" Mit dieser Ansprache weckte ihn der Wirt aus seinem Nachdenken.

Da sprang der Fremde über: „Ihr guten Leute, bei euch ist es nicht mehr auszuhalten. Ich will es den Bienen nachmachen."

„Fort? Herr Böhme, fort?" fragte der Wirt lebhaft, und teils aus Höflichkeit, teils berufshalber setzte er bei: „Im Sommer wär's bei uns auch schön."

„Möchte einmal wissen", fragte Böhme, „wie weit man rechnet über das Tauerngebirge bis ins Kulmtal?"

„Wollens doch hinüber? Über den Rauhruck? Neun Stunden, wenns gut gehen und den Weg wissen. s wird sich so ausgehen. Zwei Stunden bis in die Bärenstuben, eine starke dort hinauf bis auf die Seealm; nachher zwei Stunden bis auf das Rauhruckjoch — sind fünf Stunden. Vom Joch dermachen Sies in vier Stunden bis Arlach im Kulmtal."

„Morgen früh heißts marschieren!"

„Wollens denn allein gehen? Übers Gebirg?" fragte der Michelwirt bedenklich. „Herr Böhme, das möcht ich wohl nit raten. s gibt noch Schnee da drinnen, stellenweise ist der Fußsteig hart zu treffen. Der Lahnengang soll auch noch nit vorbei sein."

„Sie meinen, daß es gefährlich wäre?"

„Gefährlich? Wie mans nimmt. Für den Einheimischen grad nit, wer sich auskennt. Im Sommer ists gar recht schön zu gehn; jedes Frauenzimmer kommt hinüber. Aber halt, wer fremd ist — und gach

„Das ist ja ein Unsinn!" rief Herr Böhme, „was weiß die Biene von Musik! Diese Leute haben keine Ahnung von Immerei!" Bald erschien im Garten der Wirt mit einer Stange, an deren oberem Ende ein aufgespannter Sack war. Damit wollte er den Schwarm, der am Ahornast wie eine schwarze Riesentraube hing, einfangen.

„Man wird Sie totstechen, Wirt!" warnte Böhme, „Sie müssen sich Gesicht und Hände schützen."

„Lächerbar!" rief der Hausknecht, der eine verrostete Blechtafel schüttelte, „wann hat unseren Herrn ein Beindel gestochen? Dem tun sie nix."

Während schon ein bereiteter Korb aufgemacht wurde, überlegte der Michel, wie er dem alten Riesenbaum beikomme. Unten hinauf eine Leiter, sie war schon zur Stelle. Dann schaute er sich den Weg aus, den er innerhalb des Gezweiges nehmen wollte, bis zu dem großen Seitenast dort oben. An demselben ein paar Klafter hinaus, dann muß die Stange langen.

„Es geht nicht, Michel", sagte der Förster, „so viel ich sehe, der Ast ist angemorscht!"

„Ei wo! Sonst kann man ihnen ja nit bei."

„Wie der will, am Ast laß ich dich nicht hinaus, er ist morsch, er trägt dich nicht."

„Was sagst zum Abschneiden?"

„Hilft nichts. Damit verscheucht man sie."

„Ja du lieber Gott, ich kann doch den Schwarm nit im Stich lassen!" rief der Wirt. „Ein so schöner, großer Schwarm!"

Unter stetem Lärm der Instrumente überlegten sie, wie ihm beizukommen wäre. Da sah man, wie die Traube sich zu lockern begann, die Tierchen kreisten, lösten sich immer mehr und unter Klagegeschrei der Zuschauer schwebte das schwarze Wölklein himmelwärts, dem Waldhange zu.

„Hin ist er!" rief der Michel, „ist er einmal im Wald, nachher hat man ihn das letztemal gesehen. Ewig schad drum! Ein so großer, schöner Schwarm!"

Am traurigsten war der alte Wenzel. Das Viertelein Rotwein bekam er freilich, aber die Beindel, die Beindel! die er so sorgfältig gehütet hatte, wie die Mutter das Kind in der Wiege. Und jetzt, wie die Brut flügge wird — auf und davon. „Ich sags Ihnen, Herr Förster, mit der lieben Jugend ist wohl ein Kreuz!"

Nach und nach verzogen sich die Leute, auch unsere Genossen gingen wieder in die Stube, mit dem Singen jedoch war es aus. „Wies mir um diesen Schwarm leid tut!" wiederholte der Michel immer noch. Frau Apollonia nahm es leicht. Sie hätten an den fünf Körben genug. Wenn ihrer zu viele wären, gediehen sie ohnehin nicht mehr.

„Gott sei Dank!“ rief der Michel aus, „daß die erlöst ist, die arme Haut. Der Herrgott gibt immereinmal lang zu, aber endlich macht ers halt doch recht.“

„Wenn nur nit bald auch ein zweites nachruckt!“ sagte der Gerhalt, „dems wohl noch ein bissel zu früh wär. Der Zimmermann Josef. Soll an der Lungenentzündung dahinliegen.“

„Der Zimmermeister? Ist der nit erst vor etlichen Tagen bei mir gwest? An dem Tisch da, wo wir sitzen!“

„Wird ihn ramen, meint der Bader. Tuts kaum aushalten. So viel trunken hat er alleweil.“

„Und immer das Trinken“, rief der Wirt.

„Tuns eh bei dir.“

„Als ob der Tod kein' andere Ursache hätt!“

„Warum gibst ihnen so viel?“

„Gibst ihnen so viel. Wenn man muß. Solang sie nit offenbar sternhagelvoll besoffen sind, kanns ja jeder verlangen. Sonst zeigt er dich noch an, wenn du Wirt bist und schenkst nit. Muß es ja eh selber sagen, es ist ein Laster.“

Dem Böhme war dieses Gespräch sehr vergnüglich. Doch er schwieg und konnte leicht schweigen, wenn andere so laut für seine Lehre sprechen, Lebende und Sterbende. Es ist doch vergebens. Die Menschen wollen es nicht anders. — Nun wurde er selbst angesprochen.

„Der Herr da“, fragte der Gerhalt, auf ihn mit dem Finger deutend, „will er noch länger dableiben? Bei uns in Eustachen, mein ich.“

Böhme zog seine stählerne Uhr hervor, die an dem Kettlein hing, blickte auf die Ziffern und antwortete: „Noch ungefähr zwölf Stunden.“

„Nachher ists schon recht,“ sagte der Bauer, der nun, da er als Amtsperson sprach, sich eine würdevolle Schlichtheit zu geben suchte. „Sonst hätt ich Sie müssen eintragen. Ist neuzeit wieder strenge Vorschrift. Habens vielleicht ein Paß oder was mit?“

Nathan Böhme wandte sich zum Wirt: „Hören Sie? Der Mann wünscht von mir eine Legitimation. Bin in nicht geringer Verlegenheit. Wie ich als großer Unbekannter gekommen bin, so hätte ich als großer Unbekannter mögen dahinziehen. Und nun will man wissen, wer ich bin. Gut.“ Lachend rief er es: „Ich bin ein ganz gemeiner Kerl! Meines Zeichens ein verkrachter Weltverbesserer, wenns Ihnen recht ist. Gedenke mich ins Privatleben zurückzuziehen. Mein Lehramt ist bankerott geworden. Die es nicht einsehen, können sich nicht ändern und die es einsehen, wollen sich nicht ändern. Herr Michel Schwarzaug! Sie erkennen die Schädlichkeit des Suffes und werden doch daran zugrunde gehen. Basta! — Mein letzter Wille, wenn ich nun scheide, der ist folgender, Herr Wirt: morgen lassen Sie nachsehen, ob der Mann nichts Unrechtmäßiges

der Nebel einfallt! Vor ein paar Jahren erst ist einer verloren gangen im Rauhruckgebirg. Na, Herr, allein solltens jetzt wohl nit gehen."

„Und schon gar, wenn Sie noch nie im Hochgebirg sind gewesen," bemerkte der Förster."

„Ich noch nie im Hochgebirge?" lachte Böhme. „Fragen Sie mal den Bergführer Partenoner in Trafoi, das ist in Tirol. Vielleicht kann Ihnen der Mann etwas erzählen. Aber in eurem Mittelgebirge hier bin ich gewohnt, allein zu gehen."

„Wie der will", sagte der Michel, „da hinüber im Frühjahr — raten möcht ichs nit."

„Also gut, dankbar für Ihre Sorge. Dann, Herr Wirt, hätten Sie vielleicht die Gefälligkeit, mir einen Führer zu besorgen?"

„Ist auch so eine Sach mit einem Führer jetzt. Die Leut sind noch im Anbauen. s wird niemand recht Zeit haben."

„Es verdient sich einer ja etwas."

„Macht nix. So lang der Bauer sein Feld nit fertig hat, nimmt er sich zu nix Zeit. Am Sonntag, da kriegens schon wen."

Am Sonntag. Ich fürchte, daß das Wetter nicht halten wird."

„Lange bleibt es nicht mehr so," redete nun auch der Förster Rufmann dazu. „Seit gestern geht der Landwind. Die Ameisenhaufen sind auch nicht recht lebendig, schon seit ein paar Tagen nicht mehr. Ich möchte raten, daß der Herr über Sandau geht und über den Sandaupaß ins Kulmtal. Fahrstraße, kinderleicht."

„Und um eine Tagereise länger," wendete Böhme ein. „Sandaupaß ausgeschlossen. Ich wage es morgen mit dem Rauhruck."

Der Michel zuckte die Achsel: „Na ja, wem nit zu raten ist!"

„Bis auf die Seealm", sagte der Förster, gegen den Wirt gewendet, „da könnte er sich meinen Söhnen anschließen. Sie gehen morgen hinauf, weil die Almhütte einzurichten ist. — Die fürstliche Gutsverwaltung will die Sennerei doch wieder in Betrieb setzen."

„Gut", sprach Böhme, „Herr Förster, wenn ich mich Ihren Söhnen anschließen darf?"

„Wills ihnen sagen, daß Sie mit wollen. Um sechs Uhr früh Abgang vom Forsthaus." Damit stand der Förster auf, nahm Hut und Stecken und ging auffallend rasch davon. Durch das Fenster hatte er den Ortsfürstand kommen sehen, und mit dem hatte er jetzt nichts zu tun. Der Gerhalt trat ziemlich viereckig in die Gaststube, setzte sich dann an den Tisch und verlangte ein Glas Apfelmost. „Einen Wein tragts nimmer jetzt," brummte er; das war auf den Förster gemünzt, der seinen Sägewerkbetrieb zugrunde richtete. „Was ich dich fragen wollt, Michelwirt, gehst auch mit in die Kirchen? Mit der Pichelbäuerin. Heut Nacht hat sies überstanden."

und du kannst derweil die kleine Ploni wiegen und trocknen, wenn's sein sollt', und die Wäsch waschen, das kannst!"

So verrichtete denn der gutmütige Mann Weibergeschäfte und das mannbare Weib ging hinaus ins feindliche Leben, um zu wetten und zu wagen und das Glück zu erjagen.

Und das Glück war der Bäuerin hold; denn es wurde viel gekauft auf selbigem Markte, das Vieh stand gut im Preise und so machte sie ihre kleine Kuh beim Anblicke der zahlreichen Händler aus aller Herren Ländern in Gedanken allfort teurer, noch ehe auch nur einer gefragt hatte:

„Na, Weible, was soll denn deine Katz da kosten?"

Man kennt ja die Art der Marktleute: Das schönste Stück Vieh ist dem Käufer ein Ausbund aller Fehler und Gebrechen, das häßlichste Krüppelg'spiel dem Verkäufer der Inbegriff aller Vollkommenheit. So wird getadelt und gelobt, geschimpft und gepriesen, heruntergesetzt und hinaufgehoben, bis alle heiser sind und mit dem Kauftrunke die Kehle anfeuchten müssen, wobei sich der eine immer noch nicht genug verwundern kann, daß er so ein „Verreckerle" um so teures Geld habe kaufen können, indes der andere sich selber Vorwürfe macht, daß er eine so stattliche Kuh, so eine fette, haarglatte, glänzende, milchreiche verschenkt habe.

Und ganz drin im spitzbübischen Herzen, da freut sich jeder unbändig darüber, daß er den andern dran gekriegt und ein Geschäft gemacht hat, zu dem man „Sie" sagen muß.

So sind zumeist die Händler auf den Vieh- und anderen Märkten, und demgemäß sang auch die Stoffelbäuerin das Lob ihrer Scheckin in allen Tonarten und schlug, so oft sie wieder eine neue gute Eigenschaft an ihr entdeckt hatte, um einige Silberlinge auf und kam schließlich zur Überzeugung, es wäre geradezu eine Todsünde, wenn sie die Musterkuh um weniger als dreihundert Kronen, das tut dreißig Goldstücke, tät hergeben.

Das sagte sie denn auch jedem, der die Scheckin mit zweifelndem Blicke ansah, unter die Nase und ärgerte sich nicht wenig, wenn es hieß:

„Weible, geh nach Valduna . . . dort bringst du sie vielleicht an!"

Der Leser muß wissen, Valduna ist die Irrenanstalt des Ländleins vor dem Arlberg, dann begreift er den Ärger der Stoffelbäuerin.

Endlich aber kam einer, der verstand sich aufs Vieh besser als die notigen Kleinbauern, ein dicker, breitschultriger Mensch mit der Morgenröte im Gesichte und einem Haarkranze rundherum gleich der Sonne auf den Bildern, wo die Flammen hervorzüngeln, und einem breiten Gurt um den Leib.

mit sich nahm. Und übermorgen vergessen Sie ihn. — Nun aber, löbliche Obrigkeit, nun kommt der große Augenblick."

Mit feierlicher Gebärde zog Böhme aus seinem Sack die Brieftasche hervor und aus derselben ein gefaltetes Papier. Der Gerhalt begann seine Prozedur mit den Hornbrillen. Als diese glücklich im Sattel saßen, nahm er Einsicht in die Schrift und nickte beistimmend: „Ein Professor seins."

„War ich."

„Und was seins denn jetzt?"

„Landstreicher."

Ohne sich von der Frevelhaftigkeit beirren zu lassen fragte der Gerhalt weiter: „Wo wollens denn hin, von da aus?"

„Über das Gebirge ins Kulmtal."

„Das Kulmtal ist lang. Über den Sandebnerpaß?"

„Über den Rauhruck nach Arlach."

„Und weiter?"

„Das geht Sie nichts an."

Der Gerhalt verlangte Schreibzeug und schrieb in spießiger, klobiger Bauernschrift aufs Papier: „Reiset von Eustachen über den Rauhruck nach Arlach. Martin Gerhalt. Fürst."

Dann gab er eine gute Reise, bezahlte seinen Obstmost ohne ihn auszutrinken und ging seines Weges.

„Fürst?" murmelte Böhme, als er sein Papier besah. „Was unterschreibt sich denn der Kerl: Fürst?"

„Abgekürztes Verfahren, Herr Böhme. Soll Fürstand heißen."

(Fortsetzung folgt.)

Auch ein Trost.

Von **Josef Wichner, Krems.**

Seitdem die Stoffelbäuerin vom Thüringerberge ihren Mann auf den Markt geschickt hatte, um eine Geiß zu kaufen, er aber bei Nacht und Nebel (die sternhelle Nacht lag über dem Walgau und der Nebel im Kopfe des Bauern) mit einem Bottelbock dahergekommen war, seitdem traute sie ihm ein für allemal nichts Gescheites mehr zu.

Wie demnach der erste Herbstmarkt ins Land kam und sich mit wirrem Gebrülle, Geblöke, Gemecker und Gegrunze zwischen Stadt und Fluß breit machte, da wand die Bäuerin, des Geldverzehrers Winter gedenkend, einen Strick um die Hörner der Scheckin und zog sie daran talab und landein nach Bludenz und auf den Viehmarkt; denn ... sagte sie: „Wer weiß, ob du nicht dasmal für die Kuh eine Geiß tätest einhandeln in deiner Dummheit, und also schau ich selber zum Rechten

„So? Also ... er **hat** und du **hättst** gern, Christina? Na, ich sag grad, wie ichs denk: der Habich ist mir lieber als der Hättich und ein Ei im Schmalz lieber als ein Has, den d nit erlaufst."

„Na," entgegnete die Christina unwirsch, „jetzt sei mir still mit deinen Bettlersprüchen! Er ist soviel ein Barwürdiger, und wenn ers gsagt hat, er komm, so kommt er."

Nun ja, die Tage kamen, der dritte und der vierte, der fünfte und der sechste, pflichtgemäß und auf die Sekunde. Wer aber nicht kam, das war der barwürdige Welti aus Ragatz ... da war alles Halsstrecken und alles Hinauslaufen der Bäuerin für die Katz!

Ei, du verteixelter Schweizer du!

Und als der Stoffele durch einen Nachbar, der in Ragatz bekannt war, nachfragen ließ, da kam die Antwort: Welti seien in Ragatz und der übrigen Schweiz gerade genug und Gesichter mit Haaren ringsherum hätten sie auch und eben darum sei's unmöglich, den richtigen herauszufinden, und eine Scheckin im Werte von fünfhundert Kronen sei in keinem Fremdenbuch eingeschrieben.

Das war denn wohl ein arger Verdruß für die Christina und ein teurer Triumph für den Stoffele, der sich der Erkenntnis, eigentlich sei sein Weib gerade so dumm wie er, nicht wenig freute.

Endlich aber schickte sich die Christina halt doch in das, was nicht zu ändern war und meinte:

„Daß ich dem Spitzbuben noch einen Wein und einen Braten bezahlt hab, das reut mich, soviel ich Haare auf dem Kopf hab; aber eines, Stoffele, eines tröstet mich: so teuer, wie ich ihm die Scheckin anghängt hab, so teuer bringt er sie gewiß nicht mehr an!"

Wie der selige Pfarrherr Julius von Gott in den Himmel kam.

Eine Legende von **Marie Melde**.

Motto: Ich aber sage euch: Freuet euch!
Geht, liebe Brüder, laßt mir
Die Schwere! Sie zieht uns zu Boden;
Die Freude aber fliegt!

Es war einmal ein großes Sterben; so groß hatte die Welt noch keines gesehen. Der Tod saß schon des Morgens, wenn es kaum graute, draußen auf dem großen Feldstein. In diesen Augenblicken starb niemand, es waren die einzigen. Der Tod saß draußen auf dem großen Feldsteine und wetzte die Sense. Seine Klapperarme knirschten, wie er strich, die Schweißtropfen standen in großen Perlen auf der Knochenstirne; grinsend prüfte er jeden Morgen das Eisen. Jedesmal zog er dazu einen Halm aus dem Boden und schnitt ihn durch. Dann erhob

Der untersuchte die geduldige Scheckin nach allen Regeln der Kunst, tätschelte ihr mit der breiten beringten Hand wohlgefällig auf den tief gesenkten Rücken und meinte:

„Schönes Stück, beim Bluest, schönes Stück, was täts kosten Bäurin?“

Ei, war das für die Bäuerin eine angenehme Überraschung! Einer, der die Ware zuerst lobte und dann um den Preis fragte, war ihr noch nie vorgekommen. Also sagte sie:

„Weils du bist . . . dreihundertfünfzig Krönlein!“

Da nahm der Mann mit dem Sonnengesichte das Weiblein bei der Hand, zog es etwas abseits und flüsterte geheimnisvoll:

„Ich will dir etwas sagen: ich bin ein ehrlicher Kerl und habs und kanns tun und will nicht, daß du zu kurz kommst. Die Scheckin da, die ist eine Rasse, die muß man suchen, die wird die Stammutter eines neuen Geschlechtes, und wer weiß, ob ihr unsere Kindskinder nicht ein Denkmal setzen. Gabs einmal ein goldenes Kalb, so ist das, beim Bluest, eine goldene Kuh. Die ist fünfhundert Kronen unter Brüdern wert, und soviel geb ich dir auch, wenn du mir drei bis vier Tage zuwartest. Ich hab schon soviel zusammengekauft, daß mir das Geld ausgegangen ist; aber ich hab so noch im Walsertal zu tun, und wenn ich das Vieh mit der Bahn heimgschafft hab — ich bin der bekannte Großhändler Welti aus Ragatz — dann komm ich und bring dir dein Geld bei Heller und Pfennig!“

Der Stoffelbäuerin wurde völlig ungut . . . vor lauter Freud!

Ein Narr, der da nicht in die gebotene Hand schlägt, daß es patscht! Und ein Narr, der sich da noch sperren tät, im „Kreuz“ den Kauftrunk zu bezahlen . . . eine Maß Tiroler-Spezial, und ein gutes Essen obendrein . . . für den Schweizer, der so ein Lutherischer war, einen Schweinsbraten, für sie selber aber des Fasttages wegen Käsknöpflein, deren Würzgeruch bis ins nächste Dorf drang!

Und dann nahm die Stoffelbäuerin, nachdem sie dem Welti noch haarscharf beschrieben, wo sie hause, den Weg unter die Füße und lief ganz glückselig an der rauschenden und schäumenden Ill ins Blumeneckische und den Berg hinauf und erzählte fast atemlos dem Männlein, das gerade einige Windeln zum Trocknen an den Baum hängte, von dem guten Handel und wie sie halt eine sei, eine Geriebene, an der er sich könnt ein Beispiel nehmen.

„So“, sagte der Stoffele, „und wo hast denn s Geld? Zähl her da!“

„Das bringt er in drei bis vier Tagen, der Welti aus Ragatz!“

„So? Und . . . hat er die Scheckin?“

„Ja freilich hat er sie, der Donnerskerl; er hat mir sie ja abgekauft.“

sein brechendes Auge. Er hat die Tugend über alles geliebt und die Schönheit ist ihm in das Alter gefolgt, sie ist ihm treu geblieben im Tode. Viele Tränen fließen.

Die dunklen Augen, die im Leben so weit schauen konnten, sind auch jetzt geöffnet, wie er emporschwebt zum Ewigen, die Seele aber jauchzt ihm entgegen. Nicht Lohn begehrt sie, nur die Gnade, ihn schauen zu dürfen, dann mag der göttliche Wille verfügen.

Endlich sitzt er auf dem letzten Stuhle in dem hohen weiten Gange, auch seine Füße pressen sich auf die Marmorplatten. Er schaut hinauf und sieht seine Brüder, er sieht ihre kleinen Augen, ihre kurzen Blicke, den Nebel um sie, und seine Seele zittert.

Und die Brüder schauen zu ihm herab; ihre kleinen Augen verkleinern alles, die Nebel um sie verdüstern, sie machen das Nächste grau ... Wie wird er bestehen, der letzte dort auf dem letzten Stuhle? ... Hat er allem entsagt wie wir? fragen ihre engen Herzen.

Der Pfarrer fühlt die Blicke auf seinem Gesicht, er liest die Zweifel in ihren Mienen, seine Seele aber beginnt sich wieder zu weiten; im Vorhofe des Ewigen durfte sie weilen, sein Wille geschehe.

Schritte hallen den Gang herab, Donnerschritte ... das Gericht ist da ... Eine hohe Gestalt schreitet die Reihen auf und ab, der grüne Mantel flattert, die Enden des weißen Bartes wehen; der Greis mit dem großen Schlüssel in der Rechten hat sie alle gesehen, den ersten und den letzten ... und der Tod wetzt auf Erden die Sense, in diesen Augenblicken stirbt niemand, in diesen Augenblicken ist Gericht in der großen Halle vor der Gottesburg.

Der Pfarrer Julius sitzt und starrt. Wo hat er das Gesicht geschaut? ... Seine Seele sucht ... Ist es das des Moses von Michel Angelo? Das eines der Apostel von Albrecht Dürer? Sieht der Gottbegnadete wirklich Zukunft und Vergangenheit?

Hallen Glocken? ... Der Greis spricht: „Pfarrer Julius, tritt her zu mir!“ ... Hat das ihm gegolten, ihm, dem letzten?

Er erhebt sich; die Silberhaare heben und senken sich, wie er vorwärts schreitet; goldenes Licht umflutet ihn, freundlich strahlen seine Augen wie im Leben.

„Komme näher, Pfarrer Julius ... Ich kenne deine Seele, ich kenne die Seelen aller, die hier sitzen. Die deine hat die Füße des Tänzers; wie leicht ist sie gewandelt auf Erden; wie ist sie gehüpft über alles Erdenleid!

Nie hat sie sich an deine Schwingen gehängt, die Schwere des Buchstabens. Sie vernichtet das blühendste Leben ... O, wie hasse ich die kurzen Blicke, wie liebe ich die weiten des Sonnenkindes!“ ...

er sich gemächlich, band Schwingen an die dürren Schultern und flog davon . . . von Pfarre zu Pfarre, denn es war das große Sterben der Pfarrherren.

Und ihre Seelen schwebten empor; sie flogen höher und höher: aber ihre Augen blieben klein, wie sie es im Leben waren, sie schwebten durch Nebel, der sich nirgends teilte; sie froren, diese armen Seelen, bis ins Mark.

Je höher sie kamen, desto dichter wurde der Schwarm; aber alle hatten die kleinen Augen, alle die kurzen Blicke.

Ihre Hände waren zum Beten gefaltet, die Lippen sprachen Pater noster und ihre Herzen dürsteten nach dem einen, nach dem Lohn, nach dem großen Lohn, für den sie allem auf Erden entsagten. Alle dachten dasselbe, jeder n u r a n s i c h.

Jetzt öffnete sich ein weiter, hoher Gang; sie überschritten seine Schwelle. Dehnt er sich ins Unendliche? Hohe Stühle, wie sie ein vornehmes Haus bietet, standen in zwei langen Reihen; vor jedem war eine breite Marmorplatte.

Alle fühlten, das ist der Anfang vom Ende. Ein Sehnsucht entzündete sie: wir wollen den Lohn . . . den Lohn für alles, was wir entbehrten.

Immer neue Scharen kamen heran, die Stühle füllten sich bis zum letzten; nur der war noch frei. Und alle saßen da und warteten auf den Lohn und ihre Füße preßten sich fest und fester auf die Marmorplatten.

Und der Tod beendet unten auf Erden seine Arbeit; noch einen Pfarrherrn hat er zu holen, für heute den letzten, dann will er sich draußen auf den Feldstein setzen, dort wird er die Sense wetzen, und in den Augenblicken stirbt niemand.

Der letzte Pfarrhof liegt vor ihm. Der Tod ist müde, seine Seele ist stumpfer als immer. Pfarrherren sterben zu sehen, ist immer dasselbe. Kein liebendes Weib schließt das brechende Auge, kein Kind weint am Bette des Sterbenden.

Der Tod betritt den Pfarrgarten. Rosen duften ihm entgegen, im Strauche schlägt zu seinen Füßen die Nachtigall und er steht und lauscht. Er versteht die Sprachen der Menschen und Blumen, die Sprachen der kreisenden Sterne; er hört im brausenden Waldbach das Grollen der Steine und er hört das Klagen der Bergriesen, wenn das Eis ihre Felsen sprengt oder der geschwollene Strom ihre Höhen zu Tale schleppt; er versteht auch den Sehnsuchtslaut der Nachtigall. Er steht und lauscht; sie singt des Pfarrers Totenlied.

Und der Priestergreis im Zimmer stirbt; das Silber seines Hauptes flimmert im Kerzenlicht. Jungfrauen mit Lilienfingern schließen

was früher noch schwankend und undeutlich war, nun fest und klar, so daß das hin- und herfließende Nebelbild des Helden, wie es sich den Augen der Mitwelt darstellte, mit einemmale wie in Marmor gehauen mit festen unverrückbaren Zügen für alle Ewigkeit vor uns steht, soweit ein solches Phänomen die menschliche Erkenntnis überhaupt fassen kann.

Denn gestehen wir es uns nur, auch der Nächste, der Liebste, den wir kennen, heiße er nun Vater, Bruder, Freund oder wie immer, bleibt uns ein Buch mit sieben Siegeln. Es gibt kaum ein oder das andere matterhellte Fenster, durch das wir einen Blick in das Innere unseres Nebenmenschen tun können. Das wenige nun, was wir so, gleichsam im Fluge, davon erhaschen können, der Mit- und Nachwelt darzulegen und zu zeigen, wie die Umwelt auf ihn und er auf die Um- und Nachwelt eingewirkt hat, wäre eigentlich die Aufgabe der wahren Biographie, eine Aufgabe, die freilich schon darum nur teilweise zu lösen ist, weil die Wirkung auf die Nachkommenden oft erst in zehn, ja zwanzig und noch mehr Jahren beginnt, dann sich aber auch, wie z. B. bei Homer, auf die Jahrtausende erstrecken kann. Wegen dieses Gesetzes der Distanz nun, das nicht nur bei dem Maler, Architekten und Bildhauer Geltung hat, ist es so schwer, über erst kürzlich Verstorbene ein Urteil zu fällen, das mehr als problematischen Wert hat. So mögen denn auch diese schlichten Zeilen über unseren allzufrüh dahingeschiedenen Dichter Anton Renk nur wie eine fragmentarische Skizze zu einer künftigen Beschreibung seines Lebens- und Werdeganges aufgenommen werden.

Anton Renk ist zu Innsbruck am 10. September 1871, also an der Wende, wo im Bergland die alte Zeit mit ihrem noch von der Gegenreformation überkommenen Geist allmählich einer neuen Epoche zu weichen beginnt, geboren. Zwar flammt in dem nächsten Jahrfünft die Kraft des Alttirolertums, das im Jahre 1809 seine glorreichste Epoche erlebt hatte, noch einmal auf im Kampfe gegen die Neuschule, aber doch nur, um endgültig zu erliegen, denn was sich heute dafür gibt, ist ein wesentlich anderes, modifiziertes. Heute ist auch der konservativste Tiroler, soferne er gebildet ist, in den Kulturkreis, der sich vom Norden her auch über die Berge Tirols ausgedehnt hat, eingetreten.

In dieser Periode des Überganges nun, in der die alte Zeit gegen die anstürmende neue ihr letztes Pulver verbrannte, ist Anton Renk herangewachsen, nicht ohne von beiden ein Erbteil, das in seinem Leben und seinen Werken eine dauernde Spur hinterlassen hat, zu überkommen. Wie der frommen Luft seines Vaterhauses, das er, infolge des Todes von Vater und Mutter, schon frühe mit dem seiner liebevoll sorgenden Großmutter und seiner gütigen Tanten vertauschen mußte, von außen her der scharfe und beißende Wind des Darwinismus

Die auf den Stühlen reißen und ziehen an den Augen . . . sie werden nicht größer.

„Geh ein, Pfarrer Julius, in Gottes Herrlichkeit . . . da hinauf führt der Weg.“

Ein Lichtmeer strahlt, Sonnenstrahlen heben ihn . . . er ist bei Gott . . . und unten im Strauche singt die Nachtigall, der Tod sitzt auf dem Feldsteine und lauscht . . . und in diesen Augenblicken stirbt niemand.

Die aber mit den kleinen Augen und den engen Herzen . . . sitzen im Nebel und zittern vor dem Gericht . . .

Das Haus.

Von Franz Karl Ginzkey.

Wer ist ein rechter Zimmermann,
Der zimm're sich sein Leben,
Wie er sein Haus sich zimmern kann
Mit freudigem Bestreben.
Die Pfeiler lasten tief und schwer,
Die Wände streben kreuz und quer,
Doch auf den Zinnen weht umher
Ein Fähnlein hoch im Winde.

Ihm hat ein fröhlich Selbstvertrau'n
Gezeigt, wohin er wand're.
Er frägt sich nicht, wie andre bau'n,
Denn andern ziemt das andre.
So baut er sich sein eig'nes Haus,
Das trutzig steht im Sturmgebraus,
Und aus dem Fenster lacht heraus
Das Angesicht der Liebsten.

O Liebste, liebe Liebste mein,
Nun wollen wir zusammen
Wie frohvergnügte Kinder sein
Vor unsres Herdes Flammen.
Vorüber rauscht der Strom der Welt,
Die viel verheißt und wenig hält —
Sieh hin, wie Schiff auf Schiff zerschellt
Im trügerischen Winde.

Vor unsrem Haus ein Brünnlein fließt,
Fern kommt es hergezogen,
Und wo das Wasser sich ergießt,
Erscheint ein Regenbogen.
Wie hold im Beet die Rosen blüh'n
Und wie die Feuerlilien glüh'n,
Umkühlt von einer Linde grün —
Wie rauscht es in der Linde!

Anton Renk.

Ein Dichterbild aus Tirol von **Franz Kranewitter.***)

Das Leben eines jeden Menschen, heiße er wie er wolle, bedeutet eine Tragödie, an deren Ende der bittere Tod steht, wie er mit kalter, anteilloser Hand dem von der Bühne mit oder ohne Applaus abtretenden Helden die Augen zudrückt und ihn als zeitliche Erscheinung vernichtet. Freilich nur als solche, denn über das innere, tiefste Wesen des Menschen, sofern es sich in seinen Werken und Taten offenbarte, hat er keine Gewalt. Im Gegenteil, er macht vielmehr alles,

*) Die neue Ausgabe der Dichtungen von Anton Renk kann man nicht besser einführen, als durch diese glänzende Kennzeichnung von des Dichters Leben und Werken, die das Vorwort der Ausgabe bilden.

großen einigen Deutschlands erfüllt, vertauschte er allmählich das Ideal der Republik, dem er, seit seinem Aufenthalte an der Universität Zürich zu huldigen begonnen hatte, mit dem einer erweiterten Demokratie auf monarchischer Grundlage. Aber auch das war bei ihm sicher mehr Gefühl als Verstandeserkenntnis, ein Gefühl, mit dem er wahrscheinlich dem Tropfen keltisch-rhätischen Blutes gerecht wurde, das von seinen Ahnen her, welche aus dem Walsertal in Vorarlberg stammten, in seinen Adern rollte.

Klein, untersetzt, von blasser Gesichtsfarbe, dunklen Augen und schwarzem, wehenden Hoferbart, glich er aufs Haar jenen kunstfreudigen und kenntnisreichen kleinen Männern, von denen in den Sagen Tirols so häufig die Rede ist. Dazu kommt noch sein feuriges, rasches Ergreifen von neuen Ideen und der merkwürdige Zug von weicher Sentimentalität, der sonst unseren Landsleuten nichts weniger als eigen ist, vielleicht auch die Gabe des Witzes, die er im Leben mit so durchschlagendem Erfolg zu gebrauchen wußte, während in seinen Schriften fast nichts davon zu finden ist.

Tiroler durch und durch, wird ihm Heimaterde und Heimatboden von Jahr zu Jahr lieber. Das Land immer und immer wieder nach allen Richtungen durchstreifend, findet er nicht nur in Innsbruck, wo er geboren, sondern auch in Fendels, dem Geburtsdorfe seines Ziehvaters, des tüchtigen Bildhauers Serafin Eberhardt, vor allem aber in Kufstein, von dem aus er Sommer für Sommer zu den öden, wetterzerfressenen Graten und Zacken des wilden Kaisergebirges emporkletterte, eine Heimat.

Geschichte und Sage des Landes, insbesondere aber die letztere, halten ihn immerdar in ihrem Bann. Ihr steigt er, wie der Knabe dem glänzenden Falter, bis in die höchsten und entlegensten Berghöfe nach, um sie zu erhaschen und vor dem Untergange zu bewahren. Hat er sie aber gefunden, so hüllt er sie nicht selten mit mütterlicher Hand in ein neues, glänzendes Kleid, um sie, wie ein erlöstes Dornröschen, dem neuen Geschlechte vorzuführen und genehm zu machen.

Dieses Umfassen der Heimat, das mit jedem Jahr brünstiger wird, dieses innere Verwachsen mit derselben ändert allmählich auch sein Äußeres. Anstatt des braunen Samtrockes trägt er jetzt lieber das Gewand der Berge: die Lodenjoppe, die kurze Hose, den grünen Hut mit dem Spielhahnstoß. So fügt er sich besser in die Landschaft und zu den Leuten, die er kennt, wie kein zweiter, Land auf und Land ab. Mit allen, den Holzknechten und Fuhrleuten, den Förstern und Wilderern, Bauern und Wirten, Dirnen und Dirndln ist er vertraut. Da, während er den Städtern gegenüber immer etwas verschüchtert ist, kann er sich geben, wie er ist: schlicht, wahrhaft und

und Materialismus entgegenwehte, so standen sich in seinem Gemüte alsbald kindlicher Glaube und kecke, kraftgenialische Freigeisterei höchst seltsam gegenüber, bis sich endlich aus beiden jene geradezu rührende Frömmigkeit, die aus so vielen Werken Renks uns anspricht und wohl allen bedeutenden Männern eigen zu sein pflegt, entbinden konnte.

So fühlt er sich überall, in den schneeigen Karen des Hochgebirges wie in den rosenerfüllten Tälern Hesperiens, von dem Hauche der Gottheit umwittert; erschauert er gleich dem Veilchen, das vor dem Herrn, der im lauen Abendwind herannaht, demütig das Köpfchen senkt.

Diese selbe Pietät, wie dem Unerforschlichen gegenüber, bewahrt er aber auch gegen seine eigene Kindheit. Sie, die in den stillen Stuben des Vaterhauses, unter den seltsam geschweiften altertümlichen Möbeln, unter den Berglen und wächsernen Jesukindlein eines alten Tirolerheims nur allzuschnell dahingeschwunden, bildet für ihn in allen Stürmen und Unruhen des Lebens den sichern Port, in dem er sein Schifflein anlegen und verankern kann, bis sich die Wogen und wilden Wasserstrudel wieder geebnet. Weil er aber so gerne in die eigene Jugend sich versenkt, hat er auch die Kinder so gerne; Kinderaugen sind ihm immer und immer wieder ein wunderbares Symbol für jene glückliche Zeit, wo das Sollen und Wollen noch nicht auseinandergetreten sind und Unschuld und Reinheit ein Zustand ist.

Mit der Wandlung in Renks religiösen Anschauungen, die aber von jedem Dogmatismus immerdar vollkommen frei blieben, ging auch die Klärung in seinen künstlerischen Ansichten Hand in Hand. Anfangs, wie alle wohl, welche in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts dem stürmenden Banner der „Gesellschaft" folgten, ein wilder, wütender, umstürzlerischer Naturalist, versuchte er sich im Laufe der nächsten Zeit in allen „-ismen" der Mode, bis er endlich gegen das Ende des Säkulums zu seinem eigenen Stil, zu seiner eigenen Art und Weise, die zwischen der Plastizität Pichlers und der Stimmungsweichheit Gilms die Mitte inne hat, gelangte. In der Praxis — denn in der Theorie hat sich Renk wohl wenig mit diesen Dingen beschäftigt. Allem Abstrakten, so auch philosophischen Deduktionen, war er zeitlebens feind. Ihn interessierte das Studium der Natur, der Kulturgeschichte sowie der Menschen mehr als die gelehrtesten Bücher der Alexandrinischen Bibliothek. Dagegen den lebendigen Geist seiner Zeit in sich aufzunehmen und in seiner Weise zu verarbeiten und dafür zu wirken, war er allezeit bereit. So diente er durch einige Zeit der Idee der Friedensfreunde (Pax vobiscum), litt und stritt er mit den Buren (Tiroler und Buren), kämpfte er für eine bessere soziale Stellung der Frauen, war er bis zuletzt ein begeisterter Rufer im Streit um die Landeseinheit von Tirol. In politischer Beziehung von der Idee eines

tungen, die in ihrer Einfachheit und Klarheit auf ein empfindendes Gemüt immerdar ihres Eindruckes gewiß sind.

Renks Hauptcharakteristikum in seinem Leben wie in seinem Dichten war eine vollendete Ehrlichkeit. Er hielt es nie mit dem Halben und Plausiblen, sondern strebte immer nach dem Ganzen und Vollen. Einmal zur Erkenntnis gelangt, daß er zum Dichter geboren sei, warf er nach dem Worte Christi alles weg, was diejenigen, welche sich mit Fleisch nnd Blut beraten, hoch halten, um sich allein dem zu widmen, was er als das Rechte für sich erkannt hatte. Er konnte sich beamten, konnte sich ein ruhiges, behagliches Leben wählen mit Weib und Kind, aber er verzichtete, mochte sich auch manchmal das Kreatürliche in ihm schmerzvoll dagegen aufbäumen, um der Göttin der Kunst, die für ihre Priester stets eine harte Göttin ist, in freier Liebe und auf eigene Verantwortung allein zu dienen. Doppelt hart für ihn, da er ein weiches, durch jeden Nadelstich leicht zu verletzendes Herz besaß. Dieses war in der Tat ein feines, zartbesaitetes Ding, das bei dem leisesten Luftzuge vibrierte und das er daher gerne mit dem Stachelzaune eines kaustischen Witzes umwehrte, um es so vor jeder fremden Berührung zu schützen, was ihm allerdings nicht immer gelang. Denn auch ihm blieben die sengenden und eisigen Wirbelstürme dieses Lebens nicht erspart — auch über ihn breitete die Enttäuschung ihren nachtschattenden Flügel. Dazu die fürchterliche, schaurige Einsamkeit, in die sich jedes edlere Herz, zur Strafe dafür, daß es sich als Individuum von dem großen All losgerissen hat, geworfen fühlt! Kein Wunder, daß sein liederreicher Mund, mit dem schmerzvollen, leidenden Zug um die Winkel, noch wenige Tage vor dem Tode in den erschütternden Ruf ausbrach: „Ich habe keine Freunde!“, während er doch richtiger hätte sagen können: „Ich habe keinen Feind!“

Und noch ein anderes ist merkwürdig an ihm. Obwohl von mütterlicher Seite her ein Enkel des Andre Hofer von Salzburg, des berühmten Freiheitskämpfers Anton Wallner, ist er selbst fast ohne Leidenschaft. Ja, nicht nur das, er liebt auch das Leidenschaftliche so wenig, daß er ihm vielmehr in der Kunst wie im Leben völlig geflissentlich aus dem Wege geht. Darum kommt er auch zur Tragödie in kein richtiges Verhältnis. Alles Tragische macht ihm, der sich doch selbst in mehreren dramatischen Dichtungen (Die Schneekönigin, Faschingdienstag, Ins neue Land) versucht hat, wie alles Dämonische, völlig physische Pein. Darin, sowie in einem gewissen Mangel an Selbstkritik und Konzentration, lag die Grenze seiner Natur, einer Natur, die sich doch sonst, im Lyrischen und Epischen, so überreich und mächtig ergießen konnte.

Als Anton Renk geboren wurde, war Innsbruck noch eine kleine Stadt. Eine Landeshauptstadt zwar, mit allen Ämtern und Würden einer solchen, dennoch aber an Umfang gering. Noch schoben sich von

treu. Dazu besitzt er diesen Leuten gegenüber eine ganz eigene Gabe: mit allen plaudert er in ihrer Sprache und weiß allen etwas abzufragen, was sie sonst nicht gerne verraten; sei es ein halbverklungenes Lied, ein tolles, übermütiges Schnadahüpfl oder eine Erzählung von Hexen und Gespenstern.

Auf diesen Wanderungen und Gängen besucht er stets auch die einsamen Landfriedhöfe. Da stimmen die halbverrosteten, leise im Winde knarrenden Kreuze so recht zur tiefschwarzen Melancholie, die wie eine dunkle, brütende Wolke über dem heitern Grunde seiner Seele lastet und darauf ihre Schatten wirft. Wie Böcklin auf seinem berühmten Selbstporträt, fühlt auch er stets den Tod hinter sich, wie er plötzlich in die muntersten „Dörpertanzweisen“ sein „media in vita“ mit scharfem Fidelstrich hineinschrillt. Das seltsam ergreifende:

„Ich komm', weiß nicht woher,
Ich geh', weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich noch fröhlich bin!“

könnte so recht von ihm gedichtet sein; wie denn in der Tat nicht wenige seiner besten Lieder aus dieser Stimmung heraus entsprungen sind.

So gibt ihm die Heimat allmählich das, was ihm Italien, das er mehrmals zum Teile bereiste, nicht zu geben vermochte, sie schafft in ihm den Mann und den Dichter. Eckig und knorrig wie sie, aber auch wieder voll herber Anmut und Süße. Und je mehr er mit ihr bekannt wird, um so mehr tut er alles Fremdländische von sich ab, um so einfacher, schlichter, prunkloser wird seine Weise, um so mehr nähert er sich dem Liede des Volkes. Alles will er diesem allein verdanken. Der Boden, aus dem seine Dichtungen erwachsen, gleicht nunmehr der warmen, mütterlichen Erde, in die der Bauer des Inntales im Lenze vertrauensvoll seine Saaten streut. Die Tage, die sie reifen, gleichen jenen goldenen Tagen im Herbste, in denen das Blau des Himmels mit dem Blau der Berge so wundervoll ineinanderfließt. Alles Scharfe scheint gemildert, alles Schroffe verschwunden. Auch die Vergleiche und Bilder, die er zwar nur sparsam anwendet, die aber immer von einer seltenen Schlagkraft und Treffsicherheit sind, pflückt er wie duftende Blumen von ihrer Brust und wird so zum Nebenbuhler Gilms, dem er auch in der kunstvollen Zuspitzung des politischen Liedes, das er meistert wie wenige, mit vollem Erfolge an die Seite tritt.

Renks Stoffkreis war, bei den wenigen Jahren, die ihm gegeben waren, nicht allzuweit und konnte es nicht sein, doch, wenn nach einem Worte Thomas der richtige Malerkünstler mit wenigen Grundfarben auskommt, so war auch darin Renk ein Dichter im vollsten Sinne des Wortes, denn er wußte mit den Tönen, die auf seiner Palette lagen, Dichtungen voll des wunderbarsten Stimmungszaubers hinzusetzen, Dich-

Über den Firnen — Unter den Sternen.

So nennt sich ein Band von Gedichten, der vor kurzem bei Georg Müller in München erschienen ist und Anton Renk zum Verfasser hat. Auch bei diesem Dichter trifft es zu: Er hat sterben müssen, damit sein Wort lebe. Durch seinen Tod, der in den Jugendjahren ihn davongeführt, ist sein Freundeskreis aufgeweckt worden, um ihre Freude an den Dichtungen des Tiroler Sängers einem größeren Kreise zu vermitteln. So ist eine neue und einheitliche Ausgabe von Anton Renks Dichtungen zustandegekommen, von der dieser Band „Über den Firnen — Unter den Sternen“ eben erschien. Ein besserer Titel konnte kaum gefunden werden für diese hochgemuten Lieder, die auf einsamen Höhen des Lebens und der Berge gesungen wurden und wovon so manche überquellen in jener süßen Wehmut, die aus einer irdisch gequälten und überirdisch glücklichen Seele kommt. Seit Lenaus Tagen haben nicht mehr ähnliche Sänge geklungen; aber mir ist des Alpensängers erhabene Welttraurigkeit lieber als Lenaus krankhafte Melancholie, weil sie durch eine fromme Gott- und Ewigkeitswonne geheiligt erscheint. Franz Kranewitter hat in seinem Vorworte zu der neuen Ausgabe den Dichter gar trefflich charakterisiert. Die Dichtungen wird man allerdings durch sie selbst am besten kennzeichnen. Die folgenden Proben werden uns belehren, daß wir es hier mit einem Lyriker zu tun haben, dessen Name mit dem seines Landsmannes Gilm fortleben wird. Den Männern, die uns diese Ausgabe besorgt — es war keine leichte Arbeit und Sorge — gebührt unser Dank. Der soll aber so sein, daß auch die Veröffentlichung der weiteren Bände möglich wird.

Das Präludium führt uns gleich in des Dichters Art.

Das was ich will — faßt keines Willens Macht,
Das was ich soll — hat keiner noch vollbracht,
Das was ich darf — lockt meine Seele nicht,
Das was ich kann — das ist meine Pflicht.

Waldkloster.

Es steht im Walde drinnen
Ein Kloster ernst und grau,
Es ragen seine Zinnen
Ins duftige Himmelsblau.

Vom Chor einst klangen Lieder
Am goldgeschmückten Ort,
Und von der Kanzel nieder
Verstümmeltes Gotteswort.

Jetzt wölbt eine blauende Decke
Sich über den Mauern hoch
Und an der Wildrosenhecke
Blühen die Lichter noch.

Der Fichte Fahnen flattern
Und mächtig klingt hervor
Wie einst hinter finsteren Gattern
Ein siegwortjubelnder Chor.

Die Vögel jubeln und ehren
Den Weltgeist sangbereit,
Und auf den zersprengten Altären
Opfert die Einsamkeit.

Das Gold ist lange vermodert,
Wir achten der Trümmer nicht;
Hoch ob der Zerfallnis lodert
Das urweltewige Licht!

allen Seiten, anstatt der Straßenzüge von heute, Mais- und Roggenäcker gegen das Herz der Stadt. An Stelle der Klingel elektrischer Kraftwagen und des Getutes der Schnauber knallte die Fuhrmannspeitsche, fluchte von seinem Hochsitze herab der Postillon, der mit seinem Eil- oder Stellwagen täglich ein paarmal dem Oberlande zurollte. Im ganzen, trotz des Geklatsches der Mägde an den vielen öffentlichen Brunnen, des Renommierbummels der Studenten oder eines stimmgewaltigen Predigers ein stiller, einsamer Fleck, dem ein Blättchen, kaum größer als ein mittlerer Buchdeckel, die Weltneuigkeiten verkündete. Die Menschen still und erwerbstüchtig, verschwiegert und verschwägert: eine Welt für sich. Darunter freilich auch einige Originale, und was noch mehr, sogar ein paar Dichter: Schullern, Zingerle, Schneller, Vintler und gar Adolf Pichler, von den Alten scheu, als halbe Gottseibeiunse, von der Jugend dagegen mit Interesse betrachtet. Auch unser junger Renk strebte, trotz alles Abmahnens, darnach, ein solcher zu werden; auch er wollte, wie sie, hie und da mit einem Gedichte in den „Nachrichten" stehen und den blonden und braunen Mädeln damit imponieren. Aber es erging ihm genau so, wie der bis dahin so wachstumsfaulen Stadt: plötzlich kam der Geist über ihn und er sprengte die Bande. Statt des Esels, den er suchte, hatte er das Reich gefunden, in dem er König sein sollte und Herr.

Ein treuer Sohn seiner Berge, war er allmählich zu einem Dichter des deutschen Volkes, das er über alles liebte, das er in zahllosen Liedern besang und dem er in jeder Weise zu dienen bereit war, herangereift. Da fällte ihn der, dessen Nähe er so oft schaudernd empfunden: der Tod. Mitten in seiner Mannbarkeit, in seiner vollsten Schaffenskraft, ist er am 2. Februar 1906 an den Folgen einer Lungen- und Rippenfellentzündung gestorben.

So war er wohl, wie Rosegger so schön von ihm sagt: „ein vorüberziehender Mensch" — aber, setzen wir hinzu — er ging durch alle diese seine Erdentage, in denen ihm zu wirken vergönnt war, wie ein frommer Beter, gleich einem Waller in Muschelhut und Pilgerkleid, gleich wie einer von jenen, die aus Nacht und Nebeldunst voll Inbrunst ihre Arme in die weite, duftverlorene Ferne strecken: „das Land der Griechen mit der Seele suchend". Ein guter Mensch, ein wahrer Freund seiner Freunde, ein treuer Mitbruder und Mitstreiter aller Menschen.

Ganz nahe bei Hermann v. Gilm und Adolf Pichler auf dem städtischen Friedhofe von Innsbruck, weich überblaut vom lieben, klaren Tirolerhimmel, liegt sein Grab. Die Berge schauen darauf nieder und die ewigen Sterne.

Innsbruck, im November 1906.

Heut bin ich gangen mitten ins Treib,
In die gold'ne Unsterblichkeit.
Habe so manchen Halm getreten,
Mußte zum lieben Herrgott beten:
Vergib mir die Sünde, die ich tat,
Ich richte wieder auf die Saat.

Durch die goldenen Halme loh'n
Sah ich die Totenblume Mohn,
Die Kornblume sagte: Dem Himmel vertrau,
Der ist ewig und ist wie ich so blau,
Und wegen der Halme, die du zertreten,
Sollst du nicht bangen, sollst du nicht beten.

Heut bin ich gangen mitten ins Treib,
In die gold'ne Unsterblichkeit.

Es war in einer klaren Nacht.
Da hab' ich ihn so heiß geküßt,
Da hab' ich Gott so gut gedacht,
Daß alles er verzeihen müßt'.

Es war in einer klaren Nacht.
Da hat das Glück mich heiß geliebt,
Da hab' ich nicht daran gedacht,
Daß Sünde es und Sühne gibt.

Da kam der klare, blanke Tag.
Die Leute weichen scheu mir aus,
Und niemand mit mir reden mag . . .

Das Kind, das ich am Arme trag',
Hat Augen licht und Locken kraus
Und schaut so froh den klaren Tag.

Frühlingskunde.

Die Soldanellen in die Berge klettern
Und künden dort: der Frühling ist im Tal!
Im Moose schreiben Azaleenlettern
Das rosige Märchenwort: Es war einmal.
Jochfinken neu des Lichtes Lied beginnen,
Das Schneehuhn läßt zurück das weiße Kleid. –
Willst du, o Mensch, dich nicht zurückbesinnen
An deines Frühlings Märchenseligkeit?

Es war einmal — und es wird wieder kommen
So hell und frei und prächtig, wie es war.
Nicht eine Blume hat der Herbst genommen,
Und es ist alles wie vor einem Jahr.
Nur du, o Mensch, willst an Vergängnis denken,
Als wär' nicht ewig dieser Berge Bau,
Als ob nicht Genzianenglocken tränken
So gern wie einst des Himmels tiefstes Blau?

Denk an die Blume, sternenunvergänglich,
Die himmelhehr auf Felsenzacken sank:
Sei blumenheilig, sonnenlichtempfänglich,
Und juble zu dem Lichte deinen Dank!
Hörst du das Lied des Hähers in den Zerben?
Ein Beten ist's. — Voll Andacht höre zu
Und bete gläubig mit: Es können sterben
Wir beide niemals, Sonne, ich und du.

Der Kelch.

Kennst du jenen Kelch, es halten
Unsichtbare Huldgestalten
Über deinem Haupte ihn?
Was das Schicksal dir beschieden,
Deines ganzen Lebens Spende,
Glück und Elend, Kampf und Frieden,
Lichter Anfang, trübes Ende
Flutend durcheinanderziehn.

Deine Sehnsucht schaut nach oben,
Wo die Engelshand erhoben
Deinen Schicksalsbecher hält.
Deine Wünsche ihn dir malen;
Bittend mag die Hand sich falten,
Siehst im Traume du ihn strahlen:
Tausende von Lenzgewalten
Stellt die Hoffnung in die Welt.

Und des Engels Flügel sinken
Und er reicht den Kelch, zu trinken
Deines Lebens reiche Flut;
Und du trinkst in durst'gen Zügen
Freiheit, Fesseln, Schönheit, Dauer,
Herzenswahrheit, Herzenslügen,
Liebe, Haß und Lust und Trauer;
Doch die Hoffnung gibt dir Mut.

Und es ist vorbei das Jagen.
Leise stammelnd willst du fragen:
Ist im Kelche auch die Ruh'? —
Tropfen fallen in die Locken
Aus dem letzten Kelchesneigen ...
In die Haare wehen Flocken,
Und der Engel drückt mit Schweigen
Deine müden Augen zu.

O weine nicht.

O weine nicht, du schwarzgelocktes Kind,
Weil deine bunte Puppe dir zerbrach,
Du weißt es nicht, wie gut die Tränen sind.
Einst wirst du's denken, was die Mutter sprach.

O weine nicht, weil dir ein Traum entflog,
Weil von der Rose dir ein Blättlein fiel,
Weil dir ein Mann ein schönes Märchen log,
O weine nicht ums neue Kinderspiel.

Es kommt die Zeit, wo alles dir Betrug:
Dein Leben, Gott ... Du hältst am Wege Rast,
Dann weine, weine, wenn du noch genug
Der lieben guten, treuen Tränen hast.

Du Blondkind, gib mir deine Hand!
Warum? — Es ist der Mai im Land.

Im Mai ist Kirschenblütenschnei'n,
Und junge Menschen geh'n zu zwei'n.

Ich führ dich zu der alten Bruck,
Dort steht ein holzerner Nepomuk.

Ein Kirschenbaum ist drüber her,
Als ob er ganz von Silber wär'.

Das Silber einer Maiennacht
Sinkt in die Blütenkelche sacht.

Das Silber wird dem Baum zu schwer,
Der Blüten werden immer mehr.

Dort sitzen wortlos ich und du
Und alles Silber deckt uns zu.

Wie selig wirds im Silberlicht —
Sankt Nepomuk verrät es nicht.

Im Stillen aber denkt er sich:
Die zwei sind seliger als ich.

Der stolze Fluß geht durch die Nacht,
Mondentfacht.

Die Bäume stehen voll des Lichts,
Reden nichts.

Und schweigend schau'n den Wogen zu —
Ich und du.

Lichtrosen streut die Liebe sacht
Durch die Nacht.

Es überrauscht der laute Fluß
Unsern Kuß.

Der dunkle Wassermann im Rohr
Lauscht empor ...

besser und näher kennen zu lernen, sie zu Fuß durchwandelte, obschon er reich genug gewesen wäre, seine weiten Ausflüge auf eine bequemere Art zu unternehmen. Eigentlich sollten wir unsere idealische Fußreise nur erst zu Bruck an der Mur beginnen; weil aber die Frühlingssonne so lieblich und mild auf uns niederstrahlet, und die verjüngte Natur in ihrem Brautgewande uns so freundlich anlächelt: so wollen wir die Pilgerfahrt gleich von hier aus unternehmen, und längst den Ufern der Mur hinschlendernd, uns über einige dem Auge sich darstellende Objekte freundschaftlich besprechen.

Endlich haben wir uns dem Geräusche der Stadt entwunden, wo ein rastloses Drängen, Ringen nach Brod und Vergnügen die Menschen, wie Ameisen, in ewiger Bewegung erhält, und der Leidenschaften elektrische Kraft desto mehr Funken sprühet, je mehr Reibungen und Anstossungen das nahe Zusammenwohnen der Menge verursacht. — Sehen Sie hier, Freund, das schöne Schloß Göfting, mit seinem angenehmen Garten? Wie so seelenerquickend wär es, zuweilen der Stadt hieher entfliehen zu können, sich hier den Musen zu weihen, und Wollust zu saugen aus den heiligen Brüsten der Mutter Natur, vergessend die Welt und ihre Armseligkeiten alle, eingewiegt in süße, selige Träume eines besseren Götterlebens! — Ach, nur wenigen Sterblichen ward ein so glückliches Loos zu Teil, und denen die blinde Göttin es gewährte, haben selten das Zartgefühl, es zu genießen, zu würdigen. — Dort oben auf einer schroffen Felsenhöhe verkündigen uns die traurigen Ruinen der alten Burg Göfting die Vergänglichkeit aller Menschenwerke. Ein Jahrtausend ist auf dem Strome der Zeit dahingeflossen, seitdem ein kühner Geist den Entschluß faßte, sich hier einen Wohnsitz zu bauen. Der Erbauer gab diesem Schloße seinen Nahmen, und seine Nachkommen blühten durch 4 Jahrhunderte unter den edelsten Geschlechtern der Steyermark. Das tragische Erlöschen dieses Heldenstamms hat uns Kumar (ein eifriger Forscher in der Vaterlandsgeschichte), rührend beschrieben. In der verfallenen Burgkapelle ruhen die Gebeine der unglücklichen Anna von Göfting, die, als ihr Geliebter im Kampfe um ihren Besitz von der Hand eines Nebenbuhlers fiel, sich jenseits von einer schwindelnden Höhe hinabstürzte, um in den Wogen der Mur auf ewig zu kühlen das brennende Weh ihres Herzens. Der Tochter schreckliches Ende gab auch dem ergrauten Vater den Tod, und er war der letzte seines Stammes. Bald werden wir den leukadischen Fels erblicken, über den sich diese Steyermärkische Sappho hinabstürzte, und der noch jetzt der Jungfernsprung genannt wird. Ein späterer Besitzer dieser Burg, welcher unter der Regierung Kaiser Ferdinand des II., mit dem größeren Teile des Adels, sich zu Luthers neuer Lehre wandte, mußte dieserwegen manche Verfolgung erdulden. Der fromme Kaiser, welcher vielleicht voraussah, daß diese

Das Mürzthal.

(Eine Wallfahrt nach der Heimat, in Briefen beschrieben von **J. v. Kalchberg.***)

1.

Grätz, den 1. May 1813.

Sie verlangen von mir, geliebter Freund! einige historische Nachrichten und Ortsbeschreibungen des Mürzthales, weil dessen romantische Naturschönheiten Sie auf Ihrer schnellen Reise von Grätz nach Wien so gemüthlich ansprachen, und es Ihnen bekannt ist, daß ich einst in diesem Thale meine Lebenswanderschaft begann? — Mit einem wehmüthigen Vergnügen, umschwebt von den süßen Erinnerungen an die längst entflohenen, nie mehr wiederkehrenden Blüthentage meiner Jugend, befolge ich Ihre Aufforderung; nur bitte ich Sie, Ihre Erwartungen zu beschränken, da ich schon seit einer Reihe von Jahren jene heimischen Gefilde nicht mehr bewohne, sie nur selten durchreise, und daher nur zu demjenigen meine Zuflucht nehmen muß, was die Vergangenheit auf der Tafel meines Gedächtnisses noch nicht verwischte.

Zwar sind es gerade die Erscheinungen und Erfahrungen der Jugendjahre, die sich so fest, so tief in unsere Seele prägen, daß sie uns gewöhnlich, selbst durch das Greisenalter, bis zum Grabe begleiten; allein diese Erinnerungen in ein liebliches Gewand der Sprache zu hüllen, die Welt unseres inneren Ichs eben so lebendig und warm, wie sie im Busen lebt und webt, auf das kalte Papier, auf die todte Leinwand hinzuzaubern — ach! diese seltene Gabe verleihen die Musen in höherem Grade nur wenigen ihrer auserwählten Lieblinge! Aus dem Herzen in den Kopf, und von hier bis in die Fingerspitzen, welche die Feder oder den Pinsel führen, ist ein so weiter Weg, daß — wie selbst die Geweihten der Kunst bekennen — darauf viel, oft sehr viel verloren geht. Verzeihen Sie daher, wenn meine Darstellungen für Ihre Erwartungen zu wenig Merkwürdiges haben sollten! Jeder Mensch hat seine eigenen Ansichten, und bey der Erinnerung an unsere Jugenderscheinungen haben oft Kleinigkeiten für uns ein hohes, gemüthliches Interesse, welches wohl in einer fremden Brust schwer zu erwecken ist.

So nehmen wir denn, Freund, unsere Pilgerstäbe, und treten ganz gemächlich die Wanderschaft von Grätz bis auf den Semmering an; doch müssen wir dem Beyspiele jenes Engländers folgen, der, um die Welt

*) In der alten steiermärkischen Zeitschrift „Der Aufmerksame", im Jahrgang 1813, findet sich unter obigem Titel eine Beschreibung, die auch heute für uns Steirer noch Reiz und Interesse hat. Sie eröffnet uns einen Blick darauf hin, wie unser Heimatland vor hundert Jahren ausgesehen in Wirklichkeit und im Kopfe seines Dichters. Wir drucken sie vollinhaltlich ab und denken, daß sie durch den Vergleich mit der Gegenwart manchen stolz, manchen wehmütig stimmen wird. Die Red.

wir denn aufbrechen, um doch heute einen weiteren Raum zu durchwandeln.

Sehen Sie dort, mein Freund, das schöne Landhaus jenseits der Mur? Es ist St. Gotthard, welches so freundlich, so einladend auf uns herüberlächelt. Die Grazien scheinen selbst den Plan zu jener neuen Gartenanlage an dem Ufer der Mur entworfen zu haben. Wenn die Natur diesem Kunstwerke einst die Vollendung gegeben hat, wird es allerdings den Gärten gleichen, die uns Tasso, mit ihrer schönen Besitzerinn, so bezaubernd geschildert hat.

Dort — die Ebene von St. Gotthard — war der Platz, wo die Steyermärker gewöhnlich ihrem Herzoge feyerlich entgegen kamen, wenn er zur Huldigung sich nach Grätz begab.

Wir stehen jetzt an der Weinzettelbrücke, welche gleichsam die untere mit der oberen Steyermark verbindet. Die Rebenhügel, an deren Fusse wir vorbeywandelten, sind die letzten dem fröhlichen Weingotte geweihten Gärten, deren zarte Pflanze weiter hinauf, in den rauheren Lüften der oberen Steyermark, nicht mehr gedeihet. Dieser Weg, welcher links, ehe wir die Brücke erreichen, hier mit der Landstraße sich verbindet, führt nach der Cistercienser-Abtey Rein, deren Aebte Erbhofkapläne in der Steyermark sind. Sie halten noch gegenwärtig an dem sogenannten Postulatenlandtag das feyerliche Hochamt im Landhause, wie es schon unter der Regierung der Trungauer geschah. Rein war einst eine eigene Grafschaft, deren Gebieth sich nahe bis an Grätz erstreckte. Waldo Graf von Ruen, der Letzte seines Geschlechtes, vermachte diese Grafschaft dem Ottocar Grafen von Steyr mit der Verpflichtung, dort ein Cistercienserstift zu erbauen. Leopold, Ottocars Sohn, der, weil er mehrere Grafschaften, in die das Land zertheilet war, unter seine Herrschaft brachte, der erste war, der sich einen Markgrafen nannte, erfüllte den Willen des letzten Grafen von Ruen, indem er das Stift im Jahre 1128 vollendete. Dort ruhet die Asche dieses glücklichen Beherrschers der Steyermark; aber sein Grabstein ist nicht mehr zu finden. Ober dem Hauptthore des Stiftes ist noch sein Bild, wie er in voller Rüstung auf einem gepanzerten Pferde reitet, zu sehen. Nahe ober dem Stifte stehen noch einige Ruinen der alten Veste Ruen, durch welche sich ein Bach mit melodischem Geräusche herabstürzet, und die Phantasie des sinnenden Wanderers noch mehr in melancholische Träume einwieget. In einer Seitenkapelle der schönen Stiftskirche ruhen in einem marmornen Sarge die Gebeine Ernst des Eisernen, der seine ihm lieben Steyermärker, die er auch im Tode nicht verließ, keineswegs eisern beherrschte. — Wie fast in allen Abteyen, sind auch in Rein die Gemählde aller Aebte zu sehen, die diesem Stifte vorstanden. Auffallend ist es, unter denselben einen weltlichen zu sehen, der im ritterlichen Gewande ganz trotzig dastehet. Es ist Hans Freyherr

Reformation die erste Veranlassung zu dem Verderben Deutschlands durch Gründung einer inneren, sich forterbenden Zwietracht geben werde, suchte ihre Verbreitung zu hemmen, und besonders trug er seinen Gewaltsträgern auf, die Religiosität des zum Lutherthume sich neigenden Adels scharf zu beobachten. Vorzüglich war es den Adeligen verbothen, an Sonn- und Feyertagen die Messe zu versäumen, und dafür die Zeit auf der Jagd zuzubringen; da nun jener Besitzer von Gösting überwiesen ward, an einem Sonntage einen Hirschen geschossen zu haben, so wurde er zu einer Strafe von hundert Dukaten verurtheilt, welche Summe für jene Zeiten sehr viel betrug. Als später der Kaiser nach Grätz kam, ward allen Adeligen befohlen, in ihren theuersten Gewändern bey Hofe zu erscheinen. Der Monarch bemerkte an dem Besitzer von Gösting ein hirschledernes Beinkleid, und sagte zürnend zu ihm: Ihr habt meinen Befehl nicht erfüllt! Doch der Ritter erwiderte: Ich habe ihn nicht verletzt; denn diese Beinkleider sind mein theuerstes Kleidungsstück: sie kosten mich hundert Dukaten. Bald nachher verließ derselbe mit vielen anderen Adeligen der Religion wegen das Land, und es war in der Steyermark besonders die Familie Eggenberg, deren feste Anhänglichkeit an den Glauben der Väter nicht nur mit der fürstlichen Würde, sondern auch mit den Gütern der Ausgewanderten belohnet ward.

Wie oft werden die Herren von Gösting und die Herren von Grätz in den grauen Tagen der Vorzeit auf ihren hohen Burgen einander zu Ritterspielen und Prunkgelagen eingeladen, oder durch Zeichen in Stunden der Noth um Hülfe angerufen haben! Schon lange war diese alte Burg Gösting ein Wohnsitz der Raben und Eulen, als noch ihre Nachbarinn, sich erhebend über die Hauptstadt des Landes, stolz auf sie hinüberblickte. Endlich traf auch diese Beherrscherinn des Landes ein gleiches Loos, und nun rufen beyde Ruinen einander zu: Alles hiernieden muß seinen Tag erleben! alles Endliche muß früher oder später sich enden! —

Durch das All der Schöpfung waltet
Der Natur geheime Kraft,
Die zerstöret und umstaltet,
Immer neue Formen schafft.

Eigne, wie der Menschen Werke,
Weiht sie der Vergänglichkeit;
Taucht sie, spottend ihrer Stärke,
Unter in den Strom der Zeit.

Diese Distel auf der Heide,
Jenes Schloß von Erz und Stein —
Früher, später müssen Beyde
Der Zerstörung Opfer seyn.

Schwacher Mensch! was frommt dein Streben,
Ihr zu trotzen, der Natur?
Aus dem Tode keimt das Leben,
Alles ist Verwandlung nur.

2.

Den 2. May 1813.

Weil wir gestern unsere Wanderschaft so spät begannen, mußten wir auch schon in dem Gasthause nahe an der Weinzettelbrücke, welches von den Grätzern gern besucht wird, ein Nachtlager suchen. So wollen

erzählt: „Bernhard Graf von Pfannberg, und Heinrich Graf von Pfannberg, haben gelebt im Jahre 1250. Im J. 1269 hat Herr Friedrich von Pettau bey Ottocar König in Böhmen, als derzeit Landesfürsten in der Steyermark, heimlich mehrere Landesherren angegeben. Daher ließ der König selben eines Tages vor sich berufen, und befahl dem von Pettau, er sollte nun öffentlich die Klage wider die Herren vorbringen, die er ihm zuvor in Geheim angezeigt habe. Der Pettauer vollzog diesen Befehl und beschuldigte sie, daß sie dem König wollten ungetreu werden. Sie hätten ihn aufgefordert, sich auch zu ihnen zu gesellen, und dem König das Land Kärnthen wieder entwenden zu helfen. Der König glaubte diese Anklage, ohne rechtlicher Untersuchung. Die Beschuldigten läugneten zwar und sagten: Friedrich von Pettau wäre ein Verläumder, er wäre vor dem König mit Lügen umgegangen. Sie bothen ihm in königlicher Gegenwart einer nach dem andern den Kampf an, um dadurch ihre Unschuld und des Anklägers Falschheit zu beglaubigen; auch entschuldigten sie sich bey dem König auf das beste.

Es wollte aber keine Entschuldigung bey ihm haften, wie er dann alle diese Herren, als Bernhard Grafen von Pfannberg, Hartneid von Wildon, Wülfing von Stubenberg, Heinrich von Lichtenstein, Otto von Lichtenstein und Heinrich Grafen von Pfannberg in das Gefängniß werfen, und dann jeden auf ein besonderes Schloß führen ließ. Friedrich von Pettau verlor dabey ebenfalls des Königs Gnade, der ihn gefangen setzte. Die Landherren in Steyer mußten ihre Kinder als Geißel nach Prag schicken. Der König that den Freunden und Verwandten der Gefangenen zu wissen: Wenn sie solche ihre Mitglieder des Landes bey dem Leben erhalten wollten, so müßten sie ihm geben alle Schlösser und Burgen, die sie im Lande Steyer hätten, welches auch also geschah. Bernhard Graf von Pfannberg mußte hergeben das Schloß Pechlarn, Pfannberg und St. Peter der Lyzlmayer-Veste. Heinrich Graf von Pfannberg: Kaisersperg, Strasseck und Losenthal. Ihm blieb noch Rabenstein. Herr Seyfried von Mährenberg brachte zuwegen, daß man dem Grafen Heinrich von Pfannberg die Haspel anlegte, bis daß er gab seinen Theil an Pfannberg, Losenthal, Strasseck und Pechlarn. Diese Schlößer ließ der König alle zerbrechen. Der von Lichtenstein mußte geben: Murau, Lichtenstein, die ließ er auch zerbrechen. Hartneid von Wildon überantwortete Eppenstein, Radkersburg und Gleichenberg. Eppenstein ließ der König unbeschädigt ausgehen. Wülfing von Stubenberg ließ er drey Schlößer abreißen: Kapfenberg, Wülfingstein und Stubenberg. Dem Friedrich von Pettau nahm er Wurmberg, und befahl, daß man solches zerbrach und den Graben mit den Ringmauern ausfüllte. Ingleichen nahm er ihm Schwannberg. Da alle diese Herren 6 Wochen lang gefangen lagen, brachten sie endlich eine Tagsatzung zu Prag aus. Alle wurden sie am

von Ungnad, welcher vom Jahre 1540 bis 1557 Landeshauptmann in der Steyermark war. Er nötigte den Abten und die Conventualen, seinen noch unmündigen Sohn zum Nachfolger und künftigen Abten zu ernennen. Als nun der Abt starb, und der indessen herangewachsene Jüngling das eiserne Rittergewand mit dem Mönchshabit nicht vertauschen wollte, erklärte sich der Vater, des Sohnes Stelle zu verwalten, ohne jedoch in den geistlichen Stand zu treten. Dieser weltliche Abt soll dem Stifte vielen Schaden zugezogen haben. Man sieht hieraus, daß zur Zeit der Reformation die Geistlichkeit vieles erdulden mußte.

Wir haben endlich Peckau, die erste Poststation, erreicht. Dieses Landhaus an der Straße, mit einem freundlichen Garten, erbaute und besaß ein um die Steyermark verdienstvoller Mann (Herr von Heipl), der als Besitzer eines in dieser Gegend befindlichen silberhältigen Bleybergwerkes, sich als ein besonders geschickter Bergmann auszeichnete. Alle durchreisenden Montanistiker, die dieses Bergwerk besuchen, bewundern die von ihm erfundenen und erbauten Maschinen, die noch gegenwärtig von seinen Erben benützet werden. — Sehen Sie dort im Hintergrunde eine Oeffnung der steilen Gebirge jener Gegend die alte Veste Peckau melancholisch von ihrer steinernen Höhe herabschauen? Viele Jahrhunderte steht sie schon so einsam da, und sah sie kommen und schwinden die Generationen der Menschen, die auf dieser Straße vorüber wandelten. Lange war sie ein Eigentum der einst reichen und mächtigen Grafen von Pfannberg, die sich auch öfters von ihr die Hrn. v. Peckau schrieben. Der Bach, welcher hier zwischen den Bergen herausfließet, verliert sich bei Semriach (einem kleinen Markte am Fuße des Scheckels) in eine Berghöhle, und erscheint hier wieder auf der Oberwelt.

Dort, jenseits der Mur, auf dem senkrecht sich erhebenden Felsen, dessen Fuß ihre schnell hinrauschenden Wogen bespielen, schaut das alte Schloß Rabenstein feyerlich ernst auf uns herüber. Mich däucht, ich sehe noch auf dem kahlen Felsen die Raben sitzen, der den ersten Erbauer bestimmte, diesen Nahmen zu wählen. Drey Jahrhunderte hindurch hausten hier die Herren von Rabenstein; doch jetzt lugt kein goldlockiges Fräulein mit den großen blauen Augen mehr herüber auf die Heerstraße, mit pochendem Herzen und wogendem Busen den Geliebten erwartend. —

Jetzt erweitert sich das Tal. Wir stehen am Eingange der Allee, welche zu jenem schönen in der Ebene liegenden Schlosse führet. Geschmackvoll ist der Bau, angenehm die Lage und der Garten dieses modernen Landsitzes, welcher von den hier rechts auf einem hohen Berge liegenden Ruinen den Nahmen Pfannberg führt. Dort oben war der Stammsitz der Grafen von Pfannberg, berühmt in der Geschichte meines Vaterlandes. Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen hier eine Stelle aus dem Ehrenspiegel des alten Freyherrn von Stadl anzuführen, wo er uns Folgendes

bestrahlte Schloß Weyer. Wie oft werden dort einst die Tempelherren, die es besaßen, den müden Wanderer gastfrey aufgenommen, ihn durch Speis und Trank erquicket, begleitet und gegen Räuber geschützet haben! Die ganze Gegend scheint noch zu trauern über das tragische Ende ihrer ersten Bewohner. Der edle Orden mußte fallen, weil er dem Geiste seines Zeitalters zu weit vorausgeeilet war. Ewig merkwürdig wird in der Geschichte der wichtigste Anklagspunct seiner Feinde seyn: die Tempelherren leben so keusch und nüchtern; nun ist aber dieß der menschlichen Natur zuwider: also müssen sie geheime Verbrechen begehen!!

Wir haben jetzt die zweyte Poststation zurückgelegt, welche, weil die Berge hier so reich an röthlichem Marmor sind, davon den Nahmen Röthelstein erhalten hat. In einigen der Berge, an denen wir bisher vorbeygewandelt sind, gibt es Höhlen und Grotten, die für den Naturforscher nicht ohne Interesse sind; doch da sie nicht zu den merkwürdigsten Naturerscheinungen dieser Art gehören, und ohnehin schon von Anderen beschrieben wurden, so wollen wir uns nur mit Gegenständen beschäftigen, die sich auf der Oberwelt uns darstellen. Auch von den vielen Werkstätten Vulkans, mit denen die obere Steyermark gleichsam übersäet ist, vermag ich Ihnen nichts Neues zu sagen. Da in meinem Vaterlande jährlich bey vier Mahl hundert tausend Zentner Eisen erzeugt werden können, und noch vor wenigen Jahren wirklich erzeugt worden sind, auch die schon bey den Römern bekannt gewesene Qualität desselben nirgends besser gefunden wird: so können Sie wohl sich vorstellen, daß dieses Metall der Gegenstand des wichtigsten Aktivhandels der Steyermark seyn müsse. Mit dem Gelde, welches der obere Steyermärker für sein Eisen aus dem Auslande beziehet, erkauft er sich Wein und Getreide von dem untern Steyermärker. So ist beyder Subsistenz auf den Absatz dieses Erzeugnisses gegründet, welcher, leider! durch die Zeitereignisse manche Beschränkungen erhalten hat.

Sie fragen mich: wie dort auf der Anhöhe jenes Schloß heiße, zu welchem eine Brücke über die Mur hinführet? Es heißt Bäreneck, und ich bitte Sie, Ihre Augen zu erheben, um, über dem neueren Schlosse, hoch auf dem Berge, die Ruinen der alten Burg zu bemerken. Dort wohnte einst die schöne Agnes von Habsburg, und harrte acht Jahre — eine Ewigkeit dem liebenden Herzen — der Wiederkehr ihres inniggeliebten Wülfing von Stubenberg. Wie oft wird sie mit vor Sehnsucht glühendem Herzen auf die Heerstraße — auf die Brücke herabgeschauet haben, ihn zu erspähen, den holden Ritter ihrer ersten Minne! Welche Angst, welche Herzenswehen wird sie dort erduldet haben, als der harte Bruder sie zwang, seinem Freunde Kuenringer die Hand zur Verlobung zu reichen! Hier auf diesem Platze, wo wir stehen, erhielt vielleicht der wiederkehrende Stubenberg die erste Kunde, daß eben heute der Verlobungstag seiner

Palmsonntage aus der langen Gefangenschaft entlassen, und als sie nach Hause kamen, fanden sie ihre Schlößer zerbrochen, welche große Tyranney dem König bey den Landständen großen Haß brachte."

Diese Unthat mußte König Ottocar neun Jahre später auf dem Marchfelde mit seinem Leben bezahlen.

3.

Den 3. May 1813.

Der Ort, in dem wir heute übernachteten, ist der unglückliche Markt Fronleiten, welcher in der trauervollen Kriegsepoche des Jahres 1809 größten Theils ein Raub der Flammen ward.— Selige Tage unserer Jugend, wo wir unter dem Schatten der Friedenspalme so ruhig den Musen und Grazien huldigten, mit harmlosem Herzen jedes Blümchen pflückten, das uns am Lebenswege entgegennickte! Auf ewig seyd ihr verschwunden und eine Felsenlast drückt immer die beklemmte Brust, von Angst und Sorgen gefoltert. Wahr ist's, was jener König sagte: Eisern ist die Zeit, in der wir leben! Selbst in der Musen heiligsten Wohnsitzen erschallet der Kanonendonner, das Mordgeheul der Kämpfenden; die armen neun Göttermädchen wissen in ganz Europa kaum mehr ein Plätzchen der Ruhe zu finden! — Doch lassen Sie uns, Freund, unsere Wanderschaft fortsetzen, in dem Anblicke der Gegenstände, die uns umgeben, das Entfernte, in der Erinnerung an die Vorzeit die traurige Gegenwart vergessen! — Noch muß ich Ihnen sagen, daß zu Fronleiten unser lieber Dichter Fellinger geboren ward, dessen hier wohnender Vater im Jahre 1809 — nicht achtend die Last von sechzig Jahren — mit drey Söhnen auszog, für das Vaterland zu kämpfen.

Die Gegenden, welche wir jetzt durchwandern werden, sind ernster, düsterer als jene, von denen wir kommen. Dieses enge Thal, mit seinen steilen Bergen und dunkeln Wäldern spricht uns so melancholisch an. Man sieht es, daß vor Jahrtausenden die schnell hinrauschenden Wogen der Mur sich hier mit Gewalt eine Bahn eröffneten. So sind nicht nur die Werke der Menschen, selbst die der Natur der Veränderung unterworfen, und sogar die äußere Gestalt unserer Mutter Erde ist wandelbar. Selbst diese Sonne, die jetzt so freundlich unseren Pfad erhellet, wird erlöschen, und die Weltkörper, die sie umtanzen, werden sich in todte Massen verwandeln — vielleicht in Staub zerfallen, vielleicht als Mondsteine auf andere Planeten niedersinken. Armseliger Menschenstolz, der sich ewige Monumente erbauen will! Was ist diese Ewigkeit gegen die Dauer des großen All der Schöpfung? — Das Leben eines Schmetterlings.

Jenes Gebäude, welches wir dort in einem engen Seitenthale zwischen den Bäumen erblicken, ist das alte, selten von der Sonne

Wege freystehende Gebäude, dessen sonderbare dreyeckige Form allen Reisenden auffällt, war eine dem heiligen Geiste geweihte Kapelle der Tempelherren, die hier einen Wohnsitz hatten, von dem aber keine Spuren mehr zu sehen sind. Möge dieses sprechende Denkmahl eines so berühmten Ordens wenigstens der Zerstörung entgehen, da es der Entweihung nicht entgehen konnte! — Die Stadt, die uns düster-freundlich entgegenlächelt, und gleichsam eine Nachtherberge anbiethet, ist die Kreisstadt Bruck an der Mur. Im schwermütigen Ernste und mahlerisch schön erheben sich über ihr die Ruinen der alten Veste Landskron, die einst die Beschützerin dieser Stadt war, welche am Ende des dreyzehnten Jahrhunderts eine Belagerung erdulden mußte. Wir stehen jetzt auf der Brücke, nahe am Stadtthore. Sehen Sie dort, mein Freund! wie sich die Silberwellen der forellenreichen Mürz muthig in die dunkel hinrauschenden Wogen der Mur hineinstürzen? — Lassen Sie uns die Stadt besuchen! Hier links führt die Strasse nach der höhern Steyermark — hier geradeaus aber nach dem Ziele unserer Wanderschaft, dem romantischen Mürzthale. Wir werden morgen dieses schöne Thal betreten; darum lassen Sie uns heute noch den würdigen Kreishauptmann, Edlen von Werner, einen Besuch abstatten und ihm herzlich für den warmen Patriotismus danken, mit dem er unsere neue vaterländische Bildungsanstalt, das Joanneum, unterstützet. Möge diese junge Schöpfung eines seiner erhabenen Ahnen an Geist und Herzen so würdigen Prinzen, unter Franzens mildem Herrscherschutze, solcher Freunde und Beförderer viele finden! Mögen Sie schwinden die Vorurtheile, die noch gegen dieses Institut in einigen finstern Gemüthern wohnen, und der bessern humaneren Ueberzeugung weichen, daß die Tendenz seiner Gründung die edelste und alles einseitige Geschwätz aus der Luft gegriffen sey, als ob zum Behuf derselben von den Bewohnern der Steyermark jemahls ein gezwungener Beytrag wollte gefordert werden. Nur freywillige Beyträge von reinpatriotischen Herzen sind dem Institute willkommen, welches sich stets bestreben wird, den Vorwurf einer Vermehrung der Landesanlagen nicht zu verdienen.

Der Ursprung der Stadt Bruck verliert sich in das Dunkel der Vorzeit. Die früheren Regenten der Steyermark wohnten oft längere Zeit in der alten Burg, die später in eine Caserne verwandelt ward. Dort starb Erzherzog Ernst der Eiserne; dort wurden mehrere wichtige Landtage gehalten. Durch Feuer und feindliche Invasionen hat diese Stadt in den neuesten Zeiten viel erduldet.

4.

Den 4. May 1813.

Wir haben jetzt die Ufer der Mur verlassen, um an denen der freundlich hinmurmelnden Mürz ihr liebliches Thal zu durchwandeln,

Agnes sey. Dort in jenen verfallenen Mauern, wo jetzt nur Eulen und Füchse wohnen, wurde das Hochzeitsfest gefeyert, tanzte Wülfing mit Agnes und gab sich ihr zu erkennen, durch Vorzeigung der Geschenke ihrer Liebe.

Auf einer weiten, vom Mürztale aus zu sehenden, erhabenen Ebene des Gebirges, welches zwischen Bäreneck und Oberkapfenberg liegt, kämpfte Stubenberg mit Kuenring. Ein Haufe zusammengelegter Steine bezeichnet das Grab des Letzteren, und der Ort, wo sie kämpften, wird noch jetzt das Rennfeld genannt. Gern verweilt der Jäger bey Kuenrings Grabe, weil dort ein Lieblingsaufenthalt der Schildhähne ist, deren krumme Federn er gewöhnlich zur Zierde seines Hutes wählt. Acht Jahrhunderte haben die blonden Haare der schönen Agnes, die sie ihrem scheidenden Geliebten schenkte, noch nicht ganz verzehret. Ich hatte das silberne, ebenfalls wie ein Zopf geformte Gefäß in meinen Händen, worin Wülfing das Andenken seiner Geliebten um den Helm trug. Es war einst vergoldet, und man bemerkt in seiner inneren Rundung, daß es durch einen langen Gebrauch geglättet wurde. Das Andenken dieses Zopfes ist in dem Wappen der Familie Stubenberg verewigt. Auch Wülfings und seines Pferdes Rüstung habe ich — leider! — in einem rostigen verwahrlosten Zustand — auf Oberkapfenberg gesehen. Ein tiefer Schwerthieb — vermutlich von Kuenrings Faust — ist auf dem Helm zu bemerken, der noch keine Spur zeigt, einst mit Federn geschmückt gewesen zu seyn. Diese Ritterzierde war also am Anfange des eilften Jahrhunderts, unter der Regierung des heiligen Kaisers Heinrich II., noch nicht bekannt.

Als später die Grafen von Trungau Beherrscher der Steyermark wurden, schenkten sie diese Veste Bäreneck einem Abkömmling ihres Geschlechts, der von ihr den Nahmen annahm, und der Stammvater einer Familie wurde, die dem Vaterlande viele tapfere, edle und weise Männer erzeugte. Auch dieses Geschlecht ist längst erloschen, und nur wenige Vorbeyreisende werden sich erinnern, von wem einst jene Ruinen bewohnt wurden. Nach dem Absterben der Herren von Bäreneck kam diese Herrschaft an die Grafen von Leslie, die sich dort in der Ebene, jenseits der Brücke, eine Familiengruft erbauten. Auch dieses Geschlechtes letzter Zweig ward schon von dem Tode zerknicket, und ruhet dort neben der Asche seines Ahnherrn, des berühmten Generals Leslie, der uns aus dem dreyßigjährigen Kriege bekannt ist. Lange wird dieser schon an Wallensteins Seite die Gefilde eines Landes durchwandeln, in welches man nur über den Strom der Vergessenheit gelangen kann, wohin der Leidenschaften häßliche Furien uns nicht zu folgen vermögen.

Wir verlassen endlich das enge Tal, welches wir längs den Ufern der Mur durchwandelten, und kommen in eine freyere Gegend, die von den Bergen in einem etwas weiteren Kreise umgeben ist. Hier das am

der Familie geschmücket ist. Ein ähnliches Loos, wie jenen Wülfing, traf unter der Regierung Kaiser Albert des I, einen Friedrich von Stubenberg.

Nach der Erzählung des alten Geschichtschreibers Hagen, wurde den Steyermärkern — wider den Rath des edlen Eberhard von Walsee — die Bestätigung ihrer Rechte und die Abhülfe einiger Beschwerden verweigert. Hieraus entstand ein innerer Krieg, an welchem der Erzbischof von Salzburg und der Herzog von Bayern Antheil nahmen.

Friedrich von Stubenberg, als er von einer Zusammenkunft der Verbundenen zu Wolkenstein nach seinem Schlosse Kapfenberg reiten wollte, stieß mit dem Marschall Hermann von Landenberg (berühmt aus der Schweizergeschichte) zusammen, und es entstand bey dem Dorfe Kraubat ein hitziges Gefecht. Dem Marschall wurde der Schenkel durchstochen, und er mußte aus dem Treffen getragen werden; aber seine Reisige kämpften fort. Stubenbergs Reisige wichen; ihm ward das Pferd unter dem Leibe durchstochen. Noch zu Fusse kämpfend rief er seinem Leibknappen zu, ihm seinen Hengst zu überlassen; allein dieser, den Hagen Völkel von Pühell nennt, sprengte davon, und so mußte sich Stubenberg mit Niklas dem Stadauer, Otto dem Moskircher nebst mehreren anderen Freunden gefangen geben. Sie wurden nach Judenburg geführt, und, wie Hagen sagt, riethen die Schwaben dem Herzog, er sollte mit nichte den von Stubenberg leben lassen, dem jedoch das getreu gütige Herz des Herzogs nicht wollte folgen. Als Albert den Kaiserthron bestiegen hatte, versöhnte er sich mit den Steyermärkern, bestätigte ihre Rechte, und Stubenberg erhielt, auf Fürsprache seines Oheims, Grafen Friedrichs von Ortenburg, die Freyheit wieder, mußte jedoch die verlornen Herrschaften Gutenberg, Kötsch und Kapfenberg um die damals sehr große Summe von 4000 Mark zurücklösen. Beynahe zwey Jahrhunderte später verband sich einer von Friedrichs Nachkommen, Hans von Stubenberg, mit Andreas Baumkircher, dessen Eidam er war. An der blutigen Leiche seines Schwiegervaters erhielt er Verzeihung, und ward später Landeshauptmann der Steyermark.

5.

Den 5. May 1813.

Bevor wir unsere Wanderschaft fortsetzen, bitte ich Sie noch, einen Blick nach jenem über der Mürz in einer angenehmen Ebene liegenden Schlosse zu werfen, welches Krotendorf heißt. Es war einst das Eigenthum eines edlen Herrn von Lierwald, der wegen seinen Kenntnissen, seinem Biedersinn und vortrefflichen Charakter von Allen, die ihn kannten, geschätzt und geliebt ward. Seinen wohlthätigen Bemühungen haben wir die Verbesserung der Strassen in der Steyermark zu verdanken. Ruhe sey seiner Asche! Stets werde ich mich der angenehmen Gespräche erinnern, die ich einst mit diesem weisen Biedermanne hatte, als noch die Gluth

welches mit Recht das Arkadien der oberen Steyermark genannt werden kann. Wenn man die traurigen, eine gewisse Schwermuth aussprechenden Gefilde von Grätz bis Bruck zurückgelegt hat, thut es dem Herzen so wohl, in die blühenden Fluren des Mürzthales zu gelangen, wo die Natur den Wanderer so gemüthlich, so lächelnd anspricht. Die fruchtbaren Felder, die balsamisch duftenden Wiesen, die, von kleinen Bächen getränket, mit ungewöhnlicher Fruchtbarkeit dem Viehe das beste Futter gewähren, die muthigen, wohlgenährten Hengste, das besonders schöne weißgraue Hornvieh, die fröhlichen Menschen, und rings umher die Spuren des Fleißes und einer hohen Cultur in der Bearbeitung des heimischen Bodens gewähren dem Oekonomen, dem Patrioten, auch dem gefühlvollen Freund der Natur und der Menschen, durch ihren Anblick wonnige Seelengenüsse.

Der erste Ort, den wir im Mürzthale durchwandeln, ist der Markt Kapfenberg, in dessen Mitte seine Grundherrschaft Unterkapfenberg stehet. In der Pfarrkirche dieses Ortes ruhen die Gebeine vieler berühmter Männer der Vorzeit aus dem Geschlechte der Herren von Stubenberg. Die Herrschaft Unterkapfenberg ist ein abgerissener Theil der großen Herrschaft Oberkapfenberg, die hier in dem an der Strasse liegenden Schlosse Widen verwaltet wird, deren Ursitz aber jene alte Ritterburg jenseits der Mürz ist, die so ehrwürdig von ihrer steilen Höhe auf uns nieder schauet. Es gab einst Herren von Kapfenberg, die in den Zeiten Karls des Großen sich dort oben einen Wohnsitz erbauten; aber schon am Ende des zehnten Jahrhunderts starb der letzte dieses Geschlechtes, und hinterließ seinen Stammsitz Kapfenberg seinem Neffen, eben jenem Wülfing von Stubenberg, welcher im Jahre 1009 um den Besitz der schönen Agnes kämpfen mußte. Von dieser Zeit an, durch 800 Jahre, ist die Herrschaft Oberkapfenberg ein Eigenthum der Herren von Stubenberg, die von dem Schlosse Stubenberg (im Grätzer Kreise), welches jetzt zur Herrschaft Herberstein gehört, ihren Ursprung haben. Schon zu den Zeiten der ersten eigenen Beherrscher der Steyermark waren die Herren von Stubenberg Erblandmundschenke, und diese Würde, welche ihnen ein Regent aus dem Hause der Grafen von Steyr verlieh, bekleiden sie noch jetzt in der Steyermark. In der Vaterlandsgeschichte erscheint dieß Geschlecht unter allen noch blühenden Edelgeschlechtern der Steyermark am frühesten, und in jeder wichtigen Epoche der früheren Zeiten spielten die Stubenberger eine ausgezeichnete Rolle. Ich habe Ihnen bereits erzählet, wie König Ottokar von Böhmen, mit anderen Landesedlen, auch einen Wülfing von Stubenberg in das Gefängniß schleppen, und seine Veste Kapfenberg niederreißen ließ. Dieses alte Schloß wurde also erst in späterer Zeit erbauet, und hinter demselben sind noch Ruinen des älteren zu sehen, in deren Mitte die Kapelle stehet, deren Altar mit einigen alten Panieren

In einem Nichtrauchercoupé saßen wir unser eine kleine Gesellschaft: eine schweigsame Dame mit dem Schnee des Alters auf dem Haupt und mit der Ruhe des Winters in ihrem Wesen, wie sie so still dasaß in ihrer Ecke, den Blick meist dem Fenster zugewandt und der Welt, die draußen lag; sie schien uns nicht zu sehen und zu hören — die Stürme des Lebens mochten sie schweigen gelehrt haben.

Gegenüber in der Ecke saß wieder eine Dame, die unwillkürlich den Eindruck des Herbstes machte. Ob Frau, ob Fräulein, ich wußte es nicht, aber die herbe Erfahrung hatte ihren Griffel über das Antlitz geführt, dem eine gewisse Müdigkeit heute aufgeprägt war. Ich hatte das Gefühl, als habe diese Frau Stellungen bekleidet in der Welt, wo sie gelernt hatte, sich dem Willen uud dem Wunsche anderer anzupassen; Stellungen, wo viel auf das Äußere gegeben wurde; vielleicht war ihr Haar gefärbt, ihre Zähne künstlich — vielleicht war ihr ganzes Sein ein sorgsames Sichselbstbehüten — jedenfalls hatte sie gelernt, ruhig zu sein, und sie war es jetzt mit dem Ausdruck einer milden wohltuenden Müdigkeit.

Neben der Winterlichen saß das Vollbild des Sommers — eine Frau, groß und schön, mit warmschimmernden Augen und mit dem Gedanken an Mann und Kinder, die sie daheim erwarteten — ihr gegenüber aber der Frühling in Gestalt eines noch jungen überaus plaudersamen weiblichen Wesens, das man sicher für ein Mädchen gehalten haben würde, hätte nicht die Erwähnung eines Gatten und eines kleinen Buberls das Gegenteil gelehrt.

Mit diesem „Frühling“ nun war etwas anderes ins Coupé gekommen, das wohl Blumen hatte, aber herbstliche — Chrysanthemen an einem Totenkranze. Diesen Totenkranz hatte die junge Frau nach längerem Studieren an einem Nagel an der Wand aufgehangen, so daß er einen sonst leeren Platz einnahm, und mit diesem Reisebegleiter in der Mitte fuhr die kleine Gesellschaft dahin, vermehrt noch durch zwei Herren — einen großen blonden Agenten und einen kleineren dunklen, halbländlichen Geschäftsmann — beide jung und in ihrer Art gesprächig und unterhaltend.

An die junge Frau war die Frage ergangen, ob sie zu einem Begräbnis reise, denn sie war so wohlgelaunt, daß es ganz seltsam zu ihrem Kranze stimmte. Sie bejahte und meinte leichthin, ein Verwandter ihres Mannes sei gestorben. Dann plauderte sie in halb ländlicher, halb städtischer Weise mit anheimelnd murtalerischem Tonfall darüber hinweg. Sie war aus einer Ortschaft unterhalb Graz gebürtig, ihr Mann aus der Oststeiermark. In Graz hatten sie geheiratet und waren nun dort daheim — wie, was, sagte sie nicht, aber jedenfalls ging es ihr gut, — ihr Äußeres, gut bürgerlich und freundlich, verriet es. Sie war

der Jugend durch meine Adern rollte. Ach, die Zeit und bittere Erfahrungen machen es endlich erlöschen, dieses Jugendfeuer, und nach so mancher vereitelten Hoffnung wandeln wir, schwer gedrückt von der Lebensbürde, matt und kalt dem Grabe zu! —

Nachdem wir endlich den ziemlich langen Weg über eine waldige Anhöhe zurückgelegt haben, erweitern sich die Gefilde wieder, und die schönste Gegend des Mürzthales begrüßet uns so freundlich, wie ein blühendes Mädchen den Jüngling, der zuerst den schlummernden Amor in ihrem Busen weckte. — Bemerken Sie dort rechts, hoch auf dem Berge, eine Kirche? Es ist der Wallfahrtsort Maria Rehkogel, den ich einst mit meiner Mutter als Knabe besuchte. Ich kann Ihnen die frommen und doch so süßen Gefühle nicht aussprechen, in denen meine Seele sich wiegte, als ich vor diesem Bilde der Mutter unsers großen, göttlichen Glaubensstifters kniete. Besonders beschäftigte sich mein kindliches Gemüth mit dem frommen Reh, welches dieses Bild nie verlassen, es oft auf seinen Knien verehrt haben soll. — Lächeln Sie immer, mein Freund, über den schwärmerischen Knaben! Es war ihm wohl — sehr wohl dabey! Möchten sie doch nie aus unserem Herzen schwinden, diese reinen, kindlichen Wonnegefühle! Die wahre Religion ist Liebe, sie wohnt nur in dem Herzen: was kann also der kalte, klügelnde Verstand für einen Ersatz geben, indem er uns dieser so erquickenden, so tröstlichen Empfindungen beraubt? All seine ärmlichen Entschädigungen sind negativ — positiv keine. Er kann höchstens sagen: dieß ist es nicht; aber was es sey, sagt er uns nie. Selbst der stärkste Menschengeist hat keine Fackel, das Dunkel der Zukunft zu erhellen. Und doch müssen wir sie durchwandeln diese Pforte der Finsterniß! Auf dieser bitteren Lebenswanderschaft ist Religion — ist tröstliche Hoffnung auf eine bessere Zukunft — ein dringendes Bedürfniß des leidenden Herzens: warum wollen wir leichtsinnig diesem armen Herzen einen Trost rauben, der ihm so wohl thut? — Verzeihen Sie, Freund, daß ich Ihnen meine innere Individualität, meine Ansichten und Gefühle so treuherzig aufschließe! Jeder trägt eine eigene Welt in seinem Busen, und nur harmonisch gestimmte Herzen können sich verstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Reisebegleiter.

Eine Erinnerung von **Rosa Fischer.**

Durch die im letzten Sonnenschein erglänzende Landschaft zog das Dampfroß. Es war Spätherbst und noch einmal weidete sich der Blick an den sanftbeschienenen Gefilden, an den buntprangenden Wäldern, die vorüber flogen und an dem Stücklein Himmelsblau, das über waldumsäumte Hügel am Horizonte grenzte.

war es das Thema, das sie bewog, mitzusprechen, bald war sie die Erzählende und unsere Blicke hingen an ihr.

Sie sprach über die Todesfurcht, die viele Leute lange Zeit so leicht nehmen und wie es dann so anders kommen könne. Sie erzählte von einer Schiffahrt und von einem Sturm auf dem Meere, wie da die beherztesten und leichtlebigsten Menschen in Todesangst die Hände rangen und betend auf den Knien lagen, betend zu Gott, der über sturmgepeitschten Wogen und Wolken wie ein furchtbarer Richter zu thronen und zu drohen schien.

„Das hat mich abgeschreckt," meinte sie. „Sonst wäre ich nach Ägypten gereist." Ein milder Zug lag auf ihrem Antlitz, etwas Feines, Anziehendes in ihrem Wesen, sie schien doch jünger zu sein, als man anfangs dachte.

Allgemach war das Gespräch auf Spukgeschichten gekommen, auf den Glauben des Volkes über das Zurückkommen verstorbener Menschen, und da glitt ein Lächeln über das Gesicht der Dame.

„Etwas habe ich selbst erlebt," sagte sie dann halb zögernd und erzählte endlich entschlossen, wie sie einmal bei einer Herrschaft in Italien gewesen sei. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, waren ihrer Obhut anvertraut, mit denen sie gemeinschaftlich ein Zimmer bewohnte, das ehemals eine Kapelle gewesen, bei einer Renovierung des Schlosses aber in einen Wohnraum umändert worden war, indes die Muttergottesstatue und andere kirchliche Gegenstände in eine neue Kapelle übertragen wurden.

In diesem ihrem Gemache nun habe sie einmal späte Nachtwache gehalten, denn das kleine Mädchen war krank. Da auf einmal ging die Tür auf und geräuschlosen Schrittes kam eine schwarzgekleidete Dame herein, ging zu den Betten der Kinder, blickte hinein und nahte schweigend der Tür. Die Wärterin, die anfangs geglaubt hatte, ihre Gräfin besuche, wie sie oftmals tat, abends noch die Kinder, raffte sich, verwundert über das schweigsame Gebaren, auf und rief leise: „Frau Gräfin". Im selben Momente huschte die Angerufene lautlos aus der Tür und am nächsten Morgen erklärte die Gräfin auf die Frage ihrer Untergebenen, daß sie nicht im Kinderzimmer gewesen war. Wohl aber wurde festgestellt, daß auf dem Platze, wo die Betten der Kinder standen, früher der Altar sich befunden hatte, und daß vielleicht eine Ahnfrau, die lang schon gestorben war, den Weg zu ihm suchte — eine Annahme, die die Zurückverlegung der Kapelle zur Folge hatte.

Uns schauderte bei dem Gedanken an solche Seelenwanderung. Glauben oder Nichtglauben dieser Geschichten ist freilich zweierlei — zweierlei aber auch, ob man sie im Lichte des Tages oder im Dunkel der Nacht betrachtet.

vielleicht nicht die Reichste von allen, die hier beisammen saßen, dem Vermögen nach gewiß nicht, wohl aber etwa die Glücklichste. Jugend und Frohsinn — wo gäbe es wohl ein höheres Gut — freilich, daß erst der anfängt, es zu schätzen, in dessen Herzen ein Leid sich breitet, auf dessen Haupt der Schnee niederweht, der nimmer taut.

Die Sonne draußen war verblichen. Abendschatten legten sich auf die Hänge und Täler, über die Menschenheimstätten, in denen hie und da das Herdfeuer aufleuchtete und Ruhe einkehren wollte für die Nacht. Im dahinrollenden Zuge schimmerten die Lichter an den Decken der Waggons und allmählich war es dunkel draußen, rabendunkel und der Nordwind zog kalt und Funkenschwärme flogen mit dem Rauch der Lokomotive an den Fenstern vorüber.

Die junge Frau und der blonde Reisende hatten abwechselnd Geschichtlein erzählt, Anekdoten, wie sie sich an einige vorüberhuschende Stationen knüpften und andere, die so mehr oder weniger bekannt im Volke sich finden.

Dann hatte der andere Mitfahrende, ein bescheidener und verständiger junger Mann auch gesprochen, hatte erzählt, daß er einen Apparat zur Erleichterung der Korbflechterei erfunden habe und war durch das eifrige Eingehen der jungen Frau auf seine Idee dahin gekommen, zu gestehen, daß er sich mit dem Gedanken trage, sich seine Erfindung patentieren zu lassen.

Das Für und Wider wurde besprochen und auch der blonde Städter redete warm und gutmeinend mit. Dann kam eine größere Station, zehn Minuten Aufenthalt und in der Zeit hatten drei Insassen das Coupé verlassen: die zwei Männer und die alte, winterlich-schweigsame Dame.

Nun Stille in dem Raum. Die junge Plauderin dehnte sich einmal aus, lächelte und sagte ein Scherzwort über den Mann, der seine Erfindung besprochen hatte. Da es außer wenigen Gegenbemerkungen wieder stille wurde, faßte sie ihren Grabkranz in die Augen und meinte, daß die Blumen schon welkten. Anknüpfend daran kam sie nun darauf zu sprechen, wie sie nicht wisse, wo sie heute schlafen werde — wenn nicht bei einem anderen Verwandten, im Hause des Toten vermöge sie es nicht.

Sie schüttelte sich förmlich, als sie es sprach, und die Bemerkung, daß sie noch niemand sterben gesehen, schloß sie an.

Ein Blick flog zu ihr hinüber. Noch niemand sterben gesehen! Wie glücklich. Da hatte sie wohl auch noch niemand Lieben durch den Tod verloren.

Ein Gespräch knüpfte sich nun über diese Angelegenheit an, in das sich unverhoffterweise die herbstlichstille Dame in der Ecke mengte. War es der Umstand, daß jetzt weniger Leute im Coupé waren oder

Da ist es unterhaltend zu beobachten und recht charakteristisch, wie die Verschiedenen sich mit der Situation abfinden. Die Herdennatur kommt hier immer zum Ausdruck. Man rottet sich zusammen in Lesezimmern und Sälen; der Mensch sucht den Menschen — nun, und dabei macht man zuweilen gar keine üblen Entdeckungen, vorausgesetzt, daß die Zwangslage von Gesellschaftsspielen oder vom Klavier her eine unberufene Stimme „Und will es ewig, ewig bleiben!“ einen nicht sofort wieder in die Flucht jagt; denn dergleichen kann schrecklich werden und den Harmlosesten zum Menschenfeind machen.

Im Saal des Kurhauses Bäreneck saßen verschiedene Gruppen beisammen, überwiegend Damen, beinahe jede mit einer Handarbeit beschäftigt, über die sie eifrig stichelnd gebeugt war, dabei aber lebhaften Anteil am Gespräch nahm. Die meisten sahen recht erfroren und blutarm aus. Man befand sich nämlich an einem jener Kurorte, wo eine zahme Stahlquelle floß, die im Rufe stand, nebst der Bergluft bleichen Wangen zu neuer Blüte zu verhelfen und deshalb von der Frauenwelt der näheren Kantone gern besucht wurde. Da war denn wohl jede dieser Damen vor kürzerer Frist erst dem Bade entstiegen, ohne darauf, wegen des grausamen Wetters, die rechte Erwärmung gefunden zu haben, obwohl im Ofen ein Feuer brannte.

Bei diesem zunächst hatte sich ein Kreis zusammengefunden, wo vorgelesen wurde. Es war etwas „Schönes“, das den größten Anklang fand. Weiter unten ein paar Einzelne, schreibend, lesend; ein junges, leidendes Mädchen, dem man das Heimweh ansah. Seitab eine Frau in Schwarz, die ein Erbauungsbuch hatte, und unweit von ihr ein Herr, die Brille auf die Stirn gerückt, der seine Landkarte studierte. Ein Tourist mit Kniehosen, wollenen Strümpfen und unbändig genagelten Schuhen, sowie einer sonnverbrannten Nase, die sich zu schälen begann, ging unschlüssig, brummig, wie ein gefangener Bär herum. Er erregte die Aufmerksamkeit einer Runde von etwa sechs andern Frauen und Jungfrauen, die weiter oben in einer Ecke beisammensaßen, über Liebesverhältnisse, glückliche und unglückliche, sprachen und dabei Seitenblicke, teils nach ihm, teils nach einem Fenster warfen, in dessen Nische ein junges Paar sich aufs beste unterhielt. Verliebte! Das war hier ein so seltenes Schauspiel, daß man es sich nicht entgehen lassen konnte, natürlich kritisch beobachtet, diese da besonders, weil man bestimmt wußte, daß von der Seite des Mädchens alles nur Koketterie sei. Ironie des Schicksals! Gerade hier, wo jede männliche Erscheinnng eine Erscheinung, ein Ereignis war, mußte das wenige Vorhandene noch an die Unrechte kommen. Dieses Liseli Baumann — so hieß die Betreffende nämlich -- wußte mit ihrem munteren Schelmengesicht immer gleich Eindruck zu machen. Mutterwitz und eine gewisse Anmut

Die junge Frau war wortkarg geworden. Der Gedanke an das Sterben war wohl nicht nach ihrem Sinn — das lag, wie bei allen Glücklichen, in scheinbar unabsehbarer Ferne.

Geichwohl schaute sie ernst darein, als sie jetzt bei einer kleinen Station reisefertig nach ihrem Kranz mit den Chrysanthemen griff und wird wohl froh gewesen sein, wenn sie draußen einen Bekannten fand, der sie durch die dunkle Nacht hingeleitete zu einem schützenden Obdach.

Wir in unserem Coupé sprachen nicht viel mehr; es nahte ja schon die Endstation, wo wir alle am Ziele waren, aber soviel habe ich von der fremden Reisebegleiterin noch erforscht, daß sie einen Mann und ein Kind durch den Tod verloren hatte. Darum also das Herbsteln in ihrem Wesen und der Friede und das stille Ausschauen wie nach einem sicheren Ziel.

Das Sommerbild an meiner Seite, die warmmütige Frau, die Mann und Kindern entgegenging, ordnete ihren Anzug und ihre Pakete und schaute nach den Lichtern der Heimat aus. Sie stieg aus, als der Zug hielt, die Fremde stieg auch aus und ich ebenfalls. Und stieg nicht noch jemand aus?

Ich hatte das Gefühl, als sich das Dunkel der Nacht zwischen die Fremde und mich legte, als sei noch jemand mit uns gefahren, der nun getreulich mit jedem ging, so sehr sich auch unsere Wege trennten.

Regen.

Ein Landbildchen von **Goswina v. Berlepsch**.*)

Die alte Geschichte vom schlechten Wetter in den Bergen! Man ist da, um sich zu erholen, zu bummeln, Natur zu genießen, soviel wie nur möglich, und da rieselt's, rauscht und strömt es herab, daß es eine Art hat. Den dritten Tag schon! Von jedem helleren Fleckchen, das die Wolken für Augenblicke freigeben, läßt man sich täuschen, schaut immer wieder aus nach den Nebeln, wie sie den Bergen entlang ziehen, in den Schluchten kriechen auf und ab — und denkt, wie gut es jetzt daheim wäre. Endlich kommt eine verbissene Resignation. Man hat es satt, ins Grau hinaus zu starren und zu warten. Schreiben, Lektüre, Plaudern, auch ein beherzter Gang hinaus in die regentriefende Welt (bei Damen natürlich die undenkbarsten Luxusarbeiten) — helfe, was helfen mag!

*) Aus „An Sonnengeländen". Schweizer Novellen von Goswina v. Berlepsch. (Zürich, Orell Füßli.) Ein bergfrohes Büchlein, das in Regentagen der Sommerfrische besonders gute Dienste tut und auch im Märzwetter beim warmen Ofen nicht zu verachten ist. Die Red.

Jetzt eben standen die beiden in der Fensternische beisammen — sie wußten sich gleich am Morgen schon zu finden! — und da erzählte Liseli ihrem neuesten Verehrer, daß heute abend getanzt werde, was in Bäreneck immer sehr lustig sei, aber nur bei schlechtem Wetter stattfinde.

So, ja wo denn die Tänzer für alle die Damen herkämen, fragte er.

Liseli lachte mit dem hellen Silberton, den ihre Stimme hatte. Sämtliche Köpfe der sechs Beobachterinnen fuhren in die Höhe.

Es kämen allemal etliche Bauernburschen aus dem Dorf, berichtete sie, gar keine üblen Tänzer, die noch dazu die Mundharmonika spielen und sehr manierlich seien.

Richtig erschienen am Abend die Bewußten, einer nach dem andern in der untern Stube, die bis auf einen langen Tisch und etliche Bänke an den Wänden ganz ausgeräumt war. Vorläufig saßen sie, in säuberlichem Gewand, die Hemdärmel über die braunen muskulösen Arme bis zum Ellbogen aufgeschlagen, breit hinter dem Tisch und ließen sich ihre Schoppen schmecken, bis die junge Wirtin samt ihrer Schwester mit zweien von ihnen den Anfang zum Tanz machten. Kaum tönte die Mundharmonika und das Wetzen der derben Sohlen, so kam die Gesellschaft von oben herbei, manche darunter, die sonst nach dem Abendessen sittsamst verschwanden. Der Wirt, ein hübscher Mann und schlauer Menschenkenner, forderte die allerbleichsten und mindest schönen seiner Badegäste zum Tanz auf. Ihm folgte, gemächlich hinterm Tisch sich hervorschiebend, dieser und jener der Burschen, die sich indes lieber von *ihrem* Geschmack, als einem bestimmten Zweck leiten ließen, bis es endlich an ein munteres Hüpfen und Drehen ging, bei dem die Wangen immer schöner erglühten und Stadt- wie Landfräulein ganz zutraulich von den braunen Armen ihrer Tänzer sich umfangen ließen. Diese machten aber auch Liselis Lob von der Manierlichkeit alle Ehre. Mit ruhigem Anstand, den jeder Löwe eines modernen Ballsaales sich zunutze machen könnte, hielten und drehten sie ihre Tänzerinnen, die einen freilich mit mehr Kunst als die andern.

Immer mehr Gäste mischten sich in den Reigen, sogar einige ältere Frauen und Männer, auch der brummige Tourist mit der sonnverbrannten Nase, der ganz wütend herumfuhr.

Das Liseli Baumann gab sich mit einer Wonne dem Tanz hin, die sichtbarlich von diesem Vergnügen allein nicht herkam. Sie machte es gewissen Leuten wieder nicht recht, weil sie fast nur mit dem Einen tanzte, der ihr immer hitziger und verliebter in die Augen sah, je mehr sie dieselben niederschlug, als müßte sie etwas dahinter verbergen. Die zwei blühenden jungen Menschen, aus denen die helle Lebensfreude strahlte,

hatte sie auch, und so war die Erorberung, die für sie nichts als ein Spaß schien, gleich da. Die wenigen vorhandenen Männer, junge und alte, huldigten ihr unter fast beleidigender Vernachlässigung der übrigen Damengesellschaft. Und da war nun vorgestern abend der Eine noch hinzugekommen, eben derjenige in der Fensternische. Man war gerade beim Essen und guter Dinge gewesen, als der späte Gast, eine frische männliche Gestalt, eintrat und mit geziemendem Gruß, als der Letzte unten an die Reihe des Tisches sich setzte. Es gab so ein gewisses unweltmännisches Schweigen, wie man es sehr oft als Neuankömmling in kleinen Pensionen erleben kann. Dann wagte sich das Gespräch nach und nach wieder hervor. Auf einmal ertönte dazwischen ein klingendes Lachen.

„Aber Liseli!“ rief gedämpft eine Matronenstimme.

Der Gast unten am Tisch sah hinauf und blickte richtig gleich in dieses Liselis helle Augen, aber nicht etwa bewundernd, sondern etwa so, wie man auf ein übermütiges Kind aufmerksam wird, das sich in Gesellschaft Erwachsener ungebührlich benimmt.

„Lönd Sie's doch lache“, sagte ein Tischnachbar gemütlich „das ischt euseri schönst Musik. Sie hät ja es Stimmli bigott, wie-n-es Glöggli.“

Ja, das hatte sie. Das dachte sich der unten am Tisch auch und sah daraufhin die Lacherin noch einmal an: Ein rosiges Apfelgesichtchen, ein wahres Paradiesäpfelchen unter dem Mostobst der übrigen Gesellschaft!

Als das Essen vorbei war und ein Teil der Damen verschwand, um sich vermutlich nun gleich schlafen zu legen, blieb dieses Liseli mit seiner Mutter und etlichen Tischnachbarn noch sitzen. Der Ankömmling unten an der Tafel tat desgleichen, indem er sich noch einmal Wein geben ließ. Es dauerte nicht lange, so entspann sich zwischen ihm und den Herren weiter oben ein Gespräch; man rückte zusammen, und da gab es, während draußen der Regen an die Scheiben schlug, ein behagliches Plaudern.

Dem neuen Gast machte der Wetterumschlag, welcher plötzlich eingetreten war, die schönsten Bergsteigerhoffnungen zunichte. Er hatte am nächsten Morgen eine Hochtour unternehmen wollen. Nun saß er wahrscheinlich für einige Tage hier fest, vorausgesetzt, daß ihm Zeit und Geduld genug zur Verfügung standen, um hellen Himmel abzuwarten.

Den zweiten Tag seit diesem Abend wartete er jetzt schon. Nein, er wartete eigentlich nicht mehr. Seine Exkursionslust hatte sich unversehens andern Gebieten als Felsen und Gletschern zugewandt. Auf „hundert Schritte“ sah man ihm an, daß auch er in dieses Liselis Bann geraten, und die Wetter-Unbill ihm durchaus kein Kopfzerbrechen mehr machte.

Da seht — das Schauspiel einer Verlobung blieb aus! Jetzt hatte das kokette Liseli Baumann einmal seinen Meister gefunden, allem Anschein nach. Merkwürdig still saß es am Abendtisch, während er ganz frohgemut von seiner Abreise sprach. So sind eben die Männer, wenn ihnen das Erobern allzu leicht gemacht wird! Nicht einmal die Zeit seiner Abreise am nächsten Tag sagte er, verabschiedete sich auch von niemandem, was eine bekannte Männerlist in solchem Falle ist. Lustige, verliebte Gesichter sehen sie gerne, aber keine vorwurfsvollen, traurigen.

Eine der Frauen bekam es aber vor Schlafengehen doch heraus von dem Hausknecht, wann der interessante Gast morgen abreisen werde.

In aller Gottesfrühe geschah es, als die ganze Gesellschaft im Hause noch schlief, bis auf jemand, der hinter den verschlossenen Laden fröstelnd aber standhaft auf dem Beobachtungsposten harrte.

Es lohnte die Mühe! Denn es gab etwas heimlich anzusehen, was man nach dem letzten Verhalten dieses Duckmäusers nicht erwartet hätte.

Mit dem Liseli Baumann ging er, ganz leise, weg, nachdem der Träger mit den Sachen voraus bergab geschickt war. Über den taunassen Alpboden ging es, wie beflügelt, wie in Eile. Und dann blieben sie plötzlich stehen, schlangen die Arme umeinander und küßten sich — zwei- drei- viermal und noch mehr — —

B'hüetis nei! — —

Dann ging es weiter, und an einer Stelle, wo der Weg, weit unten, sich jäh senkte, blieben sie noch einmal stehen und küßten sich abermals, womöglich noch länger, als vorher — worauf er verschwand und sie mit dem Tüchlein winkte, lange, lange — —

Große, forschende, ja strenge Blicke folgten von diesem Tage an dem Liseli Baumann, das während dem Rest seines Aufenthaltes, den es möglichst abzukürzen trachtete, auffallend zerstreut war und seitab sich hielt. Natürlich! Jetzt war der Hofmacher fort, und es langweilte sich. Die wenigen älteren Männer der Tafelrunde beurteilten das aber viel milder.

„Nüt netter's, als wenn so a närrisches jungs Blut vo der Liebi uf eismal zahm g'macht wird!"

Einige Wochen später, als schon wieder andere Gäste im Kurhaus waren, langte eben doch so eine Karte mit schön verschlungenen Initialen an. Die Wirtsleute erzählten die Geschichte derselben mit großem Behagen, als eine Art Reklame und Hinweis, daß auch das Regenwetter in Bäreneck sehr zuträglich und segensreich sein kann.

merkten nicht, wie sie von einzelnen mit stillem Neid, von andern, welche allein die Schicklichkeit in Person zu sein glaubten, kopfschüttelnd und wieder von andern mit Wohlgefallen beobachtet wurden. Sie paßten zusammen, wie vom Schöpfer für einander geschaffen. Das fühlten sie auch und vergaßen darob alles ringsumher und wähnten sich allein in einem schönen Paradies — denn wenn es um zwei so steht, dann sind sie immer wieder wie die ersten Menschen im Garten Eden.

Man schlief herrlich nach dieser Regen-Unterhaltung, und als man andern Morgens erwachte, waren Himmel, Gebirge und Tal wunderbar klar. Nun galt es für die Bergsteiger, eifrigst zum Aufbruch zu rüsten. Der eine — man kann sich denken welcher — war auch schon im Morgengrauen aufgebrochen, nachdem er seine Zimmernachbarn durch sportsmäßig rücksichtsloses Gepolter und Zuschlagen der Türen empört hatte. Der andere erschien, als hätte er nie eine Bergpartie vorgehabt, beim Frühstück. Natürlich wurde er befragt und angespöttelt, wieso es ihn bei solch einem Herrgottswetter im Hause leide. Er sagte lachend: weil er Bäreneck auch bei *gutem* Wetter sehen wolle. Aha — so stand es! Und richtig lustwandelte der Bergstürmer jenen Tag, obwohl es einen völlig nach den Höhen emporzog, ganz zahm vergnügt auf den Matten und Waldhöhen von Bäreneck — an der Seite dieses Donners-Liseli, die ihn wie alle Männer da oben, alt und jung — jetzt *den* aber schon ganz besonders! — in ihre Netze gezogen hatte. Die Frau Mutter freilich — es war zum Lachen — ging, des besseren Ansehens wegen, mit.

Ganz tatenlos abzuziehen, widerstrebte indessen doch seiner Männlichkeit, und so rückte er in der nächsten Nacht noch mit einem guten Führer aus, um seine Tour zu machen. Es war eine der schwierigen, zu welcher Gewandtheit und Ausdauer gehören. Vielleicht unternahm er sie bloß noch, um sich bei Liseli so recht in Respekt zu setzen — vielleicht auch, um da oben in der Einsamkeit des Hochgebirges über etwas mit sich ins reine zu kommen, denn aus purer Begeisterung und Kletterleidenschaft tat er es diesmal nicht.

Zwei Tage blieb er aus, dann kehrte er zurück, tief sonnenverbrannt, den ganzen Hut mit seltenen Bergblumen besteckt. Er legte sie sorgsam in Wasser und band dann einen Strauß für Liseli Baumann, den er ihr vor einem Abendgang schenkte, von welchem sie allein, Hand in Hand mit ihm zurückkam, aber schleunigst ihn losließ, als ein weiblicher Gast des Kurhauses daherwandelte.

Ja schleunigst! Man hatte es trotzdem gesehen und die Kunde mit liebevollem Eifer verbreitet. Jetzt war man auf der Lauer, ob das I-Tüpfelchen noch folgen, oder — was oft genug geschieht bei so geschwinden Liebschaften! — ob es *ausbleiben* wird.

Wanns mei Weiberl wollt wern.

Ön Loatabaurnlieserl
Sei winzikloans Wieserl
Dös mahat i gern,
Wanns mei Weiberl wollt wern.

Wanns mei Weiberl wollt wern,
Kunnts an Juchaza hern
Volla Luft, volla Gwalt,
Daß 's ön Felswändn hallt!

*

Und 's Wieserl is gmaht
Eh si 's Wöda hat draht,
Eh da Wind anders waht,
Eh da Hahn nu hat kraht.

Jazt klingt's und es hallt
Von da Bergwand zum Wald;
Jungi Liab, gsundi Luft
Sing i hell aus da Brust.

*

Und iazt wachst schan 's Groamat
Auf meina kloan Hoamat,
Schen frisch obn und unt
Auf'n Lieserl sein Grund.

Is dös gmaht, is Ruah,
Denn es wintert bald zua
Und es kimmt a neugs Jahr,
Wann das alti is gar.

s Vasprecha.

„Dirndl, oans vor alln andern:
Dei Schenheit halt fest, laß's nöt fortziagn, nöt wandern.
Als a jungscheni han i di gern,
Als a jungscheni muaßt ma allweil ghern,
Das kann, das derf nöt anders wern.
Dirndl, soll' s uns guat gehn,
Bleib schen!"

Da Bua hat's gsprocha, 's Dirndl hat's ghert.
Da richts ön Blick auf dö greani Erd.
Sö san nöt übern Freidhof ganga
Und doh kimmt's ihr für, als war's da Herrgottsanga.
Kreuz nebn Kreuz und auf an iadn steht:
Schenheit vageht!

Es is ihr z'Muat, als war alls a Tram — —
Doh dö Kreuz wern auf oamal blüahradi Bam!
Wiar is d' Wiesn so frisch und da Wald so stark,
Jungs Lebn, gsunds Mark!
Und a Vogerl singt so laut,
Daß 's klingt und hallt,
Singt a Liad, das ön Dirndl ins Herz einifallt,
Singt und ruaft: Grüaß di Gott, grüaß di Gott, jungi Braut!

's Dirndl bleibt stehn.
Wiar is's so schen!

Mit dö leuchtadn Augn, mit dem kerschrotn Mund
Steht's da so gsund,
Steht's da vorm Buabn und schaut'n an —
Sie woaß's, was's will, sie will, was's kann
Und sagt so gwiß, als gang's ihr für:
„D' Schenheit bleibt lebnslang bei mir . . .
Habn gheirat und san Kinda kumma.
Hat an iads an Strahl Schenheit von da Muatta gnumma.
Und das is so im Stilln gschehgn,
Er hat's nöt bemerkt, sie hat's nöt gsehgn.

Und d' Jahr vasliagn in raschn Lauf.
Dö Kinda blüahn und wachsn auf
Groß, schen und stark,
Jungs Lebn, gsunds Mark!

Still is's im Haus.
Da Vada stirbt.
Er will scho sterbn.
Wia habns 'n so herzli gliabt! . . .

Da noagt si üba's Bett a Gsicht voll Faltn.
D' Muada.
Da Kranki nimmts bei da Hand
Und sagt, schan halb drentn im fremdn Land:
„Dirndl, du hast dei Vasprecha ghaltn!
Schier wundasam is's —
Kann's gar nöt vastehn —
Bist allweil schen bliebn . . . .
Allweil schen . . ."

Kerngsund.

Kerngsund is mei Herz
Und voll Lebnsluft mei Bluat,
Ob iazt Haß oda Liabsscherz
Drin aufzischn tuat;
Kernstark is mei Hieb
Und mei Handschlag kernfest
— Liaba Herrgott, vagib,
Wann i gar z'gsund bin gwest!

Guati Gsundheit!

Oberösterreichisches von Hans Mittendorfer.

Da kloa Schmied.

Mei Herz is a Sackuhr,
Trags unterm Leibl
Und aufziagn kanns netta
A saubers Weibl.

Mei Herz is a Sackuhr,
Schlagt allweil tick-tack,
Grad als wann da kloa Schmied
In da Uhr drinnen stack.

Da kloa Schmied is a Lump,
Schmidt a Kettn auf d' Nacht
Und dö hat si mei Schatz
Ön sei Miada angmacht.

Juchheirassa, jung sein!

Han a Bitt, liaba Herrgott,
Los auf, obs da gfallt:
Mei Dirndl laß jung bleiba
Und mi mach nöt alt!

Mir singan und jubln
Und habn uns so gern
— Hast ja selbn dran a Freud,
Wann's d' uns sehgn kannst und hern!

Aft dös Lacha, dös liabli,
Vom Dirndl, wann's lacht,
Das is's ja, was d' Welt
Gar so wundaschen macht.

Und a Bußl, a hoamligs,
Weckt rundum neamd auf;
Drum mach i, wann's gschehgn is,
An Juchaza drauf.

An Juchaza mach i,
Daß 's Welln schlagt im See;
Da kemman glei d' Fischerl
Voll Neugier auf d' Heh.

Liabi Fischerl, schwimmts umi,
Übern See zu da Moahm:
Heut bleib i beim Dirndl,
Heut kimm i nöt hoam!

Und morgn, da kemmts her
Um dö nämligi Zeit,
Zwegn da Botschaft, daß mi
Wieda 's Hoamgehn nöt gfreut.

Und wann d' Moahm nacha greint,
Sagts: „Da Herrgott valaubt's!"
Mei Moahm, dö is frumm
Und i denk ma, sie glaubt's.

Sie glaubt's, daß da Herrgott
An Ausnahm hat gmacht
Und daß 's zwegn dar Ausnahm
So finstar is, d' Nacht.

Juchheirassa, jung sein
Und gernhabn, juchhe!
Dös Glück und dö Lust
Is so tiaf wia da See.

Im See liegt da Himml
Mit all seini Stern
Und d' Stern san dö Bußln,
Dö Liabsleutn ghern.

In da Früah siagst nöt oans,
Wia 's da Mondschein hat bracht.
Weil's d' Liabsleut habn abbrockt
Allsand bei da Nacht.

*

Juchheirassa, jung sein
Und gernhabn, juchhe!
Gab's für mi so viel Bußln
Als Tröpferl im See!

Im See kann ma schwimma,
Mitn Ruada an Ruck!
— Mir zwoa kemman nimma,
Gar nia nimma zruck.

Hinta unsa liegt d' Hoamat
Und gibt uns ön Segn·
Mir ruadan und treibn
Unserm Schicksal entgegn.

Frisch auf, du mei Schatz
Mit dein lachadn Gmüat!
Wer woaß 's, wo ma landn?
Wer woaß 's, was uns blüaht?

Ins Liachti! ins Weiti!
Frisch auf, mei jungs Bluat!
Was uns blüaht, wird uns zeiti,
Was Gott schickt, is guat.

ich an Berghängen armer Leute Knaben und Mädeln im leichten Linnengewandel lustig sich mit Rodelschlitten tummeln. Aber es hatte 17 Grad Kälte. Nicht vor Kälte waren ihre rosigen Wangen gerötet, sondern vor Eifer und Freude. Kälte härtet, Bewegung kräftigt. Ihr Reichen! Das werden die Konkurrenten eurer Kinder sein!

Unter den Neujahrszuschriften freute mich besonders eine Adresse der Schüler der sechsten Klasse an der reformierten Schule in Moskau. Leider bin ich zu eitel, um willig für eitel gehalten zu werden, sonst würde ich das ehrende Schriftstück hier abdrucken. Es ist ein Beweis geistiger Gegenseitigkeit. So wie wir Deutschen die neue russische Literatur hochhalten, so ehren die Russen unsere deutsche Literatur und holen sich aus ihr Erquickung und Mut, besonders jetzt in dieser sturmvollen Zeit. Gerade das Waldbauernbüblein ist es, an dem jene Moskauer Studenten, unter deren dreißig Unterschriften ich keinen deutschen Namen finde, ihre Freude zu haben scheinen. Beigegeben ist der Adresse ein Panorama der Stadt Moskau. Diese leuchtende, stolze Stadt, wie friedlich liegt sie auf dem Bilde da an beiden Ufern der Moskawa, man merkt nicht den Schatten der Kriegs- und Revolutionsfurie, die nun schon im dritten Jahre über das alte Zarenreich dahinwütet. Aber beigelegt waren auch zwei Bilder großer Zerstörung.

Im ganzen vorigen Jahre hatte ich nichts verloren als einen feurigglühenden Granatenknopf. Aber um den tat's mir leid. Als im Winter 1872 zu Graz in den Ressourcelokalitäten mein damals neues Stückchen „Das Mirakelkreuz" für einen wohltätigen Zweck aufgeführt worden, überreichte mir die Präsidentin des betreffenden Vereines vier Manschettenknöpfe aus Gold mit Granatenkronen. Die erste Ehrengabe. Ich hielt sie stets in Ehren und trug sie nur bei besonders festlichen Anlässen. So auch an einem Festtage des vorigen Jahres. Aber als ich vom Feste abends nach Hause komme und die Kleider ablege, fehlt der eine Granatenknopf. Da ward mir wehe drum. Das Ding ist zu klein, um gefunden zu werden. Also das Kreuz darüber und nicht mehr daran gedacht. Monate nachher und das Jahr wollte nicht verscheiden, ohne das unrechte Gut zurückzugeben. Am Silvestertag will die Tür meines Kleiderkastens nicht recht zugehen, ich sehe nach, was sich in den Falz gezwängt haben konnte und — finde meinen Granatenknopf. „Der Knopf des Polykrates!" rief ein Freund aus und lief, Unheil fürchtend, davon. Aber nach fünf Minuten kam er lachend wieder zurück. Abhold der düsteren Weisheit jenes ägyptischen Königs, hatte er eine sinnigere Deutung gefunden: „Der Dumme hat's Glück!"

Was denn doh dahinta steckt?

Oft hat wer an bsundern Nam:
Der da steht, hoaßt Bräutigam!
's Weibsbild, das auf d' Zehan schaut,
Wann's vorbeigeht, nennt ma Braut!
Tuat so zimperli und ziert,
Daß 's an iada kennt und gspürt,
Alls, was's tuat, is Trug und Schein:
Aba na — dös muaß ja sein!

Denn — nur d' Wahrheit suacht da Mann:
Und weil er nöt nachgebn kann,
Bis er 's richti hat entdeckt,
Was denn doh dahinta steckt
Hinta so an Weibaleut,
Daß 's oan, wann ma 's siagt, schon gfreut,
Heirat ar's, wia's liegt und steht,
Weil aft 's Suacha leichta geht.

Was a findt, dös woaß i nöt,
Was i woaß, dös sag i nöt,
Was i sag, dös moan i nöt,
Was i moan, dös glaub i nöt,
Was i glaub, is zweiflhaft,
Zweifl san oft ratslhaft
Und a Ratsl, das ma löst,
Is dö längsti Zeit oans gwest.

Heimgärtners Tagebuch.

Gut, ich schreibe es weiter. Aber freier, und daß hinter mir nicht immer das Datum mit der Fuchtl steht und verlangt, ich soll ihm was bestätigen, wo es mir doch oft gar nichts geleistet hat. — Sie nennen mich immer noch den Heimgärtner, obgleich ich die Wirtschaft schon lange einem andern übergeben habe und jetzt auf meinem Altenleutstübel, dem Tagebuch, sitze. Die Gartenarbeiten kümmern mich nicht mehr, nicht die Sämereien der Manuskripte und nicht der Dünger der Honorare. Und doch ist noch meine Sorge, daß alles grüne, blühe und gedeihe. Die eigensinnigen Alten sind schon so: arbeiten wollen sie nichts, aber alles soll nach ihrem Kopf gehen. In diesem Sinne bin ich noch der Heimgärtner. Und da kommt mir das Tagebuchschreiben gelegen. Man hat Erlebnisse, Erfahrungen, allerhand Gedanken und Anliegen, man hat kluge Einfälle und törichte Schalkheiten — all das und noch vieles andere, wie die Zeiten und Stimmungen es geben, will hinausgesagt werden. Gut, ich schreibe es weiter.

Jänner 1907.

Am ersten Morgen des Jahres ein stundenlanger Spaziergang durch das Gebirgstal im wonnigsten Schneegestöber. Mir war jung und frisch wie vor vierzig Jahren. Eine harte Jugend hält lange vor. Ich bitte euch, Mitmenschen, härtet eure Kinder ab! Wer reich ist, der halte diesen Fluch von seinen Kindern fern. Die Kinder müssen so erzogen werden, als ob ein herbes Leben auf sie wartete, in dem sie ihr Brot persönlich verdienen, das Leben jeden Tag von neuem erkämpfen müssen. Auf dieser Winterwanderung sah

angenehme Eindrücke zu schaffen, wohltuende Vorstellungen zu wecken, in harmlos heiterer Art uns über das Elend des Lebens hinwegzuhelfen. Einst, als es recht kümmerlich mit mir stand, konnte ich da mittun und freute mich dessen. Warum ist jetzt, da meine Tage angenehmere sind, die Dichtung düsterer geworden? Ich glaube fast, es ist das künstlerische Bedürfnis nach Gegensätzen. Der arme Kerl schafft sich im Ideal eine schöne Welt, und einer, dem's leidlich gut geht, muß Schatten suchen, um das Licht, in dem er wandelt, zu empfinden. In meiner heitersten Zeit habe ich die ernstesten Bücher geschrieben und in trauriger Vereinsamung die lustigsten. Ist es vielleicht darum, daß die prosaischesten, dichtungsfeindlichen Völker die hochgemutesten Dichter haben?

In dieser Nacht ein Traum. Als Pilatus Jesus dem Volke überantwortet hatte, daß es abstimme über sein Leben und Sterben, wurden Missetäter vorübergeführt, den Pfählen zu. Die Menge schrie: „Kreuziget ihn!" Die Missetäter aber riefen laut: „Er soll leben! Er soll leben!" Da wurde mir ganz freudig und halb wachend träumte ich weiter: das ist ja eine neue Botschaft! Ich muß mein I. N. R. I. umarbeiten. Die Selbstgerechten verurteilen ihn zum Tod, die Sünder sprechen ihn frei. Er wird nicht gekreuzigt, er lebt solange es Sünder gibt, das heißt, er lebt ewig! Da läßt sich eine große Idee gestalten. — Ich war glückselig, begeistert, bis es Morgen wurde. Aber als ich im nüchternen Lichte des Tages stand, schien es, als sei mit der Sache nicht viel anzufangen. Die besten Dichter sind wir im Traume, wachend, in gar zu klugem Lichte, sind wir Stümper. — Vor kurzem schrieb ich im Schlaf einen eleganten französischen Brief an eine liebenswürdige Pariser Dame. Ich wunderte mich dabei, so perfekt Französisch zu können, aber bevor das Schreiben vollendet war, erwachte ich aus Freude über das entdeckte Talent. Alles war so real klar, daß ich im Bette herumsuchte nach dem Brief, den ich ja doch gerade in der Hand gehabt. Und siehe, es war kein Brief da, kein Französisch und keine Französin. Nun nahm ich mir vor, von jetzt ab Französisch zu lernen, doch als ich auf den Füßen stand, war auch dieser Vorsatz verschwunden. — Mich deucht, der Traum will uns manchmal Eigenschaften und Fähigkeiten aufzeigen, die ganz verborgen in uns schlummern und im wirklichen Leben nicht zur Geltung kommen können. Solchen sollte man dann nachgehen, und falls sie von guter Art sind, zur Wirklichkeit verhelfen.

Ein Landarzt erzählte mir folgendes. Kam eine ältere Bauernmagd zu ihm in höchster Aufregung. Sie habe gehört, er könne magenauspumpen. „Habt ihr etwas Unrechtes gegessen?" fragte

Recht häßliche Sorgen sind die Geldsorgen. Selbst wenn man einmal eins hat. Ein geistig Arbeitender kann sie nicht brauchen, der soll weder mit Geldmangel noch mit Geld etwas zu tun haben müssen. Ich pflege zu Neujahr das beiläufige Jahresbudget meiner Frau in die Hand zu geben: „Da hast. Was einstweilen nicht gebraucht wird, das tu in die Sparkasse, und nun will ich von dieser Sache Ruh' haben das ganze Jahr." Bei einer klugen häuslichen Frau kann man es wagen. Und dieser Last der Kassengebarung und der Ziffernarbeiten los und ledig zu sein, ist ein wahrer Segen. Und auch die Hausfrau tut sich leichter, wenn sie weiß, mit was sie zu rechnen hat, und wenn sie der Unannehmlichkeit enthoben ist, alle Augenblicke den Mann bei der Arbeit stören und um Geld angehen zu müssen. Er brummt ja immer ob solcher Belästigung und braucht nicht gerade Naturforscher zu sein, um zu wissen, daß man der Katz' nichts Gutes tut, wenn man ihr den Schwanz zitzerlweise abschneidet, statt auf einmal.

Starb ein wohlhabender Gutsbesitzer. Er hatte seine Familie um sich versammelt, übergab ihr unter einigen fast heiteren Redensarten Testament und andere Papiere, dann fiel er dahin und seine letzten Worte waren: „Kinder, wirtschaftet vernünftig, daß ihr nicht in Abhängigkeit geratet!" Das war eine sehr weltliche Lehre, doch im Grunde betrachtet, lag mehr Rechtschaffenheit und Moral darin, als in mancher pietistischen Salbaderei. Die soziale Unabhängigkeit macht den Menschen auch moralisch stärker und sicherer.

Dem Ersuchen um einen Spruch für eine Gemeindestube suchte ich mit folgenden Zeilen zu entsprechen:

Steht einer für alle und alle für einen,
So kann nicht der eine, das Ganze nicht fallen.
Die selbst nur sich lieben, es sind die Gemeinen,
Die Edlen, sie leben und leiden mit allen.

Einem anderen Wunsche um einen Wirtshausspruch kam ich ausnahmsweise recht und schlecht entgegen:

Echter Humor
Wird beim Bier nicht gemein,
Und bleibt auch beim Wein
Stets fein und rein.

Fast alle Stoffe, die mir jetzt anfliegen, um dichterisch bearbeitet zu werden, sind ernster, wenn nicht gar tragischer Natur. Und ich weiß, daß man den Menschen damit wenig Gutes tut. Die Kunst soll uns doch eigentlich glücklicher machen? Sie hätte also nur

der vollkommensten Verschwiegenheit entgegengenommen. 2. Niemand wird über sein Vorleben oder über Umstände privater Natur befragt. 3. Ohne besondere Einwilligung werden keine schriftlichen Aufzeichnungen gemacht. 4. Materielle Unterstützungen werden nicht in Aussicht gestellt. Die enorme Zunahme der Selbstmorde in England hat General Booth zu dem von ihm unternommenen Schritt veranlaßt. Er hat einen Aufruf mit schlagenden Argumenten über den Selbstmord veröffentlicht, in welchem er den Nachweis führt, daß 90 Prozent aller Selbstmorde durch geeigneten Rat und durch Trost zur rechten Stunde vermieden werden könnten."

Materielle Unterstützungen werden nicht in Aussicht gestellt. Das ist gut, sonst würde das Bureau die „Selbstmordkandidaten" ins Ungeheure vermehren. Manche bezweifeln, daß der Zuspruch an sich viel machen wird. Sicher gut aber ist die Ablenkung im Augenblick der Selbstmordabsicht. Wenn einer, der den Revolver schon gespannt hat, denkt: Will aber doch noch vorher ins Anti-Selbstmordbureau gehen! — so ist es für eine Weile wieder gewonnen. Nur meine ich, daß bei vielen im kritischen Moment jede Überlegung fehlt. Obschon wir anderseits genug Selbstmorde zu verzeichnen haben, die wohl überlegt und vorbereitet sind. Für solche, die nicht in vorübergehender Leidenschaft Hand an sich legen, die aus Mangel an Teilnahme und Trost ihrem Dasein ein Ende machen wollen, kann gütiger Zuspruch mit vernünftigen Ratschlägen wirksam sein. Jedenfalls wäre in großen Städten ein Versuch mit Selbstmord-Schutzbureaus zu empfehlen.

Das Elisabeth-Denkmal auf dem Schneeberg leidet Not. So bin ich ersucht worden, für dasselbe einen Aufruf zu schreiben, der in alle Häuser der Wienerstadt getragen werden soll. Es soll aber auch außerhalb Wiens niemandem verwehrt sein, für diesen Zweck ein Scherflein zu senden an den Herrn Pfarrer Anton Falk, Puchberg am Schneeberg, Niederösterreich. Der Aufruf lautet:

Aufruf an die Wiener!

Auf dem Schneeberg steht ein Kirchlein; jetzt in der Ureinsamkeit des Winters, im Sommer umkränzt von lieblichen Alpenblumen, umschwärmt von naturfreudigem Touristenvolk. Wer aber eintritt in das Tempelchen, der wird ernst und stille, sachte hebt ihm an, das Herz zu bluten, bis er endlich aufschreien möchte vor Schmerz, der in unserem Gemüte nimmer zur Ruhe kommen kann.

Es ist das Elisabethkirchlein, gestiftet zum Gedächtnisse an unsere ewig unvergeßliche Kaiserin Elisabeth.

er. „Das glaub' ich, mein lieber Herr Doktor, das glaub' ich! Vor einer halben Stund'. Nur geschwind auspumpen, ich bitt' schön!" „Was habt ihr denn genommen?" „Einen Krapfen hab' ich gegessen!" „Einen Krapfen, aber das ist ja doch nichts Schädliches." „Und der Krapfen ist in Schweinschmalz gebacken gewesen!" „Habt Ihr Magenschmerzen?" „Das nit, aber ich bitt' euch, Schweinschmalz, und heut' ist Freitag. Die Sünd', ihr heiligen vierzehn Nothelfer!" — Da schupfte der Arzt die Achseln. „Ist nichts zu machen. Wenn's schon vor einer halben Stunde war, ist der Krapfen wahrscheinlich schon durch. Eine kleine Laxier, und wir werden die Sünd' gleich wieder draußen haben." — Ich kenne den Arzt als einen etwas humoristischen Herrn, wenn aber das Geschichtchen auch nicht ganz buchstäblich wahr ist, bezeichnend ist es gewiß. Im Landvolk gibt es noch immer Leute, die selbst den unwissentlichen Genuß von Fleisch oder Tierfett an einem Fasttage für eine schwere Sünde halten. Bei mir daheim war es der Brauch, daß nach der letzten Mahlzeit am Faschingdienstag die Leute sich den Mund sorgfältig ausscheuerten, damit kein Fäserchen Fleisch, kein Bläschen Schweinsfett zwischen den Zähnen hängen bleiben konnte bis zum Aschermittwoch. Einmal soll ein Kirchenlehrer gesagt haben, Fleisch, daß an den Zähnen hänge, könne man ohne Sünde auch am Aschermittwoch essen. Sich strenge nach der Lehre haltend, hing ein Bauer sein geschlachtetes Schwein an die Eisenzähne der Egge und verzehrte es dann an den Freitagen in der Fastenzeit.

Aus einem Dorfe Mährens wird mir berichtet, daß der Kaplan dort von Haus zu Haus geht, um nachzusehen, ob kein Rosegger-Buch vorhanden ist. Findet er eins, so schlägt er die Hände zusammen, richtet den Blick gegen Himmel und — nimmt das Buch mit. Natürlich aus Besorgnis für das Seelenheil seiner Schäflein. Mich wundert es nicht. Ich an seiner Stelle dürfte es auch so machen. Mein Berichterstatter aber will sein ihm entwendetes Exemplar später bei einem Antiquar gefunden haben.

Man liest folgendes: „Das von der Heilsarmee ins Leben gerufene Bureau in London zur Verhütung von Selbstmorden hat seine Tätigkeit aufgenommen. Alle diejenigen, die, vom Unglück verfolgt, keinen anderen Ausweg finden zu können glauben, als daß sie ihrem Leben ein freiwilliges Ende bereiten, sollen durch Rat und Trost von ihrem unseligen Vorsatz abgebracht werden. General Booth hat zwei der verläßlichsten und erfahrensten Offiziere der Heilsarmee dem neuen Bureau attachiert, für welches er folgende Grundsätze aufgestellt hat: 1. Alle vertraulichen Mitteilungen werden mit unbedingter Diskretion und unter dem Siegel

Auf einem größeren Bahnhof im Gebirge. Winter. Schneetreiben. Scharfe Kälte. Ich hatte zu warten auf einen Zug und schritt im Perron auf und ab. Da nahte mir der Kondukteur eines Lastenzuges und sprach mich freundlich an: „Herr Doktor, kalt ist's!“ „Sehr.“ „Herr Doktor, ich hab' schon viel von Ihnen gelesen. Sehr gut, sehr brav!“ „Freut mich, wenn's Ihnen gefällt.“ „Lese so viel gern aus Ihren Büchern, auch meine Frau.“ „Freut mich, freut mich.“ „Aber kalt ist's! Eine Schale Tee, Herr Doktor, die wär' heut' gut, was meinen Sie, Herr Doktor?“ „Ja, wäre nicht übel.“ „Wenn ich bitten dürft', Herr Doktor. 's ist weiter nichts dabei. Für die Fahrt eine Schale Tee. Nur hab' ich keinen Rum.“ „Sehr freundlich, aber es fehlt die Zeit, in ein paar Minuten kommt mein Zug“ „Zeit wäre schon, Herr Doktor, wenn Sie so gut sein wollten. Nur halt wegen des Rums.“ „Ach, das wäre das wenigste. Aber es fehlt die Zeit, schönen Dank!“ Und ich schritt weiter, den Perron auf und ab, ganz gerührt von der Einladung des schlichten Mannes. Ein reizender Herzenszug das! Der Kondukteur stand, wie es schien, etwas konsterniert da und schaute mir nach. Nach einem Weilchen kam er wieder heran, ganz unbefangen. „Bei dieser Kälte, Herr Doktor. Es ist ja weiter nichts dabei. Wir armen Kondukteure, Herr Doktor! Man kann sich kaum derwärmen unterwegs auf dem Zug bei dieser Bärenkälte. Auf eine Schale Tee ein bissel was für einen Rum, Herr Doktor, wenn ich bitten dürft'.“ „Ah so! Auf Rum soll ich Ihnen was geben?“ „Bitt' schön, 's ist ja weiter nichts dabei, Herr Doktor.“ „Jetzt verstehe ich Sie erst. Ganz gern, eine Kleinigkeit. Da bitte! Aber nur ausnahmsweise.“ „Besten Dank, Herr Doktor.“ „Mode werden dürfte das nicht, schon Ihres Standes wegen.“ „Herr Doktor, Ihr Zug kommt!“ — Ich stieg nun zwar in ein warmes Coupé, fühlte mich aber etwas abgekühlt. Mir tat's leid, was ich da erfahren hatte. Ich schämte mich. Aber nicht wegen meines Mißverständnisses . . .

Manche Zuschriften lauten ungefähr so: „Ich bin ein begeisterter Verehrer ihrer Schriften und kenne sie alle. Das gibt mir den Mut, Sie um Rat, um ein Wort des Trostes zu bitten, denn ich bin unglücklich, ich weiß nicht, wie meinem Leben idealen Inhalt zu geben, ich kann nicht an Gott glauben, nicht an die Menschen, nur zu Ihnen habe ich Vertrauen, schreiben Sie mir ein Wort, raten Sie mir, was ich tun soll.“ — So einer „kennt alle meine Schriften“ und will ein Wort von mir haben! Was doch manche Autographenjäger für pfiffige Leute sind!

Vor wenigen Jahren haben es Patrioten erbaut da oben auf hohem Berg, gleichsam, als ob man das Gedenken an diese einzigartige Frau nicht hoch genug erheben könnte.

Am 5. September 1901, gelegentlich der Einweihung, wurde das Kirchlein, noch unvollendet, dem Pfarrer von Puchberg übergeben. Er sollte es vollenden, verwalten und erhalten. Aber wie kann das ein armer Gebirgspfarrer?

Sorgenvoll ging der Pfarrer Anton Falk ans Werk, das Kirchlein und den dasselbe umgebenden Alpenblumengarten zu vollenden und zu pflegen — Jahr um Jahr mit empfindlichen Opfern.

Aber noch bevor die Errichtungskosten getilgt sind, beginnt schon der Zahn der Zeit, der im Hochgebirge besonders scharf ist, am Baue zu nagen. Wer soll jetzt für die Lasten aufkommen, für die Schäden? Wer soll für die fernere Erhaltung dieses vaterländischen Heiligtums sorgen? Es ist ein Betrag von mindestens 20.000 Kronen nötig, um die restlichen Bauschulden zu decken und fürder die würdige Erhaltung zu ermöglichen. Wie unerschwinglich für einen armen Gebirgspfarrer, wie leicht zu erübrigen in der großen, reichen Kaiserstadt! Der herrliche Schneeberg ist der Stolz des Wieners; das Weihedenkmal dort oben wird ein Zeichen seiner Treue sein. Ich habe es diesmal leicht mit meiner Bitte. Ich darf nur erinnern an Elisabeth! Und ihr lieben Wiener spendet gerne je ein beliebiges Scherflein für das Elisabeth-Gedächtniskirchlein auf dem Hochschneeberg.

In den ersten Wochen des neuen Jahres gelesen den „Ekkehard" von Josef Viktor Scheffel. Sein schönstes Buch, es steht von ihm kein anderes in meinem kleinen Kasten. So urecht mittelalterlich diese Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert anmutet, ihr Geist ist doch der von heute. Welch ein Dichter jener Zeiten hat so wenig ehrfurchtsvoll zu den Mächtigen aufgeschaut und so liebreich zu den Armen nieder als der Ekkehard-Chronist! Jener Dichter Sänge waren Huldigungen den Großen. Scheffel denkt nicht allzufein von der Herzogin Hadewig und den Prälaten und den Gelehrten. Sein Lieb und Lob gehört den Einfältigen, den Dienenden, den Hirten, vor allem dem armen Klosterbruder Ekkehard, der ein Opfer der grausamlichen Laune eines fürstlichen Weibes geworden, unter Beihilfe eines rachgierigen Skribifexen und abergläubisch vernagelter Klerisei. Aber Ekkehard steigt auf den Säntis und singt das Waltharilied. Seit fünfzig Jahren besitzen die Deutschen dieses einzigartige Buch „Ekkehard". Zu Stuttgart bei Adolf Bonz & Co. ist jetzt eine neue Ausgabe erschienen, zur Herzstärkung für solche, die einen „Götz Kraft", ein „Hilligenlei", ein „Weltgift" erleben mußten.

den Flügeln des Komponisten schmücken müssen, um Nachtigallen zu werden und über Land und Meer fliegen zu können. Ein anderer prophezeite, daß der „Jubelgreis“ noch mit siebzig Jahren so jung sein werde, um freudig den großen Dank des deutschen Volkes in Empfang nehmen zu können; und mit neunzig noch rüstig genug, um eine Kunstreise in den Himmel zu unternehmen und dort die neun Chöre der Engel zu dirigieren, wenn sie seine Lieder singen und seine Opern. Wieder ein anderer griff in die Saiten:

Himmlischen Hochgesangs heitere Helle
Weihet das Weltweh, nichtet die Nacht,
Sonniger Sänger der sinnenden Seele,
Dir sei zum Siege der Segen gebracht.

Vom „Evangelimann“ herzhaft erwärmt, taten beim Festmahl also des Wortes Würze und des Weines Wonne das ihre und es war ohngefähr 3 Uhr morgens, als wir aus dem Festsaal geschmissen wurden, mutmaßlich, weil die Spundlöcher versiegt und die Kellner zuschanden gehetzt waren. Dann drangen wir in ein Kaffeehaus, stäubten die schlaftrunkenen Marköre, die schlummernden Köchinnen auf, um bei dampfendem Mokka auch ihnen das Lied von der ewigen Jugend zu singen, wie es sich bei dem Jubiläum eines Musikers geziemt. Freue dich des Lebens, so lang das Ämplein glüht! Aber gelegentlich qualmt das Ämplein schier etwas gar zu ausgiebig. Alle fünfzig Jahre einmal mag's hingehen.

Der Dreihellerbäck zu M. stand vor dem Bezirksgericht, einer Fundverheimlichung wegen. Der Gemeindvorstand wollte nämlich seine Brieftasche verloren haben, das heißt, er wollte nicht, aber er hatte sie verloren, und zwar, wie er angab, auf dem Wege von M. nach B. Hinter ihm war der Dreihellerbäck des Weges gegangen und nach Aussage mehrerer Zeugen sonst niemand. Aber der Dreihellerbäck wollte die Brieftasche nicht gefunden haben, das heißt, er wollte sie gefunden haben, hatte sie aber nicht gefunden. Er fand aber mit dieser Versicherung wenig Glauben. Der Richter rief Zeugen, um seinen Leumund festzustellen; aber die Zeugen waren zweifelhaft, der Dreihellerbäck sei ein „Auswendiger“ und noch zu wenig lang im Ort. Übrigens spräche schon das für seine Gewinnsucht, daß er, um dem alten Bäcker Konkurrenz zu machen, seine Semmeln statt um zwei Kreuzer um drei Heller gebe, sie hingegen aber um die Hälfte kleiner backe, als es zu M. je üblich gewesen. Der Angeklagte bezeichnete die Zeugen als vom alten, dem Zweikreuzerbäcken, für bestochen, auch wären etliche von dessen Verwandschaft. Diese Verdächtigung nahm den Richter nur gegen den Angeklagten ein. Für den stand die Sache immer schlechter. Da

Auf meinem Abendspaziergange durch den Stadtpark, die Wickenburggasse und entlang den Kaiser Franz Josefs-Kai, bei Frost und Regen, begegnete mir ein junger Bursche in abgetragenem Sommergewandel. Da er mich angesprochen hatte, gingen wir eine Strecke miteinander und er erzählte auf mein Befragen seine Geschichte. Zuständig in Mürzsteg, geboren nirgends. Das heißt, in keinem Pfarrbuche der Welt eingetragen. Ein fremdes Kind, das ungefähr im dritten Jahre bei Mürzsteg gefunden worden. Als alle Nachforschungen nach seiner Herkunft umsonst waren, wurde er, vier Jahre alt, getauft auf den Namen Konrad. Dann das Los des Findelkindes. Nun kam er aus Neuberg, wo er bei einem Kaufmann bedienstet gewesen. Dort dienstlos geworden, ging er in der Hoffnung, Arbeit zu finden, nach Graz. Er ging zu Fuß vier Tage lang, in großer Kälte. Im fremden Graz fand er nirgends Kondition, so daß er zuerst sein Handkofferchen, dann seinen Überrock, endlich alle anderen zur Not entbehrlichen Sachen verkaufen mußte. So stand er jetzt da in seinem leichten Zeugröckel, arm bis an die Haut, hungernd und schlotternd vor Frost. — Ob seine Angaben wahr sind? Sind sie's nicht, dann gab ich ihm zu viel; sind sie's, dann gab ich ihm zu wenig. Dieses verfluchte Mißtrauen! Einen solchen Menschen müßte man ja in seine Wohnung nehmen, ihn beherbergen, ihn mit Kleidern versehen und für ihn einen Platz suchen. In früheren Zeiten habe ich das bei ähnlichen Fällen einigemal getan und zum Schluß hat es sich stets gezeigt, daß es arbeitsscheue, lügnerische Gesellen waren, wenn nicht noch Schlimmeres. Fluch über solche Erfahrungen, die das Herz verhärten! Nicht daß man von Schwindlern selbst betrogen wird, ist das Schlimmste, aber daß unser Gemüt von Enttäuschungen und Mißtrauen verwüstet wird, was dann oft gerade Unschuldige büßen müssen, das ist ein wahrhaft beweinenswertes Elend. Nun suche ich den armen Burschen und finde ihn nicht mehr. Vielleicht weiß ein Leser von ihm. Vielleicht gibt es sogar Leute, die auf diese Mitteilung hin eine Zeitrechnung anstellen und andere Möglichkeiten erwägen. Er war ungefähr zwanzig Jahre alt, bildhübsch, aber so abgehärmt und so arm und verlassen, wie verlassener ein Mensch kaum mehr sein kann auf dieser harten Welt.

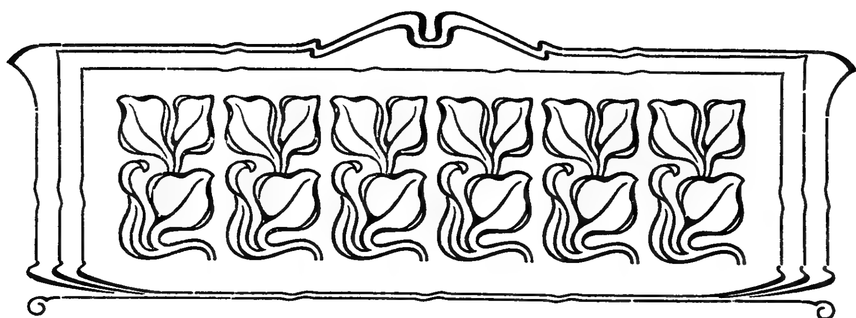
- - -

„Mit ewiger Jugend schmücken die Götter den Liebling!" klang's in den frühen Lenzlüften, als Graz den 50. Geburtstag eines Mannes feierte, der im Herzen Jüngling geblieben. Wilhelm Kienzl, der sonnige Sänger! Ein Familienfest im großen, das bis in ferne Gaue des deutschen Volkes sich erstreckte, trotzdem es spontan war und nicht den Schatten von Offiziellem an sich hatte. Aber einer beklagte sich über seinen eigenen lahmen Pegasus, dessen Lieder sich mit fremden Federn aus

Bei einer Festtafel. Mit der Beisitzerin mich stundenlang prächtig unterhalten. Zum Schlusse die Bitte, sie möchte mich im Falle des Begegnens auf der Straße ansprechen, da ich das Gebrechen hätte, sehr kurzsichtig zu sein und beim Vorübergehen fast niemanden zu erkennen. In zwei Tagen drauf begegnet sie mir, grüßt mich zuerst und spricht mich freundlich an. Ich erfreut: „Oh, meinen Dank, Frau Professor, daß Sie sich meiner Bitte erinnern. Ich hätte Sie in der Tat wieder nicht bemerkt. Wie hat Ihnen der Festabend bekommen?“ „Ach Gott,“ antwortete sie, „bei uns Festabend!“ „Wissen Sie, daß wir nachher mit dem Hund noch einen großen Spaß gehabt haben?“ „Bei uns“, sagte die Dame, „hat das Jahr nicht gerade gut angefangen. Mein Schwiegersohn, der Arme! Sein Zustand hat sich verschlechtert.“ — Um Gotteswillen, dachte ich, das ist ja gar nicht meine Beisitzerin von vorgestern! Wer ist sie nur? Jetzt schwante mir, ihr öfter begegnet zu sein und schon Freundliches von ihr erfahren zu haben. Aber ich konnte mich auf nichts und nichts entsinnen. Sie schien sich unserer Bekanntschaft so sicher, daß ich unmöglich fragen konnte, mit wem ich das Vergnügen habe. Mit ein paar nichtssagenden Worten verabschiedete ich mich und ging weiter, einen frischen Dorn im Herzen ob meines unglaublichen Peches. Kurzsichtig sind andere Leute ja auch, aber sie erkennen ihre Bekannten wenigstens in nächster Nähe. Mir gelingt das bisweilen ja ebenfalls und Freunde, mit denen ich wöchentlich mehrmals zusammenkomme, erkenne ich fast allemal wieder. Das gewöhnliche flüchtige Sichvorstellen, ein einmaliges, auch mehrmaliges Beisammensein in Gesellschaft, im Eisenbahncoupé und dergleichen genügt bei mir nicht, um eine Person einzuprägen. Das Schlimmste dabei, daß man dann in Verlegenheit oft noch selber ein Erinnern vorgibt, das schlechterdings nicht vorhanden ist. Alte Erinnerungen bleiben lebendig; in Einzelfällen bleibt auch eine neuere Bekanntschaft wie ganz zufällig ohne besonderen Anlaß im Gedächtnisse stehen. Im allgemeinen mangelt mir nicht bloß das Namensgedächtnis, vielmehr noch das Gestalten- und Gesichtszügegedächtnis, und dieser Umstand hat mich oft schon in Verlegenheiten gebracht, bei der aller Humor aufhört. Es ist nicht „Zerstreutheit des Dichters,“ es ist einfach ein Fehler des Intellekts. Anstatt daß bei meinen vielen Begegnungen in der Welt das Gedächtnis für das Äußere der Persönlichkeiten geübt worden wäre, ist es einfach erstickt worden. Ich bitte bei jeder Gelegenheit, mit diesem meinem unglaublichen Gebrechen die allergrößte Geduld zu haben. Am besten ist es, wenn jemand, der mit mir zu tun haben will, allemal frisch seinen Namen und Stand nennt und die Geschichte etwa schon bestehender Beziehungen kurz dartut. In vielen Fällen wird selbst mit solchen Generalien die Erinnerung nicht zu wecken sein, nun dann ist Hopfen und

kam auch noch sein geschworener Feind, der Zweikreuzerbäck. „Na, gute Nacht!“ murmelte der Angeklagte, „der hat noch gefehlt!“ Der Eintretende warf einen wütenden Blick auf seinen Konkurrenten, trat vor den Richter und sagte: „Ich bin zwar nicht vorgeladen und den Kerl dort hat mir der Teufel ins Nest gesetzt, um mich zu ruinieren. Seine Semmeln sind um ein Viertel wohlfeiler als meine, aber um die Hälfte schlechter. Auch mischt er Gerstenmehl bei. Aber, Herr Richter, was wahr ist, ist wahr. Vor sechs Jahren, wie er noch die Kreuzbachmühl hat gehabt, hab' ich ihm einmal sechzig Zentner Mehl abgekauft und das Geld in Noten ausgezahlt. Am Tag darauf kommt er zu mir und bringt mir einen Fünfziger, um den ich ihm irrtümlicherweise zu viel auf die Hand gelegt hätt'. Ich rechne mein Geld nach und weist es sich, daß es so ist. Ob er dem Gemeindevorstand seine Brieftasche hat, weiß ich nit, aber das, wie er mir den Fünfziger zurückbringt, hab' ich sagen müssen. Tut's mit ihm, was ihr wollt's, ich geh' wieder.“ Als der Zweikreuzerbäck so gesprochen hat, will der Angeklagte auf ihn zu, um ihm gerührt die Hand zu bieten. Da rief der Zweikreuzerbäck: „Bleib' mir vom Leib, du Hundsfott, du Gerstenmehlbäck!“ und schritt stolz zur Tür hinaus. Den Richter aber hatte die Aussage umgestimmt. Wenn sein ärgster Feind ihn als redlichen Mann erklärt, dann kann man ihn nicht schuldig sprechen. Der Dreihellerbäck ging frei heim. Der Gemeindevorstand hat etliche Tage später die Brieftasche in einer Weste gefunden, die er am Tage des Verlustes nicht angehabt zu haben glaubte. Die Feindschaft zwischen dem Zweikreuzerbäcken und dem Dreihellerbäcken aber bleibt aufrecht.

Die neueste deutsche Rundfrage (Berliner Tageblatt) lautet: Was wünschen Sie Kaiser Wilhelm II. zum Geburtstage? — Ich legte das Frageblatt hin, wozu da wieder dreinreden? Aber während ich es dachte, schrieb die Hand schon: „Ich wünsche dem deutschen Kaiser ein deutsches Volk.“ — Das ist doch etwas harmlos, bemerkte später jemand zu dieser Antwort. Ein anderer jedoch fand, sie sei zu impertinent! Sie steche wie ein Igel nach allen Seiten aus, gegen die Reichsländler, gegen die Polen, gegen die Ultramontanen, gegen die Sozialdemokraten, gegen die Juden u. s. w. Ich hatte bei meinem Glückwunsche nichts anderes gedacht, als daß die lieben Deutschen wieder jene großen Eigenschaften gewinnen möchten, die man ihnen seit Tacitus zugeschrieben hat und die sie eines deutschen Kaisers, wie Wilhelm II. ist, würdig machten.



Kleine Laube.

Steine.

Die Welt hat nichts, als Stein und Erz,
Und vieler Menschen Herz ist Stein;
Und Steine werfen sie aufs Herz
Des Nächsten, daß es ächzt vor Pein.

Schellhammer.

Das verschwundene Goldstück.

Im „N. W. Tagbatt" stand vor kurzem ein Erlebnis, dessen Schilderung nicht weit genug verbreitet werden kann.

Es war vor einigen Jahren, an einem Nachmittage im Spätherbst, da machte ich mich mit meiner Frau und meinem Töchterchen — per Dampftramway, da wir noch keine Elektrische hatten — zu einem Ausfluge nach Nußdorf auf. An der Stelle angelangt, wo ehemals die einpferdige Tramway bergauf in zwei oder drei Minuten auf den schönen alten Heiligenstädter Hauptplatz hinaufführte, erinnerten wir uns, daß wir auf dieser Linie noch niemals gefahren waren, und verließen die Dampftramway, um einmal auch diese „Kolossalstrecke" kennen zu lernen. Kaum daß sich nun das Pferd vor dem Tramwagen in Bewegung gesetzt hatte, bemerkte ich, als ich das Fahrgeld entrichten sollte, daß ich nur Goldstücke, aber kein Kleingeld bei mir hatte, und der Kondukteur konnte nicht wechseln. „Das macht nichts", sagte er aber, „wir bleiben einige Minuten auf dem Platze oben, und wenn die Herrschaften mit mir retourfahren, dann können Sie auf der Heiligenstädterstraße unten in der Greislerei, gegenüber meiner Haltestelle, wechseln. Sie bezahlen mich dann für eine doppelte Tour."

Gesagt, getan. Nach einigen Minuten waren wir wieder unten, und ich eilte quer über die Straße in die Greislerei, auf deren Schild ich den Namen Johann Muhr las. Ich darf den Namen ruhig nennen, denn sein Träger hat sich als ein wackerer Mann erwiesen, der in Dingen der Rechtlichkeit und des Gewissens keinen Spaß versteht. Es war ein enger Raum, in den ich trat, und die Budel, hinter der der Eigentümer des Geschäftes stand, dann die Heringfässer, Körbe, Säcke und

Malz verloren und den Schaden habe ich. Indem man darunter leidet, ist gerade dieses Manko geeignet, einen in den Geruch eines Sonderlings oder Hochmutspinsels zu bringen.

Seit das Postporto teurer geworden, für den Stadtbrief statt sechs Heller deren zehn, erspart man. Ich bekomme seither keinen Stadtbrief mehr, lauter Postkarten. Stehen oft ganz vertrauliche Sachen drauf, was machts? „Der Brieftrager leckts nit aber," sagt er selbst. Nun, so kann man auch mit Postkarten antworten. Solche, die von ihren Briefgeheimnissen das Postpersonal partout ausschließen wollen, erfinden sich Geheimschriften. Alles auf die bequeme offene Karte. Anstatt daß nun die Post beim Stück vier Heller gewänne, verliert sie einen Heller. Schlechtes Geschäft.

Es wird bald ein halbes Jahrhundert sein, seit ich die erste Operette gesehen. Heute sah ich die neueste, „Die lustige Witwe". Die Operette im ganzen hat sich seit ihrem Entstehen nicht entwickelt, weder künstlerisch noch gehaltlich, sie ist ein Halbkretin geblieben. Das Schauspiel ist weiter gekommen, das Volksstück ist natürlicher und gesünder geworden, das Proletenstück ist neu erstanden, und die Oper ist zur Herrlichkeit gelangt. Nur die Operette ist genau noch dieselbe Kreatur als im Anfang. Sie arbeitet mit denselben Mitteln wie einst. Mit dem Flitter, mit dem Unsinn, mit den Clownwitzen, mit der picksüßen Musik, und alles ist feminarrisch. Von allen Entwicklungen der Kunst hat sie sich keiner bedient. Sie hat es auch nicht nötig; sie ist ihrer Sache sicher. Wie viele tausend Federn sind in den Schriftstellerstuben zuschanden geschrieben, von den Kritikern verbraucht worden. Wie viele tausend Kehlen haben sich heiser geschrien gegen dieses geschmacktötende Theaterding, wie angestrengt arbeiten Bildungsanstalten aller Art für die Veredlung des Gemütes! Die Operette hat nicht nötig gehabt, davon Notiz zu nehmen. Sie weiß, sie hat ihr Publikum und hat es sicher. Die menschliche Natur besitzt ein Bereich, das dem Grafen wie dem Schusterjungen gemeinsam ist. In demselben setzt diese Kunstgattung sich fest. Von der „Lustigen Witwe" spielt in Wien seit Jahresfrist sich bereits das vierte Hundert der Vorstellungen ab, Graz und andere Städte eilen leidenschaftlich nach und die Häuser sind überfüllt. Didldumdei, nun war ich auch dabei! Es ist ganz amüsant, aber auch „schenant", wenn — die jungen Töchter daneben sitzen. So darf ich keine Kapuzinerpredigt halten. Mir fällt nur auf, daß die Operette und ihr Stammpublikum auf dem toten Punkt stehen.

Raum buchstäblich in kleine Partien eingeteilt wurde und die Frau, während der Mann dazu mit einer Kerze leuchtete, jede der Partien extra vor meinen Augen absuchte, derart, daß sie alles, was auf dem Fußboden lag, mit einem Bartwisch auf eine Staubschaufel kehrte — und zwar mit einer Peinlichkeit, daß ich es nicht beschreiben kann. Dabei wurden auch die anderen Winkel durchforscht, Töpfe, Säcke, Fässer, Zwiebelkränze u. a. zu beiden Seiten sowie hinter der Budel weggeräumt, weil das Goldstück doch irgendwohin gerollt sein konnte. Und erst als ich auf Ehrenwort versicherte, daß es mir nicht einfallen werde, ihn selbst irgenwie in einem Verdacht zu haben, ließ er mich aus dem Lokal.

Was nun tun? An dem Goldstück selbst lag ja schließlich nicht viel, aber wie es in solchen Dingen geht, hatte ich mich bereits in eine wahre Erbitterung gegen die mutmaßliche Diebin hineingebohrt und begab mich nun trotz Zuredens meiner Frau, die Sache auf sich beruhen zu lassen, in die benachbarte Fabrik. Und, in den langen Korridor eintretend, der zu den Direktionsräumlichkeiten führte, erblickte ich in der Tiefe des Ganges, im Halbdunkel, die zwei brennenden lauernden Augen. Aha, dachte ich mir, Schuldbewußtsein, Lugaus, ob der Anzeiger nicht kommt . . . und wenige Minuten darauf stand ich vor dem Leiter des Etablissements, der nicht sehr erbaut davon war, daß ich ihn um Intervention in dieser Sache ansprach, schließlich aber auf meine Bitte die Frauensperson in sein Kontor zitieren ließ.

Aber was folgte nun für eine Szene! Ich vermöchte sie wirklich nicht zu beschreiben. Kaum daß mich die Frauensperson erblickte und bevor ich noch ein Wort über die Lippen gebracht hatte, begann sie laut schreiend und sich die Haare ausraufend, zu heulen: „Jessas Marandjosef, muß man schon ein Dieb sein, weil ma arm is? I hab' mich bückt, um dem Herrn sein Goldstück zu suchen, und dafür soll i die Diebin sein? Es gibt keine Gerechtigkeit mehr auf der Welt!" Und natürlich nahm ich alles für eine gemachte Aufregung und also als Schuldbeweis. Mit Mühe gelangte ich endlich zum Worte und erwiderte: „Beruhigen Sie sich, der Polizei werde ich nichts anzeigen, weil ich Sie nicht unglücklich machen will. Nur soviel sage ich Ihnen: Haben Sie das Geld genommen, so wird es Ihnen keinen Segen bringen; haben Sie es aber nicht genommen . . ." Das Ende sprach ich nicht mehr aus. Denn sie begann wieder zu toben: „Mein Gott, mein Gott! Was wird denn geschehen, wenn ich's auch nicht genommen hab'? Dann werd' ich doch hier in der Fabrik die Diebin heißen und der Herr Direktor wird mich davonjagen. Es ist schrecklich, wenn man arm ist, dann ist man verloren." Und erst als der Direktor sie mit einer Empörung anschrie, die in Wahrheit mehr mir als ihr galt, verließ sie schluchzend das Kontor, und nach einigen Augenblicken entfernte ich mich ebenfalls.

Draußen auf der Straße, fünfzig Schritte von der Fabrik entfernt, warteten, wie gesagt, die Meinigen, und da gerade die Damftramway von Nußdorf daherkam, winkte ich ihnen, einzusteigen, während ich mich ebenfalls dem Halteplatze zu in Lauf setzte. Von der Plattform herab rief mir meine Frau zu: „Nun, ist sie die Diebin?" Ich rief auf zehn Schritte Entfernung: „Natürlich! Das Geld aber habe ich nicht!" Und schon war ich gleichfalls beim Wagen und im Begriffe, aufzuspringen, als plötzlich hinter mir jemand in größter Aufregung rief: „Gnädiger Herr, gnädiger Herr . . ." Und hinter uns schauend, erblickten wir den braven alten Johann Muhr, ohne Kappe auf dem weißen Haupte, wie er aus seiner Greislerei hervorgestürzt kam und uns nachschrie? „Hier ist's! Hier ist's!" . . .

Wir stiegen wieder aus und keuchend vor Hitze und Aufregung erwartete uns Johann Muhr vor seiner Greislerei, zu der wir zurückkehrten. Aber wie sah es

andere Dinge, die vor der Budel lagerten, machten den Raum noch kleiner. Ich bat beim Eintreten, mir ein Zehnkronenstück in Gold zu wechseln, und Herr Muhr, ein kräftiger, großgewachsener Mann mit vollem Gesicht und milchweißem, kurzgeschnittenem Haar, begann schon die Geldlade öffnend, die Silbergulden auf die Tischplatte zu zählen, als plötzlich jemand von der rechten Seite her leise an mich stieß. Es war eine großgewachsene, in einen langen grauen Schal gehüllte Frauensperson, von deren Gesicht man unter dem überhängenden Kopfteil des Tuches kaum mehr als die Nasenspitze und die auffallend glühenden Augen sah. Ich hatte die Goldmünze bereits aus der Börse herausgenommen und hielt sie Herrn Muhr mit zwei Fingern entgegen; infolge des Stoßes fiel sie nun aber, zweimal aufspringend und mit zweimaligem hellen Klange auf die Tischplatte — und war dann verschwunden.

Das alles spielte sich in der Zeit weniger Sekunden ab. Bevor ich mich aber bücken konnte, um nach dem Goldstücke zu suchen, hob Herr Muhr die Hände in die Höhe und rief, sie flach vor die Brust haltend: „Ich such' nix!“ Die Energie, mit der er dies rief, war so groß, daß ich im ersten Augenblick ganz verblüfft auf ihn sah, während sich die Frauensperson zu meiner Rechten bereits zu Boden geneigt hatte und fleißig herumsuchte — trotzdem Herr Muhr förmlich unter zornigen Blicken und mit noch eigentümlicherem Tone wiederholte: „Hörns, i such' nix — i bin an nix schuld.“ Nun begann auch ich, das Frauenzimmer immer dicht neben mir, den Fußboden, soweit er frei war, abzuvisieren, und ich schob auch das Heringfaß und Erdäpfelsäcke sowie mehreres andere, das da vor der Budel lag, beiseite. Da plötzlich griff die Frauensperson, förmlich sich herumwerfend und mit der größten Hast nach dem Winkel hin, den der Vorsprung der Budel bildete, machte dort mit den Fingern eine merkwürdige, ich möchte sagen wühlende, wirbelnde Bewegung, richtete sich dann jäh auf und verließ mit den Worten: „Ach, ich habe keine Zeit mehr!“ im nächsten Augenblicke das Lokal.

Betroffen sahen wir einander an. Herr Muhr noch zorniger als vorher. Er lachte. „Glauben Sie, daß sie es genommen hat?“ fragte ich. Er antwortete heftig: „Bitte, lassen Sie mich aus mit dem Glauben oder Nichtglauben. Ich sag' nichts und ich beschuldige niemanden. Das kennt man schon, wie es ist, wenn einer bestimmt sagt: ich hab's ja mit eigenen Augen gesehen, und nachher stellt sich heraus, daß man falsch gesehen hat. Dann heißt's: Bitt' schön um Entschuldigung, daß ich Ihnen den Kragen gebrochen habe.“ In diesem Augenblicke trat von links her aus seiner kleinen ebenerdigen Wohnung seine Frau in den Raum; er erzählte ihr rasch das Geschehene. Sie flüsterte ihm etwas zu, worauf er aber nur mit erneuter Energie fortfuhr: „Was du da red'st, sind Dummheiten und gehört nicht hieher; damit kann man nur Tratsch machen und verdächtigen. Es hilft nichts, der Herr hätt' lieber aufpassen sollen, wie ich gesagt hab', ich such' nicht. Wenn man was verloren hat, läßt man nicht zu, daß ein anderer sucht — dann erspart man sich's, jemanden anzuschuldigen.“

„Nun denn, wissen Sie wenigstens, wer sie ist?“ fragte ich darauf, da er abermals mit der Frau flüsterte und ich dabei etwas wie einen Frauennamen hörte. Antwort wiederum negativ. „Ich bin kein Angeber!“ rief er. In demselben Augenblick sagte aber seine Frau, durch das Fenster hinausdeutend: „Da ist sie“ und ich gewahrte nun die mutmaßliche Diebin in ihrem langen grauen Schal, wie sie auf eine etwa fünfzig Schritte entfernt befindliche Fabrik zuschritt. „Ist sie es?“ Frau Muhr nickte und ich schickte mich an, das Lokal zu verlassen; aber da hielt mich der alte eisenköpfige Mann noch einmal zurück, weil das Goldstück vielleicht doch im Lokal sei. Und nun begannn die Nachsuchung Nummer zwei, indem der

digten, und wenn manche Männer mürrisch wurden über die Auszeichnung, welche er dem zartern Geschlecht schenkte. Die sinnigsten Blumengaben wurden ihm dafür gespendet, die zartesten kleinen Gedichte, die lieblichsten Phantasiegebilde, leise hingezeichnet von sanfter Frauenhand, umgaukelten gleich bunten, glänzenden Colibri's den Rosengarten seines hiesigen Lebens, ernstere Kunstgenüsse ertönten dazwischen durch, wie hinziehende Echoklänge aus frühen Jugendträumen und Dichtervisionen. Die sonnenklarste, herrlichste Witterung begünstigte zugleich seinen Aufenthalt. Sein Lieblingsspaziergang früh war unser in Blumenfülle prangender Palaisgarten; Abends verweilte er sehr gern auf unserer schönen Terrasse und betrachtete von da aus den Untergang der Sonne mit dem goldenen Widerschein auf den Fluten der Elbe und den Wölbungen der Brücke, und den Purpurglanz der Gebirge. Sonntags war er am liebsten an denen Orten, wo sich die Menge scharenweise hindrängt, die Volksgruppen da zu beobachten, freute ihn. In seinen Gesprächen herrscht jetzt neben der Wärme des Gefühles, der herzlichsten Gutmüthigkeit und einer süddeutschen traulichen Naivetät, am meisten der Hang zum Humoristischen, der auch in allen seinen neuern Werken vorwaltet, er ist überhaupt völlig Eins mit seinen Werken, und wer ihn kennt, der fühlt, wie auch in diesen alles natürlich ist und ungesucht, oft aber auch ungewählt, aus der Fülle seines reichen Geistes hervorströmt. Nur selten ist jetzt noch in seinen Gesprächen ein Anklang jener erhabenen, sehergleichen Begeisterung, welche uns in seinen früheren Werken so sehr entzückt, man kann wohl bemerken, daß sein Inneres noch bisweilen davon durchglüht ist, aber dann versinkt er in sinnendes Schweigen. Gern spricht er über wissenschaftliche Gegenstände, am meisten über Heilkunde, die er gründlich versteht, Magnetismus und Physiognomik. Höchst interessant ist es, ihn über bildende Kunst sprechen zu hören; fern von allem Schulgeschwätz spricht er hier einzig nach angebornem Gefühl, welches aber so richtig, so feinsinnig und durchdringend ist, daß es andern zum Gesetz werden könnte, indem er immer bescheiden hinzufügt: er verstehe nichts davon. Eines der heitersten Feste, die ihm gegeben wurden, war ein frohes Mahl, in den Sälen des blauen Sternes, wo sich die ausgezeichnetsten hiesigen Gelehrten, unsern würdigen geistvollen Oberhofprediger D. Ammon an ihrer Spitze vereinten, um den lieben Fremden gastlich zu bewillkommen. Ein Lorberkranz, reich umwunden mit Immortellen, wurde ihm da gereicht im Namen unsers sinnigen Professor Hasse, welcher im blauen Stern wohnt, aber durch Berufspflichten abgehalten wurde, dem Fest beyzuwohnen, ein Gedicht begleitete den Kranz. Alle Feste zu erwähnen, die ihm zu Ehren veranstaltet wurden, ist unmöglich, eines, welches ihm besondere Freude zu machen schien, war ein Abend bey Friedrich Kuhn, wo die heiterste Gastfreundlichkeit herrschte und der Geburtstag seiner abwesenden theuern Gattinn recht schön und rührend gefeyert wurde. Der Nachruf, welchen derselbe gemüthvolle Dichter an ihn richtete und in unserer Abendzeitung bekannt machte, ist zu schön und sinnig, als daß er nicht auch in Ihrer Kaiserstadt sollte schon gekannt und gelesen seyn. Eine der zartesten Huldigungen war eine Überraschung, welche Jean Paul am letzten Sonntagmorgen, den er hier verlebte, gemacht wurde. Er wohnte in einem Gartenhaus, hier wurde ihm vor seinen Fenstern früh um fünf Uhr eine Morgenmusik gebracht, welche wie ein Sommernachtstraum in seinen Schlummer hineintönte. Zu den Chören der erwachenden und jubelnden Vögel gesellten sich erst ernst und feyerlich, gleichsam wie eine fromme Morgenhymne singend, die vereinten Klänge von Pedalharfe und Waldhorn; als dieß Gebet, in der Poesie der Luft gedichtet, verhallt war, überließen sich beyde Instrumente ihrem romantischen und phantasievollen Charakter und schienen nun in Tönen ein Bild zu weben von den verschiedenartigen Werken des Dichters, bald schwangen sie sich, südlich leidenschaftlich, durch alle Gefilde der Phantasie, bald verschmolzen sie in süßer Innigkeit ihre reinen

jetzt darin aus! Die Erdäpfel kollerten auf der Diele herum — er hatte sich nach meiner Entfernung noch immer nicht beruhigt; noch einmal durchsuchte er sein Lokal und kehrte das Unterste zu oberst; und als alles nichts nützte, schüttete er noch die Erdäpfelsäcke aus — und richtig, da in einem Erdäpfelsacke hatte sich das Goldstück, von der Budel abspringend, hinein verloren, und Herr Muhr übergab es mir, keuchend vor Aufregung, mit den hervorgestoßenen Worten: „Wenn ich mir denk', daß wir die arme Person drüben verdächtigt haben! Mein Gott, wie leicht sagt man dann bei Gericht: „Ich weiß es bestimmt und es ist nicht anders möglich, ich bin ja selbst dabeigestanden" — und natürlich hätt' man uns geglaubt und so eine arme Person kommt ins Malheur . . ."

Ich eilte nun in die Fabrik zurück und bat den Direktor, die unschuldig Verdächtigte nebst einigen ihrer Kameradinnen vorzurufen, und in Gegenwart ihrer aller leistete ich der armen Frauensperson Abbitte aus tiefstem Herzen und bat sie, ein Geldgeschenk anzunehmen. Oft bin ich seit jenem Tage nach Nußdorf hinausgefahren, um bei der Gelegenheit bei Herrn Muhr einzutreten und mich nach seinem Befinden zu erkundigen. Jedoch seit zwei Jahren wohnt er nicht mehr dort und die Greislerei ist in anderen Besitz übergegangen. Ich glaube, es ist unnötig, daß ich noch etwas hinzufüge. Ich hätte, wenn es darauf angekommen wäre, weil ich doch „dabei" war, vor Gericht und mit dem ruhigsten Gewissen von der Welt meine Aussage gegen die Frauensperson abgegeben — und sie war doch unschuldig!

a. g.

Jean Paul und die Dresdner.

Eine alte Korrespondenz aus Dresden vom Jahre 1822, die wir aus Zufall aufgefunden, berichtet folgendes:

Dresden, Ende Juny 1822.

Zuerst noch einige Worte über die Zeit, welche der uns so herzlich willkommene Jean Paul hier bey uns zubrachte. Fast noch nie wurde ein Schriftsteller hier mit so allgemeinem und warmen Interesse aufgenommen. Es war erfreulich, zu beobachten, mit welchem Enthusiasmus sich Unzählige aus den mittlern und selbst den niedern Ständen an ihn drängten, denn dieß zeigt, wie allgemein verbreitet hier wahre Bildung ist, und es mußte dem edlen Mann selbst rührend seyn, wie Viele ihm so herzlich und glühend für den segensvollen Einfluß dankten, welchen seine Schriften auf ihren Sinn und ihre ganze Bildung gehabt hatten. Welchen schönern Lohn könnte sich der Genius wohl wünschen! Oft mußte aber wohl auch das Andrängen so vieler fremden Menschen dem bescheidenen Manne lästig werden, zumal da man es vielen anmerkte, wie sie nur auf seine Worte lauschten, um sich witzige Einfälle daran zu erobern, welche sie nachher eitel wiederholen könnten. Gegen solche mußte nun der Humoristiker auch trefflich seine Laune zu gebrauchen und schickte sie oft mit so kurzen, theils so absichtlich platten Antworten nach Hause, daß sie vergeblich strebten, eine tiefere Bedeutsamkeit hineinzulegen, deren sie sich prahlend hätten rühmen können. Überhaupt war er für Männer, welche ihn nicht besonders interessirten, viel schwerer zugänglich, als für Frauen, mit denen er im Allgemeinen sich weit lieber unterhält. Er zog auch unter ihnen die recht einfach natürlichen, die sich nur durch zartes Gefühl und lebendige Phantasie auszeichnen, am meisten vor. Gibt es doch keinen Schriftsteller, welcher alle verborgensten Falten und leisesten innern Klänge des weiblichen Herzens so studiert hätte, wie Jean Paul. Kein Wunder also, wenn auch hier die Frauen es waren, welche diesem ihren Liebling am lebhaftesten hul-

zu Gemüte zu führen, wie sehr sie durch solche absolutistisch-patriarchalische „Regungen“ ihren eigenen Prinzipien ins Gesicht schlügen.

Eines freilich hätte der Verfasser des sonst nicht genug zu beherzigenden Aufrufes besser unterlassen: die kleine Malice gegen den Tierschutz. Mitglieder der Tierschutzvereine sind es doch wohl zu allerletzt, die ihre Kinder mißhandeln. „Türmer.“

Ein Amerikaner über das Deutschtum in Österreich.

In der zu Chicago erscheinenden Zeitschrift „Die Glocke“ veröffentlicht Dr. Adolf v. Noé, Professor an der Universität zu Chicago, einen klaren Aufsatz, der uns interessiert, weil er so warm für uns geschrieben ist, und weil wir gerne wissen, wie die deutschen Amerikaner über uns denken. Der Aufsatz lautet:

Wer heutzutage von Deutschland spricht, denkt an das Kaiserreich zwischen Mosel und Riemen, der Ostsee und den Alpen. Der alten deutschen Lande, welche sich nach jahrhundertelanger Zusammengehörigkeit vom Reich getrennt hatten, Österreichs und der Schweiz, vergißt man dabei gewöhnlich, desgleichen der deutschen Balten, welche durch Esthland, Kurland, Livland und Ingermanland verstreut leben und allerdings niemals zum alten Reiche gehört haben.

Die Schweiz hatte früh aufgehört, ein wirksamer Teil des deutschen Reiches zu sein, ehe sie im Frieden von Münster und Osnabrück auch dem Namen nach ausschied. Anders war es mit Österreich. Hier hatte einst der Schwerpunkt des heiligen römischen Reiches deutscher Nation gelegen und erst der Deutsche Krieg von 1866 hatte die kaiserlich-königlichen Erblande für immer vom Reiche getrennt. Für immer? Wer könnte diese Frage beantworten! Vielleicht wird dieselbe nach hundert Jahren bejaht oder verneint werden können — hoffentlich verneint.

Es ist ein tragisches Geschick der Völker, daß sie die Sünden ihrer Väter zu büßen haben. Allein und von den Bruderstämmen verlassen, kämpft heute ein deutscher Stamm um Leben und Freiheit. Es ist kein Kampf eines unterdrückten Volkes gegen die Tyrannei eines einzelnen, sondern gegen die noch viel unerträglichere der Nachbarvölker. Und welcher Nachbarvölker! Slawen und Magyaren, die einstigen Vasallen des deuschen Herrenvolkes.

Welch ein Wandel fand statt in der Geschichte des deutschen Volkes in Österreich seit tausend Jahren! Damals zur Zeit der Morgenröte deutschen Volkslebens waren das Donautal und der Rhein die großen Stromgebiete, von welchen eine höhere Kultur sich nach allen Seiten ausbreitete. Später erfüllte die Elbe eine ähnliche Aufgabe. Der Norden, besonders der Nordosten, war noch unkultiviertes Slawenland.

Im oberen Donautale hatte uralte Kultur geherrscht. Die Römer hatten das feste Lager Vindobona errichtet, wo heute Wien steht. Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Kärnten und Salzburg bildeten die römischen Provinzen Norikum und Pannonia. Die Völkerwanderung durchflutete diese Länder mehrmals, die keltischen Ureinwohner wurden verdrängt, Germanen traten an ihre Stelle, begleitet von slavischen Stämmen. Letztere wurden in erbitterten Kämpfen nach Norden und Südosten zurückgedrängt und die österreichischen Alpenländer waren dem deutschen Volke gesichert.

Ein mächtiges nationales Leben begann in den deutschen Ostmarken zu blühen. Die Höfe der babenbergischen Herzoge zu Wien waren die Sammelplätze ritterlicher Sänger. Herr Walter von der Vogelweide und Neidhart von Reuenthal ließen hier ihre Lieder ertönen, auch der sagenumsponnene Heinrich von Ofterdingen, genannt

Klänge, bald überließen sie sich muthwillig der neckendsten Laune, einander antwortend und lockend, bis sie endlich ein kräftiges und freudiges: Lebe hoch, lebe wohl und vergiß uns nicht! auszusprechen schienen. Wer nicht den Zauber dieser beyden vereinten Instrumente kennt, wenn sie meisterhaft gespielt in der reinsten Morgenluft und Sonntagsstille ertönen, der kann sich keinen Begriff von der überirdischen Wirkung dieser Musik machen. Am letzten Tage von Jean Pauls Hierseyn brachte er noch einige sehr frohe Stunden in dem schönen Pillnitz zu, wo ihm die Freude wurde, noch eine zufällige Unterredung mit unserm sinn- und geistreichen Prinzen Johann zu haben. Zum Abend hatten ihm viele seiner Freunde ein reizendes Fest auf der Brühlischen Terrasse bereitet, Kränze und Opferflammen und, was besser ist, treue liebevolle Herzen harrten seiner, leider aber vergebens, durch empörende Zudringlichkeit wurde er in seinem Zimmer bis spät in die Nacht zurückgehalten und so seine unendliche Gutmütigkeit noch zuletzt auf eine recht harte Probe gesetzt. Am 12. Juny verließ er Dresden, von unsern besten Wünschen begleitet.

Kinderschutz und Tierschutz.

Die in Essen herrschende Wohnungsnot hatte einen Leser der „Frankfurter Zeitung“ gezwungen, in ein Viertel zu ziehen, das stark von Angehörigen der sogenannten unteren Stände besetzt ist. Das, schreibt er an sein Blatt, würde ihn nicht stören, aber eine Beobachtung habe ihn erschreckt: „Wir haben hier einen großen rührigen Tierschutzverein, der jeden Fuhrmann zur Anzeige bringt, der seinen Gaul mehr oder kräftiger prügelt, als erlaubt und nötig ist: um mich herum wird den ganzen Tag aus Leibeskräften geprügelt; aber nicht Pferde treffen die Hiebe, auch nicht Hunde und Katzen, sondern junge Menschenkinder von wenigen Wochen bis zu 15 und 16 Jahren. Was hier in meiner Nähe und natürlich auch anderwärts ein halbes Dutzend Kinder täglich an Mißhandlungen aushalten muß, das haben sicher nicht viele Pferde zu ertragen, denn dafür sorgen Polizei und der genannte Verein. Den Kindern hilft niemand.

Ich habe überlegt, ob sich etwas für sie tun läßt. Die Mißhandlungen erfolgen meist mit der Hand, lassen sich daher am Körper nach wenigen Stunden nicht mehr nachweisen. Das Verwerfliche liegt auch nicht so sehr in dem Nachdruck, mit dem geprügelt wird, als in der Häufigkeit. Man verzichtet auf jedes andere Erziehungsmittel, man prügelt, prügelt, prügelt. Und sind denn nur die körperlichen Mißhandlungen strafwürdig, zählen die seelischen gar nicht? Diese Erziehungsmethode kann auch ein gut veranlagtes Kind in wenigen Jahren zum Verbrecher machen. Hier setzt das Interesse der Gesellschaft, des Staates ein. Ich bin nicht für Bevormundung und Einschränkung der persönlichen Freiheit durch überflüssige Gesetze. Der Staat mischt sich aber in viel gleichgültigere Dinge ein. Die Entwickelung der kommenden Geschlechter ist doch wichtiger, als das Wohlbefinden von Katzen und Hunden. Vielleicht genügen auch die bestehenden Gesetze, dann müssen sie aber schärfer durchgeführt werden. Und wenn niemand anzeigen will, dann gründe man Kinderschutzvereine gegen die Eltern, Vereine, die gegen die Quäler gerade so mitleidslos vorgehen, wie diese gegen ihr eigenes Fleisch und Blut. Was ich hier täglich beobachte, wirft ein grelles Licht auf Nietzsches furchtbares Wort: Welches Kind hätte nicht Grund, über seine Eltern zu weinen?“

So prügelt also auch der sozialdemokratische Proletarier seinem eigenen Fleisch und Blut „Kadavergehorsam“, Knechtschaffenheit und knechtschaffene Tücke in die Glieder. Sogar der „Vorwärts“ hat sich wiederholt genötigt gesehen, den „Genossen“

dasselbe, in Schlesien die Polen und in Tirol die Italiener. Ungarn dagegen bemüht sich, den Schwerpunkt des Reiches von Wien nach Budapest zu verlegen. Dabei wurden die Absichten der slawischen Nationalitäten von der österreichischen Bureaukratie, welche nichts weniger als rein deutsch ist, heimlich oder offen gefördert, bis die deutschen Abgeordneten des Wiener Reichsrates in eine verzweifelte Opposition zur Regierung gedrängt wurden und derselben bewiesen, daß es in Österreich unmöglich sei, gegen die Deutschen zu regieren. Allerorten im Lande begann sich deutsche Volkskraft gegen slawische Überhebung zu regen. In den Landtagen und Rathäusern wuchs die deutschnationale Partei zu immer größerer Stärke und, außer den Slawen, stehen ihr höchstens noch die Ultramontanen und die überall vaterlandslosen Sozialdemokraten gegenüber. Der große Deutsche Schulverein entstand zur Erhaltung und Förderung rein deutscher Schulen in slawischen Grenzgebieten. Ähnliche Aufgaben stellten sich zahlreiche Schutz- und Trutzvereine, wie die „Südmark“. Bald hatte der nationale Gedanke mächtig um sich gegriffen und alle Bevölkerungsschichten erfaßt.

Der ungeheure Aufschwung des geeinigten Deutschen Reiches hat mittelbar auch dem Deutschösterreicher geholfen. Der helle Ruhmesglanz des Reiches wirft einen Widerschein auf den abgesprengten österreichischen Stamm und hebt dessen Selbstvertrauen. Auch ist die aufrichtige Teilnahme, die von reichsdeutscher Seite dem kämpfenden Brudervolke entgegengebracht wird, unverkennbar. Trotzdem fühlt man gar wohl in Österreich, daß die Rettung vor slawischer Bedrängnis nur aus innerer Kraft und nicht durch äußere Hilfe gelingen darf. Der Deutschösterreicher will die Freiheit seines Volkstumes nicht als fremde Gabe empfangen, sondern muß sie sich aus eigener Kraft erkämpfen.

Daß dieser Kampf gelingen wird, darüber zweifeln die Österreicher nicht, ebensowenig aber, daß der Sieg schwer errungen sein wird. Aber Österreich, worunter wir natürlich nur die alten Erbländer ohne Ungarn und das beinahe autonome Galizien verstehen, muß wieder durch und durch deutsch werden, unter einem deutsch fühlenden habsburgischen Herrscher und innigst verknüpft mit dem Deutschen Reiche.

Die zu erwartende Ablösung Ungarns von Österreich wird denjenigen Prinzen des Hauses Habsburg, dem einmal die österreichische Reichshälfte zufällt, in die Notwendigkeit setzen, sich ganz auf das lebensfähigste Element seines Reiches zu stützen, und im deutschen Bewohner der österreichischen Alpenländer liegt noch so viel urgermanische Kraft, daß kein fremdes Volkstum ihm wirklich gefährlich werden könnte.

Viele Hindernisse sind noch zu übersteigen und die Verirrungen mehrerer Jahrhunderte gutzumachen, bis der deutschösterreichische Stamm die Macht, die ihm seine natürlichen Gaben und reichen Landesschätze gewährleisten, entfalten wird, aber es wird geschehen und der verdrängte Bruder wird wieder ins Vaterhaus eintreten und in der deutschen Stammesfamilie den Platz einnehmen, der ihm gebührt.

Singvögel.

Gedenke!

Steh ich am Fenster und schau in die Nacht,
Schwarze, gespenstische Bäume:
Lautloser Stille balsamische Pracht,
Träume doch, Menschenkind, träume!

Schau ich zum blauenden Himmelsglanz,
Der endlos millionenbesäte,
Schweigender Sterne urewigem Tanz:
Bete doch, Menschenkind, bete!

Heini von Steyer. Hier scheinen zuerst die gewaltigen Strophen des Nibelungenliedes und der Gudrunsage erklungen zu haben. Große Kämpfe gegen die immer wieder anstürmenden Barbarenhorden des Ostens befeuerten die Phantasie der Sänger. Kreuzfahrer zogen über Wien nach dem heiligen Lande und die Herzoge und Ritter von Österreich nahmen selbst das Kreuz auf, um in Palästina gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Ein österreichischer Herzog wird vor Askalon vom englischen Könige Richard Löwenherz tödlich beleidigt, und als der König später durch des Herzogs Lande zu reisen gezwungen ist, nimmt ihn dieser gefangen.

Den Babenbergern folgt nach kurzem Interregnum das Haus Habsburg in der Herrschaft und die Herzoge, oder wie sie sich bald nennen, Erzherzoge von Österreich werden deutsche Kaiser. Wien ist die Hauptstadt des deutschen Reiches. Jahrhundertelange Kämpfe spielen sich an den Grenzen Österreichs ab. Die Türken haben Konstantinopel erobert. Ungarn ist ihnen verfallen und sie wollen ihre Rosse im Rhein tränken. Jahraus jahrein fluten die Kriegsvölker des Sultans gegen Westen, Wien wird zweimal belagert und immer und immer wieder bricht sich die osmanische Herrschaft an den Schwertern der Österreicher. Zu gleicher Zeit waren die habsburgischen Kaiser des Reiches Hüter im Westen und verteidigten den Rhein gegen die Angriffe der französischen Könige. Allerdings muß gesagt werden, daß es in erster Linie nicht das Interesse des deutschen Reiches war, dessentwegen die österreichischen Fürsten gegen die Türkei und Frankreich kämpften, sondern sie wollten ihre eigenen Ländereien in der Ostmark, im Elsaß und in Schwaben verteidigen. Dagegen kann nicht geleugnet werden, daß damit dem Reiche selbst der größte Dienst geleistet wurde, denn keine anderen deutschen Fürsten hatten damals die Macht, die östlichen und westlichen Reichsfeinde zu bekämpfen.

Da kam die Reformation, der große Wendepunkt in der Geschichte Mitteleuropas. Auch die österreichischen Erblande wurden, wie der größte Teil des Reiches, protestantisch. Allein Ferdinand II., der Gegenreformator, machte seine Länder mit spanischer Unterstützung wieder katholisch und trennte sie dadurch auf immer vom protestantischen Norden. Seine nächsten Nachfolger traten in Ferdinands Fußstapfen. Immer schärfer wurde die geistige und politische Absonderung des katholischen Österreich vom protestantischen Norddeutschland. Dort erhob sich zuerst Sachsen und darauf mit noch mehr Erfolg Preußen als Gegenmacht und das hundertjährige Ringen Preußens und Österreichs um die Vorherrschaft in Deutschland endigte schließlich mit dem Frieden von Nikolsburg, der ein neues Deutschland ohne Österreich anbahnte.

Des Rückhaltes an den reichsdeutschen Stämmen beraubt, sahen sich die deutschen Österreicher plötzlich den früher geringgeschätzten und schon beinahe germanisierten Magyaren und Slaven gegenübergestellt und bald in ein Ringen auf Leben und Tod verwickelt.

Die demokratischen Prinzipien des modernen Staatslebens haben diesen Kampf verschärft. Was nützt dem deutschen Bürger seine überlegene Bildung, sein Gewerbefleiß und sein Besitzstand, wenn seine Stimme in der politischen Wagschale nicht mehr und nicht weniger gilt als die eines slawischen Taglöhners. Die Menge tut es. So viele Köpfe, so viele Stimmen, und die zehn Millionen Deutsche werden von der slawischen Mehrheit einfach überstimmt. Wahrlich, nirgends erscheint eine alles gleichmachende Doktrin in ihren Konsequenzen so verderblich als in Österreich, wo durch das allgemeine und gleiche Stimmrecht eine alte hochstehende Kultur von kaum zur Mannbarkeit gereiften Zivilisation in ihrer Existenz bedroht wird.

In Steiermark, Kärnten und Krain suchen sich Slowenen und Kroaten auf Kosten der Deutschen vorwärtszuschieben. In Böhmen und Mähren tun die Tschechen

Geschah dir's nie? . . .

Geschah dir's nie — daß, plötzlich festgehalten,
Dein Blick verweilt an dunklen Laubengängen;
Ein Häuschen, drüber wilde Rosen hängen,
Dich bannt und lockt — um Träume zu gestalten!
Hier muß das Märchenglück — so meinst du — walten,
Und losgelöst von dieses Daseins Engen,
So wie's der Dichter schildert in Gesängen,
Um edle Menschen seinen Glanz entfalten.
O holder Wahn! Denn gibt's ein Glück hienieden,
Um das nicht dunkle Schatten drohend schweben,
Das neid'sche Mächte grausam nicht verneinen;
Die ew'ge Unrast tötet Ruh und Frieden,
Dem Schmerz verfallen ist das hellste Leben
Und jeder Glückstraum endet hier mit Weinen.

Aug. Porch.

Kristall.

In den weiten grauen Mantel der Einsamkeit will ich mich hüllen.
Schweben will ich durch den Nebel, der die Welt birgt und die Dinge, die waren,
Über mir nur noch das reine kalte Winterlicht der Sterne.

Eines nur ist noch lebend um mich.
Tot-lebendig möchte ich es nennen und lebender doch als alles, was drunten lebt und liebt, fault und stirbt:
Sahst du den Kristallstern, geworden, erstarrt, gestorben aus dem lebenspendenden, allbeweglichen Naß?
Fühltest du nichts bei der Erhabenheit seiner starren Schönheit — gestaltet nur, um zu sein — nicht, um mit Fäulniskraft in die Zukunft zu zeugen?

Siehe, so soll meine Seele schweben inmitten von Zeit und Raum, gehüllt in den grauen Mantel der Einsamkeit.

E. Schenkl.

Tierseele.

Es wird so oft gesagt, es fehle
Jedwedem Tiere eine Seele.
Wie nennt ihr's denn, da einem Kätzchen
Verbrannten seine zarten Tätzchen,
Und ihm ein Hund geleckt die Wunden,
Bis daß sie konnten neu gesunden?

Und wenn ein Hund ein Kindlein rettet
Im Fluß, es auf dem Rasen bettet,
Es ruhen läßt auf seinem Felle,
Bis Menschenhilfe ist zur Stelle?

Was ist es, wenn im Tode ringend
Ein treues Tier, den Schmerz bezwingend,
Noch einmal zu den Menschen wanket
Und mit gebroch'nen Blicken danket?

Wenn andere trotz Fluch und Schlägen
Liebkosend geh'n dem Herrn entgegen,
Und manches schon vor Leid verdorben,
Wenn ihm sein Meister weggestorben?

Ist's nur „Instinkt“? Nein, das ist Liebe!
Und diese rührend edlen Triebe
Entspringen einzig einer Seele.
Sagt nicht, daß sie dem Tiere fehle.

E. W.

Bücher.

Tagebuchblätter eines Weltpriesters. (Dresden. E. Pierson.)

Er hat sich nicht genannt, der Verfasser, und recht hat er gehabt. Man könnte ihm sonst vielleicht doch auf die Finger klopfen: Du, fremdes Eigentum laß liegen! Der Mann hat sich Roseggers Roman „Das ewige Licht“ doch ein bißchen zu gewissenhaft zum — Vorbild genommen. Nachgerade alle Bestandteile des genannten Romans sind in dieser Pfarrergeschichte verwertet. Bloß die Liebesgeschichte dieses „Weltpriesters“ dürfte eigene Erzeugung sein. Aber auch sie ist hübsch nach der Schablone der sattsam bekannten Priester-Liebesromane gemodelt. Im weiteren ist die Absicht des Buches löblich. Z.

Denk ich der Jugend, denk ich der Not,
Qualvollen Jammers die meine;
Denk ich des Glückes nun, das sich mir bot,
Weine nur, Menschenkind, weine!

Ballen sich dräuende Wolken gar auf,
Quillt dir die Träne, die bittre:
Donnernd rollt's über die Fluren herauf!
Zitt're, Menschenkind, zitt're!

C. Grimme.

Alte Lieblingslinde.

Beim Jägerhaus in der Stanz.

Schläfst du, liebe alte Linde,
Festgewurzelt in der Erde,
Träumend, bis die Frühlingswinde
Wieder rufen: „Werde! werde!"
Nein, nicht träumend; auch im Innern
Hat es aufgehört zu weben;
Stille ist es, kein Erinnern
Spricht von Lust und Leid im Leben.
Ob im Suchen nach Gewürme
Bunte Spechte dich umklettern,
Ob dir rauh die Winterstürme
Durch die kahle Krone wettern,
Mag der Boden rings vereisen,
Reif und Schnee dich ganz bedecken; —
Bis wir in den Frühling kreisen,
Kann dir nichts den Pulsschlag wecken.

Aber wenn auf Himmelsbahnen
Höher steigt der Sonne Flamme,
Zittert es wie Werdensahnen
Von den Wurzeln auf zum Stamme;
Wenn es dann beginnt zu tauen
Und hervor aus grünen Schöpfchen
Schon die ersten Primeln schauen
Mit den gelben Blumenköpfchen,
Dann, wenn all die tausend Kräfte
Sich noch schneeumhüllt entfachen,
Fluten dir auch neue Säfte:
Welch ein köstliches Erwachen!

Nach geheimnisvollem Schwellen
Drängt empor das Keimen, Sprießen,
Bis die Knospen überquellen
Und heraus die Blätter fließen;
Und noch ehe voll entfaltet
Prangt der Dom aus jungen Blättern,
Dort schon Liebesleben waltet,
Tönt der Vöglein Jubelschmettern.

Denn die kleinen, nimmermüden
Sänger süßer Frühlingslieder
Kehrten von dem Flug nach Süden
Zu der trauten Heimstatt wieder,
Und, die noch als Eilein lagen
Hier zur Sommerszeit im Neste,
Nehmen in den Lenzestagen
Anteil an dem Schöpfungsfeste.

Aber nicht nur hoch im Laube
Wallt der Blutstrom in Erregung;
Unten auch im Erdenstaube
Herrscht jetzt Leben und Bewegung.
Denn die Mutter Sonne streuet
Strahlengold als Samen nieder,
Der den Schaffenstrieb erneuet,
Jede Kraft erwecket wieder.
Und bis in die tiefste Furche
Dringet ein das Auferwecken,
Wo sich Nachtgewürm und Lurche
Lichtscheu im Gedunkel decken.

Auch den Menschen ist entglommen
Glanzerfüllter Sonnensegen;
Siehe, wie sie fröhlich kommen
Zu den grünen Waldgehegen,
Wie sie neubelebt erscheinen,
Sich verjüngen und beglücken,
Wenn auf Wiesen und in Hainen
Sie sich bunte Blumen pflücken,
Wenn sie mit den hellen Augen,
Liebe Linde, dich begrüßen
Und in ihren Odem saugen
Deinen Duft, den wohlig süßen,
Betend, daß im Lauf der Jahre
Menschenhabgier dich verschone,
Schützend dir Natur bewahre
Unverletzt vom Blitz die Krone.

Wilhelm du Nord.

Oberlausitzer Forsthaus.

März! Auf jedem Zweig am Baum
Liegt ein weißes Kräuschen;
Eingeschneit in weichen Flaum
Steht das Försterhäuschen.

Drinnen an dem Webstuhl sitzt
Lenchen, um zu weben,
Waldmann, der die Ohren spitzt,
Sitzt ganz still daneben.

Lenchen denkt: Wie heult der Wind!
Trübe wird's und trüber!
Waldmann denkt: Wie geht geschwind
So ein Tag vorüber!

Lenchen denkt: Käm' heut mein Fritz —
Ei, da wollt' ich lachen!
Waldmann denkt: Was mag Frau Spitz,
Meine Freundin machen?

Lenchen denkt: Wie lieb' ich dich,
Holde Maienwonne!
Waldmann denkt: Ich sehne mich
Nach ein bißchen Sonne . . .

Und so blüht ein Hoffnungsstrauß
Zwischen hohen Bäumen
Im verschneiten Försterhaus,
Wo zwei Träumer träumen.

Otto Promber.

gewärtigt. Ein Springquell echter Poesie in der Art der Muse Ferdinand Raimunds. Ich möchte diese Märchenkomödie auf der Bühne sehen. M.

Der deutsche Christus. Von Max Bewer. (Laubegast-Dresden. Goethe-Verlag. 1907.)

Die Hauptmerkmale dieses merkwürdigen Buches sind Germanenbewußtsein, Religiosität, Mystik, Hebräerhaß. Übrigens ist der Verfasser ein so starker Materialist, beziehungsweise auch Menschenhasser, daß es Wunder nimmt, wieso er gerade Christus sich zum Ideal gewählt hat. Wutentbrannt ist er gegen die Juden. Alles Heil ruht im Germanentum. Da wird er bedenklich, weil jede Übertreibung Zweifel erweckt und Gegner schafft. Und der Mann will doch den Frieden? Kecker ist es noch nirgends ausgesprochen worden, daß Christus nicht Jude gewesen, sondern germanischem Blute entsprossen. Das bedeutsamste Kapitel des Buches, ein glänzendes Werkchen für sich, ist: Der Papst in Friedrichsruh. Dieses Zwiegespräch zwischen Leo XIII. und Bismarck ist einfach köstlich. Indem beide eine gemeinsame Grundlage für den konfessionellen Frieden in Deutschland suchen, verteidigt und rechtfertigt jeder seine Konfession. Der kluge, feindiplomatische, scheinbar biegsame und doch nicht ein Pünktchen nachgebende Leo ist prachtvoll gekennzeichnet, aber nicht minder der derbere, praktischgründige, freimütige Bismarck Eine wirkliche Einigung gibt es nicht und der schließliche Kompromiß ist etwas schleußig. Aber der gute Wille für den Frieden ist dargetan und der Verfasser erweist dem Papste die besondere Aufmerksamkeit, ihn auf leuchtendem Wolkenwagen zurück nach Rom fahren zu lassen. Bei dieser Aufmerksamkeit für den heiligen Vater und bei der so sorgfältigen und bestehenden Begründung des päpstlichen Standpunktes sollte man meinen, daß Max Bewer ein guter Katholik sei. Das will er aber durchaus nicht sein, auch nicht Protestant, überhaupt nicht kirchlich; nur Christ will er sein. Nach dem Gesetze aber gibt es in Deutschland keine Christen, so wenig wie in Österreich, und wenn einer auf dem Volkszählungsbogen in die Rubrik Konfession hinschreibt „Christ", so wirft ihm die Behörde das Blatt zurück: Christen, das gibt's nicht! — Und gut so, das Christentum kann nicht veramtlicht, nicht rubriziert werden. M.

Fußnoten zu Texten des Tages. Von Otto v. Leixner. (Berlin. Emil Felber. 1906.)

Wenn Worte überhaupt etwas ausrichten könnten, so müßte dieses Buch auf die Nation eine große Wirkung erzielen. Überzeugender können die Schäden des Volkes und der Zeit kaum bloßgelegt werden, als Leixner es tut. Von Literatur und der so modern gewordenen Ästhetelei ausgehend spricht er von der „entfernten Nuß" (dem enthäuslichten Familienhause), vom Geiste des Hauses, von Vater, Mutter und Kindern und ihr Verhältnis zu einander, von der Erziehung insbesondere, von Luxus und Charakterentwicklung; vor allem des Abschnittes zu gedenken mit der Überschrift: „Die neue Moral". Kein Predigerton verletzt, keine pharisäerhafte Moralisiererei schreckt ab — in ernsten und liebevollen Darstellungen sucht der Verfasser die Menschen zur Selbsterkenntnis zu leiten. Ein sehr gefälliger Stil läßt allerdings bei dem Buche auch solche auf ihre Rechnung kommen, die es mehr zur Unterhaltung als zur Belehrung lesen wollen. M.

Der demokratische Imperialismus. Rousseau — Proudhon — Karl Marx. Von Ernst Seillière. Deutsch von Theodor Schmidt. (Berlin. H. Barsdorf. 1907.)

Dieses merkwürdige Buch, das auf dem Standpunkte eines — möchten wir sagen — modernen Humanismus — steht, bietet so viele neue Gedanken und fruchtbare Hinweise, daß sich kein Mensch, der soziale Studien treibt, versagen sollte, es zu lesen. Dankbar muß man dem Übersetzer sein, daß er uns mit diesem Werke des berühmten Franzosen bekannt macht. H.

Seids lusti! Gedichte in Wiener und niederösterreichischer Mundart von Arthur Dworzak. (Dresden. E. Pierson.)

„Hast du wen zum Lachen bracht,
So ist das Nächstenliebe."

Schon dieses Leitsprüchleins wegen möge man zum anspruchslosen Büchlein greifen, dessen Grundton im Titel selbst liegt. K.

Agrarische Halbmonatshefte. Die österreichischen Agrarier haben wieder einen Schritt nach vorwärts getan, indem sie sich ein Zentralorgan schufen, das auf dem Programme der Agrarischen Zentralstelle in Wien fußend. die Agrarier aller Parteischattierungen zur gemeinsamen Arbeit auf rein agrarischem Boden zusammenrufen soll und wird. Unstreitig werden die Agrarischen Halbmonatshefte zur Vertiefung des agrarischen Bewußtseins beitragen und, wenn sie von ihrem Niveau nicht herabsteigen, der Leitstern für die gesamte agrarische Presse Österreichs werden. Redigiert werden die Agrarischen Halbmonatshefte von Hugo Reinhofer in Graz und erscheinen im Verlage der „Moldavia" in Budweis. V.

Weiße Lilien. Stille Weisen von Elisabeth Kolbe. Zweite Auflage. (Leipzig. Verlag von H. G. Wallmann. 1905.)

Der große Vorteil, der (im Vergleich zu anderen Gesängen der Frauenlyrik) diesen Versen

Damian Zagg. Von Ludwig Ganghofer. (Stuttgart. A. Bonz u. Co. 1906.)

Es sind Jägergeschichten. Das ist nebenbei gesagt, nebenbei gehört und man — geht vorüber. Man müßte aber erst fragen: Wer hat sie geschrieben? Ein großer Weidmann vor dem Herrn sicher. Und — ein scharfer Beobachter, ein Menschenkenner, ein Humorist, ein vielkönnender Dichter. Der Jäger Damian Zagg mit seiner radikalen Brautreise steht nicht allein in dem Buche, auch der Urkraftmensch Egidius Trumpf ist da, und der zeugungsfrohe Permaneder-Hansel und der nette Peperl und andere, lauter Jäger und Schützen, kerngesund, geschildert mit beneidenswerter plastischer Ausdruckskraft und überwältigendem Humor, mit einer oft geradezu tierischen Rücksichtslosigkeit. Urmenschen aber — ohne Seele. Fast ohne Seele. Leute vierter Güte. Weichere, gemütlichere, wärmer und tiefer angelegte Menschen, wie sie in den Alpen zwar ebenfalls vorkommen, läßt Ganghofer diesmal ihrer Wege gehen. Als echte Jägernatur macht es ihm Spaß, die wilden Menschentiere einzufangen und im Käfig einer überaus liebenswürdigen Erzählungsart sie uns vorzuführen. Dieses knappe Erzählen, dieses mit wenigen glücklichen Worten markige Gestalten schaffende Charakterisieren, diese Unmittelbarkeit in der Ausdrucksweise des derben bilderlustigen, witzigen und fluchenden Älplers, diese Technik in der Jägersprache erscheint mir von anderen kaum erreichbar. Dann unerschöpflich an drastischen Jägeranekdoten — ein herrliches Latein! Mir sind ja weder Jäger noch Jägerei besonders verständlich, von solchen Darstellungen aber kann man sich nur schwer trennen. Kaum jemals ist mir Ludwig Ganghofers Gestaltungsvermögen so lebhaft vor Augen getreten als in diesem Damian Zagg und seinen zweifelhaften Brüdern.

M.

Speckbacher. Eine Tiroler Heldengeschichte von Josef Friedrich Mair. (Innsbruck. Heinrich Schwick.)

Wie schwer es ist, aus den Tiroler Befreiungskriegen Romane zu schreiben, das hat mancher erfahren. Für den Roman wird's zuviel Geschichte, für Geschichte zuviel Roman. Dieser Zwiespalt beeinträchtigt allerdings auch das genannte Buch, trotz all seiner Vorzüge. Man darf das Werk eben nicht als Roman lesen wollen, sondern als freigeschaffenes Zeitbild. Speckbachers Heldengestalt, gleichwohl in vielen Geschichtswerken und Dichtungen dargestellt, ist weniger bekannt, als die Hofers, obschon sie stellenweise noch grandioser und vor allem abenteuerlicher aufragt. Dieses Buch von J. F. Mair nun gibt von Speckbacher und seinen Tagen ein großes schönes Gemälde, das nicht bloß in Tirol, sondern auch in der weiten Welt Interesse finden müßte. Die Hirten-, Bauern- und Jägerzeit des jungen Speckbachers ist eine frische Gebirgsidille; dann der furchtbare Kampf mit dem Landesfeind, wobei der kühne, schlaue und starke Speckbacher Heldentaten vollführt, die manchmal ans Antike gemahnen. Dann seine Flucht, sein einsamer Aufenthalt in den winterlichen Gebirgswildnissen, endlich sein Auszug nach Ungarn, seine Rückkehr als gebrochener Mann und sein früher Tod. Welch ein Stoff für den Dichter! J. F. Mair hat ihn mit bewundernswerten Mute angepackt und mit anerkennenswertem Geschick bewältigt. Wenn hie und da in Anordnung und Ausdrucksweise, besonders in Gesprächen der Bauern, die realistische Plastik vermißt wird, so ist das kein schwerwiegender Mangel gegenüber dem vortrefflich festgehaltenen Milieu und Geiste der Tiroler jener Zeit. — Wenn Tirol im Jahre 1909 zum Gedächtnisse des Freiheitskampfes sein Speckbacherdenkmal enthüllen wird, so könnte man sich kaum eine würdigere Festschrift denken, als dieses Buch, das auch mit guten Bildern geschmückt ist.

M.

Der Bildhauer. Roman von Hanns von Zobeltitz. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Hat doch der Name Hanns von Zobeltitz seit Jahren einen guten Klang, und das neueste Werk des märkischen Dichters „Der Bildhauer" ist sowohl in der Erfindung als auch in der Mache geeignet, den Leser zu interessieren. Der Roman läßt uns die Entstehungsgeschichte eines Berliner Denkmals mit all den Intrigen und dem Protektionswesen vor dem geistigen Auge als Episode vorüberziehen und gewährt uns einen Einblick in das Wirken eines Künstlers in der Großstadt, der aus den ärmlichen Verhältnissen eines Landbürschchens emporgeschoben und gehoben wurde. Hübsche Idyllen, Prunkfeste, erhebende und unerquickliche Vorkommnisse lösen einander ab, und die Art, wie sie gegeben, lassen die Spannung des Lesers nicht erlahmen. Der Titelheld, der über einen großen Egoismus verfügt und rücksichtslos über Menschliches und Edelmütiges hinweg seinem Ziele zustrebt, kann uns freilich nicht immer sympathisch berühren, aber es scheint der Wirklichkeit abgelauscht zu sein, und das ungemein gewandt Erzählte macht einen wahrhaftigen, künstlerisch gerundeten Eindruck, dem auch die Eigenart und der Adel nicht fehlt.

Brandstetter.

Ortrun und Ilsebill. Eine Märchenkomödie in 5 Akten von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staakmann. 1906.)

Eines der kühnsten Märchen, das ich kenne. Grotesker Humor aus der Wirklichkeit und zartherzigster Idealismus, ohne alle Tagestendenz, die man sonst bei diesem Autor

„Karl Ernst Knodt“ von Karl Engchard? — „Peter Rosegger“ von Dr. Richard Plattensteiner. — „Das Erwachen und Werden des Dichters in Schiller“ von Julius Burggraf. — „Annette v. Droste-Hülshoff“ von Hermann Grans. — „Friedrich Hebbel“ von Theobald Bieder. — „Parcival und Faust“ von M. v. Eschen. — „Ulrich Branker, der arme Mann von Tockenburg“, von Adolf Wilbrandt. — „Wilhelm Hauff“ von Hermann Graef. — „Robert Reinicke“ von Bruno Pompeki. — „Friedrich Nietzsche als Lyriker“ von Paul Friedrich. — Kürze, Hervorheben der Hauptcharakteristik, tiefes Verständnis und wohltuende Wärme für den behandelten Gegenstand sind Hauptvorzüge, die man diesen Heften nachrühmen kann. Z.

—

Brockhaus' Kleines Konversationslexikon. Fünfte, vollständig neubearbeitete Auflage. In zwei Bänden. Mit 1000 Textabbildungen, 63 Bildertafeln, darunter 15 bunte, 221 Karten und Nebenkarten sowie 34 Textbeilagen. (Leipzig, F. A. Brockhaus. 1906.)

Immer mehr macht sich das Bedürfnis nach kurzen übersichtlichen Enzyklopädien geltend, nach Handbüchern, die man bequem bei der Lektüre und bei der Arbeit benützen kann, die über Fragen des gegenwärtigen Kulturlebens schnell und hinlänglich orientieren und Mittel und Wege angeben, wie man sich über den Gegenstand eine tiefere Belehrung verschaffen kann. Solche Handbücher herzustellen, ist heutzutage, wo das geistige und wirtschaftliche Leben in schnellem Tempo dahinflutet, keine leichte Aufgabe; denn viele Fragen, Namen und Vorgänge, die heute aktuell sind, gelten morgen schon für überholt, für veraltet, und Stoffgebiete, an die heute noch kein Mensch denkt, können morgen schon Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit sein. Es gehört also zur Abfassung enzyklopädischer Handbücher nicht nur ein hohes Maß gründlicher Bildung und zuverlässiger Kritik, sondern auch eine Art von Divination, die Fähigkeit, in die Zukunft zu schauen und Angaben über Dinge zu machen, die möglicherweise bald in den Kreis des allgemeinen Interesses treten können. Wir müssen gestehen, daß diese drei Bedingungen: Wissen, Kritik und Divination in der fünften Auflage des Kleinen Konversationslexikons von Brockhaus vortrefflich erfüllt sind. V.

Büchereinlauf.

Otto der Ausreißer. Bruchstücke aus einem Jungentagebuch. Von Gustav Naumann. (Leipzig. C. G. Naumann. 1906.)

Viktoria. Erzählung von Georg Hondrey. (Dresden. E. Pierson. 1907.)

Geduld. Von Richard Schmidt. (Berlin. Modernes Verlagsbureau. 1906.)

Han Grot. Von Richard Schmidt. (Berlin. J. Harrwitz Nachfolger. 1906.)

Tiroler Helden. Gedichte von Albrecht Graf Wickenburg. (Innsbruck. Wagnersche Universitätsbuchhandlung. 1907.)

Gesänge von Gabriele d'Annunzio. In Nachdichtungen von Else Schenkl. (Berlin. Schuster u. Loeffler.)

Ringende Welten. Neue Gedichte von Karl Frank. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1905.)

Auf stillen Wegen. Neue Gedichte von Angelica Hörmann. (München. J. Lindauersche Buchhandlung. 1907.)

Aus der verlorenen Kirche. Religiöse Lieder und Gedichte für das deutsche Haus. Gesammelt von Rudolf Günther. (Heilbronn. Eugen Salzer. 1907.)

Avalun. Neue Gedichte von Franz Ulrich Apelt. (Berlin. Franz Wunder. 1907.)

Enindhli. Götter- und Heldenlieder von Karl Konrad. (Berlin. Modernes Verlagsbureau. 1906.)

Backfischlieder und allerlei. Von Anna Claud. (Dresden. E. Pierson.)

Saitengold und Lieder. Gedichte von Paul Tschurtschenthaler. (Innsbruck. Wagnersche Universitätsbuchhandlung. 1907.)

Pfälzer Heimatspoesien. Gedichte von Karl Räder. (Neustadt an der Haardt. Wilhelm Marnet.)

Vom Morgen zum Abend. Ausgewählte Gedichte von Wilhelm Jensen. 2. Auflage. (Leipzig. B. Elischers Nachfolger.)

Wilhelm Jensen. Sein Leben und Dichten. Von Gustav Adolf Erdmann. (Leipzig. B. Elischers Nachfolger.)

Schiller. Von Fritz Lienhard. (Berlin. Schuster u. Loeffler.)

Jahrbuch moderner Menschen. (Osterwieck, Harz. A. W. Zickfeldts Verlag. 1907.)

Heine-Genossen. Zur Charakteristik der deutschen Presse und der deutschen Parteien von Adolf Bartels. (Dresden. C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung. 1907.)

Pietisten. Von J. Jüngst, Pfarrer. Religionsgeschichtliche Volksbücher IV. I. (Tübingen. J. C. B. Mohr. 1906.)

Saul, David, Salomo. Von Liz.-Dr. G. Beer. (Tübingen. J. J. B. Mohr. 1906.)

Sonne und Wolke. Aphorismen von Wilhelm Fischer in Graz. (München. Georg Müller. 1907.)

Die letzte Schrift. Von Eduard Bacher. — **Werden und Wachsen.** Von Robert Freund. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.)

Österreichische Geschichte. „I. Von der Urzeit bis zum Tode König Albrechts II. (1439).“ Von Prof. Dr. Franz v. Krones. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage von Prof. Dr. Karl Uhlirz. Mit 11 Stammtafeln. (Leipzig. G. J. Göschensche Verlagshandlung.)

anhaftet und der sie über viele „Dürste und Dränge“ moderner „Hysterie in Reimen“ erhebt, besteht in der frischen, gesunden, natürlichen Empfindung der stillen Weisen unserer anerkennenswerten Dichterin! Gedichte wie „Unterm Dach“ und „Der große Junge“ gehören ohne Zweifel zu dem Allerschönsten, was die Lyrik in letzter Zeit hervorgebracht hat. Das Buch sei bestens empfohlen. O. P.

Shakespeare. Eine kritische Studie von Leo Tolstoi. (Hannover. Adolf Sponholtz. 1906.)

Wie alle Kunstkritik im Grunde müßige Arbeit ist, beweist wieder dieser Fall. Sie erzeugt ja Meinungen, aber ebensoviel unrichtige als richtige. Wenn sie unter hundert Abgetanen einmal einen in den Himmel erhebt, so reißt sie ihn gelegentlich wieder herab. Seit Jahrhunderten haben die kleinen und großen Kritiker Shakespeare als den größten Dichter der Welt ausgerufen. Und nun kommt plötzlich ein Kritiker daher, dessen Weltanschauung, Kunstgeschmack und Logik in der Kulturwelt hochgehalten wird, und dieser Mann schreibt ein Buch, durch das er beweisen will, daß Shakespeare ein ganz mittelmäßiger, geschmack- und witzloser und unmoralischer Dichter gewesen ist. Und auch diese Kritik ist müßig, weil sie ebenfalls wieder niedergeschimpft wird. Dem Tolstoi ist Shakespeare zu unnatürlich, zu geschraubt, zu brutal und zynisch, zu wenig volksfreundlich, zu geschmacklos, zu langweilig, zu weiß Gott was alles. Es ist ja sicher, daß der alte Grübler, der alles auf die Spitze zu treiben pflegt, mit der Strenge seiner Kritik über die Schnur haut. Aber gerade schaden kann sein Buch nicht. M.

Der Schneider von Ulm. Geschichte eines zweihundert Jahre zu früh Geborenen. Von Max Eyth. 2 Bände. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Mit Kunst hat es Eyth verstanden, dies Lebensbild nicht nur innerlich zur Tragödie des Erfinders zu vertiefen, sondern auch nach außen zu einem großen, farben- und figurenreichen Zeitgemälde zu erweitern. Das geistige Leben Alt-Württembergs, die kleinbürgerliche Kultur und der politische Marasmus der alten freien Reichsstädte, die — zu ihrem Glück — beim Zusammenbruch des „heiligen römischen Reichs“ ihre Selbständigkeit verloren, das sehnsuchtsvolle, opferbereite Ringen um ein großes, ruhmvoll geeinigtes Deutschland — das bildet die Umwelt, in der wir den Helden des Buches heranwachsen und untergehen sehen. V.

Tragödien und Festgesänge der Blumen und Bäume. Von Erika Rheinsch. Frankfurt a. M. Heinrich Demuth. 1907.)

Die „Tragödien und Festgesänge der Blumen und Bäume“ sind von einer wahrhaft zärtlichen Liebe zur Natur, von der Beobachtung ihrer leisesten Lebensregungen, von der Freude an der Schönheit all ihrer Formen und Farben diktiert. In begeisterten Betrachtungen wird das Werden und das bittere Vergehen des zarten Pflanzenwesens geschildert. Die „Festgesänge“ sind lyrische Gedichte von feinem Stimmungsgehalt und streng beherrschten, oft antiken Formen. V.

Nach Feierabend. Gedichte in Nürnberger Mundart. Von Jean Greulein (Jakob Heinrich). (Nürnberg. C. Koch.)

Greulein ist ein humorvoller Volksschriftsteller, der es versteht, die kleinen Eigentümlichkeiten seiner Mitmenschen, die harmlosen Abenteuer des Alltags, mit ruhiger Behäbigkeit und einem sicheren Blick für das Komische in Versen wiederzugeben. Er ist kein Witzbold, der durch die Pointe über die geistige Leere dessen, was er vorbringt, hinwegzutäuschen sucht; was er sagt, entquillt einem reichen Gemüt. Martin Boelitz.

Ein Blumenstrauß. Gedichte von Christian Wagner, Warmbronn. (Schwäbisch-Hall. Wilh. Germans Verlag.)

Ein feinsinniger Literaturkenner, R. Krauß, schreibt von dem Warmbronner Bauern und Dichter: „Christian Wagner bewährt sich als ein tiefer Kenner der ihn umgebenden Natur, versteht Blumen und Pflanzen aufs innigste auszudeuten, an solche die reizendsten Märchen und Legenden anzuknüpfen, die aus seiner üppig sprudelnden Dichterphantasie geschöpft sind. V.

Peter Moors Fahrt nach Südwest. Ein Feldzugsbericht von Gustav Frenssen. (Berlin. G. Grote. 1906). 81. Tausend.

Ein sehr unterrichtendes und sehr unerquickliches Buch. Es spricht unwillkürlich gegen die deutschen Annexionen in Südwest-Afrika. Wie viel Elend und Jammer, wie viel Leben und Sterben für eine fast aussichtslose Sache. Wenn Deutschland eine große Armee und ungezählte Milliarden opfern will und kann, dann allerdings nicht aussichtslos. Das neue, schlicht geschriebene Buch Frenssens scheint mir keine Tendenz äußern zu wollen, und doch schreit jede Zeile: Ein Unheil, diese Kolonie! M

Beiträge zur Literaturgeschichte. In Heften, herausgegeben von Hermann Graef. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.)

Die Hefte 7—22 enthalten unter anderem: „Die Dorfgeschichte in der modernen Literatur“ von Lulu Strauß und Torney. — „C. F. Meyer als Lyriker“ von Dr. Karl Busse. — „Nikolaus Lenau“ von Hermann Graef. — „Der lutherische Charakter und Goethes Faust“ von Dr. Richard Degen. —



Die Försterbuben.

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Der gebrochene Ahornast.

Am nächsten Frühmorgen stand Herr Nathan Böhme, „Preuße und Landstreicher“, gestiefelt und bepackt am Ausgange des Wirtshauses „zum schwarzen Michel“. In demselben Aufzuge wie er gekommen, ging er davon, nur nicht so bestaubt und verschwitzt, sondern hübsch ausgebürstet und frisch. In seine Ledertasche hatte Frau Apollonia Roggenbrot, Kuchen und gekochte Eier gesteckt für das Mittagsmahl auf dem Rauhruck. Die Kellnerin hatte ihm den Hut mit weißen Nelken und einer freilich schon halbverblühten Pfingstrose geschmückt. Als er ihr die Hand gereicht hatte: „Also, Mamsell Mariedel, adieus, bleiben Sie edel, hilfreich und gut und heiraten Sie bald!“ Da mußte sie sich mit den Schürzenzipfel ein Tränlein abwischen. Er war zwar immereinmal „wüscht“ gewesen und doch hat man ihm „nit feind sein“ können. Und als sie nachher in der Stube ein Goldstück auf dem Schranke liegen fand, da wollte sie ihm damit nachlaufen, bis der Hausknecht auf die Vermutung kam, das werde ein Trinkgeld sein, für das Stubenmädel und den Hausknecht. Kleider und Stiefel hatte ihm zwar die Kellnerin geputzt, wenn's aber ein Trinkgeld ist, dann kann's nur dem Hausknecht gehören, das Trinken ist seine Sach'.

Streiflichter zu der Frage: Was kann aus Deutsch-Südwestafrika gemacht werden? Von K. A. Wettstein. (Zürich. Zürcher und Furrer.)

Illustrierte Österreichische Alpenzeitung. Monatsheft. (Graz, Annenstraße 19.)

Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Herausgegeben von J. W. Nagl und J. Zeidler. 12. Lieferung. (Wien. Karl Fromme.)

Deutscher Camera-Almanach 1907. Jahrbuch der Amateurphotographie. Unter Mitwirkung bewährter Praktiker herausgegeben von Fritz Loescher. (Berlin. Gustav Schmidt.)

Sukkulente Euphorbien. Beschreibung und Anleitung zum Bestimmen der kultivierten Arten, mit kurzen Angaben über die Kultut. Von Alwin Berger. (Stuttgart. Eugen Ulmer.)

Handbuch der Kakteenkultur. Kurze Beschreibung der meisten gegenwärtig im Handel befindlichen Kakteen, nebst Angabe zu deren Pflege. Für Gärtner und Kakteenliebhaber zusammengestellt von E. Schelle. (Stuttgart. Eugen Ulmer.)

Führer durch Lovrana und dessen Umgebung. Verfaßt von Kais. Rath Eduard Seis. (Abbazia-Lovrana. Franz J. Schmid. 1907.)

☛ **Vorstehend besprochene Werk ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**

Ein Denkmal für Berthold Auerbach.

Am 8. Februar waren fünfundzwanzig Jahre seit Berthold Auerbachs Hingang verflossen. Schwäbische Freunde des Dichters haben an diesem Gedenktage sein Geburtshaus in Nordstetten mit einem Erzbild geschmückt.

Der engeren Landsmannschaft wollen Freunde und Anhänger des Schöpfers der Schwarzwälder Dorfgeschichten im Umkreis des ganzen deutschen Sprachgebietes mit der Errichtung eines Denkmals für Berthold Auerbach folgen. Bei der Auerbach-Linde in Cannstatt, dem Lieblingsplatz des Dichters, soll seine Büste sich erheben, die dem Meister der Erzählungskunst, dem Kenner deutscher Volksart, dem Hüter des Humanitätserbes, dem Vorkämpfer des neuen Reiches längst gebührt.

Dieser Aufruf ist von 65 hervorragenden Persönlichkeiten unterzeichnet.

Zur Entgegennahme von Beiträgen erklärt sich Herr Gustav Müller, Stuttgart, Kanzleistraße 26, bereit.



Postkarten des „Heimgarten".



K. G. Z., Graz. Im Sinne humaner Kultur kann Napoleon I. natürlich nicht zu den größten Männern gezählt werden, denn er hat mit seinen Kriegszügen keine bleibenden, keine der Menschheit nützlichen Werke geschaffen. Wohl aber gehört Napoleon zu den außerordentlichsten Männern, und das kann seinem Ruhme genügen. Übrigens wird dem Napoleon der „Ruhm" jetzt auch längst gleichgültig geworden sein.

K. L. K. 1. Bis jetzt noch nicht. Wie wir hören, soll jedoch eine Herausgabe geplant sein. 2. Nicht recht durchführbar, da uns die Preise nicht immer bekannt gegeben werden.

* Das im „Heimgarten" XXXI., Seite 216 erwähnte Asthmamittel ist zu erfragen, beziehungsweise zu haben bei der Vertretung E. Schmid, Finkenrain, Bern, Schweiz. Der Apparat ist ziemlich kostspielig, aber genannte Vertretung gibt auf Wunsch auch Apparate auf Gratisprobe ab. Jedem Asthmaleidenden raten wir, dieses sich so außerordentlich bewährende Mittel zu versuchen.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten"
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 18. Februar 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Böck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

„Wann ich d Sonn da drenten
Stad siach abi gehn,
Und die Hütten glanzt im Sonnenschein,
Mahnt michs Abendsterndl:
Sollst zum Dirndel gehn.
Beim saubern Dirndel ist ein lustig Sein.
Ja, ja, mei Dirndel, du bist mei Lebn,
Du bist mei Freud in alle Ewigkeit.

So komm ich hin zu ihr,
s hat schon der Mondschein gscheint,
s war alles mäuserlstill — es rührt sich nix.
Da nehm ichs her um d Mitt
Und biag ihr s Köpferl zruck,
Und han a Busserl ihr aufs Göscherl pickt.
Ja, ja, mei Dirndel, du bist mei Lebn.
Du bist mei Freud in alle Ewigkeit!"

Und haben es wohl nicht geahnt, daß es das letzte Lied war, so sie gemeinsam gesungen auf dieser Welt.

Dieweilen sie so ihrer Kinder Liebe feiern wollten, weckten sie beinahe ihre eigene auf, jene vor dreißig Jahren, die sich schon so friedsam zur Ruh begeben hatte.

Was ist aber das? Was ist denn das? — Es klirren die Fenster. Ein Sausen und Brausen ums Haus.

Der Förster stand auf und sagte: „Ich habe mirs ja gedacht. Der Sturmwind."

Fast finster wurde es in der Stube. Mattes Blitzen. Der Donner war dumpf, aber es ächzten die Wände.

„Die Burschen werden doch schon zurück sein von der Alm", sagte der Michel.

„Wenigstens bis zur Köhlerhütte in der Bärenstuben, oder sie bleiben gar auf der Seealm. Der Preuß, wenn er sich aufgehalten hat, kann der noch nicht leicht in Arlach sein."

„Man kann sich auch auf der andern Seiten, niederwärts, höllisch vergehen," sagte der Wirt. „Hätten ihn eigentlich doch nicht sollen fortlassen. Der erste Weg im Frühjahr! Alles verschüttet und verschwemmt."

Nun kam das schlanke Mägdlein von der Küche herein, zog die Hängelampe nieder, zündete sie an und sagte: „Guten Abend!"

„Guten Abend, Helenerl!" dankten die Väter, und so lieblich war das feine Gesichtlein selten beleuchtet, wie in diesem Augenblick vor der Lampe. Es kam ihnen vor, wie eine Erscheinung, die man das erstemal sieht oder — das letztemal. Dann ging sie wieder leise davon. Die Männer schwiegen. Es war, als wäre ein Engel durch das Zimmer gegangen. — Draußen hatte sich der Regen entladen. Anfangs schlug er heftig an die Fenster, dann goß er senkrecht nieder, endlich regnete es in einem leichten, gleichmäßigen Schleier, durch den die abendlich dämmernden Bäume des Lärchenschachens noch zu erkennen waren. Nun kam ein Knecht in die Stube und berichtete, im Garten habe es einen alten Baum zerrissen. Die beiden Männer gingen hinaus. Von dem Ahorn war der große Ast niedergebrochen, auf dem gestern die Bienentraube gehangen. Da lag er auf der Erde, selbst wie ein stattlicher Baum, der seine Äste teils am Boden zerschmettert, teils in den Boden gebohrt hatte. Der Schaft des Astes war teils hohl, teils morsch. Der Förster

Von den Wirtsleuten hatte Böhme sich artig verabschiedet, dem Michel schließlich aber die großartigen Worte zugeworfen: „Ein gescheiter Mann sind Sie, Herr Wirt. Leben Sie darnach, so sind Sie auch ein ganzer Mann."

„Ja, ist schon recht", entgegnete der Michel. „Ich sag' halt: Auch so viel! Und vom Rauhruckjoch nur fein links halten, sonst kommen Sie in die Senkluken hinüber. Das wär' bös! Recht glückliche Reise!"

Voll Wanderlust, so schritt er rüstig aus, den Fußsteig am Waldrande hin gegen das Forsthaus. Dort hatten die beiden Burschen schon ihre Rucksäcke aufgepackt und warteten auf ihn. Entzückt waren sie gerade nicht darüber, diesen anmaßenden und immer raisonnierenden Menschen zum Wandergenossen zu haben. Besonders Elias war verstimmt. Jener Auftritt auf der Wiese war ihm jetzt deshalb so peinlich, weil er sich seines Zornausbruches schämte. Aber das wollte er heute wett machen. Er wollte dem Preußen gerade einmal durch ein gutes Vorbild zeigen, daß er den rechten Glauben habe. — Der Vater trug ihnen auf, wie sie für den Fremden Sorge tragen sollten, daß er gut über das Joch komme. Die alte Sali meinte, es sei eh ein Unsinn, daß so ein Mensch in der stockfremden Welt herumgehe für lauter nichts, oder gar, um Leute in die Ungnad' Gottes zu führen. Man könne nur froh sein, daß er endlich einmal fortgehe. Und dann wollte sie ihm ein Fläschlein Wacholdergeist in die Tasche stecken für unterwegs, wenn ihm etwan wollt' letz werden.

„Was ist denn das?" herrschte Böhme. „Wacholdergeist sagen Sie? Gute Fraue, den trinken Sie man selber, wenn Sie letz werden wollen."

Und dann ist er in Begleitung der Brüder Rufmann davonmarschiert durch den Hals hinein, durch die Bärenstuben hinauf, über den weiten, steilen Teschenschlag — den Almhöhen zu.

Der Förster ging hierauf wie gewöhnlich in seine Wälder und zu seinen Holzarbeitern. Es war ein schwüler Tag geworden. Gegen Abend spazierte er noch hinaus der Ach entlang, um nachzuschauen, wie bei dem neuen Sägewerkbaue die Arbeiten vor sich gingen. Und dort ergab es sich, daß er nicht mehr weit nach Eustachen hätte. Am Abende saßen sie wieder beisammen im Wirtshaus. Es war sonst niemand da, sie waren unter sich. Sollten sie nicht einmal der Frau Apollonia ein lustiges Ständchen bringen. Von der Frau Apollonia war der Förster ein heimlicher Verehrer, das beteuerte er nachgerade so oft, daß der Michel einmal sagte: „Du, wenn's keine heimlicheren Weiberverehrer gäbe!" Da wisse er einen jungen Rufmann, der hielte es anders mit der Heimlichkeit. — Die beiden verstanden sich. — Klim Klim! Es stieg das Lied.

„Nur herein!“ sagte der Förster, „was gibt’s denn schon wieder für ein Anliegen, daß ihr gar so gut Sitte und Brauch wißt. Ist sonst nicht immer so manierlich.“

„Wenn wir wieder recht schön bitten dürften, Herr Oberförster, um Holz.“

„Bin kein Oberförster. Wozu denn wieder Holz?“

„Zum Sonnwendfeuer. Wir möchten halt gern wieder eins anzünden auf dem Ringstein.“

„Ist schon recht, das, will schon wieder mithalten. Wann denn?“

„Übermorgen wär er halt, der Sonnwendtag.“

„Aber Schlingel seid ihr: Vor drei Jahren habt ihr mir einen ganzen Scheiterstoß verheizt. Ich habe euch gesagt, Scheitholz dürft ihr mir nicht nehmen. Nur Gefällholz. Im Ringwald gibts dessen ja genug, nicht zu faul sein zum Zusammentragen!“

„Wir werden Gfällholz nehmen, Herr Förster, und bedanken uns schön.“

„Ich will es euch lieber zeigen, was zu nehmen ist. Heute nachmittags um fünf Uhr, wenn jemand oben ist. Ich werde auf dem Ringstein sein und sagen, was geschehen darf. Das vorigemal seid ihr mir mit eurem Feuer auch dem Wald zu nahe gekommen.“

„Wollen schon alles machen, wie’s der Willen ist und werden fleißig —“

„Ja, ja, geht nur jetzt, ich habe nicht viel Zeit. Nachmittags um fünf Uhr. Wenn aber niemand oben ist! Ich gehe nicht ein zweitesmal!“

In solch wohlwollend brummigem Tone pflegte Rufmann mit den Leuten zu verkehren. Als die Bauern fort waren, ging er die Stiege hinauf und wollte nachsehen, ob die Buben nicht endlich aus dem Bette wären. Die Tür war versperrt. Er pochte mit der Faust: „Was ist denn das heute! Sieben wirds bald!“

„Ja, ja,“ antwortete drinnen eine mißmutige Stimme. Sie waren noch verschlafen.

Zum Frühstück waren sie da und aßen tüchtig. Dann verzog sich der Student wieder und der Friedel erstattete seinen Bericht von der Alm. Hin und hin aper, nur im Rauhruckkar hatten sie noch Schnee liegen sehen. Es sei ganz sommerwarm, täte schon überall grünen. Man könne bald das Vieh auftreiben. An der Seealmhütten müßten die Dachluken ausgebessert und etliche Fensterscheiben eingeschnitten werden. Stellenweise hätten Lahnen den Weg versperrt, an der Mooskehr hätten sie nur mit Mühe weiterkommen können.

„Hat sich der Preuß gut gehalten?“ fragte der Förster.

„Ganz gut.“

deutete auf diesen modrigen Bruch und leise sagte er: „Siehst du Michel?“

Dieser stand bewegungslos da. Und nach einer Weile: „Könntet ihr sie morgen gleich miteinander in die Kirchen tragen, die Pichelbäuerin und — den Michelwirt.“ — Dann sind sie wieder ins Haus gegangen. Aber es war ein fremder Schatten da, obschon die Lampe hell brannte.

Endlich machte der Förster sich auf den Heimweg. Es war nach dem Sturme eine geruhsame Nacht geworden. Manchmal noch ein matter Blitzschein, ein fernes Donnern. Der Regen rieselte mäßig. Der Förster hatte sich des Wirtes Wettermantel entlehnt und schlug sich in den Loden. Ihn fröstelte ein wenig. Die Ach rauschte, stellenweise schlug sie auf die Straße herauf und trug Holzstücke daher, die im Dunkeln bläulich schimmerten. Wenn es im Hals oder in der Bärenstuben eine Brücke genommen hat, so können sie nicht zurück . . .

Als er ans Forsthaus kam, stand dort am Brunnen ein Mensch und wusch sich die Hände. Der Friedl war's. — Gottlob, sie sind da. „Seid ihr denn noch nicht genug naß geworden?“ So grüßte ihn der Förster. Der Bursche mußte es nicht gehört haben, weil der Brunnen rauschte.

„Wo ist dein Bruder?“ fragte der Vater laut.

Der Friedl erschrak ein wenig und als er sah, wer es war, antwortete er: „Der Elias ist schon schlafen gegangen, er hat Kopfweh.“

„Seid ihr ins Gewitter gekommen?“

„Nit arg.“

„Habt ihr zu Abend gegessen?“

„Mir ist nix drum.“

Sie sind müde, dachte der Förster. 's ist auch ein starker Weg gewesen, besonders für Elias.

Die alte Sali hatte zu greinen über die Torheit der jungen Leute, die allweil an alle Dummheiten denken, nur nicht an die Gesundheit. „Erst kommens vor lauter Raufen mit Nasenbluten heim und nachher mit leerem Magen ins Nest! 's ist auch der Kleine nit gscheiter.“ Sie trug noch eine Schüssel frisch gekochter Milch zur Schlafstube hinauf, konnte aber nicht hinein; die Tür war von innen verschlossen.

„Habens schon die Neuigkeit gehört, Herr Förster?“

Am nächsten Morgen kamen ins Forsthaus zwei Jungbauern, einer aus Eustachen und der andere aus Ruppersbach. Schon im Vorhause zogen sie den Hut ab, glätteten sich mit der breiten Hand das schweißfeuchte Haar und klopften recht bescheiden an der Kanzleitür.

„Zu den Mohren? Da muß man ja früher angeschwärzt werden."

„Das ist das wenigste, mein Lieber!" Dann zuckte das Gespräch ab.

Die Anschuldigung des Gerhalt war noch nicht vergessen. Der Friedl hatte den Wegmacher Kruspel bemerkt, der mit anderen bereits daran war, Gefällholz zu bearbeiten.

Der Förster führte sie im Walde, der hier oben flacher wurde, herum und wies ihnen gefallene Bäume, niedergebrochene Äste und halbabgestorbene Stämme, an die sie sich mit Äxten, Sägen und Stricken machten, um sie klein zu kriegen und an Ort und Stelle zu bringen. Eine auf vorspringender Felswand in die Lüfte hinausgelagerte Felszinne, genannt der Ringstein, war die Stätte, wo seit alten Zeiten am 24. Juni das Sonnwendfeuer angezündet wurde. Aber nur von drei zu drei Jahren. So oft unten im Dorfe das Fronleichnamsfest abgehalten wurde, so oft loderte ein paar Wochen später auf dem Ringstein das Feuer der alten Germanen. Und je glanzvoller die Prozession ausfiel, um so größer war der Holzstoß auf dem Berge. Es war ein alter Tort darin, doch die harmlosen Leute von Eustachen dachten nicht daran, sie übten nur den Brauch und viele mochten meinen, das Sonnwendfeier sei so eine Art Nachfeier zum kirchlichen Fronleichnam.

Der Förster hatte angeordnet, daß der Holzstoß möglichst an die Felszinne hinausgerückt werde, da könne das Feuer den nahen Wald nicht gefährden, werde hingegen gesehen in der ganzen weiten Talgegend von Sandwiesen bis Löwenburg. Wie sie hingestreut lagen, da unten an den Ufern der Tauernach und der Mur, die schimmernden Gruppen der Ortschaften! Dort hinten oben, wo das Gebirge mit seinem Halbkreise gleichsam die Talfläche abschneidet, kamen aus den Schluchten Wässer zusammen zu dem großen Fluß, der sich so schlängelt, daß man hie und da ein Spiegelchen von ihm sieht. Tief unten, fast am Fuße des Berges, das freundlich zwischen Wiesen, Feldern, Matten und Schachen ruhende Eustachen. Eine halbe Stunde abseits Ruppersbach mit seinem hohen Kirchturm und ganz unten in blauer Ferne ragt wie ein gläsernes Zacklein das alte Schloß Löwenburg über der Stadt auf.

Der Förster blickte in die Gegend hinaus und mochte denken, wie der Mensch doch nicht immer bloß am Nützlichen hängen, sondern öfter die schöne Welt anschauen sollte. Und dieweilen schleiften die Burschen mit lustigem Geschrei aus dem Walde Holz herfür und bauten den Brandtempel. Aber dort stand eine kleine Gruppe von Männern beisammen. Sie hörten dem Schnapperjosel zu, der schon Jungvieh auf seine Alm getrieben hatte, gerade vom Gebirge zurückkam und zu erzählen wußte, daß unweit des Rauhruckkares ein Toter gefunden worden sei mit Stichwunden am Hals. Er habe ihn nicht gesehen, wisse weiter nichts, als was die Holzknechte erzählt hätten. Die Gruppe um den

„Wie weit habt ihr ihn begleitet?"

„Bei der Seealmhütten hat er gesagt, nun wollt' er schon allein weiter kommen."

„Kann er noch vor dem Gewitter hinübergekommen sein?"

„Glaub schon."

„Gut ists. Heute nachmittags gehen wir auf den Ringstein. Das ist wieder was für euch, Buben. Sonnwendfeuer!"

„So?" sagte der Friedl gleichgültig.

„Der Elias wird ja auch mitgehen."

„Glaub nit."

Als hernach der Förster nach dem Studenten sah, fand er diesen bei seinem Kasten beschäftigt, die Schulbücher zu einem Pack zusammenzubinden.

„Hats dich recht angestrengt, gestern?"

„Ein bissel."

„Was machst du denn da?"

„Ich — — will doch wieder hinein."

„Wo hinein?"

„Ins Seminar."

„So dachte ich doch, Elias, du bliebest bis Herbst daheim."

„Ich will doch lieber hinein."

Der Alte ist mit Kopfschütteln die Treppe hinabgestiegen. Da hatte er sich manchmal beklagt, wenn einer der Buben zu lustig war; wenn sies nicht sind, ist es noch schlimmer.

Am Nachmittage gingen sie hinauf, der Förster Rufmann und sein Sohn Friedl. Der Fußsteig durch den Wald ist steil, sie sprachen unterwegs nicht viel. Auf einer Lichtung, wo man in die weiten Berge hinaussieht, stellte der Bursche sich hin und jauchzte eins. Dann trafen sie mit mehreren jungen Männern zusammen. Vormittags war ein Begräbnis gewesen, da gibts allemal einen kleinen Feiertag den ganzen Tag. So waren sie heraufgekommen, um den Feuerstoß schichten zu helfen. Darunter auch ein Gerhaltsohn, der mit dem Förstersohn wieder ganz kameradschaftlich stand, als gehe das, was die Alten miteinander hätten, die Jungen nichts an.

„Dich sieht man selten jetzt, Friedl. Bist immer im Holzschlag, oder schon auf der Alm?"

„Vielleicht seht ihr mich bald gar nimmer."

„Geh, mach dich nicht patzig!"

„Wirst es schon sehen."

„Was werd ich sehen?"

„Daß ihr mich bald nit mehr seht. Oder willst nit? Da draußen im Hessenland oder wo wandern jetzt immer Leut aus nach Afrika."

Vor Gericht.

Die Gassen des Dorfes waren belebt, als ob wieder Fronleichnamstag wäre. Aber nicht so fröhlich und nicht so klingend. Vielmehr die Leute befangen, hastend, schleichend, munkelnd und flüsternd. Man hörte nichts, als ein unzusammenhängendes Zischeln, man sah heftiges Kopfschütteln, man sah Arme sich erheben und die Hände ringen. Nur halb raunte man sich die unerhörte Neuigkeit zu, die andere Hälfte wurde schweigend gesagt mit Mienenspiel. Dann wieder erging man sich in bildlichen Andeutungen. Mancher stöhnte, jammerte, es sei unmöglich, es sei nicht zu glauben und jeder glaubte es. „Ich glaubs nit! Ich glaubs nit!" riefen sie und glaubten alles. Dann kam wieder einmal eine Welle heran: Es ist ja alles nicht wahr, einen alten Rock hat man gefunden auf dem Rauhruck und haben sie gleich einen Ermordeten daraus gemacht. Der Preuß soll ja in Arlach sitzen, und von dort aus dem Michelwirt einen Brief geschrieben haben, er wäre gut hinübergekommen. „Na, nachher möchts doch vielleicht nit wahr sein!" sagte dieser und jener und verzog sein Gesicht zu einem frohen Lächeln, das aber mißmutig ausfiel. Bis die nächste Welle kam: „s ist heilig nit anders. Der Herr Böhme ist erstochen worden. Sein Leichnam liegt in der Teschenschlagerhütten, und die Försterbuben . . .!"

Da wurde der Jammer wieder laut in der Menge, manches Antlitz weinte schmerzliche, manches wollüstige Tränen.

Nicht als ob die Leute so schlecht wären. Eine Abwechslung wollen sie einmal haben in ihrem seichten Alltagsleben, ein Schauspiel, ein Ereignis, an dem sie ihre Gefühle erschüttern und erfrischen, ihre Phantasie kräftigen, ihr kleines Geistesleben mit Mutmaßungen und Kombinationen betätigen, ihren Abscheu vor dem Verbrechen und ihr Mitleid mit dem Opfer aufwärmen können. Sie nehmen die Tragödie des Lebens, sofern es nicht sie persönlich betrifft, wie andere die Tragödie auf der Bühne. Welch gräßliches Leid das Ereignis auf Beteiligte bringt, das kommt ihnen trotz ihrer Gefühlsausrufe nicht deutlich genug zum Bewußtsein.

„Gehen wir zum Michelwirt!" rief jemand. „Der wird schon was Sicheres wissen." Und da eilten ihrer mehrere stracks hin bis zum oberen Ende des Dorfes, um dem Michel „ein Viertel" abzukaufen. Es werde wohl kein Platz mehr sein in der Gaststuben an so einem Tag, man könne sichs denken. — Das Wirtshaus aber war geschlossen wie um Mitternacht. Die Leute pochten am Tore und der Schwarz-Michel möchte die Eustacher doch nicht verdursten lassen. Das Tor blieb geschlossen. Einige stiegen auf die Wandbank vor dem Hause und spähten zum Fenster hinein. Da drinnen alles wie ausgestorben.

Schnapperjosel vergrößerte sich rasch. Ein Mord! Ermordet soll einer worden sein! Im Gebirge? Das war was Seltsames. Auch der Förster horchte hin und meinte, das sei gewiß wieder einmal erstunken und erlogen, sonst müßten seine Buben davon wissen. Die seien gestern auf der Alm gewesen, kein Wort von so was . . .

Als er mit dem Friedl darüber sprechen wollte, war der Bursche nicht da und jemand sagte, er habe ihn den Waldsteig hinabgehen gesehen.

Bald ging auch der Förster heim und als er unten an den Weg am Waldrande kam, schritten zwei Zimmerleute vom Sägewerk daher. Die fragte er, wie es dem Zimmermeister Josef gehe.

„Wies halt gehen kann bei einer schweren Lungenentzündung. Aber was anders ist. Habens schon die Neuigkeit gehört, Herr Förster? Der Preuß oder wer er war, der sich beim Michelwirt hat aufgehalten, den habens am Rauhruck tot gefunden. Ist erstochen worden!"

Der Förster eilte seinem Hause zu. Dort im Hofe war der Friedl und spielte mit dem Kettenhund. Ein Holzstückchen hielt er ihm vor die Schnauze und wenn das Tier darnach schnappte, zuckte er damit zurück, so daß es bei diesem Scherz schon lebhaft wurde und der Hund dem flinken Burschen angriffsweise an die Brust sprang.

„Laß den Hund in Ruh! Und sag mir, warum du so eilig bist fortgelaufen auf dem Ringstein." Den alten Mann klemmte es in der Brust, er war zu schnell gegangen.

„Ich — wegen was ich fort bin?" entgegnete der Bursche gleichgültig. „Wenn ich die Wahrheit soll sagen, s ist einer oben, der mir nit ansteht."

„Der Schnapperjosel?"

„Der Schnapper? Ist der auch oben? Na, der geht mich nix an. Den mein ich nit."

„Der Schnapperjosel ist heute von der Alm herabgekommen und weiß zu sagen, daß beim Rauhruckkar einer Toter gefunden worden wäre. Und heißt es der Nathan Böhme! Und wäre umgebracht worden..."

Der Friedl schaute auf.

„Sags noch einmal, Friedl, wie weit seid ihr mit ihm gegangen?"

„Na halt bis —, mein Bruder wirds eh auch wissen."

„Von dir will ichs hören!"

Der Bursche zuckte die Achseln: „Was just von mir?"

Er hielt den starren Blick des Vaters nicht aus, wurde totenblaß, da wurde es auch der Förster Rufmann. Er setzte sich taumelnd an den Rand des Brunnentroges.

„Da sind Sie und Ihr Bruder also bei der Seealmhütte zurückgeblieben und der Fremde ging allein weiter?“

Elias schwieg.

Der Gerichtsrat mit Nachdruck: „Herr Nathan Böhme ist von der Hütte ab allein weiter gegangen? Wirklich so ganz allein?“

„Mein Bruder ist noch weiter mit ihm gegangen.“

„Ihr Bruder ist mit ihm gegangen. Ja, warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Wie weit ist er noch mit ihm gegangen?“

„Das weiß ich nicht.“

„Wo sind Sie während dieser Zeit gewesen?“

„Bei der Seealmhütte.“

„Wann ist nachher Ihr Bruder wieder zurückgekehrt?“

„Nach vierzig Minuten war er wieder bei unserer Hütte.“

„Wie wissen Sie denn das so genau?“

„Weil mein Bruder auf die Uhr gesehen und gesagt hat, genau vierzig Minuten wäre er aus gewesen.“

„Hat denn Ihr Bruder eine Uhr gehabt?“ fragte der Gerichtsrat. Der neben ihm sitzende Gemeindevorsteher Gerhalt machte eine ungläubige Gebärde. Es sei merkwürdig, daß der Friedolin Rufmann eine Uhr gehabt habe, bei dem wolle doch sonst nichts hängen bleiben.

„Der Herr Böhme hat ihm ja die Uhr geschenkt,“ sagte Elias.

Nun hoben sich die Köpfe. „So, so, geschenkt hat ihm der Herr Böhme die Uhr?! Ja, wann war denn das?“

„Unterwegs.“

„Sie Rufmann,“ sprach der Gerichtsrat, „sagen Sie einmal selbst, wird ein Tourist im Gebirge seine Taschenuhr herschenken so mir nichts dir nichts?“

„Das ist so gewesen,“ antwortete Elias ruhig. „Mein Bruder hätte immer gern eine Taschenuhr gehabt und hat unterwegs, wie der Fremde auf die Uhr schaut, davon gesprochen, der höchste Wunsch wäre ihm so eine Uhr. Da hat der Herr gelacht und gesagt, wenn kein Wunsch auf dieser Welt schwerer erfüllbar wäre! Und hat die Uhr samt der Kette gleich von der Weste gelöst und meinem Bruder gegeben. Sie sei als Führerlohn. Mein Bruder hat noch gesagt, wenn er sie ihm später wollt schicken, übers Gebirg möcht er sie doch noch behalten. Hat der Herr gesagt: Weiß ich den Weg, so brauche ich keine Uhr. Den Weg zeigen Sie mir ja und drüben im Kulmtal getraue ich mir eine bessere zu erstehen. Da hat mein Bruder die Uhr angenommen.“

Mit fliegender Hand hatte der Schreiber diese wichtige Aussage aufs Papier gebracht.

Der Gerichtsrat fragte nun weiter: „Als Sie nun beide in der Seealmhütte waren, was haben Sie da gemacht?“

„Das bedeutet schon was. Der Michel und der Förster sind gute Kameraden miteinand. Es wird schon wahr sein. Wer weiß, was noch alles dahintersteckt! Man wirds ja hören! Viel Geld soll er bei sich gehabt haben, der Preuß! Im Wirtshaus wird mans wohl gewußt haben."

„An einen Raubmord glaub ich nicht", ließ sich ein anderer vernehmen. „Weiß Gott, was da noch herauskommt. Seit die Welt steht, hat man so was nit erlebt in Eustachen!"

Den höchsten Grad erreichte die Aufregung, als gegen Abend ein Gerichtsherr aus Löwenburg mit einem Schreiber und zwei Gendarmen durch das Dorf fuhr, dort den Gemeindevorsteher und seinen Schreiber mitnahm ins Hochtal hinein. Hinter dem Wagen her lief halb Eustachen, Weiber wie Männer. Aber an der Brücke beim Forsthaus war Wache aufgestellt, da durfte niemand hinüber. Nur der Löwenburger Wagen rollte über die Holzbrücke und in den Hof des Forsthauses. Der Förster war nicht zu sehen. Aus der versperrten Küche hörte man das Weinen der alten Haushälterin.

Zur selben Zeit war vom Hochgebirge die Kommission zurückgekehrt, zwei Beamte und ein Gendarm.

Und nun begann in der großen Stube das erste Verhör. Der Student hatte sich nicht lange suchen lassen. Er stand vor dem Tisch der Herren, neben ihm der Gendarm mit dem strotzenden Gewehrspieß. Ruhig und schlank stand er da, nur noch ein wenig blässer als sonst.

„Sie sind der Seminarist Elias Rufmann, Sohn des Försters Paul Rufmann und dessen schon verstorbener Ehegattin Zäzilia. Gebürtig in St. Eustachen ob Ruppersbach, katholisch, zur Zeit fünfzehn Jahre alt." Bei dem Worte „fünfzehn Jahre alt" ward die Stimme des Gerichtsrates gedämpft. „Ich muß bemerken, Elias Rufmann, daß Sie jetzt nur als Zeuge da stehen und als nichts anderes. Sie haben die Fragen, die ich stellen werde, vor Gott und Ihrem Gewissen der Wahrheit gemäß zu beantworten."

Elias nickte mit dem Kopfe.

„Sie und Ihr Bruder haben vor zwei Tagen einen gewissen Nathan Böhme ins Gebirge begleitet. Da genannter Herr des Weges unkundig war und Sie ohnehin auf der Alm zu tun hatten. Wie weit sind Sie mit Herrn Böhme zusammen gegangen?"

„Bis zur Seealmhütte."

„Warum nicht weiter, da doch erst von dort ab der Weg schlecht wird und schwer einzuhalten ist?"

Elias zuckte die Achseln. „Wir sind ja nicht als Führer gewesen, wir haben auf der Seealmhütte zu tun gehabt, es war nur ausgemacht, daß er sich uns anschließen sollte."

nicht verlassen. Das war auch kaum möglich, da am Tore der Gendarm stand, der niemand hinaus ließ.

Der Förster Rufmann war der Ach entlang hinaufgegangen durch den Hals, dem Friedl entgegen, der am Abende vom Holzschlage heimkehren mußte. Es brauste das Wasser, es brauste in seinem Kopf, es schwindelte ihm. Traumhaft wars so dahinzugehen in der Schlucht, der Wildnis zu, während es schon dämmerte. Und sein Haus ist zur Stunde von Gendarmen besetzt und seine Buben sollen verhört werden, weil ein Mensch umgebracht worden ist oben im Gebirge. Es wird so was Fieberhaftes sein, man geht in der Irre um. Der Zimmermeister Josef ist ja auch plötzlich erkrankt. Man sollte doch umkehren, daheim werden sie warten, die alte Sali und die Buben.

Aber der Friedl war ja noch nicht vom Schlag zurück. Dem wollte er doch entgegen gehen. Oder ihn holen in der Holzknechthütte. Oder ihn suchen in den Wäldern.

An der Stelle, wo das Sträßlein ganz eingeengt ist zwischen Wasser und Felswand, begegneten ihm zwei Holzknechte; die hatten eine Trage, die sie — einer vorn, einer hinten — mit niedergestrammten Armen trugen. Auf dieser Trage lag etwas, das mit Fichtenreisig zugedeckt oder vielmehr in solches eingewickelt war. Die Holzknechte gaben dem Förster kurz einen guten Abend. Er hatte zuerst fragen wollen, was sie da trügen. Er tat es nicht — es schauderte ihn. Er ging rasch vorüber.

Endlich in der Bärenstuben, über den Sandboden herab kam der Friedl getrottet. Vom Tagwerk. Seine Art auf der Achsel — und trällerte ein Liedchen. Und erschrak, als er den Vater jäh vor sich sah in der Abenddämmerung.

„Friedl“, sagte dieser halblaut, stockend, „wir warten schon all' auf dich. Ein Gerichtsherr ist da und wartet auf dich im Forsthaus. Er will Zeugenschaft haben von dir, wie es gewesen ist mit dem Nathan Böhme.“

Der Friedl antwortete: „Da geh ich lieber zu den Holzknechten zurück.“

„Um Jesus willen, mein Friedl, du mußt dich ja rechtfertigen gehen! Es ist ein Gerede. Es geht ein schaudervolles Gerede um. Du mußt dich auf der Stelle rechtfertigen.“

Da ging der Bursche mit ihm. Sie schwiegen und sie gingen rasch. Finster war es geworden in der Schlucht und das Wasser brüllte zwischen den Steinblöcken dahin. Endlich waren sie an der Brücke, da wendete sich der Friedl plötzlich um und wollte davon. Er hatte den Gendarmen bemerkt vor dem Forsthause. Der Alte hielt ihn am Arm.

„Einsperren wollen sie mich!“ sagte der Friedl.

„Wir haben nachgesehen, was fehlt, haben unser Mittagbrot gegessen und uns auf den Heimweg gemacht.“

„Sagen Sie, Elias Rufmann, war Ihnen unterwegs nicht schlecht geworden?“

„Schlecht? Nein.“

„Als Sie nach Hause kamen, gingen Sie sogleich zu Bette, weil Sie Kopfweh hätten!“

„Das ist wahr. Eines Ärgers wegen. Es war eine Dummheit, ich wills wohl sagen. Mein Bruder und ich hatten unterwegs einen Streit gehabt wegen allerlei so, da hat er mich einen Mucker und Heuchler geheißen und da habe ich ihm aus Zorn ins Gesicht geschlagen. Darüber habe ich mich nachher gekränkt, weil es mein Bruder gewiß nicht so gemeint hat, und bin daheim gleich ins Bett gegangen.“

„Hat Ihr Bruder denn nicht zurückgehauen?“ fragte der Gerhalt.

„Nein, der hat nur gelacht und gesagt, so ein schneidiger Elias gefiele ihm viel besser als ein muckerischer. Darüber habe ich mich noch mehr geschämt, daß er vernünftiger ist als ich.“

Erzählen Sie mir auch, Elias, weshalb sind Sie denn eigentlich in Streit gekommen?“

„Wir streiten oft, weil mein Bruder manchmal bissel leichtsinnig ist. Und da habe ich ihm vorgehalten, eine Schand wär's, daß er die Uhr gleich so hätte angenommen. Und mein Bruder spricht: Wenn ich was haben will, so sag ichs gleich und heuchle nit erst wie die Mucker. Und weiter so auf mich her und da ist mir jäh der Zorn gekommen. Zweimal hab ich hingeschlagen.“

„Hat Ihr Bruder sonst nichts gesagt? Keinerlei Bemerkung über den Fremden?“

„O ja, wir haben über den Fremden mehreres gesprochen. Er war unterwegs auch recht gemütlich und heiter gewesen, nicht so wie sonst manchmal.“

„Sie haben mit Herrn Böhme schon früher einmal einen Handel gehabt, Rufmann!“

„Weiter nichts. Ich war zornig, daß er den Leuten ihren Glauben nehmen will.“

„War unterwegs ins Gebirge nichts davon gesprochen worden.“

„Nein, da ist alles gemütlich hergegangen.“

„Ist Ihnen gar nichts aufgefallen unterwegs? Ist Ihnen niemand begegnet?“

„Die Holzknechte in Teschenwald. Sonst niemand.“

Da auch weitere Fragen nichts Besonderes ergaben, so sagte der Gerichtsrat, sie wären einstweilen fertig, aber Elias dürfe das Haus

Der Bursche schwieg.

„Diese Uhr ist von mehreren Personen als die Uhr des ermordeten Nathan Böhme erkannt worden.“

Der Friedl zuckte die Achseln.

„Fridolin Rufmann! Und diese Uhr ist in der Matratze Ihres Bettes gefunden worden!“

Rückwärts in der Stube ein dumpfes Aufstöhnen. Der alte Förster wankte zur Tür hinaus.

Der Friedl sagte starr und trotzig: „Es ist die Uhr, die mir der Herr geschenkt hat.“

„Der Herr hat Ihnen die Uhr geschenkt?“

„Ja.“

„Warum haben Sie sie denn nicht offen getragen? Geschenkte Sachen kann man ja aufzeigen!“

„Weil meine Weste keine Uhrtasche hat.“

„Und darum mußten Sie die Uhr in die Matratze verstecken?“

„Wie ich gestern gehört hab, daß der Herr umgebracht worden sein soll, hab ich gedacht, versteck die Uhr, sonst kannst Scherereien haben.“

„Aha, daran haben Sie gedacht!“ sagte der Gerichtsrat, dieweilen er ein zweites Paketchen ergriff. „Hier,“ er entfaltete das Ding, „hat sich in der Bettmatratze noch etwas vorgefunden. Es ist eine lederne Geldtasche mit Inhalt.“

„Es ist meine Brieftasche,“ sagte der Bursche dreist.

„Sie kennen also auch den Inhalt?“

„Es werden zwanzig oder dreißig Kronen sein.“

„Woher haben Sie das Geld?“

„Das geht niemand was an!“ rief der Bursche.

„Wie wir in Erfahrung gebracht, sind Sie vor wenigen Tagen in Geldverlegenheit gewesen. Woher haben Sie seither dieses Geld genommen?“

„Das habe ich beim Zimmermeister Josef ausgeborgt.“

„Wer ist dieser Zimmermeister Josef?“ fragte der Gerichtsrat den Gemeindevorsteher.

„Der Eustacher Zimmermeister, der das große Holzsägewerk baut, hier in der Nähe,“ antwortete der Gerhalt.

„Wenn er in der Nähe ist — er soll sofort als Zeuge erscheinen.“

„Das wird jetzt nicht gehen, Herr Doktor. Der Mann ist augenblicklich schwer krank. Soll gar nit bei sich sein seit heut früh.“

„Nun, zu der Hauptverhandlung wird er wohl erscheinen können. Einstweilen, glaube ich, wissen wir genug.“ Der Gerichtsrat faltete das Protokoll und steckte es in die Brusttasche. Den Gendarmen trug er auf, die Burschen in strengstem Gewahrsam zu halten — beide. Er will noch in der Nacht ein zweites Verhör vornehmen.

„Komm, Kind!" bat, stöhnte der Förster, „komm doch und sage, wie es gewesen ist. Dann ist alles gut, dann ist alles gut."

Und so brachte er ihn ans Haus. Der Wächter am Tore ließ sie hinein.

An der Küchentüre stand die Sali und flehte ihm zu, er solle doch erst seine Suppe essen.

„Ja, ich werd jetzt essen!" lachte der Bursche. Es war ein hartes Lachen. Er wurde in die große Stube geführt. Da saßen die Männer wieder hinter dem Tische. Auf demselben standen zwei Kerzenlichter rechts und links an einem Kruzifix. Der Friedl schaute sich um nach dem Bruder. Der war nicht da. Hinten oben an der Ecke stand der Vater, starr aufrecht, unbeweglich.

Nach den einleitenden Fragen begann das Verhör. Bis zur Seealmhütte stimmte es ungefähr mit den Aussagen des Elias.

„Wie weit habt ihr den Herrn begleitet?"

„Bis zur Seealmhütte."

„Das stimmt nicht. Sie sind noch weiter mit ihm gegangen, dem Rauhruckjoch zu."

„Freilich, weil ich ihn bis zum Kareck begleiten wollte, wo man aufs Joch sieht."

Der Gerichtsrat blickte auf ein Papierblatt, wo der Kommissär die Situation der Gegend mit Strichen und Punkten angegeben hatte, und sagte dann: „Das stimmt wieder nicht. Sie müssen ihn bis ins Rauhruckkar begleitet haben."

„Nein, so weit nit," antwortete der Bursche.

„Zwischen Knieholz hin sind Sie zu einem kleinen Anger gekommen. Dort werden Sie gerastet haben. Dann hat er vielleicht sich ein wenig auf den Rasen gelegt und ist eingeschlafen."

„Davon weiß ich nix," rief der Bursche. „Ich bin nit so weit mitgegangen."

„Wie lange Zeit brauchten Sie von der Seealmhütte aus, bis Sie wieder dort zurückwaren?"

„Nit Dreiviertelstunden."

„Wissen Sie das so genau? Haben Sie auf die Uhr gesehen?"

„Uhr?" sagte der Bursche, „ich habe nie eine Uhr gehabt."

„So haben Sie vielleicht jetzt eine?"

Der Friedl schwieg.

Der Gerichtsrat langte nach einem Päckchen, das auf dem Tische lag, tat das Papier auseinander und sagte mit langsamer und leiser Stimme: „Hier ist eine Taschenuhr." Er hob sie an der Kette auf und ließ sie in der Luft pendeln. „Kennen Sie diese Uhr?"

dazwischen gepflanzten Pfirsich- und Feigenbäumen bis an die Etsch in der Tiefe des Tales reichten.

Auf diesem Platze, von welchem aus man einen wundervollen Rundblick auf den Talkessel hatte, mit dem traulichen Städtchen, den vielen Burgen und Schlössern auf allen Anhöhen und den Obstangern, hielten die Wanderer gerne Rast.

Nur einer gewissen Sorte gönnten die Behörden nicht das lauschige Plätzchen, denn auf einem in den Boden eingelassenen Pfahle befand sich eine Tafel mit folgender Verwarnung:

„Karrenziehern, Zigeunern und sonstig fahrendem Volke ist es nicht gestattet, hier zu lagern. Das k. k. Bezirksamt.“

Diese Verwarnung galt wohl in erster Linie den Karrenziehern, denn Zigeuner kamen höchst selten durch das südliche Tirol; dieses Volk wußte genau, daß ihnen der Eintritt sowohl in die Schweiz sowie auch nach Italien unnachsichtlich verwehrt wurde.

Die Tiroler Karrenzieher sind nun eigentlich auch eine Art Zigeunervolk, die sogar ein eigenes Idiom unter sich haben. Ihre Heimat ist das obere Vintschgau und Inntal, wo die meisten allerdings sehr übervölkerte Anwesen haben, in welchen sie von Zeit zu Zeit Rast halten und wo ihre alten Leute sich zur Ruhe setzen.

Sonst ziehen sie mit Kind und Kegel in einem mit einer Blache überspannten zweiräderigen Karren im Lande herum, als Obst- und Traubenhändler, Korbflechter, Kettenmacher, Rosenkranzfasser und, allerdings eine schwere Ware, als Verkäufer von Schleif- und Wetzsteinen, welche sie aus Bayern einführen.

Auf der Fahrt begriffen, spannt sich der Mann oder ein Sohn zwischen die Gabeldeichsel, während die Weiber an Achselgurten Stricke befestigt haben, welche an beiden Seiten des Karrens eingehängt werden. Mit weit vorgebeugtem Oberkörper ziehen sie wacker mit, ihre weitausgreifenden Schritte mit einem langen, schief in den Boden gestemmten Stocke unterstützend. Die Wickelkinder liegen in einem Korbe, quer über die Deichsel gelegt, die größeren Kinder laufen nebenher. Kommen sie durch eine Ortschaft oder an einzelnen Gehöften vorbei, machen sie sofort bettelnd Abstecher nach links und rechts. Es kommt sogar häufig vor, daß Karrnerkinder, oft kaum fünf Jahre alt, stundenweit vor oder hinter dem Familienkarren herumstreifen.

Daß diese Wandervögel für Gemeinden und einzelne Höfe eine Last sind, wenn sie in der Nähe lagern, kann man sich leicht vorstellen, und um diese Leute in ihrer Freizügigkeit möglichst zu hemmen, wurden eben diese Verwarnungen erlassen und auf jenen Punkten aufgestellt, wo sie zu lagern pflegen.

Dann gingen und standen die Herren ums Haus herum. Die Berge ragten schwarz in den gestirnten Himmel auf. Sie besprachen den Fall und äußerten einander ihr Entsetzen über die Verworfenheit und Verstocktheit dieser beiden jungen Leute.

„Ein leichtes Tuch ist er ja immer gewesen," sagte der Gerhalt. „Zwar gerade nix Schlechtes. Nur leichtsinnig, das weiß ganz Eustachen. Aber so was! Daß ein so junger Mensch zu so was kunnt fähig sein!"

„Immer ein so lustiger Kampel gwest," gab der Gemeindeschreiber bei. „Man hat ihn frei gern haben müssen."

„Na just ausgemacht ists nit, daß ers ist!" meinte der Gerhalt, „aber hundert gegen eins ist wohl zu wetten drauf." Dann ging er und suchte den Förster. Das neue Sägewerk war vergessen oder vielmehr die Feindschaft deswegen. Ein solches Erbarmen hatte er mit dem alten Mann, den das furchtbarste Unglück, das sich nur ausdenken läßt auf dieser Welt, getroffen hat. Er möchte es ihm nun sagen, daß er nicht sollt verzagen, daß alles doch ganz anders sein könne, als es sich bei dem ersten Verhör dargestellt hat. Bei einem so jähen Verhör sind die Leute verwirrt, da wissen sie oft gar nicht, was sie sagen.

Der Förster war im Freien herumgeirrt. Durch die Küche wollte er in das Stübchen, wo vor fünfzehn Jahren sein Weib gestorben war. Aber er mochte der alten Haushälterin nicht begegnen. Gegen die Brücke wollte er hinüber, da stand jetzt die klobige Gestalt des Gerhalt. Rufmann kehrte um. Allein sein wollte er und sich flüchten und vergraben. In den Hof eilte er zurück, in die Scheune wollte er flüchten. Aber als er die Brettertür öffnete, prallte er zurück. Da drinnen stand die Tragbahre mit einem Etwas, das länglich in Reisig gewickelt war. Daneben brannte eine Ampel . . . (Fortsetzung folgt.)

Heimweh des Karrenziehers.

Von **Karl Wolf, Meran.**

Ueber die glatten Felsenwände rauschte ein frischer Bergquell nieder, der dem Boden der Einbuchtung in den Berg den Sommer hindurch so viel Feuchtigkeit spendete, daß trotz der Sonnenglut denselben ein schöner grüner Rasen deckte. Umsäumt war der Platz mit dichten Haselnußsträuchern, Brombeeren reiften und dort, wo der Waldboden begann, Erdbeeren in solcher Fülle, daß man deren Duft selbst noch auf der vorbeiführenden breiten Reichsstraße verspürte. Der Wald dahinter hatte einen schönen Bestand von Fichten und Tannen, während auf den Abhängen der anderen Seite der Reichsstraße Weinberge mit

Die Sonne brannte schon drückend und der Straßenboden wurde heiß, so daß die Barfußläufer den kleinen Grasstreifen am Straßenrand aufsuchten. Auf der stark fallenden Fläche brauchte weder der Mann in der Gabel des Karrens noch die zwei Weiber links und rechts zu ziehen. Lose baumelten die Zugstricke hin und her. Auf der Stützstange, welche hinter jedem Karren schief herausragt, stand sogar ein kleiner Bursche, dieselbe auf den Boden andrückend, den Karren zu bremsen.

Zwanzig Schritte dahinter folgte ein zweiter. Der war frisch blau gestrichen und die Blache darüber noch neu.

Auf der Gabel vorn stand ein sauber geflochtener Korb, mit blaugrün gefärbten Weiden durchzogen. Zwei Reifen überspannten denselben und darüber war ein leichter Stoff gelegt, die Sonne und den Staub abzuhalten. Trotz des Rüttelns und Schüttelns des Karrens schlief das vielleicht einjährige Mädchen tief und friedlich, das kleine geballte Fäustchen an den Mund gelegt und hie und da am Daumen schnullend.

An der Gabel eingespannt war in diesem Karren ein Weib. Kräftig und schlank, die braunen Arme auf die Stange gelegt, schritt sie fast stolz daher. Um den Kopf hatte sie, als Sonnenschutz, ein helles Tuch gewunden, welches das Gesicht mit der hohen Stirne, der geraden, nach dem Vintschgauer Schlage etwas großen Nase und dem Energie verratenden Mund halb verdeckte. Ihre blaugrauen Augen waren wie von Trauer oder Kummer verschleiert, trotzdem die Grübchen in den Wangen eher glauben ließen, daß dieses Gesicht so recht herzlich und fröhlich lachen konnte.

Die Kleider waren zwar sehr ärmlich aber sauber und jeder Schaden daran mit vieler Sorgfalt ausgebessert. Sie ging barfuß und man sah es dem schön gebauten, kräftigen Fuße an, daß es nichts Ungewohntes sei. Ein Bursche von anscheinend sechzehn Jahren und ein vielleicht zwei Jahre älteres Mädchen zogen links und rechts an der „Ang“, wie man diese Art des Einspannens nennt.

Das Mädchen war entschieden eine Schwester der Frau an der Deichsel. Auch sie war sauber und reinlich gekleidet, während der Bursche in abgerissenen Kleidern munter und fröhlich nebenherlief, trotzdem auch bei ihm die silberne Uhrkette mit den Talern nicht fehlte. Diesen Schmuck erwirbt sich der heranwachsende Karrnerjunge sicher viel früher, als eine neue Hose und Rock.

Eine halb abgerauchte Virginiazigarre hatte er sich hinters Ohr gesteckt und den auf der abfallenden Straße überflüssigen Stock geschultert. Der mit der Hahnenfeder geschmückte Hut saß auf dem linken Ohre und mit gar nicht übler Stimme sang er:

Aus der Feuerstelle eines verlassenen Lagers können die Nachkommenden genau erkennen, welche Familie dort war, aus wie viel Köpfen sie bestand und wohin sie zogen. Das ersehen sie aus der Anordnung der Steine rings um die Feuerstelle. Aus gewissen Zeichen an den Hauswänden am Ein- oder Ausgange eines Dorfes lesen die Leutchen wieder, ob Gefahr im Verzuge, ob ein allfälliger Bettel ergiebig, ja sogar, ob die Bäurin abergläubisch ist und vielleicht mit einem Hexenspruch, Viehsegen oder dergleichen ein Geschäftchen zu machen wäre.

Die Karrnerleute sind eben ein ganz eigenartiges Völkchen. —

Es dämmerte erst der Morgen und ganz leise hörte man zwischen dem Rauschen der Etsch den schrillen Klang der Glocke aus dem Kapuzinerkloster der Stadt, welcher die frommen Patres und Brüder zur Matutin weckte. Im Schatten der Felsenwände, welche an der Bergseite der Straße hoch aufstiegen, schlich ein Bursche von vielleicht zwölf Jahren. Er war barfuß, trug eine zerflickte Leinenhose mit einem Streifen roten Tuches um den Leib gebunden, eine Weste, an welcher eine silberne Uhrkette mit einem großen Taler baumelte, und ein gestreiftes Hemd. Der Hut hatte seine ursprüngliche Form schon längst verloren, war aber mit einer langen, weißen Hahnenfeder geschmückt, welche mit einem durchgedrückten Hufnagel befestigt war.

Als er die Ecke des Felsens erreichte, hinter welcher die Bucht einmündet, drückte er sich aufrecht in eine Spalte und blieb lange stehen. Erst gewöhnte er sein Gehör an das Rauschen des Flusses. Sowie er dann anfing, andere Geräusche zu unterscheiden, den Klang der kleinen Glocke aus dem Kloster unten, dann das Geklapper der Mühle, deren Gänge Tag und Nacht liefen, hie und da einen Pfiff der Rangiermaschine des fernen Bahnhofes, begann er erst aufmerksam zu lauschen. Endlich trat er hinaus an das Gelände der Straße und warf einen aufmerksamen Blick nach beiden Seiten. Auf dem helleuchtenden Grunde hätte sein scharfes Auge sofort jeden Nahenden bemerkt.

Nun betrat er den Lagerplatz und betrachtete genau, auf welche Art der Pfahl mit der Tafel in den Boden eingelassen sei. Nach kurzer Überlegung begann er denselben hin und her zu schieben und lockerte auf diese Weise einige Steine, welche den Sockel keilen sollten. Es war ihm nach kurzer Zeit schon leicht, die Keile herauszuziehen, dann umklammerte er mit beiden Armen den Pfahl und hob ihn ohne sonderliche Anstrengung heraus. Das Loch füllte er mit Erde aus und legte ein Rasenstück darüber, welches er vorsichtig von der anderen Seite der Straße abhob.

Nach kurzer Überlegung nahm er Tafel und Pfahl auf die Schulter und verschwand damit im Walde.

*
* *

Schau Anna, i moan, der Hans hätts überwunden! Tu den Weh nit wieder aufwecken, tus nit, Anna!"

Die Schwester hatte die Gurten abgestreift und schritt langsam voraus. Auf der abfallenden Straße brauchte man ihre Hilfe ja nicht.

Da legte das Weib die Hand auf die Schulter des Burschen und flüsterte ihm hastig zu: „I laß den Hans nit drinnen a ganzes Jahr, i laßn nit, weil i weiß, zgrundgehn tut er dran! Willst mir helfen?"

Der Bursche drückte die Deichsel auf seiner Seite nieder und setzte den Karren in Bewegung.

Mit gesenktem Haupte schritt das Weib neben her, die Lippen fest aufeinander gepreßt. Wie sie die Finger um die Deichselstangen legte, sah man ihre Aufregung.

Als der Bursche nach einiger Zeit einen scheuen Blick auf sie warf, sah er, wie eine große Träne über ihre Wange rollte. Da reichte er ihr die Hand hin. „Freili tu i dir helfen, freili!" sagte er einfach.

Er frug nicht weiter, was und wie. Er wußte schon, was die Schöntaufer Anna wollte, das setzte sie durch.

Die Schöntaufer Leute waren angesehene Karrner. Sie hatten im Dorfe Stilfs ein ansehnliches Bauernanwesen, aber trotzdem war ein Teil der Familie immer auf der Straße. Mochte das Korn noch so schön stehen, die Kartoffeln förmlich wuchern im steinigen Acker, mochten die schweren, harzigen Holzklötze noch so schön krachen und knistern im Ofen, die Wanderlust, das Zigeunerblut trieb sie hinaus auf die Straße.

Der älteste Sohn der Schöntaufer hatte sich vor anderthalb Jahren ein stattliches Weib aus einer Oberinntaler Karrnerfamilie heimgeführt. In Stilfs fand nach altem Brauch die Hochzeit statt. Unter der großen Brücke über die Talfer bei Bozen gebar sie ein Mädchen. In der Pfarrkirche in Klausen wurde es getauft und auf der schönen Waldwiese bei der hohen Brücke an der Brennerstraße vor Innsbruck hielten sie den Taufschmaus. Mit ihren Steinzeichen an den Feuerstellen ihrer Lagerplätze hatten sie sich dahin verabredet.

Da war es hoch hergegangen und bei dieser Gelegenheit rückte der Vater auch mit dem Hochzeitsgeschenke heraus.

Ein funkelnagelneuer Karren, blau angestrichen, schöner Blache und der Wiegenkorb vorne auf der Gabel.

Dort trennte sich das junge Paar für längere Zeit von der Familie. Sie wollten einen selbständigen Handelszug in das Bayernland unternehmen.

Aus dem Etschtale hatten sie sich eine Obst- und Traubensendung zur Station Jenbach beordert. Da wurde zum erstenmale der Karren beladen und über Achensee zogen sie, überall bei den Sommergästen willkommen mit ihrem schönen Obst. Die Schwester der Frau und Sepp,

„Hui lusti beim Branntwein,
Lusti beim Biar,
Lusti sein alle Leut,
Lusti sein miar.

Hei lusti, hei ledi,
I geh in koan Predi,
I geh in koan Amt,
Werd döchta verdammt.

„Geh' sing nit so lasterhaft, Sepp", sagte das Weib an der Wagengabel und hielt mit einem Ruck den Karren an. „Du bist ja bekannt da drunt in der Stadt? Schau amal, was für a Haus ist nachher die Kasarm?"

Nachdenklich schaute der Bursche auf das so ernst blickende Weib. Fast zögernd antwortete er: „Die Kasarm? De schaust nit von da aus. Aber geh schau, laß dir epper sagen. Wenn i aß du wär, i hätt dem Hans gar nit amal a Antwort gebn auf sein Brief."

„Was verstehst du von Hoamweh. O dös muß a schrecklis Wehtun sein, wenn a Mann, wie der Hans ist, so schreibt", entgegnete die Frau, beschirmte die Augen mit der Hand und blickte hinunter auf den Häuserhaufen der Stadt.

Erst war es, als wollte der Bursche nicht mehr weiteres sagen. Dann aber begann er mit leiser Stimme, dicht an sie herantretend, als sollte die Schwester, welche sich mit dem schlafenden Kinde beschäftigte, nichts davon hören: „Dös Wehtun, mei Liabe, dös kenn i a, Gott seis klagt. In Landeck, wies mi eingnaht haben wegen den Kalb vom Gründlhof. Die Muater is sterbenskrank im Karren glegn, inser acht Kinder drum ummer und der Vater mit der gebrochenen Haxn im Spital auf Schbrugg (Innsbruck).

Vier Monat hats kost dös Kalbfleisch, vier Monat! Moanst, die Keuchen (Kerker) hat mi druckt? Moanst, die Lehr und der Zuaspruch vom Zuchtpater oder s Grobsein vom Keuchnwachter? O baleib! s Hoamweh!

Muaß da nit die ganze Welt lachen? An Karrner, der heut unter an Bam schlaft, morgen unter aner Bruggn, heut im Tal, morgen aufn Joch, den tragen sie ins Spital und sagn: s Hoamweh druckt'n.

Und döcht, Anna, döcht tuats weh. Mei halbets Leben hätt i verschenkt drum, lei oan Nacht unterm Karren schlafen därfen.

Vor dir, hinter dir, über dir, nix als Mauern, Mauern! Koan Himmel über dir, koan Sunnenschein!

Schau, wenn mir so durch die Straßn ziachn, meiner Seel, i gib nit acht, regnets oder scheint d Sunnen. In der Keuchen aber ist nachmittag, grad a Viertelstunden lang, a handbreits Strieferl Sunn aufs Fenster gfallen. Und jedsmal hab i gwoant, wie a Fratz hab i gwoant.

Als der Alte mit seinem Karren an der Straßenbuchtung ankam, hemmte er den Lauf der Räder und lenkte in dieselbe ein. Einen forschenden Blick warf er erst ringsum und ein verschmitztes Lächeln huschte über sein Gesicht, wie er bemerkte, daß die Warnungstafel nicht mehr stand.

Er beeilte sich, das Lager aufzuschlagen, denn wenn ihn ein Gendarm oder ein Amtsdiener beanständete, so konnte er sich auf die Unkenntnis des Verbotes ausreden und einige Tage Frist mußten ihm schlimmsten Falles immer gewährt werden.

Das hatte der Christl fein ausgekopft. Der hatte sich schon zwei Stunden früher vom Lagerplatz davon gemacht, ohne jeden Auftrag.

„Ja, ja", brummte der Alte während der Arbeit vor sich hin, „ja, ja, der Christl, der ist halt von der Schöntaufer Art, de schlagen alle ein."

Indessen hatte auch der zweite Karren auf den Platz eingelenkt und beide wurden abgepolzt, daß sie nicht überkippen konnten. Rings um das untere Ende wurden nun auch Tücher gehängt, denn die Männer schlafen zwischen den Rädern unter dem Karren.

Die Feuerstelle erzählte nichts Neues und bald prasselten dürre Äste unter der blauen Emailkasserolle, die Mittagsuppe zu kochen. Der Wiegenkorb wurde im Schatten aufgestellt, daneben hockte die Mutter, frische Windeln vorbereitend, wenn das Kleine erwachen sollte.

Ihre Schwester warf einige flache Steine in das Bächlein, das Wasser zu stauen, und langte aus dem blauen Karren einen Eimer mit Wäsche und machte sich mit großem Eifer darüber her. Der alte Karrner zog ein Schwellbrett aus dem Bewässerungskanal des Weinackers unterhalb der Straße und begann, alte Semmeln sowie Speck und Salami in Würfel zu schneiden.

Der Gast, den sie alle erwarteten, sollte ein richtiges heimatliches Mahl vorfinden.

Wie sie so alle in eifriger Arbeit waren, pfiff merkwürdigerweise mitten aus dem Nadelholz eine Amsel. Der Alte horchte auf und so wie sich der Vogel wieder hören ließ, ahmte er den Ruf des Baumfinken täuschend nach.

Da raschelte es in den Haselnußstauden und der junge Bursche, welcher früh morgens den Pfahl mit der Tafel entfernt hatte, kam zum Vorschein. Die Leute beachteten sein Kommen gar nicht, nur der Karrner warf einen fragenden Blick auf jene Stelle, wo sich das Hemd des Jungen auf der Brust so merkwürdig bauschte.

Mit raschem Griff zog derselbe ein schönes Huhn hervor, welches der Alte schnell, daß die Tochter es nicht bemerken sollte, unter der Decke des Karrens barg.

ein entfernter Verwandter, hatten die Reise mitgemacht. In Bayern kauften sie Geschirr ein, dann schnitten sie Weiden und fertigten Körbe, dann handelten sie mit Schleifsteinen und so gelangten sie endlich wieder über Salzburg nach Tirol.

Der junge Ehemann hatte in seinem Gefühle der Freit an alles eher gedacht, als an den hechtgrauen kaiserlichen Rock, an den wallenden Federbusch auf dem Hute des Tiroler Kaiserjägers.

Schon bei seiner Stellung hatten die Behörden Arbeit und Mühe genug, den Rekruten aufzufinden. Volle zwei Monate rückte er später ein als seine Kameraden. Er wie der Vater wurden damals empfindlich gestraft.

Und jetzt war wieder eine Einberufungskarte monatelang, weiß der liebe Himmel wohin, überall herumgewandert.

Als er dann von seiner fast anderthalbjährigen Hochzeitsreise heimkam und so recht behaglich beim „Hirschen" in der getäfelten Stube hockte, um seine Erlebnisse zu berichten und die anderen Familien zu hören, trat der Gendarmeriewachtmeister von Glurns herein und machte ein gar bedenkliches Gesicht.

„Ja mein lieber Hans Schöntaufer", sagte er freundlich, „diesmal ists a böse Gschicht. Vier, fünf Monat suchen wir di und finden di nit. Hättest dir ja doch denken können, daß die Zeit zur Hauptwaffenübung wieder da ist. Und jetztern fürcht i — ja mei, i hab die nur einzuliefern und nachher mußt halt abwarten. Ja, ja, so gehts halt!"

Und dann hatte der arme Hans, weil es schon der zweite Fall war, ein ganzes Strafjahr erhalten.

Er verzweifelte schon während seiner ersten Dienstzeit fast und konnte kaum den Tag der Freiheit erwarten. Damals war er allein, ohne Anhang, und es verging kaum ein Monat, daß nicht irgendeine bekannte Familie in der Nähe der Garnisonsstadt lagerte. Nun wurde er auf ein Jahr behalten, strafweise, somit beargwöhnt von den Vorgesetzten, zurückgesetzt bei allen Anlässen, gemieden von den Kameraden.

Förmlich niedergeschmettert aber hatte ihn die Nachricht, sein Bataillon werde nach Bosnien versetzt.

Weit fort von der Familie, der Heimat und den Bergen derselben. Weit fort von der Landstraße mit den heimischen Lagerplätzen, weit fort in ein fremdes, wildes Land.

Da hatte er seinem Weibe jenen Brief geschrieben, wenige Zeilen nur, aber die Karrnerin wußte sie zu deuten, jedes Wort, welches da geschrieben war, o und noch viel mehr.

Da fand sie nicht Rast und Ruh mehr im kleinen Dörfchen, trotz des Widerstandes des Vaters wurden die Karren aus den Schupfen gezogen, reisefertig gemacht, und es graute kaum der Morgen, zogen sie schon durch Spondinig.

nach Bosnien in der Garnison verweile, in der Nähe ihr Lager aufschlagen wollten, damit Hans in den freien Abendstunden sein Weib und Kind besuchen könne.

Der junge, kecke Bursche hatte ihm die Botschaft in andeutenden Worten, welche nur Eingeweihte verstehen, überbracht und er hatte geantwortet: Die Amseln pfeifen um die siebente Stunde.

Fast eine Stunde vor dieser Zeit hockte das Weib mit dem Kinde auf dem Sockel des großen Wetterkreuzes am Eingang zum Weinberg, wo sie jeden Wanderer auf der Straße schon von weitem sehen konnte. Verwundert schauten die Milchbuben auf dem Wege zur Stadt die regungslose Gestalt an; ja einmal hatte sogar ein Photograph den Versuch gemacht, das Kreuz mit der interessanten Gruppe aufzunehmen. Unwillig hatte sie sich aber abgewendet.

Endlich kam der Ersehnte daher. Ein Kaiserjäger, von schlankem, doch kräftigem Wuchs, aber er schritt aus, wie ein müder, abgehetzter Mensch. Den Kopf gesenkt, die Schultern eingebogen und das wettergebräunte Gesicht blaß, mit einem tieftraurigen Zug um Mund und Augen. Auf seinem Wege hatte er sich eine Weidengerte abgeschnitten und, in tiefen Gedanken versunken, köpfte er die Disteln und Blumen am Straßenrand. Hatten alle Vorübergehenden das Weib bemerkt, er wäre vorbeigegangen, ohne sie zu beachten. Als er angerufen wurde, schreckte er auf, wie aus tiefen Gedanken geweckt.

Stumm reichte er ihr die Hand, er lächelte nur wehmütig, als er das Tuch vorsichtig aufhob, welches das Gesichtchen des im Schoße der Mutter schlafenden Kindes deckte.

Dann schnallte er sein Seitengewehr ab und warf es mit der Mütze auf den Rasen. Er selbst setzte sich an die Seite seines Weibes auf den Kreuzsockel, die Arme auf die Knie gestützt, die Hände krampfhaft gefaltet und den Kopf tief gesenkt.

Ein Seitenblick der Frau genügte, sich zu überzeugen, wie abgehärmt und heruntergekommen der Arme aussah.

Aus seiner ganzen Haltung war zu ersehen, daß der Mann von einem tiefen Leid gequält wurde, wenn auch kein Wort der Klage über seine Lippen kam.

Da quoll dem Weibe eine Träne aus dem Auge und liebkosend legte sie ihrem Manne den Arm über die Schultern.

Lange saßen die Zwei beisammen, ohne zu reden, zu klagen oder zu trösten.

Es dunkelte allmählich, es war, als hätte das Rauschen der Etsch zugenommen, hie und da hörte man einen Juhschrei von einem Berghofe und leise gegenüber die Antwort, zwei Verliebte sagten vielleicht gute Nacht auf diese Weise und von der Stadt herauf schimmerten und

Ohne Zweck trieb sich der Bursche auf dem Rasen herum und als er einmal in die Nähe der Frau kam, flüsterte er ihr zu: „Der Hans tut Holz hacken vor der Kasarm. An grauen zwilchenen Rock hat er an. I habn angredt. Zwegen warum nit? Er hat sich zwungen, recht lusti auszuschaun und so in der Red hin und her, mei, so aner mit drei Stern aufn Kragen, hat allwegs zugehorcht, da hat er glacht. ‚Grad wie auf Stilfs kummts mir jetztern zwei Tag her vor, um siebene pfeifen Amseln, hat er gsagt, der Hans.'"

Die Frau hatte scheinbar gar nicht hingehorcht, was der Bursche sagte. Und dennoch klopfte ihr das Herz bis an den Hals.

Um sieben Uhr also wird ihr Mann da sein. Aber nicht auf der offenen Straße wollte er seinem Weibe begegnen, sondern unter den schattigen Weinlauben verborgen, da pfiffen ja die Amseln ihr Abendlied. Mittags begnügte sich die Familie mit einer Brotsuppe, in welcher einige Würstchen schwammen, die Schwester der Frau setzte sich in den Schatten der Haselnußstauden und fertigte aus feinem Messingdraht mit zwei kleinen Spitzzangen ein zartes, leichtes Kettchen. Die Männer krochen unter die Karren, um zu schlafen, denn sie hatten, der Kühle halber, ein gut Teil der Nacht den Karren gezogen.

Die Mutter nahm das Kind aus dem Korb, suchte einen schattigen Platz auf einem Stein, von wo aus sie hinuntersah zur Stadt.

Nur der junge Bursche kroch in den alten Karren. Er hatte ja ein Huhn zu rupfen. Im Laufe des Nachmittags kam auch ein Gendarm vorbei. Einige Zeit betrachtete er verwundert das Karrnerlager.

Seine Augen suchten vergebens die Tafel mit der Verwarnung. Als er sie nicht sah, schaute er prüfend die Straße hinauf und hinunter. Offenbar glaubte er sich in dem Platz zu irren, setzte dann aber kopfschüttelnd seinen Weg fort.

Hämisch guckte ihm der junge Bursche nach. „Dös ist no a ganz a Grüaner", lächelte er vor sich hin.

Langsam sank der Abend nieder über die Landschaft. Einige Minuten funkelten die schneeigen Berggipfel wie Gold, bestrichen von den letzten Strahlen der sinkenden Sonne.

Die kleinen Fenster der Berghöfe glänzten wie Silber, während drunten in der Stadt schon die ersten Lichter der Straßenbeleuchtung aufflammten. Im Kessel über der Feuerstätte brodelten die Knödel und in einer Kasserolle daneben dämpfte das eingemachte Huhn. Niemand von der Familie sprach von dem Besuch, welcher erwartet wurde, wenn auch jedes einzelne Mitglied derselben genau wußte, zu welchem Zweck die Karren reisefertig gemacht wurden.

Die Tochter wußte den Vater zu überreden, daß sie wenigstens in der kurzen Zeit, solange das Bataillon noch vor dem Ausmarsch

Da nimmst die zammer und tust, grad was lei menschenmögli. s Gwehr sauber wie neu, Knöpf — glanzen wie Gold, die alte, lumpige Montur, fürn Strafling ist ja alles guat gnua, rein, so weit lei mögli.

Lei oan Silb von Lob möchst hörn, oan Silb — Anna, du kennst mi! Hätt sie bei uns in Dorf oan Mensch gwagt, mir a unwilligs Wort zu geben?

Wenn a Arbeit durchzufüarn gwest ist, de verzwickt war, schon gar aus.

Wenn mir um Kaffee oder fürn Kaufmann in der Stadt um Seidenwar in die Schweiz gschlichen sein. —

Wenn der Kramer gsagt hat, mei, halt walsche Zigarren, wenns amal weliche holen tät von drent. —

Oder a Gamsbock ist umkraxelt im Gwänd, wem hat man gruaßen, wem hat man um Rat gfragt? Wem denn?

Ja, wenn der Schöntaufer Hans will! Ja, wenn der Hans mag, wenn er zuaratet, der Hans — —

Und jetztern steht derselbige Mensch da, wia a Schüalbua steht er da und wartet auf a oanzigs Wörtl, auf a winzigs Wörtl. —

Und nachher wagst es und möchst halt reden —

s Maul halten! Das tät i mir ausbitten von an Strafdiener. Kein Wort mehr oder ich sperr ihn ein, daß er schwarz wird. Und wer sagt das, Anna, zu mir? Wer denn? Jesus Maria, rot, brennend rot werd i, wenn i an den denk! umblasen tu i ihn, umblasen! Und stillstehen mußt, mäuserlstill. s ganze Leben Kommando! Hunger, Durst, müd sein — Kommando. Aufstehn, niederlegen, Kommando! Kommando!

I halts nimmer aus, Anna, i halts nimmer aus!

Mag da werden, was lei will, i geh nit abi ins Bosnische, wo i mei Familie nimmer sechen tu, meine Leut nit, mei Tirolerland nimmer!"

Wütend sprang der Mann auf und wendete sich der Stadt zu. Mit hoch erhobenen Fäusten drohte er hinunter, Schaum auf den Lippen, das Haar wirr und zerzaust.

„Ös zwingts mi nit unters Joch no a Jahr, viel eher in die Höll, als unter enker Kommando!"

Da legte das Weib beschwichtigend ihre Hand auf seinen Arm. „Glaub mir, Hans, i kann dirs nachfühlen, und an dem Tag, wo sie di wieder einzogen haben, ist mir die heutige Stund gwiß gewesen. In Gottes Namen denn, i will nit, daß du zugrund gehst unter denen Leuten. Du sollst fort, Hans, aber alleinig laß i di nit. I bin dein Weib und bleib bei dir, seien die Zeiten, die kommen, noch so hart, noch so schwar."

funkelten die elektrischen Lampen von den Straßen und Häusern wie ein Feuerwerk. Über der Rötlspitze stand der Abendstern, genau so, als hätte da oben jemand ein Signallicht aufgesteckt.

Das Kind war erwacht und die Mutter nahm es auf, stellte das kleine Körperchen auf ihre Knie und begann es zu schaukeln, ohne den kühlen Luftstrich von der Etsch herüber zu beachten. Auf der Landstraße hörte man lebhaft sprechen und lachen, Herren und Damen durcheinander, und dazwischen klirrten Säbel.

Das Geräusch schreckte den Mann von seinem Grübeln auf.

„Und wenn Todesstraf drauf ist, wie sie einem aus die Kriagsartikel vorlesen tun, i vertrags nimmer.

Voreh, wie i als Rekrut einzogen worden bin, hab i mir in an großen Glas soviel kloane Steindlen einzählt, als i Dienstag vor mir ghabt hab.

Vor i mi aufn Strohsack gworfen hab beim Zunachten, hab i oans außergnommen so a Steindl und jedesmal hab i gsagt: Gott seis gedankt.

Ausglacht habn mi meine Kameraden und do seins allwegs schauen kommen und haben sie gfreut, wies Glas alleweil leerer und leerer geworden ist.

Herrgott im Himmel, wie hab i aufgejubelt, als der Herr Hauptmann amal sagt: Johann Schöntaufer, die letzten oanundzwanzig Stoan kannst fortwerfen, ös werds um so viel Tag ehnder frei. Und wie der Herr Hauptmann warnt: Euch Wandervögel mach i bsonders aufmerksam, übersehts mir nit die An- und Abmeldungen, wenns den Wohnort ändert, daß die Einberufungen zugstellt werden können.

I trag jeztern dran an dem Gsetz. I, a Karrner, heut da, morgen, i weiß ja selber nit wo.

Und wenn i draußen bin auf der Landstraßen, wer denkt da . . .

Ei was, denken! Schwar träumen tuts mir dann und wann, eingruckt sei i, und wenn i aufwach vor Schreckn und die Stearn funkeln über mir, da Bach rauscht im Tal, a Stoan ist mei Polster und der Rasen s Bett, aufjauchezn möcht i vor Freud! Dran denken! Ja, wer denkt denn an dös, was ihm s Schlimmste ist auf der Welt!“

Lange blieb der Mann wieder ruhig und still. Auch das Weib unterbrach nicht seine Rede. Sie hatte das Gefühl, der Gatte muß sich den Kummer vom Herzen reden.

„A ganzes Jahr Straf! Wenn i fort will, anmelden, jeden Schritt, wohin, mit wem, wie lang.

Zwei Minuten zu spat heim, in die Straf. A Unordnung im Mannschaftszimmer — freili, der Strafdiener ist ja da. A Arbeit, vor der si jedweder druckt — marsch! Her da, Schöntaufer, bist ja Strafdiener!

„Gelehrte."

Die Weisheit haben die Echten,
„Das Wissen" haben die Schlechten;
Die Großen machen aus Steinen Brode,
Die Kleinen dozieren ewig „Methode".

Desgleichen.

Die Großen haben die Liebe,
Die Kleinen verteilen die „Hiebe";
Die Großen sind heilige Schenker,
Die Kleinen kleinliche Henker!

„L'art pour l'art!"*)

Dies Wort laßt nicht die Jugend merken,
Denn nur der Reife weiß:
Sich dienend für das Ganze stärken,
Ist Tugend-, gleichwie Kunstgeheiß.

Einem „Modernen".

Weil sie mit ewiger Urkraft den Willen der Wesen entbindet,
Nur wider Menschengewalt, Götter befehden sie nie —;
Weil sie am Unmaß erstirbt, den tierischen Frevler entmannend,
Nennst du die Liebe ein Spiel, schmähst du das herrliche Weib?
Fühl' es, Entnervter: Ein Spiegel ist, herrlich und hauchrein, die Liebe;
Gott oder Affe das Bild — deines nur redet dich an!

Genie und Gesellschaft.

Zürn' nicht zu blind der „ewig blöden Masse",
Die oft dir widerstrebt mit dumpfem Hasse;
Auch du trägst Dunkles viel an deiner Kraft
Und jene wehrt nur — Deiner Leidenschaft!

„Kainfluch der Künstlerschaft."

Dich fühlt wohl einzig mehr der Tropf,
Der Lorbeer sucht für seinen Zopf,
Nach Ruhm zu Markt rennt mit dem Glase
Und mit dem Glase bricht die Nase.

Der Schlichte spürt: „Wohl trag' ich schwer,
Ei nun, ich trag auch eben mehr . . ."
Und trägt, bebürdet auf den Wegen,
Sich dankbar heim den schweren Segen.

„Unsterblich."

Wie ihr es meinet, wär's: Auf Erden
Noch eine Weile nicht vergessen werden;
Es wahrhaft sein, das ist: Aus Erde
Durch Leben Brot für neue Leben werden!

Schlußstein.

Kunst, Wissen — beides hohle Triebe,
Beseelt sie nicht die tiefste Liebe!

---

*) Die „Kunst nur für die Kunst!"

Da schlang der Kaiserjäger seinen Arm um ihren Nacken und zog das Weib sanft und lieb an sich, während sein düster blickendes Auge unverwandt hinunterschaute auf die Lichter der Stadt, wo er genau die Kaserne herausfinden konnte am Rande des Häuserstockes. —

Am andern Morgen, beim Frührapport, wetterte und fluchte der Hauptmann nicht wenig über den Mann, welcher den Nachturlaub überschritten hatte und nun, nach seiner Überzeugung, mit Landsleuten herumschlemmte in den verschiedenen Wirtschaften der Umgebung.

Als der Mann abends nach dem Einrücken der Kompagnie noch immer abgängig war und die Nacht verfloß, ohne sich heimzumelden, da wurde an das Platzkommando die Abgängigkeitsanzeige erstattet.

Der Karrner war indessen schon lange in Sicherheit. An der Grenze der Schweiz und Italiens da finden sich Schlupfwinkel genug in den wilden, unzugänglichen Hochtälern und wenn auch die Schrecken des Winters fürchterlich sind da oben und das Leben dieser Flüchtlinge reich ist an Entbehrungen und Gefahren, die Begierde nach Freiheit ist so mächtig, daß diese Leute nur an die Gegenwart denken und darüber die schrecklichen Folgen der Fahnenflucht vergessen.

Gar mancher Flüchtling trieb sich jahrelang herum in den weltvergessenen Hochtälern, bis endlich auch seine Stunde schlug, wo er der Strenge der Gesetze verfallen war.

Kunst, Wissen.

Einige Zeitgedanken von Hermann Hango.

Hast.

Das Wissen, Wissenwollen eilt;
Doch wird's nicht edel' Gut,
Wenn jeder nicht daran verweilt:
Er wisse, was er tut! —

Fortschritt.

Ihr spielt schon „Übermensch“;
Das nenn' ich wacker geh'n!
Doch wollt ich erst erreicht
Von euch — den Menschen seh'n.

„Wissen.“

Zu keiner Blume hab' ich spähend mich geneigt,
Nur um des kühlen Wissens willen,
Ein nüchtern' Denken forschend d'ran zu stillen — —
Zu allen Wundern hab' ich sehnend mich gebeugt:
Ein neues Wunder woll' erquillen,
Wo eine neue Form sich zeigt!

recht tief ins deutsche Volk dringen, denn ihr Inhalt eignet sich vorzüglich zur Klärung unserer künstlerischen Anschauungen. Leider läßt sich hier nur ganz kurz andeuten, was Geißler über die echte Volkskunst zu entwickeln weiß: „Eine Kunst wird zur ‚Volkskunst‘, wenn sie der unbewußten Sehnsucht des Volkes nach Reinheit und Erhebung aus dem Tiefendunst des Alltags zu begegnen vermag.“ Dieser aufgestellte Satz dürfte für die deutsche Volkskunst grundlegend sein. Wir wollen sehen, wie weit Geißler in seinen eigenen dichterischen Werken dieser Sehnsucht entgegenkommt.

Weiteren Kreisen wirklich bekannt wurde Geißler, nachdem er sich vorher unter dem Einfluß Theodor Storms zu einem eigenartigen, lebensvollen Lyriker durchgerungen hatte, zuerst durch seinen Hallig-Roman „Jochen Klähn“ (Verlag von L. Staackmann, Leipzig). Schon in diesem Roman, der den zähen Kampf der Inselfriesen mit dem zerstörenden Elemente der See zum Vorwurf hat, versucht er uns mit eindringlicher Liebe zu den unverbrauchten, bodenständigen Kräften zurückzuführen, die sich in unserer Nation unbewußt erhalten haben. Mit seinen schönen reichen Mitteln, die vor allem in der eigenartigen Verkörperung der Naturmächte fesselnd hervortreten, ist Geißler in diesem ersten Roman leider etwas zu verschwenderisch, nicht haushälterisch genug zu Werke gegangen. Scheinbar empfand er es noch nicht, daß der Künstler erst durch eine weise Reserve sich selbst und seine Kunst adelt. Neuerdings hat er daher „Jochen Klähn“ einer Umarbeitung unterzogen und ihn in vollendeterer Form unter dem treffenderen Titel „Insel im Winde“ in Leixners Romanzeitung neu erscheinen lassen.

Eine gewisse Verschwendung schöner, eigenartiger Mittel entdecke ich auch in „Tom der Reimer“ (Verlag von L. Staackmann, Leipzig). In diesem Roman, in welchem alles zu einheitlicher Wirkung ineinandergreift, stört jedoch eine derartige Verschwendung nicht. Wie schon der Titel andeutet, wurzelt „Tom der Reimer“ nicht im Boden unserer eigenen Heimat, was aber auch selbst für eine nationale Volkskunst nicht unbedingt erforderlich ist. Die Aufgabe einer echt nationalen Volkskunst erblicke ich mit Geißler vielmehr darin, daß der Künstler der anderen Volksart mit anderen Gesittungsstufen in der anderen Zeit gerecht wird, denn in diesem ihrem Wesen ist sie unverrückbar wie die stammhafte Grundlage des Volktums selbst. In ihr wurzelt ja die Wesenseigentümlichkeit eines Volkes, und wo diese wächst, springt der Quell der lebensfähigen Dichtung. Einer anderen Volksart mit anderen Gesittungsstufen vermag jedoch nur ein starkes Talent gerecht zu werden. Geißler ist dieser Aufgabe gerecht geworden, ohne sich selbst aufzugeben. Den vorliegenden Stoff, über den alte Chroniken nur wenig zu berichten wußten, hat er seelisch durchdacht und ihm dichterische Gestaltung verliehen; er hat die

Max Geißler.

Eine literarische Studie von **Friedrich Wiegershaus.**

Aus der bunten Gesellschaft der zeitgenössischen Dichter ragt Max Geißler als eine sehr sympathische Persönlichkeit hervor. Was mich für ihn vor allem einnimmt, das ist sein männlicher Wille, seine Kunst wurzeln zu lassen in dem kräftigen, gesunden Volksboden, der ja die Wurzeln aller echten Kunst tränkt. Dieser Wille macht sich im gegenwärtigen Schrifttum sehr selten bemerkbar. Die meisten Dichter haben sich leider vom gesunden Volksboden entfernt und schaffen, weil ihnen hierdurch der eigentliche starke Halt verloren gegangen ist, ihre Werke ins Ungewisse hinein, ja, vielfach hüllt man sich sogar in den Mantel eines unmännlichen Stolzes und schaut auf das „Volk" verächtlich herab. Letzteres hat auch Max Geißler empfunden. In seiner Schrift „Unter der Welteneſche" (Verlag von Hermann Grosse, Weimar) führt er an einer Stelle sehr treffend aus: „Wir sind in einem Bildungsdünkel befangen, der unsere besten Ideen totmacht. Aus diesem Bildungsdünkel heraus schafft die große Mehrheit unserer Dichter und Künstler. Und auch hier steht das Gepräge, welches der Künsterstolz ihren Schöpfungen verleiht, der segensreichen Verbreitung ihrer Werke entgegen." Ich kann diese Geißlersche Schrift allen Freunden einer echt nationalen Volkskunst angelegentlichst empfehlen, denn die in ihr enthaltenen feinsinnigen, klardurchdachten Abhandlungen bringen eine reiche Fülle von Gedanken, die neues Leben zu wecken imstande sind. Gleichzeitig verfügt Geißler über ein gesundes kritisches Vermögen. Nur wenige verstehen wie er, in wahrhaft überzeugender Weise die Mängel unseres geistigen Lebens aufzudecken. Aus jeder Zeile weht es uns entgegen, daß hinter diesen Abhandlungen eine Persönlichkeit steht, die es mit einer nationalen Volkskunst ernst meint, bitter ernst. Ganz besonders hervorzuheben ist die Abhandlung: „Die Todsünde der Völker." In ihr sagt Geißler:

„Wir müssen geradezu bestrebt sein, in selbstbewußter Eigenart ein Bollwerk aufzurichten gegen den Einzug fremder Elemente in die deutsche Kunst, die sie krank machen. Es ist eine der verbreitetsten, verhängnisvollsten Irrtümer, daß die Kunst international sei. Eine deutsche Kunst hat aus deutschem Wesen und deutschem Geiste geboren zu sein. Den Deutschen lag das Streben nach dem Weltbürgertum stets näher als nach dem Deutschtum. Volkssitte verachteten sie, und die Volksseele ward ihnen eins mit dem niederen Instinkte des Pöbels."

Auf derartige Worte kann in unserer Zeit nicht oft und auch nicht eindringlich genug hingewiesen werden. Möge daher die Geißlersche Schrift

Künstlergeschichte, in welcher unter anderem die norddeutsche Heidelandschaft in echt poetischer Weise belebt worden ist. Zu bedauern ist es, daß aus der Künstlergeschichte herausgefühlt werden kann, daß Geißler an einigen Stellen gewisse spießbürgerliche Zustände absichtlich hat geißeln wollen; der rein künstlerische Eindruck ist dadurch leider herabgestimmt worden.

Seinen vierten Roman „Am Sonnenwirbel" (Verlag von L. Staackmann, Leipzig) nennt Geißler einen „Kulturroman aus dem Waldlande", das ist jedenfalls eine vielversprechende Bezeichnung, die aber in diesem Falle die vielversprechenden Erwartungen auch wirklich erfüllt. Geredet wird in diesem Kulturroman vom Spitzenklöppeln und fahrendem Musikantentum als den zwei wichtigsten Kulturkräften der Gegend, in welcher die grün-weißen und schwarz-gelben Grenzpfähle gegeneinanderstehen. Daneben auch noch vom etwaigen Ersatz, den der Gebirgler in der Wald- und Viehwirtschaft sich schaffen müßte, wenn er Klöppelkissen und Singspiel zu seinem eigenen Heile auf die Wegfahrt schicken würde. Das Schwerstoffliche derartiger Aufgaben, das in den meisten Fällen durch die dichterische Gestaltung nicht restlos besiegt wird und sich hier und da schlackenhaft störend bemerkbar macht, dürfte Geißler künstlerisch vollkommen geläutert haben. Übrigens hat Geißler seine Jugend in einem Walddorfe des Erzgebirges zugebracht. Dadurch hatte er einen Boden unter den Füßen, der ihm völlig vertraut war, was natürlich auch in diesem Falle nur von Vorteil gewesen ist. Die harzduftige Gebirgslandschaft ward uns hierdurch außerordentlich lebendig näher gerückt, und die Darstellung, sowie die Anschauungen und das Zwiegespräch der Gebirgler sind von einer starken Gegenständlichkeit und künstlerischen Beseelung. Der Ort der Handlung ist auf die kleine Bergwiese am Hang des Keilbergs, welcher die Sonnenwirbelhäuser trägt, als auf eine besonders typische Gegend verlegt. Die Gestalten, die in diese Bergeinsamkeit hineingestellt wurden, geben ein treffendes Bild ihres Volksschlages, seiner Lebensverhältnisse und Bedürfnisse, und hierdurch entsprechen sie einer der vornehmsten Forderungen der großen epischen Form. Manches einwenden läßt sich gegen die etwas langen, gedankenreichen Reden des Volksphilosophen Zachenhesselhans, aber langweilig oder gar störend wirken sie keinesfalls. Der Zachenhesselhans ist von vornherein so gekennzeichnet, daß der Leser auch seine philosophischen Reden als durchaus echt empfindet. In zweifellos ganz richtiger Erkenntnis betont der alt-jugendliche Reformator, daß vor allem die Klöppelei ein Krebsschaden am Volkskörper sei, der diesen dem Verfall rettungslos entgegenführe; denn was vor fünfhundert Jahren, durch Barbara Uttmann eingeführt, ein Segen war, das ist im Wandel der Zeiten bis in die Tage der Maschinen ein Fluch geworden. Deshalb lenkt er die Aufmerksamkeit der ihm Nahestehenden auf die Wald- und Viehwirtschaft, und hierdurch zeigt er denn auch einen Weg vom

große Schwierigkeit, einen Dichter glaubhaft zu machen, dichterisch bewältigt, denn aus dem hier geschilderten farbenfrohen Leben heraus kann die sinnige Ballade von der Begegnung mit der Elfenkönigin entstanden sein, die von Loewe Vertonung und inzwischen den Weg über die ganze Erde gefunden hat. Es ist möglich, daß „Tom der Reimer" durch seine Einheitlichkeit in der Kunstform und seine Stilreinheit auf manchen Leser anfangs etwas monoton wirkt. Hierdurch möge man sich jedoch nicht abschrecken lassen, denn wer sich in diesen Roman hineingelesen hat, der wird aufatmen und den Vorzug der künstlerischen Einheitlichkeit desselben empfinden, zumal er in eine geheimnisvolle Waldstimmung getaucht ist.

Ist in „Tom der Reimer" eine echte Romantik lebendig, so steht Geißler in seinem Roman „Traum in den Herbst" (Verlag von Hermann Große, Weimar) schon auf realistischerem Boden. In diesem Roman nehme ich schon etwas Selbstbewußteres in der Führung wahr, entbehre jedoch dafür jene Einheitlichkeit in der Kunstform, die mich in „Tom der Reimer" geradezu entzückt hat. Es laufen in „Traum in den Herbst" zwei Geschichten durcheinander, eine Dorfgeschichte und eine Künstlergeschichte. Der Dorfgeschichte möchte ich, weil sie außerordentlich dramatisch ist und Momente von ergreifender Wirkung aufweist, den Vorzug geben. Einer ganz prächtigen Gestalt begegnen wir vor allem in dem alten Hauswald, der etwas Schlechtes, das das Bauerntum zu durchseuchen droht, abzuwenden versucht. Mit aller Macht stemmt sich dieser wackere Patriarch gegen das Eindringen fremder Sitten, in denen nichts von der lebendigen Freude ist und von der erdständigen Kraft, die draußen auf dem Lande gilt. Hauswald empfindet, daß der Bauer, wenn diese fremden Sitten eindringen, unmächtig wird und nicht mehr Herr und Hüter der Wurzeln jener Kraft bleiben kann, aus welcher der Segen für alles Volk kommt. Deshalb betont er auch, daß das Herz des Bauern mit der Scholle verwachsen sein müßte, wenn es der harten Arbeit froh werden wollte. Die jungen Gutsbesitzer hängen, weil sie von den fremden Sitten schon durchtränkt wurden, nicht mehr an ihrer Scholle. Sie haben sich schon mit sich selbst und ihrem Gott überworfen und hören daher nicht mehr auf die eindringlichen Reden Hauswalds. Des letzteren Glaube, die jungen Gutsbesitzer auf den rechten Weg zurückführen zu können, bleibt daher ein — Traum in den Herbst. Wie sich der alte Hauswald als Bauer gegen das Eindringen fremder Sitten stemmt, so kämpft in der Künstlergeschichte Hertwig Reif als Schriftsteller gegen das Eindringen fremder Elemente in unser Schrifttum, die das wurzelständige Volkstum unterdrücken. Wer Geißler persönlich kennt, der wird in Hertwig Reif den Verfasser selbst wiedererkennen. Aus seinem eigenen Leben ist vieles hinübergeflossen in diese

Heide und zu den Herzen der Menschen, ja, der Maler Roth hat für Kord Kück sogar folgende tiefgründige Wahrheit:

„Das tiefste Glück schenkt ein Werk nur dem, der die innigsten Beziehungen zu ihm und dem Gegenstande dieser Arbeit hat. Darum, weil die Menschen am festesten in ihrem Heimatboden stehen, werden Bauer und Künstler aus diesem die besten Kräfte für sich und ihr Werk zu lösen vermögen. Ein Bauer oder Künstler, der auf fremdem Grunde steht und die Fäden zerschnitt, die ihn mit der Heimaterde verbanden, ist ohne Sammlung."

Kord Kück steht in dem einzig richtigen Verhältnis zu seiner Heimatscholle. Er, der sich als Amerikafahrer in Sehnsucht nach seiner Heimat verzehrt hat, setzt das größte Vertrauen in sie, und in hartem, liebevollem Ringen weiß er ihre schlummernden Kräfte zum Segen aller zu wecken.

Schildert Geißler in den bis jetzt besprochenen Romanen den Menschen ausschließlich im Verhältnis zu seiner Scholle, so schildert er ihn in den beiden jüngsten Romanen „Hütten im Hochland" und „Die goldenen Türme" (beide verlegt bei L. Staackmann, Leipzig) nachdrücklicher im Verhältnis zu seinen Mitmenschen. Es bedarf natürlich keiner Hervorhebung, daß er ihn von seiner Scholle nicht loslöst; er läßt nur das rein Landschaftliche ein wenig zurück- und dafür das rein Menschliche etwas kräftiger hervortreten. Gleichzeitig geht er hier aller Tendenz aus dem Wege und lediglich auf rein künstlerische Darstellung aus. Übrigens hat der erste dieser beiden Romane inzwischen schon viel verdiente Anerkennung gefunden. Er führt uns wie „Am Sonnenwirbel" in Geißlers engere Heimat, an die deutschböhmische Grenze, und läßt eine kleine Bergwaldgemeinde, die sich auf die sieben Sakramentshäuser verteilt, in ihrer ganzen Eigenart vor unser geistiges Auge treten. Im Mittelpunkt der Handlung steht der Wenderfranzl, der Sohn eines Wildschützen, über den sich der verhängnisvolle Schatten des väterlichen Berufes breitet. Derselbe läßt, früh verwaist, in sich alles wachsen, was da wachsen will, vor allem natürlich die stachligen Schosse. Aber auch edle Schosse wagen sich hervor, nur vermögen sich diese nicht recht zu entfalten, weil man in den Sakramentshäusern gegen den Wenderfranzl eingenommen ist. Der letztere ist und bleibt der Sohn des Wildschützen; im Hochland wächst eben nur langsam Gras über eine alte Geschichte. Dadurch wird aber in dem Jungen ein Haß geweckt, ja, der einmal erwachte Haß steigert sich sogar so sehr, daß der Franzl am Berghofer zum Mörder wird. Diese Steigerung ist mit einer so überzeugenden Kraft dargestellt, daß man mit einer echten Anteilnahme das Schicksal des Wildschützenbuben verfolgt. Aber auch die übrigen Personen interessieren uns, vor allem verdient der typische Wenz am Kreuz durch seine innige

Klöppelsack zur Besserung. Sein eindringlicher Weckruf bleibt auf die Männer, die bisher in der Mitte der zwanziger Jahre, der Sense und der Holzaxt entwöhnt, bei der Posamentennäherei gesessen haben, nicht ohne Eindruck; die Saat, die er gestreut hat, fällt also auf fruchtbaren Boden. Hervorgehoben zu werden verdient, daß in „Am Sonnenwirbel" Geißlers dichterische Erscheinung um einen neuen, willkommenen Zug bereichert worden ist: um den feinen, unmittelbar aufblitzenden Humor, der recht warm ans Herz greift.

Einer ähnlichen Gestalt wie der des Zachenhesselhans begegnen wir in dem Kulturroman „Das Moordorf" (Verlag von L. Staackmann, Leipzig) in Ham Rugen, nur entspricht dieser der norddeutschen Moorlandschaft. Ein gewaltiges Kulturgemälde ist es, das Max Geißler in diesem umfangreichen Roman aufrollt: die Entstehung eines Dorfes in der Einsamkeit der lärmentrückten Moore von jenem Tage an, da der Schmuggler Ham Rugen seine Hütte in die verträumte Stille setzt, bis zu dem Augenblicke, da durch zwei Geschlechter hindurch um diese Hütte ein Dorf entstanden ist, das eine politische Gemeinde geworden. Der erste Teil des Romans hätte meines Erachtens in sich noch etwas geschlossener sein können, der zweite Teil dagegen ist ganz prachtvoll und erhebt sich an manchen Stellen zu echt dramatischer Gestaltung. Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß Land und Leute der norddeutschen Moore eine Welt für sich bilden. Wie ich erfahren habe, hat der Verfasser mehr denn ein Jahr zu Studienzwecken in der Stille der von ihm geschilderten Hütten zugebracht, um das eigenartige Leben der Moorleute, Torfgräber und Heidebauern beobachten zu können. Es ist ihm jedoch nicht darum zu tun gewesen, dieses Leben im Sinne eines überlebten Naturalismus mit photographischer Treue nachzugestalten. Als Schilderer hat er vielmehr das Allgemein-Menschliche, als Poet das Bleibend-Dichterische zu finden gewußt. Die höchste Aufgabe des Poeten erblickte er darin, die Seele alles Lebendigen zum Gegenstande des Dichterwerkes zu machen, denn das Körperliche, mit dem sich der Naturalismus zu bescheiden gewöhnt hatte, ist der Wandlung unterworfen. Aber das Dichterische, das Seelische, das überdauert den Wandel der Zeiten. Die Aufgabe, die sich Geißler gestellt hat, ist eine sehr schöne, aber auch eine außerordentlich schwierige. Wenn er ihr in der Hauptsache gerecht geworden ist, so beweist das jedenfalls, daß er ein echter Dichter ist, der die geheimnisvolle Seele der Dinge zu enthüllen versteht. Damit auch Menschen da sind, die die eigenartige Landschaft der norddeutschen Moore mit den Augen des Kulturträgers betrachten, hat Geißler einige Maler in seinen Roman eingeführt. Diese Maler, sowie das Tagebuch eines verschollenen Dichters geben den Bewohnern des Moordorfes den Schlüssel zu den Hütten der

er die Grenzen seiner Begabung ganz genau. Sein Talent kann sich, weil er es niemals unnütz anstrengt, in aller Stille vertiefen. Ist der Lyriker Geißler von Storm beeinflußt worden, so weist der Erzähler Geißler sehr viele verwandte Züge mit Adalbert Stifter auf, wie er denn auch von Adalbert Stifter unmittelbar gelernt hat. Geißlers erzählende Kunst geht in der Richtung Stifter-Rosegger, denn bekanntlich ist auch Rosegger von Stifter ausgegangen; er schreckt aber nicht, wie der deutschböhmische Dichter, vor dem eigentlichen Leben zurück, greift vielmehr große Daseinsfragen auf und erweist sich in seinen beiden Kulturromanen sogar als ein Wegweiser in die Zukunft. An Stifter erinnern in erster Linie die Naturschilderungen, überhaupt die unvergleichliche Stimmungsmalerei, die mit wenigen, nur leise hingehauchten Farben die Seele einer Landschaft, eines Gefühls, einer Empfindung hervorzuzaubern vermag. Auf den ersten Blick ist man geneigt, alles für bloße Schilderung zu halten; sieht man jedoch schärfer hin, so erkennt man, daß Geißler ganz in der Natur lebt, und da seine Darstellung echt dichterischer Anschauung entspringt, vermag er uns auch überall in seinen Bann zu ziehen. Geradezu bewundernswert ist Geißlers eigenartige Erzählungsweise, hinter die allerdings das rein Psychologische (ich meine natürlich die Lösung der Seelenprobleme) ein wenig zurücktritt. Ich betone jedoch ausdrücklich, daß die Gestalten nicht wie inhaltleere Schemen, sondern durchaus echt wirken und vor allem der Landschaft entsprechen, in der sie leben. Geißler zeichnet mit unglaublich zarten Strichen, die aber die Gestalten klar und deutlich hervortreten lassen. Ganz besondere Freude erweckt die ursprüngliche Begabung für das Volkstümliche, d. h. das echte Ausdrucksvermögen für das wahrhaft Volksmäßige in Anschauung und Sprache. Aus Geißlers sämtlichen Werken klingt der warme, schlichte, volle Volkston. Überhaupt ist Geißler ein Mann mit gesunden Sinnen, der mit dem Reichtum seines Talentes aus den Tiefen der Volkskraft schöpft, wodurch er der eingangs erwähnten unbewußten Sehnsucht des Volkes in schönster Weise entgegenkommt.

Kleine Geschichten von unserem Kaiser.*)

Aus den Tagen der Ischler Entrevue im Jahre 1877 wird folgendes Geschichtchen erzählt. Eine junge Braunschweigerin wollte durchaus bei der Abfahrt Kaiser Wilhelms diesem einen Blumenstrauß überreichen. Nachdem sie fast drei Stunden vor dem Hotel „Elisabeth" gewartet hatte, kam der deutsche Kaiser die Treppe herab. Ehe er den

*) Aus „Habsburger-Anekdoten". Herausgegeben von Dr. Franz Schnürer. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Naturweisheit und sein tiefes Gemüt unsere Sympathie. Was die „Hütten im Hochland“ ganz besonders auszeichnet, das ist die innere Wärme, von der sie getragen werden, und die uns mit einer stillen Gewalt in ihren Bann zieht und nicht wieder losläßt.

Der kürzlich erschienene Roman „Die goldenen Türme“ führt uns wieder in die Welt der norddeutschen Heidebauern; er bietet insofern eine Ergänzung zu „Das Moordorf“, als in ihm von der Geburt und der Jugend Kord Kücks berichtet wird. Das Hauptinteresse erweckt aber zunächst ein junges Heidebauernehepaar: die außerordentlich willenskräftige Fidde Voß und der schweigsame, zur Sinnierung neigende, aber doch tatfrohe Boi Per, die einen verlotterten Heidehof zu einem wohlbestellten Gut erheben. Der Sohn dieser beiden prächtigen Menschen, der dämonisch trotzige und zugleich verträumte Schorse Per, verläßt die Welt seiner Eltern, um draußen den Weg nach der Stadt mit den goldenen Türmen zu suchen. Das Suchen und Finden dieses Weges macht die zweite Hälfte des gehaltvollen Werkes aus. Schorse Per hat sich nach Frankfurt am Main begeben, wo er zunächst auf der Schreibstube eines Anwaltes Beschäftigung findet. Ihm ist, von einer überwältigenden Sehnsucht getrieben, seine sinnige Jugendgespielin Stina Harms gefolgt, die ihm die Mühseligkeit seiner drückenden Armut tragen hilft. Als sie sich an einem Sonntage beide in der Ausstellung für Heidekultur und Torfindustrie befinden, geht Schorse Per urplötzlich die Schönheit seiner heimatlichen Scholle auf und gleichzeitig entdeckt er die Quelle seiner herben, starken Kunst. Damit hat er natürlich den angedeuteten Weg gefunden, auf dem er nun rastlos vorwärts schreitet. Dem aufstrebenden Dichter vermag Stina Herms nicht mehr zu folgen. Der Weg ist zu steil; ihre zarten Schwingen erlahmen. Sie fühlt, daß Schorse Per im Sumpfe ersticken müßte, wenn sie sich noch länger an ihn klammern wollte, und deshalb verzichtet sie auf seinen Besitz. In dieser Verzichtleistung liegt eine seltene menschliche Größe. Wenn Geißler diese Entsagung glaubhaft darzustellen vermochte, so zeugt das von seiner inneren Harmonie und seiner geläuterten Weltanschauung. Überhaupt hat die Geißlersche Kunst in den „Goldenen Türmen“ eine seltene Reife erreicht, die in unserem gegenwärtigen Schrifttum angenehm auffällt. In ihnen hat der Dichter alles in eine echt poetische Höhe gerückt und ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß dieses Werk eine gebändigte, geadelte Lebensfülle in sich birgt.

Max Geißler, der gegenwärtig im 39. Lebensjahre steht, ist von einer Produktivität, die erstaunlich ist. Früher befürchtete ich einmal, daß er in der Vielschreiberei untergehen könnte, aber die jüngsten Romane haben mir doch gezeigt, daß meine Befürchtung grundlos war. Er besitzt wirklich das Zeug dazu, viel schreiben zu können. Dabei kennt

Sinnen gesessen. Endlich ergriff er die Feder, um das Papier zu unterzeichnen, doch schon nach dem ersten Federstrich entrollte seinem Auge eine Träne und verwischte den langsamen Zug. Da faltete der Kaiser das Papier zusammen und gab's dem Sekretär mit den Worten zurück: „Tränen löschen jede Schuld aus; ich kann das Urteil nicht unterschreiben. Da sehen Sie, mein Name ist verwischt — die Schrift hat keine Kraft, ich schenke dem Verurteilten das Leben."

*

Auf einem Hofball bemerkte Kaiser Franz Josef eine ihm wohlbekannte Dame, deren kummervolle Miene in befremdendem Gegensatz zu der Fröhlichkeit des Festes stand. Sofort trat er auf die Dame zu und fragte teilnehmend: „Sie scheinen die allgemeine Freude nicht zu teilen, Gräfin; haben Sie eine Sorge?" — „Eine sehr schwere, Majestät", lautete die Antwort, „kaum hatte ich diese Räume betreten, als mir die Erkrankung meines in Triest befindlichen Mannes mitgeteilt wurde. Um mich nicht zu ängstigen, hatte man mir diese Nachricht bisher verheimlicht. Ich bin seit vier Tagen ohne Kunde von meinem Mann — vier Tage, Majestät — das ist unter solchen Umständen eine Ewigkeit!" Der Kaiser sprach einige Trostesworte und entfernte sich rasch. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit trat er wieder zur Gräfin und überreichte ihr eine Depesche aus Triest, die die Meldung enthielt, daß ihr Mann außer Gefahr sei. Der Kaiser hatte die Zwischenzeit benützt, um sich telegraphisch nach dem Befinden des Grafen zu erkundigen.

*

Ein altes Mütterchen, Marie Fuchs aus Knittelfeld in Steiermark, war nach Wien gekommen und stand eben im Begriffe, die Treppe zum Audienzsaal in der kaiserlichen Hofburg zu ersteigen, als der Kaiser vorfuhr. Er bemerkte das alte Mütterchen, das sich kaum auf den Füßen zu halten vermochte und mühsam die Stufen hinaufhumpelte, trat mitleidsvoll an sie heran und forderte sie auf, ihm ihren Wunsch sofort mitzuteilen, um sich das Treppensteigen zu ersparen. Nun erzählte die Greisin, sie sei gekommen, um ihren in der Linie stehenden Sohn loszubitten, der die einzige Stütze ihres Alters sei. Franz Josef nahm das Gesuch aus den zitternden Händen der Greisin und hieß sie, freundlich lächelnd, warten. — Nach einer Stunde trat ein junger, schmucker Soldat zu dem harrenden Mütterchen und sagte glückselig: „So, Mutter, da bin ich jetzt! Wenn's dir recht ist, können wir gleich gehen; der Kaiser hat mich selber geschickt, damit du die Botschaft sicher bekommst."

*

In Steiermark kommt der Kaiser oft mit den Land- und Waldleuten in Berührung, wobei es nicht selten zu komischen Zwischenfällen kommt.

Wagen besteigt, bittet die Dame einen neben ihm stehenden preußischen Offizier, dem deutschen Kaiser in ihrem Namen die Blumen zu überreichen. Der Offizier erfüllt ihre Bitte und übermittelt ihr mit freundlichem Lächeln den allerhöchsten Dank. Gleich darauf sieht die bestürzte junge Dame den liebenswürdigen Offizier den Platz neben dem Kaiser einnehmen und auf ihre Frage, wer er denn sei, bekommt sie zur Antwort: „Der Kaiser von Österreich!“

*

Als Franz Josef I. nebst Gemahlin im Jahre 1885 in Gastein mit Kaiser Wilhem I. zusammentraf, wollte dieser das österreichische Kaiserpaar durchaus begleiten. Franz Josef bat seinen greisen Freund, sich zu schonen und zurückzubleiben, dieser aber wollte nicht nachgeben. Da rief der österreichische Kaiser lächelnd: „Dann befehle ich dir zu bleiben!“ Der deutsche Kaiser trug nämlich die österreichische Oberstenuniform und mußte gehorchen; er richtete sich stramm auf, salutierte und nahm dann herzlichen Abschied von dem hohen Paar.

*

Am 30. August 1886 wurde zum Bau des Stabsgebäudes der Franz Josef-Kavalleriekaserne in Pest der Schlußstein gelegt. Der Kaiser hatte bereits seinen Namen unter das Schlußsteindokument gesetzt; ihm folgten Erzherzog Josef, die Minister und die übrigen Zivil- und Militärwürdenträger. Als die Reihe an den Korpskommandanten Grafen Pejacsevic kam, stöberte derselbe in den Taschen und schien etwas zu suchen. Da reichte ihm der Kaiser verständnisvoll — den eigenen Zwicker. Der Graf setzte ihn auf, unterschrieb und trat zurück, vergaß aber aus Zerstreutheit, den Zwicker zurückzugeben. Lächelnd verlangte der Kaiser sein Eigentum mit den Worten: „Herr Graf, schenken möchte ich Ihnen meinen Zwicker nicht.“

*

Anläßlich einer Ausstellung in Budapest trug sich folgendes lustige Geschichtchen zu: Der Kaiser durchschritt eine der Abteilungen und besichtigte mit gewohnter Gründlichkeit die einzelnen Gegenstände. Der Abteilungsobmann, der die Ehre hatte, dem Kaiser die einzelnen Aussteller vorzustellen, tat dies in seiner Verlegenheit in der Weise, daß er bei jedem Herrn sagte: „Herr X. — — Seine Majestät.“ — „Herr Y. — — Seine Majestät.“ — „Herr Z. — — Seine Majestät.“ Der Kaiser hörte geduldig zu: endlich als die Reihe an den vierten kommen sollte, meinte er lächelnd: „Nun, ich glaube, die übrigen Herren dürften mich jetzt schon kennen!“

*

Es ist verbürgte Tatsache, daß dem Kaiser einst ein Urteil zur Unterschrift vorgelegt wurde, über welchem er lange in schweigendem

Das Mürzthal.

Eine Wallfahrt nach der Heimat, in Briefen beschrieben von **J. v. Kalchberg.**

(Fortsetzung.)

Hier zur linken Seite unseres Weges, jenseits der grünenden Felder und blühenden Wiesen, die des breiteren Thales sonnige Ebene bedecken, begrüssen uns drey freundliche Schlösser aus der Ferne. Das erstere, im weiteren Hintergrunde, ist Rechelheim, die Fideicommiß-Herrschaft der Herren von Fraydeneg, einer würdigen Familie, die schon seit langen Jahren eine Zierde des Ritterstandes meines Vaterlandes ist. Das zweyte, Oberlorenzen, gehörte zur Zeit, als ich dieses Thal bewohnte, einem Freyherrn von Pichl, dessen Familie aus dem Mürzthale entsproß. Das dritte, von einem Teiche umflossene Schloß ist Spiegelfeld, welches schon früh in den geschichtlichen Urkunden des Vaterlandes genannt wird. Manche seiner Besitzer ruhen dort in der Kirche der Dechantey St. Lorenzen. Dieses Schloß gab seinen Namen, und wurde die Fideikommiß-Herrschaft einer freyherrlichen Familie, welche sich auf eine vorzügliche Weise auszeichnet, dem Staate in Civildiensten Männer zu liefern, die ihres Amtes würdig, durch Kenntnisse und einen unermüdeten Diensteifer dem Monarchen und seinen Ländern nützlich sind.

Je näher ich meinem Geburtsorte komme, je traulicher sprechen alle Gegenstände mich an. Selbst die Luft, die ich einathme, scheint mich als eine altbekannte Freundin zu umsäuseln. Diese Strasse, diese Felder, diese Bäume, selbst dieser Hohlweg, von Gesträuchen überschattet, den ich hier zur Linken erblicke, alles ist mir so bekannt, scheint mich freundlich zu begrüssen, und erweckt in meinem Gemüthe süsse Jugenderinnerungen. Es ist doch sonderbar, daß die Erfahrungen aus der Blüthenzeit, ja selbst aus der Kindheit unsers Daseyns, daß sogar unbedeutend scheinende Ereignisse einen unauslöschlichen Eindruck in unserer Seele zurücklassen, indeß die späteren Erscheinungen, wenn sie auch wichtiger sind, einen schwächeren Eindruck auf unser Gedächtniß machen. Jeder Mensch hat eine gewisse Lebensepoche, deren Ereignisse für ihn, das ganze Daseyn hindurch, die merkwürdigsten bleiben, und ihn gleichsam abstumpfen für das, was später seinen Sinnen sich darstellet; daher wissen die Greise immer so viel von den für sie so merkwürdigen Zeiten ihrer Jugend zu sprechen, indem sie gleichsam theilnehmungslose Fremdlinge werden in der Generation, die sich um sie her erneute. Das Gedächtniß des Menschen scheint einer Schreibtafel zu gleichen, auf welcher so viel angemerket wird, daß sich endlich die Charaktere vermengen und verwirren. Schwer ist es daher, mit dem Geiste der Zeit vorzuschreiten,

So stieß der Kaiser einmal mit seinem Begleiter auf einen Holzschläger. „Jaga, habt's ka Fuier?" redete dieser den Kaiser an. Der Monarch entzündete einen Buchenschwamm und gab ihn dem Holzhauer. „Jaga, geht's auf den Hahn?" frug der Mann weiter. „Ja, warum?" sagte der Kaiser. „No, weil enk der Hahn wos pfeifen wird, wann's so laut dischkuriert's."

*

Mit der Dienerschaft verkehrt Franz Josef in der leutseligsten Weise. Einer seiner Lieblinge ist der k. k. Oberjäger Josef Mühlbacher in Eisenerz, unter dessen Leitung er als Prinz die erste Gemse geschossen hat. Wenn nach beendeter Jagd irgendwo im Freien oder in einem Forsthause ein einfach kräftiger Imbiß genommen wird, so hört man häufig aus des Kaisers Munde die Frage: „Hat der Mühlbacher schon?" Es ist auch schon vorgekommen, daß der Kaiser seinen treuen Diener mit den Worten: „Mühlbacher, Sie sind heute müde, gehen Sie schlafen, gehen Sie!" zur Tür seines Wohnhauses hineingedrängt hat. Einst fragte der Monarch bei der Heimkehr von der Jagd: „Nun, Mühlbacher, warum rauchen Sie nicht?" — „Eure Majestät, ich hab' keine Zigarren bei mir." — „Nun, so nehmen sie eine davon!" rief der Monarch, ihm das gefüllte Zigarrenetui hinhaltend. Zögernd nahm Mühlbacher die Zigarre, getraute sich aber nicht, sie in Gegenwart des Monarchen zu rauchen, auch wollte er dies Präsent zum Andenken aufbewahren und schob die Zigarre in die Tasche. Nach einer Weile fragte der Kaiser wieder: „Nun, Mühlbacher, warum rauchen Sie nicht? Jetzt haben Sie ja eine Zigarre!" — „Eure Majestät, ich werde Sie zu Hause rauchen." — „Nein, Sie müssen sie jetzt rauchen!" beharrte der Kaiser und reichte seinem Oberjäger selbst Feuer.

*

Nach einem glücklichen Jagdtage in Eisenerz besichtigte der Kaiser mit seinen Jagdgästen die „Strecke", während ein Haufen neugierigen Landvolkes die Herren umstand. Ein kleiner Bub, der Sohn eines Bergarbeiters, hatte sich keck unter die Menge gedrängt und lavierte zwischen den Beinen der Erwachsenen herum, um sich in die Nähe des Kaisers zu schlängeln und ihn dann ernsthaft und bewundernd von unten herauf anzusehen. Der Kaiser hatte ihn bemerkt und als unter den Zuschauern ein Schieben und Drängen entstand, bei dem der Kleine gefährdet schien, wandte Franz Josef sich schnell zu ihm, faßte ihn bei den Armen und hob ihn in die Höhe, indem er lächelnd sagte: „Tretet mir meinen kleinen Steirer nicht zusammen!" Dann setzte er das Büblein abseits vom Gedränge in Sicherheit nieder.

verjagt, die unterjochten Wenden aber tiefer in die untere Steyermark hinabgedrängt hatte, da kamen deutsche Ansiedler nach den von den Avaren verlassenen Gefilden, obwohl vielleicht auf den höchsten Gebirgen sich noch einige ältere Deutsche erhielten, von denen, welche früher den Avaren weichen mußten. Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß die deutschen Einwanderer, unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern, die Ursitten der deutschen Provinzen mit sich brachten, aus denen sie kamen; allein die Zeit und die Lebensweise, welche aus den klimatischen Verhältnissen hervorging, mußten allgemach eine große Veränderung in den Sitten ihrer Nachkommen hervorbringen.

Der Landmann der zwey obersteyermärkischen Kreise, Bruck und Judenburg, besitzet noch die alte deutsche Redlichkeit in höherem Grade, als sie bey den Bewohnern der Ebenen zu finden ist; nur wird sie nicht selten von jener Derbheit begleitet, welche allen auf einsamen Bergen wohnenden Völkern eigen ist. Der Obersteyermärker lebt von dem Verkaufe seiner Kohlen an die zahlreichen Eisenfabriken, und von der Viehzucht; wird ihm also der Absatz dieser beyden Erzeugnisse gehemmt, so muß er darben, und kann seine Steuern nicht bezahlen. Das Getreide, welches er erbauet, muß er größtentheils der Natur sehr mühsam abnöthigen.

Fast jeder Gebirgsbauer hat zweyerlei Waldungen, von denen ein Theil zur Verkohlung, der andere aber zur Brändung, wie man es nennt, verwendet wird. Die letztere Gattung von Waldungen besteht nur aus Gesträuchen und jungen Bäumen oder Anflug. Der Grundbesitzer hauet alljährlich einen Theil dieses Gesträuches nieder, und verbrennt es. Die Asche dünget den Boden, der im ersten Jahre mit Roggen, im zweyten mit Hafer bebauet, und dann wieder so lange unbenützt gelassen wird, bis nach Anwachs eines neuen Gebüsches ein anderer Brand gemacht werden kann. Der Landmann hat diese Waldungen gleichsam in Schläge so eingetheilt, daß er alljährlich einen Brand vornehmen, und wenn er das eine Ende erreicht hat, im folgenden Jahre bey dem andern beginnen kann. Da diese Brände so steil sind, daß man keinen Pflug und kein Zugvieh benützen kann, so muß der Grund durch Menschenhände behauen werden. Dieses Brandhauen ist die beschwerlichste Arbeit des Obersteyermärkers, und man muß wirklich seinen Fleiß bewundern, wenn man die steilesten Höhen auf solche Art als Aecker benützet sieht. Die Natur belohnt aber hier den Fleiß ziemlich reichlich. Mancher Brand gilt zu hundert bis zweyhundert Metzen Roggen oder Hafer, und die Qualität dieser Früchte ist von vorzüglicher Güte. Noch eine zweyte für den Obersteyermärker beschwerliche Arbeit ist das sogenannte Graßen. Da das Stroh größten Theils geschnitten, und mit dem Heu vermengt, dem Viehe gefüttert wird, so

und wer mit ihm nicht vorwärts geht, der geht zurück, und ein weiter Raum trennet ihn bald von dem Genius seines Jahrhunderts.

Wir haben jetzt den ansehnlichen Markt Kindberg erreicht, wo die Geister genossener Jugendfreuden aus dem Grabe der Vergangenheit sich empor heben, und mir in bleichen Gestalten eine bittersüsse Erinnerung zuwinken. Hier war es, wo ich mit meinen vertrautesten Freunden und Schulgefährten in den zwey herbstlichen Ruhemonaten so manchen glücklichen Tag verlebte. Ohne Plato, unserm Lehrer, und Agathon, unserm Ideale, ungetreu zu werden, liebten wir gemeinschaftlich das Vergnügen des Tanzes mit den schönen Bürgerstöchtern, woran damahls dieser Markt besonders reich war. Der Nationaltanz der Obersteyermärker behauptet unter den Tänzen aller Völker einen vorzüglichen Rang. Amor und die Grazien scheinen ihn erfunden zu haben, um die süßen Tändeleyen der Liebe mit der edelsten Simplicität und den mimischen Ausdrücken einer herzlichen Fröhlichkeit zu vereinen.

Die Musik des gewöhnlichen deutschen Tanzes hat nur Töne ohne Worte; die des obersteyermärkischen Tanzes bezieht sich gewöhnlich auf muntere Volksgesänge, deren Gegenstand die Liebe ist. Mit Verwunderung hörte ich oft, wie junge, lustige Bauernbursche bey dem Tanze aus dem Stegreife neue Lieder, mit oft witzigen Anspielungen, ersannen, und sie den Spielleuten vorsangen. Dieser Tanz, gut gespielt, hat eine magische Kraft auf die Gemüther, und reißt, wie ich oft bemerkte, selbst bejahrtere Menschen zu einer fröhlichen Theilnahme hin. Diese Wirkung bringt er aber nur dann in höherem Grade hervor, wenn das Eigenthümliche seines Charakters nicht verletzet wird. Die Violine ist zwar das vorangehende Instrument dieses Tanzes, aber das sogenannte Hackbrettel und die Baßgeige müssen unerläßlich ihre Gefährten seyn. Auch muß der Vorgeiger einen gewissen Strich — ein gewisses, nicht zu schnelles Tempo beobachten, welches Eigenthümliche zu treffen, oft dem größten Künstler auf der Violine schwer wird. Daher hat auch der Tanz der Obersteyermärker seine eigenen Componisten und Virtuosen, an denen besonders das Mürzthal fruchtbar ist. Aufgeweckt, wie ihr Tanz, ist auch die Gemüthsstimmung der oberen Steyermärker. Besonders die Mägde lieben es sehr, bey ihrer Arbeit zu singen. Sie haben zahllose Volksgesänge, welche jedoch nur in einer Strophe mit 2 Reimen bestehen.

Die Steyermark wird, wie bekannt, von Deutschen und Wenden bewohnt; ich möchte jedoch diese Bewohner, in Rücksicht der Verschiedenheit ihrer Sitten und Lebensweise, lieber in Ober-, Mittel- und Untersteyermärker abtheilen. Als vor tausend Jahren Karl der Große, den unter seinen Nachahmern — wenigstens im Guten — noch Keiner erreichte, die wilden Avaren aus der oberen und mittleren Steyermark

kleinen Bretterhütte zu leben, weil sie wohl wissen, daß sie je zuweilen von einem trauten Freunde besuchet werden, der um den süßen Minnesold den weiten Weg nicht scheuet.

6.

Den 6. May 1813.

Der deutsche Mittelsteyermärker im Grätzerkreise und einem Theil des Marburgerkreises ist — je weiter er sich von der oberen Steyermark entfernet — auch mehr und mehr in der Lebensweise verschieden; obschon der deutsche Nationalcharacter sich überall deutlich ausspricht. Hier spendet die große Wohlthäterinn Natur Obst und Getreide mit freygebiger Hand ihren arbeitsamen Menschenkindern, und läßt auch des Bacchus wohlthätigen Saft an der wärmeren Sonne gedeihen.

Auf den Gefilden von Grätz bis an die Grenzen Ungarns — vorzüglich im Rabthale — ist der beste ergiebigste Getreideboden der Steyermark. Der Anbau des Türkischen Weitzens, dieser so wohlthätigen Frucht, gewähret dem Landmanne große Vortheile. In dem Lasnitz- in dem Sulmthale, und vielen andern Gegenden des Marburgerkreises, ist diese Frucht die Hauptnahrung des Landmannes; daher man auch zwey Drittheile aller Aecker mit ihr bepflanzet sieht. Besonders sind es die kleinen Grundbesitzer, die ihren oft einzigen Acker alljährlich düngen und mit dieser Frucht besäen, weil keine andere Fruchtgattung ihnen einen so reichlichen Ertrag gewähret, der noch durch die Bohnen und Kürbisse vermehret wird, die zugleich mit dem Türkischen Weitzen auf dem nähmlichen Felde erzeugt werden. Der deutsche Wein stehet zwar in der Steyermark dem Wendischen nach; doch gibt es Gegenden in der mittleren Steyermark, die sich hierin durch eine besondere Fruchtbarkeit und gute Qualität auszeichnen.

In den von Deutschen bewohnten Gegenden des Marburgerkreises wächst zum Theil ein Wein, welcher, weil die Weingärten mit weißen und rothen Weinstöcken vermischt bepflanzt sind, eine röthliche Farbe hat und daher Schieler genannt wird. Diesen starken aber nicht süßen Wein zieht der Landmann jener Gegenden allen anderen Weinen vor, und der Besitz eines solchen Weingartens wird von ihm sehr gesucht, weil das Joch durch gute Cultur bis zu einem Ertrag von zehn Startin, oder hundert Eimer gebracht werden kann. Ein solcher Weingarten ist also nach Verhältniß seiner Größe, viel einträglicher, als irgend einer in den beßten Gebirgen der untern Steyermark. Auch mißräth dieser sogenannte Schieler nur selten, und hat immer nach seiner Qualität einen besseren Preis, als die Weine, die in der untern Steyermark erzeugt werden, obgleich diese besser sind. Zu der Wohlhabenheit des mittleren Steyermärkers ist vorzüglich nothwendig, daß er, nebst seinem Bauergrunde, einen Weingarten besitze.

werden die zarteren Aeste des Nadelholzes als Streu benützt, indem sie einen guten Dünger geben, wenn sie, mit dem thierischen Dünger vermischt, von dem Viehe abgetreten und eine Zeit hindurch der Gährung überlassen werden. Mit einer besondern Geschicklichkeit, gleich einem Matrosen, klettert der Obersteyermärker, seine Steigeisen an den Füssen, die höchsten Bäume hinan, um sie ihrer Aeste zu berauben, welches jedoch mit der Vorsicht geschieht, dem Leben des Baumes nicht zu nahe zu treten, der dann auch im folgenden Jahre wieder neue Aeste austreibet. Vorzüglich müssen die Wipfel der Bäume verschont bleiben. Wenn der Obersteyermärker diese seine Arbeit an einem Baume vollendet hat, so ersteigt er die höchste Spitze desselben, und schaukelt sich so geschickt, daß er endlich den Wipfel des nächsten Baumes erhaschet, und sich auf denselben hinüberschwingt; wodurch er das oftmahlige Hinab- und Hinaufsteigen ersparet.

Der Obersteyermärker geht früh zur Arbeit, liebt aber die nächtlichen Beschäftigungen nicht. Da er mehr Hirt als Ackersmann ist, so wendet er eine große Sorgfalt auf die Benützung seiner Wiesen, welche zu bewässern und dadurch fruchtbarer zu machen, er eine besondere Geschicklichkeit zeigt, die dem Untersteyermärker mangelt. Es werden an den Bächen, wie bey den Mühlen, einige Wasserwerke erbauet, die Wiesen mit Gräben durchschnitten, und die Verbreitung des Wassers auf alle Theile der Wiese wird als eine besondere Geschicklichkeit angesehen. Der Obersteyermärker ist gut gekleidet und gut genährt. Ein Stück geräuchertes Fleisch ist, außer den Fasttagen, seine tägliche Nahrung. Er liebt die fetten Speisen so sehr, daß eine Bäuerinn, welche ein Schmalz verkaufen will, es heimlich thun muß, um nicht mit ihren Knechten und Mägden in Zank zu gerathen. Dieses fette Essen und das kalte Wasser mögen wohl die Ursache der vielen Dickhälse seyn, die man in der obern Steyermark findet. Das weibliche Geschlecht strotzt von Fülle der Gesundheit.

Man sieht gemeine Dirnen, denen die Natur ein schöneres Weiß und Roth auf das Antlitz mahlte, als sich unsere Städterinnen durch die Kunst zu verschaffen vermögen. Die Obersteyermärkerinnen sind fröhlich, arbeitsam und sehr gewandt, ihr besonderer Vorzug aber ist die Reinlichkeit. Ich bemerkte oft, daß sie, selbst nach ländlichen Beschäftigungen, die mit keiner Verunreinigung verbunden sind, zum Bache oder zum Brunnen eilten, sich zu waschen. Da der Obersteyermärker in den Sommermonathen sein Vieh auf die Alpen treibt, so werden gewöhnlich weibliche Individuen zur Aufsicht erwählt, weil die Kühe gemolken werden müssen, und die Butter zu machen ist. Nicht selten sind es die jüngsten und schönsten Mägde, die sich recht gern dem Loose unterwerfen, drey Monathe hindurch auf einer hohen Alpe in einer

besteht sein Abschied gewöhnlich in den Worten: „ich bedanke mich, jetzt habe ich nichts mehr zu befehlen.“ Hat er dann auch seinen Zweck nicht erreicht, so sagt er doch beruhigt zu seinem Nachbar: „Wir haben einen guten Herrn; er läßt gut mich sich reden.“ Die sogenannten wirthschaftsämtlichen Verhandlungen zur Ausgleichung der Streitigkeiten zwischen den Unterthanen sind eine weise Verfügung der Regierung. Es kömmt hier vieles auf die Benehmungsweise des Landbeamten und auf das Vertrauen an, welches er sich erwarb. Ich war zu verschiedenen Epochen in vier Kreisen meines Vaterlandes begütert, und erinnere mich kaum, drey Fälle erlebt zu haben, wo gegen einen meiner Unterthanen ein förmlicher Prozeß geführt, und nicht wenigstens durch einen Vergleich geendiget wurde. Ueberhaupt sind die Unterthanen hierin glücklicher als ihre Herren, die ihre Rechtsstreite nur auf einem langen und kostspieligen Wege zu Ende bringen; sie haben einen Vertreter, einen Beschützer, ihr Herr aber muß sich so zu sagen auf gewisse Art selbst beschützen. Der alles Alte verachtende Zeitgeist sucht jetzt die Feudalverfassung in ein gehässiges Licht zu stellen, und die durch die graue Vorzeit geheiligten Bande zwischen Grundherren und Insassen immer mehr zu schwächen; allein sind wohl jene Völker glücklicher geworden, wo man die Feudalverfassung aufhob? Soll der Landmann in so vielen Reichen des Auslandes, wo aller Grund und Boden dem Staate oder den Güterbesitzern gehört, und der Bauer nur ein ärmlicher Pächter ist, wohl besser daran seyn, als zum Beispiele in der Steyermark, wo er seinen Grund eigenthümlich besitzet, ihn vererben oder verkaufen kann? Sind wir nicht dadurch, daß wir die Miethgründe in kaufrechtliche verwandelten, und dem Unterthan ein liegendes Eigenthum gaben, den auswärtigen Nachbarn an wahrer Humanität und Menschenwürdigung vorgegangen? Hat hierdurch die Cultur der Länder nicht außerordentlich gewonnen, da es ein natürlicher Egoismus des Menschen ist, sein Eigenthum besser zu pflegen und zu erhalten als fremdes? — Möchte man doch diese heiligen ehrwürdigen, fest mit der Staatsverfassung verschlungenen und verwebten Bande nicht leichtsinnig immer mehr zu lockern und zu schwächen trachten, nicht den Gutsherrn in den Augen seiner Unterthanen zu einem lästigen Gläubiger herabwürdigen? — Doch von Franzens Vatergüte ist ja so was nicht zu besorgen! — Wenn ich mir einen solchen wackern Gutsbesitzer mitten unter seinen Unterthanen wandelnd, denke, wie er ihr Beschützer, ihr Vater, ihr aufrichtiger Freund zu seyn sich bestrebet; wie er dann zumeilen nach der Stadt reiset, um die Landtage zu besuchen, und dort mit edler Freymüthigkeit, nicht sowohl für sein Interesse, als vielmehr für das Wohl seiner Unterthanen, deren Vertreter er ist, für des Vaterlandes Wohl und das Beßte seines Landesfürsten zu sprechen: so

Der Grund ernähret ihn mit seinen Angehörigen, und gibt ihm so viel, die Steuern zu bezahlen; er gibt ihm ferners den nöthigen Dünger für den Weingarten, den er mit eben jenem Dienstgesinde bearbeitet, welches er zur Bearbeitung des Grundes nöthig hat. Auf solche Art verursacht ihm der Weingarten wenige Kosten, und das für den verkauften Wein gelöste Geld kann er entweder zur Bezahlung seiner Schulden, oder zur Kapitalsanlegung verwenden. Auch der Obstbau gewährt dem Mittelsteyermärker eine nicht unbedeutende Erträgniß. Der Birnbaum, welcher die sogenannten Mostbirnen trägt, verdiente allerdings auch in der obern Steyermark cultivirt zu werden, und es ist an seinem Gedeihen alldort um so weniger zu zweifeln, als er in der mittlern Steyermark noch auf hohen Gebirgen wächst. In der Epoche seiner vollen Lebenskraft gibt ein solcher Baum so viele Birnen, daß daraus bis zu fünf Eimer Most gepreßt werden können. Es gibt Bauern, welche jährlich zu zwey bis drey hundert Eimer Birnenmost erzeugen. Dieser Most ist sehr süß, hat eine reine Goldfarbe, und dienet den Gastwirthen nur allzu oft zur Verfälschung des Weines. Einer meiner Freunde, den der Zufall aus Oesterreich in unsere Gegend führte, gerieth sogar in die Versuchung, diesen goldperlenden, begeisternden Most für eine Gattung Champagner zu halten, und ich war auch späterhin Augenzeuge, daß ein bekannter Weinkenner auf ähnliche Art getäuschet ward.

Bey Schätzungen der Bauerngründe gibt selbst die größere Zahl solcher Mostbirnenbäume einen höhern Kapitalswerth; daher haben auch die jungen gepelzten Bäumchen dieser Frucht einen höhern Preis, als andere gemeine Obstgattungen.

Auch der Mittelsteyermärker ist, nach der Mehrzahl, bieder und gut. Wenn der Gutsbesitzer oder Verwalter durch Humanität, Gerechtigkeit und strenge Unpartheylichkeit einmahl des Unterthans Vertrauen erworben hat, so gehorcht ihm derselbe gern, und sieht ihn gleichsam wie einen zweyten Vater an. Trockene Machtsprüche wollen ihm jedoch nicht behagen: der deutsche Bauer will belehrt, überzeugt seyn, ehe er gehorchet. „Ich bitte um einen Verweis“, ist in vielen Gegenden der mittleren Steyermark der gewöhnliche Eingang seines Vortrages, wenn er in die Kanzley kömmt. Dann muß man sich es freylich gefallen lassen, seine lange, vom Ey der Leda beginnende Erzählung, die, wie bey allen ungebildeten Menschen, sich gewöhnlich zu Gegenständen verirrt, welche nicht zur Sache gehören, ganz geduldig abzuwarten. Ist endlich der lange Vortrag geendigt, so kömmt es erst darauf an, durch sokratische Fragen das punctum juris herauszufinden, und der darauf erfolgende Bescheid muß ebenfalls weitläufig und so motivirt seyn, daß der Unterthan die Beweggründe fasset. Geht er endlich seiner Wege, so

keines Düngers bedürfen, und doch sehr fruchtbar sind. Ueberhaupt gibt es dort sehr gesegnete Gefilde; allein der Fleiß der Menschen steht gewöhnlich mit der Freygebigkeit der Natur im entgegengesetzten Verhältniß. Die Männer haben einen schlanken Wuchs, und bey dem weiblichen Geschlechte findet man edle geregelte Gesichter, denen das weiße Tuch um den Kopf eine eigene Anmuth gibt. Sie kleiden sich fast ganz in Flachs, und ihr Busen ist meistens sehr voll, weil er, von Kindheit an, keine Einengung erhält. Wenn zur Winterszeit die Schweinschlachtung vorgeht, besuchen sich die Nachbarn wechselseitig, und bewirthen sich so lange, bis fast alles verzehrt ist, auch wird dabey wacker gezecht. Der wendische Bauer ist minder sparsam, als der Deutsche, und wenn in einem Jahre der Wein mißräth, so ist er ausser Stande, seine Steuern zu bezahlen. Es befinden sich fast in allen Gegenden des Cillierkreises größere und reichere Bauern; die für ihre ärmeren Nachbarn oft die Steuern vorschießen, oder sie sonst unterstützen; allein diese Unterstützung ist mit einer Art Abhängigkeit verbunden, die dem Unterstützten nicht selten sehr theuer zu stehen kömmt. Der Boden des Cillierkreises ist für den Wein- und Getreidbau, selbst für die Viehzucht sehr segenreich; aber der Absatz der Erzeugnisse ist dort beschwerlicher, als in den übrigen Landeskreisen, weil er größten Theils nur nach dem benachbarten Illyrien seinen Ausweg findet. Die Steyermark erstreckt sich in die Länge; die Entfernung des Cillierkreises von der oberen Steiermark ist für den inneren Verkehr zu entlegen, und die dazwischen liegende mittlere Steyermark ist selbst sehr fruchtbar. Im Cillierkreise findet man noch Herrschaften, die nasse Gränzen, und ihre Unterthanen auf einem Platze beysammen haben, wo hingegen in den übrigen Kreisen eine solche Vermengung bestehet, daß oft jeder Bauer eines Dorfes einer anderen Grundherrschaft dienet. Der Ursprung dieser Vermengung ist historisch noch nicht genug ergründet. Bey den deutschen Bauern hat der Amtmann, wozu die Herrschaft gewöhnlich einen wohlhabenden, etwas gebildeten Unterthan wählt, einen bedeutenden Einfluß, und sie begeben sich in minder wichtigen Angelegenheiten gerne zum Vater Amtmann, wie sie ihn nennen; der Wende hingegen kömmt wegen jeder Kleinigkeit unmittelbar zur Herrschaft; daher an einem Amtstage oft zwey, auch drey Beamte vollauf beschäftigt sind, alle Parteyen abzufertigen. Einst kam ich an einem solchen Amtstage in die Kanzley, sah ein Fenster geöffnet, und zwischen zwey brennenden Kerzen ein Crucifix auf dem Tische stehen. Als ich den Beamten um die Ursache dieser Erscheinung fragte, zeigte er mir ein Weib, welches ein anderes um eine Schuld klagte, die nach der Versicherung der Beklagten, schon bezahlt wurde. Er forderte nun die Klägerin auf, zu schwören, daß sie das Geld nicht empfangen habe; wenn sie aber falsch schwöre, so sollte der

muß ich gestehen, daß mir dieses Bild sehr schön, sehr patriarchalisch vorkömmt. Man wird mir einwenden, es werde dieses Ideal nur selten mehr realisirt gefunden; allein wenn eine Verfassung in sich moralisch gut ist, warum soll sie verworfen werden, weil Manche dagegen handeln, und alle Menschen nicht so sind, wie sie seyn sollten? Was einst da war, kann wieder kommen. Es ist wenigstens denkbar, daß der Edelmann wieder auf seinen Landsitz zurückkehre, sein Vermögen nicht mehr in Städten verschwende, seine Unterthanen nicht mehr der Willkür habsüchtiger Pächter überlasse. Das Interesse des Pächters ist und muß es seyn, den Moment so gut zu benützen, als er kann — das des Eigenthümers aber sorgt auch für die Zukunft, und ohne diese Sorge würden die Länder sich bald in Wüsteneyen verwandeln. Der Bäume süße Früchte würden uns sehr kärglich erquicken, hätten unsere Vorfahren nicht für uns gesorgt, indem sie die Bäume pflanzten. Sie werden sich verwundern, Freund, daß ich so warm an dem Alten hänge. Ich liebe die Neuerungen, in so ferne sie Menschen- und Ländercultur, wahre Aufklärung, wahres Fortschreiten des menschlichen Geistes in allen Künsten und Wissenschaften zum Zwecke haben; aber in den Landesverfassungen führen die Neuerungen nur selten zu etwas Besserem. Das Altgewohnte, von den Vätern Ererbte ist uns lieb und theuer geworden; die Erfüllung der Gesetze beruhet größten Theil auf der Gewohnheit, auf den alten Formen, und selbst der Thronen Festigkeit beruhet auf diesem Grunde.

Die Nahrung des Mittelsteyermärkers ist nicht so schmackhaft, als die seines höher wohnenden Nachbars. Die weinerlich singende Sprache desselben wird nur durch die Gewohnheit erträglich. Dem weiblichen Geschlechte stehet der selbstverfertigte Strohhut ganz gut; aber es mangelt ihm die Reinlichkeit und die Gewandtheit der Obersteyermärkerinnen. Das schmutzige Werktagsgesichte erscheinet nur anders am Sonntage, wo es gewaschen ist.

Der Wende in der untern Steyermark des tieferen Marburger- und des ganzen Cillierkreises ist, wie an Abkunft, so auch an Sprache, Sitten und Gewohnheiten, von dem Deutschen Steyermärker sehr verschieden. Er ist lebhafter, gesprächiger, aber minder arbeitsam als dieser. Wenn er zur Herrschaft kömmt und gefragt wird, was er wolle; so bedankt er sich für die Erlaubniß, reden zu dürfen. Er ist jedoch mehr gewohnt, trockenen Befehlen zu gehorchen, als überzeugt zu werden. Da der Wende einst durch die Waffen in die Dienstbarkeit der Deutschen kam, so möchte ich fast glauben, daß die etwas harte Behandlung unserer Vorfahren auf seinen niedergehaltenen Nationalcharakter Einfluß hatte. — Der Buchweitzen ist eine vorzügliche Nahrung, der Weinbau das wichtigste Geschäft der wendischen Steyermärker. Es gibt Gegenden im Cillierkreise, besonders an der Gränze Kroatens, wo die Weingärten

Muße zu seiner Schriftstellerey benützte: so glaube ich, es sey hier der schickliche Platz, Ihnen eine Stelle aus dieser Chronik anzuführen, wo sie uns etwas von den alten Grafen von Afelenz und Mürzthal erzählet.

Bekanntlich war das Land, welches gegenwärtig die Steyermark heißt, nach der Eroberung der Karolinger bis in das eilfte Jahrhundert, in einzelne Grafschaften zerstückelt, und ein nicht unbeträchtlicher Theil gehörte damahls noch zu Kärnthen. Kaiser Otto der Dritte trennte zuerst diesen Theil von dem Herzogthume Kärnthen, und schenkte ihn mit der Grafschaft Afelenz seiner Muhme Beatrix, die sich mit Albero, Grafen von Mürzthal, verehlichte. Dieser Graf wurde hierdurch unter seinen Nachbarn mächtig und gefürchtet; das Gefühl seiner Macht gab ihm das Verlangen noch mächtiger zu werden, und indem, wie ein großer König sagte, der Appetit kömmt, indem wir essen: so kam auch dem Albero das Verlangen, seine großen Besitzungen noch mehr zu vergrößern, welches die Chronik dieses alten Herrn von Schrott erzählet, und in der Fortsetzung folgen wird.

In dem Jahr 1036 kam dem Markgrafen Albero (er hatte den Titel eines Markgrafen angenommen) eine große Begierde, seine Herrschaft zu erweitern, und sich von dem Joch und den Ansprüchen der Herzoge von Kärnthen vollständig los zu machen. Als er aber durch Güte mit ihnen nichts richten konnte, da fing er gleich an, als ein öffentlicher Feind und Straßenräuber, alle Orte im Lande Kärnthen zu bedrängen; ja alle Wege und Straßen, worauf dem Herzog Conrad oder seiner Hofhaltung etwas zugeführt wurde, auszuplündern und zu verlegen, welches unter den Landleuten einen solchen Schrecken verursachte, daß sie ihr Hab und Gut verließen, sich mit Weib und Kind zu ihrem Herzog verfügten, solchen um Hülfe und Beystand anriefen, und des versprochenen Schutzes erinnerten. Aber Herzog Conrad, dem dieser unverhofte Einfall des Markgrafen mehr als ihnen allen zu Herzen ging, erschrak ob dieser Kunde sehr hart, daß er eine geraume Zeit kein Wort aussprechen konnte. Endlich fing er doch an, kümmerlich zu reden, und damit er ihnen allen ein Herz machte, nahm er seine Wehr und Waffen zu sich, zog damit dem Feinde zu, in der Meinung, denselben unvorbereitet zu ertappen, und aus dem Lande zu vertreiben. Als ihm aber unter Wegs gesagt wurde, daß der Feind sehr stark sey, und er mit den Seinigen nichts ausrichten könne: da schickte er seine Bothschaft zum Kaiser Konrad dieses Namens dem Zweyten, und ließ ihn unterthänigst bitten, daß er ihm zu Hülfe erscheinen, und ihn vor der Gewalt des hochstrafmäßigen Albero schützen wolle; widrigenfalls er dieß nicht thun würde, so müßte er nothgedrungen seine und des Reiches Feinde, die Ungarn und die Böhmen, um Hülfe anrufen, und sich mit ihnen als die nächsten Nachbaren, wider Willen verbinden. Als der

Hudizh alsogleich durch das offene Fenster hereingeflogen kommen, ihr den Hals umdrehen, und sie zur Hölle schleppen. Mit sichtbarer Angst wich das Weib immer weiter zurück und nahte sich der Thüre, indem sie stotternd sagte, sie wolle die Schuld lieber schenken, als schwören. Der Beamte verwarf aber ihre Schenkung und forderte, daß sie entweder schwöre, oder bekenne, gelogen zu haben. Nach einigem Zaudern gestand sie endlich, daß sie bereits bezahlet sey. Diese Formalitäten bey Eidesablegungen sind auf dem Lande keineswegs überflüssig. Ich sah in der Kanzlei einer Herrschaft ein altes Bild, worauf neben einem wahrschwörenden Bauer ein Engel steht, der falschwörende aber vom Teufel fortgeschleppt wird, und man versichert mich, daß dieses Gemählde schon manchen falschen Eid abgewendet habe. — Möchte doch auch mancher Städter noch so viele Furcht vor dem Teufel haben!

Verzeihen Sie, Freund, diese weiten Abweichungen von meinem Wege! Da ich weiß, daß sie an meinem Vaterlande so vieles Interesse finden, so glaubte ich, es dürfte Ihnen nicht unangenehm seyn, auch etwas von den Sitten seiner Bewohner zu erfahren. Erlauben Sie mir, heute bey meinem alten, redlichen Jugendfreund S * * * zu übernachten, und ich will sie morgen zu dem schönen Schlosse Oberkindberg hinanführen.

7.

Den 7. May 1813.

Welch eine schöne Aussicht stellt sich unsern Blicken dar! Sehen Sie, wie die Mürz, gleich einem breiten Silberbande, durch das fruchtbare Thal sich hinschlängelt, und neben ihr die völkerverbindende Landstraße? Hier unten wohnen gute, bewerbsame Menschen. Vernehmen Sie das dumpfe monotone Gehämmer der geschäftigten Eisenfabriken? Sehen Sie die hohen Feueressen, welche des Nachts Vulkanen gleichen, die Funken aussprühen? — Dort aus der Ferne schauet die alte Feste Oberkapfenberg so traurig und schaurig auf uns herüber, und scheint ihre Nachbarinn hier zu beneiden, welche durch den Bruder des gegenwärtigen Besitzers, der auch das Theater und den Tanzsaal in Grätz erbaute, eine so geschmackvolle Verjüngung erhielt. Oberkindberg, vereint mit den Gütern Hart und Lichteneck, ist jetzt eine Fideicommißherrschaft der Grafen Inzaghi. Die ersten Erbauer dieses Schlosses führten seinen Nahmen. Schon im zwölften Jahrhundert in der Urkunde, vermög welcher der letzte Trungauer die Steyermark den Babenbergern schenkte, erscheint ein Herr von Kindberg als Zeuge. Nach dem Erlöschen dieses Geschlechtes, wurde dieses Schloß ein Eigenthum der Herren von Schrott, die durch Jahrhunderte hier hausten. Einer derselben schrieb eine Chronik der Steyermark, welche jedoch nie gedruckt wurde, und da wir gerade bey dem ehemahligen Wohnsitze des Verfassers sind, wo er die ländliche

zu verbleiben, und ihn zur vorigen Gnade aufnehmen zu wollen. Der Kaiser, welcher seines Mißtrauens willen mehr, als wegen seiner anderen Vergehungen wider den Grafen erzürnt war, konnte sich bey dem ersten Anblicke nicht mäßigen, daß er ihn nicht mit scharfen Worten anfuhr, und in etwas demüthigte; endlich nahm er ihn doch zu Gnaden an, und damit sich derselbe in keiner Bevortheilung beklagen durfte, gab er ihm nicht nur allein die versprochene Begnadigung, sondern auch die Grafschaft, welche Albero bis zum Jahre 1059, wo er starb, glücklich beherrschte.

Marquard, Albero's Sohn, wurde ein Schwiegersohn Kaiser Heinrichs des Vierten, der ihm das Herzogthum Kärnthen verlieh, jedoch gegen die Verpflichtung, das väterliche Erbe abzutreten, wovon dieser Kaiser den grösseren Theil einem Grafen von Steyer schenkte, der also der Stammvater der nachherigen Markgrafen und Herzoge der Steyermark aus dem Geschlechte der Grafen von Trungau, wurde, und von denen mein Vaterland seinen Namen erhielt.

Wir sind jetzt, geliebter Freund, durch das Kindthal in die Gegend von Wartberg gekommen. Sehen Sie dort links auf dem Berge ein verfallenes Schloß, von der Sonne freundlich bestrahlet? Es ist die alte Veste Lichteneck, welche der Stammsitz eines edlen Geschlechtes war, das diesen Namen führte. Nach dem Erlöschen der Herren von Lichteneck wurden die Freyherren von Stadl Besitzer dieses Schlosses, die es in den unglücklichen Zeiten der Reformation, ihrer Glaubensveränderung wegen, verloren haben sollen. Jetzt ist diese Herrschaft mit der von Oberkindberg vereint, zu welcher es ein Graf von Inzaghi von zweyen Fräulein von Krololanza erkaufte.

Diese Brücke über die Mürz führet uns zu dem Dorfe Wartberg, dessen freundliche Kirche mich als einen alten Bekannten begrüßet. Sie war einst eine Localie der Pfarre Krieglach, nnd ist jetzt selbst die Pfarrkirche, in deren Sprengel mein Geburtsort liegt. Ach, mein Freund, verzeihen Sie, wenn ich mich in diesen Gefilden, wo ich mein Seyn begann, wo ich die seligen Tage meiner Jugend durchlebte, zu sehr den schwärmerischen Empfindungen überlasse, die mich bey dem Anblicke so vieler altvertrauten Gegenstände zu einer traurigen Wehmuth stimmen! Wie leichtsinnig, wie kalt, wie fühllos mußte der Mensch seyn, der nach langem Umherirren in der weiten Welt, endlich wieder in die Heimath zurückkehrte, und in seinem Busen keine Regungen empfände! Meine Phantasie ist zu lebhaft, zu gefühlvoll mein Herz, um einer solchen Kälte fähig zu seyn. — Nur edle Seelen können, werden mich verstehen, und den Spott der Menge will ich gern dulden. — Mehrere dieser Häuser gehörten meinen ehemaligen Unterthanen; in diesem Pfarrhof wohnet ein würdiger Greis, der mich noch als Knabe kannte, meinem

Kaiser diese Bothschaft angehört hatte, erließ er ein gemessenes Mandat an den Grafen Albero, er sollte die Waffen alsobald ablegen und in sein Land zurückziehen, widrigenfalls er von ihm und dem gesammten römischen Reich als ein Friedbrüchiger ungestraft nicht bleiben würde. Als dieses bey dem Albero nichts half, und er hierüber nur noch wüthender ward, hat ihn der Kaiser sodann mit Gewalt und Heeresmacht, an die 53.000 Mann stark, überzogen, sich erstlich vor die Veste Carlsberg, darnach vor den Städten Judenburg und Leoben gelagert. Allein der Graf war zu seinem Glücke dem Ungewitter schon entgangen; denn als er benachrichtigt wurde, daß der Kaiser eine so große Mannschaft bey sich habe, da begab er sich alsobald in das hohe und rauhe Gebirg gegen Salzburg, wohin er schon zuvor seine geraubten Schätze geflüchtet hatte. Das Nachsetzen machte dem Kaiser solche Mühe und Aengsten, daß er gezwungen wurde einen Unterhändler zum Grafen abzuschicken, ihm freundlich zuzusprechen, daß er sich mit dem Kaiser in der Güte versöhne, und die dargebothene kaiserliche Gnade annehme.

Aber Albero wollte diesem Antrage nicht trauen, er habe dann zuvor einen Contract gefertiget in den Händen, daß der Kaiser ihm und seinem Sohne Marquard das Eroberte für eigen übergebe, und ihm sonst alles, was in diesem Tumult Mißfälliges vorbeygieng, herzlich verzeihe. Es mußten daher die Abgeordneten unverrichteter Sache zurückkehren, und sie brachten dem Kaiser nichts anders als noch mehr Aengsten und tiefe Sorgen, diesen Handel zu schlichten. Wie aber der dritte Tag verflossen, und fast nichts mehr vorhanden war, das kaiserliche Volk zu verpflegen, zumalen der Graf alle im Lande vorfindigen Lebensmitteln schon bevor in seine Schanze bringen ließ, da ergriff der Kaiser seine Feder, und schrieb seinem Feinde einen langen Brief mit dem ausdrücklichen Versprechen, wenn er ihn für seinen Herrn und Kaiser erkennen, die kaiserlichen Völker unberührt zurückkehren lassen, und seine eigenen Leute alsdann alsobald abdanken würde: so wolle er ihm von Stund an, nicht allein die Grafschaft, sondern auch alles, was er in dieser Zeit den Herzogen von Kärnthen abgenommen, als freyeigen überlassen.

Graf Albero wollte auch diesem Briefe noch nicht trauen, indem er meinte, derselbe wäre ihm nur zum Schein und aus List geschrieben worden; wenn er den Worten traue und in das flache Feld sich begebe, da würden die Kaiserlichen über ihn herwischen, und sich seiner Person bemächtigen. Er ließ demnach all die Seinigen zu Rathe berufen, mit dem Begehren, ihm hierinfalls treulich zu rathen, wie er sich auf dieses Schreiben gegen den Kaiser zu verhalten habe. Als nun alle Räthe der einstimmigen Meinung waren, des Kaisers Worten sey zu glauben, und der Graf habe nichts Widriges zu befürchten, da ging dieser zu dem Kaiser, und bath ihn unterthänigst, sein gnädigster Herr und Kaiser

Diese Thürme, diese traute Linde,
Dort des Baches naher Wasserfall,
Ringsumher die grünen Wiesengründe
Und die Bäume, Berge, Thäler all. —

Weh, sie sprechen laut zu meinem Herzen:
Alter Freund, warum entflohest du?
Fandst du Trost für deine Seelenschmerzen,
Fandst du in dem Weltgewühle Ruh? —

Was ich suchte, hab' ich nicht gefunden.
Frohsinn, Lebensmuth und Lebensglück
Sind mit meiner Blüthenzeit entschwunden.
Nicht einmahl die Hoffnung blieb zurück.

Feindlich mußte mich das Schicksal fassen,
Schleudern in die öde Welt hinaus!
Hätt' ich euch doch nimmermehr verlassen,
Heim'sche Trifte, theures Vaterhaus!

Glücklich, wer auf väterlichen Fluren
Friedlich wohnend, seinen Acker baut,
Nicht sein Schiffchen falschen Dioskuren
Auf dem Meer des Lebens anvertraut!

Einem Irrlicht bin ich nachgezogen,
Hab' mich selbst vom Vaterhaus verbannt,
Um mein ganzes Lebensglück betrogen,
Wurde stets getäuschet und verkannt ...

Schwindet hin, ihr lieben Traumgebilde!
Traurend ist mein Herz von Wehmuth voll.
Nehmt es hin ihr traulichen Gefilde!
Dieser Thräne letztes Lebewohl.

Müde sucht der Pilger in der Ferne
Labung — Ruhe nur im stillen Grab,
Und es blickt aus einem bessern Sterne
Lächelnd dann sein Geist auf euch herab.

(Schluß folgt.)

Bauerngspoaß.

In der Alpenmundart von Anton Renk.*)

In der Schuel.

Der Lehrer in der Schuel hats Gfrett,
Er bringts halt nicht leicht bei,
Daß dös als Zeitwort z gelten hätt
Und dös a Hauptwort sei.

Beim Hauptwort is halt no a Gschicht,
Dös is beileib koa Gspoaß; —
„Wie sagt man, wenn man richtig spricht,
Da: Der, die oder das?"

Der Hansei is a gschickter Bue,
Der hat an gueten Kopf; —
Amend, — denn oben hat er gnue —
No Pfarrer werd der Tropf!

„Jez Hansei, sag" — der Lehrer fragt,
„Was is denn dös, an Ei?"
Da is der Hansei nit verzagt,
„A Hauptwort" sagt er glei.

„Ja, Hansei, bist a braver Bue,
Und was du sagst, is recht;
Jez sag mir no, noar hast a Ruah,
Was hats denn für a Gschlecht?"

Der Bue si bsinnt — noar sagt er bald:
„Dös woaß ma no nit gwiß,
Weil man da mueß zerst warten halt,
Bis s außergschloffen is."

A neue Speis.

Die Liesel aus dem Forchengrund,
A Diandel nett und fein,
Als Kellnerin beim Seewirt unt
Ists gestern gstanden ein.

Und schon am nächsten Vormittag
A Hear kimmt aus der Stadt,
Der öppes Kloans zum Essen mag,
Weil er an Hunger hat.

An Kas, an Speck? — „Na, na — nit kalt,
Was sonst no z haben sei;
Dös schmeckt mir alls nit. — Bringens halt
A Bouillon mit Ei."

Die Liesel denkt, was kann dös sein,
Dös hab i nie no gheart.
Amei, der Köchin fallts schon ein
Was drein der Hear begeahrt.

Und kimmts ihr no so gspassig für,
Was für a Zuig dös sei,
Sie schreit halt durch die Kucheltür:
„Napoleon mit Ei!"

---

*) Aus „Unter Föhren und Cypressen". Der Gedichte 2. Band von Anton Renk. (München. Georg Müller. 1907.)

alten Vater in der Todesstunde seinen geistlichen Beystand gewährte. Bleibe noch lange, guter Mann, ein sorgfältiger Hirt deiner geistlichen Heerde! Gott gebe dir ein glückliches Greisenalter, und einst ein sanftes Hinüberschlummern in eine bessere Welt!

Lassen Sie uns hier links von der Landstrasse ein wenig abweichen, und einen näheren Weg über die mir so bekannten Felder einschlagen. Sehen Sie dort jenseits der Mürz auf einer kleinen Erhöhung das Schloß mit den 4 Thürmen, hinter welchem im Vorhofe eine hohe Linde über Mauern und Thürmen emporraget? Es ist — es ist der Ort, wo mich das Verhängniß des Lebens dunklen Dornenpfad zuerst betreten ließ. — O welche Gefühle wogen in meinem Busen! Alle Bilder der Vergangenheit erwachen in meiner Seele, mit jedem Schritte wird es beklemmter in meinem Herzen. — Diese alte Kapelle mit dem Bilde des Heiligen, dessen Nahmen ich erhielt, diese Brücke über die Mürz, wo ich so oft dem Spiele der Forellen in den reinen Silberwellen zusah, diese Mühle, diese Schmiede, einst mein Eigenthum, diese 3 kleineren Brücken, über die wir wandeln, der freundlich murmelnde Veitschbach, die großen fruchtbaren Wiesen, dort der rauschende Wasserfall nahe an der Gartenmauer, zwischen welchen beyden der Weg nach der Veitsch sich hinschlängelt: — Alles spricht so mächtig zu meinem Gemüthe, daß ich eilen muß, um unter der schattigen Linde, wo ich oft als Knabe spielte, ein Plätzchen der Ruhe zu finden. — Hier, wo ich sitze, ruhte er so oft, mein grauer Vater, wenn er von seinen ökonomischen Wanderschaften zurückkehrte, indeß wir Knaben den Schmetterlingen nachliefen, oder auf dem Rasen uns herumbalgten; hier saß ich oft als Jüngling, träumte mir eine Zukunft und eine Welt, die ich, leider! nicht gefunden habe, und beneidete die Schwalben um ihre Flügel, um, so wie sie, mich hinausschwingen zu können in die weiten unermeßlichen Räume der Schöpfung. Hier unter dem grünen Dache der schattigen Linde, bey dem fernen Geräusche des Wasserfalles, senkte sich zuweilen aus den leise lispelnden Aesten der Dichtkunst heilige Muse zu mir herab, und der Jüngling wagte seine ersten Versuche. Wie, unsterbliche Freundin meiner Jugend, die mir die seligsten Stunden meines Lebens gewährte, noch ein Mahl besuchst du mich auf diesem Platze? — Ja ich folge deinem Drange, und ich will es versuchen, meine heißen Gefühle in kalten Worten auszuströmen.

Kleines Plätzchen auf der großen Erde,
Wo mein Aug der Sonne sich entschloß,
Mir als Kind am lieben Vaterherde,
Silberrein die Lebensquelle floß.

Sey gegrüßt mit deinen heil'gen Mauern?
Hier, wo sich mein Dornenpfad begann,
Scheint alles über mich zu trauern,
Ach, und spricht mich doch so traulich an.

Wie ein Geist aus andern Weltgefilden
Seinen Staub besucht, so steh ich hier;
Fremdling ward ich, nur in Traumgebilden,
Schwebet die Vergangenheit vor mir.

Was als Knab' und Jüngling ich empfunden,
Was gemüthlich meinem Herzen war,
Seine Wehen — seine Wonnestunden,
Alles stellt sich mir so lebhaft dar.

ist dem ewigen unrettbaren Verfalle preisgegeben; der Franzmann General Melac tat gründlich, was er vor zweihundert Jahren tat. Eigenartig und anmutend berührt eine Tafel, die ein Privatmann in seinem Garten, der an die Schloßruine grenzt, anbringen ließ; ungekünstelt spricht sie: „Du alte Burg kannst ruhig sein,
Kein Melac zieht bei dir mehr ein —
Ganz Deutschland wird dein Hüter sein!"

Ja, es änderte sich so manches seit der Regierung des Sonnenkönigs — so manches diesseits und jenseits des Rheins. Die Revolution goß neuen Geist in die alten Staaten, der große Korse peitschte Europa mit Skorpionen, sein schwächerer Neffe weckte das deutsche Volk aus dem Schlafe, der es seit Barbarossa umfing. Es griff zum Schwerte, um Frieden für Pflug und Sense, für Hammer und Ambos zu erringen.

Das neue Reich erstand.

Der Österreicher, der es durchwandert, schüttelt zuweilen freilich noch den Kopf. — Aus der Ferne blickend hoffte er, den großen, einigen, einheitlichen Staat zu finden und aus der Nähe sieht er, daß zwischen Nord und Süd noch nicht alle Gegensätze geglättet, daß nicht nur der Bayer mehr sein partikularistisches Steckenpferd aufzäumt, sondern auch der Frankfurter grollt, weil der Preuße ihm seine Kanonen abnahm . . . Wir Österreicher wünschen ein machtvolles deutsches Reich, das kraftvoll seinen Schild schirmend über das hält, was uns klares Volksbewußtsein gibt und erhält: die deutsche Kultur. Freilich nörgeln auch wir an dem „schnodderigen Preußen" herum, dessen Natur so manchen Gegenpol unseres Wesens zur Ausbildung und Ausgestaltung brachte — und doch, wenn wir das Auge offen und das Urteil kühl erwägen lassen, müssen wir sagen: es ist gut so, daß der Norddeutsche starrere politische und soziale Ansichten hat, als sein süddeutscher Bruder, der ein wenig zu gemütlich seine laxe Staatsphilosophie verwirklicht. Preußen hält mit eisernen Klammern das Gefüge des neuen Reiches zusammen — und vielleicht ist das Murren dessen, den die Klammer drückt, nur der unschuldige Ausfluß des als „Individualismus" so gepriesenen Sondergeistes unseres Volkes, der in Zeiten der Gefahr einem großzügigen Denken das Feld räumt.

Wir sind ein wenig vom alten Heidelberg abgeirrt — das Schloß ist Schuld daran; Erinnerungen steigen aus ihm auf; schade, daß nicht alle, die von der ragenden Schloßterrasse auf die Stadt, den Neckar, den Bismarckturm und gegen den Rhein schauen, zugleich ein wenig in die Vergangenheit schwärmen, um statt über dies und jenes der Gegenwart zu raisonnieren, die Zeiten der Zermattung und Zerklüftung an sich vorüberziehen zu lassen, die viel Unsegen und Leid und wenig Ruhe und Heil in sich bargen.

Der Michel.

Der Michel ist zum Pfarrer bschiedn,
Weil mit dem Weib er nie hat Friedn;
Der Bauer hat wohl tüchtig klagt,
Der Pfarrer aber hat ihm gsagt:

„Geh, Michel, schau den Herrgott an,
Was habn sie dem nit Beases tan?
Lest du da öppes von an Gstritt?"
„Na", sagt der Michel, „gwiß, dös nit!"

Der Pfarrer drauf: „Bluet hat er gschwitzt,
Die Dornen waren a recht gspitzt,
Er ist wohl geschlagn und kreuzigt worn,
Und nirgends lest man von an Zorn."

„Ja", sagt der oa, „ghabt hat ers schlecht
Und hat den Friedn ghaltn decht;
Habns Nachsicht mit mir, denn i bitt:
Verheirat war der Herrgott nit."

Alt-Heidelberg, du Feine!

Plauderei von **Hans Ludwig.**

Muß man nicht, wenn man von Heidelberg erzählt, mit den Worten des Liedes beginnen, das — wie kaum ein anderes — weit über die Reichsgrenzen hinausgedrungen ist, überall hin, wo Deutsche singen? Und es feiert doch nur eine engumgrenzte, eine kleine Provinzstadt, verkündet schlicht und einfach ihr Lob und ihren Preis.

Muß man nicht beginnen: „Alt-Heidelberg, du Feine . . ."? Nein, man müßte nicht so beginnen — und tut es doch, denn viel ist über die Stadt geschrieben und gedichtet worden, aber nichts sprach so zum Herzen, wie die Klänge: „Alt-Heidelberg, du Feine . . ." Stratz hat einen Roman über die Studentenstadt verfaßt — „gedichtet" sagen hier die Leute, denn die Personen sollen frei erfundene Gestalten sein . . . — Meyer-Förster brachte eine Komödie auf die Bühne, Heidelberg mit einer „Käthe" und einem „Prinzen" spielt darin die Hauptrolle.

Die Bewohner der Neckarstadt „lehnten" das Schauspiel auf dem Theater ab! Ihnen taten es andere nicht gleich — „Heidelberg", wo man es nennt und wie man es nennt, übt schon allein einen Zauber aus, den freilich nur der Deutsche begreift — was sage ich: den er fühlt! Mit Recht! Natur und Menschen trugen hier zusammen, was den Deutschen fesselt, erhebt, rührt.

Einmal die Berge! Nicht zu hoch für den Preußen, dem es, in der Ebene geboren, in innerster Seele vor den gewaltigen Bergriesen der Alpen graut; nicht zu nieder für den Älpler, der im Flachlande nicht athmen kann.

Unsere Heidelberger freilich nennen den niedlichen „Königstuhl" das „Gebirge"!

Und auf einem Hügel liegt das Schloß. In den Raubkriegen sengten und brannten und sprengten es die Franzosen; der stolze Bau, in dem einst des deutschen Kaisers Richter, der Pfalzgraf am Rhein hauste,

Burschen und Füchse tranken Bier, sangen Lieder, erzogen die großen, mähnigen Hunde, qualmten aus langen historischen Pfeifen und trugen ihre schönfarbigen Schlafröcke zur Schau. An und für sich war das alles sehr nett und die Passanten machten gern einen kleinen Umweg auf die Straße, um die Herrschaften am Trottoir nicht zu belästigen — nur ein spleeniger Engländer beklagte sich bei einem Wachmann über die „Störung“; der arme Polizist lenkte seinen Kurs auf die „Störer“ und forderte sie höflich auf, den Platz zu räumen, da „man“ an ihrem „Treiben Ärgernis nehme“. Ein langer zwanzigsemestriger Badenser, Mitglied der „gestörten Störer“, erhob sich langsam, blickte herum, bis er ein hübsches, naseweises Mädchen erschaute; diesem näherte er sich höchst anstandsvoll und sagte: „Gnädiges Fräulein, der Mann hier, der sich als Abgesandter des hohen Rates von Heidelberg ausgibt, erklärte, man nehme Ärgernis an unserem Treiben —. Gestatten Sie die Frage, liebe Dame ... nehmen Sie Ärgernis?“ Über und über rot und verlegen verneinte der Backfisch. „Sehen Sie!“ donnerte der Badenser den Hüter der öffentlichen Ordnung an, „kein Mensch ‚ärgert‘ sich ... Mann! Gehen Sie, sonst bringe ich Sie wegen Vorspiegelung falscher Tatsachen ins Gefängnis, wenn nicht gar ins Zuchthaus!“ Unser Schutzmann grüßte lächelnd und teilte seinem englischen Auftraggeber mit, die Herren hätten kein Ärgernis erregt!

Jede Universität setzt sich aus zwei Arten von Menschen zusammen: aus solchen, die lehren, und solchen, die lernen (sollen)! Über die letzteren sprachen wir schon, aber die ersteren sind eben so wichtig und wir wollen ihnen ein wenig näher treten. Wenn es auch in Heidelberg nicht üblich ist — wie es im alten Bologna Sitte war — daß die Studenten ihre Professoren berufen, so besteht doch immerhin ein enger, wunderbarer Zusammenhang zwischen jenen beiden Kategorien von Leuten, von denen wir sagten, ihre Verbindung schaffe das, was „Universität“ heißt. Glänzende Vertreter der deutschen Wissenschaft wirken an der Ruperto-Carola deren Ruf über das Weltmeer klingt und Angehörige aller fünf Weltteile herbeilockt. Neben dem melancholischen Russen sitzt der gelbe Japaner und lauscht gespannt auf die „Worte des Meisters“; Engländer, Italiener, Franzosen, Amerikaner — kurz alle Nationen und Rassen geben sich in Heidelberg ein Stelldichein, um reichbeladen mit geistigen Schätzen nach Jahr und Tag wieder in die Heimat zurückzukehren, dort säend, was sie hier geerntet.

Vor allem freut sich der Österreicher, erste Lehrstühle mit Männern besetzt zu sehen, die im Reiche des zweiköpfigen Adlers geboren wurden ... Der Österreicher freut sich über diese Anerkennung seiner Leistungen — und bedauert im Innersten zugleich den Verlust, den die Wissenschaft seines Vaterlandes durch das Scheiden seiner Söhne

Der Deutsche sollte stolz darauf sein, daß er ohne Erröten das Seiende mit dem Gewesenen messen darf.

Aber jetzt genug des Predigertones und zurück zur grünen Neckarstadt, um die der Frühling einen heiligen Hain von Blüten und Blumen zaubert, die der Herbst mit einem glühenden Schimmer goldenen Laubes überschüttet.

„Was wäre Heidelberg ohne die Studenten?!“ sagte mir ein wenig arrogant ein Korpsstudent; so ganz unrecht hat der Junge nicht gehabt! Wenn auch hier nicht mehr so ganz der alte Geist der Herren Studiosi mit seiner übersprudelnden Kraft, freilich auch mit seinen verschiedenen Mängeln, lebt, so hat sich immerhin noch ein gut Stück der alten Zeit erhalten, die uns schnellebige, hastende, Modernitätsmenschen wie ein verklungener Ton engbegrenzten aber kernigen Humors anmutet, der dem scharfen Klange der landläufigen Satyre hat weichen müssen. In der Tradition des „Studentischen“ ist freilich das burschikose Jena allen anderen Universitätsstädten weit überlegen, aber auch in Heidelberg hat die löbliche Polizei den Auftrag, in das lose und laute Treiben der P. T. Musensöhne nicht allzuschroff einzugreifen — mag sein, um das Hergebrachte zu konservieren, wie man ja auch sonst Erinnerungen an vergangene Epochen schützt und zu erhalten trachtet. Wenn nun doch einmal ein grimmer Schutzmann der sonst blinden Justizia durch übergroßen groben Unfug gezwungen wird, die jungen Radaumacher mit ihren bunten Mützen „aufzunotieren“, so tut er dies unter höflichem Entschuldigen . . . im schlimmsten Fall trägt die Geschichte ein paar Mark „Buße“ oder einige Tage Karzer ein.

O Karzer! Auch du bist nahezu ein „überwundener“ Standpunkt und nur hie und da hegt und pflegt dich mehr eine alma mater. Heidelbergs Universitätsarrest beherbergte stolze, klingende Namen; auch des ersten Kanzlers ältester Sohn „brummte“ in dir!

Merkwürdig berührt der „Anschlag“ in den Kanzleien der Universität, daß die Beamten „gut behandelt“ werden sollten . . . es sind gar böse Dinge vorgekommen, bis der hohe Senat den Mahnruf an seine akademischen Bürger erließ.

Das Studentenleben birgt unter dem Mantel der ungezwungenen Freiheit neben viel Heiterem und Fröhlichem und Ausgelassenem auch manch Ernstes, Tragisches . . . Das über diese dunkle Seite gebreitete Mantelende wollen wir unberührt lassen, der Unkenrufer im Reiche sind gerade genug. Aber ein kleines Stücklein sprudelnder Lebenslust mag statt dessen erzählt werden: Vor einem Kaffeehause der belebten Hauptstraße, mitten auf dem Bürgersteig, hatte sich eine kleine Gesellschaft flotter Studenten rund um einen gedeckten Tisch niedergelassen. Die

alles stiften! Eine Menge Wohltätigkeiten fielen mir ein, sehr notwendige, aber schließlich hatte jede so bedenkliche Schattenseiten, daß ich sie wegwarf. Alles, was aufs Schenken, aufs Verweichlichen, auf fruchtlosen Genuß und Behagen ausgeht, taugt nicht. Immer wieder kam ich darauf zurück: Arbeit! Und zwar produktive, an sich nährende Arbeit, bei der man auch ohne fremdes Dazutun, ohne Umwandlungen und Handel leben kann, wenn es sein muß. Endlich schrieb ich meine Antwort: Ich weiß im Gebirge eine schöne Waldgegend, die einst von fleißigen und frohen Menschen bewohnt gewesen, seit einem halben Jahrhundert so sehr der Verwilderung anheimfiel, daß die meisten Bewohner auswanderten und die wenigen Zurückbleibenden ein sehr armseliges Leben führen. In dieser Gegend würde ich 2000 Joch Boden kaufen und 30 Bauerngründe daraus machen. In jeden dieser ungefähr 70 Joch weiten Gründe würde ich einen Bauernhof hineinbauen. Dann würde ich in den deutschen Alpen 30 tüchtige Männer suchen, vielleicht solche, die sonst aus ihrer Heimat in fremde Länder auswandern wollten, und würde jeden auf eines meiner 30 Bauerngüter setzen. Die ersten zehn Jahre wären sie frei von Abgaben, um zu roden und sich einzugründen. Die zweiten zehn Jahre müßten sie Robot und Beiträge liefern für gemeinsame Anstalten, als Straßen, Wasserbauten, Sägewerk, Zeugschmiede, Kornmühle, Milch- und Käsebetrieb u. s. w. nach rationeller Art. Ein Kirchlein wäre zu bauen. Das Schulhaus steht schon. Nach zwanzig Jahren würde jeder dieser Bauern völliger Eigentümer seines Besitzes werden, aber unter der Bedingung, diesen Besitz 50 Jahre lang nicht aus seiner Familie zu verkaufen. Da hätten wir eine frische Bauernkolonie, die von alten Vorurteilen losgerissen wäre, da hätten wir neue Fruchtbarmachung des Bodens, da hätten wir das Genossenschaftswesen, vereint mit persönlicher Festständigkeit, da hätten wir Erstarkung des Heimatsgefühls. Ein Hauptgrundsatz der Kolonie müßte sein, daß sie sich möglichst unter sich geschlossen hielte. Ein paar Generationen, und wir hätten ein starkes, frohes Völklein, wo früher Wildnis gewesen. — Das, mein Herr, könnte man machen mit zwei Millionen Kronen. Sobald Sie das Geld für diesen Zweck in einer guten Bank hinterlegt haben, können die Vorarbeiten beginnen. — Solches Schreiben habe ich abgeschickt an den reichen Mann, der mich fragte, wie ich zwei Millionen Kronen verwenden würde.

Für jedermann ist eine Leiter angelehnt hinauf zu Wohlstand und Ansehen. Die Leiter schaukelt stark und die Sprisseln sind weit auseinander. Der eine hat zu kurze Beine oder ist zu ungeschickt oder zu bequem und feige — er kommt nicht hinauf. Oder er leidet an — Schwindel und stürzt in den Abgrund. Wer ans Ziel kommen

aus dem Staate erlitt. Ein Trost freilich bleibt: Der Geist kennt keine politische Grenze . . .

Alt und ehrwürdig ist das Hauptgebäude der Universität; grau außen, einfach innen; die Bänke sind zerschnitzt, mit Namen beschrieben; eingeschnittene Initialen deuten manche zarte, heimliche Liebe an . . . und diese Einfachheit der Ausstattung, das Primitive der materiellen Einrichtung läßt so wunderbar den herrlichen Gegensatz zwischen dem strahlenden Geiste, der hier wohnt, und seiner anspruchslosen Hülle erkennen. Die freigebig der Universitat vom Staate gespendeten Mittel erwerben Besseres als glanzvolle Bauten: hervorragende Lehrkräfte werden gewonnen, die Bibliothek zählt zu den reichhaltigsten des Reiches, die naturwissenschaftlichen Institute halten gleichen Schritt mit den Errungenschaften ihrer Forschung!

Man könnte noch viel über das alte Heidelberg erzählen, von seinen Gästen aus alter und neuer Zeit, von Goethe und Scheffel, von Ideen, die hier geboren wurden, von der lieblichen Schönheit der Gegend, mit der die Natur das Neckartal überreich segnete . . . aber es ist besser, das sieht sich hier jedermann selbst an! Schildern läßt sich so manches nicht.

Mit einem Vorschlage sei geschlossen: Zwischen Amerika und dem Deutschen Reiche findet auf Anregung Wilhelms II. ein „Professorenaustausch“ statt, daß jedes Land unmittelbar die geistigen Errungenschaften des anderen kennen lerne — wie wäre es, wenn jährlich deutsche und deutschösterreichische Universitäten für ein — zwei Semester ein paar hundert Studenten „austauschten“, um das kulturelle Band, das Blut und Sprache zwischen den Deutschen geschlungen hat, noch inniger zu gestalten. Manches Mißverständnis hüben und drüben würde dann ebenfalls der persönlichen Wahrnehmung weichen müssen.

Mit Heidelberg — so rate ich — sei der Anfang gemacht!

Heimgärtners Tagebuch.

Februar 1907.

Ein reicher Mann stellte an mich folgende Frage: „Wenn ein Mensch, der mit seinem Gelde nichts anzufangen weiß, Ihnen zwei Millionen Kronen gäbe mit der Bedingung, dieses Geld nach eigenem Gutdünken für gemeinnützige Zwecke zu verwenden, was würden Sie mit den zwei Millionen machen?“ Ich fand diese Frage nahezu brutal. Ich wollte sie unbeantwortet lassen und mußte doch immer wieder dran denken. Sie beunruhigte mich. Was ließe sich mit so viel Geld

Treu", meinte er, „die beiden Herren sehen gar nicht übel aus; sie machen ganz den Eindruck, wie wenn sie ehrliche Leute wären, und ich will für sie die 14 Franken bezahlen. Täusche ich mich, dann ist's mein Schade, ich werde davon nicht arm werden!" Und er bezahlte die Rechnung. Eine Stunde später erschien Duroc wieder und fragte zum großen Erstaunen der Besitzerin und all der anderen Kellner, die sich über die edle Handlung des großherzigen „Garçons" bereits weidlich lustig gemacht hatten, die Dame: „Wieviel kostet Ihr Kaffeehaus?" — „Jedenfalls mehr als 14 Franken", war die spitze Antwort, die er erhielt. „Nennen Sie mir nur ruhig die ganze Summe." — „Nun denn, 30.000 Franken und nicht einen Sou weniger." — „Hier sind sie", sagte Duroc, indem er das Geld auf den Tisch legte. „Im Auftrage meines Begleiters schenke ich das Kaffeehaus Ihrem Kellner zum Dank dafür, daß er Zutrauen zu uns gehabt hat." — „Und Ihr Begleiter war?" — „Der Kaiser!" — Die Anekdote, ob wahr oder erdichtet, wirft einen freundlichen Schein um das menschenvernichtende Haupt des Welteroberers.

Trat ein älterer Herr bei mir ein; aufgeregt, mit zitternder Hand zog er aus der äußeren Rocktasche ein Buch: „Herr, nur ein Wort! Lesen Sie das Buch! Wie solche Bücher gedruckt werden können, ohne daß sich eine Polizei, ein Staatsanwalt rührt! Das müssen Sie richten, Sie mit Ihrer Feder. Ich bitte, ich beschwöre Sie darum, Sie sind ja selbst katholisch! Im Namen Ihrer katholischen Eltern. Dieses Buch, es ist eine Ausgeburt teuflischer Bosheit." Er warf das Buch auf den Tisch. Es führt den Titel „Pater Leonardus, der Dominikanermönch. Die Geschichte eines Ordensgeistlichen, von ihm selbst erzählt." „Ah", sagte ich, „das Buch ist mir schon bekannt". „Und was sagen Sie dazu?" „Es stammt aus neuester Zeit. Ein mährischer Dorfjunge, naiv, religiös, kommt ins Dominikanerkloster nach Olmütz, wird Ordensprediger und Beichtvater, als der er an mehreren Stationen, darunter auch bei den Dominikanern in Wien, wirkt, eines Tages aber, entsetzt über all die gemachten Erfahrungen, die Flucht ergreift und ein evangelischer Geistlicher wird." „Aber ich frage: Was sagen Sie dazu?" rief der Mann. „Mein Gott", antwortete ich, „es sind halt wieder einmal Enthüllungen. Mich hat's interessiert, einmal eine lebendige Schilderung des Mönchelebens. Im Ganzen scheint sie richtig zu sein. Im einzelnen fallen Unglaublichkeiten und Widersprüche auf; auch wäre manches Romanhafte zu vermeiden gewesen; eine solche Anklageschrift kann nicht sachlich genug sein. Zu größerem Nachdruck hätte man auch die offene Nennung der Orts- und Personennamen gewünscht, den des Verfassers mit inbegriffen." „Was, Sie wollen es noch schlimmer haben?" „Schlimmer?

will, der soll weniger nach der Höhe gucken, als vielmehr unterwegs mit scharfen Augen die Sprisseln prüfen, mit festen Händen angreifen und mit sicheren Beinen auftreten.

Tiefen Eindruck hat mir ein Geschichtchen gemacht, das H. St. Chamberlain erzählt. Er hatte als Student in Genf das Laboratorium des berühmten Gelehrten Professors Schiff besucht. Eines Tages saß dort auf einer Kiste ein kleiner Hund, der — als Chamberlain ihm liebkosend nahte — ein klagendes Heulen anfing, das so ergreifend, so erschütternd war, daß es nie mehr vergessen werden könne. Der Student schrie laut auf vor Mitleid. Darüber geriet der sonst so gemessene Professor in Zorn: „Mitleid?! Was ist das für eine unwissenschaftliche Sprache? Woher wissen Sie, daß der Hund Schmerzen leidet? Beweisen Sie das. Abgesehen davon, daß nichts auf der Welt das Vorhandensein eines Schmerzes beweisen kann, da man bei Tieren ja nur Bewegungen beobachtet, die alle auf rein physischem Wege hinreichend erklärt werden können. Wissen Sie, daß ich an diesem Hunde eine partielle Sektion des Rückenmarkes vorgenommen habe? Am Empfindungsnerv, so daß das Tier höchstwahrscheinlich empfindungslos geworden ist." Worauf ein geistreicher, logischer Vortrag über Reflexbewegung erfolgte. — Aber H. St. Chamberlain war kein sehr gelehriger Hörer. Er sagte später über den Fall: „Ich bin ebenso überzeugt wie von meinem eigenen Leben, daß das arme Tier unsagbare physische und moralische Qualen durchlitt, verlassen von denen, die es liebte, gräßlichen Martern preisgegeben — aber beweisen kann ich es nicht. Und doch weiß ich es so sicher, wie ich gar nichts anderes auf der Welt weiß."

Da verbuche ich ein Geschichtchen von Napoleon I. Es zeigt den Welteroberer in der Rolle des Harun al Raschid, wie er inkognito durch die Straßen von Paris wandert und die Stimmung des Volkes erforscht. Eines Tages war er mit Duroc auf einer solchen Wanderung in einem bescheidenen Café eingekehrt und hatte mit ihm das Frühstück eingenommen, als beide bemerkten, daß sie kein Geld bei sich hatten! Was tun? Die beiden einfach gekleideten Leute wurden mit Mißtrauen betrachtet, und als Duroc sich an die Wirtin wandte und die ältliche Dame bat, sich mit der Bezahlung zu gedulden, stieß er auf starken Widerstand und mußte mit anhören, wie sie über alle „Zechpreller und Schwindler" zu schimpfen anfing und die Polizei herbeizuholen drohte. Napoleon und Duroc sind in gelinder Verzweiflung. Um 14 Franken also — soviel betrug die Rechnung für ihr Frühstück — sollten sie ihr Inkognito aufgeben. Da mischte sich noch im letzten Augenblick der Kellner ein. „Meiner

Antwort auf eine behördliche Frage nach dem Religionsbekenntnis:

„Ihr fragt mich amtlich streng: Welch ist dein Glaube?
Wollt ihr mich heiligsprechen? Mich verbrennen?
Der Gärtner schätzt den Baum nicht nach dem Laube,
An seinen Früchten muß er ihn erkennen.“

Ein paar Tage später erhielt ich eine anonyme Postkarte, die mit meinem Bescheid zusammenzuhängen schien: „Ihren Früchten nach zu schließen müssen Sie ein Holzapfelbaum sein oder ein Stechapfelstrauch.“ Da hatte ich's nun.

Kam da ein kleiner, dunkelgekleideter, schwarzbärtiger Mann zur Tür herein, etwa 35 Jahre alt, anscheinend gebildeten Standes. Gloi oder ähnlich nannte er sich und er habe mit mir zu sprechen. Ich lud ihn ein, Platz zu nehmen und fragte nach dem Anliegen. Er begann zu murmeln, im Berliner Dialekt, und soweit ich ihn verstand, war es so: Er sei ein Arbeiter, habe sich verletzt, dann mit der Krankenkasse einen Konflikt gehabt, lasse sich nicht unrecht tun; so habe er Weib und Kind zu den Eltern gegeben und sich gedacht, er gehe zu Rosegger nach Graz — nun sei er da. Ich, etwas barsch, denn es war am selbigen Morgen schon der zweite: Daß sie just meinetwegen nach Graz gingen, glaube ich Ihnen schon einmal nicht. Das wäre die größte Torheit. — Er: Mir ist vorgekommen, ich muß zu ihm, er sorgt schon für mich. — Ich: Das wäre bequem. — Er: Ich will ein freier Mensch sein. — Ich: Also, was soll ich für Sie tun? — Da schwieg er, als ob er nachdächte, murmelte und wußte nichts zu sagen. Ich: Was haben Sie sich vorgestellt, daß ich für Sie tun könnte? Er zuckte die Achseln und schüttelte den Kopf, eigentlich so eine Art Christuskopf. Ich: Soll ich für Sie Arbeit suchen? Soll ich irgendwo Sie protegieren? Sind Sie Schriftsteller, der ein Manuskript anbringen will? — Er, abwehrend: Nein, nein, nein. — Ich: Oder soll ich trachten, daß Sie hier in eine Krankenanstalt kommen könnten, um sich zu erholen? Denn es dünkte mir die Möglichkeit, einen Irren vor mir zu haben. Die Krankenanstalt lehnte er heftig ab. Also sagen Sie mir doch, was Sie wollen? — Er: Geld sollen Sie mir leihen. — Ich: Mein Herr, das werde ich nicht tun. Habe ich was übrig, so weiß ich bekannte Arme. Leihen nie! — Er: Sind Sie ein Christ? — Ich: Was geht das Sie an! — Er: Dann müßten Sie wissen, daß es in der Bibel heißt: Du sollst dem Nächsten Geld leihen. — Sie sind ein — ich brach ab und setzte bei, ein armer Mensch. Da haben Sie etwas für den heutigen Tag. — Er: Almosen nehme ich nicht. — Ich: Sie nehmen die drei Kronen nicht, weil es Ihnen zu wenig ist. Mehr bekommen Sie nicht. — Er: Also, was soll ich denn

Wenn die Dinge wahr sind, dann müssen sie geoffenbart, wenn nicht, tatsächlich dementiert werden. Das katholische Volk muß die Wahrheit erfahren über die innerste Natur des Kirchentums. Nicht tendenziös zugespitzt, vielmehr ohne Haß und ohne Liebe — die Wahrheit. Dieser Pater Leonardus hat von seinem Kloster persönlich weit mehr Gutes erfahren als Schlimmes; man gewinnt bei ihm den Eindruck eines etwas selbstgefälligen, sonst aber leidenschaftslosen, gewissenhaften Mannes, den nur religiöse und sittliche Gründe bewogen haben, das Buch zu schreiben.“ „Und wenn es auch wahr wäre, was dieser Leonardus schreibt“, rief der Mann, „über die Geistlichkeit soll man solche Sachen einmal nicht veröffentlichen.“ „Alles muß ans Licht. Das Echte verträgt es.“ „Ich bin sehr enttäuscht“, sagte er gedämpft und empfahl sich.

Radikal freisinnige Blätter, die Jahr für Jahr gegen den Jesuitismus wettern, bringen in ihrem Inseratenteil Anzeigen der „Stimmen aus Maria Laach“. Aber noch nie habe ich gesehen, daß diese ihren Lesern liberale Blätter angezeigt hätten. Die „Stimmen aus Maria Laach“ wollen Seelen gewinnen, die liberalen Blätter begnügen sich mit Geld. Die Bescheidenen!

Kam aus Deutschland von einem mir wildfremden Menschen an mich folgendes Schreiben: „Werter Herr! Sie gestatten die Anfrage, ob Sie mit mir in Briefwechsel treten wollen. Falls Ihnen meine Briefe nicht zusagen sollten, können Sie nach Belieben abbrechen, welches Recht ich auch meinerseits in Anspruch nehme. Noch zu bemerken, daß ich den Briefwechsel zwischen Ihnen und Mir veröffentlichen würde, wozu ich im vorhinein Ihre Erlaubnis haben will, denn ohne diese Erlaubnis hätte ein Briefwechsel mit Ihnen für mich kein, oder besser gesagt, wenig Interesse. Wollen Sie ein Thema anschlagen, um zu sehen, ob ich darauf eingehe oder nicht. Ihrer Antwort mit Vergnügen entgegensehend mit Achtung H. W. (nähere Adresse).“

Traf ich auf der Eisenbahn mit einem originellen Herrn zusammen. Wir sprachen über allerlei und berührten auch die Eitelkeit und Putzsucht der Frauen. „Was wollen Sie denn?“ bemerkte er zu dieser Sache. „Man kann froh sein. Wenn die Frau ausgeht, ist ihr aufgeputztes Köpfchen der beste Schutz ihrer Tugend. Ehe sie sich irgenwie die Frisur zermudeln ließe, verzichtet sie auf jedes andere Erdenglück.“

---

lichkeit seiner literarischen und persönlichen Ehre beraubt, als hätte er aus Geldgier selbst seine Schriften nachträglich gefälscht. Ist so was auszuhalten, ohne toll zu werden? Aber der Tag der Rechtfertigung ist gekommen und ich beglückwünsche den Mann, der nun über seine Feinde triumphiert.

Vor kurzem ist eine neue dreibändige Ausgabe meiner Schriften in steirischer Mundart erschienen. Ein junger Journalist ersucht um ein Rezensionsexemplar, er wolle diese Schriften doch einmal ins rechte Licht stellen, denn sie wären taufrisch, voll würzigen Harzduftes und sie riechten nach Urwald. Sagte ich: In das Licht solcher Phrasen sind diese Bücher schon oft gestellt worden. Aber es ist nicht das richtige. Weder nach Harz noch nach Urwald sollen sie riechen, sondern — nach Bauernvolk. Ich arbeitete an diesen drei Bänden seit länger als vierzig Jahren. Die früheren verschiedenen Auflagen vergleichend sieht man, wie das langsam wuchs. Noch vor zwei Monaten ist ein letztes Stück entstanden. Gelobt wurden diese Mundartschriften oft, gekennzeichnet meines Wissens nie. Ich möchte aber wissen, ob sie einen Wert haben. Ob sie sprachlich und volkstümlich etwas bedeuten, ob diese Schriften, die den Empfindungs- und Gedankenkreis unseres Landvolkes zu umfassen trachten, ihrem Ziele auch nahegekommen sind, inwieferne oder inwieferne nicht. Ob diese Lieder, Schilderungen, düsteren Geschichten, Sagen, Schwänke und Allodrias nur den Wert flüchtiger Unterhaltung haben, oder in welcher Art sie sich von anderen Dialektdichtungen unterscheiden. Einmal hat jemand gesagt, diese Mundartdichtungen, obschon gegenwärtig wenig bekannt, würden das Bleibendste aller meiner Schriften sein. Aber warum? Bei einem Vergleich mit Fritz Reuter würde ich wohl den kürzern ziehen, aber es wäre wünschenswert, daß ein kluger Kenner zu einem solchen Vergleiche zwischen Steirisch und Mecklenburgisch angeregt würde. Dazu genügt ein flüchtiges Durchsehen, ein Naschen an einzelnen Teilen nicht, es bedürfte eines aufmerksamen Durchlesens aller drei Bände. Einer solchen Aufmerksamkeit von berufener Seite möchte ich mich gerne erfreuen, nun, da mein Mundartwerk wahrscheinlich abgeschlossen ist.

Kam aus Glashütte in Sachsen eine kostbare Nomosuhr als Spende. Ich begrüße sie:

Wie fühl' ich dich an meinem Herzen schlagen,
Du starkes, reges, goldnes Herz der Zeit!
So wandern wir selbander sonder Zagen
Den dunklen Stundenweg der Ewigkeit.
Der Zeiger kreiset stetig in der Runde,
Ein Sinnbild, wie das Weltenuhrwerk kreist;
Dein Herz, o Mensch, ist endlich, wie die Stunde,
Unendlich, wie die Runde ist dein Geist.

---

machen? — Ich: Die Kleinigkeit ruhig einstecken. — Er, auffahrend: Bin ich ein Bettler? — Ich: Sind Sie ein Christ, so sollen Sie ein wenig sanftmütiger sein. — Er: Ich bin kein Christ, aber ich will einer werden und Ihnen zeigen, wie ein Christ sein muß. — Da wollte ich ihn am Arm nehmen: Gehen wir, bitte, miteinander zu einer Behörde, daß Sie vorläufig wenigstens Unterkunft bekommen. — Er: Mit Behörden will ich nichts zu tun haben. Eher verhungern. — Ich: So nehmen Sie diese dummen Dinger und kaufen Sie sich Brot. — Er: Hunger habe ich keinen. Geld sollen Sie mir leihen. — Ich: Jetzt schauen Sie aber, daß Sie weiter kommen! — Bevor er noch zur Tür kam, stülpte er sich den Hut auf den Kopf. Ich: Sie unverschämter Kerl! Und tat ihn hinaus.

Als dieser Mensch fort war, fühlte ich mich unzufrieden. Zu grob war ich. Mir war, als hätte ich einen jener „freien Menschen" vor mir, die sich je nach Laune auf Kosten anderer „ausleben" wollen; und da werde ich immer grob. Wenn's aber ein Irrsinniger gewesen? Wenn ich mir den häßlichen Auftritt überdachte, war es doch eher einer von denen, bei welchen die Antipathie vor der Behörde sich erklärt.

Der Prozeß des Karl May. „Karl May hat seinen Prozeß gegen die Münchmeyer nun auch in dritter und letzter Instanz vor dem Reichsgericht (Entscheidung vom 9. Jänner 1907) gewonnen, und es ist zu konstatieren, daß es während des ganzen, sechsjährigen Verlaufes dieser Rechtssache den Gegnern trotz aller Mühe, die sie sich gaben, nicht gelungen ist, ihm auch nur ein einziges unwahres Wort oder auch nur die allergeringste Bestätigung dessen, was ihm vorgeworfen worden ist, nachzuweisen. Sein Sieg ist vollständig und bedingungslos. Es hat sich im Verlaufe des Prozesses herausgestellt, daß die Romane, um die es sich handelt, mehr als einmal umgeändert, respektive gefälscht worden sind. Der jetzige Besitzer, Herr Adalbert Fischer, hat vor dem königlichen Oberlandesgericht erklärt, daß er auf die Unsittlichkeit nicht verzichten könne, sonst mache er keine Geschäfte. Derselbe Herr Adalbert Fischer hat gerichtlich eingestanden, daß Karl May in den öffentlichen Zeitungen totgemacht werden solle, falls er die Firma Münchmeyer verklage. Adalbert Fischer hat nach seinen eigenen Reklameangaben für zehn Millionen Mark dieser unsittlichen Schriften geliefert." — So liest man im „Bayrischen Kurier". Aber das ist doch ganz unerhört! Der Verleger fälscht die Werke seines Autors, „bearbeitet" sie ohne Wissen des Verfassers, schreibt unsittliche Dinge hinein, auf daß er mit den Büchern ein besseres Geschäft mache! Solches ist noch nicht dagewesen. Der Verfasser hat keine andere Schuld, als daß er sich bei Neudrucken seiner Werke nicht um die Revision kümmerte. Und wird während des jahrelangen Prozesses in der Öffent-

fruchtlos mit den haushohen Wellen ringenden Rettungsschiffe und im Angesichte des Todes. Nur 15 Personen konnten gerettet werden; 129 Menschen sind umgekommen. Darunter leichtlebiges Künstlervolk, junge Leute, von glanzvoller Zukunft träumend; unstete Kaufleute, Werte von Millionen in der Tasche. Arm und Reich, Jung und Alt verschlang das rasende Meer mit gleicher Gier. — Bei demselben Sturm scheiterte nahe der Insel Kreta ein österreichischer Lloyddampfer, wobei 39 Personen ums Leben kamen. Und so weiter! — Eine Zeit, so furchtbar reich an verheerenden Erdbeben, Bränden, Grubenkatastrophen und Schiffbrüchen. Im Angesichte solch grauser Gewalten ist es unfaßbar, wie die Menschheit sich auch noch selbst befeinden und zerfleischen kann!

Da sagte jemand: Der Mensch würde noch viel schwerer und häufiger den Elementarkatastrophen unterliegen, wenn er sich nicht täglich im Kampfe übte mit seinesgleichen.

Zur Zeit las ich „Erinnerungen Katharinas II." Ihr Tagebuch als Großfürstin und die sich daranschließenden Memoiren der Fürstin Daschkoff über die Revolution Katharinas gegen ihren Gemahl, den jämmerlichen Peter III. und ihre Thronbesteigung. Welch ein widerlicher Eindruck ist mir von diesem Buche zurückgeblieben! Das Hofleben: Die Kaiserin Elisabeth launisch und brutal; ihr Neffe, der Großfürst Peter, dumm wie ein Halbkretin; dessen Gemahlin Katharina verschlagen und berechnend, die ganze Kamarilla kriechend und intrigant. Bigotterie, Falschheit und Grausamkeit sind die Hauptmerkmale jenes russischen Kaiserhofes. Vom gegenwärtigen wird ja Ähnliches erzählt. Daran sind aber nicht so sehr die armen Menschen schuld, als vielmehr die Verderblichkeit des Systems. Damals Palastrevolution, heute Volksrevolution.

Der arme Bauer, der unzufriedene Gewerbsmann und manch anderer, den das „Glück" der Großen plagt, er lese solche Bücher, vielleicht stillt das seinen Neid gegen die im Palaste, sein Plangen nach äußerem Glanz, und er dankt dem Geschick, daß es ihn auf Lebenshöhen gestellt, wo noch Treue und Frieden waltet, während an Stellen, die wir nicht immer mit Recht „oben" nennen, oft die tiefste moralische Verkommenheit, die größte Unzufriedenheit und tatsächlich auch Mangel am Notwendigen herrscht. — Ich bedarf nach dieser Lektüre eines reinigenden und erfrischenden Bades und lese nun: „Hermann und Dorothea".

Bei einem Dorfschulhause zugesprochen; der Schullehrer ein alter Bekannter. Er ist seit eilf Jahren verheiratet und hat bis nun sechs Buben. „Schulmeisterglück!" sagte ich. „Jawohl", antwortete er,

Die Wiener „Urania“ wünschte von mir einen Vortrag unter dem Titel: „Der Steirer in Lust und Leid“. Gut. Anstatt einer theoretischen Vorlesung bot ich eine Reihe von Beispielen, Volksbildern, Geschichten und Liedern, wie der Älpler in Lieb und Haß, in Glück und Unglück, in Freud und Schmerz empfindet und sich benimmt. Nahe kommen wollte ich der Natur, die von Tugend nichts weiß und nichts von Sünde, die unschuldig ist, solange nicht der Kulturmensch mit lüsternen Fingern sie berührt. Die Vorlesung fand Gefallen. Aber ich hatte es mir leicht gemacht. Ich hatte nicht etwa für diesen Vortrag die einzelnen Kapitel eigens gedichtet, sondern aus meinen vorhandenen Mundartstücken jene ausgewählt, die sich unter dem gewünschten Titel gut ein- und zusammenfügten. Man könnte mir nun den Vorwurf machen, daß ich dieselben Sachen unter verschiedenen Titeln vorbringe. Wenn das überhaupt ein Vorwurf ist. Ich halte es für das Recht des Dichters, für seine Dichtungen die Überschriften beliebig zu wählen und zu ändern, solange das aus künstlerischen Interessen geschieht, und nicht etwa zu Reklamezwecken oder gar um das Publikum irre zu führen.

Ich habe in meinen Schriften ziemlich häufig Titeländerungen vorgenommen und es liegt mir daran, zu erklären, daß mich hierfür entweder künstlerisches Empfinden oder die Absicht besserer Übersichtlichkeit leitete. Bisher hatte ich bei einer Vorlesung die verschiedenartigsten Stücke durcheinander dargebracht, hatte es mehr auf eine bunte Gegensätzlichkeit abgesehen, als auf geschlossene Einheit. Spät sehe ich ein, daß jede Vorlesung, auch wenn sie nur Unzusammenhängendes enthält, eine bestimmte künstlerische und seelische Einheit haben soll, einen harmonischen Inhalt, der durch einen zusammenfassenden Titel zu kennzeichnen ist.

Am Morgen des 21. Februar, nach mehreren warmen, tauenden Tagen, sah man im Stadtpark eine auffallende Erscheinung. Alle Baumstämme waren von oben bis unten an einer Seite, der Nordseite, mit einer frischen Schneeschichte belegt, die festgefroren an der Rinde klebte. Das bedeutete, daß in der Nacht ein fürchterlicher Sturm gewesen war, ein heftiges Schneetreiben von Norden her, anfangs lau, später kalt. Das war in Graz das einzige Zeichen der grausen Seestürme und Schiffskatastrophen, die in jener Nacht so viele Menschenleben dahingerafft, so gewaltige Zerstörungen angerichtet haben. Von England fuhr der Dampfer „Berlin“ gegen Deutschland und zerschellte an der holländischen Küste im Hafen von Hoek. Das Schiff barst mitten auseinander, der größte Teil der Bemannung und der Passagiere ging sofort zugrunde; andere, ans Schiffswrack geklammert, lebten noch vierzig Stunden lang in Sturm, Gischt und Frost, im Angesichte des sicheren Hafens und der

März 1907.

Ich werde tapfer verspottet, weil eine Grazer Firma „Rosegger-Loden“ in den Handel bringt. Die betreffende Firma hat sich erbötig gemacht, für das Recht, diese Marke zu führen, die armen Schulkinder meines Waldschulhauses mit Kleiderstoffen zu versehen, besonders aber alljährlich zur Weihnachtsbescherung der Waldschulhauskinder beizutragen. Unter dieser Bedingung habe ich meinen Namen für den Loden hergeliehen. Diesmal wird müßiger Spott wenigstens gut verwertet. Um den Preis, daß frierende Kinder warme Kleider bekommen, kann man sich schon ein paar Dutzend unterschiedlicher Witze gefallen lassen.

—

Da erschien ein Bote aus dem Rathause und ersuchte um Empfangsbestätigung für einen großen Brief und ein kleines Paket, die er feierlich vor mich auf den Tisch legte. Im Briefe wurde mir durch ein Statthaltereidekret angezeigt, daß durch die Ministerien des Äußern und des Innern an die Statthalterei eine Botschaft eingelangt sei, der deutsche Kaiser hätte mir den königlich preußischen Kronenorden II. Klasse verliehen. Im Paket war das Schächtelchen mit dem Orden. — Ein heftiger Schreck. Wenn man auf so was sein Lebtag nie gedacht hat! Waldbauernbub! Mit blauem Seidenbande um den Hals zu tragen ein weißes Kreuz, inmitten die goldene Königskrone und der Spruch: „Gott mit uns!“ Gestiftet hat den Orden Wilhelm I. am Tage seiner Königskrönung, wie eine zweite Inschrift besagt. — Also wieder eine Probe, ob der Waldbauer auch echtfarbig ist. Mein Dank sei, daß ich sie mit Ehren bestehe ... Was war nun zu tun! Zeitungen berichteten, ich ginge nach Berlin; andere erzählten, ich hätte dem Kaiser gleich einen Brief geschrieben. Das erstere verbot die Kränklichkeit, das letztere würde ich kaum an die große Glocke gehangen haben. Wieder andere Blätter spannen aus dieser Ordensverleihung politische Gedanken. Nein, nichts von Politik! Die Sache hat für mich eine höhere Bedeutung. Ich sage es laut, mir tut es wohl, daß Wilhelm II., in dessen Haupte die Fragen der Welt pulsieren, die königlichen Gedanken wohnen — daß dieser modern altruistische Fürst auch den Idealen eines Volkspoeten seinen freundlichen Gruß zuwinkt. Das dankbare Volk streut Blumen. Der König Orden. Wer sich ziemlich sicher fühlt einerseits vor der Neigung, der Menge zu schmeicheln, anderseits vor der Gefahr, ein höfischer Singer zu werden, der kann solche Auszeichnungen mit unbefangener Freude annehmen.

„die Buben kommen vom trockenen Brotessen.“ Das erinnerte mich, tatsächlich einmal etwas ähnliches gelesen zu haben, von üppigen Speisen kämen die Mädeln, von frugaler Nahrung die Buben. Das Kornbrot galt übrigens schon im Altertum als Hauptursache der Fruchtbarkeit und ein steirisches Sprüchel lautet:

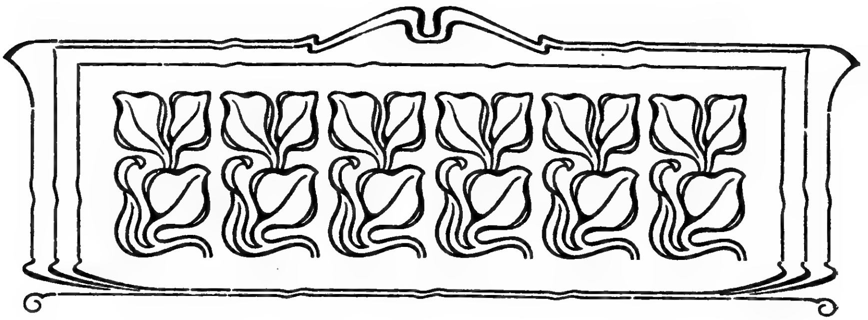
„Na brav Brod äissen Buabn,
Hod mein Voda gen gsod.
Ara neun hod er ghod,
Weil er Brod gäissn hod.“

Mein Schulmeister hat aber seinem achtköpfigen Familienkreise gegenüber ein Gehalt von 1800 Kronen in allem. Der Organistendienst, der ihm jahrelang einen Nebenverdienst eingetragen, war ihm weggenommen werden. Das ging so zu. In den vorletzten Weihnachten war der Bruder der Frau Lehrerin, ein Oberbuchhalter aus der Fabrik, ins Dorfschulhaus auf Besuch gekommen und die Leute waren beobachtet worden, wie sie am Christtag Kapauner aßen, Bouteillenwein tranken und Bauchbinden-Zigarren rauchten. Da wurde es unter der Kirchenvorstehung ausgemacht: Wer also schlemmen kann, der braucht keinen Nebenverdienst, und haben ihm den Organistendienst weggenommen. Irgend jemand meinte zwar, am Christtage hätte man auch in Pfarrhöfen schon Kapauner, Wein und Zigarren gesehen, ohne daß solche Dinge von einem aufmerksamen Schwager mitgebracht worden wären, wie es im Schulhause geschehen. Die Entziehung des Organistendienstes soll indes einen andern Grund gehabt haben. Des Lehrers Schwager war nämlich in der Los von Rom-Bewegung tätig gewesen. Das mußte nun der Schullehrer büßen. — Solche Abhängigkeit und unter die Willkür anderer gestellt zu sein ist unsers Lehrerstandes unwürdig. Ein Poet ist nicht dazu angetan, um materielles Wohl sich allzusehr zu kümmern. In diesem Fall aber möchte ich ins Land rufen: Stellt den Volksschullehrer doch endlich auf ein entsprechendes Gehalt. Das ist nötig, um ihm die Festigkeit des Charakters, die Fähigkeit und Freude an seinem wichtigen Beruf zu sichern. Ohne diese Eigenschaften ist kein guter Lehrer denkbar. Was der Schullehrer, besonders der Unterlehrer heute hat, ist Bedientenlohn, und noch dazu ein schlechter. Jene Persönlichkeiten, die über das Wohl der Lehrerschaft mitzuberaten haben, möchten nur einmal bedenken, wie viel sie selber an Jahreseinkommen brauchen für einen schlichtbürgerlichen Haushalt. Allerhand Steuererhöhungen haben wir uns schon gefallen lassen, weshalb gerade die nicht, die den Lehrern unserer Kinder und Enkel, und damit diesen selbst zu gute kommt.

daß man im politischen Kampfe ganz und gar überzeugt dieselben Dinge als etwas Grundverschiedenes fühlt, je nachdem, ob man sie hüben oder drüben sieht. Was bei den Freunden entschlossene Wahlarbeit, ist bei den Feinden blindwütiges Agitieren, was bei den Freunden Besonnenheit, bei den Feinden Angst, was bei den Freunden Schlagfertigkeit, bei den Feinden Schnellmäuligkeit, was bei den Freunden kluge Kriegslist, bei den Feinden niederträchtiger Betrug und so weiter ohne Grazie ins Unendliche. Männer, deren Bildungshöhe sie sonst zur Sachlichkeit so weit befähigt, wie das uns Menschen eben möglich ist, messen beim Wahlkampf ganz unbefangen mit zweierlei Maß, und werden sich dessen auch hinterher nur in den seltensten Ausnahmsfällen bewußt. Wem es wirklich glückt, sich den Kopf vom Rausche frei zu halten, der hört die wenigen sachlichen Stimmen nur wie wohltuende Glockenrufe über einer tobenden Menge, über einem Schimpfkonzert von allen Seiten her. Die Minderheit aber, der es so geht, kommt während der Wahlschlacht selber nicht zu Wort, weil das nach Ansicht der politischen Fachleute, und vielleicht nach ihrer berechtigten Ansicht, die Stellung der Partei schwächen würde, der solche Skeptiker angehören. Wer vom Mars her letzter Wochen einmal in unseres Zeitungswaldes Rauschen gelauscht hätte, welchen Eindruck hätt' er vom deutschen Volk mit nach Hause gebracht? Eine Anzahl sich anschimpfender Haufen, so müßt' er glauben, bilde dieses Volk, eine Anzahl keifender Haufen, zu zwei Hauptheeren verbündet, von denen jeder beim feindlichen nichts als Lumpen oder Trottel sah. Ich sage: vom Mars her, denn daß es in allen Erdenländern nicht viel besser steht, weiß ich. Nur daß ich darin keinen Grund sehe, sich befriedigt zu beruhigen. Sondern eine Mahnung an die Völker, die führen wollen: bessert, wo ihr's könnt, damit Vorbilder, wenn sie noch fehlen, entstehen. Eine Mahnung in diesen Völkern an die Gebildeten: im einzelnen Volke wieder seid die berufenen Führer ihr. Und wenn wir Deutschen das sind, wofür wir uns halten, dann also an die gebildeten Deutschen vor allen andern Menschen auf der Welt.

Die Begriffe, um die es im politischen Kampfe geht, sind im Streite der Klassen, der Interessen und der Gedanken, sind in der Geschichte schon von der Jugenderziehung her mit den stärksten Gefühlswerten zusammengenietet und -geschweißt worden, sodaß sie dem einzelnen keine Begriffe mehr, sondern Ideale sind. Das muß wohl so sein, damit dem für recht Erkannten nicht nur der Verstand, der kühle Zauderer, sondern der ganze Mensch dienstbar werde. Aber es wird zur Gefahr, wenn sich nicht etwas anderes zum gleichfalls auch den Gefühlen gebietenden Mitherrscher der Seele entwickelt: das Bewußtsein, daß einer anders urteilen und fühlen muß, als wir selbst, wenn er unter andern Bedingungen steht, das Bedürfnis nach Duldung zwar nicht für feindliche politische Handlungen gegen uns selber, wohl aber für die Gefühle auf der Gegnerseite, sagen wir abgekürzt: für die gegnerischen Ideale. Bismarck soll von einem Franktireur gesagt haben: begleitet ihn mit dem Hut in der Hand bis zur Galgentreppe, aber hängen muß er. Die Notwendigkeit des Kampfes bis zum letzten wird in manchen Fällen kein Mensch bestreiten, aber das Anschimpfen der Helden im Streit gilt doch auch auf andern Schlachtfeldern nicht mehr für förderlich. Da liegt's! Ich rede nicht der Scheu vor einem derben Wort oder irgendwelcher Sanftseligkeit sonst das Wort; wir leiden, glaub ich, viel eher an zu großer Empfindlichkeit als an zu schwacher. Soll aber ein Wahlkampf, ein politischer Kampf überhaupt, nicht so geführt werden, daß man weiter kommt dabei? Was hilft es uns, wenn jede Partei sich einredet, die andere sei moralisch wie intellektuell minderwertig?

Ich glaube, man kann sogar ein ehrlicher Menschenverächter sein und muß doch die Binsenweisheit gelten lassen, daß alles, was ist, seine zureichenden Gründe



Kleine Laube.

Denkmalseuche.

Von Adolf Frankl.

Denkmäler deutscher Poeten
Gibt es in zahllosen Städten;
Doch ihre Schriften die ruhen
Vergessen in Kasten und Truhen.

Ach, eure Denkmalschmerzen
Sind Dichtern selbst zur Pein;
Sie wollen warme Herzen
Und keinen kalten Stein.

Wahlkampf-Ethik.

„Politik verdirbt den Charakter." Muß sie das? Der fast zum Sprichwort gewordene Ausspruch meint wohl zunächst die Politik des Diplomaten oder doch des Berufspolitikers im weiteren Sinne, der mit dem Satze vom Zweck, der das Mittel heiligt, alle Tage rechnen muß. Lassen wir heut den politischen Fachmann auf seinen geraden oder krummen Wegen allein, fragen wir einmal, wie das Politiktreiben aufs Volk wirken mag. — Solches schreibt Avenarius in seinem „Kunstwart" unter dem Titel „Wahlkampf-Ästhetik" über Erscheinungen im Deutschen Reich. Wir entnehmen dem trefflichen Aufsatz noch folgendes:

Ich nehme eine sozialdemokratische Zeitung zur Hand: „Der Freisinn, wie er aus den Spalten des „Berliner Tageblattes" lieblich duftet, verkuppelt sich schamlos auf offener Gasse mit Nationalliberalen und ähnlichen Reaktionsbrüdern." Ich greife zu einem führenden konservativen Blatte: Die Sozialdemokraten sind „eine Verschwörerrotte, eine richtige terroristische Schwefelbande, der selbst die gemeinsten Mittel recht waren, um ihre nichtswürdigen Zwecke zu erreichen." Ich leg's hin und hole mir ein parteiloses nationales Organ für Gebildete: „Das Zentrumsblatt führt den politischen Kampf fast ausschließlich mit Beschimpfungen und Verleumdungen. Soweit diese Anwürfe auf uns persönlich spielten, haben wir sie mit einem Fußtritt beiseite geschoben." Verlangst du noch mehr, liebe Seele? Der Ton mag je nach dem Bildungsgrade ein wenig verschieden sein, aber das Beschmutzen und Verdächtigen war während der vergangenen schönen Wochen fast so allgemein, wie das Sonnenlicht. Und doch glaube ich es jedem, wenn ihn diese Behauptung erstaunt, ja zunächst entrüstet. Ich glaube ohne weiteres an seine Ehrlichkeit, wenn er mir sagt: „Aber in meiner Partei war doch nur ehrliche Begeisterung, der Fanatismus war doch bei den Gegnern!" Das ist ja eben so,

Frühling.

Von Ernst Ferd. Neumann.

Sonne, nun hast du uns wieder den Frühling gebracht!
Mit deinem Scheinen,
Mit deinem Leuchten,
Wecktest du herrlich die schlummernde Erde.
Mit deiner goldenen
Zwingenden Macht
Riefst du ihr wieder das freudige Werde!
Was auch gerastet in Wurzel und Zweig,
Regt es sich kraftvoll nicht wieder zu Neuem?
Will nicht dein Rufen, der Gotteskraft gleich,
Alles von winternden Schlacken befreien?
Denn dein so wärmender lockender Hauch
Hat nun geschaffen das Schwellen und Drängen,
Daß an dem blattlosen Baume und Strauch
Ringsum die brechenden Knospen schon hängen.

Wie sie nun lugend und suchend die Köpfchen schon heben!
Zagend und furchsam fast
Blicken sie grünend
Aus den so zwängenden Winterverstecken.
Gleich ob sie bittend,
O Sonne, dich fragen:
„Wird uns der stürmende Lenz nicht erschrecken,
Wenn wir jetzt blühend hervor uns schon wagten?“
Sonne doch strahlet. Ganz linde und leis,
Dünkt mir, sie spräche zum jungen Verzagten:
„Rührt euch nur tapfer an Stengel und Reis,
Jetzt ist gekommen die Zeit zum Erblühen,
Und zu entfalten die jährende Pracht,
Daß schon nach Wochen in farbenden Glühen
Veilchen und Tulpe entgegen mir lacht.“

Sonne, nun hast du uns wieder den Frühling gebracht!
Frühling vergeht uns.
Schwülender Sommer
Reift dann, was Lenz uns jetzt herrlich erschafft.
Hoffend schon sehen wir,
Wie treibende Knospen
Wandelt zu Früchten sonngoldene Kraft. — —
Zitt're nicht, Menschenherz, wenn du die Wonne
Siehst jetzt am früchtegebärenden Ringen,
Glaube, daß deine dich jüngende Sonne
Werde auch Blüte und Knospe dir bringen!
Fühlst du nicht selbst schon neurinnend das Leben?
Schwand dir nicht wieder das heimliche Zagen?
Hat dir dein Baum jetzt die Blüte gegeben:
Wird er dir reifend die Früchte auch tragen! — —

Lustige Zeitung.

Frage. „Was würde wohl geschehen, wenn ich Sie ersuchte, mir zwanzig Mark zu pumpen?“ — „Gar nichts!“

Aus dem Gerichtssaal. Richter: „Sie haben erst vor kurzem zwölf Jahre verbüßt und nun sitzen Sie schon wieder auf der Anklagebank!“ — Angeklagter: „Schon wieder? Ick meene, wenn man zwölf Jahre lang nich mehr uff ihr jesessen hat, det wäre doch 'ne schöne Zeit.“

hat, also auch alles, was von Ideen in den Gehirnen lebt. Es ist ja erquicklich, sich als moderner Freigeist erhaben über die Rückständigkeiten gläubiger Christen oder als gläubiger Christ sich erhaben über moderne Freigeistigkeit zu fühlen, und es ist noch erquicklicher, seine Überzeugung für die ganz allein diskutable zu halten, wenn, wie zumeist bei politischen Kämpfen, als geheime Bestätiger dieser Überzeugung praktische Interessen dazukommen. Aber vielleicht macht gerade das unsere Kämpfe so unfruchtbar, daß wir die Gegner so wenig kennen und deshalb so wenig in dem begreifen, was ihnen die moralischen Stärken gibt. Ich frage: Wie informiert man sich denn überhaupt über andere Parteien? Glaubt man im Ernst, das Lesen seines eignen Parteiblatts genüge dazu? Wer aber hört gewohnheits- und regelmäßig auch die Stimmen des Gegners? Wie aber solch einen Gegner im Kerne bekämpfen, wer ihn nur an der Oberfläche kennt? Ganz abgesehen davon, daß sich's doch auch in der Politik nicht nur um ein Bekämpfen sondern auch um ein Begegnen und um ein Nebeneinander- und Zusammenwirken handelt. Daß man auch grundverschiedene Kräfte gelten lassen muß, einfach, weil sie sich nicht wegschaffen lassen. Weiß einer unsrer Leser auch nur eine Zeitung, die nicht nur gegnerische Zeitungsstimmen so herausgriffe, wie das der eigenen Partei ins Programm paßt, sondern die sich bemühte, etwa in periodischen Aufsatzfolgen den Leser über das innere Wesen der andern Parteien nach deren eigenen Dokumenten sachlich und leidenschaftslos zu unterrichten? Ihm die fremden Parteien zunächst einmal in ihrem eigenen Lichte zu zeigen, bis er all das heiße Glauben und Schwören da drüben begreift — um mit der Kritik dann erst einzusetzen?

Was da bei den Wahlen geschieht, ist nicht nur eine Verrohung der äußeren Sitten, die für unser Volk ohne allen Unterschied die Gewöhnung ans Schimpfen und Verdächtigen mit sich bringt. Es ist ein Schaden an der Volksseele selber.

Wird die Erkenntnis in absehbarer Zeit wenigstens unter den Gebildeten allgemein werden, daß wir an ihr alle zusammen, ob wir nun „Junker" oder „Pfaffen" oder „Genossen" sein mögen, ein sittliches sowohl wie ein praktisches Interesse haben? — So weit Avenarius, der damit auch sehr deutlich zu uns Österreichern herüber spricht.

Karfreitagklingen.

Von Elimar v. Monsterberg.

Der Tag war schwül. Kein Lufthauch will sich regen,
Am Weg verdorren starre Palmenäste,
Vom wankelmütigen Volke ausgestreut,
Als der Prophet, der Gottessohn, da einzog.
Der Tag war schwül. Und auf den Palmenzweigen
Liegt's sonderbar — Blutregen ist gefallen.
Die Luft wird schwer und unbarmherzig grell
Der Sonne Schein. Auf Golgatha erstehn
Drei Kreuze. — Und das Volk schreit laut und jauchzt
Als Der erhöht wird — dem es Palmen streute,
Der Kranke heilte, Tote auferweckte.
Sieh — es verfärbt sich jäh des Himmels Licht
Und eine große schwere Finsterniß
Drückt auf die Erde, die sich regt und bebt,
Daß sie es halten muß, das Marterkreuz,
An dem der Schöpfer blutberieselt hängt.
Sie – die Er trägt mit Seines Odems Wehen!
Die Vögel ducken sich zur Erde nieder
Und das Getier der Wüste flieht entsetzt!
Die Luft ist still — doch regen sich die Blätter
Und starke Bäume ächzen wie im Sturm.
Die Felsen öffnen krachend ihre Kiefer
Und Tote hasten klagend durch die Stadt
— Die Menschen aber schauert es im Geiste.
Da tritt die Seele Gottes aus dem Leib —
Und Christus stirbt mit einem lauten Schrei.

Und die anderen:

„Mei Knöpferl, mei Röckerl, mei Federl, mei Hüaderl, Juchhe!
Bi mein Bodern sei lustiga Bua!"

Der erste:

„Hon ih den nit a schens Schuacherl on!
Hon ih den nit a schens Schnallerl dron!"

Und die anderen:

„Mei Schnallerl, mei Schuacherl, mei Knöpferl, mei Röckerl, mei Federl, mei Hüaderl, Juchhe!
Bi mei Bodern sei lustiga Bua!"

Der Sang kann mit weiterem Gewand und dessen Zier fortgesetzt werden. Die Wiederholung der ganzen Reihe wird immer schwerer, die Zunge stolpert über die Wörter und da lachen sie alle und jeder ist „in Bodern sei lustiga Bua, Juchhe! in Bodern sei lustiga Bua!"

Bücher.

Otto der Ausreißer. Bruchstücke aus einem Jungen-Tagebuch von Gustav Naumann. (Leipzig. C. E. Naumann. 1906.)

Ein Hamburger Knabe geht von seiner Schule durch und kommt zu Fuß bis an die Grenzen der Schweiz. Er schreibt unterwegs ein Tagebuch, hat manches Schlimme durchzumachen und eine Menge netter Abenteuer. Er ist ein guter, tapferer Junge. Oft kommt ihm unterwegs das Heimweh und die Reue, seinem Vater so davongelaufen zu sein. Aber er beschließt, erst eine tüchtige Tat zu vollführen, dann will er heimkehren. Und das ist nun für den Leser eine sehr wirksame Spannung, die leider abflauen muß, weil bei dieser ganzen Ausreißerreise nichts herauskommt. Der Junge, allerdings unter guten psychologischen Gründen, kehrt ohne die große Tat begangen zu haben, um, kommt heim und alles ist beim alten. Nur daß der Knabe auf seiner Fußreise vielleicht mehr gelernt hat, als wenn er in der Schule gesessen wäre. M.

Pater Leonidus, der Dominikanermönch. Die Geschichte eines Ordensgeistlichen, von ihm selbst erzählt. (Berlin. Herm. Walther. 1906.)

Enthüllungen eines ausgetretenen Mönches, eines Österreichers aus neuester Zeit. Glänzende Schilderung des Lebens in Dominikanerklöstern, der Mönche, ihrer Grundsätze, ihre Macht, ihrer Tugenden und ihrer Sünden. Das Buch macht Aufsehen, doch ist es noch zu prüfen. K.

Der sechste Tag. Aus den Briefen einer siebenbürgisch-sächsischen Lehrerin von O. Wittstock. (Berlin. Karl Curtius. 1907.)

Wie seltsam ist einem nur zu Mute, wenn man dieses Büchlein zu Ende gelesen hat! Das ist ja etwas Ungewöhnliches. Wie viel kluge und weise Betrachtung, wie erdharzig und überirdisch zugleich! Tagebuch einer Lehrerin, in das das Schicksal eines Pastors mit hineingeflochten ist. Aber keine Liebesgeschichte. Die Schrift mutet an wie das Gesicht einer Verzückten. Das Leben des Heilandes glüht überall durch. Stellenweise ist das Buch von großer, echt poetischer Kraft. M.

Faust. Ein dramatisches Gedicht von F. Marlow (L. H. Wolfram). Neu herausgegeben mit einer biographischen (weitläufigen) Einleitung versehen von Otto Neurath. (Berlin. Ernst Frensdorff.)

Eine vergessene Dichtung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Da will ein kraftgenialischer Dichter, anbindend mit den ewig unlösbaren Fragen, wieder einmal mit dem Kopfe durch die Wand. Phantastisch pendelt die Dichtung zwischen Hamlet und Goethes Faust, besonders an den zweiten Teil des letzteren erinnernd. Einzelne Stellen von großer Schönheit. Das Werk wird besonders für Literarhistoriker von Interesse sein. Z.

Zu eifrig. Bäuerin: „Geh Marie, weck den Vater auf, der schlaft scho wieder wia a Bär, er soll ja alle halbe Stund seine Schlaftropfen nehmen!“

Der werte Tote. Kommerzienrat (zum Versicherungsagenten): „Geben Sie sich keine Mühe: Ich bin schon in genug Versicherungen. Ich sage Ihnen, ich bin tot mehr wert als lebendig!“

Hilfe. Ein Witzbold sagte von einem Kaufmann, dessen Geschäft schlecht ging: „Dem können zwei Menschen helfen, nämlich ein Jäger und ein Schuster; der erste mit einem Vorschuß, der zweite mit einem Absatz.“

Beim Friseur. Dr. Mommsen kam einmal zu einem Friseur, um die Haare schneiden zu lassen. Als der Friseur die Operation für beendet erklärte, betrachtete sich Mommsen im Spiegel und setzte sich wieder nieder mit den Worten: „Sie haben die Haare zu kurz geschnitten, ich wünsche sie länger.“

Auch eine Kritik. Junger Autor: „Nun, wie gefallen Ihnen meine ersten lyrischen Gedichte?“ — Kritiker: „Junger Mann, Sie gleichen dem Achilles.“ — Junger Autor (erstaunt): „Wie so?“ — Kritiker: „Sie haben denselben wunden Punkt wie er, nämlich — die Verse.“

Eine Schwester schrieb der andern am Ende eines Briefes: „Nun muß ich dir noch sagen, daß ich Gans gesund und deine aufrichtige Schwester bin.“

Boshafte Frage. Gast: „Was ist das für ein Wein, den Sie eben gebracht haben?“ — Wirt: „Das ist Château Margaux“ — Gast: „Den Namen hat er wohl erst bei der Taufe erhalten?“

Appetitliche Wissenschaft. Professor: „In welche Zeit verlegen Sie wohl den Beginn der Eisperiode, gnädiges Fräulein?“ — Junge Dame: „Gleich nach dem Rehbraten!“

Einfachste Lösung. Sie: „Du Hermann, der Arzt hat mir dringend Luftveränderung angeraten.“ — Er (Meteorologe): „Das trifft sich gut; heute, spätestens morgen, wird der Wind umschlagen.“

Zart umschrieben. Dame: „Warum ist denn die Verlobung Ihres Freundes, des Oberleutnants, zurückgegangen?“ — Rittmeister: „Ach wegen . . . der Vergangenheit der Braut.“ — Dame: „Ei, was erzählt man sich denn von ihrer Vergangenheit?“ — Rittmeister: „Nichts, sie war zu lang.“

Stoßseufzer eines Hungrigen. „Was hab ich davon, wenn mit dem Essen der Appetit kommt — wenn lieber mit dem Appetit immer das Essen käme!“

---

n Vodan sei lustiga Bua!

(Steirisch.)

Wenn Bauernburschen beisammen recht lustig sind, singen sie gern harmloses Wortgespiel. Ein solches ist das folgende.

In gemütlichem Sang beginnt der eine:

„Hon ih den nit a schens Hüaderl auf!
Hon ih den nit a schens Federl drauf!“

Sogleich fallen die anderen singend ein:

„Mei Federl, mei Hüaderl, Juchhe!
Bi mein Vodern sei lustiga Bua!“

Der erste fährt fort:

Hon ih den nit a schens Röckerl on!
Hon ih den nit a schens Knöpferl dron!“

Hemmungen des Lebens. Von Dr. Johannes Müller. (München. Oskar Beck. 1907.)

Des Verfassers Ideal ist die möglichste Lebensenergie des Menschen, physische und psychische Kraft, Härtung des Gemütes. Trauer, Furcht, Sorge, Zweifel u. s. w. sind Hemmungen des Lebens. Auf feinere Gemütswerte wird nicht viel Gewicht gelegt, obschon sie nach unserer Meinung die Blüte des Lebens ausmachen. Z.

Die Begründerinnen der deutschen Frauenbewegung. Von Anna Plothow. Mit Bildern. (Leipzig. Friedr. Rothbarth.)

Anna Plothow, als eine Vorkämpferin, hat sich mit großer Hingabe und Sachkenntnis der Aufgabe unterzogen, das notwendige Buch zu schreiben, das, je nach ihrer Bedeutung, in längerer oder kürzerer Darstellung den einzelnen hervorragenden Frauen der Bewegung ihr Recht werden läßt. Das Werk ist in gleicher Weise schätzbar als Lektüre wie brauchbar zum Nachschlagen. V.

Ratgeber fürs Dorftheater. Im Auftrage des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege bearbeitet von Rudolf Hermann, Pastor in Neustadt (Orla). (Berlin. Deutsche Landbuchhandlung.)

Dieses Büchlein verdankt seine Entstehung der Tatsache, daß bei der Geschäftsstelle des „Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege" in jedem Herbst eine Anzahl von Nachfragen nach guten, fürs Dorf geeigneten Theaterstücken einliefen. Es enthält nach kurzen Erörterungen über die Bedeutung des Dorftheaters Winke über die Gestaltung der Bühne, über Einübung und Aufführung der Stücke, sodann eine Liste wirklich guter, fürs Land geeigneter Spiele. V.

Erinnerungen Katharinas II. von Rußland. Nach Alexander v. Herzens Ausgabe neu herausgegeben von G. Kuntze. Mit mehreren Porträts und einem ergänzenden Nachtrag aus den Memoiren der Fürstin Daschkoff. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Schon die Geschichte dieser Memoiren selbst ist ganz russisch: Katharinas Sohn, der unglückliche Paul, erhält die Memoiren wenige Stunden nach dem Tode seiner Mutter in einem versiegelten Kuvert, und leiht sie später seinem intimen Freund, dem Großfürsten Alexander Kurakin, der heimlich eine Abschrift davon nimmt; diese Abschrift wurde gleichfalls mehrmals kopiert, und Kaiser Nikolaus I. befahl, daß alle vorhandenen Abschriften polizeilich einzuziehen seien. Das Original selbst ließ er, mit dem Staatssiegel versehen, in den kaiserlichen Archiven verwahren. Aber Alexander Herzen erhält trotz aller Maßregeln eine Abschrift durch den Erzieher des Kronprinzen, Konstantin Arsenieff, und veröffentlicht sie zu seinen agitatorischen Zwecken.

In der Tat kann die Welt der Abenteurer, Intriganten und Glücksritter eines Hofes, der äußerlich glänzend, im Innern aber faul ist, nicht drastischer veranschaulicht werden.

Die Zeit hat der Frische dieser kaiserlichen Bekenntnisse nichts von ihrem Reiz genommen, sie wirken heute noch wie ein lebendiges Bild der Vergangenheit und tragen unverkennbar den Stempel der Wahrheit. Das Werk ist voll von interessanten Einzelheiten aus dem Privat- und Eheleben Katharinas; ohne Scheu läßt sie den Leser bis in die geheimsten Winkel ihres Schlafzimmers blicken. Und Zeit und Ereignisse konnten auch das Interesse nicht verwischen, das ganz Europa an der problematischen Frau mit dem Doppelwesen von Mann und Weib genommen. Mit der Zahl der Schriften über sie stieg auch die Bewunderung ihrer selbsterworbenen Größe.

In dem Buche sehen wir, wie die kleine deutsche Prinzessin Stufe um Stufe auf dem steilen Pfad zu einem glänzenden Thron emporklimmt, um als Katharina die Große oben anzulangen. Und mit Anmut hüllt sie den Purpurmantel um ihre weißen Schultern, den russischen Kaisermantel, den Generationen vor ihr durch Ströme roten Blutes geschleift hatten. V.

Das Heimatfest oder **Aus der Kindheit Tagen.** (Braunschweig. Hellmuth Wollermann. 1907.)

Empfehlenswertes Schriftchen, das für Familiensinn und Heimatliebe eintritt. K.

Büchereinlauf.

Die Stimme. Roman in Blättern von Grete Meissel-Heß. (Berlin. Verlag Wedekind & Ko. 1907.)

Rübezahl als Knecht Ruprecht oder Die erlösten Zwerge. Weihnachtsspiel von Paul Matzdorf. (Freienwalde a. O. Emil Pilgers Buchdruckerei.)

Schön Gertraud. Ein Böhmerwaldmärchen von Heinrich v. Zimmermann. (Budweis. A. Pokorny.)

Treufried und Carlotta. Eine Sage aus Madeira von Kurt Schelle. (Goslar. F. A. Lattmann.)

Schwänke, Sagen und Märchen in heanzischer Mundart. Bei Unterstützung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien aufgezeichnet von J. R. Bünker. (Leipzig. Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft. 1906.)

Pachblüml und Battlzwackn. Lustige Geschichten und Gedichte in Algersdorfer Mundart von Hans R. Kreibich. (Aussig. Aug. Grohmann. 1907.)

Anastasius Grün. Sämtliche Werke. Herausgegeben von Anton Schlossar. (Leipzig. Max Hesses Verlag.)

Wie vor einigen Jahren durch die Ausgabe von Friedrich Halm hat der tätige und umsichtige Literaturforscher Anton Schlossar sich neuerlich durch die Herausgabe von Anastasius Grüns sämtlichen Werken um die österreichische Literatur ein wirkliches Verdienst erworben. Die handliche und dabei billige Ausstattung des rührigen Leipziger Verlegers darf dabei nicht unerwähnt bleiben. Eine bei aller Beschränkung erschöpfende und fesselnde Biographie des Dichters, wobei dem Verfasser viel ungedrucktes und bisher unbekanntes Material, namentlich höchst charakteristische Briefe an seine Gattin, zur Verfügung standen, geht den Werken voran; bei jeder größeren Dichtung finden wir gut orientierende Einleitungen — ich hebe nur z. B. die ziemlich umfangreiche Einleitung zum IX. Bande zu Robin Hoods hervor, die viel Interessantes bietet —, die einen Beweis liefern, daß der Verfasser mit Ernst und Fleiß an seine Aufgabe geschritten ist und sie in mühevoller, Jahre währender Arbeit zu lösen bestrebt war. Im X. Bande finden wir das Vorwort Grüns zur Herausgabe von Lenaus dichterischem Nachlaß und eine so gut wie unbekannte Erzählung „Der Eremit auf der Sierra Morena", die zuerst in der „Wiener Zeitschrift für Kunst und Literatur" (27. Jahrgang) abgedruckt worden ist und vielen Verehrern von Grüns Dichtungen völlig neu sein dürfte. Wertvoll und dankenswert ist im VIII. Bande auch die Sammlung der von Grün übersetzten Volkslieder aus Krain, durch deren Veröffentlichung der Dichter seinerzeit auch seinem engeren Heimatlande eine willkommene Gabe geboten hat, für die ihn auch seine slawischen Landesgenossen dankbar sein sollten. Auch was sich in seinem Nachlasse an ungedruckten Gedichten vorfand — meist kleinere Gelegenheitsverse, die im Besitze von Familienmitgliedern sind — ist getreulich aufgenommen worden, so daß wir nun ein vollständiges und erschöpfendes Bild seiner dichterischen und auch seiner staatsmännischen Tätigkeit vor uns haben, die sein Andenken sicherlich dauernd und lebendig zu erhalten geeignet ist.

Dr. Ernst Gnad.

Lebenskunst und Lebensfragen. Ein Buch fürs Volk von Max Haushofer. (Ravensburg. Otto Maier.)

Ein wahres Volksbuch. Ohne viel System und Gelehrsamkeit, schlicht und klar so viele Zeitfragen, Lebens- und Charakterprobleme berührend, an denen der Mensch vorüber muß. Das Verhältnis des einzelnen zu Welt und Menschen und besonders zu sich selbst wird in kleinen gesonderten Kapiteln beleuchtet mit vieler Erfahrung und Weisheit und in Gestalt zahlreicher Beispiele und Geschichten aus dem Leben. Was Hiltys wertvolles Werk „Glück" für höher gebildete Kreise ist, das ist Haushofers „Lebenskunst" für einfachere Leute, die den guten Willen haben, tieferen Lebensfragen und ihrer Selbsterkenntnis näher zu treten. Solche werden es verstehen, Genuß und Nutzen haben durch dieses Buch, von dem man in jeder Beziehung sehr viel Gutes sagen kann, ohne zu viel zu sagen. R.

Im **Sozialismus für Millionäre** haben wir die äußerst witzige Einkleidung, die mit kalter Trockenheit von Anfang bis zu Ende festgehalten wird: der Millionär ist ein armer Kerl, es gibt nicht Bedürfnisse genug für seine Mittel! Aber ein geradezu leidenschaftlicher Ernst bricht überall durch; und in der Form einer Analyse des Millionärs bekommen wir eine ätzende Kritik unserer gesamten gesellschaftlichen Zustände. V.

Die deutsche Dorfdichtung. Von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, im Zusammenhange dargestellt von Louis Läßer. (Salzungen. Scheermessers Hofbuchhandlung. 1907.)

Eine tüchtige Arbeit, überaus brauchbar als Nachschlagebuch. Kurz und klar die einzelnen hervorragenden Vertreter der Dorfdichtung charakterisiert. Eine übersichtliche Skizze der Entwicklung dieser Dichtungsart, die von der süßlichen und spielerischen Schäferidylle an bis zur Gegenwart zu einer so großen literarischen und sozialen Bedeutung gekommen ist. Z.

In den Zwölfen. Sagen und Märchen von Karl Müllner. (K. J. Hermannsdorf, Mähren.)

Wir glauben, dieses Büchlein, dessen Inhalt dem äußerst glücklichen Titel an Stimmung entspricht, besonders der Jugend empfehlen zu dürfen. Z.

Aus Traum und Sehnsucht. Von Karl Bienenstein. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.)

In diesen neuen Gedichten offenbart sich eine vornehme Natur, voll Gemüt und Lebendigkeit. Bienenstein ist bei dem deutschen Volksliede in die Schule gegangen, dem er reine Akkorde abgelauscht hat. Die Sprache ist edel. V.

Neue Gedichte von Helene Waldaestel. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.)

Diese „Neuen Gedichte" reihen sich der ersten Sammlung der Dichterin würdig an, übertreffen sie wohl hier und da in ihrer natürlichen Entfaltung. Neben einem sicheren Sinn für das Typische einer Situation oder Stimmung, seien diese nun romantisch und modern. V.



Die Försterbuben.

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Das Geständnis.

Der Friedl stand in der Forstkanzlei neben dem Lehnstuhl mit den hölzernen Armstützen. Die Kerze, die ihm der Gendarm angezündet, hatte er nur dazu benützt, um eine Zigarre in Brand zu setzen, dann blies er sie aus. Im Dunkeln stand er da und rauchte so heftig, daß das Zimmer qualmte. Bei dem Glosen der Zigarre sah er den Schreibtisch, an welchem sein Vater seit länger als dreißig Jahren gearbeitet hatte. Auf der erhöhten Mittelleiste stand eine kleine Photographie seiner Mutter. Dann suchte er in seinen Taschen eine zweite Zigarre, suchte in den Laden. Er ging an die Tür, die war versperrt. Zornig stampfte er den Fuß auf die Diele. Dann ging er zum Fenster und rüttelte einmal an dem zellenartig geflochtenen Gitter und setzte sich schließlich in den Lehnstuhl.

In der Schlafstube war Elias verhaftet. Im Gefängnis! Anfangs spielte er mit dem Gedanken, dachte an manchen Blutzeugen Gottes, der auch so gefangen war. Und selbiger hatte nicht einmal etwas abzubüßen. Elias rief nach seinem Bruder. Die Wache wies ihn barsch zurück. Mit dem Bruder könne er jetzt nicht sprechen. Da rief er noch lauter nach dem Friedl. Heftig und schrill. Erst Abbitte geleistet, dann

As ik so'n Jung weer. Jugenderinnerungen von Christian Eckermann. (Norden. D. Solten. 1906.)

Psalmen des Westens. Aus dem Englischen. (Berlin. Karl Curtius. 1907.)

Das Buch der Tage und Träume. Von Richard Schaukal. (Leipzig. H. Seemann Nachfolger.)

Von Tod zu Tod und andere kleine Geschichten. Von Richard Schaukal. (Leipzig. H. Seemann Nachfolger.)

Jesaia. Von D. H. Guthe. (Tübingen. (Verlag J. C. B. Mohr.)

Paulus Gerhardt. Von D. Paul Wernle. (Tübingen. J. C. B. Mohr. 1907.)

Lebensdienst oder Todesdienst? Die Notwendigkeit einer Reformation in der Volkserziehung von A. von der Landeck. (Berlin. Verlag Continent.)

Endlos empor! Ausstrahlungen eines Marsgefallenen. Herausgegeben von L. Albert. (Berlin. Verlagsbuchhandlung Hermann Walther. 1906.)

Das Weibwesen. Eine Kulturstudie von Dr. Adolf Harpf. („Ostara" in Rodaun bei Wien.)

Ich will, mit 44 physiognomischen Studien im Text, und **Die Himmelsleiter** mit 46 physiognomischen Studien im Text. Von Hermann Ludwig. 1. Teil. (Leipzig Max Spohr.)

Was junge Leute wissen sollten und Eheleute wissen müßten. Von Dr. Fr. Schönenberger und W. Siegert. (Zwickau, Sachsen. Förster & Borries.)

Was unsere Söhne wissen müssen. Ein offenes Wort an Jünglinge. — **Was unsere Töchter wissen sollten.** — Zur Aufklärung für die erwachsene weibliche Jugend. (Zwickau in Sachsen. Förster & Borries.)

Deutsches Lesebuch für österreichische Mittelschulen. Herausgegeben von Dr. Friedrich Bauer, Dr. Franz Jelinek und Dr. Franz Streinz. 1. und 5. Band. (Wien. K. k. Schulbücherverlag. 1907.)

Der Unterricht in der Natur als Mittel für grundlegende Anschauung. Der rationellen Praxis der Schulen aller Arten und Stufen, insbesonders jener der Volks- und Bürgerschulen zugedacht von Julius John. (Wien. F. Tempsky. 1906.)

Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte. Von Konstanze v. Franken. 12. Auflage. 34.—36. Tausend! Leipzig. Max Hesses Verlag.) (

Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth. (Kempten und München. Josef Köselsche Buchhandlung.)

Die Gesellschaft. Herausgegeben von Martin Buber (Frankfurt a. M. Literar. Anstalt Rütten und Loening.): **Der Weltverkehr.** Von Albrecht Wirth. — **Der Arzt.** Von Ernst Schweninger. — **Die Zeitung.** Von J. J. David.

Österreichische Bürgerkunde. Von Ludwig Fleischner. Dritte, neubearbeitete und vermehrte Auflage. (Wien. F. Tempsky. 1907.)

Die gichtischen-harnsauren Ablagerungen im menschlichen Körper. (Schleichende Gicht.) Ihre Entstehungsursache und Behandlungsweise dargestellt von Dr. med. M. J. Kittel. (Franzensbad. Im Selbstverlage. 1906.)

Jahrbuch des Steirischen Gebirgsvereines für 1906. (Graz. Verlag des Steir. Gebirgsvereines. 1907.)

Fritz Reuter-Kalender auf das Jahr 1907. Herausgegeben von Theodor Gandertz. (Leipzig. Theodor Weicher.)

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", **Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**



Postkarten des „Heimgarten".



F. L., Reichenberg. Einen Spruch für Ihr Sommerhaus? Wählen Sie doch Paul Gerhardts Worte:

„Geh aus mein Herz und suche Freud
In dieser lieben Sommerzeit!"

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten"
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 18. März 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Rörk.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Elias schwieg.

„Da diese Angabe also nachgewiesenermaßen unwahr ist, so werden auch Ihre übrigen Angaben, die Sie uns gestern gemacht, unwahr sein. Sie wissen mehr, als Sie sagen wollen. Sie wissen, daß Nathan Böhme von Ihrem Bruder ermordet worden ist!“

„Nein!“ schrie Elias auf, „mein Bruder hat das nicht getan!“

„— Und daß Sie ihm wahrscheinlich dabei geholfen haben!“

„Ich? Ich meinem Bruder geholfen?“ Er zuckte ab. Stumpf und still stand er da, wie geistesabwesend, und gab auf mehrere Fragen keine Antwort. — — Jählings rief er laut: „Ich hab' es selbst getan, ganz allein. Ich habe den Herrn umgebracht! . . .“

Ein wilder, gellender Schrei war es gewesen. Mit vorgestrecktem Haupt, die Fäuste halb gehoben, hatte er es den Männern ins Gesicht geschleudert. „Ich hab's getan, ich allein!“

Mehrere der Männer waren vor Erregung aufgesprungen. Der Gerichtsrat selbst brauchte eine Weile, um sich fassen zu können. Dieser Knabe, dieses kränkliche, weichmütige Bürschchen, soll die furchtbare Tat begangen haben? Allerdings, die dreistruhige Art, in der er tags zuvor die Aussagen geleistet, stimmt nicht zu der schwärmerisch-pietistischen Eigenheit, die ihm an dem Burschen geschildert wurde. Und nun, nach dem Eingeständnisse, stand er wieder gerade so trotzig verschlossen da als vorher, ohne Zeichen von Reue.

„Elias Rufmann!“ so begann endlich und mit heiserer Stimme der Gerichtsrat wieder. „Sie sind sich bewußt, was Sie gesagt haben? Wir wollen heute bloß noch wissen, ob Ihr Bruder daran beteiligt war.“

„Nein!“

„Er war nicht beteiligt, aber er wußte darum?“

„Nein!“

„So hat also nicht Ihr Bruder Fridolin den Herrn von der Seealmhütte bis ins Rauruckkar begleitet, sondern Sie haben es getan?“

„Ja!“

„Wie kam das mit Ihres Bruders Messer?“

„Das hab' ich öfters so im Sack gehabt.“

„Also dazumal auch?“

„Ja.“

„Sie haben die Tat begangen, um den Herrn zu berauben?“

„Nein.“

Jetzt entstand eine Pause. Der Gerichtsrat lehnte sich vor, stützte sich mit der Miene einer großen Behaglichkeit auf den Tisch und sagte: „Elias Rufmann! Durch Ihr Geständnis sind Sie zu uns in das Verhältnis

konnte er vielleicht schlafen. Oft hatte er von dem Gerichte Gottes gehört und gesprochen, nun empfand er's das erstemal an sich selbst. Es folgt der Missetat rasch. An die Tür ging er und bat: „Macht mit mir was ihr wollt, nur zu meinem Bruder Fridolin laßt mich einen Augenblick!"

Der Gendarm schob ihn mit hartem Arm zurück.

Endlich legte Elias sich in sein Bett. Da fiel ihm noch der Vater ein, daß auch der nicht zu ihm komme — und dann schlief er. Aber nicht lange. Er wurde geweckt. Erst noch schlaftrunken, meinte er, nun würden sie ihn zu Vater und Bruder gehen lassen, aber der Gendarm führte ihn hinab in die große Stube, wo im Lichte der zwei Kerzen wieder die Männer vom Gerichte zusammensaßen. Er war verstört, aber ruhig. Es schien, als ob er denke: So will ich doch sehen, was da wird. Mir ist's schon alles eins. — Nun waren die Herren aber doch gespannt, wie lange diese Gleichgültigkeit dauern würde.

„Treten Sie nur nahe heran, Elias Rufmann", sagte der Gerichtsrat und hob vom Tisch einen kleinen Gegenstand. „Auf der Seealm ist dieses Taschenmesser gefunden worden. Kennen Sie es vielleicht?"

Elias nahm das Messer in die Hand und besah es. Er kannte dieses Messer, es war dasselbe, das er dem Friedl von der Stadt mitgebracht hatte. An der Schale hatte es jetzt einen Schaden.

So sagte Elias: „Das Taschenmesser gehört meinem Bruder."

„Können Sie das mit Bestimmtheit sagen?"

„Es ist das Taschenmesser meines Bruders."

Der Gerichtsrat blickte den Studenten eine Weile an und dann sagte er mit leiser Stimme: „Dieses Messer ist im Rauhruckkar gefunden worden — an der Leiche des Ermordeten. Wie Sie sehen können, das Messer hat Blutflecken."

Elias stand aufrecht und wankte nicht. Sein fahles Gesicht begann sich zu verzerren, die Oberlippe zuckte heftig — einmal, zweimal. Das Furchtbare, was in ihm vorging, er verbarg es vergeblich.

„Wie glauben Sie, Rufmann, daß Ihres Bruders Messer an die Leiche kam?"

Elias stand starr und schwieg.

„Rufmann, gestehen Sie nun ein, was Sie wissen! Denn was Sie früher angegeben, das ist nicht wahr. Wenn Ihr Bruder den Herrn ins Rauhruckkar begleitet, bis an die Stelle, wo die Leiche gefunden wurde, so kann er nicht in vierzig Minuten nach Abgang von der Seealmhütte wieder dort gewesen sein. Dazu würde der geübteste Geher mindestens doppelt so lange brauchen."

„Laß dich nicht anplauschen“, rief der Gerber, „wenn der den Herrn des heiligen Glaubens wegen ersticht, da wird er ihm erst noch Uhr und Geld wegnehmen — vielleicht auch des Glaubens wegen. Ein gemeiner Raubmord war's und dafür sind so viele Beweise, daß man bequem damit Viere hängen könnt'.“

Und unter den biederen Dörflern gab es Leute, deren sittliche Entrüstung so groß war, daß sie mit Vergnügen jeden zweimal hätten hängen sehen.

Gegen die Mittagsstunde war der Wagen mit den Gerichtspersonen durchgefahren vom Forsthause gegen Löwenburg. Nun hatten sich die Leute aufgestellt zu beiden Seiten der Straße. Viele vertrieben sich die Zeit mit Plaudern über Wetter und Wirtschaft. Andere machten Witze, derbe Späße und lachten dazu. Der nicht fehlende Wegmachersbub wurde angestiegen darauf hin, daß ein kaiser-königlicher Straßenschotterer gewiß sehr notwendig dabei zu sein habe bei solchen Begebenheiten. Worauf derselbe seine großen Kinnbacken warf und versicherte, daß er auch schon sein Teil wisse. Diese Försterbuben seien eben zu viel verhätschelt worden überall. Nichts als immer die lustigen Försterbuben, die braven Försterbuben, die schönen Försterbuben! Dieweilen andere, wirklich brave Leute so viel als gar nichts gegolten. Gut, gut, jetzt würden sie bald anrucken, die braven, die lustigen, die schönen Försterbuben! Es war fast des Zuhörens wert, als er, auf einem Schotterhaufen stehend, im Predigerton seiner Umgebung auseinandersetzte, wie der Mensch durch Lobhudelung, durch Leichtsinn und Schuldenmachen, durch Lügen und Verleumden, Leutanschmieren und Mädelverführen endlich zum Verbrecher werden könne. Nun würde es wohl auch die gelbhaarige Wirtstochter wissen, wem man Ohrfeigen geben solle und wem nicht! In einen so hitzigen Eifer geriet der „Kaiser-königliche“, daß unter seinen strampfenden Beinen der Schotterhaufen nachgab und er zu Boden rutschte.

„Jetzt hast ihrer genug, Kruspel, wenn du Steine werfen willst“, rief der Nachbar. Da fuhr Bewegung in die Leute, die Gespräche verstummten, nur hie und da ein Ausruf: „Sie kommen!“

Drei Gendarmen und zwischen ihnen die Försterbuben. Sie gingen so nahe nebeneinander, daß es zuerst schien, als wären sie zusammengebunden. Der Friedl in seinem lodenen, grün ausgeschlagenen Halbfeiertaggewand, den Hut in die Stirn gedrückt. Elias in seinem dunklen Studentengewand. Beiden die Hände über der Brust aneinandergebunden. Der Friedl suchte die Stahlfessel unter der Jacke zu verbergen. Elias trug die seine ohne weiteres zur Schau. Der Friedl hielt die Augen zu Boden geschlagen. Nur ein paarmal zuckten sie kurz auf; so beim Michelwirtshause. Elias schaute unbefangen drein, worüber etliche Zuschauer sich

des Vertrauens getreten. Wir sind nicht Ihr Feind. Wir haben nichts zu üben als Gerechtigkeit und diese kann sowohl für als gegen Sie eintreten. Erzählen Sie uns nun freimütig die Ursache und den Hergang dieser Tat."

Elias fuhr sich mit dem Ärmling über die Stirn. Dann antwortete er: „Ja, ich — es wird so gewesen sein, es wird schon so gewesen sein."

„Aber warum, Rufmann, warum haben Sie die Tat verübt?"

Sprach Elias laut und bestimmt: „Weil er die Leute vom Glauben hat abbringen wollen!"

„Das stimmt, das stimmt!" murmelten die Männer durcheinander. „Schon früher soll er mit dem Fremden zusammengeraten sein dieser Sache halber und soll mehr als einmal gesagt haben: der Mensch wär' ein Unglück und der Herrgott sollt' ihn fortnehmen aus der Welt. Nun also hat er dem Herrgott dabei Handlangerdienste geleistet."

Das Nichts der Welt.

Auf einen behördlichen telegraphischen Bericht nach Frankfurt und die Anfrage, was zu geschehen habe, kam der Bescheid zurück, daß Professor Nathan Böhme, dort schon seit längerer Zeit abwesend, weder Verwandte noch Vermögen zurückgelassen habe; man ersuche, die Leiche des Genannten ortsüblich zu bestatten. Von der Absicht, die Mörder dem Leichnam gegenüberzustellen, wurde Umgang genommen. So wurde er am nächsten Frühmorgen nach Ruppersbach gebracht und in aller Stille begraben. Ortsüblich war das zwar nicht, doch man wollte den Volksauflauf vermeiden, ebenso auch die Frage wegen eines kirchlichen Begängnisses. Es mußte angenommen werden, daß der Mann nicht zur katholischen Kirche gehörte.

Aber in den beiden Dörfern herrschte ein wahrer Aufruhr. War der Mord in dieser Gegend schon an sich ein schreckliches Ereignis! Daß die jungen Söhne des Försters, die überall gerne gesehen waren, der eine wegen seiner harmlosen Lustigkeit, der andere wegen seiner Bescheidenheit und treuherzigen Frömmigkeit, daß diese Burschen den Mord begangen hatten — das war unerhört, unfaßbar — einfach gräßlich. Das war so niederschmetternd, daß der Ruppersbacher Lehrer, bei dem sie in die Schule gegangen, sagte: „Man wird wahnsinnig vor Entsetzen."

Aber die Leute waren schon bemüht, diese Burschen so herzurichten, daß sie für die grause Tat paßten. Kein Aprilwetter schlägt so rasch um, als die Stimmung der Menge.

„Ein Mord aus Fanatismus ist es also!" rief der Krämer.

geblieben und hatte gewartet von Stunde zu Stunde auf die Unschuld der so furchtbar angeschuldigten Söhne seines Freundes. Als aber nichts ähnliches kam, als vielmehr ein neuer Argwohn nach dem andern auftauchte, bis durch das Geständnis die Vermutung zur Gewißheit wurde, da konnte der Michel in der Enge einer Kammer nicht mehr bleiben. Wie als ob er selbst ein Mitverbrecher wäre, schlich er an der Zaunhecke hinauf in den Wald und eilte durch denselben weglos über Böschung und Graben in das Forsthaus.

Das Forsthaus lag da an der rauschenden Ach wie ausgestorben. Waren doch alle fort, die Richter und die Sünder, die Lebenden und die Toten. Einer, der noch da lag in seiner Stube, war nicht lebend und nicht tot. Schluchzend, mit vor Weinen verschwollenen Augen wies die alte Sali den Wirt in die Stube. Im Bette lag der Förster. Er war es doch? So grau das dünne Haar, so wüst der Bart, so fahl und verfallen das Gesicht. Die Augen halb zugesunken, er schlummerte wohl. Die eine Hand im weißen Hemdärmel lag außen über der Decke. Der Michel stand vor dem Bette, lautlos und lange. „Mein heiliger Gott“, flüsterte die Haushälterin, „eine Nacht wie die heutige möcht ich nimmer derleben. Und hat — hat sich wollen . . .“ Das erstickte im Schluchzen. „Seit morgens liegt er so dahin.“

Was sonst geschehen, das berührte sie mit keinem Worte. Dann ging sie hinaus.

Der Michel stand da und blickte auf den Schlummernden, wie man auf eine Leiche blickt. Vielleicht weiß er von nichts, vielleicht hat ihm Gott in seinem Haupte die Welt schon ausgelöscht . . . So dachte der Wirt. Da bewegte der Förster ein wenig die Hand, ohne die Augen aufzutun sagte er mit fremder Stimme: „Ja, mein Freund!“ Dann war es, als schlummere er wieder.

Der Michel berührte leicht seine Hand, sie war kühl. „Paul“, sagte er.

Nach einer Weile murmelte Rufmann, immer mit geschlossenen Augen: „Hast du sie noch einmal gesehen? Sie sind schon fortgebracht worden.“ Fast ruhig sagte er es.

Der Michel rückte einen Stuhl und setzte sich ans Bett und faßte die Hand des Freundes und hielt sie fest. Und arbeitete mit sich, um die grabende Gewalt seines Innern niederzuhalten. Dann hub er an, ganz leichthin so zu sprechen: „Jetzt hör einmal, Rufmann. Das ist lange nicht so schlimm, als es aussieht. Du wirst es sehen. Wie viel hundertmal ist es schon geschehen, daß unglückliche Zufälle einen Verdacht aufgebracht haben und hat sich alles wieder gelöst. Ein weiterer Zufall und es klärt sich auf. Daß sie unschuldig sind, meine Hand ins Feuer! Daß er eingestanden hat! Natürlich hat er „ja“ gesagt,

entrüsteten. Schimpfrufe wurden laut. Als der kleine Zug vorüber war — er marschierte soldatisch fix — trabten die Leute hinten drein und etliche drängten sich so dicht an die Gefangenen, daß der Gendarm mit dem Gewehrkolben sie zurückstieß. Da wurde der Pöbel fast toll. Und ein schrilles Schimpf- und Schmachgeheul begleitete die jungen Missetäter durch ihr Heimatsdörflein hinaus.

„Die Försterbuben! Die Mörderbuben! Die Galgenbuben!“ so schrie es da und dort auf. „Die Mörderbuben! Die Mörderbuben!“ so lärmte es hin und hin. Einer jedoch war dabei, der sagte zum Nachbar ganz gemütlich: „Du, paß auf! Die sind unschuldig! Merk dir's, was ich sag', sie sind unschuldig!“ Der Mann wurde niedergeschimpft, bis er's zugab: „Na ja, 's kann ja sein. 's mag ja sein . . .“

Die beiden Brüder trabten zwischen den Häschern rüstig fürpaß, der eine halb trotzig, halb neugierig, was jetzt werden soll, der andere gebrochen.

Endlich hatten sie die zwei Dörfer hinter sich.

Einmal unterwegs hatte der Friedl die Worte gesagt: „Was wollen sie denn mit uns?“

Da hatte ihm Elias einen Blick zugeworfen, einen unheimlich wirren Blick — wie Zorn, wie die allertiefste Verachtung und dann wie eine grenzenlose Betrübnis. So sagte der Friedl nichts mehr. Hungerig war er schon geworden und durstig, aber sie trabten an den Wirtshäusern vorbei. Ehe sie gegen Abend nach Löwenburg kamen, in die Gerichtsstadt, blickte er noch einmal auf, in die weite, sonnige Gegend hin und zum Himmel mit seinen lichten Sommerwölklein. Im nahen Kornfeld, auf welchem roter Mohn und blaue Kornblumen prangten, schlug eine Wachtel. Die Bauern zählten den Wachtelschlag, um den Kornpreis des nächsten Jahres zu erfahren. Was wollen *wir* wissen? Trotz des Marschierens zählte der Bursche das helle „Ziziwitt“. Drei-, vier-, fünfmal und weiter. Ununterbrochen bis zwanzig schmetterte der Vogel sein „Ziziwitt“. Zwanzig Jahre! Ade, du schöne Welt! — Wie soll man sich denn helfen, wenn alles dagegen ist? Alles! Alles! — „Nur nit verzagen“, sagte er dann wieder zu sich selbst. „Vielleicht ist der ganze Spuk nix als ein Schligerwitzrausch.“

Daß Elias eingestanden hatte, wußte er zu dieser Stunde noch nicht. —

Das Wirtshaus „zum schwarzen Michel“ war wieder offen, aber es war nur die Kellnerin Mariedl da mit ihrem „Was schaffens, Bier oder Wein?“ Frau Apollonia war mit der Tochter Helenerl einen Tag vorher, als noch nichts bekannt, nach Sandwiesen gefahren auf Besuch zu einer Verwandten. Die wirtschaftlichen Arbeiten wickelten sich durch den Hausknecht, Oberknecht und die übrigen Dienstboten wie gewöhnlich ab. Der Michel war nirgends zu erspähen. Zuerst war er in seiner Stube

Er sann auf irgendwelche Zerstreuung. Wein? Das ist nichts. Laute? Das ist auch nichts. Am besten glaubte er, mache es die Sali, als sie mit einer Schale heißen Kaffees kam. Aber der heiße Kaffee blieb stehen auf dem Tisch, so lange bis er kalt war, dann trug ihn die Sali wieder hinaus.

Der Michel hatte ein alltägliches Gespräch begonnen. Rufmann lehnte in der Wandbank und ließ den Freund reden, was er redete. Eine Weile lang. Er war jetzt in einer Art Betäubung. Aber nun hob er die Hand, als ob in der Luft etwas zu fassen wäre. Und plötzlich rief er aus: „Michelwirt!" Und noch einmal rief er: „Michelwirt! Wecke mich auf! Ich habe einen unerträglichen Traum und kann nicht wach werden. Meine Buben! Die hätten einen Reisenden umgebracht! Rüttle mich fest, gib mir eines auf den Schädel mit dem Gewehrkolben. 's ist ja ganz dumm, daß ich es nicht aus dem Kopf bringen kann!"

„Was?" fiel der Michel lebhaft ein, „Rufmann, dir gehts auch so? Das ist doch merkwürdig. Schon in früherer Zeit hats mich immer einmal gepackt, aber nie lang angehalten. Jetzt kommt's öfter und bleibt länger. Und kommt's mir zu Sinn, als ob alles miteinand nix tät sein! Sag, Paul, gehts dir nit auch manchmal so für? Die ganz Welt und die Lebenszeit und der Mensch — alles ist nix. 's kommt einem nur so für, als ob was wär, wies im Traum fürgeht. Man sieht's und hört's und greift's und erlebt's und ist nix wie ein Traum."

„Aufwecken! Aufwecken! rief der Förster im klagenden Tone.

„Wenn's aber kein Aufwecken gibt, mein Paul. Erwachst am Morgen aus dem einen Traum und verfällst in den andern."

Rufmann schaute stier drein und schaute drein. Der Michel aber dachte: Jetzt red' ich weiter, vielleicht kommt er auf andere Gedanken. „Wir sehen's ja," sagte er, „wir werden ja alle Tag überzeugt davon. Du schläfst am Abend ein, da ist alles aus, kein Wald, kein Haus, kein Kind. Wachest nimmer auf, so weißt nit, daß du was gehabt, was verloren hast. Und träumst bei der Nacht, singst im Traum, oder erschrickst, hast Angst, hast Leid — alles nur Einbildung. In der Früh wachst du auf, aus einer Einbildung in die andere. Singst wieder, hast wieder Freud und wieder Leid und in zwölf Stunden ist wieder alles nix. Freund, ich verspür's, aber kann's nit sagen, wies mir fürkommt. Himmel und Erden, Mensch und Leben, es ist nit wirklich. Ist nur Einbildung. Dir hat geträumt, ein Forstmann wärest gewest, zwei Söhne hättest gehabt. Und sie wären ins Elend gekommen. Aber die Söhne wissen nix davon, verspüren kein Elend, weil sie gar nit sind."

„Was hilft das Reden!" fuhr jetzt der Förster auf. „Wenn's weh tut! Wenn's weh tut!"

wenn sie ihm einmal so zusetzen, da weiß der Mensch ja nimmer, was er spricht. Schade, daß ich nit bin dabei gewesen. Ich wollt's ihnen gezeigt haben, denen Herren, wie weit's erlaubt ist, daß sie gehen dürfen, bei so einem Verhör. Und ich fahr' noch heut Nacht nach Löwenburg und geh' zum Präsidenten."

Ein trauriges Lächeln hat gezuckt um die Lippen des alten Mannes. „Ich danke dir, Freund. Aber was du jetzt gesagt hast, du glaubst es selber nicht."

„Deine Verwirrung ist ja begreiflich, Paul. Aber schau, nur nit krank werden darfst uns. In ein paar Tagen kann alles anders sein; wir werden noch oft singen miteinand".

Der Förster war wieder ganz bewegungslos ein Weilchen. Plötzlich sagte er: „Ich will jetzt aufstehen."

Langsam hob er sich aus dem Bette und zog sich an und ging zum Waschbecken. Er war plötzlich ganz aufrecht. „Michel, du könntest so gut sein und mir etwas Wasser holen beim Brunnen. Ich habe mich heute noch nicht gewaschen."

„Wasser ist wohl im Becken."

„Will ein frisches."

Während der Wirt in die Küche hinausrief nach der Sali, sie möge Wasser bringen, war der Förster rasch in die Nebenstube geeilt. Der Michel konnte ihm noch in die Arme fallen, als er das Schußgewehr von der Wand reißen wollte.

„Das brauchst du jetzt nit, Kufmann, das brauchst du jetzt nit!"

Sie rangen miteinander, der Förster ward entwaffnet und das Gewehr zur Tür hinausgeworfen.

Dann setzte er sich an die Wandbank, atmete heftig und blickte unstät um sich. Als er ruhiger geworden war, reichte er dem Freunde die Hand: „Ich danke dir. Will's versuchen, ob es so geht. 's hat manch andern auch schreckbar Unglück getroffen — und ist stehen geblieben. — Nein! — nein!" schrie er wieder auf, „mein lieber Mensch, ich danke dir für alles, aber ich kann's nicht! Ich kann's nicht! Seine Kinder so zu verlieren!" Er brach nieder, daß der Kopf an den Tisch schlug, und stöhnte.

Weil er nur weint, dachte der Michel. Aber der Förster zuckte auf. In seinem Gesichte lag eine starre Entschlossenheit. Und sah der Wirt, daß in dem unglücklichen Manne nicht ein Funke Hoffnung war, so wenig, als in ihm selbst, trotz alles trostreichen Redens vorher. „Viere kunt man hängen mit diesen Beweisen", sagen sie in Eustachen. Alles, was da gesagt werden konnte — nichts als öder Betrug. Betrug seiner selbst und des andern. Betrug, Betrug, wie das ganze Menschenleben . . .

Nun ging er hinauf ins Hochtal, um zu sehen, ob auch wer bei ihm ist. So hat er ihn getroffen in Gesellschaft des Michelwirts. Langsam trat der schrötige Mann vor ihn, hielt ihm die Hand hin: „Rufmann, wenn ich Sie beleidigt hab, tun's mir verzeihen. Wenn Sie was von mir sollten brauchen, oder sonst einen Beistand — oder was immer —"

Der Förster schaute ihn mit großen starren Augen an, als ob er solche Red nicht verstünde. Und er selbst fand es ungeschickt genug. Was jetzt diesen Mann eine Feindschaft oder eine Freundschaft kümmern könne. Oder ein Beistand, oder sonst was. Da war ja alles ganz gleichgiltig. Hier ist Menschentrost am Ende. Lieb' wie Haß kehrt unverrichteter Dinge um ... Beim Fortgehen winkte er den Michel für einige Augenblicke mit zur Tür hinaus: „Mir ist's lieb, Michel, daß du bei ihm bist. Wenn's dir möglich ist, bleib in diesen Tagen bei ihm, du bist ihm noch am besten. Was wir noch mit ihm machen werden, das weiß Gott. Mir kommt er nit recht für. Gib acht auf ihn, Michel, laß ihn nit aus den Augen. In deine Obhut ist ein Vertrau, leicht kannst ihn doch bissel mit was zerstreuen. Hast was auszurichten daheim? Sonst will ich jetzt auf den Ringstein."

Als der Michel wieder zurückkehrte in die Stube, war Rufmann nicht da. Durch das Kanzleizimmer war er in das Vorhaus gelangt und rasch die Treppe hinaufgeeilt zur Schlafstube seiner Söhne. Sie war verschlossen und versiegelt. Er huschte die zweite Stiege hinauf in den Dachboden, wo altes Gerät und Gerümpel war. Dort verhielt er sich still, so daß die Suchenden ihn nicht sollten entdecken. Als der Michel ihn fand, schleuderte er eine Spinnradschnur in die dunkle Ecke.

Der Michel wollte ihm Vorwürfe machen, sie mißlangen ganz. „Mein armer, mein liebster Mensch, tu uns das nit an! Ich bitt dich tausendmal, tu uns das nit an! Auch deinen Kindern nit. Willst denn noch mehr auf sie laden! Willst ihnen auch dich noch aufs Gewissen legen? Daß sie gar müßten verzweifeln. Weißt, wie wir zwei einmal haben gesprochen von dieser Sach, vor etlichen Monaten erst. Daß einer so was kunnt ausführen, hast du gsagt. 's wär nit zu begreifen. Und 's wär nit zu verantworten. Schau, und jetzt wolltest es selber —"

„O Jesus Christus! Wenn's nit zu ertragen ist!" schrie der alte Mann grell auf. „'s kann ja keinem Menschen auf der ganzen Welt so ums Herz gewesen sein wie mir! Ihr könnt es ja nicht begreifen, ihr könnt es nicht, ihr könnt es nicht! — Michel, alter Freund!" sagte er zärtlich und ergriff mit Heftigkeit seine Hand, seine beiden Hände: „Sei gut mit mir! Laß mich gehen. Du bist mein Freund gewesen, mein treuester, die vielen Jahre! Dich habe ich lieb gehabt. In keiner

Das hat den Dorfphilosophen zum Schweigen gebracht. „Wenns weh tut!“ Wenn alles sonst Einbildung ist, der Schmerz ist wirklich, er überfällt uns bei Tag und Nacht. Wenn das Leiden wirklich ist, dann ists gleichgiltig, ob der Anlaß dazu wirklich ist, oder Einbildung. — Wenn's weh tut! Wenn's gar nimmer tät aufhören weh zu tun! O Herr Jesus, erlöse uns von Wirklichkeit und Traum, gib uns die ewige Ruh! —

So ist dem Michel Schwarzaug, dieweilen er mit seinen Darlegungen den Freund hatte beruhigen wollen, selber ein Entsetzen gekommen. Sein dreister Gedanke war ans Geheimnis der Ewigkeit gestreift — da schaudert den Menschen.

Der verhängnisvolle Augenblick.

Der Ortsvorstand Martin Gerhalt schritt mit seinem Stecken durch das Dorf und beging gesetzwidrige Handlungen. Wo mehrere beisammenstanden und über das Ereignis tuschelten, da fuhr er drein und fluchte ihnen ein paar Kanaillen an den Kopf, oder hob den Stock zum Zuschlagen. Er wußte nicht, gegen wenn seine Wut größer war, gegen die beispiellose Freveltat der Försterbuben oder gegen die Leute, die daran ihre heimliche Freude hatten und zu der schrecklichen Wahrheit noch schrecklichere Lügen ersannen. Vor kurzem erst, gelegentlich einer Dienstbotenprämiierung, hatte der Bezirkshauptmann Eustachen eine musterhafte Gemeinde genannt. Außer ein paar Wilddieben hatte dieses Dorf seit vielen Jahren nichts mehr vors Gericht geschickt, und jetzt zwei Galgenstricke auf einmal.

Nun kam es dem Gerhalt bei, daß der Fürsteher sich auch um den unglücklichen Vater zu kümmern habe. In dem seiner Haut möchte er jetzt nicht stecken. Aber hineindenken kann sich der Mensch. Der Gerhalt hat ja auch Söhne. Wen Gott verläßt! Kein Mensch kann's wissen. Was kann ein alter Mann dafür! Der Rufmann hat's an nichts fehlen lassen. Den einen in die Realschule, nachher zur Arbeit tüchtig angehalten, den anderen in die geistliche Studie. Selbst ein gutes Vorbild in der Sittsamkeit. Vielleicht, daß er zu nachgiebig ist gewesen, an Strenge mag's schon gefehlt haben. Wo ist ein Vater, der seinen mutterlosen Kindern nicht auch die Mutterliebe ersetzen möchte! Ein wenig weich ist er ohnehin, der Rufmann, so gut er auch schelten kann. Arg leid tut's ihm jetzt, dem Gerhalt, daß er des Sägewerks wegen mit dem Manne so übers Kreuz gekommen ist. Ganz dumm so was. Vom Förster ist die Sache doch nicht ausgegangen; der muß tun, was ihm seine Herrschaft vorschreibt. Diese Einsicht war dem Bauer jetzt gekommen im Schrecken des Unglücks.

Wie es so langsam und friedsam hinaufsteigt in den Himmel ... es ist schön anzuschauen!"

Rufmann steht neben ihm, auch sein Gesicht ist dem Feuer zugekehrt, aber er schweigt.

Und der Michel — dieweilen er diese heilige Glut betrachtet, die dort auf dem Berge wie ein Mahnzeichen hinleuchtet über die deutsche Heimat — denkt an den, der neben ihm steht.

Wenn einer im Herzen die Todeswunde hat, da gibt's für ihn nichts weiter mehr, keine Heimat, keine Vergangenheit und keine Zukunft. Da trifft's zu, daß alles versunken ist in das abgrundtiefe Weh. Da ist nichts und gar nichts mehr vorhanden als das Weh, das Weh allein. Und wenn es so ist, warum will ich ihn denn nicht hingehen lassen in die Ruh? Wo er mich so herzinnig drum hat gebeten. Wenn ich schon selber hab gesagt, daß alles nur Einbildung ist und außer ihr alles nichts und nichts, warum will ich ihn denn nicht hinabgehen lassen? Etwan weil ich den Freund nicht möchte verlieren? Daß er mir noch länger soll Gesellschaft leisten, er mit seiner Todeswunde! — Was wartet denn noch seiner? Alter, Verlassenheit, beständiger Vorwurf. Überall zwecklos, gemieden, im Mitleid noch verachtet. Im besten Fall ein umtrübter Geist, das dumpfe Elend eines Halbtoten. Ich wollt mich dafür bedanken. Mein widerwärtigster Feind, der mich festhalten wollte in dieser Hölle! — So sann der Michel Schwarzaug. Alle Gedanken mündeten immer in den einen aus: Laß ihn gewähren, erweise ihm den letzten Freundschaftsdienst, den es für ihn noch geben kann — ... Halte ihn nicht auf.

Unbeweglich steht der Dorfwirt da, während in ihm die Empfindungen gegeneinander streiten. Er schaut nicht nach links und nicht nach rechts, schaut unverwandt auf das Feuer hin. Als ob in dieser Flammenschrift die Ahnen zu ihm sprächen. Sein Sinnen löst sich sachte in Wehmut auf, in eine unsäglich süße Empfindung der Liebe zu seinem Freunde. Die feierlich aufsteigende Riesenflamme dort hält sein Auge gebannt. Und ist es wie ein Mahnen: Laß ihn zu den Vätern gehen! — So ist er mit Absicht gestanden eine lange Weile und traumhaft. — Und war es nicht gewesen, als ob ein Bienenschwarm vorübergeklungen hätte. Ein verlorner, heimloser Bienenschwarm! s hat just so gesummt in der Luft. — — Gib acht, Michel, gib acht, in deine Obhut ist ein Vertrau! — Er wendet sich rasch. Hat nicht der Gerhalt zu ihm gesprochen? — Er erwacht aus seiner Versunkenheit und besinnt sich und sieht nach dem Freunde. — Der steht nicht mehr neben ihm, ist nicht da. Der Michel erschrickt heftig. „Rufmann!" sagt er, fast stockt der Atem. Er eilt an das Haus, er eilt zur Baumgruppe. „Rufmann!" Kein Mensch da, stille — nur das Wasser rauscht wie immer und immer.

Freud und in keiner Not hast du mich verlassen — hilf mir auch in der letzten. Wohl ein Gedanke ist mir gekommen, aber nein, das nicht, das nicht. Mein Lebtag hab ich mich selbst bedient. Nur fünf Minuten Zeit — schenke sie mir, du guter Mensch, habe Erbarmen und gönne mir den Frieden!"

„Paul! jetzt denkst ganz an dich allein. Das ist sonst nit deine Art. Du hast auf andere auch noch zu denken. Wie es ihnen auch mag gehen. Könntest du sie denn voreh verlassen, ohne ihnen was zu sagen! Sollten sie ohne deine Verzeihung!"

„Das ist schon gemacht, das ist schon gemacht!" sagte Rufmann. „Der Brief ist in der Schreibtischlade. Überbringe ihn meinen Söhnen. — Michel, das ist an dich meine letzte Bitte."

Sie gingen hinab in die Stube. Es ist der Abend gekommen, die Sali will Licht bringen, der Alte winkt ab. „Wir brauchen kein Licht." Der Michel weicht nicht einen Augenblick von der Seite des Freundes. Dieser ist wieder dumpf und stumpf. Der Michel redet von schönen Zeiten und wer weiß, ob sie nicht wieder kommen könnten mit einem besonders glückseligen Tag. „Paß auf, Rufmann, es wird noch einmal sein, daß es dir zu früh kommt, das Sterben. — Und unsern Herrgott, tust ihn denn ganz vergessen! Schau, Paul, wir haben miteinander so oft gesungen —" Er nimmt die Laute vom Nagel: „Ich weiß ein Lied von der himmlischen Freud."

Da springt Rufmann auf und ruft in hellem Zorn: „Mensch, weißt du denn nicht, was meine Buben getan haben! Glaubst du, daß ich warten werde drauf, was mit ihnen geschieht?! Kannst du mich jetzt nimmer verstehen?"

Der Michel sucht ihn zu beruhigen: „Ich versteh dich ja, du mein allerliebster Kamerad, mein Reden ist ja dumm, ganz dumm. Wir wollen was anderes tun, wir fahren nach Löwenburg. Zu Land oder zu Wasser, wie es am schnellsten geht."

Ein Weilchen schwieg der Förster, dann sagte er: „Michel, wir fahren zu Wasser."

Von außen klopft es ans Fenster. Ein Holzknecht, der vorbeigeht, ruft herein, sie sollten doch das schöne Feuer anschauen.

„Das Sonnwendfeuer!" sagt der Michel. „Komm, Rufmann!" Beide eilen aus dem Hause. Kühle Nacht, nur die Ach rauscht wie immer und immer. Und dort auf der Zinne des Ringsteines steht der rote Stern. In stiller, lohender Glut und darüber aufwirbelt der rote Qualm.

„s ist schön anzuschauen!" sagt der Michel leise. „Die Vorfahren — hundertmal sind sie in den Gräbern schon vermodert und wieder aufgestanden und wieder vermodert — aber was sie in uralten Zeiten sind gewesen, das rufen sie lebendig zu uns herüber in diesem Feuer.

klingt nur wie traumverloren, in Fetzen an ihr Ohr, wie Rufe von einem Ufer des Stromes herüber, die sie zwar hört, aber nicht versteht — denn sie treibt mit dem Kopf in den Wellen und taucht nur von Zeit zu Zeit auf, ohne mehr sich recht zu besinnen. Und wie bei Ertrinkenden jagt auch in ihrem Gedankenstrom ein Bild das andere.

Jetzt trippelt sie als kleines Mädchen mit ihren Freundinnen zur Schule und fürchtet sich vor den bösen Jungen, von denen sie über den Rinnstein in die schmutzige Straße hinausgestoßen wird . . .

Jetzt sitzt sie vor einem anderen Altar und empfängt die erste Kommunion und hat Angst, ob sie auch alles recht, ob sie nicht sich unwürdig gemacht hat, den Leib des Herrn zu genießen . . .

Jetzt steht sie in den großen Sälen des Dominikanerinnenklosters, in dem sie erzogen wurde, mit vielen anderen und arbeitet, lernt, betet und ist glücklich über den Tand, den sie als Lohn des Fleißes zuweilen geschenkt erhält . . .

Jetzt fertigt sie in kleinen Zellen mit Mutter Rosalia Handarbeiten oder spricht mit der Mutter Priorin über das Glück und den Frieden des Klosters!

Ach, wie gern wäre sie drin geblieben bei diesen selbstzufriedenen Frauen und asketischen Mädchen, die mit der Welt abgeschlossen hatten und sich geborgen fühlten vor allen ihren Gefahren, Versuchungen und Niederlagen!

Allein sie durfte nicht!

Sie war herausgeholt worden, als es den Ihrigen genug schien, und in die „Welt" eingeführt worden, gerade in diese Welt, die ihr zuwider war. Niemand kümmerte sich darum, ob es ihr gefiel oder nicht. Sie war durch ein paar Bälle und „Unterhaltungen" geschleppt worden und eines Tages hatte man ihr gesagt, daß sie heiraten müsse, und ihr den Freier vorgestellt, den sie bekommen sollte.

Sonderbar, das war ihr wie eine Erlösung erschienen!

Sie hatten ja auch im Kloster immer vom „Bräutigam" gesprochen, dem schönen, großen, himmlischen, dessen Bräute sie alle waren, und sie hatten ja gelernt, daß die Ehe ein Sakrament sei und daß die Heiraten im Himmel geschlossen werden. So hatte sie ohne Besinnung Ja gesagt und war Braut geworden. Zwar keine des Himmels, allein soweit es an ihr lag, wollte sie alles tun, um auch in diesem Sakramente vor Gott zu bestehen, wie es sich gehörte.

Anfangs ging alles gut.

Der Bräutigam erschien ihr, wie die übrigen jungen Menschen auf den Bällen auch, etwas fade und süßlich und redete dummes Zeug, das sie nicht verstand, aber wenigstens ließ er sie in Ruhe. Dagegen

Der Michel eilt wegshin gegen die Brücke. „Rufmann," schreit er schrill. Im Schimmer der Sternennacht glaubt er dort mitten auf der Brücke am Geländer eine dunkle Gestalt zu sehen. Er läuft hin, auf Zehenspitzen läuft er. Da schwingt die Gestalt sich aufs Geländer und — ist nimmermehr zu sehen. — Im nächtigen Dunkel branden die Wogen und rauschen und rauschen. Kein Haupt taucht auf, kein Arm, in den Alpenfluten begraben, ausgelöscht ist ein wüster Traum.

(Fortsetzung folgt.)

Nonnen der Ehe.

Eine Novellette von **A. de Nora.***)

Es ist neun Uhr. Vor dem Portal der Borromäuskirche halten drei bis vier Zweispänner mit den bekannten Mietgäulen, -kutschern und „Brettlhupfern" und innen am Hauptaltar, eine Stufe tiefer als der Priester, welcher eben seine Traurede beginnt, steht inmitten der geladenen Hochzeitsgesellschaft das Brautpaar.

Er, ein schneidig aussehender junger Kerl mit kokett aufgewirbeltem Schnurrbart, mit einer für den Festtag extra anfrisierten „Lausallee", mit breitem Rücken und strammen Schenkeln, und sie, die reiche Bäckerstochter aus der Königsstraße, dieses Mädchen, das sie alle nicht verstanden haben und nie verstehen werden.

Aber sie hat gar nichts Romantisches an sich.

Eine jugendliche, reife Person mit vollen Schultern und einem etwas zu kurzen Halse, reichem Haar von einem aschhellen Blond und großen, aber gut geformten Händen. Nicht interessant blaß, wie es die Romanschriftsteller gerne schildern, sondern gesund rot, fast zu rot, so daß der Myrtenkranz wie Schnee absticht von dem Purpur ihrer Schläfen. Ihre Augen sind zu Boden geschlagen, ihre Hände liegen fest, wie die Hände eines Gefesselten, auf dem Betstuhl, zwischen den Fingern das kleine Gebetbuch mit dem Rosmarinzweig haltend, als klammerten sie sich an einen Rettungsring, den ihnen einer zugeworfen in den Strom.

Und während der Geistliche droben redet, arbeiten unter diesem Myrtenkranz hastend und drängend Gedanken wie Wellen und zerren an ihrer Seele und suchen sie hinunterzuziehen in einen Strom von Bitterkeit und Verzweiflung. Das ist's, weshalb ihre Finger sich so anklammern an den Rettungsring, an das geweihte Buch! Was der da oben predigt von dem heiligen Ehstand und Wehstand, den Pflichten der Frau und Mutter, von Liebe und Gehorsam und allem dergleichen,

*) „Totentanz." Ein Dutzend Novelletten von A. de Nora. (Leipzig. L. Staackmann.)

ihn, wie man ein häßliches Tier verabscheut, das uns besudelt hat. Schon seine Berührung verursachte ihr jetzt einen rein physischen, unbezwingbaren Greuel.

Als sie seine Wohnung verließen, war sie fest enschlossen, ihren Eltern alles zu sagen, um von ihm befreit zu werden. Aber seltsam! Zu Hause schien man, auch ohne daß sie redete, aus ihren erregten, aus seinen verlegenen Mienen zu erkennen, um was es sich handelte, doch niemand schien etwas dahinter zu finden. Ein halb mitleidiges, halb überlegen verständnisvolles Lächeln, ein paar anzügliche, aber doch scherzhaft verzeihende Bemerkungen der Eltern sagten ihr deutlicher als Worte, daß von dieser Seite keine Hilfe zu erhoffen war . . . sie war verurteilt, mitzumachen, sich erniedrigen zu lassen . . . zeitlebens . . .

Das also war die Ehe! Die Ehe!

Der Prediger droben hatte seine Rede geendet, seine Stimme ein wenig erhoben und richtete nun an den Bräutigam die Frage, ob er die

„hier anwesende Anna Theresia Ludovika zur rechtmäßigen Gattin nehmen wolle“,

dann

„antworten Sie mit einem lauten, vernehmlichen Ja!“

Und der nette Kerl mit dem schneidigen Schnurrbart hatte die Hacken zusammengeschlagen und ein martialisches, aber auch aus tiefster Seele stammendes Ja ertönen lassen.

Nun kam die Reihe an sie.

„Wollen Sie“ u. s. w.

Sie hörte diese Worte, als sie eben im Versinken war in dem Strom ihrer Gedanken, aber die Wellen des Abscheus schlugen über ihr zusammen und preßten ihr die Lippen zu. Gleich darauf tauchte sie wieder empor, und zum zweitenmale tönte die Frage des Priesters an ihr Ohr.

Diesmal wollte sie sich retten.

Nein! Nein! wollte sie rufen — was? rufen? Schreien mußte sie's, daß die Wände dieser Kirche widerhallten, und mußte das heilige Buch umfassen, ihre einzige Rettung, und mußte sich an diesem hinaufziehen an das Ufer ihres stillen, friedlichen Klosters, wohin sie gehörte und von wo man sie nie hätte herunterstoßen sollen!

Das mußte sie tun!

Entschlossen blickte sie auf und blickte um sich, zum erstenmale während der ganzen Trauung. Und sie sah aller Augen auf sich gerichtet. Einige flüsterten, andere lächelten spöttisch, diese waren herbeigeeilt, um zu sehen, ob sie erkrankt sei, jene, um den Skandal aus erster Quelle zu genießen. Dicht neben ihr aber stand, mit glutrotem

gab es viel Arbeit, Nähen, Bügeln, Zuschneiden von Kleidern und Wäsche, Sticken und hunderterlei Dinge, die ihr im Kloster vertraut und lieb geworden waren. Sie befand sich in bester Stimmung und arbeitete, als gälte es schon in sechs Wochen, nicht erst in sechs Monaten die Aussteuer fertig zu haben. Die Freundinnen wunderten sich, wie ihr alles von der Hand ging. Manche erteilte ihr auch Ratschläge und manche Ratschläge waren sogar sehr heikler Natur, aber sie achtete weder auf die einen noch auf die anderen, denn sie hatte ihren eigenen Kopf und für zarte Anspielungen nicht das geringste Verständnis.

So drängte der Tag der Hochzeit immer dichter heran, mit ihm aber auch der Bräutigam, dem allmählich doch die Nähe des hübschen Mädchens die Nerven zu erregen begann. Er merkte ja wohl, daß sie ein ganz unverdorben Ding war, allein das war ihm eigentlich unverständlich. Konnte wirklich ein Mensch heutzutage 21 Jahre alt werden, ohne von sich und seinesgleichen mehr zu wissen, als ihm in der Kinderstube gelehrt ward? Trotzdem war er natürlich stolz darauf — kein Mensch versteht, warum die Männer sich auf die Unschuld ihrer Geliebten etwas einbilden — und dieser Stolz befähigte ihn lange, sich zu beherrschen, seinen Begierden Zwang anzulegen, dieser kostbaren Blüte den Staub nicht abzustreifen.

Aber dann kam jener Tag.

Sie hatten beim Möbelhändler zu tun gehabt. Das Mädchen war müde geworden, und er lud sie ein, in seine Wohnung zu gehen, die nicht weit ablag, „um sich zu erholen“. Sie folgte ihm ahnungslos. Sie wußte nicht, daß die Gelegenheit Diebe mache und daß es schöner ist, eine Festung im Sturm zu nehmen, als in eine einzuziehen, welche sich ergeben hat. Er war jung, heiß, leidenschaftlich und noch dazu war sie in zwei Tagen seine Frau . . . So wagte er plötzlich einen kleinen Kampf, um einen großen Sieg zu genießen.

Für sie war sein Sieg keine bloße Niederlage, für sie war er Vernichtung! Die Vernichtung alles dessen, was bisher in ihr geblüht hatte, des ganzen Gartens ihrer klösterlichen Kindheit ein Hagelschauer, welcher alles Grüne, Reine, Frische in den Grund geschlagen und nur den schmutzigen Morast zurückgelassen hatte.

O wie elend, wie verächtlich, wie schmutzig sie sich vorkam!

Nicht nur, weil sie sich schämte, nein! Auch kein Nerv ihres Körpers brachte ihr das menschlich näher, was die Natur in diesen Kampf gelegt hat. Sie fühlte nicht den göttlichen Hauch in diesem Werdesturm des Irdischen, welcher wohl zerstört, aber nur, um aufzubauen! Denn sie war von Natur kalt, leer, fühllos, eine Puppe mit der Seele einer Nonne! Und so haßte sie in ihm nicht den Verwegenen, den Räuber, sondern nur den Mann, den Zerstörer, ja sie verabscheute

Meiner lieben Mutter wollte das Herz brechen. Ihr Sorgenkind, noch vor kurzer Zeit an der Krücke gehumpelt, jetzt in fremde Hände zu geben, einer ungewissen Zukunft entgegen, war zu schwer fürs treue Mutterherz. Ich war erst kürzlich von einer hartnäckigen Hüftgelenksentzündung so weit genesen, daß ich wenigstens wieder ohne Stock laufen konnte.

Nie werde ich jenen Morgen, am dritten Tage nach Ostern, vergessen, wo ich weinenden Auges Abschied nehmen mußte von meinem lieben Mütterlein. Mit ernstem Blick erinnerte mich mein Vater daran, indem er den derben Knotenstock aus der Ecke hervorlangte, um mich auf meiner Reise nach der zwei Stunden entfernten Fabrik zu begleiten, welch bedeutsamer Tag es für mich sei, der Abschied vom Elternhaus und der Eintritt in die Welt.

Gedrückten Gemütes schritt ich an der Seite meines Vaters, die mit blühenden Kirschbäumen eingefaßte Chaussee entlang. Die Kirschbäume standen in der ersten Blüte. Einige blühten rötlich, wieder andere schneeweiß. Ich kannte ja jeden einzelnen Baum an der Sorte Kirschen, die er trug.

An diesem schönen, sonnigen Morgen jedoch war alles dunkel für mich. Ich beachtete nicht die Lenzespracht des rosaleuchtenden Blütenschnees und mein Herz wollte vor Angst zerspringen, als wir endlich durch den Hof der Fabrik schritten. Die Kontortür knarrte in ihren Angeln und ich stand meinem Herrn und Gebieter gegenüber.

O, welche Angst hatte ich vor diesem Manne gehabt! Manche schlaflose Nacht hatte ich deswegen zugebracht. Eine Nachbarsfrau, die einige Zeit bei ihm in Stellung gewesen war, hatte mir eine höllische Angst eingejagt und mir angedeutet, da würde ich gewiß kein „Zuckerlecken“ haben, der Prinzipal sei sackgrob.

Ohne viel Zeremonie wurden wir empfangen. Ich ward sofort an ein leerstehendes Pult gestellt und in wenig Minuten hatte mich der Buchhalter damit vertraut gemacht, wie man ein Kopierbuch registriere. Mein Vater konnte nun wieder gehen. Ich war schutzlos allein in der Höhle des Löwen. Wenigstens so dünkte mir es, als mein Vater das Zimmer verlassen hatte. Mit einer rastlosen Energie warf ich mich auf die mir anvertraute Arbeit, das schon ein halbes Jahr nicht mehr registrierte Kopierbuch nachzuregistrieren.

O, wie froh war ich, als die schrille Dampfpfeife ertönte, zum Zeichen, daß es Mittagszeit sei. Schnell eilte ich in das nicht weit entfernte Häuschen hoch oben auf dem Berge, wo meine Eltern bei einer alten bekannten Familie Logis für mich ausgemacht hatten. Wußte ich doch, daß mein Vater auf mich warten würde.

Die alten Leutchen taten ihr Bestes, mir ein gemütliches Heim zu bereiten, wenn auch die Vergütung eine geringe war. Meine Eltern

Kopfe, ein alter Mann, der aussah, als wäre er wahnsinnig. Seine Augen bohrten sich in die ihren, seine Brust arbeitete schwer, seine Fäuste waren geballt — — sie sah, daß er entweder sie niederschlagen oder selbst vom Schlage getroffen niederstürzen werde, wenn sie Nein riefe — und dieser Mann war ihr Vater. Sie schloß wieder die Augen. Was sollte sie tun? Ihre Finger umklammerten verzweifelnd das Gebetbuch und sie betete: „Herr, schicke mir ein Zeichen!“ . . .

Da legte sich eine fremde Hand auf die ihrige. Diese Hand löste mit sanftem Zwang ihre Finger von dem Buche los und führte die willenlosen einer anderen Hand entgegen, vor deren Berührung ihr graute. —

Es war der Geistliche, der dies tat, als er zum drittenmale die Frage an sie richtete. Er selber zog ihr das rettende Tau aus den Fingern und stieß sie hinunter in den Abgrund . . .

Wie ein Schrei der höchsten Verzweiflung erschallte, wie ein Schrei der Ertrinkenden — ihr „lautes, vernehmliches Ja!!“

— — — Ehen werden im Himmel geschlossen.

Alle Anwesenden atmeten erleichtert auf, der Bräutigam zog ihren Arm unter den seinen und zerrte sie mit sich fort, wie man eine Kuh vom Markte zerrt. In schönster Ordnung hinter diesen beiden verließ der Zug die Kirche . . .

Anna Ludovika Therese hat nachher noch viele Kinder bekommen und war ein braves, frommes Biederweib. Nur etwas fade. Aber das ist selbstverständlich. Was sollen auch Nonnen in der Ehe?

Lehrjungen-Zeiten.

Von **Arthur Mueller.**

Es ist eine wohltätige Einrichtung der gütigen Mutter Natur, daß die unangenehmsten Stunden gerade so schnell vorübergehen, wie die glücklichsten, von denen wir wünschen, daß sie nimmer entweichen möchten.

Man mag mit noch so bangem Herzen Wochen, Tage und Stunden zählen, mit einer unbestechlichen Beharrlichkeit geht auch diese Zeit vorüber. Der gefürchtete Tag kommt — und Gott sei Dank, auch dieser geht vorbei.

Die eindrucksvolle Zeit der Konfirmation war verstrichen. Die letzten Tage im teuren Elternhause waren dahin. Der gefürchtete Morgen kam, wo ich meine Stelle als neugebackener Lehrling in der „Nahtlosen“ Strumpffabrik der Firma Ewald Hunger antreten sollte.

Wissensdurst, oder vielmehr Hunger trieb mich dazu, an der einen Seite das Papier etwas zu lüften, um zu sehen, was ein kalter Aufschnitt eigentlich sei. Lauter kleine papierdünne „Bemmchen“, dick mit Butter bestrichen. Und ich traute meinen Augen nicht, dazwischen auch noch Schinken, Wurst und dergleichen Leckerbissen mehr, daß mir das Wasser im Munde zusammenlief. Noch nie hatte ich solche dünne „Bemmchen“ gesehen. Wenn immer wir aus der Schule nach Hause gekommen waren, war unser Ruf stets gewesen: „Mutter, eine Bemme! Aber recht dick“. Nicht, daß wir nicht auch lieber eine dünne gegessen hätten. Aber da es nun einmal bloß eine Bemme gab, und diese fast nie unsern Heißhunger stillte, so war es jedenfalls immer tröstlicher, eine möglichst dicke Bemme zu bekommen, denn das ist ja einem jeden klar, daß eine dicke ein größeres Loch stopft.

Aber auch noch das Fleischerne! Das ging mir denn doch über die Hutschnur. Ich ließ es mir ja gefallen, Brot mit Butter, oder Brot mit Schinken. Aber Brot mit Butter und auch noch mit Schinken war denn doch ein sündhafter Frevel.

Trotz der stärksten Gelüste konnte ich mich nicht entschließen, einen Happen von dem lukullischen Mahle zu versuchen.

Nach und nach gewöhnte ich mich an die mir von Zeit zu Zeit an den Kopf geworfenen Ehrentitel. Meine Kenntnisse in der zoologischen Wissenschaft vermehrten sich zusehends. Meine doch gewiß unbedeutende Persönlichkeit mußte mitunter Vergleiche aushalten mit Vierfüßlern aller Zonen, die ich nur dem Namen nach kannte, da meine Sparpfennige zur Besichtigung der jährlichen Jahrmarktsmenagerie noch nie gereicht hatten.

Welches Glück, wenn ich Sonnabend abends nach Geschäftsbeschluß nach Hause pilgern konnte. Die Butterdose in das rotgeblümte Taschentuch gebunden. Gemäß des vereinbarten Logiskontraktes hatte ich das wöchentlich benötigte Stückchen Butter selbst zu stellen, das ich mir alle Wochen in einer runden Porzellandose mit von Hause brachte. Anfangs hatte ich es in das Wochenblatt gewickelt, doch die Druckerschwärze hatte die üble Gewohnheit, auf der Butter hängen zu bleiben und war es dann doch ein zu bedrückendes Gefühl, wenn man auf der Butter die ganze Woche lesen konnte, daß heute „Schweineschlachten“ mit frischer Wurst, „öffentliche Tanzmusik“, oder morgen „Zwangsversteigerung“ stattfinden soll. Eines Montagmorgens, ich hatte mich eben über mein Kopierbuch gemacht, brachte mir die Direktrize die aufregende Neuigkeit, der Buchhalter komme nicht wieder. Er sei arretiert worden, wegen einer in seiner vorigen Stellung begangenen Unterschlagung.

Da kamen mir gleich die Schinkenbutterbrote wieder in Erinnerung und meine feste Überzeugung war, wer sich einer solch frevelhaften Völlerei schuldig mache, sei überhaupt zu allem fähig.

waren sehr arm und ich mußte das erste halbe Jahr ganz umsonst arbeiten. Das zweite halbe Jahr sollte ich drei Mark pro Woche erhalten.

Noch gut erinnere ich mich jener ersten Mittagsmahlzeit. Das Essen war gut, doch konnte ich es kaum hinunterwürgen. Es war eben doch anders zubereitet, als wie ich es bei Muttern gewöhnt war.

Schnell war die Mittagsstunde vorüber, ich mußte wieder an meine Pflicht. Nun galt es Abschied nehmen von meinem Vater. Nur schwer konnte ich mich von ihm, dem treuen Hüter meiner Kindheit losreißen.

Ich nahm es ernst mit meiner Pflicht. Nicht nur, daß ich die kopierten Briefe sorgfältig vor- und nachregistrierte, ich las auch gleichzeitig die Briefe immer mit durch und bald hatte ich mich mit den hauptsächlichsten Geschäftstransaktionen und den meisten Kundennamen vertraut gemacht. Der Buchhalter war überrascht, als ich ihm schon denselben Nachmittag meine Arbeit als beendet bezeichnete. Schnell hatte er einen großen Posten anderer Bücher hervorgeholt, deren Registratur alle seit mehreren Monaten vernachlässigt worden war.

Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich mir nunmehr eine andere Arbeit vorgezogen, wie z. B. schöne, schwungvolle Firmennamen auf die leeren weißen Seiten des mächtig großen Hauptbuches hinzuschnörkeln, oder einige auf der Schreibmaschine geschriebene mehrblättrige Aufträge in das dickbauchige Order-Buch einzutragen, die eben der Prinzipal schmunzelnden Blickes einem dicken, mit englischen Briefmarken beklebten Briefe entnommen hatte. Am allerliebsten hätte ich einmal eines der in meinem Schubkasten aufbewahrten, kunstvoll lithographierten Wechselformulare ausgefüllt, möglichst in einem mir schwindelhaft hoch erscheinenden Betrage von sage Tausend Mark. Diese Illusionen mußte ich jedoch aufgeben. Zu einer solchen Arbeit schien man mir noch nicht das rechte Zutrauen zu schenken, denn trauernden Blickes mußte ich wahrnehmen, daß der Buchhalter solche Sachen immer selber besorgte, während ich nur mehr zu allerhand Botengängen, Postholen, Briefkopieren und dergleichen mehr benutzt wurde.

Zur Vesperstunde schickte mich der Buchhalter nach dem Gasthofe, ihm einen „kalten Aufschnitt" zu holen.

Je weiter ich ging, je weniger wurde mir bewußt, was ich eigentlich holen sollte.

Zagend ging ich wieder zurück mit der zitternden Frage, ob ich wohl recht verstanden hätte, einen „kalten Auftritt" zu holen. „Da hört doch wirklich die Weltgeschichte auf", rief der Buchhalter, die Hände über den Kopf zusammenschlagend, „weiß das dämliche Karnickel noch nicht einmal, was ein kalter Aufschnitt ist!"

Lange mußte ich in der Gaststube warten, bis ich endlich den sauber in Papier eingewickelten kalten Aufschnitt bekam.

Herbstjahrmarkt benutzte ich dazu, ein Quartal der Leipziger Zeitschrift „Quellwasser fürs deutsche Haus“ zu bestellen.

Fürs zweite Quartal konnte ich mit dem besten Willen das Geld nicht auftreiben, doch mit Bangen und auch wieder mit geheimer Freude sah ich, wie die Verlagsexpedition das Blatt mir noch weiter sandte. Es war ein riesig spannender Roman in der Zeitschrift und mit wahrem Ergötzen ergriff ich jede neue Nummer, um die interessante Fortsetzung mit gierigen Blicken zu verschlingen.

Immer hoffte ich, die Geschichte würde bald zu Ende sein, doch das ganze Vierteljahr verging, bis endlich die Anzeige erfolgte „Schluß folgt“. Schon war dem Blatt eine Rechnung beigelegt mit der Notiz: „Betrag wird per Nachnahme erhoben oder Zusendung muß unterbleiben.“

Endlich kam die letzte Nummer des Quartals mit dem Schlusse des Romans. Schnell las ich das Stückchen Geschichte, dann steckte ich das Blatt wieder zurück in den Originalumschlag, schrieb darauf: „Unverlangt. Zurück!“ und brachte es wieder auf die Post.

Anständig war dies durchaus nicht, aber meine absolute Pfennigslosigkeit zwang mich dazu und ich hoffte, die Expedition werde mir verzeihen. Die Moral von der Geschichte ist demnach für die Herren Zeitungsleute, Zusendung zu unterlassen, sobald das Geld ausbleibt, es möchte sonst noch mehreren so gehen.

Da kein neuer Buchhalter kam, war ich mit Arbeiten geradezu überhäuft und mehreremal mußte ich bis nach Mitternacht arbeiten. Am meisten Beschwerden machten mir die vielen englischen Rechnungen, in Pfund Sterling, Shilling und Pence auszustellen und bei unserer reichhaltigen Musterkollektion waren mitunter in einer einzigen Rechnung 75 verschiedene Gattungen und Preislagen Strümpfe zu berechnen. Einmal hatte ich mich bei einer solchen noch um Mitternacht ausgefertigten Rechnung um 5 Pfund verrechnet. Dieses Donnerwetter vergesse ich mein Leben nicht, als die Londoner Firma diese Rechnung zur Korrektur zurücksandte. Wenn wieder so etwas vorkommen würde, müßte ich für den Schaden aufkommen, war der polternde Schluß der Drohung.

Das hätte bei meinen zwölf Reichsmark Monatssalär, das ich seit wenig Wochen bezog, und das, wie mir mein älterer Bruder vorrechnete, wöchentlich noch nicht einmal M. 2·77 anstatt der vereinbarten 3 Mark ausmachte, gerade noch gefehlt.

Ich hätte ja bei diesem vielseitigen Geschäftsbetriebe in der besten Handelsakademie nicht so viel lernen können, als wie hier unter dem eisernen Drucke der Notwendigkeit, es war aber auch das reinste Sklavenleben.

Sehnsüchtig wünschte ich Weihnachten herbei.

Dieser Mann war schon vier Monate in seiner jetzigen Stellung gewesen und niemand hatte eine Ahnung gehabt, daß der rächende Arm der Nemesis nach ihm fahndete.

Über ein Dutzend Buchhalter hatten im vorigen Jahre hintereinander ihre Plätze gewechselt. Es ging im Bureau der Firma E. Hunger gerade wie im Taubenschlag.

Ver„hunger"t sah ja mein Prinzipal nicht aus mit seinem feisten Gesicht und seinem Schmeerbäuchlein, und auch die Prinzipalsfrau, eine überaus stattliche und ein großes Haus führende Dame, die aber in der Fabrik und auch im Kontor das Kommando führte, machte auf mich immer einen imponierenden, mitunter auch gefürchteten Eindruck.

Ein Buchhalter wollte sich nicht wieder finden. Es kam ja nochmals einer. Der unzähmbare Jähzorn des Prinzipals vertrieb ihn aber schon nach knapp vierzehn Tagen. Es hätte nicht viel gefehlt, hätten sich die beiden Männer beim warmempfundenen Abschied noch auf dem Fußboden herumgebalgt.

Für mich kamen nun schwere Zeiten. Mein Prinzipal, der selber kein Wort orthographisch richtig schreiben konnte, überlud mich nun mit sämtlichen vorkommenden Kontorarbeiten. Hatte mich vorher der Buchhalter auch nicht einmal an die wichtigeren Sachen rühren lassen, so mußte ich nun, als wenn sich das ganz von selbst verstände, irgend etwas tun, von dem ich noch nicht die blasseste Ahnung hatte. Wollte es manchmal nicht auf den ersten Wurf gelingen, so passierte es nicht selten, daß mein liebenswürdiger Chef irgendein nahe liegendes Buch um meinen Kopf tanzen ließ, daß mir Hören und Sehen verging.

Nachdem ich einmal einen dreiseitigen komplizierten Brief an unsern englischen Vertreter beendet und er seine Hieroglyphenpfote als Unterschrift daruntergesetzt, fauchte er ärgerlich über das Pult herüber: „Du dädst gar nech su schlecht schreib'n, verdammter Jong, wenn de nor nech su budenlus domm wärscht!"

In gehobene Gefühle hat mich diese Kritik nicht versetzt.

Ich gab mir aber die allererdenklichste Mühe, meine dermaßen gebrandmarkte Dummheit wenigstens mit etwas Weisheit zu vermischen und so benutzte ich jede verfügbare Minute, mir die ersten Anfangsgründe der englischen und französischen Sprache und sonstige Handelswissenschaften einzuprägen. Unterrichtsstunden zu nehmen, war in dem Dorfe keine Gelegenheit und hätte ich auch kein Geld dazu gehabt. Stenographie hatte ich schon in meiner Schulzeit durch freien brieflichen Unterricht des Leipziger Stenographenvereines gelernt.

Mein Heißhunger nach Literatur mußte auch befriedigt werden. Mir stand nur das Wochenblatt und der „Nachbar" zur Verfügung. Die mir von meiner Mutter geschenkten paar Groschen für den

Mit einem resoluten Entschluß der Verzweiflung schloß ich die Tür ab in dem Gedanken, daß ich, abgehetztes und unbeachtetes Stiftlein, vielleicht doch im Drange der Feiertagsvorbereitungen vergessen worden war und daß es schließlich nichts schaden könne, mich noch einmal in Erinnerung zu bringen. Ging nach dem gegenüberliegenden Herrschaftshause, zog mit raschem Griffe die Glocke und fragte das heraustretende Dienstmädchen nach dem Prinzipal. Barsch rief derselbe aus einem hinteren Zimmer hervor: „Nu, was wellten dar Jong emmer noch?“

Höflich frug ich, ob ich schon am dritten Feiertage zur Arbeit kommen solle oder erst am vierten.

„Nu, du hast ja z'r Karm's och nech g'froh't. Do beste ju och arscht am vierten 'komm'n. 's schad' abb'r nischt, wenn de och schon am dritten kemmst. Arbeit gebbt's g'nug.“ Damit schlug er mir die Tür vor der Nase zu.

Wie ich den Abend nach Hause gekommen bin, weiß ich nicht. Ich erinnere mich noch, daß mir unterwegs der gesprächige Wochenblättermann begegnet ist und unter dessen heiteren Gesprächen haben wir den mühsamen Weg zurückgelegt.

Meine Eltern sahen mir den Kummer sofort an den Augen ab. Nachdem ich weinenden Auges mein bedrücktes Herz ausgeschüttet, verstanden sie es, mich wieder zu trösten, und wurde der Abend noch zu einem höchst glücklichen.

Am Tage nach Neujahr, als ich mein fettes Monatsgehalt von 12 Mark ansbezahlt erhielt, schob mir mein Prinzipal noch ein drei Mark-Stück hin mit den Worten: „Hast nischt ze Weihnachten g'kricht, do haste noch en Daler!“

Nach vierzehn Tagen, es hatte auffallend viel Besuch und geheime Konferenzen im Privatkontor gegeben, gab mir der Prinzipal, den Überzieher bis an den Hals zugeknöpft, eines Morgens den kurzen Befehl, das dickbauchige Hauptbuch einzupacken. Er nahm das Packet und ging zu Fuß, man war's sonst bei ihm gar nicht gewöhnt, die Landstraße hinauf, zur nahegelegenen Stadt.

Nach wenig Stunden kam er wieder. Er fand mich allein unten im Versandraum mit dem Zunageln einer Kiste beschäftigt. Mit auffallend gezähmter Stimme, ganz im Gegensatze zu seinem sonstigen aufbrausenden Wesen, sagte er zu mir: „Arthur, ich war eben im Amtsgericht. Ich hab' heut' meine Zahlungen eing'stellt. Du kannst ab'r bei mir bleib'n.“

Verblüfft sah ich ihn an. Dies kam mir so überraschend, daß ich nichts zu antworten wußte, und so sagte ich gar nichts.

Als ich die Nachmittagspost holen wollte, wurde mir der Bescheid, es dürfen keine Briefe mehr an meine Firma abgeliefert werden. Wie

Meine Logisleute hatten schon wiederholt gemurrt, daß ich zu sehr ausgenutzt würde, und meinten, der im Dorfe nicht gerade beliebte hochnäsige „Hunger" möge sich nur zu Weihnachten nicht lumpig zeigen und mir ein ordentliches Weihnachtsgeschenk geben, das ich mir sauer verdient hätte.

Ich hatte an so etwas noch gar nicht gedacht. Doch diese Worte schlugen Funken in meiner Seele. Darauf baute ich meinen Plan. Mein heißester Herzenswunsch, ein paar Geschenke für meine Lieben daheim zu kaufen, konnte sich vielleicht verwirklichen.

Mein Plan war fertig. Für meinen Vater ein schönes Halstuch und eine Tabaksdose, weil die seine letzthin einen schlimmen Fall getan hatte. Fürs Mütterlein ein paar warme Filzschuhe und für die kleine Schwester Liddy „Bechsteins Märchenbuch", das im „Quellwasser" so reizend und billig angezeigt war.

Zwei Nächte lang konnte ich vor Freude fast nicht schlafen, so sehr hatte mich der gefaßte Plan entzückt.

Der heilige Abend nahte. Es hatte die ganze Nacht geschneit. Eine grimmige Kälte herrschte. Quietschend knarrten die Schlitten über die hartgefrorenen Geleise der Landstraße.

Ich hatte die letzte Nachmittagspost geholt und überglücklich war ich, daß das von Leipzig bestellte Märchenbuch, für das ich mir das Geld von meiner gutmütigen Logismutter geborgt hatte, noch zur rechten Zeit eingetroffen war.

Schon hatten die Arbeiter Schicht gemacht. Auch ich machte mich fertig zum Fortgehen.

Mit klopfendem Herzen sah ich den Prinzipal noch einmal über den Hof gehen und auf das Kontor zuschreiten. Ängstlich wartete ich darauf, mein so sehnlichst erwartetes Geschenk zu erhalten. Er tat gar nichts dergleichen, schloß sein Pult ab, dann rief er mir zu: „Was kramste denn do noch em Finstern rom, mach' doch, daß de heem kemmst!"

Aufs tiefste erschreckt, vernahm ich diese Worte. Solche klangen allerdings nicht darnach, als wenn ich ein Geschenk zu gewärtigen hätte. Wie versteinert blieb ich auf der Kiste sitzen und starrte vor mich hin. Ein unbeschreibliches Gefühl der Enttäuschung bemächtigte sich meiner Sinne. Mein Herz fühlte sich aufs tiefste verletzt. Konnte es denn sein, daß ich wirklich kein Weihnachtsgeschenk wert war, wo doch alle Lehrlinge vorher eines bekommen hatten. Und wo ich so Übermenschliches die vergangenen Monate geleistet. Es war ja nicht der Gedanke an mich. Für mich hätte ich nichts beansprucht. Aber der Gedanke an die Meinen daheim? In wenig Stunden sollte ich in den glücklichen Kreis meiner Lieben treten — mit ganz leeren Händen?

mit Lernen zu. Daß ich mir dadurch bald den Spott und die Mißgunst meiner Kameraden zuzog, ist selbstverständlich.

Eines Sonnabends, es war zu Anfang des Winters, denn es hatte schon fest gefroren, waren wir beiden Lehrlinge noch allein im Bureau anwesend, um die Post fertig zu machen und aufzuräumen. Plötzlich fiel, indem ich die herumliegenden Geschäftsbücher in den Geldschrank einschließen wollte, ein Zehnmarkgoldstück heraus. Dasselbe hatte sich wahrscheinlich in den defekten Rücken des dickbauchigen Hauptbuches versteckt gehalten, wohin es ohne Zweifel aus dem oberhalb der Bücher befindlichen Geldspind herabgefallen war. Es war Lohntag gewesen. Da ging es immer sehr lebhaft zu und öfters hantierte der Prinzipal im Geldspind herum, hastig das Kabinett auf- und zuklappend. An einem solchen geschäftigen Tage nahm er's nicht immer sehr genau mit der Kontrolle, wie wir wohl wußten.

Mein Kollege kam herbeigeeilt und sagte, das Geld müsse geteilt werden. Der Betrag reiche gerade gut zu dem am nächsten Tage stattfindenden Tanzstundenball. Schnell hatte ich das Goldstück in meiner Westentasche verschwinden lassen und erwiderte: „Da wird nichts draus. Das Geld geb' ich dem Alten zurück."

Mit einschmeichelnden und später mit drohenden Worten versuchte mein Kollege mir klarzulegen, was für ein grenzenloser Dummkopf ich sei, das uns in den Schoß geworfene Geld wieder fortzuwerfen.

Um jeder weiteren Versuchung aus dem Wege zu gehen, ergriff ich meinen Hut und eilte hinüber in das Privathaus des Prinzipals, das Goldstück abzuliefern. Mit kurzen Worten forschte mich derselbe aus, wann und wo ich es gefunden, dann verabschiedete er mich mit einem kurzen Worte des Dankes.

In diesem Geschäfte war der Gebrauch des Weihnachtsgeschenkes wegen der großen Anzahl der Angestellten schon seit Jahren abgeschafft. Ich war daher nicht wenig überrascht, daß mich mein Chef am heiligen Abend in sein Privatkontor kommen ließ und mir die freudige Mitteilung machte, daß er mir anstatt der vereinbarten Lehrlingsvergütung von 20 Mark von nun an 25 Mark per Monat geben würde, und war er großmütig genug, mir gleich die 25 Mark, anstatt erst am ersten des Monats, auszuzahlen. Niemand war glücklicher als ich.

Daß diesmal die Mutter ihre warmen Filzschuhe bekam und auch der Vater und das Schwesterlein nicht leer ausging, versteht sich von selbst.

Noch nie habe ich ein glücklicheres Weihnachtsfest verlebt als damals, wo ich wußte, daß man mit mir zufrieden war.

ich mich da geschämt habe! Im Beisein mehrerer schadenfroh lächelnder Kollegen, die für andere Geschäfte die Post abzuholen hatten. Ich glaube, ich habe mich viel mehr geschämt als die eigene Familie des Bankrotteurs. Letztere fuhr denselben Nachmittag im zweispännigen Landauer spazieren, den fein livrierten Kutscher auf dem Bocke.

Als ich von der Post nach Hause kam, begegnete ich mehreren Gerichtspersonen, die sämtliche Bücher versiegelten und das ganze Geschäft unter die Obhut des Konkursverwalters stellten.

Die unteren Versand- und Lagerräumlichkeiten dienten den Kindern des Prinzipals oft als Spielplatz, wo sie ihre wilden Späße so recht zur Ausführung bringen konnten und wo der arme „Stift“ unter dem despotischen Wesen der verwöhnten „frühreifen“ Herrschaftskinder oft viel zu leiden hatte.

Am nächstfolgenden Nachmittag hatten sich die beiden älteren Mädchen nach Schluß der Schule mit noch einer Schulkameradin, Tochter eines in der Nähe wohnenden Fabrikanten gleicher Branche, wieder unten eingefunden.

„Ella“, rief die Freundin der Tochter meines Prinzipals zu, das lustige Geplauder plötzlich unterbrechend, „meine Mama hat gesagt, ihr dürft eure feinen roten Plüschmöbel nun auch nicht mehr lange behalten!“

Empört fiel ihr die ältere Hedwig in die Rede. „Seid ihr nur stille, alles was in unserem Hause ist, gehört meiner Mama, hat sie gestern gesagt, und das können wir alles behalten. Mein Papa hat heute morgen noch gesagt, mit deinem Papa ständ's auch schlecht genug. Ihr würdet wohl auch bald pleitemachen.“

Weinend stampfte die Freundin mit dem Fuße auf dem Boden und schrie: „Das ist nicht wahr. Ich sag's meiner Mutter, was für 'ne freche Bande ihr seid!“ Damit eilte sie davon. Die Freundschaft hatte ein Loch bekommen.

Die wohlinformierte Hedwig behielt Recht. Das Gericht ließ das Inventar des Herrschaftshauses als das Privateigentum der Frau ganz unbehelligt, obwohl, wie die Fama des Dorfes behauptete, die Frau noch kein ganzes Hemd ihr eigen nannte, als sie den damals noch in einer Fabrik arbeitenden E. Hunger geheiratet hatte.

Nachdem ich noch mehrere Wochen unter Leitung des Konkursverwalters beschäftigt war, gelang es mir, eine gleiche Stellung zu erhalten in der Nähe meiner Heimat, so daß ich nun wieder bei meinen lieben Eltern logieren konnte. Hier hatte ich es besser, zumal ich auch nicht der einzige Lehrling im Geschäfte war. Mein Lehrkollege wollte mich gern in allerhand „Lehrjungentricks“ einweihen und mich zu mancherlei Vergnügungen verleiten, doch brachte ich meine Zeit lieber

Da hemmt ein mächtiger Felsblock meinen Fall,
Und in der Tiefe sah das Tal ich liegen
Mit arbeitsfrohen Menschen überall,
Und sah um stille Bauerndörfer schmiegen
Die Felder sich des Ährengoldes voll.
Und leise es von meines Lippe quoll:
Unser tägliches Brot gib uns heute.

Und kehre zu den Menschen ich zurück,
Ob sie wohl alle mir die Hände geben;
Hat keiner Haß und Neid in seinem Blick,
Will keiner wider mich die Fäuste heben?
Herr, fehlte ich und bracht' ich andern Harm,
Verzeihe mir, war ich an Liebe arm:
Und vergib uns unsre Schuld.

Ich will es sühnen, was ich einst verbrach,
Ich will die Hände auf die Wunden legen;
Der Spur der Armen will ich folgen nach
Und ihnen bringen meinen Trost und Segen.
Ich will der Welt Versöhnungslieder weih'n,
Und meinem größten Feind will ich verzeih'n:
Wie wir unsern Schuldigern vergeben.

Und kommt das Leben einmal fürchterlich,
Daß ich allein will in die Berge gehen,
Auf einer Klippe überm Wolkenstrich
In wildem Trotze gegen dich zu stehen,
Wenn unter mir die Tiefe groß und still —
Wenn ich mir selbst das Leben enden will:
Und führe uns nicht in Versuchung.

Ich rufe dich in deinem Sonnenlicht,
Ich rufe dich in deiner Firnenreinheit:
Laß es nicht zu, daß klammernd mich umflicht
Der Niederungen Kleinheit und Gemeinheit.
Laß mich zu dir in deine Berge geh'n
Und lasse mich ins Vaterauge seh'n:
Erlöse uns von dem Übel.

Ich will zu dir in deine Berge geh'n,
Ich will den Hut mit Alpenblumen kränzen,
Mich soll der Hauch der Ewigkeit umweh'n.
Der Himmel selbst verliert die Firnengrenzen —
Wie Moses kann im Sonnenhimmelblauen
In das gelobte Land ich selig schauen.
Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Letztes Gedicht.

Geschrieben in der Nacht vom 30. auf den 31. Jänner 1906.

Heut ist's nicht richtig — sagt mir, was ihr wollt;
Hört ihr, wie fern im Kor der Donner rollt?

Und dunkel ist's, die Sterne fürchten sich . . .
Wer war es, der so still am Fenster schlich —

Es wissen allerhand die Roggenschöpfe
Und flüstern es sich zu und schütteln ihre Köpfe.

Das Wetter kommt — die Fenster zu! — Der Krach!
Der Sturm warf einen Stein von unserm Dach.

Dort kommt der Mond und malt mit mattem Glühn
Ein schwarzes Kreuz am Stubenboden hin.

Horcht, war das nicht des fernen Buhin Schrei
Heut stirbt noch einer — Heiland, steh uns bei!

Von unseren deutschen Brüdern im russischen Baltenlande.

Von **Karl Reissenberger.**

Als in dem vielbewegten Zeitalter der Kreuzzüge Deutschland zahlreiche seiner Kinder nach dem Osten aussandte, um dort wüste Strecken Landes urbar zu machen und zu besiedeln, christliche und deutsche Sitte zu pflanzen, da erhielten auch die Küstenländer am baltischen Meere, die heutigen russischen Ostseeprovinzen Livland, Estland, Kurland ihre deutsche Bevölkerung — mitten unter wildem, fremdsprachigem Volkstum. Bald nach dem Jahre 1163 fuhren lübische

Die letzten Lieder.

Von Anton Renk.

Ohne Ende.

Einsam waren meine Tage,
Einsam waren meine Nächte,
Einsam wagte ich die Frage,
Was das Schicksal weiter dächte.

Jene Hand, die ich gehalten,
Blieb nicht in der meinen liegen,
Meine Fragen bang verhallten
Und das Schicksal hat geschwiegen.

Und die Rosen sind gestorben,
Blühen nie mehr, weil sie denken:
Er hat sich kein Glück erworben
Und hat niemand zu beschenken.

Ferneher der Duft der Ähren —
Die Johanniskäfer prangen
Durch die stille Nacht, als wären
Neue Sterne aufgegangen.

Und da kamst du, leiseleise,
Wortlos gabst du mir die Hände,
Es erklang die alte Weise
Ohne Ende, ohne Ende.

Wieder blühen meine Rosen
Und ich beug die Zweige nieder —
Meine lange sternenlosen
Bangen Nächte schimmern wieder.

Sommerabend.

Das war ein Abend sommersonnenschön,
Von Glut umflossen alle Felsenhöh'n,
Und es verklang ein leiser Amselsang
In einem goldnen Sonnenuntergang.
Auf einmal wurde auch die Amsel stumm,
Der Herrgott kam – ich wußte nicht, warum. –
Er hat ein Buch mir in die Hand gegeben,
Auf seinem Titelblatte stand: „Mein Leben".

Da las ich, was ich niemals recht erfaßt,
Was ich gehöhnt, geneidet und gehaßt,
Was ich vergebens in die Weite sang,
Was ich erhofft und was ich nie errang,
Vergess'ne Tat und aufgeschob'nen Plan,
Was Gutes und was Böses ich getan;
Es stand darin so manches Wort geschrieben
Von meinem Sehnen und von meinem Lieben.

Ich blätterte im Buche weit zurück,
Auf einer Seite stand das Wörtchen: Glück.
Und eine Träne mir ins Auge drang . . .
Und plötzlich wieder jener Amselsang
Durchklang den ganzen Sonnenuntergang,
In Gold erschimmerte das ganze Land,
Der Herrgott nahm das Buch aus meiner Hand.

Bergpredigt.

Durch dunkeln Hochforst stieg ich auf zum Kor,
In Föhrenästen hingen Nebelschwaden;
Dann stieg die Sonne loderloh empor
Und goß auf Alpenrosen ihre Gnaden.
Der Nebel schwand, der Himmel glänzte weit,
Ich hielt die Hände zum Gebet bereit:
Unser Vater in dem Himmel!

Kahl war der Fels, die letzte Blume wich,
Und mich umstarrte steingeword'nes Grauen,
Und auf dem Gletscher sah ich fürchterlich
Den Tod aus tiefgeriss'nen Spalten blauen.
Ich klomm empor zum letzten Silberknauf
Und hob die Hände zu dem Himmel auf:
Dein Reich komme zu uns.

Und als ich über den Moränenhang
Zur blauen Firnenzunge aufgestiegen,
Da hörte ich jahrtausendalten Sang,
Vereiste Lieder, welche singend schwiegen.
Die Welt ist alt, die Welt wird wieder jung,
Es folgt die Hoffnung der Erinnerung.
Dein Name werde geheiligt.

Da brach ein Stück von einer Wächte los
Und riß mich eisaufwirbelnd in die Tiefe.
Mir war, als säh' ich Gott so riesengroß,
Als ob befehlend seine Stimme riefe.
Kehr' ich zu Menschen in den Erdengarten,
Steig ich zum Himmel, wo die Eltern warten:
Dein Wille geschehe auf Erden
wie im Himmel.

bis zum Kurischen Haff. Als Ordensland ward dieses Gebiet ein Teil des Deutschen Reiches und blieb es das Mittelalter hindurch. Am Anfange der neuen Zeit aber verfielen die einzelnen Länder nach langen unheilvollen Kämpfen in polnische und schwedische Abhängigkeit, bis durch den nordischen Krieg, der die Ostseeprovinzen neuerdings schwer heimsuchte, Livland und Estland unter die russische Herrschaft kamen. Kurland erreichte 1795 dasselbe Schicksal.

Bei der Übernahme dieser Länder hatte Rußland ihre Selbständigkeit, den Fortbestand der deutschen Sprache und die Freiheit der evangelischen Kirche, der dort die Deutschen angehören, feierlich verbrieft. Diese Zusicherungen wurden bis auf Alexander II. im ganzen gehalten. Die Rede, die dieser Kaiser 1867 im Schlosse zu Riga hielt, erklärte es für notwendig, daß die drei Länder in dem russischen Reiche aufgingen. In Ausführung dieser Absichten wurde die russische Unterrichtssprache in allen Schulen eingeführt, die Universität Dorpat und die technische Hochschule in Riga russifiziert. Die Leistungen aller dieser Unterrichtsanstalten wurden dadurch natürlich herabgedrückt. Um nicht russische Schulen zu erhalten, ließ die baltische Ritterschaft ihre Unterrichtsanstalten eingehen. Ferner ersetzte die Regierung die alten deutschen Polizei- und Gerichtsbehörden durch russische, und den Stadtverwaltungen wie den Stadtverordnetenversammlungen wurde die russische Sprache aufgenötigt. Die evangelische Kirche und ihre Geistlichen wurden geschädigt, bedrängt, verfolgt.

Wohl machen die Deutschen in der Bevölkerung der Ostseeländer nur zehn Prozent aus, die in den Städten und auf den Schlössern der baltischen Ritterschaft wohnen. Aber auch diese verhältnismäßig kleine Zahl hat durch ihre wirtschaftliche, geistige und sittliche Macht stets den gewichtigsten Bestandteil der Bewohner abgegeben, um so mehr, als deutscher Adel und deutsches Bürgertum sich als Glieder eines Stammes fühlen. Aber die baltischen Deutschen haben nicht bloß die nationalen Güter, die sie von den Vätern ererbt haben, treu bewahrt, sondern auch stets in der fortschreitenden Kultur mit den Brüdern im Mutterlande gleichen Schritt gehalten. Das beweist heute vornehmlich Riga. Denn die reiche Handelsstadt hat im Laufe der Zeiten Bauwerke aufgeführt, die denen des benachbarten deutschen Nordens nicht nachstehen. Und als die Reformation eine tiefgehende Bewegung der Geister schuf, da war Riga unter den ersten Städten, die davon ergriffen wurden. Unvergessen soll es dieser Stadt auch bleiben, daß sie einen jener Männer, der unsere große Literatur miteinführte, zu einer Zeit, da er noch jung und unbekannt war, an ihre Domschule berief, J. G. Herder. In Riga faßte er seine ersten bahnbrechenden Schriften ab: „Die Fragmente zur deutschen Literatur“ und die „Kritischen Wälder“. Vor allem aber ist die

Handelsleute die Düna hinauf und gründeten an deren Ufern Niederlassungen. Daheim aber erzählten sie Wunder von dem neuentdeckten Lande, wo nicht bloß ein guter Lebensunterhalt, sondern auch durch die Verbreitung des Christentums das Heil der Seele zu erwerben sei. So folgten Geistliche und Pilger, Ritter, Handelsleute und Handwerker aus dem Westen des niederdeutschen Gebietes um so eher nach der Ostsee, als um jene Zeit der heimische Zustand nicht selten kärglich und die Auswanderungslust mächtig geweckt war. Wohl mochte dort damals eine ähnliche Stimmung herrschen wie gleichzeitig unter dem niederländischen Volke, in dem sich das alte Auswandererlied bis heute erhalten hat:

„Ins Ostland wollen wir reiten,
Hingehen ins östliche Land,
All' über die Heide,
Frisch über die Heide,
Da ist ein besserer Stand."

Mit Begeisterung für die Sache des Christentums und des Deutschtums zog auch der Kanonikus des Augustinerchorherrenstiftes zu Segeberg in Holstein, Meinhard, in das Baltenland. Er ward der erste Bischof in jenem Lande. Im Jahre 1198 folgte ihm der Zisterzienserabt Berthold, der aber zum Blutzeugen für die von ihm verfochtenen Ideen wurde. Nun erwählte der Erzbischof von Bremen einen Mann zur Fortsetzung des Bekehrungs- und Besiedlungswerkes, der durch seinen weitschauenden Blick, seine Entschlossenheit und Tatkraft, aber auch durch seine Klugheit recht eigentlich dazu geeignet war, einen seiner Domherren, Albert von Apeldern. Dessen Aufforderung folgte eine ansehnliche Zahl von Kreuzfahrern, die sich mit ihm in 23 Schiffen nach der Düna begaben. Auf einer höheren Stelle an diesem Flusse gründete er das feste Riga, das, alsbald durch herangezogene Kaufleute und Arbeiter bevölkert, in seiner vorteilhaften Lage und im Besitze wertvoller Vorrechte sich zu einem Stapelplatze eines gewinnreichen Handels zwischen Deutschland und dem Osten entwickelte, besonders, seitdem es sich der Hansa, diesem mächtigen deutschen Städtebunde, anschloß. Auch andere Städte entstanden in dem Lande. Außerdem wurden deutsche Ritter jetzt und später mit Gütern belohnt. Nur der Bauernstand fehlte unter den deutschen Ansiedlern und das ist der wunde Punkt dieser Pflanzung geblieben. Das Landvolk bestand aus den finnischen Esten und aus den indogermanischen Letten. Beide wurden den Deutschen untertan, die sich im Lande ansässig gemacht hatten. Zum sicheren Schutze des Erworbenen und zu neuer Unternehmung stiftete Albert den Orden der Schwertbrüder, der jedoch im Jahre 1237 in dem Deutschen Ritterorden aufging. Durch diesen gewann der deutsche Staat an der Düna eine Ausdehnung von dem Finnischen Meerbusen und der Narwa

für seine in der jüngsten Zeit schwer heimgesuchte baltische Heimat zum Ausdrucke bringen. Mit diesem Heimatsinne verbindet sich übrigens in des Dichters Seele eine tief religiöse Stimmung. So beginnt er seine Sammlung mit dem „Baltischen Gebet" und in einer Reihe von Stücken entwickelt er dichterisch die Grundgedanken einiger Psalmen. Christliche Milde und Demut atmet sein „Versöhnungstag". Da ruft er den Deutschen, Letten, Esten gleichermaßen zu:

„Nun heißt's: vergessen und vergeben!
Uns allen, allen tut das not!
Nur dann blüht uns ein neues Leben,
Dann kommt ein neues Morgenrot!"

Als man ihm schrieb, „Altlivland liegt im Sterben", da ergriff ihn tiefer Schmerz, daß er der geliebten Heimat nicht helfen könne:

„O Heimat, Mutter, was du mir gewesen,
Kein Bild, kein Wort, kein Name spricht es aus!
In meinen Tränen könntest du es lesen,
Doch Lied und Träne stützt kein wankend Haus!"

In wehmütigem Gedenken grüßt er seine Universität Dorpat, diese mater dolorosa. Aber auch in scharfer Rede kann er sich ergehen: dies geschieht in seinen „Sonetten an Rußland".

„Jetzt aber, Rußland, höre du mein Wort!
Du hast gefrevelt an dem Baltenvolke,"

so hebt er an und später bricht er in die wuchtigen Worte aus:

„Was haben Baltiens Deutsche dir getan,
Daß du sie trittst und knebelst wie Rebellen!
In Ketten schlägst, als wären's Mordgesellen,
Die ihrer Frevel würd'gen Lohn empfahn?

Wer schaffte dir so unheilvollen Wahn?
Wer trübte deinen Blick, den einst so hellen?
Wer machte wild und tückisch diese Wellen,
Die einst so freundlich trugen unsern Kahn

Sie waren treu — dafür willst du den Glauben
Erdrücken, dem sie gleichermaßen treu,
Willst ihre angestammte Sprache rauben.

Und schmähst, was ihnen heilig, ohne Scheu!
Willst du des eig'nen Gartens Baum entlauben?
Laß ab! Halt ein! Zu spät sonst folgt die Reu'."

Sein „Epilog" schließt mit dem Herzenswunsche:

„Frühling, Frühling, bring' den Frieden!
Frühling, Frühling, bring' das Heil!"

Aber Friede und Heil sind dem Baltenlande und dem ganzen russischen Reiche bis heute noch nicht geschenkt. Und doch gibt es von

Universität Dorpat eine geistige Hochburg gewesen, solange sie deutsch war, d. h. in den ersten achtzig Jahren ihres Bestandes, von 1802 bis 1882. Aus ihr sind Schüler hervorgegangen, die der deutschen Wissenschaft zur Zierde gereichen. Wir brauchen bloß den Theologen Adolf Harnack, den jüngst verstorbenen Chirurgen E. v. Bergmann, den Indiologen L. v. Schröder, den Nationalökonomen W. Stieda, den Historiker K. Schirren und den Philosophen J. E. Erdmann zu nennen. Es ist wahr, was Bergmann von der Russifizierung Dorpats, das auch seinen alten Namen gegen Jurjew eintauschen mußte, sagt: „Eine Perle ist aus dem Kranze deutscher Universitäten gefallen.“

Vieles haben den Deutschen auch ihre Landesgenossen, die Esten und die Letten, zu verdanken, in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung. Infolgedessen war das Verhältnis zwischen diesen und jenen auch ein gutes. Um so überraschender mußte es aber wirken, daß in den leidenschaftlichen Kämpfen, von denen Rußland in der neuesten Zeit durchwühlt wird, die Esten und die Letten im Winter 1905/6 gegen die Deutschen der Ostseeländer mit roher Gewalt sich erhoben. Irregeführt durch anarchistisch-kommunistische Schlagworte und durch die fortgesetzten Russifizierungsmaßregeln gegen die Deutschen gehetzt, überfielen die Arbeiter und Bauern die Gutsbesitzer. Zahlreiche Schlösser, darunter das im romanischen Stile erbaute prächtige Römershof sowie andere Gebäude der Deutschen wurden geplündert und in Brand gesteckt, deren Bewohner gefangen, vertrieben oder ermordet. Die evangelischen Kirchen und Pfarrhäuser wurden nicht geschont, die Geistlichen mißhandelt und dem Elend preisgegeben. Schwere Not kam da über die Deutschen im Baltenlande. Der Adel, wenn auch schwer geschädigt, wird sich selbst helfen. Aber es galt den vielen, die kein Vermögen besaßen, nur von der Tagesarbeit lebten und nun brotlos waren, Unterhalt zu schaffen. Zu diesem Ende bildete sich im Deutschen Reiche ein „Hilfsausschuß für die notleidenden Deutschen Rußlands“. Diesem Zwecke ist auch der Reinertrag des Werkes „Die deutschen Balten“ gewidmet, in dem unter Beigabe vieler Bilder von hervorragenden Söhnen des Baltenlandes eine anschauliche Schilderung des Lebens und der Schicksale des deutschen Volkes in den russischen Ostseeländern geboten wird. Dem gleichen wohltätigen Zwecke dient auch das Erträgnis des Büchleins „Baltische Heimat — Trutz- und Schutzlieder von L. v. Schröder“, einem gebornen Dorpater, der gegenwärtig Professor der indischen Philologie an der Universität Wien ist. Beide Veröffentlichungen sind 1906 bei Lehmann in München erschienen. Nicht bloß ihres Zweckes, sondern auch ihres Inhaltes wegen verdient es Schröders Sammlung, daß wir dabei ein wenig verweilen.

Neben einigen älteren poetischen Erzeugnissen enthält sie vornehmlich Gedichte, die in schöner Form das innige Gefühl Schröders

weil er seinen Faust und Savonarolla drucken ließ, ohne die österreichische Zensurbehörde um ihre Bewilligung zu bitten, welche sie ihm ja doch nimmermehr erteilt hätte. Jeder deutsche Staat würde stolz darauf sein, Lenau zu besitzen, und sein Vaterland will ihn dafür strafen, daß er Lenau geworden.

17. Januar 1839.

Das Erfahren so mancher körperlicher Gebrechlichkeiten an dem eigenen Leibe bringt denn auch häufig einen Stoßseufzer des Mißmutes bei dem Freunde Niembsch zum Ausbruche: „Es ist nichts mit dem Leben" — „es ist nichts zu machen in der Welt" — „das Leben ist eine Infamie". „Könnte man einen Pakt mit der Natur machen dahin, daß sie einen einschlafen und träumen ließe, ich ginge ihn gleich ein, selbst auf die Gefahr, ein Stück der Ewigkeit zu verträumen. Ich träumte von euch, meine Freunde, und verlangte übrigens von der ganzen Welt nichts zu wissen".

*

Niembsch hat mich mündlich mehr als einmal zu seinem dereinstigen Biographen bestellt; so mag es denn auch von ihm hier aufgezeichnet sein, daß von den Leistungen der Küche nichts mehr als Wildbraten fast jeder Art und derbe Mehlspeisen (Klöße, Spätzle, Milchrahmstrudel), von den Leistungen des Kellers nichts mehr als Rhein- und Bordeauxwein (kein Champagner!), von sonstigen niederen Lebensgenüssen nichts mehr als eine Pfeife holländischer Knaster oder eine feine amerikanische Zigarre sein Herz erfreuen können; das Billardspiel nicht zu vergessen, worin er es zu einem hohen Grade von Virtuosität gebracht hat.

8. März 1839.

Im Jahre 1807 oder 1808 traf Beethoven mit Goethe in Karlsbad zusammen, sie lernten sich kennen und verabredeten einstmals eine gemeinschaftliche Spazierfahrt. Als die beiden großen Männer in einem Wagen ausfuhren, war vieles Volk auf der Straße versammelt und grüßte ehrerbietig zu beiden Seiten. Es ist doch lästig, sagte Goethe, so berühmt zu sein; nun grüßen mich alle Leute. Machen sich Euer Exzellenz nichts draus, bemerkte Beethoven, vielleicht geht's mich an.

30. Mai 1839.

Vierzehn Tage waren seit der Aufführung meines Lustspiels vorübergegangen. Nicht einer der hiesigen Literatoren, meiner Bekannten, hatte mir auch nur ein aufmunterndes Wörtchen darüber gesagt, im Gegenteil erfuhr ich, daß namentlich Bauernfeld, dem ich bisher ein gutmütigeres Naturell zugetraut, sich gewissermaßen ein Geschäft daraus gemacht, im Kreise der literarischen und nichtliterarischen Freunde die Schwächen und Mängel des Stückchens und nur sie zu bezeichnen. Längst daran gewöhnt, von meinen lieben Landsleuten ignoriert zu werden, und entschlossen, meinen eigenen Weg zu gehen, ohne rechts oder links zu blicken, ohne Rat oder Beifall zu erwarten, wußte ich über jenes lieblose und unbrüderliche Benehmen mich zu trösten. Aber auffallend war mir das gänzliche Stillschweigen des Vizedirektors des Theaters Regierungsrates Deinhardstein über das Honorar. Da treffe ich auf der Straße Frankl, der mich schon früher in meiner Wohnung aufgesucht hatte, um mir eine auf diesen Gegenstand sich beziehende Eröffnung zu machen. „Wenn Sie wollen," sagte er mir, „daß ein zweites Stück von Ihnen auf dem Burgtheater zur Aufführung komme, so überlassen Sie Deinhardstein das Ihnen gebührende Honorar, und übersenden Sie ihm die Quittung darüber. Ich weiß einen Fall, wo nur die Erklärung des Dichters, daß er ja auf kein Honorar Anspruch mache, die Aufführung seines Stückes bewerkstelligte, und wo noch außerdem ein namhaftes Geschenk dem Herrn Regierungsrat dargebracht wurde. Tun Sie nicht desgleichen, so gebe ich Ihnen die moralische Gewißheit, daß so lange Deinhardstein die Direktion des

unseren deutschen Brüdern im russischen Ostseegebiete etwas Erfreuliches zu künden. Die Regierung hat sich veranlaßt gesehen, den Balten für ihre Privatschulen die deutsche Unterrichtssprache wieder zu gestatten. Die alten deutschen Volksschulen wurden wieder aufgetan und ein vor Jahresfrist gegründeter „Estländischer deutscher Schulverein" sorgt für neue. Im September des vorigen Jahres hat die baltische Ritterschaft nun auch ihre Landesmittelschulen wieder eröffnet. Es muß ihr dies um so höher angerechnet werden, als es zu einer Zeit geschah, „wo ihre Schlösser noch nicht aufgebaut und ihre Toten kaum begraben" waren. Das erfüllt mit frohen Hoffnungen auf die Zukunft unserer Volksgenossen an der russischen Ostsee, trotz der schweren Stürme, die sie jüngst ergriffen und zu vernichten drohten. Die unverwüstliche deutsche Kraft wird gewiß auch dort immerdar den Sieg behalten und sicher gilt auch von dem Baltenlande das prophetisch dichterische Wort, das auf den Boden einer anderen alten deutschen Pflanzung, mit der die baltische oft zusammengestellt wird, der siebenbürgischen, bezogen wurde, das Wort Michael Alberts:

„Hier stirbt der Deutsche nicht, darauf vertraut!"

Aufzeichnungen eines alten Wieners.

In dem Werke „Lenau und die Familie Löwenthal", das wir auf Seite 233 angezeigt haben, sind nebst den Briefen die Tagebuchaufzeichnungen Max Löwenthals, die noch heute ein ganz wesentliches Interesse erregen. Zumeist betreffen sie Niembsch (Lenau), der einen sehr losen Mund hatte; vielfach berühren sie auch andere Persönlichkeiten und Zustände, die, vom Standpunkte eines aufmerksamen und klugen Wieners aus, scharfe Streiflichter auf das geistige Leben jener Zeit, Dreißiger und Vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, werfen. Wir lassen eine Anzahl solcher Notizen, Anekdoten u. s. w. hier folgen.

Aus Maxens Notizen.

Wien, 14. November 1838.

„Ich hatte in meiner Jugend gar wilde Leidenschaften", sagte Niembsch. „Neuerlich erinnerte mich jemand an einen Zug, den ich gänzlich vergessen. Ich pflegte nämlich in der Zwischenzeit von einer Vorlesung zur andern mit meinem Schulnachbar mit Federmessern zu duellieren, und nicht selten rann meinem Gegner das Blut zum Rockärmel heraus!" —

Die Polizeibehörde wird nicht müde, Niembsch, obwohl er ihr mit aller Geradheit seines edlen Charakters entgegengetreten und sie damit, so hätte man meinen sollen, entwaffnet hat, durch Verhöre zu plagen. Sie hat es vielleicht darauf abgesehen, ihn aus dem Lande zu treiben, ihn, den Deutschland mit fast ungeteilter Verehrung nennt. Österreich will ihn strafen, weil er drei Auflagen seiner Gedichte,

Philosophie eintrat, begann ich Billard zu spielen und faßte dafür eine solche Leidenschaft, daß mir vom Billard träumte. Nicht selten hatte ich gar kein Geld, dann ließ ich Juden zu mir kommen und verhandelte ihnen meine Bücher und alle fahrende Habe.

6. Februar 1840.

Niembsch: Ich habe gestern in einer alten lateinischen Chronik köstliche Züge gefunden. Bei Konradins Hinrichtung schoß ein Adler aus der Höhe, streifte seinen Flügel durch das Blut des Enthaupteten und verschwand wieder in den Lüften. — Der Pater Bartoldus, der in Bayern vor Tausenden im Freien predigte, ließ vor Anfang der Predigt immer eine Feder an einem Faden fliegen, um zu sehen, woher der Wind komme, und hieß dann die Scharen seiner Hörer gegen den Wind sich setzen, damit sie ihn besser verständen. — Ein Schmied hatte eine täuschende Ähnlichkeit mit dem verstorbenen Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen. Das Volk kam zu ihm, warf sich vor ihm nieder und zweifelte nicht, daß er der Kaiser sei. Er aber wollte von nichts wissen und nur bei seinem Weibe daheim bleiben.

11. Februar 1840.

Der jetzt wieder hier anwesende Anastas Grün zu Niembsch: Es ist nicht wahr, was man erzählt, daß ich meinem Schwiegervater (dem Grafen Attems) das Wort gegeben, nichts mehr zu schreiben. Er ist ein viel zu rechtlicher Mann und hat zu viel Achtung vor einer fremden Meinung, als daß er ein solches Versprechen hätte fordern können, und der Graf Auersperg würde es ihm auch nie gegeben haben. Aber ich habe ja dem Fürsten Metternich in jener Unterredung versichert, ich würde entweder auswandern oder schweigen. Ersteres tat ich nicht, also tu ich das letztere. Ich mag mit der Zensur ferner nichts zu tun haben. In dessen Sinne schreiben aber kann ich nicht. — Ebensowenig habe ich bisher daran gedacht, mich um den Kammerherrnschlüssel zu bewerben.

28. Juni 1840.

Auf der Reise, die ihn nach Amerika führte, kam Niembsch ohne Paß in in einem holländischen Grenzdorfe an; man wollte ihn nicht nur nicht weiter ziehen lassen, sondern sogar mit Schub wieder zurückbringen lassen. In der Reisegesellschaft befand sich ein lustiger Musikus. Niembsch veranstaltete im Verein mit ihm für den Abend ein Konzert, wozu sie auch den Bürgermeister des Ortes einluden. Niembschens Violine ergriff den Dorfregenten dergestalt, daß er Niembsch gerührt mit den Worten die Hand reichte: Reisen Sie mit Gott! Niembsch zog, ein neuer Orpheus von dannen. Der Effekt seiner Geige, der größte, den er jemals damit hervorgebracht, freute ihn gar sehr und freut ihn noch heute.

2. Dezember 1840.

Heine müht sich sehr ab mit seiner Prosa. Er streicht und feilt ausnehmend lange daran. Durch sein Buch über Börne hat er sich ein untilgbares Denkmal der Arroganz, der niedrigen Gesinnung, der Schande gesetzt. Unter anderem bramarbasiert er da mit seiner Herausforderung Menzels, und doch wagte er diese nur, weil er gewiß wußte, daß Menzel sie nicht annehmen werde, und brachte, diesem Wissen zum Trotz, sechs qualvolle Monate der Todesangst zu, bis Menzels Weigerung nach Paris gelangt war. So erzählte der bekannte geistreiche und gebildete Russe Melgunoff, der ihn wohl kannte.

„Meine Tochter, die in Steiermark lebt“, — so erzählte Holtei in meiner Gegenwart — „schrieb mir folgenden guten, für ein Drama ganz brauchbaren Zug. Graf Dorset hat einen alten Diener, der von einem Onkel in Amerika vier Millionen

Theaters führt, keine Arbeit von Ihnen ferner über die Bretter gehen wird. Von Ihnen weiß er, daß Sie auf das Geld nicht anstehen, von Ihnen erwartet er mit Bestimmtheit eine bedeutende Gratifikation. Sein Stillschweigen selbst beweist das." — Obwohl selbst Löwe im Gespräche manchmal ein Wort entfallen war, das auf eine solche Empfänglichkeit des Direktors schließen ließ, so war ich doch durch diese unumwundene und mit tatsächlichen Beweisen ausgestattete Mitteilung verblüfft. Mehrere Tage ging ich mit mir und mit Niembsch über diese schmutzige Angelegenheit zu Rate. Ich konnte und wollte das entschiedene Abschneiden meiner kaum begonnenen theatralischen Laufbahn nicht riskieren. Andererseits widerstrebte das Überlassen des Honorars und Ausstellen einer lügenhaften Quittung ebensosehr meinem eigenen Schamgefühl als der Klugheit, für den Fall nämlich, daß bei dem Ganzen etwa doch eine Verleumdung mit unterlaufen wäre. Endlich kam ich mit Frankl selbst dahin überein, daß die Sache in Form eines Geschenkes abgemacht werden solle, dessen Wert augenscheinlich dem auf ungefähr 200 fl. veranschlagten Honorar gleichstehen müßte. Am Sonnabend den 25. verfügte ich mich in die Fabriksniederlage der Herren Mayerhofer & Klinkosch, kaufte, weil keine anderen vorrätig waren und ich die Sache ehemöglichst los sein wollte, eine Schatulle mit Silbergerät im Preise von 256 fl. K.-M., übersendete diese am Sonntag den 26. als ein kleines Merkmal meiner freudigen Dankbarkeit brieflich an Deinhardstein und erhielt von ihm die in meinen Briefen aufbewahrte Antwort, am nächsten Tage das Honorar von 40 Dukaten in Gold oder 186 fl. K.-M. und gestern aus seinen eigenen Händen das übliche Burgtheaterfreibillet, wobei er sich wiederholt bedankte, sehr gesprächig und mitteilsam war und seine Bereitwilligkeit, fernere Arbeiten von mir anzunehmen, mit unzweideutigen Worten an den Tag legte.

Guter Leser, der du dieses Blatt vielleicht erst, wenn mein Gebein längst modert, zur Hand bekommst, wie gefällt dir dieser Zug und die in ihm liegende Bezeichnung des Loses und der Stellung eines deutschen Theaterdichters? oder ist die Zeit, in welcher du lebst, vielleicht eine solche, welcher das Erzählte noch als ein Zeichen einer goldenen Zeit erschiene?

15. November 1839.

Es gehörte zu den besonderen Ergötzlichkeiten des Knaben Niembsch, Truthühnern mit eigener Hand den Kopf abzuschlagen. — Auch in den meisten Gassenjungenstreichen brachte er es zu einer Virtuosität, die ihm noch bis heute geblieben ist: so kommen ihm wohl wenige in der Geschicklichkeit gleich, auf einem Wasser sogenannte Jungfrau zu werfen. So erbietet er sich, aus seinem Bette auf den Plafond seines Zimmers hinaufzuspucken u. dgl.

3. Dezember 1839.

Niembsch: Es ist sehr gut, gar kein Journal zu lesen, wie ich jetzt tue. Die ganze Literatur ist ja doch nur Misere. Ich wollte, ich brauchte niemals wieder etwas herauszugeben.

Einer trat im Kaffeehause zu unserm Niembsch und eröffnete ihm, Lißt wünsche ihn kennen zu lernen, und er möge deshalb zu ihm, dem Mittelsmann zum Frühstücke kommen. Will Lißt mich kennen lernen, so komme er zu mir, sagte Niembsch.

12. Dezember 1839.

Niembsch: Meine Großeltern, sehr vermögliche Leute, gaben mir ein Taschengeld von sieben Gulden Papiergeld monatlich, das ich auf Torheiten aller Art vergeudete. So begegnete ich einmal Husaren, begann mit ihnen ungarisch zu reden und schenkte ihnen mein Taschengeld zum Vertrinken. Als ich in das Studium der

neuer Gedanken, und die alte Form reicht vollkommen aus. Ich wies ihn auf Beethoven hin, der eine völlig neue Musik geschaffen und dabei die hergebrachten Formen doch mit der gewissenhaftesten Pietät beibehalten hat. Damit schlug ich ihn aus dem Felde, daß er gar nichts erwidern konnte.

26. November 1843.

Heine ist voll angeborner Bosheit. Wüßte er jemand in Sibirien, dem er eine unangenehme Empfindung verursachen möchte, er würde sich keine Mühe verdrießen lassen, zu diesem Zwecke zu gelangen. In Paris lebte ein armer alter Geiger namens Sina kümmerlich von Unterrichtsstunden. Dieser Mann spielte einst in Beethovens Hausquartett, und der Meister hatte ihm eines Morgens eine dringende schriftliche Einladung geschickt mit den Worten: „Lieber Sina, kommen Sie doch ja heute abends! um des Himmels willen, kommen Sie!“ Diese Reliquie des großen Mannes ist des armen Sina Stolz und Trost. Täglich betrachtete er sie mit Rührung. Heine schrieb einen Aufsatz über ein Violinkonzert, welcher mit den Worten begann: Es gibt eine Leiter des Violinspiels, deren oberste Sprosse Paganini, die unterste Herr Sina einnimmt, welcher ein Autograph Beethovens besitzt usw. — Diese Kränkung brachte den alten Geiger beinahe ins Grab. „Aber was zum Henker hat Sie getrieben,“ sagte Dessauer zu Heine, „den alten Mann so zu kränken, der Ihnen niemals etwas zu leide getan hat?“ — „Was wollen Sie?“ entgegnete Heine, „er fiel mir eben ein. War er es nicht, so mußt' ich einen andern nennen.“

Ein steirischer Künstler

(Hermann Reichsfreiherr v. Königsbrunn).

Von Prof. **Hans Brandstetter.**

Er war ein eigenartiger Künstlertypus, ein Original! Das mag sich mancher gedacht haben, als den 16. Februar 1907 Professor Königsbrunn, der Nestor der steirischen Maler, in Graz seine Augen für immer geschlossen hatte.

In Radkersburg, dem Städtchen an der ungarischen Grenze, den 1. März 1823 geboren, machte er seine juridischen Studien an der Theresianischen Ritterakademie in Wien, trat dann in den Staatsdienst und war als Kanzlist in Bruck und Graz in Stellung. Seine künstlerische und freiheitliebende Veranlagung liefen jedoch der Bureaukratensphäre zuwieder — und so entschloß er sich schon im Jahre 1848, den Dienst zu verlassen, und sich ganz der Kunst zu widmen.

Er wanderte nach München und erhielt bei dem Bruder des berühmten Landschaftsmalers Karl Rottmann Unterricht im Zeichnen und Malen und machte die Bekanntschaft des Ritters von Fridau und des Professors Schmarda. Als die beiden Gelehrten ihre Forschungsreise nach Griechenland, Ägypten und der Insel Ceylon unternahmen und eines Zeichners bedurften, war es Hermann Reichsfreiherr v. Königsbrunn, der ihnen in die fremden Lande das Geleite gab. Hatte er da auch manche Studie anzufertigen, wobei mehr den naturhistorischen Anfor-

Taler erbte: ‚Was wirst du denn nun machen?' fragte der Graf. ‚Na, wenn mich Euer Gnaden nur behalten wollen,' sagte der Diener. ‚Sterb' ich, so sollen Euer Gnaden mein Erbe sein.'"

3. Dezember 1840.

Niembsch: Saphir ist von allzu arger Gemeinheit. Das Beste bleibt, was Sternberg über ihn sagte. Er nannte ihn die alte literarische Wanze.

19. Februar 1841.

Graf Auersperg gab das Manuskript der „Spaziergänge" einem nach Hamburg reisenden Kommis der Geroldschen Buchhandlung mit dem Auftrage mit, einen Verleger zu suchen, und diesem zu eröffnen, daß nach Maßgabe des Absatzes seinerzeit der Verfasser sich um das Honorar melden werde. Campe druckte eine starke Auflage, die reißend abging. Ohne spezielle Ermächtigung veranstaltete er nun eine zweite Auflage von 4000 Exemplaren. Jetzt meldete sich Auersperg um das Honorar und Campe übersendete ihm für beide Auflagen — 200 fl. Nun möchte Campe eine dritte Auflage veranstalten, Auersperg aber nichts mehr mit ihm zu schaffen haben. Da droht Campe brieflich, er wolle den Grafen Auersperg als Verfasser denunzieren, wenn er bei einem andern die dritte Auflage mache. — Und ist ein vorzugsweise liberaler Verleger, der Verleger Börnes!!

31. März 1841.

Immermann, Heine und Grabbe waren in Berlin zusammen. Die letzteren beiden rieben sich häufig aneinander. Grabbe behielt aber an Witz und Derbheit immer die Oberhand. Eines Abends hatte Grabbe Heinen besonders glücklich niedergekämpft, so daß dieser keinen andern Ausweg mehr fand als die Drohung, er werde sich mit der Feder rächen. Da packte der kräftige Grabbe das Männchen, drückte es an die Wand, hielt ihm ein blankes Messer vor die Augen und schrie: „Wenn du es wagst, je ein Wort des Schimpfes über mich drucken zu lassen, so komme ich dir nach, wo du auch seist, und fasse dich, wie ich dich jetzt habe, und schlachte dich ab wie ein Huhn!" — Das scheint sich der tapfere Heine gemerkt zu haben. Er wußte wohl, daß Grabbe der Mann war, eine solche Drohung wahr zu machen.

20. Jänner 1842.

Einmal sagte Niembsch: „Wieviel zufriedener und glücklicher war ich, als ich in Obskurität meine Verse machte, als jetzt, wo ich berühmt bin."

16. Februar 1842.

Niembsch: Ich sprach jüngst mit Auersperg über den König von Preußen, und wie unklug und unrecht es sei, daß man pasquillartige Gedichte gegen ihn loslasse, wodurch man ihm am Ende noch seinen guten Willen verleiden könne. Auersperg griff das auf und sagte, er wolle in diesem Sinne ein Gedicht machen. Aber ich will es ihm wieder ausreden. Es könnte ihm schaden. Man könnte von ihm sagen: seht, wie er es nun mit den Königen hält!

28. Oktober 1842.

Auersperg und du, sagte Niembsch zu mir, ihr seid die glücklichsten Dichter in Deutschland. Einen konkreten Buben, wie Artur ist, muß man haben. Alles andere ist nur glänzendes Elend.

11. November 1842.

Niembsch: Wir müssen eine neue Form erfinden, rief Dingelstedt gestern mit Emphase. Die alte taugt nicht mehr, sie ist verbraucht. Für alle Gattungen der Poesie bedarf es einer neuen Form. — Ich aber sagte ihm: es bedarf nur

gewaltige Szenerie mit Felskolossen, Wasserfällen, verschlungenen Gewächsen und ineinandergreifenden Baumriesen, wie sie Gottes Allmacht geschaffen, in großen Zügen künstlerisch und stimmungsvoll wiedergegeben. Herrn Baron Kellersperg ist zum Besitze dieses Meisterwerkes jedenfalls zu gratulieren. Ein ebenso hervorragendes Bildnis von der Hand unseres Künstlers ist auch der „Palmenwald“, das die Familie Koch in Graz ihr eigen nennt. Von den großen Ölbildern ist das in des Künstlers Nachlaß befindliche, „Der heilige Baum“, hervorzuheben und meines Erachtens wäre es eine Pflicht der maßgebenden Landesvertreter, dieses charakteristische Gemälde für die Landesbildergalerie zu erwerben, um den seltsamen Meister in der „steirischen Abteilung“ würdig vertreten zu finden.

Seine erste Frau hatte Königsbrunn nach kurzer glücklicher Ehe verloren und als Trost ist ihm eine gute edle Tochter geblieben. Den zweiten Ehebund schloß er im Jahre 1871 mit Fräulein Mathilde Schlegel, in der er eine liebevolle herzensgute Lebensgefährtin gefunden hatte. Und seine drei aus dieser Ehe entsprossenen talentvollen braven Kinder, die nebenbei bemerkt, auch sehr musikalisch gebildet sind, verschönten dem fürsorglichen Vater auch seinen Lebensabend.

Im Jahre 1877—78, als meine ersten selbständigen Holzschnitzereien in einer Grazer Kunstausstellung deponiert waren, in den Blättern günstig besprochen wurden und auch sofort Käufer fanden, hatte mich Reichsfreiherr v. Königsbrunn, wohl der erste von den heimischen Künstlern, zu sich beschieden und den persönlichen Verkehr angebahnt. Er zeigte mir die Kunstschätze in seinem traulichen Heim und machte mich da mit seinen Werken und ebenso mit denen seines Lieblingskünstlers Albrecht Dürer bekannt, wovon mich die Darstellungen des „Marienlebens“ ungemein ansprachen. Allwöchentlich einen Abend durfte ich dann in seinem Familienkreise verbringen, worauf ich damals nicht wenig stolz war. Seine Wohnräume in der Wickenburggasse 5 zierten alte Renaissanceschränke, -Kästchen und -Geräte, und selbst die neueren Bilder prangten in alten Rahmen; man fühlte sich förmlich in ein Patrizierheim versetzt. „Alle diese Stücke“, pflegte Königsbrunn mit dem gewissen Sammlerstolz zu sagen, „sind nicht etwa ererbt, sondern ich habe sie zumeist auf Dachböden und Trödelmärkten in höchst verwahrlostem Zustande aufgestöbert, um ein billiges Geld erworben und nach meinen Angaben ergänzen und restaurieren lassen. Damals freute mich das Sammeln und jetzt freut mich der Besitz!“

Außer den vornehm ausgestatteten Räumen, die überall den geläuterten Geschmack des Künstlers verrieten, gab es auch eine einfach und gemütlich eingerichtete Stube, wo nach dem Abendbrot groß und klein versammelt war. Im Lehnstuhl saß der Familienvater, strich bisweilen

derungen entsprochen werden mußte, so fand er doch, besonders in der herrlichen Tropenwelt, Gelegenheit, auch malerische Pflanzen-, Palmen- und Urwaldgruppen, mit dem Stifte künstlerisch festzuhalten, sich die Formen einzuprägen und dadurch seinem ferneren Kunstschaffen Richtung und Charakter zu geben. Mit einer reichen Ausbeute (die „Skizzen- und Studienmappen aus Ceylon“ bilden eine Sehenswürdigkeit, die ihresgleichen sucht) kehrte der Künstler in die Heimat zurück. Einige Jahre hielt er sich dann noch in Düsseldorf auf und 1858 übersiedelte er ganz nach Graz.

Seine Eltern hatte er schon früh verloren. Sich jedoch des verwaisten Neffen anzunehmen, fühlte sich ein Onkel berufen. Dieser war ein höherer Offizier voll aristokratischer Allüren, der auf Tradition und Form hielt und zu befehlen gewohnt war. Daß nun der Neffe Hermann seine eigenen Wege ging, das Untertänige und Aalglatte haßte und sich mehr zum Urwüchsig-Naiven und Gerad-Einfachen hingezogen fühlte, wollte dem hochtrabenden Onkel nicht gefallen; und schon gar, als der junge Edelmann seinem Herzensdrang folgte und sich mit dem Töchterchen eines Schuhmachers vermählte, hatte er sich's bei seinem Onkel und auch bei seinem Freunde Fridau gründlich verscherzt.

Königsbrunn unternahm dann noch eine Studienreise nach Rom und wurde 1868 als Professor für das Landschaftsfach an der landschaftlichen Zeichenakademie in Graz angestellt. Diese Landschaftsschule war nachgerade in die Mode gekommen und fand regen Besuch. Königsbrunn war aber auch ein gewissenhafter, trefflicher und beliebter Lehrer, ein selbstbewußter Künstler, ein Mensch voll Entschiedenheit und der trotzdem das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Und viele aus seiner Schule hervorgegangene Künstler und Künstlerinnen, wie Alfred Zoff, Marie Egner, Ernestine von Kirchsberg rc. rc. machen dem Meister alle Ehre.

Er schuf eine große Anzahl gelungene Ölbilder, Aquarelle und Pastelle; jedoch eine noch größere Meisterschaft und künstlerische Persönlichkeit bekunden seine Kohlenzeichnungen, denen auch noch Alexander von Humboldt ehrenvolle Anerkennung zollte. Als Prachtstücke wären hervorzuheben: Die Zypressen des Michelangelo in der Certosa zu Rom, Pinienhain bei Kastell Fusano, Kokoswald von Abbema, Das Tal von Gillimale, Indischer Tempelhof u. a. Mehrere tropische Vegetationsbilder, nach Königsbrunns Zeichnungen von Kuwasseg in Aquarell ausgeführt, befinden sich im Wiener botanischen Museum. Eine größere Ansicht von Korfu ist im Besitze des Kaisers, das Bild: Ostküste von Ceylon hat ein Kunstfreund in Paris erworben. Werke dieses Künstlers besitzen die Familien Prokesch-Osten, Schärffenberg, Beck, Hofmann, Koch u. a.

Zu dem Herrlichsten, was Königsbrunn an Kohlenzeichnungen geschaffen hat, zählt wohl der „Urwald auf Ceylon“. Es ist da eine

ein Studieren und Proben, bis alles klappte. Gar köstlich unterhielt sich bei der Aufführung unser Altmeister unter der zuschauenden Landbevölkernng, die schier verwundert tat, daß die Städter die Bauern so gut darzustellen vermochten.

Als Königsbrunn seinen 70. Geburtstag feierte, sah er noch stramm und wohlerhalten aus, und da wurde sein Porträtrelief vom Schreiber dieser Zeilen modelliert, das ihm die dankbaren Schüler und Schülerinnen, in Bronze gegossen, als Geburtstagsgabe übermittelt haben. Auch Frau Anna Pirnbacher malte ein gutes Porträt und so sind die energischen Gesichtszüge dieses Künstlers in zweifacher Art festgehalten worden.

Königsbrunn war als Künstler und als Mensch ein Charakter voll Eigenart und seltener Eigenschaften und er gehört gewiß zu denen, die es verdienen, im Ehrenbuche der deutschen Steirer eingetragen zu werden.

Häuslichkeit im Bauerntum.

Kulturbild aus deutschem Norden von **H. l'Houet.**

Wer weiß, ob nicht bei allem Bauerntum mit zu seiner stärksten Eigenart und vor allem auch mit zu seiner glücklichsten Eigenart gehört seine Häuslichkeit.*)

Wenn es feststeht, daß das Haus neben Religion, neben Ehe, neben Recht seit Ewigkeiten eines der Fundamente der menschlichen Gesellschaft gebildet hat, wenn es immer von neuem sich zeigt, daß alle Angriffe gegen solche Fundamentalfaktoren immer nur Revolutionen von gestern waren, die morgen, wenn ihre Führer tot sind, wieder in sich zusammensanken, dann kann man nicht umhin, gerade an dieser Stelle immer von neuem seine Aufmerksamkeit auf das Bauerntum zu richten. Es ist wunderbar, wie ungleich fester die Idee des Hauses bei ihm begründet und verankert ist, wie bei aller städtischen Kultur.

Schon im höchsten Maße rein äußerlich ist das der Fall, indem kein Stand so viel zu Hause ist, wie der Bauer! Wie außerhäusig ist unser Bürgertum! Aller Beruf, alle Geselligkeit, jeder Abendschoppen hält es vom Hause fern. Seine gesamte Familienfestlichkeit, seine gesamten Anregungen, an denen man sich bildet und verbildet, liegen außerhalb des Hauses. Das Haus ist Eß- und Schlafstätte und nur selten Arbeitstätte! Unser Bürgertum ist außerhäusig, aber unser vierter Stand, im übrigen ungefähr nach gleichen Grundsätzen konstruiert,

*) Vgl. l'Houet, Zur Psychologie des Bauerntums. 1905. Tübingen, Moser.

seinen langen Vollbart und paffte aus seiner langberohrten Pfeife. Er war immer gesprächig und gewöhnlich gut gelaunt, erzählte gern von seinen interessanten Reisen, von der Elefantenjagd auf Ceylon und den sonstigen Abenteuern. Auch das Geschichtchen gab er zum besten, wie er dort im Urwaldgehege mit seiner Flinte nach einem bewegten Gegenstande zielte und, nachdem der Schuß gefallen, ein kleiner Affe herangekrochen kam, an die blutende Brustwunde griff und das blutige Händchen vorwurfsvoll seinem Beschädiger aufzeigte. „Diese rührende Szene ging mir so nahe", meinte Königsbrunn, „daß ich nie wieder nach einem lebenden Wesen geschossen habe!"

Bei Erörterungen von Fragen auf dem Gebiete der Kunst oder auf dem Gebiete der Politik konnte er sehr heftig werden — und da war es nicht ratsam, anderer Meinung zu sein. Er war ein grundgescheiter und gut unterrichteter Recke, hatte gesunde philosophische Ansichten und hielt es mit der einfachen ungekünstelten Lebensweise. „Bedürfnislosigkeit ist die Grundlage der Freiheit", sagte er einmal zu mir. Daß ich ihn als Künstler und Mensch hoch schätzte, beweist mein Stammbuch, das er schon 1883 zum Eintragen eingehändigt erhielt und das erst Rosegger, Hamerling und Leitner beschrieben hatten. Er widmete die Zeilen:

„Im Worte wahr,
Im Handeln klar,
Im Geiste frei,
Im Herzen treu,
Des echten Mannes Wahlspruch sei!"

Zufällig war ich einmal bei Königsbrunn auf Besuch, als es klopfte und ein schlank und hochgewachsener Herr mit geistvoll-edlen Gesichtszügen und graumeliertem Bart zur Türe hereintrat. Der Hausherr eilte ihm entgegen und nach der äußerst herzlichen Begrüßung wurde mir der Fremde als „Professor Ernst Haeckel" vorgestellt. Ich erinnere mich noch gut, daß es hochinteressante Gegenstände waren, die die beiden Männer aufgerollt und erörtert hatten und daß ich wohl zuhören — aber nicht mitreden konnte. Der berühmte Gelehrte hatte dann mit Königsbrunn den Dichterphilosophen Bartholomäus Carneri besucht und auf dessen Landsitz bei Marburg einige Wochen verbracht.

Eine Reihe von Sommerferien hielt sich Königsbrunn mit Kind und Kegel und einer Anzahl von Schülern und Schülerinnen in Wildbach bei Deutschlandsberg auf. Es mußte tagsüber fleißig im Freien nach der Natur gezeichnet und gemalt werden (da schuf der Meister eben seinen Zyklus der prächtigen Wildbach-Landschaften), abends waren die Zusammenkünfte im geräumigen Schloß. Auch ich war einmal dabei. Es wurde eben das bekannte Morresche Volksstück „s Nullerl" aufgeführt, wobei die ganze Sommerfrischlerschar beschäftigt war; da gab es

Wie hochinteressant, wie umfangreich ist dasselbe. Wie engbegrenzt, wie langweilig ist dagegen das städtische Haus der Hochkultur. Jenes würde auf Jahre hinaus nicht zum Gefängnis werden. Dieses wird es, sobald der Mensch einmal darauf beschränkt wird, nach acht Tagen!

Indes bei aller Bedeutung, die an dieser Stelle übrigens wenigstens unser Großgrundbesitz einigermaßen mit dem Bauerntum teilt, kommt doch als triftiger Punkt hier in Betracht diejenige Erweiterung des Bauernhauses, die dasselbe dadurch erfährt, daß bei ihm die Generationen nicht derartig getrennt werden, wie bei uns; um es einfacher zu sagen, dadurch, daß bei ihm in der Regel drei Generationen, zuweilen auch vier, im Hause miteinander zusammen wohnen, bei uns deren nur zwei und in wie vielen Fällen nur eine. Das schafft auf andere Weise, wahrscheinlich mit noch viel stärkerem Erfolge, wieder Häuslichkeit.

Man weiß, wie schwer es aller Hochkultur schon immer fällt, mit ihren Kindern zusammenzuleben. Madame besucht Bébé im Monceau-Park. Dieses Leitmotiv klingt in allen Kulturländern wieder. Der Mut zu den Kindern geht verloren. Sie machen die Frau krank oder häßlich, sie bringen Umstände, sie werden ungezogen, sie kosten Geld, und alles das kann der weiche Vater und die nervöse Mutter nicht mehr ertragen. Sie haben Last genug, sich selbst einander zu ertragen. Sie lebten, wenn das ginge, am liebsten immer jeder für sich allein. Also trennen sie sich wenigstens da, wo es geht. Die Großeltern trennen sich von den Eltern, die Eltern sich von den Großeltern. Die einen entarten hier, die anderen entarten da; um der Bequemlichkeit willen übersieht man das. Jedenfalls aber, das Haus enthält nur zwei Generationen und beim Bauerntum drei.

Jeder weiß ja nun freilich, daß dieses auch bei ihm nicht überall glatt geht. Gar wenn die Leute in einer Gegend alt werden, mit 80 Jahren erst zu sterben pflegen, statt mit 60, wenn aus den drei vier Generationen werden, daß der Hof Großeltern und Urgroßeltern als Altenteiler auf sich hat. Dann ist die Sache gewiß nicht leicht, und zieht bald einmal ein böser Gedanke durch die Seele des Bauern. Aber jedenfalls, derselbe hat keine Folgen. Man bleibt zum Schlusse auch bei vier Generationen zusammen und gar bei dreien bleibt man es immer.

Weshalb kann das der Bauer, weshalb bringt man an dieser Stelle wieder einmal etwas fertig, was man der Stadtkultur ja nicht bieten würde? Weshalb ist der ganze häusliche Vertrag an dieser Stelle wie an allen bei ihm so viel besser, wie bei feiner Kultur? Es dürfte zwei Gründe haben, die ziemlich auf der Hand liegen.

Einmal die bereits genannte größere Natur, Natürlichkeit und Gesundheit alles Bauerntums: Die Kapitel Gesundheit

ist es noch mehr. Was für ein noch schmalerer, noch schlimmer verkrüppelter Rest von Haus steht neben Fabrik, Kneipe und Biergarten dem noch zur Verfügung! Ein Haus, das jeden Morgen womöglich alle verlassen, das Tag für Tag vom Morgen bis zum Abend leer, ausgestorben daliegt! In andere Kreise wieder drängt sich die Doppelhäusigkeit ein, das geteilte Leben in einer Stadt- und in einer Landwohnung. Gar von dem nervösen Wohnungs- und Aufenthaltswechsel nicht zu reden, dessen die Kultur als eines fortwährenden Reizmittels immer von neuem bedarf, ja, durch den man womöglich die Vollendung des Menschen zu erreichen glaubt! Es heißt, der Mensch lernt so Alles kennen. Er lernt in Wahrheit nichts damit kennen! Es ist oft genug darauf hingewiesen, daß man sich mit alledem in einem neuen Nomadentum befindet. Aber man macht es sich nicht immer klar, daß man damit von dem alten, ursprünglichen Nomadentum nur seine Schattenseiten herübergenommen hat.

Wie häuslich, wie so fest am Hause haftend steht in all diesen Dingen das Bauerntum vor uns! Der Bauer hat seine gesamten Interessen im oder beim Hause, er arbeitet vom Morgen bis Abend in seiner Nähe, und wenn die Betglocke zum Feierabend läutet, wartet er eben dabei und eben darin die kurze Abendzeit noch ab, bis zu der frühen Schlafensstunde, die die Voraussetzung der frühen Morgenstunde wieder ist. Das Wirtshaus ist nur beim Säufer auch ein Teil des Tages!

Und ebenso ist es mit aller Außerhäusigkeit im Verkehr. Wie selten besucht man sich im Bauerntum! Wie selten zu anderer Zeit als am Sonntag nachmittag! Wie selten hat man selbst Besuch bei sich! Der Großgrundbesitz ladet sich den ganzen Sommer über das Haus voll mit Stadtbesuch, dem der Winter da draußen zu kalt ist, und der Sommer so eben erträglich. Der Bauer hat, wie bekannt, derartiges nicht. Wenn Heuzeit ist, ist niemand anderer im Hause zu gebrauchen. Wenn Roggenzeit ist oder Kartoffelzeit, ist für niemand andern Platz. *Daß die Familie auf dem Hofe sich selbst lebt, auf dem Hofe unter sich ist, ist eine höhere Tugend, wie Gastlichkeit.* Das aber schafft *Hausständigkeit, Häuslichkeit.* Das Haus bleibt immer beisammen. Das Haus bleibt immer zu Hause. Man verwächst unter sich.

Und zu diesem ersten, dem einfach vielen Zuhausebleiben kommt, vielleicht noch wichtiger, als zweites hinzu, was das Bauerntum auch wieder unseren Ständen voraus hat, *daß sein Haus überhaupt umfangreicher und damit gewichtiger ist als unseres.*

Man denkt dabei in erster Linie wieder daran, wovon wir sprachen, daß alles zum Berufe gehörige im Bauerntum beim Hause liegt, in der Weltkultur abseits davon. Jeder Baum beim Hause ist selbstgepflanzt, jede Saat selbstgesäet, jedes Stück Vieh erweitert das Haus.

falls, mit Worten gibt er dem in keiner Weise Ausdruck, dazu besitzt jeder Teil zuviel richtigen Instinkt; und aller Zank, wie man so überrichtig bemerkt hat, kommt doch immer nur von Worten her. Nicht ein Ton fällt über die Mißstimmung. Kein Gedanke von ein ‚Sichaussprechen' oder dergleichen.

Die Jugend lernt mit dem Alter und das Alter lernt mit der Jugend umgehen. Man kann alles dahin zusammenfassen: der gegenseitige, häusliche Verkehr im Bauerntum ist eine gegenseitige häusliche Schule!

Man hat die Empfindung, daß keiner unserer Stände so sorgsam ist im Verkehr, wie das Bauerntum. Wo wir so oft zwischen einer falschen Kordialität und einer falschen Reserve hin- und herschwanken und zum Schlusse beidemale vorbeitreffen, da bemüht sich der Bauer um das Richtige und trifft es. Wie manchmal setzt er einem über den oder jenen Fall auseinander: „Dat möt'n nich vor Gewalt trakteren!" wo wir töppisch darauf losgehen (Solchem Übelstande soll doch baldigst abgeholfen werden!) und uns der Niederlage dann durch Versetzung entziehen! Solche Schulung dankt er seinem Hause, dem Umgange zwischen alt und jung dort, der bleiben muß, den man nie durch eine letzte Auskunft abbrechen kann: „Ich ziehe mich zurück! Ich ziehe fort von hier! Ich lasse mich versetzen!" Das bildet! Es bildet viel mehr wie alle ähnlichen Verhältnisse bei uns, die man jede Stunde abschneiden, denen man sich jede Stunde entziehen kann: Es ist die eigentliche hohe Schule des Hauses.

Was ist es im einzelnen, daß in dieser beiderseitigen Schule gelehrt und gelernt wird? Es ist nicht allzu schwer zu sagen: Die Mittelgeneration lernt von dem Alter Sparsamkeit, Fleiß, Frömmigkeit gegen dasselbe. Sie lernt Geduld von dem Alter. Der Bauer ist viel geduldiger wie der Stadtmensch, auch aus vielen anderen Gründen, aber sehr viel mit auch, weil er von den Alten die Geduld täglich und stündlich vor Augen sieht. Und der Stadtmensch ist ungeduldiger, auch aus vielen anderen Gründen, aber sehr viel auch deshalb, weil er dieselbe nicht so in seinem Hause täglich und stündlich vor Augen sieht.

Die Mittelgeneration lernt auch vor allem täglich an ihr Ende denken, auch wieder, weil sie ein solches zu Ende gehendes Alter täglich vor Augen sieht. Sie lernt, wenn man es zusammenfaßt, unendlich viel durch Hören und Sehen! Sie wird sehr oft klug ohne Schaden. Man kann sagen: Alle Erfahrung geht beim Bauerntum ungleich rastloser wie bei aller andern Kultur von einer Generation über auf die andere.

Und fragt man weiter die umgekehrte Frage: Was lernt das Alter von der Jugend? Oder um es vielleicht treffender auszudrücken:

und Maßhalten kommen in Frage.*) Den Vater des Hauses plagt kein Ehrgeiz, kein Strebertum, kein Wunsch, sich hervorzutun. Die Mutter plagt keine Gefallsucht, keine Klatschsucht, kein Sensationsbedürfnis. Sie liest nicht täglich ein Stück Zeitungsroman in sich hinein, weil sie überhaupt keine Zeitung liest. Die Tochter denkt nicht den ganzen Tag ans Heiraten und der Sohn nicht an sein ganzes außerhäusiges Leben, welches allein ihn zum Manne machen möchte. Er fährt nicht mit tausend Masten hinaus auf die See. Er will nicht mehr werden, wie der Vater! Wir wollen nicht übertreiben. Auch im Bauerntum ist jeder Sünder. Auch dort will jeder für sich natürlich einen guten Platz haben. Aber es bleibt dabei, man ist zufrieden mit einem gesunden Mittelmaß. Die ganze Selbstsucht ist mehr natürlich, mehr naturgemäß. Die Menschen sind maßvoller, zielvoller, nicht ins Maßlose und Ziellose jagend. Das macht sie natürlicher, macht den Umgang mit ihnen natürlicher, leicht. Die größere Naturgemäßheit ist der eine Grund des besseren Vertrages im Bauernhause.

Der andere aber dürfte einfach die Übung jedes einzelnen in dieser Kunst sein. Es ist bekannt, unsere Hochkultur kommt leicht, wenn etwa zwei Ehegatten miteinander sich nicht verständigen können, auf den Ausweg: etwas Trennung bessere das Verhältnis! Oder ein Mann ist die ganze Woche über auswärts an seinen Beruf gebunden, so daß er nur den Sonntag über daheim sein kann. Die Sonntagslaune hilft über allerlei hinweg und man hält ein solches Verhältnis vielleicht für ein besonders günstiges. Das Bauerntum lebt nicht nach solchem Grundsatz, ein intermittierender Verkehr mache denselben am innigsten. Es wird Meister durch die Übung. Alle Teile seines Hauses sind immer miteinander zusammen. Alle leben sich immer von neuem ineinander ein. Jeder einzelne lernt immer mehr, mit jedem anderen den richtigen Ton zu treffen, wird immer geschickter darin eben durch tausendfache Übung. Vor allem, es stellt sich eine Übung, eine Fertigkeit da ein, wo nicht befohlen werden kann und nicht gehorcht werden muß, wo ohne jedes Gewaltmittel gearbeitet wird, im Verkehr zwischen den erwachsenen Generationen. Bei uns entschuldigt sich die alte Hofrätin bei ihren Wohnungsnachbarn, sie müsse mit ihrer achtzigjährigen Mutter stets so laut reden, um deren Schwerhörigkeit willen, von der die Nachbarn nichts wissen! Es ist einfach fortwährender Zank zwischen ihnen! Es ist aber bekannt, wie viel solcher Zank, wie viel Szenen bei uns das Familienleben durchziehen. Derartiges fehlt im Bauerntum. Ein Alter ist durchaus uneinverstanden mit der Schwiegertochter, die ihm der Sohn ins Haus gebracht hat. Aber jeden-

*) L'Houet, a. a. O. S. 7, S. 113.

ein Freyherr von Gabelkoven war. Vom sechzehnten bis in die Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hausten hier die Gabelkover, von denen dieses Gut, ebenfalls durch die Heyrath einer Wittwe, an meinen Vater gelangte. Durch mich und meine Nachfolger erhielt die alte Ritterburg in ihrem Inneren eine gemächliche Verwandlung, aber sie verlor zugleich jene düstere Ehrwürdigkeit, derer ich mich noch mit einem heiligen Grauen aus den Tagen meiner Kindheit erinnere.

Ich will Sie nicht mit Erzählungen von Geistern und ihren Erlösungen belästigen. Wir hatten ein großes dunkles Zimmer, wo auf einem ungeheuern Ofen das ganze Leiden unsers Erlösers in erhabener Arbeit und frischen Farben künstlich dargestellt war. Die kleinen Fenster mit den linsenartigen Scheiben, durch welche das Licht nur schwach durchdringen konnte, die schwarzen Kästen, das bräunliche Getäfel an der Decke des Zimmers, und die Menge Rittergemählde umher in ihren schwarzen Gewändern machten einen so schauerlichen Eindruck, daß sich, wenn der Abend kam, kein weibliches Wesen dieses Zimmer allein zu betreten getraute. Hier war es, wo ich als Knabe und Jüngling gern verweilte, weil sich schon damals meine Phantasie so oft mit der Geschichte der Vorzeit beschäftigte. Besonders gefiel mir eine schöne Rittersfrau mit blauen Augen und blonden Haaren, die, in Lebensgröße dastehend, mich so freundlich anlächelte; aber ich bedauerte sie zugleich recht herzlich, daß ihr das Schicksal keinen schöneren Gatten gab; denn der hochfürstlich salzburgische Hofkriegsrath, Ritter Rarwolf hatte ein zu rotes Silenengesicht, und die Kupfernase stach noch mehr hervor aus dem schwarzen Gewande und den vielen goldenen Ketten. Vor diesem Ritter fürchteten sich alle Mägde des Schlosses. Oft schlich ich mich auch hinauf unter das Dach zu jenem Thurme, wo sich die Reliquien der Vorzeit befanden. Vorzüglich bewunderte ich dort einen prächtigen, sammtenen Turniersattel, der in seiner Art ein wahres Meisterstück der Kunst war; auch versuchte ich oft meine Kraft an den alten Waffen und beklagte es recht herzlich, nicht wenigstens zweyhundert Jahre früher zur Welt gekommen zu seyn. So träumt sich der Mensch die Vorzeit und die Zukunft immer besser als die Gegenwart, und in diesem unglücklichen Wahne verachtet er, was sich ihm gegenwärtig darbietet, und sein Leben schwindet nur allzu oft in eitlen Hoffnungen genußlos dahin.

Bevor wir meinen Geburtsort verlassen, bitte ich Sie, mit mir noch einen kleinen Spaziergang nach jenem engen Thale zu machen, aus dem dieser Bach hier hervorrieselt. Unansehnlich ist die Quelle da, die mich schon als Kind so oft in Schlummer lullte, und doch so wohlthätig, besonders für die Besitzer dieses Schlosses und seiner Umgebungen. Alle Wiesen, die sie bewässert, sind ausserordentlich fruchtbar, und haben daher einen besonderen Werth. Die Sägemühle hier, die von ihr getrieben

Welches ist die Rückwirkung der Jugend auf das Alter? Es ist ebenso nicht wenig!

Über die allgemeine Erziehung der Eltern durch die Kinder hinaus gibt es noch eine Menge von freundlichen, liebenswürdigen Einflüssen der Jugend auf das Alter, die das Bauernhaus besitzt und die unserem Hause fehlen. Die Jüngsten, die Enkel, welche unser Alter entbehrt, wenn sie dort ihre kleinen Stühlchen an die Sitze der Großeltern heranrücken, machen deren Tage wieder freundlich und sonnig, und die Mittelgeneration, die auf der Höhe des Lebens steht, bewahrt es vor Fehlern und Irrtümern, von denen das Alter sich bloß selbst frei glaubt. Das Alter ist reicher an Überlegen und Erfahrungen, aber die Schlagfertigkeit, das augenblickliche Sichzusammenfassen ist ihm abhanden gekommen. Damit hilft im Geben und Nehmen ihm die Jugend aus.

Ein Vater hat den Hof noch, er will sich nicht eher ausziehen, bis er sich schlafen legt. Aber der Sohn hat bereits die Vollmacht, den Vater bei allen Unterschriften zu vertreten. Der Sohn redet dem Alten seine Prozesse aus und ermutigt ihn zur Arbeit, und die gefährlichen Jahre eines unfähig gewordenen Regenten werden überwunden, ohne daß er Schaden anrichtet und ohne daß seiner Ehre zu nahe getreten wird! Oder wie oft trifft man einen Knecht, dem der Pfarrer in der Religionsstunde wenig Schönes vorausgesagt hat. Und der Bauer kommt mit dem Knechte gut aus! Wie kommt zuweilen dort auch eine schlimme Schwiegermutter vor, die den ganzen Tag knört und tadelt, aber die jungen Leute kommen ruhig und ohne Streit mit ihr aus, sich einen Ruhmeskranz flechtend für ihr ganzes Leben. Wie oft kommt es vor, daß gerade alle Bauernrekruten ihre Soldatenlaufbahn beschließen als Offiziersburschen und Ordonnanzen.

Und dann — was anderswo nicht häufig vorkommt, wie oft sind kranke Alte tatsächlich besser bei ihren Kindern aufgehoben, wie in irgendeinem Krankenhause. Es wäre ja selbstverständlich. (Schluß folgt.)

Das Mürzthal.

Eine Wallfahrt nach der Heimat, in Briefen beschrieben von **J. v. Kalchberg.**

(Schluß.)

8.

Den 8. May 1813.

Ich war gestern zu bewegt, in meiner Erzählung fortfahren zu können. Mein Geburtsort Pichl ist das Stammschloß der Freyherren von Pichl, welches Geschlecht noch bestehet. Ein Franz von Pichl vermachte es seiner Gattinn, einer Gebornen von Leuzendorf, deren zweyter Gatte

Herzen, als er auf unsere Worte horchet. Auf dem Wege, den wir hier wandeln, gehen alljährlich mehrere hundert Wahlfahrter vor dem Schlosse Pichl vorbey, durch die Veitsch über die Alpen nach Maria Zell; besonders wählen viele Ungarn diesen Weg. Auch ich machte einst diese Wallfahrt, wurde auf der Alpe von einem Donnerwetter überfallen, welches sich aber bald in die Tiefe senkte, und mir das prächtige Schauspiel gewährte. den Donner unter mir rollen zu hören, und die meisten Blitze gegen den Himmel aufwärts fahren zu sehen.

Wir haben jetzt die Landstraße wieder erreicht, und wandeln dem ansehnlichen Flecken Krieglach zu, wo sich die vorletzte Poststation der Steyermark gegen Oesterreich zu, befindet. Hier war einst der Wohnsitz meiner Väter; auch hier erinnern mich so viele Gegenstände an die Begebenheiten meiner Jugend. Auf diesem Platze vor dem Posthause hob mich meine Mutter als kleinen Knaben empor, um der in ihrem Reisewagen sitzenden guten Landesmutter Maria Theresia die Hand zu küssen. Ach das Bild dieser wahren Wohlthäterin ihrer Unterthanen hat sich so tief in meine Seele gedrückt, daß ich es bis zu meinem Tode behalten werde! . . . Verzeihen Sie, Freund, daß ich Sie jetzt auf den Kirchhof führe. In dieser Nische an der äußern Kirchenmauer sagt Ihnen die Inschrift, daß hier der Ruheplatz meines Vaters und mütterlichen Großvaters sey. — Friede euerer Asche, edle Greise! Deutscher Biedersinn war die schönste Zierde eures Characters. Ruhet sanft, ihr heiligen Reste meiner Väter! Bald werde auch ich sie finden diese Ruhe. Ich scheide von euch mit dem tröstlichen Gedanken, daß es über jenen flimmernden Sternen eine bessere Welt — daß es dort ein Wiedersehen geben müsse.

Jenes kleine Schloß auf der Anhöhe, jenseits der Mürz, ist der Wohnsitz eines braven Mannes, der sich Seßler nennt. Obgleich nicht zu diesem Fache erzogen, wußte sein Genie die Verarbeitung des vaterländischen Eisens zu allerley nützlichen Werkzeugen und neuen Handlungsgegenständen auf einen Grad von Vollkommenheit zu bringen, der ihn zu einem verdienstvollen Bürger des Staates macht. Auch hat er durch seine warme Theilnahme für unsere vaterländische Bildungsanstalt, das Joanneum, einen edlen Patriotismus bewiesen.

Das moderne Landhaus dort jenseits der Mürz, im Hintergrunde der schattigen Haine, die bis zu uns her an die Landstraße reichen, ist das Gut Feistritz, welches von einem Herrn von Reichenberg, der auch dort den Eisenhammer erbaute, diese verjüngte Gestalt erhielt. Es giebt mehrere Schlösser und Orte in der Steyermark, welche Feistritz heißen; auch gab es einst ein ansehnliches Edelgeschlecht dieses Nahmens, von dem vielleicht jene Orte ihre Benennung erhielten.

Sehen Sie hier; neben diesem an der Straße stehenden Eisenhammer, eine große Wiese, in deren Mitte eine alte Linde majestätisch

wird, gewährte mir einst einen reichlichen Ertrag. Sogar der niedrige Steg hier, der über einen Theil des Baches zur Sägemühle führt, hat für meine Jugenderinnerungen ein gemüthliches Interesse. Ich hatte als Knabe in der Höhlung eines Pfeilers der Sägemühle ein Rothschwänzchennest gefunden. Täglich besuchte ich meine lieben Vögelchen, und verbarg meinen wichtigen Schatz Jedermann, besonders aber meinem jüngeren Bruder, der mir gerne alles nahm, was ich hatte, und wo es denn immer hieß, ich müßte klüger seyn und nachgeben. Mein Bruder bemerkte meine öfteren Besuche auf der Sägemühle, schlich mir nach, fiel über diesen Steg, und, obschon er kaum benetzt wurde, mußte ich es doch schwer entgelten. Als ich mich wieder zu meinem Schatze wagte — war er schon ausgeflogen. Lassen Sie uns durch das Erlengebüsch, längst dem Ufer dieses Baches fortwandeln, seine vielen Abfälle, wo die Wasserleitungen angebracht sind, beschauen, bis wir die Veitsch erreichen, welcher Ort ihm seinen Nahmen giebt. — Hier sehen Sie einen, der gräflichen Familie Schärfenberg gehörigen Hochofen, worin das Erz geschmolzen wird, welches der Menschenfleiß aus einem Berge des tieferen Hintergrundes dieses Thales hervorbringt. Dieses Bergwerk ward erst in den Tagen meiner Jugend gefunden in der denkwürdigen Epoche, als der unvergeßliche Joseph der Zweyte die Industrie seiner Unterthanen so wohlthätig zu erwecken wußte. Die Pfarr und Herrschaft allhier, welche von ihrem Schutzpatron, dem heiligen Veit, den Nahmen Veitsch erhielt, gehört seit Jahrhunderten zu dem Benedictinerstifte St. Lambrecht. Die Bewohner dieses einsamen Erdenwinkels unterschieden sich durch manche Eigenheiten von den übrigen Mürzthalern. Man möchte fast glauben, daß ein anderer Volksstamm der Deutschen sich einst dort angesiedelt habe. An Accent und Ausdrücken hat ihre Sprache einige Verschiedenheit, so wie auch an der Kleidung sie auffallend abweichen. Die Erzeugung der Kohlen ist ihr vorzüglichster Erwerb, aber äusserst beschwerlich und mühsam ihr Feldbau. Die faltigen Strümpfe verdicken die Füsse des weiblichen Geschlechtes. Bei den Hochzeiten kömmt die Braut in einem schwarzen Mantel zum Traualtar, und diesen Mantel müssen die Mütter auch tragen, wenn sie sich nach der Geburt eines Kindes in der Kirche segnen, oder wie man es nennt, fürsprengen lassen. Man weiß die Ursache nicht, warum in diesem Tale die Weiber minder fruchtbar sind denn anderswo; allein dieser Umstand ist wohlthätig für unglückliche Mädchen, die in anderen Gegenden früher Mütter als Gattinnen werden. Schon viele arme Kinder der Liebe fanden in der Veitsch gute Versorgung und erbten dort ansehnliche Bauerngüter. Lächelnd hörte ich oft zu, wenn die guten, aber so sehr simpeln Veitscher die Litaney von dem Leiden unseres Erlösers betheten, und immer die Worte hinzusetzten: Freue dich Maria! — Doch der gute Vater im Himmel sieht ja mehr auf unsere

uns, es sei im Jahre 928 ein Abkömmling der Herzoge in Franken, Arnolph genannt, nebst mehreren anderen edlen Rittern, zur Beschützung der Gränzen des Römischen Reiches in die wendische Mark gekommen, und habe sich in Unterkrain, auf einem hohen und scharfen (steilen) Berge, ein Schloß erbauet, dem er, nach seiner Lage, den Nahmen Schärfenberg gab. Arnolph hatte drey Söhne. Der älteste blieb auf dem väterlichen Erbe und wurde der Stammvater der Herren von Schärfenberg. Der Zweytgeborne erbaute sich ein Schloß, welches er Gallenberg nannte, wovon seine Nachkommen sich den Familien-Nahmen gaben. Der Drittgeborne erbaute sich das Schloß Siebeneck; doch seine Nachkommen, welche sich von diesem Schloße benannten, und sieben Ecke in ihrem Wappen führten, sind schon lange erloschen. Die Herren von Schärfenberg waren einst in Krain sehr mächtig, und hatten dort große Besitzungen. Als im Jahre 1293 gegen Meinhard, Herzog von Kärnten, dem damahls auch Krain zugetheilt war, eine innere Empörung entstand, trat auch Wilhelm von Schärfenberg zu den Verbündeten. Diese wurden geschlagen, und als Schärfenberg, von seinem Vetter, dem herzoglichen Feldhauptmann Conrad von Aufenstein, tödtlich verwundet vom Pferde sank, zog er sterbend einen Ring vom Finger, und gab ihn seinem Besieger mit diesen Worten: „Aufensteiner! so lange Du diesen Ring mit dem Edelgestein, der mir von einer unbekannten und hernach nie mehr gesehenen Jungfrau in dem Walde bei Schärfenberg geschenkt ward, bey Dir trägst, und wider Deinen rechten Herrn nicht thust, wird es Dir an Ehr und Gut nicht zerinnen.“ Des Ringes Wunderkraft soll sich erprobet haben. Die Aufensteiner waren glücklich, reich und mächtig, bis Friedrich von Aufenstein im Jahr 1396 gegen seinen Landesfürsten sich empörte, und, der letzte seines Stammes, im Kerker starb.

Seit dem fünfzehnten Jahrhundert ist also die Herrschaft Hohenwang ein Eigentum der Grafen und Herren von Schärfenberg, die auch einen König von Bulgarien unter ihre Ahnen zählen und noch gegenwärtig eine Königskrone in ihrem Wappen führen. — Sehen Sie, Freund, hier rechts, nicht ferne von der Straße ein Haus und unweit demselben zwey sogenannte Maybäume, zwischen denen 3 Kränze hängen? Hier war einst der Turnierplatz der Besitzer von Hohenwang; daher dieser Ort den Nahmen Sprengzaun führt und noch gegenwärtig der Unterhaltung geweiht ist, indem hier oft auf die Scheibe geschossen, gespielt und getanzt wird.

Das Scheibenschießen ist ein Lieblingsvergnügen der deutschen Steyermärker. Gute Schützen machen oft weite Reisen, um an den Hauptschießen, die gegeben werden, Theil zu nehmen. Wenn man im Lande mehrere Schießstätten errichtete, kleine Beste bestimmte und den Bauernburschen erlaubte, an Sonn- und Feyertagen Nachmittags sich dort mit

sich erhebet? Sie war einst, der Sage nach, das Eigenthum eines alten Weibes, welches den Wein so sehr liebte, daß ihr endlich die ganze Wiese durch die Kehle rann. Sie wird daher noch gegenwärtig die Seitelwiese genannt.

Die öden Mauern hier rechts auf einem hohen und steilen Berge, die so traurig auf die Straßen herabschauen, und dem Wanderer die Zerstörungssucht der Menschen gleichsam zu klagen scheinen, sind die Trümmer des alten Schlosses Hohenwang. Noch in den neueren Zeiten war diese stattliche Ritterburg, zu welcher man einst nur über drey Zugbrücken gelangen konnte, ein schönes Monument der Vorzeit. Ich selbst durchwandelte noch als Knabe alle Gemächer dieses Schlosses; sah die Mühle, welche von Menschen getrieben, bei einer Belagerung benützet ward; sah die Rüstkammer mit den Lanzen, Harnischen und alten Luntengewehren aus den Zeiten der ersten Erfindung des Schießpulvers; sah das lange Redehorn, durch welches hinab auf den in der Ebene liegenden Krotenhof, einer zu Hohenwang gehörigen Meyerey, gesprochen ward; sah den Rittersaal mit üppigen Gemählden aus der römischen Fabellehre; sah das Bildniß eines ungeheuer großen Hirschen, der einst mit den Rindern täglich auf die Weide getrieben, und dort von einem unwissenden Jäger erschossen ward; sah endlich die alte Schloßkapelle mit dem Bilde Maria Heimsuchung, an welchem Festtage sie von vielen Wallfahrtern besuchet wurde, die sich dann unter den vor dem Schlosse stehenden alten Linden lagerten, und dort der reinen Luft, der schönen Aussicht genossen. Der letzte Bewohner dieser Veste war ein Einsiedler, der wie ein Anachoret lebte und im Rufe der Heiligkeit starb. Bey einem Donnerwetter eilte er, nach alter Sitte, jedesmal auf den Schloßthurm, um die Glöckchen zu läuten, und dort war es, wo ihn ein Blitzstrahl zu einem noch höheren Wohnsitze beförderte.

Die Erbauung eines neuen Schloßes in der Ebene, vor dem Krotenhofe, hatte bald nach des Einsiedlers Tod, die Zerstörung des alten zur Folge, wie denn immer in der Welt — physisch und moralisch — das Alte von dem Neuen verdrängt wird. Die ältesten Besitzer von Hohenwang — in so weit sie nämlich in der Vaterlandsgeschichte bekannt sind — waren die Herren von Gallenberg. In der Epoche des fünfzehnten Jahrhunderts, als der Erbstreit Kaiser Friedrichs des Dritten mit seinem Bruder Albert einen inneren Krieg verursachte, theilte sich der ganze Adel in zwey Partheyen. Albert unterlag; seine Anhänger wurden als Rebellen behandelt, und da der Besitzer dieses Schlosses einer derselben war, so gieng es für die Familie Gallenberg verloren. Diese Herrschaft ward hernach der Familie Schärfenberg gegeben, und vielleicht geschah dieß, weil man wußte, daß die Gallenberger und die Schärfenberger Eines Ursprungs sind. Valvasor in seiner Chronik von Krain erzählet

hofe ruhet die Asche eines Italienischen Duca, den hier der Tod auf der Reise in den Armen seiner geliebten Reisegefährtinn auf eine schauderhafte Art ereilte. — In diesem Pfarrhause habe ich als Knabe zwey bittere Jahre durchlebt. Ich sollte hier den ersten Unterricht im Latein erhalten; allein mein Lehrer brachte mir viele Schläge, aber wenige Kenntnisse bei. Es sey ihm im Grabe verziehen; denn Niemand kann mehr geben, als er besitzet! — Späterhin wohnte hier als Dechant einer meiner geliebtesten Jugendfreunde, an Geist und Herzen, und literarischen Kenntnissen gleich unübertrefflich, bey dem ich manchen glücklichen Tag verlebte, der mich auch oft auf meinem väterlichen Wohnsitz besuchte. Einen doppelten Werth hat auf dem Lande der Umgang mit einem wahren, gebildeten Freunde für den bessern gefühlvollen Menschen. Zur Pfarre Langenwang gehören mehrere sehr enge und rauhe Seitenthäler. In den Gemeinden Trabach und Predul werden die Bewohner im Winter so verschneyet, daß sie oft Monate lang nicht zur Kirche kommen können. Wenn dann jemand stirbt, so muß er ohne geistlichen Beystand aus der Welt gehen; die Leiche wird auf den Dachboden gelegt, und bleibt dort festgefroren so lange, bis es die Witterung zuläßt, sie zur geweihten Ruhestätte zu bringen.

In diesem Dorfe (Büchelwang) war ich einst bey einer Feuersbrunst zugegen, welche mehrere Häuser in Asche verwandelte. Es war im Spätherbst und schon sehr frostig: wie ein Bauer sich ganz gelassen bey den noch brennenden Resten seines Hauses wärmte! Seine stoische Gelassenheit verdiente noch mehr Bewunderung, weil er eben nicht bemittelt war. —

Das Mürzthal beginnt jetzt enger und auch klimatisch rauher zu werden. Hier rechts auf dem waldigen Berge sollen noch die Spuren eines Schlosses zu finden seyn, von dem jedoch selbst der Nahme verloren gieng. Noch ist hierunten an der Mürz der Ausgang eines geheimen Weges zu sehen, der, unter der Landstraße durch, zu jener Höhe hinanführen soll. Dunkle Sagen von Schätzen, welche dort der Teufel bewache, haben sich noch unter dem Landvolke erhalten. Vielleicht war hieroben der Wohnsitz der alten Grafen von Mürzthal, da man sonst gar keinen Ort kennet, wo sie einst gehauset haben könnten.

Wir stehen jetzt vor dem Thore des Marktes Mürzzuschlag; doch muß ich Sie bitten, mit mir hier links einen Seitenweg einzuschlagen, noch länger an den Ufern der Mürz hinzuwandeln, bis wir, nach einer zweystündigen Wanderschaft, das nun aufgehobene Cistercienserstift Neuberg erreichen. Die Weite des Weges wird uns durch seine romantischen Schönheiten reichlich vergolten werden. Das im Jahre 1786 aufgehobene Cistercienserstift Neuberg wurde von Otto dem Fröhlichen, einem Sohne Kaiser Alberts des Ersten, im Jahre 1327 gestiftet und erbauet. Dieses Stift hatte seine Entstehung nicht sowohl der Andacht, als der Liebe

Scheibenschießen zu unterhalten, so könnte dieß dem Staate — im militärischen Sinne — manchen Nutzen gewähren.

Wie mancher wandernde Ritter, wenn er, wie wir, auf der Heerstraße an diesen Platz kam, wird die Gastfreyheit jener Zeiten benützt, hier eingesprochen und eine Lanze gebrochen haben. Wer eine Tochter der Besitzer von Hohenwang zur Gattinn verlangte, mußte, einen großen mit Wein gefüllten Humpen in der Hand auf seinem Hengste von dem Schlosse zu diesem Turnierplatze herabsprengen, den Humpen unterwegs, ohne etwas zu verschütten, austrinken, und hier einen der drey zwischen den Maybäumen hochhängenden Kränze herabschießen. Der Humpen befindet sich noch bey der Familie der Herren von Schärfenberg, wann aber hier der letzte Kranz herabgeschossen ward, weiß ich nicht zu sagen. Man erzählte mir in meiner Jugend, daß noch die Mutter des gegenwärtigen, würdig ergrauten Familienhauptes der Grafen und Herren von Schärfenberg an jedem Sonnabend, einen Bund Schlüssel an der Seite hängend, mit Ochsen von dem hohen Schlosse zu dem Krotenhofe herabgefahren sey, um dort dem Dienstgesinde aus den Speisekammern die Nahrung für eine Woche hervor zu geben. Wie haben sich doch seit ein Paar Generationen unsere Sitten geändert! Ich lobe mir die patriarchalischen Zeiten, wo sich selbst die Königstöchter nicht schämten, vom Brunnen Wasser zu hohlen. Der Ackerbau und die Landwirtschaft sind die edelsten und natürlichsten Beschäftigungen der Menschen. Die Prozenten, die wir durch unsern Fleiß der Natur abwuchern, sind in moralischem Sinne der unschuldigste aller Erwerbe; denn die meisten der übrigen gründen sich auf eine Art Bevortheilung unseres Nächsten, und verderben das Herz. So lange unser Adel auf seinen Gütern lebte, waren seine Sitten reiner, seine Gesinnungen adeliger; er war glücklich, reich und mächtig. Es war ihm verbothen, bürgerliche Gewerbe zu treiben; jetzt scheint der Edelmann Bürger und der Bürger Edelmann geworden zu seyn. Verwechslungen dieser Art sind dem Grundsysteme unserer Verfassung entgegen und können keine guten Resultate hervorbringen.

9.

Den 9. May 1813.

Der Flecken, in dem wir übernachteten, heißt Langenwang und ist zur Herrschaft Hohenwang dienstbar. In der Gruft der Pfarrkirche ruhen Viele des Geschlechtes Schärfenberg. Oft beschaute ich als Knabe das wirklich schöne Monument eines Schärfenberg von röthlichem Marmor, wo er in Lebensgröße, in voller Rüstung da liegend, vorgestellt ist. Weil dieser Ritter ein Anhänger der Reformation war, so ward bey Kirchenvisitationen öfters befohlen, dieses schöne Denkmahl hinweg zu räumen; allein keiner der Pfarrer wollte sich hierzu entschließen. Auf dem Kirch-

Als die Türken im sechzehnten Jahrhundert das erste Mahl Wien belagerten, kam auch eine Horde derselben nach Neuberg. Die besten Schützen dieser Gegenden hatten sich in dem Jagdschlosse versammelt, und als die Feinde durch das Thor des Stiftsvorhofes ritten, fiel auf den ersten Schuß ihr Anführer todt vom Pferde. Dieß erschreckte die Uebrigen, welche allsogleich die Flucht nahmen. Der Ort, wo der gefallene Türke begraben ward, wird noch jetzt von den Bauern das Heidengrab genannt. Bald nachher fiel es einem Abte ein, dieses Jagdschloß nicht mehr stehen zu lassen. Ein Franziskaner von Mürzzuschlag, der in der Erinnerung, daß der Erfinder des Schießpulvers (Schwarz) ein Mönch seines Ordens war, sich gern mit den Wirkungen dieser neuen Erfindung, die leider in der Welt so viel Böses hervorbrachte, beschäftigte, both sich an, den Felsen, worauf das Jagdhaus stand, mit Pulver so zu sprengen, daß die ganze Masse rechts, in das sogenannte Schenkfeld fallen müsse. Man nahm seinen Antrag an, aber die Wirkung der Miene fiel so unglücklich aus, daß das brennende Dach des Jagdhauses auf das Stiftsgebäude fiel, welches — mit Ausnahme der Kirche — ein Raub der Flammen ward. Um von den Bauern nicht erschlagen zu werden, mußte der Franziskaner über die Gebirge in sein Kloster nach Mürzzuschlag zurückfliehen.

Der Stifter dieser Abtey liegt mit seiner Familie im Capitelhause begraben. Unter demselben führt zur Gruft, wo dessen Gebeine ruhen, eine verdeckte, unterirdische Treppe. Ueber dieser Stätte ist im Capitelhause ein marmorner Sarkophag errichtet. Dieses schöne Monument wurde nach Aufhebung des Stiftes von einigen Elenden — vermuthlich in der Hoffnung einen Schatz zu finden — erbrochen, und sehr beschädigt. So zerstören die Menschen selbst, was die Zeit verschonte.

Neuberg ist fast durchaus gebirgig, von schmalen, engen Thälern durchschnitten. Das Wasser, die Berge und die Luft erinnern jeden gereisten Fremdling an die so oft beschriebenen und besungenen Gefilde der Schweiz. Der größte ebene Raum findet sich in der Gegend des Stiftes; sonst begränzen es hohe Gebirge, unter welchen die Rax-, Schnee-, Raas-, Laa- und Veitschalpen die vorzüglichsten sind. Die schönste, wiewohl nicht die höchste, ist die nächst am Stifte, gleichsam in seinem Rücken, emporragende Schnecalpe. Sie hat oben einen weiten, ziemlich flachen Boden, worauf sich die sogenannten Schwaighütten befinden, die im Sommer von den Hirtinnen (in der ganzen oberen Steyermark Schwaigerinnen genannt) bewohnt werden. Diese stattliche Alpe hat eine vorzüglich gute Weide; doch kann sie das Vieh nur in den Monathen July und August genießen, weil es das rauhe Klima nicht länger gestattet. Zwey Stunden Weges inner Neuberg, im Angesicht der Veitschalpen, liegt Mürzsteg, nahe daran der Königskogel, und die berühmte

zu verdanken. Herzog Otto verehelichte sich mit einer schönen Prinzessin aus Bayern, die seine nahe Blutsverwandte war, und mußte für die von Rom erhaltene Dispens sich verpflichten, drey Klöster zu erbauen. So entstand ein Augustinerkloster zu Wien, die Chartause Gamming in Oesterreich, und Neuberg in der Steyermark, welchem letzteren die schöne Gattinn des Stifters auch ihre eigenthümliche Herrschaft Reichenau am Schneeberge in Oesterreich schenkte, die jedoch, noch einige Jahre vor der Aufhebung des Stiftes, an die Gewerkschaft in Eisenerz verkauft wurde. Das Stift selbst ist — mit anderen Abteyen verglichen, nicht besonders ansehnlich; desto herrlicher und prächtiger ist der große, hohe, helle gothische Tempel, mit einer Doppelreihe von Säulen, durchaus von Quaderstücken erbauet. So oft ich diese Kirche betrat, durchbebte mich ein heiliger Schauer. Es machte diesen Mönchen Ehre, daß sie mehr für die Pracht ihrer Kirche, als den Prunk ihrer Abtey sorgten. Ueber der Sacristey führet eine Wendeltreppe von 74 Stufen bis zum Kirchendache. Die Kirche vom Fuße bis zum Dache, das Dach selbst und der Thurm auf der Kirche haben alle drey eine gleiche Höhe; es beträgt somit jedes den dritten Theil der Höhe des ganzen Gebäudes bis zur Thurmspitze. Der Bau dieser Kirche ward erst im fünfzehnten Jahrhundert vollendet. Man erzählt, das Stift habe, so lange der Bau dauerte, einen Donauzoll in Oesterreich, und einen Antheil an der Salzpfanne zu Aussee genossen; daher wurde so langsam gebauet. Bey der Entstehung des Stiftes war noch diese ganze Gegend von Menschen unbewohnt, ein Wohnsitz der Hirsche, Bären und Wölfe. Nur ein landesfürstliches Jagdhaus stand dort, welches den Stifter zuerst auf die Idee brachte, hier eine Abtey zu erbauen, und die wilde Gegend durch den Fleiß der Mönche urbar zu machen. Ueberhaupt waren gewöhnlich mit solchen geistlichen Stiftungen auch weltliche Zwecke verbunden. Die meisten Stifte dieser Art wurden in Wildnissen erbauet, die dem Besitzer fast gar keinen Ertrag gewährten. War der Stifter ein Private, so hielt er sich und seinen Nachkommen die Schirmvogtey bevor, wofür die Mönche ihren Erwerb mit ihm theilen, und noch für ihn bethen mußten. War der Stifter der Landesfürst selbst, so verbesserte er hierdurch sein Land, und verschaffte sich neue streitbare Unterthanen. Wenn wir jetzt den Reichthum und die großen Besitzungen mancher Abteyen bewundern, so müssen wir bedenken, daß der Ursprung des Stiftes, wo die Mönche noch selbst ihre Felder bestellten, keineswegs so glänzend war. Ihr Fleiß und ihre spätern Erwerbungen, die, wie der alte Ausdruck sagt, in die todte, nichts mehr von sich gebende Hand fielen, brachten diesen Reichthum hervor.

Das Stift wurde neben dem kleinen Jagdschlosse, welches auf einem nicht hohen Felsen lag, erbauet, und beyde Gebäude hingen durch eine hohe Brücke zusammen.

ihre jüngeren Conventualen mit einer Liebe zu den Wissenschaften zu entflammen, welche, wäre die Aufhebung nicht erfolgt, dieses Stift in kurzer Zeit zu einer gelehrten Akademie erhoben haben würde. Nicht nur die klassischen Werke der Alten, sondern auch die neuesten litterarischen Erscheinungen und Journale waren dort zu finden; die neuen wie die alten Sprachen wurden studiert; selbst der Dichtkunst wurde gefröhnt. Ich sah, wie der Pater Novizenmeister mit seinen Zöglingen spazieren gieng, indem er mit ihnen den Virgil oder Horaz las.

Es ist wohl gewiß, daß solche Stifte vorzüglich geeignet sind, sich zu gelehrten Akademien zu erheben. Wer sich ganz den Wissenschaften weihen will, muß unbeweibt, ohne Nahrungssorgen, an einem geräuschlosen Orte leben, wo er sich ungestört seinem süßen Hange hingeben kann. Was solche Stifte, wenn sie eine gute Richtung erhalten, leisten können, beweiset uns gegenwärtig das Benediktinerstift Admont. Möge der Geist, möge der heiße Drang nach Geistesbildung, den der edle Abt in seinen Conventualen durch unermüdetes Streben erweckte, zum Wohle meines Vaterlandes noch lange fortwirken — ja dann noch fortwirken, wenn schon der verdienstvolle Patriot des Lebens Sorgen abgelegt hat! Mit froher Zuversicht dürfen wir hoffen, daß uns aus diesem wahrhaft nützlichen Stifte noch mancher brave Lehrer hervorgehen werde.

Wenn die Beförderer der Künste und Wissenschaften schon zu allen Zeiten Wohlthäter des Menschengeschlechtes waren, indem nur sie den Menschen zum Menschen erheben; so ist jetzt die Beförderung für alle weisen Regierungen doppelt wichtig geworden, weil hierauf die Existenz der Staaten beruhet. Eine Nation, die in ihrer Geistesbildung mit dem Genius der Zeit nicht gleichen Schritt hält, wird bald in Dürftigkeit versinken, und endlich die Beute des klügeren Nachbars werden. Es hat nun der Geist die Herrschaft über die Kräfte der rohen Massen errungen, und selbst in der Kunst des Menschen zu morden, weiß er sie zu behaupten.

Wir sind jetzt nach Mürzzuschlag zurückgekehrt, wo sich die letzte Poststation in der Steyermark befindet. Dieser landesfürstliche Markt ist von mehreren beträchtlichen Eisenhämmern umgeben, von denen die Freyherren von Königsbrunn die ansehnlichsten besitzen. Hier ward Abund Kuntschak, Abt zu Rein, geboren, dessen Verdienste schon Kaiser Joseph der Zweyte zu würdigen wußte, und der späterhin durch seine Kenntnisse als Verordneter der Stände dem Vaterlande nützte. Hier befindet sich auch ein patriotischer Hammersgewerke (Wallner), der sich gegen unser Joanneum sehr großmüthig bewies.

Wir wandeln jetzt dem letzten Orte in der Steyermark zu. Er wurde einst Spital im Zerrewald, und wird jetzt Spital am Semmering genannt. Hier erbaute der letzte Trungauer und erste Herzog in der Steyer-

Proleswand mit tiefen Grotten, verschlungenen Gängen und Hohlwegen. Weil die Untersuchung dieser wirklich merkwürdigen Berghöhle beschwerlich und gefahrvoll ist, so träumte das Landvolk, es sey darin gediegenes Gold, wie Tannenzäpfen herabhängend, zu finden. Die öftere Erscheinung unbekannter Fremdlinge bestärkte es in diesem Wahne; allein diese — meistens Italiener — suchten nur die Speickpflanze, welche die Orientalen zu ihren Bädern gebrauchen, um die von den Genüssen der Wollust geschwächten Glieder zu stärken. Eine sehenswürdige, tiefe Felsengrotte befindet sich auch nahe am Stifte, bey dem sogenannten Steinbauer, wo auch Krystalle zu finden sind. Die Gewässer der Mürz werden von Aeschen und sehr guten körnigen Forellen bewohnt, die bey dem Ursprunge dieses Flusses, weit hinter Mürzsteg, schwarz und blind seyn sollen.

Neuberg hat einen beträchtlichen Eisenbau, den besonders der vorletzte Abt, Joseph von Erco, sehr emporbrachte. Nach Aufhebung des Stiftes wurde hier eine landesfürstliche Rohrfabrik errichtet, und die ganze Herrschaft ward dem Montanistikum übergeben. Vor zwey Jahrhunderten bestand auch in der Gegend Altenberg ein Kupferbergwerk, das aus der Erde hervorströmende Wasser verhinderte aber die Fortsetzung dieses Baues. Selbst Gold will man in einigen Gießbächen gefunden haben, und es ist wohl nicht zu zweifeln, daß die Berge meines Vaterlandes noch viele unbekannte Schätze in ihren Eingeweiden enthalten. Unfehlbar wird die Verbreitung mineralogischer Wissenschaften, welche jetzt in unserm Joanneum so gründlich gelehrt werden, zur Entdeckung der im Lande hier und dort verborgenen Naturschätze vieles beytragen.

Noch vor dreyßig Jahren fand man an dem Gebirgsvolke zu Neuberg einen herrlichen Menschenschlag. Mit einem großen, schlanken, starken und schönen Körperbaue verband es eine seltene alte Sittenreinheit, und zeichnete sich selbst durch eine bessere deutsche Mundart unter den übrigen Steyermärkern aus. Da sich die Neuberger fast nie in fremde Eheverbindungen einließen, so erhielt sich ihr alter Stamm ohne Entartung; daher waren aber auch die Verwandtschaften unter den Ortsfamilien so sehr ausgebreitet, daß es — nach dem alten kanonischen Kirchenrechte fast bey jeder Eheverbindung einer geistlichen Dispens bedurfte. Als nach Aufhebung des Stiftes viele Fremdlinge in diesen Erdenwinkel kamen, und dort eine große Fabrik errichtet ward, verschlimmerten sich die Sitten, und mit ihrem Verfalle verliert sich auch die schöne Menschenrace.

Die Aufhebung dieses Stiftes erfüllte das ganze Mürzthal mit Trauer. Es war in jeder Rücksicht ein angenehmer Ort, wo jeder Gast gern verweilte. Nicht bloß die Kehle und der Magen, sondern auch der Geist fand dort seine Erquickung. Die letzten zwey Aebte wußten

Dorfglocken aus Oberösterreich.

Von Hans Mittendorfer.

Frühlingslied.

Gottes Sonntag ist gekommen,
Kirche ist das Himmelszelt
Und die Frohen sind die Frommen,
O wie herrlich strahlt die Welt!

Rosen grüßen, aus den Weihern
Winkt der warme Sonnenschein —
Mädchen tritt, den Tag zu feiern,
Blühend in das Blüh'n hinein!

In den Lüften liegt ein Klingen,
Lacht und lebt ein süßer Scherz —
Gottes Sonntag, heiliges Singen:
Liebe, küsse, junges Herz!

Zwiesprach.

D Muada: Enga Deanstort is da Streithof:
D Erdn volla Last und Müah;
O wia guat, daß unsa Freidhof
Sunni is und volla Blüah!

Ös habts Distln, mir habn Rosn,
Ös habts Arbeit mir habn Ruah;
Ös habts Zank und Kriag — mir losn
Drobn, wann d Engerl singan, zua.

Was eng blüaht, wird Gras und Groamat,
Engri Freudn habn koan Bstand;
Dort is s Elend, da is d Hoamat,
Schen und reich is unsa Land.

Kimm du a bald, liaba Suhbua,
Geh nöt allweil bei uns für!
Siag allsand gern; aba du, Bua,
Kriagst a Platzl ganz ba mir.

Is ja grad a Schriatt um d Eckn,
Braucht ja grad an Druck auf d Schnalln —
Will di bettn; will di weckn,
Wann ma d Engerl recht guat gfalln.

Will di liabn und pflegn und gantn,
Wias da drentn neamd vagunnt;
Will mi um allsanda rantn,
Wias da drentn koani kunnt.

Da Bua: Muada, d Apferl, Kersch und Birndl
Wern bei uns herent so süaß!
Und mei liabs, herzoanzigs Dirndl
Müaßad woan, wann is valiaß.

Muada, laß mi s Jahrl ausdean!
Mir macht d Arbeit Freud und d Müah
— Wann dö junga Bam ums Haus bleahn,
Muada, kim i eh zu dir.

mark im zwölften Jahrhundert ein Spital oder Hospitium für die über den Semmering nach Palästina ziehenden Kreuzfahrer. Als die Kreuzzüge aufhörten, kam dieser Ort mit seinen Besitzungen an das Stift Neuberg. Wie mancher in der Geschichte berühmte Held wird vielleicht hier eine Nachtherberge, krank und ermüdet, Labung gefunden haben! Die hiesige Pfarrkirche stand schon im eilften Jahrhundert. Als die Türken Wien belagerten, kam eine Horde derselben auch hierher. Die armen Landleute verschlossen sich in die Kirche, und man sieht noch an der großen hölzernen, aber sehr dicken Kirchenthüre die Hiebe der Feinde, die, als sie nicht eindringen konnten, die Kirche in Brand steckten. Die eiserne Thüre der Sacristei wurde von dem Semmering aus einer Räuberhöhle hierher übertragen. Das einst wunderwirkende Frauenbild dieser Kirche streitet mit dem zu Maria Zell um den Vorzug des Alters. Auch hier habe ich als Knabe mit meinem harten Informator, der von Langenwang hierher übersetzt ward, ein trauriges Jahr verlebt. Diese drey Leidensjahre haben meinem durch Pedanterie niedergedrückten Geist auf immer eine schwermüthige Stimmung gegeben . . .

Wir erreichen endlich die Spitze des Semmerings und die Gränze meines Vaterlandes. Unsere Wanderschaft ist vollendet. Wir stehen hier an dem Monumente Carls des Sechsten, welches er sich für die Erbauung dieser Strasse selbst errichtete, und die Dankbarkeit der Stände meines Vaterlandes vor drey Jahren renovierte. Guter Kaiser! Du hast Dir ein herrliches Denkmahl gegründet. Jeder gefühlvolle Patriot, der über diese Strasse wandelt, wird dein Andenken segnen, und in seinem Herzen wünschen, daß alle Regenten der Welt sich nur solche oder ähnliche Monumente erbauen möchten . . . ! !

Leben Sie wohl, mein Freund! Schenken Sie mir zuweilen, mitten unter den Vergnügungen der geräuschvollen Kaiserstadt, wo den Menschen so wenig Zeit übrig bleibt, an die Zukunft zu denken, eine wohlwollende Erinnerung, und wenn ich in diesen Briefen Ihren Erwartungen nicht entsprach, so bitte ich Sie, wenigstens meinen guten Willen, meine patriotischen Gesinnungen nicht zu verkennen.

Ich lieb' mein Vaterland, es rollet
In meinen Adern deutsches Blut.
Wer Fremden nur Bewund'rung zollet,
Meint's mit den Seinen nimmer gut.

Reif ist zur Sklaverey und Schande,
Wer dieses Hochgefühl nicht kennt,
Dem Liebe zu dem Vaterlande
Nicht heiß im freyen Busen brennt.

Was gleißend uns das Ausland zeiget,
Ist falsche Münze, Flittergold;
Wer feig sich vor dem Fremdling beuget,
Erhält nur niedern Sklavensold.

Die biedern Oesterreicher dürften
Nach keinem Glück aus fremder Hand;
Sie schließt an die ererbten Fürsten
Der Völkertreue heilig Band.

Mild sind des Vaterlands Gesetze,
Gleich schützend jeden Unterthan.
Des Daseyns Glück, des Lebens Schätze
Beut uns Natur so gütig an.

Drum lebe hoch die Vatererde!
Wir fordern nicht des Nachbarn Gut;
Doch wer uns stört am eignen Herde,
Der dünge sie mit seinem Blut.

Schriftsteller Theodor Vernaleken. Nach langem, erfolgreichem Lehrerleben in der Schweiz und in Österreich hatte der alte Westfale, ein Siebzigjähriger, sich in Graz zur Ruhe gesetzt. Diese „Ruhe" bestand aus einer regen literarischen Tätigkeit. In solchen Angelegenheiten war er damals zu mir gekommen. Ich, der eine Weile früher aus Vernalekens deutschen Lesebüchern die alten Germanen mit ihren Sitten und Sagen kennen gelernt, durfte nun im „Heimgarten" manche wertvolle Arbeit des tiefgründigen Gelehrten veröffentlichen. Lebhaftes Interesse nahm er für alle kulturellen, besonders sprachlichen Angelegenheiten des Volkes. Als die Wiener nach der Stadterweiterung ihre Straße rings um die innere Stadt eröffnet hatten, wußten sie dafür keinen Namen. Beinahe hätten sie sie „Boulevard" getauft, da schlug Theodor Vernaleken den schönen, deutschen Namen „Ring" vor. Das Wort für diesen Zweck war erfunden. Heute heißen in manchen Städten die Rundstraßen „Ring". — Beunruhigt fühlte Vernaleken — dessen erste Frau eine Zwingli, der letzte Sprosse des Reformators, gewesen — sich seit vielen Jahren an dem Mißverhältnisse zwischen Kirche und Christentum. Als Katholik schrieb er Artikel im Sinne des Evangelismus, bis er selbst noch in seinem hohen Alter zu demselben übergetreten ist. Körperlich wie geistig frisch blieb er über sein neunzigstes Lebensjahr hinaus, „aber arbeiten muß ich, das erhält mich gesund!" sagte er gerne. In dem hart und herb scheinenden Körper wohnte eine weiche, gütige Seele. Wir waren oft und gern beisammen. Manchmal sagte er über sprachliche Fahrigkeiten in meinen Schriften ein freundlich-mahnendes Wort. Die Bücher „Mein Himmelreich" und „I. N. R. I." waren recht nach seinem Sinne. Das letztemal sah ich den uralt gewordenen Mann im Stadtpark auf einer Bank sitzen. Dicht in den Mantel gehüllt kauerte er da, teilnahmslos vor sich hindämmernd. Fünfundneunzig Jahre! Seine viel jüngere Frau, die treue, geduldige Pflegerin, ging an ihm langsam hin und her. Als ich sie begrüßt hatte, trat sie hin vor ihn und rief: „Du, der Rosegger ist da!" Er schaute kaum auf. Sie wiederholte den Namen, da murmelte er, wie von einem längst Hingegangenen, langsam, mit schwerer Zunge: „Rosegger? Den habe ich auch gut gekannt." — Es war nur mehr ein Traumleben. Am 1. März 1907 haben wir ihn der Erde zurückgegeben.

Zwei Grundsätze. Die einen sagen: Du sollst anständig sein und wenn du das nicht sein kannst, es wenigstens scheinen. — Mit anderen Worten: Du sollst anständig sein oder dich schämen. — Die anderen sagen: Du kannst sein wie du willst, aber du mußt das scheinen wollen, was du bist. — Mit anderen Worten: Du kannst auch

D Flaschn.

Gluck—gluck—gluck: Dö olti Bruathenn
Lockt wohl ihri Junga wo?
„Na, der Weinböck sauft an Branntwein,
Wann a sauft, da tuats a so."

Hätt denn i das denkt, daß d Flaschn
Wiar a Bruathenn locka tuat!
Was s denn aba lockt? – „Was wirds denn
A sunst locka, wia — dö Bruat!"

Was für Bruat? — „Zerscht kemman d Affn,
Nocha Krankheit, Elend, Not,
Aft da Saufawahnsinn. Jessas,
Was dö Henn für Junge hot!"

Bua und Diandl.

Da Bua: Das schen Dirndl ghert mei,
Das jung Büabl ghert dei
Und i klag auf mei Recht,
Wanns wer anstreitn mecht.

s Dirndl: Nix klagn, ön Vadern fragn,
Nacha ön Pfarra sagn,
Aft kriagn ma s Recht dazua,
Mei liaba Bua.

Da Bua: Wann ma ön Vadern fragn,
Paßt ar uns auf,
Wann mas ön Pfarra sagn,
Kimmt ar uns drauf.

s Dirndl: Roatst an an Zeitvertreib?
Suachst dar a Gspiel?
Heiratn, Mann und Weib
Wern, is mei Ziel!

Da Bua: Dirndl, mir gfallt dei Red;
Doh, das is schad:
s Heiratn tuats heut nöt,
Is schon viel z spat!

s Dirndl: Wart halt, bis s Tag wird, Bua.

Da Bua: Dirndl, bei dir?

s Dirndl: Na, da wars gschehgn um d Ruah,
Büabl, bei mir!

* * *

s Liabanhebn, s Bußlgebn
Han i nöt gsehgn;
Gheirat is, das is gwiß
— Recht is eah gschehgn!

Heimgärtners Tagebuch.

Vor etwa einem Vierteljahrhundert trat eines Tages ein Mann zu mir ins Zimmer — schlank, derbknochig, stramm. Verwittertes Gesicht, scharfe graue Augen unter buschigen Brauen, dichtes, kurzgeschnittenes, leicht angegrautes Haar, etwas struppiger Schnurrbart. Es konnte ein alter General sein; es war aber der Schulmann und pädagogische

zu finden sein, der gescheit genug wäre für einen Narren. Trotzdem singe ich:

O tausendsippig Reich, sei mir gegrüßt!
Du Kronland Ihrer Majestät, der Narrheit.
Wo kindlich rein ist das Gemüt, dort fließt
Aus losem Spiele himmeltiefe Wahrheit.

In einem Theater wurde der „Verschwender" gegeben. Valentin, dargestellt vom Schauspieler Tyrolt. Während der ersten Akte saß ich im Parkett. Da sprach alles nur von Tyrolt. Gegen Schluß war ich auf der Galerie, da war nur die Rede von Valentin. Und das ist der Unterschied: Die im Parkett sehen das Theater, die auf der Galerie sehen das Leben. Ich halte es hierin mit der Galerie. Mit dem Doppelwesen Valentin-Tyrolt wüßte ich nichts anzufangen. Entweder der eine oder der andere. Auf der Bühne will ich nur den Valentin sehen. Je vollendeter es dem Schauspieler gelingt, bei Vorführung des Valentin mich vergessen zu machen, daß mein Freund Tyrolt dahinter steckt, je größer ist mein Kunstgenuß. Dieser wird immer gefährdet, wenn man den Schauspieler zu gut kennt, zu lieb hat. Er mag noch so gut spielen, ganz erreicht er den Zweck nicht. Darum habe ich auf fremden Theatern ein reineres Vergnügen, als dort, wo das Bekannt- und Vertrautsein mit den Schauspielern die Phantasie stört. Der Zuschauer sollte so naiv sein können, daß die Kunstgestalt ganz allein zu ihm spricht. Unser gewöhnliches Theaterpublikum sieht und hört im Gegenteil immer nur den Schauspieler, und das ist Entartung.

Unter den Gratulationszuschriften gelegentlich meiner Ordensauszeichnung befand sich auch die folgende anonyme aus Graz:

„Sie Preußenseuchler, Sie! Ihren Judaslohn haben Sie nunmehr bekommen. — Und Sie wollen ein Steirer, ein Österreicher, ein Katholik sein?! Ein Hochverräter, ein Renegat sind Sie. — So wandern Sie doch nach Preußen aus, jeder ehrliche Steirer wird dafür nur Gott danken. — Aber dort könnten Sie nicht so fechten, Sie geldgieriger Wicht, Sie! —"

Soweit die Zuschrift. — Dürfte ich um den werten Namen bitten? Ich würde nicht so philiströs sein, denselben der Staatsanwaltschaft zu unterbreiten; ich würde mir nur erlauben, bei dem Verfasser dieser schwungvollen Gratulation meine Visitkarte abzugeben mit dem Wunsche, der Himmel möge ihm den guten Humor und die drastische Phantasie noch recht lange erhalten.

ein Schweinehund sein, ohne daß du dich dessen zu schämen brauchst. Diesem Grundsatze schreibt man die größere Wahrhaftigkeit zu; aber die Möglichkeit einer sittlichen Vervollkommnung ist ausgeschlossen, wo man das Sichschämen verlernt hat.

Seit ungefähr zwanzig Jahren bin ich Ritter im Schlaraffenreiche Grazia. Was habe ich in der Burg für märchenhafte Abende zugebracht unter der Regierung Seiner Herrlichkeit Ritter Schnecks, des Familiären (Dichter Karl Morre)! Zum Ruhme der Allschlaraffia hatte ich einmal ein Blatt Papier mit Buchstaben beschrieben und wollte dann für solche Verdienste um das Reich in den Adelsstand erhoben werden. Seine Herrlichkeit stopfte mir die Taschen voll mit Ahnen: „Und jetzt kusch!“ Aber ich kuschte nicht. Ich bildete eine Partei der Unzufriedenen; wir unterwühlten das vorher besungene Reich, das mich nicht adeln wollte, und entbrannten zur offenen Empörung. Aber es ward ein Putsch. Auf einem Fluchtversuche wurde ich gefangen genommen, in das Burgverlies geworfen und nach einer halben Stunde enthauptet. Trotzdem ging ich in der Burg noch jahrelang um, also daß ich in den Urkunden genannt bin worden „der Burggeist“. — Dann aber kamen lange Zeiten profaner Krankheit. Nicht leicht habe ich es vermißt, dieses köstlich verzerrte Spiegelbild der Welt, diese um den Erdkreis verbreitete Satyre gegen menschlichen Größenwahn, diese harmloslustige Karikatur menschlicher, parteilicher, politischer, künstlerischer Schwachheiten — ungern habe ich sie entbehrt die liebe Frau Weisheit in der Narrenkappe.

In diesen Tagen hat das alte Reich Grazia ein gar würdiges Jubiläum gefeiert — seine tausendste Sippung. Da bin ich nach meinen begangenen Freveln, nach den Jahrungen der Abstinenz, in die Burg gewallt und habe vor der dreifältigen Herrlichkeit als einfältiger Büßer einen Fußfall getan, bittend, daß man mich werfe ins Burgverlies, weil ich so schnöde die Burg verließ. Ich wurde verurteilt zu dreißig Jahren Freiheit auf Erden. — So ungefähr spielt sich's im Reiche ab, blühender Unsinn wechselnd mit tiefem Ernste und schönen Kunstgenüssen. Wie man sieht, herrschen in diesem Reiche noch mittelalterliche Zustände. Mit einer Sache aber hat es sich an die Seite des modernsten Staates gestellt — Trennung des Reiches von der Kirche. Bei dem letzten Konsil der Allschlaraffia ist nämlich beschlossen worden, „aus Rücksicht auf die guten Beziehungen zu den — auswärtigen Mächten“ den Burgpfaffen abzuschaffen. Mir tuts leid um Seine Ehrwürden, den altgestammten Burgpfaffen des Reiches Grazia, der uns schlaraffisch Freud und Leid so oft mit erbaulicher Rede gewürzt hat. An seine Stelle sollte der Hofnarr treten, aber es soll im ganzen Reiche keiner

klar zum Bewußtsein, was Millionäre im Grunde für arme Leute sind. Ihnen selbst wird das Kapital, das anderen Erwerb schafft, zum größten Unsegen. Wir anderen haben manchmal nicht genug Geld, um unsere Bedürfnisse zu schlichten; jene haben nicht genug Bedürfnisse, um ihr Geld auszunützen. Und dieser Mangel ist es, der eine Menschenseele umbringt, der den Leib lähmt und das ganze Geschlecht degeneriert. Leute, die nichts mehr zu leben haben, sind arm genug. Noch ärmer sind jene, die nichts mehr zu wünschen haben. Ersteren kann geholfen werden, letzteren nicht. Sie sind übersättigt und stumpf; ihr ganzes Dasein ist nichts als ein gründlich verdorbener Magen. Sie möchten zwar wohltätig sein, aber sie haben nicht mehr das Herz dazu. Und endlich ahnen sie es, daß mit Geld überhaupt das Echte und Rechte nicht gestiftet werden kann. Figura zeigt auch, daß die gewöhnliche Wohltätigkeit der Reichen, selbst wenn sie aus Millionen besteht, im letzten Grunde nur Ungutes fördert. Wenn der Reiche Krankenhäuser baut, so kommt das nicht den Armen zugute, sondern den Steuerzahlern, die das Geld zum Krankenhause insoferne unterschlagen, als sie es für sich ersparen. Der Reiche sollte gerade das leisten, was sonst niemand leistet, was scheinbar noch überflüssig ist. Und solche Leistungen werden selten angenommen, niemals gewürdigt. So daß der Spender gerade dort, wo er das Richtige tut, ohne Dank bleibt. Ein Bedürfnis, das unter allen Umständen befriedigt werden muß, ist das Bedürfnis — nach Arbeit.

Etlichen Mißgünstigen meines Ordenskreuzes:

Ihr habt mir gebürdet manch großes Kreuz,
Ich hab' es geduldig ertragen.
Nun spendet mir Einer ein kleines Kreuz,
Das weckt euer Mißbehagen.
Ihr wisset zu gut, was für Dichter sich schickt
In all ihren Erdentagen;
Sie werden nicht mit dem Kreuze geschmückt,
Sie werden ans Kreuz geschlagen.

— — —

Aus St. Johann i. P. wird mir folgender Bericht eines Gendarmen an die dortige Bezirkshauptmannschaft mitgeteilt:

Der Nagleitnerbauer Andreas Huber in Lampersbach, Gemeinde Werfenweng, ein 82jähriger Greis, wurde am 31. Jänner 1907 in seiner Wohnung angeblich beim Tische sitzend, seitens seiner Angehörigen tot aufgefunden, während gleichzeitig auch dessen Wirtschafterin Barbara Granig, angeblich 62 Jahre alt, tot im Bette lag.

Wie die Erhebungen ergaben und laut Totenschau seitens des Herrn Dr. Matthias Deisl konstatiert worden ist, verstarb die Granig an Influenza, während Huber beim Tische sitzend erfror.

Im Eisenbahnzug kam ich mit einem Manne zusammen, der sehr gedrückt und mißvergnügt aussah. Im Speisewaggon nach dem Essen wurde er redselig und erzählte mir ganz vertraulich sein Mißgeschick. Er sei Millionär, und zwar durch Vererbung. Es freue ihn nichts. Er fliehe die Menschen, weil er fühle, wie sie ihn verachten. Alle Artigkeiten, die man ihm erzeuge, gingen nicht ihn, sondern den großen Geldsack an, den jeder in seiner Art anzapfe und mißbrauche. Der Reiche sei jemand, den jeder über den Löffel zu balbieren trachte, um ihn hinterher auszulachen. Er habe ein paar Freunde gehabt, von deren Treue er sich überzeugt glaubte. Als er — um sie zu prüfen — ihnen auf ein Weilchen die bei ihm gewohnten materiellen Vorteile entzog, wendeten sie sich unter nichtigen Vorwänden von ihm ab. Er habe ihnen die Vorteile nachher wieder zukommen lassen, wolle aber weiter mit ihnen nichts mehr zu tun haben. Denn auch er besitze das Bedürfnis, jemand verachten zu können. Aber wenn er wieder auf die Welt käme, so wolle ihn Gott vor reichen Eltern bewahren, sondern in Verhältnissen geboren werden lassen, bei welchen man gezwungen sei zu arbeiten. „So zwingen Sie sich selber dazu!“ „Ich?!“ er lachte auf. „Und ein reicher Mann kann doch auch durch seine Mittel Großes leisten“, sagte ich, „vor einiger Zeit hat ein Millionär, wie ich annehme, brieflich an mich die Frage gestellt, was ich anfinge mit zwei Millionen, wenn sie mir für irgendeinen guten Zweck gespendet würden. Ich habe ihm —“. Da unterbrach er mich: „Sind Sie am Ende der Rosegger? Dann wissen Sie, daß der Fragesteller ich war.“ „Herr v. S.?“ fragte ich. Er: „Der bin ich. Sie hatten die Güte, mir zu antworten. Ich glaube Bauern machen, oder was Sie vorschlugen.“ „Jawohl. In der Waldwildnis eine moderne Bauernkolonie gründen.“ Er antwortete gelassen: „Nein, Bauern machen, das liegt mir nicht.“ „Herr“, sagte ich, „Sie werden, um sich zu erlösen, schwer etwas Besseres finden, als Wohn- und Nährstätten zu ordnen für heimatlose, arbeitstüchtige Menschen.“ Ich entfaltete mich, redete mich ganz heiß. Da antworte er endlich: „Na ja.“ Und gähnte. — Wir hatten das Interesse für einander verloren. Ich blickte hinaus in die Landschaft, er kaufte das in den Zug gereichte Abendblatt und vertiefte sich darin. Ich glaube, er las den Kurszettel.

Auf die gestrige Begegnung fand ich heute — ein merkwürdiges Zusammentreffen — Bernhard Shaw's Büchlein: „Sozialismus für Millionäre“. „Die wahren Opfer des Besitzes sind nicht die Obdachlosen oder Arbeitslosen, sondern die Besitzer.“ Das sei zum Troste jener Sozialdemokraten gesagt, die hinter dem „Kapital“ weiß Gott was für Glückseligkeit wähnen. Das obgenannte Büchlein bringt uns einmal recht

wohltätig werden könne, verstehe ich so, daß auch der Arme jeden Augenblick in der Lage ist, durch Gerechtigkeitssinn, persönliche Güte und treue Berufserfüllung für die Mitmenschen wohltätig zu sein. Vielleicht ist gerade diese Art von Wohltätigkeit die beste von allen. Ob sie in fünf Minuten zu erlernen ist, dünkt mir zweifelhaft.

Der Heine-Anbeter erstes Gebot:

Liebe läßt sich ja nicht zwingen.
Du magst höhnen und verlachen
Alle, die da dichten, singen.
Doch sollst eine Ausnahm' machen:

's ist das größte der Gebote:
Heinrich Heine mußt du lieben!
Sonst wirst du als Idiote
Morgen in das Blatt geschrieben.

Zur Zeit, als von Anastasius Grüns Denkmal in unserem Stadtpark das Winterkleid fiel, ist auch des Dichters Geist wieder auferstanden. Die meisten gehen an der schönen Steinsäule vorüber, ohne daß ihnen was zu Sinn kommt. Sie sollten einmal lesen in den Werken Anastasius Grüns, die jetzt neu erschienen sind. Ich las dieser Tage die Lebensbeschreibung des Dichters von dem Herausgeber Dr. Anton Schlossar und gehe seither tatsächlich mit noch mehr Ehrerbietung vorüber am Denkmal. Man hat ja vieles schon gewußt, aber es ist wieder verblaßt; von den Eindrücken der Gegenwart in den Hintergrund gedrängt, verfällt Großes und Bedeutsames der Vergessenheit. Und wenn es dann gelegentlich doch wieder aufsteht im Buche, wie neu, wie frisch, wie ehrfurchtgebietend tritt es uns an! Wie lebendig wird die Vergangenheit und mit einem gewissen Behagen fühlen wir die Nabelschnur, die uns mit ihr verbindet. In wessen Persönlichkeit steht das Österreich des neunzehnten Jahrhunderts mit seinem Ringen und seinen Zielen uns so künstlerisch rein vor Augen, als in Anton Auersperg! Das Wort „Graf" hat mir nicht aus der Feder wollen nach dem, was er für das Volk getan, wie er in seinen Dichtungen zu uns spricht. Und sein Wort auf Erzherzog Johann wenden wir auch auf ihn selbst an: „Unvergessen bleibt im Volke, der des Volkes nie vergaß."

Die erste Rose, die mir in diesem Frühling blüht, ist eine Neurose. Sie blüht in den Hüften und rankt ihre lieblichen Girlanden den rechten Schenkel hinab fast bis an die Zehen. Sie trägt den

Das Nagelleitnergut, als höchst gelegenes in Werfenweng, ist ein kleines Anwesen und wurde seitens des alten gebrechlichen Huber sowie seiner Wirtschafterin Granig bewirtschaftet und hatten stets mit Not zu kämpfen. — Die Granig wurde krank und konnte infolge des hohen Schnees für Huber eine fremde Hilfe nicht heranziehen; nachdem die Granig gestorben war, dürfte Huber infolge seines Alters und da das ohnehin spärlich beim Hause vorhandene Brennmateriale aufgeheizt war, beim Tische sitzend eingeschlafen und erfroren sein.

Fremdes Verschulden kann niemandem zugeschrieben werden und ist auch eine Gewalttat gänzlich ausgeschlossen, weshalb die Beerdigung der Leichen am 4. Februar 1907 am Ortsfriedhofe zu Werfenweng erfolgte. F. D., Wachtmeister.

Schillers „Maria Stuart" gelesen. Vielleicht das fünfte- oder sechstemal seit vierzig Jahren. So im Grunde gepackt hat das Werk mich noch nie wie diesmal. Je älter ich werde, je mehr Dichter ich lese, je höher steigt mir Schiller empor über alle anderen. Über die Kleinen und über die Großen.

Neue Forschungen sollen dargetan haben, daß Jesus bartlos gewesen sei und kurzgeschnittenes Haar gehabt hätte. Ich wurde aus Berlin darüber um meine Meinung befragt. Man weiß dazu kaum etwas zu sagen. Die Sache hat höchstens nur Bedeutung für Maler und Bildhauer, weiter braucht man diese Friseurangelegenheit wirklich zu keiner Streitfrage zu machen.

Da wir von der Körperlichkeit Christi doch kein authentisches Bild haben können, so glaube ich, sollte man jeden die Gestalt des Heilandes denken lassen, wie er sie am liebsten denkt. Wer der Leiblichkeit Jesus nachhängt, der irrt ab von ihm, denn Jesus ist Geist und soll nichts anderes für uns sein.

Ein junger Schriftsteller teilte mir seinen Plan mit, das Buch vom Altruismus zu schreiben. Dasselbe wird den Titel haben: „Der Wohltäter in der Westentasche oder die Kunst für jeden, in fünf Minuten wohltätig zu werden." Ich bitte Sie, Herr, schreiben Sie das Buch! Allen Ernstes. Die jetzige Menschheit möchte so gerne wohltätig sein und weiß es nicht recht anzufangen. Es mangelt nicht an Geld, aber es mangelt an Weisheit. Wie sollen wir unsere gutgemeinten Opfer einrichten, daß sie — wie es so oft geschieht — nicht mehr schaden als nützen? Daß sie für Gegenwart und Zukunft die rechten Früchte tragen? Ihre Andeutung, daß jeder in fünf Minuten

als es aus war, da kam's. Da kam der wütende Schmerz und riß mich hin, den Leib zu kosen und zu rütteln, und wußte es nicht zu fassen, wie ich ihn gerade vorher so ruhig konnte sterben sehen. Ist es Rücksicht für den Sterbenden, die uns den Ausbruch des Jammers verbietet? Ist es Ehrfurcht vor dem Tode, die uns zur Stunde seines Nahens des Irdischen vergessen macht? Wer sagt mir, was das ist, daß man beim Sterben eines lieben Menschen zuschauen kann!

Geht es nicht auch anderen so, daß sie in schlaflosen Nächten manchmal an ihre Vorfahren denken müssen? Ich fühle mich oft vereinsamt in dieser späten Zeit und sehne mich nach meinen Vorfahren. Besonders nach den Ahnen meines Vaters. Es sind seit ein paar Jahrhunderten deren nur vier mit Namen bekannt. Ich habe keinen gesehen. Und da ist bisweilen ein großes Verlangen, ihr Angesicht zu sehen, ihre Stimme zu hören. Und was sie sagen würden zu dieser Zeit, in der ihr Enkel leben muß und die wie eine andere Welt ist, im Vergleich zu der ihren. Ich kenne ihre Zeit, kannten sie die meine? Ich stelle mir vor, wie jeder, gedrungen von Gestalt, mit rundem, wohlgerötetem Gesicht, grauen Augen und blondem Haar in seinen aschfarbigen Knielederhosen gelassen herumgegangen ist auf seinen Almen und Kornfeldern, und über den Furchenacker hin mit dem Roß geeggt hat, so daß der Name mir noch Erdgeruch herüberträgt in mein enges Stadtleben. Wie tut es mir leid, den Namen Roßegger verstümmelt zu haben, um als Schriftsteller mich von den vielen anderen Namensbrüdern zu unterscheiden. Hamerling entschuldigte das zwar mit dem Ausspruch, wer sich selbst einen Namen gemacht, der könne ihn schreiben wie er wolle. Damals war aber der Name noch nicht gemacht. Vor vierzig Jahren schien die Änderung nötig zu sein, heute wollte ich mir einen Finger abhacken lassen, stünde der Name der Ahnen unversehrt auf meinen Büchern. — Da das nicht mehr zu ändern ist, so steht die Notwendigkeit auf, meinen Nachkommen meinen jetzigen, den Schriftstellernamen, dessen sie sich seit jeher selbst bedienen und von dem sie nicht lassen wollen, amtlich zu sichern. Nur einer der Buben hat den Konflikt spielend gelöst, und zwar durch Selbstadelung, indem er sich zeichnet: Rosegger von Roßegger. Übrigens werden die Vorfahren nicht fragen, wie die Nachkommen den Namen schreiben, sondern vielmehr darnach, ob er makellos bewahrt wird.

Nun war es in einer dieser Nächte, daß ich halbschlummernd den Vorfahren nachsann. Da hörte ich plötzlich, daß jemand rief: „Peter Roßegger!“ Und erkannte ich die Stimme meines Urgroßvaters Josef, der um die Wende des XVIII. Jahrhunderts gestorben war. Ich horchte auf. Wie wußte ich, daß es des Urgroßvaters Stimme gewesen? Woher

schönen Namen Ischias und weiß sich so pikant zu machen, daß Aufmerksamkeit und Gefühl fast Tag und Nacht ihr zugewendet bleiben. Dann frage ich mich manchmal: Worin unterscheidet sich eigentlich das Schmerzgefühl vom Lustgefühl? Der Philosoph zögert mit der Antwort, aber das Kind sagt: Der Zahn tut weh und das Zuckerl tut wohl. Einmal behauptete jemand, der Mensch sei so weit zu erziehen, daß ihm auch der Schmerz zum Lustgefühl würde. Na nu! Das wäre was. Vielleicht beginnt unsere moderne Erziehung schon darauf hinzuarbeiten. Unsere Geistesrichtung, besonders die Kunst, geht vorwiegend darauf aus, das Menschenherz zu quälen, ihm die Lebensfreude zu verleiden, das Weltelend recht nahe zu rücken, die Menschen zu Pessimisten zu machen. Geschieht das etwa schon in der Absicht, uns Lust und Freude zu verdächtigen, mit Schmerz und Elend uns zu befreunden, Liebe zu erwecken zu Schmerz und Elend — bis sie uns zu Lust und Genuß werden?! — Warum soll man schmerzhaftes Nervenleiden dann nicht mit dem schönen Namen „Neurose" benennen?

Der physische Schmerz ist mir bei einer Krankheit nicht das Schlimmste. Das Schlimmste dabei ist mir die Gefangenschaft. Der Zimmerarrest, die Vasallenabhängigkeit. Ein altes lahmes Kind sein, für das andere Füße gehen, andere Hände anfassen, andere Köpfe sorgen müssen. — Aber dieses hilflose Hingegossensein hat auch was für sich, zur Abwechslung. Man ist pflichtbefreit. Für die hundert Wünsche der Mitmenschen, die mich sonst beunruhigen, quälen, erschöpfen, bin ich unerreichbar. Mich gehen sie nichts an. Auf Urlaub! Sonst hatte man den ganzen Tag gearbeitet, um sich am Abend doch sagen zu müssen, du hast zu wenig getan. Jetzt in der Krankheit kommt kein solcher Selbstvorwurf auf und hat doch den ganzen Tag nichts getan. Einmal stand ich tatsächlich vor dem Bette eines Leidenden, der lächelnd den Seufzer tat: Ja, mein Lieber, das Kranksein, das ist meine einzige Erholung.

Saß ich am Sterbelager eines lieben Menschen. Saß da und schaute ihm zu. Schaute zu, wie man stirbt. Weil er so ohne Klage, ohne Widerstreben langsam verging, ruhig verlosch, so kam mir von einer Todesqual nichts zu Sinn. Wahrscheinlich empfand er auch keine. Aber so beobachtend zuschauen! Das war das Allerungeheuerlichste. Hatte ich ihn nicht so lieb! War ich nicht immer bestrebt gewesen, alles Harte ihm tragen zu helfen. Und nun von seiner schwersten Not fällt so blutwenig auf mich ab. Herzlos, treulos kam ich mir vor, daß ich zu dieser Stunde mich körperlich wohl fühlen konnte, nicht wahnsinnig wurde. — Aber

Flocken als in feiner Körnerform fiel. Auf den Dächern, wo er nahezu meterhoch lag, sah man am Rand die Schichtstreifen jedes besonderen Schneefalles. Daran erkannten wir die Geschichte des Winters so wie die Geologen an den Gesteinschichten die Geschichte der Erde messen. Dem Rodler gehörte die Welt; er ging hinauf und glitt herab, ging hinauf und glitt herab, ging hinauf und glitt herab — immer so. Habe ich nicht einmal gesagt, der Winter sei ein Greis, der die Leute zu Kindern macht? — Aber es gehörten wahrlich auch Männer dazu, um der Wintergewalt Herr zu werden. Verkehrsstörungen, Lawinenkatastrophen waren an der Tagesordnung, im Süden wie im Norden. Nicht bloß Berlin, auch Rom lag im Schnee und im Gebirge gibt es jetzt noch Stellen, wo die höchsten Fichtenbäume nur mit den Wipfeln aus dem Schnee ragen. Wenn diese Massen in den Maitagen sich lösen — wir wissen nicht, was uns bevorsteht!

Die Schrift im Sande.

Als man dem Herrn
Die Sünderin verklagt,
Da hat er bloß gesagt:
Wer selber sich weiß rein,
Der werfe seinen Stein!
Dann schrieb er etwas in den Sand . . .
Sie gingen hin und guckten, was da stand.

— — — — — — — — — — — —

Verstanden hat's wohl jeder,
Der's geschaut.
Doch keiner hat sich's laut
Zu lesen getraut.

— — — — — — — — — — — —

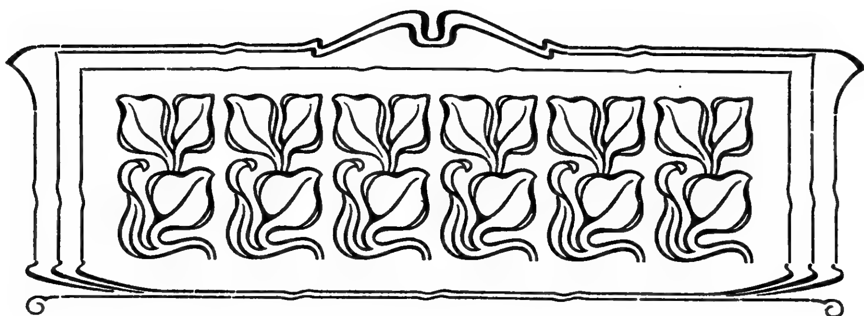
Mit erbarmendem Lieben
Hat er es auf Sand geschrieben,
Wo's der Wind verweht . . .

Nach zehntägiger Haft auf der Festung Ischias entflohen ins Freie. Nach diesem harten Winter das erstemal im Walde. Karfreitag. Die Luft lau, der Himmel bewölkt, die Straßen staubig, in Mulden Schneereste. Keine Knospe rührt sich, kaum ein Gräslein. Die Landschaft, wie sie vom vorigen Herbst übrig geblieben. Jede Stunde, die ich nicht im Freien bin, ist mir: Du versäumst! Nun aber zeigte es sich, daß nichts zu versäumen war. Schön war's ja noch nicht und doch war mir zum Jauchzen und als müßte man in die tote Scholle hineinrufen: Auf! Auf! Morgen ist Ostertag! — Dann sind mir zwischen den stillen Fichten des Hilmwaldes her Auferstehungsträume gekommen. In diesem Leben bin ich Poet gewesen. Im nächsten Leben möchte ich Naturforscher sein. Im übernächsten Leben Priester im Sinne

war sie gekommen? Allmählich wurde mir klar, ich selbst hatte im Schlafe gerufen. Und nun hatte ich meine Ahnen. Sie leben in mir. Sie leben alle in mir fort. Nun weiß ich auch, wie sie sich zu dieser Zeit verhalten würden. Ganz wie ich mich zu ihr verhalte.

Vorlesung Ludwig Ganghofers in Graz. Jägergeschichten. Die etwa in den Saal kamen, um von Hirschen, Gemsen und Hahn etwas zu hören oder Jägerlatein, die werden enttäuscht worden sein. Der Dichter las, was des Dichters würdig ist: Menschenseelen. Das Verhältnis zwischen Jäger und Wildschützen gibt Anlaß, dem Naturmenschen tiefer ins Wesen blicken zu lassen, als es bei seiner Verschlossenheit sonst möglich ist. Geschichten, wie „Der Michel und sein Feind" zeigen Menscheneigenschaften, die den Stadtleuten unverständlich sind oder nur in alten Heldengedichten verständlich werden. Und sind es doch Charaktergestalten, wie sie heute noch in unseren Gebirgen leben, nur daß ein Dichter sie uns entdecken und aufzeigen muß. Manchem der Zuhörer, der ins enge Kulturleben des Tages eingewickelt ist, mögen diese jetzt so drollig gemütlichen, jetzt so unheimlichen Naturmenschen heute bloß wie Arabesken vorkommen, nur dazu vorhanden, die Welt noch ein wenig romantisch aufzuputzen. Bei Ganghofers Vorlesung hätten solche wohl wieder einmal eine Ahnung haben können von der ungeheuren Mehrzahl da draußen, jener, die in der Natur die Angestammten und die Einheimischen sind, die uns Städter für komische und manchmal recht geschmacklose Verzierungen der Welt halten. — Ganghofer liest höchst ruhig und natürlich, ohne jede Effekthascherei und hat — bei mir wenigstens — gerade deshalb Effekt erzielt. Die kurze, knappe und drastische Sprechweise des Oberbayern gegenüber dem redseligeren, gemütlicheren und weichmütigeren Steirer ist zum Vortrage besonders geeignet. Ganghofer wollte uns natürliche Waldbergleute ohne dichterische Retouche vorführen. Die liebenswürdigsten hat er allerdings nicht ausgesucht.

Meine Freude am Winter ist diesmal reichlichst gesättigt worden. Der Nikolo des vorigen Jahres hat uns den Beginn eines Schnees gebracht, an dem noch die diesjährigen Ostern zu zehren haben. In langen vereisten Schichten liegt er längs der Stadtparkraine und er bliebe liegen bis in den Sommer, wenn man ihn nicht mit Schaufeln auseinanderwürfe und die Knollen mit Schlegeln verkleinerte. Ein scharfer Winter! Mit Ausnahme von wenigen Tagen nicht allzukalt, aber ununterbrochen kalt. Von Oktober bis Ende März sah man in Graz keinen Tropfen Regen; jeder Niederschlag war Schnee, der weniger in



Kleine Laube.

Kunst und Kritik.

Ihr spaltet Haare,
Ich kitte Steine,
Wer tut das Wahre
Für die Gemeine?

Geistig Verfeinern
Lähmt alle Stärke,
Trennen, Zerkleinern
Gibt keine Werke.

Jedoch, das meine
Steht tausend Jahre,
Ich kitte Steine,
Ihr spaltet Haare.

R.

Soll man Fritz Reuter übersetzen?

Eine Zuschrift.

Sehr verehrter Herr Redakteur!

Im Dezemberheft Ihres lieben „Heimgartens“ las ich einen Aufsatz: „Fritz Reuters Urteil über eine hochdeutsche Ausgabe seiner Werke“. Als großer Reuterverehrer habe ich vor langen Jahren einige Zeit in seiner Heimat zugebracht, mich überhaupt aufs eingehendste mit seinem Lebenswerk beschäftigt, daß ich mir wohl erlauben kann, in dieser „zeitgemäßen“ Frage mitzureden. Vielleicht ist es Ihnen nicht unangenehm, wenn ich mir hier einige kurze Mitteilungen gestatte, die Sie als Freund deutschen Volkstums zu interessieren vermögen.

Daß in letzter Zeit Reuterübertragungen erschienen, ist leicht zu erklären. Die plattdeutsche, speziell mecklenburgische Mundart, die der Dichter zu hohen Ehren gebracht hat, nimmt mit jedem Jahre mehr ab und wird schließlich einmal ganz verschwinden — doch bis dahin ist noch lang Zeit! Früher, etwa um 1800, wurde sie in den feinsten, gebildetsten Kreisen ausschließlich gesprochen, jetzt ist sie nur noch auf die Landleute beschränkt; es gilt also geradezu für unfein, wenn gebildete Leute sie gebrauchen. Zu Lebzeiten unseres großen Humoristen war das noch nicht so und scheint erst in den achtziger Jahren so geworden zu sein. In den Tagen, wo Reuters Ruhm auf dem Zenit stand, war es Ehrensache für jeden Süddeutschen, sich so in das Original zu vertiefen, bis es keine Schwierigkeit mehr bot; dienten ja auch zur Erleichterung die Fußnoten, die man in jeder Hinstorff-Ausgabe sehen kann. Nach Ablauf der Schutzfrist endlich konnten sich Kenner des Idioms, wie Heidmüller und

höchster Ethik und Gottempfindung. Dann wird es Zeit sein für den langen Schlaf, aus dem ich erst wieder erwache, bis des Poeten Schönheit, des Forschers Wahrheit und des Priesters Liebe eine einzige Wesenheit geworden ist. Im Himmel.

Ruftafel für Graz. Die gegenwärtig tagende Konkurrenzausstellung eines Grazerstadt-Plakats hat mich trotz ihrer Reichhaltigkeit nicht gepackt. Keine einzige dieser teils künstlerisch ganz hübschen Tafeln würde mich mit elementarer Gewalt in die steirische Hauptstadt zerren, wenn ich nicht vorwegs die Absicht hätte, hinzugehen. Was bei mir allerdings deshalb ausgeschlossen ist, weil ich schon dort bin. Wie man seit Jahren auf Bahnhöfen, in Hotels u. s. w. sieht, ist es mit auffallend pittoresken Landschaften und wirksamen Städtebildern schwer zu konkurrieren. Eine Ruftafel soll erstens die Augen an sich reißen und zweitens die Augen fesseln. Nach diesen Gewaltsamkeiten beginnt ihr geistiges Amt, sie muß freundlich einnehmen für das, von dem sie gesandt ist. Durch ein charakteristisches Merkmal muß sie Interesse erregen und Neugierde erwecken. Das charakteristische Merkmal von Graz ist der Schloßberg. Auf sehr vielen dieser ausgestellten Ruftafeln wird die Schloßberguhr allein gezeigt. Auch diese auf dem Berge alleinstehende Uhr ist charakteristisch, aber nur für den, der Graz schon kennt. Für den Fremden ist die Gestalt der Schloßberguhr kein besonders auffallender Gegenstand und ihretwegen reist wohl kaum jemand auch nur von Bruck bis Graz. Graz ist, wie die besten Frauen sind, für den Augenblick nicht auffallend, im näheren und längeren Verkehr aber voller Reiz und Güte. Und diese intimen Vorzüge sind weder zu beschreiben, noch zu malen — man muß sie genießen. Graz ist also keine Fremdenstadt, sondern eine Heimstadt, in der man sich nicht ein paar Tage aufhalten, sondern in der man leben und sterben will. Doch die Zeit verlangt es, daß auch diese vornehm schlichte Stadt auf öffentlichem Markte ausgeschrien werden soll gleich „hassi, brennhassi Würstln!“

Allerdings wollen wir Fremde einladen, unser Land anzuschauen, in unseren trauten Städten zu wohnen — aber wir haben das in würdiger Weise zu tun. Das Marktgeschrei der Geschäftsleute soll das Rauschen der Bäche und das Jauchzen der Älpler nicht übertönen.

Frühlingsankunft.

Auf! Öffnet die Fenster! Öffnet das Tor!
Hört ihr denn nicht die Vöglein singen,
Die aufgeweckt Schneeglöckleins Klingen,
Auf das erschalle ein fröhlicher Chor,
Weil's Frühling wird?

Du schöne, goldenstrahlende Sonne!
Du bist des Lenzes Heiligenschein!
Die Welt, sie dünkt uns ein Blütenhain
Und Seligkeit umgibt uns und Wonne.
Drum danket Gott.

Doch jetzt, ihr Menschen, ins Freie hinaus!
Die Frühlingsluft laßt uns genießen
Und froh sie und dankbar begrüßen!
Oh! mög' sie umwehen auch jedes Haus,
Wo Trauer wohnt!

Anna Rosenfeld.

Tränen im Mai.

Es blüht nun wieder und glüht
Der Mai an sprossenden Zweigen;
Ich ziehe zum einsamen Ried
Hinaus mit bitterem Schweigen. —
Dort ist im sonnigen Mai
Einst herrliches Glück mir erstanden,
In Lenzeslust gingen wir zwei,
Als unsere Herzen entbrannten. —
Die Flamme erlosch dir so bald — —
Mein Frühling ging mir vorbei;
Dein Liebesschwur ist mir verhallt,
Den du mir gabst damals im Mai. — —
Ich gehe mit nagendem Sehnen
Vorüber am einsamen Ried —
Nur zur Maienzeit netz' ich mit Tränen
Den Ort — — wo sie mich verriet.

Ernst Ferd. Neumann.

Meinem See.

Du lieber See mit deinem Felsental
Warst meiner Träume erstes Wunderland,
Ich schrieb dir einst mit ungewohnter Hand
Ein kleines Lied, das sich vom Herzen stahl.

Dir lernte ich das stille Träumen ab
Und meine jugendfrohe Liedermacht.
Ich fand ein Wunderland von solcher Pracht,
Dem ich dann tausend Lieder herzlich gab.

Und nehmen sie mir Wunderland und Glück,
Kehr ich zu dir ins Felsental zurück.
Und leise, leise klingt durch Schilf und Ried
Zu dir hinaus mein erstes kleines Lied.

Hermann Pfaundler.

Konrad, an die schwierige Aufgabe machen. Ich muß zugeben, daß den Süddeutschen damit geholfen wird, aber auch nur ihnen! Ein hervorragender Reuter-Rezitator sagte mir, daß bei einer Übertragung unbedingt jeder Reiz der gemütvollen, schlichten Sprache verloren geht und einzelne Ausdrücke und Redensarten ließen sich überhaupt nicht ins Hochdeutsche übertragen; jeder Versuch würde mißlingen, Reuters Schöpfungen ganz zu würdigen, ganz in ihren Geist eindringen zu können, ist nur in Mecklenburg möglich, wo noch heutigentags genug Originale (die er so trefflich und bis ins kleinste geschildert hat) zu finden sind. Eine Übertragung weicht stets erheblich vom Urtext ab und „einem Reuterverehrer kann schlecht werden", das fleißige, mühevolle Opus eines Konrad zu lesen, an das doch der Bearbeiter mit dem besten Vorsatz ging.

Doch was läßt sich noch alles darüber schreiben, das man im Rahmen des Briefes nicht abhandeln kann. — Ich wüßte zahlreiche Stellen aus Reuters Briefen und Äußerungen anzuführen, die eine Übertragung ablehnen, und möchte meinen Brief, der allzu umfangreich geworden ist, schließen mit einer wörtlich wiedergegebenen Stelle aus einem Briefe des Dichters an Adolf Wilbrandt (Dezember 1866): „Eine ganz wörtliche Übersetzung würde bei der plattdeutschen Satzbildung, die meistens nur fortlaufende koordinierte Sätze kennt, dem hochdeutschen Leser höchst ledern vorkommen, und bei einer freieren Übertragung würde die Naivität, ja selbst die lebendige konkrete Anschauungsweise, die in der plattdeutschen Sprache nun einmal eigentümlich ist, vollständig verloren gehen."

In treuer Verehrung Ihr ergebener

Weimar. O. G. Ernst.

All das ist überzeugend. Leidet doch bei jeder Übersetzung die Ursprünglichkeit eines Werkes. Trotzdem würden wir auf die antiken Klassiker, auf die großen Dichter anderer Nationen in unserer deutschen Sprache nicht verzichten. Fritz Reuters Genie wird es aushalten und wird durch das Tor der hochdeutschen Sprache auch in andere Sprachen übergehen. Am besten sind natürlich immer die dran, die einen Dichter in seiner Sprache lesen können.

Die Red.

Singvögel.

Entschuldigung.

Süß durchschauern die Brust Lieder, erwacht wie früh
Morgens Lerchengesang, sei's nur in Lust, in Leid,
Wie durchs blumige Bette
Leise rauschend die Quelle zieht.

Stolz ertönet der Preis herrlichen Tatenruhms
Wie das mächtige Meer Woge an Woge wälzt
In gleichmäßigem Gange
Ahnungsvoll mit des Schicksals Macht.

Künd' ich freudeberauscht, schmerzübertwogt im Lied,
Was ich menschlich gefühlt, hab ich im Sange nicht
Ungefüge Gedanken,
Hohe Riesen, in Haft gelegt:

Ach, verarget mir's nicht! Preiset des Schöpfers Kraft,
Doch die Quelle im Tal wie das empörte Meer
Sagt mit lieblichem Rauschen
Nur, was jenes mit Donnern spricht.

Hans Mittendorfer.

Lustige Zeitung.

Unter Schauspielern. „Populär bist du aber nicht, die Galerie zollte dir nicht im mindesten Beifall.“ — „Ja, ich bin eben ein Schauspieler — ersten Ranges.“

Verteidigung. Sepp: „Ich bitt', Herr Richter, der Michel da hat mir die halben Forellen aus meinem Weiher gestohlen.“ — Richter: „Was haben Sie dagegen vorzubringen?“ — Michel: „Daß es gar keine halben Forellen gibt.“

Ein Zeitkind. Pepi (der soeben bestraft wurde): „Das ist keine Kunst, wenn so ein großer Vater so'n kleinen Buben schlägt!“

Einzige Ausnahme. Rentier (erregt): „Mein Herr, ich lasse mir von niemand eine Geringschätzung gefallen . . . außer von der Steuerbehörde.“

Bauer und Schauspieler. Der seinerzeit gefeierte Leipziger Schauspieler Opitz war einmal mit einer Gesellschaft aus Leipzig in einem Dorfwirtshause. Hier hänselte Opitz einen Bauern, um zu sehen, was dieser in seiner Einfalt dazu sagen oder tun würde. Der Bauer aber sagte und tat gar nichts, so daß Opitz von ihm ablassen mußte. Nachdem der Bauer sein Bier ruhig ausgetrunken hatte, trat er an Opitz heran, klopfte ihm vertraulich auf die Schulter und sagte: „Weiß er was, mein lieber Komödiant, ich bin sein Narr nicht; morgen komme ich aber nach Leipzig, zahle an der Theaterkasse einen halben Taler und habe das Vergnügen, daß er den ganzen Abend mein Narr ist.“

Lehrer — ist nix. Vom letzten Kurfürsten von Hessen, einem — sagen wir — recht eigentümlichen Herrn, erzählt jemand folgendes: Ich war 1863 Lehrer in einem Dorfe Kurhessens und mußte ein paar Monate Soldat werden. Nach der Ausbildung wurden wir „vorgestellt“, d. h. der Kurfürst sah unserem Exerzieren zu. Ich war damals ein strammer Bursche und Flügelmann meiner Kompagnie. Dem Kurfürsten mußte ich wohl gefallen haben; er sah mich an und fragte in seiner abgebrochenen Weise: „Was bist du?“ — „Lehrer, königliche Hoheit!“ — „Lehrer — ist nix; kannst bei mir Leibjäger werden.“ — „Ich möchte gern zu meinem Berufe zurückkehren, königliche Hoheit,“ erwiderte ich nicht ohne Scheu. Da aber brauste der Kurfürst auf: „Dummes Luder! bleibe Schulmeister, solange du willst. Komme mir aber später nicht, daß du doch noch Leibjäger werden willst!“ Sprach's, und ging gravitätisch weiter.

Bücher.

Waldleute. Erzählungen von Heinrich Hansjakob. Bei Adolf Bonz & Komp. in Stuttgart erscheint jetzt eine Ausgabe der Ausgewählten Erzählungen von Heinr. Hansjakob, wovon die „Waldleute“ den ersten Band bilden. Der alte Tiroler Dichter J. F. Lentner hat als Erzähler eine Art gehabt, an die Hansjakob erinnert. Es sind nicht erdichtete Erzählungen, es sind Chroniken, die das berichten, was ein Pfarrer von seiner Gemeinde so ungefähr zu wissen bekommt. Die „Waldleute“ bestehen aus drei größeren Erzählungen: „Der Fürst vom Teufelstein“, „Theodor der Seifensieder“ und „Afra“, wovon sich jede wie eine Biographie liest. Um die Hauptgestalt, deren Leben nach der Wahrheit des Alltags schlicht und gewissenhaft erzählt wird, gruppiert der Verfasser eine Menge anderer Waldleute, Zustände und Lebenssitten, wodurch das Werk einen ethnographischen Wert erhält. Die Hauptpersonen sind tüchtige, sympathische Menschen, bei denen festüberkommene Altsitte die Bildung ersetzt. Daß der volkstümliche Humor, oft mit einem feinen Sarkasmus des Verfassers durchsetzt, zu seinem Rechte kommt, versteht sich. Dieser „Fürst vom Teufelstein“, eine Förster- und Jägergestalt aus dem Schwarzwalde, zum Beispiel ist ein Stück, dem man

Nicht Opfer, sondern Barmherzigkeit.

Eine streng kirchliche Zeitung, das „Gr. Volksblatt", hat vor einiger Zeit eine von solcher Seite recht seltene, daher um so erfreulichere Betrachtung veröffentlicht, in der es unter anderem heißt:

Vor vielen Jahren lebte in Gmunden in Oberösterreich eine Familie, die mit vielen Töchtern gesegnet war; diese Töchter waren alle brav und fromm wie ihre Eltern und gingen fleißig in die beiden Kirchen nächst ihrer Wohnung; in die kleine Kapuzinerkirche mit dem schönen großen Klosterhof, in welchen der Traunstein hereinsah, und in die noch kleinere, feuchte Karmeliterinnenkirche, deren Glöcklein von fünf Uhr früh bis 11 Uhr abends stündlich über den See hin klang, zum Zeichen, daß die Frauen dieses strengen Ordens beteten, während die Menschen draußen ihren Arbeiten und ihren Vergnügungen nachgingen. Von jenen vielen Töchtern also war die älteste besonders eifrig, aber etwas strenge, die jüngste am wenigsten auffallend in ihrem Kirchendienst, aber still und freundlich und ringsum unter Bekannten und Nachbarn am beliebtesten. Diese sagte einmal einer neu gewonnenen Bekannten: „Ach, wenn meine älteste Schwester nur nicht gar so viel fasten und knien möchte! An solchen Tagen ist sie so verdrießlich, daß es fast nicht zum Aushalten ist mit ihr." Das gab zu denken und war doch leicht zu erklären; das übermäßige Fasten machte das Mädchen blutleer und dadurch nervös, gereizt und ungeduldig; wie sich aber die Menschen nicht kennen, wird sie auch ihrem Beichtvater nichts darüber gesagt haben und es blieb ruhig dabei, daß die sogenannte Frömmste die Unliebenswürdigste und auch wenigst Beliebte im Hause war.

Und als vor wenigen Jahren der berühmte Kanzelredner P. Kolb in der Grazer Domkirche Missionspredigten hielt, da sagte er, als er von der Nächstenliebe sprach, daß viele Menschen, viele Frauen trotz ihrer Rosenkränze, ihrer Kirchenbesuche und ihrem häufigen Beichten keine Gnade vor Gott finden werden, weil sie ihrer Umgebung, ihren Kindern, Verwandten und Dienern das Leben verbittern durch Härte und Mangel an Liebe, denn der Herr wolle „Barmherzigkeit und nicht Opfer".

Es ist oft ganz erstaunlich, welche widersprechenden Eigenschaften in manchen Menschen nebeneinander Platz haben und welch widrige Erscheinungen neben sogenannter Frömmigkeit auftreten. Anmaßung und übermäßige Ansprüche, Rücksichtslosigkeit und Härte gegen andere und maßlose Verblendung über den eigenen Wert, über das eigene Recht, über die eigene Leistung.

Sie kommen von der Kirche nach Hause und zanken, sie nehmen keine Rücksicht auf die Gesundheit und das Ruhebedürfnis ihrer Zimmernachbarn und tadeln alle Leute, gehen aber täglich zur heil. Kommunion; sie laufen stundenlang betend im Zimmer auf und ab, haben aber kein freundliches Wort für Untergebene, kein Glas Wasser für den im Nebenzimmer liegenden Kranken.

Und von solchen Frommen sollen dann die Andersgläubigen oder die ungläubigen Weltkinder Verständnis und Begeisterung lernen für das Christentum, für die katholische Kirche?

Zum Glücke gibt es aber auch Fromme, die es nicht nur *scheinen*, sondern auch sind, die ihre Andachtsübungen fast verbergen, immer heiter, freundlich und teilnehmend sind, die mit dem *Opfer* der Andacht in reichem Maße die *Barmherzigkeit* verbinden, und diese sind dann die echten Freunde Gottes und der guten Sache. H. A.



Die Försterbuben.

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Meine Schuld.

Der Holzstoß war endlich in seinen Gluten zusammengestürzt und hatte noch in diesem Sturze einen feurigen Regen in den nächtlichen Himmel emporgesandt. Die Feuerlohe und noch mehr der Trank, der in Buschschenken aus mehreren Fässern strömte, hatte die Leute berauscht. All böse Art, Hoffart und Falschheit, Feigheit und wilde Lust war, wie der Feuerspruch dargetan, verbrannt worden. Doch diese Brut erhob immer aufs neue ihre zischenden Häupter aus der Glut. Jene Musikanten, die am Fronleichnamstag dem Sakrament gehuldigt, bliesen jetzt auf ihrem schrillenden Bleche Kampf- und Lustweisen. Was Range war, das raufte und bockte gröhlend in den nahen Büschen herum, was Mann und Weib war, das tanzte um die große Glutstätte. Etliche wollten versuchen, durch das Feuer zu springen nach alter Sitte. Dazu war der Pfuhl noch zu üppig. Derbe Burschen stießen mit langen Stangen in den glosenden Holzbränden herum und erst als die tote Asche dalag, machte sich mancher Recke erbötig, durch das Feuer zu gehen.

Aber noch war das Sonnwendfeuer nicht verloht und vergloſt auf dem Ringstein, als die Botschaft laut wurde, der Förster Rufmann habe sich das Leben genommen. In die Ach wäre er gesprungen und die

in der deutschen Literatur Platz machen muß, und zwar einen Ehrenplatz. Die beiden anderen Erzählungen des Bandes mit ihrer Lebensluft und ihrer Tragik stehen nicht zurück. Diese Schriften enthalten nichts von den gewissen modernen Extravakanzen, die uns rasch für sie interessieren, aber auch rasch wieder gleichgültig werden; sie sind urgesund und ziemlich hausbacken. Was die Weltanschauung betrifft, könnten sie auch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geschrieben worden sein. Aber diese Urständigkeit schafft manchem Leser eine behagliche Ruhe, die in unseren zerfahrenen Zeiten wohltut. Auf jeden Fall sind Hansjakobs Schriften verläßliche Dokumente aus dem schwäbischen Volkstume, das hier nicht ins Philosophische ausgeweitet wird, wie bei Auerbach, und allerdings auch nicht dichterisch so vertieft, wie Jeremias Gotthelf seine Allemannen gefaßt hat. R.

Wird uns ein Büchlein zugeschickt: **Ekkehard** oder **Wie man Zeitromane schreibt**. Von Dr. C. Willems (Warnsdorf). Da lesen wir, daß Scheffels Roman in bezug auf geschichtliche Wahrheit, Religion und Sittlichkeit, Kunst und Ästhetik vollkommen verfehlt ist. Ein Machwerk, vor dem nicht genug zu warnen ist! Und warum? Hauptsächlich, weil der Dichter das Mönchstum, die Priesterschaft nicht vergöttert, sondern auch diesen Leuten eine Menge menschlicher Schwächen und Verkehrtheiten zugeschrieben hat. — Und solche Mönchskritiker bilden sich ein, mit ihrer Art der Kirche — neue Freunde zuzuführen? Im Gegenteile, sie erweitern die Kluft zwischen Kirche und Welt immer mehr. Welcher Springer hätte genug lange Beine, um darüber hinwegzusetzen? M.

J. J. Davids Gesammelte Werke. Am 20. November des abgelaufenen Jahres ist der Wiener Dichter J. J. David entschlafen. Reich an Leiden, ist sein Leben auch reich an Erfolg gewesen. Es war der letzte Wunsch des Dichters, seine Werke, wie sie innerlich zusammengehören, auch äußerlich vereint und gesammelt vorzulegen. Die vorbereitete Ausgabe umfaßt sechs Bände, von denen der erste die Gedichte, die folgenden die Romane, Erzählungen und Novellen enthalten sollen. (München. Verlag R. Piper & Komp.)

Das **Jahrbuch des Steirischen Gebirgsvereines**, wovon uns die Jahrgänge 1905 und 1906 vorliegen, wäre wohl geeignet, den Fremdenverkehr zu steigern. Schon das Durchblättern der mit guten Landschaftsbildern ausgestatteten Bände erweckt die Lust zum Wandern in unserem Lande, das, wie kein anderes Alpenland, reich und abwechslungsvoll an lieblicher und wilder Schönheit ist. Der Text des Jahrbuches bietet Gaben, die auch literarisch von Wert sind. — Herausgegeben wird das Jahrbuch vom Steirischen Gebirgsvereine in Graz. M.

Eine Studienreise steirischer Landwirte in die Schweiz. Nach Mitteilungen Stephan Liebmingers und anderer Reiseteilnehmer bearbeitet von J. Steiner-Wischenbart. (Graz. Paul Cieslar. 1907.)

Den Gewinn dieser Reise hoffen wir in Steiermark bald zu spüren. Das Interesse für rationelle Wirtschaft der Alpen ist wach geworden und Sache der Heimkehrenden ist es, das Gesehene und Gehörte im Lande zu verbreiten. M.

---

*Wegen Raummangels mußte der „Büchereinlauf" diesmal zurückgestellt werden.



Postkarten des „Heimgarten".



F. B., Salzburg. Die bewußte phantastische Geschichte: „Eine staunenswerte Erfindung und ihre Folgen" von Adalbert Grafen Dzieduszycki finden Sie im Aprilhefte der „Österreichischen Rundschau". Lesen Sie die „phantastische" Geschichte nur recht aufmerksam durch, Sie werden mehr darin finden als Phantasie. Eine ungeheure, niederschmetternde Weltwahrheit hat hier in bizarrer Form Ausdruck gefunden.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten"
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 15. April 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Rörk.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Drei alte Bauern standen beisammen, als man ihn nach der Totenkammer brachte.

„Das muß ich sagen, um den Mann ists schad. Hätt noch lang leben können, wie der noch fest ist gewest. Aber — an seiner Stell hätt ichs auch nit anders gmacht.“

„Und wenn man sich bei so einem Unglück nit tot machen kunnt, müßt man sich frei neun Klafter tief in die Erden verkriechen.“

„Was sagst denn aber, wenn er jetzt nit in den Friedhof darf — han!“

„Wenn ein solches Absterben nit verziehen wird, nachher — jetzt hätt ich aber bald was gesagt!“

„Da gehn wir all miteinander zum Pfarrer und verlangens!“

„Ist nicht vonnöten, sagte ein Hinzugetretener.

„Oh, Hochwürden! Wir küssen die Hand!“

„Ihr glaubt also, euer Pfarrer würde einen unglücklichen Mitbruder dort verscharren lassen, wo ihr alten Heiden alljährlich den Fasching zu begraben pflegt!“ —

Aus Sandwiesen war Frau Apollonia mit ihrer Tochter heimgekehrt. Als sie von dem geschehenen Unheile vernommen hatten, dachten sie an den Vater. Helenerl war noch schweigsamer als sonst. Nur einmal, gleich wie sie vernommen, wer die Mörder des Fremden gewesen, hatte sie kurz und scharf gesagt: „Das ist nit wahr!“ Wie sie hernach von den unwiderleglichen Beweisen hörte und daß es der Student eingestanden habe, sagte das Mädel nicht ein Wort mehr. Sie war wie zu Stein geworden. Den Vater fanden sie oben in seinem Stübchen. Niemand hatte er zu sich hineingelassen. Als jetzt Frau und Kind vor ihm standen, reichte er ihnen die Hand: „Das ist ein Unglück worden! Hättet noch in Sandwiesen sollen bleiben. s wär besser gewest.“ Und nichts weiter. Jetzt ist das Mädchen zu sich gekommen, der Mutter an die Brust gefallen: „Der Vater, wie er ausschaut! Ich kenn ihn ja nimmer! Ganz hintersinnig ist er.“

Und Frau Apollonia: „Wenn dein Vater was hat, da ists am besten, man laßt ihn allein. Er ist schon lang nimmer recht beisamm. Weiß Gott, wie er fertig werden wird mit allem, was noch alles kommen kann.“

Der Michel war ja froh, seine Leute in der Nähe zu wissen, aber sprechen wollte und konnte er nicht mit ihnen. Über schwere Anliegen sprechen, das hatte er nur mit Einem gekonnt. Und da war's ihm jetzt, er müsse Hut und Stock nehmen und hinaufgehen ins Forsthaus. Den Rufmann, wenn er hätte fragen können, ob es ihm jetzt recht sei? Er hatte ihm ja seinen Willen getan, er war ihm ja treu gewesen. Und Rufmann würde zu ihm hintreten, nebelleicht und nebel-

Leute möchten schnell hinabkommen, um den Leichnam zu bergen. Das war wie eine Erweckung. Trotz Mitternacht dachte niemand an Heimkehr. Aus harzigem Kien waren Holzbüschel bereit, mit denen sie den Abstieg hatten beleuchten und unter Fackelschein in die Dörfer marschieren wollen. Solche zündeten sie jetzt an und die roten Lichter strichen zuckend durch das Gestämme dahin. Männer hatten die Stangen erfaßt, mit denen das Feuer geschürt worden war, und eilten talwärts. Etliche hatten am Ende der Stange Nägelhaken festgemacht. So wenig sie des Lebenden gedacht, den Leblosen wollten sie nicht preisgeben. Sie kamen in das Hochtal und zogen mit den Fackeln am Rande der Ach auf und nieder die halbe Nacht. An dem neuen Sägewerk, wo schon ein Stück Wehr in das Wasser hineingebaut war, hatten sie den Michelwirt getroffen. Er stand auf dem Geschütte und schaute in den Fluß, ging etliche Schritte weiter und stand still und schaute ins brausende Wasser.

Sie fragten ihn, ob er etwas wisse, er gab keine Antwort. Jetzt stieß auch der Gerhalt auf ihn.

„Gefürchtet hab ichs ja, gefürchtet hab ichs!“ sagte er zum Wirte. Der gab keine Antwort.

„Gott und Herr, wie ist denn das zugegangen? So red Michel, so sags?“

Sagte der Michel: „Kein Mensch kanns glauben.“

„Wo ists geschehen?“

„Auf der Brucken.“

„Und hast ihn nit können halten? Michel, ich hab dirs so fest aufgetragen!“

„Jetzt hebst du auch an!“ schrie der Michel wild erregt. Dann verlor er sich.

An beiden Ufern des Flusses jede Böschung und jeden Tümpel haben sie abgesucht. Wo Arm- oder Wurzelwerk des Gebüsches ins Wasser niedergriff, da haben sie hineingeleuchtet. Unten an dem alten Sägewerk des Gerhalt hofften sie ihn sicher zu finden, denn dort wurde der Fluß durch einen Vorbau gebrochen. Aber die Leiche war nicht da und auch nicht im Fluder und nicht im Tümpel unter dem Radwerk. Unterhalb der Säge wallt die Ach breit und mit vermindertem Gefälle dahin, der Mur zu. Sie haben ihn nicht in der Tauernach und nicht in der Mur gefunden. „Er ist seinen Buben nachgefahren nach Löwenburg“, sagten die Leute.

Am Abende des nächsten Tages auf der Sandbank bei Ruppersbach, da lag er ausgeworfen, ein Häuflein Tod. Der Fischer hatte zuerst gemeint, es sei ein alter Lappen, den jemand weggeworfen. Zerrissen, zerknüllt, voller Sand und Schlamm, aber noch kenntlich — der Förster Rufmann.

sehr tiefes Grab. Dem Michel tats wohl, daß es so tief war. Lautere Erde, da kommt von diesem schrecklichen Lebenstraum nichts mehr durch hinab. Er hatte im Augenblick eine liebliche Ruhe empfunden, beinahe als ob er selbst ausgestreckt läge da unten in der kühlen Erde. Nun aber kam ein Grauen, denn sie sangen dem toten Sangesfreunde ein Lied:

„Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
Mein Leib, nach kurzer Ruh!"

Als das Lied aus war, sagte in der Nähe jemand halblaut: „Am jüngsten Tag, da werden zwei junge Büßer neben ihm stehen auf der rechten Seiten." Dann sprach der Pfarrer seinen Segen: Requiescat in pace! Dann sprengte er Weihwasser hinab und warf drei kleine Schaufeln voll Erde auf den Sarg. Es dröhnte hohl, als sei nichts drinnen. Nun drängten sich die Leute ans Grab, um auch ihr Schäuflein Erde hinabzuwerfen über den guten Förster Rufmann. Nur der Michel duckte sich nach rückwärts und warf keine Scholle hinab.

Als das Volk den Kirchhof verließ, entstand am Ausgange ein Gedränge. Dort hatte sich eine Gruppe gebildet, die nicht weiter wollte, so daß sich die Leute stauten. Eine Neuigkeit war da, der Briefträger war aus dem Amte gelaufen, keuchend dem Kirchhof zu, und erzählte, daß aus Löwenburg eben zwei Depeschen eingetroffen seien, eine ans Gemeindeamt Eustachen und eine an den Förster Rufmann. Die Förstersbuben kommen wieder heim! Sie sinds nicht! Es hat sich herausgestellt, sie sind unschuldig! —

Wie ein Erdbeben geht diese Botschaft durch die Menge. Unschuldig! Unschuldig! Unschuldig! — Alles drängte ans Grab zurück, um es hinabzurufen, um ihn zu wecken: Steh' auf, Rufmann! Deine Söhne sind unschuldig, sie sind frei, sie kommen wieder heim. Heute noch! O gekreuzigter Heiland, nur den laß noch einmal aufstehen! Weil es aber stille blieb im tiefen Grabe und weil er nicht aufstand, so brach ein Klagen aus, ein Schreien und Schluchzen. Mehrere waren geradezu zornig und riefen: „Daß er nit ein paar Täg hat warten können! Bei so was wartet man doch die Gerichtsverhandlung ab!"

„Wal ers ja selber eingestanden hat, der Student!" rief ein Zweiter. „Wird sich doch der Mensch aus Spaß nit lassen henken!"

Darauf ein Dritter: „Erstens wird ein fünfzehnjähriger Bub nit gehenkt. Zweitens wirds kein Spaß sein gwest. Der Student ist ein Rappelkopf. Er kann sich haben denkt, wenns mir die Wahrheit eh nit glauben, so lüg ich sie halt an. Tuns mir was, so rait ichs halt fürs Sterben."

„Aber du heilige Maria und Anna, wer wirds denn nachher gwest sein!"

blaß, aber schön und gütig, und würde sagen: Ja, Michel, so ists am besten! — Und wenn er nicht mehr kommen kann, weil er nichts ist, kein Nebel und kein Traum mehr, dann ists erst am besten, dann hat alle Qual und alle Ursach zur Qual auf ewig ein Ende. So, wenn sich alle Menschen gegenseitig brüderlich forthelfen wollten aus dieser falschen Welt! — Aber halt der liebe Mut! Solange den Meisten noch der Mut fehlt, suchen wir den Tröster im Faß. Er unterbrach sein Denken, kam aber immer wieder drauf zurück. — Jetzt seh ichs wohl, daß der Nathan Böhme — Gott selig! — eine falsche Lehr hat gepredigt. Der Wein ein Gift! Just im Gegenteil, der Wein tuts aufs allerbest. Der Wein macht schöne Einbildungen, also eine schöne Welt — was will man denn noch mehr? Wo gibts denn einen größeren Wohltäter, der uns glückselig hinwegtäuscht über diese schreckbare Verdammung! Nein, nein, ich bin schon recht mit dem Wirtshaus und will mir neue Gebinde anschaffen. Und je mehr ihrer bei mir Sorg und Kummer verlieren und sich das Elend kürzen, um so besser erfüll ich die Nächstenlieb. Komm, du güldener Trank, auch mir mußt dus jetzt ganz sein. Mußt ja mein Rufmann sein!

Das Dorf rüstete sich zum Begräbnisse. Als der Michel sein schwarzes Gewand verlangte, da riet Frau Apollonia in aller Güte: „Mann, bleib du dasmal daheim. Oder fahr aus, fahr nach Sandwiesen oder wohin du willst. Auf den Kirchhof, da ist heut nix für dich, schau Michl, sei gscheit.“

Er schaute sie bloß betrübt an. Hatte nicht eine heimliche Stimme ihm schon denselben Rat gegeben? War's ihm nicht manchmal zu Mute: Weit weg! Nur weit weg! — Doch, wozu denn fliehen, wenn er recht getan hatte? — Er zog sich also an und ging nach Ruppersbach. Nicht auf der Straße unter den Leuten, sondern an den Feldrainen ging er hin, an den Hecken und über das junge Grün bebauter Äcker mußte er schreiten bis zur langen weißen Mauer hin. Der Kirchhof war voller Menschen, sie beteten laut ein eintöniges Gebet. Der kleine Mann mit dem schwarzen Bart drängte sich duckend durch bis nahe ans Grab. Aber doch nicht in die vorderste Reihe. Die Leute stolperten über frische Hügel, die nebenhin in einer Reihe waren und jeder Hügel hatte ein Holzkreuzlein auf sich stecken mit dem Namen des Schläfers. Den meisten ist dieses arme Kreuz ein erstes und ein letztes Denkmal, nur wenige bekommen später ein steinernes oder eisernes. Ob aus Holz oder Stein, dieses Kreuz ist allen leicht. Von der Totenkammer her den kurzen Weg kamen die Priester und die Chorknaben mit den Weihrauchgefäßen und der Schullehrer mit den Sängern und die Träger mit dem Sarge. Ein langer schmaler Sarg, schwarz angestrichen, ganz schmucklos. Nun ließen sie ihn nieder und senkten ihn hinein — in ein sehr enges,

„Was ist das? Was hat der Michelwirt! — Meine Schuld hat er ausgerufen!“

„So aufgeregt ist der arme Mensch, dem Pfarrer hat ers nachgesagt.“

„Meinst du? Ich denk, das wird was anderes bedeuten!“

Frau Apollonia, als sie so die Stimme ihres Mannes hatte gehört, war durch das Gedränge zu ihm gekommen. Sie richtete ihn auf: sie trocknete mit ihrem weißen Tüchlein den Schweiß von seiner Stirn, „Michel“, so redete sie zärtlich auf ihn ein, „mein Mann, was ist dir überfahren! Daß du so krank bist worden! So angegriffen hats ihn halt. Schau, Michel, es wird alles wieder gut! — Er weiß nit, wo er ist! — In der Kirchen bist, mein guter Mann, und ich bin bei dir! — Wenn wer so gut wollt sein — ein Wagerl! Schau, Michel, wir fahren heim. Da kommst wieder zu dir!“

Schier fremd schaute er sein Weib an, man wußte nicht, war er bei sich oder nicht. Doch als sie ihn in den Wagen heben wollten, wehrte er ab: „Kann schon selber.“

Als das kleine Fuhrwerk mit dem Wirtspaar langsam wegshin gerollt war, standen die Leute da vor der Kirche und wiegten ihre Köpfe. „— So, so! Jetzt geht mir ein Licht auf!“

„Obs den nit gereuen wird, daß er so laut hat gebeichtet.“

„Mir scheint, jetzt wissen wirs, wer den Herrn Preußen hat in die Ewigkeit geschickt.“

Der Gerhalt wollte Ordnung machen: „Geht jetzt auseinander. Geht in die Kirchen und hört die Meß zu End!“

„M e i n e Schuld hatte er geschrien. Hat ihn doch das bös Gwissen geworfen!“

Dem trat der Gerhalt entgegen: „Still seid, sag ich! Erst vor ein paar Tagen habt ihr die Buben so hergerichtet und jetzt gehts an d e n da! Ihr seid doch ein verfluchtes Gesindel!“

Die Menge verzog sich grollend. Dem Reste der Messe wohnten nur wenige bei. — Die es taten, sie beteten sicher sehr andächtig und dachten an Schuld, aber kaum an ihre eigene.

Das Böse ist Einbildung, das Gute ist wirklich.

Am Nachmittag desselben Tages besuchte der Ortsvorsteher den Michelwirt. Er fand ihn in einem Zustande, daß es ihm beikam: Am Ende ist er's wirklich! Ob er sich könnte ausweisen? Etliche sagen, er wär' wohl daheim gewest am selbigen Tag. Andere sagen, er wär nit daheim gewest.

Als der Wirt den Gerhalt sah, breitete er die Arme aus: „Hilf mir, Nachbar, hilf mir! — Dank dirs nur Gott, daß du gekommen

„Weiß Gott, was wir noch für Neuigkeiten werden hören!“

Ähnliche Gespräche wurden überall geführt, auf dem Kirchhof, auf dem Rückweg, auf dem Dorfplatz. Alles war voller Freuden über die Unschuld der jungen Burschen und voller Entrüstung darüber, daß es der Vater nicht hat erwarten können. Den Glauben an die eigenen Kinder verlieren, wie dumm! Und alles war voller Vergnügen darüber, daß sich so merkwürdige Sachen zutragen in Eustachen und Ruppersbach und Löwenburg. Ein Einziger war, dem die Nachricht von der Freilassung der Försterbuben zu Boden geschmettert hatte, wie der Blitzstrahl einen hohlen Baum. Es war der, den die Heimkehr der Burschen ins höchste Glück versetzt haben würde, wäre Rufmann noch am Leben! Sie sind unschuldig, sie kommen wieder! Alles ist aus und jetzt ists an mir! — So der arme Michelwirt. Etliche, die ihn beobachteten, wie totenblaß, wie verstört, wie gebrochen der Wirt in die Kirche schwankte, die mußten wohl gerührt sein über diese treue Freundschaft, mit der er an dem unglücklichen Kameraden und Sangesbruder hing. Der so hat verzweifeln müssen an seinen Kindern und nimmer hat warten können.

Die Kirche zu Ruppersbach war überfüllt. Was in den zwei Dörfern und Umgebung loskonnte von der Wirtschaft, das war gekommen zur Totenmesse für den Förster. Am Hochaltare prangten sechs Lichter, an deren Leuchtern sechs Totenschädeln waren. Der Pfarrer hatte ein Meßkleid über, schwarz von Farbe und mit einem großen weißen Kreuz. Er las eine stille Messe, bei der nur manchmal das Gemurmel der lateinischen Gebete und das Anschlagen des Altarglöckleins gehört wurde. Viele, die in ihren Bänken saßen, brannten vor sich Kerzen. In solchen Stunden können die Menschen andächtig beten. Sie gedenken des Toten, den sie eben in die Erde gelegt. Sie gedenken ihrer eigenen Eltern, Kinder, Geschwister, Freunde, die sie vor kurzem oder vor Jahr und Tag begraben haben. Und wenn der Priester leise die Totengebete spricht, da senkt die lebende Gemeinde ihr Haupt und schließt die tote Gemeinde in ihre Aufopferung ein.

Am Altare klingt das Glöcklein dreimal an. Der Priester beugt seine Knie, beugt das Haupt, klopft an die Brust: „Mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa!“

„Meine Schuld!“

Alles erhebt sich und schaut gegen den rückwärtigen Kirchenraum wo der Schrei geschehen war.

„Meine allergrößte Schuld!“ wiederholte sich gellend der Schrei und im Halbdunkel sah man, wie der Michelwirt, mit beiden Händen den Kopf haltend, aus der Bank stolperte und niederfiel auf das Steinpflaster.

Die Messe wurde unterbrochen von der Aufregung, die sich jetzt erhob.

Absicht hab ichs versäumt. Mit Nachlässigkeit und halber Absicht, ich sag es dir! — Im letzten Augenblick hab ich ihn freilich zurückrufen wollen. Ist zu spät gewesen . . . Gerhalt, jetzt weißt dus."

Der Vorsteher war aufgestanden und hob aus der breiten Brust einen tiefen Atemzug und einen Seufzer. „Gott sei Dank!"

Aber der Michel fing an zu toben. „Wenn ich ihn hätt zurückgehalten — wie wär heut alles in Freuden! — Kommen glückselig heim und finden das Grab und alles ist aus. Und ich, die Schuld. Ich ganz allein . . . Wie kann einer da Gott sei Dank sagen!"

„Weils noch schlimmer sein kunnt, mein lieber Michelwirt."

„Noch schlimmer, wie meinst du das?"

„Du weißt nit, was die Leut reden, die's jetzt wissen, daß es die Försterbuben nit sind, und nit wissen, wer es ist. Und du tust in der Kirchen den Schrei . . ."

Jetzt schaute der Michel her. „Die Leut werden doch nit mich —", er lachte auf.

„Gelt, Michel! Das wär erst das größt Unglück, das wärs erst!"

Wurde der Wirt nachdenklich und sagte. „Hast recht, Gerhalt, das wärs erst. Aber hörst du. Ist es nit dasselbe?"

„Das nit, Michel. Mord und dein Erbarmnis, das ist wohl nit dasselbe."

„Ich wollts gewesen sein beim Preußen, wenns drum ging, daß der Rufmann noch tät leben!"

„Du kannst an seinen Söhnen was tun."

„Das hab ich mir wohl heilig fürgenommen, ihr Vater will ich sein. Wenns mich mögen. Gelt, Martin, du tust für mich bitten. Ich werd ihnen jetzt entgegenfahren."

„Entgegenfahren willst ihnen? Michel, das sollst du nit tun", riet der Gerhalt ab, „du bist nit genug beisamm jetzt."

„Wenn sie in der Früh von Löwenburg fort sind, so mögen sie in ein paar Stunden da sein. Bis über Ruppersbach hinaus will ich ihnen entgegen. Es wird mir leichter sein, wenn ich sie wieder seh'."

Der Gerhalt sann nach, wie das jetzt zu machen wäre. „Wenn du glaubst, daß du stark genug bist! Es wird was setzen, mein Lieber, wenn sie hören, daß der Vater —"

„Das werden's schon wissen."

„Wer nit muß, sagt's ihnen nit. Auf jeden Fall, Michel, muß ich dir den Rat geben, daß du ihnen ja nit gleich sagst, daß du — daß du — ihn so hast verhalten. — Wenns überhaupt wer z wissen braucht? 'leicht ists besser, Nachbar, wir sind still. Zu ändern ist doch nix mehr. Tät das Unglück nur noch größer machen. Vor dem Gericht hättest dich wohl eh nit zu scheuen, so weit steht die Sach nit. Weißt

bist, ich kanns nimmer dertragen. Schau dir einmal das an!“ Er hielt ihm die Depesche hin: „Da stehts. Förster Rufmann, Eustachen ob Ruppersbach. Unschuld der Söhne klar erwiesen. Noch heute treffen sie zu Hause ein. Strählau, Gerichtsrat.“

Als der Gerhalt gelesen hatte, murmelte er: „Kommen heim und was finden sie?“

„Ich kanns nit dertragen, Nachbar. Keinem Menschen kann ichs eingestehen, aber du mußt mich anhören. Macht mit mir, was ihr wollt!“

Dem Gerhalt verschlugs den Atem. „Michel“, sagte er dann, „ich kann schon was dertragen, aber wenns zu grob sollt werden — zu grob!“

Der Michel saß auf einer Truhe und stützte den Ellbogen aufs Knie und mit der Hand verhüllte er sich die Augen. „Gerhalt“, sagte er dann und stieß die Worte kurz und dumpf hervor. „Du bist ein ehrlicher Mann. Wenn du glaubst, daß du es anzeigen mußt, so tus. Sonst behalts bei dir. Mir selber wegen ist schon alles einerlei. Nur meiner Familie wegen . . . Seine Söhne. Was ich hab, das soll ja ihnen gehören, alles, schon gar alles. Ich mit mir bin fertig. Das einzige, was ich noch tun soll auf der Welt, das kann ich nit. Einen Toten aufwecken.“

Die derbe Gestalt des Gemeindevorstehers begann zu zucken und er sprach herb: „Michelwirt, wenn du mir was zu sagen hast, so sags! Mir wird alleweil letzer. Vielleicht, daß es am besten ist, du gehst geraden Wegs nach Löwenburg.“

„Martin Gerhalt! Vor paar Tagen, wie du mich beim Rufmann allein hast gelassen, da hast du mirs streng aufgetragen, daß ich acht sollte geben auf ihn. — In der alten Bibel — bald am Anfang, steht die Geschicht, wie ihn der Herr fragt: Wo ist dein Bruder Abel? — Gerhalt, du hast mich zum Hüter gestellt. — Wenn du geblieben wärst und gesehen hättest, wie schreckbar der arme Mensch hat gelitten, und kein End, keins solange er lebt. — Das Erbarmen! Mich hat das Erbarmen verführt. Und auch Gedanken, gottlos törichte Gedanken. Nachbar! Es ist eine Sünd geschehen, für die ich keinen Namen weiß. Ein gottlos hoffärtiges Denken. Das all miteinander nix ist auf der Welt, und eine Wohltat, wenn man die Einbildung kunnt löschen. Jesus Maria, und ist jetzt doch was. Unschuldig sind sie und kommen wieder heim. Nur das Böse ist Einbildung und das Gute ist wirkich! Und ich habs verkehrt genommen, verkehrt. Die ewige Ruh hab ich gemeint, die sollt ihm ein Freund vergunnen. — Ich hab gewußt, daß ers will tun, und habs übersehen. Gegen die Ach geht er und hab ihn nit zurückgehalten. Aus Erbarmnis hab ich ihn lassen hingehen, mit

Jetzt haben sie ihn!

Wenn die Försterbuben bei ihrer Einlieferung nach den Aufläufen in den Dörfern gedacht hatten, der Kreuzweg sei nun zu Ende, so war das ein Irrtum. Als sie in die Stadt Löwenburg einzogen, ging es erst recht an. Alle Bürgersteige, alle Plätze, alle Fenster waren voll Menschen, die das jugendliche Verbrecherpaar sehen und ihrer Entrüstung Ausdruck geben wollten. Besonders auf der Murbrücke, da war es schon lebensgefährlich, wie die Leute sich drängten, auf den Geländern saßen und standen und mit hellem Geschrei die gefesselten Burschen beschimpften. Vornehme Herren und Frauen darunter. Leute, die im Alltag selbst ihre bedenklichen Flecken haben: Vor den Raubmördern stehen sie hoch und glänzend da und dieser Erhabenheit geben sie durch schallende Entrüstung über die Elenden Ausdruck. Der Friedl, der draußen vor seinen Kameraden die Augen niedergeschlagen hatte, hier machte er sie keck auf und schaute mit Verwunderung auf die strenge Sittlichkeit, die diese Städter aufzeigen. Nun sah er dort am gemauerten Brückenpfeiler einen Bekannten von daheim — aus der Bärenstuben. Der Krauthas war's, der, ein Bündel Kräuterwerk auf dem Rücken, stehen geblieben war, um diesen Einzug seiner Heimleute anzuschauen. Er hielt seinen hageren Körper schief, bog seinen Hals vor und schaute. Er schrie nicht und schimpfte nicht, machte ein trauriges, fast erschrecktes Gesicht und schob dann ab hinter den Pfeiler. Dieser verkommene Mensch! Und ist der einzige *Mensch* auf der ganzen Brücke! — so dachte der Bursche.

Bald darauf marschierten sie durch ein hohes, finsteres Tor hinein ins Gerichtsgebäude. Schier eine willkommene Zuflucht vor der gewaltigen Tugendhaftigkeit der Menge. Und hier wurde jeder der Burschen in eine besondere Zelle gesteckt.

Am nächsten Tage ein weiteres Verhör. Es begann ähnlich wie die vorhergegangenen im Forsthause — aber geendet hat es anders.

Es waren etliche fremde Herren da, junge mit Nasenzwickern und aufgestrammten Schnurrbärten, alte mit glatten Gesichtern und grauen Haaren. Alle schauten so gleichgültig drein, als ob jeden Tag so ein paar Jungen eingebracht würden, die einen Touristen ermordet hatten im wilden Birg. Kein Haß und keine Liebe war zu entdecken in diesen ernst-gleichgültigen Mienen. Während Elias heimlich fast gewünscht hätte, die Richter möchten recht hart, die Behandlung recht roh, die Strafen schmerzvoll sein, damit das Märtyrertum um so größer wäre.

Die Fragen waren wieder nach Dingen, wie das erstemal. Die Antworten auch wie das erstemal. Der Friedl hatte den Fremden von der Seealmhütte aus noch ein Stück begleitet gegen das Kar und hatte dort nach der Augenschau den Weg beschrieben durch das Knieholz, über das Kar

Wirt, gar so himmelschwer muß man das auch nit nehmen. Absichtlich versehen, versäumt! Was weißt denn du, wie dir in derselben Stund ist gewest! In so einem Schreck, in so einem Jammer! Da weiß ja kein Mensch, was er denkt und tut. Du bist nit bei dir selber gwest. Wärst du bei dir selber gewest wie heut, du hättest es so wenig tan wie heut, wenns wieder so wär. Also schau!"

„Das richtige wär gwesen, ich — ich hätts ihm gleich nachgemacht."

„— und hättest dir alle Brucken abgebrochen zurück, wo noch was gut zu machen ist. Was hätt denn aus den armen Burschen werden können, wenn gar niemand mehr auf sie schaut? Und hast nit auch selber Weib und Kind? Geh Michel, sei nit dumm. Was geschehen ist, ist geschehen und wir zwei sind still und weckens nimmer auf, verstehst?"

„Mich deucht, die verschwiegene Sünd ist noch schwerer zu tragen."

„Was hast, wenn dus sagst? Dein Lebtag hast es auf dem Buckel, jeder Lump wird dirs reimen. Und das mußt auch bedenken. Wenn dus gestehst, kannst du für die Buben gar nix tun. Glaubst denn du, diese Trutzköpf werden was annehmen von dem, der ihnen so den Vater hat verhütet?"

„Du hast recht, Martin," antwortete der Michel, „aber meinst, es wär nit schon zu viel gesagt?"

„Nix ist gesagt. Was jeder bei der Meß denken soll, hast du laut gesagt — nix weiter. Wie es jetzt steht, jetzt hab ich kein Angst mehr."

„Nachbar," sprach der Michel und faßte seinen Arm. „Nachbar, an dich halt ich mich jetzt und ist mir schon leichter, weil einer ist, der mir tragen hilft. Das soll dir Gott vergelten. Vielleicht, daß es doch noch einmal anders wird. Jetzt ists wohl zum Verzagen. — Wenn mir unser Herrgott ein Zeichen wollt geben, daß meine Sünd nit gar so schreckbar wär — nit gar so schreckbar."

„Wenn die Buben deine Lieb annehmen — das kannst für ein solches Zeichen halten. Es wird am gscheitesten sein, Michel, ich fahr mit dir."

„Jetzt? Den Buben entgegen?" sagte der Wirt. „Gerhalt, möcht dich wohl recht schön bitten, laß das sein. Schau, kannst dirs denken, wenn neben meiner einer sitzt, der alles weiß, wie soll ich da den rechten Schick haben? Auf Verstellung muß ich mich jetzt verlegen, auf Falschheit in meinen alten Tagen. Wirst ja auch kein falscher Zeug sein wollen?"

„So fahr allein. Aber iß vorher zu Mittag. Die Frau Apollonia hat mirs gsteckt, daß du heut noch nix Warmes in den Magen genommen hättest. Iß wieder einmal ordentlich und nachher fahr. Fahr deinen Buben entgegen."

mit dem Nathan Böhme ermordet worden. Anfangs war der Krauthas verblüfft, daß sein schlauer Lebenslauf ein so plötzliches Ende gefunden, dann warf er die Flinte ins Korn und dachte nur daran, so viele Milderung als möglich herauszuschlagen.

„Ich wär ja eh selber kommen, meine hochansehnlichen Richter!" sagte er weichmütig mit singendem Stimmlein. „Gestern, wie ich auf der Brucken die jungen Herrn hab gsehen, da habens mir so viel derbarmt, daß ich gleich hab gsagt: Krauthas, das geht nit, daß die etwan gar sollten eingsperrt werden. Bist ein ehrlicher Kerl, mußt dich stellen."

Dann kam er mit seinen Rechtfertigungen. Die Leut hätten schon seinen Vater um Haus und Hof gebracht. Ihn selber hättens auch immer verfolgt, bis er der elendste Lump sei geworden im ganzen Gau. Kein Mensch hätt ihm mehr was borgen, was schenken wollen, keine Arbeit mehr, keine Lebensmittel, keine Kurasch zum sich selber Abtun. Für ihn sei es am gescheitesten, er überließe das anderen.

Also wie es zugegangen sei?

Nun ja, zugegangen. Da hätte er halt gehört, daß der fremde Böhm, der sich beim Michelwirt in Eustachen aufgehalten und Geld gehabt, einen Fremdenführer übers Gebirg sucht. „Mich nimmt er nit, dafür sein schon die Leut da, die ihm Angst machen vor meiner. Aber daß die Förstersbuben nur bis zur Seealm mitgehen, das han ich mir denkt. Von der anderen Seiten bin ich herüber und han aufpaßt. Und vom Joch herabgsehen, wie der Mann allein durch die Zirben geht. Und sich niedersetzt auf den Anger, weil er was gessen hat. Wie ich durch die Zirben abischleich, schlaft er. Der Hals is gar so schön nackend gwest. — Viel han ich eh nit gfunden."

Ob er dabei allein gewesen sei?

„Ich bitt Ihnen, Herr Gerichtsrat, bei so ein Gschäft wird man wen zuschauen lassen!"

Nach diesen und weiteren Aussagen des Krauthasen war es also klar. Nun aber der Student! Gar ernstlich wurde Elias befragt, weshalb er eine Tat eingestanden, die er nicht begangen?

Und die Antwort des Elias: Man habe ihm gesagt, sein Bruder sei, wenn auch nicht bei der Tat ertappt, doch so viel als überwiesen und er habe überzeugt sein müssen, sein Bruder habe es getan. So habe er alles auf sich nehmen wollen. Der Fridolin lebe gern und werde sich bessern: er, Elias, sterbe gerne und wolle die harte Strafe aufopfern für seine Sünden. Und könne der Bruder auch besser für den alten Vater sorgen als er im Priesterstand. Dann — das hatte er ganz leise und schämig gesagt — sei er dem Bruder eine Buße schuldig, denn er habe ihm schmählich ins Gesicht geschlagen und der Bruder habe sich nicht gewehrt. Nun, und wie ihn die Herren so gefragt hätten im Forsthaus

und den Schrund hinan bis zum Joch. Dann war er umgekehrt. Die Uhr hatte er von dem Fremden als Führerlohn erhalten. Sie ging bei den Herren von Hand zu Hand, man beschaute, schätzte sie. Ein gewöhnliches Schweizerwerkel im Stahlgehäuse — nicht acht Kronen wert. Das Geld in der Matratze hatte der Friedl vom Zimmermann Josef ausgeborgt. Einer der Herren konnte bereits angeben, daß das auf Wahrheit beruhe. Das Schriftstück über die Aussage des kranken Zeugen war eben eingelangt. Nun aber das Messer, das am Tatorte gefunden und womit unzweifelhaft der Mord begangen worden! Es war ein Taschenmesser mit zwei Klingen und einer Perlmutterschale. Von dieser war ein Stück weggebrochen; mehrere Leute in Eustachen hatten mit Bestimmtheit ausgesagt, daß es Friedls Messer sei und dieser leugnete nicht einen Augenblick, aber er gab an, daß er dieses Messer vor ein paar Monaten verloren habe. Einer der Herren fragte, ob er nicht Tag und Ort angeben könne, wann und wo er glaube, das Messer verloren zu haben. Der Bursche sann nach und sagte, es sei ihm sicher, er habe das Messer an einem Sonntag in der Fastenzeit in einer Kohlenbrennerhütte der Bärenstuben verloren. Er habe dort am nächsten Tage auch nachgefragt, aber der Kohlenbrenner Krauthas hätte nichts davon gewußt.

„Der Kohlenbrenner Krauthas?“ fragte einer der Herren recht gelassen und kühl, während er seinen langen Bart strich. „Wie heißt der Mann mit dem Vornamen?“

„Bartel — Bartel Krauthas.“

Als der Herr mit dem langen Bart soviel gehört hatte, wandte er sich an den Vorsitzenden und verlangte Unterbrechung des Verhöres. Es müsse der Bartholomäus Krauthas herbei. Der Krauthas sei in Löwenburg polizeibekannt. Er gehe zurzeit in der Stadt hausieren mit Wurzeln und Kräuterwerk. Augenblicklich wohne er bei seiner Tochter, auch eine von solchen, über die Buch geführt werde. Der Mann sei als Wilderer, unbefugten Gewerbes und selbst diebstahlswegen viel vorbestraft. Gegenwärtig stehe er in dringendem Verdacht eines Einbruches im fürstlich Trustbergischen Jagdschloß auf dem Tauern. Die Polizei sei eben dran, den Vagabunden festzunehmen und werde sich freuen, mit ihm aufwarten zu können.

Das Verhör mit dem Krauthasen verlief überraschend einfach. Im ersten Teile desselben fungierte er gleichsam nur so als Zeuge, im letzten war er — der Verurteilte.

Fix hatte der Staatsanwalt gearbeitet. Den Einbruch im Jagdschloß hatte der Krauthas gleichgiltig, wie eine Bagatelle, eingestanden und jetzt hatte man ihn. Im Jagdschlosse war neben einem aufgebrochenen Zigarrenkistchen das Stückchen einer Messerschale aus Perlmutter gefunden worden. Dieses Stückchen paßte genau in die Scharte des Taschenmessers,

nit mehr!“ Und wie der Friedl das sagt, brüllt er auf vor Zorn und Schmerz.

Und jetzt erst, jetzt erst ist dem einfältigen Elias ein Licht aufgegangen von der abgrundtiefen Gottlosigkeit, die in seinem Tugendopfer verborgen gelegen. Von der Lederbank stand er auf, im weißen Nachthöslein, auf den Knien rutschte er hin zu des Bruders Bett und bat um Verzeihung. Hübsch lang ließ der Friedl ihn knien und bitten und weinen. Endlich hielt er's nicht mehr aus vor Erbarmen. „Jetzt sei so freundlich und hör mir einmal auf mit deinem Wimmern! Ja? — Ich rat dir nur eins, bitt den heiligen Geist um Vernunft, wenigstens um so viel, was in einem Spatzenkopf Platz hat. Nachher kann mans mit dir ja noch eimal probieren. Und jetzt schau, daß d in dein Nest kommst, sonst kriegst noch die Strauchen, und bei der ists nix mit der Märtyrkron! Gute Nacht, dummer, guter, dummer Bub!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Alte.

Von **Sophie v. Khuenberg.**

Es gibt Menschen, von denen irgendein tiefes Mißverstehen uns für immer getrennt hat. So lieb man einander einstmals war, es kam die Stunde, da ein Riß mitten durch ging und alles zerstörte.

So fällt ein Baum, der nicht mehr gedeihen konnte, weil seinen Wurzeln der Saft fehlte; knorrig und dürr stand er da und versperrte den Weg in sonniges Gelände. Also sägte man ihn um und über den breiten Strunk legte sich das Moos der Zeit, wuchsen neue Gräser und Blüten.

Aber vergessen kann man ihn nicht, den verschwundenen Baum, und so oft man an der Stelle vorbeikommt, wo er gestanden hat, denkt man an ihn, sieht man unwillkürlich nach dem breiten, traulichen Schatten, den er warf, hört das Rauschen und Klingen noch, das ihn belebte . . .

So ergeht es mir mit einem alten Manne, den ich kenne, und darum will ich von ihm erzählen, gerade heute will ich von ihm erzählen, weil sein Bild in diesen weißen Blütentagen besonders klar vor mir ersteht, weil ich ihn deutlich vor mir sehe mit seinem stillen Gesichte, den blauen Augen, die wie ein Stückchen Abendhimmel glänzen, und dem gebleichten Haar.

Der Alte, den ich meine, ist erst achtzig Jahre alt. Jawohl, *erst* — denn er hat noch immer Jugend in sich, mit der er etliche müde Junge ausstatten könnte. Das kommt davon, weil sein Leben wie ein

und sie ihm fast die Antwort aus dem Mund gezogen, da hätte er gedacht: In Gottes Namen, an mir ist nicht viel gelegen! Ob heute oder morgen, gestorben ist gestorben.

Der Friedl war entsetzt. Jetzt, das erstemal hatte er es gehört, daß Elias der Überzeugung gewesen, er, der Friedel, habe den Mord begangen und daß der Student sich so habe aufopfern wollen. — Im Bewußtsein seiner Unschuld hatte der Friedl die Geschichte gar so ernst nicht genommen, obschon er sich das Volk in Eustachen und Ruppersbach gut gemerkt, besonders die Buben in Ruppersbach, die ihn und den Bruder am meisten verhöhnt hatten. Bange war ihm freilich gewesen, die Zufälligkeiten, die man zu den schrecklichen Schuldbeweisen machte, könnten stärker werden als alle Beweise der Unschuld und daß er wohl gar zu jahrelangem Kerker verurteilt werden möchte. Für den Elias hatte er gar nichts gefürchtet. So machte er sich im ganzen keine schweren Gedanken. Und daß nun der Bruder den Mord zugestanden, als hätte er ihn wirklich begangen — das war Wahnsinn. Das war reiner Wahnsinn.

Das Verhör hatte zu später Abendstunde geendet. Die Burschen wurden in Freiheit gesetzt und wollten sofort davon, noch in der Nacht nach Hause. Das ging nicht an. Die Schrift und die Sachen konnten ihnen erst am nächsten Morgen ausgefolgt werden und Elias suchte dem Bruder Lust zu machen, noch eine Nacht im Arreste zuzubringen. Sie würden gewiß nie wieder einen sehen. Darauf gingen die Herren doch nicht ein und den Brüdern wurde ein gutes Zimmer angewiesen, wo der Friedl in einem Bette, der Student auf einer Lederbank schlafen konnte. Noch um Mitternacht begann ersterer lustig zu schimpfen über den heiligen Eli Rufmann, der sich aus lauter Gottseligkeit an den Galgen lügen wollte. Elias tat, als schlafe er, war aber versunken in ein heißes Dankgebet, daß er die Kraft gefühlt hatte, ein so großes Opfer zu bringen. Und daß er doch endlich hatte erwachen können aus dem furchtbaren Traum. Und jetzt wunderte es ihn, daß er unter der Vorstellung, sein Bruder Friedl sei ein Raubmörder, auch nur eine Stunde hatte leben können.

Aber geschenkt wurde ihm die wahnsinnige Torheit nicht. Friedls lustiges Schimpfen schlug in derbe Vorwürfe um, in eine zornige Entrüstung, je klarer ihm die Sache war. „Das ist schon nicht mehr Dummheit, das ist Schlechtigkeit. Ich dank schön für eine solche Meinung über einen leiblichen Bruder.“ So sprach er voll Bitternis. „Also mein lieber geistlicher Herr hat gelaubt, ich hätt den Mord begangen und möcht mirs gefallen lassen, daß sich ein anderer für mich hängen läßt! Was hast du schon gewinselt über deinen Schlag in mein Gesicht. Und was ist ein Faustschlag dagegen, daß du mich für eine solche Kanaille hast gehalten! Ich mag dich nit mehr, du Schandbub, ich mag dich

Wenn der alte Mann von den zehn Jahren seiner Ehe erzählte, so ging immer ein feierliches Leuchten über sein Gesicht, wie wenn einer die Wunder einer Gnadenkirche schildert. Seine Stimme ging über weiche Teppiche, in seinen träumenden Augen war ein Meer von Licht. Es muß eine große, heilige Liebe gewesen sein — wie ein Allerheiligstes stand sie in dem Tabernakel seiner Erinnerung.

Und wenn er dann zu der Stelle kam, wo er von ihrem Tode sprach, dann löschten alle Lichter in seinen Augen aus, seine Stimme bekam einen Klang wie Sterbeglocken, ein tiefer Schatten flog über sein Gesicht.

„Fortgegangen von mir, mich zurückgelassen mit zwei Kindern und sie fortgegangen, das dritte im Arm! Und wir waren so glücklich — so was gibt's nicht mehr auf der Welt, wie wir glücklich waren!“ Das war immer der Refrain.

Und dann fing er wieder an zu erzählen, wie sie abends, wenn die Kleinen schliefen, beieinander gesessen und ihren Schiller, ihren Goethe gelesen hatten. Am häufigsten Liebesszenen, und wenn die traurig waren, dann hatten sie miteinander geweint und einander geküßt unter Tränen.

Bei Tag hatte er draußen viel Arbeit gehabt und sie hatte daheim die Kinder verpflegt, das kleine, bescheidene Hauswesen geleitet und auf ihn gewartet. Und jedes Wiedersehen war ein Fest. Aber sie war doch wohl müde geworden, die allzujunge Frau — jedes Jahr hielt ein neuer kleiner Engel seinen Einzug, einige flogen gleich wieder fort, zwei Büblein sind geblieben.

Und als dann wieder ein Kindlein kam, ein Mäderl — es war tief im Winter und bis zum letzten Augenblick hatte er keine Ahnung davon, daß sie in Gefahr sei — da hatte sie ihn plötzlich an ihr Bett gerufen, hatte die schwachen, aber noch immer runden Arme um ihn gelegt und ihm gesagt: „Vergiß mich nicht, Pepi, schau auf die Kinder heirat keine andere!“

Und eh' er's fassen konnte, war die blühende Rose, die sein Leben geschmückt hatte, welk und weiß, und hatte die kleine Menschenknospe, die man neben sie gelegt hatte, mit hinübergenommen in die große Stille. Erstarrt stand er da, regungslos in seinem unfaßbaren Schmerze, und küßte immer wieder die bleiche, kalte Hand, die wie ein Blumenblatt auf der Decke lag, ihn nie mehr streicheln, nie mehr für ihn sorgen würde.

Dann trat er ins Nebenzimmer, um die zwei Büblein zu empfangen, die man von der Schule heimgeholt hatte — und als er sie sah, brach er in Tränen aus über ihren Blondköpfen. Die Büblein aber schwatzten vom Christkind, fragten den Fassungslosen, Gebrochenen: „Vater, wann kommt denn Weihnachten?“ und verlangten nach der Mutter . . .

Und dann haben sie die schöne junge Frau auf dem Schmelzerfriedhofe begraben und die frostige Erde über diesen toten Frühling

ruhevoller Strom dahingeflossen ist, über alle Schmerzen hinweg, die gleich Steinen auf dem Grunde seines Herzens gelegen haben. Und so viel Schalkhaftigkeit ist in ihm geblieben wie Duft von Heurigem in einem verwitterten Kellerwinkel . . .

Kein Wunder. Seiner Urahnen Haus und Weingarten standen in Grinzing und die Donau von Nußdorf ist an seiner Kindheit vorbeigerauscht. Dann hat er seine Sturm- und Lehrjahre an der Wiener Akademie verbracht, ein Jüngling mit lebhaft-kunstfrohen Augen und wildem Löwengelock.

Heißa, war das ein Leben damals im alten Wien! Kunst und schöne, lustige Wienermädeln, Landpartien in den Wienerwald, heiße, erregte Debatten über Altes und Neues irgendwo in einem kleinen, lauschigen Gartel, in einer Wirtshausecke mit gleichgesinnten Freunden, sommerstille Abende beim Heurigen, mit leiser Musikbegleitung, durchtanzte selige Nächte im Zeichen Strauß' und Lanners . . . das war noch Jugend, echte begeisterte Jugend, ohne Dekadenz und ohne Welthaß!

Dann kam der Rausch der Freiheit über das gaukelnde, lachende Wien. Die Revolutionsjahre Achtundvierzig, Neunundvierzig brachten einen neuen, knatternden, ernsten Ton in die Sinfonie der Walzer, ein wilder Feuerschein übertrumpfte Stuwers Zauberfeste, und die schönen Wienerinnen machten ängstliche Gesichter. Der junge Akademiker aber stand mit seinem Kalabreser auf den Locken, die Flinte in der Hand, auf den Barrikaden von Wien und kämpfte mit für die Ideale des Volkes!

Und später, etliche Jahre später, trat er seine Wanderschaft nach Paris und London an. Die große Nebelstadt an der Themse hat ihm imponiert, aber ihr Grau in Grau, ihre Erwerbshast, die reizlose Kost konnten dem jungen Wiener nicht behagen. Dagegen hat Paris seine Seele mit ewigem Entzücken erfüllt und nach Jahrzehnten noch glänzten seine Augen, wenn er vom Paradies an der Seine erzählte, von den unvergeßlichen Abenden auf den Boulevards, von all den Kunstschätzen, von der kleinen Madeleine, der hübschen Tochter seines Wirtes, die ihm französische Stunden gab und die er beinahe geheiratet hätte. Beinahe nur, es sollte anders kommen und unvermählt kam er nach drei Jahren Fernseins nach Wien zurück, wo er vornehmlich im reichen Hause des Direktors Jauner und in dem behaglichen Künstlerheim des Sammlers und Kunstkenners Josef Daniel Böhm verkehrte.

Und hier verlor er sein Herz an die kleine blonde Luise, das jüngste Töchterlein, und vermählte sich mit der kaum Sechzehnjährigen, die ernst und groß aus blauen Kinderaugen in das unbekannte Leben schaute, als ahne sie unbewußt, daß der Schmerz hinter glücklichen Jahren lauere, wie ein Mordgeselle spähend an einer blütenumrankten Mauer entlangschleicht . . .

wenn ihn später seine großen Enkel fragen: „Was hast denn gemacht, Großpapa?“ dann sagt er ganz ruhig: „Gschaut hab i halt, so schön wars — es kann nirgends schöner sein wie da!“

Zur Winterszeit liegt sein bescheidenes Heim auf der Landstraße. Wenn er nicht in den Bergen ist, hält er's einzig in Wien aus, das ihm die schönste, geliebteste Stadt der Welt ist. Da sitzt er irgendwo im Prater auf einer Sonnenbank, geht in sein altes Stammcafé, fährt auch ab und zu in die innere Stadt oder hinaus in die Umgebung Wiens, von der er jeden Baum und Stein kennt.

Für einen Achtziger geht er erstaunlich rasch, trägt nur selten seinen Zwicker, schreitet auch sonst tapfer mit der neuen Zeit, politisiert gern, blickt mit stolzem Patriotismus auf die glanzvolle Entwicklung seiner Vaterstadt. Nur mit der neuen Kunst kann er sich nicht befreunden. Er ist bei Dürer und Raphael groß geworden und steht dem Realismus und Mystizismus der Jungen fremd und kühl gegenüber.

Ebenso versteht er immer nur eine Liebe — die Liebe zu einem schönen, jungen Mädchen, die in eine legale Ehe mit reichem Kindersegen ausklingt — seine Liebe mit einem Worte. Jede andere gilt ihm für töricht und verwerflich, mag sie auch noch so wahr und tief sein in ihrer freieren Großzügigkeit.

Diese engebegrenzte Auffassung ist der einzige Schatten in dem hellen, freundlichen Bilde des Alten — aber wer kann sie ihm, gerade ihm verdenken! Für ihn hat vom Anfang bis zum Ende nur ein Weib geblüht und er hat ein Beispiel lebenslanger Treue gegeben, das ihn hinaushebt über tausend andere.

Mag sein Idealismus manchem veraltet erscheinen — er paßt zu dem Alten wie das rötende Sonnengold zu dem ergrauten Felsenhaupt der Berge. Ich kann mir den Alten nicht denken ohne diesen leuchtenden Glorienschein . . .

Wie Sepp und Pepp den Himmel finden.

(Ein Schweizergeschichtlein von **Ernst Zahn**.*)

Der Pepp ist noch, der Sepp ist bald wieder ein Kind; der Pepp hat die ersten, der Sepp wohl die letzten Hosen an. Dieser ist der älteste in der Sigristenbehausung, jener der jüngste; zwischen ihnen stehen der Josef und der Josi.

*) Dieses Stück ist entnommen dem neuen Buche „Firnwind“. Neue Erzählungen von Ernst Zahn. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1906. Die Schilderungskraft des Schweizer Dichters, der Bahnhofrestaurateur in Göschenen ist, kann wohl kaum besser gezeigt werden als durch das vorstehende Geschichtchen. Zahn ist ein starker Beweis dafür, daß die Schweiz ihren ersten Rang in der Dorfgeschichte nicht aufzugeben willens ist. Die Red.

gewölbt. Tage-, wochenlang ist der Witwer allein oder mit den Kindern hinausgegangen und hat gemeint, es sei ein böser Traum, müsse ein Traum sein. Und dann, zu Weihnachten, hat er wie ein Held für die Kinder das Bäumlein geschmückt und ihnen erzählt, daß die liebe Mutter im Himmel ihren Baum habe und aus jedem Lichtlein segnend herniederschaue. Und indessen die Kleinen bei neuem Spielzeug sorglos sich freuten, brach der Vereinsamte nebenan im verlassenen Zimmer vor dem Bilde der Verstorbenen — ein reizvolles Mädchenbild, von Meisterhand gemalt — in lautlosem Schmerze zusammen.

Nahezu fünfzig Jahre sind seither verflossen, aber der Witwer hat weder Glück noch Leid vergessen. Er konnte auch sie nicht vergessen und ihr letztes, flehendes Wort — er hat nicht mehr geheiratet. Ja mehr als das — er hat nicht mehr geliebt. In aller Einsamkeit ist er fest und treu geblieben, hat alle Winke wohlmeinender Freunde, alles Entgegenkommen gefälliger Weiblichkeiten außeracht gelassen und ist still seines Weges gegangen, hat seine Buben großgezogen und sein schlichtes, arbeitsames Leben standhaft weitergeführt, bis die Zeit kam, da er sich die freundliche Rast des Alters gönnen durfte.

Ganz allmählich ist er ruhig und auch wieder heiter geworden. Gegen Siechtum hatte er sich gewappnet mit täglichen Wassergüssen und einfacher Diät und so hat er als Siebzigjähriger ausgesehen wie einer, der eben Sechzig passiert hat, und macht nun als Achtziger den Eindruck eines rüstigen Siebzigers. Er kennt weder Verweichlichung noch Medizin. Alles was er sich gönnt, ist ein Glas echten Weines und ab und zu eine gute Zigarre.

Und jeden Sommer schwelgt er in der frischen Bergluft Steiermarks. Als hoher Siebziger hat er noch die Rax erstiegen, und wenn er dann abends unter den Sommergästen saß, die ihn seit Jahren kannten und liebten, dann fing er an zu erzählen von seiner Jugend, vom alten Wien. Da sprühten die blauen Augen des Alten, da kam ein Leben in den kleinen Mann, das alle elektrisierte und mit fortriß.

Mit Vorliebe steigt er auch, absonderlich adjustiert, ein zerknittertes gelbgrünes Lodenhütl auf dem weißen Haarschopf, genagelte „Treter" an den Füßen und einen alten Knotenstock in der Hand, auf unwegsamen Waldpfaden umher, besucht die fernen Bauern in ihren Gehöften, die Holzknechte und Jager in ihren Hütten, tauscht Lebensweisheit aus mit den einfachen Leuten, spricht „stoansteirischer" als sie selbst, kennt alle ihre Schicksale, Namen, Scherze und Tücken, beschenkt die Kinder mit Zuckerln und neckt die jungen Leute mit ihren Liebeshändeln.

Oft sitzt er auch völlig einsam auf irgendeinem Auslugplatzel im Hochwald und guckt, still sein Pfeiflein rauchend, ins grüne Land. Stundenlang kann er so dasitzen, träumen mit offenen Augen. Und

ihm langt und ihn mit den ärgerlichen Worten ins Haus zurückschiebt: „Bleib doch drin, dummer Bub, wenn sie dir nicht Ruhe lassen."

Häufiger aber nimmt sich der Urgroßvater seiner an. In dessen schläfrig gewordenem Geist hat der Zorn noch Platz über die Quälereien, mit denen die Kinder dem kleinen Pepp das Leben sauer machen; aber es ist ein kleiner, kindischer Zorn, des Alten Wesen hat alle Männlichkeit verloren. Der Sepp fährt plötzlich mit einem quiekenden Schrei mitten unter die Dorfjugend, schließt die Augen, die wie zwei eintrocknende Teichlein in seinem Kopf stehen, und hebt an, mit den dürren Armen und knochigen Händen blindlings um sich zu schlagen.

Die Kinder hüten sich, in den Bereich seiner Hiebe zu kommen; in einem Kreis ihn umstehend, lassen sie einen Regen spottender Worte und Gelächters über den Alten ergehen, und so ist es mehr sein lächerliches Aussehen als seine Tapferkeit, das den Pepp eine Weile vor seinen Kameraden rettet. Wenn der Sepp ausgetobt hat, pflegt er, fast schwindlig geworden, die Augen aufzutun, packt dann des Urenkels Hand in die seine und läuft mit ihm hinweg. Dieses Fortlaufen bringt, wenn die spottsüchtige Jugend sie nicht verfolgt, die zwei ungleichen Menschen zumeist aus dem Dorf hinaus, und sie streifen ziellos und planlos irgendwohin. Ihr Gehen ist mehr ein Dahindämmern; der Kleine schaut den Himmel, der Alte den Boden an, der Pepp summt, rasch zufrieden geworden, leise vor sich hin, der Alte schwankt fürbaß in seinem lässigen Gang und läßt den Kopf gleich einer Pagode hin und her pendeln.

So können sie miteinander zufrieden und ins Blaue hineinwandern, bis sie sich ebenso aufs Geratewohl irgendwo niederlassen, um auszuruhen. Und wiederum aufs Geratewohl bleiben sie mit ihren himmelan und zu Boden staunenden Blicken sitzen, bis ihr Magen, ihre Uhr, sie mahnt. Wenn der Hunger sie treibt, suchen sie den Heimweg wieder. Der kleine Pepp hat auf diesen Wanderungen nach und nach, weil seine Augen aus einer kindischen Gewohnheit heraus immer den Himmel suchen, eine neugierige Liebe für die große, unbekannte Welt, die sich blau oder grau über ihm wölbt, bekommen.

Sein Blick ist für alle möglichen Erscheinungen am Himmelsgewölbe scharf geworden, und er legt sich ihre Ursachen und Wirkungen nach seiner Weise zurecht. So fährt er manchmal jäh mit dem kleinen Arm zur Höhe: „Siehst, Aetti" — er gibt dem Urgroßvater den volksgewohnten Vaternamen — „siehst die Wolke dort, dort fährt der Herrgott spazieren." Dann staunt er andächtig einer weißen, gleitenden Wolke nach, die für ihn der Wagen ist, in dem der prächtige Himmelsvater hoch über seinem Reich, der Erde, auf diese herabblickend, vorüberfährt.

Der Sepp ist der Urgroßvater, der Josef der Großvater, der Josi der Vater und der Pepp der Bub. Vom ältesten und vom jüngsten dieser vier ist es kaum zu glauben, daß sie noch am Leben sind; denn der Sepp ist ein überzeitiger, an Geist und Körper verschrumpfter Mann, und der Pepp, der mit großen blauen Augen aus einem undenklich schmalen und farblosen Gesicht sieht, scheint an einem so dünnen Lebensfädlein zu hängen, daß seine Mutter, die eine rauhe Frau ist, zu dem und jenem äußert: „Heut oder morgen, drauf geht er doch, der Bub!"

Am Ende aber leben sie noch immer, der achtzig- und der fünfjährige, und die Dörfler haben lernen müssen, den Namen Josef, der viermal in der Sigristenfamilie sich findet, auf vier Arten abzuändern. Der Alte und der Bub haben ein schweres Leben, aber sie empfinden seine Schwere kaum, denn wie ihre Zähne sich an steinhartes, trockenes Brot gewöhnt haben, kauen und schlucken sie die zähen Widerwärtigkeiten ihres Lebens hinunter.

Der Alte ist in der Hütte seines Enkels, des Sigristen, jedem im Weg. Sein Sohn, der hochgewachsene, noch kräftige Mann, stößt ihn; der Josi, der Sigrist, stößt ihn, und dessen Frau teilt ihm erst recht ihre groben Püffe aus.

So stiehlt er sich stets, wenn das Wetter nicht allzu ungastlich ist, am frühen Morgen ins Freie und schleicht sich nur zu den Mahlzeiten scheu an den Tisch und des Nachts auf seinen mit faulem Stroh gefüllten Bettsack unter dem Hüttendach.

Pepp, der Bub, holt dagegen sich seine Püffe draußen in der Gasse. Er ist zu unscheinbar und klein, um daheim im Weg zu sein; die starken, langen Menschen stolpern wohl einmal über ihn oder schieben ihn mit einem schweren Schuh beiseite, aber zuleide tun sie ihm nicht viel. Dafür hat er in der Gasse unter den Dorfkindern sein Kreuz. Er ist ein Kind wie ein andres, will dabei sein, wenn die andern spielen, und läuft hinten nach, wenn etwas zu sehen ist. Die Stockdorfer Kinder aber haben eine hämische Freude daran, das schmale, unbäurisch feine Gesicht zucken, die bleichen Lippen sich zum Weinen teilen zu sehen und den schmerzlichen Ton zu hören, der so sonderbar aus der kleinen Brust heraufspringt.

Der Pepp hat ein seltsames Weinen, es ist nur ein kurzer Aufschrei: einen Augenblick glitzert es in seinen Augen von Tränen, aber sie verschwinden und sinken scheinbar nach innen zurück, sobald der Schrei verstummt und zuckend und arbeitend die Züge zu ihrer Ruhe zurückkehren. Dieses Weinen zu wecken, kneift, zerrt, stößt, schlägt der Stockdorfer Nachwuchs an dem Pepp herum, so daß selbst seine Mutter manchmal aus der Hütte gefahren kommt, mit ihrer Mannesfaust nach

und im Winter nimmt einem das unnütze Volk den Bissen vor dem Mund weg."

„Daß der Alte nicht sterben kann," brummt die Sigristin und meint den Sepp.

„Daß dein halbtoter Bub noch alleweil lebt," knurrt der Josef, der Großvater, und meint den Pepp. Vielleicht sagt er es aus einem Zorngefühl heraus, weil er merkt, daß die Reihe des Übrigseins eines Tags auch an ihn kommen wird.

So haben der Sepp und der Bub keine leichte Zeit; denn bei der Mißgunst ist übel zu Gast sein. Die beiden suchen ihr armseliges bißchen Frieden im Freien, so oft es angeht. Und als eine Reihe wolkenloser Tage kommt, entlaufen sie täglich dem Unfrieden der Hütte und dem Unfrieden der Gasse und streifen, Hand in Hand, irgendwo bergan oder bergab; hinter ihnen lachen und spotten die Dörfler.

*

Ein glanzheller Tag liegt im Sterben. In der Sigristenhütte geht die Abendmahlzeit zu Ende. Der Sigrist und die Seinen sitzen noch um den runden Tisch mit der rohen, schmierigen Platte und haben die letzten Bissen zwischen den Zähnen. Sie sitzen so dicht gedrängt, der Sigrist, sein Weib, sein Vater und die fünf Kinder, daß es kaum zu glauben ist, wie zuzeiten der Sepp und der Pepp auch noch Raum haben, die jetzt auf der Ofenbank hocken und den andern beim Essen zusehen dürfen.

„Du hast zu Mittag zu viel gefuttert," hat die Sigristin den alten Sepp angefahren, als er sich hat zu Tisch setzen wollen.

Da hat sich der Alte, in sich hineinflennend, auf die Ofenbank getrollt. Auch der Pepp hat irgendwie seines Vaters Mißfallen erregt, als er kaum zweimal den Löffel voll Mais zum Mund geführt hatte. Weil ihm der Löffel aus der Hand geschlagen und die gemeinsame Schüssel weggerückt worden ist, hat er sich zu dem Aetti hingestohlen. Nun hocken sie zusammengekauert wie Hühner bei schlechtem Wetter da; keinem reichen die Füße von der Bank zu Boden.

Plötzlich schallt von der Gasse herein dem Pepp das Jubeln und Lachen der Dorfkinder in die Ohren. Die Gasse fällt steil ab und auf ihr tummelt sich bei Zunachten der Stockdorfer Nachwuchs auf Schlitten. Das Herz klopft dem Bub, das bißchen Freude lockt ihn aus der dumpfen Luft der Stube.

Einen Augenblick später ist er unvermerkt durch die Tür entwischt und zieht unter der Hüttentreppe den Schlitten hervor, den in einer guten Stunde der Sigrist zurechtgezimmert hat.

Besonders gern hat der Pepp die Sterne. Er sitzt oft bis in alle Nacht hinein auf der schmalen Holzbank am Haus und staunt die flirrenden Himmelslichter an, und der Sepp leistet ihm Gesellschaft.

„Jetzt ist wieder eins angezündet,“ zählt der Bub, „und jetzt wieder eins“ — und er sieht mit seinem inneren Auge kleine Engel zwischen den Sternen gehen und immer neue anzünden. Eine Frage, die der Pepp häufig an den Alten an seiner Seite richtet und die ihn viel beschäftigt, ist, ob der Aetti und er selbst auch Engel würden. Der Sepp ist die Frage aus klaren Tagen noch gewöhnt, nickt und lacht dazu.

„Aber sterben muß man zuerst,“ pflegt der Bub dann jeweilen nachdenklich halb zu sich selbst, halb zu dem Alten zu flüstern; und das Sterben macht ihm Bedenken, es will ihm weder als etwas Fröhliches noch etwas Herbeizuwünschendes erscheinen.

*

Es ist Winter im Dorf; der Winter ist eine harte Zeit für die Bergbauern! Was wissen die Talleute davon? Die Wettergewalten springen mit dem Bergvolk anders um als mit den handschuhtragenden Talmenschen, im Tal wirft der Wind zum schlimmsten einen Kamin um, wirbelt der Schnee fein säuberlich um pelzvermummte Gestalten und stieben Lawinchen von den Dächern, die keinen Vogel begrüben; im Tal trägt das Wetter selbst Handschuhe. Im Gebirg rast der Sturm gleich einem entfesselten Riesen, reißt die hundertjährigen Tannen von den Felsen und rüttelt an den ewigen Burgen Gottes, den Felswänden. Und der Schnee fällt tage- und tagelang und deckt die Hütten ein, als wäre alles Lebendige zu begraben. Die Lawinen sind die Raubtiere des Gebirgs; kein Jahr vergeht, daß sie nicht Lücken in die dünnen Menschenreihen rissen.

Dennoch ertragen sie im Gebirg den harten Winter leicht; denn die Menschen sind selbst hart, und ihr Frost muß rauh sein, daß es sie friert. Aber der Winter nimmt allen Verdienst weg, alle Arbeit muß ruhen; das schmale Geld ist bald aufgezehrt, und — der Hunger macht mürrisch.

Die Armen von Stockdorf schneiden trübe Gesichter; denn der Winter hat schon zu lange gedauert, Kasten und Truhen sind leer. In der Sigristenhütte ist nie ein recht fröhlicher Friede; jetzt in der rauhen, unwirtlichen Zeit ist erst recht Krieg darinnen. Es essen zu viele Mäuler an des Sigristen Schüssel, und wie es bei den Schafen und Ziegen, die zur Lecke drängen, geht — die Starken verdrängen die Schwachen. Die Schwachen in der Sigristenhütte sind der Sepp und der Pepp. Der Josi, der Sigrist, reckt die zähen Arme, hat ein hochrotes Gesicht und flucht: „Da kannst dich abschinden den Sommer über

„Ja, ja," murmelt der Sepp, seine Unterlippe hängt ihm vor Staunen herab. Sein schwacher Verstand macht sich langsam zu eigen, was der Bub ihm vorplaudert.

„Dann müssen wir nicht sterben," sagt der Pepp plötzlich und mit leisem Lachen; es klingt beinahe wie ein fröhliches Vogelzirpen. „Da vom Berg kann einer gerade in den Himmel hinübersteigen."

„Ja, ja," stammelt der staunende Sepp, er reißt die fast lichtlosen Augen weit auf und murmelt noch einmal: „Ja, ja, beim Eid, das kann einer."

Der Pepp aber steht schon im Schnee neben der Bank und faßt nach des Alten Hand: „Komm, Aetti, wir gehen in den Himmel."

Der Sepp sieht sich noch einmal um, dann nimmt er, halb im Banne der Worte, die der Bub gesagt hat, halb aus alter Gewohnheit die Hand des Kindes und macht sich mit ihm auf den Weg dorfaus.

Ringsum ist es still geworden. Oben an der Gasse steht noch ein Dorfbub, der sich anschickt, seinen Schlitten heimzuziehen.

Der Pepp drängt sich an ihn. „Du, der Aetti und ich gehen in den Himmel," raunt er ihm zu. Dann trollen sich die beiden; der Bub aber lacht laut auf und geht seiner Wege.

Es dauert nicht lange, bis das Dorf hinter den zwei Himmelssuchern liegt. Sie schreiten über einen hartgefrorenen Weg talein, der dunkel vor ihnen aufragenden Bergwand zu.

Der Schnee knirscht unter ihren kurzen Schritten, aber der Weg ist hell und leicht zu finden.

Die zwei kleinen dunkeln Gestalten nehmen sich drollig aus in der gewaltigen weißen Talmulde und auf dem schimmernden Weg. Ihre kurzen Beine stampfen eifrig fürbaß, ihre kleine Hast sticht seltsam wider die große Ruhe um sie ab.

Eine Zeitlang sind sie gewandert; da hebt ihr Weg zu leuchten an. Weiße Schalen liegen ihnen zu Füßen, weiße Blitze huschen vor ihnen über den stillen Weg, und die Nacht wird immer heller; es ist, als drängten die Felsen der Berge hervor, und die Tannen reckten sich, und die Schneelehnen wollten sich wölben, so nahe und scharf und hell ist alles.

Hinter den zwei Himmelsuchern leuchtet hoch und groß der Mond.

„Siehst die Straße da oben, Aetti?" sagt der Pepp. Er sagt es alle Augenblicke und weist nach dem Himmel, sein Blick irrt kaum je vom Ziel ab. Der Alte blickt jedesmal hinauf, er ist jetzt wach und eifrig, der Plan hat ihn völlig eingenommen. Seine Hast ist so groß wie die des Buben.

„Kalt ist es," sagt der Pepp einmal, aber er steigt nur fleißiger weiter. Der Weg führt jetzt steil bergan, einem Wald zu, dem Winterbergwald.

Der Sepp, als er den Platz auf der Bank neben sich leer sieht, fährt aus seinem halb blödsinnigen Vorsichniederstaunen auf und folgt dem Buben. Er kommt gerade recht, um draußen seinen ersten Wehschrei zu hören.

Die Dorfkinder sind an ihm; der Pepp hat anstatt seiner kleinen Freude seine große Plage gefunden. Eine Weile bleibt der Alte beiseite stehen; als aber das Necken der Kinder, zu denen auch des Sigristen übrige Jugend gestoßen ist, zu bunt wird, fährt er in seiner alten Weise dazwischen und holt den weinenden Buben heraus.

Einen Augenblick stehen die beiden in der Gasse, der Bub schluchzt und streicht mit der frostrauhen kleinen Hand die Tränen weg, dann lenkt der Sepp zur Hüttenbank hinüber.

„Komm zusehn,“ murmelt er. So klettern sie auf die Bank, auf der noch eine dünne Schneekruste klebt, und sitzen eine lange Weile still mit hängenden Beinen dort.

Der Alte in kurzer, zertragener Hose und enger, kurzärmeliger Jacke sieht aus wie ein Kind, und der Bub, der einen viel zu weiten und langärmeligen Rock seines älteren Bruders trägt, könnte just ebensowohl ein verschrumpfter Alter sein. Vor ihnen tollen die Kinder; aber als die Gasse dunkler wird, lichtet sich die Schar, und es beginnt um die zwei auf der Hüttenbank stiller zu werden.

Die Nachtkälte wächst, aber der Himmel steht voll warmleuchtender Sterne, an denen der Pepp die Augen hängen hat. Die beiden vergessen ganz das Heimgehen.

Plötzlich fährt das Kind wie aus einem Traum auf. „Sieh die Straße dort, Aetti!“ flüstert er.

„Ah,“ nickt der Alte; sein Geist schläft, und sein Leib ist nicht mehr weit vom Schlafen.

Der Bub staunt in den Himmel hinauf und hat gedankenvoll einen Finger an seinem Mund liegen. „Gelt, Aetti,“ beginnt er nach einer Weile wieder, „wenn wir da hinauf wollen, müssen wir sterben?“

Der Sepp nickt, vielleicht ist es aber auch im Schlaf geschehen.

„Aber da ist doch eine Straße,“ fährt der Bub fort, und einen Augenblick später: „Gerade in den Himmel hinein geht die Straße.“

Der Kleine ist erregt, er ergreift den dürren Arm des Alten, so daß er mit einer taumelnden Bewegung auffährt.

„Gerade in den Himmel hinein geht die Straße,“ wiederholt der der Bub und weist hinauf, wo die Milchstraße von Sternen durchwoben fahlweiß sich vom nachttiefen Himmel abhebt. „Vom Winterberg geht sie aus, siehst, gerade vom Winterberg dort,“ eifert der Pepp, und seine Hand zeigt auf einen dunkeln Berg, dessen höchste Tannen sich scharf gegen den Himmel zeichnen. Zwischen diese Tannen hinab leitet die Straße.

hei, wie fröhlich — Hand in Hand — hinauf und hinauf — und geradeswegs in den Himmel hinein . . .

*

Die Stockdorfer suchen zwei Verlorene. Der Sigrist ist wild nach ihnen aus; sein rauhes Weib hält Jammern für nötiger: „Wenn ihnen nur nichts geschehen ist, dem alten Sepp und dem Buben!“ Dorfum und -ein sind sie nicht zu finden.

Ein Dorfbub will sie zuletzt gesehen haben. Der erzählt lachend, der Pepp hätte gesagt, er und der Alte wollten in den Himmel gehen, ja, ja, in den Himmel!

Die Stockdorfer suchen und suchen; sie finden die Verlorenen nicht.

Sie sollen warten bis in den Sommer und am Winterberg holzen gehen; dort ist eine Stelle, wo zwei in den Himmel gestiegen sind und doch noch auf Erden schlafen.

Admonter Lieder.

Von Johannes Just.

Zur Wanderschaft ruft mich der Sonne Strahl, das Licht,
Mich, der so einsam in der Stube über Büchern sitzt
Und Antwort auf die Frage sucht: „Was ist die Liebe?“ —
So komme her, mein Mantel, Stock und Hut,
Die ihr so oft, als Freunde schon erprobt,
Mich ins Gebirg begleitet. — Die Sonne ruft!
Will sie mir Antwort geben? — Ich komme schon;
Den Rucksack noch und dann dem Lichte zu, voran! —

Des Hauses Schwelle überschritten
Blicke frei ich um mich her,
Meine Frage ist — vergessen,
Kenne keine Bücher mehr.

In des Gartens kleinem Raume
Seh' ich wachsen Jahr um Jahr
Große Blumen aus dem Samen,
Wie ist das doch wunderbar!

Vor dem Hause, engumfriedet,
Lebt für sich schon eine Welt,
Keine Früchte ohne Blüte,
Menschengeist, bist du erhellt? —

Wenn die Früchte zeitig werden,
Ist die Blume längst verblüht:
Die Erfahrung uns'res Daseins
Reife Güte im Gemüt!

*

Vom Gartenzaun wink' ich dem Hause meinen Gruß,
Dann schreit' ich bergwärts hohem Walde zu;
Ein großer Forst, den einst die Klosterbrüder angepflanzt,
Als sie im Tale bauten sich das Stift.
Gar prächtig steh'n sie da, die Tannen, Föhren, Fichten,
Der Fuß versinkt im weichen Boden fast;
Solch einen Teppich kann kein Fürst besitzen, denn Menschenhand
Vollbringt nicht ein Geweb', das diesem gleichen könnt'. —

Halte Rast im Waldesschatten,
Lege dich ins weiche Moos
Und betrachte, wie es wachset
Kräftig und doch — anspruchslos! —

Sieh', es reget sich im Moose
Und es kriecht ein Käferlein
Rasch hervor; ihm nach ein zweites.
Jagd und Flucht, was soll es sein? —

Ängstlich läuft das eine Tierchen,
Es ist klein, noch jung und zart,
Denn das zweite ist viel stärker
Und von einer andern Art.

Menschenhand, du bist nun Schicksal,
Schütze Schwaches vor der Kraft,
Die gar oft, im Sinn verblendet,
Unheil und nicht Nutzen schafft. —

*

„Jetzt sind wir schon da," flüstert der Bub, und sie tun die ersten Schritte den Winterberg hinan mit einem Eifer, als wollten sie in einem Zuge bis zum Gipfel hinaufstürmen.

Eine Strecke weit haben sie noch den von Holzern zurechtgestampften Weg unter den Füßen; dann aber hört dieser plötzlich auf, und das Steigen wird mühsam. Der Schnee bricht unter ihrer Last ein, sie klimmen mühsam von Tanne zu Tanne aufwärts, und der Atem wird ihnen kurz. Aber der blauschwarze Himmel schimmert durch die verschneiten Baumkronen hernieder, und die sternendurchwobene Straße leuchtet herab und senkt sich gegen den Berg, als liefe sie mit dessen Gipfel zusammen.

„Siehst, siehst!" jubelt der kleine Pepp. Und der Alte stottert ein schläfriges „Ja, ja". Sein Eifer läßt nach; die Müdigkeit überkommt ihn.

Kurz nachher bleibt der Bub an einer ebenen Stelle am Berg stehen. „Es ist ein wenig weit, Aetti," sagt er halb ängstlich. Da sitzt der Aetti neben ihm im Schnee und nickt.

„Hast recht, absitzen können wir ein wenig," sagt der Pepp und läßt sich neben dem Gefährten nieder; er stößt ein wohliges „Ah" aus und lehnt den Kopf an des Alten Arm. Dann hebt er die Augen wieder gen Himmel, eine hohe Tanne breitet ihre Wipfel über ihn; die dunkeln Äste hängen unter schwerer Schneelast herab.

‚Es sieht aus, als wüchse wunderbar weiße Schafwolle auf dem Baum,' denkt der Pepp. Dabei wird auch ihm der Kopf schwer und kommt ins Nicken; aber das Verlangen nach dem Himmel hält ihn noch wach. „Aetti!"

Er legt die Hand wieder in die des Alten, der wahrhaftig die Augen geschlossen hält und schläft. Der Bub lächelt halb über das drollige Gesicht, das der Urgroßvater schneidet; dann reißt er ein wenig mühsam die eignen Lider auf und blickt in die Tanne hinauf. Auf der weißen Wolle der Äste brennen leise Feuerlein in wunderbar silberigem Glanz, sie sind schöner als alle Kerzen, die der Vater daheim in der Kirche anzündet. Und jetzt — dort — ei, dort reicht die Straße herab zwischen den Feuern hindurch und dem Pepp vor die Füße — die Himmelsstraße!

„Aetti," sagt der Pepp. Er redet ganz leise, wie aus einem Traum heraus, und dann wieder und noch verträumter: „Jetzt sind wir da. Aetti, kommet jetzt."

Und der Pepp sieht sich und den Urgroßvater auf der Himmelsstraße stehen, ganz sicher, ganz fest! Was das für ein herrliches Schreiten ist, weich und mühelos! Hei, jetzt stoffeln sie beide hinauf —

Wieder im Walde, hör' ich von Ferne einen Gesang. Innig ertönt er,
Mich mächtig ergreifend: Steht doch die Kindheit, die Jugend vor mir.
Und so erreich' ich ein Bauerngehöfte, von Hecken umgrünt, am Saume der Felder.
Was ich da sehe, ist lebende Antwort, die ich in Büchern
Vergeblich gesucht. — Träumender Geist, sieh', hier ist Lösung
Der Zweifel, des Denkens, klar vor dem Auge, in Menschengestalt.
Frage nicht weiter, forsche nicht länger, irre sonst gehst du,
Denn die Natur verrät ihr Geheimnis dir nie!

Vor dem Hause sitzt die Mutter
Von der Kinderschar umringt,
Auf dem Arm wiegt sie das Jüngste,
Dem sie noch ein Liedchen singt . . .

Und vom Walde nahen Schritte,
Vater kommt vom fernen Schlag,
Guten Abend freundlich wünschend
Nach dem schweren Arbeitstag.

Kinder eilen ihm entgegen,
Streicheln seine harte Hand
Und er küßt sein Weib begrüßend:
Liebe schlingt ihr Rosenband.

Sie stillt Sehnsucht, bringt Erlösung,
Glücklich ist, der ihre Spur
Hat gefunden in dem großen
Buch der heiligen Natur!

Lueger.

Eine Erwägung von **Peter Rosegger.**

Bei Braumüller in Wien ist vor kurzem ein interessantes Buch erschienen. Der Mann, den es behandelt, ist niemandem gleichgiltig. Doktor Karl Lueger. Zehn Jahre Bürgermeister. Im Lichte der Tatsachen und nach dem Urteile seiner Zeitgenossen. Zugleich ein Stück Zeitgeschichte von Franz Stauracz. — Es ist aber kein wissenschaftliches Werk; es ist eine Parteischrift — die gerade recht zu den Wahlen kommt; und es ist eine Festschrift zum zehnjährigen Bürgermeisterjubiläum Luegers, der — während Wien das Fest begeht — im Süden Erholung sucht. Einer Parteischrift ist viel Schlimmes erlaubt und einer Festschrift ist viel Gutes geboten. In der Einleitung sagt es der Verfasser freimütig, er wolle in größter Liebe nur die Lichtseiten des Mannes darstellen, die Schattenseiten würden schon die Gegner besorgen.

Man hätte es lieber, wenn beide Seiten möglichst objektiv gezeigt worden wären. Ich habe vor Karl Lueger eine so gefestigte Hochachtung, um überzeugt zu sein, daß er auch seine Fehler — und selbst wenn sie schwer wären — ertragen kann, ohne klein zu werden. Nach diesem Buche im blendenden Glanze seiner Vorzüge und großartigen Leistungen muß man gleichwohl immer denken: Wie werden jene Dinge aussehen, die mir der Verfasser vorenthält? Diese versteckten Züge sind sicher lange nicht so schlimm, als ein mißtrauisches Gemüt etwa annimmt; deshalb wäre ich für unentwegte Offenheit gewesen. Nun, ein solches Werk über Lueger wird ja noch kommen. Einstweilen finden wir uns ab mit der einseitigen Parteischrift der Christlichsozialen, mit der überaus warm gehaltenen Festschrift des Freundes.

Hochwaldschatten, scheiden muß ich von dir; nicht gern,
Aber ich kann bei dir jetzt nicht bleiben, die Sehnsucht
Nach Licht ist stärker als du, mein herrlicher Wald!
Ich komme ja wieder. — Schon sind von grüner Weide zu hören
Die Glocken der Kühe und durch die Lichtung winkt weißes Gestein.
Da ist das Felsengemäuer, unnahbar stolz blickt es herüber
Dies Häuflein Gestein in des Weltalls Bereich,
Eine Falte im Antlitz der Erde! — Geachtet sei Alter uns stets!

Überquerend Wiesenmatten,
Durch Gerölle weiter dann
Wird der Weg zum schmalen Pfade,
Der sich zieht zur Höh' hinan!

Knorrig Krummholz kriecht am Boden,
Gibt der Hand, dem Fuße Halt,
Denn der Pfad hat sich verloren,
Vor uns ragt die Berggestalt.

Da ein Schuttkar, hier ein Schneefeld,
Dann empor die steile Wand . . .
Wer ruft ein memento mori? —
Leben liegt in Gottes Hand! —

Eine Gemse hat gepfiffen,
Unsichtbar — ein Warnungsruf . . .
Noch ein Schwung, ich stehe oben:
Lobe Gott, der alles schuf! —

*

„Öffne dich Auge, erschließe dich Seele, da bist du frei!"
So saget, wenn wir erklommen die Höhe, unser Empfinden
Und glauben wir ihm, es täuschet uns selten!
Wir fühlen die Ruhe, den Segen des Friedens.
Da von der Zinne blicken wir nieder, als stünden wir höher
Noch als wir stehn. — Vergangenheit bringet Erinnerung kaum,
Wir leben, genießen der Gegenwart Stunden und denken
An Zukunft nicht grübelnd voraus. — „Erschließe dich Seele!"

In den Rahmen hoher Berge
Eingeschlossen ist das Bild,
Von der grünen Enns umkoset
Liegt Admont im Talgefild.

Klein erscheint das große Münster,
Kleiner noch der Häuser Schar.
Doch mein Auge findet eines,
Das mir stets das liebste war.

Altes Haus mit hohem Giebel,
Da vom Berg begrüß' ich dich.
Rauch entsteiget dem Kamine,
O, das ist ein Gruß an mich!

Blickte von den Haller Mauern
Lange noch ins Tal zurück,
Wie die Seele frei sich fühlte!
Frei, erschlossen durch das Glück . . .

*

Schon färben sich rötlich die Ränder der Wolken und mahnen
Zum Aufbruch. Noch einmal ruhet der Blick
Am Horizonte, dem weiten; unzählig reihen sich Berge an Berge,
Dann schwenk' ich den Hut der Sonne entgegen, ein Wiederseh'n
Hoffend am taufrischen Morgen! — Langsam zurück. Den Abgrund
Verhüllen schon düstere Schatten, da winken ganz nahe
Vom steinernen Hang mir die Sterne, die weißen:
Jungfräulich Edelweiß, in Einsamkeit blühend.

Auf dem Wege dann zum Tale,
Wenn der Pfad schon wieder breit,
Kommt Erinn'rung als Begleiter,
Es verrinnt gar rasch die Zeit!

Ach, die jüngst vergang'nen Stunden
Haben Seel' und Leib gestählt
Und verflogen sind die Sorgen,
Die daheim mich arg gequält.

Leises Murmeln einer Quelle
Sagt mir: „Trinke, labe dich!" —
War noch an derselben Stelle,
Als die Sonne schon verblich.

Wasser aus dem Felsgesteine
Bist so rein, so frisch und gut:
Klarheit macht den Sinn uns heiter,
Festiget den Lebensmut!

*

und Korruption in Leben und Presse kehrt, so können wir mit ihm gehen. Wenn er aber — von extremen Elementen seiner Partei geschoben — gegen das Judentum den Rassenkrieg entfachen wollte, der auch die Unschuldigen nicht schont, da könnten wir nicht mit ihm gehen. Wenn Lueger dem religiösen Bedürfnis des Volkes Rechnung trägt, so müssen wir mit ihm gehen. Wenn er bei unserer Bevölkerung das schlummernde Christentum zu wecken und zu betätigen sucht, so können wir mit ihm gehen. Wenn er aber die Religion gerade nur ins römisch-katholische Kirchentum einengen wollte, wozu er von seinen Parteigenossen, den Klerikalen, gedrängt wird, so könnten wir nicht mit ihm gehen.

Lueger wollte in seiner Jugend Priester werden. Und tatsächlich, er hat etwas Priesterliches in seinem Wesen und Wirken und manche seiner politischen Agitationsreden liest sich wie ein bischöflicher Hirtenbrief. Lueger ist zweifellos persönlich ein überzeugter Katholik, was ihn als Menschen gewiß nicht entwertet. Aber ich vermute, daß das allzuüppige Schwergewicht, so die Klerikalen in der christlichsozialen Partei gewonnen, ihn doch bisweilen bange macht. Lueger würde mir auf das in seiner gemütlich-humorvollen Weise zwar entgegnen, darüber brauchte ich mir kein graues Haar wachsen zu lassen. Er sei immerhin selber noch so weit bei Kraft, um Leute, die ihm etwa nicht paßten, abzuschütteln. Gut. Ich gestatte es ihm zu lavieren, er ist Diplomat. Die Klerikalen waren und sind die besten Agitatoren seiner Partei, er braucht sie und wenn er auch recht gut weiß, daß nichts ewig währt, so darf er auf solcher Basis doch einigen Bestand seiner Volkspolitik hoffen. Übrigens, wenn es Lueger gelingt, die von ihm bekämpften sozialen Übel zu besiegen, dann mag er die Streitkräfte rekrutieren, wo er sie findet. Dem Diplomaten heiligt der Zweck die Mittel. Wie es der Klerus für sich wird verantworten können, wenn er ob der politischen Parteitreiberei das Wichtigste seiner Seelsorge vergißt, das braucht den Führer nicht zu kümmern.

Wenn Lueger Schulhäuser und immer wieder Schulhäuser baut und durchaus sittlich gefestigte Lehrer wünscht, wenn er beim Volksschulunterrichte das Hauptgewicht auf Lesen, Schreiben und Rechnen legt, so müssen wir mit ihm gehen. Wenn er von der Schule auch die Weckung und Stärkung des religiösen Gefühls verlangt, so können wir mit ihm gehen. Wenn Lueger aber die Schule unter die Vorherrschaft des Katecheten stellen wollte, ein Argwohn, den er erweckt hat, so müßten wir entrüstet zurückbleiben. Das ganze Leben mit allen Forschungen und Entwicklungen unter das kirchliche Dogma stellen wollen! Wir haben gegen dieses Dogma an sich nichts. Wenn es die Menschheit glücklich machen könnte, warum denn nicht? Lueger weiß es selbst am besten,

Luegers persönlicher Charakter, seine Taten und Erfolge haben übrigens schon lange die Gegnerschaft zusammenschmelzen lassen, wie die Aprilsonne den Schnee. Da war ihm seine politische Charakterlosigkeit vorgeworfen worden, von Leuten, die selbst Opportunitätspolitiker sind und recht gut wissen, daß der praktische Politiker sich nicht bloß der allmählich gewonnenen besseren Einsicht, sondern auch den Verhältnissen der Zeit anpassen muß. Seit dreißig Jahren sind wir doch alle anders geworden. Die Ideale des Liberalismus haben uns entzückt, die praktischen Resultate desselben haben uns abgeschreckt. So ist auch Lueger vom Liberalismus zum christlichen Sozialismus übergetreten und hat sein Auge geöffnet für die Bedürfnisse des Volkes, das unter dem Manchesterliberalismus so schwer geschädigt worden ist. Und zwar auch sein Herz geöffnet für die Wünsche derer, die dieses Volk vor allem wieder für das Kirchentum gewinnen wollen! Gegenüber der Los von Rom-Bewegung hat Lueger oft leidenschaftlich betont, wie sehr die Übertritte zu verurteilen seien. Wenn sie aber aus innerer Überzeugung geschehen — wie das ja nicht immer, aber zumeist der Fall ist — dann haben die Übertritte vom Katholizismus zum Evangelismus ganz dieselbe Berechtigung, wie Luegers Übertritt vom Liberalismus zum Kirchentum.

Luegers große Werke für sein Wien werden von niemandem mehr angefochten. Man braucht sie nicht aufzuzählen. Tatsächlich war es diesem Manne vorbehalten geblieben, die Kaiserstadt in ihren wirtschaftlichen Einrichtungen zu einer modernen Stadt zu gestalten. Und dem Praktischen des Alltagslebens hat er das Praktische im höheren Sinne zu gesellen gewußt: das Schöne. Dem Fremden, der nicht weiß, wie es früher war, fällt jetzt vor allem die Gartenstadt auf und es kommt eine Zeit, wo der Wald- und Wiesengürtel um Wien als Luegers Vermächtnis diese Stadt vor allen Städten der Welt auszeichnen wird.

Aber auch dort, wo sein Wirken und seine Grundsätze heute angefochten werden, können wir noch weite Strecken mit ihm gehen.

Wenn Lueger mit unentwegter Treue für Österreich und sein Kaiserhaus eintritt, so müssen und wollen wir mit ihm gehen. Wenn er die Deutschen voranstellt, der Wienerstadt ihren deutschen Charakter erhalten will, aber auch den anderen Nationalitäten in ihren Bereichen das Ihre zuspricht — so können wir mit ihm gehen. Wenn er aber alles, was außerhalb seiner Partei steht, als patriotisch minderwertig erklären wollte — so würde er es dem allergrößten Teile der Österreicher unmöglich machen, einer so ungerechten und unduldsamen Partei Achtung zu zollen. Wenn Lueger gegen die doppelköpfige Mißgeburt des Materialismus: gegen das Großkapital einerseits und gegen das sozialdemokratische Proletariat andererseits kämpft — so müssen wir mit ihm gehen. Wenn Lueger sich gegen rücksichtslose Volksausbeutung

Wiener Bürger ihrem Bürgermeister einen Fackelzug bringen. Den hat die Regierung verboten. Einen demonstrativen Auflauf der Sozialdemokraten zur Beschimpfung Luegers an seinem Festtage hat sie gestattet. Dieses Geschehnis zwang nachgerade, für Lueger Partei zu nehmen, so wie nichts die Sympathie für einen Menschen lebhafter wecken kann, als wenn ihm öffentlich Unrecht geschieht. Und ist es eigentlich gut eingerichtet, daß somit böswillige Anfeindungen oft das Gegenteil von dem erreichen, was sie bezwecken.

Und noch eins muß gesagt werden. Doktor Karl Lueger hat ein reines Herz und — reine Hände. Und das gilt bei dem Stande eines solchen Mannes mehr als alles andere. Ein Glück für jede Menschengemeinde, wenn ihr weitsichtbarer Führer jedem einzelnen ein Muster des Privatlebens ist. Und ein hohes Vorbild für unsere Zeit, wenn der Bürgermeister einer Großstadt die Hälfte seines Gehaltes ablehnt, um sie der Kommune zu schenken. Und wenn es nach dem ersten mißlungenen Bestechungsversuch keiner mehr wagt, durch Zuwendung persönlicher Vorteile, in welcher Form immer, den einflußreichen Mann zu bestimmen.

Ich habe nun ja Franz Stauracz hochklingendes Luegerbuch um einige Töne tiefer gestimmt. So tief aber, wie etwa seine prinzipiellen Gegner möchten, durfte ich bei meinem Gewissen nicht schrauben. Kann man schon in allem nicht mit Karl Lueger gehen, in sehr vielem ist es möglich, sein Kamerad zu sein.

Als Lueger im vorigen Winter schwere Krankheit zu bestehen hatte, konnte man selbst bei seinen grimmigsten Gegnern Anteilnahme merken. Lueger ist seit langem versöhnlich gestimmt und so meinte ein sozialdemokratischer Führer, in manchen Punkten gebe es selbst mit Lueger ein Verstehen. Das stockliberale „Fremdenblatt" schrieb nach der Krise von Luegers Krankheit:

„Wir lesen es jetzt seit zwei Tagen in den Zeitungen, dem Bürgermeister geht es besser. Und die Leute sind wirklich vom Herzen froh darüber, daß er jetzt langsam wieder den Weg ins Leben findet. Viele Wochen schon liegt der Bürgermeister krank und es ist merkwürdig, wie man jetzt gerade am stärksten merkt, daß dieser Mann das organische Oberhaupt der Stadt ist, daß er eine sonderbare Macht über die Menschen hier hat und daß er im hohen Grade populär ist. Denn nicht die kräftigste Rede, in der Dr. Lueger für eine Idee eintrat, nicht die witzigsten Aperçus, die er seinen Gegnern anhängte, nicht diese behagliche Stimme, diese gar nicht offizielle, immer ein wenig gemütliche, ein bißchen revoltierende Rede, nichts, gar nichts in seinem öffentlichen Wirken hat je einen solchen Eindruck gemacht wie die Nachrichten, die jetzt von seinem Krankenbette kommen. Sein Name, der nie ausgesprochen

daß er seine Kräfte, Werke und Erfolge dem modernen Geiste verdankt. Ob dieser „moderne Geist“ gerade immer das Richtige ist, möchte ich zwar auch nicht behaupten. Jedenfalls lehrt uns Geschichte und Natur, daß es ganz unmöglich wäre, alles unter dem Papsthute zu vereinigen. Aber das weiß Doktor Lueger ebensogut als wir, und wenn er noch eine Weile lebt, was ich von Herzen wünsche, so dürfte er einen Konflikt erleben zwischen der Rechten und der Linken seiner Partei, dessen Schlichtung ihm zu schaffen machen wird! Ich getraue mir leichter einen Bienenschwarm unter einen Hut zu bringen, als eine Partei — besonders wenn es Deutsche sind. Und wenn nun gar noch der Gegensatz von Mittelalter und Neuzeit dazukommt!

Nachdem wir nun mit freudigem Hinweise auf seine Verdienste auch unsere Bedenken ausgesprochen haben, dürfen wir dieser Persönlichkeit unsere Bewunderung im weiteren vorbehaltlos darbringen. Von Bauern abstammend, eines Schuldieners Sohn, hat er es zum populärsten Manne des Reiches gebracht. Aber sein Weg stand voller Gegner und jeder Schritt mußte erkämpft werden. Aus dem Kampfe folgte nicht etwa Verbitterung oder Hochmut, vielmehr eine liebenswürdige Abgeklärtheit seines Wesens. Der Mann, dessen Sache eine Welt gegen sich hatte, dessen Leitmotive heute noch leidenschaftlich angefochten werden, hat persönlich kaum einen Feind.

Luegers Haupttriebfeder bei der Entwicklung seiner außerordentlichen Begabung war — er sagt es selbst — der Ehrgeiz. Aber nicht der selbstsüchtige Ehrgeiz, der nur die eigene Person erheben will und im letzten Ziele zur kindischen Eitelkeit wird, sondern jener, der seine Befriedigung darin findet, für die Welt Großes zu leisten und die Menschen zu seinen glücklichen Schuldnern zu machen. Dafür hat Lueger sich so völlig geopfert, daß er nicht einmal Zeit fand, zu heiraten. Auch einer seiner priesterlichen Züge, die ihn auf anderem Wege leicht in den Kardinalspurpur hätten bringen können. Für Wien wäre das ein zwar unbewußter, aber auch ein unersetzlicher Verlust gewesen. Dafür, was er der Kommune Wien getan hat, ist ihm eine Ehre geworden, mit der er zufrieden sein kann. Wer sich mit dem Politiker Lueger nicht sollte abfinden können, der wird ihm als dem Bürgermeister die aufrichtigste Anerkennung nicht versagen.

Auch ich habe ob des Parteimannes Lueger lange den städtischen Reformator und den Menschen übersehen. Als ich ihn vor einigen Jahren — gelegentlich des Semmeringfestes — das erstemal sah und sprechen hörte, begriff ich zwar die Macht, die dieser Mann über die Leute ausübte, aber selbst kam ich ihm nicht viel näher. Doch mit jeder großen ungerechtfertigten Anfeindung, die er erfuhr und humorvoll ertrug, wurde er mir lieber. Zu seinem 60. Geburtstage wollten die

Das Geld in Amerika.

Ein europäischer Geistlicher, Msgr. Graf Vay, schreibt der „Deutschen Rundschau“ Lebens- und Sittenbilder aus Amerika. Diesen gewissenhaften und glänzenden Schilderungen entnehmen wir den folgenden Aufsatz:

Da ich anfänglich für meine Vorträge kein Honorar beansprucht und meine Dienste gerne umsonst geleistet hatte, wurde ich nun gebeten, mich der herrschenden Sitte zu fügen. Es ward mir angedeutet, daß das verdiente Geld immerhin zu milden Zwecken verwandt werden und eine Neuerung dieser Art in zweifacher Hinsicht unliebsame Folgen haben könnte. Erstens dürfte es nicht für alle meine Nachfolger, auch wenn sie es noch so sehr wünschten, durchführbar sein, die Kosten aus ihren eigenen Taschen zu bestreiten. Zweitens ziehe das Publikum vor, Eintrittsgeld zu zahlen, oder mindestens etwas zu den Ausgaben beizusteuern. So fühle jeder sich mehr zu Haus und frei von Zwang, stehe unter keiner Verpflichtung und — dies vor allem — genüge seinem Wunsche, unabhängig zu bleiben. „Kurze Rechnungen machen lange Freundschaften“; und wenn in diesem Lande niemand für nichts arbeiten will, kann es anderseits auch niemand ertragen, einem andern verpflichtet zu sein.

Der Grundsatz ist einfach, der Begriff klar. Arbeit stellt nicht nur Tätigkeit, sondern die Potenz des Lebens dar; man könnte sagen, daß beide Ausdrücke bis zu einem gewissen Grade synonym sind: daß Arbeit in den Vereinigten Staaten wirklich Leben bedeutet.

Solche, deren Arbeit und Unternehmungen am erfolgreichsten gewesen sind, haben mir mehr als einmal gesagt, daß ihr Reichtum zu teuer erkauft worden sei. Wie manche Multimillionärs sind Opfer der tiefsten Melancholie! Die Dollarkönige, die von den Massen ihrer Landsleute als die Beneidenswertesten und Glücklichsten der Menschheit angesehen werden, klagen über Unglück gerade so sehr wie die elendesten Armen.

Furchtbar traurige, aber sicherlich höchst charakteristische Statistiken zeigen, daß Selbstmorde, die leider jedes Jahr zunehmen, mehr Opfer unter den begüterten Klassen als unter den Armen fordern. Solange man gezwungen ist, für die bloßen und ersten Notwendigkeiten des Lebens zu arbeiten, hat man keine Muße für allzu vieles Denken. Nur wenn die Mittel der Existenz gesichert sind, und besonders wenn der Luxus leicht erreichbar ist, wird innere Unzufriedenheit sich regen und empfunden werden.

Wie oft habe ich Leute, die als die Muster des Erfolges galten, sagen hören: „Wenn ich von neuem zu beginnen hätte, so würde ich

wurde, ohne ein heftiges Für und Wider zu erregen, der eine Partei bedeutete, einen Schlachtruf, hat jetzt eine versöhnende Milde. Bisher eines jener elektrisierenden Worte, die gleich Funken geben der Begeisterung und des Hasses, der hoch auf flatternden Fahnen geschrieben steht. Immer, wenn irgendetwas los ist, schreien die Leute gleich: ‚Hoch Lueger' und die anderen: ‚Nieder mit ihm!' Aber ohne jede persönliche Feindseligkeit, weil es so ein populärer Name ist, der oft und stark im Kampfe erklungen ist . . . Es ist viel Tragik um dieses Krankenbett im Rathause. Sechzig Jahre und ein Leben hinter sich voll von Kämpfen, gekrönt von Erfolg, populär wie kaum ein zweites. Er liebt dieses Leben sicher, will die Erfolge bis auf den kleinsten Rest ausschlürfen. Was ihm das Schicksal jetzt noch bringen mag, es kann nichts als Gutes sein. Denn er ist zu den Anerkannten gerückt, zu den Legitimierten, wenn ihn auch hie und da noch ein höhnisches, absprechendes Wort trifft. Und da überfällt ihn auf einmal die Natur, wirft ihn aufs Lager, quält ihn mit Schmerzen, scheint beweisen zu wollen, daß sie stärker ist als Anerkennung, Verdienst und Erfolg. Es ist viel Tragik um dieses Krankenbett im Rathause. Das Schicksal des Bürgermeisters geht jetzt allen sehr nahe. Allen, ohne Unterschied des Standes, der Gesinnung. Überall wird die Fahne der Menschlichkeit aufgezogen. Man kann das jetzt schon deutlich sehen an den vielen Bogen Konzeptpapier, die in dem stillen, vornehmen Präsidialbureau aufliegen. Weit offen steht die Tür zum Bürgermeisterzimmer. Drinnen sind Blattpflanzen und helles Grün schmiegt sich an die Fenster, verleiht dem dunklen, ernsten Gestühl vornehme Anmut. Wie eine Autographensammlung sieht der Bogen aus. Man kann graphologische und psychologische Studien machen, liest den Namen einer Exzellenz und ganz nahe daran den Vorsteher einer Genossenschaft, und neben dem Erzherzog Salvator gleich einen Kleingewerbetreibenden. Alle sind voll Teilnahme, aber ohne ein bißchen Eitelkeit kann die Sache nicht abgehen. Zum Bürgermeister kommen nur wenige. Die ganz Getreuen. Aber eine schöne Ruhe überkommt einen schon in der Nähe dieses Krankenzimmers. Von jeder Stube eines Kranken geht sie aus; sie liegt dort in der Luft, im Gesichte der Pflegeschwester. Und es ist sehr merkwürdig, wie alle Leute diese Ruhe spüren. Man hat ein inniges Mitleid mit einem Kranken und lautlos verklingt vor seiner Stube aller Haß. Wenn er wieder gesund wird, begrüßt man ihn froh, wie einen, der ein neuer Mensch geworden ist. Wie einen, den man liebgewonnen hat, weil man eben um ihn sehr besorgt war."

zu bezahlen, am Sonntag einen Ausflug an die See zu machen, und Jugend und Gesundheit gaben mir Freude am Leben. Ich habe alles hingegeben, um reich zu werden, und finde nun, daß Reichtum nicht imstande ist, eine meiner Sorgen oder Schmerzen zu mildern."

Auch hört man in Amerika oft, daß die Kaufkraft des Geldes sich geändert hat, und alles das Doppelte und Dreifache von dem kostet, was es wirkich wert ist. Man wirft den Amerikanern ebenfalls vor, daß sie die Preise verdorben haben. Europäische Kaufleute machen besondere Forderungen für ihre Kunden von jenseits der See; sie sagen: wenn wir nicht einen hohen Preis verlangen, würde keiner kaufen; sie würden denken, die Ware sei minderwertig."

Der Betrag, der für irgend etwas gezahlt wird, bestimmt dessen tatsächlichen Wert. Deswegen hören wir, daß der und der so und so viel für ein Porträt oder eine Statue gegeben, oder daß der Bau von X oder Y ein Vermögen gekostet hat. In Wirklichkeit übertrifft das Resultat in keiner Weise das, was wir bereits in Europa haben, und die glänzendsten modernen Wohnungen können sich niemals mit den Palästen der italienischen Städte vergleichen.

Ich möchte dieselbe Bemerkung in bezug auf die verschwenderische Ausstattung der Häuser machen, über welche die „Society"-Spalten der Zeitungen sich so oft verbreiten. Gewiß gibt es in Amerika herrschaftliche Wohnsitze, die bewunderungswürdig eingerichtet und von überraschender Pracht sind; aber dennoch kann sich nichts von dem, was man dort sieht, mit den Interieurs der großen europäischen Häuser auch nur annähernd messen. Der Hauptunterschied liegt wahrscheinlich im Preise. In Amerika kostet alles zehnmal so viel wie in Italien, fünfmal so viel wie in Frankreich und doppelt so viel wie in London.

Wiewohl die bloßen Lebensbedürfnisse verhältnismäßig billig, sind schon Bequemlichkeiten ziemlich teuer, und der Luxus ist außerordentlich kostspielig. Das ist recht, und dagegen läßt sich nichts einwenden. Der Arbeiter, der, am niedrigsten gerechnet, einen Dollar verdient, kann Kost und Logis hier besser haben als irgendwo sonst. Wenn er sein eigenes Heim begründet und wenigstens einen Dienstboten hält, wächst der Aufwand schon beträchtlich. Aber wenn ein großer Haushalt in Frage kommt, sind die Ausgaben fabelhaft.

Darf man den Zeitungen Glauben schenken, die in derlei Beschreibungen schwelgen, so sind die Summen, die für ein neuerbautes Haus und dessen Einrichtung oder für ein Bankett ausgegeben werden, wahrhaft staunenerregend. Man möchte fast sagen, das Geld sei zum Fenster hinausgeworfen; denn die Amerikaner versuchen im allgemeinen das, was andere getan haben, zu übertrumpfen.

ganz anders leben." Oder auch: „Als wir arm waren, dachten wir, daß Reichtum uns glücklich machen werde; deshalb arbeiteten wir mit aller Macht, um reich zu werden. Wir kannten nicht Rast noch Ruh; wir opferten unsere Jugend und machten unser Leben hart. Wie die Jahre dahingingen, vernachlässigten wir alles, was nicht zu unserem materiellen Gedeihen beitrug. Infolge davon verdarb unser inneres Selbst, und wir wurden unempfindlich, so daß wir jetzt nicht die Kraft haben, die Früchte unserer Anstrengung zu genießen."

Ich habe diese Bemerkungen verzeichnet als in aller Aufrichtigkeit geäußert; in ihrer Einfachheit sind diese „Schreie des Herzens" wertvolle Zeugnisse. Die Bürger der neuen Welt, die wir auf ihren verschiedenen Gebieten der Arbeit so sehr bewundert haben, finden augenscheinlich in deren Ergebnissen keine volle Befriedigung. Sie sind, ohne Frage, Meister des materiellen Lebens, sie können den Wert aller greifbaren und sichtbaren Dinge richtig schätzen, sie vermögen insbesondere durch ihre rastlose Tätigkeit und Stärke des Willens alles zu verwirklichen, was in ihren Bestrebungen erreichbar ist. Aber vom Anfang ihrer Laufbahn an scheinen sie die Tatsache zu übersehen, daß der kolossalste Reichtum nicht hinreicht, um moralische Befriedigung oder vollkommenes Glück zu kaufen.

Einer der am besten bekannten amerikanischen Soziologen hat diesen bezeichnenden Satz ausgesprochen: „Wir wissen zu arbeiten, aber wir wissen nicht zu leben." Könnte aber dieser selbe Ausspruch nicht, innerhalb gewisser Einschränkungen, auf das moderne Leben überall, in allen Teilen des Erdballs angewandt werden?

Mehr und mehr wird Geld allgemein als die einzige Vergütung und der alleinige Gegenstand menschlicher Bestrebung angesehen. In Amerika ist diese Tendenz augenfälliger, ist der Wettbewerb wilder, sind die Beispiele überraschender.

Ausdrücke des Bedauerns, wie wir sie eben angeführt haben, werden immer häufiger; jeden Tag hört man Klagen, daß dem Gelde zu viel geopfert werde, daß der Dollar alles andere verschlungen und ein wahres Schreckensregiment begonnen habe.

Beim Eintritt ins Leben beherrscht der Trieb des Gelderwerbs jeden andern. Wenn aber der Mann in Jahren vorschreitet, so gewinnt er auf der einen Seite, was er auf der andern verliert: indem er Tag für Tag Reichtümer aufhäuft, vermindert er seinen Vorrat an Illusionen.

Die Antwort eines der hervorragendsten Multimillionäre, als man ihn in einem Interview fragte, welche die glücklichste Periode seines Lebens gewesen sei, ist, glaube ich, wohl bekannt und sicherlich sehr wahr. Er sagte: „Als ich aus der Armut herauskam, war ich schon ein unabhängiger Angestellter, der gerade genug hatte, jeden Tag sein „chop"

Selbst die von einem reichen Mann dotierten Universitäten oder die von einem Wohltäter erbauten Bibliotheken haben einen beherrschenden Einfluß zu gewinnen nicht vermocht. Der Genius, der sich in der Arbeit zeigt, verfehlt den rechten Weg, wenn es sich darum handelt, ihren Erfolg zu nutzen. Die wahre Größe der Vereinigten Staaten wird offenbar werden an dem voraussichtlich nicht fernen Tage, an dem man dort den eigentlichen und angemessenen Wert der Dinge erkennt.

Es lohnt der Mühe, näher zu untersuchen, was die größten Vermögen für das öffentliche Wohl oder das des einzelnen zu tun imstande sind, und zu entscheiden, ob der Kampf, den der Erwerb solcher Reichtümer in sich schließt, nicht eher zum Schlimmen als zum Guten ausschlägt. Im vergangenen Frühling drückte die öffentliche Meinung sich in einer höchst bemerkenswerten Weise in bezug auf diese wichtige Frage aus. Einer der industriellen Magnaten bot zu Wohltätigkeitszwecken mehrere Millionen an, die zurückgewiesen wurden, weil unmoralisch erworben. Versammlungen wurden abgehalten, um die Sache zu erörtern, Geistliche predigten darüber von der Kanzel herab, und finanzielle Artikel erklärten, daß keine milde Stiftung Geld annehmen sollte, das auf Kosten anderer gewonnen und das Elend Tausender verursacht habe.

Wenn sich ungemein schwer bestimmen läßt, bis zu welchem Punkte der Gewinn aus großen Unternehmungen als berechtigt angesehen werden darf, so ist doch von symptomatischer Bedeutung, daß die öffentliche Meinung sich mit dieser Angelegenheit beschäftigt hat, und daß Millionen so entschieden abgelehnt worden sind, wie man ein Almosen von wenigen Kupferstücken hätte zurückweisen können.

Ein anderes Problem und ein nicht weniger ernstes, ist: ob diese Vermögensanhäufung, auch wenn mit der größten Liberalität verteilt, zum allgemeinen Besten beizutragen vermag? Denn wenn der einzelne volle Befriedigung in der glänzendsten Laufbahn nicht finden kann und die größten Reichtümer für die gebrachten Opfer zu entschädigen nicht imstande sind, dann fragt es sich noch, ob die für die Werke der Nächstenliebe ausgegebenen Millionen das Übel zu heilen vermögen, das durch die Unternehmungen verursacht ward, in denen sie gewonnen wurden.

Man kann nicht umhin, für die Betriebsamkeit und den praktischen Sinn des Amerikaners die aufrichtigste Bewunderung zu fühlen; anderseits aber ist man versucht, zu fragen, ob seine Energie nicht fast zu weit getrieben ist, ob er die gewünschten Resultate jemals genießen oder in diesem Lande der Freiheit nicht das Opfer des falschen Ehrgeizes werden wird? Hier, wo alle gleich sind und keiner sich als der Diener eines andern betrachtet, würde es zu beklagen sein, ihn den Sklaven seiner eigenen Neigungen werden zu sehen.

Die berühmte Millionärstraße in Cleveland ist unzweifelhaft eine der schönsten Promenaden, die man sich vorstellen kann. Weit, schattig und von Gärten umgeben, ist der Gesamteindruck entzückend. Aber von den Häusern, die auf beiden Seiten stehen, wie hübsch sie auch aussehen und gut gehalten sie sein mögen, ist doch nicht eines imposant. Alle sind geräumig und behaglich ohne jeden Versuch, palastartig zu sein. Sogar das Gebäude, das man mir als die Heimstatt des reichsten Bürgers nicht nur dieser Stadt, sondern wahrscheinlich ganz Amerikas zeigte, ist in keiner Weise bemerkenswert, troß seines riesigen Umfangs. Es ist nur eine vergrößerte Villa oder was man in England „a glorified cottage“ nennen würde.

Ein gleiches gilt von den Festen und jeder Art des sprichwörtlichen amerikanischen Pompes. Er erregt unser Staunen weniger durch das, was er bietet, als durch das, was er kostet. Das Bewußtsein, die fabelhaftesten Preise zahlen zu können, scheint in vielen Fällen weit größere Befriedigung zu gewähren als der erworbene Gegenstand.

Die Amerikaner selbst sind die ersten, diese seltsame Sinnesrichtung anzuerkennen. Viele haben mich versichert, daß ihre Arbeitskraft, ihre kommerzielle Geschicklichkeit und Fähigkeit, aus allem Gewinn zu ziehen, — kurz, die Leichtigkeit, Reichtum zu erwerben, dazu beigetragen habe, dessen Wert zu verringern: „Wir sind Meister in der Kunst, Geld zu machen, aber Kinder darin, es auszugeben.“ Wiewohl ich diesem Urteil nicht ohne Vorbehalt beistimme, kann ich doch nicht leugnen, daß es ein gut Teil Wahrheit enthält. Zum Geldausgeben ebenso wie zu dem seines Erwerbes bedarf es der Erfahrung und der Übung. Wenn es in der Kindheit, der Erziehung, dem ganzen sozialen Leben an beständiger praktischer Anweisung in Amerika nicht fehlt, muß doch zugegeben werden, daß die theoretische Bildung gar oft vernachlässigt wird. Die Amerikaner selbst wissen es, und die soziologischen Bücher, die in so erheblicher Zahl von ihren Schriftstellern veröffentlicht werden, stimmen in diesem Punkt überein.

Reichtum, nicht nur als eines der Mittel, sondern als Zweck der menschlichen Existenz angesehen, ist eine Gefahr, nicht nur für die allgemeine Wohlfahrt, sondern auch für die des einzelnen. Obendrein, wie wir gesehen haben, verliert das Geld viel von seinem Wert durch die Anhäufung des Reichtums. Im Verhältnis, wie die Zahl der großen Vermögen wächst, steigen die Preise und die Werte fallen.

Sonderbar ist, daß diese großen Vermögen schließlich so wenig vollbracht, einen so geringen Einfluß auf die Entwicklung des Landes gehabt haben. Die großartigsten Schenkungen, die freigebigsten Spenden haben die Nation in keiner Weise berührt. Es scheint, daß die besten Absichten, Gutes zu tun, örtlich beschränkt sind, und daß der berechtigte Ehrgeiz, Großes zu vollbringen, ein bescheidener Versuch geblieben ist.

Das letztere ist das einfachere. In zahllosen Annoncen und Prospekten sind zu Beginn der Saison ebensoviele Legangeln verstreut, auf die das erholungsbedürftige Stadtvolk anbeißen soll, und auf die es auch anbeißt. Die ozonreiche Luft, die prachtvollen Waldspaziergänge, die Aussichten auf Gebirgsketten, die Höhenlagen über dem Meere u. s. w. reduzieren sich nun gewöhnlich bei näherer Bekanntschaft erheblich gegen die Prospekte, und die Menus der Mahlzeiten sind häufig entweder nach Quantität oder nach Qualität nicht ganz ideal, in jedem Fall multiplizieren sich die Ausgaben um so mehr, je größer der Multiplikator, das ist die Zahl der Häupter der Lieben ist. Das Wohnen in Pension oder im Gasthaus wird gewöhnlich von Familien gewählt, welche ein Bedürfnis haben, zu sehen und gesehen zu werden, welche die Natur gern in Gesellschaft genießen, und welche dafür eine Durchschnittsbehandlung in Wohnung und Verpflegung in den Kauf nehmen. Das Einmieten in ein Bauernhaus mit Selbstmenagieren ist, besonders für längere Zeit, durchschnittlich billiger und gewährt schon einen ungleich individualistischeren Genuß der Sommerfrische. Der Ellbogenraum für Kinder und Erwachsene ist ein größerer, und man kann, wenn man Talent dazu hat und die Herren Vermieter nicht gar zu interessiert sind, seine Kenntnis des Volkslebens vervollständigen und sich mit dem Landvolk anfreunden. Es bildet sich ab und zu auch ein ganz ideales Verhältnis zwischen Vermietern und Mietern, und beide freuen sich, wenn wieder die Ferienzeit gekommen ist, die städtische Familie auf die Freiheit, die gute Luft und kuhwarme Milch, und die Landbewohner auf die gute Nebeneinnahme und auf die Unterhaltung. Nicht immer aber ist das Verhältnis ein ideales. Das Mitführen einer halben Haus- und Kücheneinrichtung für die verhältnismäßig kurze Ferienzeit, die Schwierigkeiten einer ausreichenden Verproviantierung sind Schattenseiten, die wieder das Wohnen in Hotels oder Pensionen mit Verpflegung als das angenehmere erscheinen lassen.

Hat man aber die Schattenseite beider Systeme kennen gelernt, hat man in einem berühmten Luftkurorthotel für teures Geld mäßige Verpflegung und gleichgültige oder unleidliche Gesellschaft genossen und in verschiedenen Bauernhöfen für steigende Mitpreise Mangel am nötigsten Komfort gelitten, dazu vielleicht an Pfingsten und anderen Sommerfesttagen den verwegenen Versuch eines Ausflugs mit Familie gemacht, dann ist der geeignete Nährboden vorhanden, auf dem die Sehnsucht sich entwickeln kann, allen Kalamitäten und Zweifeln damit ein Ende zu machen, daß man ein eigenes Heim auf dem Lande sich gründet, das den Mittelpunkt der Erholung für alle Familienglieder bilden soll.

Zu diesem Zwecke widmet man sich zunächst verstohlen — denn so verwegene Entschlüsse darf man den Bekannten nicht auf die Nase

„Ich hoffe, meine Kinder werden dasselbe Vergnügen haben, Geld auszugeben, als ich hatte, zu sparen," schreibt der Vater seinem Sohn in der Korrespondenz eines Geschäftsmannes, die jüngst veröffentlicht worden ist und ein merkwürdiges Licht auf die Art zu denken des „neuen Reichen" wirft. Obgleich dies nur die übertriebene Karrikatur einer Sittenstudie ist, können wir doch die wirkliche und ernste Note wahrnehmen, die ihr zugrunde liegt.

Indem wir inmitten dieses Lebens von angespannter Tätigkeit den unermüdlichen Fleiß der Amerikaner beobachten und ihren unausgesetzten Kampf studieren, fühlen wir nichts als Bedauern, wenn sie uns sagen, daß sie die Grenzen überschritten haben und zu weit gegangen sind: wenn sie auf einen Ausdruck der Bewunderung uns erwidern: „Ja, wir wissen zu arbeiten; aber wir müssen noch lernen zu leben!"

Die Villenkrankheit.

Von einem Genesenen.

Die Villenkrankheit, so nannte nämlich mein sehr verehrter Freund, der die Krankheit selbst durchgemacht hat, jenen anormalen Zustand in der Gemütsverfassung eines Menschen, welcher sich den Eigenbesitz eines Landhauses als höchsten Wunsch vorgesetzt hat und nicht ruht und rastet, bis er denselben erfüllt sieht. Wie bei jeder Krankheit, gibt es auch hier einen bestimmten Kreis von Personen, die für sie ausschließlich oder besonders disponiert sind. Sie ergreift selten junge und alte Leute, das weibliche Geschlecht, das in der Schwärmerei für den eigenen Herd sonst dem männlichen überlegen ist, ist ihr verhältnismäßig wenig ausgesetzt. Auch die Junggesellen sind nahezu immun. In kleinen Städten und auf dem Lande ist die Krankheit fast unbekannt. Hervorragend disponiert sind die in gesicherter Stellung befindlichen männlichen Bewohner der Großstädte zwischen 40 und 50 Jahren, welche Familien besitzen. Unter diesen aber findet sie um so mehr Opfer, als die Stadt an Ausdehnung gewinnt.

Ihre Vorbereitung gewinnt die Villenkrankheit meist durch einen unbefriedigenden Landaufenthalt. Bekanntlich spielt die Frage: Wo gehen wir heuer hin?, nämlich: wohin aufs Land, eine wichtige Rolle im Leben Tausender von geplagten Stadtfamilien, die zur Erholung der Kinder, des Mannes, der Frau, oder aller zusammen, die Ferienzeit auf dem Lande zubringen müssen, und ebenso derjenigen, welche einem gleichen Zwang der Mode folgen. Alle diese Familien haben, wenn sie nicht etwa mit einem Gutsbesitzer auf dem Lande verwandt oder befreundet sind, gewöhnlich nur die Wahl zwischen zwei Genüssen oder zwei Übeln: dem Selbstmenagieren oder dem Wohnen in einer Pension.

„Reinfall“ bei der Erwerbung des Objektes, bei der Bauausführung u. s. w. vorliegt, in der Hauptsache von den Charaktereigenschaften des Villenbesitzers und seiner Familie, vornehmlich seiner Ehegefährtin, ab. Vor allem muß die Familie die Neigung und das Talent haben, einerseits sich selbst zu genügen und anderseits eine ausgedehnte Gastfreundschaft zu pflegen. Anfangs wird das Talent der Gastfreundschaft auf die Probe gestellt, denn alle lieben Freunde und Bekannten machen schon aus purer Neugier Besuch, wollen bewirtet und im Notfall auch beherbergt sein, und oft genug kann der Besitzer mit König Thoas seufzend sprechen: „Was ich erwarb, genießen andere mehr als ich.“ Dann kommen Tage und Wochen, wo das Talent der Einsamkeit und Selbstgenügsamkeit erfordert wird, wenn hoffnungsloses Regenwetter die Gäste verscheucht, den nachbarlichen Verkehr einschränkt und die Familie im engen Raum sich selbst unterhalten muß. In Kurorten und Sommerpensionen tritt in solchen Tagen der Genuß von Konzerten, theatralischen Aufführungen und sonstigen Darbietungen zweiter bis vierter Güte in die Bresche, und die Jugend sorgt für das Arrangement eines Tänzchens — dem Villenbesitzer und seiner Familie winken keine solchen Freuden, mit welchen der beschäftigungslose Kulturmensch sich über das Gleichmaß der Tage hinweghilft. Er muß, wenn er seine Briefschulden getilgt hat, entweder etwas Nützliches arbeiten oder sich rettungslos langweilen. Nicht wenige sind an dieser Klippe der mangelnden inneren Reserven schon gescheitert. Drum prüfe auch hier, wer sich ewig bindet. Wer beabsichtigt, einen Sommersitz zu erwerben, um ein fertiges Besitztum zu genießen und etwa mehr oder weniger damit zu renommieren, wer keine Freude an den intimen Reizen der Natur, an einem einfachen, mit körperlicher Arbeit gewürzten Leben als Erholung von geistiger Arbeit in der Stadt empfindet, der schenke den Warnungen seiner Freunde beizeiten Gehör und lasse ab von allen Villenplänen, wie sie auch sein mögen. Wer aber etwas von einem Pionier in sich fühlt, wem der Gedanke, ein wenn auch kleines Stück deutscher Erde, deutschen Waldes sein eigen zu nennen und es von Jahr zu Jahr durch eigener Hände Arbeit zu verschönern und zu verbessern, ein Ersatz für die Eindrücke ist, die ihn in wechselnden fashionablen Erholungsstätten erwarten, wer es dem weiland Odysseus nachfühlen kann, der viele Menschen und Länder, wenn auch keine Sommerfrischen und Kurorte, gesehen hat und nur eine Sehnsucht hatte, den Rauch von seinem Familienhaus aufsteigen zu sehen — der suche, wenn er die Mittel dazu hat, seinen Traum zu verwirklichen; er wird es nicht bereuen.*) Rfs.

*) Man könnte die Sache erweitern. So wäre zum Beispiel hinzuweisen auf den törichten Baustil der meisten „Villen“. Und es wäre noch mehr zu betonen, daß nur der auf seinem Grund und Boden wahrhaft heimisch werden kann, der ihn persönlich bearbeitet. Die Red.

binden — der Lektüre des Inseratenteils der Blätter, in welchen Landhäuser und Grundstücke für Landhäuser ausgeschrieben werden, und versucht es selbst mit Inseraten, daß in der und der Gegend ein Landhaus gesucht wird. Es ist unglaublich, wie viele Offerten auf solche Inserate einlaufen. Die ganze Bevölkerung im Umkreis des Vorortverkehrs und darüber hinaus scheint bereit, „Verhältnisse halber“ ihre Heimstätten zu Spottpreisen dem unbekannten Inserenten abzulassen. Es bleibt nichts übrig, als ein halbes Jahr lang oder länger alle Sonn- und Feiertage zu Villen- und Bauplatzinspektionen zu verwenden. Wer nicht sehr viel Enthusiasmus übrig hat, kann bei solchen Inspektionen leicht geheilt werden. Die Grundstücke, die billig erworben werden können, haben meist einen oder mehrere Haken, und die ganz entsprechenden übersteigen den vorgesetzten Preis. Ungeübten Villenenthusiasten kommen dann Villenbaugesellschaften entgegen, welche die Wahl erleichtern, weil sie Landhäuser nach verschiedenen Preisen, mit und ohne „Hochwald“ herstellen wie Anzüge und Stiefel — kurz, die Wahl ist groß und schwer. Bis man endlich zu dem entscheidenden Resultat, der notariellen Beurkundung, gelangt, hat man Prüfungen durchgemacht, mehr als Tamino in der Zauberflöte, und mancher kehrt im letzten Moment noch um, um mit Wallenstein zu sprechen:

„. . . . Es war nicht
Mein Ernst, beschloss'ne Sache war es nie.
In dem Gedanken nur gefiel ich mir,
Die Freiheit reizte mich und das Vermögen“

und gibt den Einflüsterungen seiner Freunde Gehör, welche ihm die bekannte Erfahrung von den zwei glücklichen Tagen eines Villenbesitzers in gräßlichen Farben vorhalten, und als allermindeste Unannehmlichkeit ein alljährliches Ausgeraubtwerden in Aussicht stellen. Bleibt man fest in der Idee, dann ist noch die wichtige Frage zu entscheiden: Selbst bauen oder ein verkäufliches Objekt erwerben? Das eine wie das andere erfordert Mut. Denn ein billiger Verkaufspreis deckt nur zu häufig bei aller Vorsicht verschiedene Bauschäden, und bei Neubauten ist es eine bekannte Untugend auch der bestvorbereiteten Voranschläge — eine Untugend, die mit der Berühmtheit des Architekten eher wächst als abnimmt — daß sie nämlich überschritten werden. Wer mehr Lust am Schaffen mit dazu gehörigem Ärger als am Genießen fertigen Besitzes hat, dem ist zu raten, lieber selbst zu bauen, als Fertiges zu kaufen — aber für die Position „Unvorhergesehenes“ einen hübschen Brocken einzustellen.

Werden nun diejenigen, welche sich nicht irre machen lassen und ihr Ideal allen Warnungen zum Trotz verfolgen, bis sie es erreicht haben, des geträumten Glückes teilhaftig und ihres Besitzes wahrhaft und auf die Dauer froh? Das hängt, vorausgesetzt, daß kein direkter

obiger Wuchergewächse, die es dahin bringen, daß mit unserer modernen Kulturjugend in der Tat allerdings fast kein Umgang und kein Hausen mehr ist. Niemand versteht zu gehorchen, niemand sich unterzuordnen, sich einzupassen. Jeder möchte auf einer Insel für sich leben und regieren und bedarf doch der anderen Menschen so blutnötig um des Beifalls willen. Es sind Prinzipien, auf die doch einmal die Welt nicht gegründet ist, sondern nur ein momentanes, entartetes Geschlecht! Aber da endet die Jugend ohne Alter.

Und dem gegenüber wird die andere, ebenso fatale Frage: Was verlernt bei uns das Alter, seit es nicht mehr mit der Jugend zusammenlebt? In was für Verkrüppelungen und Exzesse gerät es hinein, seitdem das bei uns allein steht? Die Antwort ist ebenso nicht schwer. Die Alten denken zuerst ebenso wie die Jungen: Alleinsein das heißt ungebunden sein, ungeniert und unkontrolliert sein, sein eigener Herr sein! Bis sie ebenso zu spät die Brüchigkeit dieser Logik gewahr werden. Das Alter tritt nicht ein selbständiges Dasein an, sondern in jeder Weise ein Pensionsdasein. Es könnte noch so viel leisten, noch so manchen wertvollen Handschlag tun, vielleicht nicht an einem eigenen Lebenswerke, dazu läßt der Überblick nach, aber an dem Lebenswerke der jüngeren Generation. Davon aber zieht es sich zurück, davon wird es abgedrängt, dazu veranlaßt es keine vorhandene Häuslichkeit mehr. Und die Folge ist Nichtstun, Arbeit, die keine Arbeit ist, Müßiggang. Und Müßiggang ist aller Laster Anfang, auch bei den Alten. Sie werden knörrig, bilden sich Krankheiten ein, die sie nicht haben, werden verdrießlich, werden unzufrieden, und vergiften die ganze Luft um sich her: Aus Müßiggang! Sie begehen Torheiten, die die Torheiten der Jugend übersteigen, bis zur zweiten Heirat des Siebzigjährigen mit seiner Wirtschafterin, von der sich die Enkel und Urenkel mit Kopfschütteln erzählen. Man vergleiche doch besonders unsere alten Männer in ihrem oft so rein überflüssigen Dasein! Aber was kann man viel dazu sagen?! Was bleibt dem Manne anderes übrig, dessen sich kein Haus annimmt? Da endet das Alter ohne Jugend!

Es sind Bilder, die es beim Bauerntum einfach überhaupt nicht gibt. Es gibt keine emanzipierte Jugend bei ihm, sondern auf Schritt und Tritt wird ein Maßhalten, eine Rückkehr zur Vernunft in sie hinein gebracht durch das mit bei ihr wohnende Alter. Und es gibt kein verdrießliches, mürrisches, arbeitsloses, das heißt im letzten Grunde unnützes Alter in ihm. Jeder Handschlag, den die Alten noch tun, kommt dem Hofe zugute, wird von den Inhabern des Hofes als verwendbar gutgeheißen und geschätzt, und über dieser Mitarbeit an einem großen Gesamtwerke, über diesem Zusammenarbeiten mit den Jungen und dem Jüngsten, wie oft bis zum letzten Atemzuge hin, wird ihm selbst das

Häuslichkeit im Bauerntum.

Kulturbild aus deutschem Norden von **A. l'Houet.**

(Schluß.)

Wie viel mehr leistet solche volle Häuslichkeit beim Bauerntum, wie unsere ärmliche, verkrüppelte zerrissene bei uns, wo jeder für sich in einer anderen Stadt wohnt und für sich seine Torheiten begeht! Es tritt einem so recht entgegen, wenn man an die wenigen Ausnahmen denkt, wo sich bei uns, in unseren Verhältnissen noch einmal ein ähnlich reiches Haus findet, das den Menschen erzieht. Unten wohnt etwa der junge Kaufmann mit seinen Leuten. Oben aber, eine Treppe höher wohnt der Alte noch, der das Geschäft vor zehn Jahren abgegeben hat, der seitdem sich seinem Obst und seinem Gemüse widmet, aber doch noch immer mit seinen Gedanken auch in dem Laden ist. Der Segen solchen Zusammenlebens stellt sich auch bei uns regelmäßig von neuem wieder ein. Ein Teil reguliert den anderen. Die Jugend korrigiert die Irrtümer des Alters und gewöhnt sich im übrigen trotz ihrer 50 Jahre einen ruhigen Durchschnittsrespekt an. Und das Alter wird nicht knurrig und mürrisch, sondern bleibt freundlich, weiß auch, daß der Sohn in der größten Leistungsfähigkeit des Lebens steht, die bei ihm dahinten liegt, und läßt sich von ihm gefallen, was er beim Alleinleben sich höchstens von einer Tochter, vielleicht aber überhaupt von keinem seiner Kinder gefallen ließe! Es sind Fälle, die bei uns noch selten sind, die ihren geistigen Einfluß auf beide Teile klar erkennen lassen und dann als Ausnahme widerspiegeln, was beim Bauerntum die Regel ist. Man muß sagen, die so besonders häufigen Klagen unseres Alters, daß die Jugend mit ihm nicht auskomme, und die entsprechenden Klagen gerade unserer Jugend, daß unser heutiges Alter sie nicht verstehe, beruhen zum großen Teile auf unserer leichtfertigen Auflösung des Hauses, in dem beide Teile gerade für diese Aufgaben, miteinander auszukommen, voneinander zu lernen, nicht mehr vorgebildet und geschult werden.

Gehen wir diesem letzten *noch einmal in entgegengesetzter Richtung* etwas nach! Was *verlangt bei uns die Jugend, seit sie nicht mehr mit dem Alter zusammen lebt?* In was für Exzesse und Verkrüppelungen gerät sie hinein, seit sie bei uns alleinsteht? Es scheint, alles gehört hieher, was sich etwa in der Stadt sammelt: Ehescheu der Männer, Emanzipation der Frau, Ellen Key und Nietzsche! Alles das würde in ganz erheblich geringerem Maße vorhanden sein, wenn die Jugend nicht für sich wirtschaftete, in jedem einzelnen Hause von neuem das Alter von sich und sich von dem Alter ausschlösse. Fast zu gleicher Zeit hat beides bei uns seinen Anfang genommen, die Zertrümmerung unserer Häuser und das Losschießen

Kreise des Bauernhauses so ungleich widerstandsfähiger, ungleich geschulter wird in allen Dingen, die für das Leben wirklich von Wichtigkeit sind, wie im gleichen Falle in dem ärmeren Hause bei uns.

Es ist bekannt, wie die Regierungspraxis der höheren und niederen Stellen gerade heute so oft darauf ausgehen möchte, den Menschen zu erziehen statt in der Häuslichkeit in Schulen und Vereinen. ‚Immer mehr Volksschule' heißt es, dann die Fortbildungsschule! Dann die unvergleichliche ‚Schule des Militärdienstes', dann der ‚Kriegerverein'! Die hohen Herren, die oft genug selbst kaum wissen, was Häuslichkeit ist, ahnen nicht, was sie mit solcher neuen Weisheit anrichten! Sie wissen, wenn man seinerzeit nach dem Schuldigen fragen wird, dann werden sie tot sein!

Oder die Öffentlichkeit soll den Menschen erziehen! Es ist zu beachten, der Satz: die Öffentlichkeit erziehe den Menschen, stammt aus derselben römischen Kaiserzeit her, aus der der Satz stammt, der höchste Vorwurf sei nicht das Tun des edlen Menschen, sondern sein nackter Leib. Und zu dieser faulen Kaiserzeit hat das Germanentum von jeher andächtig aufgeschaut, statt alles von ihr abzulehnen. Gesundere Zeiten, auch andere Römerzeiten, haben über beide Punkte ganz anders gedacht, aber Zeiten, wie jene, waren immer praktischer und weltklüger, wenn es sich darum handelte, für seine Gedanken Propaganda zu machen. Die Öffentlichkeit, alle Massen- und Großbetriebe erzeugen Menschen, die imstande sind, bedingungslose Glieder in der Kette zu werden. Das sind aber keine Männer!

Es wird bei dem seltsamen, aber richtigen Worte Pestalozzis sein Bewenden haben müssen: Der Mensch wird erzogen nicht in der Schule und nicht in der Kirche, sondern im Hause!

Die Kultur ist weit von diesem Standpunkte abgekommen. Warum gesteht sie gelegentlich von sich selbst: „Wenn man heute einen tüchtigen Mann haben will, dann muß man eine Frau nehmen!"? Weil sie dies Geschlecht noch nicht so stark in sich einbezogen hat. — —

Das kommt davon, wenn Völker sich ihre Fundamente ausreden und sich Surrogate dafür aufschwatzen lassen! Reichwerden statt Häuslichkeit! Wie sagt Luther vom Reichwerden?*) „Reichtum ist das geringste Ding und die allerkleinste Gabe, die Gott einem Menschen geben kann. Darum gibt ihn unser Herr Gott gemeiniglich den groben Eseln, denen er sonst nichts gönnet!"

*) Erlangen. Ausg. Bd. 57 S. 354 f.

Alter freundlich. Noch einmal, knörriges, verdrießliches, launisches Bauernalter gibts überhaupt nicht. Freundlich, gleichmäßig und zufrieden steigen sie Mann für Mann, wenn ihre Stunde gekommen ist, ins Grab. Ob ein Teil in der Ehe vorzeitig wegstirbt, macht nicht allzuviel aus. Das Haus hält den Überlebenden, bis auch er abscheidet! Jeden Tag sich für klüger halten und in Wahrheit von Tag zu Tag in seinem ganzen Denken immer abständiger werden, das gibt es beim Bauerntume nicht. Mit 70 Jahren noch einmal eine völlig unpassende Ehe, über die Kinder und Enkel sich noch wundern müssen, schließt vielleicht der Pastor im Orte, nicht aber sein Bauer! Davor bewahrt ihn das Haus. So lange er in dem lebt, hat er dergleichen nicht nötig!

Eine durch das Alter regulierte Jugend, ein durch die Jugend reguliertes Alter! Die beiden Dinge gehören in der Welt mit zu dem besten, was es gibt. Beide tragen in breiten Zügen die Art der Vollkommenheit an sich. Beide aber besitzt und erzeugt fortwährend in sich das Bauerntum.

Es ist das Verhältnis einer gegenseitigen Schule, das Alter und Jugend im Bauernhause miteinander verbindet. Man kann es ebenso ausdrücken: Es ist das Verhältnis eines gegenseitigen Segens. Es ist ein Verhältnis, welches ganz gewiß unendlich viel mehr in sich birgt, wie das eine oft genannte, daß die Alten auf die Enkelkinder passen können, während Vater und Mutter bei der Arbeit wären! Schon dieses eine ist ein unendlich reiches Kapitel, eine Quelle der Freundlichkeit und des Segens für beide Teile, denn jahrelang sind wahrscheinlich sicher die Kleinen in der Hand der Großeltern besser aufgehoben, wie in der der Eltern. Was beide Teile aber hin und her einander geben und nehmen, das ist, alles zusammengefaßt, unendlich viel mehr. — —

Überschauen wir es, so kommt es immer wieder auf das zuerst Gesagte hinaus: Wir haben das einemal ein Haus vor uns, das aus drei bis vier Generationen besteht und das wirklich in sich Zusammenhang hat, und wir haben dem gegenüber bei uns ein Haus, das nur aus zwei, oft nur aus einer Generation besteht, dessen Glieder noch dazu auf das Loseste nur mit diesem Mittelpunkte zusammenhängen, deren Herzen eigentlich sämtlich nach außen hin schlagen. Derselbe Faktor ursprünglich zentripetal, ist nach und nach zentrifugal geworden, das heißt eigentlich zerfallen in sich selbst. Bei dem Schwergewichte aber, welches gerade die Häuslichkeit von Anfang an in der Geschichte des Menschengeschlechtes besessen hat, ist es verständlich und selbstverständlich, daß sie in ihrer gesunden Ausbildung beim Bauerntum so grundsätzlich andere, so viel gehaltvollere, so viel klassischere Frauen und Männer in sich erzeugt, wie in seinem Zerfall, seiner Auflösung bei uns. Es tritt einem immer von neuem vor Augen, wie der Mensch in dem reicheren

Besonders erheiternd wirkte der Jammer der aus der Küche herbeieilenden „Wawa“ und die Neckerei der Alten, die jene hungerigen jungen Leute, welche die Hochzeitsbräuche noch nicht kannten (da sie zum erstenmal an einem derartigen Mahle teilnahmen), bedauerten, daß sie nun um die gute Suppe gekommen seien; dies wäre um so bedauernswerter, als gerade die „Wawa“ die „best' Supp'n in Land“ kochen könne. Endlich tröstete die Wawa die Anwesenden mit den Worten, sie werde noch einmal nachschauen, vielleicht könne sie noch „a wenig Oang'legt's as'n Töppen scharren“. Und richtig! Gleich darauf erschien nun die

„rechta Supp'n“,

und damit gab es neuerdings Stoff, die „Jungen“ zu necken, die an den ernstlichen Verlust der Suppe geglaubt hatten.

Dieser Brauch scheint aber auch einen tieferen Sinn zu haben; es scheint, daß die erste Speise „geopfert“ werden sollte, auf daß die anderen um so besser bekämen.

Zum dritten folgte nun

„Rindfleisch mit Schmettenkrian“.

Auch da bot sich Stoff zu Scherz und Spiel, da die „Kranzeljungfern“ nach altem Brauche trachten mußten, den Brautleuten das Fleisch vom Teller zu stehlen und zu verzehren. Es wurde aber von diesen, um den Scherz zu vergrößern, eifrigst gehütet und mit Messer und Gabel verteidigt. Diejenige, die dennoch ein Stück Fleisch errang, hatte, dem Aberglauben nach, Hoffnung, in Bälde Braut zu werden.

Beim „Rindfleisch“ wurde auch mit dem Trinken begonnen. Auch da gab es vorerst eine nette Neckerei. Aller Augen waren gespannt auf die Braut und den Bräutigam gerichtet, die sich den Besitz des Bierglases streitig machten. Wer von den beiden den ersten Trunk tut, sagt der Volksglaube, „zöiht d' Huas'n oa!“, das heißt erhält das Oberkommando im Hause. Gewöhnlich zeigte sich der Bräutigam im Bewußtsein seiner Kraft nachgiebig und großmütig und überließ das Glas zum Gaudium der ganzen Tafelrunde nach längerem Scheinkampfe seiner jungen Frau.

Als nächster Gang erschienen

„Blout- und Leberwürscht“

auf dem Tische, deren ausgesogene Häute man zuweilen den Nachbarn in die Taschen praktizierte. Während des Verzehrens des darauffolgenden Ganges, den

„kocht'n Höihnlan mit Ludln“,

riß man oft ein „Döihnl“ (Fuß oder Flügel) ab und warf es einem Musikanten zu. War Überfluß vorhanden, flog auch hie und da ein

Ein ländliches Hochzeitsmahl.

Von **Josef Hofmann, Karlsbad.***)

Ein ländliches Hochzeitsmahl in der Gegend zwischen Königsberg (Böhmen) und Chiesch richtete sich in bezug auf die Anzahl der gereichten Gänge wie überall und zu allen Zeiten nach dem Reichtume derjenigen, die es zu zahlen hatten. Allein auch der Reichste ging mit seinen Gaben niemals über eine gewisse Grenze hinweg, hauptsächlich deshalb, weil den an Schweinefleisch, Kraut, Knödel und „Erdöplsolat" gewöhnten Gaumen eben diese und die verwandten einfachen Speisen besser munden als die größten Leckerbissen der Welt.

Bei einer Hochzeit auf dem Lande mußte man stets darauf gefaßt sein, einige „Fettorden" auf die Kleider zu bekommen, da die Speisen, besonders aber die in später Stunde vorgesetzten, nicht nur zum Essen, sondern auch als Wurfgeschosse dienten. So manches neue Goller, so manch goldstrotzendes Leibl wurde durch derartige Geschosse verunreinigt. Das Werfen mit Eßwaren wird bei Hochzeiten ja allenthalben, besonders aber auch in den Städten gepflegt; nur verwendete man früher Erbsen und „Pfeffernüsseln" und später „Zuckerln", also „trockene" Gegenstände.

Unsere Aufgabe sei es nun, eine Speisenfolge anzuführen, wie sie bei Hochzeitsessen in Höfen mittlerer Größe allgemein üblich war, und uns dabei zu freuen, wie schön die deutschen Namen der Speisen im Gegensatze zu den verwelschten der Städte klingen.

Da die Hochzeitsgäste bei Anfang des Essens von dem Ernste der kirchlichen Trauung noch befangen waren, und die Sitte gebot, es müsse jeder Gast in seinem „vollen Wesen" (also die Frauen mit der Jacke oder dem Spenzer, die Männer mit dem Power oder Schwenker [Schäißlruack] angetan) bei Tische sitzen, ging es anfangs sehr still und feierlich her. Mit dieser für eine Hochzeit fatalen Stimmung mußte nun gebrochen werden, und dazu diente vor allem

die „falsche Supp'n",

welche zuerst zur Türe hereingetragen wurde. Erwartungsvoll wandten sich die Blicke all der Hungerigen und Verlegenen dem großen Suppentopfe zu, aus dem der heiße Dampf entströmte. Aber, o weh! die Trägerin blieb am „Trischäuferl" (der Trittschaufel, Schwelle) hängen, fiel der Länge nach in die Stube und warf dabei den Suppentopf weit von sich, so daß er zerbrach und die so sehnsüchtig erhoffte Suppe auf der Dielung schwamm. Da gab's nun zu lachen und zu scherzen genug.

---

*) Aus dem Karlsbader Hefte „Unser Egerland".

einem Knaben und Mädchen nach dem anderen einen Schöpflöffel voll heißen Hirschbreies in die offenen Hände goß. Auch heiße Butter wurde ihnen über die gefüllten Hände geschüttet. Die Menge ergötzte sich nun an den Grimassen der Kinder, denen der Brei und die Butter derart in die Hände brannte, daß sie den ersteren von einer Hand in die andere warfen, ihn aus voller Lunge anbliesen und dabei hin- und hersprangen.

Bei „Gevatterschaften" (Taufen) hatte nur der Gevatter das Recht, den Hirschbrei und die Kücheln auszuteilen.

Ähnliche Ulke trieb man auch beim Schnitterfeste oder dem „Sichelliag" (Sichellegefest); nur war da die Speisenfolge viel kürzer. Da gab es meist nur folgende vier Gänge: „1. Arwassuppen mit graußen Grappen; 2. bröihta Pürzala mit Syrup überloffen und Butter afbrennt; 3. Hirschbrei mit Pfefferkouchenstreu und 4. Gröisgötzen", bei deren Anbeißen dem Essenden „'s Fett'n üba's Mal ojalaff'n" mußte, wenn die Hausfrau nicht beredet werden wollte.

Nach dieser Einschaltung kehren wir nun zum Hochzeitsessen zurück. Dasselbe war nun bald beendet. Es folgten nur noch

der Kouchen und die „Köichla",

das sind länglich geformte Krapfen mit Rosinen im Teige.

Als Getränke wurde den Männern bis 1850 nur Bier gereicht. Zum „Kouchen" oder „Köichlan" bekamen die Weiber auch etwas süßen Kümmel, den sogenannten „Söißletscha" oder „Unblaichten" zu verkosten. Wer später wieder Hunger bekam und etwas zum „Kiefeln" brauchte, begann sich an die kalten Überreste des Hochzeitsmahles zu halten. Vom zweiten Tage ab, der im Hause des Bräutigams verbracht wurde und wo es wieder ähnliche Speisen gab, stand den ganzen Tag über Kaffee in der „Röhre". Wer Durst hatte, ergriff ein „Tippl" und nahm sich nach Belieben selbst. Auch

„Söißböia",

das ist Biersuppe mit Mehl und Milch, wurde vom zweiten Tage ab als gutes Mittel gegen den Katzenjammer angeboten.

Da eine Hochzeit oft acht Tage dauerte, während man sich abwechselnd im Hause der Brauteltern, des Bräutigams, im Wirtshause und bei nahen Verwandten aufhielt, war es selbstverständlich, daß die Wäsche und die Kleider während dieser Zeit außerordentlich litten. Das Herumwerfen des Hirschbreies und anderer Speisereste, das Verschütten von Bier und Kaffee auf die Kleider und der Schweiß, den der Tanz austrieb, machten den öfteren Wechsel der Kleider notwendig. Das bot nun den Frauen die Gelegenheit, ihren Reichtum recht augenfällig zu

ganzes Huhn durch die Stube und einem Musiker ins Gesicht oder auf den Rock.

Darauf folgt nun ein

„G'schling in söiß-saura Bröih",

dann aber auch gleich die wichtigste Speise „zan Sooteſſen", nämlich

„Schweinas und Kälwas",

gemischt mit

„Kraut und gröin' Kniadlan"

auch „Schnäibolln, Klitscha oder Poltess'n" genannt. Die Männer taten sich ein Gutes an diesem, ihrem Leibessen, das sie fleißig mit Bier begossen. Es ist bekannt, daß ein junger kräftiger Bauer unserer Gegend an acht bis zehn „grüne Knödeln", das sind Klöße aus rohen (grünen) Erdäpfeln, zwingt. Die Hauptsache ist, daß sie recht flaumig sind und sich locker „aufreißen". Dann nehmen sie die „fette Bröih" (Sauce) leicht an und „rutschen leichter".

Bei größeren Hochzeiten durfte auch Gansbraten und Wild nicht fehlen! „Erzöplsolat und soißa Zwatschich" standen während des Bratenganges bei jeder Hochzeit in großen Schüsseln auf dem Tische.

Dem Gaumen der Frauen mundete der nächste Gang besser als die vorgenannte Mannesspeise, die Knödel, nämlich der

„afbrennta Hirschbrei mit Zucker- und Pfefferkouchenstreu".

Bei dem Hirschbreiessen entspann sich nun, da ja doch schon alle Teilnehmer des Mahles gesättigt waren, eine tolle Schlacht. Selbst die bisher schüchtern gebliebenen Mädchen schleuderten den Burschen Löffel voll heißen Hirschbreies ins Gesicht; auch Kugeln wurden mit der Hand geformt und als Geschoß versandt. Daß die Burschen nichts schuldig blieben, ist selbstverständlich, und so ging es denn eine gute Weile drunter und drüber, bis es allen unleidlich heiß in der Stube wurde. Meist war der Hochzeitsbitter ein großer Spaßvogel, der es verstand, die ganze Tischgesellschaft durch Reden, Verse und Späße aller Art zu unterhalten; wenn nun auch die Musikanten zu ihm paßten, gab es eine tolle Mette. Nicht selten kam es vor, daß sich die Musikanten das Gesicht mit Hirschbrei beschmierten und mit Pfefferkuchenstreu einsäten, sich also einen künstlichen Bart erzeugten und dann spielend in der Stube umherzogen. Später galt es auch draußen, im und vor dem Hofe, Scherz zu treiben; die Burschen haschten die Mädchen und die Alten trieben Kurzweil mit den vor dem Hofe stehenden Gaffern. Besonders der Brautvater entfesselte bei der Menge die stürmischsten Ausbrüche der Heiterkeit, indem er den Kochkübel heraustrug und nun

nationale und sittliche Notwendigkeit ihm klar und dringend deutlich wird. Gottes Mühlen mahlen langsam und Deutschland ist Gottesland. Es gibt kein anderes Volk, das so schwerfällig, aber auch keins, das so sicher und so gründlich die Fragen seiner politischen nnd seelischen Existenz gelöst hat. Luther wurde der Durchbruch zum Evangelium auch sehr schwer. Er war, was viele Katholiken ganz an ihm übersehen, die gute Hälfte seines Lebens streng katholisch, ja er war ein viel herzenstieferer und viel wissensgründlicherer Katholik, als heute mancher katholische Kirchenvorstand oder ultramontane Zeitungsverleger oder Zentrums-Reichstagsabgeordnete, die auf das seiner Seele nur unter gewaltigen Leiden abgerungene Werk mit der höhnischen Überlegenheit eines ihnen in der Kindheit korrekt erteilten, aber niemals weiter ernstlich durchdachten Katechismusunterrichts herabblicken. Es ist notwendig und heilsam, daß sich die Katholiken der religiösen Energie des Katholiken Luther bewußt werden; aber ebenso heilsam ist ein gleiches für die Protestanten, damit sie nicht zu sehr deutsch-nationales Pfauenrad mit „ihrem“ Luther schlagen. Daß der erste deutsche Protestant ein katholischer Mönch war, ist ebenso bedenkenswert und zur Bescheidenheit zwingend, wie die Tatsache, daß der rücksichtsloseste Verbreiter des Christentums, Paulus, erst ein Antichrist war und der von den Juden noch heute als Jude für ihr Volk reklamierte Christus ein in Wahrheit von ihnen gering geschätzter Galiläer war. Soll der Geist Christi in Deutschland nicht abnehmen oder sogar ganz erlöschen, sondern soll er in Bewahrheitung seiner eigenen Prophetie seine irdische Friedensvollendung finden, so muß wieder, wie zu Luthers Zeiten, gestritten und gelitten werden; aber nicht gegen Rom allein, sondern auch gegen die Widerstände und Widersinnigkeiten und Unvollkommenheiten und Unzulänglichkeiten im Protestantismus selbst, wie auch Luther nur im Widerkampf gegen seine Mutterkirche sich entfaltete. Er ging wie ein Naturereignis, wie ein Gewitter aus elektrisch überladener Dogmenluft reinigend über Deutschlands Fluren nieder. Er wuchs aus der römischen Klosterzelle ins deutsche Vaterland, aus der lateinischen Kirchensprache in die deutsche Muttersprache, aus dem Zölibat ins deutsche Familienleben, aus Glaubenszwang in Gewissensfreiheit, doch nicht, wie vier Jahrhunderte blutiger und seelischer Kämpfe lehren, in das ersehnte Reich des deutschen Glaubensfriedens. Aber nur ein Rückblick auf den weiten Weg, den er zurückgelegt, kann die Kraft und die Zuversicht geben, daß einst auch dies fernste aller Glaubensziele zu erreichen ist.

Es gibt Wahrheiten, die so verblüffend sind, daß man sie auf den ersten Anprall gar nicht glauben mag. So ist es wahr, daß es in Deutschland bis jetzt noch keine Christen gegeben hat. Das Christentum setzt bei uns mit dem römischen Katholizismus ein, der im Prote-

machen. Immer wieder trat eine oder die andere zu den Musikanten und sagte, an ihnen vorübergehend: „Mouß mich scho wieder amal oazäiha!“, worauf diese den Wink sofort verstanden, vor dem Hause Aufstellung nahmen und nun die betreffende Bäuerin mit Musik durch den Ort bis zur Wohnung geleiteten. Dann zogen sie wieder in den Hochzeiterhof, holten aber die Betreffende zur angegebenen Zeit ab, wenn sie nämlich „in ihr'n neua Wesen wieder afzöiha wollt'“. Bei diesem Anlasse („ban Oazöihagöih“) verstärkte sich der Zug selbstredend stets durch eine große Zahl der um den Hochzeiterhof lungernder Kinder.

Es war in den Fünfzigerjahren gar nichts Seltenes, daß eine Bäuerin bei einer Hochzeit vier- bis achtmal in neuen Kleidern „aufzog“; einmal kam sie im „Leibl“, ein anderesmal in der „Jacken“, ein drittesmal in der „Turschenhaub'm“ und dem „Spenzer“, einmal „in seidana Kuapftöichla“, das fünftemal in der „reichen Haub'm und im Goller“ u. s. w. u. s. w.

Auch für die Musikanten waren diese Gänge eine Erholung, da sie für einige Zeit aus der Hitze und dem Staube aus der Bauernstube und aus dem „Tubium“ (Getöse) herauskamen und sich außerdem durch ihre Gefälligkeit ein besseres Spielgeld sicherten. Bekanntlich stellte der Brautvater am letzten Hochzeitstage einen Teller auf den Tisch, auf dem dann die Hochzeitsgäste ihren Musikzoll entrichteten. Je mehr eine Bäuerin die Musikanten in Anspruch genommen hatte, desto mehr „zeigte“ sie sich, das heißt, desto größer war ihr Geschenk. Manche derselben gab sogar 5 bis 10 Gulden.

Wie wird Deutschland wieder glaubenseinig?

Professor Harnack hat in einer Rede über den Protestantismus und Katholizismus in Deutschland an der Berliner Universität eine Annäherung der Konfessionen empfohlen. Wenn auch keine äußere Einheit zu erreichen sei, so möge doch eine innere Gemeinschaft hergestellt werden, in der die christliche Religion wieder als einigendes Band empfunden werde. Weiter als Harnack geht mit den Hoffnungen auf den religiösen Frieden in Deutschland Max Bewer in seinem schon von uns erwähnten Buche: „Der deutsche Christus“, (Goethe-Verlag. Laubegast-Dresden. 1907.) Bewer glaubt an die Möglichkeit auch einer äußeren Verschmelzung der Konfessionen. Er führt darüber in dem genannten Buche aus:

Unser Volk hat religiöses Friedens- und religiöses Ehrgefühl genug, seine Aufgaben zu lösen; es kommt nur darauf an, daß diese

führt werden und die für die Geschwister oft noch ein ganzes Leben lang eine tiefe Quelle des Kummers und der Zwietracht sind, machen Deutschland geradezu zu einem geistigen Schlachtfeld, auf dem zwar kein Blut, aber sehr viel bittere und unverschuldete Tränen fließen. Und da behauptet man, daß Deutschland 1870/71 geeinigt worden sei? Nein, an der wahren Einheit unseres Vaterlandes gibt es noch sehr hart zu arbeiten. An mich selbst, der ich zu einem Geschlecht gehöre, das nie seinen römisch-katholischen Glauben gewechselt hat, trat die Anregung, aus nationalen Gründen Protestant zu werden und die Los-von-Rom-Bewegung mit der Feder zu fördern. Ich erwiderte, daß ich längst das Gefühl habe, vom Katholizismus zum Christentum übergetreten zu sein und den Umweg über den Protestantismus nicht mehr brauche. Aber der Staat gibt mir keine Handhabe, mich christlich zu nennen. Da ich kein Protestant sein will und kein Katholik bin, könnte ich mich amtlich nur als konfessionslos bezeichnen, während es mein tiefer, langgeprüfter Wille ist, mich zum Christentum zu bekennen. Hier liegt der tiefste Grund für die schon Jahrhunderte anhaltende Glaubenszwietracht. Das Wort und der frei und weit gefaßte Begriff „christlich“ wird das Senfkorn sein, aus dem das „Reich“ erblühen wird, das nicht nur ein Reich der geistigen Freiheit, sondern auch der nationalen Glaubenseinheit sein soll und sein kann. M. B.

Bildln von der Roas.

In Volksmundart von Leopold Hörmann.

Rax und Schneealm.

(Auf der steirischn Zeit.)

Die Rax is mein Schatz,
Bin ihr treu bis heunt bliebn,
Ihr Wesen und Treibn,
In an Buach*) hab i s bschriebn.

I gib in mein Gernhabn
So schnell nöt glei nach —
Aber wann i amal schon
An Seitensprung mach,

Wird d Schneealm mein Liebling,
Mein Schatzerl, dös neuch:
Die zwoa sehgn si eh
Wia Schwestern fast gleich!

D Höll bei Weichselboden.

Von Weichselboden hats mi glockt in d Höll:
D Füaß pickn mir an, im kimm nöt von der Stöll.
Da bleib i, so a Platzerl hab i gern,
Die „Höll“, die wird der reine Himmel für mi wern!

---

*) „Geht 's mit auf d' Rax“; besprochen im „Heimgarten“, Jännerheft 1905.

stantismus seinen Widerstand fand. Katholiken und Protestanten gibt es, Christen hat es in Deutschland nie gegeben. Der Staat duldet keine Christen. Er will, daß sich die Deutschen römisch-katholisch, altkatholisch, protestantisch, lutherisch, evangelisch, reformiert oder konfessionslos, aber er gestattet nicht, daß sie sich christlich nennen. Erlaubte er es, so öffnete er im Acker des Vaterlandes die Furche, aus der das Reich erblühen kann, das Reich des christlichen Bekenntnisfriedens.

Die konfessionelle Zerrissenheit ist das schwerste Leid, an dem das junge Kaiserreich trägt. Die christliche Einheit wäre sein größtes Glück. Das Reich hat Macht und Kraft nach außen, einen waffenstarken Körper, aber keine geschlossene Seele. Es ist Zeit, daß dieser Körper auch seinen Odem empfängt. Jede Schöpfung beginnt mit einem irdenen Akt, den Bismarck vollbrachte, indem er die territoriale Einheit der Deutschen schuf, aber sie bedarf jetzt der Einhauchung einer Seele. Der Staat muß gestatten, daß sich jeder, der sich zu Christus bekennt, auch christlich nennen kann. Dies eine kleine Wort christlich, das in unseren amtlichen Rubriken fehlt, wird wie ein mächtiger Magnet alle diejenigen in eine christliche Einheit zusammenziehen, die in Christus den Frieden ersehnen. Christus selbst war weder römisch-katholisch noch protestantisch, er war christlich. Und christlich kann sich jeder nennen, der wahr und ehrlich bekennt: „Ich habe die christliche Botschaft, das Evangelium, vernommen und will in seinem Geiste leben!“ Alles andere führt in Zweifelsqual und Heuchelei. Wie weit der Mensch sich in diesem ehrlichen Bekenntnis entfaltet, ist Persönlichkeits- und Lebenssache. Das heutige Glaubensbekenntnis, dessen Sinn sich kaum ein Erwachsener klar machen kann, bedrückt und verwirrt das Gemüt unserer Kinder. Auch der Schächer hatte nicht über jedes Wort und Wunder Christi nachdenken können und ging doch ins Paradies; denn christlich ist nur eins, von Christus gehört zu haben und der Wille, auf seinem Wege zu wandeln.

Ernste Liebesneigungen gelangen in Deutschland nicht zur Ehe, weil der eine Teil katholisch und der andere Teil protestantisch ist. Ein katholischer Priester traut eine deutsche Katholikin lieber mit einem katholischen Neger, als mit einem protestantischen Brandenburger. Dieser bittere Riß geht durch das ganze Vaterland und manches edle Herz. Er muß geheilt werden und kann geheilt werden. Wenn beide Liebesleute sich christlich nennen könnten, würde die natürliche Brücke zu ihrem Glück geschlagen sein. Aber nicht nur viel Liebes-, sondern auch viel Ehe- und Kinderglück wird durch törichte konfessionelle Ansprüche in Deutschland gestört, gesprengt oder ganz vernichtet. Die seelisch-qualvollen Kämpfe, die in gemischten Ehen zwischen Eltern und Verwandten oder gar zwischen den Eltern um ihre eigenen Kinder ge-

Heimgärtners Tagebuch.

Ein offenes Schreiben aus Rotterdam mit guten Ermahnungen. Auf mich höre das Volk, ich müsse deshalb sein strenger Lehrer sein. Aber ich hätte den Fehler, meine Forderungen nicht bis zur äußersten Konsequenz zu verfolgen. „Sie erkennen z. B. die Schädlichkeit des Alkohols und gestatten doch ein mäßiges Weintrinken. Sie erkennen den Vorteil des Vegetarismus und sind doch tolerant für Fleischgenuß. Sie erkennen, wie aus manchem Ihrer Werke zu ersehen, das Recht der freien Liebe und schwärmen doch für das altpatriarchalische Familienleben. Sie erkennen das Bedenkliche (es steht an der Stelle ein schärferes Wort) der katholischen Kirche und hängen doch an mancherlei dieser Kirche. Sie erkennen den Fluch der Großstädte und verfluchen sie doch nicht mit jenem Zorn, der des Propheten würdig wäre." Der Mann hat recht bis auf das eine; er scheint zu glauben, daß ich ein Prophet sein wolle. Neuerdings die Versicherung, daß ich mir nie eingebildet habe, ein Reformator der Menschheit zu sein. Die Menschen mit Worten zu bessern, daran verzweifle ich. Wenn ich mich so oft über Kulturschäden auslasse, so geschieht das zumeist aus lyrischen Gründen, um meine Meinung zu sagen, hier meine Erfahrung mitzuteilen, dort meine Entrüstung, meine Trauer zu äußern. Meine Trauer auch darüber, daß ich selbst nicht so sein kann, wie ich's gern hätte. Ja, man würde in großen strengen Worten, mit der unbeugsamen Konsequenz bis zum Extremen schöne Wirkungen erzielen, wenn auch nur solche äußeren Beifalls. Aber offen gestanden, bin ich nicht Filou genug, um von anderen mehr zu verlangen, als ich selber halten kann. Im Gegenteil, man sollte an sich höhere Anforderungen stellen als an andere; da ich doch glaube, mich selber in größerer Gewalt und Zucht zu haben als den Nachbar und über mein eigenes Ideal mir klarer zu sein, als es solche sein können, die, von den Wogen der Welt dahingerissen, nie dazukommen, über die höchsten Ziele nachzudenken. Für schöne Worte haben solche Leute wenig Sinn, eher für ein gutes Vorbild. Da ich nun — was mich anbelangt — nicht das Vorbild eines vollkommenen Menschen geben kann, so bemühe ich mich, ein Vorbild der Aufrichtigkeit zu sein.

Las ich ein neues Buch: „Tagebuchblätter eines Weltpriesters." Wenn dieser Roman vor meinem „Ewigen Licht" (1896) erschienen wäre, so dürfte ich mich nicht mehr ans Licht wagen. Ich würde wahrscheinlich als Plagiator aus dem Dichterwald gejagt werden. Nun aber ist es bedenklich für den Verfasser der „Tagebuchblätter",

Mariazell.

Wallfahrten geh i
Nach Mariazell;
Zan Glück is der Tag a
Recht freundli und hell.

Buaß hab i koane,
s Gwissen is gsund,
Mein Wallfahrten, Leut,
Hat an ganz andern Grund.

An Dankgebet hab i
Im Herzen mitbracht:
Daß der Herrgott die Gegnd da
So herrli hat gmacht!

s Gsäus.

Der Enns drinn ihr Sausn
San nöt bloße Flausn;
Tua i s gnauer betrachtn:
Ihrn Fleiß muaß i achtn.
Ihr Schlankln und Windn,
Um an Ausweg zan findn,
Ihr Drahn und ihr Duckn,
Wann s d Stoan frei derdruckn,
Und ihr Wispeln und Flenna,
Wia i muaßt as kenna,
s hoaßt: in a paar Stundn
Is alls überwund'n! . . .
Die Lehr wirst bald findn:
Wolln s a dir die Händ bindn —
Dein Weg, wann s verrammeln,
Hau s nieder, daß s tameln,
Versteh s a, nöt nachzgebn,
So erreichst d was im Lebn! —

Die Bergbahn.

In der Neuzeit regiert hiatzt
D Maschin und der Dampf,
Ja selm mit die Berg
Nehmen s auf schon in Kampf.

Was früher zwoa Füaß nur,
Zwoa feste, ham tan,
Triaft heunt jeder Klenkas: —
Er fahrt mit der Bahn.

s Gfühl fehlt eahm wohl freili,
Was d Bergrast bedeut,
Wann oaner per Dampf
So in d Höh aufireit.

D' Bergluft die wahre,
Das innerli Lebn
Dös kann die stärkst Bergbahn
Halt do oan nöt gebn!

Der Bauer in Ischl.

Der Leiterbauern-Seppl
Is hnein nach Ischl gfahrn,
Wo grad a Menge Stadtleut
Im Summer drinnat warn.

Va lauter Redn und Penzn
Hat er die Luftroas gmacht:
So siacht er do oamal a
Die Noblichkeit und Pracht.

Fein putzte Herrn und Damen
San umanand spaziert,
Der Sepp im Bauerngwandl
Hat si beinah scheniert.

D längst Zeit hat er si gar nöt
Auf d Esplanad hintraut;
Wia angmaln is er gstandn
Und gschaut hat er und gschaut!

Nur mit der Nasen haperts,
So daß s n frei vadriaßt,
Er nimmt sein Tüachl außa
Und hat a paarmal gniaßt.

Dahoam ham s eahm ja freili
Was gsagt vom Parfümiern —
Do der Gruch, moant der Seppl,
Der steigt oan ja ins Hirn! —

Schnell is er zruck ins Wirtshaus
Und hat sein Binkerl packt.
„Ja, Sepp, du gehst schon wieder?"
Hat n der Hausknecht gfragt.

„Geh laß mi, i muaß weiter,
Mir is in Kopf so schwül,
I drah mi wieder hoamzua —
Bei enk da stinkts ma zviel!"

Ein Bekannter sagte mir: Das, vom Anton Kernschabel, solltest du auch einmal aufschreiben. Der Kernschabel war Semmelausträger und mein Freund. Ersteres ist er noch, letzteres ist er nicht mehr. Sauber gewachsen soweit, aber einfältig, und hat mich mit seinen Liebesangelegenheiten belästigt, so oft er mit den Semmeln kam. Hat immer eine Liebste haben wollen, ist aber zu ungeschickt gewesen. Die Dirndln haben ihn gern aufgezogen und nachher stehen lassen und ausgelacht. Vertraut er mir's eines Tages: „'s ist vermaledeit, daß ich denn gar keine krieg'!" Sage ich: „Müßte doch für dich nicht schwer sein, daß du eine kriegst. Geh' einmal zum Kiffelbauer und warte dort, wenn's dunkel wird, bei der hinteren Stalltür. Da wird vom Hause her eine kommen mit einem Milchzuber und wird in den Stall gehen, um die Kühe zu melken. Bei der probierst es." Der Anton bedankt sich schön und geht. Ich schau ihm lustig nach und denke: Geh! Kriegen wirst schon eine von der! Daran zweifle ich nicht. Denn die Kuhmagd beim Kiffelbauer ist die Meinige gewesen. Die hat — außer meiner — noch jedem, der keck werden hat wollen, eine gegeben, mitten aufs Gesicht. Und freue mich schon, wie der Anton das nächstemal springgiftig sein und schimpfen wird, daß ich ihn so hab' angeführt. Wie er aber das nächstemal zu mir kommt, ist er ganz lustig und bedankt sich für meinen guten Rat. „Hast endlich einmal eine bekommen?" frage ich. „Freilich", sagt er und zwinkert mit den Augen. „Gelt, Anton, das ist eine Harbe! Erzähl' mir ein bissel." Sagt er: „Sie hat mich gleich in den Stall mitgenommen." Verdammt, denke ich, das wär' nicht übel. „Und weiter?" „Weiter sag' ich nichts", sagt er. — So, jetzt weißt es, sagt der Bekannte, und das mußt du aufschreiben.

Das ist erdichtet, sage ich.

Ich hab's nicht erdichtet, sagt er.

Aber ich hab's erdichtet, wenn du in meinem Büchel „Neue Waldgeschichten" nachlesen willst. Nur der Schluß ist von dir. Den habe ich nicht so schlau zusammengebracht.

Da schwört er, die Sache wäre ihm heilig passiert. Und wenn er alles tue, das tue er nicht mehr, daß er einen Dummian zu seinem Mädel schicke, in der Erwartung, es werde ihm eine geschmalzene Ohrfeige verehren. „Man irrt sich, die feinen Mädeln sind falscher und die Dummiane schlauer als man meint."

In bezug auf das Tagebuch im Aprilheft, Seite 550, ist folgendes Schreiben eingelangt. Ich darf es veröffentlichen.

In Ihren Tagebuchblättern (im „Heimgarten") findet sich eine Notiz von einem Schullehrer, welcher sechs Buben hat. Dabei ist bemerkt: „Die Buben kommen vom trockenen Brot essen."

sich ans Licht zu wagen. Und er tut's auch nicht. Er hat seine neubearbeitete und um eine Liebesgeschichte vermehrte Auflage meines „Ewigen Lichts" — anonym erscheinen lassen.

In Leipzig lebt ein Schullehrer, der ist ein rechter Evangelimann. Er benützt die Weihnachts-, Oster- und Pfingstferien dazu, um mit drei Sangesgenossen in die weite Welt zu ziehen, den Völkern das Evangelium im Gesang zu verkünden. So sangen die vier Personen (zwei Herren und zwei Damen) in Rußland, England, Frankreich, Italien und sogar in Amerika. Vor etlichen Jahren haben sie in der Grabkirche zu Jerusalem das deutsche geistliche Lied gesungen. Nach Österreich werden sie oft geladen und eben erst wieder hat dieses Leipziger Soloquartett für Kirchengesang zu Graz in der evangelischen Kirche ein Konzert gegeben. Es sang Lieder aus tiefem Mittelalter und auch aus neuerer Zeit. In schlichter Volkstümlichkeit mit herrlichen Stimmen und denkbar vollendeter Schulung brachten sie die mystischen, glühend frommen Lieder unserer Vorfahren zum Vortrage. Es war eine wundersame Stunde. — Dort hinten, dort hinten vor der himmlischen Tür, dort steht eine arme Seele, schaut traurig herfür. (Der Engel.) „Arm Seele mein, arm Seele mein, komm' zu mir herein, komm', beicht' mir deine Sünden, sind sie groß oder klein. Komm', beicht' sie, komm', beicht' sie mit all deinem Fleiß und so werden deine Kleider auch alle schneeweiß." (Die Seele.) „Schneeweiß, schneeweiß?" (Der Engel.) Und schneeweiß wie der Schnee. Und so woll'n wir mit einander ins Himmelreich geh'n!

Wer z. B. dieses rührend kindliche Lied von den vier Sängern gehört hat, der vergißt es nimmer — es klingt ihm nach durchs Leben. — Daß das Leipziger Soloquartett auch mir vor meiner Wohnungstür einen Sangesgruß gebracht hat, will ich dankbar aufschreiben.

Als ich im Garten von einem Apfelbaume die Winterstrohhülle wegschälte, fand ich mit Bleistift auf die Rinde hingeschrieben den folgenden Spruch:

„Pflanz einen Baum
Und kannst du auch nicht ahnen,
Wer einst in seinem Schatten tanzt;
Bedenke, Mensch:
Es haben deine Ahnen,
Eh' sie dich kannten,
Auch für dich gepflanzt."

Dieser Spruch, ich glaube, er ist von Max Bewer, sollte weitum mahnen, deshalb streue ich ihn aus.

Titel oder über einen aufgewirbelten Schnurrbart oder über irgend eine Nichtigkeit. Jetzt sehe ich, daß derlei Nichtigkeiten Dinge der Ewigkeit sind. Daß es — anstatt sie zu verachten — vielmehr darauf ankommt, die Freude an ihnen zu vergrößern und zu erhöhen. Immerwährende Freude ist zu suchen. Woher sie kommt, ist einerlei. — Diese Gedanken schenke ich her, vielleicht kann sie wer brauchen. Mich sollen sie nur mahnen, nicht allzu oft und zu verächtlich von „irdischen Eitelkeiten“ zu sprechen.

Hinter dem Dorfe, in einem Häuslein am Berghange, lebt ein altes Frauerl. Vor ihrem Fenster bleibe ich allemal stehen. Dort blühen in irdenen Töpfen so schöne Blumen. Von den ersten Märzenveilchen bis zu den späten Pelargonien und Astern im Herbste stehen des Sommers schönsten Blumen dort und lachen freundlich her. Als vor einigen Tagen das einsame Frauchen vor dem Hause saß auf der Bank und für arme Waisenkinder Strümpfe strickte, redete ich sie an und sagte: „Mutter, daß ihr doch immer die schönsten Blumen habt im Dorfe!“ — „Ja“, antwortete sie lächelnd, „wenn's so ist, so wird's halt an der guten Erden liegen.“ Da sah ich es, schwarze feuchte Erde war in den Töpfen. „Habt Ihr denn eine besondere Erde?“ — „Mag wohl sein“, sagte sie und zählte die Maschen ihrer Arbeit. — Nachher hat es mir eine Nachbarin gesteckt, woher dieses alte Mütterlein die Erde nimmt. Von Zeit zu Zeit geht sie an Dämmerabenden hinaus auf den Friedhof und dort an offenen Gräbern füllt sie ihre Blumentöpfe mit Erde. Vor dreißig Jahren ist auf demselbigen Friedhofe ihr Mann begraben worden, dem sind bald nacheinander ihre drei Kinder gefolgt und zuletzt noch ein Kind ihres Kindes. All ihre lieben Leut sind hinausgetragen worden und alle will sie jetzt in ihren Blumentöpflein wieder hereintragen in das kleine alte Haus. So wie sie einst den kranken Mann betreut, so pflegt sie jetzt die Blumen. Wie sie einst die Kinder ernährt, so tränkt sie jetzt Blumen. Und diese lächeln freundlich auf zum einsamen Weiblein. Ach, wer wird denn einsam sein unter seinen lieben Leuten!

Es ist etwas Eigenes um die Gemeinsamkeit. Besonders in der Religion. Man wird sich geruhigter fühlen in einer Kirche, in der Millionen von Menschen, darunter auch die eigenen Vorfahren, Seligkeit gesucht und gefunden haben, als in einer rein individuellen und vereinsamten Gottesanschauung, bei der man sich völlig auf die eigene Unfehlbarkeit verlassen muß. In etwas, in das unzählige Menschen seit Jahrtausenden ihr Glauben, Hoffen nnd Lieben hineingelegt und ihre Ruhe herausgenommen haben, liegt schon darum eine Art realer Wahrheit und Wirklichkeit — auch wenn sie mit der Vernunft und der

Da ich zur Zeit mit einer statistischen Untersuchung über die Geschlechtsverteilung der Geborenen und ihre Ursachen beschäftigt bin, so war mir Ihre Notiz interessant und ich hoffe, es wird Ihnen ebenso interessant sein, einige wissenschaftliche Ergebnisse zu hören, welche durch Ihren obigen Satz recht gut erklärt werden.

Beim Durchsuchen der einschlägigen Literatur fand ich nämlich in der Zeitschrift des königl. sächsischen statistischen Landesamtes (52. Jahrg. 1906, 1. Heft) folgende Zahlen: Für das ganze Königreich kommen 105·5 Knaben- auf 100 Mädchengeburten. Teilt man aber nach Berufen so kommen:

I. 110 Knaben- auf 100 Mädchengeburten in den selbständigen Berufen der Landwirtschaft, bei den Tag- und Handarbeitern, den Bureaubeamten des öffentlichen Dienstes, beziehungsweise der freien Berufsarten und den sonstigen Angehörigen dieser Berufsklassen.

II. 85 bis 90 Knaben- kommen auf 100 Mädchengeburten bei höheren Beamten und Selbständigen im öffentlichen Dienste, in den freien Berufsarten, den häuslichen Dienstpersonen (!!) und Personen ohne Berufsangabe und ohne Beruf.

Ich meine, die Berufe zu I sind so ziemlich die, die sich nur „frugale" Speisen leisten können, während für die zu II genannten „üppige" Speisen die Regel bilden dürften.

Arthur Grünspann in Charlottenburg.

Ich bin unter dem Einflusse einer asketischen Weltanschauung aufgewachsen. So hat mich mein Lebtag die Vorstellung begleitet: Mensch, lege keinen Wert auf das Irdische, halte nichts auf Schönheit, auf Reichtum, auf Ehre, es ist alles eitel und in kürzester Zeit vorüber. Denke ans ewige Leben! — Nun aber, gerade im Denken ans ewige Leben kann meine alte Vorstellung einen Stoß bekommen. Wenn das Leben sich wiederholt, so wiederholt sich doch auch Schönheit, Besitz, Ehre, wiederholen sich all die angenehmen täglichen Dinge, so klein sie sein, so eitel sie scheinen mögen. Respekt vor den Spielsachen der kleinlichen Tage! Das Leben besteht aus kleinlichen Tagen. Das Menschenglück ist eine Mosaik aus lauter Kleinigkeiten. Wenn du dich heute freuest an einem schillerndem Perlmutterknopfe, so ist diese Freude sehr eitel und sehr kurz, sie stirbt längstens mit dir ab. Aber sie wird mit dir wieder geboren! Und sie lebt in anderen. Millionen Menschen freuen sich an dem schillernden Perlmutterknopfe. Es ist ein Meer von Glück um den schillernden Perlmutterknopf und es ist ein unvergängliches Meer, denn so lange Menschen geboren werden, bringen sie die Eignung mit, sich über schillernde Perlmutterknöpfe zu freuen, oder über eine Tarockpartie oder über einen klingenden

zu sein, habe einen tiefen Sinn. Der aber am Ende so tief ist, daß ihn die Leute gar nicht ergründen können.

Spaziergang durch den Stadtpark in der Abenddämmerung. Begegnete mir ein lieber Freund, der einen der glänzendsten Namen unseres Vaterlandes trägt. Er ging mit mir und gestand, daß er tief traurig sei. Ihm scheine, die produktive Künstlerkraft verlasse ihn und da sei er mutterseelenallein, sein Leben werde leer und zwecklos. „Rede nicht weiter", unterbrach ich ihn. „Ich weiß alles und brauche nicht erst zu hören, was du noch zu sagen hast, ich schaue in mich und finde ganz dasselbe, was du fühlst. Aber nicht erst seit heute und gestern, wie du, vielmehr schon seit Jahr und Tag. Die Kraft schwindet und ist noch so boshaft, die Empfindung zurückzulassen, sie sei eigentlich nie dagewesen: alles, was ich so hochgemut geleistet, sei nicht viel wert und werde längstens mit mir, wenn nicht vor mir vergehen. Da schleicht man wie ein armer Sünder hin zwischen den Zeitgenossen und fühlt die Brücken abgebrochen zwischen sich und der Welt, die uns so hoch schätzt und so viel noch von uns erwartet. Und alle Freud' und Ehr', die sie uns antut, kann uns nicht erheben, weil sie uns nicht gebührt. Das ist eine verdammte Stimmung. — Aber weißt du, was ich da mitunter tue? Unterkriegen lasse ich mich nicht. Ich mache den Kasten auf und nehme mein „Stoansteirisch" heraus oder den „Waldschulmeister" oder „Die frohe Botschaft" und lese darin und jetzt kommt das Selbstbewußtsein und wächst hoch empor. Und eilig muß ich eines meiner, sagen wir, zweifelhaften Büchlein hernehmen und darin lesen, um dem wuchernden Hochmut den verdienten Dämpfer zu versetzen. So kommt man zur richtigen Einschätzung seiner selbst und braucht sich von den Stimmungen, die viel öfter dem schlechten Magen als dem schlechten Werke entspringen, nicht übermäßig narren zu lassen. Gehe hin, Freund, und tu' desgleichen." — Der Kamerad lachte, ging hin, hat sicherlich meinen Rat befolgt und seine Meisterwerke betrachtet, denn am anderen Tag, als wir uns wieder begegneten, war er frisch und heiter.

Vor kurzem sollte ich mich rasch jemandem vorstellen und fiel mir im Augenblick mein Name nicht ein. Das erzählte ich einem Bekannten als Beispiel, wie schlecht mein Namensgedächtnis ist. „Sehen Sie", antwortete er, „das kommt vom Alkohol!" „Vom Glase leichten Tirolers, das ich täglich trinke?" „Eben von dem." „Aber mein Vater hat gar keinen Wein getrunken und sich trotzdem keinen Namen merken können." „So hat Ihr Großvater getrunken." „Das stimmt nach der Familientradition. Mein Großvater hat alle vierzehn Tage — so oft ging er ins Kirchdorf — ein Glas Wein getrunken

Naturgeschichte sozusagen unvereinbar wäre. Es ist ein Versammlungsort, an dem wir uns mit unseren Vorfahren, mit unseren weit in der Welt verstreuten Lieben wiederfinden. Wenn die ganze Menschheit nach einer Richtung hin bittet und hofft, so wird eine Macht daraus. Es ist wohl zu verstehen, daß manche, die mit der Kirche als solcher nicht einverstanden sind, trotzdem mit dem Austritte zögern. Der große Körper hält den kleinen fest.

Unsere modernen Volkslehrer sind viel zu ungeduldig. Das zehnjährige Kind wollen sie schon auf die Universität schicken. Unser Volk, die große Menge, ist ja ein Kind, das mit den Elementarschulen noch lange nicht fertig ist. Und das soll plötzlich die tiefsten Wissenschaften begreifen, die höchsten Ideale empfinden können! Ihr lieben Herren, da gibt es noch viele notwendige Zwischenstufen, die ihr aber alle bei dem Volke überspringen wollt. Das wird ein abscheuliches salto mortale werden! Der Menschheit Genius will das Volk organisch wachsen lassen und entwickeln, von Geschlecht zu Geschlecht; er verlangt von den geistigen Führern bedächtigen Schritt, nicht aber Bocksprünge ins Ungewisse hinein, das sie selbst noch nicht erprobt haben.

In unserem Oberlande pflegt man die Toten vom Sterbehause bis zum oft sehr entfernten Begräbnisorte zu tragen. Der Sarg ist auf zwei Stangen gebunden, die zweien Trägern — einer vorn, einer hinten — auf den Achseln liegen. Doch es gibt auch Gegenden, wo die Leichen auf Karren durch Pferde oder Ochsen befördert werden. Aber das ist merkwürdig, die Tiere können keinen Toten fortziehen; so kräftig sie auch sein mögen, der Karren rührt sich nicht von der Stelle. Es muß etwas Lebendiges zum Sarge getan werden, daß Tiere ihn weiterschaffen können. Gewöhnlich ist früher ein Vogel im Bauer auf den Karren gestellt worden. Dann ging es. Nun soll sich's dieser Tage in einem Tale ereignet haben, daß das Pferdlein den Karren mit der Leiche des Haustöchterleins ohne Anstrengung fortzog und es war doch kein lebendiges Wesen darauf. Da rief der Vater des verstorbenen Mädchens: „Wenns dem Rössel gschlaunt, so is s Menschel noh lebi!“ Und ließ den Sarg wieder ins Haus tragen. Da der Totenbeschauer das Mädchen aber wirklich für tot erklärte, so reimte der Vater sich die Sache dahin, daß im Karren lebendige Käferlein oder Würmlein gewesen sein müßten, weil das Pferd ihn weiter brachte. „Sista hätts nit mögn migla sei!“ — Obschon derlei Aberglauben doch auch im Volke immer seltener wird, bisweilen kommt doch so ein Stückel vor. Man sagt, diese Vorstellung, daß zur Leiche ein „Vogerl“ getan werden müsse, um transportabel

Jeden Großen noch, der mir Audienz gab, habe ich entlassen. Nicht erst wartete ich, bis er mit freundlichem Nicken das Gespräch schloß, nein, ich selbst brach allemal willkürlich das Gespräch ab, verneigte mich und ging. Willkürlich? Doch nicht. Die Unterhaltung nahm mich ja ein, manchmal hätte ich sie stundenlang während wissen mögen. Aber einerseits kann ich die Vorstellung nicht los werden, daß solche Audienzen zumeist nur Formsache sind, die gerade dem hohen Herrn lässig sein müssen. Und dann war ich es aus dem gewöhnlichen Verkehr gewohnt, daß man eher geht, als man daran erinnert wird. Fühlt man es im Alltag als eine Demütigung, wenn man abgewinkt wird, um wie viel mehr erst bei solchen, denen man selten naht. Darauf wollte ich es nie ankommen lassen. So weiß ich nicht, war es Stolz oder Bescheidenheit, wenn ich den hohen Herrn entließ — jedenfalls war es ein grober Verstoß gegen die Sitte. Und das habe ich nicht gewußt bis zu diesem Tage, da ein Fürst mir fröhlich nachrief: „Aber weshalb laufen Sie davon, lieber Herr R., Sie sind ja noch gar nicht entlassen!“

In diesem Falle begab ich mich sehr gern der Freiheit. Ansonsten aber veranlaßt bei mir die Formalität entweder die ödeste Gewöhnlichkeit oder eine unpassende familiäre Vertraulichkeit. Man läßt sich von gesellschaftlichen Größen ja manchmal ein wenig verwirren, im Grunde aber ist mir keine Würde so hoch, als die des Menschen an sich. Bei einer Persönlichkeit, in der ich den Menschen nicht finden darf, verliere ich den Halt. Deshalb meide ich die Audienzen, blieb aber mit Vergnügen noch eine Viertelstunde sitzen bei jenem Fürsten, der nicht darauf einging, als ich ihn entließ.

Zur Zeit sagte mir jemand: Wenn der Bauernstand wieder erstarken soll, so darf der so fahrig gewordene Bauer nicht Eigentümer des Bodens sein, nicht darauf Schulden machen, nicht ihn verkaufen dürfen. Er ist Erbpächter des Staates — so lange er brav bleibt. Allerdings wären die Leute auf solche Weise gründlich an die Scholle genagelt und da so einen Bauern nicht einmal die Gläubiger vertreiben könnten, so säße er als Pächter eigentlich fester auf dem Hofe, denn als Eigentümer. Andererseits wäre es eine andere Art fataler Hörigkeit und daß nun auch der Bauer kein eigenes Heim haben soll dürfen sowie überhaupt kein Mensch ein Fleckchen Erde für sich haben könnte, das ist mir ein unerträglicher Gedanke. Und wie soll es der Staat angehen, den Boden zu verpachten? Er besitzt ihn ja nicht. Ist einfach. Bloß den jetzigen Eigentümern ein bißchen wegnehmen — in guter Form. Ein neues Gesetz: Die Grundsteuer heißt nicht mehr Grundsteuer, sondern Pachtschilling. Den Boden

und von Zeit zu Zeit sogar ein Räuschchen mit heimgebracht. Dabei hat er aber durchaus nicht das Gedächtnis verloren, im Gegenteil, da fielen ihm allerhand lustige Liedlein und Sprüchlein ein, die er mit heller Stimme sang und die so aus alten Zeiten auf die Nachkommen übertragen worden sind." Der Bekannte entschied: „Sie haben Ihre Lieder und Ihr schlechtes Gedächtnis vom Großvater!" — Ich habe keinen Beweis dafür und keinen dagegen.

Ich saß im Mariagrüner Walde auf einer Bank und las aus Adalbert Stifter. Da kam ein Mann daher, so etwa in den Dreißigern und im Arbeiteranzug. Mit einer leichten Kappenlüftung grüßte er, sagte: „Da ist eh noch Platz" und setzte sich neben mich auf die Bank. Ich war in die Ecke gerückt und las weiter. Da begann er zu plaudern, daß jetzt endlich einmal schönes Wetter gekommen sei, daß wir wahrscheinlich einen heißen Sommer kriegen würden und daß es wohl auch in Rußland einmal zu Ende gehen müsse. Ich antwortete sehr einsilbig und las. Da rückte der Mann noch näher und sagte vertraulich: „Sie, Herr, Sie könnten mir eigentlich bissel was geben — für heut' und morgen. Ich hab jetzt just einmal gar nix." Mein Erstaunen war nicht gering. „Ja", entgegnete ich, „warum arbeiten Sie denn nicht? So jung und stark. Und überall ist Arbeiternot!" — „Arbeiternot", entwortete er beistimmend. „Nit zu verwundern. Weil kein Mensch mehr arbeiten will. Bisher haben die Herrischen nit arbeiten wollen. Jetzt sind wir gemeinen Leut auch nit mehr so dumm." — Ich ließ meine Augen fliegen, ob nicht jemand des Weges komme, und lachte überlaut: „Ja, was meinen Sie denn, daß nachher werden soll?" — Sagte er: „Das werden wir schon machen. Jetzt nach den allgemeinen Wahlen, müssen Sie wissen. Da kommen wir Sozialdemokraten obenauf. Werden es schon wenden. Da braucht der Mensch zehn Jahr lang nit zu arbeiten — so viel Sachen gibts auf der Welt. Derweil bitt ich um ein bissel was." — Zwei Spaziergänger kamen vom Kaltenbrunn her. Ich zögerte nicht, mich ihnen anzuschließen.

Heute sah ich durch ein Kaffeehausfenster, wie drinnen am Marmortischchen ein zartes Knäblein saß, das ins blaue Heft seine Schulaufgabe schrieb. „Schau da her!" sagte ich frohgelaunt zu meinem Begleiter, schau dir einmal diese gute Entwicklung an, jetzt machen die Jungen im Kaffeehaus ihre Schulaufgaben!" „So!" antwortete mein Begleiter, „du glaubst also, der da drinn sei ein Schulknabe? Freund, du hast dich grob geirrt, es ist ein moderner Literat, der dichtet."

---

von dem ich mich erst allmählich erholte. Es war auf der Grazer Strecke Zinzendorfgasse—Mariatrost. Mit mir war eine Dame eingestiegen, deren Hund nicht mit in den Wagen durfte. So lief er neben diesem her. Er würde es nicht lange machen, meinten die Fahrgäste, denn der Wagen ging rasch, hatte die sechs Kilometer lange Strecke in 18 Minuten zurückzulegen. Der Hund blieb aber nicht zurück, sondern lief flink voraus, um an den Haltestellen seine Herrin allemal mit hellem Lauten begrüßen zu können. Es war ein brauner zottiger Wolfshund. Er war sehr wohlgemut im Laufen, machte, wenn ihm auf seinem Vorsprunge langweilig wurde, eine Strecke wieder zurück oder lief querfeldein, auch an die Häuser, um andere Wesen seiner Art beschnuppern zu können und mit manchem dieser Individuen verwegene Beziehungen anzuknüpfen. Zu allem hatte er Zeit, und sah er sich einen Augenblick hinter dem rasch dahinrollenden Wagen, so war er im nächsten wieder weit voran, um sich an der Haltestelle in Positur zu stellen und seiner davon schier entzückten Dame durch fröhliches Bellen zu huldigen. In Mariatrost angekommen, fiel er nicht hin, vom Lungenschlage getroffen, wie jemand von uns prophezeit hatte, sondern interessierte sich lebhaft für Aporteln, die mehrere Knaben auf die Wiese hinaus warfen. Er hatte seit einer halben Stunde sicher 10 Kilometer zurückgelegt, immer mit derselben leichten Schnell- und Schwungkraft, ohne das geringste Zeichen von Ermüdung. — Einmal hat mir ein guter Freund bedauernd gesagt: „Du bist halt mit deiner Lunge auf den Hund gekommen.“ Mein Gott, wenn's wäre, wie froh wollte ich sein. — Die Lunge vom Hund', das Aug' von der Katz, das Herz vom Löwen — — da wollt' ich mal einen Spaziergang machen über die Berge von Graz bis Lissabon.

Sehe ich in einer Spielwarenhandlung eine Frau mit ihrem etwa sechsjährigen Töchterlein. Dieses schaut zu, wie andere für ihre Kinder Spielsachen kaufen, besonders Puppen. Die kleinen Mädchen zittern danach und wissen sich vor lauter Puppenschaukeln und Kosen gar nicht zu fassen. Da ruft das Mädchen: „Dumme Kinder! Wie kann man so eine Puppe lieb haben, sie ist ja nicht lebendig, sie ist doch nur aus Holz und Leder!“ Und spricht noch manch andere kluge Redensart, so daß die Leute sagen, ein so gescheites Kind hätten sie noch gar nicht gesehen. Ich habe mir aber gedacht: Du armes Menschenwesen, das du selbst in der Kindheit keine Phantasie aufbringst, wie elend wird es dir im Leben noch gehen mit deiner schrecklichen Gescheitheit! Vielleicht in zwölf oder vierzehn Jahren, daß dich ein schöner Jüngling sieht, der folgendes sagt: „Wie kann man so dumm sein und

zu verkaufen oder darauf Schulden zu machen, ist verboten. Im übrigen bleibt's beim Alten. Vergütungen an die früheren Eigentümer hätten dann etwa durch Staatspapiere zu geschehen. Mit juridischen Klügeleien dürfte das allerdings schwer zu machen sein. Die Juristen sind zu sehr ins römische Recht verstrickt, während es sich hier ums germanische handelt. Aber vielleicht ein kleines Staatsstreichlein? — Die Sache wäre es wert.

Ich hol' mir die Ehren vom Felde!
Sagt der Soldat;
Da gibt es Mord und Brand.
Ich hol' mir die Ähren vom Felde!
Sagt der Bauer;
Da gibt es Glück im Land.

Das wäre allerdings trostlos, wenn die Luftballonreisen aufkämen. Ich sah im Panorama Landschaftsbilder von der Vogelperspektive. 400 bis 1400 Meter hoch über der Erde. In dunkler schmutziger Fläche liegt das Land da unten, ohne Plastik die Berge, die Ortschaften wie Pläne oder wie Kinderspielzeug. Alles Schöne an der Landschaft ist weg, die Konturen der Berge, Bäume und Gebäude, die Beleuchtung der einzelnen Gegenstände, am Horizont der scharfbegrenzte Himmel, die wundersame Dunstwirkung, die Nähe und Ferne plastisch auseinanderhält — alles das ist nicht. Scharf sichtbar ist nur das Unschöne, die gelben Felderflächen, die weißen Straßen, die Hausdächer; die Gebirgslandschaft liegt dunkel, wie ein mit schmutzigen Farben bemalter Flachboden; tief unten, in der Ferne immer unbestimmter werdend. Die Gegend hat keinen Charakter. Die Wässer sind dunkel und glanzlos. Tote Stille ringsum. Die Landschaft ist in Profil weit schöner als en face. Dort ist sie jugendlich kräftig, hier ist sie matt und häßlich wie ein altes Weib. Und wer im Luftballon himmelwärtsschaut, der sieht anstatt scharfer, vergoldeter Wolken mattfarbigen, wallenden Nebel oder sieht, mitten in diesem drinnen, gar nichts. — Und das soll das Zukunftsreisen sein? Häßlich wäre es genug dazu. Gewiß würden die Menschen — sich allem anpassend — auch in dieser Sache sportliches Vergnügen und neue Schönheiten finden, aber dann müßten die alten vergessen werden. Denn einen Vergleich hielten sie nicht aus. — „Fliegen" können! So schön es klingt, Gott behüte uns davor. Es würde eine weitere Altersrunzel sein im Antlitz der Menschheit.

Ungefähr zehn Schritte hatte ich zu laufen, um den elektrischen Wagen, der schon abgeklingelt, noch zu erreichen. Und schon Brustkrampf,

Westen geschmückt mit schimmernden Wölklein, die erst noch ein wenig gedonnert hatten und sich dann lieblich lösten wie ein Lustspiel aus der guten Zeit. — Und heute? Schüchtern, wie sonst im März, begannen die Gräslein hervorzustechen und unvorsichtige Sträucher — Maienglück träumend — begannen zu sprossen. Da kam der scharfe Wind, der kalte Regen, der schwere Schnee, wie einst zur Weihnachtszeit. Trüb der Himmel, frostig die Luft und der Vögel Maiengesang ist zum Klagelied geworden. — Es gibt Leute, die solch abnormer Witterung wegen allen Ernstes glauben, unserer alten Erde sei etwas Menschliches passiert. Für bedenklich halte ich den Zustand nicht, glaube vielmehr, daß es eine einfache Erkältung ist, deren Folgen in wenigen Wochen behoben sein werden.

Der Eulenspiegel hat immer noch Nachkommen in unserem Volke. Ein alter Kleinhäusler an der Lieboch hat sein junges Weib auf folgende Art drangekriegt. „Besinn dich nit lang, Mariedl," sagte er, „bei mir wirst es gut haben, weißt, da bin ich nit so, ich halt mein Wort. Du kannst dir bei mir wünschen was du willst, es bleibt dabei". Bei ihrer Hochzeit war eine Großbäuerin, die hatte einen grünseidenen Kittel an. Als sie nach Hause kamen, wünschte sich die junge Ehefrau auch so einen grünseidenen Kittel. „Gut", sagte ihr Mann, „du wünschest dir einen grünseidenen Kittel; es bleibt dabei!" — Und es blieb dabei — beim Wunsche nämlich. Als der Alte mir das erzählte, lachte er sich in die Faust und sprach: „Wort halten tu ich immer!"

Am 2. Mai ist von Niederösterreich bis Mariazell die neue Eisenbahn eröffnet worden. Bei dem ersten Zug zum Wallfahrtsorte wurde — wie klerikale Blätter entzückt melden — an der Lokomotive die „Mariazeller Muttergottes" befestigt. Schön! Aber ganz befriedigend ist das noch nicht. Warum ist der Lokomotive auf dem Wege nach Mariazell nicht ein Riesen-Rosenkranz umgehängt worden? Da stecken gewiß wieder die Freimaurer dahinter.

so ein gescheites Mädel lieb haben, es hat ja kein Herzensleben, es ist doch nur aus Knochen und Leder — und Kritik zusammengesetzt."

Die Gebirgsgruppe, deren höchstes Haupt die Koralpe ist, greift ihre plumpsten Pranken in Unterdrauburg und in Obdach aus und ihre längsten in Marburg an der Drau und Bruck an der Mur. Außerdem ist sie der unholde Grenzwächterdrache zwischen Steiermark und Kärnten. Wenn man dieses Ungeheuer aber in einer vergnüglichen Frühlingsfahrt umkreist, da tut es nichts. So fuhr ich an einem schönen Aprilmorgen nach Marburg, von dort drauaufwärts bis Lavamünd, dann durch das Kärntnerparadies, genannt Lavanttal, nördlich bis Obdach in die weite, hochbergumkränzte Murebene von Knittelfeld und murabwärts über Bruck bis Graz. Eine anmutige Tagesfahrt, immer liebliche mit wilden Landschaftsbildern, idyllische Dörfer mit stattlichen Ortschaften wechselnd, und die Eisenbahn, diese Tausendkünstlerin, allerhand technische Rätsel lösend. Die schönste dieser Strecken bleibt schließlich doch die zwischen Bruck und Graz, anspruchslos und unerschöpflich an Wirkung, an freundlichen Überraschungen unerschöpflich für den Fremden. Diese nördliche Zufahrt zu Graz ist des Zieles würdig. Ich hatte auf dieser Rundfahrt um das Koralpengebiet kein Erlebnis und kein Abenteuer und doch war es ein köstlicher Tag, durch Sonnenschein, Sturm und Regen noch besonders gefeiert. Aus den Gebirgsgräben, deren hintere Berge noch in blendendem Schnee stehen, brachen die schweren roten Hochwässer — der Winter, der in sehr schmutzigem Kleide auf Sommerfrische geht — ins Meer.

Die Frühlingsentwicklung ist — wie die Leute versichern — alle Jahre um vierzehn Tage zurück im Vergleich mit den vorhergegangenen. Also, daß wir in ungefähr dreizehn Jahren unseren Maiausflug — am Allerseelentage machen können. In der Tat war der November des vorigen Jahres frühlinghafter als der jetzige Lenzmond. Jene Spätherbstprimeln und Veilchen — wie schwer müssen wir sie jetzt büßen! Denn heuer wird obige Redensart zur Tragik. Erster Mai! Da pflegten wir einst hinauszutanzen aufs junge sommerliche Land. Fröhliche Burschen mähten das erste hohe Gras und scherzten mit den futterrechenden Mägden. An allen Rainen Blumenflor und junge Rosen in allen Gärten. Gevögel flog geschäftig hin und her im Nesterbau und würzte die Arbeit mit hellem Gesang. Wir flüchteten in den Schatten junggrünender Buchen, umgaukelt von Schmetterlingen, umschwirrt von Hummeln und Maikäfern. Der sonnenhelle Himmel im

Wertmesser.

Der Frauen Wunsch und Wahl,
Ihr Tun und auch ihr Tand
Verkünden überall
Der Völker höchsten Stand
Und — ihren tiefsten Fall.

Ein Verschwender.

Was höhnst du mit protzigen Mienen
Das Mühen der unteren Klassen?
Viel schöner ist's Geld zu verdienen,
Als jämmerlich Geld zu verprassen!

Poesie.

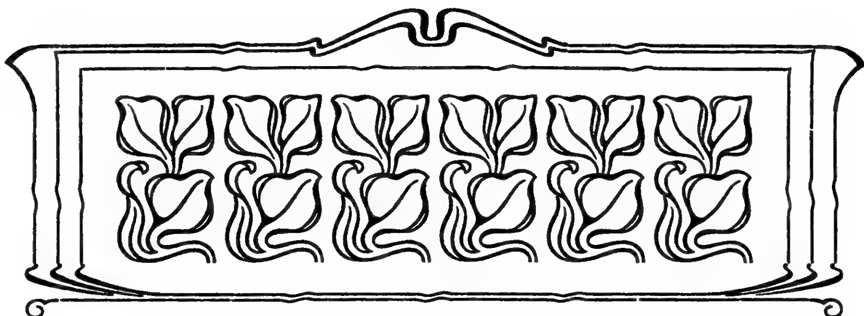
Ihr himmlisches Weben
Kann viele erheben;
Doch wenn man entweiht sie
Mit dreisten Stirnen,
Dann wandelt im Kleid sie
Verlockender Dirnen.

Wisset.

Sind auch die Hiebe oft scharf,
Keiner doch zürnen darf,
Denn es sind Hiebe —
Aus Liebe!

Hans von der Sann.

Vor kurzem ist in Graz ein Mann gestorben, der als Volksschullehrer unter dem Namen Johann Krainz, als Schriftsteller unter der Bezeichnung Hans von der Sann bekannt war. Dichterisch produktiv ist er nicht gewesen, hat aber viel Geschick und Fleiß gehabt, Vaterländisches zu sammeln, zu ordnen und so manche wesentliche Sache der Vergessenheit zu entreißen. Unter Umständen bewerte ich solche Tätigkeit höher, als Gedichtemachen oder Romanschreiben. Verdienstlich besonders sind seine steirischen Sagensammlungen: „Mythen und Sagen aus dem steirischen Hochland“ und „Sagen aus der grünen Mark“. Dann sein Werk „Sitten, Bräuche und Meinungen der Deutschen in Steiermark“, das aber nur in verschiedenen Feuilletons und in dem Kronprinzenwerke „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ in die Öffentlichkeit trat. Seine militärischen Schriften über steirische Regimenter und Korps sollen in Fachkreisen wohl gewürdigt werden. Dem Verfasser hat seine schriftstellerische Tätigkeit manche Ehre, aber noch mehr Enttäuschung gebracht. Auf seiner Lehramtsstelle in Eisenerz hat Johann Krainz dort ein kulturhistorisches Museum gegründet, das als Sehenswürdigkeit weitum bekannt ist. Die Eisenerzerzeit war für Krainz der Höhepunkt seiner vielfältigen Tätigkeit und seiner Anerkennung. Aber da zog's ihn nach Graz. In der Hauptstadt hoffte er ersprießliche geistige Verbindungen und Anregung zu finden. Doch seine Kraft sproßte aus dem Landvolk und nicht aus der Stadt. Manch neuen Plan für Literaturwerke hat er in der Stadt entworfen, aber unter dem verblassenden Glücksstern kam nichts mehr recht zur Ausführung. In Gefahr, der Verbitterung zu verfallen, sehnte er sich oft zurück in die stillen Berge — da nahte Alter und Siechtum, dem er erlag, wie so mancher, ruhelos nach verdienter Anerkennung dürstend, aber sie nicht mehr genießend. Das Seine für die Volksschule und für die Vaterlandskunde hat er getan. R.



Kleine Laube.

Pfefferkörner.

Von Adolf Frankl.

Vor dem Sturme.

Finst're Wolken, schwarze Wogen
Kommen dräuend hergezogen
Und die Welt ahnt Weh' und Ach.
Schreite, Unheil, durch die Gassen!
Bess're Zeiten für die Massen
Kommen oft nach tiefster Schmach.

Der deutsche Aar.

Zur Sonne trüg' aus öder Enge
Ihn sein Gefieder;
Doch seht, die große, blöde Menge,
Sie zwingt ihn nieder.

Suff.

Immer gibt es mir einen Brenner,
Tollen die Deutschen bei vollen Humpen;
Volksnot heischet viel deutsche Männer
Und wir haben viel deutsche Lumpen.

Schamlos.

Erbärmlich Geschlecht,
Das sich stolz wie ein Pfau trägt
Und selbst seinen Unwert
So offen zur Schau trägt!

Frömmler.

Wohl trieft ihr Mund von „Religion",
Doch spricht ihr Tun den Worten Hohn.
In Formelkram und ander'm Plunder
Geht selbst das Höchste schmählich unter.

Drauf färbte die Wange des Knaben sich rot,
Es perlen ihm Tränen in seelischer Not:
„Ach Röslein, so schuldlos, ach Röslein so rein,
Kann nimmer gehören dir ganz allein.
Küßt' in der Fremde viel,
Trieb mit den Rosen Spiel —
Nun ist's vorbei!

Es stach mich der Dorn einer Rose ins Herz,
Ich trieb mit der liebenden Rose nur Scherz.
Nun sterb' ich so jung — an dem schmerzenden Stich;
Doch Röslein – zuvor noch muß küssen ich dich!"
Knabe küßt's Röselein —
Da bricht sein Augenschein —
Knabe war tot! — —

Ernst Ferd. Neumann.

Abendfeier.

Ich habe mein Fenster ausgeschmückt
Mit Efeu rings um den Rahmen,
Mit Blumensträußen, vom Felde gepflückt,
Mit Fuchsien, Lack und Zyklamen.

Wenn dann der Abend sich niederneigt,
Die Glocken die Vesper verkünden
Und immer höher die Dämm'rung steigt
Aus den dunkelen Gründen —
Sitz' ich am traulichen Fensterlein,
Ein kurzes Stündchen zu beten,
Und lese beim rötlichen Abendschein
Ein zierliches Büchlein voll Träumerei'n —
Den Sang eines lieben Poeten!

Dann wand're ich an verborgener Hand
In jenes sonnige Zauberland,
Das viele gesehen, das wen'ge erkannt,
Doch nur Auserwählte betreten.

Otto Promber.

Maiennacht.

In mondscheintrunkener Maiennacht
Sind je zwei Lilien aufgewacht.
Belauschend ihr scheues Flüstern,
Kicherten heimlich, im Rosenstrauch
Versteckt, zwei Knospen, vom Maienhauch
Umbuhlt und umschmeichelt lüstern.

Der Knab' und das Mägdlein betraten sacht
Den Park in der lockenden Maiennacht.
Begehrend rauschten die Blätter —
Vom breitgewipfelten Lindenbaum
Drang durch den silbernen Märchentraum
Der Nachtigall wirr Geschmetter.

Ihr Lied klang schmachtend und sehnsuchtsheiß,
Aufjubelnd stürmisch, verschmelzend leis:
„Grüß Gott, Frau Königin Minne!
Wo Flammen sprüht deiner Krone Pracht,
Erblühen Wunder, und Zauber lacht,
Gefangen nehmend die Sinne!"

Der Knab' und das Mägdlein hielten sich stumm
Umschlungen, vergessend die Welt ringsum,
In wonnebebendem Kosen —
Als sie sich verstohlen angeblickt,
Da waren die Lilien abgeknickt,
Die Knospen feurige Rosen — —

Z. M. Toscalio.

Antiqua oder Fraktur?

Ein Freund unserer deutschen Frakturschrift schreibt in einem der letzten „Türmer“-Hefte:

Ich bin einer, der empfindliche Augen und Nerven hat, die vom Lesen bald ermüdet werden; aber je länger je mehr komme ich zum gegenteiligen Ergebnis: Fraktur strengt mich weit weniger an als Antiqua. Da mögen alle Augenärzte und alle voreingenommenen Theoretiker dagegegen sprechen, es ist doch so. Und wenn ich mich nach dem Grunde frage, so finde ich ihn nirgends anders als in dem formalen Charakter beider Schriftarten, der im vorletzten Absatz genannten Artikels untersucht wird. Auf Seite der Antiqua ist formale Einfachheit, auf Seite der Fraktur Vielgestaltigkeit. Die Schlußfolgerung hieraus: „Nach dem Gesetze von der Ermüdung der Aufmerksamkeit und des Interesses durch Wiederholung von Gleichem werden diese von vornherein durch die Antiqua weniger angeregt; hingegen Fraktur u. s. w.“ eigne ich mir ganz an.

Aber nicht nur die psychologische Betrachtung spricht für Fraktur, sondern auch die rein mechanische Seite des Sehens. Jede ausgeprägte Gestalt oder Gestalt mit besonderen Kennzeichen in Natur oder Kunst macht sich dem Auge schneller bemerkbar, sowohl einzeln als (und noch viel mehr) in der Reihe oder gehäuft. Kürzer: formale Vielgestaltigkeit erleichtert das Erkennen. Die vielen Ecken und Spitzen oder Schwänzchen der Fraktur erleichtern dem Auge das Erkennen der Buchstaben und der Wörter, sie fallen sanft ins Auge, dieses braucht sich zu ihrer Unterscheidung nicht anzustrengen; es ist durchaus nicht so, daß sie sozusagen die Augen stechen, wie ich vor Jahren einmal gelesen habe. Das viele Gleiche, besonders die vielen Rundungen der Antiqua dagegen erfordern zum Unterscheiden ein genaueres Ansehen, sie ist darum für das Auge anstrengender. Bei Fraktur ist das Sehen oder Lesen eigentlich oberflächlicher, das Auge gleitet leichter und weiter voraus als bei Antiqua. Dieser Mehrverbrauch an Sehkraft summiert sich beim Dauerlesen, daß er für ein schwaches Auge fühlbar wird. Daraus folgt für mich, „daß für Sachen, die man in Menge flüchtig lesen muß, Fraktur vorzuziehen ist“.

Singvögel.

Waldrösleins Lieben.

Am Wege, im lieblichen Rosenkleid,
Zu lachender, frohender Frühlingsgezeit,
Steht einsam verlassen ein Waldröselein,
Zum Herzen und Küssen, so lieblich und klein.
Wartet nun Tag um Tag,
Niemand das Röslein mag,
Niemand es will. —

Kam einst ein munterer Knabe daher,
Im Herzen die blühende Rosenbegehr.
Die Wange so frisch und das Auge so klar,
Den Mund so rot und so lockig das Haar.
„Kommst du jetzt, Knabe mein?
Will deine Rose sein.“
Spricht's Röselein.

Da sprach der Knabe mit keckem Sinn:
„Laß' ruhig die staubige Straße mich zieh'n.
Ich breche am blühenden Dorne dich nicht,
Du liebliches Röschen, du bist mir zu schlicht.
Zieh' jetzt von Ort zu Ort,
Such' eine Rose dort,
Schöner als du!“ — —

Als wieder im Lenze der Blütenstrom rann,
Aufs neue der blühende Segen begann — —
Kam wieder zur Rose die Straße daher,
Der Knabe, der kecke, so müd' und so schwer.
Bleich war sein Angesicht,
Das trübe Auge spricht:
„Röschen, verzeihe!“ — —

Da weinte das liebliche Waldröselein
Und sprach zu dem Knaben in zitternder Pein:
„Du kehrst mir mit krankendem Herzen zurück,
Es sagt mir's dein Auge mit trauerndem Blick.
Wenn du auch todeswund,
Küß' ich dich ganz gesund,
Bleibst du bei mir!“

die Fürsten pflegten auch sie sich öfters zu verloben, was dann ein riesiges Aufsehen erregte. Wenigstens sind die Blätter bei solchen Gelegenheiten voll mit den Bildern der Braut und ihrer Schlafröcke. Sonst taten die Aristokraten im kleineren Maßstabe das gleiche wie die Fürsten. Auch sie hatten immer einen Photographen um sich, der sie in allen Stellungen und Lagen der Ewigkeit übermittelt. Das scheint ein Privileg gewesen zu sein. Gemeine Menschen wurden meist nur abgebildet, wenn sie gemordet hatten.

Professor Hypothesel hat die kühne Vermutung ausgesprochen, daß die illustrierten Blätter im Dienste einer revolutionären Propaganda standen und den Zweck hatten, die Fürsten und die Aristokraten lächerlich zu machen. Nun ist es allerdings nicht zu bestreiten, daß einige von den Fürsten auf den Bildern nicht immer das geistreichste Gesicht machen. Aber welchen Zweck hätte eine revolutionäre Propaganda damals haben sollen? Das Bild des damaligen Lebens, das uns jene Blätter geben, zeigt nichts als Glück und Zufriedenheit. Sicher gab es keinerlei Elend: das Volk, das anläßlich der Denkmalenthüllungen mit abgebildet ist, jubelt begeistert dem Fürsten zu und wird dafür huldvoll angelächelt. Ein großer Teil des Volkes war ähnlich gekleidet wie der Fürst und marschierte mit Vorliebe an ihm vorbei, was wohl zu jener Zeit ein gebräuchliches Gesellschaftsspiel gewesen sein muß. Übrigens sorgten die Frauen der Aristokraten für das Volk. Sie strickten ihm Strümpfe und ließen sich dabei photographieren. Dann gab es auch große Wohltätigkeitsfeste. Bei diesen bestand das Vergnügen darin, daß die Teilnehmer allerlei sonderbare Kleider anzogen und dann ein Gruppenbild von sich aufnehmen ließen. Bei diesen Festen gab es übrigens auch viele gewöhnliche Leute. Die Aristokratinnen saßen an Tischen, verkauften Champagner und Küsse und wurden bewundert. Nicht minder heiter waren die Unglücksfälle. Stets neue Aufnahmen blühten auf den Ruinen. Sogar die Ermordeten machten ein freundliches Gesicht, wenn sie photographiert wurden. Die Prostitution, die es angeblich damals gegeben haben soll, beruht auf böswilliger Erfindung. Überhaupt gab es nur lächelnde und vergnügte Leute. Denn wenn das Leben damals z. B. ein harter und wilder Kampf gewesen wäre, hätte sich das doch in all den Bildern vom Tage äußern müssen. Da dies nicht der Fall ist, müssen wir annehmen, daß es im zwanzigsten Jahrhundert auf Erden nichts gab als Glück, Edelmut und Kodaks. Diese schönen Zustände kamen wahrscheinlich von dem Überfluß an bedeutenden Leuten. Es ist unglaublich, wie viele damals Geburtstage und Festtage und Jubiläen hatten. (Jubiläum nannte man einen Tag, an dem auch ein Nichtaristokrat bestimmt photographiert wurde. War er schon tot, dann wurde sein Grab abgebildet oder die Hornbrille seiner Stiefschwiegermutter.) Übrigens waren auch die unbedeutenden Leute im zwanzigsten Jahrhundert alle geistig hervorragend. Den Gesichtern sieht man das zwar nicht an. Aber jeder hatte schon alle ernsten und schönen Bücher gelesen, über alle Probleme nachgedacht, jeden inneren Kampf gekämpft, jede Arbeit getan. Denn wie hätten die Leute sonst wohl die Zeit gefunden, die illustrierten Zeitschriften anzugaffen?

(„Der Weg.") R. A. B.

Der Empfang beim König von Persien.

Es erscheint der König, begleitet von seinen Verwandten und seinem Hofstaat und nimmt auf dem Throne Platz. Er ist in großer Gala, den Säbel zur Seite; neben ihm trägt man das Staatswappen, Streitkolben und Schild, die Abzeichen der Herrschaft und Eroberung. Es gibt eine Art Thronrede. Die Anwesenden verneigen

Leitspruch.

Wohl weißt du nicht, was am kommenden Tag
Das dunkle Geschick dir bescheren mag;
Laß dennoch dich nicht den Willen verdrießen,
Täglich nach einem Ziele zu schießen.
Und ist dir auch kund nicht, was deiner harrt,
Und ob dich das Schicksal noch so sehr narrt
Und oft dein redlichstes Mühen vergeblich:
Schon ernsthabend Wollen fördert erheblich.
Und war dein Streben oft auch umsunst —
Ein starkes „Ich will!“ schafft Schicksalsgunst.

Artur Bodenstädter.

Bitte.

Laßt mich wandern durch den stillen Morgen,
Denn es drängt aus meiner Welt der Sorgen
Mich hinaus in Gottes reichen Garten,
Wo schon Frühlingswunder meiner warten.

Seht, dem Licht drängt alles sich entgegen!
Veilchen blüh'n schon an versteckten Wegen.
Laßt im Blütenschmuck mich schau'n die Erde,
Daß ich wieder jung und fröhlich werde.

Friedrich Wiegershaus.

Die illustrierten Zeitschriften.

Also zu lesen in einem archäologischen Fachblatte im Jahre X006 der nächsten Zeitrechnung: Die Ausgrabungen in der Ruinenstadt Wien haben einen interessanten Fund zutage gefördert, der geeignet ist, Licht in die so dunkle Kulturgeschichte des zwanzigsten nachchristlichen Jahrhunderts zu bringen. Bei den Nachgrabungen in den Trümmern eines großen Hauses in der Mitte des Ruinenfeldes — der Leiter der Ausgrabungen, Professor Hypothesel, hält es für ein sogenanntes Kaffeehaus — wurde eine kleine, vollständig unversehrte Kammer freigelegt, über deren ursprüngliche Bestimmung sich die Gelehrten bisher noch nicht einigen konnten. In dieser Kammer wurde ein größerer Vorrat von bedrucktem Papier aufgefunden; ohne Zweifel Zeitungen, aber Zeitungen besonderer Art. Sie enthalten nämlich eine große Menge Bilder aus dem täglichen Leben des zwanzigsten Jahrhunderts. Mit einem Schlage gewinnen wir also einen Einblick in die Kultur jener Zeit. Wir erfahren nicht nur, wie es damals in der Welt zugegangen ist, wir sehen es mit eigenen Augen.

Im Zentrum alles Geschehens standen in jener Epoche augenscheinlich die Fürsten. Wenigstens sind die uns erhaltenen illustrierten Zeitungen voll von ihren Bildern. Es gab alte mit langen Vollbärten, jüngere mit langen Schnurrbärten und ganz junge ohne Bart. Ferner gab es dicke Fürsten und dünne Fürsten. Man kann einen gut vom anderen unterscheiden, und ist es nicht ersichtlich, warum sie numeriert wurden. Was die Beschäftigung dieser Fürsten betrifft, so saßen sie gewöhnlich im Wagen und lächelten huldvoll. Manchmal enthüllten sie auch Denkmäler und lächelten ebenfalls huldvoll. Meist waren sie in großer Gesellschaft von Leuten mit verkrümmter Wirbelsäule, immer aber hatten sie ihren Hofphotographen um sich. Eines der Bilder zeigt sogar, wie einer von den ganz jungen und dünnen Fürsten ohne Bart seiner Braut huldvoll lächelnd die Hand küßt. Wenn wir mehr Nummern dieser illustrierten Zeitschriften erhalten hätten, würden wir sicherlich auch Abbildungen noch viel intimerer Familienszenen finden.

Ähnlich wie die Fürsten standen auch die Aristokraten in hohem Ansehen, nur daß sie meist nicht im Wagen, sondern im Automobil huldvoll lächelten. Wie

Bücher.

Aus der Dekabristenzeit. Erinnerungen hoher russischer Offiziere (Jakuschkin, Obolenski, Wolkonski) von der Militärrevolution des Jahres 1825, bearbeitet von Ada Goldschmidt. (Hamburg. Gutenbergverlag 1907.)

Aus der Geschichtsschreibung, die sich hauptsächlich an die nackten Tatsachen und deren Beziehungen zueinander halten muß, kann man sich nur schwer das Bild einer Zeit mit ihren geistigen Strömungen halbwegs fehlerlos rekonstruieren. Schon der historische Roman vermag da mehr zu geben, als eine wissenschaftliche Darstellung, noch mehr bieten Memoirenwerke, die — wenn ihre Stimmung auch nicht kritiklos verallgemeinert werden darf — eine Summe psychologischen Materials für die Beurteilung einer Epoche liefern. Das gilt auch für die Erinnerungen aus der Dekabristenzeit; die Dekabristen, „Dezembermänner", von den Ideen der französischen Revolution durchhaucht, die sie in den napoleonischen Kriegen kennen lernten, waren zum Teile aristokratische Offiziere, die beim Tode des Czaren Alexander gewaltsam für die staatsrechtlich nicht einwandfreie Thronbesteigung des liberalen Großfürsten Konstantin eintraten, um dadurch die Bestrebungen ihrer „Société occulté" zum Sieg zu führen. Die Revolutionäre unterlagen, fanden den Tod oder wanderten nach Sibirien. Die Memoiren Jakuschkins, Obolenskis und Wolkonskis enthalten eine reiche Fülle von Tatsachen, Plänen, Ideen, Gefühlen, die einen tiefen Blick in die bewegenden Momente auch des gegenwärtigen Rußlands tun lassen, so daß das Werk „Aus der Dekabristenzeit" nicht nur historisch wertvoll ist, sondern auch große aktuelle Bedeutung besitzt. H. L. Rosegger.

Daß ein begabter und erfolgreicher lyrischer Dichter gleichzeitig auch ein gewandter und praktischer Verleger sein kann — oder umgekehrt — das beweist Wilhelm Langewiesche in Düsseldorf, der durch seine Gedichtsammlungen „**Frauentrost**" und „**Planegg**" und anderes einen großen Kreis von Verehrern gewonnen hat. Als Verleger hat er sich jetzt durch die Sammlung „**Bücher der Rose**" glücklich eingeführt. Mit sicherer Hand wählt er Stoffe aus der älteren und neueren deutschen Literatur und bietet sie in neuem Gewande, vorzüglich ausgestattet und zu billigem Preise dem Publikum dar. Der erste Band: „**Die Ernte**" (aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik) ist von Will Vesper nach neuen, sicher aber sehr anzuerkennenden Gesichtspunkten zusammengestellt. Der zweite Band „**Alles um Liebe**" enthält Briefe Goethes aus der ersten Hälfte seines Lebens und solche seiner Freunde, durch eine daneben hergehende biographische Erzählung zu einem hochinteressanten Ganzen verbunden. Der vierte Band wird die Ergänzung hierzu bieten. Jetzt ist der dritte erschienen, der die altberühmten „**Jugenderinnerungen eines alten Mannes**" von Wilhelm v. Kügelgen mit einer Fülle wertvollster Bilder enthält. Nach wie vor behauptet dieses Buch durch seinen fesselnden Inhalt, seine frische, herzerquickende Darstellung und seinen sonnigen Humor eine der hervorragendsten Stellen in der deutschen Memoirenliteratur. Ein echtes deutsches Hausbuch ist es geblieben, auch in unserer Zeit, die doch mit ihrer Literatur ganz andere Wege geht. V.

Erinnerungen eines alten Weimaraners an die Goethezeit. Von Julius Schwabe. (Frankfurt a. M. Moritz Diesterweg.)

Solche Bücher sind eine wahre Wohltat. In warmherzigem Plauderton wird allerhand Durcheinander erzählt aus jener bedeutsamen Zeit von Dichtern, Fürsten, Generälen, Professoren, Studenten, Bürgern u. s. w. mit Hervorkehrung besonderer Originale, illustriert durch zahlreiche Anekdoten. Schon mit den ersten Seiten liest man sich in eine behagliche Stimmung hinein, die durch die schönen Züge bedeutender Menschen und auch durch das oftmalige herzliche Auflachen unterwegs uns erhebt zu einer frohen Höhe, wo die Edlen und die Heiteren wohnen. Mancher tiefernste Schattenzug erhellt nur noch das Licht. Der Verfasser steht nicht im Literaturkalender, man soll ihm Platz machen. Wir haben nicht viele, die so schön, so geistvoll und so freundlich schreiben. Den wahren Genuß, den mir dieses Büchlein bereitet hat, möchte ich gerne mit vielen teilen, also, Freunde, langet danach. Ihr werdet mir's danken. M.

Unter Föhren und Zypressen. Gedichte von Anton Renk. Zweiter Band. (München. Georg Müller. 1907.)

Rasch ist der zweite Band dem ersten gefolgt. Diesem haben wir seinerzeit einige Gedichte entnommen, „Heimgarten" 1907, Seite 425, die — so weit wir Fühlung haben — großes Interesse, ja teilweise geradezu Bewunderung erregten. Dieser zweite Band enthält Poesien, die man noch über die besten des ersten wird zu stellen haben. M.

sich ehrerbietig; dann nähert sich als Dolmetscher ihrer Gefühle der erste Minister auf etwa dreißig Schritte und richtet, mitten in der schweigenden Menge stehend, mit lauter Stimme an den Herrscher Bewillkommungsworte und Wünsche für sein Wohlergehen. Der König versichert zunächst, sein Befinden sei ausgezeichnet, und fragt sodann, ob das Volk Anlaß hat, zufrieden zu sein. Darauf erwidert der erste Minister, nie sei die öffentliche Wohlfahrt so vollkommen gewesen, Iran verdanke den Tugenden und dem Genie des Monarchen eine Glückseligkeit ohnegleichen, und bezeuge ihm dafür an diesem Tage seine Dankbarkeit. Nun geht Seine Majestät auf das einzelne ein. Sie erkundigt sich, ob die Aussichten für die nächste Ernte gut sind. — Sie sind vorzüglich. — Ob Friede im Lande herrscht? — Friede im ganzen Lande. — Ob die Verwaltungsbeamten das öffentliche Wohl im Auge haben und ob ihre Ehrlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt? — Nie waren irgendwo Diensteifer und Redlichkeit höheren Lobes würdig. — Für diesen erfreulichen Stand der Dinge dankt der König Gott und bemerkt, damit er von Dauer sei, müsse das Volk die Gebote der Religion treulich befolgen, worauf der Minister entgegnet: Gewiß, gewiß! — Auch muß die gute Sitte rein erhalten bleiben! — Gewiß, gewiß! — Die Habgier muß dem Herzen der Beamten fern bleiben; denn nichts schädigt ein Volk mehr als pflichtvergessene Behörden. — Gewiß, gewiß! — Nachdem der König noch mehrere so heilsame Ratschläge zum besten gegeben, läßt er sich seine Wasserpfeife reichen, und während er schweigend raucht, reichen Diener Erfrischungen herum. Dann bringt man Säcke voll kleiner Gold- und Silbermünzen, die besonders für diesen Tag geprägt worden sind, und der König verteilt davon an jedermann. Währenddessen richtet er fortwährend noch offizielle Bemerkungen an den ersten Minister, immer in einem familiären Tone.

Nun tritt ein Dichter aus dem Garten vor und deklamiert ein Lobgedicht auf den Monarchen. Wenn er fertig ist, erscheint ein Mulla und spricht ein Gebet für ihn. Danach erhebt sich Seine Majestät, der erste Minister richtet einige Geleitworte an ihn, und während alle Welt sich verneigt, verschwindet der König und die Feierlichkeit ist zu Ende. („Türmer.")

Lustige Zeitung.

Durch die Blume. Herr: „Ach, Fräulein Anna, ich sehne mich so nach einer Schwiegermutter, wollen Sie mir nicht dazu behilflich sein?"

Auch eine Antwort. Gendarm: „Wissen Sie nicht, daß das Fechten verboten ist?" — Alter Handwerksbursche: „Wollen wohl sagen, für die eigene Person seis verboten; denn 66 focht ich gegen Preußen, 70 gegen Frankreich, und erst heute, wo ich für mich fechten will, erfahre ich, daß es verboten sei!"

Gelöster Zweifel. Sepp: „Schön ist das Mädchen, Geld hat sie auch, aber ob sie gescheit ist oder nicht, darüber bin ich noch im Unklaren." — Jock: „Halt einmal um sie an; wenn sie dich nimmt, kannst du dich darauf verlassen, daß sie dumm ist."

Immer Fachmann. Arzt: „Wo haben Sie denn Schmerzen?" — Professor der Geographie: „Am Fuße, nördlich von der Ferse!"

Kindermund. Mutter: „Lieschen, du mußt aber jetzt ins Bett, die Sterne stehen ja schon am Himmel." — Lieschen (die, um sich zu überzeugen, ans Fenster tritt und nur einen Stern sieht), „Aber Mama, wegen des einen?"

Vielsagend. Fremder: „Wie rasiert denn euer Bader?" — Bauer: „No, mir sans schon gwohnt!"

Neue Reisebücher Meyers. „Das Mittelmeer und seine Küstenstädte." 3. Auflage. — „Riviera, Südfrankreich, Korsika, Algerien und Tunis." Von Th. Gsell-Fels. 7. Auflage. (Leipzig. Bibliograph. Institut. 1907.)

Mit der eröffneten Reisezeit erscheinen auch die für den heutigen Reisenden unentbehrlichen Führer zu Wasser und zu Land, und denjenigen, welche so glücklich sind, schöne Seefahrten unternehmen zu können oder die herrliche Küste der Riviera aufzusuchen, bietet die durch ihre trefflichen Handbücher dieser Art bestbekannte Verlagsbuchhandlung in neuen vollständig umgearbeiteten Auflagen die oben genannten bewährten literarischen Begleiter. Im besten Sinne kann man diese Bücher bewährt nennen, wofür der deutlichste Beweis ist, daß vom „Mittelmer" schon die dritte und von Gsell-Fells „Riviera" schon die siebente Auflage nötig wurde. Über alles erhält der Reisende hier die beste und verläßlichste Auskunft. Beide Reisehandbücher sind in der üblichen Weise, welche die Verlagsbuchhandlung pflegt, reichlich mit vortrefflichen Plänen und Karten ausgestattet. Dr. A. Schl.

Büchereinlauf.

C. I. Roman von Fritz Stüber-Gunther. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Geliebt — gelebt. Roman von Wilhelm Delna. (Wien. J. Eisenstein & Co. 1907.)

Befreiung. Roman von Goswina von Berlepsch. (Dresden. Max Seyfert. 1907.)

Sidsel Langröckchen. Von Hans Aanrud. (Leipzig. Georg Merseburger. 1907.)

Kleine Leute. Geschichten aus der Heimat von Wilhelm Kotzde. (Berlin. Albrecht Dürer-Haus.)

Hausbrot. Märchen und Sagen — Ritter- und Räuber-, Hexen- und Wildschützengeschichten — Familienerzählungen und Lebensbilder — Lieder — Sprüche — Sitten und Gebräuche, vom Volke ersonnen, gesammelt und dem Volke unverfälscht zurückgegeben vom Onkel Ludwig in Verbindung mit Dr. Richard v. Kralik. (Donauwörth. Ludwig Auer. 1907.)

Jugendliebe. Novellen und Skizzen von Adolf Vögtlin. (Zürich. Arnold Bopp.)

Schemaja. Ein zionistisches Bild von Dr. O. D. Tyrka. (Blasewitz. R. v. Grumbkow. 1907.)

Krieg. Von Robert Reinert. (Wien. Akad. Verlag. 1907.)

Der Schlierach Lois. Bauerndrama in fünf Aufzügen von Valerie Grèy. (Leipzig. Philipp Reclam.)

Arelin. Trauerspiel von Karl Oscar. (Leipzig. Oswald Mutze. 1907.)

Der Weise und der Tod. Von Georg Ley. (Berlin. Modernes Verlagsbureau. 1907.)

Eine Gymnasiastentragödie in vier Aufzügen von Robert Saudek. (Berlin. „Concordia" Deutsche Verlagsanstalt.)

In der Reihe „Bücher der Weisheit und Schönheit", herausgegeben von J. E. Freiherrn v. Grotthuß (Stuttgart. Greiner und Pfeiffer) sind neuerdings erschienen:

K. E. v. Baers Schriften, ausgewählt von Prof. Dr. Remigius Stölzle.

Gobineau. Auswahl aus seinen Schriften. Herausgegeben von Dr. Fritz Friedrich.

Platos Philosophie in ihren wesentlichen Zügen durch ausgewählte Abschnitte aus seinen Schriften von Gustav Schneider.

Goethes Gedichte in einer Auswahl. Mit einer Einleitung und Erläuterungen von Prof. Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene Ausgabe. — **Schillers Gedichte.** Mit einer Einleitung und Erläuterungen von Prof. Dr. Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene Ausgabe. (Leipzig. Bibliographisches Institut.)

Ausfahrt. Gedichte von Friedrich Wiegershaus. (Bremen. Karl Schünemann.)

Aus Stunden der Sehnsucht. Gedichte von Robert Ticho. (Brünn. L. und A. Brescher. 1907.)

Und hätte der Liebe nicht —. Lyrik von Else Kastner-Michalitschke. (Graz. „Styria". 1907.)

Aus meiner Welt. Von Georg Knauer. (Wiesbaden. Emil Behrend.)

Zehn Sommer. Lieder und Gedichte aus dem Lebensbuche eines Wandernden von A. A. Naaff. 6. Sammlung. (Wien. Verlag „Lyra". 1907.)

Gedichte aus dem Bayerwalde. Von Ludolf Silvanus. (Passau. Waldbauersche Buchhandlung. 1906.)

Liederbuch für deutsche Studenten und Turner. Von Fritz Hirth. 25. Auflage. (Neutitschein. L. V. Enderssche Kunstanstalt.)

Lieder und Bewegungsspiele. Für das Pestalozzi-Fröbel-Haus I zu Berlin gesammelt, zusammengestellt und bearbeitet von Else Fromm. Mit Noten. (Hamburg. Gutenberg-Verlag.)

Lustige und sinnige Vortragsgedichte in österreichischer Mundart, für gesellige Kreise ausgewählt aus den Gedichten von Franz Unger. (Wien. Franz C. Mickls Verlag. 1907.) Zum Vortragen dürften sich diese „Gedichte" schwerlich eignen. Z.

Erinnerungen an Richard Wagner. Von Angelo Neumann. (Leipzig. L. Staackmann. 1907.)

Beethovens Beziehungen zu Graz. Neue Beiträge zur Biographie des Meisters und zur Konzertgeschichte der Stadt von Otto Erich Deutsch. (Graz. Leykam. 1907.)

Ich klage an. Eine Flucht in die Öffentlichkeit von Conan Doyle. (Berlin. Gustav Rieckes Buchhandlung Nachfolger.)

Wenn du vom Kahlenberg? Das künstlerische Stadtbild Wiens, wie es war und wird. Ein Buch für einheimische und auswärtige Fremde von J. A. Lux. (Wien. Akad. Verlag. 1907.)

Ein sehr beachtenswertes Buch, das uns den guten Geschmack der alten Zeit und den gottverlassenen Stil der Gegenwart mit ihrem unendlichen Kunstgeschwätz schlagend vor Augen führt. Als zu dieser neuen Zeit gehörig geschmacklos ist auch die Schrift, mit der das Buch gedruckt wurde. Sie ist kaum zu lesen. Diese Sucht unserer Buchdrucker, jedem neuen Buch eine originelle Ausstattung zu geben, geht schon ins Tollhäuslerische. Solche Schrift, an der man erst die Buchstaben lernen muß, um sie lesen zu können, mag ich nicht, es sei der Inhalt noch so gut. Wieso erdreistet man sich, dem Leser mit Absicht Zeit zu stehlen und Augen anzustrengen! Zurück zur einfachen Frakturschrift, die man leicht und rasch liest. Gerade ein Buch wie dieses, das so viel über schlechten Geschmack greint, hätte eine geschmackvolle Ausstattung haben müssen. M.

Wesen und Aufgabe einer Schülerkunde. Von Dr. E. Martinak. (Langensalza. Hermann Beyer u. Söhne. 1907.)

Schülerkunde ist, daß der Erzieher und Lehrer das körperliche und geistige Leben des Schülers durchforsche, um auf es richtig wirken zu können. Zum Beispiel man lese viel, was über Kinder geschrieben wurde, man beobachte das Kind direkt, man schaue in sich selbst, um an eigener Kindheit und Jugend fremde zu messen. Letztere Methode scheint mir die richtigste zu sein. Die Sache ist wichtig. Lerne vom Kinde, um es zu lehren. M.

Handbuch der Kunstgeschichte. Von Anton Springer. Bd. V.: „Die Kunst des XIX. Jahrhunderts." Bearbeitet von Max Osborn. (Leipzig. E. A. Seemann. 1907.)

Einen glänzenden Abschluß erfährt die in allen Kreisen bekannte Kunstgeschichte des verstorbenen A. Springer durch den eben erschienenen fünften Band, in welchem M. Osborn zunächst die Springersche Darstellung etwa bis 1850 im wesentlichen unberührt gelassen, das weitere aber selbst aufgebaut und dargestellt hat. Er hat es hierbei verstanden, in der Wertschätzung des mehr oder weniger Bedeutenden den richtigen Maßstab anzulegen und das ganze mit einer Frische und Gediegenheit ausgeführt, daß sowohl den aufmerksamen Forscher wie auch den Leser, welcher vom Standpunkte der allgemeinen Bildung eine Übersicht verlangt, dieses Buch überaus befriedigen und erfreuen wird. Selbstverständlich ist die erwähnte Kunstepoche aller Kulturvölker in dem Werke behandelt und niemand wird eine Persönlichkeit vermissen, welche auf dem künstlerischen Gebiete irgendwie bedeutend hervorgetreten ist, mag es sich um Architektur, Plastik oder Malerei handeln. Kaum ein zweites ähnliches Werk wird eine derartige treffliche Übersicht gewähren und imstande sein, das gesamte 19. Jahrhundert in künstlerischer Beziehung so deutlich und klar vorzuführen. Selbstverständlich sind auch die allerjüngsten Kunstrichtungen, welche bei der mitunter auftretenden Verschiedenheit der Ansichten über dieselbe nicht leicht zu behandeln waren, ins Auge gefaßt und erhält der Benützer des wertvollen Werkes hierüber vorzügliche Aufklärung. Die bekannte Verlagshandlung hat nahezu 500 vorzüglich ausgeführte Textillustrationen und 23 Farbentafeln beigegeben, deren prächtige Ausführung ganz überraschend wirkt, Illustrationen, welche natürlich zum Verständnisse des Textes das ihrige beitragen und das Buch zu dem ausgestalten, was es sein will, eine ausgezeichnete Kunstgeschichte des verflossenen Jahrhunderts.

A. Schlossar.

Illustrierte österreichische Alpenzeitung. Blätter für Wandern und Reisen, Touristik und Fremdenverkehr, Sommer- und Winterfrischen, Alpinistik und Sport. (Graz, Annenstraße Nr. 19.)

Dieses Blatt bringt in jeder Nummer gute Bilder hervorragend schöner Landschaften und Ortschaften und auch textlich sieht man überall das Bestreben nach Gutem. Wenn heimische Faktoren sich diese Fremdenzeitung angelegen sein lassen, kann sie zu einem hervorragenden Organe für die Naturschönheiten unseres Landes werden. L.

Soeben erschien eine Broschüre, welche den Titel führt: **„Was uns not tut: Der Glaube an Gott und Unsterblichkeit, ohne Wunder und Dogmen".** Von Klara Just-Bartsch. (Straßburg i. E. Elsaß-lothringische Druckerei.)

Die Verfasserin hält eine Neubelebung echter Religiosität nur für möglich durch eine innige Verschmelzung von Religion und Wissenschaft und tritt darum ein für eine vollständige Reform der Religion aus Religion. Sehr schön das. Theoretisch geht sie auch leicht an, eine solche Reform. Aber praktisch! Das ist was anderes. Z.

Flugschrift 1848 für das allgemeine gleiche Wahlrecht. Von August Zang. (Graz, Vereinsdruckerei.) Was vor nahezu 60 Jahren im Geiste schon fertig war, das wird erst heute unter ungeheuren Krämpfen geboren! Gebe Gott, nicht zu spät!



Die Försterbuben.

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Heimkehr ins Forsthaus.

Und am nächsten Tage in frischer Sonnenfrühe ging es heimwärts.

Der Friedl hatte im Gerichtsgebäude noch die Einbrennsuppe ablehnen wollen; den Spitzbubenkaffee möge er nicht, er wolle sich einen anderen im Kaffeehaus kaufen. Da sagte Elias: „Bruder, tu nicht übermütig werden! Iß mit mir noch einmal diese braune Suppe, damit du von dem Gelde nichts auszugeben brauchst. Das wirst du, wie es dir das Gericht in die Hand gegeben hat, dem Zimmermeister Josef heimbringen."

Wurde der Friedel ernsthaft und sagte: „Du hast recht. Ich hab mirs selber fürgnommen und wills nimmer vergessen. Elias, von jetzt an —"

Er blieb stecken. Allein als sie dann die Stadt hinter sich hatten, rechts und links der Straße die tauigen Wiesen, die Bäume mit den langen Schatten, die Berge im goldenen Sonnenschein — da griff er's wieder auf. „Elias, ich sags dir, von jetzt an will ich anders werden. Lustig schon, wenns geht, aber leichtsinnig nimmer. Ein Hund bin ich gwest, wie ich den Vater immereinmal gekränkt hab!"

Jane Welsch-Carlyle. Von Emma Adler. (Wien. Akad. Verlag. 1907.)

Nur treu! Seminaransprachen von Ernst Gründler. (Leipzig. Dürrsche Buchhandlung. 1907.)

Die religiösen Bewegungen des Judentums im Zeitalter Jesu. Von M. Friedländer. (Berlin. Georg Reimer.)

Christentum und Islam. Von Dr. C. H. Becker. (Religionsgeschichtliche Volksbücher, herausgegeben von Lic. F. M. Schiele.) (Tübingen. J. C. B. Mohr.)

Katholisch — doch nicht welsch! Von Johannes Woltmann. (Leipzig. Otto Wigand. 1907.)

Die schöne Welt. Neue Fahrten und Wanderungen in der Schweiz und in Italien von J. V. Widmann. (Frauenfeld. Huber & Co. 1907.)

Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Rußland. Kultur, Aberglaube, Sitten und Gebräuche. Von Bernhard Stern. Zwei Bände mit Illustrationen. (Berlin. Hermann Barsdorf.)

Seligenland. Von Paul Eicken. (Dresden. E. Pierson.)

Über die nationale Bedeutung unserer Enthaltsamkeitsbewegung. Ein Vortrag von Dr. Gustav Rösler. (Reichenberg. Verlag des „Alkoholgegners".)

Die Mietwohnung. Eine Kulturfrage. Glossen von Richard Schaukal. (Darmstadt. Verlagsanstalt Alexander Koch.)

Erhaltet unserer Heimat die Vogelwelt! Von Dr. Konrad Guenther. Mit einem Anhang: Empfehlenswerte Stubentiere. (Freiburg i. Br. Friedrich Ernst Fehlenfeld.)

Kann es innerpolitisch noch einmal Frühling werden in Deutschland? Eine Osterbetrachtung für die gebildeten Klassen von Heinrich Jaeger. (Wiesbaden. „Rhein. Kourier.")

Die internationale Hilfssprache und das Esperanto. Von Wilhelm Ostwald. (Berlin. Möller & Borel.)

Die Frage einer internationalen Hilfssprache und das Esperanto. Von J. Borel. (Berlin. Esperantistengruppe.)

Meine Selbstheilung von 18jährigen Sprachstörungen. Neue, überraschend einfache und sichere Methode zur dauernden Heilung des Stotterns durch systematische Selbstsuggestion von Jens Scherning. (Berlin. Modern-pädagogischer u. psychologischer Verlag.)

Die Geschäftsordnungen der deutschen Statutargemeinden Österreichs. Eine Studie zum österreichischen Gemeinderechte von Dr. Friedrich Hofmann. (Wien. F. Tempsky.)

Illustriertes Jahrbuch der Naturkunde. Fünfter Jahrgang 1907 von H. Berdrow. (Teschen. Karl Prohaska.)

Jahrbuch der Weltreisen und geographischen Forschungen von Wilh. Berdrow. Sechster Jahrgang 1907. (Teschen. Karl Prohaska.)

☞ Vorstehend besprochene Werke 2c. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten".



L. K., Wien. Nehmen Sie sich für Ihre Gier, „gedruckt zu sein", eine Abschrift aus einem wohlgemuten Liebhaber-Poeten:

Süßes Geheimnis.

Wenn dir ein schönes Lied gelungen,
So freue dich der Musen Kuß.
Was deinem Herzen sich entrungen,
Ist heimlich trauter Himmelsgruß.

Von der Empfindung Schmelz umwoben,
Behalt's wie ein Geheimnis zart,
Denk' nicht ans Drucken, Kritik, Loben,
O halt' es liebevoll verwahrt.

Sing' einer gleichgestimmten Seele
Dein Lied, wie's klingt in Lust und Leid,
So bleibt es keusch und ohne Fehle,
Vom Schmutz des Tages nicht entweiht.

Gedruckt dein Lied dem Tag dich bindet,
Der dich nicht kennt, nur flüchtig hört,
Der, weil er selten mitempfindet,
In deinem Lied dein Ich zerstört.

Drum fürchte nicht, ist echt empfunden
Dein Lied, so lebt es schön und rein.
Gedruckt ist ihm die Weih' entschwunden,
Vom Himmel zieht's zur Erde ein. A. D.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten"
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 15. Mai 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Höck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

„Friedl, das mußt du dir abgewöhnen, daß du allemal alles von der schlechten Seite anschaust. Auf deine Weise wäre ja ich an der ganzen Geschichte schuld."

„Das hab' ich nit gesagt. Du siehst nur, daß sich alles ausdeuten laßt wie der Will."

Ähnliche Gefechte führten die Burschen mehrere unterwegs, warfen aber fast allemal die Degen weg, bevor einer verwundet wurde.

Zur Mittagszeit wollten sie in keines der Straßenhäuser einkehren, aus denen sie ein paar Tage vorher so grausam beschimpft worden waren. Bei einem abseits stehenden Bauernhause sprachen sie zu und bekamen dort Klöße mit Kohl.

„Siehst du, Bruder, daß die Raben auch heute noch fliegen?"

„Ja, ja, Elias, du hast halt immer recht. — Aber jetzt sollt er uns schon bald entgegenkommen."

„Ja, ich schau auch schon immer aus."

„Wissen muß er's ja schon, daß wir auf dem Heimweg sind."

„Ich habe nur eine Angst", gestand Elias, „wenn er's hört, was für eine Dummheit ich habe angestellt."

„Du, um das Donnerwetter beneide ich dich nit!"

„Unwahrheit ist halt doch schon einmal gar nichts wert", sagte Elias mit ungleicher Stimme, „auch wenn man was Gutes mit ihr wollte stiften. Ich bitte dich, Friedl, hilf du mir beim Vater."

„Ich sag, wie ich gesagt hab", antwortete der Friedel, „willst mich nit noch einmal fuchtig machen, so red' von was anderem."

Da redete der Student gar nichts.

Als sie am Nachmittag gegen Ruppersbach kamen, sagte der Friedl: „Na, durch das Nest mag ich nit gehen." Da schlugen sie links einen Feldweg ein, um dem Dorfe auszuweichen. Sie kamen an den hohen Pappeln vorbei, die in einer Reihe standen wie Riesenlanzen. Unter denselben zog sich eine Mauer hin. Sie gingen der Mauer entlang, da kamen sie zum Tor, das offen stand. Elias konnte an keinem Friedhofe vorbeigehen, ohne den Hut vom Haupte zu ziehen und ein Vaterunser zu beten. Und wenn er drinnen mitten unter den weißen Mäuerlein und kleinen, schief stehenden Kreuzlein ein großes Christusbild ragen sah, da ging er hinein, schaute zum Erlöser auf und las dann Inschriften der Denkmäler. So tat er auch heute und der Friedl ging mit ihm. Auch der las Grabschriften, und zwar darauf hin, ob sie ungereimt und spaßig wären. Dieweilen wird's ein bissel kühler zum Wandern.

„Schau, was Leut sterben!" sagte er jetzt, zeigend auf die frische Hügelreihe mit den unangestrichenen Holzkreuzlein.

Elias trat hinzu und las Namen, wie sie auf den Kreuzchen standen.

„Hund mußt du nicht sagen!“ mahnte Elias.

In ruhiger Frohheit wanderten sie wegshin. Des Elias Wahnsinn war vergessen. Er meldete sich auch nicht mehr. Ein Delirium des Schreckes, sonst war es nichts gewesen.

Und jetzt lag sie wieder da, die leuchtende, klingende Welt Gottes.

Fern aus dem Hintergrunde des Tales stand schier in Sonnenduft gehüllt die steile Wand des Ringsteins auf. Dort liegt Eustachen. Und dahinter das Forsthaus. Als ob sie jahrelang fortgewesen wären, so zog es sie heimwärts.

Als es heiß geworden war, setzten sie sich in den Schatten zweier Fichten, unter denen das Steinbild des heiligen Johannes von Nepomuk stand.

„Sind dir auf unseren Straßen nicht schon die vielen Heiligenbilder aufgefallen?“ fragte der Student.

„Du hast sie ja doch gern, die Heiligenbilder — nit?“

„Wenn sie schön sind. Besonders —“, fast errötend gestand es Elias, „die Muttergottes muß schön sein. Vor einem häßlichen Marienbilde, wie man sie in Wallfahrtskirchen sieht, könnte ich keine Andacht haben. Nein, so widerwärtige Bilder! Möchte nur wissen, ob das auch in anderen Ländern so ist.“

„Kunnten ja einmal nachschauen gehen“, sagte der Friedl. „Ich denk, die Leut werden halt nirgends schönere Bilder machen, als sie können. Die Heiligen braucht man ja nicht zum Anschauen.“

„Vielmehr, daß wir ihnen nachfolgen“, gab Elias bei.

„Ja, wenn sie kammod wären wie vor Zeiten“, sagte der Friedl. „Deinem Namenspatron, dem heiligen Elias, haben die Raben das Brot vom Himmel gebracht. Aber unser vergessen sie halt. Und möchte schon bald was essen.“

„Wart nur“, sagte Elias, „wer Vertrauen hat, der erlebt jeden Tag Wunder.“

„Du, Elias. Bei deinem starken Glauben zu der Muttergottes hätt sie uns schon helfen können, wie wir jetzt in der großen Not sind gwest.“

„Sie hat uns ja gholfen. Sonst wären wir jetzt nicht im Sonnenschein.“

„Das Taschenmesser hat uns gholfen, das du mir gschenkt hast.“

„Wer sagt dir denn, daß es nicht die liebe Muttergottes gewesen ist, die mir den Gedanken eingegeben hat: Deinem Bruder kaufe ein Taschenmesser?“

„Wenn dir das nit wär' eingfallen, so hätt's mit diesem Messer nit geschehen können und wir wären in keinen Verdacht gekommen.“

„Geht nit, Friedl, ist zu schmal für uns zwei, setzt euch nur kamodt in den Wagen."

So fuhren sie gegen Eustachen. Der Michelwirt hatte nur ein paarmal ausgerufen: „Also der Krauthas!" Denn es war schon alles bekannt geworden. Im übrigen redete er nicht viel, mußte auf die Pferde achtgeben. Elias schwieg und der Friedl schwieg auch, weil ihm bange geworden war.

Der Michel hatte gemeint, er würde die Burschen bei dem Wiedersehen an die Brust reißen müssen. Statt dessen war es so kühl hergegangen. Schon gut so. Das ahnte er wohl, wenn er jetzt ruhig bleiben soll und nichts verraten, so darf er das Herz gar nicht anrühren. — Am Eingange des Dorfes vor der Kapelle standen schon Leute, Jugendkameraden, darunter auch die Gerhaltbuben. Ohne Willkommsgeschrei reckten sie den Ankömmlingen die Hände entgegen, aber diese taten nicht viel desgleichen und der Michel hielt die Pferde nicht an, ließ sie vielmehr sehr rasch zwischen den Häusern hintraben bis zum Wirtshause.

„Wir wollen nit einkehren, wir wollen gleich heim", sagte der Friedl.

„Na na, Buben, zukehren müßt ihr schon bei mir." So der Michel. „Ihr habt Hunger und Durst. Frau Apollonia hat schon daran gedacht. Auch abstauben werdet ihr euch wollen."

„Wir möchten schon den Vater haben," sagte der Student.

„Ich glaubs euch, Buben, ich glaubs euch, wird aber jetzt nit zu Haus sein. Kunnt sein, daß — er notig im Gebirg was zu tun hätt und vor dem spaten Abend nit heimkommt."

„Die Nachricht hat er doch erhalten?"

„Ei, das schon, die Nachricht, die wird er schon bekommen haben. — Poldl, komm doch herfür und spann die Pferde aus!"

Wenn der Vater jetzt ohnehin nicht daheim ist, da konnten sie ja einkehren, dachten die Burschen und traten ins Haus.

„Da seins halt jetzt, die armen Hascher," klagte der alte Einleger Wenzel, der im Vorhause stand.

„Schau, daß d weiter kommst," herrschte ihn der Wirt zu, so daß dem Alten ungleich wurde. Was hat er denn heut, unser Herr?

Der Tisch war schon gedeckt, die Kellnerin brachte Speise und Trank und die jungen Wanderer ließen sich nicht nötigen. Der Michel saß neben ihnen, fragte nicht viel und erzählte nicht viel. — Schenkte Wein in die Gläser. „Tuts trinken, Buben. Der Wein, wenns auch heißt, zuviel wär ungesund, er ist und bleibt eine Gottesgab und erfrischt das Herz. Schon gar, wenn der Mensch . . . Ich kunnt den Wein nimmer entbehren." Er füllte auch sich ein Glas und leerte es auf einen Zug.

„Johann Dröschler."

„Das ist der alte Müller gewesen", sagte der Friedel, „weißt, der bucklige Alte, der ganz krumm gebogen war, wo der Saubub, der Wegmacher Kruspel, hat gesagt, den müßten's, wenn er einmal gestorben wär, in eine Baßgeigenschachtel legen."

Elias las weiter: „Andreas Holzbruckner."

„Ist im Rausch in den Fluder gefallen, Gott tröst sein Seel!"

„Maria Buchebner."

„Ah, das ist die Pichelbäuerin, die so viel hat leiden müssen."

„Nathan —"

Elias stockte.

„Wer denn weiter?" fragte der Friedl.

„Nathan Böhme!"

Nun standen sie da und schwiegen. Und murmelte endlich der Friedl. „Da drunten liegt er." Und standen lange vor diesem Hügel und sagten nichts weiter. Können es uns wohl denken, was durch ihre Seelen gezogen sein mag. Endlich atmete der Friedl schwer auf und schritt weiter. Er hatte feuchte Augen.

„Da ist ein Rufmann", sagte Elias leise.

„Bei meiner Treu, da ist ein Rufmann. Paulus Rufmann, wie unser Vater heißt."

„Ich habe nie etwas gehört, daß es in unserer Pfarre auch sonst noch Leute gibt, die Rufmann heißen. Der Vater ist vom Bayerischen her."

„In Sandwiesen, der Tabakskrämer heißt Rufmann. Hat Rufmann geheißen", wußte der Friedl zu sagen.

„Der wird's sein", gab Elias bei. Dann gingen sie aus dem Friedhofe fort und ihres Weges weiter.

Oberhalb Ruppersbach kamen sie wieder zur Straße. Sie gingen ein wenig schneller und sprachen nicht viel. Da sahen sie, wie ein Wagen entgegenkam.

„Das ist der Vater!" rief der Friedl. „Es sind Michelwirts Pferde, da sitzt der Vater im Wagen."

Es saß wohl einer drinnen, aber das war der Michelwirt. Er war selbst der Kutscher, hielt jetzt die Pferde an und stieg aus.

Fröhlich grüßten sie ihm entgegen und der Friedl sagte: „Du, Onkel, das war jetzt eine Zeit! Die möcht ich nit wieder derleben. Warum ist der Vater nit mit?"

„Ist so viel heiß heut und der weite Weg. So bring ich euch den Wagen entgegen", sagte der Michel und faßte die Pferde am Riemen, um sie zu wenden. „Steigt nur gleich ein."

„Ich will auf den Bock."

„Allein gelassen wohl nit . . .“

Jetzt kein Halten mehr.

Als sie hinausgingen, stand im Hintergrunde des Vorhauses das schlanke Mädel und schaute her. Er hat sie gesehen und nicht gesehen. Sie warteten nicht ab, bis eingespannt war, sie lehnten den Wirt ab, der sie begleiten wollte. Als ob hinter ihnen etwas Feindliches her wäre, so eilten sie hin am Waldsteig und in der Abenddämmerung sahen sie das Forsthaus vor sich liegen. Und hörten dort stoßweise weinen. Als sie in den Hof kamen, sahen sie, daß es der Waldel war. Und als der Kettenhund die Heimkehrenden bemerkte, da wurde sein Heulen noch kläglicher. Er sprang sie nicht an, wie sonst, wenn sie sich nahten, er lag auf der Erde, deren Sand er aufgescharrt hatte, feucht unter den großen schwarzen Augen, so schaute er sie an und heulte und wimmerte leise, als wollte er ihnen alles Schreckliche erzählen, was geschehen war. Zum Tore kam die alte Sali heraus, langsam, gab ihnen aber nicht die Hand. „Unser Herrgott weiß es! Weil nur ihr da seid! Weil nun endlich ihr wieder da seid! O du liebe Frau im Himmel oben, die Freud, wenn er das noch hätt erlebt!“ Weinen tat sie nicht.

Elias hatte fast nicht den Mut, ins Haus zu treten. Nicht vor dem toten Vater konnte er sich fürchten, aber vor seinem zürnenden Geiste . . .

In der Stube, vor dem Muttergottesbilde an der Wand, brannte eine rote Ampel. Sie brannte seit drei Tagen. „Und so lang ich in dem Haus bin, wird sie nimmer auslöschen,“ sagte die Sali. Aber als Elias in der Stube allein war, nahm er die Ampel von ihrer Leiste herab und stellte sie über dem Tische auf die Wandeckstelle, wo das Kruzifix stand. Maria, unsere Fürbitterin! Aber das Licht gehört Ihm allein.

So waren sie jetzt daheim. Und in dem Augenblick, als sie in dieses Haus getreten — wußten sie auch, hier waren sie fremd geworden. Verwirrt und betäubt gingen sie eine Weile umher, gingen nur so umher und konnten nichts denken. Sie gingen in sein Zimmer, in die Kanzlei, in alle Stuben und Kammern und waren immer überrascht, den Vater nicht zu finden. Sie sahen sein Gewand, sein Gewehr, seine Bergstecken, seine Pfeife, seine Laute — alles, nur ihn selbst nimmer. Da setzten sie sich ermüdet hin und schluchzten.

Und endlich fragte der Friedl, wie es gekommen sei.

„Wie wirds denn gekommen sein?“ rief die Alte unwirsch. „Wies halt kommt, wenn was sein will. Dran schuldig seid ihr! Wenn man solche Dummheiten macht, daß man von den Gendarmen wird fortgetrieben, das soll einem alten Mann nit s Herz abstoßen?“

Fragte nun Elias scheinbar gefaßt: „Nicht wahr, Sali, unser Vater hat sich selber das Leben genommen?“

So oft die Küchentür aufging oder auch nur das Küchenfensterlein, spannte der Friedl die Augen. Aber er nahm nichts wahr. Auf dem Tisch, in einem weißen Krüglein, stand ein frischer Blumenstrauß. Das war alles.

Kurz aber lebhaft hatten sie erzählt von den Verhören in Löwenburg, besonders vom Krauthasen, und wie ihre Unschuld aufgekommen war. Da fragte Elias plötzlich: „Ist jetzt nit ein Rufmann gestorben, da wo herum —?"

Der Michel konnte wohl nicht gleich antworten.

„Auf dem Friedhof haben wir einen Rufmann gefunden."

„Seid ihr — auf dem Friedhof gewesen?"

„Das ist gewiß der Tabakkramer in der Sandwiesen," sagte der Friedl, „hat ja Paulus geheißen, nit?"

„Mir scheint."

Der Michel tat, als sei er gerufen worden. Er ging rasch hinaus und sagte zur Frau Apollonia, die schon immer ängstlich gehorcht hatte an der Tür: „Das soll wer anderer tun. Ich brings nit übers Herz."

„Aber mein Gott, ehvor sie heimkommen, muß es ihnen doch gesagt werden."

„Frau, sie kommen selber drauf, sie sind schon nahe dran."

„Wenigstens lassen wirs früher essen," sagte sie. „Mein Gott, wie einem diese Buben derbarmen!"

Er beneidete die Frau um dieses arglose Erbarmen. Wie selig süß das war im Vergleich zu dem, was er auf sich hatte! — Dann ging er wieder in die Gaststube und setzte anders ein. Er schenkte neuerdings die Gläser voll: „Nur fest trinken, Buben! An so einem Tag kann man sich schon ein Spitzel gunnen. Nach einem solchen Sturm. Wie ihr tapfer seid gwesen. Leben sollt ihr! Gott erhalte euch! Und was immer mag kommen, wir drei halten zusammen. Sollt einmal eine Veränderung sein im Forsthaus oder wie — daß ihrs nur wißt: Im Michelwirtshaus seid ihr daheim."

Gleichzeitig standen die Burschen vom Tische auf und der Friedl rief plötzlich: „Michelwirt! Mit unserem Vater ist was geschehen!"

Und darauf antwortete der Wirt. „Kinder, wie wäret ihr sonst auf den Kirchhof gegangen, wenn ihrs nit schon tätet wissen."

Elias rührte sich nicht und blieb stumm. Der Friedl aber gab einen gellenden Schrei. Dann warf er sich auf den Tisch nieder und weinte laut. Und dazwischen hervor schrie er zornig. „Was ist ihm geschehen?"

Und der Wirt zagend und gedämpft: „Ertrunken."

„Ertrunken!" Der Bursche hielt den Kopf und hielt ihn mit beiden Händen. „Ertrunken! So ist kein Mensch bei ihm gewesen! So habens ihn allein gelassen!"

Es tröstet der Wein, es singen die Wasser.

Es war Hochsommer geworden. Im Garten des Michelwirtshauses waren wieder ein paar Tische aufgeschlagen worden für Durchreisende. Aber sie blieben fast leer. Die Bauern und Holzknechte saßen wie immer in der dumpfen Stube und dort gings oft wieder recht laut und lustig her. Nur daß der Wirt selten bei den Zechern war. Der saß am liebsten allein draußen am Gartentische und träumte in sich hinein. Manchmal läutet ein Bienlein über sein Haupt dahin. Bisweilen weht es durch die schlafenden Bäume wie ein verlorenes Singen aus alten Zeiten.

. . . s hat schon der Mond schön gscheint.
s ist alles mäuserlstill —
Es rührt sich nix . . .

Dort steht der alte Ahornbaum mit der wüsten Scharte — wo der Ast niedergebrochen war. Er hatte an demselben einmal hinaufsteigen wollen, um den Bienenschwarm abzufangen. Der Rufmann hatte ihn gewarnt. „Hätt ers nit getan, so wär ich tot, und er kunnt noch leben.“

—— Trinken. Sie sollen trinken, drinnen in der Stube, so viel sie mögen. s hat wohl jeder seinen Dorn im Fleisch. Ohne Trinken wärs nit auszuhalten. In einem alten Schulbüchel ists, da kommt gleich nach Kain und Abel der Noah mit der Traube. — So hatte der Michel sein Glas Wein vor sich stehen. Und dann lohte leicht und warm die Freude auf. Der Greis soll ruhen, die Jünglinge sollen leben. Ihre Weltlust ist seine Weltlust geworden. In ihnen lebt der alte Freund wieder auf und dankt mir, daß es so gewendet worden ist. Und an den Söhnen kann ich meinem Paul mehr Liebes erweisen, als es an ihm selber möglich gewesen wäre. Und mein Haus, es ist nicht so arm. Hat es für Elias gleichwohl die Hülfe, seine Studien zu vollenden und den immerwährenden Heimgang; für den Friedl hat es mehr . . .

So lieblich blühte der Wein. Aber das ging allemal sachte in eine andere Stimmung über, in eine abgrundtiefe Elendigkeit. Da knirschte er mit klappernden Zähnen, daß der Wein das allerabscheulichste Gift sei — so furchtbar grausam schon deshalb, weil es nicht sterben läßt. Das Leben verelendet und doch nicht sterben läßt! Alle Lebensgeister verekelt und betäubt er, bis auf den einen, der zuruft ohne Unterlaß: du bist eine treulose Kreatur! Nüchtern geworden, fand er freilich wieder den kümmerlichen Halt in dem Gedanken: Was man aus Nächstenliebe tut, das wird ja doch — wie es immer heißt — eine gute Tat sein und selbst wenns ein Irrtum wäre. Seine Einbildung, daß die Söhne Raubmörder sind, hat die Tauernach ausgelöscht. Auch wenn sie es wirklich wären gewesen. Oder können sies nicht noch

„Ja, leicht wohl, daß ers selber hat tan, aber dran schuldig ist auch noch ein anderer! Hab schon lang nimmer viel gehalten auf den Wirt. Am selbigen Abend — s ist am Tag, wie sie euch haben fortgeführt, der Michelwirt ist kommen und sagt, er will bei ihm bleiben, weil man ihn nit allein lassen kann. Und auch der Fürstand ist kommen und hats dem Wirt auftragen: Schau gut auf den Rufmann, hat er gsagt, ich habs ghört. Schau gut auf ihn, hat er gsagt. Ich vertrau dir ihn an, und hat ihm es der Wirt müssen versprechen und ist der Fürstand wieder fort, weil das Feuer ist gwest auf dem Ringstein. Eine Weil sinds noch gsessn beieinand und umeinander gangen im Haus. Ich bet mein Rosenkranz, daß uns doch unsere liebe Frau nit ganz möcht verlassen. Nachher später, s ist schon finster gwest, schau ich zum Fenster aus und seh sie nebeneinander stehen auf dem Anger. Hättest ihn nit sollen auslassen, denk ich, weil er schon voreh mit dem Gewehr was hat anstellen wollen. Aber der Wirt schaut das Feuer an, leichtsinnigerweis, und rührt sich nit und schaut das Feuer an auf dem Ringstein. Und kümmert sich nit um den alten Herrn. Und auf einmal steht der Wirt allein da und der Herr Vater ist nimmer neben seiner. Da geht euch der Wirt noch a Weil vor dem Haus umeinand, eilen tuts ihm gar nit, so daß ich denk, der Herr ist schon wieder im Haus; aber wie ich merk, er ist nit da, bin ich wohl auch gschwind gelaufen. Und steht der Wirt bei der Brucken und sagt: Ein End hats. — So, meine Kinder, so ists gwest. Sonst weiß ich nix. Und jetzt möget ihr euch denken, wer euren Vater auf dem Gewissen hat."

„Der Michelwirt! Und wir all miteinand," sagte der Friedl.

Und Elias gebrochen: „Ich ganz allein . . ."

„Der Wirt hat ihn auf dem Gewissen," schrie die Sali. „Er hat nit gschaut auf ihn. Er hat ihn zu Fleiß ins Wasser gehen lassen und so ists und nit anders."

O traurige Stunden in derselbigen Nacht. Still sind sie gewesen, geschlafen hat keiner. Und um ein oder zwei Uhr nach Mitternacht, da macht der Friedl Licht und sagt: „Elias, du hast einen Schulatlas."

Antwortete der Student: „Im Koffer obenan. Aber ein alter, die Eisenbahnen sind nicht drin."

„Das, was ich brauch, wird drinnen sein."

Er schlug das Blatt mit den beiden Halbkugeln auf. Die östliche und die westliche. Er brütete darüber. Dann warf er den Atlas hin und sagte: „Jetzt weiß ich auch, wohin."

„Wohin, Bruder?"

„Nach Neuseeland. Das Land, das am allerweitesten von Eustachen entfernt ist. Kein Land so weit weg auf der weiten Welt als Neuseeland. Dort will ich hin."

haben. Daß ich freilich meine Ursache gehabt habe, würdest Du nicht glauben können. Mein ganzes Leben soll ein Büßen sein, dem Gedächtnisse meines Vaters und seiner armen Seele aufgeopfert. Für mich verlange ich nichts mehr und mein Bruder wird sich durchschlagen. Um was wir Dich noch ersuchen möchten; laß es sein, nach uns zu forschen — es ist so am besten. Wir wünschen Dir und den Deinigen viel Glück und Segen.

Elias Rufmann.

Ich verabschiede mich noch besonders von Dir, als meinem christlichen Taufpaten. Gott der Herr wird alles vergelten.

Ja, so lautet der harte Brief, den man heute noch lesen kann im Straßenwirtshaus zu Eustachen. Der Schreiber, der ihn wohl in christlicher Milde und Verzeihung verfaßt zu haben glaubte, hatte keine Ahnung, wie dieses kalte Eisen in das kranke Herz des Empfängers drang.

Er las zwischen den Zeilen dieses Briefes, daß seine Sünde keine Verzeihung findet. O, wäre der Brief in Leidenschaft und Zorn geschrieben worden und hätte geflucht und gewettert, so wehe hätte er nicht getan, als diese tote Höflichkeit. Seine Sünde findet kein Verzeihen. Sie wollen nichts mehr von ihm. Sie wollen ihn gar nicht mehr sehen. Ja wohl, „Gott der Herr wird alles vergelten!“ Das soll wohl heißen: bestrafen! — Aber Michelwirt, was kränkest du dich denn so sehr? Es ist ja alles nur Einbildung. Dem Rufmann hast du gesagt, daß man die Einbildung, wenn sie weh tut, auslöschen könne. Michel, lösche sie jetzt in dir selbst . . .

„Mariedel! Ein Glas Wein. Vom starken!“

— — Also abgelehnt!

Abgelehnt von diesen Knaben, die er schon zu seiner Familie getan, derer wegen er auf seine eigenen Angehörigen beinahe vergessen konnte. Abgelehnt von diesen Jungen, an denen er seinen verhängnisvollen Irrtum sühnen und sich erlösen wollte. Von diesen armen Jungen, die Liebe und Vertrauen zur Heimat verloren hatten und nun in der weiten, stockfremden Welt ihr Glück suchen wollten — die einfältigen, unerfahrenen Kinder!

In seiner inneren Wirrnis versuchte er es einmal mit der Zither. In früheren Tagen hatte ihr Klang manche Herbnis sanft ausgelöst. Jetzt griff er wieder in die Saiten. Sie klangen nicht, sie schrillten, sie taten dem Ohre weh und dem Herzen noch weher. Er nahm den Drehschlüssel und suchte zu stimmen, da tat die Saite einen schneidenden Schrei und — war gesprungen. Das Instrument mit dem gerissenen Strang, er hing es wieder an den Nagel. Es war alles aus.

werden? Wer kann denn wissen, was unermeßlicher Jammer einem Menschen bevorstehen kann. Das ist alles ausgelöscht beim Rufmann — er hat nix mehr zu fürchten und zu leiden. Wer hat ihn denn erlöst? Ich? Wie so? Doch er sich selbst. Was gräm ich mich denn ab? Ich habe ja nichts getan! —

In ähnlicher Weise rang der arme Mensch mit seinem Leide, mit seinem Gewissen — und sachte erlahmte die Seele.

Zum Forsthause wollte er jetzt hinauf, um zu sehen, was es zunächst für ihn zu tun gab. Da kam der Brief.

„Lieber Michel Schwarzaug!

Nachdem, was sich ereignet hat, und es besser ist, daß wir uns nicht mehr sehen, so schreibe ich im Namen meines Bruders und in meinem eigenen diesen Brief.

Wir verließen gestern unsere Heimat, und zwar unauffällig bei der Nacht, weil wir allen, die unseretwegen sich etwa einen Vorwurf machen müssen, noch unseren letzten Anblick ersparen, und wir auch selber niemand sehen wollen. Ins Forsthaus zieht demnächst der neue Förster ein. Die Rosalia Derler wird unsere Sachen, die wir nicht mitnehmen können, in Obhut nehmen, bis sie versteigert werden und haben wir gleichzeitig alles Amtliche dem Ortsvorsteher aufgetragen.

Warum wir gehen, das brauche ich wohl nicht zu sagen. Die Erfahrungen, die wir in unserer größten Not hier haben machen müssen. Wir müssen uns halt denken, sie sind von Gott geschickt, wollen niemand dafür verantwortlich halten. Müssen auch manchen werten Bekannten zurücklassen, aber das Verbleiben in Eustachen wäre gegen unsere Natur. Wo so etwas geschehen, das kann nimmer unsere Heimat sein.

Mein Bruder Fridolin will ganz auswandern, wahrscheinlich in einen anderen Weltteil. Wie er arbeiten kann, da wird er leicht weiterkommen. Ich kehre auch nicht mehr ins Seminar zurück, etwa daß ich in einem Kloster meine weitere geistliche Ausbildung suche. Vielleicht entschließe ich mich zu etwas anderem, jetzt ist mein Verlangen: Nur recht weit fort.

Dir, lieber Michel Schwarzaug, danken wir für manches Gute, besonders was Du unserem seligen Vater erwiesen hast. Wir wissen, daß Du dich kränkst um ihn, und wahrscheinlich wegen seiner letzten Stunde. Laß das sein, das hilft jetzt nichts mehr. Die Schuld habe ich auf mich zu nehmen. Hätte ich nicht eine Untat gelogen, die ich nicht begangen habe und nie begehen kann, so würde man uns kaum fortgeführt, sicher aber nicht als des Verbrechens überwiesen betrachtet

Und ists ihm eingefallen: Der Rufmann drüben, der wird sich langweilen, wenn er keinen zum Singen hat. Dem sollt man doch Gesellschaft leisten gehen ... Öfter als einmal ging Frau Apollonia aus, um ihn zu suchen und fand ihn an einer Felswand oder an einer Hecke oder am Wasser. Er ließ sich wecken aus seinen Träumen und ging mit ihr heim. Und die Helenerl! Was hat das Mädel heimlich sich gegrämt! Da ward es endlich doch zu hart, alles so allein zu tragen und sie blieb auf der Gasse ein wenig stehen, wenn Sepp, der ältere Gerhaltsohn, vorüberkam und freundlich fragte, wie es ihr gehe? Dem sagte sie von ihrem Leid ein Weniges heraus und ging wieder ihres stillen Weges.

Den Vater aber, den ließ es nimmer bleiben in der Enge des Hauses bei lärmenden Zechern; er ging immer wieder fort. Man sah ihn stehen am Waldrain, wo der Weg gegen das Forsthaus führt. Man sah ihn sitzen am Wasser, mit einer Angelstange. In Ruhe und Geduld hielt er sie hinaus und manchmal zuckte er damit auf. Zumeist war nichts an der Angel, da wunderte er sich. Manchmal war ein Fisch daran, da wunderte er sich auch und tat den Fisch wieder hinein.

„Ja, Michel, was willst du denn fangen?" fragte ihn einmal jemand. Er schwieg, blieb sitzen am Ufer und hielt die Angelstange über das Wasser.

Ein andersmal wieder Stunden, da der Michel scheinbar schalkhaft war wie in früheren Zeiten. So sagte er eines Sonntags auf der Straße zu den Kirchgängern: „Wißt ihr es schon, Nachbarn? Gestern früh um sechs Uhr ist in Löwenburg der Michelwirt von Eustachen gehenkt worden."

Da schüttelten sie die Köpfe: „Der Mensch ist halt doch ganz und gar verrückt!"

Nur einer war, der augenzwinkernd murmelte: „Ich weiß wohl, wies gemeint ist. Weil die Eustacher damals gsagt haben: Der Michelwirt ists gwest, der den Preußen ....! Keiner hat ihms abgebeten. Der Krauthas ist gestern hingerichtet worden."

„Der Krauthas?" fragte der Michel, der die Bemerkung wohl gehört hatte, „da müßt er doch selber was davon wissen. Er weiß nix von der Hinrichtung, ich weiß was davon. Also bin ich hingerichtet worden!"

Wurden ihrer etliche nachdenklich und hatten einen Schauder. Wenns einer darnach auslegen wollte, es sei was dran.

Der Michel schrie es heftig auf die Kirchgänger hin: „Ja, ja, ihr braven Leut von Eustachen! Das Gstorbensein gspürt nur der Überlebende!" und schlug die Faust an seine Brust. (Schluß folgt.)

Sein Weg — noch einmal zum Forsthaus. Da war alles darunter und darüber gekehrt. Die Sali hatte Möbel und Geräte gescheuert und nun standen und lagen diese auf dem Anger herum, daß sie trockneten. Es waren, im Sonnenlichte besehen, recht ärmliche Sachen. Er ging ins Haus. Die Schritte hallten laut in den leeren Stuben. An der Wand waren noch die Heiligenbilder und die rote Ampel stand vor der Muttergottes. Daneben hing die Laute. Rufmanns alte Laute, mit der er so oft den Gesang begleitet hatte.

Die Sali kam herbei und begrüßte ihn mit den Worten: „Gelt, wollens halt auch einmal sehen, wies ausschaut, das zugrunde gerichtete Forsthaus!“

Er hatte für diesen Ton keine Empfindungen mehr. Von den Buben nirgends eine Spur. Er hatte sich vorgenommen, zu versuchen, ob nicht von der Alten manches über sie zu erfahren wäre. Das ließ er sein, fragte nur eins. Ob die Laute zu haben wäre? Er möchte sie gerne kaufen, zu einem Andenken.

Darauf die Alte kurz und scharf: „Ich geb nix her! Darf nix hergeben! Was mir anvertraut ist, das ist mir anvertraut!“

Mit dieser verspäteten Lehre konnte er wieder gehen. Und er ging. —

Es kamen nun die Tage, da er in der Gegend umherstrich, wie ein Mensch, der etwas sucht. Der es endlich findet und traurig betrachtet und wieder wegwirft, weil es doch nicht das Rechte ist. An Waldplätzen, wo er je mit dem Freunde zusammengewesen war, geplaudert oder gesungen hatte. Und suchte in dunkelnder Erinnerung nach Gesprächen, die er mit Rufmann geführt, nach Aussprüchen, die er getan und vor allem nach den Liedern, die sie gesungen hatten. Von manchem Liede, das sie mitsammen gesungen, fiel ihm der Text ein, aber nicht die Melodie. Und der Text ist ein dürrer Stab, an dem die blühenden Ranken fehlen. Und wenn er auch bisweilen einzelne Töne der Melodie fand, so waren es abgefallene Blätter einer Rose, sie hatten keinen Schmelz und keinen Duft. Und wenn er von anderen singen hörte, so war es Lärm und kein Gesang. Da wollte sein sangesdurstiges Herz verschmachten. Selbst die Waldvögel, sie sangen nicht, zwitscherten oder kreischten nur, seit der Förster dahin war. Und die alten Bäume, die stahlhart und rein geklungen hatten, so man mit der Axt an den Stamm schlug — sie tönten dumpf und morschig. Wenn er von solch traurigen Gängen nach Hause kam, murmelte er: „Komm Rufmann!“ und trank Wein.

Dann wieder sah man den Michel an den Ufern der Wässer. Er saß an der Tauernach und schaute in die raschen Wellen, er saß an der Mur und schaute in das stille, langsame Wogen hinein. Schier klang ihm das Wasser holder, als alle Lust in Kehle und Saitenspiel.

blauäugige, blondzöpfige Dirndlein, kamen in bunten Kattun- und Barchentkleidern, die eigens für den Schulbesuch verfertigt und daheim sofort mit einem gröberen Kittel vertauscht wurden.

Ich hatte die Herzen der Kinder bald gewonnen; sie waren wohl derb und rauflustig, aber heiter, aufrichtig und im großen Ganzen auch geweckt und fleißig. Und wer die Kinder für sich hat, der gewinnt auch die Eltern, und somit wurde mir die Eroberung der berüchtigten „Steinschädel“ nicht schwer. Ich wurde ihr Vertrauter und Berater, ihr Testamentszeuge und oft sogar ihr Arzt, denn der Doktor war von vielen Gehöften mehr als zwei Stunden entfernt und zudem alt und gebrechlich. Ich wurde der Genosse der Bauersleute auf beschwerlichem Jägerpfade, im sprossenden, blühenden Gemüse- und Obstgarten, in traulich durchwärmter Stube bei Sturm und Schnee. Es mangelte mir niemals an Gesellschaft, mein Schulhäuschen wurde auch oft der Rastplatz und Zufluchtsort der Gendarmen und Förster, wenn sie auf ihren Streifzügen dem schlimmsten Wetter trotzen mußten. Ein Glas Tee oder Bier — mitunter ihrer mehrere — stand stets zur Labung bald bereit und würzte die Unterhaltung.

Aber auch in ganz einsamen Stunden bot mir das Hochland seine Freuden. Wenn alle Bauersleute auf dem Felde beschäftigt waren, zog ich oft mit meinem Hunde aus, gewohnheitsgemäß das Gewehr auf der Schulter tragend, aber selten in der Absicht, es zu benützen.

Der Blick des Jägers lernt es, das Kleinste, Unscheinbarste zu erfassen, und so konnte es nicht fehlen, daß ich neben den Rehspuren im feuchten Wald- und Wiesengrunde auch die wunderzarte Pflanzenwelt der Gegend erforschte. Ich habe für die lieblichste aller Wissenschaften, die Botanik, von jeher Vorliebe gehegt.

Hier vereinte sich Alpen- und Sumpfflora; auf Hochmooren wuchs die seltene Moosbeere und der zierliche Sonnentau mit seinen grausamen Blättern, das weißlich und kupferig gefärbte Torfmoos, das seidenglänzende Wollgras, der stattliche Fieberklee, die giftige Sumpfblaubeere, scharfe Seggen und schwankende Binsen und tausend andere Pflanzen. Weiße, mövenartige Vögel nisteten in den krummholzähnlichen, verkümmerten Moorföhren, und der ungesellige Feuersalamander kroch nicht selten auf den feuchten Pfaden, vom abergläubischen Volke mit Scheu und Schreck betrachtet.

Seltsam geformte, turmartige Granitfelsen ragten überall hervor, aus Sumpf und Heide, aus Wiesen, Äckern und dem Dunkel stundenlanger Fichtenwälder. Auf manchen waren untrügliche Anzeichen zu finden, daß sie heidnische Opferstellen gewesen waren, auch Wackelsteine und Teufelstritte, mit dem Abdrucke vom Rosse des „Wilden Jägers“ fehlten nicht.

Der Räuberhauptmann von Hochstein.

Von L. Seidl-Derschmidt.

Ich habe mir das Leben eines einsamen Dorfschulmeisters ganz anders vorgestellt, als ich, das ersehnte Dekret in der Tasche, meine wenigen Siebensachen im Koffer hinten auf dem Schlitten, hinanfuhr in mein luftiges Bergdorf. Wie war das Abschiedswort meiner Freunde so wehmütig gewesen, als ich aus dem lustigen Sängerkreise, der feuchtfröhlichen Tafelrunde schied!

Und das vielsagende Lächeln, das bedauernde Achselzucken aller, selbst der Landleute, wenn ich meinen künftigen Aufenthalt nannte!

„Nach Hochstein!" hieß es, „o mein Lebtag! In das Schneeloch! Zu den Steinschädeln hinein! Da erbarmt mir der Herr! Keine Kirchen, kein Wirtshaus, keine Post, kein Kramer, kein Fleischhacker! Das einzige, daß ein Häuslmann Tabak verkaufen darf. Nichts als Steinfelsen in den Äckern und Wiesen, und Wald und Moos ringsum! Da kann sich der Herr Lehrer mit den Rehböcken und Hirschen die Zeit vertreiben!"

Das wollte ich auch, zum Teile wenigstens, gewiß tun. Aber Sorge beschlich doch meinen jungen Frohmut, wenn ich der abschreckenden Schilderungen gedachte. Es glich doch meine Reise nach dem neuen Dienstorte aufs Haar einer Verbannung nach Sibirien.

Nun aber lebte ich schon einige Jahre da und hatte gar kein übergroßes Verlangen, von hier fortzukommen. Meine Schüler waren meist kräftige, aufgeweckte Buben und Mädeln, großgezogen durch derbe Kost und würzige Waldluft. Sommer und Winter trugen die Knaben ihr haltbares „Mischlinggewand", das aus einem groben, lodenähnlichen Stoffe, halb Leinen halb Schafwolle, gemacht war und im besten Falle die Verzierung von Hirschbeinknöpfen und grünen Aufschlägen aufwies. Diesen Stoff machten die Leute auf eigenen Webstühlen oft selbst und verwendeten ihn auch zum Besohlen der dicken Winterstrümpfe, damit sich letztere in den Holzschuhen nicht zu sehr durchwetzten. Im Winter kamen die Buben auf selbstgefertigten Schneeschuhen über die Berge gelaufen. Das war ein Jauchzen und Jagen an hellen Wintermorgen und eine seltsame Ansammlung von den verschieden gestalteten Schneeschuhen war vor dem Schulhäuslein alltäglich zu sehen, ausgenommen es kam der Winter mit seiner ganzen Strenge und Macht, mit Schneestürmen und Verwehungen. Dann freilich kam es vor, daß wochenlang der Schnee von den Haustüren und Fenstern geschaufelt werden mußte, um nur den nötigsten Verkehr herzustellen und das Tageslicht einzulassen. Dann schwand natürlich meine Schülermenge, die sonst sehr stattliche Zahlen aufwies, auf ein winziges Häuflein zusammen. Die Mädchen, meist

Eines Tages wurde meine Lehrtätigkeit in ungestümer Weise unterbrochen, da ein Bauer des Dorfes in größter Aufregung in mein Schulzimmer stürmte und mir sowie den erschreckt aufhorchenden Kindern die Kunde brachte, es mache eine Diebs- und Räuberbande, aus der Richtung von Niederösterreich kommend, die Gegend unsicher.

„Beim Holterer habens einbrochen“, erzählte der Mann, „das Vieh habens aus dem Stall 'trieben und sind damit wahrscheinlich schon den Frauenberg hinauf. Der Holterer Hans selbst ist da und hat uns 'beten, wir sollten allsammt ausrucken, damit wir die Lumpen noch kriegen möchten.“

In diesem Augenblicke ertönte ein Schuß, sonst in dieser jägerreichen Gegend keine Seltenheit, diesmal aber mit dramatischer Gewalt wirkend.

Die Schüler fuhren erschreckt empor und alles lauschte atemlos. Draußen kamen die Leute aus den Häusern und stellten sich gruppenweise auf, spähend, deutend, eindringlich sprechend. Auch der Holterer Hans war unter ihnen.

Dies war ein gewiß glaubwürdiger Bote, eben vom Militär zurückgekehrt, von riesenhafter Gestalt und keineswegs feig. Er hatte, wie der Bauer mir im Schulzimmer erzählte, auf einem vom Hause entfernten Felde gearbeitet, wohin ihm der Fütterer atemlos und schweißbedeckt die Nachricht brachte. Deshalb war er sofort in das eine Viertelstunde entfernte Dorf um Hilfe geeilt, damit die Frechen noch gefangen werden könnten. Auch seine Hausgenossen, die gleichfalls alle auf den Feldern gearbeitet hatten, waren nach allen Richtungen zu Nachbarn um Hilfe geeilt.

Mit dem Unterrichte war es wohl für diesen Vormittag vorbei; auch der Herr Kooperator aus dem nahen Markte, der soeben den Berg heranstieg, um mich abzulösen, mochte wohl keinen geeigneten Boden finden für die Samenkörner des Heils. Denn die Nachricht hatte auch in den Gemütern der Kinder Aufruhr erregt, zumal auch auf dem Dorfplatze die gewohnte Stille einem wirren Durcheinander von Rennen, Schreien und Erzählen gewichen war. Ungläubiges Lachen, erschrecktes Staunen, ungeduldiges Antreiben wurde laut.

„Schickts um d Gendarm“, schrie einer.

„Ich lauf hinab in den Markt und hols“, gab ein anderer zurück.

Bald sahen die Schüler viele Dorfleute, mit Gewehren ausgerüstet, mit dem Holterer Hans das Dorf verlassen und gegen den Frauenberg ziehen, an dessen Gehänge das gefährdete Gut lag.

Ich befand mich auch darunter, denn ich hatte bis ein Uhr nachmittags Zeit. Hätte mich nicht die schwere Büchsflinte und der Patronensack an die Wirklichkeit gemahnt, so wäre ich geneigt gewesen, die Sache

An mein Jagdrevier grenzte ein großer herrschaftlicher Wildpark, in dessen dunklen Gründen nicht nur zahlreiches Edel- und Damwild, sondern auch der amerikanische Wapiti mit seiner Nachkommenschaft hauste, sowie, eigens umgrenzt und sorgfältig gehegt und gefüttert, ein zahlreiches Volk von Wildschweinen.

Außer einsamen Försterhäusern und einer bedeutenden Anzahl von Holzhauerhütten gab es meilenweit kein Gehöft mehr, diese waren samt ihren Gründen dem Forste einverleibt worden.

Das war die Nachbarschaft meines Dörfchens, alles in allem eine Gegend von düsterem Reiz, eigentümlicher Schwermut und recht wohl geeignet, der Schauplatz unheimlicher Geschichten, geheimnisvoller Ereignisse zu werden. Der Volksmund wußte auch genug Glaubliches und Unglaubliches zu erzählen; darum konnte ich mir jetzt auch das absprechende Urteil erklären, das mich so oft vor meinem nunmehrigen Aufenthalt gewarnt hatte.

Eines ist sicher: Einen besseren Schlupfwinkel für Wilderer und Spitzbuben konnte es kaum geben, als diese ausgedehnten Wälder mit ihren Felshöhlen, und manche Stelle des Bodens düngte dort das Blut des Jägers oder des Wildschützen.

Das Volk ist sehr arm hier, weil außer Hafer, Lein und Kartoffeln nur wenig gedeiht und der Wildreichtum der Nachbarschaft die Leidenschaft entfacht, oft auch nur durch große Not veranlaßt. Das Wildern gilt für nichts Unrechtes, der Bauer und Häusler, der zudem noch in seinen Feldfrüchten oft großen Wildschaden leidet, betrachtet Hirsch, Reh und Hasen als eine Gabe Gottes, die nicht bloß für die „Herrn“ gewachsen sei. Oft vereinen sich ganze Ortschaften, mehrere Dörfer zum Wildern.

Gewöhnlich ist jedoch der Wildschütze sonst ein ehrlicher Mensch, der sich vor anderem Diebstahl entsetzt. Aber in mancher Sippe waren hier auch Langfinger daheim, und von manchem wohlbekannten entsprungenen Sträfling geht die Sage, daß er seinen Fluchtweg durch dieses Hochland genommen habe.

Auch verrufene Stellen, die „Hexenmauer“ zum Beispiel, an der sich nächtens keiner vorbeiwagte und lieber den weiten Umweg im Tale nahm, aus Furcht vor dem Treiben der Unholde, die dort einen verborgenen Schatz hüteten.

Was mich betrifft, so habe ich zu keiner Tages- und Nachtzeit den Gangsteig vermieden, denn Geister fürchtete ich nicht und für andere Zufälle hatte ich entweder mein Gewehr oder meinen sechsläufigen Revolver bei mir.

* * *

Da war fast alles weg, auch zwei Beutel mit Geld, das der Hausherr als Erlös für Ochsen aufbewahrt hatte, fehlte. Das Türschloß zeigte unverkennbare Spuren des Einbruches, der Schlüssel war nicht zu finden.

Ich besah mir den Schauplatz genau, sowohl in der Bodenkammer als auf dem freien Raum unter dem Dache, auf Stiegen, im Vorhause und in den Stuben. Der Boden war vertreten, auch in der unmittelbaren Nähe des Hauses, aber von da gegen den Frauenberg konnte ich keine nennenswerten Spuren entdecken. Es führten viele Rasenbänder und Feldraine waldwärts, die keinen wahrnehmbaren Fußtritt zurücklassen konnten, somit wäre dieser Umstand immerhin erklärlich, wenn die Schar der Räuber im Gänsemarsche über die berasten Anger zum Berg hinaufgeflüchtet waren. Weiter oben aber war der Boden steinig und hätte keine Spur — selbst für die Phantasie eines Karl May nicht — verraten.

Während dessen war der Pfarrer des Nachbardorfes, gleichfalls bewaffnet, mit einer Schar wohlausgerüsteter Genossen eingetroffen und eine immer wachsende Schar von Kampf- und Abenteuerlustigen sammelte sich im Gehöfte. Man beschloß, den Berg zu umstellen und von zwei Seiten gegen die Spitze zu treiben.

Niemand von uns hatte noch von den Dieben jemanden gesehen, auch keine flüchtenden Gestalten, es war also anzunehmen, daß sich dieselben in den Dickichten des Frauenberges verborgen hielten.

In raschestem Eiltempo geschah die Umstellung und wieder schlossen sich neuangekommene Nachbarn an.

Der Frauenberg bildet einen sanften bewaldeten Kegel mit abgerundeter Spitze, auf welcher eine größere Lichtung eine bemerkbare Scharte in die gleichmäßige Linie der Fichtenwipfel gerissen hat. Auf dieser Lichtung lagen wie allwärts, granitene Blöcke, Platten und Kugeln, von Moos, Bärlapp und Flechten überwuchert, von Heidekraut, Schwarzbeergebüsch und Farnen umgeben, weit überragt jedoch von einem hohen Felsen inmitten einzelner Wettertannen.

In diese Lichtung mußten die Räuber getrieben werden, wenn unsre Rechnung richtig war, wenn sie überhaupt *diesen* Weg genommen hatten. Unsere Hunde sollten uns mit ihrem Spürsinne tatkräftig unterstützen.

Schon näherten wir uns der Mitte des Abhanges, hörten die Nachbarn an beiden Seiten aufwärts steigen, im knackenden Unterholze stöbern, alles in der höchsten Spannung und Entdeckungslust.

Da blieb einer unsrer Hunde wie versteinert stehen, hob den Kopf und die Vorderpforte und streckte die Rute: Er spürte etwas.

Geschrei der Männer, heftiges Getrappel im Dickicht! O Enttäuschung! — Ein Rudel Rehe sprang aus dem Gehölze und jagte in

für einen Traum zu halten. Ganz Hochstein gerüstet! Krieg im Frieden! Einem andern als gerade dem braven Pionier Holterer Hans hätte ich kaum Glauben geschenkt.

Dieser mußte es den Neuhinzutretenden immer wieder erzählen. „Ich bin am Feld beim Erdäpfelgraben gewesen, alle meine Hausleut mit mir, und schick gerad den Futterer Toni heim ins Haus, damit er im Stall nachschauen und die Schaf austreiben soll und mir ein Packl Zündhölzl mitbringt, denn die Leut haben das Erdäpfeltaschet (Laub) gern verbrennt und in der Asche die neuen Erdäpfel braten. Wir arbeiten ruhig fort, so kommt der Bub schon wie der Teufel das Feld heraufgrennt, flennt und schreit: ‚Dieb und Rauber sind dagewesen, Einbrecher waren im Haus, s Vieh röhrt und d Sach liegt alle durcheinand!'" — Da tönte ein zweiter Schuß — und noch einer und abermals einer.

Über den sachtansteigenden Wiesensteig kam schon ein zweiter Bote gelaufen.

„Hörts es, sie schießen schon, auf die Schaf haben sies abgsehen. Eins liegt schon getroffen, ganz nah beim Holtererhof."

Von allen Seiten erhielt nun unser Häufchen Verstärkung. Die Arbeiter, welche bei dem nahen Straßenbaue beschäftigt waren, schlossen sich an, aus allen Häusern und Häuschen, an denen wir vorbei mußten, kam ein bewaffneter Hilfsbereiter hinzu.

Das so arg bedrohte Bauernhaus war bereits in Sicht und der Eifer der Heranziehenden wuchs.

Wir umstellten das Gehöfte vom weiten im Kreise, um gewiß niemanden, der sich daraus entferne, zu übersehen, traten dann näher heran, neugierig doch wenigstens die Spuren der Übeltäter zu erspähen.

Es sah übel genug aus.

Hinter dem Hause, auf den gegen den Frauenberg ansteigenden Äckern fanden wir Kleidungsstücke, in denen wir die Sonntagsanzüge der männlichen Hausbewohner erkannten, Speckseiten lagen im Grase und auf den Stoppeln, sogar ein Topf mit Schmalz wurde unter einer Haselstaude entdeckt. Wäschestücke, Sacktücher lagen verstreut umher und nahe beim Hause war ein verwundetes Schaf hingestreckt, blutend, noch lebend.

Unser erster Weg ging in den Stall, wo einzelne Rinder, der Kette ledig, aufgeregt umherirrten, die Schafherde dagegen, auf die, wie man sagte, das Schußattentat abgesehen war, weidete nunmehr beruhigt am Rande des Waldes. Der kleine Knecht, der Futterer Toni, ein sechzehnjähriger Junge, führte uns nun über die steile Leitertreppe in die ausgeräumte Bodenkammer, wo außer den Gewandtruhen auch der Vorrat an Schmalz, Speck, Fleisch und Käse aufbewahrt wurde.

Ich hielt nun meine Schule bis drei Uhr und ging dann auf die Anhöhe hinter dem Schulhause, um Umschau zu halten. Da man hier einen großen Fernblick hatte, konnte ich bald auch bemerken, daß die Verfolger der Räuber noch immer ihrer Aufgabe getreu waren und in Scharen und Gruppen die vielen Wäldchen und Büsche umstellten, bald wieder über die Stoppelfelder und Raine querfeldein rannten.

Ich holte aus dem Lehrmittelkasten das große Sprachrohr und rief hinüber:

„Laßt es gut sein, Leut, Ihr fangt die Räuber nicht!"

Der mächtige Ton drang hohl und schauerlich durch die Lüfte. Die Gruppe der Männer, unter denen ich deutlich die lange, schwarze Gestalt des Pfarrers erkennen konnte, stand nun still und horchte.

Ich wiederholte die Worte.

Wahrscheinlich hatten jene dieselben doch mißverstanden, denn es erschollen Gegenrufe, wildes Fuchteln und Deuten der Arme sollte mir klar machen, was der Laut ihrer Stimmen nicht imstande war.

„Kommt herauf, ich habe ein frisches Faß Bier da", rief ich abermals.

„Wo?" tönte es zurück, „im Fuchsholz?"

„Nein, da in meinem Keller!"

„Jaaa!" riefen sie nun und eilten dem genannten Wäldchen zu. Hinter den Laufenden sah man den Ackerstaub aufwirbeln und es begann ein Kesseltreiben, welchem auch keine Spitzmaus hätte entkommen können.

Das war mir denn doch zu toll.

Ich ließ sie rennen und begab mich wieder hinauf zum Holtererhof, wo alle Weiber, Kinder und Greise der Nachbarschaft versammelt waren, die sich in den schauerlichsten Vermutungen ergingen und im Vollgenusse des ungeheuerlichen Ereignisses schwelgten.

Ich hörte eine Weile zu, dann fragte ich:

„Wo ist denn der Futterer?"

„Der Toni? Der ist am Frauenberg und tut Schaf hüten."

„Traut er sich doch? Ist doch ein schneidiger Bursch! Leut, wenn jemand nach mir fragt, so sagt, ich bin ein wenig stöbern gegangen — in den Wald hinauf. Die Reh', die wir am Vormittag aufgetrieben haben, gehen mir nicht aus dem Sinn; 's war ein schöner Sechserbock dabei, den möcht ich kriegen!"

„Um Gottswillen, Herr Schulmeister, trauens Ihnen nicht zu viel! Wenn ein Unglück passiert!"

„Seids ohne Sorgen, Leut! Hab mein Büchserl bei mir und noch was, ein Paar Fäust hab ich auch. Ist gar nicht schrecklich! Bis eure Manner alle Hölzer durchtrieben haben, bin ich wieder da; die brauchen mich nicht, sind ihrer genug."

wilder Flucht talwärts, an den fluchenden Treibern vorüber. Mein Feldmann aber sah staunend von einem Jäger zum andern. Das war ihm wohl in seiner Praxis noch nicht vorgekommen, daß so viele Schützen keinen Schuß abgaben, wenn die Rehe so schön kamen.

Nun ertönte, auch von der jenseitigen Berghälfte Lärm und Geschrei, und alles stürzte vorwärts, der Lichtung und dem Felsen zu. Wir sahen, daselbst angekommen, wie ein Teil unsrer Leute eine Verfolgung begonnen hatte und eilten, auf kürzerem Wege einen Vorsprung zu gewinnen, ihrem Vorhaben zu Hilfe zu kommen.

Welch eine Hetzjagd durch den sonst so einsamen Wald! Man konnte nicht erkennen, wen man verfolgte, aber ihrer viele warens, das stand fest.

Bei einer Waldkapelle am jenseitigen Bergabhange endete der Wald; dort mußte es sich endlich weisen, was für einem Feinde wir nachjagten.

Daselbst trafen auch von allen Windrichtungen die erhitzten Männer ein. Neue Enttäuschung — dumme Gesichter! Das waren ja lauter Bekannte!! Wie das kam? Einige der Neuhinzugesellten glaubten sich schon von den Räubern erreicht, als wir in ihre Nähe kamen, und die Hasenfüße nahmen vor uns Reißaus. Wir jedoch meinten, es seien die Flüchtigen, die von uns gesuchten Räuber.

Beim Waldausgange erkannten sie, zurückschauend, ihren Irrtum; des Gelächters, Spottes und Ärgers über die Erfolglosigkeit der anstrengenden Treibjagd war nun kein Ende und manches derbe Fluchwort entrang sich den enttäuschten Gemütern.

Der ganze Zug wanderte nun etwas kleinlaut zum Bauernhofe zurück.

Daselbst war nun auch die Gendarmerie eingetroffen und hielt mit dem Hausherrn und dem ganzen Gesinde, zumal aber mit dem Futterer, ein hochnotpeinliches Verhör ab. Dieser wiederholte alles, was bereits bekannt ist, nur daß er inzwischen den Schlüssel zur Bodenkammer im Erdreiche des Estrichs gefunden hatte. Auf die Frage, wie groß die Anzahl der Diebe wohl sei, antwortete er, er könne das nicht genau angeben, aber mehr als ein Dutzend könne er sicher annehmen, er habe ungefähr siebzehn Männer flüchten sehen.

Die vereinte Schar beschloß nun, den anderen, rechts liegenden Wald zu durchstreifen; ich aber hatte meine besonderen Gedanken und ging kopfschüttelnd heim, denn um ein Uhr mußte ich in der Schule sein.

Der Herr Kooperator war nicht wenig erstaunt, als ich ihm von den kriegerischen Zurüstungen erzählte und zumal den Feuereifer seines geistlichen Amtsbruders beschrieb.

„Das muß man in die Zeitung geben“, meinte er; „schade, daß ich nicht Zeit habe, mitzugehen, da wäre ich gleich auch dabei.“

Der bereitwillige Junge führte sofort meinen Befehl aus und ging ins Dickicht, an dessen anderem Ende ich wartete.

Nach ganz kurzer Zeit rief er schon:

„Habens ihn gesehen, Herr Lehrer? Dort ist einer aufgeflogen! Und da schon wieder einer! Warum habens denn auf kein gschossen? Habens denn nix gsehen?"

„Ei ja freilich hab ich sie gesehen, aber mir ist eingefallen, daß die Auerhähne jetzt Schonzeit haben, weißt, darum hab ich keinen geschossen. Und z weit weg wärens auch gewesen."

„Ist aber doch schad! Das hätt ein schön Stoß aufn Huat geben!"

„Jetzt sag einmal, Toni, damit wir wieder auf die Raubersgschicht zreden kommen, — habens das Geld noch nicht gfunden, das dem Bauern abgeht?"

„Na, nix! Und in dem zweiten Beutel war mein Geld a drin. In einer Saubladern, mein ganzes Erspartes! Und hiatzt is s hin!"

„So, da kommst du außer dem ausgestandenen Schrecken noch zu Schaden! Und, was ich dir noch sagen muß, mach dich gefaßt: Undank ist der Weltlohn! Jetzt sagen die Leut, du hättest das Geld genommen und alles andere wär Pflanz. Du hättest die ganz Welt gefoppt."

„Aus is! Wer sagt dös?"

„Die Gendarm habens schon gesagt, sie nehmen dich mit in die Untersuchungshaft. Da kannst, wenn du auch unschuldig bist, vier bis sechs Wochen sitzen! Du, die Kost, lauter Bohnen und Reis, Wasser und Brot, und dann das finstere Loch und das ewige Verhören! Und der zwidere Gerichtsdiener! Kennst ihn, den Gidlhammer? Das ist kein Feiner. Alle Tag kannst Abtritt waschen und Kübel austragen. Nein, was dir da die Leut antun für dein Mut und dafür, daß du alles entdeckt hast!"

„Mein Gott, so was, das hätt ma davon! Das wär doch ganz aus und gschegn!"

„Ja, denk nur, vier Wochen da drin sitzen, jetzt, wo die Sonn so schön warm herscheint und wo die schwere Feldarbeit hübsch vorbei ist. Und wer weiß, lassens dich aus mit vier Wochen. Sechs, acht Wochen kanns auch dauern!"

„Das möcht ich sehen, wo ich gar nix tan hab!"

„Ich glaub dirs, gewiß und wahr, ich glaub dirs. Aber die Leut sind schon so. Weils niemanden haben finden können, jetzt sollst es du gewesen sein."

Der Bube wurde kleinlaut. Der Kontrast zwischen dem dunklen Gefängnisse und der dazu gehörigen Bohnensuppe einerseits und sonniger Halde und guter gewohnter Bauernkost andererseits war zu groß. Diese Stimmung mußte ausgenützt werden.

So ging ich und lenkte meine Schritte der Schafherde zu, die im Abendsonnenscheine auf den braunen herbstlichen Hutweiden graste und mit ihren weißglänzenden Fellen einen anmutigen Gegensatz zu dem Schwarzgrün des Nadelholzes und dem Blaugrau der Felsen bildete.

Auf einem Granitblocke saß der Toni, ein Pfeifchen im Munde, und schaute verdrossen drein.

Ich kannte den Buben von der Schule her. Er war kein hiesiger, sondern von Königsau eingewandert und hatte sich durch große Talentlosigkeit und Trägheit hervorgetan.

Sein Äußeres hatte sich während der zwei Jahre, seit er der Schule entwachsen war, nicht viel verändert.

Es war noch dieselbe gedrungene, derbe Gestalt, nicht viel größer geworden, der dicke, „siebeneckige" Schädel mit dem fahlen Strohdache, dieselben wasserblauen, blöden Augen mit den weißlichen Wimpern, die gleiche Stumpfnase zwischen den gesunden roten Backen.

„Bub," redete ich ihn an, „hast dich schon erholt von dein Schrecken? Fürchtest dich nicht da heroben — ganz allein?"

„Na, na", sagte er, „ist nimmer schierla. Die Diab san ja fort, habs ja davonrennen sehen und han ihnen noch ein Scheit Holz nachigfeuert. Aber neamd troffen."

„Ja, ja, die Holtererleut, die sind dir jetzt viel Dank schuldig. Wenn du nicht wärst, hätten die Rauber noch mehr davon und wer weiß, obs nicht gar wen umbracht hätten. Aber seien wir froh, daß es so gut ausgangen ist und doch niemand das Leben hat lassen müssen."

„Ja, san mar froh!"

„Du! Hast da heroben keine Reh gsehen? Weißt, einen schönen Geweihbock?"

„Ja, ja freili, es san mehr da!"

„Siehst Auerwild auch? Weißt, ich möcht gern einen Auerhahn schießen."

Ich wußte, daß in diesem Revierteile selten Auerwild vorkam und fragte den Buben aus, um ihn auf seine Wahrheitsliebe zu prüfen. Es war bestimmt kein Hahn drin, das wußte ich, aber der gute Toni versicherte ganz ernsthaft:

„O ja, freili, freili, grad da droben in dem Bühel seins gnua drin!"

„Das wär mir recht! Kannst von den Schafen weg? Könntst mir den Bühel da ein wenig treiben?"

„Warum denn nöt? Dö Schaf bleiben eh ganz ruhig da; das kann ich dem Herrn Schulmeister schon z Gefallen tun."

„Gut, so treib da herauf, und wenn du einen Hahn siehst, so ruf!"

„Hast nichts gefunden?"

„Nix", sagte er mit niedergeschlagener Miene, „müssens wo anders probieren."

„So geh halt, sei nur nicht verzagt, probieren wirs!" Wieder ging der Tropf voran — die Richtung, die er nehmen würde, kannte ich — und immer wieder sprach ich ihm die Zauberformel vor:

„Bub, wenn du nur die Beutel mit dem Silbergeld tätst finden, dann wärst aus der Schlammastik!"

„Hau, da liegt was," rief er plötzlich.

„Wo?"

„Dort zwischen die zwei Stein neben dem kleinen Krößling dort, sehens es?"

„Bub, das laß nimmer aus den Augen, das ists Geld! Richtig, da haben wir ihn schon, den einen Beutel, jetzt wird die andere Bladern mit den Silberstückeln auch nicht weit sein. Hast es eh schon? Na siehst, jetzt haben wir schon gewonnen. Laßs anschauen, was du gefunden hast!"

Ich nahm ihm die beiden Geldbeutel ab, steckte sie zu mir und sagte lachend:

„So, dein Geld wirst schon kriegen, das hast brav gemacht. Bhüt dich Gott, Toni!"

Nun mußte ihm doch in seinem Gehirnlein ein Licht aufgegangen sein. Ein Blick, als wollte er sich auf mich stürzen und das mit so vieler List beiseite gebrachte Geld wieder an sich bringen, dann aber machte er Kehrteuch und jagte durch das Tannicht davon.

Der, dachte ich, treibt mir keinen Bühel mehr.

*
* *

Beim Holterer war mißvergnügte Stimmung, als ich vor die Ahnungslosen trat.

Die Mehrzahl der entfernteren Helfer war entmutigt heimgezogen, trotzdem aber noch immer die Stube voll Menschen.

„Gehts heim", sagte ich, „und sagts, es war nichts. Die siebzehn Räuber hab ich allein auskundschaft, und da ist das Geld, das hab ich ihnen abgenommen."

Klirrend fielen die schweren Beutel mit den Silbergulden auf den Ahorntisch.

Daß der dumme Bube, der in der Schule sowohl mit dem Einmaleins, als mit dem Abc auf gespanntem Fuße gestanden hatte, so ein Gaunerstückchen auszutüpfeln imstande war und so viele Gescheite genarrt haben sollte, ging nicht jedermann gleich ein. Die ganze Komödie

„Und grad jetzt“, fuhr ich fort, „wo s bald zum Saustechen wird und die neuen Erdäpfel und der Krautsalat zum hernehmen ist. Bub, da tätst mir doch arg erbarmen. Weißt, das beste wär, wenn sich das Geld wieder finden tät. Dann wär der Schaden ersetzt, es wär kein Grund zum Anklagen mehr und du wärst aus dem Wasser.“

„Du sagst nichts? Hast recht, denk nur lang nach, vielleicht findest einen neuen Ausweg, der dir heraushilft. Wenn man nur wissen und herauskriegen könnt, wo die Diebe ausgeflogen sind. Habens so viel verloren und verstreut auf der Flucht, so habens am End die Geldbeutel auch anbaut. Meinst nicht?“

„Kunnt schon möglich sein!“ Und ein Seufzer folgte.

„Mich gehts nichts an, aber ich hab Erbarmen mit dir, weil du so unschuldig dazu kämst. Geh, suchen wir miteinander, vielleicht finden wir noch was!“

„Dös Schneuztüchl“, er wies ein solches, das er schnell aus der Tasche nahm, vor „hab ich grad vorhin bei der Staudn dort gfunden.“

„Siehst es, siehst es! Jetzt gehn wir aber gleich an die Arbeit. Du weißt es, wo die Rauber grennt sind, du kannst also am ehesten was finden. Und ich helf dir. Wer weiß, habens nicht da droben in den Steinfelsen und Höhlen etwas versteckt. Ich hab alleweil so eine Ahnung. Und wenn wir das Geld finden, so bist du aus der Sach.“

„Ja gehn mar!“

„Sag nur, wo willst denn du ausgehn, rechts oder links?“

„I geh links gegen die große Steinmauer.“

„Ist mir schon recht, ich geh rechts in die Halde!“

Zwischen dem hohen Felsen, der die Spitze des Frauenberges krönte, und dem Wiesengrunde lag ein Dickicht, welchem jetzt der Toni, anscheinend eifrigst suchend, zusteuerte. Ab und zu blickte er zurück, nach mir spähend, konnte mich, der ich mich schon im Wäldchen rechts hinter Haselstauden gedeckt hatte, nicht mehr sehen.

Ich aber konnte ganz gut sein Treiben beobachten und kroch, sowie er weiter schritt, im Dickicht hinter ihm fort und ließ nur einige Meter Raum zwischen uns. Was ich sah, überraschte mich keineswegs.

Scheu nach allen Seiten lugend, duckte er sich öfters hinter dem Gebüsche und ging schließlich geradewegs auf eine Felsgruppe los, in deren Spalten und Höhlen er herumzugraben anfing. Ich sah, daß er mehrere Dinge daraus hervorholte, sich dann aufrichtete und, als ob er überlegte, innehielt. Endlich holte er zum Wurfe aus, schleuderte etwas im weiten Bogen weg, dann ein zweitesmal wieder etwas.

Sodann stieg er wieder den Berg herunter. Ich trat auch aus meinem Verstecke, als ob ich von der Suche käme.

Die Rittersleut.

Eine Erzählung aus Oberbayern von **Ludwig Ganghofer**.*)

Das ist vor vielen Jahren einmal gewesen. Da wurde in einem Gebirgsort am 25. August das Königsschießen abgehalten.

Damals gab es noch nicht die kleinen, dreikreisigen Scheibenblätter, wie sie heute im Gebrauch sind, sondern das „Schwarze“ war noch ein „urdntlicher Brocken“ — und zwischen dem Dreier und dem Punktschuß hatte noch der „Vierer“ ein ehrenvolles Dasein. Auch war jene unromantische Maschine noch nicht erfunden, mit der man die Güte eines Punktschusses auf so und so viel „Grade“ haargenau auszumessen vermag. Der Permanederhansl von Wurzbach hatte nicht so unrecht, wenn er beim ersten Auftauchen dieser Maschine den ingrimmigen Fluch tat: „Himi Herrgott Bluatsa, in alls bringt da Teifi sein Furtschritt eini!“ Denn wie die Erfindung der Kanonen innerhalb hundert Jahren die schöne Ritterromantik zur Welt hinauspulverte, so verdrängte diese Graduierungsmaschine innerhalb eines Jahrzehnts beim Scheibenschießen das herkömmliche „Rittern“, das auf jedem Schützenfest die Kulmination aller Spannung zu bringen pflegte. Früher mußten — wenigstens beim Scheibenschießen im Dorfe — jene Schützen, die eine gleiche Zahl von Punktschüssen aufzuweisen hatten, unter höchster Aufregung der ganzen Schützenkorona vor der Preisverteilung zum „Ritterschuß“ antreten. Da zählte die Gesamtleistung des ganzen Tages, das wirkliche Können, die ruhige Hand, das scharfe Auge und die Sicherheit in dem Augenblick, in dem es das Höchste galt. Und immer war der beste Schütze der Gewinner des ersten Preises. Heute trägt — nach dem Richterspruche der Maschine — den besten Preis der Glücksvogel davon, der den ganzen Tag einen „Weißen“ um den anderen „herpatzen“ kann und dann „zuafälli amal einirumpelt“ ins tiefste Schwarz, wie ein blindes Huhn sein Gerstenkörndl findet.

Aber damals, bei jenem Königsschießen zu Wurzbach, war diese „gottverfluachte Maschien“, wie der Permanederhansl sie späterhin zu nennen pflegte, noch nicht erfunden. Und schon vor Beginn des Scheibenschießens wußte man's in der ganzen Gegend, daß wahrscheinlich wieder einmal, wie schon so oft seit Jahren, der Permanederhansl und der Zillerbillerloisl die „Rittersleut“ um den „ersten Fahnen“ sein würden. Denn die beiden waren nicht nur die besten Scheibenschützen weit und breit, sondern es war auch einer dem anderen an Ausdauer und Können derart ebenbürtig, daß sie es immer so machten: wenn der eine einen

---

*) Aus „Damian Zagg“ von Ludwig Ganghofer. (Stuttgart. Adolf Bonz & Co. 1906. Siehe Seite 273.)

mit dem abgelassenen Vieh und den verstreuten Sachen hatte er wohlüberlegt und zur Ablenkung des Verdachtes in Szene gesetzt.

Das Ochsengeld, das hätte ihm gepaßt!

Wo war er denn hingekommen, der Toni?

Es mochte doch in meinen an ihn gerichteten Schlußworten etwas Hohn gelegen sein, der dem Burschen die so lang bewahrte Vertrauensseligkeit und Unbefangenheit nahm, kurz, er kam nicht wieder, die Schafe mußten von den Hausleuten geholt und heimgetrieben werden.

Am nächsten Tage suchten ihn die Gendarmen in seinem drei Stunden entfernten Heimatshäuschen.

Die Eltern verleugneten ihn.

Nun verfolgten die Gendarmen meine Taktik, sie logen und foppten die Leute und wiegten sie damit in Sicherheit ein.

„In drei Tagen kommen wir wieder", sagten sie, „vielleicht kommt der Bub einstweilen heim, es ist unsre Pflicht, wir müssen nachschauen und wenn er neunmal unschuldig ist."

Statt fortzugehen, hielten sie sich bis zum Abend in der Nähe des Häuschens verborgen, wohl erratend, daß der Missetäter zum Schlafen die heimatlichen Pfühle aufsuchen werde.

„Richtig geraten, so kommt es auch", singt Wilhelm Busch und da half kein Sträuben und kein Leugnen mehr, die Gendarmen nahmen den Toni mit und er war halt trotz meiner oftmaligen trüglichen Versicherungen doch nicht aus der Sach!"

Die Geschichte von den siebzehn Räubern sprach sich aber herum und der Toni behielt den Spitznamen: Räuberhauptmann von Hochstein.

Nachträglich wollte es keiner geglaubt haben, was das ganze Dorf so in Harnisch gebracht hatte.

Zumal einen gab's, der es nie recht überwinden konnte, von dem Halterbuben gefoppt worden zu sein; das war der würdige Pfarrherr, der ehemalige Unteroffizier und Feldpater aus der Zeit der bosnischen Okkupation.

Wenn ich diesen mit dem „Raubergesindel vom Frauenberge" neckte, dann setzte er stets eine gleichgiltige, überlegene Miene auf und sagte: „Bin ganz zufällig zu der Gaudi kommen. Mein Gewehr hab ich mitgehabt, weil ich mit den Nachbarn ins Hasenstauben gegangen bin. Bewegung muß sein, sonst wird man zu fett. Na und dann hab ich halt auch mitgetan, versteht sich!"

Und ähnlicher Weise hatten sie alle eine Ausrede bei der Hand — hintendrein.

Der Zillerbillerloisl war ein Bauernknecht, lang und mager, mit einem Janker, der ihm zu kurz war und hinten abstand, und mit einer langen Hose, die der Schneider noch für's Wachsen berechnete, und drum mußte sie der Loisl über den Nagelschuhen immer umkrempeln, so daß der rote Futterbesatz über das Graue heraus kam. Der Zillerbiller war auch ein Vierziger, aber ledig, und seine Kinder hatten immer einen anderen Vater. Drum wußte man nie, wieviel der Loisl zum Wachstum der Landesbevölkerung beitrug. Und ein mageres, glattrasiertes Gesicht hatte er, mit hundert winzigen Fältchen und von einem pfiffigen Ausdruck. Und wenn er vor der Scheibe die Büchse hob, stand er immer so krumm zusammengeringelt wie ein Paragraphenzeichen. Sein alter Stutzen war ein fürchterlicher Kloben, plump und schwer. Wenn der krummgeringelte Loisl zielte, war's ein immerwährendes Gewackel mit dem übergewichtigten Lauf. Einmal sagte einer von den Schützen zu ihm: „Zillerbiller, dösmal wearst aber aussiwackeln!“ Der Loisl guckte, das linke Auge eingekniffen, über den Schaft der Büchse und sagte schmunzelnd: „Wackelt's aussi, wackelt's eini aa!“ Und richtig, als der Zillerbiller „fuierte“, krachte draußen am Scheibenstand der Böller.

Wenn diese beiden bei einem Scheibenschießen mittaten, war es ein amüsanter Sport für die anderen Schützen, immer wieder mit Bewunderung und Neid die „Bulletten“ des Zillerbillerloisl und des Permanederhansl anzugucken. Da stand ein Dreier und Vierer neben dem anderen, und dazwischen standen die Ringelziffern. Einen „Weißen“ gab's nicht auf diesen Bulletten. Die beiden verdienten bei jedem Scheibenschießen einen schönen Brocken Geld. Aber der Permanederhansl war ein armer Teufel, weil er siebzehn Kinder ernähren, respektive „veralamenten“ mußte. Und der Zillerbillerloisl hatte ein paar Tausender auf der Sparkasse, weil immer andere für seine verschleierten Vaterfreuden zu blechen hatten.

Und damals, bei jenem Königsschießen zu Wurzbach, war es so: der Permanederhansl hatte dreizehn Punkte unter hundert Schüssen — und der Zillerbillerloisl hatte unter hundert Schüssen dreizehn Punkte. Drum waren die beiden wieder einmal die Rittersleute um den ersten Preis.

Unter allgemeiner Aufregung der ganzen Schützengesellschaft trat der Hansl vor die Scheibe, stand wie eine Mauer — und schoß einen Punkt.

„Brüaderl!“ schrie er den Loisl an, lachend und siegesfroh, in der Hand den rauchenden Stutzen. „Dösmal därffst aber guat einiwackeln!“

Der Zillerbiller war grün im Gesicht und sagte kein Wort. Er trat in den Scheibenstand, wickelte sich krumm zusammen und wackelte eine Minute lang. Dann krachte der Böller.

Punkt schoß, ließ es dem anderen keine Ruhe, bis er nicht auch den Böller wieder „aussigfuiert“ hatte. Bei dieser gleichen Kunst sahen sie einander so ähnlich wie der Schinkenknödl und ein Zwirnsfaden, oder, um einen in Wurzbach heimischen Vergleich zu gebrauchen: wie der dicke Pfarrer und seine magere Köchin.

Der Permanederhansl war königlicher Jagdgehilf, verheiratet, und mit vierzig Jahren Vater von siebzehn Kindern, von denen seine Ehefrau Kreszenzia, geborene Schnittenstecher, ihm neune in sieben Jahren zur Welt gebracht hatte. Über seinen tätigen Anteil an der Hebung der Einwohnerzahl des Königreiches Bayern tat der Permanederhansl einmal den sexual-philosophischen Ausspruch: „I woaß net, was dös is bei mir. Bal i die Kurzlederne bloß ummihäng über 's Bettstattbrettl, is der Teifi scho wieder los“. Worauf sein Förster ihm zur Antwort gab: „Woaßt, bal nix anders als wia die Kurzlederne schuld is, taat i mer halt a lange Hosen machen lassen.“ Aber lange Hosen konnte der Permanederhansl nicht tragen. Und darum bekam er halt immer wieder Kinder.

Er war aber auch ein Kerl wie ein Baum, seine zwei Zentner alten Gewichtes schwer, mit einem Kopf wie ein Kürbis in der Reife, mit einem Urwald von rotbraunem Vollbart, den nur der Kamm der fünf Finger durchzuhecheln vermochte. Und das mußten noch Finger sein, wie der Permanederhansl sie hatte. Von diesen Fingern erzählt man sich in Wurzbach eine Geschichte. Als der Permaneder Soldat werden sollte, hätte er sich gern von der „Militari“ weggeschraubt und behauptete vor dem Regimentsarzte, daß er einen krummen gelähmten Zeigefinger hätte. Der Arzt untersuchte den krummen Finger — und der Feldwebel, ein Hüne von einem Menschen, machte resultatslos alle Versuche, den krämpfigen Finger des Permanederhansl glatt auszustrecken.

Da fragte der Regimentsarzt, der seine Oberländler kannte: „Wie war denn der Finger früher?“

„So!“ sagte der Permanederhansl, streckte den Finger schön grade aus — und wunderte sich, daß er mit einem krummen Finger Soldat werden mußte.

Von diesem Finger könnt Ihr ungefähr den Schluß ziehen, welcher Art die Beine waren, die dem Permanederhansl aus den Röhren der Kurzledernen herauswuchsen. Zwei Beine wie Säulen! Aber das waren keine Beine — das waren „Haxen“. Und wenn der Hansl vor der Scheibe den Stutzen anlegte, spreizte er diese zwei Haxen mit den kupferbraunen Knieknödeln weit auseinander und stand wie eine Mauer. Kein Wunder, daß da immer wieder der Böller „fuierte“!

Und sein Rivale?

seiner Brust. Und der Übermut packte ihn. Denn als er, um „vorzulegen“, zum Scheibenstand hinüberging, da schrie er: „Jetzt paßt's auf! Jetzt muaß no oaner aussi! A Zirkelter! No aner muaß aussi! Himi Bluatsa!“

Unter lautloser Spannung der Korona tat der Hansl, während der Zillerbillerlois mit steifen Augen lauernd in der Nähe stand, den dritten Ritterschuß. Aber kein Böller krachte. Und lange suchte der Zieler vor der Scheibe. Dann zeigte er einen „Weißen“ auf, handbreit über dem Schwarzen.

Die Bauern, die auf den Loisl gewettet hatten, erhoben ein wieherndes Gelächter, und die Forstleute begannen wütend auf den Hansl zu schimpfen. Der hatte im Gesicht das Käsfarbene bekommen. Doch ruhig blieb er im Stand und schüttelte den Kopf. „Dös ko ja do net sein! Der muaß ja bsuffen sein da draußt!“ Wütend riß er an der Glockenleine und brüllte: „Wia, du! Zoag no amal auf!“

Der Zieler zeigte — und wieder den „Weißen“.

Hinter dem Kreis der Schützen schrillte ein heiserer Juhschrei. Den hatte der Zillerbillerloisl aus seiner Freude herausgeschrien.

Dem Hansl fuhr eine „fliegende Hitz“ über die Stirne. „Himi Herrgott Kreizteifi und Bluatsa!“ Aber weil jeder Schütze, der einen schlechten Schuß getan, gleich eine Entschuldigung und einen Trost bei der Hand hat, sagte der Hansl: „'s Kügei muaß i z'fest aufg'setzt hab'n. Drum is'r mer z'hoch ganga. Aber stangagrad is'r mer brocha! . . . No, der zwoate Preis is aa net schlecht! . . . Himi Bluatsa!“

Alle Spannung der Schützengesellschaft war zu Lärm und Lachen gelöst. Denn daß der Zillerbiller jetzt den „Ersten“ davontragen würde, das stand außer Zweifel. Dieser Meinung schien auch der Loisl selbst zu sein, als er vor die Scheibe trat. Denn er lächelte. Doch in seinem Gesicht war etwas Aschiges. Und die Augen riß er steif und kreisrund auf, während er den Stutzen hob und sich zusammenwickelte. Und lange, lange, lange wackelte der Loisl, „aussi und eini“, bis er endlich schoß. Kein Böller krachte. Trotzdem guckte der Permanederhansl, der beim Ladetisch wütend sein Zeug zusammenkramte, gar nicht hinaus zur Scheibe. Doch ein johlendes Geschrei der ganzen Schützengesellschaft machte ihn aufblicken. Und da sah er draußen in der Abendsonne den Zieler jene bösen Winke machen, die bedeuten: „Die Scheibe ist gefehlt!“ Mit einem brüllenden Freudenschrei tat der Hansl einen Luftsprung, wühlte sich mit den Ellenbogen durch den Kreis der Schützen und wollte den Zillerbillerloisl umarmen: „Brüaderl, Brüaderl, Brüaderl . . .“

Aber der Loisl stieß den zärtlichen Bruder zurück. Und während er das aschige Pfiffikusantlitz mit den steifen, kreisrunden Augen auf absonderliche Weise hin und her drehte, fing er zu kreischen an: „Dös

In der ganzen Schützengesellschaft ein lärmender Aufruhr. „Himi Herrgott Bluatsa!" fing der Hansl in Wut zu fluchen an und bestellte sich eine frische Maß. Der Loisl schmunzelte nur, ließ sich den Krug wieder füllen und bestellte noch ein „Viertele Schnaps". Und als er meinte, daß es niemand sähe, goß er dieses „Viertele" dem Permanederhansl in den Maßkrug.

Der Hansl — trotz seiner siebzehn Kinder einer von den großen, reinen Toren — merkte nichts von dieser schützenbrüderlichen Manipulation. Aber der Förster, der seine lustigen Luchsaugen überall hatte, benützte einen günstigen Moment und vertauschte die Maßkrüge.

Weil der Zillerbiller „eingestellt" hatte, mußte er jetzt beim neuen Ritterschuß „vorlegen". Doch bevor er zum Stand hinüber ging, griff er nach dem Maßkrug und sagte mit seiner dünnen Stimme schmunzelnd zum Permanederhansl: „Geh her, Spezi! Soll's ausfallen, wia's mag! Du oder i! Aber daß mer koa Feindschaft net haben . . . trinken mer no oans! Bis abi aufs letzte Tröpfl!"

„Gilt scho!" brüllte der Hansl mit Lachen. „Daß mer koa Feindschaft net haben!"

Jeder von den beiden leerte den Krug — und dann guckte der Zillerbiller ein bißchen verwundert in den hohlgewordenen Stein. Er trat vor die Scheibe, krümmte sich klein zusammen und wackelte länger als sonst. Und wieder krachte der Böller.

Die Schützen, die als Zuschauer den Stand umringten, gebärdeten sich in ihrer Begeisterung wie die Narren. Und natürlich bildeten sich zwei Parteien: die Forstleute schworen auf den Permaneder, die Bauern auf den Zillerbiller.

Die Situation war ernst. Sehr ernst! Denn der Permanederhansl fluchte nimmer. Ganz bleich war er geworden bis unter die Haarwurzeln seines rotbraunen Bartwaldes. Seine Tatze zitterte, als er nach dem Stutzen griff. Vor der Scheibe aber stand er wie eine Mauer. Und schoß einen Punkt.

Unter dem Echo des Böllers schlug die begeisterte Schützengesellschaft einen Spektakel auf, daß die Kühe, die auf einer nahen Wiese weideten, die Schwänze streckten und brüllend davonrannten. So was hatte man aber auch seit Menschengedenken noch nie erlebt: vier Punktschüsse beim Rittern!

Wie ein Freudenrausch befiel es den Hansl. „Gelt, du Krippenreiter", schrie er seinem Rivalen zu, während ihm das breite Gesicht gleich einem gebratenen Riesenapfel zu glänzen begann, „di schnäuz i no allweil abi über'n Wagen!" Er lud den Stutzen und ließ den Ladstock bis zur Decke der Schützenhalle springen. Und wie der Ladstock sprang, so sprang dem Permanederhansl das vergnügte Herz im Kasten

Doch diesmal gab es beim Königsschießen keine Ritterleute mehr. Denn die neue, „gottverfluachte“ Punkt-Meßmaschine war erfunden worden. Und weder der Permanederhansl, noch der Zillerbillerloisl bekam den „ersten Fahnen“ — obwohl ein jeder von den beiden seine siebzehn Punktschüsse auf der „Bulletten“ stehen hatte. Erster Preisträger war der Schneidermeister Haubenstoißer, der unter hundert Schüssen dreiundvierzig „Weiße“ gefleckelt hatte, aber — nach dem Schiedsspruch der neuen Maschine — mit dem einzigen Punkt, den er im Dusel herausgestochen, zufällig „ins tiafste Blattl einigrumpelt“ war.

Wer kann es da dem Permanederhansl verdenken, daß er wütend zu schimpfen anfing: „Himi Herrgott Bluatsa, in alls bringt da Teifi sein Furtschritt eini! Dös hat ma von der Wissenschaft: daß die Goasböck den earsten Fahna kriagn! Bluatsa, Bluatsa! Hat scho recht der Herr Pfarr . . . dö ganzen Unaversadätten mit eahnerne studierten Brillenaffen sullt ma in Grund und Boden einischlagen.“

Nach diesem Königsschießen ging der wütende Hansl in nüchternem Zustand heim zu seiner geborenen Schnittenstecher.

Von einer Taufe im Hause Permaneder hat man während des folgenden Jahres nichts gehört.

So wirkt der erfinderische Geist der Mathematik aufs Leben.

Mittag.

Von Ernst Ferdinand Neumann, Dresden.

Glutentbrannt steht mit senkrechtem Strahl,
Die Sonne über dem schweigenden Tal. —
Als ob rings alle Lebenspulse stocken,
So sog den Bach das Sonnenbrennen trocken,
Der schläfrig nun, in lebensmatter Ruh',
Rinnt müde seinem nahen Ziele zu. — —
Der Wald, die Heide stumm —
Weg, Wiese menschenleer —
Nur rings die Luft erzittert atemschwer,
Als wollt' die Stunde heiß sich selbst bezwingen.
Dort von der Wiese noch ein zirpend Singen,
Wo grüne Grille ihre Fiedel streicht,
Ihr Lied allein im Glutenmeere zeigt,
Daß dort, auf langen, rotgebrannten Wiesen,
Noch immer frisch die Lebensadern fließen. — —
Ich wandre — wandre!
Der Sonne glühend Leuchten wehrt das Hasten,
Im Schatten einer Erle will ich rasten;
Und hier, so einsam ruhend, will ich schweigen
Wie du Natur — und möchte fragend neigen
Mein Haupt zur Brust im stillen, ernsten Sinnen,
Eh' weiterstrebt mein müder Fuß von hinnen. —
Der Tag begann.
Mit neuem Leuchten kam der junge Morgen,
Er kannte weder Alltagskram noch Sorgen.

laß i mer net gefalln! Und ums Verrecka net! Dös laß i mer net gfalln. Der hat mi damisch gmacht! Der hat mer ebbes einigschütt ins Biar!"

Das ging dem Permanederhansl gleich an die Ehre; „Was?" brüllte er in Zorn. „I? Was hab i? Einigschütt hab i dr ebbes? Was hab i dr einigschütt?"

„An Schnaps host mer einigschütt ins Biar! Der hat mi damisch gmacht! Dös gilt nix, sag i!"

Dem Hansl trat das Augenweiße aus dem roten Gesicht heraus. „Ja Himi Bluatsa!" Im gleichen Schnaufer hatte er den Zillerbiller mit der einen Faust schon an der Gurgel und fing mit der anderen zu dreschen an. Bei diesem Ritterspiel war der Permanederhansl von vornherein obenauf.

Unter Geschrei versuchten die Schützen dem Streit zu wehren und rissen die beiden Ritterssleute auseinander. Und weil durch das Zeugnis der Kellnerin dokumentiert werden konnte, daß der Zillerbillerloisl selbst das Viertele Schnaps zu seiner letzten Maß bestellt hatte, war die Sache schützengerichtlich erledigt.

Der Förster schmunzelte und schwieg.

Als der Permanederhansl bei der Preisverteilung unter Trompetentusch den „ersten Fahnen" in Empfang nahm, sagte er lachend zum Loisl: „Du, dös Viertele zahl i dr! Brauchst dr koane Unköstten machen! Weißt, auf der Welt muaß alles grecht vertoalt sein!"

Wortlos nahm der Zillerbiller seinen „zwoatn Fahnen" in Empfang und torkelte davon. Und kreischte dann über die Schulter zurück: „Paß auf, du! Übers Jahr! Da raam i dr s abi, dir! . . . Kreizhagelsternsakra!"

Der Hansl lachte. Und in seiner Ritterfreude bichelte er sich am Abend einen Rausch an, wie man auch seit Menschengedenken noch keinen gesehen hatte.

Genau neun Monate nach dem Königsschießen, in der letzten Maiwoche, mußte der Permanederhansl sein achtzehntes und neunzehntes Kinderl taufen lassen. Denn in diesem schönen Frühling brachte seine Ehefrau Kreszenzia, geborene Schnittenstecher, ein gesundes Zwillingspärchen zur Welt.

Aber das verdarb dem Hansl den Humor nicht. Auch ließ er sich noch immer keine lange Hose machen. Ganz im Gegenteil — seine Kurzlederne wurde noch immer kürzer, weil sie oft in den Regen kam und langsam einschrumpfte.

Als sich das Königsschießen jährte, schrie der Hansl beim Eintritt in die Schützenhalle dem Zillerbiller lachend zu: „Was moanst? Muaß i dr heint beim Rittern wieder a Viertele zahlen?

gelebt und gesungen habe, den Wilhelm Scherer, der Unvergeßliche, als deutschen Dichter mit Recht mit einem geistlichen Minnesänger in Prosa verglich, weil er Zug um Zug der irdischen Minne auf die himmlische übertrug, weil er Naturschilderungen einzuflechten wußte, indem er sie geistlich deutete, weil er Frühling und Liebe, Winter und Trauer verband, weil er irdisch gesinnte Menschen mit schweifenden Falken verglich und weil er selbst so weit ging, Frau Venus und den Meister im Minnen Ovidius in seine Dichtungen einzuführen. Er entstammte einem reichen schwäbischen Rittergeschlechte: „derer von Berg", das im Hegau große Besitztümer sein eigen nannte und hieß bis zu seinem dreizehnten Lebensjahre Heinrich von Berg, in dem er dann seiner frommen Mutter zu Liebe dem rauhen, weltlichen Rittertume entsagte, die Burg seiner Ahnen im Hegau verließ, von „Frau Welt" wie von „Frau Minne" für immer Urlaub nahm, auf die zarten, jugendfrohen Schultern das lilienweiße Ordenskleid und das düsterschwarze Skapulier des weltenstillen Inselklosters legte — und Mönch ward.

Als solcher lebt er in der Geschichte des deutschen Schrifttumes*) wie seines Ordens unsterblich unter seinem Klosternamen Amandus Seuse fort. Allein ihm zog Frau Minne, die vielgetreue, wenn auch in anderem Gewande und anderer Gestalt, nach in die stillen Hallen des Inselklosters. In seiner Zelle ist sie bei ihm tröstend gesessen, aus den altertümlichen Klosterchorstühlen ist sie im Münster ihm oft plötzlich huldreich emporgestiegen, im weiten Refektorium ist sie bei ihm zu Gast gewesen, und nächtlich, wenn er friedlos in der Kapelle kniete, da neigte sie sich zu ihm und sprach leise: „Eya! Gib mir dein minnereiches Herz!" Und so ist er ihr Sänger geworden, weil er das Leben als nichts anderes faßte — denn eine Ritterschaft!

Nach beinahe sechshundert Jahren ist nun in unserem deutschen Schrifttume wiederum eine eigenartige Persönlichkeit erstanden, die uns in diesen Tagen das seltene Märchen vom geistlichen Minnesänger, der auch unter dem Mönchsgewande nicht deutscher Art vergessen hat, wie einst der Predigermönch Amandus Seuse und später der Freiburger Stadtpfarrherr und fröhliche Bodensee-Dichter Heinrich Hansjakob, wieder verkörpert und bewahrheitet hat. Ich meine damit Ottokar Kernstock, den einsamen Pfarrherrn auf der waldumgrünten Festenburg in Steiermark, die heute zum Chorherrenstifte Vorau gehört, dessen Kapitular er ist; ich meine aber auch damit Ottokar Kernstock, den Dichter der beiden prächtigen Bücher: „Aus dem Zwingergärtlein" und „Unter der Linde", den weit-

*) Vergleiche Heinrich Suso. Eine Auswahl aus seinen deutschen Schriften. Herausgegeben von Wilh. Scholz (R. Piper & Co., München und Leipzig. 1906) in der Sammlung „Die Fruchtschale", XIV. Band.

Wie hat er neu mich wanderfroh gemacht,
Als sonnengolden er mir zugelacht!
Doch jetzt — jetzt schwült die Sonne mir die Stunden,
Ihr langes Brennen schlug schon schwere Wunden. —
Ich zahl' mein Wandern in der Mittagsglut,
In heißer, brennendschwerer Sonnenflut,
Mit Müd- und Mattigkeit am frohen Sinn,
Und welkend, kraftlos sank mir alles hin,
Was ich am klaren Morgen froh gewähnt,
Und was als Glück ich flehend heiß ersehnt!
Kaum deckt ein Schatten kühlend meinen Ort,
Treibt mich der Pflichten Geißel wieder fort!
Ich darf nicht ruh'n und darf nicht müde rasten,
Und wie die Morgenstunden auch verblaßten —
Ich muß den Weg zur Mittagshöhe geh'n,
Will ich von dort hinab zum Abend seh'n. — —
Rings immer noch die drückend schwüle Stille! —
Hier klettert an dem grauen Steingerülle
Im suchend emsigen Laufen eine Spinne;
Sie jagt nach dieses Steines niederer Zinne.
Und dort am Weg, ein Tritt kann ihn zerschmettern,
Seh' ich am schwanken Schmehlenhalme klettern
Den grünen Käfer, der von diesen Höh'n
Sich möchte seine kleine Welt beseh'n.
Und kann er auch den Halm nicht ganz bezwingen —
Fällt er herab; mit immer neuem Ringen
Will er den schweren Kampfeslauf besteh'n,
Und neu erstrebt er sich die steilen Höh'n. — —
Nun sehe ich die Schatten sich schon längen,
In ihre schweren, dunklen Bilder zwängen
Sich gold'ne Lichtesblitze hier und dort;
Zur Bäume Kronen schleicht ein leises Zittern,
Als ob sie frische Lebenslüfte wittern;
Und die noch grüngeblieb'nen Gräser zeigen
Ein fächelnd sanftes Auf- und Abwärtsneigen.
Jetzt gar ein Hauch — der frisch und kühl gefühlt
So atemfreudig wieder mich umquillt,
Daß froh gestärkt ich meinen Sitz verlasse,
Und fest den harten Stab zum Wandern fasse.
Ich will nun langsam schreiten nach dem Ziele,
Zur ruhefrohen, stillen Abendkühle.
Brennt jetzt die Mittagssonne auch den Rücken,
Deckt grau verstäubend sich mir Kleid und Schuh',
Es wandert gut sich, wenn mit froher Ruh'
Ich jetzt schon darf nach Abendröten blicken.

Ottokar Kernstock und die „Fliegenden Blätter".

Zu des Dichters 60. Geburtstage 25. Juli 1907.

Von **cand. phil. F. Wastian.**

„Viel Sänger schlugen künstlicher die Laute —
Treudeutscher aber schlug kein Sängerherz."

Die deutsche Literatur- und Kulturgeschichte erzählt uns, daß in den ehrwürdigen Hallen des ehemaligen Inselklosters zu Konstanz am weiten, blauen Bodensee ein junger, stiller Mönch und Klosterdichter durch dreißig lange Jahre (1310—1340) in klösterlicher Einsamkeit

weihevolle Glocke, die mit ihrem majestätischem Klange die Narrenschellen der „Münchener Fliegenden", deren vornehmster Mitarbeiter er ist, weit, weit überschallt." Der Dichter hat fünfundzwanzig Jahre später, nachdem seine Dichtungen in den „Fliegenden" ihren Siegeszug durch die ganze deutsche Welt gehalten haben, in einem schönen Gedichte, „Vor fünfundzwanzig Jahren", ein Jubiläumsgedicht, uns geschildert, wie er Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter", und im weiteren Sinne, wie er der Dichter geworden ist, als der er heute von jung und alt geliebt und verehrt wird. Kernstock war damals, wie er uns in rythmischen Versen erzählt, Dorfkaplan in einem Dörfchen — es ist St. Lorenzen am Wechsel gemeint — hoch über den lachenden Tälern, der Seelsorger mitten unter schlichten Holzern, Hirten und Köhlern. In dieser Waldeseinsamkeit, wo der poetisch so hochveranlagte Dichter von jeder geistigen Anregung, von jedem seelischen Verkehr abgeschlossen war, wo ihm die Tage verdrießlich und grau vorübergingen, wo er das ärmlichste Glück und das winzigste Blau des Himmels vieltausendmal gesegnet hätte, da ergriff den einsamen, weltabgeschlossenen Mönch zur Fastnacht, während sich seine Bauern faschingsselig bei Tanz und Spiel unterhielten, plötzlich ein tiefes, lange bezwungenes Leid, die ungestillte Sehnsucht nach dem Schönen, das ihm, gebannt an die Häßlichkeit, bisher versagt blieb. Doch der Dichter beschließt versöhnlich sein Lied:

„Da war mir's, als raunte mir einer ins Ohr:
Wo bleibt der Humor, mein Bester?
Vergiß den Humor nicht, du greinender Tor,
Der Trauernden treuester Tröster! —

Ich wischte mir ab das nasse Gesicht
Und schrieb beim Bacchantengezetter
Halb zürnend, halb lachend mein erstes Gedicht
Für die Münchener ‚Fliegenden Blätter'."

Der Dichter ist auch Zeit seines Lebens in Dechantskirchen, in Reinberg und heute auf der stillen Festenburg ein Einling geblieben, nur hat er es verstanden, sich alle trüben Stimmungen mit echtem goldenen Humor zu versingen und zu verscheuchen. Mit den Worten des Dichters Ernst Moritz Arndt, mit dem er seine gute, deutsche Gesinnung teilt, sagt er von sich selbst: „Ich bin von Natur ein einsamer Vogel, eine fringilla caelebs, dem am wohlsten in der Einsamkeit ist oder dem in Gesellschaft von zweien oder dreien zu fliegen und sein kurzes, eintöniges Finkenlied zu pfeifen, immer am fröhlichsten gedeucht hat. Bin nimmer ein Mensch der rauschenden Gesellschaften, der Klubs, Kasinos und Ballhäuser gewesen, sondern lieber die stillen Fußpfade des verborgenen Lebens gewandelt, wo das bißchen kurze Menschenglück sich am sichersten und fröhlichsten ergehen mag!"

bekannten Sänger der „Münchener Fliegenden Blätter", der nun, beglückwünscht von seinen zahlreichen Verehrern und Freunden, in voller Rüstigkeit und Lebensfreude auf der fernen Bergfeste seinen sechzigsten Geburtstag in aller Stille begeht.

An einem solchen seltenen Festtage, da lohnt es sich wohl fürwahr, einmal in dem rasch dahineilenden Flusse unseres heutigen Literaturlebens ein wenig inne zu halten, sich still zu besinnen und fröhliche Rückschau anzustellen über das, was Ottokar Kernstock, der seltene Dichter und Priester, in den sechzig Jahren seines reichen Lebens uns geschenkt und zu dauerndem Besitz gegeben hat. Die Art und Weise, wie in Ottokar Kernstock aus seiner Tätigkeit als Bibliothekar und Archivar des an literarischen Schätzen reichen Stiftes Vorau, wie aus dem mit dem deutschen Altertume und Mittelalter innigst vertrauten Gelehrten der spätere Dichter sich entwickelt hat, diesen Entwicklungsprozeß habe ich seinerzeit so erschöpfend dargestellt, daß ich mich heute wohl damit begnügen darf, auf meine betreffende Arbeit hier zu verweisen.*)

Uns fesselt heute zunächst, den Entwicklungsgang des Dichters, von seinen ersten Anfängen bis zu seiner jetzigen künstlerischen Reife und Vollendung mit liebevollem Verständnisse an der Hand der „Fliegenden Blätter" zu verfolgen.

Allen genaueren Kennern Ottokar Kernstocks und seiner herzbezwingenden Dichtungen ist es bekannt, daß er nicht sofort mit einem fertigen Bande seiner Gedichte in das deutsche Schrifttum eingetreten ist, sondern daß seine Dichtungen nach und nach in den „Münchener Fliegenden Blättern", jener 126 Bände alten, doch ewigjungen prächtigen Zeitschrift deutschen Humors, erschienen sind. Die Bedeutung der „Münchener Fliegenden Blätter", in denen so mancher heute berühmte Dichter und Künstler seine Poetenlaufbahn begonnen hat, ich nenne nur Namen der berühmtesten Mitarbeiter, wie Josef Viktor von Scheffel (1847—1848), Wilhelm Busch (1859), Friedrich Vischer, Kraßberger, Eichrodt, Heinrich Seidel und manche andere, die Bedeutung dieser Blätter für die Kunst und für die deutsche Literatur ist heute genugsam bekannt und schon in verschiedenen Arbeiten gründlich behandelt worden.**) In diesen „Fliegenden Blättern" nun erschien im Jahre 1878 in Nr. 1740 des 69. Bandes das erste Gedicht des steirischen Poeten, und seit dieser Zeit tönt, bald oft, bald seltener, „jene

*) Ottokar Kernstock als Gelehrter. Roseggers „Heimgarten", Jänner-Heft 1907. Verlag Leykam, Graz.

**) Vergleiche Fr. Th. Vischer „Altes und Neues"; Joh. Prölß „Josef Viktor v. Scheffel", Seite 59, 61—67, 224, 396, 410, 624; Wilhelm Busch „Von mir über mich", Seite XII; G. Hermann „Die deutsche Karikatur im XIX. Jahrhundert" (Velhagen und Klasing, Bielefeld. 1901); E. Fuchs und H. Krämer „Die Karikatur der europäischen Völker" (Hofmann & Co. 1901); J. Grand Carteret „Les mœurs et la caricature en Allemagne (Paris. 1885. Westhauser).

„Lips“ auf die Berge stieg, um sich an der Herrlichkeit der Natur, an der Majestät der steirischen Bergriesen am Dachstein und am Grimming zu erfreuen. Mit humorvollen Versen, in denen aber doch ein leiser Hauch von geheimer Wehmut und stiller Resignation hindurchweht, hat Kernstock sein Gedicht mit der Aufzählung der Pflichten des Dorfkaplanes, der er in letzter Linie doch selbst ist, geschlossen:

„Dorfcaplân, dorfcaplân!
solt niht ûf die berge gân,
solt bî dînen dörpern[1]) blîben
und dîn hantwerh vürder trîben:
Werhtag vriesen[2]), suntag switzen,
ambet singen, beichte sitzen,
jungiu magdîn itewîzen[3]),
alten wîben salter[4]) pleren,
tumben knaben wizze[5]) lêren,
betevaren, kintlîn toufen,
iemer mit dem tiuvel roufen,
doh in den vrîen bergesrîchen
ist keiniu stat fuor dînes glîchen.“

Einen bedeutenden Fortschritt gegen dieses sein Erstlingsgedicht bedeutet seine zweite Dichtung, die 1879 in den „Fliegenden Blättern“ erschien, sein: „Willehalm. Einiu maere in vier âventiuren“, die heute nicht nur zu den schönsten mittelhochdeutschen, sondern überhaupt zu den schönsten Poesien des Dichters gehört, weil Kernstock in sie zuviel Züge aus seinem eigenen Innen- und Seelenleben hineingewoben hat. Die erste Aventiure behandelt in ergreifenden Versen: „Wie junc Willehalm von der werlde urloup nam“, die zweite: „Wie junc Willehalm ein münch wart“. Wie tief aus der Seele des Dichters sind jene Worte, die er Jung-Willehalm in den Mund legt, in ihrer jetzigen Fassung gesprochen:

„Wân[6]) waz êwen[7]) sol ez minnen,
sol dem leben sweren haz[8])
und im scheiden wirts êrst innen
wie ditz leben süeze was.“[9])

Es ist herzlich zu bedauern, daß der Dichter, als er den „Willehalm“ formell verbessert, in sein Buch: „Aus dem Zwingergärtlein“ aufnahm, die dritte Aventiure: „Wie si imme kloster den kelremeister kurn“[10]) und besonders aber die vierte und schönste Aventiure: „Wie hêrr Willehalm ze sterbenne quam“[11]), weggelassen hat. Wird doch Kernstock am ergreifendsten und innigsten in jenen Liedern, in denen er vom deutschen Mönche singt, in denen er uralte Klostermären kündet, und die Gefühls- und Denkweise schildert, die in alter Vorzeit

---

[1]) Bauern. [2]) frieren. [3]) tadeln. [4]) Psalter. [5]) Weisheit. [6]) denn. [7]) ewig. — Der Raummangel gestattet auch hier nicht, die dritte und vierte Aventiure, die in den „Fliegenden“ sehr schwer zugänglich sind, abzudrucken. [8]) Haß. [9]) war. [10]) wählten. [11]) kam. — Die letzte Aventiure ist im Südmark-Kalender 1904 abgedruckt.

Vor mir liegen nun nebst dem „Zwingergärtlein“ und „Unter der Linde“, zu einem stattlichen Bande vereinigt, alle jene Nummern der „Fliegenden Blätter“, 87 an der Zahl, in denen Ottokar Kernstock in den Jahren 1879—1907, bald öfter bald seltener, seine Dichtungen erscheinen ließ, zu denen Meister der Feder und des Pinsels, vor allem der dem Dichter so geistig verwandte Maler Hermann Vogel, dann G. A. Cloß, Franz Simm und Alexander Rothaug und noch manche andere, prächtige Illustrationen geschaffen haben. Ich wüßte für den Dichter wie für seine zahlreichen Freunde und Verehrer kein schöneres Geburtstaggeschenk, als daß die Verlagsanstalt Braun und Schneider*) sich entschließen möchte, diese Dichtungen Kernstocks mit ihren prächtigen Bildern und Zeichnungen der genannten Meister in einer schönen Ausgabe erscheinen zu lassen.

Wenn wir uns nun fragen, was uns der Dichter in all diesen Poesien, die uns mit ihrem Wohllaut der Sprache, mit ihrem echt deutschen, gemütstiefen Inhalte so mächtig die Seele und das Herz ergreifen, kündet, so hat Kernstock teilweise Recht, wenn er in seiner ihm eigenen Bescheidenheit uns darauf die Antwort gibt:

„Die Taten deutscher Helden,
Der deutschen Frauen Preis,
Nichts Besseres kann ich melden,
Weil ich nichts Besseres weiß.“

Bezeichnend und charakteristisch für den Entwicklungsgang und die Eigenart des Dichters ist es, daß er das erste Gedicht, das er in den „Fliegenden Blättern“ veröffentlichte, in mittelhochdeutscher Sprache verfaßte. Kernstock hat später noch gerade die schönsten und besten seiner Gedichte in mittelhochdeutschen Versen und im Sprachstande des XV. und XVI. Jahrhunderts geschrieben, und weil diese Dichtungen in ihrer einzig dastehenden Art und Meisterschaft noch viel zu wenig gewürdigt und hervorgehoben wurden, so werde ich besonders an dieser Stelle Gelegenheit haben, auf sie hinzuweisen, zumal sich der Dichter leider schon längere Zeit dieser traulich klingenden Laute nicht mehr bedient hat. Das Gedicht, von dem ich hier spreche, führt den Titel: „Wiez deme gesellen des liutpfaffen**) ze sant Gilgen ergîe, dô er ze alme wolte varen. Einiu âventiure ûzem lande Steier.“ Es ist ohne Namenunterzeichnung abgedruckt, mit alten Holzschnitten in Hans Sachs'scher Manier illustriert und behandelt mit echtem Kernstock-Humor die schlimmen Erlebnisse des Dorfkaplanes von St. Gilgen, einem Orte in Obersteiermark, als er mit seinem Hündlein

*) Herrn J. Schneider bin ich bei dieser Arbeit für seine Unterstützung zu herzlichen Dank verpflichtet.

**) Pfarrer. — Der Mangel an Raum gestattet es leider nicht, das Gedicht vollständig abzudrucken.

die nicht nur nach Witzen haschen, sondern mit innigem Verständnisse den schönen Gedichten des seltenen Festenburger Pfarrherrn horchen und lauschen. Mit mittelhochdeutschen Versen wie im „Willehalm“, setzte Kernstock seine wertvolle Mitarbeiterschaft in den „Fliegenden Blättern“ fort, denen er seither ein treuer Genosse geblieben ist. Es erschien 1894 seine köstliche, humorvolle Dichtung: „Ein Senemœre ûz der crônicâ von Heisterbach“, die in vier Teilen: „Der minne nôt“, „Diu anevehtunge“, „Diu arzenîe“ und „Wachâ!“ uns den Traum eines Mönches erzählt. Der ganze Kernstock eigene Humor kommt in dieser Dichtung prächtig zur Geltung. Mit der „Senemäre“ beginnt die Reihe jener schönen Dichtungen, die später gesammelt im „Zwingergärtlein“ erschienen sind. Im Gedichte: „Der leste gast“ glaubt man beinahe in den mittelhochdeutschen Versen der alten Nibelungenstrophe eine Stelle aus dem großen Epos der Nibelungen zu vernehmen, in seinem Liede: „Ein schön teutsch reiterlied. In einem newenthon“, tritt uns das freie, deutsche Reiterleben mit all seinen Gefahren des Speer- und Schwertkampfes entgegen und in „Des kaisers arkelay“ spielt er uns auf ein Lied von den alten deutschen Geschützen, wie sie zur Zeit des letzten Ritters, Maximilian I, als Verkünder einer neuen Zeit die deutschen Lande durchdröhnten und von denen uns schon der „Weißkunig“ und der „Teuerdank“ zu berichten wissen. Es folgen die Gedichte „Ritter und Klausner“, „Nach dem Sturme“, das reizende „lied von drein Frewlein“ und die Perle seiner Dichtungen im Sprachstande des 15. und 16. Jahrhunderts, seine Dichtung: „Ein feins lied von einem landsknecht“, das durch seinen ergreifenden Gehalt, durch seine schlichte einfache Weise vielfach an ein altes, deutsches Volkslied gemahnt, wie es uns etwa aus der Volksliedersammlung Brentanos und Arnims aus „Des Knaben Wunderhorn“ entgegentönt und trotz seiner Einfachheit Herz und Sinn gefangen nimmt. In kurzer Reihenfolge erschienen in den „Fliegenden Blättern“ „Der verliebte Drach“, sein in Studentenkreisen heute schon vielgesungenes „Vagantenlied“*), dann „Oraculum vernale“, „Eine Tageweise“, „Sommer“ und eines seiner schönsten Minnelieder: „Isôt la blonde“, zu denen sich noch die Gedichte: „Elsula“, und „Frau Luitgards Totenmal“, gesellen. Eine seiner besten altdeutschen Dichtungen ist auch: „Eins deutschen Fänderichs Fanenschwur“, das in seinem schönen Kehrreim, in dessen Handhabung Kernstock überhaupt ein Meister ist, seinen Höhepunkt findet: „trew teutsch und manlich frumm!“ In all diesen Liedern und in den folgendem „Virgatum“ „Wolf Dietrichs Buße“, „Der weise Abt“, „Wächter-

*) Kernstocks Studentenlieder sollen in Kürze im Kommersbuch des Akademischen Turnbundes in Berlin erscheinen.

durch die Seele so manches Mönches gezogen ist. Da schlägt er so tiefe Töne an, Töne, wie sie wohl selbst durch seine große, edle Seele ziehen mögen, daß wir bezaubert durch die elegische Wehmut seiner Worte aufhorchen. Aber dies ist natürlich und leicht erklärlich. Ist er doch selbst ein liedgewaltiger Mönch, auf dessen Leben schon ein zarter Hauch von Poesie liegt, ist er doch selbst ein frommer Mönch, der draußen in der Waldeinsamkeit, wo die Natur und das Leben noch unentweiht sind, in klösterlicher Stille unter Köhlern, Hirten und Holzknechten seinen Pflichten als Priester und Seelsorger nachkommt, fern der Welt und ihres Flitterglanzes, glücklich und zufrieden, sich ein offenes Auge für die Schönheit der Welt, sich ein empfindungsreiches Herz für die poetische Tiefe des Menschenlebens bewahrt hat. So lebt er einsam in einer geistigen Welt, die nur wenigen Menschen auf Erden zu schauen vergönnt ist. In diesen Liedern vom deutschen Mönche, da erinnert er mich besonders an Karl Stielers deutsche Mönchsgestalten, an „Werinher von Tegernsee", an „Eliland von Chiemsee", zwei Mönchsgestalten, die uns doch so sehr ergreifen und durch ihre Lieder unser Herz zu rühren verstehen. Und dennoch möchte ich die Mönchsdichtung Kernstocks fast höher anschlagen, als die Dichtungen des unvergeßlichen Hochlandliedersängers, denn Kernstocks Mönchsgestalten haben vor denen Stielers den Vorzug, daß sie auch in der Sprache ihrer Zeit reden, denken und fühlen und dadurch dem Herzen eines feinsinnigen Lesers um vieles näher kommen und vertrauter werden.

Ich habe wiederholt die mittelhochdeutschen Verse Ottokar Kernstocks, wenn der Ausdruck gestattet ist, „philologisch" untersucht und ich habe nie in ihnen eine Makel finden können, etwa ein Wort, das historisch nicht belegt wäre, oder eine Wortstellung, die dem mittelhochdeutschen Sprachgefühle widerspräche, kurz seine mittelhochdeutschen Verse sind so blank und fein, daß man schier glauben könnte, sie seien aus einer alten Handschrift eines deutschen Minnesängers herausgehoben. Wer es weiß, wie schwer es uns modernen Menschen wird, in das Kultur- und Gefühlsleben des deutschen Mittelalters uns hineinzudenken und mittelalterliche Vorgänge zu verstehen, der wird die mittelhochdeutschen Dichtungen in ihrer einzig dastehenden Art besonders hochschätzen und werten. Wer in den nun folgenden Bänden der „Fliegenden Blätter" blättert, um Gedichte Otakar Kernstocks, wie er damals sich unterschrieb, darinnen zu finden, wird vergeblich darnach suchen. Vierzehn lange Jahre, Jahre der inneren Vollendung und reicher wissenschaftlicher Studien und Forschungen, ließ der Dichter in den „Fliegenden Blättern" nichts von sich hören und erst seit dem Jahre 1894 läßt er regelmäßig in bald längeren, bald kürzeren Zeitabständen seine Lieder in den „Fliegenden" in die weite Welt flattern, zur Freude der Leser,

vergessen, die in süßen, herzbezwingenden Weisen als Grundgedanke aus seinen Liedern zum Herzen des Lesers dringt. Die Worte, die er in diesen Versen Seiner Gnaden dem Bischof von Salzburg auf den alten Minnesänger in den Mund legt, die lassen sich auf Kernstock selbst münzen:

„Ihr irrt! Es glänzt wie funkelnd Erz
Sein Schild so blank und sauber.
Sein treues deutsches Sängerherz —
Das ist sein ganzer Zauber!

Wes jemals ward im Volke wach
An Lust und Feierklängen —
Das deutsche Spielmannsherz schlägt's nach
Und schmiedet's zu Gesängen.

Auf ewig sei in Ehr'n genannt
Das Angedenken dessen,
Der auch unter dem Mönchsgewand
Nicht deutscher Art vergessen!"

Wie lieb und traut dem Dichter die Gestalten des deutschen Mittelalters, in dessen Leben und Treiben, Fühlen und Denken sich der gelehrte Mönch voll Liebe und Verständnis versenkt, davon geben beredtes Zeugnis jene Gedichte, in denen er die hehren Gestalten deutscher Minnesänger, wie Hartmann von Aue („Abschied"), Walter von der Vogelweide („Der Falkner von der Vogelweid"), Oswald von Wolkenstein („Sängerdank"), Otto von Botenlaube („Nâht gît senfte, wê tuot tac!") und den Steirer Ulrich von Lichtenstein („Ein Denkstein") wundersam zu erklären wußte. Im Jahre 1901 gab Ottokar Kernstock alle diese Gedichte, die bis dorthin in den „Fliegenden Blättern" erschienen waren, um einige andere vermehrt, so vor allem um die Gedichte des „Einsiedler-Kalenders", gesammelt, in einem prächtigen Buche unter dem sinnigen Titel „Aus dem Zwingergärtlein" heraus, zu dem Hermann Vogel, der prächtige Illustrator seiner Dichtungen, und ein Freund und Verehrer des Dichters, zwei schöne Zeichnungen beigegeben hat. Das „Zwingergärtlein", in dem der größte Teil seiner Lieder erstanden ist, befindet sich an dem Südwestabhange des Gipfels, auf dem die alte Festenburg steht, und ist durch des Pfarr- und Burgherrn kunstsinnige Hand zu einem reizenden Garten verwandelt worden. Den Titel seines Buches hat Kernstock uns in folgenden schönen Versen gedeutet, in denen die ganze Liebe des Dichters zu den alten Mauern seiner Festenburg und zu seinem reizenden Dichtergärtlein leise mitklingt:

„Ich weiß eine Burg in Steier —
Um alle, die drinnen gelebt,
Hat ihre grauen Schleier
Die Spinne Zeit gewebt.

Es standen auf Feinde zu lauern
Vergeblich die Wächter bereit.
Die Herzen brach und die Mauern
Der Sieger Vergänglichkeit.

Ein Gärtlein liegt im Zwinger,
Von morschen Wällen umschanzt:
Dort haben magdliche Finger
Violen und Rosen gepflanzt.

Längst hat sie von hinnen müssen,
Die einst des Gärtleins pflag;
Doch ihre Blumen — die sprießen
Bis auf den heutigen Tag.

lied", „Eine Tanzweise", in der man schier Neithard von Reuental zu hören vermeint, im „Deutschen Michel", im „Königsboten" und in seinem „Botenlied", in allen diesen Dichtungen wurzelt Kernstock im deutschen Mittelalter und schöpft aus seinen reichen Kenntnissen daraus, wie einst sein berühmter Vorgänger, Josef Viktor von Scheffel, der Dichter der „Frau Aventiure", des „Ekkehard" und des „Juniperus", seine schönen Lieder und Gesänge. Mit Recht konnte auch er, wie seinerzeit vor ihm ihr gelehrtester Schüler, von „Frau Aventiure" singen:

„Frau Aventiure, du zartes Weib,
Mein Herzgespiel, mein Leidvertreib,
Du sueße Maerenfinderin —
Was du mir gabst, nimm's wieder hin!"

In den Siebzigerjahren, als er junger Bibliothekar des Stiftes Vorau war, und als solcher die alten Folianten und Handschriften, „die Quellen der Gestaltenseherei", ordnete und sichtete, um darin manches Neue und Wundersame zu finden, da mag sie ihm zum erstenmale erschienen sein und seine Stirne flüchtig geküßt haben; dann mag sie ihm wohl nachgezogen sein in die stillen Alpenpfarrdörfer nach Waldbach, nach Sankt Lorenzen am Wechsel, nach Dechantskirchen, nach Reinberg, dem idyllisch gelegenen Burgkirchlein und schließlich auf die Waldhöhe der bergeinsamen Festenburg und an ihr Tor geklopft haben, mit den Worten, wie in Wolframs „Parzival": „Tuot ût! ich wil inz herze hin zuo dir mîn dringen soltu selten klagen: ich wil dir nû von wunder sagen!" In langen düsteren Nächten, wenn draußen der Wintersturm durch die Tannen zog, der Wind am Burgtore rüttelte, da ist sie, die Holde, drinnen bei ihm am Kaminfeuer traulich gesessen und da hat sie ihm die öden Winternächte verkürzt, da hat sie ihm berichtet von vergessenen Mären und Liedern, von minnigen Mägdleins, saeldereichen Frauen, von lobebaren Rittern mit Schwert und Harnisch, von fahrenden Schülern, liedgewaltigen Mönchen, von fröhlichen Spielleuten und lustigen Gauklern, kurz die längstversunkene Welt des deutschen Mittelalters hat sie ihm verklärt vors Auge geführt und all das, was ihm in solchen Stunden die holde Frau von Lieb und Leid ins Ohr geraunt, das schrieb er flugs in schlichten Reimen auf pirmentene Blätter, und gleich Meister Freidank mußte er am Schlusse gestehen: „Mîn herze im troume wunder siht, daz nie geschach und niemer geschieht." Die schönste Dichtung, in der er gleichsam sich selbst verewigt hat, ist sein „Münch von Salzburg", in dem er dem Klosterbruder Hermann (oder Johannes), der auf Veranlassung des Salzburger Erzbischofes, Pilgrim von Puchhain im XIV. Jahrhunderte kirchliche und weltliche Lieder dichtete, poetisch verklärte. Ist er doch selbst ein Minnesänger, der auch unter dem schlichten Mönchsgewande der deutschen Art nicht

„Frau Luitgards Totenmal“, „Die Glocken von Dungervan“, „Arbeiters Nachtgebet“ und sein hohes Lied der deutschen Frauenliebe: „Hohe Minne“. Besonders an diesem Gedichte läßt sich so recht ersehen, daß, wie z. B. einst bei dem Münchener Professor und Dichter Wilhelm Hertz, so auch bei Ottokar Kernstock die Studien des tiefgründenden Forschers dem phantasievollen Dichter zustatten kommen und wie sich beide Naturen in ihm ergänzen und vereinigen. Hiefür ein charakteristisches Beispiel!

Gustav Freytag erzählt in seinen prächtigen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ aus der altnordischen Helgakvidha Hundingsbana folgende ergreifende Begebenheit: „Wenn freilich der Sänger im Hause des Häuptlings von dem Schmerz um Geschiedene sang und von der heißen Sehnsucht, welche den geliebten Toten in die Arme schließen möchte, dann klang sein Lied anders. Dann kündete der Sänger die Liebe von Hailaga und Siguruna und ihre Vermählung, schwer durch Verwandtenblut, welches darum vergossen wurde. Und als der Gemahl ermordet ward von dem Bruder seines Weibes, da saß Siguruna verzweifelt in der Königsburg und forderte vom Schicksale, daß der Totenhügel des Fürsten sich auftue und das goldgezäumte Roß unter ihm daherrenne, damit sie den Geliebten umfange. Da, als der Abend kam, sah ihre Magd eine Geisterschar zum Totenhügel reiten, es war König Hailaga, der aus der Götterhalle mit seinem Gefolge heimkehrte. Und der König ließ sein Gemahl fordern, daß sie komme ihm die tropfenden Wunden zu schließen. Da eilte Siguruna in den Totenhügel und rief: „Ich bin so froh, dich wieder zu finden, wie die Habichte des Gottes, wenn sie

Wasserfall“. 54. Nr. 2993: „Abschied“. 55. Nr. 3000 (1903): „Die drei Schicksalsschwerter“. 56. Nr. 3010: „Welsche Ruinen“. 57. Nr. 3012: „Naht gît senfte, wê tuot tac!“ 58. Nr. 3016: „Ein fein gelahrt Weidmannslied“. 59. Nr. 3028: „Des Königs Grenadiere“. 60. Nr. 3029: „Die Ritter vom Stegreif“. 61. Nr. 3032: „Die neue Heloise“. 62. Nr. 3043: „Die verlassene Mühle“. 63. Nr. 3045: „Vor fünfundzwanzig Jahren“ (ein Jubiläumsgedicht zur 25jährigen Mitarbeiterschaft in den „Fliegenden Blättern“). 64. Nr. 3056 (1904): „Ostaras Born“. 65. Nr. 3057: „Wildmeisters Hochzeitscarmen“. 66. Nr. 3065: „Ruine im Frühling“. 67. Nr. 3068: „Der Spion“. 68. Nr. 3079; „Die schönste Stadt“. 69. Nr. 3091: „Reiters Tagreveille“. 70. Nr. 3096: „Der Waldschrat“. 71. Nr. 3097: „Ein Traugemundlied“. 72. Nr. 3103: „Die Meerminne“. 73. Nr. 3119 (1905): „Friedrich Schiller“. 74. Nr. 3120: „Der Spion“. 75. Nr. 3122: „Sneewitchen“. 76. Nr. 3123: „Vom maidlein, das keinen jäger wollt'“. — Hier enden die Lieder des Buches „Unter der Linde“. — 77. Nr. 3147: „Sankt Huberti Wunder“. 78. Nr. 3157 (1906): „Magister amoris“. 79. Nr. 3190: „Najade“. 80. Nr. 3193: „Drei Wünsche“. 81. Nr. 3196: „Paradieses-Kinder“. 82. Nr. 3200: „Herbst-Orakel“. 83. Nr. 3220 (1907): „Madonna Lisa“. 84. Nr. 3224: „Mägdleins Maienklage“. — Die besten Kernstock-Illustratoren sind Herm. Vogel und G. A. Closs, die, wie einst Anton v. Werner, dem Dichter J. V. v. Scheffel geistesverwandt, durch ihre künstlerische Richtung, die an Richter und Schwind anknüpft, wirklich Bilder geschaffen haben, die sich harmonisch den Texten Kernstocks anschließen. Herm. Vogel hat bisher 36, G. A. Closs 20 Lieder illustriert. Außerdem sind zu nennen: A. Rothaug 7, Herm. Vogel-Paris 3, Franz Simm 3, M. Adamo 1, Prof. Otto Seitz (München) 2, J. Guggenberger (München) 1, Fritz Hegenbart 1, Prof. Karl Marr (München) 1 und C. Lehrts 1. Sieben Gedichte, darunter „Elsula“, „Vagantenlied“, „Eine Tanzweise“ rc. wurden leider nicht illustriert.

Ich wand zum Strauße die zarten,
Die die Vielholde gesä't,
Und die der Wind in den Garten
Als Samenkörner geweht.

Und nun heißt's scheiden und wandern
Ihr Blumen! Wie wird's euch geh'n?
Ihr seid nicht wie die andern,
Die draußen zu Markte steh'n. —

Nicht auf durchblumten Terrassen,
Vom Sonnenfeuer umsprüht —
Im Zwingergärtlein, verlassen,
Im Schatten sind wir erblüht.

Doch brach uns zu guter Stunde,
Als schlichter Treue Pfand,
Auf ehrlichem deutschen Grunde
Eine ehrliche deutsche Hand."

Oder wie fröhlich klingt es und tönt es, wenn der Dichter dann wieder sich selbst und seine alte Burg, die zweimal im Besitze von ritterlichen Familien war (Stadeck und Montfort), denen Minnesänger entstammten, in blanken Versen besingt:

„Es steht ein Schloß im Wechselgau —
Da tut in stiller Klausen,
In Mauern alt und wettergrau
Ein Münch als Burgpfaff hausen.

Der Wald hält Wacht vor Tor und Wall
Mit seinen grünen Speeren
Und tut der Welt und ihrer Qual
Zur Burg den Eingang wehren.

Frau Aventiure nur geht frei
Durch's Haus zu jeder Stunde;
Sie bringt von Mären mancherlei
Dem Münch geheime Kunde."

Das „Zwingergärtlein" enthält eine Reihe von Dichtungen, die nicht in den „Fliegenden Blättern",*) sondern zerstreut, z. B. im „Südmark-Kalender" erschienen sind. Gar kunstreich hat der Dichter diese Dichtungen in seine fünf Sträußlein: „Eisenhut und Rosenblut", „Nägelein und Rosmarein", „Tulipan und Enzian", „Weiderich und Wohlverleih" und „Wintergrün und Violet", in die das „Zwingergärtlein", mit vorangestellten Versen deutscher Minnesänger geschieden ist, eingereiht. So sein volksgetreues Lied „Iuramentum beanorum",

*) In den „Fliegenden Blättern" sind der Folge nach von Kernstock nachstehende Gedichte erschienen: 1. Nr. 1740 (1878): „Wiez deme gesellen des liutpfaffen ze sant Gilgen ergie, dô er ze alme wolte varen. 2. Nr. 1774—1777 (1879): „Willehalm". 3. Nr. 2549 (1894): „Ein senemäre". 4. Nr. 2634 (1895): „Der leste gast". 5. Nr. 2636: „Ein schön teutsch reiterlied". 6. Nr. 2656 (1896): „Ritter und Klausner". 7. Nr. 2660: „Nach dem Sturme". 8. Nr. 2666: „Ein lied von drein frewlein". 9. Nr. 2677: „Ein feins lied von einem landsknecht . 10. Nr. 2683: „Der verliebte Drach'". 11. Nr. 2693: „Vagantenlied". 12. Nr. 2699 (1897): „Des kaisers arkeley". 13. Nr. 2714: „Oraculum vernale". 14. Nr. 2721: „Der ärmste Narr". 15. Nr. 2753 (1898): „Eine Tageweise". 16. Nr. 2763: „Sommer". 17. Nr. 2774: „Isôt la blonde". 18. Nr. 2782: „Winter". 19. Nr. 2799: „Eins teutschen fänderichs fanenschwur". 20. Nr. 2803: „Virgatum". 21. Nr. 2807: Wolf Dietrichs Buße". 22. Nr. 2808 (1899): „Der weise abt". 23. Nr. 2808: „Wächterlied". 24. Nr. 2813: „Mühlenzauber". 25. Nr. 2814: „D'Pädagogik". 26. Nr. 2816: „Eine Tanzweise". 27. Nr. 2817: „Der deutsche Michel". 28. Nr. 2828: „Der verzauberte Wald". 29. Nr. 2840 (1900): „Das glückhafte Schiff". 30. Nr. 2844: „Mutterlehren". 31. Nr. 2846: „Soldatenserenade". 32. Nr. 2852: „Ein kräftiglich Weyd-Geschrey". 33. Nr. 2858: „Das verwunschene Schloß". 34. Nr. 2859: „Junker Mai". 35. Nr. 2868: „Prinzessin Lachemund". 36. Nr. 2869: „Die Weinmörder". 37. Nr. 2874: „Vom Drachentöten". 38. Nr. 2882: „Der Königsbote". 39. Nr. 2887: „Botenlied". 40. Nr. 2895 (1901): „Der gefangene Feldherr". 41. Nr. 2901: „Hochzeitslied". 42. Nr. 2909: „Der Fehdebrief". 43. Nr. 2918: „Der Münch von Salzburg". 44. Nr. 2919: „Elsula". — Hier enden die Lieder des „Zwingergärtleins". — 45. Nr. 2927: „Die Übergabe". 46. Nr. 2936: „Frau Aventiures Ausfahrt". 47. Nr. 2940: „Im Herbst". 48. Nr. 2944: „Zwergenschlacht". 49. Nr. 2965 (1902): „Frühlingsträume". 50. Nr. 2973: „Gold und Eisen". 51. Nr. 2974: „Das verwunschene Königskind". 52. Nr. 2975: „Der Dichterkuß". 53. Nr. 2978: „Am

geben, so haben zwei Verse aus dem Nibelungenliede, die Kriemhilde zu Rüdiger spricht, genügt, den Dichter zu seiner bisher nur in den „Fliegenden Blättern" erschienenen Dichtung: „Drei Wünsche" zu begeistern. Im Nibelungenliede klagt Kriemhilde (VV. 1190—91):

„Mir hât der tôt an eime so rëhte leide getân,
des ich unz an mîn ende muoz unfroelichen stân."

Und wie schön und ergreifend übersetzt Kernstock uns am Schlusse seiner Dichtung diese Nibelungenverse:

„Mir hat der Tod an einem ein solches Leid getan,
Daß ich's bis an mein Ende nimmermehr verschmerzen kann!"

Gibt es eine schönere und zugleich poesievollere Übersetzung? Ich habe diese Dinge nur deshalb angeführt, um zu zeigen, wie direkt aus dem Seelen- und Geistesleben des deutschen Mittelalters Kernstocks Dichtungen herauswachsen, voll innerer Echtheit und natürlicher Frische, und welches starke Poetenblut in den Adern dieses einsamen Mannes kreist. Wenn man bedenkt, welche große Anzahl von Auflagen den „Sängen und Mären" Rudolf Baumbachs und Julius Wolffs und der ihnen verwandten Dichter, welcher Erfolg Friedrich Wilhelm Weber, dem Dichter von „Dreizehnlinden", mit dem ich Kernstock am liebsten zusammenstellen möchte, zuteil geworden ist, oder Karl Stieler, dem blonden Hochlandsliedersänger, so ist mit der vierten Auflage*) des „Zwingergärtleins", der Dichter noch immer viel zu wenig ins deutsche Volk gedrungen. Es ergeht ihm da so wie allen feineren Geistern des deutschen Volkes, wie dem verstorbenen Dichter Wilhelm Hertz mit seinem köstlichen Klostermärchen: „Bruder Rausch", daß sie zwar langsam, aber um so sicherer im deutschen Volke Wurzel fassen. Die Dichtungen, die nach dem Jahre 1901 in den „Fliegenden Blättern" erschienen, hat Kernstock mit anderen Gedichten im vorigen Jahre in seinem zweiten Gedichtbuche: „Unter der Linde"**), gesammelt herausgegeben. War es in seinem ersten Buche das Zwingergärtlein der waldstillen Festenburg, das dem einsamen, weltabgeschiedenen Burgmönche die ergreifenden Lieder zuraunte, so ist es im Buche „Unter der Linde" eine alte Linde, die im Burghofe der Festenburg steht und ihre grünen Äste neugierig in das Rundbogenfenster des traulichen Gemaches streckt, in dem der Dichter in den Feierstunden seiner Waldeinsamkeit seine Lieder träumt:

„Ein Lindlein steht vorm Tor des stillen Raumes,
Der diese Lieder hat erwachen seh'n.
Mög' ein Atom vom Duft des deutschen Baumes,
Ein Hauch des deutschen Geistes sie durchweh'n!"

---

*) Aus dem Zwingergärtlein. Gedichte von O. Kernstock. Braun und Schneider. IV. Auflage. München. 1907.

**) „Unter der Linde." Gedichte von O. Kernstock. II. Auflage. (Braun u. Schneider. München.) — Ein Teil seiner Lieder kriegerischen Inhaltes ist in der Sammlung „Die wehrhaft Nachtigall" von E. Hirsch vertont erschienen und bei Hug in Leipzig verlegt worden.

warmes Blut wittern. Küssen will ich den entseelten König, bevor er abwirft die blutige Brünne. Wie ist dir dein Haar, Gebieter, in Angstschweiß gehüllt, übergossen mit Grabestau dein Leib, so kalt deine Hände, Hailaga!“ Und der König sprach: „Du, Siguruna, bist schuld, wenn ich vom Tau triefe; jede Träne, die du vergossen bei Tag und bei Nacht, fiel kalt auf meinen Leib und beklemmte die Brust. Jetzt aber trinken wir köstlichen Trank; habe ich auch Lust und Leben verloren, die Braut soll doch bei mir ruh'n, verborgen im Hügel.“ Und Siguruna rüstete das Lager im Totenhügel. „Ich will dir im Arme, du Edler, schlafen, wie ich im Leben am Halse dir lag.“ Und der König sprach: „Nichts dünkt mir unmöglich, da ich halte dich, du Holde, der Tote die lebende Königin.“ Und er rief, als die Nacht verronnen war: „Der Morgen ist nahe, der Himmel gerötet, Zeit ist's, daß ich die Lüfte durchreite auf fahlem Roß, an der Brücke der Wolkenburg muß ich stehen, bevor der Hahn des Himmels die Helden der Schlachthalle weckt.“ Aber in der nächsten Nacht erwartete die Königin vergeblich den Gemahl am Totenhügel: „Die Vögel sitzen auf ihren Zweigen und alles Volk versinkt in Traum; gekommen wäre, wenn er kommen könnte, der hohe König aus Wodans Halle.“ So trauerte Siguruna und lebte nicht lange mehr. „Der Liebende aber soll Tränen und Klagen um Verlorene schnell stillen, treu den Schmerz und schweren Mut bewahren.“*)

Und nun vergleiche man die herrliche Dichtung, die Ottokar Kernstock aus dieser schlichten Erzählung in seinem Gedichte „Hohe Minne“ geschaffen hat, dessen Kern die schönen Worte bilden:

„Stark ist der Tod! Wen er bedroht,
Den schirmt nicht Helm, nicht Brünne.
Doch stärker noch als der starke Tod
Ist mutige, magdliche Minne!“

Der gleiche poetische Vorgang läßt sich bei seinem schönen „Traugemundlied“ zeigen (Uhland I. Nr. 1), wo er aus dem schlichten Volksliede vom Meister „Traugemund“, sein Gegenstück, den „Irregang“, hat Scheffel in der „Frau Aventiure“ gedichtet, ein prächtiges Lied gesungen hat. Mit Ausnahme der Antwort- und Frageformeln ist wohl nichts dem einfachen Volksliede entlehnt. Wie ein einfacher Studentenbettelspruch im „Vagatenlied“, ein alter Schülerbrauch im „Virgatum“, ein altfranzösisches Refloit in „Isôt la blonde“, ein lateinisches Sprüchlein in dem Gedichte „Elsula“, und ein Volkssprüchlein im „Sneewitchen“, genügen dem Dichter, die Anregung zu seinen schönsten Poesien zu

*) Vergleiche die Edda in der Übersetzung von Hugo Gering (Leipzig), Seite 178 bis 182. Hailaga=Helgi, Siguruna=Sigrune in Kernstocks Dichtung. Die Worte, die in Kernstocks Dichtung sich auch finden, sind gesperrt gedruckt.

„Oft hat mich krank geschossen
Des Schicksals Jägerspeer;
Mein Herzblut kam geflossen —
Da schleppt' ich mich weltverdrossen
Zur Nixe des Brunnens her.

Sie stillte die brennenden Gluten,
Es mahnte ihr kühlender Hauch:
Geduld! Wie die Wasser verfluten,
Des Lebens schönste Minuten
Und seine schmerzlichsten auch!"

Nicht minder schön als seine Lyrik, die er in seinem zweiten Buche um manche Perle, z. B. „Frühlingsträume", „Wälsche Ruinen" vermehrt hat, sind seine Gelegenheitsdichtungen, die der Dichter auf Anregungen mancherlei Art geschrieben hat. Da gelingen ihm Lieder von bezwingender Schönheit, wie „Der steirische Landmann beim Leichenbegängnisse seines Bischofes" (Johannes Zwerger), „Auf der Veranda", „Ein Trinkspruch", „An den Maler Hermann Vogel", „Vision" (zu Peter Roseggers fünfzigstem Geburtstage) oder endlich das schöne Gedicht „Ein Wort an die Abiturienten",*) dessen Manuskript ich unter meinen Erinnerungen an Kernstock bewahre, und selbst mittelhochdeutsche Verse finden sich in diesen Gelegenheitsdichtungen, so in seinem Gedichte „Leonidae", das jedoch nicht veröffentlicht wurde, sondern als eine Widmung des Dichters die Kneipe des Akademischen Turnvereines Graz ziert. — Unzertrennlich wie Amandus Seuse, der schwäbische Klostersänger, mit dem ich zu Beginn meiner Arbeit Ottokar Kernstock wegen vieler, auch sonstiger gemeinsamer Lebens- und Charakterzüge verglichen habe, mit allen Herzensfasern an sein stilles Inselkloster auf dem kleinen rheinumrauschten Eilande, in dem er doch dreißig lange Jahre gelebt und wo ihn Meister Karl v. Häberlein aus Stuttgart in seinen farbenvollen Inselklosterkreuzgangfresken**) für immer verewigt hat, an seinen blauen Bodensee und an sein schönes Heimatland Schwaben für alle Zeit verkettet bleibt — so bleibt auch Kernstocks Name für alle Zukunft an die Festenburg geheftet, und wenn man sich, wie ich höre, mit dem Gedanken trägt, dem Dichter einen Gedenkstein zu setzen, dann wüßte ich, wie dort für dem Mönch Amandus Seuse im schattigen Inselklosterkreuzgang, so hier für Kernstock keinen schöneren Ort als im „Zwingergärtlein" auf der Festenburg, an jenem idyllischen Orte, wo jeder Stein, jeder Baum und jedes Plätzlein, wie dort am blauen Bodensee, das Gedächtnis des gemütsreichen, liedgewaltigen und doch so einsamen Mönches feiert. — Kernstock ist in letzterer Zeit in den „Münchener Fliegenden Blättern" ein gar seltener Gast geworden.

*) Abgedruckt im „Heimgarten". 28. Jahrgang. August 1904. 11. Heft.
**) In einer Mappe. Verlag Ackermann. Konstanz. 12 M.

Auch zu diesem Büchlein des Dichters hat Hermann Vogel, der Getreue, drei wundervolle Bilder gezeichnet. Auch in dieser Gedichtssammlung finden wir Lieder, die denen des „Zwingergärtleins" wert und würdig sind. Die schönsten unter ihnen sind wohl sein „Sängerdank", der eine Episode aus dem Leben des letzten Minnesängers Oswald von Wolkenstein behandelt, sein „Dichterkuß", nach einem Reiseerlebnis des Messiassängers Klopstock, „Gold und Eisen", „Die Weise von Amilê", „Die drei Schicksalsschwerter" und „Wildmeisters Hochzeitscarmen", in dem er gleich Walter von der Vogelweide gar kunstreich nach den fünf vocabulis gedichtet hat. Besonders ergreifend wirkt Kernstocks eigene Lyrik, in der er unmittelbar selbst aus seiner eigenen Seele heraus, nicht durch den Mund mittelalterlicher Gestalten zu uns spricht, in der er im Liede all das versingt, was seine Seele und sein Herz zuweilen bald froh oder elegisch stimmt. In diesen Gedichten gewinnen wir manchmal einen flüchtigen Blick in das reiche Innenleben des einsamen Sängers. Ich nenne die Gedichte „Undine" und vor allem das tiefergreifende Lied: „Einem Sommergaste", das die ganze Liebe des Dichters zu seiner Burg wie zu seiner schönen grünen Oststeiermark zum Ausdrucke bringt:

„Und eine Burg auf Felsenrücken
Wird mitten in dem gold'nen Saal
Erheben sich vor deinen Blicken
Aus tannendunklem Alpental.

Die Bergeshäupter wirst du leuchten
Im Sonnengolde wieder seh'n —
Vielleicht wird dann dein Aug' sich feuchten
Und heimlich wird dein Herz gestehn:

Wohl um mich her rauscht unermüdlich
Die Welt an Glanz und Freuden reich;
Doch, meine Berge, still und friedlich —
Ich wollt', ich wär' wieder bei euch!"

Oder wie zu Herzend sprechend sind die Monatsbilder aus seinem „Einsiedler-Kalender", in denen er uns die Stimmungen und Gedanken, die Monat für Monat den Einsiedler auf der Festenburg bald heiter, bald traurig beschleichen, erzählt. Ich kann nie ohne innere Ergriffenheit, besonders wenn ich der weltentsagenden Gestalt des Dichters gedenke, die Schlußverse seiner „Verlassenen Mühle am Wetterstein" lesen:

„Nur das Gewässer spiegellicht
Raunt heut' noch sonder Ruh'!
Kommt je ein Glück dir zu Gesicht
Und redet nicht,
O rede — rede du!"

Und wie schön hat der Dichter den Seelenfrieden dargestellt, den draußen der Wald auf sein Gemüt und seine Seele mit geheimnisvollem Zauber ausübt. In seinem Gedichte „Najade", da sagt er es uns:

sondern auch leicht lösbar. Sie stehen fest auf dem Glauben, daß der Mensch bildsam wie Ton sei — man müsse nur früh genug zu kneten beginnen; daß er sich nach Belieben in bestimmte Richtungen leiten lasse — wenn man das Gängeln in der Kindheit anfange — daß man das Gefühl für Schönheit, das Verständnis für Kunst von außen hinein gießen könne — wenn man nicht zu spät diese Arbeit auf sich nehme. Den Trichter werden die weisen Männer sicher besitzen. Hoffentlich ist er nicht aus Nürnberg bezogen.

Ich horche also.

Die Knetung des weichen Tons muß in der frühesten Kindheit einsetzen. Dann ist die Erziehung allmächtig. Man beobachtet die Wirkung der Töne, man weckt die Freude am Wohlklang der Melodie, man übt früh die Kunst des Gesanges. Dann werden große Konzerte aufgeführt für Kinder, die sie langsam von dem einfachen zu höherem, von der faßlichen, mehr sinnengefälligen, zur großen Kunst leiten. Die ewige „Harmonie der Sphären", der geordnete klingende Tongang des Kosmos wird so leise aber wirksam in den Pulsschlag der werdenden Jugend hinübergeleitet. Sie wird unbewußt erzogen, den Wert des Zusammenklanges vom einzelnen mit der Weltsymphonie zu empfinden, dann klarer zu fühlen und schließlich zu verstehen. Dies verfeinerte Tonempfinden geht nach fast mechanischen Gesetzen Verbindungen mit allem ein, was sich sonst im Innern der sogenannten „Seele" regt und bewegt; was bishin ungeregelt durcheinander wirrte, Fühlen, Vorstellen, Denken und Wollen, es schließt sich zu einheitlicher Bewegung zusammen, und sogar die trockene Logik mit ihren toten Sätzen wird zum Tanze, in dem sich eine Gebärde aus der anderen in Schönheit entwickelt.

Aber auch das Auge bedarf der Bildung von frühester Zeit an, damit es langsam in die Welt der Linien und Farben eingeführt werde. Auch hier geht die Beobachtung mit Versuchen Hand in Hand und leitet den erwachenden Sinn langsam hinüber in das Reich der Kunst, an deren Tempeltor, umgeben von festlich gekleideten Hamburger Volksschullehrern (?), als Hoherpriester der Fitzebutze steht. Und in den heiligen Hallen lernen die Kindlein Kunstwerke zu empfinden, nachzufühlen, nachzudenken und zu zerlegen. Kunstgefühl und Kunsturteil werden so von der Frühzeit an herangezüchtet. Und so trägt auch das bei, jene Harmonisierung der sogenannten Seelenkräfte zu vermehren, auf die auch die Pflege der Musik hinarbeitet. Die Schönheit wird dadurch zur inneren Notwendigkeit, die nun mit unbezwingbarer Gewalt hinausdrängt, um zunächst den einzelnen Menschen in seinem Tun und Lassen zum Kunstwerk zu gestalten. Körperübungen aller Art treten hier hilfreich als Mitarbeiter heran; Kraft gesellt sich zur Anmut und es ent-

Wir wollen nicht denken, daß die einsame Festenburger Nachtigall ihr trostreiches Lied, das hundert und hundert Menschenherzen, junge und alte, gesunde und kranke, erquickt und ergötzt hat, verstummen lasse, sondern wir hoffen, daß der Dichter, ergriffen von der Liebe, die ihm an seinem seltenen Ehrentage zuströmen wird, sich neue Schaffensfreude und Kraft für seine Gesänge holen möge. Und was soll ich nun am Schlusse meiner Arbeit dem liebenswürdigen Dichter, ihm, dem Reichen und Edlen wünschen?

Ich wünsche ihm an seinem 60. Geburtstage, den er in bescheidener Stille auf der einsamen Festenburg in der Hochsommerpracht seiner grünen Wälder und Berge begehen wird, jenes selige Gefühl der inneren Zufriedenheit mit seiner bisherigen reichen Lebensarbeit in seiner hochgesinnten Dichterseeele, das uns sein Sangesgenosse in den „Fliegenden Blättern", Albert Roderich, in seinem schönen Gedichte „Der Einsame" so schön besungen und so ergreifend gedeutet hat, und ich wünsche herzlich, daß auch Ottokar Kernstock an diesem seltenen Feiertage gleich jenem „einsamen Dichter", der viel von seiner Persönlichkeit in sich hat, besonders die letzten zwei Verszeilen der folgenden Verse in seiner Brust empfinden möge:

„Und weil mein Musenkind, gezeugt im Alter,
So freundlich ward begrüßt, so weckte man
Die Lieder meiner Jugend, die vergessenen,
Wenn je gekannten, aus dem Scheintod auf
Und meine Jugend flammte durch die Herzen. —
Und sieh, die Jünglinge und Mädchen kamen,
Mit grünem Lorbeer und mit roten Rosen,
Den Dichter süßer Lieder zu bekränzen,
Den jugendfrohen Schwärmer; — — —
Ich schämte mich. Ich störte meine Muse.
Nur wenn ich tot bin, kann ich weiterleben.'
Und deshalb floh ich in die Einsamkeit
Und bin so still beglückt, wenn ich bedenke,
Daß ungeseh'n ich Menschenherzen fülle."

Moderne Ästhetelei.

Eine Fußnote zum Texte des Tages von **Otto v. Leixner.***)

Ich höre die Weisen rings um mich reden. Sie sprechen einzeln oder in Mengen so schön, so nachdrücklich, mit so schwungvollen Gebärden. Und zwar über die ästhetische Erziehung der Deutschen. Die Aufgabe scheint, wenn man ihnen ehrfurchtsvoll zuhört, nicht nur klar,

*) Aus dem neuen Buche: „Fußnoten zu Texten des Tages" von Otto v. Leixner. (Berlin. Emil Felber.) Vorstehender Aufsatz steht in dem verdienstvollen Buche unter der Überschrift: „Die ästhetische Verkleisterung". Die Red.

zu folgen, mit ihm die Säulen aufzurichten, die Cella zu schmücken, in der auf ehernen Sockeln die edlen Leitbilder der Erdenkinder stehen. Aber der Erbauer, wie der, der sich im Lesen an dem Werke erbaut, dürfen nicht vergessen, daß sie ein nur ästhetisches Werk betreiben.

Denn niemals wird sich die Geschichte der Menschheit, die irgendeines Volkes, am wenigsten die des deutschen, ästhetisch gestalten lassen; niemals wird man ein Volk durch die Erziehung zur Kunst in dessen innerstem Besitze tatsächlich bereichern und stärker machen. Und prangten in der Siegesallee statt Puppen die größten Schöpfungen der Bildnerei und wäre jeder Schutzmann ein begeisterter Kunstfreund: alles wäre umsonst, wenn die Kraftquellen unseres Volkes versiegen.

Nicht „schön" im Sinne eines verweichlichten Geschlechtes, nicht „ästhetisch" ist das Gesetz, das dem Werden und Welken der Völker eingeboren ist. Es ist hart, aber dennoch groß und erhaben, am größten dann, wenn es von den Völkern das Aufgebot aller männlichen Willenskräfte verlangt.

Wie unsere Lage, wie unsere Anlage ist, bedeutete ein ästhetisches Deutschland den Fall und Verfall unseres Volkes. Denn es würde zu noch größerer Verweichlichung führen, als sie jetzt schon in weiten Kreisen herrscht. Wir sind so angelegt, daß sich stets einzelne als Dichter und Künstler zu den höchsten Gipfeln der Leistungsfähigkeit erheben, aber niemals können wir ein Kunstvolk werden. Höchstens ein künstlich-künstlerisches, ein mit der ästhetischen Milchflasche zu halbem Leben aufgepäppeltes. Alles, was man heute in dieser Richtung unternimmt, ist nur geschaffen, diese Zwitterbildung zu fördern. Nichts mehr soll aus der ursprünglichen Kraft der Einzelnseele hervorgehen, alles wird veräußerlicht, alles zum Gegenstande des Unterrichtes hinabgewürdigt und verflacht.

In der tiefsten Stille häufen sich im erdgebetteten Samenkorn die Spannkräfte der schaffenden Natur; im tiefen Schweigen arbeiten die Zellchen, bis die Stunde der Auferstehung kommt. So arbeitet Gott. Aber die weisen Menschlein zerren das Korn aus dem Mutterboden und führen ihm künstliche Nährmittel bei künstlichem Lichte zu. So kommt es zu einem scheinbar schnelleren Reifen. Aber die Früchte werden kläglich sein. Vielleicht hebt sich der Durschschnitt einer rein äußerlichen Kunstbildung, aber immer seltener müßten solche Geister werden, die sich in der Stille, gebettet in den Mutterboden der Natur, für die Zeit des Schaffens vorbereiten.

Das Stärkste in den Seelen ist die Sehnsucht, ist das Suchen nach etwas unklar Geschautem, das vor dem inneren Auge schwebt. Der geheimnisvolle Drang wohnt als Samenkorn, von Gotteshand gestreut, im tiefsten Grunde. Er ist das verhüllte Schicksal, das die Wer-

steht der „schöne Mensch“, der duncanisierte Deutsche, der „graziöse“ Hamburger, Berliner, Münchener. Aber indem er sich selber ästhetisch zu beschauen gelernt hat, verlangt er, daß die Umwelt seiner würdig werde: Häuser, Geräte, die Anlage der Städte, alles muß sich zum neuen Stil wandeln.

Natürlich hat nun auch die Pflege der Dichtung dabei mitzuarbeiten. Das Volk muß zum Verständnis der größten, tiefsinnigen Werke herangezogen werden, die ihm bisher versagt oder schwer zugänglich waren. Auch hier setzt die Kunsterziehung in der frühesten Zeit ein; vom Fitzebutze bis Fausts zweitem Teil geht der Weg. Wenige Geschlechter nur und Deutschland ist das Attika Europas, das weitläufige Athen der Neuzeit — das Athen, wie es Träumern und leichtgläubigen jungen Gymnasiasten vorschwebt, wo in Gartenstädten lauter Periklesse, Phidiasse und Platons mit schönen Gebärden wandeln — und Aspasia und Lais als Leitbilder des Weibes gelten.

Das habe ich erhorcht — und ich staune. Das soll ein nüchternes Jahrhundert sein, in dem man so schwärmt? Wo man glaubt, die ästhetische Deutschheit schulmeisterlich in wenigen Jahrzehnten heranzüchten zu können? Sind diese Menschen, die da sprechen und schreiben, wie maiweintrunkene Lyriker, sind die nüchtern? Die da in Versammlungen einander überbieten in Träumen und die Menschen nach Belieben modeln und kneten — sind die tatsächlich Männer mit seherischem Blick und vorausschauender Vernunft? Sind das ernste Erzieher des Volkes — oder sind es Kinder, die kindisches Werk betreiben? Versündige ich mich an der Zukunft meines Volkes, wenn ich das letzte glaube?

Wo hat es jemals ein ästhetisches Volk gegeben? Ja, wenn ich mich auf die Höhe des Athenetempels in Athen stelle, die verfallenen Reste mir in Gedanken aufrichte und sie nun bevölkere mit den Gestalten auserlesener Griechen, der Dichter, Denker, Staatsmänner und Feldherren, dann kann ich als Dichter in dem Traumlande der Schönheit wandeln. Aber es ist ein Traumland. Auch der Athener der Blütezeit war nicht so schön wie die Gestalten des Parthenonfrieses; nicht so klug wie Sokrates, so weise wie Platon. Auf der Agora und den anderen Märkten herrschte der Handel mit dem Kampf, und den Metoiken war ein Golddareikos lieber als eine Silberdrachme. Und nur eine verhältnismäßig kleine Zahl der Einwohner dieses Zwergstaates konnte die ästhetischen Güter tatsächlich genießen; die Mehrzahl war dazu nicht fähig.

Wohl kann eine große Menschenseele einen Gedankenbau errichten, dessen Grundriß die ästhetische Erziehung der Menschen bildet. Und es ist schön und erhebend, in stillem Nachsinnen einem solchen Baumeister

und Werden aus der Seele heraus, sondern nur äußeren Anstrich, unter dem die Kräfte des Zerfalls weiter arbeiten können.

In harten Zeiten — und unsere Zeit ist grausam hart — gilt es nicht zu genießen, ästhetisch zu spielen, sondern Pflichten zu erkennen und zu Pflichten zu erziehen. Aber auch nichts zu verderben durch törichten, wenn auch wohlgemeinten Übereifer, der an den Seelen herumbosselt und künstelt und sie um die Natur betrügt, sie verweichlicht, statt sie abzuhärten. Aber abhärten ist nicht verhärten. Zu jener Pflicht kann uns nur die Liebe hinleiten, die ihre Nährwurzeln in das sittlich-religiöse Gefühl hinabsenkt. Diese Liebe erst öffnet die Augen des Geistes für alle Ungerechtigkeit, die heute unser Leben beherrscht: sie allein erschürft Quellen, die das Brachland des Gemüts wieder befruchten, daß es auch in den Künsten edle Frucht trage. Die Erziehung zum Pflichtenleben im Dienste der Liebe und der Gerechtigkeit ist heute allein die Retterin, die uns echte Männer und echte Frauen geben kann.

Wohl liegt eine Binde um die Augen der Sterblichen, die den Blick in die kommenden Tage verhindert. Zuweilen aber schaut die Ahnung auch durch sie und sei es für Augenblicke. Ein solcher Blick läßt Tage des Kampfes schauen. Wir sollen die Werdenden für diesen Zukunftskampf, von dem das Geschick der Deutschen abhängt, in treuer Arbeit erziehen. Wer unbefangenen Auges in unsere heutige Welt schaut und die Staaten betrachtet, die uns umgeben, der muß sich schon durch den einfachen Verstand zur Vorsicht gedrängt fühlen. Schöne Reden der Staatsmänner, Begrüßungen der Bürgermeister der Großstädte, Umarmungen der Fürsten und wohlgemeinte Erörterungen Einzelner sind erfreuliche Schauspiele auf der Weltbühne — aber hinter den Schiebewänden des Schauhauses kann sich trotz allem Haß bergehoch häufen. Und der Funke wird nicht ausbleiben. Dann aber wird ein Kampf entbrennen, der als Sturmwind über Europa fegen kann. Nichts wird uns vor der Notwendigkeit bewahren, zur letzten Zuflucht eines Volkes zu greifen. Nicht haben wir Menschen nötig, die verweichlicht „in Schönheit zu leben“ wissen, sondern schön, d. h. mannhaft zu kämpfen und zu sterben verstehen. Alles, was die sittlichen Schwächen der Zeit, die Genußsucht, das Scheinwesen bekämpft, die Entsittlichung, den körperlichen und geistig-sittlichen Notstand eindämmt, arbeitet für die nahende Schwertzeit der Deutschen. Haben wir diese überwunden, dann erst kommt die Erneuerung unseres Volkes. Dann wird auch vertiefte Kunst das Leben schmücken. Sie ist Blüte am Baume der Menschheit, der einzelnen Völker, deren festen Bestand vermag aber das lieblich-ernste Kind der Himmelstochter Phantasie niemals zu verbürgen.

denden auch in Irrtum und Fehle, in Elend und Leid leise lenkt. Im Innern lebt es, im Innern wird es unklar empfunden, klarer gefühlt und zuletzt erkannt. Es hört im Geiste schwebende Klänge, sieht rinnende Farben, tastet nach wogenden Formen, schaut werdende Gedanken. Sehnsucht, das Gleitende zu fassen, in Ton, Farbe, Form oder Wort zu bannen, im Einzelnleben Ahnung des Allseins zu verkörpern, wächst. Nur was so aus dem Gebote der Einzelnseele geschieht, dem Schicksalskerne entblüht, ist in Wahrheit ein natürlich Gewordenes, auch wenn diese Sehnsucht nicht die Kraft besitzt, selber zu schaffen, sondern nur die Gabe, Fremdes im Nachschaffen zu genießen. Alles andere, was von außen angelernt wird, aus der Eiswüste begrifflichen Verstehens in das Innere tritt, ist gemacht und trägt nur dazu bei, den Scheinbesitz zu wahren, mit dem sich heute so viele der Gebildeten durch das Leben schleppen. Es vergrößert zugleich die Heuchelei, die sich und andere mit ästhetischem Wortspreu berauscht und wirbt aus der Unmenge der Unberufenen die lärmende Schar, die in alle Gebiete des Kunstschaffens eindringt. Erlerntes Kunstempfinden ist tödliches Gift — es entmannt.

Wir haben viel Wichtigeres zu tun, als Kräfte damit zu vergeuden. Hunderttausende von Männern sind heute in jungen Jahren entnervt, Hunderttausende von Frauen blutarm, durch die Mode verbildet, körperlich entartet, Hunderttausende von Kindern, besonders von Knaben, siechen dahin, unschuldige Opfer der Laster und der Torheiten oder des wirtschaftlichen Elends ihrer Erzeuger. Seelenloser Prunk, hochmütiger Luxus, ästhetisch aufgeputzte Genußgier machen sich breit, und unten ringen Hunderttausende um ein lichteres, daseinswerteres Leben; die Zahl der Millionäre steigt — aber immer herzloser wird trotz der geübten Wohltätigkeitsspielerei der Reichtum; er legt Zechen still, von denen Tausende arbeitsamer, schlichter Menschen gelebt, sich ein kleines Eigen erworben haben, das sie nun verlieren sollen, um als Bettler fortzuziehen. Haß zerspaltet und zergliedert unser Volk, die Sippen bekämpfen sich mit unedelsten Waffen allenthalben und häufen Berge von Unrecht auf — oben und unten. Überschäumen vor Schmerz und Grämen möchte das Herz, wenn es dieser Leiden gedenkt, an denen wir kranken, aber was hilft der Wehlaut, was die heißeste Mahnung! Sie verklingen fast ungehört in dem Lärme des Tages.

Und wenn ihr nun in euren ästhetischen Träumen Kräfte vergeudet, was bewirkt ihr als Wunden zu verkleistern? Nichts wird gebessert und wenn ihr, noch mehr prunkende Paläste für Kunstschätze baut, Berge von Marmor abträgt, um daraus Denkmale zu bilden, wenn ihr Tausende von Unterhaltungsabenden für Kinder abhält und dem Volke billige Schaustellungen vermittelt und Lesehallen an Lesehallen reiht, Verkleisterung, Verkleisterung! Das alles bedeutet kein Wachsen

Die sportlichen Schnellfahrten, besonders die Automobilerei, werden Kilometerfresserei genannt. Sollte es nicht noch was anderes sein? Etwa Heißhunger des überkultivierten Städters nach freier Natur und Landschaft? Ein so infernalischer Heißhunger, der in wenigen Augenblicken die größten Brocken Landschaft verschlingt, um in den nächsten wieder neue Brocken hinabzuwürgen. Natürlich, ohne sie zu verdauen. Der Städter hat weit mehr Gier nach Reisen und Szenenwechsel, als der auf dem Lande lebt. Ich halte dieses durch die Landschaft Rasen für ein natürliches, heißes, aber höchst ungeschickt bewerkstelligtes Verlangen nach unmittelbarer Natur.

Das war ein großes Werde in dieser Freitagnacht vom 3. zum 4. Mai! Nach langer, herber Winters- und Frühlingszeit hatte es tagsvorher noch ein Gewitter mit Hagel gegeben, das die ganze noch kahle, blütenlose Gegend wieder in die Temperatur eines Eiskellers zurückwarf. Dann kam ganz unvermittelt eine warme Nacht, die alle Knospen sprengte. Eine Woche ununterbrochener Sommerwärme hat alles nachgeholt. Kaum jemals habe ich so entzückend schöne Maitage erlebt. Das Land ist in ein Paradies verwandelt; im Hochgebirge ist der Schnee lebendig und die klaren Bäche sind zu brüllenden Strömen geworden. Vor Wochen habe ich in der Grazer „Tagespost" die Mahnung einrücken lassen, man möge sich auf Hochwasser bereit halten, bei Eintritt warmer Witterung könnten die enormen Schneemassen des Gebirges Unheil bringen. „Ach was, Hochwasser!" sagte damals jemand. „Wie es heuer kalt ist, wird der Schnee langsam schmelzen oder gar nicht." Demselben Jemand hat die Mur gestern viele Klafter Holz davongeschwemmt. Heute stehen hunderte von Menschen am Berghang der Weinzöttlbrücke ob Graz und schauen erregt der entfesselten Mur zu, die das Tal zu einem See verwandelt hat, die aus dem Oberland Baumstämme, Brückenjoche, Wagen, Kästen und Tiere mit sich bringt und die dort an der alten Holzbrücke rüttelt, daß sie in ihren Grundfesten erbebt. Vor 32 Jahren sind oberhalb dieser Brücke bei einem Frühjahrshochwasser durch die gebrochene Überfuhr mehr als hundert Personen ertrunken. Man sah die Leichen durch Graz schwimmen. Heute ists nicht so schlimm, sind bloß Menschenwerke bedroht, weil der Wunsch nach Sommer allzu plötzlich in Erfüllung gegangen ist. Alle Greinerei über das entsetzliche Frühjahr ist vergessen und schon sind wieder andere Sorgen und Schmerzen da. „Ob schön, ob Regen", der Mensch bleibt unzufrieden.

Wias im Himml ausschaut.

Wißts es, wia's im Himml ausschaut?
Hat da Natz vawicha gsprocha.
Alli Tag toans Krapfa bacha,
Bratl bratn, Knödl kocha;
In da Fruah Kaffee an Häfn,
Gselchts und Brot als Neunijausn
Und z Mittag das Kocha. Bacha —
Essn kannst da bis zum Grausn!
Most und Wein was d willst kannst trinka,
Kost da größti Rausch koan Kreuza,
Und zum Bier, das frisch vom Faß rinnt,
Kriagst an Radi und an Schweiza.

Und a jeda is dort Besitza,
Hat an Viehstand, Hof und Felda,
Kunnst es schöna nimma findn,
Hat dazua sei Stückl Geld a
Deckti Wagn und schöni Rössa;
D' Häusa san dort lauta Gschlössa,
D' Stubn ausgmalt wia bei an Grafn
Und die Betta aft zum Schlafn
Linda wia a Diandlwang,
Zwo Elln broat und a schön lang;
Sessln, Tisch an alln Endn,
Gläsakastn nachn Wändn,
Neui Fahrnis umundum,
Wia halt in da bessern Stubn.

D Wocha hat — das is das Gscheita —
Drobn im Himmel nia an Freita;
Nix als Sunnta gibts und Feichta,
Alls das Schöna halt und Leichta;
Alli Tag is Amt und Predi
Mit ar Musi mit ar schön,
D' Leut san alli jung und ledi
Wias da drobn in d Kircha gehn.
Drum gibts koan, der d Predi scheuchat
Und vom rechtn Weg abweichat.

Keglscheibn toans nachmittag.
Is eah aba das z viel Plag,
Sitzns zu an Spielerl zsamm
Und toan Kratzn in Gottsnam.

Tanz und Musi gibts auf d Nacht.
Da wird gsunga, gjuchzt und glacht
Voller Lust und voll Getümml,
Tanzbodn is da ganzi Himml!

Stad wirds erst, wenn d' Sternderl brinnen,
Draußt und drinnen:
Draußt zum Hoamgehn statt der Kerzn
Und als Liabsflamm drin im Herzn.
Und — das darf i nöt verschweign,
Was nach Zithernklang und Geign
s Lebn dort erst am schönsten macht:
Alli Tag is Samstanacht!

Hans Mittendorfer.

Heimgärtners Tagebuch.

Das hat ein alter Bauer in meiner Heimatsgegend besser gemacht, als wir andern, die wir fluchen und schimpfen, wenn uns auf der Straße ein Autler belästigt. Dieser Bauer stapft in seinem Sonntagsgewand würdevoll auf der kotigen Straße dahin, da sieht er vor sich ein Automobil daherrasen. Rasch hebt er seinen Regenschirm und winkt mit aller Lebhaftigkeit, der Mann solle halten. Der Autler denkt, er werde auf eine Gefahr aufmerksam gemacht, nimmt ein sehr langsames Tempo an und hält bei dem Bauern, um zu fragen, was los sei. „Ah, weiter nix“, sagt der Alte, „ich tu mich halt schön bedanken, daß der Herr so langsam vorbeifahrt, sonst wär mein Gewand wohl gar abscheulich angespritzt worden. So und jetzt kann er schon wieder weiter fahren.“ Sagt's und stapft würdevoll wegshin, während der Autler natürlich einen „dummer Bauer!“ brummt, dieweilen ihm einfällt: Er ist eigentlich klüger wie andere.

Tauchte den Bissen in Wein, ließ ihn sich vollsaugen und bot ihn dar. Das Kätzlein schnupperte ihn an, biß aber nicht drein. Ich legte ihn auf den Tisch, pries ihn, wie gut er sei, es möge nur einmal kosten. Das Kätzlein versuchte es immer wieder damit, roch dran und zog sich weich duckend zurück. Und hat das mit so gutem Wein vollgesogene Stückchen Semmel endgültig abgelehnt. Nein, Alkohol nimmt es nicht, unbedingt nicht. — Was habe ich mein Lebtag für antialkoholische Schriften gelesen und trinke doch Wein. Das Kätzlein hat nichts dergleichen gelesen und trinkt keinen. -- Liebe Kleine, ich wollt', ich wäre so ungebildet und so vernünftig wie du!

Noch nie ein so wüster April, als dies Jahr.
Und nie ein so holder Mai.
Und nie im Wandern so stolz ich war,
So königlich fessellos frei.
Wie weit bleibt alles zurück, wie weit,
Was sonst mich bekümmert, beschwert.
Zur Rosenblühzeit, zur Rosenblühzeit
Ist es nicht des Umschauens wert.
Das Haupt blüht weiß, die Wange blüht rot,
Das Herz aller Freuden voll!
Vor Wonne, vor Lust ist mir bang, o Gott,
„Was da noch werden soll!“

Von der Kölner Deutschen Friedensgesellschaft befragt um die Meinung über einen deutsch-französischen Annäherungsversuch, die Möglichkeit und die Mittel dazu, meine unmaßgebliche Antwort:

Ich finde gar kein Wort, das entschieden und laut genug wäre, meinen Wunsch nach redlichem Frieden zwischen Deutschland und Frankreich genügend auszudrücken. Die Deutschen haben es leicht, gegen die Franzosen versöhnlich zu sein, aber sie sollen es auch dem Nachbar nicht allzu schwer machen. Solange Deutschland immer noch seinen Sieg feiert, kann man nicht verlangen, daß Frankreich sein „Unglück“ vergißt. Die geschichtliche Entwicklung hat mit Naturnotwendigkeit beiden Völkern das Ihre gegeben: Den Deutschen das Kaiserreich, den Franzosen die Republik. — Übrigens meine ich die deutsch-französische Annäherung nicht etwa so, daß die beiden Völker einander ihre nationalen Eigentümlichkeiten preisgeben sollen. Stark wird jedes Volk aus sich selbst, gesittet wird eins durch das andere.

An einem schönen Mainachmittag von Graz mit der Elektrischen nach Eggenberg, über den Gaisberg nach Thal und von dort nach

Ein Ausflug ins steirische Weinland. Weil es im Herbst zu bedenklich ist, so ging ich im Frühjahr. Von Marburg eine Stunde zwischen der grauwogenden Drau und den besonnten Windischen Büheln eben dahin, dann eine Stunde bergsteigen. Ein Berg, 600 Meter hoch, beherrscht diese Landschaft weitum gerade so gut, wie der 3800 Meter hohe Glockner die seine. Da liegen die weit nach Norden und Osten hingestreuten Windischen Büheln mit ihren frisch bestellten, kahlen Weingärten. Rundliche Hügel wie rötliche Busen. Im Spätherbst wollen die Steirer dran trinken. Sie nutschen jetzt schon die Lippen. Der Durst wird größer von Jahr zu Jahr. Da unten, wo die weite Pettauer Ebene anhebt und sich erstreckt bis hin zu den ferne durch Duft schimmernden kroatischen Bergen, da unten ans warmbusige Weingebirge kindlich geschmiegt, ruht Marburg, die schön aufstrebende zweite Stadt der Steiermark. Dort, jenseits der Drau, steigt der langgezogene walddunkle Bacher an, bis hin nahe den Hochbergen Kärntens. Dort an der Grenze dieses Landes, hinter Waldbergen auf, schneeweiß grüßt die Hochkuppe der Koralpe über unsern Kopf weg den scharfgezeichneten Donatiberg bei Rohitsch-Sauerbrunn, dieweilen aus dem Norden her über den Glast des Grazer Feldes emporsteigend, der Schöckel und der Murtaler Alpenzug herabblinkt. Unser Standpunkt heißt der St. Urbansberg, er ist ringsum in Hang und Schlucht besetzt mit schimmernden Perlen der Winzerhäuser; auf seinem kahlen Scheitel steht ein Wirtshaus, ein Kirchlein mit dem urbanen Heiligen und einem kleinen Friedhof, wohin mancher Marburger, der Touristik noch im Tode treu, sich herauftragen und begraben läßt. Vielleicht beut die rötliche Scholle, die den goldenen Wein gibt, auch goldene Träume dem Schläfer. Dieser Blick über das buntbesprenkelte fruchtbare Hügelland hin mit seinen jetzt blaßroten Weinberglehnen, seinen dämmernden Schluchten, seinen kräftigen Baumbeständen, seinen grünen Wiesen, mit den weißen Punkten der Winzereien und der frei sich dehnenden Stadt da unten, macht den Wanderer froh.

Im Wirtshaus auf dem Urbaniberg mußte ich mich wieder einmal von einem unvernünftigen Tiere beschämen lassen. Ich saß bei einem Glase Wein — echtem Windischbühler — und aß eine Semmel dazu. Kam ein scheckiges Kätzlein auf den Tisch und fragte mit seinen klugen Grünaugen bescheidentlich an, ob nicht etwa für es ein Bröcklein abfiele. — Aber mit Vergnügen, mein Fräulein! Ich reichte ihm ein Stückchen Semmel. Es beschnupperte den Bissen und biß manierlich drein. Es aß wie eine Gouvernante so anständig. Dann bettelte es um den zweiten Bissen und endlich, immer kühner werdend, so daß es das Pranklein zart auf meinen Arm legte, um den dritten. Da dachte ich, junge Freundin, du sollst etwas noch Besseres haben.

Vergnügungsausflüge — man sieht es den Leuten an, und wenn Wanderfreude durch religiöse Stimmung gehoben wird, so schadet das auch nichts. Auf der Höhe von Burgstall, neben einem gemauerten Bildstocke, steht ein hölzerner Glockenturm, ziemlich hoch, aber nicht in die Erde gegründet, sondern dessen Fußgestell nur mit Steinen beschwert. Nahe dran eine Wetterschießhütte. In diesen Gegenden glaubt man herannahende Gewitter durch himmelwärts gerichtete Böllerschüsse zerstreuen zu können. Manchmal mit, manchmal ohne Erfolg. Auch die Glocke auf dem Holzturm dürfte dem „Wetterläuten“ gewidmet sein — wenn das Gewitter vorüberzieht, mit, wenn es sich entlädt, ohne Erfolg. Beim Faßlwirt stieß ich an die Straße, die fernher von meiner Waldheimat über Fischbach, Birkfeld, Anger und Weiz nach Graz führt und die ich in meiner Jugend so oft gewandert bin. ’s ist ganz noch dasselbe Auge, das, freilich längst bebrillt, wonnig in die Gegend blickt wie einst, und ganz dasselbe Herz, das sich dieses herrlichen Landes freut, mehr als über alles andere auf der Welt. Aber dieselben Beine sind es nicht mehr.

Gesellte sich unterwegs auf einer Wanderung zu mir ein Bekannter und notiere ich folgendes Gespräch. Er: „Wie halten Sie es mit dem Trinkgeld?“ — Ich: „Man macht keine Ausnahme.“ — Er: „Bitte, antworten Sie konkret.“ — Ich: „Gut. Wenn ich wohl gelaunt bin, gebe ich mehr, sonst weniger.“ — Er: „Das ist keine Antwort.“ — Ich: „Wenn ich mit Wohlhabenden beisammensitze, so gebe ich mehr, wenn ich mit ärmeren Leuten bin, so gebe ich weniger, um sie nicht zu drücken.“ — Er: „Alles das genügt mir nicht. Wie viel pflegen Sie im allgemeinen zu geben?“ — Ich: „Wenn ich in Berufssachen reise, gebe ich ungefähr zehn Prozent der Zeche; bin ich zum Vergnügen aus, gebe ich mehr. Man muß sein Vergnügen doch freiwillig ein wenig besteuern zugunsten solcher, die keines haben.“ — Er: „So. Glauben Sie nicht, daß ein Wirt, der die Zeche überhält, oder ein Kellner, der Sie bei der Rechnung übervorteilt, ein weit größeres Vergnügen hat als Sie?“ — Ich: „Na, solchen gönne ich’s, daß sie Lumpen sind.“ So steht’s in meinem Notizbuche. Ich werde selber nicht recht klug daraus.

Im Mai bin ich kein Städter mehr. Ich bin noch da, aber als Fremder. Als Einer, der vom Lande kommt, einmal Graz und Umgebung anschaut und sich dabei wohl sein läßt. Früh morgens auf, im Stadtpark frühstücken oder am Schloßberg, am Hilmteich. Im taufeuchten, sonnenfunkelnden Morgen dasitzend, den Vögeln zuhörend,

Gösting, ein zwei Stunden langer Spaziergang — das ist der Mühe wert. Vom Gaisberg aus, welch ein Anblick auf das weit hingebreitete, an die Kissen der Hügel sich lehnende Graz und das in südliche Fernen hinausstrebende frischgrüne Grazer Feld mit seinen weißen Ortschaften und eingesprenkelten Wäldern! Über den niedrigen, mit schönem Fichtenwalde bestandenen Paß getreten und man hat die Alpen vor sich. Im Vordergrunde das freundliche Tal mit der gleichnamigen Ortschaft und den stattlichen Meierhöfen. Im Hintergrunde das schneebedeckte Hochgebirge. Dann hinab durch Jungwald ins Tal und durch die bewaldete Wiesenschlucht dem Bache entlang hinaus, bis die Ruine Gösting uns entgegenstarrt. Wie oft als junger Mensch mit Altersgenossen war ich diesen Weg dahingehopst — lustige Studenten Gaudeamus igitur singend. Jene Kameraden Uitz, Skribani, Cloetta, Maier u. a. sind vermodert, alle sind dahin, bis auf den einen, der jetzt still und langsam, mit dem Stock vorsichtig ausgreifend, in abendlicher Kühle voranschreitet. Das Bächlein rauscht fröhlich zwischen den Wiesen und an den Buchenhängen des Plabutsch lacht goldig und friedlich die Sonne. Die Welt ist noch so schön wie einst. — Da traben an mir Studenten vorüber, heitere jugendfrische Gestalten, und singen hell: Gaudeamus igitur! Einer ist dabei, im Geiste sehe ich ihn, ein schlank aufgeschossener Junge mit schmalem Gesichte und nach rückwärts gestrichenem Haargelocke — der kommt mir bekannt vor. Vor vierzig Jahren hat er mir aus dem Spiegel entgegengeschaut. Nun war mir, als hätte sein schalkhafter Blick den Alten gegrüßt — und dann sind sie vorübermarschiert im Takte des Gaudeamus. — So bin ich im Tale hinter dem Plabutsch heute meiner Jugend begegnet.

Seit 42jährigem fleißigen Bummeln in der Umgebung von Graz finde ich immer noch neue Spaziergänge. Tatsächlich das erstemal ging ich heute den Waldweg von Mariatrost bis zum alten Faßlwirt. Eine Fortsetzung des berühmten Waldsteiges Hilmteich-Mariatrost, nur daß er noch viel schöner ist; noch völlig frei von den eisernen Stachelhecken links und rechts, die weder Rosen noch Beeren tragen. Auch noch stiller und feierlicher, als die näheren Spaziergänge der Stadt. Breiter, trockener Weg im Kiefern- und Buchenschatten auf der Höhe des Hügelwalles dahin, mit Ausblicken zurück in die Grazer Gegend, auf den immer näher rückenden Schöckel, und endlich beim Faßlwirtshaus angekommen, in das entzückende Hügelgelände von Weiz mit den Ausläufern der Alpen. Ich schlenderte den Weg in 1 ½ Stunden. Zwei Wallfahrerscharen begegneten mir, die hinter der Fahnenstange her singend nach Mariatrost zogen. Das sind keine Bußgänge, das sind

zu einem dreistündigen Aufenthalte auf diesen Hochmatten, die nach dem schweren Winter noch ganz blaß und fahl waren und in deren Mulden noch Schnee lag, während warmer Föhn in den wetterstarren Fichten- und Lärchenwipfeln rauschte. Fast verdutzt schaute ich in die blauende Tiefe, wo das mit breiten Tälern durchzogene Hügelland hingebreitet liegt wie eine Reliefkarte, an der man die Plastik der Höhen und Tiefen kaum unterscheidet. So ist das Sausalergebirge und der sonst so markante Wildonerberg ganz ins Hügelland niedergeschrumpft. Am fernsten Sehkreise stehen die glasblassen Zacklein Rennfeld, Hochlantsch, Schöckel, Rabenwald, Kulm, Gleichenberg, Stradnerkogel und ein paar kroatische Berge. Dann aber — gegen Süden und Westen das weite gestaltenreiche Halbrund — Bacher, Koralpenzug bis zu den nördlichen Ausläufern. Diese noch mit Schnee überwuchtet, der eben fahrig wird. Man hört aus den Gräben gedämpft das Rauschen der Schneewässer. Von unten gesehen nimmt sich dieses Gebirge wie eine von Deutschlandsberg bis zum Horizont der Koralpe sanft ansteigende Gegend aus. Auf dem Kogel zu Trahütten stehend sieht man, wie weit hinten, noch von Tal und Alm getrennt, der Koralpenzug ragt. Man ist hier durchaus nicht an seiner Lehne, man steht ihm gegenüber — Mann um Mann — ohne freilich recht inne zu werden, daß die Koralpenspitze uns um mehr als 1000 Meter überragt! Man wird singend:

Im Westen die Berge, im Osten die Hügel!
O Freund, hier wünsche dir keine Flügel,
Denn hier muß man bleiben, es ist zu schön.
Friede und Freude wohnt nur auf Höh'n.

Die Rückfahrt ins Tal besorgten dieselben Pferde in 40 Minuten. Sie war fast halsbrecherisch, die steile Straße hinab. Plötzlich, im raschen Trab — die Tiere sind auf dem Heimwege ja nicht zu bändigen — beim Stoß einer Wasserkehre, stürzt mein junger Kutscher kopfüber zwischen Roß und Wagen hinab; ich kann ihn kaum noch zurückreißen und halten, bis er sich mit dem Knie an die Deichsel zu stemmen und die laufenden Pferde an den Riemen anzuhalten vermag. Ein kritischer Augenblick, der aber weder Schürfung noch blauen Fleck zum Andenken hinterließ. Ich merke mir ihn auch so.

„Kinder, ist dieses Land schön!" sagte ich, von der Partie nach Hause gekommen. Und dann Schweigen, auf alle Fragen Schweigen. Ich versuche es nimmer. Seit vielen und vielen Jahren habe ich's aufschreiben wollen, wie es ist, wenn die blühende Steiermark daliegt unter sonnigem Himmelsrund. Es ist all vergebens. Andere können es aus

eine Zigarre rauchend, nichts denkend — ganz allein, und ganz selbstgenügsamer Philister. Aber ich soll ja den Winter aus der Brust pusten und den Sommer einatmen. Ein durchaus anderes Leben führen, als das gewohnte. Behaglich langsames Herumschlendern in der Umgebung — im stillschattigen Hilmwald, auf dem paradiesischen Rosenberg, auf der weitschauenden Platte, im weißen Walde hinter dem Rainerkogel — weißstämmiger Birkenwald, übrigens zur laublosen Zeit am märchenhaftesten. Dann in den steilen Waldhängen des Plabutsch, in den grünen Wiesen von Thal. Oder gar auf den Höhen des Schöckels, in den Felsschluchten des Hochlantsch beim brausenden Wasser. Überall anders, überall eigenartig schön. Nie noch habe ich die Umgebung dieser Stadt mit solchen Augen der Liebe betrachtet, als in diesen wundersamen Maitagen, und habe mich gefragt: Warum gehst du denn nun wieder ins Oberland? Wo hast du dort diese Herrlichkeit, diese bequemen Wege, diesen Rundblick, zum Schreien, so schön? Abends dann zurück in die Stadt, ins Heim, wo es kaum weniger still, wo kaum weniger Sonne und grünes Laub zu den Fenstern hereinlacht, als draußen auf dem Landsitze. Hier, die lieben Grazer lassen dich in Ruh, dort, die Fremden, wenn sie anrücken, lassen dich nicht in Ruh. Von Graz ins Mürztal gehen heißt für mich, vom Haus in die Welt gehen. — Und doch zu dieser Zeit allhier ein Fremder, der nur gleichsam zum Vergnügen da ist. — Indes für Theater und Kunst bin ich gänzlich verloren, sobald Sommer kommt. Höchstens, daß ich unter Baumschatten noch ein Buch halte, dabei aber mehr vor mich hinträume als lese. Das ganze übrige Jahr das rätselhafte Dasein betrachtend, jetzt nur empfindend. Oder höchstens innewerdend: Du bist nur auf einem Ausfluge da, in einem Kurorte, der Erde heißt — genieße ihn, kräftige dich auch in Schlammbädern und in harten Übungen. Denke ja nicht, das sei dein Nachsommer. Das ist Frühling!

Dort, wo die Koralpe, das steirisch-kärntnerische Grenzgebirge, im Osten abfällt in das fruchtbare Hügelland, genannt das steirische Paradies, auf einer 1000 Meter hohen Alpenvorstufe liegt das kleine Dorf Trahütten. „Drei Hütten“, die bei einem Kirchlein stehen. Mit dem Hotel und einigen städtischen Sommerhäusern sind deren jetzt erklecklich mehr. Ein Kleingewerbler aus Deutschlandsberg hat fast ganz persönlich hier das Alpenhotel und mehrere Villen gebaut und hat diese Ansiedlung einen eigenartigen, intimen Charakter. An einem heißen Maitage, als aus den Hochgräben die braunen Wildwasser hervorbrüllten, hat mich ein munteres Pferdepaar aus Deutschlandsberg in kaum mehr als einer Stunde an 700 Meter hoch emporgezogen.

zweier Weltanschauungen. Nun ziehen halt einmal die Christlichsozialen und die Sozialdemokraten an den Strängen des Staates, die einen hü, die andern hott. Wird er umkippen? Ich glaube, er wird einstweilen stehen bleiben, wo er steht.

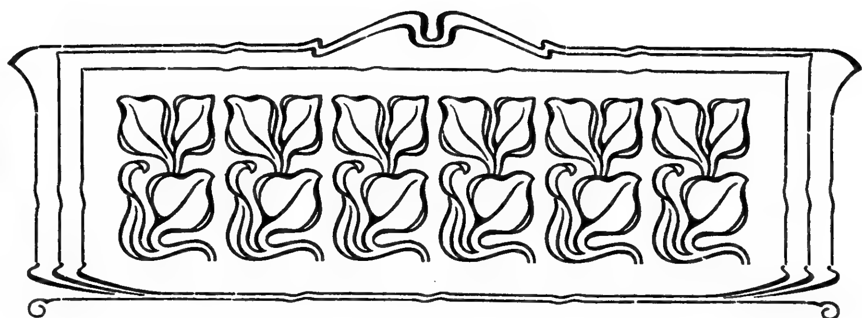
Den Bürgerlichen wird der Vorwurf gemacht, daß sie sich zu wenig um Politik, um Wahlagitation gekümmert hätten. Mein Gott, wo wird denn mehr politisiert, als im Bürgertum? Das macht's nicht. Was anderes ist: Ein sehr großer Teil unseres Bürgertums hat außer Sport und Bier kaum ein Ideal. Selbst falsche Ideale sind besser als gar keins, sie beleben und stärken und machen opferfähig.

Auf dem Felde ackerte eine alte Bäuerin, handhabte den Pflug wie ein Mann und leitete noch mit einer Gerte das Zugochsenpaar. „Alleweil noch Korn anbauen!" so redete ich sie an. „So?" antwortete sie: „Was soll ein Bauersmensch denn sonst tun, als Korn anbauen!" — Ich: „Aber hier im Gebirge würdet ihr mit der Viehzucht besser wirtschaften." — Sie: „Gehts weiter, allerweil mit der Viehzucht da. Viehzucht haben wir ja eh auch; sehts denn die Ochsen nit? Ohne Vieh hätten wir keine Zag (Zugkraft) und keinen Mist." — Ich: „So habt Ihr das Vieh nur für den Ackerbau?" — Sie: „A beilei. Wir brauchen ja auch Milch und Butter, sonst kunnten wir nit Korn anbauen. Sein eh keine Dienstleut zu kriegen." — Ich: „Ihr könnt das Korn ja doch nicht so gut verkaufen, als was es euch kostet." — Sie: „Korn verkaufen? Was sollten wir denn nachher den Dienstleuten zu essen geben?" — Dabei blieb sie mit ihrem Fuhrwerk nicht einen Augenblick stehen und ich schritt auf der Furche neben ihr her: „Die Dienstleute fürs Korn und das Korn für die Dienstleute. Eine saubere Wirtschaft! Glaubt mir, mit der Viehzucht würdet ihr viel besser stehen." — Sie: „Not täts eh. Geht uns eh hautschlecht. Aber das Gespött möcht ich hören von den Nachbarn; ein Haderer-Bauer, wurds heißen, baut gar nix mehr an. Ist schon zum Abkratzen. Na, na, wir sind Bauern und keine Kuhhalter — verstehst?!" — Bauern und keine Kuhhalter! Da fiel mir ein, ob es nicht am Ende dem Landmanne eine Ehrensache ist, daß er Getreide baut. Er will Bauer sein, aber kein Hirte. Als ob er es empfände, daß Landbau eine höhere Kulturstufe ist, denn Viehzucht. Landbau ist Bodenständigkeit, Viehzucht streift schon an die „Zigeunerei", ans Nomadentum. Ackerbau ist Herrschaft, ist Adel. Aufs Feld werden im Bauernhof die tüchtigen Leute gestellt, auf die Viehweide Kinder und Halbkretins — zum „Halter" ist gleich wer zu brauchen. — Also viel-

dem Buchstaben nicht sehen und ich habe mein vor Glückseligkeit strotzendes Herz kaum erleichtert. Diese Worte sind nicht zu hoch. Wenn ich jetzt im Lande so herumwandere, mutterseelenallein — o heiligschönes Wort, mutterseelenallein! — Gestern in den kühlschattigen Engschluchten der Bärenschütz, von stürzenden Wässern umschrien. Heute auf den stillen Höhen von Edelschrott, unter mir das lichte Land in der Maienblüte! Da findet man es unbegreiflich, daß die Leute noch etwas anderes sinnen und treiben, als schauen und glücklich sein. Wenn ich des Abends zurückkehre zu den Menschen mit der großen Neuigkeit, wie schön es auf Erden ist, da hören sie es nicht, sondern wissen eine Menge Ärger über den Tag, Ungemach aller Art. Ja, bin denn ich der einzige Auserwählte? Oder der einzige Lump, der, ums Ringen des Lebens sich nicht kümmernd, seinem besonderen Vergnügen nachgeht?

Auf Höhen, wo die Sonne quillt
Aus Gottes Angesichte,
Hab' ich mein Herz mit Glut gefüllt
Und mein Aug' mit Lichte.
Nun find' ich mich talaus, talein
Zurecht auf dunklen Straßen
Und hoffe wieder stark zu sein
Zum Lieben und zum Hassen.

Solch eine Wahlagitationsperiode (wie wir jetzt hinter uns haben) ist so ziemlich das Widerlichste, was man erleben kann. Aus dieser Kloake von Schimpf und Trug sollen sich die würdigsten Männer des Reiches erheben? Die Gesetzgeber! Kein Wunder, wenn dann die Parlamente ein Tummelplatz der Gemeinheit werden, wie wir es erlebt haben. Die Wahlen selbst waren ziemlich ruhig und volkstümlich im weitesten Sinne. Ich stand mit meinem Wahlzettel in einer Reihe von Eisenbahnschaffnern, Mönchen, Offizieren, Domherren, Fabriksarbeitern, Dienstmännern, Grafen, Kaplänen, Handwerkern u. s. w. Das Bürgertum war großenteils daheimgeblieben, es steht dort, wo der Mensch sagt: Meinetwegen, mir ist schon alles Wurscht. Aber nicht aus Verzweiflung, dafür geht's ihm lange noch nicht schlecht genug, sondern aus Bequemlichkeit und Gleichgiltigkeit. Nun staunt es, daß neue Männer da sind. Die nationalen-Parteien sind fast verschwunden — ein Unglück, wenn das bei den Deutschen allein der Fall, ein Glück, wenn auch bei den Nachbarvölkern die nationale Propaganda müde geworden wäre. Dann käme eine für Staat, Wirtschaft und inneren Frieden bessere Zeit. Die Christlichsozialen und die Sozialdemokraten sind da. Wir beginnen nun die Epoche der Christlich-Sozialdemokratie. Ein merkwürdiges, ein ungereimtes Wort. Ein ungeheurer Gegensatz



Kleine Laube.

Gebt einmal Ruh'!

Friede zwischen den Kirchen! Das Verlangen wird heftiger. Der Zorn gegen die Unfriedstifter steigert sich. Es ist nicht wahr, daß die Gegensätze zwischen der katholischen und der evangelischen Kirche in der Tat so feindlich seien. Feindlich nur in der Theorie, nicht im Leben. Die religiösen Ziele der beiden Bekenntnisse sind die gleichen: Gottesliebe, Menschenliebe, Seligkeit. Die altevangelische Theorie sagt: Rechtfertigung allein aus dem Glauben. Die katholische Theorie: Rechtfertigung aus Glauben und Werken. Nun wird man im Leben keinen Evangelischen finden, der da behauptet, der Glaube allein sei genug, im übrigen könne man Betrüger, Räuber und Mörder sein. Und auf der anderen Seite kenne ich keinen Katholiken, der unter den „Werken" nur Fasten, Beten, landläufiges Almosengeben und den Empfang der Sakramente verstünde. Der Katholik hört es von seiner Kirche oft genug, daß ohne Nächstenliebe, Reinheit, Wahrhaftigkeit und Pflichttreue kein Glaube und kein Gottesdienst Wert hat. In dieser Hauptsache also sind die beiden Kirchen praktisch einig. Der Zankapfel wächst anderswo, der wächst auf dem halbverdorrten Baum der starren Dogmatik, aus der nie ein lebendiger Glaube sprießt, noch weniger Nächstenliebe, immer nur Unduldsamkeit und Befeindung. Eine weitere Ursache des Zwiespaltes ist das Bestreben der Protestanten, den Heiland in Wissenschaft statt in Religion umzusetzen. Verkennend das menschliche Bedürfnis nach Mystik wollen sie die Religion zur Philosophie machen. Doch Religion muß Religion bleiben, das Herzensverhältnis des Menschen zu seinem Gott. Je weniger fremde Einmischung und Zwischenmittler, je persönlicher, je reiner und lebendiger die Religion. — — Eine dritte Ursache des Streites ist noch mehr weltlicher Natur: Das Herrscherprinzip der katholischen Kirche. — Was an den Kirchen wirklich Religion ist, das ist in sich einig. Und was sich in ihnen bekämpft, das ist nicht Religion, das ist Scholastik und Politik. Scholastik wird und mag sich in Buchgelehrsamkeit verbohren und dort zanken bis ans Ende der Welt, ohne daß man sich darum kümmert. Politik gehört dorthin, wo der Stärkere das Recht hat, und darf die verweltlichte Kirche sich nicht wundern, wenn sie weltlich bekämpft wird. Wenn sie in ihrem Feldzug die Religion ins Treffen führt, so ist das einfach Kriegsmanöver. Aber dieser Krieg liegt nicht in der Menschennatur, wie das von Rassenkriegen behauptet wird. Er wird künstlich erzeugt auf einem Gebiete, das des Friedens sein soll. Der kirchliche Krieg verwüstet Haus und Herz mehr als jeder andere Streit. Er richtet mehr Entartung an als die glaubenslosen Grundsätze der Sozialdemokraten, die von den Kirchen so leidenschaftlich beklagt werden. — Das Volk verlangt nach Frieden! Seid

leicht angeborener Bauernstolz, wenn unser Landmann nicht ablassen will vom Getreidebau.

Kam ein alter Bauer aus der Oststeiermark zu mir, ein Bekannter, mit einem großen Anliegen: Er müsse sein Anwesen verkaufen, es sei nimmer drauszukommen. Keine Dienstboten, kein Zusammenhalten, die Gläubiger drängen, große Steuern, große Wildschäden, kein Geld, nichts anzubringen, der Boden verwildert, die Gebäude verfallen, es sei nimmer zum dermachen. Und was der allgemeinen, berechtigten Klagen mehr sind. Ich hätte allerlei Bekannte, ob ich denn niemanden wüßte, der ihm sein Gut halbwegs anständig ablösen möchte. Mich machen solcherlei Schmerzen allemal nervös, ich sagte, da möge sich ein anderer hergeben, zu vermitteln, daß die Bauern ihre Güter verkaufen. Er solle auf seinem Heim bleiben, so lange es irgend möglich, durch Verkauf würde er ein heimloser Bettler für seine alten Tage und wenn er mir nicht glaube, wie es solchen Leuten ergeht, wie bitter sie ihr Gutverkaufen bereuen, der solle sie nur fragen, die es getan. Eine halbe Stunde lang redete ich dem Manne ins Herz, meinen „Jakob den letzten" malte ich ihm vor, das ist ja die Geschichte manches seiner Nachbarn. Da schaute er mich schweigend an, wie einer, der nicht verstanden hat, und ging traurig davon. — An einem der nächsten Tage erzählte ich einem Freunde von dem Kummer dieses armen Menschen und wie ihm wohl zu helfen wäre. Der Freund sagte nicht viel dazu, ging hin, kaufte dem Bauern Haus und Grund ab, kaufte noch den Nachbar dazu und machte daraus — eine Jagd. So bedient das grimmige Geschick sich für die Vernichtung des Bauernstandes auch solcher, die ihr lebtag gegen diese grausame Vernichtung aufgetreten sind. Ich fühlte mich wie in einer Schuld, so unbedacht die Not des Armen dem Sporte überantwortet zu haben, ganz wider Willen. Ein recht geringer Trost ists, daß der Käufer dem abgehausten Bauern das Gut rechtschaffen bezahlt und ihm auf sein Lebtag freie Wohnung mit Garten und Wiese zugesichert hatte. Nach wenigen Jahren ist ja doch wieder ein altes Geschlecht verschwunden, die Kultur hat der Wildnis weichen müssen, der Mensch dem Tiere.

Der persönliche Verkehr ist für immer aufgehoben. Doch die Mutterliebe ist erfinderisch; aus dem Füllhorn des Herbstgottes Vertumnus nimmt Ceres des Samens goldene Körner: „Trauernd senk' ich's in die Erde, leg' es an des Kindes Herz, daß es eine Sprache werde meiner Liebe, meinem Schmerz.“ Wenn der Frühling kommt, sendet dann die Tochter aus der Tiefe der Erde als Zeichen ihrer Liebe und ihres Gedenkens Blumen und Blüten, die die Mutter freudig begrüßt, reichlich segnet. So entsteht durch die Göttin Ceres der Ackerbau.

„Das eleusische Fest“ führt diesen Gedanken weiter aus. Auf ihrem Pfade, „irrend nach des Kindes Spur“, findet Ceres an einer verlassenen Küste Wilde, Höhlenbewohner, ohne festen Wohnsitz, die von Menschenopfern sich nähren und den Ackerbau noch nicht kennen. Daß Söhne der Götter noch auf einer so tiefen Stufe der Gesittung stehen, geht der Göttin zu Herzen. Sie tritt in ihren Kreis, man hält ihr die blutgefüllte Schale zum Opfertrank entgegen, aber sie weist diese entsetzt zurück.

Aus dem Kranz von Ähren, der ihr Haupt schmückt, nimmt sie ein Korn, ritzt mit dem Jagdspeer eines Wilden den Erdboden und legt den Samen hinein. Im Augenblick schmückt sich durch göttliche Kraft mit grünen Halmen der Boden, bald kann die erste Garbe geschnitten und als Dankopfer dem Zeus dargebracht werden. Auch die ersten Keime der Frömmigkeit sind damit in die Seele der Wilden gelegt. Nun steigen die Götter und Göttinnen vom Himmelsthron hernieder, um diesen jüngsten Kindern der Kultur ihre Gaben zu spenden. Themis, die Göttin der Gerechtigkeit, mißt das Land aus und gibt einem jeden Eigentum, die Grundlage aller Gesittung; sie stellt die Grenzsteine auf und übergibt sie zum Zeichen, daß sie nicht verrückt werden dürfen, dem Schutze des Todesgottes. Vulkan lehrt die Menschen Pflüge und Ackergeräte herstellen; Athene beginnt die Gründung der Stadt, als der Stätte des festen Wohnsitzes und des gemeinsamen Schaffens; der Urwald wird niedergeschlagen, Steine werden gebrochen, die Mauern um die Stadt gefügt, die Tore eingesetzt und schließlich wird ein Tempel erbaut. Ceres aber führt die schönste Hirtin dem schönsten Hirten zu und stiftet so die Ehe. Unter den Lobgesängen der Menschen ziehen die Götter und ihre Günstlinge in die neugegründete Stadt.

Hier sind die kulturgeschichtlichen Aufgaben der Menschheit in meisterhafter Weise geschildert: Der Ackerbau ist der Anfang und die Grundlage aller menschlichen Gesittung. Um seinetwillen nimmt der Mensch festen Wohnsitz; aus ihm entwickeln sich die Urformen des Rechtes, der Begriff des Eigentums, die Zusammenschließung der Menschen zu einer Gemeinde und zu rechtlich abgegrenzten Lebensordnungen.

„Der Spaziergang“ führt diese Gedankengänge wiederum etwas weiter. Der Dichter unternimmt einen Spaziergang; wenn ich nicht irre, soll ihm die Gegend von Rudolstadt vorgeschwebt haben; von einer Bergeshöhe sieht er in das lachende Land hinein; Äcker, Straßen, Dörfer und eine Stadt, dahinter die blauen Berge, erfreuen sein Auge, aber im Geiste sieht er wiederum ein Stück Kulturgeschichte sich vor seinen Augen abspielen. Er beginnt mit dem Ackerbau und baut das Gebäude menschlicher Gesittung weiter aus.

„Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigentum scheiden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter*) gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes.“

Hindurch ziehen sich die Landstraße und ein Flußlauf als Adern des Verkehrs, vorüber an freundlichen Dörfern; aber die ganze Schönheit und das Idyll des Landlebens hat Schiller in folgenden Versen gemalt:

---

*) Der griechische Name für Ceres.

ihr euch bewußt, ihr kirchlichen Führer, Redner und Schriftsteller beiderseits, was ihr stiftet durch die stete Befeindung der christlichen Schwesterkirche? Ihr zerstört die Volksseele! Habt ihr eine Ahnung davon, was alles ihr damit zerstört? — Wundert euch nicht, wenn Menschenfreunde und Patrioten bestrebt sind, das Volk einem Gebiete zu entreißen, wo es sich so gut lernt, wie man heuchelt und haßt. Seid ihr es — was ihr sagt — Christen und Volksfreunde, so gebt Frieden!

Schiller und das Landleben.

Er ist der Dichter unseres Volkes in allen seinen Schichten geworden. Das Kind der Volksschule erfreut sich gerade so gut wie der Schüler der höheren Lehranstalten an seinen Meisterwerken; gerade das Sinnigste seiner Poesie ist derartig in den Besitz des Volkes übergegangen, daß der Name des Dichters vollständig hinter den tiefen Gedanken und der schönen Form zurückgetreten ist, daß seine Werke wirklich in den Volksbesitz übergegangen sind.

Will der schlichte Bewohner des Dorfes, will der Landmann nach den Anstrengungen des Tages sich über die Alltäglichkeit seines Berufes erheben und an seiner hohen Bedeutung wie an seiner schlichten Schönheit sich erfreuen, er wird zum Schiller nicht vergeblich greifen; gerade die Arbeiten des Landmanns hat der Dichter mit dem Schimmer der Verklärung übergossen. Es sind besonders drei Gedichte, in denen Schiller sich mit dem Landleben und Ackerbau genauer beschäftigt: „Die Klage der Ceres“, „Das eleusische Fest“, „Der Spaziergang“; auch einige Stellen aus der „Glocke“ kann man hinzuziehen. Die nachfolgenden Zeilen mögen dazu dienen, an der Hand dieser Gedichte die hohe Wertung des Landlebens und Ackerbaues durch unsern Dichter genauer nachzuweisen.

Daß ein Dichter für die Natur und ihre Schönheit ein aufgeschlossenes Gemüt hat, ist selbstverständlich; auch Schiller fehlt es daran nicht. Er belauscht die Natur in ihren eigentümlichen Reizen, in ihrer wunderbaren Schönheit, und wer die ersten 40 Verse des „Spazierganges“ liest, wird sich an der schönen Schilderung einer Thüringer Landschaft erfreuen; aber diese Schilderung ist nicht Selbstzweck, denn er will nicht Lyriker sein, sondern sie bildet nur den Ausgangspunkt für eine tiefere Betrachtung, in der, von der Natur ausgehend, der Dichter ein Bild vom Werdegang der menschlichen Kultur zu zeichnen sucht. Darum tragen auch die genannten Gedichte den gemeinsamen Namen der „kulturhistorischen“. Wenn man die Gedanken der drei Gedichte zusammenhält, so bekommt man ein anschauliches Bild von der Entwicklung der menschlichen Gesittung aus dem Ackerbau, das das Herz jedes Landbewohners erfreuen muß.

In eigenartiger Weise feiern den Ackerbau zunächst die beiden Gedichte „Klage der Ceres“ und „Das eleusische Fest“. Ceres, die Schwester des Zeus, des höchsten Gottes, hat eine Tochter Proserpina; diese wird von Pluto, dem Gott des Totenreiches, entführt und als seine Gattin in das Land der Schatten versetzt. Die Mutter ist darüber untröstlich; sie durcheilt alle Stätten der Erde, sie sendet die Sonnenstrahlen aus, nach der Tochter zu suchen, bis ihr schließlich die traurige Gewißheit wird, daß diese im Totenreiche weile und damit für die Mutter, die als Göttin unsterblich ist, für ewig unerreichbar sei. Auch die Tochter ist tief unglücklich:

„Ach, ihr Auge, feucht von Zähren,
Sucht umsonst das goldne Licht.“

Touristik und Jagd.

Mit unserer Bergfreude, so allgemein das Bedürfnis nach ihr auch geworden ist, hapert es noch. Nach den gegenwärtigen Zuständen können sämtliche Berge „abgesperrt“ werden und somit die ganze Touristik, welche jährlich Millionen in die Alpen bringt und zur Hebung des Volkswohlstandes und Steigerung des Verkehres auf den Eisenbahnen beiträgt, vernichtet werden. Die heute geltenden diesbezüglichen Gesetze sind durchwegs veraltet und wurden seinerzeit zur Regelung von Besitzfragen zwischen Grundnachbarn geschaffen, auf den Fremdenverkehr nahmen sie keine Rücksicht, da er zur Zeit, als die Gesetze geschaffen, wurden noch nicht existierte. Die Zustände sind reformbedürftig und es ist Aufgabe der Gesetzgebung, hier helfend einzugreifen. Touristik und Fremdenverkehr sind heutzutage keine Faktoren mehr, die von der Laune und Gnade einzelner Jagdbesitzer abhängig sein dürfen. Der Staat muß hier freie Bahn für ungehinderte Entwicklung schaffen, damit die Schätze, welche unsere Heimat in ihren Bergen besitzt, für die Gesamtheit fruktifiziert werden können. Wenn auch manche Jagdbesitzer den Touristen in dankenswerter Weise großes Entgegenkommen beweisen, so gibt es doch viele, welche die in dieser Beziehung veralteten Gesetze mit ihrer ganzen Strenge zur Anwendung bringen.

Und diese Dinge werden schlimmer und schlimmer, denn längst ist es nicht mehr der Adel allein, der dem Jagdsport huldigt. Jeder reiche Jagdliebhaber kann, durch kein Gesetz gehindert, Bauernhöfe und Felder, Wälder, Wiesen und Almen zusammenkaufen, um ganze Gegenden aus der Kultur in jenen Zustand der Wildnis zu versetzen, welchem sie etwa vor einem Jahrtausend entrissen wurden; er schafft sich ein unverletzliches Reich, einen Jagdstaat, in dem er Herrscherrechte übt und sogar der Polizei des Staates den Eintritt wehrt.

Der Jagdsport in seiner heutigen Gestaltung und Privilegiumsstellung strebt die Verödung der Berge und Täler, ihren Rückfall in die Wildnis an; er vernichtet die Almen, verdrängt die Bauern und verbietet den Touristenverkehr.

Wer sich die Mühe nehmen wollte, auf einer Alpenkarte die dem Jagdsport gewidmeten und daher der Kultur und der Volkswirtschaft entzogenen Bodenstrecken sowie die von den Jagdherren im Laufe der Jahre an sich gezogenen Bauerngüter und vernichteten Almen rot zu bezeichnen, würde damit eine graphische Darstellung des Rückschrittes der Kultur, der Verringerung der Bevölkerung und der zunehmenden Verödung in den Alpen geben, eine Darstellung, die manchen erschrecken und vielleicht auch eine hohe Regierung aus der Gleichgiltigkeit aufrütteln würde, mit welcher sie diesen Vorgängen gegenübersteht.

Um des Sportes willen werden ganze Täler entvölkert und mächtige Bergkomplexe abgesperrt. Im Gebiete der Gemeinde Hinterstoder und im Steyrlingtale sind zahlreiche Bauernhöfe und Almen verschwunden und in Jagdhäuser umgewandelt, fruchtbare Felder und üppige Almweiden in wüstes Dickicht umgestaltet worden. Das Sengsengebirge, welches den Verlauf der neuen Pyhrnbahnlinie mehrere Stunden lang im Osten begleitet, ein Gebirge, das seinen Namen von der Arbeit des Volkes, nämlich von den Sensenwerken hat, welche in den Tälern rings um dasselbe seit jeher blühten, das also durch seinen Namen mit der Geschichte und dem Erwerbsleben der Bevölkerung verknüpft ist, wurde im Laufe der Jahre von jeder Beziehung zu dieser Bevölkerung losgelöst. Die Almen sind aufgelassen, die Wege zerstört; ein ungeheuerer Tiergarten ist aus dem Alpengebirge geworden, auf dem einst Mensch und Tier zum besten des Bauernvolkes fröhlich gediehen. Im Salzburgischen sind das herrliche Blühnbachtal am Fuße des Hochkönigs und das angrenzende Hagengebirge seit Jahrzehnten jeglichem Verkehre entzogen. Ein Wiener braucht allerdings nicht bis zum Sengsengebirge zu reisen, um zu sehen, wie mancher Jagdherr von

„Munt're Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
Andre, vom Rücken des Berges stürzen sie jäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruh'n friedlich sein ländliches Dach;
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! Noch nicht zur Freiheit erwachet,
Teilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!"

Doch das Leben verliert seinen schlichten, einfachen Charakter durch die Nähe der Stadt, wo es heftiger und geschäftiger flutet. Der Kampf der eifernden Kräfte entbrennt und steigert die Kultur, aber auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit; der Sinn für die gemeinsamen Güter und Interessen erwacht; Hermes bringt den Anker, das Zeichen des Verkehrs; Bachus die Traube, das Zeichen des Genusses; Minerva „des Ölbaums grünende Reiser", das Sinnbild friedlicher Tätigkeit, die sich bis zu den fernsten Inseln erstreckt. Doch auch das Kriegsroß Poseidons fehlt nicht. Es kommt zum Kampf für Thron und Altar, Mut, Tapferkeit nnd Vaterlandsliebe sind da, doch auch groß die Opfer an Heldenblut, das für die gemeinsame Sache vergossen ist. Der siegreiche Krieg bringt einen neuen Aufschwung, Handel und Wandel, Gewerbe und Schiffahrt, Kunst, Wissenschaft und Literatur erblühen. Doch auch die niederen Triebe der Menschheit fordern ihr Recht; die Schattenseiten der Kultur machen sich geltend. Wahrheit, Glaube und Treue schwinden; Heuchelei, Haß, Lästerung, törichter Freiheitsdrang treten zu Tage, Revolution beginnt: „Die Stadt versinkt in Asche", — — wie aus einem schweren Traum erwacht der Dichter, um am Herzen der schlichten und doch so schönen Natur auszuruhen und sich zu erholen. Wahrlich, ein großartiger Lobpreis des Landlebens und Ackerbaues.

In der „Glocke" geht der Dichter abermals vom Ideal des Landlebens aus, und jene Schilderung des Erntetanzes mit seiner harmlosen Freude und gemütlichen Anschaulichkeit dürfte jedem Landbewohner aus der Seele gesungen sein. — Auch hier wieder deutet er die Gründung der Stadt, den Segen der Rechtsordnung, den Fluch des Krieges an, um bei der Schilderung der Revolution ausführlicher zu verweilen und den Segen des Friedens um so inniger zu preisen.

Es ist demnach ein ziemlich abgerundetes Bild der Kulturentwicklung der Menschheit, das in den drei oder vier Gedichten Schillers gegeben wird. Was hier in das duftige Gewand der Sage gekleidet wird, teils in Anlehnung an Sagen des Altertums, teils in freier, dichterischer Erfindung, ist eine Verherrlichung des Landlebens und der Arbeit des Landmannes, die ihm die großen Kulturaufgaben zum Bewußtsein bringt, an denen er mitzuarbeiten berufen ist. Wenn der schlichte Landmann sich ein wenig in diese Gedichte mit Hülfe der vorhergegangenen Ausführungen einliest, wenn er neuen Mut, neue Liebe zu seiner Arbeit, zu seiner Scholle, zu seiner Heimat daraus schöpft, dann hat er die Absicht des großen Schiller recht verstanden. Was ein Goethe in der „Zueignung" seiner Gedichte dem Leser zuruft, das gilt von diesen wie von allen Werken Schillers auch:

„So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frischerneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit gold'nen Früchten schmückt:
Wir geh'n vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsere Liebe dauern."

„Das Land." Guderley.

Einer Gartenstadt im Süden!

I.

Einer Gartenstadt im Süden
Will ich meine Lieder sagen,
Wo zur Bucht die meeresmüden
Wellen weiche Kämme tragen.

Bei den vielen lieben Lauten,
Die zu Land gehn und verklingen,
Lauschend wird des liedvertrauten
Spielmanns beste Weise singen.

Kommt aus jenen hellen Garten
Südens Blütenduft getragen;
Wollen so die wunderzarten
Kelche ihren Dank mir sagen. —

II.

Aber es müssen auch über den Buchten
Felsgebirge zum Himmel wuchten,
Und ich will auf Firnen im Schneewind stehn,
Auf wilden Türmen und Graten gehn.

Es müssen von Wänden und Trümmerwallen
Meine lauten nordischen Lieder hallen.
Und kann das nicht sein, wird der Seele Zwang,
Dann, weiß ich, endet ihr reiner Sang.

Und ich will kein Lied mehr sagen.
Meine Laute wird sinken in blauer Bucht,
Oder in wilder Firneschlucht
Will ich die Laute zerschlagen!

Hermann Pfaundler.

Waldesstimmen.

Des Waldes hehrer Säulenbau
Hebt in des sonn'gen Himmels Blau
Die engverschlung'nen Äste,
Auftut er sich dem warmen Schein,
Läßt Sturm und Hagel nicht herein
Als eine starke Feste.
Stolz rauschend spricht der Wald das Wort:
„Das feste Haus — der beste Hort."

Du einsam, zärtlich Waldvöglein,
Was mag dein leises Singen sein?
Was klagt die süße Kehle?
Ich glaub', daß es mein Herz erriet —
Ein Strom von heißem Glücke zieht
Mir durch die tiefste Seele:
Aufs Jahr hab' ich mein Nest gebaut,
Da führ' ich heim die schönste Braut!

Adolf Hainschegg.

Eisen für immer.

Des Deutschen Arm trieb wild und stark
Den Römer aus der Steiermark.
Gelehnt auf seinen Eichenspeer
Erschien dem siegestrunknen Heer
Der Genius der Gebirge.

„Wählt nun als Lohn für treuen Mut
Was tief im Fels verborgen ruht.
Ihr schöpft das Gold ein volles Jahr,
Das Silber schürft ihr zwanzig Jahr,
Das Eisen währt für immer."

Da rief das Volk der Steiermark,
Einmütig rief es, frei und stark:
„Mit Goldes und mit Silbers Trug
Schweißt man kein Schwert und keinen Pflug,
Wir wählen das Eisen für immer!"

Franz Karl Ginzkey.

Leichtsinn.

Wenn ich irgendwas Gutes getan,
Sah mich die Erde so freundlich an;
Hab ich jedoch was Böses gedacht,
Hat sie ein finster Gesicht gemacht;
Ich aber nahm's nicht leicht, noch schwer,
Hab' gemeint, daß es Laune und Zufall wär.

Hans Mittendorfer.

Was der Doberer-Sima verzählt.

Etwas Steirisches von Josef Steiner-Wischenbart.

(Nachdruck vorbehalten.)

Der Doberer-Sima; ha, ha! — A jeda hotn guat kennt z Knittlfeld; wor halt so a Stodtarmer, hot frei gern gessn, hot a a scheans Nuimondgsicht ghobt, hot da Hausmuatter oder goar da Köchin mit da broatn Hond oftmols aufi brackt und hot gsogg: „Fix Kraut! A holba Schlägl von der größtn Sau, a Schüßl vull Grammeln dazua und a foasts Griaskouch, ja mei, dös wär a Fressn! Nocha sterbad i gern."

dem ihm infolge einer mangelhaften und veralteten Gesetzgebung eingeräumten Recht einen rücksichtslosen und den modernen Zeitverhältnissen widersprechenden Gebrauch macht. Der Göller, der Hauptaussichtspunkt im Traisengebirge, ist ja, um hier einigen besonders großen Rudeln von Gemsen ein ungestörtes Refugium zu bieten, seit Jahren zu betreten verboten. Der Wald, der für Millionen von Städtern infolge der nervenaufregenden Arbeit und den schädlichen Stadteinflüssen eine notwendige Erholungsstätte ist, hat auch Raum genug, um allen Jagdfreunden gerecht zu werden, wie es ja durch manche Jagdbesitzer bewiesen wird, welche in dankenswerter Weise auch jetzt dem Touristenverkehr das größte Entgegenkommen beweisen, ohne hierdurch in ihren Jagdfreuden irgendwie beeinträchtigt worden zu sein. Es wäre im Interesse der Menschlichkeit zu wünschen, daß dieses Entgegenkommen seitens der Jagdherren vielfach Nachahmung finden möge.

Singvögel.

Auf Kaiser Friedrichs Tod.

Juli 1888.

Ein Mütterchen sitzet am Wege und weint:
Der Kaiser, der Kaiser gestorben!
Warum doch am Himmel die Sonne noch scheint
Und lieber nicht alles verdorben?
Wie liebt' ich den Kaiser, nun ist er tot!
O Herr erlös uns aus Jammer und Not!

„Du Mütterlein armes, was soll die Klag'?
Ob Fritz, ob ein anderer Kaiser:
Dir bleibet sich gleich des Lebens Plag'
Und mühsam sammelst du Reiser.
Und friert dich und hungert, ihn ficht's nicht an,
Er geht wie ein Stern auf leuchtender Bahn!"

Wohl bin ich ein armes Mütterlein
Und trage mein Elend bescheiden,
Er aber, er sollte so herrlich sein
Und litt, wie die Menschen leiden,
Und ließen mich Hunger und Weh nicht in Ruh,
Da dacht ich, der Kaiser leidet wie du!

Nicht Hunger und Not, doch des Lebens Müh',
Und war er auch krank zum Sterben:
Er mußte doch schaffen spät und früh,
Und d'ran wie wir Armen verderben.
Und wer so leidet, der hat ein Herz
Und fühlt auch der anderen Elend und Schmerz.

D'rum liebt' ich den Kaiser, weil er litt!
Ich habe ja nichts auf der Erden,
Und wenn in ihm Leben mit Tode stritt,
Wie konnt' ich da fröhlich werden!
Mein Hunger und Frieren, was galt es mir noch?
Der Kaiser, der Kaiser genest vielleicht doch!

Nun ist er tot und ich weine mich blind,
Was mußt' uns Gott so betrüben!
Gesegnet war er von Mann und Kind.
Gott segne ihn hüben und drüben
Und segne ihn dreifach für alle die Lieb,
Die treu ihm im Leben und Tode verblieb!

Ernst v. Gnad.

Herz mich ein wenig, druck mich ein wenig!

Geh ichs zu der Stubn hinein,
Da ists gut warm!
Hab so lange draußn gstandn,
Daß Gott erbarm!
Siehst dus nicht an mein Hut,
Wie mein Hut tröpfeln tut?
Vom Regen ist er naß
Um meinen Schatz.

Bei der Nacht schüttl ich meine Birn,
Fallns oder fallns nit!
Heut gehs ich zu mein Dirn,
Wills oder wills nit!
Geh wohl über Berg und Tal,
Ist mir kein Weg zu schmal;
Zu mein Schätzlein will ich gehn
All Wochen siebenmal.

Dort steht ein Lorbeerbaum,
Sie stand schon da,
Da kam ein junger Knab,
Der stand ihr an.
Er hat ein rots Hütlein auf,
Und eine weiße Feder drauf,
Er stand ganz munter da,
Er ging in den Krieg.

Herz mich ein wenig, druck mich ein wenig,
Hab mich ein wenig lieb;
Herz mich ein wenig, druck mich ein wenig,
Mein schönes Engelskind!
Ob es gleich regnet oder schneit,
Wenns nur unser Herz erfreut:
Herz mich ein wenig, druck mich ein wenig,
Mein schönes Engelskind!

Aus Männerstadt in Franken. Gesetzt von Dr. Josef Pommer.

Lustige Zeitung.

Bedenklicher Vergleich. Alter Förster (seinen Dienstherrn lobend, im höchsten Eifer): „Ich sag' Ihnen, mein Graf ist ein Mann ... ein Mann ... der reinste Sechzehnender als Mensch!“ („Lust. Woche.“)

Stimmt. Redner (Gegner der Frauenbewegung): „Was haben die Frauen denn Großes geschaffen? Haben sie je einen Goethe, einen Schiller, einen Shakespeare hervorgebracht? — Damenstimme (aus der Versammlung): „Na, wer denn sonst?“

Der Suppenliebhaber. Der bekannte amerikanische Ingenieur und Zoolog John Wells Forster hatte einst in Ohio eine Anzahl durch ihre gesellschaftliche Stellung ausgezeichneter Personen, darunter auch den General Grant, zur Tafel geladen und dieselbe mit aller Eleganz und jenem Luxus ausstatten lassen, der besondere Genüsse verspricht. Als erster Gang wurde eine braune Suppe aufgetragen, die allen Anwesenden vortrefflich zu munden schien. „Eine delikate Bouillon, Schildkrötensuppe, nicht?“ fragte der Nachbar des Gastgebers, ein bekannter Feinschmecker. — „Diesmal irren Sie, Mr. Smith“, versetzte der Gelehrte lächelnd. — „Für Schildkrötensuppe würde ich das auch nicht gehalten haben“, warf Grant ein, „dagegen könnte der leichte Moschusgeschmack, welcher übrigens hier sehr angenehm wirkt, fast auf die Vermutung führen, sie rühre von der Klapperschlange her, die Sie gestern sezierten und mir zeigten.“ — „In der Tat“, versetzte Forster, „bemerkte ich diesen Geruch deutlich bei der schwarzen Klapperschlange, welche übrigens in China faktisch gegessen wird —“. Ein Gemurmel unterbrach den Sprecher, ein Gast nach dem andern stand auf und verließ das Zimmer, nur wenige Standhafte hielten aus. — „Ei, ei, General“, rief dem Soldaten einer von diesen lachend zu, „da haben Sie schönes Unheil angerichtet. Klapperschlangensuppe, brrr!“ — „Klapperschlangensuppe?“ gab der Gelehrte verwundert zurück, „wer sagt denn das? Hier haben Sie einen Beweis von dem großen Einfluß der Einbildungskraft auf die Sinne, denn diese Suppe ist von einem ehrlichen und harmlosen Kalbsbraten bereitet.“ — „Deswegen schmeckt sie mir auch so gut“, schmunzelte der General und schöpfte sich den Rest heraus.

Bücher.

Du schöne Welt! Neue Fahrten und Wanderungen von J. V. Widmann. (Frauenfeld. Huber & Co. 1907.)

Länger als zwanzig Jahre ist es her, daß ich mit dem Schweizer Dichter J. V. Widmann eine Fußreise durch das Berner Oberland bis nach Chamounix hinüber und weiter gemacht habe, und noch immer ist sie mir in frischer Erinnerung, denn es war eine Wander, die noch dadurch an Genuß gewann, als ich dabei behaglich auf dem Sofa lag. Ich las damals nämlich Widmanns „Spaziergänge in den Alpen“, die so frisch und lebendig geschrieben sind, daß ich das Lesen wie ein Erleben genoß. An jenen Genuß erinnert mich dieses neue Buch Widmanns: „Du schöne Welt!“ Es behandelt Reisen in Italien und in den Schweizeralpen und man kann sich auf solchen Exkursionen keinen besseren Reisebegleiter denken, als den plaudersamen Schweizer Poeten, der uns so viel an Natur, Volk, Arbeit, Menschenwerk und Kunst zu zeigen, so schön von Vergangenheit und dem Denken bedeutender Menschen zu sagen weiß. Nur muß man natürlich selbst in Reisefreude sein, wenn man all die großen Bilder, kleinen Erlebnisse und Stimmungen richtig mitsehen und empfinden will. Wer ähnliche Reisetouren machen will, der lese Widmann, und wer sie nicht machen kann, der lese ihn erst recht; wird dann das arme Herz zwar nicht gesättigt, so werden dafür auch die Beine nicht müde, die Taschen nicht leer, und man hat doch ein anziehendes Spiel der Vorstellung und wird spielend durch eine mehr oder minder fremde bunte Welt geleitet, die doch insoferne real ist, als sie einer tatsächlich bereist und genossen hat. Wenn man selber nicht mittun kann, muß man eben lernen, sich an den Freuden anderer zu freuen. Dann gibts immerhin noch Glück genug.

R.

— So a Noarr! hots a nöt kriagt, so a Fressn. Mei Goutt, z Knittlfeld is holt a nimma so foast z essn, wia in die Simzga-Joahr, wo s Bratl bülliger woar. Und deswegn hot da Doberer-Sima gern vo olti Zeitn gredt, wo s holt noch bessa woar und die Schüssl gröẞa woar. Wenn er so recht Hunga glittn hot, aft hot er ongfongt z verzähln:

„Bin amol im Ennstal in Deanst gstondn, ban Moar in Stoankeller. Ha! dös is a Bauer! Woaß nindascht koan größern Bauern wia den Moar in Stoankeller."

„War nöt übel!"

„Jo, und do san ma unserer vierzg Deanstleut gwen."

„Warscht a Lapp!"

„Jo, und i hon zwoahunderscht Ochsn z fuattern ghobb."

„Noarr!"

„Da Haustisch is so groaß gwen, daß, wenn ma ban Essn gwen sam, hot müassn da Marknecht mit n Sprochrohr die Nochmittagarbat anschaffn."

„A wuh!"

„Jo, und die Suppnschüssl is so groaß gwen, doß da Schaffer hot müassn eini steign und is mit an Schinaggl auf da Suppn uma gschwumma und hot mit an Ampa die Suppn außi gschöpft und mit an Tremml die Brockn außi gwagglt."

„Wo homs denn de Suppn gsodn?"

„Wo denn? Wia in der Kuchl! Jo, ban Moar in Stoankeller is a sou a groaßer Kessl gstondn. Wia der seli is gmocht woarn, hot oa Klampferer vom andern nix ghört; so weit woa der Kessl."

„Do müassn die Knödla a groaß gwen sein."

„Konnst da s denken. — A Knödl is uns amol auskema, obn ban Holzarbatn, wia ma gjausent ham — nau, und hot uns d Bam dawaus niedagschlogn. Entn is er aber auf ana Spinnawebn hänga bliebn."

„Net zan glabn."

„O wuhl! So a Knödl hot ausgebn ban Essn. — Es hot a von uns koaner brauchn kostprotzn (über die Kost schimpfen). Es woar a oagener Kostprotzer angstellt, der is, wenn ma gessn ham, üba der Schmolzpfann auf an Sprießl gsessn und hot müassn d Kost vaprotzn, denn sist hätt ma nöt vastondn, wos a oanziga will."

„Wos hot der kriagt?"

„Das beste Fressn; nau jo, weil er unsa Kost vaschimpfn hot müassn."

„Hobts a Alm a ghobt?"

„Ban Moar in Stoankeller? — Freili! Mir hom a so a weite Alm ghobt, daß ma 14 Tag hom Viech durchitriebn."

„Woarst wuhl selba a dabei, ban Viech, Sima.

„Jo freili! Und an Kaskessl hom ma ghobt. Wenn er umgstürzt woar, hom sechs Por Ochsn kunnt unterstehn. Den Kas hom ma mit an Gwag außa gwägn."

„Hast a an Kas z essn kriagt, Sima?"

„War nöt übl? — Amol hon i a Trumm kriagt, wia a Holzstock; hon drei Tog dron z essn ghobt."

„Hörst, Sima! do steht a Botti(ch) vull Wurschtbrat; dös siadn ma in an Kessl für dich; aft därfst noch dö Schüssl vull Schmolz austrinka und an Loab Kas kriagst a noch dazua. Wenn dös alls gessn host, konnst aft noch so schöa lüagn, wia hiazta?"

„Nix dalogn. Olls Wohrat! Weg bringa tua i das Wurschtbrat, s Schmolz und n Kas dazua. — Aftn verzähl i dir erst, wos ma ban Moar in Stoankeller olls am Christtog kriagt hom. Gegen dem is dös noch goar nix!"

„Na, Sima, selm hörst auf, z vazähln. Wünsch da guate Feiertäg und a ewigi Sealigkeit."

„Volk und Vaterland": das sind vor allem die Pole, nach denen der Magnet seiner Seele hinstrebt. V.

Psalmen des Westens. (Berlin. Karl Curtius. 1907.)

Von einem Engländer, der nicht genannt sein will, geschrieben. Von einem Deutschen, der sich auch nicht nennt, in unsere Sprache übertragen, teils umgedichtet. Ein modernes Erbauungsbuch in Art der biblischen Psalmen. Frommer Stimmung Weihegesänge, wovon manche von erhabener Schönheit sind. M.

Meine Seelen. Neue Gedichte von Ina Gutfeldt. (Weimar. Hermann Grosse.)

Für alles Schöne und Gute ist die Verfasserin entbrannt, vielfach gelingt es ihr auch, dem edlen Gehalt eine schöne Form zu geben. Einzelne der Gedichte künden hohe Poesie. L.

Was uns Jesus heute ist. Von D. A. Meyer. (Tübingen. J. C. B. Mohr.)

Auf die Frage „was denn Jesus uns heute sei" antwortet er: „Jesus ist eine große geschichtliche Persönlichkeit. Der Begründer unserer Religion. Eine Persönlichkeit, die uns in ihr Leben hineinzieht. Die Wirklichkeit unserer sittlich-religiösen Wünsche. Sein Sieg und Kreuz ist die Gewißheit für den Sieg des Guten in der Welt. Jesus ist der Befreier von Sünde und Schuld. Er ist die Würde der Menschheit und die Schmach der Menschheit. Die Stimme Gottes an uns. Der Hort einfältigen Herzensglaubens, der Protest gegen Bindung an äußere Form und Lehre."

Sein Nein und sein Ja spricht Meyer mit solcher Deutlichkeit aus, daß Freund und Feind ihm für sein offenes Wort danken müssen. V.

Die soziale Revolution. Von Karl Kautsky. 2. Auflage. (Berlin. Buchhandlung „Vorwärts". 1907.)

Der temperamentvolle, geistreiche marxistische Autor sagt auf S. 57: „Ich untersuche hier, ich prophezeie nicht und noch weniger spreche ich hier Wünsche aus. Ich untersuche, was kommen kann, ich erkläre nicht, was kommen wird und schon gar nicht fordere ich, was kommen soll." Diese prinzipielle Erklärung gilt wohl nur für den Abschnitt, der dem „Krieg" als „Mittel der Revolution" gewidmet ist, den aber Kautsky nicht „wünscht". Sonst ist das Büchlein reich an persönlichen Wünschen und Hoffen, es strebt wenig danach, das Seiende allseitig zu beleuchten, sondern begnügt sich mit einer einseitigen linearen Darstellungsweise; dafür ist Kautsky auch Politiker, der ein gewisses „Recht" hat, minder gewertete gegnerische Faktoren in der politischen Rechnung zu eliminieren. Das Hauptmittel der modernen sozialen Revolution, die im eroberten Wechsel der politischen Machtverhältnisse ihr Charakteristikon haben soll, wird im „Streik", im Generalstreik, erblickt. Die Ergebnisse der Soziologie lassen es aber sehr zweifelhaft erscheinen, ob der „Streik" nur das Vorspiel einer blutigen Gewaltkatastrophe sein würde oder vielmehr etwas, dessen Entsetzlichkeit alle die Schrecken des Krieges, den Kautsky perhorresziert, bei weitem überträfe! — Gleichviel, das Werk bietet viel Interessantes — für manchen auch ebensoviel Bekämpfenswertes — und Verteidiger wie Gegner revolutionärer Bewegungen können manche Idee daraus schöpfen. Dr. H. L. Rosegger.

Friedrich Marx. Sein Leben und Dichten. Vortrag von Karl W. Gawalowski. (Klagenfurt. Marx-Gedenktafel-Ausschuß. 1907.)

Der sinnige, tiefgründige und liebenswürdige Sänger im Soldatenrocke ist noch nicht vergessen und nach dieser warmen Schrift über ihn zu schließen, wird er sobald nicht vergessen werden. Einstweilen handelt es sich um eine Gedenktafel für Marx in seinem Geburtsorte Steinfeld in Oberkärnten, zu deren Verwirklichung jeder beiträgt, der den prächtigen und pietätvollen Vortrag über den Dichter ersteht. M.

Betrachtungen über Jugendlektüre und Schülerbibliotheken. Von Prof. Dr. Fritz Johannesson. (Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1907.)

Diese Schrift über das, ob und was die Kinder und die reifere Jugend lesen sollen, wird vielen, die in solchen Dingen ratlos sind, ein vortrefflicher Ratgeber und Wegweiser sein. Sie steht auf dem Standpunkte, daß, wer für die Jugend schreiben will, nicht für die Jugend schreiben darf, daß gerade das beste der Literatur für die Jugend gut genug ist. Die sogenannten Jugendschriftsteller verwirft der Verfasser, hingegen führt er die besten der alten und neuen Dichter an und nennt viele deren Werke, die für die Jugend passen. M.

Jahrbuch des modernen Menschen. Beiträge zur Förderung des philosophischen und sozialpolitischen Interesses. II. Band. (Osterwieck, Harz. A. W. Zickfeldt.)

Ein ernstzunehmendes Unternehmen. Er steht dem modernen Geiste fördernd, aber auch streng kritisch gegenüber. Das Moderne, im weiteren die Zukunft, hat es mit der Jugend zu tun. Mit besonderem Nachdrucke spricht dieser Band von und zu Studenten. Der moderne Student und das Hellenentum; vom Studenten der Zukunft; Student und Arbeiter; der Student und die Musik; die Stellung des modernen Studenten zur katholischen Kirche,

Alpine Gipfelführer. XII. bis XVII. Bändchen. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Unter den zahlreichen Naturfreunden, deren besondere Liebe und Bewunderung den majestätischen Reizen der Hochgebirgswelt gehört, ist wohl keiner, der nicht die vor zwei Jahren ins Leben gerufene Sammlung „Alpine Gipfelführer" aufs freudigste als eine überaus wertvolle Bereicherung der alpinistischen Literatur begrüßt oder schätzen gelernt hätte. In der Tat ist den Alpentouristen in diesen von Spezialkennern verfaßten und in der anregendsten Form gehaltenen Bergmonographien — man könnte fast sagen: Bergbiographien — ein schönes Belehrungsmittel an die Hand gegeben, das ihnen bei der Vorbereitung auf Bergtouren die besten Dienste leistet; doch nicht minder schätzbar bleiben dem Bergsteiger die reich und trefflich illustrierten Bändchen nachher als Erinnerungen an seine Hochtouren, und auch solchen für Naturschönheit empfänglichen Menschen, denen es nicht vergönnt ist, selbst die eisstarrenden Hochgebirgsgipfel zu erklimmen, bereitet es Freude und Genuß, sich in diese anschaulichen Detailschilderungen aus der Alpenwelt zu versenken. So darf denn auch die neue zur diesjährigen Reisesaison erscheinende Fortsetzung der Sammlung auf lebhaftes Interesse rechnen. In Band XII wird der Großvenediger von Louis Humpeler behandelt, in Band XIII Sesvenna und Lischanna von Ad. Witzenmann, in Band XIV die der Ötztaler Gebirgsgruppe angehörige Hochwilde von dem Karlsruher Gustav Becker; Band XV, verfaßt von Hans Biendl, schildert „der schönsten Alpengruppe schönste Berggestalt", die Jungfrau, Band XVI (Verfasser Alfred von Radio-Radiis) den sagenumwobenen Rosengarten, Band XVII (Verfasser K. Bindel) die Marmolata. V.

Glückliche Reise! Illustriertes Verzeichnis der neuesten Reisehandbücher, Führer, Karten, Pläne und Kursbücher nebst einer Auswahl geographischer Pracht- und Bilderwerke, Reisebeschreibungen und Sprachführer.

Rechtzeitig zum Beginn der Reisezeit hat sich auch diesmal Volckmars beliebter Reiseführerkatalog „Glückliche Reise" eingestellt. In gewohnter Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit bietet er eine Fülle einschlägigen Materials, so daß wohl keine wichtigere Erscheinung der letzten Jahre darin vergeblich gesucht werden wird. V.

Der Zusammenbruch. (Der Krieg von 1870/71.) Roman von Emile Zola. Volksausgabe in einem Bande. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Mit peinlicher Genauigkeit hat der Dichter sich an die wirklichen historischen Ereignisse gehalten und sie mit der gewohnten Meisterschaft dargestellt. Von Chauvinismus in kleinlichem, niedrigem Sinne hat sich Zola dabei völlig fern gehalten; er wollte ja seinen Landsleuten Besserung und Einkehr predigen, nicht das alte Märchen von der Schändlichkeit der „barbarischen" Sieger aufs neue verkünden. Was aber dem Romane noch ganz besonders Wert und Bedeutung verleiht und auch von den besten Geschichtswerken uns nicht geboten wird, ist, daß wir aus ihm so recht die Stimmung des gemeinen Soldaten, des Bauers und einfachen Bürgers, kurz der großen Masse des Volkes erfahren, der die handelnden Personen entnommen sind, während die französischen Leiter des Krieges, Kaiser Napoleon und seine Generale, wenn auch treffend charakterisiert, nur vorübergehend auftauchen und wie Schatten im Hintergrunde vorbeiziehen. -- Daß von der Übersetzung dieses Meisterwerks jetzt eine Volksausgabe zu so billigem Preis erscheint, ist dankenswert. V.

Der Roman des Stiftsfräuleins. Von Hanns v. Zobeltitz. Illustriert von Fried. Stahl. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Die Geschichte eines armen Mädchens gibt uns der Verfasser, eines jungen schönen Freifräuleins, das jäh von der stolzen Höhe, auf welche die Geburt sie stellte, herabgerissen wird und erst nach mannigfachen Wandlungen, über Entsagung, Haß und Leidenschaft hinweg, in den sicheren Port gelangt. Die Dichtung ist ein moderner Gesellschaftsroman, und Hanns v. Zobeltitz bewährt sich in ihm aufs neue als glänzender Milieuschilderer. V.

Leben und Meinungen des Herrn Andreas v. Balthesser, eines Dandy und Dilettanten. Mitgeteilt von Richard Schaukal. (München. Georg Müller. 1907.)

Schaukals unbefangene Geistreichigkeit ist immer unterhaltend. Er spielt mit Paradoxen und macht sich lustig auch gerne über die eigenen Manieren. Bei dem vielen leichten Esprit läuft man nur Gefahr, schöne und ernste Tiefen zu übersehen, die hie und da unter losem Witze verborgen sind. M.

In Sturmnacht und Sonnenschein. Gedichte und Gedanken von Aurelius Polzer. (Graz. Johann Janotta. 1907.)

Der Dichter und der Mensch, der uns diese Dichtungen geschenkt hat, ist kein müßiger Tändler oder Spieler, der seine Kräfte in flüchtigen Stimmungen und nichtssagenden Tageserscheinungen verzettelt, er ist vielmehr ein mit seinen Kräften haushaltender und sie nur an das Bleibende und im Wechsel der Zeiten Unveränderliche hingebender Kämpfer.

Arbeit und Trunk. Vortrag, gehalten von John Burns. Berechtigte Übersetzung von G. Wilder. (Wien. Brüder Suchitzky. 1907.)

Die Infektionskrankheiten und ihre Verhütung. Von Dr. W. Hoffmann. (Leipzig. G. J. Göschensche Verlagshandlung. 1907.)

In Zahlungsnöten. Geschichte eines kaufmännischen Sterbegangs. Von Heinr. Ernst Schwartz. Für Geschäftsleute ein ersprießliches und beherzigenswertes Schriftchen. (Wien. „Neue Bibliothek.“ 1907.)

Agrarische Halbmonatshefte. Redigiert von Hugo Reinhofer in Graz. Jeden zweiten Montag erscheint ein Heft. (Administration in Budweis.)

Alpiner Sport. Von Erich König. (Leipzig. Grethlein & Co.)

Das Harzer Bergtheater. Von F. Lienhard. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 1907.)

Das Weimarsche Hoftheater als Nationalbühne für die deutsche Jugend. Denkschrift von Adolf Bartels. (Weimar. Böhlaus Nachfolger. 1906.)

Luftkurort Egg im Bregenzerwald. (Stuttgart. Franckhsche Verlagshandlung.)

Der Bregenzer Wald. (Stuttgart. Franckhsche Verlagshandlung.)

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. **können durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**

An alle!

Die Vögel vermindern sich in erschreckender Weise, fast alljährlich werden ihrer weniger. Nehme das ja niemand leicht, denn der Verlust trifft jeden von uns, nicht nur den Liebhaber und Tierfreund, nicht nur den Forstmann und Landwirt, wenn auch gerade für diese die Bedeutung der nützlichen Vögel groß ist, haben doch schlagende Resultate erwiesen, daß z. B. der Obstbau viel größere und regelmäßigere Ernten ergibt, wenn genügend Vögel da sind, dem Insektenfraß zu steuern. Es handelt sich aber nicht allein um den Verlust wichtiger Kulturförderer, auf dem Spiele steht vielmehr die Schönheit und Eigenart unseres Vaterlandes. Uns droht die Verödung unserer Heimat! Mit den Vögeln würde Wald und Flur ihren Hauptreiz und ihr frischestes Leben verlieren. In den Vogelstimmen spricht die Natur in ihren lieblichsten und verständlichsten Lauten zu uns. Was wäre der Wald ohne Finkenschlag, das Feld ohne Lerchensang, die blühenden Hecken ohne Grasmücken! Und wahrlich, wenn wir uns nicht bald rühren, dann verstummt bei uns der Nachtigall süßes Lied für ewig! Und welch ein Genuß, dem hoch in blauen Lüften kreisenden Vogel mit dem Auge zu folgen, welch unvergeßlicher Augenblick, den wie aus buntesten Edelsteinen zusammengesetzten Eisvogel auf schwanker Gerte über dem rieselnden Bach sitzen zu sehen, ein Bild aus dem Märchen! Auge und Ohr bieten die Vögel einen unerschöpflichen Reichtum der Ergötzung. Immer und immer klingen in den Volksliedern die Vogelstimmen wieder, aus alten Sagen her rauscht der Vogelflug in unser Leben hinein und die geheimnisvollen Mythen haben in den poesiereichen Herzen unserer Kinder ein neues Heim gefunden. Können wir aber auch den Vögeln helfen? Ja, wir können es und jeder kann das Seine dazu tun. Nicht die Schuld nur auf andere schieben. Nicht allein Italien mit seiner alljährlichen Massenvertilgung ist schuld, denn auch die das ganze Jahr bei uns bleibenden Vögel nehmen ab. Schuld ist vielmehr die Umwandlung des Landes durch die fortschreitende Kultur, schuld unsere Achtlosigkeit und Rücksichtslosigkeit bei all unseren Maßnahmen. Wir wissen nichts von den Vögeln und denken darum nicht an sie. Das ist der wahre Grund ihres Aussterbens. Nicht Feinde vernichten die Vögel, nicht Hunger und nicht Kälte, sie nehmen ab, weil sie sich nicht vermehren können, es fehlt ihnen an Nistgelegenheiten. Das Unterholz wird in der Forstwirtschaft, im Land- und Gartenbau weggeschlagen, im Gebüsch allein aber nisten gerade unsere besten Sänger, wie Nachtigall, Rotkehlchen, Grasmücken ꝛc. Die kranken und hohlen Bäume werden gefällt, Baumhölen sind aber gerade unseren nützlichsten Vögeln, wie Meisen, Spechten, Eulen ꝛc. unentbehrlich. Wollen wir den Rückgang unserer Vögel aufhalten, so ist das weitaus wichtigste, ihnen wieder Brutgelegenheiten zu verschaffen. Es geschieht das durch Anpflanzen von dichtem, dornendurchsetztem Gebüsch und durch Aufhängen von „Nisthöhlen“. Doch sind nur die sogenannten „v. Berlepschschen Nisthöhlen“ brauchbar, das sind beutelförmig ausgehölte und zugedeckelte Baumstücke mit einem Einflugsloch oben. Die Höhlung muß unten in eine spitze Mulde ausgehen. Überall, wo man diese beiden Maßregeln getroffen hat, hat sich auch alsbald eine bedeutende und immer steigende Zunahme der Vögel bemerkbar gemacht. Wir wollen aber nicht nur die Vögel, sandern unsere gesamte Tierwelt erhalten. Wir sind weit entfernt davon, gegen die Tiere Vernichtung zu predigen, die den Vögeln schaden könnten oder sogar wirklich schaden. Denn wir wissen, daß, wenn erst die Vögel wieder ihre natürlichen Brutbedingungen haben werden, dann selbst eine Zunahme ihrer Feinde ohne Einfluß sein würde. rechnet doch die Natur bei der Vermehrung schon mit

ein geradezu auffallender Artikel. So weit wir den Band durchgesehen, fanden wir in demselben ein redliches Ringen nach Klärung in unseren großen Zeitfragen, mehr bejahend, bauend, als verneinend, stets in vornehmem Tone gehalten. W.

Festpostille und Festchronik. Aufsätze und Vorträge über Ursprung, Entwicklung und Bedeutung aller Feste, Feier- und Heiligentage des Jahres, nebst Erklärungen der damit verbundenen Sagen, Sitten und Gebräuche. Von Dr. J. H. Alber. (Stuttgart. Karl Ulshöfer.)

Ein unvollständiges, aber trotzdem wertvolles Werk. Seinen Schwerpunkt legt es mehr auf das Historische als auf das Ethnographische. In bezug auf das Volkstümliche der Jahresfeste sind nur wenige Gegenden der Erde berührt, während schon in Deutschland allein die verschiedenen Festsitten und Gebräuche dicke Bände füllen würden. Um so mehr beschäftigt sich Albers verdienstliches Werk mit der Entstehung und der religiösen und kirchlichen Bedeutung der Feste. M.

Das **„Mono“**, Landschaftsbilder in Form vergrößerter Ansichtskarten. (München. Internationale Mono-Gesellschaft.)

Das Bild bleibt frei von Text und Aufschrift; das Format läßt das Bild genügend wirken, ohne zu viel Raum wegzunehmen; auf der Rückseite ist eine sachkundige Beschreibung des umstehenden Bildes in prägnanter Form aufgedruckt. V.

Büchereinlauf.

Inseln im Winde. Ein Halligroman. Von Max Geißler. Dritte, völlig umgearbeitete Auflage von „Jochen Klähn“. (Leipzig. L. Staackmann.)

Allerlei Liebe. Drei Geschichten von Margarete Siebert. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die kleine Stadt. Tragödie eines Mannes von Geschmack. Roman von Liesbet Dill. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Aus eines Mannes Mädchenjahren. Von N. O. Body. Vorwort von Rudolf Presber. Nachwort von Dr. med. Magnus Hirschfeld. (Berlin. Gustav Rieckes Buchhandlung Nachfolger.)

Hausbrot. Märchen und Sagen. Ritter- und Räuber-, Hexen- und Wildschützen-Geschichten. Familienerzählungen und Lebensbilder. Lieder. Sprüche. Sitten und Gebräuche, vom Volke ersonnen; gesammelt und dem Volke unverfälscht zurückgegeben vom Onkel Ludwig in Verbindung mit Dr. Richard v. Kralik. 1., 2. und 3. Bändchen. (Donauwörth. Auer.)

J. V. von Scheffels Gesammelte Werke. I. Band: „Ekkehard“. Mit biographischer Einleitung von Johannes Prölß. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Moritz Hartmanns Gesammelte Werke. I. Band: M. Hartmanns Leben und Werke. Ein Beitrag zur politischen und literarischen Geschichte Deutschlands im XIX. Jahrhundert. Von Dr. Otto Wittner. I. Teil: „Der Vormärz und die Revolution“. Mit 5 Lichtbildern. (Prag. Calvesche k. und k. Hof- und Universitätsbuchhandlung 1906.)

Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig: **Aus tiefster Brust.** Lyrik von Rosa Aramethy-Racher. — **Vom Lachen und vom Müdesein?** Von Alfred Grünewald. — **Moderne Zigeunerlieder.** Von Mara Dembritzka. — **Traum und Wahrheit.** Gedichte von Fritz Ehebrecht. — **Johanna Denkert.** Erzählung von A. G. Wutischky. — **Ein Erntelied der Liebe und des Lebens.** Von Hermann Sternbach. — **Klatschmohn.** Gedichte von Thilo Kieser.

Gedichte. Von Jakob Hugo Weinschenk. (Mainz. L. Wilkens.)

Gedichte. Von Paul Ilg. (Berlin. Wiegand & Grieben. 1907.)

Gedichte. Von Josefine Freiin von Knorr. (Stuttgart. J. G. Cotta.)

Moderne Lyrik. Mit einer literargeschichtlichen Einleitung und biographischen Notizen herausgegeben von Hans Benzmann. (Leipzig. Philipp Reclam.)

Lebenswerte. Sammlung illustrierter ethischer Essais. (Jena. Herm. Costenoble. 1907.) — **Olympia und Golgatha.** Von Elisar von Kupffer. — **Die Märchen der Naturwissenschaft.** Von Dr. Eduard v. Mayer. — **Heiland-Kunst.** Von Elisar v. Kupffer — **Der Dienst des Goldes.** Von Dr. Eduard v. Mayer. — **Priesterin Mutter.** Von beiden.

Meine Überzeugung. Ein Wort an die Männerwelt über die Bibel und den Christus der Bibel. Aus dem Englischen. (Basel. C. F. Spittlers Nachfolger.)

Das Papsttum. Seine Idee und ihre Träger. Von Dr. Gustav Krüger, Professor in Gießen. (Tübingen. J. C. B. Mohr.)

Das Abendmahl des Herrn oder Das heilige Meßopfer. — Logisch besprochen von A. Galsterer in Trautenau. (Selbstverlag des Verfassers.)

Jesus und die Wahrheit. — Logisch besprochen von A. Galsterer in Trautenau. (Selbstverlag des Verfassers.)

Das Christusbild in Roseggers „Mein Himmelreich“ und das in Frenßens „Hilligenlei“. Von Dr. Bärwinkel. (Erfurt. Karl Villaret. 1907.)

Habsburger-Anekdoten. Herausgegeben von Dr. Franz Schnürer. 2. Auflage. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Lose Blätter. Kulturgeschichtliche Skizzen und Plaudereien von Edmund Bayer. (Magdeburg. R. Zacharias. 1907.)



Die Försterbuben.

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen von **Peter Rosegger.**

(Schluß.)

Klingende Gespenster.

Eines Tages war kleine Völkerwanderung aus den Dörfern nach dem Hochtal. Im Forsthause fand die Versteigerung der Rufmannschen Habseligkeiten statt.

Auch der Michelwirt spannte ein. Mit einem Glase Wein hatte er sein Herz gestärkt und die große Brieftasche in den Sack gesteckt. Dann nahm er den Einleger mit, den krüppelhaften alten Wenzel. Der wußte gar nicht, wieso er zur ergötzlichen Spazierfahrt kam. Als sie in den Wagen stiegen, gab es noch einen Rangstreit. Der Wirt wollte, daß der Wenzel rechts sitze.

„Nit a so, nit a so!" wehrte dieser ab. „Ich bin der alt Einleger, du bist der Herr Vater, du g'hörst rechts."

Sagte der Michel: „Heut soll seine Ehr einmal der Ärmere haben."

„Nachher, Herr Vater, setz du dich auf die recht Seiten!" —

Der Wirt war schier aufgeräumt. Er wollte sogar eins pfeifen. Ob nicht der verwildert über die Lippen herabhängende Bart schuld war — es pfiff nicht. Als sie an der Ach glatt dahinfuhren, sagte er zum Alten: „Wenzel, es kann sein, daß du mir heut einen Gefallen wirst

einer Vernichtungsziffer, und zwar mit einer sehr großen. Ist aber die Vermehrung verhindert, dann freilich ist die Gefahr des Aussterbens nahe. So kann schon jeder einzelne viel für den Vogelschutz tun. Zuerst aber müssen die einzelnen gewonnen werden für eine Sache, deren Bedeutung ihnen noch gänzlich unbekannt ist. Dazu bedarf es einer größeren Macht, bedarf es eines Vereines. Der „Bund für Vogelschutz“ will seine ganze Kraft in den Dienst dieser Arbeit stellen. Er will, wie er das schon getan hat, Nistgehölze anlegen und Nisthöhlen a ufhängen. Er will bedrohte Stellen in unserem Vaterlande, deren Schönheit und Eigenart der Spekulation und Ausnutzung zum Opfer fallen sollen, ankaufen und retten. Dann soll es das Bestreben des Bundes sein, zu lehren und Liebe zur Vogel- und Tierwelt zu verbreiten. Wenig muß verlangt, viel geboten werden. Das kann aber nur durch große Ausbreitung erreicht werden. Über zehntausend Mitglieder zählt der Bund, hunderttausende muß er haben! Um Kenntnis von der Vogelwelt zu verbreiten, verteilt der Bund für Vogeschutz (Geschäftsstelle: Stuttgart, Jägerstraße 34) alljährlich an seine Mitglieder ein Heft, das außer dem Jahresbericht einen Abschnitt eines mit vielen Abbildungen versehenen Vogelbuches enthält. In zehn Lieferungen ist diese Naturgeschichte unserer Vögel vollständig. 1907 wird die sechste herausgegeben. Nach dem Schlusse des Vogelbuches soll alljährlich den Mitgliedern ein Büchlein zugestellt werden, das in gefälliger und fesselnder Form von den Erfolgen des Vogelschutzes, dem Leben der Vögel und anderen Tiere und schönen Naturstellen unseres Vaterlandes erzählt. Dafür zahlt das Mitglied 50 Pfennig jährlich, Schulkinder die Hälfte. Mit der einmaligen Einzahlung von zehn Mark ist man lebenslängliches Mitglied, ist für immer jeder Verpflichtung und Zahlung ledig und genießt alle Rechte. Wahrlich, geringe Opfer für einen großen Zweck!

Dr. Konrad Guenther, Privatdozent an der Universität Freiburg i. Br.

Frau Lina Hähnle, I. Vorsitzende des Bundes für Vogelschutz. Regierungs- und Forstrat a. D. Jakobi v. Wangelin, I. Vorsitzender, und Dr. Karl R. Hennicke, II. Vorsitzender des deutschen Vereines zum Schutze der Vogelwelt e. V. Professor Dr. Conwentz, staatlicher Kommissär für Naturdenkmalpflege in Preußen. Franz v. Defregger, k. Akademieprofessor, München. Frau Baronin Marie v. Ebner-Eschenbach, Wien. Dr. Karl Johannes Fuchs, Professor der Nationalökonomie an der Universität Freiburg i. B., Leiter der Gruppe Schutz des Landschaftsbildes im Bunde Heimatschutz. Exzellenz Dr. Ernst Haeckel, Professor der Zoologie, Jena. Dr. Gerhart Hauptmann, Agnetendorf. Dr. Paul Heyse, München. Engelbert Humperdinck, Professor, Berlin. Friedrich August v. Kaulbach, k. Akademieprofessor, München. Detlev Freiherr v. Liliencron, Alt-Rahlstedt. Exzellenz Hans Freiherr v. Ow-Wachendorf, k. Kammerherr, Staatsrat, Präsident der Zentralstelle für die Landwirtschaft. Ernst Ritter v. Possart, k. bayer. Generalintendant und Professor. Dr. Peter Rosegger, Graz. Dr. Georg Schweinfurth, Professor, Berlin. Franz v. Stuck, k. Akademieprofessor, München. Hermann Sudermann, Schloß Blankensee. Frau Baronin Bertha v. Suttner, Wien. Dr. Hans Thoma, Professor, Karlsruhe. Geh. Baurat Paul Wallot, Professor, Dresden. Exzellenz Dr. August Weismann, Professor der Zoologie, Freiburg i. Br.



Postkarten des „Heimgarten“.



Peter Roseggers Privatadresse über den Sommer ist: Krieglach, Steiermark.

Alle „Heimgarten“-Angelegenheiten sind zu leiten an die Redaktion in Graz, Stempfergasse Nr. 4.

Berichtigung. Der Verfasser des Werkes „Katholisch — doch nicht welsch!“ heißt richtig Moltmann.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten“
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 15. Juni 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

„Fünfzehn Kronen! Wer gibt mehr?“

„Fünfzig Kronen!“ rief der Michelwirt.

„Hundert Kronen!“ kreischte der Einleger.

„Fünfhundert Kronen!“ sagte der Michelwirt.

Da war es still.

„Was soll das heißen?“ fragte der Beamte.

„Der Mann ist nit recht gescheit!“ rief ein anderer drein. „s gilt nit!“

„s gilt!“ sagte der Michel, trat an den Tisch und erlegte fünfhundert Kronen.

Jetzt war alles gerührt. „Er tuts für seinen Freund. Den Buben wirds wohl gut tun.“

Das meinte der Michel eben auch. Aber er meinte eben auch noch etwas anderes. Als er die Laute zu sich genommen hatte, pfiff er dem Wenzel und schnell gings auf dem Steirerwäglein nach Eustachen. Und vergnügt war er schon darüber, daß er den Försterbuben einen Possen hatte spielen können. Obgleich sie nichts mehr mit ihm zu tun haben wollen. Den beträchtlichen Erlös für die Sachen werden sie wohl nicht können zurückweisen. — Kaum daheim angekommen, eilte er auf seine Stube, um die Laute zu versuchen. — Sie war all verstimmt. Er setzte an die Schrauben den Stimmschlüssel; nein, die Saite könnte reißen. Er strich mit der Hand darüber hin. Er setzte das Instrument an die Brust, tastete die Griffe, zupfte die Saiten:

„Wann ich amal stirb, stirb, stirb,
Schlagt's auf die Truhen drauf,
Aft steh ich wieder auf . . . .“

Was war denn das hinter ihm? Eine Stimme. Eine Baßstimme. Er wendete sich um. — Es war niemand da. Er war ganz allein.

Seinen Gästen zeigte er sich gar nicht mehr. Aber spät abends saß er noch auf seinem Zimmer und verlangte nach Rufmann. Sagte Frau Apollonia: „Schau mein lieber Mann, das Trinken so viel ist nit gesund. Leg dich in Gottesnamen schlafen.“

Und wenn er dann in seinem Bette lag, kamen die Klänge eines längst verlorenen Singens. — — — „Wenn ich aufdenk auf mein junges Leben, wo ich überall bin umerglegen.“ — Gute und böse Zeiten, wie sie halt kommen. Erdenleben heißt mans. „Ich ging einmal im grünen Wald, da hört ich die Vöglein singen.“ — Ist denn das auch einmal wirklich gewesen? Oder ist es erst jetzt, wie ich so dran denke? Der Freund ist ins Wasser gangen, die Kinder haben sich verlaufen. „Verlassen, verlassen, wie der Stein auf der Straßen.“ Wenn mans nur kunt auslöschen, wie mit dem Schwamm auf der schwarzen Tafel die Ziffern. „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht.“ — Schlafen. Ich möcht schlafen! So spat in der Nacht. „Alles ist still, wie in der

tun müssen. Wenn etwan auch eine alte Laute sollt versteigert werden, sei so gut, lizitier mit."

„Ich? Kann halt nix musizieren, nit."

„Bis zu hundert Kronen kannst sie hinauftreiben, wers auch sein mag. Und wenn ichs selber sollt sein. Da hast Geld."

Der Alte nahm die Note wohl an, schüttelte seinen Kahlkopf und sagte: „Herr Vater, du haltst mich für'n Narrn!"

„Du haltst mich für'n Narren!" lachte der Wirt bitter. „Hast denn kein' Spurius, warum du sollst nauf treiben?" Er mußte es dem begriffsstützigen Alten des Näheren erklären. Als diesem der Knopf einmal aufgegangen war, machte er ein schlaues Gesicht: „Werdens schon machen, Herr Vater."

Um das Forsthaus herum war alles voll Leute. Die Sachen waren ausgebreitet und aufgestellt um den Tisch des Amtmannes. Ein paar Kästen, Truhen und Betten, Holzsessel, Küchengeschirr, Wandbilder, Arbeiterwerkzeug, ein paar Schießgewehre und kleines Gerümpel. Die Leute wunderten sich, daß so wenig da war. Ein anwesender fürstlicher Anwalt erklärte bei manchem Stück, das etwas wertvoller aussah: „Das gehört ständig zum Forsthause!" — „Gar viel wird heut nit ausfallen für die Buben", sagten die Leut zu einander. Und man wollte gehört haben, daß sie es sehr gut brauchen könnten. Jeder Gegenstand der dran kam, wurde niedrig ausgerufen und dann aufgezeigt. Das ging flau, aber der Michelwirt steigerte überall mit. Manches Stück trieb er fabelhaft hoch hinauf und dann blieb es ihm in der Hand. Und anderen kam das, was sie nicht lassen wollten, teuer zu stehen.

Der Beamte mit dem Hammer war ein humoristischer Mensch, wie es alle Versteigerer sind. Zu jedem Stück, das er ausrief, besonders wenn es sehr unbedeutend war, machte er eine spaßhafte Bemerkung, um die Aufmerksamkeit der Leute darauf zu lenken. Zu dem Stück, das er jetzt in die Hand nahm, machte er keine, sondern zog das Gesicht breit, wiegte mit dem Kopf, zupfte an den Saiten — klim, klim! und sang: „O du lieber Augustin!" Die Laute war's. Dann bot er sie aus um fünf Kronen.

Dem Michel gab's einen Stich. Diese Laute, *seine* Laute um fünf Kronen.

„Ich gebe zehn!" rief er.

„Ich gebe fünfzehn!" kreischte jemand in der Menge. Das war der Einleger Wenzel. Die Leute lachten, aber der Versteigerer entdeckte seine Amtswürde und rief: „Ernster Weise!"

„Ist auch ernster Weis", gab der Einleger zurück. „Ich mags Kitharl um fünfzehn Kronen. Man kann nit wissen. In so alten Möbeln ist immer einmal was versteckt."

„Ich weiß es wohl, Nachbar, ich weiß es wohl. Ist ja der Rufmann drin ertrunken. Sind ja die Buben übers Wasser fortgefahren. Aber sie kommen wieder. Sie kommen alle wieder. Und derowegen muß ich warten.“

„Ja, da wirst freilich noch eine Zeitlang warten müssen.“

„Lang oder nit lang. Ich warte halt. Jetzt, weil ich wieder gesund bin worden, wart ich auch hundert Jahr. Die Zeit vergeht — der Mensch nit.“

Der Arzt in Ruppersbach hatte gesagt, man könne ihn unbesorgt gewähren lassen. Wer, wie der Michel, warten wolle, bei dem sei nichts zu fürchten. Es stehe so, daß man ihm nichts mehr versagen solle.

Und wie sein Dämon Wirklichkeit und Traum so seltsamlich verwechselt und endlich ihm den langersehnten glückseligen Tag nicht versagt hat, das erzählt der nächste Bericht.

Der glückselige Tag.

An einem schwülen Tage war vom Hochgebirge ein Sturm niedergebrochen. Der hatte Dächer abgedeckt im Dorfe Eustachen, und Bäume entwurzelt. Im Lärchenwäldchen am Flusse lagen fast ebensoviele Bäume hingestreckt, als noch standen. Dann krachten in den Lüften die wilden Feuer. Dann hagelte und goß es nieder, daß über Straßen und Felder die braunen Bäche rannen und förmlich den Hagel zu Eismoränen zusammenschwemmten. Als es vorbei war, strich eine frostige Luft. — Und war der Michelwirt nicht nach Hause gekommen!

Bald war das Dorf auf, ihn zu suchen, und voran durch und über die Wüstenei hin das schlanke Mädchen mit dem Blondhaar, an dem die gebrochenen Äste sie zurückhalten wollten. Da kam er ihr entgegen, vom Flusse her, mit weiten Schritten in den Tümpeln watend, die gehobenen Arme in die Luft auswerfend und laut lachend. Weißt es schon, Helenerl!“ rief er seiner Tochter entgegen, „weißt es denn noch nit? Sie kommen! Sie fahren schon herauf. Daß ich gschwind muß herrichten gehen für morgen. Er kommt auch! Alle kommen! Bist wohl auch du fertig mit dem weißen Gewand?“

So kam er nach Hause, bis auf die Haut durchnäßt, an allen Gliedern zitternd, aber mit glückselig leuchtenden Augen. Sogleich wollte er nach Ruppersbach zum Pfarrer schicken. Der Rufmann und der Bräutigam seien wohl schon gut untergebracht, aber für den geistlichen Herrn ließe er bitten um ein Zimmer. Das Weitere sei in Ordnung. Sonst allerlei Geschäftiges hatte er vor, wurde aber ins Bett gebracht. Doch während Helenerl den Jungknecht suchte, daß er um den

ewigen Ruh." — Aber das Wehleid! das Wehleid! s will halt nit aufhören. — Ei was, Dummheiten! s ist ja nix. s ist alles miteinander nix . . . . Legen wir uns einmal auf die andere Seiten. Auf der linken Seiten liegen, da druckt alles so aufs Herz. Legen wir uns auf die rechte. Und lassen uns was Gutes träumen.

Auf der rechten Seite lag er sanfter. Er merkte, es schliche der Schlaf heran. Da ist er auf der Lauer, den möcht er doch einmal erwischen, um zu sehen, wie es zugeht, wenn einer einschläft. Kein Mensch ist noch dabei gewesen, bei seinem eigenen Einschlafen. — Was ist denn das? Hat jetzt nit wer auf der Laute gespielt? — „Apollonia!"

Sie hat einen leichten Schlummer, hebt ein wenig ihr Haupt: „Hast was gsagt, Michel?"

„Hörst dus! Die Laute! Der Rufmann! Im Nebenzimmer. Der Rufmann singt!

Und die Holzknechtbuben
Müssen fruh aufstehn,
Müssens Hackerl nehmen —"

„Mein Gott! Mann, was hast denn? Tut dir träumen?"

„Den Rufmann begleiten. — Bin a lustiger Widpratschütz . . ."

Da sie das Entzücken seines Traumes wohl merkte, so ließ sie ihn singen. Manches Lied schlug er an, kam jedoch mit keinem zu Ende.

Einmal unterbrach er sich und stellte dem Rufmann aus, daß er um einen Ton zu tief dran sei. Dann wieder war es, als scherze er mit jemand und necke ihn. Und endlich ist er in einen tiefen Schlaf gesunken.

Um diese Zeit hatten es die Leute gemerkt, daß mit dem Michel wieder eine Veränderung vorging. Zwar saß er noch immer nicht bei seinen Gästen, kümmerte sich auch nicht um die Wirtschaft oder um eine Gemeindeangelegenheit. Aber heiterer war er geworden. Wo er wem begegnete, da blieb er stehen und sprach ein paar gewohnte Worte, oder machte gar einmal ein seltsames Späßchen. Körperlich verfiel er. Eines Tages, als er wieder am Ufer des Flusses saß und hinschaute, wie die Sonne so schön in den kreiselnden Wellen zitterte, kam der Gerhalt zu ihm und wollte ihn nach Hause führen.

„Ich hab jetzt nit Zeit, Nachbar", antwortete der Michel in gemütlicher Art, „kunnt versäumen, kunnt versäumen."

„Was ist denn da zu versäumen?" lachte der Vorstand überlaut. „Das Wasser läuft dir nit davon. Das rinnt in alle Ewigkeit herab."

„In alle Ewigkeit, sagst du. Rinnt her und rinnt fort und ist immer dasselb Wasser. Das ist spassi. Wirst dirs aber gewiß nur einbilden, Martin."

„Mein lieber Michel, das Wasser ist keine Einbildung!"

Der Michel erwachte. Seine Wangen waren ganz entglutet. Aber brennend heiß seine Hand, die in der seiner Frau ruhte. Das Auge war beim Erwachen ruhig und sanft gewesen wie eine friedliche Nacht. Plötzlich aber leuchtete in demselben ein so unheimlicher Glanz, daß Frau Apollonia vor Schreck fast erstarrte.

„Wer ist denn das?“ fragte er mit schwerer Zunge, denn er hatte seine Tochter bemerkt, die neben dem Bette stand. „Das ist die Helenerl?!“ Ein schönes Lächeln spielte um seine erstarrenden Züge. „Bei der Häuslichkeit schon? Du fleißige Braut!“ — Und redete weiter, stoßweise, einmal hastig, einmal langsam. Es war teils ein murmelndes Sagen und teils ein lallendes Singen. — „Der Friedel, der schlaft wohl noch — wie? Na, na, seid nur recht glücklich. Daß ich ihn hab mögen derleben, diesen Tag! — Mein Herz hat sich gesellet zu einem Blümlein zart — Das kann keiner so singen, wie der Rufmann — Vater muß man jetzt sagen. Keiner so, wenn er schon wach ist, er soll kommen. Soll eilends kommen. Den geistlichen Herrn mitbringen, den Elias. — Kennst ihn, Helenerl? Der hat das gülden Ringlein an eure Händ gesteckt — Der hat das güldne Kettlein um euer Herz gelegt . . . Glückselig sein die Stunden, wo wir beisammen sein. — Gelt Paul! Bist da, Paul? Gelt, der glückselige Tag! — Aber müd. Auch die Freud macht müd . . .“

Er atmete schwer.

Frau Apollonia schob ihm das Kopfkissen zurecht. „Müd, lieber Mann, ich glaub dirs. Willst nit wieder schlafen?“

Da richtete er rasch seinen Oberkörper auf und sprach in hastigen Stößen die Worte: „Schlafen nit! — Schlafen nit! — Ich bitt euch. Nit schlafen lassen! Aufwecken!“

„Aber es tät dir gut, Vater.“

„Nit schlafen! — Hab so schreckbar müssen träumen, vorgestern. Vor Zeiten — oder wann. Vom Förster Rufmann was. Von seinen Buben was. — Schlafen will ich nimmer — nimmer . . .“

Dann ist sein Körper zurückgesunken auf das Kissen.

Leidlos — liedlos.

Die Försterbuben im Urwald.

Ungefähr ein Jahr nach Michels glückseligem Tage übergab der Postbote dem jungen Wirt einen Brief, den der Empfänger in der Hand mehrmals um und umdrehte und aufmerksam betrachtete, ehe er ihn seiner Frau gab, an die er adressiert war.

„Du, Helenerl! Da schau einmal. Schau dir diese Marke an. Eine russische oder woher. Oder wo du überall Bekannte hast!“ setzte er schalkhaft bei.

Arzt eile und Frau Apollonia in der Küche den heißen Tee machte, stand der Michel wieder auf, holte aus dem Keller eine Flasche Rotwein mit zwei Trinkgläsern, tischte alles emsig und schön auf das Zimmertischchen, schenkte die beiden Gläser voll und stieß an: „Leben sollst, Paul! Hoch sollst du leben!"

Und war doch niemand im Zimmer als er allein.

Dann ergriff er die Laute, fuhr in die Saiten, daß sie heftig schrillten: „Also singen wir! Für die Hochzeit was."

„So kam ich hin zu ihr,
s hat schon der Mondschein gscheint,
s war alles mäuserlstill — es rührt sich nir.
Da nehm ichs her um d Mitt
Und bieg ihr s Köpferl zruck
Und han a Busserl ihr aufs Göscherl pickt.
Ja, ja, mein Dirndl, du bist mein Leben,
Du bist mein Freud in alle Ewigkeit!"

Mehr erschrocken als sonst war Frau Apollonia, als sie ihn so in halbem Nachtgewande singend und trinkend fand.

„Ins Bett, Michel!" rief sie erregt.

„Ins Bett, ins Bett, hast recht, Frau. Morgen heißts früh auf. Seid beisamm mit allem? Hast im Gartenzimmer die Betten machen lassen? Hat der Poldl schon die Tisch aufgschlagen? Die Menge Leut! Hörst die Wägen vorfahren? Und alleweil noch kommens. Die Helenerl soll noch zu mir, eh sie heut schlafen geht. Morgen um die Stund ist sie nimmer unser. Geh her, Apollonia! mußt nit weinen. Glücklich werden die zwei miteinand. Geh her zu mir. Wir zwei alten Leut, wir! Geh, gib mir auch wieder einmal einen Schmatz! Wir sein zusammen verbunden. Glückselig sein die Stunden . . ."

So redete er lebhaft und hastig, in heller Glut, wie seine Augen brannten auch seine Wangen.

Freilich gab sie ihm einen Kuß und hat vor Traurigkeit sich kaum können fassen, während er in voller Glückseligkeit war und in voller Glückseligkeit einschlief.

Es war ein ununterbrochener Schlaf, die ganze Nacht, und doch ein unruhiger. Er führte Gespräche, er sang. Und dann murmelte er Gebete. Hernach wurde es so still um ihn, in ihm, daß Frau Apollonia angstvoll nach dem Atem horchte. Der Arzt hatte Anordnungen getroffen und war wieder fortgegangen. Frau und Tochter waren die ganze Nacht am Bette gesessen und hatten kein Auge gewendet von seinem Gesicht, über das abwechselnd rosige und blasse Schatten glitten. Die Nacht war lang, es wollte nicht tagen. Und als er aufging, war es ein trüber, schwerbewölkter Tag.

Mensch lesen. Bist überhaupts einverstanden, was ich erst einmal wissen will, nachher können die weiteren diplomatischen Verhandlungen beginnen. Gereuen wirds Dich nicht. Mit schönem Gruß

Fridolin Rufmann, Werft-Mister.

Auf diesen Brief war die Antwort so leicht, daß Helene nicht einen Augenblick nachzusinnen brauchte. Sofort setzte sie sich hin und schrieb:

Lieber Herr Fridolin Rufmann!

Daraufhin in welcher Art Sie uns verlassen haben, hätte ich einen solchen Brief von Ihnen wohl nicht erwartet. Mich freut es, daß sie so starkmütig geworden, aber mir scheint, Sie sind gar zu stolz auf das geschehene Unrecht, wo doch auch andere hart haben leiden müssen. Für die Ehr bedank ich mich recht schön, ist aber zu spät und mein Vater könnte mich auch nicht bis Triest begleiten, er ist seit Herbst des vorigen Jahres tot.

Es wünscht Ihnen alles Gute Ihre Gegenfüßlerin

Helene Gerhalt, geborene Schwarzaug.

Seit diesen Ereignissen sind Jahre verflossen. Und weil nun die Geschichte zu Ende geht, so wollen wir den Abschiedsbesuch machen bei unseren Bekannten in Eustachen.

Das Wirtshaus zum „Schwarzen Michel" steht stattlich und wohlgeordnet wie früher. Es schänkt frisches Bier und gerechten Wein, ja wie einst auch Milch und Honig, wer danach trachten sollte. Aber der Gäste Zulauf ist nicht allzugroß. Wirt ist Sepp, der Gerhaltsohn. Das ist ein ernsthafter, nicht arg gesprächiger Mann, der lieber im Wirtschaftsgebäude oder auf Feld und Wiesen umtut, als in der Wirtsstube. Die Helenerl ist eine treffliche und freundliche Wirtin geworden, sie lächelt manchmal, aber nicht lebhafter und nicht länger, als man es den Gästen schuldig ist. Die alte Frau Apollonia ist noch wie früher, sie arbeitet und schweigt.

„Fürst" ist immer noch der alte Gerhalt. Er versichert zwar oft und oft, sein „Amtl" wolle er nicht mehr länger tragen, doch die Einstimmigkeit der Wähler überwältigt ihn immer wieder. Das letztemal aber hat er unerbittlich ausreißen wollen, da sagte der Pfarrer von Ruppersbach: „Volkesstimme — Gottesstimme!" Dieses große Wort hat ihn wieder eingefangen auf drei Jahre.

Bei dem Umzuge seines Sohnes Sepp ins Michelwirtshaus ist im Wirtschaftsgebäude des Gerhalthofes eine Stube frei geworden. Es ist nur ein Bretterverschlag, der sie vom Rinderstalle trennt, aber eine Stube ist sie doch, eine friedsame Statt, deren kleines Fenster hinausblickt in den Baumgarten. Der Sepp hat nie einer künstlichen Wärme

Sie schaute den Brief ebenfalls an und suchte dann die Schere, um ihn aufzuschneiden.

„Uh, Nelson! wo ist denn das lauter? Gar aus Engelland her?“ Sie sah nach der Unterschrift und erschrak ein wenig. „Mir scheint“, sagte sie und wendete sich seitlings, „das geht mich allein an.“

Und in dem Briefe stand es so zu lesen:

Nelson, Neuseeland, Cook-Street 93 Cy XI.

Liebe Helene!

Du wirst dich staunen, über diesen Schreibebrief aus dem Land wo die Gegenfüßler sind. Bin jetzt auch so ein Gegenfüßler geworden und wenn ich mit dem Fuß auf den Boden stampfe, so habt ihr dort drüben Erdbeben. Wie ich da hergekommen bin, das will ich Dir lieber mündlich sagen, bis Dus auch probiert hast. Bissel weiter, wie nach Löwenburg ists schon. Gehen tuts mir sehr gut, bin am Seehafen ein Arbeiter. Aber dahier, meine Liebe, heißt Arbeiter sein ein bissel was anders, als in Europa. Ich logiere in drei schönen Zimmern und esse täglich mein Beefsteak. Verdienen tu ich mir in der Woche 8 bis 10 Pfund Sterling, das ist in eurem Geld so viel wie 200 Kronen. Mit dem besten Willen kann ichs nit verjuxen. Ja, ich werde am End noch so ordentlich und brav wie die Eustacher. Hier ist alles englisch, auch Deutsche sind viele da, die Werft, wo ich bin, gehört einem Hamburger. Neuseeland, was jetzt meine Heimat ist, hat hohe Berge, zweimal so hoch, wie eure Tauern. Und Urwald, da sieht man erst, was Wald heißt. Nach Europa verlangts mich nicht mehr, aber eine von dort möcht ich da haben, wenn sie mich nicht vergessen hätte. Liebe Helene, Du hast mir immer gefallen und hast Lust meine Frau zu werden, so komm her. Eustachen ist eh nix for Dich. Dein Vater meinetwegen soll Dich begleiten bis Triest, wo ich Dich erwarten will. Weiter entgegengehen mag ich nicht, indem was wir in Eustachen erlebt haben. Mein Bruder, der Elias, ist im Gymnasium einer norddeutschen Stadt, heißt Köln am Rhein. Vielleicht kommt er auch einmal nach Neuseeland, für Heidenapostel gibts hier zu tun genug. Aber ich sag, er soll lieber ein Arbeitsmensch werden und die Leut glauben lassen, was sie wollen. Wir haben auch noch Kannibalen auf Lager, aber anstatt daß sie uns auffressen, machen wirs umgekehrt. Wegen warum ich mich bei Dir im vorigen Jahr nicht verabschiedet hab kannst Dir denken. Macht ja nix, wenn wir eh wieder zusammenkommen. Ich hoffe von Dir eine recht baldige Antwort. Die Adresse an mich schreibe genau, wie sie am Anfang von diesem Brief steht, aber Lateinschrift, die andere kann da kein

Bäume drin, wie sie in Eustachen wachsen. Und haben eine solche Freude gehabt, daß wir unser Erspartes dransetzen und uns auf der Insel seßhaft machen. So leben wir jetzt hier und haben Arbeit genug. Fridolin ist Jäger, der die wilden Tiere totschießt, und ist Förster, der den wilden Wald rodet. Das geschieht mit Axt und Feuer. Die Leute, die schon früher dagewesen, sind uns untertan und führen das aus, was wir anordnen. Aus den gerodeten Grundflächen machen wir Kornfelder und Gärten, und das ist meine Sache. Ich leite eine Anzahl von Arbeitern, mit denen ich Korn baue und Fruchtbäume züchte. Wir haben uns auch aus Holzstämmen ein Haus gebaut, wo wir mit Weib und Kind wohnen. Der Friedel hat eine von hier genommen. Ich bin in Köln mit einem braven Mädel bekannt worden, das habe ich mir herüber geholt. Wir sind recht zufrieden. Wenn das der Vater noch hätte erleben können! Es vergeht keine Stunde, wo ich nicht an ihn denke. Und am Sonntag kommen wir zusammen im Hause oder unter Bäumen und ich lese den Leuten aus der heiligen Schrift vor und lege sie aus und bete mit ihnen. Und so bin ich zugleich Bauer und Geistlinger, wie Du mich immer genannt hast, lange ehe ich noch eine Ahnung hatte, was das heißt, ein Apostel Jesu Christi zu sein.

Und dieses, liebe Sali, ist das Gute, was wir Dir zu melden haben. Wenn Du noch lebst, so schreibe uns, wie es Dir geht und genau den Ort, wo Dich etwas antreffen kann, das wir Dir schicken möchten. Auf dieser Welt werden wir uns wohl nicht mehr sehen, aber es steht geschrieben, daß wir im ewigen Leben alle die wieder finden werden, die wir einmal lieb gehabt haben.

Vergiß nicht, liebe Sali, der Försterbuben im fernen Urwald, die auch Deiner nicht vergessen.

Elias und Fridolin Rufmann.

Hochwürden.

Erzählung von Fritz Baron Holzhausen.

„Siehst du ihn dort im silberweißen Haare,
Im Schatten seiner alten Linde sitzen?
Wie jugendwarm noch seine Augen blitzen,
Er zählt jetzt wohl schon über 80 Jahre.
Die beiden muntern Jungen ihm zur Seite,
Sind Kinder armer, alter Bergmannsleute,
Die er erziehen läßt aus eignen Mitteln.
Den seltnen Greis „Hochwürden“ zu betiteln,
Fällt einem Ketzer selbst, wie mir, nicht schwer.
Er hat uns jetzt bemerkt, er grüßt hieher,
Was meinst du, wenn wir uns zu ihnen setzten
Und uns an seinem lieben Wort ergötzten?

Gesagt, getan. Er hieß uns froh willkommen,
Und als am runden Tisch wir Platz genommen,
Der würd'ge Herr, er ließ es sich nicht wehren,
Ein Gläschen leichten Weins mit uns zu leeren.
Kam uns're Rede im Verlauf der Dinge
Auch auf die Frage: wie es doch gelinge,
Daß Menschen ohne Hilfe sich erheben,
Um siegreich hohen Zielen zuzustreben.
„Die Willenskraft, der Zufall weist die Bahnen!“
Hochwürden sprach: „Noch halt ich's mit den Ahnen,

bedurft, nun aber hat der Gerhalt ein Tonöfelein hineinstellen lassen. Aber auch einen Kasten, und an die Wand ein Marienbild mit der Ampel. Denn im Bette liegt ein armes altes Weiblein. Es liegt ganz klein und in sich zusammengebogen unter der blauen Wergdecke; die Gicht hat es fast lahm gemacht. Die alte Sali. Nach jenen Veränderungen im Forsthause hat sie noch eine Weile in der Gegend herumregiert als Dienstmagd, hat fleißig gegreint und noch fleißiger gearbeitet — und auch gebetet, der liebe Herrgott möge sie nur so lange leben lassen, als sie was arbeiten könne.

Wie sie nun aber nicht mehr arbeiten konnte und immer noch lebte, nahm sie es so, daß für sie nun ganz die Zeit sei zum Beten. So hielt sie den Rosenkranz in der Hand und betete zu unserer lieben Frau, und dachte dabei an längst verstorbene und verdorbene liebe Menschen.

Manchmal besucht sie Frau Apollonia, sitzt an ihrem Bette und schweigt. Da nimmt sie die alte Magd wohl an der Hand — beider Hände sind kühl, aber treu sind die Gedanken. Geweint haben sie in späterer Zeit nicht mehr um die Verlorenen . . .

Und da ist eines Tages der Brief gekommen und hat die alten Herzen aufgerüttelt. Und die Sali hat nicht liegen bleiben können auf ihrem Stroh. Sie ist aufgestanden und hat mit zitternder Hand das Ämplein angezündet unter dem Marienbild. Denn was in diesem Briefe steht, das ist ihr wie eine Botschaft vom Himmel.

Eiland San Catharina, im Atlantischen Ozean.
Farm Rufmann.

Liebe Sali!

Lebst Du noch? Dein Elias schreibt Dir. Ich habe es erst tun wollen, bis was Gutes zu melden ist und habe oft gebetet, daß Du so lange leben sollst, bis das geschehen kann. Gedacht haben wir Dein alle Tage, wie man einer Mutter gedenkt, die Du uns gewesen bist. Aber heimbleiben haben wir nach dem Unglück nicht mehr können. Mein Bruder Fridolin ist damals fort, so weit es geht auf dieser Erde. Neuseeland heißt das Land, wo er sieben Jahre lang gewesen ist und bei der Schiffahrt gearbeitet hat. Ich habe noch weiterstudiert zu Köln am Rhein, wo die heiligen drei Könige sind. Dann hat mir mein Bruder geschrieben, ich solle zu ihm kommen und haben bei der Schiffahrt gearbeitet und gut verdient. Und dann auf einer Seefahrt haben wir eine kleine Insel gefunden, mit Gebirge und Urwald, nur von wenigen Eingeborenen bewohnt, die gutmütig sind. Und an der Küste auch Europäer, sogar etliche Deutsche — arme Leute. Und hat uns der Urwald so gefallen, sind auch

Sie wusch für fremde Leute, ich gab Stunden.
So haben wir uns ehrlich durchgewunden
Bis in das Seminar. Der Mutter Listen
Gelang's auch dort als Magd sich einzunisten,
Und wo sie mich erblickte, sprach sie leise
Ein kleines Mahnwort für die Lebensreise.
So ward ich Priester denn, empfing den Segen
Und glücklich war ich schon der Mutter wegen,
Denn eine Bürde schien von ihr genommen.
Ich hoffte, daß jetzt frohe Tage kommen,
Doch bald nach meiner Weihe, kaum zehn Tage,
Erkrankte sie. Ergeben, ohne Klage,
Fast heiter sprach sie, wie aus weiter Ferne:
‚Mein Leben ist erfüllt, ich sterbe gerne.'
Ihr letzter Hauch war meines Vaters Namen."
Hier schwieg der Greis und wie ein leises Amen
Zog's durch der Linde blütenschwere Zweige.
Schon war es spät, der Abend ging zur Neige,
Vom Hag herüber scholl des Sprossers Singen,
Wir drückten stumm des Priesters Hand und gingen.

Die Brackierer.

Eine lustige Jagdgeschichte von **Max v. Weißenthurn.**

Die Sturm- und Drangperiode der Jahre 1848—49 war zur Neige gegangen, die Wogen der Aufregung hatten sich einigermaßen gelegt und jene Ruhe machte sich allerorts bemerkbar, welche heftigen Bewegungen irgendwelcher Art zumeist auf dem Fuße zu folgen pflegt.

Ich war mit meinem Regiment von Wien nach Ungarn marschiert, der Stab lag in Debreczin, ich selbst als regierender Leutnant mit meinem Zuge in einem Dorfe beiläufig eine Stunde von der Stadt entfernt. Meine Leute waren gut untergebracht, ich selbst bei dem Förster des Grafen X., welcher den Winter in Budapest, den Sommer auf Reisen zu verbringen pflegte, was zur Folge hatte, daß der Förster, welcher mit seiner Mutter in einem hübsch gelegenen Hause am Saume des Waldes lebte, in der ganzen Gegend gewissermaßen als der Schloßherr angesehen wurde und äußerst angenehm lebte. Seine Persönlichkeit war auch danach angetan, ihm die Herzen zu erobern, ich glaubte damals und glaube es auch heute noch, daß Kis Bacsi, wie er im ganzen Orte genannt wurde, keinen Feind hatte. Seine etwas lärmende, joviale Art wußte sich in allen Situationen einen Weg zu bahnen und er verstand es mit derselben, den Mürrischesten selbst ein Lächeln abzugewinnen.

Wie dies ja zu seinem Berufe gehörte, war er Jäger mit Leib und Seele, und ich glaube, das einzige, was ihn an mir, dem er mit größter Liebenswürdigkeit entgegenkam, einigermaßen störte, war der Umstand, daß ich zwar seine Weidmannsgeschichten recht gerne anhörte, in dem Moment, wo man es von mir erwarten konnte, wohl auch zu diesem oder jenem stark aufgetragenen Jägerlatein entsprechend lachte, mich aber nie dazu verstehen wollte, mitzutun, wenn mich Kis Bacsi aufforderte, ihn auf die Jagd zu begleiten. Und an seinen Aufforderungen fehlte es wahrlich nicht. In glühenden Farben schilderte er mir das Vergnügen, welchem er oblag, welches, wie er behauptete, ihn noch

Die überall ein Höheres erkannten
Und Gottesfügung euren Zufall nannten.
Auch ich bin aus dem Elend aufgeklommen,
Gefällt es euch, erzähl' ich, wie's gekommen:
Ich bin ein Bergmannssohn, wie ihr hier beide;
Ich trieb als Kind die Ziege auf die Weide,
Ich schnitzte Weidenpfeifen, fing Forellen,
Betrieb mit viel Geschick das Vogelstellen,
Verstand die Dohlen mir vom Turm zu locken,
Nur in der Schule hinterm Buch zu hocken,
Das ging mir wider'n Strich. Die gute Mutter,
Die hielt wohl auch nicht viel vom Bücherfutter.
Sie selber konnte lesen nicht, noch schreiben,
Ihr dünkte, uns're Geiß aufs Feld zu treiben,
Ein nützlicheres Tun als Bücherlesen,
Ich war natürlich gleichen Sinn's gewesen.
Nicht so der Vater, der oft heftig zankte,
Zuweilen auch nach einem Stecken langte,
Wenn ihm der Lehrer immer wieder klagte;
Doch was vermochte er, der Vielgeplagte,
Dem noch die Mutter sich entgegenstellte.
An einem Freitag war's, der Morgen hellte –
Den Abend früher gab es bitt're Fehden –
Hört ich den Vater so zur Mutter reden:
‚Du Tini, hör' mich einmal an in Ruhe,
Komm, setz' dich da ans Fenster auf die Truhe
Und gib mir deine Hand, wie einst beim Stollen
Vor 13 Jahren. Komm, und laß das Schmollen;
Wir müssen doch zu unser aller Frommen
Heut' über'n Franz einmal in's Klare kommen.
Das Lungern, sag' ich, soll ein Ende finden!
Ich muß den ganzen Tag im Schacht mich schinden,
Ich kann den Schlingel nicht im Aug' behalten,
So mußt du, Tini, denn mit Strenge walten.
Du mußt an Pflicht und Ordnung ihn gewöhnen,
Die Fehler rügen, nicht sie noch beschönen,
Und über alles muß die Schule stehn!
Da gibt's kein Deuteln, Tini, und kein Dreh'n;
Auch keine Stunde hat er auszulassen,
Zu lernen hat der Franz und aufzupassen,
Stets pünktlich seine Schreiberei'n zu machen,
Und deine Pflicht ist's, über ihn zu wachen,
Daß er auf rechten Wegen sich erhalte,
Und darauf gib mir einen Kuß, komm, Alte!'
Zum Küssen ist es aber nicht gekommen.
Ich lag im Bett, hatt' alles dies vernommen
Und sah jetzt auch, wie sich die Mutter spreizte;
Warum sie so mit ihrem Kusse geizte,
War's Eigensinn, war es Verlegenheit?
Und grad' schien mir so schön der Vater heut,
Sein Auge strahlte in verklärtem Licht –
O, diesen Morgen, den vergeß ich nicht! –
Der Vater war verstimmt vom Haus gegangen.
Ich hatte mir die Schultasch' umgehangen
Und ging, es war noch früh am Tage,
Zum Kreuzelstein. Ihr kennt die Lage?
Nach Westen liegt das Dorf und rechts auf schwarzer Fläche
Das Steigerhäuschen mit der Franzenszeche.
Noch blitzten Perlen Taus auf jedem Hälmchen,
Den Schloten rings entstiegen Silberquälmchen,
Vom Himmel klang der Lerchen Jubelweise
Und feierlich von fern ein Glöckchen leise.
Da plötzlich, horch, es bebten meine Glieder –
Gellt von der Zeche her ein Schrei – jetzt wieder.
Ich spähe starren Auges in die Weite:
Der schwarze Schacht gleicht einem Ameishaufen,
Erst einzeln, dann in Massen, seh' ich Leute
Verzweifelt um die Steigerhütte laufen.
Mir ist's, als wollten sich die Berge drehen,
Ich setze über Steine, dorn'ge Schlehen
Wie ein gehetztes Wild. Die Unheilskunde
Von Nacht und Tod, sie fliegt von Mund zu Munde,
Und eh' ich atemlos den Schacht erreiche,
Naht auch in Hast die Mutter schon, die bleiche,
Faßt meine Hand und stürzt sich in's Gedränge,
Doch schon zur Gasse weitet sich die Enge
Und vor uns, weh! mit schmerzlich starren Zügen,
Seh'n wir den Vater unter Leichen liegen.
Die Mutter wankt, jetzt stürzt sie schreiend nieder,
Doch sie erhebt sich auf den Knien wieder
Und streichelt zitternd meines Vaters Wangen.
‚Mein lieber, lieber Josef, laß dich wecken,
Du bist nicht tot, du willst mich nur erschrecken,
Es kann nicht sein, ich müßt ja närrisch werden.
Allein sein, ohne dich auf dieser Erden,
Und bös auf mich bist auch noch fortgegangen!'
Und wieder streichelt sie ihm Stirn und Wangen.
‚Ja fortgegangen, Josef, bist in Sorgen,
O heilige Maria, heut' am Morgen,
Und küssen wollt er mich, zuletzt noch küssen,
Ich schlechtes Weib, ich hab mich losgerissen,
Ruh werd' ich ja mein Lebtag nimmer finden,
Verzeih mir, Josef, meine vielen Sünden
Beim lieben Jesu! Deinen letzten Willen
Ich werd' ihn treu an unserm Kind erfüllen!'
Hier sank sie schluchzend auf die Leiche nieder
Und küßt' die bleichen Lippen immer wieder,
Bis eine Ohnmacht sie der Kraft beraubte.
Sie sank zur Seite und ich Junge glaubte,
Die Mutter sei nun selber eine Leiche.
Man hob sie auf und führte still die bleiche
Gequälte Frau nach Hause in die Kammer. –
Und was jetzt folgte nach der Tage Jammer?
Die arme Mutter hielt, was sie versprochen,
Und kam das Elend auch herangekrochen,
Sie wankte nicht, ich mußte lernen, lernen,
Mich keinen Schritt allein vom Haus entfernen.
Der Fleißigste war ich im ganzen Neste
Und auch zum Schluß mein Zeugnis weit das beste.
Von da ging's aufs Gymnasium, und immer
Die Mutter hinterher, die hätt' mich nimmer
Alleingelassen, nicht um alle Güter
Der weiten Welt. Wer wäre denn mein Hüter?

hell, wir mußten Blendlaternen mitnehmen und hatten gute ein und einhalb Stunden waldeinwärts zu gehen, bis wir die erste Lichtung erreichten, auf welcher der Förster mir die Stelle bezeichnete, an der ich mich aufstellen und geräuschlos und geduldig warten solle, bis sich meiner Mordlust entsprechende Beute zeige. Wir hatten ein paar prächtige Brackiererhunde, welche den ganzen Stolz des Försters bildeten, mit uns genommen, die schweifwedelnd und schnuppernd vor uns herliefen. Kis Bacsi behauptete, daß es weit und breit in der Runde keine besseren Hunde, keine besseren Tiere gebe, daß es somit auch kein Wunder sei, wenn er immer die meiste Beute nach Hause bringe, denn Lady und Youngster, die ein Geschenk waren, welches der Graf seinem Förster gemacht, seien ein Paar so vortreffliche Spürhunde, daß jeder Versuch des Aufkommens gegen dieselben vergeblich wäre. Lachend meinte er, das Wild habe schlechte Zeiten seit die Brackierer die Gegend unsicher machen und er könne dem Herrn Grafen nicht genug dankbar sein, weil er sein Vergnügen an der Jagd verzehnfacht habe, indem er ihm diese ausgezeichneten Tiere zum Geschenk gemacht.

Nachdem Kis Bacsi mir die Stelle gewiesen, welche ich einnehmen sollte, nachdem er mir, dem Neuling auf dem Gebiete der Jagd, noch allerhand Winke über das Verhalten gegeben, welches ich einzuschlagen habe, entfernte er sich, mich meinem Schicksale überlassend, um selbst an geeigneter Stelle Posto zu fassen, ich aber stand ziemlich traumverloren da und dachte, wenn ich bei der Wahrheit bleiben will, muß es wohl gestanden werden, an alles eher, als an die Lorbeeren, welche ich mir als Jäger erringen sollte. Mein Gedächtnis flog zurück zu jenen köstlichen Stunden, in welchen ich „sie“ angehimmelt, die mich entweder leichten Kaufes aufgegeben oder vielleicht gar nie sich ernstlich mit mir befaßt hatte. Es eilte auch voraus, in eine unbestimmte Zukunft, die ich mir, wie es ja wohl das Vorrecht der Jugend ist, sehr schön und rosig ausmalte. Die Geschichte vom Marschallstab, welchen jeder Soldat im Tornister trägt, war ja wenigstens damals, als man noch ideal dachte und mehr um der Ehre als des schnöden Mammons wegen diente, nicht so ganz ohne und es ist fraglich, ob die jetzige Generation, welche mit Idealen und Zukunftsmusik nur mehr blutwenig zu schaffen hat und so ziemlich alles in klingende Münze übersetzt, ob dieser ausgeprägten Realistik zu beneiden sei.

Doch derlei philosophische Betrachtungen führen mich zu weit ab, von dem was ich Ihnen erzählen möchte und ich bitte Sie somit, mir im Geiste an einem schönen, wolkenlosen Wintermorgen zu der Stunde, in welcher es bereits zu tagen begann, auf die Waldlichtung zu folgen, auf welcher ich traumversunken, Zigaretten rauchend stand und den Rauchringen nachblickte, welche in die Luft emporstiegen.

über jede trübe Stunde des Lebens hinweggeholfen hatte. Ich aber schützte bald den Dienst, bald irgendeine Ausrede vor, denn ich konnte dem Gedanken, mit der Waffe in der Hand gegen arglose Tiere zu Felde zu ziehen, nun einmal keinerlei Vergnügen abgewinnen, obschon das „zu Felde ziehen“ ja doch als eine Hauptbedingung des Kriegshandwerkes angesehen werden mußte, welchem ich oblag.

Wochen und Monate vergingen, der Winter mit seinen kurzen Tagen und langen Abenden brach an und wenn ich mir auch sowohl Arbeit wie Zerstreuung zu verschaffen verstand, so ereignete es sich doch zuweilen, daß eine oder die andere Stunde mir langsamer verstrich, als es bis nun der Fall gewesen. Eine holde Schöne, welche während der Sommermonate auf Besuch bei ihrer Tante, der Mutter des Försters geweilt und die ich, wie es ja Leutnantspflicht, entsprechend angeschwärmt, war mit dem Antritt der rauhen Jahreszeit auch in die Stadt zurückgekehrt, ohne daß ich bis jetzt für die Öde, welche sie in meinem Herzen zurückgelassen, einen entsprechenden Ersatz gefunden. Vielleicht war es diesem Umstande zu danken, daß, als Kis Bacsi eines schönen Tages wieder mit der Aufforderung an mich herantrat, ich solle ihn doch bei der nächsten Fuchsjagd begleiten, er wolle für die entsprechende Ausrüstung schon Sorge tragen, ich mich nicht so ablehnend wie sonst verhielt, ja, seinem Drängen nachgebend, schließlich versprach, ganz bestimmt mitzutun.

„Topp, ein Mann ein Wort!“ rief der Förster, indes er mir seelenvergnügt seine breite Rechte bot und die meine derb schüttelte. „Übermorgen um sechs Uhr früh machen wir uns auf den Weg. Sie werden sehen, es geht Ihnen wie einem Löwen, der Blut geleckt hat. Sie kommen auf den Geschmack und lassen dann keine einzige Jagd mehr aus!“

Ich war nicht so ganz von der Überzeugung durchdrungen, daß dem so sein werde, da aber das Streiten keinen Sinn hatte und ich ja sehr leicht, wenn mich die Geschichte langweilte, ein zweitesmal nicht mitzutun brauchte, blieb ich bei meiner einmal gemachten Zusage. Ich war beim Förster zum Abendessen geladen, welches früher wie sonst eingenommen wurde, da es sich stets bei Wein und Zigarren lange hinaus zu ziehen pflegte; wir wollten dann noch einige Stunden der Ruhe pflegen und uns bei winterlichem Tagesgrauen auf den Weg machen, um unsere Posten einzunehmen. Die vorsorgliche Mutter gab uns einen tüchtigen Mundvorrat mit. Ich zog hohe, schwerbeschlagene Lederstiefel und lederne Inexpressibles an, der Förster lieh mir einen warmen Pelzwams und die entsprechende Mütze dazu, welche ober dem Kinn mit einer Tuchklappe versehen war, so daß eigentlich nur Augen, Nase und Mund hervorlugten, und in solcher Weise ausgestattet, machten wir uns um sechs Uhr morgens auf den Weg. Es war natürlich noch nicht sehr

aufmerksam gemacht, welches ich verursacht haben mochte, indem ich nach meinem Gewehr griff, hatte der Fuchs sich geduckt, kehrt gemacht und hatte nach der Richtung, aus welcher wir gekommen waren, das Weite gesucht. Ich glaube mich sogar zu erinnern, daß ich eine leichte, frevelhafte Freude darüber empfand, zu bemerken, daß er auf solche Art Kis Bacsi, der weitergegangen war, entschieden nicht in die Arme lief. Im gleichen Augenblicke aber stürmten aus dem hinter mir befindlichen Dickicht wie toll, mit wahnwitzigem Gebell die Brackierer auf mich zu, beschnupperten mich, den Boden um mich her, sprangen an mir empor und wollten sich in gar keiner Weise beruhigen lassen: „Verfluchte Bestien“, sagte ich mir, „wenn sie keine Ruhe geben, so würde Kis Bacsi ihnen auf dem Fuße folgen und wer weiß, ob ich dann meinen Weidmannsruf nicht ganz umsonst geopfert, ob Meister Reineke nicht doch noch zur Stelle gebracht wurde?

Meine Befürchtungen, daß Kis Bacsi seinen Hunden alsbald folgen werde, erwiesen sich als vollkommen richtig.

„Haben Sie den Fuchs denn nicht gesehen“? war seine verwunderte Frage, als er bemerkte, daß ich nichts geschossen. Im Lügen ziemlich unbewandert, schüttelte ich nur in energischer Verneinung den Kopf und Kis Bacsi war ratlos. „So brave Hunde“, brummte er einmal um das andere, „verstehe ich nicht, bellen, schnuppern, müssen Spur vom Fuchsen gewittert haben und ist nicht dagewesen! Verfluchte Bestien“, sagt nun auch er im entfesselten Groll, während er die Hunde, die, unablässig bellend, an uns emporsprangen und uns dadurch gewissermaßen zum Weitergehen auffordern zu wollen schienen, ungeduldig davonjagte.

„Bah, haben halt Pech gehabt, müssen sich nichts daraus machen und sich nicht entmutigen lassen, wird ein anderesmal schon besser gehen“, suchte er mich zu trösten. Ich aber, der ich, nachdem ich einmal A gesagt, die Empfindung hatte, ich müsse die Sache auch bis zum Z durchführen, und der Fuchs, welchen ich so mutwillig hatte laufen lassen, dürfe nicht gefunden werden, ich schlug dem Förster vor, ihn noch ein Stückchen waldeinwärts begleiten zu wollen, um dann auf einem mir bekannten Seitenpfad den Heimweg anzutreten, während er allein dem Jagdvergnügen obliegen solle. Ich hatte Müh und Not, den guten Förster über mein vermeintliches Pech zu trösten, aber endlich willfahrte er doch meinem Begehr, indem er sich bereit erklärte, seinen Weg weiter fortzusetzen, bis zu einem Meierhofe, in welchem er Geschäfte zu erledigen habe. Da ihm das Vergnügen für heute aber doch benommen sei, bat er mich, seine Brackierer, welche er mit entschieden mißachtenden und ungnädigen Blicken maß, mit nach Hause zu nehmen und bot mir gleichzeitig eine starke Leine, an welcher ich „die Bestien“, wie er sie achselzuckend nannte, befestigen und führen möge.

Nichts um mich her regte sich, ich fing an mich zu langweilen, mir wurde auch kalt, ich tänzelte von einem Fuß auf den anderen, lehnte mein Gewehr, welches ich als echter Weidmann schußbereit hätte halten sollen, an einen Baum und machte mit den Oberarmen recht energisch Heilgymnastik, um mich zu erwärmen, im Stillen dabei meine Nachgiebigkeit verwünschend, welche mich veranlaßt hatte, dem Drängen meines Hausherrn Folge zu leisten, anstatt in der behaglichen Stube von den ohnehin ganz genug ermüdenden Strapazen des Dienstes auszuruhen.

Da plötzlich, was war das? Es raschelte im Laubwerk mir gegenüber in den welken Blättern, welche am Boden lagen, und unter den schweren, schneebedeckten, fast bis zum Boden herabreichenden Ästen einer Tanne spähten ein Paar braune, wie mir scheinen wollte, fast spottlustige Augen zu mir herüber.

Der Fuchs! Mich durchzuckte die Erkenntnis, daß nun die günstigste Gelegenheit sich mir biete, mein Geschick als Weidmann zu dokumentieren, Meister Reineke niederzustrecken! Wann konnte mir das besser gelingen, als im gegenwärtigen Augenblick? Aber weiß der Teufel, was mir durch den Sinn fuhr, es waren ja keine sanften, träumerischen Rehaugen, die mich da flehend anblickten!

Es galt im Grunde genommen, ein ganz bösartiges, diebisches Tier unschädlich zu machen und doch — der neckende Kobold, welcher mir aus jenen lebensfrischen listigen und munteren Augen entgegenblickte, trug den Sieg davon und ich kam mir ganz entsetzlich roh und unmännlich vor, wenn ich mir sagte, daß ich nun nach meinem Gewehr greifen und die munteren, lebensfrischen Augen, welche den meinen begegneten, auslöschen solle. Überdies hatte ich ja mein Gewehr an einen Baum gelehnt und ich beschönigte die Schwäche, die mich überkam damit, daß ich mir sagte, bis ich die Waffe wieder an mich genommen, bis ich sie schußbereit ans Auge hielt und bis dieser Schuß abgefeuert werden könnte, habe der Fuchs, dieser schlaue Beobachter, längst das Weite gesucht. Es brauchte ja niemand die erbärmliche Rolle zu erfahren, welche ich als Jäger gespielt, der Zufall hatte es eben gefügt, daß mir kein Wild über den Weg lief und es war somit auch nur natürlich, daß ich keine Beute heimbringe. Soviel aber hatte ich bei diesem winterlichen Morgenspaziergange begriffen, daß ich zum Jäger entschieden nicht geboren sei.

Und so beschloß ich denn, mein Gewehr wieder auf die Schulter zu hängen, Kis Bacsi aufzusuchen, um ihm zu sagen, ich wolle sein Jagdvergnügen ganz und gar nicht stören, mir aber sei es langweilig, Stunde um Stunde vergeblich da zu stehen, ohne irgendein Resultat zu erzielen, ich wolle nach Hause gehen!

Aber ach, noch während ich über dieses mein Vorhaben nachsann, ereilte mich das Verhängnis! Vielleicht durch irgendein leises Geräusch

Tritt folgten und eine Ergebenheit gegen mich an den Tag legten, welche seinerseits von ihrem Gebieter mit fast geringschätzend feindlichen Blicken beobachtet wurde und mehr denn einmal geschah es, daß, wenn der eine oder der andere der beiden Hunde schweifwedelnd auf Kis Bacsi zugesprungen kam, ein nicht gerade zärtlicher Seitenhieb mit der Gerte sie traf, dem wohl auch noch eine gemurmelte Bemerkung von „unverläßlicher Hundebrut" oder ähnliches folgte. Mein Gewissen drückte mich, wie gesagt immer, wenn ich die offenkundige Geringschätzung bemerkte, mit welcher der Förster seine Brackierer behandelte, aber — ich schwieg. „Zum Teufel, wer sollte denn auch zum Selbstankläger werden, wegen ein Paar Hunde?"

Die Herbstmanöver hatten ihr Ende erreicht und ziemlich überraschend traf das Regiment der Marschbefehl nach Italien. In dem jetzigen Motocycle- und Automobilzeitalter kann man sich wohl kaum mehr einen Begriff dessen machen, welch verführerischer Zauber darin gelegen ist, jung, kräftig und wohl genährt, Tag für Tag seine paar Militärstationen weit in die Welt hinein zu marschieren, den Himmel voll Geigen, das Herz voll Illusionen, die Zukunft im Lichte rosigster Verklärung vor sich zu sehen, nach abgetanem Pensum in der Station zu rasten, mit den Kameraden eine fröhliche Mahlzeit einzunehmen und abends wenn möglich das Tanzbein zu schwingen, um am folgenden Morgen wieder flott und guter Dinge seinen Pflichten nachzukommen. Pflichten, ja die gab es damals noch, ohne daß man sie als Last angesehen, ohne daß man in Selbstbemitleidung und Weltschmerz zugrunde gegangen wäre, wie das im zwanzigsten Säkulum Mode.

Ach pardon, das war wieder einmal eine Randbemerkung, die gar nicht hieher gehört! Also zur Sache! Ich sah mit der ganzen Begeisterung der Jugend dem bevorstehenden Abmarsch entgegen und freute mich unsinnig auf die Aussicht, ein paar monatelang neue Gegenden, neue Menschen, fremde Eindrücke in mich aufnehmen zu können. Wir waren zum Abmarsch in die Lombardei bestimmt und durften schon darauf zählen, sechs bis acht Wochen lang auf der Reise zu sein.

Kis Bacsi und seine gute Mutter bedauerten die Aussicht auf meine bevorstehende Abreise vom Herzen, sie erzählten es jedem, der es hören wollte und vielleicht auch manchem, dem dies ganz gleichgültig war, daß sie mich liebgewonnen hatten wie einen Sohn und Bruder und Kis Bacsi ließ sichs nun einmal nicht nehmen, mir zu Ehren ein großes Abschiedsfest zu geben, zu dem nebst einigen meiner Regimentskameraden auch die gräflichen Beamten und alle seine Jagdfreunde geladen waren. Mir war es nicht angenehm, denn ich gehörte niemals zu den Freunden großer Zusammenkünfte und lärmenden Treibens, aber ich begriff, daß ich mich bei dieser Gelegenheit nicht freimachen könne, ohne meinen guten

Ich willfahrte seinem Begehren um so lieber, als ich nur auf solche Art sicher sein zu können glaubte, daß mich die trefflichen Hunde nicht zum Lügner stempeln würden, indem sie dem Fuchse noch nachspürten, wodurch meine für einen Jäger ganz unqualifizierbare Schandtat der Welt hätte offenbar werden müssen.

Mit warmem Handschlag trennten wir uns, Kis Bacsi schritt gesenkten Hauptes, nachdenklich waldeinwärts, ich wandelte von dem frohgemuten Bewußtsein getragen, ein Leben geschont zu haben, wenn auch nur ein Fuchsleben, mit meinen bellenden, doch gefesselten Kumpanen heimwärts, ahnungslos, daß das Tragikomische der Geschichte erst in der Zukunft liegen solle.

*
* *

Der Winter mit all seinen Stürmen und Schneefällen war dem Frühling, dieser dem Sommer gewichen, den Dienst und die obligate Manöverzeit hatten mich ziemlich in Anspruch genommen,. aber selbst wenn es meine freie Zeit erlaubt haben würde, hätte ich mich nie mehr dazu entschließen können, den Aufforderungen meines Hausherrn Folge zu leisten und ihn auf einem seiner näheren oder ferneren Jagdzüge zu begleiten. Kis Bacsi seinerseits war und blieb trotzdem ein leidenschaftlicher Nimrod, mir aber bereitete es ein gewisses stilles, mir selbst vielleicht kaum eingestandenes Unbehagen zu bemerken, daß Lady und Youngster, die beiden Brackierer, welche seinen ganzen Stolz gebildet, nun plötzlich von ihm übersehen, um nicht zu sagen, schlecht behandelt wurden. Hörten sie den fröhlichen Pfiff ihres Herrn und liefen sie schweifwedelnd und vergnüglich herbei, ihm gewissermaßen ihre Gesellschaft antragend, so geschah es nicht selten, daß er sie ganz unwirsch davonjagte oder den gemessenen Befehl gab, man möge die Köter einsperren, während der alte Vorstehhund, welcher früher fast schon das Gnadenbrot gegessen, wieder in Amt und Würden eingesetzt, seinen Herrn auf dessen Jagdstreifzügen begleiten durfte.

Freilich sagte mir eine innere Stimme, welchem Umstande die armen Tiere jene ihnen erwiesene Ungnade zu danken hatten, aber die Eitelkeit spielt eine so große Rolle im menschlichen Leben, daß man schließlich lieber einer Hundeseele die Ehre abschneidet, als sich selbst zu einem noch so kleinen Fehler einbekennt.

Um mein Gewissen zu beschwichtigen, wurden Lady und Youngster von mir mit manchem Stückchen Zucker und manchem guten Bissen traktiert, als könnte ich dadurch gewissermaßen das Unrecht sühnen, welches ich ihnen angetan.

Die naturgemäße Folge dieser Selbstbeschwichtigung meines Gewissens, war begreiflicherweise jene, daß die Hunde mir auf Schritt und

Berichte zu Ende, als die beiden Brackierer von jeder Schuld reingewaschen vor seinem geistigen Augen gestanden, als ich erzählt hatte, wie sie mich mit ihrem unaufhörlichen Schnuppen und Bellen zur Verzweiflung gebracht, breitete er seine Arme aus, küßte mich, ehe ich mich dessen versah auf die Wangen und rief in hellem Jubelton:

„Bruderherz, größere Freude hättest du mir nicht machen können, jetzt habe ich meine Brackierer wieder, ist mir schwer genug geworden, Schlechtes von ihnen zu glauben, habe sie die ganze Zeit nicht anschauen können.“ Dann rannte er auf die Türe zu, öffnete dieselbe und pfiff den Hunden, die laut bellend an ihm emporsprangen und welchen er die besten Leckerbissen von der Tafel reichte, während ihm dabei Freudentränen in den Augen glänzten. Ich aber schämte mich angesichts dieser Glückseligkeit, weil ich dem armen Manne, ohne es zu wollen und zu denken, durch ein Kopfschütteln, das eine Lüge gewesen, so lange die Freude an seinen Lieblingen vergällt hatte.

„Die Wahrheit voran“, ist seither mein Wahlspruch geblieben.

Der Gmoantepp.

(Eine Tiroler Geschichte von **Rudolf Greinz**.*)

Die kleine Berggemeinde Hinterschrofen hatte nur für einen einzigen Gemeindearmen zu sorgen. Dieses Sorgenkind war der Gmoantepp Siml. Laut Eintragung im Taufbuch Simon Sauermoser, unehelicher Sohn der ledigen Dirn Theresia Sauermoser.

Der Siml war halt auch so in die Welt gesetzt worden und wußte nicht warum. Daß er mit seinem Verstand zu kurz gekommen war, dafür konnte er nichts. Vielleicht war er eben im Zeichen des Krebses geboren.

„Und weil er war im Krebs geborn,
So is er halt a Kalbel worn!“

sagt ein alter Volksscherz.

Jedenfalls zerbrach sich der Siml wegen seiner geistigen Verfassung am wenigsten das Hirn. Es wäre auch nicht viel daran zu ruinieren gewesen. Übrigens gehörte der Siml nicht zu der Gattung der vollkommenen Kretins, sondern zählte zu der noch etwas mehr erleuchteten Klasse der Halblappen.

Der Gmoantepp hatte auch seine pfiffigen Seiten und lichten Momente. Namentlich wenn es irgend einen Vorteil für ihn galt, dann konnte der Siml mitunter Beweise eines gar nicht üblen Verstandes geben.

*) Aus „Bergbauern“. Lustige Tiroler Geschichten von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann. 1906.)

Hausherrn auf das tiefste zu kränken und beschloß daher, möglichst gute Miene zu dem, wenn auch nicht bösen, so doch mir nicht sonderlich zusagenden Spiel zu machen.

Der große Saal des Forsthauses, ein Raum, welcher nur sehr selten geöffnet wurde, war festlich geschmückt, die glänzend gedeckte Tafel stand in der Mitte und etwa dreißig Herren hatten in zwanglosem Gespräche an derselben Platz genommen und ließen sich die schmackhaften Bissen und den guten Trunk munden, für welche Kis Bacsis Mutter in opulenter Weise Sorge getragen hatte. Man war in jener gemütlichen, heiteren und doch noch nicht allzusehr angeheiterten Stimmung, in die man bei homogener Gesellschaft leicht zu geraten pflegt, wenn Speise und Trank munden und man das Gefühl hat, daß beides vom Herzen geboten ist.

Plötzlich stieß Kis Bacsi mit dem Messer leicht an sein Glas und indem er seine reckenhafte Gestalt zu voller Höhe emporrichtete, bat er die Anwesenden mit ihm auf das Wohl seines lieben, jungen Freundes anzustoßen, der Jahr und Tag hindurch sein treuer Hausgenosse und lieber Gesellschafter gewesen und ihn nur den einen einzigen Schmerz bereitet habe, sich durch ein einmaliges Jägerpech abgeschreckt, nie mehr dazu entschlossen zu haben, ihn auf eine Jagd zu begleiten.

Mit dem erhobenen Glase schritt er auf mich zu und die anderen Herren folgten seinem Beispiele. Ich stand beschämt, wollte sprechen, sah aber in diesem Augenblicke, daß Kis Bacsi noch weiteres zu sagen habe und hielt mich zurück. „Ein lieber Freund sind Sie mir gewesen“, fuhr er denn auch unmittelbar darauf fort, „und deshalb kränkt es mich doppelt, daß die verfluchten Bestien, die Brackierer, nicht ihre Schuldigkeit getan und Ihnen so die Freude an der Jagd für immer benommen haben. Will mich auch nicht länger mit ihnen ärgern, sollen keinen anderen betrügen, werde sie niederbrennen lassen, verdienen nichts besseres“, fügte er ärgerlich hinzu. „Sie aber, Herr Leutnant, lassen Sie es sich nicht gereuen, daß Sie so lange bei uns gewesen, wenn auch meine verfluchten Hunde daran schuld sind, daß Sie kein Jäger geworden.“

Rührung, Abschiedsschmerz, Weinlaune, mußte mein hartgesottenes Leutnantsgewissen weich gestimmt haben, denn ich begriff mit einem Male, daß ich doch ganz unmöglich meine Seele mit dem Tode jener armen, unschuldigen Spürhunde belasten könne und so begann ich denn halb lachend, halb ernst gestimmt die Geschichte so zu erzählen, wie sie wirklich gewesen, mich als das hinstellend, was ich in jener Stunde war, ein sentimentaler Träumer, der nicht das richtige Verständnis hatte, für die Freuden und Leiden eines Nimrods.

In höchster Spannung war Kis Bacsi meiner Erzählung gefolgt, es arbeitete ganz merkwürdig in seinem Gesichte und als ich mit meinem

Diesmal müsse unbedingt Rat geschaffen werden. Die Mannder hatten sich auch pünktlich in der Stub'n beim Gögele eingefunden.

Der Vorsteher stellte eine Flasche mit einem guten Vogelbeerschnaps auf den Tisch, aus der in ein einziges Stamperl eingeschenkt wurde. Das ging dann von einem Bauern zum andern.

Nachdem alle getrunken hatten, meinte der Gögele: „Also iatz müassn wir an a End kommen mitm Gmoanteppen!"

„Den nimmt koa Bauer für alleweil! Er is viel zu dreckig!" grunte*) der Hausrainer, ein altes grantiges Bäuerl.

„Ums Geld nehmet i n schon!" meinte der Tragseil, ein noch jüngerer Bauer und stürzte ein Stamperl Schnaps hinunter.

„Der wär zneiden bei deiner Alten! Hätt sie nachher gleich zwei zum Durchprügeln, dich und den Gmoantepp!" höhnte ihn der Atzl, ein knochiger Mensch mit einem verwilderten Stoppelbart.

„Z fressen kriagt er gnuag bei uns! Wir sein wenigstens nit a so notig wia beim Atzl!" schrie der Tragseil, der gewaltig unter dem Pantoffel seiner Bäuerin stand, erbost.

„Jatz tuats lei**) nit wieder streiten!" begütigte der Vorsteher.

„I nimm den Siml amal nit!" erklärte der Hausrainer.

„I auch nit!" machte der Torggler, indem er seine Pfeife von dem einen Mundwinkel in den andern schob.

„Wieviel wird denn zahlt?" fragte der Burgstaller, obwohl er es wie alle andern genau wußte.

„Siebzig Gulden s Jahr!" erklärte der Vorsteher.

„Ah so? Siebzig Gulden?" machte der Burgstaller. „Z beneiden wär eins grad nit mit dem Siml um dös Geld!" überlegte er.

„Möchtest dir vielleicht an Knecht ersparen, Burgstaller, und noch siebzig Gulden Draufgab kriagen!" foppte ihn der Atzl.

„Nehmts ihn lei ös! Ich brauch ihn nit! Der frißt für zwoa Knecht!" rief der Burgstaller.

„Naa! Wir brauchen ihn auch nit!" erklärte der Torggler.

„Na also, wer nimmt n?" frug der Vorsteher.

„Siebzig Gulden s Jahr sein a bissel wenig!" meinte der Hausrainer. „Da kann eins heutigstags kaum drauskommen!"

„Zum drauskommen is schon!" sagte der Vorsteher und stellte sich breitspurig vor dem Hausrainer auf.

„Warum nimmst denn nachher du n nit?" forschte der Hausrainer.

„Wird mir vielleicht nix anders übrigbleiben, als daß i n Siml nimm!" erwiderte der Vorsteher. „Wenn ihn keiner von enk mag, nachher nimm i ihn!"

---

*) murrte. **) nur.

Armenhaus hatte die Gemeinde natürlich keines. Der Siml wurde abwechselnd bei den einzelnen Bauern verpflegt. Er war durchschnittlich je eine Woche bei einem Bauern, um die nächste Woche zu einem andern zu gehen und so die ganze Runde der Bauern abzumachen. Dann begann der Kreislauf wieder von neuem.

Auf den einzelnen Bauernhöfeln hatte der Siml Kost und Quartier. Wenn er gerade gut aufgelegt war, half er bei der Arbeit im Haus oder Feld mit. Er war gar nicht so ungeschickt. Am liebsten tat er Stall ausmisten. So war der Siml in aller Behaglichkeit ein hoher Vierziger geworden.

Da bekam der Simon Sauermoser auf einmal den Nutzgenuß einer kleinen Realität im Oberinntal zugeschrieben. Es war eine ganz verzwickte Geschichte gewesen. Der Vorsteher mußte in Vertretung des Gmoanteppen öfter zu Gericht.

Irgend ein entfernter Vetter der verstorbenen Theresia Sauermoser hatte ein kleines Gütel besessen und war ohne Testament und nähere Leibeserben gestorben. Nach einer langen Prozedur hatte man endlich den Simon Sauermoser als einzigen und zunächst berechtigten Erben herausgefunden.

Das Erbteil mußte für den Gmoanteppen selbstverständlich verwaltet werden. So wurde das Gütel verpachtet, und der Pachtzins gehörte von Rechts wegen dem Siml. Die Gemeinde brauchte ihn demnach nicht mehr umsonst zu verpflegen.

Das war aber gerade der Zankapfel geworden. Man war nach einer großen Beratung übereingekommen, daß der Siml nun einem und demselben Bauern zur Obhut anvertraut werden solle. Aber welchem?

Bargeld spielt im Leben kleiner Bergbauern eine riesige Rolle, und wenn die Summe auch noch so bescheiden ist. Jeder der Bauern hätte den Gmoanteppen gern übernommen, wollte sich's aber doch nicht so recht merken lassen, wie gierig er auf die paar Gulden war. Das brauchten ja die Nachbarn nicht zu wissen.

So war man betreff des Gmoanteppen noch nie zu einer Einigung gelangt, ja hatte sich schon völlig zerstritten. Bei der letzten Sitzung, welche die paar maßgebenden Bauern über den heikeln Gegenstand hielten, wäre es sogar bald zu einer Rauferei gekommen.

Daß sich die Interessenten um den Gmoanteppen nicht schon die Köpfe blutig geschlagen hatten, war eigentlich dem Vorsteher zu danken. Der Gögelebauer, der dieses Amt innehatte, war ein gescheites Manndl und wußte immer wieder Frieden zu stiften. Nun hatte er die fünf Bauern, die für eine Übernahme des Siml hauptsächlich in Betracht kamen, den Hausrainer, den Burgstaller, den Atzl, den Torggler und den Tragsail zu einer endgültigen Besprechung zusammenberufen.

„Also nachher Siml, du sollst sagen, zu wem d magst!" fuhr der Vorsteher fort.

Der Siml blieb stumm.

„Siml, red! Was magst?"

„J? J—i—i mag an Schnaps!" erklärte der Siml, mit dem ganzen Gesicht grinsend.

„Gebts ihm an Schnaps!" befahl der Vorsteher.

Der Hausrainer schenkte schnell das Stamperl voll, und der Torggler brachte es dem Siml. Der schüttete den Schnaps eilig hinunter und stotterte: „No—no—no an Schnaps!"

„Gebts ihm no ein!" sagte der Vorsteher. Es geschah auf die gleiche Weise wie vorher. Der Siml trank das zweite Stamperl ebenso gierig.

„Alsdann, Siml, zu wem von dö Bauern magst am liabsten gehn?" frug ihn der Vorsteher.

„Vo—vo—von dö da?" wies der Gmoantepp mit dem Finger auf jeden einzelnen. „Zu koan!" sagte er, als er die Runde fertig hatte.

„Zu oan muaßt gehn, Siml!" erklärte ihm der Vorsteher.

„M—m—muaß i?" starrte ihn der Siml blöd an.

„Ja, sell woll! Dös muaßt!" rief der Vorsteher. „Also wen magst am liabsten?"

„M—m—mögen? Am liabsten? An Schnaps!" grinste der Siml.

„Gebts ihm an Schnaps!" entschied der Vorsteher. Als der Siml das dritte Stamperl geleert hatte, fragte ihn der Vorsteher: „Möchtest nit beim Hausrainer bleiben?"

„No—a!" schüttelte der Siml energisch den Kopf.

„Ja warum denn nit, Siml?" fragte der Hausrainer. „Bei mir hast doch alleweil guate abgschmalzne Nudeln kriagt und a Gselchtes mit Kraut! Dös ißt ja so gern!"

„Pa—pa—paßt mir nit! Alleweil in der Kuchel fressen müassn! N—n—nit zum Tisch dürfen! Paßt mir nit!" gröhlte der Siml.

„Der Siml is nit so dumm, wia er ausschaut!" nickte der Burgstaller boshaft. „Er weiß ganz guat, wias ihm bei dir ging, Hausrainer!"

„Halt nur du dein Brotladen*)!" gab ihm der Hausrainer zurück.

„Magst vielleicht zum Burgstaller?" frug der Vorsteher weiter. „Bei dem hast es recht fein!"

„N—n—nit gar a so!" schüttelte der Siml seinen Schädel. „Schon um fünfe in der Fr—fr—fruah Feld arbaten müassn!"

„Siehst, iatz hast es, Burgstaller! Recht gschieht dir!" lachte der Atzl.

„Zu dir geht er doch nit!" meinte der Burgstaller.

„Werdn wir schon sehn!" rief der Atzl. „Siml, geh her da zu mir!"

---

*) Mund.

„Ah woll, du?“ fuhr da der Torggler bissig auf. „Du bist mir a sauberer Vorsteher! Dir selber s Geld zuaschanzen! Schamst dih nit!“

„Ja, wenn ihn keiner mag!“ gab der Vorsteher zurück.

„Wer hat gsagt, daß i n nit mag!“ schrie der Tragseil.

„I nimm den Siml gleich!“ rief der Atzl. „I hab lei koan den Verdianst wegschnappen wollen!“

„Also nimmt ihn der Atzl!“ entschied der Vorsteher.

„Wer? Der Atzl? Da hab i auch noch a Wörtel drein zreden!“ ereiferte sich der Burgstaller und hieb auf den Tisch.

„Jatz laßts dös Streiten amal bleiben! Kruzituifel noch amal eini!“ haute nun der Vorsteher seinerseits mit der Faust auf den Tisch, daß die Schnapsflasche bald umgefallen wäre. Der Hausrainer erwischte sie gerade noch beim Kragen.

„Aber zu dir, Gögele, lass i den Siml auch nit!“ schrie der Tragseil auf den Vorsteher ein.

Da kam der Gmoantepp Siml, der Gegenstand des Streites, bei der Stubentür herein. Er war just diese Woche beim Vorsteher in Kost und Quartier.

Der Siml steckte in einem schmierigen Stalljangger und vielfach zerflickten bodenscheuen Hosen. An den nackten Füßen trug er schwere hölzerne Pantoffeln, sogenannte „Knoschpen“, an denen sich der Stallmist seit mindestens einem Menschenalter angesammelt hatte. Mit den Händen in den Hosentaschen blieb der Siml stehen und grinste blöd auf die streitende Gemeinde.

„Wer hat denn mich grieft?“ *) frug er, indem er langsam nach vorwärts kam.

„Der Siml kommt iatz grad recht!“ sagte der Vorsteher, dem plötzlich ein rettender Gedanke auftauchte. „Wir lassen iatz den Siml entscheiden, zu wem er will! Vielleicht trifft der s Gscheuteste. Angehn tuat ihn die ganze Sach ja doch zu allernächst! Seids einverstanden?“ wandte er sich an die Bauern.

„Meinetwegen!“ gaben alle zur Antwort bis auf den Atzl, der vorschlug, den Gmoanteppen auszulosen.

„Gelt, weil d weißt, daß er zu dir gwiß nit mag! Weil er nix ordentlichs zfressen kriagt!“ höhnte der Tragseil.

„Jatz gebts an Frieden, und wir fragen den Siml!“ entschied der Vorsteher und wandte sich an den Siml. „Alsdann, Siml, wir haben beschlossen, daß du von iatz ab zu ein und demselben Bauern in Kost und Quartier kommst! Hast mich verstanden?“

„Jo—a!“ gröhlte der Siml.

*) gerufen.

Fata Morgana.

Von Otto Promber.

Er reiste von Madschin Sati und wollte zur Stadt des Propheten,
Zum heilig-gelobten Mekka, in Mohammeds Tempel zu beten.

Schon zog er elf Tagereisen auf dürren, staubigen Wegen;
Nun schritt er durchs Hügelgelände der einsamen Wüste entgegen.

Und als die Sonne sich neigte am zwölften der Wallfahrtstage,
Da kam es von seinen Lippen wie eine bittere Klage:

„Gelobt sei Allah! Doch wünsch' ich, ich wäre am Ziel meiner Reise;
Der Wein in den Schläuchen wird sauer; ich lechze nach frischer Speise!

Rings sandige trostlose Öde; kein Baum in weitester Ferne —
Des Tags ein Himmel voll Sonne, des Nachts ein Himmel voll Sterne!"

Aufseufzend sah er zur Seite. — Da! — Östlich, am Saume der Wüste,
Erschien in neblichen Dünsten das Bild einer freundlichen Küste:

Erst Palmen. Dann links ein Gestade. Ein Frachtschiff mit Segeln und Masten.
Ein Hafen. Vom Ladeplatz zogen Kamele mit reichlichen Lasten.

Zur Seite — die Landschaft ward breiter! — ein Städtchen mit Toren und Bogen.
Ein Tempel mit mächtiger Kuppel. Die Pilgrime kamen gezogen.

Verlassene Pfade. Dahinter ein Wäldchen von Palmen und Pinien.
Dann Berge. — Die Farben zerflossen! Und schwächer wurden die Linien ...

Noch einmal strahlte das Trugbild — dann wurden die Ränder verschwommen.
Ein Hauch! — Und die Gegend verblaßte — geheimnisvoll, wie sie gekommen ...

Der Wandrer aber, der staunend das Wunder der Wüste gesehen,
Erbebte in tiefster Seele und jauchzte: „Wie ist mir geschehen!"

Dann hob er beseligt die Arme zum rötlichen Himmel: „O siehe!
Der große Prophet weiß zu trösten!" —
Und betend fiel er auf die Kniee.

Kunstgenuß auf Reisen.

Als Goethe die Eindrücke Roms suchte, vertiefte er sich, um nichts Wichtiges zu verfehlen, in ein Buch „Nachrichten von Italien", das ein Johann Jakob Volkmann geschrieben hatte. Den „ehrlichen Volkmann" nennt ihn Goethe. In der Familie dieses Mannes ist die Lust lebendig geblieben, denen, die da reisen wollen, ratend beizuspringen. Denn nun hat der Ururenkel besagten Italienführers, Ludwig Volkmann, an dessen Vortrag „Erziehung zum Sehen" man gerne denkt, in R. Voigtländers Verlag ein angenehm zu lesendes und durch viele recht brauchbare Fingerzeige besonders wertvoll gemachtes Büchlein vom „Kunstgenuß auf Reisen" herausgegeben. Die kleine Schrift hat im heurigen Sommer die Feuerprobe zu bestehen, und man darf meinen, sie wird die Probe leisten. Freilich kommts darauf an, daß das reisende Publikum will, der Teil nämlich, der mehr beansprucht, als eine täglich abgeschrittene oder irgendwie fahrend abgeraste Kilometerriesenstrecke und für dessen seelisches Behagen auch noch etwas anderes als lediglich eine Summe leiblicher Genüsse in Frage kommt. Immerhin, die Kilometer-

Der Siml kam dem Geheiß nach und stierte den Atzl blöd an.

„Gelt, du magst noch an Schnaps?“ frug ihn der Atzl.

„Jo—a!“ grinste der Siml.

Der Atzl schenkte ihm ein.

„No an Schnaps!“ gröhlte der Siml, kaum daß er das Stamperl geleert hatte.

„Jatz is s gnuag! Sonst kriagt er an Rausch!“ legte sich der Vorsteher ins Mittel.

„Alsdann, Siml, gehst zu mir?“ ließ ihn der Atzl neuerdings an.

„No—a! erklärte der Siml. „Zu dir schon ga—ga—gar nit! Nix als wia a Wassersuppn zfressen!“

„Guat hat er dirs eini gebn!“ lachte der Tragseil boshaft gegen den Atzl. „Der Siml geht zu mir! Da hat ers feinste Leben!“

„No—a!“ gröhlte der Siml. „Bäu—bäu—rin! Stecken*)!“ Dabei schnitt er ein bitterböses Gesicht.

„Willst nachher zum Torggler? frug der Vorsteher.

„No—a!“ erklärte der Siml. „Alleweil in Heu sch—sch—schlafen müassn! Gern in an Be—be—bett schlafn!“

„Du kriagst schon a Bett bei mir!“ versprach der Torggler.

„Jo—a! Voller Fl—fl—öah!“ grinste der Siml.

„Dö bringst schon selber mit!“ rief der Torggler gekränkt.

„Ja, Siml, was is dir nachher am liabsten?“ drängte der Vorsteher, dem langsam die Geduld ausging. „Schnaps kriagst aber koan mehr!“ setzte er vorsichtig hinzu.

„Jo—a!“ machte der Siml.

„Was dir am liabsten is?“ drang der Vorsteher in ihn.

„M—m—mir is am liabsten, es bleibt alles, wias is!“ erklärte der Gmoantepp grinsend.

Mit diesem Entschluß, der von den Versammelten angenommen wurde, hatte der Siml tatsächlich für sich das allerbeste getroffen. Es blieb, wies war. Der Siml geht noch immer wochenweise zu den einzelnen Bauern. Die siebzig Gulden werden nach genau berechneten Raten an die Bauern, die den Siml in Kost und Quartier haben, verteilt.

Der Siml befindet sich dabei prächtig. Denn keiner der Bauern hat die Hoffnung aufgegeben, daß der Gmoantepp sich doch schließlich für ihn allein entscheiden werde und er dadurch die jährlichen siebzig Gulden erhalte. Der Siml hat daher die besten Zeiten. Er wird bei allen Bauern geradezu gemästet. Schnaps kriegt er auch. Ganz dick und fett ist er geworden. Vorläufig ist's ihm noch immer am liebsten, daß alles beim alten bleibt.

*) Stock.

von Milo, Herr Leutnant." — „Richtig, Venus von Milo. Also, denken Sie mal: die habe ich gar nicht gesehen! Toll, was?!" — Oder der selbst gehörte Ausruf einer jungen Frau in der Mailänder Brera: „Komm, Karl, das müss' mer sehen — Raffael, Sposalizio — zwee Sterne! (im Bädeker nämlich)." Unfreiheit ähnlicher Art — wenn auch nicht in so grober Form — gibts auch bei Leuten, die mit ernstem Willen vor die Kunst hintreten, und sie verdirbt ihnen die Ruhe der Stimmung, die das Genießen fordert. Weglassen, beschränken, konzentrieren! mahnt Volkmann. Das steigert die Freiheit des Kunstgenießers. Volkmann mahnt auch zur Vorsicht im Gebrauch des gedruckten Worts vor den Kunstwerken. Von der Unfreiheit, in die der am Handbuch klebende Philister gerät, erzählt folgendes wahre Geschichtchen: „Ach sieh mal, Fritz," sagt die Frau, „das scheint hier ein schönes Bild zu sein!" — „Ja, liebes Kind", antwortet er, durch die Brille in den Führer blickend, „das kann uns alles nichts nützen, bevor wir Nr. 437 gefunden haben."

Volkmann hofft, sein Buch werde das eine lehren, daß es doch eine große, ernste und schöne Sache sei um diesen rechten Kunstgenuß auf Reisen, und auch nichts so ganz Leichtes und Einfaches, das uns nur so im Schlaf komme. „Wir sollen Natur- und Kunstbetrachtung, ästhetische, historische und kulturelle Auffassung verknüpfen, mit fremden und doch wieder mit eigenen Augen sehen, stets lernen und doch nicht das Wissen allein herrschen lassen, verstehen und doch nicht im verstandesmäßigen Erfassen stecken bleiben, sondern uns zugleich die Frische und Echtheit der Empfindung erwerben. Das ist in der Tat selbst eine Kunst. Sie kann aber recht wohl erworben und ausgebildet werden, wo nur einige Anlage und guter Wille vorhanden ist." Die Schule findet der Eifer überall. Der weiten Reisen in entlegene berühmte Stätten bedarfs durchaus nicht unbedingt. Jeder kann in seiner täglichen Umwelt beginnen. Wie man in Natur und Kunst vergleichend sehen lernt, hat der Botaniker Felix Rosen in seinem Büchlein „Die Natur in der Kunst" (Teubner, Leipzig) anregend gezeigt. Wer aber künstlerisch sehen lernte, der wird dann wohl auch den Fehler überwunden haben, über gerühmten Fernen zu vergessen, wie viel Kunstprächtiges auf dem Wege zu jenen Fernen so oft in kleinen Städten der eigenen Heimat aufbewahrt liegt und meist von den Vorüberfahrenden nicht beachtet oder nicht einmal geahnt wird. „Wie einfach wäre es", ruft Volkmann, „wenn man von vorneherein gut orientiert und beraten, auf jeder Reise nur eine der kleineren deutschen Städte, die gerade am Wege liegt, eines kurzen Besuchs würdigte und sich ihrer künstlerischen Reize um so intensiver, weil ganz losgelöst, und für sich betrachtet, erfreute!" Ja, wie einfach wäre es! Aber leider lernt sich das Einfache so schwer. D.

fresser pflegen sich nach bestimmten praktischen Regeln für ihre Reise auszurüsten, und da meint nun eben Volkmann: es sei sicher, daß auch zum künstlerischen Genuß auf Reisen als erstes gewisse ganz allgemeine Vorbedingungen gehören, ohne die ein rechter künstlerischer Genuß überhaupt nie und nirgends zustande kommen kann, und daß als zweites dazu auch hier die rechte Führung und das rechte Handwerkszeug kommen müsse. Als erste Vorbedingung nennt er eine rechte künstlerische Selbsterziehung. Die letzten Jahre namentlich haben uns eine Menge Literatur- und Anschauungsmaterial beschert, das diesem Bemühen zu Hilfe kommt. Volkmann tut einige Griffe in diesen Reichtum, sagt dem Anfänger, wo er erste Schulung holen kann, und dient besonderen Wünschen durch Listen, in denen länderweise die neueren Bücher gruppiert sind, die der künstlerischen Einführung gelten. Wie ein roter Faden zieht sich durch das Buch die Mahnung, tapfer dran zu sein, all diesem vielfältigen Zwang zu entrinnen, der mit seinem hetzenden Gesehenhabenmüssen den Reisenden sich selber raubt. Wer mit den Augen reist, muß wissen, wie viel seine Augen tragen. Lieber Weniges sehen und das mit ganzer Seele, und dann vor allem Kunstwerke suchen, die dem Boden entkeimten, auf dem man sich in der Fremde bewegt, und sich schulen, sie im Zusammenhange mit ihrer natürlichen Umwelt zu erfassen. Denn sie sind ein organisch verbundenes Stück dieser Umwelt, haben von ihr die eigene Seele empfangen. Und die Seele werden wir deutlicher in Kunstwerken spüren, wenn wir so zu schauen wissen. Erst dann auch werden die Reisen reich an Erlebtem sein, das auf unseren innersten Menschen gestaltend einwirkt.

Von dem oberflächlichen Künstlerleben unserer Tage gibt Volkmann ein paar drastische Beispiele. Er schreibt: „Nein also und abermals nein; es gibt nichts in der Welt, was „man gesehen haben muß", und es wird einem jeden den Weg zum Kunstgenuß sehr erleichtern, wenn er sich von solchen öden Schlagworten, von derartigem toten und ertötendem Dogma auch hierin von vornherein freimacht. Ich bin auch in Rom gewesen und habe den Papst nicht gesehen, in Capri, ohne die blaue Grotte zu besuchen, und in Triest, ohne nach Miramare zu fahren, und glaube doch ebensoviel oder mehr in mich aufgenommen zu haben als — nun, als „man". Die landläufige Auffassung ist leider freilich noch stark in solchem Vorurteil befangen, und es gilt noch ernstlich dagegen zu kämpfen. Einen hübschen Beleg dafür bildet folgendes kleine wahre Gespräch zwischen einem Einjährigen und seinem Leutnant: „Na, Einjähriger, Sie sind ja wohl so'n Kunstmensch. Sagen Sie mal, wie heißt doch gleich in Paris das große Gebäude mit den vielen Bildern . . .?" — „Louvre, Herr Leutnant." — „Richtig, Louvre. Also, da drin ist so 'n berühmtes Frauenzimmer, die Venus . . ." „Venus

aber, die sich beim Begegnen flüchtig hoben und schüchtern senkten, brannte Schuld und Scham.

* * *

Wieder sind Monate verflossen, sogar ein Jahr. In Hannerls Elternhause sitzen wir unser mehrere Bekannte um den Tisch des sauberen Wohnzimmers und uns gegenüber der Hausvater, der, selbst noch jung erscheinend und von kleinen Kindern umgeben, ein noch kleineres auf den Armen hält. Es ist sein Enkelkind, ein hellaugiges lachendes Mädchen und die junge Mutter, die Hanni, sitzt unweit der Kinderwiege und schaut mit einem Ausdruck unendlichen Glückes auf das Kleine herüber. Sie hat ein zweites zu erwarten, in den Gesichtern der Eltern prägt sich eine stille Kümmernis, in den Gemütern der Anverwandten regt sich der Vorwurf, aber aus den Augen des jungen Weibes leuchtet Glück, jenes Feuer, das die Anhänglichkeit an den erwählten aber ihr nicht ehelich verbundenen Mann verrät, ein Feuer, das gemildert und geklärt erscheint durch den Blick der Mutterliebe, der auf die Kleine fällt. Glück künden des jungen Weibes Augen, sündiges und heiliges Liebesglück.

* * *

Wieder nach Monaten, etwas mehr als zwei Jahre nach jenem Leichwachen habe ich in einem frischgeweißten Kleinbauernhause, dessen grüne Fensterläden, sauber gekehrten Gänge und blank gescheuerten Dielen den Reinlichkeitssinn der Hausfrau verrieten, die Hanni wieder gesehen. Sie hatte hier herein geheiratet, hatte auch ein zweites Kind in die Ehe mitgebracht und stand, die erste Kleine auf den Armen haltend, heute weinend und tiefschmerzlich klagend vor der Bahre dieses zweiten Kindes.

Ach, so lieb war es gewesen, das kleine Mädchen, so süß hatte es gelacht, so runde Ärmchen, ein so weiches Gesichtchen hatte es gehabt und so unverhofft war es gestorben. Als der Vater des Morgens frühzeitig aufgestanden war, um ins Mähen zu gehen, schien die Kleine zu schlummern, als aber die Mutter sie betreuen wollte, war sie tot gewesen.

Heiße Tränen sind geflossen vor dem kleinen weißen Lager, auf dem unter rosigen Blümlein und weißen Margaritensternen das unschuldige Kinderkörperchen schlief, heiße Tränen. Und das kleine Mädchen auf der Mutter Arm versuchte diese Tränen abzutrocknen mit den Händchen und versuchte den Lachmund zu legen an die schmalen Wangen.

Ein warmer rosiger Hauch strömte durch die vorgezogenen Fenstervorhänge und umglomm Mutter und Kind mit einem Märchenlicht, vom Totenlämpchen weg aber und von dem reglosen Gesichtchen der Hingeschiedenen bahnte sich ein Strahl des Schmerzes, der Ergebung, der Jenseitshoffnung in die Augen der jungen Frau, in diese Augen, in denen nichts mehr gloste von heimlicher, sündiger Glut, nur Liebe, aufrichtig, offen — Liebe, geläutert vom Feuer des Schmerzes.

Glosende Blicke.

Ein Betrachten von **Rosa Fischer.**

Ein Leichwachten ists; am Vormittag hat ein Erdenmensch seinen letzten Kampf gekämpft, Tränen sind geflossen, als er nach letztem keuchenden Atemholen und keinem Aufblick mehr auf seine Angehörigen seine Seele aushauchte und wie die Gebete und das Weinen ringsum verstummten, haben Nachbarsleute den alten Vater gewaschen und angekleidet, angekleidet mit weißer Wäsche und dem schwarzen Bräutigamsanzug, der schon seit mehr als vierzig Jahren im Kasten auf diesen Endberuf wartete. Dann haben sie die Einrichtung des Zimmers verrückt, haben die Betten hinausgetragen, damit Raum wurde für Sitzbänke ringsum und mitten des Zimmers vor Kruzifix und Blumen haben sie im hochgestellten Sarge den Toten aufgebahrt.

Alles hat er sich gefallen lassen und als die Nacht kam und die Lichter flimmerten und als die Nachbarsleute und Freunde sich einstellten zum Beten, Plaudern und Gesang, hats der alte Vater auch gut geheißen; sie schienen ihm willkommen zu sein, er schien zu ruhen und zu rasten.

Er schien zu ruhen, ja. Hat er darum nichts Abschreckendes gehabt für das junge schlanke Dirndl, das knapp den weißen Bahrtüchern am Sängertische zu sitzen kam?

Ich habe sie betrachtet, die große, junge blonde Hannerl, die anständig und etwas schüchtern im Bannkreise des Lichtes Platz nahm; ich habe sie betrachtet, als der junge große Bursche, der Roßknecht, etwas ungelenk das Zimmer betrat und sich fast zögernd dem Lichtkreis näherte. Dieses Glosen, das da plötzlich in die hellbraunen Augen des Mädchens kam; wie Kohlenglühen, wie das Brennen eines inneren Feuers! Kaum merkbar rückte sie, kaum ein Wort wird sie mit dem Burschen gesprochen haben, als er am Tische saß, nicht störte sie die Gebete und Weihegesänge, die so schlicht und wehmütig durch die Stube drangen und das Herzleid entfesselten und die Tränen aus den Augen der Hinterbliebenen fließen machten, aber die Blicke, dieses glosende Feuer, es brannte in der Nähe des Toten unter dem Hauche der Weihelieder zu neuem, süßen Liebesleben.

* * *

Monate waren vergangen; die Hannerl, die oft mit dem jungen Burschen gesehen wurde auf dem Kirchweg oder auch werktags, wenn er seinen Fuhrwagen lenkte, und die noch immer so ein verstohlenes Feuer in den Augen hatte, war plötzlich verschwunden. Die Eltern verzehrten sich in Leid um sie und als sie es endlich vermochten, die Davongegangene wieder zurückzubringen, war das Leid noch nicht zu Ende; die Liebe nur vermochte dieses Leid zu mindern — in Hannerls Augen

kunst noch unbekannt geblieben ist, Achtung und Verehrung für den Dichter, und Liebe und Anteilnahme für die durchaus deutsche und gemütstiefe, charaktervolle Persönlichkeit Franz Keims, mächtig zu erwecken und zu festigen.

Am 28. Dezember 1840 wurde Franz Keim als der Sohn eines wohlhabenden Landwirtes zu Alt-Lambach an der Traun in Oberösterreich geboren. Er besuchte das Stiftsgymnasium der alten Abtei Kremsmünster und diese Gymnasialerziehung ist ähnlich wie bei Robert Hamerling, mit dem Keim viel gemeinsame Lebenszüge hat, für die ganze Lebenszeit des Dichters von mächtigem Einflusse geblieben. Nach Absolvierung des Stiftsgymnasiums wandte sich Keim zu philosophischen Studien an die Universität nach Wien. Eine plötzliche, tragische Verarmung seiner Eltern nötigte ihn, dieselben zu unterbrechen und als kärglich bezahlter Bahnbeamter sein Leben zu fristen. Es schien als ob das Schicksal fast alle Hoffnungen seines Lebens vernichten wolle, und in dieser Zeit entstanden bereits die Erstlinge seiner dichterischen Begabung, Lieder voll niederdrückendem Pessimismus, die er aber, ohne Glauben an sich selbst, vollständig vernichtete. Der Dichter ist später zwar kein Pessimist geblieben, aber der Ernst seiner traurigen Jugendzeit hat ihn zum sinnenden stillen Manne gemacht, der bei fröhlichem Humor, und einen köstlichen besitzt Keim, dennoch über eine gewisse leise Resignation verfügt, die in allen seinen Dichtungen oft fast schwermütig zutage tritt.

Im Sommer 1864 hörte Keim an der Universität zu Zürich, wohin er von Heidelberg gekommen war, die Vorlesungen des berühmten Ästhetikers und Dichters Friedrich Theodor Vischer, durch die der angeborne Schönheitssinn Keims mächtig gefördert wurde. Zwei Jahre vorher, 1862, hatte Keim die wertvolle Bekanntschaft mit dem berühmten Dichter Friedrich Hebbel gemacht, der, wie er schon manches junge Talent, z. B. den jungen Wilhelm Hertz, gefördert hatte, auch Keim, mit dem er in Gmunden am Traunsee, seinem Sommeraufenthalte, verkehrte, nach Kräften beeinflußte und unterstützte. Keim hat viele Jahre später in einem Gedichte an die Witwe des Dichters: „An Christine Hebbel“, die heute in Wien lebt und die wärmste Freundin des Poeten ist, der Freundschaft mit Hebbel die schönen Dankesworte gewidmet:

„Wo sind sie hin, die alten, bösen Schatten?
So muß die Zeit, so muß der Neid vergeh'n;
Du aber, edle Frau, du siehst den Gatten
Titanenhaft aus seinem Grab' ersteh'n.

Und ich, ich kehr' nach langen Lebensfahrten
Im Geiste heim zur gold'nen Jugendzeit,
Ich wandle in des Hebbelhauses Garten,
Wo Vögel singen von Unsterblichkeit.

Franz Keim.

Ein Beitrag zur deutschösterreichischen Literaturgeschichte.

Von **phil. F. Wastian.**

I.

„Er aber war stolz in seinem Sinn
Und dachte: Ihr wißt nicht wer ich bin?
Auf dem Markt, bei den Strebern war er ja nie,
Der Sohn der ewigen Phantasie,
Seine Dichtung erleuchtet vom göttlichen Funken,
Ist niemals zum Handwerk herabgesunken.
Ohne Fürstengnade, ohne Pöbelsgunst
War er immer ein Priester der reinen Kunst!“

Diese eigenen Verse Franz Keims, die seinem schönen Gedichte: „Vor dem Grillparzer Denkmale“, entnommen sind, lassen sich trefflich auch auf den Dichter selbst anwenden, der bei ihrer Abfassung wohl nicht daran gedacht haben mag, daß ihm das gleiche Schicksal zuteil geworden, unter dem Österreichs größter Dichter, Franz Grillparzer, jahrelang schwer gelitten hat, — von seiner Mitwelt nicht so gewürdigt und verstanden zu werden, wie es der gewaltige Genius des Dichters verdient hätte. Wohl hat es Franz Keim, dem Dramatiker, Epiker und Lyriker nie an Stimmen des Zujubelns und der freudigen Anteilnahme gefehlt, wohl hat er sich mehr als einmal die Liebe und Begeisterung der akademischen Jugend Österreichs errungen und wohl haben große Dichter und Gelehrte sich rühmend und anerkennenswert über seine Dichtungen ausgesprochen, aber dennoch — beschämend muß es für das Vaterland des Dichters gesagt werden, hat einer der besten und größten, jetzt lebenden Dichter Österreichs, diejenige Anerkennung und Wertschätzung, die ihm für seine Dichtungen gebühren, in weiten Kreisen bis heute noch lange nicht gefunden. Eine ganz eigenartige Dichterpersönlichkeit, deren Österreich nicht allzuviele hervorgebracht hat, teilt er mit diesen das Schicksal, das Grillparzer, Anzengruber und Ferd. v. Saar solange betroffen hat. Mögen sich doch an Franz Keim, nicht wie an Grillparzer jene bitteren Worte erfüllen, die er selbst über jenen in stiller Wehmut geschrieben:

„Und als sie endlich den Lorbeer reichten
Dem Haupte des Meisters, dem weißgebleichten
Ihn königlich ehrten — am Grabesrand —
Wie selten ein Volk, wie selten ein Land,
Da war ihm die Freude am Leben benommen
Und Österreich war — wieder zu spät gekommen!“ —

So wollen denn die folgenden Ausführungen nur das eine bezwecken, in weiteren Kreisen, denen der seltene Meister deutscher Dicht-

Talent! In den ferneren Akten fand ich ebenfalls gegen die poetische Führung der Personen nichts einzuwenden. Daß der Liebhaber Sulamiths, Jeroboam, der damalige Volksheld in Israel, als solcher dem königlichen Nebenbuhler Salomo gegenübertritt, daß dies im Zusammenhange mit den Priestern geschieht, welche den König unter ihre Herrschaft beugen wollen, daß auf der anderen Seite die Königin von Saba erscheint und mit blendenden Reizen den König verlockt, das ist alles gutes Zeugnis von der Fähigkeit des jungen Dichters zu dramatischer Komposition." Keim hat sich durch sein Erstlingswerk glänzend als geborener Dramatiker erwiesen, es wird wenige Erstlingsdichtungen in der deutschen Literatur geben, die mit solcher poetischen Höhe einsetzten, es wird aber auch wenige deutsche Dichter geben, die im allgemeinen so wenig diese Höhe eingehalten haben, wie Franz Keim, nur zweimal hat er sie noch erreicht. — Der geradezu glänzende Erfolg seines Dramas ermutigte den Dichter, sich einen neunmonatlichen Urlaub zu erbitten, um seinen Studien durch Ablegung der Gymnasiallehramtsprüfung einen Abschluß zu geben. Nach Ablegung derselben, zu der ihn besonders Hofrat Professor Robert Zimmermann, sein Lehrer, Freund und literarischer Ratgeber angeregt hatte, wurde Keim zunächst Supplent, später ordentlicher Professor der deutschen Literatur, Geschichte, Geographie und Philosophie am Landesobergymnasium zu St. Pölten. Bis zum Jahre 1898 verblieb Professor Keim, geliebt und verehrt von seinen Schülern, wie Amtsgenossen, in dieser Stellung als verdienstvoller Lehrer, bis ihm durch Verleihung einer Ehrenpension durch den niederösterreichischen Landtag es möglich wurde, seinem höheren Berufe als deutscher Volksdichter sich ganz zu widmen.

Vom Dienste eines niederen Bahnbeamten erlöst, endlich in einer von ihm heiß ersehnten Stellung, die seiner Bildung und seinen tiefen Studien gebührte und ihm zusagte, begann für Franz Keim mit dieser Epoche ein neues Leben und seine dichterische Begabung begann sich mächtig zu entwickeln.

Er hat leider keine zweite „Sulamith" mehr geschrieben und sein Jugend- und Erstlingsdrama steht in der literarischen Entwicklung Keims wie eine vereinzelte, wunderschöne fremdartige Blüte da, aber schon die Namen seiner folgenden Dichtungen bezeugen, daß die Stoffe würdig waren, seiner ersten Dichtung sich anzugliedern. 1879 erschien sein Trauerspiel „Der Königsrichter",*) das Keim der glorreichen Nation der Siebenbürger Sachsen als ihr Schätzer gewidmet hat. Im gleichen Jahre**) hatte Keim in der „Wiener Deutschen Zeitung", als

*) „Der Königsrichter". Leipzig. Breitkopf und Härtel. 1879.

**) Zwei Jahre vorher, 1877, hatte Keim zu der Studentenvorstellung des „Meineidbauer" eine Apotheose „Cheristane" geschrieben, die ihm Anzengrubers Freundschaft erwarb.

Er selber kommt, er führt mich in die Laube
Er spricht zu mir, mein Herz erbebt vor Lust;
Und Liebe glüht und Hoffnung blüht und Glaube
An seinen Stern in meiner jungen Brust.

Die Größe Deutschlands war noch nicht erschaffen,
Und das Vergang'ne war nur Schutt und Schaum,
Er aber hat mit Nibelungenwaffen
Es neu erweckt in seiner Dichtung Traum."

Neben Hebbel und Grillparzer, in deren Werke sich der junge Keim vertiefte, war es vor allem Shakespeare, den er mit Vorliebe las, und den er durch Otto Ludwigs: „Shakespeare-Studien", die er auf den Rat Josef Lewinskys vorgenommen hatte, erst recht schätzen und verstehen lernte. Das Jahr 1872 brachte das erste Werk Franz Keims, der angeregt durch die Ereignisse des deutsch-französischen Krieges, die glorreiche Gründung des neuen Deutschen Reiches und erschüttert durch den Selbstmord eines lieben Freundes endlich daranging, zur Befreiung seines verdüsterten Gemütes einen großen poetischen Wurf zu tun und an die Öffentlichkeit zu treten. Heinrich Laube wurde sein Entdecker. So erschien im Jahre 1875 Keims Tragödie „Sulamith",*) zu der Heinrich Laube, wie einst zu Ludwig Anzengrubers „Pfarrer von Kirchfeld", eine Vorrede schrieb. Fast zwei Jahre hernach, erst nach dem großen Wiener Börsenkrache, im Oktober 1876 widerhallte das Wiener Stadttheater von dem Jubel der Zuschauer, der dem Erstlingswerke des jungen Poeten galt. Keim hat in seiner „Sulamith" eine wundervolle Liebestragödie, wie „Romeo und Julia", geschöpft aus dem Hohen Liede Salomos, geschaffen, voll sinnlicher Glut und üppiger Pracht, eine poetische Neubelebung orientalischer Schönheit, wie sie einem deutschen Dichter nicht oft gelungen und nicht sobald wieder gelingen wird. Er hat aber, wie Friedrich Stern sagt, das Hohe Lied nicht dramatisiert: er hat die Motive, welche ihm das Hohe Lied gegeben hat, in die Dichtung eines Dramas verwoben, und sein nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst ist es, die Stimmung des herrlichen Gedichtes im großen, reichbewegten Drama erhalten zu haben. „Die Grundidee des Dramas ist, nach Heinrich Laubes Vorwort, ein Liebesverhältnis zwischen dem König Salomo und einem Landmädchen, welches auf dem Berge wohnt, dicht bei Jerusalem. Und es ist poetisch empfunden. Daneben ist das Familienleben, zu welchem Sulamith gehört, mit wohltuenden Figuren und Farben hingestellt, und das Staatsleben Salomos drüben in der königlichen Burg Zion ist gleich in der Anlage geschickt in Verbindung gebracht mit dem idyllischen Kreise Sulamiths — man wird sofort interessiert und ich sagte mir nach dem ersten Akte: Diese Dichtung bekundet unverkennbar

*) Sulamith v. F. Keim. Wallishausersche Hofbuchhandlung. Wien. 1875.

Meisterschüler" als ein Miniaturbild aus der bürgerlich-künstlerischen Geistesgeschichte des XVIII Jahrhunderts. Man hört so viel des Jammers über den Verfall des deutschen Theaters; man spricht uns ein modern nationales Lustspiel im edleren Sinne ab. Aber nicht ganz mit Recht; man denke doch an Gutzkow!

Allerdings, im französischen Salon, im idealen Mädchengelaß und in der jetzt so modernen ewigen Bauernstube wird man das wahre deutsche Volk nicht finden. Im gesunden Mittelstande, im wohlbekannten Bürgerhause, vor allem aber bei den geistigen Kämpfen des Jahrhunderts, da wird der Dichter seine Nation finden. Hat ihm aber der Zufall einen Helden geschenkt, der allgeliebt und allverständlich den Ausdruck dieses Lebens bildet, dann kümmere er sich um diesen oder jenen Einwurf nicht, sondern stelle sein Werk mitten auf die lebendige Bühne."

Der junge Lessing, der Leipziger Student, der Dichter des Lustspieles „Der junge Gelehrte", ist der Held dieses Dramas, den Keim prächtig zu zeichnen verstanden hat. Nicht nur Scherz und Humor walten in diesem Werke, sondern auch manches ernste, heute noch gültige Wort:

„Die arme Kunst lebt hier von Tag zu Tag.
Man gähnt im Schauspiel, friert in der Tragödie,
Und einzig hilft der Harlekin noch aus.
Man fordert fast Unmögliches vom Künstler,
Man will gereizt sein, überreizt sogar,
Man schmäht auch die Franzosen — und beklatscht sie,
Und nur der Unsinn macht ein volles Haus!"

Dann der prächtige Dialog zwischen Lessing und seinem Vater über die deutsche Schauspielkunst und die prophetischen Worte des jungen Dichters:

„Wir Deutsche sind noch kein rechtes Volk.
Wir sprechen deutsch und dulden fremde Sitten.
Wir haben noch den Stolz nicht, das zu sein,
Was wir doch ewig sind und bleiben müssen.
Bevor's geschieht, o liebe Freundin, sterb' ich,
Doch wenn's geschieht, dann sprengt mein Geist sein Grab."

Die Dichtung schließt sehr stimmungsvoll mit dem Liede Lessings: „Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben?", das heute noch von den Studenten gesungen wird. — Trotz alledem sticht aber beim „Meisterschüler" der erste Entwurf des Gelegenheitsfestspieles hindurch.

Nach diesen drei dramatischen Dichtungen wandte sich Keim einem ganz neuen Gebiete, der Epik, zu und es erschien im Jahre 1885 eines seiner besten Werke, das seinen Namen in weite Leserkreise trug, die epische Dichtung: „Stephan Fadinger. Ein deutsches Bauernlied auf fliegenden Blättern."*) Mit diesem Epos war Keim auf ein Gebiet getreten, auf dem er später noch in mehreren dramatischen

*) „Stephan Fadinger." Verlag Karl Graeser. Wien 1898. Dritte Auflage. — Inzwischen hat sich ein deutscher Schutzverein: „Fadingerbund" gebildet.

der ungarische Reichstag die Madjarisierung der deutschen Volksschulen beschloß, als glühenden Protest das „Sturmlied der Siebenbürger Sachsen" erscheinen lassen. Von allen Seiten wurden dem Dichter von Siebenbürger Sachsen und anderen Deutschen Dankbriefe und Adressen geschrieben und eine Deputation von Siebenbürger Sachsen sprach bei Keim vor und dankte ihm im Namen der Nation. Gerührt von so viel Liebe und Anhänglichkeit, schrieb Keim den „Königsrichter", zu dem der Stoff der Geschichte der Siebenbürger Sachsen entlehnt ist. Er schreibt im Vorworte seines Buches: „Es ist mir persönlich wohl nicht möglich, all die jubelnden Ermunterungen, all die schmerzbewegten Dankesworte aus West und Ost, so wie ich möchte, reichlich zu erwidern. Aber ich glaube, der rechte Mann dankt dadurch, daß er seine Schuldigkeit tut. Die deutsche Dichtung ringt seit dem Tode unserer letzten wahrhaft großen Meister, Friedrich Hebbel, Franz Grillparzer und Otto Ludwig, nach dem Ideal der Bühne, nach der ‚Deutschen Nationaltragödie'. Der fast siebenhundertjährige Kampf der deutschen Bürgertugend gegen fremde Adelsbarbarei, die Reichstreue der Sachsen für Österreich schien mir ein neues und dankbares Feld der Nationaldichtung zu bieten. Die Ereignisse haben meine Arbeit überholt. Ohne meine Absicht ist der ‚Königsrichter' ein Schlachtruf meines Volkes und meiner Zeit geworden." Im „Königsrichter" hat Keim in prächtiger Jambensprache das Ringen und Kämpfen der Siebenbürger Sachsen um ihre Nationalität im XVI. Jahrhunderte geschildert. An der Familientragödie des Königsrichters, des Sachsengrafen Markus Pemflinger, spiegeln sich die Kämpfe einer ganzen Nation wieder. — Auf die beiden genannten Tragödien folgte im Jahre 1881 Keims Lustspiel „Der Meisterschüler",*) das Keim in deutscher Sinnestreue der akademischen Jugend, die oft in seinem Dienste gestanden, zugeeignet hat. Das Lustspiel verdankt seine Entstehung einem Festspiele zur Feier des hundertjährigen Todestages Gotthold Ephraim Lessings, um das ihn die Burschenschaft „Arminia" in Czernowitz ersucht hatte, wo es am 16. Februar 1881 am Deutschen Theater mit durchschlagendem Erfolge aufgeführt wurde. Es sollte aber bei diesem allerersten Entwurfe, schreibt Keim, nicht bleiben. Bei der ganzen Arbeit hatte mich ein freier, unabhängiger Humor getragen. Der Wille, kein Gelegenheitsstück, sondern eine selbständige, bühnengerechte Komödie zu erschaffen, wuchs unter der Arbeit. Nun kam noch der Erfolg von anderen Bühnen hinzu und ließ mich zufrieden sein, daß ich allmählich die einfache Grundform bereichert, die komischen Szenen vervielfältigt hatte. So entstand das vorliegende Schauspiel „Der

*) „Der Meisterschüler". Leipzig 1881. Breitkopf und Härtel.

Inzwischen hatte der Dichter, dessen Name immer mehr gekannt und gerühmt wurde, seine lyrischen Gedichte gesammelt und dieselben in einem stattlichen Bande 1887 unter dem sinnreichen Titel „Aus dem Sturmgesang des Lebens",*) herausgegeben. In Dankbarkeit hatte er sie Robert Hamerling, dem Großmeister deutscher Dichtung, gewidmet. Den sinnigen Namen seiner Lieder hat er im „Aufgesang" folgenderweise gedeutet:

„Ich hörte einst ein Glockenspiel vom Turm,
Im Anfang war's ein leises, leises Klingen,
Ein sanftes Tönen und ein tiefes Schwingen.

Da endlich ward's ein allgewalt'ger Sturm,
Allmächt'ger Ausklang tiefen, innern Bebens:
So seid auch ihr ein Sturmgesang des Lebens!"

In dem ersten Teile seiner Dichtungen „Junge Wanderschaft" sind es neben den schwermütigen Sonetten „Die Reise ins Leben", „Abschied", „Heimweh", „Emilia", „San Giacomo", „Ergebung", die an die unglückliche Jugendzeit des Dichters leise gemahnen, vor allem seine „Heidelberger Lieder", die die Aufmerksamkeit des Lesers auf sich ziehen. Bei Nennung des Namens Heidelberg da erwacht selbst im ernsten Dichter, wie seinerzeit in Viktor von Scheffel, eine ganze Welt von Schönheit, Jugend und Poesie, da erwacht in ihm der alte Student, der mit unvergänglicher Liebe an der Alma mater hängt.

„Heidelberg, wach' auf!" ruft Keim:

„O Heidelberg, du Krone,
Du Zier der alten Zeit,
Steh' wieder auf und throne
In neuer Herrlichkeit.

Blick' auf nach Strom und Landen,
Ein Wunder ist gescheh'n:
Das Reich ist auferstanden —
Auch du sollst aufersteh'n!"

Mit der Resignation des „Alten Herrn" gedenkt der „Heidelberger Jubilar" der seligen Heidelberger Studentenzeit:

„Sind's denn schon fünfzig Jahr',
— Hülfreicher Gott! —
Daß ich ein Bursche war,
Prächtig und flott?
— — — — — — — — — —
Wär' ich alt hundert Jahr',
Jung bin ich doch;
Dein bin ich immerdar,
Heidelberg hoch!"

Der dritte Teil der Lieder Keims ist „Fresken aus Wien" benannt und enthält meist Dichtungen an berühmte Wiener Persönlich-

---

*) „Aus dem Sturmgesang des Lebens". J. C. C. Bruns Verlag. Minden i. W. 1887.

Dichtungen das Beste und Ureigenste seiner reichen Begabung geleistet hat, auf das Gebiet der Heimatpoesie. Die Heldengestalt des Stephan Fadinger, von dem ein altes im Volke umgehendes Lied uns Kunde gibt, hat Keim in seinem Epos in den Mittelpunkt jenes Bauernaufstandes von 1626 gestellt, den die Gegenreformation heraufbeschworen hat. Um den Fadinger, der in diesen schweren Zeiten ein Aufrechter bleibt, spielen sich alle die heiteren und düsteren Szenen ab, die der Dichter auf vierundzwanzig fliegenden Blättern balladenartig erzählt, von denen ich besonders „Der armen Leut' Gebet anno 1626", „Das Reformationspatent", „Der Exulant", „Der Weckruf der schwarzen Bauern" und „Der Bauerntanz von Efferding" nennen will. Innige Heimatliebe des Dichters zu seinem „Landel" spricht aus den Versen der Dichtung, die auf all jenen Stätten spielt, die der Dichter heute so gerne besucht und die in seinem Liede wundersam verklärt erscheinen. Unter den vielen lobenden Kritiken, die dem Dichter zuteil wurden, mögen wohl zwei Briefe Keim am meisten erfreut haben, von denen der eine von Josef Viktor von Scheffel, der andere von Robert Hamerling herrührte. Viktor von Scheffel, der Dichter der „Frau Aventiure" und des „Ekkehard", dem das Volkstümliche und Dörperhafte an Keims Dichtung so gefiel, schrieb an ihn: „Ihre fliegenden Blätter frischen in volkstümlicher Weise, just wie ein Spielmann die Zeitung kündet, das Andenken wieder auf; es war Kraft und deutscher Unabhängigkeitssinn und Geist des Widerstandes gegen politische und religiöse Vergewaltigung in jenen Landleuten und nur der Erfolg ist Urteilsprecher, ob ihren Grabhügeln das Lob guter Patrioten oder die Verdammnis niedergeschlagener Rebellen zuteil wird. Mögen Ihre Landsleute in Deutsch-Österreich Anregung und Erquickung schöpfen aus dem frischen Luftzug, der durch Ihre Lieder geht." Und Robert Hamerling, der Schöpfer des „Ahasver in Rom" und des „König von Sion", schrieb nicht minder herzlich: „Nur sehr wenigen von den literarischen Spenden, womit mich Brüder und Vettern in Apollo beehren, gelingt es, meinen aufs äußerste abgestumpften Leseappetit zu reizen. Ihrer Gabe gelang es durch einen derbkräftigen, dabei pikanten Geschmack. Ich habe den „Stephan Fadinger" mit Behagen wirklich durchgelesen und mich an der frischen Lebendigkeit dieser Genrebilder baß ergötzt." Der „Fadinger Stoff" hat übrigens, durch Keims epischen Erfolg angeregt, wiederholt Dichter teils zur Dramatisierung*), teils zur Erzählung gereizt, doch hat keiner der Autoren, deren Namen mir entschwunden sind, denselben mit solcher Kunst verarbeitet, als Keim dies in seinem Bauernliede getan.

*) „Der Bauernkrieg in Oberösterreich. Nach 275 Jahren seinen lieben Landsleuten erzählt von einem Oberösterreicher (Strnadt)." Wels 1902. Druck und Verlag Herm. Haas. -- Grohmann: „Stöffel Fadinger." Drama in 5 Aufzügen. Linz 1904.

„Früh habt ihr meinen ersten Gruß empfangen,
Als Mutterschrei herzinn'ger Lieb' und Lust,
Und heute noch erglüh'n euch Herz und Wangen,
Mein Widerklang lebt fort in eurer Brust.

Aus Vatermund habt ihr mich einst vernommen,
Als Segenssprüchlein unterm Weihnachtsbaum,
Als Märchenfee bin ich zu euch gekommen,
Die Wiege schaukelnd sang ich euch in Traum.

Ich bin das Lied, das in der Kindheit Tagen
Im Wald erklang wie Rolands Zauberhorn,
Ich hab' die Sehnsucht euch ins Herz getragen,
Ich gab euch Gold aus deutscher Tage Born.

Was Walter sang, was Goethe uns gesungen,
Des Lebens Glück, der zorn'gen Waffen Tanz,
Das Schicksallied der stolzen Nibelungen —
Mein Herzblut ist's, mir flochten sie den Kranz.

Das haltet fest! Das ist die große Sache,
Der Menschen Bildung lebt in meinem Wort.
Verleugnet nie die deutsche Muttersprache,
Dann ist sie euch ein Segen fort und fort."

Ein Spielleuttag im Unterinntal.

Ein Sittenbild aus Tirol von **Christl Mitterer**.

Abend ist's — —

Das Tagesgestirn, die liebe Sonne, hat sich von den Talbewohnern einer freundlichen Unterinntaler Ortschaft verabschiedet und ist hinter den westlichen Höhen verschwunden.

Ihr letzter Kuß ruht und flammt zwar noch auf den Gipfeln und Höhen der Sonnberger Berge, doch dieser Kuß hat im Winter wenig Wärme, er ist kalt und herzlos wie der Hauch des Todes und doch wieder so liebevoll mit den Milliarden von Eiskristallen, die er mit rosarotem Schimmer übergießt.

Auch dieser wird allmählich bläßer und bläßer, verschwindet endlich ganz — und es lagert sich auf den Bergen ein schweigender Ernst.

Drunten im Tale wird's lebendig. Von der Jochbergerstraße her hört man die harmonischen Töne einer Blechmusik. Zuerst leise und zusammenhängend, dann immer stärker, kräftiger und bestimmter.

Es sind die „Jochberger".

„Die Musikanten kommen, die Jochberger," rufen die Weiber, die sich vor den Häusern angesammelt haben, um zu „gaffen" und zu „losen".

Heute ist Spielleuttag beim „Neuwirt", die Jochberger „machen auf". Die Jochberger sind die besten Spielleutmusikanten der ganzen

keiten, wie Christine Hebbel, Grillparzer, Hans Makart und Betti Paoli. Den vierten Teil seines Buches hat Keim Hermine Blum, seiner späteren Gattin, gewidmet, mit der er heute noch in glücklichster Ehe lebt und die der Stern seines reichen Lebens geblieben ist. Es ist ein prächtig schöner Liebesliederkranz, beinahe gemahnend an Hermann von Gilms „Theodolinde“, der sich durch die Gedichte „Die Blume der Armut“, „Verständigung“, „Glück“, „Ständchen“, „Neues Leben“, „Mein Friedensort“, „Zukunft“ und „Ein und alles“ windet und der von dem Liebesglücke des Dichters erzählt, das seinen Höhepunkt in den innigen Versen erreicht:

„Das war die schönste meiner Stunden,
Als ich, geführt von deiner Hand,
Dem lauten Lärm der Welt entschwunden,
Im Stübchen deiner Kindheit stand.

— — — — — — — — — — — —

Ja, hier muß jedes Herzweh heilen!
Bei dir ist Wahrheit, Unschuld, Glück.
O, dürft' ich nie von hinnen eilen
Und nie mehr in die Welt zurück.

Unter den „Gestalten“ des fünften Teiles seines Liederbuches sind vor allem Franz Schubert, Lessing und Fürst Bismarck zu nennen. Bismarck ist Keims Held auch später noch geblieben und manches treffliche Lied hat er „dem treuen Waffenschmied, der, eh' der Morgen dämmert, des Reiches Rüstung Glied für Glied in seiner Werkstatt hämmert“, aus deutscher Seele gewidmet. Zum markigen deutschen Vaterlandssänger hat sich aber Keim durch seine Gedichte „Aus dem Sturmgesang der Zeit“ und durch seine „Heroldslieder“ erhoben. „Es liegt,“ meint K. W. Gawalowski, „an Luther und Arndt Gemahnendes in Keims Dichtungen, denen man es allein auf den ersten Blick anmerkt, daß sie aus dem Sturmgesang des Lebens geboren worden sind. Die Abschnitte „Aus dem Sturmgesang der Zeit“ und „Heroldlieder“ enthalten nationale Lieder und Dichtungen von einer Hoheit der Gesinnung, von einer Kraft und Schönheit der Sprache, wie wir sie in der zeitgenössischen Literatur nur noch bei Hamerling und Dahn gefunden haben. Gedichten, wie die „Deutsche Muttersprache“, „Sturmlied der Siebenbürger Sachsen“, die vier „Heroldslieder“ und „Es ist Zeit“ ist ebenso unvergängliches Leben beschieden, wie den besten Liedern von 1813.“

Gerade in einer so trüben, traurigen Zeit, wo der Kampf ums Deutschtum, um die deutsche Sprache in Österreich sich mächtig zu regen beginnt, ist so ein gottbegnadeter Dichter wie Keim seinem Volke doppelt von Nöten und die Worte, die der Sänger der deutschen Muttersprache gewidmet, sollten nie vergessen werden:

drahn wird im Tanz, dann wieder nach Hause, wegen dem „Fürchten" . . . sie denkt daran und immer wieder und ihre Wangen werden noch röter.

Das Gfahr mit den Musikanten ist bald am Ziel, die Pferde traben so munter dahin, denn der „Wagnerwastl" lenkt sie.

Der Wastl ist ein tüchtiger Rosselenker und noch ein schneidiger „Jaga" dazu.

Er ist von stämmiger, untersetzter Figur, etwas „mollig", mit rundem, vollem Gesicht, wobei ihm die Gutmütigkeit aus seinen graublauen Augen leuchtet.

Diese Augen sind etwas rot geändert, was das viele warme Gamsbluat verschuldet, das er sauft — wenigstens nach seiner Behauptung.

Auf seinem Haupte trägt der Wastl selbstverständlich ein grünes, verschossenes Hüatl, verziert mit frischem Tannenreisig, Edelweiß und Gamsbartl. Noch eins: Der Wastl ist nämlich — und das soll kein Vorwurf sein, denn dies ist ja sozusagen eine „Jageranlage" — ein wenig redselig und fopperisch. Wenn er behauptet, die Jagdbeute war so groß, daß er sich die Reh und Gemsen „per Waggon" nachführen lassen mußte, oder er muß für seine geschossenen Vieher eine Ritschen bauen und mit dem Wasser triften, oder er ist gezwungen, für das Gamsfleisch eine Auskocherei zu errichten, so findet er schon manchen Gläubigen, doch seine Jagdkollegen schütteln schmunzelnd die Köpfe.

Die Auracher Kollegen wollen dem Wastl jede gute Seite absprechen, was wieder höchst ungerecht wäre.

Mag da kommen was da will, der Wastl, oder vielmehr unser Wastl, lächelt über alle Verdrießlichkeiten dieser Welt wie ein echter Philosoph.

So der Fuhrmann der Jochberger Musikanten.

Bei den Klängen der heiteren Musik wird auch dem Wastl ganz warm ums Herz und so sommerlich zu Mute — seine Gedanken fliegen hinauf auf seine teuren Berge, hinein in die steinige, zerklüftete Wildnis, wo die Gemsen herumklettern und den Wastl grüßen lassen, da wo die Sennin in der Hosen herumhantiert, hoch oben auf der Wildalm, und das Liadl singt:

„Mei Bua is a Jaga,
Hoast Wastl, liabt mi,
Und trifft a nit s Gamserl,
So trifft er scho mi."

Und da Wastl drauf:

„Mei Schatz is a Sennin,
Hat Kas am Kastn,
Wenn i hin kimm dazua,
Tuats mi kostn lassn."

Gegend; wenn sie „aufmachen“, ist eine Schneid und ein Schwung in der Sache.

Das wissen nicht nur die Buabn und die Dirndln, sondern auch der Neuwirt, der „Ruapp“; allerdings nicht aus gleichem Interesse, denn dem Ruapp is ums Drahn nichts, wohl aber ums Gschäft.

Und ein Gschäft geht, wenn die Jochberger spielen, es wird immer „gsteckt voll“, nicht nur die Wirtsstuben, der Tanzboden und s Verschlagl — auch so mancher Gast.

Die Jochberger sind aber nicht nur gute Musikanten, sondern auch lustige Manda, echte Tiroler, blasen die ganze Nacht fest drauf los.

Und wie sie heut mit dem primitiven Gfahr daherkommen, entlang der Jochbergerstraße, auf einem großen Heuschlitten sitzend, der mit zwei Pferden bespannt ist und ihre Weisen hinausblasen in die dämmernde Welt, so klingt das so traulich und heimisch hinein in die Herzen von jung und alt; voraus die Weise des Liedes:

Wenns koan Schnee mehr obaschneibt,
Und da Kerschbam blüaht und treibt,
Wenn die Schwalben wieder kommen,
Und die Bienen ummer summen,
Wenn das Täuberl gurrt und girrt,
Und da Taubrer Herzweh gspürt;
Gelt, das is die schöne Zeit,
Die uns zwoa gar so gfreut.
Singt sogar der Stieglitz dort,
Singt mit mia in einemfort;
Selbst das Amserl drunt beim Bach
Pfeift mas Liadl allweil nach,
Aba du, du bist so kalt,
Wie da Kieselstoan im Wald,
Diandle sei nit gar so sper,
Sonstn sigst mi nimma mehr.

Diandle kennst denn du dein Buam sei Standerl nit?
Mach das Fensterl auf, mach das Fensterl auf,
Denn i bring dir heut an wunderschönen Blumenstrauß
Und a herzigs, a herzigs, und a herzigs Busserl drauf.

Diese Weise klingt jubelnd und doch so klagend hinaus — es ist ein Stück Leben — und das blüht und stiehlt sich so heimlich ins Herz wie die Liebe . . .

Ja, die Liebe!

Sie rührt an allen Fasern des Herzens und tut so wohl und doch wieder so weh, wie dieses Lied . . .

An der Straße steht ein Haus und unter der Haustür ein Dirndl — ein hübsches Kind mit schwarzen Augen und roten Wangen, die Jugend selber.

Sie lauscht der Melodie des Liedes, Gedanken und Gefühle erwachen in ihrem hübschen Köpfchen — sie denkt an ihren Steff, den schneidigen „Gamshoga“, der sie heut vor die Spielleut führen und fest

Endlich kommt der Sonntag, die ganze Gesellschaft steht ehrerbietig, den Hut in der Hand, in der Gemeindekanzlei, in der Mitten der Ruapp, umgeben von seinen Getreuen.

Der „Gerichtshof“ erscheint.

Als Vorsitzender der „Vize“ in Begleitung des Gemeindedoktors, der berufen, den gordischen Knoten entzwei zu hauen, wenn die Sache zu verwickelt, und noch eines Rates. Hinten drein folgt der Ankläger Stoff.

Ernste, feierliche Gesichter; die hohe Mission spiegelt sich in jeder Bewegung wieder.

Der Vize streicht sich bedächtig den langen Schnurrbart und beginnt dann im strengen Tone: „No, habts schon wieda a so a Dummheit gmacht. Wie war die Sache?“

Stoff als Ankläger tritt vor und verschwärzt die ganze Gesellschaft anständig.

Der Ruapp und die andern fangen an, sich unschuldig zu machen, wie die lieben Engel — alles umsonst.

Der Gerichtshof zieht sich zurück zur Beratung. Eine Viertelstunde banger Erwartung.

Endlich erscheint er, der Vize streichelt sich wieder den Bart, tritt vor und spricht: „Für diesmal einen Verweis; ich mache euch aufmerksam, speziell Sie, Herr Wirt, mit diesem Vorgehen kommen Sie nicht weit ... abtreten ...“

Um nach diesem Intermezzo wieder zu unserem Mittagsschläfchen zu kommen, sei bemerkt, daß der Ruapp heute auch alles für die Spielleut hat herrichten müssen, Würstln und Wein, Bier und Fleisch, sich um Kellnerinnen umsehen, bekränzen und was das Zeug mehr ist, und da soll einer kommen und sagen, daß der Ruapp sein Schläfchen nicht verdient. Geprügelt wird er, derjenige.

Die Eingangstür zum „Neuwirt“ ist mit einem großen Kranz von frischen Tannenreisern geschmückt, welcher links und rechts sowie oben befestigt ist, oben eine Tafel umschließt, worauf in großen, schwarzen Lettern steht: „Hoch leben die Dirndln und die Buabn.“

Das Spielleutkomitee steht unter der Tür, junge, schlanke Burschen mit kurzen Lederhosen, grüngestreiften Strümpfen und detto verzierten Hosenkraxen und weißer Pfoad (Hemd) an, am Kopf schneidige Hüatln, mit zanigen Gamsbarschten geschmückt — richtige Gamshoga. Sie erwarten die Jochberger und wie sie kommen und den Juhschrei vom Wastl vernehmen, erweckt dieser ein zwanzigfaches Echo.

Die Musikanten „setzen an“ und mit lustigen Klängen gehts hinein in die Wirtsstube. Die Burgl, die Kellnerin, hat schon im Verschlagl für die Musikanten den Tisch gedeckt und aufgetragen.

Sie drauf das Schneidige:

„s Dirndl auf der Alm,
Tuat den Juhschrei, den halbn,
Den halbn tuat der Bua,
Wenn a hin kimmt dazua.“

Und der Wastl kraxelte schon im Geiste hinauf, auf dem Rücken den Schnerfer und Stutzen, ersteren wohlbepackt mit Speck, Schnaps und Knödlzeug, denn es gibt „Jagaknödl“, in der schwieligen „Pratzen“ den mächtigen Bergstock; der Schweiß rinnt dem armen Wastl schon in hellen Tropfen herab, da sieht er sein „Jagamadl“ hoch oben stehen, mit der Hosen an, er hört sie singen und jodeln, er macht einen Juhschrei — aber an ganzen — die Pferde mit dem Gfahr machen einen Satz, Wastl erwacht aus seiner Träumerei, die Jochberger sind beim „Neuwirt“ angelangt.

Beim „Neuwirt“ ist schon alles hergerichtet.

Der Wirt ist schon den ganzen Tag herumgeschossen — das Mittagsschläfchen abgerechnet.

Ja, das liebe Mittagsschläfchen!

Es ist so ein Bedürfnis für ihn, den guaten Ruapp, mit dem vollen, freundlichen und gutmütigen Gesicht.

Tagsüber hat er in der Metzgerei nachzusehen, muß mit manchem mißtrauischen Bäuerlein, das schon bei allen Metzgern war, um auszukundschaften, wieviel sie für das Pfund zahln, ein Sträußlein bestehen, um „gleich zu wern“ wegen einem Facken, Kalbl oder sonst einem Rindvieh, auf daß er, der Ruapp, wieder gute Würste machen oder sonst einem Bäuerlein ein „Schweinernes“ mitgeben kann für seine Alte. Du lieber Himmel, er muß noch die Gäst unterhalten bis in die geschlagene Nacht, wo dann der „Stoff“ erscheint, der schneidige Polizist, der „keine Würstln“ kennt und wie rechtens gleich einen hinausschmeißt oder aufschreibt — und den armen Ruapp dazua.

Eine Woche drauf das Malheur.

Der Polizeidiener bringt einen Zettel im Auftrage der hohen, von Gott vorgesetzten Gemeindeobrigkeit, darauf zu lesen sind eigene und fremde Sünden: „wegen Übertretung der Polizeistunde, Verleitung und Verführung der Gäste zum „Hocken“ zu erscheinen am Sonntag um 11 Uhr in der Gemeindekanzlei. N. N., Bürgermeister.“

Die ganze Woche wird das Kommende ausführlich besprochen mit den „Verleiteten“ und Mitangeklagten, die zwar nur eigener Sünden halber angeklagt sind, wegen zu langen Hockens und Versoffenseins nach der Polizeistunde; eine Ausrede um die andere, unglaublich die ganze Geschichte, dieser verfluchte Stoff mit seiner „Gachen“ (eiligem Auftreten).

Diese macht der Moidl ein Kreuz und gibt ihren Kindern die Mahnung: „Kinder, seids brav, gehts mianand hoam, nit zu spat, i kann ja do nit schlafen, bis nit dahoam seids; machts ma koa Schand."

Die Moidl ist gerührt, sie weiß, es meints doch niemand auf der Welt so gut wie die Mutter; sie drückt der Mutter die Hand und sagt: „Kannst di verlassen, Mutter" und fort ist sie zu ihrem Bruder.

Ja, es meints doch niemand auf der Welt so gut, wie die Mutter . . .

Die Mutter weiß, auf dem Tanzboden erfüllt sich manches Schicksal — oft stimmts, oft nicht — es ist besser, in Anstand und Ehren ereignet sich ein Geschick, wenn s sein müßte.

In so einem jungen Köpfchen blüht der ganze Frühling mit all' seinen Blumen, das Herz rennt oft davon, die Macht des Augenblickes siegt über alle Vorsätze und Mahnungen, das weiß die gute Mutter, darum kann sie nicht schlafen.

Es ist eine komische Sache, das Leben . . .

Beim „Neuwirt" klingen schon die lustigen Weisen durch die geöffneten Fenster des Tanzsaales heraus.

Drinnen geht es auf und nieder. Eine Dunstwolke strömt aus den Fenstern; innen Hitze und Staub, außen Kälte. Die Tänzer und Tänzerinnen wechseln.

Die Buabn umstehen im Kreise den Tanzplatz und wenn einer Lust hat zum Tanz, so frägt er denjenigen, mit dessen Tänzerin er eine Toar tanzen will: „Laßt mi oan tanzen?" Die gewöhnliche Antwort darauf lautet: „Na, oan oder zwe no" und zur Bekräftigung, respektive Vereidlichung werden ein oder zwei Finger in die Höhe gehalten, je nachdem.

Während in der Stadt der Tanzlustige nach den üblichen Redensarten, wie: „Gestatten Sie?" „Erlauben Sie?" unter einer graziösen Verbeugung den Arm der Tänzerin ergreift, würde auf dem Spielleuttag beim „Neuwirt" solch eine Schöne sich sehr gekränkt fühlen, wollte der Tänzer dieselbe auf diese Weise zum Tanze auffordern.

Also sagt der Bua, wenn er um die Tänzerin angegangen wird: „Zwe noch, nacha kriagst ös" — 's Dirndl nämlich — oder: „Is schon verhoaßen."

Wenn so eine Schöne Durst hat, so führt sie der Bua zum Ruapp hinaus zur Budl und kauft ihr a Kracherl oder a Zuckerbier, wobei sie sich bequemen muß, eine Zeitlang mit dem Löffel herumzurühren.

Hat der Bua 's Dirndl gern, so setzt er sich mit ihr ins Nebenzimmer und zahlt ihr was, und ist die Liebe sehr groß, so geht er mit ihr übers Gasserl, da läßt sich die ganze Herzensangelegenheit ungenierter besprechen . . .

Bevor die Blaserei, der Tanz losgeht, gibts für die Musikanten zur „Stärkung“ eine kleine Fresserei: Nudelsuppe mit Würsteln, wo die Mahnung des Wirtes: „greifts fest zua, Buam“ tapfer befolgt wird.

Während die Jochberger sich solchermaßen für ihre nächtliche Aufgabe stärken, rücken schon einige Pärchen an; solche von der nahen Schneid- oder Hogmoargasse.

Die Buam treten voran herein in die Wirtsstube, die Dirndln hinterher, fest eingehüllt in ihre Kopf- und Übertücher.

Es wird gegrüßt nach allen Seiten. „Gesundheit . . . Prosit . . . Gilt schon gell, gilt schon umadum.“

„Gilt schon“; die Antwort, wobei die Krüge erhoben werden; wenn ’s die Freundschaft bedeutet, so nimmt der andere den Bierkrug und sauft ihn aus, wobei der andere meint: „Du siachisch Luder“.

Die Dirndln kosten nur wenig bei einer solchen Gelegenheit, wobei sie sich bequemen müssen, etwas aus ihrer Vermummung zu schlüpfen und das Taschentüchlein, das so g’schamig vor den Mund gehalten wird und zur heutigen Feierlichkeit mit a paar schmeckate Tropfen getauft wurde, wegzunehmen.

Aber da wird nichts mehr weiter kredt (gesprochen), das is so Brauch und Sitte.

Nachdem so alles seinen Anfang nimmt, die Musikanten nach beendigter Mahlzeit im ersten Stock „obenaufoben“ im Tanzsaal, auf der Spielleutbank Platz nehmen, der Kassier vor der Stiege beim Tischl Aufstellung nimmt, der Ruapp in der Budl „obenaufoben“ ’s Bierfassel anzapft, Flaschen und Gläser herrichtet, die Kellnerin geschäftig ordnend hin und her rennt und ein paar Liter auf das Spielleuttischl stellt, zur Anfeuchtung für die Musikanten, steht drinnen in der Stube eines großen Bauernhofes ein Dirndl vor dem Spiegel, Moidl heißt sie. Aus dem Spiegel schaut ein hübsches Gesichtchen, wie Milch und Bluat. Augen so blau wie der Spiegel eines Bergsees, es glänzt darin Lebensfreude und Treuherzigkeit.

Doch jetzt huscht ein unwilliger Zug über das schöne Mädchengesicht.

Die Masche will sich nicht recht zurecht legen lassen, es ist höchste Zeit, sie will mit dem Bruder vor die Spielleut gehen, zum „Neuwirt“.

Sie hat fleißig in der Küche hantiert und ist etwas spät daran. Der Bruder wartet schon vor dem Haus, er pfeift ein Liedchen und ruft manchesmal zum Fenster herein: „Na, schau Moidl und mach amal fertig; diese verfluchten Weiberleut mit ihrer ewigen Anlegerei; zehnmal leg ich mi an derweil“.“ Und die Moidl wird endlich fertig, die Masche und das Fiaschter stimmt, die gute Moidl geht zur Mutter in die Küche hinaus.

Hansei kennt da keine Dummheiten; aufglegt ist er. „Du Schwein, du besuffens!“ schreit er und haut dem Weana in die Pappen, daß er auf allen Vieren auf dem Bauche liegt.

Der Krug und der Weana stehen nimma auf.

Ein jedes Ding hat seine Grenzen und seine Zeit, es ist einmal so auf der Welt; es muß sich jeder damit abfinden.

Der „Hubinger Mich“ ist auch Tischgenosse, weint schier vor Aufregung über diese Gaudi. Er ist ein guter Sechziger, ein alter Raufbold und Hoagmoar mit vierschrittigem, zerhautem Gesicht, wo nicht nur die Zeit, sondern auch die Schläge, die er erhalten, ihre Spuren zurückgelassen.

Die stahlgrauen Augen stieren unbestimmt ins Weite; man kennt es ihm noch heute an, er war ein „Unsicherer“. Das Alter ist da, er fühlt seine Ohnmacht, knirscht mit den Zähnen und einige Tropfen kollern aus seinen Augen hinab über die zerfurchten, eingefallenen Wangen.

Als er noch jung war, der Mich, war er nicht nur ein gefürchteter Raufer, auch auf dem Tanzplatz hat er seinen Mann gestellt; ebenso war ihm eine poetische Ader nicht abzusprechen und das Liadl, das er einmal vor dem Spielleuttischl gesungen, lebt noch:

Der erst ist da Dichter,
Wie ma lebn auf der Welt,
Der zweit erst da Künstler,
Erst nacha kimbs Geld.

Ja, sie war einmal, die Zeit der Liebe, des Raufens und des Gesanges . . . Sie ist vorbei, diese Zeit, was vorbei, kehrt nicht wieder.

An einem anderen Tische wird politisiert. Die „höhere Politik“ spielt da selten eine Rolle, meist werden da die Gmoan-(Gemeinde-) Verordnungen kritisiert.

Da sind gewöhnlich zwei Richtungen vertreten: Für und gegen.

Bei unserem Tische sind einige „Gemeindemannda“, darunter auch der Vize, den wir schon kennen gelernt bei der Gemeindeverhandlung. Holzmeister Jagg, ein alter „Holzwurm“, ist auch bei der Gruppe.

Jaggl ist ein alter Politisierer, er kann die Goschen oft nicht halten, so auch heute.

Er ist beim Wort: „. . . Das ist nicht richtig, da sollt schon die Gemeinde an Ordnung einebringen — wegn an Licht — oft brennts nicht, oft schlecht, zahlen müßt ma decht gleich, wenigstens auf der Straßn kunnt a bessre Angstalt sein; geht ma hoam, fallt ma an Mühlbach oder man rennt sonst wo an . . . Wer zahlts? . . . Die Gemeinde? . . . Wer tragt die Kosten, wenn a Dummheit passiert? An

Wenn die Musikanten gegen Mitternacht hin etwas „nachlassen“, so stellt sich einer auf beim Spielleuttischl und ruft in den Saal: „Buam, einreibn, a Neue (landläufiger Ausdruck für ein neues Stück) her, a Sechserl für die Musikanten!“ Die Meisten leisten der Aufforderung Folge, die Spielleut werden ausbezahlt.

Die Musikanten sind dankbar für derartige Erkenntlichkeiten, begleiten ein Liadl, das jetzt gesungen wird, gemeinsam vor dem Spielleuttischl:

Wann i mei Dirndl halsen tua,
Druckt sie die Äuglein zua,
Sie tuat, als ob sie schlafen tat
Und is ganz stad . . .
I sag, mei Dirndl, i hab di gern,
Die Liab kann uns niemand verwehren,
Drum gib i dir mei Herz zum Pfand
Und mir bleibn beinand.
Drum gib i dir mei Herz zum Pfand
Und wir bleibn beinand . . .

Der Gesang verstummt, die Paare setzen sich in Bewegung, die Musik fällt wieder ein in frischem Tempo.

Unteneinunt (im unteren Stock) geht es auch hoch her, jedoch nach einer anderen Melodie.

Die Burgl, die Kellnerein, hat alle Hände voll zu tun.

Da sitzen Bürger, Bauern und Handwerker bei den Tischen, einige Pärchen inzwischen, die sich daher verirrt haben und sich ausrasten.

Der Bua schneidet dem Dirndl vor, was die Schöne mit dankbaren Blicken und festem Appetit erwidert, denn die Schnitzel schmecken ausgezeichnet; hie und da — wenn unbeachtet — fährt die Schöne mit ihrem hübschen Füßchen an die Waden ihres Liebsten, als Zeichen ihrer besonderen Huld.

An einem Tische geht's extra hoch her, da sitzt ein Weana, ein dicker Kerl mit verschwommenem Gesichte.

Er ist Moasterknecht beim Rasierer.

Heut hat er einen Rausch wie eine Kanone. In manchen Energiemomenten steht er auf beim Tisch und brüllt, indem er mit den Armen in der Luft herumwiegt: „I bin a fescher Weana . . .“ da bleibt er stecken, weiter weiß er nichts mehr.

Der Hanseisepp sitzt nebenbei, auch „guat beinand“, an mords Sarm (großen Rausch), obwohl er selbst das nie eingesteht — das macht zwar jeder. Sein Leibspruch ist: „G'suffen homma und Räusch hoambs koabt.“ Beim Rausch will das kleine, possierliche Männchen nie dabei sein, beim Saufen immer.

Da plötzlich schüttet ihm der Weana mit seiner „Agierung“ den ganzen Krug Bier über die Beine.

Oder:

Übern Grambach,
Ja übern Grambach
Schleicht a Fuchs.
Geht koa andrer Schlangl
Mit sein Sonntagsgwandl
Übern Grambach,
als wie i . . .
Übern Grambach,
Ja übern Grambach
Is mei Diandl dahoam . . .

Das Lied wurde durch einen Mordsspektakel unterbrochen, denn da Moastaknecht, da Weana, wurde hinausgeschmissen, respektive hinausgetragen. Wastl hatte wenig Ohr für all das . . . er denkt hinüber nach Pinzgau, zu seiner Sennerin, da fällt ihm die wunderbare Weise eines Liedes ein und er greift in die Saiten . . . „Schöntagwoadweis“ heißt man das Lied. Es ist eine alte und doch so bekannte und sich immer wiederholende Geschichte, die Entstehung dieses Liedes.

An der Gemarkung zwischen Tirol und Pinzgau liegen hoch oben auf der Schneid die Matten der „Schöntagwoadalm“. Auf der Alm hauste einst eine schöne Sennerin. Beim Edelweißbrocken verirrte sich ein Stadtherr in ihre Hütte und fand nicht nur ein Edelweiß — auch ein Herz.

Das nahm so seinen Fortgang . . . Die Blicke und Gedanken der Sennerin schweiften oft hinaus über die Höhen der Berge, hinab ins Tal.

Es ist Brauch, wenn die erste Heumahd im Tal beendigt, gehen die „Hoaminger“ (Talbewohner) hinauf auf die Alm, richten das Holz für das kommende Jahr, machen die Wassergräben auf, „raumen“ zusammen und schaffen Ordnung.

Es war grad um diese Zeit, da nahm die Sennerin ihr Waldhorn, ging hinaus auf die „Schneid“ des Berges, wo man hinuntersieht ins Tal, und durch die Stille der Nacht klang weich, mahnend und einladend die Weise des Liedes:

Geh heut nit aufa,
Geh heut nit aufa,
Heut sind die Hoaminger da.
Geh morgn aufa,
Geh morgn aufa,
Morgn is gar neamd mehr da.

Burgermoaster wirds gleich sein," fährt Jagg fort, „der hat seine eigene Beleuchtung, der kümmert sich um so was nicht."

Dem Vize flammt es schon auf: „Was? Übern Burgermoasta laß i nichts kemma ... Was brauchts ös a Liacht da draußen? Seids froh und dankts an Herrgott, daß an solchen Burgermoaster habts!"

Drauf Jagg: „Da kunnt unseroana beim Herrgott guat ankema, wenn i mit an solchen Dank daherkam, wo i eh nit guat angschriebn bin dabei."

„Überhaupt gehts hoam, wanns Tag is," so drauf der Vize.

Bei diesen Worten des Vize springt der Installateur, der „Kipferling", der auch ihre Anwesenheit teilt, auf, erfaßt den Bierkrug und schreit inzwischen: „Muaß enk glei oane obahaun! Eins ums andere ... gneckt hobts mi zwegn dem ‚Stalliern', ös Burga ... und drauf und drum ... aba nix gnutzt hots enk ... so ... was denkts denn ös, ös seids krat alloan auf der Welt? Aufzwickn mechts mi ..."

Jaggl erfaßt den Kerl bei der Hand, denn er is a „Gachzorniger".

„Etwas langsam," sagt da Vize, „probierts ös nur amol, werd segn ... is leichter gredt ... Kellnerin, zahln!" Und da Vize verläßt die Wirtsstube.

Die Tür fällt fest ins Schloß.

An einem dritten Tisch sitzt der Wastl, unser Wastl, und spielt auf der Zither. Um ihn herum einige Liebespaarln — der Wastl weiß sie zu unterhalten. Er kennt sich auf der Zither aus wie mit dem Jagern. Der Wastl war auch „obenaufoben" — auf dem Tanzboden — hat a paar getanzt, aber da Wastl ist zu kamod und zu dick zum Drahn, er muß fest schwitzen, sein Madl ist auch nicht da, ist im Pinzgau, und so ist der Wastl herunter und spielt einen auf der Zither.

Wenn der Wastl eine Pause macht, so wird eins gesungen:

Diandl sei gscheit,
Nimm an Buam, der di gfreut,
Nimm an Buam mit an Geld,
Hoast a Freud auf da Welt.
Diandl sei gscheit,
Nimm an Buam, der di gfreut,
Nimm an Buam, ders guat kon,
Daß d nit z lerna brauchst dron.

Und weiter:

s Diandl is launig,
Geh sei wieda guat,
Greif her auf mei Herzerl,
Wie weh daß ma tuat.
Es hammerlt und schlagt ja
Die ganz Zeit für di,
Diandl sei gscheit
Und liab mi.

zeit kommen, wird extra was gekocht, ein „Sterz“ oder ein „Eierschmalz“, und wenn's hoch hergeht, gar noch Kaffee dazu. Nachbarliche Schickboten, die was auszurichten haben, werden selten entlassen, ohne daß die Hausmutter ein Stückel Brot reicht oder sonst eine kleine Essenssache.

Und wer am Abend kommt — sei es wer immer — und bittet um Nachtherberge, der wird angenommen. Nicht immer mit großer Bereitwilligkeit, gar manchmal mit ein wenig Brummen, weil „man kein Bett hat“, weil „man immereinmal nit weiß, wer die Leut sein“, weil „oft immer einer mit dem Feuer nit tut achting geben“ und weil's „halt eigentlich verboten tut sein, fremde Leut' über Nacht zu behalten“. Aber fortgeschickt wird doch niemand. Draußen ist ja das „wilde Birg“, „der kalte Wind“, „auf der nassen Erden soll kein Christenmensch schlafen“. Im Altbauernhause wird auch der Hausierjud, so zuwider er manchen Leuten sein mag, wie ein Christenmensch behandelt, der „auf der nassen Erden nit schlafen soll“. Und jeder, der über Nacht bleiben darf, bekommt eine warme Suppe. Dann wird er, wenn's kein Bett gibt oder der Gast aus irgendeinem Grunde als nicht recht bettfähig angesehen wird, hinausgeführt in die Scheune, auf Heu oder Stroh. Das tut stets der Bauer selber, der dem Fremden noch alles Feuerzeug abfordert. Es gibt ihrer aber solche, die das Feuerzeug verleugnen, nachher mit dem Streichholz die Pfeife anzünden. Am anderen Tag steht anstatt des Hofes eine Brandstatt da und kein Mensch weiß, „wie das hat geschehen können“.

Mancher Bauer hat als Viehkäufer oder in anderen Berufsgeschäften zu wandern; in jedem Hause — er kann sich darauf verlassen — wird er aufgenommen, als gehöre er in den Hof, wird bewirtet und bekommt sein Bett.

Wenn im Bauernhause Wallfahrer einkehren, etwa auf der Rückkehr, und „ein schön Gruß von Mariazell“ bringen, so werden sie besonders gut aufgenommen und verpflegt, wofür die Gäste damit danken, daß sie der Hausmutter ein „Zellerbreverl“ oder ein „Wachsstöckel“ oder eine „Rosenkranzbeten“ oder ein anderes Andenken aus dem Wallfahrtsorte verehren. Wenn es sich gelegentlich zuträgt, daß ein junger Wallfahrer sich in die junge Haustochter verliebt, so heißt es, „wird der Segen Gottes wohl dabei sein“. Und war ich einmal bei Wallfahrt und Hochzeit Zeuge, wie aus so einem bescheidenen Gaste der Hausvater geworden ist.

Indes gibt es unliebsamere Zusprüche im entlegenen Bauernhause.

Wenn die braune Bande kommt, die Zigeuner mit den schönen schwarzäugigen Männern, den wildlockigen Weibern, den halbnackten Kindern und den keifenden Hündlein, und wenn sie bitten um Obdach

Altsteirische Bauerngastlichkeit.

Erinnerungen von **Peter Rosegger.**

Die Katz wascht sich! s kimmt heut noch wer!“ Diesen Ruf hört man im entlegenen Bauernhof manchmal und er macht immer einiges Aufsehen. Wenn sich die Katz wäscht! Sie ist ja ein weibliches Wesen und putzt sich gern heraus, wenn sie ahnt, daß ein Fremder kommt. So schreiben es ihr die Hofbewohner zu und die Hausmutter selber reinigt den Tisch und die Schürze und die Hände, wenn sich die Katz wäscht. „s kimmt wer!“ das ist wie die Ankündigung eines Ereignisses, um so spannender, als man nicht weiß, wer es sein wird. Vielleicht ein „Umergeher“, wie man die zweifelhaften Stromer nennt, die nicht eigentlich betteln und nicht eigentlich stehlen, gelegentlich aber doch beides tun. Oder es ist ein ehrlicher Bettler oder ein Hausierer oder gar der Herr „Diener“ vom Steueramt, den man am höflichsten aufnimmt, aber am lebhaftesten verwünscht, obschon er „nix dafür kann, daß er gschickt wird“. Es kann aber auch ein Stadtherr sein, so ein Bergsteiger, „wie sie jetzt alleweil umeinandergehen wie die Narren. Aber gscheit seins und Geld habns.“

Beim Altbauernhof geht keiner zum Tor hinein, der nicht drinnen etwas Gutes erfährt. Wenigstens wird er eingeladen, er soll „ein bissel abrasten, der Berg da auffer ist hübsch stickl (steil)“. Der Bettler bekommt seine Gabe, der Umergeher wird auch gefragt, was er will. Wenn er um „bissel was zum essen“ ersucht, so kriegt er, was übrig geblieben ist; die Hausmutter fragt ihn noch, ob er selber einen Löffel bei sich hätte? Wenn nicht, so sucht sie aus der Tischlade einen hervor, wischt ihn an ihrer Schürze ab und legt ihn zur Schüssel. Ersucht der Fremde aber um nichts, sondern sitzt so da und sitzt nur immer da, dann fängt man an argwöhnisch zu werden. Ist die Bäuerin allein im Hause, so schreit sie in den Keller oder Dachboden Befehle hin, um glauben zu machen, es seien auch andere Leute daheim. Oder sie läßt den Kettenhund frei; wird aber selten dazukommen, den verdächtigen Menschen fortzuweisen.

Wer zur Essenszeit kommt, auch wenn's der nächste Nachbar ist, der wird zum Tisch geladen, er soll „a wengerl mithalten, viel wird er eh nit kriegen“. Die Artigkeit begehrt's, daß der Eingeladene sich eine Weile weigert, „sich ehren laßt“, bis die Einladung wiederholt wird. „Aber so geh her, setz dich zuwer, zum Ehrenlassen zahlt sichs nit aus“ und was der Redensarten mehr sind. „Nau, bin halt gleih so grob!“ mit diesen Worten nimmt der Gast an und setzt sich zum Tisch. Befreundeten oder verwandten Besuchern, wenn sie außerhab der Mahl-

Der Bauersmensch hatte dazumal noch den allergrößten Abschen vor dem Soldatenleben, das ein gar elendes Hundeleben gewesen ist. Er entzog sich ihm, wenn irgend möglich, durch die Flucht. Zur Sommerszeit lebte er — um den beständig umherspähenden Häschern zu entgehen — in den Wildnissen, nahezu wie ein wildes Tier. Den Winter über wohnte er in verborgenen Löchern der Bauernhöfte. Der Bauer hielt es für ein gutes Werk, solche Flüchtlinge zu verstecken und zu verpflegen. So hatte der Granegger in seiner Schaubkammer den Sagschneider Franz verborgen, der wegen Flucht aus der Kaserne schon zweimal Spießruten laufen mußte, trotzdem das drittemal wieder geflohen war. Wenn sie ihn jetzt noch einmal erwischen, wird er kurzab erschossen. So hatte der Granegger ein ganzes System eingerichtet, um den Mann zu schützen. Das Essen wurde dem Flüchtling in einem Strohbund verborgen in die Kammer geschickt, in der er gerne auf einem Schaube saß und sich die Zeit mit Strümpfestricken vertrieb. Manchmal kamen „Überreiter" (Häscher) in den Hof, um nach Flüchtlingen zu fahnden. Da trieb der Bauer irgendein Stück Vieh aus dem Stall zum Brunnen und knallte dabei mit der Peitsche. Dieses Knallen war das Zeichen für den Franz, sich in die Hohlwand zu verstecken, denn die Überreiter kamen auch in die Schaubkammer und stachen mit ihren Spießen im Stroh umher. So ging's vom Spätherbst durch den ganzen Winter. Im März, noch ehe der Franz ins Hochgebirge flüchten konnte, bekam er die Lungenentzündung und starb. Jetzt der Tote machte dem Granegger mehr Sorgen als der Lebendige. Wenn er angibt, wer's gewesen, wird er hart bestraft. So führte er nächtig die Leiche hinauf in den Heugrabenwald und legte sie in eine verfallene Köhlerhütte, wo sie nach einiger Zeit von Häschern gefunden worden ist.

Bezeichnend für die Treue altsteirischer Bauerngastlichkeit ist eine Geschichte, die in meiner Jugend noch erzählt wurde, während die jetzigen Bewohner der Gegend allerdings nichts davon wissen. Im Fochnitzgraben (Pfarre Stanz bei Kindberg) steht der alte Fochnitzhof. Zur Franzosenzeit war es. Da wusch sich wieder einmal die Katz. Kamen zu diesem Hofe eines Abends aus dem Mürztale drei „Blaufüchse" herein. Sie schienen müde und erschöpft zu sein und ersuchten in schlechtem Deutsch höflich um Nachtquartier. Der Bauer bewirtete sie und wies ihnen dann bescheidentlich zum Schlafen die Heuscheune an, die oben auf der Wiese stand. Den Franzosen war das recht, sie begaben sich in die Scheune, dessen einziges Tor sie von innen verrammelten. Um Mitternacht war's und ging ein Sturmwind, als es am Fenster der Fochnitzstube leise klopfte. Der Fochnitzbauer stand auf und wollte wissen, wer draußen sei? Und waren es etliche bewaffnete Bürger aus Stanz, die sofort fragten, ob nicht Franzosen im Fochnitzhofe übernachteten?

über Nacht! Da heißt es zuerst allerdings rauh und derb: „Wir behalten niemand! So ein Gesindel schon gar nit!“ Auf eindringliches Bitten meint die Hausmutter aber endlich doch: „Was sollens denn machen im schlechten Wetter auf der freien Weid? Mit den kleinen Kindern! Sollen halt in Gottesnamen dableiben, in der Streuhütten können sie schlafen.“ Und kocht in einem Riesentopf Brotsuppe, damit sie auch was Warmes in den Magen kriegen. Am nächsten Tag, wenn sie abziehen, muß freilich der Knecht dabeistehen und achtgeben, „daß nix mitgeht“. Aber so ein simpler Knecht hat viel zu wenig Augen; wenn die Bande davongezogen ist allemal auch etwas „mitgegangen“.

Der Tourist, wenn er sich im Gebirge verirrt hat und über ihn die unwirtliche Nacht hereinbricht, denkt: Wenn ich nur zu einem Bauernhaus hinabkommen könnte! — Niemandem fällt es ein: Ja, werden sie mich, den Fremden, wohl auch beherbergen? Jeder, und käme er um Mitternacht, wird aufgenommen und nach Möglichkeit betreut. Und wenn der Tourist am nächsten Tage nach der Schuldigkeit fragt, so antwortet der Bauer, falls er von der neueren Gattung einer ist: „Was ſ halt gern hergeben.“ Ist es aber einer vom alten Schlag, so sagt er: „Wegen destwegen seids nix schuldig. Ist gern gschehen. Schauts nur, daß gut heimkömmts.“

Nun muß ich noch einer besonderen Art von „Gästen“ erwähnen, die in sehr bösartiger Absicht kamen oder geschickt wurden, und die zumeist doch recht gerne gesehen waren.

In früheren Zeiten war es Brauch, und ich selbst habe es noch miterlebt, daß einem Bauern, der die Steuer nicht zahlen konnte, ein „Exekutionssoldat“ ins Haus geschickt wurde. Konnte dieser das Geld schon nicht mit Gewalt nehmen, weil eben keines da war, so hatte er als Hauslast so lange auf dem Hofe zu bleiben, bis die Steuer aufgetrieben war. Er hatte Dach, Kost und Verpflegung zu beanspruchen und konnte den Herrn spielen. Mancher spielte ihn auch, sich einmal gründlich entschädigend für den Hunger und die Mißhandlungen, so er in der Kaserne erfahren. Die meisten dieser Exekutionssoldaten fühlten sich auf dem Bauernhofe ganz vergnügt, verdienten durch freiwillige Arbeitsleistung reichlich Kost und Pflege, waren freundlich und heiter und hatten oft nur den einen Wunsch, daß der Bauer doch ja solange als möglich die Steuer nicht sollte leisten können. Solche Gäste waren auf dem Bauernhofe natürlich sehr beliebt. Dieses Exekutionsverfahren trug daher durchaus nicht zur rascheren Einbringung der Steuern bei und wurde beizeiten wieder abgeschafft.

Ob man auch das zur Gastfreundschaft nehmen soll, was der Granegger in Alpel einst für jenen Soldatenflüchtling getan hat? Ich glaube schon.

Drei und oana.

Da ersti is kemma in alla Gottsfruah,
Hat gsagt: „Wanns d willst, i wir dei Bua.
s Dirndl hat gantwort: „laß mi in Ruah!“

Da zweiti is kemma um zwölfi z Mittag
Und tuat, obs nöt mitgang, sei gwonti Frag.
s Dirndl hat gantwort, daß n nöt mag.

Da dritti is kemma ums Feirabndwern,
Er sagat ihr was Hoamligs gern.
s Dirndl hat gantwort, sie will nix hern.

Da vierti is kemma gegn Mittanacht
Und hat ihr sei gluathoaßi Liab mitbracht;
Dem Buam, dem hats Fensta und s Herz aufgmacht.

Dö Braut.

D Sunn hat si abidruckt.
Mir hats im Herz aufzuckt,
Wia wanns recht schwül gwön wa
Und gach a Blitza gschah.

Jogt schan da Wödasturm
Tragt ma mei Herz zum Buam,
Tragts duri n schwarn Regn,
Hans nöt dahaltn mögn
Tragts üba Stock und Stoan
Zu eahm alloan.

s Herzel hat gjuchzt und gschrian:
Lusti is s jungi Dirn,
Blitz, Regn und Dunnaschlag!
Gwart han i Nacht und Tag,
Daß i mitn Sturm kann fliagn,
Daß i mein Buam kann kriagn!

— — Eingschlagn hats! Liabi Leut,
Gschwind läuts das groß Gläut,
Läuts zu da Hochzeit zsamm,
Läuts in Gottsnam!

Heimgärtners Tagebuch.

Am 1. Juni nach Salzburg gefahren, um den dortigen Volksbildungsverein mit „Steirischem Volkshumor“ zu begrüßen. Die Reise im Zeichen des nun schon wochenlangen Hochwassers. Die schneebedeckten Hochberge bekommen erst schwarze Striemen, die Täler sind voll Wasser und Schutt. Die größte Zerstörung bei Kallwang und Trieben. Da geht's an die Häuser. Es ist unheimlich. Das Kalkgebirge trinkt sein Wasser selber. Aber die Tauern, diese Wasserkunstprotzen, ergötzen sich mit Hochseen, Sturzbächen, Wildströmen und lassen alles von sich. Und die Kosten des Effektes muß der Mensch bezahlen. Das Ennstal ist ein stundenlanger See und mitten drin stehen Bäume und Heuhütten und trübe Bäche rinnen durch in kreuz und krumm. — Salzburg, das österreichische Rom, mit seinen stillen Plätzen und schönen Kirchen, ist immer feiertägig gestimmt; wenn man auch selbst Ähnliches mitbringt, dann gibt's ein hohes Fest. Das Glockenspiel am Residenzplatz singt noch die Lieder meiner Jugend, wie vor vierzig Jahren. Der Kardinal sitzt auf dem Thronsessel seines Domes, Priester schwingen

„Wohl wohl", antwortete der Bauer. „Draußen im Heustadl schlafen's.

Die wolle man überfallen und kalt machen.

Antwortete der Bauer: „Sie haben sich mir vertraut. So lang sie unter meinem Dach sind, darfs nit sein. Auch kann man nit hinein, sie haben, deucht mich, fest verrammelt."

Gut, so werde man den Heustadl anzünden. Die Äser müsse man alle ausrotten.

„Morgen, wenn sie auf der Straßen sind, meinetweg, was ihr wollt. Unter meinem Dach laß ich nix geschehen!"

Sie kümmerten sich nicht um ihn, sondern schickten sich an, ihr Vorhaben auszuführen. Da riß der Fochnitzbauer sein Schußgewehr aus dem Bettstroh, wo er es vor den Franzosen versteckt hatte: „Den ersten, der mir zum Heustadl geht, brenn ich nieder!"

Die Stanzerbürger sind unwillig abgezogen.

Am nächsten Frühmorgen sah der Fochnitzbauer, es war das Heustadltor offen. Er ging nachschauen, ob die Blauhosen denn schon fort wären. Ja, die waren fort. Waren — wie es sich später unter anderem herausstellte — noch spät abends vorher davongegangen, weil sie in dieser Scheune einen Überfall gefürchtet hatten. Hingegen hatte die Scheune in derselben Nacht eine andere Invasion bekommen. Ein Mann, ein Weib und mehrere Kinder schliefen fest auf dem Heu. Der Bauer erkannte sie sofort, es war sein Bruder samt Familie, die draußen in Mürzhofen ihr Haus hatten und bei Nachtzeit vor den Franzosen geflohen waren herein in den Fochnitzgraben.

Diese seine Verwandten, setzt das erzählende Volk bei, wären umgekommen, wenn der Bauer jene Gäste — obschon sie Feinde waren — nicht so treu hätte beschützen wollen.

Oberösterreichisches.

Von Hans Mittendorfer.

Mei Moanung.

„Es is an Elend auf da Welt!"
Sagn d Leut so gern und schaun a weng.
Ja, liabi Leut — daß i mi meld —
An Elend is s — mit eng!

Zwö schauts denn grad, zwö helfts denn nöt,
Wann d liabi Not beim Nachbarn steht?
Ös schlafts im woachn Fedabett
Und tramts, wia guats eng geht.

Schleicht s Unglück um a Häusl z weit
Und kimmt amal zu eng ins Haus,
Redn d Nachbarn wieda grad so gscheit
Und koana jagts nöt aus.

Wann das nöt gang, das war nöt schlecht,
Daß oans dem andarn s Glück behüat:
Wißts, s Elend hat koa Einlagrecht,
Wanns d Näächstnliab vabiat!

auf der anderen Seite stand, und man mußte wohl die Emsigkeit und Umsicht bewundern, mit der der gestörte Organismus wieder zum Funktionieren gebracht wurde. Umsteigen! Das sagt sich so leicht. Woher aber an beiden Seiten die Züge nehmen, die Maschinen, die Leute! Alles so fern und schwierig im unwirtlichen Gebirge, bei schlechtem Wetter. Die Fahrordnung unbrauchbar, worin neue Gefahren liegen; die Passagiere, die Postpakete wollen sofort weiter gebracht werden. Und da hörte man wieder das dumme Wort: „So etwas kann nur auf unserer Staatsbahn vorkommen.“ „Nein, mein Herr, so etwas kann überall vorkommen, besonders um solche Jahreszeit im wilden Birg.“ Hätte die Staatsbahn wegen Hochwassergefahr vorwegs den Verkehr eingestellt, was würde der kritische Herr gesagt haben? „Wegen bißchen Schneewassers. So etwas kann nur auf unserer Staatsbahn vorkommen.“ Sind wir doch, wenn auch mit Verspätung, alle glücklich wieder heimgekommen, mit Ausnahme des einen, der zwischen Feuer und Wasser das rasche Ende fand.

Daß die sozialdemokratischen Arbeiter ihre soziale und wirtschaftliche Stellung verbessern wollen, ist natürlich. Aber sie tun es nicht. Sie nützen die bereits errungenen Vorteile nicht aus. Die Früchte, die sie von ihrem Baume schütteln, fallen in den Straßengraben, dort verfaulen sie. Sie verdienen Geld und wollen noch mehr verdienen, aber sie sollen Proletarier bleiben. Das verstehe ich nicht. Man sollte doch denken, daß der einzelne seine schwer errungene Sache zusammenhalten und sich damit frei und selbständig machen würde; daß er sich ein bürgerliches Heim gründen und seinen Nachkommen ein besseres Los sichern wollte. Das tut er nicht, darf er nicht. All seine Karten setzt er auf den Tag, der rasch vergeht, auf die Industrie, die er doch zugrunde richten will. Denkt der Arbeiter denn gar nicht an andere Zeiten? Wehe dem, der kein Dach hat, wenn schlechtes Wetter kommt!

„In Webster City, Jova, hat sich kürzlich ein Verein gebildet, der sich ‚der erste Verein der ewigen Jugend‘ nennt und die Verlängerung des menschlichen Lebens als Hauptziel auf seine Fahnen geschrieben hat. Jedes Mitglied, das sich ‚so weit gehen läßt‘, daß es krank wird, wird mit einer Geldstrafe belegt. Das zweitemal wird es zeitweilig ausgeschlossen und das drittemal muß es definitiv ausscheiden. Alle Mitglieder sind verpflichtet, stets die Anschauung zu propagieren, daß die Krankheiten nur schlechte Angewohnheiten sind.“

ihm Weihrauch zu und die Orgel tönt in vollen Brusttönen: Heilig, heilig, heilig! Es regnete, also Fronleichnahmsfest in der Kirche. Ein paar Tausend Menschen waren anwesend, trotzdem sah die Kirche leer aus. Eine Schar von psalmierenden Welt-, Ordenspriestern und Alumnen mit Lichtern; und doch mutete die Feier nüchtern an. In kleinen Dorfkirchen gibt sich das Fest vielleicht weniger künstlerisch, hingegen konzentrierter und inniger. In der riesigen Peterskirche zu Rom vollends kann man zu keiner religiösen Stimmung mehr kommen, es herrscht die Kunst. Der Salzburger Dom ist ein kleines St. Peter. Wenn ich dort einmal Kardinal sein werde, lasse ich mich nicht mit Klatschen, wie diesmal im Kursaal, sondern mit Weihrauch beräuchern. Die Ehre gebe ich Gott, aber ein bißchen davon behalte ich für mich. Nur das möchte ich wissen, ob der Purpur so warm hält, als steirischer Loden. — Auf dem Mönchsberg, wo ich Salzburg und Umgebung anschauen wollte, ward mein Auge himmelwärts gerissen. Am Himmel schlugen die Wolken, deren Heere vom Untersberg kamen und vom Staufen und von der bayrischen Ebene herauf und über den Gaisberg herüber und vom Tennengebirge herab eine Schlacht. Hei, wie die finsteren Kolonnen jagten und an den Berghängen niederstürzten, bis der Wolkenbruch die Stadt unter Wasser setzte. Und dann regnete es den stillen, beständigen Salzburger Regen, der gar so gemütlich ist, weil er uns gänzlich der bangen Frage enthebt, ob es je wieder einmal schön wird. Salzburger Wetter ist das beständigste, sagte mir einer von dort, denn es regnet immer. An demselbigen Abend, als ich zu Salzburg so frohgemut gehauset, hat der Regen hinter mir ein großes Unglück angerichtet. Der Tod war mir nachgelaufen. Wenige Stunden, nachdem ich auf der Hinreise die Station Hüttau passiert, hatte in dunkler Nacht ein plötzlich vom Gebirge niederbrechendes Wildwasser mit Steinblöcken und entwurzelten Baumstämmen den Eisenbahndurchlaß zerstört. Und als der Personenzug von der Selztaler Seite heranbrauste, stürzte die Maschine kopfüber ins flutende Wildwasser hinab. So fand ich sie am nächsten Tage auf meiner Rückfahrt. So lag sie hingestürzt an die tiefe Bachwand, der Tender über ihr und der Maschinführer unter ihr, in Fluten begraben; man hatte den Mann bis zur Stunde noch nicht herausbringen können. Der übrige Zug war auf der Bahn stehen geblieben. Außer zwei weiteren schwer verwundeten Zugsleuten keine Verletzung. Um Mitternacht hatten viele Passagiere im nahen Dorfe Herberge gesucht oder waren in Dunkelheit und Regen die stundenlange Schlucht bis Bischofshofen gewandert. — Am nächsten Tage hatte sich eine Völkerwanderung zur Unglücksstelle ergossen. Der Zug, der aus Bischofshofen hinangekeucht, blieb vor der Unfallsstelle stehen, wir stiegen um auf einen anderen Zug, der, von Selztal gekommen,

daß die Logik des Lebens bisweilen eine andere sei als die der Theorie, so finden die Ritter des Wortes das unlogisch zum Totschlagen. Logik läßt sich künsteln, Wirklichkeit nicht. Echte Logik freilich würde mit jeder Wirklichkeit übereinstimmen. Aber wo nähme Adams und Evas natürlicher Sohn echte Logik her? Auf Papas und Mamas „Baum der Erkenntnis“ wächst diese Frucht nicht.

Zu des Dichters Adolf Wilbran siebzigstem Geburtstag:

Mit heißem Willen manchen Brand
Hast du im kühlen deutschen Land
Entfacht.
Nun willst, es sollten brennen schon
Die Feuer, die uns trennen von
Der Nacht.

Zurück zur Scholle! Der Ruf wird mächtiger. Der Heimgarten hat ihn früh erhoben, schon vor dreißig Jahren. Nun will mancher damit ernst machen, aber es geht nicht so leicht, als es sich denkt. Immer häufiger erhalte ich Zuschriften von (zumeist jungen und mittellosen) Städtern. Sie wollen Bauer werden, mindestens Bauernknecht und ich möchte ihnen dazu behilflich sein. In früheren Jahren habe ich's, wenn auch vorwegs mit größten Zweifeln, leidenschaftlichem Drängen nachgebend, ein paarmal mit solchen versucht und ihnen Stellen auf dem Lande zu vermitteln getrachtet. Sie sind ja kaum unterzubringen. Gegen „Herlaufer“ hat der Bauer das größte Mißtrauen. Wenn aber doch die Not an Arbeitskräften zu groß ist, so versucht er's vielleicht einmal mit so einem „Halbherrischen“. Der Erfolg war stets armselig. Der Städter kann die Bauernarbeit, die Bauernkost und die Bauerngrobheit nicht vertragen. Idealisten, hatten sie auf dem Lande eine Idylle zu finden geglaubt. Aber die Landnatur ist nicht schön, wenn man in ihr hart arbeiten muß und die schlechtgekochten Mehlklöße im Magen liegen. Die Luft ist nicht gut, wenn die Kammern ungelüftet bleiben, das Wasser ist nicht gut, wenn seine Leitung durch Dunghaufen und Jauchen geht, die Leute sind nicht gut, wenn sie immer mit dem Elende der niedergehenden Wirtschaft zu tun haben. Entgleist und verkommen kehren die enttäuschten Idealisten in die Stadt zurück. — Nein, so ist es auch nicht gemeint mit der Rückkehr zur Scholle. Man denke sich das vielmehr so, daß bemittelte Städter sich auf dem Lande ansiedeln, eine den neuen Verhältnissen entsprechende Wirtschaft betreiben, und dabei — das ist die Hauptsache — persönlich und körperlich mitarbeiten. Nur unter solchen Neubauern ließen sich auch stadtflüchtige Dienstboten denken. In einer gesunden Bauernwirtschaft entfällt dann auch der Luxus. Ein

So zu lesen in einer Zeitung. Dachte ich: Dummes Gschichtl, du stehst auch nicht so ganz ohne Absicht da. Du bist gescheiter, als du ausschaust.

Zur Hochwasserzeit, die heuer nicht enden will. An den Tümpeln, Wildgräben und über die Wiesen geht ein Fremder dahin, um den Weg abzukürzen, obschon er nichts zu versäumen hat. Die Stiefel trägt er über den Achseln und watet barfuß durchs Gras. Kommt ihm ein Bauer nach, bricht vom dürren Strupp einen Ast und schreit: „Soll ih Ihnen aussihelfen aus der Wiesen? s Gras zsammtreten da! Wo eh s Wasser so viel hat Schaden tan!" Antwortet der Fremde ruhig: „Aber Bauer, deswegen bin ich ja da. Muß ja nachschauen und die Wasserschäden aufschreiben für die kaiser-königliche Statthalterei. Daß ihr armen Bauern eine Vergütung bekommt." „s selb wär brav," sagt der Bauer, „und wenn der Herr erst meinen Stadl tat sehen, dems Wasser die Grundmauern hat weggerissen. s ist aus der Weis." „Könnten ihn ja anschauen," meint der Fremde, „wenn ich nicht jetzt ins Wirtshaus müßt', 's wird schon Mittagszeit." „Bissel hätten wir auch noch was," sagt der Bauer. So geht der Herr Wasserkommissär mit dem Bauern in den Hof, wo er mit Milch, Brot und Butter bewirtet wird und noch mit einer Eierspeise, die dem Herrn rechtschaffen schmeckt. Wie er nachher immer noch barfuß weiterschlendert auf der Straße und ein Liedel pfeift, schaut ihm die Bäuerin nach und ruft hell aus: „Gfoppt sein ma! Das ist mein Lebtag kein Kommissär nit, das ist ein Umergeher (Vagabund). Was tuts mir leid um meine Eier!" Mir hat das Spitzbubenstückel der Bauer geklagt und dazugesetzt: „Wenns Wasser und die Dummheit nit alleweil so groß wär bei uns Bauern, ma tat besser hausen." Diesmal wäre lebhaftester Widerspruch höflich gewesen, aber ich habe nicht widersprochen.

Es gibt Leute, die nur vom Worte leben. Ihr ganzes Wesen und Wirken besteht nur im Worte und die „Logik" ist ihr ganzes Um und Auf. Die Tat achten sie kaum. Ihnen imponiert nur das Wort. Wenn jemand ein Lump und Schweinehund ist, so läßt sie das völlig gleichgültig; wenn aber jemand etwas nach ihrer Logik unlogisch sagt, da begehren sie auf, als hinge Leben und Sterben dran. Für ihren eigenen Gebrauch haben ihrer etliche eine doppelte Logik, doppelt hält besser. Je nach Bedarf bedienen sie sich der einen oder der andern. Solche, die hübsch umbiegen können. Sagt man etwas, das ihnen recht ist, so hat man gute Logik, sagt man was, das ihnen nicht in den Kram paßt, dann hat man eine konfuse Logik. Und wenn ich behaupte,

nach einstündigem Gewitter das Waldschulhaus erreichten und die Sachen geborgen wurden, sprang ich — ein Bach bezeichnete auf den Dielen meine Spur — in mein Stüblein, riß die schwerbesoffenen Lappen vom Leibe und kroch ins Bett. Dort blieb ich behaglich liegen vier Stunden lang, plauderte mit dem Herrn Lehrer über die Vorkommnisse des Winters, während die Hausfrau mit heißem Kaffee und trockenen Kleidern kam. Als ich des Lehrers Hosen an meinen Leib tat, zeigte es sich, daß ein deutscher Poet noch dünner sein kann, als ein deutscher Schulmeister. Munter ging's unter dem stille gewordenen, nur mehr leise rieselnden Himmel wieder zu Tale. An der Stelle, wo der große Blitzschlag gewesen, hielt mein Kutscher an, maß mit den Augen die Strecke und sagte: „Eppa so a hundertfufzg Schriat. Wann mas uns ban auffafahrn bißl mehr hättn gschlaun lassen — wenn der Herr drunten beim Bühel nit ausgstiegn wär, hättn ma just mögn zrecht kema!"

Einer Rundfrage aus Leipzig, ob man den Religionsunterricht mit der wissenschaftlichen Forschung in Einklang zu bringen habe, meine Meinung:

Echte Wissenschaft kann zur Religion werden, echte Religion nie zur Wissenschaft.

Kaum ein Jahr war verflossen seit jenem schrecklichen 3. Juli 1866. Die Bräute der bei Königgrätz Gefallenen trugen noch dunkles Gewand. Da kam eine neue Schreckensbotschaft: In Amerika hatten sie den Bruder unseres Kaisers erschossen! Wir erinnerten uns noch lebhaft des Tages, als Erzherzog Max nach dem Abschiede von der alten Kaiserstadt an der Donau durch unser Land fuhr. In Mürzzuschlag hatte man gehört, wie er vom Waggonfenster herausrief: „Adieu, Steirer! Stehet fest wie eure Berge und vergesset den Max nicht!" Der jugendlich schlanke, freundliche Marinekommandant mit dem schönen blonden Bart. Auf Betreiben des Kaisers Napoleon III. hatte er die Kaiserwürde von Mexiko angenommen, „um jenem halbwilden Volke die Segnungen europäischer Kultur zu bringen". Man sagt, Erzherzog Max sei der einzige Mann in Europa gewesen, den Napoleon gefürchtet, und deshalb wollte er ihn entfernen. Der hochgemute Idealist ließ sich verlocken. Unter französischen Schutztruppen war er am 28. Mai 1864 in Veracruz gelandet. Als sich aber bald gegen ihn in seinem jungen Kaiserreiche die Revolution erhob, zog Napoleon die Schutztruppen zurück, Maximilian wurde gefangen, zum Tode verurteilt und am 19. Juni 1867 erschossen. — Die Nemesis ereilte den treulosen „Schutzherrn" an der Seine sehr bald. Ungefähr so lange, als Kaiser Max in Mexiko regiert hatte, regierte

menschenwürdiges Dasein, wie es dem Gebildeten entspricht, läßt sich auf dem Lande immer führen. Am leichtesten denkbar ist eine solche Rückkehr zur Scholle durch eine größere Anzahl Gleichgesinnter, in dieselbe Gegend, unter Genossenschaftswesen. Besonders müssen höhere Interessen mitsprechen. Vor allem muß der Wert der Unabhängigkeit und der Heimständigkeit wieder erkannt werden. Das wahre Bauerntum ist ein geeinigtes und beständiges Schaffen nach dem einen Ziele hin, den Hofbesitz und dessen Unabhängigkeit auch den Nachkommen zu sichern — ein aristokratisches Freibauerngeschlecht. — Solch jugendlichen Städtern, die mir nichts dir nichts Bauer werden wollen, pflege ich zu raten: Versucht es einmal, wenn Gelegenheit ist, als Gärtnerbursche. Habt ihr unter Landgut- oder Villenbesitzern einen Bekannten, so probiert bei ihm einmal das Ackern, das Mähen, die Viehpflege. Aber nicht auf halbe Stunden lang — auf tage-, wenn möglich auf wochenlang. Dann wird es sich zeigen, ob ihr Bauern seid oder nicht. Das Bauerntum ist kein Schäferspiel. Ein Stadtherr, der zum Bauer avancieren will, muß Muskel-, Nerven- und Willensstärke haben!

Das Tal briet in der Mittagshitze. Im Osten stiegen Wolkenungeheuer auf, in Westen stieg ein Heer von Wolkenungeheuern auf. Aber es strich ein östliches Lüftchen und der Wettermesser stand hoch, auch mich zur Höhe ladend. So ließ ich den Mann mit dem Pferde und dem Steirerwäglein kommen und lud auf letzteres meine Pakete und Ballen. Denn ich hatte die Kleiderstoffe, Lehrmittel und andere Sachen, die den Winter über für das Waldschulhaus und seine Kinder gespendet worden waren, an ihre Bestimmung zu bringen. Kaum, daß neben den Schätzen ich noch Platz fand auf dem Wäglein. Das Pferd trabte frisch voran, als freue es sich mit mir. Aber als der steilere Bühel bei der „Holzer-Reide“ kam, ging ich ein Strecklein zu Fuß. Die Sonne, die erst so stechend geloht hatte, verschwamm hinter ganz strategisch über unsere Köpfe sich zusammenziehenden Wolkenkompanien. Auf der halben Höhe des Alpsteiges begann es zu murren, zu tröpfeln und zu rauschen im alten Fichtenwalde. Ein starker Blitzschuß eröffnete das Feuer und nun goß und prasselte es auf und nieder, Blitz auf Blitz. Links und rechts loderte und schmetterte es, und das erschreckte Pferd war kaum zu bändigen. Mit den Kotzen suchte ich die mir anvertrauten Dinge und mich selbst zu schützen, es war nichts — wir saßen mitten im Wasserfall. Plötzlich vor uns fuhr auf die Straße ein Lohebrand nieder, ein Krach, als sei die Erdkugel mitten auseinandergebrochen. Das Pferd tat einen Sprung gegen Himmel, mir war schon, als stürze es — aber es stand und wir lebten. Ein blaues Dunstlein hatte ich vom Wegrande aufspringen sehen, dann Schwefelgeruch. — Als wir

Mancher Tunnel ist so lang, daß — wie ein Wiener sagte — während desselben auch die äußersten Ansprüche kußliebender Paare befriedigt werden können. Von Mariazell aus steht die Bahn eine Stunde lang im Zeichen des Ötscher. Dieser zerrissene, fast 2000 Meter hohe Felsenberg ragt hoch über Wald und Almen und steht uns immer gegenüber. Das Tal selbst mit seinen grünen Matten ist an 1000 Meter hoch. Aber bald öffnen sich unter unseren Füßen schauerliche Abgründe, in denen schäumende Wässer graben, und ein Viadukt um den andern trägt uns dahin, hoch über Baumwipfel und Felszacken. Man kommt aus dem Staunen nicht heraus. Große Wasserfälle sind in der Nähe, darunter der weitberufene Lassingfall. Zwei Stunden hat der Zug zu tun, bis er hinabkommt ins Pillachtal zur Station Laubenbachmühl. Dann geht's zwischen freundlichen Waldbergen, an manchem hübschen Orte vorüber, der braunen Pillach entlang, hinaus ins Flachland. Ich fuhr mit mehreren hemdärmeligen Wienern, die in Mariazell gewesen und ihre dortigen Erlebnisse besprachen. Rostbraten, Bier, Kartenspiel und einen prächtigen Schlaf! Auch von Tabakspfeifen und sogar von einem Bade war die Rede, sie unterhielten sich köstlich. Zum Glück war ihnen mein Söller mit seiner Aussicht und seinem Insassen langweilig, so daß sie meist hübsch drinnen auf ihren Sitzen blieben, lustig plauderten und tüchtig nebelten. Fast fünf Stunden von Mariazell bis St. Pölten. Dort auf dem Bahnhofe, wo fünf Bahnlinien einmünden, bewegtes Leben. Ich eilte auf umständlichen Wegen in die Restauration, hatte Hunger und Durst, wurde aber zwischen Lipp' und Bechersrand, zwischen Suppe und Braten abberufen vom einfahrenden Eilzug, der mich nach Wien brachte. Dort im Vororte Hütteldorf ausgestiegen, mit Stadtbahn und Tramway nach Meidling, wo ich knapp noch den Südbahnzug erreichte. Am Semmering verglich ich. Die Hochlandsstrecke bei Mariazell ist alpiner, wilder und düsterer. Die Semmeringbahn hingegen hat etwas klassisch Monumentales, schauerliche Wildheit und lachende Lieblichkeit vereinend. Der Semmeringbau ist und bleibt der geniale Meister, während die neuen, oft weit großartigeren Bahnbauten die gelehrigen, tüchtigen, auf gezeigtem Wege sich weiter entwickelnden Nachfolger sind. — Nach elfstündiger Fahrt kam ich daheim an, um dort sogleich einen Waldspaziergang zu machen. Einsamkeit und Stille — bis am Abend am Himmel die Sternlein klangen. Dann ging ich zu meinem Mittagsmahl — um 9 Uhr abends. Der längste Tag hatte für mich achtzehn aufrechte Stunden gehabt. Die weiteren sechs verbrachte ich im Bette liegend mit Rekapitulierung der Eindrücke: Hochgebirge, Wallfahrtsort, Reisegenossen, Flachland, Großstadt, Bahnhofhetze, wieder Hochgebirge und heimaltlicher Waldfrieden.

Napoleon noch sein Frankreich, dann war er — der einen deutschen Fürsten verraten — der Gefangene deutscher Fürsten. — Dieses Gedenken überkommt mich jetzt auf einem stillen Berge in Krieglach-Alpel am 40. Jahrestag von Maximilians Tod. Aus ferner Jugendzeit ragt jene titanische Geschichte auf wie ein erratischer Block über blühenden Almmatten.

Die Trinkgelderfrage taucht wieder auf, aber sie scheint unlösbar zu sein. Das Trinkgelderunwesen ist eine der widerlichsten Erscheinungen, es muß endlich beseitigt werden. Daß es vielen die Freude am Wirtshaus verdirbt, ist kein Unglück. Daß es vielen die Freude am Reisen verleidet, ist schade. Daß es aber Geber und Nehmer korrumpiert, ja daß die Trinkgeldunsitte die Elementarschule des Bestechungswesens ist, erscheint mir als das Wichtigste. Ein radikaler Vorschlag ist ja gemacht.. Das Unding wäre aus der Welt zu schaffen, wenn bei Gasthaus- und Gasthofrechnungen ein bestimmter Prozentsatz für die Bedienung in Zuschlag käme und wenn anderseits jedem Bediensteten bei Entlassung verboten wäre, ein Trinkgeld anzunehmen. Denn es gibt Leute, die über das Trinkgeldgeben zwar schimpfen, aber doch — um für sich bevorzugt zu werden — der Dienerschaft Kleingeld zustecken. Solche Fälle müßten als Bestechung behandelt werden. Vielleicht ist es Sache der Sozialdemokraten, die heutzutage so stolz das Ihrige begehren, daß sie ebenso stolz das Bettelhafte von sich abschütteln.

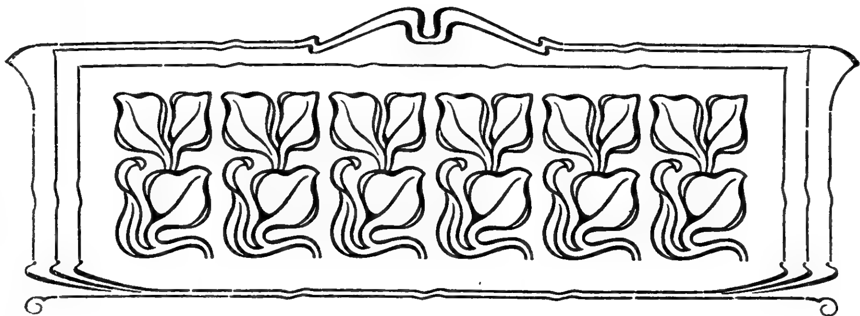
Den längsten Tag dieses Jahres habe ich ausgenützt. Ums Sonnaufgehen weckte mich das helle Aveglöcklein in Mariazell. Auf kurze Zeit in die Kirche, auf den Platz, wo ich vor 53 Jahren neben meinem Vater gekniet war. Dann zum Bahnhof, um die von Sankt Pölten her neu eröffnete Bahn zu befahren. Der letzte Wagen des Zuges hatte einen offenen Söller. Dort ließ mir die aufmerksame Bahnhofverwaltung zu Mariazell einen bequemen Sitz herrichten. Dieser offene, rauch- und windlose Platz rückwärts ist köstlich. Man hat den freien Ausblick nach drei Seiten und die Gegend steht groß und ruhig da, sich während der Fahrt allmählich verschiebend. Niederösterreich hat sich mit dieser Bahn um die Steiermark was kosten lassen. Schon seit dem Semmeringbau steht dies Land hoch im Preise, von Wien her. Es liegt eben um 600 Meter höher als die Donaugelände und die Erhebung an der Grenze ist jäh. Die Mariazeller Bahn ist schmalspurig, muß aber doch in der Art, wie sie ins Hochland emporsteigt, dort die Berge durchbohrt und die Abgründe überbrückt, zu den tapfersten unserer Gebirgsbahnen gerechnet werden.

Die Entstellungen oben bedeuteter Art sind oft geradezu bübisch, aber sie haben das Gute, mich zu schützen vor bedenklichen Rückfällen. Es melden sich in mir manchmal kirchliche Jugendneigungen, die nur unter Mithilfe solch klerikaler Anfeindungen überwunden werden können.

Am 30. Juni 50jährige Jubelfeier des Mürztaler Sängerbundes in Kindberg. Bei herrlichstem Wetter zogen zahlreiche Gesangvereine des steirischen Oberlandes in den festlich geschmückten Ort — unter dem Jubel der Bevölkerung. Alles in Steirertracht, alles fröhlich im Sang und Klang des Liedes, vor dem Denkmale Jakob Schmölzers, der einst den Sängerbund gegründet. „Jede Seele sang, jede Kehle klang, alle Vögel in der Runde waren bei dem Sängerbunde." Welch eine Wonnestimmung kam da über das steirische Herz! Für Nachmittag angekündet ein Festkonzert in der Sängerhalle. Da mißfiel mir nur eins: Daß man glaubt, die Leute könnten sich an solchen Tagen vom Bierkrügel nicht trennen. Das muß selbst in den Konzertsaal mit, wo es Störungen macht und allerlei Allodrias treibt. So ein Bierkrügel auf dem Tisch braucht mehr Platz als zwei Zuhörer, zahlt aber kein Eintrittsgeld, verduselt die Stimmung, so daß das Publikum bei solchem Konzert nicht selig, sondern duselig wird. Nein, gottlob, die Steirer sind nicht Leute, die nur mit dem Biere zum deutschen Lied gelockt werden können! Als ich vor 43 Jahren das erstemal einem Stiftungsfeste des Mürztaler Sängerbundes beigewohnt, wurde das große Konzert unter Schmölzers Leitung im Festsaale des Schlosses Oberkindberg abgehalten. Welcher Andrang! Welcher Jubel! Welche Festweihe! Alles ohne Bier. Das kam erst abends bei der Liedertafel. Da trank auch Vater Schmölzer seinen Humpen. Im Konzerte selbst hätte Schmölzer keinen anderen Geist geduldet, als den heiligen des deutschen Liedes, der Heimatsfreude. Damit soll nicht gesagt sein, daß den jetzigen Sängerfesten dieser heilige Geist fehlt, er sollte nur rein gehalten werden, nicht daß die Flamme niederwärts strebt, den Kellern zu, sondern himmelwärts, den Idealen zu, deretwegen solche Vereine gegründet, solche Feste gefeiert werden. — Die Gesangvereine aller deutschen Gaue sollten sich's merken: Das Bierkrügel gehört in die Tafelrunde und nicht ins Festkonzert. Die zur Jubelfeier ausgegebene Festschrift des Mürztaler Sängerbundes beweist übrigens, daß von diesem Vereine die Ideale auch heute noch heilig gehalten werden, so daß er würdig sein wird, von unseren Enkeln einst an seinem hundertsten Geburtstage festlich begangen zu werden.

„Roseggers Poesie will, auf Fundament aus Flugsand gestützt, einen Gegenbau gegen das Christentum aufführen, bestehend aus Rationalismus, durchaus subjektiver Abfindung mit den Dogmen des Christentums überhaupt, den Ergebnissen seiner ‚Forschungen' auf theologischem Gebiete, Anfeindung des Priesterstandes, Pikanterie, feilem Spott; die Studien, die dieser ‚Missionstätigkeit' zugrunde liegen, können nicht weit her sein, sonst wären solche Ungeheuerlichkeiten, wie R. sie sich leistet, nicht möglich."

Solches Urteil fällt über mich ein Dr. K. Macke, welcher unter der einst so angesehenen Flagge von Vilmars „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" seine zelotisch verbohrten Meinungen feilbietet. Es ist eine jener aufgelegten Fälschungen meiner Absichten und Leistungen, mit denen eine gewisse Partei im Namen der katholischen Kirche seit Jahrzehnten mich beim deutschen Volke in Mißkredit zu bringen sucht. „Ich will einen Gegenbau gegen das Christentum aufführen." „Ich gebe mich als Forscher auf theologischem Gebiete aus." „Ich feinde mit feilem Spotte den Priesterstand an." — Ja! Gewisse Schäden der Kirche und gewisse typische Vorkommnisse im Priesterstande habe ich nicht mit feilem, sondern mit zornigem Spotte gestriegelt und freue mich, diese unsaubere Arbeit hinter mir zu haben; sonst müßte ich sie heute noch verrichten. Mein Gewissen hat mich gezwungen, alles, was ich an dieser Welt, an meinen Mitmenschen und an mir selbst für schlecht hielt, zu verurteilen, sowie ich anderseits mit Hochgefühl alles Gute und Schöne, das mir begegnet, mit meinem geringen Können poetisch zu verherrlichen getrachtet habe. Welcher weltliche Schriftsteller unserer Zeit hat so viele edle Priestergestalten geschildert als ich! Wenn manche derselben erdichtet werden mußten, so kann doch ich nichts dafür! Theologische Forschungen zu machen ist mir nie eingefallen, außer daß ich im Herzen der Menschen der Gottesfurcht und ihrer verschiedenartigen Form nachgegangen bin und meine eigenen Empfindungen und Gedanken darüber freimütig ausgesprochen habe. In lyrischem Hange nur ausgesprochen. Den Hochmut, meine Meinung für die einzig richtige zu halten und andere dazu bekehren zu wollen, habe ich den Pharisäern nie streitig gemacht. Meine ethetische Absicht seit vierzig Jahren ist, die Güte, die Treue und die Tüchtigkeit zu feiern, die Liebeslehre Jesu Christi in Dichtungen wie im Leben zu verkörpern und im Glauben an ein ewiges persönliches Leben Frohheit und Zuversicht in unser jetziges Dasein zu bringen. Wenn das ein „Gegenbau" gegen das Christentum ist, dann allerdings bin ich jener greuliche Antichrist, als den diese gewissenlosen Seelenwildschützen mich schon so oft abgeschlachtet und ihren Lesern als Höllenbraten vorgesetzt haben.



Kleine Laube.

So meinen wir's ja.

Erzbischof Dr. v. Abert von Bamberg richtete anläßlich der Feier des hundertjährigen Bestehens der protestantischen Gemeinde in Bamberg folgendes schöne Schreiben an den Kirchenrat und Dekan Seeberger: „Für die freundliche Einladung zur Jubelfeier des hundertjährigen Bestehens der hiesigen protestantischen Gemeinde sage ich meinen ehrerbietigsten Dank. Ist es mir auch wegen eines schon seit längerer Zeit angesagten und mit Firmung verbundenen Besuches in der Heilanstalt Kutzenberg nicht möglich, dem Festakte beizuwohnen, so begleite ich doch die Feier mit meinen besten Wünschen. Ist es ja nicht die Schuld von uns jetzt Lebenden, die wir beiderseits an Christus glauben und im Glauben an ihn unser eigenes Heil und das unseres ganzen lieben deutschen Volkes sehen, daß wir auf religiösem Gebiete getrennte Wege gehen, während wir auf politisch-bürgerlichem Gebiete uns eins wissen als Söhne eines Volkes und als Bürger ein und desselben Staates. Gebe Gott, daß wir in friedlichem Wettstreite den Forderungen des Christentums nach bestem Wissen und ohne irdische Nebenabsichten auf allen Gebieten gerecht zu werden suchen und gegen den gemeinschaftlichen Gegner, den Unglauben, das edelste Erbgut der deutschen Nation, ihren christlichen Glauben, gemeinschaftlich zu erhalten suchen, das, was uns trennt, mehr zurücktreten lassend, in gegenseitiger Achtung und gegenseitigem Vertrauen als christliche und deutsche Männer. Zugleich danke ich bestens für die freundliche Zusendung der von Ihnen verfaßten Chronik der protestantischen Pfarrei Bamberg, deren ruhig objektiver Ton mir ungemein wohltut und wofür ich Ihnen vom Herzen danke."

Ibsen und Duse.

Die „Österreichische Rundschau", die sich zu einer bedeutenden Zeitschrift entwickelt hat, bringt einen Aufsatz von Dr. Hermann Swoboda: „Eleonora Duse", dem wir folgende köstlichen und trefflichen Gedanken entnehmen:

Wenn man sich die Duse als Hedda Gabler ansieht, so kommt man gleichzeitig über sie und den späteren Ibsen zu einer klaren Einsicht. Sie kann die Hedda Gabler nicht spielen. Sie sucht hilflos nach dem kalten Ton dieser Gestalt oder leiht ihr zur Unzeit den eigenen warmen Herzenston. — Der spätere Ibsen ist durch Lieblosigkeit gekennzeichnet. Ein so scharfes Gesicht hat nur der Hassende, der Ver-

Die Tatsache, daß Freunde meiner Dichtungen, besonders solche aus dem Deutschen Reiche, dem „Waldschulmeister" im Mürztale ein Denkmal errichten wollen, habe ich mit gerührtem Danke zur Kenntnis genommen. Meine Ideen und Werke zu ehren, das lasse ich mir gefallen, darauf bin ich stolz. — Nun aber liest man in den Blättern, daß gelegentlich der Enthüllung eine Festschrift und andere Feierlichkeiten geplant seien. Sollten derlei Festlichkeiten meiner Person zugedacht sein, so müßte ich sie mit aller Entschiedenheit ablehnen. — Will man jemanden feiern, so sind diesmal die Stifter und der Schöpfer des Denkmals da, die Ehre verdienen. Will man ein Übriges tun, so ist das Waldschulhaus da, dessen Kinder den Winter über warme Suppen brauchen und wieder auf einen Christbaum hoffen.

Ein weitbekannter Freund der Waldheimat hat aus der Schweiz zwei Holzschnitzer ins Land kommen lassen, mit der Absicht, in der Waldheimat eine Holzschnitzschule zu gründen. Die soll junge Künstlertalente fördern, den Leuten Erwerb schaffen und Souvenire für Fremde, die bisher aus dem Auslande bezogen werden müssen, im Lande selbst herstellen. Ich weiß zwar nicht, ob unsere Steirer aus dem Holze geschnitzt sind, aus dem man Holzschnitzer macht; wenn aber zu gutem Lehrer talentierte Schüler gefunden werden, dann ist der Versuch bedeutsam. — Ich hätte für die Waldheimat noch einen anderen Traum. Auch von einem Schweizer, der bei uns die rationelle Viehzucht und Sennerei einführte, den Bauern zeigend, wie man genossenschaftlich Milch, Butter und Käse erzeugt und in die nahen, gefräßigen Städte liefert. An unserem prächtigen „Grabnerhof" haben wir ein Vorbild. Auch die östlichen Gebirgsgegenden Steiermarks wären für solche Wirtschaft geeignet. Die Sennwirtschaft wird ja die Zukunft unseres Bauernstandes sein, wenn er sich überhaupt vor Jagd- und anderem Sportswesen erwehren kann. Natur und produktive Arbeit! steht auf dem Wegweiser in eine bessere Zukunft. Lernen und arbeiten. Die Waldschule ist da, nun sollte auch eine rationelle Arbeitsanstalt dran.

---

tigen Zeiten davon und es wird immer himmlischer, je länger es der Phantasie vermählt ist; denn bei dieser ist es unglaublich gut aufgehoben; die Unglückliche aber, der er so entflieht, ist eben auch nicht unglücklich, denn solche herrliche Menschen wie der Flüchtling werden meist spottschlechte Ehegemahle, weil sie über vierzig Jahre immer den ersten Kuß und die erste Liebe von ihrer Frau verlangen und die dazu gehörige Glut und Schwärmerei — und weil er ihr nicht durch die Flucht so zuwider wird, wie er es als Ehemann mit seinen Launen und Überschwänglichkeiten würde, sondern sie sieht auch durch alle Zukunft in ihm den liebenswürdigen, schönen, geistvollen, starken, göttergleichen Mann, der sie gewiß höchst beseligt hätte, wenn er nur nicht früher fortgegangen wäre. Und ist eine solche Phantasieehe nicht besser und beglückender, als wenn sie beide im Schweiße des Angesichts an dem Joche der Ehe tragen und den verhaßten Wechselbalg der erloschenen Liebe langsam und ärgerlich dem Grabe hätten entgegenschleifen müssen. — Bei Gott, Titus, da ich auch so ein Stück eines Phantasten bin, so wäre ich imstande, wenn ich die Unbekannte je fände, mich immer tiefer hineinzuflammen, und wenn dann einmal eine Stunde vom Himmel fällt, wo ihr Herz und mein Herz entzündet, selig ineinander überstürmen — — — dann sag' ich ihr: „Nun drücken wir auf diese Herrlichkeit noch das Siegel des Trennungsschmerzes, daß sie vollendet werde, und sehen uns ewig nicht mehr — sonst wird dieser Augenblick durch die folgende Alltäglichkeit abgenützt und wir fragen einst unser Herz vergeblich nach ihm; denn auch in der Erinnerung ist er verfälscht und abgesiecht." So spräche ich; denn mir graut es, sollte ich auch einmal die Zahl jener Gestalten von Eheleuten vermehren, wie ich viele kenne, die mit ausgeleerten Herzen bloß nebeneinander leben, bis eines stirbt und das andere ihm ein schönes Leichenbegängnis veranstaltet. Himmel! lieber eine echte unglückliche Ehe, als solch ein Zwitterding.

Alle Millionen Jungfrauen Europas habe ich hier zu Gegnerinnen, weil sie meinen, alle künftigen Himmelreiche würden ja durch einen solchen Entschluß freiwillig beiseite gestellt und diese müßten gerade jetzt erst recht angehen, da die Aufschrift an dem Tore schon so schön gewesen sei — aber das Prachttor führt nur zu oft in einen artigen Garten, der sich in Steppen verflacht oder leider oft in einem Sumpf vergeht.

Groß müssen zwei Herzen sein, die dem leise nagenden Zahn der Alltäglichkeit nicht untertan, sich in ein reiches Leben schauen lassen, wo die Grazie täglich in einer anderen Gestalt auf dem Throne sitzt; — groß müssen sie sein und ohne Sünde. Dann dürfen sie getrost eingehen durch das Prachttor; für sie führt der Garten ins Unendliche.

Adalbert Stifter: „Feldblumen".

Singvögel.

Der Sänger spricht!

Der Sänger spricht:
Ich mische nicht
In den Becher Gift beim Königsmahl,
Doch wenn meine leuchtende Klinge trifft,
Dann trifft sie gut
Und fordert scharfen Widerhall
Und Blut.
Denn ich schreibe keine so zierliche Schrift,
Mein Kind,
Wie du
Im Rosengewind;
Ich schreibe nicht das Märchen vom Glück,
Von der freundlichen Fee mit gewährendem Blick
Wie du, deren Herz,
Ein Schelm, ein Wicht,
Nur Liebe sucht,
Nur Liebe spricht,
Nur Liebe betet und flucht und weint
— Und alles war nicht ernst gemeint,
War der Augenblickslaune Wetterscherz —
O du kindisches, falsches, nichtsnutziges Herz!

bitterte. Es ist ja richtig, er hat in vielen Fällen wahr gesehen, er hat uns für so manche ehedem verborgene menschliche Schwäche die Augen geöffnet, aber er konnte dies nur vermöge einer eigenartigen, nicht beneidenswerten Gemütsverfassung. Ibsen war einmal verhäßlicht worden. Er gehörte nicht zu jenen, die durch keine Entbehrung zu überhungern, durch nichts zu enttäuschen sind, sondern zu der andern Klasse von Menschen, bei denen die Wärme eines Tages in Kälte umschlägt. Seine Art, in der Menschenseele zu forschen, hat etwas Unheimliches, Tödliches. Seine Beobachtungen frommen niemand, sie beleben nicht, sie kräftigen nicht, im Gegenteil, sie entnerven. Und nun die Duse! Dieser Lebensquell. Man glaubt Leben zu inhalieren, wenn man ihrer Stimme lauscht. Jedes ihrer Worte, jede Geste eine Variation über das urheilige Thema der Liebe.

Bei Ibsen merkt man am deutlichsten, daß das schauspielerische Können der Duse über ihre Person eigentlich nicht hinausgeht. Aber auch sonst hat man den Eindruck, daß sie nur sich selber spielt. Es ist ihr nicht darum zu tun, einen Dramatiker zu interpretieren, sondern sie sucht nach Gestalten, durch die sie sich selbst offenbaren kann. Die Selbstoffenbarung ist ihr eigentliches Ziel. Wenn sie trotzdem solche Rollen wie die Hedda Gabler spielt, kommt das daher, daß sie sich selber gern für eine Schauspielerin halten möchte.

Als die Duse das erstemal in Paris auftrat, sagte ein Kritiker, mir scheint Sarcey, sie könne nichts. Und als sie dann solche Triumphe feierte, kamen Leute und sagten: Sie muß doch etwas können. Nein, sie kann wirklich nichts, aber sie ist etwas. Und das ist das Neue bei ihr gewesen. Das Unerhörte ist nicht die Art, wie sie spielt, sondern daß ein Wesen ihrer Art überhaupt spielt, daß jemand, der ein Wesen hat, einen Kern, ein Ich, dieses der Menge preisgibt. Von Schauspielen ist da im Grunde keine Rede, nur von Schaustellen. Und ob ein solcher Schauspieler künstlerisch wirkt, hängt nicht davon ab, wie er seine Rolle erfaßt und gestaltet, sondern wie er sein Leben gestaltet. Die künstlerische Art des Erlebens, die Tiefe der Empfindung und die Schönheit des Ausdruckes charakterisiert solche Darsteller. Die Duse ist eine Erlebniskünstlerin, eine Meisterin im tiefen und schönen Leiden. Sie ist die extremste Ausbildung desjenigen Schauspielertypus, bei welchem nicht eine Hergabe zu dieser oder jener Rolle, sondern eine Hingabe der Persönlichkeit stattfindet. Sie ist daher auch die vornehmste Schauspielerin, die sich nur denken läßt. Sich zu etwas hergeben, sei es auch nur zu Worten, die man sonst nicht in den Mund nähme, wirkt unvornehm: es ist geradezu beleidigend, jemanden eine Rolle spielen zu sehen, die mit seinem Ich kontrastiert. Es liegt darin eine Vergewaltigung, eine Schändung seines Wesens, ein Mißbrauch des Heiligsten, was jemandem von Geburt beschieden sein kann. Die Hingabe des Ich an die Öffentlichkeit ist ein Vorgang, ganz analog dem der Hingabe des Leibes an den einzelnen. Den Leib hergeben ist eine Sünde, ihn hingeben eine fromme Tat. Die Hingabe ist die Voraussetzung aller geistigen Zeugung, das Wesen aller Kultur.

Ein „närrischer" Gedanke Adalbert Stifters.

Da fällt mir nun ein närrischer Gedanke ein. Außerordentlich schwärmerische Menschen, Genies und Narren sollten gar nicht heiraten, aber die erste Liebe äußerst heiß, just bis zum ersten Kusse treiben — und dann auf und davon gehen. Warte mit dem Zorne, die Gründe kommen. Der Narr nämlich und das Genie und der besagte schwärmerische Mensch tragen so ein Himmelsbild der Geliebten für alle künf-

Gehobenen Herzens.

Geistiger Adel verleiht erst dem Antlitz das edle Gepräge,
So daß die häßlichste Form schön und verklärt dir erscheint.

*

Schleichend, mit schleppendem Gang, geht die Zeit durch freudlose Strecken;
Flüchtig durch blühendes Land eilt ihr beflügelter Fuß.

*

Törichter Mensch! nur dein Herz, das in Freude und Schmerzen erbebet,
Mißt ihrem ehernen Gang Wandel des Gleichmaßes zu.

*

Dich treulich zu beraten — bei allen deinen Taten,
Trägst du in deiner Brust
Den allerbesten Richter! — Gar unbarmherzig spricht er,
Wenn du erröten mußt!

*

Ob je nach all den Weisheitsworten
In Leid und Nöten einer frug!
Die Menschheit wird an allen Orten
Ja nur durch eig'nen Schaden klug.

*

Hast du gefehlt, hast du geirrt,
Das Herz von Leidenschaft verwirrt,
So laß die Schuld, die dich begräbt,
Die Läut'rung sein, die dich erhebt!

Auguste Posch.

—

Zufriedenheit.

Plauderei von Dr. Max Haushofer.

Vor ein paar Jahren ist es mir begegnet, daß mir zwei Leute, die ich auf der Straße traf, hintereinander die ganz gleiche Antwort gaben, als ich sie fragte, wie es ihnen gehe. Sie sagten mir beide: Ich bin zufrieden.

Es ist schon verwunderlich, wenn man heutzutage von zwei Leuten innerhalb einer Viertelstunde hört, daß sie zufrieden seien; heuzutage, wo die meisten Menschen unzufrieden sind. Aber noch wunderlicher ist es, daß von zwei Leuten, die dasselbe sagen, doch jeder etwas ganz anderes meinen kann.

Der erste, der mir damals sagte, er sei zufrieden, war ein junger kräftiger Mann von blühendem Äußern. Er hatte zwei Jahre lang studiert oder vielmehr getan, als ob er studierte, dann war ihm, ein Vierteljahr vor jener letzten Begegnung, ganz unerwartet eine Erbschaft von achtzigtausend Mark zugefallen. Hierauf hatte er das Studium, dem er schon früher nicht von Herzen zugetan war, an den Nagel gehängt und war Bummler geworden. Da er vordem in recht beschränkten Verhältnissen gelebt hatte, war's ihm nun recht behaglich zu Mut und ich begriff, daß er sagte, er sei zufrieden.

Ich begriff es; aber es gefiel mir nicht. Mir gefiel der ganze Mensch nicht. Er sagte das so ungemein selbstgefällig, als wenn er ausdrücken wollte: „Ich bin zufrieden, nachdem der Zufall mich zum Rentier gemacht hat; mich, der ich das schon längst verdient hätte! Ein Esel, wer in solchem Fall noch weiter arbeitet!"

Mädchen, laß Ruh!
Neige dich nicht den Quellen zu,
Sie drängen so mächtig empor zum Licht:
— Der Felsen birst! . . .

Und ist's ein Gedicht, das du hören wirst,
Wenn der junge Born,
Halb Lachen, halb Zorn,
Durch die Büsche rauscht,
Weil am Ufer sinnend ein Mädchen lauscht,
So ist es doch keins
Von der Lieb' Einmaleins,
Es ist ein Sang von den Tiefen des Seins,
Von der Wolken Seelenflug
Und von der Götter Neid und Trug:
Das alte Lied — vom Aschenkrug:
In der Asche liegt eine Lehre,
Die ich liebe, verehre
Und verkünde,
Die Lehre der göttlichen Sünde,
Das Evangelium: Sei!

Magst du tanzen auf einem Bein
Oder auf zwei'n,
Ein Tanz ist das Leben,
Mußt vorüberschweben,
Husch —
Tusch! vorbei . . .

Frisch angefaßt,
Was man liebt und haßt,
Und die schwerste Last
Rollt unter deinen Fuß,
Und du stürmst von Genuß zu Genuß,
Stürmst die Himmel, ein Gigant,
Schwingend die Fackel, zündend den Brand,
Der die Welt zerstört,
Die nicht dir gehört,
Und unter deinem Hohn
Stürzen die Götter vom Thron!
— Und wenn deine Asche im Winde fliegt,
Hast du gelebt, hast du gesiegt!

Doch das Mädchenherz
Wendet sich sonnenwärts,
Hascht nach dem süßen Strahl,
Greift nach dem Goldpokal
Aufjubelnd abseits von Kampf und Streit!

Da vergessen die Götter den alten Neid
Und der Sieger senkt das gezückte Schwert
Und lenket die Schritte zum Heimatherd.

Hans Mittendorfer.

Das Lied des Wanderers.

Daß mein Schritt so fest und hart,
Kommt von steinigen Wegen;
Daß mein Werben wenig zart,
Ist sein Wettersegen.

Schneesturm über Scholl und Eis
Spielt gar scharf die Fiedel.
Wandrer, wird das Blut dir heiß?
Wandrer, sing ein Liedel!

Weiß und bete, wo ich bin,
Daß der Herrgott walte.
Und ich sang und schritt dahin
Durch die Nacht, die kalte:

Will ein Herz, das treu und gut
Mag an meinem schlagen,
Will ein Weib mit Kraft und Mut,
Lust und Leid zu tragen.

Hans Mittendorfer.

Frage!

Wie kommt es doch,
Daß freudig oft ein Menschenmund berichtet:
Vom alten Glauben löst ich wiederum ein Stück.
Der dunklen Rätselschleier hab' ich leicht gelichtet,
Und frei ward mir mein banger Sucherblick! —
Kann um Verlornes man so freudig rufen?
Als ob von schweren Ketten sie befreit,
Die sie sich selbst einst weltengierig schufen,
So freudig zum Verzicht sind sie bereit!

Wie kommt es doch,
Daß nicht der bangen Seele fordernd Mahnen
Die Freude ihnen von dem Antlitz bannt?
Und daß ihr suchend Herz die dunklen Bahnen,
In seiner grausen Nacht noch nicht empfand. —
Und wenn du jene Klugen fragst geduldig,
Die tausend Fragen von der Seelennot getan:
Sie bleiben dir die klare Antwort schuldig —
Dort fängt ihr altes Glauben wieder an!

Ernst Ferd. Neumann.

heit, die sie bei einfacheren Volkszuständen hatten. Arbeit und Erwerb einerseits, das Genußleben andererseits sind hastiger und ärmer an innerer Befriedigung geworden. Das Leben ist weniger einfach, weniger natürlich. Der Mensch der Gegenwart ist aufgeklärter, wissender, als der Mensch der Vergangenheit war. Und so viel Gutes aus der zunehmenden Volksaufklärung erwachsen ist, so sehr man auch wünschen muß, daß sie immer zunehme: gewisse Schattenseiten hat sie doch. Sie hat jene fromme Ergebung vermindert; jene Ergebung in die Fügungen einer Vorsehung, welche einst Menschen in den armseligsten Lebenslagen viel häufiger zufrieden sein ließ, als man es jetzt findet. Die harmlose Fröhlichkeit, die den Menschen früher begleitete, ist seltener geworden, weil unser Arbeitsleben zu hastig geworden ist. Kurz — der Boden, auf dem Zufriedenheit wachsen soll, ist nicht mehr derselbe wie ehedem. Man hat sich angewöhnt, mehr zu klagen, weil man den Mund weiter aufmachen darf. Und man denkt dabei nicht darüber nach, ob wirklich mehr Grund zur Klage vorhanden ist.

Aus Haushofer „Lebenskunst". (Ravensburg bei Otto Mainer.)

Wie billig man leben kann.

Mitteilung eines frugalen Ehepaares:

„Wir beide sind gesund und frisch und im Alter von 63 und 62 Jahren noch so rüstig, daß wir vom Frühjahr bis in den Spätherbst schwere Feld- und Gartenarbeiten in unseren Baumgütern — ich habe 10.000 Stück Obstbäume aus dem Kern selbst herangezogen — gemeinsam verrichten und ich außerdem als Stammbaummaler und als Schriftführer des Wohlfahrtsvereines die übrige Zeit mit geistigen Arbeiten ausfülle, so daß während der letzten Jahre meine durchschnittliche tägliche Arbeitszeit sich auf 12 bis 14 Stunden steigerte, bei einfachster Kost, ohne Alkohol, ohne Tabak und ohne Fleisch. — Morgens 6 Uhr $1/2$ Liter heiße Milch und ein Stück Schwarzbrot, abends 7 Uhr ebenso. Mittags $1/2$ Liter Suppe, $1/2$ Liter Gemüse, ein Stück Schwarzbrot und ab und zu Obst oder Kompott. Um 9 Uhr und 4 Uhr im Felde je $3/4$ Liter selbstgemachten alkoholfreien Früchtewein und ein Stück Brot. Im Winter um 9 und 4 Uhr nichts oder ab und zu einige Äpfel. Dies alles kostet mich täglich durchschnittlich 50 bis 60 Pfennige, jährlich etwa 250 Mark."

Wie leicht es da wäre, Mensch zu sein!

Weisheit eines Modernen.

Des Weibes Bestimmung ist: geliebt, nicht verstanden zu werden. — Eine Idee wird darum noch nicht wahr, weil jemand sich dafür geopfert hat. — Einen Menschen umzugestalten, das ist ein gefährliches Beginnen. — Pünktlichkeit stiehlt uns die beste Zeit. — Wir alle schreiten die Gassen, aber nur wenige blicken zu den Sternen auf. — Wer es dahingebracht, dem eigenen Leben zuschauen zu können, ist den Leiden des Lebens entronnen. — Worin liegt das Wesen des Zynikers? Darin, daß dieser von allem den Preis, von nichts den Wert kennt. — Die Tragödie des Alters liegt nicht darin, daß man alt geworden, sondern daß man jung geblieben ist. — Das Unmögliche wird zuweilen geglaubt, das Unwahrscheinliche niemals. — Ich bin der einzige Mensch auf der Welt, den ich gern gründlich kennen möchte, aber ich sehe nicht ein, wie mir dies gelingen soll. — Die größten

Ich verabschiedete mich von dem Manne und habe ihn seitdem nicht wiedergesehen. Aber ich hörte, daß er mit seinen achtzigtausend Mark fertig geworden und dann nach einigen Schwindeleien genötigt gewesen sei, Europa zu verlassen. Nun ist er wohl nicht mehr so zufrieden, wie damals.

Der andere, der mir an jenem Tage die ganz gleiche Antwort gab, war ein Droschkenkutscher, mit welchem ich nach dem Bahnhofe fuhr. Ich kannte den Mann — nicht etwa wegen häufigen Droschkenfahrens; sondern weil er mein Nachbar war. Als ich ihn fragte, wie es ihm ginge, sagte er: „O, ich bin zufrieden, so lang mein Buzi gesund ist!" Buzi war sein Roß, welches, solange es noch bei der Feldartillerie gestanden, Bucephalus geheißen hatte, aber von den Soldaten immer nur Buzi genannt worden war. Ich hatte stets meine Freude an dem Manne, weil ich schon öfter über den Zaun meines Gartens hinweg gesehen hatte, wie gutherzig und liebevoll er sein Pferd behandelte. Jedesmal grüßt mich der Mann; und jedesmal, wenn ich ihm begegne, freue ich mich über den immer noch frischen Trab des Buzi, der keine Peitsche braucht.

So können Leute in ziemlich verschiedenen Situationen gleich zufrieden sein. Man kann zufrieden sein in einer recht bescheidenen Lebenslage; ebenso wie man in einer glänzenden Lage unzufrieden sein kann Das kommt auf die Art des Menschen und seine Gewöhnung an.

Die Zufriedenheit kann auch sehr verschiedenen Wert haben je nach ihrer Wirkung auf das Tun und Treiben des Menschen. Zufriedenheit kann ihren Grund in Stumpfsinn, aber auch in Seelengröße haben.

Es kommt eben darauf an, warum und womit man zufrieden ist.

Wer mit einem Zustande zufrieden ist, den er verbessern könnte, aber nicht zu verbessern unternimmt, weil er träge und gedankenlos ist: dessen Zufriedenheit ist Stumpfsinn oder Gleichgültigkeit. Er verdient nichts Besseres.

Wer aber mit einem Zustande zufrieden ist, der nach der Anschauung vernünftig denkender Menschen zur Zeit nicht abzuändern und zu verbessern ist: der hat die richtige Zufriedenheit. So kann Zufriedenheit ein Ergebnis schlechter, aber auch guter Eigenschaften des Menschen sein. Wenn man gesund ist, wenn man seine Arbeitskraft besitzt und einigermaßen lohnende Verwendung für dieselbe, wenn man keine Verluste teurer Angehöriger, kein unverdient erlittenes Unrecht zu beklagen hat: dann hat man alle Ursache, mit den äußeren Lebenszuständen zufrieden zu sein. Unzufrieden kann auch der Edelste (in solcher Lage) sein — aber nur mit sich selbst, mit seinen Leistungen.

Es ist bezeichnend für unsere Zeit, daß sehr viel Unzufriedenheit absichtlich in breiten Schichten des Volkes genährt wird: von Zeitschriften, von Büchern, von Rednern in Versammlungen und Vereinen. Diese Pflege der Unzufriedenheit ist ein Werkzeug der Parteipolitik; und wenn sie dazu führt, daß ungenügende Zustände wirklich verbessert werden, kann sie auch nicht gescholten werden. Wenn aber von gewissenlosen Volksverhetzern eine Unzufriedenheit mit Zuständen, welche gar nicht oder nur sehr langsam zu verbessern sind, künstlich geschürt wird: so ist dies ein Verbrechen an denjenigen, die man unzufrieden macht, denen man die Freude am Leben nimmt, ohne ihnen in absehbarer Zeit Besseres bieten zu können.

Diese Saat der Unzufriedenheit findet in der Gegenwart einen ihr zuträglichen Boden. Denn es ist manches aus dem Wesen der breitesten Volksschichten verschwunden, was früher die Menschen auch mit einer bescheidenen Lebenslage recht zufrieden sein ließ.

Die Menschen sitzen jetzt in den Städten eng aneinander. Sie haben, soweit sie in gewerblichen Berufen beschäftigt sind, nicht mehr jene natürliche Ungezwungen-

Meine zoologischen Freundschaften. Von Anna Behnisch-Kappstein. (Berlin. Verlag „Continent“.)

Anna Behnisch-Kappstein bietet uns in diesem sehr lesenswerten Bändchen eine eigenartige, feine literarische Kost, die in der jetzigen, nach dem Sensationellen haschenden Zeit besonders wohltuend wirken dürfte.

Mit überaus feiner Beobachtungsgabe gibt uns die Verfasserin, zum Teil in humorvoller Form, eine Reihe von Stimmungsbildern und Erlebnissen aus der Tierwelt, an denen große und kleine Leser ihre Freude haben und in ihnen die Liebe zum Tier wecken oder vertiefen. V.

— —

Der Weg zum Ruhme. Roman von Georges Ohnet .(Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die alte Lehre, daß ein starkes Talent den Weg zum echten Ruhme nur dann finden kann, wenn ein starker Charakter sein Führer ist, predigt hier der bekannte französische Romancier in der Form eines glänzenden Gesellschaftsromans, in dem er all die Eigenschaften entfaltet, denen er seine große Gemeinde verdankt. Der Komponist Olivier Derstal hat seine Laufbahn mit einem großen und verdienten Erfolg begonnen, aber innerlich noch nicht gefestigt genug, beraubt er sich selbst der Freiheit, die ihm zum Schaffen nötig ist, indem er eine amerikanische Milliardärstochter heiratet und durch seine Frau und deren Familie gezwungen wird, dem nichtigen gesellschaftlichen Treiben der großen Welt seine Zeit zu opfern. Im letzten Augenblick, als er schon nahe daran ist, sich selbst und die Achtung der andern völlig zu verlieren, zerreißt er die goldnen Ketten; nach schwerem inneren Kampf trennt er sich, trotz gegenseitiger aufrichtiger Neigung, von seiner Frau, um wieder ganz seiner Kunst zu leben, die ihm durch neue vertiefte Erfolge das Opfer reichlich lohnt, das er ihr gebracht. V.

Völker Europas . . . ! Der Krieg der Zukunft. Von * * * (Berlin. Rich. Bong.)

Unter den vielen Erscheinungen der letzten Zeit, welche die Frage eines Weltkrieges behandeln, wird dieses Buch ganz besonderes Bum Bum machen, weil es zum ersten Male den Zusammenstoß der gesamten Kulturvölker zur Darstellung bringt. Wenn in Wirklichkeit einmal ein paar Jahrzehnte keine Kriege vorkommen, so müssen sich die Leute welche zusammenphantasieren. Aber Krieg muß sein. Ist doch die Welt ein Narrenhaus! M.

Allgemeine Länderkunde. Von Professor W. Sievers. Kleine Ausgabe. 1. Band. (Leipzig. Bibliograph. Institut. 1907.)

Der Herausgeber der großen 6bändigen Allgemeinen Länderkunde, welche 1901—1905 erschien und als wichtiges geogrographisches Handbuch rühmlichst bekannt ist, hat sich im Verein mit dem umsichtigen Verleger entschlossen, eine kleine Ausgabe dieses Werkes zu veranstalten, welche dem größeren Publikum schon ihres Preises wegen leichter zugänglich erscheint und in zwei Bänden das Hauptsächlichste jener sechs Bände enthält. Der erste dieser Bände liegt nun vor. Man hat es darin durchaus nicht nur mit einem Auszug des großen Werkes, sondern mit einer vollständigen Neubearbeitung des ganzen Stoffes zu tun, welche Professor Sievers selbst durchgeführt. Selbstverständlich ist dabei das statistische Material ebenfalls auf den neuesten Stand gebracht. Der Anlage des ganzen nach umfaßt dieser erste Band Amerika, die Nordpolländer und Europa. Obwohl der Text natürlich kürzer gehalten ist, bietet er doch alles wesentliche; für denjenigen, der sich eingehender belehren will, sind vortreffliche eingehende Literaturangaben am Ende des Bandes enthalten. Es ist somit Studierenden und Lehrern ermöglicht, sich mit den Quellen bekannt zu machen. Kartenbeilagen erscheinen in reicher Zahl geboten, im Text auch kleinere Kärtchen und Gebirgsprofile. Die vielen Textillustrationen der großen Ausgabe sind zwar der Raumersparnis wegen ausgelassen. Dennoch bilden viele Inseln in Gruppen zusammengefaßt Abbildungen des Wichtigsten und drei prächtige Farbentafeln gereichen dem Bande zur wahren Zierde, den in gewohnter Weise die Verlagsbuchhandlung in jeder Richtung, auch was die Ausstattung anbelangt, die größte Sorgfalt zugewendet hat. Dr. Schl.

Deutsche Klänge. Dichtungen von H. E. Linz. (Linz, O.-Ö. Buchdruckerei und Verlagsgesellschaft. 1907.)

Das Büchlein kennzeichnet den Verfasser selbst ganz trefflich in einem Eingangsliedchen:

Mein Lied.

Mein Lied ist kein ergeb'nes Klingen,
Ist Bettel nicht um Götzenlohn;
Es ist ein heißes Seelenringen,
Ist Freiheitsdurst in Zwang und Fron.

Und wenn's ihm auch an hoher Sendung,
An Gottesgnadentum gebricht;
Es strebt nach Wahrheit und Vollendung
Zum lebenswarmen Sonnenlicht.

Mein Lied ist Blut von meinem Blute,
Und eig'nem Triebe nur verwandt;
Ist meiner Sehnsucht Wünschelrute,
Die Quellen schlägt aus dürrem Sand.

Torheiten begeht man immer aus den edelsten Motiven. — Die Natur haßt die Vernunft. — Durch die Oberfläche zu dringen, das ist ein sehr gefährliches Wagnis. — Selbst das Wahre kann bewiesen werden. — Greise glauben alles; Männer bezweifeln alles; Junge wissen alles. — Selbstaufopferung sollte polizeilich verboten sein. Sie wirkt so demoralisierend auf die Menschen, für die man sich aufopfert.

(Weisheiten von Oskar Wilde. „Wiener Verlag.")

Lustige Zeitung.

Wahrheit. Frau (zu ihrem aus der Stadt heimkehrenden Manne, der schwer betrunken ist): „Du versprachst mir doch, den Feldweg zu gehen, wo keine Gasthäuser sind!" — Mann: „Ich versichere dir, ich bin auch an keinem Gasthaus vorbei gegangen."

Anzüglich. „Nun, Herr Baron, können Sie sich immer noch nicht zum Lawn Tennis entschließen?" — „Nein, niemals. Ich betrachte es als ein geisttötendes Spiel!" — „Glauben Sie denn, da etwas befürchten zu müssen?"

Willkommener Irrtum. Der Förster kommt früh 3 Uhr aus dem Wirtshause heim. Wie er im Begriffe ist, sich auszuziehen, erwacht seine Frau. „Aber, mein Alterle, willst du denn schon wieder auf die Pirsch? — denke doch an deine Gesundheit und an mich — geh' bleibe daheim!" — „Hast Recht, liebes Weiberl, es ist gescheiter, ich lege mich nieder!"

Eine vielsagende Annonce finden wir im Newyorker „Sun". Sie lautet nach der „Neuen Züricher Zeitung" in der Übersetzung folgendermaßen: „Ich habe die Ehre, meinen Freunden und Bekannten die Mitteilung zu machen, daß meine treue Gemahlin gestorben ist in dem gleichen Augenblicke, da sie einem Sohne das Leben gab, für den ich eine Amme suche, bis ich inzwischen eine neue Lebensgefährtin gefunden habe, die jung und hübsch sein, 20.000 Dollar besitzen und die mir in meinem Leinwandgeschäft helfen soll, welches ich um jeden Preis ausverkaufen will, bevor ich es in das von mir erbaute Haus Nr. 174 in der Zwölften Avenue verlege, wo ich noch prächtige Wohnungen zu vermieten habe."




Bücher.




Tiroler Bauernbibel. Von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann.)

Im heurigen Jänner errang am Schillertheater in Berlin das „Tiroler Krippenspiel" von Rudolf Greinz bei ausverkauften Häusern einen großen und durchschlagenden Erfolg, der auch von der gesamten Kritik einmütig in spaltenlangen Berichten und Feuilletons auf das Glänzendste anerkannt wurde. Namentlich wurde auch der volkstümliche Humor dieses Werkes gerühmt. Der bekannte Humorist und Volksdichter hat mit diesem Buche etwas völlig Eigenartiges und Neues geschaffen. Die „Tiroler Bauernbibel", welche die biblische Geschichte des alten Testaments einschließlich der Weihnachtslegende von einem Tiroler Bauern in den köstlichsten Anachronismen erzählen läßt. Mögen wir nun von Adam und Everl, vom „damischen" Rausch des Noah, vom „Davidl mit der Harfen" und dem Riesen Goliath lesen, vom ägyptischen Josef und der Putipharin, von der Schönheit des Himmels oder den Schrecknissen der Höll', wir kommen nicht aus der lustigsten Stimmung heraus.

V.

gibt, gehören zu den besten literarhistorischen Werken in dieser Beziehung sowohl durch den von den ausgezeichnetsten Kennern und Gelehrten verfaßten Text, als auch durch die reichliche Beigabe überaus wertvollen Illustrationsmateriales, welches Porträts, alte seltene Bilder, zu den Personen in Beziehung stehende Örtlichkeiten, Handschriften-Faksimiles u. dgl. vorführt. Schon in der ersten Auflage war von dieser Literaturgeschichte jene Englands, von Prof. Wülker verfaßt, als besonders trefflich allseitig anerkannt. Es ist nun in umgearbeiteter und vermehrter Auflage eine Neuausgabe dieses Werkes in zwei Bänden erschienen, welche viele neue und besondere Vorzüge aufweist und in der Tat selbst den strengsten Ansprüchen gerecht wird. Der erste Band behandelt die älteste Periode des englischen Schrifttums, die angelsächsische und die altenglische Zeit bis zum Zeitalter des großen Shakespeare und diesen selbst. Der zweite nun eben erschienene Band wendet sich der Literatur beiläufig vom 17. Jahrhunderte zu bis zur Mitte des 19. Jahrhundertes. Man braucht nur Namen wie Goldsmith, W. Scott, R. Burns, Lord Byron zu nennen, um die Bedeutung dieser Periode zu würdigen. In eingehenden gehaltsreichen Abschnitten ist die allerneueste Literatur von Prof. Groth und die nordamerikanische Literatur von Prof. Flügel behandelt, welche ja ebenfalls dem englischen Schrifttum beizuziehen ist. Außerordentlich reichhaltig erschienen die Literaturnachweise. Die Illustrationen auch dieses Bandes in Farben, Holzschnitt und Reproduktion nach Photographien bilden ebenso wie jene des ersten Bandes einen wahren Schmuck des Werkes, die vielen Dichterporträts und Faksimiles in vorzüglicher Ausführung sind ebenso interessante als wertvolle Beigaben und viele derselben sind kleine Kunstwerke.

A. Schlossar.

Die Negerseele und die Deutschen in Afrika. Ein Kampf gegen Missionen, Sittlichkeitsfanatismus und Bureaukratie vom Standpunkt moderner Psychologie von Dr. Karl Oetker. (München. J. F. Lehmanns Verlag.)

Auf Grund dieser Darlegungen Oetkers sind wir in der Lage, uns ein Urteil zu bilden über die in Deutsch-Afrika herrschenden Verhältnisse. Wir sehen, daß wir über die dortigen Zustände nicht einfach die Hände über den Kopf zusammenschlagen dürfen, sondern durch unser vernünftiges Urteil dazu beitragen können, den Pionieren deutscher Kultur ihre schwere Aufgabe zu erleichtern. Kleinliche, nörgelnde Kritik ist nicht angebracht, wo es sich um große Fragen handelt, die das Ansehen und Wohl des ganzen Volkes betreffen. Das Buch ist in vieler Beziehung anregend.

V.

Lebenskunst-Heilkunst, ärztlicher Ratgeber für Gesunde und Kranke, **Was junge Leute wissen sollten und Eheleute wissen müßten, Was unsere Töchter wissen sollten** und **Was unsere Söhne wissen müssen.** Von Dr. med. Fr. Schönenberger und W. Siegert. (Zwickau i. S. Förster & Borries.)

Ein dreifach Gefühl übermannte mich, als ich in diesen trefflichen Büchern blätterte: Das Gefühl des Schmerzes, der Freude und des Wunsches. Schmerz darüber, daß solches nicht schon geschrieben ward zu jener Zeit, da ich noch jung war, da noch vor mir lagen Leben und Beruf; Freude darüber, daß nun endlich doch solches geschrieben ward und wird für jene, welche heute jung sind, wie für deren Nachkommen; den sehnlichen Wunsch endlich, daß Bücher, wie die in Rede stehenden, auch gelesen, beherzigt und befolgt werden möchten.

Dr. Laab.

Jugenderinnerungen eines alten Mannes. (Wilhelm v. Kügelgen.) Billige Geschenkausgabe. Sechste Auflage. Mit dem Bildnis des Verfassers, 16 Abbildungen und einem ausführlichen Vor- und Nachwort. (Stuttgart. Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung.)

Ein längst als vorzüglich bekanntes Buch, das man in recht vielen Familien sehen möchte. Eine Lektüre, wie man sie nicht leicht besser trifft: fesselnd bis ans Ende, mit lebendigem Hintergrund (Knechtung Deutschlands durch Napoleon und Befreiungskriege), durchweht von wahrhaft frommer Gesinnung und bestrahlt von feinem Humor. An der wundervollen Heliogravüre des Verfassers kann man sich nicht satt sehen und an dem Buche mit seinem kulturgeschichtlich so reichen Inhalt kann man sich nicht satt lesen.

V.

Der Wundergarten. Kalender für die deutsche Jugend 1908. Begründet und herausgegeben von Wilhelm Kotzde. 1. Jahrgang. (Mainz. Jos. Scholz.)

Ein Märchenbuch in Kalenderform und mit prächtigen Bildern. Alles dem Kindesgemüt nahegerückt mit Ausnahme des Kalendariums.

Schöne Welt! Gedichte von Erika Rheinsch. (Frankfurt a. M. Heinrich Demuth. 1907.)

Diese Gedichtsammlung ist ganz aus dem kraftvollsten Optimismus, aus der Ehrfurcht vor der Welt und der Liebe zu allen ihren einzelnen Erscheinungen entsprungen. Damit stellt sie sich in den freudigsten Gegensatz zu einem großen Teile der gegenwärtigen Literatur.

München. Von Josef Ruederer. 1. Band der Sammlung: „Städte und Landschaften." Herausgegeben von Leo Greiner.

Kant — Schiller — Goethe. Gesammelte Aufsätze von Professor Dr. Karl Vorländer. (Leipzig. Dürrsche Buchhandlung. 1907.)

Das Buch enthält die Arbeiten Vorländers über das Verhältnis unserer beiden Klassiker zu dem kritischen Philosophen in nochmaliger sorgfältiger Durcharbeitung nebst den durch das inzwischen erschienene neue Quellenmaterial erforderlich gewordenen Ergänzungen und mannigfacher sonstigen Zusätzen. Der erste der sechs Aufsätze stellt Schillers Verhältnis zu Kant in seiner geschichtlichen Entwickelung dar; der zweite und dritte erläutern das innere Verhältnis des Dichters zu dem Philosophen an seinem zentralsten Punkte unter dem Titel: Ethischer Rigorismus und sittliche Schönheit. Eine ganze Reihe eingewurzelter Vorurteile werden dabei angegriffen. Der vierte bis sechste Aufsatz behandeln auf Grund genauer Durchforschung des gesamten vorhandenen Quellenmaterials Goethes Verhältnis zu Kant in seiner historischen Entwickelung. Da auch auf die übrigen philosophischen Systeme Rücksicht genommen wird, so erweitert sich die Darstellung zu einer vollständigen Übersicht über Goethes philosophischen Entwickelungsgang überhaupt. Ein Schlußabschnitt zieht das Gesamtergebnis: Die Gegensätze zwischen Kantischer und Goethescher Denkweise sind unleugbar, aber nicht unüberbrückbar, wie dies Schiller durch seine eigene Person bewiesen hat. V.

Sizilien und die Siziliäner. Neue Folge. Von Dr. Alex. Rumpelt. (Radeberg. Theodor Pfeil. 1907.)

Ein genauer Kenner Siziliens führt den Leser in diesem Bande durch die Hauptstädte mit allen ihren historischen Reminiszenzen, begleitet ihn auf einem Ausflug nach den benachbarten Liparischen Inseln, zeigt das Leben und Treiben seiner Bewohner und verdolmetscht deren Denken und Dichten in einer so ansprechenden Form, daß jeder Gebildete diese Schilderungen vollbefriedigt seiner Bibliothek einverleiben muß. Es fällt angenehm auf, daß das Werk nicht, wie viele dieser Gattung, aus Tagebuchblättern und Reisebriefen zusammengesetzt ist, sondern das Resultat langjähriger scharfer Beobachtung und deshalb trotz wissenschaftlicher Genauigkeit von allgemeinstem Interesse ist. V.

Klassiker der Kunst. X. Corregio in 196 Abbildungen. Herausgegeben von Georg Gronau. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1907.)

Der jüngste 10. Band dieser so belehrenden Ausgabe künstlerischer Klassiker bietet eine vollständige Sammlung aller von Antonio Allegri geschaffenen Kunstwerke, jenes Malergenies, das nach seinem Geburtsorte Corregio unter letzterem Namen zum Weltruhme gelangt ist. Obwohl dem Künstler kein langes Leben beschieden war — er starb 1534 nur 40 Jahre alt — so zählen doch die Gemälde des Meisters wie bekannt zu den großartigsten Kunstschöpfungen, seine kühne Behandlung des Helldunkels, der Formenreiz in seinen lieblichen Gemälden ist von kaum einem noch später erreicht worden. In der vorliegenden Ausgabe finden sich vorzügliche Reproduktionen seiner herrlichen Fresken in Parma und anderwärts, seine berühmten Gemälde von Madonnen, der „heiligen Nacht", seine mythologischen Bilder „Leda", „Jo", „Ganymed", „Venus und Amor" 2c., kurz alles dessen, was er geschaffen. Auch die Gemälde, deren Herkunft von Corregio etwas zweifelhaft erscheint, zu denen z. B. die prächtige „büßende Magdalena" gehört, erscheinen aufgenommen. — Wie bei den übrigen Bänden dieser Sammlung ist auch hier eine gediegene biographisch-kunsthistorische Einleitung vorausgeschickt, welche Georg Gronau, ein hervorragender Kenner Corregios, zum Verfasser hat. Chronologische Verzeichnisse der Gemälde, ihre Aufbewahrungsorte u. dgl. sind weitere der üblichen schätzenswerten Beigaben dieses von der Verlagshandlung in der bekannten eleganten Ausstattung hergestellten Bandes. Schl.

Mein Kampf um die Wahrheit. Von Professor Dr. Ludwig Gurlitt. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Was uns in dieser neuen Schrift vorgetragen wird, ist nicht Dichtung, sondern Wahrheit. Sie darf des Bekenntnisses eines preußischen Lehrers über die Schwierigkeiten, mit denen er im Dienste zu kämpfen hatte, allgemeiner Beachtung gewiß sein. Anlaß zu dieser Schrift, die sich als eine Selbstverteidigung darstellt, gab dem Verfasser eine Erklärung, welche seine Amtsgenossen, die Herren Oberlehrer vom Steglitzer Gymnasium einstimmig und öffentlich gegen ihn erlassen hatten. Die Schrift hat auch ein mehr persönliches als lokales Interesse, denn die Zustände und Gegensätze, die darin beleuchtet werden, haben typische Bedeutung, und was sich hier abgespielt, das kann und wird sich leicht an anderen Orten wiederholen. V.

Geschichte der englischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Rich. Wülker. Zweite neubearbeitete Auflage. 2 Bde. (Leipzig. Bibliogr. Institut. 1906—1907.)

Die Literaturgeschichte moderner Kulturnationen, welche der unermüdliche Verlag des bibliographischen Instituts in Leipzig heraus



Lebendig im Sarge.

Von **Josef Wichner, Krems.**

Es gibt nach einem nicht besonders geistreichen Wortspiele Enten, die sehr gerne Bier trinken: das sind nämlich die Stud-Enten.

So einer war auch der Studiosus Martin Schwamminger, auch kurzweg „Faß“ genannt, der sich zwar noch keinen lucketen Heller v e r d i e n t e, aber doch alles, was sich seine Leute zu Hause vom Munde und an den Kleidern und am bescheidensten Vergnügen absparten, v e r d ü n n t e, das heißt: in Bier aufgehen ließ, der sich weit mehr liter- als literaturkundig erwies und dem, obschon er bald zwei Jahre die Rechte studierte, aus dem Gesetzbuche nur der § 11 bekannt war, der da kurz und bündig lautet: Es wird fortgesoffen!

Wie denn aber der liebe Gott in seiner unbeschränkten Güte alle Dinge zum besten lenken kann, so geschah es, daß den Studiosus Faß einmal ein Mordsrausch nüchtern machte und daß er, was bei einem Studenten schon etwas heißen will, einmal wirklich genug bekam, so zwar, daß er sich vom Liter zum Maß bekehrte oder mäßig wurde und sogar ernstlich zu studieren anhub.

Das ging so zu: Eines Morgens früh, da alle vernünftigen Leute bereits sechs Stunden gesunden Schlafes hinter sich hatten, da trug unser Martin auf seinen Schultern einen so gewichtigen Affen heimzu, daß seine Füße gegen eine solche Überbürdung durch allerlei Winkelzüge

(Stuttgart. Karl Krabbe Verlag Erich Gußmann.)

Der Verfasser schildert in diesem Buche seine Heimatstadt München in seiner halb satirischen, halb blendend phantastischen Weise.

V.

Büchereinlauf.

Die Schartenmättler. Roman von Hermann Kurz. (Berlin. Wiegandt & Grieben. 1907.)

Die Goldsucher. Ein Roman aus Ostpreußen von Edela Rüst. (Berlin. Verlag „Continent".)

Die Moosschwaige. Ein Dachauer Künstlerroman von Paul Grabein. (Berlin. Verlag „Continent".)

Was die Welt schuldig nennt? Von Mite Kremnitz. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Schneewitwe. Roman aus den Hochalpen von Jean Hoinville. (Bern. Neukomm & Zimmermann.)

Der Burgvogt von Landskron. Roman von M. Staneck. (Dresden. E. Pierson.)

Wie der Wald still ward! Von Lisa Wenger. (Frauenfeld. Huber & Ko.)

Das war eine goldene Zeit! Kindheitserinnerungen von Meinrad Lienert. (Frauenfeld. Huber & Ko.)

Der mächtige Zauberer. — Die Brautwahl. Zwei Theaterdichtungen für Musik von Ferruccio Busoni. Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst. (Triest. C. Schmidt. 1907.)

Kaiphas und Pilatus. Festspiel von Albert Burk. (Stuttgart. Holland & Josenhans.)

Schattenblumen und Sonnenstäubchen. Ausgewählte Gedichte von Franz Josef Zlatnik. (Korneuburg. Jul. Kühkopf. 1907.)

Die Stimme der Großen. Bd. 1: „Friedrich der Große." Worte und Aussprüche. Herausgegeben von Dr. Otto Krack. (Berlin. Hermann Ehbock.)

Aus der Gedankenwelt großer Geister. Ein Sammlung von Auswahlbänden. Herausgegeben von Lothar Brieger-Wasservogel. Bd. 1: „Voltaire." Von Dr. Käthe Schirmacher. „Lessing." Von Theodor Kappstein. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Die Entwickelung des Christentums. Von Otto Pfleiderer. (München. J. F. Lehmann.)

Paulus und Jesus. Von D. Adolf Jülicher. (Tübingen. J. C. B. Mohr [Paul Siebeck].)

Zwei Reden der katholischen Frauenorganisation Steiermarks. I. Rede der Frau Vorsteherin des Katholischen Frauenvereines: „Die Ziele und Aufgaben der katholischen Frauenorganisation." II. Rede des Fräuleins Henriette Auegg: „Die Jugend heran zu sozialer Arbeit!" (Graz. Selbstverlag der katholischen Frauenorganisation. 1907.)

Allerlei lose Blätter aus dem Leben eines modernen Pädagogen. (Straßburg i. E. Josef Singer. 1907.)

Entwicklung. Eine deutsche Zeitschrift. Natur – Dichtung – Kunst – Kritik. Herausgeber Oskar Pöffel. Erscheint zweimal im Monat. Redaktion: Wien, II₁, Rueppgasse 37.

☞ Vorstehend besprochene Werke 2c. können durch die Buchhandlung „Leykam", **Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**



Postkarten des „Heimgarten".



Anonymus. Eine recht kühne Zumutung. Wenn wir jedem „Heimgarten"-Leser zu seinen Familienfesten gratulieren wollten, würden wir bald keine „Heimgarten"-Leser mehr haben.

St. J., Wien. Erinnern uns eines Vierzeilers des „Sturmbock":

Der heilige Pluralis.

Der Erste ist dumm und der Zweite ist schlecht
Und der Dritte ein Narr und der Vierte ein Knecht.
Doch so ihr sie vereinigt seht,
Wird d'raus des Volkes Majestät.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten"
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 20. Juli 1907.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Köck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

glühendem Sande gefüllt, der Atem — kurz, wäre dem Faß dieser Zustand nicht wohlbekannt gewesen und hätte er nicht gewußt, daß ein Hering und der § 11 Abhilfe schaffen würden, so hätte er sich für ernstlich krank halten müssen.

Endlich erhob er sich, noch halb im Schlafe und ohnedies ganz dumm und dumpf im Kopfe, und prallte gegen etwas hölzernes.

Da rieselte der bleiche Schreck über seine Glieder, daß die Haut aufperlte . . .!

„Um Gotteswillen, was ist das? Wohin bin ich geraten? Ich habe mich doch . . . ja, ja, ich habe mich doch ins Bett gelegt, und nun . . .?!

Er tastete mit beiden Händen über sich am Boden des Bettgestelles hin und stammelte:

„Das ist ja rein, als ob ich . . . im Sarge läge!! Welcher Teufel narrt mich denn so? Hinaus, hinaus aus dieser drückenden, erstickenden Enge!“

Und er kroch, da es ihm noch wie im Traume vorschwebte, daß ihm die Mauer im Stiegenhause nach rechts nicht ausgewichen war, nach links und kam an die Holzverschalung des Zimmers und fand auch da keinen Ausweg.

Da war es ihm fürchterlich klar! Ach ja, er hatte in der langen Sitzung des Guten (?) wirklich zu viel getan, war heimgewankt, aufs Bett gesunken, war ohnmächtig geworden, vielleicht hatte ihn, den vom Alkohol vergifteten, gar der Schlag gerührt, die Leute hatten ihn für tot gehalten und nun . . . die Haare sträubten sich ihm . . . nun lag er . . . im Sarge, und bald würden sie ihn hinaustragen und in die Grube senken!

So jung, so in der Vollkraft des Lebens, so kreuzfidel, so reich an Zukunftshoffnungen . . . und nun . . . lebendig-tot . . . im Sarge und bald in der Grube . . . durch eigene Schuld! Verfluchter Rausch! Verfluchter Alkohol!

Und er lag nach wiederholten vergeblichen Bemühungen, durch die Wand zu kommen oder den Deckel des vermeintlichen Sarges zu sprengen, ermattet auf dem Rücken, faltete die zitternden Hände auf der schwer atmenden Brust und überblickte im Geiste Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Ach ja, am Gymnasium, da war er noch brav und fleißig gewesen, da hatte er seinen Eltern Freude gemacht, und wenn er auch hie und da die Gelegenheit wahrgenommen und zu tief in den Krug geguckt hatte, so waren es Ausnahmsfälle und der unausbleibliche Katzenjammer hatte noch den Ekel und den festen Vorsatz der Besserung erzeugt. Noch standen die Worte eines Professors auf der Tafel seines

lebhaft protestierten. Dessenungeachtet gelang es dem viel erfahrenen Odysseus, zwischen den schwankenden Häusern und wackelnden Laternen glücklich hindurchzusteuern, seine Wohnung zu finden und sogar mit dem eisernen „Hausmeister“ nach heißem Bemühen das tanzende Schlüsselloch des Tores zu erwischen.

Aber geradezu eine Kunst war es, über die knurrende Wendeltreppe in den ersten Stock zu gelangen, zumal die verrückte Treppe sich in kühnem Schwunge nach links wand, Studiosus Faß aber sich mit einer Beharrlichkeit, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, nach rechts drehte und durch die Mauer marschieren wollte. Da prallte er denn mit dem schweren Kopfe an das fühllose Gestein, bis es Funken gab und in seinem Hirnkastel doch etwas heller wurde. Es dämmerte ihm: da die Mauer nun einmal durchaus nicht nachgebe, so könne er den Gescheiteren spielen, und so wandte er sich mit schlauem Lächeln, als gelte es, die Treppe zu überlisten, nun auch zur Linken, tappte sich aufwärts und in sein Zimmer, fand endlich auch sein Bett und — setzte sich mit schwerem Falle daneben auf den Fußboden.

„Sakrdibix“, brummte er, „ist das Teufelsbett heut einmal hart! Aber ma . . . ma . . . macht nix . . . ein gu . . . gu . . . gutes Ge . . . hup, Ge . . . bräu, ist ein gu . . . gu . . . gutes R . . . uhekissen. Ich will mal gegen die Wa . . . wa . . . wand kriechen, daß ich ni . . . nicht rausfall'!“

Und er kroch, ohne sich zu entkleiden, gegen die Wand und gelangte so richtig unters Bett und schnarchte im nächsten Augenblicke wie eine alte ungeschmierte Brettersäge, die sich durch Eichenknorren hindurchbeißen muß.

Wie lange er so gelegen sein mochte, das wußte nur die Wanduhr. Als das Faß unters Bett rollte, hatte der kleine Zeiger vorwurfsvoll auf die dritte Morgenstunde gewiesen, und als Bruder Liederlich sich endlich regte und die Augen aufschlug, richteten sich beide Zeiger gleich zwei entsetzten Armen nun schon zum zweitenmal gegen die Zimmerdecke: es sei doch entsetzlich und nahezu Selbstmord, gleich einen Tag und zwei Nächte hindurch zu lumpen und dann mehr denn zwanzig Stunden in bleiernem Schlafe zu liegen . . . so ein Leben halte selbst ein Riese auf die Länge nicht aus!

Da war es denn kein Wunder, daß Herr Faß, obschon er sich die verquollenen Augen kräftig rieb, nicht einmal die eigenen Hände sehen konnte; denn um Mitternacht ists unter einem Bette gemeiniglich noch dunkler als gewöhnlich.

Also drehte er sich auf die Seite und duselte noch ein Stündchen. Er fühlte sich übrigens recht elend: der Kopf brummte wie eine wütend gewordene Baßgeige, der Magen schien mit im Samum aufgewirbeltem,

Und nun lag er im Sarge! Bald würde es tagen. Dann würden sie kommen . . . in Trauerkleidern . . . mit verweinten Augen . . . die abgehärmte Mutter, deren einziger Sohn er war, der verbitterte Vater, dessen schöne Hoffnungen er so schwer getäuscht hatte, die bleichen Schwestern, die seinetwegen ihrer unschuldsvollen Jugend nicht froh werden konnten.

Und sie würden ihn hinausführen . . . gar eilig . . . ohne Sang und Klang: in der Großstadt macht man mit einem toten Studenten nicht viele Umstände . . . da gehen gar viele gleich ihm zugrunde . . . durch eigene Schuld!

Und die alte Zimmerfrau, die erwies ihm wohl auch die letzte Ehre und besprach sodann mit den Nachbarinnen, der Hausmeisterin, der Greislerin und der Tischlersfrau im Hofe beim Schalerl Kaffee das Geschehnis: „Na ja . . . er hat si halt z'tod gsoffen, der Student . . . ist kein Wunder nit, wie's der trieben hat! Na . . . froh bin i, daß i zu mei'm Sach kommen bin, und die Seinigen, die werden so ein Früchtl bald vergessen haben. Wär rein schad um die zwei lieben Madeln, wenn er ihnen ihr Gerstl auch noch durch die Gurgel g'jagt hätt!"

So etwa würde es sein, wenn sie ihn hinausgebracht hätten.

Und dann? . . .

Er hielt sich die Hände vors Gesicht, um nicht sich selbst auf so gräßliche Art sterben sehen zu müssen.

Ach, wenn man nur der Phantasie die Augen zudrücken könnte! Aber die ist gerade am geschäftigsten und sieht am klarsten, wenn das Auge des Körpers geschlossen ist oder in undurchdringliches Dunkel starrt.

Und was er sah, das aufgedunsene blaurote Antlitz des nach Atem Ringenden, die hervorquellenden Augen, den blutigen Schaum vor dem Munde, die letzten Zuckungen und dann . . . Leiche . . . Verwesung, das brachte ihn dem Wahnsinne nahe.

Aber er war, beim heiligen Gott, doch noch nicht im Grabe! Noch stand der Sarg wohl in der gemieteten Kammer oder . . . gar in der Halle des Leichenhauses, noch lebte er, noch mußte es ihm gelingen, sich bemerkbar zu machen.

Und er schlug mit den Stiefeln gegen den Boden, die Wand, die Bettbretter, er schrie, er brüllte: „Hilfe . . . Hilf . . . i . . . o! Macht auf! Ich bin nicht tot und ich will nicht sterben! Hilf . . . i . . . o!"

Nun war der Mann der Zimmervermieterin ein Schneider und der hatte seine Werkstatt nebenan und war der nahenden Festtage halber so mit Bestellungen überhäuft, daß er selbst die Nacht über arbeiten mußte.

Also nähte er samt seinem Gesellen und seinem Lehrbuben beim Scheine einer Öllampe darauf los, daß die Nadel heiß wurde, bis ihn

Gedächtnisses, der da gesagt hatte, es töte der Alkohol mehr junge Männer als der Krieg, und er erinnerte sich genau, wie er und manche seiner Kameraden dem Lehrer geglaubt und nachdenklich zugenickt, andere freilich als flotte Bursche des alten Zopfes und Wasserkopfes gespottet hatten.

Nun der Krieg hatte ihn bisher verschont; dafür war er, alle Mahnungen und alle Vorsätze in den Wind schlagend, an der Hochschule dem Dämon Alkohol in die Krallen geraten, und die hatten Widerhaken und ließen das gefaßte Opfer so leicht nicht mehr los.

Wie das nun schon so geht, wenn einer aus dem Elternhause und der Schulzucht in die blendende Freiheit hinaustritt und vom Großstadttaumel umtanzt und mitgerissen wird!

Zuerst muß man sich von der anstrengenden Arbeit des letzten Gymnasialjahres erholen, sodann die goldene Freiheit in vollen Zügen genießen, hierauf das Großstadtleben kennen lernen, und was ein fideler Jurist ist, der verbummelt den Großteil der zwei ersten Universitätsjahre grundsätzlich.

Und es finden sich verwandte Seelen genug, die dem Neuling unter die Arme greifen und ihn von der Hochschule hinweg, die man doch nur des Bummels und der Raufereien wegen besucht, in die Kneipe schleppen.

Ei, da geht's denn freilich hoch her, da saust der Schläger auf den Tisch, daß die Gläser hopsen, da dampfen die Quastenpfeifen, als sei man in einem Lokomotivstall, da brausen im Chore die teils herrlichen, teils ulkigen, ja selbst stumpfsinnigen Lieder der unheiligen Bibel, des Kommersbuches, da fliegen die Brand- und Freiheitsreden und die zündenden Schlagworte durch die Luft, da sauft man sich zu und vor und nach bis zur Besinnungslosigkeit und möchte im Übermute der Kneipstimmung am liebsten gleich der Herrgott sein, um ein Faß zu schaffen, so groß als wie die Welt, und ein Glas, so hoch bis an den Mond, auf daß es sich des Trinkens verlohnte!

Ei ja, es gab wohl auch in der Kneipe Ideale und es gab wackere Burschen, die in all ihrer Munterkeit ihren eigentlichen Lebensberuf doch nicht im Bier ertränkten; aber — nicht wenige versumpften, und zu denen gehörte auch der Faß, der nun im Sarge lag und über den sich die Schatten eines gräßlichen Todes gebreitet hatten.

Ja, er war versumpft, von Begierde zu Genuß getaumelt, hatte des Vaters schwer erworbenes Geld nur in Bieraktien angelegt und an verkommene Weiber, den Abschaum der Großstadt, verschwendet, hatte den Seinen schweren Kummer bereitet, hatte, schon zu tief im Sumpfe, die sittliche Kraft nicht mehr besessen, sich herauszuarbeiten, und hatte die anklagende Stimme des Gewissens durch das giftige Betäubungsmittel immer wieder zum Schweigen gebracht.

... wenn Sie wüßten, was ich ausgestanden habe unter dem verfluchten Bett, würde Ihnen das Lachen vergehen! Nun ... ich danke Ihnen herzlich ... Sie haben mir das Leben gerettet und ... jetzt habe ich genug, dies war mein letzter Rausch!"

Da meinte der Polizeimann, es sei das ja ein recht löblicher Vorsatz, aber das sei kein Grund, daß er nicht seines Amtes handle, und so möge sich denn der Herr auf eine Vorladung gefaßt machen, um sich wegen nächtlicher Ruhestörung und unnötiger Bemühung der Wache zu verantworten.

„Gut", erwiderte der Studiosus Faß, der seine Fassung wieder gewonnen hatte, „ich werde der Ladung Folge leisten und meine Schuld berappen oder ... absitzen ... ganz nach Belieben. Aber dann ... sind wir miteinander fertig; denn ich werde von nun an unter dem Schutze der alma mater weilen, und die wird mir ein Asyl gewähren, das ihr Polizeileute gemäß alter Privilegien nicht betreten dürft. Nichts für ungut, meine Herren, und recht gute Nacht allerseits!"

Erotik und Idyll.

Von Alexander **L. Kielland.** Deutsch von **Leskien.***)

„Seht nur zu, daß ihr bald zusammenkommt!" sagte Frau Olsen.

„Ja, ich verstehe nicht, warum ihr nicht jetzt im Herbst heiratet," rief das ältere Fräulein Ludwigsen, das für die wahre Liebe schwärmte.

„Ach ja!" rief Fräulein Luise, die sicher war, Brautjungfer zu werden.

„Aber Sören sagt, daß er nicht die Mittel hat," antwortete die Braut etwas verzagt.

„Nicht die Mittel!" wiederholte Fräulein Ludwigsen; „daß ein junges Mädchen ein solches Wort aussprechen kann! Wenn du schon jetzt deine junge Liebe von prosaischen Berechnungen überwuchern lassen willst, was bleibt dann von dem idealen Glanze übrig, den nur die Liebe über das Leben zu verbreiten vermag? Daß ein Mann solche Rücksichten nehmen kann, kann ich zur Not verstehen, es ist ja gewissermaßen seine Pflicht; aber eine zarte Frauenseele im Lenz der Liebe! — nein, nein, Marie! laß um alles in der Welt nicht diese niedrigen Geldfragen dein Glück trüben."

*) Aus „Gesammelte Werke" von A. L. Kielland. Aus dem Nordischen übersetzt von Dr. Friedrich Leskien und Marie Leskien-Lie. II. Band: Sämtliche Novellen. (Leipzig. Georg Merseburger. 1906.) Schon aus vorstehender Erzählung ersieht man, wie wertvoll das Buch ist.

das Mark und Bein durchdringende Geschrei des Studenten aufschreckte. Da lief denn die tapfere Gesellschaft, der Meister mit der Lampe in der Hand voran, zum Hausmeister: der Herr Schwamminger brülle so schauderhaft, als ob er am Spieße stecke; es sei kein Zweifel, daß er von Raubmördern überfallen worden sei und sich verblute.

Der Hausmeister meinte zwar, er glaube nicht, daß es bei einem Studenten besonders viel zu rauben gebe, griff aber doch nach einem langen Messer, sperrte das Tor auf und holte den Polizeier von der nächsten Straßenkreuzung.

Dann stürmte die Gesellschaft das Zimmer, in dem der arme Student vielleicht eben ermordet wurde.

War aber, obschon der Sicherheiter hinter die Vorhänge und hinter den Ofen und sogar in den Kleiderschrank leuchtete, keine Spur eines Einbrechers zu entdecken, wohl aber rumorte es unter dem Bette ganz gewaltig und hob das schwere Bettgestelle um eines Fingers Dicke vom Boden und schrie:

„Ich bin nicht tot, ich bin nicht tot! Öffnet den Sarg oder ich erstické!"

Da leuchtete der Polizeimann unters Bett, griff tapfer hinein, erwischte einen Stiefel und zog mit ihm ein Bein und daran den Studiosus Faß aus dem fürchterlichen Gefängnisse.

Nun wurde auch der Schneider mutig. Er brach in ein unbändiges Gelächter aus, in das seine Untergebenen pflichtschuldig einstimmten und das der Hausmeister mit seinem Brummbaß begleitete, und meckerte: „Hi, hi, hi, hat sich der Herr von Schwamminger wieder einen Mordsaffen gekauft und der hat ihn unters Bett geschmissen! Sehen S' denn nit, daß das Ihr Bett und kein Sarg ist und daß Sie auf dem Boden des Zimmers liegen? Und warum sind S' dann nit herauskrochen? Hat Sie doch niemand anbunden! Na, so a Dummheit . . . hi, hi, hi!"

Da schaute sich der Studiosus Faß mit großen, verwunderten Augen in seiner Bude um. Er sah die gekreuzten Schläger an der Wand, er sah an der Türe einen alten Flausrock, er sah den Schreibtisch, an dem er so oft des teueren Studierens halber um Geld geschrieben hatte, er sah das unberührte Bett und darunter . . . die schwarze Höhle und nun ging ihm neben der Öllampe des Schneiders noch ein anderes, viel helleres Licht auf.

Er erhob sich mit Hilfe des Schneidergesellen und des Lehrbuben, atmete tief wie einer, dem eine Zentnerlast von der Brust genommen ist, und sagte:

„Mir scheint, ich habe mich unsterblich blamiert, und ich kann's den Herren nicht verdenken, wenn Sie sich den Buckel voll lachen. Aber

Examen, Ihren Familienverbindungen und sonstigen Konnexionen in der Hauptstadt wird es nicht lange dauern, bis Sie sich um die kleineren Ämter bewerben können, und hat man erst die Beamtenlaufbahn eingeschlagen, so geht es, wie Sie wissen, von selbst."

Sören kaute an der Feder und sah unschlüssig aus.

„Lassen Sie uns annehmen," fuhr der Prinzipal fort, „daß Sie, dank Ihrer Sparsamkeit, ohne besonders viel Schulden zu machen einen Hausstand einrichten können; dann haben Sie ja Ihren Gehalt als Sekretär und was Sie sonst durch Nebenarbeit werden verdienen können. Und es müßte doch merkwürdig zugehen, wenn ein Mann von Ihrer Tüchtigkeit in einer aufstrebenden Handelsstadt, wie die unsere, nicht für seine freie Zeit Verwendung finden sollte."

Sören dachte den ganzen Vormittag an die Worte des Kreisrichters; es stand allmählich klar vor ihm, daß er die ökonomischen Schwierigkeiten beim Heiraten überschätzte, und es war ja im Grunde wahr, daß er ziemlich viel freie Zeit hatte.

Er sollte beim Prinzipal zu Mittag essen, wo auch seine Braut war. Überhaupt trafen sich die jungen Leute fast öfter bei Kreisrichters als in Maries Heim. Denn die eigentümliche Fertigkeit, die Frau Möller, Maries Mutter, sich erworben hatte, allen Gesprächen eine religiöse Wendung zu geben, war nicht besonders anziehend für die jungen Leute.

Bei Tisch wurde von einem kleinen, reizenden Hause gesprochen, das Frau Olsen entdeckt hatte: so recht ein Nest für ein junges Ehepaar, wie sie sich ausdrückte. Sören erkundigte sich so nebenbei nach dem Preise und fand ihn ziemlich mäßig im Verhältnis zur Beschreibung der Frau Kreisrichter.

Wenn Frau Olsen diese Heirat so gern beschleunigen wollte, so war es erstens, wie angedeutet, weil sie eine Beschäftigung brauchte; dann war sie aber auch von dem unbestimmten Wunsche beseelt, daß sich überhaupt etwas ereignen möchte — ein psychologisches Phänomen, das bei energischen Charakteren, die in kleinen, einförmigen Verhältnissen leben, nicht selten ist.

Der Kreisrichter arbeitete in derselben Richtung, erstens auf Befehl seiner Frau, und dann, weil er dachte, daß Sören, wenn er mit Fräulein Marie, die seinem Hause so viel verdankte, verheiratet wäre, noch enger an das Kontor geknüpft würde; und der Kreisrichter war mit seinem Sekretär zufrieden.

Nach Tisch ging das Brautpaar im Garten spazieren. Sie redeten seltsam beklommen miteinander, bis Sören in einem Tone, der unbefangen sein sollte, die Bemerkung hinwarf: „Was meinst du, wenn wir im Herbst heirateten?"

„Ach nein!" rief Fräulein Luise.

„Und außerdem," nahm Frau Olsen das Wort, „außerdem hat dein Bräutigam gar nicht so wenig Einkommen. Mein Mann und ich fingen, bei Gott, mit viel weniger an. Ich weiß, was du sagen willst, daß die Zeiten damals anders waren. Ja, Gott behüte! das wissen wir; ich wundere mich nur, daß ihr nicht müde werdet, es uns zu erzählen. Glaubt ihr nicht, daß wir Alten, die wir selbst den Übergang miterlebt haben, die beste Einsicht darin haben, was früher zum Leben erforderlich war und was jetzt? Wenn also ich, als erfahrene Hausfrau, sage, daß der Gehalt deines Bräutigams bei meinem Mann im Verein mit dem, was er leicht durch Nebenarbeit verdienen kann, hinreichend ist, darauf zu heiraten, so kannst du doch wohl begreifen, daß ich die veränderten Verhältnisse gebührend in Betracht ziehe."

Frau Olsen war ganz eifrig geworden, trotzdem niemand daran dachte, ihr zu widersprechen. Aber sie hatte sich so oft bei Gesprächen dieser Art geärgert, besonders wenn sie die jungen Frauen sich darüber verbreiten hörte, wie lächerlich billig alles vor dreißig Jahren gewesen war. Es war, als ob man die mustergültige Art, in der sie ihre Wirtschaft geführt hatte, herabsetzen wollte.

Dies Gespräch machte einen tiefen Eindruck auf die Braut; denn sie hatte viel Vertrauen zu der klugen und erfahrenen Frau Olsen. Und diese hatte sich, seit Marie mit dem Sekretär des Kreisrichters verlobt war, ihrer sehr eifrig angenommen. Sie war eine energische Frau, und da ihre eigenen Kinder schon erwachsen und auswärts verheiratet waren, gab es eine willkommene Ablenkung für ihren Tätigkeitsdrang, gleichsam einen Anteil an dem jungen Brautpaar und, was es anging, zu haben.

Maries Mutter dagegen war eine sehr ruhige Dame. Ihr Mann, der ein kleines Amt bekleidet hatte, war so früh gestorben, daß die Pension äußerst knapp war. Sie war aus guter Familie und hatte in ihrer Jugend nichts gelernt als Klavier spielen. Diese Fertigkeit übte sie längst nicht mehr aus und im Laufe der Zeit war sie außerordentlich religiös geworden ....

„Hören Sie einmal, mein lieber Sekretär: denken Sie gar nicht daran zu heiraten?" fragte der Kreisrichter in seiner freundlichen Art.

„O ja!" antwortete Sören gedehnt, „wenn ich erst die Mittel dazu habe."

„Die Mittel?" wiederholte der Kreisrichter. „Sie sind, weiß Gott, gar nicht schlecht gestellt. Ich weiß, daß Sie etwas zurückgelegt haben."

„Eine Kleinigkeit," schob Sören ein.

„Nun gut, das mag sein; aber es zeigt, daß Sie einen ökonomischen Sinn haben, und der ist Goldes wert. Bei Ihrem guten

sehr erleichtert bei Frau Olsens Vorschlag, der mit einem für diese Dame ungewöhnlichen Zartgefühl vorgebracht wurde. Es war indes nicht Frau Möllers Art, sich leicht umgänglich oder zufrieden zu zeigen. Da alles ja im Grunde in der einen oder anderen Weise ein Kreuz war, ließ sie auch jetzt durchfühlen, daß ihre Geduld jede Fügung des Himmels zu ertragen imstande wäre.

Frau Olsen kehrte strahlend von diesem Besuche zurück. Sie wäre um das halbe Vergnügen bei dieser Heirat gekommen, wenn sie nicht die Hochzeit hätte ausrichten dürfen; denn Hochzeiten ausrichten war Frau Olsens Spezialität. Da legte sie ihre Ökonomie bei Seite, und die Befriedigung, die sie dabei fühlte, daß sie für ihre volle Arbeitskraft Verwendung fand, machte sie förmlich liebenswürdig. Außerdem war das Amt gut, und Olsen hatte immer ein kleines Vermögen besessen, von dem indessen nie geredet wurde.

Die Hochzeit wurde also gefeiert und es war eine glänzende Hochzeit. Fräulein Ludwigsen hatte ein reimloses Lied von der wahren Liebe gedichtet, das bei Tisch gesungen wurde, und Luise sah von allen Brautjungfern am besten aus.

Das junge Ehepaar bezog das von Frau Olsen entdeckte Nest, um jenen halbbewußten Zustand von festlicher Glückseligkeit zu beginnen, den die Engländer den Honigmonat nennen, weil er so süß ist, die Deutschen die Flitterwochen, weil der Glanz so schnell schwindet, und die Norweger die Weizenbrottage, weil sie wissen, daß die Hausmannskost nachfolgt.

Aber in Sörens Haus dauerten die Flitterwochen lange, und als Gott ihnen einen kleinen Engel mit goldenen Locken schenkte, war ihr Glück so groß, wie es überhaupt in dieser traurigen Welt erwartet werden kann.

Was die Einnahme anlangt, so war sie einigermaßen ausreichend, obgleich es Sören leider nicht gelungen war, die Wohnung ohne Schulden einzurichten; aber das würde schon mit der Zeit in Ordnung kommen.

Ja, mit der Zeit! Die Jahre vergingen und jedes Jahr schenkte Gott Sören einen kleinen Engel mit goldenen Locken. Nach sechsjähriger Ehe hatte er also genau fünf Kinder. Die kleine, ruhige Stadt war unverändert. Sören war noch immer Sekretär, Kreisrichters waren noch dieselben, nur Sören selbst war nicht wieder zu erkennen.

Es gibt Sorgen und schwere Schicksalsschläge, von denen man sagt, daß sie die Haare eines Mannes in einer Nacht grau färben können. Solche Schläge waren nicht Sörens Los gewesen. Was seine Haare gebleicht, seinen Rücken gebeugt und ihn vor der Zeit alt gemacht hatte, war eine langsame, gewöhnliche Sorge — die Sorge um das tägliche Brot.

Marie vergaß überrascht zu sein; sie hatte ja auch denselben Gedanken gehabt, und darum antwortete sie, indem sie zu Boden sah: „Ja, wenn du denkst, daß wir die Mittel haben, habe ich sicher nichts dagegen.“

„Wir wollen einmal nachrechnen,“ sagte Sören und zog sie in die Laube.

Eine halbe Stunde später traten sie Arm in Arm in den Sonnenschein hinaus. Es war, als ob sie auch leuchteten, denn es ruhte ein Glanz über einen mutigen Entschluß, der nach reiflicher Überlegung und ernster Erwägung gefaßt ist.

Einer oder der andere könnte meinen, daß man sich nicht unbedingt auf die Richtigkeit eines Rechenexempels verlassen dürfe, nur darauf hin, daß zwei Liebende genau dasselbe Ergebnis herausbekommen hatten, besonders wo es sich um die Wahl zwischen der höchsten Glückseligkeit oder der Entsagung handelte.

Sören hatte auch, während sie rechneten, einige Anfechtungen gehabt. Es kam ihm in den Sinn, wie er selbst in seiner Studentenzeit große Worte von der Verantwortung gegen das kommende Geschlecht geredet hatte, wie er auf philosophischen Umwegen das Egoistische an der Liebe nachgewiesen und die lächerliche Frage aufgeworfen hatte, ob man so ohne weiteres das Recht habe, Kinder in die Welt zu setzen.

Aber die Zeit und das praktische Leben hatten ihn glücklicherweise von diesen müßigen und schädlichen Gedankenexperimenten geheilt. Und außerdem war er viel zu sittlich und wohlerzogen, um die nichts ahnende Geliebte dadurch verletzen zu wollen, daß er eine so frivole Aussicht wie die, daß sie viele Kinder bekommen könnten, in seine Berechnung mit aufnähme. Das ist ja gerade so hübsch, daß die jungen Leute diese Dinge unserem lieben Herrgott und dem Storch überlassen.

Es herrschte nicht nur beim Kreisrichter große Freude, sondern fast die ganze Stadt geriet in eine Art von Fieberstimmung bei der Nachricht, daß der Sekretär im Herbst Hochzeit halten wollte. Denn wer eine Einladung zur Hochzeit erwarten konnte, freute sich lange im voraus, und wer keine erwarten konnte, ärgerte sich und lästerte; aber wer wußte, daß er auf der Reserveliste stand, war vor Spannung halb von Sinnen. Und jede Gemütsbewegung hat in ruhigen Kleinstädten ihren Wert.

Frau Olsen war eine mutige Dame, und doch klopfte ihr das Herz, als sie sich zu der verwitweten Frau Möller auf den Weg machte. Es ist eine eigene Sache, eine Mutter zu bitten, die Hochzeit der Tochter ausrichten zu dürfen. Aber sie hätte sich ihre Angst sparen können. Denn Frau Möller scheut jede Anstrengung fast eben so sehr, wie sie die Sünde in jeder Gestalt verabscheute, und darum fühlte sie sich

sank zu einer Art komischen Person herab, die alberne Reden hielt und um die sich die Jüngsten der Gesellschaft nach Tisch versammelten, um ihn aufzuziehen. Den peinlichsten Eindruck aber machte es auf seine Bekannten, daß er in bezug auf seine Kleidung ganz gleichgültig geworden war.

Sören war nämlich äußerst sorgfältig mit seiner Toilette gewesen. In der Studentenzeit hieß er „der feine Sören“. Und sogar als Familienvater hatte er eine Zeitlang verstanden, seinen einfachen Kleidern einen gewissen Schwung zu geben. Aber nachdem die harte Not ihn gezwungen hatte, jedes Kleidungsstück unnatürlich lange zu tragen, hatte seine Eitelkeit schließlich klein beigegeben. Und wenn ein Mann den Sinn dafür verliert, auf sein Äußeres zu halten, pflegt er ihn leicht ganz und gar zu verlieren. Seine Frau mußte ihn darauf aufmerksam machen, wenn die Anschaffung eines neuen Rockes unumgänglich notwendig wurde, und wenn seine Kragen schon allzu zerfasert waren, schnitt sie dieselben mit einer Schere glatt.

Er selbst hatte an andres zu denken, der Arme. Aber wenn Fremde ins Kontor kamen oder wenn er zu einer Tür hineingehen sollte, hatte er die rein mechanische Gewohnheit, auf seinen Rockaufschlag zu spucken und ihn mit der Hand zu reiben. Ähnlich wie die Rudimente von Organen, die durch Nichtgebrauch zugrunde gegangen sind und die die Zoologen bei gewissen Tieren finden, war dies der einzige Überrest von der Putzsucht des „feinen Sören“.

Indes trug Sören seinen schlimmsten Feind in seinem eigenen Innern. Er hatte sich in seiner Jugend mit Philosophie beschäftigt, und jetzt geschah es bisweilen, daß diese unselige Lust zum Denken über ihn kam, alle Einwände umwarf und schließlich alles auf den Kopf stellte.

Besonders wenn er an seine Kinder dachte, befiel ihn diese Lust.

Wenn er diese kleinen Geschöpfe betrachtete, die — das konnte er sich selbst nicht verhehlen — im Laufe der Zeit mehr und mehr verwahrlosten, war es ihm unmöglich, sie unter der Kategorie „goldlockiger Engel“, die Gott ihm geschenkt hatte, zu sehen. Er mußte ja zugestehen, daß Gott uns solche Geschenke nicht ohne eine Veranlassung von unserer Seite gibt, und da fragte Sören sich selbst: Hast du hiezu das Recht gehabt? Er dachte an sein eigenes Leben, das unter so glücklichen Umständen angefangen hatte. Er kam aus einem behaglichen Heim; sein Vater, ein Beamter, hatte ihm die beste Ausbildung des Landes gegeben; er war wie die Besten zum Kampf ums Dasein ausgerüstet; und wie war er daraus hervorgegangen?

Und was konnte er seinen Kindern in den Kampf, in den er sie sandte, mitgeben? Sie fingen ihr Leben in Armut und Bedrängnis an, die am liebsten verhehlt werden sollten; sie lernten früh das bittere

Die Sorge um das tägliche Brot spielt unter den Sorgen dieselbe Rolle, wie die Zahnschmerzen unter den Krankheiten. Sie ist kein einzelner Schmerz, der sich im offenen Kampfe besiegen läßt; sie ist nicht wie ein Nervenfieber oder eine ähnliche „ordentliche" Krankheit, die eine Entwicklung, eine Krisis hat; sondern, wie der Zahnschmerz lang und einförmig wie ein Bandwurm ist, so legt sich die Sorge um das tägliche Brot wie eine graue Wolke um ihre Opfer; man zieht sie jeden Morgen mit den fadenscheinigen Kleidern an und man schläft selten so fest, daß man sie ganz vergißt.

Sören hatte sich in dem langwierigen Kampfe gegen die andringende Armut aufgerieben; und doch war er ein großer Ökonom.

Aber es gibt zwei Arten Ökonomie; die aktive und die passive. Die passive Ökonomie denkt Tag und Nacht daran, wie sie einen Groschen ersparen soll; die aktive sinnt ebenso eifrig darüber nach, wie sie einen Taler verdienen kann. Die erste Art Ökonomie, die passive, findet man bei uns in Norwegen, die aktive in den großen Staaten, namentlich in Amerika.

Sören hatte seine Force in der passiven Richtung. Er verwandte all seine freie Zeit und noch einen Teil seiner Arbeitszeit darauf, sich auszudenken, wo man etwa sparen oder sich einschränken könne. Aber ob es daher kam, daß er kein Glück hatte, oder — was am glaubwürdigsten ist — daß seine Einnahmen wirklich zu klein waren, um mit Frau und fünf Kindern davon zu leben, genug: seine finanzielle Stellung verschlechterte sich mehr und mehr.

Alle Plätze im Leben scheinen besetzt zu sein, und doch gibt es einige Menschen, die überall ankommen. Sören gehörte nicht zu ihnen, und er suchte vergebens nach der Nebenarbeit, welche ihm und seiner Braut als eine unbestimmte aber reiche Einnahmequelle vorgeschwebt hatte. Auch hatte er keinen Nutzen von seinen guten Verbindungen. Es gibt immer eine Menge Leute, die bereit sind, hoffnungsvollen jungen Menschen, die sich selber helfen können, zu helfen; aber notleidende Familienväter kommen immer ungelegen.

Sören hatte viele Freunde gehabt. Man konnte nicht sagen, daß sie sich von ihm zurückgezogen hätten; aber er war ihnen gleichsam in die Ferne gerückt. Wenn sie sich jetzt trafen, herrschte eine gewisse Verlegenheit auf beiden Seiten. Sören hatte nicht mehr Sinn dafür, was die anderen interessierte; und diese langweilten sich, wenn er sich darüber verbreitete, wie hart er arbeite und wie teuer das Leben sei.

Und wenn er ein einzelnes Mal zu einem seiner Jugendfreunde in eine Herrengesellschaft eingeladen wurde, erging es ihm, wie es Leuten, die zu Hause äußerst einfach leben, zu gehen pflegt: er aß und trank zuviel. Und der früher zwar lustige, aber feine und vorsichtige Sören

Aber es war nicht recht von Marie, so zu denken; denn sie hatte eine ausgezeichnete Erziehung erhalten.

Die Lebensanschauung, die man ihr früh beigebracht hatte, war die einzige schöne, die einzige, die imstande war, ihr das Ideale im Leben zu retten. Keine häßliche, prosaische Betrachtung des Daseins hatte je einen Schatten über ihre Entwicklung geworfen; sie wußte, daß die Liebe das Schönste auf Erden ist, daß sie über der Vernunft steht und daß man sie in der Ehe findet; was Kinder anlangt, so hatte sie gelernt zu erröten, wenn von ihnen die Rede war.

Man hatte ihre Lektüre immer streng überwacht. Sie hatte viele ernste Bücher von den Pflichten des Weibes gelesen; sie wußte, daß es ihr Glück sei, von einem Manne geliebt zu werden, und ihre Bestimmung, sein Weib zu sein. Sie kannte die Schlechtigkeit der Menschen, wie oft sie sich zwei jungen Liebenden hindernd in den Weg stellen; aber sie wußte auch, daß die wahre Liebe schließlich siegreich aus dem Kampfe hervorgeht. Und wenn die Menschen im Kampfe ums Dasein zugrunde gingen, so war es, weil sie dem Ideal untreu wurden, und daran glaubte sie, obgleich sie nicht wußte, worin es bestand.

Sie kannte und liebte die Dichter, die sie lesen durfte. Vieles von dem Erotischen verstand sie nur halb, aber gerade das war so reizend. Sie wußte, daß die Ehe eine ernste, eine sehr ernste Sache sei, wozu ein Pastor gehörte, und daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, wie die Verlobungen im Ballsaal. Aber wenn sie sich in jenen jungen Tagen dieses ernste Verhältnis vorstellte, da war es, als ob sie in einen verzauberten Wald blickte, worin Amoretten Kränze binden, die Störche kleine, goldlockige Engel bringen, und vor der kleinen Hütte im Hintergrund, die doch groß genug ist, um alle Glückseligkeit der Welt zu fassen, sitzt das ideale Ehepaar und blickt sich tief in die Augen.

Und nie war jemand geschmacklos genug gewesen, ihr zu sagen: „Entschuldigen Sie, mein Fräulein, hätten Sie nicht Lust, mir auf die andere Seite zu folgen und die Sache einen Augenblick von der Kehrseite zu betrachten? Denken Sie, wenn alles nichts anderes als Dekorationen von Pappe wäre!“ Jetzt hatte Sörens junge Gattin wirklich Gelegenheit, die Dekorationen von der Kehrseite zu betrachten.

Frau Olsen hatte sie im Anfange früh und spät besucht und sie mit Ratschlägen und Anweisungen überschüttet. Sowohl Sören wie auch seine Frau hatten sie manchmal herzlich satt, aber sie verdankten ja Olsens so viel.

Doch allmählich ließ der Eifer der alten Dame nach. Als das Haus der jungen Leute nicht mehr so sauber, so ordentlich und so mustergültig war, daß sie auf ihr Werk stolz sein konnte, verschwand sie nach und nach; und wenn Sörens Frau sie ein einzelnes Mal um

Mißverhältnis zwischen den Erwartungen und Anforderungen ans Leben und den äußeren Verhältnissen kennen; und aus ihrem unordentlichen Heim würden sie vielleicht das schwerste Erbteil, das ein Mensch mit sich durchs Leben schleppen kann, mitnehmen: Armut mit Prätensionen.

Sören versuchte zu sagen: Gott wird sich schon ihrer annehmen. Aber er schämte sich sogleich; denn er fühlte, daß er dies nur sagte, um sich zu entschuldigen und sein Gewissen zu beruhigen.

Diese Gedanken waren seine schlimmste Plage; aber um die Wahrheit zu sagen, es geschah nicht oft, daß sie über ihn kamen; denn Sören war stumpf geworden. Das war auch die Ansicht des Kreisrichters. „Er war seinerzeit ein recht tüchtiger Mann, mein Sekretär," pflegte er zu sagen: „aber, sehen Sie, diese übereilte Heirat, die vielen Kinder und so weiter — kurz, es ist beinahe aus mit ihm."

Schlecht gekleidet und schlecht ernährt, voller Schulden und Sorgen, war er müde und verbraucht, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Und das Leben ging seinen Gang und Sören schleppte sich mit. Er schien von allen vergessen zu sein, nur nicht vom lieben Gott, der ihm, wie gesagt, jedes Jahr einen kleinen Engel mit goldenen Locken schenkte.

Sörens junge Gattin war ihrem Manne getreulich durch diese sechs Jahre gefolgt und auch sie war an demselben Ziel angelangt.

Das erste Jahr ihrer Ehe war wie ein Traum schwindelnder Glückseligkeit an ihr vorbeigeglitten. Wenn sie ihren kleinen goldlockigen Engel den bewundernden Freundinnen zeigte, war sie schön wie ein vollendetes Bild der Mutterfreude; und Fräulein Ludwigsen sagte: „Seht! die wahre, die echte, die richtige Liebe!"

Aber bald wurde Frau Olsens „Nest" zu eng; die Familie vergrößerte sich, während die Einnahmen dieselben blieben. Täglich wurden neue Anforderungen an sie gestellt, neue Sorgen und neue Pflichten. Marie griff tüchtig zu, denn sie war ein mutiges, verständiges Weib.

Es ist keine Arbeit, die man erhebend nennen kann, einem Hause voll kleiner Kinder vorzustehen, ohne die Mittel, auch nur die bescheidensten Anforderungen an Bequemlichkeit und Behagen befriedigen zu können. Dazu war sie ja nie ganz gesund; entweder hatte sie eben ein Kind bekommen oder sie *sollte* bald eins bekommen. Während sie sich vom Morgen bis zum Abend abmühte, verlor sie ihre heitere Laune und ihr Sinn verbitterte sich; bisweilen fragte sie sich selbst: „Wie hängt das nur zusammen?"

Sie sah den Eifer, womit die jungen Mädchen die Ehe erstreben und die selbstzufriedene Miene, mit der die jungen Männer sie anbieten! sie dachte an ihre eigenen Erfahrungen und bekam das Gefühl, als ob man sie betrogen hätte.

rungen putzte sie; sie hielt sie so blank, daß sie mit jedem Jahre, das verging, heller glänzten.

Aber wenn die müde und vergrämte Hausfrau sich ganz im geheimen mit diesen Herrlichkeiten schmückte, vermochten sie doch nicht einen Glanz über ihr jetziges Leben zu werfen. Sie war sich kaum eines Zusammenhanges zwischen dem goldlockigen Engel mit den roten Seidenbändchen und dem kleinen fünfjährigen Jungen, der im dunkeln Hof lag und im Sande spielte, bewußt. Diese Augenblicke rissen sie aus allem Zusammenhang heraus; es war wie ein Opiumrausch.

Wenn man sie dann irgendwo im Hause rief oder eins der Kinder brüllend aus dem Hofe gebracht wurde mit einer großen Beule auf der Stirn, verbarg sie in Eile ihre Schätze, und mit dem gewöhnlichen Ausdrucke von hoffnungsloser Müdigkeit überließ sie sich wieder ihren unzähligen Pflichten und Sorgen.

Das war aus dieser Ehe geworden und so arbeiteten sich diese Eheleute vorwärts. Sie zogen beide dieselbe schwere Last — aber zogen sie dieselbe miteinander? Es ist traurig aber wahr: Wenn die Krippe leer ist, beißen sich die Pferde. — —

Es war großer Kaffee bei beiden Fräulein Ludwigsen — lauter Unverheiratete. „Denn die verheirateten Damen sind so prosaisch", sagte das ältere Fräulein Ludwigsen.

„Ach ja!" rief Luise.

Die Stimmung war so belebt, wie sie in einer solchen Gesellschaft und bei einer solchen Gelegenheit zu sein pflegt; und während das Gespräch die ganze Stadt durchzog, kam man auch auf Sörens zu sprechen. Alle waren sich einig, daß das eine höchst unglückliche Ehe und ein trauriges Haus sei; einige bemitleideten, andere tadelten.

Da ergriff das ältere Fräulein Ludwigsen mit einer gewissen Feierlichkeit das Wort: „Ich will euch sagen, was der Fehler an dieser Ehe ist; denn ich weiß ganz genau, wie die Sachen liegen. Schon ehe sie verheiratet war, hatte Marie etwas Berechnendes, etwas Niedrig-Prosaisches an sich, das der wahren, der echten, der richtigen Liebe ganz fremd ist. Dies hat später zugenommen und rächt sich jetzt grausam an ihnen beiden. Denn sie haben allerdings kein großes Einkommen; aber was kann das ausmachen bei zwei Menschen, die sich in Wahrheit lieben; das Glück wird doch nicht durch den Reichtum bedingt. Kann nicht vielmehr die Liebe gerade in einem armen Heim am schönsten ihre Allmacht beweisen? Und außerdem, wer würde sie arm nennen! Hat nicht der Herr sie mit gesunden und kräftigen Kindern reichlich gesegnet? Seht, das ist jetzt ihr Reichtum! Und wären ihre Herzen von der wahren, der echten, der richtigen Liebe erfüllt gewesen — dann — dann —"

Rat oder Hilfe bat, setzte sich die Frau Kreisrichter auf das hohe Pferd, bis die junge Frau sich nicht mehr an sie wandte. Aber wenn man in einer Gesellschaft auf den Sekretär des Kreisrichters zu sprechen kam und jemand die arme Frau mit den vielen Kindern und den kümmerlichen Einnahmen bemitleidete, da ergriff Frau Olsen mit großem Nachdruck das Wort: „Ich kann Ihnen versichern, wenn Marie doppelt so viel Einkommen und gar keine Kinder hätte, so würde es doch nicht ausreichen. Sie ist — sehen Sie!“ und Frau Olsen machte eine Bewegung mit den Händen, als ob sie nach allen Seiten hin etwas ausstreue.

Marie kam nicht oft in Gesellschaft; und wenn sie in ihrem wohl zehnmal veränderten Brautkleide erschien, so saß sie in der Regel allein in einer Ecke oder sie führte mit einer gleichgestellten Hausfrau ein langweiliges Gespräch über die teuren Zeiten und die anspruchsvollen Dienstmädchen.

Und die jungen Damen, welche die Herren entweder mitten im Saale oder in dem Zimmer, wo sie die besten Stühle zum Liegen fanden, um sich versammelt hatten, flüsterten sich zu: „Wie langweilig ist es doch, daß die jungen Frauen nie von etwas anderem als von ihrem Haushalte und ihren Kindern reden können!“

In der ersten Zeit hatte Marie oft von ihren vielen Freundinnen Besuch gehabt. Sie waren entzückt über das gemütliche Haus; und der kleine goldlockige Engel mußte förmlich von ihrer gierigen Bewunderung geschützt werden. Aber wenn es jetzt geschah, daß eine von ihnen sich zu ihr hinein verirrte, so war alles ganz anders. Es gab keinen goldlockigen Engel in reinem, gesticktem Kleidchen mit roten seidenen Bändchen mehr vorzuzeigen. Die Kinder, die für gewöhnlich nie präsentabel waren, wurden in Eile hinausgeschickt, Spielzeug auf dem Fußboden, halbgegessene Butterbrote auf den Stühlen und jene eigentümliche Atmosphäre zurücklassend, die man höchstens bei seinen eigenen Kindern ertragen kann.

Tagaus tagein verging ihr Leben unter beständigem Mühen; manchmal, wenn sie ihren Mann darüber klagen hörte, wie hart er arbeitete, dachte sie mit einer Art Trotz: „Ich möchte wissen, wer von uns beiden die härteste Arbeit hat!“

In einer Hinsicht war sie glücklicher als ihr Mann: Sie hatte keine Ahnung von Philosophie, und wenn sie sich einen kurzen, ruhigen Augenblick stehlen konnte, um sich in sich selbst zu versenken, bewegte sie sich in ganz anderen Welten als der arme Philosoph.

Sie hatte kein Silberzeug zu putzen, keine Goldgeschmeide, die sie hervorholen und mit denen sie sich schmücken konnte. Aber im innersten Winkel ihres Herzens bewahrte sie alle Erinnerungen aus dem ersten Jahre ihrer Ehe, diesem märchenhaften Jubeljahre. Und diese Erinne-

Aber die beiden jungen Menschen haben sich sicher sehr lieb, sie werden fest zusammenhalten und vielleicht doch einst ans Ziel kommen!

Ein halbes Jahr lang hatte die Korrespondenz gedauert, dann kam einmal ein Montag und brachte keinen Brief.

Kopfschüttelnd ging Günter Hofmann aus dem Amte.

Es wurde Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag — und kein Brief kam —

Aus den Zügen des Mannes war das Lächeln verschwunden, mit sorgenvollen Mienen kam er täglich zum Schalter.

Nichts — immer nichts!

Ich war schon selber in Aufregung und suchte die ankommende Post immer mit bebenden Fingern durch.

Da, endlich eine Karte aus Dresden, mit der bekannten Schrift! Nur wenige Worte, mit Bleistift geschrieben. „Dein letzter Brief ist Mama in die Hände gefallen. — Schreckliche Szene! Werde strenge bewacht — kann nicht schreiben! Bin Dein wie immer! Herta.“

* * *

Das war das letzte, was ich von ihr sah — es kam kein Brief mehr! —

Haben die Eltern sie so streng bewacht oder hat sie sich ihrem Willen gebeugt und den Geliebten aufgegeben? Sollte nun an einem törichten Standesvorurteile das Lebensglück zweier Menschen zugrunde gehen?

Ich grübelte oft darüber und der junge Mann, der mit traurigen Augen umherging, tat mir in der Seele leid.

Viele Wochen waren hingegangen, von Herta von Gebhart war keine Nachricht mehr gekommen.

* * *

Als ich eines Morgens ins Amt kam und den Telegraphenapparat kaum eingeschaltet hatte, rief die Hauptstation.

Ich meldete mich sofort und noch stehend ließ ich den Streifen laufen.

Und dann starrte ich auf die Zeichen — und starrte und starrte — und vergaß die Worte niederzuschreiben. Längst hatte die Station das Schlußzeichen gegeben — ich vergaß den Apparat zu schließen — — der Schleifen lief weiter — ich vergaß den Empfang der Depesche zu bestätigen; erst als die gebende Station ungeduldig eine ganze Reihe von Fragezeichen gab, erinnerte ich mich meiner Pflicht.

Die Depesche war aus Dresden und lautete: „An Herrn Günter Hofmann in M . . . . . — Herta schwerkrank; wünscht Sie zu sehen. Bitte kommen Sie sofort. Geheimrat von Gebhart.“

* * *

Fräulein Ludwigsen konnte nicht recht weiter.

„Was dann?" fragte eine mutige, junge Dame.

„Dann" — fuhr Fräulein Ludwigsen hoheitsvoll fort — „würden wir auch gesehen haben, daß ihnen ein ganz anderes Schicksal beschieden gewesen wäre."

Die mutige Dame schämte sich.

Es entstand eine Pause, während der sich Fräulein Ludwigsens Worte tief in die Herzen aller senkten. Sie fühlten, daß dies die Wahrheit sei; alle Unruhe und aller Zweifel, die sich bei der einen oder anderen finden mochten, verschwanden; und sie wurden in ihrem schönen und unerschütterlichen Glauben an die wahre, die echte, die richtige Liebe bestärkt; denn sie waren alle unverheiratet.

Am Schalter.

Novellette von **M. Tedesco.**

Am Schalter habe ich Günter Hofmann kennen gelernt. Er kam täglich ins Amt, um sich seine Zeitungen und Briefe abzuholen.

Er führte eine ziemlich ausgebreitete Korrespondenz und unter seinen vielen Briefen erregte einer mein ganz besonderes Interesse; pünktlich jeden Montag und Freitag kam dieser Brief — ein langes, schmales Kuvert mit festen, energischen Schriftzügen.

Ein Liebesbrief natürlich!

Wir von der Post haben einen geübten Blick für so etwas — übrigens gehörte in diesem Falle nicht allzu viel Scharfsinn dazu, die Gattung dieses Briefes festzustellen; das strahlende Lächeln mit dem der junge Mann ihn immer in Empfang nahm, redete eine zu deutliche Sprache.

Ich freute mich jedesmal über sein Lächeln und über sein fröhliches: „Ich danke, Fräulein!" — Beides kam so recht vom Herzen.

Unwillkürlich beschäftigte ich mich im stillen mit der Frage, wer die Schreiberin dieser Briefe sein möge und eines Tages fiel mir dann ein Brief, den Günter Hofmann an sie geschrieben, in die Hände.

Die Adresse lautete: An Fräulein Herta von Gebhart, Dresden, Postamt 47, postlagernd. —

Ich kombinierte sofort: ein Liebesverhältnis hinter dem Rücken der Eltern! Wozu sonst postlagernd? Das Mädchen ist jedenfalls aus vornehmem Hause, adelig, wie das „von" vor dem Namen sagt, und der bürgerliche Freier ist den Eltern nicht willkommen.

Ein altes Lied!

Franz Keim.

Ein Beitrag zur deutschösterreichischen Literaturgeschichte.

Von phil. F. Wastian.

II.

Als das Werk seines Lebens, als seine formell universellste Arbeit, hat Keim seine philosophisch-realistische Tragödie „Mephistopheles in Rom“*) bezeichnet, die einen tiefen Blick in das Innenleben des Dichters gestattet. Die Fabel zu dieser Tragödie ist der deutschen Faustsage entnommen und spinnt die Fäden von Goethes Faust II. Teil weiter. Schon Friedrich Schiller und nach ihm der Ästhetiker Fr. Th. Vischer, der Verfasser des köstlichen Buches: „Faust, der Tragödie dritter Teil“, der später dann im Jahre 1875 in seinem Werke: „Goethes Faust“, mit der Verdammung des zweiten Teiles zu weit ging, forderten zur vollkommenen Vollendung des Faustdramas als Wesentliches, daß Faust als Held ins handelnde, großgeschichtliche Leben eingeführt werde und für die Gesamtheit sich aufopfern müsse, anstatt als allegorischer Schatten dahin zu schwinden. Keim, der die Schriften seines einstigen Lehrers Fr. Th. Vischer, und besonders seine „Kritischen Gänge“ (1861) gründlich innehatte, wurde von dieser Ansicht mächtig erfaßt. „Unsere Zeit,“ so schreibt Keim zum Verständnisse seiner Dichtung, „die Zeit der Humanität, der Geistesbefreiung, fordert einen anderen Abschluß des „Faust“. Das XVIII. Jahrhundert erblickt im „Gretchen-Motive“, im Glücke des eigenen „Ich“ den Himmel. Wir Kinder des XIX. Jahrhunderts sehen das körperliche und geistige Elend unserer Brüder und unser Ideal ist Selbstaufopferung für die Menschheit, nicht Genuß und Betrachtung. — Unsere Epoche, die Entstehung des neuen, deutschen Reiches, die Vernichtung der weltlichen Papstherrschaft, selbst der jüngste Friedenskongreß in Rom erweckten in meiner Seele die Erinnerung an die wilde, römische Renaissance des XVI. Jahrhunderts und an jenes Jahr, da unsere evangelischen Landsknechte (Frundsberg) Rom erstürmten und brandschatzten. Karl V. konnte Papst und Luthertum versöhnen; er schloß aber Frieden zugunsten seiner eigenen, kaiserlichen Person.“

In diese Zeit nun stellt Keim seinen „Vollendungs-Faust“, als Feldherrn des Kaisers, doch nicht den Greis, der in unhistorischer Zeit dahinschwindet, sondern den Mann in der Blüte seines Lebens, als geschichtlich-vorstellbare Persönlichkeit einer historischen Epoche, in welcher

*) „Mephistopheles in Rom“. Verlag von Gustav Körner. 1890.

Ich schaute nach der Uhr — acht Uhr fünfzehn Minuten — um diese Zeit kommt Günter Hofmann gewöhnlich.

Da öffnete sich auch schon die Tür und er kam herein. Mir zitterte die Hand, als ich ihm die Depesche gab. Hastig griff er darnach und erbrach sie.

Aus seinen Wangen war jede Farbe gewichen und seine Augen hatten einen schreckensstarren Ausdruck bekommen. Sekundenlang stand er wie erstarrt, dann ging er hinaus — ohne Gruß —

Ein paar Tage später las ich in der Zeitung die Todesnachricht Herta von Gebharts.

Unterschrieben waren die „tieftrauernden Eltern“, zwei Schwestern und „Günter Hofmann als Bräutigam“ . . .

Ich habe das Mädchen nicht gekannt und habe von dem Manne nicht viel mehr als den Namen gewußt und dennoch traten mir die Tränen in die Augen, als ich das Parte las, und eine unendliche Erbitterung gegen die Eltern des Mädchens kam in meine Seele.

Nun stehen sie wohl tiefgebeugt am Grabe ihrer Tochter und schmücken es mit Blumen. Und über das Grab hinweg reichen sie jenem die Hand, dem das Herz ihres Kindes gehört und dem sie in törichtem Stolze den Eintritt in ihr vornehmes Haus verwehrt haben.

Aber nun ist's zu spät — ihre Reue erweckt die Tote nicht mehr!

Ich dachte an ein Gedicht von Ada Christen, das ich einmal gelesen habe und in dem es von dem alten Brauche der Juden heißt, den Toten Steine auf das Grab zu werfen — und sie sagt dazu in bitterer Ironie:

„Von solch heidnischem Gebrauche
Sind wir Christen längst gereinigt —
Wir bekränzen stets die Gräber
Jener, welche wir gesteinigt.“

Ja, Ada Christen hat recht — so sind die Menschen: den Lebenden legen sie Steine in den Weg, scharfe, spitze Steine, daß sie sich die Füße daran wundstoßen, und den Toten legen sie Blumen auf die Gräber!

Die Kunst.

Als der Erschaffende von seinem Angesichte
Den Menschen in die Sterblichkeit verwies,
Und eine späte Wiederkehr zum Lichte
Auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hieß;
Als alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schloß sie, die Menschliche, allein
Mit dem Verlassenen, Verbannten
Großmütig in die Sterblichkeit sich ein.
Hier schwebt sie mit gesenktem Fluge
Um ihren Liebling, nah' am Sinnenland,
Und malt mit lieblichem Betruge
Das Paradies auf seine Kerkerwand.

Schiller.

Nach dem „Mephistopheles in Rom", der, wie die „Sulamith", leider eine Einzelerscheinung im geistigen Schaffen des Dichters geblieben ist, wandte sich Keim der Heimatdichtung wieder zu, die er einmal schon in seinem Epos „Stephan Fadinger" mit so viel Erfolg betreten hatte. So schuf er denn eine Reihe von Volksschauspielen, die alle in dem Heimatslande des Dichters spielen und teils sagenhafte, teils historische Stoffe behandeln. In den Jahren 1891—1894 entstanden der „Schenk vom Dürnstein",*) das „Steinfeldmärchen",**) der „Schmied von Rolandseck",***) die „Spinnerin am Kreuz"†) und der „Schelm vom Kahlenberg",††) lauter Volksschauspiele, von denen ein Kritiker in einer Parallele mit Ernst von Wildenbruch mit Recht gesagt, daß solche Volksschauspiele zu schaffen wahrlich ein ebenso patriotisches Werk ist, wie das Unternehmen, die Familiengeschichte einer kronengeschmückten Dynastie zu dramatisieren. Von allen Dichtungen Keims sind diese am meisten über die Bühnen gegangen, und sie sind auch diejenigen, die den heutigen Bühnenruhm des Dichters begründet und erhalten haben. Das Schauspiel „Der Schenk vom Dürnstein" ist als Festspiel des Ostmark-Turngaues in Krems a. d. D. gedichtet und daselbst am Stadttheater aufgeführt worden und behandelt das Schicksal des englischen Königs Richard Löwenherz, seine Gefangennahme in Erdberg, seine Haft auf der Burg Dürnstein, seine Demütigung und seine endliche Freilassung. Im „Steinfeldmärchen" behandelt Keim die Sage von der Gründung der Stadt Wiener-Neustadt durch Herzog Leopold von Österreich, bei deren 700jähriger Gründungsfeier das Stück als Festspiel aufgeführt wurde. Der „Schmied von Rolandseck" führt in die Franzosenzeit, in den Freiheitskampf der Lützower gegen Napoleon. Unter den vielen markigen Stellen des Stückes ist besonders jene Szene von ergreifender Wirkung, in der Ulrich Himmelbrand, der junge Lützower, den Heldentod Theodor Körners seinem alten Vater schildert. Das beste und volkstümlichste von den Heimatsstücken Keims ist unstreitig seine „Spinnerin am Kreuz", in der er die bekannte Wiener Lokalsage zu einem einzig dastehenden Volksstücke poetisch in feiner Weise verwertet hat. Peter Rosegger, Keims langjähriger Freund und Verehrer, schrieb damals nach einer Theatervorstellung der „Spinnerin am Kreuz" in einem offenen Schreiben dem Dichter folgendes: „Ich sage dir Freund, das ist ein Drama! Aus der älteren Schule ein Meisterwerk, mit dem du heute einzig dastehst. Wie hoch

*) Der Schenk vom Dürnstein. 1891. Verlag des Ostmark-Turngaues, Wr.-Neustadt.
**) Das Steinfeldmärchen. 1892. Karl Graeser. Wien. 2. Aufl. 1898.
***) Der Schmied von Rolandseck. 1892. Ebenda. 2. Aufl. 1898.
†) Die Spinnerin am Kreuz, 1892. Ebenda. 2. Aufl. 1898.
††) Der Schelm vom Kahlenberge. 1894. Ebenda. 2. Aufl. 1898.

Faust als Reformator für die geistige Befreiung der Menschheit mit seinem Leben eintritt und so im Dienste der Menschheit sühnt, was er als einzelner an Gretchen in der Jugend einst verbrochen. Die Einzelheiten, mit denen Keims Faust mit Goethes Faust zusammenhängt, zu untersuchen, das ist eine Arbeit, die ich gesondert noch einmal unternehmen möchte, weil sie für die deutsche Faust-Forschung*) von größtem Interesse ist. Hier kann ich nur auf einige Stellen verweisen, durch die Keim in der prächtigen Sprache seines Dramas, die Franz Himmelbauer als echt „faustisch" und an Goethes Worte gemahnend bezeichnet hat, seine Stellung zur Kirche und zur Religion gekennzeichnet hat.

Einmal läßt er Faust sprechen:

„Das Heil, nach dem die Menschheit schmachtet,
Ist längst als Monopol verpachtet."

Oder die Worte Frundbergs:

„Es wär' zu wünschen, daß dem Sieg der Wäffen
Ein Sieg des Geistes folgt und der Vernunft;
Doch frag' die Welt, Gelehrte, Laien, Pfaffen — —
Die Wahrheit wird erstickt von zu viel Zunft!"

Von unvergänglicher Schönheit ist der letzte Akt der Tragödie, der mit dem Ketzertode des Faust, mit seiner Verbrennung endet:

„Laßt brennen nur, laßt es zu Asche werden,
Es lebt ein Gott im Himmel und auf Erden,
Der euch und mir tief in die Seele schaut;
An seiner Kirche hab' ich mitgebaut.
Nicht mit geschloss'nem Auge zu verharren,
Nicht knechtisch in der Formel zu erstarren,
Nicht zu verdammen, was ich selbst nicht weiß.
Das Gute wollen ist des Lebens Preis!
Und weil ich's will und weil ich's fernher ahne,
Weil ich den Weg ins Heiligtum mir bahne,
So sei's gewagt! Blutzeuge will ich sein;
Denn nur wer stirbt, geht in das Leben ein!"

Es ist außer Zweifel, daß Keim mit dieser gewaltigen, philosophischen Dichtung, die sein bestes Werk ist und bleiben wird, unter die größten, deutschen Dichter ebenbürtig getreten ist, und um so unerklärlicher ist es, daß diese einzig dastehende Dichtung fast sang- und klanglos im Getriebe der Zeit vorübergezogen und heute beinahe vergessen ist. Das Buch hat Keim dem Oldenburger Maler-Dichter Artur Fitger, dem Dichter der „Hexe" und der „Rosen von Tyburn", zum Zeichen seiner Verehrung gewidmet, der gleich ihm dasselbe Schicksal trägt, daß seine trefflichen Dramen wohl gelesen, aber nur selten auf der Bühne aufgeführt werden.

*) Professor Keim hat sich in einem längeren Schreiben an den Verfasser über die Entstehung seiner Faust-Tragödie sehr interessant geäußert, ich muß jedoch hier auf die Veröffentlichung verzichten.

letzte Lüge"*) (1899), in dessen lustigen Reimversen Keim einen so köstlichen Humor an den Tag gelegt, den man bei dem ernsten, stillen Manne nie vermutet hätte. Mit Recht hat er sein Werk der „weltumfassenden Gemeinde des Humors zunftbrüderlich gewidmet".

Zum silbernen Hochzeitstage seiner lieben Frau Hermine Keim, geb. Blum, die er schon in seiner ersten Liedersammlung unter ihrem Mädchennamen besungen, hat Keim seine Gedichte gesammelt und dieselben unter dem Titel: „Lieder aus der weiten Welt",**) aus obigem Anlasse herausgegeben.

Die Gedichte dieser Liedersammlung, die zum großen Teile, dieser Einwand muß ihnen gemacht werden, aus Gelegenheitsdichtungen, bestehen, die Keim aus Liebe und Verehrung zu einzelnen, ihm nahestehenden Personen, wie Lewinsky, A. A. Naaf, Richard Wagner, Ernst v. Wildenbruch, Robert Hamerling, P. Rosegger, Graf Adolf von Westarp, Christine Hebbel, Bernhard Baumeister, Fr. Th. Vischer und noch vielen anderen, aufgenommen hat, bezeugen, daß auch der Lyriker Keim große Fortschritte gemacht hat. Neben diesen Gelegenheitsdichtungen finden sich lyrische Gedichte, wie „Sehnsucht", „Pandämonium", „Das Heiligtum", „Bussana morta", die zu den besten Liedern gehören, die Keim je gesungen. Und auch der deutsche Vaterlandssänger tritt in Keims Liederbuch mit den Gedichten „Josephus secundus", „Dem Kaiser Glück auf!" (Zum 90. Geburtstage Kaiser Wilhelm I.), „Alldeutschlands Gruß und Heil!" (Zu Bismarcks 80. Geburtstage), „Aller Deutschen Christgebet", „An Theodor Körner" und manchen anderen hervor. Die zwei schönsten Lieder der ganzen Sammlung, die zu den besten lyrischen Gedichten gehören, die je ein deutscher Dichter gesungen hat, und die recht deutlich zeigen, welch' ein tiefer, gemütsreicher Dichter Franz Keim ist, sind seine beiden Gedichte: „Die Lüge in der heil'gen Nacht" und seine Allegorie: „Einem Dichter" (An Graf Adolf von Westarp), die ich nie ohne innere Rührung und Ergriffenheit zu lesen vermag. Die „Lüge in der heil'gen Nacht", erzählt ein Weihnachtsabenteuer des Dichters. In der Christnacht tritt der Dichter, den niemand zu Gast geladen, aus dem fröhlichen Treiben, dem Mummenschanz glücksel'ger Hast, der die Stadt durchtobt, gelockt durch die frommen Klänge des schönen Kirchenliedes: „Herr Gott, wir loben dich!" in den einsamen Dom. Da erblickt er ein ärmlich Weib, bei dem ein kränklich Kind sitzt, und wie er ihr eine milde Gabe reichen will, ruft das Weib:

„Da bist du endlich!" ruft die Greise
Und weint und küßt mein Angesicht.
„Wahnsinnig ist sie", flüstert leise
Das schöne Kind. „Herr, zürnt ihr nicht."

---

*) Münchhausens letzte Lüge. E. Piersons Verlag. Dresden 1904.
**) Lieder aus der weiten Welt. Österr. Verlagsanstalt. Linz. Wien. Leipzig. 1902.

steht dein Stück über all den Ibsens und Sudermanns [!] *) und wie sie heißen mögen. Nach meinem Dafürhalten müßte „Die Spinnerin am Kreuz“ nicht bloß im Burgtheater auf dem Repertoire bleiben, wo man von dem Neueren nicht viel Besseres hat, sondern auch auf alle deutschen Bühnen Österreichs und die Deutschlands übergehen. Wenn das nicht auf die Bühne gehört und wenn das nicht dramatisch ist, dann weiß ich nicht, was man unter ‚dramatisch‘ versteht.“ — Im „Schelm von Kahlenberg“ endlich, dieser reizenden Komödie, hat Keim die historische Gestalt des Neithart von Reuental, des Begründers des sogenannten „Dörpertanzliedes“, mit der sagenhaften Gestalt Wigands von Theben und mit Herzog Otto dem Fröhlichen verwoben, zu dessen Hofnarren eine spätere Zeit den oben genannten Minnesänger unter dem Namen „Neithart Fuchs“ umbildete. Die Komödie enthält einen ebenso köstlichen Humor wie Anastasius Grüns Epos „Der Pfaff vom Kahlenberg“, von dem der Dichter übrigens manche Anregung zu seiner dramatischen Dichtung empfangen zu haben scheint. Das Jahr 1897 brachte von Keim ein ganz eigenartiges Stück, wie er noch keines geschrieben hatte und in dem er sich als ein ganz anderer gestaltete, als wir ihn bisher kennen, schätzen und lieben gelernt — sein Schauspiel „Der Weg zum Glück“,**) die Liebes- und Lebensgeschichte Professor Ulrich Brands. Über dieses eigenartige, aber leider besonders durch seinen letzten Akt verzeichnete Drama schrieb Hermann Kienzl: „Der Weg zum Glück“ ist das Stück eines ehrlichen Idealisten. Wäre es vor längerer Zeit schon geschrieben und aufgeführt worden, so hätte man damals wahrscheinlich gesagt: ein interessantes Stück. Denn einst nahm man es mit dem Unterschiede zwischen lebendigem und konstruiertem Gebilde nicht so genau und freute sich rückhaltslos an einer schönen „Idee“. Und der Gedanke, der Keims Schauspiel beseelt, ist mehr als eine kalte These; er ist vom wirklichen Leben empfangen und ist verwandt mit der Ideenwelt eines großen Seelenforschers.“ Dennoch kommen in dem Stücke prächtig gezeichnete Gestalten vor, und einzelne Szenen sind von so hoher, künstlerischer, poesievoller Wirksamkeit, daß sie die inneren Widersprüche, an denen die Handlung leidet, bedeutend überwiegen.

Zu denjenigen Dichtungen, in denen, wie in der „Sulamith“ und im „Weg zum Glück“, keine geschichtlich-politische Absicht sein ehrliches deutsches Empfinden, wie in seinen übrigen Dichtungen, in seltener Weise hervortreten läßt, gehört auch sein Lustspiel „Münchhausens

*) Der Verfasser kann sich in diesem Punkte der Ansicht P. Roseggers nicht anschließen.

**) Der Weg zum Glück. Wien. Verlag von Karl Graeser. 1898. 2. Aufl.

Den Käfig wollt' ich öffnen mit dem Finger,
Doch von dem Werke ließ ich ab beschämt,
Der Vogel wich zurück in seinen Zwinger,
Denn seines Flügels Sehne war gelähmt.

Vom Teich der Gänse draußen scholl ein Scherzen
Ich aber sprach zum Vogel als ich schied:
Du hast die schönste Welt in deinem Herzen
So hoch hebt dich kein Flügel wie dein Lied!"

Die Zeichnung Keims als Lyriker wäre nicht vollendet, wenn man bei ihm, nicht in letzter Linie, den Dialektdichter hervorheben möchte. Schon in seiner ersten Liedersammlung: „Aus dem Sturmgesang des Lebens" hat er in der Mundart ob der Enns, die er meisterhaft behandelt, unter dem Titel: „Landlerisch" einige Dialektgedichte, wie „Mei Landl", „s Traunstoanhoamweh", „Hoamliche Liab", „Ganz alloan" und „Aus is s", herausgegeben, mit denen er sich ebenbürtig neben die Dialektmeister Hans Grasberger, Franz Groder, Hans Fraungruber, Karl Morre, Franz Stelzhamer und Peter Rosegger gestellt und sich so recht als der „Gmund'ner Hausdichter" in das Herz seines „Landl's" und seiner Heimatgenossen hineingesungen hat. Auch in den „Liedern aus der weiten Welt" hat Keim einige seiner Dialektdichtungen unter dem Titel „Schnabelwetzer" veröffentlicht.

Von diesen Gedichten, in denen Keims Humor so recht zur Geltung kommt, sei nur die Schlußstrophe des dritten Teiles des Liedes: „Der Landelbua", als den er sich selbst bezeichnet hat, als Probe Keimscher Dialektpoesie hiehergesetzt:

„Aber i kumm ganz gwiß,
Wanns mit mir Feirabend is.
Aft legts in alten Buam
Eine in d feuchte Gruam.
Spülts eahm an lustign Stroach,
Flenns net und seids nöt woach!
Unten da gibts koa Not:
Landel, pfüat Gott!"

Das letzte Werk, das wir von Keim besitzen, ist sein deutsches Heldenspiel: „Die Amelungen"*), das er nicht ohne innere Bedeutung Ernst von Wildenbruch, dem großen Dichter Deutschlands, in herzlicher Verehrung zugeeignet hat. Das Drama schildert in poetischer Freiheit einen ergreifenden Stoff aus der Geschichte der Ostgoten, den Grund und Anfang des Verfalles und Unterganges des ostgotischen Reiches nach dem Tode Dietrichs von Bern, in ähnlicher Weise, wie dies Felix Dahn in seinem gleichnamigen Epos „Die Amelungen" getan hat. In einem schönen Gedichte „Auf-

*) Die Amelungen. E. Piersons Verlag. Dresden 1904. — Ich verweise hier auf Karl Simrocks Amelungenbearbeitung noch hin.

„So bist du doch vom Tod erstanden
Und kehrst zum Mütterlein zurück!“
So ruft die Frau — „Aus Grabesbanden
Kommst du zu mir, o Lust! o Glück!“

„Gib mir den Arm!“ Ich folg' ihr schweigend
Zum Dom hinaus. Der Weg ist weit;
Das Haupt an meine Schulter neigend
Lacht sie: „Der Christbaum ist bereit.“

So betritt der Dichter mit dem armen Mütterlein und der Kleinen ein dumpf Gemach, in dem das Weihnachtsbäumlein aufgestellt, zu dem sich die Drei setzen.

„Im hohen Lehnstuhl, selig lauschend,
Sitzt neben mir das Mütterlein,
An meiner Rede sich berauschend,
Es lächelt stumm in sich hinein.

Und wie sie forschend meine Züge
Betrachtet in glücksel'ger Ruh',
Da find' ich Kraft zu jeder Lüge:
Ich bin ihr Sohn — sie hört mir zu.“

Und der Dichter beschließt sein schönes Gedicht mit den ergreifenden Worten:

„Und draußen seh' ich hoch sich heben
Der Sonne Glanz, der Sonne Pracht —
Ich weiß, es hat mir Gott vergeben
Die Lüge in der heil'gen Nacht!“

Die Schönheit und Tiefe des zweiten allegorischen Gedichtes „Einem Dichter“, an Graf Adolf von Westarp,*) wird wohl nur derjenige verstehen, der die ungemein tragischen Verhältnisse des Lebensganges dieses liebenswürdigen deutschen Poeten kennt. Da ich dieses Gedicht für das kunst- und stimmungsvollste Gedicht Keims halte, so kann ich es mir nicht versagen, es in Gänze hier mitzuteilen:

„Ich hatte einst ein stilles Haus betreten
Das irgendwo im grünen Garten lag,
Versteckt von Rosen und Lianenketten
Am wundervollsten, schönsten Maientag.

Und endlich stand ich still, mich zu besinnen,
Denn mich umschloß ein heimliches Gemach
Und es erklang aus dunklem Käfig drinnen
Ein Vogellied, das mir zu Herzen sprach.

Und meine Seele hat das Lied verstanden,
Es sang von Bergen, himmelhoch und frei,
Von fremden Meeren und von fremden Landen
Mir aber wurde wohl und weh dabei.

*) Adolf Graf von Westarp lebt heute körperlich gelähmt in seinem reizenden, gartenumhegten Heim zu München. Seine Werke sind: „Ein Winter in den Alpen“, „Die Königsschlösser Ludwigs II.“, „Das erste Lied“, „Schön Rohtraut“, „Kinder der Neuzeit“, „Deutsche Lieder“, „Fürst Bismarck und das deutsche Volk“, „Herzblut“, „Verfall der deutschen Bühne“, „Jesuitenlieder“, „Idyllen und Elegien aus den bayerischen Bergen“ und sein philosophisches Werk: „Von der Warte des Einsamen“, das aber bis heute noch unvollendet ist. — Die Biographie dieses seltenes Mannes schrieb H. Wastian in seinem Werke: „Ein Buch von deutscher Art“.

und Peter Rosegger als Dichter wie als Freund geliebt und geschätzt haben, und dem Ernst von Wildenbruch folgenden ehrenden Brief schrieb: „Verehrter Herr! Aus einer Sündflut von Geschäftigkeit auftauchend, will ich den Weihnachtstag benützen, Ihnen für alles zu danken, was Sie mir in Worten und Werken Gutes erwiesen haben. Ich danke Ihnen für die Zusendung Ihrer ‚Amelungen', die ich freilich nur erst einmal und schnell gelesen und aus denen ich ersehen und gefühlt habe, wie feurig-jugendlich das Herz in Ihnen schlägt. Daß Sie mich für würdig erachtet haben, mir gerade dieses Werk zu widmen, in dem — das fühle ich aus jeder Zeile heraus — Ihre ganze Seele mit aller Wärme, Treue und Begeisterungskraft niedergelegt ist, macht mir diese Ihre Widmung doppelt wertvoll und macht mich aufrichtig stolz. Ihr Dichtername war mir natürlich schon seit langem und in bester Weise bekannt. Ihre „Spinnerin am Kreuz" habe ich seinerzeit hier in Berlin aufführen sehen und dem originalen Werke meine tiefste Seelengefolgschaft gewidmet. Daß Sie in erster Reihe derjenigen Dichter Deutsch-Österreichs stehen, die den großen Zusammenhang mit den unsterblichen Elementen der deutschen Literatur aufrechterhalten, war mir bewußt. Beurteilen Sie darnach selbst, welche Freude es mir bereiten mußte, als ich aus Ihrem Briefe ersah, daß Sie meiner Persönlichkeit und meinem Schaffen mit so großer Freundschaft zugetan sind. Die Gesinnung, die aus Ihren ‚Amelungen' quillt, empfinde ich als meine eigene, darum begrüße ich Sie — da ja nun einmal das Gebiet der Literatur heutzutage zu einem Kampfgefilde geworden ist — als Kampfgenossen und Verbündeten und schüttle Ihnen im Gedanken treulichst die Hand, die Sie mir so schön dargeboten haben. Leben Sie wohl, verehrter Herr, und bleiben Sie, der Sie waren, Ihrem herzlichst ergebenen Ernst v. Wildenbruch. Berlin, 25. Dezember 1903." Und Heinrich Bulthaupt, der feinsinnigste und gerechteste Kritiker der letzten Jahre, der Verfasser der „Dramaturgie des Schauspieles und der Oper", der selbst auch zugleich ein Dichter war, schrieb an Keim: „Wäre ich nicht so krank gewesen, als Sie mir Ihre ‚Amelungen' sandten (und noch bin ich nicht völlig genesen), gleich hätte ich Ihnen mit meinem Dank, als dessen Zeichen ich mir gestatte, Ihnen die neueste Auflage meiner Gedichte zu schicken, ausgesprochen, wie sehr mich das großzügige, dichterisch reiche und doch knappe Werk gepackt und festgehalten hat. In welche Niederungen sich das Drama unserer Tage auch verirrt hat — Gott sei Dank, daß wir noch Poeten haben, die uns auf solche Höhen führen! Und möge Ihnen noch manches gelingen, gleich groß und schön! Vom Herzen Ihr ergebener Heinrich Bulthaupt. Bremen, 25. Dezember 1903." Und endlich, um unter den vielen literarischen Urteilen über den Dichter noch ein Drittes anzuführen, sei noch ein Brief gebracht,

gesang“ hat Keim erzählt, wie auf einer Fahrt durch die Veroneser-klause nach Italien der Plan zu den „Amelungen“ gleich einem Traume durch seine Seele gezogen sei.

„Im Herzen hielt ich's jahrelang verschlossen,
Was ich geträumt in jener Südlandsnacht,
Doch endlich hat das Schweigen mich verdrossen
Kein Traum ist's mehr, zum Leben ist's erwacht.

Längst hat vertobt der Riesenkampf der Väter,
Ein neues Ringen heischt die neue Zeit,
Und neue Stürme droh'n und neue Wetter —
Dir, deutsche Zukunft, sei mein Traum geweiht!“

Für all' dies reiche poetische Schaffen ist dem Dichter dennoch trotz vieler und mannigfacher Ehrungen, in deren Mittelpunkt die schlichte und anspruchlose Dichterpersönlichkeit gestellt wurde, die ihm gebührende Anerkennung noch lange nicht zuteil geworden. Wohl hat man ihm mit einer großartigen Feier im Jahre 1897 an seinem Geburtshause eine prächtige Marmorgedenktafel enthüllt und erst jüngst wurde vom Scheffelbunde*) in Wien seine Büste, ein Werk Wilibald Forstners, aufgestellt, wohl bergen die Schränke des Dichters prächtige Ehrengeschenke, Adressen und Liebesgaben, aber von der Bühne herab hat Keim zu uns noch viel zu wenig gesprochen. In Literaturgeschichten**) selbst in deutschösterreichischen, ist von ihm bezeichnenderweise gar nichts oder blutwenig zu lesen, von einem Manne, den Ludwig Anzengruber

*) Die Festrede hielt damals Reichsrats- und Landtagsabgeordneter Schriftsteller Heinrich Wastian.

**) Dr. Hans Sittenberger hat in seinem sonst trefflichen Werke: „Das dramatische Schaffen der Gegenwart, I. Band, Das dramatische Schaffen in Deutsch-Österreich“, Verlag Beck, München, über Keim in längerer Weise gehandelt, S. 182—96, wird aber in seinen Ausführungen leider gegen die schlichte und bescheidene Charakterpersönlichkeit des Dichters vielfach nicht nur unhöflich, sondern auch ungerecht, was um so mehr zu bedauern ist, da seine Darlegungen doch wissenschaftlichen Wert beanspruchen und ernstgenommen werden wollen. Mag der Verfasser über die Werke Keims urteilen wie er will, die Person und der Charakter eines Mannes wie Keim, müssen auch dem Kritiker heilig sein. Sätze wie: „Echtes Nationalgefühl ist eine schöne Sache und zu preisen ist der Dichter, der es lebendig in sich trägt. Aber nichts widerlicheres gibt es auch, als eitles und beschränktes Prahlen mit nationaler Größe. In Keims Dramen weht der unangenehme Bierdunst deutscher Wirtsstuben und seine Poesie bedient sich leider fast ausschließlich der kahlen Mittel eines heiseren Wahlagitators“, oder: „Die geschichtlichen Verhältnisse scheint Keim unmittelbar aus den Volksschullesebüchern bezogen zu haben“, wird jeder, der Professor Keim nur annähernd kennt, mit Unwillen zurückweisen. Ich könnte noch eine Reihe solcher literarischer Roheiten anführen, mit denen Sittenberger den Charakter und die Person des Dichters angreift, dessen echtes Deutschtum ihm ein Dorn im Auge zu sein scheint, allein ich will mich mit den zwei kennzeichnenden Beispielen begnügen und weise an dieser Stelle im Interesse des uns persönlich liebwerten Dichters, im eigenen Namen wie im Namen seiner zahlreichen Freunde diese unberechtigten Verdächtigungen des obgenannten Werkes energisch zurück. — Das gerade Gegenteil hiezu bildet die Arbeit Karl Maria Klobs im Scheffeljahrbuche 1905/06, der darin den Satz aufstellt und zu beweisen sucht: „Keim ist unter den lebenden Dramatikern Österreichs der größte!“ Von der übrigen Keimliteratur verzeichne ich: 1. Hoffmann, Literarisches Deutsch-Österreich, II. Jahrg., 9. Heft. 2. Deutsche Zeitung, 18. Feb. 1899. 3. Festblatt zum Fr. Keimabend, 14. Okt. 1905, Theaterverein: Heitere Kunst, und 4. Austria, Neue Theaterzeitung, 2. Jahrg., Nr. 4.

mehr und mehr in sich selbst zurück. Seiner Natur und seinem Schaffen war der frische Gegenwartstrieb nicht gegeben. Und noch eine österreichische Erscheinung kam an ihm zur Geltung: die politische Partei bemächtigte sich — doch wohl nicht zum wahren Gewinne für den Dichter — des patriotischen Sängers, der nebst manchem nationalen Festspiele in seinen feurigen und schönen Gedichten dem deutschen Vaterlandsgedanken gedient hat. Nicht Keim war es, der die Partei gerufen hatte, aber wen man allzu oft mit dem Zusammenschlagen der Speere und Schilde ehrt, den lockt, ohne daß er es selbst wahrnehmen mag, ein zweiter Zweck gar leicht von dem der Kunst. Keim ist sich übrigens in allem wesentlichen gewiß treu geblieben. Sein deutsches Empfinden ist echt."

Keims edlem Charakter war es ferner zuwider, gleich anderen für seine Werke Reklame zu schlagen; er, ein Idealist, hat gemeint, dieselben würden für sich selbst allein genug sprechen, doch darin hat er sich schwer geirrt. Und noch auf eines möchte ich aufmerksam machen, auf einen Umstand, der einem günstigeren, buchhändlerischen Erfolge entgegenstand, daß Keim allzuoft seine Verleger gewechselt — seine fünfzehn Bücher sind bei acht verschiedenen Verlegern erschienen — und dabei manchen minder glücklichen Griff getan hat. Zwei seiner besten Dichtungen, „Sulamith" und „Mephistopheles in Rom", letztere in einer „Allgemeinen Büchersammlung lebender (?) Schriftsteller", sind geradezu vergraben und jeder, der Keims Bücher in seinen Bücherschrank sich eingeschafft, wird wissen, wie schwer diese beiden Bücher zu bekommen sind. Und selbst mit seinen „Liedern aus der weiten Welt" hat er Mißgeschick gehabt, indem die Verlagsfirma, bei der sie erschienen sind, verunglückte und einging. Daß solche Verhältnisse zur Förderung eines Dichters nicht geeignet sind, das leuchtet wohl ein. Aber trotzalledem wird das deutsche Volk den Dichtungen Keims, dessen Erstling „Sulamith" vom serbischen Dichter Brancic im Jahre 1884 in die serbische Sprache übertragen und mit einem Preise der serbischen Akademie ausgezeichnet wurde, nicht für immer verschließen können, und die Zeit wird wieder kommen, wo Keim, dessen Name sich an Lenau, Grün, Grillparzer, Hamerling, Anzengruber und Adolf Pichler würdig anschließt, wieder auf der Schaubühne die Geltung erlangt, die ihm gehört. Die Kränze und Lorbeerzweige, die der Jüngling und der Mann einst oft unter brausendem Jubel geerntet, sind lange schon verwelkt und beginnen zu verfallen, in das lange, dunkle Dichterhaar beginnen Silberfäden sich zu mischen und in der hohen, gedankenvollen Stirne des Dichters beginnt das nahende Alter seine Linien zu furchen, und darum wäre es Zeit, daß seine Zeitgenossen sich endlich dankbar eines ihrer besten Dichter wieder erinnern möchten. Es ist einsam ge-

den Ottokar Kernstock, der einsame Pfarrherr auf der Festenburg, der feinsinnige Dichter des „Zwingergärtleins", Keim schrieb: „Hochverehrter Herr! Seien Sie nicht ungehalten, daß ich heute erst dazukomme, Ihr wertvolles Geschenk mit dem gebührenden Danke zu erwidern. Ich wollte nämlich nicht bloß für Ihre liebenswürdige Dedikation, sondern auch für den hohen Genuß danken, den ich mir von Ihrem Buch versprach. Zu diesem Zwecke mußte ich es vorher lesen. Es hat meine Erwartungen nicht getäuscht — es hat sie weit übertroffen. Das Drama gehört zu dem besten, was ich von Ihnen kenne, und bekräftigt meine Überzeugung, daß Sie der einzige österreichische Dichter sind, der nach dem Hinscheiden Grillparzers würdig war, das Szepter aufzunehmen, das dem toten Dichterkönig entsunken ist. Sie sind sein dramatischer Universalerbe, auf den der ganze Reichtum des Erblassers: die Melodie der Sprache, die klassische Formenreinheit, die meisterhafte Kunst der Individualisierung übergegangen ist. Nur in einem Punkte unterscheiden Sie sich von dem großen Vorbilde. Ihre Muse hat die Schnürbrust des österreichischen Lokalpatriotismus gesprengt und atmet in vollen Zügen freie Germanenluft.*) — Wir Deutsche sind wie knorriges Buchenholz. Lang braucht's, bis das zum Brennen kommt. Wenn's aber einmal in Flammen steht, dann gibt's ein braves Feuer und eine dauerhafte Glut. Warten Sie nur, bis wir lichterloh brennen — die Besten, die Gipfel ihres Volkes glühen schon — dann sollen Sie sehen, welche Brände der Begeisterung über Sie und Ihre Werke zusammenschlagen. Ich danke Ihnen, lieber, hochverehrter Meister, für Ihre freundschaftliche Gesinnung recht vielmals und rufe dem herrlichen Amelungen-Dichter ein treudeutsches herzliches Heil! zu. In aufrichtiger Verehrung O. Kernstock. Festenburg, 25. Juli 1904."

Auf die Frage, wie die Dichtungen eines so auserlesenen Mannes nur in engen, gebildeten Kreisen geschätzt und gekannt blieben und nicht hinaus in die weiten Kreise des großen deutschen Volkes drangen, für die sie der Dichter — der wie selten einer den Ehrentitel eines Volksdichters verdient — geschrieben hat, auf diese Frage können verschiedene Erklärungen gegeben werden. Ein gewichtiger Grund liegt in der Natur des Dichters selbst. Hermann Kienzl,**) der bekannte Kritiker und Schriftsteller, der sich mit Keims Dichtungen öfters eingehend beschäftigt hat, hat auch zu dieser Frage die treffende Antwort gegeben: „Das Schicksal und auch das Wesen Franz Keims verleugnet den Österreicher nicht. Der Dramatiker, der voll aus dem Leben gestaltet, kann sich nicht durchaus in der Stille bilden; doch Keim, zog sich immer

*) Sieben Briefzeilen bleiben hier nicht mitgeteilt.

**) Der Verfasser des Werkes: „Dramen der Gegenwart," Leuschner u. Lubensky, und der Dichter des „Rautendelein", Schottländer, Breslau.

frau ihm auch das eigene Heim zur einzig schönen, liebsten Stätte zu gestalten weiß. Und so will der Dichter auch die treue Gattin nicht einen Augenblick vermissen und will, in noch so ernste Arbeit versunken, immer wieder aufblicken zu ihr, die als verkörperte Muse ihn umsorgt und erhebt. — Den Sommer verbringt Keim in seinem Heimatlande, in Gmunden, in einer am See gelegenen Villa zu, wo er auf einer Terrasse den schönsten Überblick über den See hat und mit voller Ruhe und Muße seinen dichterischen Träumen ungestört nachsinnen kann. Dort holt der Dichter, geliebt und verehrt von der ganzen Bevölkerung neue Lebenskraft und Widerstand gegen die Stürme des Winters. Unermüdlich ist der Dichter auch heute noch literarisch tätig*) und in seinem Pulte liegt noch manches Werk, daß der Veröffentlichung entgegensieht, so die Stücke: „Die Sünde vom Gottestal“, „Der wilde Jäger“, die Tragödie: „Lukretia“, und ein Schauspiel: „Das Raimundslied“, in dem Keim dem gemütvollen Dichter Ferdinand Raimund einen Denkstein errichtet hat. Für Ferdinand Raimund, dem Dichter jener eigenartigen Märchendramen, scheint Keim eine besondere Vorliebe zu haben, denn sein Schauspiel: „Der Weg zum Glück“, beruht auf dem wunderschönen Motive eines „Raimundliedes“, auf dem ergreifenden Liede der Jugend, aus dem Stücke: „Der Bauer als Millionär“, dessen rührende Verse und Melodie uns von der Bühne schon so oft mächtig ergriffen haben. Wer kennt nicht das Lied?

„Brüderlein fein, Brüderlein fein
Einmal muß geschieden sein.
Brüderlein fein, Brüderlein fein
’s muß geschieden sein“

„Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergehn.
Brüderlein fein, Brüderlein fein
Schlag’ zum Abschied ein.“

Ich hege übrigens gegen Emil Hofmanns literarische Studie über Keim den Zweifel, daß „Der Weg zum Glück“ und „Das Raimundslied“ zwei verschiedene Stücke sind, sondern ich vermute, daß Keim im „Raimundslied“ den Versuch gemacht hat, seinen vielfach verzeichneten „Weg zum Glück“ umzuarbeiten. Ob der Dichter übrigens bei den traurigen Erfahrungen, die er bisher mit seinem materiellen Büchererfolge gemacht hat, nur sechs seiner Bücher haben zweite und dritte Auflagen erlebt, neue Werke wird erscheinen lassen, ist noch sehr in Frage zu ziehen. Denn so lange das große deutsche Leserpublikum die alten Werke des Dichters nicht besser würdigt und mit besserem und liebevollerem Verständnisse diesem echten Künstler, den nie die Mode oder materielle Vorteile, sondern stets nur die echte Kunst gelockt haben, entgegenkommt, ist es nicht würdig und nicht wert, ein neues

*) Während der Drucklegung dieser Arbeit erschien Keims neuestes Bühnenwerk „Fridolin“, ein Donaumärchen in fünf Akten, das am 28. bis 30. Juni im neuen Festspielhause zu Krems a. d. Donau mit glänzendem Erfolge aufgeführt wurde, im Rahmen dieser Arbeit leider keine Darstellung mehr finden konnte.

worden um den Dichter, aber er lebt in einer reichen, geistigen Welt, in regem Gedankenaustausch mit den Größten und Besten seiner Zeit, um den ihn manches flüchtige Alltagsweltkind tiefinnerlich beneiden könnte.

Den Winter verbringt er in seiner reizenden Wohnung in Döbling bei Wien, die uns ein Freund von ihm stimmungsvoll beschrieben hat: „An den Wänden des Arbeitszimmers, die mit schönen und stilvollen Tapeten umkleidet sind, hängen zahlreiche, vertrocknete Kränze und Schleifen — Liebesgaben, an denen es bei Aufführungen seiner Theaterstücke niemals gefehlt hat. Die altdeutschen, kunstvoll gearbeiteten Möbel und Schränke machen einen unendlich anheimelnden Eindruck und behaglich läßt es sich auf den schwellenden Samtkissen des Diwans ruhen, über dem, auf schönen Bücherregalen, eine stattliche Anzahl kostbarer Werke im Prachteinbande verlockend winken, darnach zu langen; von da zunächst schweift unser Blick auf Bilder, Mappen, Vasen und wertvolle Erinnerungsgaben, die dem Dichter verehrt wurden, und bleibt zuletzt auf einem schönen Flügel haften: Das Geschick hat nämlich Keim noch in besonderer Huld auch Begabung für Musik und Malerei, bedacht, und unvergeßlich sind für seine Freunde stets die trauten Stunden, in welchen er alle mit sprudelndem Humor unvergleichlich zu unterhalten und aufzuheitern wußte, besonders wenn er nach seiner Karikaturenmappe*) griff. Als sehr interessant stellt sich noch ein im altdeutschen Stil gehaltener Schrein heraus, der eine ehrwürdige Reliquie enthält und die Aufschrift trägt:

„Es steht ein Baum im Winde
Auf dem Haushammerfeld
Das ist die alte Linde,
Die hat mir viel erzählt."

Ein Zitat aus dem deutschen Bauernlied „Stephan Fadinger", und der Inhalt dieses Schreines ist ein Stück jenes denkwürdigen Baumes, der Blutlinde, unter welchem sich das grauenvolle Frankenburger Würfelspiel einst zugetragen hat. Als dieser Baum gefällt werden mußte, hatte man die Aufmerksamkeit Professor Keim ein Stück davon zu senden.

Und nun last not least fand ich noch ein Arrangement in diesem schönen Raum besonders sinnig, nämlich, daß vor dem Schreibtisch, eng daran, der zierliche Nähtisch der Hausfrau steht, der sanften, anmutigen Gattin Keims, die in edler Frauenwürde so recht zur Lebensgefährtin dieses Dichters paßt, die ihn so ganz versteht in Lust und Leid, an seinem Schaffen Anteil nimmt und als echte, deutsche Haus-

*) Keim besitzt ein oft an Wilhelm Busch erinnerndes Talent im Zeichnern von Karikaturen, die er mit Vorliebe auf Postkarten seinen Freunden zu senden pflegt.

dieser eine Umstand wird ihm einen dauernden Platz nicht nur im Herzen seiner zahlreichen Freunde, sondern auch beim deutschen Volke gewinnen, dem er im Liede mit echter Treue gedient, wie selten ein Dichter. Gehört er auch nicht zu den ganz Großen und Gewaltigen der deutschen Dichtung, so wird dennoch besonders unter den österreichischen Dichtern der Lyriker, Epiker, Dramatiker und der Dialektdichter Franz Keim manch glänzende aber flüchtige literarische Tageserscheinung durch die Eigenart und Gediegenheit seiner Persönlichkeit, die sich auch in seinen Dichtungen äußert, überdauern. — Ruhig und zufrieden, mit einem heiteren Lächeln, sieht der Dichter aus seiner stillen Einsamkeit in das heftige, wechselvolle Leben und Treiben der Gegenwart, wie er es so schön in seinem Gedichte „Das Heiligtum" gleichsam als sein Schlußbekenntnis uns gekündet hat:

„Die Welt, die ich ersehnt mit Schmerzen,
Ich fand sie tief im eig'nen Herzen;
Ich fand sie in der Freunde Schar
Und die Natur blieb mein Altar. —
Denn wie der Sonne heilige Kraft
Am hohen Himmel einsam schafft,
Belebend auch die fernsten Fernen
Und unbeirrt von eitlen Sternen,
So heilig wirkt des Künstlers Geist,
Der selber sich die Wege weist,
Befreit vom Nebel nied'rer Dünste,
Erlog'ner Ehren, eitler Künste,
Kein willenloser Knecht der Zeit,
Ein Flammensohn der Ewigkeit.
Und jetzt ist mein Gebet hiernieden:
‚Herr, habe Dank, ich bin zufrieden!'"

Von der Heilanstalt in Hörgas.

Ein Freund aus dem Tirolerlande war bei mir, der war voll des Entzückens über unsere Steiermark, besonders verwunderte er sich über den „sozial-altruistischen Sinn" der Steirer — über die vielen Wohltätigkeitsanstalten des Landes. Er nannte ihrer so viele, daß ich selbst überrascht war, und zum Schlusse sprach er von unseren Anstalten zur Bekämpfung der Tuberkulose. Sie erstreckten sich, meinte er, übers ganze Land. Es werde — das habe er auf seiner steirischen Reise wahrgenommen — viel gewitzelt, aber wenig gedacht über das an den öffentlichen Orten angeschlagene Verbot, „auf den Boden zu spucken". Wohin soll man denn? hätte ein rabiater Mitreisender gefragt. Auf solche, die so fragen! habe er geantwortet. Das war tirolisch grob, dafür saß es auch.

Werk aus der Hand dieses trefflichen Volksdichters zu erhalten. Der Dankesjubel des Publikums, der dem Dichter bei den verschiedenen glänzenden Aufführungen seiner Dichtungen auf den Bühnen in Berlin, Breslau, München, Wien, Troppau, Graz und in vielen anderen Städten so oft entgegentönte, hat schon lange nicht mehr das Ohr des einsam lebenden Dichters getroffen, dessen Lebensabend er verschönern sollte, und darum möchten sich vor allem die deutschen Bühnenleiter seiner erinnern, wie seinerzeit der Direktor und Schöpfer des Raimundtheaters in Wien, Adam Müller-Guttenbrunn,*) der in Wort und Schrift seiner Verehrung für den Dichter Ausdruck gegeben hat und bei dessen Abschied von seiner unsterblichen Schöpfung Keims „Spinnerin am Kreuz" gegeben wurde.

In der deutschösterreichischen Gesamtliteratur gehört Keim zu jenen wenigen Dichtern, die durch Schöpfung teils volkstümlicher, teils an große Traditionen anknüpfender Werke dem neuen Kunstunfug, gemeiniglich Dekadenze, Kunsterniedrigung genannt, mannhaft entgegentraten und das Ziel und den Zweck der Kunst auf richtigerem Wege erreichen als all die Symbolisten, Realisten und psychologischen Rätselverfasser. Und darum hat ihn K. M. Klob in seinem bereits genannten Aufsatze, dem ich diese Ansichten entnehme, mit Recht als das Haupt der Antidekadenten in Österreich bezeichnet. So stellt er sich in der Reihe jener Dichter, die bei Franz Grillparzer beginnt und über Ferdinand Saar, Peter Rosegger, Karl Schönherr, Rudolf Hawel, Philipp Langmann und Franz Kranewitter bei Delle Grazia endet, gegen die modernen Dichter Artur Schnitzler, Hermann Bahr, Felix Dörmann, Rudolf Lothar und Hugo von Hofmannsthal, welch' letzterer allerdings nicht so ganz mit Recht in diese Reihe gehört. Gemeinsame und verwandte Züge hat er noch mit Franz Nissel, mit dem er den Stoff zum „Königsrichter" teilt, und im gebührenden Abstande mit Ludwig Anzengruber. Ob er der größte österreichische lebende Dramatiker ist? Diese Frage wage ich auch trotz K. M. Klobs Beweisführung nicht ohne weiteres zu beantworten. So viel aber ist sicher, daß Keim heute vor uns steht als ein echter, deutscher Dichter — als ein Stück deutschösterreichischer Literaturgeschichte — der nach dem Tode Grillparzers im Vereine mit wenigen deutschösterreichischen Dichtern ungeachtet um die Strömungen der Mode und dem Geschmack des so veränderlichen Zeitgeistes den Weg gegangen ist, den er gehen mußte, den Weg der wahren Kunst, der ihm die innere Befriedigung und die feste Überzeugung gegeben hat, daß sein inhaltreiches Leben und Schaffen nicht umsonst gewesen ist, und schon

*) Auch der Verfasser des Buches „Im Jahrhundert Grillparzers".

Nebst Alland im Wienerwalde ist Hörgas bisher die einzige Heilanstalt für Tuberkulose in Österreich. Sie kostete nahezu eine Million Kronen, die durch freiwillige Spenden und Begünstigungen zusammenkamen. Sie hat einen Bestand von 108 Krankenbetten und nimmt nur heilbare Kranke auf, wovon sonst wohl viele unter altherkömmlicher und mangelhafter Privatpflege dem Untergange verfallen müßten. — Man wird nach der Höhe der Verpflegskosten fragen. Die Anstalt hat drei Klassen. Erste Klasse, ein eigenes Zimmer, 9 Kronen für die Person. Zweite Klasse, mit einem Zimmergenossen, 6 Kronen. Dritte Klasse, gemeinsamer Wohn- und Schlafsaal, 3 Kronen. Für ganz Unbemittelte gibt es auch Rat. Die obersten hygienischen Hausgötter heißen Licht und Luft. Die Kur besteht außer einer nahrhaften Kost und sonstiger hygienischen Lebensweise in viel Spazierengehen und in viel Ausruhen; vor allem in strengster Reinlichkeit und Absonderung aller schädlichen Keimstoffe, für die tuberkulose Personen besonders empfänglich sind. Die Kurzeit für die Person ist in der Regel auf vier Monate bemessen.

Welch ein Bedürfnis und Segen die Anstalt Hörgas für Steiermark und Kärnten ist, beweist der Zuspruch, der schon im ersten Jahre groß war. Zeitweilig haben aus Raummangel Aufnahme heischende Kranke abgewiesen werden müssen. Die Heilerfolge, besonders Zunahme an Körpergewicht, waren bei 66 Prozent der Kranken sehr gut, bei 31 Prozent mäßig, bei einigen blieb der Zustand gleich. Gestorben ist keiner. Im ganzen sind durchs Jahr 137 Personen behandelt worden.

Die größte Anzahl von Tuberkulosen lieferten der Beamtenstand und die Fabriksarbeiter. Auch Studierende und Kaufleute waren viele darunter. Landwirte gab es nur vier. So predigen es nun auch schon die Tuberkeln in der Menschenbrust: Zurück zur Scholle! Das Lehrgeld ist so groß, daß es angezeigt erscheint, diesem Lehrmeister ehestens Gehör zu schenken.

Vor kurzem habe ich mir Hörgas angesehen. Es ist das Idyll der Krankenhäuser. Ja, es macht gar nicht den Eindruck eines Krankenhauses für ein so ernstes Leiden, es erinnert eher ans Schlaraffenschloß im Märchenlande. Essen, schlafen, spazierengehen, auf dem Faulbett liegen und ins grüne Land hinausschauen. So winzig klein die Apotheke ist, so riesig groß ist die Küche. Das kennzeichnet die Kur. Der Speisesaal ist auch der Festsaal, es finden Konzerte, lustige Vorträge, Theateraufführungen drinnen statt. Bei meiner Anwesenheit war gerade die Vormittagsliegestunde. Zumeist junge Leute; jeder lag auf seinem Sofa, träumte, las oder plauderte mit dem Nachbar. Sie machten nicht den Eindruck Kranker; so „sper" als der Besucher sah kein einziger aus. Sie gedeihen. Einer war dabei, der gleich in den ersten sechs Wochen

Forschung und Erfahrung haben gezeigt, daß es möglich ist, die schreckliche Geißel Tuberkulose zu überwinden. So rüstet man sich jetzt mit aller Energie. Unser Zentrum der Streitmacht gegen die Tuberkulose liegt im Mittelpunkte des Landes, dort, wo die Steiermark nahezu am lieblichsten ist. Dort haben hochherzige Menschen mit Mühe und Sorge und frohem Mut ein Haus gebaut, in dem die Leidenden Trost und Heilung finden sollen. An der Südbahnstation Gratwein steigt man aus, geht rechts gegen den Hügelzug, durch den Wald hinan und steht, nach etwa zwanzig Minuten auf die Höhe gekommen, überrascht still. Ein wunderliebliches Tal liegt vor uns. Es ist Frühjahr, die Wiesen und Felder grünen taufrisch, die Obstbäume grünen weiß und rosig wie das junge Leben. Dort, wo höhere Waldberge ansteigen, schmiegt sich zu deren Fuß ein geistliches Stift. In des Tales Mitte ruht anheimelnd ein stattlicher Meierhof und ganz nahe an uns, die wir aus dem Walde getreten, ragt ein neues, weitläufiges Gebäude, malerisch, im deutschen Stile. Einem Vergnügungsetablissement sieht es ähnlich, so freundlich einladend. Aber der Gesunde eilt vorüber und schaut sich das Haus von außen an. Es ist die neuerrichtete Tuberkulosenheilstätte. Die Heilanstalt Hörgas, wie sie nach der Gegend benannt wurde. Ein Stündlein von der Landeshauptstadt entfernt liegt sie da im Frieden und ländlich stiller Ruhe, von Sonnenschein überflutet, von Wald, Obstgärten und Matten umkränzt.

Wer hat dieses Asyl für Leidende in wenigen Jahren aus der Erde gezaubert? Niemand und jeder. Niemand hat es aus eigenem erbaut, jeder der Spender hat dazu beigetragen. Energische, zielbewußte Männer haben sie mit Hilfe des Staates, des Landes, der Sparkassen, besonders aber durch öffentliche Privatsammlung gegründet. Keiner, der etwas dafür gab, hat deshalb weniger, jeder hat mehr. Jeder hat für seine, wenn oft auch nur kleine Spende ein großes Haus bekommen. Er hat ein großartiges Institut vor sich stehen, zu dem vielleicht er oder ein anderer ihm lieber Mensch einmal seine Zuflucht nehmen muß, und er hat das wohltuende Wissen, dazu seinen Baustein geleistet zu haben. Es ist was Göttliches um solche Werke, die niemand ärmer, wohl aber jeden reicher machen. So gesegnet ist ein Geschäft, das der Mensch mit dem Himmel schließt.

Draußen im Reich haben sie Gesetze, womit die Leute zur Errichtung oder zu Beiträgen solch gemeinnütziger Anstalten gezwungen werden können. Daher gibt es draußen sehr viel dergleichen Sanatorien und die Tuberkulose wird in die Enge getrieben, daß es ein Vergnügen ist. Wir in Österreich müssen uns einstweilen für derlei mit freiwilligen Spenden behelfen. Das geht freilich kümmerlicher her, aber endlich richtet das warme Menschenherz so viel, manchmal sogar mehr aus, als das kalte Gesetz.

— täglich von 3 bis 4 Uhr. Er ruhe sanft!“ Die Obertuberln, das dürften jene Patienten sein, die schon im vierten Monat in der Anstalt sind. Es ist wohl nicht anders denkbar, als daß mancher Kranke zu mancher Stunde in Schwermut versinkt — im allgemeinen herrscht Frohsinn, oft durchleuchtet von gutem Humor. Die Ärzte haben eine gemütlich-wohlwollende Art, mit den Kranken umzugehen, und unter den dienenden Schwestern habe ich keine Leichenbittermiene gesehen. Selbst der würdige Pater Bruno, der für alle Fälle zur Hand sein muß, spielt und scherzt lieber mit den Kranken, als daß er ihnen die letzte Ölung reichte. Diese wollen sich alle diese Patienten auf ihre alten Tage aufsparen.

Aber nun kommt der große Mangel unserer neuen Lungenheilanstalt. Sie hat keinen Platz für die Frau. Nur für Männer. Als ob es unter den Weibern weniger Tuberkulose gäbe. Und ist doch ihr Lebenszweck, ihr Beruf, besonders im Volke, ein aufreibenderer als jener der Männer. Gesunde Kinder soll die Frau gebären und säugen und ist doch ihr Körper allen Fährlichkeiten, besonders auch der Tuberkulose, in hohem Grade ausgesetzt. Nein, das wäre nicht für die Zukunft bedacht, wenn wir der Frau an dem modernen Lungenheilverfahren keinen Anteil lassen wollten. So ist es auch nicht gemeint, man kann nur nicht alles auf einmal. Wenn schon Gott Vater zuerst den Mann erschaffen hat, so ist halt auch zuerst an die Heilanstalt für Männer gedacht worden. Nun aber gilt es, unsere versäumte Ritterlichkeit zu betätigen und ich glaube, die zweite Million zur Gründung eines Frauenabteils in Hörgas oder anderswo wird noch freudiger gespendet werden als die erste. Und das um so sicherer, als wir sehen, wie segensreich sich die erste bewährt. In diesem Sinne ist unsere Generation ja groß, daß sie weitschauender und opferwilliger für die Zukunft denkt und arbeitet, als es frühere Geschlechter getan haben. Unser soziales und politisches Haupttrachten besteht in der Vorbereitung einer besseren Zukunft. Wir persönlich können nur wenig von dem genießen, was wir jetzt so vielfach im großen Stile schaffen. Was wir unseren Mitlebenden an Liebe manchmal vorenthalten, das speichern wir mit vollen Händen für unsere Enkel auf. So wollen wir auch ans Wichtigste denken: Unseren Nachkommen gesunde Mütter!

Es wird bald ein herzliches Bitten ergehen um liebreiche Spenden zur Errichtung eines Abteils für brustkranke Frauen unbemittelter Stände. Unsere treuen, aufopferungsvollen Pflegerinnen, wenn wir krank sind — sollten sie in ihrem Leiden verlassen sein? Nein, man fällt mir schon ins Wort: Alles das zu sagen ist ja nicht nötig. Wir bauen die Frauenanstalt. Wir haben hierin an unserer Seite sogar unseren hohen Ritter. Nach dem Worte des Herrn: Was ihr diesen Armen

um dreizehn Kilo zugenommen hatte. Ein älterer Mann antwortete auf die Frage, wie es ihm gehe: „So gut, wie früher mein Lebtag nicht.“ Ein zweiter bestätigte das Wohlbefinden, setzte aber bei: „Wenn's nur nicht ein Tuberkulosenheim wäre!“ Dem antwortete der Hausarzt lebhaft: „Das ist es nicht, Freund! Eine Heilanstalt ist es.“

Wahrlich, eine Heilanstalt rationellster Art. Man muß die verschiedenen Räumlichkeiten besuchen, besonders die Badestuben, den Wäscheraum, den Sterilisierungsapparat, der in den abgelegten Kleidungsstücken alle Bazillen tötet, die Entstaubungseinrichtungen, das Spülsystem. Man muß das Maschinengebäude sehen, aus dem Wärme und elektrisches Licht kommt. Man muß endlich den nahegelegenen Meierhof besuchen mit seinen sehr gut gehaltenen Rindern, die alle auf ihre Gesundheit geprüft sind; man muß von der köstlichen Milch trinken — um völlig einzusehen, daß hier buchstäblich alles Mögliche zusammenwirkt, um die keimende Krankheit aufzuhalten, die Keime zu zerstören und die natürliche Lebenskraft sieghaft zu machen.

Mancher flüchtige Besucher soll aus Angst vor Ansteckung in diesen Räumen sich kaum das rechte Atemholen gönnen, geschweige den Imbiß, der ihm gastlich vorgesetzt wird. Worüber ich einen Andersgesinnten ausrufen hörte: „Aber warum denn? Im ganzen Lande gibt es kein Haus, wo es reinlicher hergeht, als da! Eher ist hier der Kranke von dem sogenannten Gesunden gefährdet, als umgekehrt.“ Wenn letzterer als Eindringling die Erfordernisse nicht erfüllt, möchte das schon stimmen.

Diese Heilanstalt hat auch eine volkserziehliche Bedeutung. Die in ihre Familien heimgekehrten Geheilten werden sich stets erinnern an die gesundheitliche Lebensweise im Institute und besonders daran, was Mäßigkeit und Reinlichkeit wert sind. Läßt sich draußen bei der Arbeit und bei den Leidenschaften auch unmöglich die Strenge und Genauigkeit der Lebensführung erreichen, wie in einer solchen, nur der Hygiene dienenden Anstalt — das Vorbild wird doch wirken. Der Mensch lebt einmal zu gerne, als daß er — mit einiger Vernunft begabt — alle Lehre und Erfahrung, die ihm geworden, in den Wind schlagen möchte.

Den Besuch der Anstalt beschloß ich mit einem Spaziergang unter den jungen Obstbäumen hin und in den nahen Wald. 's ist ein junger frischer Wald mit trockenen Spaziergängen und vielen Bänken. Da ergehen sich die Patienten, suchen Pilze, sammeln Beeren oder schnitzeln aus Baumrinden Figuren, mit denen sie sich necken. Einer macht Orden für die braven „Tuberln“ und schmückt damit die Knopflöcher seiner Freunde. „Tuberln“ pflegen sie einander scherzhaft zu nennen. Über einer Sitzbank las ich auf einem senkrecht stehenden Stück Holz die Worte: „Hier ruhet der ehr- und tugendsame Obertuberl Thomas N.

„Überbringer dieses lernte ich im Wiener Kaffee kennen. Er hat Deine Gedichte gelesen und will Dich malen. Er ist äußerst talentvoll und hat — Puffke sagt das auch — eine große Zukunft. Also sei kein Frosch. In diesem Sinne werde ich gegen Abend bei Dir vorbeikommen und fragen, ob Du mir fünfzig Mark pumpen kannst. Käthe hat Geburtstag morgen. Ich erinnere mich zwar genau, daß sie vor fünf Monaten erst den letzten Geburtstag feierte. Aber, lieber Gott, man lebt schnell. Wenn Du ihr übrigens auch was schenken willst — ich will der Wohltätigkeit keine Schranken setzen — so möchte ich, da ich ihren Geschmack kenne, darauf aufmerksam machen, daß das „Sinnige“ nicht recht zieht bei ihr. Sie ist mehr für Baumkuchen als für La-France-Rosen, mehr für Sarotti als für Leopardi, mehr für Henkell trocken als für das Schumann-Album. Avis au lecteur! Sonst nichts Neues, als daß die zehn Mark, die ich gestern — Dein geneigtes Einverständnis voraussehend — für Dich auf „Tasso“ (mußt ich doch! Kollege von Dir . . .) gesetzt habe, verloren sind. Na, s trifft ja keinen Unbemittelten. Blumen vor Deine Füße! Dein consobrinus Theodor!“

„Also lassen Sie den Herrn eintreten.“

Ich muß gestehen, es schmeichelte mir. Dieser junge Künstler, von dem Puffke — wer mochte wohl Puffke sein? ich ahn es nicht — von dem also sogar Puffke behauptet, er habe eine große Zukunft, will mich malen! Ein verständiger und kühner Entschluß. Ohne mich gesehen zu haben, will er das. Nur das Bild, das er sich nach Lektüre meiner Gedichte von mir gemacht, reizt ihn.

Ich lächle befriedigt, während Herr Cajus L. Wecker — so steht auf seiner Karte — sich draußen seines Mantels und seiner Gummischuhe entledigt. Es dauert eine Weile.

Ein außerordentlich seltsamer, kurzer Aufschrei Ottiliens läßt mich aufhorchen. Es klingt fast so, als sei das brave Mädchen in den Arm gezwickt worden.

Wenige Sekunden später steht Herr Cajus L. Wecker vor mir.

Ohne bisher ein Recht zu haben, mir den Künstler meines Porträts überhaupt zu denken, hatte ich mir ihn doch entschieden anders gedacht. Ich habe die Künstlermode, das Haar lang zu tragen, niemals belächelt, aber ich mußte beim Anblick der Frisur, die des Kunstmalers Cajus L. Weckers Persönlichkeit schmückte, doch meine Gesichtsmuskeln gewaltsam zusammennehmen. Wie dieser Kopf aus den Kissen des Bettes gekommen, so präsentierte er sich mir. Ohne jede Idealisierung oder Korrektur durch Kamm und Bürste. Dazu hatten diese Haare noch die Farbe alter, rostiger Eisenbahnschienen, und das blasse Gesicht, das zwischen zwei übertrieben starken Backenknochen zu hängen schien, war

tut, das habt ihr mir getan, wünscht unser geliebter Kaiser zu seinem sechzigjährigen Regierungsjubiläum nicht Fest und Prunk, sondern Werke der Barmherzigkeit und des Gemeinwohles. Was ihr den Armen tut, das tut ihr mir! — Wohlan! Dem Kaiser zur Ehre, dem Lande zum Wohle, den Frauen zu Lieb' wollen wir das Werk in Hörgas vollenden. Peter Rosegger.

Mein Porträt.

Skizze von **Rudolf Presber.***)

Ich hatte dem Mädchen gesagt, daß ich für niemanden zu sprechen sei; ich müsse arbeiten. Und wenn Vetter Theodor käme, so solle sie berichten, ich sei verreist. Denn das „Arbeiten" ließ der nicht gelten und hätte mich doch gestört.

Zwei Stunden hatte ich denn auch vor einem schön gefalteten, sehr weißen Stück Papier gesessen, hatte erst eine minderwertige, dann eine bessere Zigarre geraucht, hatte die Spieluhr fünfmal aufgezogen, um mir das anregende Lied von der leider entschwundenen „Martha" durchs Gemüt säuseln zu lassen, hatte einen Schilffederhalter zerbrochen und auf dem Löschpapier den Geburtstag meines Onkels mit dem Todestag meiner Großmutter multipliziert, das Produkt ins Quadrat erhoben und dann versucht, durch meine Hausnummer zu dividieren.

Ich erwähne das alles eigentlich nur, um zu umschreiben, daß mir nichts eingefallen war. Nun ists heraus. Tatsache: zwei Stunden lang war mir nichts eingefallen. Nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung hatte nun die dritte Stunde um so mehr Chancen, mir geistige Befruchtung und den Segen produktiver Tätigkeit zu bringen.

Aber es kam anders.

Das Mädchen brachte mir eine Visitenkarte.

„Hab ich Ihnen denn nicht gesagt — in drei Teufels Namen! — daß ich keinen Besuch annehme. Keinen! Ich arbeite."

„Ach, der Herr hats so dringlich gemacht. Und dann — hier das Briefchen hat er mir mit der Karte gegeben. Er verlangt Antwort, sagt er."

Richtig ein Briefchen! Ein Briefchen von Vetter Theodor — mir lieber, als sein Besuch, der stets lange dauerte, meinen Zigarren schadete und mich ohne wesentliche Bereicherung des Geistes und Gemüts ließ.

*) Aus dem köstlich-lustigen Buche: „Von Leutchen, die ich lieb gewann." Ein Skizzenbuch von Rudolf Presber. (Berlin. „Concordia", deutsche Verlagsanstalt.)

„Kein Porträt? Wieso? Ich werde Ihnen was sagen, Verehrtester, es liegt eine unglaubliche Überheblichkeit in dem Urteil der Menschen: daß *ihre* Physiognomien interessanter, rätselvoller, vieldeutiger wären, als die der Tiere. Ich habe im Zoologischen Garten in Köln einen alten Marabu gekannt. Sein Kopf mit dem Ausdruck höchster stoischer Weisheit, mit den Hautfältchen einer Menschenverachtung des besiegten Gegners und der Resignation des Gefangenen war mir interessanter als der Schädel Ibsens, Björnsons und Lombrosos zusammengenommen. Und in Hamburg hat mir der alte Hagenbeck einen Schimpansen gezeigt — ja, wissen Sie, mit dessen tiefweltschmerzlicher Philosophie verglichen — ich rede natürlich vom Kopf und dem, was sich darin ausdrückt — können mir Byron und Schopenhauer *nichts* mehr sagen."

„So. Hm. Ja, Aber verzeihen Sie, wie kommen Sie nun nach dem Kölner Marabu und dem interessanten Schimpansen in Hamburg und dem Krotzenburger Gemeindestier gerade darauf, *mich* zu malen . . . ? Mein Vetter sagte mir wenigstens —"

„Daß ich das vorhätte? Na ja. Allerdings — ich hab Sie mir *anders* gedacht. Mehr vom Normaltypus abweichende Linie, mehr Urwald-Persönlichkeit, mehr gesunden Tiergeruch."

„Erscheine ich Ihnen zudringlich, Herr Wecker, wenn ich mich danach erkundige, wie Sie zu dieser mich ehrenden Auffassung meiner Persönlichkeit gelangt sind?"

„Ich habe Ihre Gedichte gelesen."

„Ah!" Ich war geschmeichelt. Du lieber Gott, warum auch nicht? Erstens ists immer schon ein Glücksfall, einen Menschen zu treffen, der heutzutage noch Gedichte liest. Und dann gleich einen, der nicht aus Anthologien schöpft, sondern — —. Na ja, also. Der Mensch wurde mir sympathischer, der dottergelbe Schlips erschien mir in milderen Farben, und ich sah in den breiten und nicht sonderlich gepflegten Nägeln Rasse, Abstammung vom tüchtigen, ehrlichen Landvolk, Charakter.

„Rauchen Sie, Herr Wecker? Ja? Bitte hier die *ohne* Leibbinde sind die besseren, Feuer gefällig? Ah, pardon — die Spitze! So, Sie haben sie schon auf den Teppich geworfen? Schön. Ich wollte mir zu fragen erlauben, was hat Ihnen nun an meinen Gedichten so besonders gefallen?"

„Ja, wissen Sie", der Künstler blies mir eine weiße Rauchwolke mit vertraulicher Behaglichkeit ins Gesicht, „von Poesie verstehe ich nun *gar* nichts —"

Ich beeilte mich, zu versichern, daß mir am Urteil eines solchen Mannes naturgemäß besonders viel liegen müsse.

Und er fuhr in edler Offenheit fort: „Ob sich das Zeug hinten reimt oder vorn, das ist mir ganz gleichgültig und auf das Nachzählen der Versfüße lasse ich mich nicht ein —"

mit Bartstoppeln in derselben Farbe wie eine wilde Waldfrucht gestachelt. Sein Rasiertag lag lange hinter ihm.

Um den sehr hohen Kragen trug der Künstler eine fliegende Krawatte von einem blendenden Dottergelb. Auch der Anzug war sehr hell und zeigte viele bunte Punkte, von denen nicht festzustellen war, ob sie im Muster des Gewebes vorgesehen oder durch Zufall und Unachtsamkeit im Umgang mit Speisen und Farben dahin gelangt waren.

Ich hatte Herrn Cajus L. Wecker höflich begrüßt und ihn gebeten, Platz zu nehmen. Er zog es vor, mein kleines türkisches Rauchtischchen umzuwerfen und, das halb zugekniffene Auge mit der Hand, an der ich mit Entsetzen breite, ungepflegte Nägel wahrnahm, beschattend, mich wortlos mit gespanntester Aufmerksamkeit zu betrachten.

„Haben Sie krumme Beine?“ das war das erste Wort aus dem Munde des Mannes mit der großen Zukunft.

Ich beeilte mich, nach bestem Wissen und Gewissen zu verneinen und nahm zum Beweis die Beine militärisch stramm zusammen.

„Hm. Sie sind passabel gewachsen.“ Der Künstler wechselte die Stellung, um sich den Genuß meines Anblickes im Profil zu verschaffen. „Ganz passabel.“

Ich konnte ihm das Kompliment leider nicht zurückgeben und fühlte mich etwas geniert unter diesen Blicken, die meine körperliche Beschaffenheit kritisch prüfen.

Die peinliche Stille dieser Szene zu unterbrechen, sagte ich: „Mein Vetter — Sie sind mit ihm befreundet — ?“

„Befreundet? Nein. Eine Kaffeehaus-Bekanntschaft. Er hatte einen kleinen Furunkel im Genick, der mich malerisch interessierte. Ich sah das vom Nebentisch. So lernten wir uns kennen.“

„Ach so —“

Wieder eine Pause, in der mir Cajus L. Wecker pantomimisch andeutet, daß er mich auch von hinten zu sehen wünsche. Ich genüge seinem Wunsch und nehme die Unterhaltung wieder auf.

„Sie sind ein Porträtmaler, wie mir mein Vetter schreibt.“

„Ich male alles. Einseitig sein und talentlos sein — ist dasselbe. Shakespeare hat nur deshalb keine Iliade geschrieben, weil ihm die Zeit fehlte. Und wenn Raphael statt seinen Madonnen und Heiligen das römische Ghetto oder ein Altweiberspittel in Antwerpen hätte malen wollen, so hätte er das auch gekonnt.“

„Was war, wenn ich fragen darf, Ihr letztes Porträt?“

„Ich habe in Niederkrotzenberg — das ist nämlich meine Heimat — bitte, drehen Sie sich etwas halbrechts; so, ja — habe in Niederkrotzenberg den Gemeindestier gemalt.“

„Den Gemeindestier? Das ist doch eigentlich kein — —“

„Ich werde Sie nackt malen."

Mir krochen Ameisen übers Gehirn.

„Nackt?!" — ich dachte immer noch, ich hätte mich verhört — „das erscheint mir denn doch etwas — ungewöhnlich."

„Ungewöhnlich" — er sprach nicht mehr, er brüllte — „ja meinen Sie denn, daß ich Sie malen will, wie jeden x-beliebigen zu Geld gekommenen Schuster oder Käsehändler? So einer zieht seinen neuen Rock an und läßt oben sein Schafsgesicht lang heraushängen und stellt sich an eine rote oder grüne Tapete und nun wird darauf los gemalt! Nein, nein, Verehrtester. Ich will Ihrem Schneider und Ihrem Krawattenlieferanten keine Reklame malen. Sie selbst will ich haben, will ich auf die Leinwand werfen, Ihre Persönlichkeit, Ihre künstlerische Individualität soll da in Farben hängen bleiben. Dazu ists ganz gleichgültig, was Sie heute für Strümpfe und morgen für eine Uhrkette tragen ... Ich denke mir das so. Ich stelle Sie nackt, nur mit einem Lendentuch in jenem matten, verschossenen Rot alter persischer Teppiche, in eine frische, grüne, nasse Wiese ..."

„In eine nasse Wiese? Grundgütiger! Warum muß die Wiese denn naß sein?"

„Das ist wichtig für den Totaleindruck. Die Frische wird dadurch wesentlich erhöht, der Erdgeruch sinnfällig gesteigert. Die Nässe symbolisiert, daß die ersten Gewitter — die erwachenden Leidenschaften — eben vorübergezogen sind ... Wie alt sind Sie?"

„Fünfunddreißig Jahre."

„Sehen Sie, so dacht ich mir! Wären Sie siebenunddreißig oder vierzig, müßt ich die Wiese schon trockener nehmen."

„Aha."

„Sie stehen auch nur mit den Füßen im Nassen —"

„Das genügt mir."

„Der Kopf ist in der Sonne. Das heißt ein ganz kleiner Schatten muß darauf fallen. Zu viel Sonne würde ein falsches Bild von Ihrer Bedeutung geben."

„Ja, ich bin auch für etwas Schatten", bemerkte ich bescheiden. Innerlich aber quält mich mehr der Gedanke, daß die Füße im Nassen stehen sollen. Ich hab das nie vertragen.

„In die weitvorgestreckte Rechte gebe ich Ihnen — — nun was denken Sie?

Ich bekenne beschämt, daß ich ohne jede Ahnung bin, was ich auf diesem merkwürdigen Bilde in die rechte Hand bekäme.

„Einen Granatapfel!" meldete er mir bedeutungsvoll.

Ich versicherte, daß man eine derartig untergeordnete Arbeit auch niemals von einem Manne von solcher Bedeutung erwarten könne.

„Was mir an Ihnen — heißt das: an Ihren Gedichten — gefällt, ist das: Sie haben den Mut, ein fideler Kerl zu sein. Sie spucken den tristen Gramaposteln und misepetrigen Tranfritzen mit jeder Zeile auf den Kopp —"

„Verzeihung, ich bin doch nicht ganz sicher, ob das der richtige Ausdruck ist —"

„Na, erlauben Sie mal, kritisier ich denn Ihre Ausdrücke? Sie scheinen mir auch, wenn Sie auf dem Dreifuß sitzen und orakeln, ein ganz anderer Kerl zu sein, als wenn Sie als Privatmensch funktionieren. Das hab ich gleich gesehn, wie ich hereinkam. Sie haben ein Dutzendgesicht — na ja, regen Sie sich mal nicht auf, wir Künstler sind ehrlich. Sind wirs nicht mehr, na, wer sagt dann noch die Wahrheit? Also! Etwas Besonderes ist nicht an Ihnen. Sie haben einen Knick in den Ohren, der nicht uncharakteristisch ist. Aber er genügt nicht, um daraus eine Persönlichkeit zu entwickeln. Aber, sehen Sie, ich werde in meinem Bilde aus Ihnen das machen, was die Natur mit Ihnen vorhatte, was nur durch Sitte, Konvention, Erziehung, Rücksichten und was weiß ich in Ihnen eingeschnürt, verkümmert ist. Sie sind keine Individualität, mein Bester, aber ich werde malerisch eine Individualität aus Ihnen machen. Ich werde — bildlich gesprochen — von Ihrer Epidermis alles abkratzen, was dem Dutzend, was allen anderen gehört —"

Ich war ihm dankbar, daß er bloß bildlich sprach.

„— und ich werde Ihre Psyche hindurchleuchten lassen, werde die Idee, die Ihnen — ganz unbewußt — zugrunde liegt, das Reinmenschliche sieghaft herausstrahlen lassen, so daß jeder Beschauer Sie so sieht, wie Sie aus Ihren Gedichten zu mir sprachen."

„Das wäre also", warf ich schüchtern ein, die „Urwaldpersönlichkeit mit dem Tiergeruch" . . . . Ich muß sagen, ich habe nie an mir dergleichen wahrgenommen."

„Wer kennt sich selbst!" beruhigte mich Herr Wecker, indem er an seinen Fingergelenken zog, bis sie knackten; ein Spiel, das mich schon als Jungen in der Schule halb wahnsinnig machen konnte, und das ich auch jetzt nur ertrug, weil der Mann nach Puffkes Ansicht „eine Zukunft hatte" und mich malen wollte.

„Und wie denken Sie sich das Bild?"

Wecker fuhr sich mit der Hand in die Haare und ich sann ängstlich über das Problem nach, wie sich seine Finger da wieder herausfinden würden.

Gedankenvoll eine dichte Rauchwolke zur Decke sendend entschied er mit der Ruhe des gefestigten Entschlusses:

er mich. Den R a h m e n müsse ich natürlich stellen, respektive ich hätte keine Mühe damit. Wecker werde ihn aussuchen und mir die Rechnung schicken. Das Original werde Wecker zweifellos für viel Geld an eine Galerie verkaufen, und mir dann für den von mir gestifteten Rahmen die Skizze zum Bilde schenken.

In dieser Aussicht war ich sehr beglückt. In meinen kühnsten Träumen dachte ich an die Nationalgalerie, mindestens aber an Dresden, Stuttgart oder Karlsruhe.

*
* *

Es kam anders.

Die Rahmenrechnung ging mir pünktlich schon v o r der ersten Sitzung zu. Hundertfünfundsiebzig Mark. Es schien mir etwas reichlich. Aber schließlich, so ein Bild konnte man nicht zwischen vier Bretter eines Weißlindengerüstes einnageln.

Bei den Sitzungen — in des Vetters Garten, frühmorgens wegen des Lichts und des Taus — holte ich mir zwei unliebsame Dinge: einen Bronchialkatarrh und einen . . . ich schäme mich fast, es zu sagen — einen Strafbefehl wegen „Erregung öffentlichen Ärgernisses".

Zwei alte Damen in der Gartenwohnung im Hochparterre, von der aus man leider — was uns unbekannt war — eine Aussicht in den Garten hatte, wo wir künstlerisch wirkten, hatten mich angezeigt. Und ich hatte zugeben müssen, daß ich, nur äußerst notdürftig bekleidet, auf dem Rasen gestanden hatte . . .

Das Bild aber, als es f e r t i g war — —

Nun, um es kurz zu sagen: es ist n i c h t von der „Nationalgalerie" angekauft worden. Auch in Dresden hängt es nicht, und nicht in Stuttgart oder Karlsruhe.

Ein Wirt in Wörishofen hats schließlich für seine Kegelbahn gekauft. Als Reklame für die Kneippkur.

Dort hängts jetzt in m e i n e m Rahmen.

Ich war wütend, als ichs hörte. Aber der Vetter tröstete mich.

„Laß doch gut sein," sagte er. „Mach doch keinen dummen Skandal und schrei nicht: Das bin i c h! Wenn dus nicht sagst, erkennt dich k e i n Mensch. Nur der kleine Leberfleck an der rechten Hüfte ist gefährlich. Aber, lieber Himmel, wie viele Leute wissen etwas von diesem entzückendsten Reiz deiner geschätzten Persönlichkeit?! Du mußt ihn eben auch ferner geheim zu halten trachten."

„Aha — einen — Granatapfel! So. Ja. Dürfte ich mir die Frage erlauben, warum bekomme ich nun auf der nassen Wiese gerade einen Granatapfel in die Hand?“

„Kennen Sie nicht“ — er sieht mich grollend, fast verächtlich an — „die tiefe Bedeutung des Granatapfels?“

„Nicht ganz,“ bekenne ich ehrlich. „Ich habe mal gehört, daß der Granatapfel, wenn man ihn mit Farrenkräuterextrakt und Aloe zusammen abkocht, ein gutes Mittel gegen den Bandwurm sein soll . . . Aber ich kann da keine rechte Beziehung finden —“

Mit einer Miene, die Mitleid und Verachtung spiegelt, unterbricht mich der Künstler und im Tone, mit dem man einen Schuljungen korrigiert, der seine Lektion schlecht aufgesagt hat, berichtigt er: „Der Granatapfel war der Venus heilig. Eine Anspielung auf Liebeslyrik kann nicht feiner gegeben werden. Auch die Liebe zum sonnigen Süden liegt verkörpert in diesem reifen Granatapfel, den bei uns in fettester Damm- und Mistbeeterde die Nachtfröste töten, und den Italien und Griechenland allein in schönster Reife zeigen.“

Ich wollte mich gerade danach erkundigen, was mir der sinnreiche Künstler wohl in die linke Hand zu geben beabsichtigte. Aber da kam mein Vetter Theodor. Kam, um mir zu sagen, daß Käthe — der er vorsichtig auf den Zahn gefühlt — sich über ein halbes Dutzend sechsknöpfiger dänischer Handschuhe an ihrem Geburtstage ganz besonders freuen würde, wenn sie in eine Schachtel Marquis-Schokolade neckisch versteckt wären. Das liebe Kind!

Der Vetter — übrigens immer noch etwas in der Halsbewegung geniert durch den interessanten Furunkel im Genick, der die Bekanntschaft mit dem zukunftsreichen Künstler vermittelt hatte — ließ sich die Idee zu dem Bilde auseinandersetzen und war enthusiasmiert von dem Gedanken, den er „doch mal ganz was anderes“ fand, ohne daß ich ihm darin unrecht geben konnte. Er urteilte ferner sehr fein, daß sich hierin meine ganze Persönlichkeit erschöpfe; eine Bemerkung, für die ihn Herr Cajus L. Wecker durch das Prädikat „kunstverständig“ belohnte.

Es wurde noch bestimmt, daß der Himmel auf dem Bilde wolkenlos sein sollte; was mir in Anbetracht des gewählten Kostüms zweckmäßig erschien, und daß weiße Tauben im Hintergrund auf dem Ast einer Platane sitzen sollten.

Beim Weggehen sprach der Künstler prophetische Worte. Er schwur, daß dieses Bildnis ihn berühmt machen werde, ihn und mich. Der Absatz meiner Bücher werde sich bedeutend heben, denn dieses Porträt werde alle Welt danach begierig machen.

Das war auch des Vetters Ansicht, der nach dem Weggange des Künstlers noch eine Weile bei mir blieb. Über das Geschäftliche beruhigte

sundheit und Arbeitskraft nach Möglichkeit zu erhalten, so wird noch entschiedener betont werden müssen, daß niemand das Recht hat durch sein Verhalten andere zu schädigen. Da aber die Einzwängung des weiblichen Körpers eine Beeinträchtigung des kommenden Geschlechtes, das Aufwirbeln des Straßenstaubes eine unmittelbare Gesundheitsgefährdung der Vorübergehenden bedeuten kann, so sind hier die Grenzen bereits überschritten, die der Willkür des einzelnen in der Gestaltung seiner Lebensgewohnheiten gezogen werden müssen. Daraus ergibt sich auch der Grund für die vollkommen verschiedene Stellung, die wir gegenüber dem Mißbrauche des Alkohols und demjenigen des Kaffees oder Tabaks einzunehmen haben. Die Gesundheitsschädigung durch letztere Genußmittel ist wesentlich eine Privatsache, die höchstens noch die nächsten Familienangehörigen berührt; das Trinken aber ist eine öffentliche Angelegenheit, da seine Wirkungen weit über den Kreis des einzelnen hinaus in die verschiedensten Gebiete des Gemeinschaftslebens hineingreifen.

Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkte die Forderung der Enthaltsamkeit, so kann darüber kein Zweifel bestehen, daß keine unserer Lebensgewohnheiten, zum mindesten des männlichen Geschlechts, in höherem Grade durch das Beispiel beherrscht wird, als die Trinksitte. Die Trinkfestigkeit ist eine durchaus gesellige Tugend, deren einsame Betätigung sich keineswegs besonderer Wertschätzung erfreut. Zum Trinken kommen die Menschen zusammen, um einander anzufeuern; das Zutrinken und die starren Regeln des „Komments" sind nur das äußere Zeichen für die ungeheure Rolle, die der gegenseitigen Beeinflussung beim Trinken zukommt. Auch jeder einzelne Trinker begründet seine Unmäßigkeit durch das Beispiel seiner Umgebung: In seinem Berufe trinken alle; die andern trinken noch viel mehr als er. Daher endlich das Unbehagen, das jeder Trinker, auch der mäßige, in Gegenwart eines Enthaltsamen empfindet, seine angestrengten Versuche ihn zum Mittrinken zu veranlassen. Auf der anderen Seite vermag das zielbewußte Beispiel die Trinksitte zu brechen. Das beweisen die Erfolge des Paters Matthew und jener Religionsstifter, die ungezählte Millionen von Menschen vor dem Alkoholelend bewahrten, Buddhas und Mohammeds. Wir dürfen kaum annehmen, daß jenen Männern ein so klares Bild der Wirkungen und Gefahren des Alkohols vorschwebte, wie wir es heute besitzen, und jedenfalls beruht ihr Einfluß auf die Massen weit weniger in der überzeugenden Eindringlichkeit ihrer Beweismittel als in der werbenden Kraft ihrer Persönlichkeit.

Lehrt uns so die völkerpsychologische Betrachtung der Trinksitte auf das einleuchtendste, daß ihre Ausbreitung überall von der fördernden oder hemmenden Macht des Beispiels abhängig ist, so werden wir, die

Enthaltsamkeit.

Von Prof. **Dr. Emil Kraepelin.**

Im Kampfe um den letzten Tropfen Alkohol hört man keinen Einwand häufiger, als den, daß sich die Notwendigkeit völliger Enthaltung von geistigen Getränken wissenschaftlich nicht begründen lasse. Es ist in der Tat richtig, daß wir eine dauernde Schädigung des einzelnen Menschen durch sehr kleine, gelegenllich genossene Mengen Alkohols durchaus nicht nachzuweisen vermögen; auch die bekannten Erfahrungen der Lebensversicherungs-Gesellschaften reichen dafür nicht aus, da dort immerhin mäßige Trinker sehr verschiedenen Grades zusammengewürfelt werden und überdies rein statistisch gewonnene Tatsachen für den einzelnen Fall keine Beweiskraft haben. Indessen in dieser Frage gilt für den Alkohol nur genau dasselbe, wie für alle andern Gifte; bei jedem einzelnen läßt sich eine Mengengrenze auffinden, jenseits derer die giftigen Wirkungen sich unserem Nachweise entziehen. Beim Alkohol liegt übrigens diese Grenze weit niedriger als man für gewöhnlich annimmt. Selbstverständlich bleiben alle unsere landläufigen Einheitsmengen, das „Gläschen" Wein, Bier oder Schnaps, über ihr, da sie doch eben nur um der Wirkung willen getrunken werden. Ich habe bei gewissen Versuchen eine regelmäßige, meßbare Alkoholwirkung noch von 5 Gramm gesehen, also von einer Menge, die einem Achtelliter Bier entsprechen würde. Natürlich war diese Wirkung nur schwach und rasch vorübergehend; zudem ist ohne Zweifel die persönliche Empfindlichkeit gegen den Alkohol, wie für alle Gifte, sehr erheblichen Schwankungen unterworfen.

Unter diesem Gesichtspunkte kann man von einer wissenschaftlichen Begründung der Enthaltsamkeit nur in dem Sinne sprechen, daß es als zweckmäßig erachtet werden muß, Gifte, die in den üblichen Mengen deutliche Wirkungen, zumal auf unser Hirn, ausüben, überhaupt zu meiden. Diese Beweisführung läßt sich in ähnlicher Weise auch gegen andere Genußmittel, so gegen den Kaffee, den Tee, den Tabak, richten, wie das ja oft genug geschieht; sie paßt aber ferner bei allen möglichen Verstößen gegen die Regeln der Gesundheitslehre. Unzweckmäßige Ernährung, unvernünftige Lebensweise, mangelhafte Körperpflege vermögen Gesundheit und Leben zu gefährden, obgleich ihre Wirkungen zunächst vielleicht unauffällige sind, und auch der Kampf gegen Korsett und Schleppe wird sich derselben Gedankengänge bedienen, um die Verwerflichkeit jener Modeauswüchse darzutun.

Gerade die beiden letztgenannten Beispiele weisen uns indessen auf einen neuen Gesichtspunkt hin. Wenn man schon jedem Gliede eines Gemeinwesens die selbstverständliche Pflicht zuerkennen wird, sich Ge-

Selbstsucht läßt sich gegen jene Forderung geltend machen, daß man keinen Grund sehe, sich wegen der Schwächlinge, die durch die Trinksitte gefährdet werden, eine Einschränkung des Lebensgenusses aufzuerlegen. Nachdenklicher wird schon derjenige werden, dem solche Schwächlinge aus dem eigenen Fleisch und Blut erwachsen, und der an ihnen erleben muß, wie das unbekümmerte Beispiel lustiger Kameraden immer wieder alle guten Vorsätze überwältigt. Wen aber das Mitleid mit seinem Volke, wen die persönliche Sorge nicht dazu bringt, der ist vielleicht der einfachen Überlegung zugänglich, daß auch aus seinem Geldbeutel die Millionen fließen, die für die Versorgung der Trinker und ihrer Nachkommen in Krankenhäusern und Irrenanstalten, in Armenhäusern und Arbeitshäusern ausgegeben werden, ebenso jene Summen, die der Alkohol von der Rechtspflege fordert, daß auch ihn der nächste Zechbruder durch einen Messerstich abends zu Boden strecken, daß auch seinen Eisenbahnzug ein betrunkener Lokomotivführer oder Weichensteller zur Entgleisung bringen kann. Die wirtschaftliche Belastung durch den Alkoholmißbrauch, seine Gefahren für Volksgesundheit und öffentliche Sicherheit sind so groß, daß auch der kühlsten Selbstsucht die Notwendigkeit des Kampfes gegen den Alkohol einleuchten muß, sobald sie die Tatsachen überhaupt ins Auge faßt. Nur einen Ausweg gibt es aus diesen Überlegungen — den Verzicht auf den Kampf überhaupt, weil er ja doch aussichtslos sei, weil es nie gelingen könne, das deutsche Volk aus den Banden des Alkohols zu befreien. Wer so denkt, begibt sich selbst des schönen Führerrechtes, das überlegenes Wissen und Wollen begründet; er verkennt, daß die Pflichten um so dringendere Forderungen an ihn richten, je höher er nach Einsicht, Bildung und Rang gestellt ist. Die Entwicklung unserer Befreiungsbewegung wird unbeirrt über diejenigen hinwegschreiten, die ihre große Aufgabe in diesem Kampfe nicht begriffen und nicht erfüllt haben. Der Sieg muß uns bleiben, deren Wille tatkräftig ausführt, was der Verstand als richtig erkannt hat, und deren Wahrspruch kein anderer sein kann, als: „Enthaltsamkeit!"

Die edle Kunst des Schuldenmachens.

Aus den Aufzeichnungen eines „Gönners".

Es soll hier weder von dem großartigen Schuldenakkumulator moderner Staaten gesprochen werden noch vom kommerziellen Kreditwesen, bloß vom durchaus ehrenhaften, freundschaftlichen Gefälligkeitspump mit einer Schadensabsicht unter sechshundert Kronen. Der kleine Privatmann kann weder Rente ausgeben noch Banknoten drucken. Die Banken kennen

wir tiefere Einblicke in das Wesen der Alkoholwirkung gewonnen haben, uns auch über die letzten Gründe dieser Erscheinung einige Rechenschaft zu geben vermögen. Der Alkohol erzeugt eine angenehme Erregung, die sich äußern will und durch ihre Äußerungen selbst gesteigert wird, ganz anders, als die träumerische Versunkenheit des Opiumrauchers. Darum ist der „stille Suff“ eine unverhältnismäßig seltene Erscheinung gegenüber den Stammtischen, Gelagen, Banketten, Kommersen, den Frühschoppen- und Bierkonzerten, bei denen überall der gesellige Verkehr erst den Alkoholwirkungen die rechte Weihe gibt, wenn sich auch dabei späterhin die Bande geselliger Gesittung mehr und mehr zu lockern pflegen. Dazu kommt, daß der Alkohol die Besonnenheit trübt, die Hemmungen schwächt und so den Menschen der Beeinflussung durch Verführung und Beispiel rasch zugänglicher macht. Hier setzt die ganze ungeheuere Macht des mit allen Hilfsmitteln auf die Vermehrung des Verbrauches hinarbeitenden Alkoholkapitals ein. Nichts ist bekanntlich leichter, als jemanden, der bereits getrunken hat, zum Weitertrinken zu veranlassen; irgend ein flottes Schlagwort, die Anrufung seiner Bierehre genügt vollkommen, seinen Widerstand über den Haufen zu werfen. Wie gewaltig und verderbenbringend diese Wirkung des Alkohols ist, zeigt am klarsten die Tatsache, daß geheilte Trinker, auch wenn sie sonst keinerlei Krankheitszeichen mehr darbieten, doch schon durch die kleinsten Alkoholmengen mit einem Schlage die mühsam erworbene Selbstbeherrschung wieder zu verlieren pflegen.

Wer daher Augen und den Willen hat, zu sehen, der muß es verstehen, daß die Alkoholfrage nur durch die Beseitigung der Trinksitte, durch das werbende Beispiel der Enthaltsamkeit gelöst werden kann, die das alberne Märchen von der Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit des Alkohols zerstört und Schritt für Schritt die Anlässe einschränkt, bei denen der sanfte Zwang des geselligen Verkehrs, der Schlendrian des Herkommens den schwachen Willen zur Selbstvergiftung verführt und damit den weiteren, verhängnisvollen Wirkungen des Alkohols Tür und Tor öffnet. Wenn wir heute die Völker Indiens und der weiteren mohammedanischen Welt alkoholfrei sehen, so ist das gelungen durch ein einfaches Verbot der Religionsstifter; sollte bei uns das folgerichtige Beispiel aller derer, welche die Größe der Gefahr erkannt haben, nicht ebensoviel wirken können, wo unserem Streben durch die ganze Wucht der offenkundigen Alkoholnot Nachdruck verliehen wird?

Wenn wir somit die Notwendigkeit der Enthaltsamkeit dadurch wissenschaftlich begründen können, daß eben die Eigenart der Alkoholwirkungen ihre Ausbreitung wie ihre Ausrottung an das Beispiel knüpft, so ist zuzugeben, daß sich diese Beweisführung zunächst an das Herz unserer Mitmenschen wendet. Vom Standpunkte der einfachen

Dafür bekommt man nichts anderes als die Antwort: „Sehr gern, mit dem größten Vergnügen, — aber ich habs momentan selber nicht!“ War es ein sehr guter Freund, dann wird diese Antwort mit gefühlvollem Brustton und mit einer schmerzlichen Ergriffenheit, so recht innig vorgetragen. Das ist alles. Und zwei von eins geht noch immer nicht.

Der Angepumpte darf nie das moralische Übergewicht bekommen. Deshalb blitzen die Anfänger und Dilettanten selbst bei gutartigsten Gönnern kläglich ab. Der Meister gibt die Leitung des Gespräches nie aus der Hand. Er widerlegt die unausgesprochensten Einwände sofort. Er stellt die geforderte Summe als lächerliche Lappalie zu den glänzenden Lebensumständen des allgemein als nobel und splendid bekannten Freundes hin. Er betont die gelegentliche Rückgabe nicht schärfer, als unbedingt nötig. Das ist ja unter Ehrenmännern selbstverständlich. Ebensowenig dankt er zu inbrünstig. Er steckt vielmehr die erhaltene Note nonchalant ins Westentaschel. So wirds gemacht! Elegant, schmerzlos und rasch, der stärkere Wille zwingt den schwächeren. Die Banknote spaziert gleichsam von selbst aus dem Portefeuille ins Gilet hinüber. Nur keine langen Schilderungen eigenen Elends bei der Eintreibung von kleineren Beträgen. Sehr Bedürftige bekommen bekanntlich ohnehin immer das wenigste. Das ist eine Grundregel.

Ein besonders genialer Meister arbeitet neuestens etwa so: „Du, ich hab mir ein sehr fesches Mäderl aufgezwickt. Vom Theater, weißt, begabte Anfängerin. Da darf ich mich nicht spotten lassen. Ich möcht dich auch einladen. Aber sie is noch so viel scheu. Das nächste Mal, bis wir schon bekannter sind. Anständig, hochanständig, Nicht so eine, wie du vielleicht glaubst, du schlechter Kerl. Ein Figürl, großartig — da fallt mir übrigens ein, du könntest mir hundert Kronen leihen. Wohltätiger Zweck. Guter Spaß — ha? was? Kriegst es bei Gelegenheit schon zurück. Ich ersuche dich übrigens dringend, mich daran zu erinnern, falls ich vielleicht vergessen sollte . . .“

Auf die unerhörte Kühnheit der Attacke sind schon viele reingefallen. Sogar ein sehr guter Bekannter von mir. Das ist der höchste Bluff. Die letzte Schöpfung. Die kolossale Aufrichtigkeit imponiert. Die verdient schon ihren Spezialpreis. Und das Mäderl ist seine freie Erfindung! Der Mann holt entweder seinen Frühjahrsüberzieher von der Tante Dorothea ab, oder er unterstützt seine arme, kranke Mutter. Für das Mütterlein hätte er das Geld nie bekommen. Mütterlein ist ein Balladenstoff für Johann Nepomuk Vogl. Den guten Sohn hätt ihm keiner geglaubt. Die kleine Soupeuse ist viel wahrscheinlicher. Wenn einer sagt, er brauche Schmieröl für die Nähmaschine seiner blinden Schwester, so lacht man ihm höchstens ins Gesicht, und wenn es noch

ihn nicht. Seine Wechsel sind durch Unterschrift verdorbene Blankette, die ihm, obwohl er ohnehin genau weiß, wie sie ausschauen, in entsprechenden Zeiträumen doch immer wieder vorgewiesen werden, als ob sie erstaunliche Raritäten oder besondere graphologische Sehenswürdigkeiten wären. Er muß sich also an seine Freunde wenden. Wozu hätte man sie denn sonst?

Zwei von eins geht nicht. Da muß ich mir eins borgen. Das wird schon in der Schule gelehrt, gleich am kleinen Eingangstürl zur Prunkhalle der modernen Bildung. Diese Grundweisheit prägt sich tief ins jugendliche Gedächtnis ein. Und wenn dann die Herrschaften später so ziemlich alles vergessen haben, womit ihr armes Hirn frühzeitig belastet wurde, die ehrwürdigen Mumienkönige Pharaonen genannt, den mit Recht allgemein beliebten Aorist und die interessantesten Zeitwörter auf „mi", die denkwürdige Schlacht von Zama; — und wenn sie Friedl mit der leeren Tasche für den letzten Babenberger halten und den pythagoreischen Lehrsatz mit dem archimedischen Prinzip verwechseln — dann suchen sie noch immer in der schwer zu lösenden Gleichung des Lebens die unbekannte Größe, die ihnen eines oder das andere borgt — weil eben zwei von eins nicht geht.

Es ist gewiß viel einfacher, auf irgend eine andere Art sich das „lumpige" Geld, das man „momentan" braucht, zu verschaffen, als seine Freunde zu behelligen. Aber das richtige Pumpgenie betrachtet den Freund vor allem als den Träger eines unerschöpflichen Portemonnaies und treibt mit leidenschaftsloser Beharrlichkeit Steuern für eigene Wohlfahrtszwecke ein.

Das Pumpen ist eine Kunst. Es verlangt natürliche Veranlagung, Scharfblick, Geistesgegenwart, Kühnheit, rasches Ausnützen des Augenblicks. Der Kunstborger braucht mehr Menschenkenntnis und Seelenkunde als irgend ein anderer Kunstgewerbetreibender. Er muß das feinste Gefühl für die wechselnden Seelenstimmungen und Gemütsschwankungen des Angeborgten haben. Er muß differenzieren und individualisieren. Es ist wirklich ein Genuß, nach den Grundsätzen der hochentwickelten modernen Pumptechnik um überflüssige Beträge leichter zu werden, die man ohnehin nicht braucht und mit denen dem anderen sehr gedient ist. Es ist eines der unterhaltendsten Gesellschaftsspiele, und eine unbegrenzte Anzahl von Personen kann an dem Vergnügen teilnehmen.

Die vollständig veraltete Methode, dem Freunde errötend und stammelnd zu nahen, und einen der mittleren Westenknöpfe des Gönners abzudrehen, ist vollständig überholt: „Lieber Freund, ich bin da in einer schrecklichen Verlegenheit . . . Könntest, möchtest du nicht . . . Ich brauche nämlich fünfzig Kronen . . . nur bis übermorgen . . . Du kriegst sie ganz bestimmt zurück . . . Du kennst mich doch . . . Ehrenwort . . ."

„Also ich kann mich bestimmt darauf verlassen. Du bist halt noch ein Freund.“

„Halloh, halloh! Ich habe gesagt, daß es leider diesmal nicht geht. Unmöglich!“

„Sehr richtig — täglich komm ich dir nicht mit solchen Sachen . . .“

Verzweifelt laß ich die Hörmuscheln sinken, läute ab und erwarte den Dienstmann und mein Schicksal. „Sie, Dienstmann“, frage ich, „wo tragen Sie denn jetzt das Geld hin?“ Der Dienstmann holt eine Loge ins Budapester Orpheum, aber eine gute.

Größere Beträge, sogenannte Summen — über dreihundert Kronen — werden am besten schriftlich eingehoben. Es ist schicklich, bei diesem Anlasse die früheren, noch unbeglichenen Darlehen mit einer feinen stilistischen Wendung zu berühren. Die Freunde erinnern sich überhaupt nur der alten Schulden, wenn sie neue machen. Ein kleines Musterbeispiel aus meiner reichhaltigen Sammlung, die ich vielleicht noch einmal als praktischen Pumpbriefsteller herausgeben werde: „Lieber Freund! Ich stehe vor dem Anfange vom Ende. So geht es nicht mehr lange weiter. Ich bin des aussichtslosen Kampfes mit dem Schicksale gründlich müde. Wenn ich heute um fünf Uhr nicht bestimmt lumpige fünfhundert Kronen habe, mache ich ein Ende. Dein unglücklicher Adalbert.“

Der Biedere setzt mir seinen Selbstmordrevolver just an der Stelle an die Brust, wo sich mein Portefeuille befindet.

Das ist aber noch gar nichts gegen meinen guten Freund, den Kassenarzt im siebenundzwanzigsten Bezirke. Der bestellt mich jedesmal pneumatisch — er hat die Gewohnheit, jedes Wort fünf- bis sechsmal zu unterstreichen — oder gar telegraphisch in sein Stammkaffeehaus nach Nußdorf hinaus, dort, wo es schon mehr Kritzendorf ist, und pumpt mich ausführlich an. Ich zürne, zetere, poltere, tobe — er meint aber ganz gelassen: „Wannst schon da bist . . .!“

* * *

Ich glaube, die leichtfertigen Schuldenmacher sind noch lange nicht so leichtfertig, wie die leichtfertigen Gönner.

„Neues Wiener Tagblatt.“ Armin Friedmann.

Lusti is s auf der Welt!

Oberösterreichisches von Hans Mittendorfer.

Dö lebendi und dö toti Sprach.

„Dö lebendi Sprach, i sag dars ins Gsicht,
Dö redn mir“, moant da Böckbaur und lacht;
„Dö toti Sprach, dö schreibns beim Gricht,
Wo s Testament wird gmacht.“

so notwendig gebraucht wird. Die Wahrscheinlichkeit steht eben in dieser, wie in jeder anderen Kunst hoch über der Wahrheit.

Es ist ja so viel Elend in der Welt. Und es existiert noch immer kein Verein für unverschämte Arme. Da laufen Hunderte von armen Teufeln in Wien herum, die um fünf Uhr nachmittags noch nicht wissen, wo sie am Abend ihren Hummersalat und ihren Fogos am Rost mit Sauce tartare hernehmen werden. Schließlich haben sies doch, und der ihnen das Geld dazu hat leihen dürfen, sitzt vielleicht in der Ecke bei einem kleinen Gollasch und schießt seltsam neidische Blicke hinüber zu dem Künstlertisch. Auch ist es ihm gestattet, aus der Elektrischen den Gummiradler vorüberrollen zu sehen, den sich der andere für sein Geld vergönnt.

Nein, die es wirklich brauchen, kriegen gar nichts. Die Unerfahrenen in der hohen Kunst des Pumpens fallen durch. Da gibt es aber einen kleinen Bankbeamten, der läßt in seinen Reden immer etwas von einem „Defraudatiönchen" durchschimmern. Er meint scherzhaft, er habe ein „kleines Pantscherl" gemacht. Er ist aber der grundehrlichste Mensch von der Welt. Aber wer hilft denn heute einem ehrlichen Menschen aus der Verlegenheit?

Ein anderer arbeitet wieder mit dem Hochdruck des gekränkten Ehrgefühls und der reizhaften Überempfindlichkeit. Der sensitive Pumpmajor: „Du weißt noch, mich braucht man nie zu mahnen — gibst mir die paar Netsch — gut! — wenn nicht, na, dann weiß ich wenigstens, was ich von dir zu halten habe." Ganz gekränkt und tiefbeleidigt steckt er das Geld ein, und schmollt noch, weil man es ihm nicht — rasch genug gegeben hat.

Ein anderer „Freund" braucht immer Geld zu phantastischen Gründungen. Nicht geborgt, bewahre! Bloß kleine, wohlverzinsliche, pupillarsichere Kapitalsanlagen. Er kommt mit den seltensten Ideen daher: Eine wechselseitige Versicherung für stehengebliebene Regenschirme! Eine internationale Putz- und Reinigungsgesellschaft, die sezessionistische Gemälde von den Leinwanden und Bretteln sauber wieder herunterreibt, so daß diese ganz gut nochmals benützt werden können! Letzthin verlangte er mir wieder für ein todsicheres Unternehmen Geld ab. Nämlich für eine Gurkenmilchwirtschaft. Ich glaub, ich hab es ihm auch wirklich gegeben für seine neue Molkerei, denn sie hat mir imponiert.

Ein sehr guter Freund bedient sich mit Vorliebe des Telephons. Es entwickelt sich etwa folgendes Gespräch:

„Du, ich schick dir jetzt einen Dienstmann, er ist schon unterwegs, er muß jeden Augenblick bei dir sein. Er hat eine Visitkarte von mir. Du kannst ihm die zwanzig Kronen gleich mitgeben. Ich muß sie nämlich unbedingt sofort haben. Sonst ist es zu spät."

Ich versuche ein paar Ausflüchte: „Halloh, halloh! Geht heute wirklich nicht, vollständig unmöglich; nicht böse sein!"

s Liacht.

Mei greßani Freud
Is s Liacht, das ma leucht:
Hoaßts Sunn- oda Manschein,
I laß mi gern anschein —
Daurt ja eh mit da Freud
Nur a winzige Eicht.

Es kimmt und es geht,
Ob ma liegt oda steht;
Es geht und es kimmt
Schan von Ewigkeit bestimmt.
— s Glück is das, daß ma d Stern
Üba s Grab leuchtn wern.

Heimgärtners Tagebuch.

Eine Sommerfahrt ins Alpental Tragöß. Vom Mürztale 26 Kilometer der lebhaften Lamming entlang. Abgekommene Bauernhöfe, einsetzende Industrie. In den Ortschaften noch uralte Häuser. Die Landschaft steigert sich allmählich von der Lieblichkeit mäßiger Waldhöhen zu mächtigeren Bergen bis zum felsigen Hochgebirge des Hochschwabgebietes. Nach Jahren wieder einmal in der landschaftlich so großartig schönen, historisch so merkwürdigen Gegend, wo ich einst die Anregung zu meinem Romane „Der Gottsucher“ fand. Nur die Anregung. Wer die Dichtung mit Örtlichkeit und Geschichte vergleichen wollte — der hätte Verdruß. Im Gasthofe auf der Post ist gut sein; ein Haus, in dem das gute Alte mit dem guten Neuen sich angenehm vereint. Die kluge, freundliche Wirtin, die schön singen und zitherspielen kann, hat in der Touristenwelt einen Ruf, sie ist die „Frau Emma der Steiermark“. Der Pfarrer in Tragöß, ein warm gemütlicher Herr und heller Kopf, weiß vieles aus alter, tragischer Geschichte des Ortes. Er spricht gerne von jenen wilden Zeiten, da in diesen Alpenwinkel allerlei Menschenauswurf zusammengekommen war und ein rohes, wüstes Leben geführt hatte, während die jetzigen Bewohner der Gegend friedsam und gesittet sind. Worauf die schneidige Postwirtin bemerkt: „Wie der Hirt, so die Schäflein!“ — Dieselbe Wirtin sagte einmal einem kritischen Gelehrten, der im „Gottsucher“ die vielen historischen Unrichtigkeiten rügte, ins Gesicht: „Der R. ist doch kein Geschichtschreiber, er ist ein Dichter.“ Damit hat die schlichte Frau aus dem Volke manchem hochweisen Kritiker eine gute Richtschnur gezogen. Eine halbe Stunde von Tragöß, zwischen hohen Felsbergen, die aus dem Gewände ihre langen Schutthalden niedersenden, liegt unter bewaldeten Hügeln der Grüne See. In seiner Gliederung ist er ein kleiner Vierwaldstättersee, ein ganz kleiner. Meine Frau und ich saßen lange an seinen Ufern und betrachteten das tiefe, klare Wasser, das wunderbare Farbenspiel, das die vom Winde bewegten leichten Wellen trieben: lauter Grün, aber in allen Abtönungen, in jedem Augenblicke wechselnd. Und hintenauf ragen

Zwischn Himml und Höll.

s Lebn is wiar a Brett,
Das zum Hutschn is gricht·
Auf oan End sitzt und redt
Da Herr Pfarra voll Gwicht.

Auf dem andern da Teufl,
Der Sakaradi;
In da Mitt ohne Zweifl
Stehn s Dirndl und i.

Und i tanz halt mit dir
Zwischn Himml und Höll;
Dazua is, kimmt ma für,
Auf da Welt dö recht Höll.

D Welt is schön! J nöt blind,
Geh da zua, weils d ma gfallst.
J nenns Liab und nöt Sünd,
Wanns d mi bußt und umhalst.

Di halt i, di ghalt i,
Di buß i ma gnua!
Und da Herrgott, da alti,
Lacht freundli dazua.

Danka muaß i.

Gott, zwö hast denn d Welt so schen gmacht,
D Welt so schen und s Lebn so liab!
Danka muaß i, schau i füri,
Zruckschaun, danka, wann i stirb.

Singa, jubln, juchzn kunnt i,
Hellauf lacha volla Freud
— Herrgott, steig vom Himml aba,
Schau dars an, dö Herrlichkeit!

Bleib bei uns, mach an Spaziergang
Drobn im Biri, drunt am See
Und i wett, du steigst zum Himml
Nu amal so froh in d Heh!

Für dei Welt und für mein Herzschlag
Volla Lust und volla Liab
Danka muaß i, schau i füri,
Zruckschaun, danka, wann i stirb!

Faschinggstanzln.

Da Fasching is da,
Juchhuhu, holdia,
Holdia, juchhuhu,
Und da Narr, der bist du!

Liaba Narr, guata Narr,
Schena Narr, is s denn wahr,
Daß dei Glöckerl, wanns läut,
Just was Lustigs bedeut?

Wann s Sauglöckerl läut,
Is da Fasching nöt weit
Und wann s Spanfackerl schreit
Kimmt a schweinerni Zeit.

*

Tanzn und umidrahn,
Gscheiti und dummi drahn,
Schiachi und Scheni drahn,
Teufl, das nenn i drahn!

Nachn Fasching is d Welt
Aba sauba vadraht
Und drum han i a s Geld
Aba sauba vadraht!

Ön Dirndl sei Kopf
Mit dan flachshoarign Schopf
Is vadraht — wia mei Geld,
Und vadrahta wia d Welt!

Hat di s Dirndl schen stad
Um a Dam umidraht,
Schreit sei Herzerl: juchhu!
Und da Narr — der bist du!

*

Aschn, Aschn,
Lari Taschn,
Aba Glück für hundert Jahr
Und för tausnd Hochzeitpaar,
Hat da Narr, das is wahr,
Da valiabti Faschingnarr.

Aschn, Aschn,
Lari Taschn —
Wann na d Liab weitaglost,
Hat a schens Geldl kost!
Und wanns a hellauf brinnt,
Is ja koa Sünd!

*

Liabsleut,
Diabsleut!
— Habts mehr wia Bussln gstohln,
Banda, habts Herzerl gstohln,
Sag i nöt: Teufl holn,
Sag: Gott befohln!

anders, als so ein junger Theoretiker, der seine Haut vorläufig noch in Sicherheit weiß.

Vom Vorstande der freien Vereinigung der Schneider in Sachsen ward ich eingeladen, die Patenschaft für ein Berufs-Preis-ausschreiben zu übernehmen, wonach dann die Sache „Rosegger-Wettstreit“ genannt worden wäre. Meine Antwort, die nebenbei auch zum Fenster hinausgesprochen sein mag, lautete:

„Sehr geehrte Herren! Ihre Bestrebungen interessieren mich an sich und sind mir sympathisch. Ich würde auch eine Ehre darin erblicken, mit meinem Schilde Ihrem ehrsamen Gewerbe dienen zu können. Und doch muß ich Ihr Ersuchen ablehnen. In den letzten Jahren haben sich alle denkbaren Unternehmungen um meinen Namen beworben. Da man aber vielen aus verschiedenen Gründen nicht willfahren kann, die Auswahl der Einläufe zur Annahme eine schwierige, teils auch moralisch verantwortliche ist, ich aber doch keinen Bittsteller kränken möchte, so ward der Entschluß nötig, alle ähnlichen Ersuchen abzulehnen. Nehmen Sie es nicht übel einem alten Berufsgenossen, der mit allem Tüchtigen gerne Gemeinschaft hält, sich aber doch für seine ideale Aufgabe zu sammeln hat.“

Zu K. ist dem Knechte meines Nachbars etwas Lustiges passiert. In der Samstagnacht ging er in ein Bauerngehöft, um dort zu „fensterln“. Langsam schlich er ans Fenster und flüsterte den alten Gaßlspruch:

„Ös Mentscha, hobbs ghörscht,
Huir is nit ferscht,
Seids nit sa stulz,
Enka Bett is ah nar aus Hulz
Und nit aus Burbam.
Wan heint na ka Weda kam!“

Drinnen hinter dem Fenster regt sich etwas, da ward der Bursche dreister:

„Gigerizum, gagerizum,
A Fink is ka Spatz;
Und a gor z frumi Dirn
Möcht ih nit za mein Schotz.“

Da ging sachte das Fenster auf und ein dünnes Stimmlein flüsterte züchtig heraus: „Sprechen Sie mit meinem Vater!“ Da ist der Knecht entsetzt davongestoben. Statt der Magd, die er besuchen wollte, hatte sich ein Stadtfräulein auf Sommerfrische in die Kammer eingenistet.

---

in die scharfgestaltigen Berge schattige und sonnige Wände fast rings- um. Ein Hochgebirgsbild, wie es die Steiermark nur einmal hat. Wer mehr von dieser Gegend wissen will, als ich flüchtig hier andeute, der lese es aus Ferd. Krauß' „Die eherne Mark", I. Band. Es wird immer klarer, was uns dieser Schilderer des steirischen Oberlandes be- deutet, während sein einst einflußreicher giftiger Gegner, der dem Schriftsteller bei Lebzeiten so viele ungerechte Kränkung verursacht, seit- her moralisch abgewirtschaftet hat. — Unsere sechs Stunden in Tragöß waren kompakter Genuß und auf dem Heimwege besprachen wir die Möglichkeit, unseren Sommersitz der Allerwelts-Leutestraße zu entrücken und ins fernere Hochgebirgstal zu verlegen.

Einen Hirten, der auf der Alm huntertunddreißig Stück Vieh zu beaufsichtigen hat, die alle von gleicher Rasse sind, fragte ich, ob er denn die verschiedenen Rinder alle persönlich kenne, das heißt jedes von jedem anderen unterscheiden könne. Seine Antwort: „Das ist wohl keine Frag' für einen, der selber einmal Halter gewesen." Da erinnerte ich mich, wie ich einst als Hirtenknabe jedes Stück unseres großen Viehstandes, ja sogar viele Individuen der Nachbarsherden genau kannte. Von weitem schon auf den ersten Blick erkannte, während dem ungeübten Auge doch ein Ochs wie der andere aussieht. Und heute vermag ich nicht einmal die Menschen meiner Nachbarschaft genügend zu unterscheiden. Deshalb ist es wohl bedeutsam, wenn der neunzig- jährige Holzknecht-Anderl, der mich als Knaben gekannt, mir jetzt manchmal sinnend zuschaut, dabei den Kopf schüttelt, murmelnd: „Und ist einmal ein so gescheites Bübel g'west!"

Im Dorfwirtshause saß ein junges, dickes Stadtherrlein, das auf Sommerfrische da ist, rauchte Zigaretten, las in der Zeitung und höhnte. Er verhöhnte die eben tagende Haager Friedens- konferenz. Er hatte Ärger darüber, daß diese Bewegung zu einer politischen Macht heranwächst, mit der selbst Zeitungsschreiber rechnen müssen. Er begann zu dozieren, daß solche Friedensbewegung die Politik der Feiglinge sei und daß die Menschheit, wenn sie sich nicht schlägt, faulen müsse. „Damit's nit faulen!" sagte der Wirt, da hatte jener eine in der Wange. Der also nach eigener Lehre politisch Bedachte tat eine wütende Bewegung, als ob er zurückschlagen wolle, tat's aber nicht, sondern verzog sich knurrend. Im Angesichte des wuchtigen Wirtes hatte er seine Revanchegelüste vergessen. Der Wirt hat zwei Söhne beim Militär und denkt über Krieg und Frieden

niemand daran Ärgernis nehmen könne. „Halt!“ rief der Kurat, „ich will wissen, wessen Schrift es ist!“ Er rief die ganze Gemeinde zusammen, die Männer, die Weiber, die Schulkinder, um herauszubringen, wer diese Zeilen geschrieben. Am Abend hatte die ganze Bevölkerung den Spruch zwar nicht verstanden, wohl aber weidlich daran Ärgernis genommen. Der Schreiber war nicht entdeckt. Auch ich war unter den Neugierigen gewesen und hatte rasch die Gotteslästerung in mein Tagebuch geschrieben. Wie gut wäre die blaue Schürze gewesen!

In einer Gesellschaft von Männern (nicht von Frauen) hörte ich über das Dienstbotenelend jammern. Es seien in der Stadt keine weiblichen Dienstboten mehr zu bekommen. Jemand sagte, das wäre kein Wunder, wenn aus Steiermark und Kärnten, woher wir sie bisher bezogen, jährlich an fünfhundert Weibspersonen nach Amerika auswanderten! Ein anderer fand eine andere Ursache. Seitdem die Arbeiter einen so großen Lohn erzielten, halte sich jeder ein Weibsbild, das nicht arbeite. Das Weib, hätte ein Arbeiterführer gesagt, sei nicht vorhanden, um zu arbeiten, sondern um Mutter zu werden. Ja, es gehe noch weiter: in einem Mürztaler Eisenwerke sei eine alte abgewirtschaftete Großbäuerin Bedienerin bei dem Weibe eines Kohlenträgers und die alte Bäuerin müsse zu ihr „gnädige Frau“ sagen. Endlich erklärte ein Dritter bündig, da müsse sich der Staat dreinlegen. Die Leute müßten verstaatlicht werden. So wie die Männer für den Militärdienst, müßten sich auch die Weiber auf einige Jahre dem Staate verpflichten. Und der vergebe sie dann je nach Bedarf als Dienstboten. Recht brav das. Nur fürchte ich, daß mancher Dienstgeber, besonders im letzten Dienstjahre seiner Magd, sich an den Ausspruch jenes Arbeiterführers erinnern dürfte. Aus Mutterliebe.

Das Großkapital und das Arbeiterproletariat sind zwei zusammengewachsene Mißgeburten des Materialismus.

In einer schlaflosen Nacht ging mir eine wundersame Melodie durch den Kopf. Sie war ganz neu und so eigenartig schön, daß ich sie festhalten wollte. Aber wie? Ich bin der Musiknoten unkundig, kann sie nicht aufmerken. Die Melodie aber klang in meinem Kopfe weiter und ward allmählich so berückend, daß ich aus dem Bette stieg und mich anzog. Eine Stunde von da wohnt mein musikkundiger Sohn Sepp. Es ist schöne Mondnacht. Ich schleiche aus dem Hause, um die weiße Straße entlang zu ihm zu eilen, daß ich ihn wecke. Ein

Ein erbetener Hochzeitsgruß ist nicht besser ausgefallen, als so:

Ich seh' die lieben jungen Leut'
Mit seligsüßem Blick lachen,
Man kann aus kurzer Seligkeit
Ein lebenlanges Glück machen.
Die Lieb' allein ist nicht genug,
Man muß es mit Geschick machen.
Und seid ihr liebevoll und klug,
So wird euch Gott die Brück' machen.
Habt Nachsicht mit Roseggers Gruß,
Er kann kein schöneres Stück machen.

Die Liebe geht aus und kommt wieder heim. In meiner Jugend habe ich wenig Empfinden für das Leiden anderer gehabt. Die Liebe war daheim. Nachher, als ich meine Frau hatte, war mir der Kummer fremder Frauen auch nicht mehr gleichgiltig. Wenn meine Frau solch einen Kummer hätte! dachte ich. Dann, als meine Kinder kamen, konnte ich kein fremdes Kind mehr weinen sehen. Und jeder junge Mensch, den ich in Not sah, erbarmte mir in der Vorstellung: Wenn das dein Kind wäre! Die Familienliebe hatte die Liebe zu Fremden geweckt. Die Liebe ging aus. Aber dann ist diese Familienliebe der Fremdenliebe wieder gefährlich geworden. Was du anderen Gutes tust, das entziehest du den Deinen! Natur hat uns die unbändige Liebe zu Weib und Kind gegeben. Was will sie denn damit? Vielleicht daß wir uns für die Unsern auflösen? Wer ist mein Nächster? möchte ich auch fragen. Ist es nicht, der mir am nächsten steht? Aber die Antwort: Dein Nächster ist, der hilflos vor dir auf der Straße liegt. Doch siehe, dieser Nächste ist unbequem. Die meisten lassen ihn liegen, wie er liegt. Über ihn hinweg pflegt die Liebe weiter zu fliegen — himmelwärts. Die Liebe zu Gott. Wo aber ist Gott? Antwort des Weisen: In unserer eigenen Brust. Und in unserer Brust finden wir das Ich. Die Liebe ist wieder zur Ichliebe geworden. So geht die Liebe aus und kommt wieder heim.

Wieso kann Gott den Menschen
So leichtsinnig erschaffen,
Wenn er ihn — weil er Mensch ist —
Dann schrecklich muß bestrafen!
Vielmehr der Mensch muß streben,
Sich einen Gott zu finden,
Dem er die Schuld kann geben
Für sich und seine Sünden.

Dieser anstößige Spruch fand sich vor vielen Jahren eines Morgens zu St. K. an die Kirchentür mit Kreide hingeschrieben. Die Kirchenvorstehung eilte zusammen, war empört und der Küster wollte die Schrift sofort mit seiner blauen Schürze auslöschen, damit weiter

getragen. Der westliche Ausblick vom Hochschneeberg zeigt mir nichts Neues — die steirischen Alpen. Der östliche, vom Hotel aus ist seltsamer. Da unten liegt wie eine plastische Schulkarte der Wienerwald ausgebreitet. In der Ferne der letzte aus dem Äther auftauchende Hügel ist der Kahlenberg. Darüber liegt zur Nachtzeit ein roter Schein. Wien. Am Morgen zieht sich rechtshin ein schmaler glänzender Streifen, als beginne dort das Meer. Der Neusiedlersee. Mein Spaziergang vom Hotel aus auf dem Franz Josefsweg nördlich am Felsgehänge hin. Diese Hänge und Abgründe, diese Felsstarrnisse erwecken im alpinen Neuling Schauder. Ich weiß Leute, die sich auf dem wohlgesicherten Weg flach zu Boden legen müssen, um nicht vor Schwindel und Angst zu vergehen. Dann links hinüber auf den Almboden, wo die dunklen Flecken der Zirme sind und die grünen weichen Matten, und die Trichter mit dem Schnee, und die Schütte und der Hang mit dem Schneefeld hinan bis zum Kaiserstein, der 2060 Meter hoch ist. Dort nördlich einen Blick in die Tiefe, aus der die Ewigkeit so einladend heraufgrüßt. Dann südlich die Kuppen entlang bis zum Klosterwappen, wo man niederschaut auf die feine Welt des Semmerings, die so niedlich in die Waldberge hingestreut liegt. Hernach über die Almböden und den Waxriegel wieder zurück ins Hotel, wo sichs gut und heimlich weilen läßt. In hohen Gebirgswüsten ist man doppelt dankbar für einen gemütlichen Leibeshort. Nahe dem Hotel und dem Bahnhof, auf denkbar schönstem Punkte steht das Elisabethkirchlein. Ein monumentales rührend schönes Denkmal. Durch die Anregung eines opferwilligen Landpfarrers und vieler Menschen Mitwirkung ist es entstanden, unter schweren Sorgen und kindlichem Vertrauen, die Zukunft werde diesen herrlichen Gedächtnisbau mit derselben Liebe erhalten, wie er von der Gegenwart gegründet worden. Das Kirchlein ist von einem Alpenpflanzengarten umgeben, der durch eine hohe Drahtwand eingefriedet ist und leider immer abgeschlossen sein muß, weil sonst das verehrliche Publikum Alpenrosen und Edelweiß stiehlt! Zwei Inschriften auf Marmortafeln künden die Widmung des Kirchleins und den Besuch des Kaisers. Unter beiden einfachen Inschriften steht irrtümlicher Weise der Name ihres Verfassers, eine Lächerlichkeit, deren Abschaffung dieser Verfasser mit Entschiedenheit verlangt. — Der Heimweg führte wieder nach Puchberg und durch das entzückend schöne Stixensteintal der Südbahn zu.

Vor Monaten bin ich vom Pfarrer von Puchberg dringend ersucht worden, für das notleidende Elisabethkirchlein auf dem Schneeberg einen Aufruf zu verfassen, und habe ich in einem solchen genau nach den Angaben des Pfarrers die Verhältnisse des Kirch-

Arzt muß es ja gewohnt sein, in der Nacht geweckt zu werden. Nicht einen Kranken, eine Melodie muß er heute retten. Er soll mir die Melodie in Noten bringen, damit sie späteren Geschlechtern erhalten werde. Ein Stündlein konnte sie doch festgehalten werden mit einem leisen Hinsingen oder Wispern. Im feuchten Grase die Grillen, die wispern ja auch. Es ist ein so süßes Hinrieseln über die Matte. Im Teiche quaken Frösche. Komisch, dieses Quaken. Dieses emsige, oft so ausdrucksvolle, als müßte man's verstehen können, ob es Liebeslieder sind oder Marktgeschrei oder Alter-Froschweibertratsch. Es war possierlich zuzuhören. Plötzlich dachte ich wieder an meine Melodie. Sie war nicht mehr da, war vergessen. Nüchtern wie ein erwachter Nachtwandler bin ich umgekehrt und habe wieder mein Bett gesucht. Die Melodie ist nicht mehr gekommen.

Der Schnellzug ist ein „stader Brodler" geworden. Das Automobil im Mürztal. Großes Unding, aber lebhaft wie ein Wiesel. Da fahren nun die Leute nach Bruck zum Gabelfrühstück oder nach Mariazell zum Mittagessen, die Jause kann man schon wieder zu Hause nehmen. Oder man fährt nach der Jause ins Jakelland und ist abends wieder zurück. Die Hausfrau ordnet des Morgens das Diner an und während die Köchin sich an die Zwetschkenknödel macht, tut sie ein Rutscherl nach Wien und ist zu Mittag wieder da. Hat man ein paar Stunden mehr Zeit, so rollt man nach Triest oder Innsbruck. Und ein Junge, der einige Stunden beim Lawn Tennis fehlte und nach der Ursache befragt wurde, antwortete ganz nebenhin, er sei in Budapest gewesen. Manchmal nach dem Mittagessen fährt man in ein Wiener Café, macht etliche Billardpartien und ist zum Abendspaziergang wieder daheim. Und kann der Automobilist sich am Abend solch eines Lebenstages sagen: Staub aufgewirbelt, das hab' ich!

Sie sagen, der neue Syllabus wäre wieder ein Schritt nach rückwärts der römischen Kirche. Das ist nicht möglich. Sie kann nicht mehr weiter zurück, sie steht hinten schon an. So ein Syllabus ist weiter nichts, als die Exkommunikation aller Katholiken, die zum Gebrauche der Vernunft gekommen sind. Im Grunde wird er an dem Weltlauf nicht viel ändern. Büßen muß ihn nur der Volksklerus. Der einzelne mitten im Leben stehende Geistliche muß auslöffeln, was sie in Rom einbrocken.

Ein Abend auf dem Schneeberg. Der schnaubende Engel mit den großen Fittichen*) hat mich auf seinem Rücken aus Puchberg empor-

*) Siehe das Schneebergplakat.

Deutsche pflegt bei Toblach in die Dolomiten einzuziehen. So reiste ich heute von dort aus nach Schluderbach, über den Misurinasee nach Cortina, von da über die Höhe von Falzarego nach Andratz und Corvara ins Grödnertal bis wieder zur Eisenbahn in Waidbruck. Morgen, wenn ich gut bei Fuße, will sagen bei Auge bin, gehe ich von Brunneck durch das Ennebergertal, dann über Campitello, Vigo in die Rosengartengegend und am Karersee vorüber bis Bozen. Eine praktischere Touristenkarte als diese Ruftafel (sie ist erschienen bei Chr. Reißers Söhne in Wien) kann ich mir kaum vorstellen. Sie ist die Touristenkarte der Zukunft. Nur hat sie den Fehler, daß sie beinahe befriedigt, so daß sie nötigenfalls als Reisesurrogat zu verwenden ist für solche, die wenig Gesundheit, wenig Zeit oder wenig Geld haben.

Mein Aufsatz über den Bürgermeister Lueger (Heimgarten XXXI, Seite 669), hat bei einem Teil der Wiener freisinnigen Lehrerschaft, die viel unter Lueger zu leiden gehabt, Mißfallen erregt. Er war ihr zu wohlwollend. Ein Wienerblatt vermutet, ich schlüge mich klüglich wohl deshalb zu Lueger, weil er mächtig und einflußreich geworden sei. Es ist ein wahres Kreuz, daß es immer wieder Leute gibt, die sich nicht vorzustellen vermögen, daß jemand auch aus Uneigennützigkeit was schreiben kann. Sind denn Luegers vereinigte Gegenparteien nicht viel mächtiger als die seine? Können mir diese Gegenparteien denn nicht mehr schaden? Und machen sie sich nicht bereits handfertig dazu? — Luegers Fehler, die ich nicht bestreite, die auch ich persönlich zu kosten bekam, und die der außergewöhnliche Mann teils selber zugibt, sind oft genug mit grellstem Lichte aufgezeigt worden. Wenn man beim Menschen nur die schlechten, nicht auch die guten Seiten beachten würde — wer von uns bestünde? Ich bin mein Lebtag, wenigstens theoretisch, ein Fanatiker des Guten gewesen und wo immer es zu finden war, da habe ich es gefeiert. So habe ich zur Vervollständigung seines von den Parteien gezeichneten Charakterbildes besonders die großen und guten Eigenschaften des kranken Wiener Bürgermeisters hervorheben wollen. Wir alle, die Lehrer des Volkes, sollten mit Vorliebe das Auge auf die edlen Seiten des Menschen richten; und wer das Gute überhaupt achtet, dem sollte es recht sein, wo es sich findet. Und wäre es selbst an Dr. Lueger.

---

leins dargelegt. (Siehe Heimgärtners Tagebuch, Seite 457.) Diese Angaben sind später von einem Teile des ehemaligen Kirchenbaukomitees bestritten worden. So ging ich nach Puchberg und auf den Schneeberg, um mich persönlich von dem Stande der Dinge zu überzeugen. Dort erfuhr ich von vollständig maßgebenden Persönlichkeiten, daß die Einwände des „ehemaligen Komitees“ völlig unbegründet und die Angaben des Pfarrers richtig sind. Es ist doch traurig, daß keine noch so edel gedachte Sache hoch genug steht, um von eitler Kleinlichkeit der Leute verschont zu bleiben.

Die Arbeiterzeitung druckte in ihrer Nummer vom 1. August meine Tagebuchnotiz Seite 704 des Heimgartens ab, in der von einer Begegnung im Mariagrünerwald die Rede ist. Die Arbeiterzeitung möchte mir bei dieser Gelegenheit wieder einmal eins versetzen und schreibt ein erzjesuitisches Gegenstücklein dazu. Aber es ist ein Unterschied: Mein Erlebnis im Mariagrünerwald ist buchstäblich wahr, das von der Arbeiterzeitung beigefügte „Erlebnis“ ist buchstäblich erlogen. Dann spricht das sozialdemokratische Blatt von „Gebirgstrotteln“. Da wundert es mich, daß das Blatt jetzt auf einmal wieder die „Gebirgstrottel“ nicht mag, um die es doch erst vor kurzem so inbrünstig geworben hat.

Die anziehendste Ruftafel, zu deutsch: Plakat, ist die neueste der Dolomiten. Ich habe mir eine kommen lassen, um darauf zu reisen. In Hautreliefart liegt das wunderbare Gebiet der Dolomiten vor mir und ich schaue in Vogelperspektive nieder auf diese ungeheuren Felsengebirge, wie sie im abendlichen Alpenglühen daliegen. Die Dolomiten im Alpenglühen! Welch ein Reich von Zacken und Zinnen! Dazwischen die langen schattigen Täler mit all ihren Hochstraßen, Ortschaften und Seen. Und da nehme ich nun ein Stiftlein als Reisestock und fahre von der natürlichen Eingangsstation Toblach aus damit langsam den weißen Straßen entlang und schaue mir rechts und links das Gebirge an. Klar, wie es keine Landkarte zeigen kann, überschaue ich das ganze Gebiet, orientiere mich mit einem Blick über alle Routen, freue mich der gewaltigen, oft so bizarren Bergformen und behalte mir mit einem Seitenblick auf den Blattrand ihre Namen. Ohne daß ich einen dieser Berge wirklich ersteige (was mir nicht mehr beschieden sein kann), ersehe ich hier ungefähr die Art der Aussicht von demselben. Ich habe dabei einen Reisegenuß, wie ihn ähnlich die Ballonfahrer haben mögen, wenn sie über dieses Felsengebirge dahingleiten. Will ich nebenbei noch einen verläßlichen Cicerone haben, so wende ich das Blatt und in aller Kürze erfahre ich das Notwendigste über die Touren. Der

Wer still und traut seinen Eltern ein treuer Sohn, seinem Weibe ein treuer Gatte, seinen Kindern ein treuer Vater und seiner Umgebung ein treuer Nachbar ist — den halte ich für einen besseren Patrioten, als denjenigen, der in Hörweite des Landesfürsten am lautesten „Vivat“ schreit.

*

Das Glück vieler Menschen besteht nicht darin, daß sie es besser haben, als andere, sondern darin, daß andere es schlechter haben als sie.

*

Da geht ein Edelmann, ist aber kein Graf; dort fährt ein Graf, ist aber kein Edelmann.

*

Der Hahn wühlt im Misthaufen und wird dabei rot und fett; der Geizhals wühlt im Geldhaufen und wird dabei grau und dürr.

*

Hundert durch ehrliche Arbeit verdiente und ersparte Gulden sind mehr wert, als tausend ererbte.

*

Bist du ein guter Mensch, so verzeihe ich dir jedes Kleid, das du trägst.

*

Auf dem Lande zu verbauern ist noch das kleinere Übel, als in der Stadt zu — verbummeln.

*

Die Singperiode der Vögel fällt mit der Zeit ihres Familienlebens zusammen. Ist das nicht vielleicht auch für den Menschen ein Fingerzeig, wo das wahre Lebensglück zu suchen wäre.

*

Wen sollen wir in den Reichsrat wählen, daß auch derjenige etwas hat, der immer alles bis auf den letzten Heller im Wirthshaus vertut?

*

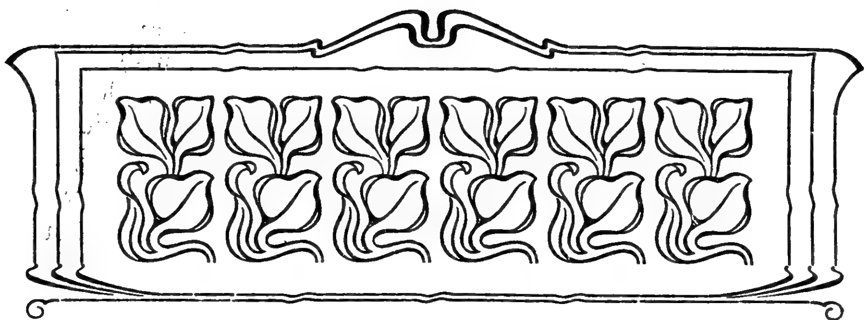
Ein fleißiger Agent im Dienste der „Los von Rom“-Bewegung ist der — Cäcilianismus. Seit es den deutschen Katholiken nicht mehr gestattet ist, bei ihrem Gottesdienst dem Herrgott in ihrer Muttersprache zu lobsingen, ist ihnen die Kirche langweilig und gleichgültig geworden.

*

Kaiserwürde, Papstwürde, Menschenwürde; — welche von diesen dreien mag wohl die höchste sein?

Mehr Respekt am Sarge.

„Am 5. Juli d. J. starb in Heidelberg der Professor der Philosophie Exzellenz Kuno Fischer.“ So etwa und ähnlich lautete vor einigen Wochen eine Nachricht in den meisten größeren und kleineren Zeitungen. Während ein Teil der Presse sich mit der Wiedergabe der Trauerbotschaft in dieser Kürze begnügte, widmete ein anderer Teil von Zeitungen dem großen Gelehrten mehr oder minder eingehende Betrachtungen, von denen viele allerdings nicht mehr enthielten als die Wiedergabe einiger Daten aus dem Leben Kuno Fischers und eine Aufzählung seiner Hauptwerke. Eine Reihe von Blättern aber glaubte ihrer publizistischen Pflicht dadurch genügen zu müssen, daß sie unter Überschriften, wie „Menschliches von Kuno Fischer“ u. dgl. aus seinem Leben, oft nur aus seinem Privatleben ganz witzlose Anekdoten erzählten, deren Inhalt wenig verbürgt erscheint und die meistens schon durch ihre Fassung geeignet erscheinen mußten, das Bild des Heidelberger Professors zu entstellen, ja sogar in den Augen der dem Verblichenen ferner stehenden Laienwelt herabzuwürdigen. In gewissen Fällen geschah dies sogar zu Zeiten, wo die irdischen Reste des geistesgewaltigen Verfassers der „Geschichte der neueren Philosophie“ und des feinsinnigen Erklärers von Goethes „Faust“ noch nicht einmal der ewigen Ruhe übergeben worden waren.



Kleine Laube.

Gedankenspäne.

Von Weiß.

Dem Leibe Brot und Salz, der Seele Lust und Leid, dem Menschen Glück und Kraft.

*

Nicht jenes Land preise ich als das glücklichste, welches verhältnismäßig die größte Volkszahl nährt, sondern jenes Land, in welchem der größte Prozentsatz von Menschen auch der Menschenwürde entsprechend lebt und mit seinem Dasein zufrieden ist.

*

Mancher Mensch ruft mit Stolz: „Ich bin mein eigener Herr!“ Sollte das nicht oft umgekehrt heißen: „Ich bin mein eigener Sklave!“ Denn die wenigsten beherrschen sich selbst, wohl aber die meisten werden von sich selbst beherrscht.

*

Ein ungeschickter Verteidiger kann einer Sache mehr schaden, als zehn ungeschickte Gegner.

*

Eines der größten Unglücke für den Menschen ist, wenn ihn das Schicksal stets vor Unglück bewahrt. Ein scheinbar ungetrübtes Genußleben verweichlicht, übersättigt und entnervt den Menschen, während ein beständiges Ringen mit des Lebens Härte ihn willensstark und wetterhart macht.

*

Mit göttlichen Menschen war der Welt zu jeder Zeit besser gedient, als mit menschlichen Göttern.

*

Der arbeitsame Bürger hat im Jahre so manchen Feiertag, an welchem er Pflug, Hammer, Griffel u. s. w. ruhen läßt und sich geistig und leiblich erfreut und erholt; wogegen der reiche Schlemmer, der, unbefriedigt über sein zweckloses Dasein, gähnend und keuchend die Last der Langeweile mit sich durchs Leben schleppt — im Kalender vergeblich nach einem solchen Feiertag sucht.

*

Die meisten Menschen haben zu wenig, der Arme um Kreuzer, der Wohlhabende um Gulden, der Reiche um — Millionen; nur der Zufriedene hat genug.

*

Die Aufgabe mancher Priester ist oder scheint wenigstens zu sein: Den Leuten zu sagen, wie sie sein, und zu zeigen, wie sie nicht sein sollen.

*

Das Beste, was mancher dir tun kann, ist, daß er dich mit seiner Freundschaft verschont.

*

Heimatzauber.

In versunkenen Tiefen klingen
Meiner Heimat Glocken wieder,
Und auf schlummerleisen Schwingen
Wehn herüber alte Lieder.

Und verzaubert muß ich lauschen
Wie in fernen Jugendtagen.
Sanft hör' ich herüberrauschen
Ein verklungnes, altes Sagen.

In verträumter Abendfeier
Liegt die Heimat mir zu Füßen.
Und aus grauem Nebelschleier
Kommt ein Winken und ein Grüßen.

Ach, dein Zauber, Heimaterde,
Hält noch heute mich umsponnen.
Alles, was ich jemals werde,
Hab' ich einst aus dir gewonnen.

Friedrich Wiegershaus.

Anruf.

Rasch siegendes Herz, voran!
Brich mir den eisigen Bann,
Der die lebendige Gotteswelt
In Totenstarre umschlossen hält.
Auf den Auen laß es tauen;
Laß es gießen, fließen, sprießen!
Laß den Frühlingshimmel blauen,
Schenk uns lachendes Genießen. —
Ein einziger leuchtender Strahl macht
Glänzen das Gold im Erz;
Zeig mir deine siegende Allmacht,
Liebendes, göttliches Herz!

Hans Mittendorfer.

Der freimütige Barfüßer.

Vor einiger Zeit erhielten wir aus Salzburg von einem gewöhnlichen Taglöhner, wie er selbst schreibt, eine lustige Mitteilung. Wir könnten sie abdrucken oder auch nicht. Die vielen Schreibfehler sprachen für das Nicht; der gute Humor des Aufsatzes sprach für das Abdrucken. Mit Schulmeisters Beihilfe entschieden wir uns für letzteres. Der Bericht des Arbeiters lautet:

Was man alles erleben kann.

Es war vergangenes Jahr im Frühjahr, als ich auf der Wanderschaft war. Da ich bei einem Eisenbahnbaue meine Schuhe zugesetzt, so ging ich jetzt als Barfüßer. Da es ziemlich kalt war und die Sonne nur wie gleißendes Messing durch die Zweige der Tannen schimmerte, so mußte ich mich sputen, da mir sonst die Haut meiner Fußsohlen am Boden festgefroren wäre. Da winkte mir auf einem Hügel ein Schloß, als wollte es sagen, komme, du armer Teufel, auf ein Fünferl geht es meinem reichen Besitzer nicht zusammen. Da ich nun schon von einem Kameraden gehört, daß sich der Schloßbesitzer stets gütig gegen uns arme Teufel verhalte, so beschloß ich, den Versuch zu machen, hier ein paar Schuhe zu erbitten. Aber leider, mein unglückseliger Hang zur Offenheit brachte mir auch hier, wie stets in meinem ganzen Leben, Verderben, und das kam so:

Als ich mich dem Schlosse näherte, fragte mich der Torwartl um mein Begehr, ich nannte es ihm. Nun gehens nur hinein, gnädiges Herr ise heute gut aufgelegt, bekomste schon was. Da er mit mir durch das Guckloch sprach, so meinte er noch: putzte Schuh ab auf Kartatsch eisernes. Ich ersparte dieses Geschäft, betrat barhaupt und barfuß, wie ein Pilger aus dem Mittelalter das herrliche Schloß. Als ich eintrat, sah ich eine Anzahl Bedienter und Kutscher und einige Herren in großer Uniform vor einer Treppe stehen. Da mit einemmale rutsche wie der Blitz jemand auf dem glänzenden Messinggeländer herunter, und zwar war es das bei Kindern beliebte Spiel des Bauchrutschens. Als sich nun die bauchrutschende Gestalt mit ritterlichem Schwunge herabschwang von dem eisernen Rutschpferde, da verbeugten sich alle und

Zu den Blättern, die sich mit der Wiedergabe solcher Anekdoten befaßten, gehörte auch eine ganze Anzahl von sehr angesehenen Tageszeitungen.

Als ich deren Erzeugnisse las, griff ich mir unwillkürlich an den Kopf, und drängte sich mir die Frage auf: „Feiert so das deutsche Volk einen seiner Größten?"

Allerdings ist es nicht leicht, ein Genie — und ein solches war Kuno Fischer — zu erfassen, sein Wesen zu ergründen und sein Wirken zu verstehen. Noch schwieriger ist es, das alles andern verständlich zu machen. Dazu gehört nicht so sehr ein ebenbürtiger Geist, als vor allem ein pietätvolles Herz. Wenn doch nur der Versuch gemacht worden wäre, die hehre Gestalt des Verstorbenen ins Licht zu rücken! Statt dessen begnügten sich einige Zeitungsschreiber damit, vielleicht ihren eigenen Gaben entsprechend, nicht nur kleine Eigenschaften des Herrschers im Reiche des Geistes herauszugreifen, sondern sie noch unter ihrer Feder zu kleinlichen zu gestalten. Ein solches Verhalten ist verwerflich. Entspricht es schon dem Empfinden im übrigen Leben einen Toten zu ehren, so ist dies noch mehr angebracht in der Öffentlichkeit und für ihre Stimmführerin, die Presse. Ihre Sache wird es sein, große Männer zu feiern, ihre Verdienste zu würdigen und ihren Verlust zu betrauern. Liebe und Dankbarkeit auch über das Grab hinaus! Diese Eigenschaften haben die Blätter der getadelten Art nicht dargetan. Auch die Presse hat moralische Pflichten und sollte sich ihrer stets bewußt bleiben. Sie ist zur Belehrung des Volkes und seiner Erziehung mitberufen. Diesen Aufgaben wird die Presse gerecht einerseits durch Verbreitung und Einstehen für die Wahrheit und anderseits durch Beobachtung des richtigen Taktes. Auch die Presse hat daran mitzuarbeiten, dem deutschen Volke den Ruhm zu erhalten, ein Volk der „Denker" zu sein. Dr. R. Blume.

Singvögel.

An Ferdinand v. Saar.

Des Glückes Gunst verklärte nicht dein Streben,
Dir ward das Los des Aars, der hoch in Lüften
Vereinsamt schaut das Blumental, die Triften,
Wo Einfalt herrscht in tausend Menschenleben.
Und gar dein Wien, von dir so schön besungen,
Wie achtet' es des großen Sohns geringe!
Den Ruhm bestreiten dir die „Dichterlinge".
Wie mühsam auch du dich emporgerungen!
Doch wie es Brauch in unsrem Lande immer,
Sie werden spät am Grab dir Lorbeer streuen,
Dein Bild erstrahlt in neuem Glanz und Schimmer!
Dann sieh vom Kahlenberg wie oft noch einmal
Voll Liebe auf dein Wien, das schuldbewußte ...
Es rauscht die Donau seine letzten Grüße!

Albin Schanil.

Besetzt.

Jüngst klopfte an mein Kämmerlein
So zart, so fein, so leise
Ein kleines, liebes Engelein
Und sang dazu die Weise:

„Bist du ein frommes Christenkind,
Laß mich nicht draußen schmachten,
Ins Herz hinein laß mich geschwind,
Ich will dort übernachten.

Und wenn es mir drin wohlgefällt,
Will ich dort weiter leben
Und will dir Wunder ungezählt
In deine Tage weben" ...

Ich aber sagte frei heraus:
„Ein Engel sitzt schon drinnen,
Er nahm Besitz vom ganzen Haus
Und ist versperrt von innen!" ...

M. Ziserl.

Ochsen, der sein ehrliches Gesicht im Spiegel beschaut. Jetzt erhob sich einer, der, wie es schien, der Gescheiteste und Gewichtigste war, und sagte: Wenn dö wollen, daß wir sollen unsa Geld dem Doktor gebn, werd ich sagen: darf ich fragen, meine Herren, wie kommt denn dös? Unsa Simerl is a Mann, der schon ganz erkleckliches kann und er tut gar nix begehrn, während uns die Doktas schern, da bei uns die Woll is rar. Sagn ma nur glei: Tra la la und gehn halt zum Simerl hin, Doktas, dö solln bleibn in Wien. Wir sparns Geld und sö dö Roaß und aus is da gonze Gspoas. Bravo! riefen sie. — Und jetzt trat der Schullehrer ein, er trug ein Buch mit grünem Einbande in der Hand, begrüßte die Anwesenden und sagte auf das emporgehaltene Buch zeigend: Das ist ein Buch, das sollen Sie lesen, meine Herren, da erweitert sich das Herz, hebt sich die Brust von Stolz und Freude, daß unser Landsmann so etwas geschrieben, da kennt man, daß er die Lehre Christi und Christus selbst richtig begriff! Mehrere Bauern: Ja, was ist denn das, so aus dem Häusl, Herr Lehrer, hat ihna leicht der Herr Döchant sein Buch, dö Nachfolge Christi gschickt, dös soll ja, wia er uns in da Predigt vazöhlt hat, bsunders schen sein. Lehrer: Das ist das „Leben Jesu", von unserm Dichter. Jetzt erhob sich wieder das klassische Gemeindeoberhaupt voller Würde und sagte: Ich les alle Tag mei Zeitung und weiß, was es für eine Bewandtnis mit diesem Buche hat, ich kann nur sagen, daß so a Mensch kein Leben Jesu schreiben soll, der vastehts nöt, hat dö Kirchngschicht nöt studiert und wia kann oana, der nöt Dokta der heiligen Theologie ist, a solches Buch schreibn. Bravo, bravo, rufen die Bauern. Der Lehrer entgegnete: Das Leben Jesu kann man doch nicht nach der Kirchengeschichte schreiben, sondern nach den Evangelien. Kirchengeschichte ist ja nur die Geschichte, die im Interesse der Kirche geschrieben wurde. Ein jeder Christ sollt so ein Buch schreiben — wenigstens lesen. Nicht der Theolog allein. Der Klassikerbauer: Jetzt habn ma gnuag; i siachs scho, daß ah bam Verein freie Schule sein, da wern ma schon nu wo anders reden drüba. Und das sag i, wanns mei Zeitung, wo lauta Geistli in der Redaktion sitzen, sagt und schreibt, dös Buch is nix, so is nix; dö wern a so a Soch do besser verstehn, wia so a windiga Schneidagsöll. Nix glernt habn von da Soch und do vastehn wölln, Manna glaubts mas, dös gibts nöt. — Diese waren über den unerhörten Diskurs so desparat, daß die weisen Ortsväter nicht einmal geschwind ja sagen konnten. Jetzt stach mich der Hafer, einen Hinauswurf konnte ich heute schon noch riskieren. Ich sagte daher: Gestatten meine Herren, daß ich anstatt des Herrn Lehrers eine Erwiderung gebe. Ihr Sprecher scheint ein gescheiter Mann zu sein. Aber die Herren sind nicht so konsequent in ihrer Anschauung. Ein Laie soll kein Buch schreiben dürfen über das Leben Jesu! Aber vorerst erwähnten Sie, der Laurentius Simerl, vulgo Brotsimerl, verstehe mehr, wie ein Doktor der Medizin, der die Anatomie des menschlichen Körpers genau kennt und kennen muß. Dies ist doch ein Widerspruch. Ich sage es Ihnen daher ohne Umschweife, für Dichter mangelt Ihnen der Verstand und bei dem Doktor ist Ihnen um das Geld leid.

Jetzt gings natürlich los: Was is denn dös für a Lump, aussi mit eahm! Mein Fuhrherr rief ihnen zu: Werfts'n glei aufn Wagen aussi, ih kim eh schon nach. Dieser Auftritt und Luftritt hatte jedoch das Gute, daß mir der Herr Lehrer ein paar Schuhe gab. Wie man sieht, bleibt es sich für einen armen Menschen gleich, ob er großen oder kleinen Herren die Wahrheit sagt. Der Prediger derselben muß entweder fliegen wie ich oder sitzen wie manch anderer.

(Der angezogene Dichter fühlt sich wahrscheinlich recht geschmeichelt, daß er vom Verfasser mit einem Kurpfuscher verglichen wurde. Von ebenfalls angezogener Seite ist ihm das schon öfter passiert und nicht immer in so wohlgemeintem Sinne. Die Red.)

riefen: Bravo, Hoheit! Ausgezeichnet! Als Se. Hoheit mich nun gewahrte, ging er auf mich zu und fragte mit der hohen Herren eigenen Leutseligkeit nach meinem Begehr. Ich trug meine Sache frank und frei vor. Das schien Sr. Hoheit zu gefallen. Nun, sagte er, Sie scheinen ein offener, ehrlicher Charakter, aber leider sehr arm zu sein. Dabei blickte er mit Bedauern auf meine Füße, die in der Kälte und auf dem Steinpflaster schon eine bläuliche Farbe bekamen. Ich bemerkte, daß die offenen, ehrlichen Charaktere meistens arm sind. Nun, meinte er, ob ich sein Bauchrutschen gesehen, und wie es mir gefalle? Ich, noch geschmeichelt durch das Lob über meine Offenheit, sagte: Hoheit sind ein Bahnbrecher für die Entwicklung menschlicher Charaktere. Er: Warum? Ich: Wenn die hohen Herrschaften vor den Untergebenen bauchrutschen, nachher werden's wohl die Untergebenen sein lassen. — Se. Hoheit machte eine gütige Handbewegung und der Bedientenschwarm stürzte auf mich, und geschwinder als ich hineingekommen flog ich hinaus. Sie wollten mich wohl auch bauchrutschen lassen, als gewandter Seiltänzer kehrte ich mich im Fluge um und rutschte auf meinen antipodischen Wangen gelinde den Hang hinab. Ein Glück für mich, daß der Berg kurz war, sonst wäre meine Hose ganz kaput gewesen, so ging nur der hintere Teil den Weg aller Wolle. Da saß ich nun auf kaltem Stein und dachte mir: muß es so sein? Schuhe wollte ich mir erwerben und die taten mir die Hose verderben. — Ich war jedoch gleich wieder ausgesöhnt mit meinem Schicksal und sang lustig aus warmer Brust auf dem kalten Stein: „Ach, wenn's meine Liebste wüßte, was ich bin für 'n Unglückskind, Hut und Rock sind längst verrissen, durch die Hose pfeift der Wind.“ Kaum hatte ich ausgesungen, da rasselte hinter mir ein Wagen heran und der Fuhrmann rief mich an: Heh, geh her, sitz auf, hiatzt bist 's Fahrn schon gwöhnt. Der hatte also meine Rutschpartie gesehen; nun was lag daran, er schien es gut mit mir zu meinen. Ich stieg daher zu ihm auf den Wagen. Er gab mir Decken, so daß ich mich darin einwickeln konnte, was mir sehr angenehm war, da beim Fahren die Kälte noch empfindlicher wurde. Ein Wort gab nun das andere, ich erzählte ihm einige von meinen Lebensschicksalen. Er bedauerte mich ob des Elendes, das ich stets im reichsten Maße genossen. Er sagte mir, daß ich mit ihm nach Hause fahren solle, wo er mir dann eine andere Hose geben werde.

Nach einigen Stunden kamen wir in eine Ortschaft. Er meinte, ob ich nicht mit ihm ins Gasthaus gehen wolle? Ich sagte, ich möchte wohl, aber ich kann nicht, da ich mein letztes Sechserl bei der Rutschpartie verloren habe. Er sagte, komm nur mit mir, sollst heute einen guten Tag haben, haben dir die lausigen Bedienten ohnedies arg mitgespielt. Leider sollte ich auch hier keine Ruhe genießen. Als wir uns gesetzt hatten, traten aus dem Nebenraume einige würdig dareinschauende Männer. Ich dachte mir gleich, daß dieses die Elite der Gemeinde sei. Sie setzten sich an unsern Tisch. Mein Fuhrherr fragte sie, was es denn heute an einem Wochentage Wichtiges zum Beraten gegeben habe? Da erfuhr ich nun, daß von seiten der vorgesetzten Behörde ein Schreiben gekommen sei, die Gemeinde habe sich umgehend zu äußern, was es mit dem Lenz Simerl vulgo Brotsimerl für eine Bewandtnis habe, da der Doktor der Sanitätsgemeinde, als er seine Stelle niedergelegt, äußerte, er müsse diese Stelle aufgeben, da er nur die Toten zur Besichtigung, die Lebenden aber der Brotsimerl zur Behandlung bekomme. Da er aber als Doktor für die Lebendigen geschaffen sei, so könne er von den Toten nicht leben. Jetzt gings los, das Lob Simerls auf Kosten des Doktors. Einsperrn hätt ern lassn, der Lump, unsern Simerl, hat eh sunst nix verstanden, als wia uns Geld abnehmen. Wann ma nöt zwegn da gsetzlichen Totenbschau an Dokta habn müaßten, brauchat man ja eh gar nöt, für schlechtn Magn und schwarn Kopf hilft uns da Simerl und sei Weib eh bessa, und öhn Suh, da Baßl laßt jö eh a an, zu an ganz guatn Dokta. Recht hast, Nachbar! sagte ein anderer, dessen Äuglein so zufrieden glänzten, als wie die eines

eine Ergänzung zu den Untersuchungen über das Verhältnis Schillers und Goethes zu Kant, zu jenen Untersuchungen Vorländers, Kühnemanns, Heynachers, Simmels u. a. V.

Die Religion. Einführung in ihre Entwicklungsgeschichte von C. Schaarschmidt. (Leipzig. Dürrsche Buchhandlung.)

In einem ersten vorbereitenden Teil untersucht der Verfasser Begriff und Ursprung der Religion, gibt die wichtigsten anthropologisch etnographischen Vorbemerkungen, stellt in Jesus den Gipfelpunkt und damit auch das kritische Prinzip der Religionsentwicklung fest. Der zweite ausführende Teil zeigt in klarem Überblick die Entwicklung der Religionen vom Naturalismus zum Spiritualismus und innerhalb der letzteren vom Poly- sowie beschränkten Monotheismus zum universalistischen Monotheismus des Christentums. Ein Anhang beweist noch die Überlegenheit des Christentums über den Buddhismus. Das ganze geht vom Standpunkte eines liberalen Protestantismus aus. Für uns das wichtigste Kapitel ist jenes, welches das Schriftentum besonders als Gegensatz zum modernen Ethizismus behandelt. Der Verfasser, ein nun 85 Jahre alter Mann, ist sich seiner Sache so klar, daß seine Schrift für viele Leser überzeugend wirken wird. Z.

Die Zukunftshoffnungen des Urchristentums. Von Lic. Rudolf Knopf. (Tübingen. J. C. B. Mohr. 1907.) Das vorliegende religionsgeschichtliche Volksbuch von Rudolf Knopf schildert die Zukunftshoffnungen des Urchristentums im Zusammenhange mit dem, was die antike Menschheit überhaupt von Leben und Tod, von Welt und Weltuntergang hoffte und fürchtete; dadurch gibt es seinen Lesern den Schlüssel in die Hand für die dunkelsten Rätsel aus der Entstehungszeit des Christentums. Und weil — trotz allem Wandel der Zeiten — das hoffende Menschenherz schließlich doch immer dasselbe ist, lehrt gerade dies Volksbuch auch in dem Fremdesten und Fernsten dennoch den Pulsschlag unseres eigenen Herzens zu fühlen, die Sehnsucht unserer eigenen Zukunftshoffnungen wieder zu erkennen. V.

Von den geheimen Kräften in uns. Von William Thompson. (Berlin. Modern-pädagogischer und psychologischer Verlag.)

Die geheimen Kräfte in uns sind im Sinne William Thompsons jene starken Seelenkräfte, die jeder von uns besitzt, während er doch selten von ihnen zum eigenen Vorteil und Nutzen Gebrauch macht, nämlich die Kräfte der Suggestion, der Autosuggestion, des Hypnotismus, des Über- und Unterbewußtseins, der Gedächtnismechanik usw. V.

Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Rußland. I. Band. Von Bernhard Stern. (Berlin. Hermann Barsdorf.)

In übersichtlicher und verdienstvoller Weise verarbeitete der Autor ein riesiges Material, dessen klare Darstellung einen tiefen Einblick in die Ideenkreise, in das Wesen und Wirken der russischen Gesellschaft, des ganzen russischen Volkes gewährt. Jeder, der mit Interesse die politischen, sozialen und kulturellen Vorgänge im benachbarten Czarenreiche verfolgt, wird dem Erscheinen des zweiten Bandes mit Spannung entgegensehen. Ausstattung und Illustrationen des Buches sind nachahmenswert. H. L. R.

Der Mittler. Roman von Walther Nithack-Stahn. (Halle a. S. J. Frickes Verlag.)

Gilt es auf dieses Werk hinzuweisen, so ist vor allem davon Kenntnis zu nehmen, daß dasselbe — nach eigener Aussage des Autors — wesentlich den Zweck hat, davon zu überzeugen, daß der Weg des angehenden Theologen, sowie der des im Amte stehenden Geistlichen heutzutage nichts weniger als ein „breiter Weg durch Auen" ist, bequem, leicht beschreitbar, nichts als Annehmlichkeiten bietend; daß er vielmehr für viele ist — ein Weg der härtesten Kämpfe, herzzernagender Konflikte und unheimlichster Anfechtungen, die je und je wohl einmal an den Rand der Verzweiflung führen, ja in deren Abgrund hineinstoßen können. Dabei läßt jedoch Gott es auch oft geschehen, daß dem übel Umgetriebenen sich ein „Mittler" zugesellt, das soll heißen — ein Mensch, der in selbstloser Liebe und Hingabe an einen anderen in diesem die schlummernden Keime eines höheren Lebens weckt, nährt und pflegt und ihm dadurch den Zugang eröffnet von bangem Zweifel zu starkem Glauben, von öder Herzenskälte zu warmem Gemütsleben, von heilloser innerer Zerrissenheit zu heiterem Seelenfrieden, kurz — der ihm die Erlangung des höchsten Gutes vermittelt. Es ist eine reiche Fülle äußerer und noch mehr innerer, seelischer Erlebnisse und Erfahrungen, die dieses Werk verrät.

N. G. A.

Der Börsenkönig. Roman von Edward Stilgebauer. (Berlin. Rich. Bong.)

Im Mittelpunkte des Romans steht die Charaktergestalt des genialen, rücksichtslosen Bankiers Harry Seliger, der als ein Napoleon der Börse Millionen auf Millionen zusammenhäuft, seine Töchter an Grafen und Fürsten vermählt und endlich bei der Katastrophe einer seiner riesenhaften Unternehmungen dem Wahnsinn anheimfällt, in dem sein Hunger nach Gold noch immer fortwütet. Diese dämonische Persönlichkeit zeigt der Roman von einer Fülle Gestalten umgeben, welche das Leben der Hautefinanze und der hohen

Lustige Zeitung.

Unbestreitbar. Professor: „Was, glauben Sie, wäre geschehen, wenn Wallenstein nicht ermordet worden wäre? — Zögling: „Ich glaube, er wäre später doch gestorben.“

Durch die Blume. Herr (zu seinem Freunde, der ihm etwas auf dem Klavier vorspielt): „Du, sobald 'ne Pause kommt, tu mir den Gefallen und halt sie ein paar Stunden lang.“

Steigerung. Mit achtzehn Jahren fragt sich die Jungfrau: „Wie ist er?“ Mit dreiundzwanzig Jahren fragt sie sich: „Was ist er?“ Jedoch mit achtundzwanzig Jahren: „Wo ist er?“

Folgende Annonce findet sich in einer Zeitung. Den geehrten Ackerbürgern hiesiger Stadt sowie auch den herumliegenden Herrn Landleuten empfehle ich hierdurch feinstes Knochenmehl aus meiner neu eingerichteten Dampfmühle. Auch bin ich gegen Vergütung erbötig, den Landbesitzern, falls diese es wünschen, ihre eigenen Knochen zu mahlen.

Amerikanisch. Ein Yankee, der zur Bewunderung eines englischen Echos aufgefordert wurde, sagte: „Ihr scheint mir von Echos in diesem Lande überhaupt nichts zu verstehen. In meiner Sommerresidenz in den Rocky Mountains dauert es acht Stunden, bis ihr das Echo eurer Stimme hört. Wenn ich zu Bette gehe, stecke ich den Kopf zum Fenster hinaus und rufe: ‚Zeit zum Aufstehen!‘ und das Echo weckt mich am nächsten Morgen.“




Bücher.




Das Proletariat. Von Werner Sombart. (Frankfurt a. M. Liter. Anstalt.)

Das Buch charakterisiert das moderne Proletariat mit seinem Elende und dem trostlosen Verfalle des Menschentums, der aus ihm kommt. Die Verelendung ist schon weit vorgeschritten. Die Schrift atmet Erbarmen mit diesen Millionen und Millionen Verlorener, die auf Erden den Himmel suchten und die Hölle fanden. Die Schuld — so deutet es der Verfasser — liegt nicht an den Armen, sie liegt an dem Kapital, das keine anderen Ideale kennt, als Geld zu machen, in diesem Sinne die ganze Volkswirtschaft verdorben und das arbeitende Volk in das grenzenlose Elend gelockt hat. Wenn der Buchstabe noch imstande ist, etwas zu leisten, so möchte doch dieses Büchlein ins Weiteste verbreitet werden! Vielleicht doch noch manchem zur Warnung, bevor er sein Haus und Heim, seine Scholle, seinen Naturfrieden verläßt, um sich in dieses vertierende Zigeunerleben zu stürzen. Zigeunerleben! Das ist ja viel zu schön gesagt! Das Zigeunerleben ist voller Poesie, ist ein freies Adelsleben im Vergleiche mit dem Proletariat, das mit ihm nur eins teilt, die heimlose Umhertreiberei auf der Welt. M.

Herders und Kants Ästhetik. Von Jacoby Günther. (Leipzig. Dürrsche Buchhandlung.)

Es gehört zu den bemerkenswertesten Tatsachen der Geschichte der Philosophie, daß in Deutschlands klassischer Periode zwei der hervorragendsten Führer des geistigen Lebens in bitterer Fehde einander gegenüber standen; zwei Ostpreußen, die ehemals innige Freunde waren: Herder und Kant. Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, diesem Kampf auf dem Gebiete nachzugehen, auf dem der Poet dem Philosophen ebenbürtig war. Die unbillige Herabdrückung, die sich bisher die Herdersche Ästhetik zum größeren Ruhme der Kritik der Urteilskraft hat gefallen lassen müssen, bedurfte endlich der Berichtigung. Herder, der von Natur mit dem feinsten Verständnis für ästhetische Dinge begabt, sich sein Leben lang mit der Frage nach dem Wesen des Schönen beschäftigt hat, konnte auf diesem Gebiete dem Werke des großen Nationalisten das Richtigere und Tiefere entgegenstellen.

Der Verfasser liefert mit seinem Buche zugleich einen Beitrag zu der Frage nach der inneren Stellung unserer größten Dichter zu unserem größten Philosophen; er liefert

Die Idee der Humanität und die Comenius-Gesellschaft. Von Dr. Ludwig Keller. (Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1907.)

Die deutschen evangelischen Schulen in Österreich. Von Franz Blanckmeister. (Leipzig. Arwed Strauch.)

Kunstwanderbücher. Von O. Schwindrazheim. 1. Bändchen: „Unsere Vaterstadt.“ (Hamburg. Gutenbergverlag.)

Meisterbilder fürs deutsche Haus. Neue Reihe. Herausgegeben vom Kunstwart. 29. Folge, Blatt 169–174. (München. Georg D. W. Callwey.)

Die Aufführungen der Braut von Messina im römischen Amphitheater zu Brugg-Vindonissa. (Brugg. Buchdruckerei „Effingerhof, Aktiengesellschaft“. 1907.)

Eckart. Ein deutsches Literaturblatt. Herausgegeben vom Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken. Zugleich Organ der deutschen Zentralstelle zur Förderung der Volks- und Jugendlektüre. (Berlin. 1906/07.)

Der Bodensee. Wanderungen von Wilhelm v. Scholz. (Stuttgart. Karl Krabbe, Verlag Erich Gußmann.)

Neues Schöckel-Panorama. (Graz. Leykam.)

Monographie von Judendorf-Straßengel, mit Hinblick auf Terrainkuren nach dem Systeme des Hofrates Dr. Oertel. Von W. Ritter Gründorf v. Zebegény. (Graz. Ulr. Moser [J. Meyerhoff]. 1907.)

☞ Vorstehend besprochene Werke &c. können durch die **Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**

Aufruf an das Deutsche Volk.

Deutsche Männer und Frauen!

In Weimar, der Goethe-Schillerstadt, hat sich der Deutsche Schillerbund gebildet, der am Weimarischen Hoftheater alljährlich Festspiele für die deutsche Jugend beider Geschlechter, im besonderen für die reiferen Schüler aller höheren Lehranstalten Deutschlands veranstalten will. Die Festspiele sollen in sechs Wochenzyklen von Meisterwerken der deutschen und der Weltliteratur bestehen und während der großen Ferien jedes Jahres etwa fünftausend Teilnehmern zugänglich gemacht werden.

Nebenher soll der Besuch der zahlreichen geweihten Stätten Weimars, der Lustschlösser seiner Umgebung, der durch geschichtliche Bedeutung und Naturschönheiten berühmten Orte Thüringens wie der Wartburg, Jenas u. s. w. gehen, so daß die Schülerfahrt nach Weimar für jeden Teilnehmer ein unvergeßliches großes Erlebnis und eine dauernde Bereicherung seines geistigen Lebens bedeuten würde.

Um das nationale Unternehmen zu ermöglichen, müssen sich vierzigtausend Deutsche im Reiche und auswärts finden, die mit dem Mindestbeitrag von 1 Mark dem Deutschen Schillerbunde beitreten. Höhere Beiträge und öffentliche oder private Stiftungen für den idealen Zweck sind sehr erwünscht. Jedes Mitglied des unterzeichneten Nationalausschusses und die Geschäftsstelle des Deutschen Schillerbundes in Weimar nimmt Anmeldungen und Beiträge entgegen.

Deutsche Männer und Frauen, zeigt einmal wieder, daß der alte deutsche Idealismus noch lebt, daß Ihr Eurer Jugend die edelsten Genüsse der Kunst und Natur von Herzen gönnt, daß Ihr gewillt seid, das Erbe Goethes und Schillers, Kleists und Ludwigs, Grillparzers und Hebbels, Sophokles' und Shakespeares in ihr lebendig und wirksam zu erhalten, damit dem arbeitsfrohen Alltag unseres deutschen Lebens der begeisternde Festtag niemals fehle, zum Heile für Gegenwart und Zukunft.

Weimar, Pfingsten 1907.

Der Nationalausschuß des Deutschen Schillerbundes.

Prof. Dr. Schultze-Arminius-Weimar, Dr. A. Obrist-Weimar, Vorsitzende; Seminardirektor Baltzer-Halle, Prof. Ad. Bartels-Weimar, Prof. Karl Berger-Darmstadt, Direktor Block-Wimpfen a. N., Kommerzienrat Döllstädt-Weimar, Baurat Eelbo-Weimar, Prof. P. Fischer-Stettin, Prof. Dr. O. Francke-Weimar, Direktor Prof. Dr. Gerstenberg-Hamburg, Redakteur Hettstedt-Weimar, Realgymnasiumsdirektor Prof. Dr. Heubach-Weimar, Prof. Hoeck-Holzminden, Hofrat Dr. Karl Kötschau, Museumsdirektor, Weimar, Weingroßhändler A. Krehan-Weimar, Prof. Dr. Markscheffel-Weimar, Rektor Prof. Dr. Th. Matthias-Plauen i. V., Seminardirektor Muthesius-Weimar, Oberrealschuldirektor Dr. Ricken-Hagen i. W., Prof. Dr Scheidemantel-Weimar, Geh. Hofrat Prof. Dr. Adolf Stern-Dresden (†), Prof. Unrein-Jena, Dr. med. Vulpius-Weimar, Prof. Dr. R. Werner-Tempelhof b. Berlin, Direktor Prof. Dr. Wernicke-Braunschweig, Kaufmann Friedrich Wiegershaus-Elberfeld, Seminardirektor Winter-Kreuzburg.

Aristokratie, soweit sie dem Golde nachläuft, mit farbigen, fesselnden Bildern, sowohl von ihrer eleganten und glänzenden Seite, wie in ihrer Sünden Maienblüte schildert. V.

Moderne Bergbauern. Kulturgeschichtliches aus Tirol von Hans Schrottfiechtl. (Graz. „Styria".)

Eine gemütliche Eingangsplauderei und drei frische Tiroler Geschichten. Aber moderne Bergbauern? Übrigens kann der Stadtmensch aus diesem Büchel was lernen. Der Verfasser kennt seine Leute. Hübsche Bilder von V. Konrad schmücken das Buch. W.

Die Weimarer Nationalfestspiele für die deutsche Jugend, zu deren Verwirklichung sich bekanntlich im vorigen Jahre der Deutsche Schillerbund gebildet hat, scheinen nun doch das tiefere Interesse der weitesten Kreise erregt zu haben. Wenigstens ist die Denkschrift „Das Weimarische Hoftheater als Nationalbühne für die deutsche Jugend" von Adolf Bartels, die die Sache angeregt hat (Verlag von Hermann Böhlaus Nachfolgern, Weimar), soeben in dritter Auflage erschienen.

Die Illustrierte Österreichische Alpenzeitung, Graz, Annenstraße 19, entwickelt sich immer mehr zu einem maßgebenden Organ für Touristen und Sommerfrischler. Erfreulich ist die Würdigung, die unsere herrlichen Landschaften und Fremdenanstalten in diesem mit schönen Bildern ausgestatteten Blatte erfahren. M.

Büchereinlauf.

Heinrich Hans Jakob Ausgewählte Erzählungen. 3. Band: „Der steinerne Mann von Hasle." 4. Band: „Meine Madonna." (Stuttgart. Adolf Bong & Comp.)

Vom alten Sachsenstamme. Novellen von L. Rafael. (Leipzig. J. F. Amelang.)

Gertrud Baumgarten. Eine Geschichte aus der Gegenwart. Roman von Ludwig Jetter. (Straßburg. Josef Singer. 1907.)

Martyrium. Roman von Marianne Ulrich. (Berlin. Hermann Paetel. 1907.)

Das Patenkind. Thüringer Roman von Martha Renate Fischer. (Stuttgart. Adolf Bong & Co. 1907.)

Der Abendstern. Roman von Wilhelm Plath. (Abbazia. 1906.)

Die Ausgestoßenen einer Großstadt. Roman aus dem modernen amerikanischen Leben von Fred M. Primer. (Dresden. E. Pierson.)

Mutterschaft. Schauspiel in einem Aufzuge von Ernestine v. Lenor. (Dresden. E. Pierson.)

„Tristan." Tagebuchblätter einer Glücklich-Unglücklichen. Von Else Fränkel. (Dresden. E. Pierson.)

Verirrte Liebe. Erzählung aus der Kärntner Türkennot von Ludwig Jahne. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei u. Verlagsanstalt. 1907.)

Riviera-Expreß. Heiteres von Alexander Moszkowsky. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Märchengold für große und kleine Leute. Von Adolf Müller. (Leipzig. Eduard Maerter.)

Heinrich Heine's letzter Liebestraum. Von Max Kaufmann. (Leipzig. Max Spohr.)

Vom geruhigten Leben. Humoristische Plaudereien von Otto Ernst. Neue, durchgesehene und vermehrte Auflage. 16. bis 18. Tausend. (Leipzig. L. Staackmann. 1907.)

Kleine Geschichten vom Lande. Dem Leben nacherzählt von Ida Klann-Frost. (Königsberg i. Pr. 1907.)

Die verräterische Schwammerlsuppe oder **„du sollst nicht stehlen".** Volksschwank nach einer Skizze von R. Greinz, dramatisiert von Franz Hutter. (Gröbming. Johann Walik. 1907.)

Johannes Trojan. Auswahl aus seinen Schriften. Herausgegeben von Erich Kloß. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 1907.)

Knospender Frühling. Gedichte von Fritz Fuldner. (Quedlinburg. J. F. Vieweg.)

Empfundenes. Gedichte von Fanni Bäumel. 2. Band. (Dresden. E. Pierson.

Nimm und lies! Gedichte von Karl Eichwede. (Dresden. E. Pierson.)

Die urchristliche und die heutige Mission. Ein Vergleich von Weinel, D. Dr. H., Professor in Jena. (Tübingen. J. C. B. Mohr.)

Setzen wir Deutschland in Sattel. Von Otto v. Bismarck. (Leipzig.)

Menschenkultur. Anregungen zur Stärkung und Veredlung nationaler Kraft durch zielbewußte Mithilfe gebildeter Frauen von Marg. R. Zepler. (Berlin. Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag.)

Lebenskraft. Von Maximilian Gebhardt. (Berlin. Hermann Walthers Verlagsbuchhandlung. 1907.)

Jahrbuch der Weltgeschichte: 1906. Von Albin Geyer. (Wien. Kumpfgasse 7.)

Schriften von Dr. Norbert Grabowsky (Leipzig, Max Spohr): **Die Rätsel vom Grund und Zweck unseres Lebens** und ihre Auffstellung durch das innere Leben oder die höhere Liebe. — **Lebensfrohsinn.** Ein Handbüchlein für Lebensverdrossene. — **Die Mitwelt** und die vom Verfasser begründete Geistesreformation. — **Kants Grundirrtümer in seiner Kritik der reinen Vernunft** und die Reformation des geistigen Innenlebens der Menschheit.



Postkarten des „Heimgarten“.



W. M. Z., Berlin. Witzblätter, wie Sie sie meinen, können wir grundsätzlich nicht empfehlen. In ihrer nach jeder Richtung völlig pietätlosen, alles negierenden zynischen Weise sind sie ein wahres Seelengift für die Jugend. Sie töten jeden Ernst, versanden mit ihren humorlosen Witzeleien das Gehirn, verhöhnen die Gesittung und verderben mit ihren zumeist trostlos abgeschmackten Bildern den Kunstgeschmack. Sie sind das richtige Kaffeehausfutter schwindsüchtiger Geister. Die Satyre in Ehren, wenn sie sittlichem Ernste entspringt. Nur auf diesem Hintergrunde glänzen die Feuerwerke der Geister schön.

J. v. U., Mölk. Ganz witzig. Doch haben wir Dialektgedichte, die das Bauernvolk lächerlich machen, ohne seine Vorzüge zu zeigen, auch dann abgelehnt, wenn es „nur Spaß“ war. Mit einem Schluß etwa, daß der „heikle Bub“ endlich eine findet, die er möchte, und just — die mag ihn nicht, wäre das Gedicht brauchbar geworden.

W. J., Wermelskirchen. „Lied vom Haß“ hat Rasse, ist aber nur in feuchtfroher Tafelrunde angebracht. Es macht sich besser gesungen als gelesen.

J. K., Berlin. Ihre Fragen lassen sich schwer beantworten, da es über das Ausland keine Kontrolle gibt. Wir wissen nur, daß von I. N. R. I. außer der billigen deutschen Volksausgabe auch in England und Amerika solche Ausgaben erschienen sind. In Rußland soll das Buch freigegeben worden sein, doch von einer Volksausgabe dort ist uns nichts bekannt.

L. M., Leipzig. Über den angezogenen Gegenstand finden Sie im „Hochland“, Augustheft 1907, einen ganz hervorragenden Aufsatz unter dem Titel: „Sexualethik und Sexualpädagogik“ von Dr. Fr. W. Foerster.

An unsere Leser.

Mit dem nächsten Hefte geht der 32. Jahrgang des „Heimgarten“ an. Er beginnt mit einer größeren Erzählung: „Das mißlungene Meisterstück.“ Es ist die Geschichte eines jungen Bauers, der vorwitzig in die Fabrik geht zu den Proletariern, dort schwer enttäuscht wird, wieder seine Bergheimat sucht und sie trotz allerlei Anstrengungen und Schliche nicht mehr erlangen kann. Dieser originellen Erzählung schließen sich weitere Beiträge von Peter Rosegger an, sowie solche von Josef Wichner, Hans Fraungruber und anderen Meistern der volkstümlichen Literatur. Der Gründer des Blattes setzt sein Tagebuch fort. Wie bisher wird unser „Heimgarten“ auch im neuen Jahrgange seinem alten Programme treu bleiben und doch immer neue Seiten der Natur und des Lebens behandeln. Überall, wo es Deutsche gibt, hat der „Heimgarten“ Würdigung gefunden als eine Zeitschrift, die stets aus den unversiegbaren Quellen der Alpennatur und des Volkes schöpft, geschrieben für alle Leser, die unsere Alpen und ihre Bewohner lieb haben. Im Humor wie im Ernste ist der „Heimgarten“ ein nimmermüder Anwalt des Gesunden in Kunst und Leben sowie aller jener sittlichen Richtungen, die belebt und gestärkt werden müssen, wenn die menschliche Gesellschaft sich wieder zurechtfinden soll. An dieser Riesenaufgabe im Vereine mit Freunden unseres deutschen Volkes mitzuwirken ist der Stolz des „Heimgarten“, ein Stolz, der uns weit über jedes andere Interesse geht. Daß auch harmlose Fröhlichkeit, sonniger Humor zum hohen Ziele beitragen kann, haben wir längst erprobt und dieser erprobten Art bleiben wir treu.

Wem es so gefällt, den laden wir ein zu weiterem Bezuge dieser Monatsschrift.

Redaktion und Verlag.

(Geschlossen am 15. August 1907.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Möck. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Heimgarten.



Eine Monatsschrift

gegründet

von

Peter Rosegger.

XXXII. Jahrgang.



Graz.

Druck und Verlag von „Leykam".

1908.

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XXXII. Jahrgang.

Novellen und Geschichten.

Alpines und Volkstümliches aus den Alpen.

Heimgärtners Tagebuch.

Kultur- und Naturgeschichtliches.

Land und Leute. Charakterbilder.

Zeitgeschichtliches, Plaudersames.

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Gedichte.



Das mißlungene Meisterstück.

Eine Erzählung aus unseren Tagen von Hans Malser.

Franzenshütte, am 18. April 19**.

Liebe Eltern!

Ich bin gut angekommen dahier. Der Patritz Kornhofer (hier nennen sie jeden beim Schreibnamen) hat auf dem Bahnhof schon auf mich gewartet, mit noch zwei anderen Genossen. Ich hätt den Tritzl schier nicht mehr erkannt in seinem schwarzen Stadtgewand. Wie ein Herr, wenn er die rot Halsmaschen nicht hätt. Drauf in die Trakterie zum Mittagessen und nachher Zimmer suchen. Ich hab derweil ein kleines bei einer Spulerin genommen, weil ihr Mann fort hat müssen, wegen des letzten Streiks. Und erspart sie's derweil. Eigentlich hat der Tritzl bei ihr gewohnt, aber weil ich ihr's gesagt hab, daß er über sie schlecht redt, so hat er ausziehen müssen und ich hab das Stübel. Ich zahl pro Monat 7 Gulden, ist auch die Bedienung dabei. Waschen tut sie mir auch. Daheim wär das viel Geld, hier ist es wenig, weil ich mir im Tag 1 Gulden 60 Kreuzer verdiene. Bei 10 Stunden Arbeit, die andere Zeit ist man frei. Ich kann mir im Jahr leicht ein paar hundert Gulden ersparen und leb dabei wie ein Graf. Hab mir mit dem Tritzl auch schon die Stadt angeschaut, und bin in Arbeit gestanden in der Holzpapier-

Kleine Geschichten, Schwänke, Sagen, Märchen.

Verschiedenes.

Franzenshütte heißt's, weil die vielen Fabriken und Werkstätten von der Eisenhütte herstammen, die vor hundert Jahren zu Zeiten des Kaisers Franz hier erbaut ist worden. Auch ein Hochofen dabei, damals; und wie schaut's jetzt aus! Eine ganze Stadt mit über achtzig Schloten, und den Rauch darüber kann man meilenweit sehen! Der Besitzer heißt Herr von Glotter und soll an 20 Millionen reich sein. Er könnt einen Palast aus Gold haben, sagen die Leute, aber er bewohnt mit seiner Familie ein ganz einfaches Gebäude und lebt bürgerlich, weil er sich vor den Arbeitern fürchtet. In Amerika soll ja auch kein Unterschied sein, wie Arbeitgeber und Arbeiter leben. Wenn ich mir denk', was die Arbeiter jetzt für Herren sind und wie es bei den Bauern zugeht, da gereut's mich wohl keinen Augenblick, daß ich mir's besser gemacht hab. Deswegen hat mir Euer Brief weh getan, daß Ihr Euch so kränkt, meinetwegen. Ihr sollt auch schauen, daß Ihr loskommt von der alten Elendhütten. Dem Thomas, wenn er vom Militär fertig ist, dem wird gewiß auch nix drum sein, der geht sicher auch in die Fabrik. Und der Schwester Susi geht's als Stubenmädel in der Stadt hundertmal besser, wie als Bäurin, und kann bei ihrer Sauberkeit noch ein Glück machen. Der Kornhofer sagt, er wollt ihr leicht einen guten Ort verschaffen.

Was gibt's Neues zu Haus? Ich laß alle Bekannten schön grüßen. Und tut mir das Herz nit schwer machen mit Eurem Jammern, zu ändern ist's nit. 's ist einmal der neue Lauf so, und daß die Unteren endlich einmal über sich kommen. Wir haben oft Versammlungen, wo wir Bildung lernen und wo wir aufgeklärt werden über vieles, von dem ein notiger Bauersmensch keinen Dunst hat. Tut Euch lieber freuen, daß es Euren Kindern besser gehen wird, als es Euch ist ergangen, und die Susi soll mir auch einmal schreiben. Karl.

Franzenshütte, am 22. Oktober 19**.

Liebe Schwester!

Mir scheint, Du schamst Dich jetzt für Deinen Bruder, weil er Fabrikantenknecht ist worden. Weil Du mir gar nit schreibst. Wegen meiner. Ich bin nit so stolz, wenn ich's auch ein bissel sein kunnt. Der Tag wird mich gefreuen, wo ich euch ins Unrecht werd setzen. Bei mir wird's alle Tag besser. Ich hab eine Arbeit, die ein Halterbub kunnt verrichten. Zwei Maschinen kunnt ich leicht versorgen auf einmal, aber unsere Obergenossen erlauben das nit. So kann ich bei meiner Arbeit Zeitung lesen, sonst wär's zum Vertrotteln dabei. Muß Dir doch einmal so eine Zeitung schicken, da wirst Dich staunen! Gestern in der früh haben wir, was uns Maschiner sind, haben wir unser besseres Gewand angelegt, sind zum Fabriksherrn gegangen und

mühle, ein kinderleichter Dienst. Hab nur dazustehen und auf die Maschine aufzupassen, immereinmal einen Hebel rücken, immereinmal einen Bolzen ölen, immereinmal eine Schraube anziehen. Übrigens arbeitet die Maschine ganz allein. Seid so gut und schicket mir das Kupferl nach, wo das Zeuggewand drinnen ist. Und beschließe mein Schreiben mit vielen Grüßen, auch an die Mutter.

Euer dankbarer Sohn Karl Waldenbacher.

Hochraith, am 5. Mai 19**.

Lieber Karl!

Euer dankbarer Sohn schreibst. Ein wahrer Spott, wo Du uns jetzt in unseren alten, mühseligen Tagen verlassen kannst. Geht's Frühjahr zu End und haben noch nichts angebaut und wissen uns nit zu helfen und die Leut lachen uns aus, daß uns der Bub ist davongelaufen. Was die Mutter seither Tag und Nacht zusammenweinen tut, ist nit zu sagen. Geb's Gott, daß es Dir gut geht in der Fremd, verdienen tust es nit drum, wie Du das hast tun können. Bis in zwei, drei Jahren Dein Bruder vom Militär heimkommt, so lang werde ich die Wirtschaft wohl nimmer derhalten können — wie ich jetzt auch schon kränklich bin. Die Leut sagen: Im Hochraithhof muß das siebzehnjährige Dirndl jetzt der beste Mann sein, weil der Ältest und der Stärkst ein Fabrikantenknecht geworden ist. Ein solches End muß es nehmen mit diesem Hof, wo seit schier dreihundert Jahren die Waldenbacher haben gehaust. Bin schon ganz verzagt und wär's mir schier am liebsten — meiner Seel — wenns mich abi trageten. Das Kupferl mit dem Gewand wirst erhalten haben. Die Mutter laßt Dich grüßen und sagen, Du sollst aufs Beten nit vergessen.

Dein Vater Urban Waldenbacher.

Franzenshütte, am 2. Juli 19**.

Liebe Eltern!

Mache Euch zu wissen, daß es mir gut geht und ich mir's nicht besser wünschen kunnt. Bei der Maschin kinderleichte Arbeit vergleichs zur Mahd, was bei euch daheim jetzt sein wird. Und haben wir noch Lohnerhöhung herausgeschunden, weil wir all zusammhalten und sonst die Arbeit einstellen täten. Hier ist's teuer zu leben und das Zimmer will man sich auch anständig einrichten. Einen Spiegel und ein Sofa hab ich mir angeschafft, nit teuer und in Raten zahlbar. Mittagessen nehm ich in der Trakterie, Fruhstuck und Nachtmahl kocht mir die Frau Hirschler, was die Spulerin ist, weil ihr Mann fort ist. In Franzenshütte sind unser an 2400 Arbeiter, auch Böhm und Krowaten dabei, wo man nit ein Wort versteht.

oder vergantet werden wird müssen. Haben sich auch schon Käufer angefragt, wollen aber frei nit hergeben. Einer — ein Baron — wär nit zu klug, wenn er auch drei oder vier Nachbarn dazukriegen tät, daß er ein Jagd hätt. Aber die Nachbarn sind noch nit ganz fertig. Wir können uns nimmer derhalten, wenn nit bald ein Hilf kommt. Jetzt hab ich Dir aber recht vorgejammert, lieber Bruder, und mir geschieht selber hart, daß ich Dir Deine guten Tage so muß verwüsten. Wir grüßen Dich alle, voraus die Mutter, empfehlen Dich dem Schutz Gottes und ich verbleibe Deine liebende Schwester Susanna.

Franzenshütte, am 20. Mai 19**.

Lieber Bruder Thomas!

Seitdem wir im vorigen Herbst uns hier so zufällig und gut begegnet haben, weiß ich nichts mehr von Dir, hoffe wohl, daß es Dir gut geht in Laibach. Von mir kann ich nicht viel Neues und Gutes berichten. Von daheim hat mir meine Schwester geschrieben, daß die Mutter kränklich ist und daß die Schulden so drängen. Und mein ich, ob Du nit ein paar Gulden Geld schicken könntest, daß die Mutter sich wenigstens immereinmal einen nahrhaften Bissen kunnt gunnen. Mich klemmt's jetzt selber. Ich hab mich mit meiner Wohnungeinrichterei zu weit eingelassen, hab die Raten nicht zahlen können und jetzt wollens mich pfänden. Verdienen hab ich mir in der letzten Wochen auch nix können. Aber vorher Zehnte zahlen an die Genossenschaftskasse, das wohl. Weil alles hat streiken müssen. Das war einmal umgekehrt, wie bei uns daheim, wo wir Schläg 'kriegt, wenn wir nit haben arbeiten wollen. Bei dem Streik ist jeder gehaut worden, der gearbeitet hat. Sind ihrer viele zum Notleiden gekommen, voraus, wer Weib und Kind hat. Und wär's schon bald so weit kommen, daß wir dem Herrn Glotter seine Wertheimer untersucht hätten, weil so einer, den die Arbeiter reich gemacht haben, sie mit Weib und Kind verderben laßt. Unser zwölf sind ihm schon in die Kanzlei und ich bin so wild gewest, daß ich ihm hab an die Wange gespuckt! Heut bin ich froh, daß die Gendarmen kommen sind, wer weiß, was sonst geschehen wär. Genutzt hat's allmiteinander nix. Denk Dir, was wir ausgerichtet haben. Unser Fabriksherr hat alle Gewerkschaften eingestellt, in ganz Franzenshütte geht kein einziges Rad. Hat der Herr von Glotter alles stehen lassen wie es steht und ist mit der ganzen Familie fort, man sagt nach Paris, oder wohin. Ist überhaupt so ein Krach gewesen, wirst eh gehört haben. Gott sei Dank, daß ein Soldat vom Krach nichts spürt. Aber das Schreckliche ist, daß auch sonst überall die Fabriken zugesperrt werden. Die Herren reden sich auf die Streiks und die großen Forderungen der Arbeiter

haben gesagt, nit einen Handgriff kunnten wir mehr tun, wenn er uns nicht 2 Gulden 50 Kreuzer Taglohn wollt geben. Getan hat er's, denn er hat jetzt eine Bestallung, wo er groß strafzahlen tat müssen, wenn er sie nit kunnt einhalten. So muß man den Vortel ausnutzen. Denk dir, verdien ich mir jetzt das Monat über 60 Gulden. Mehr als die Halbscheid von uns verdient noch viel besser. Wir werden ihnen schon nachkommen; nächst Frühjahr, heißt's, kommt der groß Streik. Eine Guldenstunde und Achtstundentag!

Ich schick dir da meine neue Fotografie — was sagst dazu?! Mir scheint, so hat man sich in Graith die Fabrikantenknecht nit vorgestellt! Das Gewand hat 82 Gulden gekostet und die Uhrkette 25 Gulden. Bei Versammlungen, wenn eins dabei sein muß, immer-einmal auch eine Unterhaltung, da heißt's anständig beieinander sein, das wirst eh verstehen. Einmal sollst mich halt besuchen, liebe Susi, gefallen tät's Dir schon da; will Dir was sagen, Du taugst so wenig ins Bauernvolk, als wie ich. Derweil tu halt schön auf die Eltern schauen, möcht sie eh wieder einmal sehen, voraus die Mutter; vielleicht aufs Jahr einmal. Ich lasse sie schön grüßen und Dich auch und schreib mir, ob Du noch alleweil wachsen tust und säuberer wirst.

Dein getreuer Bruder Karl.

Hochraith, am 3. Mai 19**.

Lieber Bruder Karl!

Ich tu mich erst heut für Dein Bildnus bedanken, was Du mir vor einem halben Jahr geschickt hast, indem ich schwer zum Schreiben komme. Aber das muß ich Dir wohl sagen, Dein Gesicht paßt besser in einen Bauernloden als in ein Herrentuch. Daß Du kein Herr bist, sieht man Dir doch an, da kannst Du Dich gewanden, wie Du willst. Daß es Dir gut geht, gefreut mich, von uns kann ich dasselb wohl nit sagen. Erstens war der Winter hart und haben nit genug Brennholz beim Haus gehabt, weil's der Vater im Herbst nit dermachen hat mögen. Beim Kältenleiden ist uns die Mutter krank worden und kann sich jetzt frei nit derfangen. Immer ein Stückel Fleisch, wenn sie kunnt haben, sagt der Arzt, aber kein Kreuzer Geld, wo uns eh die Leut wieder so plagen, denen wir schuldig sind. Hebt auch die Sparkasse wieder an und will uns den Hof verlizitieren lassen, wenn wir bis ersten Juli nit zahlen können. Da meint der Vater, ich soll Dir's schreiben, vielleicht, daß Du einen guten Rat tatst wissen, indem Du ja so gut verdienst. Das Vieh ist schon fort, bis auf zwei Küh und gehört eine davon auch nit mehr unser. Anbauen haben wir dies Frühjahr gar nix mehr können, weil kein Arbeitskraft da ist, und der Vater meint, daß ja so alles verkauft

ausziehen, weil das Haus und alles ganz umgebaut wird. Der neue Besitzer muß von der Wienerstadt her sein und reich, und sagt, er wollt Bauer werden und selber arbeiten wie ein Bauer mit seinen drei Buben, wo zwei davon Studenten sind und einer schon Doktor. Haben wir im Dorf halt gleich eine Wohnung gemietet und denk Dir's, mein lieber Karl, wie die Mutter im Hochgraithhof bei der Tür hinausgeht, schaut sie noch einmal zurück in die Stuben hinein und fallt um wie ein Stuck Holz. Alser toter ist sie ins fremd Heim tragen worden und neben meiner liegt sie auf der Bahr, wie ich Dir jetzt den Brief schreib. Übermorgen, Samstag um 9 Uhr ist das Begräbnis. Der Thomas kommt. Wo wird dieses Schreiben herumwandern; bis es Dich findet, wachst vielleicht schon das Gras auf ihrem Bett. Der Vater sagt nix weiter, aber man kennt ihm's wohl an, wie ihm ist. Jetzt will ich halt bei ihm bleiben und verdien ich bissel was mit Nähen, so wird's schon gehen. Aber Du wirst Dir's wohl nit gedacht haben, wie Du vor Jahr und Tag so lustig davon bist, daß es ein solches End sollt nehmen. Der Vater redt nix mehr von Dir, aber die Mutter — der bist wohl alleweil ihr Herzzarterl gewest. Ich bin Dir nix neidig um Dein Reu und Leid, die Du jetzt haben wirst. Mein alt Gebetbüchel, hat sie oft gesagt, das soll der Karl haben. Wirst Dir's nit verlangen. Das wurd ein schönes Gelächter geben, wenn Du in eure Soziversammlung mit dem alten Gebetbüchel Deiner Mutter tatst kommen. Ich hab Dich immer gern gehabt, mein lieber Karl, aber jetzt verlang ich mir nimmer so arg nach Deiner, weil Du uns so hast verlassen können. Schön reden, ja, das kannst, aber geschickt hast nit einen Kreuzer. Ich wünsch Dir nix Schlechtes und verbleib Deine aufrichtige Schwester

Susanna.

Mehrere Monate erst, nachdem dieser Brief geschrieben worden, gelangte er in die Hände Karls. Dieser — bei der großen Industriekrisis — konnte nirgends Arbeit finden. Die politischen Zustände hatten eine ganz ungeahnte Wendung genommen. Man brauchte nichts mehr. Nur zu essen wollten die Leute haben. Überall fast waren die Fabriken geschlossen und über den Industrieorten war die Luft so rein, daß wieder das Nadelgehölze anhub zu gedeihen. Man schien aller Unternehmungslust müde zu sein und es ward Lebensart, von ländlicher Idylle zu schwärmen. In Gärten und auf kleinen Landgütern zerstreuten sich die wohlhabenden Städter, das Ackern und das Pflanzen ward zum Sporte. Kaufleute, Advokaten und Professoren gingen zur freien Zeit aufs Land um zu ackern, zu pflanzen und zu ernten. Die frei und selbständig waren, blieben endlich ganz draußen und pflegten ländlicher Arbeit und länd-

aus und sagen, beim Zusperren täten sie am wenigsten verlieren. Ich weiß auch nit, wohin. Dann ist Dir bei mir noch ein Teufel los. Von der Frau Hirschler hab ich Dir erzählt, wenn Du Dich erinnerst. Die hat ein Kind bekommen und will das Frauenzimmer, ich sollt Milchkreuzer zahlen. Heut bei der Nacht will ich abreisen ins Oberösterreichische, in Stadt Steyr, höre ich, sollen sie noch Leut brauchen. Wenn's dort auch nix ist, dann weiß ich nicht. Da hat's der Bauersmensch im Grund doch besser; den mag's zwicken, aber verhungern tut er doch nit.

Du wirst auch froh sein, wenn Deine Jahr aus sind. Wenn ich Dir raten darf, denk an ein eigenes Hüttel, daheim in Hochraith oder anderswo. „Klein aber mein", hat ein alter Arbeiter zu Franzenshütte über sein Haustür schreiben lassen. Jetzt ist er von der Genossenschaft ausgeschlossen worden. Besser geht's dem Patriz Kornhofer, von Untergraith, weißt. Der kann 's Maul gut brauchen, ist genossenschaftlicher Wanderprediger worden und steht sich gut dabei. Daß er seit zwei Jahren schon über ein Dutzend Streiks zusammengepredigt hätt, tut er sich prahlen. Na, halt ja, jeder wie er kann, sag ich alleweil. Meine silberne Uhr, Bruder, wenn Du haben willst. Dir verkauf ich sie am allerliebsten, weil ich denk, daß Du mir weniger sparsam sein wirst, wie ein weltfremder Mensch. Sobald ich einen Platz han, sollst gleich von mir hören. Bleib gesund und vergiß nit auf Deinen Bruder Karl.

Lieber Karl!

Daß Du gar nix von Dir tust hören lassen. Beim Leben bist, das hat mir der Thomas geschrieben. Hätt Dich gern noch einmal gesehen. Mach Dir zu wissen, daß ich halt immer bissel kränklich bin und wir jetzt im Dorf Untergraith eine Stube haben aufgenommen, weil der Vater den Hof verkauft hat. Wenn's sein kunnt, einmal noch, mein Kind, daß Du Deine alten Eltern wolltest heimsuchen. Ich beschließ mein Schreiben, wirst meine Kratzer eh hart lesen können. Behüt dich Gott und unsere liebe Frau! Deine Mutter.

Dorf Untergraith, 10. August 19**.

Lieber Bruder Karl!

Heut hab ich Dir halt wohl nix Gutes zu vermelden. Aber nach der Reih. Vor paar Monaten ist ein fremder Herr gekommen, hat in der Gegend herumspekaliert, ist auch zu uns gekommen und hat dem Vater das Gut abgekauft. Unsern lieben Hochgraithhof. So viel, daß gottlob und Dank alle Schulden können bezahlt werden und noch ein paar Gulden überbleiben für die alten Eltern. Aber gleich

Waldbeeren aß er unterwegs und in Heuhütten schlief er. In den Häusern sperrte man vor ihm die Türen zu. Nur bei einer Holzknechthütte hielt eine dürre Hand zum Fensterlein ein Stück Brot heraus, ohne daß er darum angehalten hatte. Am dritten Tage war er in Untergraith.

Er wartete im Schachen bis es dunkel wurde, dann ging er ins Dorf und fragte einen Knaben nach der Wohnung des alten Hochgraithhofers. Die Schwester, als sie ihn sah, barg sich in den Herdwinkel, verhüllte ihr Gesicht mit der Schürze und weinte. „Mein Gott, jetzt ist er da!"

Der Vater — alt und gebrochen, voll grauer Bartstoppeln das Gesicht — stand gelassen da und reichte ihm die kühle Hand. Und sagte nichts, als gegen die Küche hin: „Susel! Zum Essen wird er was mögen." Und nach der Sättigung: „Platz haben wir halt nit viel. In der Kuchel, wenn du schlafen willst auf dem Fletz."

Am nächsten Morgen, noch bevor es tagte, schlich Karl aus dem Hause. Allein wollte er auf den Kirchhof gehen, nicht mit der Schwester. Das Morgenrot schien auf das Holzkreuzlein mit dem Namen „Johanna Waldenbacher".

Er stand da und wartete auf eine große Rührung. Aber sie kam nicht. Auf der Brust lag ihm der schwere kalte Stein und blieb liegen. Er trug ihn wieder mit sich davon.

Er ging höher ins Gebirg hinauf die altbekannten steilen, steinigen Wege. Ein Hirt, der zu seiner Herde ging, holte ihn ein, blieb stehen und sagte: „Jetzt weiß ich nit, bist du's oder bist du's nit. Der Hochgraithhofer Karl?"

„Wird nit weit gefehlt sein."

„Teufi, Teufi, wie du schlecht ausschaust!"

„Weil ich krank gewest bin. Ja, mein Mensch, mich hat's arg herabgerissen. Jetzt brauch ich Hochgebirgsluft. Eine, die man von Kind auf gewohnt ist, sagt der Arzt, wär am besten. Desweg gehe ich jetzt hinauf in den Hochgraithhof."

„Willst leicht dort als Knecht einstehen?" fragte der Hirt.

„Vielleicht, daß ich unterweilen ein bissel was arbeite," antwortete Karl, der es nicht zugestehen wollte, wie es mit ihm stand.

Aber der Hirte merkte es doch. „Weiß nit, ob der neue Hochgraithhofer viel Knechte braucht", sagte er. „Der arbeitet ja alles selber mit seinen Herren Buben. Wohl, wohl, man muß sagen, Herren Buben! Sollen ja durch und durch studiert sein, hört man und zum Feierabend tuns Zeitung lesen. Der alte Herr soll einen ganzen Kasten voll Bücher haben. Und das wollen Bauern sein. Aber zugreifen tuns wie unsereins, das muß man gelten lassen. Man kennt sich nit aus.

licher Vergnügungen. Sie wollten nicht bloß Bauern scheinen, sie wollten es auch sein. Manch gräflich Blut wollte sich noch höher adeln und schritt hinter dem Pfluge her, ihn mit starken Armen leitend den langen Tag. Manch hysterische Dame, die in allen Kurorten Europas elend und elender geworden war, bekam beim Heurechen und Kornschneiden rote Wangen, frische Augen und Schwielen an der Hand. Mit diesen Schwielen paradierten sie, sowie sie sonst mit Ringen und Haarschmuck und exotischen Fächern paradiert hatten. Kein Mensch zog mehr Handschuhe an, als etwa solche, die an den Händen keine Schwielen aufzuweisen hatten.

Und die Tausende und Tausende von Fabriksarbeitern? Viele haben zurückgefunden zu den ursprünglichen Gewerben, zu ihrem Bauernstand. Aber noch mehreren ist dieser Weg verlegt gewesen. Von Stromervolk hat man gehört, von Gewalttätigkeit, Diebstahl und Schlimmerem. Die Starkmütigsten sind ausgewandert. Aber es verging Jahr und Tag, ehe sich die Überflut der früher in hundert Fabriken verdämmten Arbeiter verlaufen hatte.

Karl Waldenbacher hat sich lange tapfer durchs Land geschlagen, hier als Kohlenarbeiter, hier als Erdgräber, hier als Lastträger — aber nirgends mit Bestand. Das schöne Gewand wurde immer verschlissener, das Gesicht immer ruppiger. So herab kam er, daß ihn das Wandern ermüdete, obschon fast nichts mehr mitzuschleppen war. Die brotlosen Arbeiter waren nachgerade ein Schrecken des Landes geworden. Die sorglosesten Tage für Waldenbacher waren jene, als er im Arrest saß, weil er wiederholt auf Erdäpfel- und Feldrübendiebstahl ertappt worden war.

Und im Arrest zu St. Pölten war es, wo er den Brief vom Verkauf des Heimatshauses und vom Tode der Mutter erhalten hatte. In diesem Augenblicke, als er Vaterhaus und Mutterherz verloren, kam es ihm das erstemal klar zu Sinn, daß er es besessen. Vater und Bruder schrieben ihm schon lange nicht mehr, die Schwester hatte ihm nun den erbarmungslos herben Brief geschickt — es würde wohl auch von ihr der letzte sein. Nun war er abgetan — verlassen und verloren.

Er rüttelte fluchend an der Tür. Der Gefängniswärter kam und sagte lachend: „Was habens denn? Sind eine Woche gesessen, so werdens die halbe Stund wohl auch noch derwarten. Um zwölf Uhr geht's ja eh aus. Jetzt ist's halber.“

Es war just noch so viel Zeit, daß er sein Suppenfleisch mit Knödeln und Kraut essen konnte. „Essens Ihnen ordentlich an, daß s nit gleich wieder Rüben stehlen müssen!“ Mit dieser Lehre entließ ihn der Aufseher.

Der Waldenbacher ging, wußte aber nicht wohin. Seine Beine wußten es, sie nahmen einen Weg, der dem Gebirge zuführt — ins Heimatland. Er konnte jetzt nur eins denken: Heimat!

Bett! — Er hat schon den Morgenhunger und soll erst arbeiten, um sich das Essen zu verdienen und er weiß noch gar nicht, ob er Arbeit bekommt. Nun ist er entschlossen, anzufragen. Denn just hier, bei diesem Hause will er arbeiten; hier, meint er, wisse er Bescheid, hier ist es schön jugendfrisch. Aber soll er's sagen, daß er ein Sohn vom Hause ist? Vielleicht wird er dann sicherer aufgenommen, vielleicht aber wird er gerade deswegen abgelehnt. Er will es einstweilen nicht sagen. Er will nur allen Fleiß versprechen und auch halten. Genügend zu essen wird er ja haben, und etwas für ein Lodengewand; im übrigen will er keine großen Forderungen stellen, will sich verwenden lassen zu allem, was er kann, will verträglich sein und sich nach und nach wieder einheimen in diesem lieben Hause. Wer weiß! Man kann nicht wissen, was geschieht . . . Wenn einer klug wäre, man könnte da ein rechtes Meisterstück ausführen . . . Ein rechtes Meisterstück! —

Mit einem Blick prüfte er noch seinen zweifelhaften Anzug, strich sich mit der Hand den wuchernden Bart zurecht und trat rasch hin zu den vier Männern im Baumgarten.

Der Ältere, er war in Wollenhemdärmeln, ließ von der Arbeit ab und trat ihm ein paar Schritte entgegen. Karl zog seinen Hut und wollte sprechen. Aber er kam nicht dazu. — Dieser Mann — dieser Herr — den muß er ja kennen. Den soll er ja schon irgendwo gesehen haben. Wo war denn das? — Karl Waldenbacher, das war zu Franzenshütte in der Fabrik. — Es ist der Herr von Glotter, der Fabriksherr, den die Streiks und Forderungen der Arbeiter ruiniert haben, dem ein gewisser Maschiner einmal was Arges ins Gesicht getan hat und der nun Landwirt geworden ist.

Langsam drehte Karl sich um, setzte den Hut auf und dachte: So sauber! Das ist der! Da ists nix für mich. — Und wendete den Schritt wieder der kalten Fremde zu.

„Sie! Mann!“ rief ihm Herr Glotter scharf nach, „was suchen Sie hier?“

Nun kehrte Karl sich noch einmal um. (Fortsetzung folgt.)

Von Schuhen, die zum Spender zurückkehren.

Eins aus der Waldheimat von **Peter Rosegger.**

Niemand ging öfter am Alitschhof vorüber, als der junge Lenzel. Er stieg von seinem Berghause herab ins Tal, diesseits wieder herauf, am Alitschhof vorbei, gegen die Waldhöhe hin. Was er auf der Waldhöhe tat, wußte niemand, man sah ihn nur allemal wieder zurückkehren denselben Weg — am Alitschhof vorbei. Der jungen Weiddirn Mirzel,

Reich sollens sein — tausend Gulden sollens haben, oder noch mehr. Was weiß ich, was ma halt so reden hört. Ich nit, wenn ich so viel Geld hätt! Da leget ich mich ins Heu und bliebet den ganzen Tag liegen. s wurd auch bei denen nit lang dauern, haben d Leut zerst gemeint. Jetzt treiben sie s aber doch schon den ganzen Sommer. In der Früh um vieri auf, abends um neuni ins Bett. Und rechtschaffen Knödel essen. Der Alt soll ganz glücklich sein und allemal sagen, so gesund wie jetzt wär er noch nie gewest. Und die Stuben soll ausschaun wie ein Herrschaftszimmer, so nett und rein. Schön wär's schon, wer s so einrichten kunnt. Hat auch s schönst Vieh und macht Milchwirtschaft. Kalben hat er — schon zum Busselgeben, sag ich dir! Ei ja, da kunnt ma schon was lernen.

So plauderte der alte Hirt und wußte noch manches zu erzählen, wie es zugeht beim neuen Herrnbauern, der auf dem Stammhause der alten Waldenbacher saß.

Da wurde der Karl schier aufgeregt und stieg rascher an. Er kam zum alten Ahorn, der hohl war und einen Schatz in sich bergen soll. Er kam zum Zauntor, wo das Bildstöckel mit der geschnitzten heiligen Katharina ist. Er kam am Feldrain zum Steinhaufen, wo er als Knabe oft mit Katzensilberblättchen gespielt hatte. Er kam zum Wiesenbrunnen. Aber das war nicht mehr der halbvermoderte Trog, in dem eine ganze Grünflechthaut auf dem Wasser geschwommen, das war ein neuer Behälter aus Lärchenholz, voll glasklaren Wassers und der Quell sprudelte doppelt so üppig als früher aus dem Rohr. Dort auf den weiten Feldhängen, wo früher Roggen oder Gerste angebaut war, weideten scheckige Rinder, vom Grase satt munter miteinander spielend. Nun sah er auch schon den Hof, der auf freier Höhe stand, mit der schönen Aussicht übers weite Land. Karl stand still und betrachtete die grünen Täler und die fernen duftblauen Berge. Das hatte er nie so schön gesehen als in dieser klaren Luft voll Morgensonnenschein. Sogar die Vögel singen noch auf diesem Berg, und ist doch schon Herbstzeit. Das Haus dort hatte ein neues taubengraues Schindeldach bekommen und größere Fenster, mit denen es den Ankömmling gleichsam mit großen erstaunten Augen ansah. — Was will denn der jetzt da?! — Im Hofe schlug ein Hund an. Sonnseitig am Gehöfte hin, wo früher der Schafanger gewesen, war es jetzt auch ganz anders. Dort waren vier Männer beschäftigt, Obstbaumsetzlinge an Stäbe zu binden. Drei junge Männer und ein älterer. Das werden sie sein, dachte Karl und blieb stehen. Soll er doch zu ihnen hintreten und sein Vorhaben ausführen? Oder soll er vorübergehen? Ja — wohin denn? Mit dem Vater ist er fertig, das hat er gestern wohl gemerkt. Einen reisenden Schneidergesellen behandelt man so; zu essen geben und das Fletz als

ihn in den Mund genommen und beim Plaudern so hin- und herbewegt, daß der Halm ein paarmal in das weiße Rundgesicht des Dirndls schlug. Wie man Fliegen abwehrt, so tat sie mit der Hand und scheuerte wieder an dem Zuber. Jetzt wendete der Soldat den Halm bodenwärts und hub an, damit an ihren Barfüßen herumzugaukeln. Das war nicht mehr auszuhalten. Der Lenzel ließ Hund Hund sein, trat rasch an den Brunnen und sagte: „Laß mich ein wenig trinken, Mirzel?“

Sie lachte ihn freundlich an und meinte, das Wasser würde wohl noch ausreichen.

Er hielt seinen Mund ans sprudelnde Rohr und trank. Der Soldat gab ihm als alten Kameraden die Hand und sprach: „Ich sag gleich grüß dich Gott und b'hüt dich Gott auf einmal!“ Das hieß so viel als: Nun kannst schon wieder gehen. Aber der Lenzel blieb stehen; er müsse warten, bis er noch einmal durstig werde. Das sei ganz gescheit, antwortete sie, und ob er sich nicht an den Trogrand niedersetzen wolle? Da merkte der Urlauber, daß er seinen Abschied habe, grüßte kaiserlich und marschierte ab.

Und nun waren sie allein, der Lenzel und die Mirzel.

Es dürfte kaum der Mühe wert sein, das Gespräch zweier blöder Bauernkinder aufzumerken. Solch junge Leute sind ja sonst ganz munter und witzig, aber in einer gewissen Standzeit sind sie äußerst ungeschickt und befangen. Aber die zuckenden Augen und die errötenden Wangen plaudern mehr, als sie sollen und wollen. Und die Lippen haben reichlich zu tun, um durch täppische Herumrederei die Wahrheit zu verleugnen. Und das leidenschaftliche Verneinen ist ein heimliches Bejahen.

Als der Lenzel nachher davonging, soll es keinen Erdboden gegeben haben. Er schwebte.

Drei Wochen später war Allerheiligen. Da kam in den Alitschhof ein mit steifem Zuckerhutpapier eingewickeltes Packel. Der Schickbub sagte: „Für die Weiddirn Mirzel!“ und lief davon als ob er gejagt würde.

Die Leute guckten: „Mirzel, dir soll's gehören!“

„Mir soll's gehören?“ sagte sie und nahm zagend das Packel in den Arm. Trug es in die Kammer und machte es nicht auf. Sie hatte es aufs Fensterbrett gelegt, stand davor und schaute es an. Und den ganzen Nachmittag dachte sie: Was denn da drin sein könne? Das blutarme Kind war so reich an diesem Tage. Zehnerlei schöne Sachen dachte sie, jede konnte drinnen sein in dem blauen Papier. Hoch hatten ihre Wünsche sich ja nie verstiegen. Ein paar Wecken. Ein Rocken Flachs. Oder sollte der alte Kohlenbrenner-Vetter vom Kreßbach Wollenstrümpfe schicken, die er selbst so schön strickt? Oder gar die Hausteinerin, bei der sie nächst Jahr dienen soll, Zucker und Kaffee? — In Gottesnamen, tun wir halt schauen. Am End' sind's Feichtenzapfen oder eine andere

die am Raine Gras mähte oder im Garten Kohlköpfe abschnitt, fiel es zuerst auf, aber sie sagte nichts. Das erstemal, als sie ihn so sah, dachte sie auch nichts und schnitt ihr Gras. Das zweitemal dachte sie, der muß auf einem Viehhandel umgehen, jetzt, und schnitt ihr Gras. Das drittemal, als er aber am Gartenzaun stehen blieb und eine Weile zuschaute, wie sie den Kohl abhieb, dachte sie: Stehen bleibt er! ich tu nix desgleichen — und hieb Kohlköpfe ab.

Der Lenzel war noch vor keiner so lange stehen geblieben, obschon nach des Vaters Tod die Mutter gesagt hatte: „Bub, ich kann's nimmer dermachen mit der Wirtschaft, du mußt umschauen! Aber bring mir keine Dudl ins Haus, die alleweil nur ein schönes Gewand anhaben und nix arbeiten will!"

Nun also. — Die dort im Krautgarten, die arbeitet ja, und Gewand hats auch kein schönes an. Das gestrickt' Wollenjöppel und das blau' Leinwandkitterl wird's wohl noch tragen. Schuh' hats eh keine an. — Daß sie mit ihren drallen Barfüßlein dastand auf der schwarzen Erden, wollte ihm so übel nicht gefallen. Aber er sagte nichts und trottete wieder davon. Und dann tat's ihm leid, daß er sie nicht angeredet hatte. Das nächstemal nahm er sich's vor, ging aber wieder unverrichteter Sache vorüber, weil ihm nichts einfiel. Ihm war das Anschauen einstweilen ganz und gar genug; aber daß sie denken konnte: der muß ein Tappel sein, weil er nix zu reden weiß, das war's.

Das nächstemal ging er am Samstag vorbei, zur Feierabendstunde. Und wenn es auch schon finster sein sollte, das macht nix. Einfallen tut einem bei der Nacht leichter was. Da will er's bei ihr mit dem Fensterln probieren. Aber er kam zu früh, es war noch licht. Die Mirzel stand am Brunnen und scheuerte mit dem Strohwisch einen Zuber so heftig, daß das Kitterl lustig hin- und wiederschlug. Und dann ließ sie das kalte Wasser auf ihre Barfüße rinnen, bis Staub und Erde weggeschwemmt waren und sie feucht und rosig dastanden auf dem Brunnenstein. Und neben ihr stand der Soldat. Der Steinlacher Zenz, der auf Urlaub daheim war. Er hatte blaue Hosen und einen weißen Rock an, und einen schwarzglänzenden Tschako mit dem goldenen Kaiseradler auf, und am schwarzen Lendenriemen das Stilett. An den Ohren zwei gefettete Haarsechser geschwungen und unter der langen Nase zwei falbe Bartspitzen. Mit solch bewaffneter Macht war sie jetzt besetzt, die Dirn, unter drohender Gefahr eines Belagerungszustandes. Der Lenzel stand am Hundskobel und schäkerte mit dem Kettenhund, dem er die Hand in den Rachen hielt, der darob schrecklich knurrte, mit den langen weißen Zähnen schnappte und doch nicht dreinbiß. Aber des Burschen Auge war beim Dirndl, wie jetzt der Soldat mit ihm schäkerte. Einen langen Kornhalm hatte er vom Wege aufgelesen, der Kaiserliche,

„Das ist man schon gewohnt,“ sagte sie, verstand es nicht, auf was er angespielt hatte.

Da fragte er endlich zögernd: „Hast nit auch andere Schuh?“

„Ich hätt ein paar schöne Schuh im Kasten, aber die behalt ich mir für die Feiertäg.“

„Tragst du sie im Winter, da mußt sie dir nageln lassen.“

„Weißt leicht, daß sie nit genagelt sind?“

„Werden eh, werden eh! Wie soll ich das wissen?“

„Die Schuh sein mir geschickt worden,“ sagte sie und lauerte ein wenig.

„So, geschickt worden? Von wem denn?“

„Ja, Lenzel, wenn ich das könnt herausbringen! Will sie nit eher tragen, bis ich's weiß.“

„Hast keinen Gedanken?“ fragte er.

„Wohl schon gehabt, aber jetzt wieder nit. Herumfragen mag ich nit. Die Hausteinerin hab ich einmal gemeint. Die sagt: Nein. Der Kreßbach-Vetter ists auch nit.“

„Wirst ja noch mehr Bekannte haben. Vielleicht —“

„Was sagst?“

„Vielleicht der Urlauber Zenz?“

„Uh narrisch! Der ist selber barfuß gangen, ehvor ihm der Kaiser die Stiefel hat geschenkt.“

Blinzelte der Lenzel ihr mit großem Wohlgefallen ins Gesicht, aber ganz flüchtig. Das Wort hat ihm getaugt.

„Einen Rat tät ich dir wohl wissen, Mirzel,“ sagte er hernach. Jetzt kommt bald die Thomasnacht. Da wirfst du die Schuh über den Kopf hinteri, und wie sie nachher auf dem Fletz liegen und nach welcher Seiten ihre Zehenspitzen hinzeigen, von derselben Seiten sind sie hergekommen. Weißt du, geschenkte Schuh trachten immer zurück.“

Da sagte sie nichts mehr.

Der Thomastag ist der kürzeste Tag des Jahres, und doch konnte das Dirndl den Abend kaum erwarten. Nach dem Mahle erzählte ein alter Knecht Geschichten und die Alitschbäuerin wollte Lieder singen, bei denen die Mirzel ihr sonst mit ihrer „zweiten Stimm“ zu helfen pflegte. Heute aber sagte das Dirndl, es sei nicht ganz richtig, und zog sich bald in ihre Kammer zurück. Nicht ganz richtig! Das deuteten die Hausleute auf eine arge Schläfrigkeit. Allein, es war was anderes. Wenn eine immer ein paar Kalblederschuhe mit Ochsensohle im Kopf hat, wie soll sie da singen können? — Als die Tür hinter ihr verschlossen war, zündete sie die rote Ampel an, die sonst nur an hohen Festabenden vor einem Marienstatuettlein brannte. Dann holte sie aus dem Kasten die Schuhe und warf sie rasch hinter sich auf das Fletz. Und

Fopperei. — Im blauen Packel waren ein Paar Schuhe. Ein Paar neuer kohlschwarzer Kalbslederschuhe mit Ochsensohlen, gezähnten Laschełn und Riemen. An den Zehenspitzen hübsch „abgehackt“, wie die Bezeichnung lautet. Man sah unten am Sohlenrand keinen Pechdraht, wie bei den „Grobgnahten“; die Naht war inwendig versteckt. Bei der Wichtigkeit, die dieses Paar Schuhe für mich hat, habe ich mich neuzeit an einen Schustermeister gewendet, daß er mir die Technik solch versteckter Nähte erkläre; aber der lachte, da könne er nicht dienen; sohlengenähte Schuhe seien längst abgekommen, seit man die „Zwecke“ habe. Also wäre mein weiteres Herumfragen zwecklos.

Das Dirndl war sehr vergnügt. Schuhe! Buderlweiche Kalbslederschuhe mit Zahnlascheln! Und durchgnaht! „Jesseles, die hat mir frei der lieb' Herrgott geschickt! — Flugs an die Füße damit. „Für Strümpfeln sind sie gerichtet. Habn ma keine, so tun ma Stroh um die Zehen, ist auch schön warm. Und nix dabei? Kein March und kein Nam'. Wer's mir nur so gut tut meinen? — Du josl maron, was das für saubere Schuh sein! Und gut gehen drein!“ Wie sie etliche Mal im Zimmer hin- und hergetrippelt, streift sie die Schuhe wieder ab, schaut sie noch einmal an über und über und wischt mit einem Lappen etwaigen Staub weg. Dann stellt sie sie in ihren Gewandkasten, zieht den Schlüssel ab, was sonst nicht der Brauch ist im Alitschhof, und steckt ein paar klobige Holzschuhe an die Füße.

Etliche Wochen später ist auf dem Hof des Lenzel Brecheltag gewesen. Mit Holzwerkzeugen, Brecheln genannt, wird der Jahresbau des vorher im Dörrofen getrockneten Flachses gebrochen, von Spreu und Agen befreit, so daß das gelbliche weiche Rockenhaar hervorkommt. Zu dieser Arbeit pflegt der Bauer Nachbarsleute einzuladen, damit sie an einem langen Nachmittage vollzogen werden kann. Am Abende darauf große Mahlzeit, Tanz und andere Lustbarkeit. (Siehe mein „Volksleben in Steiermark: Das Fest der Hausehre.“) Zu diesem Brecheltag lud der Lenzel unter andern auch die Weiddirn vom Alitschhof. Und richtete es so ein, daß ihre beiden Brecheln nebeneinander standen. Vor allem war er auf eins begierig, aber sie hatte — die Holzschuhe an. Sie plauderten nicht viel selbander, sondern schwangen ihre Brechelscheiter über den Flachs. Aber als es Feierabend ward und sie nebeneinander zum Hause hingingen, fragte der Lenzel ruhig: „Tust nit schwer gehen in deinen Holzschuhen?“

„Im Winter seins halt schön warm, im Sommer trag ich gar keine,“ antwortete sie.

„Im Sommer, meinst. Und tun dich nit immer einmal die Halme stechen?“

Das elektrische Gewissen.

Von **Josef Wichner, Krems.** Nachdruck verboten.

Es gibt verschiedene Mittel, um einen, so in aller Heimlichkeit eine Übeltat begangen, zum Geständnisse zu bringen.

Das verläßlichste war wohl die Folter oder, wie es hieß, die peinliche Frage. Wurde der Verdächtigte gehörig gezwickt und gezwackt, gepreßt und gebrannt, wurden ihm die Glieder ordentlich ausgerenkt und die Nägel der Finger und Zehen gründlich ausgerissen und konnte er die Schmerzen schließlich beim besten Willen nicht mehr ertragen, dann — gestand er alles, was man wollte, und mehr noch, selbst wenn er so unschuldig war wie Abel an der Ermordung des Kain. Also konnten sich die humanen Inquisitoren dessen rühmen, es sei ihr Verfahren höchstens dann erfolglos geblieben, wenn so ein Dickschädel und Trotzkopf boshafterweise gestorben sei, ehe man an ihm alle Künste des gütlichen Zuredens habe versuchen können.

Nun . . . die peinliche Frage darf man, Gott sei Dank, in zivilisierten Ländern nicht mehr stellen, wenigstens nicht mehr in der veralteten Form der Daumenschrauben, Streckbänke u. s. w.; aber manchmal führt eine List, wenn sie nur das Gewissen zu wecken vermag und der Übeltäter noch eine Portion kindlicher Naivetät besitzt, auch zum Geständnisse, wie denn ja bekanntlich Gellerts „Lügenbrücke" den Bauernknaben, um ja sein Bein nicht zu brechen, zwang, der Wahrheit gemäß zu gestehen, er habe schändlich gelogen, und der Hund, den er einmal gesehen, sei weder so groß wie ein Pferd noch wie ein Ochse noch wie ein Kalb sondern nicht größer und nicht kleiner, als nun einmal die Hunde seien.

Auch der alte Höninger, der berühmte Professor Gockulorum, brachte einmal gestohlen Gut zuwege, indem er dem unbekannten Diebe die Wahl ließ, entweder das gemauste Geld bei Heller und Pfennig an einem bestimmten Orte zu hinterlegen oder einen Höcker zu kriegen, um den ihn das schönste Kamel beneiden würde.*)

Und so habe auch ich vor nicht gar langer Zeit einmal den Untersuchungsrichter gespielt und eine arme Sünderin zu einem Geständnisse gebracht, das ihr sonst wohl nur die allmächtige Zeit entlockt hätte.

Ich bin nämlich im Besitze eines Zauberkästchens, von dem selbst die berüchtigsten Zauberer vergangener Jahrhunderte keine Ahnung gehabt hatten. In ihm ist eine geheimnisvolle Flüssigkeit, und wenn ich nun einen Zauberstab eintauche, dann werden die Klopfgeister wach und hämmern wie besessen und sprühen Funken, daß es einem schier

*) Vergl. Wichner: „Erlauschtes", S. 233 ff.

schaute, wie sie gefallen waren. Beide hatten ihre Zehenspitzen nach der Seite hin, wo das menschenleere Gebirge stand. Das war sicherlich falsch, von dort konnte kein Schuh kommen. Sie warf ein zweitesmal, da war's noch dümmer, die eine Schuhspitze zeigte nach St. Kathrein, die andere nach dem Mürztal. Sollten zwei Spender aus verschiedenen Richtungen zusammengeschossen haben? Aller guten Dinge sind drei, dachte sie, hub die Schuhe auf und warf sie ein drittesmal über den Kopf nach hinten. Diesmal mit bedachtsamer Vorsicht. Jetzt hatte sie's. Beide Schuhe zeigten einstimmig die Richtung quer über das Hochtal, nach dem Berg, auf dem der Hof des Lenzel stand. Nun warf sie nicht mehr. Nun war's ihr recht. Sie nahm ein Tüchlein, reinigte die Schuhe sorgfältig von jedem Stäubchen und stellte sie mit Zärtlichkeit in den Kasten. Dann legte sie sich nieder und schluchzte die halbe Nacht.

Vier Tage nachher war Christtag. Der Lenzel legte sein neues graues Lodengewand an mit den grünen Aufschlägen an Kragen und Ärmeln und setzte den schwarzen Hasenhärenen auf. Der breite schneeweiße Hemdkragen war von einem roten Seidentuch zusammengehalten. In der Weste hatte er an einem Packfongkettlein hängend eine große Taschenuhr mit Stahlgehäuse. Diese Uhr zog er nun auf dem Weg zur Kirche mehrmals heraus, aber nicht, um nach der Zeit zu sehen, sondern um rückwärts ins blanke Gehäuse zu gucken, ob er wohl auch ein so freundliches gutes Gesicht hatte, als er heute zu haben wünscht. Tags zuvor hatte es geschneit. Nun stieg hinter dem Wald die rote Sonnenscheibe groß herauf, daß die weite Schneelandschaft hold erglühte. So kam der Lenzel zur Kirche. Dort drängte er sich mit anderen durch das rückwärtige Tor hinein, das unter dem Turm ist. Ganz flüchtig hatte er bemerkt, daß hinter ihm die Mirzel nachging und daß sie am Tor zurückblieb. Denn sie hatte heute die neuen Schuhe an und da wäre es gerade, als trippelten sie ihm — dem Spender nach. Das durfte nicht so aussehen, so ging sie außen links um die Kirche. Das hatte er bemerkt, kehrte um und ging außen rechts um die Kirche.

Und draußen, just hinter dem Schiffe des Hochaltars, unter einer schneebeschwerten Tanne haben sie sich begegnet.

Nach der ersten Verwunderung darob, daß die neuen Schuhe schnurgerade zum Spender zurückgekehrt waren und nach dem heftigen Schreck darüber, daß bei dieser Rückkehr sie selbst in den Schuhen steckte, hat sie aber lachen müssen. Während drinnen schon die Orgel klang, haben sie sich die Hand gegeben — das schweigende Versprechen.

---

wäre! Aber verliebte Leserinnen wissen gleichfalls, daß Leid um der Liebe willen der Liebe Glück erst recht voll und das Band der Liebe erst recht fest, ja unzerreißbar macht, wie's denn auch im alten Volksliede gar so schön heißt:

„Käm' alles Wetter gleich auf uns geschlahn,
Wir sind gesinnt, bei einander zu stahn;
Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein
Soll unsrer Liebe Verknotigung sein."

Die menschlichen Gänschen haben mit den Gänsen aus dem Tierreiche in vielem und so auch in folgendem große Ähnlichkeit: wie von den Tiergänsen das Wasser in Perlen abrinnt und sie somit nie naß bleiben, so rinnt auch von den Menschengänsen das Wasser gut gemeinter Warnung ab, und so ließ denn auch unsere Gretel alle Ermahnungen und Drohungen über sich abrinnen und summte in der Küche ein Liebeslied ums andere.

Das ging so in allen lustigen Dur-Tonarten, bis der treue Franzl in einer gar vertrauten Stunde erfuhr, es sei nun an dem, daß man die Hochzeit nicht allzuweit hinausschieben dürfe, dieweil der Storch bereits an des Mädchens Kammerfenster vorbeigeflogen sei und ein gar hämisches Gesicht gemacht habe.

Sind doch Feiglinge, diese Männer . . . selbst die in der schönsten Uniform! Zuerst pfeifen sie dem Storch, und wenn er nun dahergeﬂudert kommt, dann nehmen sie Reißaus, als sei der Teufel im Automobil hinter ihnen drein. Als der Franzl vom Storche hörte, wurde er käseweiß, es verschlug ihm die Rede und . . . er ward nicht mehr gesehen.

Und nun ging's bei der dummen Grete in allen Moll-Tonarten. Nun bekam die Herrschaft wohl frisches, klares Bier, hatte aber eine trübsinnige Magd, die sich schier zergrämte, ganze Nächte durchweinte, mit Todesbangen in die Zukunft sah und doch, als ob das etwas geholfen hätte, hartnäckig, ja selbst mit geheuchelter Entrüstung — wie man so etwas von ihr denken könne — leugnete, wenn die Frau der Ursache ihrer Traurigkeit mit vorsichtigen Fragen auf den Grund kommen wollte.

Ach ja, die Gretchen-Tragödie wiederholt sich Tag für Tag unzähligemale, und die elenden Schufte, die gehen ungestraft ihre Wege und rühmen sich noch ihrer leicht errungenen Siege! Wenn ich nur solche Kerle mit meinem Zauberkasten zwicken und zwacken könnte, daß ihnen Hören und Sehen verginge! Warum gibt es keine Gesetze, die dem gewissenlosen Verführer das Handwerk legen, während das arme, betörte Mädchen, der Schande preisgegeben, von allen „tugendsamen" Menschen verachtet und gemieden, von den eigenen Eltern verstoßen, in der Verzweiflung zur Mörderin wird! —

Doch . . . ich werde furchtbar ernst und ich wollte eigentlich eine spaßhafte Geschichte schreiben.

unheimlich wird. Befestige ich nun irgendwo am Kästchen zwei mit Seide übersponnene Kupferdrähte und an den Drähten zwei Metallzylinder, die wie Uhrgewichte aussehen, und gebe ich diese Zylinder irgendeinem Menschenkinde in die Hände, dann zwickt's und zwackt's beinahe wie bei der peinlichen Frage aus der guten alten Zeit und der arme Gefangene schneidet die lächerlichsten Grimassen und verdreht die Arme, als sei er wahnsinnig geworden, und die Muskeln zucken ihm am ganzen Leibe und er kann die verteufelten Dinger doch nicht loskriegen, bis ich am Kästchen einen Tupfer mache und die Geister zur Ruhe bringe.

So ein Zauberkästchen habe ich.

Die Frau Nachbarin aber, die hatte ein Dienstmädchen, ein herzliebes, schwarzhaariges, rehaugiges, blutjunges, dummes, unerfahrenes, leichtgläubiges Ding.

Und das dumme Ding hatte einen Infanteristen mit einem Schnauzer wie ein Kater ins Herz geschlossen und also war der Glückseligkeit . . . für einige Zeit wenigstens . . . kein Ende. Ei, war das ein Singen und ein Springen den ganzen Tag und ein silberhelles Lachen und eine versalzene Suppe um die andere! Natürlich, ihre Herrin, die von der gefährlichen Liebschaft nichts wissen wollte, wollte ihr halt keine Freude gönnen oder war ihr als eine Witwe um den schmucken Krieger mit den blitzblanken Knöpfen auf blauem Grunde gar neidig! Ehrlich und aufrichtig meinte es selbstverständlich nur der Franzl mit ihr, eines reichen Bauern einziger Sohn, wie er sagte, der sie, sobald seine Dienstzeit um sei, heiraten und als Bäuerin auf den stattlichen Hof setzen wolle, wie er sagte und mit Himmel und Hölle bei siebenmalhunderttausend Teufeln beschwor.

Dies Versprechen würde er, das ließ sich die Margarete oder Grete, was soviel wie Gänseblümchen heißt, nun einmal nicht nehmen, mit eben derselben militärischen Pünktlichkeit halten, mit der er jeden Abend Schlag sieben Uhr stramm vor dem Haustore stand und das Seinige dazu beitrug, daß die Grete im Bräuhause frisches Bier, die „Gnädige" aber Spülwasser bekam. Und ebenso pünktlich führte er seine Prinzessin Tausendschön jeden zweiten Sonntag zum Tanze, und wenn er das einemal sein Geldtascherl vergessen hatte, das anderemal die Postanweisung noch nicht gekommen war, so beglich halt die Braut einstweilen die kleine Rechnung . . . bei wahrhaft liebenden Herzen hört selbst in Geldsachen die Gemütlichkeit nicht auf.

Verliebte Leserinnen dieser Geschichte können sich's lebhaft vorstellen, daß die neidische Gnädige, die schon ihrer drei Fratzen wegen kein Mann mehr anschauen mochte, das arme Dirndl dieser unschuldigen Liebe halber halbtot sekkierte . . . gerade, als ob Liebe ein Verbrechen

So hat sich denn das elektrische Gewissen geregt, aber ich möchte den zufällig einmal gelungenen Versuch nicht wiederholen; denn zumeist sind die Leute heutigestags so durchtrieben und gerieben, daß sie sich auch aus meinem Zauberkasten nichts machen.

Und ich tät's auch aus einem anderen Grunde nie und nimmer. Ich hatte, einer plötzlichen Eingebung nachgebend, gar nicht überlegt, daß der Scherz eine gar böse Wendung hätte nehmen können und daß ich den guten Ausgang vielleicht nur dem trotz allen Elendes nicht entschwundenen Lebensdrange des Mädchens zu danken hatte.

Wie, wenn das Mädel in seiner Verzagtheit und Verzweiflung hätte sterben *wollen*? Wenn es im festen Glauben an mein Wort, daß der Zauber die Schuldige augenblicklich töte, in die Reihe getreten wäre ... wie einer, der von der Brücke in den Strom springt?

Mag ja sein, und es ist dies auch das Wahrscheinlichste, daß die Grete auch in diesem Falle nicht mehr und nicht weniger empfunden hätte als alle anderen, denen der unschädliche schwache Strom in den Muskeln prickelte und deren Gekreische mehr Freude als Schmerz kündete. Dann wären ihr halt trotz ihrer Dummheit die Augen aufgegangen und sie hätte gesehen, daß ich ihr nur eine Falle habe stellen wollen. Vielleicht wäre auch ihr Lebensdrang wieder erwacht, sie hätte aufgeatmet und, wie wir Menschen nun einmal sind, sich der kleinen Galgenfrist sogar gefreut.

Aber ... seitdem ich in allerlei Doktor- und Philosophenbüchern von der Macht der Suggestion, des in der Sache irrenden und doch geheimnisvoll wirksamen Glaubens, gelesen habe, will's mich bedünken, die arme Grete, die ja auch der Suggestion des Infanteristen erlag, hätte wirklich, wie vom Schlage gerührt, maustot umfallen können.

Gibt's nicht Ärzte, die einem Patienten purlauteres Wasser reichen und sagen, es sei das eine äußerst heilkräftige Medizin? Und gläubige Kranke sind durch diese Medizin schon oft wirklich gesund geworden. Dagegen hat ein Arzt in Frankreich, den man eigentlich einsperren oder aufhängen sollte, den Kranken eines Spitals versuchshalber Wasser zu trinken gegeben und nachher mit geheucheltem Schrecken gesagt, er habe die Giftflasche erwischt, worauf alle unter Vergiftungserscheinungen schwer erkrankt, einige sogar gestorben sind.

Wie ich das alles in einer schlaflosen Nachtstunde überlegt habe, da ist mir der Angstschweiß auf die Stirne getreten und ich habe mit dem Manne, der des Bartes ledig sein wollte, beim rechten Barbier aber bald den Kopf verloren hätte, vor mich hingemurmelt:

„Bei Gott, das hatt' ich nicht bedacht,
Doch hat es Gott noch gut gemacht —
Ich will mir's aber merken!“

Kehren wir wieder zum Scherz zurück, hinter dem aber wie in den meisten meiner Geschichten der Ernst lauert.

Die gute Nachbarin besprach sich des öftern mit meiner Frau und meinte, sie habe ja trotz allem und allem Mitleid mit dem armen Dinge und sei gerne bereit, dem Mädchen, soweit es in ihren Kräften stehe, die gefürchtete Zukunft erträglicher zu gestalten; aber . . . ein ehrliches, offenes und reuevolles Geständnis, das könne und müsse sie verlangen.

Eheleute müssen bekanntlich Freud und Leid und daher auch alle Neuigkeiten und bei der bewundernswerten Schweigsamkeit der Weibsleute sogar alle Geheimnisse miteinander teilen, und so erfuhr ich auch von der traurigen Geschichte. Plötzlich tauchte in mir der Gedanke auf, ob es denn nicht möglich wäre, durch gütliches Zureden mittels meines Zauberkästchens der Wahrheit auf den Grund zu kommen.

Also veranstaltete ich zur Freude aller Kinder und kindischen Leute eine elektrische Vorstellung, und das Gekicher und Gekreische wollte kein Ende nehmen, wenn ich einen Knaben eine Münze aus dem vom elektrischen Strome durchzuckten Wasser holen ließ und sich ihm die Finger zusammenkrampften, daß er das Metallplättchen nicht fassen konnte, oder wenn ich, den vorwurfsvollen Blicken meiner Frau zum Trotze, die Verbindung mit einem lieben Mädel durch ein Busserl herstellte, das auf den Lippen wie Paprika und Pfeffer brannte.

Auch die Grete war mit den Kindern der Nachbarin zur Sitzung gekommen und machte um so größere Augen, als sie, ein Dorfkind, von solch unheimlichen Dingen keine Ahnung hatte.

Eben darauf baute ich meinen Plan.

Ich ließ eine Kette bilden, und als sich alle Anwesenden mehr oder minder zaghaft die Hände reichten, raunte ich der Grete etwas in die Ohren, und siehe da . . . sie wurde krebsrot im Gesichte und war um alles in der Welt nicht zu bewegen, in die Reihe zu treten und den unheimlichen Zauber über sich ergehen zu lassen.

Am selben Tage noch legte sie ihrer Herrin unter einem Strome von Tränen das Geständnis ihres Vergehens ab, und es ist der guten Dame gelungen, die Eltern der armen Sünderin versöhnlich zu stimmen und . . . vielleicht . . . schreckliches Unheil zu verhüten.

Nun möchte aber der neugierige Leser gerne wissen, was ich der verlassenen „Soldatenbraut" für ein so wirksames Zauberwort zugeraunt habe.

Ich habe ihr mit bitterernster Miene gesagt: „Madel . . . wenn du unschuldig bist, dann tritt getrost in die Reihe, wenn aber nicht . . . dann hüte dich, sonst fällst du, von der geheimnisvollen Macht getroffen, augenblicklich maustot zu Boden!!"

„Ich war vierundzwanzig Jahre alt, Offizier in der Leibgarde des jungen Kaisers Alexander, der soeben seinem und Ihrer Großfürstin unglücklichen Vater Paul auf dem Throne gefolgt war, und befand mich in der angenehmen Lage, jung, gesund und lebenslustig, dabei Herr eines ansehnlichen Vermögens und — mehr als das alles! — der glückliche Bräutigam der schönen und liebenswürdigen Gräfin N. zu sein. Ich liebte sie mit schwärmerischer Leidenschaft und sie erwiderte meine Gefühle in derselben Weise. Nur zwei kurze Wochen trennten uns von dem Tage, der uns für immer vereinen sollte. Aber Gott hatte es anders beschlossen. Anna erkrankte und starb an demselben Tage, an welchem unsere Trauung stattfinden sollte. Meinen Schmerz will ich Ihnen nicht schildern — ich glaubte nicht mehr leben zu können. Aber, was vermögen nicht die Zeiten und — die Jugend. Ich begab mich in Gesellschaft eines lieben Freundes auf Reisen und kehrte nach einem Jahre hieher zurück, zwar nicht mehr der frühere fröhliche Knabe, doch meinen Verlust ruhig zu ertragen gewöhnt und wieder fähig, mich an der damals in rauschenden Festlichkeiten sich ergehenden Gesellschaft zu beteiligen. Aber eine neue Leidenschaft hatte sich meiner bemächtigt, die des Spieles. Es wurde zu jener Zeit in der vornehmen Petersburger Gesellschaft viel und sehr hoch gespielt. Bisweilen handelte es sich an einem Abende um Gewinn oder Verlust von Hunderttausenden. Das Glück schien mir wohlzuwollen, ja es kam eine Periode, in welcher ich fast täglich bedeutende Summen gewann, so daß ich am Pharotische eine gefürchtete Person wurde. Das feuerte mich an, mit großer Kühnheit und gerade mit Beiseitesetzung der auf Wahrscheinlichkeitsrechnung sich gründenden Spielregeln zu pointieren. Das Glück blieb mir auch dann treu — bis auf einen Abend. Ein Souper beim Grafen C. wurde, wie gewöhnlich, mit einem die Nacht hindurch währenden Spiele beschlossen. Der Graf hielt Bank und ich begann sogleich mit hohen Einsätzen dieselbe zu bestürmen. Im Anfange wechselten Gewinn und Verlust, aber dann trat eine Periode ganz unglaublichen Malheurs für mich ein. Jeder Satz, den ich wagte, ging verloren, was mich nur zu höherem Pointieren trieb, und bald hatte ich meine ganze Barschaft verspielt. Ich begab mich in meine nahe Wohnung und holte die Kassette, in welcher sich meine Wertpapiere befanden. Das Unglück hörte nicht auf, mich zu verfolgen, und in weniger als einer Stunde hatte ich über zweihunderttausend Rubel verspielt. Noch besaß ich zwei große Güter und das Haus, in welchem ich wohnte. Sie wurden von einem der Anwesenden taxiert und gingen in einer einzigen Taille verloren. Ich erhob mich und trug einem Lakaien auf, meinen Wagen vorfahren zu lassen. Totenstille war im Zimmer, selbst der glückliche Gewinner meines gesamten Vermögens saß bleich und mit verlegener

Das alte Pferdegeschirr.

Eine merkwürdige Geschichte.

In seinen Erinnerungen an die Goethezeit erzählt Julius Schwabe folgende Geschichte:

Einen russischen Großen, den Fürsten D., befreite mein Onkel als Leibarzt der Großfürstin Maria Paulowna durch seine ärztliche Kunst von einem langjährigen Leiden und gewann dadurch die Gunst und Zuneigung dieses Herrn in hohem Grade. Wenn er später wieder nach Petersburg kam, verbrachte er manche angenehme Stunde bei dem Fürsten. Dieser war ein feingebildeter alter Herr, der in seinem prachtvollen Palast ein ziemlich einsames Junggesellenleben führte. Nebenbei galt er für einen der reichsten Männer in Petersburg. Er bewohnte mit seiner Dienerschaft das Erdgeschoß des Palastes, während die oberen Räume Bilder, plastische Kunstwerke und andere kostbare Sammlungen enthielten. Als mein Onkel eines Tages mit dem Fürsten in traulichem Gespräche saß, welches sich auch auf naturwissenschaftliche Gegenstände lenkte, lud ihn der Fürst ein, die Herrlichkeiten des oberen Stockwerkes anzusehen. Sie stiegen hinauf und durchschritten eine Reihe glänzender Säle, von denen die ersten Meisterwerke der Malerei und Skulptur, die folgenden in großen Mahagonischränken wohlgeordnete zoologische, mineralogische und ethnologische Sammlungen enthielten. Bei den Erklärungen, welche der Fürst über den und jenen Gegenstand gab, zeigte sich, daß er weitgehende und gründliche Kenntnisse besaß. Als sie sich dem Eingange zum letzten Saale näherten, sagte der Fürst: „Jetzt kommen wir zu meinem Quodlibet, mit der Wissenschaft hat es hier ein Ende.“ In diesem letzten Saale standen zwölf Glasschränke, von denen sich einer durch kunstvolle Schnitzerei und durch eingelegte Arbeit aus Silber und Perlmutter vor den übrigen auszeichnete. Sie enthielten allerlei, zum Teile sehr kostbare Seltenheiten und Kunstwerke aus Gold, Silber, Email und edlen Steinen, venetianische Gläser, Elfenbeinschnitzereien u. dgl. m. Aber der eine ausgezeichnete Glasschrank enthielt weiter nichts, als ein Paar darin aufgehängte alte Pferdegeschirre, die vor langen Jahren wohl recht elegant gewesen sein mochten, es jedenfalls aber nicht mehr waren. „Nicht wahr, Sie wundern sich über den seltsamen Inhalt dieses Schrankes?“ sagte der Fürst zu meinem Onkel, der ihn, vor dem Schranke stehend, fragend anblickte. „Nun, was Sie darin sehen, das ist das kostbarste Stück in dieser ganzen Sammlung, und Sie sollen hören, was es damit für eine Bewandtnis hat.“

Als die beiden Herren wieder unten im Zimmer des Fürsten bei einer Flasche feurigen Syrakusaners saßen, erzählte der Fürst folgendes:

ihnen ihren Ehrenplatz in demselben Schranke angewiesen, in welchem Sie noch heute, nach fast dreißig Jahren, sie gesehen haben.

Meine Erzählung hat noch einen kleinen Appendix, sprach der Fürst nach einer Pause, welche dem goldglänzenden Syrakusaner gewidmet worden war. Als Haupt meiner Familie und im unbeschränkten Besitz des durch Erbschaften bedeutend angewachsenen Vermögens, errichtete ich mit Genehmigung des Kaisers ein Familienstatut, welchem zufolge jedes mündig werdende Glied meiner Familie vor dem Schranke, welcher die Pferdegeschirre enthält, das Gelöbnis abzulegen hat, sich für immer des Hazardspieles zu enthalten. Wer dieses Versprechen bricht oder sich nicht dazu versteht, es abzulegen, geht jedes Erbanspruches an das D.sche Hausvermögen verlustig. Leider hat diese Bestimmung ihre Bedeutung verloren, denn schon seit Jahren bin ich der letzte Überlebende meines Geschlechtes. In wehmütige Erinnerung sich versenkend, leerte der Fürst sein Glas.

Der Sänger Gruß ans Heimatland.

Wir grüßen dich, Bergland, du teure Heimat. Wir jauchzen dir zu, wie sehr wir dich lieben.
Wir lieben die blühende Flur, den Brautkranz der Jugend!
Wir lieben des Kornes wogenden Feldplan — den nährenden Vater.
Wir lieben der Weinhügel sonnigen Busen — die säugende Mutter.
Wir lieben den Wald, den dämmernden Garten der blauen Blume.
Wir lieben der stillen Heide traumvoll sinnende Muse.
Wir lieben den friedlich gebetteten Alpsee, wo müde gehetzt das Weltkind rastet in des Kahnes schaukelnder Wiege. Wir singen ihm leise ein liebliches Schlaflied.
Vor allem euch, ihr stillen Felsen, ihr schneegekrönten Wächter der Heimat — mit Ehrfurcht grüßen wir euch. Behütet mit ehernem Wall der Vorfahren heilige Stätte. Behütet, ihr ewigen Berge, den deutschen Enkeln das Land der Treue und Freude!

Was bedeutet die Heimat?

Von. E. Scholz.*)

Es ist eine allgemeine Erscheinung, daß die Heimat in jedem Menschen mit gesundem Gemüt eine tiefe Zuneigung erzeugt, die sich bis zu einer heftigen Sehnsucht steigert, wenn er durch Lebensumstände in die Fremde verschlagen wird. Wohl sagt man gerade uns Deutschen nach, daß wir leicht geneigt sind, in der Fremde rasch das Heimische zu

*) Dieser Aufsatz wird uns zum Vorabdruck freundlich zur Verfügung gestellt. Er erscheint demnächst in dem Werke „Deutsche Schulerziehung", herausgegeben von W. Rein (München, J. F. Lehmann).

Miene hinter seinen aufgehäuften Schätzen. „Es bleibt mir nun nur noch die Bitte übrig," sagte ich zum Grafen C., „daß Sie mir ererlauben, noch diese Nacht in meinem oder vielmehr nun Ihrem Palais zu schlafen. Wo ich morgen mein Haupt hinlegen werde, das mögen die Heiligen wissen." „Benutzen Sie Ihr Haus, so lange Sie wollen," entgegnete Graf C. „Aber ich höre soeben Ihren Wagen vorfahren — wollen Sie nicht noch einmal Ihr Glück versuchen? Ich taxiere denselben für 800 Rubel — „sind Sie damit einverstanden?" — Sie können wohl denken, daß ich darauf einging, und schon beim zweiten Abzug war der Wagen verloren. „Und nun noch die Pferde!" sagte ich. „Sie kosten mich 1200 Rubel." Graf C. zog ab und meine schönen Pferde gesellten sich zu den übrigen. „Jetzt bin ich aber gründlich zu Ende," sagte ich, „ich müßte meinen eigenen Leib und Seele auf eine Karte setzen, wenn ich noch einmal spielen wollte." — „Nicht nötig, lieber Fürst!" rief einer der anwesenden Herren, „Sie haben zwar Pferde und Wagen verloren, aber noch sind die beiden schönen Geschirre, welche die Pferde tragen, Ihr Eigentum. Die sind doch sicher ihre 200 Rubel wert." Graf C. ergriff ein neues Spiel Karten, ich zog aus meinem Talon die Pique-Fünf und sah mit völliger Gleichgültigkeit dem Abziehen der Karten zu. — Roi perd. Valet gagne — Dix perd, Huit gagne! klang es einförmig und interesselos an mein Ohr. Und als es hieß: As perd, Cinq gagne, und als C. 200 Rubel vor meine Karte legte, mußte ich lächeln über die Großmut des Geschickes, das mir von den verlorenen 700.000 bis 800.000 Rubeln 200 zurückerstattete. Ich ließ den Gewinn stehen und bog eine Paroli. Auch dies gewann und meine brave Fünf erhielt eine Six-leva. Schon der nächste Abzug erfolgte zu meinen Gunsten. Die Fünf wurde zu einem Douze-leva gebogen und gewann zum viertenmale in derselben Taille. Dreitausend Rubel lagen vor mir. Mut und Interesse waren wieder gewaltig in mir erwacht. Ich spielte weiter und wagte die kühnsten Sätze. Das Glück begünstigte mich in derselben unerhörten Weise, in der das Unglück mich vorher verfolgt hatte. Und daß ich es kurz mache: ich gewann meine Equipage, mein Haus, meine Güter und mein Geld zurück, letzteres bis auf die letzte Kopeke, aber auch nicht eine Kopeke mehr, denn als ich diesen glücklichen Erfolg erreicht hatte und Graf C. fragte, ob ich noch eine Taille wünsche, dankte ich und gab vor den versammelten Herren mein Ehrenwort, daß ich nie wieder spielen würde. Ich habe wohl bei späteren Gelegenheiten dem Spiele oft mit Interesse zugesehen, aber nie die Versuchung gefühlt, mich daran zu beteiligen, so daß es mir gar nicht schwer geworden ist, mein Wort zu halten. Aber meine Retter aus großer Lebensnot, die beiden Pferdegeschirre, habe ich damals sogleich außer Dienst gesetzt und

Beziehungen wir zu den Gegenständen und Personen und Einrichtungen der Heimat von Jugend an getreten sind. Diese Beziehungen müssen derart sein, daß sie in uns lebhafte Erinnerungsbilder erzeugen, die von nicht minder lebhaften Gefühlstönen begleitet sind. Letzteres wird besonders dann der Fall sein, wenn wir durch dauernden Umgang die einzelnen Erscheinungen der Heimat nicht nur gründlich kennen gelernt, sondern mit ihnen auch vieles erlebt haben, etwa wie Asmus Semper in seinem „Jugendland". Dazu gehört aber vor allem eine ruhige, beschauliche, wenn auch dem flüchtigen Blick nach außen hin nicht immer als „glücklich" erscheinende Jugendzeit.

Darum ist auch nicht immer der Ort, an dem wir geboren sind, schlechthin schon unsere Heimat. Das bedauernswerte Kind des Schaustellers, das von seinen ersten Erdentagen an nie an einem Ort so lange verweilt hat, um ihn näher kennen zu lernen und zu ihm in persönliche Beziehung treten zu können, hat keine Heimat trotz des behördlich ausgestellten Heimatscheines. Es wird diese innere Heimat auch später nicht finden, nicht finden können, da ihm die Hauptbedingungen hierfür fehlen: lebhafte Jugendeindrücke, zahlreiche Erlebnisse, gute und böse, gemütliche Regungen aller Art, die alle zu einer bestimmten Gegend mit ihrem fest umrissenen Inhalt in Beziehung stehen. Was ein solches Kind im besten Falle gewinnen kann — und leider geht das heutzutage bei der lebhaften Freizügkeit vielen so — das ist eine zweite Heimat, die der Stiefmutter gleicht. Ihrem Wirken fehlt das Beste, die herzliche Wärme und Kraft, die innige Zuneigung, die auf dem von der Natur geknüpften Bande beruht.

Ähnlich wird es dem armen Großstadtkinde gehen, das den größten Teil seiner Jugendjahre im engen Hinterhause oder in der dumpfen Kellerwohnung zubringt und mit dem Getriebe der Straßen nur bekannt wird, wenn es seinen Weg durch diese zur Arbeit oder zum Betteln nimmt. Ähnlich aber ergeht es im Sinne unserer Betrachtung — und das ist das Bedeutsame an der Sache — auch dem Großstadtkinde, das seine Jugendjahre zwar in Reichtum und Sorglosigkeit zubringt, aber von überbesorgten Eltern möglichst vor jeder Berührung mit der Außenwelt bewahrt wird. Es lernt weder Wind und Wetter noch Blumen und Sonnenschein auf seine Art kennen, darf nach eigener Herzensregung weder mit Tieren noch mit Menschen Freundschaft schließen. Verkümmert jenes im Geist und verödet sein Gemüt vorzeitig, so bleiben Herz und Sinn bei diesem nicht minder arm, denn es wird vorzeitig verzogen und unselbständig und verfällt unfehlbar entweder einer vornehmen Blasiertheit, oder es wird ein gewandter, aber hohler Schwätzer. Das Gemüt geht bei allen diesen Kindern nach der Seite der Heimatliebe leer aus, denn ihnen allen fehlt eine Grundbedingung zu deren Ent-

vergessen. Indes ist diese Erscheinung weniger der Ausfluß von mangelnder Heimatliebe, als vielmehr einer überspannten Bewertung alles Ausländischen, Fremden. Da diese Untugend allerdings auf die Dauer geeignet ist, der natürlichen Wertschätzung des Heimischen Abbruch zu tun, sie in ihrer Entwicklung zum mindesten stark zu hindern, so wird zu untersuchen sein, was zu geschehen hat, damit Uhlands Wort:

„Verwünschte Gier, die uns nach Fremdem spornt,
Indes schmachvoll das Heimische verdirbt!"

für die Zukunft immer mehr an Geltung verliere. Das ist in erster Linie Aufgabe des Geschichts- und des Sprachunterrichtes. Hier stellen wir zunächst fest, daß die Heimatliebe, die Heimatsehnsucht wirklich vorhandene, wertvolle Seelenkräfte sind, mit denen die Erziehung zu rechnen hat.

Wie kann aber die Heimat solche Gemütszustände erzeugen? Die Antwort ergibt sich zum großen Teil aus ihrem Wesen.

„Die ursprüngliche Heimat ist eine Mutter, die zweite eine Stiefmutter." Dieses volkstümliche Sprichwort kennzeichnet treffend das Wesen der Heimat. Wie das Kind von der Mutter die erste leibliche Nahrung empfängt, auf der sein körperliches Wachstum und Wohlbefinden ruht, so dankt es der Heimat die Grundlage für seine geistige Entwicklung: in den in der Heimat gewonnenen zahlreichen und tiefen Eindrücken wurzelt sein Innenleben. Diese Erstlingseindrücke sind bestimmend für die Bildung des Gefühlslebens. Nach der Liebe der Mutter sehnt sich das Kind in der Fremde, an das Herz der Mutter kehrt der müde Wanderer zurück. Nach der Heimat mit ihren Naturschönheiten und Kunstschätzen verzehrt sich Mignon in Sehnsucht, und wehmütig klingt des nach dem rauhen Norden verschlagenen Zigeuners Lied: „In die Heimat möcht' ich ziehen, in das Land voll Sonnenschein!"

Aber Reichtum und Schönheit und Ruhm gehören nicht zum Wesen der Heimat, sind nicht unerläßlich zur Erzeugung der Heimatliebe. Auch das äußerlich und innerlich arm und beschränkt erscheinende Jugendland findet unsere Zuneigung. Heine, dem man nicht allzuviel Liebe zur deutschen Heimat nachrühmt, bekennt einmal offen: „Heimlich sehnen wir uns oft nach den engen Dummheiten und Verkehrtheiten der Heimat", und von dem Dichter R. zu Megede lasen wir im vergangenen Jahre nicht ohne Rührung, daß er, der Todgeweihte, wie seine Schwester schreibt, aus dem sonnigen Italien eine „schreckliche 36stündige Reise" unternimmt, nur um seine Heimat in Ostpreußen, die er mit ihren bescheidenen Flachlandreizen über alles liebt, noch einmal zu sehen.

Für das Wesen der Heimat ist es also zunächst gleichgültig, woran sich die Erinnerung knüpft, ob an Sonnenschein und Marmortempel oder an Moor und Sand. Nicht gleichgültig aber ist, in welche inneren

Eindrücke bilden bei allem Wechsel des Innenlebens einen bleibenden Grundzug der sich nach und nach entwickelnden Persönlichkeit. So ist die Heimat die Quelle der wertvollsten Güter für unsere innere Entwicklung; dem geistigen Wachstum schafft sie die unerläßliche feste Grundlage, das Gefühlsleben empfängt von ihr Wärme und Reichtum, der werdende Charakter durch Gewöhnung und freie Betätigung die ersten Richtlinien für seine spätere Gestaltung.

Die Heimat gewinnt aber noch an Bedeutung, wenn wir die Tatsache ins Auge fassen, daß in der Heimatliebe die Vaterlandsliebe wurzelt. Das Heimatgefühl entwickelt sich allmählich zur Liebe an der Eigenart des Volkes, dem wir angehören, und zur Liebe zu dem Staatswesen, das unsere Heimat in ihrer besonderen Art schützend und fördernd umfaßt. Aus der Heimatliebe und Heimatfreude erwächst im Volke lebendig und kräftig die freudige Hingabe an das gemeinsame Vaterland. Indes doch mit einer Einschränkung.

Ebensowenig wie zur Erzeugung einer starken Heimatliebe die bloße Geburt an einem bestimmten Orte schon hinreicht, ebensowenig genügt die bloße politische Zugehörigkeit zu einem großen Staatenverbande schon, daß aus der Heimatliebe unbedingt Vaterlandsliebe erblühe, wie das oft kurzweg angenommen wird. Der Pole, Däne, Elsässer, der Heimatliebe — den Begriff Heimat in dem hier verstandenen engeren Sinne genommen — fühlt, trägt nicht immer die gleiche Liebe zum deutschen Vaterlande im Herzen. Dagegen kann jemand zu diesem eine starke Neigung hegen, auch wenn seine Wiege außerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle gestanden hat. Die Heimatliebe ist eben doch an wesentlich andere Bedingungen geknüpft, als die Vaterlandsliebe. Also: nicht immer führt die Heimatliebe zur Vaterlandsliebe — wenigstens im politischen Sinne nicht — aber andererseits steht fest: ohne Heimatliebe keine rechte Vaterlandsliebe.

Diese Bedeutung der Heimat wird gerade heutzutage immer mehr erfaßt. Das Heimische wird höher eingeschätzt als je zuvor. Ein Blick auf das öffentliche Leben beweist uns das. Die geschichtlichen und kulturellen Erinnerungen der Heimat werden eifrig erforscht und gesammelt; Ortsmuseen und örtliche Geschichtsvereine erstehen allerorten. Aus der Eigenart der Heimat schöpft der Romanschriftsteller und der Dramatiker, und der lyrische Dichter singt ihren Ruhm lauter als zuvor. Motive der Heimat verwendet der moderne Maler, der Architekt mit Vorliebe; die „Heimatkunst" wird sehr geschätzt. Vereinigungen wie der Bund „Heimatschutz", der Verein für „Volkskunst und Volkskunde", für „Denkmalspflege" u. a. suchen heimatliche Natur- und Kunstdenkmäler zu schützen und den Sinn für heimatliche Sitten und Gebräuche, für heimatliche Tracht und Bauart zu wecken und zu pflegen. Der Sozial-

faltung: die Freude an den Menschen der Umgebung, an den Tieren und Pflanzen der Natur, die Freude an dem Selbstgeschauten und Selbsterlebten. Und Heimatfreude ist eine unerläßliche Begleiterscheinung der Heimatliebe.

Ganz anders das Kind, welches zwar in einfachen, aber gesunden Verhältnissen seine Jugend verbringt. In der Familie tritt ihm die erste echte Liebe entgegen und erzeugt in dem kleinen Egoisten die erste Gegenliebe, die Grundlage für das so wichtige Mitgefühl. In der Nachbarschaft schließt es die erste Freundschaft, auf der Straße erhält es die ersten Begriffe vom Walten der Gemeinde. In Hof und Garten, Feld und Wald macht es eine Entdeckungsreise um die andere und bereichert mit kaum übersehbaren Wissensschätzen seinen Geist. Die Eindrücke und Kenntnisse, die das Kind den ersten Lebensjahren verdankt, sind — nach Comenius — wichtiger für sein inneres Werden als die in der Universitätszeit erworbenen. Sie sind nicht nur der Zahl, sondern auch ihrem inneren Werte nach bedeutsamer als der spätere Bildungszuwachs, weil ohne sie — psychologisch betrachtet — ein wertvoller Bildungszuwachs überhaupt nicht möglich ist. Möglich ist für den an heimatlichen Vorstellungen Armen wohl ein mit dem Gedächtnisse angeeignetes Wortwissen, aber dieses ist zum großen Teil nur ein Scheinwissen.

Und was wichtiger ist als der Reichtum an heimatlichen Vorstellungen, ist die Fülle an gemütlichem Innenleben, das aus der Heimat seine Nahrung zieht. Dieses beruht nicht sowohl auf der bloßen Erfahrung, als vielmehr auf der Betätigung in der Heimat, auf einem vielgestaltigen Heimatleben, wie es sich in Familie und Gemeinde abspielt, wie es sich die Kleinen aber auch selbst schaffen. Letzteres bietet dem Kinde auch eine Fülle von Anreizen zum Wollen und Handeln. Der sinnig Angelegte unter den Kindern findet sich oft auf der Wiese oder in der Heide, wo er mit Blumen und Tieren Zwiesprache hält; der Romantiker sucht für seine Unternehmungen Höhlen und Ruinen der Heimat auf; der findige Kopf macht sich den Bach und den Wald nutzbar, der kleine Held führt seine Schar zu Kampf und Sieg ins Feld. In die Heimat verpflanzt das Kind die Erzählungen, die in Form von Märchen und Sagen aus dem Umgange mit den Erwachsenen an sein Ohr und Herz dringen, an Gestalten der Heimat lehnt es die Gestalten seiner lebendig waltenden Phantasie. Das Kind beseelt die Natur und verwebt mit ihr seine innersten Stimmungen, es überträgt auf seine Umgebung Gemütswerte eigenster Art. Und was mindestens ebenso wichtig ist, es empfängt solche auch wieder zurück. Und diese Wechselwirkung webt die feinen Fäden, die sich allmählich zwischen Kind und Heimat zu einem unzerreißbaren Bande verdichten und verstärken.

So wird in der Heimat der Grund gelegt zu des Kindes zukünftigem Sein und Wollen und Tun. Die hier gewonnenen starken

hier in jedem Sinne das richtige Wort). Darum haben ja auch die bloßen Nacherzählungen hervorragender Kriminalfälle, die nach dem Vorbilde des französischen Rechtsgelehrten François Pitaval in vielbändigen Werken geliefert wurden, zu allen Zeiten „ein groß Publikum gefunden", wie es die Berichte über spannende Verhandlungen heute noch alle Tage finden. Und in dem Schwurgerichtssaale drängen sich die Schaulustigen „mit hohen Augenbrauen", daneben freilich auch jene berufsmäßigen Getreuen, die hier — die Kunst, mit Richtern umzugehen, studieren wollen.

Den Herren Gaunern wird also ein Interesse entgegengebracht, das oft redliche Leute für ihre Leistungen schmerzlich vermissen. Die Herren Gauner — so höflich hat zuerst ein französischer Schriftsteller die Mörder angesprochen, Alphonse Karr in seinem Buche „Messieurs les assassins". Darin formulierte er auch seine Ansicht über die Abschaffung der Todesstrafe dahin, daß die — Herren Mörder anfangen sollen . . . eine Theorie, die in ihrer Einfachheit vieles für sich hat.

Besitzen die anständigsten Leute ein Interesse für das Gaunerwesen, so ist es erklärlich, warum selbst ein wissenschaftliches Werk, wie das „Handbuch für Untersuchungsrichter" von Dr. Hans Groß, spannend wie ein Roman auf den Leser wirkt.

Ein Untersuchungsrichter kann absolut alles, was er im Leben irgendwie sich an Kenntnissen und Fertigkeiten erworben hat, in seinem Amte brauchen. Von allen Künsten und Kunstfertigkeiten, ehrlichen und unehrlichen, soll der Untersuchungsrichter einen Begriff haben, er soll mit allen Salben geschmiert sein. Dr. Groß gibt ein gelungenes Erlebnis zum besten, das in diesen Zusammenhang paßt. Er hörte einmal von einem Geschwornen, einem enragierten Jäger: Mir gefällt's vom Untersuchungsrichter, daß er weiß, wie lange die Schonzeit des Hirschen dauert; dem glaub' ich, ich habe deshalb „Ja" gesagt. Umgekehrt äußert sich in einem Falle ein Kaufmann: Ich habe mich nicht entschlossen, „Ja" zu sagen, denn die ganze Geschichte wurde nicht genau gemacht, der Untersuchungsrichter scheint die einzelnen Kaffeesorten nicht zu kennen. Von Kaffeesorten ist in dem Handbuche allerdings nicht die Rede, aber sonst ist es ein Auszug der verschiedenartigsten Kenntnisse, ein kriminalistisches Schatzkästlein — sozusagen.

Was weiß ein Laie von „Zinken"? Weniger als nichts. Dies ist eine besondere Art der Verständigung unter Verbrechern durch geheime Zeichen. Schon während des dreißigjährigen Krieges machten sich die Mordbrenner durch solche Zeichen Mitteilungen. Man sieht, auch die Herren Gauner können sich auf geschichtliche Traditionen berufen, Traditionen, die ihnen vielleicht „heilig" sind. So bedeutet ein Mordbrennerzeichen, das sich in Thüringen aus dieser Zeit an einer ein-

politiker sucht der „Heimatflucht“ aus wirtschaftlichen und ethischen Gründen zu steuern, und in den parlamentarischen Verhandlungen spielt die heimatliche Scholle, die „Heimatpolitik“ eine bedeutende Rolle. Hätten uns die psychologischen Erwägungen noch nicht überzeugt, so sind diese Erscheinungen Beweis genug für die Bedeutung, die der Heimat im Leben der Gegenwart sowohl für den einzelnen als auch für das ganze Volk zukommt.

Vom Lehrer des Untersuchungsrichters.

Von **Dr. Emil Rechert**, Hof- und Gerichtsadvokaten in Wien.

Komme ich in die Amtsstube eines Untersuchungsrichters — bei uns in Wien ist es freilich meistens bloß ein Amtskabinett — so sehe ich gar oft auf seinem Schreibtisch ein zweibändiges Werk, das ich gleich als guten Bekannten begrüße, das „Handbuch für Untersuchungsrichter“. Dieses Buch, das schon in sieben fremde Sprachen übersetzt ist, hat wohl jeder junge Untersuchungsrichter studiert, und darum kann man den Verfasser ganz gut ihren Lehrer nennen. Es ist übrigens spannender als mancher „moderne“ Roman, dessen Verfasser doch von Rechts wegen Pflicht und Schuldigkeit hätte, uns zu spannen. Sein Verfasser ist der österreichische Kriminalist Hans Groß, der zu Graz im Jahre 1847 geboren ist, heute an der dortigen Universität lehrt, vordem in Graz Staatsanwalt war. Er ist der wissenschaftliche Begründer der „Kriminalistik“ und Schöpfer der Kriminalmuseen zu Unterrichtszwecken für Kriminalisten, deren erstes er in Graz errichtete. Der Mann gehört also mit Fug und Recht in den „Heimgarten“. Auch seine tapfere, kräftige, gradaus gehende Schreibart ist in den steirischen Alpen gewachsen. Er verfaßte noch mehrere kriminalistische Bücher und gibt auch eine höchst gediegene Zeitschrift heraus, das „Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik“ (Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel), ohne die ein moderner Kriminalist schon nicht mehr bestehen kann.

Heute wollen wir aber von seinem Hauptwerke, dem Handbuche für Untersuchungsrichter, reden. Interesse für Kriminalistisches war ja seit jeher vorhanden und man könnte nachweisen, daß es in den allerletzten Zeiten noch größer geworden ist.

Die Welt der Verbrecher ist unheimlich und auch für Unbescholtene interessant. Die Verfasser der Kriminalromane haben ihre Reize lange genug ausgeschrotet, aber es ist fürwahr auf diesem Gebiete nicht notwendig, das Wirkliche romanhaft zu übertünchen oder Eigenes zu erfinden — die Wirlichkeit selber ist oft fesselnd genug (fesselnd ist

Aber „wie der Zigeuner stiehlt“, das erfährt man nicht aus Lenaus Gedichten, sondern nur aus dem „Handbuch für Untersuchungsrichter“. Und er stiehlt gewaltig, dieser treffliche und höchst poetische Zigeuner, er stiehlt und leistet dabei die sauberste, flinkeste „Arbeit“ — das einzige, worin er sauber zu sein scheint. Was er stiehlt, meldet uns Dr. Groß nicht, vermutlich würden dazu selbst die neunhundert Seiten seines Buches nicht ausreichen, dagegen sagt er uns, was er für gewöhnlich nicht stiehlt — Kinder. Man sieht, wie einen diese Romanverfasser belügen, sie haben sich das Betrügen zur Gewohnheit gemacht, wie der Zigeuner das Stehlen. Groß sagt ganz trocken und nüchtern: „Erzählt und geglaubt wird's überall, gesehen hat's keiner. Außerdem ist zu erwägen, daß die Zigeuner sich einer großen Fruchtbarkeit erfreuen, es also nicht nötig haben, noch andere Kinder zu füttern und sich nebstbei großen Gefahren auszusetzen.“

Der hervorragendste deutsche Strafrechtslehrer Berner sagt einmal: „Der stolz auf den Dieb herabblickende Räuber kommt nur noch in Romanen vor.“ Und in der Tat, die Romantik des Räuberwesens hat ebenso gelitten, wie der Diebstahl einen ganz „neuzeitlichen“ Aufschwung genommen hat. Welche Mannigfaltigkeit vom gewöhnlichen Einbruchsdiebstahl bis zu dem raffinierten Zusammenwirken internationaler Eisenbahndiebe, vom Gelegenheitsgriffe eines Lehrlings, der eine alte silberne Spindeluhr, die unbewacht im offenen Zimmer gehangen ist, einsteckt, bis zur Tat des raffinierten Meistergauners, der die Banknotenbündel oder Juwelenbeutel aus der „einbruchsicheren“ Kasse inmitten des hellerleuchteten, stets beaufsichtigten Ladens holt oder die Auslage mitten am Tage auf belebtester Straße gemütlich aufsperrt und ausleert.

Doch warnt Dr. Hans Groß den Untersuchungsrichter davor, nur die „interessanten Fälle“ interessant finden zu wollen. Lehrreich ist auch der kleinste Fall, wenn man darauf sieht, welche Motive der Tat zugrunde lagen, wie sie vorbereitet wurde, wie der Gewinn verbraucht wurde, welche Folgen sie hatte, wer sie beobachtete. Nur bei schablonenhafter Erledigung der Aufgabe hat die Klage Berechtigung: Es wird eine silberne Uhr gestohlen wie die andere. Ebenso wie der Dieb am Kleineren für das Größere lernt, so soll auch der Untersuchungsrichter an den kleinen Diebstählen das richtige Zugreifen lernen, um für die Untersuchung der großen Fälle gewappnet zu sein.

Aber wir meinen, daß außer dem Untersuchungsrichter noch ein anderer aus den Ausführungen des trefflichen Kriminalisten Dr. Groß lernen könnte: das Publikum. In der Tat, es wäre für jeden einzelnen ersprießlich, nicht so ganz unbewandert auf diesem Gebiete, nicht so ganz preisgegeben jedem gaunerischen Raffinement zu sein, wie es allgemein der Fall ist. Wir behaupten, die Gauner hätten bei vielen

samen Waldkapelle erhalten hat: In der Richtung des Pfeiles das vierte Haus von hier wird in der Nacht des nächsten letzten Mondviertels überfallen. Die Zeichen erinnern an die bekannten „Handzeichnungen des kleinen Moritz“, die Naivität ist aber bloß in der Form, keineswegs in der Bedeutung. Um diese erfassen zu können, dazu war allerdings die Kunst des Bücherlesens nicht nötig, aber Gauner mußte man sein, um sie zu verstehen, und jeder, der die Aufforderung zu deuten vermochte, war als Helfer willkommen.

Kam nun allerlei fahrendes Gesindel an einem solchen Orte vorbei, so las es die Aufforderung, und jeder, der an der Sache teilnehmen wollte, machte sein Handzeichen dazu. Jeder Gauner hatte und hat wohl auch heute sein Zeichen (wie es die berühmten Maler hatten). So fand man als „Vidi“ in der zweiten Zeile jener Inschrift: einen Vogel, einen Würfel, einen Schlüssel, einen Topf, eine Kette — fünf Zeichen von fünf Mordbrennern, auf deren sicheres Eintreffen der Veranstalter des lichtscheuen Unternehmens rechnen konnte.

Diese Art von Räuberromantik lebt noch. Groß versichert: „Wer aufmerksam an Kapellen, Scheunen, Kreuzen, Zäunen, Mauern, besonders an einsamen Orten und Wegkreuzungen umsieht, findet Gaunerzinken in Menge.“ Freilich bedeuten sie nur selten mehr Mord und Brand, weit häufiger sind es die Handzeichen von Fechtbrüdern mit nützlichen Mitteilungen, doch auch Voranzeigen eines geplanten Diebstahls, zu dem Gehilfen gesucht werden, oder die Nachricht, daß in hiesiger Gegend die polizeiliche Aufsicht streng sei. Vor mehreren Jahren wurde auf einsamer Waldstraße in der östlichen Steiermark ein Gendarm erstochen aufgefunden. Wenige Tage nach seinem Tode wurde nicht weit vom Tatorte eine rohe Zeichnung aufgefunden, deren Deutung nicht zweifelhaft sein konnte. Es war ein zwar fratzenhaft gezeichnetes, aber nicht zu verkennendes Gesicht mit dem Hahnenfederhut der Gendarmen, selbst der martialische Schnurrbart des ermordeten Gendarmen war deutlich nachgeahmt, und über dem Kopfe waren vier Messer eingezeichnet. Der Ermordete war durch unzählige Messerstiche getötet worden. Daß die Zeichnung nicht später, das heißt nach dem Tode des Gendarmen entstanden war, hat der Umstand bewiesen, daß sie vom Regen arg verwaschen war, obwohl es in der Zeit vom Morde bis zur Auffindung der Zeichnung nicht geregnet hatte.

Es gibt also Dinge nicht nur zwischen Himmel und Erde, sondern in unserer nächsten Nähe, von denen selbst der Gebildete trotz seines großen Schulsackes nicht träumt. Auch den Zigeuner kennt er von Jahrmärkten, aus Novellen vielleicht und aus Lenaus Gedichten, wo die Zigeuner uns dreifach zeigen:

Wenn das Leben uns nachtet,
Wie mans verraucht, verschläft, vergeigt
Und es dreimal verachtet.

Blick anzueignen, der bei gewöhnlichen Menschen eine eigene Art von Hypochondrie erzeugen könnte. Ebensowenig aber möchten wir prinzipieller Arglosigkeit — ich glaube, der Ausdruck ist gestattet — das Wort reden. Jener Amtsmann im „Biberpelz", er ist vorbildlich für die allgemein herrschende Ahnungslosigkeit, der gegenüber die Verschlagenheit, Tücke, Behendigkeit und Frechheit der Gauner allerdings ein leichtes Spiel haben. Maupassant spottet einmal über die Leute, die ihr Leben nicht sehen, was um sie vorgeht. Der verbrecherische Teil der Gesellschaft lebt größtenteils von derselben Arglosigkeit der anständigen Leute.

Sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht. Es ist nun freilich nicht so leicht, einen Hoteldieb zu hören, der sich gewöhnlich mit leichten Pantoffeln oder sehr dicken Strümpfen versieht. Kommt er des Morgens, während der Gast noch schläft, so nimmt er den Schein eines Boten, Kleiderputzers, Hühneraugenoperateurs, Barbiers an, tritt sachte ein und — wünscht beständig leise „Guten Morgen!", um unverfänglich zu erscheinen, falls der Schläfer erwacht; so geht er bis ans Nachtkästchen, nimmt Uhr und Börse und entfernt sich, wie er gekommen ist.

Der Eisenbahndiebstahl wird fast immer von mehreren ausgeübt. Der eigentliche Dieb setzt sich neben das Opfer, der Helfer, der es unterhalten muß, nimmt gegenüber Platz. Der Dieb beteiligt sich eine Zeitlang am Gespräche und beginnt dann einzuschlafen, blinzelnd die Situation betrachtend. Fast immer hat er eine falsche Hand, die er mit der einen echten im Schoße gefaltet enthält. Die andere, die Manipulationshand ist unter dem weiten Mantel oder Plaid derart verborgen, daß sie seitwärts und unbemerkt zum Vorschein kommen kann.

Hat der Dieb die Brieftasche an sich gebracht, so trachtet er, sie seinem ganz unverdächtigen Helfer zuzuschieben. Wird der Diebstahl etwa entdeckt, bevor die Täter in Sicherheit sind, so kann der Dieb sofort auf seine Untersuchung dringen. Ist aber der Fang geglückt, so steigt einer in der nächsten Station aus, und zwar regelmäßig nicht der Dieb, sondern der, der die Brieftasche hat.

Kommt ein solcher Eisenbahndiebstahl zur Sprache, so erfährt man nach unserem Gewährsmann von dem Helfer durch den Bestohlenen nur, wenn er männlichen Geschlechtes war, sonst wird er mit Stillschweigen übergangen; entweder will man von dieser weiblichen Bekanntschaft, die man im Coupé gemacht hat, nicht reden oder man zieht sie gar nicht in den Kreis seiner Erwägung, so unschuldig oder so distinguiert sah sie aus.

„Das ewig Weibliche zieht uns hinan" — mit dieser Erfahrung rechnen die Herren Gauner auch sonst häufig genug. Die beliebtesten

Gelegenheiten nicht gar so leichtes Spiel, wenn die Begaunerten ein wenig mit der Technik und Taktik der Gaunerwelt vertrauter wären; denn wie soll man dem aus dem Wege gehen, was man nicht einmal kennt?

Darum mag es doch eine Spur von Gemeinnützigkeit haben, wenn wir hier einige der Lehren und Erfahrungen, die Dr. Hans Groß zunächst nur für einen Kreis von Berufsgenossen berechnet hat, etwas tiefer hängen, und interessant sind diese Dinge ja auch für den, der entschlossen ist, bloß aus eigenem Schaden zu lernen.

Bemerkenswert ist schon die Tatsache, daß die Entdeckung der meisten Diebstähle nur auf der ganz unglaublichen Ungeschicklichkeit selbst der schlausten Diebe in einer Richtung beruht, nämlich in der Unfähigkeit, ihre Genußsucht bezähmen zu können. „Wäre jeder Dieb imstande", gesteht Dr. Groß ganz offen, „das Gestohlene längere Zeit ruhig in Verwahrung zu belassen und sich erst später dessen Genuß hinzugeben, wenn der Diebstahl vergessen ist — nicht die Hälfte der heute entdeckten Diebstähle würde aufkommen." So aber leitet das alte Sprichwort — Rechtssprichwort, wenn man will —: „Wenn der Bursche gestohlen hat, so bekommt sein Mädel ein Paar neue Schuhe" noch heute oft auf den richtigen Pfad.

Aber wie das, was nach dem Diebstahle geschieht, so ist schon das, was vor seiner Ausführung sich zugetragen hat, von einer Wichtigkeit, die freilich das arglose Auge des Unbewanderten gänzlich übersieht. Der Laie wird wohl das „Auskundschaften" ausschließlich für einen dem Kriegswesen angehörigen Begriff halten. Avé-Lallement, der Verfasser eines berühmten Werkes über das Gaunerwesen, geht dagegen so weit, eigentlich in jedem Menschen, der unberufen in ein Haus kommt, einen Kundschafter, einen „Baldower", wie es in der Gaunersprache heißt, zu sehen. Ist dies nun freilich — gelehrte Einseitigkeit, so ist doch zuzugeben, daß viele Personen, die uns kaum auffallen, nichts anderes wollen, als auskundschaften: „Der Kolporteur, der Bettler, der Krüppel, der Sieche, der Blinde mit sehenden Augen, der sich von einem Kinde führen läßt, der kecke Knabe, der mit schlauem Lächeln den Fremden im Gasthof fragt, ob ihm ein Besuch willkommen wäre, das schüchterne, junge Mädchen, das ihn um Weißzeugnäherei oder Wäsche bittet, um eine alte Mutter oder Geschwister durchzubringen, der verkappte Polizeidiener, der nach der Legitimation fragt, der Kommissionär oder Lohndiener, der seine Dienste anbietet, das alte Mütterchen, der Handlungsreisende, der Perlen anbietet, die unglückliche Offizierswaise, die um Rat bittet" — sie alle mögen nur auskundschaften wollen.

So sieht die Welt aus, gesehen durch das Auge von Avé-Lallement und Hans Groß. Wir raten niemandem, sich diesen kriminalistischen

Durch die Karawanken zur Adria.

Eine Sommerfahrt von **Peter Rosegger.**

Etliche Kinder und Enkel von mir hatten sich verlaufen und man hörte, daß sie irgendwo an einem Strande des Weltmeeres auf Sand Häuser bauten und das Meer mit dem Löffel ausschöpfen wollten. So zog ich aus, um sie zu suchen. Ich rollte über flaches Land dahin, ich setzte über Abgründe, kletterte an Felsen, kroch durch Berge, strebte über karstige Wildnis, wagte mich sogar in die Stein- und Staubwüste einer größeren Stadt und glitt auf schaukelndem Fahrzeug in den Ozean hinaus — auf der Suche nach den Verlaufenen.

Diese großartige Einleitung dient, um den Leser zu angeln für eine Reisebeschreibung, die vor hundert Jahren unerhört gewesen wäre, heute aber so gewöhnlich ist, wie ein Spaziergang durch den Garten. Allein so in die weite Welt zu gehen, das heißt, in sich zu gehen. Und wenn ich in mich gehe, da bin ich immer — außer mir. Nun will ich's aber gewissenhaft beschreiben. Gewissenhaft wird langweilig, wohlan!

Am ersten Tage wollte ich von meinem Aufenthaltsorte über Marburg nach Villach reisen, um von dort aus am nächsten Tage die neue Karawankenbahn zu befahren. Aber in Bruck an der Mur wurde schon der erste Eilzugsanschluß versäumt, so daß ich mich für den Bummelzug über St. Michael nach Klagenfurt entschloß. Der hatte aber eine so angenehme Verspätung, daß er in der kärntnerischen Hauptstadt ankam spät abends, gerade ein halbes Stündchen vor Abgang des Nachtzuges durch die Karawanken und die Julischen Alpen nach Triest. Da braucht man nicht erst ein Hotel zu suchen, nimmt seinen Imbiß auf dem Bahnhof und legt sich dann bequem in ein leeres Eisenbahncoupé, wie sie zu so früher Jahreszeit, im Juni, noch leicht zu haben sind. Diese erste Fahrt auf der neuen, unerhört schwierigen und einzig schönen Strecke, der ich jahrelang mit wahrer Spannung entgegengesehen, ich machte sie bei Nacht. Bei einigem guten Willen sieht man auch in der Nacht was. Ich sah diese Wildnisse des Zlatorog von Raubtieren bewohnt und die wenigen Hirten mußten mit Pfeil und Bogen und anderen Gewaffen ausrücken, um das Land zu gewinnen. Denn seine ersten Reiche hat der Mensch nicht vom Menschen, sondern von den Tieren erobert. Im Bunde mit den wilden Tieren aber war das wüste Gebirge mit seinen Stürmen, Lawinen und Hochwässern, und der Mensch wurde immer wieder zurückgeworfen. Doch sein Wille stand, endlich blieb er der Stärkere und hat dem schnaubenden Eber den eisernen Ring durch den Rüssel gezogen. In jenen Einsamkeiten blühen heute stattliche Ortschaften, großartige Eisenwerke, berühmte Kurorte. Und eine doppelgeleisige

Aufpasser bei Verübung sind weiblichen Geschlechtes. Vor still vor sich hinweinenden Mädchen auf der Straße wird gewarnt! Man hüte sich vor edler Rührung nach Torsperre!

Eine eigentümliche Rolle hat der Helfer des Hoteldiebes, der sich in die Hotelzimmer einschleicht, wenn der Reisende augenblicklich nicht da ist oder schläft. Wird er ertappt, so gibt er sich das Ansehen eines aus irgendeinem Grunde dahin Gerufenen. Ist der, der ihn ertappt hat, damit beruhigt, so entfernt sich der Einschleicher langsam und um Entschuldigung bittend. Wird aber Verdacht geschöpft und von „Frechheit" u. s. w. gesprochen, so ruft dann rasch der Gehilfe auf dem Korridor: „Heda, nicht hierher, auf Nummer soundsoviel sollen Sie kommen!"

Beim Taschendiebstahl besteht die Tätigkeit des Helfers meistens im Ablenken der Aufmerksamkeit. Dies kommt dem Bestohlenen oft nicht einmal ins Bewußtsein, kaum erinnert er sich bei der Vernehmung daran, daß ihn jemand angesprochen, um etwas gefragt, um Feuer für seine Zigarre gebeten, auf eine Naturschönheit, eine komische oder gefährliche Situation, worin sich dritte Personen befanden, aufmerksam gemacht habe. Er wird plötzlich gepackt und zur Seite gerissen, damit er nicht von einem Wagen überfahren oder von einem Lastträger niedergestoßen wird. Man putzt ihn gefälliger Weise ab, weil er sich schmutzig gemacht habe, oder fragt ihn, ob er nicht sein Taschentuch verloren. Durch einen psychologischen Vorgang wird nicht nur die Aufmerksamkeit, sondern geradezu das Empfindungsvermögen durch solche Vorfälle von einer anderen Stelle abgelenkt.

Arbeitsteilung ist der große Zug der Welt. Auch die Verbrecherwelt gehorcht ihm. Jeder Spezialist hat sein Feld, das er fast nie verläßt. Eine Fülle von Material, von erlebten Zügen, bietet uns das Handbuch von Groß über die Tätigkeit all dieser Berufszweige des Unrechtes. Zuweilen wirken sie mit unwiderstehlicher Komik, wie die Betrügereien beim Pferdehandel. Zuweilen berührt uns unheimlich der Gedanke, welch ein listiges Netz kunstreicher Maschen stündlich bereit ist, über unsere Sorglosigkeit, Leichtgläubigkeit, über den Schlaf unserer nächtlichen Stunden, die angestrengte Präokkupiertheit des Tages zu fallen.

Darum geschah die Besprechung des Werkes von Groß, vielleicht auch den Lesern zu Nutz, denn ein Hauptvorteil, den die Gauner vor den Bestohlenen haben, ist, daß jene über diese mehr wissen, als umgekehrt der Fall ist. Kürzlich hat eine englische Monatsschrift einen resignierten Meisterdieb über die Praktiken und Gewohnheiten seines früheren Gewerbes ausgeholt, interviewt, und auch das war ganz gut. Wüßte das große Publikum mehr von seinen Feinden, es könnte sich besser vorsehen.

übersetzt unsere Strecke eine andere doppelgeleisige Eisenbahn, sie kaum grüßend, geschweige anhaltend, um etwa in gegenseitigem Interesse freundlich Passagiere und Frachten umzutauschen. Sie wollen miteinander nichts zu tun haben. Es ist die mächtige Rivalin Südbahn. Beide wollen nach Triest, aber nicht zum gleichen Tore hinein. Die neue Staatsbahn steigt noch bis zur Scharte von Opčina empor, um uns dort plötzlich die große Seestadt und die Adria zu Füßen zu legen. Hoch am Berghange zieht sie dahin, scheinbar ausweichend den Fangarmen, die das unten tief und breit am Meere liegende Triest nach ihr emporstreckt. Immer wieder birgt sie sich in den Berg, um nach jedem Tunnel in bester Laune uns mit einem neuen Bilde zu überraschen. Dabei trachtet sie unversehens zu Tale, um endlich — die aus Norden kommende — von Süden her in die Stadt einzurücken. Mit dem großartigen Effektstück dieser Niederfahrt auf Triest beschließt die neue Bahn ihre Strecke, die dem Reisenden so mannigfache Bilder des Hochgebirges sowie des italischen Paradieses gezeigt hat.

So steht nun zu Triest am Hafen, gegenüber dem Leuchtturme, der neue Staatsbahnhof, wie der Südbahnhof im Norden, so daß die Stadt durch die Riesenzange der beiden Eisenbahnen gleichsam festgeklemmt ist. Es soll aber eine freundliche Umarmung sein, mit der Österreich sein geliebtes Triest zu halten strebt.

Meine Ankunft morgens halb sechs Uhr. In einem Zimmer des Hotels „de la Ville“ ruhte ich einige Stunden geschlossenen Auges, um die Eindrücke dieser Fahrt sich ordnen zu lassen. Und dann aufs Schiff, um hinüberzufahren auf jene Sandbank, wo meine Entlaufenen ihre Zelte gebaut haben sollen. Das Schiff gründet nicht tief und doch muß es, dem Eilande nahegekommen, zwischen den hervorstehenden Markblöcken sich mit aller Vorsicht durchlavieren, um nach zweistündiger Fahrt zu landen am kleinen Hafen von Grado.

In dieser alten Lagunenstadt, die unter still brütender Hochsommersonne noch von längstvergangener Pracht und Herrlichkeit träumt, hat sich ein lustig zigeunerhaftes Kur- und Erholungsleben entwickelt. Sonst leidlich kultivierte Leute zu hunderten laufen hier am Strande halbnackt herum, plätschern im Wasser, wälzen sich im feinen braunen Sand, emsig bestrebt, sich von der Kultur rein zu waschen. Und wer eine Hose am Leib trägt, der schämt sich fast — er fällt auf, er ist ein Ärgernis. Hier nun, unter den Plätschernden habe ich die Meinen gefunden, fleißig bemüht, durch Niedertauchen ins Element mit seinen Krabben und Quallen sich neu zu kräftigen.

Die stolze Pracht der Nordseebäder! Wir brauchen sie nicht zu beneiden! Den südlichen Sonnenschein haben sie nicht. Und nur der, so versicherte mich ein wohlbeleibter Gradoneser in leidlichem Deutsch, nur

Eisenstraße durchzieht gelassen hier zwei Alpenzüge, den der gewaltigen Karawanken und den der Julischen Alpen, wenn man die beiden Hochzüge schon so unterscheiden darf. In erster Eisenbahnzeit sind Tunnels gemieden, gefürchtet gewesen wie das Grab, heute scheinen sie von den Eisenbahnern vielmehr gesucht zu werden als die sichersten Schutzstrecken. Während der fünf Stunden langen Fahrzeit von Klagenfurt bis Triest ist der Zug mindestens den vierten Teil dieser Zeit unter der Erde. Von Beginn bis zum Ende der Strecke fährt er unzähligemale in den Hades, auf kürzere oder längere Zeit. Die beiden größten Tunnels sind der 7976 Meter lange Karawankentunnel und der noch höher gelegene 6339 Meter lange Wocheinertunnel. Von Strecke zu Strecke im Berge sind Bahnwächterstellen, an deren Lichtern wir vorüberbrausen. So ist der wilde Eber nun wohl für immerdar gezähmt und wir gleiten vom Norden nach Süden durch diese schauerlichen Gebirgswüsten wie auf ebenem Boden. Besonders in der Nacht, wenn man noch dazu schläft, geht's glatt vor sich. Nichts ist, das uns zu verstehen gibt, wie zeitweilig das Felsgebirge in einer 2000 Meter hohen Wucht gleichsam auf unserem Haupte ruht.

Als die Fenster grau wurden, erhob ich mich, sah in matter Morgendämmer kahle karstige Berglehnen und die schwarzen Lanzen der Zypressen. Kurze Zeit nachher taten die Berge sich fast plötzlich auseinander — üppig bewachsene Hügel und Täler, der Maulbeerbaum, der Aprikosenbaum, der Feigenbaum, der Granatenbaum — dazwischen kleine fensterarme Häuser mit flacheren, ruppigen Ziegeldächern, Dörfer mit Kampanilen, die den seligen Turm von St. Markus zum Vater zu haben scheinen. Wir sind in Italien. Der schöne weiße Bahnhof von Görz ist da, aber von der Stadt sieht man nichts als ein paar hinter Maulbeergesträuche aufragende Turmspitzen und auf dem Hügel ein Kloster. Unsere neue Eisenbahnstrecke gibt aber auch auf ebenem Boden keine Ruh. Ganz unbegreiflich weicht sie den schönen Tälern aus und klettert mittelst großer Vor- und Unterbauten an Hängen hinan, überspringt Schluchten und kraucht in die Hügel. Das Land gliedert sich neuerdings gebirgig und unsere Bahn ist — anstatt am Meere, wie wir vorzeitig hofften — auf der Hochebene des Karst. Wir sind ihr deshalb nicht böse, stürzen vielmehr von dem einen Fenster zum andern, um ja nichts zu übersehen von dem, was links und rechts daliegt. Und übersehen doch so vieles. Mir ist vor allem darum zu tun, auf solch unberechenbarem Terrain die Entwickelung der Strecke zu beobachten und mit der Karte die Gegend und ihre geographische Lage zu studieren.

Doch unser Dampfroß kennt seinen Weg. Immer höher trägt es uns auf den Karst und immer näher dem Meere zu. Auf hoher Brücke

gunen und die Schiffsprozession, die am ersten Julisonntag dahin stattfindet, zeigt dem Fremden den religiösen Italiener des Mittelalters völlig unverhüllt.

Auf diesem frohen Sonneneiland nun habe ich die Meinen gefunden und nach 22 Stunden wieder verlassen. Das Schiff führte mich durch die Lagunen nordwärts. Ein wahres Kongobild, mit dem öden, fast baumlosen Strande und den armseligen fensterlosen Fischerhütten aus Stroh. In diesen Hütten leben noch uraltangestammte Familien, wortlos beredt uns zeigend, mit wie wenigem der Mensch auskommen kann in einem Lande, wo die seligen Götter nebst der Beute des Netzes ihm Wärme, Licht und den kindlichleichten Sinn umsonst bescheren.

Die Lagune verengt sich zu einem Kanal und auf demselben erreichen wir nach einstündiger Fahrt von Grado schon Aquileja, wo mich das Schiff einem Wagen übergibt, der in einer halben Stunde nach Villa Vicentina fährt, zur Eisenbahn. Aber halt, in Aquileja der Dom! Ein uraltes Bauwerk voll tiefer Elegie. Dieses Aquileja war ein mächtiges Bollwerk Italiens, zählte einst über hunderttausend Einwohner, wurde durch Attila zerstört und ist heute ein Dorf von kaum zweitausend Bewohnern. Der schon aus weiter Ferne sichtbare Domturm ist ein Bruder des eingestürzten St. Markusturmes in Venedig und desselben Schicksales gewärtig. Die Kirche ist für Ästhetiker von hohem Interesse. Mich überkam in diesem uralten Bauwerke nicht die Stimmung der Vergänglichkeit, vielmehr die der Beständigkeit; ich empfand den ewigen Faden, der mich mit aller Vergangenheit und mit aller Zukunft verknüpft. Als vor zweitausend Jahren die Römer diese Stadt gegründet hatten zum Nordschutz ihres Reiches — war ich nicht dabei? Als vor tausend Jahren zum Markstein einer neuen Zeit dem jungen Christentum dieser Tempel erbaut wurde — war ich nicht dabei? Und wenn von heute nach tausend Jahren am letzten verwitternden Steinrest dieses Baues ein sinnender Mensch steht — werde es nicht ich sein?

Doch nun rasch zum Eisenbahnzug, der aus Venedig kommend mich nach Monfalcone bringt. Vom schön am Waldhügel gelegenen Bahnhof zu Monfalcone noch ein Blick auf die aus dem Süden her schimmernde Adria und dann mit dem Südbahnzuge durch das friaulische Land gegen Görz. Die paradiesische Ebene des Isonzo, dessen breite Schuttflächen den Sohn der Alpen kennzeichnen, hat gleichsam drei Etagen ihrer Fruchtbarkeit. Auf dem Erdboden Korn und Gartenfrüchte, darüber die reichbelaubten Guirlanden des Maulbeerbaumes, der Rebe, und über diesen üppigtragende Obstbäume — so daß es fast gleichzeitig eine dreifache Ernte gibt.

Aber siehe, dort hinten heben die Berge an, sie sind noch blau, ihr Fuß ist besprenkelt von weißen Gebäuden einer Stadt und weiße

der Sonnenschein schmore die Krankheiten aus dem Menschen, wenn er auf heißem Sande liegt. Wenigstens das Fett. Und damit sicherlich manches Übel.

Grado ist einmal die Metropole Venetiens gewesen. Diese Größe war allzu schnell vergangen, so hat es jetzt leichten Sinnes seine Zukunft auf Sand gebaut, vielleicht steht es so fester. Vor wenigen Jahren hat diese Stadt von der Natur ein wunderbares Geschenk erhalten. Großen Anstrengungen zu Lohn ward ihr aus Tiefen weit unterm Meer hervor ein Quell von frischem Alpenwasser gesendet, der heute aus einem artesischen Brunnen in hohem Strahle üppig in die Lüfte springt. Dieser Glücksfall trägt auch besonders bei zu neuem Aufblühen der Stadt, so daß sie nun hoffentlich noch jahrhundertelang bewahrt bleiben wird vor dem Versinken ins Meer, dem endlichen Lose dieser Küstenstädte.

Seit dem Einlangen des Alpenwassers vor sieben Jahren, dem eine rasche Entwicklung des Kurortes folgte, hat sich die jährliche Besucherzahl von 2000 auf 7000 Personen gehoben. Und die Völkerwanderung, die ich am Strande hin und herfluten sah, deutet für dieses Jahr eine noch höhere Ziffer an. Inwiefern Grado durch unmittelbare Natureinwirkung und inwiefern durch Suggestion heilsam ist, das berühre ich bloß fragend. Die Erfolge hört man mit hellen Stimmen preisen.

Ob so oder so — dem Binnenländer tut es wohl, wenn er einmal mitten aufs freie Meer hinauskommt. Berglos, baumlos ringsum, nur die reine salzige See, die zu gewissen Tagesstunden sich sachte ein wenig zurückzieht und feinsten Muschelsand freilegt, um dann wieder mit ihren kräuselnden Wasserschichten bis hart an die Strandzelte, ja sogar bis an die Häuser heranzufluten.

Verpflegt ist man prächtig bei den freundlichen Gradonesern und wer neben diesen regen Redekünstlern der Gegenwart auch längstvergangene Vorfahren zu sich sprechen lassen will, der wende sich den alten Kunstwerken, den römischen Ausgrabungen zu, an denen Grado nicht arm sein soll. Ich überließ mich für den einzigen Tag, der mir für Grado gegönnt war, der Natur des Meeres. Ehestens sucht man ja doch wieder das gewohnte Dasein auf, das ebenso versandet ist, als der Strand von Grado — nur nicht so erquickend und so friedlich. Außer dem klingenden Geschrei der Italiener und der Kirchenglocken hört man kaum einen Lärm auf der Insel, die nicht das Geräusch des Wagenrades kennt. Der Gradoneser pflegt nur eine Wagenfahrt zu tun, und zwar die nach dem Friedhofe bei Barbana. Das ist in der Nähe dort, wo die Muttergottes wohnt, die einst — man weiß nicht von woher — angeschifft gekommen. Sie ist das Heiligtum dieser La-

leise dahin, durch stundenlange Wildnisse und an malerischen Ortschaften vorbei, die, einst so trostlos entlegen, plötzlich mitten in die Welt gerückt sind.

Im Hintergrunde der Seitentäler wird mancher Felskegel sichtbar, und hoch oben bauen sich die weißen Vorberge des Königs Triglav auf. Endlich verlassen wir den Isonzo, die Gegend wird slawisch, wir biegen rechts ins Batschatal und kommen zur Station Podbrdo. Knapp hinter ihr der lange Tunnel, dann sind wir in der Wochein. Zwei Stunden Fahrzeit von Görz, und nun begann es zu dämmern. Aber schön sah ich noch den Hochgebirgskessel, in dem der Wocheinersee liegt und hinter dem die Spitze des Triglav aufragt in die rötlichen Abendwölklein. Dann abwärts durch das sanfte Wiesental mit den dunken Fichtenberglehnen; auch hier ein Tunnel um den andern, bis jählings der überaus malerische Veldessee vor uns liegt mit seinem Inselkirchlein, mit seinem Villenkranze und mit der Karawankenkette im Hintergrund. Der Zug hoch an der Lehne eilt rasch wieder in irgendeinen Berg und ist sofort auch schon im Savetale, wo uns ein Wald von rauchenden Schloten erschreckt. Wir sind an der alten Bahnstraße Laibach—Tarvis, in der großen Eisengewerkschaft Aßling. Knapp und hoch vor uns ragen die Karawanken. Meine Bahn geht ein Weilchen gesellig neben der andern einher, dann biegt sie, sachte steigend, ein wenig nach links ab und überspringt die ältere Schwester auf einer Brücke nach rechts, um ihr tückisch einen gar erklecklichen Vorsprung ins Kärntnerland abzulisten. Mein Zug fährt durch das Gebirge. Eine Stunde nachher ist er in der deutschen Hauptstadt Kärntens.

Weil die weite Reise so schön ist und weil die Beine des Menschen so unzulänglich sind, deshalb habe ich an unseren Reisestraßen eine solche Freude. Besonders wenn sie von so stolzer Art sind, als diese neue Karawankenbahn, an der ich mich obendrein — weil sie Staatsbahn ist — als Miteigentümer fühle.

Volkskundliches aus dem Tragößertal.

Von **Karl Reiterer, Weißenbach.**

Wo sich Mürz und Mur vereinen, um ihren Lauf nach Süden zu nehmen, liegt zwischen waldbewachsenen Bergen die liebliche Stadt Bruck, von der die Bezirksstraße nach Tragöß abzweigt. Den Touristen, welche diesen Weg einschlagen, bleiben die Schönheiten des herrlichen Lamingtales unvergeßlich. Vom Norden winkt der Trenchtling, der Wetterprophet der Tragößer. Man sagt: Wenn an diesem Berge des Morgens eine Nebelsäule aufsteigt, kommt noch am selben Tage ein

Punkte von Kirchen und Schlössern schimmern von den Höhen herab. Görz. Meine Absicht war, in Görz vom Südbahnhofe mittelst einer raschen Wagenfahrt durch die Stadt den Staatsbahnhof und dort den Zug nach Kärnten zu erreichen, der 17 Minuten nach Ankunft des Südbahnzuges abfährt. Da aber ein guter Wagen von einem Bahnhofe zum andern 18 Minuten braucht, so wird das Weiterkommen des Reisenden glücklich vereitelt. Ganz richtig. Sind die Fremden einmal im Lande, so soll der Fremdenverkehr nicht gefördert, sondern gehemmt werden.

Der Staatsbahnhof in Görz ist übrigens ein passender Punkt zum Zugversäumen. Denn er hat eine so entzückend schöne Lage, daß einem — abgesehen vom guten Restaurant — die Weile nicht lang werden kann. Hinter dem bewaldeten Klosterberg liegt er, im Angesichte der karstigen julischen Voralpen, die sich dort aus der italienischen Ebene ganz unmittelbar erheben. Ich stieg hinan zum Mönchskloster, um einen Überblick über die Stadt zu gewinnen. Ich schritt durch einige der dunkelnden frostigen Klosterräume, wo Menschen wohnen, die auf die Welt verzichten mitten in einer der schönsten Gegenden der Erde. Welch ein herrliches Innenleben müssen sie führen, daß sie solch äußere Freuden, die ihnen nur wenige Jahre lang vor Augen stehen und nach denen ihre Sinne dürsten, so leichthin ablehnen können!

Ich bin auch nicht sehr gefräßig, aber die Schönheit dieser Erde könnte ich nicht entbehren, ich bedarf ihrer so dringend als Wahrzeichen auf dem Wege zu Gott.

Mittlerweile war es siebzehneinhalb Uhr nachmittags geworden. In diesen Gegenden gibt es noch die Vierundzwanzigstunden-Zifferblätter. Ich eilte dem Bahnhofe zu und der aus Triest kommende Schnellzug führte mich heim in meine lieben deutschen Alpen. O welch ein Weg! Auf der Hinfahrt hatte ich diesen Wunderbau der Eisenbahn, diese wilde Pracht des Gebirges nicht so sehen können. Es war nur schade, daß von meinen beiden Augen nicht jedes zu einem andern Fenster hinausblicken konnte. Man versäumt. Fast nie geht die Bahn auf gewöhnlichem Boden, entweder sie ist in Tunnels oder an steilen Wänden oder in tiefen Felseinschnitten oder auf Viadukten, wovon viele geradezu großartig sind. So z. B. die Riesenbrücke, die das Idriatal überschwingt — ich habe keine Behelfe zur Hand, um die Dimensionen anzuführen. Der blaue Isonzo, der uns durch die Hochschlucht heraus entgegenrauscht in seinem weißsteinigen Bette, er wird von der Bahn unzähligemal überbrückt. Auf eigensinnige Windungen des Tales, auf boshafte Hindernisse der Berge geht eine moderne Bahn nicht mehr ein, sie zieht möglichst ihre gerade Linie und besiegt mit eherner Gewalt alle Hindernisse. Rasch und sicher rollt der Zug auf seinem Ge-

jeder n Mordstrumm Hunger mit, da muß die Suppe und der Sterz bereit stehen." Nu ja, „Sterz und Milch is n Steirer sein Fressn", heißt es derb, aber richtig.

Der Bauer schmaucht seine Pfeife, geht zu seiner Truhen und hebt den Deckel auf. Er legt sein „Bratlleibl" (eine Weste mit 18 großen versilberten Knöpfen) an, um zum Dorfwirt hinüber zu gehen, wo der Pfarrer und der Schulmeister sitzen. Der Hauenstielbauer kann sich schon eine Halbe gönnen. Er ist ein fleißiger, gutsituierter Grundbesitzer. Am Truhendeckel sind in einer Reihe über zwanzig „Hozatbuschen" angenagelt. Rundherum bemerkt man Heiligenbildchen: St. Erhard, St. Johann v. N., St. Leonhard, St. Barbara, St. Anton v. P. u. s. w. Inmitten prangen die Bilder seines Namenspatrones und auch der seines Weibes ist zu finden. Viele Andenken aus Maria-Zell zieren ferner den Deckel. Dabei raitet der Bauer: „Wenn alle diese Sachen ihre zugeschriebene Kraft haben, so kann aus dieser Truhe in Ewigkeit nichts gestohlen werden."

Indessen hört man vom Vorhause Lärm. „Jetzt sinds da", sagt 's Kucheldirndl, sie meint die Knechte, welche den Schnee von den „Grobgnahden" abklopfen. Die gefrorenen Schuhe werden gegen „Strohschloapfen" vertauscht, der Lodenrock auf die „Asen" zum Trocknen gehängt und der Sterz „hineinghaut". Nach Tisch setzen sich die Knechte um den Ofen und rauchen. „Jo", meint der Mar, „derweil man raucht, derweil lebt man, wenn ich amal neama rauchen mag, aft muß ih steam".

Die Dirnen sind mittlerweile von ihren häuslichen Küchenarbeiten und vom Stallgeh'n fertig geworden und man erzählt sich allerlei.

„Richtig", meint der Mar, „du Kucheldirn, hörst, morgn is Nikolotag."

„Ja, ja, schau grad, daß dich der Schwarze (Teufel) nit holt", antwortet schlagfertig 's Mädchen. Eine Weile schäkern sie noch, zumal über die „Buam" wird losgezogen, denn der Schwoagerin (Sennin) ist auf'm Kathreinsonntag bei der Musi der sechsundzwanzigste Liebhaber untreu word'n.

Das Unterdirndl scherzt, den Irgl anblickend:

„Bist a lustiga Bua,
Hast Wadl wia a Hohn,
Und am Halsl, am dünn,
Hängt a Dudlsock dron."

„Warst vielleicht froh, wennst oan hättst", entgegnet der Verspottete. „Ein schlechter Kragn, der keine Spreizen mag tragn. Du, mit deinen Seitenpfeifen." *)

„Ein schlechter Kragn, der eine Spreizen muß habn", repliziert 's Unterdirndl, die nit nachgibt, so lang ein Knödel im Häfen ist (Redensart).

*) Hier die Waden, so dünn wie eine Seitenpfeife (Flöte) gemeint.

Regen. Geht aber um 9 Uhr früh der Wind von Norden, so wird die Bewohner des Bergtales schönes Wetter erfreuen. Wie uns Alexander Scheuhuber, dem wir diese Mitteilungen verdanken, weiters berichtet, kommt im Sommer ein Gewitter, wenn der Trenchtling bläulich erscheint; ist der Berg jedoch beständig sichtbar, so bleibt die Witterung konstant.

Eine Bauernregel aus Tragöß lautet:

Fliagn zu Ruperti (24. Sept.) die Wildtaubn noh ummer,
Kriag ma aufs Jahr n schean Summer.

Der Bauer gräbt um diese Zeit die Erdäpfel, dann wird „Ruabn grafft", das heißt, man zieht die Futterrüben aus dem Erdreich. Zuletzt kommt die Krautarbeit und man schafft Streu und Brennholz aus dem Wald. Die gnötige Zeit ist vorüber. Jedes verrichtet eine kleine häusliche Arbeit, denn

A weani gleiert
Is besser wia ganz gfeiert

lautet ein alter Bauernspruch.

Der Bauer ermuntert die Leute beim Mittagtisch: „Eßts nur, eßts, daß morgn schöns Wetter is*), hobts fleißig gorbat ah, braucht man ah wos zessen." Der Max (Oberknecht) denkt sich auf solches hin: „Dieses Wort des Lobes und der Zufriedenheit aus dem Munde des Bauers ist mehr wert als alles andere." Der Hausvater hingegen raitet: „Man muß den Leuten auch ein Lob lassen. Nachher arbeiten sie wieder um so braver.

In der Adventzeit denkt sich der Tragößer Bauernbub:

„Hiaz, Buama, seids gscheit,
Hiaz kimmt der Advent;
Ih nimm n Huat unter d Irxen
Und die Beten in d Händ!"

„Hiaz geits koa Musi meh", raitet der Anderl, „bis Neujahr is Katpaus".

Die nächsten Wochentage sitzt der Knecht wieder daheim. Plötzlich aber befiehlt der Bauer: „Buama, ums Windholz gehn."

Dann ziehen der Jogl, der Sepp, der Hans und der Naz und wie sie alle heißen mögen, die Knechte, wohl versehen mit Gamaschen und Fäustlingen ausgerüstet, in den Hochwald hinauf. Die Mägde haben es besser. Die hocken um den warmen Ofen und spinnen tapfer darauf los, dabei wird manch wahre oder unwahre Geschichte erzählt. Ein Wetter hat's im Freien, daß man keinen Hund vor die Tür jagen würde. Zeitlich finster wird's auch schon. Man zündet den Keanspan an, die Kucheldirn macht Fuier im Herd und stellt ein Wasser auf. „Wenn die Buam vom Holz heimkommen", raitet die Thresel, „bringt

*) Es herrscht die Volksmeinung, daß am kommenden Tage 's Wetter schön bleibe, wenn jede Schüssel beim Essen vollständig geleert werde.

Allmählich verrinnt der Advent mit Beten, Fasten und Arbeiten. Abends werden täglich mindestens zwei Litaneien, ein Rosenkranz und eine Unmenge Vaterunser, wie sich's gehört, gebetet. Der Max muß vorbeten. Ist man fertig, wird d Suppen gegessen. Im Advent ist's feucht: also Mittwochs, Freitags und Samstags nichts als Suppe, Suppe und noch einmal Suppe; und zu allerletzt wohl wieder — Suppe.

„Auf der Alma gibts Kalma,
Gibts weichselbraune Küah,
Unser Bäuerin is an Drach'n,
Sie brüllt wia a Stier“,

spottet s Hanserl, wenn die Hausmutter mit den Mägden etwas laut wird. Mein Gott, die Hauenstielbäuerin hätt eh s Recht, aber die Leut wolln heuzttags nix mehr annehmen, sie sind verübelhaftig, wie die Geisen, kaum sagt man was, ist der Binggl vor der Tür. Kreuz Saggra, Zwiefel, Essig und Kren, vor Neujahr darf niemand gehn, sonst wurd s stinken in der Fechtschul. 's Moizerl ist ein Keuschlerkind und man weiß es: Von einem Keuschler kriegt man, wie der Volksmund sagt, ein guts Kalb, aber keinen nutzen Dienstboten, das meint auch der Wirt „Zum grün' Ast“; wenn er sonst keine Gäst hat, ist er der best Gast.

Mitunter kommt eine Krämerin (Hausiererin) ins Tragößtal und verkauft Kerzen.

„Was kostet eine?“ fragt der Xantl.

„Eine Krone.“

„Sie sind wohl verrückt?“

„O nein“, beteuert die Hausiererin, „sie sind vom heiligen Grab die Kerzen, hochgweicht, aus Bethlehem“.

„Ich bitt, s heilige Grab ist doch in Jerusalem?“ verbessert der Xantl. Doch kommt er schön an. Die Krämerin keift: „Das werd wohl ich besser wissen. Wer keine kaufen will, solls bleiben lassen, Höll Amerin, laß d Moasn aus!“ (Gelinder Fluch.)

In der Nacht vom 21. zum 22. Dezember ist die Thomasnacht. Da wird in der Bauernstube zu Tragöß — wie auch anderwärts — die Zukunft vorausgedeutet. Die Mägde gehen in die Holzhütte und tragen einen Korb voll Graßprügel (Tannenästel) in die Stube und zählen. Hat man eine gerade Zahl erwischt, so heiratet die Betreffende im Laufe des künftigen Jahres. Ist die Zahl aber eine ungerade, so bleibt die Magd „sitzen“. Ist die Prügelzahl durch drei teilbar, so bedeutet es gar ein Kind . . ., was für die Moizl nicht angenehm ist, denn man weiß nicht: ehelich oder unehelich. Für den ersteren Fall ist auch die Hochzeit prophezeit. Das wäre freilich was . . .

Der Knecht Veitl legt sich am Thomasabend in der Gesindestube auf'n Rücken und wirft seinen Schuh in die Höhe. Steht das Fuß-

Indessen kommt ein altes Weibele in die Stube. Es ist die „Botenstanzl".

„Grüß Gott", sagt der Gast, „kann ih leicht da a bissel abschnauern?" (ausschnaufen).

„O ja", heißt es.

Im Laufe des Gesprächs erzählt die Stanzl vom „Gloderwaldl", wo ein Schatz liegt bewacht vom „Gloderkalbl". Alljährlich, wenn die Glocken von Oberort zur Christmette läuten, kommt das Gloderkalbl aus seinem Felsenloche, wo es sich versteckt hält, hervor und wartet darauf, einem beherzten Menschenkinde den Schlüssel zum Schatze übergeben zu können. Auch von der untergegangenen Alm in Tragöß erzählt die Botenstanzl, die zu Christi Himmelfahrt nach Maria-Zell, zu Maria Geburt nach Wildalpen und ein drittesmal nach Maria-Freienstein bei Trofaiach pilgert. Überall erbittet sie sich den Segen fürs ganze Jahr . . .

Am anderen Tage, St. Nikolaus, ruft der Bauer in aller Früh durchs Haus: „Auf, in Gottsnam, in die Rorate geahn. Nikolo ist! Do hoaßts, n heilign Nikolo bitten, daß er uns s ganz Jahr beisteht, damit wir koa Überschwemmung und koa Wassernot nit ham . . . jooo . . ."

Es dauert nicht lange, kommen die Knechte. Bei der Tür nimmt jeder einen Weihbrunnen, der Seppl geht nochmals zurück, er hat erst gesehen, daß seine Hose verkehrt am Leibe steckt . . . Die Gretl kämmt sich mit den Fingern das Stroh aus den Haaren. „Globt seis Christi", begrüßt sie den Bauer.

„n Ewigkeit Am", ist die Antwort.

Alles eilt in die Rorate, bis auf die Kucheldirn, die bleibt daheim: Suppenkochen. Denn wenn die Leut' aus der Rorate zurückkommen, wird schnell aufgetragen und ausgelöffelt. Die Kinder haben ihre helle Freude an den vielen guten und schönen Sachen, die ihnen der Nikolo eingelegt hat. Die Größeren blicken verschmitzt auf die Mutter, allein es redet keiner ein Wort. Daß man nit mehr an den Nikolo glaubt, wird nicht eingestanden, denn sonst hätten sie das letztemal etwas bekommen.

„Ih dонk dir recht schean,
Heiliger Niklo,
Und sei grod wieder so guat
Auf's Joh(r)",

beten die Kleinen mit wahrer Andacht.

Von Nikolo angefangen wird jede Woche mindestens dreimal in die Rorate gegangen. Beim Heimgehen reden die Bauern vom Wetter und auch vom Drusch (Garbendreschen). Die Weiber und Mägde erzählen sich tuschelnd, wie viel Röcke oder Unterröcke diese oder jene Gesponsin am Leibe trägt, und daß die Thresl den Irgl zum Lotter hat, weiß man auch, kurz alles wird durchgehechelt bis auf den letzten Gamaschenknopf.

Der Hias dagegen hat's auf n Hold abgesehen; er johlt:

„Der Hold und sein Olti
San zwoa kreuzbrave Leut,
Der Hold, der is narrisch
Und sei Olti nit gscheit."

Die Burschen fahren am letzten Tage des Jahres mit buntbebänderten Pferden um die neuen Dienstboten. Manches Mädel fährt ihrem Verhängnis entgegen.

Umsonst gödelt der Hans nit:

„In Oberort obn is a bodlata Bua
Und in Unterort untn is die Dudl dazua."

Oder:

„Wenns Manad schön scheint,
Scheints eini ins Stübel,
Wenn d Menscha Buam hamd,
Wird der Bäuerin übel.

Wenns Manad schön scheint,
Scheints eini in dein Huat,
Wann sist koana kimmt,
Is a Bauernbua guat."

Im kommenden Fasching gibt's hie und da eine Heirat, eine Mußehe, wenn die Brautleute, wie der Volksmund sagt, vorm Zsammläutn in die Kirchen gangen sind. Da mag es wohl auch vorkommen, daß man sich gegenseitig überdrüssig wird und der Bub kalkuliert:

„Wann ih amal heirat,
Heirat ih s in Winter,
Gfallt mir mei Alte nit,
Gib ih s in Schinder . . ."

Recht bezeichnend ist auch, wenn die Dirn denkt:

„Wenns Manad schön scheint,
Scheints übers Dachl,
Wenn sist koa Bua kimmt,
Kimmt der Stochenklachl"

was vielsagend ist und darauf hindeutet, daß 's Moizerle die Abwechslung liebt. Aber nau, kommt sonst keiner, ist der, den s für stads hat, auch gut . . .

Damit schließen wir unsere Skizze. Der Stoff lehnt sich dem Inhalte zum Teil an schon Bekanntes an, aber wir brachten ihn, genau nach Aufzeichnung unseres Gewährsmannes Scheuhuber, zum Zwecke vergleichender Volkskunde in Steiermark, um zu zeigen, wie jedes Tal seine Varianten und Anlehnungen an oft nicht einmal benachbarte Gebiete aufweist.

---

bekleidungsstück mit der Spitze gegen den Kopf des Veitel, so bedeutet dies, daß man das kommende ganze Jahr noch auf seinem gegenwärtigen Dienstplatz bleibt; im entgegengesetzten Falle wird es zum Wandern.

Am 24. Dezember, am heiligen Abend, wird vormittags gescheuert und geputzt, nachmittags ist Feiertag. Die Knecht verspüren schon Hunger. Denn am heiligen Abend heißt's fasten — so lang, bis drei Stern am Himmel stehen. Dann jedoch geht's hoch her: Kletzenbrot, Guglhupf, Birnen, Äpfel, Honig, Butter, Schnaps und was sonst noch ein bäuerlicher Magen vertragt, wird gegessen. Man knackt Nüsse und jedes schaut, daß es ein ganzes Nußkreuz herausbekommt. Dieses muß nun gar eine besondere Bedeutung haben, denn als ein Bäuerlein einst mit einem Venedigermannl sprach, sagte dieses: Um allerhand hast mich gfragt, nur um däs nit, was s Kreuz in der Nussen bedeut't."

Darauf verschwand der Kobold.

Es ist üblich, daß man im Tragößtale 's Nußkreuz der Kuh gibt; diese sagt dann dem Menschenkinde Dinge aus der Zukunft. Der Michel und der Karl gehen nicht in die Mette, sie wollen horchen, was die Rinder einander erzählen, da werden sie vielleicht auch erfahren, warum der Fanni der Unterrock zu enge wird. Damit der Hausvater nicht ahnt, was der Michel und Karl daheim wollen, schützen diese Bauchweh vor. Ja mei, kein Wunder, s Kletzenbrot . . .

Am Christtag ist ein Leben, hei, juche, da kommen zehn „Richtel" auf den Tisch. Der Schlosser Hans ißt bis zur Bewußtlosigkeit. Am folgenden Tage geht's ja nicht mehr so hoch her, also heißt's einpacken, denkt der Hans. War am Stephanitage Wasser- und Salzweihe, ist am Johannistage Weinweihe. Es kommen für den Magen etliche Rasttage. Früher war's der Brauch, daß am Unschuldigen Kindertage — sagt Scheuhuber — Leute von Haus zu Haus gingen, um den Bewohnern des Tales Gesundheit zu wünschen, aber der Brauch ist gleich vielen anderen abgekommen.

Am Silvestertag „fötteln" die, welche zu Michaeli keinen Leihkauf annahmen. Der Hausvater ging um die Zeit, wenn 's Erntefest gefeiert wird, das ist gewöhnlich am 7. Oktober, in aller Herrgottsfrüh in die Buamakammer und trug den Leuten den Leihkauf an: Vom Moar bis zum Hütbuben, jeder erhielt sein Geld, wenn er bleiben wollte. Auf dieses Geld freute sich jedes schon, denn auf d Nacht, sann man, gibts a Hetz. Nur der Klammeranger Hans bleibt beim alten Bauer nicht, er denkt:

„Der Rääl in Tragöß
Hot Stroh im Kopf drinna,
Drum muaß er so saufn,
Sonst kimmt er eahm z brinna."

die Gnade haben können, bei der hohen Feier, die diesen erhabenen Gegenstand betrifft, dabei sein zu dürfen?

Aber mein Gott, Professor, wenn Sie so reden! Was machen wir denn da? Sie sehen doch ein, daß ich eine unserer wichtigsten Ordensregeln unmöglich übertreten kann.

Haben Euer Ehrwürden in Ihrer sonst so vollkommenen Anstalt kein Hintertürchen, das zufällig offen bleibt und durch das ein frommes Christenherz sich ungesehen hineinschleichen könnte? So sagte ich halb scherzend, denn die Oberin, das war mir schon von früher her bekannt, versteht auch einen Spaß. Sie lächelte denn auch zu meinem Vorschlage, drohte aber mit dem Finger; von Einem, der so redet, müsse man sich erst recht in acht nehmen. Indes falle ihr ein Ausweg ein, der ihr ermögliche, den Eintritt zum Festgottesdienst zu gestatten.

Und der ist?

Sie müssen dafür etwas leisten.

Herzlich gern. Wie viel denn?

Nein, in Geld nicht, rief sie fast fröhlich. Aber an der Feier mitwirken, wenn Sie das wollten. Können Sie an der Orgel den Blasebalg treten?

Das Blasebalgtreten, ehrwürdige Mutter, wäre keine Kunst, wenn der Blasebalg nicht gerade im Winkel hinter der Orgel wäre, wo man nichts sieht.

Ach ja, sagte die Äbtissin, das ist wahr, da sehen Sie nichts.

Natürlich, glaubte ich sogleich beisetzen zu müssen, geht es mir nicht bloß ums Sehen. Wohl auch der Erbauung wegen —.

Na na, unterbrach sie mich, das wissen wir uns schon zu reimen. Die Künstler sind ja alle mehr oder weniger Heiden. Nun — fällt mir aber was ein. Wollen Sie Himmel tragen? Da wären Sie mitten im Einzug und könnten alles gut sehen.

Himmel tragen? Das wäre schön, Euer Ehrwürden, stotterte ich, allein, da werden gewiß andere sein, Bestimmte, Würdigere.

Es sind ihrer. Aber einer ist krank. Eine Stange ist augenblicklich vakant. Dann hätte es weiter kein Bedenken.

Meinen ehrerbietigen Dank, aber ich muß mir's doch erst überlegen, ob — ob ich zu diesem ehrenden Amte nicht doch — zu ungeschickt bin.

So überlegen Sie sichs. Und lassen mir's bis morgen sagen. Gott der Herr mit Ihnen.

So die Unterredung mit der Oberin. Dann überlegte ich. Eine Stange des viereckigen Baldachins tragen, unter dem ein wohlgenährter Prälat einherschreitet. Ob sich das mit dem akademischen Künstler und dem kaiser-königlichen Professor wohl verträgt? Aber das glänzende

Künstlers Himmelfragen.

Ein Erlebnis, mitgeteilt von **B. H.**

Zehn Sekunden lang hatte ich — um im Volke Ärgernis zu vermeiden — mich mit vorgeneigtem Körper auf ein Knie gestützt. Als das Sanktissimum vorüber war, richtete ich mich rasch auf und sagte zum Professor, der hinter mir stand: „Na kurios, wie man das Knien verlernen kann! Noch zehn Sekunden lang und ich wäre ohnmächtig geworden auf diesem Sandkorn, das sich so bereitwillig unters Knie geschoben hat, um mir die Sünden abbüßen zu helfen. Und einst hielt ich so was stundenlang aus, mit Leichtigkeit. Du weißt ja, die untere Volksschichte steht sich besser beim Knien, als beim Stehen. Merkwürdig genug, daß gerade kleine Leute sich so sehr bücken müssen, um durchzukommen."

„Ja, lieber Freund", antwortete der Professor, „davon wüßte ich auch ein erbauliches Kapitel zu erzählen. Vom Bücken und Knien. Wenn dem Künstler nicht ohnehin alles erlaubt wäre und er beliebig alle möglichen Sünden haben könnte, damals hätte ich sie alle bezahlt. Ja, der liebe Herrgott hätte mir noch was herausgeben müssen."

Wir gingen am Fußsteige dem Bache entlang spazieren und er erzählte das Erlebnis.

„Du weißt, daß ich für das Frauenkloster die Altarstatue geschaffen habe. Vor Jahren schon. Seither war mein Künstlerherz oft in jener Klosterkirche bei den reichen Kunstschätzen, bei dem prunkvollen Kultus und bei den anmutigen Gestalten der Schwestern und Novizinnen. Diese bekam man aber selten zu sehen, da dem profanen Erdenpilger die heiligen Mysterien eines Frauenklosters möglichst verborgen bleiben müssen. Nun kam aber der fünfzigste Gedächtnistag der Gründung dieses Klosters und der sollte durch ein großes Kirchenfest begangen werden. Aller Glanz sollte aufgeboten werden, alle Schwestern in ihrer Zier und Jungfrauen sollten im weißen Festgewande unverschleiert den Einzug halten und in vielen Reihen sich um den Hochaltar gruppieren. Du kannst dir denken, daß ich diesen Aufzug sehen wollte. So habe ich mich bei der Oberin angemeldet und ersucht, das Fest mit ansehen zu dürfen.

Ja, mein geschätzter Herr, sagte die Matrone, das wird wohl nicht gehen, da nach unseren Regeln kein fremdes männliches Wesen an unseren Gottesdiensten teilnehmen darf.

Aber ehrwürdige Mutter, sagte ich, ich bin ja kein fremdes männliches Wesen. Ich bin der Künstler, der von Ihrer Gottseligkeit gewürdigt worden war, die Altarstatue zu verfertigen. Und sollte nicht

Aufwartung beim Statthalter vor. Du kannst dir denken, daß ich an diesem Tage nicht auf geraden Wegen dem Kloster zuging, sondern durch die Gassen und Gäßchen hinterwärts, wo man durch ein Pförtlein in den Klostergarten gelangen kann. Das Pförtlein war natürlich versperrt. Auf mein Läuten erschien der alte Gärtner, der mich auf meine Versicherung, ein Himmelträger zu sein, mit einiger Säumnis passieren ließ. Im großen Klosterhof wurde der Festzug zusammengestellt. Meine drei Berufsgenossen waren alte Männer mit Glatzen und grauen Bärten, die sich über den fremden vierten, der statt des erkrankten Schusters da war, ein wenig zu wundern schienen. Wir bekamen scharlachrote Mäntel; eiskalt ging es mir durchs Gebein, als ich den meinen über die Achsel legte. Doch für alle Fälle war das eine willkommene Vermummung. Wir holten aus der Kirche den rotseidenen, goldbefransten Baldachin mit den vier Tragstangen. Der Hof füllte sich mit ornadierten Priestern, dunkelgekeideten Nonnen und den weißen Jungfrauen. Nachdem der Patriarch in golddurchwirktem Meßkleide unter dem Himmel stand, bewegte sich der Zug um die Kirche und zum Hauptportal hinein. Ich sage dir, es war eine Pracht! Dieses Lichtgespiel, diese bunte Gestaltenreihe. Die weißen Jungfrauen, eine lange Reihe, waren geschmückt mit roten und blauen Schleifen, ihre Locken, schwarz und gold und bis zum lichtesten Flachs, wallten über den Nacken; ihre Augen, ganz entweltlicht, möchte ich sagen, schauten groß und unschuldig gleichsam in die himmlischen Räume auf; andere senkten die Lider oder schlossen sie ganz. In den Händen trugen sie brennende Kerzen. Und dieses Singen, Freund! Man hört manchmal das Wort Engelgesang und denkt sich nichts dabei. Ganz himmlische Stimmen sind es gewesen, auf Erden gibt es keine solchen. Die rote Stange in meiner Hand und der rote Mantel über mir waren rein vergessen über dieses wunderschöne Bild, über diesen bezaubernden Gesang. Nun in der Kirche angelangt, stellten die Jungfrauen sich am Altare auf in Reihen, die rückwärtigen immer höher, so daß es ein wunderbares Mosaik aus wahren Engelsgesichtern ward — ein unbeschreiblicher Liebreiz. Der Himmel, umdrängt von andächtigen Frauen, hatte mitten in der Kirche angehalten, der Prälat stieg zwischen den Jungfrauen zum Altar hinauf. Es begann das Hochamt. Die Priester knieten nieder, die Nonnen knieten nieder, die Jungfrauen knieten nieder. Alles kniete in großer Demut nieder auf beide Knie. Auch meine drei Himmelträgergenossen. Und auch ich. Aber die Minute, die der erste Segen dauerte, war schmerzlich lang, denn die feinen Sandkörnchen des Steinbodens bissen durch das Beinkleid in das verweichlichte Knie, das seit meiner Knabenzeit nicht mehr geübt worden war. O Freund! Ich ahnte nicht, daß es erst der Anfang einer qualvollen Stunde sein sollte. Unmittel-

Gepränge. Meiner Hände Bildwerk in einem Meere von Lichtern und Rosen. Und die weißen Jungfrauen. Besonders die eine mit dem länglichen Angesichte, die großen blauen Augen drin und die Wangengrübchen . . .

Am nächsten Morgen, als ich auf dem Bette saß, während meine Frau mir einen entsprungenen Knopf an die Weste heftete, begann ich über die Sache mit ihr zu sprechen.

Sie blickte mich befremdet an und sagte endlich: Mann, das soll wohl nur ein Witz sein? Mit drei Banausen Himmel tragen — du!

Das einzige Mittel, um diesen interessanten Aufzug mit ansehen zu können.

Sie lachte laut, sehr laut und grell — fast beleidigend.

So ein Künstler hat seine Sachen, sagte ich. Man bedarf Anregung —

Die du zu Hause natürlich entbehren mußt!

Und gerade will ich diesen Aufzug sehen.

So tu's eben.

Ist verboten, wie gesagt. Ist nur erlaubt, wenn ich etwas zu der Begehung leiste. Wir haben beraten, die Oberin und ich; es gibt kein anderes Mittel, als daß ich eine Stange des Baldachins übernehme.

Im roten Radmantel natürlich! lachte sie.

Was es da nur so dreist zu lachen gibt. Von einem roten Mantel ist ja keine Rede. Ob man nun so an einem Einzuge teilnimmt oder ob man pro forma eine rote Stange in der Hand hat. Sind stets nur die würdigsten Männer dazu ausersehen.

Und das Gerede der Leute, daß Professor Hertner bei den Marienschwestern Himmelträger geworden ist?

Aber es erfährts ja kein Mensch. In so einem Kloster, das ist ja eine geschlossene Gesellschaft.

Ich sage dir, in allen Witzblättern bist du nächstens mit deiner Himmelstange. Nein, so was könnte einem doch im Traum nicht einfallen! Herr Jesses, wenn der Zaruzel draufkäme!

Sie legte die Weste hin und ging etwas lebhaft ins Nebenzimmer. Ich mußte sehr den Kopf schütteln. Wie die Frauen gleich alles auf die Spitze treiben! Wo sie sonst doch so viel Verständnis für meine künstlerischen Interessen hat! — Der Zaruzel, meint sie, dieser Karikaturenschmierer! In die Witzblätter! Na, das wäre so was! — Aber all diese Vorstellungen und Bedenken verblaßten vor den weißen Jungfrauen, die ich just einmal sehen wollte. Der Oberin wurde angezeigt, daß ich mich zum Feste rechtzeitig einfinden würde.

Meiner Frau sagte ich nichts mehr davon und auf ihre Frage, weshalb ich mich so feierlich schwarz ankleide, schützte ich dreist eine

mehr hinwegsehen, der breite Buckel meines Vormannes begrenzte meinen Horizont. Doch nun war es leicht standzuhalten und als es endlich vorüber, richtete ich mich mit Hilfe der Himmelsstange krampfhaft und schier ungern empor.

Gesehen hatte ich's also. Dann den Mantel los, das Beinkleid an den Knien mit dem Taschentuch entstaubt, durch das Gartenpförtchen wieder hinaus und mit der unschuldigsten Miene die Gasse entlang. Rief mich eine bekannte Stimme an: Professorlein, he! Ich dachte, wer einmal im Himmel gewesen, der käme nicht wieder zurück.

Und war's der kleine Zaruzel, der berüchtigte Karikaturenzeichner für Witzblätter.

Woher des Weges? fragte ich mit kühn gespielter Harmlosikeit.

Von der Kirche der Marienschwestern, wo es heute so schön gewesen ist! antwortete er mit widerlicher Süßlichkeit. Du kennst ja den gelbhaarigen Teufelszwerg.

In der Klosterkirche? tat ich überrascht, aber da darf ja kein Mannsbild hinein.

Doch, doch, antwortete er. Entweder, es geht hinten durch das Gartenpförtchen oder es geht durch ein Dachfenster der Sakristei. Ersteren Weg pflegen die Bildhauer zu wählen; der letztere, beschwerlichere, bleibt für arme Witzblattzeichner übrig. Ich sage dir, Freund, köstlich warst du im roten Mantel an der Himmelsstange, unbezahlbar. An fünf Witzblätter verschicke ich.

Hub ich an stark zu leugnen. Da sagte er ganz gütig: Mühe dich nicht, es hilft dir nichts, und zog seinen photographischen Momentapparat aus der Tasche.

Der schneidigste Mut kommt allemal, wenn nichts mehr zu verlieren ist. Ich blieb stehen und sagte leise: Also Zahn um Zahn. Gut. An dem Tage, als das Bild im Blatte steht, wirst du umgearbeitet. Ich bin Bildhauer in Stein und Bein! — — Das hat er verstanden. — Seitdem sind Jahre vorüber, es hat niemand etwas erfahren."

So erzählte mir der Professor am Fußsteige den Bach entlang. Da wunderte ich mich laut, daß er es selbst ausplaudere, was ein so tiefes Geheimnis hätte bleiben sollen.

Jetzt ist alles verjährt, entgegnete er. Wenn's die Leute nun auch erfahren, sie glauben es nicht. Und wenn sie es glauben, so macht's mir nichts mehr. Übrigens geschah es doch nur aus künstlerischem Interesse und das vorzeitige Eindringen unter den Himmel habe ich an Ort und Stelle gründlich gebüßt.

bar nach dem Segen wollte ich mich aufrichten, aber — alles blieb knien. Auch meine Banausen knieten so fest, als ob sie in den Steinboden hineingewachsen wären. Ich allein aufstehen und stehen bleiben neben der Stange? Unmöglich. Abgesehen von dem unsühnbaren Ärgernisse, das damit gegeben worden wäre, hätte ich mich unberufenen Blicken ausgesetzt — der akademische Bildhauer Professor Hertner als Himmelträger hätte alles überragt. Ich blieb knien, aber frage nicht wie und in welchem Jammer. Es war eine wahre Folter. Ein weniges geschah mir wohler, daß ich mich fest an die Stange klammern konnte, erst mit der einen Hand, dann mit beiden Händen. Aber diese Stütze wurde bald belanglos und die Last des Körpers lag auf den armen Knien, die auf dem unbarmherzigen Stein laut geächzt hätten, wenn Knie ächzen könnten. Ich konnte es, durfte es aber nicht. Mußte in schweigender Frommheit bewegungslos dasknien. Die anderen, soweit ich sie beobachten konnte, knieten ganz behaglich, dem regen Mundgebete, den weidenden Augen sah man an, daß sie an alles eher als an ihre Knie dachten. Keiner ahnte den Büßer in ihrer Mitte, der seinen Vorwitz so blutig sühnen mußte. Ich hatte es ja versucht, mich in die Schönheit des Bildes zu versenken, das gerade vor mir so lieblich und licht entfaltet war, dem Gesange zu lauschen, dessen Klang in die Hallen aufstieg, aber ich empfand nichts, als den Schmerz an den Knien. Das Ovalgesicht suchte ich, das mit den runden Blauaugen und den Wangengrübchen; dort hinten, zwischen zwei brünetten Lärvchen guckte es hervor, schier himmlisch verzückt und ein bißchen schalkisch. Allerlei liebliche Gedanken und Vorstellungen wollte ich anspinnen an dieses Engelsbild, aber es gelang nichts — mein Knie, mein Knie! Da gedachte ich der Warnung meiner Frau, meiner klugen Frau! Ich fühlte mich als Verdammter unter den Seligen. In meinem Leben nie hatte ich mich so heiß dem Evangelium entgegengesehnt, als in dieser Stunde. Du weißt es, beim Evangelium steht man auf. Es kam endlich, alles erhob sich, ich mich fast zu früh, und atmete auf. Eine kleine Hoffnung leuchtete, als würde man von nun ab stehen dürfen, doch als das Evangelium vorüber war, kniete alles wieder nieder. In Gottesnamen, fest an die Stange geklammert kauerte ich da und war entschlossen, knien zu bleiben, bis sie mich ohnmächtig hinaustragen würden. Aber so weit kam es nicht. Als die Not wieder sehr groß geworden war, entdeckte ich eine Kunst, die, auf den Waden zu sitzen. Was die anderen darüber dächten, das kümmerte mich nicht mehr, in dieser Selbsterniedrigung sahen mich ja auch nur die nächsten der dichtgedrängten Nachbarn und sie waren mitleidig. Die Knie waren sanft entlastet, ich saß auf meinen Beinen. Jetzt dachte ich wieder an das Gesicht mit den Wangengrübchen, aber ich konnte über die Köpfe nicht

Hingeben des alten Namens vor, wie eine Untreue an meinen Vorfahren, wie das Wegwerfen eines alten Adels, wie das Abreißen einer goldenen Kette, von der wir nicht wissen, wie weit sie ins Mittelalter zurückgeht. Es ist ja Schade drum. Mein sichtbarer Stammbaum ist gerade nicht üppig; ich weiß nur von Lorenz, Ignaz, Josef und Andreas. Aber der Andreas hat sicher auch einen Vater, Großvater, Urgroßvater und Ururgroßvater gehabt. An solchem Faden kann man an den ältesten Adelsgeschlechtern vorbei sich zurückfinden bis zu Adam, der ein Bauersmann gewesen sein soll, wenn er wahrscheinlich auch noch nicht mit einem Roß eggen konnte. Jedenfalls haben wir Bauersleute Grund, adelsstolz zu sein. Und ich bin es ausgiebig.

Der deutsche Michel hat einen festen Schlaf. Alles Schriftwerk und Witzwerk, ihn zu wecken, ist nichts als ein Nasenkitzeln mit dem Strohhalm. Er niest und duselt weiter. Mit einem Eichenknüppel muß man ihm auf den Buckel hauen, daß er bei nahender Gefahr aufwacht. Dann dankt er nicht, daß er geweckt worden, sondern schimpft, daß er geschlagen wurde.

In unserem Tale, am Fuße des Gölk, wurde ein neues Landhaus gebaut. Nicht in landläufigem Villenstil, sondern einfach, gediegen, vornehm. Im Innern deutsche und amerikanische Art vereinend, gemahnt es äußerlich an jene stattlichen steirischen Hammerwerkshäuser, deren wenige Reste im Land uns noch erinnern, daß einst bei den Vermögenden Gediegenheit und Geschmack geherrscht hat. Die Eröffnung des Gölkhofes, wie das neue Landhaus heißt, wurde mit einem echt steirischen Feste gefeiert. Frauen wie Männer in alter Steirertracht, malerisch und charakteristisch bis ans Barocke. Zum Tanze spielen die köstlichen Mooskirchner Spielleute auf, mit altweltischen Instrumenten, die einst samt ihren Meistern (wohl präpariert) ins steirische Museum gehören. Einstweilen sollen die braven Mooskirchner noch lange leben, denn überall, wo sie hinkommen, wacht altsteirische Gemütlichkeit und Verlangen nach Urväter-Lustigkeit auf. Zu dem Feste haben sich als Verwandte der Hausfrau auch Amerikaner eingefunden, die uns bewiesen, daß germanischer Humor auch jenseits des Wassers gedeiht. Mit rührender Gemütlichkeit hüllten auch sie — die Ladys und Lords — sich ins bunte steirische Kleid, so daß kein Mensch sie mehr von den heimischen Dirndln und Buben unterschied, so lange sie nicht den Mund auftaten. Plauderten sie, so ward nicht bloß der Unterschied, sondern auch die Verwandtschaft der steirischen Mundart mit — dem Englischen offenbar. Ist es mir doch im Auslande schon mehrmals passiert, daß mein Steirisch für Englisch

Heimgärtners Tagebuch.

An einem schönen Sommertage führte ich das erstemal meinen ältesten Enkel, den kaum fünfjährigen Walter, nach Krieglach-Alpel. Der Kleine fand sich in den Bergen und Wäldern sofort zurecht. Er fand sie ebenso selbstverständlich wie das Meer, das er kurz vorher gesehen. Aber das eine bemerkte er: Auf dem Meere hänge der Himmel ins Wasser hinein, hier ständen die Berge in den Himmel hinauf. In mein altes Vaterhaus tretend blickte er einmal in den dumpfen, dunklen Raum umher und fragte: „Großvater, wo ist denn hier der Salon?“ Da habe ich ihn ins Freie geführt, auf die grüne Matte zwischen hohen Fichten und Lärchen. Dort suchte er den merkwürdigen Baum, „wo der Urgroßvater auf der Tanne saß“, auf die er sich, von Wölfen verfolgt, geflüchtet hatte. Es fand sich im jüngeren Baumgeschlecht keiner, der dem in der Phantasie ähnlich sah. Dann ging der Kleine wieder ins Haus und fragte mich, wo mein Kinderbettel gestanden, wo meine Mutter den Milchpapp gekocht, auf welcher Bank ich ihn gegessen, in welchem Winkel ich meine Spielsachen gehabt hätte. Wie einem Großvater da ums Herz wird, wenn der kleine Enkel so in seine ferne Kindheit hineinschaut! Wie er sich selber wieder sieht in dem Knaben, der in diesem altersmüden Hause lustig umherläuft, als sei auch er da geboren. Wie man da wieder den ewigen Ring des Lebens fühlt! — Als ich nachher dem Kleinen ungeschickterweise auch die alten Grundmauern zeigen wollte, auf denen einst die Wirtschaftsgebäude gestanden, und ihn aufmerksam machen wollte auf das Hochwaldmeer des Teufelsteins und die weite Aussicht ins blauende Wechselgebiet, da waren ihm die Heidelbeeren Hauptsache geworden, und es war ein neues Waldbauernbübel, das da bis an die Brust im hohen Heidekraut herumstieg mit dem blaugefleckten Gesichtlein. Manchmal stand er ein wenig still und schaute träumerisch hin. Er träumte wohl von fernen Zeiten, da in dieser Gegend die Wölfe und Bären waren und auf alten Bäumen die Urgroßväter wuchsen, und träumte von den lichten Wolkengestalten, die über den Wipfeln ihre weißen Tatzen ausreckten und ihre aufgesperrten Rachen. Und mitten unter solchen Ungeheuern naschte er ruhig Heidelbeeren. Der Waldbauernbub, wie er im Büchel steht.

Nun ist mir die seit langem angestrebte Möglichkeit gegeben worden, den alten Familiennamen Roßegger amtlich für meine Nachkommen in den eingewohnten Namen Rosegger umwandeln zu lassen. Und nun mag ich nicht recht. Jetzt, da es ernst werden soll, kommt mir dieses

neten wirtschaftlichen Zustände völlig ersticken und zerstören. Ich habe zu viele derartige Beispiele gesehen, als daß sie nicht imstande gewesen wären, den Versuchungen ein Gegengewicht zu bieten. Das Stärkste daran tut allerdings die Liebe zur eigenen Frau. Nein, zu tugendhaft wäre mancher nicht, wohl aber zu klug. Man will durch Augenblickserfolge nicht das Große und Beständige verscherzen. — „Das sind Ausnahmen," sagte mein Besucher enttäuscht. — Glauben Sie? Wir leben in einer Zeit der Ehebruchriecherei. Die haben wir noch von dem französischen Lustspiel und auch von der modernen Literatur. Ich vermute, daß der Ehebruch häufiger in der Dichtung vorkommt als im Leben. Um so folgenschwere Dummheiten zu begehen, dafür sind die meisten Leute, wenn auch nicht zu gut, so doch zu vernünftig.

Partie auf den Sonnwendstein. Am heißesten Tag des Jahres. In Bergluft von 1000 bis 1600 Meter Seehöhe ist jede Hitze erträglich. Nur darf man nicht zu langsam marschieren. Ein frisches Tempo im Gehen erfrischt den Organismus und macht nicht träge, wie das langsame Hintrödeln. Ich lag eine Stunde lang oben auf der heißen Steinplatte und betrachtete das in der Tiefe liegende und vom Hochgebirge eingefriedete Semmeringgebiet. Und schaute hinüber auf die Spitze des Schneeberges, gedenkend jener hohen Berge der Einsamen, auf denen ewiger Schnee liegt. „Von irdischen schwing' dich zu geistigen Höh'n, nahe dem Himmel, o Mensch, ist es schön!" Ich wandere gerne allein, blieb aber diesmal nicht unangefochten. Auf dem Rückweg gesellte sich mir ein bekannter Parteihengst, der im trefflichen Friedrich Schülerhaus etwas viel Bier getrunken haben mochte und deshalb in aggressiver Stimmung war, wie das nächste Blatt dartun wird.

„Lieber Herr Doktor," so begann er, „Sie scheinen Ihres evangelischen Kirchenbaues in Mürzzuschlag wegen ein beißendes Gewissen zu haben."

Ich: „Wie meinen Sie das?"

Er: „Weil Sie diese Tat so gründlich zu sühnen trachten. Einen römischen Kirchenbau um den andern fördern Sie seither. Eben lese ich, daß Sie für die abgebrannte Pfarrkirche in St. Lorenzen eine Vorlesung halten werden. Wird Ihnen aber nichts helfen. Den evangelischen Kirchenbau wird man Ihnen nie vergessen."

Ich: „Aber das weiß ich. Den tragen mir gewisse Leute nach, so lange von meinem Leib ein Stäubchen, von meinen Schriften noch eine Zeile vorhanden sein wird. Das macht weiter nichts."

gehalten wurde. Der Einzug ins neue Haus unter Pöllerschüssen, altsteirischer Musik und Jauchzen — Kinder nnd Erwachsene in freudigem Durcheinander — widerhallte in der ganzen Gegend, aus der sich mitfreuende Zuschauer eingefunden hatten. Dann trat der Hausherr an das verschlossene Tor und klopfte an. Langsam taten die Flügel sich auf und im Flur stand als stattlicher Greis mit langem weißen Bart der Gölkgeist, der in schönem Spruche die Einziehenden willkommen hieß und dem Hause und seinen Bewohnern treuen Schutz und Schirm versprach. Diese einfache, feierliche Szene in friedlicher Abendstunde war von tiefer Wirkung. Sie legte nahe, was es besonders heutzutage bedeutet, im Waldlande ein neues Haus, sogar mit Landwirtschaft zu gründen, ein ritterliches Wagnis. — Der noch jugendliche Erbauer hatte auf weiten Reisen Großes und Herrliches gesehen, hatte glückliche Zeiten in der Fremde verlebt, und doch zog es ihn immer wieder zurück in das grüne Alpental, in dem er seine Kindheit verlebt hat. Und unterwegs auf nautischen Fahrten fand er die junge Amerikanerin, deren Schönheit ihn entzückte, deren geistige Vorzüge ihn fesselten — für immer. Noch eine Weile sind sie gefahren auf dem hohen Meere des Ozeans und des Lebens, bis eines Tages ihre Arche auf diesem Ararat am Fuße des waldigen Gölk gelandet ist. — Einstweilen sind sie noch durch Berufspflichten mit der Großstadt verstrickt. Doch zu jeder freien Zeit suchen sie den „Frieden der ländlichen Flur“, wo sie, „fern von des Lebens verworrenen Kreisen“, ihren frischen, lieblichen Kindern ein Jugendparadies ländlicher Heimständigkeit gegründet haben.

„Wie denken Sie über die eheliche Treue?“ fragte mich ein Besucher aus der Großstadt. — Wie ich darüber denke? Das ist ganz gleichgiltig. Fragen Sie doch lieber, wie ich's damit halte. Ich will es Ihnen offen sagen. Die Sache ist interessant und ich kann wohl mitreden. In der Jugend, vor meiner Verehelichung, hat's für mich nicht allzuviele Versuchung gegeben, also auch nicht viele Tugend. Im Laufe des Lebens habe ich erstere kennen gelernt und letztere nicht immer mit leichter Mühe bewahrt. Ein Entscheidendes war, daß man kein Schuft werden will. Jedem Geschäftsmann hält man das Versprechen, und gerade dem liebsten Menschen nicht? Übrigens wäre auszuführen, daß in dieser Sache doch weniger das „Versprechen“ mitspricht, als praktische Erwägungen. Man setzt mit dem Treubruch doch einmal gar zu viel an Lebensglück auf das Spiel. Außerhalb wie innerhalb des Kreises wachsen dem Treulosen Widerwärtigkeiten und können ihm unter Umständen so sehr über den Kopf wachsen, daß sie alles häusliche Glück, alle sittliche Kindererziehung, oft auch alle geord-

Fröhlich greift er an die Pflughörner, munter schwingt er die Sense, offenen Auges prüft er den Obstgarten, die Bienenkörbe, die Vorratskammern, die Viehställe und sieht, was sein soll und was nicht sein soll. Und am Sonntag sucht er in seinen Lehrbüchern das Gelernte zu wiederholen und denkt nach, wie es praktisch anzuwenden wäre. Einstweilen läßt der Alte die Zügel noch nicht aus der Hand, aber das taugt ihm, daß — wenn er sich in Handel und Wandel, bei den Behörden und dergleichen irgendwo nicht auskennt — er nur den Sohn zu fragen braucht. Der hat einen offenen Blick fürs Leben bekommen, für die Volkswirtschaft, für die Vorteile der Neuerungen. Er hat einen weiteren Blick ins schöne Heimatland getan und gesehen, wie sie es anderswo treiben und wie man mit den Leuten verschiedener Stände umzugehen hat. An seinen Studiengenossen, die im Lande verstreut ihre Wirtschaften besitzen, hat er vielleicht dauernde Verbindungen, unter Umständen Verbündete. 's kommt mir grad vor, sagt er zu mir, wie beim Blindekuhspielen, wenn einem die Augenbinde abgenommen wird und sieht, wie dumm man herumgetappt hat. Der Alte findet sich natürlich nicht drein, indessen sagt er so: Sechs Kinder hab ich. All machen mir Sorgen. Aber am wenigsten der Gstudierte. So oder so, der schlagt sich durch, das seh ich jetzt schon.

Im Dorfe wird das elektrische Licht eingeführt. Eine alte Bäuerin steht da, hält ihre Hände über den Magen aneinandergeklammert und schaut zu, wie das erstemal unter der weißen Scheibe niederwärts der metallene Docht glüht. „'s ist doch aus der Weis," sagt sie. „Wohl funfzig Jahr ist meine Großmutter schon tot und sie hats vorausgesagt. Meine lieben Leut, hat sie gesagt, ihr werds noch viel derleben. Das Licht wird keinen Wergdocht mehr haben, aber einen eisernen; es wird nit mehr dem Himmel zu brennen, aber dem Erdboden zu. Schauts da her, jetzt habn mirs so. Und brauchen keinen Kienspan und kein Unschlitt und kein Öl, das Eisen tut brennen, du heilige Mutter Anna! In Kindberg — ich gehs in drei Stunden nit hin — zünden sie s an und bei uns da brennts. Daß man jetzt sogar s Licht telegraphieren kann, das kunnt ich nit verstehen. Verstehst dus? fragte sie mich. Und meine Antwort: Verstehen tu ichs auch nicht. Im Grund verstehts kein Mensch, wie das sein kann. Aber machen können sies. Heutzutag kann man ja so viel machen, wobei man doch Grund und Ursach nicht versteht. Darauf die alte Bäuerin: Geh, geh, verstehen tu ichs schon. s ist halt eine Hexerei und nix weiter. Vom bösen Feind kommts, alls miteinander vom bösen Feind, was die Leut treiben heutzutag. — Und mich deucht

Er: „Ja, weshalb tun Sie denn das für St. Lorenzen?“

Ich: „Wissen Sie: Jede unserer deutschen Gemeinden, ob sie nun katholisch oder evangelisch sei, braucht vor allem drei Dinge: Ein Schulhaus, ein Versorgungshaus und eine Kirche. Wo und wie ich für diese Notwendigkeiten nach meiner geringen Kraft was tun konnte, habe ich's stets getan. Niemandem zu Trutz, aber auch niemandem zu Liebe, als den armen Gemeinden.“

Er: „Der Klerus soll sich seine Kirchen selber bauen, der hat Geld genug dazu.“

Ich: „Wann hat je ein Priester der Gemeinde eine Pfarrkirche gebaut? Ihre Kirche muß sich jede Gemeinde selber bauen. Nun und dazu habe ich auch ein paarmal ein bißchen geholfen, so gerne, wie zu Schulen oder zur Armenpflege.“

Er: „Heute Schulen bauen und morgen Kirchen, das ist — Sie verzeihen das harte Wort — Gesinnungslosigkeit.“

Ich: „Wie Sie glauben. Seien Sie auch einmal ein bißchen gesinnungslos. Unsere Parteileute kommen vor lauter Gesinnungstüchtigkeit zu keiner Schaffenstüchtigkeit.“

Er: „Es tut mir leid, wir müssen Sie in unserem Blatte wieder einmal angreifen.“

Ich: „Das macht nichts. Das bin ich gewohnt. Mir ist es schon einmal so aufgesetzt: Wo ich mein Lebtag Ungutes tat, da ließen mich die Leute in Ruh'. So oft ich aber was Gutes tun konnte, wurde ich gewiß von irgendeiner Seite angerempelt.“

Bald hernach hat mein Weggenosse etwas mürrisch seitab gebogen.

Der Weinrausch ist ein Nebel. Den Gemeinen blendet er, daß er gar nichts Edles mehr sieht und spinnt ihn noch enger ins Gemeine. Den Edlen blendet er, daß er nichts Gemeines mehr sieht und hebt ihn in ein noch höheres Licht. So wie im Lande Nebel liegt: Der im Tale steht, sieht nicht den Himmel; der auf hohem Berge steht, sieht nicht die Erde.

Ein Bauer hatte vor drei Jahren seinen Sohn in die steirische Ackerbauschule Grottenhof gegeben. Er tat's ungern. Auf Herrenbauern, sagte er, halt ich nix. Die Gstudierten mögen nachher nimmer arbeiten, im Büchel kann man Hoffart anbauen, aber kein Korn. Bei dem Dienstbotenmangel glaubte er auch die junge Arbeitskraft nicht entbehren zu können. Er selber wird schon mühselig. Aber endlich war er doch vermocht worden, den Sohn ziehen zu lassen. Jetzt sind die drei Jahre aus und der Sohn kam heim. Stark und frisch und lustig.

gemachter Satz den Leser, trotzdem herauszubringen, was das so geheimnisvoll wieder Verdeckte denn eigentlich hatte heißen sollen.

Bei kalten Menschen genügt trockene Höflichkeit, um sich Respekt zu verschaffen. Warme Menschen müssen, um dasselbe zu erreichen, grob werden.

Nach meiner Meinung hätten wir eine bessere Literatur, wenn es kein Buchhonorar und keine Bühnentantiemen gäbe. Der Glanz des Goldes lockt allzuviele Eintagsmücken ans Licht. Meine fünfzehn Bände, die ungedruckt geblieben und zu einer Zeit geschrieben wurden, als ich von einem Honorar noch keine Ahnung haben konnte, dürften mich vom Vorwurf der Geschäftsschreiberei einigermaßen schützen. Und doch wäre auch von meinen späteren Schriften einiges ungedruckt geblieben ohne Nötigung wirtschaftlicher Existenz und ohne Vergnügen an Honorar. Des Poeten Hauptanlaß zur Verbreitung seiner Werke sollte stets der sein, das, was daran ihn erfreut und erbaut, auch anderen zugänglich zu machen.

In Bruck an der Mur haben sie die Schloßberghöhe erschlossen und ein Restaurant hingebaut. Darin saß ich ein Stündchen und betrachtete wieder einmal die schöne Lage dieser Stadt zwischen Wald- und Almbergen. Auf des Brucker Schloßbergs historischem Boden gibt es noch viel zu tun, um mit Pietät einerseits und Geschmack anderseits eine Stätte zu schaffen zur Erholung der Einheimischen und zur Freude der Fremden. Es wird daran gearbeitet und Wunderschönes läßt sich machen. Eben dieser Tage wird in Bruck ein feines, modern eingerichtetes Hotel eröffnet. Vor Jahren habe ich es vom Rennfelde aus einmal so laut gerufen: Bruck muß eine Fremdenstadt werden! daß halb Steiermark dazu den Kopf geschüttelt hat. Heute ist diese Stadt auf dem Wege dahin. Aus drei Weltrichtungen führen täglich zahlreiche Eisenbahnzüge Fremde herbei und vorläufig noch direkt — vorüber. Indes, die landschaftlichen Schönheiten der Umgebung sind entdeckt worden; wenn nun auch die Wege fußgerecht, die Wirtshäuser mundgerecht und die Hotelbetten schlafgerecht sind, nach dem mustergiltigen Vorbilde des nahen Leobner Hotels Gärner, dann kommt am Ende auch der Bädeker noch mit den Sternchen.

---

das Gegenteil. Ich hätte der Bäuerin gern meine Meinung gesagt: Je mehr wir an Kräften entdecken und sie anzuwenden wissen, je näher sind wir dem Herrgott gekommen. Habe aber den Gedanken für mich behalten, die Alte hätte damit nichts anzufangen gewußt.

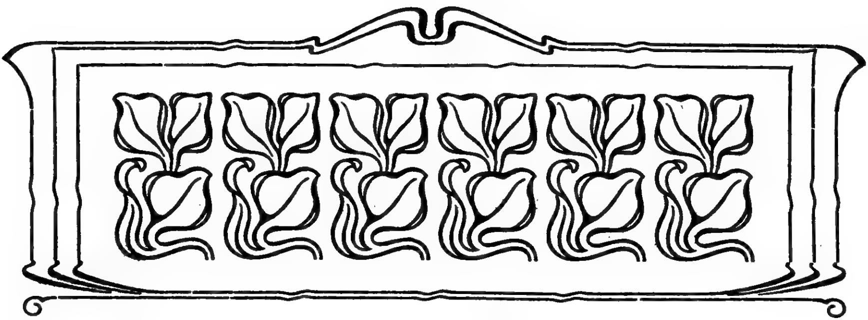
Da war die Rede von Höflichkeitsformen. Jemand sagte, daß er grundsätzlich um Dinge, die er mit Recht beanspruchen könne, nie das Wörtchen „bitte“, höchstens „ersuche“ anwende. Ich meinte, daß man da nicht wortklauberisch sein, sondern stets die landläufigere Form wählen solle. „Ich ersuche, mein Gehalt mir hierher nachzuschicken“, ist ja ganz korrekt, gilt aber bei uns in Österreich als zu kühl, ja manchem fast als gereizt. Wenigstens fällt es auf, während man sich mit dem Wörtchen „bitte“ nichts vergibt, weil es eben das gebräuchlichere ist. Wer in solchen Nebensächlichkeiten des Ausdruckes allzu korrekt sein will, der verliert leicht den Hauptzweck aus den Augen und man hält ihn für kleinlich. So unbefangen frei und männlich muß sich doch jeder fühlen, daß er nicht zu fürchten braucht, durch gefällige und verbindliche Umgangsformen für einen Kriecher gehalten zu werden. Natürlich wird es beim Briefschreiben keinem Menschen, der Geschmack hat, einfallen, zum Beispiel beim Schluß des Briefes die lächerliche Form „in Ehrfurcht ersterbend“ oder dergleichen noch anzuwenden. Da genügt nach meiner Meinung selbst „allerhöchsten“ Persönlichkeiten gegenüber der Ausdruck „ehrerbietig“. Wenn man solche Sachen nach minutiöser Abwägung gegenseitiger Verhältnisse macht, dann werden sie unnatürlich und gespreizt, manchmal — wenn man die Absicht strengster und kalter Korrektheit merkt — sogar verletzend. Am besten, man richte sich nach Gepflogenheit und persönlichem Takte. Wer Wohlwollen für die Menschen empfindet, der wird im Umgang oder in Briefen leicht einmal um einen Grad wärmer, als es der Gebrauch gerade verlangt, hingegen setzt er sich zum Gegenüber in ein höheres Verhältnis. Wer nicht tatsächlich Sympathie, Wärme empfindet, für den ist es allerdings klüger, mit besonders verbindlichen Umgangsformen nicht allzu verschwenderisch zu sein. Er könnte sonst „beim Wort“ genommen werden. Dann wurde in dieser Gesellschaft eine Unart besprochen. Mancher Briefschreiber hat die Gewohnheit, Sätze, in denen er sich verschrieben, anstatt sie mit einem ruhigen Striche auszustreichen, so zu durchkritzeln, daß man sie nicht soll lesen können. Das mutet an wie Hinterhältigkeit und Vertrauensmangel. Ich hatte auch die Gewohnheit des Unleserlichmachens solcher Sätze, allerdings nicht aus Vertrauensmangel, sondern aus ästhetischem Empfinden und in der Absicht, dem Leser die Gedankenablenkung zu ersparen. Gewöhnlich aber reizt gerade ein sehr unleserlich

Als ich einige Tage später wieder bei der Alten im Grabenhaus zusprach, rief sie mir schon entgegen: „Den Krüppel letztens haben leicht Sie mir zugeschickt? Alle Heiligen, ist aber das ein armer Leut g'west! Dagegen sind wir noch reich, hab ich zu meinen Töchtern gesagt.“ — „Seht Ihr! Seht Ihr!“ lachte ich, „so hat Euch der Allerärmste reicher gemacht.“

Diese russische Gräfin ist eine recht brave Person. Sie hatte drei Liebhaber, das schickt sich aber nicht. So hat sie den ersten durch den zweiten umbringen lassen. Und wenn der zweite darauf aufgehängt wird, bleibt ihr nur einer, wie sich's gehört. Damit die Frau Gräfin mit diesem einen auf solider Basis geordneten Haushalt führen kann, wie sich's ebenfalls gehört, so hat sie den ersten vor seinem Tode veranlaßt, zu ihren Gunsten sein Leben auf 500.000 Franken zu versichern. So hat zwar der, anstatt sein Leben teuer zu verkaufen, noch stark draufzahlen müssen, aber die Gräfin hat das alles nur getan, um sich anständig zu rangieren. Wenn sie nun wieder derangiert wird, so ist das die Schuld anderer und liegt durchaus nicht in den honorablen Absichten der Dame.

Im Deutschen Reiche ist einer der beharrlichsten Vorkämpfer für die Deutschen in Österreich Karl Pröll, ein geborener Steiermärker. Nebst seiner reichen publizistischen Tätigkeit im nationalen Sinne veranstaltet Pröll seit 25 Jahren jährlich unter dem Titel „Reichsdeutsches Weihnachtsbäumchen“ Sammlungen für die Deutschen in Österreich. Der bisherige Ertrag beläuft sich auf 67.000 Mark. Wie viele verlassene deutsche Orte unserer Monarchie sind durch Anregung und Mithilfe dieses Mannes mit Spenden beteilt und im Kampf um ihr Volkstum ermuntert worden! — Und rührend ist in Dresden eine deutsche Frau, Ida Korschelt, die an Prölls Werk wacker mitarbeitet. Sie ist die Begründerin der Dresdner Frauenortsgruppe des deutschen Schulvereines. Das Herz dieser Frau ist immer im Auslande bei bedrängten Deutschen. So las ich vor kurzem von ihr einen warmen Aufsatz über Servola, einen deutschen Vorort bei Triest. Sie beschreibt die dort errichtete deutsche Volksschule und ruft zu weiterer Beihilfe auf. Und wie diese Frau und ihr gleichgesinnter Gatte seit vielen Jahren unermüdlich für die isolierten Stammesbrüder in unserem Österreich arbeiten, so gibt es im Reiche viele, die treu für uns wirken. Ich denke, daß wir derweil nicht schlafen dürfen. Als Anerkennung dafür, daß die Reichsdeutschen national für uns arbeiten, verlangen sie nichts von uns, als daß auch wir national — für uns arbeiten.

Auf meiner Wanderung im Gebirge begegnete mir ein alter Stelzfuß. Ich hatte ihn schon lange gesehen heranhumpeln über die breite Wiese jenseits des Baches. Erst merkte ich es kaum, ob er ging oder stand — so mühsam war's. Der eine Fußstumpf versank bei jedem Schritt in den Sumpf, aus dem er sich mit dem andern Bein und mit dem Stocke grausam schwer hervorarbeitete. Wie bei einem zertretenen, schwerverletzten Wurm, so jämmerlich ging's voran. Endlich kam er zum Bach, über den ein schmaler, geländerloser Steg führte. Erst sah ich ihm zu, wie er das machen würde. Schon der Stock glitt aus auf dem glatten wagrechten Baumstamm. Sein lebendiger Fuß stand, aber wie schwankend und unsicher! Der Stelzstrunk konnte keine rechte Stütze finden. Allbeide hatten wir dann tüchtig zu tun, bis er über dem wilden Gebirgsbach war. — Wohin er noch wolle, so nahe dem Abend? — Mein Gott, das wisse er nicht. — „Wäret Ihr doch dort oben im Bauernhof geblieben.“ — „Haben mich halt nit behalten. Bin ihnen halt zu unsauber und hätten keinen Platz für fremde Leut. Wär ihnen erst vorige Woche so einer mit des Bauers Zwilchrock durchgegangen. Herr, schauns mich einmal an! Ich durchgehen!“ — „Wo seid Ihr denn daheim?“ darauf meine Frage. — „Drin in der Veitsch. Zuständig bissel in Mitterdorf. Haben auch keinen Platz für mich, haben gesagt, danchigehn (fortgehen) soll ich.“ — „Wieso seid Ihr denn ums Bein gekommen?“ „Stumpffuß mit auf die Welt gebracht. Hab reiche Verwandte gehabt; überaus reich. Ich überaus arm. Geh ich halt jetzt wieder bissel umeinander, daß ich was z essen find. Heut noch nix, wie Schwarzbeeren.“ Alte verschwammte Lodenlappen hingen an seinem verbogenen Körper. — Wenn ihm die Reichen keine Herberge geben, dachte ich, so muß er's halt bei Armen probieren. Ich wußte in der Nähe ein verfallendes Bauernhaus, wo ich bekannt bin. Dort lebt ein altes Weiblein mit drei Töchtern, die ihr — sie wußten wohl selbst nicht recht, woher — eine Menge Enkel ins Haus gebracht hatten. Kränkliche, krüppelhafte Geschöpfe. Leben allmiteinander von einer mageren Milchkuh, Erdäpfeln und Waldfrüchten. Erst ein paar Tage vorher hatte mir das alte Weiblein geklagt, sie und ihre Leutln seien die Ärmsten. So arm wie sie sei niemand in der ganzen Gegend. Und zu diesen Ärmsten — ihr Haus stand gleich hinten in einem Seitengraben — habe ich den Stelzfuß hingewiesen: „Sprecht dort nur: der Peter hätt gesagt, sie sollen Euch behalten und Euch eine warme Suppe geben.“ — Von dem ihm gereichten Geldstück konnte er ja heute und in dieser Wildnis nichts herabbeißen. Er möge aber dort seine Sache bezahlen. — So hat sich die armselige Kreatur weitergeschliffen gegen das kaum zwanzig Minuten entfernte Grabenhaus. Der Arme dürfte länger dahin gebraucht haben, als ich in mein fast zwei Stunden entferntes Quartier.



Kleine Laube.

Die Hosen des Herrn von Gösting.

Eine schöne und erbauliche Historie von Peter Rosegger.

Der Herr von Gösting war ein widerhaariger Herr.

Er wollte nicht in die Messe gehen, obschon der Erzherzog ihm hatte sagen lassen: Jeglichen Ungehorsam in der Religion werden Wir ahnden! Auch den Nachbarn, die ringsum auf den Felsenburgen wohnten, war er Ursach, daß sie der Messe fern blieben. Und fern zu bleiben den katholischen Gotteshäusern überhaupt; denn diese Herren waren eigens durch sein Betreiben lutherisch worden samt und sonders.

Anfangs war der Erzherzog unsicher gewesen, was mit solchen Abtrünnigen anzufangen sei, denn der Fall war neu und als frommer Christ schlug er in der Bibel nach, ob zur Befolgung der wahren Lehre wohl ein Zwang angewendet werden dürfe. Seiner Nase dünkte fast, die Verfolger der Lutheraner röchen nach Diokletian. Aber indem der Erzherzog in der Bibel blätterte, trat er selber schon einen Schritt näher den Lutheranern, was der Hofkaplan Aining beklommenen Gemütes wahrnahm. Deshalb sagte der Hofkaplan zum Erzherzog: „Euere kaiserliche Hoheit! Lasset das Buch, greifet lieber —“

„Zum Kreuz?“ unterbrach der Fürst lachend.

„Zum Schwert, kaiserliche Hoheit.“

„Was sagt Ihr, Pfaff? Wer nach dem Schwerte langt, der kommt durch das Schwert um, heißt es da drinnen.“

Der Kaplan griff sachte nach der Bibel und barg sie während des weiteren Gespräches unauffällig in seine Kutte. „Es wird wohl so heißen, mein gnädigster Herr. Nur flehe ich, sich zu erinnern, daß es auch heißt: Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“

„Das wird zum Schutze des Glaubens des Heiligen Vaters Angelegenheit sein.“

„Zu Gnaden, Hoheit, es ist vor allem Angelegenheit der weltlichen Fürsten.“ Dann hob der greise Kaplan seine Stimme und rief: „Wenn dem ruchlosen Luthertum nicht bald gesteuert wird, so fällt das deutsche Volk auseinander wie ein am Felsen gestrandetes Schiff, das mitten entzweibricht.“

„Erklärt mir das.“

„Die Glaubenseinheit allein hält ein Volk zusammen“, sagte der Kaplan. „Hie Papsttum, hie Luthertum, das scheidet die Deutschen. Und nicht darum ist's, daß die zwei Teile getrennt sind. Vielmehr darum, mein kaiserlicher Herr, daß die beiden getrennten Teile des deutschen Volkes sich gegenseitig zerfleischen werden mit

Um meine Meinung über Volksbildung befragt, hatte ich zu antworten:

Die Bildung liegt nicht im Vielwissen. Für gebildet halte ich jeden Menschen, der seine sittlichen Eigenschaften entwickelt hat, in seinen Beruf sich zu schicken weiß, in demselben Tüchtiges leistet und seiner Umgebung zum Wohlgefallen ist.

Auf meinen Spaziergängen kam ich zu einem alten Birkenbaum, in dessen Rinde viele Namen eingeschnitten sind. Darunter hat jemand den folgenden Vers geschrieben:

Willst du, Freund, daß man nach Jahren
Deinen Namen finde:
So schreib' dich in ein Menschenherz,
Nicht in des Baumes Rinde.

Und wieder unter diese Zeilen schrieb ein anderer:

Da will ich lieber doch dem Holze
Meinen Namen schenken;
Im Menschenherzen lischt so bald
Der Dank und das Gedenken.

Mit einem Katecheten sprach ich über die kindliche Bibelauffassung der Schulkinder. In der Religionsstunde fragte er einen Knaben: „Wie hat Adam im Paradiese gesündigt?"

Antwort: „Der Adam hat im Paradiese gesündigt, weil er einen Apfel gegessen hat, der gottverboten war."

Frage: „Wer hat den Adam zu dieser Sünde verleitet?"

Antwort: „Die Eva."

Berichtigung: „Die Eva eigentlich wohl nicht, mein Kind, vielmehr die Schlange. — Und wie hat Gott den Adam bestraft?"

Antwort: „Gott hat den Adam bestraft, weil —", da stockte der Knabe.

Aber ein achtjähriges Mädchen hob die Hand auf: „Bitt, Herr Katechet!"

Katechet: „Nun sage du mir's; welche Strafe hat der gerechte Gott über den ungehorsamen Adam verhängt?"

„Er hat die Eva heiraten müssen," antwortete das Mädchen.

---

und Silber und seltenen Steinen. Das Gefolge mit funkelnden Gewaffen, mit fliegenden Fähnlein trabte durch die Straßen und das Volk in fröhlicher Buntheit erfüllte alle Plätze und Lauben, Erker und Fenster. Unter schmetternder Musik und vielstimmigem Glockengeläute zogen die Edlen zum Dome und dann die Bergstraße hinan von Tor zu Tor in die kaiserliche Burg.

Und nun brauste und klirrte es von Degen, Säbeln und Sporen im Festsaale und die bunten Federbüsche auf den Helmen wehten wie blühendes Strauchwerk im Winde. Alles gehüllt in goldgestickte Wämser und samtne Beinkleider, silberbeschnallt. Da erblickte Seine kaiserliche Hoheit auch den von Gösting. Der trug ein braunes Wollenwams und am schwarzglänzenden Ledergürtel hing ein langer Säbel. Und — aber was sah da der Erzherzog? Eine falbe, lederne Kniehose hatte der Mann an den Beinen, wie sie die Bauern und Waidmänner im Gebirge am Werktage tragen.

„Herr Gösting!" rief er aus, „habt Ihr Unsere Einladung nicht erhalten?"

„So wäre ich nicht hier, gnädigster Herr!"

„So habt Ihr auch Unseren Willen vernommen, daß jeder bei diesem Feste in seiner teuersten Gewandung zu erscheinen habe?"

„Richtig vernommen, gnädigster Herr! Auch gehorsamst befolgt."

„Und diese Lederhosen?!"

„Diese Lederhosen, gnädigster Herr? In dem ganzen weiten Reiche, über das Eure kaiserliche Hoheit mit Weisheit und Macht gebieten, gibt es kein Beinkleid, daß teurer ist, als diese Hosen. Sie kommen mir zu stehen auf hundert schwere Dukaten. Sie stammen von der Haut des Hirschen, um den ich gebüßt worden bin."

Jetzt mußte der Erzherzog lächeln und er sprach: „Wir dulden es nicht, daß einer Unserer Untertanen ein teureres Beinkleid trägt, als der Herr des Reiches. Wollet Ihr Uns die Hosen verkaufen? Wir bieten hundert Dukaten."

Solchem antwortete der Ritter: „Gnädigster Herr! Dem schuldigen Untertanengehorsam treu, will ich die Hirschlederne hier auf der Stelle ausziehen. Aber verkaufen wird einer derer von Gösting seine Hosen nie."

Dieweilen sah er aber schon, daß die schwarzen Augenbrauen des Fürsten sich finster zusammenzogen. Deß war er vorgesehen. Aus Besorgnis, Seine Hoheit könnten diese kostbaren Hosen wollen ausklopfen lassen, ehe er sie noch vom Leibe gebracht, eilte er in den Hof hinab, sprang auf sein Pferd und sprengte spornstreichs der Burg seiner Väter zu.

Der liebe Leser.

Es gibt noch immer Buchautoren, die das Bedürfnis fühlen, sich zu ihrem Leser in ein gewisses persönliches Verhältnis zu setzen; sie nennen ihn zuweilen „freundlich", „geschätzt", am häufigsten „lieb", und treiben insgesamt die Intimität so weit, ihn zu duzen. So stoßt man auf Sätze, wie: „Der liebe Leser, der mir im letzten Kapitel nach der römischen Campagne gefolgt ist . . ." oder: „Der liebe Leser, der noch keinen Wüstensturm mitgemacht hat . . ." u. s. w. Die Damen werden, altem Herkommen gemäß, mit commis voyageurs-Galanterie bei ihrer Eitelkeit gefaßt und durch das wahllos vergeudete Epitheton „schön" ausgezeichnet, obwohl einmal der Fall eintreten könnte, daß eine Leserin nicht schön ist. Mir ist nämlich ein solcher Fall bekannt. Die „schöne Leserin" wird ebenfalls geduzt. Das läßt sich schon eher hören. Du lächelst, schöne Leserin?

Sehen wir uns den „lieben Leser" etwas genauer an und wagen wir, eine Frage in die gebildete Welt zu schleudern:

Feuer und Schwert. Ein Krieg wird entstehen in diesem Volke, dessen Schrecken und Dauer beispiellos sein werden. Jetzt erstickt Ihr das wilde Feuer kaum noch mit Eurem kaiserlichen Schilde. Ein Schwertstreich jetzt verhindert viel tausend Schwertstreiche eines unerhörten Bruderkrieges."

Also sprach der Hofkaplan zu Ferdinand, dem Erzherzog. Da ward dieser schweigsam.

Aber in kurzer Zeit nachher wurde auf den Versammlungsplätzen des Volkes, vor den Hütten der Landleute und vor den Burgen der Edlen ein fürstlicher Wille kundgetan: „Wer an den Sonntagen nicht in seiner rechtmäßigen Pfarrkirche Amt und Predigt besucht, der wird an Hab und Gut gebüßt. Außer kleinen Kindern und Kranken gibt's kein' Ausnahm' und keinen Pardon!"

Aber als am nächsten Sonntag in der Pfarrkirche zu Sankt Veit in Gegenwart von Landesbütteln die Namen der Pfarrkinder laut verlesen wurden, fehlten ihrer viele, darunter auch der Herr von Gösting. Dieser widerhaarige Herr streifte mit lustigem Gefolge durch seine Wälder und jagte nach Hirschen. In der Wildnis des Frauenkogels — während aus dem zackigen Kirchlein von Straßengel das Meßglöcklein heraufklang — erlegte er einen prächtigen Sechzehnender. Und auf der Burg Gösting wurde der Tag beschlossen mit fröhlichem Gelage.

Es währte danach der Tage drei, so erschien auf dieser Burg ein erzherzogliches Fähnlein und der Fürst ließ künden: Da der Herr von Gösting ansonsten löblichen Betragens und mit seinen Reisigen schon unterweilen kaiserlichen Diensten genuggetan, solle ihm dieses einemal noch der Ungehorsam von wegen des Kirchenbesuches nachgesehen werden. Herentgegen die Trutzjagd just an diesem Tage bleibe scharf angemerkt und für den während der heiligen Messe geschossenen Hirschen habe der Schütze allsogleich an die landesfürstliche Kasse einhundert Dukaten abzuliefern.

'Einhundert Dukaten, das war in jenen Tagen viel. Das war grausam viel. Der widerhaarige Herr von Gösting fluchte gotteslästerisch, als er den Beutel dem Hauptmanne in die Hände warf. Aber als der Hauptmann nach artig verabfolgter Empfangsbestätigung noch um einen Krug Wein bat, weil ihm am steilen Berge die Gurgel trocken geworden, setzte der von Gösting sich zu ihm. Es hub — während die Leute im Hofe geatzt wurden — im Burgsaale ein scharfes Zechen an, wobei aber die Göstinger manchen krummen Blick auf den Dukatenbeutel zucken ließen. Den hielt aber der Hauptmann mit einem Doppelstricke gewahrsam an den Leib gebunden und blutenden Herzens mußte endlich der Burgherr den vollen Hauptmann mit dem vollen Beutel ziehen lassen.

Am nächsten Sonntage ritt der von Gösting zur Kirche von Sankt Veit. Als dort vor dem Tore die Namen der Pfarrkinder verlesen wurden, rief der Göstinger bei dem seinen schmetternd wie ein Waldhorn: „Da bin ich!". Dann wandte er sein Roß, sprengte nach seiner Burg zurück, versammelte die Sassen und las ein Stück aus der Lutherbibel.

Der Erzherzog hörte von der sonntägigen Anwesenheit in der Pfarrkirche und freute sich der Bekehrung des wackeren Kämpen. Als der Fürst eine Weile nachher auf seiner hohen Felsenburg zu Grätz ein kirchliches Hoffest veranstaltete, um den Steiermärkern unter großem Glanze die Herrlichkeit des mit der römischen Kirche vereinigten deutschen Kaisertums wieder einmal vor Augen zu rücken, ließ er hiezu alle Edlen und Großen des Landes laden, insonderheit auch den edlen Herrn von Gösting. Der fürstlichen Einladung ward mit Nachdruck beigefügt, daß zu diesem außerordentlichen Feste die Herrschaften in ihren teuersten Gewändern erscheinen sollten.

Da strotzten denn die engen Plätze und Gassen zu Grätz vor Glanz und Pracht. Die Reiter und die Pferde prangten schwer in Samt und Seiden, in Gold

ganze Schnittfläche des mit „trockenem Humor“ angefüllten Bandes über die Finger laufen, und erst beim letzten Unschlagblatte angekommen, vertiefte sich der Mann in die Ankündigung — fremder Bücher, die im „gleichen Verlag“ erschienen sind!

Auch ein „lieber Leser“, gelt, lieber Leser?

Nicht selten müssen wir uns Randbemerkungen gefallen lassen, die nicht immer sehr artig sind. Jeder Leihbibliothekabonnent kennt diesen Glossenstil, der in hundert Fällen neunzigmal den Zweck verfolgt, dem Dichter eins aufs Dach zu geben, ihn zu belehren oder zu ironisieren, da man ihn ja doch mit faulen Äpfeln leider nicht erreichen kann. Einmal habe ich selber eine herzliche Schadenfreude erlebt, als ich eine solche Bleistiftbemerkung in einem Buche der Marlitt fand. Es war im Roman „Die zweite Frau“, den die gutmütige Dichterin ungefähr mit den Worten schließt: „Hoffen wir, daß das junge Paar nur Frieden und Freude auf seinem neuen Lebensgange erfahren möge.“

Ein lieber Leser kritzelte darunter: „Meine größte Sorg!“

Das Verhältnis des Buchentleihers oder Buchverkäufers — es gibt nämlich noch Käufer (mir selber ist ein solches Original bekannt) — zu dem Objekt wäre einer besonderen Kritik zu unterziehen. Was sich so ein Buch gefallen lassen muß! Man weiß, daß auf vielbefahrenen Schnellzugsstrecken der seines Weges dahinziehende Fußwanderer sehr oft auf den Böschungen des Bahndammes, im Ackerfeld einzelne Exemplare von Reisebibliotheksbüchern auflesen kann; respektvollere reisende Bücherfreunde sparen sich die Bände auf, um Obst-, Eier- oder Wurstschalen darauf zu sammeln. Auch als Fliegenklappe finden Bücher gern Verwendung, ferner als Unterlagen, wenn ein Tisch wackelt; in einer mir befreundeten Familie bekommt der Jüngste bei Tisch, da er noch nicht hinaufreicht, ein „Prachtwerk“ untergelegt. Die Ehekunde erwähnt die Tatsache, daß Bücher mäßigen Umfanges zuweilen als Wurfgeschosse benützt werden. Mir selbst ist schon wieder ein solcher Fall bekannt!

Die landesübliche Geringschätzung literarischer Erzeugnisse bekundet sich auch in der Art, wie Bücher aufgeschnitten werden. Das brutalste Instrument ist wohl der liebe Finger des lieben Lesers, aber wenn Not an Mann ist und in Ermangelung eines Schneidigeren, muß man eben zum Finger greifen.

Die schönen Leserinnen bedienen sich, wie man weiß, nicht nur zum Brieföffnen, sondern auch zum Buchaufschneiden des Universalwerkzeuges, das sie beständig in ihren Haaren verwahrt halten, der Haarnadel, mit der sie auch Handschuhe zuknöpfen, Flaschen entkorken, Schlösser öffnen und sonst alle Hindernisse aus dem Weg räumen. Um größere, nicht handliche, ungebundene Bücher zu bewältigen, pflegen praktische Leser den Band zu demolieren und einzelne Bogen in die Tasche zu stecken. Eine Unmanier, die an den schmachvollsten Pranger gestellt zu werden verdient, beruht aber darin, das Kerzenlicht mit dem geöffneten Buch auszulöschen. Dieser bei den „Imbettlesern“ im Schwunge stehende Vorgang besitzt freilich den Vorzug, daß durch den räucherigen Fettrand gleichzeitig diejenige Seite markiert wird, bei der man des Lesens müde geworden ist. Man könnte füglich auch — doch ich will die Aufzählung der gegen Autor und Buch gerichteten üblichen Sünden nicht weiter fortführen. Es wäre nicht unmöglich, daß sich einer oder der andere getroffen fühlte, und man muß es heutzutage sorgfältig vermeiden, sichs mit dem „lieben Leser“ zu verderben, und schon gar mit den dem „leichtverletzlichen Geschlechte“ angehörenden, unvergleichlich schönen Leserinnen. Und gar die Zeitungsleser! Die sind alles im stande! Ich kenne Fälle . . .“

Dieses eine Anlehe beim trefflichen Feuilleton des „Neuen Wiener Tagblatts“. Geschrieben hat den frischfröhlichen Aufsatz Paul v. Schönthan.

Macht sich der „liebe Leser“ der schmeichelnden Zärtlichkeit des Autors wert? Oder ist er nicht zuweilen ein unausstehlicher Kumpan, ein rücksichtsloser, gewalttätiger, oberflächlicher Patron, um ein starkes Wort zu gebrauchen, ein Ekel? Mir ist abermals ein solches Beispiel bekannt. Ich sage eines, weil ich höflich bin.

Beobachten wir den Mann doch bei der Arbeit. Die ersten Blätter unseres Buches peitscht er nur so durch die benetzten Finger: wo der Autor ein Vorwort sich nicht versagen konnte, überschlägt er es; mißtrauisch, weil auf „brausende Novemberstürme“ und andere Witterungsmaterien gefaßt, fliegt sein Auge über die ersten Seiten, manchmal liest er, wie man sagt, gar nur diagonal, so nach der Quere darüber hinweg. Endlich gelingt es dem Dichter vielleicht, ihn festzuhalten. Nun geht das Umblättern in etwas gemessenerem Tempo vor sich. Er hat nach langen, ächzenden Versuchen sitzend oder liegend die behaglichste Position gefunden, die Weste aufgeknöpft und die Beinkleiderfalten möglichst glatt gezogen. Das Bild, das er also ruhend darbietet, ist nicht immer anmutig. Aber er ist, körperlich vom Zwange befreit, mit seinem Geiste beim Buche. Im Freien läßt er es freilich sofort sinken und vergißt die Anschlußstelle, sobald irgend eine Schleppe über die Promenade fegt und das Frou-Frou eines Jupons ihn zu der fesselnderen Wirklichkeit zurücklockt. Zuweilen zeigt er dem Buche den dunklen, bis zur höchsten Spannweite der Kinnbacken geöffneten Abgrund, der sich beim Gähnen erschreckend weitet, oder er qualmt die Seiten an und wartet, bis die Tabaknebel sich darüber verziehen, ehe er weiterliest. Er hat Zeit.

Irgend eine Zufälligkeit macht ihn sofort abspenstig. Ein oberflächlicher Bekannter nähert sich. Begrüßung! Flugs wird das Buch zugeklappt und zur Seite geworfen, mitten im Aufschwung dichterischer Gedanken, während der Autor mit glühenden Wangen und hervorquellenden Augäpfeln sich der Schaffenswollust hingab. Weg damit! Vielleicht kehrt der „liebe Leser“ gelegentlich wieder zu der Stelle zurück, vielleicht! Es liegt ihm aber auch nichts dran, wenn er sich dabei um ein paar Seiten irrt. Ich könnte „liebe Leser“ entlarven, die das Ziel um einige Blätter zurück verfehlen und oft gar nicht bemerken, daß sie diese Stellen schon einmal gelesen haben. Vielleicht gebührt ihnen der Vorzug gegenüber den Ungeduldigen, die — o Muse der Dichtung, verhülle, still klagend, dein Haupt — alsbald zu den letzten Seiten des Buches hinüberspringen, um zu erfahren, wie denn die Geschichte überhaupt ausgeht? Und für solche Barbaren hat der liebe Verfasser den Plan eines Romans mit heißem Bemühen kunstgerecht aufgebaut, sich in psychologischen Begründungen, in bilderreichen Schilderungen komplizierter Seelenvorgänge erschöpft und sein eigenes Buch, dem er häufig unter Verlegerschmerzen das Leben gegeben hat, verrät ihn, bringt ihn um alle Wirkung — die Lösung der Konflikte vorzeitig ausplaudernd — um den Preis seiner mühevollen Arbeit. In solchen Fällen bleibt geringe Hoffnung, daß der liebe Leser wieder zu den Anfängen der Geschichte zurückkehrt, wenn er erst einmal das Ende weiß. Der Mann ist für den Schriftsteller verloren. Ein Mann über Bord!

Ich habe vor Jahren auf der Karlsbader Brunnenpromenade einen lieben Leser beobachtet, der, neben mir auf einer Bank sitzend, eines meiner Bücher las, und ich scheue mich nicht, zu beichten, daß ich wie ein eitler Dilettant den Nachbar im Auge behielt; was ich übrigens allen jüngeren und älteren Autoren widerrate. Er blieb ernsthaft, und der „trockene Humor“, den mir ein paar Verwandte nachrühmen, schien seiner pathologisch getrübten Laune durchaus nicht auf die Beine helfen zu können. Bei Seite 9 angekommen, feixte er, so ganz flüchtig, dann gewannen die Gallensteine wieder die Oberhand. Auf Seite 11 beseitigte er einen Anstand in seiner Nase, auf Seite 13 hatte er im rechten Ohr zu tun. Plötzlich ließ er die

Bei diesem Buche empfand ich wieder meine seit Kindheit in mir steckende Vorliebe für Weihrauch. Soll ich nicht jetzt noch einen Bischof suchen, der mir mit Nachsicht der Studien und der Ehe die Priesterweihe erteilte? Zu Schwarzenberg dürfte ich schon nicht kommen. Mir geht's weniger um den Kardinalshut als um den Altar. Doch schließlich tröstet die Tatsache, daß es auch noch andere Altäre gibt, auf denen man opfern kann. Allerdings, nicht bei jedem Opfer wird einem Weihrauch gestreut. R.

Der deutsche Kaiser im Norden.

Darüber plaudert Theodor Kappstein in der „Königsberger Zeitung" unter anderem wie folgt:

Der deutsche Kaiser ist seit beinahe zwei Jahrzehnten der vornehmste und treueste Gast in Norwegen. Auch heuer hat er von Kopenhagen aus seinen Dampfer nach Tromsö und den Lofoten gesteuert. Dort oben in der unberührten Welt, wo sich Hoheit und Lieblichkeit so unerschöpflich einen, sucht und findet er jährlich seine Erholung. Das Verhältnis herzlicher Sympathie zwischen ihm und Norwegen ist durchaus gegenseitig. Wilhelm II. hat den Brand von Aalesund vor etlichen Jahren wie ein eigenes Landesunglück empfunden und hat schnell geholfen, und die Norweger wissen genau, was sie ihm für den Aufschwung des Fremdenverkehrs an Dank schulden. In Stalheim, oberhalb der prachtvoll finsteren Felsschlucht des Närotals, hat der süddeutsche Wirt (als einziges der vielen Hotels im Lande) bereits elfmal die Ehre des kaiserlichen Besuches für einen oder zwei Tage erlebt. Da ihm aber vor vier Jahren sein eben vollendetes neues Haus abbrannte und er sich bis zum nächsten Jahre mit einem Provisorium begnügen muß, so konnte er die erneute Anfrage des Berliner Hofmarschallamtes nur ablehnend beantworten. In dem geplanten Neubau soll eine besondere Etage dem Kaiser und seinem Gefolge gewidmet sein. Der verständige Mann sagt mit vergnügtem Lächeln: Die soll nur der Kaiser bewohnen. Er mußte uns natürlich erzählen, wie sich der Kaiserbesuch vollzieht. Jedermann ist entzückt von der ritterlichen Liebenswürdigkeit Kaiser Wilhelms und alle bewundern seine überlegene Intelligenz, die immer gleichsam elektrisch geladen ist. Den Weg nach Stalheim hinauf macht auch der Kaiser mit den Herren des Gefolges, deren Zahl 30 bis 45 beträgt, regelmäßig zu Fuß. Die paar Dorfbewohner und die Kurgäste sind natürlich vollständig versammelt. Der Kaiser kommt in Zivil und erinnert sich mit dem geschulten zähen Gedächtnis der Hofluft jedes kleinsten Umstandes aus früheren Jahren, kein Name oder Vorname entschwindet ihm. Mehrere Jahre saß bei seiner Ankunft vor dem Hotel ein armes Weiblein; er hatte ihr einmal ein Goldstück in die welke Hand gedrückt, seitdem fehlte sie nie. Der Kaiser erwartete sie wieder vorzufinden, er hielt das Goldstück schon in der Hand, wenn er hinaufkam, und begrüßte das arme Wurm jedesmal mit ihrem Namen. Da starb sie; Wilhelm II. kam wieder, die Geldmünze in der Hand, sein Auge sucht sie vergeblich. Der Wirt klärte ihn auf — seitdem ist auf Stalheim ein einträglicher Ruheposten zu vergeben. Die Mahlzeiten nimmt der Kaiser mit seiner Umgebung allein ein; man weiß, daß er genötigt ist, sich beim Essen einer Gabel mit geschärften Zinken zu bedienen, die zugleich den Dienst des Messers versehen muß, weil dieselbe Hand sie zu dirigieren hat. Aber nach der Mahlzeit kommt er gern zwanglos in den Salon, wo alle Hotelgäste den Kaffee einnehmen. Hier bei der Zigarre bindet er mit den Besuchern an, die er zuvor auf ihre Nationalität abschätzt und in ihrer Landessprache anredet. Nicht selten kommt es vor, daß die Männer und Frauen nach einem solchen Gespräch den Wirt befragen: „Sagen Sie

Ein österreichischer Erzbischof.

Auf meinem Ausgedinghäusel habe ich endlich etwas mehr Zeit und Stimmung zum Bücherlesen. So bin ich jetzt im ersten Bande eines neuen Werkes von Cölestin Wolfgruber: Friedrich Kardinal Schwarzenberg. Es ist eine Lebensbeschreibung in Briefen, nur mit einigem verbindenden Text. Friedrich, dieser liebe, schöne Fürstensohn, der der Kirche ein glanz- und genußvolles Weltleben geopfert hat und dem seine asketischen Freunde dann nicht einmal die harmlose Bergfreude des Touristen gönnten! Die Studentenzeit ist getrübt durch den Konflikt, wie einerseits seine Familie, andererseits die Kirche um seine Seele rangen. Mit bewundernswerter Klugheit weiß der Klerus den schwärmerischen Jüngling zu fesseln, ohne den leisesten Anschein eines Zwanges. Sein Gönner, der Salzburger Erzbischof Augustin Gruber, behandelt ihn mit bestechender Milde und Liebenswürdigkeit, läßt das nur halb geknüpfte Band sehr locker. Doch sein alter Hofmeister Greif und der Abt Rauscher (der spätere Wiener Erzbischof) setzen, als der junge Fürst schon Priester ist, allmählich mit strengerer Askese ein, um ihn von einem liebenswürdigen Liberalismus und von seiner kindlichen Naturfreude zurückzuziehen. Dafür wird Schwarzenberg mit 26 Jahren Erzbischof und mit 31 Jahren Kardinal! Der vornehme, weltfrohe Edelmann lebte unter dem Purpur weiter. Seine klare Weltanschauung ließ ihn 1848 bald mit den Reformern halten. Zum neuen Dogma von der „unbefleckten Empfängnis“ verhielt er sich insoferne ablehnend, als er sich gegen eine ausdrückliche Verkündigung desselben erklärte. So wohl auch bei der Infallibilität. Kluges, christliches Wohlwollen verließ ihn bei den Protestanten im Zillertal, da erschlug in ihm der Kardinal den Christen. Gegen jene Protestanten war er von grausamer Härte. Er vermochte den Kaiser zu bestimmen, sie aus ihrer Heimat zu vertreiben; der frohe Gebirgsfreund konnte ruhig zusehen, wie mehr als hundert Familien ihre heimatlichen Berge verließen, um ins fremde Ostpreußen auszuwandern. Sogar die Katholiken, die den Auswanderern ihre Häuser abkaufen wollten, mußten sich vorher — mit guten Religionszeugnissen ausweisen. Die Gräfin Ida Hahn-Hahn in Dresden wollte zur katholischen Kirche übertreten und schrieb an Schwarzenberg einen eindringlichen Brief, um Rat und Weisung bittend. Der Kardinal gab ihr keine Antwort. Erst auf einen zweiten zudringlichen Brief antwortete er kühl und ernst; da ist sie zum Bischof Ketteler gegangen, um Katholikin zu werden. Aus Staatsrücksichten versetzte der Kaiser Schwarzenberg auf den Erzbischofsstuhl zu Prag. Zwar ein reicheres Bistum, aber unser Kardinal war trostlos, seine Herde, sein Salzburg, seine Alpen verlassen zu sollen. Er schrieb an den Papst einen fast leidenschaftlich gehaltenen Brief, in welchem alle kirchlichen, rechtlichen, politischen, gesellschaftlichen und persönlichen Nachteile einer solchen Übersetzung lichtvoll dargelegt wurden mit der inbrünstigen Bitte, Seine Heiligkeit möchten die Ernennung nicht bestätigen. Es half nichts, der Papst bestätigte die kaiserliche Ernennung, Schwarzenberg war verurteilt zu Prag. Seinen ganzen Einfluß setzte der Kardinal für das Konkordat ein. Als der Staatsminister Graf Thun es mit der Kirche geschlossen hatte, beschwor eben dieser Minister bettelnd den Klerus, doch um Gottes willen beruhigend auf das wegen dieses Konkordates aufgeregte Volk einzuwirken. Es war jämmerlich. Der Minister hatte die Selbständigkeit des Staates der Kirche hingegeben, und als er dann in einer Schulangelegenheit dem Klerus gegenüber ganz bescheiden einen kleinen pädagogischen, sehr gerechtfertigten Wunsch ausgesprochen, hat der Kardinal denselben barsch abgeschlagen. — Lange Strecken konnte diesen Priester mein Beifall begleiten, um dann oft plötzlich sein leidenschaftlicher Gegner sein zu müssen.

Die Flamme.

„Ich bin von uraltem Stamme:
Wie alles im Werden
War, Himmel und Erden,
War ich schon — die Flamme! —
Ich schaffe, zerstöre,
Ich glühe, ich brenne,
Begeist're, vernichte,
Bring Trauer und Freude
Und alle Triebe,
Das Leben, die Liebe,
Sie stammen von mir! —
Des Weltalls Vater,
Des Feuers Macht,
Das Licht und die Kraft
Bin ich!" —

Johannes Just.

Die Ochsenzunge.

Jederzeit ist man in Mecklenburg bereit, dem Preußen, der da den Überlegenen und den Nörgler hervorkehren will, heimzuleuchten!

Im Hotel „zur Sonne" erscheint ein Herr mit einem Koffer; er begibt sich in die Gaststube.

„Kellner!! — Ein Jlas Bier!"

Es wird gebracht.

„Kellner!! — Wann jeht der nächste Zug nach Berlin?"

„Hüt geiht kein Tog mihr."

„Was? Heute jeht kein Zug mehr nach Berlin? Das ist ja ein Schkandal!!"

Die Stimme klingt krähend durch den ganzen Raum. Der Wirt, der bei seinen Stammgästen sitzt, wird aufmerksam.

„Kellner!! — Ist hier heute was los? Ich meine Konzert oder Theater?"

„Hüt is doch kein Dunnerstag!"

„Kellner!! — Jeben Sie mir mal die Speisekarte!"

„Wat?"

„Die Speisekarte will ich haben!"

„N Spieskort hebben wi hier nich!"

„Keine Speisekarte!! Das ist ja 'n Schkandal! Denn kann ich ja gar nicht wissen, was ich hier essen kann!"

Dem Wirt wurde die Sache schon zu bunt; er tritt an den Tisch des Fremden, stützt die Hände auf den Tischrand und fragt in der denkbar größten Ruhe:

„Wat is hier los?"

„Ja, ich höre, hier ist keine Speisekarte!"

„Bruken wi nich!"

„Dann kann ich ja gar nicht wissen, was ich bestellen soll."

„Sei wullen wi all satt maken. Bestellen Sei man."

„Aber Sie können doch nicht auf alles präpariert sein?"

„Bestellen Sei man."

„Ja, wenn Sie alles vorrätig haben: ich habe Appetit auf Ochsenzunge in Burgunder. Kann ich das hier haben?"

„Glieck," sagt der Wirt; und mit der Ruhe, mit der er kam, geht er. Noch ist keine Minute verflossen, da kehrt er wieder mit einem Teebrett; auf weißer Serviette steht ein Glas Burgunderwein:

doch, wer war der interessante Herr, der vorhin mit mir gesprochen hat?" Und es befällt sie dann ein freudiger Schrecken, wenn sie hören, daß dieser von allem unterrichtete, vielseitige und charmante Unterhalter, der ihrer Muttersprache sich fließend bediente, ob es Englisch war oder Französisch, Italienisch oder Norwegisch — der deutsche Kaiser war. Uns Deutschen, die wir das Kritisieren als unsere berechtigte Eigentümlichkeit auch auf den Träger der Krone auszudehnen pflegen, ist es ganz heilsam, wenn wir in der Fremde Gelegenheit bekommen, auf unseren Kaiser stolz zu sein, wenn wir erleben, wie die anderen Nationen uns um ihn beneiden.

Singvögel.

Geleitwort.

Glück auf, mein Sohn! Du trittst in eine Welt,
So schön, so reich, wie keine andre ward.
Der Boden ist wohl steinig, rauh und hart,
Doch trägt er Blumen, Blumen ungezählt.
Sie blühen dir, dir strahlt der Sonnenschein,
Die starken Bäume werfen breite Schatten
Und Früchte reifen. Will dein Fuß ermatten,
Genieße, ruhe: was da reift, ist dein!
Dein ist das Licht, das deine Augen trinken,
In Schönheit schwelgend. Dein das Wort, das Lied,
Das dich umrauscht, die Kreise enger zieht,
Bis Fremde bald als Freund' ans Herz dir sinken.
Dein ist die Tat. Sie gibt dir starke Waffen,
Sie drückt dir Pflug und Kelle in die Hand —
Greif zu und streck die Feinde in den Sand,
Die arg bedrohn, was deine Müh geschaffen,
Und in die Winkel flüchtet sich der Spott!
Dann ruf die Liebe, daß sie mit dir teile
Dein Eigen; daß sie tröste, Wunden heile —
Und dann, Glück auf! tritt hin vor deinen Gott!

Hans Mittendorfer.

Erzieherin.

Ich hatte viel zu leiden
Von einer strengen Gouvernant',
Die hat mir das Sichbescheiden
Wohl für immer ins Herz gebrannt.

Und wenn ich wollte schmöllen,
Da entzog sie mir gleich das Brot.
Doch kann ich sie sehr empfehlen,
Ihr Name ist Frau Not. R.

Wenn der müde Tag entschlief...

Wenn der müde Tag entschlief,
Senken sich die dunklen Schleier
Und die Nacht verneigt sich tief,
Haltend ihre Totenfeier.

Nur wie eines Kleides Saum
Rauscht der Nachtwind durch die Stille,
Blüten trägt er durch den Raum
Nach dem unbekannten Ziele.

Sehnsuchtsschwer das Herz erbebt
Nach den sonnenlichten Tagen,
Durch die Nacht, die sie begräbt
Sieht es seine Blüten tragen.

Eduard Minialow.

Gesteigerte Wut. „Aber warum zertreten Sie so grausam jedes arme Schnecklein, das Sie nur irgendwo entdecken?“ — „Ja, wissen Sie, seit ich so unmenschlich gesteigert worden bin, kann ich vor Wut auch nicht den kleinsten — Hausbesitzer mehr ausstehen.“

Begriffsverwechslung. „Sagen Sie meiner Frau, ich wüßte nicht sicher, ob ich zum Essen komme, wenn ich aber komme, will ich telephonieren.“ Mit diesen Worten schnarrte der Herr Major seinen neuen Bedienten an. Dieser hatte von der nützlichen Erfindung des Telephons keine Ahnung und richtete den Auftrag folgendermaßen aus: „Gnädige Frau, der Herr Major weiß heute nicht g'wiß, ob er zum Essen kommt, wenn er aber kommt, will er 'n — Teller voll Nieren!“

Die Fixigkeit der Preußen. Der Schriftsteller Pfarrer Hansjakob zu St. Martin in Freiburg im Breisgau befand sich einmal in einer Gesellschaft, in der lebhaft über die Vorzüge und Fehler der Süddeutschen und der Norddeutschen gesprochen wurde. Als ein Berliner die Fixigkeit der Norddeutschen rühmte, erwiderte ihm Hansjakob: „Das mit der Fixigkeit hat seine Richtigkeit! Bis wir Süddeutsche emal Wurscht sage, hend ihr se scho lang g'fresse!“

Das Dutzend. Ein Photograph aus Philadelphia erzählt folgendes Geschichtchen, das sich wirklich zugetragen haben soll: Eine Frau betrat sein Atelier. „Sind Sie der Photograph?“ — „Jawohl, meine Dame.“ — „Machen Sie auch Aufnahmen von Kindern?“ — „Ja, natürlich.“ — „Wie viel verlangen Sie dafür?“ — „Drei Dollars das Dutzend.“ — „Gut“, sagte die Frau nachdenklich, „ich werde später wieder kommen: ich habe erst elf.“

Bedenklich. Fleischersöhnlein (nachdem er eine Weile bei der Wurstbereitung zugesehen): „Du, Vater, jetzt weiß ich erst, warum die Wurst eine Haut hat.“ — „Na, also, warum denn?“ — „Damit man nicht sieht, was alles d'rinn ist.“

Lehrer (über den Tabak): „Ja, es hat die Unsitte des Rauchens eine solche Verbreitung erlangt, daß selbst Frauenzimmer sich nicht scheuen, Zigarren zu rauchen, allerdings nur emanzipierte. Was verstehst du darunter: emanzipierte?“ — Schüler (nach einigem Besinnen); „Das ist eine leichtere Sorte!“

Enttäuschung. Tante: „Hat Herr Goldmann, mit dem du fast den ganzen Abend getanzt hast, dich endlich über seine Absichten aufgeklärt?“ — Nichte: „Ja, Tante.“ — Tante: „Das freut mich. Was sagte er denn?“ — Nichte: „Er erklärte, er würde nie heiraten.“ („Lustige Woche.“)

Franklin und das Wahlrecht. Jemand behauptete einst gegen Benjamin Franklin, daß das Wahlrecht an den Besitz eines Vermögens geknüpft sein müsse. — „Sehr wohl“, erwiderte Franklin, „betrachten wir den Fall eines Mannes, dessen Vermögen in dem Besitze eines Esels besteht. Ist es der Mann oder der Esel, der dann das Wahlrecht hat?“




Bücher.




C. i. Roman von Fritz Stüber-Gunther. (Stuttgart. Adolf Bonz & Co.) Seit Emil Ertls „Leute vom blauen Gugugshaus“ ist es schwerer, Wiener Romane zu schreiben, als früher. Man ist anspruchsvoller. So ging ich mit einer gewissen Säumigkeit an dieses „C. i.“ — habe aber Freude erlebt. Was ist der Stoff? Aus Steiermark kommt ein junger Mensch nach Wien, an eine kleine Staatsbeamtenstelle. Von einem jungen Bekannten, der dem armen Burschen Geld borgt, wird er ins Studenten-

„So, nu stecken Sei dor Ehr Tung rin, denn hebben Sei Offentung in Burgunner!“

Solches Geschichtchen erzählt Marx Möller in seinem hübschen Büchlein „Fritz Reuter“ (Berlin, Schuster u. Löffler). So gibt es zwischen den Deutschen (selbst den Norddeutschen unter sich) Neckerei, aber es ist nicht so schlimm gemeint. Was hier die „Ochsenzunge“ verbricht, das macht die Dichterzunge wieder gut.

Zwoa Steirischi.

Lumpnphantasie.

Se redn von a Moß, und mir trampp von an Foß,
Wer mechad dan dürr wern? Da Mensch hot gern noß.
Aus der Erdn rint s Wosser und s Foß wird nit lar.
Wann a Weinfoß sa groß as wia d Erdkugl war!
Do gang ih nit lumpn, blieb ollaweil schen z Haus,
Und kam mit dem Faßl drei Wochn long aus.

Ban Fensterl.

„Teuxl, ka Rua is do!
Mäicht amol schlofn.“
„Dirndl, dei Bua is do,
Hät da wos zschoffn.“
„Wos du ma zschoffn häst
Mäicht ih scha wissn!“
„Flick ma mei Housn,
Ban Knia hon ihs zrissn.“
„Wou host dan umagwäizt?“
„Dirndl, wegn deina;
Bin heind ban Beichtstuhl kniat . . .“
„— Nau, sa kim eina.“

R.

Lustige Zeitung.

Anspruchslos. Bettler: „Geben Sie einem armen blinden Manne einen Groschen!“ — Herr: „Blind? Sie haben noch ein ganz gesundes Auge!“ — Bettler: „Na, dann geben Sie fünf Pfennig!“

Der höfliche Schneider. „Herr Baron wollen gütigst entschuldigen, daß ich in Ihrer Anwesenheit den Fingerhut aufbehalte.“

Aus dem Gerichtssaal. Präsident: „Wie kann man nur so roh sein, seiner Frau einen Teller an den Kopf zu werfen?“ — Angeklagter: „Herr Präsident, kennen Sie meine Frau?“ — Präsident: „Das gehört nicht hieher.“ — Angeklagter: „Dann redens nix!“

Einfaches Mittel. Student A.: „Wie geht's dir, altes Haus?“ — Student B.: Danke, habe großen Katzenjammer vom gestrigen Kommers.“ — Student A.: Kennst du das beste Mittel dagegen?“ — Student B.: „Laß hören!“ — Student A.: „Man betrinkt sich gestern nicht!“

Möglich. „Seh'n Sie, Jette, da haben Sie in der Speisekammer den Schweizerkäse neben den madigen Holländer gelegt, nun sind die Maden auch in den Schweizer gekommen.“ — Köchin: „Na ja, Madamchen, die Maden wollen eben auch ihre Schweizerreise machen.“

stehen, Blühen und Vergehen ist charakteristisch geschildert und stellt das Büchlein die Stammbäume der hervorragenderen Hammerherrendynastien, deren Nachkommen heute noch zu den geachtetsten Familien des Landes zählen. Aber wehmütig wird man gestimmt bei diesem Rückblick auf eine schöne, wirtschaftlich so tüchtige und sozial zufriedene Zeit, die den Ruhm unseres Eisenlandes in alle Welt getragen hat — und nun dahin ist. M.

Vinzenz Faulhaber. Ein Schelmenroman von Wilhelm Schussen. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt).

Wie schon die Bezeichnung „Schelmenroman" ausdrückt, handelt es sich bei der Geschichte des viel umhergetriebenen Vinzenz Faulhaber um ein abenteuerlich bewegtes Leben, das den Helden aus einfachen Verhältnissen bald aufwärts in geistig bewegte Sphären der Gesellschaft, bald in ihre untersten Schichten führt, ihn „zwischen Welt und Einsamkeit" in oft jäh überraschendem Wechsel tauschen läßt. V.

Entwickelungserscheinungen der modernen Malerei. Von Hugo v. Reininghaus. (München. Verlagsanstalt F. Bruckmann. 1907.)

Wir hoffen, eine charakterisierende Würdigung dieses bedeutenden Werkes gelegentlich bringen zu können. Der Kritiker wird eines gründlichen Durchdenkens der mancherlei darin vorkommenden neuartigen Gedanken bedürfen. Dabei möchten wir gerne das Verhältnis der sozialen und religiösen Gegenwart zur modernen Kunst behandelt wissen. Wir laden zur Urteilsäußerung ein. Es verlohnt sich.

Die Red.

Büchereinlauf.

Adolf Wilbrandt. Zum 24. August 1907 von seinen Freunden. Mit drei Bildnissen von Franz Lembach und einer photographischen Aufnahme. (Stuttgart. J. G. Cottas Nachfolger.)

Fritz Reuter. Von Marx Möller. (Berlin. Schuster und Löffler.)

Deutsche Volkslieder. Eine ästhetische Würdigung von Hermann Graef. (Leipzig. Verlag für Kunst und Musik. 1907.)

Verlag für Literatur, Kunst und Musik in Leipzig: **Im Nebel.** Novelle von Emma Bockeradt. — **Glück und Glas.** Novellen von Marie Otto. — **Tastende Seelen.** Novellen von Ella Emmerich. — **Novellen** von Georg Kurt.

Die Romantische Krankheit. Fourier—Beyle-Stendhal. Von Ernest Seillière. Autorisierte Übersetzung von Friedrich von Oppeln Bronikowski. (Berlin. Hermann Barsdorf.)

Die Sünde aber der Eltern ... Roman von Henning v. Sydow. („Concordia", Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.)

Lourdes. Roman von Emile Zola. Neue Ausgabe in einem Bande. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Rom. Roman von Emile Zola. Neue Ausgabe in einem Bande. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Rabenschrei. Der Herzensroman einer Frau von Maria Stoma. (Leipzig. Hermann Hillger. 1907.)

Wenn die Natur ruft. Der Roman eines Hundes. Von Jack London. Übersetzt von L. Löns. (Hannover. Adolf Sponholtz.)

Des Nordpolfahrers Andrée letzte Aufzeichnungen. Geborgen und mitgeteilt von C. Muusmann. Deutsch von H. Mann. (Berlin. Gustav Rieckes Buchhandlung Nachfolger.)

Und Friede auf Erden. Reiseerzählung von Karl May (Freiburg i. Br.)

J. V. von Scheffels gesammelte Werke in sechs Bänden. Mit einer biographischen Einleitung von Johannes Proelß. III. Band: Hugider. — Juniperus. — Reisebilder. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Gedichte und Aphorismen von Paul Kunad. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1907.)

Unsere Lieblinge in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern, die ihren Kindern bei den Schularbeiten helfen wollen, von A. Kankeleit. (Gumbinnen. L. Sterzels Buchhandlung. 1907.)

Von Theodor Krausbauer bei Theodor Benzinger in Stuttgart erschienen: **Aus meiner Mutter Märchenschatz.** — **Aus meinem Leben.** I. Daheim bei Vater und Mutter.

Das Buch, das du lesen sollst. Von Max Beck. (Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. 1907.)

Blau-rot-gold. Erinnerungen eines Wiener Korpsphilisters von Dr. Milan Savić. (Wien. C. W. Stern.)

Froh und frei! Studenten- und Philistergeschichten von Dr. Milan Savić. (Neusatz. M. Pogovits. 1907.)

Die Abelsberger Chronik. Von Peter Rosegger. Den Schriften entnommene Sonderausgabe. Umschlags- und Textzeichzeichnungen von Anton C. Baworowski. (Leipzig. L. Staackmann.)

Der Bauernbua auf der Roas. Wos ar olls hoamschreibt und dahoam olls dazöhlt. Gedicht in niederösterreichischer Mundart von Leopold Müller. (Im Selbstverlage. Wien. Buchdruckerei „Austria" Franz Doll.)

E. T. A. Hoffmanns musikalische Schriften. Herausgegeben von Dr. Edgar Istel. (Bücher der Weisheit und Schönheit. Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.)

leben eingeführt, wird Mitglied einer Burschenschaft, die ihn aber nach einiger Zeit wegen scheinbaren Auskneifens bei einer Mensur in C. i. — cum infamina — tut. Die Folgen dieser studentischen Exkommunikation und Ehrloserklärung sowie die nachherige Treulosigkeit seines Freundes, der ihn ins akademische Leben gezogen, steigern sich bis hart an die Grenze der Tragik. Doch, dem Betroffenen gelingt es, sich durchzuarbeiten, um endlich zu einer ruhigen bürgerlichen Stellung zu gelangen. Diese einfache und nicht sonderlich eigenartige Geschichte nun ist mit wahrer Pracht erzählt. Der klassische Realismus eines Gustav Freytag (z. B. in Soll und Haben) ist hier wiedergeboren und getragen von einem menschengläubigen Idealismus, so daß auch jene Partien, die schlechte Charaktere und erbärmliche Zustände behandeln, durch warmen Humor versöhnlich wirken. Mit welch goldenem Gemüte sind aber liebenswürdige Personen dargestellt, wie des Helden Mutter, der „Urwiener" Grandauer, die Familie Zwieselmann, Max Schrammel und andere. Da brach in mir, dem Leser, mehr als einmal eine jubelnde Freude los darüber, daß endlich wieder einmal ein solches Buch geschrieben worden. Es ist ein Wiener Roman, alle berührten Gestalten und Zustände, vom kleinen Amtsdiener bis zum politischen Demagogen, vom Studentenkommers bis zur Zeitungsredaktion, vom kümmerlichen Haushalt des armen Beamten, bis zur Geriebenheit des Geschäftsmannes, diese Dinge sind wahr, ohne Übertreibung, ohne Effektabsicht und ohne aufdringliche Parteilichkeit, hingegen nicht ohne Satyre, geschildert. Das Gute und das Böse, das Lächerliche und das Erhabene findet sich da nicht theoretisch gesondert, sondern in einzelnen Personen vereinigt, wie es eben in der Natur vorkommt und den komplizierten interessanten Menschencharakter bildet. Und — was mir noch das Liebste ist — die tiefsten Dinge nach oben wie nach unten hin werden nicht breit getreten, sondern nur andeutungsweise mit größter Zartheit berührt. Über allem liegt eine fromme Züchtigkeit, und also bringt's dieser Erzähler zuwege, den sittlichen Jammer der Großstadt uns so zu zeigen, daß er nicht unseren kalten Widerwillen, vielmehr unser Interesse und Mitleid weckt. Unterweilen verschmäht der Dichter ein ernstes Mahnwort nicht, das, aus dem Gegenstand geboren, wieder zum Gegenstande führt. Von weiteren Vorzügen dieses so erfreulichen Buches nenne ich nur noch die knappe, klare, oft tief poetische Sprache und die Behandlung des Wiener Dialektes, der in jeder Volksschichte der Kaiserstadt seine besondere Abtönung hat; Abtönungen, die der volkskundige Verfasser genau einzuhalten weiß. — Sei es persönlich bei Menschenbesprechungen oder schriftlich bei Bücherbesprechungen: Die Fehler verschweigt man am liebsten. Aber das geht bei diesem Buche kaum, denn ich habe in demselben nichts gefunden, was mich wie ein wesentlicher Fehler angestoßen hätte. R.

Göttliche Lieder. So nennt Max Bewer sein Gedichtebuch. (Dresden. Goetheverlag.) Es ist viel gesagt, aber kaum zu viel. Was ein moderner Mensch hier für glaubensglühende, gottinnige Lieder singt! Manches in schlichter Volksliederart, manches in elementar packendem Hymnenschwung. Rührend ist dieses deutschen Mannes Verlangen nach Annäherung, Aussehnung der christlichen Kirchen untereinander. Welch ein Idealist, der da singt:

Lange waren in Deutschland die Kaiser römische Kaiser,
Kann der römische Papst niemals ein deutscher denn sein?
Niemand ist würdiger heut, den christlichen Stuhl zu besteigen,
Denn ein blühender Sproß, Zolleren, deines Geschlechts . . .

In einem nächsten Hefte drucken wir Bewers herrliches Gedicht „Erdenglaube" ab, dann möge jeder selber urteilen, ob das nicht göttliche Lieder sind. M.

Heinrich Hansjakob. Ausgewählte Erzählungen. Volksausgabe. 2. Band: „Erzbauern." (Adolf Bonz & Comp.)

Wieder sind es Bauern auf dem Schwarzwalde, deren oft so seltsame Schicksale uns der Dichter in den Erzählungen vorführt. Wie wir aus dem Vorworte erfahren, versteht der Dichter unter Erzbauern solche, die „dem Grade nach verschieden waren von ihren Standesgenossen, sie an Besitz weit überragten, also Großbauern, und dann solche, welche Erzbauern in dem Sinne genannt werden, in welchem das Wort Erz Metall bedeutet, also Bauern, die zugleich Bergbau trieben oder noch treiben." Mit lebhafter Teilnahme verfolgt der Leser die Geschichten dieser Bauern. Es ist rührend zu sehen, mit welchem Heldenmute einzelne dieser Naturmenschen ihr tragisches Geschick erdulden. Für die Kulturmenschen unserer Zeit enthält die Erzählung manche beherzigenswerte Lehre. V.

Die alten Handelsbeziehungen des Murbodens mit dem Auslande. Beiträge zum Werden und Vergehen der Hammer- und Sensenwerke und zur Genealogie der alten Murbodener Gewerkfamilien von Franz Forcher v. Ainbach (Graz, Leykam 1907).

Diese für Steiermark und seine Kulturforschung hochinteressante Schrift gibt uns Einblick in den seit alter Zeit wichtigsten und eigentümlichsten Teil der Volkswirtschaft dieses Landes. Der steirische Eisenadel in seinem Ent-



Das mißlungene Meisterstück.

Eine Erzählung aus unseren Tagen von **Hans Malser.**

(Fortsetzung.)

„Was suchen Sie hier?“ fragte Glotter noch einmal.

„A, nix. Schau nur bissel so herum. Schön ists da.“

„Gefällts Ihnen? Nun, so sehen Sie sich's nur an.“

Aber da stutzte der Herr schon. Er schaute dem Mann fest ins Gesicht. „Ist das nicht ein Bekannter? Etwa gar der Waldenbacher Karl! Na, dann wird Sies freilich interessieren da herum. Habe schon mehrmals an Sie gedacht. Ihres Vaters Name. Sind ja bei mir Maschiner gewesen, in Franzenshütte. Ei freilich erinnere ich mich.“

Jetzt kommt's, dachte Karl. Ist auch des Teufels, daß einer just den um ein Frühstück angehen muß, dem man einmal ins Gesicht gespuckt hat. Aber Herr Glotter sagte nichts davon. Vergessen kann er's nicht haben. So was vergißt kein Mensch, sein Lebtag nicht. Aber den Mann kann er vergessen haben, ders getan hat. Draufbringen werd ich ihn nicht.

„Mich kanns nur gfreuen“, sagte er höflich, „daß ich meinen guten Herrn da heroben wieder find, in meinem Heimatshaus. Tut gleich nit so weh, wenn man weiß, s hats ein braver Mann.“ Und dachte während dieser Worte: Lump, schlechter, wie du jetzt heucheln und schmeicheln mußt um einen Löffel Suppe. — Ei was, machens andere auch so. s geht nit anders auf der Welt.

Der Kampf ums Deutschtum. Ein Sang aus Deutschböhmens Gauen von Konstantin Brückelt. (Selbstverlag. Druck von Ed. Strache, Warnsdorf und Haida.)

Hoffnungsheim. Ein Zukunftszeitbild um das Jahr 1950 von Martin Bilger. (Selbstverlag Heimgarten bei Trossingen.)

Der letzte Krieg. Ein Zukunftsbild von V. E. Teranus. (Berlin. „Continent".)

Bodenreform. Von Fritz Päris. (Ödenburg. Alfred Rommalter. 1907.)

Das Recht der Selbsthilfe. Von Ludwig Kuhlenbeck. (Langensalza, Julius Beltz.)

Illustriertes Jahrbuch der Erfindungen. 7. Jahrgang. Von Hans Elden. (Teschen. Karl Prochaska.)

Sächsischer Volkskalender 1908. (Verlag des Vereins zur Verbreitung christl. Schriften im Königreich Sachsen in Dresden.)

☞ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. **können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**



Postkarten des „Heimgarten".



L. M., Prag. An jedem Heimgartenhefte können Sie seit langem ersehen, daß Rosegger zwar Gründer, aber nicht mehr offizieller und verantwortlicher Redakteur des „Heimgartens" ist. Indes bleibt er der Hauptmitarbeiter des Blattes, das stets in seinem Geiste geleitet wird. Der Dichter ersucht uns auch, zu erklären, daß er nie Eigentümer des Blattes war und ihn der administrative Teil nichts angeht. Wir bitten also, in allen „Heimgarten"-Angelegenheiten sich stets und nur an die Redaktion (Verlag „Leykam") in Graz wenden zu wollen.

S., Graz. Nach unserem Dafürhalten sind der Jesuitenorden und die katholische Kirche noch immer zweierlei. Hat es doch große Päpste gegeben, die diesen Orden geradezu verwarfen. Und heute soll es antikatholisch sein, gewisse Grundsätze des Ordens, die auch unter den Katholiken oft so viel Ärgernis erregen, zu kennzeichnen?

W. Z., Villach. Das Merksprüchlein: „Den Manen Anton Renks" lautet:

Der Dichter steht sich selbst vor'm Licht.
Und soll sein Name strahlen,
So muß vom geistigen Gesicht
Die Erdenhülle fallen.

H. M., Wien. Da können wir Ihnen schon aus dem Traume helfen. Der „Literarhistoriker" — so nennt er sich wohl nur selbst — Professor Dr. Macke in Siegburg hat eine katholische Literaturgeschichte geschrieben und in derselben unter anderen Offenbarungen uns auch gesagt, was ein Roman ist. Da heißt es: „Über die Verwerflichkeit der Romanschriftstellerei vom ästhetischen Standpunkt ist schon früher die Rede gewesen ... Auch dem einfachsten christlichen Verstand ist, ohne daß er ästhetisch gebildet ist, der Unterschied zwischen Roman und Erzählung geläufig. Der Roman steht ganz auf dem Boden der modernen unchristlichen Weltanschauung, er arbeitet mit der Dialektik der Leidenschaft, und sein ganzes Rüstzeug und das Interesse, das er einflößt, besteht in Konflikten des seelischen und gesellschaftlichen Lebens, die durch das dem Schriftsteller fremde christliche Sittengesetz sehr einfach zu lösen wären. Ganz anders die Erzählung. Bei ihr tritt das christliche Sittengesetz ganz in den Vordergrund und durchfließt sie ein mächtiger Strom, auch dürre Ufer in herrliche Felder verwandelnd. Der Erzählung fehlt das Pikante, der Haut goût des Romans; denn die Leidenschaft und Sünde erscheinen in ihr in ihrer reizlosen Nacktheit." Nun weiß man wenigstens, was ein Roman ist! — Nur zerbricht man sich den Kopf, ob Herr Professor Dr. Macke als Romanfigur zu verwenden wäre? Es würde viel Talent dazugehören, um sie einigermaßen glaubwürdig zu machen.

Johannes B., Wien. Ist natürlich ein Satzfehler. Soll Wilbrandt heißen, was die meisten der Leser sofort erkannt haben werden.

☞ **Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten"
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 20. September 1907.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

der Dungart, der Milch- und Käserei und anderem stand er zwar unbeholfen gegenüber, hingegen in der Behandlung des Viehes, in der Holz- und Ödgartarbeit, bei der Hausmühle und Hausschmiede, bei der Leinölpresse und Lodenwalche, bei der Gerbe, bei der winterlichen Verwahrung des Hauses wußte Karl als Eingeborener und Angestammter wohl Bescheid und war überall mit Rat und Schick zur Hand. Er fand sich aber auch bald in die Neuerungen und fiel es ihm einmal ein, wie viel Gescheitheit doch in einem dicken Bauernschädel Platz haben muß, während der Mensch in der Fabrik, wo die Maschine für ihn denkt, vertrottelt. Oder wenn er nicht vertrottelt, so wird er unzufrieden und giftig. Weil die Arbeit an den Fabriksarbeiter manchmal zu wenig Ansprüche macht, so macht er um so mehr an die Fabrik, vor allem ans Leben. Die Arbeit — die von Natur aus doch auch ein Genießen und ein Vergnügen ist — befriedigt ihn nicht, so plangt er nach anderen Genüssen und Vergnügen, von denen sich wieder zu erholen, seine Arbeit gerade noch gut genug ist. — Gedacht wird das Waldenbacher kaum so klar haben, wohl aber ungefähr geahnt, daß es so ist. Aber das wußte er, daß er jetzt einen guten Herrn hatte, der sich Hausvater nennen lassen will. Also doch wieder ein Vater. Und er nahm sich vor, nach aller Möglichkeit arbeitsam, brav und klug zu sein. Es gibt allerhand Veränderungen auf der Welt. Nur aufpassen. Ausnützen. Gescheit sein!

Der fleißigste, emsigste und glückseligste Mensch auf dem Hochgraithhof war Glotter — trotz seiner fünfzig. Oft war ihm, als wäre diese Arbeit, die er, außer teils in seinen Gärten, doch niemals betrieben, ihm in die Hand gewachsen. Als sei er in früheren Zeiten Bauer und nichts als Bauer gewesen und habe nur eine lange Unterbrechung gemacht, um auch andere Lebensverhältnisse und Tätigkeiten kennen zu lernen. Sein nicht allzulanger Stammbaum ließ sich leicht verfolgen bis hinab zur Scholle. Das Geschlecht der Glotter hatte gleichsam von der Scholle aus eine Studienreise gemacht in die Welt, um zurückgekehrt all die Erfahrungen nun auf der Scholle zu verwerten oder zu vermeiden. Nicht Wald, Wiese, Feld und Garten waren ihm fremd, nur die Übung mangelte hie und da und was er nicht wußte, das war ihm sozusagen nur aus der Erinnerung geschwunden. In der Vorlauben des Wohnhauses hatte er auf die Wand den Kaiser Josef malen lassen, wie er den Pflug führt. Nur wenige Monate auf dem Hof, sah er es schon ringsum gedeihen, und bei den Veränderungen, Zubauten, Neupflanzungen, die er für die nächsten Jahre plante, konnte er seine Söhne leicht auf bessere Zeiten vertrösten. Wenn das Rassenvieh eingestellt ist, die Milchwirtschaft geregelt, die Obstbaumzucht im Gange, der Wald in Schonung, wenn in der Gegend das Genossenschafts- und

„Setzen Sie doch auf, Waldenbacher. Haben sich also auch wieder in die Bauernschaft geschlagen. Na sehen Sie, das ist vernünftig.“

„Aber zu spat, Herr von Glotter!“ lachte Karl. „Oder können Sie einen Knecht brauchen?“

Der Herr blickte ihn forschend an. „Knecht? Wenn ich auch einen brauchen könnte. Das möchte ich Ihnen nicht antun. Dort, wo man Herr sein könnte, Knecht sein müssen, das dürfte sauer sein.“

„Sauer ist es schon. Aber süß ist auch der Hunger nit, Herr von Glotter. Ich sags wies ist. Wenn Sie mich brauchen können, ich bleib da.“

„Das ist gescheit!“ rief einer der jungen Männer von seinem Bäumlein her. Alle drei hatten ihre Arbeit unterbrochen, um dieser Verhandlung zu folgen, die ihnen möglicherweise Entlastung, wenn nicht gar Erlösung bringen konnte. Der es gesagt, war ein hängachseliger, langbeiniger junger Mensch, den man sich besser an einem Kaffeehausbillard denken konnte, als am Pfluge.

Karl war aufgenommen als Knecht.

„Ich will fleißige und kluge Leute im Hof haben“, sagt Herr von Glotter, „und das gefällt mir gleich einmal nicht an dir, daß du gar nicht nach deinem Lohn fragst. Du mußt wissen, was du wert bist.“

„So viel werden Sie mir kaum geben wollen, als wie in Franzenshütte?“

„Zwei und einen halben Gulden des Tages? Nein, mein Lieber, für so viel muß man hier zwei Wochen lang arbeiten. Hingegen brauchen Sie sich nicht zu kümmern um Wohnung, Kost und Pflege. Den alten Brauch werden Sie ohnehin kennen, ich behalte ihn einstweilen bei. Einen Wollenanzug, zwei Hemden und zwei Paar Schuh bekommen Sie noch dazu, falls Sie ein ganzes Jahr bleiben.“

„Wenn Sie aber just, eh das Jahr ausgeht, einen Fehler bei mir finden und mich fortschicken?“

„Aha! Sie scheinen Praxis zu haben in der Sache“, lachte Herr von Glotter, „nein, Waldenbacher, so wollen wir Neubauern nicht wirtschaften. Arbeiter, die uns zufriedenstellen, wollen wir, wies recht ist, behandeln und lohnen.“

„Tut mich gfreuen, Herr von Glotter.“

„Ich will Ihnen was sagen, Waldenbacher. Herr von Glotter, das höre ich nicht gern. Ich bin jetzt höher oben. Aristokrat, wenn Sie wollen. Bin Ihnen nicht böse, wenn Sie mich Hausvater nennen.“

*
* *

Der neue Hochgraithhofer war mit dem neuen Knecht zufrieden. Den modernen Einrichtungen, als Dreschmaschine, Säe- und Mähmaschine,

zu arbeiten gab es für den jungen Herrn hier fast nichts. Er betete jeden Tag zu seinen Heiligen, daß er nicht erwachen möge; weil dieses Landleben so göttlich schön war, daß er stets in der Versuchung schwamm, es für einen Traum zu halten. Das war die Idylle, die er in alten Büchern gelesen und die er nun selbst nachdichten will. — So hatte jeder der vier Männer sein Ideal; den Vater beglückte die ländliche Arbeit, den einen Sohn die ländliche Schönheit, den zweiten Sohn der ländliche Gewinn, und den dritten Sohn hielt noch die Hoffnung aufrecht, daß alles miteinander ehestens der Teufel holen werde.

Außer diesen Männern gab es auf dem Hochgraithhof noch eine ältliche Person, die aus Franzenshütte mitgekommen war und die Küchenwirtschaft besorgte, ferner noch zwei dralle Mägde, wovon eine schwerhörig und die andere kropfig war, und zwei Stalljungen. Der neue Knecht Karl wurde zum Großknecht ernannt.

* * *

Glotter hatte irgendwo eine stattliche Frau. Die trug Seidenkleider, schwarze, taubengraue und kanarienfärbige. Und Ringe und Halsketten und Ohrgehänge aus Gold und Edelgestein und Perlen. Und Hüte! Hüte! Ich beschreibe sie nicht. Aber wie soll solch eine vornehme Frau — Bäuerin werden! Als Franzenshütte umfiel und Glotter den Bauernhof kaufte, um als wahrhaftiger Bauer mit seinen Leuten persönlich darauf zu arbeiten — da hat die stattliche Frau von Glotter vor Entsetzen aufgekreischt und ist nach Wien abgereist zu einer Schwester. Diese war eine Beamtensfrau. Sie und ihr Mann waren schier erstaunt über den großen Glanz, der mit Frau von Glotter in ihr Haus gekommen. Denn alle waren von Haus aus dürftig und schlicht, und daß diese eine den reichen Mann geheiratet und stolz geworden war, hatte die schwesterliche Liebe etwas verbogen. Nun kam sie, war anfangs sehr liebenswürdig, um bald etwas anspruchsvoll zu werden, so daß ihr Kammerfräulein im Hause zu herrschen schien. Für die Länge mußte das nicht arg gut geklappt haben, denn eines Tages kam im Graithhof ein Brief an, in welchem Frau von Glotter ihren Besuch ankündigte. Glotter, der Neubauer, glaubte in seinem unzersetzbaren Idealismus, seine Frau sei vernünftig geworden und ließ ihr sogleich zwei Stuben einrichten, während er seine Sachen in eine Dachkammer schaffte.

Frau von Glotter kam mit ihrer Zofe in einem feinen Mietwagen in Untergraith an und begann sich laut und ungefüg zu verwundern, als sie den steilen Berg zu Fuß besteigen sollte. Aber sie greinte nicht lange, denn es versagte der Atem. Als sie endlich auf der Höhe war, hielt sie an einem langen Stäbchen Brillen und schaute

Versicherungswesen eingeführt sein wird, besonders auch die menschenwürdige Altersversorgung; wenn für den Bauernstand die Militärbegünstigung eintritt, hingegen der Besuch landwirtschaftlicher Schulen obligat wird, wenn der Bauer gut bürgerlich wohnen und sich nähren kann, wenn er auch die gut bürgerliche Achtung genießt und vermöge seiner Ausbildung gesellschaftlich und politisch den gleichen Weg vor sich offen hat, wie der Bürger und Aristokrat — wenn solches und anderes sich noch vollzieht, das sich naturgemäß vollziehen muß — dann wird auch die Dienstbotenfrage gelöst sein. Der Dienstbote soll aber nicht mehr Knecht sein, vielmehr in einem gewissen Grade Mitteilhaber an dem Gewinn der Wirtschaft. Der Dienstgeber soll nicht Herr sein, sondern Vater. Das patriarchalische Leben in der freien Natur ist dem Deutschen seit altersher in der Seele vertraut, in diesem Gottesfriedenkreis wird er, der durch zu rasches Fahren auf der Bahn des Fortschrittes aus dem Geleise Geworfene, wieder seine ruhige Kraft finden. Nur ist — so dachte der Mann weiter — im Menschen eine unsterbliche Torheit. Was die Vorfahren gebüßt, begehen die Nachkommen immer wieder, glauben damit ein ungeheures Glück zu gewinnen, und müssen es auch sie büßen. Der Bauer sollte auf seiner Scholle festgenagelt sein. Etwa so, daß er sein Gut nicht verkaufen, auf den Boden keine Schulden machen dürfte, damit nicht jeder Wucherer ihn vom Hofe jagen kann. Das waren so die Vorstellungen, in denen Glotter sich gerne schaukelt.

Der Gedanke vom Nichtschuldenmachenkönnen war seinem jüngsten Sohn Albrecht der schrecklichste. Nicht verkaufen dürfen! Für alle Ewigkeit angenagelt sein an diese Bauernbude! Hatte studiert und auf seinem Haupte saß der Doktorhut. Kein Mensch hier sah ihn, kein Mensch wußte darum und kein Mensch nannte ihn Doktor! Dafür ochst man zwölf Jahre lang, damit man dann in einer Berghütte Jungbub geheißen wird. Wozu — so räsonierte Albrecht — ist denn die kulturelle Entwicklung, als daß der Mensch der rohen Natur entkomme und ein geselliges, behagliches, mit Geist und Kunst gesättigtes Städteleben führe?

Seine älteren Brüder Ruprecht und Cölestin empfanden die Erniedrigung deshalb nicht so schlimm, weil sie fürs praktische Leben erzogen worden, das in der Industrie viel schärfere Spitzen hatte, als auf dem Bauernhofe. Dem Cölestin war das Bauerngut recht, aber nur unter der Bedingung, daß es sich gut rentiere und Geld einbringe. Der älteste Sohn Glotters, Ruprecht, aber war schmachvoll aus der Art geschlagen. Er hatte im Bureau oder auf Agenturreisen gearbeitet, so viel als unabweislich notwendig war, hier hielt er denselben Grundsatz — dabei war er stets seelenvergnügt. Denn unabweislich notwendig

Leben führen zu können, das vor seinem Gewissen bestand, das ihn also freimachte. Aber dieses hohe Gut forderte von ihm Weib und Kind.

Die Frau und der Lieblingssohn waren wieder in die Großstadt gezogen, um sich zu verlieren unter den problematischen Existenzen.

Ruprecht war geblieben, aber auch der konnte den Vater nicht begreifen. Er wunderte sich, daß der abgeklärte, ins Greisenalter tretende Mann ob seiner ländlichen Tätigkeit und Sorgen das Größte, das Göttliche übersah — die Schönheit der Natur. Im Glühen der Morgenröte die Rinder füttern, im Blühen des Flachses die Ernte berechnen, die Herrlichkeit der Hochgewitter scheuend, weil sie möglicherweise die Feld- und Wiesenfrucht schädigt — welch ein kleinlicher Standpunkt! — Ruprecht vergaß im Garten des Spatens und auf der Wiese der Sense, und genoß die Schönheit der Blumen, des Waldes, die Stimmungen der Tageszeiten in vollen, köstlichen Zügen. Karl, der Knecht, beobachtete den Schwärmer, lobte es, daß er statt zu arbeiten die Natur anbetete und dachte: Somit geht es sicherer; der Hof wird schon ledig werden.

Cölestin war auch geblieben auf dem Hochgraith. Die Naturwonne des Bruders fand er lächerlich, aber auch den Kleinsinn des Vaters, der sich an körperlicher Arbeit und mit kläglichem Gewinn genug sein ließ. Er hatte überdacht, daß dieser hoch und frei gelegene Hof mit der dünnen Luft und mit dem klaren Wasser weit besser ausgenützt werden könnte als durch Ackerbau und Viehzucht. Eine Sommerfrische für Stadtleute! Denn solche Narren, wie sein Bruder einer war, Naturschönheits-Fexen, gibt es sehr viele. Eine Straße anlegen, ein Hotel, Dependancen, Spaziergänge, Telephon — dann kommen sie mit Sack und Pack, und das Kapital trägt anstatt drei Prozente, wie beim notigen Bauern, deren acht und zehn! — Der Knecht Karl wackelte bei solchen Plänen, die ihm Cölestin entwickelte, merklich mit dem Kopf auf und nieder: Das wäre ein Gedanke! Eine Sommerfrische! Ein Luftkurort wie der Semmering in Niederösterreich. Da kann's Geld geben! — Er lobte die Klugheit Cölestins und insgeheim dachte er: Der wird bald fertig sein. Der Hochgraithhof wird bald mein sein.

Unten an der Rainung stand ein alter, hohler Ahornbaum, in welchem der Sage nach ein Schatz verborgen sein sollte. Eines Abends spät untersuchte Karl darauf hin die Höhlung des Baumes, da schoß ein Fuchs hervor und davon. Sonst war nichts drin gewesen. Solches deutete sich der Knecht. Ein Fuchs! Gut, das will ich mir merken. Er bestärkte den Ruprecht in seiner Absicht, über das Landleben ein großes schönes Gedicht zu schreiben, und bestärkte den Cölestin in dem Plan, aus dem Gute eine Sommerfrische zu schaffen. Nur schlug er spaßeshalber einmal vor, die beiden Herren Brüder sollten ihre Namen aus-

sich den Hof an. Und als ihr die Söhne entgegenkamen, wollte sie ihre lichten Glacéhandschuhe nicht dem Geschicke eines Händedrucks anvertrauen. „So reinigt doch eure Pratzen!“ rief sie lachend und ärgerlich zugleich, denn die Söhne kamen von der Brache und hatten Erdstaub an den Händen. Sie hatte vorgehabt, es mit dem Landgute zu versuchen; leben ja doch auch Grafen auf ihren Landgütern und bleiben trotzdem Grafen. Doch als sie das ruppige und teils täppische Gesinde sah und die kahlen Stuben und diese Art von Küche und Kost und vollends diese grobleinenen Betten, da wandte sich in der vornehmen Frau der Magen um. Glotter hatte ja das Beste und Schönste zusammengetragen, um der lieben Gemahlin ein behagliches Nest zu bauen, aber das tat nichts. „Das ganze Milieu!“ sprach sie klagend. „Nicht eine Woche lang. Ich müßte ersticken!“ Den Dunst-, Rauch- und Stadtbrodem gewohnt, war es ihr da in der reinen Bergluft zum Ersticken.

Am vierten Tage ist sie wieder fortgezogen und mit ihr der jüngste Sohn Doktor Albrecht.

„Ihr kommt uns auch noch nach“, hatte dieser beim Abschiede zu seinen Brüdern gesagt.

Glotter war schwer betrübt. Ja, er hätte nachgerade trostlos sein müssen, daß in seinem vorgerückten Alter nun die Familie von ihm abzufallen begann, wenn er nicht mit Leidenschaft an der Arbeit gehangen wäre, an diesen ländlichen Beschäftigungen, die seinem Körper zusagten und seinen Geist erfrischten. Er wollte gar nicht einmal ein Musterbauer werden, er wollte nur arbeitsam und ruhig leben und einen schlichten Gewinn ziehen aus Wiesen und Weiden. Dieser Gewinn war nicht ein Jahreseinkommen von hunderttausend Gulden, wie einst in Franzenshütte, sondern im günstigsten Falle ein Jahresersparnis von wenigen hundert Gulden. Aber es war ganz aus seiner persönlichen Arbeit hervorgewachsen, ohne Mittun Fremder — und das war sein Stolz. Zu tief hatte er sich früher oft gedemütigt gefunden, wenn die Arbeiter ausriefen: „*Wir*, wir armen Leute haben dich zum reichen Mann gemacht. Du bist ein Herr von der Proletarier Gnaden!“ Nein, das war zu demütigend. Er konnte sich allerdings sagen: Ich habe auch gearbeitet und ohne meine Arbeit hättet ihr keine. Er konnte sagen: Ich lebe persönlich einfacher als mancher von euch. Aber er war ein „Herr“ und sollte mitbüßen für die Frevelhaftigkeit, mit der in früheren Zeiten und an anderen Orten die armen Leute und fleißigen Arbeiter von den Herrschaften behandelt wurden. Sind heute gleichwohl die Arbeiter nicht mehr so unschuldig und die Herren nicht mehr so übermütig als einst, so sind beide doch die Erben ihrer Vorfahren und jetzt vollzieht sich das Gericht. Glotter dankte Gott, dem Bannkreise des Reichtums und der Genußsucht entkommen zu sein und nun ein

würzige Waldpartien und sonnenreiche Almflächen. Von Verkehrszentren nicht schwer zu erreichen und doch wieder so weit abseits, um ländliche Ruhe zu haben. Kurz, alle Bedingungen eines großen Kurortes waren vorhanden, so daß es schien, als habe der Herrgott schon bei der Welterschaffung an so etwas gedacht.

Aber Vater Glotter wurde unwirsch, so oft er von solchem Plane hörte. Er, der sein Lebtag gearbeitet hatte, konnte nichts weniger leiden, als Faulenzerei. Und die Kurorte waren in seinen Augen nichts anderes als Faulenzeranstalten, und noch gefährliche dazu. Beim Nichtstun wird der Mensch nicht gesund, sondern krank! war sein Spruch.

„Aber leichte Beschäftigung, mäßige Bewegung, Geselligkeit, Spiel?“ meinte Cölestin.

„Dabei wird der Mensch leichtsinnig.“

Das war alles. Wortkarg war der Alte geworden und mit Spaten, Axt und Sense suchte er seinen Unmut zu verscheuchen. Sein beständigster Arbeitsgenosse war Karl. Aber anstrengend war's neben dem starken, stetig arbeitenden und ausdauernden Burschen. Und nun allmählich begann es sich herauszustellen, daß Herr Glotter nicht immer Bauer gewesen, daß er in der Jugend nicht für derlei körperliche Arbeit abgehärtet worden. Im vierten Jahre seiner Bauernschaft ließen die Kräfte nach, und zwar so auffallend, daß bisweilen mitten in der Arbeit ein Ohnmachtsanfall kam.

„Nur nit nachgeben!“ sagte da einmal Karl der Knecht, „jahrelang brauchts, bis mans ganz gewohnt wird“. Und bei sich: Brauch dich nur auf. —

Mit seiner Schwester hatte Karl kein gutes Zusammensehen. Entweder sie hatte es ihm noch nicht verziehen, daß er einst das Heimatshaus und die Seinen so leichtfertig verlassen konnte, während sein Daheimbleiben und Arbeiten den Hof gerettet hätte. Vielleicht auch war sie mit seiner jetzigen Art nicht zufrieden. Als Fremdenknecht läßt sich kein Bauer brauchen im eigenen Haus. Oder spitzt er auf was anderes? Das wär schlecht! „Sie sollen mit dem Hof machen, was sie wollen, wir tun nichts dafür und nix dagegen.“ Das sagte sie ihm einmal.

Und er zur Antwort: „Schwester, sei gescheit. Haben die Herren uns Bauern umbracht, so dürfen wir jetzt auch die Herren umbringen.“

Darauf sie: „Du bleibst der gleiche. Gewissen hast nit um einen Kreuzer.“

* * *

Vater Glotter war bettlägerig geworden und konnte nur durch Tür und Fenster die Wirtschaft überwachen und Befehle geben. Aber vor Tür und Fenster blieben sie nicht stehen, sondern taten, was sie wollten. Ruprecht hatte seine Baumgartenarbeiten ganz geändert.

tauschen. Den schönen Namen Cölestin solle der Dichter tragen und der starke Name Ruprecht stünde dem tüchtigen Direktor der Kuranstalt gut.

Er selbst aber — der Knecht Karl — arbeitete vom Morgen bis zum Abend jeglichen Tages mit Fleiß und Klugheit und war bald dem Hausvater Glotter zur rechten Hand geworden. Sein Jahrlohn war gut, wenn auch immer noch nicht im Vergleich mit seinem Verdienst in der Fabrik; hingegen machte er jetzt statt Schulden Ersparnisse.

*
* *

Als es eine Weile nach dieser Richtung hin fortgegangen war, starb in seiner Kammer zu Untergraith der alte Hochgraithhofer. Bei dem Begräbnisse war auch Herr Glotter mit seinem Sohne Ruprecht anwesend, um seinen Vorfahren auf dem Hofe geziemend zu ehren. Bei dieser Gelegenheit beobachtete Ruprecht die Tochter Susi, die trotz ihrer Trauer so ruhig und würdig und rührend lieblich dastand, daß er dachte, dieses Mädel gehöre eigentlich in sein großes Gedicht vom Landleben. Zuerst wollte er es nur als Staffage verwenden mitsamt der holden einfachen Betrübnis, die ringsum mit Ranken und Rosen der Lebensfreude überwuchert wurde. Nach einigen Tagen näheren Überlegens fand er, daß dieses schöne Naturkind nicht als Staffage verwendet werden dürfe, sondern der Mittelpunkt des Gedichtes sein müsse.

Für diesen Fall mußte sie aber näher studiert werden. So fand er an Sonntagen Gelegenheit, am Wege zu stehen, wo sie mit ihrem Gebetbuch vorbeiging; oder in der Kirche neben der Bank, in der sie kniete. Und einmal nach dem Gottesdienste fand er eine seiner Ansicht nach glückliche Anrede und begleitete sie bis zur Tür ihrer Wohnung. Was sie da plauderte, war nicht allzu poetisch. Sie wollte jetzt, da ihr Vater dahin sei, einen Dienst suchen, etwa als Stallmagd in einem Bauernhause oder als was anderes. Sie wisse überall ein wenig Bescheid und scheue sich vor keiner Arbeit.

Ob sie nicht im Hochgraithhof in den Dienst treten wolle!

„Nit ums Kopfabhacken. Überall will ich dienen, nur nit im Hochgraithhof."

Das gefiel dem Ruprecht. In diesem Hofe will sie herrschen. Im Heimatshaus. Welcher Stolz in der Schlichtheit! Das muß ins Gedicht.

Zur Zeit brütete Cölestin über dem Riesenpapierbogen. Es war der Grundriß des zu gründenden Kurortes. Alle natürlichen Dinge waren aufs glänzendste befunden worden. Nebst köstlicher Luft und ausgezeichnetem Wasser mildes Klima, Windstille; die besten Bedingungen für Moor-, Sand- und Sonnenbäder. Mittelpunkt für schöne Ausflüge,

bei prachtvollem Nachsommer überglücklich, endlich einen Landaufenthalt gefunden zu haben, wo es billig und ruhig zu leben war, wo man nicht überall auf geputzte und fade Frischler stieß, wo die ganze Gegend gleichsam noch ihnen allein gehörte. Im nächsten Jahre kamen sie zeitlich wieder, zogen aber schon im Juni ab. Zu laut und wüst war es ihnen um das Hotel herum. Fremde waren noch wenige da, aber Handwerksleute aller Art gruben, hämmerten, sägten, pinselten überall herum, in fremden Sprachen lärmend, während einer sich ganz leise ins Zimmer schlich und der Frau Amtmännin die silberne Taschenuhr vom Wandnagel stahl.

Endlich am ersten August war feierliche Eröffnung der Kuranstalt und nicht alle Gäste, die vormittags angefahren kamen, fuhren am Abende wieder davon. Es begann lebendig zu werden und Direktor Cölestin Glotter war voller Umsicht und Aufmerksamkeit nach allen Seiten hin. Sein Bruder Ruprecht aber war kaum zu sehen. Der war einfach unglücklich, daß durch diese „ganz und gar dumme“ Anstalt und deren nicht unzweifelhafte Gesellschaft ihm die ländliche Natur verdorben worden. Freilich waren viele aus Sehnsucht nach Einsamkeit auf diesen Berg gekommen, doch wo schließlich ein paar Dutzend Einsiedler beisammenwohnen, dort gibt es keinen. Das ist sehr natürlich und hatte doch jeden überrascht. Ruprecht gönnte jedem Kurgast vom Herzen alle Enttäuschung, die sie erlebten, und trug, so viel in seiner Macht stand, bei, den Fremden diesen Aufenthalt ungemütlich zu machen. Er war wortkarg, unwirsch. An neuangestrichenen Sitzbänken, wo der Spagat mit den Warnungspapierfetzen noch gespannt war, tat er dieses Warnungszeichen weg, um es über Bänke zu spannen, die schon trocken waren. „Das Beste, die Gäste zu verscheuchen, wäre vielleicht, ihnen deine Dichtungen vorzulesen“, meinte der über solches Tun höchst ungehaltene Cölestin.

Der Wirtschaftshof war fast ganz dem Knechte Karl überlassen. Und der tat das Seine.

Im nächsten Jahre hielt es der Kurdirektor an der Zeit, die Preise entsprechend zu erhöhen, denn bisher hatte er draufgezahlt. Und nun ging es rasch. Die Leute meinten, wenn sie viel Geld ausgeben wollten, könnten sie auch in andere Kurorte gehen, wo weniger kalter Wind ginge, hingegen mehr Ergötzlichkeit herrsche. Wegen Luft und Wasser brauche man nicht auf das teure Hochgraith zu gehen, das bekomme man anderswo umsonst. Im dritten Jahre stand es so mit dem berühmten Kurort, daß Cölestin sagte — er könne nicht mehr weiter. Sein Geld sei alle und er pfeife auf das ganze schöne Hochgraith. Spottend und verspottet fuhr er davon, wahrscheinlich einer großen Stadt zu. Und Ruprecht, der Dichter, war nun Alleinherr all der ungereimten Dinge, die hier angerichtet worden. (Schluß folgt.)

Anstatt die Erde zu düngen, die Setzlinge zu begießen, die wuchernden Äste zu beschneiden, das Ungeziefer abzuhalten, saß er im Schatten und dichtete die Bäume an, die grünenden Schößlinge, die blühenden Stämme und auch die dorrenden, unfruchtbaren Apfel- und Birnbäume, denn wunderschön und ergreifend — so fand er — ist auch das Vergehen in der Natur. Aber es vergeht nichts. Die unfruchtbaren Bäume werden gefällt und der Tischler kann Betten und Wiegen aus ihnen machen. So schön gipfelte diese Abteilung des Gedichtes. Und schloß sinnig damit, daß der Tischler an der Kopfseite der aus dem Apfelbaume gebauten Bettstatt den Namen „Susanna“ einschnitt.

An der rückwärtigen Seite des Hofes, wo die Matte flach gegen den Wald hin liegt, arbeiteten an dreißig Erdgraber und an zwanzig Maurer. Dort kommt das Hotel zu stehen. Gleichzeitig begann der Straßenbau und Lasten um Lasten waren in Untergraith abgelagert, Dinge aller Art, die, sobald der Weg es gestattete, auf den Berg mußten. In den Zeitungen hatte bereits die Reklame begonnen für den Kurort Hochgraith, der für alle Leiden zur Heilung, für alle Genesenden zur Erholung und für alle Gesunden zur Ergötzung glänzendst empfohlen wurde. In Bahnhofshallen sah man sogar schon Bilder der großartigen Gebäude, zu denen oben erst die Grundfesten gegraben wurden. Auf diesen Ruftafeln wurde dem P. T. Publikum auch zu wissen getan, daß es Reflektierenden geraten sei, für nächstes Jahr schon jetzt Zimmer zu bestellen, da der Andrang ein außerordentlicher zu werden verspreche und jetzt bereits mehrere Wohnungen an Engländer und Russen abgetreten wären.

Zur selben Zeit, da Hochraith als der heilsamste Kurort ausgerufen wurde, verordnete der Arzt dem kranken Herrn Glotter ein milderes Klima. Als er zur Türe des Hauses hinausgeleitet wurde, gröhlte er, nicht hier als Bauer sterben zu können. Das würde ihn für spätere, hoffentlich noch recht ferne Zeiten vorbehalten sein, tröstete Cölestin, der insgeheim froh war, nunmehr ganz nach eigener Lust auf dem Berge schalten und walten zu können.

Ein paar Nachbarn standen herum. Sie hatten den Herrn soweit leiden mögen, im Grunde aber war er ihnen jetzt so fremd als am ersten Tage. Was er getan, hatten sie belächelt, was er gewollt, nicht verstanden. Genossenschaftswesen! Dummes Zeug; jeder soll auf sich allein schauen und sich nicht in anderer Sachen mischen. — Aber der arme alte Herr hat im Scheiden seinen Irrtum in der Volkskenntnis kaum erfahren.

Noch im Herbste desselben Jahres wurden ein paar Zimmer des Hotels fertig und sind noch für ein paar Wochen an einen pensionierten Beamten samt Frau vermietet worden. Diese zwei Leute waren

„Sie sind“, sagte ich, „nicht aus Frankfurt a. M. gebürtig?“

„Nein,“ entgegnete er, „aus Offenbach. Ich habe die Ehre, Ihnen im . . .“

„Aus Offenbach?“ fiel ich schnell ein, „das habe ich mir gleich gedacht. Sie sind aber gern in Frankfurt, und Ihnen gefällt Ihr Beruf?“

„Im allgemeinen ja. Das Haus Pfropfenberg & Ko., in dessen Auftrag . . .“

„Glücklich in Ihrem Beruf!“ rief ich, ihm ins Wort fallend. „Wie selten kann das einer von sich sagen! Die meisten wünschen sich einen anderen Beruf als den, welchen sie haben. Der Dichter beneidet den Seifensieder, der Maler den Klempner, der Musikus den Schankwirt, der Regierungsrat den Geistlichen, der Bankier den Seemann usw. Ich selbst — Sie wissen, daß ich Käfersammler bin — möchte manchmal mit dem friedlich und harmlos von seinen Zinsen lebenden Rentier tauschen.“

Ich war, nachdem ich dies gesagt hatte, so barmherzig, ihm einen Augenblick Zeit zu lassen, und sofort schoß er los:

„Erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich Ihnen im Auftrage der renommierten Firma Pfropfenberg & Ko. unsere wirklich rein gehaltenen . . .“

Weiter kam er nicht, denn ich sah ihn plötzlich so fest und scharf an, daß er unwillkürlich verstummte.

„An wen,“ sagte ich, indem ich fortfuhr, ihn anzusehn, „an wen erinnern Sie mich doch so lebhaft!“

„Ich weiß es in der Tat nicht“, sagte er verlegen.

„Halt, ich hab's!“ rief ich. „Haben Sie Verwandte in Goldap?“

„Nein?“ erwiderte er mit Entschiedenheit.

„Wie war doch nur Ihr geehrter Name?“ fragte ich.

„Meyer — A. H. Meyer!“

„Sonderbar!“ rief ich, „auch die Namen stimmen. Ich lernte vor nun bald siebzehn Jahren, als geschäftliche Angelegenheiten mich nach Goldap führten, dort einen Herrn Meyer kennen, dem Sie sehr ähnlich sehen, und ich hätte darauf schwören mögen, daß er mit Ihnen verwandt sei, vielleicht ein Onkel von mütterlicher Seite. Also Sie stehen in keinem Verwandtschaftsverhältnis zu diesem Herrn? Sehr auffallend, besonders da auch der Name zutrifft. Dieser Meyer war Holzhändler und damals ein angehender Sechziger. Seine Frau war eine — warten Sie einmal — richtig! eine geborene Kloppfleisch. Ein prächtiger Kerl war er und ein schneidiger Geschäftsmann. Unterdessen ist er auch natürlich älter geworden.“

Während ich so sprach, war er sehr unruhig geworden, wie ich an den eigentümlichen Bewegungen seiner Füße merkte.

Wie man einen Weinreisenden los wird.

Von **Johannes Trojan.***)

Manche werden sagen, das sei überhaupt unmöglich, ich weiß aber, daß es geht, denn ich habe es mit Erfolg probiert. Freilich war ich nicht unvorbereitet, sondern hatte mir die Sache in Gedanken eingeübt. Die Firma J. G. Pfropfenberg & Ko. in Frankfurt a. M. hatte mich wissen lassen, daß in einigen Tagen ihr Vertreter die Ehre haben würde, bei mir vorzusprechen und meine Aufträge entgegenzunehmen. Mit einiger Spannung erwartete ich den jungen Mann.

Er kam, wurde mir gemeldet und in mein Zimmer geführt. Mit dem Ausdruck lebhafter Freude trat ich ihm entgegen. „Sind Sie endlich da?“ rief ich. „Ich habe Sie mit Ungeduld erwartet. Bitte, nehmen Sie Platz!“ Dieser Empfang schien ihn ein wenig zu wundern, doch mochte er wohl denken, ich sei in großer Weinnot. Auf meine wiederholte Aufforderung setzte er sich und begann:

„Ich komme im Auftrage des renommierten Hauses Pfropfenberg & Ko. in Frankfurt a. M., um Ihnen unsere edelen, wirklich reingehaltenen und höchst preiswürdigen . . .“

„Halt!“ fiel ich ihm ins Wort — „aus Frankfurt a. M. kommen Sie?“

„Jawohl“, erwiderte er.

„Welch eine Stadt!“ rief ich entzückt. „Die herrlichen Gebäude, unter denen der Dom und der Römer in erster Reihe stehen! Die wundervollen Denkmäler von Goethe und Gutenberg! Das Goethe-Haus! Der Palmengarten! Das Ariadneum! Die historischen Erinnerungen an Karl den Großen und den Bundestag! Und dann das Wasser! Ich halte den Main für einen der schönsten Ströme! Nachdem er zusammengeflossen ist aus dem weißen Main, der im Fichtelgebirge entspringt, und dem roten, der aus dem Rotmainbrunnen im Westen von Kreusen herkommt, läuft er um den fränkischen Jura herum, geht er vorbei an Bamberg, Würzburg und Aschaffenburg, endlich Frankfurt a. M., um dann bald darauf sich mit donnerartigem Brausen in den Rhein zu stürzen.“

Die lebhafte Schilderung hatte mich außer Atem gebracht, ich mußte einen Augenblick anhalten, um Luft zu schöpfen. Aber auch mein Gegenüber gebrauchte einige Zeit, um sich von dem Eindruck, den mein Vortrag auf ihn gemacht hatte, zu erholen. So kam ich ihm denn, als er eben das Wort ergreifen wollte, zuvor.

*) Aus der Auswahl von Johannes Trojans Schriften. Herausgegeben von Erich Kloß. (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer.) Der Leser, dem dieses Stück Berliner-Humors behagt, möge nach dem Buche greifen; er wird, namentlich auch unter den Gedichten, manche Perle finden.

empfanden, daß es ferne, sonnenferne von ihrer Welt liegen und etwas ganz Besonderes, vielleicht etwas unsagbar Schönes und Hohes sein müsse.

So blieb der Micherl denn allein und er fühlte sich in dieser Einsamkeit sehr wohl. Unter dem Fliederbusch in der Ecke des kleinen Gärtchens vor dem elterlichen Hause war sein Lieblingsaufenthalt. Dort saß er oft stundenlang und sah in das Grün hinauf, durch welches im Frühsommer das Lila der berauschend duftenden Blütendolden schimmerte. Noch lieber aber sah er in den unendlichen Himmel hinein, der, je länger er hineinsah, desto tiefer wurde, so daß Micherl manchmal mit wohligem Gruseln das Gefühl hatte, jetzt und jetzt müsse die blaue Seide des Himmelsgrundes auseinanderreißen und in blendender Strahlenpracht das Innere des Himmels mit Gottvater auf dem Trone und den lobpreisenden Engeln und Heiligen um ihn her sich auftun.

Noch schöner aber dünkte es Micherl am Abend, wenn der ganze Himmel zuerst wie eine einzige riesengroße Feuerlohe über dem Lande stand, die sich dann zu roter Glut kühlte und endlich durch alle Abstufungen eines zarten Gelb und Grün in das dunkle Samtblau der Nacht überging, in dem bald da, bald dort ein Stern sein Lichtlein ansteckte.

Wie diese Sternlichtlein dem Micherl vertraulich zublinzelten! Und er wieder ihnen! Er kannte jedes einzelne und sprach mit ihnen wie mit guten Freunden.

„Bist halt alleweil der Erste“, redete er zum Abendstern hinauf. „Ist brav. Aber du bist halt auch der größte und wann du nit zuerst kommst, trauen sich die andern auch nit hervor, besonders die kleinen Hascherl, die eh alleweil zittern vor lauter Angst.“

Und einen anderen redete er wieder an: „Na, wo hast denn du heut dein kleines Brüderl? — Ah, da ist's ja schon. Grüß dich Gott!“ Und ganz glücklich nickte der Junge dem zarten Lichtpünktchen zu, das neben dem helleren kaum auszunehmen war.

„Der Micherl muß einmal ein Sterngucker werden“, sagten die Nachbarn zu seinen Eltern und diese schüttelten den Kopf und meinten: „Weiß Gott, woher der Bub das Sinnierende hat! In die Studie sollt man ihn halt geben können. Aber, mein Gott, so was tragt's armen Tagwerkersleuten nit. Man muß froh sein, daß man dem Buben das bißl Gewand schaffen kann und daß man ihn wohin in die Lehre bringt. Zu einem Bauernknecht ist er ja doch zu schwach.“

Und der Micherl zeigte auch gar kein Verlangen nach dem Studieren. Da hätte er ja seine Heimat verlassen müssen und an die war er mit eisernen Fesseln geschmiedet. Die weißen, netten Häuschen mit den kleinen Gärtchen nach vorne und den schattigen Obstgärten nach rückwärts hinaus, die saftig grünen Wiesen und goldenen Getreidefelder

„Erlauben Sie mir —“, begann er noch einmal.

„Noch eine Frage!“ unterbrach ich ihn. „Leben Ihre Eltern noch?“

„Ja!“ stöhnte er.

„Das freut mich zu hören“, sagte ich. „Es ist ein nicht gewöhnliches Glück, in Ihren Jahren noch beide Eltern am Leben zu haben. Darf ich mich weiter erkundigen, ob auch Ihre Großeltern noch leben?“

Ganz rot im Gesicht war er aufgesprungen. „Ich muß mich“ — rief er mit vor Aerger halb erstickter Stimme — „ich muß mich Ihnen empfehlen. Meine Zeit ist sehr in Anspruch genommen und . . .“

„Sie wollen schon gehen?“ rief ich. „Darf ich Ihnen nicht ein Glas Wein anbieten? Es ist zwar nur Kutscher und etwas säuerlich, aber durchaus rein und sehr gesund. Meine Frau würde sich freuen, wenn ich Sie ihr vorstellte.“

„Es tut mir leid,“ schrie er, „aber ich habe keinen Augenblick Zeit. Wenn Sie einen Auftrag . . .“

„O gewiß habe ich einen Auftrag. Wenn Sie das schöne Frankfurt wiedersehen, grüßen Sie es tausendmal von mir. Aber ich hoffe, daß wir uns hier noch sehen werden beim Weihenstephan oder auf der Siegessäule oder . . .“

Er war schon draußen. „Herr Meyer! Herr Meyer!“ rief ich, mich über das Treppengeländer beugend. Er hörte nicht darauf. Schnell stürzte ich in mein Zimmer zurück, riß das Fenster auf und schrie auf die Straße hinunter: „Herr Meyer! Wenn Sie einmal nach Goldap kommen sollten . . .“

Er wandte sich nicht mehr um, sondern lief unaufhaltsam dem nächsten Halteplatz für Droschken zu.

Ob er wohl wieder kommen wird?

Der Sterngucker.

Ein Menschenbild von **Karl Bienenstein.**

Schon in seiner frühesten Jugend war der Micherl ein ganz merkwürdiger Bub. Er war ganz anders als seine Altersgenossen und hielt sich auch von ihnen ferne. Wie oft sie ihn auch einluden, er solle mitkommen und draußen auf der Bachwiese, um die in weitem Bogen der grüne Wald rauschte, mit ihnen „Rauber und Schandarm“ spielen, er ging nicht mit. Trotzdem aber konnten ihn die Buben alle gut leiden, denn aus seinen Augen leuchtete eine wundersame Innigkeit und es ging etwas von seinem Wesen aus, von dem sie in scheuem Staunen dunkel

dem Zaune goß und ab und zu die blanken Augen zu ihm herüberblitzen ließ, daß es ihm heiß durch alle Adern rieselte.

Wenn nun Micherl abends auf der Hausbank saß und zu den Sternen emporschaute, dann leuchteten plötzlich zwischen den flimmernden Welten zwei braune Augensterne auf, und wenn er dann auf den mondlichtbeschneiten Weg hinsah, dann war es ihm, als wandle dort eine zierliche Gestalt voll Jugendlust und Jugendübermut, und dann hob ein tiefer Seufzer seine Brust, durch welche eine namenlose Sehnsucht zog.

Und eines Abends saß er wieder auf der Hausbank. Das Knarren des letzten Wagens auf der Dorfstraße war verstummt, vom Walde her klang leise, leise noch ein Drossellied und droben in der violenblauen Nacht schlug ein Stern um den anderen sein mildes Auge auf. Da setzte sich die Everl zu ihm, strich die Schürze glatt und fragte dann schelmisch: „Wieder ein bißl sterngucken, Michl? Geh, erzähl' mir ein bißl was, was hast denn schon alles herausgekriegt aus die Stern da droben?"

„Mußt du mich auch spotten, Everl?" erwiderte Michl und es klang ein so weher Vorwurf aus seiner Stimme, daß die Everl für einen Augenblick die Hand begütigend auf seine Schulter legte und sagte: „Spotten? Nein, Michl, das hab ich nit wollen, meiner Seel nit. Aber schau, ich hab mir's schon oft gedacht, du bist so ganz anders wie die andern Burschen im Dorf und ich mein' halt auch, wenn ich dich so die Stern betrachten seh', daß du da ganz besondere Gedanken haben mußt. Und ich bin halt so neugierig! Magst mir wirklich nichts sagen?"

Das kam so gut und treuherzig über ihre Lippen, daß sich Michl einen Mut faßte und sagte: „Was Besonderes ist's wohl, was mir die Stern sagen. Schau hinauf! So still und friedlich stehen sie nebeneinander und so schön tun sie leuchten. Aber siehst, keiner ist allein, jeder hat einen andern in der Nähe, und wann einer ein wenig die Augen zumacht, der andere hält sie offen, gerad so, als wie wenn er aufpassen wollt', daß dem andern derweil nichts geschieht. Meinst nit, Everl, daß das auch ein Beispiel für uns Leut' auf der Welt sein könnt'? Wann zwei, die sich gern haben, so friedlich und still miteinander geh'n und eines paßt aufs and're auf, daß ihm nichts geschieht, meinst nit, daß wir dann den Himmel auf der Erden haben täten?"

Versonnen blickte die Everl vor sich hin und jetzt sagte sie leise: „Ja, schön müßt's schon sein, wie du sagst."

Aber sofort erwachte auch schon wieder der Schalk in ihr und sie fügte die Frage hinzu: „Und wüßtest du dir am End' gar so ein zweites Leutl, mit dem du gern gehen möchtest?"

Michl spürte ein Würgen an der Kehle, wie ein siedender Strom wallte es in seiner Brust empor und stotternd brachte er es hervor: „Ja, Everl — dich!"

ringsumher und der dunkle, rauschende Wald, in dem abends die Drosseln so schön sangen, das alles hatte sich so tief in sein Herz hingezogen, daß er es um keinen Preis der Welt hätte missen mögen. Er konnte es gar nicht glauben, daß es anderswo auch so schön sei wie in der Heimat, daß die Blumen so süß duften, die Sonne so goldig strahlt und die Sterne so wunderbar funkeln und schimmern.

Um diese Schönheiten ja nicht verlieren zu müssen, war er daher sofort dabei, als es endlich, da er der Schule entwachsen war, hieß, er müsse zum Bachschneider in die Lehre.

So wurde denn der Micherl ein Schneider und blieb dabei der Sterngucker. Abends im Sommer, wenn die Arbeit getan war, saß er wie einst als Knabe in dem Winkel des väterlichen Gartens unter dem Fliederbusch und träumte in die sinkende Nacht hinein, die vom Walde her über das Dörfchen ihre dunklen Schleier ausspannte, bis der Mond kam und mit seinen silbernen Händen über Busch und Baum, über Haus und Weg strich, daß davon ein Schimmern und Glänzen ward, wie droben an dem Himmel selbst, wo Stern an Stern stand. Und wenn Micherl in all das stille, sanfte Licht um ihn und über ihm hineinsah und das Dörfchen so im Frieden lag, daß man den Wald im Schlafe atmen und den Bach über die Kiesel hüpfen hörte, dann rieselte etwas Merkwürdiges durch sein Herz. Es war kein Glück und es war kein Schmerz, aber es hatte von beidem an sich und war ein Drängen und Quellen, daß es ihm oft ward, als müßte es die Brust sprengen.

Und in dieser Zeit, Micherl war schon Gehilfe seines Lehrherrn, geschah es auch, daß er nach anderen Sternen zu gucken begann, als nach denen, welche die Sommernacht am Himmel entfachte.

Diese neuen Sterne waren die lustigen braunen Augen der Everl, der Tochter seines Lehrherrn.

Die Everl war ein Kind dieser Welt und war im Grunde ihres jungen, unruhigen Herzens überzeugt, daß man nur dazu auf die Welt gekommen sei, um sich all ihren Reichtum an Schönem, Gutem und Angenehmem nach Möglichkeit zueigen oder doch zunutze zu machen. Sie war das schmuckste Mädel im Dorfe, hielt auf schöne Kleider und wußte den einfachen Stoffen, die der karge väterliche Geldbeutel gestattete, durch irgendeine Kleinigkeit, ein Band oder eine Schleife, etwas Eigenartiges und Hübsches zu geben, daß sie jedermann mit Wohlgefallen ansah. Singend und trällernd verrichtete sie die häusliche Arbeit und Micherl ertappte sich immer öfter und öfter darauf, wie er, anstatt mit Schere und Nadel zu hantieren, den graziösen Bewegungen der schmiegsamen und biegsamen Gestalt folgte, die draußen vor den Fenstern der Werkstätte in dem kleinen Garten die Gemüsepflanzen und die Blumen an

Dabei war er ein kreuzfideler, umgänglicher Geselle, der sich rasch mit den Burschen des Dorfes befreundet hatte und sich unter ihnen so ungezwungen bewegte, als gehöre er von jeher zu ihnen. Und welch lustige Lieder wußte er zu singen, welch köstliche Witze konnte er erzählen! Das war einmal neues Leben im Dorfe! Der flotte Maler-Rudolf war das Dorfgespräch und wenn er abends mit der Zigarette im Mund, das Spazierstöckchen in der Hand drehend, durch das Dorf schlenderte, dann folgten ihm heimlich aus Fenstern und Gärtchen die Blicke der Mädchen.

Und so ging er auch einmal beim Bachschneider vorbei. Die Everl war gerade im Gärtchen beschäftigt, als sie plötzlich eine helle Stimme über den Zaun her anrief: „Guten Abend, schöne Jungfer, nur nit so fleißig! Es ist Zeit zum Feierabendmachen!"

Als sie von ihrer Arbeit aufsah, blitzten ihr zwei fröhliche Augen entgegen, die aber nun einen freudig erstaunten Ausdruck gewannen, da sie das bildhübsche Mädchengesicht sahen, das sich mit tiefer Röte färbte.

Aber im nächsten Augenblick hatte sich der Maler schon wieder gefaßt und meinte: „Sapra, das hab' ich ja gar nicht gewußt, daß es da so saubere Mädl gibt!"

„Wo so saubere junge Herren hinkommen, muß es doch auch saubere Mädl geben!" kam schnippisch die Antwort zurück.

Aber der Maler wußte zu antworten und so flogen neckende Reden hin und her, bis er endlich, es schlug gerade sieben Uhr, sagte: „Sieben Uhr schon? Da heißt's essen gehen. Also gute Nacht! Und darf ich noch um ein Röserl bitten? Sie haben ja soviel schöne! Bitt schön!"

Die Bitte klang so treuherzig, daß ihm das Everl dieselbe nicht abschlagen konnte und so brach sie ein Röslein und reichte es ihm über den Zaun.

Er griff darnach und hielt dabei die Hand des Mädchens fest.

„Dank schön?" sagte er innig und leise. „Dank schön, Annerl oder Mitzerl?"

Sie lachte auf: „Everl heiß ich!"

Er seufzte komisch auf: „Everl! Mein Gott, wenn man da das Adamerl sein könnt'!"

Kichernd entwandt sie ihm die Hand uud schlüpfte ins Haus.

Von jetzt an kam der Maler allabendlich beim Bachschneider vorüber und merkwürdigerweise hatte die Everl um diese Zeit immer etwas im Garten zu tun. Bald saß er auch bei dem Schneider auf der Hausbank und er wußte nicht nur durch Scherz, sondern auch durch den Ernst, mit dem er von seiner Arbeit erzählte, den alten Meister zu gewinnen.

Und voll und innig strahlten seine Augen in die ihren, während seine Hand zitternd nach der ihren griff.

Aber sie entwandt sich rasch, sprang mit leisem, klingendem Lachen auf und rief: „O du Sternguckerschlankl. So schnell geht das nit! Da muß ich auch zuerst noch die Stern fragen!"

Und kichernd eilte sie ins Haus.

Auch Michl stand auf; aber er ging nicht in seine Kammer, sondern wanderte in die Nacht hinein, den Bach entlang, der mit silbernen Wellen vor ihm hertanzte bis dorthin, wo die Nacht des Waldes das Silber von den plaudernden Wellen nahm. Da setzte er sich auf einen Stein, stützte den Kopf in die Hand und nach einer Weile rollten ihm ein paar große Tränen über die Wangen. Erst nach Mitternacht schlüpfte er durch eine Hintertüre ins Haus und in seine Kammer. Aber er schlief nicht ein. Durch das kleine Fenster starrte er hinauf zu den Sternen. Vielleicht wußten sie doch der Everl ein gutes Wort zu sagen.

Von nun an vermied es die Everl, mit Michl allein zusammenzukommen. Sie war ihm gut, wie ihm alle anderen Leute gut waren, sie hegte auch jene scheue Achtung, die seine sonderbare Art bei allen hervorrief, die ihn kannten, aber ihn heiraten, nein, das hätte sie um keinen Preis zusammengebracht. Der Mann, von dem sie träumte, der mußte ganz anders sein als der Michl: gewandt im Umgang, frisch, schneidig, selbstverständlich auch hübsch, und er mußte singen und tanzen können. Wenn sie einmal heiratete, so stellte es sich die Everl vor, dann mußten die Leute auf der Straße stehen bleiben, dem Brautpaar nachsehen und sagen: „Ein Paar bildsaubere Leutl! Die Tauben hätten sie nicht schöner zusammentragen können!"

Und eines Tages war dieser Mann erschienen. Das städtische Strohhütchen keck auf dem natürlich gewellten dunklen Haar, im lichten Sommeranzug, eine Zigarette im Mund und ein dünnes Spazierstöckchen in der Rechten drehend, kam er in das Dorf. Er war ein Malergehilfe und von seinem Herrn über eine Bestellung des Pfarrers geschickt worden, um allerlei Renovierungen an der Malerei der Dorfkirche vorzunehmen.

Schon in der Art und Weise, wie er die Zimmerleute und Taglöhner anstellte und meisterte, die ihm bei der Errichtung des Gerüstes behilflich sein mußten, machte er auf die Leute im Dorfe Eindruck; denn da war jedes Wort überlegt, knapp und klar, und die Leute wunderten sich selbst, wie sie die Arbeit, die sie auf vier Tage geschätzt hatten, in zweien hatten zusammenbringen können. Und wie in seinen Worten war er auch in seinen Taten. Jeder Handgriff galt und es war eine Lust, ihn mit der farbenbekleckſten Papiermütze auf dem Kopfe auf dem Gerüst oben hantieren zu sehen.

setzte sich auch seine alte Mutter zu ihm und begann davon zu reden, daß es gut wäre, wenn eine junge Frau ins Haus käme. Aber da stand der Sohn jedesmal schweigend auf und ließ das seufzende alte Weiblein allein sitzen.

„Mein Gott, es ist nichts anzufangen mit ihm", sagte es dann zu seinem Manne, „vom Heiraten will er nichts wissen. Er ist und bleibt ein Sterngucker, der Michl."

Doch der alte Vater erwiderte: „So laß ihn gehen. So lang wir da sind, braucht er kein Weib und später wird er sich schon einmal was finden."

Es war etwas über ein Jahr vergangen, seit der alte Bachschneider mit der Everl in die Stadt gezogen war, als der Maler-Rudolf mit einem Manne im Dorfe erschien. Michl erfuhr nun, daß sein alter Meister gestorben sei. Der alte Baum, der freie Dorfluft gewohnt war, hatte innerhalb der engen Stadtmauern nicht mehr Wurzel schlagen können und war still und klaglos dahingewelkt. Und nun war der Maler daran, das väterliche Anwesen zu verkaufen.

Der Kauf kam auch tatsächlich zustande und der neue Besitzer erklärte, alles beim Alten zu lassen. Michl sollte um den bisherigen Pacht das Häuschen weiter bewohnen, nur einen Teil des Obstes, das er bisher allein geerntet hatte, sollte in Zukunft dem Besitzer abgeführt werden.

Michl war ganz glücklich. Er hatte schon befürchtet, die alte, liebe Stätte verlassen zu müssen, an die ihn das Glück und der Schmerz seines Lebens mit so festen Banden schloß, daß, hätte er sie verlassen müssen, ein blutendes Stück Herz daran hängen geblieben wäre.

Diese Gefahr war nun glücklich an ihm vorübergegangen und als er seine erste Sendung Obst in die Stadt schicken sollte, da suchte er die schönsten Stücke aus, damit ja sein Hausherr zufrieden sein könne.

Und der war es auch, wie er überhaupt mit seinem Pächter hoch zufrieden war. Denn Michl war in der Erfüllung seiner Pflichten so pünktlich und hielt Haus und Grund in so gutem Stande, daß sich der Besitzer keinen besseren verlangen konnte.

So flossen wieder ein paar Jahre dahin und Michl hatte schon seinen alten Vater zu Grabe geleiten müssen. Die Mutter schaltete und waltete aber nach wie vor im Hause. Vom Heiraten aber sprach sie mit ihrem Sohne nicht mehr. Sie hatte sich an den Gedanken gewöhnt, daß er Junggeselle bleiben würde.

Noch immer saß er an den stillen Sommerabenden auf der Bank vor dem Hause, rauchte sein Pfeiflein und sah zu den Sternen empor, die ihm mit jedem Jahre vertrautere Freunde wurden und ihm stets tiefere und mildere Lebensweisheit zuraunten. Gar oft, wenn er nun zu ihnen aufschaute, war es ihm, als verflösse sein eigenes Ich mit den goldenen Lichtströmen des Himmels in eins, als wandle er selbst als

Dem Michl aber fiel eine unendliche Traurigkeit ins Herz. Er erkannte nur zu gut, wo hinaus die abendlichen Besuche des Malers führen würden, und wenn er es nicht selbst erkannt hätte, so hätte es ihm das glückselige Aufleuchten von Everls Augen sagen müssen, wenn die fröhliche Stimme des Malers vor dem Hause laut wurde. Aber er wußte auch, daß er dagegen nicht ankämpfen könne, daß er ruhig dem Schicksal seinen Gang lassen müsse. Während die drei in fröhlichem Geplauder auf der Hausbank saßen, ging er einsam seinen Weg den Bach entlang. Leuchtend wölbte sich über ihm der Sternenfrieden der Nacht und mit feuchten Augen sah Michl zu ihm auf. Ab und zu zeichnete eine Sternschnuppe ihre flammende Spur in das dunkle Blau und dann nickte er vor sich hin. Ja, auch dort droben löschen Lichter aus, heitere, helle Lichter, ganz so wie auf Erden. Und Michl fühlte in dunklen Schauern, aber tröstlich, das ewige Gesetz, das über Menschenherzen und Sterne gleichermaßen gebietet.

Und an einem Sonntagmorgen da war der Meister ganz feierlich gestimmt und rief Michl zu sich in die Stube.

„Ich hab' heut was Wichtiges mit dir zu reden, Michl", begann er. „Du wirst schon bemerkt haben, daß sich der Maler und die Everl gerne sehn. Er ist ein tüchtiger Mensch, der seine Arbeit versteht und ein schönes Stückl Geld verdient. Und die Everl hat ihn narrisch gern. Hätt ich da ‚nein' sagen sollen, wie sie mir's gestern am Abend gesagt haben, daß sie heiraten wollen? Mir ist's recht. Aber jetzt kommt noch was dazu. Der Rudolf will sich selbständig machen, und da geb ich ihm ganz recht. Ein Mensch, der soviel kann, wird nit alleweil für andere arbeiten. Freilich gehört zum Selbständigwerden auch Geld und das hat er halt nit. Drum haben wir halt so gemeint: Ich geh mit den jungen Leuten in die Stadt. Das Farbenreiben und was so kleine Geschäfte sind, kann ich ganz gut tun und er erspart dadurch einen Gehilfen. Du aber, du bist da bekannt und die Leut' haben dich gern, du pachtest das Häusl da, deine Eltern nimmst zu dir, ihr könnt euch eine Kuh und ein paar Geislein halten, auch ein paar Schweinerl, und so gehts ganz gut. Weißt, ganz verkaufen mag ich das Häusl doch nit. Es könnt doch was sein und dann ist's halt doch gut, wann ich noch was hab. Also, das hab ich dir sagen wollen. Überleg dir's, red drüber mit deinen Eltern und morgen sagst mir's."

Und der Michl sprach mit seinen Eltern und als der Herbst das Laub rot färbte, zog der alte Meister mit der glücklichen Everl in die Stadt und der Michl mit seinen Eltern in das Bachschneiderhäuschen.

Das Leben im Dorfe ging wieder seinen gewöhnlichen Gang und als der Frühling kam, da saß der junge Bachschneider wie früher als Gehilfe so nun als Meister auf der Hausbank und sah zu den Sternen auf. Mitunter

Es wird alles wieder gut werden. Und was ich tun kann, das tu ich. Schau, ich mein halt, es wäre so am gescheitesten: Du kommst mit deinem Kinderl zu uns ins Dorf und dort wirst fein brav gesund. Das ist das erste. Was dann wird, darüber können wir später noch alleweil nachdenken. Gelt?"

Die Kranke blickte unter Tränen innig dankbar zu ihm auf und nach einem heftigen Hustenanfall hauchte sie mühsam: „Ich dank dir, Michl, du meinst es so gut mit mir, aber ich werd' wohl nicht mehr mitkommen können!"

„Ah freilich", beeilte er sich, sie zu trösten, „was dir nit einfallt! Ganz gesund mußt noch einmal werden. Ich geh jetzt gleich heim, richt alles her und morgen komm ich mit dem Kobelwagen vom Wirt und hol dich. Wirst schon sehen: alles wird wieder gut!"

Eben schlugen die ersten Sterne am Himmel die Augen auf, als Michl dem Heimatdorfe zuschritt. Trotz des weiten Weges, den er hinter sich hatte, war sein Schritt noch fest und lebendig, seine Augen strahlten und wie er zu den Sternen aufblickte, da war es ihm, als blinzelten sie ihm fröhlich zu und sagten: „Ja siehst, lieber Michl, alles hat seine Zeit. Für dich ist halt das Glück ein bißl später und ein bißl anders gekommen, als wie du dir immer gedacht hast. Mußt halt auch mit dem zufrieden sein."

Und Michl nickte fröhlich hinauf. Ja, er wollte auch mit dem zufrieden sein. Pflegen wollte er die Everl wie ein Kind, gesund wollte er sie machen und wenn dann in ihrem Herzen nochmal eine kleine scheue Liebesblüte aufkeimen wollte, dann —

Er mochte den Gedanken gar nicht ausdenken, denn zwischen seiner Verwirklichung und der Gegenwart stand ja noch so vieles, so unendlich vieles.

Ja, es stand viel dazwischen: nicht mehr und nicht weniger als er selbst, der allmächtige Herr über alles Leben, der Tod.

Als Michl am nächsten Tage mit dem Kobelwagen in die Stadt kam, da war die Everl ihrem Mann nachgegangen und er konnte nur mehr das Knäblein mit sich nehmen, das mit verängstigten, traurig fragenden Augen auf ihn schaute und sich in seinem kleinen Kopf vergeblich klarzumachen suchte, was es denn mit der Mami sei, daß sie sich gar nicht rührte, und was mit dem fremden Manne, der vor ihr stand und schluchzte, daß sein ganzer Körper bebte.

Als Michl sich ausgeweint hatte, nahm er feuchten Auges das Kind auf den Arm und streichelte ihm die blonden, weichen Locken. Durch allen Schmerz zitterte eine stille Freude: er durfte für das Kind der Everl sorgen. Und diese Freude leuchtete aus Michls milden, guten Augen mit so warmem Strahl in das ängstlich pochende Herz des

Stern durch die lichten Himmelsauen, befreit von aller Sehnsucht, all dem dunklen Schmerze, der zuweilen durch seine Seele schattete, im Banne eines wunderbaren Friedens, den nichts mehr stören konnte. Ein stilles Genügen hatte von seinem Herzen Besitz genommen und als er gar noch infolge einer kleinen Erbschaft und seiner Ersparnisse das Häuschen kaufen konnte, da hatte er keinen Wunsch mehr.

In diesen Frieden aber schlug wie ein schmetternder Blitzstrahl ein Brief von der Everl, worin stand, daß er um Gotteswillen sofort zu ihr in die Stadt kommen möge. Die Buchstaben verrieten, daß die Hand, welche sie niedergeschrieben, gezittert hatte, und dort und da war ein Wort verwischt, als wären Tränentropfen daraufgefallen. Michl fühlte einen dumpfen Schlag im Herzen. Sollte die Everl in Not sein?

Ja, sie war es und sogar in tiefster. In einer armseligen, feuchten Kammer traf er sie, in einem schlechten Bette, bleich und eingefallen, und neben ihr ein etwa zweijähriges Knäblein.

Dankbar streckte sie ihm die abgezehrte Hand entgegen und große Tränen rollten über ihre Wangen, als sie sprach: „Ich dank dir, Michl, daß du gekommen bist. Mußt nit bös sein, daß ich dir geschrieben hab. Ich hab mir nimmer anders zu helfen gewußt, ich hab ja keinen Menschen!“

Und nun erfuhr Michl, was alles über die Everl gekommen war. Das Geschäft war nicht so gegangen, wie es sich der Maler geträumt hatte, er konnte gegen die Konkurrenz seines früheren Meisters nicht aufkommen. Deshalb hatten sie nach dem Tode des Vaters das Haus verkauft, um sich aufzuhelfen. Aber auch dieses Geld ging, ohne bleibenden Nutzen zu stiften, von dannen; sie kamen so in Not, daß sie für andere Leute waschen mußte. Und da hatte sie sich an einem kalten Wintertage, als sie im Flusse die Wäsche schweifte, so arg erkältet, daß sie schwer krank geworden und das letzte bißchen Geld daraufgegangen war. Ihr Mann hatte alles getan, um den Zusammenbruch aufzuhalten, aber vergeblich, und da — Sie konnte vor Schluchzen nicht weiterreden. Erst nach einer Weile fuhr sie fort: „Ich kann's ja begreifen, wohin ein Mensch in seiner Verzagtheit kommt, aber daß er uns allein in Not und Elend zurückgelassen hat, das war nit recht von ihm. Und jetzt, Michl, jetzt muß ich auch noch fort. Was soll aus meinem armen Rudi werden! Michl, ich bitt dich, ich bitt dich um alles in der Welt, nimm du dich um ihn an!“

Sie stieß es leidenschaftlich hervor, so daß der kleine Knabe, der bisher, den Finger im Mund, den fremden Mann aufmerksam betrachtet hatte, einen großen, angstvollen Blick auf die Mutter warf und zu weinen begann.

Während sie das Kind an sich zog und es beruhigte, sagte Michl mit vor Mitleid zitternder Stimme: „Mußt nit so verzagt sein, Everl!

„O nein," war die versonnene Antwort, „lang, lang hab ich suchen müssen. Zuerst hab ich nämlich geglaubt, es muß ein recht großer sein, aber es war nur ein kleiner. Aber, wenn du recht brav wirst, Rudi, dann wird mein Stern auch noch ein recht großer werden."

Da jubelte der Knabe: „O, das will ich, und paß auf, Vater, dein Stern muß der größte unter allen werden!"

Und der Knabe hielt Wort. Michl hatte es zuwege gebracht, ihn studieren zu lassen; Rudi blieb seiner Sternenliebe treu und wurde Professor der Astronomie, dessen Name weithin mit Achtung genannt wurde.

In einer sternfunkelnden Juninacht trat er an der Seite einer jungen Dame aus dem Gebäude der Sternwarte in den Park, welcher diese umgab. In den Büschen schlugen die Nachtigallen und die Luft war voll von dem Dufte der Rosen, die in verschwenderischen Lasten rings auf den Rabatten blühten.

Schweigend schritten der ernste Mann und das junge, vornehme Mädchen nebeneinander her bis zum Gittertore, vor dem ein elegantes Gefährte hielt.

„Ich danke Ihnen aus ganzem Herzen, Herr Professor," sagte sie leise, „es war die schönste und größte Stunde meines Lebens!"

Er preßte sanft ihre schmale Hand und entgegnete ebenso leise und mit zitternder Stimme: „Und meine glücklichste, Fräulein Edith!"

Sie schlug die großen, dunklen Augensterne voll und innig zu ihm auf, und was er darinnen las, gab ihm das Recht, das Mädchen an sich zu ziehen und den ihm willig gebotenen Mund zu küssen.

Der Astronom hatte den Stern seines Glückes gefunden.

Ein paar Tage darauf erhielt der greise Bachschneider-Michl unverhofft den Besuch seines berühmten Sohnes. Gegen Abend war er gekommen und nun saßen die beiden wie einst auf der Bank vor dem Hause und der Professor erzählte von seinen Arbeiten und wie er nun auch sein Lebensglück gefunden habe.

Mit seligem Lächeln hörte ihm der Greis zu, die Augen zu den Sternen gewandt, die allgemach am Himmel aufgegangen waren. Je wärmer und begeisterter die Worte des Professors wurden, desto mehr verklärte sich der Ausdruck seines guten Gesichtes, dann sank auf einmal das Haupt nach rückwärts an die Hauswand, und als jener, der das alles im Überschwang des Glückes, von dem er erzählte, nicht beachtet hatte, schloß: „Und das alles danke ich dir, lieber Vater!" und nach dessen Hand griff, da war sie kühl wie der Atem der Nacht, der vom Walde herüberstrich. Aber selbst in den erloschenen Augen des Toten spiegelten sich noch die ewigen Sterne und legten auf das liebe, bleiche Antlitz den Schimmer süßen, seligen Friedens.

Knaben, daß er plötzlich zutraulich wurde, die Arme fest um Michls Nacken schlang und das Köpfchen an seine Wange drückte. So trug Michl das Kind zum Wagen und fuhr mit ihm nach Hause.

„Der Bachschneider-Michl hat das Kind von der Everl mitgebracht!“ lief es im Dorf von Mund zu Mund. „Jetzt wird er doch einmal heiraten müssen. Er und die alte Mutter können doch das Kind nit so betreu'n, wie sich's gehört!“

Aber die guten Leute täuschten sich. Michl und seine Mutter brachten das prächtig zuwege und der kleine Rudi wuchs unter ihrer Pflege zu einem herzigen Buben heran, der mit den heiteren, braunen Augen, wie sie auch seine Mutter besessen hatte, in die Welt schaute.

Auch als Michls Mutter starb, fiel es ihm nicht ein zu heiraten, er blieb mit seinem Buben, der ihn „Vater“ nannte, allein und beide verstanden sich ganz außerordentlich gut und hingen mit zärtlicher Liebe aneinander.

Und unvermerkt floß Michls ganzes Wesen in das seines Ziehsohnes hinüber. Es waren für den Knaben die schönsten Stunden, wenn der Vater an schönen Sommerabenden Nadel und Schere beiseite legte und sich zu ihm auf die Hausbank setzte.

Sanft strich der Wind von den reifen Kornfeldern herein, im Vorgärtchen dufteten die Nelken, in den Erlen am Bache stimmte eine Drossel ihr sehnsüchtiges Flötenlied an und fern im Westen über dem Walde, wo die goldene Sonnenlohe gestanden hatte, begann hell und groß der Abendstern zu strahlen. Und die tausend und tausend Himmelslichter folgten seinem Beispiele, bis es über den Landen lag wie ein dunkler, mit Diamanten übersäter Königsmantel.

Da lehnte der Knabe das blondlockige Haupt an die Brust des Ziehvaters und sah, wie dieser, mit glänzenden Augen zu dem Himmel empor und begann zu fragen, woher die Sterne kommen und wohin sie gehen und wer sie anzündet, und wenn Michl diese Fragen beantwortet hatte, wußte er immer wieder eine neue.

Und einmal sagte Michl zu ihm: „Siehst, mein lieber Bub, die Stern' gehören alle unserm Herrgott. Und für jeden Menschen auf der Erden hat er einen bestimmt. Den soll man suchen. Wer ihn gefunden hat, der kann auf der Welt nie ganz unglücklich werden.“

Ein andächtiger Schauer rann durch das Herz des Knaben. Dort oben also war das Glück, von dem er die Leute so oft reden hörte. Groß und sehnend sah er in die lichtwimmelnde Ewigkeit hinauf, und dann schoß es ihm plötzlich durchs Köpfchen und über die Lippen: „Vater, hast du deinen Stern gefunden?“

In Michls Augen kam ein seltsames Flimmern; er zog das Kind an sich und sagte leise: „Ja, Rudi.“

„Hast ihn gleich gefunden?“ fragte der Bub weiter.

Duldsam.

Duldsam gegen Schwächen sein,
Sich mit Trug versöhnen,
Hieß' das nicht Verbrechen weihn
Und die Laster krönen?

Wo einander Pflicht und Eid
Streitend widersprechen,
Sei' uns Rücksichtslosigkeit
Gegen eigene Schwächen.

Duldsam gegen die zu sein,
Die das Glück verzogen,
Die der Wunder Widerschein
Gleißnerisch belogen,

Das ist billig, gut und recht,
Zeugt von echter Größe —
Nur dem feigen, falschen Knecht
Ziemen Rippenstöße.

Gottlose Bücher.

Verbrennt alle gottlosen Bücher,
Sie bringen euch nimmer Gewinn!
So eifert der Kanzelredner
Zu Frommenhausen am Inn.

Drum hört, Geliebte im Geiste,
Was euch euer Hirte rät:
Kehrt um vom Wege zur Hölle,
Kehrt um, solang's nicht zu spät!

Und heute noch, heute um zwölfe,
Erfüllt ihr die heilige Pflicht:
Ich selbst will zum Werke euch stärken
Mit göttlicher Zuversicht;

Um zwölf, wenn die Glocken ertönen,
Da kommt ihr in meine Pfarrei,
Da bringt ihr die gottlosen Bücher,
Ganz gleich, wie ihr Name auch sei! —

Und sieh, als die Glocken erklangen
Zu Frommenhausen am Inn,
Da pilgerten Männlein und Weiblein
Zum Pfarrherrn mit ernstem Sinn.

Und jeder der frommen Pilger
Trug unter dem Arme ein Buch —
Genau, wie's der Hirte befohlen,
Um abzuwenden den Fluch.

Der Hirt aber mustert die Bücher
Mit bitterbösem Gesicht:
Es waren die Steuerbücher —
Und die verbrannte er nicht.

„Waldlilie."

Wo der Großstadt lautes Treiben
Nicht mein Ohr erreicht,
Wo ein stilles Deingedenken
Durch die Sinne schleicht,
Wo inmitten tiefer Andacht,
Fern dem Haß der Welt,
Künstlerhand ein Bild des Friedens
Sinnig hingestellt,
Wo ein altes süßes Märchen,
Festgebannt in Erz,
Sanft mit Liebesweihe segnet
Jedes reine Herz:
Dort verträum' ich manche Stunde
Und mein Glaube fleht,
Daß du bleibest wie das Märchen,
Das im Walde steht.

Zweierlei.

Es schändet ein elender, lüsterner Geck
Das Weib eines ehrsamen Knechtes;
Und dieser erschlägt ihn mit wuchtiger Faust
Im Wahne natürlichen Rechtes.

Da eilen die Häscher geschäftig herbei,
Den Rächer der Ehre zu binden,
Und gäb's keinen Herrgott, kein Volksgericht,
Er büßte am Galgen die Sünden. —

Wie anders ist's, wenn Herren von Stand
Das Heiligste frevelnd versehren:
Sie kratzen mit Säbeln einander wund —
Und stehn in den alten Ehren.

Lieder eines Pädagogen.

Von Eduard Freihold.*)

Ein Lied von der Liebe.

Mein Sohn, o wappne dich ritterlich
Und hüte die edlen Triebe!
Bald kommt sie, bald kommt sie auch über dich,
Die große, die heilige Liebe.

Auch wirst du erfahren, was Leiden sind,
Und kürst du zum Weib die Getreuste,
Auch du wirst noch einmal zum einfält'gen Kind
Und hättest du Siegfriedsfäuste.

Die Liebe, die Liebe — o wäre ihr nie
Die Welt zur Sklavin geworden!
Und doch! was wären wir ohne sie?
Entgötterte Halbmenschhorden.

Die Liebe, die Schwester des Mitleids, der Qual,
Vermag für die Menschheit zu büßen,
Vermag selbst dem Tode das Schreckensmal
Von seiner Stirne zu küssen,

So viele Herzen auf Erden es gab,
So oft ward die Liebe besungen:
An jeder Wiege, an jedem Grab
Hat Liebe die Tränen bezwungen.

Kinder und Mütter.

Es gibt keine Kinder mehr!
So geht es von Mund zu Mund.
Die Väter schütteln das Haupt
Und fahnden besorgt nach dem Grund.

Der einst so glückseligen Brut
Ist fremd nun Glückseligkeit,
Zum Affenbild der Kultur
Verzerrt sie die glorreiche Zeit.

Kaum krabbelt und kriecht der Wurm,
So hebt die Verbildung schon an
Je mehr man den Knaben formt,
Um so weniger wird er ein Mann.

Auch das Mädchen bleibt allzu oft
Eine Puppe ihr Leben lang —
Und das ganze Puppengeschlecht
Ist in Knochen und Seele krank.

O gebt, was der Jugend gehört,
O gebt ihr die Kindheit zurück,
Gebt den Wald ihr, das Feld, die Natur
Und das goldene Märchenglück! —

Das Kind ist nicht schuld daran,
Daß sein Leben so inhaltsleer.
O wollten wir's doch versteh'n:
Es gibt keine Mütter mehr.

In der Dorfschule.

Gelt, Huber Seppel, Sauberkeit
Ist doch die schönste Zier!
Schau, heut' sind deine Füße weiß,
Ja, so gefällst du mir.

Und sonst wie häßlich dir das stand!
Bis zu den Knöcheln Schmutz!
Seht her, ihr andern Buben all,
Dies Beispiel nehmt zu Nutz!

Nun sag' uns auch, mein braves Kind,
Was brachte dich dazu?
Sag's frisch heraus, wie kam dein Mut,
Mein lieber Seppel, du?

Wir haben gestern Kraut gemacht,
Ich und die Mutter mein —
Mit den Füßen hab' ich's eingestampft,
Da wurden sie halt rein.

*) Aus Eduard Freihold: „Allerlei lose Blätter aus dem Leben eines modernen Pädagogen." (Straßburg i. E. Josef Singer. 1907.) Das Buch wird sich durch vorstehende Probegedichte am besten empfehlen. Die Red.

Am 25. Februar 1842 wurde Karl May in Hohenstein-Ernstthal, einer kleinen ärmlichen Stadt des sächsischen Erzgebirges, geboren. Sein Vater war ein Weber, dem es blutsauer wurde, für die zahlreiche Familie den notdürftigsten Lebensunterhalt zu gewinnen. Bis zum sechsten Jahre war der schwache Knabe vollständig blind; erst eine Operation gab ihm das Augenlicht und ermöglichte ihm den Besuch der Schule. Des Wissensdurstigen erste Lektüre waren zwei Bücher, die sich in der Familie fortgeerbt hatten. Eine seltene, prächtig ausgestattete Bibel, sein liebster Schatz, und ein botanisches Lexikon des 17. Jahrhunderts. Da seine Geistesgaben keinem verborgen blieben, ließ man ihn das Seminar besuchen, damit er Volksschullehrer werden könne. Dort studierte er zwei Jahre. Nach glänzend bestandener Abgangsprüfung erhielt er bald eine Stelle, doch das dürftige Gehalt vermochte die Seinen nicht vor dem Ärgsten zu schützen. Da entschloß er sich, dem Lehrerstande, der seinem regen Geiste nicht viel Nahrung hätte bieten können, Valet zu sagen, um sich für immer dem ersehnten Schriftstellerberuf zu widmen. Gewandt geschriebene Humoresken, von scharfer Beobachtung zeugend, fanden viel Anerkennung und brachten Geld ein, so daß er ermutigt auf der neuen Lebensbahn weiter wandeln konnte. Autodidaktisch bildete er sich vornehmlich durch historische und geographische Schriften und machte sich später an das Studium des inneren Menschen, der Menschenseele, worin ihm ausgezeichnete physiologische Werke von Nutzen waren. So konnte er mit reichem Wissen das großangelegte Werk schreiben, das ihn rasch bei jung und alt beliebt machen sollte, die „Reiseerzählungen“, welche zuerst in Pustets „Hausschatz“, einer angesehenen katholischen Zeitschrift, erschienen und in kurzer Zeit ins Französische übersetzt wurden.

Sein Lebensweg als Schriftsteller war durchaus nicht ohne Dornen, er hat jetzt noch mit Widersachern zu kämpfen, die ihm in jeder Hinsicht ungünstig gesinnt sind. Nichts hat ihm aber in der öffentlichen Meinung mehr geschadet als der Aufsehen erregende Prozeß Münchmeyer, dessen Geschichte ich in kurzen Zügen wiedergeben will.

Der Dresdener Verleger Münchmeyer, der Karl Mays Eltern gut kannte, bat diesen vor langen Jahren, für seinen Verlag einige ertragbringende Bücher zu schreiben, ähnlich den „Reiseerzählungen“, denn er war in großer wirtschaftlicher Not. Obwohl May bei der Bitte des ihm bekannten Kolportageverlegers Bedenken trug, zeigte er sich doch wie immer hilfreich und erklärte sich nach einigen Tagen bereit. Nach seinem Wunsche wurde vor allem der Ehre wegen ein Pseudonym gewählt; auch war Münchmeyer damit einverstanden, daß die Auflagen nicht über 20.000 gehen und die Handschriften dem Autor gehören sollten, weil derselbe die neuen wie die im „Hausschatz“ veröffentlichten Werke dereinst in eine Gesamtausgabe aufnehmen wollte. Für mäßiges

Gretchens Himmel.

„Wie stellst du dir den Himmel vor?"
So fragte mich klein Gretchen.
„Ja, ganz genau weiß ich das nicht,
Mein liebes, braves Mädchen".

Da kletterte sie auf mein Knie,
Um traulich mich zu herzen.
„Ich denk', es ist ein großer Saal
Mit vielen tausend Kerzen;

Und lauter Engel wohnen dort
Mit goldenen Gewändern
Und silberweißen Flügelein
Und blauen Atlaßbändern." —

Ich sprach: „So hab ich 's auch gedacht,
Dann rief der Mund, der zarte:
„Und droben thront der liebe Gott
Mit seinem langen Barte.

Die Engel schauen in der Nacht,
Wenn alle Menschen schlafen,
Als Stern herab und schützen treu
Die Kinderlein, die braven.

Und wenn ein Kind gestorben ist,
So wird's ein Sternlein wieder —
Und gelt, mein totes Mütterlein
Schaut auch auf mich hernieder?"

Da streichelte ich tiefgerührt
Dem Kind die blonden Flechten:
„Gewiß die Mutter blickt auf dich
In hellen Sternennächten".

Karl May.

Eine Skizze von **P. G. Ernst.**

Karl May ist ein Dichter, der uns in einer stattlichen Reihe von Werken einen bleibenden Schatz geschenkt hat. Nicht nur ein genialer Prosaerzähler, den man gern mit dem ungleich berühmteren Jules Verne verglichen hat, ist er vielmehr ein Ethiker und Christ, dessen Ideale unvergänglich sind. Begeistert hat er in seiner letzten versöhnenden Reiseerzählung „Und Friede auf Erden" von der frohen Botschaft, die für alle ist, gesungen:

„Tragt euer Evangelium hinaus,
Doch ohne Kampf sei es der Welt beschieden,
Und seht ihr irgendwo ein Gotteshaus,
So stehe es für euch im Völkerfrieden.
Gebt, was ihr bringt, doch bringt nur Liebe mit,
Das andre alles sei daheim geblieben.
G'rad weil sie einst für euch den Tod erlitt,
Will sie durch euch nun ewig weiter lieben.

Tragt euer Evangelium hinaus,
Indem ihr's lebt und lehrt an jedem Orte,
Und alle Welt sei euer Gotteshaus,
In welchem ihr erklingt als Engelsworte.
Gebt Liebe nur, gebt Liebe nur allein;
Laßt ihren Puls durch alle Länder fließen,
Dann wird die Erde Christi Kirche sein
Und wieder eins von Gottes Paradiesen!"

Wir vermögen aus diesem Gedichte die herztiefe Religiosität Karl Mays zu erkennen, welcher den Hohn und Spott derer, die ihn für irreligiös halten, wahrlich nicht verdient hat. Wissen doch viele von seiner persönlichen Herzensgüte zu erzählen.

sichtigt lassen (so ungewöhnlich sie auch ist), daß er noch gar kein Schriftsteller sein, sondern erst werden wolle; alles bisher Geleistete sei nur ein Vorstudium zu seinem eigentlichen Lebenswerke, das der Fünfundsechzigjährige in einer Reihe von Dramen erblickt, die Menschheitsfragen behandeln sollen. Von einer abschließenden Beurteilung ist also vorderhand abzusehen. Weihnachten 1906 erschien das erste eigentliche Werk „Babel und Bibel, eine arabische Phantasie in zwei Akten.“ Um es vorwegzunehmen: Der Titel ist nicht glücklich gewählt, denn der Inhalt berührt sich nicht im mindesten mit der bekannten, unliebsamen Streitfrage.

Das Bedeutsamste des Materials zum eigentlichen Lebenswerke sind die dreißig Bände der „Reiseerzählungen“. Sie erschienen im ersten Abschnitt um 1880 bei Pustet und haben dem Verfasser mit der Zeit einen Weltruf eingetragen. Die durch und durch dramatischen Erzählungen spielen sich alle in fremden Erdteilen ab und sind einzig ihrer Art. May offenbart sich als Psycholog, als Geograph und Ethnograph, nicht zum wenigsten als großer Erzähler. Die Diktion ist kristallklar, nie verliert sich der geschmeidige Stil ins Maßlose, obwohl doch fast jeder Band von den verwickeltsten Abenteuern und Erlebnissen berichtet. Naturgetreu sind die Länderschilderungen, und greifbar werden uns die Menschen vor Augen geführt, die der Verfasser alle aus eigener Anschauung gezeichnet hat. Daß die Erzählungen in der vielen sonderbar erscheinenden Ich-Form geschrieben sind, hat zu mannigfachen Deutungen Anlaß gegeben. Sie sind alle symbolisch aufzufassen. Insofern, im Sinne des Dichters, mit Recht hat May behauptet, nur Selbsterlebtes geschrieben zu haben, denn auf seelischem Gebiet ist wirklich alles erlebt, und doch haben viele, die nur nach dem Äußern urteilend die inneren Vorgänge nicht erkannten, den Weitgereisten einfach als Lügner hingestellt! So klar und durchsichtig die Handlung ist, kann man doch nie die Überleitung vom Physischen ins Metaphysische genau wahrnehmen, „jene Stelle, jenseits welcher nur noch innere Ereignisse Geltung haben, und wo jedermann nach dem Sinne, nicht aber nach dem Worte fragen darf“. Da setzt das „geistig frohe Forschen“ ein. Unter der erzählenden Ich-Person ist die Harmonie aller Wahrheitssucher, mit einem Wort die Menschheitsfrage zu verstehen, die dem Dichter im ersten Band „Durch die Wüste“ als Anima erscheint, unter Anima versteht er die tierischen Eigenschaften des Menschen; den Weg nach dem Geist und der Seele will er uns in seinen „Reiseerzählungen“ zeigen. Von tiefem Gehalt ist der vierbändige psychologische Roman „Im Reiche des silbernen Löwen“, der vielen als der bedeutendste der Reiseromane erscheint, zumal er des Dichters freilich noch lange nicht vollendetes Bekenntnis einschließt. Er will weder Katholik, noch Protestant, sondern nur Christ sein. „Ich bin Christ“, sagte er einmal, „und zwar von ganzem Herzen und mit

Honorar schrieb May allmählich zahlreiche Romane und fragte häufig bei Münchmeyer wegen der Auflageziffer an, ohne jedoch irgendeine Auskunft zu erhalten, auch nicht von der Witwe, die nach dem Tode des Verlegers das Geschäft fortführte. Alle brieflichen Warnungen, daß der Druck nur bis zur bestimmten Auflage gestattet sei, waren erfolglos. Nach einiger Zeit unternahm May eine Orientreise. In Ägypten erhielt er die Nachricht, daß die Witwe den Verlag an einen Herrn Adalbert Fischer verkauft habe, der unter ungeheurer Reklame Schriften von Karl May herausgebe. Das befremdete ihn, und erkundigte sich sogleich bei dem neuen Verlagshändler. Als dieser ein taktloses Schreiben sandte, hielt es May für zweckmäßig, einen Freund in der Heimat mit der Angelegenheit zu betrauen. Er glaubte immer noch, daß es sich um Irrtümer handle, die sich schon aufklären würden, aber jede Hoffnung erwies sich trügerisch. Ausführliche Berichte offenbarten ihm die unheilvolle Sache größtenteils und bewirkten den Abbruch der Reise. May ließ seine Gattin nach Kairo kommen und erfuhr nun alles, erfuhr, daß er nicht nur literarisch, sondern auch moralisch aufs schwerste geschädigt worden war. Die Auflage ging schon längst über eine Million, ohne daß dem Autor auch nur das Geringste mitgeteilt wurde, hatte man für zehn Millionen Mark gedruckt! May hatte leider nie Gelegenheit gehabt, Korrekturen zu lesen; (?) nun eilte er nach Deutschland und unterzog seine Schriften zuerst einer Besichtigung. Er fand sie zu seinem Schaden völlig verändert und auch mit geschmacklosen Bildern versehen. Trotz der Drohung „klagt May, so machen wir ihn in den Zeitungen tot“ brachte der Verfasser die Angelegenheit vor Gericht und machte öffentlich bekannt, daß er die Romane „von abgrundtiefer Unsittlichkeit“ nicht verfaßt habe, und es sich um eine Unterschiebung handele. Vergeblich! Den Unschuldigen griff Deutschlands Presse heftig an; man stellte sich auf Fischers Seite, der ohne die Unsittlichkeiten in den Schriften nicht leben könne, und legte keinen Wert auf die Worte des Geschädigten. Fischer hat sich schriftlich so hingestellt: Vor dem königlichen Oberlandesgericht hat er behauptet, ohne die Unsittlichkeiten keine Geschäfte zu machen, und amtlich hat er geäußert, das in den Schriften enthaltene Unsittliche sei seiner Überzeugung nach von dritter Seite früher hineingetragen.

Karl May gewann den sechsjährigen Prozeß, der ein Kampf um sein literarisches Dasein hatte werden wollen, in allen drei Instanzen*) und ist bestrebt, die gefälschten Schriften einzuziehen.

Wer an die schwierige Aufgabe herangehen will, Mays Werke zu rezensieren, darf des Verfassers gewichtige Äußerung nicht unberück-

---

*) Unter Vorbehalt, denn der Prozeß soll noch im Gange sein. Die Red.

Ich will meine Skizze nicht beenden, ohne einen Blick auf des Dichters schon erwähntes Erstlingswerk geworfen zu haben.

Das Drama „Babel und Bibel“ ist zweifellos eine bedeutende poetische Arbeit, in der weltbewegende Fragen erörtert werden. In phantastischer Einkleidung zeigt uns May die Entwickelung des Gewaltmenschen zum Edelmenschen. Diese Aufgabe bot gewiß Schwierigkeiten, aber man kann sagen, daß sie meisterhaft gelöst ist. Für die Entwickelung ist zunächst die echte Menschlichkeit notwendig, die nichts mit kirchlichen Fragen zu tun hat, ihr gesellt sich die wahre innere Religiosität bei, ohne Humanität und Religiosität kann die Entwickelung zum Edelmenschen nicht vor sich gehen. Der Schauplatz bleibt in dieser symbolischen Dichtung unverändert vor dem Riesentore des Turmes zu Babylon. Trefflich ist das arabische Milieu geschildert, die spannende Handlung reißt uns mit fort, und doch vermeidet der Dichter jegliche Effekthascherei. Das poetische Wort ist kraftvoll und dabei von bezauberndem Wohlklang. Nicht oft leistet ein Schriftsteller in vorgerücktem Lebensalter, der als Erzähler Erfolge hatte, auch als Dramatiker Hervorragendes. Mit dem auch in den „Reiseerzählungen“ oft behandelten Problem der Aussöhnung des Morgenlandes mit dem Abendlande hat sich May hier geistvoll auseinandergesetzt.

Das ganze Drama ist von wunderbarer Gestaltungskraft beseelt. Packend ist die Schilderung der tief im einsamen Wald versteckten Geisterschmiede zu Kulub, wo man von Schmerz und Qual gehämmerte und gefeilte Seelen schmiedet.

Der Sturm bringt sie geschleppt um Mitternacht,
Wenn Wetter leuchten, Tränenfluten stürzen.
Der Haß wirft sich in grimmer Lust auf sie.
Der Neid schlägt tief ins Fleisch die Krallen ein.
Die Reue schwitzt und jammert am Gebläse.
Am Blocke steht der Schmerz, mit starrem Aug'
Im rußigen Gesicht, die Hand am Hammer.
Da jetzt, o Scheik, ergreifen dich die Zangen.
Man stößt dich in den Brand, die Bälge knarren.
Die Lohe zuckt empor, zum Dach hinaus,
Und alles, was du hast und was du bist,
Der Leib, der Geist, die Seele, alle Knochen,
Die Sehnen, Fibern, Fasern, Fleisch und Blut,
Gedanken und Gefühle, alles, alles
Wird dir verbrannt, gepeinigt und gemartert
Bis in die weiße Glut — — —“

Merkt man der Schilderung nicht an, daß der Verfasser aus dem Herzen schrieb? Er hat des Schmerzes Hammerschläge oft empfunden. Viele mußten sich in der Geisterschmiede stählen lassen, um zumeist den furchtbaren Qualen zu erliegen — aber unter den wenigen, die aushielten, blieb auch er stark und standhaft. Das Leben hat wohl schwer und wuchtig auf ihm lasten, aber nie zu Boden drücken können.

unerschütterlichem Glauben. Aber gerad darum bin ich überzeugt, daß man kein guter Christ sein kann, ohne vorher ein guter Mensch zu sein. Werdet Menschen!"

Daß May gewandt und lebendig erzählt, wurde zumeist anerkannt, das ist aber doch nicht der Kern seiner Dichtung, die eines liebevollen Studiums bedarf. Sehr richtig dagegen äußert sich das treffliche Nachschlagebuch „Bildende Geister": „Das vierbändige Werk ‚Im Reiche des silbernen Löwen' enthält einen psycho-biographischen Versuch über sein bisheriges inneres Leben. In dem Buche ‚Und Friede auf Erden' ist seine geistige Welt in kurzen, kräftigen Strichen angedeutet. Überhaupt sind seine sogenannten „Reiseerzählungen" zwar allerdings zunächst das, was der Titel sagt, in Beziehung auf ihren eigentlichen tieferen Inhalt aber doch etwas ganz anderes. Vor allen Dingen ist es ihm niemals eingefallen, diese Bücher für die urteilslose, unerwachsene Jugend zu schreiben."

Jawohl! May hat seine Reiseromane nie für die Jugend schreiben wollen, zumal nur ein geübter Verstand den tiefen Gehalt zu ergründen vermag. Doch wird gerade die Jugend an diesen realistischen und zugleich idealistischen Erzählungen, die durchaus nicht auf eine Stufe mit den Cooperschen Lederstrumpfgeschichten gestellt werden dürfen, immer ihre Freude haben. Sehr wahr sagt ein Kritiker, daß die Jugend May mehr mit dem Herzen liest, daß Alter mehr mit dem Verstand. Freilich muß jeder, der nur aufs Äußerliche schaut, die Erzählungen für Jugendschriften halten. In ethischer Beziehung müssen sie dem strengsten Kunstrichter genügen. Oft war aber die Bezeichnung „Jugendschriftsteller" in degradierendem Sinn gemeint, man warf ihm eitle Selbstbespiegelung vor und was sonst noch! Das aber steht fest: Wenn auch Kritiker seine gesamten schriftstellerischen Leistungen für gänzlich wertlos erachtet haben, so haben sie ihm doch stets den „Jugendschriftsteller" in Gnaden belassen; es wäre aber nur zu wünschen, daß dieser Ausdruck für May endlich verschwinde!

Mays von echtem Humor überstrahlte „Erzgebirgische Dorfgeschichten", in denen sich das stille, arbeitsvolle Leben seiner Heimat wiederspiegelt, sollen ebenso wie die „Reiseerzählungen" nur „das Gewand für geistig frohes Forschen" sein.

Als glaubensfreudiger Christ zeigt sich unser Dichter in seinen schlichten „Himmelsgedanken".

Die „Himmelsgedanken" sind ein Werk von bleibendem Wert, ohne jede Tendenz, und zeugen von einem lauteren Charakter. Ihnen verwandt sind die „Ernsten Klänge", in denen May ein dem „Winnetou" entnommenes Gedicht in volkstümlicher und zu Herzen gehender Weise komponiert hat.

So war ihr Lebensfrühling dahingegangen, ernst und doch so reich trotz aller Abgeschiedenheit vom Genus Mann. Auch der Sommer schien in dieser strengen Fraulichkeit sich fortsetzen zu wollen ... Da war es eines Tages über sie gekommen wie ein unwiderstehliches Bitten, wie ein süßes trautes Anklopfen und doch wie ein alles überwältigender Sturmwind ...

Er war Schriftsteller und als vereinsamter Witwer und Vater eines mutterbedürftigen schönen Knaben durch eine schwere Leidensschule gegangen. Diesen Mann hatte sie einst im Kreise ihrer Verwandten flüchtig und doch ergreifend kennen gelernt. Nach einem einzigen Worte wußten beide, daß sie sich mehr angingen, als alle die anderen, die sie jahrelang kannten. Nach wenigen Briefen hatten sie sich im Du, nach einigen Monaten im Bunde fürs Leben gefunden. Und der kleine herzige Blondkopf hatte sie mitgeheiratet: „Weißt du noch, Mutter? Damals, als wir Hochzeit hielten?"

Nur einen Vorbehalt hatte sie ausbedungen, als sie die zarte Frauenhand für immer in die seine legte: daß sie auch fernerhin der Kunst dienen dürfe. Freudig hatte er, der selber all sein Lebtag so hungrig nach Schönheit und Harmonie gewesen, dieses selbstverständliche „Opfer" gebracht — er hätte noch viel mehr versprochen und gehalten, da ihr eigenes Opfer ihn über alle Maßen reich gemacht hatte.

Nach zweijährigem gemeinsamen Wandern war eines Morgens ein kleines Menschenmädel hereingeschneit: das Malerinkind zum Schriftstellerbuben. Am Tage vorher hatte die junge Mutter noch ihre Schülerinnen um sich gehabt und am Geburtstage der Tochter mußten die Damen durch Expresse abbestellt werden. Von der Kunst hatte sich die eifrige Lehrerin nicht eher trennen können, bis ein neuer Mensch höhere und ältere Rechte gebieterisch forderte. Das Kinderband ist eben, so paradox das klingen mag, älter als das Vater-, Mutter-, Bruder- und Schwesterband ...

Von dem Tage an kämpften in dem alles hingebenden wundervollen Weibe Mutter und Künstlerin einen schweren, harten Kampf. Nicht, als ob sie etwa ihr Kind nicht geliebt hätte: sie hatte es sich ja mit heißer Inbrunst und Marienunschuld Tag und Nacht gewünscht; aber sie trug Sorge, ob sie selber ihrem Mädel dereinst auch noch die geistige und künstlerische Mutter sein könne, wenn sie jetzt jahrelang körperlich und seelisch rastlos sich hingebe. Die Geburtsstunden hatten ihr ja mit furchtbaren Strichen gezeigt, daß es für ein bewußtes Weib, für eine Künstlerin doch unsagbar mehr Opfer an Lebensluft bedeute, einen wirklichen Menschen hervorzubringen, als einen gemalten.

Nach Jahresfrist hatte sie ihr Maleratelier wieder eingerichtet. Mann, Sohn und Hausgenossin nahmen ihr während der Unterrichtsstunden Baby verständnisvoll und liebend ab. Aber ihre Freude über den wiedergewonnenen lieben alten Beruf blieb nur ein mattes Glück. Er-

Wenn auch Karl May, der Kämpfer und Poet, die gehässigsten Anwürfe hat hinnehmen müssen — der ständigen Phrase gar nicht zu gedenken, „er habe, und zwar nur zur Unterhaltung unfertiger Menschen weiter nichts als gewöhnliche Indianer- und Beduinengeschichten geschrieben“ — so hat er doch auch viel Anerkennung und Liebe geerntet, die immer noch wächst, und die er in jeder Hinsicht verdient.

Mutter.

Von **Wilhelm Schwaner.**

Mit Leib und Seele war sie Malerin gewesen, beinahe zwei Jahrzehnte. Seit ihrer Konfirmation hatte sie mit ihrer bei Hofe und in der Gesellschaft hochangesehenen Tante, einer vorzüglichen Porträtistin, Wohnung, Neigung und Arbeit liebevoll und ernst geteilt. Zur Künstlerin von Ruf fehlte ihr nichts als die Öffentlichkeit, vor der sie jedoch zurückwich, wie vor einem unberechtigten, zudringlichen Blick. Denn wenn sie vor einem Menschen oder einer Landschaft saß und das Sujet auf die Leinwand brachte, dann gab sie in das Bild auch Seele von ihrer eigenen reinen Seele. Und diese Seele hatte Mimosennatur, sie vertrug nicht einmal das Betasten mit dem Auge.

Mit derselben warmen und treuen Hingabe war sie Erzieherin, Lehrerin und Freundin. Ihr vorzügliches Zeugnis von der Kunstschule, die gesellschaftlichen Beziehungen ihrer geistigen Mutter prädestinierten sie von vornherein zur Leiterin eines Damenateliers. Bei ihr trafen sich Amerika, England, Deutschland, Skandinavien, Rußland und Japan. Und keine ging fort von ihr, die nicht ihrerseits die Befähigung zur Kunstlehrerin, mindestens aber zur fortgeschritteneren Dilettantin mitgenommen hätte. Sie selber wurde bei diesem Geben im ständigen Verkehr mit den vornehmsten jungen Damen innerlich millionenreich. Vor einem Übermaße an anderen Dingen und Schätzen bewahrte sie eine geradezu sündhafte Bescheidenheit.

Daß in dieses Leben wiederholt auch der Mann einzugreifen versuchte, war mehr als selbstverständlich. Das ergab sich schon durch die begeisterten Erzählungen der Schülerinnen im Elternhause. Aber auch da legten sich die zarten Blätter dieser Frauenmimose ängstlich zusammen. Der Mann interessierte sie nur als Malobjekt, bestenfalls als rein menschliche Studie. Schließlich fand sie im geistigen Verkehr mit den Werken der besten zeitgenössischen Schriftsteller, von denen nur Keller und Egidy genannt werden sollen, was sie außerhalb ihres engeren Berufes für den inneren Menschen nötig hatte.

Der russische Bauer.

Von **Dr. J. Wiese.**

Wohl kein Ereignis hat eine so tiefgreifende Veränderung in dem russischen Bauernleben herbeigeführt, als die durch das Gesetz vom 19. Februar 1861 verwirklichte Aufhebung der Leibeigenschaft. Aber so sehr man diese Aufhebung als einen Akt der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit begrüßen kann — die allseits von ihr erhofften segensreichen Wirkungen sind ausgeblieben und dürften noch für eine Reihe von Jahrzehnten sich nicht in dem gehofften Maße erfüllen. Zu einem großen Teile liegt dies daran, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft zu plötzlich und zu unvorbereitet geschah. Der russische Bauer hat noch nicht vollständig begriffen, daß mit neuen Rechten auch neue Pflichten an ihn herantraten. Seine beispiellose Genügsamkeit und eine — fast möchte man sagen — von den Vätern ererbte Trägheit lassen ihn nicht genügend zur Entwickelung seiner physischen Kräfte kommen. Ein weiterer Mißstand ist der, daß das den Bauern als Eigentum zugewiesene Landstück in der Tat zu klein war, um eine größere Familie von ihm zu ernähren. Vielfach sind wohl Äcker, aber nicht genügend Wiesen vorhanden.

Eine Hauptursache aber, daß sich der russische Bauer noch immer nicht aus eigenen Kräften zu einem einigermaßen menschenwürdigen Dasein emporhelfen kann, liegt in der Beibehaltung des Mir, das heißt des Gemeindebesitzes. Trotz aller gewichtigen Bedenken, die von sachverständiger Seite gegen diese Institution vorgebracht worden sind, troß der unaufhörlichen massenhaften Bitten um deren Abschaffung, ist seither von den maßgebenden Stellen daran wie an einem altrussischen Heiligtum festgehalten worden. Bei der Aufhebung der Leibeigenschaft vor 40 Jahren wurde das Prinzip des Mir, des Gemeindebesitzes, eingeführt, weil man hiermit die soziale Frage lösen und insbesondere das Aufkommen eines Proletariats hintanzuhalten hoffte. Das zu einem Dorfe gehörige Land ist danach nicht Privateigentum der einzelnen Bauern, sondern gehört der Gemeinde. Von dieser wird es in Zwischenräumen von drei, fünf oder auch zehn Jahren unter die Bauern verteilt, und zwar so, daß eine Familie so viele Anteile erhält, als männliche Seelen in ihr vorhanden sind. Für die Steuerzahlung der einzelnen haftet auch die Gemeinde. Besteht nun eine Gemeinde etwa aus fünf fleißigen und fünf faulen Bauern, so müssen die fünf arbeitsamen die rückständigen Steuern der faulen mitbezahlen. Auf diese Weise verlieren auch die guten, strebsamen Elemente die Lust an der Arbeit. Aber selbst ein fleißiger Bauer hält sich nicht für verpflichtet, Mühe

sichtlich nahmen die kaum wieder erstarkten Kräfte ab und die täglichen Tränen verrieten, daß sie für beide Berufe wohl Liebe, aber nicht Kraft genug habe. Immer häufiger kam es vor, daß sie während der Unterrichtsstunden ins Schlafzimmer zu ihrem Kinde eilte und daß sie an der Wiege ihre Schülerinnen nebenan vergaß. Und dann kamen wieder Klagen, Selbstbeschuldigungen über die zunehmende eigene Hilflosigkeit und Gewissenlosigkeit . . .

Da hat sie einst ihr Gefährte nach einer schweren Stunde liebevoll auf seinen Schoß gezogen und ihr mit sanften Worten eine kleine Mutterpredigt gehalten: „Weil du Schönheit, Harmonie und Wärme in mein Leben bringen solltest, darum bat ich um deine Hand. Du gabst sie mir und hast damit einen Menschen, dem jahrelang kein Himmel mehr gelacht, dem Leben wiedergegeben. Hast ihn neugeboren zu höherem Fluge des Geistes und zu ernsten Taten im Dienste der Menschheit. Ist das nicht auch Kunst und ist's nicht höhere Kunst als das Dichten, Malen und Meißeln? Kann die Kopie mehr wert sein als das Original? Alle Kunst, so hoch ich sie schätze, ist doch immer nur Abschrift vom Leben des Menschen. Sieh dir dein Kind da an — kann ein gepinselter Engel des großen Rubens und selbst Raffaels dich mehr hinreißen als diese kleine Göttin an Unschuld, Reinheit, Schönheit und Hoffnung, die Gott aus dir geboren? Ist's nicht also, daß ein Meisterbild zwar seinen Schöpfer wie den Beschauer reich beglücken kann, daß aber der lebendige Mensch nur durch den lebendigen Menschen erlöst wird? Und in jedem Menschenkinde liegt der Keim zu einem Erlöser; in jeder reinen Mutter schlummert ein Gott. Wirds dir klar, daß eine liebende und weltbewußte Mutter mehr bedeutet im Hause der Menschheit als der größte Künstler, der ja auch erst von einem Weibe geboren werden mußte? Hast du dein Kind erst so weit, daß andere — in der Schule — beim Erziehungswerke dich unterstützen dürfen, ohne daß der Kleinen ein ernster Schade droht, dann wirst du noch größeren Zug zu Bildern von der Palette haben, als dies früher je der Fall gewesen!"

Dankbar drückte sie ihre Lippen auf die seinen und ein heißer Tränenstrom verriet, daß sie überwunden, gesiegt hatte. Die Malstunden wurden „vorläufig" abbestellt und immer nur einmal im Jahre, wenn Mann und Sohn ihre Ferien hatten und mit helfender Liebe sich dann Babys annahmen, kam auch die Künstlerin des Ateliers wieder zu Worte, will sagen: zu Linie und Farbe. Und was sie in solchen Tagen des Einsseins mit Kindern und Gatten, im Bewußtsein des ungezwungenen, freien Berufsmenschen geschaffen, das ist das Vollendetste ihrer Kunst geworden. Denn die Stuben-Malerin war zur Lebenskünstlerin emporgewachsen . . .

überliegenden Wand, nicht weit von der Zimmerdecke ist ein sechs bis acht Fuß breiter, offener Hängeboden angebracht, die sogenannte Paláta (Zelt), welche einem beträchtlichen Teil der Familie als Schlafstätte dient, ein Lieblingsplatz der Jugend. Bettstellen, aufgemachte Betten, wie sie sonst in Gebrauch sind, gehören im russischen Bauernhaus zu den Seltenheiten. Schafspelze, Kleider, Filzdecken und kleine Kissen sind das übliche Bettzeug. Im übrigen pflegt die Isbá mit einigen langen, an den Wänden befestigten Holzbänken, schweren, tannenen Tischen und zuweilen auch mit rohen Stühlen möbliert zu sein; ein massiver Kasten birgt die wertvolleren Besitztümer der Familie.

Wie in keinem Hause eines rechtgläubigen Russen darf auch in der Isbá des Mushik das Heiligenbild nicht fehlen. In der Regel steht es auf einem dreieckigen Brettchen hoch oben im Winkel der Tür gegenüber, damit jeder Eintretende es sogleich erblickt und sich bekreuzigend vor ihm verneigt. Die gewöhnlichen Heiligenbilder sind in Ölfarben auf Holz gemalt. Ein Lämpchen hängt vor ihnen von der Decke nieder, das wenigstens am Vorabend von Sonn- und Festtagen angezündet wird. Wo es fehlt, vertritt ein Waslichtchen seine Stelle.

Zur Anlage von Gärten mit schattigen Ruheplätzchen und Blumenschmuck hat sich der großrussische Bauer — im Gegensatz zum Kleinrussen — noch nicht verstiegen. Selbst Obstbäume und Beerensträucher kultiviert er nur in den seltensten Fällen. In seinem Garten baut er Kohl, Zwiebeln, Gurken, Kartoffeln und Rettich — anderer Gemüse bedarf er nicht. Die einzige Blume, die er zu ziehen pflegt, ist die Sonnenblume, und auch diese wird nicht um ihrer Schönheit willen angepflanzt, sondern der Samenkerne wegen, die von jung und alt in der russischen Bauernwelt als Delikatesse geschätzt werden.

Die Kleidung des großrussischen Bauern ist je nach den Gegenden verschieden, besonders variiert die Tracht der Frauen. Allen gemeinsam ist das grellfarbige Hemd, das über die weiten Hosen niederhängt und im heißen Sommer jede andere rockartige Kleidung ersetzt. Die Beinkleider werden in den bis zum Knie reichenden weiten Stiefeln getragen. An Stelle der letzteren werden wohl auch Tuchstücke um Füße und Waden gewickelt, die von den Schnüren eines Bundschuhs festgehalten werden. In ärmeren Gegenden hat man sandalenartige Schuhe von Birkenbast mit ledernen Sohlen. Im Winter schützen Stiefel von dickem Filz oder Pelz den Fuß. Über dem Hemde trägt der Bauer den Kaftan, eine Art Rock mit Brustklappen, der über der Hüfte durch einen bunten Schal oder einen ledernen Gürtel geschlossen wird. Im Winter vertauscht der Mushik — so lautet die allgemeine Bezeichnung für den russischen Bauern — den Kaftan mit einem kurzen Schafpelz, dem Tulup, der ohne Überzug mit der Wolle nach innen getragen wird und häufig an

und Arbeit auf die Verbesserung des ihm angewiesenen Ackers zu verwenden, da ihm dieser bei der nächsten Teilung entzogen wird. An agrarischen Reformversuchen hat man es zwar nicht fehlen lassen, aber sie sind fast durchweg auf dem Papier stehen geblieben. Eine gründliche Besserung ist nicht zu erwarten, solange nicht der Gemeindebesitz vollständig aufgehoben, die auf dem Grund und Boden lastenden Steuern bedeutend ermäßigt und die Bauern durch Verallgemeinerung und Vervollkommnung des Unterrichts zu einer halbwegs rationellen Bewirtschaftung des Ackers erzogen werden können.

Doch wir wollen uns hier weniger mit den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen des russischen Bauern befassen, sondern versuchen, einen Einblick in sein Leben und Treiben zu gewinnen.

Der gemeinschaftliche Grundbesitz der großrussischen Bauern bedingt das Zusammenwohnen in größeren Dörfern, die durchweg eine lange, breite Straße bilden, an deren beiden Seiten die hölzernen Gebäude liegen. Die Häuser stehen nahe beieinander, berühren sich jedoch nicht. Auf eine regelmäßige Straßenflucht wird kein Wert gelegt, die Wohnungen bilden oft Winkel mit dem Dorfwege, dem sie gewöhnlich die Giebelseite zukehren.

Die Lage des Wohnhauses, der Wirtschaftsräume und des Gartengeheges ist bei den russischen Bauernhöfen — wir folgen hier dem ausgezeichneten Werke von Friedrich Mayer von Waldeck „Rußland“ — selbstverständlich mancherlei Variationen unterworfen. Das Wohnhaus wird ohne Fundament aus übereinandergelegten starken Baumstämmen errichtet, deren Fugen man mit Werg oder Moos verstopft. Nicht selten wird allerlei architektonischer Schmuck angebracht: ein Balken, geschnitzte Dachgiebel, Fenstersimse, Galerien, bemalte Fensterläden und dergleichen. Im Innern trennt der in der Mitte liegende Hausflur stets die beiden Wohnräume, die Winterwohnung von der Sommerwohnung. Beide müssen wohl früher gesonderte Gebäude gewesen sein; denn der Russe hat nur ein einziges Wort für das Haus des Mushik und seine beiden Wohnzimmer (Isbá). Da die Ställe bei hohen Kältegraden keinen genügenden Schutz bieten, wird das junge Vieh im Winter nicht selten in die Stube genommen. Die Zimmer liegen ein paar Meter über dem Erdboden, der Zwischenraum dient als Vorratskammer und Geflügelstall. Die Holzhäuser sind warm und trocken und gewähren hinreichende Deckung gegen jede Unbill des Wetters.

In der Winter-Isbá spielt die Hauptrolle der riesige, fast bis zur Decke reichende, aus Backsteinen aufgemauerte und weißgetünchte Heiz-, Back- und Kochofen, der allgemeine Wohltäter während der kalten Jahreszeit. Der Platz auf ihm ist eine beliebte Schlafstelle, ein gesuchter Ruhe- und Erholungsplatz. Von der oberen Kante des Ofens bis zur gegen-

So kommt es auf den Tisch, und der Wohlhabende läßt, um ein besonderes leckeres Mahl zu haben, ein Stück Butter auf der heißen Speise schmelzen. Die beliebteste Festtagsspeise ist der Piróg, eine Art Pastete. Eine Hülle von Teig wird mit Fleisch, Fisch, Grütze, gelben Rüben oder gehacktem Kohl gefüllt und in Fett gebacken; der Fasten-Piróg enthält gewöhnlich Pilze und muß in Öl gebacken sein. An Schwämmen hat Rußland einen enormen Reichtum verschiedener Varietäten, die von den Bauernweibern und Kindern fleißig gesucht und zu trefflichen Speisen verarbeitet werden. Im Sommer frisch, im Winter getrocknet oder gesalzen. Von echt nationalen Speisen, die der Bauer sehr einfach und naturwüchsig bereitet, die aber auch in verfeinerter Gestalt auf den Tisch des Reichen kommen, seien noch erwähnt: Borschtsch, eine aus roten Rüben und Fleisch bereitete Suppe in die auch wohl Kohlblätter getan werden; Botwínja, eine kalte Suppe aus gesalzenem Fisch, Gurken, Zwiebellauch, geschnittenen roten Rüben 2c. und Kwaß bereitet; Akróschka, gleichfalls ein kaltes Gericht, das sich von der Botwinja nur durch seinen Hauptbestandteil, fein geschnittene Fleischstückchen, unterscheidet und säuerlicher als jene hergestellt wird.

Das Tagewerk des russischen Landmannes verläuft in regelmäßiger Einförmigkeit. Während des kurzen Sommers nimmt der Ackerbau alle Hände in Anspruch, bei dem er sich gleichwohl nicht allzusehr anstrengt, denn schwere Arbeit ist nun einmal nicht seine Sache.

Nach der Erntezeit verläßt ein großer Teil der männlichen Bevölkerung die Heimat, um in der Ferne Erwerb zu suchen. Die Zurückgebliebenen, wenn sie nicht irgendeinen Zweig der Hausindustrie betreiben können, haben im Winter wenig zu tun und verliegen die Stunden der Muße auf dem Ofen. Sonst wird während der kalten Jahreszeit Holz geschlagen und an Ort und Stelle gebracht, um es im Frühjahr, wenn der Eispanzer der Ströme gebrochen ist, auf den Wasserstraßen weiterzuflößen. Auch wird die vortreffliche Schlittenbahn benützt, um für Kaufleute, Gutsherren und Fabriken allerlei Frachten zu führen.

Für den weiblichen Teil der Dorfbewohnerschaft ist der Winter eine geschäftige Zeit: die für den Haushalt erforderliche Leinwand muß gesponnen und gewebt werden. In vielen Dörfern des Nordens wird die Einförmigkeit der Winterabende durch die sogenannte Beßjéda (Versammlung, Unterhaltung) erleichtert, die vollkommen dem Begriff der Spinnstuben entspricht, wie sie vor Zeiten in Deutschland üblich waren. An manchen Orten versammeln sich vor Sonnenuntergang drei verschiedene Beßjédai, die eine für Kinder, die zweite für jüngere Leute, die dritte für das gesetzte Alter. In der ersten arbeiten und unterhalten sich die Kinder unter der Aufsicht einer alten Frau, die den Kienspan

Brust und Ärmel mit allerlei Stickerei verziert ist. Das Haar des Mannes wird in der Mitte gescheitelt; die verbreitetste Kopfbedeckung ist ein niedriger schwarzer Filzhut, den man im Winter durch die Pelzmütze ersetzt. Die Toilette der kalten Jahreszeit wird durch Handschuhe, in der Regel Fäustlinge, vervollständigt.

Das charakteristische Kleidungsstück des weiblichen Geschlechts ist der Sarafán, ein bunter Rock mit Schulterbändern oder mit einem schmalen Leibchen, das nur bis über den Busen reicht. Dazu wird ein kurzes Oberkleid getragen oder das mit Pelz verbrämte Jäckchen, der Seelenwärmer. Im Winter tragen die Frauen Pelze, denen der Männer entsprechend, nur länger. Die Kopfbedeckung der Frauen wechselt am meisten nach der Landschaft. Als festliche Tracht wird an vielen Orten der Kokoschnik getragen, eine Art Diadem von mehr oder weniger wertvollem Stoff, mit Tressen besetzt, oder wohl mit Perlen und Flittern bestickt. Bei den Mädchen umrahmt er nur die Stirn, während das Haar in langen Flechten nach hinten herabfällt, bei den Frauen bedeckt er die aufgenestelten Zöpfe. Für gewöhnlich tragen die letzteren ein glatt anliegendes Kopftuch, das den hintern Teil des Hauptes verhüllt. Der Kokoschnik ist in den Städten für die Armen vom Lande üblich geworden, bei Hofe bildet er einen wesentlichen Bestandteil der Nationaltracht.

In der Einfachheit seiner Nahrung bekundet sich vor allem die große Genügsamkeit des russischen Bauern. Sie besteht hauptsächlich in Schwarzbrot von ungebeuteltem Mehl, frischem oder gesäuertem Kohl, Hülsenfrüchten, Zwiebeln, Gurken, Pilzen und gesalzenen Fischen. Fleisch ist eine Festmahlspeise und wird fast nur geräuchert der Kohlsuppe hinzugefügt. Diese Kohlsuppe (Schtschi) spielt eine große Rolle bei den Mahlzeiten des Mushik. Sie wird je nach der Jahreszeit von frischem oder Sauerkraut bereitet und, wie es die Gelegenheit bietet, durch geräuchertes Fleisch, sauren Rahm oder Milch schmackhafter gemacht. Ein gut zubereiteter Schtschi ist ein Gericht, das auch dem verfeinerten westeuropäischen Gaumen mundet. Der Bauer, der als Arbeiter in der Stadt lebt, und dem auf seinem Bau- oder Zimmerplatz die Gelegenheit zum Kochen fehlt, begnügt sich mit einer einfacheren Suppe. Er gießt Kwaß in ein Gefäß, schneidet Zwiebellauch und brockt Brot hinein und löffelt die Speise aus, als ob sie ein Göttermahl wäre. Die in Rußland wachsende kleine, rundliche Gurke wird von den Bauern sehr hoch geschätzt und entweder ganz roh oder nur sehr wenig gesalzen als große Delikatesse verspeist. Aus Buchweizen-, Gersten- oder Hirsengrütze (Késcha) wird ein ständiges Wintergericht bereitet. Ein Topf wird mit Körnern gefüllt, Wasser und Salz hinzugetan und das Ganze in den Ofen gestellt, wo es zu einer gallertartigen Masse zusammenbackt.

same Festigkeit, einen asketischen Zug, der besonders bei den Weibern zutage tritt. Der Tiroler hat mehr stolze Altgesessenheit, der Kärntner mehr heitere Bewegsamkeit. Aber die tirolischen „Klostermauern", wie einmal jemand die Felswände genannt hat, umgeben uns auch in Kärnten. Und auf diesen Klostermauern wachsen im hellen Sonnenschein Alpenrosen und Edelweiß — hüben wie drüben.

Zu Oberdrauburg kurze Einkehr in Reichenwallners urdeutschem Gasthof. Hier Erinnerungen an den Dichter Friedrich Marx, der in Oberdrauburg seinen Ruhesitz genommen und seine Todesstätte gefunden hat. Wir bogen hier rechts vom Drautale ab, um über den Gailberg zu fahren. Die geradezu herrlich angelegte Straße führt uns im Zickzack sachte zur Höhe des Passes hinan. Oberdrauburg versinkt uns allmählich im Tale, die glatten, grünen Hänge des hohen Zithen grüßen uns noch nach vom Drautale her — unser Wagen rollt auf glatter Straße, durch Wald, über Almmatten, neben rieselnden Wässerlein, an malerischen Wegkreuzen vorbei, dahin. Wir lassen den Wagen halten, damit es ganz stille werde um uns, damit der Bergfriede uns heilig umträume. Da kam mir Friedrich Marxs Sprüchlein zu Sinn, ein Gruß, den des Dichters Geist uns in seiner Heimat zuruft:

Willkommen zwischen Wald und Fluß,
Willkommen, lieber Gast;
Es winkt der Wald dir stillen Gruß
Und tief ersehnte Rast!
Was Schweres dir das Leben bringt,
Vergiß hier immerzu;
O lausche, wie das rauscht und klingt,
Dir alles Leid in Schlummer singt,
Mit frischem Mut dein Herz beschwingt,
Und freue dich der Ruh!

Auf dem Paß des Gailberges steht merkwürdigerweise noch kein Hotel. Wir brauchen auch keins. Unsere Großväter, wenn sie auf die Alm gingen, legten sich ins kurze, wohlduftende Gras, aßen ein Stück Brot und Geräuchertes dazu und tranken aus der Quelle, die unter dem Felsen hervorsprudelt. So machen es auch wir. Zwischen Thymian, Alpenklee und Vergißmeinnicht ruhen wir im Schatten einer alten, wetterzerzausten Lärche. Über uns hinter Wiesen- und Waldkuppen ragen der Hochstadl und der Jauken; wir sind zwischen ihnen in der Tiefe — und doch auf der Höhe. Vom Gailtal herüber blauen andere Kuppen und Felswuchten. Ich nenne den über 2800 Meter hohen Kollin. Diese Berge haben zumeist welsche Namen; sie stehen schon in Italien oder sind Grenzberge. So zieht sich das Gailtal hin von Sillian im Pustertal bis Villach, 125 Kilometer lang, am Ein- und Ausgang die Eisenbahn, und doch weltverloren, ganz versteckt an den Bergwildnissen der italienischen Grenze. Der obere Teil des Tales ist enge; dort, wo wir von

putzt und auf Ordnung sieht. Die kleinen Mädchen spinnen Flachs mit der Spindel, die Knaben flechten rohe Bastschuhe oder Körbe. In der zweiten und dritten Bežjéda wird gleichfalls gearbeitet; in der zweiten viel geschäkert und geneckt, nicht immer in der zartesten Weise, in der dritten werden die Angelegenheiten und Chronik des Dorfes besprochen; in allen dreien aber bildet der Gesang einen Hauptfaktor der Unterhaltung, der natürlich bei den jungen Mädchen und Burschen am besten ausfällt.

„Das Land.“

Eine Fahrt durchs Gailtal.

Von **Peter Rosegger.**

Das liebe Bauerndörflein Dölsach in Tirol, das ich schon seit Jahren nicht mehr besucht, diesmal bin ich ganz seltsamlich in dasselbe eingezogen. Des Morgens kam ich mit einem Freunde auf dem Bahnhofe an. Flott fuhr unser Wäglein quer über Tal dem Dorfe zu, das vom Fuße des Berges herabschimmert. Aber bald ging der Wagen langsam. Vor uns wallte ein Leichenzug dahin. Das weißbedeckte Särglein eines Kindes trugen sie der Kirche zu. Die Straße war breit genug, aber ein Tiroler Kutscher fährt bei kirchlichen Aufzügen nicht weltlich vor, sondern tut mit. So trabten die Pferde langsam hinter dem Leichenzuge her; wir im Wagen konnten mit abgezogenen Hüten einstimmen im lauten Gebete, und waren sohin Leidtragende geworden bei einem fremden Kindlein, das an dem sonnigen Augustmorgen in die dunkle Erde gesenkt werden sollte. Auf dem Kirchhofe, der um die Kirche herum liegt und von dem die Aussicht auf das Lienzertal und auf die Unholden so berühmt ist, gab der Priester über dem Grabe den Segen, und schon waren Leute da, die das Grab zuschaufelten. Das geschah in aller Hast, „damit der Segen nit verdunschten kann“, wie ein vorwitziger Tiroler sagte. Ich fand dieses eilige Zuschaufeln für nachahmenswert gegenüber Friedhöfen, wo nach der Bestattung das Grab noch stundenlang offen bleibt, so daß mit dem Segen möglicherweise auch manch anderes „verdunschtet“.

Wir beide Reisende wollten einstweilen noch weiter ins Leben hinein. Beim braven Ederwirte mieteten wir Roß und Wagen zu einer langen Fahrt in den Bergen. Drauabwärts gings ins Kärntnerland hinein. Der Gegensatz der Tiroler und der Kärntner ist merkbar, sobald man über die Grenze tritt. In Kärnten fällt nicht bloß eine glatter gleitende Mundart, eine sich überall meldende Sangeslust auf, sondern auch eine freiere Leichtlebigkeit, ein sinnlicherer Wandel, ein lebhafteres Interesse für politische Zeitfragen. Der Tiroler hat mehr Würde, schweig-

hub wieder unsere Fahrt an. Die Straße, immer gleich glatt und staublos, hält sich stets an die linke Berglehne, man merkt ihr die Furcht vor dem Wasser an. So hat man fortwährend Aussicht auf den südlichen Bergzug, der unterweilen großartige Hochgebirgsbilder entwickelt. Im Dorfe Reißach führt die Straße durch ein burgartiges Haus. Der Gasthof Pirschl, wo wir Jausenzeit hielten und auf der Kugelbahn den Rest jugendlicher Treffsicherheit versuchten. Alle neune haben wir — aufgesetzt. Haben mit scharfem Schwunge die Kugel hinausgeschleudert, aber keiner der Kegel wollte uns Poeten zu Mördern machen. Wenn nicht andere über sie kamen, so stehen sie heute noch. Der Wirt, eine germanische Charaktergestalt, erzählte uns von den Kämpfen der allgemeinen Reichsratswahl, die auch dieser weltfernen Gegend friedliche Bevölkerung höchlich erregt hat. Die Gail kommt aus Tirol und doch haben die Gailtaler nicht klerikal gewählt.

Da erinnere ich mich an einen Kapuzinerpater, der in einem anderen Tal des Landes den Ausspruch getan: „Anstatt liberal wären sie überall lieber all' klerikal!" Das vertrackte Wortspiel stammt zwar aus den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts, ist aber noch nicht veraltet.

Seit Kötschach her in vierstündiger Fahrt kamen wir nach Hermagor, dem Hauptorte des Gailtales. Er liegt neckisch verborgen links unten in einer Niederung, die von Waldhöhen umgeben ist, am Eingange des Gitschtales. Der Name des Ortes kommt von dem Slavenapostel Hermagoras. Von dem großen Brande vor drei Jahren hat Hermagor sich scheinbar völlig erholt. Die neue Pfarrkirche, auf einem erhöhten Platze stehend, ist schön, aber — was die bunte Malerei angeht — etwas zu „böhmisch" geraten, wie ein Ortsinsasse bemerkt hat. Man hört von prachtvollen Ausflügen und Hochtouren, die von Hermagor zu machen sind. Bei mir konnte davon keine Rede sein. Nach langen Fahrten fühlte ich mich müde für Wochen lang. Und doch wollten wir am nächsten Tage einen schönen Berg besteigen. Es war abendlich, als wir unser Gasthaus bezogen, und eine halbe Stunde später — wir waren mit dem Abendbrot knapp zu Rande — tauchten vor den Fenstern bunte Lampions auf, Musik, Gesang — ein Ständchen. Der Jugendverein „Pestalozzi" aus Wien, der in Hermagor seine Sommerfrische nahm, hat mir den freundlichen Gruß gebracht. Bald füllte sich das Gastzimmer mit Leuten, es begann der liebliche Bettel um Ansichtskartenunterschriften; aber ich hatte nach nichts Verlangen, als nach Rast und Schlaf. Wie ich ins Bett sank, so fällt ein Stück Holz und bleibt liegen. Vom Hochgebirge war ein Gewitter herabgekommen. Wir hatten es schon auf der Fahrt im sonnigen Westen dunsten gesehen. Das brach jetzt los mit all seinen Feuern. Bliß um Bliß, Knall um Knall. Her-

Oberdrauburg her einbrechen, wird es breit und ist trotz vielfacher Versumpfung und Versandung mit zahlreichen, oft stattlichen Ortschaften besetzt. Die Gail ist in gewöhnlichen Zeitläuften ein ganz gemütlicher, teils künstlich regulierter Fluß; bei Schneeschmelze oder schlechten Wettern kann sie furchtbar werden. Der obere Teil des Tales ist noch von Deutschen bewohnt, der untere von Slowenen, wovon die Weiber eine besonders malerische, etwas anzügliche Tracht haben. Beide Völkerschaften sind gutmütig und arbeitsam, aber leider stark dem Alkohol ergeben. Aus Kötschach wurden mir einmal ein paar Kärntnerlieder zugeschickt, die andeuten, wie es auch in diesem Tale mit dem Liebesleben beschaffen ist. Der „Bua" wird dabei stets übertrumpft; das „Dirndl" ist die Zielbewußte, die Tapfere. Die „Liadlan" sind Zweigespräche zwischen ihm und ihr. Und also gehen sie:

„Mirzl, mogst mit mir af die Almle gehn,
's Wetter das is heunt holt gor so schön." —
„Jo, mei liaba Bua, i geh scho mit,
Ober ohne meiner Muata nit." —
„Mirzl, geh mit mir in Stadl naus,
Suachn uns durt wos zan Dreschn aus." —
„Na, mei liaba Bua, des kon nit sein,
's Dreschn, woaßt, des lossn ma heunt no bleibn." —
„Mirzl, loß dih holt zum Pforrer führn,
Der sull af da Stell uns kupeliern.
Ih hobs dem Pforrer jo gor long scho gsogt,
Daß mih die Liab zu dir so saggrisch plogt."

*

„Koa Haus und koa Hof,
Koa Geld und koa Wiagn!
Wo thoan ma dan 's Wuzerl hin,
Vol mar oans kriagn?"

„'s Wuzerl dafriert uns nit,
Mei liaba Bua;
Ih ziach lei mei Röckerl aus,
Decks damit zua."

„Koa Solz und koa Schmolz,
Koa Mehl und koa Kleibn;
Wan 's Wuzerl recht hungert,
Wos wern ma do treibn?"

„'s Wuzerl derhungert nit,
Mei liaba Bua;
Ih loß jo lei trinkn
Und du schaust uns zua."

„'s Wuzerl wochst auf as
Wiar a Strolch und a Lümmel;
Wans nit in a Schul kimt,
Kimts a nit in Himel."

„Scher di um's Wuzerl nit,
Mei liaba Bua;
Des lernt, so long d Muata lebt,
Ollaweil noh gnua."

Seit längerer Zeit treiben die Italiener an den Grenzbergen ein verdächtiges Soldatenspiel, so wirft auch Österreich im Gailtal seine Karten. Die Gegend ist zurzeit besetzt mit Soldaten.

In dieses Gailtal nun fuhren wir fröhlich hinab, eben wieder in Serpentinen, wie wir drüben heraufgekommen. Wir gelangten zur steinernen Denksäule, die man dem Erbauer dieser schönen Straße gesetzt hat. Wir kamen zum Dörfchen Laas, wir kommen in den Marktflecken Kötschach. Dort Besuch der alten Kirche mit der eigenartig schönen Gerippung der Decke. Dann Mittagsrast. Im Gasthofe Tische mit österreichischen Offizieren und reichsdeutschen Touristen besetzt. Gegen 3 Uhr

teils schlaflosen Nächte hatten doch eine Ermüdung zurückgelassen, die mich den an sich unbeschwerlichen Aufstieg nicht wagen ließ. Wir fuhren weiter. Mein Freund stieg in Velden aus, ich rollte mit Schnellzugsgeschwindigkeit der Heimat zu. Je herrlicher sich an diesem Tage das Licht und die Bergklarheit enthüllte, je betrübter wurde mein Herz, daß wir die Alpenpartie aufgegeben hatten. Aber die völlige Erschöpfung, die sich an mir dann zu Hause zeigte, hat mich froh sein lassen, wieder einmal dem Dämon Alpinismus entkommen zu sein. Mein Verhältnis zu diesem Dämon ist übrigens ein recht harmloses geworden. Es erstreckt sich nur mehr auf Alpentalfahrten, auf Jochwanderungen und auf Vorbergbesteigungen. Aber auch darin finde ich ein Vergnügen, eine Freude, nein, nein, nein — das sagt es nicht. Vielmehr geradezu ein Glück, das unbeschreiblich ist.

Die Automobilfrage.

Von **Ph. Stauff**.

Die wirtschaftlichen Interessen, die mit der Herstellung von Kraftfahrzeugen in Deutschland verknüpft sind, und die Gefahren, mit denen infolge des Überhandnehmens des Automobilfahrens Eigentum, Leben und Gesundheit vieler Menschen bedroht erscheinen, erhöhen sich sozusagen von Tag zu Tag. Auffällig freilich wird im allgemeinen nur die Steigerung der Gefahren, und nur um sie kümmert sich das Volk, soweit es auf die Benützung der Landstraße angewiesen ist. Die Dividenden der Besitzer von Automobilfabrikaktien sind dem Landwirt gleichgütig, und man wird von ihm nicht erwarten können, daß er sich für die Verzinsung des in irgendeiner ihm fremden Industrie angelegten Kapitals einsetzt.

Daraus erklärt es sich, daß der weitaus größte Teil von Angehörigen unseres Volkes dem Automobilverkehr mit sehr unfreundlicher Gesinnung gegenübersteht. Dieses neue Verkehrsmittel erhebt Anspruch auf die völlige Beherrschung der Straße, auf der die schlichten Leute ihrer Arbeit nachgehen müssen. Und in 99 von hundert Fällen sagt sich der Straßenpassant: ich habe etwas zu tun, was im Interesse der Ernährung meiner selbst oder meiner Familie erforderlich ist; der Automobilfahrer aber hat nichts zu tun, hat keinen stichhaltigen Grund zu seiner Eile. Darin hat denn auch der Straßenpassant, dem dieses Verhältnis — sei es auch noch so unklar — zum Bewußtsein kommt, zweifellos vielfach recht, und er ist darum mit ebensoviel Recht darüber

magor duckte sich behaglich in seine geschützte Niederung. Das Gewitter zog bald vorbei, über die Gebirge dem Osten zu. Es war ruhig geworden. Auf der Gasse blies ein Posthorn den Abendsegen. Aber ich konnte nicht einschlafen. Panoramen, Kinematographen und Phonographen spielten in meinem Kopf, um die Eindrücke des Tages mir allzu bereitwillig zu reproduzieren. Im Halbschlummer stand ich auf dem hohen Kollin — dort fern im Norden leuchteten die Gletscher des Großglockners, dort unten im Süden schimmerte der Golf von Venedig. Da schmetterte auf der Gasse wieder das Posthorn, grelle, schrille Töne, gaßauf und ab — mitten in der Nacht. Auf den Gassen erhob sich Lärm, im Hause wurden Türen auf- und zugeschlagen — da merkte ich: Es ist Allarm! Hochwasser? Im Gebirge ist ein Wolkenbruch niedergegangen, die Fluten wälzen sich heran, alles vor sich niederreißend. Die oberen Orte haben Hermagor telegraphisch verständigt. Darum das Allarmblasen: Auf, auf! Das Wasser kommt! — So meine Vorstellung. Aber ich blieb liegen, wie ich lag und horchte den Notsignalen, die immer noch durch die Gassen schallten. Mein Reisegenosse im Nachbarszimmer, so dachte ich, wird schon aufstehen, wenn Gefahr ist, und mir es sagen. Und wenn er's nicht sagt, wenn das Haus und das Bett und der drin liegt, untergeht, so ist es auch gut. Nur rasten.

Dann habe ich ein paar Stunden geschlafen, bis um 4 Uhr uns der Hausdiener weckte. Es rief schon die Bahnzeit; da kam der Wirt noch mit einem großen Buschen Ansichtskarten, die Abends zuvor unerledigt geblieben und die zu unterschreiben waren. Der Wirt war die Nacht über nicht aus den Kleidern gekommen. In einem Nachbarsdorfe war Feuer gewesen, vom Blitze entzündet mehrere Häuser abgebrannt.

Auf der Eisenbahn, die von Hermagor aus gegen Villach geht, glitten wir dahin, uns erholend von der unruhigen Nacht. Unter der Frühmorgensonne lagen das Tal, der See, die Berge in feuchtem frischen Glanze da. Zur Linken düster beschattet der Dobratsch mit seinen wilden Wänden, mit seiner rötlichen Riesenschramme, wo vor Zeiten ein beispielloser Bergsturz niedergebrochen ist und das ganze Tal verwüstet hat. Stundenweit um liegen noch heute auf spärlich und ruppig bewachsener Steppe die Felsblöcke zerstreut und die hier schon mächtig entwickelte Gail wälzt zwischen hin ihre grauen Fluten. Die Besteigung des interessanten Berges mit seiner weltberühmten Aussicht habe ich mein Lebtag so lange verschoben, bis es nun zu spät zu sein scheint. Der Weg ist lang, der Berg ist hoch. Hingegen steht dem Dobratsch gegenüber im Süden des Tales ein bequemerer Berg mit nahezu ähnlicher Aussicht. Die Göriacher Alpe, die wir für diesen Tag unter die Füße nehmen wollten. Wie zwei weiße Sterne leuchteten ihre Unterstandshäuser von der Höhe herab. Aber die vorhergegangenen langen Fahrten und größten-

teils schlaflosen Nächte hatten doch eine Ermüdung zurückgelassen, die mich den an sich unbeschwerlichen Aufstieg nicht wagen ließ. Wir fuhren weiter. Mein Freund stieg in Velden aus, ich rollte mit Schnellzugsgeschwindigkeit der Heimat zu. Je herrlicher sich an diesem Tage das Licht und die Bergklarheit enthüllte, je betrübter wurde mein Herz, daß wir die Alpenpartie aufgegeben hatten. Aber die völlige Erschöpfung, die sich an mir dann zu Hause zeigte, hat mich froh sein lassen, wieder einmal dem Dämon Alpinismus entkommen zu sein. Mein Verhältnis zu diesem Dämon ist übrigens ein recht harmloses geworden. Es erstreckt sich nur mehr auf Alpentalfahrten, auf Jochwanderungen und auf Vorbergbesteigungen. Aber auch darin finde ich ein Vergnügen, eine Freude, nein, nein, nein — das sagt es nicht. Vielmehr geradezu ein Glück, das unbeschreiblich ist.

Die Automobilfrage.

Von **Ph. Stauff.**

Die wirtschaftlichen Interessen, die mit der Herstellung von Kraftfahrzeugen in Deutschland verknüpft sind, und die Gefahren, mit denen infolge des Überhandnehmens des Automobilfahrens Eigentum, Leben und Gesundheit vieler Menschen bedroht erscheinen, erhöhen sich sozusagen von Tag zu Tag. Auffällig freilich wird im allgemeinen nur die Steigerung der Gefahren, und nur um sie kümmert sich das Volk, soweit es auf die Benützung der Landstraße angewiesen ist. Die Dividenden der Besitzer von Automobilfabrikaktien sind dem Landwirt gleichgütig, und man wird von ihm nicht erwarten können, daß er sich für die Verzinsung des in irgendeiner ihm fremden Industrie angelegten Kapitals einsetzt.

Daraus erklärt es sich, daß der weitaus größte Teil von Angehörigen unseres Volkes dem Automobilverkehr mit sehr unfreundlicher Gesinnung gegenübersteht. Dieses neue Verkehrsmittel erhebt Anspruch auf die völlige Beherrschung der Straße, auf der die schlichten Leute ihrer Arbeit nachgehen müssen. Und in 99 von hundert Fällen sagt sich der Straßenpassant: ich habe etwas zu tun, was im Interesse der Ernährung meiner selbst oder meiner Familie erforderlich ist; der Automobilfahrer aber hat nichts zu tun, hat keinen stichhaltigen Grund zu seiner Eile. Darin hat denn auch der Straßenpassant, dem dieses Verhältnis — sei es auch noch so unklar — zum Bewußtsein kommt, zweifellos vielfach recht, und er ist darum mit ebensoviel Recht darüber

magor duckte sich behaglich in seine geschützte Niederung. Das Gewitter zog bald vorbei, über die Gebirge dem Osten zu. Es war ruhig geworden. Auf der Gasse blies ein Posthorn den Abendsegen. Aber ich konnte nicht einschlafen. Panoramen, Kinematographen und Phonographen spielten in meinem Kopf, um die Eindrücke des Tages mir allzu bereitwillig zu reproduzieren. Im Halbschlummer stand ich auf dem hohen Kollin — dort fern im Norden leuchteten die Gletscher des Großglockners, dort unten im Süden schimmerte der Golf von Venedig. Da schmetterte auf der Gasse wieder das Posthorn, grelle, schrille Töne, gaßauf und ab — mitten in der Nacht. Auf den Gassen erhob sich Lärm, im Hause wurden Türen auf- und zugeschlagen — da merkte ich: Es ist Allarm! Hochwasser? Im Gebirge ist ein Wolkenbruch niedergegangen, die Fluten wälzen sich heran, alles vor sich niederreißend. Die oberen Orte haben Hermagor telegraphisch verständigt. Darum das Allarmblasen: Auf, auf! Das Wasser kommt! — So meine Vorstellung. Aber ich blieb liegen, wie ich lag und horchte den Notsignalen, die immer noch durch die Gassen schallten. Mein Reisegenosse im Nachbarszimmer, so dachte ich, wird schon aufstehen, wenn Gefahr ist, und mir es sagen. Und wenn er's nicht sagt, wenn das Haus und das Bett und der drin liegt, untergeht, so ist es auch gut. Nur rasten.

Dann habe ich ein paar Stunden geschlafen, bis um 4 Uhr uns der Hausdiener weckte. Es rief schon die Bahnzeit; da kam der Wirt noch mit einem großen Buschen Ansichtskarten, die Abends zuvor unerledigt geblieben und die zu unterschreiben waren. Der Wirt war die Nacht über nicht aus den Kleidern gekommen. In einem Nachbarsdorfe war Feuer gewesen, vom Blitze entzündet mehrere Häuser abgebrannt.

Auf der Eisenbahn, die von Hermagor aus gegen Villach geht, glitten wir dahin, uns erholend von der unruhigen Nacht. Unter der Frühmorgensonne lagen das Tal, der See, die Berge in feuchtem frischen Glanze da. Zur Linken düster beschattet der Dobratsch mit seinen wilden Wänden, mit seiner rötlichen Riesenschramme, wo vor Zeiten ein beispielloser Bergsturz niedergebrochen ist und das ganze Tal verwüstet hat. Stundenweit um liegen noch heute auf spärlich und ruppig bewachsener Steppe die Felsblöcke zerstreut und die hier schon mächtig entwickelte Gail wälzt zwischen hin ihre grauen Fluten. Die Besteigung des interessanten Berges mit seiner weltberühmten Aussicht habe ich mein Lebtag so lange verschoben, bis es nun zu spät zu sein scheint. Der Weg ist lang, der Berg ist hoch. Hingegen steht dem Dobratsch gegenüber im Süden des Tales ein bequemerer Berg mit nahezu ähnlicher Aussicht. Die Göriacher Alpe, die wir für diesen Tag unter die Füße nehmen wollten. Wie zwei weiße Sterne leuchteten ihre Unterstandshäuser von der Höhe herab. Aber die vorhergegangenen langen Fahrten und größten-

zwar mit Zugsgeschwindigkeit. Die Sorgfalt, die der Staat bezüglich seines Bahnverkehrs sich angelegen sein läßt, ist also beim Automobilverkehr völlig ausgeschlossen. Aber auch die Quantität der durch das Sportautomobil vertretenen Verkehrsinteressen steht in einem ganz anderen Verhältnis zu den dadurch hervorgerufenen Gefahren, wie das beim staatlichen Bahnverkehr der Fall ist. Sind einerseits die Gefahren, wie gezeigt, ganz erheblich höhere, so sind andererseits die Wirtschaftsinteressen, denen das Automobil dient, unvergleichlich geringer einzuschätzen. Denn das Automobil befördert nur eine kleine Personenzahl auf einer Strecke, die unter Vermeidung der Gefahren meist auch mittels der Bahn zurückgelegt werden könnte, ohne die Kosten dieser Beförderung sehr wesentlich zu verringern. Auch dieser Punkt ist erwähnenswert, obwohl der Geldgewinn, beziehungsweise die Geldersparnis einzelner überhaupt nicht dazu berechtigen würde, die Allgemeinheit mit einer Erhöhung der ihr drohenden Gefahren zu bedenken, da bei einem Unfall der völkische Verlust doch unvergleichlich bedeutender ist, als die durch den Automobilverkehr bestenfalls erzielte Ersparnis des einzelnen.

Aus diesen Erwägungen heraus wird auch der Antrag im württembergischen Landtage verständlich sein, wonach diese ein generelles Verbot aller Automobilrennen auf den Straßen des Königreichs für erforderlich hält.

Das Automobil gehört nur insoweit auf die Straße, als es einem wirtschaftlichen Werte von solcher Quantität dient, daß dadurch die Erhöhung der damit verbundenen Gefahren als gerechtfertigt erscheinen kann. Sportliche Veranstaltungen sind in diesem Zusammenhange aber entschieden nicht zu nennen. Man darf es darum begrüßen, daß auf die Meldung eines ernsten Unfalles bei dem diesjährigen Taunusrennen auch der deutsche Kaiser gesehen hat, wohin schließlich die allzu eifrige Entwicklung des Automobilsports auf der Landstraße treiben muß, und daß er die Anregung zur Schaffung einer besonderen Rennbahn, die jetzt rasch ihrer Verwirklichung entgegenzugehen scheint, gegeben hat. Dabei ist es nicht der Gedanke allein, der uns erfreulich erscheinen muß; denn an sich lag dieser Gedanke nahe genug, und so gut sich die Radfahrer eigene, für die Allgemeinheit gefahrlose Rennbahnen errichtet haben, muß das auch für Automobile möglich sein — es ist besonders zu begrüßen, daß der Kaiser den direkten Anstoß dazu gegeben hat. Es kann nämlich keinem Zweifel unterliegen, daß die Propagierung des Automobil-Sportwesens, wie sie bisher in unseren bemittelten Volkskreisen und nicht zum wenigsten von Angehörigen des Hochadels geübt worden ist, viel böses Blut im Volke gemacht, und daß die Auffassung stark um sich gegriffen hat, man schätze in jenen Kreisen das eigene Vergnügen im Zusammenhang mit einer starken Betonung großindustrieller Spezial-

erbittert, daß er dem Automobilisten ausweichen und für den Fall einer kleinen Unachtsamkeit seiner selbst oder des Fahrzeuglenkers zugunsten einer ihm zwecklos erscheinenden Eile des letzteren an Leben und Gesundheit einem Risiko ausgesetzt sein soll.

Auch der bezüglich der Erfüllung seiner Arbeitsinteressen auf die Benützung der Landstraße angewiesene Mann ist nicht ohne Gerechtigkeitsempfinden und weiß zu unterscheiden, wo das Automobil als Hilfsmittel zur Arbeitsleistung oder als Sportobjekt aufzufassen ist. Ich habe nie von jemand ein unschönes Wort über die Lastfahrzeuge gehört, mittels deren die Brauerei ihre Fässer zu den Wirten oder der Güterführer die ihm anvertrauten Waren zur Bahn bringt. Und wenn ein Arzt sich für Krankenbesuche des Automobils bedient, spricht die Bevölkerung mit hoher Achtung von seiner Gewissenhaftigkeit; wenn die Feuerwehr das Kraftfahrzeug benützt, um schnell an Ort und Stelle zu sein, freut man sich der Schadens- und Lebenssicherheit, die dadurch gewährleistet wird, und wenn ein Staatsautomobil von Sonthofen nach Hindelang eilt im Interesse vieler, die diesen Weg zurücklegen müssen oder wollen, so versteht unsere Bevölkerung sehr gut das Allgemeininteresse, dem diese Fahrten zu dienen berufen sind. Also das Ursprüngliche, Gesunde am Automobilverkehr wird in den breiten Volksschichten keineswegs bekämpft, sondern nur die Auswüchse dieses Verkehrs, die Sportraserei auf der Landstraße.

Wenn jemand heutzutage glaubt, mittels des Automobils auf der Straße von München nach Hamburg rasen zu müssen, so befindet er sich entschieden in einer gewaltigen Selbsttäuschung entweder über die Bedeutung seiner Person oder über die kulturelle Bedeutung des Vehikels, in dem er sitzt. Denn bringt auch das Automobil eine schnellere Verkehrsmöglichkeit, so bringt es eben dadurch doch auch Gefahren, die im gleichen Maße wachsen mit dem erzielten Schnelligkeitsgewinn. Um da eine richtige Wertung zu veranschaulichen, sei auf das Beispiel des nun so lange bestehenden Bahnverkehres zurückgegriffen. Auch er verschafft die Möglichkeit größerer Eile im Verkehr, als sie ohne ihn denkbar ist, und auch er ist mit Gefahren verbunden, obwohl man diese durch sorgfältige Überwachung des Bahnkörpers nach Kräften herabzumindern sucht. Aber bei einem Zuge kommt die wirtschaftlich notwendige Schnelligkeitsreise Hunderter von Personen in Frage. Die Verkehrsinteressen überwiegen also ohne Zweifel ganz bedeutend, und es wird niemandem beikommen, den Bahnverkehr als eine schädliche Einrichtung abschaffen zu wollen. Während aber der Eisenzug seine besondere Bahn hat, die höchstens irgendwo durch einen Straßenübergang mit den Verkehrsinteressen der nicht im Zuge sitzenden Personen kollidieren kann, bewegt sich der Automobilist auf der offenen Landstraße, auf deren Benützung die Allgemeinheit angewiesen ist, und

Strafen regnet, die sich leicht in verstärkter Auflage wiederholen, ziehen es die meisten Lenker von Kraftfahrzeugen allmählich vor, den Anschauungen der schweizerischen Bevölkerung über das Tempo eines im Allgemeininteresse noch zulässigen Automobilverkehrs Rechnung zu tragen. In manchen Gegenden der Schweiz ist übrigens der Automobilverkehr gänzlich verboten.

Das sind Anfänge einer staatlichen Regelung des Automobilverkehrs, die sich in der Schweiz sehr bewährt haben.

Die Schweiz dient nahezu in ihrem ganzen Gebiete der Erholung und Gesundung von frischer Luft bedürftigen Menschen, die sich von ihrer Arbeit, aus ihren Gesellschaftsanforderungen zurückziehen, um an Körper oder Geist oder an beiden zugleich zu gesunden. Diesem Umstande ist natürlich Rechnung zu tragen gewesen. Das Automobil ist schon in seiner Eigenschaft als Staubentwickler Gift für jene Gegenden und die Menschen, die dort Gesundung oder Kräftigung suchen. Man muß nur einmal in Sommerhitze auf einer Straße sich bewegt haben, auf der man einem Automobil begegnete, um die Eigenschaft dieses Gefährtes als Staubentwickler in ihrem Superlativ kennen gelernt zu haben. Viertelstunden lang kann man dann in einer Staubwolke dahinwandeln, deren künstliche Erzeugung durch ein „Verkehrsmittel" gewiß nicht darauf schließen lassen möchte, daß in deutschen Landen ein Pettenkofer gelebt hat. Man darf der Ansicht Ausdruck geben, daß die Allgemeinheit in weit höherem Grade geschädigt wird durch die ungeheure Staubaufrollung der Kraftfahrzeuge, als durch direkte mit Tod oder Verletzung von Menschen zusammenhängende Unglücksfälle. Diese Eigenschaft des Automobils und die Interessen der Gemeinschaft, die dagegen zu schützen sind, sollen deshalb in folgendem im Vordergrunde stehen.

Die Landstraße muß wenigstens vor der Wettrennerei geschützt werden. Dem einzelnen Sportsautomobil wird man die Landstraße nicht mehr verbieten können und im Interesse der nun einmal in der Automobilindustrie Deutschlands angelegten großen Kapitalien nicht verbieten wollen. Man könnte das auch schon um deswillen nicht, weil man nicht in jedem einzelnen Falle die Unterscheidung zwischen einem Automobil zur Erreichung gemeinnütziger Zwecke (z. B. des Arztes) oder einem solchen zu bloßer Sportfahrerei treffen kann. Um also nicht hier den guten Zweck mit der bloßen Spielerei zugleich zu treffen, muß man die Automobile auf der Straße belassen, jedoch ist es dann erforderlich, daß man gegen die Raserei und gegen die Gewissenlosigkeit mancher Autler zu ebenso drakonischen Mitteln greift, wie das in der Schweiz da geschieht, wo der Verkehr der Kraftfahrzeuge gestattet ist. Es darf nicht möglich sein — wie das gegenwärtig jede Woche einmal von den Zeitungen gemeldet wird und wie man's gelegentlich wohl auch

interessen weit höher ein, als Gesundheit und Leben der Staatsbürger. Und es kann auch kaum ein Zweifel sein, daß die Staatsorgane Rücksicht auf so hohe Sportsinteressen in vielen Fällen genommen haben, und zwar in solchem Umfange, daß es sich mit den Interessen der Allgemeinheit durchaus nicht mehr vertrug, und daß man in jenen Volksschichten, in denen man seine Worte nicht wägt, sondern ausspricht, bereits von einem neuen Klassenrecht der Automobilfahrer gesprochen hat. Je mehr man sich auf diesem Gebiete künftig hüten wird, hohen Neigungen Rechnung zu tragen, um so mehr wird das Vertrauen des Volkes in das Rechtsleben wieder gewinnen.

Der Direktor des deutschen „Kaiserlichen Automobilklubs“ hat aber in einem an verschiedene große Blätter nach der diesjährigen Herkomerfahrt gerichteten und von den Zeitungen zum Teil abgedruckten Schreiben eine Auffassung verraten, von der man nur sagen kann, daß es bedauerlich wäre, wenn sie sich als Gemeingut der Sportautomobilisten entpuppte. Er glaubte die vorgekommenen zahlreichen Unfälle lediglich auf die Unvertrautheit des Publikums mit dem Automobil und auf seine Unvorsichtigkeit diesem Verkehrsmittel gegenüber zurückführen zu können, und gab der Hoffnung Ausdruck, daß die mit der Zeit sich einstellende bessere Gewöhnung der Bevölkerung an das Kraftfahrzeug die Vermeidung solcher Unfälle im Gefolge haben werde. Das ist eine ganz irrige Meinung. Solange die Menschen nicht mit 60-Kilometergeschwindigkeit einem mit dieser Eile heranbrausenden Fahrzeug ausweichen können, solange wird auch keine Gewöhnung Abhilfe zu schaffen vermögen. Überdies ließe sich vom Ausweichen als Hilfsmittel ernstlich reden, wenn das Fahrzeug auf Schienen laufen und nicht in so und so vielen Fällen gerade nach der Seite lenken würde, auf die sich der Straßenpassant zu retten versucht hat. Wir haben schon angeführt, daß es, abgesehen von all diesem, als unsittlich zu betrachten ist, die Sporttätigkeit eines Automobilisten höher einzuwerten als die Tätigkeit des seinem Tageserwerb nachgehenden, auf die Benützung der Landstraße angewiesenen Mannes aus dem Volke.

Die verkehrsreiche Schweiz hat sich zu helfen vermocht. Sie hat eine geringe Fahrgeschwindigkeit für Automobile vorgeschrieben, die nicht mehr allzu oft überschritten wird. Denn während in solchen Fällen die deutsche Polizei dem davonrasenden Gefährt, dessen Nummer natürlich in der Eile oder vor auffliegenden Staub nicht zu entziffern war, einen entrüsteten Blick nachzuschleudern pflegt, verständigt die schweizerische Polizei einfach mittels des Telegraphs oder des Telephons alle benachbarten Ortschaften, wo dann Schlagbäume niederrasseln, welche die rücksichtslosen Automobilisten zum Halten zwingen und so die Feststellung ihrer Personalien ermöglichen. Da es dann nicht zu knappe

ableitet. Vielerorts ist das nicht schwer zu bewerkstelligen, da nämlich, wo brauchbare Fußwege, ohne länger zu sein als die Hauptstraße, in angemessener Entfernung von dieser parallel mit ihr laufen. Allerdings fehlt es dort, wo dieser Bedingung bereits Genüge geleistet ist, meist an Hinweisen solcher Art, daß auch der Landesunkundige den Fußweg getrost wählen könnte, ohne fürchten zu müssen, daß er von der beabsichtigten Wegroute abkommt. Wenn aber in dieser Hinsicht überall gleichmäßig Sorge getragen würde, möchte die Fahrstraße leicht von Fußgängern entvölkert werden, so daß sich die von Automobilen hervorgerufenen Unfälle infolge Verminderung der Gelegenheit hiezu ganz von selbst verringern würden. Wo nun derartige Fußwege nicht bestehen, müßten sie eben geschaffen werden, was natürlich um so mehr Kosten verursacht, als die Fußwege in erheblicher Entfernung von der Fahrstraße (wegen des Staubes) angelegt werden müßten. Es würde Gemeinden, Distrikten, Kreisen u. s. f. nicht gerade leicht fallen, ganz aus eigenen Mitteln diese Wegbauten zu vollführen und den Grunderwerb dafür zu leisten, so daß sich also Staatshilfe nicht entbehren lassen würde. Da wird es nur gerecht erscheinen, wenn der Staat die Steuereinnahmen aus Sport- und Luxusautomobilen zur Unterstützung der Gemeinden in den neuen Wegbauaufgaben verwenden würde. Selbst wenn dadurch eine Höherbesteuerung dieser Fahrzeugkategorien sich als notwendig erweisen würde, könnte das kein ernst zu nehmender Hinderungsgrund sein. Denn der Straßenverkehr würde für die Automobilbesitzer ein weit angenehmerer sein, und davon würden mittelbar die Automobilfabriken den größten Vorteil haben. Bei dem jetzigen Zustand der Landstraßen ist die Scheu fein veranlagter Menschen, durch die Befahrung mit dem Automobil die Knochen ihrer Mitmenschen aufs Spiel zu setzen, sehr verständlich, und deshalb ist es sogar im Interesse der Automobilindustrie selbst erwünscht, daß die Straßen mit der Zeit dem Kraftwagen- und Tierwagenverkehr allein überlassen bleiben. Ihre Absatzmöglichkeiten unter den begüterten Kreisen könnten nur gewinnen auf diese Weise.

Ferner wird es eine Hauptsorge der Automobilfabriken sein müssen, darauf zu sinnen, wie sich die Staubentwicklung der Kraftwagen einschränken läßt. In der letzten Zeit verlautete — ob im Ernst oder Scherz — manches, was darauf schließen ließ, daß es an dieser Sorge nicht fehlt und daß man vielleicht für nicht ferne Zukunft die Konstruktion zweckdienlicher Hilfsmittel in dieser Richtung erhoffen darf.

Diesen Aufsatz entnehmen wir seiner Zeitgemäßheit und Wichtigkeit wegen auszugsweise der vorzüglichen Zeitschrift „Der Türmer“.

einmal schaudernd selbst erlebt — daß Fahrer, die sich eine Nichtbeachtung der bestehenden Sicherheitsvorschriften haben zuschulden kommen lassen oder die gar einen Menschen überfahren, ein Tierfuhrwerk angerempelt haben, einfach davonsausen und nicht mehr ermittelt werden können. Gerade dieser letztere Fall ist aber sehr häufig zu verzeichnen, und oft hält der Automobilfahrer nach einem Unfall erst dann sein Vehikel an, wenn er sieht, daß ein Durchkommen ausgeschlossen ist. Solches Verhalten kann nicht scharf genug verurteilt und die Sicherheitsvorkehrungen dagegen können nicht streng genug getroffen werden. Entsetzlich sind die Zustände namentlich während der Abenddämmerung in der Nähe mancher Großstädte. Es ist vorgekommen, daß die Lenker von unbeleuchteten Kraftfahrzeugen die von ihnen überfahrenen oder in der Dunkelheit angerannten Personen noch obendrein im Ärger vorsätzlich mißhandelt haben, und gar oft liegt der Schluß nahe, daß Automobilisten und Motorradfahrer es bedauern, wenn eine unter ihren Rädern verunglückte Person nicht tot geblieben ist, sondern noch fähig bleibt, Zeugnis gegen die Gewissenlosigkeit dieser Herren abzulegen! Ohne Zweifel trifft die Automobilfahrer nicht an jedem durch sie verursachten Unfall die Hauptschuld; aber sie sollen zum mindesten nicht die Möglichkeit haben, sich der gerichtlichen Untersuchung und im geeigneten Falle der Strafverfolgung zu entziehen. Das beste Mittel dafür ist der Schlagbaum an den Einfahrtstraßen zu jedem Orte, der telegraphisch oder telephonisch erreichbar ist. Außerdem ist es erforderlich, daß die Maximalgeschwindigkeit von Kraftfahrzeugen auf offener Landstraße generell geregelt wird, und daß die Polizisten in ihrer Gesamtheit mit Geschwindigkeitsmessern versehen werden, um Verfehlungen seitens der Fahrer in einwandfreier Weise sofort feststellen zu können. Die im Vorjahre vom Bundesrate „erlassenen Grundzüge für den Verkehr mit Kraftfahrzeugen“ geben hier leider kein Höchstmaß an. Nur für den Verkehr innerhalb geschlossener Orte sind 15 Kilometer per Stunde als das Höchstzulässige bezeichnet. Auf offener Landstraße sollte man nicht mehr als das Doppelte gestatten — höchstens aber auf weithin zu überblickenden Strecken bei nicht staubigem Wege bis zu 40 Kilometer. Jede Zuwiderhandlung wäre dann unnachsichtlich zur Anzeige zu bringen und mit Strafen in solcher Höhe zu belegen, daß angesichts der sozialen Lage der betreffenden Fahrzeuginhaber eine bessernde Wirkung davon erhofft werden dürfte. Es bleibt immer zu bedenken, daß der Automobilist nicht allein — wie etwa der Sportsmann im Hochgebirge — sein eigenes Leben aufs Spiel setzt, sondern auch das seiner Mitmenschen, über das er kein Verfügungsrecht besitzt.

Endlich erscheint es absolut wünschenswert, daß man den Fußgängerverkehr im Interesse der allgemeinen Sicherheit von den Straßen

Mein Gruaß.

Gnadenhalbn leb i nöt,
's Lebn is a Muaß;
Drum keck und fest aufs Brett
Stell i mein Fuaß.

Wer derf ma sagn: „Geh weg!"
Wer hat a Recht,
Wann i dem d' Faust hinreck,
Der mers s sagn mecht?

Drum keck und fest aufs Brett
Stell i mein Fuaß,
Gnadnhalbn leb i nöt —
Das is mei Gruaß!

Heimgärtners Tagebuch.

Ich bin ein unbedingter Bewunderer, aber kein unbedingter Anhänger des elektrischen Lichtes. Ich schließe mich den Zweiflern an, ob unser Nationalwohlstand der kostspieligen Kunstkrafterzeugung auf die Dauer wohl wird standhalten können. Nur in Gegenden kostenloser Wasserkräfte wird es gut gehen.

Als mein Heimatsort Geneigtheit zeigte, von dem 12 Kilometer entfernten Kindberg sich das Licht blitzen zu lassen, habe ich auf diese Mühle mein Wässerlein geleitet, für die Anlage Stimmung zu machen gesucht und auch mein Sommerhaus fürs neue Licht einrichten lassen. Obschon es fraglich erscheint, was an sich schöner ist, der blendend glühende Draht oder die milde, flackernde Flamme des einst so trauten Kienspans. Nun ist es da und strahlt nieder auf dieses Blatt und man merkt seinem friedlichen Leuchten nicht an die unheimliche Kraft, die den, der ihren Nerv berührt, schwer schlagen kann. So gewalttätig war keines der vielen Lichter, die meinen Lebensweg beleuchtet haben. Nicht die Kienspanfackel in der Bauernstube, nicht die Rübsöllampe im Hirtenhäusel, nicht das Kerzenlicht in der Werkstatt, nicht der Gasfalter in der Studierstube und nicht die Petroleumflamme in dem Arbeitszimmer. Unter jedem dieser Lichter habe ich gelebt und gearbeitet. Jetzt ist das Blitzlicht da. Was wird nach diesem mir für ein Licht kommen? Vielleicht das ewige.

Im Hause neues, elektrisches Licht. Das erste, was ich darunter las, war die Nachricht von der schweren Erkrankung Thomas Edisons, dem wir so viel Fortschritt in Behandlung der Elektrizität verdanken. Edison sei schwer nervenleidend, habe sich in einen weltentlegenen Winkel zurückgezogen, wo ihn seine Mutter pflege. Sonst lasse er niemanden zu sich. Er wolle Ruh' haben. — Wenn das die ganze Krankheit ist, dann ist Edison sehr gesund. Man denke doch, wie schwer dieser Mann viele Jahre lang an der Welt getragen haben mag. Diese Arbeitslast, diese Sorgen,

Dorfmusik.

Von Hans Mittendorfer.

Im Himml is's lusti.

Im Himml is's lusti,
In der Höll kreuzfidel;
Im Himmel habns d Musi
Und ön Tanz in da Höll.

Himmlauf a kloans Fleckerl,
Das gfallat ma schier . . .
— Geh her, du liabs Schneckerl,
Drah di umi mit mir!

Alli Engerl, alli Sterndl
Habn ön Himmel eah Stöll,
Aber alli schen Dirndl
Kemman sicha in d'Höll.

I hör gern a Musi
Und tanz gern dazua
Und d Rannabaurn Susi
Tuat a, was i tua.

Sie deut ma, sie schreit ma,
Will mitn Bußln nöt sparn —
Dafür muaß s zur Abbuaß
In d Höll abi fahrn.

Da fahrn ma zwiespanni,
Wanns uns zhoaß wird beim Schnitt
Und d' Lenznbaurn Nanni,
Dö nehman ma mit.

Da Teuxl spitzt dö Kirntl,
Wann i mehra herzöhl,
Denn alli schen Dirndl
Kemman sicha in d' Höll!

Dirndl, hoaß wirds!

Zwegn an Bußl und ar Predi
Han i mi mitn Dirndl zkeit;
Wieda guat worn san ma ledi
Zwegn an Spanliacht und an Scheit.

I han just in d Kuchl gfundn,
Wo beim Herd sis Dirndl buckt;
Und wias grad hat untazundn,
Kriagts a Bußl auffidruckt.

„Du“, sagts, „iazta koch i s Essn,
Han zum Narrischsein koa Zeit!
Hast leicht d Predi schon vagessn“
Moants aft, „von da Ewigkeit?“

Was für Predi?! „Dö vom Pfarra!“
Über s Gernhabn? „Über d Gluat,
Wo da Teuxl di, du Narr a
Sichar amal bratn tuat!“

Und di a — da wirds uns hoaß wern,
Wann ma drinn liegn in da Rein
Mitanond; das kann a Gspoaß wern!
Netta d Rehrn mua groß gnua sein.

„Spöttl nöt!“ sagt s Dirndl damisch,
„Ghalt den Gspoaß für di alloa!“
Geht nöt, Dirndl, sag i hamisch,
D Zuaspeis muaß ma zuwi toa.

„I will brav wern“, greints, „und seli,
s Umaliabln hat an End —
Geh na zua, der Weg, der scheeli,
Loat't di grad dorthin, wos brennt.“

Dirndl, was mi brennt, das blas i;
Mir macht d Suppen neamd nöt z hoaß.
Was i lassen will, das laß i,
Aba d Liab nöt und ön Gspoaß.

Scheni Dirndl nach dö Tausnd
Sagn mitn Augnan: liaba Bua!
Schiachi grad und dö schon mausad
Wendn si ön Himmel zua.

Schau, a Spanliacht und a Scheitl
Kemman zsamm und s Öferl glüaht,
Wia lang dauerts? A winzigs Zeitl
— Grad wia d' Liab im Menschngmüat!

„Is nöt wahr, mei Liab daurt ewi!“
Ruafts, fliagt auf mi zua und lacht,
Bußt mi a und wird ganz rewi . . .
Dirndl, hoaß wirds — gib fein acht!

Das war dem treuherzigen Jungen alles so klar und selbstverständlich. Mir gefiel er, mich dauerte er. — „Junger Wandersmann“, sagte ich und hielt ihm eine kleine Gabe vor, „das müssen Sie mitnehmen!“ Er errötete und hielt die Hände hinter den Rücken. Er weigerte sich so sehr, daß ich beschämt war. Aber Sie *müssen* es mitnehmen. Für alle Fälle. Wenn Sie's nicht brauchen, so können Sie mir's ja gelegentlich zurückschicken. Ganz gelegentlich, wenn Sie einmal recht wohlhabend sein werden. Denken Sie an Ihre Mutter und wie Sie gesund zu ihr heimkommen!“ Da nahm er's. Und ist davongegangen.

Vier Wochen später erhielt ich einen Brief von demselben Jungen aus Wien. Freilich habe er's gut brauchen können. Er habe nicht gewußt, daß eine solche Reise so streng sei. Aber nun wolle er's mit vielem Danke zurückzahlen. Das Stückchen lag bei. Und habe ich's nachträglich vernommen, daß er das einzige Kind einer armen Beamtenswitwe ist. — Solche Erlebnisse frischen den Glauben an die natürliche Vornehmheit des Menschen wieder auf.

Beklagte sich ein alter Bauer: „Seit 27 Jahren zahle ich schon meine Feuerversicherungsprämie von 9 Gulden und noch nit einen Kreuzer habe ich zurückbekommen!“ — „Sei froh“, sagte ich, „daß du immer noch nicht abgebrannt bist. Hast aber dazu beigetragen, daß anderen, die das Unglück gehabt haben, das Baugeld ausgezahlt werden kann. Das ist auch ein schönes Bewußtsein. Wir stehen halt *einer für alle und alle für einen.*“ — „Pfeif' drauf!“ sagte der Bauer, „was gehen mich die andern an.“ — Ein dritter, der uns zugehört, schüttelte den Kopf und sagte zu mir: „Von einem notigen Bauern darf man doch keinen Altruismus verlangen, solange nicht einmal die Reichen einen haben und selbst die Versicherungsgesellschaften zuerst an den eigenen Vorteil denken? — So wurde ich wieder einmal dran erinnert, wie dumm es ist, wenn man zu ideal von den Leuten denkt.

Ein moderner Ethiker, Pastor Traub, gibt in seinem Werke „Ethik und Kapitalismus“ (Heilbronn, 1905) von der Sittlichkeit folgendes Bild:

„Die Ethik erfaßt den ganzen Menschen und zwingt ihn in jedem Beruf, sittlicher Mensch zu bleiben. Die Kunst des sittlichen Lebens ist überall dieselbe. Dazu kommt, daß keine Technik und keine Wissenschaft die sittlichen Kräfte ersetzen kann. Denn Ethik ist treibende Macht, nicht rückständige Gewalt. Sie veranlaßt geradezu den Fortschritt im

Hoffnungen, Anfeindungen, Enttäuschungen, Erfolge, Ehren! Diese Zudringlichkeit der Welt, die mit ihren tausendfältigen Ansprüchen und Huldigungen ihm jede Minute wegnahm. Endlich wird der Mann, dem die Welt so viel verdankt, auch für sich etwas haben wollen, nämlich ein paar Jahre ruhigen Lebens. Wo er nicht bloß Arbeiter, Erfinder, Organisator, sondern wo er auch Mensch sein kann, beschaulich die Wonne des Daseins genießend und sich des Ewigen besinnend. So zieht er sich zurück zu seiner alten Mutter in die Einsamkeit, wo er schließlich noch die Erfindung macht, wie einfach und gründlich der Mensch glücklich sein kann. „Schwer nervenleidend" nennen das die Leute. Und ist es doch das Gesündeste, was er hat tun können.

Wenn mir in dunkler, schlafloser Nacht bange werden will, so drehe ich am Reibchen und sonnenhell ist die Stube. In der Ferne rauscht eine Maschine, damit hier still und feierlich das Licht glühen kann. Und mir verkünden, daß selbst in tiefen Nachtstunden Menschen für mich sorgen und arbeiten. Das elektrische Licht mit seinen tausend Adern und Fäden ist ein neues Mittel zur Vergemeinsamung der Menschen, gleichsam eine vielverzweigte Blutader, die den Gesellschaftskörper durchdringt und seinen Gliedern Wärme, Leben, Licht zuführt. Dieser Gedanke ist voller Trost; es gibt keine finstere, einsame Nacht mehr.

In mein Sommerhaus kam eines Tages ein junges, zartes Bürschchen mit Wanderstock und Rucksack. Ein Gymnasiast aus Wien, ärmlich und bescheiden. Er besitze von mir ein paar Bücher und bitte um eine Zeile von meiner Hand. Sehr gerne! Auf meine Fragen erzählte er sein Reiseprojekt. Über Eisenerz durchs Gesäuse ins Ennstal, dann durch das Salzburgerland und Oberösterreich nach Wien zurück. Ob in Wien seine Familie lebe? — „Die Mutter." Er werde hoffentlich streckenweise fahren. „Das nicht. Alles zu Fuß, drei Wochen lang." Ich fragte, ob er schon früher einmal gereist sei? „Ja. Einmal von Wien in den Wienerwald, zwei Tage lang." Seine Ausrüstung kam mir ungenügend vor, er hatte nicht einmal einen Überrock. Ob er genug Geld bei sich habe? „Ja, gewiß!" — „Wie viel denn?" — „Drei Gulden." — „Und damit wollen Sie eine drei Wochen lange Fußreise machen?" — „Ich habe ziemlich viel Brot bei mir." — „Sie scheinen keine Ahnung zu haben, was die Wirtshäuser kosten." — „Ich brauche keins. Seit Wien her habe ich zweimal im Freien geschlafen." — „Aber das geht nicht immer. In den Alpen gibt es auch im Sommer kalte Nächte." — „Dann vergrabe ich mich irgendwo in einen Heustadl."

keine Blutgier bei dem Jagdhunde. Wer ist es, der die Thiere aneinander hetzt? Die Natur ist es nur bei den wilden Tieren, wenn es sich um Hunger handelt. Der Mensch, diese ungeheuerlichste aller Bestien, ist es, der die zahmen Tiere künstlich einander zu Feinden macht.

Station Breitenstein am Semmering ausgestiegen, ein leichtes Stündlein sacht ansteigender Weg bis zum Orthofbauer, gutes Gasthaus mit schönem hölzernen Gartensaal; anstatt befrackter Kellner der Wirt in der Knielederhose; eine emsige Kellnerin. Hier ist der Paß (925 Meter) zwischen dem Semmeringkessel und dem Preinertal mit Aussicht östlich nach den in Waldbergen halb versteckten Gebäuden des Semmerings und westlich auf die nahe, lang hingestreckte Rax. Diesen Punkt liebe ich seit lange und bisher stets in Ehren. Diesmal aber habe ich dort einen Diebstahl begangen. Der ist so klein, daß ich ihn öffentlich sagen darf. Ich habe seit Kindheit die Wildkirschen gern und es ist auch ein Aberglaube dabei — ich müsse jedes Jahr meine Wildkirschen haben. Dies Jahr nun sind sie in unserer Gegend so völlig mißraten, daß ich keine einzige sah, geschweige aß. Hier auf der Orthofbauernhöhe, gegen das Jagdhaus hin, stehen Kirschbäume, und siehe, einer hatte zwischen schon gilbenden Blättern etliche rote Kirschlein an sich, die so niedrig hingen, daß sie mit dem Stockhaken zu erreichen waren. Ungefragt und unvergütet habe ich ihrer sechs oder sieben genommen und genossen. Und hiermit auch gebeichtet. Verlangt der Eigner Ersatz, so soll er sich melden. — Vom Orthofbauer eine Stunde auf den Kreuzberg, wo der Verein „D' Luftschnapper“ in Wien eine Aussichtswarte erbaut hat. Von ungefähr 1200 Meter Höhe prächtiger Ausblick über das ganze Semmeringgebiet, einmal von einem ungewöhnlichen Gesichtswinkel aus. Die meisten Semmeringbesucher wissen nichts davon und das ist ein Vorzug. Es gibt in der Semmeringwelt immer noch Plätzchen, versteckte und hochragende, auf denen noch stilles unverfälschtes Land ist. Ich schlürfte auf der Warte den herbstlichen Sonnenäther wie Sekt, bis ich wieder einmal so berauscht wurde, die Erde mit dem Himmel zu verwechseln. Aber bald zog erstere mich wieder hinab auf ihre Eisenschienen.

In den Westermannschen Monatsheften vom September 1907 steht der edle, hochgedachte Aufsatz: „Wollen wir Sklaven oder Herren der Maschine sein?“ von Ernst Clausen. Zur richtigen Einschätzung unserer technischen Errungenschaften. Solche Worte wären in unserer Zeit allerorts nötig, denn die Fortschritte der Technik haben

materiellen und geistigen Leben. Das Böse bringt sein Programm zu Ende; das kommt ans Ziel. Das Gute ist ein grenzenloser Prozeß und ist nie mit dem Erreichten zufrieden. So wirft die Ethik in das Wirtschaftsleben der Völker den unstillbaren Drang nach Reform. Ein sittlicher Mensch ist nie fertig; ein wirtschaftendes Volk erfährt von der Ethik her den immer erneuten Anstoß zur Weiterarbeit. Zugleich beginnt die Ethik die Auslese unter den wirtschaftlich Tüchtigsten. Es ist immer noch an dem, daß Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Geschicklichkeit, Treue, Mut die einzigen Pfeiler des wirtschaftlichen Gebäudes sind, auf die man sich verlassen darf."

Enzyklika ist das freilich keine.

In meinem alten Notizbuch findet sich ein kleines Gespräch mit L. A. (Ludwig Anzengruber?)

Er: Mir ist es lieber, von meinen Freunden beneidet als bemitleidet zu werden.

Ich: Das glaube ich. Weil es Ihnen lieber ist, wenn es Ihnen gut geht als schlecht.

Er: Nicht darum.

Ich: Ansonsten ist es Sache der Dichter, in anderen edle Regungen zu wecken. Mitleid ist doch edler als Neid.

Er: Man muß aber auch das Gute belohnt und das Böse bestraft wissen wollen.

Ich: Wie gehört das hieher?

Er: Einer, der mir gut ist, soll leiden, das heißt mitleiden? Nein. Hingegen einer, der so schlecht ist, daß er mich in meinem Wohlsein beneidet, dem gönne ich den Neid. Der mirs Gute nicht gönnt, soll sich nur grün und gelb ärgern deswegen. Das macht mir Spaß.

Ich: Also der wahre Freund soll neidlos und mitleidlos sein?

Er: Meinetwegen. Und jetzt will ich mir einmal eine anstecken.

Im Hof ein junges Reh, das bei seiner Geburt eingefangen und mit Kuhmilch erzogen wurde. Und im Hof Haushunde. Das Reh spielt mit den Hunden, diese scherzen mit dem Reh. Da kommt aus der Nachbarschaft ein Jagdhund gelaufen. Wir sehen es und, um das Rehlein besorgt, eilen, dasselbe einzufangen und zu schützen. Kommen aber zu spät. Das Reh geht dem Jagdhund entgegen, dieser steht verblüfft still, das Reh springt mit den Vorderfüßen an ihn hinauf und beide Tiere beginnen miteinander zu schäkern. — Es ist zwischen beiden ja gar keine Feindseligkeit vorhanden, keine Furcht bei dem Reh,

nahezu still, bis das Tier sich retten kann. Das ist ja ganz selbstverständlich, aber nicht jeder tut's. Wir hörten daher auch kein Fluchwort, vielmehr wurden wir vielfach gegrüßt und die Kinder riefen uns mit Hutschwenken fröhlich Heil! zu. Unter solchen Umständen habe ich mich nicht einmal geschämt, auf der Straße als reicher Mann zu gelten. Ich glaube, man könnte auch das gewohnt werden.

Die Kirche wird von dem bösen Modernismus so sehr in die Enge getrieben, daß sie es endlich wieder einmal eingestehen mußte, was sie sonst gewöhnlich so entschieden leugnet, daß sie eine Gegnerin der geistigen Entwickelung ist. Aber Neues und Aufregendes ist wahrlich nichts dabei. Der Papst hat geweint vor vier Jahren, als er sich gewählt sah. Nun tut er mit Syllabus und Enzyklika, was er als Papst dieser Kirche eben tun muß. Aber peinlich ist es für die zahllosen Leutpriester, die, mitten im Leben der Zeit stehend redlich bemüht sind, Kirche und Welt miteinander zu versöhnen. Nun trifft sie der Zorn der Kirche und der Spott der Welt.

Ein grundkatholischer Priester, der Volksdichter Hansjakob, sagt: „Man ist heutzutage in den Augen vieler Leute nicht mehr katholisch, wenn man nicht zu den Unmündigen, blind Gehorsamen und alles geduldig Hinnehmenden gehört. Ich habe aber vom Katholizismus eine andere und bessere Auffassung. Er soll und will nicht Unmündige und Sklaven heranziehen, sondern freie, selbstbewußte Kinder Gottes; denn das echte Christentum ist Wahrheit und Freiheit, nicht Knechtsinn und Geistlosigkeit."

Ich kenne persönlich viele katholische Geistliche, in Charakter und Leben musterhafte Menschen, die derselben Meinung sind und — wenn sie auch schweigen müssen — in ihrem Innern fest dabei bleiben. Einen älteren Stadtgeistlichen hörte ich sagen: „Wenn ich jetzt Bekenner sein will, so werde ich brotlos. Wenn ich leben will, muß ich heucheln."

Alt! Alt! Als ich vor 58 Jahren das erstemal den Dorfkirchtag in Krieglach besuchte — welch ein Eindruck! Welch eine Pracht! Welch unfaßbar große Welt! Wochenlang machte ich Gedichte über das märchenhafte Erlebnis. — Und jetzt? Eben habe ich die Grazer Herbstmesse besucht, den modernen Jahrmarkt in großartiger Form. Und ich, wie weltsatt. Nicht eine Saite meiner Lyra zitterte. Nur über eines freute ich mich — über die Freude anderer.

---

uns ganz „aus dem Häusel" gebracht. Die Maschine ist eine hübsche Erfindung, sie hat auch ihre Poesie, aber allzuviele Lebenswerte ihr zu opfern, das steht nicht dafür.

Die „Österreichische Rundschau" vom 15. September 1907 hat einen Aufsatz von E. v. Woinowich über Steinmetz' Buch „Philosophie des Krieges". Auch interessant, aber mir weniger zusagend. Es gibt Leute, die den großen Gedanken vom Weltfrieden schlechterdings nicht vertragen können. Sie zerren alles hervor, bieten alles auf, um zu beweisen, daß der Weltfrieden unmöglich, ja im Falle der Möglichkeit höchst verderblich sei; woraus folgt, daß er nicht angestrebt werden solle. Anderseits sagt der Verfasser doch, daß bei erhöhter Kultur, bei Vervollkommnung des Gerechtigkeitsgefühles die Kriege immer seltener werden. Nun also! Daß die Kriegsfreunde so leidenschaftlich ihren lieben Krieg verteidigen, ist schon ein Zeichen, daß sie den Krieg für gefährdet halten. Was gar so selbstverständlich feststeht, braucht man doch nicht immer zu verteidigen.

Ein junger Amerikaner ist herübergekommen. Der hatte schon vor Jahren mit mir Bekanntschaft gemacht, d. h. auf der Hochschule mit meinem „Waldschulmeister", der dort sein Lesebuch für die deutsche Sprache gewesen. Nun ist er da und lädt den Verfasser jenes Lehrbuches ein zu Spazierfahrten auf seinem großen Automobil, das er — rechts am Chauffeur sitzend — persönlich leitet. So bin ich heute (17. September) in Begleitung seiner Schwester und meiner Frau mit dem Motorwagen von Wien nach Krieglach gefahren. Schöner, warmer Herbsttag, so daß trotz der schnellen Fahrt die Luft wohlig an die Wangen schlug. Als vor einem halben Jahrhundert der Waldbauernbub in umgekehrter Richtung dieselben Straßen gewandert, „um den Kaiser Josef zu suchen", hat der kleine Phantast doch nicht träumen können, daß er einst hier vornehm auf einem unerhörten Zauberwagen fahren würde. Ein Wagen, der ohne alles Gespann mit Eilzugsschnelligkeit dahinrast — über die weite Ebene, und talab, bergauf, das ist ihm ganz gleich. Bis Gloggnitz konnte ein rüstiger Personenzug mit unserer schnellen Kutsche wetteifern. Von Gloggnitz bis auf die Semmeringhöhe — der Schnellzug braucht drei Viertelstunden — sind wir in zwanzig Minuten gefahren! Es war meine erste größere Automobilfahrt und schon ist man's gewohnt, als ob es immer so gewesen! Ich gewann auch Stimmung, die Gegend zu betrachten, die sich ganz anders stellt, als auf der Eisenbahnfahrt. Wie mein junger Amerikaner fährt — vorsichtig, gleichmäßig, rücksichtsvoll, gewissenhaft in jeder Beziehung — da gibt es freilich auf der Straße keine Klage. Vor jedem Hühnchen, das ungeschickt in den Weg läuft, schwenkt das Fahrzeug oder hält

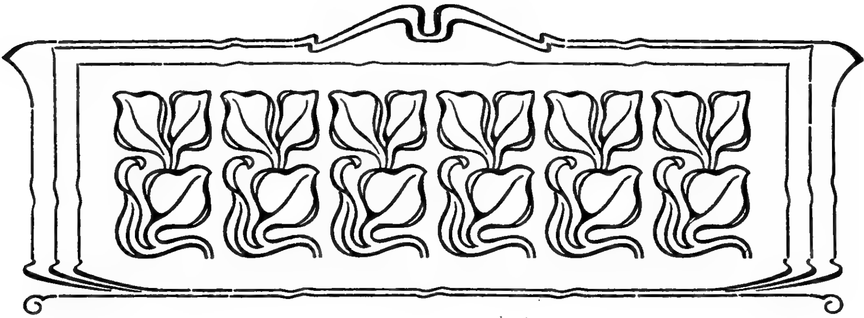
gezeichnet, aber kaum zu Tal gekommen, stürmte und regnete es fast jedesmal. Viele Gewitter gab's, kurze, mehr trockene, mit wunderschönen Wolkenbildungen und scharfen Blitzschlägen. Etliche Wetterstürze: Heute 20 Grad Wärme, morgen Neuschnee auf den Bergen. Aber nie anhaltend kalt und schlecht. Waldruhe konnte man wenig pflegen, der vielen gestrengen Mücken wegen. Gegen große Feinde hat der Mensch allerlei Waffen, gegen kleine keine. Viele Schwalben; sie kamen spät und zogen spät ab. Früh begann der Blätterfall. Im frostigen Frühjahre haben die Blätter sich zu lange nicht hervorgewagt, dann bei plötzlich eintretender Wärme zu rasches Wachstum, so sind sie früh wieder gegilbt und gefallen. Im September begann eine wundersam schöne, warme Herbstzeit: Nach verdunsteten Morgennebeln bläulicher Sonnenäther über Berg und Tal, und nachmittags die Farbenpracht der Wälder. Die Wiesen und Matten, grün geblieben den ganzen Sommer, schimmerten in neuer, feuchter Frische, die Gärten in Rot und Gold. Im Walde die dunklen Wipfel standen regungslos, und vom Laubholz fielen lautlos und sachte die Blätter. So, im friedlichen Einschlummern harrt die Natur der winterlichen Stürme.

Auf einmal kommt auch das. Ein Buch meines jüngeren Sohnes. „Die Verbrecherkolonie. Ein Tagebuch." Mir war es ganz neu, er hatte zu mir nie darüber gesprochen. Ich weiß es, wie sensitiv eine dichtende Menschenseele ist, und hüte mich, sie bei anderen anzurühren. Ich weiß mich mit meinen Kindern des gleichen Zieles, die gesonderten Wege genieren mich nicht. Und doch — wie das bange macht, nach dem ersten Buch seines Kindes zu greifen! — Im ersten Teil steigerte sich die Bangigkeit. Der Verfasser hat einen jener Leute aufgegriffen, denen ich stets meilenweit aus dem Wege gegangen bin. So sehr sie mich oft beunruhigt haben — denn sie existieren und verekeln die Welt. Der Held der Tagebucherzählung ist ein moderner, zynischer Dekadent, pessimistisch, frivol, genußgierig und kraftlos. Alle guten Regungen scheinen in ihm erloschen zu sein, viel Spiritus, aber nicht ein Fünklein Wärme scheinbar. Jedes sanftere, versöhnliche Gefühl verachtet er und auch den, der es nicht hat, verachtet er — sich selbst. Ein stilles Ämplein aber ist ihm doch geblieben — das Mitleid. Die Aufnahme entlassener Verbrecher in seinem Hofe behandelt er zynisch, und doch ist der Grundtrieb Mitleid, ohne daß er's sich selber zugesteht. Und wie er immer in tiefere Verödung sinkt, ereignet sich etwas, so in ihm aufweckt das große Mitleid und eine große Liebestat. Und das Kind einer gefallenen Person ist es, ein fremdes Kind, das in sein ödes Haus, in sein zerfahrenes Leben, in seine unglückliche Ehe Wärme und Frieden bringt. Es ist ein großer Kreis von Sündern aller Art und mitten drin steht

Als jene sächsische Prinzessin vor Jahren die Riesendummheit gemacht, die offenkundig wurde, haben alle Blätter sich aufs eingehendste mit der Affäre beschäftigt, denn es handelte sich um Dynastisches, Staatsrechtliches. Obwohl schon damals die Tratschsucht mehr daran tat, als politisches Interesse. Seither ist jene Prinzessin längst Privatperson geworden und siehe, das lose Maul der Presse, des Volkes verfolgt sie auf Schritt und Tritt, wo sie auch weile, was sie auch tue. Dinge, die niemanden was angehen, werden immer wieder hervorgezerrt, verdeutelt, entstellt, bewitzelt und behöhnt. Kein Kanalräumersweib würde sich solche öffentliche Herumzerrerei ihrer privaten Angelegenheiten gefallen lassen; der Mann aus niederen Ständen würde alle Welt krumm und klein schlagen, wenn sein Name so leichtfertig herumgeworfen würde in den Pfützen skandalsüchtiger Leute. Und diese unglückliche Frau soll schutzlos sein? Ich rechtfertige ihre Handlungen nicht und ich verurteile sie nicht, sie gehen mich einfach nichts an und muß auch sagen, daß die Sünden der Großen mir nicht interessanter sind, als die der Niedrigen. Ich weiß nur, daß das, was sie getan hat, in hohen wie in niedrigen Kreisen hundertfach geschieht. Darum ist die scheinheilige Sittenrichterei ebenso widerlich, als der lüsterne Tratsch. — Ich kenne Zeitungsblätter, die sich weidlich entrüsten über das unaufhörliche Notizeln in dieser Angelegenheit, und die gleichzeitig spaltenlange Telegramme veröffentlichen, dieselbe Person und ihr ureigenes Privatleben betreffend, alles ungeprüft, ob wahr, ob entstellt, ob erlogen. Die Presse rühmt sich mit Vorliebe ihrer großen Macht; wann wird sie ihre große Pflicht entdecken? Eine Fortbildungschule der Gemeinheit zu sein, ist denn das ihre Pflicht?!

Ein Erzherzog ist zum Bürgertum herabgestiegen. Zu Dank dafür behandelt die bürgerliche Presse ihn, als wäre er vogelfrei, und wird nicht müde, seine intimsten Privatangelegenheiten in der Öffentlichkeit herumzuzerren. So arg, daß der Mann endlich unmutig in die Welt hinausrief: Was geht euch das an! Ich will Ruh' haben!

In diesem Sommer hat's der liebe Herrgott den Leuten wieder einmal gar nicht recht machen können mit dem Wetter. Es ist ihnen nicht recht, wenn's trocken, und nicht, wenn's naß ist. So versuchte er es mit gleichmäßiger Abwechslung: Ein Tag Regen, dann zwei oder drei Tage Sonnenschein, wieder ein Tag Regen, wieder Sonnenschein u. s. w. Damit hat er's bei den Leuten erst recht verschüttet. So ein Wetter nannten sie einfach wankelmütig, charakterlos, wetterwendisch! Sie schimpften täglich, ob schön, ob Regen. Ich lobte täglich, denn mir hat's nichts verregnet und nichts verdorrt. Meine Bergpartien waren vom Wetter höchst aus-



Kleine Laube.

Leben heißt tief einsam sein!

Leben heißt tief einsam sein. —
Aus der Kindheit goldnem Haus
Ziehen frohe Scharen aus,
Freuen sich in gleicher Freude,
Klagen auch in gleichem Leide;
Doch bald scheiden sich die Straßen,
Brüder, Freunde mußt du lassen.
Wanderst so allein, allein:
    Leben heißt tief einsam sein!

Leben heißt tief einsam sein. —
Zwar es kommt so mancher Gast,
Wenn du volle Tafel hast,
Setzt sich fröhlich bei dir nieder,
Stimmt mit ein in deine Lieder;
Doch wenn deine Freuden fliehen,
Siehst du auch die Gäste ziehen,
Und das Bittre bleibt nur dein:
    Leben heißt tief einsam sein!

Leben heißt tief einsam sein. —
Bist du auch an Liebe reich,
Schützt sie dich vor manchem Streich,
Steht sie dir im Dulden, Streiten
Fest und treulich an der Seiten, —
Was dir tief im Herzensgrunde
Heimlich schlägt die Todeswunde,
Muß allein getragen sein:
    Leben heißt tief einsam sein!

Leben heißt tief einsam sein. —
Hat das Wort auch herben Klang,
Armes Herze, sei nicht bang,
Ob die falschen Freunde scheiden,
Ob die treuen du mußt meiden!
Wird die Welt dir öder, trüber,
Zeigt dein Gott sich treuer, lieber:
Daß für ihn du seist allein,
    Läßt er dich tief einsam sein.

der frivolste — der gleichzeitig zum Samariter wird. Oft während des Lesens zuckte mir die Hand mit dem Stifte. Streichen! Streichen! Aber zum Schlusse schien mir der ethische Wert — und um den allein geht es mir in diesem Falle — doch nicht allzu gering. Immerhin läuft das noch zu sehr jugendlich gärende Buch Gefahr, mißverstanden zu werden.

Ein völlig neues Erlebnis in der Heimat. Ein steirischer Dorfkaplan gewinnt durch seinen vornehmen Charakter, seine tiefe Religiösität, durch seinen Takt in religiösen Streitfragen und besonders durch sein Wirken in wirtschaftlichen Angelegenheiten das vollste Vertrauen der Bevölkerung. Die Leute lieben den Mann, der selbstlos, klug und tapfer und vor allem ohne jegliches Sonderinteresse für ihr Wohl eintritt. Dieses Zeugnis geben ihm Gegner wie Freunde. Sein Anhang in der Gegend vermehrt sich von Tag zu Tag, das Volk vergöttert ihn. Das wird dem Bischof zuwider. Menschen sollen ja nicht vergöttert werden! Der Kaplan wird auf einen anderen, fernabliegenden Posten versetzt. Dagegen erhebt sich die Bevölkerung. Aus neun Pfarreien sammeln sich 24 der angesehensten Männer und gehen nach Graz zum Bischof, um zu bitten, daß der Kaplan an seinem alten Posten belassen werde. Ein ungnädiger Empfang, ein ablehnender Bescheid. Der Kaplan muß fort! Wie dann ins Dorf der Wagen kommt, um den Liebling des Volkes fortzuführen, rotten sich die Leute zusammen, belagern Straße und Brücke, heben den abreisenden Kaplan aus dem Wagen und führen ihn wieder in den Pfarrhof zurück. Sie erklären, keiner Gewalt weichen zu wollen, halten die Wege besetzt und laden Pöller, um nötigenfalls aus Berg und Tal noch mehr streitbare Männer zur Verteidigung zu allarmieren. Der Kaplan erklärt sich bereit, seinem Vorgesetzten zu gehorchen; das hilft ihm nichts, er ist gewissermaßen des Volkes Gefangener. Gegen die Kirchenbehörde steht die Menge, drohend und entschlossen. — Das geschieht heute und in einem Landwinkel, der bisher als rückständig gegolten hat und „der schwarze“ genannt war. Nun fand es die kirchliche Obrigkeit an der Zeit, nachzugeben. Sie tat es taktvoll, das Volk dankte jubelnd, so hat sichs zu allgemeinem Wohlgefallen gelöst. Der Kaplan bleibt auf seinem beschwerlichen Posten zu Stubenberg an der Feistritz, wo er sein treues Wirken für das Volk fortsetzen kann. Der Mann scheint aus einem besonderen Holze geschnitten zu sein. Seinen Namen wird man sich zu merken haben, er heißt Steinberger.

---

kann. Dann wird auch das Dichterwort sich erfüllen, das da sagt: ‚An deutschem Wesen wird einmal noch die Welt genesen.‘ Wer bereit ist, hiezu mir die Hand zu bieten, dem werde ich dankbar sein und ich werde ihn freudig als Mitarbeiter annehmen. Er sei, wer und wes Standes er wolle.“

Kann der Papst auf den Kirchenstaat rechtlichen Verzicht leisten?

Die römische Frage hat schon oft die verschiedensten Beurteilungen erfahren. In den letzten Jahren ist die Erörterung zum Stehen gekommen, das lebhafte Interesse ist in weiten Kreisen geschichtlicher Betrachtung gewichen. In zwei großen Parteien sieht man mit größerer Ruhe als je der natürlichen Entwicklung der Ereignisse zu. Während noch viele den Protest gegen die politiche Gewalt wie in einer stillen Hoffnung auf Wiederherstellung der alten Zeit in treuer Starrheit bekunden, können sich zahlreiche andere Katholiken der wachsenden Erkenntnis nicht verschließen, daß die Frage wesentliche und zweckmäßige Unterscheidungen zuläßt, die dem lebendig vorwärts schauenden Auge Durchblicke eröffnen. Ein jeder erinnert sich wohl allerhand solcher Vorschläge, die das Papsttum durch einen gültigen Ausgleich von dem lastenden Druck befreien sollten, den der isolierte und beengte Zustand mehr in den Folgeerscheinungen als unmittelbar ausübt. Die Nurprotestler, die schon in bloßen Möglichkeiten politischer Gedankenspiele Unrecht erblicken wollten, verstummten auch von Jahr zu Jahr mehr. Einen bedeutsamen Schritt zur völligen Klärung der Meinungen erblicken wir jetzt wieder in einer Untersuchung des Freiburger bekannten Kirchenrechtslehrers Professor Dr. Heiner, die unter dem Titel: „Rechtsgültigkeit eines Verzichtes des Papstes auf den Kirchenstaat“ im Archiv für katholisches Kirchenrecht (1907) erschienen ist. Als Autorität und als ein durch seine große Besonnenheit bekannter Theologe ist Heiner vor allen befähigt, die Frage auf die kirchenrechtliche Formel zusammenzudrängen, ihre Tragweite abzugrenzen und auf diese Weise die prinzipiellen Forderungen des Rechtes zu einer Vorfrage zu machen, die menschlichem Tun offen bleibt, auch wenn die Vorsehung die geschichtliche Zukunft über die Vergangenheit hinwegschreiten läßt. Ob der Kirchenstaat auferstehen wird oder nicht, das ist eine Frage der Geschichte. „Denn,“ betont Heiner, „die Kirche bildet an erster Stelle eine geistige, moralische Macht, deren Wirksamkeit zwar durch irdischen Besitz gefördert werden kann, die aber von diesem in ihrer Existenz und Erreichung ihres Zieles nicht absolut abhängig ist.“ Der Papst steht der Beraubung gegenüber lediglich als Souverän, nicht als Nachfolger Christi da. „Von diesem Standpunkte des Rechtes und der Moral aus kann deshalb der Papst die Beraubung seiner weltlichen Herrschaft weder direkt noch indirekt billigen oder gutheißen, wohl aber kann er sich auf den Standpunkt der vollendeten Tatsache oder der Geschichte stellen und aus Gründen der Nutzlosigkeit oder der Vermeidung von Nachteilen oder der Erlangung von Vorteilen für die Kirche seine Rechte zu reklamieren unterlassen und, mit den gegebenen Verhältnissen rechnend, Handlungen, die einmal in der Vergangenheit vor sich gegangen und nunmehr auch dieser angehören, ignorieren. Wir gehen noch weiter. Der Papst ist zwar kein Eigentümer des Kirchenstaates im juristischen Sinne, wohl aber der höchste Verwalter desselben und kann deshalb als solcher, wenn das Heil oder der Nutzen der Kirche es erfordert, rechtlich darauf verzichten, sofern natürlich dieser Verzicht keine Zustimmung oder Billigung des begangenen Unrechtes selbst involviert.“

„Wenn Pius IX. mit Hinweis auf den von ihm geleisteteten Eid sich weigerte, auf sein weltliches Besitztum zu verzichten, so begreift sich dies unter den damaligen

Leben heißt tief einsam sein. —
Einsamkeit und doch kein Leid,
Sel'ge Gottgemeinsamkeit!
Erd und Himmel mag zerstieben,
Wenn mir nur mein Gott geblieben,
Wenn im Herzen, arm, gebeuget,
Mächtig Gottes Gnade zeuget
Und, ob rings die Welt vergeht,
Seine Liebe aufersteht!

Karl Wilhelm Sippell.

Königliche Worte.

Vor einiger Zeit hat der deutsche Kaiser Wilhelm II. gelegentlich seines Besuches in Westfalen zu Münster Worte gesprochen, die so denkwürdig sind, daß sie auch im „Heimgarten" verewigt werden sollen. Die aus der Rede auf das Allgemeine Bezug habenden Worte lauten:

„Wie ich keinen Unterschied mache zwischen alten und neuen Landesteilen, so mache ich auch keinen Unterschied zwischen Untertanen katholischer und protestantischer Konfession, stehen sie doch beide auf dem Boden des Christentums, und beide sind bestrebt, treue Bürger und gehorsame Untertanen zu sein. Meinem landesväterlichen Herzen stehen alle meine Landeskinder gleich nahe. Das schöne Bild versöhnlicher Einheit, welches die Provinz Westfalen dem Beobachter zeigt, würde ich gern auf unser gesamtes Vaterland übertragen sehen. Ich glaube, daß zu einer solchen Einigung aller unserer Mitbürger, aller unserer Stände nur ein Mittel möglich ist, das ist die Religion, freilich nicht in streng kirchlich dogmatischem Sinne verstanden, sondern im weiteren, für das Leben praktischeren Sinne. Ich muß hiebei auf meine eigenen Erfahrungen zurückgreifen. Ich habe in meiner langen Regierungszeit — es ist jetzt das zwanzigste Jahr, das ich angetreten habe — mit vielen Menschen zu tun gehabt und habe vieles von ihnen erdulden müssen. Oft unbewußt und oft leider auch bewußt haben sie mir bitter wehgetan, und wenn mich in solchen Momenten der Zorn übermannen wollte und der Gedanke an Vergeltung aufstieg, dann habe ich mich gefragt, welches Mittel wohl das geeignetste sei, den Zorn zu mildern und die Milde zu stärken. Das einzige, was ich gefunden habe, bestand darin, daß ich mir sagte: Alle sind Menschen wie du, und obgleich sie dir wehetun, sie sind Träger einer Seele aus den lichten Höhen von oben stammend, zu denen wir alle einst wieder zurückkehren wollen, und durch ihre Seele haben sie ein Stück ihres Schöpfers in sich. Wer so denkt, der wird auch immer milde Beurteilung für seine Mitmenschen haben. Wäre es möglich, daß im deutschen Volke dieser Gedanke Raum gewänne für die gegenseitige Beurteilung, so wäre damit die erste Vorbedingung geschaffen für eine vollständige Einigkeit. Aber erreicht kann dieselbe nur in einem Mittelpunkte werden: in der Person unseres Erlösers! In dem Manne, der uns Brüder genannt, der uns allen zum Vorbilde gelebt hat, der persönlichsten der Persönlichkeiten. Er wandelt auch jetzt noch durch die Völker dahin und ist uns allen fühlbar in unserem Herzen. Im Aufblick zu ihm muß unser Volk sich einigen, es muß fest bauen auf seine Worte, von denen er selbst gesagt hat: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht. In diesem Geiste sollten alte und neue Landesteile, Bürger, Bauern und Arbeiter sich zusammentun und einheitlich in gleicher Treue und Liebe zum Vaterlande zusammenwirken. Dann wird unser deutsches Volk der Granitblock sein, auf dem unser Herrgott seine Kulturwerke in der Welt weiter aufbauen und vollenden

Zugleich sollen sie durch eifrige Agitation für die Abstinenzbewegung den Mädchen und Jungen die Augen darüber öffnen, daß alle alkoholischen Veranstaltungen dem einzelnen wie der Gesamtheit schaden, daß die alkoholische Freude und die alkoholische Begeisterung nicht echt und eines Schülers unwürdig sind. Eine schwere Arbeit wird ein Verein abstinenter Schüler zu leisten haben, aber auch eine herrliche Arbeit. Die Erfahrungen mit sektkneipenden Jungen muß doch allen noch nicht ganz unter die Klauen der Trinksitten geratenen Schülern die Augen darüber öffnen, wie weit es mit der Alkoholverseuchung der deutschen Jugend gekommen ist, daß sie den Kampf gegen den Alkoholismus unbedingt aufnehmen muß.

Kritik.

Fräulein Blanca Bianca war Schauspielerin. Als erste Liebhaberin hatte sie es dem ersten Liebhaber, dem Heldenvater — das sind die Schlimmsten! — sogar dem Direktor — die sollen noch schlimmer als die Schlimmsten sein! — den alten und jungen Lebemännern in den Logen und im ersten Range angetan. Fräulein Blanca Bianca war noch viel schöner als ihr Name. Ihre graziösen Bewegungen, ihr wehmütig-kokettes Lächeln, der Schmelz ihrer Stimme — da sollte noch einer gefühllos bleiben! Sie war eigentlich keine besonders gute Schauspielerin — auf der Bühne wenigstens nicht. Im Leben aber war sie es um so mehr. Wußte sie da Szenen aufzuführen! Wußte sie da ihren ersten Liebhaber — Liebhaber zweiten Ranges schaffte sie sich überhaupt nicht an — die sorgfältig gescheitelten, stark pomadisierten oder glatzenhaft werdenden Köpfe zu verdrehen! Sie konnte weinen, lachen, seufzen, schmachten, als wäre alles Natur! Und doch, auf der Bühne war sie natürlicher als im Leben. — — —

Die Dame hatte ein glückliches Temperament! Sie sah alles durch die rosige — Lorgnette an. Nichts störte sie. Nicht einmal die Kritik! Und das will viel sagen! Wie viel Wermut gießt die den Damen vom Theater oft in den süßen Wein berauschender Freude! Aber Fräulein Blanca Bianca? Sie lachte und scherzte bei den bittersten Rügen. Ein kleines Lob fand sich schließlich doch noch als Zutat. Und sie trank die bittere Arznei lächelnd hinunter und ließ sich dann doppelt das kleine Stückchen Zucker hinterher schmecken . . .

O diese Schauspielerin!

Sie wußte stets nur das Angenehme zu genießen. Sie wußte stets die Angenehme zu spielen.

Der A. B.-Berichterstatter von der Morgenzeitung war ein oberflächlicher Mensch. Alle Dummheiten gelangen ihm, am besten aber gelangen sie ihm in seinen Rezensionen. Er sprach nur von Gestalt, Toilette und sonstigen Äußerlichkeiten. Bei ihm war alles „reizend“, alles „nett“. Was ihm nicht gefiel, das „begriff er einfach nicht“. Er war auf seinen Doktortitel eingebildet, weil er ihn nicht besaß. Und sobald ihn Fräulein Blanca Bianca traf, verneigte sie sich errötend — das konnte sie auch, und zwar ohne Schminke! — vor ihm und sagte süßflötend: „Guten Tag, Herr Doktor!“ —

Der C. D.-Kritiker von der Abendzeitung war ein scharfer Draufgeher. Er „verriß“ alles. Sachverständnis hatte er. O, ihm konnte kein Regisseur ein X für ein U machen! Seinem scharfen Blick entging kein Anachronismus, kein Regiefehler. Aber er hatte eine Schwäche. In seinen Mußestunden war er Lyriker. Und sobald von ihm ein schmachtendes Lied an den Mond oder an seine Geliebte — er hatte

Umständen, wo ein direkter Verzicht als Feigheit und Verrat an der Kirche und als eine wenn auch nur indirekte Billigung der Ungerechtigkeiten und Gewalttätigkeiten eines Napoleons III. und einer piemontesischen Regierung gegenüber hätte erscheinen können. Seitdem ist indes mehr als ein Menschenalter verflossen; bald vierzig Jahre hindurch befindet sich der Kirchenstaat in den Händen der Nachfolger Viktor Emanuels; die Verhältnisse Italiens haben sich, man darf sagen, unter der neuen Regierung bereits derart konsolidiert, daß heute eine Veränderung nur durch gewaltsamen Umsturz vor sich gehen könnte; das ‚einheitliche‘ Italien besteht als eine vollzogene Tatsache, die nicht bloß allgemein anerkannt, sondern auch fest vom ganzen römischen und italienischen Volke gewollt war und ist, so daß einfach die notwendigen Voraussetzungen der Möglichkeit einer weltlichen Herrschaft des Papstes fast vollständig geschwunden sind. Würde heute dem Papste der Kirchenstaat zurückgegeben, er müßte in der Tat die Übernahme der Regierung desselben vorläufig aus Gründen der äußeren Unmöglichkeit ablehnen! Schon allein diese politische Unmöglichkeit der selbständigen Regierung des Kirchenstaates würde deshalb gewiß ein genügender Grund zum Verzicht sein, zumal wenn ein solcher erfolgen würde gegen eine gesicherte Rente, die einen Ersatz für die aus dem Kirchenstaate bezogenen Einkünfte bilden könnte, sowie natürlich gegen eine Garantie für die Freiheit und Würde des apostolischen Stuhles durch Wahrung der vollen Souveränität des Papstes seitens der italienischen oder einer anderen Regierung.“

Diese klaren und kirchenrechtlich und historisch wohlbegründeten Sätze sind eine wahrhaft zeitgemäße Zusammenfassung der römischen Frage. „Hochland.“

Wie kann und muß der Alkoholkultus an den höheren Schulen bekämpft werden?

Über dieses Thema hielt Heinrich **Behrens** zu Oldenburg einen eindringlichen Vortrag. Die Leitgedanken des Behrensschen Vortrages dürften auch für andere Städte beachtenswert sein. Der Redner führte u. a. folgendes aus: „Der Alkoholkultus an den höheren Schulen, besonders das Verbindungswesen ist auf die unter der Herrschaft der Trinksitten entstandene Anschauung zurückzuführen, daß die trinkfesten Jünglinge, die Mitglieder einer Schülerverbindung fixe Kerle, echte Pennäler sind, die Wilden dagegen Schüler zweiter Klasse, Mucker, Feiglinge. Diese unheilvolle Anschauung, die eben infolge der herrschenden Trinksitten bei jung und alt, besonders bei den jungen Schülern und den jungen Mädchen verbreitet ist, führt die Schüler sehr oft dem Alkolismus direkt in die Arme, liefert den Verbindungen ihren Nachwuchs. Sie muß deshalb auf das schärfste bekämpft werden, man muß die Jugend vor allem darüber aufklären, daß die sogenannten fixen Kerle nichts sind als Sklaven der Mode und der Trinksitten, Vertreter einer unnatürlichen, dekadenten Scheinkultur. Damit wird den Leuten selbst kein Vorwurf gemacht, nur den Trinksitten, welche die falschen Ansichten über echte Pennälerart erzeugen. Den Kampf gegen diese Anschauungen müssen nun neben den Lehrern vor allem die Schüler selbst führen, die von dem verderblichen Einfluß der Trinksitten unberührt geblieben sind, und zwar mit Wort und Tat. Die Vertreter der Trinkanschauungen sind meistens in Vereinen fest organisiert, auch deren Gegner müssen deshalb einen Verein bilden. Gegen Eisen hilft nur Eisen. Sie dürfen keinen Tropfen Alkohol trinken, müssen dafür aber Körper- und Geisteskultur aller Art treiben und durch ihr Beispiel zeigen, daß die Abstinenten keine „Mucker“ u. s. w. und daß sie immer die leistungsfähigeren Schüler sind.

wahrlich nicht nötig! Sie kann schon durch ihre Kunst allein das Publikum fesseln. Und sie soll es allein durch ihre Kunst. E. F."

Sie lächelt. — „O wenn er recht hätte!"

Und sie schneidet und klebt ein. „Die Kritik spricht die Wahrheit und von dem Wahren wähle ich mir das Gute!" murmelt sie lächelnd und schneidet und klebt. Jetzt ist sie fertig. Nun liest sie:

„Eine zweite Duse haben wir. Ja, so spielte die berühmte Signora in der „casa paterna"! Das war ein feuriges und ergreifendes Spiel. Fräulein Bianca riß das ganze Publikum in stürmischer Begeisterung mit sich hin. Wir können uns gratulieren, an unserem Theater eine so unschätzbare Kraft zu haben. Am Schlusse des Stückes da wurde sie erhaben. Ein echter Schmerz ergriff sie. Mit einem Schrei des Entsetzens, der jäh durch aller Seelen ging, stürzte sie auf den leblosen Vater zu. Als Magda war Fräulein Bianca eine reizende Erscheinung. Ihr Wesen war angenehm und nett. Im zweiten Akte, wo sie hereinstürmen muß, trug sie eine elegante Toilette, so elegant, wie wir sie auf unserer Bühne noch nicht gesehen haben. Und auf die Toilette ist der Hauptwert heutzutage zu legen." — —

So klebte sich Fräulein Blanca Bianca alle ihre Rezensionen zusammen. Von dem Wahren das Gute! . . .

So hatte sie sich selbst im Leben immer angenehm getäuscht, wie sie viele andere oft unangenehm getäuscht hatte. Und so war sie immer glücklich und grämte sich nicht über „ungerechte" Kritiken . . .

Und als sie nach vielen, vielen Jahren als alte Theatermutter ihrer Tochter ihre Rezensionen zeigte, da staunte das Mädel und dachte: „O, wenn ich nur einmal ein solches Glück, wie Mama es einst blühte, in meinem Leben hätte!"

Die Tochter war Naive. —

Abgedruckt aus der reichhaltigen, vielfach bedeutenden Sammlung: „Für Salon und für Mansarde", Prosa und Verse von Kurt Müller. (Leipzig. J. T. Wöller.) Das liebenswürdige Buch ist wärmstens zu empfehlen.

Singvögel.

Ein Alpengruß.

(Am Vorabende der Einweihung des Stuhlecker Alpenhauses. Dem Hüttenbuche entnommen.)

Sei mir gegrüßt, du Urkoloß
In behäbig gekuppelter Breite;
Dein fichtengezimmertes Alpenschloß
Zog mich an aus der schimmernden Weite.

Ein linder Almwind wellt im Kar,
Darin ich mein Haupt gebettet,
Und hinträumend fühl' ich mich wunderbar
Mit dir, alter Riese, verkettet.

In den rauhigen Runseln an deinem Leib
Zerriß ich die ersten Sohlen,
Um für ein altes, krankes Weib
Deine nordische Flechte zu holen.

Frau und sechs Kinder daheim! — im Abendblatt stand, erhielt er am nächsten Tage schon ein duftiges Briefchen, das der Bewunderung über seine „zu Herzen gehende Poesie“ übervoll war. Und dieses Briefchen kam stets von Fräulein Blanca Bianca. —

Der E. F.-Rezensent des Tageblattes lobte alles in Dithyramben. Nur eine Schwäche hatte er: Er konnte glänzende Kostüme auf der Bühne nicht ersehen. Damit sollte nun einmal eine Schauspielerin nicht den Beifall des Publikums sich erobern. Noch eine Schwäche hatte er: Die Schauspieler und ganz besonders die Schauspielerinnen mußten ihn mindestens allwöchentlich einmal besuchen. Und Fräulein Blanca Bianca besuchte ihn sogar zweimal in der Woche. Wenn sie eine Bravourrolle hatte, sogar dreimal! —

Die Dame hatte, wie gesagt, ein glückliches Temperament. Sie ärgerte sich absolut über nichts. Ärger macht ja häßlich! Sie schnitt sich, wie ihre Kolleginnen alle, ihr Persönchen betreffenden Rezensionen aus und klebte sie fein auf. Und wenn sie nach Schluß der Saison das dicke Buch durchblätterte, so waren alle Kritiken exzellent, so oft sie auch während der Saison bittere Pillen hatte schlucken müssen.

Aber wie sie aufklebte, das war das Geheimnis. Sie ging von dem Standpunkte aus: „Jeder Kritiker sagt die reinste Wahrheit!“ Sie sagte sich aber aus alter Erfahrung auch ein zweites: „Alle Kritiker widersprechen sich in dem oder jenem Punkte!“ Und nun kam das dritte, das Ergo. Und das soll hier an einem kleinen Beispiel gezeigt werden:

Fräulein Blanca Bianca sitzt an ihrem zierlichen Schreibtisch. Vor ihr liegt ein Buch mit goldenen Lettern auf dem Deckel: „Rezensionen“. Vor ihr liegen noch Zeitungen. Und nun liest sie:

„Morgenzeitung. — Als Magda war Fräulein Bianca eine reizende Erscheinung. Ihr Wesen war angenehm und nett. Im zweiten Akte, wo sie hereinstürmen muß, trug sie eine elegante Toilette, so elegant, wie wir sie auf unserer Bühne noch nicht gesehen haben. Und auf die Toilette ist der Hauptwert heutzutage zu legen. Allerdings unbegreiflich war es mir, wie sie im letzten Akte dem Schmerze, der sie ob des plötzlichen Todes ihres Vaters überwältigt, so matten Ausdruck verleihen konnte. A. B.“

Sie lacht. — „Blech!“

Sie nimmt die andere Zeitung und liest:

„Abendblatt. — Die Magda war ganz und gar falsch aufgefaßt. Wie man nur dieser Dame diese keineswegs leichte Rolle aufbürden konnte! Die Direktion macht Fehler über Fehler! Nur am Schlusse fand sich Fräulein Bianca in ihre Rolle. Am Schlusse des Stückes da wurde sie erhaben. Ein echter Schmerz ergriff sie. Mit einem Schrei des Entsetzens, der jäh durch alle Seelen ging, stürzte sie auf den leblosen Vater zu. Aber diese Leistung in der letzten Szene konnte das laue Spiel während aller Akte nicht wett machen. C. D.“

Sie lacht. — „Unsinn!“

Und sie nimmt die dritte Zeitung und liest:

„Tageblatt. — Eine zweite Duse haben wir. Ja, so spielte die berühmte Signora in der „casa paterna“! Das war ein feuriges und ergreifendes Spiel! Fräulein Bianca riß das ganze Publikum in stürmischer Begeisterung mit sich hin. Wir können uns gratulieren, an unserem Theater eine so unschätzbare Kraft zu haben. Nur einen Fehler hatte die Künstlerin. Sie renommierte allzusehr mit ihren glänzenden Toiletten. Das hat eine echte Künstlerin wie Fräulein Bianca doch

Ich hab' mein Herz verloren . . .

Ich hab' mein Herz verloren,
Find's nie und nimmer mehr . . .
Die mir die Treu' geschworen —
Ach, wenn sie mein noch wär'!

Die Untreu' ist verziehen,
Vergessen ist die Schmach,
Könnt' nur mein Röslein blühen
Bevor der Sturm es brach.

Der Nebel steigt vom Moore,
Ein seltsames Gebild
Schleicht hin zu meinem Ohre
Und flüstert traurig — mild:

„Das ist so Gang auf Erden,
Daß alle Regel fehlt,
Und nichts kann ständig werden,
Und sprunghaft täuscht die Welt."

Die guten Sternlein winken —
Ich kenne nicht ihr Wort.
Jetzt seh' ich eines sinken . . .
Mein letztes Heil ist fort.

Ich hab' mein Herz verloren,
Weil's einem Kind gefiel,
Als wär' ich nur geboren
Zum Ball im tollen Spiel.

Karl Krobath.

* * *

Lieder.

Lieder sind wie Tropfen Blutes,
Die aus tiefen Wunden quellen,
Sind ein Born kostbaren Gutes,
Um den trübsten Tag zu hellen.

Glücklich, wem der Liedergabe
Schönste Kunst ward zugegeben:
Kommt aus seiner Liederhabe
Trost für hundert andre Leben.

Hast du wo ein Lied vernommen,
Das du liebst, und singst es wieder:
Merk's! Vom ärmsten Herzen kommen
Unsre allerschönsten Lieder!

Lieder klingen durch die Zeit,
Aber sind nicht von der Erden,
Sind der Seele Schutzgeleit,
Daß wir niemals trostlos werden!

H. Pfaundler.

* * *

Ich hör' die Glocken läuten . . .

Ich hör' die Glocken läuten,
Da träumt mir vielerlei.
Hell klingt aus alten Zeiten
Mir eine Melodei.

Das Läuten will mir sagen
Von froher, sel'ger Zeit.
Ein Lied aus Kindheitstagen,
O Heimat, liegst du weit!

Was mich als Knab' entzückte,
Das ruft es mir zurück,
Wie mir's der Himmel schickte:
Mein ganzes Kinderglück.

Fast wie im Märchen lebt' ich,
Unschuldig hin in Glanz,
Aus bunten Blumen webt' ich
So manchen schönen Kranz.

O Jugendland auf Erden,
Du schnell erloschner Schein,
Wie traurig könnt' ich werden
Nun da ich so allein.

Ich hör' die Glocken läuten,
Da träumt mir vielerlei.
Hell klingt aus alten Zeiten
Die Jugendmelodei.

O. G. Ernst.

* * *

Und für ein junges, gesundes Blut
— Ich sag' es unverhohlen —
Hab' ich in Sonnen- und Liebesglut
Dir die Almrauschblüte gestohlen.

Und wenn der Hauch erstarrt und die Wächte sich türmt
In frostigen Wintertagen,
Hab ich oft deinen eisigen Gipfel erstürmt,
Vom beflügelten Ski getragen ....

Und wie ich jetzt die Erinnerung saug'
An Sommer- und Wintermähre,
Vernehm' ich aus deinem versteinerten Aug'
Das Gequell deiner ewigen Zähre.

Und der Birstling hebt sein Geflüster an,
Und die Kronen des Hochwalds rauschen,
Und der müde, träumende Wandersmann
Will mit dir in der Ursprach plauschen.

Da bläst von der Kuppel ein scharfer Hauch
Mir das Wort der Zwiesprach vom Munde,
Und mürrisch sammelt der Urberg auch
Seine Quellen und donnert vom Grunde:

„Verstumme in Ehrfurcht, du Menschenwurm,
Der da sinnlos träumt und dichtet,
Und danke Gott, daß mein Wintersturm
Dich damals nicht hat vernichtet!"

Toni Schruf.

* * *

Herbst.

Wie oft bist du mit mir vereint gegangen
In Herbstestagen durch die müde Flur.
Wenn's wie ein Schauer durch die welken Blätter fuhr,
Und Fäden sich von Baum zu Baume schlangen.
Die Abendsonne brannte welkes Laub,
Das golden schien, zu feurigroten Farben;
Als sollten alle Blätter, die hier starben,
Sanft freudig sinken in den Erdenstaub.
Wie reines Gold lag rings auf unseren Wegen
Das gelbe Buchenlaub. Und wenn der Fuß
Die Fülle streifte, klang's wie Mahnengruß!
Wir geh'n zusammen nun dem Herbst entgegen. —
Ich hab' die Worte nie so schwer gefühlt
Als heute, wo du wieder von mir gehst
Und meine bangen Blicke nicht verstehst:
Daß sich in Einsamkeit mein Herz zerwühlt. —
Du gingst. Und winktest mir zum Gruß.
Ich aber stand und blickte bang ins Leere,
Und fragte mich, wie lange es noch währe,
Daß eins von uns für immer scheiden muß. —
Wie kurz ist doch die flüchtige Spanne Zeit,
In der wir noch zusammen diese Wege geh'n.
Wie Herbstesschauern wird es um uns weh'n — —
Wenn wir uns rüsten zu dem letzten, größten Leid.

Ernst Ferd. Neumann.

* * *

Gilms „Allerseelen“

lautete in einer ersten Niederschrift wie folgt:

Stell auf den Tisch die blühenden Reseden,
Die Nelken und die Rosen trag herbei
Und lass uns still von unsrer Liebe reden,
Dann denk ich mir, es ist der erste Mai.

Gib mir die Hand, daß ich sie heimlich drücke,
Und sehen sies, so ist es einerlei,
Gib mir nur einen deiner lieben Blicke,
Dann denk ich mir, es ist der erste Mai.

Nicht daß ich zu Kühnerem mich erdreiste,
Doch die Gedanken waren immer frei.
Mund, Aug und Stirne küß ich dir im Geiste
Und denke mir, es ist der erste Mai.

Da Bibelreita.

Von Roseggers Schriften in steirischer Mundart, drei starke Bände, ist eben eine neue, vermehrte Auflage erschienen. (Graz, Leykam, 1907.) Im 2. Band, dem „Tannenharz und Fichtennadeln“, findet sich „Der Bibelreita“, die naiv-humoristische Bibeldichtung eines alten Wurzelgräbers, dem die Obrigkeit die echte Bibel weggenommen hatte und der sich dann aus der Vorstellung selber eine zusammenschrieb. Wir machen uns den Spaß, das erste Kapitel von der Erschaffung der Welt hier abzudrucken.

In Onfong, den woaß ih nit; ih zerstudir mih nit und suach n nit. Mit n End kunt s mir ah a so gehn, und so steht Oana do, wia s Kind ban Scherm nnd ringsum is d Schlong, de sih selber in Schwonz beißt. — Ih moch an Locher! und aft huk ih hin und spintisir und dipfel wos aus und bild mir ein: hiazt woaß ih s!

Wo ma nix woaß, do is s zan Gscheidern, ma fongt mitn himlischn Bodern on. Er ist der Erst. Sid er wos denkt, is er do — däs is schon an ewigi Läng. Nit amol wo sitzn hot er kina, weil ka Plotz dazua gwesn is; nit amol schlofn hot er mögn, weil er ka Zeit dazua ghobt hot. Moant doh die heili Schrift, s war voreh ka Zeit und ka Raum gwen.

Jo, und do is n holt doh longweili worn, in himlischn Bodern, und wia d Longweil schon oft nix Guats stift't, so hot er aus lauta Zeitlong d Welt daschoffn.

Se derfts ma glaubn, onfongen is s nit guat gwesn; s is um und um nix do gwesn; oba Nix is ah wos, sist hät s koan Nom, hot er eahm denkt und hot draus d Weltkugl gmocht. Oba hiazt, wos dan onhebn mit a so an Knödl? grean gmoln hot er d Erdn und blow ongstrichn in Himel; bin doh so froh, daß er a gluatguldani Sun hot auffighenkt! — Na, und daß ih dazähl! hot da himlisch Boder onghebt zan Bamerlsetzn, zan Ruabnonbaun, zan Kornonsoan; Erdäpfl hot er ah gsetzt, ober auf der Abachseitn entn, so daß sie s longmächti nit gfundn hobn. Nochha hot er ollahond Thierlwerch zügelt, und wos kruicht und wos fluigt, und wos schwemelt und wos auf Füaßn geht, hot er nit vagessn. Oft nochha hot er durch d Weltkugl leicht so an Axl durchi gsteckt und hots mit die Händ um-

Allerseelen.

Ringsum der Tod, die tiefe Ruh',
Wir sind allein jetzt, ich und du.

Du unterm Stein in dumpfer Gruft,
Ich taumelnd noch in freier Luft.

Mein Herz voll Weh in Sehnsucht schreit,
Das deine still für alle Zeit.

Ich bettle süß, das Knie mir bricht,
Du einst so gut, du hörst mich nicht.

Heiß quillt die Trän' im Auge mein,
Sie rollt umsonst auf kalten Stein.

Doch in dem Schmerz regt Hoffnung sich —
Bald ruhn hier zweie — du und ich.

H. Wolfram.

*
*　　*

Allerseelenstimmungen.

1. Später Sieg.

Ihr habt mich alle nicht verwöhnt
Mit Liebestaten — und Worten,
Ach — bettelnd pocht' ich an manches Herz
Und fand verschlossene Pforten.

Geduld! Es kommt noch einmal die Zeit,
Da wird sich's plötzlich wenden,
Wenn ich nichts mehr fühle von Lieb' und Lob. —
Dann werden sie beides mir spenden!

2. Erkenntnis.

Ich hab' kein Glück, ich bring' kein Glück,
Fluch liegt auf meinem Leben,
Denn alles, was ich hoffend streu,
Fällt hoffnungslos daneben.

Mein Geist, der stets das Gute will,
Schafft Böses Jahr um Jahre,
Und jedes neugeborne Heil
Liegt jählings auf der Bahre.

Ich sing ein tiefftes Amsellied
Doch keiner will ihm lauschen,
Weil Hahngekräh und Spatzenlärm
Es gellend überrauschen.

Selbst unsrer Liebe Wunderbaum
In reichem Frühlingsprangen —
Er wird auf einmal, über Nacht,
Voll welker Blätter hangen.

Lang war mein Mut ein starker Held
Und schwang in Trotz den Degen —
Nun ist auch er — vom Kampfe matt —
Dem Schicksal unterlegen . . .

Sei's drum — sargt alle Hoffnung ein,
Wölbt braune Erde drüber,
Es ist der Tag der Toten heut',
Vorüber denn, vorüber . . .

Grabschrift.

Es schließt sich schnelle
Des Lebens Welle
Über den Toten.
Wer dies gewesen —
Hier mögt ihr's lesen.
Was sein Herz gelitten,
Ersehnt, gestritten,
Eh' es Ruhe fand —
Bleibe Geheimnis!

Sophie v. Khuenberg.

*
*　　*

Bücher.

Die Entwicklung des Christentums von den Uranfängen bis zur Gegenwart. Von Dr. Otto Pfleiderer. (München. J. F. Lehmann. 1907.)

Als eine Fortsetzung seiner ersten Vorträge über die Entstehung des Christentums hat Pfleiderer hier die weitere Entwicklung des Christentums dargestellt. In großen Zügen zeigt er uns, wie mit Paulus und Johannes die schlichte Lehre des Evangeliums philosophisch begründet worden ist und damit erst zu der Weltreligion wurde, wie die damalige Zeit sie brauchte; wie die Kirchenväter gearbeitet haben an der Ausbildung der christlichen Lehre und Moral, wie die römische Welt dann das Christentum zu einer fest organisierten Macht der Kirche ausgebildet hat nach dem Muster ihres festgefügten Staatswesens. Gegenüber der Mißachtung, die von manchen heutigen Gelehrten der Arbeit des Apostel Paulus entgegengebracht wird, betont Pfleiderer, wie gerade Paulus das Christentum befreit hat von der Fessel des mosaischen Gesetzes und die Freiheit der Kinder Gottes gepredigt hat. Ebenso liebevoll wird der Entstehung der Dogmen nachgegangen und diese starren Lehrsätze, über die wir hart zu urteilen pflegen, erscheinen uns in einem ganz andern Licht, wenn wir den hohen Sinn und die tiefen Gedanken, die sie verkündigen sollten und auch dem damaligen Geschlecht verkündigt haben, ansehen. Auch die alten Kirchenväter, die so hart gerungen haben um ihre Lehrmeinungen, werden uns durch die Schilderung der Zeit und der Nöte der Kirche näher gebracht, und hinter dem theologischen Gezänk sehen wir das ernste Suchen und christliche Streben der damaligen Zeit. Mit der Schilderung der mittelalterlichen Kirche, die sich mit ihrem asketischen Ideal in Gegensatz zur natürlichen Welt setzte und doch die Herrschaft über dieselbe beanspruchte, schließt der erste Teil. Der zweite Teil zeigt, wie in der Reformation der alte Grundgedanke des Christentums, die enge Verbindung von Gottheit und Mensch, aus der kirchlichen Jenseitigkeit und Übernatürlichkeit in die diesseitige Welt und das irdische Leben hereingetragen wurde, und nun begann, dieses natürliche Leben zu erklären. Daß man nebenbei aber auch noch viele mittelalterliche Vorstellungen in den Protestantismus mit herübernahm, ist ein Widerspruch, der sich bald furchtbar rächte. So folgte im 18. Jahrhundert die Aufklärung, die mit allen kirchlichen Dogmen brach, aber auch die religiöse und sittliche Tiefe des Christentums nicht mehr verstand. — In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts trat dieser einseitig verstandesgemäßen Richtung eine andere Richtung entgegen, die in den großen Geistern jener Zeit, Herder, Goethe, Schiller, Kant, Schleiermacher, Fichte, Hegel, verkörpert war. Diese alle, auch wo sie von der Kirche sich völlig fern hielten, standen mit ihrem hohen Menschheitsideal auf dem Boden des echten Christentums und arbeiteten an seiner Entwicklung mit. Nach einer kurzen Schilderung der Anfänge der historischen Kritik, der Reaktionszeit und ihrer Kämpfe, schließt das Buch mit einem trostreichen Blick auf die Gegenwart, in der die Geistlichen Ernst machen mit dem praktischen Christentum und lebhaft mitarbeiten an der sittlichen Hebung des ganzen Volkslebens und zugleich aus der engen Dogmatik herausstreben zu einer freien Anschauung auf dem Gebiete der vergleichenden Religionsgeschichte. V.

Eduard von Hartmann. Einführung in seine Gedankenwelt. Vorlesungen, gehalten an der freien Hochschule Berlin. Von Theodor Kappstein. Mit Porträt und Faksimile. (Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1907.)

Kappstein bezeichnet Hartmanns Lebenswerk als eine monumentale, aus eigenem schöpferischen Können aufgerichtete Philosophie, die sich neben die genialsten Leistungen in der Geistesgeschichte der Menschheit stellen darf. Aber Hartmanns zum Teil selbstgebildete philosophische Fachsprache ist nicht immer leicht zu verstehen; deshalb wird die Vereinfachung und Verdeutschung der Gedanken des Philosophen, wie sie Kappstein hier bietet, vielen Lesern willkommen sein, wie auf der anderen Seite auch das, daß der Verfasser oft dem Philosophen selbst das Wort gibt, so daß man auch von dem hervorragenden schriftstellerischen Talent Hartmanns wertvolle Proben erhält. V.

Martin Greif in seinen Werken. Von Wilhelm Kosch. (Leipzig. C. F. Amelangs Verlag. 1907.)

Über den Dichter Martin Greif wurde schon viel geschrieben, am eingehendsten hat sich bisher der Literarhistoriker S. M. Prem mit dessen Dichtungen beschäftigt und die wertvolle Arbeit „Martin Greif. Versuch zu einer Geschichte seines Lebens und Dichtens mit besonderer Rücksicht auf seine Dramen“ war die Frucht dieser Untersuchungen. Nun

gschiebn, und d Weltkugl hot tonzt, as wiar a damischa Hiasl. („Sie bewegt sich doch?“ Die Red.)

Jo, und wiar er holt fiatti gwesn is mit sein Gschäft, hot er gsogt zan Thierlwerch: Hiazt loß ih enk alloan; Mandl und Weibl suachts enk und stellts enk porweis zsom!“ — Drauf hot er sih ins woach Mias glegt, hot sih ausgrost't.

Porweis zsomstelln? s sebi thoons gern, s sebi is lusti.

Lustige Zeitung.

Kindermund. Lehrer (zu dem kleinen Paul, welcher zahlreiche Geschwister hat): „Paul, du bist doch auch der faulste von allen deinen Geschwistern.“ — Paul: „Das kann man eigentlich nicht so bestimmt sagen.“ — Lehrer: „Warum denn nicht?“ — Paul: „Ei, ich habe ja noch vier Geschwister, die noch gar nicht in die Schule gehen.“

*

Kunstkritik. Sie: „Was sagen Sie zu dem Porträt meines Mannes? Es hat zwar fünfhundert Mark gekostet, ist aber auch gottvoll!“ — Er: „Gewiß! Ein ausgezeichnetes Gemälde, würdig eines Raphael! Es ist fast mehr wert als das Original!“

*

Vor Gericht. Richter: „Weshalb haben Sie denn eingebrochen?“ — Angeklagter: „Weil ich Hunger hatte.“ — Richter: „Das ist kein Grund; ich habe auch schon Hunger gehabt und habe nicht eingebrochen.“

*

Folgerung. Professor (berühmter Käferkenner): „Das ist also Ihr Enkelchen, an dem Sie mit so großer Zärtlichkeit hängen . . . hm, hm, da haben Sie gewiß selbst keine Kinder?“

*

Eine höhere Tochter sollte einen Aufsatz über Goethes Leben liefern und schrieb dabei: „Goethe war nicht gern Minister, weil er sich lieber geistig beschäftigte.“

*

Aus einem Liebesbriefe. „. . . Ich hab' heute vergeblich eine Stunde auf dich, Geliebter, gewartet! . . . Hoffentlich warst du krank!“

*

Maßstab. „Wie lange studiert nun Ihr Neffe in München?“ — „Na, so einige 50 Hektoliter lang gewiß!“

---

von Leffler, J. Urban, A. Münzer, A. Schmidhammer, R. Scholz, F. Jüttner, Fr. Kunz. Die Bilder von einer Phantastik und Farbenpracht, bei denen selbst der erwachsene Beschauer zum glücklichen Kinde wird. Weitere Hefte dieses Verlages: „Gute Bekannte aus dem Tierreich“, Bilder von C. Kappstein, „Der Landschaftsmaler“, Malbuch mit Landschaften von Hans Thoma. Mit diesen glänzenden Ausgaben hat das Kinderbilderbuch eine Vollkommenheit erreicht, die kaum mehr zu übertreffen ist. M.

Tiere unsrer Heimat. Von Martin Braeß. Mit zahlreichen Bildern nach der Natur in Zeichnungen und Photographien. Herausgegeben vom Dürerbunde. (München. Georg D. W. Callway. 1907.)

Das Buch möchte ein rechtes Hausbuch werden, aus dem die Eltern ersehen, wie sie die den Kindern angeborene Teilnahme für die heimatliche Tierwelt nicht unterdrücken oder gar vernichten, sondern sie sorgsam pflegen und fördern sollen, als eine Quelle reinster Freuden für das ganze Leben. Es möchte die Jugend über ihre „zoologischen Freunden belehren, indem es die Lebensgewohnheite“ der alltäglichsten Tiere in anschaulicher und unterhaltender, oftmals heiterer und humorvoller Weise dem Leser vor Augen führt. Dabei streut Braeß viele Erinnerungen aus seiner eigenen Jugendzeit ein, die er im engen Verkehr mit der Natur verleben durfte. V.

Muttersprache. Deutsches Lesebuch für die österreichischen Knaben-Bürgerschulen. Herausgegeben unter Mitwirkung praktischer Schulmänner von Franz Wichtrei. Mit Bildern von L. F. Graf und anderen. (Wien. F. Tempsky. 1907.)

Dieses Lehrbuch wäre wohl einer näheren Würdigung wert, es ist modern auf Grund des guten Alten, es führt ganz prächtig ins Leben ein und ein weiter Gesichtskreis wird dem Schüler auf die angenehmste Art beigebracht. In Österreich haber wir bisher ähnliches nicht gehabt. W.

Talaufwärts von Schule zu Schule. Eine lustige und lehrreiche Schulreise von Rud. C. Beerz. (Laibach. Josef Pavliček.)

Besonders für Schulmänner ein anregendes Büchlein. Mancherlei Belehrendes über Land und Leute, und vieles kommt zur Sprache, was gerade dem Lehrer von Interesse ist. M.

Das Recht der Selbsthilfe. Von Ludwig Kohlenbeck. (Langensalza. Julius Beltz.)

Daß der Verfasser für das rein Theoretische des juridischen Rechtes nicht viel übrig hat, nimmt uns nicht wunder. Daß er aber mehr dem Faustrecht das Wort spricht, als dem ethischen Recht (siehe Duell, Friedensliga), das beweist nicht gerade seine Eignung für den Richterberuf. Das menschlich Natürliche, oder besser das menschlich Tierische bedarf ja weiter keines Richters, das findet sich auch an sich „zurecht“. Der Richter muß ein anderes Ideal haben, als der Haudegen. M.

Der Kossuthkultus in Ungarn. Zeitgemäße Erinnerung an die Jahre 1848 und 1849. Von Franz Rinold. (Linz. Zentraldruckerei [Mareis].)

Es ist eine scharfe Kritik, welche Franz Rinold an der Hand historischer Tatsachen an L. Kossuth übt. Gerade den Ungarn möchten wir die aufmerksame Lektüre dieses Werkchens sehr empfehlen. Der Tenor des Büchleins, daß Kossuth nicht Held war, sondern bloß Diplomat, der in erster Linie auf seinen Vorteil bedacht gewesen. M.

Hannoveranischer Volkskalender für 1908. Herausgegeben von Pastor Freytag. (Hannover. Heinr. Fersche.)

Das ist gleichsam der „Lahrer hinkende Bote“ des Nordens, reich an gediegenem Inhalt und gut volkstümlich geschrieben.

Büchereinlauf.

Sehnsucht. Roman von Karl Rosner. (Berlin. „Concordia“. Deutsche Verlagsanstalt.)

Phäaken. Roman von Karl Tonte Scapinelli. (Leipzig. L. Staackmann. 1907.)

Viktor Charpentier. Von Willibald Alexis. (Berlin. Georg Koenig.)

Die Verbrecherkolonie. Ein Tagebuch von Hans Ludwig Rosegger. (Berlin. Hermann Krüger. 1907.)

Die Försterbuben. Roman von Peter Rosegger. (Leipzig. L. Staackmann. 1907.)

Tragische Geschichten. Von Paul Lindau. Illustriert von Renè Reinicke. (Stuttgart. Karl Krabbe Verlag Erich Gußmann.)

Stoffel Hiß. Roman von Hermann Kurz. (Berlin. Wiegand & Grieben. 1907.)

Zur unterirdischen Tante. Humoristischer Roman aus dem Berliner Leben von Erdmann Graeser. (Berlin. Hermann Seemann. Nachfolger.)

Hinter Deich und Dünen. Geschichten aus Nordfriesland von Ingeborg Andresen. (Kiel. Walter O. Mühlau. 1907.)

Was die Leute sagen. Von Paul Oskar Höcker. Illustriert von A. Mandlick. (Stuttgart. Karl Krabbe Verlag Erich Gußmann.)

Der Schwedenleutnant. Märkische Erzählung aus der Zeit des großen Krieges von Wilhelm Kotzde. (Berlin. Albrecht Dürer-Haus.)

liegt uns ein neues Werk über den Dichter vor und der Leser wird schon bei flüchtiger Durchsicht des Buches erkennen, daß der Autor nicht bloß über ein reiches Material verfügt, sondern dasselbe auch gut zu gruppieren versteht und uns die Ergebnisse seiner Forschung in dem frischen Flusse einer ansprechenden Darstellung zu vermitteln weiß. Namentlich das Kapitel über die Gedichte Greifs ist anregend geschrieben. Im letzten Abschnitte behandelt Kosch die Prosaschriften des Dichters und bringt manches Neue; von besonderem Interesse ist der Nachweis, daß einer fast verschollenen Jugendnovelle Greifs „Goethe und Therese" einige Aufzeichzeichnungen von Greifs Großvater Johann Christian Ehrmann, der ein Jugendfreund Goethes aus der Straßburger Zeit war, zugrunde liegen. Das Buch erfüllt seinen Zweck, uns die Persönlichkeit und die Dichtungen Greifs näherzurücken, vollständig. S.

Die Musikantenstadt. Roman von Max Geißler. (Leipzig. L. Staackmann).

Das Problem, auf dem der Roman steht, ist zusammengefaßt in die sinnigen, starken Worte: „Ein Dach und ein Weib, und wenn's sein kann, auch Kinder, muß der Mann so notwendig haben wie eine Pflicht. Wenn er landfahrend ist, so ist er ein Blatt, das der Herbstwind vom Aste gerissen hat; es treibt dahin, bleibt irgendwo am Wege liegen und verkommt. Aber das Feuer des eigenen Herdes ist segnend wie die Sonne, in seinem Scheine wachsen alle Tugenden, und in seiner Wärme gedeihen das Glück und die Stärke eines Volkes."

Der starke soziale Einschlag, den der Roman ohne alle Lehrhaftigkeit trägt, und die einheitliche künstlerisch volkstümliche Form voll poetischer Kraft der Darstellung macht „Die „Musikantenstadt" zu einem deutschen Hausbuche im besten Sinn, das auch in keiner Volksbibliothek fehlen darf. V.

Tills Irrgänge. Roman in zwei Büchern von Ferdinand Bernt. (Leipzig. L. Staackmann. 1907.)

Ein feingeschriebener, edelsinniger Roman, dem im Volke die weiteste Verbreitung zu wünschen ist. M.

Dämon Berlin. Roman von Robert Saudek. (Berlin. „Concordia" Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.)

Die Geschichte eines „Finanzgenies" könnte man diesen Roman nennen, der uns das große, das moderne Berlin zeigt, uns in die Machinationen seiner Gründungen, in die Geheimnisse seiner Erfolge, in das Wesen seines Parvenutums blicken läßt. V.

Blütenschnee und Meeressegel. Lose Notizblätter von E. W. v. Thümen. (Villach. J. Gitschthaler. 1907.)

Die meisten Notizen dieses Tagebuches wohl nur für den Verfasser von Interesse. Indes begegnet man mancher gesunden Ansicht.

Aus stiller Bergwelt. Gedichte von Marie Kwaysser. (Morchenstern. J. Wawra.)

Schlichte, anmutige Poesien, sinnige Naturbilder und zu Herzen gehende Stimmungen. Z.

Heidezauber. Erzählungen, Lieder und Märchen, gesammelt von Johannes Erler. (Altenburg. S.-A. Stephan Geibel 1907.)

Die schönsten Erzählungen, Schilderungen und Lieder, womit alte und neue Dichter die Heide verherrlicht haben, sind, mit teils wertvollen Bildern geschmückt, in dem Buche enthalten. Der Zauber der Heideeinsamkeit, der den des Gebirges noch übertrifft, und der besonders in Adalbert Stifters „Heidedorf" unübertrefflich geschildert ist, nimmt bald das Herz des Lesers gefangen. Und die weihevolle Stimmung, die dieses Buch durchhaucht, macht es zu einer passenden Weihnachtsgabe. M.

Hausbuch deutscher Kunst. Ein Familienbilderbuch in 375 Abbildungen, zusammengestellt und herausgegeben von Eduard Engels. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Eine Auswahl des Besten, was deutsche bildende Kunst in fünf Jahrhunderten von Michael Wohlgemut und Albrecht Dürer an bis zu unseren modernen Meistern hervorgebracht hat, ist in dem Hausbuch deutscher Kunst zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt worden, um für die deutsche Familie ein Bilderbuch edelster Art zu schaffen, in dem sich Natur und Menschenleben in ihren unendlich reichen Erscheinungsformen und Wechselbeziehungen in erlesenen Kunstwerken widerspiegeln. Die Auswahl der Bilder ist unbekümmert um künstlerische Tagesmoden, Theorien und Richtungen erfolgt und ohne Prüderie so getroffen, daß das Buch seine Bestimmung als Familien-Bilderbuch erfüllt, aus dem alt und jung gleicherweise Freude, Anregung und Kunstgenuß schöpfen kann. Jede Art von Lehrhaftigkeit, die sich störend zwischen Kunstwerk und Beschauer drängen könnte, ist vermieden worden, ebenso auch die früher so beliebten Beschreibungen der Bilder, die den feiner Empfindenden gerade um den Hauptreiz des künstlerischen Genießens bringen. V.

Das deutsche Bilderbuch. (Mainz. Jos. Scholz.) Sieben Hefte, welche die Märchen Dornröschen, Marienkind, Aschenputtel, Rotkäppchen, Hänsel und Gretel, Schneewittchen und Frau Holle enthalten. Reich illustriert



Das mißlungene Meisterstück.

Eine Erzählung aus unseren Tagen von **Hans Malser.**

(Schluß.)

Karl", sprach eines Tages Ruprecht zu seinem Knechte, „wir wollen nicht mehr Sie sagen, wir wollen Du zu einander sagen. Du hast uns bisher brav und treu gedient. Aber von jetzt ab bedarf ich deiner noch weit mehr als früher. Du bist wohl auch zufrieden mit deinem Dienst?"

Antwortete Karl: „Wie ich damals fort bin in die Fabrik, hätt ich mir nit denken können, daß ich zur Bäuerei noch einmal so eine Freud sollt haben. Und das muß ich wohl auch sagen, eine so gute Herrschaft wird man nit bald finden, wie der Herr Vater gewesen und wie Sie — wie du bist. Und einen besseren Bruder kunnt ich nit finden. Mir ist nur hart, daß aus der Wirtschaft so wenig Gewinn herauszuschlagen ist."

„Ich bitte dich, Gewinn! Das ist doch nicht die Hauptsache. Eine Freude muß der Mensch haben, das ist die Hauptsache. Siehst du, dich freut die Wirtschaft und mich freut die Landschaft, die Natur."

„Die Natur", sagte der Knecht nach, „wo ist denn eigentlich die Natur?" Er sagte es, um einfältig zu erscheinen.

Aus Alt-Büsum. Ein Menschenleben. Von A. Behrens-Litzmann. (Dortmund. Fr. Wilh. Ruhfuß.)

Vom Geibel-Verlag in Altenburg, S.-A., neu erschienen: **Hans Tunichtgut.** Allen Kindern zu Nutz und Lehr gewidmet vom Märchenonkel Dr. Otto Weddigen. — **Im Märchenland.** Eine Sammlung Märchen, erzählt von Emilie Franck Wichera.

Der Weg nach Eden oder: Die Tragödien des neuen Weltalters. Von Karl Kösting. (Leipzig. Oswald Mutze. 1907.)

Zwei Mädchendramen. Von Kurt Müller. (Leipzig. J. Tr. Wöller. 1907.)

Sancta Justitia! Eine Komödie der Ehrlosen in vier Akten von Kurt Müller. (Leipzig. J. Tr. Wöller. 1907.)

Georg Meter uller De Isenbahn op Fehmarn. Plattdeutscher Schwank in 1 Aufzug von Julius Wichmann. (Hamburg. Selbstverlag. Quickbornstraße 26. 1906.)

Der Bräutigam vom Himmel. Ein ländliches Bild mit Gesang in einem Aufzug von Karl Krobath. Chorvertonung von Thomas Koschat. (Das Aufführungsrecht ist vom Verfasser in Klagenfurt zu erwerben.)

Des Kindes Freiheit und Freuden. Von Otto Ernst. (Leipzig. H. Haessel.)

Josef Viktor v. Scheffels gesammelte Werke. 4. Band. (Stuttgart. A. Bonz & Comp.)

Dantes Werke. „Das neue Leben", „Die göttliche Komödie", neu übertragen und erläutert von Richard Zoozmann. Erster Band: Seine Zeit und seine Werke. (Leipzig. Max Hesse.)

Maulbrunner Liederbuch. Lieder des Klostermönchs Myrtillus von Maulbrunn, weiland Wolfgang von Weiler an die Gräfin Lucinia von Helfenstein. 1525. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 1907.)

Siebzig Gedichte. Neue und alte Verse von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staackmann. 1907.)

Friedrich Adler vom goldenen Kragen. (Prag. C. Bellmann.)

Für Salon und für Mansarde. Prosa und Verse von Kurt Müller. (Leipzig. Tr. Wöller.)

Daniel und die griechische Gefahr von D. A. Bertholet, Professor in Basel. Religionsgeschichtliche Volksbücher. II. 17. (Tübingen. J. C. B. Mohr.)

Jesus der Christus. Bericht und Botschaft in erster Gestalt. Von Dr. Fritz Resa. (Leipzig. B. G. Teubner. 1907.)

Stille Gedanken eines Deutschen. (Dresden. C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung. 1907.)

Reisebriefe und Tagebuchblätter aus dem Morgenlande von D. Hermann Richter. (Mülheim a. d. Ruhr. Jul. Bagel. 1907).

Die Freude. Ein Hausbuch deutscher Art. 6. Band. (Langenich. Karl Robert. 1907.)

Fritz Reuter-Kalender auf das Jahr 1908. (Leipzig. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher).

Alkohol, Vererbung und Sexualleben. Von Prof. A. Forel. (Berlin. Deutscher Arbeiter-Abstinentenbund, Johannes Michaelis.)



Postkarten des „Heimgarten".



J. P., Wien. Von Ihrem uns durch Herrn R. übermittelten Anerbieten können wir aus prinzipiellen Gründen keinen Gebrauch machen.

A. Sch., Marburg. Gedicht an sich gewiß von subjektiver Wahrheit, doch für den Heimgarten nicht geeignet.

* Die mit V. bezeichneten Bücheranzeigen sind redigierte Verlegernotizen.

☛ **Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten"
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 20. Oktober 1907.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Möck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

So oft die beiden sich irgendwo begegneten, sprachen sie mitsammen und gingen endlich gar eine Strecke nebeneinander her. Sie mußte häufig lachen, wenn er über etwas sehr wichtig sprach, als handle es sich um eine Milchkuh, und er meinte eine Ameise oder einen Regenwurm. Ist halt ein großes Kind, dachte sie, und Kinder hat man lieb. Der Bengel war allerdings fast sechs Schuh hoch nach ihrer Schätzung und der junge schwarze Prophetenbart stimmte nicht zu den Knabenspielereien, die er nach ihrer Meinung trieb, wenn er Schmetterlinge fing, Vogelnester beobachtete, am Bache saß und eine Stunde lang dem Halm zusehen konnte, der, seine Rispe ins Wasser neigend, immerfort hin und herwuppte. Da dachte sie nur: Da armer Mensch! Einen so schönen Bauernhof hast und verstehst nix davon und ein schlauer Fuchs bringt dich um allen Gewinn.

Weil sie wußte, daß er sich im Hochgraithhofe eine Dachstube eingerichtet hatte, so fragte sie ihn einmal: „Was wohnens denn nit im neuen Herrenhaus, Herr Glotter, Bauer seins ja eh keiner.“

„Weil es poetischer ist in dem niedlichen Raum als in diesem schrecklichen Hotel, wo jetzt nur Mäuse Kirchtag halten und Spinnen ihre Brautschleier weben.“

„Was werdens denn anfangen mit diesem gspaßigen Gschloß?“

Eine Ruine draus werden lassen — er getraute sich's nicht zu sagen. Das möchte so einem einfältigen Dirndel doch zu sonderbar vorkommen.

„Was tätest denn du, wenn das schöne Haus dir gehörte?“

„Ich?“ lachte sie, „da müßt ich wohl erst nachdenken. Bissel zu brauchen wird die Kraxen doch sein. Schauns, da in der Hochraithgegend herum gibts ein Laster Bauernhäuser und die Kinder sollen all nach Niedergraith in die Schul gehen. Auch im Winter. Na? — Jetzt möchts Ihnen schon einfallen, was ich mein!“

„Das Hotel zu einem Schulhaus?!“ rief Ruprecht und spannte seine Arme aus. „Mädel, du bist ein Prachtkerl! Ein Mordsmädel!“

„Mein Gott, was hab ich denn lauter gesagt? Mir ist halt just ein Schulhaus eingefallen.“

„Aber mir ist das nicht eingefallen. Du hast recht, wahrhaftig, das ist keine Ampel, das ist eine Fackel. Mit der du die ganze Gegend beleuchten wirst. Und mir geht auch ein Licht auf. Jetzt weiß ich, was geschieht. Du bringst mich von dir nimmer weg. Du wirst auf dem Graithhof die Hausmutter!“

„Wär mir nit zuwider“, sagte Susi, „wenn der rechte Hausvater vorhanden ist“.

„Wäre dir der recht?“ fragte er leise und ernsthaft und stellte sich fast demütig vor sie hin.

„Die Natur!“ belehrte Ruprecht. „Ich meine halt so, was da ist, ohne daß man's macht. Zum Beispiel am Landleben die Schönheit und die Sorglosigkeit. Du denkst auf der Wiese ans Heu, ich an die Blumen. Du siehst beim Ochsen das Fleisch, ich seinen stattlichen Bau. Du findest schädliches Insekt und Ungeziefer, ich freue mich an den schönen Würmlein, Käfern und Faltern. O Freund, was soll ich weiter reden? So klug du bist, das kannst du nicht verstehen, wie wunderbar die Welt ist. Die Mühen und Sorgen damit sollen dein sein, die Schönheit dran behalte ich für mich. Wirtschafte du auf Hochraith so gut es geht, ich verlange nichts als eine gute Verpflegung und als sorglos, ruhig und froh hier leben, umhergehen und genießen zu können. Alles Unangenehme, das halte von mir fern, komme mir mit keiner wirtschaftlichen Angelegenheit; schaffe, als ob du der Herr wärst, und denke, ich sei ein seliger Mann, den man nicht stören darf. Will dir die Wirtschaft auch nicht viel tragen, achte nur, daß sie nicht gerade zurückgeht. Was mich anlangt, ich habe mein Bißchen in der Bank liegen für alle Fälle. Und wie du weißt, brauche ich nicht viel.“

„Wenn ich nur wüßt, was man mit dem Kasten da drüben anfangen soll!“ sagte Karl und deutete gegen das Hotel hin, das über dünner, junger Anpflanzung hoch und kahl aufragte.

Ruprecht zuckte die Achseln. „Ruhig stehen lassen, bis es eine Ruine ist. Dann haben wir auch Romantik da.“

„Ganz gescheit. Die Ruine wird sehr gut stehen.“

Übrigens lag dem Dichter jetzt etwas anderes im Kopfe als Ruinen. Es war schon einmal gar zu frisch, dieses Mädel. Und es war so schneidig, nicht ein bißchen sentimental, ganz wie ein Wildröschen am Heckenstrauch, das nicht weiß, wie schön es ist.

Standen sie zusammen am blühenden Kartoffelfeld und Ruprecht bewunderte eine Blüte. „So sieh doch einmal her, Susanna! Diese schöne violette Krone mit den Goldfäden, die sich nach der Sonne ausstrecken, als wollten sie alles Licht und alle Himmelsglut in sich saugen!“

„Das sind Kipfelerdäpfel“, entgegnete Susi.

— Nun, warum nicht, dachte sich Ruprecht. Wenn eins so idealistisch ist, soll das andere ja praktisch sein. Das ersetzt sich. Wenn sie den Hof regiert, kann ich König am Hofe der Poesie bleiben. Es ist ja ein Unsinn, wenn zwei gleichbefähigte und gleichgesinnte Leute zusammenheiraten. Die kommen nicht weiter. Eins in eins hebt sich. Zwei Ungleiche haben eine doppelte Größe. Und ein tüchtiges, kluges Bauernweib ist die einzige Möglichkeit für den Naturfreund. Bissel was Besseres wird doch in ihr sein. Ein Lichtlein hat jeder Mensch, ist's keine Fackel, so ist's eine Ampel. —

will ichs verrichten. Der ist kein dummer Kopf gewest, hat seine Augen gut aufgemacht, und wenn einer eine gern hat, da soll ihm nix zu schwer sein. Auf dem Hochgraithhof hat er angefangen zu arbeiten. Das Leinfeld geackert, den Leinsamen angesät, den wachsenden Flachs vom Unkraut gejätet, den reifen Flachs ausgenommen, in Sonn und Regen gebleicht, eingeheimt, gedörrt, gebrechelt, gekrampelt, auf dem Spinnradel gesponnen, im Webstuhl gewebert, die Leinwand genäht. Bissel hat ihm die Nachbarschaft dabei geholfen und eh das Jahr aus ist, kommt der Sattler mit der Pfaid am Leib und begehrt die Braut."

Das hatte Susi mit glänzenden Augen erzählt, gleichsam als begleite sie ihn mit Freuden bei seiner Arbeit, aus Leinsamen ein Bräutigamshemd zu machen.

Dem Ruprecht mochte fast bange werden vor solch einem Meisterstück, daher wollte er's in den Scherz ziehen: „Da will ich meiner Braut eine ganz andere Pfaid weben, als die von grober Leinwand. In Poesie will ich dich kleiden, die feiner ist als Seiden. Ein Hemd will ich dir geben aus güldenen Sonnenfäden, und weißen Mondenschleier sollst du zur Hochzeitsfeier um deinen Busen hüllen."

„Gehns seins nit fad!" unterbrach ihn das Mädel, „ich hab eh ein Hemd und Sie werden auch eins haben. Ich werd Ihnen schon ein Meisterstück aufgeben, wartens nur!"

Nach solcher Rede ist dem Ruprecht wonnig worden, sie redet ja doch, als ob sie ihn ein bißchen lieb hätte. Aber sie verschob alles wieder auf eine ganze Woche. „Morgen in acht Tagen könnens nach Untergraith kommen, beim Felberkreuz im Waldl wartens um fünf Uhr in der Früh."

Also mußte er am genannten Tage sehr früh aufstehen, es war kalt und windig, aber er dachte nur eins, was es heute geben werde so früh beim Felberkreuz im Walde. Er kam genau zur Stunde, sie kam zu gleicher Zeit und brachte ein Bündel mit.

„So", sagte sie, „da hab ich Roggensamen und aus dem machens einen Butterstritzel für unsere Hochzeit. Anbauen, abernten, auskörnen, mahlen, backen, alles selber müssens tun, ein Jahr habens Zeit. Nachher wollen wir den Stritzel miteinander essen."

Ruprecht ging mit Freuden darauf ein. Wenn das, was sie verlangt, überhaupt möglich ist, warum soll er es nicht imstande sein?

„Aber schau, Susanna, du sagen sollst heut schon zu mir."

„Du sagen tun wir erst beim Broteessen, eher nit. Alsdann will ich Ihnen noch was sagen, Herr Glotter. Vom Karl lassens Ihnen anzeigen, wie die Herbstbrach hergerichtet werden muß, denn das im Sack ist Winterkorn, das muß heuer noch in die Erden. Und nachher schickens ihn fort."

„Der?“ antwortete sie fast erschrocken. „Der wär mir freilich wohl nit recht. Wenn ich einmal sollt heiraten, so nehm ich nur einen Bauern.“

„Bin ich denn keiner?“

„Sie sind ein Herr. s Lodengwand und der grüne Hut tuts nit. Sie müssen ein Stadtfräulein nehmen, das Ihr Gedichtets liest, daß Sies nit umsonst machen müssen.“

Denn er war in der Gegend schon bekannt als einer, der „so dichten tut“. Die Leute lachten darüber und sagten: „Da hat er wenigstens Mist für den Krautacker.“

„Der Mensch muß was arbeiten“, setzte Susi bei.

„Arbeiten und beten.“

„Ja, und beten.“

„Ihr betet mit der Rosenkranzschnur, ich bete mit dem Versmaß.“

Dazu schwieg sie. Es war ihr zu hoch.

Er stand ganz nahe an ihr, legte beide Hände auf ihre Achseln, schaute ihr inbrünstig ins frische Auge und lispelte: „Ein bißchen wirst mich doch lieb haben, Susanna, ein klein bißchen?“

Sie schwieg. Jetzt war ihr bang.

Verstanden hat sie's endlich doch, aber fest zugedeckt gehalten, was jetzt in ihrem Innern zu brodeln begann. Die Antwort war trotzdem wieder: „Wissens, ich will Ihnen was sagen: Ich heirat nur einen Bauern.“

„Kind, ich bin ja einer.“

Da lachte sie auf, fast beleidigend grell. Und dann sprach sie ruhig und ernster Weise: „Wenn das wirklich eine heilige Frag soll gewesen sein, so will ich schon danach antworten. Aber nit jetzt. Vielleicht, wenn wir am nächsten Sonntag wieder zusammenkommen.“

Ja, zusammenkommen taten sie freilich am nächsten Sonntag, weil er ihr stundenlang nachging, bis er sie am Kirchhofsrain einholte.

„Hast mir auf meine Frage was zu sagen?“

„Das schon.“ Und nachher ist sie hervorgerückt. „Will Ihnen was erzählen. Von einem meiner Urgroßväter auf dem Hochgraithhof, wie der fremde Sattlergesell ist ins Haus kommen und sich in die Haustochter verliebt hat. Wie der um sie hat angehalten, da sagt der Urgroßvater: Meine Tochter will nur einen Bauern heiraten. Aber du bist ein Sattler. Und reiten tun wir nit da auf dem Hochgraith. — So will ich Bauer werden, sagt der Sattler. — So mußt du ein Bauernmeisterstück ablegen, sagt der Urgroßvater. — So will ichs tun, sagt der Sattler. — So will ich dir eins aufgeben, sagt der Urgroßvater. Da hast einen Säckel voll Leinsamen, aus dem sollst du dir eine Bräutigamspfaid machen. Ein Jahr lang hast Zeit dazu. — Aus diesem Leinsam eine Brautpfaid? sagt der Sattler. In einem Jahr

Susi, die zu Untergraith im Dienste stand, wurde mit Ruprecht immer zutunlicher und hub an, ihn als ihren Bräutigam zu betrachten. Aber das Dusagen führte sie noch nicht ein. Er tat's ja, aber sie tat's nicht. Und im Frühjahre ereignete sich etwas, da wollte sie auch ihm das Du verbieten. Er wollte es ihr nämlich einmal beweisen, daß er außer Poet auch ein bißchen Mann sei — und nicht gewillt, sich ganz allen Wünschen der lieben Herrin unterzuordnen. Er sagte ihr daher einmal, den Karl wolle er nicht entlassen.

Und darauf ihre Antwort: „Wenn Ihnen der Karl lieber ist als ich, nachher ist's mir am liebsten, wir zwei werden uns wieder fremd. Ich weiß, was ich will."

Eine Woche später war Karl aufgekündigt. Darob war er sehr überrascht und wollte wissen, warum. Obschon er es insgeheim recht gut wußte. Seine Schwester durchschaut ihn. Sie will Herr sein auf Hochgraith. Und diesmal ist das nichtige Weibsbild stärker als der feste Knecht. Sie nimmt den Fremden ins Ehestübel und seine ganze Klugheit ist zuschanden geworden. Aber er blieb in jener würdigen Artigkeit, die schlaue Leute gerade dann hervorkehren, wenn sie vor Wut kochen. Beim Abschied steckte Ruprecht dem braven Knecht noch eine Aufbesserung bei und sagte: „Ich habe jetzt Rücksichten zu erfüllen, aber vielleicht kommen wir wieder einmal zusammen."

Ist schon möglich, aber anders als du meinst, dachte sich Karl und hatte diesmal eine ganz besondere Sehnsucht nach dem Sommer. Wenn das Korn reift! Ja, mein lieber Herr Dichter, wenn dein Korn reift, das möchte ich mir beschauen, wie du nachher dastehen wirst vor der Deinigen!

Er nahm Dienst bei einem entfernteren Nachbar, um von dort aus die Entwickelung der Dinge zu beobachten.

Mittlerweile war Bruder Thomas heimgekommen von der weiten Welt und als Knecht eingestanden bei seinem künftigen Schwager auf Hochgraith. Der war dem Herrn Glotter aber kein bequemer Mensch. Arbeiten tat er zwar auch, wenngleich nicht mit derselben Lust wie sein Vorgänger. Aber bei jeder Verrichtung kam er herbei und fragte, was und wie? Er war noch ganz Soldat, der ohne Befehl keinen Schritt und keinen Griff tun konnte. Glotter wäre einesteils recht gern der Befehlende gewesen, wenn er nur immer auch gewußt hätte, was zu befehlen sei. — Doch kommt nur erst Susanna, die verstehts, befiehlt gern und der Bruder gehorcht gern, das gleicht sich schön und er — der Hausherr selbst — kann seinen poetischen Freuden nachgehen.

Aber da kam das Jahr mit seinem Sommer. Und der Sommer mit seinem bestellten Roggenfeld — und das hatte keinen Roggen. Es hatte allerlei Unkraut mit schönen Blüten, Disteln voll

„Wen soll ich fortschicken? Den Karl?"

„Den danken Sie ab."

„Aber das ist ja dein Bruder."

„Ist schon wahr. Ich hab noch einen Bruder, der wird besser taugen zum Großknecht auf Obergraith. Der ist Soldat gewest und man kann sich auf ihn verlassen. Ich will ihn aus der Stadt heim haben, ihn gefreuts eh nit dort."

Er ging nicht weiter darauf ein, sondern sagte: „Wenn einmal ein Wagen hinauffährt, dann sei so gut und lasse das Bündel Roggenkorn auflegen."

Antwortete sie kurz: „Das müssen Sie schon selber tragen, das gehört dazu."

Also trug Ruprecht das Kornbündel schnaufend den Berg hinauf und dachte: Das ist ganz klug, das gehört zum Meisterstück. Daraus mache ich ein wunderschönes Gedicht. Aber daß ich den Karl entlassen soll? Der ist ja meine rechte Hand. Und meine linke. Und mein Kopf. Was soll denn werden auf dem Hochgraithhof, wenn der Karl nicht ist. Ich kann mir's ja denken, daß die Susanna, diese Prachtbäuerin, nachher ihren eigenen Kopf aufsetzen will und ist's mir auch recht, ich mag keine Sorgen. Aber so lange sie nicht auf dem Hofe ist, brauche ich diesen Knecht.

Er hatte den Karl also nicht fortgeschickt, sondern mit ihm besprochen, wie und warum die Herbstbrache bereitet werden muß. Und dann begann es. „Das Samenkorn will ich dir derweil aufheben, daß es frisch bleibt", hatte Karl gesagt. Ruprecht stellte sich selber hinter den Pflug, weniger von Demeter unterstützt, als von Amor. Anfangs ging es jämmerlich, der Pflug wollte nicht greifen, die Furche sich nicht legen und der Ochse nicht im Geleise bleiben. Allmählich ging es leidlich und in vier Tagen war die Brache umbrochen, aber Ruprecht konnte vor Schwielen und Muskelschmerzen sich kaum aufrecht halten. Dann mußten die frischen Furchen noch mit einer vielzähnigen Egge geriffelt werden. Und dann das Säen. Karl hatte einstweilen das Kornbündel in seiner Kammer aufbewahrt und jetzt kam er damit herfür, trug es auf den Acker und zeigte seinem Herrn mit viel lustiger Redensart, wie man Korn sät. Dieses Säen fand Ruprecht sehr poetisch, man schritt dabei auch nur so in gerader Richtung hin, nahm immer wieder Samen aus dem vorgebundenen Sack und streute ihn mit geschwungenem Arm auf das dunstende Erdreich. Befruchten! Das ist doch das Feinste auf der Welt. Das ist nahezu göttlich, es ist Schöpfertat. Und das Zuackern nachher mit der Egge, das war wie eine keusche Einhüllung des geheimnisvollen Werdens, das nun beginnen sollte.

Dann begann es zu wintern. Vom November bis April lag der Schnee meterhoch über dem Kornfeld und der ganzen Gegend.

ihn nit jetzt derschleichen müßtest. Du falscher Judas, du!" Rasch eilte sie über die Matten hinab und schrie immer wieder zurück: „Du falscher Judas!"

Am nächsten Tage schrieb er ihr einen Brief: „Daß D' es doch möchst einsehen, liebe Schwester, ich hab's ja zu Deinem Besten tan, daß Dir die Augen aufgehen, wie dumm der Mensch ist. Weils mir leid tät um dich, wenn Du zu Schand und Spott dem sein Weib tast werden. Jetzt ist er ja fertig. Mit mein bissel Derspartem nehm ich ihm den Hof ab und wir sind wieder daheim auf dem Vatersgut und ich verbleib Dein liebender Bruder."

Sie schrieb drunter hin: „Du falscher Judas, Du!" und ließ ihm den Brief zurücktragen.

Und dann ging sie mit sich ins Gewissen. — Hat er sich nicht abgemüht und gearbeitet wochenlang mit dem Kornfeld, daß er ganz wunde Hände bekam und abends vor Müdigkeit auf den Strohsack sank. Ist denn das kein Meisterstück? So einer mit seiner Bildung und seinem Geld hat im Heiraten eine große Wahl. Und er will keine als sie, die arme Bauernmagd, und er will ihr zuliebe sein Lebtag Bauer bleiben. Ist das kein Meisterstück? Was kann's denn so viel schaden, wenn er auf dem Berg herumgeht und sich freut, daß bei uns da die Welt so schön ist! Gibt genug Gutsbesitzer, die selber nicht arbeiten und nicht einmal anschaffen können. Muß halt wer anderer da sein, der's versteht. „Und", so redete sie laut mit sich selber und pochte mit der Faust auf ihre Brust, „Gott sei Dank, daß unsereins da ist! Ich will Bäuerin und Bauer sein. Und er soll mein Mann sein — das ist auch was."

Das Meisterstück ist freilich mißlungen. Aber wem? Dem Ruprecht Glotter nicht. Die Hochzeit findet demnächst statt. Der Schreiber dieser wahren Geschichte ist dazu eingeladen, und wenn das Gedränge nicht zu fürchten wäre, so würden gewiß auch die freundlichen Leser und Leserinnen eingeladen worden sein. Um ihre begreifliche Neugierde zu stillen, werde ich weitere Nachricht folgen lassen, falls sich etwas Besonderes zutragen sollte. Ich glaube übrigens, es wird sich einfach und gut machen, denn wie man gesehen, die beiden haben — trotz der Verschiedenheit der Naturen — aus dem allerorts üblichen Grunde geheiratet — aus Liebe. Will daraus schon nicht Roggen wachsen, so wächst Hafer. Und sollte auch der Hafer überwintern, so wächst allerhand Krautwerk mit schönen Blumen.

—

wahrer Pracht, dazwischen stand manch ein Halm mit Haferrispen — und Roggen nicht ein Stamm. Susanna ging hin und her am Feldrain, neben ihr Ruprecht, aber sie redeten nichts miteinander. Plötzlich wurde sie zornig und rief ihm zu, er solle schauen, daß er weiterkomme, sie wolle allein sein. Da schritt er dem Walde zu, wo unter drei großen Tannen seine Lieblingsbank war, setzte sich hin und schaukelte mit dem Kopf. Sie schaute von weitem hin auf ihn, und hub er an, ihr zu erbarmen. Hat er doch fleißig gedüngt, persönlich geackert, Unkrautwurzeln ausgerottet und Roggensamen gesät. Und jetzt wuchert dieses Unheil.

Kam der Knecht Karl vom Nachbar vorüber und tröstete seinen früheren Herrn. Für schlechten Samen könne kein Mensch und die blühenden Raden und die Margarizen und die hohen gekrönten Stämme der sogenannten Disteln; die Krone des Königs von Engelland habe nicht so viele Zacken wie diese Distelkrone! Und alle andere bunte Blumenzier auf weitem Feld! Doch viel schöner anzuschauen als so ein einförmiges graues Roggenfeld. So höhnte Karl. Ruprecht ward es gar nicht inne, sondern gab treuherzig zu, daß es schön sei! Wenn es nur auch der lieben Susanna gefiele.

Karl schritt weiter am Raine hin und traf seine Schwester.

„Das ist sein Meisterstück!“ sagte er und deutete auf das mißratene Feld.

Sie aber rief zornig: „Das hat ihm wer angetan!“

„Freilich hat ihm's wer angetan“, entgegnete der Bruder. „Aber es hätt ihm's niemand antun können, wenn das ein Bauer wär, der Roggen und Hafer unterscheiden kunnt. Ich habe ihm ehrlichen Hafer in den Sack getan. Den hat er für Roggen gesät. Der Hafer ist zumeist verwintert, das Unkraut ist selber gewachsen. So ist's, Schwester Susi.“

Sie stand starr und vermochte vor Wut kein ordentliches Wort hervorzubringen.

Karl blieb ruhig und sagte nur: „Schau, ich bin dein Bruder. Und was ist er? Siehst es jetzt ein, daß das kein Bauer ist und auch keiner werden kann. Schlecht genug, daß so einer herrisch auferzogen ist; und noch dazu ein Schöngeist. Und der soll Hochgraithofer sein! Was brauchst ihn denn? Heiraten, den! Ist ja gar nit nötig. Laß nur Zeit. Von dem kriegen wir den Hof billiger. Nur gescheit sein.“

„Und wenn ich schon sonst nit wollt“, schrie sie jetzt auf, „so möcht ich Frau Glotter sein, daß ich diesen sumpflackenschlechten Knecht jetzt von diesem grünen Rasen jagen kunnt! — Ich hab schon lang zugeschaut, wie du ihn hint und vorn betrügst und drauf aus bist, ihm den Hof abzuschwindeln mit deinem ekelhaften Schmeicheln und Heucheln. Wärst heimblieben auf dem Hof, kunntst eh heut Besitzer sein. Daß du

mein Sohn zu Weihnachten da sein wird? Aus Amerika! Es leidet ihn nicht länger drüben. Dort hat mein Richard gearbeitet, zuletzt als Ingenieur, viele Jahre — ach, die Finger meiner beiden Hände reichen nicht aus, die Jahre daran abzuzählen! Einmal, einmal möcht' ich ihn noch sehen, dann wünsch' ich mir nichts mehr vom alten Jahr, und was dem nachfolgt!"

„Haben Sie ihn so lieb?" fragte ich, aber es tat mir im selben Augenblick leid.

„Warum fragen Sie?" versetzte Frau Margret. „Weil ich nie von ihm sprach? Kindchen, arbeiten muß man, auf und ab im Hause schaffen, sonst wachsen einem die traurigen Gedanken über den Kopf! Sein Teil Schmerzen und Freuden hat jeder. Aber sie erzählen? Es kann Fremden doch nur gleichgültig sein oder gar lästig."

„Mutter Margret, bin ich Ihnen ein Fremder?" bat ich. Sie strich mir zärtlich das Haar aus der Stirn, und was sie mir an diesem Abend erzählte, wird mir unvergeßlich sein.

„Jetzt bin ich eine alte Frau; vor fünfunddreißig Jahren jedoch war ich ein frisches Ding von Mädel, kerngesund und fröhlich und — wohl auch hübsch. Wenigstens hat dies in hunderterlei Weise mein Liebster beteuert und ist fast zornig geworden, wenn ich lachend abwehrte, was ich doch so gern hörte. Er war Oberleutnant in einem Infanterieregimente, dachte aber, sobald es anginge, den Säbel abzulegen und in Zivildienst zu treten, damit wir ohne Kaution unsern Hausstand gründen könnten. Wundern Sie sich nicht zu sehr darüber! Er liebte mich über alles und mochte auch bei seinem freien, ungestümen Wesen im Soldatenberuf keine rechte Befriedigung finden. Denn so war er: ein Strudelkopf voller Bewegung, mit Blitzaugen und stets raschem Gang. Er schritt wie ein Held und ich durfte wohl stolz auf ihn sein.

Weihnachten waren vorüber, der Schnee fing an wegzugehen, im Sommer wollten wir heiraten. Da starb meine Mutter und als Waise übernahm ich unser Gartenhäuschen und die Schneiderei mitsammt den zehn Lehrmädeln. Nun, es ging, nur war die Hochzeit weiter hinausgeschoben.

Da kamen schlimme Gerüchte; man redete von Kriegsgefahr, von baldiger Mobilisierung. Bei Tage hörte man die Leute auf den Gassen laut und erregt sprechen, bei Nacht, in der dunklen Stille, krochen aus allen Winkeln die Sorgen, über die man sich untertags vielleicht hinweggelärmt hatte. Nun konnte und durfte Richard nicht los. Draußen blühte der Frühling, Rosenduft flog aus dem Gärtchen durch unser Nähzimmer, aber mir zitterten unter der Arbeit die Finger beim Gedanken an das Kommende.

Mutter Margret.

Von **Adolf Hainschegg**.

Von einem Säbelduell brachten sie mich nach Hause mit einer tüchtigen Hiebwunde zwischen den Rippen. Meine prächtige, alte Quartierfrau ließ es sich nicht nehmen, mich zu pflegen, da ich auf der Welt allein stand und nun einmal auch im Herzen des fürsorglichen Altweibchens einquartiert war. Nach dem ersten Krankheitssturm mit den tollen Phantasien des Wundfiebers und mancherlei Schmerzen hatte ich Gelegenheit genug, die endlos langen Stunden mit Betrachtungen über Holmgang, Gottesurteil, Zweikampf u. s. w. auszufüllen; zudem nahte die Weihnachtszeit, so daß mir die wenig erfreuliche Aussicht auf einen Christtag im Krankenbett offen lag.

So war der Abend eines weißverschneiten Dezembertages schon hereingebrochen, als ich aus kurzem, tiefem Schlummer erwachte. Der Mond schien auf den Fußboden und in der Stube war es heimlich, still und warm. Neben dem Schreibtisch dämmerte, schwach beleuchtet, mein Nadelbäumchen. Oft hatte sein zierliches Astwerk meiner Phantasie zum Aufenthalt gedient: als Christbaum schimmernd und duftend; oder als königliche Wetterfichte in den Alpen auf lichtumspülter Felsklippe; oder gleich als ganzer Wald, dessen Rauschen ich über mir zusammenschlagen ließ. Da wurde vorsichtig die Tür aufgeklinkt und meine Pflegerin trat behutsam ein, in der Hand die grün abgeblendete Studierlampe.

„Guten Abend, Mutter Margret! Nur nicht so leise! Sie dürfen auftrampeln, soviel Sie wollen.“

Frau Margret stellte das Licht auf den Tisch. Ein Weilchen blickte sie mich forschend an und atmete dann mit Befriedigung auf, indes ein liebes Lächeln in ihrem Gesicht spielte: „Na, Gott sei Dank, er wird schon wieder grob! Und der Doktor ist ebenfalls sehr zufrieden mit Ihnen. Derweil Sie schliefen, war er hier; hat auch verheißen, daß Sie Ihre Weihnachtseinkäufe selbst werden besorgen können, wenn Sie sich so beeilen mit dem Gesundwerden.“ Hierauf legte sie frische Kohlen im Ofen nach und hantierte dabei so rüstig, als wären die sechzig Jahre, die sie trug, lauter Rosenblätter. Sie lebte einsam, hatte aber irgendwo einen Sohn; mehr wußte ich nicht von ihrem Leben, vermied es auch, dem weiter nachzufragen, um nicht etwa alte Wunden anzutasten.

„Mit Menschenblut gehen die Menschen bös um! — Als ob Siechtum und Tod nicht auch von selber den Weg fänden!“ fügte sie leise hinzu. Sie seufzte und setzte sich auf den Stuhl neben meinem Bett. „Wenn Sie zu Weihnachten wirklich wohlauf sind und wenn auch das eintrifft, was heute der Brief versprochen hat — denn wissen Sie, daß

tungen zu durchfliegen, um nicht mit dem geliebten Namen das letzte Fünkchen Hoffnung erlöschen zu sehen.

Einmal im September war über Nacht der erste vorzeitige Schnee gefallen, der im Laufe des Tages wieder schmolz. Als ich am Morgen nach den Einkäufen auf dem Markt heimging, waren die Äste der Parkbäume noch schwer von Schneelagen niedergebogen, doch tropfte es hart und und unablässig von allen Blättern mit einem seltsam starken Rauschen, die Sonne funkelte auf dem nassen, unruhigen Laub und mir war, als säh' ich in den Bäumen die Angst, wie sie sich anstrengten, das fremde, kalte Element abzuschütteln. Eine jagende Bangigkeit stieg in mir auf. Am Haustor traf ich mit einem Jungen zusammen, der einen Zettel für mich abzugeben hatte. Ich wußte, was er enthielt, bevor ich ihn gelesen. Wenige Worte standen darauf: Richard läge verwundet im Notspital und ich sollte kommen.

Da hab' ich denn meinen bittersten Gang angetreten. Was soll ich viel erzählen? Richard war auf den Tod wund. Bis zur Tür des Krankenhauses hing ich mich an die Hoffnung. Gott hat es nicht gewollt. O, ich weiß noch alles, das blasse Gesicht und alles, alles! So gern hätte er gelebt! Als er von mir das Geheimnis erfuhr, ist ein Krampf durch seinen armen, zerschossenen Leib gegangen. Mit einem langen Blick sah er mich an, mit einem Blick so voll Qual! Ich hab' ihn durch Tränen angelächelt, damit er nicht in Sorge sei um unserwillen. Und dann, unmerklich, ohne Leiden ist er eingeschlafen — in den ewigen Schlaf. Der Herr hat ihn aus meinen Armen zu sich genommen."

Frau Margret stand auf und ging still ans Fenster. Der Mond wob zartes Geleucht ins Haar der Greisin.

„Zu Weihnachten," sprach sie, „wird ein schöner Baum brennen; für meinen Sohn. Dieses Glück ist mir der Himmel schuldig. Sie aber, Kind, schlafen Sie sich munter in die Gesundheit hinüber! Wenn Sie Ihrer alten Pflegemutter den Kummer bereitet haben, krank zu werden, so seien Sie jetzt brav, bleiben Sie in der Nacht schön in die Decke gewickelt, damit Sie zu den Feiertagen wieder auf den Beinen sind! Den Weihnachtsstern oben müssen Sie befestigen."

Voll Ehrfurcht blickte ich der aufrechten Frau nach, wie sie, freundlich grüßend, das Zimmer verließ. Sie erschien mir verklärt durch den Schmerz und die Arbeit.

Endlich war die Einberufung wirklich befohlen worden. Wenige Tage später, an einem Juniabend, holte mich Richard wie gewöhnlich zu einem Spaziergang ab. Er war anfangs ernst und schweigsam und ich ging traurig neben ihm her, den Schloßberg hinauf. Auf einmal blieb er stehen und legte mir die Hand auf die Schulter.

‚Ich kann's nicht umschreiben. Morgen wird marschiert. Sei tapfer, Liebste! Wir müssen Abschied nehmen.'

Kind, Gott hat das Menschenherz aus zähem Stoff gemacht, damit es nicht breche, wenn die Leiden kommen! — Richard sprach mir Trost zu, seine Stimme klang so weich, wie ich sie selten gehört. Ich träume oft noch von dieser Stimme . . . Kein Mond war am Himmel, die Sterne glänzten durch die dunkle, schwüle Juninacht. ‚Sieh, wie viele Glühwürmchen! Das sind die Hochzeitlichter der jungen Erde. Sie sollen uns eine gute Vorbedeutung sein, Gretl, und in unser Brautgemach hinüberschimmern!' Er versuchte auch zu scherzen und plauderte auf dem Heimweg von meinem Ring, den ich nur zu drehen brauchte, dreimal, um den fernen Bräutigam vor meinen Geist zu rufen, von der Zukunft, von unserem Glück. Mir brannte die Seele, daß ich kein Wort hervorbrachte.

Im Garten vor dem Hause sagte er mir Lebewohl. Von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, zog er den Säbel und sprach, indem er mir unendlich liebreich in die Augen sah: ‚Küsse die Klinge! Das sei mein Schwertsegen!' Da brach mein Jammer mit aller Gewalt aus, in trostlosem Weh schrie ich auf: ‚Nein, ich lasse dich nicht! Ich lasse dich nicht von mir!' und klammerte verzweifelnd die Arme um seinen Hals. Ich küßte ihn wild und biß ihn in die Lippen, so daß einige Blutstropfen herausdrangen, und als ich das Blut sah, ließ ich ihn schaudernd los. ‚Jetzt mußt du mit mir kommen! Diese Nacht wenigstens sollen sie mir nicht stehlen! Ich will dir die Wunde gutmachen! Du mußt oder ich weiche nicht mehr von deiner Seite!' Da nahm er mich auf die Arme und trug mich still in die Wohnung."

Frau Margaret schwieg. Lange hielt sie in tiefem Nachdenken die Augen gesenkt, dann hob sie den Blick voll zu mir.

„Und in dieser Nacht sind wir Mann und Frau geworden . . .

So war also mein Liebster ins Feld gerückt. Eine furchtbare Beklemmung lag über allen Häusern, während der Sommer langsam hinschwand. In der Ferne wurden Schlachten geschlagen und in der Stadt wurden der Leute, welche schwarz gekleidet gingen, immer mehr und mehr. Auch bei uns liefen täglich Bestellungen von Trauerkleidern ein; aber für mich selbst — ich wagte nicht, die Verlustliste der Zei-

Tief ergriffen steht der Künstler
Vor der Majestät des Schmerzes,
Vor dem wunderbaren Antlitz,
Das er selbst in Trauer schuf.

Seiner eig'nen Seele Trauer
Spiegelt sich in diesem Antlitz.
Ew'ge Treue bis zum Tode
Schwört dies Bild. Ein Künstlertraum!

Um des Bildes blasse Schönheit
Huscht das Flackerlicht der Fackel.
Da erkennet Berruguete:
Dieses Angesicht blieb treu!

Dann erhebt sich Berruguete,
Spricht zu seiner stillen Seele:
Auf dem Grabe des Verlass'nen
Wacht die Treue meiner Kunst!

Im Gemüt ein Stillverklärter,
Geht er fort durch Tor nnd Garten,
Schreitet, fern dem Fest, ein Wand'rer,
Pilgernd durch die hohe Nacht.

Ein Frauenschicksal aus der steiermärkischen Geschichte.

Von **Karl Reissenberger.**

In dem reizenden Murtale unterhalb Frohnleiten liegen auf einem prächtig bewaldeten Bergkegel des linken Flußufers die Trümmer der Burg Pfannberg, die ebenso durch ihre Beschaffenheit wie durch die Bedeutung der Geschlechter, die in ihr gewohnt, unsere Aufmerksamkeit verdient. Was heute von dem Bau vorhanden ist, beschränkt sich im wesentlichen auf den Hauptturm (Berchfrit), der mit seinem unregelmäßigen Siebeneck als Grundform seinesgleichen nur zu Grevenstein in der Pfalz findet, auf den zweistöckigen Palas (Herrenhaus), der bis auf die eingestürzte Westseite im Mauerwerke noch ziemlich gut erhalten ist, und auf die Ruine der Kapelle mit ihrem alten, freilich wenig künstlerischen Gemälde, das trotz des in neuerer Zeit darüber angebrachten schmalen Daches von der Wand, auf die es einst gemalt wurde, immer mehr schwindet.

Die Burg ist nachweislich zuerst im Besitze der Freien von Peccah oder Peckau, die acht Kilometer murabwärts ihre — heute noch in den Trümmern hochinteressante — Stammburg hatten und seit 1237 als Grafen von Pfannberg erscheinen. Es war das ein reiches und angesehenes Geschlecht, das aber schon 1362 in männlicher und 1392 in weiblicher Linie ausstarb. Die Letzte ihres Stammes war Margarete die Jüngere. Nicht bloß hiedurch, sondern auch durch ihre Persönlichkeit und ihr Schicksal wird sie für uns zu einem Gegenstande besonderen Interesses. Ihr mögen darum die folgenden Zeilen gelten.

Sie war im Jahre 1355 als Tochter des Grafen Johann von Pfannberg und der Gräfin von Schaumberg, die sich 1354 vermählt hatten, geboren. So ausgezeichnet Johanns Vater Ulrich V. als ein in mehreren Schlachten bewährter Held, als Staatsmann und Verwalter der ererbten Güter war, so schwach und unbedeutend in jeder Beziehung

Der Künstler.

Von Franz Karl Ginzkey.

Um das Haupt des toten Gatten
Schlingt die Gräfin von Kastilien
Ihre schmerzerstarrten Hände,
Weinend spricht sie diesen Schwur:

„Treu will ich dir sein, Geliebter,
Treu durch alle meine Tage,
Will in Schmerzen dein gedenken,
Bis mich selbst das Grab verschlingt!“

Stürme brausen auf und nieder,
Welkes Laub durchfegt die Lüfte,
Wirbelnd treibt es auf den dunklen
Fluten des Guadalquivir.

In der Vätergruft des Schlosses
Liegt die Gräfin Tag und Nächte
Auf dem Sarkophag des Gatten
Reglos wie ein Marmorbild.

„Gräfin, nehmt doch Trank und Speise,
Kommt hinauf in Tages Helle.
Hier im Eishauch dieser Grüfte
Würgt euch noch des Todes Faust!“

Mühsam zum verhaßten Leben
Steigt empor sie schwanken Trittes.
„Ruft Alonso Berruguete,*)
Ihn, des Königs edlen Freund!“

„Don Alonso, wack'rer Meister,
Aus Carraras lichtem Marmor
Sollt mein Bildnis ihr gestalten,
Betend an des Gatten Gruft!“

Berruguetes kühner Meißel
Schafft das Bild in wilder Trauer.
Tief ins Antlitz gräbt der Künstler
Ihm den herben Witwenschmerz.

Oben nun, in lichten Hallen,
Geht sie weinend und in Treue.
Unten, auf dem Sarg des Gatten,
Wacht ihr blasses Marmorbild.

*

Wieder braust durch's Land der Frühling,
Spaniens übermüt'ger Frühling
Wirbelt Blüten in die hellen
Fluten des Guadalquivir.

Wieder lockt mit Gaukelsehnsucht
Er die winterlich Enttäuschten.
An der Liebe lichte Wunder
Wieder glaubt das Menschenherz.

Auch die Gräfin von Kastilien
Lächelt still: Nun kommt der Frühling!
Jetzt erst fühlt sie sein Erscheinen,
Da er naht zum fünftenmal.

Und zum fünftenmale reitet
Sayavedra von Sevilla
Vor das Schloß in stolzer Demut,
Fleht um ihre blasse Hand.

„Euer treues Werben rührt mich,
Edler Ritter Sayavedra.
Will mit euch den Lenz begrüßen
Und mit euch ein neues Glück!“

Oben nun, in lichten Hallen,
Ruht ihr Mund auf seinem Munde.
Unten, auf dem Sarg des Gatten,
Wacht ihr blasses Marmorbild.

*

Prunkend nah'n zur Hochzeitsfeier
Sich die Granden, naht der König,
Auch Alonso Berruguete
Naht sich als erstaunter Gast.

In des Künstlers stiller Seele
Lebt und trauert noch das Antlitz,
Das er schuf in herber Andacht:
Einer Witwe heil'ger Schmerz.

Doch die Gräfin von Kastilien
Heißt ihn frohen Blicks willkommen.
Um den Mund der schönen Witwe
Spielt das Lächeln einer Braut.

Da ergrimmt sich Berruguete,
Spricht zu seiner stillen Seele:
Wieder narrte dich, o Künstler,
Weiberschmerz und Weibertreu!

Nachts beim Tanz der tollen Gäste
Nimmt die Fackel der Ergrimmte,
Nimmt den Hammer, nimmt den Meißel,
Schleicht hinab zur stillen Gruft.

Oben tönt zum Tanz die Fiedel,
Schwirrt der Silberklang der Becher,
Unten naht sich Berruguete
Finstern Blicks dem Sarkophag.

Und schon hebt er wild den Hammer:
„Stirb, du falsches Marmorantlitz,
Trügerische Witwentreue ...“
Doch da sinkt ihm jäh die Faust.

*) Sprich Berrughéte. Berühmter spanischer Bildhauer am Hofe Karls V.

Hermann I. von Cilli als Gemahlin für seinen erstgeborenen Sohn Johann eben recht. Und als er nun wirklich um Margareten warb, wurde sie ihm von deren Mutter nicht versagt. Die Mutter mochte in dieser Verbindung eine Ehre sehen und einen Gewinn. Diesen nicht bloß wegen des Reichtumes der Cillier, sondern auch wegen des kräftigen Schutzes, der nun ihr und ihrer Tochter zuteil ward. So wurde denn über die jüngere Margarete verfügt, ohne daß sie etwas dabei mitredete. Sie durfte, sie konnte das aber auch nicht, denn sie war erst 11 Jahre alt. Daß sie im Jänner 1367 schon dem jungen Grafen von Cilli verlobt war, ist aus einer Urkunde ersichtlich, die auch besitzrechtlich von Interesse ist. 1367 am Samstag vor Lichtmeß entscheidet nämlich Herzog Albrecht von Österreich zwischen dem Grafen Ulrich von Cilli als Gewaltträger der Gräfin Margaret von Pfannberg, Braut des Grafen von Cilli, einerseits und dem Grafen von Görz anderseits, daß die Festen Mannsberg und Heunberg der Gräfin Margarete gehören und ihr eingeantwortet werden sollen. Aber der Ehe Margaretes mit Johann stand ein Hindernis im Wege, das nur durch päpstliche Dispens beseitigt werden konnte. Das war nach (kanonischem Rechte) die Verwandtschaft im vierten Grade. Aus diesem Grunde richteten die Verlobten ein Gesuch an Papst Urban V. Den Wunsch, sich zu ehelichen, begründeten sie damit, daß ihre beiderseitigen Güter aneinandergrenzten und daß, wenn die Güter der Gräfin als Mitgift an einen anderen kämen, leicht Irrungen, Streitigkeiten, ja Kriege entstehen könnten. Dieses Ansuchen, das im Sommer 1367 gestellt wurde, fand die päpstliche Erledigung am 13. Jänner 1368, nachdem sich auch König Ludwig von Ungarn in der Sache eingesetzt hatte. Darnach erhielt der Patriarch Marquard von Aquileja den Auftrag, die erbetene Dispens zu erteilen, wenn er sich vorher davon überzeugt habe, daß die angeführten Gründe richtig seien, die junge Gräfin nicht entführt sei, daß die Brautleute aus freiem Willen sich heiraten wollten und die Eltern sowie der größte Teil der sonstigen Verwandten damit einverstanden seien. Bei der großen Jugend der Braut ist die Ungeduld, mit der die definitive Heiratsbewilligung erwartet wurde, auffällig. Man kann darin bloß den Impuls des gewinnsüchtigen Cillier Grafen sehen. Denn schon am 10. Mai wurde der Patriarch bestürmt, die Dispens zu erteilen. Aber dieser ließ sich nicht drängen, obgleich das vielleicht wiederholt versucht wurde. Erst am 26. März 1369 erfolgte die Erlaubnis zur beabsichtigten Ehe, die wohl nun auch kurze Zeit darauf vollzogen wurde, obschon die Braut erst 14 Jahr alt war. Die gegenseitige Neigung, die doch die Grundlage jeder wahren Ehe sein soll, hatte das Paar nicht zusammengeführt, sondern nur die Berechnung der Eltern. Es war eine Konvenienzehe, weiter nichts. Dem entsprach es auch, daß Hermann von Cilli

war der Sohn. Wohl übertrug Herzog Albrecht II. (der Weise) die Würde des Landeshauptmannes in Kärnten und vielleicht auch die eines Marschalls in Österreich nach Ulrichs Tode, der beide besessen hatte, aus Hochachtung vor dem Vater auf dessen Sohn Johann. Aber unter Rudolf IV. dem Stifter ging der Unfähige dieser Auszeichnungen verlustig. Auch belastete Johann den schönen Besitzstand, den er von seinem Vater überkommen hatte, mit vielen und großen Schulden. Als er im November des Jahres 1362 starb, erlosch der Mannesstamm des Hauses; der Herold zerbrach nach üblicher Weise über der offenen Gruft das Pfannbergsche Wappen und rief dreimal dabei: „Grafen von Pfannberg und nimmermehr!" Nun war Gräfin Margarete die Jüngere Johanns Erbin.

Über ihre Jugendzeit ist uns nichts bekannt. Wir dürfen aber wohl annehmen, daß sie unter der Obhut und Leitung der Mutter die damals auf den Herrenburgen gewöhnliche Erziehung genoß, bis freilich ihre frühzeitige Verheiratung jeder Erziehung ein Ziel setzte, was, wie sich ergeben wird, eine Folge des frühen Hinscheidens ihres Vaters war. Durch dessen finanzielle Mißwirtschaft hatten die Vermögensverhältnisse des Hauses sehr gelitten. Dazu kam, daß der Herzog als Landesfürst und die geistlichen Fürsten, von denen Johann Lehen besessen hatte, diese nach dessen Tode für erledigt erklärten und sie, soferne sie nicht Weiterlehen waren, anderen verliehen. Gläubiger meldeten sich, die Dienstleute wollten bezahlt sein und auch Verwandte erhoben Ansprüche auf das Erbe. Wie viel damals der Tochter Margarete an Besitz tatsächlich verloren gegangen ist, das läßt sich nach Karlmann Tangl nicht nachweisen, weil die Urkunden fehlen und wir auch den vollen Besitzstand an Eigenlehen und Pfandgütern weder unter dem Grafen Ulrich V., noch unter dessem Sohn Johann kennen. Geblieben aber waren der Tochter des letzteren noch immer die Festen Heunberg und Mannsberg in Kärnten sowie Peckau, Pfannberg, Luginsland, Kaisersberg und Grünberg in Steiermark. Heunberg hatte allerdings Graf Meinhard von Görz, der Gemahl von Johanns älterer Schwester, zur Befriedigung seiner Forderungen in seinen Händen. Aber es blieben doch noch sechs Festen. Während sonst Grafentöchter nur eine mäßige Ausstattung erhielten, mußte Margarete für eine reiche Erbin gelten, eine begehrenswerte Heiratspartie. Das konnte wohl ein Glück scheinen, tatsächlich war es ihr Unglück. Denn nun wurde sie das Ziel geschäftsmäßiger Heiratsprojekte, deren einem sie auch zum Opfer fiel. In dem steirischen Unterlande saß ein mächtiges Grafengeschlecht, das von Cilli. Unternehmend und ehrgeizig, klug und berechnend, leidenschaftlich und gewinnsüchtig, hatte es einen bedeutenden Besitz zusammengebracht und strebte noch nach mehr. So schien die reiche Pfannbergerin dem Grafen

Schwiegertochter die in seiner Gewalt befindlichen Festen zurückgeben solle. Mannsberg jedoch dürfte er so lange behalten, bis ihm die Gräfin 2000 Gulden für die aufgelaufenen Auslagen bezahlt hätte. So waren denn die vermögensrechtlichen Angelegenheiten geordnet. Desto trauriger sah es mit den Herzensangelegenheiten des jungen Paares aus. Die Schuld lag nicht an Margarete. Denn diese hatte, obwohl ihre Ehe mit Hugo rein äußerlich zustande gekommen war, ihren Gemahl doch lieb gewonnen und war ihm eine freundliche und treue Gefährtin geworden. Die Schuld lag vielmehr an ihm. Er, ein sechzehnjähriger, lebenslustiger Jüngling bei seiner Verheiratung, war nicht darnach angetan, das stille Glück der Ehe an der Seite einer trefflichen, liebenswürdigen Gattin zu genießen. Denn einerseits riefen ihn Kriegsfahrten von ihrer Seite ab, anderseits Liebschaften. Hugo nahm im Jahre 1377 an dem Kreuzzuge Herzog Albrechts III. gegen die heidnischen Preußen teil und zog später für Leopold III. mit gegen Treviso. Was ihn aber am meisten von der Gattin fern hielt, das war der Mangel an Liebe zu ihr und die Leidenschaft für andere Frauen und Mädchen. Wie sehr er sich von diesen bestricken ließ, davon legen einige seiner Gedichte Zeugnis ab. Mit der Zeit jedoch wurde Hugo immer mehr geläutert und gefestet; aus dem leichtfertigen, lebenslustigen Jüngling wurde ein gesetzter, ernster Mann.

Sein Vater war 1378 gestorben. Solange er lebte, hatte er die Güter der Familie im Westen und im Osten verwaltet. Nun mußte Hugo das, soferne es ihn und seine Gemahlin anging, selber besorgen. Auch sonst wurden wichtige Anforderungen an ihn gestellt. So wurde er 1388 österreichischer Landvogt im Aargau, Turgau und auf dem Schwarzwalde. Es war der Ernst des Lebens über ihn gekommen. Mit anderen Augen sah er nun auch seine Gemahlin an und erkannte sie in ihrem Werte. Mit reuiger Seele gedenkt er in seinen Dichtungen dessen, wie er sie vernachlässigt, andere „Frauen und Töchterlein“ bevorzugt habe. Das sei in einem Traum geschehen. Nun will er ein neues Leben beginnen, durch nümmer tuon das alte büßen.

„Ihr eigen Diener will ich sein,
Ihr Lob das tönet helle,
Das geht mir vor des Maien Schein,
Freud' gibt mir ihre Güte
Hätt' ich im römischen Reich die Wahl,
Sie gefiele mir am besten,
Die Gute geht den andern all
Weit vor in meinem Lobe.“

Dann preist er im besondern ihre Zucht und Sitte, ihre Treue und Beständigkeit. „Ach Gott, wie gar lieb ist sie mir!“ ruft er ergriffen aus; sie nicht zu sehen, kann er kaum ertragen. Was auch von Gefühlen für andere in ihm gewesen, es ist „abgemäht“, dagegen grünt

sofort nach dem Abschlusse der Ehe die seiner Schwiegertochter gehörigen Festen in seine Gewalt brachte. Wie das Leben zwischen den jungen Eheleuten sich gestaltet haben mag, wissen wir nicht, denn dafür fehlt jede Überlieferung. Nur das ist bekannt, daß Johann am 29. April 1372 starb und seine erst 17jährige, kinderlose Witwe nun für eine neue Ehe frei wurde. Das aber mußte den Schwiegervater doppelt schmerzen. Vorläufig machte der eigensüchtige Mann freilich keine Miene, die Güter der Schwiegertochter herauszugeben, vielmehr rechnete er dieser vor, was er für sie und die Güter verausgabt habe, um seinen Anspruch auf deren Besitz zu begründen. Gegen diese Übervorteilung und Gewalttätigkeit fand Margarete Schutz und Vertretung in ihrem zweiten Gemahl und dessen Vater, den angesehenen und begüterten Grafen von Montfort, die am Bodensee daheim waren. Wilhelm III. von Montfort hatte sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin in zweiter Ehe mit Margarete, der noch in den besten Jahren stehenden Witwe Johanns von Pfannberg, vermählt. Als dann durch das Hinscheiden Johanns von Cilli die Hand seiner Stieftochter, Margarete der Jüngeren, frei wurde, wußte er diese mit seinem Sohne Hugo, der zwei Jahre jünger denn Margarete war, zu einem Ehepaare zusammenzubringen.

Hugo, 1357 wahrscheinlich auf dem Gebhardtsberg bei Bregenz geboren, war schwäbischen Stammes, dessen Sprache er auch zeitlebens beibehielt. Die Erziehung, die er empfing, war eine gut ritterliche. Herangewachsen war er eine stattliche Erscheinung von außergewöhnlicher Körperkraft. Mit der heimischen und fremden Sage vertraut, kannte er deutsche Dichter, denen er mit seiner poetischen Gabe schon frühe nachzustreben begann. Aber auch die Grundlage gelehrter Bildung scheint er besessen zu haben. Hugo war erst 14 Jahre alt, als er sich auf die Wanderung begab. Er suchte auf den Burgen und an den Höfen (wahrscheinlich auch in Wien) Ritterschaft und Ritterspiel. Mitten in solcher zerstreuenden Lebenslust wurde er von seinem Vater zur Ehe mit der verwitweten Gräfin von Cilli, seiner Stiefschwester, Margarete der Jüngeren, bestimmt. Die Notwendigkeit gerade dieser Ehe sah wohl Hugo selber ein. Denn die Güter seines Hauses waren bereits unter Wilhelm II. zusammengeschmolzen, ohne unter Wilhelm III. wieder zu wachsen. Margarete aber konnte mit ihrem Reichtum helfen. So wurde denn diese zum zweitenmale das Opfer einer Konvenienzehe. Aber die Unterstützung, die sie gegen den Altgrafen von Cilli brauchte, hatte sie nun auch gefunden. Die Grafen von Montfort, Vater und Sohn, nahmen sich in dieser Rechtssache ihrer mit allem Ernste an. Da gab es allerdings krieg und stözz mit dem Grafen von Cilli. Schließlich — am 16. Juni 1373 — ward der Schiedsspruch Herzog Albrechts angerufen, der dahin lautete, daß Graf Hermann seiner gewesenen

Betätigung im öffentlichen Leben fehlte es ihm nicht. 1397 wurde er Hofmeister des Herzogs Leopold und 1415 Landeshauptmann in Steiermark. An seinem Sohne Ulrich, den ihm Margarete geschenkt hatte, erlebte er dessen Vermählung mit Guta, der Tochter und Erbin des letzten, reich begüterten Sprößlings aus dem Hause der Freien von Stadecke bei Graz. Freilich mußte Hugo 1419 auch den Tod dieses seines Erstgeborenen betrauern. Die höchste Freude wie den tiefsten Schmerz an dem Sohne zu erleben, war der früh verstorbenen Mutter nicht beschieden. Der Gatte Hugo von Montfort folgte ihr erst am 5. April 1423 in dem Tode nach und wurde in der Kirche der Minoriten zu Bruck a. d. M. beigesetzt. Sein Grab ist verschollen. Doch sein Andenken lebt heute noch, namentlich in seinen Dichtungen, die eine Heidelberger Handschrift uns bewahrt hat. Mag es ihm bei seiner unzureichenden Kraft auch nicht gelungen sein, die ritterliche Lyrik zu neuem Glanze zu erwecken, so ist er doch eine der interessantesten und merkwürdigsten Dichtergestalten des späten Mittelalters.

Seiner ersten Gemahlin hat er durch seine Dichtungen aber noch ein Besonderes geleistet. Denn so hart sie auch das Schicksal getroffen hatte, der Dichter hat ihr zu der Liebe, die er ihr am Ende ihres Lebens doch noch geschenkt, auch die Unsterblichkeit gegeben: von ihm verherrlicht, wurde ihre Persönlichkeit der Nachwelt überliefert.

Als ich an einem schönen Frühlingstage dieses Jahres in stillem Betrachten und Sinnen auf Pfannberg weilte, fand ich zwischen dem alten Gemäuer, in dem einst Margarete wohnte, eine Menge frisch erblühter Vergißmeinnicht. Da dachte ich mir: „Ja, ich werde deiner nicht vergessen, du edle Frau, sondern dein Schicksal verkünden, wie du es verdienst!“

Die Kirche und die Tiere.

Von **Theodor Kappstein.**

Die Berliner Tierschutzvereine haben einen Aufruf an die Pastoren der Großstadt erlassen mit der Bitte, ihre Bestrebungen zu unterstützen durch eine geeignete Ermahnung der Jugend im Konfirmandenunterricht und durch wenigstens eine Predigt im Laufe des Kirchenjahres über die Pflichten der Menschen gegen die Tiere. Man kann absprechende Urteile hören über diesen mutigen Vorstoß und die orthodoxe Presse beeilt sich, den Tierfreunden mit ungnädigen Worten zu verstehen zu geben, ihre Bitte sei herzlich überflüssig; übrigens hätten die rechtschaffenen Geistlichen ihren Gemeinden in den Gottesdiensten viel wichtigeres zu predigen als den Schutz der Tiere.

schön in seinem Herzen die Liebe zu ihr. Ähnlich ist ein anderes Lied Hugos. Es ist nach Karl Weinholds schönen Worten auch „gedichtet in der Erregung eines Herzens, das sich mancher Schuld bewußt ist, und im Frühlingshauche erwachender echter Liebe". An sie zu denken, hat ihm das Leben aus aller Pein erlöst. Wie wohl ist ihm, daß er zugleich nach Gottes Gebot handelt, indem er sie, seine eheliche Frau, über alles in der Welt liebt. Sie ist ein blühender Hag, entsprossen in seinem Herzen, sie seine Königin. Aus der Tiefe seines Herzens ruft er ihr zu: „Mein Glück, mein Heil, mein Segenskind, du bist zum Trost erkoren mir" und am Schlusse gibt er ihr die Versicherung:

„Mein Herz, das ist verschlossen
Mit Treue und mit Stetigkeit,
Zarte Frau, ich bin bereit,
Willst du mich versuchen.
In allem, Frau, ich diene dir,
Wie oft du willst, du Gute,
Du meines Lebens höchster Hort!"

Es war ein spätes Glück, das Margarete da erfuhr, denn sie mochte schon in der Mitte der Dreißiger stehen. Und doch, wie mag es sie im Innersten befriedigt haben. Wohl hatte auch sie von Natur ein Anrecht auf reines, wahres Lebensglück gehabt, aber der rücksichtslose Eigennutz anderer hatte sie schnöde darum gebracht. Und als sie später zu dem zweiten Gemahl, der ihr gegeben worden war, doch Neigung faßte und ihm eine liebevolle und treue Gattin wurde, da erwiderte er ihre Gefühle nicht und wandte sich anderen Frauen zu. Nun hatte er sie endlich gefunden und in inniger Liebe erfaßt; ihr, der stillen Dulderin, war beschieden, was sie längst ersehnt hatte. Da griff, die Tragik fortzusetzen, eine unerbittliche Macht ein und machte dem beglückenden Herzens- und Liebesbunde nach vielleicht kaum zweijähriger Dauer ein jähes Ende: der Tod, der Margarete 1392 oder schon 1391 dem Gatten entriß.

Über ihr Hinscheiden konnte sich Hugo lange nicht trösten. Denn furchtbar traf ihn dieser Schlag. In der düstern Stimmung, die ihn ergriff, spiegelt sich seine tiefe Trauer um die verlorene, innigstgeliebte Gattin. „Die Welt vergeht mit ihrer Lust", das war nun der Grundzug seines Denkens. Nichts befriedigte ihn mehr. Er sah überall nur Tod und Vernichtung.

Langsam erhob er sich aus dieser Gedrücktheit wieder. War es der Gedanke an seine Kinder, die der mütterlichen Versorgung bedurften, war es die Zeit, die alle Schmerzen heilt oder doch lindert, war es die Lebenslust, die sich in ihm auf die Dauer nicht unterdrücken ließ, er gewann die Heiterkeit des Gemütes wieder und nachher noch das Glück in zweimaliger Ehe. Auch an vielfacher, zum Teil glänzender

alles auf die nahe Wiederkehr des Christus. Da konnte der Mensch nicht in den Kosmos einwurzeln. Man hörte die gesamte Kreatur seufzen und stöhnen in ihrer Gebundenheit; sie sehnt sich mit den Kindern Gottes nach Befreiung von der Todesfessel und Erlösung vom Fluche der Vergänglichkeit. Diese erhoffte Naturverklärung war jedoch zuerst und zuletzt den Menschen zugedacht. An einer der possierlichsten Stellen der Paulusbriefe (I. Korinther 9) führt der Apostel aus, auch er dürfte für seine missionarische Tätigkeit sich von den Gemeinden erhalten lassen, wenn er es wollte, wie die Kollegen. Er sucht nach einem alttestamentlichen Beleg — und zitiert aus dem Deuteronom die Anweisung für die Tenne: „Du sollst dem Ochsen nicht das Maul verbinden, der da drischt", mit der köstlich naiven Frage: sorgt Gott für die Ochsen?! Oder sagt er's nicht durchaus um unsertwillen? Hier regt sich der fromme Mut der Kirche, der die Krone der Schöpfung, den homo sapiens, als bekehrtes Gotteskind hoch erhaben weiß über die niederen Geschöpfe der Säugetiere.

Hier ist die Quelle gefunden für die ablehnende Haltung der christlichen Kirchen zu den Tieren; es ist eine Linie vom Urchristentum bis zur Pastorenzeitung von 1907: es fehlt der jenseitig orientierten Frömmigkeit das Verständnis für die Einheit der Natur; diese Menschen wandeln durch die Welt, aber sie gehören in ihrem Dünkel nicht organisch zu ihr. Der kirchlich geprägte Dualismus hat geschieden, was Gott zusammengefügt.

Macht der Reisende in Italien dem rohen Patron, der sein Tier quält, auf der Straße Vorwürfe, so bekommt er häufig die verwunderte Antwort: „Ma la bestie sono christiani? Sind die Tiere etwa Christen?" Doch auch der protestantische orthodoxe Professor ist auf viel höherer Bildungsstufe der gleichen Meinung, wenn er zwar die Tierquälerei natürlich verwirft, aber nicht um der Tiere willen, gegen die wir keine ethische Pflicht zu erfüllen haben, sondern nur wegen der Rücksicht auf die Gemeinschaft, der wir zugehören und der wir durch Verletzung der sittlichen Normen der Liebe und des Mitleids Ärgernis geben. Die Kirche mag den Tieren nicht geben, was der Tiere ist, weil das Dogma von der Schöpfung und der Heilsapparat ihr den Blick trüben. Sie fürchtet den Darwinismus mit seinem Entwicklungsbegriff: darum befestigt sie vorsichtig-ängstlich die tiefe Kluft zwischen Mensch und Tier und mißtraut jeder intimen Berührung zwischen beiden.

Da hat die Religion Indiens in der Seelenwanderungsidee und in ihrer ganzen Ethik das feinste Verständnis bewiesen für die organische Stellung des Menschen im Haushalt der Natur. Buddha ist der große Anwalt der gebundenen Kreatur geworden; an ihn haben Schopenhauer und Richard Wagner angeknüpft, indem sie Mitleid und Gerechtigkeit

Ein schwerwiegender Mangel der christlichen Kirchen tritt an diesem Punkte zutage.

Hatte Jesus ein Verhältnis zur Tierwelt? Der Marschendichter Hermann Allmers hat in seinem Gedichte „An Jesus Christus“ die Frage aufgeworfen, warum dieser wohl in seinen zahlreichen Sprüchen und Gleichnissen niemals den Tieren das Schutzwort geredet habe. Pietätvoll gegen den Stifter des Christentums nahm der verstorbene Poet Lücken in den Evangelien an, die uns von des Meisters Tierfreundlichkeit zu erzählen versäumten. Richtig ist an diesem Urteil, daß die Stellen im Neuen Testamente spärlich sind, die bei den Tieren verweilen, gemessen an dem Reichtume von Bildern, Geschichten und direkten ethischen Hinweisen, die dem Tiere im Alten Testamente gelten. Doch fehlt der tierfreundliche Zug in Jesu Bilde nicht. Er sieht am galiläischen See die Vögel zu Neste fliegen und den Fuchs in seinen Bau schleichen, und sagt mit wehmütigem Lächeln zu seiner Umgebung: Die Füchse haben ihre Gruben und die Vögel unter dem Himmel ihre Nester, doch der Menschensohn hat nichts, dahin er sein Haupt lege. Er verscheucht den Jüngern die Sorgen durch die Aufforderung: Seht euch die Vögel an! Sie säen nicht und ernten nicht, aber euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Und noch deutlicher werdend: Kauft man nicht zwei Sperlinge für einen Heller? Keiner von ihnen fällt tot zur Erde ohne euren Vater. Das heitere Gottvertrauen des schlichten Propheten, der auf dem Esel in die heilige Stadt zum letzten Passahfest reitet, blickte wohlwollend, aus guter Seele auf alle Kreatur, auf die Kranken und auf die Kinder, auf die Armen und auf die Tiere. Man verargt ihm seitens der Gegner die Wohltat, die er dem Wassersüchtigen am Sabbat erwiesen — und er antwortet mit dem feinen Spotte: Wenn euch euer Ochs am Sabbat in den Brunnen fällt, zieht ihr ihn nicht heraus? Und ich soll dem kranken Menschen nicht helfen, weil es Sabbat ist? Der Mensch ist aus Klugheit gut zu seinem Haustier — er soll barmherzig zu ihm sein, weil Gottes Auge schützend auch über ihm wacht.

Die christliche Legende hat diesen tierfreundlichen Zug in Jesu festgehalten: sie läßt den Heiland in einem Stalle zur Welt kommen und gibt ihm die Krippe als erste Wiege; die alten naiven Weihnachtslieder vergessen „das Öchslein und das Eselein“ nicht unter den Christfestgästen. Maria opfert für ihren Erstgeborenen zwei Turteltauben; der zum Manne gereifte Rabbi enthält sich des blutigen Opfers durch den Priester im Tempel und gibt die Losung aus: Gehorsam ist besser als Opfer; Gott sieht nicht auf die Brandopfer, die ihm zu Ehren rauchen, er sieht das Herz an.

In den Briefen des Paulus fehlt die sorglose Weltoffenheit Jesu. Man wartete mit Ungestüm das Ende der Dinge herbei und stimmte

alles auf die nahe Wiederkehr des Christus. Da konnte der Mensch nicht in den Kosmos einwurzeln. Man hörte die gesamte Kreatur seufzen und stöhnen in ihrer Gebundenheit; sie sehnt sich mit den Kindern Gottes nach Befreiung von der Todesfessel und Erlösung vom Fluche der Vergänglichkeit. Diese erhoffte Naturverklärung war jedoch zuerst und zuletzt den Menschen zugedacht. An einer der possierlichsten Stellen der Paulusbriefe (I. Korinther 9) führt der Apostel aus, auch er dürfte für seine missionarische Tätigkeit sich von den Gemeinden erhalten lassen, wenn er es wollte, wie die Kollegen. Er sucht nach einem alttestamentlichen Beleg — und zitiert aus dem Deuteronom die Anweisung für die Tenne: „Du sollst dem Ochsen nicht das Maul verbinden, der da drischt", mit der köstlich naiven Frage: sorgt Gott für die Ochsen?! Oder sagt er's nicht durchaus um unsertwillen? Hier regt sich der fromme Mut der Kirche, der die Krone der Schöpfung, den homo sapiens, als bekehrtes Gotteskind hoch erhaben weiß über die niederen Geschöpfe der Säugetiere.

Hier ist die Quelle gefunden für die ablehnende Haltung der christlichen Kirchen zu den Tieren; es ist eine Linie vom Urchristentum bis zur Pastorenzeitung von 1907: es fehlt der jenseitig orientierten Frömmigkeit das Verständnis für die Einheit der Natur; diese Menschen wandeln durch die Welt, aber sie gehören in ihrem Dünkel nicht organisch zu ihr. Der kirchlich geprägte Dualismus hat geschieden, was Gott zusammengefügt.

Macht der Reisende in Italien dem rohen Patron, der sein Tier quält, auf der Straße Vorwürfe, so bekommt er häufig die verwunderte Antwort: „Ma la bestie sono christiani? Sind die Tiere etwa Christen?" Doch auch der protestantische orthodoxe Professor ist auf viel höherer Bildungsstufe der gleichen Meinung, wenn er zwar die Tierquälerei natürlich verwirft, aber nicht um der Tiere willen, gegen die wir keine ethische Pflicht zu erfüllen haben, sondern nur wegen der Rücksicht auf die Gemeinschaft, der wir zugehören und der wir durch Verletzung der sittlichen Normen der Liebe und des Mitleids Ärgernis geben. Die Kirche mag den Tieren nicht geben, was der Tiere ist, weil das Dogma von der Schöpfung und der Heilsapparat ihr den Blick trüben. Sie fürchtet den Darwinismus mit seinem Entwicklungsbegriff: darum befestigt sie vorsichtig-ängstlich die tiefe Kluft zwischen Mensch und Tier und mißtraut jeder intimen Berührung zwischen beiden.

Da hat die Religion Indiens in der Seelenwanderungsidee und in ihrer ganzen Ethik das feinste Verständnis bewiesen für die organische Stellung des Menschen im Haushalt der Natur. Buddha ist der große Anwalt der gebundenen Kreatur geworden; an ihn haben Schopenhauer und Richard Wagner angeknüpft, indem sie Mitleid und Gerechtigkeit

Ein schwerwiegender Mangel der christlichen Kirchen tritt an diesem Punkte zutage.

Hatte Jesus ein Verhältnis zur Tierwelt? Der Marschendichter Hermann Allmers hat in seinem Gedichte „An Jesus Christus“ die Frage aufgeworfen, warum dieser wohl in seinen zahlreichen Sprüchen und Gleichnissen niemals den Tieren das Schutzwort geredet habe. Pietätvoll gegen den Stifter des Christentums nahm der verstorbene Poet Lücken in den Evangelien an, die uns von des Meisters Tierfreundlichkeit zu erzählen versäumten. Richtig ist an diesem Urteil, daß die Stellen im Neuen Testamente spärlich sind, die bei den Tieren verweilen, gemessen an dem Reichtume von Bildern, Geschichten und direkten ethischen Hinweisen, die dem Tiere im Alten Testamente gelten. Doch fehlt der tierfreundliche Zug in Jesu Bilde nicht. Er sieht am galiläischen See die Vögel zu Neste fliegen und den Fuchs in seinen Bau schleichen, und sagt mit wehmütigem Lächeln zu seiner Umgebung: Die Füchse haben ihre Gruben und die Vögel unter dem Himmel ihre Nester, doch der Menschensohn hat nichts, dahin er sein Haupt lege. Er verscheucht den Jüngern die Sorgen durch die Aufforderung: Seht euch die Vögel an! Sie säen nicht und ernten nicht, aber euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Und noch deutlicher werdend: Kauft man nicht zwei Sperlinge für einen Heller? Keiner von ihnen fällt tot zur Erde ohne euren Vater. Das heitere Gottvertrauen des schlichten Propheten, der auf dem Esel in die heilige Stadt zum letzten Passahfest reitet, blickte wohlwollend, aus guter Seele auf alle Kreatur, auf die Kranken und auf die Kinder, auf die Armen und auf die Tiere. Man verargt ihm seitens der Gegner die Wohltat, die er dem Wassersüchtigen am Sabbat erwiesen — und er antwortet mit dem feinen Spotte: Wenn euch euer Ochs am Sabbat in den Brunnen fällt, zieht ihr ihn nicht heraus? Und ich soll dem kranken Menschen nicht helfen, weil es Sabbat ist? Der Mensch ist aus Klugheit gut zu seinem Haustier — er soll barmherzig zu ihm sein, weil Gottes Auge schützend auch über ihm wacht.

Die christliche Legende hat diesen tierfreundlichen Zug in Jesu festgehalten: sie läßt den Heiland in einem Stalle zur Welt kommen und gibt ihm die Krippe als erste Wiege; die alten naiven Weihnachtslieder vergessen „das Öchslein und das Eselein“ nicht unter den Christfestgästen. Maria opfert für ihren Erstgeborenen zwei Turteltauben; der zum Manne gereifte Rabbi enthält sich des blutigen Opfers durch den Priester im Tempel und gibt die Losung aus: Gehorsam ist besser als Opfer; Gott sieht nicht auf die Brandopfer, die ihm zu Ehren rauchen, er sieht das Herz an.

In den Briefen des Paulus fehlt die sorglose Weltoffenheit Jesu. Man wartete mit Ungestüm das Ende der Dinge herbei und stimmte

für „alle Kreatur". Und doch hat diese selbe römische Kirche einen Mann hervorgebracht wie den heiligen Franz von Assisi, der die stummen Kreaturen als seine niedrigeren Brüder und Schwestern liebte, dies wundervoll naive Menschenkind des Mittelalters, der so überraschend an Buddha erinnert in allen Linien seines Wesens. Was jedoch heute wichtiger ist: Papst Pius X. hat ganz jüngst eine besondere Willenskundgebung an seine Kardinäle und Priester ergehen lassen, die ihnen die seelsorgerliche Pflege des Tierschutzes in Predigt und Unterricht zur ernsten Pflicht macht. Und soeben höre ich, daß auch der evangelische Oberkirchenrat Preußens auf eine Bitte der Tierschutzfreunde seine protestantischen Geistlichen auf ihre Pflicht für Kanzel und Konfirmandenzimmer hingewiesen hat. Neben Schule und Haus findet hier die Kirche eine wichtige Arbeit, der sie sich nicht entziehen darf, wenn sie auf ihre Mission im Volksleben nicht überhaupt verzichten will.

Die dichterisch reiffste Betrachtung unseres Themas hat vor etlichen Jahren der Schweizer Poet Josef Viktor Widmann gegeben in seinem originellen Schattenspiel: Der Heilige und die Tiere. Pfarrer Lux in Everdingen, der sich nicht scheut, am kalten Weihnachtsmorgen die hungernden Krähen vor der Kirchtür mit dem geweihten Brote des Abendmahles, das drinnen für die Gemeinde bestimmt ist, im Namen des Christkindes zu sättigen, mimt seinen beiden Kandidaten, die ihn im Pfarrhause überfallen, sein gedankenvolles Unterhaltungsspiel vor, zu dem er selbst alle Zurüstung in Mußestunden besorgt hat. Auf der Höhe dieser feinfühligen Psychologie der biblischen Tiere führt er Christus mit dem Versucher zusammen, der ihn bewegen will, sich nicht der Menschen, sondern lediglich der Tiere erlösend anzunehmen — hier gilt's, die Heilung zu versuchen, hier! Hier trieft, das durch die ganze Schöpfung schneidet, am blutigsten, das fürchterliche Schwert, hier ist die Kreatur, die schuldlos leidet und die allein darum des Erbarmens wert. Der Menschen Volk laß für sich selber sorgen, dem hilft kein noch so heiliges Panier, dieselben sind sie gestern, heute, morgen — der Mensch ist bestenfalls das schlimmste Tier! Mit wunder Seele lehnt Jesus den Versucher ab, und nicht ohne Wehmut findet er sich auf die kluge Zusprache der Engelscharen bereit, seine Mission an der Menschheit zu erfüllen. Sein Herz aber hängt an der schuldlos leidenden Kreatur und scheidend bekennt er, daß er in der Wüste bei den Tieren das Große gelernt habe: sich selber treu sein und unschuldig bluten.

für die Tierwelt, nicht nur für die Menschen, in Anspruch nahmen. Dies tiefste Begreifen unserer Stellung zu den Tieren hat also zur Voraussetzung, wie die Lehrmeisterin Geschichte zeigt, die Ablösung des Offenbarungsgedankens durch die Entwicklung, des antiken Dualismus durch einen Monismus, der ja nicht notwendig mit Haeckel mechanisch gefaßt zu werden braucht.

Ich stimme Eduard v. Hartmann durchaus zu, wenn er in den Modernen Problemen sagt: „Die Tiere sind mit uns gleichen Geschlechts, wenn auch nicht gleicher Art, unsere Vettern älterer Linie, gleichviel, ob man in diesem Ausdrucke nur ein Bild oder die treffende Bezeichnung einer wirklichen genealogischen Verwandtschaft suchen will. Sie sind nach gleichem Grundtypus gebaut und ihr natürliches Leben verläuft in den gleichen natürlichen Verrichtungen wie das unserige; aber auch ihr Seelenleben zeigt dieselben Grundfunktionen (Vorstellung und Wille nebst Gefühl), denselben Widerstreit zwischen Selbstsucht und sozialen Instinkten, und dieselbe geistige Grundlage für Geberden und Wortsprache, wie die relative Verständnisfähigkeit aller höheren Tiere für die menschliche Wortsprache und die Fähigkeit einiger zur Nachahmung keineswegs unverstandener Worte beweist. Der Unterschied zwischen Tier und Mensch ist nur ein solcher des Grades.“ Unsere moralischen Beziehungen zu den Tieren ergeben sich daraus zweifellos; nicht einmal von der lückenlosen Gegenseitigkeit der Leistungen darf die Erfüllung dieser ethischen Pflicht abhängig gemacht werden. Somit ist auch das Tier ein moralisches Rechtssubjekt, obschon es sich in jedem einzelnen Falle durch Menschen vertreten lassen muß. Wir erzwingen uns ihre Dienste — sie begehren stumm, aber beredt unsere Gerechtigkeit und Güte. Nicht ihre Verhätschelung ist gemeint, vielmehr ihre Erziehung zum Dienste und ihre vernünftige, gewissenhafte Pflege. Darum sollte die Gesetzgebung alle Roheit und Bosheit gegen die Tiere nicht bloß dann bestrafen, wenn und soweit sie öffentliches Ärgernis erregen, sondern auch wenn sie im Verborgenen schleichen. Wir erlegen die wilden Tiere, gut; wir vertilgen die schädlichen und die überzähligen Tiere, gut; wir nähren und kleiden uns von den Tieren, gut; wir lassen die Tiere uns dienen und uns erfreuen, wir lassen sie leiden unter den Händen der ärztlichen Experimente für unsere Gesundheit — gut; aber Roheit und Bosheit soll ausgeschaltet sein. Wir schulden ihnen Gerechtigkeit und Güte.

Die Kirche und die Tiere? Eine niederträchtige Beleidigung der menschlichen Würde nennen katholische Kirchenblätter die Mahnung der Tierschutzvereine: Stelle dir vor, du wärest an der Stelle des Tieres und behandle es nicht so, wie du nicht möchtest behandelt werden! Sie sind voll des süßen Weines einer entarteten Frömmigkeit, die nicht mehr weiß, daß das Christentum ursprünglich eine Frohbotschaft sein wollte

Und der kleine Hausherr legt das Schöberlstückl, von dem er zeitweise heruntergebissen hat, auf den staubig-braunen Rock, führt mich hinter eine Holzwand und zeigt in einem Winkel versteckt ein anderes Holzstück.

„Das is der Mucki; der hat grauft, hiaz habn marn eingsperrt.“

„Ja, wie viel Buam habt ihr denn?“

„Die und noch viel mehr.“

Der Hanserl zeigt eifrig eine Holzrinde, die sich schaukeln läßt und in der weitere Holzstückchen liegen.

„Das is die Wiagn.“

Dann hör' ich von einem Buben, der Toni heißt und der Bürgerschüler ist. Der habe zwanzig Sehrgut gehabt.

„Millionen“, verbessert die Zillerl.

„Nein, zwanzig“, besteht der Hanserl. „Soviel der Paulerl Finger hat und noch einmal soviel.“

Der Paulerl ist nämlich der größere Bruder, der als A-B-C-Schütze schon von Sehrgut und Bürgerschülern zu erzählen weiß.

Die Kinder sind aber nicht alle brav; einer ist immer „zärkn“ *) gegangen, jetzt hat ihn aber ein strenges Strafgericht ereilt.

„Wir haben ihn im Misthaufen eingraben“, erzählt der Hansel seelenruhig. Dann erklärt er, kirchengehen müßten die Buben auch, und er zeigt eine Anzahl Bretter, die an der Hausmauer lehnen und von welchen einige höher emporragende wohl die Vorstellung eines Turmes hervorriefen — dies versinnbildlicht die Kirche.

„Da ist der Bohndrescher“, heißt es dann im jähen Anschluß und es wird der Bruchteil eines Pfluges schlagend auf und nieder bewegt.

„Da ist der Stall, da sind die Ferkerl drinnen“, und verdeckt von Rinden und Streu liegen einige glatte Steinchen in einer Vertiefung neben dem Hüttenpfeiler.

„Schuach habens ah, die Buam.“ Der Hansel sucht und bringt einige Hornhüllen, Ferkelzehen, wie sie beim Schweineschlachten im Bauernhause oben zu finden waren, zum Vorschein; und jetzt fällt ihm plötzlich was ein, er will „Sauabstechen“.

Ein Steinlein nimmt er heraus aus dem „Stall“ und mit einem als Messer zugeschnittenen Holzspan „sticht“ er's ab, wobei er dringend seiner Hausfrau, der Zillerl, zuruft: „Muada, Bluat auffangen, gschwind!“ Und die kleine Bäuerin eilt hinzu und besorgt ihrerseits das „Kirrn“ (Schreien) des steinernen Ferkels.

*) Auswärts herumstreifen.

Aus der Kindesseele.

Eine kleine Beobachtung von **Rosa Fischer.**

Von außen hat es Ähnlichkeit mit einer alten Hütte; die Bretterwände sind zerklüftet, das Dach ist windschief und wettergebräunt, der Fußboden ist die nackte Erde, auf der allerhand Wust umherliegt; Tor ist keines daran, denn da die Leute mit Wagen und Karren aus- und einzufahren pflegen, brauchen sie weiter keinen Verschluß. Rumpelkammer oder so etwas Ähnliches ist der Raum für die nüchternen Alltagsmenschen. Was aber ist er für die zwei kleinen Leutchen, die da, Mann und Frau vorstellend, in diesem Reiche regieren?

Lassen wir die Zillerl und den Hanserl sprechen.

Die zwei sind gerade früher beim Kindertischerl in der Küche gesessen und haben Mittag gehalten, aber ehe noch die großen Leute an ihrem Tische aufgestanden sind, um nach Speis und Trank an die Arbeit zu gehen, erhebt sich schon der fünfjährige Hanserl mit seinem weißblonden Haarl über dem helläugigen Rundgesicht, nimmt noch ein Stück Schöberl, das braungebacken und fettglänzend ist, in die Hand und geht mit der Erklärung, er müsse wieder ins „Zimmer“ hinuntergeh'n, der Türe zu; die ein Jahr jüngere Zillerl mit dem Braunhaar und den dunklen Augen steht ebenfalls auf, schaut noch auf das Fensterbrett, ob die in einer Pappschachtel eingebetteten Puppenkinder gut schlafen, und folgt dann mit wichtiger Miene dem Hanserl in den Hof hinaus.

Der Bub trägt dabei Holzschuhe, sein heißersehntestes Kirtageschenk, weil er damit so recht in den Kot treten kann. Das Mädchen ist zierlicher, gibt acht auf die sauberen Lederschuherl und trägt ein rotweißgoldenes Mascherl im Haar, dazu ein sauberes Flügelschürzerl.

So treten sie aus dem Hof, gehen entlang der Stallmauer, wo die Sonne schön anscheint, hinunter in die Gegend, die „unterm Haus unten“ heißt, und da laden sie mich ein, in ihr „Zimmer“ zu treten. Ich tue es mit einem Seitenblick auf den „Misthaufen“, der gerade hier in nächster Nachbarschaft liegt, und der Hanserl mit den glänzenden Augen und den frischweißen, geröteten Wangen beginnt mir zu erklären.

Zuerst frage ich nach etwas, das eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einem verstaubten, alten Lodenrock hat, und der Hanserl sagt, dies sei die Tuchent.

„Da liegn die Buam unterst, schauns na“, erklärt er eifrig und hebt die Tuchent, unter der einige einfache Holzstäbchen liegen. „Das is der Hanserl, das is der Micherl, das is der Jakerl und das der Sepperl. Oan hobn mar noch, der is eingsperrt.“

wird — Ziegelstücke und Steine, Sand und Kalk — dazu die Arbeitskraft des Bauers selber, der, auf dem Boden sitzend, die Steine mit seinen Holzschuhen klopft.

Wie er dabei aussieht, o du lieber Gott! — so beschmutzt und mit braunen Händen, daß nur noch die hellen Augen im runden Gesicht verraten, daß er eigentlich ein liebes Buberl ist. Die Zillerl aber, als Frau, versteht es, dem „Schmutze des Lebens“ ferne zu bleiben; ihre Lederschuherl und ihr Flügelschürzerl sind noch immer sauber, ja sie soll sogar so „emanzipiert“ sein, daß sie nicht einmal näht, sondern der „Boda“, ihr Mann, bemüßigt ist, mit langsamen, ungelenken Fingern sich seine Arbeitsschürze selber zusammenzustechen.

Aber der Hansel tut alles gern und wie er jetzt aufspringt und, um mich am Fortgehen zu verhindern, mir noch allerhand zeigen will, hat er so gerötete Wangen und so glänzende Augen, daß es mir weich und warm wird ums Herz im Anblick dieser harmlosen, sich selbst genügenden Kinderfreude.

„Bleibens noch“, sagt der Hanserl. „Ich mach noch was.“ Und er schnitzelt mit seinem Feitel an einer Baumrinde herum.

„Was wird denn das?“

„Ih weiß nit noch, aber werdn tuts was.“

Und als etwas wie eine Nase und sonst Gesichtsähnliches erkennbar wird, ruft der Knabe aus: „Hiaz weiß ih schon, was s wird — a Schoufholter“ — und er ist glücklich, nun, während er über Nacht fortgeht, seinen Schafen einen Hüter in den Stall geben zu können.

Ein anderesmal kommt die Zillerl zu mir und mit dem Hinweis, daß die Sonne so warm scheine, ladet sie mich ein, ins „Zimmer“ zu kommen.

„Habt ihr wieder was Neues?“

„Jo, an Buam mit zwoa Füaß!“

Freudvoll sagt sie es und hellauf muß ich lachen; bald darauf sehe ich das Wunderkind. Es ist ein Holzprügel mit zwei Sprossen, während alle anderen nur einen „Fuß“ haben.

Beim Holzhaufen im Sonnenscheine haben die Kinder den Herrlichen gefunden und nun die Freud'! O du liebe, beglückende Kinderphantasie, die den schlichtesten Ort und nichtigsten Gegenstand mit märchenhaftem Glanz verklärt!

Dem Heimgartenmanne ist beim Lesen dieses Kinderbildchens der Gedanke gekommen, ob nicht auch wir „Großen“ solche Kinder sind, die nur durch die Phantasie wichtig machen, was nichtig ist.

Wie die Sache abgetan ist — und es geht glücklicherweise schnell — frage ich: „Ja, wo tut ihr denn das Fleisch hin?"

„Mir habn eh a Mehlkammer", erklärt der Hanserl und zeigt eine kleine Erdhöhle neben der Bretterwand. „Da hebn mars Fleisch auf; Mehl habn mar ah — wir müssn eh bachn*) heut."

Ein kleines Blechbüchserl mit Sand bringt er zum Vorschein, Wasser gießen die Kinder zu und aus Baumrinden ausgeschnittene Brotkörbel haben sie.

„Die brauchen wir zum Fakerlfuttern ah", erzählt der Hanserl in tiefster Unschuld, weil diese Brotkörbel gar so sehr einem Futtertrögerl gleichen.

Und so haben die Kleinen Reichtümer in ihrer Wirtschaft, die eines Uneingeweihten Auge ohne Erklärung nicht zu erkennen vermag, deren Bedeutung aber sowohl der Knabe als auch das Mädchen genau weiß: Messern, Gabeln, Holzteller, Hacken, Stroh, Streu und Holz, welch letzteres als lauter kleinen Fasern besteht und in der Ordnung geschichtet ist. Eine Mühle haben sie, und das ist eine Blechbüchse, in die durch eine trichterförmige Verengung langsam das Körndl, nämlich der Sand, einrinnt, und zwei holzgeschnitzte Radeln, mit einer Schnur zusammengehängt, stellen einen Wagen vor.

Die Zillerl aber hat zum Kochen Schmalz, das aus abgerührter Erde besteht, dazu passendes „Mehl", dann Kraut, das sie vom Hollerbaume pflückt. Und während sie umeinanderschießt und auf einem langen Brette ihr gustiöses Mahl verfertigt, zeigt der Hanserl den weiteren Viehstand, Kühe und Schafe in ziemlich reicher Zahl, die in Gestalt von Steinchen oder Holzstücklein in mehreren „Ställen" untergebracht sind.

Die Stalltüren werden nach dem Hineinschauen gut geschlossen, das heißt Brettlein vor die Höhle gelehnt, „daß nit kalt eini geht", und wie es nun nach der Meinung der jungen Bauersleute Nacht wird, suchen sie ihre Liegerstatt auf, und außergewöhnlich, wie alles andere, ist auch diese, nämlich zwei Heuwagenleitern, die schief an der Wand lehnen. Da droben auf dem abschüssigen, schmalen Rand legen sich die Arbeitsmüden nacheinander hin, so zwar, daß des Hansels Holzschuhe mit dem Braunköpfel der Zillerl in Zusammenstoß kommen.

Lange freilich können die Vielgeplagten nicht schlafen; ehe noch der blecherne Hahn unter den Siebensachen des Haushaltes kräht, müssen sie schon wieder auf und an die Arbeit. Der Hansel tut ja Haus bauen, einen Stall, dessen eine Mauer mit einem Fensterchen schon emporwächst und zu dem alles Material ja in der Wirtschaft beigestellt

*) Brot backen.

für Saat und Ernte zu ergründen, die Naturwissenschaft nützliche und schädliche Pflanzen und Tiere zu unterscheiden und kennen zu lernen, die Medizin gilt dem kranken Haustier so gut wie dem Menschen. Aber erst in den Städten des alten Hellas erhebt sich über diese praktische Erforschung der Dinge die rein theoretische Betrachtung: aus den reichen jonischen Kolonien kommen die ältesten griechischen Philosophen, wie Spinoza, Kant, Schopenhauer angesehenen See- und Handelsstädten entsproßten.

Aber es ist bezeichnend, daß ein gewisser Bezug zu der alten praktischen Lebensweisheit den ältesten Denkern nachgesagt wird. Thales, der eigentliche Begründer der Naturphilosophie, sagt eine glänzende Olivenernte voraus. Und ist der vorsichtige Satz des Solon, den Tag nicht vor dem Abend zu loben, nicht rechte Bauernphilosophie? Noch heute fürchtet gerade der Landmann nichts mehr, als durch zu frühe Freude über die Ernteaussicht diese zu „berufen". Keine tiefsinnigen Gedanken legt die Nachwelt den „sieben Weisen" in den Mund, sondern — man hat es längst bemerkt — kluge Worte der Erfahrung, wie sie der alte Bauer dem Sohn auf den Weg mitgibt, wie sie das Lehrgedicht der altnordischen Edda verkündet, wie sie Immermanns prächtiger Hofschulze seinem Gesinde schenkt: „Alles mit Maß!" „Wasser ist das Beste!"

Wie weit entfernt sich von dieser Basis lebenskluger Erfahrung die Spekulation der späteren, bildungsstolzen Denker! Der alte Bauer weiß eine Menge, denn er hat es beobachtet, geprüft, bestätigt gefunden; Sokrates, der Philosoph des städtischen Markts und der erste Stubenphilosoph der Weltgeschichte — im Gastzimmer sitzt er bei Platons „Gastmahl" — weiß, daß er nichts weiß, weil es sich bei ihm um Dinge handelt, die nicht wie die Güte der Getränke oder der Vorteil des Maßhaltens der derbsinnlichen Prüfung unterliegen.

Und gerade, weil sie am weitesten von den allen zugänglichen Grundmauern aufstrebt, gilt die Philosophie, Kunst zugleich und Wissenschaft, als die höchste Betätigung menschlichen Geistes, gelten die philosophischen Völker als die der größten Kulturhöhe. Von dem Ackerbauer, der hinter dem Pflug geht, die Augen starr auf die Pflugschar geheftet, zu dem Denker, dessen Ziel nur noch in den abgezogensten Ideen weilt, bilden zahlreiche Zwischenstufen die Vermittlung. Aber zuweilen fehlen sie auch und in einer Person findet sich beides vereint. Dann bewundert die Zeit in diesem Mann die Vereinigung der Kulturbasis mit der Kulturhöhe und spricht staunend von Hirzels „philosophischen Bauern" im achtzehnten, von Feuerbachs „Bauernphilosophen" im neunzehnten Jahrhundert. Und durch diesen Anteil der Zeitgenossen wird seine symptomatische Bedeutung vollkommen. Wenn die Zeit in

Zwei philosophische Bauern.

Von **Richard M. Meyer.**

Um die Altershöhe zweier Zeitalter zu vergleichen, gibt es wohl keine bessere Methode, als daß man geeignete Vertreter beider Epochen zusammenstellt. Nur erhebt sich dabei eine schwierige Frage: Wo soll man diese suchen? Am besten ist es wohl, was auch zumeist geschieht, Typen der Durchschnittskultur zu suchen; aber es ist nicht immer leicht, festzustellen, wo die Linie des Durchschnitts liegt. Man kann auch die Gipfelpunkte vergleichen — oder die Fußpunkte. Dann reden aber gleich wieder methodische Bedenken drein: Die niedrigste Kultur oder Kulturlosigkeit ist in Epochen, die überhaupt vergleichbar sind, in der Regel zu wenig verschieden; die höchste ist oft zu isoliert: wer dürfte Dante zum Maßstab seiner Zeit nehmen, ja auch nur Shakespeare für die seinige?

Diesen Zweifeln scheint nun gelegentlich ein glücklicher Zufall ein Ende zu machen. Wenn in zwei Epochen Persönlichkeiten auftauchen, die zu allen drei Kulturschichten in charakteristischen Beziehungen stehen — soll man nicht zugreifen, um durch sie die Eigenart ihrer Zeiten aussprechen zu lassen?

Alle Kultur ruht auf dem Ackerbau, von dessen lateinischer Bezeichnung sie mit Recht ihren Namen entlehnt hat: aber eben weil die Kultur der ländlichen Bevölkerung die älteste ist, pflegt sie auch die am wenigsten differenzierte zu sein — und damit zugleich die niedrigste. Der Bauernstand eines ganzen Landes oder einer Landschaft mag sich zu bedeutender Kulturhöhe erheben, wie sie vor allem seit dem achtzehnten Jahrhundet der der Alemannen erreicht hat. Hebel und Auerbach schilderten andere Bauern, als Fritz Reuter oder Rosegger vor sich sahen, und an den politischen Kämpfen in Baden, Württemberg und der Schweiz nahmen der aufgeklärte Schultheiß und der kluge Großbauer ganz anderen Anteil als an denen in Preußen oder selbst in Frankreich und Italien. Aber selbst hier ging doch die Führung in politischer wie in industrieller Hinsicht von den Städten aus. Wir mögen für die „Volkskunst" noch so lebhaft schwärmen — immer sicherer wird es doch festgestellt, daß Tracht, Kunst, Kunstgeschmack der Landleute ihnen von den Städtern vorgeschrieben und von ihnen nur länger festgehalten werden.

Der Ackerbau ist das Fundament aller Kultur und deshalb müssen die höheren Stufen sich über ihn erheben. Vom Ackerbau ging auch die älteste Wissenschaft aus, praktischen Zwecken dienstbar: die Astronomie sucht das Eintreten der guten und schlechten Jahreszeit, die besten Tage

der große Schweizer (nach dem Ausdruck seines trefflichen Biographen, auch aus dem Geschlecht der Hirzel: des gelehrten Ludwig Hirzel in Bern) ein verachtetes Volk auf einmal als im hohen Grade beneidenswertes erscheinen ließ. In den glücklichen Tälern seiner Riesenberge ist die Wissenschaft nicht zu Hause, der der fromme Begründer der Physiologie immer eigentlich mißtraute:

Zwar die Gelehrtheit feilscht hier nicht papier'ne Schätze,
Man mißt die Straßen nicht zu Rom und zu Athen,
Man bindet die Vernunft an keine Schulgesetze
Und niemand lehrt die Sonn' in ihren Kreisen geh'n.

Doch fehlt auch die Gelehrsamkeit — die Weisheit fehlt nicht; würdiges, erfahrenes Alter vertritt es:

Bald aber schließt ein Kreis um einen muntern Alten,
Der die Natur erforscht und die Schönheit kennt;
Der Kräuter Wunderkraft und ändernde Gestalten
Hat längst sein Witz durchsucht und jedes Moos benennt . . .
Er kennt sein Vaterland und weiß an dessen Schätzen
Sein immer forschend Aug' am Nutzen zu ergötzen.

Da haben wir den Bauernphilosophen, der die Natur kennt und „sein immer forschend Aug' am Nutzen zu ergötzen" weiß! Und wie oft begegnet dann der ländliche Patriarch in Geßners Idyllen! Ein reifer, abgeklärter Greis, der liebevoll die Dinge und die Menschen ansieht und erkennt und von höherfliegender Spekulation weislich den ruhigen Blick der scharfen Augen zurückhält!

Suchet, so werdet ihr finden! Der philosophische Bauer schwebte der Vorstellung vieler vor, wie etwa der Wundermann, dessen Platz dann der historische Cagliostro einnehmen durfte, wie der klassische Abenteurer, dessen Bild dann die Struensee und Alberoni so gut wie die Casanova verwirklichen sollten. In der Schweiz ward er entdeckt. Hans Kaspar Hirzel, ein eifriger Menschenfreund, fand den Typus, der ihm vorschwebte, in einem Landmanne seines Kantons, Jakob Gujer in Wermatswil bei Uster. Nie hat der Korrespondent an Philosophen, Dichtern und Fürsten so wie hier das „rein Menschliche" verkörpert zu sehen geglaubt. Kaum hatte sein Freund Vögeli ihn zu dem Bauern von Uster geführt, da schrieb Hirzel auch schon (1761) seine „Wirtschaft eines philosophischen Bauern".

Hirzels Buch betont sofort, daß „Klijogg" so wenig wie Hallers Weiser durch den Umgang mit Gelehrten die Bücher kennen gelernt habe: „Der einfältige Bauer Kleinjogg hat seine Vorzüge der Natur und eig'nem Nachdenken zu verdanken. Er blieb vergnügt bei seinem Stand, er suchte sich nicht einmal zu einem Vorgesetzten in seinem Dorfe zu erheben."

Hirzel benutzt jede Gelegenheit, um die allgemeine Verstandesart seiner Helden ins Licht zu setzen. Die besten Eigenschaften eines Be-

Jakob Gujer oder Konrad Deubler ein gewisses Ideal menschlicher Kultur erfüllt sah, so können wir auch die Durchschnittshöhe der Zeitbildung aus ihnen berechnen.

Freilich bleiben Fehlerquellen. Selten waren zwei sich folgende Jahrhunderte so gründlich verschieden, wie das der Aufklärung und das des Nationalitätenkampfes — jenes kosmopolitisch, philanthropisch, ästhetisch, spekulativ gerichtet, dies national, realpolitisch, praktisch, empirisch. Und deshalb stehen sie auch zu ihrem Bildungsideal verschieden. In der Epoche der Aufklärung ist Bildung das höchste Ideal und es herrscht darin eine leidlich übereinstimmende Vorstellung überall; in dem der Realpolitik ist der Wille zur Macht viel mächtiger und deshalb sind die Ideale viel stärker individualisiert und differenziert. Der Anteil des achtzehnten Jahrhunderts an „Klijogg" ist ein unendlich größerer als der des neunzehnten an dem Bauern von Goisern; und der alte Schweizer ist viel typischer als der neuere Österreicher.

Und ihr eigenes Verhältnis zur Grundlage und Gipfel der Kultur ist reell verschieden. Durchaus zutreffend heißt Jakob Gujer der philosophische Bauer: daß seine landwirtschaftliche Tätigkeit von selbständigem Nachdenken erhellt wird, das ist das Bezeichnende. Nicht minder treffend nennt man Konrad Deubler den Bauernphilosophen: daß er vom Ackerbauer zum begeisterten Mitdenker eines bedeutenden Weltweisen wurde, das ist hier das Wesentliche.

Aber auch in diesen Verschiedenheiten offenbart sich ja eben die der Zeiten. Darum lohnt es sich wohl, beide zu betrachten und zu vergleichen, den Typus aus dem Jahrhundert Goethes und den aus dem Jahrhundert Bismarcks, den philosophischen Bauer und den Bauernphilosophen: Jakob Gujer von Uster und Konrad Deubler von Goisern.

I.

Das Zeitalter der Menschenverbrüderung war stark sentimental gefärbt. Alle weiten Schichten, wie alle nationalen Schranken wollte es gerne überspringen, um in einem Bild des von Vernunft, Menschenliebe und wahrer Religion geleiteten Menschen alle Ideale der Stände und Nationen zu vereinen. Je einfacher die Voraussetzungen, desto leichter schienen diese Bedingungen zu erfüllen. Deshalb kam diese gelehrte Zeit zu einer gewissen Geringschätzung der Büchergelehrsamkeit, diese in strengster sozialer Scheidung lebende Generation zur Bewunderung des Landmanns, der keine Rangunterschiede, Orden, Titel kennt — oder kennen sollte. Nicht für Rousseau bloß — für die ganze Zeit schien die Weisheit um so wahrscheinlicher, je näher das Leben der Natur stand.

In der Schilderung des bäurischen Weisen gipfelte schon Albrecht von Hallers berühmtestes Gedicht „Die Alpen" (1729), mit dem

Er ist von den Gesetzen der Herren entzückt und bedauert nur, daß sie nicht streng genug durchgeführt werden. Und wenn Hirzel ihm den Unterschied von Bauern- und Herrenarbeit — übrigens sehr nett und natürlich äußerst wohlwollend — auseinandersetzt, ist der Musterbauer vollkommen mit der sozialen Arbeitsteilung einverstanden.

Diese sokratischen Dialoge zwischen den beiden Aufklärern sind überhaupt Prachtstücke wohlwollenden Gedankenaustauschs. Hier kommt nun die vorbildliche Natur des Landmanns von Natur unmittelbar zur Geltung. „Mit Erstaunen", schreibt der Doktor, „fand ich ihn in allen Vorurteilen frei, seine Urteilskraft so richtig als des größten Weltweisen und sein Wille und Herz völlig unter der Herrschaft des Verstandes." Aber er hat etwas voraus vor dem Denker in der Stadt: „Bei ihm sind Denken, Reden und Handeln immer in der größten Harmonie". Das ist das Entscheidende. Deshalb rollen dem Städter die Tränen über die Wangen, deshalb „glaubte er sich in die Gesellschaft eines griechischen Weltweisen versetzt." Der Sokrates vom Lande: klar und scharf im Denken und Reden — daneben aber auch sicher im Handeln. Er macht philosophische Beobachtungen und formuliert sie knapp. Unter seinen Kindern will er keinen zum Erben einsetzen: „Der fleißigste und vernünftigste wird das Musterrecht behalten", sagt er gut darwinisch und sein erster Grundsatz ist: „Immer den nächsten Weg zu gehn".

In glänzende Gesellschaft stellt der Philosoph Reinhold unsern Bauernphilosophen; er schreibt an eine kluge aufklärerische Fürstin: „Ihnen empfiehlt sich die Philosophie durch denselben Umstand, wodurch sie sich bei andern Fürsten und Großen der Erde verhaßt macht, nämlich dadurch, daß sie von einer Würde spricht, welche die Epiktete und die Antonine, die Klijogg und die Friedrich in ein und dieselbe Klasse setzt." Klijogg neben Friedrich dem Großen! Der Weise auf dem Throne neben dem Weisen an der Pflugschar! Und wenigstens kleinere Fürstlichkeiten, die nach dem Ruhm der Weisheit dürsteten, gesellten sich wirklich zu dem philosophischen Bauern. Ich kenne wenige Urkunden, aus denen der Geist der Aufklärungszeit, ihrer etwas pedantischen Menschenliebe, ihrer etwas steifen Ausgleichung der Standesunterschiede, ihrer etwas gewaltsamen Bescheidenheit heller hervorträte, als aus dem Gespräch, das 1765 unser Bauer mit dem Prinzen Ludwig Eugen von Württemberg führte. Der Bruder von Schillers und Schubarts Quälgeist, dem Herzog Karl Eugen, ist schon selbst ein typischer Vertreter dieser Zeit.

Hirzel lud den von den demokratischen Schweizern hochgeehrten Prinzen mit Klijogg zusammen zu einer Versammlung der helvetischen Gesellschaft in Schinznach ein und protokollierte die ganze Unterredung: „Es freut mich, dich zu sehen, Kleinjogg, nachdem ich von dir soviel Gutes gehört." Kleinjogg: „Mich freut es auch, Euch zu sehen, Herr

obachtungsgeistes, Klarheit der Begriffe, Entschiedenheit in der Durchführung des als nötig Erkannten. Die scharfe, selbständige Beobachtung ist die Hauptsache: sie läßt dem Bauern neue ökonomische Hülfsmittel, bessere Verwertung des schon Bekannten, genaue Berechnung des Vorteils zu. Sie trägt ihn auch zu eigenen theoretischen Erkenntnissen: Klijogg widerspricht mutig der herrschenden Meinung, daß die Vermehrung der Einwohnerzahl die wichtigste Vorbedingung des ökonomischen Aufschwungs in jedem Lande sei. Mehr noch: sie läßt ihn tapfer gegen die Anschauungen seiner Umgebung kämpfen. Er macht und erlaubt keine Geschenke an Kinder; er gibt den Weinausschank auf, weil die moralischen Nachteile die pekuniären Vorteile überwiegen; er steht der Einführung der „Fabriquen" zweifelnd gegenüber. Die enge Verbindung zwischen praktischem Erfolg und Moral, die für das Zeitalter des Rationalismus so bezeichnend ist, tritt uns hier zum Greifen nahe; und auch ihre vielfach allzu nüchterne Art, die die Kinder ohne andere Freude als die der erfüllten Pflicht auferziehen will. So triumphiert denn auch Klijogg, als er als Schulmeister die „läppischen St. Nikolaus- und Fastnachtsbelustigungen" unterdrückt hat. Als Erzieher fühlt er sich überhaupt, im Hause wie im Dorfe. Über die Gefahr leichtsinnigen Almosengebens spricht er mit der Einsicht moderner Sozialpädagogen, über die Anleitung der Knechte völlig im Sinne des Goetheschen Spruches:

Um einen Herrn steht es gut,
Der, was er sagt, auch selber tut.

Erzieher sollen auch die „Herren" sein und vor allem die Prediger. „Diese Herren sind gemeiniglich in ihren Predigten gar zu gelehrt und geben weitläuftige Erklärungen von den Texten, die der einfältige Bauer nicht versteht, hingegen sagen sie nicht deutlich und einfältig genug, wie man tun solle." Wir befinden uns hier auf der abschüssigen Bahn, die durch allzu praktische Auffassung des Predigerberufes schließlich dazu führte, daß ein rationalistischer Pfarrer zum Weihnachtsfest über den Nutzen der Stallfütterung gepredigt haben soll! Doch mag das wohl nur eine von der neuerwachten Orthodoxie ausgehende Legende sein.

Ein Jahr nach dem Erscheinen von Hirzels Schrift kam es zum ärgsten Skandal. Einer jener junkerlichen Paschas, die unumschränkt über die ländlichen Untertanen des „Standes" Zürich regierten, der Junker Felix Grebel, hatte es als Landvogt der Herrschaft Grüningen doch gar zu arg getrieben. Zwei junge Männer, die noch mehr von sich reden machen sollten, empörten sich — der Maler Heinrich Fueßli und Johann Kaspar Lavater. Klijogg ist ganz Ehrfurcht vor der Obrigkeit — und hierin ein echter Typus des deutschen Rationalismus und hierin ein charakteristisches Gegenbild zu Deubler.

ich verlange keins als das so ich mit meiner Hand verdiene. Sobald man durch andere Wege Geld sucht, ist man verloren." Der Prinz soll später gestanden haben, „er habe sich in seinem Leben nie so arm empfunden, als in diesem Moment." Es war das Gefühl, daß die „durch die Reflexion verdorbenen" Hamlets jener Zeit beim Anblick des ländlichen Fortinbras empfinden mußten; aber gutmütig gaben sie sich mehr der anderen Seite hin; der Freude über den ungeahnten Reichtum des armen Landmannes.

Treffend bemerkt der Literarhistoriker Ischer zu dieser Unterhaltung: „Etwas Außerordentliches an sich lag nun nicht in diesem Gespräch, wie man sieht; außerordentlich war in erster Linie nur die Tatsache, daß sich der Fürst so mit dem Bauern unterhielt.

So wurde Jacob Gujer, genannt Kleinjogg, zum philosophischen Bauern gestempelt, und doch war er nur eine tüchtige, schlichte Natur und unterschied sich von der Masse seiner Standesgenossen höchstens dadurch, daß er über seine Handlungen Betrachtungen anstellte und seine Gedanken in vernünftigen Worten auszudrücken vermochte. Übrigens spielte er seine Rolle in dem kleinen Drama, das uns Hirzel vorführt, konsequenter als der Prinz, der mit seinem Geschenkversuch bedenklich aus der Rolle fiel. Man war zu sehr gewöhnt, den Bauern als eine untergeordnete Menschengattung zu betrachten. Daher kam nun die Begeisterung für Kleinjogg, als man in ihm einen denkenden Bauern fand. Der Prinz fiel unwillkürlich in diese geringe Meinung zurück, als er Kleinjogg Geld anbot.

Nirgends aber war Klijogg mit größerer Begeisterung aufgenommen worden, als von dem Dichter des „Wilhelm Meister" selbst. Als Goethe 1779 in der Schweiz war, suchte natürlich der Herzog von Weimar den Freund des württembergischen Prinzen, den berühmtesten Bauern Europas, auf. „Er wollte auch den Kleinjogg in seiner Hauswirtschaft sehen, sich von dem stillen, eingezogenen Leben eines Republikaners und eines freien Bauern Begriff machen und überhaupt das kennen lernen, was Fürsten von seiner Geburt übersehen und ihrer Kenntnis unwürdig glauben und doch so menschlich ist." Sah aber Karl August nur in dem freien Bauern den Menschen, so hatte Goethe in ihm fast noch mehr gefunden: das antike Ideal in greifbarer Verwirklichung. Er schreibt an Sophie v. Laroche:

„Ich komme von Klijog, wo ich mit Lavater, den Stolberg, Haugwitz und anderen guten Jungens war. Daß ich dort an Sie gedacht habe, hier ein Stück Brot an seinem Tische geschnitten. ‚Man kann frisch zuschneiden (für schneiden sagen sie hauen, ein Stück Brot abhauen, wenn man sieht, daß es vollauf ist)', sagte er, freilich in seinem Ton und Sprache. Ich ging ohne Ideen hin zu ihm, und kehre

Prinz; es ist gar zu schöne, wenn große Herren zu mir armen Bauern heruntersteigen.“ Prinz: „Ich steige nicht zu dir herunter, ich steige zu dir herauf, du bist besser als ich.“ Kleinjogg: „Wir sind beide gut, wenn jeder von uns tut was er soll. Ihr Herren und Prinzen müßt uns Bauern befehlen, was und wie wir wandeln sollen. Ihr habt Zeit, nachzudenken, was für das Land das Beste ist; dann ist es an uns Bauern, Euch zu gehorchen und mit Fleiß und Treue zu arbeiten, erst dann machen wir zusammen einen ganzen Mann aus. Wenn Ihr noch so gut überleget, was für das Beste des Landes zu tun sei, so ist nur die Hälfte getan und das Gute geschieht deswegen noch nicht; der Untertan und Bauer muß erst Hand ans Werk schlagen, aber auch wir würden einander entgegen arbeiten, uns untereinander verwirren, und das Gute würde versäumt werden, wenn Ihr uns nicht in Ordnung halten würdet; also ist der Bauer nur ein halber Mann, und der Herr ist auch nur ein halber Mann, beide müssen ihre Arbeiten zusammensetzen, dann machen sie einen ganzen Mann aus, und das Werk gelingt.“ Prinz: „Himmlisch wahr ist, was du sagst, und eben deswegen verehre und liebe ich dich, weil du deinen halben Mann so gut vorstellst, und deine Pflicht mit so viel Treue erfüllst. Wollte Gott, ich könnte es mit gleicher Zuversicht von mir sagen.“ Kleinjogg: „Ich sehe es, mein Prinz, aus der Art wie Ihr mit mir redet, daß Ihr so gut an Eurem Ort das Eurige tut, als ich an meinem. Ihr könnt nicht glauben, wie mein Herz durch Euer Betragen erhöht wird; meine Arbeiten sind mir jetzt doppelt lieb, da ich sehe, wie sie einem so guten Herrn gefallen, und Ihr könntet nicht so gegen mich handeln, wenn Ihr nicht gewohnt wäret, auf gleiche Weise gegen andere zu handeln. Ihr wißt nicht, wie viel Gutes Ihr mit Eurem Herablassen und Eurer Freundlichkeit ausrichtet. Prinz: „Ich wünschte, an deiner Stelle zu sein, du bist es, der mich zum Guten ermuntert, du bist besser als ich.“ Kleinjogg: „Freilich ist es in Eurem Stand viel schwerer, recht zu tun, als in dem Stand der Untertanen; wenn wir Fehler begehen und Unrecht handeln, so seid Ihr vorhanden, uns zurechtzuweisen und zu strafen; aber wenn Ihr Herren fehlet, so habt Ihr niemand über Euch, der Euch zurechtweise und strafe; Euch und Euren Gewissen ist es allein überlassen! aber ach! wie schwer ist es, sich selbst zu regieren.“ Der Prinz nahm dann den Bauern mit sich auf sein Zimmer und unterhielt sich dort noch weiter mit ihm, und als Kleinjogg mit einem treuherzigen „Behüt Euch Gott!“ Abschied nehmen wollte, drückte er ihm ein Goldstück in die Hand. Aber Kleinjogg lehnte die Gabe ab. Er habe das nicht nötig, sagte er, und bekomme genug, wenn er arbeite. Die Versäumnis der Arbeit und die Unkosten der Reise ließ er nicht gelten und schloß mit den Worten: „Behaltet also Euer Geld,

trieb, und dann unterrichtete er mit einer Art von Ingrimm. Ich aber war nicht seine Schülerin und so entwickelte sich bald ein sehr gemütlicher Verkehr zwischen uns. Wir begegneten uns in unserem literarischen Geschmacke, ich sammelte damals steirische Volkslieder, die ihn interessierten, ich trieb Musik nur „in Freiheit", nach dem Gehör singend und spielend, und dabei meinte er bei mir eine Stimme entdeckt zu haben, die er gern ein wenig bilden wollte. Mir machte das viel Vergnügen, denn einen anregenderen Lehrer, sobald er es nicht offiziell sein mußte, konnte man sich nicht denken.

Und was brachte er mir zum ersten Studium? Die Volks- und Kinderlieder von Brahms, damals noch in glühendster Ekstase für den Meister, den er später dann ebenso glühend hassen lernte. Hatte ich mich müde gesungen, so sang er mir Löwesche Balladen vor, deren Epik er vollständig in eine dramatische Darstellung auflöste. Dann sprachen wir viel über Musik, natürlich auch über Wagner, und als ich einmal wahrheitsgemäß bekennen mußte, daß mir die „Meistersinger" unverständlich seien, geriet er ganz außer sich, sagte, das sei unmöglich, er werde mir die Partitur bringen und selber singend, spielend und erklärend, die Oper meinem Verständnisse näher rücken. Und er hat Wort gehalten. Unvergeßlich sind mir jene winterlichen Nachmittagsstunden geblieben, in denen er an unserem Bösendorfer-Flügel saß, der Kerzenschein seine nervös unruhigen Züge noch schärfer und eindrucksvoller zeichnete und er mir Szene für Szene aus der Oper vorspielte und sang, mich auf jedes neu auftauchende Motiv aufmerksam machend, darauf hinwies, wie jedes Thema sich löste, wie der musikalische Gedanke mit dem gesungenen Wort in Übereinstimmung gebracht sei und so fort. Sein Organ war fast klanglos, aber sein Temperament und seine künstlerische Gestaltungskraft waren so stark und wirkten so plastisch, daß ich Sänger und Orchester zu hören meinte und mir von jener Zeit an die „Meistersinger" zu einer musikalischen Offenbarung wurden.

Doch nicht immer blieben wir auf den leuchtenden Höhen, in denen Wagner, Brahms, Löwe und andere große Männer wirkten; oft sprach Hugo Wolf auch von sich, und leider nicht von seinen Arbeiten, sondern geärgert die Worte hervorstoßend, oder in sprudelnder Rede, oder im tiefsten Baß brummend von irgendeinem schrecklichen Mißgeschick, das ihn betroffen. Er war ganz und gar nicht dazu geeignet, sich mit den trivialen Forderungen des Alltags abzufinden, und da ihn seine mühselige Existenz gebieterisch dazu zwang, war seine sensitive Künstlerseele in stets vibrierender Erregung. Welchen ernsten Hintergrund aber diese ganz übertriebene Reizbarkeit hatte, ahnten und verstanden wir damals nicht entfernt. Wir waren eben alle so jung, lachten gern und

reich und zufrieden zurück. Ich habe kein aus den Wolken abgesenktes Ideal angetroffen, Gott sei Dank, aber eines der herrlichsten Geschöpfe, wie sie diese Erde hervorbringt, aus der auch wir entsprossen sind."

Dann aber, vier Jahre später, sieht er ihn von neuem — und nun stilisiert auch er sich den braven Erdensohn. Denn mit Recht meint Ludwig Blume in seinem Kommentar zu Goethes Gedichten: Der „Ackermann" des so benannten Epigramms sei „ein in antikisierendem Geschmack idealisierter Klijog":

Flach bedeckt und leicht den goldenen Samen die Furche
Guter! Die tiefere deckt endlich dein ruhend' Gebein.
Fröhlich gepflügt und gesät! Hier keimet lebendige Nahrung,
Und die Hoffnung entfernt selbst von dem Grabe sich nicht.

Auch Goethe stellt in seiner Distichensammlung diesen Ackermann neben einen Fürsten wie den Herzog Leopold von Braunschweig: neben den Typus des vornehmen Herrn, der sich für das Volk aufopfert den des Mannes aus dem Volk, der in rastloser Arbeit seine Lebensaufgabe nicht minder vollkommen erfüllt und im Ackerland sein würdiges Grab findet wie jener tapfere Prinz in der stürmischen Flut.

Ein Weihnachtsabend mit Hugo Wolf.

Erinnerung von **Helene Bettelheim-Gabillon.***)

Hugo Wolf, in unserer Familie gewöhnlich „der kleine Wolf" genannt, gehörte während einiger Jahre zu dem engeren Bekanntenkreise meines Elternhauses. Abgesehen davon, daß er in unserm kunstfrohen Milieu als Künstler seine Geltung hatte und wir ihn als einen lieben und guten Jungen schätzten, denn er war damals noch furchtbar jung, amüsierte er uns alle als origineller Sonderling.

Nun, da man das unglückliche Ende dieses genialen Musikers erleben mußte, geschieht es denen, die von ihm erzählen, gar zu leicht, daß sie ihn gleich von Anbeginn als eine durchweg düstere Erscheinung, recht grau in grau malen; und doch wirkte er in seinen frühen Jugendtagen auf den Beobachter wiederholt als einer der unfreiwillig spaßigsten Menschen, denen man begegnen konnte. „Spaßig wie a Rab'!" wie Anzengruber von einem seiner Buben sagte, so ist er oft gewesen.

Er wurde Ende der Siebzigerjahre meinen Eltern als Klavierlehrer für meine Schwester empfohlen; nun ist es bekannt, daß Wolf äußerst widerwillig Lektionen gab, nur wenn die bitterste Not ihn dazu

*) Aus „Lilith und Eva und andere unmoderne Betrachtungen" von Helene Bettelheim-Gabillon. (Wien. Karl Konegen. 1907.)

erstens klopft man an, zweitens sagt man ‚Guten Tag', drittens schreit man nicht so — bitte, nehmen Sie Platz und sagen Sie mir, was Sie wünschen." Es hat sich also ereignet, daß er, zur Klavierstunde kommend, ein Notenblatt mit einigen gewiß sehr wertvollen musikalischen Aufzeichnungen auf einen Vorzimmersessel gelegt, das Stubenmädchen aber nahm es von dort weg, um es an einem Platze zu deponieren, der ihm dafür geeigneter erschien. Als Wolf sein Notenblatt auf dem Sessel nicht mehr vorfand, frug er äußerst aufgeregt die Übeltäterin danach und diese sagte ganz gelassen die gräßlichen Worte: „Das Papier hab' ich aufs Kastel gelegt!" Darüber ist Wolf so gänzlich außer sich geraten!

Er war oft unser Tischgast gewesen, aber selten kam es vor, daß er andere Speisen berührte als etwas Brot, Käse und Obst vom Nachtisch; frug man ihn dann, warum er nicht zu Mittag esse wie gewöhnliche Sterbliche, so erhielt man mit einem bitterbösen Blicke die Antwort: ob wir denn glaubten, er käme bloß, um zu essen, zu uns! Meine Eltern nahmen dergleichen humoristisch auf und lachten dazu. Alle hatten ihn gern und so ließ man den komischen Menschen gewähren. Ganz zwanglos dagegen vertiefte er sich in die Jause, die nach der Klavierstunde genommmen wurde, und da ging es auch meist, dank den Wolfschen Geschichten, sehr lustig und geräuschvoll zu. Nur wenn unser Kreis durch einen ihn unliebsamen Besuch sich erweiterte, wurde er sofort verdrießlich und still oder verdrießlich und grob, saß mit gekreuzten Armen, vorgebeugt, mit verärgertem Gesicht wie ein kleiner Kobold da; seine noch knabenhaft jugendlichen Züge, sonst gut und gewinnend, erhielten dann durch einen stechenden Blick, der seine Augen ganz diabolisch aufleuchten ließ, einen vollkommen veränderten Ausdruck. Sein Benehmen war meistens so grotesk, so wenig im Einvernehmen mit der gegebenen Situation, daß ich mich manchmal des Gedankens nicht erwehren konnte — er spiele gern die kleine Komödie einer interessanten Verrücktheit! — Und als ich viele Jahre später, da ich ihn persönlich gänzlich aus den Augen verloren hatte, sein jammervolles Schicksal erfuhr und mir neben der Erinnerung an unseren künstlerisch und geistig so angeregten freundschaftlichen Verkehr auch jene „interessante Verrücktheit" wieder lebhaft vor Augen trat, die nun diese so traurige Erklärung fand, da blieben meine Gedanken am liebsten an einem Bilde hängen, dem harmonischesten, das ich mir von ihm bewahrt habe.

Es ist Weihnachten gewesen, im Hause meiner Eltern war eine heitere Künstlergesellschaft versammelt, unser prächtiger Christbaum stand hoch aufragend, eben angezündet, mitten im Zimmer und sein heller Lichtschein spiegelte sich in vielen fröhlichen Augen, auch in denen eines

leicht über alles, was komisch war, und Hugo Wolfs „Kampf mit dem Objekt“, den er mit so leidenschaftlichem Grauen und Entsetzen schilderte wie Franz Moor seinen Traum vom jüngsten Gericht, war für uns immer eine sichere komische Nummer.

Einmal kam er ganz besonders erbost, übernächtig bleich und müde zu uns; er war nämlich tagszuvor übersiedelt — der Arme, er übersiedelte oft! — und diesmal hatte sein Zimmer, das durch die Küche vom Wohnraume der Hausfrau getrennt war, ihm die ersehnte Ruhe zur Arbeit in Aussicht gestellt. Er setzte sich also abends ganz getrost zur Lampe, um zu komponieren. Da — hörte er nebenan in der Küche eine Uhr ticken; das hielt er nicht aus; er sprang auf, eilte hinaus und brachte das Werk zum Stehen. Beruhigt setzte er sich nun an seine Arbeit. Nach einer kleinen Weile aber ging die Zimmertür seiner Quartiergeberin auf, sie eilte ihrerseits in die Küche, gab dem Perpendikel einen kleinen Stoß und — tick — tack — klang es aufs neue! Wütend fuhr er nochmals auf, ließ die Uhr stehen und dann ereignete sich dasselbe wie früher, die Frau setzte sie wieder in Gang. Jetzt war Wolf vollends außer sich, er stürzte sich auf die nervenmordende Uhr, um sie um jeden Preis zum Schweigen zu bringen; dabei traf er mit der erzürnten Frau zusammen, die ihn weidlich beschimpfte, die von ihm Schadenersatz verlangte, da er der Uhr den Perpendikel ausgerissen; er meisterte seine Wut eben so wenig, und endlich setzte ihn das rabiate Weib noch nachts mit seinen wenigen Habseligkeiten an die Luft! Nun war er unterstandslos, wenn auch provisorisch bei einem seiner Freunde aufgenommen, wie das öfter bei ihm zu geschehen pflegte. Er war aufs neue ganz erschöpft vom bloßen Erzählen dieser Katastrophe. Er tat mir momentan furchtbar leid, aber trotzdem kam mir die Geschichte wie eine Possenszene vor und ist mir als solche auch in Erinnerung geblieben; denn nach vielen Jahren brachte ich dieses Wolfsche Erlebnis in Reime, schickte diese an die „Münchner Bilderbogen“, wo sie, von Reinicke illustriert, erschienen und mir mit baren 25 Gulden honoriert worden sind. So ungerecht geht es immer in der Welt zu, der arme Wolf hatte Ärger und Auslagen ob dieses Zwischenfalles, der mir noch Geld eingebracht!!

Ein andermal saß ich in meiner Stube und zeichnete; es war gegen Abend, tiefe Stille herrschte im Hause, am entgegengesetzten Ende der Wohnung wußte ich Wolf, meiner Schwester eine Klavierstunde gebend. Plötzlich wurde die Tür meines Zimmers aufgerissen, Wolf stürzte herein, hielt mir ein zusammengerolltes Notenblatt unter die Nase und schrie mir zu: „Das nennt die Gans ein Papier!“ Mir war das Lachen wieder nahe, doch bemühte ich mich, ihm einen strafenden Blick zuzuwerfen, und sagte dann würdevoll: „Herr Wolf,

Boten sind oft recht wortkarg. Das Hauensteinerhaus abgebrannt. Die Kirche abgebrannt. Weiter nichts. — Wieso das geschehen? Man wisse es nicht. Einfach alles abgebrannt, gestern am Nachmittag.

Gewisse Geschehnisse scheinen einem, wenn sie plötzlich kommen, unmöglich. Man hat nie gedacht, daß sie eintreten könnten. Die liebe weiße Kirche auf dem Föhrenriegel, sie war mir seit Kindheit und Jugend ein unveräußerliches Gut. Die Feste des Jahres, seit vierzig Jahren in der weiten Welt begangen, alle verlegte ich sie mich zurückerinnernd in und um die weiße Kirche auf dem Föhrenriegel. Ich schloß die Augen davor, wie in den Domen die Feste begangen wurden, ich beging sie heimlich in mir und sah die weiße Kirche im fernen Waldlande, und hörte ihre hellen Glocken, ihre hochgestimmte Orgel, ihre alten Gesänge und sah ihre lichten Altäre und ihre roten Fahnen. War mir weh um meine vergangene Kindheit, so durfte ich nur die Kirche auf dem Föhrenriegel vor mein geistiges Auge rücken — da war sie wieder, da war die Kindesfreude hinterlegt, konnte mir von ihr holen, so oft ich wollte. Und ich wollte oft. In schlaflosen Nächten sah ich diese Kirche im Sonnenschein; zu Zeiten der Krankheit schloß ich die Augen und sah die lichten Wände und vergoldeten Altäre und den kristallnen Kronleuchter, in dem alle Funken des Regenbogens brannten. Und im Sommer zu Krieglach, wenn ich mir mal einen guten Tag antun wollte, wanderten meine Füße vier Stunden lang bis zur Kirche in St. Kathrein.

Aus Frömmigkeit? Die hat mich selten in Kirchen gelockt. Vielmehr das Bedürfnis nach jener süßen, weichen Stimmung, die aus Erinnerung, Pietät, Kunstfreude und poetischem Ahnen zusammengesetzt ist. Es hätte auch ein Musentempel sein können oder eine Bilderhalle oder ein Konzertsaal — nur der Tummelplatz der Kindesseele hätte es sein müssen. Hundertmal herrlichere Kirchen hatte ich gesehen, die Dome zu Köln, zu Mailand, zu Rom, so lieblich schön war nichts, wie das Kirchlein auf dem Föhrenriegel. Ich guckte es eben immer noch mit den Kinderaugen an, obschon diese endlich in einem sechzigjährigen Schädel staken.

Und nun sollte diese Kirche auf einmal nicht mehr sein? Die Gemeinde war seit jenen Tagen ja schon einmal ausgestorben, um die Kirche herum war der Friedhof, da schlief sie. Doch daß auch die Kirche nachsterben sollte und in die Asche niedersinken — das hatte meine sonst emsig spinnende Phantasie mir nie gesponnen. Aber der Bote war unbeugsam — die Kirche abgebrannt.

Bald stand ein Steirerwäglein vor der Tür. Ich fuhr mit meiner Frau davon, entlang der Alpsteigstraße. Dort, wo sie Alpel berührt und der Seitenweg abzweigt, saß auf dem Scheiterhaufen ein Holzknecht,

schönen jungen Mädchens, an das der ungestüme „kleine Wolf" sein Herz verloren hatte. Auch in den tiefschwarzen Augensternen Hans Makarts, der zu meiner damals sehr jugendlichen, aber darum nur um so intensiveren Entrüstung seine lange Virginia an einem Christbaumkerzchen anbrennen ließ, worauf ich rasch die Lichter löschte. Darauf ging der größte Teil der Gäste ins Nebenzimmer, nur einige wenige blieben zurück, und Hugo Wolf setzte sich ans Klavier und spielte — Lannersche Walzer — und wie spielte er! Alles Sehnsüchtig-Schwermütige, alles Lockend-Schwärmerische, das in diesen poetischesten aller Tanzrhythmen liegt, in dieser ewig jungen frühlinghaften Romantik im Dreivierteltakt, schwebte, durch ihn belebt, wie ein Zauberhauch durch den Raum, den fast feierlich dunkel die Tannenzweige beschatteten, von denen weihnachtliches Rauschgold leise knisternd auf den Teppich sank. — Und Hugo Wolf schaute aus tiefen, ernsten Augen, über die einige Strähne seines blonden Haarschopfes nickten, traumverloren vor sich hin, mit einem bei ihm selten gewesenen freudig verklärten Ausdrucke, fast mit einem schalkhaften Lächeln um die schmalen geistreichen Lippen. Er ist mit seinen Gedanken wohl weit weg gewesen von dieser dunklen Erde, vielleicht bei einem heißersehnten Glück, bei Ruhm und Ehre, in schönen, sonnigen Gefilden!

Die Kirche zu St. Kathrein.

Eine persönliche Erinnerung von **Peter Rosegger.**

Schicksalsschwangere Augenblicke sind oft die allertraulichsten.

Saß ich in der kühlen Stube meines Sommerhauses im Schaukelstuhl und las Adalbert Stifters „Feldblumen", die lieblichste aller Jugendgeschichten. Manchmal sank die Hand mit dem Buche und die Augen träumten hin auf die dunklen Bücherkästen und schimmernden Wandbilder der Stube, über welchen ein grünlicher Widerschein ruhte. Denn vor den Fenstern standen die Birken und Lärchen in der goldenden Morgensonne. Und weiche taufeuchte Luft lag in den offenen Fenstern.

Zur Tür trat rasch mein Sohn herein, brachte die Zeitungen, legte sie auf den Tisch, stand davor still und sagte: „Vater! Gestern soll Sankt Kathrein am Hauenstein abgebrannt sein. Das große Einkehrhaus und die Kirche."

Diese Worte entschieden bei mir über das nächste Halbjahr.

Zuerst hatte ich nach der Zeitung gegriffen, aber da drin stand noch nichts. Ein Bote hatte die Nachricht nach Krieglach gebracht. Solche

— da schlägt aus der Scheune plötzlich die Flamme auf und unter der Musik des pfeifenden Windes tanzt sie hin über die zunderdürren Schindeldächer, von Gebäude zu Gebäude. In wenigen Minuten steht der weitläufige Hauensteinerhof in Flammen. Und während die Herbeigeeilten noch einige Habe zu retten suchen unter Lebensgefahr, züngeln die Flammen schon hinterwärts durch den Wald hinauf, wo sie Nahrung wissen. An das Dach der Kirchhofsmauer springen sie und eine zuckt wie ein hämisches Irrlicht hoch oben auf dem Firste des hölzernen Kirchendaches hin. Der Schullehrer ist mit einem Schaff Wasser herbeigeeilt, es hätte ausgereicht, das Flämmchen in den Schindeln war nicht größer wie ein Vogel. Aber keine Leiter. Leute eilen herbei, sie haben Ratschläge aber keine Leiter. Das rote Vöglein wächst zum Hahn, flattert dem Turme zu und hinauf, hinauf über den Helm bis zur Kuppel, zum Knauf, wo sich die Siegesfahne entfaltet weit in die Luft hin. In den Glocken singt noch der heiße Samum; auf den vier Zifferblättern tanzen, wie wahnsinnig geworden, die Zeiger; da stürzt der kupferne Knauf herab, auf dem Steinboden springt er auseinander und schleudert die Urkunde heraus, die hoch oben über hundert Jahr und Tag verborgen gewesen. Sie erzählt nicht von den uralten Zeiten, als die ersten Mauern dieser Kirche entstanden waren, erzählt auch nicht, wie im 18. Jahrhundert der vordere Zubau entstanden; sie sagt nur, daß dieser Turm erbaut worden in den Zeiten der Revolution und Napoleons, als die Welt aus Rand und Band war. — Doch, wer liest jetzt Urkunden, da das ganze weitläufige Kirchendach ein prasselnder Feuerherd ist und innwendig die Holzdecke mit den schönen Stuckarbeiten schon anfängt, niederzubrechen. Nach der ersten Verwirrung der zusammengelaufenen Leute hat sich bald ein planmäßiges Retten und Bergen entwickelt. Neben dem Kirchentore an der äußeren Mauer hing ein hohes Kreuz mit dem überlebensgroßen Christus, ein von Kunstkennern bewundertes Holzschnitzwerk, ein ergreifendes Bild des sterbenden Heilands, zu dem an Karfreitagen die Gemeinde emporgesungen:

Heiliges Kreuz, sei unsere Fahne
In des Lebens jeder Not,
Die uns wecke, die uns mahne,
Treu zu sein bis in den Tod.
Sei mit Mund und Herz verehret,
Kreuzstamm Christi, meines Herrn!

Die Wassereimer stehen bereit, dieses Wahrzeichen zu schützen, siehe, da steigt das Feuer vom Dache herab, lechzt nach dem Haupte, den ausgespannten Armen; aber noch bevor die Gestalt versehrt ist, lockert sich an der Mauer das Kreuz, langsam neigt es sich, sinkt und wird von mehr als ein Dutzend Händen aufgefangen. Aus des Heilands Haupt und Brust brechen Flammen, da das Bildnis so davongetragen

am Rücken hatte er die Kraxe mit Werkzeug, einem Bündel Mehl, einem Topf Schmalz und einem Laib Brot. Er war auf dem Wege in den Holzschlag und brannte sich hier eine Pfeife Tabak an.

„Oh, der Peter!“ rief er mir als alter Kamerad zu, „wohin die Reis?“

„Nach Sankt Kathrein.“

„Um einen Tag bist zu spat. Gestern häst solln enten sein, gestern ists lustig gwest — oh Narri, vorgestern will ich sagen. Leut hats dir geben, daß man schier nit schliefen hat mögen. Kein Mauserl und kein Lauserl hätt mehr Platz ghabt in der Kirchen. Und das Musizieren! Eine Freud ists gwesen, ich sag dirs!“

„Vorgestern sagst, Marl?“

„Dem Hausteiner Wirt habns sechs Faß Bier ausgsoffen. Is ja der Bischof dagwest. Firmung. Weißt eh.“

„In Kathrein? Vorgestern?“

„So ein lustigen Festtag habn die Kathreiner noch nie ghabt.“

„Und einen so traurigen noch nie, wie gestern.“

„Warum?“ fragte der Holzknecht, „warum gestern trauri?“

So hat er mir den Bischof gegeben und ich ihm die Feuersbrunst und so sind wir auseinandergegangen. Niemand ist uns weiter begegnet den langen Weg. Endlich kam ein altes Weiblein mit ihrem Eierkorb heran, sie ging gegen das Mürztal, sie kam von Kathrein, sie wußte sicher alles. Und ich habe nicht den Mut gehabt zu fragen. Fünf Minuten später an der Straßenbiegung haben wir's ja schon gesehen. Über den Föhren und Fichtenwipfeln, wo sonst die schöne Kuppel des Kirchturmes mit dem funkelnden Knauf geleuchtet hatte, ragte die achteckige dachlose Mauer des Turmes auf, glatt abgeschnitten oben, wo der Kuppelbau gestanden. Aus den Höhlen der Fenster zogen sich geschwärzte Streifen. Die Zifferblätter der Uhr glotzten wie erblindete Augen. Wenn ich in einer Nacht plötzlich den Mond hätte niederfallen sehen, der Eindruck wäre nicht größer und grauenhafter gewesen als der, dieser Ruine des Kirchturmes von St. Kathrein. Wenn man seit Ewigkeit oder was das gleiche ist, seit seinem frühesten Erinnern eine Gestalt hoch in die Lüfte ragen sieht und auf einmal ist sie nicht mehr und die Lüfte streichen durch den körperlosen Raum, als ob in demselben nie etwas gewesen wäre, so sieht man schaudernd die lückenlose Welt, die auch nach uns kommen wird.

Und nun die müßigen Fragen: Wie ist es geschehen?

Als nach dem glanzvollen Bischofsfeste die beglückte Gemeinde wieder in ihren Alltag eingelenkt und das Einkehrhaus, das am Fuße des bewaldeten Bergleins liegt, seine Leute hinausgeschickt hatte auf Feld und Wiesen — es ist ein heißer Hochsommertag, der 14. Juli 1904

Auf dem Kirchhofe waren die Gräber verwüstet, Kohlenbrände lagen auf den Hügeln und manches Holzkreuz war verbrannt, so daß nur der Stumpf aus der Erde hervorragte. Da standen Bauersleute herum und schauten schweigend auf die Ruine und schüttelten ihre Köpfe darüber, daß auch Kirchen abbrennen können . . . Die flachkuppelige Wölbung des vorderen Kirchenteiles, von welchem das Schindeldach herabgebrannt war, schaute sich von außen an, wie eine Moscheewölbung. Wenige Tage vor dem Brande hatte die Kirche ein neues Dach bekommen, die kleine Gemeinde war noch in Sorgen, wie man das bezahlen würde, und nun sollte die Kirche neu erbaut werden! Seit vierundzwanzig Stunden kein Glockenklang mehr, das war nicht auszuhalten. Und wenn das jetzt ein Jahr so bleiben soll oder länger oder für immer? Denn wer kann in dieser armen Gegend eine solche Kirche bauen?

Bekümmert verließen wir die Brandstätte, stiegen die steinerne Treppe hinab, gingen an dem unversehrt gebliebenen Pfarrhofe vorüber den steinigen Weg hinab ins Tal, wo die andere Brandstätte war. Was von dem Hauensteinerhof aus Holz gewesen, das war reinlich zu feiner Asche verbrannt, in der noch die Eisenteile der Geräte herumlagen; im übrigen standen die rötlichen Mauern mit den Fensterlöchern lautlos da. Dort und da stieg noch dünner Rauch auf. Ein paar Leute standen herum, tatlos, ratlos vor der ungeheueren Arbeit, die bevorstand. Obwohl der Besitzer ganz gelassen hinsagte, aufbauen, das werde er nimmer. Er gehe auf und davon. Aber hörst du? Aus dem Gemäuer des Gasthofes schallt Gelächter. Mitten in der Ruine, teilweise schier unter Schutt begraben, war die Gaststube unberührt geblieben, von der überschütteten Stubendecke wohl beschützt. Die Fenster waren zersprungen, aber die Tische und Bänke, der Gläserkasten waren da, wie sie immer da gewesen, und der Keller tiefer unten war erst recht erhalten. So saßen in der Stube Fuhrleute, Beamte des Bezirkes und der Feuerassekuranz, tranken Bier, besprachen lebhaft das Ereignis und knüpften mancherlei Anekdoten dran. Sie waren leidlich munter.

Unter ihnen saß auch der Herr Pfarrer bei seinem Glase Bier. Der alte Herr war in einer behaglichen Heiterkeit, der Gemeinde ein unbeabsichtigtes Vorbild, wie man dem Unglücke stehe! Er bedauerte mein „speres“ Aussehen und auf das Anerbieten, mit meinen geringen Kräften zur Wiedererbauung der Kirche beizutragen, lehnte er gemütlich ab, es sei am besten, einstweilen gar nichts zu tun. — Vor dem Unglück tatlos dazustehen, das dünkt mich allerdings noch das Trostloseste zu sein. Betrübt kehrten wir zurück in das Mürztal.

Dort war mittlerweile ein Schreiben an mich eingelangt. Der Schulleiter von St. Kathrein bat im Namen mehrerer Ortsgenossen, eine öffent-

wird. In der Kirche kracht das Feuer, durch die Orgelpfeifen brüllt der Glutstrom. „Alles, was Atem hat, lobe Gott!“ stand geschrieben auf dem Emporium des Musikchores, der nun nach diesem letzten Liede niederbrach. Auf die Kanzel fliegen die feurigen Zungen herab, so eindringlich haben sie noch nie gepredigt, als an diesem jüngsten Tage, aber ein alter Bauer gießt all seine Wasserkübeln an die Kanzel hin — just allein diese Stätte des Wortes Gottes will er retten. Nur teilweise verkohlt, so hing die Kanzel nachher monatelang am dachlosen Gemäuer. So kämpfen die Leute um ihr Heiligtum. Die Kirchenfahnen, der neue prachtvolle Baldachin, die wohl gestern noch über dem Haupte des Bischofs so feierlich ins Freie schwankten, jetzt werden sie fluchtartig zur Tür hinausgebracht, während manche Seidenfranse schon zu glosen beginnt. Die Bildnisse, an denen der Küster jeden Sonn- und Feiertag fromm die Weihkerzen angezündet, sie vergehen nun selbst in Opferglut und die weiße Bildgestalt der Jungfrau Maria, vor der an den Adventtagen gesungen wurde:

Maria, sei gegrüßet,
Du lichter Morgenstern,
Der Glanz, der dich umfließet,
Verkündet uns den Herrn —

sie wird jetzt umzüngelt von einem Flammenkranz, der die Ankunft, die Gegenwart des Herrn offenbart. Drei Bauersfrauen schleppen Wasserkübel in den erstickenden Raum und retten das Bild. Aber der vielarmige Luster fällt klirrend zu Boden und die ewige Ampel stürzt auf den Flies, da Gott sich nun selber ein Licht angezündet hat und die Kirche ein brennender Dornbusch geworden ist.

Vom Bache des Tales herauf waren die Eimer gelaufen von Hand zu Hand; stundenlang hatten die Leute, mit feuchten Lappen Gesicht und Hände umwunden, in Rauch und Qualm gegen die Gluten gekämpft, umsichtig und heldenhaft. Aber endlich waren sie erschöpft — siehe, das Feuer war es auch. Mit Staunen sahen die Leute, was gerettet war. Dahin ist der Turm mit Glocken und Uhr, der Chor mit Orgel und allen Musikinstrumenten, der rückwärtige, ältere Teil der Kirche mit den Betstühlen und Bildnissen. Das alles vernichtet. Aus dem Schutt- und Aschenhaufen steigt ein träges Flackern und Rauchen auf. Der vordere Teil mit den drei Rundschiffen, dieser sorgfältig eingewölbte Zubau aus dem 18. Jahrhundert, war, scheinbar wenigstens, fast unversehrt. Es standen die drei Altäre, die Betstühle, die Bildnisse an der Wand; es stand das Taufbecken und der Beichtstuhl, als Prophezeiung gleichsam, daß in dieser Kirche noch künftige Generationen getauft und entsühnt werden sollen.

So haben wir's gefunden an diesem Tage.

gespielt haben, wo sie stets Mut und Kraft geschöpft haben für ihr mühevolles Dasein und Arbeiten. Und mitten unter ihnen stehe auch ich, nicht anders wie vor dem versunkenen Himmel der Kindheit; denn in dieser hellen lieblichen Kirche der dunklen Waldheimat ist es gewesen, wo zwischen Vater und Mutter die Gottesnähe mich so glückselig gemacht hat, wie nirgends seither in der weiten Welt.

Wild und furchtbar ist der Kampf unserer Zeit, allein das recht erfaßte Christentum einigt und versöhnt, in ihm finden wir die guten Herzen. Und so komme ich nun vertrauend zu Freunden des Christentums und des Volkes, zu Freunden der stillen Waldheimat und, wenn ich sagen dürfte, zu Freunden jener meiner Schriften, die in der Waldheimat wurzeln und wovon manche ihr friedsames Licht von diesem Bergkirchlein empfangen haben. Ich komme zu bitten um Beiträge zur Wiederherstellung der Kirche St. Kathrein am Hauenstein.

Wenn diese Bitte auch nur annähernd so gesegnet ist als jene dazumal für die Heilandskirche, so können nach Jahresfrist vom Turme des wiedererstandenen Gotteshauses die Glocken hinausklingen in die waldumkränzten Berge, mit der Botschaft, daß trotz Brand und Asche die Liebe noch lebt.

Krieglach, im Juli 1904.

Gütige Gaben wären zu richten entweder an das Gemeindeamt St. Kathrein am Hauenstein bei Krieglach in Steiermark oder an Dr. Peter Rosegger, Krieglach. — Der Empfang der Spenden wird öffentlich bestätigt.

Unter ein paar glänzenden Ausnahmen zeigte es sich, daß dem Klerus meine Mithilfe zu diesem Kirchenbau nicht erwünscht war. Einer behauptete sogar, ich hätte für eine Sammlung zu diesem Zwecke kein Mandat gehabt, ein solches könne nur der hochwürdige Herr Pfarrer von St. Kathrein erteilen, nicht aber die Gemeinde! Der Ortspfarrer schien schon gar nicht erbaut gewesen zu sein darüber, daß ich ohne seine ausdrückliche Bewilligung der armen Gemeinde was Gutes tun wollte. Der Grund seiner Unfreundlichkeit gegen mich und andere, die mir zuliebe spendeten, ist mir nie klar geworden. Ich vermute, der Herr trug mir die evangelische Kirche in Mürzzuschlag nach. Allerdings war meine Sammlung für die Heilandskirche weitaus erfolgreicher gewesen, als diese im katholischen Lande für eine katholische Kirche! Damals hatten manche Leute gesagt: „Warum sammelt er denn nicht lieber für katholische Kirchen?“ Ich glaube, nicht einer von diesen, die sich damals so überflüssig ärgerten, hat jetzt, da ich für eine katholische Kirche sammelte, auch nur einen Heller gegeben. Hingegen kam ein sozialdemokratischer Arbeiter zu mir: „Ich halt’ zwar nit viel auf Kirchen. Aber wer sie braucht, für den sind sie not. Da haben’s auch von mir fünf Kronen.“

liche Sammlung einzuleiten. Und wenige Tage später, als sich noch von keiner Seite Hilfe gemeldet, kam der Gemeindevorsteher von St. Kathrein zu mir, ein Jugendkamerad, mit dem ich auf der Schulbank gesessen. Er war niedergeschlagen und bat mich, die Kathreiner jetzt nicht zu verlassen. Es kümmere sich kein Mensch um sie. Die Kirche sei sehr niedrig versichert gewesen, weil man sie des Holzdaches und der Blitzgefahr wegen höher nicht angenommen habe. Es heiße zwar, der Religionsfond (von Josef II. durch Aufhebung der Klöster gestiftet zur Unterstützung armer Gemeinden in ortskirchlichen Angelegenheiten) werde ein Dritteil der Baukosten bestreiten, aber es erscheine keine behördliche Kommission, um den Schaden zu bestimmen, und bevor die Kommission gesprochen, dürfe an der Ruine nichts angerührt werden. So gehe die günstige Sommerszeit dahin, ohne daß Anstalten zum Bau getroffen werden könnten. Die Gemeinde habe gar keine Schätzung, ob das Aufbauen fünftausend oder hunderttausend Kronen kosten werde. Ich möchte doch raten, was sie tun sollten, ich möchte vielleicht eine Sammlung veranstalten, denn die Gemeinde, die, wie ich ja wisse, klein und arm sei und ohnehin fast unerträgliche Lasten habe, könne die Pfarrkirche allein nicht bauen.

Noch an demselben Tage verfaßte ich einen Aufruf zu Beiträgen für die abgebrannte Kirche, der an siebzig Zeitungen katholischer Länder verschickt und anfangs August veröffentlicht wurde.

Der Aufruf lautete:

Für die abgebrannte Kirche in der Waldheimat.

Der sinnliche Mensch bedarf, um zu sich selbst zu kommen und Gott zu ahnen, gleichsam einer Burg, die von weltlichen Dingen ihn zeitweilig absondert und schützt. Also ist gerade unserem Landvolke seine Dorfkirche mit ihrem Kultus die einzige Pflegestätte idealen Lebens.

In diesem Sinne geschah es, als ich vor einigen Jahren mich an das evangelische Deutschland wandte mit der Bitte, den evangelischen Bewohnern des Mürztales eine Kirche bauen zu helfen. Diese Bitte ist reich gesegnet worden. Und nun tritt das zweitemal und noch ungestümer die Notwendigkeit heran, mich an die Mitmenschen, diesmal an die katholischen, zu wenden mit solchem Anliegen.

In meiner Waldheimat ist am 14. Juli d. J. die Pfarrkirche St. Kathrein am Hauenstein durch einen schrecklichen Brand größtenteils zerstört worden. Die Gemeinde, aus einigen dreißig Gebirgsbauern und Häuslern bestehend, ist arm, die Beiträge der Versicherungsgesellschaft und des Kirchenfonds reichen an die Größe des Schadens bei weitem nicht heran. Die Leute stehen ratlos vor der Ruine; es ist nicht die Klage um verlorenes irdisches Gut, es ist ein Weinen um die geliebte Stätte, wo sich die bedeutsamsten Vorgänge ihres Lebenslaufes ab-

an denen die schönen Barockaltäre sich prächtig abhuben, wurde die ganze Kirche bunt ausgemalt, und zwar mit Schablonen, wie ein Tanzsaal.

Die Hauptsache indes ist wohl geraten und am 16. September 1906 hat das Dankfest für die vollendete Kirche stattfinden können. (Mittlerweile war auch das mitabgebrannte Einkehrgasthaus „Zum Hauensteiner“ stattlich aufgebaut worden.) In solch weihevoller Festlust läßt der Älpler die Pöller jauchzen und die Kathreiner haben stattliche Mörser!

Als ich den Protestanten bei ihrem Kirchenbaue half, hatte ich mir ausbedungen, daß sie in ihrer Kirche ein Marienbild aufstellen, und hat solches dort einen Ehrenplatz erhalten. Für das Mitwirken bei dieser katholischen Kirche erbat ich mir die Bewilligung, ein Jesubild, der tröstende Heiland, der Kirche widmen zu dürfen, mit der Anschrift: „Kommet alle zu mir!“ Das Bild hing ein Vierteljahrhundert lang in meiner Schreibstube zu Graz. Es ist ein einfaches materiell wertloses Bildnis, das den übrigen schlichten Bildern der Kirche entspricht. —

Die Geschichte dieses Kirchenbrandes und Baues hat für die Welt keine Bedeutung. Aber sie gehört eben in mein Lebens-Tagebuch, als das der „Heimgarten“ seit jeher gegolten hat.

Wie Peterle Hübner seinen Aufsatz macht.

Von **Paul Keller.***)

Peterle hatte seinen Aufsatz über „Die Leiden und Freuden des Winters“ geschrieben. Alle Buben im Deutschen Reich schreiben im Dezember Aufsätze über „Die Leiden und Freuden des Winters“. Peterle war auf seine Dichtung sehr stolz und trug das Diarium zu seinem Freunde, dem alten Gottlieb Peuker, der in seiner kleinen Stube im Hinterhause der Hartmannschen Besitzung mit der Tabakspfeife am Tische saß.

Gottlieb, der alte Knecht, setzte die Brille auf und besah das Aufsatzheft. „Ziemlich gut bis auf die liederliche Schrift!“ las er ab.

„Ach, Vater Gottlieb, das ist ja die Zensur vom vorigen: Das Leben eine Wanderung.“

„Das ist a hübsches Thema“, sagte Gottlieb nicht ohne Sarkasmus. „Gerade was Neues is es ja nich. Ich hab's jetzt schon an die sechzig Mal in jeder Jahresschlußpredigt gehört. Na siehste, ich kenn das! Und schön geschrieben haste ja wirklich nich.

*) Ein Nebenkapitelchen aus Paul Kellers Prachtroman: „Der Sohn der Hagar“.

Wenn man den Ertrag dreier Vorlesungen abrechnet, stammt der weitaus größte Teil der durch mich eingegangenen Summe von — Evangelischen. Wohl nicht gerade nur aus „Dankbarkeit", als vielmehr in Übereinstimmung mit meinem Standpunkte, sich einander die Kirchen zu gönnen und bei solch gegenseitigem Wohlwollen im Christentum eins zu sein.

Und das ist mir mein Lebtag öfter so ergangen.

Vor vielen Jahren bin ich von einem Gebirgspfarrer Südtirols gebeten worden, für die Pfarrkirche seiner armen deutschen Bauerngemeinde, die mitten im Stockitalienischen liegt, ein paar Kirchenglocken schaffen zu helfen. Eine Kirche, Tageszeiten, Feste, Sterbefälle ohne Glocken, das sei gar so traurig. Ich leitete eine Sammlung ein, natürlich nur unter Katholiken — das Resultat war ein Ertrag von dreizehn Gulden.

Hätte ich für mein Waldschulhaus nur in katholischen Kreisen gesammelt, so wäre es mir wahrscheinlich auch nicht viel besser ergangen. Bin ich doch, als es sich um ein Armenhaus in meiner Heimatsgegend handelte, gerade bei den Wohlgesessenen und Frommen des Ortes gründlich abgeblitzt.

Für die Kirche von St. Kathrein, die an 50.000 Kronen gekostet hat, habe ich kaum viel mehr als den zehnten Teil direkt auftreiben können. Das jenen Leuten, die es in die Welt tragen, die Kirche hätte ich erbaut, zur Korrektur. Wie weit mein Aufruf bei den übrigen Beiträgen und Begünstigungen von Einfluß gewesen, weiß ich nicht. Von größerem Einfluß waren vielleicht meine zuversichtlichen Aufmunterungen. Als die erste Betäubung vorüber war, begann die Gemeinde die Vorbereitungen zum Bau. Noch in demselben Jahre wurde der abgebrannte Teil, dessen Mauern ganz abgetragen werden mußten, neu aufgerichtet und eingedeckt. Der Gottesdienst in der Ruine brauchte kaum unterbrochen zu werden, außer desselben war das Sanktissimum im Pfarrhofe untergebracht. Im Frühsommer des nächsten Jahres war der Turm fertig, waren die neuen Glocken da. (Siehe „Heimgarten" XXIX, Seite 861.) Im Herbste kam auch die Orgel. Diese neuen Klänge waren voller und schöner als die alten. Dann kam die übrige Einrichtung zustande, Mosaikfußboden, schön geschnitzte Betstühle, Glasmalereien in den Fenstern u. s. w. Alles einfach, aber gediegen und geschmackvoll. Hernach ging man an die Restaurierung jener Altäre und Bilder des Vorderteiles, die im Feuer zwar sehr gelitten hatten, jedoch nicht ganz zugrunde gegangen waren. Überall war man bestrebt, die alte gewohnte Form wieder herzustellen; aber dieselbe wird zerstört, die Kirche wird fremd durch eine fatale Zutat, die hinter dem Rücken Sachverständiger ausgeführt wurde. Anstatt der früheren lichten Wände,

„Der Winter hat aber auch seine Freuden. Die Kinder laufen Schlittschuh."

„Ach, fährst du jetzt auch Schlittschuh?"

„Nee, ich hab' ja gar keene. Aber andere! Laß mich ock lesen! Und manche fahren lustig auf dem kleinen Handschlitten."

„Da haste auch keenen?" fragte Gottlieb.

Peterle schüttelte den Kopf.

„Der Schnee ist wie ein Leichentuch. Nee, verflixt, das paßt nich zu a Freuden. Das paßt bloß vornehin zu a Leiden. Da wär ich Leichentuch ausstreichen und Brautkleid darüber schreiben. Das is alles dasselbe. Wie ein Brautkleid! Der liebe Niklas bringt schöne Geschenke. Und am schönsten ist das heilige Weihnachtsfest. Fertig!"

„Nu ja, ja", sagte Gottlieb. „Voriges Jahr haste ja nischt zu Weihnachten gekriegt. Aber du kannst's ja schreiben. s is a recht hübscher Aufsatz. Ich tätn ja anders machen."

„Du?" fragte Peterle abfällig. „Wie willst du n denn machen, wenn du alles gar nich mit in der Schule gehört hast?"

„Nu, ich werd amal probieren. Ich werd amal denken, ich bin der Peterle und mach n Aufsatz. Wenn bloß das Schreiben nich wär, ich kann noch schlechter als du!"

Gottlieb Peuker suchte unter dem Kleiderschrank ein Tintenfläschchen und eine Feder hervor, prüfte die arg verrostete lange auf seinem Daumennagel, nahm endlich einen Briefbogen aus der Tischschublade und fing an zu schreiben. Er stöhnte ein paarmal leise dabei, und die Feder kratzte jämmerlich, aber es lag ein schöner, friedlicher Zug auf dem Gesicht des alten Schreibers. Peterle las indessen in einem Buch über den Krieg von 1864. Es dauerte etwa eine halbe Stunde, dann sagte Gottlieb:

„Nu werd ich dir meinen Aufsatz vorlesen. Die Leiden und Freuden des Winters, Aufsatz von Peterle."

„Der Winter ist nicht sehr schön, weil ich lieber barfuß gehe als in den schweren Holzlatschen. In Holzlatschen kann man gar nicht schnell rennen. Mein Vater geht im Winter in die Fabrik, aber die Mutter verdient weniger. Da können wir bloß Sonntags Fleisch essen. Und Wurst gibt es gar nicht. Im Sommer ist die Kost besser. Sonst gibt es nicht viel Leiden in Teichau. Bloß die alte Pätzolden hat es schlecht, weil sie Botenfrau ist und der Briefträger und der Wilke-Bauer, der immer die Gicht kriegt. Ich muß mich auch immer sehr wurmen, weil ich keinen Schlitten und keine Schlittschuhe habe. Wenn ich die 1 Mark 50 Pfennig, die ich gespart hatte, weil ich im Sommer immer auf Arbeit gehe, nicht hätte auf ein Halstüchel gebraucht, da hätt ich Schlittschuhe und es wär eine Freude des Winters. Der Winter hat auch

„Gib mir amal das Heft her, Vater Gottlieb, ich werd' dir mein' neuen Aufsatz lieber vorlesen."

Er setzte sich breit an den Tisch, hustete dreimal und begann: „Die Leiden und Freuden des Winters. Der Winter ist eine schlechte Zeit."

„Nee, nee", sagte Gottlieb, „das is nich wahr. Die Ernte is viel schlechter."

„Das hat aber der Lehrer gesagt", verteidigte sich Peterle und las weiter: „Der Winter ist eine schlechte Zeit. Er beginnt am 21. Dezember."

„Warum ist denn nu das gerade so 'ne Schlechtigkeit vom Winter, daß a am 21. Dezember beginnt?" erkundigte sich Gottlieb.

Peterle sah ihn mißmutig an.

„Nu, wenn a doch amal am 21. Dezember anfängt. Das macht a doch! Und schlecht is a einmal. Laß mich ock lesen!" „Am 21. Dezember. Auf dem Felde erfrieren die Hasen und die Rehe, und der Fuchs geht auf Raub aus."

„Peterle", warf Gottlieb wieder dazwischen, „haste schon amal 'n erfrorenen Hasen gesehen? Nich? Ich hab schon zwei Stück gesehen. Und lebendige hab ich aber mehr gesehen. Viel mehr! Und haste schon amal 'n Fuchs auf Raub ausgehen gesehen? Nich? Ich auch nich! Bei uns gibt's ja gar keene Füchse."

„Aber wenn's doch nu amal anderswo welche gibt! Laß mich ock lesen! Der Schnee liegt höher als ein Haus, und das arme Mütterchen sucht Holz im Walde."

„Was für a armes Mütterchen?"

„Nu, halt a armes Mütterchen."

„Wenn die ock nich etwa gar in dem haushohen Schnee stecken bleibt. So was sollte das alte Weib lieber nich riskieren."

„Vater Gottlieb, du bist aber — Na, laß mich ock lesen! Die armen Leute frieren in den Stuben und haben nichts zu essen."

„Na lange werden das die armen Leute aber nich aushalten. Da is bloß gutt, daß ich und du so reiche Kerle sind. Da frieren wir doch nich und haben auch was zu essen."

„Gottlieb, wenn du so bist, da — da mag ich überhaupt nich mehr."

„Nu, ich kann doch nich dafür, daß wir reich sind. Na, da lies weiter! Jetzt kommen wohl die Freuden des Winters dran?"

Peterle sagte mit knurriger Stimme:

„Nee, noch ein Leiden! Wenn Eiszapfen am Dache hängen, dann fallen sie unachtbaren Kindern auf den Kopf."

Er macht eine Pause, weil er wieder einen Einwurf erwartete, aber Gottlieb nickte nur ernsthaft mit dem Kopfe, als wollte er sagen: „Ja, ja, diese Eiszapfen! Sie sind eine rechte Landplage!"

Heimgärtners Tagebuch.

Da wird folgendes Stücklein erzählt von einem frommen Wiener. Der ging mit der Kreuzschar nach Mariazell, machte am Abende der Ankunft den Lichtelumgang mit und begab sich hierauf zum Beichtstuhl. Am nächsten Morgen blieb er im Bewußtsein erfüllter kirchlicher Pflicht lange im Bette, und dann zum Frühstück eine große Portion Bäuschel und ein paar Krügel Bier! Das ließ er sich schmecken und bei dem saß er noch, als seine Wallfahrtsgenossen von der Kirche zurückkamen. Wie er die kommen sah, tat unser guter Wiener einen Schrei: „Saggra, jetzt hab ich auf das Speisengehen (die Kommunion) vergessen! Jetzt bin ich nicht mehr nüchtern. Gefruhstuckt hab ich. Pater, was ist zu machen?" — Antwortete der Geistliche lustig: „Wenn S' heut beim Kartenspielen 's Fluchen sein lassen, so erlaube ich Ihnen morgen früh die Kommunion." Das Fluchen soll der fromme Wiener am selben Tag sein gelassen haben, doch hat er sich abends mit der Kellnerin bissel zu gut unterhalten; am nächsten Morgen, wie er zur Kommunion gehen will, besinnt er sich: — „Ah, ich laß 's bleiben." — Mich erinnert das an einen andern Fall . . . Hatt auch ein Absolvierter am nächsten Morgen der Kommunion vergessen und gefrühstückt. Darauf legte er sich zur Buße einen halbverhungerten Handwerksburschen auf, den bewirtete er im Gasthause mit einem guten Mahl und speiste mit ihm. Ob nicht auch dieses „Speisengehen" ein Sakrament war?

Irgendwo hatten die Freidenker eine Versammlung, um wieder einmal öffentlich die Freiheit des menschlichen Geistes zu manifestieren. Bei diesen Freidenkern waren nun auch ein paar Freiredner, die das sagten, was sie dachten. Darüber wurden alle miteinander raufend. Über solche Freidenker bin auch ich so frei, mir mein Teil zu denken. Es zu sagen natürlich nicht, da könnte mir was passieren. Da verstehen die „Freidenker" keinen Spaß. „Jeder kann frei sein absolut, wenn er meinen Willen tut", variert mancher „Freidenker." — Die Freiheit, die ich meine, sieht anders aus.

Einem, der mich nach dem Geheimnisse fragte, wie man „lange jung" aussehen könne:

Wen stets die Güte und die Freude flieht,
Der wird sich bald gealtert sehen.
Wer seine Stirne oft in Falten zieht,
Dem bleiben sie beizeiten stehen.

---

seine Freuden. Ich stehe erst um $1/2$8 auf. Das paßt mir. Und ich schmeiß alle Jungen und Mädel mit Schnee. Das paßt mir auch. Der Kaufmann freut sich, weil er viel Petroleum verkauft. Mein Freund, der alte Gottlieb Peuker, freut sich auch, weil er nichts zu tun hat und immerzu Pfeife rauchen kann. Alle Leute sind im Warmen, sogar die im Gemeindehause. Alle haben zu essen. Es ist eine Freude des Winters, daß wir den Herrn Dr. Friedlieb haben. Und der Hund freut sich, weil er am Ofen liegt. Das Feld freut sich, weil es nicht gepflügt und nicht gekratzt und nicht gewalzt und nicht geschnitten wird. Aber dem Felde sieht man die Freude nicht an, man kann sich's bloß denken. Die Hasen freuen sich nicht sehr. Das is weil sie Faulpelze und Dummriane sind. Zu Weihnachten haben wir keine Schule. Da freuen wir uns mächtig darüber."

„Fertig!" schloß Gottlieb. „Was meinste zu mein Aufsatz?"

Peterle starrte ihn an. Vor Erstaunen hatte er keinen Einspruch gewagt. Jetzt raffte er sich auf:

„Keile tätste kriegen", sagte er. „Übergebuckt würdst du! Zeig amal her!"

Gottlieb reichte ihm den Briefbogen. Da las Peterle und stieß viele Schreie jubelnden Entsetzens aus und nahm Gottliebs Feder und fing an anzustreichen. Am Schluß holte er tief Atem.

„35 Fehler ohne die Komma", sagte er. „Ungenügend! Liederlich! Nachsitzen! Noch einmal! Strafe!"

Gottlieb lächelte verlegen.

„s is noch nich alles", sagte er. „Du mußt amal a Bogen umdrehen."

Da wandte Peterle das Papier und las noch:

„Eine sehr große Freude des Winters ist es, wenn der alte Gottlieb einen Aufsatz schreibt und so viel Fehler macht, daß man sich halbtot lachen muß. Und dann ist es auch eine große Freude des Winters, daß mir der Gottlieb zu Weihnachten ein Paar Schlittschuhe kauft und mir morgen im Holzschuppen einen kleinen Schlitten macht."

Peterle wurde blaß vor Schreck.

„Das is ja nich wahr —"

„Nu, hast du's nicht schriftlich? Da wird's doch wahr sein."

„Ein Paar Schlittschuh! Einen Schlitten! Da muß ich heim!"

Er machte drei wilde Freudensprünge, nahm das Papier und raste davon. Aber er kam bald wieder und guckte verlegen zur Tür herein.

„Gelt, Gottlieb, du bist doch nich böse, weil ich das von den 35 Fehlern gesagt hab' —"

„Nee, nee, Peterle, die uff der zweiten Seite haste ja nich mitgerechnet."

---

rische Bauerntum, aus dessen Leben und Weben die alten Bauerntrachten hervorgegangen sind. Es wird schwer halten. Ich glaube, daß Sitte und Art nicht von außen, nicht von einem Stadtverein in das Landvolk getragen werden kann — oder es wird eine neue Sitte und Art, die dem einfältigen Volksherzen fremd bleibt. Und doch habe ich Neigung zu einem solchen Verein, ich sehe in ihm eine Verkörperung meines Ideals, das — trotz allem — ein Ideal bleiben wird. Volkstracht im wahren Sinne ist nur das Gewand, das aus heimischen Stoffen durch heimische Arbeit (Hausindustrie) erzeugt wird. Vielleicht ist wenigstens das möglich, daß — wenn auch mit fremden Stoffen und fremder Arbeit — die alten beliebten Formen gegendenweise wieder eingeführt werden, was freilich kaum viel beständiger als jede andere Mode sein wird. Alte Schönheit und Behaglichkeit wieder in die Mode zu bringen, das ist auch etwas. Die Welt immer wieder zu mahnen, das Alte nicht gar alles wegzuwerfen, ja vielmehr so lange als möglich an dem Erprobten, Geheiligten festzuhalten — das ist sehr viel und unterstützenswert. Eine gute Form hat der Verein „Die Wallberger" gefunden, in der ländlichen Jugend den Sinn für altbäuerliche Tracht zu wecken. Er beteilt arme Gebirgskinder mit Gewand in alter Volkstrachtenform. Dies Jahr sollen Kinder zu St. Kathrein am Hauenstein mit Lodenwämsern und Kniehosen bedacht werden. Nach solchen Mustern wird, so hofft man, die Bevölkerung dann selber weiterarbeiten.

Einer Rundfrage, die es dringend wissen will, welches Jugend-Lesefutter der 18 bis 23jährige „Waldbauernbub" genoß, zur Antwort: Von meinem 18. bis zum 23. Lebensjahre, als zu einer Zeit, da andere schon mit den Klassikern aller Welt Arm in Arm gehen, bestand meine literarische Gesellschaft aus den Wiener Romanen von Theodor Scheibe, Eduard Breier und aus den Volkskalendern von Janisch, Vogl und Silberstein. Ferner erinnere ich mich auch an eine Sammlung von Schnaderhüpfln und an ein Rätselbüchlein, das mir aber — trotz der beigedruckten Auflösungen — die Rätsel des Lebens nicht völlig zu lösen vermochte. Meine literarischen Vorbilder standen also nicht allzu hoch. Und doch haben die Überholbaren mich stets mehr gefördert als die Unerreichbaren.

Der Mensch hat ein ewiges Bedürfnis nach Freude, nach Trauer, nach Genuß, nach Leiden, nach Liebe, nach Haß, nach Treue, nach Falschheit, nach Herrschaft, nach Knechtschaft, nach Freiheit, nach Zwang u. s. w. Keine Kultur kann diese Anlagen ändern. Die äußeren Verhältnisse sind nicht Ursache solcher Eigenschaften, sondern Folgen.

War einer bei mir und verlangte, daß ich meine Feder der Friedensbewegung zur Verfügung stelle. „Aber, Herr, das tue ich schon lange, es will nur nicht recht ausgeben.“ „Weil Sie es ungeschickt machen!“ sagte er, „Sie müssen vor allem verlangen, daß in den Staaten die großen Militärmanöver, diese frivolen Kriege im Frieden, abkommen. Den wirklichen Krieg, wenn die Leidenschaft da ist, können Sie nicht verhindern, aber Proben dazu können unter internationaler Kontrolle verhindert werden. Können nirgends Manöver abgehalten werden, kann sich kein Staat vom Stande seiner soldatischen Kräfte überzeugen, so wird es auch kein Staat wagen, einen Krieg anzubahnen.“ „Ist ein Standpunkt“, sagte ich, „sieht fast vernünftig aus. Erst mal die Manöver abschaffen. Doch die Federn der Schriftsteller werden da wenig machen. Die Federzüge der Fürsten wären vielleicht maßgebender.“ Es gibt mehr so kindliche Leute, die meinen, wir Schriftsteller könnten es nur so diktieren, und die gerade uns die Schuld geben, wenn es auf der Welt nicht so ist, wie es sein sollte.

Ich weiß einen Kritiker, der die Rezensionsexemplare meiner Bücher in den Ofen warf und am nächsten Tag in der Zeitung mit Begeisterung von Licht und Wärme sprach, die aus meinen Schriften ausstrahlen.

Da wurde in Gesellschaft folgende Ansicht laut: „Es ist eigentlich komisch, daß man bei Mahlzeiten während des Essens spricht. Das Essen hinein, das Reden heraus; im Mund begegnen sie sich und geht's nicht allemal ganz zierlich ab. Schweigend essen! In den Zwischenpausen und nachher bei der Zigarre ist die Zeit zum Plaudern.“ — Es ist was dran. Nur dünkt mich das stumme Verschlingen ohne geistige Zuspeise etwas arg tierisch zu sein.

So lange und so lange hat man den Fortschritt gesucht, gepflegt, gehetzt, bis er uns zu weit geht und zu schnell. Das führt in wildfremde Bereiche, unheimlich wird uns! Immer lauter ruft es: Anhalten! Anhalten! Immer mehr der konservativen Bestrebungen, Schriften und Vereine. So war bei mir eine in oberbayrische Schuhplattlertracht schmuck gekleidete Abordnung des Wiener Vereines „Die Wallberger“. Dieser Verein will die alten Volkssitten und Bauerntrachten wieder herstellen. Volkssitten ohne Volk, das naiv genug wäre, die alten Formen mit dem kindlich gläubigen Geiste zu beseelen! Bauerntrachten ohne Bauerntum! Ohne jenes eigengräberische und eigenbrödle-

Ihnen nicht schaden, antwortete er. Dachte ich: Ah, da steckt meine Frau dahinter, der man sich nicht oft genug waschen kann. Des Tages fünfmal ist ihr zuwenig, so daß man gar nicht weiß, wie auf redliche Weise schmutzig werden bis zum nächsten Waschen. Aber nun wurde ich mit dem Abtrocknen nicht fertig. Es versammelten sich schon alle Kardinäle, der Papst sah mir zu und wartete auf mich; ich rieb eifrig mit zwei Handtüchern und war immer noch nicht trocken hinter den Ohren. Endlich doch so weit, daß ich meinen Fußfall machen konnte. Der Papst lächelte und sprach: Ich merkte ja gleich, daß Sie ein Sonderling sind. Da sagte ich: Eure Heiligkeit sprechen ja ganz gut Deutsch. Und dachte: So mit ihm zu reden, schickt sich ja wohl nicht. Er saß eng eingeklemmt zwischen den Kardinälen; da wollte ich eine Rede halten: Wir gehören ja zusammen, Eure Heiligkeit, Sie sind ein Bauernkind, ich bin ein Bauernkind. Sie sind ein Schneider, ich war ein Schneider. — Und während ich sprach, hatte ich Bedenken, ob eine solche Anrede hier wohl richtig am Platze sei. Aber Seine Heiligkeit lächelte gnädig und sagte: Lieber R., ich sollte Sie eigentlich exkommunizieren, weil Sie immer den Zylinder aufhaben! — Da merkte ich, daß mir — wie ich so vor dem Heiligen Vater kniete — der Zylinder auf dem Kopfe saß. Aus Schreck darüber erwachte ich. — Schade, es wäre gerade gemütlich geworden.

Unser Kaiser erkrankt. Bronchitis, hart an Lungenentzündung grenzend, ist schon bei jüngeren Leuten bedenklich. So haben wir um den 77jährigen Monarchen bange Tage verlebt. Diese Tage, an denen halb Wien nach Schönbrunn strömte, um dem teuren Herrscher persönlich nahe zu sein; an denen die ganze Welt mit aufrichtiger Teilnahme nach dem Krankenzimmer in Österreich blickte, diese Tage haben die Liebe und Verehrung, die Franz Josef genießt, wieder einmal recht geoffenbart. Viele von uns, die unter Franz Josef dem Ersten Kinder gewesen und Greise geworden sind, können sich Österreich ohne diese Persönlichkeit, ohne diesen Namen kaum denken. Es werden ja auch zukünftige Herrscher die Liebe und Dankbarkeit der österreichischen Völker erlangen; aber diese Fürstengestalt in ihrer abgeklärten Weisheit und Güte, in ihrer unbeugsamen Gewissenhaftigkeit und Treue und in ihrer stillen Heldenhaftigkeit, wird sich zu einer mythischen Größe verklären, die in ferner Zukunft noch Segen ausstreut über Österreich. — In ähnlichem Tenor, manche leiser, manche lauter, haben unzählige Blätter des In- und Auslandes ihre Sympathie für den kranken Kaiser ausgedrückt.

Daß Fortschritt und Reaktion sich einander von Geschlecht zu Geschlecht ablösen, soll uns gar nicht aufregen. Der Mensch will Abwechslung haben und die Weltgeschichte ist ein Modebazar — einmal dies, einmal das. Schöne Naturwissenschaften gefällig, meine Herrschaften? Nach der neuesten Fasson! — Uralte Religionen und Kirchen gefällig? Echt garantiert. Billig, haltbar . . .

Was habe ich mein Lebtag für Predigten und Lehren gehört, Aussprüche von Philosophen gelesen und Weisheiten aller Art vernommen. Das meiste vergessen, verschwitzt. Sie blieben unfruchtbar. Nur einige Worte meiner Eltern haben mich bis heute begleitet; sie sprechen in diesen späten Jahren eindringlicher als je. Mein Vater sprach wenig und gelegentlich scheinbar wie nebensächlich so für sich hin. So sagte er in seiner langsamen sanften Weise halblaut zum Beispiel: „Nix nachtragen, von Herzen verzeihen.“ Oder: „Allerweil bei der Wahrheit bleiben, aftn kann dir nix gschehen.“ Oder: „Den Geistlern muß man gern zuhören, aber nit immer zuschauen.“ Oder: „Nit verzagt sein, s dauert eh nit lang.“ Oder: „In Kreuz und Leiden sich schön in den Willen Gottes ergeben.“ Oder: „Man soll halt auch mit schlechten Leuten gut sein.“ — Meine Mutter wußte ihre Grundsätze in eine gewisse Form zu kleiden. So erinnere ich mich besonders an einen ihrer Aussprüche: „Essen und reden nit z viel; trinken und strafen nit z gach; schlafen und beten nit z lang.“

Wenn einer von einem wunderlichen Traum erwacht, hat er — selbst noch ganz erfüllt davon — oft den Hang, ihn anderen zu erzählen. Man soll es nicht tun; der „andere“ interessiert sich kaum für des Nächsten Wirklichkeit, geschweige für dessen Traum. Eine meiner drolligen Visionen muß ich aber anmerken, es ist ja doch ein Erlebnis, wenn auch zweiter Ordnung. — Ich besuchte Papst Pius X. Weiß gekleidet, mit seinem freundlichen Dorfpfarrergesicht, saß er auf dem heiligen Stuhl. Das Zimmer war ganz schmucklos, weiß getüncht und hatte kleine, schießschartenartige Fensterlein. Neben mir stand mein Nachbar F., der empfahl sich bald, indem er mir die Hand reichte und zum Papst kurz Adieu! sagte. Ist halt ein Deutschnationaler, dachte ich mir, wäre er allein beim Papst, machte er sicher seinen Fußfall. Ich muß meinen ja auch erst machen. Aber zum Verdruß merkte ich, daß ich noch nicht Toilette gemacht hatte. Weil ein großes Lavoir dastand, so fragte ich den Papst, ob ich mich hier gleich waschen dürfe? — Wird

Einladung für den Abend und blieb dann bei ihr sitzen bis 2 Uhr früh. Sie gähnte erbärmlich, das rührte mich nicht, ich war grenzenlos langweilig und blieb sitzen, bis sie um halb 3 Uhr plötzlich ausrief: „Ach ja, lieber Doktor, unter Umständen darf wohl auch die Hausfrau wie der Hausherr sich zurückziehen. Bleiben Sie nach Belieben sitzen. Guten Morgen!"

Ein reichsdeutsches Literaturhaus setzt einen Preis von 2000 Talern aus für eine zehn Druckseiten lange Musternovelle. Und ich wurde eingeladen, der Preisrichter zu sein, und zwar nebst dem Hauskomitee als einziger! — Abgelehnt aus folgenden Gründen: Erstens übernehme ich grundsätzlich kein Preisrichteramt, sowie ich mich anderseits niemals an einer Preiskonkurrenz beteiligt habe; zweitens habe ich von der Methode, mit Geld Talente hervorzulocken, keine hohe Meinung; drittens bin ich nicht genügend Literaturkenner, um die Werte verschiedener Arbeiten gegeneinander abzumessen und zu bestimmen. Und daß ein Autor, dessen Werk etwa zufällig mir nicht gefällt, deshalb um 2000 Taler kommen soll, leuchtet mir eigentlich nicht ein. — Und bemerke ich noch, was mir ein lustiger Bösewicht für einen guten Rat gegeben hat: Ich solle das Preisrichteramt nur annehmen, schleunigst ein zehn Druckseiten starkes Novellchen schreiben, es anonym einschicken und ihm dann würdevoll den Preis zuerkennen. Der Stoff zur Preisnovelle liege hiermit vor. — Die Preisausschreibung ist nicht zustande gekommen.

Angeregt durch eine Heimgarten-Tagebuchnotiz hat der Biblothekar der Volkslesehalle in Heidelberg ein einfaches und wirksames Verfahren erfunden, dem Publikum schmerzlos die besten Bücher beizubringen. Er errichtete im Vorzimmer der Lesehalle eine Art Staffelei, auf der er die besten, gediegensten Werke der neueren Literatur einladend ausstellte. Die wartenden Leute beschauten den Titel, auch manches Vorwort der ausgestellten Bücher und verlangten nachher dieselben zur Lektüre. Zur Nachahmung empfohlen. Immer wieder muß gesagt werden: Es kommt nicht darauf an, daß das Volk viel liest, sondern daß es das Richtige liest. Und ein Volksbibliothekar soll auch ein wenig Pädagoge sein.

Von den mancherlei Übeln, mit denen mein guter Stern mich verschont hat, nenne ich den Neid. Einmal aber hatte ich doch eine Empfindung, die dem Neide nahe kam. Als junger Mensch hatte ich ein Volksstück: „Der Dorfkaplan" geschrieben, über das mein sonst so gütiger Freund Doktor Svoboda ein vernichtendes Urteil fällte. Wenige Tage darauf wurde in Graz das neue Volksstück eines bishin ganz unbe-

Herbst.

Jugendsonne kehrt nicht wieder.
Legst dich abends müde nieder,
Stehst du morgens trübe auf.
Teilnahmslos für all dein Walten
Nimmt die Sonne durch den kalten
Himmel ihren trägen Lauf.

Heute war die Hochzeit der Deutschen Notburga Lahmbacher mit dem Tschechen Wenzel Prsczmil. Und das hat sich so gemacht. Der Tischlermeister Johann Lahmbacher ('s ist ein Deckname) ist ein strammer Deutschnationaler. Er ist eingeschrieben bei allen deutschnationalen Vereinen und er fehlt bei keiner Vereinsversammlung im Lande. Er hält auch begeisterte Werbereden, nimmt jede Gelegenheit wahr, um in germanischem Zorne tüchtig loszuziehen gegen die Juden, Ungarn, Slowenen und Katzelmacher. Aber kein hohler Wortheld ist er, auch bei Barleistungen läßt er sich nicht spotten, kurz, er widmet sich mit Leib und Seele der deutschnationalen Idee. Aber, leidet nicht sein Tischlergewerbe darunter? Es litte darunter, wenn Meister Lahmbacher nicht klug vorgesehen hätte. Einen tüchtigen Werkführer hatte er aufgenommen, der das Geschäft leitete, fleißig arbeitete von früh bis abends, und von seinem Ersparnis die aufsteigenden Schulden bezahlte. So konnte der Meister sich ganz verlassen auf seinen Werkführer, den er mit Behagen arbeiten sah, daß die Schwarten krachten, während er — der Meister selbst — als Herrenmensch seinem Edelvolke leben konnte. Nun aber tat der Werkführer Wenzel ein übriges, er verliebte sich in des Meisters Töchterlein Notburga, und als der Vater dazwischenfahren wollte, wies es sich, daß er dem Wenzel das Haus und der Wenzel dem Töchterl das — Heiraten schuldig geworden war. So hat sich das gemacht. So hat der Meister Johann Lahmbacher die nationale Sache gefördert. Heute steht über der Tür seines Vaterhauses zu lesen: „Wenzel Prsczmil, Tischlermeister."

Wenn ich des Abends Gäste habe, pflege ich nach dem Nachtmahl mit ihnen noch eine Zigarre zu rauchen; dann, etwa um 10 Uhr, erhebe ich mich und sage: „Bitte, nach Belieben zu bleiben, meine Herrschaften, für mich ist Schlafenszeit!" Und gehe zur Ruhe. Nun sagte mir vor kurzem eine gesellschaftskundige Dame allen Ernstes, daß sich ein solches Abfahren des Hausherrn durchaus nicht schicke, auch nicht, wenn eine andere Repräsentanz des Hauses bei der Gesellschaft zurückbleibt. „Der Hausherr wie die Hausfrau haben zu bleiben, bis der letzte Gast sich erhebt und fortgeht." Dieser Dame tat ich gestern was an. Da ich wiedereinmal meine schlaflosen Nächte habe, so folgte ich ihrer

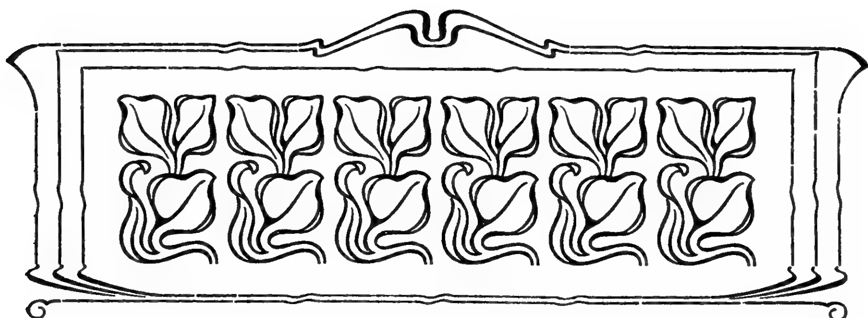
im Hotel ein Herr erschienen, der sich mit meinem Namen vorstellte und also auf das für mich bereitete schöne und wohldurchwärmte Zimmer geführt wurde, wo er es sich behaglich machte, zur Jause kalten Aufschnitt und Rotwein kommen ließ und vor der Vorlesung — verschwand.

Gelegentlich des Prozesses Moltke-Harden erinnere ich mich an eine Rundfrage, die vor einiger Zeit aus Berlin kam: „Halten Sie die perverse Sexualität für strafbar?“ Eine beigelegte Liste zählte viele hervorragende Namen auf. Richter, Juristen, Ärzte, Professoren, Schriftsteller, Bildhauer, Schauspieler u. s. w., die ihrerseits die Frage verneint hatten. Sollte auch ich nein sagen? Die Perversität ist ja doch eine Naturanlage, eine Krankheit, und so wenig strafbar, wie manch andere ekelhafte Eigenschaft oder Krankheit, die dem Träger meist gerade auch keine Ehre bringt. Man halte solch arme Kranke, bildlich gesprochen, in Seuchenbaracken gesellschaftlicher Isolierung, damit sie nicht gesunde Leute anstecken können, und warte, bis sie an sich selber verkommen. Das ist ganz gescheit gedacht und wohl doch unrichtig. In unserer ungesunden, so vielfach degenerierenden Kultur schlummert bei vielen Menschen eine heimlich verlangende Perversität. Sie läßt sich unschwer unterdrücken, wenn öffentliche Meinung und Gesetz gegen sie steht; wird aber bei verführender Gelegenheit alsbald dreist hervorbrechen, wenn sie entschuldigt ist. Jedenfalls machts einen schweren Unterschied, ob die Sache angeboren oder angelebt ist. Also allerhand zu bedenken. Ich habe die Rundfrage unbeantwortet gelassen.

Auf der Grazer Universität haben sich wieder einmal die Studenten geprügelt — zum Gaudium der Schusterbuben, deren Schule zu so hohen akademischen Ehren gelangt ist. Es ging um Band und Mütze und vor allem um den Schläger. Die freiheitlichen Studenten sagen: „Die Carolinen dürfen keine Schläger tragen, weil sie sich nicht schlagen.“ Aber sie haben ja geschlagen, die Freiheitlichen selber haben sich darüber beklagt. Nun also! Wäre ich Caroline, ich würde in der Verbindung eine Rede halten: „Kommilitonen! Höret einmal. Der Heger geht mit dem Gewehr in den Wald und schießt nicht. Der Beamte geht mit dem Degen auf die Straße und sticht nicht. Also geht auch der Caroline mit dem Schläger auf die Universität und schlägt nicht. Das ist doch nur alles Symbol. Was ist in der Welt nicht alles bloß symbolisch und darf doch unangefochten bestehen! Auch die freiheitlichen Burschenschafter tragen ihren Schläger als Symbol. Würden sie den Schusterbuben, die sich doch schlagen, das Recht einräumen, Schläger zu

kannten Autors Gruber aufgeführt, das einen ähnlichen Stoff wie mein vernichtetes Drama behandelte und das einen glänzenden Erfolg hatte. Ich war im Theater und da tat's mir bitter leid, daß dieses Stück so großartig war oder vielmehr, daß nicht ich dieses großartige Stück geschrieben hatte. Aber noch in derselben Nacht fiel es mir ein: Nicht daß du dieses Stück nicht geschrieben hast, entehrt dich, sondern, daß du einer so niedrigen Empfindung fähig bist. Hüte dich, daß sie nicht zur Gesinnung wird! Schon bei der nächsten Aufführung, der ich wieder beiwohnte, konnte ich mich recht vom Herzen freuen über diesen „Pfarrer von Kirchfeld". Und als er von der Kritik geringschätzig behandelt wurde, war es mir Bedürfnis, öffentlich begeistert dafür einzutreten. Ich war erlöst von dem Dämon und freute mich so herzlich über Grubers Bühnenwerk, als ob ich es selbst geschaffen hätte.

In einem Orte unweit Wiens, den nicht zu nennen ich gebeten wurde, war ich zu einer Vorlesung geladen. Bei meiner Ankunft am Bahnhofe zur bestimmten Stunde fiel es mir auf, daß der vom Komitee zugesagte Wagen nicht da war. So mußte mich erst das Plakat belehren, in welchem Lokal die Vorlesung stattfinden würde und in welchem für mich auch ein Zimmer bestellt war. So ging ich in dieses Hotel, aber da hieß es: „Kein Zimmer zu haben. Alles besetzt!" — „Aber für mich muß doch eines reserviert sein." — „Werter Name?" — „Rosegger." — „Ah — Rosegger", sagte der zerstreute Portier, „der ist schon auf seinem Zimmer, ersten Stock, Nummer 3." — Rosegger schon auf seinem Zimmer? Das interessierte mich. Möchte seine Bekanntschaft machen. Ich ging nach Nummer 3 und klopfte an. Kam ein Stubenmädchen: „Bitte, Herr Rosegger läßt niemanden vor. Er will Ruh' haben." Aber der Rosegger bin ja ich selbst! wollte es mir schon entfahren, dachte aber: Da ist etwas dahinter. Lass' es sich entwickeln. „Haben Sie nicht für mich ein anderes Zimmer?" Da wurde ich in eine dunkle, frostige Hofkammer gebracht. Dort wartete ich nun auf die Stunde der Vorlesung. Sie nahte, ich sah durchs Fenster die Leute durch den Hof in den Saal strömen. Es schlug sieben Uhr, da die Vorlesung beginnen sollte. Aber niemand erschien bei mir, um mich, wie üblich, in den Saal zu führen. Bin ich doch neugierig, wer jetzt die Vorlesung hält, dachte ich und wollte hingehen als Zuhörer. Auf der Treppe begegneten mir aufgeregte Komiteemitglieder, starrten mich einen Augenblick an: „Ach — sollten —. Entschuldigen, sind Sie vielleicht —? Wir suchen den Herrn Rosegger." — „So?" sagte ich, „na, da ist einer. Wenn der recht wäre?" Also die Vorlesung mußte doch ich halten. Lösung des Rätsels: Mit einem Zuge früher als ich war



Kleine Laube.

Bücherumlauf.

(Aus dem Italienischen.)

Von einem Bürschchen, das mein Buch erstanden,
Entlehnt es sein Professor erst, sein alter,
Und ließ es gaukeln dann wie einen Falter
Bei sechs steinreichen Damen, ihm verwandten.
Die letzte lieh's an einen ihr bekannten
Bureauchef — stets als Freund von Büchern galt er! —
Im Amt die Runde vom Kanzleiverwalter
Machts bis hinab zum jüngsten Praktikanten.
Der schickt es, als er war damit zu Rande,
Nach Syrakus an sein geliebtes Klärchen,
Die nach Turin an einen Herrn vom Stande.
„Sie Glückspilz!" sprach zu mir heut dieses Herrchen,
„Man reißt sich um Ihr Buch!" (Die Gaunerbande!
Sie reißt sich um ein einzig Exemplärchen!)

Robert Hamerling.

Die Enzyklika.

Die neueste päpstliche „Enzyklika" an sich wollten wir mehr links liegen lassen, weil sie uns nichts angeht. Sie geht die Priester an. Aber die Fragen aus unserem Leserkreise, was an dieser Enzyklika denn so Schlimmes sei, wollen nicht verstummen.

Nun denn, eine kleine Kennzeichnung der Bulle soll geschehen.

Die ersten Teile derselben befassen sich zumeist mit dogmatischen Dingen und damit, wie weit ein geistlicher Schriftsteller sich mit der Geisteskultur unserer Zeit einlassen darf und inwieweit nicht. Der letzte Teil ist interessanter. Er nennt vor allem als Generalheilmittel der Kirche, „daß die scholastische Philosophie zur Grundlage der theologischen Studien genommen werde, die Philosophie, die uns der heilige Thomas von Aquin überliefert hat". In Seminaren und Klöstern soll diese Scholastik schlechthin herrschen. Den Universitätsprofessoren gegenüber heißt es, sie sollen wissen, daß, wenn sie sich vom heiligen Thomas entfernen, namentlich in den metaphysischen Fragen, sie dies nicht ohne schweren Nachteil tun. Dieser Scholastik hat sich das Studium der Geschichte und der Naturwissenschaften ein-, beziehungsweise unterzuordnen.

Wer nur irgendwie vom Modernismus (Reformkatholizismus) sich angesteckt zeigt, wird vom Amte eines Professors an einer katholischen Universität ausgeschlossen; er wird abgesetzt, wenn er ein solches Amt schon inne haben sollte.

tragen? Kaum. Warum nicht? Weil Schusterbuben keine Studenten sind. Der Schläger ist ein historisches Symbol der Studenten, darum, Kommilitonen, haben auch wir das Recht, ihn zu tragen. Aber, Freunde, wer zwingt uns denn, unser Recht auszuüben? Wir sind so frei, auf ein Recht zu verzichten, wenn es unvernünftig ist. Für uns ist der Schläger gerade deshalb unvernünftig, weil er jenen ein willkommener Vorwand ist, uns zu berempeln und Skandal zu machen. Nehmen wir ihnen diesen Vorwand und geben wir den Justamentstandpunkt auf. Trutz- und Justamentstellungen sind dumm, sie hemmen unsere innere Freiheit: Wir müssen anderer verhaßter Leute wegen Dinge tun, die wir unterlassen möchten. Mit unserem Schläger retten wir weder Vaterland noch Kirche. Hol' ihn der Teufel! Ich stelle den Antrag, die Würde unserer Universität höher zu halten als diese mittelalterlichen Überbleibsel und Schläger, Band und Kappe wegzuwerfen; und zum Zeichen, daß wir Studenten sind, etwa — verzeihen Sie das harte Wort! — das Buch zu wählen. Wir sind doch die Gescheiteren, meine Herren! Wohlan, also geben wir nach!"

Zur Zeit, als diese Blätter in Druck gehen, gibt es an den Universitäten in Graz und Wien wieder andere Studentenkrawalle, die begründeter sind, als die Frage, ob der Student Schlagprügel tragen darf oder nicht, und doch aus politischen Gründen bisher nicht erfüllt werden konnten. Die italienischen Studenten wollen in Triest eine italienische Universität haben oder das Recht, auf anderen italienischen Universitäten studieren und die Prüfungen auf österreichischen Universitäten ablegen zu dürfen. Das Verlangen ist billig — aber wie es heißt — nicht erfüllbar. Ein echt österreichischer Konflikt, bei dem allerdings die Schläger zu tun bekamen und auch Nicht-Korpsstudenten — farbentragend wurden.

So schreiben, daß man's lesen kann,
So sprechen, daß man's verstehen kann,
Erzählen, daß man's glauben kann,
So zeigen, daß man's sehen kann.

Ein froher Sinn, der scherzen kann
Und tiefen Ernst auch ehren kann,
Ein heißes Herz, das herzen kann
Und mutig sich auch wehren kann.

Mit Füßen stets auf Erden stahn,
Das Haupt gehoben himmelan,
Das war und ist und bleibt der Plan
Des Heimgartenmann.

Papstes von unserer katholischen Geistlichkeit aufgefaßt werden, der lese das Buch: „Der Syllabus“ von Dr. Anton Michelitsch, Universitätsprofessor in Graz.

Es wird freilich schwer halten, besonders bei einem katholischen Priester, uns diese Enzyklika begreiflich zu machen. Ein interessantes Wort hat der Bischof von Lemberg gesagt in einer Rede, deren Rechtfertigung der Enzyklika darin gipfelte, daß die moderne Menschheit des ewigen Suchens satt sei und endlich einmal zur Ruhe kommen wolle. — Das läßt sich hören, das klingt nach was.

Der Roman vom ledigen Kinde.

Die Deutschen kaufen Bücher! Und zwar deutsche Bücher. Das ist noch nicht sehr lange so, aber es ist sehr schön so. Wenn man sonst einen Bücherkasten mit prunkhaften Einbänden nur des Zimmerschmuckes wegen angeschafft — jetzt liest man auch die Bücher und freut sich daran und spricht darüber und — was Hauptsache ist — Geist und Herz bekommen einen neuen Schwung.

Wie ist das nur so geworden? Vielleicht, daß eine lebhafte Buchhändlerreklame, die von Jahr zu Jahr lärmender wird, die Deutschen aufgeweckt hat? Vielleicht ein wärmeres, wohlwollenderes Interesse der Kritik? Sicher ist, daß die Literatur natürlicher, lebendiger geworden ist, die Durchschnittsbücher besser geworden sind. Deutsche Heimatsdichter behandeln in realistischen Gestalten große, tiefe Fragen unseres Lebens, so daß fremdvölkliche Dichter, die wir doch immer nur halb verstehen konnten, mehr bei sich daheim bleiben können. Auf dem Miste des dekadenten Naturalismus wächst nunmehr eine derbe, gesunde Frucht. Kräftiger Realismus, mit zarter Symbolik durchsetzt, zeitigt jährlich eine Reihe meisterhafter Erzählungen und Romane, die großes Interesse finden und ins Volk dringen.

Man spricht alljährlich von einem „Buch des Jahres“, nur können die Verleger nicht einig werden, welches es sei; jeder sagt, das seine sei es. Und das Publikum ist sich erst recht nicht einig, jedem Leser gefällt ein anderes. Recht so, in seiner Art ist jedes aufrichtige Buch gut, es muß nur seinen richtigen Leser finden.

Dürfte auch ich von einem Buch des Jahres reden, so wüßte ich vielleicht eines zu nennen. Und wenn ich nicht schlankweg „Buch des Jahres“ sage, so geschieht's, weil es möglicherweise das Buch des Jahrzehntes ist. Ich glaube, es hat das Zeug, länger anzuhalten, als das mit vielem Rechte gepriesene „Jörn Uhl“. Denn es hat einen weiteren Interessenkreis, einen Stoff und einen Humor, wie er dem deutschen Volke im Süden wie im Norden gemeinsam ist. Der noch jugendliche Autor ist ein Schlesier und heißt Paul Keller, und sein Buch, von dem ich reden will, führt den Titel: „Der Sohn der Hagar“. Erschienen ist es vor kurzem bei der Allgemeinen Verlagsgesellschaft m. b. H. in Berlin.

Das arme, uneheliche, vom Vater verlassene und verleugnete Kind! Diese Angelegenheit ist in der Literatur oft schon angeschnitten worden, doch ihr so tief auf den Grund gegangen ist ihr wohl keiner, als Paul Keller. Soll ich ein bißchen Fabel erzählen? Es hat zwar keinen rechten Zweck, denn der Leser wird ja das Buch selbst zur Hand nehmen. — Vier Bettelmusikanten kommen in ein schlesisches Dorf. Davon ist einer, der Robert Helmich, ein lediges Kind, dessen Mutter bei seiner Geburt auf freiem Felde hilflos gestorben war. Der Mann, der sie, das arme Mädchen, verführt, hatte sie verstoßen, verlassen und eine Reiche geheiratet, die eine böse Sieben ist. Die vier Bettelmusikanten nun bleiben durch Eingreifen eines menschenfreundlichen Arztes im Dorfe und bekommen entsprechende Stellen. Der Robert Helmich wird beim angesehenen Dorfwirte Hartmann untergebracht. Und

Ebenso, „wer in Geschichte, Archäologie, biblischer Exegese neue Auffassungen vertritt"; ebenso, „wer die theologischen Wissenschaften vernachlässigt oder ihnen die weltlichen vorzuziehen scheint". Das Doktorat in der Theologie und im kanonischen Recht soll „nur solchen verliehen werden, welche die regelrechten Kurse der scholastischen Philosophie durchlaufen haben"; im anderen Falle ist es ungiltig.

Weiter: Alle vom Modernismus irgendwie angesteckten Schriften sollen „weder den Schülern in den Seminarien noch den Hörern an den Universitäten in die Hände gegeben werden". Speziell gilt das von solchen Werken, deren Verfasser moderne Philosophie und katholischen Glauben zu versöhnen sich bemühen. Der Bischof hat nicht nur die Erlaubnis, nein, die Pflicht, derartige Bücher zu zensurieren. Jedem katholischen Buchhändler, der zensurierte Bücher nicht sofort entfernt, soll der Titel katholischer Buchhändler entzogen werden. Aber der Bischof kann die große Zahl der Bücher nicht alle selbst lesen und prüfen. Darum „sollen in allen bischöflichen Kurien offizielle Zensoren in ausreichender Zahl eingesetzt werden".

Weiter: Ohne Erlaubnis des Bischofs darf kein weltlicher Kleriker die Leitung von Zeitungen und Zeitschriften übernehmen. Die Erlaubnis kann zudem jederzeit wieder entzogen werden. Priester, die Korrespondenten oder Mitarbeiter von Zeitungen oder Zeitschriften sind, müssen überwacht werden; die Schriftstellerei wird ihnen verboten, sobald sie „bei einem Fehler ertappt werden". Für jede katholische Zeitung oder Zeitschrift soll „nach Möglichkeit ein Zensor bestimmt werden, der zu geeigneter Zeit die einzelnen Nummern durchgehen soll; und wenn er auf irgendeinen gefährlichen Ausspruch stößt, soll er unverzüglich den Widerruf desselben fordern". Dasselbe Recht hat der Bischof, selbst wenn das Urteil des Zensors günstig ausgefallen sein sollte. Den Besuch von Priesterkongressen sollen die Bischöfe nur in ganz seltenen Fällen erlauben, stets unter der Voraussetzung, daß dort kein Wort fällt, das „nach Modernismus schmeckt oder Laizismus".

Endlich: In jeder Diözese soll ein „Überwachungsrat" unverzüglich eingerichtet werden, bestehend aus „bewährtern Männern des Welt- und Ordensklerus". „Alle zwei Monate sollen sie sich an einem bestimmten Tage unter dem Vorsitze des Bischofs versammeln. Über ihre Beratungen und Beschlüsse haben sie Stillschweigen zu beobachten." Zu ihrer Aufgabe gehört insbesondere die Überwachung der Professoren; sie dürfen „eine Sprache, die von einer neuen Art christlichen Lebens spricht, von neuen Lehren der Kirche, neuen Bedürfnissen des modernen Geistes, einem neuen sozialen Berufe des Klerus, einer neuen christlichen Humanität und anderen Dingen dieser Art, weder in den Büchern noch in den Vorlesungen der Professoren dulden".

Zwecks wirklicher Beobachtung aller dieser Verfügungen sollen die Bischöfe ein Jahr nach Veröffentlichung der Enzyklika — also im September 1908 — und später alle drei Jahre dem Papste „einen getreuen und eidlich erhärteten Bericht über die Ausführung aller Bestimmungen" einsenden. — —

Die „Christliche Welt", setzt solchem Auszuge glossierend bei: Ein Kommentar zu diesen Bestimmungen ist überflüssig, hier legt einmal wirklich die Schrift sich selbst aus. Und der erste Eindruck ist der, sagen wir es ganz offen, des Grauens und Entsetzens. Eine Knebelung der persönlichen Freiheit in der schlimmsten Art, ein hierarchisches Befehlen, in der kategorischesten Form eine Verdammung der gesamten modernen kulturellen Entwicklung mit dem stärksten Blitzstrahle.

Wir Katholiken nehmen das nicht so tragisch. Wir sind derlei längst gewohnt. Man sieht nur wieder einmal, wie Strammheit und Unbeugsamkeit unter allen Umständen der Welt imponiert. Wer wissen will, wie die neuen Kundgebungen des

von einem halben Liter Milchkaffee und Brot. (Er erhält 1 Kilogramm Brot für zwei Tage.) Mittags zweite Mahlzeit: ein Liter Gemüse in einem Napf; Kartoffeln, Bohnen oder Reis, schmackhaft zubereitet; zweimal wöchentlich, Donnerstag und Sonntag, bekommt er gekochtes Rindfleisch; außerdem täglich ein Fünftel Liter Wein, Sonntags mehr. Von $^1/_2$1 bis $^1/_2$2 Uhr Bewegung in einem inneren Hof. Luccheni hat wie alle Sträflinge das Recht auf eine Pfeife Tabak, die der Wärter ihm bei dem Mittagsspaziergang gestopft überreicht, zusammen mit einer brennenden Kerze, an der er sie anzünden kann. Von $^1/_2$2 bis 2 Uhr Unterricht. Der Lehrer, Herr Fornarod, ist mit Luccheni sehr zufrieden. Er nennt ihn seinen besten Schüler. Er spricht und schreibt außer seiner italienischen Muttersprache Französisch und Deutsch. Luccheni führt sich gegenwärtig gut auf, wollte aber anfangs den Gefängnisvorsteher mit einem Stilett ermorden, das er sich aus dem Schlüssel einer Sardinenbüchse zurechtgemacht hatte. Er ist nämlich ein wahrer Bücherwolf und möchte am liebsten immer lesen. Die Hausordnung gestattet in den ersten Monaten, daß er nicht arbeitet. Damals erhielt er aus der Gefängnisbücherei wöchentlich zwei Bände. Später, als er zu arbeiten begonnen hatte, durfte man ihm nach Vorschrift wöchentlich nur einen Band geben. Über die Entziehung des zweiten Bandes war er nun so wütend, daß er den Gefängnisvorsteher beim Besuche der Zelle mit seiner Mordwaffe anfiel. Zur Zeit liest er Dickens „Dombey und Sohn“ in französischer Übersetzung. Luccheni, der sehr lerneifrig ist und außer lebenden Sprachen Geschichte und Zeichnen erfolgreich studiert, schreibt seine Denkwürdigkeiten. Er hält sich für eine geschichtliche Persönlichkeit. Auf den Deckel all seiner Bücher, die er in blaue Pappe bindet, zeichnet er mit der Feder ein um Ähnlichkeit bemühtes Selbstbildnis und schreibt darunter: „Louis Luccheni.“

Dieser Niederträchtige führt also, trotz seines neuen Mordversuches, im Gefängnisse ein Leben, wie sich's die meisten kleinen Leute nicht leisten können. Er wird sorgsam gepäppelt, mit Tabak und Wein versehen und von der gütigen Regierung auch noch nach Kräften vor grauer Langeweile geschützt. Wenn da nicht noch mehr Verwahrloste Lust bekommen, sich in der freien Schweiz ihren Lebensunterhalt als Mörder zu erwerben, soll's uns wundern.

Geizhälse.

Man legt oft etwas dem Menschen zur Last, woran eigentlich die Chemie alle Schuld hat. Es ist offenbar, daß wenn ein Mensch zu wenig Metalle, z. B. Eisen, in sein Blut bekommen hat, die andern Atome gleichsam darnach lechzen müssen, um, damit verbunden, das chemisch heilsame Gleichgewicht herstellen zu können. Nur mißversteht aber der so schlimm Begabte meistens seinen Drang, und statt in's Blut, schleppt er unbeholfen die Metalle in seine Stube und in die Kästen, und greift hierbei ganz ungeschickt nach Silber und dergleichen. Wir heißen den armen Schelm dann einen Geizhals; — sei's um den Namen — aber verachten soll man ihn nicht so leichtfertig, als sei er selber schuld, was sich doch offenbar durch die Tatsache widerlegt, daß gerade der echteste darunter alles Papiergeld haßt und durchaus nicht nach Zinsen trachtet, sondern das einfache, reine schöne Metallgeld aufhebt und hütet.

Andere haben andere Verwandtschaften, zum Beispiel ich, dem man es übel nahm, daß er die Damen, und darunter wieder die schönsten, oft unbillig anstarrt; — aber es ist bei mir nicht abzustellen, weil ich, sozusagen, ein Schönheitsgeizhals bin. Ich habe es jetzt heraus, wie mich das Ding schon als

dieser Hartmann ist der Vater Roberts. Er kommt drauf, ihm wird's zur Gewißheit, er tut dem jungen Manne heimlich viel Liebes, hat aber nicht den Mut, ihm und noch viel weniger seiner bösen Frau das Geheimnis mitzuteilen. Und aus dieser Verheimlichung entspringt die eigentliche Tragik des Romanes, die sich mächtig und zwingend entwickelt. Sonst liegt die Tragik unehelicher und verlassener Kinder darin, daß sie sittlich verderben. Robert aber ist ein edler stolzer Charakter, der sich sogar für seine treulose Geliebte ausspielt, indem er einen anderen, der sie entehrt hat, zwingt, sie zu heiraten, um so das demselben gehörige Kind vor einem Schicksale zu bewahren, das für ihn, den Robert, selbst so verhängnisvoll geworden. Das ist der Kern der Geschichte, die Paul Keller mit unvergleichlicher Kraft und Feinheit erzählt. Über die Folgerichtigkeit der psychischen Vorgänge in der Seele des Helden kann man natürlich philosophieren, wie über alles. Überrascht gleichwohl manche Wendung und besonders der unversöhnliche Haß gegen den einst gewissenlosen Vater, so findet man bei näherem Nachdenken doch, daß es in diesem tief angelegten und vom Schicksal so eigenartig erzogenen Menschen nicht anders vor sich gehen konnte. In bezug auf die Form scheint mir nur eine Szene etwas aus der Art zu schlagen, und zwar die, wo Robert seinen Nebenbuhler mit dem Revolver zwingt, das entehrte Mädchen zu heiraten. Die Szene an sich nicht, nur der Dialog ist mir ein bißchen zu theatralich im Vergleiche zu der anderen echt volkstümlichen, gut schlesisch gefärbten Gesprächsweise. Es mag aber sein, daß man in solchem Affekte so wird.

Es kommen im Romane viele und ganz verschiedenartige Personen vor, die Charakteristik einer jeden ist meisterhaft in vollendetem Sinne. Die Bettelmusikanten sind Gestalten, wie sie — dünkt mich — in der deutschen Literatur einzig dastehen. Und der Humor, der die ganze Geschichte erhellt, ist einfach göttlich. Meiner Tage selten habe ich bei einem Buche so viel gelacht, wie bei diesem — und auch so viel geheult; ich schämte mich, daß ich's tat, aber schäme mich nicht, daß ich's sage. Diese Wärme und Innigkeit des Romanes, ohne alle Sentimentalität; diese unbeugsame Folgerung und hohe Ethik, ohne jedwede Pharisäerhaftigkeit; diese märchenhaft zarte Beseelung der Natur vom liebenden Sonnenball bis herab zum Kirschbaume auf der Anhöhe, der seine Arme ausstreckt, um das Dorf vor den Wettern zu schützen, bis zum hölzernen Wegweiser, der mit seiner Weisheit immer so dasteht und sich schämt, daß er niemandem was Neues sagt — welch ein vollgerüttelter Schatz von sonnigstem Humor und düsterer Größe! Dazu ist im Romane nichts, das ihn an irgendeine Zeit kettete, er kann nach hundert Jahren gerade so verstanden werden, wie heute. Und ich glaube, er wird's auch. Man fühlt sich so glücklich, wieder einmal ein Buch aufzeigen zu können, das literarisch bedeutend und deutsch und treu ist. Wir haben einen großen Erzähler mehr. Rosegger.

Die humane Frau Justitia.

Bei einem Besuch, den ein Journalist im Auftrage des „Echo de Paris“ dem Genfer Staatsgefängnisse abgestattet hat, erfuhr er „aus erster Quelle“ Einzelheiten über den Mörder Luccheni, den feigen Banditen, der die Kaiserin Elisabeth von Österreich ermordet hat.

Der Mordbube hat bekanntlich Genf zum Schauplatz seiner Schurkentat erwählt, weil dort die Todesstrafe nicht mehr besteht, ihm selber also niemand an das kostbare Leben konnte.

Herrn Luccheni geht es im Gefängnisse außerordentlich gut. „Seine Lebensweise ist so geregelt: um 7 Uhr aufstehen; Arbeit bis mittag nach einer Mahlzeit

Das Himmelreich.

Es saß ein Mütterchen
Und sann und sann und sann. —
Was wohl nach dem Tode sein?
Was das Himmelreich sein kann? —

Es sann und nickte,
Und nickte und sann! —
Wir werden ja auferstehen,
Aber Gott weiß wann? —

Zu was denn auferstehen,
Wenn wir im Himmel sind!
Dort wird aus den Alten
Ein himmlisch junges Kind!

Dort wird aus den Alten,
Die mit den Göttern halten,
Ein himmlisch schönes Kind;
Weil dort auch die Feinde
Im tiefsten Frieden sind.

Dort kommt man dann hin,
Wenn's auf Erden aus;
Wenn die Seele steigt
Hinauf ins Himmelhaus!

Mütterchen sann
Und sann und sann und sann!
Was wohl nach dem Tode,
Was das Himmelreich sein kann?

Was das auferstehen?
Was auf Erden gehen?
Wie das Erdenleben?
Wie das Himmelreich sein kann?

Es rinnt, es rinnt die Stunde,
Wie Sand rinnt die Sekunde.
„Wann bringt endlich jemand
Vom Himmel eine Kunde?!"

Felix Dohm.

* * *

Gebet.

Vater unser! diesen Ruf senden wir den Sternen zu.
Mutter unser! damit sinken müde wir zur Erdenruh.
Mutter unser! laß uns schlafen süß an deiner warmen Brust,
Vater unser! weck' uns wieder auf zu Licht und Himmelslust.
Eines in des andern Arme legt die Kindlein treu und weich.
Vater unser! Mutter unser! Zu uns komme Euer Reich!

R.

* * *

Kind verfolgte, wo ich oft um lichte Steinchen raufte, oder als Knabe mit dicken, rotgeweinten Augen von dem Taubenschlage herabkam, in dem ich stundenlang gekauert saß, um die schönsten Romane zu lesen, die mein seliger Vater gar so sehr verbot, weil er es lieber hatte, daß ich das Quae maribus und solches Zeug lernte, was ich zwar auch tat, so daß ich das Ding der Länge nach herzusagen vermochte; — aber ich hatte es millionenmal lieber, wenn ich mich aus einem schönen Ritterbuche abängstigen konnte, oder wenn mir einmal — ich habe seitdem das Werk nicht mehr gelesen — geradezu das Herz brach, da Ludwig der Strenge sofort seine wunderschöne, unschuldige Gattin hinrichten ließ, die bloß verleumdet war, und die niemand retten konnte als ich, der ich aus dem Buche die ganze Schlechtigkeit ihrer Feinde gelesen hatte, aber unglücklicherweise dreihundert Jahre zu spät.

Damals, da ich bis zur letzten Seite auf Rettung baute und traute und endlich keine kam, rieb ich mich fast auf vor Schmerz. Aus jenem unbewohnten, staubigen Taubenschlage trug ich wundersame, liebe Gefühle bis in die spätesten Zeiten meines Lebens hinüber, und wurde nach der Hand für und für kein anderer; immer suche ich noch, bildlich gesprochen, solche Taubenschläge, spanne mich aus der Gewerkswelt los und buhle um die Braut des Schönen.

Freilich werde ich hierbei nicht reich; aber mein Vetter, der Metallgeizhals kümmert sich auch nicht um Schönheit. — Die Dinge sind eben ganz entgegengesetzt; nur können wir uns beide die Sache nicht ausschlagen, weil das Leben keinen Dreier mehr wert ist, sobald man unser Streben daraus wegnimmt. Darum sollte man es jedem lassen, keinen fremden Maßstab und leichtfertigen Tadel an unser Tun legen, weil man die Chemie nicht einsieht. Da bin ich milder und schreie nicht gleich Zeter, wenn mein ehrlicher Doppelgänger einigen zweckmäßigen Hunger leidet, weil noch eine Prachtsumme zurückzulegen ist, die seiner Sammlung zur wahren Zierde gereichen wird; — aber er und andere sollen dafür auch nicht murren, wenn ich Geld und Gut nicht achte, in Konzerte, unter den Sommerhimmel, in Theater, Bildersäle laufe und die Dinge anhöre und ansehe, besonders aber gern die Augen in lieben, feinen, jungen weiblichen Gesichtchen stecken lasse; es ist ja keine Selbstsucht — wahrlich keine — — — Das ist eben das komisch Ärgerliche bei uns Geizhälsen, daß die andern uns so viel Selbstsucht andichten, während wir doch nur die reine Form anbeten und den stofflichen Besitz endlich immer jemand anderm lassen — mein Vetter freilich etwas spät und ungern, nämlich bei seinem Lebensende — ich aber jeden Augenblick und mit größter Heiterkeit.

Adalbert Stifter.

Singvögel.

Offenbarung.

Alle Poesie des Lebens
Steht im Buche der Natur,
Blättert, Brüder, blättert nur,
Sonsten ringt ihr da vergebens.
Drunten harret die Verwesung
Dumpf des Tages der Erneuung —
Von den Höhen geht Befreiung,
Nieder, zu der Welt Erlösung!

Toni Schruf.

* * *

Zippel — zappel!

Zippel — zappel, trippel — plan . . .
Lustig geht mein Tagwerk an.
Liebesglut und Sonnenlicht
Färbte Haar und Angesicht,
Ist wie meines weit und klar
Der Gazelle Augenpaar?
Muß es sein, so schmück' ich mich,
Muß es sein, beglücke ich;
Äugle hold und foppe auch,
Wie es kluger Mädchen Brauch.
Zippel — zappel, trippel — trab . . .
Komm' . . . ach, komm', du brauner Knab'!
Hoia ho, haia ha . . .
Komm', du brauner Knab'!

Zippel — zappel, trippel — plan . . .
Lustig geht mein Handwerk an.
Auf der Herrin Schimmerkleid
Sticke ich die helle Seid';
Zähle Perlen, ordne Gold,
Bin den schmucken Sachen hold.
Singe Liedlein, tanz' dabei,
Märlein weiß ich vielerlei.
Nur ein Dorn am Herzen sticht . . .
Was ich will? . . . Weiß selber nicht.
Zippel — zappel, trippel — trab . . .
Komm' . . . ach, komm', du brauner Knab'!
Hoia ho, haia ha . . .
Komm', du brauner Knab'!

Karl Krobath.

Lustige Zeitung.

Scheinbarer Widerspruch. „Munschels sind doch ein merkwürdiges Ehepaar! Die reden ja 's ganze Jahr kein Wort miteinander!" — „Ganz richtig! Die sind immer bös' aufeinander und da vertragen sie sich am besten!"

*

Aus dem Gerichtssaale. Richter (zum Zeugen): „Ist Ihnen von der Prügelei auch etwas zu Ohren gekommen?" — Zeuge: „Jawohl, Herr Richter, ein paar Ohrfeigen!"

*

Ernst mit Scherz. Ein Schmarotzer ist ein Mensch, der ungeladen kommt und geladen fortgeht.

*

Weiblich. Frau (zum Mann): „Daß aber auch bei uns gar niemand krank werden will, ich schäme mich ordentlich vor unserem Hausarzt."

*

Stimmt. „Was für Haare hatten die alten Deutschen?" — „Die alten Deutschen hatten graue Haare."

*

Urgroßvater.

Großvater sitzt müde in Frühlingsluft,
Umkost von berauschendem Fliederduft.
So wenig das schwache Auge auch sieht,
Er fühlt, wie rings neues Leben erblüht.

Großvater hört durch die Blätter geh'n
Vergangener Zeiten zitterndes Weh'n,
Das Auge ist schwach, das Auge ist trüb,
Und Bild doch um Bild ihm vorüberzieht.

Großvater wird so still und so müd,
Derweil's ihm im Antlitz wie Abendschein glüht.
Großvater ruhet im Fliederduft
Und ringsum der Frühling zum Leben ruft.

F. Staffenberger.

* * *

Geständnis.

Was mir zum Dichter fehlt: Ich weiß es schon.
Es fehlt mir nicht der traulich weiche Ton;
Ein stilles Singen tönt mir abendlang,
Wenn Glockenruf und wilder Lärm verklang.
Ich bin verwandt mit Blüten farbensatt
Und Blätterfall im Spätwind feucht und matt,
Die meiner Seele alle Brüder sind.
Ich bin der Heimatberge träumend Kind.

Doch was mir fehlt, das ist die wilde Kraft
Der Freiheit von der Regel, die ihr schafft!
Ich bin ein Sklave, der die Grenzen hält,
Die ihr gebietet, weil sie euch gestellt!

Und was mir fehlt, das ist die wilde Kraft
Der Freiheit von den Ehren, die ihr schafft!
Mit schlechtem Eisen furchte euer Pflug:
Es steht die Saat und diese Saat ist Trug!
Ich weiß den Irrtum: Doch mit feiger Hand
Zier ich mein Kleid mit dieser Ernte Tand,
Ich eile, dankend mich vor euch zu neigen
Und bin bereit, die Wahrheit zu verschweigen!

Hermann Pfaundler.

* * *

Feuersbrunst.

Hört ihr nicht, ihr Christenleute,
Hört ihr nicht das Sturmgeläute? . . .
Seht ihr nicht den Feuerboten . . .
Hier . . . nicht weit . . . den Schein, den roten?

Löschen dieses Flammenmeer
Kann wohl keine Feuerwehr,
Selbst der Feuerschutzpatron
Tat ein Kreuz und ging davon.

Läuft ihr nicht umsonst zusammen,
Denn es sind ja Liebesflammen
Und es schlägt das Sturmgeläute
Nur mein Herz, ihr Christenleute.

M. Ziserl.

* * *

Diese Worte aus Otto Ernsts Büchlein kennzeichnen scharf den Geist der ausgezeichneten Schrift, die kein Volksschullehrer sich entgehen lassen soll. Daß mit dem alten Schulsystem gebrochen werden muß zugunsten einer neuen lebendigen Lehrart, womöglich außerhalb des Buches, das wird immer lauter verlangt. Otto Ernsts Stimme ist eine der schneidigsten und überzeugendsten. M.

Das stille Nest. Ein Tiroler Roman von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann.)

Mit seinem neuesten Werke hat Rudolf Greinz sozusagen den modernen Tiroler Roman geschaffen. Dem deutschen Publikum tritt darin eine völlig neue und eigenartige Welt entgegen, eine Welt, die mit diesem Buche zum erstenmale in die deutsche Literatur eingeführt wird. Der Roman spielt in Beamtenkreisen, geistlichen Kreisen, im Kleinbürgertum sowie auch teilweise im Proletariat des heutigen Tirol. Überzeugende Lebenswahrheit, spannende Handlung, die mit eiserner Konsequenz aufgebaut wird, und hervorragende Kunst der Charakteristik geben diesem Romane sein Gepräge. V.

Tills Irrgänge. Roman von Ferdinand Bernt. (Leipzig. L. Staackmann.)

Ferdinand Bernt erzählt in seinem Romane, zu dem der uns Deutschen so liebe und vertraute Till Eulenspiegel Pate gestanden hat — nur daß das Heitere in Tills wundersamer Weltfahrt hier mit Ernstem vertauscht wurde — die Geschichte eines Einsamen, Werdenden. Noch ehe Hans Till zur Welt kam, wurde ihm Ruhm und Ehre prophezeit. Die Prophezeiung wird sein Schicksal und treibt ihn durch das Labyrinth des Lebens nach dem blauen Märchenschlosse der Berühmtheit. Aber Tills Wege gehen von Enttäuschung zu Enttäuschung. Und als er endlich am Ziele seiner Wünsche steht, da sieht er, daß er einem Phantom nachgejagt, daß die Berühmtheit nichts — ein vollkommener Mensch sein, alles ist. Der Dichter hat versucht, die Gestalt seines Helden rein seelisch zu fassen; was er uns vorführt, ist ein Stück Seelenmalerei, der innere Werdegang eines guten irrenden Menschen. V.

Aus sonnigen Tagen. Ein Volksbuch von Josef Wichner. (Wien. Heinrich Kirsch.)

Die Heimgartenleser, denen ein Teil des Inhaltes schon bekannt ist, werden mit Freuden zu dem Buche greifen. Es ist ja der liebe, frische, heitere und dabei doch so ernste Josef Wichner, der echte Volksgeschichtenmann. Für Volksbibliotheken wüßten wir nichts Besseres zu empfehlen, als diesmal Wichners „Aus sonnigen Tagen". Z.

Lukas Hochstraßers Haus. Roman von Ernst Zahn. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Mit souveräner Sicherheit stellt der Dichter die Gestalten seiner Phantasie vor den Leser hin, allen voran den bäuerlichen Patriarchen Lukas Hochstraßer, eine stark und fest in sich ruhende Vollnatur, unbeirrbar in seinem Gefühl für das Gute und Rechte, klar in seinen Entschlüssen, stet im Handeln, voll Verständnis für Andersgeartete, unerbittlich nur gegen das Schlechte. Und dies Schlechte muß er vor allem an seinem Lieblingssohn entdecken; denn von all seinen Kindern erreicht ihn keines an Tüchtigkeit und sittlicher Lebensenergie. Das ist das Problem, wie von braven, geistig und leiblich gesunden Eltern, aus einem wohlgeordneten, ehrenhaft geführten Hause eine Generation von Menschen hervorgehen kann, die, den Dämonen in der eigenen Brust, den Lockungen und Stürmen des Lebens im entscheidenden Augenblicke unterliegen. V.

Von den in regelmäßiger Folge erscheinenden Nummern der allbekannten **Bibliothek der Gesamtliteratur** (Otto Hendel in Halle a. S.) liegt uns wieder eine neue Serie vor, deren erstes Bändchen die „Unheimlichen Geschichten" von Friedrich Gerstäcker bilden. Den Stoff zu diesen Erzählungen hat Gerstäcker dem Übersinnlichen entnommen. Aber, wie es seine Art war, für alles Unerklärliche, Unbegreifliche, das uns zuweilen im Leben begegnet, eine natürliche Erklärung zu finden, so auch hier, wo er am Schlusse, teils mit Humor, teils mit Satire den Aberglauben des Volkes zu bekämpfen sucht. — Anders dagegen bei den das zweite Bändchen der diesmaligen Serie bildenden „Hinterwäldlergeschichten" desselben Verfassers, denen durchaus nichts Übernatürliches anhaftet! Der Schauplatz dieser kleinen Erzählungen ist meistens Arkansas im wilden Westen Amerikas, wo ja Gerstäcker selbst längere Zeit als „Hinterwäldler" gehaust hat. Durch die Gegenüberstellung von Poesie und Prosa, von Wirklichkeit und Romantik im amerikanischen Leben wollte er vor der zu damaliger Zeit überhandnehmenden planlosen Auswanderung nach Amerika warnen, was ihm auch durch die weite Verbreitung seiner Schriften gelungen war. Ein Werkchen des Volksschriftstellers O. Glaubrecht wird uns in einem weiteren Bändchen geboten: „Der Kalendermann vom Veitsberg". V.

Beruhigt. Hausierer: „Barttinktur gefällig, junger Herr Baron?“ — Herr: „Mag gar keinen Bart.“ — Hausierer: „Koofen Se se norr! Se helft ja doch nicht!“

*

Anzeigenhumor. „Doktor P. F. Uscher heilt alle Krankheiten gründlich! Von Geheilten und Genesenen liegen mindestens tausend Dankschreiben vor, die der Doktor alle hergestellt hat.“

*

Aus dem Tagebuche eines Backfisches. „. . . Auf der Höhe angekommen, bot sich mir ein herrlicher Anblick: rechts von mir schimmernde Bergesgipfel; links grüner Tannenwald; zu meinen Füßen lag das Tal und der Baron!

*

Schüchterne Mahnung. Die kleine Berta (zum Onkel, der von einer Reise zurückgekommen ist): „Onkelchen, hast du für Schwester Luise auch nichts mitgebracht?“

*

Gaunerrechnung. „Du behauptest, mit dem gestohlenen Schinken 3 Wochen und vier Tage gereicht zu haben — das ist doch Schwindel!“ — „Nein — die volle Wahrheit! Zuerst hat mich der Schinken vier Tage genährt — direkt, und drei Wochen war ich seinetwegen eingesperrt — da hat er mich noch indirekt ernährt.“



Die liebe Not. Schauspiel in fünf Akten von Karl Domenig. (Kempten. Jos. Köselsche Buchhandlung. 1907.)

Beim Lesen hat mir das Stück gefallen. Aber wie es ihm auf der Bühne gehen wird? Es ist so ganz gegen die Zeit, gegen die Leut'. Verdorbene Menschen werden durch die Not gerettet, durch die liebe Not. Auf dem Theater geht halt alles zu schnell, als daß man daran glauben könnte. Solche Rettungen, Besserungen brauchen eine Zeit, wie sie nur die epische Kunst zur Verfügung hat. Bekehrungen in der Geschwindigkeit wirken leicht sentimental. Indes hat das Stück hochwirksame dramatische Szenen, es sind solche, mit denen es der modernen Art sich nähert. Den treulosen Dekadenzmenschen sind die treuen, kernigen Tiroler gegenübergestellt. Auf der Innsbrucker Bühne ist „Die liebe Not“ jedenfalls zu wagen. Z.

Mit seinem Gotte allein. Schauspiel in vier Aufzügen von Ferdinand von Feldegg. (Wien. Paul Knepler. 1908.)

Das Stück soll „Das Beichtgeheimnis“ heißen. Es ist fürs Theater gut gemacht, da kann es wirken; literarisch genommen, ist die Situation und die Charakteristik der Personen zu unwahrscheinlich. M.

Des Kindes Freiheit und Freude. Von Otto Ernst. (Leizig. H. Haessel. 1907.)

„Hinaus ins Freie (mit dem Unterricht)! — das ist das ganze Geheimnis der pädagogischen Erneuerung. Eine Wiese, ein Gehöft, ein Acker, an dem ein Strom oder ein Bach vorüberfließt, umschließt schon nahezu alles, was ein Mensch lernen, wissen und brauchen kann. Ohne Ausnahme sollten unsere Kinder Ackerbau treiben, nicht damit sie alle Landleute würden, bewahre: viele würden ja gar kein Talent dazu haben — aber der Ackerbau umfaßt nahezu den ganzen Kreis des menschlichen Wissens und Könnens, und er lehrt dieses Wissen und Können durch Tat.“

Die Stimme der Großen. Zweiter Band: „Königin Luise." Herausgegeben von Dr. Otto Krack. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

In dem tiefsten Unglück ihres Volkes gehörte Königin Luise zu den wenigen starken Geistern, die nicht verzweifelten. Sie fand, wie diese Auslese lehrt, immer wieder Trost in ihrem unerschütterlichen Glauben, in ihrer Liebe zu dem Gatten und den Kindern, so lebt die unvergeßliche Königin als das Urbild der deutschen Frau und Mutter fort im Gedächtnis der Nachwelt. V.

Die Stimme der Großen. Dritter Band: „Napoleon I." Herausgegeben von Dr. Otto Krack. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Eine Auslese aus den zahllosen Briefen, Tagesbefehlen, Ansprachen, Aufrufen, Gesprächen, geschichtlichen Darstellungen und Denkwürdigkeiten von St. Helena, die die Gedanken und Gefühle des Korsen über sich und andere, über Welt und Menschen, über die wichtigsten Fragen von Zeit und Ewigkeit wiedergibt. V.

An meine Freunde. Briefe von Hoffmann v. Fallersleben. Herausgegeben von Dr. H. Gerstenberg. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Briefe, die der Herausgeber in pietätvoller Weise unverändert wiedergibt, sind an die intimsten Freunde gerichtet, so an die Großmeister germanischer Sprachkunde, die Gebrüder Grimm, an den Herrn von Meusebach, seinen einflußreichen Gönner, an seine verehrte Freundin Leocadia, an Freiligrath, Bellina von Armin, Julius Wolff u. a. m. Man erhält in ihnen Aufschluß über den Gemütsverfall des Dichters, über seine dichterischen Pläne, seine tägliche Lohnarbeit in Breslau und dann auf Schloß Corvey, diesem sicheren Ruhehafen. V.

Größe und Niedergang Roms. Von Guglielmo Ferrero. (Stuttgart. Julius Hoffmann.)

Ferrero ist Soziolog und infolgedessen geneigt, die Geschichte aus wirtschaftlichen und finanziellen Fragen zu erklären. — Ist es notwendig, hervorzuheben, wie sehr dieser Vergleich der Vergangenheit mit der Gegenwart uns helfen kann, die eine aus der andern richtig zu verstehen? Es ist keine Geschichtsphilosophie im herkömmlichen Sinne, es ist die Geschichtsschreibung als eine Kunst, die wir bei Ferrero bewundern. Revue des Deux Mondes. V.

Stimmen und Gestalten. Von Bertha v. Suttner. (Leipzig. B. Elischer Nachfolger.)

Der Band bietet eine ausgewählte Sammlung solcher Arbeiten der bedeutenden Frau, worin Ereignisse und Personen, zu denen die Verfasserin irgendwie in Beziehung trat, ausführlich dargestellt, kritisiert oder beleuchtet werden. V.

Lebensrunen. Gedichte. Hochdeutsch-niederdeutsch. Von Hermann Fritz Neumann. (Dresden. L. A. Koch. 1907.)

Anspruchslose, anmutige Poesien in schlichter alter Weise, vielfach echte Offenbarungen einer frommen empfindsamen Seele. Z.

Von dem Tiroler Dichter Anton Renk, dessen Gedichte der „Heimgarten" seinerzeit gewürdigt hat, sind nun auch die Prosaschriften bei Georg Müller in München erschienen. Erster Band: **Erzählungen.** Zweiter Band: **Auf der Wanderung.** Wir hoffen, über diese Bücher noch sprechen zu können. Einstweilen Dank dem wackeren Jungtirol für die Herausgabe dieser wertvollen Werke.

Meyers Reisebücher. Weltreise. (Leipzig. Bibliograph. Institut. 1907.)

Wer denkt bei der Vorlage eines Reisehandbuches wie das hier genannte nicht an die abenteuerreiche, erfundene Reise um die Welt in 80 Tagen von J. Verne! Und doch hat man es hier nicht mit dem Werke einer kühnen Phantasie, sondern mit einem wirklich durch und durch praktischen Buche zu tun. Die Redaktion von Meyers Reisebüchern legt da ein mit trefflichen Karten und Plänen reich ausgestattetes Handbuch vor, welches die genaueste Anleitung gibt, um die Erde zu reisen und zwar, wenn man davon Nutzen haben will, in 3—7 Monaten. Die ins Auge gefaßte Reise führt von Triest durch den Suezkanal nach Bombay und in das Gebiet von Indien, sodann nach China, Korea und Japan, von Yokohama nach Nordamerika (San Francisco), nach New-York, und von dort wieder nach Europa. Für den eventuellen Fall erscheint auch die sibirische Bahn von Berlin über Moskau nach Wladiwostok und manche andere Route in Betracht gezogen. Es ist staunenswert, wie genau die Angaben in bezug auf Verbindungen zu Land und zur See, in bezug auf Hotelpreise, Verpflegung und alles Sehens- und Beachtenswerte geboten erscheinen. Die Vorzüglichkeit der Karten und Pläne entspricht der Genauigkeit, welche man bei den Kartenwerken der Verlagshandlung gewohnt ist. Dieser Reiseführer ist bisher der einzige in seiner Art. Eine vortreffliche Einleitung macht mit allen nötigen Vorbereitungen des Reisenden bekannt. Die Kosten für eine dreimonat-

Shakespeare. Von Franz Servans. 2. Tausend. (Berlin. Schuster & Löffler.)

In diesem Buche hat uns der bekannte Wiener Schriftsteller ein kostbares kleines Kunstwerk geschenkt. Weniger die geheimnisvollen Lebensschicksale des größten Dichters schildernd, gibt er eine wirklich klassische Analyse der genialsten Werke in verschiedenen fein abgetönten Abschnitten. Kein ähnliches Shakespeare-Essay wüßten wir dem stilistisch vollendeten würdigen Büchlein gleichzustellen, das in der bekannten vornehmen Antiquaausstattung der Sammlung „Dichtung" wohl allen Verehrern des großen Briten lieb und wert sein wird. — L. G. Ernst.

Max Hesses Klassikerausgaben. Die so rührige Verlagsbuchhandlung Max Hesse in Leipzig hat auch in der jüngsten Zeit wieder die Werke mehrerer unserer ausgezeichneten Dichter herausgegeben, welche, von den besten Kennern besorgt, durch die Vollständigkeit und Korrektheit ihrer Texte sich der Zahl jener Klassiker würdig anreihen, welche von Hesse bereits vorgelegt wurden. Zunächst ist die Ausgabe: **Ferd. Freiligraths sämtliche Werke**, herausgegeben von L. Schröder in zehn Bänden, zu nennen, welche unbedingt die vollständigste aller Freiligrath-Ausgaben genannt werden muß, sie enthält von dem durch seine orientalische Glut ausströmenden Gedichte berühmten Verfasser sämtliche Gedichte, auch die politischen, alle Übersetzungen, seine einzige Prosanovelle und eine treffliche literarische Einleitung des Herausgebers, außerdem eine Auswahl von Freiligraths Briefen. Als interessante Beigaben finden sich mehrere Porträts und ein Brieffaksimile. — Dem Romantikerkreise gerecht wird die Ausgabe von **Jos. Freih. von Eichendorffs Werken**, herausgegeben von R. von Gottschall in vier Bänden. Auch diese Ausgabe bietet eine vorzügliche literarische Einleitung Gottschalls und enthält nicht nur alle Gedichte Eichendorffs, sondern auch dessen dramatisches Märchen „Krieg den Philistern", sämtliche Novellen und seinen kunstgeschichtlichen Aufsatz über das Schloß Marienburg. — Von berühmten Österreichern, denen der Verlag so liebevolle Aufmerksamkeit zuwendet, bietet derselbe **Ernst Freih. von Feuchtersleben ausgewählte Werke** (fünf Teile ein Band), herausgegeben von Rich. Guttmann. Wir erhalten darin die besten der gemütstiefen Lieder des Verfassers von „Es ist bestimmt in Gottes Rat" seine treffliche „Diätetik der Seele" und seine an Lebensweisheit reichen Aphorismen. Auch hier muß der ausführlichen, gediegenen Einleitung besonders gedacht werden. — Endlich sind bei Hesse, von dem hervorragenden Danteforscher Rich. Zoozmann übersetzt und vorzüglich kommendiert, **Dantes Werke** in vier Bänden soeben erschienen. Die Ausgabe enthält „Das neue Leben" und die „Göttliche Komödie" in vortrefflicher Übertragung, dazu ein reiches bio- und bibliographisches Material, Porträts, Reproduktionen von Bildern alter Ausgaben. Erklärungen, reichliche Proben früherer Übertragungen, kurz eine Fülle dessen, was zum Verständnisse des großen italienischen Dichters beiträgt. Von dieser Ausgabe ist eine auf Dünndruckpapier in prächtigem altertümlichen Pergamentbande mit Goldschnitt (oben) hergestellt worden, welche als ein wahres Kabinettstück der Buchbindekunst bezeichnet werden muß und die jedem Bücherliebhaber und Kenner schon durch die Ausstattung Freude bereiten wird.

— Dr. Al. Schl.

Martin Luthers Werke. Für das deutsche Volk bearbeitet und herausgegeben von Pastor Lic. Dr. Julius Boehmer. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Martin Luther, der als Schöpfer unserer Schriftsprache an der Schwelle der neuhochdeutschen Literatur steht, hat zugleich durch sein Lebenswerk die Fundamente zu unserer heutigen Kultur gelegt. Er ist der erste deutsche Klassiker gewesen, und wie Goethes „Faust" nur in einem protestantischen Volke entstehen konnte, so hat die Sprachgewalt des „Faust"-Dichters die tiefsten Wurzeln ihrer Kraft in Luthers Sprache. Damit ist schon ausgesprochen, daß die Wirkung, die von Luther, dem Reformater und Schriftsteller, ausgeht, dauern und immer neu einsetzen wird, solange es eine deutsche Sprache und Kultur gibt. Vergleicht man mit dieser umfassenden Bedeutung seiner Wirksamkeit die Verbreitung, die heute die Schriften Luthers haben, so ergibt sich ein Mißverhältnis, das nur dann erklärlich erscheint, wenn man bedenkt, um wieviel Jahrhunderte doch Luthers Prosa hinter uns zurückliegt, wie kräftig und reich sich seitdem die Sprache, der er die Zunge gelöst, weiter entwickelt hat. Sollen darum Luthers Schriften, in denen noch so viel auch jetzt und für alle Zeiten Lebendiges ruht, heute in den weitesten Kreisen die gebührende Verbreitung finden, so muß ihre äußere Form der Schriftsprache unserer Gegenwart angenähert werden. Ferner ist unbedingt notwendig, daß aus der gewaltigen Menge seiner Schriften das ausgewählt werde, worin seine Persönlichkeit am stärksten sich ausspricht und worin sie am unmittelbarsten sich an das religiöse Fühlen und Sehnen unserer Zeit wendet. Dem Ganzen geht eine Skizze von Luthers Lebensgang voraus, die zugleich eine Einführung in die Werke darstellt. Außerdem ist jeder einzelnen Schrift eine kurze orientierende Einleitung vorangeschickt. V.

Endlich die Wahrheit. Roman von R. v. Labrés. (Dresden. E. Pierson.)

Der Gold-Trust. Internationaler Finanzroman von Oskar Hoffmann. (Berlin. H. Seemann Nachfolger.)

Wer trug die Schuld? Roman einer Familie. Von Rochus v. Fels. (Dresden. E. Pierson.)

Eine von zu vielen. Roman von Liesbet Dill. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Das Schweizerdorf. Ein Roman von Viktor Frey. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Das Hungerjahr. Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer. (Wiesbaden. Volksbildungsverein.)

Wenn Götter lieben. Erzählung aus der Zeit des Tiberius. Von Richard Voß. (Leipzig. J. J. Weber.)

Bruchstücke aus den Memoiren des Chevalier von Roquesant. Herausgegeben und geordnet von Grethe Auer. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Lenz und Liesel. Eine Hochzeitsgeschichte aus dem Elbogner Kreise. Von Josef Hofmann. (Eger. J. Kobrtsch & Gschihay. 1908.)

Johannes Lister. Von J. J. Horschick. (Leipzig. C. F. Amelang. 1908.)

Es kommt der Tag. Von C. de Jong van Beek en Donk. Deutsch von Else Otten. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Pfleger auf Stein. Eine Erzählung aus den steirischen Bergen, nach Sagen und geschichtlichen Quellen von Romuald Pramberger. (Graz. „Styria".)

Arnold Frank und andere Novellen. Von Stephan Milow. Mit des Dichters Bildnis und einer Einleitung von Robert Reinhard. (Leipzig. Max Hesse.)

Aus dem Balkanwinkel. Erzählungen aus dem griechischen, römischen und südslawischen Volksleben. Ausgewählt und übertragen von Dr. Karl Dieterich. (Leipzig. C. F. Amelangs Verlag. 1907.)

Der Meister. Ein Rokoko-Roman von Walther Schulte vom Brühl. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Das Teufelchen von nebenan. Eine humorististische Erzählung von M. Baldwin, Deutsch von Anna Wilke. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Kinder von Naumburg. Aus der geschichtlichen Erzählung aus dem fünfzehnten Jahrhundert „Die Hussiten vor Naumburg". Von Gustav Nieritz. (Berlin. Georg Koenig.)

Flagellanten. Ein Epos von Fritz Löwe. (Leipzig. Paul List.)

Josef Viktor von Scheffels gesammelte Werke. IV. Band. (Stuttgart. Ad. Bonz & Co.)

Lebensrunen. Gedichte von Hermann Fritz Neumann. (Dresden. C. A. Kochs Verlag.)

Junge Sehnsucht. Gedichte von M. v. Massow. (Hanau. Klauß & Feddersen.)

Deklamatorium. Eine Mustersammlung ernster und heiterer Vortragsdichtungen aus der Weltliteratur. Herausgegeben von Maximilian Bern. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Ringelreihen. Kindergedichte von Albert Sergel. (Rostock. C. J. E. Volkmann Nachf. 1907.)

Berthold Auerbach. „Der Mann." „Sein Werk." „Sein Nachlaß." Von Anton Bettelheim. (Stuttgart. J. G. Cotta Nachf. 1907.)

Wirklichkeit und Dichtung. Ein Lebenswerk von Moritz Engel. (Dresden. Wilhelm Baensch. 1907.)

Erlebnisse einer Seele. Stimmungsbilder von M. G. Mandelik. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1908.)

Heinrich Stillfrieds Brautschau. Ein Hamburger Tagebuch von Gustav Roselieb. (Wolfenbüttel. Heckners Verl. 1907.)

Frei übersetzte Läuschen und Rimels. Von Fritz Reuter. Auswahl und Übersetzung von L. Schwacke. (Dresden. E. Pierson.)

Harzreise. Von Friedrich Wilhelm Kuthe. (Dresden. E. Pierson.)

Fakire und Fakirtum im alten und modernen Indien. Yogalehre und Yogapraxis nach den indischen Originalquellen dargestellt von Richard Schmidt. (Berlin. H. Barsdorf.)

Österreichische Geschichte. II. „Vom Tode König Albrechts II. bis zum Westfälischen Frieden (1440—1648)." Von Professor Dr. Franz v. Krones. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage von Dr. Karl Uhlirz. Mit 2 Stammtafeln. (Leipzig. J. G. Göschensche Verlagshandlung.)

Die Religion der Menschlichkeit. Von Karl Harz. (Altona-Elbe. Gebr. Harz.)

Der Menschheit Fluch und Erlösung. Von Karl Harz. (Altona-Elbe. Gebr. Harz. 1906.)

Jesus allein! Zwei Predigten über Matth. 17., 8, gehalten von Friedrich Kinzenbach. (Linz. Evangelische Diakonissenanstalt Gallneukirchen. 1907.)

Die Polarität als Grundlage einer einheitlichen Lebensanschauung. Von Ernst Eberhardt-Humanus. (Berlin. Volkserzieherverlag Wilhelm Schwaner. 1907.)

liche Reise um die Erde betragen 5000 Mk. Wer diese oder mehr zur Verfügung hat, kann die große Reise unternehmen, zu der ihm selbstverständlich der vorliegende Führer unentbehrlich sein wird.

Dieselbe Verlagshandlung gibt eben auch die 8. Auflage des Reisehandbuches von: Gsell Fels: **Oberitalien und Mittelitalien** (1907) aus. Das bewährte, nunmehr mit 16 Karten und 50 Plänen ausgestattete Buch erscheint aufs beste ausgearbeitet und bis in die neueste Zeit fortgeführt. Es bietet dem Italienfahrer die genauesten Auskünfte über die Fahrten nach Venezien und der Lombardei, zu den oberitalienischen Seen, nach Piemont, zur Riviera und nach Toskana. Der kunstgeschichtliche Teil ist bekanntlich in Meyers Reisebüchern ausgezeichnet berücksichtigt. — Gleichzeitig ist auch die neueste 27. Auflage von K. Baedeckers **Reisebuch für Österreich-Ungarn, Bosnien etc.** (Leipzig, 1907) erschienen. Die Verläßlichkeit auch dieses Handbuches ist allbekannt, die Vermehrung der Karten und Pläne und die Fortführung aller Angaben bis auf die jüngste Zeit wird von jedem, der unser schönes Heimatreich kennen lernen will, auf das beste begrüßt werden. Dr. A. S.

Allerlei Kurzweil, Schnurrpfeifereien und Kichererbsen. Ein Spiel- und Beschäftigungsbuch zur Unterhaltung, Belehrung sowie Belustigung für Knaben und Mädchen. Herausgegeben von Geschw. Promber. 178 Abhandlungen mit 142 Illustrationen zu Papier-, Holz-, Papp- und Phantasie-Arbeiten, Spielen aller Art, Zauberexperimenten, botanischen Versuchen u. a. m. (Stuttgart. Loewes Verlag.)

Das ist wieder einmal ein richtiges Kinderbuch. In frohem, freiem Spiele höchst anregend in die Wunder der Natur einleitend, zu künstlerischer Betätigung vorbereitend. Die überraschendsten Handfertigkeiten, die liebenswürdigsten Schalkheiten! Als Gesellschaftsspielbuch auch für Erwachsene geeignet. Ich habe in meinem Familienkreis ganz köstliche Stunden verlebt mit Ausübung der verschiedenartigen Spiele und Kunststücke, die dieses Buch in anmutigster Weise lehrt. Ich empfehle es allen Kindern, auch den großen, auf das wärmste. M.

Eine eigenartige Monatsschrift erscheint in der deutschen Landbuchhandlung in Berlin: **Die Dorfkirche.** Zur Pflege des religiösen Lebens in heimatlicher und volkstümlicher Gestalt, herausgegeben von Hans v. Lüpke. Kirchenbauart, Einrichtung, Kultus, Volksreligiosität, ferner Pfarrhaus, Schulhaus, Friedhof u. s. w. Das sind so die Grundstoffe, die in dieser Zeitschrift unter Herbeiziehung auch der einschlägigen Literatur behandelt werden. Eine Hauptsache, Ausbildung des Geschmacks, Pflege deutscher Gesittung in Kultus und Leben. Auf evangelischem Boden wird diese Zeitschrift wohlgedeihen. Wir im katholischen Süden für unsere Dorfkirchen könnten auch daraus lernen, ohne deshalb gleich „lutherisch“ zu werden. Z.

Spemanns Alpenkalender 1908. (Stuttgart. W. Spemann.)

Wunderschöne Erinnerungsblätter, wöchentlich ein paar neue, an Alpenherrlichkeiten, allen Bergfreunden zum Vergnügen. Z.

Schwaneberger Briefmarkenalben (Leipzig, J. J. Arnd) erfreuen sich in Sammlerkreisen mit Recht der größten Beliebtheit. Sie sind jetzt glücklich bei der 25. Auflage — Jubiläumsausgabe — angelangt und der Verlag scheute weder Mühe noch Kosten, den gesteigerten Ansprüchen der Philatelie völlig gerecht zu werden. Von den einfachsten, wohlfeilen Alben, die den „Jungens“ die erste Anleitung zum vernünftigen Sammeln geben, bis zu den umfassendsten — gewissermaßen auf „Ewigkeit“ berechneten — Permanentausgaben, ist alles präzis und vornehm ausgearbeitet. Der rückhaltslosen Anerkennung dürfte jedoch vor allem das neugeschaffene, außerordentlich billige und dabei doch durchaus vorzügliche Permanentalbum sicher sein, das einem schon lang empfundenen schweren Mangel mit einem Schlag abhilft.

Damit festigte die Firma die allererste Stellung, die sie in den Reihen der einschlägigen Unternehmungen einnimmt.

Dr. H. L. R.

Bauernbündler-Kalender für das Jahr 1908. (Verlag Hauptplatz 14, Graz.) Der Inhalt: Praktisch und gut! Mehrere illustrierte Erzählungen sowie Schilderungen von fremden Land und Leuten (darunter auch der Bauernkrieg in Rumänien) tragen dem Unterhaltungsbedürfnisse Rechnung, während eine Fülle anderer Beiträge belehrender Natur fürs praktische Leben bestimmt sind. V.

Büchereinlauf.

Sonnenopfer. Roman von Wilhelm Fischer. Graz. (München. Georg Müller. 1908.)

Der böse Baron von Krosigh. Ein Roman aus der Zeit deutscher Schmach und Erhebung. Von Paul Schreckenbach. (Leipzig. L. Staackmann.)

Fichtel und Söhne. Hochlandsroman von Adam Albert. (Leipzig. Schulze & Co. 1908.)

Gül Hanum. Roman von Traugott Tamm. (Berlin. „Concordia“, Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Heiduck. Roman von Bucura Dumbrava. (Regensburg. W. Wunderling. 1908.)



Ein Neujahrsmahl beim Hammerherrn.

Aus der steirischen Eisenadelszeit von **Peter Rosegger.**

In meinem eilften Lebensjahre am Silvestertag ging ich ins Mürztal. Ziemlich weit hinauf, in die Mürzzuschlager Gegend, bis dort, wo mein Vetter Jakob lebte und Sensenschmied war. Er hatte, als ich ankam, just Feierabend gemacht und schritt mit mehreren anderen Schmieden über die Brücke, vom Hammerwerk herüber. Er war so rußig, daß ich ihn nicht wieder erkannt haben würde, wenn er mich nicht mit zwei Fingern beim Ohr gefaßt und gezupft hätte. Das war stets seine Zärtlichkeitsbezeugung, wenn er den „kleinen Vetterbuben" sah, wie er mich nannte. Dann fragte er, wie es dem Vater ginge und der Mutter und dem Bruder und dem kleinen Schwesterl. Meine Antwort ist sicherlich fix gewesen: „Dem Vater gehts gut, die Mutter tut spinnen, der Bruder hat einen Kiniglhasen und das Schwesterl hat Zahnweh."

„Gut ists", sagte der Vetter Jakob, „aber daß deine Mutter spinnen tut, das ist nit wahr. Oder ist bei euch der alte Brauch abgekommen, daß man in den Rauchnächten nicht spinnt?"

Wenn solche Buben unrecht haben, werden sie immer keck, und so sagte ich: „Was die Mutter jetzt tut, kann ich nit sagen, weil ich nit daheim bin. Im Winter tut sie halt spinnen, weißt es eh!"

Wohnungsfrage und soziale Frage! Von H. C. V. Harz. (Altona-Elbe. Gebr. Harz.)

Die Zukunft Österreich-Ungarns und die Haltung der Großmächte. Von Scotus Viator. (Wien. Franz Deuticke. 1908.)

Die Verbreitung guter Literatur. Von Ernst Schultze. (München. Georg D. W. Callwey.)

Das Sexualleben unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur. Von Dr. med. Iwan Bloch. (Berlin. Louis Marcus. 1907.)

Gedanken über Geschlechtsprobleme. Von Otto Weininger, herausgegeben und eingeleitet von Robert Saudek. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Wege nach Weimar. Gesammelte Monatsblätter von F. Lienhard. 4. Band (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 1907.)

Die Karpathen. Zeitschrift, monatlich zwei Hefte. (Kronstadt.)

Eckart. Ein deutsches Literaturblatt. Herausgegeben vom Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken. (Berlin).

Marine-Jahrbuch für Deutschlands Jugend 1908. Herausgegeben von Friedrich Meister. Reich illustriert. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Spiel und Arbeit. Allerhand anziehende Beschäftigungen für die Jugend. Herausgegeben von Otto Robert. (Ravensburg. Otto Maier.)

☛ Vorstehend besprochene Werke &c. **können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**

Aufruf.

Eine entsetzliche Hagel- und Überschwemmungskatastrophe hat die Bewohner des Deutsch-Persentales (in Welschtirol) betroffen. — Die Ernte, die Kommunikationen und ein großer Teil der Felder sind vernichtet. — Das Elend ist ungeheuer. — Sammelgelder wollen an den Tiroler Volksbund in Innsbruck eingesendet werden.



Postkarten des „Heimgarten".



J. W., Graz. In Wien, Dreihackengasse Nr. 4, wird durch die „Südmark" eine große Effektenlotterie durchgeführt: Zur Unterstützung verarmter und notleidender Bürger und Bauern aus den Alpenländern. Auf Ihre Bereitwilligkeit, für nationale Zwecke etwas zu tun, raten wir Ihnen dringend, dieser Sache Ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

O. G. E., Weimar. Kurze Besprechung des Buches gerne angenommen. Daß Karl Mays Prozeß endgiltig zu seinen Gunsten entschieden ist, nehmen wir mit Vergnügen zur Kenntnis.

H. L., Knittelfeld. Jener Brief des jungen Obergenerals Napoleon Bonaparte an den Dogen der Republik Venedig ist von Judenburg in Steiermark, 9. April 1797, datiert und lautet: „Ich schicke Ihnen meinen ersten Adjutanten, um Ihnen gegenwärtigen Brief zu überbringen. Krieg oder Frieden! Wenn Sie nicht auf der Stelle Mittel ergreifen, die Zusammenrottungen zu zerstreuen, wenn Sie die Urheber der begangnen Mordtaten nicht verhaften und mir ausliefern lassen, so ist der Krieg erklärt." — So etwas aus unserem gemütlichen Landstädtchen, nicht wahr?

☛ **Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten"
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 20. November 1907.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Böck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

bereitung gab's beim Vetter an demselbigen Abend bloß ein „Wasserfaserl".

Am nächsten Tag in der Kirche fehlte mir die Andacht. Wo denn hernehmen, wenn mir der Hammerherr das Betbüchel weggenommen hat! Nach dem Gottesdienst bin ich mit dem Vetter ins Hammerhaus gegangen. Die Luft roch schon in der ganzen Umgebung nach Gebratenem und Gebackenem. Die große „Leutstuben" war schon voller Schmiede, die an dem langen, mit Zinntellern, Stahlbesteck, Beinlöffeln und braunen Tonkrügen bedeckten Tisch herumstanden. Es waren deren wohl an die zwanzig, alle in schwarzem Festgewand oder grauem Steireranzug. Sie hatten hochgefederte Hüte auf, an den Westen schwere Uhrketten mit allerlei Anhängseln baumeln und etliche sogar an den Ohrläppchen güldene Scheiblein. Sie waren so gründlich durch Haar und Bart hinein gescheuert und in so weißer Wäsche, daß man die Feuer- und Kohlenteufel der Woche nicht wieder erkannte. Ich hielt mich hinter dem breiten Rücken meines Vetters und schämte mich ein wenig, daß ich kein Schmied war.

Plötzlich rauschte eine dicke, schwarzseidene Frau durch die Stube. An den teilweise ganz soldatischen Schmiedreihen ging sie vorüber, rings um den Tisch, um die Anordnung zu prüfen. Auf ein paar versuchte Handküsse entgegnete sie: „Ja ja, ist schon gut, ist schon gut. Später!" Damit rauschte sie in ein anderes Zimmer, wo die Herrschaft und die geladenen Ortsgrößen beisammen waren. Man hörte aus diesem Zimmer die laute Stimme des Hammerherrn und manchmal ein Gelächter der übrigen.

Nach einem gemeinsamen lauten Gebet setzten sie sich zur Tafel. Zuerst der graubärtige erste Hammermeister und dann je nach Rang bis hinab zum letzten Kohlenbuben. Mein Vetter war in der Reihe der Wassergeber. Ich stand hinter dem Uhrkasten und sog in Ermanglung von anderem an meinem Zeigefinger. Ich war vergessen worden und meinte schon, mit solchem Eigenbau fürlieb nehmen zu müssen, da rief der Bärtige: „Was ists denn mit demselbigen Bübel dort?" Und wurde ich am untersten End der Tafel mitten in die Kohlenbuben getan. Aber auch da noch fand ich's betäubend vornehm. Daß jeder seinen besonderen Teller hatte und sein glänzendes Besteck und sein Trinkglas und sein Stück Brot daneben, mutete mich, aus dem Bauernhause, wo wir alle aus einer Schüssel aßen, an, wie eine wahre Kaisertafel; oder so, wie ich mir eine Kaisertafel dachte. Aber ich habe mich mit Ehren dreingefunden. Auch andere schienen von der Würde des Tages überwältigt, sie bezähmten ihre Reden oder sagten sie leise und saßen sehr anständig da.

Es begann. Zwei Weibsbilder mit aufgekreselten Hemdärmeln trugen die Schüsseln auf. Zuerst kam eine braune Brotsuppe mit Fleischgehack.

„Du bist ein Schnabel", verwies er, „ich hab dich nit gefragt, was sie tut, sondern wies ihr geht."

Da antwortete ich: „Gut", und damit war der Sache Genüge getan.

Während der Vetter dann seinen Waschtrog mit Wasser füllte, Seife, Rasierzeug und Kamm aus dem Wandkastel nahm, um sich „schön zu machen" für den hohen Feiertag, saß ich vor der Hütte auf der Bank und schaute das vornehme Hammerhaus an, das jenseits des Baches stolz wie ein Schloß dastand mit den vielen kunstvoll vergitterten Fenstern, dem zweifach aufspringenden Schindeldach, in dem es neben den weißen, schlank und zierlich gebauten Rauchfängen auch noch funkelnde Fenster gab. Die Sonne schien schräg herein auf meine Bank, es war so lauwarm, daß ich mein Gebetbüchel aus dem Sacke zog und den Schulbleistift, und anfing, hinten auf dem leeren Blatt das Hammerhaus abzuzeichnen. Als der Bau fertig war, tat ich ein übriges und zeichnete darüber die dreieckige Mariazeller Muttergottes und Glanzstreifen, die von ihr gerade auf das Haus niedergingen. Denn ich hatte das Hammerhaus lieb, obschon ich nicht wußte, wem es gehörte und wer darin wohnte. Indes, zu dem auf dem Papier war ja ich der Hausherr, und gerade wollte ich das Büchlein zumachen und in die Tasche stecken, als hinten von der Ecke darnach eine Hand herübergriff.

Ein dicker Herr mit rotem Schnauzer war da, der rief lachend: „Du Sauschwanz, was hast denn da?" Hat mein Kunstwerk in die Hand genommen und bewundert. Hat mich vor lauter Vergnügen über mein Talent einen kleinen Rotzbuben genannt, hat mich gefragt, wer und woher, und hat zum Schluß folgende Einladung gemacht: „Wenn du morgen noch da bist, Bauernböckel, so kannst bei mir essen mit den Schmieden, und dein Kunststückel da muß ich dem Schulmeister zeigen, verstehst, Schlingel?"

Dann ging er mit kurzen Schritten davon über die Brücke.

Seiner Höflichkeit nach zu schließen, war das der Hammerherr selbst gewesen. Wen so einer lachend „Sauschwanz" nannte, der stand in seiner Gunst, gleichsam geadelt. Mein Vetter, der mittlerweile so „schön" geworden war, daß man in seinem guten breiten Gesichte wieder alle Warzen sah, nannte mich obendrein einen „Teuxelsbuben", was wieder nur eine Huldigung war, und zwar zu dem Glück, im Hammerhause zum Neujahrsfestmahl eingeladen worden zu sein.

Denn das war was! Das war mehr, als so ein Waldbauernbub denken kann. Ein Neujahrsmahl im Hammerhaus! „Brauchst drei Tag vorher und drei Tag nachher nichts zu essen", sagte der Vetter. „Mußt dich um einen starken Ledergürtel umschaun, damit der Bauch seinen Reif hat. Oder mußt eine Hahnfeder rupfen, daß du dir, was zu viel ist, wieder aus der Gurgel herauskitzeln kannst." Zur weisen Vor-

Ich verging fast vor Durst, aber statt Wasser wurde nur Wein eingeschenkt.

„Ja, so nobel wie bei den Waldbauern“, spottete mich einer, „künnen mirs nit geben. Aber wenn auch unser Trank nit so stark ist, wie der eurige, der Mühlräder treibt —“

„So treibt er wenigstens das Radl im Kopf“, setzte ein anderer bei und zog mit dem Finger Kreislein an der Stirn. Da rückten neue Schüsseln an mit „Einmachfleisch“ und „Lungenkoch“.

Auf dem Kirchturm läutete es schon das erstemal zum Segen. „So lang ma Segen im Haus hat, holt ma kein' in der Kirchen“, bemerkte ein Witzbold und wies auf das schweinerne Bratel, das eben in großen Flachpfannen auf den Tisch kam, begleitet von Schüsseln voll Triät. Der besteht in gerösteten Semmelschnitten mit Wein getränkt und mit Zimt gewürzt — ein steirischer Leckersalat, zu hohen Festlichkeiten üblich. Dieses Gericht munterte meinen schon lange erlahmten Appetit wieder auf. Die Tropfen Wein, wovon die Semmelschnitten vollgesogen waren, schmeckten mir und brachten es dahin, daß ich nun auch aus dem Glase Wein zu trinken begann. Jetzt merkte ich erst, es sei sehr lustig, und lachte mein Teil munter mit zu den Späßen, die sich immer üppiger entwickelten.

Einer griff sich mit dem Finger in den Mund und wußte mit dem Schneller des aufgeblasenen Backens einen Knall zu erzeugen, der dem Champagnerknallen im Herrenzimmer ganz ähnlich war. Da wurde plötzlich die Tür aufgerissen, der gewerkschaftliche Kohlenschreiber schaute mit brennendem Gesicht heraus und gebot Ruhe.

Diese Gelegenheit der offenen Tür wollte der Eßmeister (heut war er's in doppeltem Sinn) benützen, um mit gehobenem Glase eine Gesundheit und ein Glückseliges neues Jahr auszubringen auf den „hochehrengeachteten Herrn Vattern und die gnädige Frau Mutter!“ aber schon war die Tür wieder zugefallen, so daß die Gesundheit und das glückselige neue Jahr uns selber verblieb.

Länger als drei Stunden hatte der Schmaus gedauert, und als ich schon hoffte, nun würde des Guten genug sein, zündete der Hausknecht Lampen und Kerzen an, denn es begann zu dunkeln. Und jetzt kamen große, dampfende Schüsseln herein. Die Reissuppe. — Sollte es denn von neuem beginnen? Das geht ja nicht mehr, dachte ich mir; aber es ging. Bis aufs Neigerl haben wir die Suppe ausgelöffelt. „Ein' warme Suppen ist gut auf n nüchternen Magn!“ Mit diesem Sprichwort leitete man lustigerweise die neue Epoche ein. Es war die große, langersehnte Krapfenstunde gekommen. Auf riesigen Reittern hoch getragen, erschienen, üppig gegupft, gelblich gerandet und bräunlich geschmort, die Butterkrapfen. Alle gossen die Gläser voll mit frischem

Bei der hielten wir uns eine Zeitlang auf. Die Schmiede aßen mit ihren großen Hornlöffeln so langsam, daß ich schon berechnete, wie lang bei etwa viergängigem Mahl das Essen dauern konnte. Hernach wurde Bier eingeschenkt.

„Kriegen die Buben auch ihre Maß?“ fragte der Schenk den Hammermeister.

„Alles, was Manndl ist, kriegt seine Maß!“ beschied der Bärtige.

Aber mir half das nichts. Seit jenem Schluck Bier, den mir beim „Bäcken“ einmal ein Holzknecht vorsetzte und den ich sofort unter den Tisch spie, war ich mißtrauisch gegen derlei. Gallhantiges Zeug oder so was. Nicht alles ist so gut trinken, wie Wasser. Und Wasser bekam ich heute nicht. Der zweite Gang brachte Brustkern mit Krennkoch. Spießte man die Fleischbrocken, tauchte sie ins Koch und verschlang sie. Dann kamen zwei Schüsseln voll Selchfleisch, eine Schüssel voll Bratwürste und ein großes Blechbecken voll Sauerkraut. Das gab Arbeit für längere Zeit. Die meisten aßen in schweigender Andacht, einer oder der andere aber begann schon Witze zu reißen, zuerst verstohlen, allmählich dreister. Manche hoben die Biergläser, tranken einander zu. Dabei fehlte es an kräftigen Ausdrücken nicht.

„Die abgstanden Lacken! Da hat sich der Alt’ schon drin gebadet!“

„Batsch du! Der Alt’ badet sich ja gar nit!“

Das brauchte nicht mehr verstohlen gesagt zu sein, denn im Herrenzimmer ging es schon so laut her, daß die verwegensten Reden gewagt werden konnten. Das mit dem Nichtbaden war übrigens nur des Witzes wegen gesagt, denn damals badete sich überhaupt noch niemand, am wenigsten die Schmiede. Deshalb, hat einmal einer gesagt, sei damals noch das Gebirgswasser so rein gewesen.

Nun erschien, hochgetragen von den drallen Armen der Mägde, kälbernes Bratel mit gespecktem Krautsalat. Jeder langte mit kühnem Gabelstich sein „Trumm“ aus der Schüssel, schleuderte es auf den Teller und bekränzte es mit Krautsalat. Jetzt kamen auch die ersten Flaschen Wein. Weißer untersteirischer Tischwein, kein „falsches Luder“, wie es der Dorfwirt im Gebinde hat, sondern herb und echt. „Man kriegt davon seinen Rausch, aber kein Kopfweh.“ Mancher Hammerherr hatte im Unterland seinen eigenen Weingarten, bloß für den „Leutwein“. Im Herrenzimmer hatten sie eine andere Gattung; wir sahen ihn nicht, wir schmeckten ihn nicht, aber wir hörten ihn knallen.

„Hau, bei dena drina gehts schun an!“ sagte einer der Schmiede. „Knallen tuats ban uns nit!“

„Knallen tuats ban uns ah!“ sagte ein anderer, rückte ein wenig auf der Bank und brachte dafür einen ausgiebigen Beweis. Der machte weiter kein Aufsehen.

der Wasserer schmuggeln, aber der bekam einen ausgiebigen Rippenstoß, ihn an seinen niedrigeren Gesellschaftsgrad erinnernd. Dann kam aus anderen Räumen her von Tischen, die man gar nicht gesehen, das Gesinde der Hauswirtschaft, der Mar, der Marknecht, die Ackerer, der Mistknecht, der Kutscher, der Staller, die Roßknechte und die Jäger. Endlich erschienen schüchtern und ruckig getorkelt die Köchin, das Stubenmädchen, die Kucheldirn, die Mardirn, die Hausdirn, die Schweizerin, die Kuhdirn, die Felddirn und zuletzt ein paar alte Einleger.

In solcher streng vorgeschriebenen Ordnung, die der Vetter mir nachher erklärte, drückten sie sich zum Handkusse vor. Die Hammerfrau war sehr gnädig und streckte jedem die reich beringte Hand entgegen. Mancher machte seine Sache derb und ungeschickt, mancher gleichgiltig, flüchtig, mancher zärtlich. Die Hammerfrau hatte für jeden ein bezeichnendes Wort, lobend oder auch tadelnd. Jeden duzte sie und nannte ihn bei seinem Taufnamen. So sagte sie gleich zum graubärtigen Hammermeister, der kurz seinen Neujahrswunsch vorgebracht hatte: „Is scho recht, is scho recht, Franzl. Wünsch dir auch so viel. Und daß du gesund bleibst und uns noch viel Sengsen klopfest. Tuts euch nit verlaufen, Leut, s kommt nachher noch was.“ — Zum Eßmeister, der sich für das Essen bedankte: „Hats gschmeckt? Na, wenns na gschmeckt hat!“ — Zu einem andern: „Du kunntst dir auch besser die Pappen waschen, wenn du zum Handkuß kommst!“ Wieder zu anderen: „Bist auch da, Hiesel? Dein' Weib gehts gut, gelt? Will ihr ein Körbel voll Resteln schicken lassen. — Laß gut sein, Michel, und schieb dich weiter, daß die Hinteren nach können! — Wart, Josel, dir werd ich ein besseres Halstüchel schenken, daß d nit mit dem alten Fetzen zum Neujahrsessen gehen brauchst! — Geh, Ferdl, reib deinen Bartwisch einer andern in die Hand. Wenn du so gut sengsenschlagen kannst, wie Bußlgeben, nachher werden die Russen schon zufrieden sein.“ Zu meinem Vetter sagte sie: „Mir scheint, Jakel, du hast nit mehr weit zum Vormeister. Gfreut mich, gfreut mich. Aber die Fingernägel kunntst dir einmal zwicken!“

Als nachher aus der Küche und den übrigen Wirtschaftsräumen, wo auch großes Essen stattgehabt hatte, die Weibsleute herbeikamen zum Handkuß, mit denen war sie weniger gnädig. Zur Köchin: „Die Nudeln san dir heut nit bsunders graten. Is halt wieder einmal die Germ nix nutz gwest, gelt!“ — „Wie windschief hast denn heut s Halstüchel schon wieder um!“ rügte sie an einer Küchenmagd. Und zu einer andern: „Verhoff mir mit dir eine bessere Zufriedenheit fürs nächst Jahr! — Nau, du Rotkittlete, was machen denn d Schweindln? Schau, daß wir zum Fasching ein paar feiste auf den Tisch kriegen. — He, da kommt ja meine liebe Kathl! Brav bist alleweil, brav bist; nur so fort. Ist schon gut, ist schon gut.“

Wein. Mit den Fingern zerrissen wir die Krapfen zu Fetzen und verschlangen sie, und gossen Wein nach. Eine gewisse Wütigkeit war ins Essen gekommen, als ob aus dem Hunger, dem das Haupt abgeschlagen worden, sieben neue gierige Häupter hervorwüchsen. So lange hatten sie getrunken, bis sie besoffen wurden, und wieder so lange hatten sie gegessen, bis sie nüchtern wurden. Aber mir kreiste im Kopf das Rädchen. Bereits tanzte die große, qualmige Stube ein wenig, als in weiten flachen Schüsseln die Germnudeln kamen, über und über mit brauner, süßer Branntweintunke begossen. Und das war zu viel.

Denn es war zu wenig. Fast balgten sie sich um die walzenförmigen Kräpflein, obschon immer und immer noch frische Nachschübe kamen. — Daß sie so schwer zu sättigen waren, ist kaum zu glauben, aber daß sie gar nicht zu sättigen waren, das leuchtet ein. Wer von der Unersättlichkeit genießender Weltkinder je etwas gehört hat. Trotz der Vorräte, die alle Schüsseln und Teller deckten, war zwar allmählich eine gewisse Erschöpfung eingetreten, aber in der Besorgnis, daß sie im nächsten Augenblick wieder anheben könnten, erhob sich der graubärtige Hammermeister — er torkelte ein wenig — und sagte: „Wünsch allerseits wohl gespeist zu haben!“ — Er lallte ein wenig. — „Aber eh wenn ihr die Pfeifen anzündet“, setzte er bei, „wollen wir bei der gnädigen Herrschaft anfragen, ab wir danken gehen dürfen.“

Hernach suchte er die Tür zum Herrenzimmer zu gewinnen und als es ihm gelang, klopfte er an. Die Doppelflügel gingen auf. Durch Rauchqualm, auf silbernen Armleuchtern schimmerten die Kerzen. Die Tafel da drin war eine prachtvolle Ruine, noch voll beladen von den Trümmern und Resten einer großen Vergangenheit. Nur wenige saßen mehr daran; der Hammerherr, der Bezirksrichter, der Pfarrer, der Schullehrer, der russische Agent lehnten an den Sofas und den Kästen herum, lärmten und lachten und rauchten Pfeifen, ja sogar nach der neuesten Mode Zigarren. An kleinen Tischchen standen die weißen Schälchen des schwarzen Kaffees.

Die Hausmutter saß ausgebreitet auf einem großblumigen Kanapee und winkte uns mit der flachen Hand durch die Tür zu: „Nau nau, Leutln, kemts nur herein!“

So gingen sie nun hinein, schön der Reihe nach, trotz allem möglichst sittsam. Manches halblaut gemurmelte Wort über die liebe gnädige Herrschaft war fürs Gehörtwerden gesagt, manche in den Bart hinein gekicherte Äußerung war nicht dafür berechnet.

Den Vortritt in die Herrenstube hatten die Hammermeister, denen schlossen sich die Wassergeber an und diesen die Schmiedgehilfen und Kohlenbuben. Einer der Gehilfen wollte sich unauffällig in die Reihe

Und auf einmal war der stattliche Hammerherr in der großen Schmiedstube. Mitten unter den Leuten stand er da, in seiner ganzen Höhe und Breite. Mit beiden Armen schlug er Räder und rief: „Losts auf, Schmied!“

„Der Herr Vatter, der Herr Vatter!“ flüsterte alles, und sie horchten.

Der Hammerherr sagte die gewichtigen Worte: „Alle Tag gehts euch nit so gut wie heut — gelt? Mir auch nit. Mir müssen jetzt neue Schmiede haben. Verhoffs, daß ihr euch gut mit ihnen vertragt. Eine große Bstallung aus Rußland ist da, eine großmächtige. Bis Ostern brauchen wir um dreißigtausend Sengsen mehr — was! Was sagts denn da dazu — ha? Von der Türkei sind auch wieder Bstallungen da. Unser steirisches Eisen hat den Preis davongetragen vor dem englischen und dem schwedischen. Werds nit Vivat schreien, ihr Locherln?“

„Vivat!“ riefen sie, „Vivat!“ daß die Fenster surrten.

„Das hab ich enk sagen wöllen und jetzt könnts heimgehen.“

Also ist dieser merkwürdige Tag beschlossen worden. Für mich war's der erste und der letzte dieser Art gewesen. Für andere ist er überall und oft wiedergekehrt in jener großen Eisenzeit, die das Land weltberühmt gemacht hat. Derb sind die Leute gewesen, aber einen guten Kern haben sie gehabt und weitum in ihrem Kreise hat's keine Not gegeben. An Essen und Trinken haben sie was geleistet und an Arbeit auch. Seither hat die steirische Eisenindustrie unvergleichlich größere Dimensionen angenommen, die Technik hat sich fabelhaft vervollkommt, aber die Gediegenheit jenes altsteirischen Eisens und Stahls ist nicht mehr erhöht worden. So sind die alten Geschlechter der Hammerherren in ihrer Art Adelsleute gewesen, die schon fest auftreten durften: „Mir san wer!“ Ein großer Teil steirischen Wohlstandes und steirischer Sitte stammt noch aus ihrer Zeit. Und nebenbei haben sie auch Kunstmäcene gespielt, wie jener Mürztaler Hammerherr, der dem Waldbauernbuben ein bekritzeltes Blatt Papier mit einem Zwanziger, einem Dukaten und einem sieben Stunden langen Festessen honoriert hat.

Des Christian Heimkehr und Niederlassung.

Ein Schwabenbildchen von **Hansjakob**.

Nahezu acht Jahre hatte er sich in der Welt herumgeschlagen, ehe er das Städtchen wieder betrat und sich bei seiner verheirateten Schwester, der Kanonenwirtin, eines Abends einstellte. Wie ein Lauf-feuer ging's am andern Morgen durch die Jugend von Hasle: „Der

So ging es die lange Reihe der Schmiede und des Gesindes bis zum letzten Abwaschdirndl und den Einlegern, und knapp hinter diesen kam der Waldbauernbub. Der schämte sich noch immer, daß er kein Schmied war und trachtete, sich so gut als möglich hinter den Vorgängern zu verstecken, damit die Herren ihn nicht sollten bemerken. Endlich kam ich zum Handkuß. Ich tat's wie bei einem Pfarrer und bedankte mich fürs Essen.

„Was ist denn das für ein Grill?" rief die Hammermeisterin, „den kenn ich gar nit."

„Ho ho!" lachte der Hammermeister von seinem Sopha her. „Das ist der klein Spitzbub, der so sauber zeichnen kann. Na, geh her da, daß ich dir dein Gebetbüchel zurückgeb. 's Bildl hab ich herausgrissen, das b'halt ich mir. Da, seh — das ghört dein."

Einen Silberzwanziger warf er mir zu; der blieb auf dem Teppich liegen. Die Herren schauten mich alle an und betrachteten die Zeichnung, die von Hand zu Hand ging. Und so war ich, der in der Menge verschwinden wollte, aller Welt zum Anschauen ausgesetzt. Sogar die Schmiede verwunderten sich, daß der kleine Kerl, der ihnen unbeachtet unter den Füßen herumgelaufen war, Hammerhäuser zeichnen konnte.

„Der Knabe sollte in eine Zeichenschule kommen", meinte einer der Herren; das wunderte mich. Wenn man's schon kann, wie sie sagen, was braucht man denn da noch in eine Zeichenschule zu gehen?

„Waldbauer ist dein Vater?" fragte der Pfarrer. Und gleich setzte der Hammerherr bei: „Sag deinem Vater, dem Locherl, er sollt mir einmal Holzkohlen bringen!"

Dann konnte ich gehen.

Aber es kam noch nicht dazu. „Wer einen Kaffee haben will, der soll wieder auf seinen Platz gehen!" verkündete die Hammerfrau so laut, daß es in allen Zimmern und Gängen zu hören war. Da truderten die Mägde vergnüglich in die Küche und die Schmiede setzten sich wieder an ihre lange Tafel. Ich war unsicher, ob das auch mir noch vermeint sei und stand wieder so herum, bis der Vetter mich an meinen Platz winkte. Der Tisch war derweil gedeckt worden mit Kaffeeschalen, Zuckerbüchsen, Germbroten und wuchtigen Gugelhupfen. Neben jeder Kaffeeschale lag ein rosenrotes Tüchlein und unter demselben — der Kohlenbub hatte es zuerst entdeckt — ein güldenes Kreuzerlein. Ein Aufruhr enstand um den ganzen Tisch, denn Kenner hatten erklärt, daß es keine Kreuzerlein wären, sondern Dukaten. Auch bei mir lag einer und da ich kein Neujahrsgeschenk beanspruchen durfte, so nahm ich ihn als Ehrenlohn für das gezeichnete Hammerhaus, das der Herr mir aus dem Gebetbüchlein gerissen und das ich nachher nie mehr gesehen habe.

Mein Vater erzählte oft von diesen Kegelbahnen, auf denen an Sonntag-Nachmittagen die Jugend um Geld kegelte, ohne einen Tropfen zu trinken.

Christian war in diesen Tagen noch Junggeselle. Seinen Haushalt führte des Stadtmüllers „Gärde“ (Luitgard), eine alte, ehrsame Jungfrau, die in meiner Knabenzeit noch bedächtig durch die Straßen ging, ein weißes Häubchen auf ihrem weißen Haar und eine scharfe Adlernase zwischen kleinen, dunkeln Augen. Die Gärde sah wohl ein, daß der Christian so nicht prosperieren könne, und gab ihm den Rat, die Kegelbahn in einen Hühnerhof zu verwandeln und die Eier auf den Markt zu bringen. Sie seien immer teurer, und die Bäurinnen bekämen ja durchschnittlich für das Dutzend „zwei Batzen“.

Das leuchtete dem Sanguiniker Christian ein, der, von jeher ein Freund des Federviehs, sich goldene Berge träumte von einer großen Brut- und Legeanstalt. Zugleich wollte er auch den Haslachern einen „Spuk“ spielen, da es eine Schande wäre für sie, daß er eine neumodische Kegelbahn in einen Hennenhof verwandeln müsse, weil die aufgeklärten Haslacher keinen Sinn dafür hätten. Kaum war der Hennenhof fertig, so schlugen die Eier ab, und während dem Nationalökonomen im „Bayerischen Hof“ das Stück Eier auf einen halben Batzen zu stehen kam, verkauften jetzt die Bäuerinnen acht Stück für einen Batzen. Zudem konnte niemand mehr ruhig einen Schoppen trinken beim Christian vor lauter Hahnenschrei und Hühnergackern.

Jetzt wurde die „Gärde“ entlassen und die Hennen wieder abgeschafft. Der einzige Profit, den der Christian dabei gemacht hatte, war der, daß ihm vom ersten Tage, da der Hennenhof eröffnet worden war, bis zum letzten seines Lebens der Spitzname geblieben ist: „der Henne-Christe“.

Unverzagt wagte dieser einen letzten Versuch, in der Heimat aufzukommen. Er dachte an's Heiraten und mußte daran denken; denn an manchen Sonntagen waren seine einzigen Gäste die Gläubiger, die sein Haus gebaut: der Murer-Toni, der Holzer-Peter, der Schlosser-Sahl, der Glaser-Hans, und pochten mit Worten und Blicken an das Herz des geldarmen Christian.

Ein schöner Mann — und das war der Henne-Christe in hohem Maße — der Geld braucht, wirft seinen Blick in der Regel auf unschöne Jungfrauen, die mit Geld behaftet sind. Und die häßlichen „Schönen“ vermöglicher Eltern suchen schöne Männer. So kam es, daß unser Christian um des Weißgerbers „Stas“ (Anastasia) freite und sie richtig erhielt.

Der alte Weißgerber Haberstroh drunten am Stadtbach, ein kleiner, herb und ernst in die Welt schauender Mann, wollte zwar den lustigen

Christian ist wieder da aus der Fremde!“ Seine Kameraden, zum großen Teil schon angehende Bürger und Meister, eilten der Kanone zu, um den Christian zu sehen und zu hören.

Er war ein stattlicher Mann geworden, trug einen eleganten Schnurrbart, redete fein „Wienerisch“ und wußte zu erzählen, was seit langem kein Haslacher in der Fremde erlebt hatte. Da er viele seiner Genossen als Meister fand und auch das Strickerlein, sein einstiger Reisegefährte, sich schon in den Ehe- und Meisterstand begeben hatte, so beschloß auch unser Christian, sich bürgerlich „niederzulassen“.

Eben war das untere Tor und die alte Festungsmauer des Städtchens niedergelegt worden. Allenthalben ging man daran, die Festungsgräben aufzufüllen und Gärten daraus zu machen oder ein Häuschen darauf zu bauen.

Der Christian erwarb auch ein Stück des Wallgrabens vor dem untern Tor und errichtete eine höchst originelle Bierwirtschaft. Er nahm sich nicht lange Zeit, den Graben aufzufüllen, sondern schlug große Pfähle in denselben und stellte auf diese einen regelrechten Pfahlbau als Wirtsstube, die schon ihrer Art wegen die Gäste anzog.

Das Bier sott der Christian im Graben selbst in einem primitiv eingemauerten Kessel. Es war darnach, aber Bürger und Bauern tranken es der interessanten „Zigeuner-Brauerei“ des Christian zulieb.

Im folgenden Jahre füllte dieser den Graben auf und erbaute ein Haus. Das geschah durch den Murer-Toni zu einer Zeit, da ich noch nicht auf Erden weilte, anno 1834, welches Jahr so guten Wein erzeugte, daß niemand Bier trinken wollte.

Der Christian eröffnete noch im gleichen Jahre, spät im Herbst, seinen „Bayerischen Hof“; aber die Haslacher saßen Tag und Nacht beim Vierunddreißiger und die Bierwirte allein in ihren Stuben. Unser Christian mochte nach Wiener oder nach Münchener Art brauen, den Haslachern war eben der Vierunddreißiger immer noch lieber. Nur an Sonntagen kamen einige seiner Jugendfreunde und tranken ihm und seiner lustigen Art zulieb einige Maß Bier und ebenso am blauen Montag einige Maurergesellen. An Markttagen, da sein Haus unmittelbar am Viehmarkt stand, trompetete er auch Bauern, Juden und Judengenossen an sein Bierfaß. Aber das war kein Geschäft, wie der Christian es sich geträumt hatte.

Die schöne Kegelbahn, die er gebaut, war noch nicht populär. Er hatte eine neumodische, geradlinige angelegt, und die Haslacher waren noch die alten, krummen Kegelbahnen unter den Eichen auf dem „Grün“, von der Stadtgemeinde errichtet, gewöhnt. Da mußte man zuerst an die Wand werfen, damit die Kugel eine Kurve machte, um an die Kegel heranzukommen.

Christian nach einigen Stunden heimkam, war wieder gut Wetter im Land, bis er abermals „Dummheiten“ machte, und die ließ er nicht und konnte sie nicht lassen, denn es war seine zweite Natur.

(Aus „Wilde Kirschen“. Wir machen auf Hansjakobs bei Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart erscheinende „Ausgewählte Erzählungen“ wiederholt aufmerksam.)

Brutus.

Eine Schulgeschichte von **Josef Wichner.**

Ueber die Mittelschulen Österreichs im allgemeinen, über das Gymnasium zu Lindheim im besonderen und über die achte Klasse dieser Anstalt ganz besonders waren schwere Zeiten gekommen.

Durch die Bemühungen einer Vereinigung von berufenen und unberufenen Persönlichkeiten hatte die oberste Schulbehörde unter anderm erfahren, es seien die Professoren aller Mittelschulen den Tücken und Listen der Schüler gegenüber blind und taub, und so würden sie ausnahmslos bei allen feierlichen und alltäglichen Gelegenheiten, als da sind: mündliche und schriftliche Prüfungen und selbst die so hochheilige Reifeprüfung, auf die schmählichste Weise beschwindelt und betrogen.

Der Humorist konnte über eine so allgemein hingestellte Behauptung wahrlich nur lächeln; ernster allerdings mußte die Schulbehörde die gegen den ganzen Lehrstand gerichtete Beschuldigung auffassen, und so ist von den höchsten Stufen durch alle Instanzen eine Mahnung hinabgerollt, des Inhaltes, es hätten die Lehrkörper alle Vorkehrungen zu treffen, daß bei den schriftlichen Maturitätsprüfungen jeglicher Schwindel hintangehalten werde.

Damit hebt unsere Geschichte an, die von den schweren Zeiten in der achten Klasse des Gymnasiums zu Lindheim erzählen will.

Bekanntlich geht's mit solchen Erläßen zuweilen wie mit den Lawinen: in den lichten, luftigen Höhen dreht sich ein kleiner Ball über die Schneefläche, ins Tal aber poltern ungeheure Massen.

So polterte auch der Gymnasialdirektor Dr. Erasmus Kraft an einem schönen Frühlingstage mit allen Zeichen der höchsten Erregung ins Konferenzzimmer, schwang einen beschriebenen Papierbogen wie eine Kriegsfahne und donnerte: „Da hört sich denn doch alles auf! Also auch bei uns kommen solche Dinge vor! Und wer trägt die Verantwortung, wenn die Herren ihre beschworene Pflicht so grob verletzen und während der Prüfungen blind und taub sind?! Ich und immer nur ich, und darum werde ich wenigstens nicht blind sein jenen Herren

Christian nicht, um so mehr wollte ihn aber die Stas. Die legte ihren Stolz darein, den schönsten Mann im Städtle zu haben, und sie bekam ihn; denn schließlich geben bei fortgesetzten Weiberangriffen alle Männer nach und darum auch der alte Weißgerber.

So bekam „der Fink Samen“, und der Christian konnte, nachdem er im Sommer 1836 die Stas an den Altar geführt hatte, die obengenannten Gläubiger befriedigen und einen Wald ankaufen. Schon längst hätte er gern ein Stück Wald sein eigen genannt, drüben am „Helgenberg“, der so lieblich grün auf den „Bayerischen Hof“ herabblickte. Hierher zog er sich fortan, so oft er konnte, von des Tages Mühen zurück, nahm seine Trompete, schaute in Berg und Tal hinein und blies seine Melodien oder lauschte den Vögeln ihre Weisen ab.

Die Kegelbahn ward wieder restauriert und noch ein weiteres Etablissement errichtet, eine poetische Sommerwirtschaft. Droben an der Landstraße gegen Hausach, wo der Urwald mit seinen Granitfelsen scharf gegen die Kinzig vorlangt und Wald und Wasser sich fast begegnen, dort, wo einst zur fränkischen Zeit die Herren von Schwiggenstein saßen, bohrte der Christian in die Felsen einen Keller und baute darüber, unter den herrlichsten Weißtannen, eine Restauration zum „lustigen Trompeter“.

Zur Sommerszeit, wenn die Frachtfuhrleute durstig talauf und talab zogen, saß der Christian mit der Trompete auf seinem Felsenkeller und blies sie herein zu seinem drei Tage alten „Wiener Bier“, und an Sonntagen die Bauern von Eschach und Fischerbach über die Kinzig herüber zum kühlenden Trunk.

Am Hengelberg und am Urwald vergingen ihm seine schönsten Tage; denn daheim bei der Stas war wenig Poesie.

Schiller hat behauptet, wenn Strenges mit Zartem und Starkes mit Mildem sich paare, gäbe es einen guten Klang. Es mag das vielfach zutreffen. Aber so viel ist auch gewiß, daß ein lustiger, heiterer Mann und eine mürrische, trübselige Frau nicht zusammenpassen. Und so war's mit dem Christian und der Stas. Sie war eine mürrische, finstere Person und er ein echter, lustiger Haslacher. Wenn er nun seinen Gästen allerlei Schwänke vortrug und Possen machte, wurde sie „wild“, schalt ihn einen „Bajazel“ und „Komödianten“ und erzürnte ihn und die Gäste.

Wenn der Christian aber zornig war über sein Weib, so nahm er seine Trompete, ging hinüber in den nahen Helgenberg in seinen Wald, setzte sich unter einen Tannenbaum und blies den Sturm seiner Seele hinaus, zuerst schmetternd und dann immer weicher und melodischer. Drunten aber im Tal, im „Bayerischen Hof“, klang es wider, selbst im Herzen der mürrischen Stas. Sie wurde weich, und wenn der

fast all die Jahre seine nur allzugetreuen Mitläufer in der Arena des Gymnasiums, hatten aber auch seinen Charakter gestählt und ihm frühzeitig, da seine Kameraden sich noch ihrer Flegeljahre erfreuten, eine ernste Lebensanschauung förmlich aufgezwungen. Seine Studienerfolge waren eigener Art. Es war, wie man sagt, ein einseitiges Talent. Die klassischen Sprachen flogen ihm nur so an. Er war in der Grammatik besser beschlagen als ein Rennpferd, übersetzte äußerst gewandt und elegant, und Dr. Tipfler ärgerte sich meist grün und gelb darüber, daß er seine mustergiltigen roten Striche in Koppensteiners Arbeitsheften so selten ziehen konnte. Wenn der Herr Landesschulinspektor darüber kam, mußte er rein denken, er, der Tipfler, habe nachlässig korrigiert! Und doch hätte er seinen Schüler mit Tränen in den Augen umarmen und ihm den Weihekuß auf die Stirne hauchen mögen, wenn wieder eine beinahe klassisch geschriebene Arbeit auf dem Pulte lag und er als überseliger Lehrer das „Vorzüglich" so schön wie Eos darunter malte. Dagegen fehlte dem Koppensteiner der mathematische Sinn vollständig. Er brachte es trotz allen Fleißes nie über das häßliche „Genügend" hinaus, und selbst diese Note war, wie ihm der Fachlehrer bei jeder Gelegenheit ins Gesicht sagte und wie es der Direktor, selbst ein ausgezeichneter Mathematiker, immer und immer wieder bestätigte, ein reines Gnadengeschenk, das er nur seinen ausgezeichneten Leistungen in der Philologie zu verdanken hatte.

Diese vorzüglichen Leistungen sowie seine ernste, gesetzte Art hatten ihm im letzten Schuljahre im Hause des sonst so unnahbaren Direktors eine Vertrauensstellung verschafft, die er als eine gar große Ehre empfinden mußte.

Direktor Kraft hatte seine Frau nach kurzer, glücklicher Ehe verloren, und vielleicht war gerade die Empörung und Verbitterung über diesen schweren Schlag die Ursache, daß er der ganzen Welt gegenüber die borstige Seite hervorkehrte und in der rigorosesten Auffassung seines Amtes völlig aufging. Seine bekannte und gefürchtete Rücksichtslosigkeit entsprang nicht nur seinem empfindlichen Gerechtigkeitsgefühle sondern auch dem Bedürfnisse nach einer Art ohnmächtiger Rache an dem Schicksale, daß ja auch mit ihm keine Rücksicht gehabt hatte.

Der einzige Lichtblick in dem Leben des vergrämten Mannes war ein Töchterlein, Berta, das unter der Obhut einer etwas mürrischen, aber doch herzensguten Tante körperlich und geistig zu einem Idealmädel heranwuchs, dessen Interesse für alle Künste und Wissenschaften mit den Jahren in dem Maße zunahm, daß es ein Verbrechen gewesen wäre, diese dürstende Seele am Borne der Weisheit und Schönheit nicht mit vollen Zügen trinken zu lassen. So studierte Berta denn das Gymnasium privatim und sollte nun mit Putz, Koppensteiner und Konsorten die Maturitätsprüfung ablegen.

gegenüber, deren Gutmütigkeit, Vertrauensseligkeit und Lauheit zu solch öffentlichen Skandalen führt!"

„Aber ich bitte Sie, Herr Direktor", unterbrach der Historiker Dr. Huber die Philippika, „ereifern Sie sich doch nicht so ohne Grund! Sehen Sie denn nicht, daß unser Korrigierfanatiker Dr. Tipfler dort in der Ecke sogar die Akzentjagd unterbricht und vor Empörung über die in Ihren Worten liegende Amtsehrenbeleidigung bis in die Haarwurzeln so rot wird, als hätte er sein würdiges Philologenhaupt in Anilinblut getaucht? Der Erlaß ist ja doch ganz allgemein gehalten ... warum denn gleich mit verletzenden Anzüglichkeiten zur Türe hereinfallen? Die Behörde beauftragt alle Lehrkörper, in ihrem Wirkungskreise Vorkehrungen zu treffen, daß bei den Prüfungen ein selbständiges Arbeiten der Schüler gesichert sei, und da wir es in dieser Hinsicht seit undenklicher Zeit an einer vernünftigen Überwachung nicht fehlen lassen, so ... na ... so geht uns die Geschichte eigentlich gar nichts an."

Der aufgebrachte Herr Direktor war aber nicht so leicht zu beruhigen.

„Natürlich," schrie er, „Sie nehmen alles auf die leichte Achsel, und wenn die anderen Herren den Ernst der Lage auch nicht zu erfassen vermögen, so muß schon ich dafür sorgen, daß an meiner Anstalt jeglicher Schwindel und Betrug unmöglich wird. Quos ego ... wartet, Burschen, ich werde euch ...!"

Damit stürmte er hinaus und geradewegs in die Oktava, um eine Mahn- und Strafrede zu halten, in der es von Betrug, Schwindel, Ehrlosigkeit, geistigem Diebstahl, Verbrechen und selbst Zuchthaus nur so widerhallte.

Natürlich schauten sich die jungen Leute, als sie wieder unter sich waren, ganz verdutzt an und wußten nicht recht, was sie schon wieder für ein Verbrechen begangen hätten; aber ein Kollege, der findige Putz, zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche und meinte: „Daher weht der Wind, ihr Mander von Lindheim! Er rauscht durch die Blätter und über uns entlädt sich das Unwetter. Na ... diesmal wird's kritisch, das glaub ich schon selber; denn der Alte versteht keinen Spaß und er ist imstande und setzt nach chinesischem Muster jeden von uns in ein Schilderhäuschen und stellt eine Wache davor mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Krautmesser. Heiliger Mercurius, du Schutzherr aller Schlaumeier, hilf uns, sonst sind wir verloren und unser armer Koppensteiner, diese Perle der Philologen, fällt in der Mathematik ins Bodenlose trotz seiner bevorzugten Stellung im Hause des Tyrannen."

Der Oktavaner Hans Koppensteiner war ein prächtiger, hochgewachsener, blauäugiger und blondlockiger junger Mann aus der Waldgegend. Als Sohn eines kinderreichen, sonst aber blutarmen Dorfschneiders waren ihm harte Lose gefallen: Not und Entbehrungen aller Art waren

Auch die besten Werke der neuesten Literatur, von denen die Schule nach dem vorgeschriebenen Studienplane nichts wissen durfte, waren in Bertas Bücherei nach der weisen Wahl des Vaters vertreten, und so konnte der junge Mann die wichtigsten literarischen Strömungen verfolgen und seinen Gesichtskreis bedeutend erweitern. Das selbständige Urteil des geistig reifen Mädchens gab auch ihm jene Selbständigkeit in der Erfassung künstlerischer Probleme, die von allen Einflüssen einer oft bestochenen Kritik frei macht und unkünstlerische oder gar unsittliche Tendenzen mit der Empörung des guten Geschmackes und des reinen Herzens abweist.

Koppensteiner wußte oft selbst nicht, war er Lehrer oder Schüler; griff aber Fräulein Berta nach dem Lehrbuch der Mathematik oder nach einer Sammlung von Aufgaben, die sie spielend, sogar nach verschiedenen Methoden löste, dann war er sich seiner . . . ihn beschämenden Stellung wohl bewußt.

Wie oft seufzte er schwer auf: „Ich bitte Sie, Fräulein, plagen Sie sich nicht länger mit mir! Wem die Anlage zur Lösung mathematischer Probleme fehlt, dem bleiben die Geheimnisse der Zahlenwelt in alle Ewigkeit verschlossen. Ich fürchte, ich fürchte, wenn ich auch in gemeinsamer Arbeit mit Ihnen einige Fortschritte gemacht habe, die schriftliche Prüfung, wo ich ganz allein auf mich angewiesen bin, werde ich gründlich verhauen!“

„Aber, ich bitte Sie,“ entgegnete die junge Lehrerin lächelnd, „wer wird denn so ein Hasenfuß sein! Nur dem Mutigen winkt der Sieg, und wenn Sie aus dem Kampfe auch einige Wunden davontragen, so werden sie doch nicht gleich tödlich sein.“

So suchte das Mädchen den Kollegen zu trösten und aufzumuntern.

Manchmal kamen die beiden auch auf persönliche Verhältnisse zu sprechen, und Hans mußte von seiner Waldheimat erzählen, von den armen und doch so schönen Kinderjahren, von der mit der Familie wachsenden Not, vom guten Mutterl, das sich halt schon so viel darauf freute, den Hans im Kloster, am Altare und auf der Kanzel zu sehen.

„Und . . .“, fragte das Mädchen einmal und ließ die klaren, verständigen Rehaugen auf des Kameraden etwas blassem, von einem eben aufsprossenden Barte umrahmtem Antlitze haften, „ist es wirklich auch Ihr Wille, Priester . . . Mönch zu werden?“

Dem Jünglinge schoß das Blut jäh ins Gesicht. Wie hilfeflehend suchte sein Auge das der Freundin . . . die langen Monate gemeinsamer Arbeit und Erholung im Kunstgenusse hatten in der Tat, ohne daß es eines Wortes bedurfte, ein Freundschaftsverhältnis idealster Art geschaffen.

„Ob es *mein* Wille ist, Fräulein, darnach hat mich noch niemand gefragt. Der Mensch *muß* wollen, was ihm die taube Notwen-

Es versteht sich, daß der Vater während der ganzen Studienzeit seiner Tochter die Professoren, bei denen diese die Semestralprüfungen ablegte, nur insoferne beeinflußte, daß er es ihnen zur Pflicht machte, die strengsten Anforderungen zu stellen und auf das private Verhältnis der Schülerin zum Direktor der Anstalt nicht die geringste Rücksicht zu nehmen.

Und als das letzte und wichtigste Jahr herankam, hielt es der Vater für angezeigt, daß sich seine Tochter dem Unterrichtsgange in der Schule noch gewissenhafter als bisher anschließe, und so sah er sich nach einem Schüler der achten Klasse um, der die Verbindung zwischen Schule und Haus herstellen und jeden Tag mit dem Mädchen einige Stunden arbeiten sollte.

Die Wahl fiel auf den Oktavaner Hans Koppensteiner, den Musterphilologen,, der in der harten Schule des Lebens ernst geworden und auch hinsichtlich seines künftigen Berufes mit sich ins reine gekommen war: er wollte Priester werden.

So wurde Koppensteiner Fräulein Bertas Lehrer und Studiengenosse und verlebte in dem nach allen Seiten anregenden Unterrichte, der Sorge um seinen Lebensunterhalt enthoben, wahrhaft schöne Stunden geistiger Erhebung. Seine Schülerin, die mit bewundernswerter Regsamkeit und Schärfe des Geistes allen Dingen auf den Grund ging, zwang ihn, viel tiefer in die Welt der griechisch-römischen Kultur einzudringen, als dies je von einem Gymnasiasten erwartet wurde, und das Verständnis für die Dichtungen eines Goethe, Schiller, Grillparzer und anderer Größen am literarischen Himmel sowie für die Leitmotive der Weltgeschichte ging ihm in gemeinsamer Lektüre und lebhaftem Wechselgespräche erst auf, indes sich die meisten seiner Kollegen damit begnügten, die Worte des Lehrers nachzustammeln. War Koppensteiner Fräulein Bertas Führer in die heiligen Hallen der antiken Welt, so wandelten beide gemeinsam durch den deutschen Dichterwald oder verfolgten das Werden und Vergehen gewaltiger Reiche, insbesondere das Anwachsen des eigenen Staates zur Großmacht.

Es gab aber auch manche Weihestunde, die den Jüngling von der strengen Weisheit hinweg in die Arme der Kunst führte und beiden nach angestrengter Arbeit eine willkommene Erholung bot. Er war als ehemaliger Sängerknabe eines Stiftes, in das er nach der Prüfung zu treten gedachte, ein leidlicher Treffer mit einer angenehmen Mittelstimme, sie hatte einen glockenreinen Alt, und so sangen die beiden zum Klavier manch ein herrliches Lied, Lieder, die selbst die Tante, die dem Unterrichte mit der Gewissenhaftigkeit eines militärischen Wachtpostens regelmäßig beiwohnte und ihre Habichtsnase über die durcheinanderwirbelnden Nadeln der Strickerei beugte, entzückte und an längst entschwundene Zeiten gemahnte.

Hatten die Schüler in früheren Zeiten sich den Bedarf an Papier bei den Händlern selbst beschafft, so erhielten sie selbes nunmehr erst unmittelbar vor jeder Prüfung zugezählt und mit dem zweiköpfigen Reichsadler bestempelt, damit der scharfsichtige Vogel selbst den Gedanken an geistigen Diebstahl nicht aufkommen lasse.

Als der erste Schreckenstag angebrochen war, wurden die zwanzig Kandidaten vom Direktor und drei Professoren in einen Saal geleitet. Der Direktor trug ein altehrwürdiges Buch unter dem linken Arm. Er öffnete es mit majestätischer Geberde und las den ohnedies geängstigten jungen Leuten jene Stellen vor, die ihnen die Bedeutung der Prüfung vor Augen führen sollten. Das Buch war die heilige Schrift der Mittelschulen, der Organisationsentwurf aus dem Jahre 1849, und die unangenehmste Stelle lautete wörtlich also: „Wenn ein Examinand sich eines Betruges bei den Klausurarbeiten schuldig macht, mag dieser in Benützung einer fremden Arbeit oder unerlaubter Hilfsmittel bestehen, so ist er unmittelbar aus dem Arbeitslokale zu entfernen. Er hat sodann sämtliche Klausurarbeiten unter Erteilung neuer Aufgaben durch den Landesschulrat . . . zu arbeiten, und sein gesetzwidriges Benehmen wird in sein Abgangszeugnis abgesondert bemerkt. Ein zweiter Versuch des Betruges schließt ihn von der Prüfung für diesen Prüfungstermin aus."

Daran knüpfte Direktor Kraft eine lange Drohrede, in der er den leisesten Versuch, vom Nachbar ein Wörtlein zu erfahren, als todeswürdiges Verbrechen erklärte und hoch und teuer schwur, es werde jeden, der nicht durchaus selbständig arbeite, und jeden, der dem Freunde hilfreiche Hand biete, nicht nur die Strafe des Gesetzes, sondern auch seine ewige Verachtung treffen.

Sodann holte er aus dem unheimlichen Buche eine große, weiße Briefhülle, wies den Kandidaten das unverletzte Siegel des k. k. Landesschulinspektors und überreichte sie dem Lehrer der griechischen Sprache und Literatur. Dieser hinwiederum öffnete sie ebenso feierlich mit seinem blitzblanken Messer, und wie der scharfe Stahl durch das Papier knisterte, war es jedem Kandidaten, als schnitte der Professor ihm das Herz entzwei.

Dieser aber blickte mit besorgter Miene in das geheimnisvolle Papier; denn er hatte vier Stellen aus verschiedenen griechischen Klassikern vorgeschlagen und sah nun zu seinem Entsetzen, daß die Aufsichtsbehörde gerade die schwierigste ausgesucht, indes er den Kandidaten die leichteste gegönnt hätte.

Nun erhielt jeder Schüler ein hektographiertes Blatt mit dem Texte, aber ohne Angabe des Autors, und so hätte es denn wirklich mit dem † † † zugehen müssen, wenn einer der Kandidaten eine Übersetzung bei sich gehabt und bei der, wie im folgenden beschrieben wird, strengen Aufsicht hätte benützen können.

digkeit auferlegt, und so will ich denn, schon um der Eltern sehnlichsten Wunsch zu erfüllen, Priester werden. Und ... welch anderer Beruf steht dem Bettelstudenten denn offen? Wie könnte ich an die Hochschule, wohin mich meine Neigungen ziehen, auch nur denken? Ich könnte nicht einmal ein kleines Amt erstreben, da ich noch nicht gelernt habe, ein oder zwei Jahre bis zur Erlangung des ersten Gehaltes zu hungern. Auch fände ich mit meinen Kenntnissen im Verkaufe von Briefmarken und im Ausfertigen von Empfangsscheinen denn doch nicht jene Befriedigung, die mir der Ordensstand in geistiger Betätigung und, wie ich hoffe, in wissenschaftlicher Arbeit auf dem Gebiete der Schule immerhin gewähren dürfte."

Berta senkte das schöne Oval des mit einem dunkelbraunen Haarkranze umrahmten Gesichtes und sagte tief bewegt: „Das ist aber sehr ... sehr traurig, lieber ... Herr Koppensteiner, daß Sie wollen müssen, was Sie nicht wollen. Ich kann mir Sie nur als Professor der klassischen Sprachen denken, und so —"

Da mischte sich die Tante ein: „Berta ... heute abends gehen wir zu Doktor Seitners ... du mußt noch Toilette machen ... Herr Koppensteiner wird entschuldigen!"

Der Student empfahl sich. Er fühlte es, aus der Tante sprach der Direktor: hier durften persönliche Verhältnisse nicht berührt werden ... hier war er bezahlter Lehrer, — wenn die Zeit um war, wurde das Band unbarmherzig zerschnitten. Ach ja, zwischen ihm und Fräulein Berta gähnte ein Abgrund, der nie überbrückt werden konnte!

*

Inzwischen rückte die Zeit der schriftlichen Maturitätsprüfung mit Riesenschritten heran und manch einem Kandidaten, der noch im Fasching getollt hatte und im Lenz errötend ihren Spuren gefolgt war, schnürte sich der Hals vor Angst beinahe zu; denn der eiserne Direktor brütete über den Maßregeln, die zur Hintanhaltung eines jeglichen Unterschleifes getroffen werden sollten; im Konferenzzimmer kam es nicht selten zu erregten Wechselreden, besonders da Professor Dr Huber sich hartnäckig weigerte, die Abortinspektion zu übernehmen.

Die studentischen Lauscher fingen hie und da ein Wort auf, das, ins Maßlose vergrößert, die mutigsten Herzen erbeben machte, und was da kam, war allerdings nicht gemütlich.

Die Tage der Prüfung wurden feierlich bekanntgegeben, nicht aber, wie in den guten, alten, vertrauensseligen Zeiten, welche Gegenstände den einzelnen Tagen zufielen. Das war ein Amtsgeheimnis, das der sonst so laute Direktor jeweils am Vortage nur dem betreffenden Fachlehrer unter dem Siegel der Verschwiegenheit und mit Berufung auf den Diensteid zuflüsterte.

es in der hohlen Hand Platz hatte; aber . . . wie sollte sie es dem Freunde unbemerkt übermitteln?

Nun . . . Weiberlist über alles ist, sagt ein Sprichwort, und Berta war halt doch auch eine Tochter der weltbekannten Eva. Plötzlich erhob sie sich und wankte zwischen den Bankreihen gegen das Lehrpult vor: „Ich bitte, Herr Professor, mir wird so . . . schwindelig . . . fliegende Hitze . . . ein Glas Wasser!“

Und schon hatte sie sich, zusammenbrechend, auf die Bank stützen müssen, an der Koppensteiner sich über den schweren Problemen abquälte. Der Professor eilte mitleidig hinzu, führte das Mädchen zum Pulte vor und beträufelte die Stirne mit Wasser, das dort in einer Flasche bereit stand, und als die Kandidatin auch aus dem Glase getrunken hatte, meinte sie, tief aufatmend: „Jetzt wird mir schon wieder besser . . . es war nur eine augenblickliche Schwäche . . . ich danke Ihnen herzlich.“

Und bald saß sie wieder an ihrem Platze und rechnete nunmehr für sich . . . teilweise nach einer etwas anderen Methode, auf daß ihre Missetat ja nicht entdekt werde. Koppensteiner aber fand auf seinem Platze zu seiner größten Überraschung ein eng beschriebenes Blatt Papier und darauf die Lösung aller Rätsel, die ihm so bange gemacht hatten.

Er zitterte am ganzen Leibe und hätte doch aufjauchzen mögen vor unsagbarer Wonne. Was hatte sie für ihn getan! In welche Gefahr hatte sie sich . . . für ihn begeben! Was war das doch für ein Prachtmädel, des mitleidlosen Kraftmenschen mitleidige Tochter! Ach, wer nicht Priester werden müßte! Ach, welche Lohe schlägt plötzlich aus dem armen Herzen empor!

Er mußte alle Gewalt anwenden, um sich zu beherrschen, um sich in scheinbarer Ruhe der nunmehr leichten Arbeit hinzugeben. Er schrieb, um ja keinen Verdacht zu erregen, recht langsam, er rechnete hie und da absichtlich falsch, strich wieder durch und ergänzte das Fehlende durch die Arbeit der Freundin, ja, er fand nach und nach die Geistesgegenwart wieder und war klug genug, die letzte Arbeit nur anzufangen und mit einem schweren Rechnungsfehler abzuschließen. So gab er die Arbeit, der letzte von allen, mit dem Bewußtsein ab: Nun bin ich gerettet . . . gerettet durch sie!

Es sollte aber anders kommen. (Schluß folgt.)

Zehn Kandidaten blieben unter der Aufsicht des Fachlehrers im Saale und wurden so weit auseinander gesetzt, daß keiner den andern mit ausgestreckter Hand zu erreichen vermochte. Die zweite Gruppe, zu der auch Koppensteiner und die Kandidatin Berta Kraft gehörten, führte ein Professor in den Hörsaal der Physik und bannte die Schüler in denselben Entfernungen voneinander fest. Der Kandidatin aber wurde ein Platz im physikalischen Kabinette angewiesen, das mit dem Hörsaale durch eine geöffnete Türe in Verbindung stand, so daß das überwachende Organ auch sie fortwährend im Auge behalten konnte.

Und der dritte Herr patrouillierte in dem Gange vor den beiden Prüfungsräumen auf und ab. Er hatte zu verhüten, daß zwei Kandidaten das kleinste Zimmer der Anstalt, das auch Prüflinge nach einem Naturgesetze besuchen müssen, zugleich betraten, er hatte in diesen nicht im besten Geruche stehenden Raum zeitweilig einen forschenden Blick zu werfen, ob nicht etwa die jungen Leute eine Hilfsbibliothek dorthin geschleppt hätten, er hatte in den Unterrichtspausen jeden Verkehr der Oktavaner mit anderen Schülern hintanzuhalten, er hatte selbst die Semmeln, die der Schuldiener zur Stärkung in die Prüfungszimmer trug, zu untersuchen; denn da es geschichtlich nachgewiesen ist, daß Gefangenen im Brote schriftliche Mitteilungen, ja sogar Feilen zugeschwärzt worden waren, konnte man weder den Semmeln noch den Schuldienern trauen.

In dieser Art ging die Prüfung auch die folgenden Tage ihren Gang. Am letzten Prüfungstage überreichte der Direktor die versiegelte Hülle dem Mathematiker Dr. Denk, und der diktierte vier Aufgaben, die dem Koppensteiner schon beim Niederschreiben den Angstschweiß auspreßten. Die Kandidatin Kraft dagegen hatte jede Aufgabe schon während des Diktierens im Geiste gelöst, aber sie bangte für den Kameraden und sagte sich: Die erste Arbeit dürfte er wohl treffen, die zweite kaum und die andern zwei . . . o mein Gott, da schießt er himmelweit daneben!

Und immer deutlicher und gebieterischer wurde der Gedanke: Ich kann ihn nicht in der Patsche sitzen lassen . . . ich muß dem Guten helfen!

Und ihre zarte Hand fuhr mit fiebernder Eile übers Papier, ihre Wangen glühten, sie arbeitete zuerst für ihn, der da drei Bänke vor ihr ratlos am Bleistift kaute, das gelockte Haupt schwer in die Linke stützte, hie und da ein Zeichen niederschrieb und mit verglasten Augen auf die vier Knacknüsse schaute, nicht wissend, wo er zuerst ernsthaft anpacken solle.

Bald war sie mit den Arbeiten zu Ende. Es gelang ihr auch, das Papier unter die Bank zu bringen und so zusammenzufalten, daß

Tagebücher, Biographie und Briefwechsel des oberösterreichischen Bauernphilosophen (1886) heraus. Ferner existieren noch zahlreiche Aufsätze von Namenlosen oder von Männern wie Julius Duboc und Peter Rosegger. Dieser hat wohl (in „Allerhand Leute") das anschaulichste Porträt entworfen.

Konrad Deubler wurde am 28. November 1819 im österreichischen Trauntal als Sohn österreichischer Bergarbeitersleute geboren. Schon früh packte ihn eine unbändige Lesegier, und der „Robinson Crusoe" erweckt dazu noch die Wanderlust. Mit 18 Jahren heiratet er, wird Müller bei Hallstatt, reist 1840 nach Triest und Venedig. Die große Sehnsucht, die Rosegger seinem Waldschulmeister leiht, hat Deubler empfunden: „Italien vor mir! Das Meer und Triest! Wie lange hatte ich mich gesehnt, beide zu sehen!", schreibt er in sein von Kind auf geführtes Tagebuch. 1844 beginnt er, mit den Aufklärern in Verbindung zu treten, für deren Schriften sein lichthungriges Herz warme Dankbarkeit empfand: schüchtern noch schreibt er an den trefflichen alten Heinrich Zschokke, den Verfasser der rationalistischen „Stunden der Andacht" und vieler liberal gesinnter Bücher, und erhält eine freundliche Antwort. Das war schon gefährlich — in Spanien war nicht allzu lange vorher ein Offizier lediglich deshalb von der Inquisition eingekerkert worden, weil man bei ihm ein Buch von Zschokke gefunden hatte! Noch kühner ist es, daß er sich zwei Jahre später an den Verfasser des „Lebens Jesu" wendet. Fr. D. Strauß antwortet nicht nur, sondern nimmt auch dies Erlebnis mit zum Anlaß, die erst verweigerte Volksausgabe seines Werkes zu veranstalten: seit er von diesem Bauern erfahren, schien ihm auch das nichttheologische Publikum für seinen Standpunkt reif — 1849 übernimmt Deubler sein Gasthaus in Goisern, dem er dann den bezeichnenden Namen „Wartburg" gab; hier soll er auch manchen politischen Flüchtling beherbergt haben.

Überall treffen wir ihn hier auf ganz anderen Pfaden als seinen Vorgänger. Der ist ein gehorsamer Untertan — dieser politisiert. Klijogg gibt den Weinschank auf; Deubler übernimmt ihn. Er reist bis „in das klassische Land der gebackenen Hähndel", wie er Wien nennt, ja bis zur Stadt des heiligen Markus; Klijogg verließ nie seinen Kanton. Nie hatte dieser fremde Gelehrte „angeschrieben", nie ein Tagebuch geführt. Und so ist denn auch der kritische Moment völlig anders geartet.

Deubler war zum entschiedenen Freidenker geworden. Noch in Venedig hatte er sich mit Begeisterung zum Unsterblichkeitsglauben bekannt und einen Gott verehrt; jetzt war er ausgesprochener Atheist und Materialist. Er machte im engeren Kreis kein Geheimnis aus seinen neuen Überzeugungen; um sie aber zu predigen, war er viel zu vor-

Gott.

Von Karl Gottfried v. Leitner.

Nicht suche nur in der Legende Gott!
Entfiele dir ihr Wort, entschwände Gott.
Du triffst allüberall, nur mild verschleiert,
Daß nicht sein volles Licht dich blende, Gott.
Allmächtig schleudert aus der Berge Schlünden,
Aus Sturmgewölk die Feuerbrände Gott;
Aus Blüten haucht, aus Saatgewoge flüstert,
Aus Sonnen strahlt die Liebesspende Gott.
Und könntest gleich du nicht erspähn, erlauschen,
Ergrübeln ihn, dein Herz empfände Gott.
Drum selbst das höchste Glück genieße weise,
Stets eingedenk, daß dir es sende Gott;
Und beugt ein Leid dich tief, ertrag' es standhaft
Und hoff' in Demut, daß es wende Gott!
Ja, öffnest oder schließest du das Auge,
So sei dein Anfang und dein Ende — Gott!

Zwei philosophische Bauern.

Von **Richard M. Meyer.**

II.

Wenden wir uns nun von dem philosophischen Bauern zu dem Bauernphilosophen, so kommen wir in eine andere Welt. Fast möchte man Fausts Verse zitieren:

Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauste,
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh',
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
Begierig wütend, nach dem Abgrund zu?
Und seitwärts sie — mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.

Umfangen in der kleinen Welt sitzt Klijogg friedlich im Hüttchen, und Zufriedenheit mit seinem Stande ist das Siegel seiner Eigenart; leidenschaftlich, fanatisch beinahe stürzt Konrad Deubler vorwärts, und das Begehren, weiter zu kommen, ist sein stärkstes Kennzeichen.

Schon äußerlich unterscheidet sich sein Lebenslauf gar sehr von dem des Züricher Landmanns. Auch er wird von einem „Doktor" entdeckt, auch ihn suchen Fürstlichkeiten auf, auch er wird berühmt; aber wie, das ist beinah in jedem Fall recht anders als beim Klijogg.

Es gibt auch über den Bauernphilosophen von Goisern eine ganze Literatur. Arnold Dodel-Port, Professor der Botanik in Klijoggs Heimat, an der Universität Zürich, gab in drei dicken Bänden

zubringen, werden außer dem seinen noch beinahe hundert Häuser gerichtlich durchsucht. Dann wurde er mit mehreren Gesinnungsgenossen in Graz — des Verbrechens des Hochverrats und der Religionsstörung wegen angeklagt!

Wir fassen uns an den Kopf, wenn wir die Begründung der Anklage lesen. Da stehen Wendungen wie die: „Nach Aussage des Joseph Plüzeit habe Konrad Deubler öfters unaufgefordert die nordamerikanische Verfassung gelobt und einen Staatsbankerott in Österreich in nahe Aussicht gestellt.“ „Der Gendarm Korporal Kohl bestätigt, im Winter 1852/53 das Fenster im oberen Stockwerk des Konrad Deubler oft spät in der Nacht beleuchtet gesehen zu haben.“ „Der Angeklagte Franz Schmollnauer habe bei der Arbeit geäußert, daß in allen übrigen Staaten klingende Münze, in Österreich dagegen nur Papiergeld sei.“

Das war das Material, auf Grund dessen tüchtige Arbeiter, untadelige Familienväter, denen die Ankläger selbst nichts sittlich oder ehrenrührig Belastendes nachsagen konnten, ins Zuchthaus geschickt werden sollten! Freilich aber erklärte der Staatsanwalt v. Waser, wie Deubler später nicht müde wird, zu wiederholen: „Zu was braucht ein Mensch in diesen untersten Volksklassen von solchen Sachen etwas zu wissen? Der Staat braucht nicht die Köpfe dieser Leute, sondern ihre Hände.“ Deshalb beginnt auch fast jede Einzelanklage mit den fürchterlichen Worten: „Der Angeklagte bekundete schon seit mehreren Jahren eine besondere Neigung zum Lesen von Büchern, deren Inhalt seine Fassungskraft meist überstieg“; „der Angeklagte hatte schon in früher Kindheit eine besondere Vorliebe für das Bücherlesen“. Die „objektivste Behörde der Welt“, was ja die Staatsanwaltschaft — nach der Versicherung eines Staatsanwalts — ist, hatte den Ärger der hohen Frau juristisch so gut zu motivieren versucht, daß sie „auf Grund der angeführten Beweismittel“ Zuchthausstrafen beantragte. Und als nach einer glänzenden Verteidigung durch den bekannten Abgeordneten Joseph v. Kaiserfeld im Juli 1853 die ganze „Verschwörerbande“ freigesprochen wurde, brachte man ein Jahr darauf Deubler zur Internierung nach Iglau in Mähren, „weil man ihn auf dem Schauplatz seines so schändlichen Wirkens nicht länger dulden könne“. Die Polizeigesetze müssen solche Behandlung Freigesprochener damals wohl noch gestattet haben. Inzwischen hatte der Staatsanwalt die Nichtigkeitsbeschwerde eingereicht. Und ohne neues Verhör wurde Deubler mit zwei anderen Angeklagten zu zwei Jahren schweren Kerkers verurteilt. Zuchthausstrafe für Lesen verbotener Bücher!

Am 7. Dezember 1854 kam Deubler im Zuchthaus zu Brünn an. Man behandelte ihn mit Sympathie. Er durfte auf eigenen Wunsch statt des

sichtig, wie er denn auch seinen größten Schatz, eine Bibliothek voll „verbotener Bücher“ ziemlich geheim hielt. Am 12. September 1850 war es mit dem Geheimnis aus. Nicht ein warmherziger Philanthrop wie Hirzel, sondern der widerwärtigste Journalist seiner Zeit, die diesen bösen Typus im Übermaß besaß, der üble Witzling Saphir hatte den neuen Klijogg entdeckt. (Der alte war längst vergessen.) Selten war der alberne Titel „Dumme Briefe“, den Saphir für seine Humoresken wählte, besser angebracht als diesmal. Er erzählte, wie er auf einem Spaziergang vom Ball aus einen „schlichten Landmann in steirischer Bauerntracht“ traf, dessen gebildetes Wesen ihm auffiel. Er begleitete ihn in sein Haus in Goisern und fand dort, im höchsten Grade erstaunt, „eine Auswahl der besten Bücher älterer und neuerer Zeit“ — freilich so staatsgefährliche wie Freiligraths Gedichte, Leop. Schefers Laienbrevier, Strauß' Leben Jesu dabei. Er fragte nun Deubler aus, der ihm von seinem Bildungsgang, seiner Sehnsucht nach dem Meer, seinen Überzeugungen erzählte. Der Bericht war nur wenig feuilletonistisch ausgeschmückt, aber im wesentlichen treu. Eine böse Absicht lag ihm gewiß nicht zugrunde; welcher Journalist niederer Art hätte wohl solche Entdeckung für sich behalten? Aber Saphir kannte die Verhältnisse genügend, um zu wissen, welche Gefahren er auf das Haupt seines Gastfreundes heraufbeschworen. Selten hat ein Reporterstück mehr Schaden angerichtet!

Es dauerte gar nicht lange, so erschien aus dem nahen Ischl eine — Erzherzogin, fragte nach Deubler und trat dann trotz seiner Abwesenheit ein. Sie verlangte den Schlüssel des Bücherschrankes, worauf Deublers Frau tapfer erklärte, sie habe ihn nicht, weil ihr Mann es nicht liebte, wenn in seiner Abwesenheit Fremde darin herumstöberten. Diese Antwort hielt die Dame nicht davon ab, wenigstens durch die Glasscheiben zu sehen und als sie — Shakespeares Werke entdeckte, die Bemerkung zu machen: „Hat der Mann sogar solche Bücher!“ Dann drehte sie sich zu der Bäuerin und fragte: „Geht Sie auch in die Kirche?“ Eleonore Deubler bejahte dies und die Dame schloß mit der Drohung: „Das will ich Ihr auch geraten haben!“

Ohne Frage — der Besuch trägt etwas anderen Charakter als die Begegnung Klijoggs mit dem Prinzen! Ich habe nie gehört, daß dies unglaubliche — und doch für das Österreich der Reaktionszeit nur allzu wahrscheinliche Begebnis in Frage gestellt worden wäre!

Nun setzt sich die Verfolgungsmaschine in Bewegung. Man glaubt sich in die Demagogenhetze versetzt, die doch ihre untilgbaren Sünden schon vor einem Menschenalter begangen hatte. Deubler wird überwacht und Ende Mai 1853 verhaftet. Um Material für die Anklage auf-

zu. Er darf Bürgermeister und — wie Klijogg — Schulvorstand seiner Heimatsgemeinde werden und als solcher eine Simultanschule durchsetzen. Ja, als die Gemeinde einer Interessenfrage wegen eine Deputation zum Kaiser schickt, darf er mitgehen und für die mutlos Gewordenen sprechen — mit Erfolg! Freilich hatte auch der Minister Andrassy einst als Hochverräter in effigie am Galgen gehangen. Aber sonst läßt man auch unter den Hochverrätern nur die großen laufen. Konrad Deubler blieb unbehelligt, und bis zu einem gewissen Grad hat der österreichische Staat seine Sünde damit gesühnt. Er macht Reisen, besucht die Münchener Naturforscherversammlung, um den berühmt gewordenen Vortrag seines Freundes Haeckel anzuhören. Er ist eine Zelebrität, die sogar von der „feschen Pepi", der Wiener Soubrette Josefine Gallmeyer, aufgesucht wird. Endlich stirbt er ruhig, bis zum letzten Augenblick seinen Überzeugungen treu, am 31. März 1889 und wird unter großem Andrang der Landbevölkerung beigesetzt.

Es liegt uns fern, von Deubler in den Tönen zu reden, die Dodel-Port angeschlagen hat; das ist eine Vergötterung, die über den Götzendienst des Goethischen Kreises mit Klijogg noch weit herausgeht. Menschliche Schwächen gesteht übrigens selbst dieser Panegyriker ruhig ein, „ein bißchen Eitelkeit, die da und dort aus der Lodenjoppe des Bauernphilosophen hervorguckt, ein gut Teil von Schalkhaftigkeit . . . eine gelegentlich fast dämonenartig zum Durchbruch gekommene Neigung zur Aufschneiderei und Bärenaufbinderei, jene oft zu weit getriebene Klugheit im Verbergen der innersten Überzeugung dort, wo ein mannhaftes Bekenntnis ihm hätte schaden kennen". An Eitelkeit und Bauernschlauheit aber wenigstens fehlte es bei dem Idealbauern von Uster so wenig wie bei unserem „Wunderbauern". Die Hauptsache bleibt doch, daß man den Bauernphilosophen auffaßt wie Goethe den philosophischen Bauern nahm: nicht als ein „aus den Wolken abgesenktes Ideal", sondern als ein Erdengeschöpf, aber ein höchst beachtenswertes und erfreuliches.

Was Strauß und mehr noch Feuerbach an diesen und verwandten Erscheinungen fesselte, das hat Bolin treffend hervorgehoben. „Nicht das Agressive oder Wühlerische zog Feuerbach an der hier vor sich gehenden Bewegung an, sondern wie bei jenen schlichten Bauersleuten das spontane Durchdringen der Humanität, die Einsicht der Gegenseitigkeit der Daseinsinteressen, die von allen Vorstellungen des Kirchenglaubens geläuterte Auffassung sittlicher Beziehungen, welche die Bestrebungen dieses Standes adelt und deren schließlichen Erfolg verbürgt." Als Typus also faßten sie den Bauernphilosophen auf und als hoffnungsvollen Typus einer herannahenden Zukunft. So sagt auch Rosegger: „Deubler war die Verkörperung eines wohl vorhandenen, aber stets

deutschen den böhmischen Gottesdienst besuchen — „weil er nichts davon verstand und sich deshalb in dem Prediger einen Lehrer des reinsten Menschentums, einen wahren Apostel vorstellen konnte“. Am 26. November 1856 schlug die Stunde der Befreiung — aber er wurde nochmals „auf unbestimmte Zeit“ nach Olmütz interniert. Auf ein Begnadigungsgesuch wurde er endlich am 24. März 1857 in die Heimat entlassen. Ein früheres Gnadengesuch seiner Frau und ihr Fußfall vor dem Kaiser waren erfolglos gewesen.

Das ist die Leidensgeschichte des Bauern aus Goisern. Ich denke, man braucht keine seiner Überzeugungen zu teilen, um sich über das furchtbare Unrecht zu entsetzen, das die Staatsgewalt einem friedlichen Untertan zufügte, der zur Verwirklichung seiner Ideale nie eine strafbare Handlung begangen hatte — das Lesen verbotener Bücher ausgenommen! Mit Recht erinnert Dodel-Port an die schrecklichen Verfolgungen, denen die österreichischen Protestanten noch im achtzehnten Jahrhundert durch die geistlichen Machthaber unterworfen wurden. Und hier liegt eine Dragonade vor: brutale Gewalt gegen unwillkommene Überzeugung. Deubler war ein Märtyrer wie nur irgendein gehetzter Protestant — oder viele Jahrhunderte früher ein vom römischen Staat verfolgter Christ.

So war Deubler endlich heimgekommen. Die Leute hatten während seiner Abwesenheit gesagt: „Er leidet für uns. Wer heiratet und seine Hochzeit nicht bei der Deublerin hält, der ist ein Spitzbub“ (Rosegger „Allerhand Leute“). So fand er sein Hauswesen, von der Gattin trefflich versorgt, in bester Ordnung vor. Und ferner — wir hören nichts von weiteren polizeilichen Heimsuchungen. Er beobachtet zwar einige Vorsicht und läßt besonders verdächtige Bücher mit solchen Titelblättern binden, z. B. Baltzer „Vorträge, Lieder und Gesänge der freien Gemeinde zu Nordhausen“ unter dem Titel: „Der Badeort Gastein und seine malerische Umgebung“. Aber man kennt ihn ja doch und berüchtigte Atheisten wie L. Büchner und Joh. Scherr schreiben ihm Briefe; der revolutionäre Philosoph Ludwig Feuerbach, der „grundstürzende“ Naturforscher Ernst Haeckel werden aus seinen „Heiligen“ zu seinen Herzensfreunden. Sein „Atelier“, mit den Bildern Galileis, Darwins, Strauß', Haeckels und anderer großer Aufklärer geschmückt, empfängt Besuche von Gelehrten und Schriftstellern aus allen Herren Ländern; mit Anzengruber und Rosegger, mit dem Physiologen Moleschott und dem Botaniker Kerner v. Marilaun steht er in Verbindung. Er ist jetzt ein weit gefährlicheres Beispiel als einst, und Dodel-Port proklamiert ihn geradezu zum Botschafter des denkenden „Weltbürgers“ der nächsten Jahrhunderte. Die einflußreiche „Gartenlaube“ erzählt von ihm . . . Aber die Behörden sehen ruhig

(H. Möbius, Heinrich Schaumberger). Und ebenso bemerkt Rosegger anläßlich Deublers: „Dem Dichter der Schwarzwälder Dorfgeschichten ist der Vorwurf gemacht worden, daß er philosophische Bauern, versteckte Spinozisten gedichtet hätte, die in Wirklichkeit nicht existieren könnten. Ich habe es immer für einen besonderen Vorzug Auerbachs gehalten, daß er aus dem Bauernstande mit Vorliebe Menschen nahm, die ihr zugeteiltes, oft in der Tat sehr zweifelhaftes Stück Welt nicht just auf Treu und Glauben hinnehmen, sondern auch messen und wägen können."

In der Tat — Roseggers „Waldschulmeister" so gut wie Anzengrubers „Steinklopferhannes" sind echt — so echt, daß Rosegger für seinen Helden mit Glück Motive von Deubler nehmen, und daß Deubler sich, begeistert von jenem berühmten Gebild des Dichters, selbst „Steinklopferhans der Zweite" unterschrieb. Diese Figuren sind von ältestem Adel. Merkwürdige Ausdrücke besaßen schon die landbauenden Urgermanen für das „Zweifeln". Von Zweiflern und Gottesleugnern der heidnischen Zeit wird uns manches berichtet: gerade die freien Bauern waren es, die sich gegen die herrschende Religion äußerten. Aus diesen Überlieferungen hat Felix Dahn seine bekannte Erzählung „Sind Götter?" gebildet.

Freilich lief neben diesem „gefährlichen" Typus immer der ungefährliche des bäuerlichen Narren, mag er weise sein wie Äsop oder töricht wie Anzengrubers prächtiger Sinnierer: Bauerschlauheit, die sich verkleidet, um sicher zu gehen. Aber nie starb der andere Typus aus. So wird er in der Gegenwart rühmlich durch den grübelnden schwäbischen Bauerndichter Christian Wagner vertreten, dem Richard Weltrich, der Schillerbiograph, ein eigenes Werk gewidmet hat. — Ein sinnender Feuerbach, der die Welt haben wollte, wie sie ist, erkannte an Deubler, was er suchte: volle Menschlichkeit. „Das hatte Deubler sich einst als Müller am Hallstättersee und als Bäcker und Bauernwirt schon im Dorfe Goisern gesagt: ‚Arbeitest, bis du sechzig Jahre alt bist; nachher wirst Herrgott aus Menschenfleisch und läßest dir wohl sein.' (Rosegger.) So ist der ganze Konrad Deubler: sehr menschlich, und wohl allzu menschlich; in seinen Briefen oft brutal, oft schlau berechnend, immer recht weit entfernt von der sokratischen Milde und Gleichmut Klijoggs. Wie Ludwig Feuerbach von seinem bäuerischen Apostel entzückt war, so schrieb ihm Ernst Haeckel: „Wenn Diogenes, nach Menschen suchend, Sie gefunden hätte, würde er seine Laterne ausgelöscht haben!"

Und so fassen wir ihn auf. Nicht als ein Idol, aber als einen Menschen von seltener Rundung. Allzuselten ist es, daß einfachste Urgesundheit, Arbeit in patriarchalischen Formen, schlichteste Lebensgewohnheiten sich mit dem leidenschaftlichen Bemühen um die höchsten Rätsel der Schöpfung vereinigen. Spinoza schliff Brillengläser; Feuerbachs

unterdrückten und oft sich selbst kaum bewußten Volksgefühls. Eines Volksgefühls aber, dem die gegenwärtige Weltordnung widerhaarig entgegensteht, das sich durch alle Klassen und Kasten der Gesellschaft feindlich, derb und auch verschmitzt durchringen muß, bis es auf der Höhe bei den wenigen edlen und weisen Männern, die ein Herz für die Menschheit haben, Verständnis und Genossenschaft findet."

Deutlich wird hier ausgesprochen, was Deubler vielleicht — für viele mindestens — weniger sympathisch, gewiß aber noch interessanter macht als Klijogg. Zweierlei trifft in ihm zusammen: Dauerndes und Flüchtiges. Dauernd sind gewisse Regungen des Volksgefühls, die er lebhaft verkörpert; zeitlich bedingt ihre scharfe, absprechende, wenn man will „staatsgefährliche" Form.

Ein gewisser Oppositionsgeist wohnt von älterer Zeit her gerade in dem Bauern, den man sich zu einseitig nur auf seine äußere Gefügigkeit hin zu betrachten pflegt. Freilich müssen die furchtbarsten Bedrängungen, die empörendsten Ungerechtigkeiten hinzukommen, ehe der Bauer sich zum Aufstand entschließt; wie viel uralter Verbitterung aber in jedem dieser Bauernkriege in Deutschland, Frankreich, England plötzlich hervorbricht, das wird niemand verkennen, der sie mit der relativen Milde städtischer Empörungen vergleicht, wovon die französiche Revolution eine leicht begreifliche Ausnahme macht. Der Bauer sieht in dem „Racker von Staat" seinen geborenen Feind noch mehr als der Städter, der von den Beamten doch auch unmittelbar Vorteil hat. Er vertraut seinem Herrscher, ist aber sehr geneigt, anzunehmen, daß der Fürst von seinen Dienern betrogen wird. Er fühlt sich dazu zurückgesetzt, von allem, was städtische Kleider trägt, übervorteilt; und ist sich doch bewußt, ihnen allen gewachsen zu sein. Aus dieser Auffassung heraus macht sich der bäuerische Tölpel Eulenspiegel über die Handwerker und die Herren in den Städten lustig. Und Bauernblut war es, was in Martin Luther so leidenschaftlich Anklagen gegen die Juristen hervorsprudeln ließ.

Aber ganz besonders richtet sich die verschwiegene Opposition des Bauern auch gegen die Kirche. Uralt ist die Grübelei unserer Landbewohner und wenn der Großstädter Heinrich v. Treitschke, den schon seine Schwerhörigkeit in enge Fühlung mit Landleuten nicht kommen ließ, die Parole ausgegeben hat, nach der nun immer wieder Berthold Auerbachs Dorfphilosophen als verkleidete Studierte ausgerufen werden, so haben die echten Kenner des Landvolkes längst geantwortet. Wie treffend er diese Seite hervorhob, wußten Fritz Reuter und Ludwig Anzengruber, als sie sich willig als seine Schüler bekannten; und der treffliche Volksschriftsteller, der noch enger als sie mit den Dorfleuten znsammenlebte, Heinrich Schaumberger, hat die außerordentliche Wahrheit der Dorfgeschichten noch lebhafter gerühmt

tauchende Ehe (der Ruin des bestgemeinten Bundes, wenn er nicht entsprechend vorbereitet ist) nicht leicht möglich.

Dazu muß eben die gegenseitige Offenbarung vorhergehen.

Unglückliche Ehen sind vielfach auf den Mangel des vorherigen Austausches der Ansichten und einer gesunden Vernunft zurückzuführen.

Wären in gerader offener Weise die Anschauungen und die Erwartungen erörtert worden, dann wären solche Verschiedenheiten, die ein glückliches Miteinanderleben nicht zulassen, zutage getreten und der Rücktritt wäre besser gewesen als die Eingehung einer Ehe, die nun durch kleine Reibereien und große Differenzen das Leben beider Teile verbittert.

Die konventionellen Heiraten lassen natürlich eine vorherige Prüfung nicht leicht zu. Eingehend habe ich dieses Thema in dem Buche „Die Frau für den Nervösen" behandelt.

In der Ehe entdeckt dann der eine Teil bei dem andern ein Minus an Logik, eine Summe von Vorurteilen, Kleinlichkeiten, Prüderie und Pedanterie — und nun ist ein Ineinandertauchen so ziemlich ausgeschlossen.

Zumeist sind es Menschen, die den Unterschied zwischen harmlosen Dingen, bei denen nachzugeben ist, und zwischen eingreifenden Fragen nicht genügend würdigen; so werden unbedeutende Vorkommnisse die Ursache der Entzweiung, so werden kleine Dinge und Schwächen aufgebauscht, so wird eine impulsive Ansichtsäußerung, die erst gar nicht so wichtig sein sollte, die Ursache zu häufigerem Aufeinanderplatzen, bis beide Teile sich vor Kränkung und Zorn nicht mehr zu fassen vermögen, bis eine Tränenflut des Weibes und ein Wutausbruch des Mannes die Situation ins Unerträgliche steigert.

Die Versöhnung geschieht sehr oberflächlich und wenn der eine Teil zur Grübelei und zur Verbitterung neigt, so wird bei dem nächsten Streite der vorhergegangene hinzuaddiert.

Derartige Ehen gibt es in jeder Gesellschaftsklasse.

Es nützt nichts, wenn beispielsweise der Mann Einsicht genug hat und der Frau kleine Dummheiten und Sticheleien verzeiht; denn wenn der Frau Milde und Sanftmut im nötigen Maße fehlt, so wird der Mann immer wieder gezwungen, sein Recht und seinen Standpunkt zu behaupten, er mag das noch so ruhig tun; wenn die Frau unzugänglich ist für sachliche Auseinandersetzung, so muß der Mann sich wehren, wenn er nicht zum Pantoffelhelden avancieren will.

Umgekehrt: Fehlt dem Mann die Toleranz und die verzeihende Klugheit und Nachsicht sowie das rechte Unterscheidungsvermögen, so ist wiederum ein friedliches Zusammenleben nicht möglich, selbst wenn Herzensneigung vorhanden ist; denn kleine Differenzen werden bei dem Mangel des Sichverstehens immer wieder den Anlaß zu wirklichem Zank geben.

Zeitgenosse und Gegner Bruno Bauer suchte seinem Namen Ehre zu machen und fuhr den Wagen seiner Milchwirschaft selbst zur Stadt. Bauernphilosophen wurden sie nicht. Konrad Deubler aber vereinigt wirklich eine gewisse Totalität des Einfachsten und des Schwierigsten in sich. Dies Suchen, dies Leiden für seinen Drang, diese Treue stellt ihn doch höher als den schlichten, liebenswürdigen verträglichen Bauern von Uster.

So repräsentieren sie uns ihre Zeiten. Klijogg stellte eine ästhetische Epoche dar, die nach Humanität, nach Harmonie, nach Gleichgewicht aller Geisteskräfte, nach Ausgleich aller sozialen und intellektuellen Klüfte rang. Konrad Deubler vertritt eine politische Periode, in der alles Philosophieren, alles Arbeiten, alles Denken, Reden, Schreiben dem leidenschaftlich gefühlten Bedürfnis nach Beseitigung unerträglich gewordener Fesseln dienen muß. Zu Klijogg kommen die Gelehrten und die Prinzen; Deubler nähert sich den Forschern und den Schriftstellern. Eine gewisse Herablassung ist dort auch bei den Wohlwollenden nicht zu verkennen; ein lebhaftes Gefühl der Gemeinschaft läßt die Feuerbach, Haeckel den Bauernphilosophen von Goisern als den Ihren einer anerkennen. Klijogg denken wir uns von Salomon Geßner allenfalls noch von Ludwig Richter gezeichnet; von Konrad Deubler haben wir eine scharfe Photographie. Daran ist kein Zweifel: künstlerisch wohltuender wirkt der philosophische Bauer — wie seine Zeit. Aber er läßt uns kühl; und im Hochgefühl schwellt unsere Brust, wenn wir so tapferer Kämpfer gedenken, so treuer Bekenner, wie der Bauernphilosoph es war — und seine Zeit.

Grundfragen vor der Ehe.

Plauderei von **P. Paul Liebe, Augsburg.**

Zumeist lernen sich die Brautleute nicht kennen, so daß sie aus den Mißverständnissen nicht herauskommen.

Sie finden nicht den Mut, miteinander zu sprechen wie Freunde, die offen und ohne Scheu erörtern, was zur Klarheit und Ruhe führt.

Es kommt nicht zum Austausch der gegenseitigen Ansichten über die Grundfragen, die für ein ersprießliches Zusammenleben zweier Menschen bestimmend sind. Und doch ist von größter Wichtigkeit die Übereinstimmung wenigstens einiger Grundzüge beider Personen.

Wenn beiderseits das Mindestmaß der Ähnlichkeit in zeitgemäßen Anschauungen und gesunder Beurteilung des äußeren und inneren Lebens vorhanden ist und beide sich innerlich anziehen, so ist — die ungefähre physische Gleichwertigkeit vorausgesetzt — eine in Gleichgiltigkeit nieder-

Dabei habe ich natürlich die modernen Ehen im Auge.

Einsicht und guter Wille machen viel, aber der Wille zur Verständigung genügt nicht, wenn nicht ein Zusammentreffen der Hauptansichten und eine Begegnung von innen heraus stattfindet.

Immer ist es möglich, wegen der Hauptsachen vorher einen Vergleich zu ziehen, ob ein einheitliches Zusammengehen möglich ist. Die Liebe allein führt zu keiner glücklichen Ehe, wenn nicht auch dem Verstande nach ein Ausgleich stattfindet.

Die Hausfrau.

Eine Wiener Skizze von **Fritz Stüber-Gunther**.*)

Weit draußen am Ende des ehemaligen Vorortes, dort, wo ungepflasterte, mangelhaft beleuchtete Gassen auf dürre Grasheiden und an verkrüppeltes Gehölz führen, stand das Haus der Witwe Frühwald. Seine schmale, verwahrloste Stirnseite, sein düsterer Flur, die rostigen Eisengitter seiner offenen Gänge und der übelriechende hölzerne Schöpfbrunnen im Hofe ließen es viel älter erscheinen, als es war.

Ein kühler Spätsommerabend senkte seine Schleier auf die ärmliche Gasse. Mit einem verschossenen, dunkelgrünen Halbseidenkleide angetan, kauerte die alte Frau Frühwald auf dem wachstuchüberzogenen Sofa zwischen den beiden Fenstern ihres Wohnzimmers. Vor ihr auf dem Tische lag aufgeschlagen ein ungeheures Gebetbuch, in dem sie mit angestrengten Augen eifrig las. Zu ihren Füßen streckte sich ein hochbetagter Pudel in unruhigem Schlummer.

Halb einem Trödlerladen und halb einer Kapelle glich das enge, dämmernde, mit Möbeln jeglicher Gattung und Herkunft vollgeräumte Gemach. Einen schreienden Gegensatz zu der bunten, altmodischen Umgebung machte ein feuerfester Geldschrank solider, wenn auch nicht gerade jüngster Konstruktion, in dem Frau Frühwald ihre bescheidenen Reichtümer vor der neidischen Mitwelt zu verschließen pflegte.

Regungslos saß die alte Frau, das faltige, ledergelbe Antlitz tief auf die abgegriffenen Blätter gebeugt. Da ertönte von der Gasse her, erst schüchtern und stoßweiße, dann immer lauter das schrille Kreischen einer Fabrikspfeife. Bald antworteten eine zweite, eine dritte, eine vierte aus verschiedenen Richtungen und Entfernungen. Als der letzte Laut erstorben war, klappte Frau Frühwald das Gebetbuch zu und erhob sich. Gähnend und widerwillig folgte der Pudel ihrem Beispiele. Sie schlurfte zu einem der beiden großen, schwarzen Küchenschränke und entnahm ihm

*) Aus dessen neuem, launigem und warmherzigem Büchlein „Ausg'steckt". (Wien. Robert Mohr. 1908.)

In manchen Eigenheiten müssen beide Teile verschieden sein, sonst ist der Bund ein langweiliger, aber sie müssen verstehen, über Alltägliches, Unbedeutendes hinwegzukommen, und in großen Dingen müssen sie eben übereinstimmen, wenn sie sich nicht fortwährend wehe tun wollen.

Oft sind sich zum Beispiel die Gatten in der Meinung ähnlich, nur im Ausdruck verschieden und weil durch die Verschiedenheit des Wortes nicht gleich die gewünschte Empfindung wie bei dem einen Teile ausgelöst wird, kommt es zum Streite, wenn der betreffende Teil bei seiner Ausdrucksweise beharrt, statt in der Sache selbst sich dem anderen zu nähern und auf einseitige Begriffsbestimmung zu verzichten.

Ein großer Schaden in der Ehe ist es auch, wenn es an der rechten inneren Ehrlichkeit und an einem rückhaltlosen Vertrauen fehlt.

Wiederum liegt es daran, daß beide Teile sich nicht genügend kennen lernten, sie sahen sich einigemale, gewannen einander lieb und zeigten sich von der besten Seite, ohne in die Tiefe zu gehen.

Kommt dann der Alltag, dann schwindet das schöne oberflächliche Bild dahin — und eine furchtbare Enttäuschung zerstört den ganzen Zauber.

Oft fehlt die Einsicht, mit Hilfe derer die eigene Rechthaberei bekämpft werden könnte.

Sehr viel kommt auch darauf an, ob die Geschmackrichtungen zusammenpassen.

Ein Mann, der die vornehme Einfachheit liebt, wird das Extravagante, das Auffällige, das sich bei der Frau oft unvermutet zeigt, sehr unangenehm empfinden. Und wenn er ihr sagt, er hasse die auf das Hypermoderne abgestimmte Auffälligkeit, weil sie geschmacklos ist und von einem Mangel an Bildung zeugt, so kann er über die Antwort, „es fehlt dir an Schönheitssinn oder an Sinn für die Fortschritte der Kultur“, freilich sehr entrüstet werden.

Namentlich wenn der Mann einen gediegenen Geschmack besitzt und wenn er von jeher ein Verständnis für eine einfache Eleganz hatte.

Wenn in der Richtung auf den Geschmack die Ansichten im großen Ganzen nicht übereinstimmen, so kann das allein zu einer nicht versiegenden Quelle des Verdrusses werden.

Der Mann hat häufig sehr viel Sinn für ein schickes, anmutiges Auftreten; aber er bringt die Frau nicht dazu, daß sie den Unterschied zwischen geschmackvollem und graziösem Arrangement und einem bewußt gesuchten pomphaften Sichgeben einsieht.

Umgekehrt wird eine Dame von Distinktion und geläutertem Geschmack dem Manne nicht folgen können, wenn er sich in der Ehe als Geck äußerlich oder innerlich entpuppt.

Da habe ich nun einige Klippen gezeigt, an denen das eheliche Glück zerschellen kann.

„Was denn? Habns am End kein Zins?“

„O ja,“ fiel die andere hastig ein, „a bisl was schon, nur n ganzen net. Ein Gulden bring i halt derweil, das übrige kriegetens am Dienstag.“

„Sie, Pichlerin,“ sagte die Hausfrau hart und klopfte mit dem Bleistift auf die Tischplatte, „das kann net so weitergehen. Sie bleiben allerweil im Rückstand.“

„Nur das einemal habens noch Geduld, Hausfrau! Mein Mann is halt in derer Wochen wieder zwei Täg glegn. Aber es wird so bald net wieder vorkommen.“

„No, i bin neugierig. Alsdann gebns her den Gulden. Und daß i den Rest am Dienstag krieg! Sonst is s aus mit uns zwei. Verstanden?“

„Sie können Ihnen verlassen, Hausfrau, am Dienstag. Adieu derweil. Sag schön Küss d Hand, Karl!“

„Tüss die Hand!“ piepste der Range und barg sein schmutziges Gesicht in den Rockfalten der Mutter. Diese verließ mit ihren Sprößlingen eilig das Zimmer.

Und wieder und wieder öffnete sich die Tür, und verkümmerte Weiber, verprügelte Kinder, bresthafte Männer kamen der Reihe nach herein und legten Geld, an dem Schmutz und Schweiß klebte, auf den Tisch oder stammelten auch verlegene Entschuldigungen, die sehr ungnädig aufgenommen wurden. Endlich, es war bereits völlig Nacht geworden, hörte das Kommen und Gehen auf. Frau Frühwald überzählte das vor ihr liegende Geld und verglich es mit ihren kurzen, nur ihr selbst verständlichen Aufzeichnungen. Dann klopfte sie abermals wie vorhin auf den Boden. Die Hausmeisterin, Frau Vogel, erschien alsbald.

„Sie, Frau Vogel, das war heut ein miserabler Samstag. Sie müssen Ihnen mehr annehmen um mich, daß ich meinen Zins krieg.“

„Ja, aber was soll denn i tun, Hausfrau? I sags den Leuten ja eh in einemfort, der Zins, sag ich, is die Hauptsach . . .“

„Um drei Gulden,“ unterbrach sie Frau Frühwald, „hab ich heut wieder weniger eingnommen, als ich grechnet hab. Hörns zu. Die Pichlerin muß am Dienstag noch achtzig Kreuzer bringen, sie hats heilig versprochen; die Blumenmacherin vom zweiten Stock hat bitt't, das s von der nächsten Wochen an alle Tag ein Sechserl zahlen darf und am Samstag den Rest, auf einmal wirds ihr zviel; der Schredl, der Markör, hat schon wiederum gar nix zahlt, weil er noch immer vazierend is, dem wird am Montag aufgsagt. So. Und was is s jetzt mit dem Maschinschlosser, dem Medek? Der war gar net herobn.“

„Der Medek? I hab mirs denkt!“ sagte die Hausmeisterin zögernd.

„Was heißt das, Sie habns Ihnen denkt!“ fuhr die Hausfrau auf. „Was soll i denn mit so einer dummen Red anfangen? Mein

eine klirrende Petroleumlampe, die sie mit zitternder Hand entzündete und nach dem Tische trug. Dann ging sie in die Küche und holte ein Stück Holz. Mit dem klopfte sie, einen der Teppichfetzen in der Mitte des Zimmers emporhebend, mehrmals heftig auf die nackte Diele.

„Wo nur das Weibsbild heut wieder bleibt!" murmelte sie dabei ärgerlich.

Gleich darauf erhob der Pudel ein heiseres Gekläff, und ein mageres, gebücktes Weiblein trat mit furchtsamen Geberden ins Zimmer.

„Frau Vogel," rief ihr die Frühwald scharf entgegen, „Samstag ist heut!"

„I weiß s eh, Hausfrau," erwiderte jene in demütigem Tone.

„No alsdann, wann Sies eh wissen, warum tuns denn dann net Ihnere Schuldigkeit? Gehns zu die Wochenparteien und sagens ihnen, sie können schon Zins zahln kommen. Sie sind jetzt schon lang gnug Hausmeisterin bei mir, daß i Ihnen das net immer wieder zschaffen brauchet."

„I wär ja eh glei gangen," entschuldigte sich die Getadelte. „I hab halt gmeint, es is noch ein bisl zfrüh."

„Ah was, zfrüh! In einer halben Stund is s nacher z spät. Sechse habens pfiffen, jeden Augenblick müssen die Männer aus der Arbeit zhaus kommen. Alsdann schauns dazu, daß mr unsern Zins kriegn!"

Seufzend entfernte sich die Hausbesorgerin. Frau Frühwald schraubte den Docht der Lampe höher, zog aus einer Lade des Schreibspindes mehrere schmierige Zettel und ein winziges Bleistiftstümpfchen und legte beides vor sich auf den Tisch. Dann blickte sie gespannt nach der Tür. Nach einer Weile öffnete sich diese langsam und ein etwa zehnjähriges Mädchen mit zerzaustem, strohblondem Haar trippelte herein:

„Küss d Hand, Hausfrau!"

„Grüß di Gott. Hastn Zins?"

„Ja, Hausfrau. Da schicktn der Vater." Und damit öffnete das Kind die krampfhaft geballte Linke und ließ ein Häuflein nickelner und kupferner Münzen auf den Tisch fallen. Die Hausfrau besichtigte und zählte sie aufmerksam: „Ein Gulden, eins fünfzig, sechzig, fünfundsechzig. Gut is s!"

„Küss die Hand!" Und draußen war die Kleine, viel rascher, als sie gekommen. Die Hausfrau schob das Geld beiseite und machte auf einem der Zettel eine krause Notiz.

Gleich darauf ging die Tür zum zweitenmal. Ein junges, schlampig gekleidetes Frauenzimmer, einen Säugling auf dem Arme, einen verhungerten Knaben neben sich herziehend, näherte sich dem Tische.

„Gutn Abnd, Hausfrau. Sinds net bös . . . I tät halt recht schön bitten . . ."

lehnte und hinausstarrte. Dann polterte er plötzlich ohne Gruß zur Tür hinaus.

Frau Frühwald sah ihm kopfschüttelnd nach. Hierauf raffte sie die Münzen zusammen, schrieb noch einige Ziffern auf die Zettel und sperrte Geld und Papiere in den feuerfesten Schrank. „Ich kann dem Medek net helfen,“ brummte sie, „ich brauch die paar Groschen notwendiger, als wie die dummen Leut glauben. Die Steuern werdn alle Tag höher, und lebn muß ich doch schließlich auch. Gut lebn wir ja eh net, wir zwei, gelt, Burscherl?“

Der Pudel, an den die letzten Worte gerichtet waren, glaubte daraus eine Anspielung auf das nahe Nachtmahl zu vernehmen. Er sprang in die Höhe und wedelte freudig mit dem Schwanze. Frau Frühwald ging durch die Küche bis zur Außentür, drehte den Schlüssel zweimal im Schloß herum und befestigte die Sicherheitskette in ihrer Öse. Nachdem sie also ihr Heim verwahrt hatte, nahm sie, zurückkehrend, aus einem der Kasten ihr Abendbrot, Streichkäse und ein Endchen Wurst, und verzehrte es in friedlicher Gemeinschaft mit dem Hunde, dessen Aufregung bereits aufs höchste gestiegen war. Dann leuchtete sie mit der Lampe in alle Ecken und Winkel. Ihr Auge fiel auf den großen wächsernen Christuskopf an der Wand, der bleich und traurig unter dem Dornenkranze auf sie herabsah. Sie stand still und dachte nach. „Ich werd dem Medek doch nicht gleich aufsagen,“ sprach sie leise vor sich hin. „Er derbarmt mir. Alsdann warten mr halt in Gottsnam noch ein paar Tag . . .“

In seiner dumpfen Hofwohnung wälzte sich der Schlosser Medek schlaflos auf dem Bette. Wirre Gedanken jagten durch sein Hirn und wollten sich zu einem entsetzlichen Plane ballen. Er drückte die Augen zu, aber durch die gesenkten Lider sah er immer wieder klar und deutlich dasselbe Bild: eine alte Frau am Fenster, die seiner Not hartherzig das Ohr verschloß und daneben im Lampenscheine Geld, viel Geld zu Häuflein aufgeschichtet, und nur einen Schritt weiter weg ein eisernes Ungetüm, das noch weit mehr Geld in seinem Bauche barg. Wenn er es ihm entreißen könnte! Wenn es möglich wäre, daß all der Reichtum *sein* würde! Möglich? Und warum sollte es unmöglich sein? Die Frau war alt und schwach und unbeliebt und hauste mutterseelenallein, und vielerlei Menschen gingen tagsüber bei ihr aus und ein. Mit ein wenig Schlauheit und Enschlossenheit —! Dem Manne schauderte. Stöhnend vergrub er sein Antlitz in die Kissen.

Draußen stieg der Mond höher und höher. Nun stand er gerade über dem Hofe. Er schüttete seine Strahlen über den Brunnen vor Medeks Tür und warf den Schatten des plumpen Schöpfwerkes durch das kleine Fenster an die Wand, an welcher Medeks Lager war. Und

Geld will i, net Ihner Denken. Is er am End gar net zhaus, der Medek?"

„O ja," erwiderte die Vogel leise. „Er hat si unten in seiner Wohnung beim Brunn eingsperrt und spielt si mit sein kranken Kind, der Wettl, was erst die Diphteritis ghabt hat."

„Glei soll er zu mir raufkommen, lass i ihm sagn."

Die Hausmeisterin ging. Einige Augenblicke später trat ein berußter, vierschrötiger Gesell mit schweren Schritten ein.

„'b die Ehre?"

„Gutn Abnd, Herr Medek. Sagns mir, was is denn das mit Ihnen? Sie zahln schon wieder kein Zins und lassen Ihnen net einmal anschaun?"

„Bitt ich Ihnen recht schön, Hausfrau," würgte der Gescholtene mit scheuem Blick heraus, „wenns möchten mir noch paar Tag warten, Werd ich ja sicher zahlen, bis hab ich wieder Geld. Aber Leich von Frau hat halt so viel kost't, und dann Krankheit von mein klane Madl — und so —" Er fuhr sich mit der geschwärzten Faust über die Stirn. „Is halt schwer bei so armen Teufel."

„Ah was," antwortete Frau Frühwald zornig. „Sie habn ja ein ganz schön Verdienst und kommen nie aus. Und übrigens geht mich das gar nix an. Heut is schon die dritte Wochen voll, seitdem s mitn Zins zruckbliebn sein."

„Weiß ich eh," murmelte der starke Mann. „Ebn deswegn hab ich mir gar nicht rauf getraut."

„Alsdann, so zahlns heut wenigstens die Hälfte!"

„Ich kann ich nicht."

„Alsdann ein Drittel! das werdns doch können?"

Diesmal antwortete der Gefragte nur durch stummes Schütteln seines großen, eckigen Schädels.

„Na, wissens", platzte jetzt die Hausfrau heraus, „das ist aber stark! Glaubn Sie, ich werd Ihnen den Zins einfach schenken? Ah, da irrns Ihnen? Am Montag kriegns die Aufsag und klagt und pfändt werdns extra. Fertig. Empfehl mich!" Und damit drehte sie ihm den Rücken, ging zum Fenster und sah in die Nacht hinaus.

Medek blieb noch eine Weile stehen, als erwarte er eine Änderung dieses grausamen Entschlusses. Als nichts dergleichen geschah, wollte er sich zum Gehen wenden. Da fiel sein Blick auf das Geld, das noch immer im Schein der Lampe auf dem Tische lag, und dann in unwillkürlicher Gedankenverbindung auf die eiserne Kasse, die an der Mauer halb im Schatten stand. Sein Auge leuchtete drohend auf, seinen Mund umzuckte ein tückisches Lächeln. Seine Faust krampfte sich zusammen. Er maß die Gestalt der alten Frau, die von ihm abgewandt, am Fenster

und dies ist das Traurigste — gewährt auch nicht das geringste Ersprießliche; denn man denke, wie viele schöne Gedanken und Empfindungen könnten in der Zeit durch das Herz der Jungfrau gehen und ihr geläufig werden, während sie zusammengebeugt und eingeknickt die mechanische Arbeit verrichtet und in den gefärbten Wollknäueln wirtschaftet. Ja, dieses langsame tote Nachstechen von Form in Form verödet das Herz, und der Geist wird dumpf und leer.

Die Nachwelt wird einmal staunen, daß die Töchter der ausgezeichnetsten Geschlechter drei Vierteile ihrer Jugend auf so geistloses Tun verwenden konnten, wodurch ein Zwitterding von Kunstwerk und Prunkstück zustande kommt, daran das Verdienst eine Million Stiche war.

Dann welcher Nachteil für die Gesundheit, wenn der blühende, drängende, treibende Jugendkörper zusammengeknickt wird und in einer Stellung stundenlang verharrt, die ihm unnatürlich ist, und im Eifer der Arbeit noch unnatürlicher gemacht wird durch vermehrtes Bücken, durch das Andrücken des Rahmens an die Brust, und dergleichen.

Wirklich, dachte ich oft, wenn ich so eine holde, aufknospende Gestalt über den Rahmen hängen sah: — du liebe, arme Blume, man hat einen finstern Topf über deine Herzblätter gestürzt, daß du nichts weißt von Luft und Sonne; — wenn du statt dessen diese Zeit durch in die Strahlen gestellt würdest, die aus so vielen großen Herzen der Vergangenheit auf uns herüberleuchten: Wie würdest du daran deine Blüte entfalten können! — Wenn du statt dessen in den Hauch Gottes gestellt würdest, der von Bergen zu Bergen weht: Wie würdest du die großen frischen Blätter deiner Seele auftun, und froh erstaunen über die Schönheit der Welt!

Freilich sagen die Guten: „Aber es freut uns, solches zu bilden und dann unserer Hände Arbeit in der lieben Wohnung zu erblicken und uns zu freuen, wenn sie dem Geräte zur Zierde dient, und uns an den Werken einstens in die schöne Jugendzeit zurückzuzählen.“

„Ihr Lieben, Holden!“ sag' ich dagegen — „ja bildet nur, aber gleich noch etwas Schöneres, wenn ihr schon den Bildungstrieb habt — etwas, das noch dazu leichter ist; — lernet, daß es ein Schaffen gibt, ein Erschaffen des eignen Herzens, Bildung dieses schönen Kunststückes, Ansammlung und Eigenmachung der größten Gedanken, welche erhabene Sterbliche vor uns gedacht haben und uns als teures Erbstück hinterließen; ja, lernet, daß ihr leicht in der wahren Kunst etwas zu machen verstehen werdet, was aus der freien Seele quillt, nicht als Aftertrieb eines fremden Stammes, und woran ihr als an einer viel schönern Blumenkette in eure Jugend zurückgehen könnet. Wenn ihr mir aber vorhalten könntet, es freue euch nun einmal so und nicht anders, und die Freude sei der Zweck: Dann widerlege ich euch nicht mehr; denn

gerade ober seinem Haupte zeichnete sich der Schatten ab, scharf und riesengroß: der breite Röhrenschaft, der schlankere Schwengel, der wagrecht darüber hinausragte, und die dünne Pumpstange, die daran herabhing. Schwarz und unbeweglich lag das Schattenbild auf der hellen Tünche. Aber nicht mehr den Umrissen eines Brunnen glich es, sondern einem fürchterlichen Phantom, welches das Ende des traurigen Weges bezeichnete, den der Schlosser Medek soeben in halbem Traume antrat.

Stricken und Sticken.

Von **Adalbert Stifter.**

Da dieser ewige Strickstrumpf, an dem unsere Jungfrauen nagen — es gibt nichts Öderes und Geistloseres als das unendliche Fortbohren und das Zuschauen eines unglücklichen Mannes. Wohl wird es zuletzt zur Gewohnheit, und sie können so schön und frei denken, ob sie stricken oder nicht — aber es ist nicht wahr; denn welche kostbare Zeit verlernten sie an dem Ding, und verlernten dabei das schöne freie Denken mit, welches Denken übrigens bei jeder fortgesetzten einförmigen Körperbewegung immer etwas von dem Wesen dieser Bewegung annimmt. Ersparnis ist es in den meisten Familien auch nicht; denn sonst müßten sie sich folgerechter Weise auch die Schuhe machen und noch andere teuere Sachen — aber wo Ersparung not tat, hätten die Töchter etwas Besseres lernen können, um sich damit Strümpfe genug und all die teueren Sachen obendrein zu verdienen. Es ist Unglück genug, daß bei dem Unsinne des Verschwendens, der sich der Welt bemächtigte, ohnehin ein so großer Teil der Menschen verdammt ist zur lebenslangen Arbeit des Körpers, daß er kaum Zeit hat, zum Himmel zu schauen, wie er so schön blau ist. Dazu hat uns Gott nicht gemacht, und Jahrtausende werden vergehen, bis wir natürlicher, d. h. geistig reicher und körperlich einfacher werden.

Ferner das Sticken, von dem ein Lehrer sagte, es sei die sündenvollste Zeitverschwendung; denn das endlich fertige Ding sei kein Kunstwerk; ist es schön, so ist das Vorbild schuld, nicht die Nachmacherin; meist aber bleibt es hinter dem mittelmäßigsten Gemälde zurück, und kann solches auch seiner Verfertigung zufolge nicht erreichen, kostet aber so viel Zeit und Mühe, daß man mit derselben ein wahrer Künstler in Farben werden könnte — ferner als Geräte dient die Stickerei nicht, da zu viel Zeit und Geld daran haftet, als daß man sie sofort ohne Umstände gebrauchen könne, da man Polster, Teppiche u. s. w. sehr geschmackvoll haben kann, und um weit geringere Mühe und Preise. Das Machen —

Kannst du im Sturm ein Kinderherz gewinnen,
Mit Lust daran!
Laß plänkeln Elfen, Prinzen, Königinnen;
Die Zwerge voran!
Nun alle Weihnachtsengel vor zum Sturme
Mit dem Jesulein!
Schon weht, schon weht das Banner weiß vom Turme —
Die Burg ist dein.

Der Tod der Kaiserin Elisabeth von Österreich.

Septembermittag. Linde Lüfte kosen,
Blau wie der Himmel lacht der Genfersee.
Die laue Luft ist schwer vom Duft der Rosen,
Der letzten Sommerrosen von Vevey.
Der Großstadt dumpfes Poltern, Donnern, Tosen
Verklingt am weißen, mittagstillen Kai.
Dort liegt der Dampfer . . . Alles still im Kreise . . .
Nur von den Bergen fern lockt Hirtenweise.

Zwei Frauen kommen aus der Stadt geschritten.
Ein Fremder fragt: „Wer ist in Schwarz die Frau?"
Ein Schal ist von der Schulter ihr geglitten,
Einer Göttin würdig ist ihr Körperbau.
Sie ist nicht jung. Man sieht, daß sie gelitten.
Doch kindlich blickt ihr Aug' aus dunkler Brau.
Sie spricht. Welch süße Stimme! „Irma! Siehst du, Liebe!
Der Tag wird schön, der Morgen nur war trübe.

Du meinst, zum Sturme will es sich bereiten.
Nun sieh, kein Wölkchen und der See so klar.
Ach, Rosen! Spürst den Duft du? Zeiten, Zeiten!
Wo seid ihr, da ich Rosen trug im Haar . . ."
Ihre dunklen Augen, sehnend, groß sich weiten.
„Da ich noch glücklich, da ich — Mutter war!
Die Rosen, o wie schnell sind sie entschwunden!
Nur Dornen bleiben uns und Wunden — Wunden."

Schwer sank ihr Haupt herab, sie seufzte leise.
Dann sprach sie: „Heut sehn wir den Wunderhain,
Die Ermitage . . . lang träumt' ich von der Reise.
Unter Palmen schlafen meine Schmerzen ein.
Drum wie die Sehnsucht von Land zu Land ich kreise,
Von Meer zu Meer . . . welche Fahrt wird die letzte sein?
. . . Sie schrieben, ich soll mich nicht in die Schweiz begeben . . .
Man wollt mir ans Leben. Ach, dieses arme Leben!"

Rasch schritt sie hin. Die Schiffsirenen sangen.
Da kam ihr entgegen ein Bursche, sonnverbrannt,
Das Auge finster, bartlos Kinn und Wangen.
Ein Werkmannseisen trug er in der Hand.
Voll Hasses seine Blicke sie durchdrangen.
Den Weg vertrat er ihr zehn Schritt vom Strand.
„Gehst du in Samt, wir hungern, das sollst du büßen!"
Mit schwerem Schlag traf er die Brust der Süßen.

Um Hilfe schrie das Mädchen, doch sie wehret.
„Laß, laß. Bleib hier bei mir. Den Mann laß gehn.
Ein Armer war er . . . war vielleicht gestöret.
Gib ihm — er ist schon fort? Was ist mir doch geschehn?
Diese Schwäche, die die Glieder mir beschweret!
Deinen Arm . . . Ach, meine Brust! Es wird vergehn.
— Sind wir am Schiff? . . . Ich sehe nichts . . . Ich sehe
Dich, Irma, nicht . . . mein Herz . . . so weh . . . so wehe."

es muß Leute geben, die an derlei Freude haben, weil sie eine höhere nicht haben können, und ich erinnere mich, einmal mit Rührung einer geistesschwachen Frau zugesehen zu haben, wie es ihr innige Freude machte, viele blaue und grüne Steine auf den Tisch zu zählen, und von ihm auf die Bank und wieder auf den Tisch und so weiter.

Gesänge.

Von E. v. Handel-Mazzetti.*)

Ein Lied von den Kindern.

Kannst du erfüllen eine Kindesbitte,
Schlag sie nicht ab!
Du stehst, ein König, in des Lebens Mitte
Mit Kron' und Stab,
Des Volkes bill'ge Wünsche zu gewähren
Ist Fürstenziel;
Das Volk, das Kind, muß vielerlei entbehren,
Und wünscht so viel!

Und kannst du lösen eine Kindesfrage,
Ob groß, ob klein,
So sei die Antwort gleich dem Glockenschlage
Wahr, klar und rein.
Wenn du dem Mann statt Wahrheit Trug verkündigst,
Er kann's durchschau'n.
Das Kind ist arglos. Wehe, wenn du sündigst
Auf sein Vertrau'n!

Kannst du mit Kindern Kinderfreuden teilen,
O sel'ger Traum!
Heiß' deiner Sorgen düstre Rotte weilen
Am Waldessaum,
Und tanze mit den Kleinen Ringelreihen
In froher Rund';
Der Himmel mög' ein Kinderherz dir leihen
Für diese Stund'.

Und kannst du küssen eine Kindeszähre
Von Lid und Wang',
So tu's! Vergiß dein eigen Leid, das schwere,
Bis dir's gelang.
O wenn das Kind, getröstet durch dein Kosen,
Ins Aug' dir lacht,
So kühlt dir Balsam süß wie Duft der Rosen
Die Wunden sacht.

Ist Kindesunschuld dir in Hut gegeben,
O liebe sie!
Mit keinem Hauch, mit keiner Wimper Beben
Betrübe sie.
Berühr' den Schleier nicht, der Sünd' und Mängel
Dem Kind entrückt.
Berühr' die Einfalt nicht, die Gottes Engel
Und Gott entzückt.

---

*) Aus „Deutsches Recht und andere Gedichte" von E. v. Handel-Mazzetti. (Kempten. Jos. Köselsche Buchhandlung.)

Die Burg wie still! Im Saale die Fürstinnen weinen,
Sie umfangen den Vater, es streicheln ihm ihre Kleinen
Den weißen Bart.
Der Schlag, der alle traf, hat sein Herz gebrochen.
Sie war sein Lieb, die der welsche Bube erstochen
Mit dem Stahl so hart.

Der Abend sinkt... Die Töchter sind weinend geschieden.
Im Dämmer sitzt er und schließt die Augen, die müden.
...Vorbei, vorbei.
Durchs Trauergeläut er hört seine Hochzeitsglocken.
Wie ein Engel schwebt sie heran, den Kranz in den Locken
Und lacht wie der Mai.

Er fühlt ihre kleine Hand in seine sich legen,
Er fühlt ihren zarten Mund an dem seinen sich regen,
Sie küßte so leis!...
Vorbei, vorbei! Es hat im Garten gewettert,
Die alten Zypressen ragen, es liegt entblättert
Eine Rose weiß.

Nun springt er empor, seine Augen Feuer sprühen.
Er sieht das Eisen, dran blutige Flecken glühen,
Das die Brust ihr zerbrach.
„Du ärger als Kain! Eine bleiche Dulderin schlagen!
Du lebst? O Schmach! Die Erde muß dich noch tragen?
O Schmach! O Schmach!"

Auf den dunklen Gemälden ringsum die Schwerter blitzen,
Es heben die alten Kaiser sich von den Sitzen
Mit zornigem Mut.
Blutrote Steine funkeln an ihren Kronen,
Es liegen Habsburgs Feinde vor ihren Thronen
Gerichtet im Blut.

„Zeuch aus dein Schwert! Von Gott ist das Schwert dir gegeben.
Auf, Majestät! Verlange sein Haupt, sein Leben
Von der üppigen Schweiz.
Erst wenn mit eisernem Fuß du den Teufel zertreten,
Kannst du am Sarg der erschlagenen Königin beten,
Und vorm heiligen Kreuz.

So sprachen Carolus, Ferdinand, Leupold, die Alten.
Doch Schauer faßte ihn an wie vor bösen Gewalten.
Schweigt, rief er, schweigt.
Elisabeth! Du rede zu meinem Herzen!
Da stand sie vor ihm, wie die Mutter der sieben Schmerzen,
Das Antlitz geneigt.

In die herrlichen Haare, die schleiergleich sie umwallten,
In ihres Trauergewandes heilige Falten
Nahm den Mörder sie ein.
Und sie sprach: „Wer will meinen Herrn zum Haß bewegen?
Geliebter! Sei mild! Der Mann ist in Not gelegen,
Erbarm dich sein."

„In Not, mein Lieb?" Durch den Saal ein Schluchzen tönte,
Dann hob er empor die Stirn, die zweifach gekrönte —
Der Bann ist gelöst.
„Ja, Kind! Er war ein Elender und verlassen.
— Und doch! Wie konnt' er die süßeste Königin hassen!...
...Verwaist, entblößt...

Der Dampfer fährt nicht aus. Ein Rennen, Jagen.
Was gibt es? — Mord! eine Frau erstochen! Tot!
Schwarz wogt das Ufer, wie an Feiertagen.
„Wer tat's?“ „Ein Anarchist!“ „Dort bringt man ihn. Bei Gott,
Die Brut verdient“ — „Platz da!“ — Matrosen tragen
Die Bahre, drauf sie ruht — ach, weiß und rot!
Die Wunde rot in weißer Brust — Erkennen
Schauert durchs Volk — einen Namen hör' ich nennen —

Seht ihr die Stadt mit Flören sich verdüstern
Und schwarze Flaggen wehn am heitern Strand?
Vor dem Hotel endloses, banges Flüstern:
„Mord! Fürstenmord! Weh! Wehe unsrem Land!“ ...
Sie liegt im Kerzenschein, bewacht von Priestern,
Den kreuzgestorbnen Christus in der Hand.
Ein weiß Gewand umfließt den Leib der Reinen,
Die Priester beten, und die Frauen weinen.

Weint nicht zu laut! Nach Jahren, wach durchlitten,
Schläft endlich süß die arme Dulderin.
Es ruht vom Kreuzespfad, den sie geschritten,
In Frieden aus die irre Wanderin.
Denkt an das Schwert, das ihre Brust durchschnitten,
Als man den toten Sohn ihr bracht' nach Wien;
Denkt all der andern Dolche, die sie trafen —
Der letzte war der lindste — laßt sie schlafen!

Doch da sind die Kinder von Genf, und sie bringen Rosen.
Kommt! Kinder! Rosen waren ihre Lust.
Eine weiße steckt in die Flechten ihr, die losen,
Eine rote Rose legt ihr auf die Brust.
Leiser das Weinen, in der Stadt verstummt das Tosen,
Sie liegt und schläft, kein Schmerz ist ihr bewußt.
Die grünen Palmen über das Bett sich neigen,
Ein seltsam Raunen hebt sich in den Zweigen.

Es klagt: „O weh, wie ist dir doch geworden
So blutiges Los, du Königin, hold und rein!
Doch der dich schlug, nur Sterbliches konnt er morden,
Deine lichte Schönheit lebt gleich der Seele dein.
Laß Winterstürme dräuen von Ost und Norden,
Du ruhst unter Palmen, ewiger Frieden ist dein,
Dich tragen die Engel auf Händen, die Völker im Herzen,
Als die Liebe in Wunden, als die Schönheit in Schmerzen.“

Das Herz des Kaisers.

Die Martyrin ruht. Der Weihrauch steigt aus den Grüften.
Die Glocken Wiens verzittern bang in den Lüften.
Vorbei ist die Schau.
Zerrissene Kränze, zertretene Blumen lagen
Auf dem Wege, da man zur Gruft der Kaiser getragen
Die ermordete Frau.

Mit schwerem Schritte ziehen davon die Truppen,
Das Menschenmeer zerteilt sich in schwarze Gruppen.
Der Himmel droht.
Wie ferner Donner die tausende Stimmen schwellen,
Aus der Totenklage hört man den Schrei ergellen:
„Den Mörder zum Tod!“

Eintausender, auf denen noch Wiesenblumen wachsen, als einen Zweitausender mit bemostem Steinhaupte. Nach Kärnten war ich gefahren, um in Friesach, der alten Burgenstadt, eine Vorlesung zu halten. Nach derselben fuhr ich mit einem kärntnerischen Sangesbruder nach Villach, in der Absicht, von dort am nächsten Morgen heimzureisen. Die Anstrengung der nationalen Tat in Friesach war es kaum, die mich erschöpft hatte, doch fühlte ich mich müde, ohne aber in der Nacht einen Schlaf zu finden. Ein Ungemach, mit dem ich mich besonders auf Reisen abzufinden habe. Am nächsten Frühmorgen leuchtete ein wolkenloser Himmel über das Kärntnerland und seine herrlichen Berge. Mein Freund und ich gingen vom Hotel ins nächste Kaffeehaus, um zu frühstücken. Als wir nach demselben auf die Gasse traten, stand da ein Einspänner.

„Was kostet so ein Wagen nach Bleiberg?"

„Sieben Kronen, Euer Gnaden."

„Gut. Fahren wir. Sie, munterer Kärntner Poet, wollen Sie mit? Dann einsteigen, wir fahren sogleich."

Eine Minute später sind wir zur Stadt hinausgefahren.

„Ja, wohin geht's denn eigentlich?" fragte mein etwas verdutzter Begleiter.

„Nach dem Dobratsch natürlich."

Ohne Bergschuhe, ohne Mantel und Wanderstock, ohne Karte, ohne Proviant, kurz, ohne alles, wie man eben ins Kaffeehaus geht, so fuhren wir wegshin. Ich hatte nicht den Mut gehabt, vorerst im Hotel die nötigen Sachen zu holen, aus Furcht, es könnte sich bei einigem Herumtrödeln der Wille schwächen. Mit Hinterlassung unserer sieben Sachen und der Hotelschuld haben wir Villach fluchtartig verlassen. Im Westen, blau vor Ferne, stand der Dobratsch, am Himmel kein Wölklein, klar und rein die Luft. Das war ja ein Tag zum Schuldenmachen! Schon hatten wir die Dörfer St. Martin und Vellach hinter uns, der Wagen rollte sachte über eine Anhöhe. Auf der Hochebene urfrischer Fichtenwald, durch den die schöne tischglatte Straße zieht. Mitten im Walde malerische Häuser eines Kurortes. Mittewald. Über die Baumwipfel schimmern die Wände des Dobratsch her. Sie sind etwas näher gekommen, aber sie haben nicht mehr die weichen Linien, wie von der Ferne, sie sind höher, steiler, ruppiger, finsterer geworden. Man sieht auf der Spitze des Berges auch schon die Gebäude. Die Straße geht talwärts in einen Graben, der links von den waldigen Abhängen des Dobratschstockes, rechts von dem mit Felsgestalten besprenkelten Bleiberge begrenzt wird. Ein Bach rauscht uns entgegen in dieser Schlucht, bleifarbiges Wasser. Rechts am Hange lehnen noch Bauerngehöfte, weiterhin die Schutthaufen von Bergwerken. Am Wege wird von alten Leuten würfelförmiger Lehm bereitet für Pulversprengungen.

Mit deinem Blute die Hände sich zu röten!
Doch sie sollen ihn menschlich richten und ihn nicht töten!
Er ist arm und bloß.
Gott, wenn du mußt, so richte; ich will vergeben.
Herrscher bist du allein über Tod und Leben,
Du allein bist groß."

Er sah um sich, da schwellt es wie Grubenlichter,
Da tauchen empor der fahlen Händ' und Gesichter
Unzählige Zahl.
Das sind die Armen, durch Not in die Sünde getrieben,
Die tausend Enterbten, von leiblichen Nöten zerrieben
Und geistiger Qual.

O weh der magern, zitternden Kinderhände!
Nervig geworden, schleudern sie Rachebrände
In die Gärten der Lust.
Dann kommt das Gesetz, die Bestie niederzuschmettern,
Doch ein ander Gesetz lebt in den heiligen Blättern,
In des Edlen Brust.

Er sprach: „Mich jammert des Volkes und seiner Wehen!
Nicht heut noch jemals will mit dem Schwert ich stehen
Wider Sünder in Not.
Erbarmen küß ich, o Weib, mir von deinem Munde,
Der Schweiz will ich senden, gedenk deiner Todeswunde,
Für die Armen Brot.

* * *

Mein Kaiser und Herr! dir hab ich dies Lied gesungen.
Singen mußt ich's; so hat mir das Herz bezwungen
Deine Größe im Leid.
Verwehen wird, o mein teuerster Herr, dies Carmen;
Die Tat, die du heute tatest in heiligem Erbarmen,
Bleibt in Ewigkeit.

Ein Bergstieg auf den Dobratsch.

Von **Peter Rosegger.**

Noch vor wenigen Wochen mein Bedauern, die Besteigung des Dobratsch so lange verschoben zu haben, bis es zu spät geworden. Denn einen Berg von solcher Umständlichkeit und Höhe von unten bis oben zu Fuß zu besteigen, sei nichts mehr für mich und so müsse ich halt ins dunkle Gemach niedersteigen, ohne der Ostalpen schönsten Ausblick genossen zu haben.

Nun aber ist es doch geschehen, und zwar unter Umständen, unter denen nur Jugendübermut oder Alterstorheit so etwas angeht. Das viele Bedenken vorher hat mein Lebtag manche beabsichtigte Handlung erstickt und hier sollte eine unbedachte Handlung so köstlich gelingen. Die Sehnsucht nach dem mir unerreichbaren Berg hatte ich mit Vernunftgründen endlich zum Schweigen gebracht. Lieber gelegentlich zwei

Der Weg hatte in der Richtung gegen Villach allmählich den Berg halb umgangen. Der Wald wurde schütterer. Almboden. Die Fichtenbäume zerzauster, verknorrter. Zwischen diesen Beständen steht die Ottohütte. Ein Schutz- und Wirtshaus. Es hat schon Aussicht auf Villach und Mittelkärnten. Es steht auf halber Höhe des Berges; wir waren bereits über drei Stunden gegangen. Mittagsrast. Ein Glas prachtvoller Milch. Kaiserschmarren mit Kaffee. Ein Musikspielkasten drohte jeden Augenblick mit Kärntnerliedern. Ich wollte solche aber von der jungen Almerin hören, die unsere Wirtin war. Sie sagte, just heute wäre wieder der Tag, wo sie heiser sei. Mein Kamerad verstand das und drang nicht weiter. — Um 3 Uhr machten wir uns wieder auf den Marsch. Zuerst mit Wegabkürzung zwischen jungen Beständen steil an; zwischen durch im Südosten ein paarmal der Silberblick des Mittagskogels. Dann kamen Halterhütten unter alten, verknorrten Wetterbäumen. Dann kam glatter Almboden mit munterem Jungvieh und vor uns lagen die gewaltigen Hochkuppen, die sich von Villach aus so niedlich und gemütlich ansehen. Der Weg hat sich westwärts gewendet, geht stellenweise glatt und eben über die Matten hin, um dann wieder steil und steinig aufzusteigen. Die ganze Strecke her haben wir an diesem Wege die Drahtstangen des Telegraphen und des Telephons. Und die Höhenmaßstäbe verkünden in kürzeren Abständen die Zahlen: 1500 — 1600 — 1800 Meter! — Meine Beine waren leichter, meine Brust freier geworden. Eine unbeschreibliche Seligkeit war in mein Herz gekommen und hatte dort alle Lebensgeister aufgeweckt. Denn vor uns im Norden und im Süden begann sich die Herrlichkeit auszubreiten. Oberkärnten mit seinen braunen Bergzügen und Kuppen bis gegen die Tauern hin, Mittelkärnten mit seinen Seen und Hügeln. Mit Hügeln, die sie unten ebenfalls Berge nennen. Bis zum Zirbitzkogel und zur Koralpe reicht das Auge knapp. Weiterhin alles in undurchdringlichem Dunste. Plötzlich im Süden, über eine Einbuchtung her, erschreckend nahe, einige der roten, schründigen Wände der Julischen Alpen. Wie ein feuriger Hochaltar stand der Mangart in den blauen Himmel hinein. Hier hatte er noch keine Konkurrenz, hier war er noch der einzige. Dieses allmähliche Auftauchen einzelner Gruppen unterwegs hat für mich allemal einen fast größeren Reiz, als oben am Ziele das Gesamtbild. Die Berge von unten hinauf oder gerade gegenüber, solange ihre Umrisse noch in den Himmel hineinstehen, sind stets malerischer und imposanter anzuschauen, als wenn man sie vom höchsten Punkte aus sieht, wo hinter jedem Berge ein scheinbar noch höherer steht, bis im fernen Hintergrunde die kleinen Konturen zumeist in Dunst und Höhenrauch verschwimmen. In diesem Sinne sind die Vorberge dankbarer, als die Hochspitzen, die freilich des Interessanten sonst genug

Die Straße setzt über den Bach, macht ein paar scharfe Biegungen links den Berg hinan. An einer solcher Biegung war vor kurzem ein junger Mann verunglückt. Auf sausendem Rade kam er herab, fuhr mit aller Wucht an die Mauerbrüstung, das Rad blieb auf der Straße, der Mann wurde über die Brüstung hinweg in die Tiefe geschleudert. — Ein wenig weitet und lichtet sich das Tal. Es ist Almboden. Zerstreute Häuser, ein Kirchturm. Wir sind in Bleiberg. Alte, hochergiebige Bleibergwerke. Wir sind zwei Stunden lang gefahren und haben nun eine Seehöhe von 923 Metern. Hier verlassen wir das Tal. Es steigt weiter an, fällt dann gailtalwärts ab und trennt den Dobratsch von dem langen Gailtaler Alpenzug. So steht dieser riesige Bergstock da, isoliert von Tälern, zwischen Hochgebirgszügen, als wäre er eigens geschaffen für touristischen Hochgenuß.

Wir lassen den Wagen im Gasthause „zur Post" zurück und sagen, abends 8 Uhr würden wir wieder da sein, um in der Mondnacht nach Villach zurückzufahren. Nach kleinem raschen Imbiß beginnen wir um ½11 Uhr den Aufstieg. Der Berg schaut beängstigend unfreundlich herab. Zur Winterszeit hat dieses Hochtal wochenlang keinen Sonnenstrahl. Die finsteren Schatten der Felshänge und Kare bedrohen das Tal mit Lawinen. Ein letzter großer Lawinensturz vor 28 Jahren hat in Bleiberg 7 Häuser und 29 Menschen verschüttet.

In der Verfassung, wie man am warmen Sommermorgen ins Kaffeehaus geht, huben wir den Aufstieg an. Der Weg ist zwar gut angelegt, quer durch Wald hinan, und anfangs nicht steil. Aber mir begann doch ein wenig zu schwanen von der Torheit, in die der Dämon Bergrausch mich plötzlich gestürzt hatte. In vier Stunden könnten wir leicht oben sein, hatte der Postwirt gesagt. Aber das war ein Hochgebirgler. Wir könnten uns schon auf sechs Stunden gefaßt machen. Von hundert zu hundert Metern Höhegewinnung sind Stäbe mit der Zahl aufgestellt. Nachdem wir schon zwei Stunden gegangen waren, hatten wir erst 1300 Meter Höhe. Wir gingen und gingen und sagten kein Wort. Mein armer rüstiger Kamerad mochte vor Langweile fast vergehen neben dem überaus langsam schreitenden stummen Genossen. Aber er hielt treu bei mir aus. Ich spürte leise Asthmamahnungen. Die Brustbeklemmung steigerte sich, wie ein kalter Hauch von Erschöpfung schauerte es durch den Leib. Ein paarmal tauchte der Gedanke auf: Umkehren! Trutzig wurde er zurückgeschlagen. Am Knie des Berges umgekehrt zu sein, das ertrüge ich nicht. Nimm einen Bissen Brot zu dir. Lockere die Halsbinde. Gehe noch langsamer, schau nicht nach rechts und nicht nach links, schone den Atem, sprich kein Wort — hinaufkommen mußt du. Der Abstieg an diesem Tage noch war bereits in Vergessenheit gekommen.

Wallfahrer, die zu den Gnadenkirchlein heraufgestiegen waren. Jene Bergwanderer damals haben die Wunder der allherrlichen Gebirgswelt nicht gesehen und wir von heute sehen die Wunder der alten Kirchlein nicht; höchstens stehen wir ein paar Sekunden in ihrem kahlen, mit einigen geschmacklosen Bildwerken verzierten Raum. Wer soll denn auch da in der dunklen, frostigen Kapelle beten können, wenn draußen vor der Tür im Sonnenleuchten oder Stürmen Gott so unmittelbar sich offenbart!

Ich denke, daß die beiden Kirchlein einst als Votivkapellen zum Andenken an den großen Bergsturz erbaut worden sind. Vielleicht war ein Wallfahrtsort wie auf dem Berg Luschari geplant. Sicheres über den Ursprung dieser Kirchen habe ich nicht erfahren können.

Abseits von dem Touristenschwarm, der mit Lärm die Aussicht und den Sonnenuntergang bewunderte, stand ich an der höchsten Kante des Berges, voll stiller, dankbarer Seligkeit darüber, daß es mir noch einmal gegönnt war, von solcher Höhe aus unsere erhabene Alpenwelt anzuschauen. — Von Süden her wehte ein heftiger, lauer, feuchter Wind, der Fernsicht augenblicklich höchst günstig, aber keine Ursache zum Jubilieren . . . Die Aussicht von diesem Berge ist unbeschreiblich schön und weitaus mannigfaltiger, als etwa die vom Großglockner.

Ebene und Hügelland, kleine und große Seen, Täler und Flüsse, Wald und Alm, Schnee und Gletscher, meilenlang sich erstreckende Felswälle, großartig geformt und beleuchtet, und in der Ferne höchste Gipfel der Bergwelt. Ich nenne nur Gruppen. Südlich von Ost nach West: die Karawanken, die Julischen Alpen mit dem „zum Greifen" nahen Triglav, die karnischen Alpen, die oberitalienische Alpenwelt bis zu den fernsten Spitzen der Dolomiten. Über den italienischen Alpen lag ein weißes Meer von Nebel, aus dem nur einzelne Spitzen und Rücken schwarz hervorstanden. Solche Nebel am Abend hatte ich bisher noch nie gesehen und es war mir seltsam, daß Italien einen trüben Tag gehabt haben sollte, während über uns der klarste Himmel war. Es ist eigen: wenn im Lande Nebel liegt, da sieht der im Tale den Himmel nicht und der auf hohem Berge die Erde nicht. Doch ich merke die Aussicht nördlich an: Murtaler Alpen, Oberkärntner-Alpen und die Tauernkette mit ihrer scharfen Hochspitze, dem Großglockner. Auch die Dachsteingruppe, die Venediger-Gruppe, die Zillertaler Alpen schimmern niedlich gezackt aus unsicheren Weiten, und in fernstem Westen einzelne Spitzen der Ötztaler-Alpen. Tief unten und ganz nahe an beiden Seiten des Dobratsch das Bleibergtal und das Gailtal. In das letztere macht der Berg einen Absturz, der wahrhaft gräßlich zu nennen ist. Ich stehe hart an der Kante, sehe keinen Abhang, doch ganz unvermittelt das in seiner Tiefe blauende Tal vor mir liegen. Im Jahre 1348 zur Winterszeit ist hier ein Teil des Berges niedergebrochen und soll im Gailtale

haben. Jenseits des Gailtales, südlich, vor dem wildfelsigen Hochgewände, sehe ich einen schoberartigen Vorberg mit ein paar kaum bemerkbaren Gebäuden an der Spitze. Das ist der Berg Luschari, ein berühmter Wallfahrtsort. Von dem habe ich schon in meiner Kindheit gehört. Ein Nachbar von unserem Hofe war damals mit seinem Weibe nach dem Berg Luschari gereist, um eine große Sünde abzubüßen, die sie auf dem Herzen hatten und niemandem sagen wollten. Sie wanderten hinwärts acht Tage lang und zurück wieder acht Tage lang. Heimgekehrt wußten sie nichts zu erzählen, als daß sie in viel wildes Birg gekommen seien, die Leut' eine fremde Sprache geredet hätten und daß die Muttergottes Luschari ihnen eine rote Kerze mitgegeben hätte, die sie in ihrer Sterbstunde anzünden sollten. Die rote Kerze habe ich noch mit eigenen Augen gesehen, in ihr war das Gnadenbildnis der „Luschari-Mutter" eingeprägt, aber sie war schon stark niedergebrannt, denn jeder Sterbende in Alpel wurde mit dieser Kerze „abgeleuchtet".

Doch, zum Rückerinnern und Betrachten gab es heute keine Zeit. Anwärts, immer anwärts; dort an der Hochkuppe, über die der Telegraphenstrang läuft, wird ja das Ziel sein. Dort war aber erst Meterzahl 2000, das Ziel also noch nicht. Es beginnt eine karstige Hochebene mit Steinkaren und trichterartigen Löchern, und hinter derselben erst erhebt sich der letzte Kegel mit seinen Gebäuden. Nachdem wir den ersten offenen Blick nach Westen und die Tiefschau ins Bleiberger Tal genossen hatten, stiegen wir — immer ernst und stumm wie Einherier — das letzte steile Stück des Weges hinan. Nach nahezu achtstündiger Wanderung von Bleiberg aus traten wir ins Touristenhaus ein, an dessen Tor uns die Hausmutter, eine hübsche, lebensfrische Kärntnerin, mit einem „Grüß Gott!" empfing. Wir traten ins Herrenstübel und am Fenstererker zog's mich wie magnetisch auf die Bank, wo ich eine Viertelstunde regungslos und verschnaufend lehnen blieb. Mein treuer Weggenosse hielt sich an den anwesenden Touristen und Touristinnen nun schadlos für die stummen acht Stunden, zu denen er an meiner Seite verdammt gewesen war. Milch war auf der Alm nicht zu haben, also Bier her! Nach der Erfrischung neuerlicher Aufbruch, um vollends auf die nahe Spitze des Berges zu kommen und den Sonnenuntergang zu betrachten.

An diese 2156 Meter hohe Dobratschspitze hat man ein Dörfchen hingebaut. Ein Touristenhaus, ein dazugehöriges Unterkunftshaus, die sich nördlich an den Kamm schmiegen, ein deutsches Kirchlein, das auf der höchsten Spitze steht, und ein slowenisches Kirchlein, das knapp unter der Pyramide der nahen anderen Spitze im südlichen Gewände hängt. Der alte Teil des stattlichen Touristenhauses ist schon im Jahre 1810 erbaut worden; damals wohl kaum als Touristenhaus, vielmehr als Herberge für die

Landregen. Als der Morgen dämmerte, kam der Hausvater auch zu meiner Tür, um mich für den Sonnenaufgang zu wecken. Als ich aus dem Bette stieg, zitterten mir Arm und Füße. Langsam taumelte ich zur Bergspitze hinauf. Die Berge standen rein aber glanzlos. Kein Nebel lag auf den Höhen. Jedoch im Norden und im Westen waren die dunklen Gebirgszüge von dunklen Regenwolken nicht zu unterscheiden. Die Sonne, die hinter den Lavanttaler Alpen träge emporstieg, hatte ein verweintes Gesicht und barg sich bald wieder hinter den leichten Wolkenstreifen, die den östlichen Himmel durchzogen. Der Wind, der noch schärfer als gestern aus dem Süden kam, hat mich die Entwicklung der himmlischen Mächte nicht weiter beobachten lassen. Die beste Verteidigung dagegen, so schien mir, sei die Flucht. Im Touristenhause einen frischen Kaffee*) und dann bald nach 5 Uhr den Abstieg angetreten. So ein heißer Kaffee und so ein drohendes kaltes Wetter wirken Wunder. Ganz leidlich ging es talwärts über die Karste, über die Almen, durch den jungen Fichtenanwuchs. Um 7 Uhr in der Ottohütte ein Glas Milch besserte die Sache noch bedeutend, und als mein braver, besorgter Kamerad mich dort eingeholt hatte, ging es in gutem Marsch durch die Wälder dahin, ein paarmal von leichtem Regenschauer zu rascherem Ausschreiten angeeifert. Um halb 9 Uhr vormittags waren wir in Bleiberg, wo der Kutscher schon gespannt auf uns wartete.

Als wir vier Stunden später im Schnellzug den Ossiachersee entlang fuhren und zurückblickten auf den Schauplatz unserer Alpenfreude, wurde der Dobratsch bereits von fahrenden Nebeln umkreist und nach ein paar Stunden später soll er bis zur Ottohütte herab beschneit gewesen sein. Es war der erste einer Reihe kalter Sturm- und Regentage.

So unglaublich vernunftlos diese Partie unternommen wurde, so überaus glücklich ist sie ausgefallen. Nachher im Coupé hüllte ich mich in den Überrock, in den Plaid, den wir auf wilden Birg nicht gehabt und nicht gebraucht hatten. — Hochtouristen werden wohl die Achseln zucken über die Wichtigtuerei mit diesem Dobratsch, der eine Spielerei für zehnjährige Kinder sei. Für gesunde Lungen und junge Beine ist er's auch. Mir war er mehr. Mich erfüllt eine köstliche Befriedigung, daß ich das schöne Kärntnerland — seit vielen Jahren von mir in kreuz und krumm durchzogen — nun mit einem Hochblick noch einmal überschauen konnte — sei es zum Abschluß, sei es zum Vorspiel für künftige Wanderungen.

*) Auffallend in diesem berühmten Alpenhause ist die große Billigkeit, die besonders den Mitgliedern des D. u. Ö. Alpenvereines zuteil wird. Man bezahlt für Jause, Nachtmahl, Frühstück und das Zimmer, also für alles zusammen 2 K 82 h.

17 Ortschaften verschüttet haben. Dort unten liegt noch die Trümmerwüste, von kümmerlichem Waldgestrüppe bewuchert, darüber hin zieht sich der dünne Faden der Gailtalerbahn. Und das Gailtal mit seinen Hochbergzügen, seinem Flusse und einem blinkenden See liegt vor uns groß und abendlich düster und zieht sich fast gerade hin viele Meilen lang bis zur Grenze von Tirol. Die äußersten Punkte der Dobratschaussicht sind das Uskokengebirge in Kroatien, die Grenzberge der friaulischen Ebene, die Öztaler Ferner und der Dachstein!

Und siehe, die Hunderte von hohen Bergen, die da draußen untereinander wimmeln, verlieren an ihrer Würde; einer macht den anderen klein. Vor einem Berge, über dessen Haupt man hinwegsehen kann, verliert man die Ehrfurcht. Sogar der Berg, der uns zu solcher Höhe erhoben hat, liegt in seinen nächsten Hochalmen wie ein Tal vor uns, weil wir seine Plastik nicht mehr erkennen, seine steilen Hänge und Wände, die ihn so hoch tragen, nicht mehr sehen. Man hat nicht das Gefühl, als stünde man auf einem schwindelnd hohen Berg, außer man beugt sich über den Rand und blickt in die Täler, in welchen die Ortschaften wie Sandhäufchen daliegen.

In den Tälern brüten die Dämmerungen des Abends. Aller Augen sind dem Sonnenuntergange zugewendet. Aber die Sonne versinkt in ein Gewirre von zerrissenen Wolken, die sich über die Tauern und die Zillerthaleralpen hingelagert haben. Eine tiefe Glut des Himmels scheint diese Wolkenschlacken schmelzen zu wollen, aber endlich vergeht das Licht ohnmächtig und die Alpenwelt liegt dahin in kalter, nüchterner Dämmerung mit ihren verloschenen Schönheiten. Seine Hochaltarlichter zum Abendsegen hat der Herr diesmal nicht angezündet. —

Nun eilten wir, von heftigem Winde gepeitscht, dem Hause zu. Da gabs für die vielen anwesenden Bergbesteiger eine kleine Hungersnot. Es war aus dem Tale der Fleischträger noch nicht gekommen und so mußte man sich mit Brot und Eierspeise begnügen. Mir war's ganz recht; und ein Glas Rotwein dazu, das tröstete den müden Alten sehr. Als die Herrschaften dann aber mit den leidigen Ansichtskarten herankamen und ums Autograph ersuchten, flüchtete ich auf mein Zimmerchen. Es war ein schmuckes, reinliches Stüblein, wie man sie auch in Stadthotels findet. Das speziell Alpine daran waren nur die drei schweren Bettkotzen mit einer vierten, für die Zeit wüster Stürme, so die dicken Mauern wie einen zarten Schleier durchdringen. Das Fenster schaute gegen Nordwesten, aber man sah bloß ein graues Nichts. Nur die weißen Steine der nächsten Umgebung schimmerten im Mondlicht. Ich sank ins Bett, Gott dankend, daß auch dieser Tag seine Ruhe hat. Aber er hatte sie nicht. Ich habe keinen Schlaf gefunden die ganze Nacht. Nach Mitternacht begann es sachte zu blitzen von den Tauern her. Ich stimmte mich auf ein Gewitter, aber es kam keines. Schlimm, dann kommt ein

Mei liabsunnigs Feld.

D Früahlingszeit, d Früahlingszeit,
Gschwind is s vabei,
D Summaszeit, d Summaszeit
Rast schon im Gäu.

Rastn und ölta wern
Is nöt mei Gschmah,
Ölta wern, költa wern
Kam bald darnah.

I gspür mei siadats Bluat
Voll Kraft und Freud;
I bin a Tuanötguat,
Den nia nix reut.

Bleibn ma beinand mir zwoa
— Gelt, Schatz, du magst —
Bis daß d beim Hahnaschroa
Pfüat di Gott sagst.

Das Pfüat di Gott, das macht
D Summaszeit nah:
Steht rundum üba d Nacht
s Troad zeiti da!

* * *

Nöt für dei ganzi Welt,
Satan, du Schelm,
Kriagst mei liabsunnigs Feld,
Das ghalt i selm!

Das — und mein Übamuat,
Wann a da Neid
„Tuanötguat! Tuanötguat!“
Umadum schreit.

D Sunn is ewi.

Untatags, da spring und lauf i,
Lust und Arbeit rieglt s Bluat;
Und gegn Abnd, da steig i aufi,
Wo da letzti Sunnschein ruaht.

D Sunn, wanns hoam geht, tuat sie pfüatn
Mit an wundasama Gruaß;
Und wann d Sternderl d Welt toan hüatn,
Woaß i, daß i hoamgehn muaß.

Hoamgehn, hoam zu Ruah und Friedn!
Und i geh und trag koa Last.
Drunt hat uns da Herrgott bschiedn
Gar a stilli, süaßi Rast.

Schlafn toan ma, ruahwi schlafn
— Hoamli hüllt a Tram uns zua —
Bis uns der, der d Welt hat gschaffn,
Wieda aufweckt in da Fruah.

Ob ma seufzn, ob ma lachan,
D Sunn und s Lebn dö habn oan Lauf:
D Sunn is ewi! und mir wachan
In dar Ewigkeit nu auf.

Heimgärtners Tagebuch.

Anzengrubers Roman „Der Sternsteinhof“ gelesen. Mit großer Kunst ist dieser Roman geschrieben, aber unerquicklich! Lauter widerwärtige Leute, trutzige, brutale, dumme und falsche! Selbst an den paar „guten“ kann man keine Freude haben. Und die Tüchtigste, die Heldin, muß der Verfasser zum Schluß mit eigenen Worten rechtfertigen. Da empfand ichs wieder, die Form mag noch so glänzend sein, sie befriedigt nur halb, wenn der Inhalt widerlich ist. Aber daß ich mich erinnere, Anzengruber hat den Stoff zu seinem „Sternsteinhof“ ja von mir. In den Siebziger-Jahren veröffentlichte ich unter der Bezeichnung „Bauerntrutz“ meine Geschichte vom trutzigen Bauern, die dann ein Vorlesestück geworden ist. Anzengruber interessierte sich dafür und hat meine

Sunnschein.

Oberösterreichisches von Hans Mittendorfer.

A Liadl is zuagflogn.

A Liadl is zuagflogn
Beim Dirndl auf d Nacht,
Ma woaß s nöt, habns d Wind
Oda d Welln daherbracht.

Das haust in ihrn Herzerl
So munta und frisch
Wiar a Lerch in da Luft,
Wiar im Wassar a Fisch.

Und s Dirndl is drüba
Voll Jubl und Freud —
In da Fruah und gegn Abnd
Hats sei singadi Zeit.

In da Fruah und gegn Abnd
Lost da Herrgott selm zua
Und er woaß s, daß ar i
So gern zualosn tua.

Da schickt a ma gschwind
Bei an Engerl a Post
— Doh i hans nöt vastandn,
Han ön Dirndl zuaglost.

Gar nöt?

„Gehst denn fort?" — Ja, Moahm. — „Geh schlafn.
Is da gsünda. Bleib dahoam." —
Moahm, i han a saubas Dirndl;
Schau dars an morgn, gelt ja, Moahm!

Da wirst spitzn: Augn wia Falkn
Und a Gsichtl, dreimal schen,
Aft dö Bußl erst und s Gernhabn —
Moahm, i muaß zum Dirndl gehn!

„Bua, wann wirst denn oamal gscheita?"
Hat mei guati Moahm aft gfragt;
„Gar nöt? Gar nöt?" D Händ hats zsaumgschlagn.
Na, Moahm, gar nöt! han i gsagt.

Denn mei Herz will ewi jung sein
Und dö Gscheitheit, dö macht alt.
Dumm und glückli — gscheit und granti:
Sags, Moahm, was da bössa gfallt!

Rot vom Göscherl.

Allweil mehra, allweil mehra
Scheni Dirndl wachsn her
Und mi gfreuts, daß i a Bua bin,
Denn a Bua, das is halt wer!

Juchzt in alla Gottesfruah schon
Hell da Sunn, wanns aufgeht, zua,
D Welt lacht eahm an, er lacht d Welt an
Schon in alla Gottesfruah.

Denn ön Dirndl sei jungs Lacha
Gegnt eahm mitn Sunnastrahl,
Klingt und bricht durch Ast und Zweigerl
Rot vom Göscherl überall.

Lachts na, lachts na, jungi Dirndl:
D Welt mecht allweil schena wern,
Und ders gmacht hat, will statt Engerl
Buam und Dirndl jubln hern!

Von einem Ausfluge heimkommend finde ich im Hause alle Türen offen, alle Kasten und Truhen offen und fremde Leute in fahlen, zweifelhaften Gewändern huschen durch die Zimmer. Ich flugs zur nahen Polizei, und wie das verdächtige Gesindel mit vollen Bündeln das Haus verläßt, lasse ich es abfangen. Vor dem Verhör eile ich noch nach Hause, um zu sehen, was alles gestohlen worden. Meine Frau schiebt wohlgelaunt die Laden zu und sagt: „Na, heut' hab ich einmal ordentlich ausgemistet! Was sich mit der Zeit für altes Zeug ansammelt. Und die Armen, die es nun bekommen, sind so froh dabei!" — Schnell zum Gericht, um die unschuldigen Leute wieder loszubringen. Dort waren aber bereits drei Prozesse gegen mich anhängig gemacht — wegen Verleumdung, Gefährdung persönlicher Freiheit und Gewalttätigkeit. — Knapp entging ich durch rechtzeitiges Erwachen einer schweren Verurteilung.

Über 40 Jahre in der Stadt und nie recht heimisch werden können! Über 35 Jahre öffentlich belobt, bejubelt, bescholten, verlästert, gefeiert, mit Ehren überhäuft und — nicht vertrauen können! Nicht vertrauen können auf die Beständigkeit der Menschen, nicht auf die volle Wahrheit ihrer Huldigungen, nicht auf den Wert der Ehren. Nicht vertrauen können auf mich selbst, auf die Bedeutung, die man mir zuschrieb, auf den Ruhm, den man mir gab. Fremdling und Zweifler. Und doch glücklich gewesen. — Wenn man sein' Sach auf nichts gestellt, welch leichtes Gepäck! Jeden Augenblick zur Abreise bereit, jeden Tag nachschauend, daß man sich nicht verloren hat. Sich selber besitzen, sich selber behüten. Nicht bauen auf das, was man tat, nur freuen sich darüber, daß man ist. Ein Mensch. Ein Mensch, der vorwegs auf alles verzichtet, was verloren werden kann und eines Tages verloren werden muß. Da kann einem weiter nicht mehr viel geschehen. — Den Mitmenschen habe ich zu beweisen gesucht, daß ich sie lieb habe, dankbar dafür, daß sie mir gut sind. Und nun will ich, solange es noch Tag ist, meinen gesonderten stillen Fußsteig gehen — am Waldrande, mit der erinnerungsfrohen Aussicht auf die Türme der fernen Stadt. Meine Natur mahnt mich Tag für Tag: Löse dich los! Los von der Welt, von dem Vergnügen an Gut und Ehre, kehre heim zu deiner Kindesfreude, der Einsamkeit und dem Naturfrieden. Und nur an Festtagen gehe zu Menschen, dann werden es auch Sonntagsmenschen sein. Nur der kann glücklich sein auf dieser Welt, der diese Welt verachtet. Wie ein Getrödel verachtet, wie ein Kindesspielzeug liebt.

Ein katholischer Landpriester klagte in einem rührenden Brief seine Not über die furchtbaren Schläge, die aus Rom kommen

gedrängte Erzählung genial ausgebaut und zu einem großartigen Roman gemacht. Die Freude am Dramatischen verleitet den Dichter häufig zu Redeeffekten, wie sie im Leben nicht bei all den angeführten Gelegenheiten vorkommen können. Es ist ein fortwährendes Sich-anrempeln und Streiten, fast immer ist der Leser in einer Gesellschaft und bei Szenen, wo man es als indiskret empfindet, dabei zu sein, und man sich am liebsten durch ein Hintertürchen fortschleichen möchte. Wenn man könnte! Aber diese Gespräche enthüllen so viele tiefe Charakterzüge und Botschaften aus der dämonischen Volksseele, daß man durch sie gebannt ist. Man wird reicher an Erfahrung, aber besser wird man nicht und menschenfreundlicher wird man nicht. Das Fazit, das dem ernsten Leser zurückbleibt, ist — Zorn und Betrübnis. — Allein, bin hier nicht ich ein bißchen mitschuldig?

Im letztvergangenen Mai habe ich in mein Tagebuch geschrieben, daß eine Zeit kommen werde, da man den Maiausflug am Allerseelentag machen wird. Die Zeit ist schon da. Buchstäblich. Am Allerseelentag dieses Jahres ein Ausflug ins Gebirge. In den Tälern tauender Nebel über den frischgrünen Wiesen mit sprossendem Gras, von keinem Reife noch versehrt. Am Raine bunte Blumen. Die Laubbäume leuchten wie Gold, und wo die Blätter voreilig abgefallen sind, treiben die Zweige neue Knospen. Auf den Höhen strahlt die Sonne aus tiefblauem Himmel, ein laues Lüftchen zieht aus dem Süden und wenn die Vögel schweigen, so, meint man, sei es darum, weil sie Hochzeitsnacht haben. Der Friedhof verzichtet diesmal dankend auf „gemachte" Blumen, denn er hat deren lebendige noch genug. Die Menschen voller Verwunderung, einen solchen Herbst habe noch keiner erlebt. Alte Leute schlagen im Gedächtnisse, Meteorologen in den Büchern nach. Fünfzig Jahre greift man zurück. Im Jahre 1857 soll auch ein wundersam schöner Herbst gewesen sein, aber mit diesem gegenwärtigen nicht zu vergleichen! Seit acht Wochen ein Tag schöner wie der andere, in den Nächten warmer Tau, manchmal ein fruchtendes Regenlein. Ach, am ersten Mai froren wir wie zur Weihnachtszeit, und am Allerseelentag holder, wonniger Frühling — ein wahres Auferstehungsfest. Aber die Toten schlafen weiter. Hingegen wachsen auf Zeitungstischen Primeln und zu den Fenstern der Redaktionen fliegen Maikäfer und — Enten herein. Doch dieselben Zeitungen erzählen gleichzeitig von großen Unwettern in den südlichen Alpen, von endlosem Regen in Italien, von Überschwemmungen und Frost und die schöne Florentinerin blickt mit wehmütiger Sehnsucht nach Norden: „Kennst du das Land . . . . ?"

---

in ein Gelächter ausbrachen, für das ein geschnelltes Brotkügelchen Schuld tragen mußte, fiel dem B. die Doppelsinnigkeit des Toastes auf. Er schlich hinaus und wollte sich beim Heimgehen in einen Teich stürzen. Er war kaum zurückzuhalten. Wenn die sehr verehrte Baronin ein Werk der Barmherzigkeit üben will, so möge sie dem armen Wanderlehrer ein verzeihendes Wort zukommen lassen. Sonst kann man für nichts bürgen. Ich bin ersucht worden, drum zu bitten. Und sollte man später eventuell eines Trauzeugen bedürfen — meine Adresse ist bekannt.

Bettelheim erzählt in seinem neuen Buch „Berthold Auerbach“, daß dem Dichter, der zur Zeit in Berlin lebte, die Schillerstiftung einmal eine Ehrengabe von 500 Talern verliehen habe. Hierauf sei in den „Dresdner Nachrichten“ folgendes Inserat zu lesen gewesen: „Ist es wahr, was man sich mit Indignation im Publikum erzählt, daß der Schriftsteller A. in B., der eine reiche Frau besitzt und jährlich eine Einnahme von 4000 Talern hat, noch von der Schillerstiftung eine Gratifikation von 500 Talern erhält? Wofür?“ — Die Folge dieser anonymen Neidhammelei war, daß Auerbach — trotzdem die reiche Frau ein Märchen war, die 500 Taler wieder zu Gebote stellte; die Schillerstiftung nahm sie aber nicht mehr zurück. Auerbach hat hierauf das Geld der unbemittelten Familie des just vorher verstorbenen Dichters Otto Ludwig zugewendet. — Ganz dasselbe habe ich erlebt, als zu meinem 50. Geburtstage die Schillerstiftung mir eine Ehrengabe verlieh. Ich hatte zur Zeit ein Sakrilegium an Heinrich Heine begangen, worauf ich im Berliner „Börsenkurier“ als der Ehrengabe unwürdig erklärt wurde. Die also beschmutzte Gratifikation habe ich zurückgegeben.

Ein Hauptgrund des menschlichen Elends liegt in den Mißverständnissen. Die Welt ist voll davon. Der Hochbau des babylonischen Thurms wird noch am sichersten mit dem Tiefbau des Grabes korrigiert. Je mehr geredet wird, je mehr Mißverständnisse. Die nachhaltigste Rechtfertigung ist — das Schweigen. Aber dazu mangelt dem Menschen zumeist die — Klarheit der Begriffe.

Es ist eine schöne Sitte, daß ein Jahrhundert dem andern ein Zeichen gibt: Achte auf diesen Namen! Es lebte einmal einer, der so hieß und der der Menschheit einen Dienst geleistet hat. Z. B. er hieß Karl Morre. Er hat ein Herz für's Volk gehabt, ergötzliche Theaterstücke geschrieben, besonders das berühmte „Nullerl“, in welchem er die Herzen

und ihm sein Ideal von Kirche und Christentum zu zerstören drohen. Dem ist folgendes geantwortet worden: „Mein verehrter Herr, ich verstehe Sie und Ihren Kummer. Wir anderen Leute könnten zu dieser römischen Priesterverfolgung lächeln, wenn uns nicht die geistlichen Mitmenschen erbarmten, die es trifft. Man sieht, das Volk nimmt nur kühl und achselzuckend Notiz von den römischen Wettern — und das sollte dort eigentlich stutzig machen. Nun, der dreikronige Imperator hält Heerschau über seine gehorsame Armee und zeigt der Welt ein mit eiserner Gewalt konzentriertes Heer. Die Welt aber rüstet still das ihre. Und das Christentum? Das ist ausgeschaltet und bleibt Privateigentum der — Märtyrer. Bleiben Sie, mein Herr, froh Ihres inneren Himmelreiches und betrachten Sie die Kirche, wie sie nun einmal geworden ist, als eine unvermeidliche Widerwärtigkeit, wie diese Erde deren ja unzählige hat. Einen positiven Rat getraue ich mir Ihnen nicht zu geben. Wem einmal ein so hohes Ideal zugrunde gerichtet worden, der findet ein solches nie und in keiner Kirche wieder. O wie glaube ich es, daß Ihr Herz schwer ist. Es werden Gefühle und Gedanken zum Ausdrucke drängen — vertrauen Sie sie einem verschwiegenen Tagebuche an. Solche Dokumente werden noch einmal ihre Zeit finden. Denken Sie nur daran, daß an Ihrer Stelle auf dem Lande bei schlichten, armen Menschen ein römisch-katholischer Priester noch für das Christentum wirken kann. Übrigens — im Vatikan wird zwar sehr heiß gekocht, doch sieht man's aller Orten zur Beruhigung, daß die Kleriker weidlich blasen, bevor sie löffeln."

Ich weiß Einheit. Einheit zwischen meinem leiblichen Vaterlande Österreich und meinem geistigen Vaterlande Deutschland. Einheit zwischen der katholischen und der evangelischen Kirche, Einheit zwischen Wissenschaft und Religion, zwischen Natur und Kunst. Und ich weiß Einheit zwischen Gott und Welt. Ich kitte Steine, sie spalten Haare.

Am 11. November d. J. wurde bei der verwitweten Baronin M. nebst anderen Gästen der Wanderlehrer von B. zu Tische geladen. Während des reichlichen Males — als eine gebratene Gans auf dem Tische erschien — bemerkte die Baronin, eine jugendliche, sehr gesprächige Dame, daß an diesem Tage Martini sei und sie deshalb ihre lieben Gäste zur Martinigans geladen habe. Da erhob sich plötzlich der Lehrer M., ein gegen Damen immer artiger Mann, der stets weiß, was sich schickt, faßte das Glas, schwang es gegen die Baronin mit den pathetisch gesprochenen Worten: „Also, hoch die Martinigans!" — Erst, als hierauf einige Gäste, die sich nicht mehr beherrschen konnten,

er aus der Hosentasche sein Fläschchen, kletzelte den Stoppel locker, stülpte das Fläschchen über die Fingerspitzen und besprengte den Begegnenden mit Weihwasser. Dasselbe tat er auch, wenn er in ein Haus kam, da besprengte er jeden einzelnen, vom Vater bis zum jüngsten Kind, mit Weihwasser. Und wenn das Almosen besonders barmherzig war, so besprengte er auch das Vieh im Stall, die Hühner und den Hund. Bei jedem Begräbnisse war er dabei, da besprengte er alle Teilnehmer und auch die Gräber auf dem Friedhofe. Den Rest goß er allemal in das offene Grab hinab. Dann war er sehr befriedigt. Darob wurde der Alte häufig gehänselt; selbst unser Lehrer Patterer sagte einmal, daß ein solches Glauben an geweihtes Wasser grober Aberglauben sei. Heute sehe ich's anders. Nicht ans Weihwasser denke ich, sondern an des armen Alten Verlangen, alle und alles zu segnen.

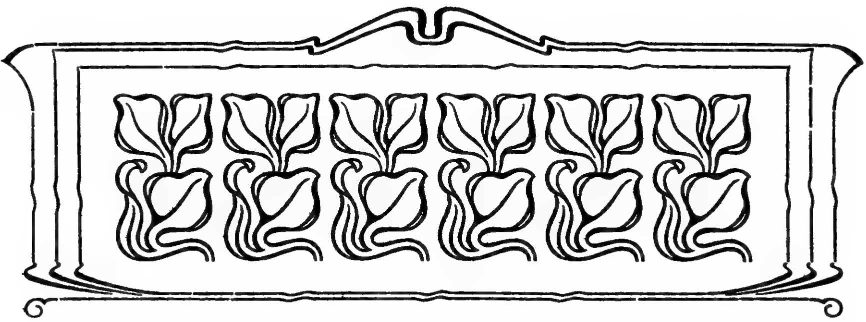
In meinem Heimatsdorfe gabs vor einiger Zeit Friedhofskonflikt. Seit langem war es auf diesem Friedhof üblich, daß Katholiken wie Protestanten der Reihe nach begraben wurden. Nun von kirchlicher Seite auf einmal das Verlangen, daß ein zu begrabendes evangelisch getauftes Kind in jener Ecke versenkt werde, wo die ungetauften Kinder beerdigt werden, und die im Volksmunde auch der Selbstmörderwinkel heißt. Schmerz in der Familie, Aufregung, Zorn und mancherlei Widerwärtigkeiten in der Bevölkerung, bis schließlich die Bezirkshauptmannschaft an die gesetzliche Gepflogenheit erinnern mußte. Um solch weiteren Fällen vorzubeugen, haben die katholische und die evangelische Pfarrgeistlichkeit sich geeinigt, und erstere hat konziliant zugegeben, daß auf sehr schönem Platze des Friedhofes ein entsprechend großes Stück für den evangelischen Friedhof bestimmt ist, ohne daß dieser Platz vom katholischen Teile sichtbar abgegrenzt wird. So ist im Ort der Friede zwischen den beiden Konfessionen in dieser Sache gesichert. Ein alter Schmied hatte schon evangelisch werden wollen, aber nun er sah, daß der katholische Pfarrer die Sache so wohlwollend und brav gemacht hat, bleibt er doch wieder „bei seinem alten Glauben".

Zum Beginne des 60. Regierungsjahres hat unser Kaiser eine Amnestie erlassen, die uns menschlich besonders nahe geht. Begnadigung von Militärflüchtlingen, deren es immer noch viele gibt. In meiner Kindheit, als das Soldatenleben in der Tat noch die Hölle unseres Volkes gewesen, waren unsere entlegenen Gebirge voll von Flüchtlingen, die sich manchmal zu allerlei Verbrechern entwickelt hatten. Aber noch heute wirken die alten Schrecken und Vorurteile nach, daß viele sich

und den Rechtssinn der Gesetzgeber für die armen bäuerlichen Einleger geweckt hat. Wenn das nächste Jahrhundert an einem solchen Denkzeichen, wie gewöhnlich, gleichgiltig vorübergeht, nützt es freilich nichts; wenn das Zeichen aber immer wieder die Aufmerksamkeit und den Sinn auf die Taten und Ideale der Persönlichkeit zu lenken im stande ist, dann trägt es diese Persönlichkeit und ihre Werke lebendig in die Zukunft hinein. — Graz hat erst wieder ein schönes Dichterdenkmal bekommen. Karl Morre im Volksgarten. Dort steht auf braunem Marmorsockel seine Büste — trotz des schweigenden Erzes sprechend ähnlich. Unten auf beiden Seiten, an den Sockel sich lehnend, die Hauptgestalten des „Nullerl", der Nullanerl und die Gabi — trotz des toten Erzes wie lebendig. Ist die den Sockel bekränzende Gabi mehr herkömmlich aufgefaßt, so steht im Nullannerl eine ungesuchte, ganz eigenartige Plastik vor uns, die den armen alten, steirischen Bauernknecht auf das gelungenste verkörpert. Und was bedeutet die Schnecke, die über das Fries des Sockels emporkriecht? Daß es langsam vorwärts geht mit Morres sozialen Anregungen, daß es aber doch vorwärts geht? — Näher Eingeweihte wissen, daß die Schnecke von dem Volksstück „Die Familie Schneck" herrührt und andeutet, daß Morre unter dem Titel „Ritter Schneck" Schlaraffe gewesen ist. Die Inschrift des stattlichen Denkmals: „Dem Dichter und Volksmann Karl Morre gewidmet von seinen Zeitgenossen." Meister Brandstätter! Tag für Tag umstehen Leute dankbar und ehrerbietig Dein Kunstwerk und freuen sich des Dichters und des Bildhauers.

Diese Dichterdenkmale können mir nun gestohlen werden! rief ich bei den fortwährenden Agitationen für Denkmalserrichtungen unmutig aus. Gestohlen werden? Ist schon geschehen. Ist prompt geschehen. Zu Hinterhainbach bei Wien ist vor kurzem das Adalbert Stifterdenkmal gestohlen worden. Ob es der Dieb wohl tat, um das tote Erz der Bronzebüste für ein paar Gulden zu verkaufen? Ich glaube fast, es war ein satyrischer Dieb, der nur dartun wollte, was „Denkmale" bedeuten, die man zur Nachtzeit in einem Sack davontragen kann.

Meldete sich bei mir der „Weihbrunnmichel" noch einmal an in meinem Gedächtnis. Einst, als ich erst wenige Jahre alt war, ging er in jener Gegend herum, ein gebückter, gebrechlicher, weißhaariger Greis, ein alter Bauerneinleger und Hausbettler. Der Mann hatte immer ein Weihbrunnfläschchen bei sich, das er an jedem Kirchenkessel füllte. Vor allen besprengte er sich selbst. Und wenn er jemand begegnete, zog



Kleine Laube.

Glücklich seid ihr, ihr Reichen!

Von Ferdinand v. Saar.

Glücklich seid ihr, ihr Reichen!
Nicht daß des Armen begnügsames Herz
Nach eurem Golde verlangt,
Oder daß er töricht wähnt,
Erlassen sei euch des Leides Zoll,
Der auferlegt allen Atmenden.
Nein, er weiß vielmehr,
Daß der Schmerz auch in Palästen wohnt,
Verzweiflung in stolzen Karossen fährt,
Und eurer Frauen Diamantenpracht
Meist nur an erstarrte Tränen mahnt,
Die im Verborgenen sie weinen —!
Er weiß es und hat für euch
Weit eher den Seufzer des Mitleids,
Als das bittere Wort des Neides.

Eines aber habt ihr voraus —
Und danken sollt ihr dafür
In schöner Demut den Göttern!
Frei bewahren könnt ihr euch
Von allem, was den Menschen entweiht;
Denn niemals seid ihr hingestellt
Auf den schmalen Klippenrand der Not,
Der lauterstes Wollen
Vom unwürdigen Handeln trennt;
Und jene Sorge kennt ihr nicht,
Die mit heimtückischem Rattenzahn
An der Seele frißt,
Erhabenen Sinn an Gemeines kettet
Und ein großes Herz
Niederzwingt in den Sumpf der Duldung,
Bis es nach langem Kampf
An sich selbst verzweifelt,
Schuldig wird, und versinkt.

Euch selber treu bleiben könnt ihr,
Wenn ihr nur wollt —
Und nichts verhindert euch
Edel zu sein und gut.
Glücklich seid ihr, ihr Reichen!

durch Flucht dem Militärdienste entziehen. Doch auch andere Gründe wirken mit: Angst vor der Kaserne, der Fremde, Furcht vor Strafe, ferner wirtschaftliche Faktoren, dunkle Mächte des Gemütslebens, besonders auch die liebe Dummheit. Manche desertieren aus Heimweh, und gerade durch diesen unüberlegten Schritt machen sie sich heimatlos für ihr ganzes Leben. In die Fremde geflüchtet, können, dürfen sie nicht mehr zurück, ohne schweren Strafen zu verfallen. Tiefer als mancher, der seine Militärjahre flott und ohne weitere Opfer abdient, liebt so ein Flüchtung vielleicht sein Heimatland und muß im Exil verderben. — Solche Unglückliche nun sind begnadigt. Sie dürfen zurückkehren in die Heimat, dort etwaiges Haus und Gut in Besitz nehmen und als Staatsbürger in Frieden leben. Diese unerwartete Gnade kam aus dem Herzen unseres Kaisers. Es wird gesagt, in einer der schlaflosen Nächte seiner letztvergangenen Krankheit habe er darüber nachgedacht, was er tun könne, um vielen Menschen ein recht großes Glück zu geben. Und da seien ihm die Heimatlosen eingefallen. Nun werden sie kommen aus fremden Ländern, aus der trügerischen „neuen Welt“ auch. Manche, arm und stützelos, werden sich in der lieben Heimat klar werden, was der Staat mit seinem Gesetz und seiner Wehrkraft auch für den einzelnen bedeutet. Manche werden mit Gütern anrücken und mit hoffnungsvollem Kindersegen dem Vaterlande eine starke und treue Staatsbürgerschaft leisten können. Und der bisher Schuldige, Heimlose, Ruhelose wird begeistert mit dem Dichter ausrufen: Der Österreicher hat ein Vaterland, und liebt’s, und hat auch Ursach’ es zu lieben! — Und nicht leicht einer kann freudiger bewegt sein über diese Amnestie, als der Heimgärtner, dessen ganzer Lebenshymnus ein Preis der Heimat ist.

Um unnützes Frage- und Antwortspiel zu vermeiden, sei nun folgendes gesagt. Ich kann aus Rücksicht für meine schlechte Gesundheit keine Einladung mehr annehmen, um vorzulesen. Zu welchem Zwecke immer, und wäre es zum besten des Besten, und wäre es auch nur um ein ganz kleines Stückel, ich muß ablehnen, ohne Ausnahme. Nach fast 40jährigen Diensten lasse ich mich pensionieren, mit Nachsicht der Pension. Nun die jüngeren Kräfte voran.

Meine Vorlesetätigkeit ist abgeschlossen.

weiß sie selbst nicht. Die Arbeit, die sonst ein Segen gewesen, ist ein Fluch geworden, die Wissenschaft ein Irrlicht, die Volksvertretung, die Presse eine Schule des Hasses. Kampf im Volke, in der Familie und unlöslicher Zwiespalt im Herzen des einzelnen. Oft hat das Weltgericht gedroht, aber so furchtbar noch nie als jetzt. So will es noch einmal die Kirche versuchen mit ihren bewährten Mitteln, das Steuer an sich zu reißen. Ob die Mittel gut oder schlecht sind, wer frägt danach im Sturme! Alles bedient sich heute der schlechtesten Mittel, wenn sie nur wirken. Wir können noch so tief greifen, so schlecht wie ihre Mittel sind unsere nie, können es nie sein, weil sie für ihren Eigennutz kämpfen, wir aber persönlich selbstlos zur Wiedererhebung der Menschheit, wie wir glauben, daß allein sie möglich sein kann. Herz und Gemüt, Glaube und Treue sind schöne Eigenschaften für die Herde; wir machen Heilige aus diesen Tugenden. Wir selber, die Vorschauenden, die Führenden, sind nichts als eine mathematische Formel, sind der Wille an sich, und ohne Liebe und ohne Haß tun wir, was wir tun müssen. Das einzige Beständige — vielen zum Trost und noch mehreren zur Furcht — ist die römisch-katholische Kirche. Eine Vermengung mit der Welt wäre ihr Untergang. Damit wäre der letzte sichere und beständige Halt der gesitteten Menschheit preisgegeben. Darum, Heiliger Vater, hast du, der sichtbare Vertreter Gottes auf Erden, das Tischtuch zerschnitten. Zerschnitten zwischen uns, die wir's ganz, und solchen, die es nur halb sein wollen. Es ist vielleicht die letzte Kraftprobe, die wir leisten — und wäre es zum Untergange, wir verlassen das Schifflein Petri nicht.

Wie traumhaft hat der weiße Greis solch schweren Reden zugehört. Endlich erhebt er sich und wankt in sein Schlafgemach, da in seiner müden Brust noch das Nachbeben des Schluchzens ist. Vor dem Christusbilde betet er ein schlichtes Gebetlein aus dem Buche der Mutter. Dann ist er friedlich eingeschlafen.

Rechtsprechung und persönliche Ehre.

So betitelt sich ein sehr beachtenswerter Aufsatz von Ph. Stauff im „Türmer". Er behandelt den Zwiespalt zwischen Theorie und Leben.

Das Gesetz muß rubrizieren, und das persönliche Ehrgefühl ist etwas, was sich nicht rubrizieren läßt. Für den einen wird ein vorsichtig gehaltener Tadel bereits verletzend wirken, selbst da, wo er berechtigt erscheint; für den andern ist ein scharfer Ausdruck, der vielleicht aus einem Lexikon des Tierreiches entlehnt ist, noch gar kein Anlaß, sich aufzuregen, als ob ihm eine Kränkung widerfahren wäre.

Unsere Rechtsprechung in Beleidigungssachen kennt nun eine ganze Reihe Ausdrücke, die schon aus sich selbst heraus zur Verurteilung dessen, der sie einem andern gegenüber angewendet hat, wegen Beleidigung ausreichend erscheinen: die sogenannten „Verbalinjurien". Auch wenn sie etwas Tadelnswürdiges mit ihrem Wortinhalt vollständig decken, ist doch die Strafbarkeit gegeben. Stellt jemand einen Mann, der sich nachweislich ungezogen benimmt, zur Rede unter Benützung des Ausdruckes „Ungezogenheit", und er wird wegen Beleidigung verklagt, so wird er bestraft, da der Ausdruck von sich aus, selbst wenn seine Anwendung notorisch zutreffend ist, eine strafbare Beleidigung darstellt, eine „Verbalinjurie". Ebenso sind Ausdrücke, über deren beleidigenden Charakter sehr verschiedene Auffassungen je nach den betreffenden Bevölkerungskreisen herrschen, oft in den Augen des Gerichtes Beleidigungen an sich selbst. So wird man in sehr vielen und sehr verschiedenen Lagen den Ausdruck „Geck" vernehmen können; einmal soll er erkennbar eine Kränkung des persönlichen Ehrgefühls in sich tragen, ein andermal wird er nur die Wesensart eines anderen kenn-

Der weiße Greis.

Der weiße Greis im Vatikan lag nahe dem Betschemel, unten am Boden. Wie ein Häuflein Schnee lag er da, nur daß es durch ein zuckendes Schluchzen auf und niedergestoßen wurde. O du schöne, versunkene Lagunenstadt, wo die Herrlichkeit des Reiches Gottes noch vereinigt war mit kindlicher Frömmigkeit! O ihr lieblichen Gärten Venetiens, wo der Priester in treuer Seelsorge seinem menschenliebenden Herzen genug tun konnte. Alles zerstört, vernichtet! — Dort im Saale der Kardinäle steht der große, weißgedeckte Tisch mit dem blutigen Schnitte mitten durch. Wie das Volk mit der Messerspitze den anzuschneidenden Brotlaib bekreuzt, so wollte der Greis das Brot segnen. Da hat eine fremde, dunkle Hand ihm das Messer entrissen und damit das Tischtuch zerschnitten mitten durch. Gewaltsam losgetrennt war seine Kirche nun von der modernen Zeit, ihren strebenden, gottsuchenden Geistern; losgetrennt von den unzähligen Männern des Friedens und der Liebe, die jene von Jesus verheißene Verständigung und Versöhnung der Menschheit mit heißem Verlangen anbahnen wollten. Innerlich losgetrennt von der Kirche selbst die erleuchteten Priester, die den persönlichen Leidensweg gewagt hatten, um das Reich Gottes auf Erden zu mehren. Dort der Adel des Christentums, hier die Knechteschar der Kirche — und mitten durch der klaffende Schnitt.

Von den Plätzen der Stadt herein erscholl das Gelächter des Pöbels, dem diese kirchliche Selbstzerfleischung einen ungeheuren Spaß machte. Die bisher noch Halbverbundenen fühlten sich jetzt frei und erlöst. Wenn die Kirche der Zeit alles vorenthält, so braucht auch die Zeit der Kirche nichts mehr zu geben. Die reinliche Scheidung der Gewissen ist vollzogen und der Kampf des Klerus unter sich — ob offen oder geheim — ist ein Schauspiel für Götter. Der Welt fällt es gar nicht mehr ein, vatikanische Wetterstrahle ernst zu nehmen — sie lacht.

Und der einsame Greis weint. Er mit seiner Milde, mit seinem einfältigen Gottesglauben, mit seiner Friedenssehnsucht hat das erleben müssen. Und sein Name soll es nun sein für die Weltgeschichte, seine Hand, die das Tischtuch zerschnitten! Aufbäumt er sich, ein zorniger Fluch will seinen Lippen sich entringen — aber fluchen — das kann er nicht. Sein Auge fällt aufs Kreuzbild an der Wand, da sinkt er wieder hin am Betpult und schluchzt.

Durch den Raum streift der Schritt eines alten Dieners. Der Greis wendet sich zu ihm: „Wie steht es, alter Freund?"

„Wollen Euere Heiligkeit durch die Allee der Pinien gehen? Das Tor ist offen, vor demselben wartet der Wagen."

„Guter Giuseppe, habe Dank!"

Es beginnt der Abend zu dunkeln. Giuseppe zündet nicht die Armleuchter an. Der weiße Greis huscht eilig durch das Gemach, kehrt aber noch einmal um, etwas mitzunehmen. Ein altes, zerlesenes Büchlein ist's. Das Gebetbuch seiner Mutter. Es ist ihm gefolgt bis nach St. Peter, er will es wieder mit heim nehmen nach Riese, ins kleine Dorf. Als er nun zwischen den Vorhängen der Pforte hinaus will, stehen daselbst zwei dunkle Gestalten, die ihn ehrerbietig aber mit ehernen Armen festhalten: „Heiliger Vater! Sie bleiben hier!" —

Dann kommen ihrer viele, derer in schwarzer Seide, derer in rotem Purpur, und reden noch einmal auf ihn ein und sagen, was sie schon so oft gesagt. — Die ganze menschliche Gesellschaft, so sagen sie, ist aus Rand und Band. Keine Autorität und kein kulturförderndes Ideal und kein bestimmtes Ziel mehr. Die Menge ist nicht mehr zu bändigen und was sie will, das

Schmutzschrifttum.

In den „Zeitfragen", Berlin, lesen wir unter obigem Titel folgenden Ausruf von Ernst Wachler in Jena: „Deutschland, es ist kein Zweifel, gewährt in diesen Tagen der Welt ein höchst unerfreuliches Schauspiel. Die Freude am Schmutz, ungesunde Sinnesart macht sich widerlich breit. Vieles, was an die schlimmsten Zeiten des zweiten und des vierten Friedrich Wilhelm erinnert. Sind wir, siebzehn Jahre nach Bismarcks Sturz, schon so weit heruntergekommen? Bedürfen wir wieder einer Geisel, einer furchtbaren Zuchtrute, wie Napoleon war, um das Volk aus der Erschlaffung eines langen Friedens genesen zu lassen?

Der Krieg, ich wage es zu sagen, wäre eine Wohltat für unser Volk. Tugend würde wieder Tugend, Schande Schande heißen. Die undeutschen Elemente, die sich jetzt prahlend auf dem Markte spreizen, würden sich ängstlich in ihre Schlupfwinkel verkriechen. Wenn das Schwert aufzuckt, besinnt der Deutsche sich auf sich selbst.

Unterdes sollten die Gutgesinnten nicht müßig sein, der Verkommenheit unseres Schrifttums ein Ende zu machen, und so schnell als möglich. Wenn nicht zwischen Staat und Staat, so sollte wenigstens zwischen Hochsinn und Pöbelsinn der Krieg erklärt werden. Schonungslos sollte alles gebrandmarkt werden, was der Pflege der niederen Instinkte Vorschub leistet. Fort mit dem Dirnengeiste aus unserem Schrifttume! Aus unseren Theatern! Die Männer und Frauen, die sich nicht scheuen, unser Volk zu vergiften, rücksichtslos an den Pranger gestellt! Warum eine falsche Duldsamkeit, die nur dem Gedeihen der wahren Kunst schädlich ist?"

Wir empfinden die Entrüstung mit. So sehr wir Kriegsgegner sind, unter solchen Umständen meinen wir schon auch, daß nun wieder einmal ein reinigendes Gewitter not täte. Wenn es nur nicht immer am meisten die Unschuldigen träfe. Das schamlose Gesindel würde zwar schweigen müssen, aber sich auch möglichst fern vom Schusse halten.

Singvögel auf dem Christbaume.

Sonnen-Hymus.

Schön ist dein Strahlen am Himmel, lebendige Sonne!
Wenn du im Osten erblühst, wird Trauer zur Wonne,
Wenn du zum Schlummer dich bettest, du Urquell des Lebens,
Stockt alles Schaffen und Sehnsucht beweint dich vergebens.
Du führst den heiligen Nil aus der Tiefe nach oben,
Sättigst mit Strahlen das Meer und die hoffende Seele,
Säugst deine Kinder mit Weisheit, um froh dich zu loben . . .
Namenlos prächtige: Preis dir aus jeglicher Kehle!

Karl Krobath.

*
* *

Der Schmied.

Dort aus rauchgeschwärztem Tor
Schlägt ein Klingen an mein Ohr.
Qualm und Rauch und rote Gluten,
Aus der Halle zu mir fluten;

zeichnen, ohne diesen kränken oder in der öffentlichen Meinung herabwürdigen zu wollen. Der den Ausdruck gebraucht hat, mag es gemeint haben wie er wolle: er wird, wenn Klage erfolgt, als der Beleidigung schuldig verurteilt werden.

Daß Worte wie „ungezogen“ oder „unverschämt“ durchaus nicht in allen Gesellschaftskreisen als ehrenkränkend betrachtet werden, wird wohl kaum erst bewiesen werden müssen, namentlich wenn die sachliche Berechtigung ihrer Anwendung nicht zweifelhaft sein kann. Aber wen die Rachsucht beherrscht, der wendet sich, nachdem ein solches Wort gefallen, an einen Rechtsanwalt, und der Rechtsanwalt macht darauf aufmerksam, daß ein Verbalinjurie vorliege, die auf Antrag strafbar sei. Selbstverständlich wird dann diese Chance genützt, aber nicht weil die Ehre des Klagenden, beziehungsweise sein Ehrgefühl wirklich angegriffen wäre, sondern weil rachsüchtige Interessen einfach dazu verführen, daß jede Gelegenheit genützt wird, dem Gegner Schaden zuzufügen, gegebenenfalls auch auf dem Umwege über das Gericht.

Wenn man die heillose Zunahme der Privatbeleidigungsklagen unserer Tage sieht, wenn man bemerkt, daß solche Prozesse an den Sachverzeichnissen der Amts- und Landgerichte in den Sommermonaten gleich dutzendweise vorgemerkt stehen, so kann man gewiß bedauern, daß man es in so vielen Fällen rachsüchtigen Leuten an die Hand gibt, eine Äußerung wie „ungezogen“ oder „unverschämt“ unter dem Anschein, an ihrer Ehre gekränkt zu sein, bestrafen zu lassen. Allerdings handelt es sich dabei ja nur um Strafen meist geringfügiger Natur; aber da mit der Verurteilung zu einer Strafe fast immer auch die Verurteilung in die Kosten verbunden ist, kann jemandem über die sogenannten „Verbalinjurien“ hinweg mittelst gerichtlicher Hilfe der Haß schon ganz nennenswerten Schaden zufügen, selbst wenn dieser Beschuldigte nur seine berechtigten Interessen vertreten hat und ihm dabei ein in seinem Gesellschaftskreise sonst nicht übel genommenes Wort entfahren ist.

Man denke daran, in welche Gefahr der Volkshumor kommt, wenn man nicht mehr Beweise für die beleidigende Absicht eines Beklagten verlangt, sondern schon auf Grund einer sogenannten „Verbalinjurie“ hin verurteilt! In verschiedenen Gegenden Deutschlands ist beispielsweise der alteingewurzelte Ausdruck „Schulmeister“ für Lehrer noch üblich, und doch sehen ihn Gerichte schon oft als „Verbalinjurie“ an! Für andere Berufsarten hat der Volkshumor „Spitznamen“ geschaffen, bei deren Benützung sich niemand etwas Schlimmes denkt, zumindest nicht in den Volksschichten, in denen der gesellige Humor am verbreitetsten und wohl auch im Hinblick auf die Berufsart der Leute am notwendigsten ist. In vielen Fällen nun werden diese Ausdrücke des Humors vor Gericht als „verletzend an sich“ betrachtet, und ein aus guter Laune erflossenes Wort dieser Art verhilft dem, der es gebraucht hat, zu einer Bestrafung und noch zu einem erheblichen Batzen Gerichtskosten, wenn der, auf den es gemünzt war, im Augenblick eine empfindliche Seite in seiner Brust entdeckt und klagbar wird.

Alles in allem: die übliche Behandlung der Ehrbeleidigungssachen unserer Tage ist nicht angetan, das Vertrauen in die Sachgemäßheit unserer Rechtsprechung zu stärken, und der Zweck der Bestimmungen zum Schutze der persönlichen Ehre wird nur zu oft gründlich verfehlt, einesteils durch unfaßbar milde Urteile gegenüber ernsten, beabsichtigten und schwerwiegenden Kränkungen, indes andererseits die Mücke eines im gewöhnlichen Leben der betreffenden Volksschichten durchaus harmlosen Ausdrucks zum Elefanten der „Verbalinjurie“ wird und zu einer sachlich nicht gerechtfertigten Verurteilung unter materieller und anderweitiger Schädigung dessen führt, der den Ausdruck gebraucht hat.

Rast.

Ein Maitag voller Sommerluft,
Ich sitze dicht am See;
Vom Walde her der Kuckuck ruft,
Es schlägt der starke Wiesenduft
Schwer über Baum und Schleh'.

Mir drückt der Schlaf das müde Lid,
Kaum scheid' ich Bucht und Saum!
Es flimmert rot und weiß im Ried,
Mein Auge nur noch Blüten sieht
Im weiten Sonnentraum!

Friedrich Beck.

*
* *

Wandel.

Was fragten wir nach dieser Welt,
Die Lug und Trug zusammenhält,
Wenn wir einander hatten.
Wenn ich so selig dich umfing,
Voll Lieb' dein Aug an meinem hing,
Da gab es keine Schatten.

Mit dir war ich unendlich reich,
Mir war kein Mensch auf Erden gleich,
Drum sprach ich oft im Glücke:
„Und böt' ein König mir die Kron'
Samt einem vielbegehrten Thron,
Ich wies es stolz zurücke."

Dann aber kam die schwere Stund',
Wo bang ich küßte deinen Mund
Zum letztenmal hienieden.
Mir zog ins Herz der bitt're Harm —
Wie bin ich jetzt so bettelarm!
Ein Dulder ohne Frieden.

H. Wolfram.

*
* *

Und Sehnsucht hebt die Flügel.

Und Sehnsucht hebt die Flügel:
„Ach weißt du noch?" —
Was längst gelegt in Zügel,
Nun bäumt sich's hoch.

Sieh jene lichte Straße
Durchs Tal hinziehn,
Und unter Rosen blasse
Lilien blühn. —

Sieh Ätherbläue schweben
Ums Hügelland
Und zarte Blümlein beben
Am Waldesrand.

Daß ich nur mit Widerstreben
Meine Blicke kann erheben,
Wenn ich vor dem Tore stehe
Und den Schmied am Amboß sehe.
Welches Leben, welche Kraft,
Die hier hammerschwingend schafft!
Wie am Arm der Muskel schwillt,
Wie des Hammers Klingen schrillt,
Wenn aus Eisens roter Glut,
Sprüht die Funkenregenflut. —
Will die Form nicht recht gelingen,
Hammer nicht das Eisen zwingen,
Stößt's der Schmied zum Feuer wieder,
Und der Bälge Auf und Nieder
Gibt ein fauchend, pustend Sprühen;
Neu seh' ich am Herde glühen:
Gier'ger Flammen glosend Rot,
Neu sie wieder zuckend loht!
Und aus Feuergluten Helle
Reißt der Schmied zur Amboßstelle
Schnell das Eisen, weiß geglüht:
Frisch die Funkengarbe sprüht. —
Formenrecht ist es gelungen,
Amboß hat nun ausgeklungen;
Und mit raschem Wurf zum Fasse,
Fliegt die schwarze Eisenmasse.
Dort im Wasser, brodelnd, zischend,
Mit dem nassen Kalt sich mischend,
Liegt am Boden nun gekühlt,
Was erst rote Glut durchwühlt.

Oft, wenn mich der Schlummer flieht
Bin auch ich am Amboß Schmied.
Schmiede Pläne, glühendrot;
Und in meiner Schmiede loht
Helles Feuer auf dem Herde,
Daß mein Eisen glühend werde.
Meines Wünschens brennend Fragen
Sind die Bälge, die ja jagen
An dem Feuer auf und nieder,
Daß die Funken sprühen wieder,
Und mit Qualmen mich umkreisen.
Wenn ich nun dem roten Eisen
Meiner Pläne Form will geben,
Fühl' ich oft ein zagend Beben.
Amboß doch mit schrillem Klingen
Zwingt zur Lust am Hammerschwingen.
Darum kling und klang und fest,
Wenn sich's schwer auch formen läßt;
Und wenn Schicksal mir auch oft
Statt des Eisens, wie gehofft,
Stahl zum Schmiedefeuer gab —
Ich ließ nicht vom Amboß ab.
Noch ein Treff und noch ein Schlag,
Wenn mir auch der lichte Tag
Schon mit kaltem Wasser kühlt,
Was die Nacht ich froh gefühlt —
Form wird Form — — ich schmiede fest,
Bis die Hand den Hammer läßt.

Ernst Ferd. Neumann.

* * *

Jetzt sitzt er in der Laube unterm blauen Flieder,
Die Mailuft spielt mit seinem dünnen weißen Haar.
In all dem Duft und Glanz sagt er nur immer wieder:
„Es will auch gar nicht Frühling werden dieses Jahr!"
— — Nur immer schwächer klingt das arme Wort der Klage;
Hochsommer geht durchs Land auf heißen, staubigen Wegen,
Der Greis fühlt nicht die Glut der goldnen Julitage,
Er streckt die welken Hände jedem Sonnenstrahl entgegen,
In seinen Augen steht ein fragendes Verlangen:
„Wann kommt das Schöne denn?" — Der Sommerglanz verrinnt,
Und mählich hat das Jahr zu dämmern angefangen.
Der Greis hört in den alten Bäumen wohl den Wind
Die Saiten streichen, hört die ungestüme Weise,
Er sieht der goldnen Blätter Fallen und Vergehen,
„Es will auch gar nicht Frühling werden!" seufzt er leise
Dann aber legt er sich, um nicht mehr aufzustehen.
Die Tage gehen still vorüber an dem Kranken.
Er klagt und fragt nicht mehr. Der Schleier ist zerrissen,
Der lang umsponnen hielt die träumenden Gedanken;
Das Angesicht ist hell von Glück und heil'gem Wissen!
„Bald", sagt er, „ja nun bald!" Still faltet er die Hände
Und sieht vom Bett durchs Fenster in den Tanz der Flocken.
So liegt er Tag für Tag, dann macht der Tod ein Ende.
Er reicht dem Greis die Hand und läßt den Herzschlag stocken.
Der Alte sieht nicht mehr der leichten Flocken Schweben,
Weiß nicht, daß Winter, tiefer Winter ist auf Erden.
Im letzten, leisen Wort verrinnt das müde Leben:
„Ich glaub' jetzt will es Frühling, endlich Frühling werden!"

M. Feesche.

Die Schwaben lassen grüßen!

Es ist schon lange her, da zog ein Schwabe nach Rom, um dem Papst zu beichten. Etliches und manches hatte er schon bekannt, da hielt er plötzlich inne. Ein schwerer Seufzer; eine lange Pause. „Hast du noch etwas auf dem Herzen, mein Sohn?" Verstärktes Seufzen, heftiges Erröten, und dann kam's aus der Tiefe der Seele schwer heraus: „Heiliger Vater, ich bin ein Schwabe!" — „Schlimm ist es, mein Sohn, aber eine Sünde ist es eben nicht." — Der liebe Gott traf einst einen Mann, der bitterlich weinend an der Straße saß und sich nicht trösten lassen wollte, auch nicht, als der liebe Gott sich zu erkennen gab: „Ihr könnt mir au nit helfe, wenn Ihr au der lieb Herrgott seid: i bin a Schwab!" — Da hat sich der Herrgott umdreht und hat au g'weint.

Die enganliegenden Schwabenhosen wurden aus Hirschleder gefertigt. — Ob immer aus Hirschleder? — Die langbeinigen Waldbewohner konnten nicht genug Futterale liefern, weil die schwäbischen Ehen mit unerhörtem Kinderreichtum gesegnet waren; die Großmama aller fruchtbaren Schwäbinnen ließ sich durch Bürgermeister und Rat zu Bönnigheim in einem gesiegelten Brief testieren, daß sie 53 Kinder zur Welt gebracht — kein Wunder also, daß die Hirsche indigniert ihre Lieferung einstellten. Was war die Folge? Ein Schwabe kam mit einem Schaffell zum Schneider und bat ihn, ein Paar Hosen aus Hirschleder daraus zu machen. Vielleicht war es derselbe Schwab, der vor dem Auszuge in den Krieg den Vater befragte, wo das Herz liege. „Da du zitterst am ferschten, alda dein Hertze leit", lautete die klassische Antwort, und der Sohn läßt sich, um sein Herz zu bewahren, ein Stück Panzerplatte auf die Gegend seiner Hosen setzen, dort wo der Rücken anfängt, seinen ehrlichen Namen zu verlieren.

Und sieh ein Blatt, beschrieben
Von jener Hand,
Die einst in warmem Lieben
Die deine fand.

Da wacht ein heiß Verlangen
Auf in der Brust,
Und wird mit Glück und Bangen
Es dir bewußt,

Daß, ob auch tausend Siegel
Du angelegt,
Doch noch der Sehnsucht Flügel
Dein Herz bewegt.

Rosa Fischer.

*
* *

Stille Stunden.

Die stillen Stunden hab' ich lieb,
Die stillen Wälder und Weiten,
Was mir die Welt ins Inn're schrieb
Tönt auf in stillen Zeiten!

Dann geh ich durch die Wälder hin,
Liegt weit das Land im Schweigen;
Es singt und summt rings wo ich bin
Ein Tönen leis und eigen.

Und was da tönt und heimlich zieht,
Weil ich es tief empfunden,
Das form ich gern zum kleinen Lied,
Zum Lied aus „stillen Stunden".

H. Pfaundler.

*
* *

Legende.

Gott sah einmal in seinem Garten
Ein Veilchen welken, das er kannte.
Die Liebe war's. Und sieh, er sandte
Sogleich ein Englein krankenwarten.

Hans Mittendorfer.

*
* *

Endlich Frühling!

„Es will auch gar nicht Frühling werden dieses Jahr!"
Wie kläglich er das sagt, der alte, alte Mann!
Ja, wenn man einst doch auch mal jung und kräftig war
Und nun so gar nichts, gar nichts mehr beschicken kann,
Das ist wohl klagenswert! — Er hockt tagaus, tagein
Im Stuhl am Ofen jetzt; die zitternd müden Hände
Streckt er der Glut entgegen, 's muß ja wohl so sein,
Wenn man erst alt ist, nimmt der Winter nie ein Ende!
„Es will auch gar nicht Frühling werden dieses Jahr",
Er hats so oft gesagt, der müde Greis, so oft,
Daß, als der Lenz nun kommt, duftreich und sonnenklar,
Er den nicht mehr erkennt, dem er entgegen hofft.

verlernt, die gekränkte Leberwurst zu spielen, haben längst gelernt, kräftig mitzulachen, die Scherze noch zu übertreiben und so den Gegner zu entwaffnen: „Extradumm ist auch schön; gewöhnliche Dumme hat's überall, aber die Extradummen haben wir allein.“ Mögen die Scherze oft platt, mitunter gar roh erscheinen, unter ihnen leuchtet doch überall die närrische Weisheit, die weise Narrheit eines ursprünglichen Sinnes hervor, der frei ist von Anempfindung und Nachempfindung, frei vor allem von gelehrter Pedanterie. Die Scherze wollen nur aufheitern, erfreuen, sich selbst aussprechen, auslachen. Je toller die Ausgeburten der Phantasie, desto besser. Neben schweren Ernst stellen sie das lösende Lachen. Gott verhüte, daß dies Lachen und Necken unter den deutschen Landsleuten je abkomme! Die Neckereien sind ja übertragbar, sagt ein Besprecher Johannes Gillhoff im „Türmer“, und Entleihungen werden variiert je nach der Stammesart. Biographisches Material ist in allen Stämmen vorhanden. Nur daß in Schwaben der literarische Niederschlag früher und reichlicher einsetzte. Das hat freilich auch zuwege gebracht, daß die Schwaben sich längst zu jener Höhe philosophischer Anschauung emporgeschwungen haben, zu der andere Stämme sich erst mühsam hinaufarbeiten müssen: „E bissele dumm ischt am End jeder, aber so dumm wie mancher ischt doch keiner“.

Lofntolr Kschtanzln.

Gesammelt von Karl Wouk.

Da Lenz hot an Kumpf
Wia von Rojach pis Prial;
Woun er schnaizn si tuat,
Wats in Lofntol kial.

A niglnoglnaigs Gwantl unt
A niglnoglnaiga Huat unt
A niglnoglnaigs Diandle
Tuat an goar asou guat.

Nix rankn, lai rafn,
Nix grainan, lai schlogn!
I koun s fadi Harbsain
Holt goar nit vatrogn.

Koa schirfare Zungan
Kouns niama fossn,
Si hots erscht pan Wallischn
Schlaifn lossn.

Hear auf mit dain Pußln,
Host anea schun z vüll gstulln,
Du mechst glai dai Lebti
Sou furtschnaudln wulln!

Mai Vota hot gmoant,
I sullt hairatn polt,
Unt i woaß nit di wöli,
Wal ma niadi guat gfollt.

Di Köichin von Pforrhouf
Hot Kindar drai, viar.
Da Mesnar muaß zoln
Unt koun nix dafiar.

Ich bitte um Erlaubnis, noch ein mehreres von dieser geräumigen Gegend reden zu dürfen. Ein Rottweiler Bürger wollte den Landesherrn mit einer zierlichen Rede begrüßen. Als er nun anheben wollte, begegnete ihm das Unglück, daß er magnum ventris crepitum edidit. Aber gelassen drehte er sich um zu dem unwillkommenen Sprecher: „Entweder redet Ihr oder ich!“ — Vielleicht geschah es durch Vergröberung ähnlicher Fälle, daß die üble Frage aufkam, „ob dann die Schwaben nit auch Leut weren?“ — Schon durch die Schwankbücher des 17. Jahrhunderts geht die infame Definition aus eines Sachsen Mund: „er hätte die Tage seines Lebens kein Tier gesehen, daß einem Menschen so ähnlich sei als ein Schwabe“. Zur Ehrenrettung weise ich gern darauf hin, daß der Schwabe gelegentlich auch anderes ausbrütet. Es fand einer einen Kürbis, und auf dem Rathause kam man nach langen Erwägungen zu dem Ergebnis, es sei ein Eselsei und vom Bürgermeister auszubrüten. Der hockt nieder auf das Ei, es entgleitet ihm und rollt in ein Gebüsch, aus welchem ein Häslein entspringt und eiligst das Weite sucht. Mit blutendem Herzen sieht ihm das Stadtoberhaupt nach: „Hoi, hoi, Büeble, kennscht denn dei Vatter gar nemmer meh?“

Natürlich geht so ein Stück auch durch plattdeutsches Land. Andere haben gar keine Ursache, sich über schwäbische Naturkunde aufzuhalten. Und wenn die Feuerwehrordnung der schwäbischen Reichsstadt befiehlt, daß die Spritzen drei Tage vor dem Brande in Ordnung zu setzen seien, so dekretiert der wohlweise Rat der mecklenburgischen Kleinstadt, daß der neuerrichtete Galgen niemals nach auswärts verliehen werden soll: „Er ist für keine andern Sünder als nur für uns und unsre Kinder“. — Geographie schwach, im Norden wie im Süden. Der Ulmer bringt den Reiseführer durch Italien zurück, weil er die Stadt Ulm nicht darin finden kann, und der Norddeutsche sucht für Manöverzwecke einen Globus von Holstein. Die Buchhorner wußten sich im dreißigjährigen Kriege gegen den Feind gesichert, weil ein Kornfeld an ihre Stadt grenzte, dessen Betreten bei Strafe verboten war; und das pommersche Gegenstück erzählt von einem Zugsführer, der seine Vaterstadt im nächsten Kriege durch ein sehr einfaches Mittel schützen will: er verkauft den Franzosen ganz einfach keine Fahrkarten. — Wenn die Schwaben ihrem Storch mit Halleluja ein Fest in der Kirche feiern, wenn sie die Schweife ihrer gefallenen Kühe pflanzen und fleißig begießen, damit sie wurzeln und es doch wieder Kälber im Lande gibt, so ist das nicht toller, als wenn die Mecklenburger ihrem Stadtochsen einen Strick um den Hals legen und ihn zur Stadtmauer hinaufziehen, damit das schöne Gras dort oben doch nicht verkomme. — Kaum daß sie übertroffen werden von den problemliebenden Buchhornern. Die zerstückelten einen Ochsen mit Haut und Haar und säten die Teile ins Feld. Wirklich liefen nach kurzer Zeit auch viele junge Öchslein auf dem Felde herum, jedes trug sogar schon ein Paar Hörnlein. Leider wollten die Tierchen nicht recht wachsen: es waren Schnecken.

Einem Schwaben ward einst in Italien ein Wein vorgesetzt, der ihm so wohl mundete, daß er nach dem Namen fragte. Da ward ihm die Antwort: Lacrimae Christi, d. i. Tränen Christi:

Do schlägt mei' Schwob zum Himmel auf
Sein Blick und seufzt: „Herrje!
O hättetscht du a bißle doch
Au' g'heult am Bodasee!“

Also zu lesen in A. Kellers neuem Buche: „Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors.“ Daß darin zur Ehrenrettung Schwabens auf die auffallend große Zahl berühmter Männer verwiesen wird, die das gesegnete Land sein eigen nennt, ist ja selbstverständlich, war aber im Grunde unnötig. Die Schwaben haben längst

Aus der Schule. Die Schüler sollen Sätze bilden, worin das Wort „allmählich" vorkommt. Peter, besonders pfiffig, hat gleich einen bei der Hand: „Unsere Kartoffeln sind all' mehlig." — In der Realschule zu Rathausen wurden die Schüler in der Geographiestunde um das Erwähnenswerteste der Stadt Friedberg gefragt. Nachdem die Schüler alles erwähnt hatten, ausgenommen die Blindenanstalt, fragte der Lehrer: „Nun, ist nicht auch noch eine Anstalt für Unglückliche dort?" — Sofort rief einer: „Das Schullehrerseminar."

*

Regel und Ausnahme. „Ich sage Ihnen, mein Grundsatz ist: recht und billig." — „Ich bitte Sie, was meiner Frau recht ist, ist nie billig."

„Lustige Woche."

*

Der Nachteil. „An demselben Tage, wo Goethe starb, kam ich zur Welt", sagte ein eingebildeter Schriftsteller. Darauf bemerkte ihm jemand: „Beide Ereignisse waren der deutschen Literatur zum Nachteil."

*

Das Rückgrat. Die Lehrerin plagt sich, ihren Schülerinnen anatomische Kenntnisse beizubringen. „Kann mir jemand sagen, was das Rückgrat ist?" fragt sie. Tiefe Stille, die endlich durch eine aufgeregt piepende Stimme unterbrochen wird. „Das Rückgrat ist, was durch Sie durchgeht. Ihr Kopf sitzt am einen Ende Sie sitzen auf dem anderen."

*

Mehrere Studenten kommen „früh" aus der Kneipe und brüllen einen Droschenkutscher an: „Sie! Kutscher! Mal ran mit Ihrer Mistkarre!" — Der Kutscher fährt vor, die Studenten steigen lärmend ein und vergessen, das Ziel der Fahrt anzugeben. Der Kutscher hält noch immer. — „Na nu! Wollen Sie nicht losfahren?" — „Aber Männeken, Sie haben mir ja noch gar nicht gesagt, wo ich den Mist abladen soll!"

Zum neuen Jahr.

Ein flüchtig Erinnern von Peter Rosegger.

In meinen ersten fünf Lebensjahren begegnete mir an jedem Neujahrsmorgen ein altes Weib. Und doch waren es jene einzigen Jahre, in denen ich von einem Unglück so wenig wußte, wie eine Feldmaus von der französischen Revolution. Freilich bedeuten alte Weiber Unglück, aber nur für sich selber. Weil sie alt und mißachtet sind. Wenn aber das „alte Weib" die Ahndl ist? Des Vaters Mutter? Dann bedeutet es Glück, vollgerütteltes, aufgegupftes Glück.

Meine Ahndl vor sechzig Jahren war ein kleines, regsames Weiblein in dunkelblauem Kittel und mit einem blauen, weißgetupften Kopftuch, das sie wie eine Art Haube trug, hinten zusammengebunden, so daß die Endflügel hinabhingen. Sie hatte ein kleines runzeliges Gesicht und knochige, stets kühle Hände. Sie konnte

Harn wia Sichl krump,
Darn wia Wachl,
Kroupf wia a Lufpaloun —
Dos is a Klachl!

Houn getramt, war in Paichtschtual,
Miaßt Sindn aufzäln,
Dapai hot mai Olti
Mi ausfratschln wölln.

A Wain is koa Wosa
Unts Wosa koa Wain.
Döi Wirt saint vadächti,
Döi wossaschaich sain.

Pin a lustiga Pua,
Pin koa Kirchnpatroun;
Obar außar maini Dindlan
Schaug i koani nit oun.

Pin a lustiga Pua,
Pin a groaßa Schlankl,
Mai Pfoat is gonz ogwetzt
Von die Fenstapankl.

Da Jaga hots Rea
Und da Hüata hots Vi,
Da Pforr die oltn Waibar,
Die jungan houn i.

Lustige Zeitung.

Heilige Gefühle. Braut: „Ich hätte es dir schon lange sagen sollen, Otto, ich bin ein armes Mädchen ....“ — Bräutigam: „Aber — Marie — — wie hast du so lange — — mit meinen heiligsten Gefühlen spielen können.“

*

Schlaukopf. Bauer: „Ich möcht' kein Schützenkönig sein!“ — Seine Frau: „Ja, warum denn nicht?“ — Bauer: „Nu, wenn ein ordentlicher König kommt, sagen die Leut': Sigst, dort kimmt er! Wenn aber ein Schützenkönig kommt, da heißt es: Da bringen sie ihn!“ „Lustige Woche.“

*

Gaunerhumor. Strolch (zum Autler): „Servus Kollega!“ — Autler (entrüstet): „Was, Kollega? Was unterstehen Sie sich, Sie frecher Mensch?“ — Strolch: „Nanu, Sie machen doch auch die Straßen unsicher!“

*

Zielbewußt. „Sei brav, Lisi! Wenn du brav bist, kommst du auch in den Himmel!“ — „Erst muß ich wissen: Kommt der Herr Lehrer auch in den Himmel?“ — „Gewiß, mein Kind!“ „Papa, dann will ich recht schlimm sein!“ „Lustige Woche.“

*

Bücher.

Deutsches Recht und andere Gedichte von E. v. Handel-Mazetti. (Kempten. J. Kösel. 1908.)

„Deutsches Recht.“ Ein Volksgesang aus Stadt Steyr. Solche Dichtungen, wie die, pflegen ungefähr aufgefunden zu werden und es steht kein Name dabei von dem, der sie zuerst gesungen. Wie das Volkslied entsteht, unbewußt, elementar. Und hier steht ein moderner Dichtername auf dem Titel, heißt: E. v. Handel-Mazzetti. Da horcht man freilich wohl auf. Und die schaurige Mär aus alten Zeiten: Ein Räuber sprengt die Gruft, wo ein totes Jungfräulein liegt. Das gülden Ringlein will er ihr rauben. Aber das Jungfräulein ist so schön, daß er aufs Rauben vergißt und sie auf den Mund küßt. Der Kuß erweckt die Scheintote zum Leben. Er hüllt die Frierende in seinen Mantel, speist die Hungernde mit seiner letzten Brotkrume und trägt sie heim in ihr Vaterhaus. Und sie hat noch nichts Lieblicheres erlebt, als unterwegs an seiner Brust zu ruhen. Ihr Vater, der ist ein reicher Patrizier zu Steyr, er stellt wegen des Töchterls, „das wieder ist 'kommen“, ein großes Freudenfest an für die ganze Stadt. Aber derweil das Fest währt, verdammt der Richter den Räuber als den Grabschänder zum Galgen. Das Jungfräulein kommt, um für ihn zu bitten. Der Richter bleibt hart und es wird nur auf eine Möglichkeit hingewiesen, nach deutschem Recht den Verurteilten zu retten: Wenn ihn eine unschuldige Maid zur Ehe nimmt. — Man kann sich denken, wie's ausgeht. Die Dichtung ist in wunderkräftigen Versen, aber akademisch ist ihre Art nicht. Hochdeutsch und Volksmundart geht fast wild durcheinander und das Ganze ist von einer geradezu gewaltigen Kraft und Wirkung. Keine Strophe verleugnet die Verfasserin des Romanes „Jesse und Maria“. Der Mär vorangedruckt ist eine Anzahl von Gedichten derselben tiefen Art. Wir wollen in diesem Hefte ein paar mitteilen, besseres kann man nicht tun, um ihnen gerecht zu werden. R.

Tiroler Blut. Gedichte von Arthur v. Wallpach. (München. Georg Müllers Verlag.)

Reife und Ausgeglichenheit unterscheiden dieses Büchlein von Wallpachs früheren Sammlungen, denen es an Gehalt ebenbürtig ist. Es ist wie ein Markstein am Eingange zur Höhe seines Schaffens; noch zittert da und dort ein Nachhall einer stürmischeren Zeit, doch voll Ruhe sieht der Leser mit dem Dichter voran und zurück. Das Heim, die Heimat umgeben den gereiften Mann, der sich ihren Frieden schwer erkämpfte und ihn nun doppelt innig genießt. Die alte Kampfesfreude lebt aber noch, und macht den Dichter zum Rufer im Streite um das Vaterland. — Was diesem Buche noch deutlicher als den früheren sein Gepräge gibt, und was also als ein Grundzug der dichterischen Wesenheit Wallpachs betrachtet werden darf, ist das tiefe Nachdenken einer von unstillbarem Wissensdrange erfüllten Seele, die in stillen Nächten dem Urgrund der irdischen Dinge nachforscht, und die in Wälderbraus und Brunnenrauschen, in Sonnenglanz und Hollunderduft die Sprache der Gottheit vernimmt. Der Dichter und der Denker durchdringen einander in den Gedichten dieses Buches in seltener Weise. Die tiefsten Gedanken treten klar und fest aus dem Wohlklang feingefügter Verse Das Wissen hat die Kunst dieses Dichters ohne Unterlaß befruchtet und vertieft; jedoch es nahm ihr nichts, es bedrohte nicht ihre Ursprünglichkeit. Die Sprache Wallpachs bereichert sich fortwährend, gleicherweise durch die Beschäftigung mit alten Schriften, wie aus dem frischen Quell der Volksmundart. In wenigen Dichtern ist heutzutage die deutsche Sprache so lebendig als in Wallpach. — Auch Wallpach harrt noch an den Pforten der offiziellen „deutschen Literatur“; vielleicht macht ihm dieses Buch den Weg frei. —b—

Berthold Auerbach. „Der Mann.“ „Sein Werk.“ „Sein Nachlaß.“ Von Anton Bettelheim. Mit einem Bildnisse des Dichters. (Stuttgart. J. G. Cotta. 1907.)

Der einst so populäre Schwarzwälder Dorfgeschichtenmann, der seit einem Viertel Jahrhundert auf dem Friedhofe in seinem Nordstetten ruht, ist uns durch dieses Buch wieder näher gerückt worden. Er und die damalige deutsche Literaturepoche, in der Auerbach eine so bedeutende Rolle spielt. Vor allem ist die Persönlichkeit des Mannes ganz meisterhaft gezeichnet, wenn auch nicht in künstlerischer Weise, so doch durch geschickte Zusammenstellung und psychische Vertiefung von Einzelheiten aus ihrem Charakter, Leben und Schaffen. Bettelheims Art ist durchaus nicht unbedingte Anerkennung, sondern sachliche Kritik. Er hat kein Vertuschen für die Mängel und Schwächen, und doch weiß er mit echter Wärme und Ehrerbietung die Vorzüge so zu beleuchten, daß weder die Werke, noch ihr Autor zu kurz kommen. Die eigentliche Größe Auer-

tüchtig reden, und wenn sie anfing, da mußte alles still sein im ganzen Hause. Ihre ganze Zärtlichkeit brauchte sie bei mir auf, dem Ältesten von damals fünf Jahren. Weiß nicht, ob für meine anderen Geschwister noch viel übrig geblieben ist. Es kann aber auch sein, daß sie denselben ganz dieselbe Liebe bewies. So ein altes Großmutterherzlein ist ja unerschöpflich. Ich spürte diese wunderbar holde Großmutterliebe nur an mir. Gott in deinem Himmel, was habe ich in meiner Kindheit für Liebe genossen!

Aber zur Zeit ist alles so selbstverständlich, erst später wird man es gewahr, was man gehabt und — verloren hat. Ich habe ja immer die Wirklichkeit verträumt. Saß ich auch damals, vor sechzig Jahren, gerne auf dem Stein vor der Tanne, wenn es Nacht geworden war, und schaute den funkelnden Himmel an und tupfte gegen ihn mit dem Zeigefinger hinauf, um die Sterndeln zu zählen.

„Die Sterndeln zählen!" rief da einmal der Knecht Markus aus, „das haben schon Bessere probiert als du!" Und eine alte Magd verwies: „Mit dem Finger darf man nit auf die Sterndln deuten. Da tät man sie totstechen!"

„Fallen sie nachher herab, wenn sie tot sind?" fragte ich.

Weil sie keine Antwort wußte, so sprach sie bloß: „Du bist ein dummer Bua!"

Da saß denn neben mir auf dem großen Stein auch einmal die Ahndl. Ich träumte zu den Sternen auf und bei ihr war's, als tat sie andächtig schweigen. So saßen wir lange. Und nahm sie mich jetzt auf einmal bei dem kleinen Handel und streichelte es ein wenig und sagte, zu mir geneigt, fast leise: „Du bist mein liebes Kind. Da oben ist die Ewigkeit. Schau nur hinauf."

Es ist aber das unruhige Jahr gewesen. Auf dem Kirchweg, vor den Häusern und überall, wo Leute zusammenkamen, redeten sie laut und erregt. Aber nicht von Feld und Vieh, sondern von Robot und Steuern, von Soldaten und Schutzgarden und davon, daß man halt würd' ausrücken müssen mit Sensen und Mistgabeln. „Herrnderschlagen!" schrie da einmal unser Ochsenbub drein. Der ist von meinem Vater davongejagt worden. Gewalttätigkeiten sind meines Vaters Sache nicht gewesen. „Was ich mit Güten nit kann zwingen, das grat ich." — Er hat viel „graten" müssen.

Ich aber spitzte die Kinderohren gar scharf nach der Revolution. Kanonendonner wollte man gehört haben übers Gebirg her, weit von Wien. Dann kamen fremde Flüchtlinge in die Gegend, die „falsches Geld" mitbrachten. Das war ganz blau und war der „Koschild" (Kossuth) draufgemalt. Und von der anderen Seite kamen Landwächter mit Spießen auf den Flinten. Die nahmen uns das Geld wieder weg und jagten nach den Flüchtlingen. Solcherlei ereignete sich und ich war immer voll Neugier und Angst.

Nach einer Weile aber war es wieder still geworden. Alles sank ins alte Geleise zurück und im Hause war es wie früher.

Aber die Ahndl! Wo ist die Ahndl? — Während des Aufruhrs war die Ahndl verschwunden. Auch nicht ein Stäubchen ist mir mehr in Erinnerung von ihrer kurzen Krankheit, von ihrem Sterben, von ihrem Begräbnisse. Wie kommt es, daß man so außerordentliche Dinge aus dem Kindskopfe verliert? Ich weiß auch nichts von einem Schmerze über den Verlust der guten Ahndl. Auf dem Friedhofe zu Krieglach findet sich kein Beinchen mehr von ihr. In mir lebt, wie ein schwaches Lichtlein, einzig nur das Gedächtnis fort von der kleinen, emsigen Gestalt im blauen Kittel und von ihrem Worte: Du bist mein liebes Kind. Da oben ist die Ewigkeit. Schau nur hinauf."

übermütig in den eingestreuten Reflexionen, daß dieses Buch seine früheren Schöpfungen fast hinter sich zu lassen scheint. V.

Neuere Dichter im Lichte des Christenthums (des Katholizismus.) Gesammelte Aufsätze von Bernhard Stein. (Ravensburg. Friedrich Alber.)

Die römische Kirche hat kein Glück. Nicht ein einziger unserer bedeutenderen Schriftsteller hat ihren Glauben. Sie klagt es selbst. Nicht ein einziger nimmt die Christusgestalt so, wie es die Kirche tut. Jede aller Jesudarstellungen soll grob von den evangelischen Überlieferungen abweichen, nur die Jesudichtung der römischen Kirche nicht. Die ist buchstäblich das alte Evangelium selbst, ohne jede Zutat und ohne jede Verdeutelung. Das behauptet der ultramontane Verfasser mit der einfältigsten Miene von der Welt. Es ist geradezu erschütternd, wie geduldig sich alles drucken läßt, ohne aufzuschreien wegen Vergewaltigung. Z.

Aus deutschen Dichtern. Eine Anthologie. Herausgegeben von L. Staackmann. (Leipzig.)

Ein echtes Volksbuch in schlichter Ausstattung, aber mit wahrhaft gediegenem Inhalt. Autoren wie Otto Ernst, Emil Ertl, Max Geißler, Franz Karl Ginzkey, Rudolf Greinz, Peter Rosegger, Friedrich Spielhagen und andere der besten unserer Tage sind vertreten mit Novellen, Erzählungen und Poesien stets spannenden, herzfrohen, vielfach humoristischen Inhaltes. Das liebenswürdige Büchlein — reich mit den Bildern seiner Schriftsteller illustriert — ist natürlich in jeder Buchhandlung zu haben. Die ersten Auflagen waren sofort vergriffen, denn der Preis ist so billig, daß man sich ihn gar nicht zu nennen getraut. V.

Das Gebet. Gedanken und Betrachtungen eines deutschen Literarhistorikers. Den Gebildeten unter den Verächtern gewidmet. (Stuttgart. J. F Steinkopf. 1908.)

Das überzeugungsinnige Schriftchen wird gerade solchen gefallen, die nicht „Verächter" sind. Der Begriff des Gebetes ist hier zu dogmatisch, zu enge begrenzt; er wäre philosophisch zu erweitern und da könnte gesagt werden, daß zeitweise jeder Mensch betet, auch der es gar nicht zugibt und der glaubt, daß er an keinen Gott glaube. Das Gebet ist die Erhebung des Herzens zum höchsten Ideal. Naturandacht, Sehnsucht, Hoffnung, Opferfrohheit, all das und anderes könnte in das Gebet eingeordnet werden und dann gäbe es auch schon mit Weltleuten und „Ungläubigen" Berührungspunkte, die ein Verständnis anbahnen könnten. Z.

Meyres kleines Konversations-Lexikon. 7. Auflage in sechs Bänden. 2. Band. (Leipzig. Bibliographisches Institut.)

Von diesem nützlichen Handbuche, das sich ebenso durch seine Gediegenheit wie durch seine Billigkeit auszeichnet und dessen erster Band hier vor einiger Zeit zur empfehlenden Anzeige gebracht wurde, ist nun in derselben hübschen Ausstattung, reich mit Illustrations- und Kartentafeln versehen, der zweite Band erschienen, welcher von dem Schlagworte „Cambridge" bis „Galizien" reicht. Dieser Band enthält Artikel, wie etwa: China, Dampfschiff, Deutschland, Eisenbahn, Europa, Frankreich 2c., deren Ausführlichkeit jedem bändereichen Lexikon zur Zierde gereichen würde. Überhaupt ist auch in diesem Bande die Vollständigkeit und Genauigkeit der Artikel, wenn auch in knapper Form, ebenso wie die reiche Zahl und Schönheit der beigegebenen Tafeln geradezu überraschend. Das ganze Lexikon wird mit vier weiteren noch erscheinenden Bänden, die rasch aufeinander folgen, vollendet sein und ein Nachschlagebuch allerersten Ranges bilden. — In demselben Verlage ist auch soeben **Meyers historisch-geographischer Kalender für 1908**, jener beliebte Zeitweiser mit hübschen illustrierten Blättern zum Abreißen und mit allen möglichen praktischen Daten darauf, erschienen. A. S.

Die Mode. Menschen und Moden im XIX. Jahrhundert nach Bildern und Kupfern der Zeit. Nach Auswahl von Dr. Oskar Fischel; mit Text von Max v. Böhn. 1818 bis 1842. (München. Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.)

Seitdem die große Münchner Ausstellung von 1875 die Blicke des Publikums und der Künstler auf der Väter Werke lenkte, haben wir eine stilistische Hetzjagd erlebt, die uns in dreißig Jahren durch alle Stile der Vergangenheit trieb. Nun sind wir mitten im Biedermeier angelangt, wir haben einen Augenblick Ruhe und da besinnen wir uns plötzlich, daß ja hier der Faden abriß, der unser Leben und unsere Kultur mit der Vergangenheit verband, daß wir nicht in der Ferne der Zeiten und Völker, nicht im XV. Jahrhundert, nicht in Japan und China nach dem Stil suchen müssen, auf den das Trachten der Zeit gerichtet ist, sondern daß wir da weiter zu bauen haben, wo Vater und Großvater aufhörten. So bemühen wir uns denn um die stille feine Kultur jener Zeit, in der Großvater jung und Vater noch ein Kind war, und mit Überraschung entdecken wir, daß wir ja da zu Hause sind und sehen nun freudig, wie sich auf dem Boden der Heimat schüchterne Anfänge eines neuen Stils zeigen, der im Alten wurzelt, der aber hoffnungsvoll in die Zukunft weist. In diese

bachs liegt nach meiner Meinung nicht in seinem literarischen Werke an sich, sondern in seinem unzerstörbaren Optimismus, der seinen Schriften etwas Klassisches, seiner Person etwas rührend Kindliches gab. Er war kein universeller Kopf, aber er war ein Weltherz. Er war zu haben für alle, für arm und reich, für niedrig und hoch und allen, allen predigte er immerdar sein freudiges Glauben und Hoffen an den Sieg des Wahren und Guten. Reichlich vorgearbeitet für diesen Sieg hat er wahrhaftig, wenn er auch schwere Enttäuschungen erleben mußte. Welcher Optimist erlebte sie nicht und welcher ginge nicht doch immer wieder siegreich hervor! — Daß die deutsche Dorfgeschichte von Jeremias Gotthelf aus ihren Weg über Auerbach genommen, ist nur teilweise zutreffend. Es wird durch letzteren ja mancher Erzähler angeregt worden sein. Direkt vorbildlich aber für die moderne Dorfgeschichte ist doch der Schweizer Dichter geworden.

Bettelheims großes und äußerst fleißiges Auerbachwerk ist für den Literaturfreund schon auch seiner gelegentlichen Exkursionen in kulturelle Nachbargebiete so interessant. Und man macht Bekanntschaften mit Auerbachs Freunden und einer Menge berühmter Persönlichkeiten. Des Verfassers manchmal bis zur Schwerfälligkeit gesättigter Stil ist nicht ganz leicht zu bewältigen. Aber die Empfindung der völligen Vertrautheit des Biographen mit seinem Mann und dessen Um und Auf entschädigt uns reichlich für kleine Mühen. Übrigens wurde Bettelheim von Auerbach selbst zum Mitvollstrecker seines literarischen Testamentes bestimmt. Und so war Anton Bettelheim, der Biograph Anzengrubers, auch der berufenste Lebensbeschreiber Auerbachs, dieses Lieblings der Nation im vorigen Jahrhundert. M.

Vier Jahrhunderte deutschen Kulturlebens in Steiermark. Gesammelte Aufsätze von Dr. Anton Schlossar. (Graz. J. Meyerhoff. 1908.)

Geradezu wertvolle Aufzeichnungen sind in dem Buche enthalten, besonders für unser Heimtum. Da ist, stets mit Dokumenten begründet, die Rede von Mäßigkeitsvereinen der Vorzeit, von Johannes Kepler und seinem Kalender, von einer Grazer Faschingskomödie aus dem Jahre 1764 und von einem interessanten steirischen Wunderdoktor im 18. Jahrhundert. Steirischer Staatsmänner und Schriftsteller ist nicht vergessen und über einen Hauptkulturträger unseres Landes, den Erzherzog Johann, hören wir sein Verhältnis zum heimischen Künstlerleben. Solche Dinge aus öffentlichen und Privatarchiven hervorzugraben, zu ordnen und unserem Lesegeschmack genießbar zu machen, ist keine kleine Arbeit, daher ein um so höheres Verdienst um die geschichtliche Heimatskunde. An sich vielfach Kleinigkeiten, werfen sie doch auf ihre Zeit Schlaglichter, die der Kulturforscher nie entbehren kann. Z.

Briefe deutscher Frauen. Herausgegeben von E. Wasserzieher. (Dresden. L. Ehlermann.)

Endlich wieder einmal ein Buch, wahrscheinlich nach dem Herzen unserer deutschen Frauenwelt! Wenn man es durchblättert, muß man der goldenen Früchte in silbernen Schalen gedenken und wundert sich höchstens, daß nicht schon längst jemand auf den ausgezeichneten Gedanken gekommen ist, die reichen Schätze zu heben, die in den Briefen hervorragender deutscher Frauen niedergelegt sind; in ihren Briefen, die ihre innerste Persönlichkeit enthüllen und aus denen der ganze unerschöpfliche Reichtum eines tiefen Frauengemüts erquickend und erwärmend hervorleuchtet. — Da ist die „Frau Rat", deren heller Verstand und tiefes Gemüt sich so köstlich in ihrem Humor widerspiegeln. So, wenn sie in ihrer krausen Orthographie der Herzogin Anna Amalie von einem Besuch des Herzogs und ihres Sohnes in Frankfurt berichtet: „ich bin den gantzen Tag vor Freude und Wonne wie betruncken, wenn fichs etwas zu Boden gesetzt hat wird meine Vernunfft auch wieder zu Hauße kommen." — „Wie dann ferner Frau Aja sich nicht mehr halten konte, sondern in ein Eckelgen ging und ihrem Hertzen Luft machen mußte — denn das war kein Mondschein im Kasten, sondern wahres Hertzens gefühl." — Da ist Schillers Lotte; ganz Hingebung, ganz tiefstes Verständnis für die Größe „ihres Schiller". Und wie groß bewährt sie sich selbst, als er ihr entrissen ist. „Nun fürchte ich nichts mehr in der Welt, da ich das einzige Wesen mußte sterben sehen und leben muß." — Da ist Philippine von Griesheim, deren Bräutigam zu den von Napoleon erschossenen Schill'schen Offizieren gehörte und deren namenloser Schmerz doch besiegt wird durch die Begeisterung über den endlichen Sieg des Vaterlandes. Da ist die Kaiserin Maria Theresia und Gabriele von Bülow, Bettina von Arnim und Angelika Kauffmann, die prächtige „Liselotte" und so viele andere. Die beigegebenen wohlgelungenen Bildnisse sind geeignet, die Persönlichkeit der Briefschreiberinnen dem Leser besonders nahe zu bringen. V.

„Die sieben törichten Jungfrauen." Von Rudolf Presber. („Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

In seiner oft an ihm gerühmten Art, mit scharfem Blick für alle menschlichen Schwächen und doch ohne jede Bitterkeit das Leben zu betrachten, schildert der Dichter hier sieben merkwürdige Frauenschicksale, so lebensecht im Aufbau, so lustig im Detail, so

Das Märlein von Schneeweißchen und Rosenrot. Von Franz Pocci. (Berlin Georg Koenig.)

Heidi. Ein Kinderschauspiel in drei Akten. Nach Johanna Spyris Erzählung bearbeitet von Luise Fetscherin. (Bern. A. Francke.)

Josef Viktor v. Scheffels gesammelte Werke. VI. Band. (Stuttgart. Adolf Bonz & Komp.)

Gesammelte Dichtungen (hochdeutsch). Von Karl Stieler. (Stuttgart. Adolf Bonz & Komp.)

Durch Mitleid wissend. Ein Versbuch von Ferdinand Max Kurth. (Berlin. Kunsttheaterverlag.)

König Eri. Ein Lied der Liebe. Von Maria Stona. (Wien. Karl Konegen.)

Ruheloses Herz. Gedichte von A. de Nora. (Leipzig. L. Staackmann. 1908.)

Über den Sternen. Von Josef Bayer. (Leipzig. Oswald Mutze.)

Allerleirauh. Zeitgemäße Dichtungen von Karl Ernst Knodt. (Leipzig. Fritz Eckardt.)

Von **Sehnsucht, Schönheit, Wahrheit.** Ein Dreiklang in Versen von Karl Ernst Knodt. (Leipzig. Fritz Eckardt.)

Von Himwe und Driwwe. Gedichte in Frankfurter Mundart von Julius Jakob Strauß. (Frankfurt am Main. J. Strauß'sche Buchhandlung.)

Im Röseligarte. Schweizerische Volkslieder, herausgegeben von Otto v. Greyerz. (Bern. A. Francke.)

Plattdütsche Geriemels in Prignitzer Mundart von J. Jenkel, Pritzwalk. (Selbstverlage des Verfassers.)

Liedli ab em Land. Von J. Reinhurt. (Bern. Verlag A. Francke.)

Hauskräutl und Tannagraß. Mundartliche Dichtungen und Erzählungen von Konrad Wilczek. (Wien, I., Franzensring 20. Im Selbstverlage des Verfassers.)

Walther von der Vogelweide. Angeordnet von Richard Zoozmann. (Stuttgart. Greiner und Pfeiffer.)

Friedrich der Große. Auswahl aus seinen Schriften, herausgegeben von F. Lienhard. (Stuttgart. Greiner und Pfeiffer.)

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1905–1907. Herausgegeben von A. F. Seligmann. (Leipzig und Wien. Hugo Heller & Ko.)

Ferdinand Raimund. Bilder aus einem Dichterleben von Ella Hruschka. (Leipzig. Curt. Wigand 1907.)

Otto Ludwig-Studien. Band I: Die Makkabäer. Von Dr. Wilhelm Schmidt-Oberlößnitz. (Leipzig. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.)

Pestalozzi. Auswahl aus seinen Schriften in Anordnung von Prof. Ludwig Gurlitt. (Stuttgart. Greiner und Pfeiffer.)

Hegel. Zusammengestellt mit einer Einleitung von Georg Lasson. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Emerson. Bearbeitet und übersetzt von Dr. Egon Fridell. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Eines Dichters Liebe. Eduard Mörikes Brautbriefe, herausgegeben von Walter Windegg. (München. Oskar Beck.)

Die Bühne ein Echo der Zeit (1905 bis 1907). Von Hermann Kienzl. (Berlin. „Concordia“, Deutsche Verlagsanstalt.)

Schriften von Johannes Müller (München. Oskar Beck.): **Das Problem des Menschen. — Persönliches Leben. — Das Ziel zur Verständigung für die Suchenden von heute.**

Du sollst nur an einen Gott glauben. Ein freireligiöses Wort von Adolf Simchen. (Seifhennersdorf. Max Großmann.)

Briefe über das Christentum. Von Wolfgang Machera. (Wien. Akademischer Verlag. 1908.)

Wahrheit in Liebe. Ausgewählte Predigten und Reden aus dem Nachlasse von Rudolf Schweizer. (Bern. A. Francke.)

Richard Wagners religiöse Weltanschauung. Religionsgeschichtliche Volksbücher von O. Schmiedel, Professor in Eisenach. (Tübingen. J. C. B. Mohr [Paul Siebeck].)

Vom Lesen und Deuten heiliger Schriften. Religionsgeschichtliche Volksbücher. Von Liz. H. Vollmer. (Tübingen. J. C. B. Mohr [Paul Siebeck].)

Neuere Dichter im Lichte des Christentums. Gesammelte Aufsätze von Leonhard Stein. (Ravensburg. Friedrich Alber.)

Inneres Wachstum. Sieben Aufsätze von E. G. O. (Stuttgart. Walter Seifer.)

Bilder aus dem heiligen Lande. Künstleraquarelle von F. Perlberg. (München. C. Andelfinger & Cie.)

Hohenzollern-Anekdoten. Gesammelt und bearbeitet von Hermann Jahnke. (Stuttgart. Verlag Robert Lutz.)

Von Sonne, Regen, Schnee und Wind und anderen guten Freunden. Von Sophie Reinheimer. (Berlin. Buchverlag der „Hilfe“. 1907.)

Von Kindern, die Sorgenpfade ziehen. Bilder aus Jammer und Not unserer Kinderwelt für große und kleine Leute, die Mitleid haben, herausgegeben von Paul Püschel. (Dresden. Wilhelm Baensch. 1908.)

spöttisch „Biedermeier" genannte Zeit führt uns das vorliegende Werk, das uns in dem erstaunlichen Reichtum seiner Bilder einen tiefen Blick in jene nun entschwundene Welt tun läßt. Nicht nur Kleidung und Einrichtung zeigt es uns, nein, wir sehen auch, wie man sich gab, wie man sich im Neglig̈é und in Gesellschaft benahm, was man schön fand und was guter Ton war. V.

In Knecht Ruprechts Werkstatt. Dichtung von Hildegard Voigt. Musik von Wilhelm Kienzl. (Groß-Lichterfelde-West. Verlag der Musikwelt.)

Noch knapp vor dem Kinderfest wollen wir auf diese ganz köstliche Gabe hinweisen.

Kalender für das Jahr 1908 liegen wieder eine ganze Reihe aus dem Verlage „Leykam" vor, welche den Ansprüchen der verschiedenen Bevölkerungsklassen durch ihre praktische Einrichtung und geschmackvolle Ausstattung Rechnung tragen. An erster Stelle tritt uns ein alter Bekannter im **Grazer Schreibkalender** (124. Jahrgang) entgegen; er bringt in schönem Farbendruck das Herzog Wilhelm von Württemberg-Denkmal in Graz. Außer diesem Bildschmuck enthält er noch viele andere Illustrationen, besonders eine mit vielen Bildern ausgestattete Rundschau, worin die bedeutendsten Vorkommnisse in der Zeit vom Juli 1906 bis Ende Juni 1907 festgehalten sind. Aus dem reichen Inhalte der Erzählungen, Gedichte und Aufsätze nennen wir: Das sechzigjährige Regierungsjubiläum unseres Kaisers mit Porträt, eine drastische Dorfgeschichte (Ehestandspredigt) von Peter Rosegger, eine ernste Geschichte aus den Bergen von Ernst Reiter, eine heitere Militärgeschichte von Olivier, dann einen interessanten Aufsatz von Dr. A. Schlossar über den steirischen Islandforscher J. C. Poestion, eine kurze Biographie über den jüngst verstorbenen Major Wilhelm Goldhann, ferner Beiträge von Hans Mittendorfer, Nandl Werchota, Gustav Budinsky, Franz Scherkl u. a. m. — Ferner nennen wir den **Schreibkalender für Advokaten und Notare** (117. Jahrgang), auch als Vormerkbuch für Amtsvorsteher, Geistliche, Staats- und Kommunalbeamte, Militärs u. s. w.; den mit einer schönen kolorierten Rückwand versehenen **Tagesblockkalender** sowie den **Wochennotizkalender**; weiters sei gedacht der großen und kleinen **Wandkalender**, der wegen ihrer Niedlichkeit und Anspruchslosigkeit in bezug auf Raum so beliebten **Portemonnaiekalender**, broschiert, in Leder und Metall gebunden; des eleganten **Taschenkalenders** mit dem Porträt der bekannten steirischen Dichterin Nandl Werchota, in modernem Einband mit Goldschnitt; des **Grazer Taschenkalenders**, sowohl broschiert wie gebunden; endlich seien noch erwähnt der **Brieftaschenkalender**, der elegante **Schreibtischkalender**, der **Almanach** und der **Bauern-(Mandl-)Kalender**. Eine besonderere Zimmerzierde ist der schön ausgeführte **Farbendruckwandkalender**, darstellend den Marktplatz von Marburg an der Drau. Wir empfehlen alle diese Kalender, welche sich auch bestens zu Geschenken eignen, auf das wärmste.

Büchereinlauf.

Landflucht. Roman von Hermann von Randow. (Straßburg i. E. Jos. Singer. 1907.)

Perpetuta. Roman von Hugo Beck. 2 Bände. (Leipzig. Julius Werners Buchhandlung.)

Hollesser. Humoristischer Roman von Hugo Beck. (Leipzig. Julius Werners Kommissionsverlag.)

Eichenlaub und Tannenreis. Altdeutsche Erzählungen aus der Quadenzeit. Von Josef Lowag. (Freudenthal, Österrchisch-Schlesien. W. Krommer.)

Die da hungern und dürsten. Die Geschichte zweier Menschen, die die Liebe fanden. (Leipzig. Schulze & Co.)

Ernst Anderst auf der Flucht. Von Ewald Engelhardt. (Stuttgart. Rich. Ungewitter.)

Ausgewählte Novellen. Von Hans Arnold. (Stuttgart. Adolf Bonz & Ko.)

Jägerblut. Eine Hochgebirgsgeschichte von Anton Frhr. von Perfall. (Stuttgart. Adolf Bonz & Ko.)

Allerlei Menschen von heute. Erzählungen v. E. Schreiner. Stuttgart. (Verlag der Buchhandlung des deutschen Philadelphia-Vereines.)

Im akademischen Verlag, Wien und Leipzig, sind erschienen:

Friedrich der Streitbare. Eine historische Erzählung von Alexander Redlich. — **Heinrich der Babenberger.** Eine historische Erzählung von Alexander Redlich. — **Wider Gott und Reich.** Historische Erzählung von Martin Rohrer. — **Kyros, der Weltherrscher.** Nach Xenophon frei für die Jugend von Dr. Wolfgang Wilhelm.

Prinzessin Ziska. Von Marie Corelli. (Berlin, Groß-Lichterfelde. Paul Zillmann.)

Lilith's Seele. Von Marie Corelli. (Berlin. Groß-Lichterfelde. Paul Zillmann.)

Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Jubiläumsausgabe. Zeichnungen von Otto Ubbelohde. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Rob. Riemann. (Leipzig. Turm-Verlag. 1907.)

Heimgarten

Februar 1908.

5. Heft. 32. Jahrg.

Brutus.

Eine Schulgeschichte von **Josef Wichner.**

(Schluß.)

Professor Denk, der dem braven Schüler wohlwollte und daher für ihn bangte, überprüfte die Arbeit Koppensteiners noch am selbigen Tage mit der größten Sorgfalt und dachte sich: Wenn ich ihm um Gottes willen nur ein „Genügend" herausschlage . . . er täte mir herzlich leid!

Aber . . . je weiter er las, desto mehr gingen ihm die Augen auf, desto mehr faltete sich seine Stirne, desto heftiger wackelte er mit dem Kopfe und desto lauter murmelte er vor sich hin: „Bei Pythagoras, Plato und Euklid, das geht nicht mit rechten Dingen zu! Drei Arbeiten vollkommen richtig und dazu der Koppensteiner . . .? Das gibt's in Ewigkeit nicht . . . da ist geschwindelt worden! So leid es mir tut, ich muß die Anzeige machen . . . Herrgott von Mannheim, wie schwer wird einem der Lehrberuf doch manchmal gemacht!"

Und nun gab's eine hochnotpeinliche Untersuchung, bei der aber der den abgezählten Papieren aufgedruckte kaiserliche Adler den Direktor im Stiche ließ; denn jeder Kandidat hatte genau soviel Papiere mit violetten Adlern auf weißem Grunde abgegeben, als er vor der Prüfung erhalten hatte.

Man stand vor einem Rätsel, das nur Koppensteiner oder der verborgene Helfershelfer lösen konnte.

Zum Moralunterricht. Ausgewählte Kapitel aus englischen Lehrbüchern von Emily Altschul. (Wien und Leipzig. A. Hartleben.)

Deutsches Lesebuch. Ausgabe für Gymnasien von Lauer, Jelinek, Streinz. (Wien. Im kaiserl.-königl. Schulbücherverlage.)

Stradners Adriaführer. Winter 1907 bis 1908. (Graz. Verlag Stempfergasse 7.)

Die Schule des Tanzes. Leichtfaßliche Anleitung zur Selbsterlernung moderner und Gesellschaftstänze. Von W. K. v. Jolizza. (Wien und Leipzig. A. Hartleben.)

Die deutsche Bürgerwohnung. Winke und Wege von Dr. Ing. Paul Klopfer. (Freiburg i. B. Paul Waelzel.)

Kapitalanlage. Anleitung zu zweckmäßiger und vorteilhafter Vermögensverwaltung für alle Stände von Sigmund Schott. (Freiburg i. B. Paul Waetzel.)

Skizzierendes Landschaftzeichnen und Malen. Von A. Rinneberg. (Ravensburg. Otto Maier.)

Fünfundzwanzig Jahre Eigenregie. Geschichte des Brünner Stadttheaters 1882 bis 1907. Von Gustav Bondi. (Brünn. Selbstverlag des Verfassers.)

Kreide und Kohle. Vorlagen, Heft I. Skizzen von L. Schönchen. (Ravensburg. Otto Maier.)

Charon. Vierter Jahrgang. Herausgeber Otto zur Linde. (Groß-Lichterfelde. Charonverlag.)

Versuche mit Kalkstickstoff zu Hafer, Futterrüben und Kartoffeln. Von Dr. H. Svoboda. (Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für das landwirtschaftliche Versuchswesen in Österreich“.)

Chilisalpeter auf Wiesen. Von Dr. H. Svoboda. (Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für das landwirtschaftliche Versuchswesen in Österreich“.)

Feldversuche auf Hafer und Kartoffeln in Kärnten. Von Dr. H. Svoboda. (Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für das landwirtschaftliche Versuchswesen in Österreich“.)

Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte, herausgegeben von August Sauer. 14. Band. 2. Heft. (Leipzig und Wien. K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlagsbuchhandlung Karl Fromme. 1907.)

☞ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam“, **Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**



Postkarten des „Heimgarten“.



** Herr Dr. Peter Rosegger kann persönlich keine Manuskripte annehmen. Die bei ihm eingelaufenen Manuskripte werden direkt an den Absender zurückgeschickt oder der Redaktion des „Heimgarten“ übergeben, wo sie unter Umständen für das Blatt geprüft oder zum Abholen hinterlegt werden. Für unverlangte Einsendungen übernehmen wir keine Verantwortung und keine Pflicht zur Rücksendung. — Alle Einsendungen von Büchern werden im „Heimgarten“ kurz angezeigt; nähere Besprechungen nur, soweit es der Redaktion bei dem beschränkten Raume möglich ist.

W. L. Wien. Antworten Ihnen mit Karl Jentsch: Nicht daß Lesen und Schreiben an sich etwas höchst Wertvolles wäre und daß ein Mensch, der beider Künste mächtig ist, dadurch schon den Analphabeten in der Kultur überragte; das Umgekehrte ist oft genug dagewesen. Die Wichtigkeit und ungeheure Wirkung des Buchstabenwesens besteht darin, daß es sowohl die aufeinanderfolgenden Geschlechter als auch die gleichzeitig lebenden Individuen miteinander verbindet. — Dieser Umstand wird nicht oft genug hervorgehoben. Erst die Schrift hat die Menschheit historisch gemacht.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten“
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 20. Dezember 1907.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Mörk. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Der Appell an die Wahrhaftigkeit verfehlte bei dem charaktervollen Jünglinge seine Wirkung nicht. Er blickte dem Direktor fest ins Gesicht, nur um seine Lippen zuckte es, als er fest und bestimmt antwortete: „Nein, Herr Direktor!“

„So . . . Sie haben also, wie ja übrigens aus den Arbeiten klar ersichtlich ist, obschon Ihnen § 81, 9 des Organisationsentwurfes vorgelesen wurde, sich eines krassen Betruges schuldig gemacht. Haben Sie sich unerlaubter Hilfsmittel bedient oder haben Sie eine fremde Arbeit benützt und im letzten Falle, wer ist der Elende, der es gewagt hat . . . ?“

„Herr Direktor“, unterbrach Koppensteiner, „begnügen Sie sich mit dem Geständnisse meiner Schuld; denn ich werde keine Ihrer Fragen beantworten, die letzte, gesetzt auch, es hätte mir ein Kollege geholfen, schon gar nicht . . . denn ich bin kein — Schuft!“

Der Direktor stampfte mit dem rechten Fuß im höchsten Zorn den Boden.

„Kommen Sie mir nicht mit diesen falschen studentischen Ehrbegriffen! Wenn Sie von Ihren Vorgesetzten aufgefordert werden, der Wahrheit Zeugnis zu geben, so ist das keine Schufterei, sondern Erfüllung einer heiligen Pflicht. Also heraus damit: welcher Elende hat Ihnen die Arbeiten gemacht?“

Koppensteiner zuckte mit den Achseln und erwiderte: „Herr Direktor mögen recht haben, aber . . . ich kann und will die Zeugenpflicht nicht erfüllen . . . strafen Sie mich auch dafür!“

Und weiter war aus dem Trotzkopf, der Direktor mochte mahnen, drohen, versprechen, was er wollte, nicht ein Wort herauszubringen.

Endlich riß dem Direktor der Geduldfaden. Er entließ den armen Sünder und riet ihm, nach Hause zu gehen und ernstlich nachzudenken, in welche Sackgasse er sich verrannt habe. Zeit dazu habe er genug, da ihm bis zur Entscheidung durch den k. k. Landesschulrat der Schulbesuch untersagt sei, und daß er sich in seiner, des Direktors Wohnung nicht mehr blicken lassen dürfe, bedürfe wohl keiner Erwähnung . . . so ein Mensch sei des Verkehres mit seiner Tochter nicht würdig.

So schlich der arme Bursche in seine Dachkammer, der Direktor aber, der nicht gewohnt war, eine einmal aufgegriffene Sache fahren zu lassen, war fest entschlossen, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um den Helfershelfer ausfindig zu machen und der verdienten Strafe zuzuführen.

Obwohl er sonst die Schule nicht in die Privatwohnung hinübertrug und mit den Weibern nie über Amtsangelegenheiten sprach, so gelang es ihm diesmal doch nicht, seine Erregung zu verbergen, und so platzte er beim Mittagmahle heraus: „In diesem Koppensteiner

„Koppensteiner, Sie sollens kommen zum Herrn Direktor!“

Mit diesen Worten trat der Schuldiener Wenzel Knapotil, indem er seine purpurne Knollennase mit dem blaugeblümten Sacktuche rieb, am ersten Schultage nach der schriftlichen Prüfung vor Beginn des Unterrichtes in das Lehrzimmer der achten Klasse, wo sich die jungen Leute je nach Bedürfnis oder Veranlagung auf die Lateinstunde vorbereiteten.

Da saß einer, die Heiligkeit des Ortes völlig mißachtend, auf dem Lehrtische, trommelte mit den Füßen und verzehrte ein mächtiges Butterbrot, das nach der Absicht der besorgten Mutter erst um die zehnte Stunde in den Magen des Sohnes verschwinden sollte. Dort drängten sich etliche Gesellen wie die Schafe um den Leithammel, den gutmütigen Koppensteiner, und ließen sich von ihm eine Ode des Horaz an den Mäcenas übersetzen. In einer Ecke weckte ein poetisch veranlagter Musensohn durch Vorlesung eines Gedichtes, das die Schwächen der Professoren mit Anwendung zahlreicher Hyperbeln humoristisch behandelte, homerisches Gelächter. Nächst der Tür übten sich zwei muskelstarke Burschen mit Lineal und Stab im Fechten, und es hätte wenig gefehlt, so hätte der ahnungslose Pedell einen Schmiß abbekommen.

Er wehrte den Hieb noch rechtzeitig mit der ausgestreckten Rechten, brummte etwas über ‚dumme Spoß, was machens allweil die Studenten‘, unter seinem von Kaffeeresten gebräunten Schnauzer hervor und wiederholte: „Koppensteiner, Sie sollens kommen zum Herrn Direktor . . . ise fuchtig!“

Beim letzten Worte sträubten sich die Haare Wenzels wie die Stacheln eines erschrockenen Igels, der Mann des Butterbrotes sprang kauend vom Pulte, die einzelnen Gruppen sammelten sich neugierig und besorgt um den Kollegen Koppensteiner, der leichenblaß wurde, da ihm eine innere Stimme sagte, daß ihn in der Kanzlei des Gebieters nichts Gutes erwarte.

Doch er nahm alle Kraft zusammen und folgte dem Diener, fest entschlossen, alle Schuld auf sich zu nehmen und die gütige Retterin in der Not um keinen Preis der Welt zu verraten.

Der ergrimmte Direktor sprang wie ein Tiger auf ihn zu: „Koppensteiner, es ist empörend, daß an meiner Anstalt trotz aller Vorsichtsmaßregeln so etwas geschehen muß und daß gerade Sie, den wir für einen ehrlichen jungen Mann hielten und dem ich eine Ehrenstelle in meinem Hause eingeräumt habe, unser Vertrauen so schmählich mißbraucht und über das Gymnasium zu Lindheim Schande gebracht haben. Nur ein offenes Geständnis kann die zu gewärtigende Strafe mildern, und so frage ich Sie: haben Sie die Arbeiten aus Mathematik allein gemacht?“

Landesschulrat zu stellenden Anträge schlüssig werde. Die Akten wollen Sie mir zur Übermittlung an die Behörde zukommen lassen. Ich mache es aber Ihnen und den anderen Herren zur Pflicht, ohne Ansehen der Person strenge nach dem Buchstaben des Gesetzes vorzugehen. Diese Kraft ist ein X und dieser Koppensteiner ein Y . . . nur mit diesen Größen dürfen die Herren rechnen!"

So ging denn die Angelegenheit ihren Lauf, ohne daß sich Direktor Kraft weiter einmischte.

Die Aussagen der Berta Kraft entsprachen den in unserer Erzählung berichteten Tatsachen; nur kam noch ein neues Moment hinzu, das zeigte, wie oft alle Professorenweisheit an dem kleinsten Versehen zu Schanden wird. Auf die Frage des Professors Denk, woher die Kraft das Papier zu den für Koppensteiner bestimmten Arbeiten genommen habe, antwortete diese: „Ich saß, wie Herr Professor wissen, in einer Bank neben Ihrem Arbeitstische im physikalischen Kabinette und auf dem Tische hatten Sie einen ganzen Stoß aus Schülerheften ausgerissener, unbeschriebener Blätter liegen . . ."

Professor Denk drehte sich gegen das Fenster und warf seinem Spiegelbilde nichts weniger als freundliche Blicke zu.

Na, dachte er, das habe ich wirklich gut gemacht . . . der Herr wird seinen Diener loben! Da zählen wir den Kandidaten die gestempelten Papiere vor, kontrollieren bei der Ablieferung der Arbeiten aufs gewissenhafteste, ob ja nicht ein Abschnitzel fehle, und ich selber lege einen ganzen Stoß zur beliebigen Verwendung hin und setze noch eine listige Eva dazu!

Als man dem Koppensteiner die Aussage der Kraft vorlas, war er für einen Augenblick starr, faßte sich aber sogleich und protestierte lebhaft dagegen, daß auch Fräulein Kraft in die leidige Angelegenheit verwickelt werde.

Auf den Vorhalt, daß es ja Wahnsinn wäre, sich als schuldig zu bezeichnen, wenn man nicht wirklich schuldig sei, erwiderte er: „Nur das Mitleid hat sie zu der unseligen Aussage verleitet. Sie glaubt, mich retten zu können, und stürzt sich selber ins Verderben. Ich habe ja gar nicht gesagt, daß mir jemand geholfen habe, ich hätte mich ja auch unerlaubter Hilfsmittel bedienen können . . . des Lehrbuches . . . der Formeln . . ."

Dabei blieb er auch, als man ihm die Kraft gegenüberstellte, und es war ein rührender Wettstreit, da jedes bestrebt war, das andere zu entlasten und die Schuld ganz allein auf sich zu nehmen.

Wer weiß, wie lange der wahrhaft edle Kampf noch gedauert hätte, hätte nicht der Wenzel, der nur mit jenen Studenten unter einer Decke steckte, die für Erneuerung seines Nasenanstriches sorgten,

haben wir uns gründlich getäuscht! Ich hielt ihn für einen charakterfesten, ehrlichen, aufrichtigen jungen Mann, und nun entpuppt er sich als Schwindler. Er hat, wie ich fest überzeugt bin, bei der schriftlichen Prüfung aus Mathematik eine fremde Arbeit benutzt und setzt nun seiner Untat noch die Krone auf, indem er sich hartnäckig weigert, den Helfershelfer anzugeben. Nun . . . da setzt es einmal eine Strafe, daß die Gymnasiasten von Lindheim noch nach hundert Jahren mit Schaudern davon reden werden!"

Der Berta klopfte das Herz zum Zerspringen, die zitternden Hände vermochten Messer und Gabel kaum zu halten, stotternd fragte sie: „Und . . . was, Papa, was . . . hat er denn für eine Strafe zu gewärtigen?"

„Er wird allgemein ausgeschlossen . . . natürlich . . . und kann meinetwegen Schweine hüten, wenn er nicht verhungern will!"

„Und . . . wenn er den Helfer verrät?"

„Dann mag's je nach Umständen milder abgehen und die Behörde läßt es vielleicht bei Wiederholung aller schriftlichen Prüfungen bewenden. Dafür wird es den Burschen, der sich's beifallen ließ, dem Koppensteiner die Aufgaben zu machen und zuzuschmuggeln, um so empfindlicher treffen, vorab, wenn er nicht den ehrlichen Mut besitzt, sich selber anzuzeigen."

Da fielen Messer und Gabel klirrend auf den Porzellanteller, Berta stand erhobenen Hauptes vor ihrem Vater, maß ihn ruhigen Blickes und sagte fest: „Vater . . . ich habe ihm geholfen . . . ich konnte nicht anders!"

Direktor Kraft meinte, ihn treffe der Schlag. Er stammelte nur: „Du?! Du? So . . . also du!"

Dann sprang er jählings auf, daß der Sessel polternd umfiel, verließ die Wohnung und begab sich in seine Kanzlei. Dort ging er lange ruhelos mit eisernen Schritten auf und ab. Dann klingelte er dem Wenzel: „Professor Dr. Denk möge die Güte haben, zu mir zu kommen!"

Dr. Denk erschien und der Direktor sprach mit unheimlich ruhiger, tonloser, kalter Stimme: „Die Privatistin Berta Kraft hat dem Maturanten Johann Koppensteiner nach ihrem eigenen Geständnisse bei der schriftlichen Prüfung aus der Mathematik Vorschub geleistet. Da ich in dieser Sache — leider — Partei bin, so ersuche ich Sie als den Senior der Anstalt, den Disziplinarfall in die Hand zu nehmen. Lassen Sie die Aussagen der beiden Kandidaten protokollieren und von ihnen unterfertigen, halten Sie dem Koppensteiner die Aussage der Kraft vor, stellen Sie, falls es nötig ist, beide einander gegenüber und berufen Sie eine eigene Konferenz ein, auf daß selbe über die an den k. k.

nicht nur wissen, was gegen, sondern auch, was für sie sprach. Er erkundigte sich nach den Familienverhältnissen des Studenten Koppensteiner, nach seinen Leistungen in der Philologie (er war selber ein ausgezeichneter Philologe und Verfasser mehrerer allgemein eingeführter Lehrbücher), nach den Absichten des jungen Mannes, dessen künftige Lebensstellung betreffend, nach seinem Verhalten als Lehrer der Kandidatin Kraft während des letzten Schuljahres, und da hatte denn der Direktor, der wirklich objektiv urteilte, so viel des Guten und Schönen zu berichten, daß der Inspektor ein Lächeln nicht verbergen konnte.

„Mir scheint“, sagte er, „Sie haben den sonst braven Jüngling trotz allem doch in Ihr Herz geschlossen, Herr Kollega.“

„Daß ich ihm gewogen bin . . . war, will ich nicht leugnen; aber . . . hier spricht das Amt und nicht das Herz.“

„O, Sie Brutus, der das eigene Kind auf dem Altare des Gesetzes opfern möchte! Ich dächte, zwischen Amt und Herz sollte man doch bei aller Pflichttreue keine chinesische Mauer aufführen. Der Buchstabe tötet, Herr Kollega, der Geist ist's erst, der lebendig macht, und der Geist der Schule soll wesentlich Gemüt sein. Wie die Sache nun vor mir liegt, so meine ich fast, die Hauptschuld haben Sie, Herr Direktor.“

Direktor Kraft war sprachlos.

„Ja . . . Sie, ohne daß ich Sie deshalb verdammen oder Ihnen gar von Amts wegen einen Verweis erteilen möchte. Sie haben den jungen Mann, der denn doch kein Kind mehr ist, in Ihr Haus genommen, Sie haben ihn zu einem Mädchen gesellt, das, mit allen Vorzügen ausgestattet, in dem reinen Herzen des Jünglings Wünsche wecken mußte, die nicht einmal die Schwelle des Bewußtseins zu übertreten brauchten, um . . . dem künftigen Priester gefährlich zu werden. Und . . . ich fürchte, lieber Freund, Ihre Tochter ist auch kein Marmorbild und — was ihr Herz einmal erfaßt hat, das läßt sie so leicht nimmer los. Ja, ja, machen Sie nur große Augen . . . es ist immer gut, wenn Blinde sehend werden!

Und nun haben Sie noch die beiden in einem Prüfungsraume untergebracht! Ich bitte Sie, diese Sitzordnung war nicht vom Geiste pädagogischer Weisheit bestimmt worden!

Aber . . . wie es nun einmal war, so haben die beiden nach meiner festen Überzeugung unter einem unwiderstehlichen Zwange gehandelt, Sie mögen ihn nun Mitleid, Not, Freundschaft oder . . . Liebe nennen, und solch ein Zwang erscheint in der modernen Rechtspflege sogar als Grund, jegliche Strafe auszuschließen.

Nun . . . ich weiß, was Sie sagen wollen . . . so weit dürfen wir der Schuldisziplin halber nicht gehen — die Kraft und der Koppensteiner müssen bestraft werden. Aber ich denke, es dürfte genügen, wenn sie

und der demnach keine Ursache hatte, des Bettelstudenten wegen seine Pflicht zu verletzen, einen Trumpf ausgespielt, der nicht mehr überboten werden konnte.

Er steckte sein borstiges Haupt zur Türe herein und sagte: „Alem, bitt ich, Herr Prófessor, hab ich auf Misthaufen vor Fenster physikalisches gefunden Pápier ganz zerknüdeltes, was ise vull Rechnerei . . . sind Studenten doch noch dummer als Schuldiene findiges!“

Da stieß Koppensteiner einen gellenden Schrei aus, sank auf einen Stuhl, bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen und schluchzte und weinte so bitterlich, daß es einen Stein hätte erbarmen können.

Und ehe es Professor Denk hindern konnte, stand die Kandidatin Kraft dicht neben dem Freunde und fuhr ihm mit milder Hand sanft über das wellige Haar.

Der Professor aber atmete erleichtert auf.

„Gott sei Dank“, sagte er väterlich, „daß euere Seelenpein nun ein Ende hat! Ich bitte, zu protokollieren, Herr Kollege Weizmann, daß beide ihr Vergehen reuevoll gestanden haben. Und nun gehen Sie ruhig nach Hause, junger Freund, und verzagen Sie nicht! Ihrer aufopferungsvollen Freundin soll nicht viel geschehen und Ihnen gewiß auch nicht: denn heute bin ich Direktor, und wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand und . . . wohl auch das fühlende Herz. Sie aber, Fräulein Berta, werde ich selber zu Ihrer Tante führen, und dort mögen Sie bleiben, bis sich das Unwetter verzogen hat und aus den Augen Ihres gewiß höchst ehrenwerten, berufstreuen, aber vielleicht doch allzu rigorosen Herrn Vaters wieder ein Liebesblick auf die Tochter fällt!“

Am selben Tage noch fand unter dem Vorsitze des Seniors der Anstalt die außerordentliche Konferenz statt, in der es zwischen den Anhängern strengerer und milderer Observanz zu hitzigen Debatten kam. Schließlich aber gab es eine Art freundschaftlichen Übereinkommens und es wurde beantragt, der k. k. Landesschulrat möge von einer allgemeinen oder lokalen Ausschließung absehen und sich damit begnügen, daß die beiden „Verbrecher“ in gesonderten Arbeitsräumen sämtliche schriftlichen Arbeiten unter Erteilung neuer Aufgaben zu wiederholen hätten.

Das Protokoll wurde gefertigt, dem Herrn Direktor Kraft eingehändigt und von ihm samt den Vernehmungsakten dem Herrn Landesschulinspektor persönlich überreicht. Direktor Kraft konnte sich dabei nicht enthalten, gegen die zu milde Auffassung des Lehrkörpers zu protestieren und für die Kraft im Hinblick auf die erschwerenden Umstände zum mindesten die lokale Ausschließung zu verlangen. Der Herr Inspektor aber, ein Mann nach dem Herzen Gottes, ließ sich über die beiden Leidensgenossen auf das genaueste Bericht erstatten. Er wollte

dings und zwar auf lange Jahre hinaus verbot, ihm zugleich aber eine beträchtliche Summe einhändigte, mit der er seine Studien an der kleinen Universität beginnen konnte.

Daß er noch auf dem Heimwege die „Kollegin" traf und so Gelegenheit fand, geziemend Abschied zu nehmen, kann ich durchaus nicht als Wortbruch bezeichnen, denn er hatte sich ihr nicht absichtlich genähert, sondern sie hatte ihn an der Hauptstiege erwartet. Das Abschiedsgespräch habe ich nicht belauscht, würde es auch nicht verraten. Ich bin zum mindesten ebenso verschwiegen wie der Dichter des Nibelungenliedes, der da sagt:

„Ward da mit sanftem Drucke gekoset weiße Hand
In herzlicher Minne, das ist mir unbekannt;
Doch kann ich auch nicht glauben, sie hätten's nicht getan,
Liebebedürftige Herzen täten Unrecht daran."

So überselig ist der Hans noch nie in sein Dachkämmerlein gegangen wie dies letztemal.

Und war im vollen Kelche seiner Freuden nur ein Wermutstropfen . . . der Gedanke an sein Mütterlein, dem er all die goldenen Hoffnungen zerstört hatte.

Aber auch lieb Mütterlein ließ sich trösten, als er in den Ferien erzählte, wie alles gekommen und daß des Direktors Töchterlein es ihm zum Bewußtsein gebracht habe, daß er ein unglücklicher Priester geworden wäre.

Erst war das gute Mütterlein ganz verzagt und weinte und rang die Hände gen Himmel und klagte: „O mei . . . jetzt hat sie unserm Herrgott mein' Buben g'stohlen!"

Bald aber faßte sich das gute Weiberl im fernen Waldlande, lächelte wehmütig in die Tränen und meinte: „'leicht hat er ihn gern hergeben, unser Herrgott, mein' Buben!"

Und als stud. phil. Hans Koppensteiner an einem schönen Herbsttage der Universitätsstadt G. zufuhr, da leuchtete vor ihm das Morgenrot einer glücklichen Zukunft und im Glorienscheine des verklärten Himmels sah er das vielliebe Antlitz seiner Berta.

Die Möbel des Herrn v. Cramm.

Novelle von **Many Gräfin Oberndorff.**

Wie langweilig! Den ganzen Tag mußte ich jetzt in N . . . zubringen, denn ich hatte absolut keinen Anschluß mehr. Mit einer halben Stunde Verspätung war ich eingetroffen und rücksichtslos war der andere Zug ohne mich abgefahren.

ihrem Können angemessene Aufgaben in dem einen Gegenstande unter spezieller Aufsicht ausarbeiten. Dr. Denk möge mir geeignete Vorschläge unterbreiten und ich werde schon darauf Bedacht nehmen, daß wir den Philologen Koppensteiner nicht allzu hart behandeln und . . . für die Professur gewinnen.

Bitte . . . welche Pläne haben Sie mit Ihrer Tochter?"

„Eigentlich keine bestimmten . . . vor allem kein Brotstudium, Herr Inspektor. Sie soll die Matura machen. Dann werde ich um meine Pensionierung einschreiten und in die Hauptstadt ziehen, um sie bei mir zu haben und ihr Gelegenheit zu geben, sich nach ihren Neigungen fortzubilden. Ich habe, Gott sei Dank, ein nicht unbeträchtliches Privatvermögen und — nur ein Kind . . . was soll ich für das einzige nicht alles verwenden?"

„Brav gedacht, lieber Freund, und Ihre Tochter wird Ihnen trotz des Streiches, den sie Ihnen da gespielt hat, Ihre alten Tage versüßen. Wenn aber der Koppensteiner bei der mündlichen Prüfung meinen Erwartungen entspricht, werde ich für ein Staatsstipendium sorgen, und ich denke, Ihre Tochter wird nichts dagegen einzuwenden haben, wenn Sie ihm auch etwas unter die Arme greifen."

Da perlte eine Träne aus den Augen des Brutus in den kurz geschnittenen grauen Bart.

„Herr Inspektor", sagte er, „glauben Sie mir, auch ich habe ein Herz und das haben Sie getroffen. Meine Augen sehen nun klar und ich will gegen das, was — vielleicht — sein soll, nicht ankämpfen. Koppensteiner soll von mir unterstützt und in seinen Studien gefördert werden, aber . . . unter einer Bedingung: er muß seine Studien nicht in der Hauptstadt, sondern in einer Provinzstadt absolvieren und mir auf Ehrenwort versprechen, bis er eine Anstellung gefunden hat, jede Annäherung an meine Tochter zu unterlassen."

„Vollkommen einverstanden", unterbrach ihn der Inspektor lachend, „da hat wieder der weise Mann gesprochen. ‚Drum prüfe, wer sich ewig bindet' . . . Nun, ich möchte fast prophezeien, daß die jungen Leute auch diese Prüfung bestehen werden."

Der Direktor verließ die Hauptstadt erleichterten Herzens.

Die zwei Missetäter hatten das Vergnügen, noch eine Klausurarbeit zu machen, in der sie die schwersten Aufgaben mit vorzüglichem, er die leichtesten mit genügendem Erfolge löste.

Die mündliche Prüfung trug der jungen Dame ein Zeugnis der Reife mit Auszeichnung, dem jungen Manne ein Zeugnis der Reife schlechtweg ein.

Nach der Prüfung hatte Koppensteiner mit dem Direktor in dessen Kanzlei eine lange Unterredung, in der ihm dieser sein Haus neuer-

„Natürlich, selig wird er sein.“

Sogar selig! Da gab's keinen Widerstand mehr.

Ein nett aussehender Diener öffnete uns und ließ uns eintreten. In einem mäßig großen, wie mir schien, recht hübschen Zimmer trat uns ein älterer eleganter Herr entgegen, der sich beim Gehen stark auf einen Stock stützte.

„Ach, Gott sei Dank, daß Sie kommen, lieber Doktor“, rief er meinem Freunde zu. Heute bin ich etwas krumm und in der Nacht war's abscheulich!“

„Sie spüren den baldigen Wettersturz, lieber Herr v. Cramm“, meinte dieser. „Werde Ihnen schon etwas aufschreiben. Die Pulver von neulich, Sie wissen schon. Drei im Verlaufe des Tages und warm halten. Aha, Sie schauen, wen ich mitgebracht habe“, meinte er, da der Patient offenbar mit einigem Staunen meiner ansichtig wurde. „Ein alter Studiengenosse von mir, der mir die Freude machte, mich zu besuchen. Ich bat ihn, mitzukommen, er freut sich, Sie kennen zu lernen.“

Auf diese erklärenden Worte hin wandte er sich mir, trotz seiner Schmerzen, mit Lebhaftigkeit zu, und, nach der kurzen Formalität des Vorstellens, drückte er mir mit solcher Herzlichkeit die Hand, als wären wir beide gleichfalls gute alte Bekannte.

„Ich freue mich so sehr, wenn der Herr Doktor mir einen Freund mitbringt“, sagte er, uns ein paar bequeme Lehnsessel zurechtschiebend. „Das Leben ist sonst doch ein bißchen einförmig. Aber freilich, andernteils ist es doch so gut, wenn man Ruhe hat. Ach Gott ja, Ruhe“, wiederholte er dann mit einem halben Aufseufzen, „eigentlich ist das doch das Schönste im Leben.“

Ich sah ihn ein wenig erstaunt und zugleich ein wenig neugierig an. Sollte das Schifflein dieses so behaglich aussehenden Herrn solch stürmische Fahrten auf dem Lebensmeere bestanden haben, bis es schließlich in diesen Friedenshafen eingelaufen war?

Seine freundlichen grauen Augen wandten sich mir zu.

„Ja, ja, dafür sind Sie noch zu jung“, nickte er, „und wenn man jung ist, will man immer mit dem Kopf durch die Wand.“

Gerade wollte ich den Mund öffnen, um zu beteuern, daß ich niemals, auch in meinen grünsten Jahren nicht, von diesem wahnwitzigen Wunsche beseelt gewesen sei, als mir Kellermann ziemlich nachdrücklich auf den Fuß trat.

Da mich aber Herr v. Cramm erwartungsvoll anzublicken schien, sagte ich orakelhaft: „Freilich, es ist immer ganz wie man's nimmt.“

Diese Antwort schien ihn merkwürdigerweise zufriedenzustellen, es machte mir wenigstens diesen Eindruck. Dann kraute er nachdenklich in seinem kurz gehaltenen Vollbart, den schon an manchen Stellen silbrige

Was anfangen? Richtig, da fiel mir ein, ich besaß ja hier sogar einen Freund. Wir hatten zusammen studiert, uns dann ein paar Jahre noch viel gesehen, plötzlich aber waren unsere Wege weit auseinander gegangen.

Den konnte ich ja besuchen. Es würde gemütlich sein, mit ihm über die alten Zeiten zu plaudern, und mein Tag war auf diese Art prächtig verwertet.

Er hieß Franz Kellermann und war praktischer Arzt geworden. Irgend jemand hatte mir sogar erzählt, er sei geschickt, man höre viel Lobendes über ihn. Die Adresse wußte ich nicht annähernd, zum Glück aber wußte sie der Fiakerkutscher, der mich führte.

„Natürlich Gartengasse“, hatte er gesagt. Warum er dies so natürlich fand, blieb sein Geheimnis, ich fragte ihn nicht.

Mein alter Studiengenosse freute sich nicht wenig über meinen unerwarteten Besuch. Wie es schien, lebte er in den angenehmsten Verhältnissen, seine Wohnung tat eine gewisse Wohlhabenheit kund.

Die Kluft, die die lange Trennung zwischen uns aufgerissen, war rasch überbrückt, war er doch der gute, von Herzen liebenswürdige Mensch geblieben, der er immer gewesen.

Er hatte mir zur Stärkung nach der Reise einen prächtigen Wein vorgesetzt, und gemütlich rauchend, saßen wir beisammen, als er nach ungefähr einer halben Stunde einen Augenblick abberufen wurde.

„Nichts Besonderes“, sagte er wiederkehrend. „Einer meiner Patienten hatte heute Nacht wieder starke ischiatische Schmerzen, er wünscht, daß ich zu ihm hinüberkomme. Ich möchte ihn auch nicht lange warten lassen. Aber komm doch mit mir“, da ich mich diskret verabschieden wollte. „Du wirst mir nicht gleich wieder davonlaufen. Er wird sich riesig über dich freuen, das kannst du mir glauben, und du brauchst es auch nicht zu bereuen, wenn du seine Bekanntschaft gemacht hast, er ist nicht uninteressant.“

„Ja, geht denn das so ohne weiteres?“ erkundigte ich mich erstaunt.

„Aber freilich.“ Er schob seinen Arm in meinen. „Komm nur.“

„Ist es weit?“ konnte ich nicht umhin mich zu erkundigen.“

„Keine Spur. Gerade über der Straße, das kleine Haus, das du zwischen den Bäumen siehst.“

Jetzt entdeckte ich erst, daß sich gegenüber ein schöner, großer Park dehnte, durch eine hohe Mauer von der Straße abgeschlossen.

„Dieser Patient muß ein reicher Mann sein“, dachte ich.

Das Wiedersehen mit Kellermann hatte mich heiter gestimmt, ich wurde unternehmungslustig. Meinetwegen, ich wollte mitgehen zu dem Ischiatiker, wenn ich den beiden damit eine Freude machte.

„Aber wird er mich überhaupt hineinlassen?“ Es stiegen mir leise Zweifel auf.

sionen, ein langgestreckter Balkon, der sich im Winter zu einer Art Glashaus verwandeln ließ und mir stets ein lieber Aufenthalt war, ein wohlgepflegter Garten, der allen meinen Ansprüchen genügte, denn er wies einige schöne alte Bäume auf und außerdem isolierte er mich vom Straßenstaub, denn er umgab das Haus von allen Seiten.

Da ich in Mödling eintraf, war ich nach verschiedenen Aufregungen der Ruhe und Landluft sehr bedürftig. Meine Nerven waren recht überreizt, da wurde es mir eine angenehme Zerstreuung, mich in meinem Heim möglichst hübsch und bequem einzurichten. Nun konnte ich ja auch meiner Liebhaberei, der Anschaffung von schönen alten Möbeln, Bronzen rc., vollauf fröhnen.

Die Nähe von Wien verhalf mir zur Entdeckung manches wertvollen Stückes, denn natürlich fuhr ich oft in die Stadt und durchstöberte die Läden der Antiquare.

Manchmal suchte ich auch Freunde aus früheren Jahren auf, im allgemeinen aber wurde ich immer ungeselliger. Ich gewöhnte mich dermaßen an die Einsamkeit, daß ich es bald nicht mehr ertragen konnte, meinen guten alten Anton mit seinem schweren Schritt umhergehen zu hören. In der Villa, wo man der dünnen Wände wegen alles vernahm, was in den anderen Räumen vorging, dünkte mir dies eine lästige Störung. So wohnte ich denn im Nebengebäude, das verschiedene Wirtschaftsräume enthielt. Was mir nun auch eine große Wohltat dünkte, war, daß ich fortan ganz allein des Nachts im Hause schlief.

Sie finden diesen Geschmack wohl seltsam?“ wandte er sich an mich. Ich scheine also etwas erstaunt ausgesehen zu haben.

„Ja, allerdings“, konnte ich mich nicht enthalten zu erwidern. „In Villenorten in der Nähe der Großstadt, die Winters über doch ziemlich verlassen sind, ist es nie recht sicher. Da gehören Einbrüche keineswegs zu den Seltenheiten.“

„Ach was, Einbrüche.“ Er machte eine wegwerfende Handbewegung, als sei etwas Derartiges nicht der Rede wert, die pure Bagatelle.

„Da gibt's Ereignisse, die uns nichts zurücklassen als die kahlen Mauern, da scheint mir der unverschämteste Einbrecher noch tausendmal besser.“

Der ist wohl gründlich abgebrannt, dachte ich. Ach ja, die entfesselten Elemente in ihrer Wut, die können einen wohl zu Schaden bringen.

„Allerdings, allerdings,“ hatte ich mich auf seine Bemerkung zu erwidern beeilt.

Er nickte mir einverstanden zu, dann, nach einem Seufzer, der wohl seinem verlorenen Hab und Gut gegolten haben mochte, sprach er weiter:

Fäden durchzogen, und ich folgerte: „Jetzt denkt er gewiß an seine stürmische Vergangenheit.“

„Natürlich, wenn man so merkwürdige Erlebnisse hinter sich hat, wie Herr v. Cramm“, ließ sich da mein Freund von seinem tiefen Armstuhl her vernehmen, „so ist es kein Wunder, wenn . . .“, weiter kam er nicht, denn jäh wurde ihm die Rede abgeschnitten. Mein neuer Bekannter hatte nämlich sofort seine Worte mit Lebhaftigkeit aufgegriffen, mir versichernd, daß er in der Tat ganz sonderbare Dinge erzählen könnte.

Mir war es, als sei er bei einem Lieblingsthema angekommen, und ein neuerlicher, diesmal aufmunternder Fußtritt meines Freundes veranlaßte mich zu der bescheidenen Frage, ob man nicht wissen dürfe, welcher Art diese Erlebnisse gewesen seien.

„Ich fürchte, unsern guten Doktor mit der Erzählung zu langweilen, er hat meine Geschichte leider schon oft gehört“, entschuldigte sich Herr v. Cramm, aber man sah ihm an, daß er nur darauf brannte, dringender aufgefordert zu werden.

„Nehmen Sie, bitte, keine Rücksicht auf mich. Ich höre immer wieder gerne zu“, versicherte Kellermann liebenswürdig, und ich war ihm dankbar hiefür, war meine Neugierde doch einigermaßen rege geworden.

So lehnte sich der Mann mit der merkwürdigen Vergangenheit bequem im Sessel zurecht und begann seine Erzählung: „In jungen Jahren habe ich in der Zivilkarriere gedient, bin hierhin und dorthin versetzt worden, meist in kleinere, wenig interessante Orte. Aus dieser Zeit gibt's nichts Erwähnenswertes zu berichten.

Da ich schon stark auf die Vierzig zusteuerte, erlag mein armer Vater einem Schlaganfall und ich ward der einzige Erbe seines immerhin recht hübschen Vermögens. Der Ehrgeiz war von jeher eine Eigenschaft, die mich wenig geplagt hatte, nach einem hohen, verantwortungsvollen Posten sehnte ich mich wahrhaftig nicht, anderenteils hatte ich die wenigen Annehmlichkeiten, die die Beamtenlaufbahn einem bescheidenen Würdenträger meines Schlages bietet, zur Genüge ausgekostet, so reifte in mir sehr rasch der Entschluß, ein freier, unabhänger Staatsbürger zu werden.

Ich quittierte also, und da mir zur selben Zeit durch Erbschaft der kleine Besitz einer entfernten Verwandten zufiel, wußte ich auch gleich, wo mich niederlassen.

Mit dem alten Diener und Faktotum meines Vaters bezog ich also eines schönen Tages mein Daheim, eine hübsche, weinumlaubte Villa in Mödling.

Sie war gerade das Richtige für einen alleinstehenden Junggesellen. Nicht groß, aber die wenigen Zimmer von schönen Dimen-

mehr. Mich selbst natürlich", und er lächelte, „mich selbst konnte ich nicht vor die Türe setzen, und mich von der tierischen Eigenschaft freimachen, das habe ich schon tausendmal versucht, aber . . . es geht eben nicht, machtlos kämpft man dagegen an."

„Freilich ja, darum hat es auch keinen Zweck", entgegnete der Doktor. „Und ein guter, gesunder Schlaf ist sehr viel wert, ist auch Ihnen sehr zuträglich."

Herr v. Cramm blies den Rauch seiner Zigarre in die Luft und sah ihm nachdenklich zu, wie er sich zu dünnen, grauen Flören auflöste und schließlich in nichts zerging. Man hörte nur den gleichmäßigen Pendelschlag einer Empireuhr auf dem Kaminsims, am Fenster flatterte leise ein kleiner gefangener Schmetterling.

Erwartungsvoll beobachtete ich das sympathische Gesicht meines Gegenüber. Wann würde er sich wohl zu seiner eigentlichen Geschichte aufraffen? Plötzlich fuhr er mit der Hand über die Stirne hin und erzählte: „Ich hatte in Ruhe und Zufriedenheit schon fünf oder sechs Jahre in meiner Villa verlebt und sie in dieser Zeit, ohne Überhebung kann ich's sagen, wirklich sehr hübsch eingerichtet. Da war mir eines schönen Tages, wie schon oft, der Katalog einer demnächst stattfindenden Versteigerung zugesandt worden. Ein großer Sammler war gestorben, pietät- oder verständnislose Erben wollten all die kostbaren Dinge, die jener mit dem Aufwande großer Summen aus aller Herren Ländern zusammen getragen hatte, möglichst rasch zu Geld machen. Was ein Menschenalter lang gesammelt worden, sollte im Verlaufe einiger Stunden in alle Welt verstreut werden.

Die Auktion lockte mich, denn verschiedene Gegenstände erweckten mein lebhaftes Interesse. Wenn die Preise nicht zu sehr hinaufgeschraubt wurden, hoffte ich das eine oder das andere erstehen zu können.

In den ersten Nachmittagsstunden kam ich in Wien an und begab mich sofort in den Versteigerungssaal, wo eine erstickende Luft herrschte. Es war Ende Mai und schon recht warm. Die Teilnahme des Publikums war eine sehr rege, der Raum war voll wie selten. Da und dort gewahrte man den Kopf eines bekannten Wiener Aristokraten; auch viele elegante Damen hatten sich eingefunden, Kunstverständige aus allen Kreisen und die Wiener Antiquare fast vollzählig.

Eine reizende kleine Dose hatte mir's angetan. Auf dem Deckel war ein jugendlicher Frauenkopf eingelassen, sehr schön auf Elfenbein gemalt, von Rauten umgeben. Man behauptete, es sei das Porträt der Mademoiselle de Blois als Braut, von der Hand eines berühmten zeitgenössischen Malers.

Es war als hätten sich alle gerade auf diesen einen Gegenstand gesteift. Der Preis stieg und stieg, immer wieder fand sich jemand, der

„Haben Sie nie darüber nachgedacht, daß es eigentlich merkwürdig ist, daß wir des Schlafes zum Leben bedürfen?“ fragte er mich, wie mir schien, ganz unvermittelt.

In meiner Überraschung murmelte ich etwas von dem dadurch erfolgenden Ersatz der tagsüber verbrauchten Kräfte, was er mit unverständlichem Gebrumm quittierte.

Der Doktor sah mich an und zog die Brauen ein wenig hoch. War's eine Mahnung zur Vorsicht? Jedenfalls hüllte ich mich daraufhin in Schweigen.

„Der Schlaf ist eine tierische Eigenschaft“, sagte Herr v. Cramm mit Nachdruck. „Ja, ja, er erniedrigt uns, denn wir verfügen dann nicht über unser freies Bewußtsein. Und was das Träumen anbelangt,“ hier begegnete er offenbar einem häufig gemachten Einwurf, „das heißt gar nichts, denn auch das Tier träumt. Der Hund bellt und winselt im Traum, das ist der sicherste Beweis hievon. Und wissen Sie denn, ob nicht vielleicht auch der Laubfrosch träumt, am Ende sogar die Fliege?“

Beinahe sagte er es mit Entrüstung. Ja, es war klar, der Schlaf macht uns den animalibus domesticis, wenn nicht gar den Amphibien gleichwertig, von anderem kleinen Getier ganz zu schweigen.

Ich begann einzusehen, daß ich bis jetzt an Größenwahn gelitten, denn in sträflicher Selbstüberhebung hatte ich mich ungleich erhabener gedünkt als jene Geschöpfe. Hier zu widersprechen hieß aber gegen eine Überzeugung ankämpfen, und das soll bekanntermaßen immer ein fruchtloses Beginnen sein. Ich sagte daher . . . gar nichts.

„Vielfach ist der Schlaf auch geradezu unästhetisch. Bedenken Sie nur: manche Leute schnarchen sogar!“ Er sagte es wie etwas Unerhörtes.

„Das ist in der Tat abscheulich“, entgegnete ich. Diesmal pflichtete ich ihm wirklich bei.

„Aha!“ rief er ganz erfreut.

Um des Doktors Mundwinkel zuckte es verräterisch. Er preßte die Lippen auf den dicken Elfenbeinknopf seines Spazierstockes, den er zwischen den Knien hielt; sein Blick durchwanderte das Zimmer.

„Bestimmt weiß ich's freilich nicht, aber gewiß ist mein Anton ein Schnarcher.“

„Er sieht so aus“, sagte Kellermann trocken.

Diese kühne Behauptung machte, daß ich einen ganz roten Kopf bekam und starr beim Fenster hinaussah, wo sich die Baumwipfel leise im Winde bewegten. Ich kämpfte heldenmütig gegen meine Lachlust und blieb Sieger.

„Jedenfalls wollte ich keinen schlafenden Menschen in meinem Hause dulden“, meinte unser sonderbarer Erzähler, „ich vertrug es nicht

Sterne über mir, die lärmten nicht und taten niemandem weh. Die dufteten und glänzten, und jedem, der sie ansah, gewährten sie Freude in ihrer stillen Art."

Der alte Herr war ganz poetisch geworden und ich sah, daß in seinen Augen jetzt ein eigenes Feuer brannte, wie ein Rest von Jugend, wie Funken unter der Asche.

„Nachdem ich so eine Weile mit meinen Gedanken dahingegangen war", fuhr er fort, „kam eine sonderbare Unruhe über mich. Es war wie eine unendliche Sehnsucht, gemischt mit einer dumpfen Ahnung. Die Spannung meiner Nerven löste sich in dem einen unbezähmbaren Wunsche: nur heim so rasch wie möglich.

Ich fuhr zur Südbahn, zehn Minuten später entführte mich der Zug. Still und ausgestorben lag Mödling vor mir, da ich meiner Villa zustrebte, es war ja schon spät. Mein Schritt hallte, wie ich die gepflasterten Bürgersteige neben den kleinen wohlgepflegten Gärten dahinging, und mein Herz klopfte in merkwürdiger, ahnungsvoller Angst.

Ich schalt mich töricht. Was sollte denn geschehen sein? Hatte der kleine Bucklige mir auch meine Dose geraubt, meine Villa konnte er doch nicht in ein zerknülltes Seidenpapier wickeln und forttragen, und meine schönen, geliebten Möbel ebensowenig. Aber wenn ich einmal gestorben war und er noch lebte, vielleicht daß er sich dann Verschiedenes aus meinem Besitze erfeilschen würde. Der Gedanke machte mir ganz schwül. Ich dachte an meinen wundervollen Bouleschreibtisch. Pfui! Weiß Gott, wer einstens in seinen Laden mit den dunklen, glatten Holzwänden räumen würde und in meiner Truhe aus dem Cinquecento. Solche Erwägungen machten mir beinahe ein physisches Unbehagen.

Ich beschleunigte meinen Schritt. Endlich bog ich um die letzte Ecke. Ach, Gott sei Dank, da war ja mein kleiner, wohlbekannter Garten, und vom Nachthimmel hoben sich die schwarzen Silhouetten der Bäume. Auswendig hätte ich sie zeichnen können, so deutlich hatte ich sie im Gedächtnisse."

Ein melancholisches Lächeln huschte über sein Gesicht. „Mein Gott, was ist man manchmal dumm", sagte er dann. „Aber nein, verallgemeinern wäre unhöflich", dies verbindlich gegen uns gewendet; „doch was mich anbelangt, ich habe oft wirklich verblüffend einfältige Momente. Würden Sie mir zum Beispiel glauben, daß ich allen Ernstes erleichtert aufatmete, da mein Auge das schräg abfallende Dach meiner Villa wahrnahm? Somit hatte ich in meinem tiefsten Innern doch heimlich den Argwohn gehabt, sie könne während meiner Abwesenheit verschwunden sein." Er hielt inne.

„Übrigens . . . ein größeres Wunder als das folgende wäre es auch nicht gewesen. Was meinen Sie, Doktor?"

mehr bot. Bis 400 fl. ging ich mit, aber mehr konnte und wollte ich nicht riskieren, und zu meinem maßlosen Ärger sah ich noch, wie ein kleiner, buckliger Mensch 480 fl. auf den Tisch zählte und mit verdrossenem, gleichgültigem Gesichte die reizende Dose in ein zerknülltes Seidenpapier wickelte und sich dann durch die Menge dem Saalausgange zudrängte.

‚Infamer Gnom', dachte ich in meiner fruchtlosen Wut. Er freut sich nicht einmal und einem anderen nimmt er die Freude. Aber was wollte er sie denn um jeden Preis? Es war wirklich rätselhaft. Jegliche Kauflust hatte mich durch diese Enttäuschung verlassen und wenige Minuten später stand ich mit verdrießlichem Gesichte auf der Straße. Ärger und Aufregung zitterten mir noch in jedem Nerv.

Was sollte ich nun beginnen? Ich verspürte etwas Hunger, ging also in eine nahegelegene Restauration, wo ich nach meiner Mahlzeit noch etwas sitzen blieb, die Tagesblätter studierte und endlich, einer eben gelesenen, äußerst günstigen Kritik eines neuen Dramas Glauben schenkend, mich entschloß, dasselbe anzusehen. Zu diesem Zwecke fuhr ich ins Volkstheater.

Ein Wunder, daß ich noch einen Parterresitz bekam, versicherte mich der Kassier. Irgendein ausländischer Bühnenstern war zu Gaste, der Andrang ein fabelhafter.

Das Stück war greulich und der Bühnenstern gefiel mir nicht. Im Affekte machte er eine Grimasse, die sein Gesicht zur Fratze verzerrte, und seine großen, knochigen Hände waren von einer Ruhelosigkeit, die mir den Atem benahm. Er machte mich geradezu nervös.

Vor dem Ende des Stückes ging ich auf und davon. Ich wußte bereits, daß er im letzten Akte erschossen würde. Wahrhaftig, ich gönnte es ihm und hatte nur das eine Bedauern, daß das nicht schon im ersten geschehen war.

Im Freien umfing mich kühl und duftig die Maiennacht. Ich ging bis zum Ring und dort noch ein gutes Stück weiter. Nach den wenig erfreulichen Eindrücken des Nachmittags und Abends tat mir etwas Bewegung sehr wohl.

Brr! Wie heiß und dunstig es überall gewesen war. Wie der Flieder am Volksgartengitter duftete. Und still und klar leuchteten am Himmel die Sterne.

Mein kleines Mödlinger Idyll kam mir in den Sinn. Die roten Rosen in dem runden Beete inmitten der Wiese, die standen jetzt alle in üppigem Flor, und meine schattige alte Kastanie hinter dem Hause, wie ein Christbaum sah sie aus mit ihren tausend Blütenkerzen.

Wie fühlte ich mich plötzlich den Menschen so fremd, und wie sympathisch berührte mich die Natur. Die Blumen und Büsche und die

Höhenruf.

Von Toni Schruf.

Seele du, im blut'gen Ringen
Mit der Erde buntem Nichts,
Hörest eine Stimme klingen
Aus dem Äther ew'gen Lichts;
Du vernimmst ein lockend' Rufen
Über wildem Erdenchor,
Und dein Herz schlägt freudig Stufen
Zu den lichten Höh'n empor.
Nimmermüd' ich allzeit wand're,
Und am Firn wird's offenbar,
Daß die Stimme keine and're
Als die eig'ne, inn're war.

Fortunas Hausnarr.

Eine Wiener Geschichte von **Joh. Nep. Vogl.**

In einer der ödesten Gassen eines Vorstadtgrundes, welcher zu dem ärmlichsten und entlegensten Teile Wiens gehört, sah man vor einigen Jahren alltäglich, fast zu denselben Morgen- und Abendstunden, an dem niederen Gemäuer einen ältlichen Mann dahinschreiten, welcher durch seine barocke Tracht die Aufmerksamkeit der Bewohner jener Häuserwinkel gewiß auf sich gelenkt haben würde, wenn die Armut überhaupt ein bemerkendes Auge für das lächerliche Äußere hätte, welches ein ihrer Gilde Angehöriger zur Schau trägt.

Der Mann, von dem ich spreche, war von äußerst langer und hagerer Statur und hatte eine Physiognomie, welche einer rasierten Nachteule nicht sehr unähnlich war.

Er trug einen abgegriffenen Zylinder von größter Dimension, der bereits ein Dezennium zurückgelegt und schon mehr als einem Kopfe zur Zierde und zum Schutze gedient haben mochte, einen fadenscheinigen und langschößigen Frack von apfelgrüner Couleur, dessen Tuch einem kassierten Billard entnommen zu sein schien, eine schlotternde Weste von gänzlich unkenntlicher Farbe und ein von Fettflecken getigertes Nankingbeinkleid, welches ihm kaum unter die Stelle reichte, welche man an anderen Erdenkindern mit dem Substantivum „Wade" bezeichnet.

Der Zufall wollte es, daß mich ein Spaziergang eines Morgens in jene Gasse führte, in welcher mir dieses Original begegnete.

Unwillkürlich wendete ich mich, als es an mir vorübergegangen war, um die sonderbare Figur auch ad tergum zu sehen, als sich diese ebenfalls umwendete und einen Blick auf mich werfend mit großer Freundlichkeit seinen Pinscher lüftete.

„Ganz Ihrer Ansicht, lieber Freund“, war dessen Antwort.

„Nun also . . . mit ein paar Schritten war ich bei der Gittertür und sperrte auf. Meinen Privatschlüssel hatte ich immer bei mir.

In dem von Anton bewohnten Häuschen war es stockfinster. Dieser Brave war also längst im Bette und schlief und . . . schnarchte. Bei letzterer Vorstellung packte mich wie gewöhnlich ein Grauen. Da ich gerade an seinen Fenstern, die mit mir in gleicher Höhe waren, vorüberging, mußte ich, einem inneren Drang Folge leistend, wie angewurzelt stehen bleiben und lauschen, diese mir so widerwärtigen Töne zu konstatieren.

Ich weiß eigentlich nicht, warum mich dies merkwürdige Verlangen packte. Aber ich lauschte umsonst . . . ich konnte durchaus nichts vernehmen. Doch ja . . . jetzt vernahm ich etwas, vernahm es ganz plötzlich. Es war wie oft, wenn sich der Wind erhebt, von einem Augenblick zum andern. Eine Sekunde rauscht es leise, und dann braust es mit Macht über unsere Häupter dahin.

Ja, ich hörte etwas. Es war wie von weitem, und je näher ich der Villa kam, je näher auch diesen eigentümlichen, nicht zu definierenden Lauten. Sie können denken, daß ich mich wunderte. Was sollte in dem stillen, menschenleeren Hause vorgehen?

Im Flur brannte Licht. Die durchleuchtete Glastür grüßte ins Dunkel heraus. Auch in meinem Schreibzimmer war's hell, ich sah den glänzenden Spalt zwischen den geschlossenen Läden. Anton hatte mich sicher mit dem Neunuhrzug erwartet; so spät wie heute kam ich ja sonst nicht. Aber was bedeutete das immer lauter anschwellende Geräusch, das seinen Ursprung zweifellos in der Villa hatte?

Da kam mir ein Gedanke. Gewiß hatte mein Diener den Nachmittag benützt, um alles auf den Kopf zu stellen. Er nannte dies ‚aufräumen‘, und ich haßte es. Erstens dauerte es lang, zweitens war es ungemütlich, und drittens ging dabei oft etwas in Scherben. Er wußte auch, daß ich's nicht leiden konnte, und tat es daher immer heimlich.

Einen Moment blieb ich stehen, und ließ den gewissen Pfiff vernehmen, den er kannte, und auf den er immer dienstbeflissen herbeigestürzt kam. Aber ich pfiff und pfiff umsonst, er kam nicht zum Vorschein.

Die Sache begann mir unheimlich zu werden; ich hastete den Kiesweg hinan.

Die sonderbaren Laute wurden deutlicher. Es war wie ein Poltern, Rücken und Schieben, als seien viele Menschen bemüht, mit Tischen und Kästen den größtmöglichen Lärm zu vollführen.

Ich flog mehr, denn ich ging, die Stufen zur Eingangstür hinauf. Vor Staunen blieb ich sekundenlang wie angewurzelt auf der Schwelle stehen.

(Schluß folgt.)

„Nun, und daher?“ fragte ich nicht ganz ohne Neugierde.

„Setzte ich das ganze Geld in die Lotterie.“

Ich schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Sie haben ganz recht, den Kopf zu schütteln“, fuhr Herr Texelmaier fort, „ach, ich hätte es verdient, daß mir damals auch einer den Kopf geschüttelt hätte, aber bei den Haaren, denn ich verspielte meine ganze schöne Erbschaft bei Pfennig und Heller. Als ich alles verloren hatte, war es aber, als ob Belzebub selbst in mich gefahren wäre. Ich hatte keine Rast und keine Ruhe, ich mußte mein Geld wieder zurückgewinnen und ging es wie es wolle.

Ich verkaufte nun, was ich mir mit jahrelang zusammen gespartem Gelde an Prätiosen angeschafft hatte, und trug alles, was ich dafür erhielt, in die Lottokollektur.

Zu demselben Behufe machte ich Anleihen und Schulden, so viel ich nur konnte, denn ich war der festen Überzeugung, daß ich doch endlich einen Haupttreffer machen müßte und alles wieder zurückerstatten könnte.

Ich setzte daher unverdrossen darauf los und als das Geliehene nicht mehr zureichte, ging's an einen völligen Ausverkauf. Erst wanderten die Duplikate und endlich die Einheiten, ja ich kam in meinem Setzeifer endlich so weit, daß ich meinen letzten Rock durch meine Nachbarin an einen Juden verkaufen ließ, um nur setzen zu können, und so lange in Hemdärmeln das Haus hüten mußte, bis dieselbe bei einem ihrer Gönner eine andere Leibesbekleidung für mich erbettelt hatte.

Da ich jedoch auf gewöhnlichem Wege im Lotto nichts erzielen konnte, so versuchte ich nun mit allem Eifer durch Berechnung dahin zu gelangen, wobei mir ein alter Lottospieler an die Hand ging, der zwar auch noch nichts herausgerechnet hatte, aber wie ich der besten Hoffnung lebte, daß er ehestens gewinnen müsse.

So sehr ich mir aber auch den Kopf über diesen kabbalistischen Arbeiten zerbrach, so schien es dennoch, daß ich nie zu dem erwünschten Resultate kommen sollte, worüber ich immer mißmutiger und verzagter wurde.

Was aber hierauf erfolgte, zeigte deutlich, daß Frau Fortuna mich bloß dazu ausersehen hatte, mit mir Katze und Maus zu spielen. Hören Sie nur!

Schon hatte ich die Nummer, die ich dazumal herauskalkuliert, durch einige Monate in der Kost, das heißt, ich setzte fortwährend auf dieselbe und vergrößerte jedesmal den Einsatz, ohne daß sie lebendig geworden, das will sagen: herausgekommen wäre.

Hierüber endlich erbost, beschloß ich, sie nicht mehr zu setzen und warf den Riskonto weg.

Ein Nebengeselle, der Siebel, sah ihn zufällig auf der Erde liegen, las ihn auf und setzte ihn, und die Nummer, die solange ich

Ich dankte etwas verdutzt über diese unerwartete Galanterie, wurde aber noch verdutzter, als gleich darauf der Apfelgrüne Kehrt machte und auf mich los kam.

„Schönen guten Morgen, Musje B . . .“, redete er mich an.

„Sie kennen mich?“ fragte ich ihn verwundert.

„O ja“, erwiderte er. „Erinnern Sie sich denn meiner nicht mehr? Wir waren ja in frühereren Jahren so häufig beisammen.“

„Wir — beisammen?“ sagte ich ganz erstaunt, „da muß ein Irrtum von Ihrer Seite . . .“

„Nicht doch“, versetzte er mit zuversichtlichem Lächeln, „ich bin der Texelmaier, der Zimmermaler, der bei dem Dekorateur Nipperding in der Lederergasse malte, als Sie denselben so oft in der Theatermalerei besuchten.“

„Wirklich?“ versetzte ich, indem ich die früheren Züge seines Gesichtes aus den jetzigen verkümmerten herauszufinden suchte.

Dieses bemerkend versetzte Herr Texelmaier: „Nicht wahr, Sie hätten mich nicht mehr erkannt? Ja, ja, die Zeiten ändern sich und mit ihnen die Leute. Ich weiß es“, fuhr der Redeselige fort, „ich habe mich ebenfalls sehr verändert, denn ich bin lange krank gelegen und habe seit jener Zeit viel Malheur gehabt. Ja damals, als ich das Pläsier hatte, Sie öfters auf der Malerei zu sehen, da ging es mir noch wohl, aber später, da ist es immer miserabler mit mir geworden.“

„Ich beklage Sie aufrichtig“, sagte ich, in der peinlichen Stimmung, eine der gewöhnlichen Jeremiaden anhören zu müssen.

„Gleich nachdem Sie aufhörten, meinen Prinzipal zu besuchen, weil ihn ein Schlagfluß in das bessere Leben hinüberbefördert hatte, wurde mir zwar ganz unverhofft ein großes Glück zuteil.“

„Das läßt sich hören.“

„Ja, ich beerbte einen Vetter in Linz, der ein höchst ergiebiges Einkommen hatte. Dieser Vetter war ein großer Pinsel.“

„Ei, wer wird dies seinem Verwandten nachsagen?“

„Sie mißverstehen mich. Ich meine es figuralisch oder besser gesagt symbolisch. Er war ein ausgezeichneter Maler und als dieser weit und breit gekannt und gesucht. Er malte beinahe durch zwanzig Jahre die Namen der Schiffseigentümer und die Jahreszahlen auf die Schnäbel der Schiffe, welche die Donau befuhren. Dieser talentvolle Mann hinterließ mir die Summe von 3000 fl.“

„Eine angenehme Bescherung.“

„Ja, wenn sie nur auch bei mir geblieben wäre. Ich aber war ein Tor, ein Einfaltspinsel! Ich wollte die Summe verdoppeln, verdreifachen, ja, ich wollte zehnmal so viel haben und das so schnell als möglich, und daher . . .“

Wieder einmal wurde mir von einer erfahrenen Lotteriespielerin angeraten, mich an ein Fräulein zu wenden, welches bei ihr auf der Kammer wohnte und das in allem von einem besonderen Glücke begünstigt werde, und selbes um den Datum ihres Geburts- und Namenstages und um ihre Alterszahl zu ersuchen und diese Nummern zu setzen.

Das Fräulein willfahrte mir nach mehreren zimperlichen Ausflüchten und sagte, daß sie am 14. April geboren sei, ihr Namenstag am 7. September falle und daß sie 19 Jahre zähle.

Ich setzte allsogleich: 14, 7 und 19, und denken Sie sich, die Nummern kommen, das heißt, es kommen 14 und 7, aber statt 19 kommt 23. Nach einiger Zeit bringe ich richtig in Erfahrung, daß dieses kokette Weibsbild wirklich 23 Jahre alt sei, sich aber um 4 Jahre jünger gemacht habe und mich durch diese lügnerische Eitelkeit um die Terne brachte.

„Das Ärgste sollte aber hierauf noch geschehen", fuhr Texelmaier in seinem Redeeifer fort.

Eine mehrwöchentliche und überaus splendid bezahlte Restauration in dem Salon des reichen Herrn von Schwindelberger, der in dreiviertel Jahren darauf in den Schuldenarrest spazierte, hatte mir ein hübsches Sümmchen eingetragen, wofür ich mir allsogleich ein Los von einer Güterlotterie ankaufte.

Mit nicht zu schildernder Ungeduld harrte ich des Tages der Ziehung. Endlich kam er heran. Die gezogenen Treffer erschienen in der Zeitung. Ich erstand sogleich das Zeitungsblatt, in welchem die Ziehungsliste enthalten war und verschlang dieselbe mit meinen Augen.

Wer denkt sich meine Überraschung, wer das Übermaß meiner Freude? Meine Nummer hatte den Haupttreffer gemacht, ich war Herrschaftsbesitzer.

Jetzt war all das jahrelange Elend verschmerzt und vergessen. Wie von Flügeln getragen eilte ich zu meinen Mitgesellen und teilte ihnen die Freudennachricht mit. Alles wünschte mir Glück und beneidete mich im Stillen. Außer mir vor Seligkeit und Wonne, beschloß ich sogleich, meine Freunde an meinem Glücke teilnehmen zu lassen und dieses freudige Ereignis mit ihnen zu feiern.

Der Wirt „Zur Unmöglichkeit" auf dem Strozzengrunde, wo ich damals wohnte und dessen Schanklokale ich zuweilen besuchte, um den Mißmut über meine gescheiterten Hoffnungen zu vertrinken, hatte bereits von meinem immensen Glücke gehört und durch das Los sowie durch die Zeitung von der Wahrheit der Sache überzeugt, nahm er keinen Anstand, auf meine Rechnung allsogleich ein splendides Festmahl zu arrangieren.

Es war die glücklichste Stunde meines Lebens. Ich sah nichts als Herrschaftsschlösser, Equipagen, geputzte Fräuleins und Lakaien. Ein

sie setzte, immer festgesessen, das heißt nicht herausgekommen war, sie kam auf seinen ersten Einsatz.

Denken Sie sich meine Verzweiflung, sie kam! Ich hätte nur noch einmal, ein einzigesmal setzen sollen."

„Ein andermal", fuhr Herr Texelmaier fort, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß er mich in meinem Spaziergange aufhalte oder mir alles dieses auf offener Straße mitteilte, „ein andermal begab ich mich auf den Hermannskogel, um eine Nummer aus dem bekannten Jungfernbrünnl zu erspähen.

Vergebens jedoch strengte ich meine Sehnerven an, ich konnte auf den Steinen unter dem Gewässer auch nicht die geringste Zahl ausfindig machen.

Ganz desparat darüber ging ich wieder nach Sievering zurück. Als ich aber dort einige Halbe Heurigen getrunken hatte, erwachte der Entschluß in mir, mein Glück noch einmal zu versuchen.

Gedacht, getan, und siehe da, ich erblickte jetzt die Nummer 57 so deutlich, als ob sie mein Vetter hingemalt hätte.

Seelenvergnügt eilte ich nach Hause und setzte meinen ganzen Wochenlohn auf diese Nummer in die Wiener Ziehung, und denken Sie sich, obgleich der Siebenundfünfziger meistens lange braucht, bis er zeitig ist, das heißt, bis er gezogen wird, der Siebenundfünfziger kommt auch richtig — aber in Linz.

Auf diese Weise verfolgte mich das Schicksal fort und fort, kaum schien mir ein Strahl des Glückes zu lächeln, so verschwand er auch schon wieder, wie ein neckender Irrwisch.

So träumte ich in einer Nacht drei Nummern. Ich sah sie vor mir, wie ich Sie, wertester Musje V . . ., vor mir sehe, und erwache aus freudiger Aufgeregtheit, denn mir sagte eine innere Stimme, diese drei Nummern müßten unfehlbar gezogen werden.

Da ich ein schlechtes Zahlengedächtnis besitze und die Nummern leicht über Nacht wieder vergessen konnte, so gebrauchte ich die Vorsicht und schrieb sie mit Kreide auf die Holzplatte eines Tisches, der in meiner Stube stand, und schlief hierauf getrost wieder ein. Des Morgens erwachte ist erst, als meine Mietfrau in die Stube trat und mir nach ihrer Gewohnheit die eingebrannte Suppe zum Frühstück brachte.

Sie setzte die Suppenschale auf den Tisch und reinigte diesen mit ihrer Schürze, als mir plötzlich einfiel, daß ich des Nachts die geträumten Nummern darauf geschrieben hatte.

Wie ein Tiger sprang ich, zum Entsetzen der alten Frau, aus dem Bette und stürzte nach dem Tische. Zu spät! Die Nummern waren von der Tafel wie aus meinem Gedächtnisse verschwunden.

Nun frage ich Sie, heißt das nicht Pech haben?

günstigere Verhältnisse zu gelangen, denn nur der unselige Hang, das Glück zwingen zu wollen, war die eigentliche und einzige Ursache ihres Unglücks.“

Nach diesen Worten machte ich eine Wendung, um unbemerkt mein Portemonnaie zu öffnen, drückte ihm eine Guldennote in die Hand und grüßte ihn zum Abschiede.

Herr Texelmaier überschüttete mich mit einem Schwalle von Danksagungen, empfahl sich sodann und verfolgte seinen Weg, mich noch einigemal im Weiterschreiten auf das devoteste grüßend.

Ohne daß ich es beabsichtigte und ohne daß es der unglückliche Lottospieler bemerkte, folgte ich ihm in einiger Entfernung.

Er bog in eine zweite Gasse und von dieser in eine dritte, hier ging er immer langsamer, bis er endlich vor einer Ladentüre stehen blieb und sodann in dieselbe hineintrat.

Als ich zu dem Laden hingekommen, las ich als Aufschrift über demselben: Lottokollektur.

Ihre Reue.

Von Hans Mittendorfer.

Sei wieder gut!
Ich hab' dich gekränkt,
Hab' Kummer dir in die Seele gesenkt,
Sieh, wie leid es mir tut!

Ich bin ja nur sterblich;
Das ward mir verderblich.
Jede Regung deiner Seele
Wollt' ich für mich allein —
Daß Überlegung mir fehle,
Kann es anders sein?
Ich bin ja nichts als ein liebendes Weib
Und Lieb ist mir nicht Zeitvertreib,
Ist mir nicht Laune nach blinder Wahl,
Ist mir Schicksal.

Du aber hast den freieren Blick,
Den größeren Zweck, das höhere Ziel,
Herr deinem Geschick,
Das dich aufwärts führt,
Hinweg über Klippen,
Über der Leidenschaften Spiel,
Wo sich mit sterblichen Lippen
Die unsterbliche Seele berührt.

Das rasche Wort,
Das tief mein ganzes Sein durchzitternder Liebe entsprang —
Der allzugefälligen Stimme Klang
Entriß es mir und trug's aus dem Herzen fort
Und es ward dein.

Toast folgte auf den anderen, bis der Champagner meine Sinne umnebelte und meine Freunde mich zu Bette bringen mußten.

Gleich Tags darauf machte ich mich, obwohl noch mit schwerem Kopfe, auf den Weg nach dem Kontor des Großhandlungshauses, welches die Ausspielung übernommen hatte, um auf mein Los, das erst nach Monden zahlbar war, einen kleinen Vorschuß von ein paar tausend Gulden zu begehren.

Mit freudeklopfendem Herzen trat ich in die Wechselstube, der Kassier nahm das Los, besichtigte es, schlug sodann in der Liste nach und sagte: „Ich bedauere, Ihr Los hat nicht gewonnen."

Nicht gewonnen, lallte ich, kaum der Sprache mächtig, und glaubte vom Schlage gerührt zu sein. Hier in dieser Zeitung, stotterte ich darauf, ist meine Nummer als Treffer angegeben.

„Das ist ein Druckfehler", versetzte der Kassier, nachdem er das Zeitungsblatt mit seiner Liste verglichen hatte, der Setzer hat die Null mit der Ziffer Sechs verwechselt."

Wie ich aus dem Kontor hinausgekommen bin, weiß ich nicht, und ebenso wenig, was später mit mir vorgegangen. Nur ist mir ganz dunkel, als ob mir von dem Gastwirte „Zur Unmöglichkeit" einige Unannehmlichkeiten widerfahren wären. Jedoch weiß ich nicht gewiß, ob dieses wirklich geschehen oder ob es bloß eine Einbildung ist, welche das Fieber erzeugte, das mich darauf befiel und in das Krankenhaus lieferte.

Nach mehrmonatlichem Krankenlager wurde ich wieder als Rekonvaleszent entlassen und lebte darauf von der Mildtätigkeit mitleidiger Menschen, die mich kannten, bis ich mich allmählich wieder so weit erholte, daß ich als Zulanger und Farbenreiber bei einem Zimmermaler in Kondition treten konnte.

Seit dieser Zeit bin ich genötigt, so schwer es mir auch bei meiner Gebrechlichkeit und meinem Alter wird, die Leitern auf- und niederzuklettern, meinem alten Erwerbe nachzugehen, der mir jedoch kaum das Allernotdürftigste abwirft.

Jede Hoffnung auf eine bessere Existenz ist erloschen und von allen Opfern, die ich gebracht, von allen Bestrebungen, die ich angewendet, um reich zu werden, ist mir nichts geblieben, als die Überzeugung, daß ich nun einmal zum Unglück geboren bin, und der unerschütterliche Entschluß: Niemals wieder in das Lotto zu setzen.

Werden Sie aber auch auf diesem Entschlusse verharren?

„O zuverlässig", sagte er mit bitterem Lächeln. Wer so oft der bedauerliche Spielball der falschen Göttin gewesen wie ich, der ist vor jeder weiteren Verlockung sicher.

„Es freut mich, dies von Ihnen zu vernehmen", versetzte ich. „Mit dieser Ansicht wird es Ihnen auch bald wieder gelingen, in

Das tun wir, indem wir uns zu den Ausführungen des bekannten Philosophen und Ethikers Professor Friedrich Paulsen bekennen, die der Gelehrte in der „Woche“ unter dem Titel „Zum Kapitel der geschlechtlichen Sittlichkeit“ veröffentlicht hat. Wir führen den glänzenden Aufsatz auszugsweise hier an.

Paulsen schreibt:

Es ist, als ob alle Dämonen im Augenblick losgelassen wären, den Boden des deutschen Volkslebens zu verwüsten. In geschäftsmäßigem Großbetrieb wird unter dem Titel des Problems der „Homosexualität“ die Sache eines abscheulichen Lasters geführt, als ob es sich um eine gleichberechtigte Spielart des Geschlechtslebens handle. Rasende Weiber verkünden in Traktaten und Romanen das „Recht auf Mutterschaft“, auch wenn ein Vater für das Kind nicht zu haben sein sollte. Irreredende Poeten predigen reiferen jungen Mädchen die Notwendigkeit und das Recht, sich „am Heckenweg“ einstweilen die Freuden zu suchen, die ihnen sonst vorenthalten bleiben möchten. Fanatische Gläubige der Aufklärung beiderlei Geschlechtes fordern mit Ungestüm die Einführung der Jugend in die Geheimnisse des Geschlechtslebens durch naturhistorischen Anschauungsunterricht; es fehlt nur noch der Experimentierkursus. Und daß die „freie Liebe“ bestimmt sei, das System der veralteten, unerträglich gewordenen „Zwangsehe“ zu ersetzen, ist in den Kreisen freier Literaten und unverantwortlicher Politiker längst ausgemachtes Dogma. Wer Deutschland nur aus der Papierwelt kennt, aus seinen Witzblättern, seinen Theaterstücken, seinen modernen Romanen, seinen Buchhändlerauslagen, seinen von Männlein und Weiblein gehaltenen und gehörten öffentlichen Vorträgen, der scheint zu der Meinung kommen zu müssen, daß keine Angelegenheit zur Zeit das deutsche Volk mehr interessiere als die Frage: ob nicht alle die Hemmungen, die Sitte und Recht bisher dem freien Walten des Geschlechtstriebes anlegten, von Übel und aus der Welt zu schaffen seien?

Es ist eine wahre Erquickung, in solcher Zeit einer Schrift zu begegnen, wie Fr. W. Förster sie soeben veröffentlicht hat.*) Man atmet auf, wie wenn man die Stimme eines Nüchternen unter einem Chorus von Trunkenen hört. Förster hat den Mut, schlecht und recht die Sache der alten Sitte und Sittlichkeit gegen alle jene Exaltierten, Verdrehten, Entgleisten zu führen. Er spricht ernst und kraftvoll, ohne in den Ton salbungsvoller Moralpredigt zu verfallen; er begründet die Heiligkeit der Sitte aus ihrer Notwendigkeit für die Selbsterhaltung eines menschlich-geistigen Lebens; er zeigt, wohin die sich selbst überlassenen Natur-

*) „Sexualethik und Sexualpädagogik.“ Eine Auseinandersetzung mit den Modernen. (Kempten und München. 1907.) Ich mache noch auf ein eben erschienenes treffliches Büchlein aufmerksam: „Dr. Ludwig Kemmer, Briefe an einen jungen Offizier. (München. 1907.)

Doch mehr als flüchtiger Stimme Klang
Ist mein warmes, junges Blut,
Das gewittert und rauscht,
Blitz, Regen und Schlossen trägt,
Dann wieder, wenn der Sturm sich legt,
Dem süßen Atem lauscht,
Der leis eine Blume bewegt —
Mein warmes, junges Blut
Bittet so heiß, so bang:
Sei wieder gut!

Geschlechtliche Verirrungen.

Die Kulturmenschheit trägt seit jeher ein heimliches Elend mit sich herum. Von der Natur einerseits heiß und brutal gedrängt zur Ausübung eines Triebes, anderseits grausam bestraft, wenn diesem Triebe zu weit nachgegeben wird. Von der Gesellschaft selbst einerseits zur Ausübung genötigt, verpflichtet, andererseits zur tiefsten Geheimhaltung gezwungen oder in Schmach und Schande gestoßen, so wird das arme Einzelwesen in die Konflikte gedrängt und zwischen Heuchelei und Frevel hin und her geschleudert. Die Gesittung verlangt, daß der einzelne züchtig und fromm die heiligen Absichten der Natur erfülle, aber diese Natur hat ins Blut eine tierische Lustgier gelegt, die zynisch und brutal ist und von einer Frommheit für die heiligen Absichten wenig aufkommen läßt. In dieser Bedrängnis zwischen Naturtrieb und Sitte entwickeln sich der Menschheit schwerste Konflikte, aus dieser Bedrängnis steigt ihre tragischeste Schuld.

Der Naturmensch nimmt's leichter und trifft's richtiger. Wer ahnt aber in unserer Gesellschaftswelt, wie viele hochgebildete, edle und angesehene Persönlichkeiten herumgehen unter dem Druck der Sünde! Wenigstens unter der Last eines unruhigen Gewissens. Und das sind noch die Reinen.

Vor kurzem hat in Berlin ein großer Sensationsprozeß die Stille der „stummen Sünde" durchbrochen. Seither geht ein abscheuliches Lärmen durch das Land. Nicht die Bedrängten, vielmehr die frivolen Gesellen schreien am meisten und wagen sich plötzlich hervor mit ihren widernatürlichen Neigungen und dieselben rechtfertigenden Maximen. Wir wollten uns begnügen mit der Meinung, daß in homosexuellen Dingen ein Unterschied zu machen sei zwischen angeborenen und angelebten Neigungen, und schweigen. Aber die geplatzte Eiterbeule stinkt immer weiter um sich. Die neuen Propheten schmieden an einer Philosophie, mit welcher sie aus ihrem traurigen Manko einen sittlichen Vorzug beweisen, eine neue geschlechtliche Weltanschauung begründen wollen. Das ist nun eine Sache, zu der man Stellung nehmen muß.

unseren Trieben die Richtung gegeben? Man sagt: sie seien pervers. Wer will sich herausnehmen, die Natur zu schelten? Sie bringt die eine wie die andere Art von Trieben hervor. Wie anmaßlich, sich zum Richter über sie aufzuwerfen; wie unbillig, den einen Trieb zugunsten des andern unterdrücken zu wollen.

Eine naturalistische Ethik, die höhere Ziele als die Befriedigung der Naturtriebe nicht kennt, ist gegen solche Argumentationen völlig hilflos. Sagt man: jene Triebe seien abnorm; nun, wird erwidert, der geniale Mensch ist auch abnorm, inkommensurabel, und vielleicht, so gibt man zu verstehen, hängen Genialität und jene Abnormität in der Wurzel zusammen. Daß diese und diese hochstehenden Menschen keine erotischen Neigungen im gewöhnlichen Sinn hatten, deutet darauf hin. Und nun kommen die Wisperungen der Kammerdiener, die Lästerungen der Thersites der Geschichte als Beweise für die Tatsachen und als Bausteine für die Theorie.

Es gibt nur einen Weg, dieser Perversentheorie zu begegnen: daß man sich entschlossen auf einen anderen Boden stellt; der Mensch ist nicht ein bloßes Naturwesen, eine eigentümliche Tierspezies. Mag immer die Entwicklungsgeschichte recht haben, daß er im Zusammenhang der Entwicklung des animalischen Lebens entstanden ist: er steht jetzt, wie immer er geworden ist, was er ist, außer der Reihe, er lebt ein anderes Leben als die Tiere, ein geistig-geschichtliches Leben. Und darin liegt seine Bestimmung. Als Vernunftwesen hat er andere und höhere Lebensaufgaben als die Befriedigung der sinnlichen Triebe. Wer das nicht anerkennt, wer mit dem Naturalismus behauptet, auch der Mensch habe keine höheren Angelegenheiten als die, ut ventri bene sit et iis, quae sub ventri sunt, der erniedrigt die menschliche Natur in sich selbst und gibt sich der Verachtung preis, mit der die Menschheit von jeher den Rückfall in bloß tierisches Dasein empfunden hat. Die naturhistorische Betrachtung mag ihn als atavistische Rückbildung konstruieren, die moralische Betrachtung wird ihn als Mißbildung verwerfen. Und von diesem Werturteil des Gewissens gibt es keine Appellation an eine höhere Instanz.

In diesem Sinne ist in der Tat alle Moral „widernatürlich", sie fordert Einschränkung des sinnlichen Trieblebens durch die Rücksicht auf jenes höhere, geistige Leben. Und das ist das Allgemeingültige und Bleibende in der christlichen Ethik. Mag ihre Gegenstellung gegen die Sinnlichkeit nicht selten Formen angenommen haben, die uns als blinde Feindschaft gegen die Naturgrundlage des Lebens selbst erscheinen, es bleibt in der Tat eine notwendige Aufgabe, den niederen, animalischen Triebwillen durch Übung, durch Askese dem höheren geistigen Willen zu unterwerfen. Mit Recht betont Förster, daß die alte Kirche um die

triebe führen: zu jeder Erniedrigung des Weibes, zu jeder Brutalität des Mannes, zuletzt zu jeder Verkehrung der Natur, zu jeder Perversität der Triebe selbst. In der Tat, es gibt keinen Punkt im sittlichen Leben, wo Verfehlungen sich mit so schweren und so sichtbaren Wirkungen am Eigenleben und am Leben anderer rächen.

Wie kommt es, daß trotzdem gerade an diesem Punkt immer wieder am ersten der Skeptizismus gegen die Sitte sich erhebt? In erster Linie wird es der Sophistik des Trieblebens zuzuschreiben sein: nirgends ist der Einfluß der Begierde auf das Urteil größer und verwirrender, nirgends die vernünftige Überlegung leichter aus dem Felde geschlagen. Schopenhauer, der natur- und seelenkundige und gerade auch auf diesem Gebiete an Erfahrungen reiche Philosoph, hat diese Düpierung der Vernunft durch den großen Sophisten, den Geschlechtstrieb, virtuos ans Licht gestellt.

Dann aber kommt, wie ich mit Förster überzeugt bin, ein anderes in Betracht: der herrschende Naturalismus in der Welt- und Lebensanschauung; er führt auch bei sonst einsichtigen Männern zu wunderlichen Entgleisungen des Urteils auf diesem Gebiete. Ist der Mensch nichts als ein System von Naturtrieben, darin allen übrigen Lebewesen gleichend, so ist in der Tat nicht abzusehen, was für eine andere Bestimmung das Leben haben sollte, als die Befriedigung aller Triebe. Und dann wird weiter gelten: gleiches Recht für alle; was dem Nahrungstrieb recht ist, ist dem Geschlechtstrieb billig. Die Bindung des Naturtriebes erscheint von hier aus wie ein der Natur von außen angetaner Zwang; die naturfeindliche Moral des Christentums, so philosophiert der Naturalismus, hat allzulange durch ein auf allerlei Jenseitsphantasien gegründetes asketisches Lebensideal uns von der Wahrheit und der Natur abgelenkt. Diese Perversität des Urteils zugleich mit den absurden Vorstellungen von einer jenseitigen Welt und einem jenseitigen Leben abzutun, das ist die große Aufgabe unserer durch die Naturwissenschaften erleuchteten Zeit. Umwertung der Werte, so schreit es nun auf allen Gassen; werft es ab, das lebensfeindliche Christentum, das überall tausend Glücksmöglichkeiten im Keim tötet; werft es weg, das dumme Vorurteil, daß die Liebe die Zeremonie der Ehe voraussetze, was haben staatliche und kirchliche Funktionäre mit der Liebe zu tun? Schlagt sie nieder, die abscheuliche Meinung, daß Kinder der Liebe ohne Ehe mit Recht Parias der Gesellschaft sein müßten; sind sie schlechter von der Natur ausgestattet? Im Gegenteil; die „Zwangsehe" setzt die kümmerlichen Krüppelbildungen in die Welt. Und wir, so lassen sich dann andere Stimmen vernehmen, wir „Homosexuellen", warum sollen wir in der Befriedigung unseres Trieblebens verkürzt werden? Verdienen wir beschimpft und bestraft zu werden? Haben wir

Unter meinen Enkeln ist einer, der heißt Peter und ist ein flachshaariger, rundgesichtiger, rotwangiger und blauäugiger Junge. Und kommt er schon in die Jahre, in welchen ihm allerhand verboten ist — Tag und Nacht. Ich verbiete bei mehreren Dingen tapfer mit und bin auch bereit, ein martialisch finsteres Gesicht zu ziehen, wenn an manchen Morgen leidenschaftliche Klagen einlaufen über schlimme Aufführung. Zweijährige Buben muß man schon strenge erziehen. Und wenn dann sein Gesichtlein ganz verstockt schalkhaft wird, wenn alle Wetter über ihn hindonnern, ohne daß es einschlägt, so muß ich mich seitab wenden, damit er mein vergebens verhaltenes Lachen nicht gewahrt. Zeitweilig gewahrt er's und dann werden seine Augen noch spitzbübischer und er merkt es, daß der überlaut grollende Großvater insgeheim ein Gesinnungsgenosse ist.

Nach solch mißratenen Erziehungsversuchen ziehe ich es vor, vom Kothurne herabzusteigen und mich mehr als seinesgleichen zu gehaben.

Dem Peterl ist es — besonders von Seite der Großmutter — strenge verboten, über Holzzäune zu steigen, auf Bäume zu klettern oder Sessel übereinander zu türmen, um auf die Hochzinne des Kleiderkastens zu gelangen. Es ist ihm verboten, sich mitsamt den Kleidern in den Brunnentrog zu legen oder mit dem Zweirad eine Spazierfahrt zu unternehmen. Es ist ihm verboten, unter dem Wagen herumzukriechen, wenn die Pferde schon angespannt sind oder zur Nachtzeit mit Streichhölzern Wetterleuchten zu spielen. Es ist ihm verboten, dem grauen Stier beizukommen, um auf demselben zu reiten und es ist ihm verboten, am Ufer sich auf ein Brett zu setzen und über den Teich hinaus zu fahren. Es ist ihm überhaupt alles verboten, was das Leben, das täglich neu gewonnen sein will, lebenswert macht. Das lebenswerte Leben also einerseits und das mit steter Ahndung drohende Gebot anderseits haben in das Büblein den ersten Konflikt gelegt. Natürlich siegt das Leben. Aber wenn's heimlich geschehen kann, ist es zweckmäßiger, als wenn die kühne Tat vom Lärme der anderen, unter stets drohender Verhinderung, begleitet ist. Bereits durchdrungen von der Wahrheit, daß Selbständigkeit nur in der Einsamkeit gedeihen kann, hält er sich am liebsten abseits von der Volksmenge der Geschwister, Tanten, Onkel, Eltern und Großeltern, um hinter den Büschen den Zaun zu erklimmen, ein Dach zu erklettern oder den Bach zu durchwaten. Da behalte ich ihn denn im Auge, und unter dem Vorwande, daß der Kleine Aufsicht haben müsse, schleiche ich mich zu ihm und erteile ihm hübsch flüsternd Anleitung, wie man über den Wassergraben springt, über den Lattenzaun steigt oder den Baum hinanklettert. Nötigenfalls schiebe ich ein wenig nach beim Steiß und muntere ihn auf; immer höher, immer verwegener — bis er plötzlich hoch von einem jungen Kiefernwipfel herabruft: „Goh! Goh! Schau!" — Freilich, die „Goh" (Groß-

Moralisierung und Vergeistigung unseres Lebens sich dadurch ein unvergängliches Verdienst erworben habe, daß sie diese Willensdisziplin vor allem sich habe angelegen sein lassen, daß sie in den Heiligen: Heroen der Selbstverleugnung erzogen habe. Daß wir von diesem Erbe heute noch zehren, ist auch mir nicht zweifelhaft. Daß wir es im Leichtsinn verzehren, daß wir es durch perverse Theorien verwüsten lassen, das ist in der Tat die große Gefahr. Lassen wir im besonderen die Unzuchtindustrie, die Perversenliteratur, die Verführungskünste einer lüsternen Dichtung und Kunst so fortwuchern, so wird auch von dem Leben des deutschen Volkes das Wort gesagt sein: daß die Axt dem Baum an die Wurzel gelegt ist.

Schließlich fragt Paulsen: Was sollen wir da tun? Die Schmutzschriften nicht lesen. Den Zeitungen das Befremden der Leser zugehen lassen, wenn sie Ähnliches verbreiten! — Aber er glaubt selbst nicht, daß dabei viel herauskommen würde. Die Zeitungen pflegen sich mit allem abzufinden, was Geld trägt. Dann ruft Paulsen die Jugenderziehung auf, wohl das Wichtigste in der Sache. Aber die beste, gesunde Charaktere bildende Lehre ist — das gute Vorbild. Lehrer mit strenger Lebensführung, gesunde Freunde. Fernzuhalten obszöne Vorstellungen, Bilder, Lektüre, Gespräche. Wahrung und Entwicklung der Schamhaftigkeit, Stärkung des Willens, der das geistige Selbst gegen das sinnliche Wesen widerstandsfähig macht. Gewöhnung an Selbstdisziplin, Freude an Arbeit, Verachtung der Weichlichkeit, Freude an Abhärtung, ein stolzes Ideal männlicher Kraft und Zucht. Man hat gesagt, daß militärische Erziehung solche Eigenschaften ausbilde.

Was sollen wir tun?

Wir können augenblicklich nichts anderes tun, als den Ausführungen Paulsens mit Nachdruck beizustimmen und im weiteren die widerliche homosexuelle Propaganda zu ignorieren. Die Lust des Blutes läßt sich ja freilich nicht ignorieren; doch liegt in ihr selbst, wenn sie gesund ist und nicht verdorben wird, die Neigung zum natürlichen Wege.

Klein-Peterl.

Nachrichten vom Jüngsten von **Peter Rosegger.**

Weit habe ich's gebracht! Nun nennt man mich schon sogar in meinem eigenen Hause den Kinderverderber. Und wenn ich mich dagegen verteidigen will, heißt es: Sei du nur still und red' nix!

So bin ich still und red' nix.

Aber schreiben. Meiner unmaßgeblichen Meinung nach ist die Sache ja nicht ganz so schlimm, als daß ich darob den ehrlichen Namen verlieren sollte.

und mutig machen soll — das Mannwerden will man ihm verbieten? Nein, da will ich lieber sein Spießgeselle sein. Blaue Flecken und Beulen gibt es ja, auch blutige Nasen — aber nie ein nasses Auge. Übel, die ihm von anderen zugefügt werden, besonders moralische Demütigungen, können ihm wohl einmal ein heimliches Tränlein herauspressen; selbstverschuldete Leiden trägt er mit heroischem Gleichmut.

Etliche Personen im Hause versuchen es mit kläglichen Mitteln, ihn zu einem Hascherl zu machen, zu einem zärtlichen Kindlein, zu einer herzigen Puppe, zu einem niedlichen Spielzeug — aber der kleine Mann geht ihrem süßen Schmeicheln und Kosen kühl aus dem Wege. Sollen es schon Süßigkeiten sein, so höchstens Zuckerln. Auf die fällt er 'rein und das ist Großmutters Stärke um ihn. Aber selbst die Chokoladebonbons scheinen für ihn mehr einen moralischen Wert zu besitzen. Er nimmt sie mit Vorliebe in die Faust und hält sie dort fest zusammen, bis sie patzig werden, dann wirft er sie weg. Und beweist, daß eines Mannes Faust für etwas anderes da ist, als zur Aufbewahrung von Süßigkeiten. Sein Schwesterlein Traudel hat es schon erfahren, daß Klein-Peterls Faust kein Bonbonschachterl ist! Trotzdem scheint sie täglich auf neue Beweise dieser Tatsache lüstern zu sein, wenn sie ihm den Hammer versteckt, sich auf die Haue setzt, mit der er graben will, oder wenn sie ihn des Morgens schnöde denunziert: „Goh! Heut bei der Nacht hat der Peterl wieder was angestellt!" Der Junge macht über eine solche Dreistigkeit einstweilen nur ein verblüfftes Gesicht und ist eigentlich eher geneigt, der kleinen Widersacherin ruhig aus dem Wege zu gehen, bis ich ihm zurufe: „Laß dir nur nix gefallen, Peterl!" Da besinnt er sich rasch des Faustrechtes, bis das Schwesterl in ein Wehgeschrei ausbricht. Und da ist es wieder die Großmutter, die es auf das gründlichste feststellt, daß ich ein Kinderverderber bin.

Aber die tödliche Feindschaft zwischen den Kleinen dauert nicht dreißig Sekunden. Die Trauderl erhält von der Großmutter Genugtuung in Form irgendeines Leckerbissens und da sagt das Mädel: „Goh, gib auch dem Peterl was!" Ohne auf so rührende Fürsprache weiter zu achten, nimmt der Kleine sein Teil, verzehrt es etwa und geht wieder an die Arbeit.

Doch nicht bloß manueller Tätigkeit widmet er sich, auch der Beobachtung. Da steht er dort abseits mit in die Seiten gestemmten Ärmchen und vorgeneigt schaut er unverwandt auf ein krabbelndes Ameislein, oder auf einen sich ringelnden Regenwurm, oder auf eine rastende Heuschrecke. Den Hang, mit einem Fußtritt solche Tierlein zu vernichten, habe ich an Klein-Peterl nicht ein einzigmal bemerkt; mit ruhiger Ausdauer steht der kleine Naturforscher vor seinem Objekt, bis es ihm entlaufen ist. Aber auch mit Mechanik befaßt er sich und unter-

mutter) schaut und hebt ein Angstgeschrei an, und weil Klein-Peterl sich gemütlich auf einem Aste wiegt, so stößt sie schreckbare Drohungen aus. Aber das Büblein lächelt; in dieser gesicherten Stellung ist keine Drohung der Großmutter ernst zu nehmen. Und das ist der Meinungsunterschied: Die Großmutter hält den schaukelnden Baumwipfel für gefährlich, und das Büblein in diesem Augenblick den festen Erdboden. Die Frau schaut ratlos um sich und will aus Angst schon ohnmächtig werden, aber vorher noch ruft sie hinauf: „Nau du, Peterl freu dich! Das sag ich dem Großvater! aber heute ganz gewiß! Der wird dich — du weist schon was!"

Und schreit das Büblein lachend herab: „Gohvater mir holfen!"

„Waaas? Der Großvater hat dir auf den Baum geholfen? Na, da hört sich doch alles auf. Ist wieder der Alte mit dabei? Der ist so dumm wie der Junge, oder noch dümmer. Auf den Baum hat er ihn steigen lassen!" Und wie sie dann mich hinter dem Stamm erblickt, klettet sie über den Busen die Finger beider Hände ineinander und sagt ganz weichmütig: „Ja, um Gotteswillen, Mann! Willst du denn das Kind zu Grund richten? Soll es sich denn totfallen vor unseren Augen?"

Wenn die Großmutter solche Geschütze auffrasseln läßt, da ist es am klügsten, sofort zu kapitulieren. Diesmal aber wollte ich doch ganz unmaßgeblich andeuten, daß meine Absicht die denkbar beste war. Gerade das Totfallen sollte verhindert werden, durch Übung im Klettern. Und fiele er schon einmal herab, so am besten in meiner Gegenwart, wo man ihn auffangen könne.

„Du ihn auffangen!" lacht sie eiskalt, aber während wir also wortelten, stieg der Kleine langsam und vorsichtig niederwärts im dichten Astwerk. Mir bangte fast vor dem Wagnis, aber als sie mit ausgestreckten Armen ihn erreichte, riß sie ihn an sich und empfing ihn mit zärtlichen Küssen. Klein-Peterl war schier verblüfft darüber, daß eine verbotene Tat so liebreich belohnt werde. Ein nächstesmal tat er's wieder, und zwar vor ihren Augen.

Klein-Peterl ist keine schwärmerische, beschauliche Natur. Aufs Reden gibt er nicht viel, sowie auch er wortkarg ist. Geschichtenerzählen vom Struwel-Peter oder dergleichen verachtet er. Liebeln und Zärteln verachtet er schweigend und geht für sich immer einer körperlichen Beschäftigung nach. Was man kindisch, oder possierlich, oder altklug nennt, das ist er nicht. Schweigen und Wirken ist seine Sache, rücksichtslos arbeiten mit Hammer oder Haue, auf eigenem oder fremdem Gebiet, das gilt ihm gleich. Auch sucht er Fehden, nur findet er keinen mutigen Gegner. Schwester Trauderl kreischt, sobald er sie anrührt. Das ist kein Vergnügen.

Man versteht den Jungen. Ein gesundes Kind, dessen weiche Gliederlein sich üben wollen, mit Vorliebe im Klettern. Und diese natürliche Lust, die ihn kräftigen, abhärten, gegen Gefahren tüchtig

dauert, ja sich gemehret hat. Und war, wie gesagt, kein Stadtkind gewesen, nur daß ihm der Aufenthalt daselbst viel Behagen schuf, sein Wien ihm zweite Heimat wurde."

Das Eigenartige und Seltsame an diesen Worten ist nun, daß nach beinahe vierhundert Jahren in unserer alten Grazerstadt auch eine Persönlichkeit erstanden ist, die in unserer Mitte still und zurückgezogen lebt und die in einer Reihe herrlicher Werke seit vielen Jahren uns die Schönheit und Pracht unserer Heimatstadt wie unseres Heimatlandes, der grünen Steiermark, gar eindringlich predigt und die sich mit Recht darum, obgleich kein Grazer Stadtkind, wie ihr altersgrauer Vorgänger zu Wien, den Namen eines „Grazer Stadtpoeten" rühmlich erworben hat. Ich meine damit Wilhelm Fischer in Graz, wie er sich stets von seinen vielen gleichnamigen Brüdern in Apollo stolz zum Unterschiede zu nennen pflegt, dem, wie er uns in seinen „Liedern und Romanzen" singt, die Stadt Graz, in der er schon mehr als vierzig Jahre lebt, zur zweiten Heimat geworden ist.

„Einen Bergstrom kenn' ich waldesgrün,
Eine Stadt an seinen Borden;
Graz, du edle Stadt, mög'st immer blüh'n,
Bist mir Heimat treu geworden!"

Erkundigen wir uns zunächst, wie Wilhelm Fischer nach Graz kam. Ein guter Freund des Dichters, Dr. H. L.,*) hat uns dies in so schöner, poesievoller Weise erzählt, daß ich es mir gestatte, ihm an dieser Stelle das Wort zu erteilen: „Vor vierzig Jahren — schier mehr als einem Menschenalter — kam zu der Zeit, als der fruchtbare Herbst seine reiche Farbenfülle über unsere Stadt und deren Umgebung ausgoß, ein junger Scholare mit leichtem Ränzel hieher nach Graz an unsere Hochschule. Geboren war er (18. April 1846) im Städtlein Csakathurn, unfern des unteren Murlaufes, aus Tattenbachscher Zeit uns Steirern übel berüchtigt. Vorerst in Warasdin, dann in Stuhlweißenburg, war er auf der lateinischen Schulbank gesessen, hatte daselbst Bekanntschaft gemacht mit manchem heidnischen Poeten der alten Zeit und ihn ins Herz geschlossen, dabei auch der Historienschreiber und ihrer Bücher nicht vergessen. Es mutete ihn gar lieblich an, jetzt auf freier Hochschule als freier Musensohn zu schalten, seinen jungen Geist an neuer Wissenschaft zu stählen und ein Stück lustiges Studentenleben zu genießen, wie es der Brauch war und ist. In der alten Schmiedgasse, dem damaligen ‚Viertel Joanneum', nahm er in dem sogenannten Rebenburgschen Hause (Nr. 373) Quartier und suchte zu alten Freunden von früher her auch neue zu gewinnen. Weil in ihm von früher Jugend

*) Ich glaube, Herr Dr. H. Löschnigg in Graz. Grazer „Tagespost", zu Wilhelm Fischers 60. Geburtstage, 18. April 1906.

sucht das Kinderwägelchen und das Spinnrad der Muhme und das Fahrrad des Onkels darauf hin, weshalb es läuft, wo die Ursache der Beweglichkeit denn nur stecken mag. Und wenn er beim Berühren sich einmal das Fingerchen einklemmt, so verzieht er keine Miene und läßt sich bei seinen wissenschaftlichen Untersuchungen nicht stören.

Eine alte Sache, daß, wer gut Werktag macht, auch gut Feiertag machen kann. Es war bei der Festlichkeit einer Hauseinweihung, an der auch meine Familie mitsamt Klein-Peterl teilnahm. Auf dem bekränzten Festwagen mitten unter fremden, hüteschwingenden und jauchzenden Burschen saß der Kleine und jauchzte hell mit. Und bei dem Gesange „Steirer san ma, Steirer bleibn ma!" wiederholte er immer: „Teira san ma, Teira beim ma!" Noch nie hatte man seine Äuglein so lebhaft leuchten gesehen. — Und weißt doch gar nichts, o Kind, noch von der Heimatsliebe, wie heiß, wie wonnig, wie qualvoll sie kann sein. Und rechthaberische Leute wollen dir am Ende noch dein Steirertum streitig machen mit dem Vorhalte, daß dein Vater ein abgestammter Reichsdeutscher, ein geborner Ungar, ein erzogener Kärntner und dein Geburtsort die Wienerstadt ist. Aber unentwegt singst du: „Teira san ma, Teira beim ma!" wie es sich übrigens für den Enkel eines steirischen Zither- und Hackbrettmannes auch gar nicht anders gehört.

Diese wenigen Nachrichten genügen. Als Klein-Peterl zwei Jahre und drei Wochen alt war, vergaß er einstweilen seines Vorhabens, Steirer zu bleiben und — ging in die Fremde. Da weit unten in Pola besichtigt er die Kriegsschiffe, darauf hin, welches das größte sei und etwa den höchsten Mast habe. An den will er hinauf. — Soweit, junger Mann, kann ich dir nicht mehr folgen. Siehe zu, wie du selber fertig wirst mit der Welt. — Nur so voran, immer der Höhe zu!

Wilhelm Fischer, der Grazer Stadtpoet.

Von **cand. phil. J. Waltian.**

„Sei gegrüßt von meinem Psalter,
Du reizende Grazienstadt,
Du ruhst wie ein prangender Falter
Auf einem Lorbeerblatt.
Hold ruhst du auf grünen Auen,
Du Perle der Steiermark,
Voll Seele deine Frauen
Und deine Söhne voll Mark."

(Robert Hamerling.)

Vor dreihundertundsiebenundfünfzig Jahren hat ein vielgereister Poet und ‚Schulmeister' aus der oberen Pfalz durch seinen ‚Lobspruch der hochlöblichen weitberühmten khuniglichen Stat Wienn', in welcher er sein Amt versah, als ‚Stadtpoet' viel Ruhm gewonnen, der bis heute

zeigte sich in ihm der wahre Poet, der bei der Verteilung der Erdengüter zu kurz gekommen war — er konnte sich nicht dazu entschließen. Und so folgte er der Lockung führender Geister aus der lateinischen Schulzeit her und betrieb mit steigendem Eifer Geschichte und Philosophie. Viel trug zu dem inneren Umschwunge bei die Lektüre Schopenhauers, mit dessen Werken er im Lesesaale der alten Joanneumsbibliothek, den er des öfteren besuchte, vertraute Bekanntschaft gemacht hatte. Hier erblühte ihm das Gefühl für die Schönheit des alten Griechenvolkes und erwuchs ihm kräftig das Verständnis für echte, klassische Größe. Ganz heimlich erwachte in ihm auch der Drang nach selbständigem Schaffen, wenn selbes auch nur darin nach außen spärlichen Ausdruck fand, daß er im feuchtfröhlichen Kreise seiner Bundesbrüder ein Lied oder ein Gedicht zur Vorlesung brachte. Im vierten Jahre seines Hochschulstudiums befiel ihn eine schwere Krankheit, die ihn durch Wochen ans Bett fesselte, welche er jedoch dank seiner zähen Jugendkraft siegreich überwand. Ein halb Genesender, wandte er sich wieder seinen geliebten Büchern und seinen Studien mit Feuereifer zu und genoß die Freude, 1870 sein Haupt mit dem Doktorhute geschmückt zu haben. Nun gedachte er sich der akademischen Laufbahn zu widmen und war schon im Begriffe, sich für altgriechische Sprache und Literatur zu habilitieren, als ihn die Büchergeister jener Anstalt lockten und riefen, die ihm noch als Lernenden ihren Born erschloß, die Bibliothek unseres vom unvergeßlichen Erzherzog Johann gegründeten Joanneums. Er trat daselbst als Volontär ein, widmete durch dreißig Jahre seine emsige Tätigkeit diesem segensreichen Institute, bis er 1901 zum Vorstande desselben berufen wurde, in welcher Stellung er sich gegenwärtig noch befindet. Fischer selbst bezeichnet die Landesbibliothek gerne als seine geistige Mutter, von der er reichliche Nahrung gewann." — Sein späterer Amtsgenosse, der krainische Dichter Franz Goltsch, hat einmal in einem seiner schönsten Lieder, in dem ergreifenden Gedichte: „In der Bücherei", die Motive poetisch niedergelegt, die ihn einst veranlaßt haben, sein Leben den stillen Folianten zu weihen, und da vielleicht Wilhelm Fischer bei seinem Eintritte in die alte Joanneumsbliothek, die in seinem Leben den Schicksalsring beginnt und schließt, ähnliche Gefühle empfunden haben mag, so sei die erste Strophe des gemütstiefen Gedichtes hiehergesetzt:

„Und wieder tret' ich über diese Schwelle
Weltflüchtig — aus des Tages Lärm und Streit,
Aus Sonnenfluten in die Dämmerhelle
Des weiten Saal's, wo Band an Band gereiht,
Von allen Wänden starren die Folianten,
Ihr Geistesmumien in vermorschtem Schrein,
„Der Menschheit Tröster", wie euch Weise nannten —
Ich suche Trost! Könnt ihr mir Trost verleih'n?"

her der stete Drang lebte, die Dinge der Natur, wie sie ihm in Wald und Feld begegneten, seinem Verständnis nahe zu bringen und die von ihm besuchten lateinischen Schulen in ihren Lehren nicht völliges Genügen geboten hatten, so gedachte er auf der hohen Schule sich dem Studium der Naturwissenschaften und der Heilkunde zu widmen, um in geläutertem Verständnis der Naturerscheinungen dereinst als kundiger Arzt sich nützlich zu erweisen. — Unsere Hauptstadt hatte damals noch nicht ihr altes Kleid abgelegt, noch umgaben sie zum Teile die alten Stadtmauern, die Straßen und Plätze durchzog noch kein Gewirr von Drähten und allenthalben zeigten noch Erker und Giebel, Gitter und kunstreiche Tore das süßvertraute Antlitz aus der Vorväterzeit, für manchen alten Stadtbewohner noch heute ein Ziel heimlicher Sehnsucht. Auch das gesellschaftliche Leben bewegte sich in den einfachen Formen der früheren Zeit, das der Herren Studenten etwa ausgenommen, die ja erst seit ein paar Jahren der Vervollständigung ihrer Universität und burschenschaftlicher Geselligkeit sich erfreuten. Da geriet unser Studiosus eines Abends in Gesellschaft eines älteren Freundes in den damaligen Ritterbundsaal der Stadttheater-Gastwirtschaft, wo die damals junge akademische Burschenschaft ‚Stiria' zu fröhlichen Kneipen und Umtrunk sich versammelt hatte. Die farbigen Mützen, der studentische Flaus, die übermütige Fröhlichkeit inter pocula, alles das hatte für den akademischen Neophiten einen unbeschreiblichen Reiz, hier hatte seine unverbrauchte Jugendlichkeit ein Bett gefunden, in dem es sich austoben konnte, nachdem sie im Banne des strengen Zwanges der lateinischen Schule so lange gestaut gewesen. Der Abend entschied und Wilhelm Fischer ward Mitglied*) der Burschenschaft ‚Stiria'. Nun genoß er das Burschenleben in vollen Zügen, sei es, daß er auf dem Paukboden der edlen Fechtkunst sich widmete oder daß er mit den Bundesbrüdern sich in ein ‚Bierdorf' der reizvollen Stadtumgebung begab; damals schon schrieben sich die anmutsreichen Orte vor den Stadttoren, der Rosenberg, Andritz, Gösting und wie alle die lieblichen Ortschaften heißen, die als eine köstliche Fassung das Juwel der Stadt umgeben, dem schönheitsempfänglichen Dichter in das Herz. Nur in seinen Studien hatte er inmitten seiner naturwissenschaftlichen Bestrebungen allgemach einsehen gelernt, daß er bei aller Vorliebe für ärztliche und naturkundliche Arbeiten schließlich nicht für den Beruf eines Arztes tauge. Solange es galt, ideellen Gütern nachzustreben, der Wahrheit auf den Grund zu gehen, da war er mit ganzer Seele bei der Sache; wenn er aber daran dachte, sein gewonnenes Wissen am Krankenbette zum Nutzen leidender Menschen gegen Entgelt zu verwerten, da

*) Der Dichter gehört heute noch dem Altherrenverbande der Burschenschaft „Stiria" an.

einer Versdichtung an die Öffentlichkeit, mit seinem Frühlingsidyll in drei Gesängen „Anakreon"*), gebaut in prächtig dahinrauschenden Stanzen. Das Idyll, das ein Liebesabenteuer des großen, griechischen Dichters Anakreon in deutsch-romantischer Weise zur Darstellung bringt, beginnt mit der wunderschönen Einleitungsstrophe:

„Wie zu der Kindheit heiter lichten Stunden
Kehr' ich zu dir, o Griechenland zurück!
Nicht such' ich deinen Glanz, der ist entschwunden,
Nicht deiner Schönheit Schätze Stück für Stück:
Von deinem Hauch umwittert will gesunden
Die Stirne mir im alten Sonnenglück,
Und lächelnd will ich auf ion'schen Pfaden
Die freie Brust in deinem Äther baden."

Diese Dichtung ist das beste Zeugnis für das rege Interesse, das Fischer der Literatur und Kultur der Griechen schon seit frühester Jugend entgegenbrachte. Das nächste Jahr, 1884, brachte die dritte Versdichtung Fischers, seine „Lieder und Romanzen"**), Gedichte, von denen ein Freund des Dichters nicht ganz mit Unrecht schrieb: „Ganz im Bannkreise der Romantik stehen die „Lieder und Romanzen", die wie ein lieblicher Nachhall der Dichtweise Uhlands und Eichendorffs anmuten. Im ungewissen Lichte des Mondes breiten sich die Lande aus. Rosen duften, Nachtigallen schluchzen, von waldesgrünen Bergen schauen zerfallene Burgen ins Tal und alte Sagen spinnen ihre Fäden. Inmitten von all dem Märchenzauber steht der Dichter selbst mit seinem weichen Herzen voll Liebe und Sehnsucht nach dem Glücke und seinem unerschütterlichen Glauben an das Ideal." Ich erwähne unter den vielen Gedichten nur den „Weihegesang" besonders, weil er von einem trefflichen Meister vertont und seinerzeit bei der Enthüllung unseres schönen Hamerlingdenkmales im Stadtparke gesungen wurde. Mit diesen drei Dichtungen schloß Fischer die Reihe seiner Verswerke ab — erst im Jahre 1905 hat er ein Versdrama, „Königin Hekabe", wieder herausgegeben — und wandte sich einem anderen Gebiete, dem der Erzählung, der Novelle und zuletzt dem Romane zu, wo er es zur Meisterschaft brachte und womit er seinen heutigen bedeutenden Poetenruhm und seinen weitbekannten Dichternamen gründete. Von seiner Sehnsucht nach antiker Pracht, von seinem Schwelgen in griechischer Schönheit kehrt der Dichter sich zur deutschen Romantik. Es entstehen die 1882 erschienenen berühmten „Sommernachtserzählungen"***), in denen der Dichter den seltsamen Plan durchgeführt hat, die schwere, schwüle, sinnenberauschende Luft der Sommernacht, die auf das Menschen-

*) **) Beides im Verlage Wilhelm Friedrich 1883 und 1884 erschienen.

***) Zuerst 1882 im Verlage von Wilhem Friedrich in Leipzig. Heute, wie alle Werke des Dichters, in II. Auflage bei Georg Müller, München und Leipzig, verlegt.

Wie Wien in dem leider auf so tragische Weise aus dem Leben geschiedenen Ferdinand von Saar, dem heute noch viel zu wenig gekannten und geschätzten Dichter der „Wiener Elegien“ und der „Novellen aus Österreich“, einen Künder seiner ruhmhaften Vergangenheit gefunden hat, so besitzen wir Grazer in Meister Wilhelm Fischer, dem Dichter der „Grazer Novellen“, ein ihm verwandtes, ebenbürtiges Gegenstück. Seine Dichterlaufbahn*) begann Wilhelm Fischer mit seinem großen, phantasievollen Epos „Atlantis“**), in dem er unter dem Einflusse Robert Hamerlings und der Werke des Grafen Adolf Schack in der Geschichte der Königin Atlantis und ihres sagenhaften Reiches, das nach ihr den gleichen Namen führt, die Geschichte der Menschheit in ihren wichtigsten Entwicklungsstufen vorführte und in dem er seine philosophischen und kulturhistorischen Ansichten zur Verwertung brachte. Robert Hamerling, der Dichter des „Ahasver in Rom“ und des „König von Sion“, mit dem Fischer später befreundet wurde, schrieb bald hernach über das Epos in Roseggers „Heimgarten“ (Märzheft 1880): „Eine philosophische Dichtung in des Wortes umfassendster und kühnster Bedeutung. Die allgemeine Entwicklungsgeschichte der Menschheit dargestellt in dem Leben eines einzigen imaginären Volkes und Reiches. Ein an und für sich glücklicher und großartiger Gedanke, und wenn auch zugegeben werden muß, daß derselbe sich hätte durchführen lassen, ohne daß das Allegorische in den Charakteren so sehr hervordrängte und die Gespräche sich so durchaus in seitenlangen, philosophischen Betrachtungen und Erörterungen ergingen, wie es in dem Epos Fischers der Fall ist, so muß doch vor allem dem Gefühle der Überraschung Ausdruck gegeben werden, welche das reiche Gedanken- und Gefühlsleben des bisher unbekannten Verfassers hervorbringt. Daneben ist zunächst die Kraft und Farbenglut seiner Schilderungen als ein spezifisch poetisches Merkmal hervorzuheben. Ein gewaltiges Wollen, ein tüchtiges Wissen, ein aller Achtung würdiges Können ist in seinem Werke betätigt.“ — Es wäre nur mit Freude zu begrüßen, wenn der Dichter, wie ich höre, sein Erstlingswerk, mit dem er sich den besten deutschen Epikern würdig zur Seite gestellt hat, einigermaßen gekürzt, mit erklärenden Anmerkungen versehen, um schwierige, fremde Ausdrücke aufzuhellen, neu herausgeben würde. Allerdings müßten dann manche Stellen, wie ich mich bei einer zu dieser Absicht hinzielenden Lektüre eingehend überzeugt habe, eine gründliche Umänderung erfahren. — Drei Jahre später, 1883, trat der Dichter abermals mit

*) Ich benütze hier teilweise die Ausführungen meiner Arbeit: „Ein Grazer Feuilleton.“ Zu W. Fischers 60. Geburtstag. 18. April 1906. A. T. V. Blätter. Berlin. S. 77—81.

**) „Atlantis.“ Epos in neun Gesängen. Von W. Fischer. Verlag Wilhelm Friedrich in Leipzig. 1880.

preisen und zu schildern nicht müde wird, Dinge, die allen seinen späteren Werken immer eigen geblieben sind und ihm mit Recht den Namen eines „Grazer Stadtpoeten" eingetragen haben. Der bekannte Literaturhistoriker Richard Maria Werner, der sich wiederholt mit Wilhelm Fischer beschäftigt hat, hat in seinem äußerst interessanten Buche: „Vollendete und Ringende"*), in dem er neben Leitner, Torresani u. a. auch Wilhelm Fischer in einem längeren Aufsatze gewürdigt hat, über diese Wendungsepoche im Kunstleben des Dichters gehandelt, und da seine Ausführungen für das Verständnis unseres Dichters und seiner folgenden Werke von Wichtigkeit sind, so seien sie teilweise hier gebracht. „Jetzt ist kein Zweifel mehr", schreibt Professor Werner, „der Dichter hat sich gefunden. Nicht mehr brüchig, wie früher, erscheint das Metall, aus dem er seinen Guß herstellt. Die Spuren mühsamer Arbeit sind verschwunden, rein und in sich geschlossen stehen Figuren, Szenen und Motive da. Alles Schrullenhafte, unnötig Verletzende, Ausspintisierte und Ausgeklügelte seiner früheren Werke ließ der Dichter fallen, ohne dadurch Wesentliches einzubüßen; im Gegenteil: er ist der Alte geblieben mit seinem Herzen voll Poesie, mit seinem Sinn für das Stimmungsvolle, dem feinen Gefühl für das Charakteristische, mit dem klaren Blick und der plastischen Anschaulichkeit. Aber er hat gelernt, das Schöne auf geradem Wege zu finden, er ist ein Aufrechter geworden, der keine Räder mehr schlägt und Purzelbäume macht, sondern fest in seinen Schuhen daherwandelt, schlicht und einfach erzählt, was er mit seinem inneren Auge geschaut hat. — Es dürfte wohl keine bloße Vermutung sein, daß Fischer während seiner sieben, stillen Jahre fleißig in die Schule Gottfried Keller gegangen sein müsse, denn seine ‚Grazer Novellen' erinnern in gewissem Sinne an die ‚Züricher Novellen' des Schweizers. Nicht nur, daß uns einige Hauptmomente der steirischen Geschichte im Widerscheine der Dichtung vorgeführt werden, insofern sie kulturhistorisch interessant und bedeutsam sind, erinnert an Meister Gottfried auch die ganze Haltung des Erzählers, die Führung der Erzählung, mitunter sogar eine Schwingung der Stimme lassen genaues Studium Kellers erkennen. Man verstehe mich aber ja nicht falsch. Fischer ist keineswegs ein Nachahmer geworden, der seinem Meister das Äußere findig abguckte, er ließ sich nur im Guten, das er schon bei seinen Anfängen wohl aus der älteren italienischen Novellistik beherrscht hatte, durch den Züricher Prosadichter bestärken und ist nun erst originell geworden, weil er nicht mehr nach Originalität suchte. Jetzt ist die Form nicht mehr ein Ergebnis des Zufalles oder der Laune, sie wird zum notwendigen Ausdruck des Stoffes; darum wechselt sie mit den Motiven, darum lehnt

*) Vollendete und Ringende, Dichter und Dichtungen der Neuzeit. Von R. M. Werner. Verlag J. C. C. Bruns. Minden i. W. Seite 167—168.

herz mit rätselhaftem Zauber, so geheimnisvoll wirkt, an vier Liebeserzählungen, „Eine Sommernachtstragödie“, „Eine Brautfahrt“, „Das köstliche Kleinod“ und „Eine alte Liebesaventiure“, durch den Inhalt und durch eine tiefleidenschaftliche, doch nie frivole, hinreißende Sprache der Erzählung, von einer zur anderen inniger werdend, poetisch wiederzugeben.

Abermals war es Robert Hamerling, der im Augusthefte von Roseggers „Heimgarten“, 1882, schrieb: „Selbst für denjenigen, welcher die „Atlantis“ gelesen — ja gerade für diesen — sind die „Sommernachtserzählungen“ eine überraschende Leistung; weniger durch eine gleichmäßige künstlerische Vollendung des einzelnen, als durch die fesselnde Eigentümlichkeit des Poeten und das feingeistige Arom, welches das Buch durchweht. Wilhelm Fischer ist kein Realist, das Poetische ist ihm die Hauptsache. Aber wer auf dem rechten Wege zur Poesie ist, dem fällt das wahrhaft Reale von selber in den Schoß. Die erste dieser Erzählungen, „Eine Sommernachtstragödie“, ist überaus glücklich erfunden und einer jener poetischen Treffer, wie sie selbst der Hochbegabte in seinem Leben nicht leicht öfter als ein oder ein paarmal macht . . . Vielleicht sehen wir den Dichter, in welchem unsere Steiermark ein echtes Talent mehr zählt, mit einer weiteren Leistung aus dem etwas unerfreulichen mystischen Zauber der Sommernacht hervortreten ans volle, helle Tageslicht.“ Allein sieben volle Jahre — Jahre der inneren Vollendung des Dichters — ließ Fischer von sich nichts hören, und es schien, als sei die Muse seiner Poesie erstorben, als gehöre auch er zu jenen vielen unglücklichen begabten Talenten, die vielverheißend und vielversprechend in die deutsche Literatur eintraten, einen Gelegenheitserfolg errangen, um dann nur um so schneller und dauernder vergessen zu werden. Da trat der Dichter 1891 mit einem Band köstlicher Novellen: „Unter altem Himmel“*), schlicht betitelt, wieder an die Öffentlichkeit. Und fürwahr, mit diesen Erzählungen war Wilhelm Fischer, wie Hamerling richtig prophezeite, aus dem Dämmer der Sommernacht, in dem er so lange geträumt, ans helle Tageslicht getreten. Zwar lassen diesen Wandel die Erzählungen „Der König im Bade“, „Ein Märchen vom Glück“, „Ingevar und Ingrid“, „Schicksalsweg“ und „Liebeszauber“ nicht sofort erkennen, allein besonders die letzte Erzählung dieser Sammlung, „die Rebenbäckerin“, zeigt deutlich den Weg zu des Dichters später erschienenen berühmten „Grazer Novellen“ und seinen späteren Dichtungen, denn in ihr finden wir zum erstenmale bereits jene seltene Eigenart des Dichters, mit der er die Landschaft der alten Murstadt mit den Stoffen seiner Erzählungen so liebevoll innig verbindet und sie zu

*) „Unter altem Himmel.“ Erzählungen. II. Auflage. Georg Müller. München u. Leipzig.

„In dem Walde süße Töne	„In dem walde süeze doene
Singen kleine Vögelein.	singent kleiniu vogelîn.
Auf der Auen Blumen schöne	An der heide bluomen schoene
Blühen in des Maien Schein.	blüejent gegen des maien schîn.
Also blüht mein hoher Mut	Also blüet mîn hôher muot
Im Gedanken ihrer Güte,	mit gedanken gegen ir güete
Die bereichet mein Gemüte,	diu mir rîchet mîn gemüete
Wie's ein Traum dem Armen tut."	sam der troum den armen tuot."
	Ulr. v. Lichtenstein: „Süßes Hoffen."
„In dem lüftesüßen Maien,	„In dem luftesüezen meien
So der Wald gekleidet steht,	sô der walt gekleidet stât,
Sieht man wandeln schön zu zweien	Sô siht man sich schône zweien
Alles, was da Liebes hat,	allez, daz iht liebes hât.
Und ist miteinander froh:	Und ist mit ein ander vrô.
Das ist recht: Die Zeit will's so.	daz ist reht, diu zît wil sô.
Wo zwei Lieb einander meinen*)	Swâ zwei liep ein ander meinent
Herzlich gar und ohne Wank,	herzenlichen âne wanc,
Und sich beide so vereinen,	Und sich beidiu sô vereinent
Daß die Liebe niemals krank,	daz ir liebe ist âne kranc,
Die hat Gott zusammengeben	Diu hât got zesammegeben
Auf ein wonnigliches Leben."	ûf ein wunneclîchez leben."
	Ulr. v. Lichtenstein: „Treue Liebe."

Die folgende Novelle: „Das Licht im Elendhause"**), die meiner Ansicht nach die schönste des ganzen Bandes ist, spielt im 17. Jahrhundert, als in den Mauern der schönen steirischen Hauptstadt der „schwarze Tod", die Pest, hauste, von deren Wüten uns heute noch die alten Chroniken, vergilbte Bilder, wettergraue Pestsäulen und Gedenksteine, die sich da und dort in unserer Stadt in die Gegenwart hinübergerettet haben, Kunde geben. — Ein herzig Mägdelein, Dietmut, eine der anmutigsten Mädchengestalten, die der Dichter gezeichnet, ist es, das in diesen Tagen der Finsternis sein Licht des Trostes den armen Pestkranken leuchten läßt, die es freiwillig mit rührender Liebe pflegt, das überall, wohin es tritt, hellen Sonnenschein bringt, von dem uns der Dichter mit so viel künstlerischer Feinheit erzählt. Und wieder ist es die alte Grazerstadt, diesmal auch mit ihrer schönen Umgebung, Mariatrost, Gösting, Straßgang, Bayerndorf und wie die Orte alle heißen, die sich rings um die Stadt schließen, wo sich dies alles so natürlich abspielt, und nur von Zeit zu Zeit hält der Dichter in seiner Erzählung mit dem Leser sinnend inne und führt ihn mit beredten Worten an dieser Naturschönheit, die er zu preisen nicht müde wird, vorüber. Und wie sinnig weiß er dann wieder auf den Stoff seiner Erzählung überzugehen. „Zuerst sah ich von Graz nur den Schloßberg — läßt er den alten Gesellen Wetzel einmal erzählen — mit seinen festen Türmen und Zinnen und darüber weit weg viele Berge: ein jeder stand mit blauem

*) Lieben.
**) Erschien in Sonderausgabe auch in den „Wiesbadener Volksbüchern" Nr. 37 mit einer Einleitung von K. W. Gawalowski, II. Aufl. Verlag Heinr. Staadt. Wiesbaden.

sich Fischer auch in der Sprache diskret an die Redeweise der älteren Epochen an." — Im Anschluß an diese feinen Ausführungen Werners tat Professor Heinrich Stein einen trefflichen Ausspruch, indem er in einer Besprechung die für Fischer so ehrenden Worte in den „Basler Nachrichten" schrieb: „Wer Gottfried Keller liebt, wird an Wilhelm Fischer nicht vorübergehen dürfen!" Im Jahre 1894 ergriff den Dichter zunächst noch einmal die Sehnsucht nach südlicher, diesmal italienischer Schönheit und es erschien das Buch: „Der Mediceer und andere Novellen" *), ein Band Renaissancenovellen. Der Einfluß des großen Schweizer Dichters, Konrad Ferdinand Meyer, dessen italienische Renaissancenovellen Fischer ebenfalls gründlich studiert zu haben scheint, ist wie der Gottfried Kellers, in den Novellen dieses Bandes „Der Mediceer", „Die Hochzeit der Baglionen" und „Mutter Venedig" unverkennbar. Das weitere literarische Schaffen des Dichters gehörte aber von nun an nur mehr seiner zweiten Heimatstadt Graz und seinem Heimatlande Steiermark, und dieses Schaffen hat seinen eigentlichen Dichterruhm begründet. Den Beginn hiezu bilden seine früher schon erwähnten „Grazer Novellen" **), die 1896 in schöner Ausstattung — der steirische silberne Panther auf grünem Leinenbande — in zwei Bänden erschienen sind. Heute sind die „Grazer Novellen" zu einem Bande geeinigt erschienen, bei dem leider die alte schöne und sinnige Originalausstattung einem modernen Bucheinbande den Platz räumen mußte. Die erste dieser Novellen, „Frauendienst", hat das Liebesverhältnis des steirischen Minnesängers Ulrich von Lichtenstein mit dem Fräulein Berhta von Weißenstein, seiner nachmaligen Gemahlin, zum Gegenstande. Den landschaftlichen Hintergrund bildet die alte Murstadt „Grätz", die mit ihren alten engen Gäßchen, hohen Giebeln und lauschigen Erkern meisterhaft und liebevoll geschildert erscheint. Daß der Dichter mit des steirischen Minnesängers Werken gründlich vertraut ist, das bezeugen uns mehrere Abenteuer Ulrichs von Lichtenstein, die aus seinem „Frauendienst" in die Erzählung stimmungsvoll aufgenommen sind, sowie einige Strophen seiner Lieder, die der Dichter vorzüglich übersetzt und zur Belebung seiner Dichtung eingefügt hat. Jeder Kenner wird aus den folgenden nebeneinandergesetzten Strophen die treffliche Umdichtung Fischers der Lieder „Süßes Hoffen" und „Treue Liebe", die zu den bekanntesten und schönsten Ulrichs von Lichtenstein gehören, schätzen lernen:

*) „Der Mediceer und andere Novellen", II. Aufl. 1907 in prächtiger Ausstattung neu erschienen bei Georg Müller. München und Leipzig.

**) „Grazer Novellen", II. Aufl. In einem Bande verlegt bei Georg Müller. A. Bartels nimmt seltsamer Weise bei den „Grazer Novellen" den Einfluß Paul Heyses (Meraner Novellen) an.

Umgebung, zum Schauplatze hat, enthält die Entwicklungsgeschichte eines Menschen (Zenz Paltram), der von hoher Abkunft, schon in seiner frühesten Jugend in niedere Verhältnisse gerät, aber durch seine „Freude am Licht", die sich in allen Lebenslagen bei ihm geltend macht, in seine ihm gebührende Stellung durch eigene Arbeit und Tüchtigkeit wieder emporringt. Mit einer wunderschönen, seltsam eindringlichen Sprache, die Fischer eigen ist, führt er uns an den Schauplätzen seiner Begebenheiten, die er uns schildert, vorüber, auf den „Hauptplatz" der alten Stadt Graz, wo heute noch wie in Fischers Roman der heilige Chrystophorus im großen Freskobilde herniederblickt auf das geschäftige Treiben des Marktplatzes, der große, starke Mann im rötlichen Kittel und grünen Überwurf, mit einem langen Stecken, der das Jesukindlein auf der Schulter trägt und es ans Ufer übersetzt. Und in Fischers Roman sitzt die alte Stadtwache in ihrer eigenartigen Uniform auch noch vor dem Rathause und die Dreifaltigkeitssäule steht auch noch vor der Sackstraße, von ehrsamen Grazer Stadtbürgern daselbst errichtet — kurz die ganze Romantik von Alt-Graz mit seinen vielen traulichen Stätten, mit seinen ehrlichen, biederen Menschen, weht durch sein Buch, von dem beinahe heute nichts mehr zu sehen ist. Aber der Dichter, der sein Graz vor vierzig Jahren alt und heute wieder verjüngt gesehen hat, hängt an dieser wundervollen Romantik von Alt-Graz, die er uns mit prächtigen Worten schildert: „Auch der Marktplatz gab ein Bild mit seinen Blumen, Früchten und Kräutern, und das war fröhlich anzusehen. Die Sonne brach sich zwischen den Zeltdächern Bahn, so daß es goldengrün über den Körben schimmerte, und der bräunliche Schatten zwischen ihnen hie und da aufflimmerte. Auf der andern Seite des Platzes erhob sich ein stattliches Haus*) mit einem Laubgange, das auch Früchte und Blumen zierlich gemeißelt trug, aber die waren vom hohen Alter schwärzlich geworden; und unweit davon stand eine Dreifaltigkeitssäule,**) die wies in eine gegiebelte Gasse hinein. Darüber blickte ein Stück des Schloßberg samt krönender Festung aus graugrünem Untergrunde herab auf den Marktplatz. Und sein vierschrötiger Tagwart, der steilbehelmte Uhrturm, ließ sich das Antlitz von der Sonne so hell bescheinen, daß nichts an ihm ein Geheimnis blieb und auch die Stunde, auf welche der Zeiger deutete, eine fröhliche sein mußte." Oder wir wandern mit dem Dichter durch die alte „Schmiedgasse", in der der Dichter einst selbst vor vielen Jahren sein Quartier aufgeschlagen und seither die alte Gasse liebgewonnen hatte, wo Meister Lorenz' Schlosserhaus steht mit dem Innungszeichen, dem zierlichen Rankenwerk, das den goldenen Schlüssel überlaubt. Dann wieder blicken wir mit Zenz Paltram und Vroni Perniger von einem grünen Hügel

*) Das Luegg am Hauptplatze.
**) Die Dreifaltigkeitssäule, die sich heute am Karmeliterplatze befindet.

Mantel und goldenem Krönlein. Das sind gar hohe Herren. Aber am Schloßberg vorbei hab' ich linker Hand ein Haus gesehen, es war so klein von wegen der Ferne, und darin einen Hof mit Bäumen und Fässern, die waren noch kleiner, zumal die Fässer. Und im Hofe ging ein Mägdlein, das war am allerkleinsten, und das warst du, Diemutlein. Denn der steinerne Engel vor der Kirchtüre wies gerade mit dem Zeigefinger dorthin, als mochte er sagen: Sieh', dort ist sie. Willst du das glauben, Diemutlein, mein Demantlein?" — Die dritte Novelle: „Wastel", führt uns in das Jahr 1809 in die Zeit, wo unser liebes Graz und vor allem der alte Schloßberg von den Franzosen hart bedrängt wurde, und berichtet von der Ermordung des französischen Offiziers Maubrunn durch den stillen Uhrmachergesellen Sebastian Alfriede — genannt Wastel. Die letzte Erzählung gehört der Gegenwart an und schildert unter dem Titel „Frühlingsleid"*) die Leiden des kleinen Balder (Thiebald Prettinger), eines Knaben mit bedeutenden künstlerischen Anlagen und träumerischem Wesen, die er schon während seines „Lebensfrühlings" als Ahnung künftigen Leides durchmachen muß. Diese Kindergeschichte, für deren Art der Dichter eine eigene Vorliebe zu hegen scheint, ist ihm trefflich gelungen und ich glaube in ihr bereits die Spur zu finden, die zu des Dichters späterem Werke „Lebensmorgen", jenem köstlichen Märchenbuche für große und kleine Kinder, führt. Es ist außer Zweifel, daß Wilhelm Fischer durch seine „Grazer Novellen" neben die besten modernen Erzähler Österreichs und des Deutschen Reiches getreten ist. Mit ihnen beginnt ein Wendepunkt im literarischen Schaffen des Dichters, der richtunggebend für seine späteren Dichtungen geblieben ist. Mit ihnen drang Fischers Name zum erstenmale aus seiner Grazer Heimatstadt, aus seiner grünen Steiermark, aus Österreich recht eigentlich hinaus in die weite deutsche Welt, und alle seine früheren Werke, die halbvergessenen, wenn je gekannten, wachten von ihrem Scheintode durch den Erfolg der „Grazer Novellen" wieder auf. Im Jahre 1902 erschien Wilhelm Fischers größtes Werk, sein Roman: „Die Freude am Licht"**), der wohl auch sein bestes und schönstes Werk bleiben wird und der seinen Namen weit, weit über die Grenzen seines engeren Heimatlandes getragen hat. Es ist über diesen Roman von berühmten Kritikern viel geschrieben worden, die einen haben ihn „als süddeutsches Gegenstück" zu Frenssens „Jörn Uhl" bezeichnet, die anderen haben ihn mit Mörickes „Maler Nolten" verglichen und haben Fischers Namen mit den besten unserer Literatur, mit Otto Ludwig, Gottfried Keller, Theodor Storm und mit Wilhelm Raabe verbunden. Das Buch, das die steirische Heimat, im ersten Teile vor allem Graz und seine schöne

*) Abgedruckt auch im Südmarkkalender: „Balder". 1904.
**) „Die Freude am Licht", VII. Aufl. Georg Müller, München und Leipzig. 1902.

niedergelegt hat, und sein Trauerspiel „Königin Hekaba“, das, vor vielen Jahren schon geschrieben, erst im Jahre 1905 herausgegeben wurde. Eine geplante Aufführung des Dramas in Graz, wie ich höre, wäre sicher freudigst zu begrüßen. Eines der schönsten Werke Fischers erschien im folgenden Jahre 1906, sein „Lebensmorgen“, ein köstliches Märchenbuch. Der Dichter hat den etwas seltsamen Buchtitel in einer Widmung (November 1905) zu einem Exemplare seines Buches, das vor mir am Arbeitstische liegt, mit folgenden schönen Versen gedeutet:

„Dem jugendhellen Frühlingsreich
Ist uns're Lebens Morgen gleich
Wie jedes künftige Gestalten
Sich aus der Blüte muß entfalten;
Und wenn ein Lenz die Seele weiht,
Verklingt ihr nie die Frühlingszeit.“ —

Des Dichters Liebe zu seiner Heimatstadt kommt in diesen Dichtungen neben den „Grazer Novellen“, „Der Freude am Licht“ und „Hans Heinzlin“ am rührendsten zum Ausdrucke. In neun wunderhübschen Märchenerzählungen*): „Das alte Stadttor“, „Das Regenbogenschlüsselchen“, „Das goldene Schiffsvolk“, „Das Haus der Wichtel“, „Der Greifenprinz“, „Das schneeweiße Fräulein“ **), „Das Schloß der Sonne“, „Feengabe“ und „Amselsang“, wandern wir mit dem Dichter aus der Stadt in die schöne Umgebung von Graz, in der die Erzählungen spielen, auf den „Ruckerlberg“, nach dem stillen, einsamen Talwinkel, in dem versteckt das Kirchlein „Ulrichsbrunn“ liegt, auf den „Rosenberg“ mit seinen duftenden Gärten, und wenn wir an den schönsten Punkten angelangt sind, wo ein Auslug gestattet ist empor zu den Bergen Obersteiermarks oder zum Schöckel oder zur Koralpe oder hinab auf die unten im Murtal liegenden Häuser der Stadt, da hält dann der Dichter in seiner Erzählung plötzlich inne und mit den Gestalten seiner Dichtung blicken er und wir mit schönheitsdürstigen Augen auf die vor uns liegenden Landschaftsbilder, die uns Fischer mit seltener, feiner Naturbeobachtung schildert. (Schluß folgt.)

Der Hund.

Von **Hans Ludwig Rosegger**.

Es ist heute modern, die Lebensbeschichte von Menschen zu schreiben; man beginnt dabei nach einem bewährten, von der Natur selbst empfohlenen Rezept mit der Geburt und läßt dann das Leben abhaspeln, bis der Tod kommt.

---

*) Wie feinsinnig diese Märchen sind, geht daraus hervor, daß Frau v. Gnad in ihren Märchenvorlesungen mit Bildern ein oder das andere Märchen, z. B. „Das schneeweiße Fräulein“ vorlas.

**) Zuerst erschienen in der „Österreichischen Rundschau“ Nr. 15 und 16, Jahrgang 1905.

über die Stadt: „Ein Bild der Nähe und der Ferne war vom klaren Abendschein eingefaßt: Die Stadt, die sich, umhaucht von bläulichem Duft, um den grünen Schloßberg schmiegte, hier und da von roten Abendlichtern getroffen, und das Bild der Ferne: Die Berge des Oberlandes im blauen Heerzuge. Anmut in der Nähe und Erhabenheit in der Ferne flossen zu einer seeligen Empfindung zusammen in dem, dessen Blick sich in die grüne, dämmernde, lichtumflossene Welt versenkte. Die zartabgestufte Hügellandschaft, die die Stadt auch drüben umrahmte, zog den Blick zu sich hinan und über sich hinweg zu den höheren Bergesrücken und noch über diese hinweg zu denen, die den klar durchglänzten Horizont schlossen. Auf der Aue unten, wo die Windungen des Stromes zuweilen aufschimmerten, lagen die blaulich dunklen Schatten des Abends und woben um die Stadt ein duftiges Gewand, so daß sie mit allen ihren Häusern und Türmen im Abendträumen dalag, wie etwas, das die Vielheit abgestreift hat und wie ein einziges Wesen lebt. So floß die Nähe und die Ferne zu einem einzigen Bilde zusammen, und etwas, wie Ahnung, daß die Natur ihre Seligkeit nur vom Menschenherzen empfange, und dieses dafür durch die Gabe ihrer Schönheit veredle, empfanden auch die beiden, die da oben standen und hinabblickten." Oder endlich schildert uns der Dichter am Schloßberge die Sommernacht im Sternenlichterglanze: „Und draußen vor der Stadt hüllte das Dunkel Feld und Flur ein und nur die Umrisse der Berge hoben sich sichtbar vom Himmel ab. Die Stimmen der Nacht riefen einander zu, bis der Laut in der Ferne erstarb, und zuweilen begann es wieder gemeinsam zu weben und flüstern, und ganz nahe stimmten die Weingartengrillen mit helltönendem Gesange ein. Dazwischen schlug die Turmuhr des Berges die Stunde in ihren Abschnitten und wieder voll an." Und so könnten wir an der Hand des Buches mit dem Dichter noch weit umher wandern und der Schilderungen des Zaubers der Naturpracht der eigenen Heimat wäre kein Ende. „Die Lieblichkeit der Grazer Natur bot ihm", wie Professor R. M. Werner schreibt, „die landschaftliche Szenerie, die unaufdringlich und doch intim gezeichnet wird. Er nimmt von Graz nicht das Zufällige, um nach Art mancher Modernen durch den Schein der Bodenständigkeit über das Richtige des Lokals hinwegzutäuschen, er lebt und webt in der herrlichen Gegend von Graz, er kennt sie, wie sie war und wie sie ist, er liebt sie und freut sich ihrer, aber als genauer Vertrauter, der nicht viel Aufhebens von ihrer Schönheit macht." Es ist kein Zweifel, sein Bestes und seine innigste Liebe zu seiner Heimat hat Fischer in sein Buch: „Die Freude am Licht" gelegt. Das Jahr 1905 brachte drei neue Werke des Dichters, seine Erzählung: „Hans Heinzlin", in der viele ein Gegenstück zur „Freude am Licht" sehen wollen, seine „Poetenphilosophie", in der der Poet in vierundzwanzig philosophischen Essays nach vielen Jahren seine Weltanschauung

gleich nahm ihr Tatendrang beunruhigend zu. Binnen drei Monaten bezahlte ich vier Hosen, drei Röcke, acht Paar Strümpfe, einen Rosenstock und fünf Hühner, an denen der Hund sich „vergriffen“ haben soll, aber ich vermute, daß jeder, der mit seinem Eigentume oder mit der Bewachung fremden Gutes Unglück gehabt hatte, meinen Hund dafür verantwortlich machte, dem man soger unterschob, er hätte — damals ungefähr ein halbes Jahr alt — ein Lastfuhrwerk zertrümmert. Auf meine bescheidenen Einwendungen, dies sei doch nicht recht wahrscheinlich und der Kutscher habe sich vielleicht getäuscht, remonstrirte eine Dame aus dem Volke sehr entschieden: „So a Vieh, das sein Herrl fast totbissen hat, kann a an großen Leiterwagen umschmeißen.“ — Da die Angelegenheit anfing, weitere Kreise zn ziehen nnd die Polizei anzulocken, beendete ich die bis heute noch nicht aufgeklärte Streitfrage durch den Ankauf eines neuen Gefährtes. Trotzdem wuchs die ungünstige Stimmung gegen den Hund im Dorfe — nachts sollten seine Augen leuchten und der Rachen Feuer sprühen; im Nachbarorte schrieb man ihm die Schuld für ein an Klauenseuche verendetes Rindvieh zu.

Deshalb nahm ich meinen lieben vierbeinigen Freund in einer stillen Stunde vor, erklärte ihm, daß ich ihn zwar nicht für alles das schuldig hielte, was seine Feinde gegen ihn aussannen, aber er könne doch bei einiger Ehrlichkeit nicht leugnen, daß seine Begehrlichkeit nach Sofaquasten, Tischfüßen, Teppichfransen, nach fremder Leute Kleidungsstücken und nach dem Felle rauflustiger Straßenköter das Maß des Erlaubten überstiege und eine gewisse Selbstbeherrschung jedem, der auf soziales Leben angewiesen sei, unbedingt zu empfehlen und vonnöten wäre.

Meine leise, ausdrucksvolle Rede schien den gewünschten Erfolg gehabt zu haben, denn mein gutes schwarzes Tier senkte beschämt die Augen und ließ die fettigen Ohren niedergedrückt hängen. Wirklich in der nächsten Zeit hörte ich keine Klagen über den Hund und als ich neulich einen Heuschober zu bezahlen bekam, den der „Schwarze“ — angezündet haben sollte, dachte ich beschämt an ein Wort meines Schulkameraden Georg, das besagte: „Wenn Zigeuner im Orte sind, stiehlt die ganze Bevölkerung.“

Der Schober kostete fünfzig Kronen.

Als ich zahlte, sah mich der Hund verständnislos an.

Aber dann kam die Katastraphe.

Ein ruppiger Schuljunge, der sich nicht des besten Leumundes erfreute, fand eines Abends Vergnügen daran, meinen schwarzen langhaarigen Genossen mit Steinwürfen zu traktieren, und ehe ich noch Gelegenheit und Zeit fand, zu intervenieren, war dem an seiner steinigen Verfolgung ganz unschuldigen Hund die Geduld schon ausgegangen und in widerrechtlicher Selbstverteidigung (ein Tier hat nach allgemeiner

Der kommt immer zum Schlusse; zuweilen von selbst, zuweilen vom Autor bei den Haaren beigezogen.

Ich kenne genau die Prozedur eines solchen Menschenlebenromanes, denn in der Schublade meines Schreibtisches liegt auch so ein geskribeltes Ding.

Wenn man einem zweibeinigen normal oder pathologisch veranlagten Wesen einen — zwei — drei, ja vier engbedruckte Bände schenkt und den oft sehr fragwürdigen Helden vom ersten Schrei bis zum letzten Seufzer begleitet, dann ist es wohl auch gerechtfertigt, einem Hunde eine kurze Skizze zu widmen. Zumal Hunde oft nicht unbedeutender an Größe, Kraft, Charakter und Intelligenz sind als dieses oder jenes Geschöpf aus der Menschenwelt.

Nach dieser Einleitung wage ich meinen Helden vorzustellen: Namen besitzt er keinen. Er war und ist für mich einfach „der Hund" und ich hoffe, daß, da für das Tierreich noch nicht ganz so strenge polizeiliche Vorschriften bestehen wie für Angehörige des Menschenreiches, die Namenlosigkeit keine fatalen Folgen nach sich zieht.

Der Hund war ein Findling.

Eines Morgens nämlich fuhr an meinem Landhause ein eleganter Wagen vorbei, in dem ein sehr vornehm aussehender Herr saß und eine Zeitung las, neben ihm auf dem Sitze lag ein kleiner, ganz junger kohlpechrabenschwarzer Neufundländer und blinzelte ein paarmal zu seinem lesenden Genossen, der jedoch keine Notiz von ihm nahm, bis der kleine Schwarze mit der Tatze seinem Begleiter über die Hand fuhr und dabei das Unglück hatte, diese zu zerkratzen.

Ein ganz nebensächlicher Zufall scheinbar, aber er sollte für das Hundebaby verhängnisvoll werden — sein Herr, vielleicht erschrocken durch die plötzliche Berührung und zornig über die Schramme — verstand die Liebkosung falsch und packte den armen kleinen Sünder beim Felle, schwenkte das Tierchen in der Luft und schleuderte es brutal auf die Straße.

Und der Wagen fuhr weiter.

Da lag nun das Hündchen im Staube, der sein schwarzes, glänzendes Fell puderte, und aus dem Maule rann ihm das Blut. — Bewegungslos lag es da. — Ich eilte hin und dachte, der Hund müßte sich totgefallen haben, und trug ihn vorsichtig in mein Zimmer. Da schlug das zierliche, niedliche Ungeheuer, dessen Liebe sein Herr so falsch verstanden hatte, die dunklen Augen auf und leckte meine Hand, daß über sie ein Strom seines roten Lebensblutes floß. — Damit war unsere Freundschaft besiegelt.

Das Tierchen erholte sich bald und schon nach einigen Tagen spazierte es vergnügt in meinem Garten herum.

Und damit begannen die Klagen der Nachbarn — die kleine schwarze Bestie mit dem treuherzigen Blicke wuchs zusehends und zu-

Die Jäger jammerten über die Abnahme der Hasen im Walde; ich verschwieg vorsichtigerweise, daß mein Freund dort hauste.

Als das schwarze Zotteltier eines schönen Tages ein kleines Menschenmädel, das sich beim Brombeersuchen im Dickicht verlaufen hatte und in den tiefen Moortümpel fiel, mutig aus dem Moraste zog und heimführte, waren alle Leute des Lobes über ihn voll, und ich fragte den braven Retter, ob er nicht zu mir heimkehren wolle . . . niemand werde mehr zwischen ihm und mir stehen . . . Er schüttelte das Haupt: „Lieber Freund, du kennst die Menschen nicht — sie sind undankbar.“

Ich fürchte, die Hunde sind keine schlechten Menschenkenner.

* * *

Über Nacht war der Herbst über das Land hereingebrochen; die matte Sonne verband sich mit ihm, färbte die grünen Blätter purpurrot und dörrte die Nadeln der Fichten und Tannen aus, und als sie ihr Werk getan, sauste der kühle West über die Wiesen und Felder und Wälder und raffte von den Sträuchern und Bäumen, was er erhaschen konnte. Schüchtern nieselten die ersten Schneeflocken auf die braune Erde und die letzten, späten Rosen verwelkten.

Da war es, daß der Gemeindediener des Ortes von einem kranken Wachtelhunde meldete, der im Unterlande sein Wesen trieb und wütend Menschen und Tiere anfalle.

Das wurde mir zur Einleitung verkündet. Wenige Tage nachher sah man Strohwische vor den Toren und an allen Pfählen aufstecken, was ins Deutsche übersetzt bedeutet, daß der Schinderhannes alle Hunde, die ohne Beißkorb umherliefen, zusammenfange und erwürge; und die Zeichensprache der Strohbündel spricht man diesmal wohl deshalb, weil auch vierbeinige Wesen sie verstehen sollen.

Ich dachte an mein gutes, schwarzes Zotteltier, das in der Wildnis hauste und die neue Verordnung nicht lesen konnte. Aber ich nahm mir fest vor, meinen lieben Freund, wenn er mich das nächstemal aufsuchen würde, bei mir zu behalten, nnd bestellte einen weichen Maulkorb, um ihn vor Verfolgungen zu schützen.

Das ging nun freilich anders, als ich dachte. Der Hund trottete eines Abends in mein Zimmer, doch statt seine Pranke auf meinen Arm zu legen, faßte er mich vorsichtig am Ärmel und führte mich mit sich.

Wie ein Verbrecher schlich ich im Dunkeln an seiner Seite über die Felder dem Walde zu. Mein Begleiter ohne Korb um die feuchte Schnauze mußte mir Wichtiges zu zeigen haben. So oft ein schwarzer Schatten aus der Nacht auftauchte, fuhr ich zusammen — wenn es der Schinderhannes wäre mit der Schlinge und dem Knüttel. Aber immer täuschte ich mich; kein menschliches Wesen begegnete uns.

Ansicht kein Recht dazu!) riß er dem Angreifer mit den scharfen Zähnen ein Stück Haut aus der Wade.

Der betroffene Jüngling schrie wie am Spieß, obschon seine Wunde ebenso verdient wie unschuldig war, und ich ließ mich in meinem durch den Gedanken an die kommenden Plackereien erwachenden Zorn zu einer vorschnellen ungerechten Handlung hinreißen und schlug das arme Tier.

Das sah mich unendlich traurig an und ging schweigend und langsam fort . . .

Und kam eine ganze Woche nicht wieder.

Ich hatte Angst um ihn und Sorge und machte mir schwere Selbstvorwürfe wegen meiner Roheit dem armen Hunde gegenüber, der nichts getan hatte, als seine ewigen, unveräußerlichen Hunderechte zu schützen!

Meine Nachbarn erklärten, aufzuatmen, obschon ich sah, daß ihre Lebenshaltung durch den Wegfall der früher von mir gezahlten Schmerzens- und Schadenersatzgelder bedeutend zum schlechteren gewendet wurde.

Eines Abends besuchte mich der Hund. — Nur einen Besuch stattete er ab. Lange blickten wir uns ins Auge; ich verstand, was er sagen wollte. „Freund“, sagte er in seiner Sprache, „wir haben einander lieb, sehr lieb sogar, aber ich weiß, daß meine Anwesenheit dir nur Schwierigkeiten und Mühsal bereitet, daß die ganze Menschenwelt sich zwischen dich und mich drängt, daß man uns nicht versteht und mich verleumdet. Gewiß bin ich kein Engel, ich weiß das genau, aber ich bin nicht so schlecht, wie mich die Leute machen. Und du wirst dich, mein Menschenfreund, doch endlich von deinen zweibeinigen Genossen umstimmen lassen . . . und wirst aufhören, mich zu lieben . . .“ Ich senkte beschämt meinen Blick und sah ein, daß er recht hatte. „Deshalb“, fuhr mein schwarzer Genosse fort, „deshalb wollen wir Abschied nehmen, um unsere Liebe zu bewahren. Leb' wohl, mein Guter, ich danke dir für alles, was du mir getan; ich werde dich nie vergessen . . . leb' wohl! Werde glücklich . . . ich werde dich von Zeit zu Zeit aufsuchen . . .“

Dann ging er, langsam, den Kopf zur Erde geneigt, und eine Träne rann über sein treues behaartes Gesicht. — Und ich weinte wie ein Hund.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Tatsächlich kam mein Genosse von ehemals jede Woche einmal zu mir, legte seine Pranke still und sinnend auf meinen Arm und leckte meine Hand.

Wenn die Dämmerung einbrach, ging er wieder.

Aus dem Dorfe hörte ich keine Anklagen mehr; nur verarmte es sichtlich.

Wald gestapft. Voll von bösen Ahnungen eilte ich auf dem kürzesten Wege am Bache vorbei, über Steine und Felsen zum Heim des Hundes.

Mit zerschmettertem Schädel, eine Drahtschlinge um den Hals, den Leib aufgerissen, lag die schwarze Gattin auf dem fürsorglich geschichteten Moosteppich, die treuen gebrochenen Augen starrten in Todesangst auf acht süße, niedliche Kinderchen — erwürgt wie sie . . . und das Blut der toten Mutter netzte ihr seidenweiches Fell . . .

Hier war nicht mehr zu helfen und atemlos rannte ich durch den Wald, meinen Freund zu retten — ich wußte, die Mörder waren auf seiner Spur.

Von der kahlen Lichtung aus sah ich den Kampf auf dem Stoppelfelde.

Der ruppige Junge, der Judas, lief schreiend zum Dorfe und das schwarze Zotteltier hing dem Schinderhannes am Halse, seine Krallen rissen dem Blatternarbigen die Haut in Fetzen und die Augen des Hundes glühten. In der Hand des Mörders seiner Frau blitzte ein Messer – Stich auf Stich senkte sich in die Brust meines Freundes.

Als ich bei ihnen war, bei dem blutenden Menschen und dem sterbenden Tiere, hatte der Kampf schon geendet.

Jammernd hinkte der Mörder fort.

Ich legte den Kopf meines armen Freundes in meinen Schoß, sagte ihm liebe Worte und streichelte sein zermartertes Fell . . .

Lange und ernst sahen mich die im Tode flackernden Augen an und erzählten mir die furchtbare Geschichte.

Auf dem Wege zu mir hatte er den lauten Weheschrei seines Weibes gehört . . . aber als er keuchend zu seinem Hause kam, war alles schon vorbei, sein Glück hingeschlachtet, seine Hoffnung erwürgt . . . Erst auf dem Felde holte er die Verbrecher ein, die ihm sein Alles genommen.

Das Ende hatte ich mitansehen müssen.

Und wieder, wie damals, da ihn eine brutale Faust in den Straßenstaub geschleudert hatte, ruhte der Kopf meines Hundes an meiner Brust, seine zerfetzte Pranke strich über meinen Arm, die blutende Zunge schmeichelte meiner Hand.

Langsam und langsamer ging der Atem, stockte der Puls. Wir sprachen kein Wort und verstanden uns doch . . .

Zum letztenmal lohte die kühle Sonne auf und zum letztenmal leuchtete ein Funken im gebrochenen Auge meines schwarzen Freundes.

Die Nacht brach an.

So ist mein Hund gestorben.

Und tief im Walde erfuhr ich das Geheimnis meines treuen Hundes.

Unter einem Felsen auf weichem Moose hatte er seine Wohnung aufgeschlagen — und ein schwarzes Ehegespons gewählt, das mit ihm sein luftiges Zimmer teilte. Die Gattin lag nun da, wohl zugedeckt und schaute mich erwartungsvoll an, und bald wußte ich, warum mein Freund mich gerufen; sein Weibchen war gestürzt und dabei ein Bein entzweigegangen. Vorsichtig nahm ich mein Taschentuch, kühlte den Bruch mit Wasser der nächsten Quelle und sorgsam richtete ich einen Notverband her. Dann sagte ich „Gute Nacht", wünschte baldige Besserung und versprach, am nächsten Tage nachzusehen. — Bis zum Waldrande begleitete mich mein Hund; ich erzählte ihm von der neuen Vorschrift. Weil seine Frau krank lag, konnte ich ihm freilich nicht zumuten, über die kritische Zeit zu mir zu ziehen, doch versprach ich, für ihn und seine Gefährtin einen leichten Beißkorb zu besorgen, der sie nicht allzusehr hinderte.

Als Antwort teilte er mir in der stummen Hundesprache mit, sein Weibchen erwarte Kindersegen und für die wilden Füchse, die im Walde streiften, brauchten sie beide die scharfen Zähne ohne Zwang zur Abwehr; so einigten wir uns, daß das Ehepaar nach Gesundung des Beinbruches gemeinsam sein Zelt bei mir aufschlagen solle.

Dem Spätherbste folgte der frühe Winter.

Ewig grau und schwer schoben die Wolken einander über das Tal; die kahlen Bäume ragten mürrisch empor und dürre Äste drohten machtlos dem Sturme, der lachend und spottend sein Lied pfiff.

Jeden Morgen schlich der schielende Schinderhannes durchs Dorf; in der Linken verbarg er listig eine Drahtschlinge, in der Rechten schwang er den eisenbeschlagenen Knüttel. Und wenn der Pockennarbige ein Hündchen ohne Korb erblickte, lockte er das arglose Tier süß und falsch an sich . . . und dann war es geschehen.

Mich überrieselte es kalt, dachte ich an meinen Freund, wenn man ihn fände . . .

Alle Abende trottete der Langhaarige zu mir und vereint suchten wir seine Gattin auf; der Bruch wollte nicht heilen und langsam nur wuchs der gesprengte Knochen zusammen. Einmal schien es mir auf dem Wege, als streife eine Gestalt an uns vorbei, klein, ruppig, wie der böse Schuljunge, der damals auf den Hund die Steine geworfen hatte und den dieser an der Wade gerissen. Bevor ich noch genau zusehen konnte, war der Schatten zwischen den Bäumen verschwunden.

Am nächsten Abend wartete ich vergeblich auf den schwarzen, vierbeinigen Freund. Und der Nachbar erzählte, Schinderhannes sei mit dem Jungen, dem das Zotteltier einmal in die Beine gefahren, gegen den

So will ich denn zu allen Erdenzeiten
Froh und geduldig durch dies Leben gehn,
Hier soll sich nur des Menschen Geist bereiten,
Einst höhre Welten tiefer zu verstehn . . .
Des Frühlings Frische und des Sommers Reifen,
Des Herbstes Wehmut und des Winters Ernst,
Sie sollen dich wie einen Demant schleifen,
Daß du die Schöpfung schöner spiegeln lernst . . .
Es sollen dich beleben Licht und Wonne,
Und auch dein Herz vertiefen Gram und Leid,
Doch beides kommt aus einer Himmelssonne,
Die dich bereiten will zur Ewigkeit . . .
So werd auch ich, schließt mich die Erde ein,
Ein neues Korn für neue Welten sein!

Heimgärtners Tagebuch.

In einer Gesellschaft wurde nach dem Diner ein leicht angeduselter Großkaufmann sentimental über die Ungerechtigkeit der Welt. „Seit länger als 25 Jahren“, sagte er, „bin ich gemeinnützig in allen Branchen. Ich bekleide arme Kinder, ich veranstalte Wohltätigkeitssoireen, ich mache Spenden für Spitäler und Unterrichtsanstalten. Vor kurzem stiftete ich sogar dem patriotischen Kriegervereine eine kostbare Fahne. Und so weiter und so weiter, ohne mich zu prahlen. Alles umsonst. Ich werde und werde nicht geadelt! Selbst das armseligste Wörtchen: von, ausbleibt es!“ Er lachte scharf, als sollte es ein Witz gewesen sein. Aber es war keiner und jemand bemerkte: Undank ist nichts Neues, darüber wüßte mancher von uns ein Lied zu singen. Und der Chor: „Ja wohl, ja wohl!“ Ein alter Herr im Lehnstuhle stülpte von seiner Zigarre die Asche, blickte halb über die Achsel hin auf den Beschwerdeführer und sagte leichthin: „Geadelt wollen Sie sein? Ja, so *adeln Sie sich doch selber*! Wer, um Gotteswillen, soll Sie denn adeln können, als Sie selber! Sie blicken mich verwundert an. Aber Sie wissen schon, was ich meine. Wem nur um Ehre zu tun ist! Ehre kann sehr oft mit Gemeinheit und Niedertracht, rechte Tat mit Schande verbunden sein — das ist kein Maßstab für den Wert des Menschen. Versuchen Sie es, lieber Herr, weitere fünfundzwanzig Jahre mit Ihren Gemeinnützigkeiten in allen Branchen, veranstalten Sie Wohltätigkeitssoireen und spenden Sie heimlich den Dürftigen. Arbeiten Sie emsig und bescheiden mit, wo es Gutes zu tun gibt, und wenn Sie Kriegervereinen mit schönen Fahnen eine Freude machen können, so tun Sie's. Aber denken Sie nie und niemals ans Geadeltwerden. Dann sind Sie's. Und sind's von Gottesgnaden. — Jetzt — muß ich einen der Herren um Feuer bitten.“ Die Gesellschaft war indigniert und die Hausfrau sagte, wenn auch

Erdenglaube.

Von Max Bewer.*)

Ich träume gern von einer andren Erde . . .
Doch oft ist diese Welt so wunderschön,
Daß ich auf Schritt und Tritt ergriffen werde,
Sie staunend und voll Andacht anzusehn . . .
Wenn auf des Frühlings hold-erwachte Blüte
Gestirnenklar der warme Abend sinkt,
Und in der Nacht des Himmels Schöpfergüte
Wie Mutterwärme jeden Strauch durchdringt,
Daß fromm im Frührot sich mit Tränen feuchtet
Das aufgeschlagne Auge der Natur,
Und jedem Stern, der morgenschön verleuchtet,
In Perlen dankt die taubeglänzte Flur:
Dann danket, Gott, auch meine Seele dir,
Dann bete ich, laß mich noch lange hier!

Wenn dann im Blumenduft der Sommerschwüle
Die reife Welt in voller Blüte prangt,
Und was da lebt, im Hindrang der Gefühle
Nach einem Wesen gleicher Art verlangt,
Weil eine dunkle Wonnefurcht ihn dränget,
Ihm zu vertraun, was seines Wesens ist,
Und fand er es, den Schoß ihm freudig sprenget
Und neue Lebensblüten aus ihm küßt,
Wenn so weithin im Hauch von reifen Ähren,
Von Weizen, Rosen, Früchten, Korn und Wein
Die ganze Schöpfung sich will neu gebären,
Dann möcht auch ich geliebt umschlungen sein
Und dieser Welt im feurigsten Umfassen
Für alle Zeit mein tiefstes Dasein lassen!

Doch wenn im Herbst die Blätter niederrauschen,
Durch kahle Zweige kaum die Sonne dringt,
Das Ohr kein Vogellied kann mehr erlauschen,
Das Trost uns oder süße Liebe singt,
Dann seh ich manches tief-enttäuschte Leben
Des Hoffens müd zur dunklen Grube wehn,
Und manche Seele möchte schmerzergeben
Den düstren Weg am liebsten mit ihm gehn . . .
Im Laub des Kirchhofs raschelt es so schaurig,
Es regnet leis, wie eine Waise weint —
O lieber Gott, wie ist die Welt so traurig,
Wenn nirgends mehr die goldne Sonne scheint!
Dann frag ich oft mich tiefster Wehmut voll,
Was all dies Leben nur und Sterben soll?

Kommt endlich dann und fällt in leisen Flocken
Der Schnee und deckt das abgestorbne Feld,
Dann geh ich gern beim Klang der Abendglocken
Noch einmal sinnend durch die stille Welt:
Es dringt das stete, helle, reine Läuten
Beharrlich durch das weiche Flockenwehn,
Als wollt es einen Himmels-Ruf bedeuten,
Nicht traurig in das tote Land zu sehn . . .
Aus einer Kirche tritt in meiner Nähe
Ein Geistlicher mit ganz ergrautem Haupt,
Und wie ich ihm ins ernste Auge sehe,
Das abendfromm an seinen Schöpfer glaubt:
Grüßt mich aus seiner Seele tiefer Ferne
Der klare Abglanz stillgeahnter Sterne!

*) Aus dessen Gedichtbuch „Göttliche Lieder.“ (Laubegast-Dresden. Goethe-Verlag.)

Schriften könnten Schaden tun, einmal gejammert, diese Schriften würden jetzt wenigstens von 20 Millionen Menschen gelesen. Nach seiner Ausführung hat er dabei nur an Deutsche gedacht. Aber ich meine, daß es im deutschen Volke gar nicht 20 Millionen bücherlesende Leute gibt. Wenigstens nicht solche, die freiwillig lesen. Die Schulkinder muß man ausnehmen, denen ist das lustige Herumbalgen im grünen Walde lieber, als Bücher lesen, und ich kann ihnen nicht unrecht geben. Aber hintereinander — durch mehrere Generationen — kann's allerdings einer auch auf hundert Millionen Leser bringen. — Ausschlaggebend sind also nicht die Gegenwartserfolge. Wohl einem, der so lange andauern kann, bis er dreißig Jahre nach seinem Tode buchhändlerisch frei wird — dann ist seine Wirkung auf das Volk gesichert.

„Was heißt Parlament auf deutsch?" fragte ein schlichter Landmann. — „Schimpfbude", antwortete ein alter Kurschmied. Der wurde sofort hineingewählt.

Als vor zwölf Jahren der große Brand in Friesach war, hielt ich zur Brandsteuer in Graz eine Vorlesung. Ich wollte auch ein Stück lesen: „Friesach brennt!" Aber das hat mir die Polizei beanständet. Ich ließ bei Beschreibung des Brandes einem Verzweifelten, dem alles niederbrannte, folgenden Ausruf tun: „Himmelsakra, warum hast uns das angetan?" Darin fand nun die Zensur eine Gotteslästerung und ließ das Stück nicht durch. Der Ausruf aber war dazu da, um einer der Klosterfrauen, die sich beim Brande so ausgezeichnet hatten, Anlaß zu geben, Folgendes zu sagen: „Mußt nicht so freveln, armer Mensch! Schau, so wie unser Herrgott dieses schwere Unglück über unser Stadtl geschickt hat, so wird er auch Menschen schicken, die uns wieder aufhelfen. Mußt nicht so verzagt sein." — Daß es bei mir auf diese guten Worte abgesehen war, verstand man nicht. Solche kaum glaubliche Mißverständnisse der Zensur sowie auch der kirchlichen Literaturkritik sind mir hundertmal widerfahren. Bewirken konnten sie nichts anderes, als daß man von ihrer Sache eine immer schlechtere und schlechtere Meinung bekommt, immer oppositioneller wird und sich mit seiner Opposition immer fester im Rechte fühlt.

Reichsratsabgeordneter Professor Waldner erzählte unlängst im Abgeordnetenhaus eine Geschichte von Professor Wahrmund. Zu den Klerikalen gewendet sagte er: „Wahrmund ist Lehrer des Kirchenrechtes und sein ganzes Leben ist der Forschung des Kirchenrechtes gewidmet. Er ist in dieser Eigenschaft einer der hervorragendsten Forscher, den wir nicht nur in Österreich, sondern weit über die Grenzen Öster-

lächelnd: „Nein, das ist doch etwas arg. Einen so strengen Sittenprediger wird man nicht mehr in eine Gesellschaft bitten dürfen."

„Wäre ich von Adel, ich ginge auch in keine", antwortete der alte Herr. „Aber ich habe es halt auch noch nicht so weit gebracht. Geadelt zu werden ist nicht schwer. Aber sich selber adeln ... Na, guten Tag, meine Herrschaften!"

Wir haben immer gepredigt: Nicht auswandern! Nun kommen sie zurück aus Amerika, bitter enttäuscht und elend. Drüben hat's einen Krach gegeben. Wir haben gejammert, uns fehlten vielfach die Arbeitskräfte. Und nun sind wir in Verlegenheit. Zu Zehntausenden kommen sie und man weiß nicht gleich, wohin mit ihnen zur Winterszeit. Wir wollen sehen im Frühjahr, ob sie zur Landwirtschaft gehen werden oder ob ihnen der Bauer immer noch zu gemein ist. Ich hoffe ein wenig, diese Zurückgekehrten werden ein Sauerteig sein, der die alte Verrottung etwas aufmischt mit ihren Erfahrungen in der neuen Welt. Wir haben in unseren verlassenen, verwilderten Gegenden ja selber ein Amerika, aus dem was zu machen ist, wenn die richtigen Köpfe und Hände dazukommen.

Kam ein zierlicher Herr zu mir und teilte in getragener Erhabenheit mit, daß sein neuer Roman mit einem Schlage das deutsche Volk erobert habe. Es seien hunderttausend Exemplare abgesetzt worden.

„Nur?" fragte ich. „Da sind Sie vom deutschen Volke einfach ignoriert worden. Auf jeden, der Ihr Buch gekauft hat, kommen 559, die es abgelehnt haben, wenn Sie bedenken, daß das deutsche Volk 60 Millionen zählt."

„Wenn Sie so rechnen", brauste er auf, „was ist's nachher mit Ihnen?"

„Mit mir ist's sehr wenig. Ich habe nicht einmal ein Buch, das in hunderttausend Exemplaren verbreitet wäre. Und wenn's auch auf eine Million käme, so hätten wir damit immer nur einen ganz kleinen Bruchteil der Menge. Die weitaus größte Mehrzahl des Volkes kümmert sich einfach nicht um Literatur und Sie würden erschrecken, zu erfahren, wie viele und viele Millionen Deutsche von Goethe und Schiller nie etwas gehört, von ihnen nie eine Zeile gelesen zu haben. Übrigens will ich Ihnen die Freude an Ihren hunderttausend Exemplaren nicht verkümmern. Es ist eine große Nummer und Sie können sich daraufhin schon erlauben, mit festen Stiefelabsätzen aufzutreten. Ich habe bloß sagen wollen, daß es für uns Schriftsteller immerhin bedenklich ist, sich auf das deutsche Volk zu berufen." — Jemand hat aus Angst, meine

Kirche stößt sie zurück mit ihren unmöglichen Bedingungen. Und das ist es, was sie nicht wird verantworten können. Spricht sie doch selber von einem Tage des Gerichts.

Ich kenne mehr als einen, die zur Zeit, als der Reformkatholizismus stillschweigend geduldet wurde, sich noch als Katholiken fühlten. Jetzt können sie das nicht mehr sagen.

Einer Rundfrage über Leichenverbrennung war folgendes zu antworten: Ich für meine Person will den gewöhnlichen Weg der Natur gehen, die Auflösung nicht verlangsamt durch Metallsarg und Gruft, und auch nicht forciert durch künstliche Verbrennung. Ich bin für obligate Leichenverbrennung nie eingetreten, wohl aber für die Freiheit zu derselben. Es ist ja gewiß fein, den toten Körper den Flammen zu übergeben. Aber noch feiner dünkte es mich, schon vorher die menschliche Seele zu entflammen für alles Gute und Schöne auf Erden.

Ein Schriftstellerkollege stürmte heute zornig in mein Zimmer. Hätte seine aufgeregte Atemlosigkeit angehalten, so wäre ich um eine große, ganz neue Wahrheit gekommen. Als er zu Atem kam, rief er stoßend aus: „Weißt du es? Wir werden gelobt, wir werden beschimpft, aber wir werden nicht kritisiert!“ Dann schritt er erhaben zur Tür hinaus. — Ich wußte zuerst nicht, was das sein sollte. Endlich kam es mir doch bei: Die Kritiker hatten den guten Jungen aus dem Häuschen gebracht. Belobt. Beschimpft. Totgeschwiegen. Eins von den dreien mußte ihm passiert sein, ich erriet auch fast, welches. — Aber man muß gerecht sein. Loben oder tadeln ist keine schwere Arbeit. Aber kritisieren — dazu müßte ein Buch erst aufmerksam gelesen werden. Wo aber ist der Kritiker, der jahraus, jahrein täglich einen Band „Schöne Literatur“ zu sich nähme! Geschweige eine Dichtung mit jener innigen Hingebung läse, wie es der Dichter meint, gelesen zu werden. — Ich empfinde es nahezu wie eine persönliche Beleidigung, wenn mir jemand ein Buch „zur Rezension“ schickt. Obschon mir bekannt ist, daß auch mein Verleger die Rezensionsexemplare mit jener kindlichen Gläubigkeit in die Welt sendet. Ja, wenn die Bücher wirklich gelesen und geschätzt werden könnten, wie dankbar für jede verstehende, freimütige Kritik! Aber die jährlichen 10.000 neuer Bände „Deutscher Literatur“ haben die Kritik erstickt und die deutsche Literatur mit ihr. — Hat der Rezensent zehn Minuten für ein Buch Zeit, so lobt er es; hat er eine halbe Stunde Zeit, so beguckt er eine Anzahl von Seiten und schimpft auch ein bißchen. Hat er hingegen eine Stunde Zeit und nebstbei Kopfweh oder einen

reichs hinaus besitzen. Er ist ein Mann von beispiellosem Fleiße und außerordentlicher Begabung, Wahrmund, katholischer Priester, Mitglied der Leogesellschaft, ein Lehrer des Kirchenrechtes, wie Sie ihn nicht anders haben und haben wollen könnten. Da kam Wahrmund im Wege der geschichtlichen Forschung in seinen Studien zu einer Stelle in griechischer Sprache, welche die Frage der Unlösbarkeit der Ehe betrifft, und er interpretierte und übersetzte an der Hand aller ihm zur Verfügung stehenden Quellen mit Hilfe von Werken aus der Vatikanischen und der Pariser Bibliothek diese Stelle dahin, daß sie die Unauflösbarkeit der Ehe nicht als eine Emanation des Stifters unserer Religion enthält. Ich selbst war Zeuge des ringenden Kampfes dieses Mannes, ich war Zeuge, wie dieser Mann mit solcher Erkenntnis Wochen, Monate herumging und nicht wußte, ob und wo er diese Erkenntnis von sich geben solle. War es Mutlosigkeit, es zu sagen? War es der Zweifel an der Richtigkeit? Hat er vielleicht bis dahin sein Gewissen erforscht? Genug an dem; eines Tages fiel die Hülle und Wahrmund trat in die Öffentlichkeit. Er teilte nämlich das durch Forschung Gefundene mit — und der Erfolg ist Ihnen bekannt." Wahrmund wurde von kirchlicher Seite abgetan. Ein hübsches Schulbeispiel, wie die Kirche die freie Lehre der freien Wissenschaft versteht.

Die gottsuchende Menschheit pocht jetzt an allen Toren. Ein großer Teil derselben sucht mit ganzem Herzen das Christentum, das sich mit unserer natürlichen Geisteskultur vereinigen läßt. Wie wird es die römische Kirche verantworten, den Suchenden ihr Tor dreifach verschlossen zu haben! Sie will angeblich alle an sich ziehen, verlangt aber Dinge, die ein moderner Mensch, ein gebildeter Mensch unserer Zeit nie und nimmer erfüllen kann. Wenn er auch noch so gern möchte, er kann nicht, es ist ihm unmöglich. Höchstens müßte er es heucheln! ein ehrlicher Mensch kann das nicht alles tun oder lassen, was die römische Kirche vorschreibt. Die Kirche muß es doch wissen, daß es ihm einfach unmöglich ist. Darum sage ich, sie verschließt ihm frevlerisch ihr Tor, hinter dem doch so viele das Christentum zu finden hofften. Zu finden wähnten? Oder weiß es die oberste Behörde der Kirche wirklich nicht, daß der heutige Mensch nicht zu ihr ins Mittelalter kann! Man verflucht die moderne Menschheit, als ob diese dafür könnte, daß sie so geworden ist, wie sie ist. Es behagt ihr ja ohnehin nicht und sie möchte anders sein. Wenigstens die Ernsteren und Tieferen sehnen sich heiß nach Christentum, nach dem Geiste des Christentums, nach der Liebe des Christentums. Und sie suchen für diesen Inhalt ein reines Gefäß. Sie wären vielfach den schönen Formen der katholischen Kirche nicht abgeneigt und gewiß nicht ihrem Gehalte, soweit er dem Evangelium unmittelbar entspricht. Aber die

besonders tierfreundlich sind. Ich fände es fast notwendiger, einen deutschen Bund für — Mäuseschutz zu gründen.

Ich verstehe von der Nationalökonomie ungefähr so viel, wie etwa ein Spatz von der Neunten Sinfonie. Und doch mache ich mir jetzt Gedanken über die herrschende Geldnot. Nicht, als ob sie bei mir herrschte. Die Geldnot habe ich nie gekannt. Hatte ich viel, so brauchte ich viel; hatte ich keins, so gings auch so. — Ich finde nur, daß die gegenwärtige allgemeine Geldkalamität recht merkwürdig ist in dieser Zeit des Überflusses und des fabelhaften Luxus. Warum ist denn alles so teuer geworden, als weil der Geldüberfluß das Geld entwertet hat? Und warum werden die Waren immer noch teurer, trotzdem das knapp gewordene Geld so teuer ist? Wo ist auf einmal das viele Geld hingekommen? — Ich sprach darüber mit einem berufenen Ökonomologen. Das Geld, meinte der, habe es halt den Leuten nachgemacht und sei nach Amerika ausgewandert. Möglich. Oder kann es nicht auch so sein, daß die großen Leute für Luxus, die reichen Geschäftsleute für spekulative Unternehmungen im eigenen Lande zu viel ausgegeben haben? In diesem Falle wäre das Geld zu den kleinen Leuten gekommen und hätte sich im Volke verflacht. Hat die Menge das Geld, dann ist auch die Teuerung erklärt, weil ja für die gesteigerte Einkaufslust der kauffähig gewordenen Leute der Warenvorrat zu wenig wird. — Ein anderer wieder sagt, es wäre Warenüberfluß, weil die Leute zum Kaufen kein Geld hätten. Endlich habe ich gemerkt, daß die Ökonomologen nicht viel mehr verstehen wie der Spatz. — Ich vermute, der Fehler, warum es nicht stimmt, liegt da: Wir haben zu wenig Landwirtschaft und zu viel Industrie. Dieses unnatürliche Verhältnis hat das ganze gesellschaftliche Leben derart verwirrt, daß sich jetzt kein Teuxel mehr auskennt.

Ein Hausgenosse sagte nicht übel: Ich fürchte keinen Krach; nur groß genug muß er sein. Wenn ich allein kein Geld hätte und die andern hätten eins, das wäre mir zuwider. Wenn aber alle keins haben, dann mache ich mir gar nichts daraus.

Ich will sorgenlos leben, sagte der eine und jagte nach Geld. Ich will sorgenlos leben, sagte der andere und verschenkte sein Geld.

Zu einem Großkaufmann in meiner Nachbarschaft kam gestern abends nach dem Geschäftsschluß sein Kassier, und nachdem er eine Weile so leer herumgeredet hatte, versicherte er den Chef, daß er eine gute Handschrift habe und bat ihn um die erste Korrespondentenstelle.

mit Literatur verdorbenen Magen, dann läßt er die Wut los. Das alles ist ganz naturgemäß und ich nehme es niemandem übel, wenn er es so macht, wie an seiner Stelle auch ich es machen würde.

Wenn der empörte Kollege wieder einmal kommt — ich muß ihn trösten.

Abgesehen von der Schädigung besonders der Geschäftswelt durch die *passive Resistenz* ist diese Einrichtung ganz lustig. Es gibt ohnehin nicht mehr viel Humor auf der Welt. Es ist ein wahres Vergnügen, so einem Resistenten zuzuschauen, wie er langsam und verschlafen herumtrödelt und sich seine Arbeit so behaglich und gemütlich eingerichtet hat wie weiland unsere Urgroßväter in der Biedermeierzeit und wie es z. B. die deutschen Maurer noch bis heute tun, auch ohne den schönen Namen „passive Resistenz". Die einzige Bemühung so eines brodelnden Resistenzlers besteht darin, unter Umständen seines Eides zu gedenken, so wenig als möglich zu tun und dabei aufs strengste seine Pflicht zu erfüllen. Ich hätte nicht gedacht, daß das möglich ist. Er macht so seine kleine Revolution im Namen des Gesetzes und bezieht dafür sein Gehalt. Ist das nicht lustig? — Oh diese Ordnung! Erst wenn Resistenz ist, erfährt man, was die Leute zu aller übrigen Zeit für schlampige Gesellen sind.

Darum meine ich schon, daß man immer ein bißchen „passive Resistenz" treiben soll. Gewissenhafte Pflichterfüllung. Bei dem Hasten und Hudeln kommt ja doch auch nichts heraus.

Übrigens zeigt die „passive Resistenz" noch eine andere Seite, die der beschränkte Untertanenverstand nicht begreifen kann. Die Vorgesetzten verlangen von ihren Beamten und Arbeitern zuerst den Eid auf das Gesetz und wollen nachher nicht, daß dasselbe in der Praxis eingehalten werde!

Die einen sagen, in der sittlichen Welt entscheide die Tat. Die anderen sagen, es entscheide der Wille. — Nun die *Frage*: Wenn ein Mensch in der Absicht, sich zu töten, ins Wasser springt, dann aber sich durch Schwimmen wieder zu retten sucht und doch ertrinkt — ist er Selbstmörder?"

Von Berlin aus ergeht ein Aufruf an die deutsche Nation zur Realisierung eines „*Deutschen Bundes für Katzenschutz*". Die Gründer werden ihre Gründe dazu haben, ich weiß nicht, wie es in einer Weltstadt den Katzen geht, jedenfalls wird der Tierschutzverein auch der Katzenquälerei entgegenzutreten haben. Nach meiner Erfahrung aber hat man die lieben Kätzlein überall gern. Obschon sie selbst nicht

Künstler sein, der imstande ist, dieselbe gleichsam im freien Spiele anschaulich, gestaltlich zu machen. Aber nur gewisse Wissenszweige eignen sich für Volkslesezwecke, nicht alle! z. B. Naturgeschichte, Kulturgeschichte, technische Wissenschaft; wie schöne Partien wären da herauszuholen, die in schlichter, warmer Sprache, stets mit Beispielen belegt und gelegentlich auch mit Humor behandelt, ganz prächtige Volksbücher geben müßten. Um wie viel weiter kämen die Leute mit solcher Lektüre, als mit der ewigen Belletristik. Diese hat ja freilich auch ihre Berechtigung, nur das Zuviel ist ungesund. Ich meine wohl nicht, daß man die Wissenschaft in Romane bringen solle, wie es der köstliche Jules Verne getan. Der Gegenstand müßte stets sachlich und wahrheitsgetreu behandelt werden, nur um Gottes willen in lebendiger, volkstümlicher, anschaulicher Sprache und mit dem warmen Hauch einer Persönlichkeit. Dann wird auch der einfache Mensch Wissenschaftliches lesen, die Welt verstehen, sich selbst ahnen lernen.

Wird das Berliner Haus ein wenig über meinen Vorschlag nachdenken oder ihn in den Papierkorb legen? Die Preisausschreibung würde ja keine Talente erschaffen, vorhandene aber vielleicht auffinden. Es gibt ja doch immerhin auch Gelehrte, die so schreiben können, wie ein guter Redner spricht und die jeder mit normaler Vernunft begabte Mensch versteht. Die abstrakte wissenschaftliche Sprache von heute ist sehr selten so glücklich, von normal gebildeten Leuten verstanden zu werden. Sie scheint nur da zu sein, um die interessantesten Dinge der Welt uninteressant zu machen.

Recht oft, wenn ich die armen Kinder reicher Leute betrachte, fällt mir Karlweis' Volksstück: „Das grobe Hemd" ein. Ein reicher Mann verleugnet seinen Kindern sein großes Vermögen, zieht ihnen durch herbe Erziehung gleichsam ein grobes Hemd an, sie glauben vermögenslos zu sein, müssen tüchtig lernen und arbeiten. Ich erinnere mich auch noch, wie meine Mutter mir fast Gewalt antun mußte, wenn ein neues „Rupfenhemd" anzuziehen war. Wer weiche Wolle gewohnt ist, der müßte ein solches grob gewebtes Hemd mit seinen zahllosen Stacheln rein für den Mantel der berüchtigten „eisernen Jungfrau" halten. Der erste Tag war allemal schrecklich, just als ob man nackt in einem Sack voll Korngräten steckte. Meine Mutter hätte so eine spießige Pfaid, wie sie aus den Händen der Nähterin kam, ja einfach waschen, rollen und tüchtig plätten können, sie tat es aber nicht. „Kinder müssen auch was Kratzendes gewohnt werden." Ich glaube auch, es würde weniger katarrhalische Leute geben, wenn man solche ungebrochene Rupfenhemden tragen wollte, die das Blut an die Haut locken und sie abhärten. Jeder ist schlecht dran im Leben, der kein Rupfenhemd gewohnt

„Aber Plombert, das können Sie nicht. Wie wollen Sie neben ihrem Beruf bei der Kasse noch Korrespondentendienst tun?“

„Herr Chef, die Kasse möcht' ich halt aufgeben.“

„Die Kasse? Plombert, was fällt Ihnen denn ein?“

„Mich freut's nicht mehr dabei.“

„Was heißt das, mich freut's nicht?“

„Mir ist's — daß ich es offen sage, Herr Chef — zu gefährlich.“

„Bei der Kasse?“ Der Kaufmann mußte lachen. „Die Räuber fürchten Sie und daß Sie ermordet werden könnten!“

„Das just nicht, Herr Chef, da wollte ich mich schon wehren. Aber sonst ist's mir zu gefährlich bei der Kasse.“

„Sie sind verrückt geworden.“

„Man könnte es werden, Herr, man könnte es. Wenn man zu Hause neun Köpfe hat: ein paar Eltern — sind zwei. Ein Weib — sind drei. Fünf Kinder — sind acht und eine alte Tante — sind neun, und 's will um und um nicht langen. Von der Kasse tun's mich weg, Herr Chef, ich bitte schön.“

Da sagte der Kaufmann langgedehnt: „Jetzt — — verstehe ich Sie. Nein, solche Gedanken sollten dem alten Plombert nicht kommen. Wie viel Vorschuß brauchen's denn?“ —

Schmunzelnd wird an diesem Abend der Kassier nach Hause gegangen sein und sich gedacht haben: Gut hast du das gemacht! Und aus dem Vorschuß wird noch ein Zuschuß, wenn nicht alles trügt.

Wenn's aber trügt, Schlaukopf? Bei meiner Kasse, wenn ich eine hätte, ließe ich nicht gern einen Wächter, der von — Gefahr spricht.

Ich halte im Volk — in dem Teil, der überhaupt liest — das zu viele Lesen von schöngeistigen Sachen, als Romane, Geschichten, Liebesgedichte u. s. w. nicht für gut. Die Männer werden dabei leicht weibisch und die Weiber hysterisch. Ob man die Lesewut nicht erziehen könnte? Weniger und gründlicher lesen. Und nebst herzbildender Belletristik auch etwas anderes.

An ein großes Verlagshaus in Berlin richtete ich die Anregung, es seien Preise auszuschreiben für wissenschaftliche Volksbücher. Für's große Lesepublikum, das sich bisher nur in die Belletristik verbeißt, tun uns wissenschaftliche Werke not, die aber so geschrieben sein müssen, daß sie nicht bloß allgemein verständlich, sondern auch unterhaltend und erbauend wirken und auf solche Weise ein Ersatz für die Romanliteratur werden, deren übertriebene Pflege einfach schädlich ist. Aber leicht ist es nicht. Die meisten Gelehrten können ihre Wissenschaft nur in der Sprache weitergeben, in der sie sie selbst gelernt haben. Der muß seine Wissenschaft schon tief im Blute haben und nebenbei

seelisches Unwohlsein. Dann brach eine Krankheit aus und das launenhafte Frauenzimmer leistete mir Gesellschaft. Das legte sich mit mir ins Bett und stand nach drei Wochen mit mir auf und ging mit mir herum wie vorher. Aber plötzlich. — Auf der Straße sah ich, von Schneeflocken umgaukelt, den ersten Tannenbaum wandeln — da war sie weg. Weihnachtsstimmung! Weihnachtsfreude war da und ist mir treu geblieben über das liebe, heilige Fest hinaus.

Man hat schon tüchtig zu tun, um ob des Weihnachtshastens und Jagens, das wochenlang wütet, die Feststimmung zu bewahren. Die Weihnachtstuerei wird schrecklich übertrieben, sie wird von Jahr zu Jahr ärger, sie wird nachgerade zu einer gesellschaftlichen Kalamität, die sich die Leute so ganz unnötigerweise selber aufbürden. Die Leute tun einander zu wenig Gutes, daher — wenn sie's doch einmal tun wollen — sind sie ungeschickt dabei und bringen anstatt Freude manchmal nur Lästigkeiten und Ärger zustande.

Da sah ich in Graz auf der Bühne das herzige Weihnachtsspiel: „In Knecht Ruprechts Werkstatt". Märchen von Hildegard Voigt. Musik von Wilhelm Kienzl. Knecht Ruprecht der Weihnachtsmann, ist sehr ärgerlich und nervös wegen der vielen Plackerei vor dem Feste; und jedes will was Besonderes von ihm haben und ist äußerst anspruchsvoll. Unruhe! Gehetze! Es stehe nicht dafür, er will sich pensionieren lassen. Da kommt das deutsche Märchen und zeigt dem Alten die alten Märchengestalten, die zu Weihnachten sich Stelldichein geben. Da kommt der Engel und zeigt ihm die Freuden des Christbaums und das selig weihevolle Bild der Geburt des Heilandes. Da denkt Knecht Ruprecht, es sei doch schön, es stehe schon dafür, daß man sich ein wenig plage um so was — und zieht sein Pensionsgesuch zurück. Dieser schlichte Gegenstand gibt so viel Gelegenheit zu den reizendsten Bildern, zu Humor und Innigkeit und zu einer unbeschreiblich lieblichen Musik. — Und ich kam mir ein wenig zurechtgewiesen vor. — Deshalb bleibt's doch wahr: Wir übertreiben zu Weihnachten und das muß einfacher werden, um den Geist des Festes zu retten.

Wie war der erste Christbaum, den ich erlebt? — Damals als Student. Ich kam zu Weihnachten nach Hause ins Alpel. Ich hatte ein achtjähriges Brüderlein und dem stiftete ich einen Christbaum. Auf dem Tisch ein kleines Fichtenwipfelchen mit etwa zwölf Kerzlein. Und unterhalb legte ich eine Semmel hin. Mit wahrer Andacht wurde der leuchtende Baum angestaunt von den Hausleuten und der Kleine kniete davor nieder und betete vor Entzücken ein Dank-Vaterunser zum Christkindlein. Dann aß er die Hälfte der Semmel und die andere Hälfte am nächsten Tage. Das war der erste Christbaum in der Waldheimat.

worden. Die Kinder armer Leute gehen in aufsteigender Linie. Die Kinder reicher Leute aber in abfallender, wenn das grobe Hemd fehlt.

Auf dem Christbaummarkt gingen durch Wald und Menge drei Herren. Ein langer hagerer, ein mittlerer dicker und ein kleiner alter mit langem, weißem Bart, der im Gespräch gerne ruppig war.

„Ist das nicht ein Verbrechen!" rief der Lange, auf die Bäumchen deutend, die in Holzkreuzstöckeln eingebohrt waren und nebenhin noch in großen Haufen übereinander lagen. „Ein großes Vermögen, sage ich Ihnen, wird solchergestalt jährlich vernichtet. Was kostet so ein Jüngling? Eine Krone! Nach so und so viel Jahren wäre er das Hundertfache wert. Eine gewissenlose Bande. Die Polizei sollte so etwas verbieten!"

„Hm", meinte der Dicke, „ja, ja."

„Den Buckel sollt man ihm voll messen, so einem, der junge Bäumchen entwurzelt. Wälder liegen hier hingerichtet. Ein Nationalvermögen. Und dabei das Geraunze über die schlechten Zeiten. Ist's nicht wahr?"

„Hm", versetzte der Dicke, „ja, ja."

Nun tat sich der kleine Alte hervor, der stieg den Langen an: „Sie Geldratte, Sie! Soll denn alles zu Geld werden! Gibt's denn gar nichts mehr als Geld, was das Leben ausmacht! Ich sage: Kein Baum, und wäre es die größte Lärche der Alpen, die mächtigste Tanne des Libanons, wird so reich, so herrlich verwertet, als hier dieses winzige Bäumlein, das morgen die Kinder umjubeln werden mit einem hellen Glück, mit einer unschuldigen Freude, wie man sie sonst kaum wieder findet und im ganzen Leben nicht mehr vergißt. — Und wer sagt Ihnen denn, daß diese Bäumchen alle groß geworden wären! Man nimmt sie heraus, wo sie zu dick stehen. Dann wachsen die anderen um so besser, also, daß das abgehauene Stämmchen sein Leben zum besten der übrigen Waldbrüder gibt, wie es sich für ein frommes Christbäumel gehört. So, jetzt wissen Sies, Sie Waldwucherer, Sie!"

So laut schrie der Alte, daß der Lange — von den Leuten angeglotzt — sich davon machte und in der Menge verlor. Der kleine Alte mit dem weißen Bart sagte nichts mehr, erstand einen schneeumkrusteten Christbaum, nahm ihn über die Achsel und schritt wie der leibhafte Winter dahin.

Madame Stimmung ist ein launenhaftes Frauenzimmer. Unberechenbar, unlogisch, unerträglich und — unschätzbar. Seit Herbst empfand ich eine seelische Gedrücktheit ohne Grund und ohne Ziel. Waren körperliche Leiden Ursache? Die machen mir sonst nicht viel

geschickt wurde". Dieser Schwank erschien 1894 im „Heimgarten", wurde viel nachgedruckt, ist in allerhand Volksbücher übergegangen und vor einiger Zeit auch in einem vom Kultusministerium approbierten Lesebuche für österreichische Bürgerschulen aufgenommen worden. Gegen diese Missetat erhebt nun die „Pharmazeutische Presse" einen zornigen Protest und fordert das Kultusministerium auf, das Lesestück vom „Hasenöl" aus dem Lesebuche zu entfernen. — Ich bin selbst nicht davon überzeugt, und zwar aus Formgründen, daß die Wahl dieses Stückes für ein Schulbuch gerade die glücklichste war. Übrigens weiß man, daß ähnliche Ständeschwänke, siehe auch Hans Sachs, häufig in Lehrbüchern für die Jugend gefunden werden. Die Herausgeber der Lesebücher haben sicher keine andere Absicht, als der Jugend die saueren Schulstunden auch einmal mit ein bißchen Humor zu würzen, ihr Lesebeispiele zu geben des deutschen Humors, der ja auch manchmal eine gute Medizin ist, die aber in den Apotheken nicht immer zu haben zu sein scheint. Der deutsche Humor hat seinen Übermut noch an allen Ständen ausgelassen, er neckt die Jäger, die Schneider, die Schullehrer, die Müller, die Advokaten, die Ärzte u. s. w. Die Betreffenden lachen dazu, erzählen die lustigen Geschichten sogar weiter und zeigen damit, daß sie sich nicht getroffen fühlen. Und just die Apotheker sollten keinen Spaß verstehen? Nein, mich dünkt, hinter der entrüsteten Maske schmunzeln sie selber zu der Geschichte und erzählen solche gelegentlich auch weiter, sowie sie eben auch mir ein braver Apotheker erzählt hat.

Unser höchstes, idealstes Urbild, die Sonne — wenn auch die sinkt! Jeden Tag untergeht. Nein. Das ist kein Sinken und Fallen, kein moralischer Niedergang, das ist nur ein Schlafengehen über Nacht, zum morgigen Aufflug. Aber ein anderes Sinken und Verkommen der Sonne, beängstigend für den, der sie mit reifer Vernunft beobachtete ein erstesmal. In gewisser Jahreszeit, da steigt sie nicht mehr so kühn in die Himmel auf. Sachte nimmt sie niedrigere Wege. Immer tiefer schleicht sie dahin, steht spät und verdrossen auf und verkriecht sich vorzeitig ganz wieder hinter die Erde. Ist sie krank, ist sie schlecht geworden? Sünderin Sonne?! Ist dem Adam nicht bange geworden, als er das erstemal dieses Versinken und Vergehen der Sonne geschaut? Man liest nichts davon, er hatte andere Sorgen. Und gerade die Sonne hat ihm gezeigt, wie man sich bekehrt. Eines Tages hat sie sich gewendet und begann wieder aufzusteigen — jeden Tag höher und höher in die heiligen Himmel. Sie ist wieder die Reine, Erhabene, und bringt den Menschen neuen Mut, neue Kraft und neues Glück. Prosit Neujahr!

Wurde mir erzählt: Es ist ein Arzt, der einem großen Spitale vorsteht und den armen Kranken daselbst jährlich einen Christbaum stiftet. Es sind der Kranken mehrere Hundert, fast lauter dürftige Leute, für die der Mann Liebesgaben sammelt und einen großen Christbaum anzündet. Da kommen sie herangehumpelt in den Saal, einfältig, neugierig, leckerig wie Kinder, und holen ihre Gaben. Die liegen müssen, bekommen ihre Geschenke zu den Betten. Bei jedem wird Rücksicht genommen auf das, was er am notwendigsten braucht, für den Tag und auch wenn er wieder gesund ist. Und nun macht der Arzt, der als Psychologe gut weiß, wie man die Leutchen am besten tröstet, auch noch weiteres. Den Erblindeten bringt das Christkindl — Augengläser, den Lahmen, die ohne Krücken keinen Schritt mehr werden machen können, bringt es ein zierliches Spazierstöcklein und denen, die aufgegeben sind und das Haus nicht mehr lebendig verlassen, bringt das Christkindl — ein paar feste Stiefel. Durch solche Spenden wird der arme Kranke in seiner Hoffnung gestärkt und erlebt seine Christtagsfreude.

Aus der ungarischen Stadt Oroschäza kamen mir nachfolgende Zeilen zu:

„Euer Wohlgeboren!

Entschuldigen Sie, daß ich Sie belästige. Es ist mir aber sehr viel an Ihrer Antwort gelegen, und bitte ich Sie innig, mir doch sofort zu antworten, ob Ihre Nichte Elise Puckl glücklich bei Ihnen ankam. Ich habe vor kurzem ihre Bekanntschaft gemacht, und teilte sie mir mit, die Feiertage bei Ihnen verbringen zu wollen. Ich befürchte nun, daß Fräulein Puckl ein Unglück zugestoßen ist, und ersuche ich Sie nochmal freundlichst, mir doch sofort ein paar Zeilen zu schreiben.

Achtungsvoll B. S. . . . . . .“

Ich setze mich sofort hin und schreibe, daß mir keine Nichte bekannt sei, die Elise Puckl heißt und daß sich auch keinerlei Nichte bei mir für die Feiertage auf Besuch gemeldet habe. „Ich vermute somit, daß mein Name und Ihre Güte von einer Schwindlerin mißbraucht worden ist und bitte dringend, mir über den Fall Näheres mitzuteilen.“

Antwort auf dieses Schreiben, daß die „Nichte“ Elise Puckl eine Schwindlerin war und wegen Diebstahls in Budapest festgenommen wurde.

Da habe ich wieder was angestellt. Die Apotheker beleidigt. Schon vor vielen Jahren, aber jetzt haben sie's erst wahrgenommen. Mein Freund, der Apotheker Petzlederer in Kindberg, hatte mir einst eine lustige Anekdote erzählt, wie ein Apotheker den Kunden Fuchsschmalz, Dachsschmalz, Schweinschmalz, Hasenöl u. s. w. aus einem Tiegel verabreichte. Ich machte daraus den Schwank: „Als ich um Hasenöl

brachen sie plötzlich alle drei auf mich los, der Sturm und der Regen und der Hagel, und die Blitze streiften mit ihren Streichhölzern, um den Wüterichen zu leuchten bei der Ermordung eines hilflosen Menschenwesens. Denn das dachte ich, es wäre die letzte Stunde da; fand ich doch nicht einmal eines der Felswändchen, die ich beim Aufstiege von Pernegg gesehen hatte und unter denen ich hätte Schutz suchen können. Auf der kahlen Höhe hatte ich mich in den braunen Moosboden niedergekauert, das Gesicht in den Rasen vergrabend. So wartete ich darauf, ob der Wind mich über den Abhang werfen oder vorher der Blitz das Seine tun werde. Als der Sturm vorüber, war ich noch da, ja sogar lebendig und naß zum Auswinden. Zur selben Stunde kam mir das erstemal der schöne Gedanke: Ein Schutzhaus auf dem Rennfeld! Das war vor sechsunddreißig Jahren.

Und noch heute steht keins oben. Zwar tut das Rennfeld stolz: Wir sind ein kernfester Steirer. Haben's die Alten ohne Schutzhaus gerichtet, so werden wir's auch. Aber ausgelacht wird es doch, das hutlose Rennfeld. Die besten Nachbarn lachen, sind auch kernfeste Steirer und haben doch ihre Schutzhäuser: die Mugel, der Lantsch, der Schöckel, die Pretul, die Veitsch — sogar das kleine Mardereck da unten hat sein Wirtshaus. Da beginnt sich das Rennfeld seiner Ungastlichkeit wegen ein wenig zu schämen und es schaut fragend aus. Vorwegs die Brucker Sektion des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines hat den Blick verstanden. Und diese Körperschaft ist nun daran, mit Hilfe anderer Touristenvereine sowie von Bezirk und Gemeinden auf dem herrlichen Rennfeld ein einfaches aber festes Alpenhaus zu erbauen.

Daß man auf hohem Berge um niedrigen Preis kein Haus baut, ist allbekannt, und so geniere ich mich gar nicht, den lieben Leser, falls er ein Bergfreund und obendrein vielleicht auch zufällig ein Steirer ist, um einen Beitrag anzugehen. Er muß ja nicht gleich einen Baustein auf den Berg schleppen; es ist bequemer, ein paar Krönlein der Sektion des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines nach Bruck zu schicken. Ich wette, den Krönlein geht er bald selber nach und findet sie nächstes Jahr schon hoch oben in das Schutzhaus gemauert, bereit, ihn gastlich zu empfangen.

Obschon das Haus noch kaum unterwegs ist, hat es doch schon einen Namen. Ottokar Kernstock-Haus! Ich höre Harfen klingen in der Bergluft und Lieder von deutschem Mut, deutscher Minne, deutscher Treue, von wonnesamer Alpenlust und Naturfreude.

Ich freue mich schon dem Tage entgegen, wenn wir — den Festenburger Sänger in unserem Kreise — das Kernstock-Schutzhaus eröffnen werden.

Rosegger.

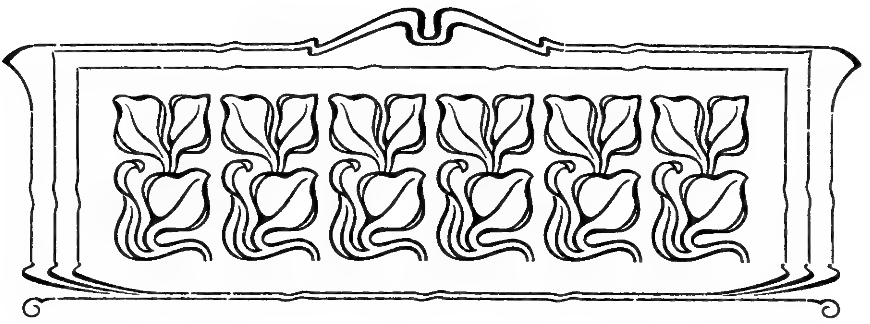
Blumenmärchen.

Von Anna Schmitt-Podhajsky.*)

Der Frauenschuh.

Eines Tages ging Maria mit dem Jesusknaben ins Feld, um die Rüben vom Unkraut zu befreien. Das Kind sah ein Weilchen der Arbeit der Mutter zu und fragte dann: „Wer läßt das Unkraut so hoch wachsen?" — „Es treibt von selbst aus dem Boden, aber die Rüben muß man bauen," gab die Mutter zur

*) Aus „Blumenmärchen", von Anna Schmitt-Podhajsky (Wien, Ambr. Opitz' Nachfolger). Die kleine Sammlung sinniger Märchen sei allen kindlich frommen Gemütern empfohlen. Die Red.



Kleine Laube.

Ein Ottokar Kernstock-Schutzhaus.

Bruck das Herz der Steiermark. Wenn Graz was dagegen hat, so komme ich mit der Historie! Und mit dem Touristenverkehr, und erzähle bedauernd, wie der Reisende, der über den Semmering kommt, in Bruck — Graz links liegen läßt, und anstatt murabwärts — muraufwärts fährt. Nach meiner Meinung sollte er aber vorläufig weder das eine noch das andere, sondern in Bruck aussteigen, um von dort Ausflüge in die Wälder und Berge zu machen.

Wenn der Reisende auf der Wandelbahn des Brucker Bahnhofes steht und gegen Südosten schaut, so sieht er dort einen breiten und hohen Bergkegel, von dem aber die Spitze abgeschnitten ist. Dort oben auf der kleinen Hochfläche sollen zwei verliebte und eifersüchtige Ritter gegeneinander einmal ein scharfes Rennen gehalten haben, weshalb der Platz und der ganze Berg das Rennfeld heißt. Heute rennen die Touristen. Aber nicht gegeneinander mit langen Speeren, sondern den Berg hinan mit langen Alpenstecken. Denn der drei Stunden lange Weg ist stellenweise ruppig, aber die Flora auf den Matten da oben und die Aussicht ist wunderschön. Wunderschön nicht im Sinne der Phrase, sondern im Sinne des Entzückens.

Als ich vor einigen Jahren das letztemal auf dem Rennfeld war, fand ich dort oben Touristen, die in Tirol und der Schweiz auf Viertausendern gestanden, wo man's im Sturm kaum fünf Minuten lang aushält, um nichts zu sehen als ein Meer von kahlen Gipfeln, wenn Nebelschwaden nicht alles verdecken. Und hier auf diesem 1630 Meter hohen Berg jauchzten sie in hellen Freuden und hielten stundenlange Rast auf der blumigen Matte. Es ist als sei man auf der Warte von sechs schönen Tälern, die nach allen Seiten hinausziehen zwischen Waldbergen und Almen. Das Mürztal, das Aflenzertal, das Tragößertal, das obere Murtal, das untere Murtal, das Breitenauertal. Und zu Füßen tief unten das Bruckerstadtl, das selber kaum weiß, wie schön es gebettet liegt. Die Spitze des Rennfeldes ist ein Standpunkt, von dem man auf die Stadt Graz und auf das Gesäuse bei Hieflau niedersieht. Das will etwas Besonderes sagen. Die Steirer werden nicht viele Berge haben, von denen sie ihr Heimatland so schön, großartig und lieblich vor sich ausgebreitet sehen, als das Rennfeld, das von vier Eisenbahnstationen aus in je drei Stunden zu erreichen ist.

Anders als den Touristen, die im stillen Sonnenscheine stundenlang auf der Matte ruhten, erst die mitgebrachte Atzung verzehrten, dann Zigarren rauchten, die Prachtaussicht genossen und schließlich ein Schläfchen taten, anders als diesen ist es mir einmal ergangen auf dem Rennfeld. Ich hatte dem Nebel zu sehr getraut, der mich sachte ganz lind und weich einhüllte und heimlich das Verderben spann. Und

Weltgeschichte.

Das Bestreben, durch eine umfassende Schilderung und eine wahrhaftige Darstellung die kulturelle und politische Entwicklung des Menschengeschlechtes aufzurollen, ist beinahe so alt, wie das menschliche Begehren selbst, das nach Kenntnis und Erkenntnis jener Erscheinungen lechzt, die der Vergangenheit angehören, nicht mehr unmittelbar wahrnehmbar sind und doch die Basis für das Seiende und eine Teilursache für das Werdende abgeben.

Immer suchte man auch schon durch Verständnis des Gewesenen, das ja unsichtbar ewig in seinen Konsequenzen fortwirkt, die Gegenwart besser zu begreifen.

Als „Vater der Geschichtschreibung" gilt Herodot, neuere Forschungen zwingen ihn wohl, diesen Ehrentitel an einen Historiker der Chinesen, Babylonier, Perser oder Ägypter abzutreten, die zeitlich weit vor ihm den historischen Wissenstrieb ihrer Volksgenossen zu befriedigen suchten. Ihre Arbeiten schwankten zwischen Wahrheit und Dichtung, Tatsache und Sage. Von Herodot in der Richtung zu uns mehrt sich die Reihe geschichtlicher Werke, die uns ein Gesamtbild dahingeschwundener Epochen des Menschengeschlechtes rekonstruieren wollten. Aus ihrer Zeit heraus, fußend auf den Erfahrungen dieser, schufen manche das relativ Beste, arbeiteten unterrichteteren Nachfolgern vor und entrissen Erkenntnisse der Vergessenheit — wirkten demnach traditionsfördernd. Freilich einer skrupelvolleren Kritik, der gegenwärtigen Erschließung alter, neuentdeckter Quellen und nicht zuletzt der modernen grandiosen Entfaltung der Naturwissenschaften konnten die ehemals vorzüglichen Schöpfungen der historischen Doktrinen nicht durchaus standhalten, sie bedurften einer Korrektur und Neuformulierung. Größtmögliche Objektivität der Darstellung ist das Ziel unserer Geschichtsschreibung, welche theologische, teleologische und übertrieben rationalistische Beobachtungsarten ablehnt.

Nicht jedoch das Zurückschrecken vor einer Riesenarbeit allein war es, das durch Jahrzehnte keine umfassende Weltgeschichte schaffen ließ, sondern vielmehr ein anderer Umstand. Unsere Zeit mit ihrem rastlosen Forschen, das immer Neues in schnellster Folge zutage fördert, brachte die Entwicklung eines Spezialistentumes auf allen Gebieten mit sich, so daß kein einzelner Mensch mehr imstande ist, den ganzen Umfang irgendeiner Doktrin fachmännisch kritisch aufzunehmen, zu verarbeiten und wiederzugeben. Um nun einerseits doch das immer wachsende Bedürfnis nach einer in modernem Geiste gehaltenen „Weltgeschichte" zu befriedigen, anderseits aber auch alle Teile des Werkes durch ausgesprochene Kenner verfassen zu lassen, gab es nur einen Weg: eine Universalgeschichte auf enzyklopädistischer Grundlage.

Ein solches Unternehmen liegt jetzt in „Ullsteins Weltgeschichte"*) vor; eine Reihe erster Größen arbeitete zusammen. Dem lebenden Interesse des gebildeten Publikums kam die Leitung des Werkes insoferne entgegen, als sie mit der Veröffentlichung des Abschnittes „Neuere Zeit" begann, dessen erste Abteilung (umfassend die Epoche zwischen den Jahren 1500 und 1650) bereits abgeschlossen erschien. Das epochale Zeitalter der Entdeckungen und die Kolonialgeschichte behandelte Pflugk-Hartung, Brandi bearbeitete die Renaissance, Brieger die Reformation; der viel zu früh dahingegangene Hans von Zwiedeneck-Südenhorst stellte die Geschichte der Gegenreformation in Deutschland dar, mit demselben Thema für Süd- und Westeuropa gab sich Philippson ab.

Schon dieser Anfangsband stellt eine gewaltige Leistung deutscher Wissenschaft dar. Endlich haben wir eine Weltgeschichte, die nicht ein Sammelbuch trockener,

---

*) Ullsteins Weltgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. J. Pflugk-Hartung; Berlin, Verlag Ullstein u. Co.

Antwort und fügte hinzu: „Alles, was man säet, läßt der liebe Gott wachsen.“ — Da ging der Knabe an den Rand des Feldes, grub ein tiefes Loch, steckte dann die Schuhe, die die Mutter abgetan hatte, hinein, deckte sie sorglich mit Erde zu und bat den Himmelsvater, er möge eine schöne Pflanze mit vielen Schuhen wachsen lassen, weil seine Mutter so arm sei. Als Maria, den schlummernden Knaben auf dem Arm, den Heimweg antreten wollte, suchte sie vergeblich ihre Schuhe. Später ging sie einmal wieder in die Flur hinaus, um die Rüben einzuheimsen. Der Jesusknabe lief zu der Stelle, wo die Schuhe vergraben waren. Und siehe! Dicht aneinander standen hier seltsame, prachtvolle Blüten, von denen jede unter purpurroten Blättchen, die nach Art einer Masche gelagert waren, ein goldhelles Schühlein wies. Aber ach! Ein solches hätte die Mutter doch nicht anziehen können, weil es viel zu klein war. Darob begann der Knabe zu weinen. Maria, die nun erfuhr, wohin ihre Schuhe gekommen waren, tröstete ihn und pflückte sich ein Sträußchen der lieblichen Blumen, die den Namen „Frauenschuh“ erhielten.

Der Wiesenstern.

Maria, die Mutter des Gotteskindes, lenkte heimwärts die Schritte. Sie ging über eine Wiese und trug ein Bündel Gras auf dem Kopfe. Da sah sie, wie sich vom nächtlichen Himmel einige Sterne lösten und vor ihr in die Wiese fielen. Schnell warf sie das Bündel ab, um sie im Grase aufzulesen. Ihr Suchen aber war vergebens. Da überdeckte sie die Stelle mit ihrem Halstuch und begab sich nach Hause. Am andern Morgen ging sie wieder dahin, hob das Tuch auf und — o Wunder! — die schönsten Wiesensterne waren darunter über Nacht erblüht. Sie pflückte nun ein Sträußchen, um es ihrem Knaben zu bringen, der noch schlief. Als er die Augen aufschlug, sprach sie: „Sieh! Diese Wiesensterne hat dir der liebe Gott vom Himmel geschickt.“

Die Frauen- oder Marienträne.

Die Mutter Gottes ging oft den Ölberg und den Hügel Golgatha hinan, um die Stätten zu besuchen, wo ihr Sohn, der Weltheiland, die letzten qualvollen Stunden durchlebt hatte. Reichlich flossen ihre Zähren, und wo eine zu Boden fiel, wuchs ein langer, schlanker Halm empor, an dessen Ende wunderschön geformte Perlen hingen, gleich denen ihrer Tränen. Darum heißt dieses Gras noch heute die „Frauen-“ oder „Marienträne“.

Gedankensplitter.

Von Anna Schmitt-Podhajsky.

Adel ist immer angeboren, nie anerzogen.

*

Ich bin gerne allein, denn mit meinen Gedanken und Erinnerungen bin ich in bester Gesellschaft.

*

Die Kunst, die dem Verismus huldigt, hört auf Kunst zu sein.

*

Wenn Kaiser Wilhelm auch oft spricht — eine Dummheit hat er nie gesagt, das sollen diejenigen bedenken, die ihm seine Redelust vorwerfen.

*

Die Vorbereitungen zu Festen, Überraschungen machen uns mehr Vergnügen, als der Erfolg.

den Konsul, der das Kriegsheer befehligt hatte, durfte er zwingen, nach seiner Rückkehr ins Vaterhaus wie ein Kind zu gehorchen. Er war der oberste Richter seiner Gattin, seiner Kinder, seiner Enkel, seiner Sklaven, und er selbst mußte nach dem strengen Gewohnheitsrecht das Urteil, unter Umständen sogar das Todesurteil gegen sie fällen, wenn sie sich gegen einen andern, gegen die Familie oder gegen den Staat vergangen hatten."

Welchen Gedanken löst dieser Rückblick in uns aus? Nicht etwa den, daß das Merkmal eines frischen aufstrebenden Volkes eine strenge Zucht und besonders die patriarchalische Autorität ist?

Singvögel.

Die Nilbraut.

Am Söller des Marmelpalastes
Bricht tosend sich Welle und Wind.
Gefühllose Priesterhand faßt es . . .
O Pharao: Rette dein Kind!
Es prangt wohl in Gold und Geschmeide
Der Jugend beglückendes Spiel;
Doch wehe! Wie Linnen am Kleide,
So bleich ist die Braut des Nil.

Kaum hielten am Busen Agraffen
Den Purpur erbebend zur Wehr.
Es beugten sich Fürsten als Sklaven,
Sie warben mit Wort und mit Speer.
Die Erbin des heiligen Reiches
Sah sinnend die Lenze vergehn,
Als müßt' erst ein Himmelsluft-Gleiches
Als müßte das Glück erstehn.

Er kam als ein Schäfer . . . Du Junge,
Du sprengtest der Kaste Gebot.
Nun sühne im tödlichen Sprunge
Als Opfer der Täuschungen Not.
O Isis, umfange die Gabe
Mit göttlichen Armen gelind!
Dein Herzleid erstirbt dann im Grabe . . .
Du wonniges Königskind!

Karl Krobath.

A Lebnsfrag.

Was i ohne Geld
Gen alls kriag auf da Welt
Is vor Jahr und vor Tag
Gwön ans Schicksal mei Frag.

Sei Antwort is s Lebn.
Hat ma allahand gebn,
Wohl koa Obst und koa Troad,
Oba Kumma und Load.

„Lug und Trug is ja Scherz!"
Hats wohl gmoant und vom Herz
Hats ma s Glück außagstohln,
Da Teufl solls holn!

Fürs Glück hats an Stoan
Drauf glegt, wiar i moan;
Is so schwar gwön, so schwar,
Wia s Herz no nia war.

Hans Mittendorfer.

Ich liebe Schlösser . . .

Ich liebe Schlösser, die mit alten Mauern
Den Wandrer grüßen und ihn leise schauern
Und die vor langen ungezählten Jahren
Der Schauplatz blutiger Leidenschaften waren;
Die heute friedlich in die Ferne glänzen,
Um tiefe Fenster Efeubänder kränzen;
Wo dunkle Schatten liegen auf den Teichen
Gesandt vom Laubwerk alter Schloßpark-Eichen . . .

Ich liebe Schlösser, die mit alten Mauern
Um tote Zeiten ungesprochen trauern,
Aus deren Frieden unsern hellen Tagen
Viel Liederlaute leis entgegenschlagen.

H. Pfaundler.

historischer Tatsachen, sondern eine tiefdurchdachte Darstellung der menschlichen Kultur aller Zeiten ist!

Daß die weiteren zwei Bände der „Neueren Zeit", (die im Laufe des Jahrs 1908 publiziert werden sollen) und die drei Abteilungen der „Älteren Zeit" („Altertum", „Mittelalter" und „Orient", deren Veröffentlichung für 1909 in Aussicht gestellt) auf derselben Höhe stehen werden, wie jener, der heute schon vorliegt, dafür bürgen die Namen der Mitarbeiter Oncken, Brückner, Ulmann, Heigel, Darmstädter, Haebler, Lamprecht, Beloch, K. J. Neumann, G. Kaufmann, Friedensburg, Bezold, Conrady, Brockelmann und Stube. Ernst Haeckel wird die Entstehungsgeschichte des Menschen und Hoernes die Anfänge der menschlichen Kultur besprechen.

Was die Ausstattung des Werkes anlangt, dessen Einbanddecke Stuck komponierte, so ist sie einfach meisterhaft. Die zahlreichen beigegebenen Illustrationen sind durchwegs Meisterwerke und stammen zum größten Teil von Künstlern jener Epochen her, welche dadurch charakterisiert werden sollen. Faksimile interessanter Dokumente wechseln mit Reproduktionen einschlägiger Gemälde ab; daneben fördern Abbildungen von Münzen, Landkarten, Flugblättern, Karrikaturen und dergleichen das Verständnis des Lesers und Beschauers.

Es ist nur zu wünschen, daß Ullsteins Weltgeschichte jene allgemeine Verbreitung findet, die sie verdient. Dr. H. L. Rosegger.

Die Herrschaft des Alten.

An den kleinen Anfängen eines großen Reiches interessiert uns nachträglich manches, und man ruft es gerne in Erinnerung. So liest man in G. Ferreros „Größe und Niedergang Roms" (Stuttgart, J. Hoffmann) aus der ersten Zeit des aufkeimenden Reiches das folgende:

„Weil Rom es fertig brachte, barbarisch zu sein ohne die Laster der Barbarei, darum überwand es so viele gebildetere, aber durch die Laster ihrer eigenen Kultur geschwächte Völker. Die alte römische Gesellschaft läßt sich mit gewissen Mönchsorden vergleichen, bei denen in äußerst sinnreicher Weise Lehre, Beispiel, gegenseitige Kontrolle und Furcht zusammenwirken. Dadurch, daß jedes einzelne Mitglied einer solchen kleinen Gemeinschaft der Tyrannei der allgemeinen Meinung und Anschauung unterworfen und ihm jede Möglichkeit abgeschnitten wird, außerhalb dieser Gruppe zu leben, ist diese imstande, in jedem Individuum, mindestens für gewisse Zwecke, ein höheres Maß von Eifer, Selbstverleugnung und Zucht zur Reife zu bringen, als man von jedem von ihnen an sich erwarten könnte. Alles zielte im alten Rom darauf ab, in den oberen Klassen die Kraft dieser vereinigten Wirkung von Beispiel, Lehre und gegenseitiger Kontrolle aufrecht zu erhalten und stärker werden zu lassen: die wirtschaftlichen Verhältnisse, die Religion, die Einrichtungen, die Strenge der Gesetze, die Forderungen der öffentlichen Meinung, welche die mitleidslose Anwendung dieser Gesetze seitens der Väter gegen die Kinder und seitens der Gatten gegen ihre Frauen heischte, die Familie endlich, die erste Schule dieser harten Zucht der Geister. Zu dieser Zeit erblicken wir in der römischen Familie noch in vieler Beziehung ein Überbleibsel des patriarchalischen Zeitalters; sie glich einer kleinen Monarchie, mit dem Vater als unbeschränkten Herrscher an der Spitze: er allein durfte Eigentum besitzen, verkaufen, kaufen oder Verträge schließen. Er konnte vom Sohne unbedingten Gehorsam wie vom Diener verlangen ohne Rücksicht auf sein Alter oder das Amt, das er bekleidete. Den widerspenstigen Sohn durfte er davonjagen, ins Elend stoßen, in die Sklaverei verkaufen, zu Knechtsdiensten verurteilen;

Briefe eines Wiener Komikers.

In den „Papieren eines Wiener Verlegers“ *) finden sich unter vielen anderen Korrespondenten bekannter und berühmter Leute Briefe des Schauspielers Karl Blasel an den Buchhändler Leopold Rosner. Wir entnehmen denselben wundershalber die folgenden zwei Stücke:

(Linz, 4. 8. 1862.)

Lieber Freund!

Mann der gefälligkeit du wirst dir schön etwas denken daß ich deine liebenswürdigkeit so in anspruch genommen habe, und jetzt gar, wo du wie ich von meiner Frau gehört sehr in Liebe gefesselt bist und bedeutend Haar gelassen hast, muß dir ein Ritterdienst aus Freundschaft sehr ungelegen gekomen sein, aber für eine(n) Freund ect. Ich habe dir so lange nicht geschrieben weil ich den erfolg meines Gastspieles abwarten mußte, welcher ein glänzent(er) zu nennen ist . . . . . . Gespielt hab ich Mehlmesserpepi, Teufelszopf, Fuchs und habe trotz der nicht sehr besuchten Häuser, das Wetter ist zu schön und heiß, großartige Triumpfe gefeiert, wurde unzähligemal Gerufen, Lied Gute Nacht große wirkung auf die Mostschädln hervorgebracht, den es wird hier sehr viel geschlafen — Direktion aber schon sehr liebenswürdig, übriges Gesindl zieht freundliche Nasenlöcher, Na, du kennst sie die Brudt u. so sind sie Alle. —

Von Karlsbad ist noch nichts gekomen, wie hier ankamm habe ich in Gasthof gleich einen Meldzettl geschrieben mit meine(m) ganzen Nahmen aber nichts erfolgt Kreibig habe ich Alles gesagt, er wird sich schon annehmen um mich. In Karlsbad faule Bande, Himel netter Kerl und ein ausgezeichneter Episodenspieler aber keine ganze Rolle, und wenig lernen. — Lieber Bruder ich kann dich so nennen den unsere Väter müßen bei uns ein und denselben Höhepunkt erwischt haben, wie sie die Natur bei erschafung des schönen belauscht haben, den sonst hätten wir nicht so fein ausfallen können, deshalb lieber Zwillings Bruder mach für deinen Patschertern Zwilling ein bisl Lärm in den Zeitungen, den ich habe großes verlangen nach Wien! A! ein guten Spas muß ich dir schreiben, Fr. Krobeker Gastirte hier und spiel(te) in drei kleine Stüke, worunter zum Schluß Rattaplan gegeben wurde, das Stük hat aber noch nicht angefangen gehabt, so wurden im Parter die Zetteln für den nächsten Tag angeschlagen worauf stand Rattaplan auf Allgemeines Verlangen, ha ha große heiterkeit, überhaupt Regiss. sehr nachläßig, Stüke gehn sehr schlecht bei diesen verwandten Theater, hier ist Alles Verwandt, es bleibt mir nichts anderes übrig, als ich muß mir von meiner Alten ein Lizens geben lassen, und mich mit a paar verschwägern — . . .

Ist deine Frau Mama schon nach Wien gekommen meine(n) Handkuß, wenn Sie sich noch auf den Pester Lumpe(n) jetzt soliedr Eh he mann erinnert und wenn du zu uns nach Linz kommst aber ich glaube ich werde früher bei dir sein, wenn aber, dann sollst du den Blasel kennen lernen dann laß ich dir alle Wasser springen . . .

Du mußt nicht denken Du kommt ohne einer gefälligkeit fort O nein um die 4 f. kaufst du meiner Frau ein graues Bäreschtuch die in jeder Modehandlung zu bekommen sind und sende es her die alte hat nicht(s) umzubinden und hier kostenes 10 f. — jetzt weiß ich was du dir denkst, Saubagage mirsts Allerweil was haben.

Wie dich meine Frau grüßen laßt schreib ich gar net es könnte Eifersucht erregen.

Servus Dein Carl Blasel

Komiker der allerweil was braucht . . .

*) Herausgegeben von F. A. Mayer. Wien. W. Braumüller.

Der Mühe wert.

Und eines fänd' ich wert, die Müh'n zu tragen,
Wenn dir's gelingt, die Herzen zu verbinden,
Die selber sich in deinen Liedern finden,
Dich vor dem Zweifel retten und Verzagen.

Wenn deine Blitze irgend niederschlagen
In Hirn und Herzen, nicht in Nacht entschwinden,
Wenn irgend Hände froh den Kranz dir winden
Und heimlich Lippen warmen Dank dir sagen.

So, eins sich wissend mit verwandten Seelen,
Magst Buch um Buch du deine Gaben bringen:
Dich wird der Fluch der Einsamkeit nicht quälen.

Doch ungestört an öden Küsten singen
Und dich mit Wind und Wogenschlag bescheiden,
Heißt Mutterweh'n um — Totgeburten leiden.

Albin Schanil.

Das Gesindel.

Mir träumte zur Nacht, daß bis auf uns zwei
Die Menschheit ausgestorben sei;
Bis auf dich und mich. Wir waren allein
Wie Adam und Eva im Apfelhain,
Die ganze Welt war herrlich leer
Von allem Gesindel um uns her.

Da faßten wir, was die Mähre hieß
Vom Anfangsleben im Paradies.
Wir haben uns fest und fester umschlossen
Und Erdenseligkeit genossen.
Kein Pastor hat ja dazu gesagt,
Wir hätten auch keinen darum gefragt.
Und unsrer Liebesblüte Frucht
Ist rasch gereift von guter Zucht,
Hat uns rotbäckig angelacht
Und selbst schon neue Blüten gebracht.
Es wurden im Traume Sekunden zu Jahren
Und Kinder zu Enkel- und Urenkelscharen;
Es wallte rings die Menschenflut
Von unserm eignen Fleisch und Blut —
Und eh' wir's begriffen, wie's geschah,
War all das Gesindel wieder da
Und füllte die ganze Welt umher,
Als ob's nie ausgestorben wär'!

Wilhelm Jensen.

In der Sunnaseiten.

In der Sunnaseiten
Siegt man schon von weiten
Schön verputzt mit Lahm
Mei Daham.

In der Sunnaseiten
Bei den greimten Leuten
Werd aus Milch der Kas ...
Ernst, za Gspaß ...

In der Sunnaseiten
Gibt es guate Zeiten,
Weil durt Trauernis
Strafbar is.

In der Schattenseiten
Tan die Leut sich streiten,
Kummen ohne Witz
In die Hitz.

In der Schattenseiten
San die Zwidrigkeiten,
Granterei und Flaus
Gwiß za Haus.

In der Schattenseiten
Sollens Esel reiten.
Lach' mar, Sunnseitleut ...
Weils uns gfreut!

Karl Krobath.

gingen, da gingen sie nicht alle hinein; weil sie eben nicht alle hineingehen, so gehen sie alle hinein!"

Fataler Druckfehler. Sie hatten sich durch die Zeitung kennen gelernt, auf der kurzen Hochzeitsreise aber gleich lieb gewonnen. Ihm war übrigens alles recht — nur nicht das Essen in den Gasthöfen. Als sie in ihrem Heim landeten, war sein erster Wunsch, ein von den Händen seiner Frau bereitetes Mittagsmahl zu genießen. Und das Mahl kam — aber es war kein Genuß! Er konnte das auch nicht überwinden und machte mit umwölkter Stirn die Bemerkung: „Ja, liebes Weibchen, in der Annonce, die uns zusammengeführt, las ich doch, du hättest die **K**ochschule absolviert!" — Zitternd und bangend erwidert die junge Frau: „Das war ein Druckfehler; ich habe die **H**ochschule absolviert!"

Wahres Geschichtchen. Zum Beichtvater kam ein junger Mensch und berichtete, er habe trotz Polizeiverbot Kiebitznester ausgenommen. „Eine schwere Sünde ist dies", sagte der Beichtiger, „ich will dich jedoch absolvieren, wenn du versprichst, es nie wieder zu tun". Reuevoll versprach dies der Jüngling. Eines Tages kam dieser an der Stelle vorbei, wo sich die Nester befanden und sah zu seinem Erstaunen den Beichtvater die Eier aus den Kiebitznestern nehmen. Unbemerkt entfernte sich der junge Mensch. Am nächsten Sonntag erschien er bei dem Pastor. „Schon wieder eine Sünde begangen, mein Sohn?" fragte der Beichtvater. „Ja! Herr Pastor, ich habe ein Mädchen geküßt." „Dies ist eine große Sünde", sagte der Beichtiger. „Wo wohnt sie?" „Nein, Herr Pastor, das will ich lieber nicht sagen", antwortete der Sünder, „sonst geht's wie mit den Kiebitzeiern."

Bücher.

Hohenzollern-Anekdoten. Gesammelt und bearbeitet von Hermann Jahnke. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Den Habsburg-Anekdoten sind nun auch die Hohenzollern-Anekdoten gefolgt. Sie greifen nicht sehr weit in die alte Zeit zurück, sind aber in der Auswahl musterhaft. Zumeist charakteristische Züge sind es, tiefer greifend als Bonmots, die uns diese Hohenzollerngestalten durch Streiflichter lebenswahr enthüllen. Ist auch manches Geschichten dabei, das uns nicht gefallen kann, im ganzen muß man diese deutsch-derben Herren doch lieb gewinnen, wenn man die Sammlung durchgelesen. Das Volk zieht die Weltgeschichte gerne in Anekdoten ab und deswegen sind diese wichtiger als man glaubt. Sie konzentrieren künstlerisch die komplizierten Charaktere bedeutender Persönlichkeiten. M.

Dantes Göttliche Komödie in deutschen Stanzen frei bearbeitet von Paul Pochhammer. Mit einem Dante-Bild nach Giotto von E. Burnand. Zweite, wesentlich verbesserte Auflage. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Die poetische Wiedergabe des großen Gedichts hat eine sorgsame Feilung erfahren, die fast die Hälfte seiner 1500 Oktaven berührt hat. Wer diese deutsche „Göttliche Komödie" liest, wird fast nirgends mehr daran erinnert, daß er die Übertragung einer fremden Dichtung vor sich hat, und daß trotzdem der Gedanke Dantes überall aufs sorgfältigste erforscht und mit „innerer Treue" wiedergegeben ist, hat die Fachkritik schon der 1. Auflage gegenüber anerkannt. Sie wird bei der vorliegenden weitere Fortschritte nach dieser Richtung finden. Denn auch dem noch näheren Herangehen an den Urtext ist die erneute Durcharbeitung des poetischen Teils zugut gekommen. V.

Die Bühne ein Echo der Zeit. (1905 bis 1907.) Von Hermann Kienzl. (Berlin. „Konkordia." Deutsche Verlagsanstalt.)

Über dieses allen Theaterfreunden hochinteressante Werk sagt Martin Finder in der „Zeit" wohl das Zutreffendste: Kienzl ist selbst ein Dichter, ist also einer von denen, die das Zeugen und Schaffen kennen, und deshalb wird ihm vor der Gottähnlichkeit des Kritikers hie

Lieber Freund!

Was sagst Du zur Theater frage an der Wieden, unser Freund Strampfer ist Direktor, Prir hat mir schon geschrieben daß er auf mich rechent, was soll ich thun, was hört man in Wien über daß unternehmen he?? Ich bin bereits Stern erster Größe geworden daß kannst Du aus dieser Renzension ja sehen aber hier ist eine Sau wirthschaft, bei der Probe kommt jedes mit einen Hund dann lest man erst die Rolle und s. f. . . . meinen schönsten Dank für die schnelle Tüchl sendung in Trausgabe von Büchern. Onkel Richte war schon. Hier sende ich Dir Drei Gulden, und daß mich nicht nur freundschaft sondern auchs Gewießen drütt Dir zu Schreiben, so bleibe ich dir zwei Gulden Schuldig — bin ich ein schlaucher Kerl was? Mein Hansi sieht schon wieder sehr gut aus, Sie kocht zu Hause, kannst dir dieses umschießen denken, obst hergehst. Binders Liedspiel Gesellschaft ist hier, Binder liegt mir den ganzen Tag in den Ohren ich soll zu ihm gehn und soll Lieder-Spiel-Harfinist werden aber es muß ja net gleich sein es hat ja noch Zeit. Morgen ist Einer von Unsere Leut, Gott der Gerechte laß mich von Euern heiligen Geist umschweben daß er mich dazu erleuchte.

Schöner Poldi ich erwarte bald eine antwort und wenn keine zu große Hitz is bei euch, so kannst die dicke Frl. Katy von Weißhapl für mich Umarmen, Hergott is dö a Viech Arbat . . .

Walter Hansi Karl Grüße(n) herzlich —

J, A, Dein Freind Carl Blasel

Komiker in Sterz Land aber ohn Krammeln.

(Linz, 14. 8. 1862.)

Lustige Zeitung.

Verblümt. Gast (seine Hotelrechnung lesend): „Sagen Sie mal, Kellner, hat hier nicht der Schiller übernachtet, bevor er seine „Räuber“ geschrieben?“

Der Schreck. Tante (Märchen erzählend): „Es war einmal eine Königstochter, die hatte im Keller einen Schatz vergraben . . .“ — Anna (16jährige Schülerin einer höheren Töchterschule, dazwischenrufend, erschreckt): „Lebendig?“

Kühne Redefigur. Götz von Berlichingen stand mit dem einen Fuße im scheidenden Mittelalter, mit dem andern winkte er der herankommenden Neuzeit entgegen.

Der beste Verteidiger. Vor einem amerikanischen Gerichtshofe stand jüngst ein Mann, der wegen Diebstahls angeklagt war. Da er keinen Verteidiger hatte, bat der Vorsitzende einen der Advokaten, die zufällig im Sitzungssaal waren, mit dem Angeklagten einige Minuten zu konferieren und dann seine Verteidigung zu übernehmen. Die beiden Männer verlassen den Saal. Nach zwanzig Minuten kommt der Advokat zurück, aber allein. — „Nun“, fragte der Präsident, „wo haben Sie den Angeklagten?“ — „Der ist fort“, erwiderte der Advokat. „Sie haben mich doch beauftragt, ihm den für seinen Fall und zur Wahrung seiner Interessen am besten passenden Rat zu geben. Da er mir nun gestanden hat, daß er schuldig sei, bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß es für ihn am besten sei, wenn er sich aus dem Staube machte; das habe ich ihm auch geraten und er hat den Rat sofort befolgt.“

Die kleine Kirche. Fremder: „Sie, sagen Sie mir einmal, wie kommt es, daß das große Dorf hier eine so kleine Kirche hat? Da können doch die Leute unmöglich alle hineingehen!“ — Bauer: „Ja freilich, wenn die Leute alle hinein-

Aus den Papieren eines Wiener Verlegers 1858—1897. Herausgegeben von Friedrich Arnold Mayer. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1908.) Recht interessante Erinnerungen aus der Wiener und Österreichischen Schauspielerwelt jener Zeit. Die geistvollen Briefe Kürnbergers, die unorthographischen Briefe des Komikers Blasel schon für sich sind lesenswert. Z.

Der neue Jahrgang 1908 des deutschnationalen Taschenbuches mit Zeitweiser ist erschienen. (Innsbruck. Verwaltung des deutschnationalen Taschenbuches.)

Der völlig umgearbeitete neue 6. Jahrgang enthält Aufsätze von Fritz Bley-Berlin, P. Dr. Albrecht Wirth-München, Wilhelm Schwaner-Schlachtensee, Arthur von Wallpach-Innsbruck u. a., reiche Behelfe und Berechnungen, die neuesten statistischen Angaben aus Geographie, Volks- und Rassenkunde, Wirtschaftsleben und Politik; der Kalender ist einzig in seiner erschöpfenden Darstellung des deutschen Vereinswesens, des deutschen Burschentums, der Gliederung der nationalen Arbeiterbewegung, der Übersicht der gesamten deutschen Presse. V.

Büchereinlauf.

Werke von Hans Eschelbach (Köln, Albert Ahn): **Der Volksverächter.** Roman. — **Das Tier.** Roman. — **Erzählungen.** Diese beachtenswerten Bücher seien diesmal nur flüchtig angezeigt. Hoffentlich können wir gelegentlich Näheres darüber sprechen.

Dornenkronen der Liebe. Ein Schwarzwaldroman von Gustav Adolf Müller. (Wien. Akademischer Verlag.)

Es macht sich. Humoristischer Roman aus dem Berliner Leben von Erdmann Graeser. (Berlin. Hermann Seemann Nachfolger.)

Eine Faustnatur. Roman von Josef Kohler. (Berlin. Deutsche Verlagsanstalt „Concordia.")

Hauptmann Althaus. Roman eines Offiziers von Willy Scharlau. (Hamburg. Gutenberg-Verlag. 1908.)

Kellüms humoristische Erzählungen aus dem Jägerleben. Von Ludw. Joh. Müller. Zweiter Teil. (Dresden. E. Pierson.)

Was aus ihnen wurde. Drei Novellen von E. Müllenhoff. (Gießen. Alfred Töpelmann.)

Das siebente Sakrament. Von Louise Zakostelski. (Dresden. E. Pierson.)

Schlemihle. Drei Novellen von Richard Schaukal. (München. Georg Müller. 1908.)

Bingo und andere Tiergeschichten. Mit vielen Illustrationen von Ernest Seton Thompson. (Stuttgart. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde.)

Blumenmärchen von Anna Schmitt-Podhajsky. (Wien, Ambros Opitz Nachf.)

Beiträge zur Naturgeschichte der Tanten und Onkel. Ein fröhlich-ernstes Kapitel von Otto Emanuel Enskat. (Dresden. E. Pierson.)

Allerlei Geschichten aus dem Dorf. Von Ruth Voigtländer-Tetzner. (Dresden. E. Pierson.)

Flakuner. Tragödie in sechs Aufzügen von Lenz Hofmann. (Traunstein. Verlag des Verfassers. 1908.)

Wilhelm Bienner, Kanzler von Tirol. Drama in drei Akten von Karl Streiter. (Linz. Oberösterreichische Buchdruckerei und Verlagsanstalt. 1907.)

Lieder eines Heimkehrenden. Von Heinrich Bredow. (Hamburg. Konrad H. A. Kloß. 1908.)

Erste Flügelschläge. Jugendgedichte von Kurt Brun. (Berlin. Kurt Wigand. 1907.) Jugendsangeslust, einiges frisch und anmutig, aber zu epigonenhaft.

Lieder aus der kleinsten Hütte. Von Max Bewer. Dritte, vermehrte Auflage. (Dresden-Laubegast. Goethe-Verlag. 1908.)

Für König und Vaterland. Patriotische Gedichte von Gustav Ebner. — **Mein Heimatland.** Gedichte von Gustav Ebner. (Preßburg. Selbstverlag. 1907.)

Am Jungbrunnen. Von Georg von Oertzen. — **Am offenen Fenster.** Von Georg v. Oertzen. (Karlsruhe. Friedrich Gutsch.)

Dideldumdei. Schlesische Gedichte von Karl Klings. (Breslau. Franz Goerlich.)

Beiträge zu einer optimistischen Weltauffassung. Von Prof. Dr. Elias Metschnikoff. Mit Erlaubnis des Verfassers ins Deutsche übersetzt von Heinrich Michalski. Mit 27 Textabbildungen. (München. J. F. Lehmann.)

Helden. Bilder und Gestalten von Friedrich Lienhard. (Stuttgart. Greiner und Pfeiffer.)

Kulturgeschichtliche Streifzüge. Von Dr. Ernst Schultze. 1. Band: „Aus dem Werden und Wachsen der Vereinigten Staaten." (Hamburg. Gutenberg-Verlag. 1908.)

Der Moderne Roman. Ein Betrag zur Literaturgeschichte von Karl Schmitt. (Osnabrück. G. Pillmeyers Buchhandlung. 1908.)

Landestrachten. Von Julius Wallach. (München, Petersplatz.)

Mutterschaft. Werden, Pflege und Erziehung des Kindes von Klara Ebert-Stockinger. (Leipzig. Karl Lentze.)

Großes Handarbeitsbuch. Von Hermine Steffahny. 26 Lieferungen. (Leipzig. W. Vobach & Ko.)

und da bange. Kienzl ist, wie manche andere Dichter, durch allerhand private Umstände, Erwerbsnotwendigkeit u. s. w. an die Tagesschriftstellerei gebunden. Aber gerade in dieser Tätigkeit merkt man, daß er ein Künstler ist, ein Mensch, der auch außerhalb des Schnelldruckbereiches Güter besitzt. Man merkt das an dem intensiven Nachspüren, an dem tieferen Begreifen, das er anderen Werken entgegenbringt. Die Nurkritiker verstehen — manchmal — was ein Dichter geschaffen hat. Kienzl aber versteht immer auch, wie etwas geschaffen wird. Das unterscheidet ihn. In seinen Kritiken ist nicht der Dünkel, nicht die Frechheit, nicht der heimliche Haß, womit sich sterile Artikelschreiber als unfehlbare Richter aufspielen, sondern es ist immer ein Klang von Respekt, von gutem Willen und von geistiger Verwandtschaft. Die Kritiken von Kienzl sind ausgezeichnet, weil sie nicht vom Papier, nicht vom Literarischen, sondern vom Lebendigen ausgehen und weil da eine Persönlichkeit spricht, die imstande ist, ein anderes Schicksal mitzufühlen.

J. J. David's Gesammelte Werke. Herausgegeben von Ernst Heilborn und Erich Schmidt. In sechs Bänden. 1. Band: Gedichte. „Das Höferecht." — 2. Band: „Die Wiedergeborenen." „Hagars Sohn." „Blut." — (München. R. Piper & Co.)

Der seltsame Reiz von Davids Dichtungen liegt in ihren schweren Schatten. Sie sind seelische Niederschläge eines glücklosen, doch persönlich sympathischen Menschen. Wenig Sonnenschein, nicht viel Humor. Im Geleise des alten Literaturganges schreitet der Dichter mit seinem Werke ernst und düster mit einer eigenartigen Kraft dahin, nur daß da und dort ein liebes Kindergesichtlein durch die Büsche lugt. Erich Schmidt, der persönlich mit J. J. David vertraut gewesen und der die auf vier Bände berechnete Ausgabe mit einem Vorworte versah, hält große Stücke auf Davids Dichtungen. Es wäre zu wünschen, daß die Lesewelt auf diesen Tenor einginge. Wir neigen ebenfalls zu großer Anerkennung und die noch zu erscheinenden zwei letzten Bände dürften uns darin bestärken. L. Z.

Das letzte Märchen. Ein Idyll von Paul Keller. (München. Allgemeine Verlagsgesellschaft.)

Ein souveräner Übermut. Lustig im hohen Grade, doch der Humor nicht von derselben Art wie in Kellers „Sohn der Hagar," wo er, dem Leide gegenüberstehend, echt und naiv ist, während er hier im Kopfe ausgedacht wurde. Aber die Phantasie im „letzten Märchen" ist zu bewundern. Das Buch ist für erwachsene Kinder, die aber Grütze im Kopf haben müssen, um es ganz ausgenießen zu können. Z.

Frau Julie. Ein Lebensbild. Von A. l'Houet. (Osnabrück. Karl Otto Früh. 1908.)

Das Büchlein liest sich so gemütlich und herzig, bietet so schöne, rührende und vorbildliche Züge, daß man ihm weitere Verbreitung wünschen muß, als es in seiner schlichten Form vielleicht selbst beansprucht. Besonders rührend ist das letzte Kapitelchen, in welchem der Frau Julie das liebste Kind nach Chile auswandert und wo auf ihren 60. Geburtstag vergessen wird. Das Büchlein ist Peter Rosegger zugeeignet. Z.

Ruheloses Herz. Gedichte von A. de Nora. (Leipzig. L. Staackmann. 1907.)

Das sind außerordentliche Gedichte. Schade, daß man sie dem Volke nicht empfehlen darf. Der Feuersgefahr wegen. Es brennt und knistert und explodiert. Anderseits gibt es Lieder darunter, die man weit verbreitet wissen möchte, so echt sind sie, so deutsch rein sind sie. Etliche davon drucken wir demnächst ab. Dann mags der kluge Leser vorsichtig mit dem ganzen Bändchen wagen. Z.

Wolffs poetischer Hausschatz des deutschen Volkes. Völlig neu durch Dr. Heinrich Frankel. Mit einem Geleitwort von Dr. Wilhelm Münch. 31. Auflage. Erweiterte Ausgabe. (Leipzig. Otto Wigand.) Dieses in vielen hunderttausenden Exemplaren verbreitete Volksbuch bedarf keiner weiteren Empfehlung. Es ist wirklich ein Hausschatz. Z.

Das Sexualleben unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur von Dr. med. Iwan Bloch. (Berlin. Louis Marcus.)

In glücklichster Weise löste der Verfasser das Problem, den für die Allgemeinheit ebenso interessanten als verfänglichen Stoff in gemeinverständlicher Form behandelt zu haben, ohne der Wissenschaftlichkeit seiner Darstellung Eintrag zu tun. Dr. Bloch, dessen Name schon durch andere Werke einen guten Klang besitzt, behandelt dieselben Themen, die Krafft-Ebing in seiner „Psychopathia sexualis" zum Gegenstand nahm, aber seine Darstellung berücksichtigt die Ergebnisse der modernsten Forschung und basiert sowohl auf den eigenen ärztlichen Erfahrungen, wie auf der einschlägigen Literatur aller Kulturvölker. Mit seiner Psychologie suchte er ein Führer durch die Irrgänge der menschlichen Psyche zu sein und bietet allen im öffentlichen Leben Stehenden, sowie jedem gereiften Menschen ein großes, übersichtlich geordnetes Material zur Beurteilung dunkler Fragen des modernen Sexuallebens, das verstanden werden muß, wenn die zeitgenössische Kultur überhaupt verstanden werden will.

Daß das Buch für unreife Köpfe, vor allem für die Jugend nicht geschrieben wurde, betont der Autor selbst. Dr. H. L. R.



Herr Prack von Asch.*)

Herr Prack von Asch, genannt „der Hund“,
Er führt ein schwarzes Brackentier
Auf seines Schildes Silbergrund,
Und freut sich dieser Zier.
Er heißt ein edler Ritter wohl
Und Herr und Landmann von Tirol,
Doch wird im Ennebergerland
Er nur der „schwarze Hund“ genannt.
Das freut Herrn Prack von Asch.

Herr Prack von Asch, genannt „der Hund“,
Er reitet aus dem Felsversteck
Von seiner Burg zu Talesgrund
Als wilder Bauernschreck.
Er schnuppert durch die Morgenluft:
„Was kommt dort für ein Bauernschuft?
Wüßt nicht, was mir verhaßter ist,
Als Bauernruch und Bauernmist!“
So spricht Herr Prack von Asch.

Ein Bäuerlein mit seiner Kuh,
Es torkelt aus dem Stall heraus.
Herr Prack hält sich die Nase zu
Und spuckt im Bogen aus.
Die Nase dieses edlen Herrn
Sie schnuppert Bauernmist nicht gern.
Jedoch Geduld, es kommt die Frist,
Da Mist von hohem Werte ist,
Auch für Herrn Prack von Asch.

Wohl in der tiefen Wildseeschlucht
Umzingelt ihn der Feinde Schar.
Den Berg hinauf in jäher Flucht
Entklimmt er der Gefahr.
Die Feinde wittern seine Spur,
Wie flieht er, wie entkommt er nur?
Da steht ein Bauernhof im Wald,
„Versteckt mich, aber gut und bald!
Ich bin Herr Prack von Asch!“

Der Bauer spricht und lächelt Hohn:
„Bringt mir die Rettung reichen Sold?“
Es schreit Herr Prack: „Euch wird zum Lohn
Ein Beutel schwer mit Gold!“
Der Bauer spricht: „Zu diesem Zweck
Weiß ich kein besseres Versteck,
So wahr ich bin ein guter Christ,
Als hier in diesem Haufen Mist!
Wohlan, Herr Prack von Asch!“

*) Gabriel Prack von Asch, fürstbischöflich brixner'scher Hauptmann, berüchtigter Bauernschinder. 1470 . . . Familie Prack von Asch, Tiroler Uradel, im XVIII. Jahrhundert verarmt. Mit Franz von Prack, Universitätspedell (!), und Leopold von Prack, Heizer des Appellationsgerichtes (!) zu Innsbruck, starb das Geschlecht aus. (Siehe Schematismus für Tirol, 1805).

Eine Bitte an die Steiermark!

Vaterländischer Gemeinsinn in Steiermark hat vor kurzem eine Heilstätte für Brustkranke errichtet, die Tuberkuloseheilstätte Hörgas bei Gratwein, zur Heilung leichterer, zur Verhütung schwerer Brustkrankheiten, die in unserer Zeit immer drohender werden. Diese Heilanstalt kann nur Männern zugute kommen. Aber der ritterliche Steirer vergißt auch der Frauen nicht, die ja der tückischen Krankheit besonders ausgesetzt sind.

Die Männerheilanstalt hat rund eine Million gekostet und ist durch Privatbeiträge und durch Stiftungen in kurzer Zeit zustande gekommen. Nachdem diese sich so segensreich bewährt, wird — ich hoffe es — die zweite Anstalt um so sicherer gestiftet werden, als sie jenen zugute kommt, die stets so aufopfernd und liebreich an unserem Krankenbette walten. Nicht willig, nein, freudig wird man spenden zur Gründung einer

Tuberkulose-Heilanstalt für Frauen.

Darin ist ja unsere Zeit groß, daß sie, trotz aller scheinbaren Eigennützigkeit, weitschauend und opferwillig der Zukunft gedenkt. Unser soziales und politisches Haupttrachten besteht oft rührend selbstlos in Vorbereitung besserer Zustände, die wir nicht mehr erleben.

Da können wir doch am allerwenigsten gleichgültig bleiben, wenn es sich handelt um das Notwendigste und Segenvollste unserer Nachkommenschaft, unseres Volkes — um gesunde Mütter. Und der humanen Tat wollen wir eine besondere Weihe verleihen.

Wir traten nun in das sechzigste Jahr der Regierung unseres Kaisers. Heiß verlangt es unseren Herzen, dem Himmel zu danken für das beispiellos gütige Geschick, das uns den geliebten Landesvater erhält und beschützt. Nun wissen wir aber, daß der Kaiser zu dem bedeutsamen Gedächtnisse nicht prunkvolle Feste wünscht, sondern in schlichter Treue vollführte Werke der Barmherzigkeit und des Gemeinwohles. In diesem Sinne haben wir uns vorgenommen, zur dankbaren Jubiläumsfeier das Werk von Hörgas zu vollenden. So ergeht nun ein herzliches Bitten an Stadt und Land um liebreiche Spenden zur Errichtung einer Heilanstalt in Steiermark für brustkranke Frauen aus dem Volke.

Meinen hochherzigen Heimatsgenossen vertrauend, bin ich der Zuversicht, daß jeder nach seinen Kräften dazu beitragen wird, damit dieses Denkmal der Liebe sich bald aus dem Erdgrunde erhebe. Peter Rosegger.

Spenden werden entgegengenommen in der Kanzlei des Vereines zur Bekämpfung der Tuberkulose in Steiermark, Graz, Hans Sachsgasse 1, sowie bei sämtlichen k. k. Bezirkshauptmannschaften Steiermarks.



Postkarten des „Heimgarten“.



V. H., Wien. Über Richard Schaukal plaudert er selbst in den „Mitteilungen der Literarischen Gesellschaft“ (1907, Heft 7), Wien. Lesen Sie, was er über seine dichterische Produktion und seine Werke sagt. Selbst ein Schaffender, dürften Sie Verwandtes mit ihm fühlen und denken. „Sehr begreiflich bleibt's, daß ‚Großmutter‘ eine breitere Gemeinde zählt als der ‚Balthesser‘. Sehr begreiflich, daß anderseits dieser besser unterhält denn ‚Kreisler‘, der wohl vielen allzusehr im eigenen Feuer flammt. Aber was ich beteuern muß, ist dies: keines der drei so grundverschiedenen Bücher steht mir näher oder ferner im Wesen. Alle drei sind so organisch aus mir, wie ein Mensch Ohren, das ist Knorpel, und Augen, das ist Glaskörper, und dazu noch Bart- und Kopfhaare und Nägel aus Hornmasse hat. Weder ist das Ohr noch der Fingernagel ‚wahrer‘. Alle sind eben da und konstituieren nicht den Begriff, sondern die Existenz ‚Mensch‘. Ich hasse Literaten, und verstehe darunter Menschen, die ohne Grund und ohne Zweck schreiben, Menschen, die erst im Schreiben sich als — Schreibende empfinden. Dichter nenne ich Menschen, die manchmal schreiben müssen. Ich kann oft monatelang nicht schreiben. Mir fällt natürlich allerlei ein. Aber nur das Notwendige wird.“ Sollten nicht auch wir manchmal ähnliche Gedanken haben?

L. M., Klagenfurt. Ihres lieben Landeslustiges Lei-Liedel lautet:

Ja liab nur lei, liab nur lei mi,
Liab ja lei i nur lei di.
Bist ja lei du nur lei mein!
Bin ja lei i nur lei a nur lei dein.
Ja lei bin ja lei i nur lei a nur lei dein!'

Ja halſ nur lei, halſ nur lei mi,
Halſ nur lei i nur lei di.
Bist ja lei du nur lei mein!
Bin ja lei i nur lei a nur lei dein
Ja lei bin ja lei i nur lei a nur lei dein'

(Geschlossen am 20. Jänner 1908.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Böck. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

wie toll und hasteten gleichfalls der Türe zu. Ja, was wollten sie denn, wo sollte diese wahnwitzige Promenade endigen?

Ich stürzte mich zwischen meine besessenen Möbel und wollte sie aufhalten. Mit ausgebreiteten Armen suchte ich ihnen den Ausgang zu versperren. Umsonst, sie tobten noch ärger, und gerade mein kostbarer Liebling, der Bouleschreibtisch verwußte sich nicht vor Wildheit. Er hätte mich jedenfalls umgerannt, wär' ich nicht zur Seite gesprungen; aber mit dem linken, hochgehobenen Vorderfuß trat er mit Absicht nach mir und traf mich am Knöchel recht empfindlich.

Wieder lief ich in den Vorraum, wo meiner neue Schrecken harrten.

Bei der offenen Schreibzimmertür kamen die hochlehnigen Sessel paarweise heraus, wie ein Mädchenpensionat. Und plötzlich erfolgte ein furchtbarer Krach, dem lautes Klirren folgte.

Die Kredenz hatte gewaltsam die Eingangstür gestürmt, und deren Scherben waren natürlich diesem Beginnen zum Opfer gefallen. Nun torkelte das Ungetüm gerade die Steinstufen zum Garten hinab, und jetzt, da der Weg frei war, eilte das sämtliche Schreibzimmermobiliar ihr nach, hinaus ins Dunkel.

Ich setzte mich in meiner Verzweiflung auf die zum Oberstock führende Treppe und sah dem sonderbaren Auszug meines ganzen Hab und Gutes zu. Es war ja nichts zu machen, aufhalten ließen sie sich nicht.

Wohin sie wohl wandern mochten? Ich war dermaßen wie vor den Kopf geschlagen, so mürbe gemacht von dem rätselhaften Unglück, das diese Möbelflucht für mich bedeutete, daß mich nicht einmal eine Spur von Neugier anwandelte.

Unsanft fühlte ich mich plötzlich an der Schulter gestoßen und dadurch meinen Gedanken entrissen. Ich blickte auf. Es war mein Waschtisch mit der schweren Marmorplatte, der herabgeschwankt kam.

‚Ach bist du auch schon da?' sagte ich, und es blieb mir nichts übrig, als ihm auch noch Platz zu machen. Mit seinem furchtbaren Gewicht bildete er ja eine Gefahr.

Jetzt war also alles auf den Beinen. Nur mein gutes, englisches Messingbett hatte ich noch nicht unter den Flüchtigen gesehen. Kaum hatte ich's gedacht, ward mir selbst diese Illusion geraubt. Da stand es ja zu Häupten der Stiege und schien noch unschlüssig, wie die Sache anzugehen sei, denn langsam, vorsichtig tastete es mit dem einen Fuße. Wie ein Kurzsichtiger kam es mir vor, der sich fürchtet einen schlechten Tritt zu machen. Die Pölster waren bedeutend unternehmender. Lustig, übermütig kugelten sie die Stufen hinab. Es sah geradezu komisch aus, für einen Unbeteiligten ganz gewiß, mir aber ward die Geschichte immer tragischer, ich lachte nicht.

Herr Prack von Asch, er springt hinein,
Er prüft nicht lang, wie sehr es stinkt.
Er zappelt in den Mist hinein,
Wie einer, der ertrinkt.
Der Bauer legt in guter Ruh
Noch manche Schaufel Mist dazu,
Türmt auf, soviel als er vermag,
Als wär's ein frommer Erntetag.
O weh, Herr Prack von Asch.

Drei Stunden saß er so darin,
Im fürchterlichen Jauchequalm.
Was da Herrn Prack ging durch den Sinn,
Das war kein frommer Psalm.
Solch grausen Pestilenzgeruch
Bannt nicht der grimmste Ritterfluch,
Was er gerochen dazumal,
Ging über jede Höllenqual.
O weh, Herr Prack von Asch.

Und als die dritte Stund' herum,
Es kriecht Herr Prack heraus und schaut
Um sich so unermeßlich dumm,
Da lacht der Bauer laut.
„O Bauernscheusal, das du bist,
Wie infernalisch stinkt dein Mist!“
Er zieht das Schwert mit wilder Hand
Und spießt ihn an die Scheunenwand.
So dankt Herr Prack von Asch.

Die Bauern und die edlen Herrn
Es trennt sie eine tiefe Kluft,
Die beiden riechen sich nicht gern,
Das liegt so in der Luft.
Drum besser ist's auf dieser Welt,
Wenn jeder fein für sich behält —
Der eine seinen Hochmutsdrang,
Der and're seinen Dunggestank.
Das lehrt Herr Prack von Asch.

Franz Karl Ginzkey.

Die Möbel des Herrn v. Cramm.

Novelle von **Mary Gräfin Oberndorff.**

(Schluß.)

Im Vorraum der Villa eine Unordnung nicht zum sagen; alles verstellt. Die Türe geöffnet nach innen, ich konnte mich gerade noch bei einem Spalt hineinzwängen. Sie weiter aufzubringen war unmöglich, die große Kredenz aus dem Speisezimmer stand breitspurig, die Passage versperrend.

In meinem Schreibzimmer polterte es, daß mir angst und bang wurde um all meine schönen Sachen. Eine so brutale Behandlung waren sie nicht gewöhnt. Und dann . . . überhaupt: Ich wußte gar nicht mehr, wo mir der Kopf stand. ‚Ruhe!‘ rief ich mit Stentorstimme. Es lärmte um so ärger.

Staunend bemerkte ich, daß die Kredenz sich zu bewegen anfing. Der Koloß schwankte nach rechts, in meiner Richtung; die Teller, die er in seinem Innern barg, klapperten hierbei bedrohlich, und das Silber in den Laden begann sich vernehmen zu lassen.

Schreck und Zorn packten mich. Ich dachte an die schönen Vieux-Vienne-Teller, die das Ungetüm so achtlos durcheinander warf. Der Gedanke war unerquicklich. Ich fühlte in meiner Entrüstung schließlich nicht mehr, daß die Geschichte eigentlich sehr unheimlich war. Ich dachte nur daran, daß alles in Scherben ging.

Zitternd eilte ich zur Schreibzimmertür. O Gott! was sah ich! Der Bouletisch kam mir schon entgegen, und hinter ihm drein war der große Armstuhl aus der Fensternische. Und die hübschen kleinen Sessel, die ich im vorigen Jahre in der Weihburggasse gekauft hatte, gebärdeten sich

Als ich wieder zu mir kam, entdeckte ich, daß ich in einem Raume war, den ich früher nie betreten hatte. Ein kleines, freundliches Zimmer, die Einrichtung sehr einfach, aber alles nett und rein. Natürlich dachte ich sofort darüber nach, was eigentlich mit mir geschehen war und warum ich mich nicht in meiner Villa in Mödling befand.

Da bemerkte ich, daß ein Herr, den Rücken mir zugekehrt, beim Fenster stand. Bevor ich ihn ansprach, betrachtete ich ihn genauer. Er hatte graues, lockiges Haar, das seinen Kopf wie eine gesträubte Mähne etwas wild umgab, sein Körperbau war groß und massig.

‚Ich bin wirklich neugierig, wer das sein kann', dachte ich und wartete mit einem gewissen Befremden der Dinge, die da kommen würden.

Plötzlich, als ob er meinen Blick gefühlt habe, wandte sich der Unbekannte mir zu und hatte eine sichtliche Freude darüber, daß ich ihn erstaunt musterte. Bald wußte ich, daß er mein Arzt war und ich mich schon etliche Wochen bei ihm befand, da ich eine schwere Krankheit durchgemacht hatte.

Ich war noch so schwach und elend, daß ich mir anfangs an diesen Tatsachen genügen ließ; je kräftiger ich aber wurde, desto mehr drängte es mich, alles zu erfahren, was sich in der letzten Zeit mit mir ereignet hatte. So hörte ich denn: Ich sei bei meinem Advokaten von einem heftigen Nervenfieber befallen worden, weswegen man mich zu Dr. Erhardt gebracht, der ein Spezialist dieser Krankheit sei und stets wohl ein Dutzend Patienten bei sich habe. Er war der große Herr, den ich am Tage meines geistigen Wiedereintrittes ins Leben beim Fenster gesehen hatte. Bald fielen mir auch die Umstände genauer ein, die die Ursache meines Leidens gewesen waren.

Natürlich fragte ich den Doktor, was man von meinen Möbeln erfahren hatte. Die Nachricht lautete nicht günstig. Vorderhand wisse man noch nichts Genaues, aber mein Advokat gebe sich die erdenklichste Mühe, ich dürfe die Hoffnung nicht sinken lassen.

‚Jedenfalls sehen Sie sich die Unglücksstätte einstweilen nicht wieder an', meinte er, ‚denn ich fürchte, Sie könnten am Ende wieder rückfällig werden und nun ist Ihr Organismus ohnehin geschwächt. Am besten wäre es, Sie würden möglichst bald eine Erholungsreise unternehmen, sich recht zerstreuen und in gesunder Luft Ihre angegriffenen Nerven stärken. Ein Aufenthalt im Gebirge wäre das Richtige für Sie, da würden Sie neu aufleben, glauben Sie mir."

Warum hätte ich ihm nicht glauben sollen? Sobald er mich genügend hergestellt fand, packte ich zusammen, fuhr zuerst ins Salzkammergut und dann immer weiter in die Berge hinein.

Ach, unsere Alpenwelt mit ihren starren, ewigen Gletschern und ihren grünen Matten! Da wurde mir das Herz so weit und froh, ich glaube, ich bin um Jahre jünger geworden in diesen Wochen.

Was sollte ich beginnen in dem öden Hause, in dem mich die leeren Mauern gespenstisch anstarren würden? Davon, daß ein solcher Aufenthalt nicht komfortabel wäre, gar nicht zu reden. Ein Gefühl unendlicher Qual krampfte mir das Herz zusammen. Nur fort, dachte ich, nur fort.

Von meinem Anton keine Spur, ich war die einzige lebende Seele weit und breit. Es packte mich unnennbares Grauen.

Zum Glück hatte die Wertheimkasse das Haus noch nicht verlassen. Trotzdem sie schwankte und bockte, sperrte ich sie auf, entnahm ihr mein sämtliches Bargeld, alle Papiere und Wertsachen. Eine große Handtasche war noch aufzufinden, in die packte ich alles hinein und floh dann selbst, wie von Furien gehetzt, in die Nacht hinaus.

Auf allen Wegen in dem kleinen Garten war's lebendig; schwarze Schatten in allen Größen schwankten und torkelten einher, alle, alle meine schönen, mühsam zusammengetragenen Sachen, mein ganzes Mobiliar, das mein Stolz und meine Freude gewesen.

Können Sie sich vorstellen, meine Herren, was das heißt für einen passionierten Sammler, wie ich immer war, so alles, alles verlieren? Das ist ein Schlag, von dem man sich nimmer erholt."

Hatte ich begreiflicherweise etlichemale gegen meine Lachlust ankämpfen müssen, jetzt war ich sehr ernst geworden. Ich begriff natürlich, daß sein Unglück ein Wahn war, aber schien es ihm deswegen kein Unglück?

„Was haben Sie denn unternommen, Herr v. Cramm?" fragte ich teilnahmsvoll. „War keine Spur der Flüchtigen zu entdecken?"

Er schüttelte den Kopf. „Ach nein! Ich fuhr damals noch in derselben Nacht zu meinem Advokaten nach Wien. Drei Uhr war's, als ich ihn mit meinem Sturmläuten aus den Federn rüttelte. Anfangs war er sehr erstaunt, versprach aber sofort, energische Maßnahmen zu ergreifen und die Polizei zu benachrichtigen. Er bat mich, einstweilen in seinem Arbeitszimmer zu warten, er würde bald wieder bei mir sein. Nach einer kleinen Stunde kehrte er in Begleitung eines Herrn, den er mir als Detektiv vorstellte, wiederum in seine Wohnung zurück. Dieser ersuchte mich in liebenswürdigster Weise, die ganze merkwürdige Angelegenheit genau zu schildern, und schien hierüber eingehende Notizen zu nehmen.

Mein abermaliger Bericht regte mich aber furchtbar auf, dazu kam der Nervenchok, den mir die unheimlichen Szenen schon vorher gegeben hatten . . . ich fühlte, daß mich das Fieber schüttelte, meine Zähne schlugen zusammen wie im Frost. Es war mir, als drehe sich das Zimmer rund um mich her, die Stimmen der beiden Herren drangen wie aus weiter Ferne an mein Ohr, ich wollte sprechen, umsonst . . . ich vermochte nicht mehr meine Gedanken zu sammeln, da muß ich wohl in eine tiefe Ohnmacht gesunken sein.

manche von ihnen mit ausgesprochen orientalischem Typus. ‚Gewiß bin ich im Judenviertel', dachte ich.

Stehenbleibend musterte ich die Firmenschilder der außerordentlich primitiv aussehenden kleinen Läden.

Das waren die unverfälschtesten Hebräernamen, die man nur träumen konnte. Lauter Baruchs, Isacke, Kohns &c. Wenig einladende Dinge in den Schaufenstern, deren manche zersprungen, von Schmutz fast erblindet waren.

Weiter ging ich und weiter. Da gewahrte ich von ferne ein grellrotes Schild, es stand quer in die Gasse hinein. ‚Trödlerei' war darauf zu lesen in großen, schwarzen Lettern, und eine Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger wies nach einem schmalen giebeligen Hause. Schmierig und alt war es wie die übrigen, der Oberstock etwas vorstehend.

‚Trödlerei', das Wort frappierte mich. Was wohl in dem kleinen Laden verkauft wurde? Wertloses Gerümpel, oder von Herrschaften abgelegte Garderobe? Oder nannte sich der Mann nur bescheiden einen Trödler, weil er für die Dinge, die er erstand, wenig zahlen wollte, und brachte er, mit der seiner Rasse eigenen Findigkeit irgendwie wertvolle Sachen an sich, für die deren Besitzer das Verständnis gefehlt, und die er dann an elegante Antiquare weitergab? Ich wußte aus eigener Erfahrung, daß sich oft ein Objekt von Wert in die unbeachtetsten kleinen Läden verirren kann. Das rotleuchtende Firmenschild hatte seinen Zweck nicht verfehlt, es zog mich mächtig an.

Bald stand ich vor einer schmutzig grauen Tür, die schief in den Angeln hing. Ihr Oberteil war von Milchglas, ziemlich schadhaft, die Schwelle eben so breit wie die Seitenansicht des Auslagefensters. Einen Blick nur warf ich in dieses.

‚Lauter Plunder', damit hatte ich dessen Inhalt ein rasch erledigendes Urteil gesprochen. Der wertvollste Gegenstand war noch ein heiliger Georg aus Majolika. Aber es fehlten ihm beide Arme und seinem Rosse der Kopf. Den mochte ein anderer kaufen, wenn er Lust hatte.

Wie ich mich wandte, um einzutreten, stieß ich mit dem Arm hart an einen Gegenstand. Zwei Sessel, mit den Sitzen gegeneinander aufgestapelt, standen hier, als überflüssige Hindernisse, beinahe auf der Gasse.

Nachdem sie sich so unangenehm bemerkbar gemacht hatten, nahm ich sie in näheren Augenschein, und . . . ich glaubte, der Verstand würde mir stillestehen vor Staunen . . . wahrhaftig, die beiden waren aus meinem Mödlinger Speisezimmer.

Ich hätte wohl nur an eine täuschende Ähnlichkeit geglaubt, aber, da der eine verkehrt stand, fiel mein Blick sofort auf meine an der

In Tirol bin ich gewesen, die Schweizer Seen habe ich besucht, sogar auf die Berge bin ich geklettert. Nicht gerade tollkühn, dazu war mir die Elastizität abhanden gekommen, aber von den kleineren Gipfeln habe ich manchen bestiegen. Und wenn ich dann ganz oben stand, so schien ich mir ein König und atmete stolz die herbe Höhenluft. Da vergißt man jede Sorge, die einen quält unten im Tal. Aber leider kann man nicht ewig ausbleiben; ich mußte endlich langsam heimwärts streben.

Innsbruck berührte ich auf dem Rückwege, verblieb dort ein paar Tage; dann wollte ich in einem nach Wien fahren. ‚Aber,' überlegte ich plötzlich, ‚wie wär's, sich auf dieser Route noch ein oder das anderemal aufzuhalten?' Vielleicht war's die Angst vor den leeren Wänden, die mich in meiner ehedem so reizend möblierten Villa gespenstisch anstarren würden, die machte, daß ich die Heimkehr immer wieder ein wenig hinausschob.

Schon dachte ich daran, gar nicht mehr nach Mödling zurückzukehren, das Haus mit allem Drum und Dran an irgend jemand zu vermieten. Ganz im reinen mit meinen Plänen war ich noch nicht.

Hier in N. machte ich meine erste Station, und denken Sie nur, ich bin nie mehr über diesen Ort hinaus gekommen. Da sieht man wieder einmal, wie das Leben so oft einen ganz andern Lauf nimmt, als man jemals gedacht hätte.

. . . Es war am 27. September vor acht Jahren, daß ich eines Abends in den hiesigen Bahnhof einfuhr. Schon herbstelte es stark, das Laub der Bäume war gelb und rot. Ein Windstoß fegte welke Blätter über den Platz vor dem Stationsgebäude, da ich mir einen Wagen herbeirief.

Ich ließ mich ins Grand Hotel führen, nach der Ansicht des Fiakerkutschers das beste in der ganzen Stadt.

Totmüde ging ich früh zu Bett. Nachdem ich mich die letzten Wochen viel zerstreut und körperlich angestrengt hatte, war meine Abneigung gegen schlafende Mitbürger glücklicherweise stark im Abnehmen begriffen. Ich dachte de facto kaum mehr an die Möglichkeit, einen Schnarcher zum Nachbar zu bekommen.

Den nächsten Vormittag wollte ich alle Sehenswürdigkeiten der Stadt gründlich besichtigen. Ich war in der Folge auch ziemlich zeitlich auf den Beinen, frühstückte in einem Kaffeehause, an dem ich zufällig vorüberkam, und schlenderte dann in den Straßen umher.

Da kam ich, es mochte gegen elf Uhr sein, an eine winklige, kleine Gasse, die zu meinem Staunen ziemlich steil bergauf führte. Es interessierte mich, zu ergründen, wohin man wohl gelangen würde, wenn man die verfolgte, so bog ich in dieselbe ein.

Das Pflaster war holprig und schlecht, sogenannte Katzenköpfe. Schmutzige, schwarzäugige Jungen und Mädchen spielten in der Gasse,

etliche zerbrochene, ungepolsterte Stühle. Aber richtig, dort, wo das Fenster seinen Platz hätte finden sollen, war ja ein menschliches Wesen. Es kauerte auf einem sehr hohen Tabouret vor einem sogenannten Stehpult und schrieb mit gekrümmtem Rücken, ohne aufzusehen, in einem mächtigen Folianten.

Ein ganz abscheulicher alter Mann mit einem bleichen, bösen Gesicht, das mir mehr Falten zu haben schien als das Jahr Tage. Der war wohl taub.

‚Guten Morgen‘, sagte oder vielmehr schrie ich. Es ließ ihn vollkommen kühl. Da packte mich die Wut.

‚Wollen Sie wohl zuhören, wenn ich spreche, sie alter Gauner!‘ rief ich zornbebend.

Auch dies war ihm offenbar ganz einerlei, aber ich entdeckte, daß seine Augen auf mich gerichtet waren. In seinem Gesicht zuckte keine Muskel, doch sein kalter, stechender, leidenschaftsloser Blick war unendlich widerwärtig.

‚Sie haben da draußen verschiedene Dinge, die mir sehr gefallen‘, sagte ich, höflich werdend. Durch seine steinerne Ruhe hatte er mir gegenüber auch noch Oberwasser gewonnen.

Er sagte wieder nichts. Wahrhaftig, er machte mir den Eindruck eines greulichen Popanzes; es wurde mir unangenehm kalt in seiner Nähe.

‚Hüllen Sie sich nur in Schweigen‘, rief ich, wieder packte mich ohnmächtiger Zorn. ‚Ich werde die Gerichte mit Ihnen reden lassen, da werden Sie schon antworten und alle Dinge, die Sie sich widerrechtlich angeeignet haben, herausgeben müssen.‘

Er schwieg und schaute und schaute.

Es würgte mich in der Kehle, mein Atem flog. Da gewahrte ich etwas Schauerliches und das trieb mich von hinnen.

Schon früher war mir aufgefallen, wie stark sich das Lampenlicht auf seinem kahlen Schädel spiegelte; nun gewahrte ich zu meinem Schreck: die Flamme war erloschen und sein Schädel glänzte noch immer, in der Tat, er allein beleuchtete den Raum. Abscheulich! Und nun wurde das Licht immer greller, denn nun erglänzte auch seine Gesicht und sein Kopf wuchs und wuchs und nun wußte ich's plötzlich ... er war zum Vollmond geworden und von dem konnte ich meine Möbel nicht zurückverlangen. Der ganze Raum erstrahlte im grellen, gelben Schein, der von dem Kopfe ausging. Schreckgepeitscht floh ich von hinnen.

Sie können sich denken, wie ich aufatmete, da ich das unheimliche Haus hinter mir hatte, ebenso, da ich um die Ecke der steilen, winkeligen Judengasse bog. Einen Blick sandte ich noch zurück. „Trödlerei“ las ich auf dem grellroten Schild. Es war mir, als höhne mich dies Wort.

Innenseite des Holzgestells angebrachten Initialen, zwei eigenartig ineinander verschlungene C. Jeder Gegenstand in meinem Besitz trug sie nämlich irgendwo an unauffälliger Stelle.

Ich stürzte in den Laden, vom Besitzer Rechenschaft zu fordern, und nahm mir gar nicht lang Zeit, über den wunderbaren Zufall dieses Wiederfindens nachzudenken. Der Trödler dünkte mir ein Dieb, jedenfalls ein Hehler; daß meine treulosen Möbel von selbst entlaufen waren, bedachte ich nicht weiter. Jedenfalls war dieser Mensch nicht berechtigt, mein Eigentum zum Verkaufe auszustellen. O, ich wollte ihm den Standpunkt schon klar machen, wenn nötig, mit Hilfe der Gerichte!

Wütend stürmte ich in die Trödlerei. Ein kleines, finsteres Loch schien sie mir, denn im ersten Moment konnten meine vom Tageslicht geblendeten Augen nichts unterscheiden. Jedenfalls war niemand anwesend, aber das Öffnen der Tür hatte eine abscheulich schrille Klingel in Bewegung gesetzt, so daß kein Zweifel obwalten konnte, daß ich mich genügend bemerkbar gemacht hatte.

Endlich gewöhnte ich mich an das Dämmerlicht und entdeckte sofort, der schmale, muffige Raum sei bis zur Decke vollgepfropft. Aber kein alter Schund machte sich hier breit wie in der Auslage . . . der Trödler in der schmutzigen Judengasse hatte so wundervolle Dinge, als hätte er historische Paläste geplündert.

Da war ein Altar aus der Renaissancezeit mit gewundenen Säulchen vor einem tempelartigen Tabernakel, reich mit Edelsteinen verziert, nie sah ich Schöneres! Ein herrlicher Goldpokal, alte Augsburger Arbeit, eine wundervoll eingelegte Truhe mit merkwürdigen Beschlägen . . . es gab mir einen Riß . . . die Truhe war's ja aus meinem Erkerzimmer!

Hatte sich am Ende mein sämtliches Mobiliar hier zusammengefunden? Vor Aufregung zitterte ich am ganzen Leibe.

Dort drüben in der dunklen Ecke glänzte etwas. Ach ja, die Bronzezieraten meines Schreibtisches! Mein Herz schlug wild. Den mußte ich haben . . . mußte, und wenn ich ihn auch nur um Geld von dem Gauner erhalten konnte. Und wenn er auch begehrte, was immer.

‚Heda!' rief ich. ‚Wird man hier überhaupt nicht bedient?'

Keine Antwort; nichts regte sich.

Da gewahrte ich an der einen Schmalseite des Ladens eine Glastüre. Hinter dieser schimmerte Licht. Durch einen dunklen, wenige Schritte messenden Gang ging ich direkt los auf dieses Ziel.

Ich klopfte . . . Grabesstille. Da öffnete ich einfach und trat ein.

Der Raum schien überhaupt kein Fenster zu haben. Eine schwehlende Petroleumlampe hing von der Decke nieder. In ihrem trübseligen Lichte sah ich nichts als Kisten und Schachteln, große und kleine, und

beweglichen Augen musterten uns in sichtlicher Verwunderung. Was die Herren von ihr wünschten, wollte sie wissen.

‚Wir haben gehört, daß hier im Hause ein Trödler leben soll, der sehr schöne Sachen zum Verkaufe hat. Die möchten wir ansehen‘, sagte mein Begleiter.

‚E Trödlerei hier im Haus?‘ Sie schien sehr verblüfft. ‚Das is e Irrtum, e großer Irrtum. Aber wenn die Herren Wäsch haben zum Waschen, so werd ich bitten. Unser Geschäft is e feines Geschäft, sehr reell, nix Schwindel dabei und billig.‘

‚Aber gestern, da standen doch hier die Möbel bis auf die Gasse hinaus‘, unterbrach ich sie, nervös geworden. ‚Wo sind die Möbel?‘

‚E, wo werden se sein? In die Zimmer sind se, meine Möbel, aber verkauft wird da nix.‘ Sie schien mich auszulachen.

‚Wir wollen die Zimmer ansehen‘, sagte der Detektiv mit Seelenruhe.

Argwöhnisch sah sie uns an ob dieser Neugier.

‚Is gefällig?‘ Sie öffnete die Tür zur Linken sperrangelweit.

‚Da wohnt wohl die ganze Familie beisammen?‘ fragte er. Betten gab es hier zum mindesten vier. Sie nickte.

‚Nur was is zuhaus. De zwei Großen, was studieren, sind nix da‘, beeilte sie sich zu antworten.

‚Und dann kommt also die Waschküche?‘

‚Jawohl. Auf der andern Seit is dann die Küch, wo wird gekocht, und die Kammer, wo wohnt der Zimmerherr.

‚Gut, gut, wir danken für Ihre Bemühungen, wir sind offenbar fehlgegangen‘, hörte ich meinen Begleiter sagen. ‚Ist hier in der Nähe vielleicht eine Trödlerei?‘

‚O, sechse für eine, da können Se finden, was Se wollen. Alte Kleider, alte Schuh, nix Schenes freilich wirds nix geben. Abgetragenes Zeug‘, und sie lachte.

Da gingen wir.

‚Wohin jetzt? fragte er mich.‘

‚Mein Gott! ich weiß es nicht‘, sagte ich verzweifelt. ‚Da waltet ein merkwürdiger Zauber. Wie könnte der unheimliche Mensch sonst über Nacht verschwinden mitsamt meinem ganzen Mobiliar? Und das Haus kann sich doch nicht von selbst in ein paar Stunden so gründlich verändern?‘

‚Wir können ja noch die übrigen Läden absuchen‘, meinte er.

Da erzählte ich ihm im Weiterschreiten, welch sonderbare Dinge vor meinen Augen mit dem Trödler vorgegangen seien, und wie er so stumm gewesen, und seine Glatze immer heller geleuchtet habe, bis er schließlich zum Vollmond geworden sei. Und ich schilderte das Grauen, das

Ich warf mich in einen Wagen und ließ mich zur Polizei fahren. Dort erzählte ich haarklein die Geschichte von dem düsteren Laden, in dem meine Möbel widerrechtlich verkauft werden sollten, und von dem sonderbaren Manne, der doch eigentlich der Vollmand war. Nur diese letztere Entdeckung behielt ich allerdings für mich, derartige Unwahrscheinlichkeiten werden manchmal falsch aufgefaßt.

Man war sehr entgegenkommend. Jetzt gleich ließ sich zwar nichts machen, hieß es dann. Es war auch gerade um die Mittagszeit. Aber den nächsten Vormittag würde man das Haus in unauffälliger Weise umzingeln und das Diebsnest ausheben. Ich möge mich um zehn Uhr früh der Polizei zur Verfügung stellen und selbst zum Laden führen. Wie ich mich darauf freute, ich fieberte geradezu aus Ungeduld und Aufregung . . .

Endlich nahte die ersehnte Stunde. Mit einem Detektiv fuhr ich bis in die Nähe der Judengasse. Nicht fern von der Ecke ließen wir halten und gingen zu Fuß weiter. Verkleidete Polizisten würden uns vom anderen Straßenende langsam entgegenkommen, erzählte er mir. Die Sache war also gut eingefädelt. Ich hielt alsbald Ausschau nach dem grellroten Schild, konnte es aber nirgends entdecken.

‚Der Alte fühlt sich wohl nicht mehr recht sicher', meinte mein Begleiter, ‚so hat er es lieber fortgenommen im Gedanken, daß er so weniger leicht auffindbar sei.'

‚O, ich habe das Haus gut angesehen', sagte ich. ‚Es hat einen eigentümlich überhängenden Oberstock. Sehen Sie nur, dort rechts das schmale mit dem schadhaften Dach. Das ist es, ich weiß es bestimmt, und ich beflügelte meine Schritte.

Aber noch sollte ich nicht genug Merkwürdiges erlebt haben, es kam immer ärger.

Ich stand vor der grauen Tür wie am Vortag, aber sie hatte sich in dieser kurzen Spanne Zeit stark verändert. Sie war jetzt durchwegs von Holz, der Auslagekasten linker Hand war verschwunden, an seinerstatt ein kleines Fenster mit halbblinden Scheiben, ein zur Hälfte zugezogener roter Vorhang von innen.

‚Und es ist doch das Haus', sagte ich zwischen den Zähnen und trat mit dem Detektiv ein.

Mein Staunen wuchs . . . hier war kein Laden mehr! Wir standen in einem schmalen Gang, der mit ausgetretenen Ziegelsteinen gepflastert war. Aus einer offenen Tür im Hintergrunde schlug uns feuchter, grauer Dunst entgegen. Es roch nach nasser Wäsche und nach allem Möglichen, eine recht unangenehme Mischung. Eine dicke, höchst nachlässig gekleidete Frau mit pechschwarzer Zwirnperrücke stürzte uns entgegen. Sie wischte sich in einemfort die Hände an ihrem Rocke, ihre dunklen,

merkwürdig. Ein so kleines Haus und ein so großer Garten dabei, wirklich kurios."

Er sah mich befremdet an. „Du glaubst doch nicht, daß das sein Garten ist?"

„Es sieht doch so aus."

„Aber er gehört ja doch zur Anstalt. Da hinten zwischen den Bäumen siehst du die weißen Mauern des Hauptgebäudes."

Da dämmerte mir eine furchtbare Erkenntnis.

„Ja, wo sind wir denn eigentlich?" fragte ich.

„Auf Grund und Boden der hiesigen Landesirrenanstalt. Der arme Cramm wohnt in einer Dependance und weiß es nicht. Er ist übrigens unheilbar."

„Warum sagtest du das alles nicht früher?" fragte ich erstaunt.

„Erstens glaubte ich, du wüßtest, daß ich hier behandelnder Arzt bin, die Nerven waren ja von je meine Spezialität, und zweitens dachte ich, ich will dich nicht im vorhinein warnen, so wirkt die Geschichte doch viel packender."

Und er hatte recht.

*
* *

Nach Jahr und Tag besuchte ich ihn wieder, und sofort erkundigte ich mich auch nach Herrn v. Cramm. Ich wollte auch zu ihm, er hatte mich doch so dringend eingeladen, und er war ja immer zu hause, er gehe nicht mehr fort, hatte er gesagt.

Und er war doch fortgegangen, und ich kam zu spät. Fortgegangen war er dorthin, von wo es keine Wiederkehr mehr gibt.

Und seinen Wahn, den hat er noch ins Grab mitgenommen. Armer Herr v. Cramm! . . .

Vom Mann, der nie genug hatte.

Eine morgenländische Geschichte.

Ein Blinder, dem der Kalif Almosen gegeben, bat hierauf den Kalifen, daß dieser ihn gütigst auch mit einer Ohrfeige traktieren möge. Der Kalif, welcher über das Begehren des Blinden sehr erstaunt war, sagte zu ihm: „Mein guter Mann! Ich kann dir deine Bitte nicht gewähren; ich werde mich wohl hüten, das Verdienst meines Almosens durch eine schlechte Behandlung, wie du sie verlangst, aufzuheben!"

Der Blinde hielt den Kalifen fest und sagte zu ihm: „Herr! Verzeihe mir meine Kühnheit und meine Zudringlichkeit; ich bitte

mich aus dem Hause gescheucht hatte. Meine anschauliche Beschreibung stimmte ihn sehr ernst.

‚Ein ganz eigentümlicher Fall', hörte ich ihn sagen, und er bat mich, mit ihm nochmals zur Polizei zu fahren und dort diese näheren Details anzugeben, sie seien besonders wertvoll.

Der Alte blieb wirklich unauffindbar, aber man ersuchte mich, einstweilen meinen Aufenthalt in N . . . zu verlängern; es sei nötig wegen verschiedener gerichtlicher Formalitäten in dieser Angelegenheit. Auch mein Advokat und mein Wiener Arzt wurden verständigt und beide interessierte die Sache außerordentlich. Letzterer empfahl mich an seinen hiesigen Freund, gleichfalls einen Arzt, den Vorgänger unseres lieben Doktors. Auf seinen Rat quartierte ich mich auch in diesem kleinen Hause ein, und ließ meinen Diener aus Mödling kommen.

Dieser erzählte, daß er an jenem Unglücksabend, da ich so lange nicht nach Hause kam, vor Angst um mich auf den Bahnhof gelaufen sei. Dort haben wir uns wohl verfehlt. Da er heimkam, war ich fort und die Villa leer."

Erschöpft von seiner langen Erzählung hielt Herr v. Cramm inne, und ich äußerte ihm meine herzliche Teilnahme, die er mit einem Händedruck quittierte.

„Sie wissen nicht, wie es mich manchmal erleichtert, wenn ich von meinem Unglück sprechen kann," meinte er, „denn oft lastet es auf meiner Seele wie ein Alp."

„Armer, wahnbefangener Mensch", dachte ich. „Wie man nur auf solch merkwürdige Ideen verfallen kann."

Sekundenlang herrschte eine wehmütige Pause. Keiner sprach, bis unser merkwürdiger Erzähler wieder das Wort ergriff.

„Ich versichere Ihnen, hier ist wirklich ein Asyl der Ruhe", schlug seine Stimme an mein Ohr. „Zwar, so kostbar wie in Mödling ist meine Einrichtung hier nicht, dafür ist sie mir aber treu, und ich möchte nicht nochmals so traurige Erfahrungen machen, denn ich werde davon ganz krank." . . .

Wie verabschiedeten uns.

„Wenn Sie wieder hier durchkommen, so bitte, suchen Sie mich auf. Ich habe mich so sehr gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, und ich bin ja immer hier, ich gehe nicht mehr fort."

Dies waren seine letzten Worte.

Als wir wieder draußen standen in dem schönen, großen Park, schob ich meinen Arm in den meines Freundes.

„Was sagst du?" fragte er.

„Daß dieser Herr v. Cramm der merkwürdigste Mensch ist, den ich in meinem Leben gesehen habe. Überhaupt . . . hier ist alles

spruche zu stehen scheint. Ich erkenne mein Vergehen; da ich jedoch deine Hoheit damals nicht kannte, so flehe ich um Gnade und ich hoffe, in Berücksichtigung meiner Unkenntnis dieselbe zu erlangen. In Hinsicht jenes Benehmens, welches du als Narrheit zu betrachten geruhest, muß ich gestehen, daß es wirklich eine ist und daß sie auch in den Augen der Menschen als solche erscheinen muß. Allein in Hinsicht auf Gott ist es eine sehr mäßige Buße für eine ungeheure Sünde, deren ich mich schuldig gemacht und die ich nicht abbüßen würde, wenn mir auch alle Sterblichen einer nach dem andern eine Ohrfeige gäben. Deine Hoheit wird es aus der Erzählung meiner Geschichte selbst beurteilen können, wenn du erfahren wirst, worin mein ungeheures Vergehen besteht."

„Beherrscher der Gläubigen!" fuhr Baba Abdallah fort, „ich bin aus Bagdad gebürtig und erbte von meinem Vater und meiner Mutter, die kurze Zeit nach einander starben, ein kleines Vermögen. Obgleich ich in Jahren noch nicht weit vorgerückt war, so machte ich es doch nicht wie andere junge Leute, welche durch Aufwand und in Üppigkeit ihr Vermögen in kurzer Zeit verschwenden, sondern ich unterließ vielmehr nichts, um dasselbe durch Betriebsamkeit, durch Sorge und Mühe, die ich mir gab, zu vermehren. Somit wurde ich denn endlich so reich, daß ich für mich allein achtzig Kamele besaß, welche ich an Karawanenhandelsleute vermietete und die mir bei jeder Reise, welche ich mit ihnen an verschiedene Orte im Umfange deines Reiches machte, bedeutende Summen eintrugen.

In meinem größten Glücke und bei dem heißesten Verlangen, noch immer reicher zu werden, kehrte ich einst von Balsora mit meinen Kamelen leer zurück, die mit Waren bepackt gewesen waren, welche nach Indien verschifft werden sollten. Als ich da mit meinen Tieren in eine unbebaute Gegend kam, wo mich ein guter Weideplatz einlud, anzuhalten, gesellte sich ein Derwisch zu mir, welcher zu Fuß nach Balsora reiste und sich neben mich niedersetzte, um auszuruhen. Ich fragte ihn, woher er käme und wohin er ginge. Er stellte auch dieselben Fragen an mich und nachdem wir unsere Neugier gegenseitig befriedigt hatten, teilten wir unseren Mundvorrat und aßen miteinander.

Währenddem dieses geschah, unterhielten wir uns über verschiedene gleichgültige Dinge und der Derwisch erzählte mir unter anderem auch, er wüßte an einem Orte, welcher nicht weit von uns entfernt wäre, einen Schatz von so unermeßlichen Reichtümern, daß man es nicht merken würde, als sei etwas davon weggenommen, wenn ich auch so viel wegnähme, was meine achtig Kamele zu tragen vermöchten.

Diese gute Nachricht überraschte und erfreute mich zugleich. Freude, welche ich in meinem Inneren fühlte, machte, daß ich ganz außer mir war. Ich hielt den Derwisch nicht für fähig, daß er mir etwas auf-

dich, gib mir entweder eine Ohrfeige oder nimm dein Almosen zurück. Ich kann es nur unter dieser Bedingung annehmen, wenn ich nicht einen feierlichen Schwur, den ich Gott getan, brechen soll, und wenn du die Ursache davon wüßtest, würdest du wohl mit mir übereinstimmen, daß diese Strafe sehr gering ist."

Der Kalif, welcher nicht länger aufgehalten sein wollte, gab der Zudringlichkeit des Blinden nach und versetzte ihm eine leichte Ohrfeige. Da ließ ihn der Blinde auf der Stelle los, indem er ihm dankte und ihn segnete. Der Kalif setzte mit seinem Großvezier seinen Weg fort; er war aber erst einige Schritte gegangen, als er zu dem Vezier sagte: „Es muß eine sehr wichtige Ursache sein, welche den Blinden zu einem solchen Benehmen gegen diejenigen antreibt, die ihm ein Almosen geben. Ich möchte mich gerne darüber unterrichten. Kehre also um und sage ihm, wer ich bin, und daß er es nicht unterlassen soll, sich morgen um die Zeit des Nachmittagsgebetes im Palaste einzufinden, weil ich mit ihm zu sprechen wünsche."

Der Großvezier kehrte sogleich um; er gab dem Blinden ein Almosen, versetzte ihm eine Ohrfeige und nachdem er seinen Befehl ausgerichtet hatte, eilte er wieder zu dem Kalifen zurück.

Als der Blinde des andern Tages in das Zimmer des Sultans gekommen war, warf er sich vor seinem Throne nieder und nachdem er wieder aufgestanden war, fragte der Kalif den Blinden, wie er hieße. „Ich heiße Baba Abdallah", gab dieser zur Antwort.

„Baba Abdallah!" versetzte darauf der Kalif, „deine Art, um Almosen zu bitten, kam mir gestern so seltsam vor, daß ich mich, wenn ich nicht durch gewisse Rücksichten abgehalten worden wäre, wohl gehütet haben würde, dir diesen Gefallen zu erweisen. Ich würde dich vielmehr von dem Augenblicke an verhindert haben, der Welt noch fernerhin ein so anstößiges Benehmen zu zeigen. Ich habe dich also hierher kommen lassen, um von dir zu erfahren, aus welchem Grunde du einen so unbesonnenen Schwur getan hast und wenn du es mir wirst mitgeteilt haben, werde ich beurteilen können, ob du daran wohlgetan hast und ob ich dir noch länger ein Benehmen erlauben darf, welches ein böses Beispiel zu geben scheint. Sage mir also aufrichtig, woher dir dieser tolle Gedanke gekommen ist, und verheimliche mir nichts, denn ich will es durchaus wissen."

Der durch diesen Verweis eingeschüchterte Baba Abdallah warf sich noch einmal vor dem Throne des Kalifen auf sein Angesicht nieder und nachdem er wieder aufgestanden war, sprach er: „Beherrscher der Gläubigen! Ich bitte dich untertänigst um Verzeihung wegen der Kühnheit, mit welcher ich es gewagt habe, eine Sache zu verlangen und zu erzwingen, die wahrhaftig mit der gesunden Vernunft im Wider-

der Derwisch ebenso reich werden würde, wie ich. Mit einem Worte, ich bezahlte bereits eine Wohltat mit Undank, und sie war doch ganz freiwillig und ich hatte sie noch nicht einmal vom Derwisch erhalten. Jedoch es war da nicht lange zu überlegen, ich mußte die Bedingung annehmen oder darauf gefaßt sein, es mein Leben lang zu bereuen, durch eigene Schuld die Gelegenheit verloren zu haben, zu einem hohen Glücke zu gelangen.

In demselben Augenblicke versammelte ich meine Kamele und wir zogen miteinander ab. Nachdem wir einige Zeit lang fortgezogen waren, gelangten wir in ein ziemlich weites Tal, dessen Eingang aber sehr eng war. Meine Kamele konnten nur eines nach dem anderen hineingehen; sowie sich aber die Gegend erweiterte, wurde es ihnen wieder möglich, in der besten Ordnung zusammenzuhalten. Die beiden Berge, welche das Tal bildeten, liefen im Hintergrunde in einen Halbkreis zusammen und waren so hoch, steil und unzugänglich, daß wir nicht fürchten durften, daß uns irgend ein Sterblicher da beobachten könnte.

Als wir zwischen den Bergen angelangt waren, sagte der Derwisch zu mir: ‚Wir wollen nicht weiter vorwärts gehen; halte hier deine Kamele an und lasse sie auf diesem Platze niederknien und auf den Bauch niederlegen, damit wir sie ohne Mühe beladen können, und wenn du dieses getan haben wirst, so werde ich zur Öffnung des Schatzes schreiten.‘

Ich tat, was der Derwisch gesagt hatte, und ich eilte ihm dann gleich nach. Ich fand ihn mit einem Feuerzeuge in der Hand und etwas dürres Holz zusammentragend, um Feuer zu machen. Sobald er dasselbe angezündet hatte, warf er einiges Räucherwerk hinein, indem er etwas dazu sprach, was ich nicht verstand, und sogleich erhob sich ein dicker Rauch in die Luft. Er zerteilte diesen Rauch und in dem Augenblicke entstand in dem Felsen, der zwischen den beiden Bergen senkrecht emporstieg, eine sehr große Öffnung in Gestalt eines Tores mit zwei Türflügeln, gleichsam mit bewunderungswürdiger Kunst in den Felsen hineingearbeitet.

Diese Öffnung zeigte unseren Blicken in einer großen, in den Felsen gehauenen Vertiefung einen prächtigen Palast, welcher mehr ein Werk von Geistern als von Menschen zu sein schien, denn mir kam es für unmöglich vor, daß sich Menschen ein so kühnes und erstaunenswertes Unternehmen auch nur hätten einfallen lassen.

Allein, Beherrscher der Gläubigen! Diese Bemerkung mache ich erst jetzt und ich machte sie nicht gleich damals. Ich bewunderte nicht einmal die unermeßlichen Reichtümer, welche ich an allen Orten sah, und ohne erst auf die zweckmäßige Anordnung der so großen Schätze Rück-

bürden wollte, daher warf ich mich ihm um den Hals und sagte zu ihm: ‚Mein guter Derwisch! Ich sehe wohl, daß du dich um die Güter dieser Welt wenig bekümmerst; wozu kann es dir also nützen, wenn du auch einen Schatz weißt? Du bist allein und du kannst nur wenig mit dir forttragen. Sage es mir, wo er ist, ich werde meine achtzig Kamele damit beladen und dir eines davon zum Geschenke machen, um dir meine Erkenntlichkeit für das Gute und für das Vergnügen zu bezeigen, welches du mir dadurch verschaffest.'

Ich bot ihm freilich nur sehr wenig an, mir schien es aber schon sehr viel zu sein vermöge des unmäßigen Geldgeizes, welcher sich meiner bemächtigt hatte, als er mir von dem Schatze redete, und ich hielt die neunundsiebzig beladenen Kameele, welche mir noch übrig blieben, fast für gar nichts im Vergleich mit dem, dessen ich mich berauben und welches ich ihm überlassen sollte.

Der Derwisch, welcher meine außerordentliche Gier nach Reichtum bemerkte, nahm jedoch keinen Anstoß an dem so geringen Anerbieten, welches ich ihm machte, sondern sagte ganz gelassen zu mir: ‚Mein Bruder! Du siehst wohl selbst ein, wie gering dein Anerbieten in dem Verhältnis zu der Wohltat ist, welche du von mir verlangst. Ich hätte es mir ja ganz ersparen können, dir etwas von dem Schatze zu sagen, und ich hätte das Geheimnis für mich behalten können. Jedoch, da ich es dir schon einmal gesagt habe, wirst du wenigstens meine gute Absicht erkennen, dir gefällig zu sein und dir Anlaß zu geben, dich meiner für immer zu erinnern, indem ich dein und mein Glück stiftete. Ich habe dir also einen gerechteren und billigeren Vorschlag zu machen und du magst selbst sehen, ob er dir angenehm ist.

‚Du sagst', fuhr der Derwisch fort, ‚daß du achtzig Kameele hast. Ich bin also bereit, dich an den Ort zu führen, wo der Schatz ist. Wir werden miteinander die Tiere mit soviel Gold und Edelsteinen beladen, als sie nur zu tragen vermögen, jedoch unter der Bedingung, daß du mir nach dem Bepacken die eine Hälfte derselben nebst ihrer Last abtrittst und du dir nur die andere Hälfte behältst, worauf wir uns trennen wollen, so daß du die deinigen hinführen kannst, wohin es dir beliebt, und so auch ich die meinigen. Du siehst, daß diese Teilung ganz billig ist, und wenn du mir mit den vierzig Kamelen ein Geschenk machst, so erhältst du dagegen durch mich so viel, daß du dir tausend Stück andere dafür kaufen kannst.'

Ich konnte es nicht leugnen, daß die Bedingung, welche mir der Derwisch vorschlug, ganz billig war. Ohne jedoch auf die großen Reichtümer zu achten, welche mir durch die Annahme derselben zuteil werden konnten, betrachtete ich es als einen großen Verlust, wenn ich die Hälfte meiner Kamele abtreten sollte, besonders bei dem Gedanken, daß nun

tümer, mit denen sie beladen waren. ‚Der Derwisch braucht nicht alle diese Reichtümer', sagte ich zu mir selbst; ‚er ist Gebieter über diese Schätze, er kann ja ihrer haben so viel als er will.' Ich überließ mich also dem schwärzesten Undanke und entschloß mich auf der Stelle, ihm seine Kamele mit ihren Ladungen wegzunehmen.

Um meinen Vorsatz auszuführen, fing ich damit an, daß ich meine Kamele anhielt. Dann lief ich dem Derwisch nach, dem ich aus allen Kräften zurief, um ihm zu verstehen zu geben, daß ich noch etwas mit ihm zu reden hätte, und machte ihm durch ein Zeichen bemerkbar, daß er auch seine Kamele anhalten und auf mich warten sollte. Er vernahm meine Stimme und blieb stehen.

Als ich ihn eingeholt hatte, sprach ich zu ihm: ‚Mein Bruder! Ich hatte dich kaum verlassen, als mir etwas einfiel, woran ich vorher nicht gedacht hatte und woran du vielleicht selbst nicht gedacht hast. Du bist ein guter Derwisch, an ein ruhiges Leben gewohnt, hast dich von den Dingen dieser Welt losgesagt und hast es dir zum Geschäfte gemacht, nur Gott zu dienen. Aber du weißt es vielleicht nicht, was du dir für eine Last aufgebürdet hast, indem du eine so große Anzahl von Kamelen übernahmst. Wenn du mir folgen wolltest, so würdest du dir wohl nur dreißig mitnehmen, und ich glaube, daß es dir bei dieser Anzahl noch schwer genug sein wird, sie zu leiten. Du kannst dich auf meine Worte verlassen, ich habe die Erfahrung für mich.'

‚Ich glaube, du wirst recht haben', versetzte der Derwisch, welcher sich außerstande sah, mir etwas streitig machen zu können, ‚und ich gestehe', setzte er hinzu, ‚daß ich darauf nicht Bedacht genommen hatte. Ich fing auch schon an, über das, was du mir sagst, unruhig zu werden. Suche dir also zehn Kamele nach Belieben aus, nimm sie mit dir und geh in Gottes Namen.'

Ich wählte mir nun zehn aus, ließ sie umkehren und machte mich mit ihnen auf den Weg zu meinen übrigen Kamelen. Ich hatte es nicht geglaubt, daß sich der Derwisch würde so leicht überreden lassen; aber seine Nachgiebigkeit war es eben, welche meine Habsucht vermehrte, und ich schmeichelte mir damit, daß es mich nun keine große Mühe mehr kosten würde, noch zehn andere von ihm herauszubekommen.

Anstatt ihm für das reiche Geschenk zu danken, welches er mir eben gemacht hatte, sprach ich wirklich zu ihm: ‚Mein Bruder! Bei der Teilnahme, welche ich für deine Ruhe habe, kann ich mich nicht entschließen, mich von dir zu trennen, ohne dich zu bitten, dir es wohl zu überlegen, wie schwer dreißig beladene Kamele zu führen sind und besonders für einen Mann wie du, welcher ein solches Geschäft nicht gewohnt ist. Du würdest dich viel besser dabei befinden, wenn du mir

sicht zu nehmen, stürzte ich wie der Adler, der auf seine Beute schießt, auf den ersten besten Haufen gemünztes Gold los und ich fing an, so viel davon in einen Sack hineinzuraffen, als ich nur ertragen zu können glaubte. Die Säcke waren groß und ich hätte sie gerne alle bis oben angefüllt, aber ich mußte mich nach den Kräften meiner Kamele richten.

Der Derwisch machte es ebenso wie ich, ich bemerkte jedoch, daß er sich mehr an die Edelsteine hielt, und als er mich mit der Ursache davon bekannt machte, folgte ich seinem Beispiele und wir trugen weit mehr Edelsteine davon als gemünztes Gold. Als wir endlich unsere Säcke gefüllt hatten, luden wir sie auf die Kamele und es blieb endlich nichts mehr übrig, als den Schatz zu verschließen und fortzugehen.

Ehe wir uns wegbegaben, ging der Derwisch noch einmal in den Schatz hinein, und da es in demselben mehrere Vasen gab, die sehr kunstreich aus Gold und anderen kostbaren Stoffen gearbeitet waren, bemerkte ich, daß er aus einer von diesen Vasen eine kleine Büchse, aus einem mir unbekannten Holze verfertigt, herauszog und sie in seinen Busen steckte, indem er mir sagte, daß sich darin nichts weiter als eine Art von Salbe befände.

Der Derwisch machte wieder dieselben Zeremonien, um den Schatz zu schließen, wie er sie beim Öffnen gemacht hatte; er sprach gewisse Worte und die Tür des Schatzes schloß sich und der Felsen hatte wieder sein voriges Aussehen.

Wir ließen nun unsere beladenen Kamele aufstehen und teilten sie unter uns. Ich stellte mich an die Spitze der vierzig, welche ich mir behalten hatte, und der Derwisch an die Spitze der anderen vierzig, die ich ihm abgetreten hatte.

Wir gingen wieder durch denselben engen Paß hinaus, durch welchen wir in das Tal gekommen waren, und zogen miteinander bis auf die Heerstraße, wo wir uns trennen sollten; der Derwisch, um seinen Weg nach Balsora einzuschlagen, und ich, um nach Bagdad zurückzukehren. Um ihm für eine so große Wohltat zu danken, gebrauchte ich die stärksten Ausdrücke und die höchsten Versicherungen meiner Dankbarkeit, weil er mich jedem anderen Sterblichen vorgezogen hatte, um mir so große Reichtümer mitzuteilen. Wir umarmten uns hierauf recht freundschaftlich und nachdem wir uns Lebewohl gesagt hatten, schlug jeder seinen Weg ein.

Ich hatte erst einige Schritte vorwärts getan, um meine Kamele zusammenzuholen, welche bereits auf dem ihnen angewiesenen Wege zertreut vorangingen, als sich der böse Geist der Undankbarkeit und des Neides meiner bemächtigte und mein Herz ganz einnahm. Ich bejammerte den Verlust meiner vierzig Kamele und noch mehr die Reich-

Dieses bewog mich, folgendes zu tun, um sie erlangen. Ich hatte ihn eben umarmt und ihm Lebewohl gesagt, als ich mich noch einmal umdrehte und sagte: ‚Bei Gelegenheit, lieber Bruder! Was willst du denn mit der Büchse tun, in welcher sich die Salbe befindet? Sie scheint mir von so geringem Werte zu sein', fuhr ich fort, ‚daß es wohl nicht der Mühe wert ist, sie mitzunehmen. Ich bitte dich also, sie mir zu schenken, um so mehr, da ein Derwisch wie du, welcher den Eitelkeiten der Welt entsagt hat, dergleichen Salben nicht braucht.'

Wollte Gott, er hätte mir diese Büchse abgeschlagen! Jedoch, wenn er es auch hätte tun wollen, so war ich schon meiner nicht mehr mächtig, ich war stärker als er und fest entschlossen, sie ihm mit Gewalt wegzunehmen, damit ich die Beruhigung hätte, daß niemand sagen könne, der Derwisch habe auch nur das Geringste von dem Schatze mitgenommen, so groß auch die Verpflichtung war, welche ich gegen ihn hatte.

Der Derwisch war weit entfernt davon, sie mir abzuschlagen, sondern zog sie gleich aus seinem Busen hervor und überreichte sie mir auf die artigste Weise von der Welt, indem er sprach: ‚Da hast du sie, mein Bruder, damit nicht vielleicht sie es sei, welche dir zu deiner Zufriedenheit fehlt. Wenn ich sonst noch etwas für dich tun kann, so darfst du nur befehlen, ich bin bereit, dir zu willfahren.' Als ich die Büchse in den Händen hatte, öffnete ich sie und betrachtete die Salbe. Hierauf sagte ich zu ihm: ‚Weil du schon so gutmütig bist und nicht müde wirst, dich gegen mich gefällig zu bezeigen, so bitte ich dich nur, mir noch zu sagen, welchen besonderen Gebrauch man von dieser Salbe machen kann?'

‚Der Gebrauch derselben ist überraschend und wunderbar', versetzte der Derwisch. ‚Wenn du ein wenig von dieser Salbe über das linke Augenlid streichest, so erscheinen vor deinen Augen alle Schätze, welche im Schoße der Erde verborgen sind; wenn du aber von derselben Salbe etwas auf das rechte Augenlid streichst, so wirst du blind werden.'

Ich wollte an mir selbst eine so wunderbare Wirkung erproben. ‚Nimm doch die Büchse', sagte ich zum Derwisch, indem ich sie ihm darreichte, ‚und streiche mir etwas von dieser Salbe auf das linke Auge. Du verstehst das besser wie ich und ich bin voll Ungeduld, etwas an mir selbst zu erfahren, was mir unglaublich scheint.'

Der Derwisch hatte die Gefälligkeit, diese Mühe auf sich zu nehmen. Er hieß mich das linke Auge zuschließen und strich mir etwas Salbe darauf. Als er dieses getan hatte, öffnete ich das Auge und ich erfuhr gleich, daß er mir die Wahrheit gesagt hatte. Ich sah in der Tat eine ungeheure Menge von Schätzen und mannigfaltigen Reichtümern, daß es mir unmöglich sein würde, eine genaue Beschreibung

noch ein solches Geschenk machen wolltest, wie du mir eben gemacht hast. Was ich dir sage, geschieht nur, wie du siehst, aus Liebe zu dir, keineswegs zu meinem eigenen Vorteil, sondern vielmehr, um dir ein größeres Vergnügen zu verschaffen. Erleichtere dir also deine Last um noch zehn andere Kamele und überlasse sie mir auch noch, als einem Manne, dem es eben so viele Mühe macht, für hundert Kamele zu sorgen oder für ein einziges.'

Meine Worte brachten die Wirkung hervor, welche ich wünschte, und der Derwisch trat mir ohne den geringsten Widerstand die zehn Kamele ab, welche ich von ihm verlangte, so daß ihm nur noch zwanzig übrig blieben und ich mich im Besitze von sechzig Kamelladungen sah, deren Wert die Reichtümer vieler Fürsten weit übertraf. Dem Anscheine nach hätte ich nun endlich zufrieden sein sollen.

Allein, o Beherrscher der Gläubigen, so wie ein Wassersüchtiger, den immer mehr dürstet, je mehr er trinkt, ebenso fühlte ich in mir eine noch heftigere Begierde als zuvor, auch in den Besitz der übrigen zwanzig Kamele zu gelangen, welche noch dem Derwisch geblieben waren.

Ich verdoppelte mein Anliegen, mein Dringen und Bitten, um den Derwisch zu bestimmen, mir noch zehn von den zwanzig abzutreten. Er willfahrte mir endlich, und in betreff der zehn anderen, welche ihm noch übrig blieben, umarmte ich ihn, küßte, liebkoste und beschwor ihn, sie mir nicht abzuschlagen und dadurch den Verpflichtungen, die ich ewig gegen ihn haben würde, die Krone aufzusetzen. Zu meiner größten Freude bewilligte er mir alles und dann sagte er weiter zu mir: ‚Mache einen vernünftigen Gebrauch davon, mein lieber Bruder, und denke immer daran, daß Gott uns die Reichtümer nehmen kann, so wie er sie uns gibt, wenn wir sie nicht zur Unterstützung der Armen anwenden, die er nur darum in Dürftigkeit läßt, um den Reichen Gelegenheit zu geben, sich durch ihre Almosen eine größere Belohnung in der andern Welt zu verdienen.'

Meine Verblendung war so groß, daß ich nicht imstande war, mir einen so heilsamen Rat zunutze zu machen. Ich begnügte mich sogar nicht damit, mich wieder in dem Besitze der achtzig Kamele zu sehen und zu wissen, daß sie mit einem ungeheuren Schatze beladen waren, welcher mich zum Glücklichsten unter allen Menschen machen würde, sondern es kam mir noch in den Sinn, daß die kleine Büchse mit der Salbe, welche der Derwisch zu sich gesteckt hatte, noch etwas Kostbareres sein könnte als alle Reichtümer, zu denen ich durch ihn gelangt war. ‚Der Ort, wo der Derwisch die Büchse wegnahm', sagte ich zu mir selbst, ‚und die Sorgfalt, mit welcher er sich in den Besitz derselben setzte, läßt mich glauben, daß sie etwas Geheimnisvolles enthält.'

Schwierigkeiten hinwegzugehen, welche du da machst. Du hast mir großmütig alles bewilligt, um was ich dich bisher gebeten habe. Willst du also, daß ich mich wegen einer so geringfügigen Sache unzufrieden von dir trennen soll? Im Namen Gottes, bewillige mir diese letzte Gunst. Was immer herauskommen mag, ich werde es nicht dir anrechnen, sondern die Schuld wird einzig und allein die meinige sein.'

Der Derwisch leistete allen möglichen Widerstand; als er aber sah, daß ich ihn sogar dazu zwingen könnte, sprach er zu mir: ‚Weil du es denn durchaus haben willst, so werde ich dich befriedigen.' Er nahm etwas von dieser verhängnisvollen Salbe und strich sie mir auf das rechte Auge, welches ich zuhielt. Aber ach! als ich es wieder öffnete, sah ich nur tiefe Finsternis vor meinen Augen und ich blieb blind, wie du mich hier siehst.

‚Ach, unglücklicher Derwisch!' rief ich in diesem Augenblicke aus, ‚was du mir vorhergesagt hast, ist nur zu wahr. Unselige Neugier', fügte ich hinzu, ‚unersättliche Gier nach Reichtümern, in welchen Abgrund des Unglücks habt ihr mich gestürzt! Ich fühle jetzt wohl, daß ich mir das alles selbst zugezogen habe. Jedoch, mein liebster Bruder', rief ich, zu dem Derwisch gewendet, noch einmal aus, ‚der du so liebevoll und wohltätig bist, besitzest du unter den vielen so wunderbaren Geheimnissen, von denen du Kenntnis hast, gar keines, welches mir das Augenlicht wieder geben könnte?'

‚Unglücklicher!' gab mir hierauf der Derwisch zur Antwort, ‚es lag nicht an mir, daß du dieses Unglück nicht vermiedest. Du hast aber jetzt, was du verdienst, und die Blindheit des Herzens hat dir die Blindheit des Körpers zugezogen. Es ist wahr, daß ich Geheimnisse besitze, wie du in der kurzen Zeit, wo ich bei dir war, hast leicht merken können; aber ich habe keines, um dir das Gesicht wieder zu geben. Wende dich an Gott, wenn du glaubst, daß es einen gibt. Nur er kann es dir wiedergeben. Er hatte dir Reichtümer gegeben, welche du nicht verdientest; er hat sie dir genommen und wird sie durch meine Hände solchen Menschen geben, welche nicht so undankbar sein werden, wie du.'

Der Derwisch sagte nichts weiter zu mir und ich konnte ihm auch nichts erwidern. Er ließ mich in Bestürzung und in unbeschreiblich tiefen Schmerz versenkt stehen und nachdem er meine achtzig Kamele versammelt hatte, trieb er sie vor sich her und setzte seinen Weg nach Balsora fort.

Ich bat ihn, mich nicht in diesem unglücklichen Zustande zu verlassen und mich wenigstens bis zur ersten Karawane zu geleiten, aber er blieb taub gegen meine Bitten und mein klägliches Schreien. So denn meines Augenlichtes und alles dessen beraubt, was ich besaß auf

davon zu machen. Weil ich aber gezwungen war, das rechte Auge mit der Hand zuzudrücken und weil mich dieses ermüdete, so bat ich den Derwisch, mir etwas von dieser Salbe auch auf das rechte Auge zu streichen.

‚Ich bin bereit, es zu tun', sagte der Derwisch zu mir, ‚allein bedenke wohl, was ich dir schon gesagt habe, daß du, wenn du etwas von dieser Salbe auf das rechte Auge bringst, augenblicklich blind werden wirst. Diese Salbe hat einmal eine solche Beschaffenheit und du mußt dich darnach richten.'

Anstatt mich zu überzeugen, daß der Derwisch die Wahrheit redete, bildete ich mir im Gegenteile ein, daß irgendein anderes Geheimnis dabei sein müsse, welches er mir verbergen wollte. ‚Mein Bruder!' versetzte ich ihm wieder lächelnd, ‚ich sehe wohl, daß du mich etwas überreden willst. Es ist nicht in der Natur der Sache begründet, daß eine und dieselbe Salbe zwei ganz entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen sollte.'

‚Und doch verhält sich die Sache so, wie ich dir sage', versetzte der Derwisch, indem er den Namen Gottes zum Zeugen anrief, ‚und du kannst es mir auf mein Wort glauben, denn ich darf dir die Wahrheit nicht verheimlichen.'

Ich traute den Worten des Derwisches nicht, obgleich er als Ehrenmann mit mir redete. Die unüberwindliche Begierde, nach meinem Vergnügen alle Schätze der Erde zu betrachten und vielleicht auch dieselben zu genießen, so oft ich nur wollte, wirkte auf mich so heftig, daß ich weder auf seine Vorstellungen hören noch eine Sache glauben wollte, die nur zu gewiß war, wie ich es bald darauf zu meinem großen Unglücke erfuhr.

In dem Vorurteile, welches ich einmal gefaßt hatte, bildete ich mir ein, daß die Salbe, auf das linke Auge gestrichen, wohl die Eigenschaft habe, alle Schätze der Erde sehen zu lassen, daß sie aber, auf das rechte Auge gestrichen, vielleicht die Kraft haben würde, mich in den Genuß derselben zu setzen. Bei diesem Gedanken drang ich hartnäckig in den Derwisch, mir auch etwas davon auf das rechte Auge zu streichen, was er mir jedoch standhaft abschlug. ‚Nachdem ich dir soviel Gutes erzeigt habe, mein Bruder', sprach er zu mir, ‚so kann ich mich nicht entschließen, dir ein so großes Übel zuzufügen. Betrachte nur selbst, was das für ein Unglück ist, des Augenlichtes beraubt zu sein, und versetze mich nicht in die traurige Notwendigkeit, dir in einer Sache gefällig zu sein, welche du dein ganzes Leben hindurch bereuen würdest.'

Ich trieb meine Hartnäckigkeit bis aufs äußerste. ‚Mein Bruder', sagte ich fest und entschlossen zu ihm, ‚ich bitte dich, über alle diese

„Ja ja", sagt der Pfarrer, um ihn auf gute Art los zu werden, „drei Uhr ist's, Hartl, da muß der Hartl seine Ochsen austreiben gehen, sonst werden sie mager!"

Bauer: „Meine Ochsen haltens schon aus, und wenn ich sie gleich um a Stund später austreib."

Pfarrer: „Was macht denn der Hartl beim Ochsenhalten? Schlafen?"

Bauer: „Schlafen! Da wurdn d Ochsn was Schöns von mir denkn!"

Pfarrer: „Ja ja, den Tampus ausschlafen."

Bauer (schmunzelnd, tippt sich auf die Stirn, dann leise): „Der Teuxel noch amol, heunt wul wieder, heunt!"

Pfarrer: „Der Hartl sollt halt immer einmal was lesen beim Ochsenhalten."

Wirtin (lustig): „Ja, in der einen Hand die Gerten, in der andern das Buch. Den Ochsen was vorlesen!"

Bauer (ernsthaft): „So dumm ist der Bauer nit, daß er was lesn tat. Bei uns Bauern hoaßts orbeiten." Er zeigt seine grobe Hand und zieht die Finger krumm. „Sehns, meine Herrn, bei uns Orbeitsleutn, die Finger gonz krump!"

Pfarrer: „Ja, vom Glaselhalten."

Bauer (mit gespielter Entrüstung sich vorbeugend): „Waas?!"

Pfarrer: „Regelmäßig seinen Rausch."

Bauer: „Wer? Ich?!"

Pfarrer (stets gemütlich): „Hartl, wie lang ist's denn her, daß wir zusammengerechnet haben? Daß der Hartl seit dreißig Jahren siebzehnhundert gewöhnliche, und achthundert Kardinalräusche gehabt hat!"

Bauer: „Waas?!"

Pfarrer: „Und daß der Hartl heut fünfzehntausend Gulden in der Sparkasse haben kunnt, wenn er alle Wochen statt drei oder vier, nur einen Rausch hätt gehabt!"

Bauer (schmunzelt selbstgefällig).

Pfarrer: „Daß er nit die Herrschaftswaldung im Brunngraben heimlich hätt müssen abholzen!"

Bauer (den Finger an den Mund): „Pst, Herr Pfarrer, pst!"

Pfarrer: „Ja ja, wo der Hartl nachher hat fünfzig Gulden zahlen müssen."

Bauer (mit Entrüstung): „Waas? Ich?!" (Gemütlich ins Ohr flüsternd): „Und zweihundert Guldn gwonnen hob. Mir Bauern sein nit so dumm, wie mir ausschaun."

Pfarrer: „Richtig, immer einmal noch ein bissel dümmer."

Bauer (schmunzelnd): „Mag schon sein, Herr Pfarrer."

der Welt, würde ich vor Betrübnis und Hunger gestorben sein, wenn nicht am folgenden Tage eine Karawane von Balsora hergekommen wäre, welche mich aus Barmherzigkeit aufnahm und mit nach Bagdad führte.

Aus einer Lage, welche mich Fürsten gleichstellte, wenn auch nicht an Macht und Gewalt, doch wenigstens an Reichtum, sah ich mich jetzt hülflos an den Bettelstab gebracht. Ich mußte mich also entschließen, um Almosen zu bitten, was ich auch bisher getan habe. Um aber für mein Vergehen gegen Gott zu büßen, legte ich mir zugleich zur Strafe auf, von jeder mildtätigen Person, welche mit meinem Elend Mitleid haben würde, eine Ohrfeige zu empfangen.

Dieses ist nun, Beherrscher der Gläubigen, die Ursache jenes Benehmens, welches dir gestern so seltsam vorkam und mir vielleicht deine Ungnade zugezogen hat. Ich bitte dich deshalb noch einmal um Verzeihung, indem ich mich als dein Sklave jeder Strafe unterwerfe, die ich verdient habe. Und solltest du dich herablassen, über die Buße, welche ich mir auferlegt habe, ein Urteil auszusprechen, so bin ich überzeugt, daß du sie viel zu leicht und weit unter meinem Vergehen finden wirst."

Der Hartel.

Ein Bildchen aus dem Dorfe.

Im Wirtshause sitzen sie und ist ein reges Gespräch zwischen einem alten Bauer mit seinem Dorfpfarrer. Der Bauer ist in der Gemeinde angesehen, sogar „Kirchenvater", der an Festtagen „windlichttragen" hilft. Hat täglich sein Räuschchen und sonntägig seinen Rausch. Auch heute spricht er mit stark angeheitertem Humor, wobei er lebhafte Mimik spielen läßt; mit den Augen zwinkert, wenn er schalkhaft ist; den Mund fletscht, wenn er grob, die Nase rümpft, wenn er abetrumpft wird; den Finger an den Mund legt, wenn er sich „verplauscht" hat: „Hei! hätts nit sagn solln!" Ein ums anderemal haut er dem Pfarrer die flache Hand auf den Oberschenkel, während der Pfarrer ihn gemütlich aufzieht, belehrt und mit Humor zurechtweist. Das lustige Gespräch, einmal mehr hochdeutsch, einmal in Urbauernart, entfacht immer wieder die Heiterkeit der Tischgenossen, darunter auch Fremde aus der Stadt.

Gegen diese stichelt zuerst der Bauer ein wenig: „Brave Leut kemmen aus Wean, brave Leute — eijo! D Summerfrischler freilich, die sollt man ausblädern. Allerweil die Tör tuns offen lassn, daß sich die Ochsn verlaufn. Wir brauchen keine Stadtleut, haben auf unser Vieh zu schauen." (Das „unser" betonte er ein klein wenig stärker, als nötig.)

die Mühe geben, in der Kirche beim Gottesdienst dem in seinem Stuhl übernächtig schlummernden Bauern eine besonders ausgiebige Portion Weihwasser an den Kopf zu sprengen. Als der Hartel es einmal merkte, wie der Pfarrer mit dem frisch eingetauchten Wedel durch die Leute her auf ihn zukam, als er gleich aufstand und zur Kirche hinauseilte, trat der Pfarrer rasch nach und sandte ihm durch das Tor hinaus einen scharfen Benedictus asperges an den Rücken. Beim nächsten Feste stand der alte Hartl wieder in seinem Purpurmantel am Altare und trug das Windlicht.

Nun diesmal also, nach einem halbstündigen Geplänkel zwischen dem Bauern und seinem Pfarrer hörte man von der Gasse herein ein Rindergeplärr.

„Ei, ei“, sagte der Pfarrer, den Alten gemütlich weiterschiebend, „jetzt muß der Hartl aber wohl gehen, seine Kameraden rufen ihn schon!“

Bauer (schmunzelnd): „Tuat mih der Herr Pforrer scho wieder roazn. Ober gern hot er mih doh — gelt!“

Pfarrer: „Is schon recht, freilich. Der Hartl ist ja eh brav, bis aufs verdammte Saufen.“

Bauer (mit dem Finger drohend): „Nit fluachn, Pforrer!“

Als wir alle auf der Gasse standen um zu sehen, wie der Alte, kaum merklich schwankend, seine Ochsen auf die Weide trieb, rief ihm der Pfarrer noch zu: „Nit vergessen was sich schickt, Hartl! Wenn man fortgeht! Schön höflich grüßen! Hut abnehmen!“

Der Bauer stellte sich stramm hinter dem Ochsenrücken auf, zog den Hut, blieb so ein paar Augenblicke stehen und als der Pfarrer ihm bloß mit der Hand winkte, tat er erstaunt und rief seinerseits: „Hut abnehmen, Herr Pforrer!“

Soweit habe auch ich persönlich mit dem Alten Bekanntschaft gemacht. Dann ließ ich mir erzählen, wie ihn einmal — natürlich auch im Wirtshause — ein paar Sommerfrischler tüchtig foppen wollten. Diese teilten ihm, einstweilen in strengstem Vertrauen, mit, daß der hohe Sonnruck nach Wien versetzt werden soll. Der hohe Sonnruck ist der höchste Berg in der Gegend; an dessen Fuß liegt die Gemeinde der Grabenbauern, so auch das Anwesen des Hartel. Anfangs lachte der Alte sehr laut über den Spaß, aber die Herren bewiesen ihm bald, daß es kein Spaß, sondern eiserner Ernst sei: Der Sonnruck wird nach Wien versetzt. Der Transport im ganzen natürlich auf Schienen, deren man zuerst durch den Berg ziehen wird. Ein paar hundert nebenher laufende Geleise. Mit vielen Riesenmaschinen, an denen in Wiener-Neustadt schon gearbeitet wird. Eine eigene Aktiengesellschaft hat sich dafür gebildet, der Rothschild mit achtzig Millionen an der Spitze. Bei

Pfarrer: „Aber etwas artiger könnts sein. Gegen Damen. Was hat der Hartl denn letztens dem Stadtfräulein gesagt?"

Bauer: „Nau, weils mich gfrogt hot, wia olt i tat sein. Dreiundsiebzig sog i. Sogt sie: Ich wollt, ich wär einst mit Dreiundsiebzig auch so frisch! Sog i: Fräuln müssen eh schon so olt sein."

Pfarrer: „Sehts Hartl, das war gfehlt!"

Bauer (nachdenklich): „Die Fräuln wird do nit beleidigt sein gwest."

Pfarrer: „Wunder wärs keins."

Bauer: „Und wanns auf so was beleidigt is, so ists a dumme Rockn."

Pfarrer: „Wenn der Hartl so grob ist, wird er wieder einmal eingsperrt werden."

Bauer: „Waas?! Ich?!"

Pfarrer: „Wie dazumal, wie er dem Schichtenschreiber hat auf den Schädel gedroschen."

Bauer: „Hot er nit mi ah droschn! Mein Schädl holts aus. Aber für oans gib i drei, dös sog i wul!"

Pfarrer: „Ihr seid mir schon eine gute Gattung in derer Gegend, ihr Grabenbauern. Vor alten Zeiten, he! Daß ihr euch selber derschlagen, dafür hats dem Gericht gar nicht ausgezahlt, dreinzureden. Vor dreihundert Jahren habt ihr euren Pfarrer erschlagen. Im Pfarrbuch ist hübsch alles aufgeschrieben."

Bauer: „I nit, i, Herr Pfarrer. Sein schlechte Leut gwest, vor Zeitn, schlechte Leut."

Pfarrer: „Vor hundert Jahren wieder einmal einen Pfarrer. Nachher beim Gericht habens den Kerkermeister erschlagen samt seinem Weib."

Bauer (schlau): „Na, na, seit mir so an bravn Pforrer hobn, toan ma so wos nit mehr, mir Grobnbauern."

Pfarrer: „Aber bissel saufen und bissel raufen tun wir immer noch. Was?"

Bauer: „Eh wul, eh wul. Weil ma topfere Leut sein, gompere Leut, mir Grobnbauern."

Pfarrer: „Wie ihr gesunde Leut seid; ein Methusalemsalter könntet ihr erreichen, wenn ihr ein regelmäßiges Leben führen wolltet."

Bauer: „Ih nit regelmäßi? Wo der Herr Pforrer just hot gsogt, regelmäßi mein Rausch!"

Pfarrer: „Na na! Jetzt soll der Hartl einmal Ruh geben."

Bauer: „So lang ma nit all vier hinlegn, gebn ma ka Rua."

Pfarrer: „Ich fürcht, der Hartl gibt im Grab auch noch keine."

Bauer: „Tua mi der Herr Pforrer nochher holt recht guat einwacheln."

Mit letzterem meinte er das Einsegnen mit dem Weihwassersprengel. Soll sich doch schon jetzt, noch bei Lebzeiten des Hartel, der Pfarrer

Gebet.

Ruhelos, nach durchgewachter
Nacht erheb' ich mich vom Lager,
Flehend stürz' ich hin vor deinen Thron.

Wie vermagst du mir zu helfen?
Faßt du doch nicht meiner Bitten
Fülle, ewig grenzenloses All.

Dennoch fleh' ich, um zu helfen,
Um mir Lind'rung zu erbitten,
Denn mein Trost ist nur mehr mein Gebet.

Nicht für mich wag ich die Größe
Deiner Gnade anzunehmen,
Ihr nur, ihr nur, Himmel schenk' mich ganz.

Und ein Hauch von meinem Geiste,
Nur ein Funke von dem Feuer
Meiner Liebe sei ihr dein Geschenk.

Laß die Kindlichkeit und laß die
Zärtlichkeit, die übergroße,
Laß sie meines Herzens Manna sein.

Es will Abend werden!

Es will Abend werden!
Neigt sich nicht die Sonne schon zu Grab?
Und schüttet ihre Pracht,
Todesblutig ihren Glanz von sich?

Die Natur will sterben?
Seufzt die Erde nicht vom Schmerz gequält,
An tausend Wunden matt,
Wie die Blume, die im Frühling stirbt?

Könnt' ich endlich sterben!
Sterben, wie die Blume, die im Traum
Vergess'ner Schönheit ruht!
Nimm mich, Mutter, auf in deine Glut.

Schon genug? Schon überdrüssig?
Kaum erkannt, genossen kaum, gestorben?
Vergessenheit ist Seligkeit!
Nimm mich, Mutter, auf, in deine Glut.

Reiters Abschied.

Laß, Hanne, das Weinen! Ein Abschied muß sein!
Schenk noch einen Becher, den Scheidetrunk, ein.
Sieh, an dem Becher so perlenklar
Blinkt eine Träne, wie deine so wahr.
Fühl, Hannchen, wie's pocht hier für dich so warm:
Dem Mädel das Herz und dem Kaiser den Arm!

Dann zieh' ich durch Länder gar mancherlei,
An Städten im Sturme der Zeiten vorbei,
Dann stürz' ich dem Tod an die Freundesbrust
Und zeche mit ihm in gewohnter Lust.
Im Taumel noch blas' ich zum Alarm:
Dem Mädel das Herz und dem Kaiser den Arm!

Und stürz' ich dann einst im Gefechte verletzt,
Vom Feinde getroffen, vom Feinde gehetzt,
Und sickert das warme, das tropfende Blut
Durch Koller und Wams, die ersterbende Glut,
Dann träum' ich noch einmal dich mir in den Arm:
Dir, Mädel, das Herz und dem Kaiser den Arm!

Wilhelm Fischer, der Grazer Stadtpoet.

Von **cand. phil. F. Wastian.**

(Schluß.)

Gewissermaßen als ein Gegenstück zu seiner „Poetenphilosophie“, in der der Dichter in poesievoll geschriebenen, philosophischen Aufsätzen seine Weltanschauung niedergelegt hat, könnte man sein 1907 schon in 2. Auflage erschienenes Buch: „Sonne und Wolke“, eine Aphorismen-

Wien braucht man einen hohen Berg, daß der Nachtwächter die Stadt ordentlich übersehen kann. Dahier im Gebirg haben sie andere genug und der Hartel kriegt dann eine schöne große, handebene Wiese, wo der Berg gestanden. — Erst, als sie das mit aller Gelassenheit, durch Zeichnungen auf dem Tischtuch anschaulich dargestellt, erklärten, hörte der Hartel betroffen zu, dabei wurde sein Gesicht immer länger und länger. Und plötzlich hieb er die Faust auf den Tisch und rief heftig aus: „Saggra! Den Sonnruck wollns uns wegtoan! Do müaßn wir ah gfrogt werdn, mir Grobnbauern! Dos gibts nit, daß uns den Berg wegnehmen. Der is seit Menschendenkn do gstondn und wird stehn bleibn. Hobns mih verstondn?“

Die Herren waren ganz erschrocken über die Wildheit. Nachher beim Abgehen lachten sie sich den Buckel voll über den einfältigen Bauern. Der Alte schaute ihnen schmunzelnd nach und murmelte: „Gfoppt hon ihs! Do müaßn die Herrn früaher aufstehn, wans an Grobnbauern heanzn (foppen) wölln.“

M.

Herzensgluten.

Gedichte von Jung Hammer-Purgstall.

Erinnerung.

Am See, am heimlichen Strande,
Ist mein Gedanke, mein flehender Sinn
Nach dem umwogten Lande,
Ach, laßt mich zieh'n!

Kronen der Bäume den Wellen
Winken und nicken ersterbenden Gruß
Ach, wo an traulichen Stellen
Weilte mein Fuß.

Wo ich in Ängsten und Bangen
Ach, in so fröhlichem, seligem Glück
Träumte, bis Stunden vergangen,
Kommet zurück!

Der Tanz.

Ich hab in meinen Armen dich gehalten,
Noch ahne ich den Druck von deiner Hand,
Noch fühle ich die weichen Falten
An deinem lieblich schwebenden Gewand.

Und streicht dein Atem über meine Wange
Die Sinne mir verwirrend, glutdurchhitzt,
An deiner Hand die gold'ne Spange
Gefühllos meinen Handschuh ritzt.

Nicht Mädchen nenn' ich dich und nicht Geliebte.
Du bist der Liebe heil'ger Inbegriff,
Denn, wenn ich je ein Wesen liebte,
So liebt' ich Dich.

Raimund Hadolt und seines Bruders Günter wird uns dies alles erzählt. Aber der Dichter hat zugleich seinen Stoff tiefer gefaßt und in der ergreifenden Sprache seines Romanes hören wir durch die Blätter seines Buches von Zeit zu Zeit gleichsam das Hämmern und Poltern des letzten steirischen Eisenhammers ferne hindurch, das mächtige Rauschen einer in Kürze untergehenden, versinkenden Welt, die dem modernen Zeitgeiste mit seiner fortschreitenden Technik, mit seinen rastlos hastenden Maschinen, die an die Stelle der menschlichen Arbeitskraft die Maschinenkraft setzt, weichen muß, und das gibt dem Buche Fischers seine besondere Bedeutung.

Mit der in den beiden Julinummern der „Österreichischen Rundschau" des Jahrganges 1907 erschienenen Erzählung: „Die himmelblaue Stadt", die zu den zartesten und feinsinnigsten gehört, was der Grazer Stadtpoet auf diesem Gebiete geschaffen hat, schließt vorläufig Wilhelm Fischers reiche Dichterarbeit ab. In dieser seiner letzten Erzählung, in der der Dichter durch seine Allegorie mit der „himmelblauen Stadt", die uns die unbezwingbare Sehnsucht des Mädchens Luzi nach dem Hohen, Schönen und Edlen im Leben, nach der Kunst versinnbilden soll, vielfach mißverstanden wurde, führt uns Fischer mit den anmutigen Gestalten seiner Dichtung zuerst in den alten botanischen Garten, den Wundergarten der Stadt Graz —, noch heute das Ziel heimlicher Sehnsucht vieler alter Grazer, die ihn in seiner Schönheit gekannt und geliebt haben —, und dann hinaus in das lieblich gelegene Gösting, wo vom Berge die alte Ruine ins tief unten liegende Land blickt. Und wie Wilhelm Fischer in seinem schönen Romane „Sonnenopfer" mit der ihm eigenen Begabung des Märchenerzählers, die wir von seinem „Lebensmorgen" her schon schätzen, das Märchen von Venedigermännlein, von der Erschließung des steirischen Erzberges neu erzählt hat, so hat er auch in seiner letzten Dichtung die bekannte Sage von der Anna von Gösting in seiner Weise anmutig mit dem Stoffe seiner Erzählung in Einklang gebracht und so uns neuerdings ein kleines Meisterwerk heimatlicher Erzählungskunst geschenkt, von dem wir mit Zuversicht hoffen, daß es uns in einer Buchausgabe in Kürze allgemein zugänglich werde.

Neben dem Stofflichen, neben der Schönheit und Reinheit seiner Gedanken und Motive, die seine Dichtungen durchziehen, ist es vor allem der Wohlklang seiner Sprache, die Feinheit seines Stiles, die den Sinn und das Ohr des aufmerksamen Lesers besonders hinlenken, und nicht mit Unrecht hat ein aufrichtiger, literarischer Freund des Dichters, Herr Hofrat Dr. A. E. Schönbach, in einer schönen Arbeit*)

*) „Was wir lesen." Blätter aus meinem Merkbuche. Von A. E. Schönbach. Kultur. VI. Jahrgang. I. Heft. — Der Deutsche Schulvereinskalender 1908 enthält die Erzählung: „Der Römerstein."

sammlung, in der auch ein Stück Weltanschauung des Dichters, doch in anderer Form uns mitgeteilt, geborgen liegt, bezeichnen. Es ist eine Fülle von Lebensweisheit, erworben in einem sechzigjährigen, reichen Innenleben eines Dichters, die sich den Freunden Wilhelm Fischers, denn diese wird das Buch in erster Linie fesseln, in den Abschnitten: „Wesen", „Spiegelung", „Einheitliches", „Widerstrebendes", „Beständigkeit", „Strömendes", „Zuversicht", „Dämmerungen" und „Versöhnendes" teils in Prosa, teils in Versen darbietet.

Das Gebiet des deutschen Romanes, das Wilhelm Fischer mit seiner schönen Dichtung „Die Freude am Licht", die im künstlerischen Schaffen des Grazer Poeten geradezu eine Wendungsepoche nach aufwärts bedeutet, betreten hatte, nahm der Dichter in seinem zweiten Romane: „Sonnenopfer", den er zuerst in „Westermanns Monatsheften"*) und vor kurzem erst in einer Buchausgabe bei seinem Verleger bereits in dritter Auflage erscheinen ließ, wieder auf. Der Dichter hat vollkommen recht, wenn er von seinem zweiten Romane in einer handschriftlichen Widmung zu seinem Buche, das ich vor mir habe, selbst die Verse schrieb:

„Ein Werk empfängt Vollendungssiegel
Und wird zum Leben erst ergänzt,
Wenn es in reinem Geistes Spiegel
Als edles Bildnis wiederglänzt."

Denn, wenn diese schönen Worte für ein Kunstwerk Gültigkeit haben, dann haben sie es wohl in erster Linie für Wilhelm Fischers Dichtungen, besonders für seinen zweiten großen Roman „Sonnenopfer", der sich seinem bereits berühmten Vorgänger würdig anschließt, ja in mancher Beziehung ihn sogar übertrifft. Wie alle Werke der letzteren Epoche des Dichters spielt auch sein zweiter Roman in seinem Heimatlande, und der ergreifende, hochpoetische Stoff, den uns der Dichter vor Augen stellt, führt den Leser diesmal in die grünen Berge Obersteiermarks, in das Kronjuwel des schönen Oberlandes, an den Erzberg, der den Mittelpunkt während der ganzen Erzählung bildet. Wilhelm Fischers „Sonnenopfer" ist der Roman jener eigenartigen, ehrwürdigen steirischen Herrengemeinschaft, die in der Geschichte des Landes eine hochbedeutsame Rolle gespielt hat und allgemein unter dem Namen der steirischen Radmeisterschaft bekannt ist, deren letzte Reste, Spuren und uralte Gerechtsame bis in unsere Tage hereinragen. In der tragischen Lebensgeschichte des unglücklichen, aber eisenfesten steirischen Gewerksherrn

*) „Westermanns Monatshefte". Heft 601—604. 51. Jahrgang 1906. Dieselbe Zeitschrift bringt in Heft 601, S. 169, eine kurze, übersichtliche Arbeit über den Dichter, sowie ein Bild desselben und gibt ihm die dankenswerte Anregung, eine Gesamtausgabe seiner Werke zu veranstalten. Über die Buchausgabe verweise ich auf meine eingehende Besprechung im „Grazer Tagblatt", 31. Oktober 1907.

Fischer selten, sein Erzählungsgebiet ist und bleibt seit dem Erscheinen der „Rebenbäckerin“ in der Novellensammlung „Unter altem Himmel“ und der „Grazer Novellen“ die alte, grüne, bergumsäumte steirische Landeshauptstadt. In ihr ist er zu Hause und wenn er in seinen Büchern auf sie zu sprechen kommt, da geht ihm das Herz auf, da wird ihm die Seele weit und sie zu preisen wird er nicht müde — sein Herzlieb ist sie geworden. Ob er uns durch die stillen Gassen der Stadt geleitet, an uralten Häusern vorbei, von denen er, mit der Vergangenheit der Stadt auf das innigste vertraut, viel Seltsames und Wunderbares zu erzählen weiß, ob er uns durch die alten Stadttore hinausgeleitet auf die umliegenden Hügel und Berge — immer ist es die gleiche schlichtinnige Heimatliebe des Poeten, die zu uns spricht. Wie oft habe ich da auf einsamen Spaziergängen, an weltfernen Punkten und Stellen, auf verlassenen Wegen, die gerade oft die schönsten sind, den Dichter stillträumend und sinnend getroffen, und da habe ich erst voll verstanden, warum Fischers Naturpoesie in seinen Büchern so unmittelbar auf den Leser wirkt: weil der Dichter eben die Eindrücke, die ihm die Natur gegeben, durch seine Dichterphantasie verklärt, lebensvoll direkt uns wieder mitteilt. Die Freude an der Natur ist uns gottlob auch heute noch geblieben und darum greifen wir doppelt gerne nach den Büchern eines Mannes, der diese Naturfreude im Herzen trägt, wie selten einer. Und seine Art und Weise, uns dieselbe zu schildern, hat Wilhelm Fischer nicht nur uns Grazern und überhaupt uns Steiermärkern lieb und wert gemacht, sondern sie hat seinen Namen klangvoll über die Grenzen seines Heimatlandes hinausgetragen. Damit komme ich auf ein heikles Thema zu sprechen, auf den Erfolg, den Wilhelm Fischer mit seinen Büchern bisher gehabt hat und da muß es gleich im vorhinein betont werden, daß der Dichter in seiner Heimatstadt und in seinem Heimatlande noch lange nicht die allgemeine, tiefgehende und ins Weite strebende Anerkennung gefunden hat, die er in erster Linie als steirischer Heimatkünstler von seinen Landsleuten verlangen darf. Fast beschämt uns in diesem Punkte das Ausland. Doch liegt ein Teil der Ursache hievon nicht nur in uns, sondern auch in der Eigenart des Dichters selbst, wie seiner Schöpfungen. „Es hat lange gewährt“, schreibt der um Wilhelm Fischer so verdienstvolle Lemberger Professor R. M. Werner*),

*) R. M. Werner, „Neues von Wilhelm Fischer“. Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ 1905, Nr. 280. Außer den bereits zitierten Arbeiten über W. Fischer nenne ich noch: R. M. Werner, „Neue Freie Presse“, 15. Dezember 1907. „Wermelskircher Zeitung“ Nr. 49—50. „Zu Wilhelm Fischers 60. Geburtstag.“ Viktor Wall, „Österreichische Rundschau“, Heft 77, 1906. „Hochland“, I., S. 363—364. „Literarisches Echo“, I., 460; V., 1539—1542; VII., 153. H. Hart in Velhagen und Klasings Monatsheften, XVI. A. Bartels, „Kunstwart“, XII. „Berliner Reichsbote“, 20. Dezember 1907. M. Schwamm, „Münchener Neueste Nachrichten“, Dezember 1907. „Literarisches Echo“, 29. November 1907. K. Bienenstein, Grazer „Tagespost“. „Ein steirischer Radmeisterroman.“ „Jahresbericht des Pädagogiums in Wien“, 1906/7, S. 10.

über Wilhelm Fischer gerade auf diese in unseren Tagen so seltenen Eigenschaften des Grazer Stadtpoeten hingewiesen. „Dabei ist Wilhelm Fischer ein Mann“, schreibt Herr Hofrat Dr. A. E. Schönbach im Verlaufe seiner Arbeit, „dem es heilig ernst ist um seine Kunst, der an ihr mit dem tiefsten Herzen hängt und daher in seine Schöpfungen das Beste seines Wesens mit reifstem Überlegen einträgt. Das wird dem achtsamen Leser schon aus der Sprache dieser Bücher offenbar, die in ihrer gehaltenen Reinheit das saubere Ergebnis langer. und sorgfältiger Pflege darstellt. Wilhelm Fischer weiß, daß man als Dichter vor ein ernstes Publikum nur im ernsten, guten Kleide treten soll, es muß ja nicht ein feiertägliches Festgewand sein. Er weiß auch, daß man die Sprache nicht meistern und nicht mit der Launenhaftigkeit des Unwissenden in Dienste zwingen darf, denen sie sich nach ihrer Kraft als lebendiger Organismus versagen muß. Die Sprache steht eben über dem Dichter, und ein Poet, der auf sich und sein Volk etwas hält, muß vor allem die Sprache ehrfürchtig behandeln und in ihrem Geiste denken und schreiben. Wer mit ihr spielt wie mit einer Puppe, ihr die Glieder verrenkt und bricht, sie mit lächerlichen Mätzchen aufputzt und ihren Wortschatz aus allen Buden stiehlt, von der Dorfkneipe bis zum politisierenden Kaffeehause, vom Jargon der Landstreicher bis zu dem der Volksvertreter, der ist eben ein ‚Skribent‘ im Sinne des alten Liskov, aber nicht einmal ein Schriftsteller, geschweige denn ein Künstler. Der unerfreuliche Eindruck, den die Massenschreiberei unserer Gegenwart in denkenden Lesern hervorruft, gründet sich nicht zum wenigsten auf die weitverbreitete Liederlichkeit und ungezogene Schlamperei im Gebrauch der Muttersprache. Da ist es denn ein wirklicher Trost, bei Wilhelm Fischer zu sehen, daß es noch Autoren gibt, für die auch das Schreiben schlechtweg eine Kunst ausmacht und die das Wortmaterial angemessen dem Zweck der Darstellung mit Liebe und Treue auswerten.“

Wie wir mit einem alten steirischen Waldpoeten am schönsten und am liebsten durch die grünen Wälder, über die weiten Almen und Halden Obersteiermarks wandern, wie er uns am tiefsten das Herz der steirischen Älpler, ihr Sehnen, Denken und Fühlen zu deuten und zu erschließen vermag, so ist Wilhelm Fischer, der „Grazer Stadtpoet“, unser bester Begleiter durch die stillen engen Gassen und Plätze von Alt-Graz, unser bester Führer durch dessen schöne Umgebung, in die er uns in seinen Dichtungen versetzt. Zuweilen selbst führt uns auch Wilhelm Fischer, so in seinen beiden Romanen „Die Freude am Licht“, besonders in seinem „Sonnenopfer“ und in seiner Erzählung „Hans Heinzlin“, in die grünen Berge Obersteiermarks und dann grenzt er beinahe an das Erzählungsgebiet Peter Roseggers, und aus dem stillen Stadtpoeten wird selbst ein begeisterter Waldpoet. Doch sind solche Exkurse bei Wilhelm

Dichter mit gerechtem Stolz und aufrichtiger Freude. Vor mir liegen von der Hand des Dichters geschrieben zwei Briefe, in denen er sich mir gegenüber über diese freudige Tatsache mit den schönen Worten geäußert hat: „Wer in seinem Schaffen die edle Jugend für sich hat, der mag getrost seines Tagewerkes gedenken, denn er hat die Hoffnung, an dem kostbaren Gute teilzunehmen, das der Jugend gehört: an der Zukunft. Und da die Zukunft ein Schrein ist, der nur das wirklich Edle bewahrt, so bürgt mir die Zustimmung der Jugend dafür, daß ich vom Herzen zum Herzen gesprochen habe, dem alles Ursprüngliche und somit auch das Edle entstammt. So sind Sie mir in Ihrer Empfindung für mich wie ein Freundesbild der deutschen Jugend erschienen, die in ihrer Echtheit von der Tagesmode nur äußerlich berührt, in ihrem Innern das Schöne nur als edel fühlen kann und nichts anderes." — Und wieder ein andermal schrieb er: „Was ich besonders als eine Gabe empfinde, die mir das günstige Schicksal nach langen Jahren der Entbehrung zugewendet, das ist die warme Zustimmung der Jugend, in der Geist und Herz einhellig zusammenklingen zu meinen Werken. — Ich habe nie nach dem getrachtet, was man Erfolg nennt und wenn mir etwas davon in vorgerückter Lebenszeit doch zuteil geworden ist, so freue ich mich darüber nur als über einen Beweis meines Wirkens und daß meine Kraft, das Edle zu wollen, auch über ein Können dazu verfügt. Höre ich nur etwas, was mir wie ein ferner Herzenswiderhall klingt, so bin ich in meinem Glauben um so bestärkter, das Rechte gewollt zu haben." — Den Wilhelm Fischer von heute, schrieb einst vor Jahren, richtig voraussagend, R. M. Werner in seinem bereits genannten Buche: „Vollendete und Ringende" — und ich füge hinzu, den Wilhelm Fischer der Zukunft — wird wohl kein Leser, geschweige denn ein Literaturhistoriker, wieder aus dem Auge verlieren!

Ich glaube, diese schlichte Arbeit, die vor allem den Zweck hat, den Dichter den Herzen der Bewohner der Stadt Graz, wie der grünen Steiermark näher zu bringen, nicht besser abschließen zu können, als mit jenen schönen Worten, die sein Freund und Amtskollege K. W. Gawalowski, der Herausgeber des „Steiermärkischen Dichterbuches",*) der die Anfänge und die literarische Entwicklung unseres Dichters miterlebt hat und vor Jahren schon in Wilhelm Fischer den heutigen berühmten steirischen Dichter erblickte, ihm in der Einleitung zu der Volksausgabe seiner Erzählung: „Das Licht im Elendhause" aus den „Grazer Novellen", in den trefflichen Wiesbadener Volksbüchern gewidmet

*) Das „Steiermärkische Dichterbuch", Verlag Franz Pechel, 1887, Graz, enthält neben Beiträgen von Rob. Hamerling, Peter Rosegger, Emil Ertl, Hans Grasberger, K. G. Leitner, Friedrich Marx, K. W. Gawalowski, Franz Goltsch, Hermann Kienzl, von Wilhelm Fischer: „Frau Wasolde", aus der noch unveröffentlichten Dichtung: „Der Kaiser von Byzanz".

„ehe Wilhelm Fischer dem weiteren Lesepublikum bekannt wurde, trotzdem sein erstes Werk schon vor mehr als einem Vierteljahrhundert erschien. Freilich hat er sich selbst nicht sofort gefunden, irrte vielmehr längere Zeit in weltfremden Gegenden, bis er unter dem Einfluße Gottfried Kellers und Konrad Ferdinand Meyers zu sich selbst gekommen war. Zuerst spinnen sich durch seine „Grazer Novellen" Fäden zwischen ihm und den deutschen Lesern an, dann rückte ihn sein Roman „Die Freude am Licht" in die Reihe der bekannten Schriftsteller, und so wird er nun wohl mit seinen weiteren Werken immer gerne Gehör finden. Er verdient es, denn er bietet Poesie, obwohl er sich der Prosaform bedient; er hat einen eigenartigen Ton der Erzählung ausgebildet und wandelt still und sinnend selbstgebahnte Wege. Kennzeichnend für ihn ist eine glückliche Mischung von realistischer Bodenständigkeit und romantischer Phantastik, von wehmütigem Humor und heimlichem Frohsinn, von nachdenksamer Weisheit und unverlorener Kindlichkeit." Neben dieser inneren Eigenart des Dichters, die sein rascheres Durchdringen erschwerte, und von der ein Freund des Dichters richtig bemerkte, daß man sich an Fischers streng persönliche, etwas weltfremde Art, zu denken und zu sprechen gewöhnen müsse, ehe einem der volle Zauber seiner Dichtungen offenbar würde, gesellt sich noch eine zweite äußere Eigenschaft des Dichters, seine Zurückgezogenheit, seine Bescheidenheit hinzu. Und da schreibt sein Freund und Amtsgenosse, K. W. Gawalowski, der wiederholt für Wilhelm Fischer zur Feder gegriffen hat, so schön: „Unbekümmert um die jeweilige literarische Tagesmode, gleichzeitig gegen den blendenden Schein äußeren Erfolges, ohne die leiseste Verbindung mit irgendeiner Klique, hat der Dichter seit jener Zeit unablässig seine Begabung gepflegt, wovon eine Reihe von Büchern in Vers und Prosa Zeugnis ablegt, die er nach und nach in den Buchhandel brachte. Irgend etwas für ihre Verbreitung zu tun, ist Fischer nicht im Traume eingefallen. Wer wollte, mochte sie lesen. Fand sich niemand, auch gut. Wie jeder echte Dichter, durfte Fischer denken: Ich kann warten, meine Zeit muß kommen. Und sie kam in der Tat. Die anfangs kleine Schar treuer Freunde der Fischerschen Muse wuchs langsam aber stetig, und heute umfaßt die Gemeinde des Dichters die Besten in allen deutschen Landen." — So kann der Dichter heute, wo er auf dem Höhepunkte seines literarischen Schaffens steht, wo seine Werke, das bezeugen die zahlreichen Neuauflagen derselben, immer breiter und tiefer im deutschen Volke und namentlich in der deutschen Jugend Wurzel fassen, zufrieden auf ein arbeitsreiches Leben von seiner hohen Stellung im deutschen Schrifttume, die er sich aus eigener Kraft geschaffen hat, zurückblicken. Besonders der Anklang, den seine Dichtungen bei der jungen und jüngsten Generation des deutschen Volkes gefunden hat, erfüllt den

Zauber seiner Dichtungen offenbar wird. Wem dies aber einmal geschehen ist, der wird sich dem Dichter gerne gefangen geben und seine Bücher zu denjenigen zählen, nach denen man wieder und immer wieder greift. Es ergeht uns wie in einem alten, verwilderten Garten. Dornen wehren den Eintritt, die Wege sind steinig und verwachsen, je tiefer wir aber eindringen, desto mehr entzücken uns schöne, seltene Bäume, grüne Wiesenplätze, spiegelnde Weiher; kühler Schatten erquickt uns, und wenn wir auch schon lange ferne sind, so sehnen wir uns noch immer zurück nach der seltsamen, köstlichen Stätte."

Ja wir Grazer im engeren, wir Steiermärker überhaupt im weiteren Sinne, stecken bei Wilhelm Fischer tief in der Schuld und unsere heilige Aufgabe ist es, für die Liebe, die er gesät hat, ihn auch Gegenliebe ernten zu lassen. Seitdem deutsche Dichter in den Mauern unserer schönen, alten deutschen Murstadt sich niedergelassen haben, von Robert Hamerling, dessen idyllisches Dichterheim im nahen, grünen Stiftingtale uns an den unsterblichen Sänger täglich gemahnt, von Anastasius Grün, Rudolf Gottfried von Leitner und Friedrich Marx angefangen bis zu den Lebenden, zu Peter Rosegger, Emil Ertl und Fritz Pichler herab, um aus der Fülle nur einige markante Namen zu nennen, hat keiner die grüne Gartenstadt und deren reizende Umgegend so schön besungen, so innig in sein Dichterherz geschlossen — wie er. Von frühester Zeit an, als er in ihren Gassen, als ein Fremdling, eingezog, hat er in Versen und in der Prosa, in seinen Erzählungen, Novellen und Romanen, bis zur heutigen Stunde, wo ihm der Boden — wie er mir einmal schrieb — die Stätte, in welcher seine Dichtungen wurzeln und emporblühen, eben lieb und teuer geworden ist, ihr Lob gesungen, aus dem die Liebe zu seiner zweiten Heimatstadt wieder glänzt und damit sie so recht eigentlich in die neue, schöngeistige deutsche Literatur erst eingeführt.

Wenn einst die Stadt Graz und das grüne Alpenland, die Steiermark daran gehen werden, die edlen Namen jener wackeren Steiermärker in goldenen Lettern aufzuzeichnen, die sie einst schrifttumfähig gemacht haben, dann wird neben dem steirischen Waldpoeten Peter Rosegger, dem Altmeister steirischer Dichtkunst, in der großen Reihe jener Männer in erster Linie W i l h e l m F i s c h e r in G r a z zu stehen kommen, der liebenswürdige Dichter der „Grazer Novellen", unser unvergeßlicher — Grazer Stadtpoet!

hat: „Schon frühe hat er die Werke der großen Dichter und Denker aller Völker und Zeiten und aus ihnen den Entwicklungsgang der menschlichen Kultur kennen gelernt. Sich vertiefend in die Geschichte der Menschheit, gewinnt er seine Welt- und Lebensanschauung. Die Schönheit der Antike und die Ethik des Christentums, beide erfüllt von der Innerlichkeit und Tiefe germanischen Fühlens und Denkens, das sind die Sterne, die sich in geruhigem Glanze in den Fluten seiner Dichtung spiegeln. Den jungen Dichter fesselt zunächst die Vergangenheit, die Ferne; mit Vorliebe holt er, erfüllt von Schönheitssehnsucht, seine Stoffe aus dem klassischen Altertum. Reifer in Dienst und Leben geworden, wendet er sich der deutschen Sage und Geschichte zu, um endlich nach einer Abschweifung in die italienische Renaissanze im zeitgenössischen Leben der Heimat zu landen. Hiebei gewinnt er jene vielberufene Bodenständigkeit, nach der heute so viele streben, ohne sie erreichen zu können, weil sie meinen, sie brauchten einfach nur das sie umgebende Leben wie aus einer photographischen Kamera heraus abzuschildern und seine Äußerlichkeiten wiederzugeben. Fischers, an den besten Meistern gebildetes Kunstgefühl, wies ihm einen anderen Weg. Er springt nicht mitten hinein in das Gewühl des Alltags, um keck daraus seine Gestalten und Bilder zu holen, sondern, wie er es liebt, einsam über die grünen Bergmatten seiner steirischen Heimat in stillem Sinnen zu wandern und den trunkenen Blick weithin schweifen zu lassen nach anderen, fernen blauenden Höhen, in waldige Täler, aus denen da und dort trauliche Dörfer lugen, aber auch empor nach dem leuchtenden Firmamente, so sieht er auch die Menschen in seinen Dichtungen mehr aus der Ferne, verklärt von dem Schimmer echter Romantik, der auch über seine Lyrik gebreitet ist, so fern sie nicht in gedankenschweren Reflexionen ausklingt. Geht hiedurch vielleicht auch manches an naiver Ursprünglichkeit und Frische der Farbe verloren, so werden anderseits Vorgänge und Gestalten in eine Perspektive gerückt, aus der betrachtet sie die Deutlichkeit und Schärfe allzugroßer Nähe verlieren, um dafür desto typischer, allgemein gültiger zu erscheinen und jenen Goldton nachgedunkelten Kolorits anzunehmen, wie er den Bildern alter Meister eignet. Wir gewinnen die Empfindung, daß des Dichters Werke ebenso wie sie uns heute in ihrer herben Schönheit zu Herzen sprechen, schon vor einem Jahrhundert unseren Großeltern hätten gefallen müssen und in aberhundert Jahren eine Quelle des gleichen Genusses für unsere Enkel bilden werden. Die große Menge allerdings wird zu Fischer wohl kaum je in ein näheres Verhältnis kommen, und auch dem Kenner wird es anfangs keineswegs leicht, der spröden Muse des Dichters auf ihren einsamen Pfaden zu folgen. Man muß sich erst an Fischers streng persönliche, etwas weltfremde Art zu denken und zu sprechen gewöhnen, ehe einem der volle

äußerte darauf Heinrich: „Mein Prinz, Eure Flucht beweist mehr Heldenmut, als wenn ich Breda eroberte. Wer schon so früh sich selbst zu überwinden weiß, dem wird auch noch Größeres gelingen!“

*

Derfflinger, der Paladin des großen Kurfürsten, diente auch dessen Sohn und Nachfolger noch, dem Kurfürsten Friedrich III. und späterem König Friedrich I. Als der alte Haudegen einst im Gemach der Kurfürstin weilte und nachdenklich auf den jungen erstgebornen Prinzen, den spätereren Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., blickte, fragte ihn die Mutter: „Was denkt Ihr soeben in Eurem Herzen, Herr Feldmarschall?“ Sie mochte wünschen, irgendeinen glückverheißenden oder zum Heldentum mahnenden Ausspruch des alten Kriegsmannes zu vernehmen, den sie dem Prinzen später zur Aufmunterung würde mitteilen können. Derfflinger aber war in diesem Augenblick von Gedanken ganz anderer Art bewegt und er war zu ehrlich, um zu heucheln. „Indem ich das kleine Prinzchen ansah“, entgegnete er, „sagte ich im stillen zu ihm: Dein Großvater hat mich viel gehudelt, dein Vater wird mich auch noch genug hudeln, du aber wirst mich wohl ungehudelt lassen.“ — Die liebenswürdige Sophie Charlotte nahm diese Äußerung als einen Scherz und lachte herzlich.

*

Friedrich Wilhelm ward in dem Jahre des Regierungsantrittes seines Vaters (1688) in dem Schlosse zu Berlin geboren.

Die fürstlichen Eltern dachten vor allen Dingen bald daran, dem Prinzen eine tüchtige Erzieherin zu geben. Eine solche fanden sie in der Frau von Rocoulles, einer französischen Protestantin, die sich, ihre Mutter und ihre beiden Töchter mit bewunderungswürdiger Kühnheit während einer jener berüchtigten Dragonaden aus Frankreich nach Deutschland gerettet hatte. Sie verwaltete ihr Amt mit der größten Hingebung, doch machte ihr der mehr und mehr erwachende Eigenwille des Prinzen viel zu schaffen. Eines Tages sprach sie gegen den etwa fünfjährigen Prinzen die Drohung aus, ihm einer Unart wegen das Frühstück vorenthalten zu wollen. Als sie sich danach auf einige Augenblicke in das Nebenzimmer begibt, geht der Prinz zum Fenster, öffnet es und stellt sich — es war im dritten Stockwerk des Schlosses — auf die äußere Brüstung. Man denke sich den Todesschrecken der armen Frau, als sie den Prinzen in dieser höchst gefährlichen Stellung findet! Auf seine Drohung, sich hinabzustürzen, wenn ihm nicht das Frühstück sogleich gebracht werde, fand der Eigensinn des Prinzen natürlich unbedingt Berücksichtigung. Die Frau von Rocoulles zitterte noch an Händen und Füßen, als Friedrich Wilhelm schon am Tische saß und das schnell herbeigeholte Frühstück in aller Seelenruhe verzehrte.

*

Hohenzollern-Anekdoten.*)

Von **Hermann Jahnke.**

Als der Kurprinz Friedrich Wilhelm fünfzehn Jahre alt war, schickten ihn seine Eltern nach Leyden, wo er seine Ausbildung vollenden sollte.

Sein trefflicher Erzieher Leuchtmar begleitete ihn.

Zwei Jahre lebte er hier in der Stille seinen Studien. — Der nunmehr Siebzehnjährige hatte bisher noch den Hauptort des Landes, den Haag, nicht gesehen. Der Aufenthalt daselbst war für einen jeden, der berufen war, Land und Leute zu regieren, von Wichtigkeit, weil dort ein reges politisches Leben herrschte und die Stadt mit Recht ein Sammelplatz berühmter Staatsmänner aus allen Ländern genannt werden konnte. Dennoch trug der treffliche Leuchtmar Bedenken, dem Prinzen die Reise nach jenem Orte anzuraten. Die fürstliche Residenz der Oranier war verrufen wegen ihrer üblen Sitten, und zwar wurden dieselben gerade durch jene wechselnde vornehme staatsmännische Schule unterhalten. Es gab dort viel zu lernen, aber auch — viel zu verlieren.

Jetzt aber kam Weisung vom Kurfürsten, sich dorthin zu begeben. Bald sah auch Friedrich Wilhelm im Haag sich von einer Zahl junger Edelleute, von Grafen- und Fürstensöhnen umschwärmt, denn er war neben seinem regen Streben, sich nach verschiedenen Richtungen des Wissens zu vervollkommnen, doch auch heiteren Lebensgenüssen durchaus nicht feind. — Eines Abends war der Prinz zu einem Gelage eingeladen worden, das bis in die Nacht hinein währte. Als die jungen Herrlein bereits voll süßen Weines waren, traten junge Damen mit schönen Angesichtern, aber mit leichten, losen Sitten ein. Sofort erhob sich Friedrich Wilhelm, um den Saal zu verlassen. Seine jungen Freunde drängten sich herzu und bestürmten ihn, zu bleiben. Der Kurprinz entgegnete ihnen, er wisse, was er seinen Eltern, seinem Lande und sich selbst schuldig sei! — Und er blieb fest und — ging.

Schon am nächsten Morgen saßen er und sein Erzieher zu Pferde und verließen die Hauptstadt. Einige Diener folgten. Wohin? — Ins rauhe Kriegslager! — Der Statthalter des Landes, Prinz Heinrich von Oranien, lag damals gerade vor Breda; zu ihm begab sich Friedrich Wilhelm. In der Tat, eine Flucht eigener Art: aus einer üppigen Hauptstadt ins Feld, wo der Tod in jedem Augenblicke sein Leben fordern konnte.

Aus dem Munde Leuchtmars vernahm der Oranier, was den Kurprinzen veranlaßt hatte, den Haag zu verlassen. Bewegten Herzens

*) Auszüge aus dem köstlichen Buche „Hohenzollern-Anekdoten“. (Stuttgart. Robert Lutz.) Siehe Seite 397.

Er nicht!" nieder. Wie er selbst vom frühesten Morgen bis zum späten Abend unermüdlich für das Wohl des Staates tätig war, so verlangte er von jedem Untertan Fleiß und strengste Pflichterfüllung. Müßiggang und Unordnung haßte und strafte er. Wehe dem Müßiggänger, der ihm unter die Augen kam! Sein Knotenstock hat manchem das Gaffen für lange Zeit verleidet. Ein jeder, den er traf, mußte gefaßt darauf sein, von ihm des strengsten gefragt zu werden, wohin er gehe, was er vorhabe. Einst bog er zu Pferde um ein Straßenecke, als ihm ein junger, ehrbar aussehender Mann entgegenkam. Der König hielt dicht vor ihm, daß seines Pferdes Nüstern die Brust des jungen Mannes berührten.

„Wer ist Er?" herrschte er ihn an.

„Ein Candidatus Theologiae, Ew. Majestät!"

„Woher?"

„Aus Berlin, Ew. Majestät."

„Hm, taugen nichts, die Berliner!"

„Freilich, die Mehrzahl, Ew. Majestät; aber es gibt doch Ausnahmen, ich kenne deren zwei."

„Wer sind die?"

„Ew. Majestät und — ich."

Das war ein Mann nach des Königs Sinn: unerschrocken, klar, schlagfertig. Es währte nicht lange, so saß er in einer guten Pfarre.

Einst jagt er einem flüchtigen Juden nach, holt ihn ein und fragt ihn, weshalb er vor ihm geflohen sei. Auf die Antwort, er habe sich gefürchtet, gerät der König in heftigen Zorn und bläut dem Zitternden mit seinem Wusterhausener Knotenstock den Rücken, rufend: „Ihr sollt mich nicht fürchten, lieben sollt Ihr mich!"

Das war für damalige Zeit eine sehr volksverständliche Art und Weise der Belehrung.

Einen Tanzmeister, der, um die Begegnung zu vermeiden, über Stock und Stein in ein Haus lief, ließ er von dem Pagen zurückrufen, fragte ihn genau aus und, um sicher zu sein, daß er der sei, für den er sich ausgab, mußte er sogleich auf der Straße eine Sarabande tanzen. Noch schlimmer kam ein anderer französischer Tanzmeister weg, welcher dem Könige zu Pferde in der Breiten Straße begegnete und im Galopp davonritt, ohne auf den Zuruf des Königs zu hören. Der König schickte ihm seinen Leibpagen nach, der ihn endlich vor dem Köpenicker Tore auf einem Heuboden versteckt fand. Vor den König geführt, gab er sich für einen Reisediener eines Marseiller Handlungshauses aus und da dies sich als unwahr erwies, verurteilte ihn der König, vier Wochen lang bei dem Aufbau der Petrikirche Schutt zu karren.

Für seine „lieben blauen Kinder“, wie der König seine Soldaten nannte, sorgte er in der Tat wahrhaft ritterlich. Nicht nur, daß er ihnen Grundstücke schenkte, Häuser baute, ihnen gestattete, öffentliche Bier- und Weinhäuser, Material- und andere Verkaufsläden zu eröffnen und verschiedene Gewerbe zu treiben, er machte ihnen auch außerordentliche Geldgeschenke und beförderte vorteilhafte Heiraten. Aber natürlich mußte auch die Frau, um die Fortpflanzung des Riesengeschlechtes zu sichern, durch ungewöhnliche Körpergröße sich auszeichnen.

Er glaubte, durch solche Eheschließungen zwischen Riesenmenschen ein Geschlecht von Enakskindern züchten zu können, was aber meist mißlungen ist.

Diese Bestrebungen des königlichen Ehestifters haben oft recht heitere Zwischenfälle herbeigeführt. Einer der lustigsten ist der folgende, der neuerdings einem Dichterkomponisten den Stoff zu der komischen Oper „Der lange Kerl“ gegeben hat.

Eines Tages ritt der Soldatenkönig in der Nähe von Potsdam, als ihm ein außergewöhnlich hochgewachsenes, kräftiges Bauernmädchen begegnete. Der König dachte sogleich: „Das wäre eine Frau für meinen Grenadier N.!“ Er rief das ländliche Riesenfräulein zu sich heran, schrieb etwas auf ein Papier und sagte, es solle den Zettel nach Potsdam mitnehmen und dem Garnisonprediger übergeben. Die Dirne nahm ihn und ging nach Potsdam. Obwohl des Lesens unkundig, mochte ihr die Sache nicht geheuer vorkommen und der Zettel als eine Art Uriasbrief erscheinen. Sie übergab ihn deshalb in der Nähe des Pfarrhauses einem alten Mütterchen, das sie bat, den Auftrag des Königs auszurichten. Das Mütterchen kommt zum Garnisonspfarrer und überreicht den Zettel des Königs. Der Geistliche liest und indem er auf das alte Mütterchen schaut, ist er fast starr vor Staunen und Verwundern. Auf dem Zettel stand:

„Überbringerin dieses Skriptums ist unverzüglich mit dem Grenadier N. zu kopulieren.“

Der Pfarrer will seinen Augen nicht trauen, doch das steht schwarz auf weiß da, und gegen einen Befehl des Königs gibt's kein Bedenken und kein Zaudern. Der Grenadier wird herbeigeholt und das seltsame Paar sogleich ehelich verbunden.

Als der König später nach Potsdam zurückkehrte, ließ er sich sogleich das junge Ehepaar vorführen, um ihm zu gratulieren. Da war das Staunen an ihm. Natürlich wurde der sonderbarste Ehebund, den der schalkhafte Liebesgott je geschlossen, durch des Königs Machtgebot alsbald wieder gelöst.

*

Friedrich Wilhelm herrschte über seine Landeskinder wie der strengste Despot. Jeden Widerspruch donnerte er mit dem Ausruf: „Raisonniere

zuckt mit den Achseln und spricht endlich kurz und rund: „Na, die wird wohl einige Groschen kosten!" — „Da hörst du's", fährt der König fort. „Ja was Groschen; vier Taler hat sie dafür bezahlt! Nun geh' mal hin und laß dir von der schönen Frau eben so viel geben!" Lächelnd den König ansehend, öffnet sie flugs ihre Börse und legte dem sachte herantretenden Soldaten in die vorgehaltene Hand vier blanke Taler. „Aber", fügte sie dann mit einem schalkhaften Lächeln hinzu, „sieh' mal, der hohe Herr, der da am Fenster steht, hat viel mehr Geld als ich; alles, was ich habe, verdanke ich nur ihm allein, und er gibt gern. Nun geh' auch zu ihm hin und laß dir das Doppelte, acht Taler, geben." Mit fröhlichem Auflachen sieht die Königin auch diese Spende aus den zum Geben immer offenen Händen des jetzt freilich achselzuckend lächelnden, langsam zahlenden Königs erfolgen und wünschte dem vergnügten Veteran Glück. Dieser hat das glücklichste Ehepaar gesehen und hört noch, wie er schon das fürstliche Zimmer verlassen, da drinnen den lauten, fröhlichen Scherz.

Der Invalide hieß Christian Brandes und wurde sehr alt. Der König hatte die Gesichtszüge und den Namen des Mannes, aber auch diese Szene behalten. Wenn er seiner späterhin, nach dem Tode der Königin, zu Potsdam ansichtig wurde, beschenkte er ihn und hat dabei wohl im Scherzton gefragt: „Brandes, weißt du noch?"

*

Als Friedrich Wilhelm III. von Preußen sich in Rom befand, machte der berühmte Verfasser der „Römischen Geschichte", Niebhur, damals Gesandter beim päpstlichen Stuhle, den Führer des Königs. Obgleich mehr Stubengelehrter als Höfling, ließ er es sich doch nicht nehmen, bei solcher Gelegenheit in Hoftracht als Wadenstrümpfler zu erscheinen. Der Gesandte mochte in dieser Tracht eine drollige Erscheinung sein und erregte durch die Spindeldürrheit seiner unteren Extremitäten die Heiterkeit der Begleiter des Königs. Auch diesem lockte Niebuhrs Aussehen ein Lächeln ab; da er jedoch nicht wünschte, daß der verdiente Gelehrte sich ferner dem Gespötte aussetzte, sagte er zu dessen Frau:

„Aber veranlassen Sie doch Ihren Gemahl, ein anderes Kostüm anzulegen, mit diesen seidenen Strümpfen und kurzen Hosen kann er sich ja erkälten."

Frau Niebuhr aber erwiderte hierauf: „Ach, wenn Majestät nur wüßten, was er noch alles darunter an hat!"

„So?" lachte der König; „aber das ist ja beinahe unmöglich!"

*

Der König hatte im Jahre 1828 das Unglück, den Fuß zu brechen, und war infolgedessen längere Zeit ans Krankenbett gefesselt. Um dieselbe Zeit verbüßte ein Oberst von Massenbach eine längere

In dem früheren Hause Friedrichstraße 200, Ecke der Krausenstraße zu Berlin, wohnte der Garkoch Külo, ein überaus schmutziger Mann. Als er eines Tages in seinem schmierigen Kochkostüm vor der Tür stand, kam der König vorüber.

„Was ist Er?"

„Ew. Majestät, ich bin Koch."

„Eine Sau ist Er!" Damit sauste der königliche Rohrstock auf die Schultern des Schmierfinken nieder.

Sehr oft jagte man ihn später, wenn er vor der Tür stand, in die Flucht durch den Ruf: „Külo, der König kommt!"

Der König liebte es nicht, daß Berliner Bürger den militärischen Übungen zusahen; er hielt das für eine Zeitvergeudung. Eines Tages spazierten einige Bürger im Sonntagsanzuge die Wilhelmstraße entlang, um vor dem Halleschen Tor dem Exerzieren zuzusehen. Plötzlich erscheint in der Ferne der König. Sie flüchten sich in einen Neubau, werfen die Röcke ab und fangen an, fleißig zu karren. Der König betritt den Neubau; Handlanger im Sonntagsstaat hatte er noch nicht gesehen.

„Wer seid ihr?"

„Majestät, wir helfen unserm Nachbar beim Bau."

„Das ist hübsch; wenn ich zurückkomme, werde ich euch noch sprechen." Sprachs und ritt davon; so nagelte er die neugebackenen Handlanger fest. An dem Tage muß er aber eine besonders gute Mütze aufgehabt haben, sonst hätte es doch etwas gesetzt.

*

König Friedrich Wilhelm III. pflegte jeden Morgen nach gehaltenem Vortrage im Kabinett, wenn auch nur auf Augenblicke, im Wohnzimmer der Königin sich aufzuhalten und mit ihr, am liebsten frisches Obst, zu frühstücken. Beim Hereintreten bemerkte er eines Tages auf ihrem Nähtisch eine hübsche Haube, die ihm neu schien. Lächelnd fragte er nach dem Preise. „Es ist nicht immer gut", erwidert scherzend die Königin, „wenn die Männer wissen wollen, was der Putz der Frauen kostet; sie verstehen das nicht und finden dann alles zu teuer." — „Aber du kannst mir doch wohl sagen, was diese Haube kostet; möchte es gern wissen!" — „O ja, ich habe eine wohlfeile gewählt, sie kostet nur vier Taler." — „Nur? Erschrecklich viel Geld für so ein Ding!" Und indem der König, am Fenster stehend, fortfährt zu spötteln, bemerkt er einen vorübergehenden Gardeinvaliden, welchen er heraufruft. Kaum ist er eingetreten, so spricht zu ihm der König: „Die Dame, welche da auf dem Sofa sitzt, hat viel Geld; was meinst du wohl, alter Kamerad, was sie für die Mütze gegeben hat, die da auf dem Tische liegt? Darfst dich aber nicht blenden lassen von dem schönen Rosabande!" Der alte Kriegsmann, unerfahren in solchen Dingen,

Zeit, wo in der Regel kein Urlaub erteilt wird; in der Tat hat derselbe kein gutes Gewissen und tritt, da er weiß, daß der König über solche kleine Übertretung der Kadetten sehr ungehalten werden kann, rasch in einen Torweg. Friedrich Wilhelm III. aber hat ihn bemerkt, folgt ihm nach, findet ihn in der Toreinfahrt, überzeugt sich durch wenige Fragen, daß er wirklich ohne Urlaub in den Straßen bummelt, und putzt ihn ganz gehörig herunter. Nach einer Weile hält er inne und kehrt sich halb ab; der geängstigte Kadett denkt, die Sache ist zu Ende, aber der König wendet sich an den Adjutanten mit den befehlenden Worten: „Adjutant, weiterschimpfen!“ und überläßt diesem, indem er selbst langsam vorausgeht, den Schluß der Strafpredigt.

*

Bei einer Hofgesellschaft sollte jeder Anwesende ein Rätsel aufgeben. Der Minister von Kleewitz kam an die Reihe, entschuldigte sich jedoch, er wisse keins.

„Sagen Sie doch“, rief der Kronprinz: „Mein erstes frißt das Vieh, das zweite hab' ich nie, das Ganze ist eine Landplage. – Was ist das?“

Alles lachte und der erbitterte Minister beschwerte sich beim Könige über die Kränkung. Der Kronprinz aber bestritt die Lösung „Kleewitz“ und sagte, er habe „Heuschreck“ gemeint.

*

Der Kronprinz kam an einem Sonnabend in eine kleine Stadt, deren Bürger ihn festlich empfingen. Die jüdischen Einwohner hatten, wie er erfuhr, sich nicht beteiligt, sondern die Erklärung abgegeben, sie könnten heute an dem Empfange nicht teilnehmen, da sie Schabbes hätten.

Am Sonntag vormittag erschien eine Deputation der jüdischen Einwohner, um ihm ihre Aufwartung zu machen. Der Kronprinz nahm sie aber nicht an, indem er sagen ließ, heute habe er Schabbes.

*

Louis Schneider, Vorleser des Königs Wilhelm I., berichtet: Als der König 1870 an der Spitze seines Heeres in den Krieg zog, war er 73 Jahre alt und er kehrte fast frischer zurück, als er ausgezogen war. Es war die Zeit, als der Beiname Heldengreis aufkam, mit welchem mancher ihm was zugute tun wollte. Nichts aber ärgerte ihn mehr als dieses Wort. „Ich weiß gar nicht“, sagte er, „was die Leute immer mit ihrem Heldengreis wollen! Mache ich denn den Eindruck des Greisenhaften? Ich dächte nicht! Zu einem Heldengreisen aber gehört doch vor allen Dingen ein Greis.“

*

Als Kaiser Wilhelm im Frühling 1885 ernstlich erkrankt war, wollten nach seiner Genesung die Ärzte nicht zugeben, daß der Vierundachtzigjährige den bald darauf stattfindenden Manövern zu Pferde

Festungsstrafe wegen seiner schriftlichen Angriffe auf den König. Eines Morgens erhielt der Kriegsminister plötzlich die Meldung von dem Kommandanten der Festung, daß Massenbach infolge einer bei ihm eingegangenen Kabinetsordre auf freien Fuß gesetzt und bereits nach seinen Gütern abgereist sei. Der Kriegsminister wußte nichts hiervon; er war sehr erstaunt und vermutete eine gefälschte Ordre. Er eilte sofort zum König und erzählte ihm den Fall. Friedrich Wilhelm, noch bettlägerig, lächelt und sagt: „Es hat seine Richtigkeit so. Vor einigen Tagen lag ich hier des Nachts und konnte vor Schmerzen nicht schlafen. Da dachte ich: wer mag dir wohl im Leben am feindlichsten begegnet sein, dich am bittersten gekränkt haben? Dem möchtest du wohl vergeben und ihm eine Freude machen! — Massenbach fiel mir ein und ich befahl, ihn auf freien Fuß zu setzen.

*

Der König hatte unter seinen Generälen einen — Herrn von Malachowsky — den er seiner hohen militärischen Begabung, seiner geselligen Talente und äußerst liebenswürdigen Persönlichkeit wegen hoch schätzte.

Eine Schwäche jedoch besaß der General, deren Folgen der König schon mehrfach Gelegenheit gehabt, auszugleichen — er wußte niemals seine Ausgaben und Einnahmen ins richtige Gleichgewicht zu bringen, natürlich — zu ungunsten der ersteren.

Als es dem König einmal wieder zu Ohren gekommen, daß sein Liebling, wie schon öfters, stark verschuldet sei, ließ er demselben an dem bald darauf folgenden Weihnachtsabende eine beträchtliche Anzahl von Staatsschuldscheinen, sauber in ein Büchlein zusammengebunden, als Weihnachtsgabe übersenden.

„Nun, mein lieber Malachowsky“, sagte beim nächsten Wiedersehen der König, noch ehe der General Zeit zum Dank gehabt hatte, „wie hat Ihnen denn das neu herausgekommene Buch gefallen, das ich Ihnen geschenkt habe?“

„Ausgezeichnet gut, Majestät“, entgegnete der General ohne Zögern. „So gut, daß ich hoffe, das schöne Werkchen wird noch eine zweite, womöglich vermehrte und verbesserte Auflage erleben.“

Der König lachte.

Wieder war es Weihnachtsabend geworden und wieder erhielt General von Malachowsky vom Könige ein Angebinde übersandt — dasselbe Büchlein mit noch bedeutenderem Inhalte.

Auf dem Titelblatte aber stand von des Königs Hand geschrieben: „Zweite, vermehrte und verbesserte — aber auch letzte Auflage.“

*

Einst begegnete dem mit seinem Adjutanten in den Straßen Berlins gehenden Könige Friedrich Wilhelm III. ein Kadett zu einer

während einer Wirtshaus-Freimusik in sein Zimmer ein und betete für die Seelen in der Gefahr. Nicht immer mit Erfolg! — Der neue Herr war anders. Auch er predigte am Vormittag, daß, wer die Gefahr liebe, leicht darin zugrunde gehe — am Abend aber war er selber beim Ball. Und je unangenehmer dem jungen Volke seine Anwesenheit, um so notwendiger war sie. Da trugen sich weniger Unglimpflichkeiten zu; dafür sagten nachher die Leute: 's war ein bissel langweilig. Aber nicht allemal. Beim Liedersingen tat der Pfarrer manchmal selbst lustig mit, da kam kein „Schweinschmalz" dazu.

So ungern der Kamperl-Jakel sich zum Pfarrertisch setzte, so gern tat ich's. In meinen ersten Lehrjahren war das ausgeschlossen gewesen. Aber als ich meine „Zeit- und Ewigkeitkalender" geschrieben, die vom Pfarrer beinahe die Imprimatur erlangt hätten, wenn nicht gar so viele Schreibfehler drin gewesen wären, da rückte man und ich konnt' mich zum Nobeltisch setzen! Anfangs begriff ich die Ehre nicht und meinte, der Pfarrer würde eben auch bei mir Verdacht schöpfen von wegen zu viel oder zu wenig bei den Weibsbildern. Aber schließlich hockte ich ganz bescheidentlich an der Ecke der Tafel, wo der Herr Pfarrer saß mit der gefleckten Schildkrötendose und der Fürstand mit der versilberten Tabakspfeife und der Schulmeister mit der Zigarre und den funkelnden Augengläsern, die manchmal fast lieber quer durch die Tür auf den Tanzboden hinauslugten, als auf die großen Schaumaugen seines Bierglases. Daneben der weißkopfige Kaufmann und der wuchtige Schmied und die zarte und zierliche Figur meines Lehrmeisters. In der Nähe solcher Persönlichkeiten durfte ich mein Gschnaidel essen und schließlich zum Austunken der Schüssel eine Semmel dazu. Beim großen Tisch in der Vorstube hörte ich meine Kameraden schreien und singen und — tuscheln. Das letztere war peinlich, denn ich fühlte allzu deutlich, es galt mir. Sie machten sich lustig darüber, daß auch ich bei dieser „Freimusik" am Pfarrertische sitzen mußte.

Zum Glücke, denn mich ödete schon stark, begann endlich das Raufen. Die Gäste einer Freimusik haben keinen Eintritt zu zahlen, auch im allgemeinen kein Spielleutgeld, und können nach Belieben tanzen, solange es dem Tanzanfriemer recht ist. Wer einen besonderen Tanz aufgespielt haben will, der geht an den Spielleuttisch und wirft einen Gulden hin. Dann nimmt ein solcher „Tanzanfriemer" seine Schöne her und tanzt, und alle Mittanzenden sind jetzt gleichsam seine Gäste. Natürlich tanzt auch der Nebenbuhler mit oder sonst einer, der mit jenem auf Kriegsfuß steht, tut sich mit Lärmen und Strampfen hervor, herausfordernd, bis der Tanzanfriemer plötzlich seinen Reigen abbricht. Mit aufgestreckten Hemdärmeln tritt er hin zum Eindringling und fragt ganz sänftiglich: „Wer hat denn dirs derlaubt, da mitzutanzen?" Das ist

beiwohne, man fürchtete eine zu große Anstrengung für den Kaiser. Seine Majestät bestand aber darauf, den Manövern zu Pferde beizuwohnen. Man machte endlich den Vermittlungsvorschlag, der Kaiser solle den Manövern zu Wagen folgen.

„Nicht möglich!“ wehrte der Kaiser ab, „es gibt nichts, was unmilitärischer wäre!“

„Majestät“, wendete ein General ein, „auch Friedrich der Große hat Manöver zu Wagen mitgemacht!“

„Ja“, erwiderte der greise Kaiser, „aber das tat er nur in seinen letzten Lebensjahren, dazu bin ich noch zu jung“.

Rotes Blut — blaues Tuch.

Von **Peter Rosegger.**

Den 7. Februar 1864. Faschingsonntag. Auf der Freimusik beim Jager am Alpsteig. Ein Gschnaidel gegessen, einen Wein getrunken, eine Zigarre geraucht, beim Kartenspiel (Mauscheln) was verloren. Zusammen macht 24 Kreuzer.“ — Das der Tagebuchbericht von meinem letzten Fasching in der Waldheimat. Das hieß „aufgehaut“! Tänzel ist keines verbucht. Ich habe mein Lebtag nicht einen Schritt getanzt, die nicht ernsthaften Versuche ausgenommen, wobei ich allemal schwindelig wurde und in den Winkel taumelte. Mit einem Dirndl kann man das doch nicht riskieren. Der Kamperl-Jakel war außer mir der einzige Bursch, der nicht tanzte. Denn er sprach: „Das Weibsbild ist mir beim Tanzen zu viel und zu wenig.“ Zu viel, das verstand ich schon, weil man umfallen auch allein kann. Aber wie einem das Weibsbild beim Tanzen zu wenig sein kann, das verstand ich nicht. Der Herr Pfarrer scheint auch das kapiert zu haben, denn er gab dem Jakel vor allen Leuten einen Verweis: „Solche Reden führt man nicht, Jakob! Wenn dir die Weibsbilder ohnehin nicht anstehen, wie sie umstehen auf dem Tanzboden, so setze dich zu uns an den Tisch!“ Darob erschrak der Jakel; der Pfarrertisch am Faschingtag war ihm noch zuwiderer als die Dirndln auf dem Tanzboden, maßen man bei ihm keinen Augenblick sicher ist, daß man nicht aus dem Katechismus ausgefragt wird. Aber diesmal geschah ihm nichts.

Des Pfarrers Vorfahrer, der alte Herr Plesch, war ein abgeschworener Feind des Tanzvergnügens gewesen. Es war ihm gut zuzuhören, wie er auf der Kanzel gegen diesen „Fallstrick des Teufels“ predigte. Ich verstand darunter eben meinen Schwindel, der mich so leicht niederbrachte. Andere scheinen aber anders verstanden zu haben und drängten sich zu den „Fallstricken“. Der Pfarrer Plesch schloß sich

keiner. Und gerade auf die hatten wir gerechnet. In der Bauernschaft, sollt ihr wissen, werden bei solchen Gelegenheiten die Gäste nicht geladen, um sie zu bewirten, sondern um sie zu prügeln. Bewirten kann sich jeder selber — das andere aber tut selten einer. Also, die Rattner Burschen kamen nicht und meine blauen — Montage blieben ungerächt.

Nun muß ich doch endlich wieder zu meiner Freimusik zurück, bei der der Schwächere dem Pfarrer zulieb nachgegeben hatte. Das Gewitter war nun vorüber und jetzt wurde es erst heiter. Die Spielleute wirbelten mit Klarinette, Flügelhorn, Geige und Baßgeige die Luft auf bis in die hintersten Spinnwebenwinkel. Die Kerzenlichter, so an den Wänden herumstanden, flackerten arg und hatten einen Heiligenschein. Der Staub schwebte wie ein zarter Schleier über den Paaren, die in bloßen Hemdärmeln oder Miedern durch die Stube flogen. Rotes Blut blühte auf allen Wangen. Der Dunst roch nach Unschlitt, Wein, Braten und Schweiß. In der Küche draußen hatte neuerdings ein heftiges Kochen begonnen, und was nicht tanzte, das aß und trank. Ich hatte das, was des Lehrlings Geldbeutel vermochte, schon hinter der Binde, durfte aber auf Weiteres hoffen. Das wußte ich wohl, zu Hause hatte es an demselben Abend reichlich Fleischkrapfen, Branntweinnudeln und Schweinsbraten mit Saft und Rohnen (roten Rüben) gegeben und die Mutter hob mir meine Portionen auf. So konnte ich sorglos den Freuden obliegen, die für Auge, Ohr und Nase im Wirtshaus geboten wurden. Und hell mittun, als nach dem Abgange des Herrn Pfarrers die Faschingshymne angestimmt wurde:

„In Alpel da ist's lustig,
In Alpel, da ist's lustig,
In Alpel, da ist alles frei,
Da gibt's ka Polizei.
Sonntags singen, saufen,
Tanzen, spielen, raufen,
Montags da wird blau gemacht
Bis auf die spate Nacht.“

Der Schulmeister hob sein Glas und trank mir zu. Der Kamperl-Jakel schimpfte, daß ich das Lied „gfalschelt“ hätte. Ich hatte es aber nur umgearbeitet, weil der Urtext für weibliche Ohren nicht zu brauchen gewesen. Übrigens begannen auch heute manche Jungfrauenohren bereits schreckig zu werden. Es wurde alleweil schöner, denn es wurde alleweil wilder. Jählings fiel es mir ein: Bist ja einer vom Nobeltisch! Nimmst deinen Hut und gehst!

Vor mir war einer gegangen über das Feld hin, der hatte den schmalen Schneepfad nicht treffen können. Auch fiel er so oft hin, bis er liegen blieb. Ich eilte an ihm vorbei und war nun im stillen Walde. Es war eine himmeltrübe Mondnacht. Es war ein friedsames Wandern über den weißen Boden unter schwarzen Bäumen, nach dem wüsten

der Kriegsfall. Denn der andere wirft sich in die Brust: „Ist's dir eppa nit recht?! Geh nur her, wenn d dich traust!“ Eine Minute später krachen schon die Stuhlfüße und über die weißen Ärmlinge rinnt rotes Blut.

Als es an jenem Abend so weit war, stob natürlich auch der Honoratiorentisch auseinander. Auf dem Tanzboden wirbelte ein Knäuel von Menschen hin und her und der Wirt schrie mit seinem weinerlichen Stimmlein: „Nur nit stechen, meine Herren, nur nit stechen!“ Da hatte er auch schon eine auf der linken Wange, daß der Schädel klang. Das war ja nicht gestochen. Der unter den Knien des Siegers auf dem Boden lag, rief aus: „Meinetwegen, dem Herrn Pfarrer zulieb geb' ich nach. Lump elendiger, ich verzeih' dir, schau daß d weiter kommst!“ Aber seine Tracht hatte er schon aufgemessen, und wer sah, daß er weiter kam, das war er selber.

Früher einmal, bei einer Freimusik im Tatzhofe zu Ratten, war mir etwas zugedacht. Ich hatte mich zwar anständig verhalten und sonn nichts Schlimmes, war aber der einzige Eindringling aus Alpel. So beschlossen die Rattner Burschen, mich zu prügeln. Sie begannen zu stänkern und meckerten wie eine Ziege. Das ging den Schneider an. Sie sangen Schnadahüpfeln auf den „Dichterixel, Dichteraxel, hot koan Hintern und koa Haxel.“ Aber ich wurde nicht zornig. Das reizte sie erst. Eine Stunde lang heizten sie mir ein, da hub's an in mir zu brodeln und zu kochen, bis ich endlich explodierte. Mit einer Wut, deren Frische mir heute, in ferner Erinnerung, noch wohl behagt, lief ich, eine Waffe suchend, ins Vorhaus, in die Küche, erfaßte dort den Aschentopf und schleuderte ihn in die nahende Gruppe meiner Gegner. — Ach, hätte ich den schönen Zorn meiner Jugend noch! Er kam selten, aber dann war er auch da. Der heutige Ärger kommt viel häufiger, entwickelt sich aber höchstens bis zum knurrenden Unmut. Der schöne, brave Zorn kommt im Jahr kaum einmal — und dann hübsch zu unrechter Zeit.

Aber der Leser bemerkt, daß ich abschweife. Er will wissen, wie mir der Aschentopf bekommen hat. „Du Schneiderseel!“ hatte einer geschrien. „Aschermittwoch ist heut noch nit! Heut ist blauer Montag!“ Drei Wochen ist auf meinem Oberarm hinten noch allerhand blaues Fleckwerk zu sehen gewesen. Bin dann lange Zeit nicht mehr nach Ratten gegangen. Hingegen haben wir Alplerburschen im nächsten Fasching beim Jäger am Alpsteig einen „Ball“ gegeben. Ein Ball ist keine Freimusik, der Ball wird von einer bestimmten Körperschaft gegeben, die dazu ihre besonderen Gäste ladet. Da ist der Holzknechtball, der Schmiedball, der Fuhrleutball u. s. w. Nun, wir gaben einen „Alplerball“. Eingeladen waren alle Burschen von St. Kathrein und Ratten, die „noch a Schneid haben“, wie wir sagen ließen. Von den Kathreiner Burschen kamen die meisten, von den Rattnern — gar

Pfeifen und Geigen, die tollen Liebespaaren zum Tanze aufgespielt hatten, pflegen sonst auch in lustiger Frömmigkeit auf dem Dorfkirchenchore mitzutun; jetzt zur Fastenzeit haben sie dort keine Stimme. Nur die Orgel tönt umflort und auch sie wird von Woche zu Woche gedämpfter, bis sie in der „Antlaswoche“ ganz verstummt. Verstummt mitsamt den Glocken am Altar und auf dem Turme. Auch die Lichter an den Altären scheinen verlöschen zu wollen; nur das „ewige Licht“ in der roten Ampel glimmt stille fort wie ein letzter Funke der Hoffnung, daß es sich noch einmal wende. Also ist wie ein blaues Bußtuch die schwere Trauer niedergesunken über alles. Die Beter haben kein buntes Fetzelein am Leib; in mattfarbigen Gewändern knien sie in ihren Stühlen, mit vorgeneigtem Haupte. Darunter auch die Dirndeln, die vor wenigen Wochen noch voll warmblütigen Lebens gewesen, und darunter die Burschen, die an den Faschingtagen so trotzig die Nebenbuhler niedergeschlagen und so herlebig nach den Früchten des Paradieses gegriffen haben. Seht ihr, auf scharfer Kante des Kniebrettes kniet der Kamperl-Jakel und in der dunklen Reihe der Gestalten, die sich dort vor dem Beichtstuhle anstellen, steht mancher Unhold, der jetzt aus allen Muskeln und Adern seines derben Körpers die Sünden zusammensucht und sich allen Ernstes vornimmt, ein frommer Mensch zu werden. Seit manchem Jahre nimmt er sich das vor bei jeder Osterbeichte und von Jahr zu Jahr merkt er ein immer tieferes Sinken in das Luderleben. Mit solcher Selbstunzufriedenheit des Beichtkindes ist der Beichtvater nicht übel zufrieden. Er weiß es, sobald der Mensch sich selber sagt: Du fällst ja immer noch tiefer, hebt er schon an, aufwärts zu steigen. Gebt nur acht, es ändert sich! — Die Zeit heilt nicht bloß alle Wunden, sie heilt auch alle Sünden. Beginnt bei so einem Adam einmal der Magen empfindlich und eigensinnig zu werden, dann wird die schöne Tugend der Mäßigkeit hervorgesucht. Fühlt er einmal in den Gliedern das Zwicken und Reißen der Gicht, dann gibt er das wütende Dreinfahren und Zuschlagen auf und wird ein ganz verträglicher Mensch. Und läuft das rote Blut einmal langsamer und kühl durch seine Adern, dann findet er, diese Geschichten mit den Weibsbildern wären einfach dumm. Da mag Ostern kommen und Frühlingszeit so viel der will, da mögen in wie außer der Kirche alle Rosen leuchten, alle Fahnen wehen, alle Pfeifen klingen — über dem alten Adam bleibt das blaue Tuch gesenkt. Es hebt sich nimmer.

Der „Dichterixel-Dichteraxel“ wundert sich baß, daß er aus jenen blauen Zeiten sein bißchen rotes Blut bis auf heute herübergerettet hat. Alle anderen von damals haben ihren Aschermittwoch angetreten — für immer.

Wirtshaustrubel ein seliges Zusichselbstkommen. Der Weg war eine Stunde lang bis zum Vaterhaus. Dort standen die kleinen Fenster noch im roten Schein, die Leute waren alle noch wach. Die Mutter barg die reichlichen Reste des Faschingsmahles im Kasten. Zu mir aber sagte sie: „O, Kind, daß du so spat kommst! Jetzt darfst nix mehr essen!“ Denn es war Mitternacht vorüber, es war nicht mehr Faschingtag, es war — Aschermittwoch.

Ich hatte Hunger nach den im Kasten geborgenen Krapfen und Braten und es war Aschermittwoch. In der Küche stand die alte Magd Regerl über dem Wassertrog und scheuerte mit dem Schürzenzipf ihren Mund aus. Kein Fäserchen Fleisch und kein Bläschen Schweinsfett durfte vom Faschingtag her im Munde bleiben — Aschermittwoch gehört zu den drei heiligsten Fasttagen des Jahres. Einmal soll zwar ein Kirchenlehrer gesagt haben, Fleisch, das an den Zähnen hängen geblieben, könne man auch am Fasttage essen. Sich strenge nach der Lehre haltend, hing ein Bauer sein geschlachtetes Schwein an die Eisenzähne der Egge und verzehrte es dann in der Fastenzeit. In Nachbarsgegenden hatte schon damals die sinnreiche Neuerung eingerissen, daß die Reste des Faschingmahles am nächsten Donnerstag oder Sonntag aufgegessen werden durften; der Kettenhund Walzl war meiner Mutter sehr dankbar, daß sie an dem strengen alten Brauche festhielt. Ich aber mußte auf den nächsten Bissen Fleisch sieben Wochen lang warten, weil wegen der ausgelassenen Freimusik die letzte Stunde versäumt worden. Zu jener Zeit ist in Alpel nicht bloß die vierzigtägige Fasten strenge gehalten, sondern sind dem lieben Herrgott die sechs Sonntage noch freiwillig gänzlich fleischlos draufgegeben worden. Fastenspeisen gab's zeitweilig erklecklich viel, aber in der „Arbeßwoche“ kam schon die Erbsensuppe in den Vordergrund; in der „Schwarzwoche“ wurde den Mehlnocken nur noch Kraut beigegeben und in der „Antliswoche“ hatte die Wassersuppe nicht mehr Augen als ein Mensch, und selbst diese schienen zu weinen. Wie die Eßzeit abnahm, so nahm die Gebetzeit zu. Alle Abende auf den Knien ein Rosenkranz; und mancher heimliche Vorwitz, der bei solchem Gebet unter jungen Leuten sonst vorkam, in der Fastenzeit erhob er sein Fratzenhäuptlein nie, da lagen die Seelen mit Andacht vor dem Kreuze.

Fastenzeit! Ihr könnt sie selber sehen, sie ist zur Zeit in allen Kirchen. Alle Fahnen sind fort, mit Ausnahme der schwarzen, weißverbrämten Totenfahne. Die bunten Florbänder und Papierblumen sind weg und schon vom ersten Tage der Fastenzeit an ist das Bildnis über dem Hochaltar verhüllt mit einem blauen Tuch. Allmählich werden es auch die Nebenaltäre und in den drei letzten Fastenwochen ist jede Statue, jeder Fahnenstern, jedes Kruzifix der Kirche mit blauem Tuche verhüllt. Dasselbe blaue Tuch liegt gleichsam auch über der Kirchenmusik. Die

sehen läßt oder das gestohlene Gut „zurückbannt". Auch die Diebe können „angebannt" *) werden.

Wenn beim Anbauen eine „Saat" ausbleibt, ein „Biffing" nicht gesäet wird, stirbt jemand im Haus. Auch wenn die Hunde unheimlich heulen, zeigen sie einen Todesfall an.

So jemand die Gelbsucht hat, hängt man als Abhilfe eine gelbe Rübe, Möhre, in den Rauchfang.

Wer die „Hinfallende" oder das Fieber hat, soll die Krankheit wegschmeißen, indem er rücklings gegen einen Baum geht, das Hemd auszieht und wegwirft, ohne sich umzusehen.

Rußkäfer, angezauberte Läuse oder Warzen können verkauft werden, wenn der Besitzer davon etwas und einige Kreuzer in ein Packerl gibt, und auf die Straße legt. Wer sie aufklaubt, der hat sie.

Bei der Kinderwartung gibt es gar viele Regeln. Wenn ein Wasser unnötig siedet, bekommt das Kind im Hause den Ausschlag.

Werden die Windeln recht sauber und in Ordnung gehalten, so wird das Kleine ein sauberer ordentlicher Mensch.

Wenn sie im Winde getrocknet werden, kriegt das Kind „Winde" (Bauchgrimmen).

Wenn die Kinderwäsche über Nacht im Freien hängt, so wird das Kind ein Nachtschwärmer. Scheint der Mond darauf, so wird es mondsüchtig.

Gibt man ihm über die Hand zu trinken, nämlich mit auswärts geneigter Hand, so bekommt es Halsweh.

Die Windeln dürfen beim Waschen niemals über die Hand rücklings ausgeballt, ausgedrückt werden, sonst kriegt das Kind den „Ronz", das heißt es „renzt", dehnt und streckt sich in beklemmender Weise. Dagegen hilft Räuchern mit einem „Ronzkraut" oder man steckt das Kleine, wenn ein Mädchen, dreimal durch den Unterrock der Mutter — wenn ein Bube, dreimal durch des Vaters „Hos'nbürgl".

Hat ein Kind „die Aelter", das heißt, wenn es recht alt und welk aussieht, so legt man es zwischen zwei neugebackene, noch warme Brotlaibe, damit diese die Krankheit „ausziehen".

Wer eine leere Wiege schaukelt, wiegt den Schlaf aus und wenn sich jemand bei einem Besuch nicht niedersetzen will, sagt man auch, er trage den Schlaf fort.

Wer nach einem Regenbogen mit dem Finger zeigt, kriegt den „Wurm" daran.

Wen ein Wiesel oder ein Natterhalter (Libelle) anbläst, der muß im Herbst darauf sterben.

*) Durch einen Zauberspruch festgehalten.

Vom törichten Glauben.

(Ein Blick ins steirische Volksherz von **Rosa Fischer.***)

Der Ruf des Uhus in später Nacht zeigt nach dem Volksglauben einen Todesfall an, und wenn man auch diesen Spruch so wie manchen andern just nicht wörtlich nimmt, so lebt doch im Volke, halb ernst und halb scherzhaft genommen, als alte Überlieferung der Aberglaube fort und fort. Ganz harmlos fängt er an mit scherzhaftem Kartenaufschlagen, Wahrsagen, Traumauslegen, Bleigießen und „Löseln"**) in heiligen Nächten, und zu recht tiefen ernsten Schlüssen kann er führen.

Schon die Kinder, wenn sie sich einen ihrer ersten Milchzähne ausreißen, werfen denselben ins Feuer und sagen beschwörend: „Feuer, ich gib dir ein beinen Zahn, gib du mir ein eisern."

Manche Frauen wollen die ausgekämmten Haare nicht verbrennen, weil sie dadurch Kopfweh kriegen. Wenn die Milch beim Kochen übergeht und ins Feuer läuft, verbrennt es der Kuh die Milch im Euter. Auch die Sonne soll nicht in die Milch scheinen.

Wenn das Feuer winselt, „singt", so bedeutet das Zwidrigkeit oder ein Unglück. Auch wenn Salz verstreut wird, oder wenn Messer, Gabel, Schere oder Nadel zu Boden fällt und auf der Spitze stecken bleibt, gibt es Streit und Zorn im Haus.

Eine Henne, die kräht, zeigt auch Unglück an.

Spinne am Morgen bringt Sorgen.

Floh auf der Hand, Brief im Land.

Wenn die „Galstern" (Elstern) viel ums Haus schnattern, so zeigen sie was Neues, hauptsächlich Besuch an. Auch wenn sich die Katze bis über die Ohren wäscht, kommt wer „Schöns."

Geht die Tür von selber auf, so kommt wer „Seltsams". Wenn beim Spinnen ein Wergwuzel ins Spulloch geht, kommt ein „Barteter".

Wird über Nacht beim Spinnrad die Schnur nicht abgelegt, so spinnt die „Drud" darauf — ein unheimlicher Hausgeist.

Wenn ein „Scherr" (Maulwurf) ins Haus läuft, gibt es ein großes Wasser — viel Tränen.

Wo die Hausnatter in den Mauern wohnt, weilt Glück. Wird eine Natter erschlagen, weicht das Glück aus dem Haus. Wer aber ein „Natterkranzl" findet, nämlich das Krönlein einer „Kranzlnatter", das sie auf ein hingebreitetes Tüchlein legt, dem wird das Geld nie weniger.

Wem Geld oder sonst was gestohlen wird, der muß zu einem „gescheiten" Menschen gehen, der ihn in einem Spiegel die Diebe

*) Aus ihrem Buche: „Oststeirisches Volksleben." (Graz. „Leykam.")
**) Los ziehen.

das Wetter „einstellte“, so daß es viele Wochen lang nicht regnete und alle Feldfrüchte verdorrten. Als er aber zum Sterben kam, konnte er nicht eher Ruhe finden, bis ihm ein anderer Priester den Bann abnahm.

Den Ursprung eines Gewitters hat man ja auch schon mitangesehen. Dort und da ist ein Mensch oder mehrere auf einen Berg gestiegen, haben mit den Händen Zeichen in die Luft gemacht, worauf sich ein leichter Nebel erhob, aus dem ein Wölkchen wurde und aus dem Wölkchen, immer höher steigend, gräuliches Gewölk, unheilschwangeres Hexenwetter.

In Stubenberg oder wo ist einmal eine blinde Gräfin gewesen. Die ließ sich an heißen Tagen oftmals in ihren Weingarten führen, wo sie sich Weinlaub geben ließ, worauf dann gewiß irgendwo ein Hagelwetter die Weingärten vernichtete, indes die Fässer der Gräfin sich von selbst mit dem besten Weine füllten.

Einmal, als es gar recht heiß war, fuhr der Kutscher statt in den Weingarten in einen schattigen Wald und überreichte der Gräfin auf ihr Verlangen nach Weinlaub Eichenblätter. Sie machte ihre Zauberkünste, worauf ein furchtbares Schauerwetter ringsum die Wälder zerschlug und infolgedessen sich die Weinfässer der Gräfin mit Waldlaub und Nadeln füllten.

Daß die gewöhnlichen Hexen während eines Gewitters auch durch die Lüfte sausen, läßt sich denken, und so hat einmal ein alter Vater gerade vor sich eine niederpatschen sehen — ein bekanntes Weib aus der Nachbarschaft. Er mußte ihr aber das Versprechen geben, vor ihrem Tode nichts weiter zu erzählen, wogegen er sich sonst niemals mehr nach „Betläutzeit“ aus dem Hause trauen dürfe.

Daß die Hexen gewisse Plätze für ihre gemeinsamen Zusammenkünfte haben, weiß man aus alten Erzählungen. Da war hinter einem Hause, wo sich heute ein fruchtbarer Acker hinzieht, einmal eine Schlucht mit Wald und Gestrüpp. Da stand eine Föhre, die war gedreht wie eine Spindel und statt des Wipfels oben abgeflacht. Da hatten die Hexen darauf getanzt — das war die „Hexen-Fohra“.

Einmal hat man den Mut gehabt, hat sie umgeschnitten und als Brennholz verwendet und wunderbarerweise hat es dabei keinen Spuk gegeben. Erst viel später ist auf dem über der Schlucht aufgeführten Acker ein weidendes Pferd so tief in eine Erdsenkung gestürzt, daß es nur mit großer Mühe herausgebracht wurde, und damals hat man sich wieder der „Hexen-Fohra“ erinnert.

Eine alte Keuschlerin, die noch vor wenig Jahren auf dem Berg oben lebte, behauptete ganz fest, sie könne alle Schauerwetter ferne halten, wenn sie vor Sonnenaufgang nach allen Richtungen mit Weih-

Doch werden diese Sachen meist nicht ernst genommen. Auch nicht jene Geschichten, wo die Bäuerin beim Rauchfang ausfliegt, oder von jener Schmiedmeisterin, die des Nachts den schlafenden Lehrbuben mit Pferdezaum und Sattel anschirrte, ihn derart in ein Roß verwandelte und auf seinem Rücken in die Lüfte ritt, bis einmal der Geselle statt des Buben sich ins Bett legte, scheinbar schlafend die Meisterin erwartete und ihr unverhofft das Pferdegeschirr überwarf, worauf er ihr als einem Roß Hufeisen aufnagelte, die sie andern Tages an Händen und Füßen trug — nein, diese Sachen und viele ähnliche Geschichten werden immerhin meist scherzhaft genommen, aber tiefer geht ein anderer Glaube — der Wahn von Wetterhexen und Viehzauberern — die Furcht vor bösen Mächten.

Zwar viele Leute glauben auch daran nicht, insbesonders die vom Glücke begünstigten und wirtschaftlich vorgeschrittenen weniger als die oft und oft vom Unglück heimgesuchten, aber wahr ist es, daß trotz aller Aufklärung der Neuzeit noch immer wie ein Stück altes Heimattum hie und da, insbesonders in Zeiten der Not, das Irrlicht des Aberglaubens aufflackert.

So wie man in altgläubigen Häusern noch an hohen Festtagen die Opfergaben legt für die Elemente Feuer, Wasser und Wind, und so wie beim Pfingstschnalzen die Burschen mit Peitschen, Stricken und Stangen die Hexen verjagen wollten von Haus und Feld und Wegen, so richtet man in manchem Hofe, wenn ein böses Wetter überzieht, Streugabeln und Sensen und Sicheln auf, die Spitzen und Schneiden nach oben, damit sich die etwa niederfallenden Wetterhexen daran spießen.

Geht ein grober Schauer nieder, so schlägt man dann wohl Hagelkörner auseinander, und wenn sich Haare darin finden, so war es ein Hexenwetter. Und gewiß ist es, daß man noch manches Weib heimlich oder nicht heimlich als Wetterhexe bezeichnet.

Wenn eine noch nach „Betläuten" *) wäscht und die Wäsche mit einem Bracker „ausbrackt" (klopft), so verrät sie sich als Hexe, und Mütter, insbesonders ledige Dirnen, die nach der Geburt eines Kindes sich nicht vom Priester „vorsegnen" lassen und also unrein unter Gottes freiem Himmel umhergehen, sind oft an einem groben Wetter schuld. Ebenso sind Tanzmusiken zur Zeit, wo die Saat noch auf den Feldern steht, sehr verabscheut und gefürchtet.

Auch den Priestern schreiben manche Leute die Macht zu, schönes oder böses Wetter zu erwirken, und so erzählte man von einem Pfarrer, den seine Pfarrkinder einmal bös gemacht hatten, worauf er

*) Nach dem abendlichen Gebetläuten.

So wie man um die Sonnwendzeit mit Vertrauen das gelbblühende Johanneskraut heimträgt und es befestigt an Fenstergittern und Stallwänden, auf daß es — wohl ein „Heilbuschen" aus alter Zeit — Glück und Segen bringe ins Haus, so gibt es ja verschiedene Kräuter, mit denen man das Vieh beräuchert gegen böse Mächte, und so mancher Wurzelgräber verkauft ein Alpenkraut, das gut ist „fürs Verschrein" und die „antane Sach".

„Verschrein und antane (angetane) Sach!" —

Welche Fülle von Wahn, Sünde und Jammer liegt in diesen beiden Worten! Und wer würde nicht ans „Verschrein" glauben, der nur immer lange Zeit Vieh unter seinen Händen hat!

Wenn ein junges Vieh — Kälber, Fohlen, Lämmer, Ferkel — hauptsächlich noch säugend, im Stalle ist, da sieht es wohl niemand gerne, daß ein Fremder eintritt. Muß es dennoch sein, so sagt der Fremde außer der Stalltür: „Wünsch' Glück!"

Beim Anblick eines Tieres spuckt man aus und sagt verächtlich: „Du bist a wilds Viech!" und erst nach diesem Vorbeugungsmittel darf man ein sauberes Stück bewundern.

Geschieht dies aber in zu lauter Weise, dann soll der nebenstehende Besitzer oder ein anderer Hausmensch „hinterrücks" die Fäuste machen. Das ist auch gut gegen das Verschrein.

„Verschriern" wird ein Vieh, wenn es zu viel „abgewundert", „angeschrien" wird, und dies geschieht leicht aus Unverstand oder aus Bosheit. In manchen Gegenden sagt man „Verscheinen", denn schon durch das bloße Anschauen kann ein Tier krank, ja selbst auf den Tod verschrien werden.

So erzählt der Volksmund und oft und oft spielt der Zufall so verschiedene Stücke, daß selbst der ungläubige Aufgeklärte irre werden könnte.

Vor gewissen Leuten, insbesondere solchen, deren Augenbrauen sehr stark oder gar zusammengewachsen sind, hat das Volk eine große Scheu und man sagt von manchen: „Wenn der oder die ein Vieh anschaut, ist's schon g'fehlt." Und es gibt Leute, die das an sich selber glauben und sich hüten, ein junges Tier anzublicken.

Von einem Einleger, einem einstigen Bauern, erzählte man, er habe sein eigenes Vieh nicht anschauen dürfen, es sei krank geworden davon.

Ein gutmütig blickender Fleischhauer und Grundbesitzer behauptet, sein eigenes Vieh fange zu zittern an und werde krank, wenn er es anschaue.

Vor einer „schwarzbrauneten, gschriernen" (laut sprechenden) Keuschlerin vom Berge und vor einem gewissen, finster blickenden Krämer

wasser „sprenge“. Ging dann doch ein verheerendes Wetter über die Gegend nieder, so jammerte die Alte stets, daß sie verschlafen oder kein Weihwasser daheim gehabt hätte.

Dieselbe Alte erzählte auch, daß sie schon einen Blitzstrahl in der Hand gehabt hätte. In einem zersplitterten hohlen Baum hätte sie ihn gefunden und er sei aus Stahl geformt wie ein Wetzstein gewesen. Sie hätte ihn auch zum Wetzen der Sensen und Sicheln gebraucht, die ungemein scharf davon wurden.

Daß Wetterhexen auch zu jeder kleinen Bosheit bereit sind, läßt sich denken.

Einmal saß während eines leichten Gewitters ein Bauerssohn auf der Hofgred und dengelte eine Sense. Da bekam er von unsichtbarer Hand eine „Watschn“ (Ohrfeige), so daß er in den Hof hinuntertaumelte. Und auf demselben Platze standen ein anderesmal während eines Gewitters jener junge Mann, sein Bruder und sein Vater und wieder fuhr eine unsichtbare Hand hernieder und warf die drei nach drei Seiten auf den Boden hin.

Dieser Vorgang ist schließlich dahin erklärt worden, daß ein nicht zündender Blitzstrahl die Personen betäubt habe. Aber ob sie es glaubten?

Es ist schließlich ja nicht ganz unbegreiflich, daß einem armen, geplagten Menschen sinnlose, bittere Gedanken kommen, wenn er in dumpfer Betäubung vor seinen verwüsteten Feldern steht, da, wo er in Sorge und Schweiß gearbeitet, vertrauend, hoffend auf eine gesegnete Ernte. Und nun Greuel, Verwüstung, die schönsten Saaten vor den eigenen Augen zusammengeschlagen. Und nebenan, wenn der Schauer so „streifweis“ ging, des Nachbars Feld unbeschädigt mit grüner, wogender Saat.

Da könnte sich der Staat vielleicht der Sache annehmen. Wenn er die Besitzer, große und kleine, nötigte, sich gegen Hagel zu versichern bei gut überwachten, am besten verstaatlichten Versicherungsanstalten, da müßten sich ja die einzuzahlenden Prämien auf das kleinste herunterbringen lassen und die heute gefürchteten Unannehmlichkeiten bei Hagelschadenabschätzungen und -Auszahlungen könnten verschwinden.

Ob das nicht etwa den Hexenglauben bekämpfen helfen würde?*)

Tiefer als all das oben Gesagte geht ein anderer Aberglaube, der Wahnwitz vom Vieh- und Leutverzaubern; die Sorge, das Unglück, der Kampf des Lebens hält diesen Wahnglauben aufrecht neben dem kindlichen Glauben an einen allmächtigen Gott.

*) Das Wetterschießen, das nun so ziemlich allgemein eingeführt wurde, hat sich in gewitterreichen Jahren leider nicht bewährt, so daß wohl nur ein ehrenvoller Rückzug zu erwarten ist, wenn die Zukunft kein besseres Ergebnis bringt — ehrenvoll immerhin, denn es war gut gemeint.

loses, nervenschwaches Geschöpf durch eine große Aufregung oder einen mächtigen Schreck in einen Zustand der Lähmung und Krämpfe verfallen, der immerhin den Tod mit sich bringen kann?!

Solche Erscheinungen kann man ja als natürliche Folgen einer großen Erschütterung gelten lassen, ohne jeden Aberglauben.

Das Volk freilich läßt den Aberglauben nicht. So wie es Verschreien und Verscheinen als böse Macht bezeichnet, so sind auch die Mittel dagegen heimlich und geheimnisvoll.

Eine altmecklenburgische Bauernhochzeit.

Von **V. G. Ernst.**

Unaufhaltsam dringt die moderne Zeit in die entlegensten Gebiete unseres deutschen Vaterlandes und schiebt gewaltsam uralte, geheiligte Sitten und Gebräuche beiseite: Mecklenburg, das noch zu Reuters Zeiten, wie Adolf Wilbrandt sagt, „unbekannt, wie eine von der Flut zurückgelassene Muschel am Meeresstrande dalag“, hat freilich heutzutage wenig am ursprünglichen Volkscharakter eingebüßt, und doch sieht der Kenner mit Bedauern so manche eigentümliche und in ihrer Art schöne Einrichtung schwinden. Wir wollen in großen Zügen die Vorgänge bei einer mecklenburgischen Bauernhochzeit schildern, wie sie sich wohl noch vor vierzig Jahren abgespielt haben.

Das altmecklenburgische Bauernhaus, dessen Ursprünglichkeit sich nicht mehr erhalten hat, ist im bekannten altsächsischen Stil gebaut. Ein breites Einfahrtstor führt in die sogenannte „Diele“ (Hausflur), an die zu beiden Seiten eine Reihe von Viehställen grenzt. Sie dient zum Dreschen des Kornes und ist wie kein zweiter Raum des Hauses für die Hochzeit geeignet. Mit Ausnahme der Küche liegen die niedrigen und nichts weniger als behaglichen Familienräume nach der Hinterseite, ihre rohen Kalkwände sind oft mit Bildern aus der heiligen Geschichte geziert. Nach vorne zu, an der Dorfstraße, liegt das in den Hof führende „Torhaus“, in dem sich die Schlafkammern der Arbeitsleute und einige Räumlichkeiten für die Wirtschaft befinden.

Monatelang vorher ist das gewichtige Fest von den Dorfbewohnern besprochen worden, alles ist „ut Rand und Band“. Die Feier findet nach der Erntezeit statt und der sonst so sparsame Ackerbauer scheut ohne Rücksicht auf seine Verhältnisse keine Kosten. Es ist nicht besser charakterisiert worden als von Wilbrandt: „Der Mecklenburger ist vielleicht der bescheidenste Menschenschlag auf dieser Erde; bescheiden, weil er ohne vordringende Eitelkeit, weil er einsichtig, gerecht ist. Er hat eine kindlich warme, männliche Liebe zu seinem Beruf (Landwirt-

verschließt man jede Stalltür, denn ein einziger Blick hat schon viel großes und kleines Unglück verschuldet.

Ja, oft ist nur ein Blick die Schuld. So hat ein Dirndl einmal Ferkel, just vor einem Tag gekauft, mit einem Schüsserl Milch gefüttert und es kam eine fremde junge Weibsperson, schaute zu und sagte leichthin: „Tuts Fakerl futtern?" Das Mädel aber dachte arglos mit einem Blick auf die ineinandergehenden Augenbrauen der Fremden: „Die könnt' kleine Kinder verschrein'n." Am Nachmittag aber fraß das eine Ferkel nicht und am Abend auch nicht; es zitterte, die Augen flimmerten und zuckten, und die Hausmutter, die nichts von der Fremden wußte, meinte verwundert: „Wenn's wer gesehen hätt', müßt man denken, es ist verschriern." Über Nacht war das Tier tot, und zufällig hatte die Fremde nur dieses gesehen, während das gesund gebliebene durch die Wand verdeckt war.

In einem Stalle fiel ein Ferkel beim ersten Anblick eines fremden Händlers in Zuckungen und war tot.

Einmal holte eine Bäuerin und ihre Magd in einem Hause zwei Ferkel, und während die Frau das ihre einhüllte, trug das Dirndl das andere frei. Vor dem Hause erschrak das Tier vor mehreren Leuten, fiel in Krämpfe und war nach einer kurzen Weile tot.

Und ebenso erzählt man auch von den Menschen, insbesondere von Kindern, Fälle von Verschrei'n. Wie oft, wenn von fremden Leuten oder auch Angehörigen mit einem kleinen Kinde viel lauter Scherz getrieben wird, überkommt das Kleine eine große Müdigkeit, die Glieder sind weich, kraftlos, die Stirne herb, Schlaf überkommt es — es ist verschriern. Manchmal folgen Fraisen oder ein längeres Siechtum darauf, zuweilen der Tod.

Eine junge Mutter hat einmal ihr halbjähriges, munteres Buberl auf dem Arm gehabt und schaute seelenruhig ihrem Halterbuben zu, der die Kühe zur Tränke trieb. Da kam eine bekannte Frau, wunderte sich unbändig über das kräftige, liebe Kind, spielte und herzte damit. Die Mutter, die dann in der Küche eine Jause richtete, hörte ihren Knaben lachen und jauchzen.

Doch plötzlich kam die Frau voll Schreck und fassungslos mit dem Kinde heraus — es war plötzlich krank geworden, ließ alles hängen und wimmerte und wimmerte.

„Auf den Tod verschriern", sagte der Vater, und nach zwei Tagen war es tot.

Wie oft nun auch in gar vielen Fällen der Zufall schuld sein mag, wird man deshalb alles als Wahnwitz bezeichnen dürfen?

Wenn durch die Hypnose erwachsene Menschen vollkommen ihres Willens beraubt werden können, warum sollte nicht ein junges, willen-

Hühnersuppe mit Klößen, außerdem sind Braten aller Art (z. B. „Rindfleisch un Plummen!“), Fische und Kartoffeln die hauptsächlichsten Gerichte, als willkommenstes Getränk gilt Bier. Die Neuvermählten mit den Eltern und dem „Herrn Pastur“ pflegen nicht in der „Diele“ zu speisen, sondern in einem ebenfalls schön ausgeschmückten Nebengemach. Nach der Mahlzeit beginnt der Tanzabend, der bis spät in die Nacht währt und in den drei Festtagen das allgemeine Hauptvergnügen bildet. An diesem lustigen Abend kommen allerhand Zeremonien und Eigenständigkeiten des Landvolkes zur Geltung, von denen das „Brauthahnenspringen“ besondere Erwähnung verdient. In Reih und Glied begibt sich eine Schar Brautjungfern zu einem von ihr bestimmten Gaste. Sie umringt ihn und führt einen Tanz vor ihm auf, wobei lustig mit Klapperbüchsen gerasselt wird. Eine reicht ihm einen Apfel, in den er eine beliebig große Münze zu stecken hat, zum Dank dafür wird ihm ein Gläschen Branntwein kredenzt, das der Gast während des Gesanges der Mädchen leert. In dieser Weise muß jeder der übrigen Gäste, den die Brautjungfern aufgefordert haben, „Schatt“ geben. Natürlich kommt im Laufe des Abends, je öfter das anmutige Spiel wiederholt wird, eine hübsche Summe Geldes zusammen, die dann der jungen Frau dargereicht wird, die sie gern für die Wirtschaft annimmt. Unstreitig ist das „Brauthahnenspringen“ eine der schönsten und originellsten Sitten bei einer altmecklenburgischen Bauernhochzeit.*)

Mit dem Schlusse des Tanzabendes endet der eigentliche Feiertag, die beiden folgenden sind zwar auch noch durch gesellige Unterhaltungen und Belustigungen gewürzt, doch nach Ablauf der drei frohen Tage bemächtigt sich wohl der meisten eine gewisse Abspannung, bis sie endlich unter vielen herzlichen Danksagungen Abschied nehmen.

Heimgärtners Tagebuch.

Folgenden Bericht aus dem Waldschulhause will ich freudig im Tagebuche hinterlegen:

Christbescherung im Waldschulhause. Sie fand am 22. Dezember mittags statt und wurde von der „Waldheimat-Gesellschaft“ veranstaltet. Das Schulzimmer vermochte kaum die Menge der Teilnehmer zu fassen; denn es hatten sich nicht bloß sämtliche Älpler eingefunden, sondern auch Gäste aus Mürzzuschlag, Graz und Wien. Der Waldschulmeister richtete einige liebevolle Worte an die versammelte Schuljugend und begrüßte die Anwesenden. Mit zu Herzen gehenden Worten

*) Bekanntlich hat Fritz Reuter im Schlußkapitel seiner altberühmten Bauerngeschichte „De Reis' nah Belligen“ eine mecklenburgische Bauernhochzeit lebendig geschildert.

schaft); eine Liebe, die der wunderbaren Unverdorbenheit seines Charakters entquillt. Er hat endlich noch eins, das ihm Tiefsinn, Kunstgenie, leidenschaftliche Tatkraft ersetzt, das ihm die Erde so lieb und ihn auf der Erde so liebenswürdig macht, einen lachenden, herzlichen, goldenen Humor." Dieser Humor ist wirklich einzig, artet nie zu gemeinen Späßen aus und macht sich besonders im gemütlichen Beisammensein in zwangloser Gemeinschaft geltend.

Die Gäste, deren Zahl sich auf fünfzig bis weit über hundert Personen beläuft, werden lange vor dem Feste durch einige Burschen, „Köstenbitters" (Kostbitter) genannt, eingeladen. Unter dem Jubel der Kinderscharen jagen diese in reichem Blumen- und Bänderschmucke zu Pferde in die Nachbardörfer. Vor jedem Wohnhause wird Halt gemacht und einer von ihnen, der Redekundigste, sagt mit Geschick die üblichen Bittworte her. Sie berichten meist von den vielen Speisen und Getränken, so am Tage der Feier auf den Tisch kommen, denn der Mecklenburger ist ein Freund reichlicher und fetter Mahlzeiten und läßt sich in dieser Beziehung nicht „lumpen". Den Kostbittern wird von den Geladenen manche Gefälligkeit erwiesen, bevor sie im Galopp in andere Dörfer davonsprengen. Pünktlich am festgesetzten Tage treffen die Gäste zu Fuß oder zu Wagen ein. Da ist denn natürlich viel Leben im Dorfe und wenn erst die Musikanten heranrücken und von ihrer Kunst zum besten geben, ist alles in heiterster Stimmung. Ihre Musik dürfte für Kenner schwerlich ein Genuß sein, aber den einfältigen Bauernherzen ist sie mehr als das: die Einleitung zum allgemeinen Festtrubel, auf den sich Greis und Kind lange Zeit gefreut hatten. Jeder neue Wagen wird von der Dorfjugend mit lauten Freudenrufen begrüßt. Endlich sind alle am Ziele und man rüstet sich zur Hochzeitsfahrt, die folgendermaßen von statten geht. Voran im laubgeschmückten Wagen die Musikanten, dem sich der eigentliche prächtige Hochzeitswagen anschließt. Die Braut, auf deren Haupte eine aus buntem Zierat gefertigte „Krone" prangt, ist von den Brautjungfern umgeben. In dem nächsten Wagen hat der Bräutigam mit den Angehörigen der Familie Platz genommen. Dann folgt die lange Reihe von Wagen der Geladenen; eine Schar „Köstenbitters" begleitet den feierlichen Zug. Vor der Kirche werden die Wagen ausgespannt und die Teilnehmer ordnen sich, bevor sie eintreten. Die Feier nimmt etwas mehr als eine halbe Stunde in Anspruch. Vor dem Verlassen des Gotteshauses schenkt jeder und jede dem Herrn Pastor ein „Opfer" (Geldmünze) nach alter Sitte. Bei der Heimfahrt herrscht ausgelassenste Fröhlichkeit, an der das junge Paar, das nun nicht mehr getrennt ist, gern teilnimmt. Bald nach der Ankunft im Hochzeitshause begeben sich alle nach der prächtig dekorierten „Diele" zur Mahlzeit. Die Einleitung bildet stets eine schmackhafte

zigerjahren. Mein Vater, ein hagerer Mann, trug stets leichtes Gewand, es war ihm immer kühl, im Winter oft empfindlich kalt, wenn er stundenlang in der frostigen Kirche kniete. Er hat seine Achtzigerjahre erlebt.

In einem Stammbuche, in das ich etwas schreiben sollte, gibt eine Mutter ihrem Sohne folgende Mahnung:

Betrachte als Feinde, die dir im
Leben begegnen;
Als einem Freund trau nur dem,
Der sich als Freund dir bewährt.

Unbedenklich stellte ich mich zwischen Mutter und Kind und schrieb darunter hin:

Warum die Freundschaft jetzund
So sehr ist im Schwinden?
Siehst du in jedem den Feind,
Wie sollst Freunde du finden?

Da saß ich mit meinem Freunde im Krug. An einem Nebentisch war ein Herr aufgestanden und langsam zu uns herangekommen. Ein schon älterer Mann, behagliches, wohlgerötetes Rundgesicht mit blondem Haar und Bart, in braunem Havelock. „Das ist Herr Dr. R.?“ so sprach er mich an. „Ich erlaube mir, Sie zu grüßen. Gelesen habe ich zwar nichts von Ihnen, aber es freut mich sehr, Sie endlich einmal kennen zu lernen.“ Auf meine Frage, mit wem ich das Vergnügen habe, nannte er einen italienisch klingenden Namen. „Ich komme aus Wien und bin auf der Durchreise nach dem Süden. Kommen Sie mit, lieber Herr, ich mache meine Einladung, ich führe Sie, wohin Sie wollen, nach Korfu oder Kairo, oder wohin Sie gerne reisen, Sie sind mein Gast.“ Ich nahm den Mann nicht ernst und tat spaßeshalber, als ob ich gleich nach Hause gehen und meinen Koffer packen wollte. Auch müsse ich von der Abreise meine Frau verständigen. „Was?“ rief er, „du hast eine Frau?“ Urgemütlich, wie er mich gleich duzte. Nebenbei stellte er sich, als ob auch mein Freund, der neben mir saß, eingeladen wäre. Als er dessen Namen von literarischem Klang hörte, kannte er auch den recht gut. Indes wünschte ich meine Reise mit ihm doch auf später verschoben. „Wann du willst. Sag's nur. Ich bin ein lustiger Geselle. Es hat mich sehr gefreut, dich kennen zu lernen.“ Damit ging er davon. — Nur schade, daß er mir seine Adresse nicht zurückgelassen hat. Der Kellner wußte nachträglich zu sagen, daß der Mann schon vormittags angefragt habe, wann etwa der R. am Stammtisch zu sehen sei? Auch habe er nebenbei verlauten lassen, daß er in

schilderte er das Walten werktätiger Menschenliebe. Er dankte der „Waldheimat-Gesellschaft“ und im besonderen ihrem Obmanne Toni Schruf, ferner dem Fräulein Mathilde Aigner aus Mürzzuschlag, das die Vorbereitungen für die Christbescherung mit besonderem Eifer betrieben hatte, Frau Pauline Kabilka aus Wien, die sich diesmal jener Kleinen annahm, die die Schule noch nicht besuchen, und Herrn August Rökl aus Wien, der so viele Schulrequisiten gespendet hatte, daß die Schule nun damit auf Jahre hinaus versorgt ist. Die Kinder sangen mit Harmoniumbegleitung mehrere Weihnachtslieder und einige Knaben sagten Gedichte auf, auch Gedichte in steirischer Mundart, die viel Spaß machten. Das „Stoansteirisch“ macht ihnen keine Schwierigkeiten. Sämtliche Kinder bekamen Leibwäsche, Strümpfe, Socken, Sacktücher und natürlich viel Süßigkeiten; zwanzig erhielten außerdem Schuhe, je zehn Knaben und Mädchen vollständige Kleider. Auch an schönen Büchern fehlte es nicht. Frau Pauline Kabilka beteilte 25 Kinder. Jedes erhielt außer warmen Kleidchen und Leckereien einen frischen Tannenzweig, an dem für die Büblein ein feuriges hölzernes Rößlein, für die Mägdlein eine liebliche Puppe angebracht war. Welch ein Jubel, welch ein Festtag für klein und groß. Die Gönner können wir nicht alle nennen. Jedem Christkindsdank!

In den ersten Jännertagen starke Kälte. Das Zimmer war kaum auf 13 Grad Wärme zu bringen. Mir war immer kühl. Aber ich fand mich sehr wohl und frisch, aß gern, schlief gut, war viel im Freien. War aber den Damen dankbar, die mich etwa mit Goethes Wort: „Grüßet mit Neigen, grüßet mit Beugen des bedeckten männlichen Haupts; glaubt es nur, jede Dame erlaubt's“ rechtfertigten, wenn ich nicht die Hand aus der Tasche zog, um das Haupt zu entblößen in der klingkalten Luft.

Wenn jemand erkrankt, so weiß man gleich die Ursache: Er hat sich erkältet. Könnte man vielleicht nicht manchmal eben so gut sagen: Er hat sich erhitzt? Kälte hat mir noch selten geschadet, Erhitzung oft, auch wenn darauf nicht rasche Abkühlung folgte. Natürlich wird man zugeben, daß Wärmeentziehung ungesund ist. Das aber weiß ich auch aus Erfahrung, daß ich selten zu leicht gekleidet bin, meist zu warm, und dann beginnt es während der Hitzung in der Luftröhre zu pfeifen, in der Brust zu röcheln. — Man kann erkranken vor Erkältung, besonders wenn Erhitzung vorausging. Und ich glaube schier, man kann krank werden vor Erhitzung allein.

Ich hatte einen Onkel, der war immer erhitzt und trug dreifaches Gewand, weil er sich vor Erkältung fürchtete. Er starb in seinen Vier-

geben werden!“ — Ich: „Die ist im Stadttheater.“ — Er: „Aber mein Gott, ich bin doch im Stadttheater!“ — Ich: „Nein, hier ist das Theater am Franzensplatz.“ — Er: „Dann sind Sie hier unbekannt. Ich bin da sicher im Stadttheater.“ — Ich: „Ich bin ein alter Grazer und hier ist das Theater am Franzensplatz, ehemalig landschaftliches Theater genannt. Sie sehen ja, wie altertümlich es ist. Das Stadttheater ist neu und viel größer.“ — Er: „Sie können sagen, was Sie wollen. Ich habe beim Eintritt noch genau die Überschrift gelesen: Stadttheater.“ Da dachte ich: Er hat halt in einem Wirtshause eine gute Jause genommen, und schwieg. Da stand der Fremde auf, ging hinaus und kam nach einem Weilchen wieder zurück, ganz munter. „Wir sind im Stadttheater“, sagte er, „ich bin extra hinausgegangen und habe noch einmal die Aufschrift gelesen oben an der Wand.“ — Ich: „So hat sich jemand einen dummen Faschingscherz erlaubt.“ Nach der Vorstellung, als das Theater sich leerte, blieb mein Nachbar an meiner Seite und als wir auf dem Franzensplatze waren, stand er still, hielt mich am Arme fest und wies auf die Giebelwand des Theaters. „Sehen Sie, da steht's oben!“ Und da stand's oben. In schönen großen Goldbuchstaben: STÆDT. THEATER. Der Mann hat in der Dunkelheit den kleinen Punkt übersehen und das E, das sich so schämig hinter das eine A duckt, mit dem es ein intimes Verhältnis hat. In der Tat will es wohl heißen: Städtisches Theater. Aber auch das wäre nicht richtig. Ich muß dem Fremden recht geben, der empört war darüber, daß die Stadtgemeinde Graz ihm eine falsche Auskunft erteilt und ihn in den alten Kasten gefoppt hatte. Also, daß er schnöde um seine „Dollarprinzessin“ gekommen ist.

Wenn der Gemeinderat just einmal Zeit hat, so soll er sich eine Leiter anschaffen, hinaufsteigen und die schönen goldenen Buchstaben herabnehmen. Vielleicht kann er sie anderswo brauchen.

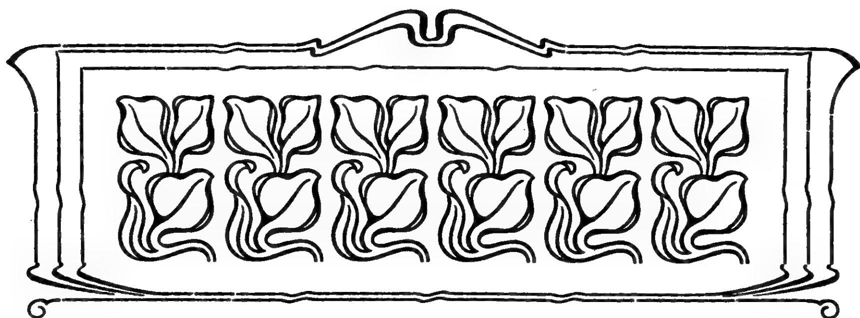
Nach langem besuchte ich wieder einmal Offenbachs Posse: „Die schöne Helena“. Und da mußte ich lachen, nicht bloß, weil sie so lustig ist, sondern, weil ich einmal so unglaublich — brav gewesen bin. Einst nach Graz gekommen als theaterhungeriger Bauernbursche, war eines der ersten Theaterstücke, die ich sah, „Die schöne Helena“. Als ich damals das meinen Gönnern und Lehrern begeistert erzählte — in der Meinung, für mein Kunstbildungsbestreben Lob zu ernten — schüttelten alle die Köpfe. „Die schöne Helena? Ja, was treiben Sie denn schon für Sachen? Das Stück paßt nicht für Sie!“ Einer wollte mir solcher Lebensführung wegen die Unterstützung entziehen. Ich aber durchsuchte mein Gewissen und den Inhalt des Stückes. — Der Schäfer Pariserl hat halt eine schöne Braut gehabt. Und da ist der schreckliche

Wien im Grand Hotel zu speisen pflege, also ein vornehmer Herr! So der Kellner. — „Komisch“, sagte ich dann zum Freund, „ein solcher Verehrer. Und hat gar nichts von mir gelesen.“ „Er hat eben alles von dir gelesen“, sagte mein Freund lachend, „er wollte sich wahrscheinlich nicht mit der banalen Phrase von ‚dem großen Vergnügen, das ihm deine Bücher schon bereitet‘, einführen, so sagte er einmal das Gegenteil.“ Möglich. Man konnte aus dem Kauz nicht klug werden. Jedenfalls war es nicht klug, eine so generöse Einladung abzulehnen. Er bringt mich, wohin ich will.

Die Wiener fragen herum, wie man es denn anfangen müsse, um Wien zu einer Fremdenstadt zu machen. Sie selbst wissen es nicht. Wie sollen es andere wissen? Die Ratschläge sind auch darnach. Ich merke nur einen an, der von einem radikalen Reformer ausgeht. Er sagt: Um Wien zu einer Fremdenstadt zu machen, ist das beste und sicherste Mittel folgendes: Man lade die Wienerstadt — sehr behutsam natürlich — auf einen Schubkarren und radle sie donauaufwärts etwa bis Plattling. Dort linksab gegen die Alpen. Zwischen Chiemsee und Rosenheim — wenn ein Platz zu haben wäre — aufstellen und moderne Hotels hineinbauen. Ein besseres Mittel weiß ich nicht.

Aus einer großen Stadt Deutschlands, von einem großen Buchverleger, der vorwiegend belletristische Sachen verlegt, bekam ich vor ein paar Jahren eines Tages zugeschickt ein großes Paket mit dem Manuskripte eines dreibändigen Romanes, den der Buchhändler selbst geschrieben. Der Herr Kollege bat mich, seinen Roman durchzulesen und — einen Verleger dafür zu suchen. Ich habe den Roman ungelesen zurückgeschickt und ihn auf das wärmste dem Verleger empfohlen, der ihn geschrieben. Aber mir scheint, der hat seinen eigenen Roman abgelehnt, denn erschienen ist er bisher nicht.

Provinzler sind naive Leute; sie glauben noch an das, was geschrieben steht. Saß ich eines Abends zu Graz im Theater am Franzensplatz, um mir Fulda’s „Jugendfreunde“ anzusehen. Neben mir saß ein Fremder, augenscheinlich aus der Provinz. Als der erste Akt zu Ende gegangen war und der Zwischenakt kam, wurde mein Nachbar unruhig und flüsterte, zu mir gewendet, ärgerlich: „Na, das ist doch keine Operette!“ — „Nein“, antwortete ich, „das ist ein Lustspiel.“ — „Aber“, sprach er, „es sollte ja die ‚Dollarprinzessin‘ ge-



Kleine Laube.

Widersprüche.

Geraden Menschen gerät fast alles, was sie unternehmen — schief.

*

Das starke Geschlecht hat eines mit dem schwachen gemein — zahllose Schwächen.

*

Auch der strengste Sittenrichter verträgt eher einen nackten Leib als eine nackte Seele.

*

Eltern ahnen oft gar nicht, wie die Kinder über ihre — Naivität lächeln.

*

Frauen gönnen einander alles, nur keinen — Mann.

*

Wenn den Modernen der geistige Stoff ausgeht, so zapfen sie die Ur-Uralten an.

*

Eine Mutter ist oft das pure Baby gegen ihren sechzehnjährigen Sohn.

Sophie v. Khuenberg.

Toleranz.

Es war ein Gewand für königliche Geister, dann ists eine Uniform geworden für viele, und schließlich eine Bedientenlivree. Darf man das auch von dem Worte Toleranz sagen? Von dem Worte vielleicht, von dem Begriffe gewiß nicht.

Es sieht eben gar so vieles wie Toleranz aus und wird für Toleranz genommen, was nur ihr Surrogat ist. Mein Freund hat Ansichten, die ich für gründlich verkehrt halte, ich glaube, ich könnte sie widerlegen, und glaube auch, ihm würde das nützen aber ich seufze bei dem Gedanken an all die Debatten. „Laß ihn denken, was er will — sei tolerant!“ Mein Sohn ist meiner Überzeugung nach auf einem falschen Wege, vielleicht gelänge mirs, auch ihn zu dieser Überzeugung zu bringen, ehe das Leben verpfuscht, was gedeihen könnte — aber wie

König Menelaus gekommen, ein alter, gutmütige Dummheit heuchelnder, grausamer Mann, und hat dem Pariserl seine schöne Braut entführt nach Kreta. Aber der brave Großaugur hat die Götter gerufen, die haben dem bösen Menelaus die Braut wieder weggenommen und der Schäfer Pariserl hat sie sich wieder abgeholt. — So mußte es doch gewesen sein, ungefähr. Wenn musiziert und gesungen wird, versteht man ja das Zehnte nicht. Ich sah wohl die Gestalten, hörte wohl Musik und Gesang und auch die Späße, deretwegen mir eigentlich die Operette so besonders gefiel — aber von den gesprochenen Worten verstand ich wenig und so habe ich mir die Handlung halt selber zusammengereimt. Wie sich der Bauer — plötzlich ins Theater verschlagen — halt zu helfen wissen muß. Bei gesungenen Stücken versteht der Mensch kein Wort, besonders auf der letzten Galerie. Man sieht nichts und hört nichts, aber denken tut man sich doch was. Es geschah ja auch später oft genug, daß ich zu einer schönen Opernmusik mir gleich selbst den Text dazugedichtet hatte, wie er ungefähr zu den Figuren und ihren Bewegungen passen mochte. Man fährt damit manchmal gar nicht schlecht. — Nun und so hatte ich mir damals auch aus der „schönen Helena" ein so romantisch-moralisches Stück gemacht. Als ich nachher in der Schule die griechische Heiligenlegende zu lernen hatte und auch auf die Affäre Menelaus-Paris stieß, wurde mir die Sache etwas bedenklich, und als ich dann — schon mehr „herangebildet" — wieder einmal die Offenbachsche Operette sah — na! da wußte ich freilich, weshalb damals meine Gönner und Lehrer den Kopf geschüttelt hatten.

Saß ich am Sonntagnachmittag auf der Stubenbank neben einem Bauern. Der war nicht jung und nicht alt, aber nachdenklich. Wir redeten von Neuerungen. Da sagte er: „Sie sollen nur recht erneuern. Da wird man bald das Alte schätzen." — Ich plauderte ihm von seiner Arbeit, da sagte er: „In der kommenden Wochen heißts Mist führen. Nachher kommt eh bald wieder die Anbauzeit." Dann war er ein Weilchen in sich versunken und endlich murmelte er: „Anbauen und alleweil anbauen muß der Bauer. Bis sie ihn eines schönen Morgens selber anbauen auf des Pfarrers Acker. Das ist Wintersaat. Wenn das Frühjahr kommt, heißts wieder heraus aus der Erden, beim Korn und beim Menschen. In Gottesnamen!" — O Gott, der Bauer ist dein Stellvertreter auf Erden! O Auferstehung, das Saatkorn ist dein Sinnbild! O Bauernstand, wie heilig bist du!

Winkeln und Kammern in das Licht der Sonne, unter die Kuppel des Parlaments, in die Blätter der Zeitungen und in das Gespräch des Tages . . . Wer zeigt auf offenem Markte seine Wunden, die Wunden, die so voll Eiter sind und Häßlichkeit, wie diese Wunde? Wir wollen nichts mehr sehen von diesen Wunden. Das sei gesagt auch von den Zeitungen. Wir wollen nichts mehr hören von jenen Lastern. Wir wissen, daß sie da sind, aber wir wollen nicht in jeder Morgen- und zu jeder Abendausgabe an sie erinnert werden, und nicht täglich mit ihnen umgehen. Wir wollen, daß sie denen ausschließlich überlassen bleiben, deren schweres Amt sie verpflichtet, das Laster zu strafen, und in der satirischen Presse nichts mehr hören von Unzüchtigkeiten aller Art, wollen nicht mehr gemeine, allen Schamgefühls bare Zeichnungen sehen und wollen, daß diejenigen Blätter rettungslos ausgerottet werden, die schon durch den Titel, vollends aber durch ihren Inhalt zu erkennen geben, daß sie allein auf die geile Lüsternheit spekulieren. Wir sind nicht töricht genug, zu glauben, daß diese Lüsternheit selbst ausgerottet werde, aber von den Straßen soll sie in die Winkel getrieben werden . . ."

Etwas von der Anredeform.

In den „Grenzboten" veröffentlichte Rudolf Kleinpaul einen ebenso belehrenden als unterhaltenden Aufsatz über das „Er und Sie." Wir haben einmal erzählt, welche Anredeformen in unserem Landvolke üblich sind und gestatten uns die Gelegenheit, zur Vervollständigung dieser Sache einiges aus Kleinpauls prächtigem Artikel vorzuführen. Der Verfasser ergeht sich vergleichsweise auch in den Anredesitten fremder Nationen. Von Deutschen sagt er unter anderem:

Das Er hat sich in Deutschland überlebt. Friedrich der Große nannte bekanntlich noch jeden Menschen Er; aber schon der alte Heim verbat sich das von der Prinzessin Ferdinand von Preußen, als sie ihn zum Leibarzt haben wollte. Es sei nicht mehr zeitgemäß; er nenne nicht einmal seinen Stiefelputzer Er.

Wie kommt man dazu, einen Menschen in der dritten Person und noch dazu im Plural anzureden? Warum nennen wir uns nicht Du?

Im Anfange duzten sich alle Menschen, wie dies das Natürlichste ist, und wie das auch die Kinder tun. Das Du ist eben dazu da, den Menschen anzureden. Patriarchalische Völker brauchen diese ehrwürdigen Pronomina noch heute, zum Beispiel die Tiroler, die Walachen und die Polen. Die schwedischen Dalekarlier sind dafür bekannt, daß sie selbst den König mit Du anreden — wir nennen alle Menschen Du, nur Dich nicht, versicherte so ein alter Talkerl Seine Majestät den König Oskar den Ersten. Zum König sagen sie nämlich, wie weiland Horaz zum Kaiser Augustus: Deine Majestät.

Die Tiroler kokettieren ein wenig mit ihrem Du, besonders außerhalb Tirols; aber in den dortigen Dorfschulen wird selbst der Lehrer von den Schülern Du genannt. Eines Tages wurde Inspektion durch den Bischof angesagt; damit die Kinder nicht etwa auch diesen duzten, prägte ihnen der Lehrer ein, daß sie: Eure bischöfliche Gnaden zu sagen hätten. Als nun besagter Oberhirte einen Buben fragte: Wie lautet das siebente Gebot? — antworte der Kleine: Eure bischöfliche Gnaden sollen nicht stehlen! Das erinnert daran, wie einmal der Kammerdiener des Königs Friedrich Wilhelm des Ersten, als er ihm den Abendsegen vorlas, das Du durch Sie ersetzen wollte. Er las: Der Herr segne Sie und behüte Sie! — Hundsfott, lies richtig, schalt der König, vor dem lieben Gott bin ich ein Hundsfott wie Du! Auch einzelne religiöse Sekten haben das Du zur Übung christlicher

unerquicklich, „Moral zu pauken“, sei tolerant und störe die Eintracht nicht. Mein Amtsgenosse tut, was er, soviel ich irgend sehen kann, nicht tun dürfte — sollte ich nicht . . .? Ach was, sei tolerant, und schätze die gute Kollegialität. In allen solchen Fällen habe ich als Draufgabe zur Bequemlichkeit noch das erquickliche Gefühl, eigentlich „überlegen“ zu sein. Und zwar sowohl denen, gegen die ich „Toleranz“ ausübe, wie denen, die ihrerseits nicht so „tolerant“ sind, wie ich. Faulheit und Temperamentlosigkeit, Feigheit und kühle Gleichgültigkeit gegen fremdes Gedeihen, sie hängen sich alle den Toleranzmantel über und verhüllen sich damit vor sich selbst.

Ein tüchtiger junger Mensch kann überhaupt nicht tolerant sein, weder wirklich tolerant noch scheinbar. Nicht scheinbar, weil er ja tüchtig ist, was als Begriff die eben erwähnten Eigenschaften ausschließt. Nicht wirklich, weil er jung ist. Ihn drängt es zu helfen und zu erkennen: er will, wo er überzeugt ist, daß einer irrt, ihm nützen, oder aber widerlegt werden. Wegen des andern und wegen seiner selbst ist er intolerant. Wer kann vom wahrhaft Gläubigen verlangen, daß er eine Seele nicht zu retten suche, und ist nicht ein junger Greis, wer nicht, kirchlich oder in anderem Sinne, wahrhaft gläubig ist? Selbst Faust mußte altern, um das „Bessern und Bekehren“ aufzugeben. Erst mit hundert Schlägen hämmert die Erfahrung solchen Entschluß in deinen Kopf und in dein Herz, und Kopf und Herz wehren sich solange sie nur können dagegen — vorausgesetzt, daß sie Kraft haben.

Freilich, allmählich kommt das Resignieren. Aber bei dem Tüchtigen auch nur als ein Entsagen von Fall zu Fall: „hier kannst du nicht helfen, hier nicht“. Als eine Angewohnheit, als eine „Lebensweisheit“ kennen es nur die intellektuell oder ethisch Schwächlichen. Toleranz im edeln Sinne wäre das nicht. Ich wenigstens kann mir Toleranz im edeln Sinne nicht anders vorstellen, denn als die ernste Schwester des Humors. Die Liebe, die beider Mutter ist, ist Jahr auf Jahr und Jahrzehnt auf Jahrzehnt von Erfahrungen über Erfahrungen so nah an das Wesen der Nächsten herangeführt worden, daß sie nun dieses Wesen aus seinen eigenen Bedingungen heraus fühlt und jetzt nicht nur verstehen kann, sondern verstehen muß. Nun zieht sich diese Liebe vom Handeln zurück, weil sie erkennt, daß sie in dem und dem nicht zu helfen vermag, ja, daß sie vielleicht schadet, wenn sie da zu helfen versucht. Entsagung ist bei der echten Toleranz immer dabei. Und ich glaube: daran erkennt man die echte Toleranz: wie schwer dieses Entsagen empfunden wird. Bedeutet es doch nichts Geringeres, als das Zurückdrängen unseres besten Triebes und als das Zurückgeben unserer besten Kraft an die große ursprüngliche Gewalt, die alles regiert und als zu schwach für deren Dienst wir unser Einzel-Ich erkannt haben. Aber dieses Abhängigkeitsgefühl von großen Mächten, das ist es auch wieder, was der Toleranz als dem Ergebnis eines Lebens an erkämpfter Erfahrung ihren Adel, ihre Weihe gibt. Sie ist ein Entsagen aus Läuterung, und wir fühlen die Läuterung mit dem Entsagen zugleich. „Kunstwart.“

Die Sünde soll schweigen!

Die Zeitung „Der Tag“ in Berlin sagt etwas, dem wir uns unbedingt anschließen: „Wir wollen nichts, gar nichts mehr hören von all dem Ekelhaften und Widerwärtigen, womit man seit Monaten unsere Ohren erfüllt hat. Wir wissen, es können Sünde und Schande, Greuel und Laster nicht vertilgt werden von dieser Erde, aber wir wollen es nicht mehr, daß sie hervorgezerrt werden aus ihren

und bei diesen unter sich Vorschrift war. Der Kaiser nennt alle Gemeinen Du, zum Beispiel den Gefreiten Lueck: in Anerkennung Deines korrekten Benehmens auf Posten . . . Der Zar duzt sogar seine Generale, sogar die Ärzte. Kaiser Nikolaus der Erste wollte es nicht Wort haben, daß jemand im Reiche Hunger leiden könne. Einmal besuchte er ein Hospital und trat an das Bett eines Typhuskranken. Der Arzt sollte ihm sagen, was das für eine Krankheit sei; der Unglückliche meinte: Hungertyphus. Der Kaiser blickte ihn finster an und ging weiter; beim Abschied trat er nochmals auf den Doktor zu und sagte: Du, nimm Dein Maul besser in acht! Am nächsten Tage hatte der Arzt seinen Posten verloren.

Das ist die patriarchalische Gepflogenheit der alten Grand Seigneurs; der verstorbene Fürst Johann Adolf Schwarzenberg nannte ebenfalls alle seine Beamten Du, vom Hofrat angefangen. Der alte Pastor nannte alle seine Pfarrkinder Du; im Hause wurden die Kinder und die Dienstboten geduzt. Die Eltern wurden dagegen von den Kindern noch im vorigen Jahrhundert Sie genannt; dieses Verhältnis besteht in Frankreich noch heute. Die Dienstboten werden von der Herrschaft längst nicht mehr Du genannt. Sogar Eheleute duzten sich in früherer Zeit nicht immer; aus einem Gespräche vom Juli des Jahres 1527 geht hervor, daß Luther zu Käthe Du, Käthe aber „Mein lieber Herr Doktor" zu ihm sagte und ihn ihrzte.

In den Gefängnissen besteht die Vorschrift, daß Personen unter achtzehn Jahren mit Du angeredet werden. Zuchthäusler werden ohne Unterschied Du genannt. Bekanntlich nannten die Verschworenen in Belgrad den König Alexander Du, als sie ihn im Juni 1903 ermordeten. Alexander Obrenowitsch, danke ab und unterschreibe die Abdankungsurkunde, die wir in Händen haben!

Singvögel.

Die stillen Wasser.

Die stillen Wasser hab' ich gern, die Tag für Tag zur Mühle geh'n,
An deren grünem Uferrand die Weiden und die Erlen steh'n,
An denen die Libelle schwirrt, das schönste Himmelschlüssel blüht:
Die stillen Menschen hab' ich gern mit reichen Schätzen im Gemüt!

Doch lieb' ich auch den kühnen Fluß, der schäumend nach dem Tale fließt,
Der silberblanke Perlen wirft und sich von Stein zu Stein ergießt,
Der uns mit seinem Brauselied aus müdem, dumpfem Sinnen schreckt:
Ich liebe auch den kühnen Mann, der zündende Begeist'rung weckt!

Otto Promber.

Das Lied von der Königin Teje.

Der Wüste Saum, des Meeres Schaum
Bedrängen ferner Heimat Raum;
Der weiße Strand am Lybier Land —
Er winkte einer Jungfrau Traum.
Ihr Stern stieg auf so hell und klar,
Ihr Glück erstrahlte immerdar.
O Juas, niedrig Kind: halt an! . . .
Zum Königsthron ist steil die Bahn.

Die Palme kühn sah's Röslein blüh'n —
Die Maid ward eine Königin;
Legt ab das Kleid, der Armut Leid
Und schreitet zum Palaste hin.
Und Pharao beugt sich vor ihr,
Er preist sie aller Lande Zier —
Doch einsam streicht ein Lebenskahn . . .
Zum Jugendglück fährt keine Bahn!

Karl Krobath.

Einfachheit und Brüderlichkeit beibehalten oder vielmehr wieder eingeführt. So namentlich die Quäker, die auch vor keinem Menschen den Hut abnehmen.

Aber Europas übertünchte Höflichkeit brachte nachgerade dieses unterschiedslose, anbiedernde Duzen in Verruf. Mit der Zeit wird es so, daß sich nur noch gesellschaftlich Gleichstehende, sozusagen die Pairs untereinander mit Du anreden. Alle Monarchen duzen sich gegenseitig; Kaiser Wilhelm redete nicht nur den König Milan vor seiner Abdankung, sondern auch den Fürsten Hohenlohe in Briefen und Telegrammen mit Du an. Er duzt neuerdings auch den Reichskanzler Fürst Bülow, und wenn er sich im Kreise seiner Korpsbrüder, der Bonner Borussen befindet, duzt er diese. Im österreichisch-ungarischen Heere besteht die Sitte, daß Offiziere, die ungefähr denselben Rang bekleiden, einander gleich bei der ersten Begegnung, auch wenn sie sich nicht kennen, mit dem vertraulichen Du anreden; diese Gepflogenheit hat sich auch das ungarische Abgeordnetenhaus zu eigen gemacht. Alle dessen Mitglieder reden einander mit Du an, auch wenn der eine Ministerpräsident, der andere ein bescheidener Advokat ist. Alle Schauspieler duzen sich; die Mitglieder des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines stehen auf Du und Du. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts redeten sich auf kleinen Universitäten alle Studenten mit Du an, ob Bekannte oder nicht. Was Wunder? Sie waren Pairs.

Wenn dagegen ein Unterschied bestand, so hatte der geringe Mann den gnädigen Herrn im Plural anzureden und zu ihrzen: dieser höfliche Plural erscheint zuerst im neunten Jahrhundert. Er sollte den großen Abstand des Redenden von der geheiligten Person des Angeredeten markieren, die gleichsam in der Mehrzahl vorhanden war. Aus demselben Grunde sprachen die römischen Kaiser seit Konstantin dem Großen und danach die deutschen Könige von sich im Plural, was man den Majestätsplural nennt: Wir Ludwig von Gottes Gnaden römischer Kaiser. Kaiser Friedrich Barbarossa ihrzte den Papst Alexander; wenn er aber gereizt war, nannte er ihn Du, wie umgekehrt der Papst das Ihr gebrauchte, wenn er dem Kaiser schmeicheln wollte. Das geschah im zwölften Jahrhundert.

In Deutschland kam Ende des sechzehnten Jahrhunderts eine neue Anrede auf, die die Kluft zwischen den beiden Personen noch erweiterte: statt des Du erschien das Er, oder, wenn man einer vornehmen Frau gegenüberstand, das Sie. Das Sie steht für die Gnädige Frau oder die Madame. Man kann von sich selbst in der dritten Person sprechen, dann tut man es aber, um sich klein zu machen, als armer Mann oder als ergebenster Diener; ein armer Mann bittet um eine kleine Gabe, sagt der Bettler.

Er und Sie gehörte ursprünglich durchaus zum guten Ton, bis es in den letzten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts aufkam, den Menschen mit Sie im Plural anzureden. Seitdem sank das Er oder das Sie im Singular zu einer geringschätzigen Bezeichnung und zu einer Anrede herab, die der Pfarrer einst dem Schulmeister gegenüber brauchte, und deren man sich noch heute bedient, wenn man mit Kindern und Hunden spricht. Will er wohl! Will er gleich parieren! Im September des Jahres 1787 trat Friedrich Perthes bei Adam Friedrich Böhme auf der Nikolaistraße in Leipzig als Lehrling ein. Die Lehrlinge wurden nicht nur vom Prinzipal selbst, sondern auch von den Kindern des Prinzipals, dem Dienstmädchen und den Markthelfern mit Er angeredet. Wenn sie ausgelernt hatten, sagte der Chef: Hiermit ernenne ich Sie vom Lehrburschen zum Buchhandlungsdiener.

Ganz untergeordnete Personen wurden dagegen von ihren Vorgesetzten nach wie vor Du genannt. Bis 1850 pflegten die Offiziere die Mannschaft zu duzen; bis 1866 genossen in Bayern nur die Fahnenjunker die Auszeichnung, mit Sie angesprochen zu werden, während sonst Du bei den Vorgesetzten gegen Untergebene

der genannten Männer haben gezeigt, zu wie schweren Schäden es führen kann, wenn eine seelische Erregung nicht den Weg nach außen findet. Es ergeht der Seele ganz wie dem Leib: Durch Unwissenheit, Unvorsichtigkeit oder Zufall kann etwas Unverdauliches in sie hineinkommen. Die offene Seele befreit sich vom Unverdaulichen durch die Aussprache.

Die Aussprache ist in allen Lebenslagen gut und wünschenswert, sie wird aber zu einem dringenden Gebot, unter Umständen zu einem Gebot der Selbsterhaltung, wenn es sich um besonders lebhafte Seelenerregungen, z. B. um Affekte handelt. Unterdrückter Ärger, Wut, Verstimmung, kann zu körperlicher Erkrankung führen. Instinktiv sucht jedermann in solchen Gemütslagen nach einer Entladung. Es gibt hiervon mehrere Arten. Man kann sich rein mechanisch austoben. Ein Bismarck hat bekanntlich das probate Mittel nicht verschmäht, seinem Ärger an einem unschuldigen Gegenstand Luft zu machen und sich durch dessen Zertrümmerung vor eigenem seelischen Schaden zu bewahren. Ein etwas feineres Mittel sind die Tränen, in dieser Funktion auch von Bismarck wohlgekannt. Nach dem Sich-Austoben und Sich-Ausringen kommen als rein psychische Formen des Abreagierens das Sich-Ausschreien, -Ausschimpfen, -Aussprechen, je nach Charakter, Bildung und Sachlage.

Wenden wir diese Erkenntnisse bei der Betrachtung des Parlaments an, so können wir kurz sagen: Es hat zum Teil den — wenn auch ganz unbeabsichtigten — Zweck einer mittelbaren Aussprache der Staatsbürger. Wer hat nicht einen grimmigen Ärger, einen bitteren Groll oder wenigstens eine Verstimmung gegen den Staat, gegen das herrschende System, gegen die bestehenden Verhältnisse, gegen andere Volksklassen auf dem Herzen! Wie soll er nun seiner Bedrängnis Luft machen? Zum Teil fehlt es ihm hierzu schon an der obersten Voraussetzung: er findet für seine Beschwerden nicht das treffende Wort, er weiß nicht recht, woran er leidet, zu seinem Leiden kommt noch die Qual der Unklarheit. Klarheit über einen unerträglichen Zustand macht diesen schon um vieles erträglicher. Da kommt der Volksmann und formuliert die Beschwerden. Man muß nur in Versammlungen gesehen haben, wie die Menge über ein treffendes Wort erlöst aufjauchzt, um zu begreifen, was für eine Wohltat schon das bloße helle Bewußtsein ist. Aber weiter als bis zur Klarheit bringt es der gewöhnliche Staatsbürger nicht. Ein Kontorist kann seinem Bureauchef ordentlich die Meinung sagen, allein die verantwortlichen Machthaber des Staates sind dem unwilligen Bürger entrückt. Hier ist nun der Volksvertreter ein willkommener Mittelsmann. Er hat zwar in erster Linie die Pflicht, die Interessen des Volkes zu vertreten und an deren Verwirklichung tätigen Anteil zu nehmen, allein wie selten ist dies so einfach möglich. So macht er wenigstens seinem und hiermit dem allgemeinen Unmut Luft, schleudert den Ministern oder den Vertretern anderer Volkskreise Grobheiten, bissige Bemerkungen entgegen, haut mit plumpem Wort oder sticht mit feinem Witz, kurz, er befreit sich auf alle mögliche Weise — die unparlamentarischen, zum Teil rein mechanischen Weisen, wie etwa die Zertrümmerung von Pultdeckeln, gar nicht eingerechnet — von seiner Erregung. Und man muß nur wieder einen Zeitungsleser gesehen haben, wie er die schneidige Rede „seines" Abgeordneten freudestrahlend, zungenschnalzend liest, wie ein erbittertes, etwa gar durch den Ordnungsruf qualifiziertes Wort verbreitet wird, um den ungeheuren Dienst zu verstehen, welchen das Parlament dem gewöhnlichen Manne durch die Möglichkeit einer mittelbaren Aussprache leistet. Wenn man dem Parlament vorwirft, daß es nichts erreicht, so könnte man dasselbe von allem Reden auf der Welt sagen. Man übersieht dabei nur, daß mit dem bloßen Reden schon sehr viel getan ist, nämlich für die Gesundheit der Volksseele, und das ist doch wahrlich nichts Geringes. „Das Reden, damit geredet ist", wird zwar verächtlich beurteilt,

Ban Mueterl sein Grab.

Wan i kimm za dein Grab,
Hätt i's oft gern dazählt,
Was mi druckt, was ma wehtuat,
Was mi martert und quält.

Aba na: sie kunts hörn,
Han i allmal nu denkt:
Liaber still, das ma 'n Mueterl
Ihrn Friedn nit kränkt.

Karl Bienenstein.

Von der Befreiung durch die Rede.

Im Jännerheft der „Österreichischen Rundschau" finden wir einen völlig neuen Standpunkt über das Parlament, die Beichte und andere Anstalten, in denen die Leute sich ausreden können. Der betreffende Aufsatz ist überschrieben: „Zur Psychologie des Parlamentarismus", und lautet: Die Sprache leistet dem Menschen verschiedene Dienste: Als innere, stille Sprache dient sie zur Klärung und Festhaltung der Gedanken; als äußere Sprache, als Rede vor allem zur Mitteilung. Bei der Mitteilung kann es sich wieder um zweierlei handeln: Um Überredung oder um bloße Aussprache. Der Zweck der Überredung ist ganz klar: Man hat ein praktisches Ziel vor Augen; man braucht hierzu die aktive Mithülfe anderer oder wenigstens ihre nichtstörende Passivität; man muß förderliche Kräfte heranziehen oder hinderliche unschädlich machen, und man erreicht dies dadurch, daß man andere von der eigenen Meinung überzeugt. Aber auch die bloße Äußerung hat schon einen großen, wie man sagen könnte, hygienischen Wert für die Seele. Das bloße Aussprechen verschafft schon eine Erleichterung, auch wenn es ohne Erfolg bleibt. Ja, an den Erfolg wird dabei häufig gar nicht gedacht. So merkwürdig der Sachverhalt auf den ersten Blick auch scheint, es ist tatsächlich so, als ob sich mit dem ausgesprochenen Wort von der Seele etwas loslöste. Es ist schon befreiend, für ein Ereignis oder Erlebnis das richtige Wort zu finden; die Aussprache dieses Wortes, die Mitteilung wirkt aber geradezu erlösend. Bei kleinen und bei großen Geistern, bei solchen, die alltägliche kleine Schmerzen in schlecht gefügten Redewendungen klagen oder bei solchen, denen ein Gott gegeben hat zu sagen, was sie leiden, ist der Sachverhalt der nämliche.

Die Wohltat der Aussprache hat zu mancherlei offiziellen und nichtoffiziellen Institutionen den Anstoß gegeben. Die Beichte ist vor allem anderen keine kirchliche Einrichtung, sondern ein hygienisches Mittel für die Seele, ähnlich wie das Fastengebot für den Körper. Die Absolution erfolgt eigentlich schon im Augenblick der Aussprache. Die Verschwiegenheit des Priesters hat nur den Zweck, die Aussprache auch solcher Dinge zu ermöglichen, die ohne Beichtsiegel zu sagen unbehaglich oder riskiert wäre. Darum wird ja auch außerhalb des Beichtstuhles so viel „unter dem Siegel der Verschwiegenheit" vertraut. Von den nichtoffiziellen Institutionen ist der Klatsch, der Plausch zu nennen. Bei dem vielen Schaden, den er anstiftet, kann uns immer zum Troste dienen, daß wenigstens diejenigen seelisch gesund bleiben, welche ihm huldigen. Die allermodernste Psychotherapie, die Hysteriekur, wie sie von Freud und Breuer eingeführt wurde, ist nichts anderes als eine kunstvolle Ausbildung des Sich-Aussprechens, wobei das Hinwegräumen aller Hindernisse, die sich der Aussprache entgegenstellen, eine große Rolle spielt. Erst die Forschungen

ihre Lippen — wie waren die einmal rot gewesen! — s ist ihr bange nach dem Franz. Am Sonntag kommt er ja wieder, der Bräutigam, er scherzt so lieb und lacht so herzig. Dann will sie ihm auch sagen, was ihr Anliegen ist, da wird er sie auslachen und da wird sie mitlachen. Auf ihrem Tischchen steht seine Photographie. Wie schön und frisch der ist! Sollte jener mit der Sense sich zeigen, so will sie an dieses Mannes starke Brust flüchten — dem getraut der Tod sich nicht in die Nähe. So dachte sie noch kindlich und ihr schönes Braunäuglein leuchtete. Dann betete sie ein Vaterunser, auf daß alles recht und gut werden möge.

Am nächsten Tage ging Lieserl ins Dorf hinab, um beim Gärtner sich den Rosmarinzweig zu bestellen. Den wird man in ihr Haar flechten am Hochzeitsmorgen. Da dachte sie, weil sie schon da ist, könne sie auch zum Doktor hineinfragen, daß sie ihrer Gesundheit wegen ganz beruhigt werde. Sie wollte ihm's wohl sagen, daß sie ein wenig hüstle, manchmal, aber nicht oft; sie wollte ihm's recht leicht und unbedeutend darstellen, wie es ja wohl auch ist. Aber der Arzt hörte wenig auf ihre Worte, untersuchte sie schweigend, beklopfte, behorchte ihre Brust und darauf schwieg er noch ein Weilchen.

Da fragte das Mädchen mit einer Stimme, die frisch und froh sein sollte: „Geltn's Herr Doktor, nix finden's?"

„Liebes Kind", sagte der Doktor, „für Sie wäre ein milderes Klima angezeigt. Möglichst in guter Luft. Gute Nahrung, viel Ruhe, wenig Sorgen."

„Aber mein Gott, Herr Doktor, sonst fehlt mir ja nix. Das Essen schmeckt mir. Nähen den ganzen Tag. Krankerweis kunnt eins doch nit so nähen."

„Zusammengebückt sitzen, das sollten Sie eben nicht", sprach der Doktor. „Für den Fall Sie in der Nacht Fieber haben sollten, will ich Ihnen ein Pulver mitgeben. Und nur sich recht schonen und bei gutem Wetter viel im Freien sein. In acht Tagen kommen Sie wieder."

Dann konnte sie gehen. — So, jetzt bin ich ganz und gar krank, dachte sie auf dem Heimweg. Da hat die Tante doch wieder einmal recht: wenn man krank sein will, muß man just zum Doktor gehen. — Unterwegs begegnete sie dem alten Faßbinder Kilian. Der wußte so allerhand Heilmittel für serbende (kränkelnde) Leute, den fragte sie, was da anzuwenden sei, wenn eins zu wenig Blut habe, hüsteln müsse und zu magern anhebe.

„Brauchst nit weiterzureden", antwortete der Kilian. „Man braucht dich nur anzuschau'n. Ich tät schon was wissen, aber nachher täten sie mich wieder einsperren. Bin erst kürzlich drei Monat im Kotter gsessen, weil ich eine Auszehrung hab geheilt. Nur einen guten Rat: Schau, daß d einen Totenkopf von einem recht alten Menschen kriegst — wie älter, wie besser! davon was aberschabeln und den Stubb alle Freitag vor Sonnenaufgang einnehmen. Und willst wissen, wies mit dir steht, nur gleich dich nackend auf einen Ameisenhaufen legen. Gehen die Ameisen noch über den Leib, so wirst gesund, weichen sie ihm aus, nachher — wirds gar."

Nein, der machte ihr das Herz nicht leichter. Sie ging ihres Weges. Da hörte sie noch am selben Tage von einer Heilanstalt für Brustkranke. Von der war erst vor kurzem ein Tischlergeselle, den sie vor einem halben Jahr mit dem Roß haben hinführen müssen, frisch und gesund heimgekehrt. Man kennt ihn kaum mehr, so breit geht er daher, und ein so dickes Gesicht hat er. Wem überhaupt noch zu helfen ist, in der Heilanstalt wird er wieder gesund. Nur früh genug dazuschauen. Und kosten tuts auch nicht viel, für ganz Arme — gar nichts. Und die Lieserl soll zusammenpacken und in die Heilanstalt reisen.

So redet sich alles gleich herum, wenn die Leute hören, daß man beim Arzt gewesen ist. Als ob nicht jeder Mensch manchmal hustete. Ein bißl Katarrh, sonst

ist aber so zweckmäßig wie gar viele Dinge, die sich trotz ihrer anscheinenden Widersinnigkeit nicht aus der Welt schaffen lassen.

Namentlich von einem jungen Parlament, dem russischen z. B., wäre es geradezu töricht, Arbeit zu verlangen. Zur Arbeit taugt nur der Leidenschaftslose. Erst muß sich die leidenschaftliche Erregung gelegt haben, ehe an vernünftiges Handeln zu denken ist. Und kann man sich für Leidenschaften eine harmlosere Entladung denken als in Worten? Hätte man in Rußland beizeiten und genugsam reden lassen, so hätte die Erregung nie jenen Grad erreicht, wo sie nur mehr im Zertrümmern einen hinlänglichen Abfluß findet.

Es könnte jemand bemerken, die Aussprache sei ein trauriger Ersatz für das Erreichen, man entwürdige das Parlament, wenn man es als ein psychohygienisches Institut auffasse u. dgl. Allein, welcher Art ist denn der Unmut, der sich dort äußert? Welcher Art sind die Volkswünsche, die den Abgeordneten antreiben? Oft genug, gelinde gesagt, töricht, kindisch. Solche Wünsche immer gleich ernstlich in Erwägung zu ziehen, wäre ebenso töricht und kindisch. Aber ein Wunsch, wie er auch sei, bleibt ein Wunsch und seine Unterdrückung schafft Unmut. Es wäre eine weitere Torheit, die törichten Wünsche und Beschwerden nicht einmal sich äußern zu lassen. Reden lassen und nichts drauf geben, dadurch kann sich der Staatsmann oft als der weiseste Arzt der Volksseele bekunden. Wenn eine Institution nicht die Bestimmung erfüllt, die man ihr gegeben hat — was liegt daran! Wenn sie nur überhaupt einen Zweck hat, sei's auch bloß ein unbeabsichtigter Nebenzweck. Da man nie ganz erreicht, was man anstrebt, ist es eine erwünschte Entschädigung, wenn man nebenbei etwas erreicht, was man nicht angestrebt hat. Privatdozent Dr. Hermann Swoboda.

Lieserl.

Ein Bild aus dem Volksleben von Peter Rosegger.

Sie näht an ihrem Brautkleid, und ein-, zweimal fällt ein helles Tröpflein auf das weiße Linnen.

Wenn man so jung und schön ist und in wenigen Wochen mit dem Herzliebsten Hochzeit hält — wie man da nur weinen kann! — Sind es Freudentränen? Sie schüttelt kaum merklich das Haupt.

Warum weinst du, Lieserl?

Sie kann in den Nächten nicht schlafen vor Bangigkeit. Es macht ja doch nichts, wenn man ein wenig hüstelt und einmal ein paar Blutstropfen kommen. Der Mensch hat noch genug Blut, und man sagt, wie leicht das Blut sich wieder nachzüchtet. Aber die Johanna Großebner, eine Schulgenossin von ihr, hat doch sterben müssen und hat angefangen mit so Hüsteln. Und die Tante hat ihr's erst gestern gesagt: „Lisbeth, wie du ausschaust! Du kannst dich freuen auf deine Hochzeit. Knapp hinter derselben wartet auf dich der mit der Sensen — weißt du?"

Die Tante ist ihre einzige Verwandte. Die hat sie nach der Eltern Tod zu sich genommen und erzogen. Aber hart ist sie immer gewesen, und jetzt, wie sie ihr kleines Vermögen verspekuliert hat, läßt sie ihren Unmut an dem Mädchen aus. Gegen anderen Schimpf ist Lieserl schon abgehärtet, aber nun hat die Alte ein besonderes Mittel erfunden, das Mädel zu quälen. Sie redet ihr den Bräutigam ab und sagt, hinter der Hochzeit stünde der Tod. Da betrachtet Lieserl, wenn sie allein ist, ihre schmalen Hände, hinter deren blassen Haut alle blauen Adern sichtbar sind, betrachtet im Spiegel ihre Wangen. Fallen die nicht immer mehr ein? Und

Der Herr stand da und betrachtete sie im Scheine der Torlaterne. Unter dem über die Stirn gezogenen Kopftuch lugte sie hervor, angstvoll und bittend, wie ein geschrecktes Reh, das von Jagdhunden in eine Menschenbehausung gescheucht worden.

Da sagte er: „Jungfer, Sie sind nicht gut beraten. Sie sind in der Tuberkulose-Heilanstalt für Männer. Da können Frauen nicht aufgenommen werden.“

Entgegnete sie leise und ergeben: So muß ich noch einmal weiter. Ich will ja in die Frauenheilanstalt. Ist es noch weit hin?“

„Die existiert ja gar nicht, mein Kind. Die Frauenheilanstalt existiert leider noch nicht. Da müssen Sie wieder nach Hause gehen.“

Hilfeflehenden Blickes, so schaute sie auf den Herrn hin, der so freundlich dastand und so grausame Worte sprach. Ihre Mundwinkel zuckten, stumm und bebend faltete sie die Hände.

Er fragte sie nach ihrer Wanderung. Sie antwortete nur mit wenigen Worten. Da sagte er: „Kommen Sie doch herein ins Vorhaus und setzen Sie sich hier in den Rohrsessel, Sie sind ja ganz erschöpft. Jemand wird Sie hinabführen in den Meierhof, dort können Sie übernachten.“

Der Herr ging, es zu besorgen. Doch als er mit einer Magd zurückkam, war die Fremde nicht mehr da. Es wurde gesucht um das weitläufige Gebäude, man fand sie nicht. Auch im Meierhof war sie nicht erschienen.

Seither sind jetzt vier Monate vergangen. Nirgends ist Lieserl mehr gesehen worden.

* * *

Als ich diese Geschichte erfahren, ist ein qualvolles Mitleid über mich gekommen. Und ich glaube, dir, mein Leser, wird es auch nicht anders ergehen. Du denkst dabei vielleicht an dein Schwesterl oder an dein Töchterl, wenns dem so erginge, wie der armen Lieserl! Und es wären alle mit ihm so hart und es wäre so ganz verlassen in seiner Not. Das, was des Mädchens letzte Hoffnung war, haben die Menschen zwar schon ausgedacht, aber noch nicht ausgeführt. Weil es dafür an Geld fehlt, und ist doch die Welt so reich und sind doch die Leute so mitleidig. Und dann wirst du, mein treuer Leser, nicht erst zehn Minuten verstreichen lassen, so daß irgendeine alltägliche Sach' dein heiliges Mitleid verflüchtigen könnte. Nein, du wirst sogleich, in diesem Augenblick noch, in den Sack greifen, einen Betrag heraustun, wirst ihn vor dich hinlegen und sagen: *Das gehört der Tuberkulosen-Heilanstalt für Frauen.* Aber sogleich sollst du es tun, sonst vergißt du des Vorhabens und dein Herz ist betrogen um eine gute Tat.

Denn die Geschichte von der Lieserl wiederholt sich überall, Tag für Tag. Und ist es gottlob gleichwohl nicht *deine* Schwester, *deine* Tochter; wie heißt's im Lied? Ein' andere Mutter hat auch ein lieb's Kind!

Spenden sind zu schicken in die Kanzlei des Vereines zur Bekämpfung der Tuberkulose in Steiermark, *Graz, Hans Sachsgasse* Nr. 1.

Sollte die Lieserl noch einmal fürkommen, so will ich dir's melden.

Lustige Zeitung.

Ein nährendes Geschäft. *Vater*: „Ja, kann dieser Mann auch eine Familie ernähren?“ — *Tochter*: „O, da ist mir nicht bange. Er will mich in sein Geschäft einweihen und da sind unsere Bedürfnisse ganz gering.“ — *Vater*: „Ja, was hat denn dein Bräutigam für ein Geschäft?“ — *Tochter* (zögernd): „Er ist Hungerkünstler!“

gar nichts. — So, weil es kein anderer tat, beruhigte sie sich selbst. Wie sehnte sie sich dem Sonntag entgegen! Der Franzl wird sie schon wieder aufheitern.

Aber vor dem Sonntag kam der Samstag und der brachte ihr ein Brieflein.

„Liebe Elisabeth!

Indem ich von einer sicheren Person erfahren habe, daß Du brustleidend bist, muß ich Dir wohl den Vorschlag machen, daß wir unsere Hochzeit auf unbestimmte Zeit verschieben. Daß ich keine kranke Person heiraten kann, wirst wohl einsehen, aber da ich sicher auf Deine Wiederherstellung hoffe, so ist aufgeschoben ja nicht aufgehoben. Gib nur recht acht auf Dich, tue, was der Doktor gesagt hat, und nimm die Pulver fleißig ein. Ich verhoffe mir wohl ein Wiedersehen mit Dir und bin Dein getreuer Franz Sternbacher."

„Dein getreuer!" stöhnte das Mädchen, und das Papier entfiel seiner Hand.

Aber nach der ersten Betäubung kamen vernünftige Gedanken. Was denn weiter? Er ist halt gewissenhaft. Wäre es nicht eine Leichtsinnigkeit, ein brustkrankes Mädchen zu heiraten? Der Brief wird ihm hart genug angekommen sein; man merkt es, wie er alle Traurigkeit mit Absicht vermieden hat, um einem nicht das Herz noch schwerer zu machen. Er ist ja gut. Und ich wills ihm auch zeigen, daß ich einer schmerzlichen Abschiedsszene aus dem Wege zu gehen weiß. Morgen, wenn er zum „Wiedersehen" kommt, soll er mich nicht mehr hier finden. Bevor ich gesund bin, wird er mich nicht zu sehen kriegen.

Und am nächsten Morgen. Die Tante hatte gesagt: „Von mir aus. Ich halt dich nit zurück. Geh halt, wenn du glaubst." Also dreifach einverstanden war sie. — So machte Lieserl sich mit einem Handbündel auf die Wanderung. Den Weg hatte sie sich beschreiben lassen. Dieser Weg war weit und ging über Berg und Tal. Das Mädchen mußte manchmal rasten und sich den Schweiß der Erschöpfung vom Angesicht wischen. Um die Mittagszeit hatte sie in einem Straßenwirtshaus ein Stück Fleisch und ein Achtel Wein verzehrt und das griff so tief in ihr gestricktes Geldsäcklein, daß von einer weiteren Stärkung keine Rede sein konnte, bevor die Heilanstalt erreicht war. Sie wanderte und wanderte, bis in den Abend. Zu einem großen Fluß war sie gekommen; sie schaute nieder auf die wirbelnden, wogenden Wellen, sie hatte ihr Lebtag noch nicht so viel Wasser gesehen. Dann ging sie weiter. Und wurde ihr bitter weh, daß mancher Mensch gar so verlassen sein kann auf der Welt. Meine Mutter, mein Vater! Wenn sie kunnten wissen, wie ihr Kind jetzt in der Fremde irrt, in einem nächtigen Wald, erschöpft und krank zum Umfallen. Ihr schlaft süß, Vater und Mutter, ihr habt es gut . . . Und wie die Sterne flimmerten hoch über den Baumwipfeln, da kam ihr doch wieder ein wenig Mut. Sie dachte, wie sie nach einiger Zeit diesen Weg zurück machen werde, heimwärts, frisch und gesund der Hochzeit entgegen . . . Die Waldstraße ging über eine Höhung, und dann — fast zum Erschrecken, so plötzlich funkelte die Lichterreihe der Anstalt ihr entgegen.

„Gott Lob und Dank!" hauchte sie und blieb stehen, um sich ein wenig zu verschnaufen.

Wie schön das Gebäude dasteht! Ein wahres Schloß. Und die laue Luft hier. Das ist freilich zum Gesundwerden. Sie stieg hinab. Jetzt merkte sie erst, wie ihr die Füße zitterten nach dem schweren, weiten Weg. Was wird das für ein gutes Rasten sein in dieser Nacht! — Über den schönen Vorplatz schritt sie hin, der Kies knisterte unter ihren Schuhen. Vor dem Tore blieb sie ein wenig stehen. Es war ihr, als sollte sie sich das geflochtene Haar noch ordnen und das Gewand. Da trat ein Herr aus dem Tore und fragte, was sie wünsche.

Bescheidentlich mit leiser Stimme antwortete sie: „Ich komme aus der Almau herab. Und bitt halt schön, daß ich möcht aufgenommen werden dahier in der Heilanstalt. Weil ich ein wenig krank bin."

Ritter- und Minnegesang" in wunderschöner Diktion, eine gedrängte klare Skizze aus dem Mittelalter. Überall schon drängt die Dichterseele hervor und mehrfach spürt man die Weltanschauung und Richtung, die der große Epensänger später eingeschlagen. Wir haben dem Herausgeber dankbar zu sein, daß er diese interessante Arbeit ans Tageslicht gebracht. Z.

Der Kampf um Rom. Roman von Ricarda Huch. 4. Auflage. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Band beginnt mit dem italienisch-französischen Krieg gegen Österreich 1859; dann zeigt er uns in glanzvollen Bildern die erfolg- und glorreichste Tat im Leben Garibaldis: die Eroberung und Befreiung Siziliens durch die Schar der „Tausend"; von der Höhe dieses Erfolges aber führt der Weg rasch bergab: in nutzlosen Versuchen, Viktor Emanuel und Cavour zu rascherem, überstürztem Eintreten für Venetien und Rom fortzureißen, verschärft sich der Zwiespalt zwischen Garibaldi und der Regierung, bis er zur Katastrophe von Aspromonte (1862) führt, wo der Befreier Italiens von Soldaten des befreiten Italiens verwundet und gefangengenommen wird. Mit einem visionären Ausblick schließt dieser Teil des Garibaldi-Epos. V.

Mancherlei. Von Paul Freybe. (Dresden. E. Pierson.)

Gedichte, Novellen und Skizzen. Den schwächsten Teil des Bändchens bilden die Gedichte, quantitativ und qualitativ. Sie sind meist nicht mehr als gereimte Prosa und vermögen den Leser nicht zu fesseln. Die Stärke des Verfassers liegt in der kurzen Novelle und Skizze und hievon sind in dem Büchlein nun einige Proben geboten, die für die Enttäuschung bei den Gedichten entschädigen. Freybe ist offenbar bei Theodor Storm in die Schule gegangen und er ist ein begabter Schüler gewesen. Die kleinen Novellen „Heidemärchen", „An der Saar" und besonders „Das Weinberghäuschen" sind wirkliche Kabinettstückchen, die allein schon die aufmerksame Lektüre dieses Erstlingswerkes lohnen. Hoffen wir, daß der Verfasser auf dieser Bahn fortschreitet, dann haben wir sicher noch manche köstliche Frucht von ihm zu erwarten. Freilich: rauschende und klingende Erfolge sind ja auf diesem Gebiete nicht zu ernten, die Liebhaber dieser Literaturgattung sind ja leider sehr dünn gesäet. Es ist nur eine Kost für Feinschmecker. V.

Sidsel Langröckchen. Von Hans Aanrud. (Leipzig. Georg Merseburger.)

Sidsel Langröckchen ist ein Sonntagsbuch voll Stille und Ruhe und einem ganz, ganz feinen Humor, der labt und erquickt. Die Geschichte eines kleinen norwegischen Bauernmädchens wird erzählt, das im Grunde gar nichts erlebt und doch — es ist die gute, friedliche Stimmung, die auf den Leser überfließt; und das ist viel, sehr viel. Ich möchte das Büchlein fast — nervösen Leuten als Medikament empfehlen! Dr. H. L. R.

Hinterm Pflug. Verse eines Bauern von Alfred Guggenberger. (Frauenfeld. Huber & Co.)

Ein schönes Lob des Landlebens, des Bauernlebens. Werden denn auch solche Stimmen wieder wach? Unser bäuerlicher Dichter ist freilich schon darum ein glücklicher Mensch, weil ihm zur ländlichen Natur auch die Poesie gegeben ist. Jeder hat's nicht so gut. Die meisten sehen auf dem Bauernfelde nur Beschwerden und Entbehrungen; der sieht auch das Schöne, Große, und besingt es in frohem Liede. Die Gedichte im Volkston enthalten echte Lieder und die Balladen, die das Büchlein enthält, beweisen einen künstlerischen Formensinn. Also ist dieser schweizerische Dichterbauer, der seine Bildung nur in der Volksschule holen konnte, ein ganzer Mensch, der endlich von sich sagen kann:

Dem Gott, der mir diese Lieder gab,
Dem will ich immer danken!
Kein Stein wird prahlen auf meinem Grab,
Nur Efeu wird sich ranken
Wohl um mein schmucklos Kreuz von Holz:
Doch kann ich lachend sagen:
Ich bin auf dieses Kränzlein stolz,
Auch ist's nicht schwer zu tragen.

Ich hab' bei meinem Singen
Das Ende nicht bedacht.
Der soll nicht Reime bringen,
Der gern sich nützlich macht.
Allein wer wird am Hagedorn
Je süße Trauben ziehen?
Wir lassen auch dem Mohn sein Recht,
Im reifen Korn zu blühen.

Ich habe viel vom Glück geträumt;
Ihr werdet drüber lachen:
„Wer nach dem Glück sein Rößlein zäumt,
Muß der wohl Verse machen?"
Ei doch! Das Großtun liegt mir fern,
(Wir reden nicht von Moneten)
Das Glück kommt unterweilen gern
Zu wunderlichen Poeten!

Und muß mein Lied verklingen
Im lauten Lärm der Zeit,
Und stutzt man ihm die Schwingen
Mit kalter Höflichkeit —
Ich hab' mit zähem Bauerntrotz
Viel Unmut überwunden,
Ich hab' in freier Gottesluft
Mich selber stets gefunden. R.

Wir weisen auf eine sehr bemerkenswerte Erscheinung hin. Es sind das **die Bücher des deutschen Hauses**. Herausgegeben von Rudolf Presber. (Berlin. Buchverlag fürs deutsche Haus.)

Bisher sind 12 Bände erschienen, nichts Neues, aber von älteren Werken der Weltliteratur das beste. Goethes „Leiden des jungen Werther", Grimms „Märchen", Nicolais

Ein triftiger Grund. Lehrer: „Heiri, sag' mir, warum sollst du denn nicht stolz sein auf Gold und Gut?" — Heiri: „Hä, will i keis ha!"

Aus dem Gerichtssaal. Richter (zu dem Zeugen): „Ist Ihnen von der Prügelei auch etwas zu Ohren gekommen?" — Zeuge: „Ja wohl, Herr Richter, ein paar Ohrfeigen!"

Alkohol. In einem Gasthause wurde einer unserer Mitarbeiter neulich der unfreiwillige Ohrenzeuge einer Abendunterhaltung, die in eine Polemik für und gegen den Alkohol auslief. Nachdem sich der Pro-Redner heiß geredet hatte und eine Generalpause der Erschöpfung eintrat, bemerkte der Kontra-Redner plötzlich mit tieferregtem Basse: „Ja, zu was brauch i denn überhaupt an Alkohol, wann i ohnehin mein Bier und mein Wein hab!" Nach diesem Argumente verstummte die Unterhaltung.

Widerlegung. Dichterling: „Professor Scharf hat gesagt, ich ließe es an Selbstkritik fehlen — so'n Unsinn: ich schreibe doch alle Kritiken über meine Sachen selber!" „Lustige Woche."

Bücher.

Vom Himmel und von der Erde. Ein Weltgemälde in Einzeldarstellungen. Von Dr. M. Wilhelm Meyer. Reich illustriert. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Angelegentlichst sei auf dieses echte Volksbuch verwiesen. Das weitet die Seele, das gibt uns Respekt vor den Menschen und fromme Ehrfurcht für die Natur. „Die große Einheit des Weltbaus" ist der erste Aufsatz überschrieben, der die Struktur des Kosmos mit seiner im unermeßlich großen Weltsystem wie in den unmeßbar kleinen Atomsystemen gleichmäßig wirkenden Gesetzmäßigkeit darstellt und damit gleichsam den gewaltigen Rahmen abgibt, in den sich die übrigen Essays einfügen. Von ihnen führen die beiden folgenden: „Sonne und Erde" und „Der Mensch im Weltall" nochmals in die Weiten des Weltganzen hinaus; die nächsten zeigen dann den Menschen als den Entdecker und Verwalter der ihm dienstbar zu machenden Naturgewalten und -geheimnisse: der Wasserkraft, der Ätherwellen, des Radiums u. s. w. Von der Geschichte unseres Erdballes und seiner frühesten Bewohner erzählt uns der Verfasser in „Das Rätsel der Eiszeiten" und „Riesen der Vorwelt". Aus dem übrigen Inhalt des Bandes heben wir noch besonders den umfangreichsten Aufsatz des Buches „Capri und der große Vesuvausbruch vom April 1906" hervor. Für wissensfreundliche Leute ist es ein köstliches Buch und auch so schön und klar geschrieben, daß es jeder allgemein Gebildete leicht versteht. Solche Bücher könnten wir mehr brauchen, besonders auch für unsere Volksbibliotheken.

H.

Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Rußland. Von Bernhard Stern. (Berlin. Hermann Barsdorf.) Illustriert. 2. Band.

Was der durch sein reiches Wissen bekannte Autor im ersten Bande des fundamentalen Werkes in Aussicht stellte, erfüllte er im zweiten Teile und gab ein abgeschlossenes Bild nicht nur der „öffentlichen Sittlichkeit", sondern auch der „öffentlichen Sitten" in Rußland der Vergangenheit und Gegenwart. Ergänzt sich der kritische Leser das hier Gebotene an der Hand politischer Geschichtsbücher die russische Historie auch nach der Seite der rein politischen Tatsachenwelt, so liegt vor seinem Geiste nicht nur der interessante Entwicklungsgang eines Riesenreiches, nein, er dringt auch in den ganzen Ursachenkomplex dieser Enwicklung ein. Der russische Mann, die russische Frau in Familie, Gesellschaft und Staat werden angeführt und analysiert, aber trotz der wissenschaftlichen Natur, in der dies geschieht, versteht es der Verfasser, den Stoff in eine gefällige, flüssige Form zu kleiden. Die vornehme Ausstattung des Werkes im Druck und mit den gewählten Illustrationen entspricht durchaus dem gediegenen Inhalte.

Dr. H. L. R.

Eine verschollene Jugendarbeit Robert Hamerlings. Mitgeteilt von Paul Tausig. (Wien. 1908.)

Der Herausgeber fand das Manuskript unter alten Makulaturen zu Wien in einem dumpfigen Keller. Es ist eine Originalschrift von Hamerlings Hand, 62 Heftseiten stark. Ein Vortrag, den der 22jährige Poet im Wiener philosophisch-historischen Seminar gehalten hat. Es ist eine Abhandlung „Über



Die Geschichte vom Schlüssel.

Eins aus der Waldheimatt von **Peter Rosegger.**

Sind Schweizer in die Waldheimat gekommen, aber haben weder Glück noch Stern gehabt. Und nach etlichen Jahren sind sie wieder verzogen. Doch haben sie ein Denkmal zurückgelassen, das nicht übel ist. Auf einer Anhöhe, die mitten aufragt, ringsum die Waldberge, die Almen, haben diese Schweizer eine Aussichtswarte gebaut. Die ist so hoch, daß sie einen prächtigen Fernblick bietet und auch einen guten Rückblick in die Vergangenheit. Letzteren freilich nur für mich.

An der Stelle, wo diese Warte steht, in Moos und Heidekraut, muß ich einst den Schlüssel verloren haben. Den Schlüssel zu meinem Schatz.

Diese kindische Geschichte aus der Kindheit muß ich noch erzählen. Auf der Warte rücklings liegend, um mich nichts als Himmel, sehe ich sie deutlich.

In der großen Stube meines Vaterhauses stand ein braunes Winkelkastel, das sich dreieckig in den Wandwinkel schmiegte. Es hatte drei Fächer und ein Lädchen, in denen ich meine Schätze barg. Es waren ganz besondere Sachen, wie sie kein anderer Bewohner des Waldbauernhauses aufzuweisen hatte. Besonders hervor leuchtete ein runder Taschenspiegel aus verzinntem Blech, aber ohne Glas. Eine

„Zum Neujahrsfest", Dickens „Weihnachtsgeschichten", Tolstoi „Die Kosaken", Spielhagens „Deutsche Pioniere", E. T. A. Hoffmanns „Elixiere des Teufels", Tschokkes „Hans Dampf", Balzacs „Die Frau von dreißig Jahren", Takerays „Der Diamant", Kretzers „Die Sphinx in Trauer", Otto Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde". Die Ausstattung ist originell, auch Bilder finden sich in den Büchern. Man möge sich von dieser Ausgabe einmal einige Bände vorlegen lassen. M.

„Von wem ist das doch?!" Ein Titelbuch zur Auffindung von Verfassernamen deutscher Literaturwerke, bearbeitet von Dr. Max Schneider.

Das vorliegende Werk gibt für mehr als 20.000 Erzeugnisse der schönen Literatur jeder Art sowie von einzelnen berühmten Gedichten von den ersten Anfängen der deutschen Dichtkunst bis auf die Gegenwart die Namen der Verfasser sowie die Erscheinungszeit an, indem es zur möglichst schnellen Auffindbarkeit Titel und Gedichtanfänge in alphabetischer Reihenfolge aufführt. V.

Büchereinlauf.

Ideal = Buchführung für Vereine und Gesellschaften. Von Erwin Meyer. (Aarau. E. E. Meyer.)

Deutscher Volkskalender für 1908. Redigiert von August Jekelius. (Kronstadt. H. Zeidler.)

Insel = Almanach. Kalender für 1908. (Leipzig. Insel=Verlag.)

Taschenbuch der praktischen Photographie. Von Dr. E. Vogel. Ein Leitfaden für Anfänger und Fortgeschrittene. 17 und 18. Auflage. Herausgegeben von P. Hanneke. (Berlin. Gustav Schmidt.)

Das literarische Deutschösterreich. Eine Monatsschrift für Literatur, Theater, Kunst und Politik. 8. Jahrgang. (Wien, VIII$_1$.)

Der **„Bauernbündler"**, das Organ der bündlerischen Bauernpartei, erscheint ab Jänner 1908 unter dem Titel **„Landbote"** als Organ der deutschen Agrarpartei für Steiermark.

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. **können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**

Literarisches Preisausschreiben.

Der Einsendungstermin des vom Verein zur Verbreitung guter volkstümlicher Schriften unter Mitwirkung der hervorragendsten literarischen und fachmännischen Autoritäten kürzlich erlassenen Preisausschreibens zwecks Gewinnung mustergültiger Bücherlisten für Volks= und Hausbüchereien ist vom 31. Jänner auf den 15. März d. J. verschoben worden. Nähere Auskunft erteilt die Geschäftsstelle des Vereines zur Verbreitung guter volkstümlicher Schriften. Berlin W. 57, Mansteinstraße 6.



Postkarten des „Heimgarten".



Prof. K. L., Berlin. Für Ihre Zwecke empfehlen wir Ihnen die Zeitschrift „Das deutsche Volkslied" in Wien. Dieselbe ist eine wahre Fundgrube älplerischer Volkspoesie, wie eine zweite nicht zu finden. Die Herausgeber und ihre organisierten Mitarbeiter holen alles unmittelbar aus dem Volke und findet man nur ursprüngliche, oft unglaublich originelle Sachen.

Satzberichtigung. Im Februarhefte, Seite 394, muß es heißen in Zeile 2: **Nur** eines fänd' ich wert . Zeile 3: „Wenn dir's gelingt, dir Herzen zu verbinden." Zeile 13: „Doch ungehört an öden Küsten singen".

* Wir machen besonders aufmerksam auf die in diesem Heftumschlag angekündigte **Asthma=Heilmethode.** Es ist dasselbe Mittel, das dem Gründer dieser Zeitschrift fortwährend so gute Dienste tut, daß sogar eine völlige Heilung seines nun fast 30jährigen Asthmaleidens gewärtigt werden kann.

(Geschlossen am 15. Februar 1908.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Köck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Mein Lebtag selten war ich in einer solch gespannten Erwartung als an jenem Sonntag. Es war Herbst, ich hatte in der Talwiese beim Bache das Vieh zu hüten. Sonst pflegte ich bei diesem Hirtenamte im Wasser den Fischen nachzuspähen, wie sie von Stein zu Stein oder von Uferrasen zu Rasen hin und her glitten, legte mich wohl gar auf den Bauch hin an den Bach und fing mit der Hand manche Forelle unter dem Rasen hervor. Machte dann ein Feldfeuer an, bereitete die Fischlein zu und briet sie an der Glut. Wobei diese Arbeiten weitaus genußreicher waren, als nachher das Essen des halbverbrannten Fischfleisches. An diesem Sonntage aber gab es keinen Bach und keine Forelle und kein Feldfeuer. Gab es nur einen steinigen, wasserdurchwaschenen Fahrweg, der über die Wiese hereinzog und auf welchem mein Vater von Krieglach kommen mußte mit dem Schlüssel. Er kam sehr lange nicht, aber endlich — es war schon Abend — sah ich seine Gestalt zwischen den Erlen herangehen. Aber er hatte keinen Schlüssel. Der Schlosser hatte gesagt, vor acht Tagen könne er ihn nicht machen. Mir ward auf solchen Bescheid übel bis in den Magen hinab. Wie soll jetzt wieder eine Zeit kommen ohne Schlüssel! — Die Ungeduld ist überhaupt mein Lebtag oft ein quälendes und verzehrendes Gespenst gewesen. Sie hat mich manche harmlos schöne Stunde übersehen, versäumen lassen, weil diese nicht just das brachte, was ich erwartet hatte. Übrigens ist jene Woche ganz glatt vergangen auch ohne den Schlüssel. Am nächsten Sonntag war der Knecht auf dem Kirchgang. Schon am Freitag begann ich, ihm aufzutragen, ja gewiß zum Schlosser hinzugehen; am Samstag gab ich ihm schon die zwei Sechser; so viel ungefähr konnte der neue Schlüssel kosten. Am Sonntag kam der Knecht beizeiten heim. Er setzte sich zu seinem ihm aufbewahrten Mittagsmahl und aß empörend gleichgültig wie jeden Tag und — sagte nichts. Mit zuckendem Atem fragte ich ihn endlich nach Schloß und Schlüssel. Da tat er gelassen sein Ledertäschchen aus dem Sack, kletzelte die zwei Sechser hervor und legte sie auf den Tisch. Auf den Schlosser habe er vergessen. — Mir war hülflos zumute, hülflos zum Verzweifeln. Totschlagen konnte man diesen Knecht nicht, ja nicht einmal ihn einen Todel schimpfen. Er hatte die Gewohnheit, in Fällen, als der kleine Bub sich ihm gegnerisch zeigte, denselben bei den Ohren zu nehmen und zu schütteln. — Nun verstrichen zwei Wochen, bis wieder jemand aus unserem Hause nach Krieglach ging. Das war diesmal die Weidmagd. Weiberleute sind immer verläßlicher. Ich konnte sicher sein, heute bekam ich den Schlüssel. Ich bereitete schon den Hammer vor und die Eisennägel; deren sechs mußten sein, um das Schloß sofort ans Kastentürlein zu schlagen. Dann den Schlüssel anstecken, umdrehen, abziehen und an der Tür rütteln, um zu sehen, daß sie nicht aufgeht.

Mundharmonika, der einige Zähnchen, und ein altes Kartenspiel, dem einige Blätter fehlten. Ein weißbeschaltes Taschenmesser, an dem die Klingenspitze abgebrochen war, ein stählernes Pfeifenbeschläge ohne Pfeife und ein ganzes Säckchen voll Messingknöpfe ohne Hafteln. Wie man möglicherweise merkt, hatten die Dinge einige Mängel, aber es ist zu bedenken, daß ich gerade diesen Mängeln ihren Besitz verdankte. Es war eine wertvolle Sammlung unbrauchbarer Dinge. Zudem hatten die „Messingdukaten" echten gegenüber den Vorteil, daß einem nicht leid zu sein brauchte, wenn man einmal einen verlor. Mir tat's aber doch leid, ich hätte am liebsten allen meinen Hosenknöpfen die Hafteln abgerissen, um den Dukatenbesitz zu vermehren. Zudem hatte ich in diesem Kastel noch andere Schätze, die den genannten an Wert nicht nachstanden. So etwa die dünnen, mit festem Zwirn zusammengenähten Papierhefte, in welche der kleine Bub schon was hineingedichtet hatte. Sonntags brachte mir der Vater vom Kirchgang manchmal eine Semmel heim, die verwahrte ich sofort in meinem Winkelkastel und behielt sie dort so lange auf, bis sie steinhart war, dann aß ich sie.

Die Tür des Kastels hielt ich natürlich stets zugelehnt und ließ niemanden gern hineinschauen. Die Tür hatte ein Eisenschloß, das ganz gut sperrte, wenn es einen Schlüssel gehabt hätte. Aber es hatte keinen Schlüssel. Der mußte verloren worden sein schon vor Zeiten, ich hatte ihn nie gesehen. Seit Menschengedenken war das Kastel unversperrbar und ich mußte alle meine wunderschönen Sachen vor aller Welt offen halten. Es war mir zwar nie das mindeste abhanden gekommen, mit Ausnahme von ein paar Dukaten, die ich beim oftmaligen Zählen verloren hatte. Meine jüngeren Geschwister zeigten sich zwar manchmal habgierig gegen manches besondere Glanzstück. Der Jakerle schreckte auch vor Gewalt nicht zurück, wenn es ihn nach der zahnschartigen Mundharmonika gelüstete. Das Gewahrsam des Kastels aber respektierten sie. „Das ist dem Peterl sein Kastel, da darf man nichts herausnehmen." Hielt es doch auch ich mit ihrem Eigentum so. In gemeinsamer Anwesenheit wurde gerauft um die Sachen, doch hinter dem Rücken des Eigentümers waren sie sicher.

Und dennoch stand mein Denken und Plangen nach einem Schlüssel. Der umgedreht und abgezogen in den Sack gesteckte Schlüssel sollte nicht bloß das unversehrbare Siegel auf mein Besitztum bedeuten, es sollte vielmehr auch noch sein, als ob ich mit dem Schlüssel gleichsam alle meine Schätze in der Tasche mit mir herumtrüge. — So lange betrieb ich die Sache, bis auf Zureden der Mutter eines Tages der Vater das Schloß vom Kasteltürchen löste und es auf seinem Kirchgange mit nach Krieglach nahm, um dort beim Schlosser einen Schlüssel dazu machen zu lassen.

die zufällig noch zerstreut gewesen, ins Kastel zusammenzutun; so das neue Paar Socken, das die Mutter erst fertiggestrickt; so das grüne Wollentäschchen mit dem Kresen(Taufpaten)geld, das bislang mir der Vater aufbewahrt; so die Kaiserbirne, die mir an jenem Tage eine uns besuchende Muhme geschenkt hatte. Und als das alles im Kastel war und nach einigem Nachdenken auch noch anderes zusammengetragen wurde, damit jegliches Kleinod, so ich auf Erden besaß, in sicherem Horte sei, sperrte ich das Kastel mit einem flotten Schnalzer zu und steckte den Schlüssel in den Hosensack. Wie das bequem war, überall — auf Wiese und Feld, in Wald und auf der Alm seine Sach geschlossen bei sich zu haben! Ich ging den Schafen nach, die sich auf den Kogel verlaufen hatten. Eine Weile mußte ich mich mit dem Widder herumhetzen, der über den Zaun auf das Riegelbergergebiet gesprungen war. Endlich hatte ich die wollige Bande glücklich im Stall und nachher, wie ich wieder zu meinem Winkelkastel gehe, um es aufzusperren und die Kaiserbirne zu verzehren — ist der Schlüssel nicht im Sack . . .

Tagelang habe ich gesucht in Moos und Heidekraut des Kogels und ringsum, wo das Schafgjaid war — der Schlüssel hat sich nicht gefunden. Mich verlangte, mein Leid in Verse zu bringen, ich konnte nicht zum Papier; mich fror in die Zehen, ich konnte nicht zu den Socken. Alles, was ich Tag für Tag bedurfte, war im Kastel.

Endlich, da nach abgelaubtem Heidekraut die Spätherbstsonne auf den Boden schien und der Schlüssel trotzdem nicht zu finden war, habe ich alle Hoffnung fahren lassen. Mein Vater bog einen Nagel krumm und öffnete das Schloß. Mit Ausnahme der verfaulten Kaiserbirne alles in guter Ordnung. Das Türl ging wieder ungesperrt auf und zu wie früher — und so ist es verblieben.

Jetzt steht auf dem Kogel die Warte. Sollte von einem Besucher derselben der Schlüssel gefunden werden, so möge ihn der redliche Finder behalten. Ich brauch' ihn nicht mehr, mir fehlt jetzt das Kastel dazu.

Wie Heinrich von Krosigk die Gendarmen des Königs Jérôme gefangen setzte.

Von **Paul Schreckenbach**.*)

In dem Dorfe Leublingen an der Saale war man dabei, ein Predigerwitwenhaus zu errichten. Der Kirchenpatron, Herr Heinrich von Krosigk, war von seinem nahegelegenen Schlosse Poplitz selbst herübergekommen und sah nun zu, wie die Leute den Grund ausschaufelten,

*) Eine lustige Episode aus Paul Schreckenbachs köstlichem Roman „Der böse Baron von Krosigk". (Leipzig, L. Staackmann. 1908.)

Es wunderte mich, daß an diesem Tage im Hof alles seinen gewöhnlichen Trott ging und sich nicht schon die ganze Welt auf das Ereignis zuzuspitzen begann. Je tiefer es in den Nachmittag ging, je unbändiger ward mein Herzschlag. Ich konnte nicht mehr stehen und nicht mehr sitzen, nur immer aus und ein gehen nach dem Wiesenwege und berechnen, wo die Weidmagd unterwegs jetzt sein könnte. Bei der Holzerreide. Beim Brünndl am Alpsteig. Jetzt beim Höllkogel. Jetzt bei der Zettelbauernbrücke. Jetzt beim Müllner. Jetzt bei der Heidenbauernmühle. Diese Mühle war am Rand unserer Wiese, ich wendete meinen Blick unverwandt hin und siehe — der Weiddirn roter Kittel schimmerte durch die Erlenbüsche. Ich lief ihr entgegen: „Hast den Schlüssel?“

„Na freilich hab ich ihn.“

Umständlich setzte sie sich auf den Steinhaufen, aber so, daß der rote Kittel hübsch ins Breite gelegt ward, und nestelte aus dem Knopfe ihres Handtüchels den Schlüssel hervor. Er war zierlich und glänzte wie Silber. Mit beiden fiebernden Händen habe ich danach gegriffen — nach dem schönen, kalten, kleinen Schlüsselein.

„Und das Schloß?“ fragte ich.

„Jeß Manand Josef!“ kreischte die Weidmagd auf, „jetzt hab ich s Schloß vergessen, daß ichs hätt eingsteckt. Das liegt beim Schlosser auf dem Fensterbankel!“

Ich wage es heute noch nicht, die Höllenpein zu berühren. Am liebsten, wenn der Abend nicht schon gedämmert, wäre ich stehenden oder besser laufenden Fußes selber nach Krieglach geeilt, um endlich dieses boshafte Glück persönlich zu zwingen. Aber noch eine Woche lang mußte das Türlein ungeschlüsselt auf- und zugehen, bis am nächsten Sonntag ich selbst zum Schlosser kam. In der Phantasie meiner Erregung erwartete ich beinahe, daß mittlerweile das Schloß in Verlust geraten sein konnte — so weit war ich in der Einsicht auf die tückischen Menschengeschicke bereits geschult. Aber das Schloß hat sich vorgefunden. Ich habe es heimgebracht und noch an demselben Tage angeschlagen.

„Jetzt sollt just einmal der Schlüssel nit passen!“ sagte mein Vater, der mir zusah. Als ich den Schlüssel anstecken wollte, fiel er mir zweimal zu Boden; das letztemal schnellte er so weit unter die Bank hinein, daß wir ihn mit dem Spanlicht suchen mußten. Aber endlich steckte ich ihn an und er — paßte. Wie geschmiert ließ er sich umdrehen, abziehen — und jetzt saß das Türl im Falz und rührte sich nicht. Das Kastel war zugesperrt.

Das war einmal ein Gefühl!

Vor den Augen meiner staunenden Geschwister sperrte ich das Kastel auf und sperrte es zu und eine Lust zu hören, wie allemal der Riegel klapp einschnalzte. Dann hub ich an, auch meine anderen Sachen,

„Das ist ja eben das Schlimme!“ versetzte Krosigk unwirsch. „Wenn auch sonst das Denken nicht seine starke Seite ist, so sollte sich bei solchen Dingen heute jeder deutsche Mann etwas denken. Wo wir auf Liebedienerei und Feigheit stoßen, da sollen wir mannhaft unsere Meinung sagen und den Teufel fragen nach dem Ansehen der Person! Merke er sich das, Meister Koch!“

„Krosigk!“ tönte es da plötzlich hinter ihm. Er wandte sich rasch herum. Ein Reiter war auf der Landstraße herangekommen, sprang nun vom Pferde, warf seinem Reitknechte die Zügel hin und eilte mit schnellen Schritten auf den Baron zu.

Der stutzte einen Augenblick, dann sprang er ihm mit einem Freudenrufe entgegen. Als die beiden hohen Gestalten sich umarmten, war es, als ob zwei Brüder sich umfaßt hielten, so ähnlich war einer dem andern an Wuchs und Haltung.

„Wilhelm Wedell!“ rief der Baron. „Welche Überraschung! Wo kommst du denn her, und wo willst du hin? Zu mir?“

„Zu dir auch, aber erst morgen. Heute geht mein Weg nach Stiesdorf zu meinem Schwager Gottlob. Ich konnte nur nicht vorüberreiten, als ich dich hier erkannte. Was tust du übrigens hier? Soll hier ein Gebäude entstehen? Das ist doch gar nicht dein Terrain?“

„Allerdings nicht. Ich errichte hier ein Predigerwitwenhaus“, erwiderte Krosigk.

„Ein Predigerwitwenhaus? Für wen denn? Ist etwa dein Pastor Werkmeister gestorben?“

„Gott bewahre. Denkt nicht daran“, gab der Baron zurück und fügte in trockenem Tone hinzu: „Weißt du — als kluger Mann muß man eben auf alles gefaßt sein. Werkmeister lebt unvernünftiger denn je, geht jetzt, Anfang September, fast nur im Winterrock und hohen Wasserstiefeln aus, damit ihn kein kühler Lufthauch treffe. Natürlich ist er infolgedessen fast immer erkältet. Wie leicht kann ein solcher Mann einmal unerwartet schnell abfahren. Dann haben wir's. Dann ist kein Witwenhaus da, und seine Frau sitzt auf der Straße. Er hat neulich erst wieder geheiratet.“

„Dein pfiffiges Gesicht zeigt mir, daß noch etwas anderes dahintersteckt“, erwiderte Wedell lächelnd.

Krosigk ergriff ihn am Arme und führte ihn ein Stück seitwärts. „Es steckt in der Tat noch etwas anderes dahinter“, sagte er geheimnisvoll. „Du warst ja lange nicht im Lande, weißt also das Neueste nicht, was Seine Majestät, der edle König Lustig in Kassel, im Schilde führt. Man braucht am Hofe Geld und immer wieder Geld, denn wenn ein Abend manchmal fünfzig-, manchmal achtzigtausend Franks verschlingt

Steine heranfuhren und den Mörtel zum Bauen mischten. Es war ein emsiges, rühriges Arbeiten, denn jeder wußte, daß dem selbst so lebendigen und tätigen Manne nichts greulicher war als der Müßiggang, und daß seinem scharfen Auge so leicht nichts entging. Mancher warf ihm hin und wieder einen verstohlenen Blick von der Seite zu, ob er nicht vielleicht Anstalten machen wolle, wegzugehen, damit man doch endlich einmal ein Wort mit seinem Nachbar reden und einen kräftigen Schluck aus der Flasche nehmen könne. Aber der Gutsherr schien wohl zu wissen, daß seine Gegenwart Wunder des Fleißes bewirkte. Er blieb, auf seinen Stock mit der silbernen Krücke gestützt, unverwandt stehen, obwohl ihm die Septembersonne tüchtig auf den Rücken brannte.

Jetzt aber ward seine Aufmerksamkeit abgelenkt. Vom Dorfe her näherte sich mit kurzen eiligen Schritten ein alter Mann, der eine Papierrolle in den Händen hielt. Er riß schon von weitem die Mütze vom Kopfe und verbeugte sich mehrmals mit großer Heftigkeit.

Der Edelmann lächelte und ging ihm einige Schritte entgegen. „Ah, Meister Koch, er bringt gewiß die Zeichnung, die ich ihm aufgetragen habe? Es wird auch Zeit."

„Zu dero Befehl, hochgeborner gnädiger Herr Baron", erwiderte der alte Steinmetz mit einem erneuten ungelenken Kratzfuße. „Ich hätte das Blatt schon längst dem Herrn Baron untertänigst überreicht, aber der Herr Pastor Werkmeister haben es bis heute bei sich behalten."

„So, so", brummte Krosigk. „Na, gebe er einmal her. Ganz nett, wirklich recht hübsch. Das Haus wird sich ganz stattlich präsentieren. Die bloßen Rissezeichnungen geben unsereinem doch noch kein rechtes Bild. — Aber was ist denn das?" unterbrach er sich stirnrunzelnd und wies auf ein steinernes Dreieck über der Haustür. „Wie kommt er denn zu dieser verrückten Inschrift?"

„Halten der Herr Baron zu Gnaden, die hat Herr Pastor Werkmeister selber hineingezeichnet."

Krosigk lachte grimmig. „Das sieht dem Menschen ähnlich. ‚Im dritten Jahre der glorreichen Regierung des Königs Hieronymus von Westfalen ward dies Haus erbaut'" — las er. „Ekelhaft, diese Speichelleckerei! Aber doch wunderbar, daß es der Mensch nicht auch noch französisch geschrieben hat. Laß er sich nicht etwa einfallen, das auszuführen! Über die Tür kommt nichts, als die Jahreszahl achtzehnhundertundzehn. Oder etwa noch ein Bibelspruch, den ich selbst aussuchen werde."

„Verzeihen der Herr Baron, ich habe mir gar nichts dabei gedacht", stotterte der Alte und knickte zusammen, als er den strafenden Blick des Barons auf sich gerichtet sah.

„Ja, leider kenne ich Frau Friederike noch fast gar nicht, freue mich aber sehr darauf, sie kennen zu lernen. Ich hörte schon von Gottlob, wie vortrefflich sie zu dir paßt und wie glücklich ihr lebt. Morgen hoffe ich, dieses Glückes Zeuge zu sein. Für heute aber Gott befohlen!"

Er schüttelte dem Freunde kräftig die Hand und schritt nach seinem Pferde. Krosigk schaute ihm noch lange nach, dann wandte er sich und ging mit starken Schritten eine kleine Gasse hinab, die nach dem weitläufigen Parke seines Schlosses führte.

Als er die Gartentür aufstieß, wäre er beinahe mit seinem Reitknechte Breitmann zusammengerannt, der eiligen Laufes herangestürmt kam. „Herr Baron", meldete er, „es sind Gendarmen da".

Krosigk richtete sich straff empor und über sein Gesicht zuckte es wie Wetterleuchten.

„Wieviel?"

„Ein Leutnant und vier Mann."

„Gehe sofort auf die Baustelle und sage den Arbeitern, sie sollten auf der Stelle hieherkommen und jeder sein Werkzeug mitbringen. Auf der Stelle! Du führst sie! Verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Baron."

Der Diener enteilte. Krosigk schritt in hoher Erregung in den schmalen Parkwegen auf und nieder. Manchmal blitzte es wie Zorn aus seinen Augen, dann wieder umspielte seine Lippen ein listiges Lächeln. Endlich behielt die humoristische Stimmung ganz die Oberhand, denn er begann den Hohenfriedberger Marsch zu pfeifen, was er nur tat, wenn er sich innerlich gehoben fühlte. Und in Wahrheit fühlte er sich sehr gehoben, denn er hatte einen Streich vor, wie ihn noch keiner im Lande gewagt hatte.

Die westfälischen Gendarmen hatte er längst erwartet, denn es schwebte zwischen ihm und der Regierung in Kassel schon seit Wochen ein ärgerlicher Handel. Das ungeheure Geldbedürfnis des Hofes machte das Ausschreiben einer neuen Steuer nötig, und dabei schreckten der gewissenlose Monarch und seine noch gewissenloseren Räte selbst vor offenbarem Rechtsbruche nicht zurück. So bestimmte die vom Könige beschworene Konstitution, daß die Rittergüter nie mehr als sieben Prozent ihres Reinertrages als Grundsteuer entrichten sollten. Den Machthabern in Kassel war das völlig gleichgültig. Man brauchte das Geld und nahm es daher, wo man's bekommen konnte. Unbekümmert um das, was eidlich festgelegt war, setzte man die Grundsteuer auf zehn Prozent des Reinertrages fest. Das bedeutete natürlich eine kolossale Belastung des Grundbesitzes, die in der schlechten, geldarmen Zeit hart genug empfunden wurde. Noch weit mehr aber als der Verlust einiger hundert

— woher soll man das schließlich nehmen? Deshalb fühlt sich die Majestät bewogen, die Kirchenkassen auszuplündern.

Wedell prallte zurück. „Unmöglich! Das wäre ja der Gipfel der schändlichen Willkür!"

„Natürlich bemäntelt man den Banditenstreich mit dem Namen einer Anleihe", fuhr Krosigk fort. „Aber jeder weiß ja, daß man von einer westfälischen Anleihe niemals auch nur einen Heller wiedersieht. Siehst du, darum spiele ich das Präveniere. Ich verbaue unsere Kirchkasse bis auf den letzten Groschen. Da kommt das Geld doch wenigstens unsern Leuten zugute und fließt nicht in die Taschen der Hoflakaien und Maitressen!"

„Richtig!" erwiderte Wedell. „Da tust du sehr wohl dran. Donnerwetter!" setzte er nach einer Weile hinzu, „es ist kaum zu glauben! Ein König, der die Kirchen beraubt! Ist denn dem welschen Geziefer nichts mehr heilig?"

„Nichts, als ihr Götze in Paris", versetzte der Baron hart. „Doch was reden wir in der ersten Stunde von solchen Dingen. Ich hoffe, du hast mir Wichtigeres zu sagen." Er führte ihn noch einige Schritte weiter abseits und sah ihn durchdringend an. „Du warst in Berlin?"

Wedell nickte. „Mehrere Wochen."

„Nun, und du hast keine Botschaft an mich von Chasôt oder Scharnhorst?"

„An dich und alle Freunde nur die eine Botschaft: Geduld haben, warten und nicht verzweifeln!"

Krosigks Antlitz rötete sich, und er stieß den Krückstock heftig auf den Erdboden. „Geduld, Geduld! Das ist der ewige Refrain. Seit Jahren warte ich auf eine Weisung von Berlin, das Land für Preußen aufwiegeln zu dürfen. Die Zeit verrinnt, das Volk verdirbt, die Weisung bleibt aus. Herr im Himmel, was soll das werden!" Er rang heftig mit sich selbst, während der Freund ihn voller Teilnahme betrachtete.

„Was waren deine sonstigen Eindrücke in Berlin?" fragte er endlich.

„Lieber Krosigk", erwiderte Wedell und legte ihm die Hand leicht auf den Arm. „Du entschuldigst, ich habe jetzt Eile. Morgen komme ich zu dir und erzähle dir ausführlich. Solche Dinge besprechen sich besser bei einem Glase Steinwein. Du hast doch noch welchen im Keller?"

„Natürlich. Warum nicht?"

„Na, ich dachte, weil du nun ein Ehemann bist, da hätten die Freuden der Junggesellenzeit vielleicht ein Ende gefunden."

In Krosigks Augen blitzte es hell auf. „Du kennst meine Frau nicht!" rief er. „Die freut sich von Herzen mit, wenn ich mit meinen Freunden beim Weine fröhlich bin."

„Nein gewiß nicht“, sagte Heinrich. „Sie werden gleich sehen, daß ich es dazu nicht kommen lasse. Wo sind Ihre Mannschaften?“

„Sie werden drunten in der Küche verköstigt.“

„So folgen Sie mir und rufen Sie die Leute im Vorbeigehen“, sagte der Baron, entnahm einem Bücherregal ein schmales Schriftchen und schritt, unbekümmert um den Fremden, zur Tür hinaus und die Treppe hinab.

Draußen im Wirtschaftshofe hatten sich zu den Leuten, mit denen der Baron gekommen war, auch noch die Arbeiter gesellt, die eben vom Felde heimkehrten. Mehr als hundert Menschen standen vor der Tür, und der Gendarmerieoffizier sah mit Befremden, daß sie alle mit irgend einem ländlichen Werkzeuge versehen waren.

„Was bedeutet diese Zusammenrottung, Herr Maire?“ fragte er unruhig.

„Das werden Sie auf der Stelle erfahren, mein Herr“, gab der Baron zur Antwort. Er trat ein paar Schritte vor, entfaltete das Schriftstück, das er in der Hand hielt und rief: „Leute! Ich will euch zuvörderst den Artikel unserer Konstitution vorlesen, der von der ländlichen Grundsteuer handelt.“

Klar und scharf und für jedermann verständlich, hallten seine Worte über den Platz hin. Dann setzte er mit lauter Stimme hinzu: „So sagt unsere Konstitution. Keine Behörde hat das Recht, verfassungswidrige Verfügungen zu erlassen. Die vom Könige beschworene Verfassung bin ich als Untertan und noch mehr als Maire verpflichtet, aufrechtzuerhalten.“ Darauf wandte er sich zu den Polizeisoldaten und rief noch lauter: „Da ich euch also bei einem verfassungswidrigen Verfahren ergreife, da ihr wider das Recht in mein Haus eingedrungen seid, so verhafte ich euch als Maire des Kantons Alsleben hierdurch im Namen des Gesetzes.“

Die Wirkung dieser mit schneidendem Ernst gesprochenen Worte war eine überwältigende. Die umherstehenden Arbeiter brachen in ein jubelndes Beifallsgebrüll aus; die Gendarmen dagegen standen da, verblüfft, bestürzt, wie vom Donner gerührt.

Der Führer erholte sich zuerst. „Herr Maire“, sprach er mit blassem Gesicht und bebenden Lippen, „das kann — das ist nicht Ihr Ernst. Das ist wohl einer Ihrer Scherze.“

„Ich scherze nie mit Ihresgleichen“, erwiderte Krosigk kalt. „Es ist mir voller Ernst mit dem, was ich sage. Wollen Sie sich meinem Befehle fügen oder nicht?“

„Herr Maire, treiben Sie die Sache nicht zu weit!“ schrie der Leutnant.

Taler empörte den rechtlichen Sinn Heinrichs von Krosigk der frivole Bruch des gegebenen Königswortes. Er hatte seine adeligen Mitstände bewogen, einen sehr scharfen Protest gegen das gesetzwidrige Verfahren der Regierung mit zu unterzeichnen; bittere und gereizte Schreiben waren zwischen Kassel und dem Saaledepartement hin und her gegangen. Endlich hatte die Regierung mit gewaltsamer Exekution gedroht. Darauf waren die andern zu Kreuze gekrochen und hatten gezahlt. Nur er war fest geblieben, denn es lag in seiner Art, eine einmal begonnene Sache bis zum äußersten zu treiben. Entweder wurde nun die Drohung wahr gemacht, oder die Regierung ließ die Angelegenheit in aller Stille fallen. Doch darauf hatte er nie gehofft. Die welsche und verwelschte Rotte in Kassel hatte die Macht und Recht und Gerechtigkeit waren für sie nur leere Begriffe. Daher wußte er sofort, was die Stunde geschlagen hatte, als ihm Breitmann jetzt das Eintreffen der königlichen Gendarmen meldete.

Nun, er war fest entschlossen, auch jetzt noch nicht nachzugeben. Vielmehr wollte er etwas tun, wovon man reden würde von einer Grenze des Königreiches Westfalen bis zur andern.

So schritt er denn einige Minuten später straff aufgerichtet den Damm dahin, der das Schloß Peplitz umzieht und es gegen den Park hin abgrenzt. Etwa fünfzig Arbeiter folgten ihm. Sie hatten die Schurzfelle noch nicht abgelegt und trugen Äxte, Beile, Schaufeln oder Hacken auf den Schultern, als sollten sie irgendwohin zur Arbeit geführt werden.

Auf der Veranda drüben sah er seine junge Frau sitzen, und neben ihr saß ihre Mutter, die verwitwete Frau Majorin von Schurff, die am Vormittage von ihrem Gute in Groß-Salze herübergekommen war. Er winkte den Damen einen Gruß zu und rief: „Ich komme in einer halben Stunde zu euch. Wir wollen den schönen Abend miteinander genießen und im Freien essen!“ Dann setzte er seinen Weg fort, befahl den Leuten, im Wirtschaftshofe vor der Tür stehen zu bleiben und trat in die Inspektorwohnung, wo ein für allemal die auf ihn warten mußten, die ihn als Maire sprechen wollten.

Mit frostiger Kälte begrüßte er den Polizeileutnant, der in seinem Amtszimmer Platz genommen hatte.

Der junge Mann verbeugte sich sehr höflich und überreichte ihm ein offenes Schreiben. „Ich habe die Ehre, Herr Maire“, sagte er, „Ihnen diesen Befehl der königlichen Regierung zu überbringen. Sie werden darin aufgefordert, die rückständige Grundsteuer Ihrer Güter im Betrage von zweihundertachtundsechzig Franks zwanzig Centimes zu erlegen. Im Falle des Unvermögens oder des Widerstrebens Ihrerseits habe ich Order, Ihr Reitpferd zu pfänden. Ich hoffe, Herr Maire, Sie werden es dazu nicht kommen lassen.“

Seine Schwiegermutter sah ihn mit schreckensstarren Augen an. Friederike aber rief halb lachend, halb ärgerlich und besorgt: „Heinrich, Heinrich! Das wird dir etwas Schönes kosten!"

„Ach was!" sagte der Baron wohlgefällig lächelnd. „Man muß sich in den bösen Zeiten auch einmal ein Vergnügen gönnen. Und nicht nur das. Man muß auch einmal andern ein Vergnügen machen. Glaube mir, liebstes Kind, über diesen Streich wird Freude sein in Israel von Dan bis Berseba, und unsere Urenkel werden noch darüber lachen."

Die Osternacht unter'm Ahornbaum.

Von **Hans Malser.**

Die Osterfeiertage wollte ich auf meinem Dorfe zubringen. Und dort alle frommen Sitten der Alten und alle lustigen Streiche der Jungen mitmachen.

Beim Osterfeuer auf dem Hochkogel war alles beisammen, das Sittsame und das — andere. Wir haben siebenhundert Scheiter zusammengeschleppt, wir haben einen Stoß geschichtet, so stattlich wie ein Schloß, wir haben untergezündet und auflodern lassen, daß von der Feuersäule aus jeder Baum und jeder Kirchturm der Umgebung seinen Schatten geworfen hat. Dann haben wir gebetet, haben gesungen, haben getrunken, haben getanzt mit munteren Dirnlein und sind mit ihnen über Feuerbrände gesprungen. Ich besonders mit einem, das mir so nett gleichen Schritt und Sprung halten konnte, daß jemand sagte, wir zwei wären ein Tier mit vier Füßen.

Darüber wurde es so spät nachts, daß es sachte anhub, früh morgens zu werden. Es stand schon der große Stern über dem Sengengebirg in der Ferne. Die Gesellschaft flaute allmählich ab und verlor sich nach verschiedenen Abstiegen hin. Auch sie — dieselbige — hatte sich verlaufen. Ich war allein und ging langsam über die Höhe hinaus, dem Josefibühel zu, wo das Haus meiner Eltern steht. Da kam ich zu dem großen Ahornbaum, der auf der kahlen Höhe ragt und unter dem eine Sitzbank ist. In der lauen, stillen Luft — kein Ästchen rührte sich, kein Vogel war noch wach — überkam mich die Lust, auf der Bank mich ein wenig hinzulegen. Das Hügelland unten lag so weit und dunkel festgebreitet, das konnte nicht gestohlen werden, auch wenn ich auf etliche Augenblicke einschlafen sollte.

In meinem Haupte hallte noch leise das Knistern des Feuers, das Johlen der Menge, das Singen der Dirnlein und das Schreien eines alten Hausierjuden, dem das Osterfeuer gerade gut genug war, um dabei seine verstaubten Südfrüchte, verdorrten Backwerke und schlechten

Krosigk sah ihn mit durchdringenden Blicken an. „Noch einmal frage ich: wollen Sie, oder soll ich Gewalt brauchen?"

Der Leutnant schaute sich ratlos um. Dieser rabiate Landjunker sah aus, als wäre er zu allem fähig. Er war wohl verrückt und hatte seine Leute mit verrückt gemacht; denn alle die handfesten Burschen, die da umherstanden, sahen aus, als ob sie sich mit Freuden auf ihn und seine Leute stürzen würden. Darauf konnte er's nicht ankommen lassen. Die Übermacht war zu gewaltig, es standen da zwanzig gegen einen. Darum erwiderte er mit einem wutfunkelnden Blicke auf den Baron: „Ich weiche der Gewalt."

„So geben Sie Ihre Waffen ab!" gebot Krosigk.

Zähneknirschend reichte der Polizeileutnant seinen Degen hin, während seine Leute ihre Faschinenmesser und Karabiner ablegten. „Sie werden es bereuen, mein Herr!" stieß er hervor.

„Beruhigen Sie sich!" sagte Krosigk ihm gönnerhaft zunickend. „Nur keine unnützen Aufregungen, sie schaden der Gesundheit. Da Sie ein sogenannter Offizier sind, so werden Sie die Nacht im Inspektorhause zubringen. Die anderen Kerls dort sperrt ins Spritzenhaus. Die Sonne geht schon unter, es ist zu spät, sie noch heute nach Halle zu schaffen. Morgen früh aber, mein lieber Inspektor, nehme er einen Leiterwagen und setze diese bunten Herren darauf und fahre sie unter sicherem Geleit nach Halle. Ich werde ihm ein Briefchen mitgeben an meinen Freund, den Unterpräfekten von Schele. Für heute wünsche ich eine geruhsame Nacht."

Er grüßte ironisch lächelnd und wandte sich dem Parke zu. Im Abgehen rief er noch: „Die Leute erhalten heute Wurst und Bier. Die Gendarmen können auch Bier bekommen, müssen es aber auf mein Wohl trinken — — — —"

Als er nach der Veranda herüberkam, fand er den Abendtisch schon gedeckt. Er setzte sich nieder und speiste mit dem größten Appetit den Schinken mit grünem Salat und die andern einfachen ländlichen Gerichte, die seine Frau ihm vorgesetzt hatte. Denn einfach ging es, außer bei Festen, an seinem Tische zu. Nur ein guter Tropfen Wein war stets vorhanden, darauf hielt er.

„Was wolltest du denn vorhin im Wirtschaftshofe mit den vielen Leuten?" erkundigte sich seine Frau.

Heinrich lehnte sich behaglich zurück, und indem er sein Glas gegen den purpurn glühenden Abendhimmel hielt, erwiderte er: „Etwas Interessantes, liebe Frau, was nicht alle Tage vorkommt." Und er erzählte den beiden Damen, was geschehen war.

„Mein Bedauern. Aber sagen Sie mir doch, Mister Smuel, wohin reisen die vielen Leute, die eben vorübergegangen sind?“

„Gott der Gerechte, was haben Se mit dem Mister Smuel? Bin ich doch getauft auf den Namen Michel!“

„O pardon, mein Gedächtnis. Und wohin, mit Erlaubnis, geht denn Ihre Prozession, Herr Michel? Die sie übrigens schwerlich mehr einholen, wenn Sie nicht schnell fortmachen.“

„Wer sagt einholen? Die Gojen gehen nach Emaus. Was hab iach zu tun in Emaus?“

„Sie werden doch nicht gerade mir die Ehre Ihres Besuches zugedacht haben?“

„Iach muß gehen hinab in die Dörfer, um zurückzuerstatten die Tuchstreifen, um die iach habe geirrt in Handel und Wandel. s hat immer so gerutscht die Elle.“

„A damals, als Mister Smuel noch Tuchhändler war. Na, da werden morgen alle Häuser voll Tuchstreifen sein.“

„Gehn Se mer! Daß Se alleweil tun aufziehen den armen Jü—, ne, daß ich sag, den guten Christen.“

„Sagen Sie mir, bitte, woher kommt ihr denn alle heute so früh?“

„Woher solln mer kommen? Aus dem Fegfeuer tun mer kommen.“

„Sie auch?“

„Leider Gottes, iach auch. Ä trauriger Aufenthalt, Herr, Se können mers glauben.“

„Ei, da müssen Sie mir erzählen.“

„Püh, de Neugier! Haben Se doch Geduld noch ä bissel, bis Se selber sitzen im Gluthaufen. Kein Kälten leidt ma nix. Ist da emal s Wasser zu kalt, ist dort s Wasser zu heiß. Werst nix gesotten, so werst gebraten. Iach hab mer eingricht n Handel mit Minimaxen und und Ölpflaster. Schlechtes Geschäft. Indolentes Volk. Wollen sich alle krumm brennen lassen, damit sie eher werden fertig. Das ist kä Publikum. Was haben se getrieben auf der Welt? Arme Jüden haben se gespottet. Ä bissel habn se gesoffen, ä bissel habn se gefastet. Ä bissel habn se gehurrt, ä bissel habn se Wallfahrten gemacht. Ä bissel haben se gestohlen, ä bissel haben se nix gestohlen. Was heißt Fegfeuer? Schwitzbad für halbe Sünder. Halbheiten, bin nix kä Freund dafför. Püh, da gibt's in der Höll interessantere Kerls.“

„Muß mich verwundern, daß der Smuel nicht — bei den Interessanten ist.“

„Gehns mer weg. Anstatt zu frotzeln das Alter, tuns lieber kaufen ä Tuch. Solide War, faine War — gestatten!“

Er wollte gleich sein Bündel auspacken, ich hinderte ihn daran mit sanfter Gewalt.

Streichhölzer auszufeilen. Alles das verdöste langsam in meinem Kopfe. Ein bißchen Osterstimmung war auch angeflogen, aber nicht just von der feinsten Gattung. —

Lange mochte ich nicht geruht haben, da kamen den Hohlweg herauf Leute, wie es ist, wenn sie von der Kirche heimgehen: Männer, Greise, Mütterlein, Burschen und Dirndeln, Weiber und Kinder. Ich glaubte zuerst, es wären welche vom Osterfeuer. Aber es waren ganz andere. Sie kamen auf den Anger und an mir vorüber. Ich sah, wie viele weitschrittig auftraten, andere trippelten, aber ich hörte keinen Schall der Tritte, so daß es doch wieder wie ein Schweben war. Sie schauten auf mich her, ein paar winkten mir zu. Ein junges Mädel zwinkerte mit den Augen: Mitkommen sollte ich. — Wer nur wüßte, wohin sie gehen!

Manchen aus ihnen kannte ich. Den alten Grablerbauern, den Schmiedhofer, den Pollgraber, die Blaserin, den Schusterfestl und den Ignaz Plausel, der einmal ein halbes Jahr gesessen war — warum, das weiß ich nicht. Alle waren in dem langen Zuge, alle die längst Verstorbenen der Gemeinde in ihrem Festtagsgewande, auf gut steirisch die Männer in Lederhosen und Lodenjoppen, auf dem Hute Federn, die Weiber rote Blümlein am Mieder. Es war ja Ostersonntag. Alle waren ernst, auch Bursche, die einst so übermütig gejauchzt hatten auf dieser Höhe oder so still wonnig dahingeschlichen waren in der süßen Frühlingsnacht. Eines der jungen Dirnlein, das wenige Wochen vorher gestorben, weinte schweigend vor sich hin. Denn die Eltern und Geschwister unten im Dorfe schreien ihm in Verzweiflung nach; und so lang die Hinterbliebenen trostlos weinen, muß auch die arme Seele weinen. Etliche aber waren doch im Zuge, die verzückten Blickes gen Himmel schauten.

Wer kommt denn noch hintendrein? Ein kleines hinkendes Greislein mit einer grauen Schildmütze und einem großen Bündel am Rücken. Ist das nicht der Smuel, der bei seiner ersten Erscheinung in der Gegend sich für einen Engländer ausgab und der uns immer die feuersicheren Zündhölzchen verkauft hat? Als er mich sieht, verläßt er er den Zug und hastet gebückt auf mich zu.

„O, Mister Smuel!“ grüßte ich ihn, „wie geht's?“

„Ma lebt“, antwortete er in seinem weichen polnischen Gaumenlaute.

„Und läßt wohl auch andere leben — he!“

„Wie haißt? wer lebt, der lebt; wer ist gegangen pleite, der ist gegangen pleite.“

„Aber ist Mister Smuel ja auch gegangen pleite!“

„Was werd iach nix sein gegangen pleite, wenn ich habe gehabt Herzkrampf und der Herr Doktor hat mir verordnet kaltes Wasser!“

„Kann mirs auch nicht denken.“

„Vielleicht, weil die Engel eifersüchtig sind.“

„Es müßt nur sein, weil ich einmal in der Osternacht mit einem Buben übers Feuer gesprungen bin und nachher —“

„Was denn, mein Kind?“

„Halsen lassen hab ich mich.“

„Na siehst es. Da bist ja so schon im Himmel gewesen. Und daß du jetzt nicht hast mitdürfen, dafür muß man dich entschädigen. — Komm —“

Ich griff immer nach ihrer weißen Hand und sie war immer nicht dort.

„Da kannst lang greifen!“ lachte sie. „Ich bin ja ein Geist.“

„So, ich habe mir's wohl gedacht. Aber — zum Geist muß sich ein Leib finden. Komm an meine grüne Seite.“

Schon wollte sie entschweben, da läutete unten im Dorf die Glocke. Und sie läutete im zweiten Dorf und sie läutete auf allen Türmen. Die Gebetglocken des Ostermorgens.

Das Dirndl stolperte auf den Erdboden hin und sagte: „Aus ist's! Jetzt kann ich nicht mehr zurück.“

„Das ist ein Unglück!“ rief ich. „Jetzt wirst halt anstatt mit dem Fegfeuer mit einem Lehrerkandidaten fürlieb nehmen müssen.“

Denn als sie gestolpert, merkte ich, daß mit dem Glockenläuten alle irdische Wesenheit wieder in ihr zurückgekehrt war. —

So ungefähr muß es gewesen sein. Kurz und gut, als ich unter dem Ahornbaum aufwachte, saß mein Dirndl bei mir und rosig glühten ihre Wangen von der aufgehenden Ostersonne.

Für die Frau eines Unterlehrers gibt's zwar manche Widerwärtigkeit und doch! daß sie um das Fegfeuer einen jungen, gesunden Burschen eingetauscht hat, war meiner Meinung nach ein Geschäft, wie selbst Mister Smuel sein Lebtag kein so gutes gemacht hat.

Der Geiger von Gmünd.

Eine Ballade von Karl Zitko.

Es war ein Geiger einst in Gmünd,
Führt' ein erbärmlich' Leben;
Was konnt er auch von seiner Pfründ
An seinen Leib vergeben!
Denn mit der Pfründ war's schlecht bestellt
Zu Gmünd wie in der ganzen Welt,
Auch ist es allerorten
Noch niemals anders worden.

Drum mußt' mein armes Geigerlein
Stets Händ' und Füße rühren
Und durfte nimmer müde sein,
Den Bogen aufzuführen.
Doch auch die Kunst trug wenig ein —
Die Zahl der Leute, ach, ist klein,
Die ihrer Ohren Qualen
Noch obendrein — bezahlen!

„Sie könnten jetzt was Gescheiteres tun, lieber Alter, als neuerdings ein Geschäft zu eröffnen, wobei es doch ohne Irrtum mit Tuchstreifen nicht abgeht. Ihre Reisegenossen dürften wohl bald wieder zurück sein."

„Das kommt auf Emaus an. Ob se werden heimgeschickt oder wiederum hinab. Etliche werden nix mehr zurückkommen. Die mehreren werden wieder müssen hinab."

„Mit diesen wird wohl auch Mister Smuel wieder zurück müssen ins Fegefeuer."

„Davor behüte mich der Gott Abrahams, Isaks und Jakobs!" rief er aus und hob die Arme. „Jach werd nix mehr gehen zurück ins Fegfeuer. Jach werd gehen in die Vorhölle zu ünsere Lait."

„Sollte es dort bessere Konjunktur geben? Ich glaube kaum. Dort ist die Konkurrenz zu groß. Ferner wäre zu bedenken, daß die Propheten daselbst wohnen, die sehr streng sind und alles kontrollieren. Dort dürfte es nichts sein mit der rutschigen Elle und den feuersicheren Zündhölzern."

„Was Se nit sagen! Gottsleben, wenn die Zeiten sein so schlecht, wohin soll sich wenden ein alter armer Mann?"

Den Weg, den vorher die Leute gegangen, kam jetzt das Mädel zurück, das mir früher mit den Augen gewinkt hatte. Es war ganz allein. Es war nicht mehr traurig, wie die anderen vorher gewesen, es war zornig, es schlug mit beiden Armen in die Luft hinein.

„Wo sind denn die andern?" fragte ich es.

„Von Emaus schnurgerade in den Himmel hinein!" rief das Mädel.

Wendete ich mich zum Alten: „Da haben Sie's jetzt. Wären Sie mitgegangen, Smuel, so könnten Sie jetzt auch im Himmel sein."

„Ja, wens wahr wär!" sagte das schöne Dirndl. „Nit jeder. Diese Engel haben Mucken. Mich haben sie nit mitgenommen und der Jud muß ins Fegfeuer zurück."

„Waih geschrien!" kreischte der Alte, schwang sein Bündel auf den Buckel und trippelte eilends hinab gegen die Dörfer.

„Und ich muß auch eilen, ehe die Frühglocken läuten", sagte das Mädel.

„Bist denn du wirklich schon im Fegfeuer gewesen?"

„Hundert Jahr lang."

„Das Klima muß nicht schlecht sein. Da auf der Welt bringt's selten eins so hoch. Und was hast du denn gemacht unten?"

„Aschen austragen."

„Aber das Aschenbrödel wird doch in den Himmel kommen?" Ich wollte sie an der Hand fassen: „So möchte ich doch wissen, warum man die schönen Dirnlein nicht in den Himmel lassen will."

Zuletzt — wer hätt' es nicht getan?! —
Nimmt er das Goldgeschmeide
Und — tritt verwirrt den Heimweg an.
Erst war's gemeine Freude . . .
Dann schien die Sache sonderbar . . .
Und endlich war es ihm erst klar,
Daß diese Schuhaffäre
Ein seltsam' Wunder wäre.

Mit frohem Ruf und lautem Schall
Kommt er durch's Tor gezogen,
Sein Wunder preist er überall
Und schwingt den Schuh im Bogen.
„Fall' nieder, jämmerliche Brut!
Du Schafskopf dort, zieh' deinen Hut!
Merkst du denn nicht, du Plunder,
Das gottgeweihte Wunder?!"

Doch glaubet nicht, nur uns're Zeit
Sei gänzlich weltverdorben,
Auch damals war die Frömmigkeit,
Die echte, schon gestorben!
Kaum daß man wußte was es sei,
Lief schon die Polizei herbei,
Die Kinder und die Weiber,
Und schrien: Dieb, Schelm und Räuber!

Im Nam des . . . Mein Geiger ward
Sogleich in Haft genommen
Und hat zur Stell', nach deutscher Art,
'ne Prügeltracht bekommen;
Dann mußt' er vor den hohen Rat,
Damit er seine Missetat,
Den Raub an heil'gem Gute,
Bezahl' mit seinem Blute.

Ein hoher Rat besteht seit je
Aus — pst! man darf's nicht sagen!
Man sprach ein Vobis Domine
Und hub dann an zu fragen.
Man frug sehr viel, man frug sehr lang,
Fast wurde meinem Geiger bang,
Doch macht ihn nicht erlahmen
Das peinliche Examen.

Was sollt' mein braver Fiedler auch
Vor Red' und Antwort zagen,
Hatt' er doch nicht, wie mancher Gauch,
Sich auf die Brust zu schlagen! —
Doch, Geigerlein! Ach, Geigerlein!
Es wob dich ein Verhängnis ein!
Ein Pfaff' mit gelben Wangen,
Der hat dich doch gefangen.

Der sprach: „Ihr Richter laßt euch nicht
Durch Lug und Trug betören
Und wollet nicht das Schelmgerücht
Des Lästerers erhören.
O, ehrt die Jungfrau, hold und rein,
Die nimmer kann im Spiele sein,
Denn wollt' sie Schuh verehren,
So tät' sie — zwei bescheren!"

Die Red' war weis', ich leugn' es nicht,
Das war sehr gut ersonnen!
Ich wüßt' nicht, daß ein Mönchsgesicht
Je besseres begonnen!
Der ganze Rat, des Endes froh,
Beurteilte die Sache so
Und sprach, ohn' alles Bangen,
Der Schelm sei aufgehangen!

Mein Geigerlein die Hände rang
Und schrie und flucht' und tobte . . .
Vergebens, wie er noch so lang
Unschuldigkeit gelobte!
Die Richter schlossen das Gericht . . .
Mein Geiger aber wußte nicht
Bei Himmel und bei Deibel
Ob Mann er oder Weibel!

Der Weg zum Galgen führte just
Vorbei beim heil'gen Bilde . . .
— Ob ausgedacht? Ob unbewußt?
Durchs dampfende Gefilde
Wälzt sich der Menschenstrom heran,
Zu sehen, wie ein armer Mann,
Nach peinlichem Verhöre
So Ehr' wie Luft verlöre.

Dem Geigerlein war, ihr versteht,
Recht sonderlich zumute:
Der Pfaff links, und rechts da geht
Der Henker mit der Rute
Und hinter ihm und vor ihm war
Des Städtchens reis'ge Wächterschar,
Ganz Gmünd kam mitgeschritten
Und er — in aller Mitten!!

Ein Jammerbild, wankt er daher
Auf seinem letzten Gange,
Kein Leben in den Augen mehr,
Kein Blut mehr auf der Wange.
Doch wie er jetzt das Bild erschaut,
Da werden seine Schmerzen laut,
Da sträubt er sich zu eilen,
Da hebt er an zu heulen:

„O, Gnadenmutter, seh' mich an,
Wie mich die Sünder schänden!
Ich war doch stets ein guter Mann
Und soll am Galgen enden!
Was du mir gabst in milder Huld,
Wird mir zum Fluch, ist meine Schuld . . .
O Mutter, gottbefohlen,
Sprich selbst, hab' ich gestohlen?!"

Der Henker schwingt mit neuer Wut
Die Geisel auf den Armen.
Tropft gleich die Peitsche schon von Blut —
Um den gibt's kein Erbarmen.
Der steht als hätt' er nichts gefühlt —
Er starrt noch fragend auf das Bild,
Da fällt — ein zweites Wunder —
Der zweite Schuh herunter!

Allein, er war ein Mann wie Gold!
Tat viel, was ihn empfiehlet!
Hätt' er gekonnt, wie er gewollt,
Er hätte schön gespielet! —
Doch ändert dies die Sache nicht;
Er trug ein abgehärmt Gesicht,
An Sonn- und Wochentagen
Stets einen — leeren Magen.

Viel Regen gab es einst in Gmünd
Und um und um nur Lachen —
Es wollt gewiß ein gut Gesind
'nen kleinen Ausflug machen —
Und unser armes Geigerlein
Das schaut so trüb und traurig drein,
Stand hinterm Scheunentore,
Die Kappe überm Ohre.

Sonst war er munter jederzeit,
Trank stets sein Glas zur Neige —
Der Teufel! was die Seel' ihm heut
Verstimmt wie seine Geige!
Er starrt so auf den Boden her
Als ob er schier ein Dichter wär'
Und rührt sich nicht vom Flecke
Aus seiner dunklen Ecke.

Nun ließ das Wetter allgemach
Von seinem wilden Grimme;
Die Wolken schwanden nach und nach;
Es war nicht mehr so schlimme.
Ein leichter Regen hinterdrein
Fällt nur noch in das Land hinein —
Da können arme Lumpen
Schon wieder weiter humpen!

So kroch besagter Fiedelmann
Hervor denn aus der Scheune
Und trollt' gemächlich sich von dann' . . .
Wozu auch schnelle Beine?
Denn, wer so geht und hat kein Ziel,
Der, wie begreiflich, eilt nicht viel,
Soll einer wacker schreiten,
So muß ihn etwas leiten.

Es hätte füglich unser Held
Das Recht, ganz stehn zu bleiben,
Jedoch so weit auf dieser Welt
Wird man das Recht nicht treiben:
Er schlenderte zum Schilderhaus
Vorbei, schritt durch das Tor hinaus
Und ging, schon war es heiter,
Auf einem Feldweg weiter.

Wie neugeboren schien das Feld
Dem Boden zu entkeimen.
Ein Leben war in aller Welt!
Ein Duft in allen Räumen!
Was Wunder, daß dem Geigerlein
Schlich Wehmut in das Herz hinein,
Zeigt ihm der Glanz doch quälend,
Verdoppelt nur sein Elend!

Was frommt dir, wenn du Hunger hast,
Der Wald mit seinem Schatten?
Was, wenn du forttreibst ohne Rast,
Das frische Grün der Matten?
Was nützt das frühlingsfrohe Land,
Wenn du, die Geige in der Hand,
Die Mütze in der andern,
Mußt durch die Straßen wandern?

Am Wege steht ein Gnadenbild
Von uns'rer heil'gen Frauen,
Dran ist so manche Gabe mild,
So mancher Schmuck zu schauen;
Insonderlich die Schuhe sind
Schier kostbar wie beim Kaiserkind,
Gezieret waren beide
Mit mannigem Geschmeide.

Wie Glück und Unglück eben will!
Mein melanchol'scher Ritter
Hält bei dem heil'gen Bilde still
Und blickt hinein durchs Gitter . . .
Wie lang er auch gesehen hat,
Er ward vom Sehen doch nicht — satt,
Das konnt' er nicht vertragen
Im Herzen wie im — Magen.

So fing er zu rumoren an:
„O, du Gebenedeite!
Dir tragen sie das Gold heran,
Das glitzernde Geschmeide,
Die du in deinem heil'gen Stand
Verlachst den blöden Menschentand,
Indessen wir auf Erden
Vor Hunger schäbig werden.

So mancher Pharisäer legt
Hier seine Gaben nieder,
Der vor dir auf die Brust sich schlägt
Und geht — und wuchert wieder!
Ich könnt' mein ganzes Leben lang
Ihm fiedeln und hätt' keinen Dank,
Denn es hat mit uns Armen
Der Himmel nur Erbarmen!"

Die eignen Worte rührten ihn
So mächtig, bis auf Tränen;
Er kniete vor dem Bilde hin
Mit Schluchzen und mit Stöhnen . . .
Da regt sich's hinter dem Verschlag . . .
Und vor dem armen Sünder lag
— O heiliger Christoffel —
Ein güldener Pantoffel.

„Oho, da fällt ein Schuh heraus!"
Mein Geigerlein, erschrocken,
Sah just nicht eben weise aus,
Er schüttelte die Locken,
Guckt durch das Gitter scheu hinein . . .
„Wer mag das nur gewesen sein?"
Beschaut das Bild von hinten
Und vorn und kann nichts finden.

Geschichte mit dem Engländer und seither ist alles aus. Seither ist der Engelwirt ein trauriger Fischer, schon der Jahre sieben.

„Der Irrenarzt sollte sich um ihn kümmern“, meinten die Leute. Und einer war da, der setzte bei: „Oder der Gendarm!“

Der wurde scharf zurückgewiesen, denn so hatten sie ihn nicht im Kopf, ihren alten Engelwirt, daß sie solchen Schimpf auf ihm konnten sitzen lassen. Es war nur ein fahriger Schimpf, denn zu irgendeiner Verdächtigung war kein Stäubchen Grund vorhanden. Gewiß, mancher hatte nach einem solchen Grunde geforscht, nach einer heimlichen Schuld, die den Mann in die tiefe Schwermut gestürzt haben konnte. Das Forschen im Leben des Engelwirtes führte immer zu bisher unbekannten Vorzügen und Tugenden dieses Mannes, die stets im Lichte harmloser Heiterkeit standen. Seine Redlichkeit, sein Wohlwollen, seine treue Güte waren auch dem Schwermütigen noch geblieben. Nach dem Tode des Oberförsters Rufmann, der sich ertränkt hatte, übertrug er seine Liebe auf dessen Söhne. So lange diese noch unter der furchtbaren Anklage des Verbrechens standen, wollte er nach Wien reisen zum Kaiser und ihn um Gnade bitten für sie, die ja noch halbe Kinder wären. Und als es dann kam, daß die beiden Burschen gerechtfertigt waren, weil der Mörder des Engländers sich selbst gestellt hatte, da konnte der Engelwirt sich nicht genugtun an Güte und Fürsorge für die Söhne seines unglücklichen Freundes. Zu seinen Kindern wollte er sie annehmen und weil er ein hübsches Töchterlein hatte, so ließ er wohl merken, wie, wenn einer der Burschen sein Schwiegersohn würde? Aber die Försterssöhne hatten genug von dieser Gegend, deren Bewohner in jenen schrecklichen Tagen so treulos, so herzlos, so bestialisch gewesen waren und ihren Vater in den Tod gehetzt hatten. Sie zogen davon, wohl weit in die Fremde, denn man hat nichts mehr von ihnen gehört.

Und seither war es mit dem Engelwirt so geworden. Die sieben Jahre hatten ihn zum Greise gemacht und so wunderlich, daß es unheimlich war. Die große Wirtschaft lag auf dem Fleiße einer arbeitsamen, kränklichen, in sich gekehrten Frau und auf den breiten Schultern des Hausknechts. Der fühlte sich was, maß sein Alter mit dem der Wirtstochter, sagte aber nichts weiter, als: „Bei unserm Herrn ist was nit richtig!“ Der Wirt war stumpf. Wenn er bei Leuten sein mußte, da nahm er keinen Anteil, schwieg halbverloren in sich hinein. Ging er einsam um, so war es, daß man ihn sprechen hörte, ziemlich laut, und sah es, daß er mit der Hand in die Luft fuhr und sich dann die Faust an den Kopf schlug. Und dann wieder saß er in den Felbern am Murufer und hielt die Angelstange über das rollende Wasser hinaus. Es war schon das Bedenken laut geworden, ob man ihn so allein lassen dürfe am Wasser. Da hatte der Engelwirt einmal fast leidenschaftlich

Und wie ein heil'ges Feuer schien
Es um das Bild zu flammen,
Der Fiedler sank zur Erde hin
Und sprach sein letztes Amen . . .

Der Hause floh in wilder Hast
Als würd' vom Teufel er erfaßt . . .
Ein Jud, umkrächzt von Raben,
Hat 's Geigerlein begraben.

* * *

Drum, sollt' im Leben euch einmal
Je ähnliches passieren,
Ergeht euch nicht, wie hier der Fall,
In Schrei'n und Jubilieren.
Zahlt Gott das euch gewährte Glück
In guten Taten still zurück,
Dann hat eure Legende
Ein fröhlicheres Ende.

Wie die „Försterbuben" entstanden.

Zwei Schwestern standen im Verdacht, im Walde ihre Freundin ermordet zu haben. Der Vater der Schwestern wollte sich aus Verzweiflung ins Wasser stürzen. Nachbarn verhinderten ihn daran: „Warte noch! Ob sie nicht unschuldig sind!"

Am Abende desselben Tages schrieb ich hier folgende Erzählung nieder:

Dort — siehst du! Am Fluß, zwischen den Weiden halb versteckt, dort sitzt er wieder. Schon stundenlang hält er die Angelstange über das Wasser hinaus, ohne sie auch nur einmal in die Höhe zu schnellen. Wozu denn? Er weiß ja, was dran sein wird — höchstens ein Fisch. Seit Jahren treibt er's so, der einst so lustige Engelwirt von Eustachen. Wenn Gäste in sein Haus kommen, da ruft er die alte Kellnerin, er selber geht davon. Er mag die Leute nicht sehen, er mag ihr Reden nicht hören, in der Einsam geht er um und zur Sommerszeit kauert er am Ufer der Mur und hält die Angelstange hinaus. In früheren Zeiten, wenn was angebissen, soll er in die Höhe geschnellt haben, das tut er jetzt nimmer, es zahlt sich nicht aus, es ist immer nur ein Fisch dran.

Wer ihn von jeher gekannt, der kann's nicht glauben. Einen neuen Eulenspiegel könnte man schreiben über die pudelnärrischen Stückeln und Schwänke, die dieser Engelwirt hat aufgeführt, besonders mit seinem Kameraden, dem Oberförster Rufmann, der ihm an Lustigkeit nicht viel nachgegeben. In ganz Eustachen hatten die Leute breite Backen bekommen, von dem fortwährenden Lachen über die Allodrias, die der Engelwirt und der Oberförster miteinander getrieben. Und wie die singen konnten! Eustachen hatte keine anderen Glocken als diese zwei hellen Stimmen, und brauchte auch keine. Überall sind die zwei beisammen gesehen worden; zwei Brüder können sich nicht lieber haben. — Dann kam die

„Aber was nachher geschehen ist, nachher!" Er schob sie von sich und nichts weiter. Halbverloren ging er umher.

Das Mädel wußte sich keinen Trost. Der Hausknecht wollte sie immer aufheitern, sie wich ihm widerwillig aus. Der wirtschaftete in seinen Säckel hinein und murmelte nur immer: „Weiß der Teuxel, bei unserm Herrn hats was!"

Und so war beim Engelwirt ein recht trauriges Wirtshaus geworden.

Im Dorfe Eustachen gab es keine Kirche und keinen Pater. Zur Sommerszeit jedoch geschah es bisweilen, daß vom Pfarrorte Ruppersbach ein Priester heraufkam und vor dem Engelwirtshause unter der großen Linde eine Christenlehre hielt. Zu einer solchen Christenlehre versammelte sich wieder einmal die kleine Gemeinde Eustachen. Da kam in letzter Stunde ein Bote, der Herr Pfarrer sei verhindert zu erscheinen. Die Leute zerstreuten sich wieder. Ein Teil der Jugend unterhielt sich auf dem Anger mit körperlichen Übungen, die man — wenn es dabei Nasenbluten gibt — auch „raufen" nennt.

Die Alten zogen sich sachte in die Gaststube hinein zu einem Sonntagsplausch beim Glase Wein. Auch der Engelwirt, der setzte sich aber abseits ans Tischchen neben dem Uhrkasten. Er stützte, sich vorbeugend, die Ellbogen auf die Knie, richtete sich wieder auf, holte schwer Atem. Noch waren sie in frohem Geplauder, als der Wirt vortrat, sich an den großen Tisch setzte und — das Gespräch unterbrechend — leichthin fragte, ob in Ermangelung des Pfarrers er etwas Kirchliches verrichten dürfe. Christenlehre sei es zwar keine, aber eine Beichte sei es. Scheinbar ganz gelassen sagte er es, aber in seinem abgehärmten Gesichte zuckten die Muskeln. Die Männer mit der größten Spannung um ihn herum. Ein Glas Wein hatte ihm die Kellnerin bringen müssen, das faßte er jetzt am Henkel, setzte es aber wieder ab. Und dann begann er zu sprechen.

„Nachbarn, 's ist nimmer zu ertragen. Einmal hab' ich gemeint, keinem Menschen wollt' ich's sagen, mein Lebtag nicht. Das wär' zum Verstandverlieren, ich hab's probiert. Manner! Bis jetzt habt ihr mich für einen Narren geschätzt, von heut' an werdet ihr mich für etwas anderes schätzen. 's ist mir auch lieber, bei meiner Seel'. — Riffelberger, du bist heute auch wieder da. Du hast keine Schuld, hast mir aufgetragen, ich sollt' achtgeben auf ihn."

„Von was redest, Nachbar?" fragte der alte Riffelberger, „wir verstehen dich nit."

„Müsset es ja noch alles wissen. — Wie der fremde Herr kommt, der Engländer, und in meinem Haus übernachtet." Aufs Fremdenbuch deutete er, das am Fensterbrett lag. „Noch heut' steht sein Name

ausgerufen: „Das nicht. Ich warte, bis Gott mich nimmt. Man kann leicht zu früh gehen, zu früh! Seine Söhne werden schon kommen. Hat e r sie nicht erwartet, so will ich sie erwarten. Ich will warten auf sie, bin dafür auf der Welt."

Aber, wozu er denn immer fische, wenn er die Tiere doch nicht herausziehe oder wieder hineinwerfe?

Antwortete der Engelwirt nichts, schaute drein, als ob ihn die Frage wundere. So währte es manches Jahr. Und einmal, als in der Wirtsstube einige Nachbarn saßen, die ihre Pfeifen rauchten, von Wirtschaftsdingen sprachen und den Wirt weiter nicht beachteten, trat er an den Tisch und sagte: „Ihr glaubt, daß ich ein Narr bin. Der Herrgott sollt' mich behüten. Aber reden möcht' ich einmal was . . ."

„So red', Wirt, so red'. Setz' dich her zu uns und red'!" In hellen Freuden streckten sie ihm die Hände entgegen. Er setzte sich nicht zu ihnen, redete nicht, ging zur Tür hinaus.

Es schien sich allmählich etwas zu wenden. Seltener saß er am Flusse, öfter aber bei seinen Gästen im Wirtshause, schweigend. Auch in die Kirche kam er nach Ruppersbach, bei Jahrmärkten war er zu sehen, doch schweigend. Er lachte zu keinem Spaß, rührte sich bei keinem Sang, stimmte keinem Sprecher bei, kaum daß er auf ihm gestellte Fragen kurze, nichtssagende Antwort gab. Auf der Straße, wo er sonst am liebsten allein für sich hingegangen war, schloß er sich wieder anderen an. Manchmal nahte er einem früheren Freunde ganz vertraulich, tat als ob er etwas sprechen wollte, blieb aber schweigend und schritt gedrückt einher. Und zu seiner Frau hatte er eines Abends gesagt: „Rosel! Wenn der Mensch halt so ein Anliegen hat. Wenn man was auf dem Gewissen hat. 's ist hart zu tragen."

„Mein Gott!" rief sie unwirsch, „was wirst denn du auf dem Gewissen haben! Dein Feind kann dir nichts nachsagen, hast gar keinen. Versündige dich nit mit solchen Gedanken!"

„Kannst dich noch besinnen, Rosel, auf dieselbige Nacht?" so sprach jetzt der Engelwirt zu seiner Frau: „Die Buben treiben's draußen vorbei. Die Leute lärmen und werfen Steine auf die Jungen, die den Engländer müssen erstochen haben. Der alte Rufmann flüchtet sich auf unsern Dachboden und der Riffelberger — der ist damalen Vorstand gewest — hat mir aufgetragen, ich sollt' achtgeben. O mein Weib, die schreckbare Nacht — mag nit dran denken!" Mit beiden Händen hielt er sich den Kopf und so ging er wieder zur Tür hinaus. Die Frau schlenkerte die Arme und brummte: „Ich sags ja, mit dem ist nichts mehr zu machen. Er ist hintersinnig." Aber sein Töchterchen eilte ihm nach, schmiegte sich schluchzend an ihn: „Dafür kannst ja du nichts, Vater, was zur selben Stund' geschehen ist!"

In dem Engelwirt, der jetzt redete, war alles in Bewegung und nun gings an das, was er eigentlich zu sagen hatte. „Wie alle fort sind und es still worden ist ums Haus, da wird mir erst deutlich, was geschehen ist. Und wie ich zum Oberförster auf den Dachboden laufe — grad noch recht zum Strickabschneiden. Mit einer Spinnradschnur an den Dachsparren. — Wie er wieder so weit ist, sagt er: Von dir wunderts mich, Franz, daß du auch mein Feind bist! Da schrei ich ihm ins Gesicht: Lügen tust! Ich hab dich heut so gern wie alleweil und darum laß ich dich nit fort. Du mußt noch dableiben, wer weiß, es kann alles besser ausgehen, als man heut vermeint. Rufmann, warte noch! Er neigt den Kopf: Besser ausgehen! — Freund, dessentwegen kannst mich fortlassen ganz getrost. Die Schand, eine *solche* Schand kann kein Mensch ertragen. Und was sie mit meinen Buben machen werden, das will ich nicht erleben, ich sag es dir, Engelwirt! — Und ist zornig aufgesprungen. Rufmann, sag ich, geh jetzt in meine Stube, eine warme Suppe essen. — Er ist mitgegangen. Zwei oder drei Löffel voll; sagt noch zu meiner Frau: Gut hast sie gekocht! Aber ich kann nimmer. Legt den Löffel weg und geht hinaus in den kühlen Abend. In der Luft wird ihm besser werden, denk ich und sagt die Kellnerin, im Keller wär ein Faß anzuschlagen. Wenn er nur ein Glas Wein wollt trinken — da schaut gleich alles anders aus. Aber mein, was hilfts? Wenns nachher doch wieder mit allen Messern schneidet. Solche Kinder! Solches Vertrauen und solche Lieb! Und solche Schand! Ein solches End und eine solche Schand, die nimmer aufhört, er kann hundert Jahr leben. Und komm ins Denken, es wär eigentlich kein Freundschaftsdienst gewesen, ihn zweimal aufzuhalten. Jetzt wär alles vorbei und er hätt Ruh. Was hat so einer denn noch am Leben? Was denn, frag ich? Unsereiner möchts nit ertragen. Und den will man zwingen dazu? — Durch den Baumgarten ist er hinausgegangen gegen den Lärchenschachen, der Mur zu. Sein Schutzengel wird ihn nit verlassen, denk ich und hab im Haus herumgearbeitet und beim Faßanschlagen hab ich mir hübsch Zeit gelassen. Und allerweil kommts mir zu Sinn: Jetzt sollst eigentlich beten, wer weiß, wie es dem Rufmann geht. — Erst wie es ganz finster ist und er kommt nicht zurück, geh ich ihn suchen. Im Baumgarten, im Schachen, bei der Mur. Nichts mehr. — — So, Manner, jetzt wißt ihrs. Jetzt wißt ihrs."

Und sie wußten auch, daß der Oberförster Rufmann am nächsten Tage unten bei Ruppersbach am Wasserrechen gefunden worden ist.

Der alte Riffelberger war aufgestanden, schaute den Wirt starr an und sprach: „Du hast ihn zufleiß ins Wasser gehen lassen!"

Der Engelwirt hob die Achseln: „Wie ich gesagt hab, so ists gewest."

drinnen. — Ins Ennstalerische will er und einen Führer sucht er übers Gebirg, über den Rauhruck. Führer ist keiner, aber der Oberförster Rufmann ist da und sagt seine zwei Buben hätten einen Weg auf die Seealm, wenn der Herr mit ihnen wollt' gehen. Und in der nächsten Früh sind sie fort all' drei. Und spät nachts sind die Buben wieder zurückgekommen ins Forsthaus."

„Wohl, wohl, Wirt!" rief ein Bauer drein, „wie wenn's gestern wär' gewest, so denk' ich auf. Und geht's schon um am nächsten Tag: Der Engländer ist umgebracht worden und im Rauhruckkar haben sie ihn gefunden."

„Und können's nur die Förstenbuben getan haben, niemand anderer!" ruft der Wirt erregt. „Alles hat darauf gewiesen. Die Stund und die Örtlichkeit und allerhand Ausreden. Zurückgeblieben wären sie bei der Seealm und der Fremde wär' allein weitergegangen und sonst wüßten sie nichts. Wie kleine Kinder haben sie geweint, aber der Gendarm sagt: Hilft ihnen alles nichts, kein Glied fehlt an der Ketten, die sie zum Galgen zieht. Mein erstes, daß ich ins Forsthaus lauf. Der Rufmann fahrt mich wild an: Jetzt kunnt er mich nit brauchen! Oho, Freund! sag' ich, deine Flinte her! Wie die Löwen haben wir gerauft um die Flinte. Wenn der Schuß nit in die Luft wär gangen! . . . Nachher fallt er hin auf die Bank und schreit, daß es durch Mark und Bein geht. Meine Buben sollen so was haben tan! Diese zwei Kinder! — Wenn ihre Mutter noch hätt gelebt. Sind ja noch helle Kinder gewest, gemütliche Bübeln, alles hat sie gern gehabt, diese Försterbuben. Und doch sind sies gewest. Der Vater immer und immer: Unmöglich ists! — Alle Wehr und Waffen ihm aus dem Weg. Hat ein trauriges Lachen: Was hilft euch das! Mit seinen Buben hat er noch wollen reden. Zurückgestoßen, und drei Gendarmen treiben die totenblassen Bübeln davon. Weißt es noch, Riffelberger, wie wir den Rufmann zwischen uns genommen und herabgeführt haben in mein Haus und versteckt oben im Dachboden, weil er nit mehr sicher gangen ist! Die ganze Gassen voll Leut und schreiendes Gesindel, und wie sie vorbeigeführt werden, all schrecklichen Schimpf ins Gesicht und Kot und Steine, daß die Gendarm mit dem Gewehr die Rudeln haben müssen zurückscheuchen. Dazumal, ihr lieben Manner, hab ich gesehen, was der Leuthaufen für eine Bestie kann sein. Glauben kunnt mans nit! — Weil du auch hast mitmüssen, Riffel, so hast mir noch gesagt, ich sollt aufpassen, daß sich der Rufmann nichts antut. — Ist es so? Ist es so gewest, Manner?"

Alle gaben sie bei, daß es so gewesen. Daß einer oder der andere selber Hohn und Spott auf die armen Sünder geworfen, haben sie still sein lassen, hätten es wohl am liebsten vergessen.

Folgen wird. Dieser Mensch muß so sein, daß er zwar das Leben so gut und heiter als möglich erträgt, darauf aber kein Gewicht legt, ja das ganze Dasein für eine Illusion hält, der man sich zu rechter Zeit, wenn sie einem nicht mehr guttut, entschlagen soll. Aus Liebe zum Freund, den er nicht so schwer leiden sehen mag, greift er nicht ein, als dieser sich an seiner Seite tötet. Aus der Liebe stieg die Schuld. Da war nun auch ein tragischer Punkt. Und weil die Sühne sich an diesem Wirte vollzieht, so konnte nur er der Held der Erzählung sein. Der Erzählung wollte ich den Titel geben „Das Nichts der Welt", oder einen bessern, der sich eben nur auf diesen Mann beziehen sollte. In den nächsten Monaten hatte ich die Geschichte aufgeschrieben und aus dem Engelwirt war der Michelwirt geworden.

Da mir aber während der Arbeit die Försterbuben so lieb geworden waren, so ließ auch ich mich von dieser Liebe zu etwas Unrichtigem verleiten. Ich nannte den Roman „die Försterbuben". Damit habe ich den größten Teil der Kritiker irregeführt. Sie ließen den Wirt links liegen wie eine Nebenperson; sie übersahen großenteils sogar die verhängnisvolle absichtliche Nichtverhinderung des Selbstmordes, die eigentlich der Kern der ganzen Geschichte ist, und sie meinten, ich hätte mit der Gerichtsaffäre der Försterbuben einen Kriminalroman schreiben wollen.

Freilich mußten die beiden Buben sehr in den Vordergrund treten, es mußten an ihnen manche der landläufigen Eigenschaften gezeichnet werden, die einerseits ihre Gutmütigkeit und Bravheit, anderseits solche Eigenschaften, die eine Möglichkeit des Verbrechens offen legten.

Besonders die Opfertat des einen Buben, des Theologen Elias, der — so bald er von der Schuld seines Bruders überzeugt zu sein glaubt, sich selbst bei Gericht als den Mörder ausgibt, war ein heikel Ding. Möglich war's ja, bei diesem kleinen Schwärmer, aber einer vorherigen tiefergehenden Seelenschilderung bedurfte es. Und deshalb mußte der Katastrophe eine so lange, alltägliche Idylle vorausgehen. Dieser erste Teil ist durchaus nicht etwa dazu da, um Volkssitten zu beschreiben oder Naturschilderungen zu machen — derlei war mir Nebensache. Bei all diesen Schildereien dachte ich nichts als an die Vorbereitung auf das nahende Schicksal. Dieses Schicksal ist so außergewöhnlich, daß es mit besonderem Fleiße begründet werden mußte. Es wird wohl an der ungeschickten Mache liegen, daß einige Kritiker die Absicht des ersten Teiles nicht erkannt haben. Ahnen, dächte ich, müßte man's wohl doch, daß was besonderes im Anzuge ist.

Für den Kern des Romanes wird von vielen die Opfertat des jungen Theologen gehalten. Und seltsam, diese Opfertat hatte ich ursprünglich gar nicht beabsichtigt. Die Brüder sollten beide als schuldig gehalten werden. Als sich aber die Notwendigkeit zeigte, wenigstens bei

Ein anderer, der Hufschmied Urban, sprach: „Er hat halt gemeint, Besseres kunnt er ihm nicht mehr gunnen. Ich hätts auch getan.“

„Du hättst es auch getan“, sagte mit tiefer Stimme der Riffel. „Weil du erst ein paar Jahr da bist. Wärst dazumal schon dagewest, du wolltest jetzt gewiß nit sagen: Ich hätts auch getan. — Manner“, wendete er sich an die übrigen, „ists nit am selbigen Tag gewest, wie wir den Rufmann im Freidhofwinkel eingescharrt haben?“

„Ja, Vorstand“, bestätigten sie, „es ist an demselben Tag gewest —“

„— daß die Botschaft ist kommen vom Gericht: Die Försterbuben sind unschuldig. Der wirkliche Mörder, ein Wilderer im Rauhruckgraben, ist eingezogen, hat alles gestanden. Eine Stund später kommen auf dem Steirerwagel auch schon die zwei Buben daher.“ — —

Das ist die Geschichte, weshalb der Engelwirt, der einst so lustig gewesen, so traurig geworden ist. Das Geheimnis, das er sieben Jahre lang schwer getragen, hat er nun abgelastet, aber es ist ihm nicht viel leichter geworden. Manchmal sitzt er auf der Bank und schaut zum Fenster hinaus auf die Straße, wo alte und junge Leute wandern. Es will niemand zurückkommen . . . Hätte er den Freund gehütet, wäre er nicht von seiner Seite gegangen in den paar Tagen der größten Not! — Diesen Vorwurf bringt er nimmer von sich los. Er fühlt es, daß die absichtliche Fahrlässigkeit bis hart an die Grenze des Mordes geht. Das ist sein Gericht. Wenn er am Flusse sitzt und die Stange hinaushält, sollte da nicht einmal eine Hand aus dem Wasser tauchen und nach der Rettung greifen? Und in Augenblicken, wo ihm ist, als müsse er selbst untertauchen, um bei dem Freunde Ruhe zu finden, da hält ihn ein unsichtbarer Arm zurück: „Warte, Mensch! Es kann noch eine gute Botschaft kommen!“

* * *

Und als diese Geschichte aufgeschrieben war, da interessierte sie mich erst recht, aber gefiel mir nicht. Das müßte gründlich motiviert werden. Das ist der Entwurf für ein Seelengemälde. Nicht das Geschehnis ist hier Hauptsache, sondern die seelischen Zustände in den Personen, unter denen so etwas geschehen kann. Das ist keine Tragik, das ist ein Schicksal. Die Tragik wächst aus den Personen, das Schicksal aus den äußeren Umständen hervor. Aber wenn ich das Schicksal dann Roman nenne, so verdrießt das die Kritiker. Und vielleicht auch andere Leute. Jedenfalls erweitere ich die flüchtige und auch stark schiefe Skizze zu einer größeren Erzählung.

Held ist der Wirt, der durch das Nichtverhindern Mitschuldiger, ja Hauptschuldiger an dem Selbstmorde des Freundes und seiner

Vom törichten Glauben.

Rosa Fischer schreibt weiter über dieses Thema:

Gegen die Fraisen hat man ein Gebet, einen „Frasbrief", der aber wohl von der Kirche nicht anerkannt werden dürfte. Und doch, wie verzweiflungsvoll sind schon über manches in entsetzlichen Krämpfen zuckende Kind die altertümlichen, beschwörenden Formeln gebetet worden, unten Tränen um eine Wendung flehend auf Leben oder Tod.

Immerhin ist es ein christlich-gläubiges Gebet, das man auch ohne Glauben ans Verschreien bei schweren Fraisen anwendet.

Anderseits legt man eine Fensterscheibe dem Kinde aufs Gesicht, doch wird der Rat, mit kühlen Umschlägen zu hantieren, wieder weniger Vertrauen finden.

Dem Lavendelkraute schreibt man heimliche Zauberkräfte gegen das Verschreien und Fraisen zu, und doch ist dieses Kraut in verschiedenen Formen und Anwendungsweisen auch ohne Aberglauben heilsam.

Ein besonderes Verfahren zur Heilung eines „verschriernen" Menschen oder Viehes besteht im „Abrauchen". Da gibt es vor allem ein „Verschroakraut", dann noch eine gewisse Anzahl dazu gehöriger Kräuter, meist sieben- oder neunerlei; mit diesen und einer Holzscharte von jeder Türschwelle des Hauses und wo möglich einem „Fetzerl Gewand" von der Person, die das Unheil angerichtet hat, wird das „Verschrierne" beräuchert und in ebenfalls beräucherte Decken gehüllt, am wirksamsten aber bei größter Heimlichkeit.

Ein einfaches, aber gewiß auch gutes Mittel besteht darin, daß eine Weibsperson mit dem Saum ihres Hemdes, mit dem „Hemadstock" über das kranke Tier hinwischt.

Solche Sachen glaubt man wirklich und wahrhaftig, aber man glaubt noch mehr.

Vor allem das geplagte, von der Welt noch am meisten abgeschlossene und in aller wirtschaftlichen Entwicklung zurückstehende arme Bergvolk bei all seiner doppelt schweren Arbeit und Mühe und Heimsuchungen hängt viel und fest einem verderblichen Wahne an — das „Anwünschen", das „Antun", die „antane Sach" — „da gehts nicht recht richtig zu", oder „da regiert der Neid" — das sind Worte, die oft eine gar große Menge Verdächtigungen umschließen, zuweilen verdammenswerte Folgen nach sich ziehen.

Man glaubt vor allem an „Küahzauberer", an Leute, die die Milch verhexen.

Da und dort bleibt trotz gutem Futter plötzlich die Milch aus. Die Nachbarin aber, die nur eine Kuh oder zwei oder gar nur eine

einem der Försterbuben die Wahrscheinlichkeit des Mordes auf das höchste zu steigern — damit Vater Rufmann an der Schuld nimmer zweifeln kann, kam mir der Einfall: der Theologe Elias glaubt bereits an den Mord des heftig leugnenden Bruders, den er so sehr liebt. Lass' ihn die ganze Schuld auf sich nehmen! Gedacht, getan. Unbewußt vorgearbeitet war ja auch für diesen Fall schon im ersten Teil.

Aber, das ist es ja, sagen Kritiker, Sie haben einen so unwahrscheinlichen Fall gewählt, daß er sich kaum motivieren läßt, und solches ist das Unkünstlerische. Die gesunden Stoffe begründen sich selber. Nun meine ich — begründen heißt hier nichts anderes, als im Chaos der Zufälligkeiten Ordnung machen. Das eben ist die Aufgabe der Kunst dem Leben gegenüber.

Die Hauptsache des Romans legte ich, wie schon gesagt, auf den Michelwirt. Dieser Michelwirt könnte ich selber sein. So vielerlei, was in mir ist, habe ich ihm gegeben. Die zwei Ideen von dem ewigen Sein und dem ewigen Nichts ringen in dieser Seele, die einmal heiter ist wie der junge Ostertag, und einmal traurig wie eine Allerseelennacht. Inzwischen die Vorstellung, wie viel Leute er mit seiner Gifthütte, dem Wirtshause, schon unter die Erde gebracht hat, und daß auch er selber daran zugrunde geht. Dann wieder: Es gibt nichts Wirkliches, es ist alles nur Vorstellung, Einbildung. Und darum will er Freund Rufmann, den Vater der so schrecklich angeschuldigten Brüder nicht hindern, die qualvolle Vorstellung auszulöschen.

Ich würde gerne gesehen haben, wenn man diese komplizierte Gestalt mit ihrer Liebe und mit ihrem Leide ein wenig mehr beachtet hätte. In ihr keimt das Geschick der Försterfamilie. Er, der Michelwirt, der fahrlässige Wächter des verzweifelnden Rufmann war für die junge Liebe des einen Försterbuben zur Helenerl der Reif in der Frühlingsnacht — über den hinaus kein Zusammenkommen mehr möglich gewesen ist. Und wie hätten die Brüder noch unter einer Bevölkerung bleiben können, die sich in den Tagen der Not so gräßlich treulos gezeigt hat! Das sage ich solchen Kritikern, denen es leid tat, daß der Friedl nicht seine Helenerl geheiratet hat und im lieben Eustachen verblieben ist. Gott sei Dank, die Försterbuben sind im Urwald einer weltfernen Insel. Dort geht's ihnen gut.

Das nun wäre es, was ich meinem neuen Buche noch gerne nachgesagt habe. Etwas windig mag es ja wohl stehen um ein Werk, dessen Absicht der Verfasser erst durch ein Nachwort klar machen muß. Und doch kenne ich Leser der „Försterbuben“, die richtig lasen und ihren Sinn erkannten, bevor noch — eine Gebrauchsanweisung kam.

Rosegger.

Da ging der Bauer hin, grub die Flasche aus und zerschlug sie, worauf wieder alles gut war und blieb.

Ein Bauer hatte gar keinen Nutzen von seinen Kühen, wenig Milch, keine Kälber, und er hatte deshalb seine Nachbarin stark im Verdacht. Und als sie auf der Bahre lag, rannten seine Kühe von der Halde weg zum Nachbarhaus, stemmten sich gegen die Mauern und brüllten zum Fenster hinein. Von da an war das Unglück gut.

Aber auch im Hause der Verstorbenen, wo der Sohn schon die Wirtschaft hatte, verendeten Jahr für Jahr die Kalbinnen, bis die Leute nachgruben und unterm Futterbarren einen Kalbsschädel eingegraben fanden. Im Frühjahre hatte der Erddunst die Krankheit stets emporgeführt.

Wie viele, die vom Unglück heimgesucht werden, glauben daran, daß ihnen von einem Feinde etwas „gelegt" worden sei. Und sie haben wohl rings um das Haus „unterm Dachtropfn"*) nachgegraben und gesucht.

Welcher Schreck, wenn ein Knochen oder Schädel eines Tieres gefunden wurde!

Anderseits glaubt man, schon der Besuch eines bös gesinnten Menschen bringe Unglück.

So hat ein Fleischergehilfe, als er ein Kalb nicht zu kaufen kriegte, das Tier mit der Hand berührt und zum Bauern drohend gesagt: „Du sollst kein Glück mehr haben!" Und das Tier verendete und viele andere in der Folge.

Oder ein in bösem Verdachte stehendes Weib wurde gesehen, wie es die Türen der Schweinställe betastete, worauf dann unter den Tieren beständig Krankheit und langsames Hinsiechen herrschte.

Viele Menschen erschrecken heftig, wenn ein fremder oder übel verrufener Mensch vor Sonnenaufgang unterm „Dachtropfn" ihres Hauses gesehen wird. Im Winter glaubt man die Bösen „absperren" zu können, indem man im Schnee keinen Pfad vom Hause wegschaufelt. Ebenso hütet man sich, anderen Leuten etwas zu leihen und verweigert sogar den Armen das Almosen.

Das Unglück macht eben verbittert und ungerecht. — So erzählen gar manche in tiefer Trostlosigkeit, wie sie alles nur Mögliche ihrem Vieh zulegen, wie aber trotz der besten Wartung dieses Vieh welkt und siecht, während der oder jener Nachbar oder Verwandter, der fast kein Futter erntete, das schönste Vieh besitzt.

„Und wie mehr wir schauen und trachten, wie mehr legt's dem Vieh zu. Wir müssen zugrund gehn; kein Fleisch, kein Schmalz, kein Einnahm!"

*) Dachtraufe.

Geiß hat, besitzt Milch im Überfluß, kann oft Butter rühren, macht Schmalz. Natürlich, sie versteht's, sie melkt an den Grastuchzipfen die Milch der Nachbarskühe heraus. Ja, wenn die Kühe genau zu Mittag gemolken wurden, hat man zuweilen unsichtbare Hände am Euter gefühlt.

Oder man hat Milch und Rahm, kann aber lange Zeit keine Butter machen, oft jahrelang. Freilich nimmt wieder eine böse Person unterm Rühren die Butter weg, so daß nichts übrig bleibt als Schaum.

In einem Hause können sie nicht eher Butter zusammenbringen, bis sie Messer und Gabeln, recht scharf geschliffen, ins Rührfaß stecken. Da kriegt dann immer die Nachbarin so furchtbar — Bauchschmerzen.

Anderswo hat man in der Küche in den Fußboden ein Loch gebohrt, den Rahm, der nicht „zusammenging", hineingeschüttet und mit einem glühenden Eisen darein gestoßen; darauf ist ein bekanntes, böses Weib gekommen mit verbundenem Gesicht, denn die verbrannte Milch hat sie verbrüht.

Oder man erhitzt den Backofen und schüttet den Rahm in die Glut, und wieder wird die verbrannte Hexe lange Zeit Gesicht und Hände verbinden müssen.

Aber zur größten Verzweiflung kann den Menschen Unglück beim Viehstande bringen, und viel ungerechte Verdächtigung, viel Feindschaft wächst da aus dem Aberglauben empor. Was schreibt man nicht alles der Macht der bösen Menschen zu!

Freilich haben sie diese Macht auch nicht aus natürlichen Quellen, sondern man weiß sich zu erzählen von einem Mannderl mit einem grünen Hütl, das schon vielen bedrängten und habgierigen Menschen Hilfe brachte, wenn sie ihren Namen mit einem Tropfen Blut auf ein gewisses Papier unterschrieben. — Und was das für die Ewigkeit bedeutet, weiß man auch.

Da war einmal eine Bäuerin und die hatte unendlich viel Glück mit ihrem Vieh; als sie aber zum Sterben kam, schenkte sie einem andern ein seltsames Kraut mit der Mahnung, dasselbe vor seinem Tode ja gewiß zu verschenken oder zu verbrennen, wenn er selig werden wolle.

Zu einem kleinen Besitzer kam einmal ein Fremder und fragte ihn, ob er recht Glück in seiner Wirtschaft haben möchte. Auf die bejahende Antwort zeigte er eine Flasche mit einer seltsamen Mischung und vergrub sie hinterm Hause in einem Ameisenhaufen. Aber von da an verfolgte den Bauer alles in seiner Wirtschaft. Zwei Kühe kamen zum „Stößen", wobei eine schwer verletzt wurde; eine Ziege wurde von der andern in den Bach gestoßen; der Knecht fiel und brach sich den Fuß, und ein Bube schlug sich bei einem Fall über die Hofstiege mehrere Zähne ein.

die Menschen. Sonderbarerweise aber nehmen die Betroffenen wieder zu demselben Manne ihre Zuflucht, auf daß er für Geld wieder das Unglück abwende. Er mache kein Geheimnis aus seiner bösen Kunst und lache, wenn man ihm mit dem Gerichte droht. Einer vermögenden Sägebesitzerin sagte er, in zwei Jahren werde sie närrisch oder sie müsse sterben, was sie sich so zu Herzen nahm, daß ein Unglück leicht möglich war.

Einem Manne aus einem Taldorfe sagte bei einem Streite sein Gegner, er werde noch „geigen" hören, und das bewegte den sonst verständigen Mann derart, daß er darauf schon im Traume eine wunderbare Musik hörte und darüber nachstudierte, was das zu bedeuten habe.

Niemals will man sich seine Meinung ausreden lassen.

So war in einem stattlichen Berggehöft der Bauer, der lange Zeit krank war, plötzlich lahm geworden. Man sagte, andere Leute hätten ihm nicht gegönnt, daß er von Verwandten die schöne Wirtschaft zu übernehmen kriegte, der Neid habe die Krankheit gemacht. Als der Arzt dies nicht gelten ließ, hatte er das Vertrauen der Familie verloren.

Zwistigkeiten zwischen Eheleuten, nicht gerne gesehene Liebschaften, auch Ehebruch wird häufig der übernatürlichen bösen Macht zugeschrieben, wobei man die Untreuen entschuldigt, die Verführer verflucht.

Eine Mutter, eine ehrbare Frau, die aber als Mädchen in eine leichtsinnige Familie geheiratet hatte, kam einmal mit einem bösen Weib in Streit, wobei das letztere drohend sagte: „Du wirst noch denken auf mich."

Und kurze Zeit darauf knüpfte die Tochter der Bedrohten mit den Töchtern der Feindin — leichten Dirnen — Freundschaft an und das züchtige gute Mädchen wurde so schlecht, so schamlos und taub gegen die Bitten der verzweifelten Mutter, daß diese unter Tränen beschwor, die Feindin habe durch teuflische Macht ihr braves Kind „verblendet".

Aber zu welcher Sünde, ja verbrecherischen Grausamkeit der tiefe verwerfliche Aberglauben führen kann!

Da haben rohe Menschen eine „Milihex" (Milchzauberin) so grausam geschlagen, daß sie gar nicht gehen konnte, und behaupteten, daß dann aus einem ungarischen Dorfe ein Mann kommen mußte, der ihr die Krankheit „abbetete".

Man hat kranke Ferkel, auch größere Tiere lebendig begraben, um die Zauberei einzugraben.

Und man hat nach einem Ungewitter, nach einem Hochwasser bei einem großen Bache das „angeschwellte" (angeschwemmte) Holz gesammelt, damit den Backofen geheizt und darin ein sieches Tier lebendig — gebraten.

So sagen sie verzweiflungsvoll, manchmal halb verschämt über diesen von den Glücklichen verlachten Aberglauben, anderseits wieder unter Tränen, mit gefalteten Händen um Hilfe bittend. Wie weite Wege macht man oft, um irgendwo einen Menschen zu finden, der die Macht besitzt, die Taten der Feinde zu bannen, „einzustellen". Am gesuchtesten ist der „Freimann",*) aber da diese fast sagenhafte Persönlichkeit eben nicht zu finden ist, so nimmt man seine Zuflucht zu einem andern „gscheiten Menschen", der einem da und dort „verraten" wird.

Der läßt sich alles erzählen, kommt ins Haus und sieht Übel auf Übel. Da ist vor dem Hause der weite, grüne Anger, aber er ist nicht umzäunt, und das Vieh steht im Stalle anstatt auf der Weide. Vor dem Stalle ist der ganze Hofraum ein Misthaufen — Schwärme von Insekten halten darüber ihren Tanz und Dunst und Gestank steigt auf und dringt durch Fensterluken und Türen in die Ställe ein. Und drinnen, da läßt man „Mist treten", da steht ein Ochse, bei dem noch nicht „gramt" **) ist, noch einmal so hoch als der andere groß ist, bei dem der Dünger unlängst weggeführt wurde. Und wieder scharfer Geruch, schädliche Ausdünstung. Und da soll das Vieh nicht erkranken und sollen gesunde Junge fallen, abgesehen von den Unglücksfällen, die auch bei der besten Wirtschaft vorkommen!

Der „gescheite Mensch" macht seine Anordnungen, wendet Desinfektionsmittel an, gibt Heilmittel fürs kranke Vieh und erwidert auf die bange Frage, was dahinter sei, sie möchten nur alles genau machen, es werde schon gut werden! —

Aber es finden sich wieder Personen, die die Not und den Aberglauben mißbrauchen, ausnützen und schüren.

Ein vom Unglück heimgesuchter Bauer fand eine alte „gscheite Waibate", die ihm mitteilte, sein Verwandter verschulde sein Unglück beim Vieh; der sei aber so gescheit, daß er jede Gegenwehr wirkungslos mache, und er, der Bedrängte, möge sich hüten, die gleichen Wege zu machen wie der Verwandte, es könne sein Tod sein."

Einem Hilfesuchenden wurde einmal von so einem allwissenden Zaubermanne gesagt, der erste von seinen Bekannten, der ihm am Sonntag begegne, sei sein Feind, vor dem er sich hüten möge. Der also Beratene ging aber hin und gab dem ihm zuerst entgegenkommenden Bekannten unter Schimpfreden eine Ohrfeige, worauf es zur gerichtlichen Klage kam und der „gescheite Mensch" mit Strafe belegt wurde.

In einer Gebirgsgegend soll ein so unheimlich gescheiter Mensch sein, der mit seinem Sohne den Leuten das Vieh verzaubert, ja selbst

*) Scharfrichter.
**) Dünger ausgeräumt.

Der Präsident wird empfangen mit einer Kundgebung, die überall in Europa als Zeichen des Mißfallens aufgefaßt werden würde: Wildes Johlen und Gröhlen, dazwischen gellendes Pfeifen, die reine Katzenmusik. Roosevelt erhebt sich im Wagen und grüßt das Volk; der häßliche Lärm verstärkt sich so, daß man in Europa erwarten würde, jeden Augenblick Steine aus der Menge fliegen zu sehen. Es soll aber Beifall sein.

Die Feier beginnt — wie immer in Amerika — mit einem langen Gebete. Es folgt eine noch längere Rede des Ausstellungspräsidenten.

Nun kommt Roosevelt. Mit jugendlich rascher Bewegung steigt er — nein, springt er auf einen Tisch, begrüßt von einem wahren Indianergeheul. Er wartet, bis Ruhe eingetreten ist, dann beginnt er. Er spricht langsam, sehr deutlich, die Anfangssilben der Worte eigentümlich dehnend, mit auffallend scharfem rhetorischen Akzent auf der Tonsilbe. Das Wort delicious klingt wie: de—e—e—licious. Er spricht an der Hand von Notizblättern, doch wirkt seine Rede wie improvisiert durch den lebhaften, von Kopf- und Handbewegungen unterstützten Vortrag und durch die zahlreichen Einfälle, die ihm offenbar während des Sprechens in den vorher überlegten Text hineinkommen.

Roosevelt ist der geborene Volksführer. Er kennt seine Leute ersichtlich ganz genau und weiß sie zu nehmen. Zuerst spricht er zum Volk: „Meine Freunde . . .“ Er bittet sie, die Frauen und die Kinder nicht zu drücken und nach rückwärts Platz zu machen. Während er dann eine staatsmännische Programmrede vielfach an die Tribüne richtet, wendet er sich doch immer wieder zurück an die versammelte Menge. Ein General hat einige Reiter vorsichtig in das Publikum reiten lassen, um das Gedränge zu entwirren; der Präsident unterbricht seine Rede, um die Reiter wieder fortzuschicken: Das Volk würde am besten und sichersten sich selbst in Ordnung halten. Mit aufmerksamen Augen sieht er alles, was rings herum vorgeht und nutzt es sofort aus, um Stimmung zu machen. Einen älteren Herrn bittet er, den Hut aufzusetzen: „Sie kennen die virginische Sonne nicht so wie ich.“

Seine Rede wird mit spärlichem Beifall begleitet; sie kann unter freiem Himmel nur von wenigen verstanden werden. Um mich herum wird Form und Inhalt der Rede in leise geführter Unterhaltung kritisiert und besprochen. Einige Herren bewundern sehr diese gewissermaßen antike Form, in der das Staatsoberhaupt so unmittelbar zu einem freien Volke spricht. Für unser Empfinden hat es etwas Peinliches, einen großen Mann zu sehen, der durch den Zwang politischer Verhältnisse dahin gebracht wird, persönlich um die Gunst der urteilslosen Massen zu werben. Unwillkürlich taucht die Erinnerung auf an Shake-

Und wer zu solcher Greueltat hinzukam und jammernd um Erbarmen für das gequälte Opfer flehte, der war der böse, alles verschuldende Feind!

* * *

Das sind wohl traurige Erscheinungen, aber sie kommen selten vor, und viele Leute haben gar keine Ahnung von solcher Missetat, zu der Not, Verblendung und furchtbare Verzweiflung die Menschen bringen kann. Das Volk an sich ist harmlos, harmlos selbst in seinem Aberglauben, der als alte Überlieferung aus der Urväter Zeiten noch seine Blüten treibt.

Haben Sie den Präsidenten gesehen?

In der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht Gustav Dickhut überaus anziehende „Amerikanische Reisebilder“. Jedes Kapitel der durch mehrere Nummern sich ziehenden Darstellung hat ihr Interessantes. Wir können es uns nicht versagen, den Absatz wiederzugeben, der vom Präsidenten Roosevelt handelt.

Keine Frage, sagt Dickhut, ist nach meiner Rückkehr aus Amerika so oft an mich gerichtet worden, wie diese: „Haben Sie den Präsidenten gesehen? Welchen Eindruck hat Roosevelt auf sie gemacht?“ Man beschäftigt sich in Deutschland viel mit der Persönlichkeit dieses interessanten Mannes, und ich kann nicht leugnen, daß ich gespannt war, ihn kennen zu lernen. Zum erstenmal sah ich den Präsidenten bei der Ausstellungsfeier in Jamestown.

Man hatte dort, unmittelbar am Meere, an der Mündung des Potomac, eine Ausstellung gebaut, die eine rückblickende Übersicht geben sollte über alle Fortschritte und Errungenschaften von der Gründung der Virginischen Kolonie bis auf den heutigen Tag.

Für die Eröffnungsfeierlichkeit war eine Tribüne errichtet, nach Art der auf unseren Rennplätzen üblichen. Auf dieser Tribüne saß eine geladene Gesellschaft, in der unteren, vorderen Reihe war eine Loge für den Präsidenten freigehalten. Ein Raum von etwa zehn Schritt Breite war vor der Tribüne mit Stricken abgesperrt, jenseits des Strickes war eine weite Grasfläche dem Publikum freigegeben. Unter dem Volke waren wohl die Hälfte Frauen und Kinder.

Der Präsident fuhr an in dem freigelassenen Raume vor der Tribüne. Voraus zwei Offiziere zu Pferde, dann eine zweispännige Viktoria, einfach und geschmackvoll, hinterher noch mehrere Wagen mit Damen und Offizieren, dann wieder einige Reiter.

mannes. Der schlimmste, weil völlig unfaßbare Feind ist der kindische Instinkt der sich souverän fühlenden Massen; das amerikanische Volk ist als solches noch im Werden, es ist auf der Entwicklungsstufe, die bei dem heranwachsenden Knaben als Flegeljahre bezeichnet wird, und zeigt alle Eigenheiten dieser wenig anmutenden Periode. Ganz charakteristisch für diese Altersstufe ist das Streben, sich von der Autorität frei zu machen. Das Kind fügt sich ihr willig; der reife Mann läßt sie wieder gelten; der noch unreife sucht ihr zu entfliehen.

Dazu kommt nun hier das widerliche Treiben der politischen Presse, die an Schamlosigkeit alles hinter sich läßt, was wir in der Alten Welt kennen. So fehlt denn den Amerikanern zurzeit noch vollständig das Gefühl der Achtung vor bedeutenden Männern und ihren Leistungen; sie haben vor nichts Respekt. Besonders scharf kennzeichnet sich das in einer geflissentlichen Nichtachtung symbolischer Abzeichen. So ist die militärische Uniform der großen Masse nur ein joke. Charakteristisch für den Mangel an Pietät ist auch folgender Fall: eine erst vor zwölf Jahren gebaute Kirche mitten in Newyork hat man in diesem Jahre niedergerissen, um an ihre Stelle ein großes Hotel zu setzen. Man kann sagen, daß diesem Volke geradezu der Begriff der Ehrfurcht fehlt, und so fehlt denn auch den allermeisten das Verständnis für eine so bedeutende Persönlichkeit wie Präsident Roosevelt. Die Amerikaner sehen nichts als eitle Anmaßung in dem leidenschaftlichen Streben dieses außerordentlichen Menschen, der durch seine Erfahrungen zu der Überzeugung gekommen ist, daß eine Regierung nur dann etwas leisten kann, wenn sie gefürchtet wird. Sie sehen nicht, daß ihre eigene eitle Anmaßung unendlich viel größer ist, indem sie wagen, dem Ungewöhnlichen die Wege vorschreiben zu wollen. Es soll niemand stehen über dem souveränen Volk, auch der Bedeutendste nicht; er muß herunter auf das Niveau allgemeiner Mittelmäßigkeit. Und so zerren sie an ihm — nicht aus Einsicht oder aus persönlichem Hasse, sondern in kindischem Eigensinne, Dünkel und Übermut. Hinterher wird es ihnen vielleicht leid tun. Vielleicht auch nicht; denn Kinder haben kurzes Gedächtnis.

Trotzdem läßt sich nicht verkennen, daß weite Kreise einsichtiger Menschen tief ergriffen sind von dem ehrlichen Streben des Präsidenten, der dem ganzen Volke ein leuchtendes Beispiel ist an persönlicher Ehrenhaftigkeit und Lauterkeit. Es ist, als wolle in dem Volke eine Ahnung erwachen, daß Roosevelt der vom Schicksal gesandte Mann sein könne, der berufen ist, die Pest einer geradezu schauerlichen Korruption zu heilen.

speares Volksszenen aus Julius Cäsar und Coriolan; wir verstehen den Ekel, mit dem diese Herrenmenschen ihre politische Rolle spielen, knirschend vor innerem Grimm. Wir verstehen auch, wie bei impulsiven Naturen von Zeit zu Zeit der Augenblick eintritt, in dem sie sich nicht mehr beherrschen können, in dem das alles herausbricht, was sie Tag für Tag in sich hineinwürgen.

Roosevelt ist im höchsten Grade Stimmungsmensch und er hat nicht die lange Schule gehabt, in der europäische Fürsten und Staatsmänner die unendlich schwere Kunst der Selbstbeherrschung lernen. Überdies ist er durch seine Stellung nicht so geschützt wie jene Männer. Er muß jedem Rede stehen, dem es beliebt, ihn sprechen zu wollen, selbst jedem Reporter. So spricht er manchmal viele, viele Menschen an einem Tage; je nach der Stimmung des Augenblicks entschlüpft ihm dieses und jenes Wort und, wie so oft Menschen von lebhafter Phantasie, hat er ein schlechtes Gedächtnis für das, was er gesagt hat. So widerspricht er sich öfter als gut ist, muß widerrufen, wird gereizt und ungeduldig und schlägt dann gelegentlich einen Ton an, den der Amerikaner nicht gewöhnt ist und den er übel nimmt. Dazu kommt die tiefe, geradezu haßerfüllte Erbitterung gewisser Geldkreise, deren Treiben der Präsident empfindlich gestört hat. Wie weit diese Erbitterung der Wallstreetleute auch im übrigen Amerika vorhanden ist, darüber habe ich nichts Zuverlässiges erfahren können.

Der Präsident und seine Familie ziehen sich sehr zurück. Roosevelt sieht nur die Botschafter jährlich zum Diner bei sich, im übrigen finden von Zeit zu Zeit Empfänge statt, die immer nach demselben Programm verlaufen. An der Tür des Empfangsraumes wird der Eintretende vom Präsidenten begrüßt, der die Honneurs seines Hauses macht wie ein Privatmann. An der nächstfolgenden Tür empfängt Mrs. Roosevelt die Gäste. Ihr, wie ihrem Gemahl steht ein Adjutant zur Seite, der die Namen der Eintretenden nennt.

Ein eigenartig hübsches Bild im Freien, die im Scheine des elektrischen Lichtes unter einem südlich warmen Nachthimmel plaudernd und lachend dahinwandelnden Paare, die Damen in ihren glitzernden Balltoiletten und die Herren ausnahmsweise in Uniform. Das Fest, dem ich beiwohnte, galt der Begrüßung der fremden Seeoffiziere, die zur Flottenparade nach Jamestown gekommen waren. Die Bewirtung ist die denkbar einfachste. In einem mäßig großen Raume stehen auf einem Tische Schalen mit Teegebäck, zu dem die Diener Tee und Limonade reichen.

Eins nur ist gewiß: sachlicher Gegensatz und selbst persönlicher Haß sind nicht die gefährlichsten Gegner eines amerikanischen Staats-

vinkulieren lassen, nur hat der ursprüngliche Eigentümer oder Einleger dann natürlich kein Recht mehr darauf. Wenn man ein Büchel für einen Pflegling oder Mündel vinkulieren läßt, so legt sich bei Behebungen das Gericht ins Mittel. Man kann das Büchel gleichzeitig auch auf sich selbst und eine andere Person festschreiben lassen.

Das vinkulierte Büchel weiß ich also sicher, es kann mir auch gestohlen werden. Ich zeige das bei der Sparkasse bloß an, dann wird es ungiltig erklärt. Wenn man wahrnimmt, daß einem ein nicht vinkuliertes Büchel abhanden kam, so hat man den Verlust alsogleich, am besten telegraphisch, der Sparkasse anzuzeigen, z. B. „Büchel Nr. 24.906 in Verlust, bitte sofort sperren.“ Daraus erhellt, daß man sich die Büchelnummer gut merken, sich extra aufschreiben muß. Die Angabe allein des Namens, auf den das Büchel geschrieben, genügt nicht.

Wenn das Büchel verbrennt oder sonstwie zugrunde geht, so zeigt man's natürlich auch der Sparkasse an, es wird amortisiert, d. h. als ungültig bezeichnet, und nach Feststellung der Person und des Eigentums und nach anderen Scherereien bekommt man ein neues Büchel.

Ist das Büchel in Sicherheit, dann braucht man sich um das Vermögen weiter nicht mehr zu kümmern. Die Papiere sind in denkbar sicherstem Gewahrsam. Das Geld macht seine Wege und wächst langsam, aber sicher. Es wachsen die Zinsen dazu und von den Zinsen wieder die Zinsen und der Eigentümer hat immer mehr Vermögen als in seinem Büchel steht. Will er wissen, wie viel es genau ausmacht, so braucht er bloß mit dem Büchel zur Sparkasse zu gehen, oder es hinzuschicken, und jederzeit werden ihm bereitwillig die Zinsen berechnet und aufgeschrieben. Auch wenn er etwas beheben will, so kann er das Büchel per Post schicken, durch die es ihm mitsamt dem Gelde wieder zukommt. Nur wenn alles behoben ist, bekommt er das Büchel nicht mehr in die Hand, es wird durchlöchert und vernichtet.

Aber das Sparkassebüchel darf man nicht etwa bloß rekommandiert oder gar in einem gewöhnlichen Brief schicken, es muß auf der Post mit seinem vollen Werte versichert werden.

Wer etwas einlegt, der soll wissen, daß die Sparkasse nur von halb zu halb Monat zu verzinsen pflegt. Wer z. B. am 1. März einlegt, dem werden bis 15. März um Mitternacht keine Zinsen zugeschrieben. Wer zwischen 1. und 15. März das Kapital herausnimmt, der bekommt für denselben Monat keinen Heller Zinsen. Zinsen werden alle halbe Jahre zum Kapital gemacht, am 1. Jänner und am 1. Juli.

Wenn jemand neugierig ist und wissen möchte, wie viel du Vermögen hast, hingeht und einen Sparkassebeamten fragt, so wird der antworten: Ja, schmecks! und wird nichts verraten. Diskretion ist hier

Wie ist's mit der Sparkasse?

Ein plaudersamer Unterricht für Unkundige.

Wenn ich Geld einnehme, so lege ich's in zwei Teile. Den größeren für die Gegenwart, den kleineren für die Zukunft. Aber wohin mit der Zukunft, daß sie nicht verbrennen und nicht gestohlen werden kann? Und daß sie Zinsen trägt? Je größer die Zinsen, je unsicherer die Kapitalsanlage. Wozu reich werden wollen! Ich will lieber gut schlafen als gut essen. Deshalb begnüge ich mich mit geringeren Zinsen bei größerer Kapitalssicherheit. Ich lege mein Geld in die Sparkasse. Das ist eine Anstalt, die kein Geschäft machen will, die nur der Sparer wegen da ist und die das ihr anvertraute Geld möglichst sicher anlegt, als verzinsliche Darlehen auf Grund und Boden, auf andere Realgüter, auf besonders gefestigte, sichere Unternehmungen, auch auf staatliche Gutstehungen. Die Anstalt für sich beansprucht nur die Verwaltungskosten. Die Stellen der Verwaltungsräte sind Ehrenämter. Der größeren Sicherheit wegen ist ein Reservefonds vorhanden in Millionen von Gulden. Bei gutem Geschäftsgang werden die Zinsen erhöht oder wohltätige Zwecke gefördert.

Ich lege also mein Geld in die Sparkasse. Aber weniger als eine Krone wird nicht angenommen. Also, ich, der Einleger melde an: Ich will einlegen, so viel und so viel. Da bekomme ich zuerst im Hauptbuch der Sparkasse ein eigenes Blatt, auf dem mein Geld, und nur mein Geld berechnet wird. Als Schuldschein bekomme ich ein dünnes Sparkassebüchel mit einer bestimmten Nummer. Da ist eingeschrieben in Ziffern und Buchstaben die eingelegte Summe und das Datum der Einlage und die Unterschrift dreier Sparkassenbeamter. Dieses Büchel muß ich gut aufheben, denn es ist so viel als Bargeld. Ich kann das Büchel auf meinen Namen schreiben lassen, aber das hilft mir nichts. Wenn ich's verliere und es ein anderer findet und damit zur Sparkasse geht, so bekommt er das ganze Geld heraus und er kann nach Burtehude reisen oder wohin er sonst will. Er kann auch daheimbleiben, wenn's nicht aufkommt. Jeder, der mit dem Büchel kommt, kriegt das Geld!

Da will ich das Büchel doch lieber nicht verlieren. Oder ich lasse es vorher vinkulieren, das heißt sperren. Das tut die Sparkasse, indem sie in ihr Buch und ins Büchel schreibt: „Vinkuliert". Wenn dann einer kommt mit dem vinkulierten Büchel und das Geld beheben will, so schauen sie ihn an wer er ist und er muß sich, wenn er nicht persönlich bekannt ist, notariell ausweisen, daß er der Eigentümer des Büchels ist. Dann bekommt er sein Geld. Weist er sich nicht aus, so kann er hopp genommen werden. Man kann das Büchel auch auf eine andere Person

Dieser Unterricht ist vorwiegend für den Einleger. Nun hat die Sparkasse auch noch eine andere Seite. Es ist nicht so, wie der kleine alte Holz-Hansel meint, daß die Sparkasse eine große Eisenkasse habe, in die sie das von den Einlegern gebrachte Geld hineintut, fest zusperrt und einen Wächter dazustellt, der einen großen Schnauzbart und einen großen Säbel hat. — Wenn die Einleger alle auf einmal zur Sparkasse gingen und ihr Geld haben wollten, so würde sie die Hände über den Kopf zusammenschlagen und verzweifelt ausrufen: Meine lieben Leute, wo nähme ich denn jetzt auf einmal das viele Geld her? — Aber Frau Sparkasse! Wir haben dir ja das Geld gegeben, wo hast es denn? — Leute, das habe ich ausgeliehen.

Es ist für die ganz Unwissenden damit angedeutet worden: So wie der Einleger der Sparkasse sein Geld leiht, so leiht es die Sparkasse wieder anderen, die damit wirtschaften und Zins zahlen können. Die Entleiher zahlen etwas höhere Zinsen, als die Einleger bekommen, der Verwaltungskosten und des Sicherheitsfondes wegen. Diese Entleiher müssen aber das ganze Geld nach Kündigungsfrist zurückgeben, sobald es die Sparkasse zurückverlangt. Denn sie ist ja nie sicher, wann die Einleger ihr Geld heraushaben wollen. Es kommen derer ja alle Tage, aber manchmal besonders ist Not und ein Geriß ums Geld und bei den Behebungsschaltern drängen sich die Leute wie bei einem Zwetschkenkrämer, zwölf um einen Kreuzer! Und anderseits kann es die Sparkasse von ihren Schuldnern nicht immer gleich so zurückhaben, es ist oft festgenagelt an Grund und Boden, an Häusern, Fabriken und so weiter — da mag's wohl plagen, da mag der Sparkasse wohl angst und bange werden, mehr noch als den Geforderten und als den Behebern. Aber nur der Stockung wegen. Gefahr an sich ist kaum zu fürchten. Im allerschlimmsten, kaum je eintretenden Falle, wenn der Beheber nicht warten kann, müßte er vielleicht irgendeine Realität übernehmen statt des Geldes. Kann er aber ein wenig warten, dann bekommt er ohne weiters ruhig sein Geld mitsamt den Zinsen ausbezahlt.

In Geldklemmen, die von Zeit zu Zeit und mit einer gewissen Regelmäßigkeit eintreten, pflegt die Sparkasse den Zins zu erhöhen. Damit erzielt sie, daß wieder mehr Geld eingelegt wird und anderseits, daß die Schuldner das teure Geld von ihren Wirtschaften freizumachen und zurückzuzahlen trachten. Jetzt kann's der Sparkasse auf einmal passieren, daß sie zu viel Geld hat, daß sie nicht weiß, wohin mit dem Geld. Aber sie weiß sich schon zu helfen — wups herab mit dem Zinsfuß! Das verringert sofort die Einlagen, vermehrt die Behebungen und regt Geschäftsleute an, von der Sparkasse billiges Geld zu entlehnen.

So schwankt die Wage auf und nieder und die Sparkasse muß fortwährend das Zünglein beobachten, damit sie von keiner Krisis überrascht werde. Sie hilft sich aber auch mit Wertpapieren, Staatspapieren,

die größte Ehrensache, darauf müssen sich die Einleger verlassen dürfen. Wer aber mit dem Büchel kommt, dem wird alle Auskunft erteilt.

Will man Geld beheben, so behält sich bei größeren Beträgen die Sparkasse eine vorherige Aufkündigung vor, die aber zumeist nicht geübt wird. Nur bei Beträgen, die in die Zehntausende gehen, muß die Behebung ein paar Wochen vorher angemeldet werden.

In der ersten Zeit der Sparkassen war es Gesetz, daß die Zinsen verfielen, wenn sie drei Jahre lang nicht behoben wurden. Die Anstalt war damals nur für Arme eingerichtet, die die Zinsen mitlaufend aufbrauchten. Das ist längst nicht mehr so. Heute aber soll das folgende noch der Fall sein, auf das besonders aufmerksam gemacht werden muß: Wenn die Zinsen nicht behoben werden und sie sind auf die Höhe der ursprünglichen Einlage gestiegen, so hat die Sparkasse das Recht, die weitere Verzinsung des Guthabens einzustellen. Das aber nur in dem Falle, als der Eigentümer sich die ganze Zeit nicht gemeldet hat.

Es wäre sehr nett, wenn man einem lieben Ururenkel, den man leider nicht zu kennen die Ehre hat, weil er ja noch lange nicht auf der Welt ist, ein Sümmchen von etwa 1000 Kronen in die Sparkasse legen könnte, damit der Nachkomme nach hundert Jahren ein großes Vermögen zu beheben hätte. Aber das geht nicht. Schon nach vierzig Jahren nach der letzten Einlage verjährt das Kapital samt den Zinsen und — man hat nix, und der noch nicht geborne Urenkel noch weniger. Die verjährten Gelder behält die Sparkasse selbst und legt sie zu ihrem Reservefonds oder verwendet sie zu gemeinnützigen Zwecken.

Die Sparkasse — und das ist auch eine wenig bekannte Geschichte — ist nicht gezwungen, von jedem jede beabsichtigte Einlage anzunehmen. Sie kann zurückweisen. Sie kann — wenn es ihre Gebarung verlangt — alte Einlagen aufkünden, wann sie will. Ist der Eigentümer nicht bekannt, nicht zu finden, so geschieht die Aufkündigung durch öffentliche Blätter und ist auch das fruchtlos, so übergibt sie das Geld zur Aufbewahrung dem Gericht. Dort soll es zusehen, wie es sich selbst weiter verzinst und endlich seinen Herrn findet. Ist dieser tot oder sonst unaufbringbar, dann ist wohl Herr Staat der lachende Erbe. Nun, er kann's ja brauchen.

Daß die Sparkasse unter Kontrolle des Staates steht, ist selbstverständlich. Also ist die Sicherheit dieser Anstalt so gründlich verbürgt, als es die Möglichkeit gestattet. Jedenfalls ist eine Sparkasseeinlage sicherer und verläßlicher als das Leben des Einlegers. Daher soll ein solcher sein Sparkassebüchel nie so gut verstecken, daß es — wenn's jählings mit ihm aus ist — die Erben nicht finden. Solches geschieht aber recht oft. Das Geld ist deshalb ja nicht hin, es kommt irgend jemandem auf der Welt zugute; nur jenen nicht, denen es zugedacht war.

z. B. „Andresi (30. November) Schnee tut den Körnern weh" oder: „Helle Matten, finstre Scheuern; finstre Matten, helle Scheuern". Ein Zukunftsblick, ob ein gutes Getreidejahr kommen und wie die Kornpreise ausfallen werden, ist besonders am heiligen Abend gestattet. So pflegt man im Egerlande die Ernteergebnisse des kommenden Jahres zu erfahren, indem man vier Gefäße mit Korn, Weizen, Gerste und Hafer füllt. Je nachdem sich während der Christmette das Getreide in den Gefäßen mehrt oder mindert, wird die Ernte im kommenden Jahre ausfallen. Oder man durchschneidet vor der Christmette mit einem Messer Brot, mit einem anderen Weihnachtssemmel und legt die beiden Messer auf den Ofen. Ist nach der Mette das Brotmesser rostig, so gedeiht das Korn, ist das andere rostig, so der Weizen.

Die Zeit nach Weihnachten beherrscht der Glaube an den Schutz der jungen Wintersaat durch Abwehrmittel. So besprengt man am Dreikönigstage die Felder mit geweihtem Dreikönigswasser.

In den Fastnachtstagen werden drei Strohbänder gemacht, die bei der nächsten Ernte zuerst verwendet werden, damit die Mäuse nicht ins Getreide geraten. Am Palmsonntag erfolgt die Weihe der Palmen und ihr Stecken in Form von kleinen Kreuzchen auf die Felder. Am Walpurgistage und am Pfingstsonnabend steckt man die Palmkreuze in die Sommersaat.

Bittprozessionen ziehen in den Maitagen durch Feld und Flur, um den Segen Gottes auf die Saaten herabzuflehen. Als besonders reinigend und alles Schädliche abwehrend gilt die Macht des Johannisfeuers (24. Juni); darum steckt man Kohlen davon in die Felder, auch in die Flachsfelder.

Was das Säen betrifft, so soll man damit nicht am Freitag beginnen, weil sonst die Saat nicht gedeiht. Mit der Herbstsaat wird immer am Tage nach Mariä Geburt (8. September) begonnen. Der Säemann muß rein gewaschen und gekleidet sein, damit der Weizen nicht brandig werde. In das Saattuch soll man keinen Knoten machen, sonst kommt der Knoten auch in die Saat, d. h. das Getreide wächst nicht. In das Saattuch, in welchem sich das Saatgetreide befindet, gibt man drei geweihte Palmkätzchen und besprengt dann das Getreide mit Weihwasser. Die Saat muß mit den drei ersten Würfen gegen Osten in den drei heiligen Namen geworfen werden. Um den Weizen vor Brand zu bewahren, sprengt man ins vordere Saatgetreide etwas Vitriol, im Wasser aufgelöst, mit den Worten: „Das helfe Gott Vater, Sohn und h. Geist" und betet im stillen ein Vaterunser. Die drei Samstage nach dem Karsamstag und Pfingstsamstag geht nach dem Volksglauben der „Bilmazschnitter" um. Findet dieser Korndämon auf einem Felde keine Kreuzel gesteckt, so nimmt er von jedem Felde drei

die sie wie Puffer gleichsam zwischen die wirtschaftlichen Stöße legt und damit die nötigen Ausgleiche erzielt.

Bei dem Ausleihen des ihr anvertrauten Geldes ist die Sparkasse sehr vorsichtig. So gibt sie auf ein Landgut — so viel ich weiß — die Hälfte von dessen Schätzungswert, und das muß als erster Schuldsatz des Landgutes ins Grundbuch. Also hängen tausende und tausende von Landwirtschaften als Schuldner an der Sparkasse; von den steiermärkischen Sparkassen sagt man, daß halb Steiermark ihnen gehöre. Tatsächlich gehört gar nichts der Sparkasse, alles den Einlegern. Aber freilich nicht solchen armen Einlegern, die bei den Bauern als Pfründner eingelegt sind, sondern solchen, die Geld eingelegt hatten. So ist mancher dieser Einleger ein Gutsbesitzer, ohne daß er weiß, wo sein Gut liegt. Er braucht's auch nicht zu wissen; er genießt ruhig den Ertrag und braucht sich um nichts zu kümmern. R.

Seltsame Bauernsitten.

Von Prof. **D. Dr. A. Freybe.**

Unter den Schriften, mit welchen uns die in den letzten Jahrzehnten so überraschend erfreulich aufblühende Volkskunde beschenkte, nimmt das Werk von Alois John: „Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen" (Prag 1905, 6. Band der von Prof. Hauffen geleiteten Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde, 458 S.), eine der ehrenvollsten Stellen ein. Darüber schreibt das „Land": Innige Liebe zur Heimat vereinigt sich hier mit einer bewundernswert eingehenden gründlichen Heimatkunde. Nachdem das festliche Jahr mit seinen Winter-, Frühlings-, Sommer- und Herbstfesten und Bräuchen, dann Geburt und Taufe, darauf die Hochzeit und Tod und Begräbnis behandelt sind, folgen im fünften Hauptabschnitt die landwirtschaftlichen Gebräuche Westböhmens, welche unsere Leser besonders interessieren werden, weshalb wir hier wenigstens einiges aus dem reichen Schatze mitteilen.

Um Aussaat und Ernte dreht sich das Jahr hindurch des Landmanns Sorge, und so ist es kein Wunder, daß gerade bei dieser Hauptbeschäftigung sich zahlreiche Sitten und Bräuche finden, die teils uralt sind und auf altgermanische Anschauung zurückgehen, teils schon verkirchlicht erscheinen.

Während der Winterszeit, wo die Arbeit im Freien ruht und das Feld unter Schneedecken liegt, bleibt für den tüchtigen Landmann doch die Sorge um die Wintersaat bestehen. Alte, aus langer Beobachtung gewonnene Bauern- und Wetterregeln deuten dies an, wie

mit der Schürze abgewischt und ihnen ein Strauß Feldblumen überreicht, wofür ein Geschenk erwartet wird.

Beim Garbenbinden auf dem Felde werden die drei ersten Garben mit der Ährenseite feldeinwärts gelegt, dann „sammelt man mehr".

Bevor der erste Erntewagen, der ehrenhalber vom Bauer selbst geführt wird, in die Scheune einfährt, wird die Tenne mit Weihwasser besprengt, damit keine Feuersbrunst die Ernte vernichte. Auch muß der Wagen eine Weile vor dem geschlossenen Scheunentor warten und die Bäuerin ruft dem draußen stehenden Bauer zu: „Baua, wos bringst ma in man Haus?" Der Draußenstehende antwortet: „Ich bring's Bauan Brot, 's Mäus'n Tod." — „Dann fahr in Gottes Namen ein!" In der Planer Gegend tritt der Bauer, sobald das erste Fuder Getreide in der Scheune steht, an den Wagen und trägt die ersten Garben in die Banse, wo er sie kreuzweise anlegt mit den Worten: „Hier lege ich den Menschen das Brot, den Mäusen und Ungezieser den Tod, dazu helfe mir Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geist."

Beim Zusammenbinden der letzten Garbe wird gebetet. Nach dem Abschnitte des Getreides läßt man auf dem Felde einige Halme stehen, steckt ein Kränzchen daran oder setzt auch wohl eine Maie in Form eines Bäumchens, gibt auch einige Stücke Brot dazu. „Das gehört für die Holzfrau", sagt man und betet dabei. Dadurch hat die Holzfrau den ganzen Winter über zu leben und im nächsten Jahre gedeiht das Getreide besser. Dies geschieht bei jeder Getreidegattung.

Wer beim Schneiden des Getreides die letzten Halme abschneidet, beim Erdäpfelgraben das letzte Beet beendigt, wer den letzten Dreschelschlag führt, beim Flachsbrechen zuletzt fertig wird, von dem sagte man: „er hat den Alten". Beim Mahle erhält er die größten Hefenknödel.

Nach Beendigung des Ernteschnittes gibt's einen Ernteschmaus, bei dem Semmel und Milch, in größeren Höfen auch Fleisch und Bier aufgetragen wird. In früherer Zeit war auch das „Hahnenschlagen" üblich, wobei von einem, dem die Augen verbunden waren, mit dem Dreschel nach einem Hahn geschlagen wurde. Im Schlesischen heißt der Ernteschmaus „Arhenne" (Erntehenne); es weist also dies Gericht auf ein früher übliches, besonderes Erntegericht, den gebratenen Erntehahn hin.

Im Karlsbad-Duppauer Gelände übergibt eine Schnitterabordnung an dem Tage, an welchem das letzte Getreide unter der Sichel fällt, sowohl dem Hausherrn als der Hausfrau je einen aus Getreide und Feldblumen gewundenen, mit farbigen Bändern geschmückten Kranz. Anderswo wird auch der letzte Getreidewagen mit bunten Bändern geschmückt und mit einem aus Feldblumen und Getreideähren gewundenen Sicherlkranz versehen. Mit Gesang und Peitschenknall verläßt man das Feld, ist man zu Hause angelangt, werden am Haustor singend Töpfe

Ähren und der Ertrag ist ihm verfallen. Man erkennt das betreffende Getreide nach dem Ausdreschen daran, daß es, in Haufen geschichtet, nicht ruhig bleibt, sondern „rieselt“.

Solange die Früchte auf dem Felde stehen, darf nicht getanzt werden, sonst stampft man sie in den Boden. Wenn im Herbst „zugebaut“, d. h. wenn Saat und Feldbestellung beendet ist, gibt es am Sonntag darauf ein besseres Mahl, gewöhnlich eine Henne oder einen Hahn. Dies Mahl heißt der „Saathahn“. Wenn im Frühjahr die Saaten im Winde wogen, sagt man: „Das Kornmannl geht um.“ Wenn ein Luftzug den Blütenstaub von blühenden Kornähren fortführt, sagt man: „’s Korn heiat“ (heiratet). Zur Zeit der Kornblüte, wenn hier und da noch Reif fiel, läutete man dagegen mit den Glocken.

Bedeutungsvolle Sitten und Gebräuche knüpfen sich an die erste Ausfahrt im Frühling.

Bevor man mit dem Pfluge zum erstenmal auf den Acker fährt, wird mit dem Peitschenstiele vor dem angespannten Vieh dreimal das Kreuz gemacht. In die erste Furche, die der Bauer ackert, legt er ein Brot, ein Ei und ein Stück Geld. Das Brot bedeutet die Ernte, das Ei eine ganze Habe und das Geld Glück im Kauf und Verkauf. Das, was so eingelegt ist, gehört einem vorübergehenden Bettler. Auch wird wohl, wie im Ludizer Bezirke, das Ei auf das Brot gelegt und der Bauer macht vorerst mit der Peitsche das Zeichen des Kreuzes auf der Erde, bevor er losfährt. Bei der Rückkehr erhält er das Ei gekocht, das Brot erhält der erste Bettler, der kommt.

Das erste Pflügen wird als eine heilige Handlung betrachtet, die sonst durch Gebete und Weihen ausgezeichnet war. Auch nimmt der Frühlingspflug nach dem Volksglauben alle Unreinheit des Winters mit weg, weshalb wohl alte Weiber mitunter dem, der zuerst zu Acker fährt, zurufen: „Siehr i mein ersten Ackermann, dran häng i mein Läus und mein Flöich an“, oder es wird ihm auch wohl Asche nachgeworfen.

Sobald die Knechte zum erstenmal vom Acker nach Hause kommen, werden sie von den Mägden mit Wasser begossen, damit sie nicht faul werden, der Regen nicht ausbleibe und das Gespann frisch und gesund auf den Füßen sich erhalte.

Der Getreideschnitt beginnt im Egerlande gewöhnlich zu Jakobi. Das Getreide wird dort mit dem „G’rüst“ gehauen, einer Sense, die mit rechenartigen hölzernen Stäben zum Auffangen des abgehauenen Getreides versehen ist, im südlichen Teile dieses Gebietes, den Hafer ausgenommen, mit Sicheln.

Kommt der Bauer oder die Bäuerin, während der Getreideschnitt im vollen Gange ist, zum erstenmal auf das Feld hinaus, so werden ihnen, wie auch sonst einem Gaste, von einer Schnitterin die Schuhe

den Suchenden aufgefunden, so sagten die Drobler einen Spruch und berußten dabei die Bäuerin im Gesichte, hierauf erhielten sie Bier und Kuchen.

Das sind einige der landwirtschaftlichen westböhmischen Gebräuche und Sitten aus dem reichen Schatze der Sammlung von Alois John, wie denn die Volkskunde gerade auf diesem Gebiete einen so reichen und ergiebigen Stoff findet. Das so reichhaltige Werk „Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen" bietet aber überhaupt eine solche Fülle volksgeschichtlichen und volksphysiologischen Materials, daß wir es nicht ignorieren dürfen, wenn wir die deutschen Gebiete des westlichen Böhmens in ihrer Zusammengehörigkeit mit dem gesamten deutschen Volkstum, Gebiete, die uns lange genug „böhmische Dörfer" waren, kennen lernen wollen. Und so sei das Werk auch dem Leserkreise des „Heimgarten" warm empfohlen!

Oberösterreichisches.

Von Hans Mittendorfer.

Da Goldschmiedbua.

Mei Werkstatt in da Stubn
Dö wart schon, daß i kum
Und Ringerl, Ringerl schmiedn tua:
I bin da lusti Goldschmiedbua,
Da Goldschmiedbua, juchhe!

Triaff s Nagerl aufn Kopf,
Fang s Dirndl her beim Zopf
Und hammerl, hammerl spat und fruah:
I bin da lusti Goldschmiedbua,
Da Goldschmiedbua, juchhe!

Und leg i s Hammerl weg
Und schleicht da Tod ums Eck,
Is garbeit gnua, hat d Liab a Ruah,
Aft tanz i mit dö goldan Schuah
An Engerl zua, juchhe!

Kam der Wind, wia d Leut toan blosn.

Kam da Wind, wia d Leut toan blasn,
Sturma tats aus alli Nasn,
Alli Wingfahn auf amal
Wurdn narrisch überall,
Renna tatens, nix als renna
Rechts um, links um nöt zum kenna,
Ohne Ruah und ohne Rast,
Wia da große Sturmwind blast.

D Weiba hättn Teuxlsgfrett
Mitn Kittln und i wett:
Auffliagn tatn damisch viel
Hexn ohne Besenstiel.
Bam und Häuser schmeißats um;
Dort a Trumm und da a Trumm
Reißats weg und Stadt und Land
Wachlats, wirblats durchanand.

Und da Staub, der müaßat fliagn,
Neamd kunnt mehr an Atm kriagn,
Niamd an Schritt vor seina segn
Und um alle Hüat wars gschegn,
Schwupsdi! wiar a Luftballon
Fliagadns vom Kopf davon
Und dö Köpf — o je, o je —
Häufti reißats mit in d Heh.

Da gabs Elend, Schmerz und Jamma;
's Dirndl klagat um sei Kamma
Und da Bua ums Kammafensta.
In da Luft dö altn Gspensta
Tatn kepplu: und dö junga
Das, was s gnennt habn „recht schen gsunga",
Wia uns d Mäus davon san groast
Und dö Katz dahungert, woaßt!

zerschlagen und der prächtige Sicherlkranz wird mit einem Spruche, der um Tanz und Bewirtung bittet, der Hausfrau aufs Haupt gesetzt. Gegenwärtig wird das „Sicherln" (= Erntefest) an einem Sonntag Ende August oder Anfang September gehalten.

In diese Zeit fallen auch die eigentlichen Erntedankfeste.

Im Egerlande findet dies Fest regelmäßig am letzten Sonntage im August, am Vinzenzisonntage statt. An diesem Tage ziehen von allen Kirchen- und Pfarrorten des Egerlandes die Pfarrer in Prozession unter dem Spiele der Musik in die Stadt Eger ein. Um 10 Uhr findet eine große Prozession um den Egerer Marktplatz statt, wobei früchte- und ährentragende Mädchen im Zuge mitschreiten — eine Prozession, die Goethe in seinen Tagebüchern (26. August 1821 und 25. August 1822) schildert.

In Grafenried findet das „Arnfest" im Oktober statt. In der Kirche sind Leuchter, Kanzel und Ampeln mit Blumen und Ähren geschmückt; die Predigt feiert den Erntesegen.

Der Tag des Ausdrusches ist im Egerlande ein halber Festtag. Der letzte, der auf die Tenne schlug, nimmt ein Strohband, bindet damit der Hausfrau die Füße und zieht so lange, bis sie sich mit Eiern, Brot oder Geld löst.

Sobald die Knechte eines Hofes ausgedroschen haben, schnitzen sie aus Holz einen Schlüssel, den sogenannten „Stodlschlüssel", hängen zwei Strohquasten daran und suchen ihn in die nachbarliche Scheune, wo noch gedroschen wird, zu werfen. Ehe sie aus der Scheune gehen, machen sie wohl auch einen Strohmann, der schwarz an Stelle des Gesichtes ist, und schicken ihn dem Nachbar ins Haus, der noch nicht ausgedroschen hat.

Wer beim Dreschen des Weizens den letzten Schlag tat, hieß in Haselberg „das Waizhendl", beim Hafer „die Habergeis", beim Korn „der Brotvater". Sobald der Bauer das letzte Getreide zum Dreschen auf die Tenne gab, wurde er damit umwunden und mußte sich durch gebackene Knödel lösen.

Im Klattauer Bezirke wird sogleich nach dem Ausdreschen der letzten Garben ein Brett auf den Hof gelegt und mit Dreschflegeln daraufgeschlagen — das Zeichen, daß in einem Hofe ausgedroschen ist. Der Lärm beim Draufschlagen verkündet es im ganzen Dorfe. Plötzlich laufen alle davon zurück und der letzte, der zurückblieb, ist „die Stodlhenn" (Stadelhenne). Nach dem Ausdreschen gibt es das Drescherbier, wozu auch Gäste sich einstellen. In früherer Zeit ging dem Drescherbier das Drosseln voran, das heißt die Knechte zogen aufs Drosseln aus. Die Bäuerin, der dies galt, suchte sich dann gewöhnlich zu verkleiden, um nicht erkannt zu werden, oder versteckte sich. Wurde sie von

„Is z viel Süaßigkeit dran“,
Sagt aft s Dirndl nacha,
Bringt ig s sicha guat an,
Van an Zuckabacha.“

Und richti hats gheirat
Und iazt is s vabei
s Umliabln, dös feirat
Und Abbußlerei.

Meine liabn Berg!

Auffi, auffi! habts ma gwunka.
Stolz und glückli habts mi gmacht
Meini Berg! Und seids vasunka
Wiar a Tram in stilla Nacht.

Seids vasunka! — Seids vasunka?
Oder bin i von eng fort,
Bis mi d Ebn hat ganz vaschlunga
Und ös stehts nu herrli dort?

Wia mei Jügad, wia mei Dasein
Untagehn wird, untageht,
Tiaf, bis daß von all mein Frohsein
Ninderscht mehr a Halmerl steht.

Und mei Jügad geht nöt unta?
Und mei Freud wird ewi lebn?
— Schlafn tuats; wills Gott, wirds munta,
Wann i zruckkehr aus dar Ebn.

Wann da Herrgott sturb.

Sturb da Herrgott gschwind,
Wurd da Sunnschein blind,
Bleibat s Bacherl stehn,
Kunt koa Wind nöt gehn.

Kunnt koa Herzerl schlagn
Und koa Bua nöt fragn:
Dirndl, bist denn haab?
Weils koa Liab mehr gab.

Der Teufel bei den Bärentreibern.

Von **Roda Roda**.*) Nachdruck verboten.

„Enkelchen“, sagte eines Tages die Teufelsgroßmutter, „so kanns nicht weitergehen. Seit ich meine Zustände mit dem Magen habe, ist himmelschreiende Unordnung bei uns. Gestern erwische ich einen, wie er den Herostratus mit ganz kalten Zangen zwickte und heute finde ich wieder Nero vergnüglich im starren Schwefel sitzen — das Feuer war ausgegangen. Du wirst auf die Oberwelt gehen müssen.“

„Seelen kaufen?“ fragte der Teufel.

„Beschrei es nicht! Darüber sind wir, Gott sei Dank, lang hinaus. — Aber nach einer Stütze wirst du dich umsehen müssen.“

„Einer Stütze der Hausfrau?“

„In Gestalt einer Schwiegertochter, die fleißig mithilft, die Kessel bereitzustellen, und beim Sengen und Sieden nach dem Rechten sieht.“

So sprach die Alte, zog ihrem Enkel seine besten Kleider an, steckte ihm eine frische Hahnenfeder auf den Hut und entließ ihn mit vielen herzlichen Flüchen auf die Freite.

— — — — — — — — — — — — —

Vier Wochen später hinkte der arme Teufel zerrissen und zerschlissen die staubige Landstraße daher und dachte an alles, was er erlebt hatte. War nicht viel Erbauliches dabei. Heiratslustige Mädchen hatte er tausend

*) Aus Roda Rodas demnächst erscheinenden „Von Bienen, Drohnen und Baronen“. (Berlin. Verlag von Schuster & Loeffler. 1908.)

Liabi Leut, drum halts ma d Nasn
Nöt gar z hoch und toats nöt blasn,
Denn ös seids zum Wödamacha
Z dumm und z dalkat außabacha.
Wind und Sturm und stille Zeit
Hat da Herrgott, wias n gfreut,
Gott sei Dank! bei Tag und Nacht
Ganz alloa in seina Macht.

Da unentschlossne Hochzeiter.

Trummelts es aus im Land,
I war gern schen beinand,
Hochzeitli schen,
Aba mit mir, mit mir
Hin gegn da Kirchatür
Müaßad mar gehn.

Müaßad bildsauba sein,
Daß mi der Gang kunnt gfreun
Hin zum Altar:
Dirndln, kemmts her, kemmts her!
— Allweil mehr, allweil mehr,
Das wird a Schar!

Oani — wanns schen gnua is —
Tats für mi. das is gwiß;
Zoagn si so viel,
Rot wia Bluat, weiß wia Schnee,
Tuat ma d Wahl oamal z weh,
Kimm an koa Ziel.

Doh, wann i ledi bleib,
Brauch i an Zeitvertreib,
Dirndln, bleibts da!
— Der, dö am erstn geht,
Weils nöt auf mi ansteht,
Der renn i nah!

Dö Bußln.

Hängn d Bussel wia d Nuß
Dö vagoldtn am Bam,
Mecht schon s Dirndl ön Kern
Gar so gern, gar so gern!

Denn da Kern is so gschmah
Und so süaß und so guat
Und es juckt oan darnah
Und es zuckt oan im Bluat.

Der Gedanka — und s Blanga
Laßt ön Dirndl koa Ruah:
San d Nusserl dö Busserl,
Da Kern is da Bua!

*

Hat ma s Göscherl herghabt,
Han a Bußl drauf pappt:
Bis zum Tod siegelts d Liab
— Wann i heut auf d Nacht stirb.

Do i han koani Sorgn
Und i leb schon nu morgn,
Bin zum Busseln nit z fäul,
Han zum Gernhabn daweil.

*

Bin ön Dirndln nia feind,
Is s iatzt morgn oda heunt
Und jahraus und jahrein
Wiar i anders nöt sein.

Und jahrein und jahraus
Gehts dahin in oan Saus,
Ön oan Braus, ön oan Flug
Wia an Eisnbahnzug!

*

Da Eisnbahnzug
Pfeift daher ön oan Flug
Und beim Wachtahäusl
Singt a saubas Zeisl.

Han ön Zeisl zuaglost,
Han dö Kersch a weng kost
Und drum bin i nöt gfahrn,
Will ma s Fahrgeld dasparn.

So a Fahrgeld tuats grad
Auf a Heiratsgütl,
Wan ma anbandlt hat
Zwegn an Zeislliadl.

*

Hätt s Dirndl gern bußt,
Hat a Rosn auf da Brust;
Daß i d Rosn nit zdruck,
Halt i s Bußlgebn zruck.

Und von links und von rechts
Bußln kriagts, Bußln mechts,
Bußln mechts, Bußln kriagts,
Schier im Übafluß gschiagts.

Schier im Übafluß gschiagts
Und da Gottvada siagts.
Und da Gottvada lacht:
„Mei liabs Dirndl, gib acht!"

„Mei liabs Dirndl, gib acht!"
Hat da Gottvada glacht,
„Weil oan übl wern kann,
Is z viel Süaßigkeit dran!"

Die übrigen Zigeuner wollten Pelze, Stiefel, Seidentücher. Sollten sie haben.

„Und du, mein Schatz“, fragte er die schwarzäugige Zora, „was willst du als Morgengabe?“

„Dukaten, Korallen, Bernstein, einen ganzen Wagen voll.“

„Alles, alles will ich bringen“, schrie der verliebte Teufel, drückte den Verlobungskuß auf Zoras Lippen und hinkte eilig fort, die Geschenke besorgen.

War das ein Leben drei Tage später bei den Bärenführern! Der Ältervater saß mit der Weinflasche an der Esse und sang die ältesten Lieder; die Bären — jetzt waren ihrer zwei — brummten vergnügt; Daniel stolzierte im neuen Pelz und Balthasar in roter Seide. Kara, die Schwarze, sprang umher, daß die Muscheln in den Zöpfen klapperten. Nahmuna und Zora schlugen die Becken dazu, und abseits von allen saß der Teufel bei der tauben Ahne und lehrte sie die Bibel lesen.

Wieder drei Tage später sprach der Ältervater zum Teufel: „Schwiegersohn, laß uns den Hochzeitsschmaus halten. Wo ist der Braten?“

„Das fragen Sie mich?“ rief der Teufel betroffen.

„Wen sonst? Den Braten stiehlt der Werber. Das ist bei uns so Sitte.“

Also ging der Junker noch einmal aus und stahl eine Sau mit sieben Ferkeln. Fluchend kam er zurück. Denn die Bauern hatten ihn erwischt, weidlich geprügelt, und nur mit Mühe hatte er sich und die Beute gerettet. Die Zigeuner zogen tiefer in den Wald, um sicherer zu sein, schlachteten die Sau, und am Abend hatte der Teufel seine Schläge bei Wein, Weib und Gesang vergessen.

Um Mitternacht des dritten Tages ließ der Ältervater ein frisches Feuer anfachen und rief den Freier zum Ringwechsel. In der Glut lag ein offener eiserner Reif, den holte der Ältervater mit der Zange hervor.

Der Teufel schrie: „Was soll das?“ und wich vor dem sprühenden Ding zurück.

„Ein Ring nach unsrer Art, Schwiegersöhnchen“, antwortete der Zigeuner und fuchtelte mit der Zange, den Hammer in der andern Hand bereit.

„Was, den soll ich über den Finger streifen?“

„Bewahre, der kommt in die Nase. Sieh dir nur unsere Bären an. Sind alle Eheleute.“

„Ihr selber aber habt keine Ringe in der Nase.“

„Freilich nicht. Wenn die Zigeuner untereinander heiraten, brauchts dergleichen nicht. Bloß für Stammfremde ist das vorgeschrieben.“

„Ah, daraus wird nichts“, rief der Teufel. „Wie ließ ich mir denn einen Ring durch die Nase ziehen?“

gefunden — fast mehr als heiratsfähige, und auch den Teufel hätten sie genommen; aber sowie er ihnen was vom Reinemachen der Kessel sprach — plumps, da hatte er seinen Korb. Heute früh hatten sie ihn gar die Treppe hinabgeworfen. Und er hatte sichs doch so schön gedacht, den Ehemann zu spielen . . .

Als er sich so des Weges trollte, sprach ihn jemand „Gnädiger Herr“ an; als er aufsah, wars ein bildsauberes Zigeunerkind, das ihm eine schlanke Hand um Münzen entgegenstreckte.

Dem Teufel wurde auf einmal ganz warm, so schöne Augen meinte er noch nie gesehen zu haben. Eine ganze Hölle lag in ihrer Tiefe. „Die und keine andre“, dachte der Teufel bei sich und bat, das Fräulein ein Stück geleiten zu dürfen.

Er sagte ihr schöne Worte und fragte sie um den Namen. „Zora“ hieß sie — das Morgenrot.

„Ein höllisch schöner Name das!“ rief der Teufel entzückt. Und ob sie seine Frau werden wolle, möchte er gleich wissen.

„Warum nicht, wenn es der Ältervater befiehlt?“ antwortete die Zigeunerin und musterte heimlich den Begleiter.

Sie kamen an den Saum eines Gehölzes, da standen drei rauchbraune Stangenzelte, nach Osten hin offen. Das war das Lager der Bärentreiber. Der Ältervater, in eine wattierte Jacke mit nußgroßen Silberknöpfen gekleidet, stieg vom Wagen und hieß den Junker willkommen.

Flausen machen ist nie des Teufels Art gewesen. Er sagte rund heraus, was er haben wollte.

„Hm, hm“, machte der Ältervater, „das geht so stürmisch bei uns nicht. Es ist unsrer Familie sicher eine große Ehre, mit Euer Gnaden in Schwägerschaft zu kommen. Allein die Bräuche und Sitten der Ahnen verlangen auch ihr Recht. Da wären also noch gewisse Formen zu erledigen, dann können Euer Gnaden sofort mit Zora zur Hölle fahren.“

„Welche sind denn diese Formen?“

„Zuerst gebührt jedem der Sippe ein Geschenk nach seiner Wahl. Dann gibts Hochzeitsschmaus und Ringwechsel. Dann Abschied und Reise.“

Der Teufel wars hochzufrieden und fragte gleich den Ältervater nach seinem Begehr. Er wollte einen großen Tanzbären haben und ein schwarzes Pferd vor den Wagen.

„Bewilligt“, sagte der Freier. „Noch heute geh ichs besorgen. Und die Frau Gemahlin?“

Die Ahne hockte am Feuer. Sie war taub. Erst als ihr der Ältervater die Frage ins Ohr schrie, tat sie den Mund auf.

„Ich möchte in der Bibel lesen lernen.“

Der Teufel wurde blaß unter seinem Ruß. Dann aber erinnerte er sich, daß es ja auch eine Teufelsbibel gibt, und nickte lebhaft: Ja.

Heimgärtners Tagebuch.

Am 2. Februar um 12 Uhr mittags eilte mein jüngstes Töchterl ins Zimmer und brachte ein neues Blättchen Weltgeschichte mit. Ein Extrablatt: Der König und der Kronprinz von Portugal sind ermordet worden. — Ich erschrak heftig. Ich war sehr aufgeregt und später fragte ich mich, warum? Was geht mich Portugal an! Menschlich ja. Aber liest man nicht täglich in den Zeitungen von Morden, Doppelmorden, ja sogar Massenmorden, und man bleibt gleichgültig? Ist ein armer Teufel, den's trifft, nicht ebenso ein Mensch wie der Fürst? Empfinden es die Seinigen nicht ebenso schwer? Warum regt einen der Fürstenmord so sehr auf? Etwa weil die politischen Kreise, die er zieht, auch uns berühren können? Etwa weil sich das Drama auf hoher Warte, von aller Welt gesehen, abspielt und so viel des Interessanten im Gefolge hat? Macht die Sache auf uns Fernstehende nicht bloß den Eindruck eines großen Schauspiels? Eine Art künstlerisches Mitgefühl, nichts weiter. Und doch der Schreck, die Aufregung. Warum? Darum, weil derlei Ereignisse Offenbarungen der Weltgeschichte sind. Scheinbar werden solche Taten von einem oder von wenigen Individuen verübt, im Grunde aber kommen sie, wenn die Saat reif ist, aus den Tiefen der Menschheit. Darum packen sie jeden von uns so wild an.

Aus München erhielt ich einen Brief von Major Baumann, dem folgende für weitere Kreise interessante Stelle entnommen sei: Auf der Rückkehr von einer großen Reise um die Welt holte ich mir aus der Bibliothek des prächtigen Schiffes des Norddeutschen Lloyds „Kronprinzessin Cäcilie“ einen Band „Rosegger“. In der Geschichte „Ein Judas von Tirol“ sagt der Verfasser am Schlusse: „Ich bin ungewiß, wo Andreas Hofers Verräter Raffl gestorben ist? Einige sagen in Bayern, andere in Wien.“ — Ich bin nun zufällig in der Lage, hierüber einigen Aufschluß geben zu können.

Hofer war mit den Seinen in eine hochgelegene Alpe über dem Pfandlerhofe geflohen. Hier überraschte ihn unangenehm der Besuch eines gewissen Josef Raffl, eines armen Kerls, der keinen guten Ruf genoß. Hofer, welcher sehr beunruhigt war, gab ihm zwei Kronentaler; er möchte auf sein Wohl trinken, ihn aber nicht verraten. Raffl nahm das Geld nicht an und entfernte sich, um das Sündengeld von 1500 fl., welches auf Hofers Kopf gesetzt war, zu verdienen. — Darauf folgt die bekannte Gefangennahme u. s. w. und Hinrichtung. — — —

Der unselige Raffl bekam eine Verwendung beim bayerischen Mautwesen. Später wies ihm König Max ein Nebenhäuschen des auf-

„Mir ists gleich", sprach der Ältervater und legte das Eisen in die Kohlen zurück. „Kein Ringwechsel — keine Hochzeit. Mag eine andre die Herdstellen loh halten und in der Hölle Kupfer scheuern."

Ein paar Minuten dachte der Teufel nach. Dann fragte er: „Gehts denn durchaus nicht ohne die peinliche Zutat?"

Die Ahne schüttelte den Kopf, als hätte sie ihn verstanden. Zora redete zu: „Es dauert ja nur einen Augenblick."

So hielt er denn in Teufels Namen die Nase hin. — Glitsch! Ratsch! hatte ihn der Ältervater am Ring, hielt ihm die Nase an den Amboß und schweißte zu, daß die Funken flogen.

Als sich der arme Teufel die Tränen aus den Augen wischte, lag er vor dem Lager an der Kette — rechts ein Bär, links ein Bär — und Balthasar beriet mit Daniel, wie sie den neuen Zögling tanzen lehren sollten.

„Er wird eine Zugnummer ersten Ranges", jubelte der Ältervater ein- über das andremal und rieb sich die schwieligen Hände. Zora, die falsche Zora hockte an der Flamme und machte flache Steine heiß zum ersten Unterricht.

Aber da hatten sich die Bärentreiber einen schönen Schüler angeschafft! Ungeberdig und störrisch war er, ein wahrer Teufel. Auf den heißen Steinen ging er so sicher umher wie andere Leute auf der Straße und hinkte, statt zu tanzen. Die ganze Nacht konnte man ob seinem Schreien und Winseln nicht ruhen — kurz, es war nichts mit ihm. Nicht einmal zu erschlagen war er.

„Ach, Schwiegervater, gern will ich euch in Frieden lassen in Ewigkeit, euren Töchtern will ich das Feuer der Hölle schenken, Schmuck ins Rabenhaar, die Kunst, in der Bibel zu lesen — nur laßt mich frei."

Der Ältervater nahm den Teufel beim Wort. Reizen wollte er ihn schließlich nicht — man weiß nie, wann man wieder mit ihm zu schaffen kriegen kann. So löste er denn am Abend des Teufels Kette.

Noch eine Bitte hatte der Teufel: Er möchte nicht mit ganz leeren Händen heimkehren. Wenigstens die sieben Ferkelchen hätte er gern zum Andenken mitgenommen. Auch die gab ihm der Schwiegerpapa.

Betrübt und krank schleppte sich der betrogene Werber die Nacht über fort. Die sieben Ferkelchen waren sein einziger Trost in dem leidigen Abenteuer.

Als es Morgen wurde, da merkte er erst, daß ihn die braunen Lumpen noch einmal überlistet hatten: was er da im Dunkel mühsam getrieben hatte, das waren gar keine Schweinchen, das waren sieben Igel.

Seitdem will der Teufel von den Zigeunern nichts mehr wissen; sie aber kennen des Teufels Künste alle.

schöne Buch von diesem Autor und die heimischen Blätter machten von Zeit zu Zeit aufmerksam, daß der Mann ein beachtenswerter Dichter sei. Aber die daheim rührten sich nicht und wußten nichts. Da kam vor ein paar Jahren von Deutschland die Nachricht, daß Wilhelm Fischer in Graz ein bedeutender Dichter ist. Jetzt wissen es die Grazer und sagen es selbst. Und sagen vielleicht noch dazu, das hätten sie schon lange gesagt. Aber das ist immer so gewesen und besonders in Deutschösterreich so. Eines heimischen Dichters Ruhm wird nicht im Vaterlande geboren, er kommt über die Grenze herein. Dann hält er aber auch fest. Es bleibt wahr, wir bekommen nicht bloß die ganze reichsdeutsche Literatur mit den Klassikern von draußen herein, sondern auch die heimische. Es ist wie mit dem steirischen Wein, der uns erst schmeckt, wenn er vom Rheine oder von der Champagne eingeführt wird.

Im Herzogtum „Neuburg“ lebt — wie Ludwig Thoma erzählt — ein armer alter Mann, der im Spätherbst, wenn die kalten Winde anheben, sich auf die Gasse stellt, wo Gendarmen vorüberkommen, und dort mit heller Stimme ruft: „Unser guter alter Herzog Karl ist ein Rindvieh!“ In den ersteren Jahren, als er so rief, faßten die Gendarmen ihn sofort ab und er hatte sein billiges Winterquartier. Allmählich wurden sie duldsamer gegen den Majestätsbeleidiger und jetzt muß er schon sehr schreien und oft schreien, bis er sich eine wohlgeheizte Kammer erschreit. Und wenn jetzt die Strafe für Majestätsbeleidigungen ganz abkommt, was soll dann mit dem alten Hascher werden? Wahrlich, für die armen Leute wirds immer schlechter auf der Welt.

Ein Mann des Glückes, der alles beisammen haben will, was das Erdenleben köstlich macht, muß auch einige Feinde besitzen. Die gehören dazu. Wenn deren auch nicht viele, so wenigstens ein paar, die sich recht giften, wenn man was Gutes erlebt. Es müssen hassende Menschen sein, die einem schon Böses zugefügt haben, ohne daß man reagierte. Sieghaft sein und solche Feinde im Hintergrunde zu wissen, die in ohnmächtiger Wut sind — diese Rache darf man sich gönnen und sie ist eine köstliche Würze unseres Glückes. Die Würze läßt sich verfeinern, indem man ruhig bleibt und es dem Feinde nicht weiter entgelten läßt. Fürs erste verstärkt das noch seinen Ärger, allmählich löst der Ingrimm sich auf, der Feind erkennt — wenn auch uneingestanden — sein Unrecht und unser Sieg ist vollständig. Wenn es so weit ist, dann trachte dir sofort einen neuen Feind zu erwerben. Du brauchst ihn schon darum, weil du viel sicherer dem Feinde zum Trutz, als den Freunden zu Lieb, Tüchtiges schaffest.

gehobenen Jesuiten-Besitztumes in Stockau bei der Festung Ingolstadt zu, wo er, wie mir eine alte Frau erzählte, die ihn noch gekannt hatte, verschlossen und schweigsam der Jagd oblag. Mit seinen Kindern hatte er kein rechtes Glück. Er pflegte zu sagen, er habe seinen Gevatter Hofer — dieser hatte ihm ein Kind aus der Taufe gehoben — im Rausche verraten. Er starb in den Dreißigerjahren, ungefähr 60 Jahre alt, und wurde im Dorfe Reichertshofen (zwei Stunden von Ingolstadt) begraben.

Vor Jahren machte ich einmal einen Vorschlag, der ziemlich vernünftig war, weshalb er auch ins Wasser gefallen ist. Ich sagte, daß in jeder Stadt eine Anstalt sein sollte, die den Habenden das, was sie übrig haben, wegnehmen und es den Dürftigen austeilen möchte. Aber nicht ganz so schlimm, wie es vorwitzigerweise hier zu lesen steht. Jede besser gestellte Familie weiß es, was in ihrer Wohnung mit der Zeit sich für Trödel ansammelt, altes Graffel, das man nicht mehr braucht, für das man keinen Platz hat und mit dem man nicht weiß, wohin: Alte Einrichtungsstücke, altes Geschirr, altes Gewand, alte Bilder, alte Bücher und Zeitschriften und dergleichen. Da sollte nun ein Armenverein einen Wagen herrichten, der immer in den Straßen der Stadt herumfährt und ein besonderes Zeichen hören läßt, so daß es die Leute in den Häusern wissen: der Tandelwagen ist da! und ihre alten Sachen herbeibringen. Da werden sies, ohne erst Pakete oder andere Umstände machen zu müssen, los. Der Tandelwagen-Verein kann dann solch gesammelte Sachen in irgend einer Weise an die Armen verteilen oder sie sonst für die Armen verwerten. Zu brauchen ist ja alles, sei es noch so abgebraucht und nichtig, wenn es nur in die rechten Hände kommt. Wie froh und glücklich könnte man manche arme Leute mit dem machen, was die Vermögenden wegwerfen und verderben lassen! — Des Näheren darüber steht zu lesen im „Heimgarten" XXVII., auf Seite 387. Die Leute haben damals gesagt, das wäre wieder einmal was, bei dem alle Beteiligten ihren Vorteil hätten, eine Idee, die wirtschaftlichen wie sittlichen Wert hätte. Aber geschehen ist nichts. Was nützen in unserer Stadt die dreihundert Vereine, wenns in gemeinnützigen Angelegenheiten doch kein rechtes Zusammenhalten gibt. Die einen haben den Einfall, die anderen haben das Geld, die dritten haben das Wort. Aber es gehört auch noch ein kräftiger Wille dazu, daß das Wort zur Tat werde.

Der Grazer Poet Wilhelm Fischer ist entdeckt worden. Er lebte zwar schon seit vierzig Jahren bei uns und seit nahezu dreißig Jahren steht in den Auslagkästen der Grazer Buchhandlungen manches

Da will wieder was Neues aufkommen, das nicht schlecht in unsere verluderte Zeit paßt.

Erhielt ich folgende Depesche aus N.: „Der Musiker Braun-Pühler feiert morgen seinen fünfundvierzigsten Geburtstag. Erbitten einen telegraphischen Glückwünsch per Adresse: Braun-Pühler, Hotel ‚goldener Löwe‘ in N. Retourdepesche bezahlt.“ Also da bestellt einer selber ein Glückwunschtelegramm zu seinem Fünfundvierzigsten! Läßt sich auch was kosten. Ich kenne aber den Musiker Braun-Pühler gar nicht und noch weniger seine Musik. Aber er will's nachträglich halt in die Zeitung geben: Unter den begeisterten Gratulanten befand sich auch der und der. — Ich bin aber nicht aufgesessen. Es war schon der dritte Fall ähnlichen Ansinnens. Aufgesessen bin ich allerdings auch das erstemal nicht, obschon damals der Herr Jubilant richtig eine Retourdepesche erhalten hat. Dieselbe lautete: „Se san a frecher Kerl!“ — Diese Antwort gilt auch für alle künftigen Fälle ähnlicher Art und jedem ist freigestellt, sie in die Zeitung zu geben.

Kam ein Mann zu mir, der hatte die Grenzen des Raumes und der Zeit entdeckt! Durch eine einfache geometrische Zeichnung bewies er mir die Linie, hinter der aller Raum und alle Zeit aufhört und — Gott anfängt. Er wolle damit den modernen Atheismus vernichten, der — nachdem alles wissenschaftlich besetzt sei — von einer Wohnungsnot Gottes witzle.

Meine Meinung darüber ungefähr so: Mit Mathematik und Logik kann man alles machen, auch den horrendesten Trugschluß. Ich kann mir die Unendlichkeit von Raum und Zeit zwar nicht denken, aber das Gegenteil noch viel weniger. Unendlichkeit und Ewigkeit kann man nicht abhacken wie eine Wurst. Das von der „Wohnungsnot Gottes“ ist ein dummer Witz gescheiter Leute. Gott ist weder auf „unendliche noch auf endliche“ Welträume angewiesen, sein Wohnort ist das menschliche Herz.

Der Entdecker war sehr enttäuscht. „Ich hatte gemeint“, sagte er, „daß Sie meine Schrift, den mathematischen Beweis für die Endlichkeit von Zeit und Raum, auf Ihre Kosten drucken lassen würden. Ich hatte sicher darauf gerechnet.“

„Sehen Sie, wie trügerisch die Mathematik ist!“

Zu einer Massenkundgebung für die Friedensliga konnte ich nur die alte Wahrheit sagen: Der patriotischeste, volkstümlichste und heiligste Krieg ist der Kampf gegen — den Krieg. Aber nur solange es sich nicht um unmittelbare Verteidigung des eigenen Volkes und

Ich dachte an den drahtlosen Telegraph. Da wird irgendwo ein bestimmter Apparat aufgestellt und der löst in Luft und Raum eine Kraft aus, die wir nicht kennen. Da fiel mir die Weltseele ein. Es ist eine einzige, unendliche Weltseele. Sie lebt überall, aber sie ist latent. Jetzt wird ein Menschenhirn aufgestellt; das ist ein Apparat, in dem die Weltseele sich konzentriert und zum Bewußtsein ihrer selbst kommt. Solche Menschenapparate gibt es Millionen, in jedem ist die Weltseele lebendig geworden, in dem einen als Bewußtsein eines persönlichen Ich, in dem andern, dem vollkommeneren Apparat, als das Bewußtsein der alleinzigen Weltseele an sich. — Innerlich ist mir das viel deutlicher, als ich es sagen kann. Es läßt sich weiterspinnen und führt zu überraschenden Folgerungen.

Da sagte mir jemand: „Die Natur! die unsinnige Natur! die Übermilliarden von Lebewesen erschafft und zugrunde gehen läßt — zwecklos, ziellos! Nur Fortpflanzung, Fortpflanzung, das ist ihr ganzes Um und Auf. Und immer und immer durch Ewigkeiten das Fortgepflanzte: sobald es sich auch seinerseits fortgepflanzt hat, stirbt es wieder ab — zwecklos, ziellos!" — „Mich deucht", antwortete ich, „die Natur, die immerwährend durch Zeugung und Tötung das All durchwühlt und durcheinander wirbelt — sie sucht jemanden! Ja, ja, mir scheint, sie sucht jemanden! Mit jedem der unzähligen Individuen probiert sie und bei keinem gelingts. Dann wirft sie es wieder weg. Aber in all dem Wuste, irgendwo müsse doch der Keim stecken, aus dem der hervorgeht, den sie meint, der Vollkommene. Sie probiert und sie sucht, und ists auch immer nur Mist und Gelumpe, was ihr durch die Finger gleitet, sie wird nicht mutlos. Mit ruhelosem Fleiße sucht sie und versucht sie den Einen, den Ganzen, den Erlösenden, den Erlösten.

Nein, zweck- und ziellos dünkt sie mich nicht.

Tiefgründigkeit verlangest du,
Jedoch ich mein':
Ein Pflug, der tiefer greift als einen Schuh,
Der stößt auf Stein.

Sterile „Wahrheit" ist es, ach,
Nach der man gräbt,
O, geh' nur jener Wahrheit nach,
Die dich belebt.

Wer grübelt, grübelt sich ein Grab,
Und nicht ein Glück,
Nur Oberfläche gibt und gab
Stets Licht zurück.

---

und alle Teufel. Wenn ihretwegen die Besuchsstunden eingeschränkt werden, so ist damit nichts erreicht, als daß man um den Besuch so vieler lieber und interessanter Menschen kommt, die einen erquicken und fördern, während die nichtigen Schwätzer doch die Stunde und das Loch in die Wohnung zu finden wissen. Darum habe ich die sogenannten Besuchsstunden ganz aufgehoben. Freunde, die mit ihrer Seele kommen und Leute, die wirklich was bei mir zu tun haben, sind zu jeder Stunde willkommen.

In Ullsteins neuer Weltgeschichte las ich die Epoche der Reformation, dargestellt von Prof. Th. Brieger. Schön und klar wird gezeigt, wie jene antikirchliche Revolution allmählich und wie zufällig entstanden war, ohne von Luther eigentlich beabsichtigt zu sein. Keime, wie Luthers erster Anstoß, hat es auch vor ihm gegeben, aber die Zeit war nicht reif gewesen. Zu Luthers Zeit war sie reif. Heute? Die jetzige Zeit ist faul, daher verpuffen alle religiösen Erweckungsversuche einzelner, wie sie jetzt besonders in Deutschland wieder vorkommen, in der dumpfigen Gleichgültigkeit der Menge. Aber ich halte in der menschlichen Kultur eine religiöse Grundstimmung für absolut notwendig, wenn wieder Schwung, schöner Idealismus und stärkender Optimismus in unser Leben kommen soll. Diese Gemütsrenaissance muß kommen, sie muß, wenn wir unser Dasein nicht wie einen unnützen, häßlichen Fetzen auf den Misthaufen werfen wollen.

In meiner Geschichte „Die Försterbuben" erzählt ein junger Student, daß er im Priesterseminar von Geistlichen eine Lehre des Ärgernisses gehört habe. In grenzenloser Hoffart sei dargetan worden, daß der katholische Priester (auch wenn er ein schlechter Mensch) vermöge seiner Weihe höher stehe als die Heiligen, als die Engel, ja unter Umständen als Gott selber. Das habe ich jenen jungen Studenten erzählen lassen. — Nun kam ein kircheneifriger Mann zu mir und sagte: „Es ist nicht wahr, daß derlei in katholischen Schulen gelehrt werde! Davon verstehen Sie nichts. Erzählen können Sie ganz hübsch, aber das muß ich schon sagen: In Religion ungenügend, lieber Doktor!"

Der Fürsterzbischof Kardinal Katschthaler von Salzburg hat am 2. Februar 1905 einen Hirtenbrief erlassen, in welchem folgende scholastisch-phantastische Stelle von der Macht und Gewalt des Priesters vorkommt: „O unbegreiflich hohe Gewalt! Der Himmel läßt sich von der Erde die Art und Weise zu richten vorschreiben, der Knecht ist Richter auf der Welt und der Herr bestätigt im Himmel das Urteil, das jener auf der Erde fällt." „Der katholische Priester kann ihn nicht bloß auf

Vaterlandes handelt. Der Angriffskrieg ist Verbrechen, der Verteidigungskrieg ist Heldentat.

Für ein Journalistenfest auf Ersuchen um einen Stammbuchbeitrag:

An die Presse:

Du bist die Kanzel der Neuzeit,
Förd're des Lebens Verschönung:
Lehre nicht immer Parteistreit,
Predige Menschenversöhnung!

„Ich bin nur etwas, wenn ich konzentriert sein kann; jede Ablenkung ist mein Tod“, sagt Richard Wagner irgendwo. Sollte nicht jeder geistig Schaffende diesen Satz über seine Eingangstür schreiben? — Ich arbeitete gerade an einem Stimmungsbild, das mich ganz einnahm, da klopfte es an die Tür; noch vor einem eventuellen „Herein!“ sprang sie auf. Ein fremder Herr trat flott herein: „Sie verzeihen schon, Herr Dichter, ich wollte Sie bloß sehen, ich wollte Ihnen bloß die Hand schütteln. So! (Er tat's ohne mein Zutun.) Wissen Sie, ich bin ein großer Verehrer von Ihnen. Ich habe von Ihnen einmal ein Buch gelesen, das — na, wie hieß es denn gleich? Egal, mir fällt's jetzt nicht ein, alles eins. Apropos, schreiben Sie auf ein Blatt Papier Ihren Namen, seins so gut. Für einen guten Freund. Der wird Augen machen, wenn ich ihm erzähl', daß ich beim R. gewesen bin. Gesund sind Sie? Nicht wahr, dieses Hundewetter jetzt, dieser Staub! Ich sage Ihnen, bei mir zu Haus ist alles krank. Die Kinder Masern, die Alten Influenza — ich einen Sauschnupfen! Sie entschuldigen schon! (Er nieste in sein Sacktuch.) Sie sollten gar nicht ausgehen, Herr Doktor, auf ja und nein kann man was fangen!“ So ging es eine Weile fort, da sagte er plötzlich: „Darf man sich ein bißchen? — daß ich Ihnen den Schlaf nicht austrag.“ Da er sich zu setzen drohte, so zog ich meinen Rock an, nahm meinen Hut: „Zehn Uhr! Es tut mir leid, ich habe einen Gang. Wenn Sie mich über die Stiege begleiten wollen?“ — Vor dem Haustor wollte ich mich verabschieden. „O bitte“, sagte er, „ich begleite Sie, mir ist's alles eins, welchen Weg ich gehe.“ — „Ach!“ rief ich, jetzt muß ich noch einmal in die Wohnung. Meine Brillen vergessen.“ — „Die haben Sie ja auf der Nase.“ — „Mit diesen sehe ich nichts.“ Damit war ich schon wieder auf der Treppe. Den ganzen Tag hielt ich Hausarrest bei verschlossener Tür, aus Angst, der freundliche Herr könnte unten warten oder gar noch einmal heraufkommen, um mir die Brillen suchen zu helfen. Man braucht seine Zeit nicht für sehr wichtig zu halten, um vor dergleichen sie zu schützen. Solche Gesellen lehren einen das Lügen

der Kinder krank. Sie fiebern hoch, sie können nicht fort; so sagt der Bauer ruhig, sie könnten dableiben und läßt aus der nächsten Ortschaft den Arzt holen. Der sagt: Die Masern! — Nun bleibt die Zigeunerfamilie tagelang im Bauernhaus und wird freundlich gepflegt. Aber das braune Weib kümmert sich wenig um ihre kranken Würmlein, sondern geht spazieren oder sitzt in einem Winkel und strählt sich das schwarze Haar. Da mahnt der Bauer, sie solle sich doch um ihre kranken Kinder kümmern und sie warten. „Ich?" sagte die Zigeunerin, „ach, das soll nur die Bäuerin tun!" Da hätte er sie am liebsten verjagt, doch dann wären ihm die Kinder leicht ganz in der Hand geblieben. Er sagt zu seinem Weibe: „Haben wir Geduld, der unschuldigen Geschöpfe wegen!" und läßt sie getreulich pflegen, bis sie gesund sind.

Das tut der ungebildete, der „rohe" Bauer im Gebirge, zu dem die Segnungen der Kultur noch nicht gekommen sind.

Seit geraumer Zeit nimmt es mich wunder, daß ich mich mit kirchlichen Dingen so gern beschäftige und daß der Friseur beim Haarschneiden so wenig Zeit braucht. Heute komme ich zufällig zwischen zwei Spiegel zu stehen und da sehe ich's. Eine Tonsur. Eine Tonsur, die so groß ist wie die des heiligen Anton von Padua. Die hätten sie schon lange gesehen, sagen meine Freunde. Diese Freunde und mein Toilettespiegel sind gleich falsch. Ins Gesicht alles Schöne! — Und das Alter! Ich bin mit ihm immer ehrerbietig umgegangen und habe es sogar besungen. Und jetzt kommt es feige, tückisch von hinten heran. Ich hätte mich kaum viel gewehrt, auch wenn es von vorne gekommen wäre. Ich habe das Alter nie gefürchtet. Vielleicht ist es in seiner Art schöner als die gejagte, jagende Jugend. Wenigstens kann einen das Schicksal nicht mehr so beim Schopf fassen. Viele sagen, es sei besser, an das Alter so lange als möglich nicht zu glauben; ich meine, man lebt schöner, mit rechtzeitiger Resignation die guten Stunden der Vergangenheit wieder zu träumen und den besseren der Zukunft entgegenzuhoffen. Was können wir in der Schule dieses Lebens besseres gelernt haben als hoffen?

„Als verzweifeln!" schreit jemand.

Der hat mich nicht verstanden.

dem Altare gegenwärtig machen, Ihn im Tabernakel verschließen, Ihn wieder nehmen und den Gläubigen zum Genusse reichen, er kann sogar Ihn, den Mensch gewordenen Gottessohn, für Lebendige und Tote als unblutiges Opfer darbringen. Christus, der eingeborene Sohn Gottes des Vaters, durch den Himmel und Erde geschaffen sind, der das ganze Weltall trägt, ist dem katholischen Priester hierin zu Willen." Christus hat „dem katholischen Priester über Sich, über Seinen Leib, Sein Fleisch und Blut, Seine Gottheit und Menschheit Gewalt gegeben und leistet dem Priester Gehorsam".

Könnte man da nicht auch sagen: Scholastik zwar recht gut, aber in Religion ungenügend, lieber Kardinal!?

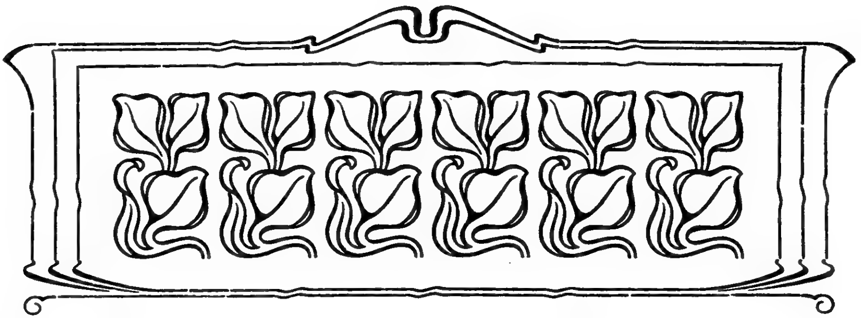
Eine interessante Anekdote, die einen neuerlichen Beweis der Schlichtheit des Papstes Pius X. bietet, verzeichnen die italienischen Blätter: Als jüngst während einer feierlichen Audienz beim Papste die Glockenschläge einer Turmuhr ertönten, zog der Papst eine großmächtige, unglaublich dicke und alte Nickeluhr, die an einer zerschlissenen Lederkette hing, aus der Tasche hervor, um sich zu überzeugen, ob die Uhr richtig gehe. Ein italienischer Prinz, der sich unter den Anwesenden befand und höchst erstaunt war, den Papst im Besitze einer solchen Taschenuhr zu sehen, trat hervor und bat den Papst, er möchte die Gnade haben, die Taschenuhr des Prinzen, ein Meisterwerk der Goldschmiede- und Uhrmacherkunst, entgegenzunehmen. Der Papst lehnte das Geschenk dankend ab, ließ mit Wohlgefallen die Finger über seine alte Nickeluhr gleiten und sagte: „Ich habe sie von meiner Mutter bekommen. Ein kleiner Junge war ich damals. Ich habe sie schon damals an derselben Lederkette getragen und will beide, Uhr und Kette, nicht eher weggeben, als bis sie den Dienst versagen."

Pius des X. Uhr ist an sich gewiß eine gute Uhr. Aber sie geht — möglicherweise ist das römische Klima schuld — immer ein bißchen nach.

In jener entlegenen Gegend, die von Touristen jetzt „die Waldheimat" genannt wird, steht ein altes Bauernhaus. Die Errungenschaften der neuen Zeit sind dort noch nicht hingekommen, wohl aber die Zigeuner. Und da ist es eines Abends im Winter, daß eine Zigeunerin mit kleinen Kindern anrückt. Der Bauer sieht die Kleinen, wie elend sie sind, wie ihnen der Hunger aus den blassen Gesichtern schreit, wie sie nach Brot wimmern. Er läßt ihnen zu essen geben. Und weil es mittlerweile finster und stürmisch geworden ist und diese fremden Menschen nicht wissen wohin, so bereitet ihnen die Bäuerin für die Nacht ein warmes Nest. — Am nächsten Morgen sind zwei

lassen zu müssen, ihr gänzlich unerträglich war, so wandte sich das menschenfreundliche, zur Verzeihung ohnehin in solchen Fällen geneigte Gemüt der Prinzessin: sie hob die Unglückliche vom Boden auf, und die Frage war nur, wie man der Schmach, die über sie hereinzubrechen drohte, vorbeugen könne? In Fällen dieser Art fehlt es den Frauen, wie bekannt, niemals an Witz und der erforderlichen Erfindung; und wenige Tage verflossen, so ersann die Prinzessin selbst zur Ehrenrettung ihrer Freundin folgenden kleinen Roman.

Zuvörderst erhielt sie abends in ihrem Hotel, da sie beim Spiel saß, vor den Augen mehrerer, zu einem Souper eingeladenen Gäste einen Brief; sie erbricht und überliest ihn, und indem sie sich zur Signora Franzeska wendet: „Signora," spricht sie, „Graf Scharfeneck, der junge Deutsche, der Sie vor zwei Jahren in Rom gesehen, hält aus Venedig, wo er den Winter zubringt, um Ihre Hand an. — Da!" setzt sie hinzu, indem sie wieder zu den Karten greift, „lesen Sie selbst: es ist ein edler und würdiger Kavalier, vor dessen Antrag Sie sich nicht zu schämen brauchen." Signora Franzeska steht errötend da; sie empfängt den Brief, überfliegt ihn, und indem sie die Hand der Prinzessin küßt: „Gnädigste," spricht sie, „da der Graf in diesem Schreiben erklärt, daß er Italien zu seinem Vaterlande machen kann, so nehme ich ihn von Ihrer Hand als meinen Gatten an!" — Hierauf geht das Schreiben unter Glückwünschen von Hand zu Hand; jedermann erkundigt sich nach der Person des Freiers, den niemand kennt, und Signora Franzeska gilt von diesem Augenblicke an für die Braut des Grafen Scharfeneck. Drauf an dem zur Ankunft des Bräutigams bestimmten Tage, an welchem nach seinem Wunsche auch sogleich die Hochzeit sein soll, fährt ein Reisewagen mit vier Pferden vor: es ist der Graf Scharfeneck. Die ganze Gesellschaft, die zur Feier dieses Tages in dem Zimmer der Prinzessin versammelt war, eilt voll Neugier an die Fenster, man sieht ihn, jung und schön wie ein junger Gott, aussteigen — inzwischen verbreitet sich sogleich, durch einen vorangeschickten Kammerdiener, das Gerücht, daß der Graf krank sei und in einem Nebenzimmer habe abtreten müssen. Auf diese unangenehme Meldung wendet sich die Prinzessin betreten zur Braut; und beide begeben sich nach einem kurzen Gespräch in das Zimmer des Grafen, wohin ihnen nach Verlauf von etwa einer Stunde der Priester folgt. Inzwischen wird die Gesellschaft durch den Hauskavalier der Prinzessin zur Tafel geladen; es verbreitet sich, während sie auf das kostbarste und ausgesuchteste bewirtet wird, durch diesen die Nachricht, daß der junge Graf als ein echter deutscher Herr weniger krank, als vielmehr nur ein Sonderling sei, der die Gesellschaft bei Festlichkeiten dieser Art nicht liebe; bis spät, um elf Uhr in der Nacht, die Prinzessin, Signora Franzeska an der Hand, auftritt und den versammelten Gästen mit der Äußerung, daß die Trauung bereits vollzogen sei, die Frau Gräfin von Scharfeneck vorstellt. Man erhebt sich, man erstaunt und freut sich, man jubelt und fragt: doch alles, was man von der Prinzessin und der Gräfin erfährt, ist, daß der Graf wohlauf sei; daß er sich auch in kurzem sämtlichen Herrschaften, die hier die Güte gehabt, sich zu versammeln, zeigen würde, daß dringende Geschäfte jedoch ihn nötigten, mit der Frühe des nächsten Morgens nach Venedig, wo ihm ein Onkel gestorben sei und er eine Erbschaft zu erheben habe, zurückzukehren. Hierauf, unter wiederholten Glückwünschen und Umarmungen der Braut, entfernt sich die Gesellschaft; und mit dem Anbruch des Tages fährt im Angesicht der ganzen Dienerschaft der Graf in seinem Reisewagen mit vier Pferden wieder ab. — Sechs Wochen darauf erhalten die Prinzessin und die Gräfin in einem schwarz versiegelten Briefe die Nachricht, daß der Graf Scharfeneck in dem Hafen von Venedig ertrunken sei. Es heißt, daß er nach einem scharfen Ritt die Unbesonnenheit begangen, sich zu baden; daß ihn der Schlag auf der Stelle



Kleine Laube.

Vorfrühling.

Von Ernst Ferd. Neumann.

In den Lüften regt sich's leise.
Und dabei ein eigenes Schweigen.
Feld und Wiese liegen still,
Aber Ast und Ästchen zeigen,
Daß es Frühling werden will.

Graue Wolken, jagt und flüchtet!
Sollt' des Himmels Blau uns zeigen.
An den Ästen schon das Schwellen!
Kräfte emsig schaffend steigen
Aus den ew'gen Schöpfungsquellen.

Hier aus schmalen, braunen Furchen,
Die des Pfluges Eisen zogen,
Strömt, vom Erdgeruch getragen,
Neu das Hoffen, das betrogen
Nie noch hat an Frühlingstagen.

Mensch, wenn du so treu sein könntest!
Wie der Lenz, der ewig wahre!
Dann — ja dann käm' sicherlich
Jener reine, sonnenklare,
Blütenfrohe Lenz für dich! —

Der deutsche Graf.

Von einem Klassiker.*)

Am Hofe der Prinzessin von St. K... zu Neapel befand sich im Jahre 1788 als Gesellschafterin oder eigentlich als Sängerin eine junge Römerin namens Franzeska N..., Tochter eines armen invaliden Seeoffiziers, ein schönes und geistreiches Mädchen, das die Prinzessin von St. K... wegen eines Dienstes, den ihr der Vater geleistet, von früher Jugend an zu sich genommen und in ihrem Hause erzogen hatte. Auf einer Reise, welche die Prinzessin in die Bäder zu Messina und von hier aus, von der Witterung und dem Gefühl einer erneuerten Gesundheit aufgemuntert, auf den Gipfel des Aetna machte, hatte das junge unerfahrene Mädchen das Unglück, von einem Kavalier, dem Vikomte von P..., einem alten Bekannten aus Paris, der sich dem Zuge anschloß, auf das abscheulichste und unverantwortlichste betrogen zu werden; dergestalt, daß ihr wenige Monden darauf bei ihrer Rückkehr nach Neapel nichts übrigblieb, als sich der Prinzessin, ihrer zweiten Mutter, zu Füßen zu werfen und ihr unter Tränen den Zustand, in dem sie sich befand, zu entdecken. Die Prinzessin, welche die junge Sünderin sehr liebte, machte ihr zwar wegen der Schande, die sie über ihren Hof gebracht hatte, die heftigsten Vorwürfe; doch da sie ewige Besserung und klösterliche Eingezogenheit und Enthaltsamkeit für ihr ganzes künftiges Leben angelobte, und der Gedanke, das Haus ihrer Gönnerin und Wohltäterin ver-

*) Von welchem? Eine Frage an den Leser.

österreichischer Offiziere entnommen. Nun kommt aus diesem Kreise ein neuer, merkwürdiger Dichter. Rudolf Hans Bartsch ist der Name des Erzählers, der das seltsame Buch „Zwölf aus der Steiermark“ (Leipzig 1908, L. Staackmann) verfaßt hat. Man könnte über dieses Buch ein zweites schreiben, und es wäre kaum auszuschöpfen. Ich will nur die gröbste Neugierde stillen, was es denn sei mit diesen Zwölfen aus der Steiermark? Das sind zwölf junge Schwärmer, die einen Bund geschlossen, das liebe, schöne Erdenleben wahrzunehmen und es sich gegenseitig so groß und selig als nur immer möglich zu gestalten. Jeder dieser jungen Leute hat seinen besonderen Stern, dem er nachgeht; mit aller Treue lebt jeder seinem Ideal. So verschieden das bei diesen Zwölfen ist: es herrscht die liebevollste Duldung, denn ihr Endziel ist das gleiche — Rettung der Menschheit zum Glücke. So lebt z. B. der eine dem Vegetarismus, der andere dem Naturheilwesen, der dritte als Tröster und Helfer armer Leute, der vierte selbstloser Kunst. Ein Südslawe liebt unbändig sein armes, schwermütiges Volk, kann sich aber nicht erwehren vor dem schmerzlichen Zugeständnisse deutscher Überlegenheit und Kultur. Ein junger Jude will seine Rasse in sich ersticken und glüht mit rührender Inbrunst germanischem Leben entgegen. Und wieder ein anderer dieser jungen, armen, glühenden Menschen schreibt Briefe an den redefrohen deutschen Kaiser Wilhelm II., um ihn zu erziehen zu einem Kulturreformer Europas. Leider nimmt dieses Unterfangen einen gar unerwarteten Ausgang. Wie all das und anderes sich entwickelt, das ist mit ganz außerordentlichem Können, mit feiner Ironie, mit berückendem Humor und mit einer unbeschreiblich innigen Wehmut dargestellt. Mitten im Kreise der Zwölf steht eine schöne, lichte Frau, die von den Schwärmern abgöttisch angebetet, von den Jünglingen brennend geliebt wird — unter dem endlichen Glücke eines einzigen. Diese Frau ist aber mehr als ein Weib, ist die symbolisierte Stadt an der Mur. Denn die ganze leuchtende Dichtung ist nichts anderes, als das Hohelied auf Graz, wie es noch keiner gesungen hat. Nahezu im Ernste meine ich, daß der steirische Fremdenverkehrsverein in Prozession mit der weißgrünen Fahne zu diesem Dichter wallen sollte, um ihm zu danken für das Buch: „Zwölf aus der Steiermark.“ Wer es auch sei, der die Geschichte mit Andacht liest, er wird kommen müssen in dieses rauschende Waldland, in dieses fruchtbare Sonnenland, um ein friedsames Glück zu finden. Wohl blickt des Dichters Auge sehnsüchtiger nach dem Süden, als nach dem Norden. Gegen letzteren wagt er sogar einen verwegenen Waffengang.

Aber um der Liebe, der Treue, der Schönheit willen, die der Dichter unserer Steiermark zuwendet, seien ihm kleine Entgleisungen und an sich bedenkliche Fehltritte willig verziehen. Es ist kein Loben, es ist ein abgrundtiefes Lieben des grünen, frohen Landes und seiner stillen verträumten Stadt. Es ist ein Lieben zum Volke, dessen Heimfreude der Verfasser mitjauchzt, dessen Heimweh er in erschütternder Kraft und Wahrheit darstellt, und — setze ich leiser bei — dessen Schwächen, Torheiten und Lächerlichkeiten er in lachender Satyre bei den Ohren schüttelt.

Dann die künstlerischen Eigenheiten des Romans, der keiner ist und doch spannender wirkt, als deren zusammengespannte zwei. Zwölf Helden leben lose nebeneinander hin, jeder hat seine besondere Welt, seine Seligkeit und seine Tragik, und jedem merkt man's an, daß er für sich und sein Schicksal ein besonderes Buch begehrt. Die Erfindungen in der Fabel sind von Gottfried Kellerscher Kühnheit, der Gedankengehalt von Jean Paul'scher Üppigkeit, die Form ist Ureigentum von Rudolf Hans Bartsch. Eine entzückende Eigenbrötelei, eine stellenweise neuschöpferische Sprache, die uns ungeahnte Möglichkeiten des Ausdrucks enthüllt, und mit lachender Keckheit Vorhänge auseinanderreißt, die wir für unerschütterliche Mauern gehalten hatten. Dann nie ein geschwätziges Ausschwänzen ins Nebensächliche, immer ein sicheres

gerührt und sein Körper noch bis diesen Augenblick im Meere nicht gefunden sei. — Alles was zu dem Hause der Prinzessin gehört, versammelt sich auf diese schreckliche Post zur Teilnahme und Kondolation; die Prinzessin zeigt den unseligen Brief, die Gräfin, die ohne Bewußtsein in ihren Armen liegt, jammert und ist untröstlich —; hat jedoch nach einigen Tagen Kraft genug, nach Venedig abzureisen, um die ihr dort zugefallene Erbschaft in Besitz zu nehmen. — Kurz, nach Verfluß von ungefähr neun Monaten (denn so lange dauerte der Prozeß) kehrt sie zurück und zeigt einen allerliebsten kleinen Grafen Scharfeneck, mit welchem sie der Himmel daselbst gesegnet hatte.

Als das Trauerjahr vorüber war, kam der Vikomte von P... und heiratete die junge Witwe.

Es kommt immer noch was.

Im „Kunstwart" plaudert Robert Henseling: Bei meinen Siebenjährigen war's. Wir rechnen tapfer bis hundert: Der Lehrpian will's so. Der Lebendigste von den Kleinen läuft einen Schritt übers Ziel hinaus und rechnet an unsrer Reihe frischfröhlich statt bis 91 bis 101. Es entsteht eine kleine Pause. — Einer von den Besinnlichen: „Ja, aber wie ist denn das? Da geht's wohl wieder von vorn los hinter der Hundert?" Ich antworte, und es beginnt ein kleines Zwischengespräch, in das sich für ein Weilchen sogar die ganze Schar mit erregter Debatte eindrängt (denn mit der Disziplin haben's bekanntlich wir Modernen völlig verdorben). Schnell ist gefunden, wie das weitergeht, bis zwei Hunderte voll sind, und wie's dann immer wieder von vorn anfängt mit einer neuen Eins; ja, ein Übergescheiter hat sogar gewußt, daß man zehn Hunderte Tausend nennt. Drei Minuten mag's gedauert haben, und wir wollen eben den verlornen Faden wieder aufnehmen, da kommt der kleine Grübler wieder: „Ja, aber dann?" „Dann kommt noch eine Tausend, und wenn die ganze, ganze Tausend auch vorbei ist, dann kommt wieder eine, und dann noch eine, und so weiter." „Aber — endlich muß es doch mal aufhören!!" Hierauf energischer Widerspruch aus der Mitte der andern: „Nein, das kann nicht sein; denn dann muß doch wieder was kommen!" Prompt ist die Antwort da: „Ja, aber das kann man sich doch gar nicht denken! — Das ist doch zu komisch: Da kann man sich nicht denken, daß es aufhört, und auch nicht, daß es immer weitergeht! — Hier bekomme ich wieder die Leitung des Gesprächs, und wir haben bald heraus, daß es eigentlich mit der Zeit ganz genau ebenso ist, und auch mit dem „Platz" da ganz oben, über den Sternen. Die Kleinen sitzen ratlos da, der und jener ganz verloren in das Problem. Und für einen Augenblick ist die Ahnung eines Höchsten unter uns, in dem wir bedenken: So wie uns, geht es allen Menschen, auch den allerklügsten: Auch nicht einer von uns Menschen allen kann es recht begreifen, daß es mit dem „Platz" zum Beispiel nie und nie ein Ende nimmt, und ebenso mit der Zeit und mit den Zahlen; unser Geist ist zu schwach und versteht das Unendliche nicht.

Zwölf aus der Steiermark.

Achtung! Da kommt wieder einmal einer! Die deutschösterreichische Poesie pflegt zeitweilig mit Vorliebe ihre Dichter aus dem Militär zu rekrutieren. Mancher ist tauglich. Auch der „Heimgarten" hat unterweilen seinen Generalstab dem Kreise

Da hoben uns're Blicke sich
Empor zum Himmelsraume;
Im fernen West die Sonne wich
Zurück am Hügelsaume.
Und Wolken bauten sich empor,
O herrliche Gebilde,
Gleich Mauern, Zinnen, Turm und Tor
Im lustigen Gefilde.

Ein Strahlenmeer floß niederwärts
Vom Himmel durch die Lüfte —
Ein Strahlenmeer auch uns ins Herz
Inmitten stiller Grüfte.
„Jerusalem des Himmels Stadt!"
Jäh ist der Ruf erklungen,
Ein Jubellaut, der mächtig hat
Das Seelenleid bezwungen.

Das Reich des Heils, das Gott verheißt
Den Menschen, die d'rauf hoffen,
Sah'n wir es nicht, von Gold umgleißt,
Zu unsern Häupten offen?
Ein Luftbild nur, das in das Nichts
Versinken muß, vergehen,
Und doch haben ins Meer des Lichts
Stillgläubig wir gesehen. —

Unweit von uns grub tief im Grund
Ein Mann mit Hau und Spaten
Ein Bett, für das sie wohl zur Stund
Bereit den Schläfer hatten.
Kein Wort erklang, gleichmäßig fiel
Im Schaufelschwung die Erde —
Ein Atmen nur zog frühjahrsstill
Durchs All, ein neues „Werde!"

Und dann ein Ton, der's Tal durchdröhnt,
O frohe Ostergrüße —
Vom Hügelzuge, waldgekrönt,
Geläut und Freudenschüsse!
O Jubellaut, o Glück so groß,
Mög'st du die Welt durchwehen
Und künden auch im Erdenschoß
Den Toten „Auferstehen".

Rosa Fischer.

Was ich möchte.

Noch einmal lachen wie ein Kind,
Noch einmal stürmen mit dem Wind
Und klettern wie als Bube,
Einmal noch in die Schule geh'n,
Großmütterchen noch einmal seh'n
In ihrer Giebelstube.

Auf Märchen lauschen, wenn es schneit,
Und einmal, wie zur Kinderzeit,
Das Weihnachtsglück erfahren;
Noch einmal beten: „Ich bin klein" . . .
Noch 'mal so himmlisch hungrig sein
Wie in den Kinderjahren.

E. Wooge.

Du weißt es nicht, wie ich dich lieb'!

Du weißt es nicht, wie ich dich lieb',
Und kannst es niemals wissen,
Daß ich mein Alles darum gib,
Nur einmal dich zu küssen.

Auch ahnst du nicht, wie wunderbar
Die Wonne, das Ergötzen,
Dürft' ich dein blondgelocktes Haar
Mit meinen Tränen netzen.

Es hält der Sehnsucht süßes Weh'n
Für dich mein Herz gefangen,
Und selbst im Traum seh' ich so schön
Dein holdes Antlitz prangen.

So unaussprechlich zart und mild,
Umkrönt von Efeuranken,
Schwebst du, der Rose Ebenbild,
Mir stets vor den Gedanken.

Doch ach, das Glück weilt mir so fern,
Umsonst daher mein Trachten,
O Gott! wie konnt' ich auch begehr'n,
Wonach schon andre schmachten.

So totenstill allüberall,
Nichts bricht das düst're Schweigen,
Da sind von meiner Seelenqual
Die Stern' nur stumme Zeugen.

Franz Sumrek.

Treffen in den Kern. Vor allem kühn und glücklich im Anklingen von Örtlichkeits- und Naturstimmungen. — Indem dieses Prachtwerk der Heimatkunst jetzt in die Welt geht, sagt der jetzt außerhalb der weißgrünen Grenzpfähle lebende Verfasser bescheiden, es sei nichts anderes als ein Votivgeschenk der Erinnerung und des Heimwehs nach Steiermark. — Es ist weit mehr, es wird außerhalb des grünen Landes vielleicht noch größeren Jubel erwecken als daheim, wo politisches, soziales, kirchliches und anderes Parteigehader oft zu wüsten Lärm macht, um wahre Kulturgüter allemal rechtzeitig wahrzunehmen. **R.**

Singvögel.

Frühlingsmorgenstunde.

Wie eine junge Mutter leise
Durchs Schlafgemach der Kinder geht,
Und küßt die Schlummernden im Kreise,
Im Herzen betend ein Gebet:

So geht die Frühlingsmorgenstunde
Mit leisen Schritten durch das Tal
Und küßt mit süßem Rosenmunde
Die Knospen und die Blüten all.

Hans Mittendorfer.

Die stille Woche.

Im ersten Klang der süßen Lieder,
Umglänzt von Frühlingssonnenschein,
So trittst du, stille Woche, wieder
In unser hastend Leben ein;
Du willst aufs neue uns bekunden,
Wie hohe Liebe schuldlos büßt,
Und daß das Haupt voll Blut und Wunden
Noch immerdar die Menschheit grüßt.

Wir stehen ernst an deiner Schwelle,
Denn Großes hast du offenbart:
Des Gottesgeistes reinste Helle,
Des Menschenherzens dunkle Art.
Wir können nicht das Wunder fassen,
Das du uns schon so oft erzählt:
Die Liebe hat den Thron verlassen
Und sich bei uns ihr Heim erwählt.

Denn noch steh'n Völker auf und hadern
Und droh'n mit blutgefärbter Hand:
Gleich einer Wand von Porphyrquadern
Trennt Neid und Dunkel Stand von Stand:
Noch schnitzt die Scheelsucht fern vom Lichte
Den Pfeil, dem bitt'res Gift entquillt —
Trotz allem zieht durch die Geschichte
Im Siegeszug dein Kreuzesbild.

Nahst du uns jetzt mit deinen Schauern,
Du wunderreiche, heil'ge Zeit,
Nimm von uns alles träge Trauern,
Und falsch empfund'nes Jüngerleid!
Lenz wird's! Ein Rauschen aus den Halmen
Der Ernte geht durch unsre Nacht.
Wir rüsten dir die Frühlingspalmen —
Komm, siege, herrsche, Liebesmacht.

Paul Steinmüller.

Ostern.

Karsamstag-Abend — Glockenklang
War weihevoll verklungen
Und Auferstehungs-Hochgesang
Durchs Gotteshaus gedrungen;
Die Menschen gingen heimatzu,
Wo ihrer Freuden harrten,
Und wir — dem Ort der Erdenruh,
Dem stillen Gräbergarten.

Da weinten wir dem Vater nach,
Der unlängst war verschieden,
Und unser Herz zum Schöpfer sprach
Um seinen Seelenfrieden;
Des Menschenseins Vergänglichkeit
Hat trübe uns umsponnen,
Im harten, bittern Erdenleid
Schien Glück und Freud verronnen.

Zerst messn aft schießn!
Es möcht oan verdrießn. —
Und so an schön Stoß!
Die Haggn[5]) ents groß,
Hat er, s is nit derlogn,
Bis auf d Erd abibogn! —
Glululu tschuit! Glululu tschuit! —
Hölltеufl, das is er!
Auf der Blößn ent gwisser![6])
Jetz umi und auö[7])
Und antragn aufs gnaue,
Wo er is, wie i moa(n),
Aft kunts es no toa(n)[8]).
Erst spring i und keuch i,
Aft kriech i und schleich i,
Und ietza, da balzt er! —
Schon sakarisch walzt er,
Macht fü(r) seine Pflanz[9])
Und Balzrodltanz.
Glang[10]) i hin? — Is no z weit!
Bua laß dir hietz Zeit,
Sonst[11]) kannst es erlebn[12]),
's geht wieder danebn,
Triffst d Welt aufn Bauch
Stattn Krumpfederngauch.
Pirsch an no a Stuck
Und aftn auf d Muck!

I kriech und er rodlt —
Glululu tschuit! Glululu tschuit! —
Hau, wie ers schön modlt
Die Gsatz[13]) von sein Gsang
Der Henn wird frei bang
Über eahm aufn Ast,
Weil er gar nit auslaßt
Und mir wohl glei a[14])
Daß s ihr z lang schon bald wa(r)[15]),
Daß s gahling areit[16])
Und er nach auf die Freit. —
Hubertus, sei gscheid,
Verdirb mir nit d Freud
Und laß mir an Hahn
Nit wieder davon,
Haltn fest aufn Platz!
Gach tuat er an Satz —
(Der Hahn, nit der Heilig,
Der hätts nit so eilig!)
An Satz her zu mir
Und no a drei, vier —
'tz is s recht, so is s fein,
Hietz Hahn, du ghörst mein!
A Drucker, a Knall,
A Tuscher, a Fall,
Und in d Höch heb i n schon —
An Mordslacklhahn!

F. Frei.

Wie man einst über den Semmering reiste.

Von einer alten Frau erhalten wir die folgende Erinnerung: „Als ich im Jahre 1904 vom Semmeringfest las, fiel mir die Fahrt über die ganz alte Fahrstraße ein, die ich als Kind öfter mitmachte, schrieb sie nieder und fand dieselbe erst unlängst wieder. Vielleicht dürfte manches interessieren, es können sich die gegenwärtigen Reisenden wohl kaum vorstellen, daß man ehe zu dieser Partie beinahe von Graz nach Wien drei Tage brauchte, mit der Post konnte man mit unterlegten Pferden in einem Tag und Nacht kommen, war aber sehr kostspielig und für wenige Personen schwer zu erschwingen, daher wurden Fiaker gemietet, die rechte Ungetüme vorstellten. Kisten wurden rückwärts und Koffer aufs Dach gepackt, von Graz wurde um 4 Uhr fortgefahren, in Peggau gefrühstückt, Hammerl oder Frohnleiten Mittag gehalten. Der große Rostbraten wurde von einer auf der Stirne mit einem schwarzen Samtbande zurückgebundenen Haaren, servierenden Kellnerin geboten. Jause in Bruck und Nachtherberge in Mürzhofen. Kann mich noch lebhaft an einen Abend erinnern: bei Blitz und Donner wurde eine schöne Forelle gespeist, aber leider haben die lieblichen Wanzen uns die Ruhe stark geraubt. Aufbruch 4 Uhr, in Krieglach Frühstück, Mittag in Spital, hierauf Vorspann und bergab wie über ein Dach so steil, drei Räder wurden eingesperrt, jeder war froh, mit ganzen Gliedern unten übern Berg zu sein. War ein Taferl zu sehen, wo dem Kutscher der Bock durchbrach und dem und einem alten Herrn über die Brust der Wagen ging. Meine Mutter kam mit den Wagenfensterglassplittern beim Umwerfen im Jahre 1825 davon. Ich erinnere mich aus dem Ende der Dreißigerjahre, daß die Wirtin recht gefällig war in Spital —

[5]) Haken, die krummen Stoßfedern. [6]) auf der Blöße drüben sicherlich. [7]) hinauf. [8]) dann könnt es sich noch tun (machen). [9]) macht vor seine prahlerischen Spiele. [10]) lange (reiche) ich hin? [11]) dialektgemäß: si(n)st. [12]) dialektgemäß: dalebn. [13]) Gesätze. [14]) bald auch. [15]) wäre. [16]) daß sie jählings abreitet.

Das Leben.

Was hilft das Jammern, was hilft das Klagen!
Wir müssen es doch zum Ziele tragen.
Und ist es mitunter auch noch so schwer,
Einmal geht drüber die Sonne her
Und lacht dir mit ihrem göttlichen Schein
Mitten ins zuckende Herz hinein.
Und kommt dann auch wieder Wetter und Graus,
Du machst dir nicht mehr soviel daraus;
Einmal war es doch hell im Haus,
So wirst du stille und gut und klug.
Und ist das auch alles: es ist genug.

Karl Bienenstein.

Erinnerung an die Dobratschbesteigung den 19. und 20. August 1907.

Anders sah es damals aus,
Als wir unverdrossen
Stiegen und im Otto-Haus
Kaiserschmarn genossen.

Marterten wir zwei den Kopf,
Ob's beim Dreikopf*) stimme,
Packten manche Rock beim Schopf
Im Entdeckungsgrimme.

Oben auf der Kaserin
Überstürzt sich Raten,
Eilt der Blick zum Glöckner hin ..
Wünsche werden Taten.

Koschats Stock in deiner Hand
Weist zum Zirbitzkogel:
„Da — grad aus — im Steirerland
Singt ein muntrer Vogel!"

Gar der Weg wird abgekürzt
Durch den Alpel-Peter,
Denn, wo Schutt zum Schutte stürzt,
Solchen Pfad verschmäht er.

Bauscht der Wind die Mäntlein auf
Und treibt lose Spiele:
Ungerüstet höhenauf
Führt uns auch zum Ziele.

Müde wankt im Herbergsbau
Unser Leib zur Nische,
Was wir wünschen, schmucke Frau?
Deck' am Zirbentische!

Stapft es her . . . noch in der Tür
Schafft ein Baß nach Guten,
Zwingt gemütlich sich herfür;
Knorrer Stamm: Karnuten.

Grüßen dich, du Kampfgestalt,
Oft erprobt im Streite!
Friedsam hast du heut gemalt
's Kirchlein und die Weite.

Dann hinauf nach Plausch und Rast
Auf den letzten Hügel. —
Was kein Menschenauge faßt,
Streift der Seele Flügel . . .

* * *

Nun entschwand ein halbes Jahr,
Eis bedrängt den Recken:
Doch des Lichtes Hochaltar
Lockt die Wanderstecken.

Andre Menschen, andre Luft;
Bergschuh wich den Skien,
Fröhlich wird am Schnee gefußt,
Um dem Tal zu fliehen.

Juchzer wie zur Sommerszeit
Künden Drang nach oben
Wo vom Sorgenstaub befreit
Kräfte sich erproben.

Karl Krobath.

Birkhahnbalz.

Glululu tschuit! Glululu tschuit![1])
Piff! Paff!
Kreuzsakara! Gfailt is s![2])
Hätt nit gmoant, daß s no z weit is,
Daß i nebnhin schnalzat
Auf das Rabnviech, das balzad![3])

Han ja d Balzrosn[4]) gsegn,
Wie i d Büchs will anlegn!?
Halt d Hitz, die verdammti!
Schöps alter, scham di!
So oft schon am Balz gwen
Und nit so was alts gwöhn:

*) Triglav.
[1]) Balzlaute des Birkhahns. [2]) gefehlt ist's. [3]) der balzende. [4]) der rote Kamm über den Augen.

Aus einem Sensationsstück. A.: „Wie, es wäre möglich, ich sollte meinen Bruder wiedersehen! ... O mein Herr ... bitte, sagen Sie mir schnell, haben Sie ein Muttermal in Gestalt einer Erdbeere auf dem rechten Arm?" — B.: „Nein!" — A. (sinkt ihm mit einem Freudenschrei an die Brust): „Mein Bruder!"

O diese Fremdwörter. „Haben Sie schon gehört, Müllers leben ja in Konkubinat?" — „So, die sind also aus München fortgezogen?"

„Lustige Blätter."

Toleranz. Ein Fremder aus Norddeutschland sieht in einem Münchener Café den ihm unbekannten Rentner Huber allein Billard spielen. Er läßt ihn durch den Kellner zu einer gemeinsamen Partie Karambolage auffordern. Huber nimmt an. Der Fremde begibt sich zu seinem Partner und stellt sich vor: „Dr. Levy aus Berlin." — „Dös macht nix," entgegnete Huber, „aber anfanga tu i!"

Der Pfarrer von Sankt Mirthen war zwanzig Jahre lang im Orte Seelsorger gewesen und stets bestrebt, in seinen Predigten nach der Leute Fassungsgabe beim Bild zu bleiben. Und als die Übersetzung in einen anderen Sprengel kam, sagte er bei seiner Abschiedspredigt unter anderem: „Und also, meine lieben Zuhörer, vergeht die Zeit, also wachsen die Geschlechter heran; wie ich herkam, seid ihr Kälber gewesen und jetzt seid ihr längst schon Ochsen." — Die Gemeinde war gerührt von den eindringlichen Worten und alle neigten einverständnisvoll die Köpfe.

Von unseren Lokalbahnen. Nicht nur die schwäbischen, auch die schmalspurigen steirischen Eisenbahnen, vom Volksmunde „Schnakerlbahnen" genannt, haben ihre idyllischen Zustände. Eine Milchfrau, deren Weg neben dem Geleise hinführte, war öfter ein Stückerl mit der Bahn „schwarz" gefahren. Eines Tages rief ihr der Schaffner zu: „He, Milchfrau, heute nicht aufsitzen?" — „A na", lautete die Antwort, „heut hab i eilig!"

Einmal waren die Wagen so stark besetzt, daß es viele, die keinen Sitzplatz bekommen hatten, vorzogen, auf der Plattform stehend oder gar auf den Trittbrettern sitzend die kurze Strecke zurückzulegen. Das erregte das Mißfallen des Schaffners. Endlich rief er: „Bitte, gehen Sie doch in den Wagen, damit uns die Leute nicht für eine Tramway halten!"

Ein stark lokalpatriotischer Bürger einer Endstation wurde ernstlich böse, weil ein Grazer die Frage, warum denn wohl die Bahn gar so langsam fahre, folgendermaßen beantwortete: „Damit das Gras zwischen den Schienen stehen bleibt; die Bahnwächter brauchen es für ihre Ziegen!"

Diese Anekdoten frischen die Erinnerung an die Eröffnung einer schmalspurigen Lokalbahn auf, bei der sich, wie die böse Fama erzählt, folgendes zugetragen haben soll. Die Haltestellen waren festlich mit Reisig geschmückt, Fahnen wehten, Böller krachten, die Veteranen spielten einen flotten Marsch und Hunderte von Landleuten warteten schon ungeduldig, um den historisch merkwürdigen Augenblick der Bahneröffnung nicht zu versäumen. Kurz vor der Einfahrt hatte die Festfreude, unterstützt durch den Wein des Bahnhofswirtes, ihren Höhepunkt erreicht. Da rief ein vierschrötiger Bauernbursche: „Helfts mir, i halt den Teufel auf!" Ehe es verhindert werden konnte, stellte er sich dem einfahrenden Zuge entgegen, stemmte die Ellbogen in die Hüften und wollte die kleine Lokomotive aufhalten. Der Zug warf ihn natürlich zu Boden und schnitt ihm beide Füße ab. Als er dann, auf Krücken gestützt, das Spital verließ, sagte er: „Wann mir aner geholfen hätt, hätt i n daholtn!"

Jahrbuch des Steirischen Gebirgsvereines.

welches Jahr es war, kann ich mich nicht mehr genau erinnern. Als wir durch das total zusammengebrannte Schottwien fuhren, standen nur Mauerreste mehr, in Gloggnitz war Jause, waren im anderen Tor kurze und frische Antonaten und zierliches Gebäck. Neunkirchen Nachtstation, Neustadt Frühstück. Gegen Abend kam man nach Wien gehörig gerädert und eher bei der Linie alles abgepackt die Koffer, im Staub an. Es kann sich jetzt wohl niemand ein solches Fuhrwerk vorstellen. Unterwegs sind die Kutscher öfter durstig geworden, meine Mutter äußerte auf die Frage einer Hebe, was sie wünsche, ganz bescheidene Wünsche, bekam zur Antwort: Haben dan ma nir als an Kas. Liebe Leser, glaubt einer alten Frau, die alte Zeit hatte wohl auch manches Gute, man war für vieles dankbar und hat sich viel mehr alles gemerkt, was jetzt nur vorbeifliegt, auch Menschen hat man Gelegenheit kennen zu lernen gehabt, im Jahre 1846 bin ich auf der neuen Straße gefahren, die war wohl schön dagegen. Glückliche Reise und viel Vergnügen übern Semmering.

K. H., Mureck."

Drei Rippn, drei Rappn.

Steirische Schnaderhüpfl.*)

Drei Rippn, drei Rappn,
Drei Federn am Huat,
Mir san unsrer drei Brüada,
's tuat koana nit guat.

Von dort san ma füra,
Wo die Zwanzger wern gschlagn,
Und da sulltn ma zan Teufel
Koan Geld in Sack habn?

War da ganzi Wald a Sack
Jeds Blatt a Guldn,
Mir tatens variuren
Und machatn no Schuldn.

Koan Kreuzer Geld in Sack,
Schuach a kan ganzn,
Gehts zan Teufel, Musikanten
Hiaz kinnts selber tanzen.

Drei Rippn, drei Rappn
Drei Hammerschmied-Gselln
Dö habn mitanond
Zu oan Diandl einiwölln.

Geh, talkata Vada,
Mach kan so Getöß,
Gangst selber zan Deandl,
Wanns d d'Muatter nöt häst.

Je höcher die Alm,
Desto foastar die Gams,
Je schöner die Diandln
Desta talkater sans.

Je höcher der Kirchturm,
Desta heller das Gläut,
Je älter die Weiber,
Desta zacher die Häut.

An oanzigs mal drüber gjauchzt
Üba die Alm,
Hiaz han i schan wieda
Die Hebamm zan zahln.

Lustige Zeitung.

Mitleid. Tochter: „Mama, wie ich an dem alten Bettler vorüberging, bemächtigte sich meiner ein tiefes Mitleid." — Mama: „Hast du dem armen Mann auch etwas gegeben?" — Tochter: „Jawohl — einen freundlichen Blick!"

Ein zerstreuter Redakteur. Bei einem Gastmahle antwortete ein Redakteur, als man ihm Pudding anbot: „Aus Mangel an Raum können wir diesen Artikel heute nicht mehr aufnehmen."

*) Überliefert von Matthias Knabl. Mitgeteilt vom „Deutschen Volkslied", Wien.

Erziehung zu Kunstverständnis und damit, wenn man will, zu einer Lebensanschauung im Auge, die es mit sich bringt, daß über allem persönlichen Vorteil nie die Freude am Lebensproblem selbst vergessen werde."

Indem wir uns nun der Kunstansicht des Verfassers im engeren Sinne zuwenden, möchte ich zunächst den Standpunkt betonen, den Strzygowski zur modernen Kunst einnimmt. Er ist nicht für und nicht gegen die moderne Kunst, er findet warme Worte für moderne Kunstwerke, aber dem geist- und herzlosen Virtuosentum, der „zynischen Pinselakrobatik", die sich auf den Kunstausstellungen immer mehr breit macht, tritt er scharf entgegen; wo er aber kann, bekennt er freudig, daß unsere Zeit bereits Künstler hervorgebracht hat, die Propheten der Zukunft waren, d. h. eine Weltanschauung zu gestalten wußten, die, ohne den tätigen Fortschritt der Menschheit zu hemmen, sich wie Balsam auf das Sehnen des Gemütes legt." Nach dieser Richtung gehen auch die zahlreichen ideellen Forderungen, die neben den zahlreichen praktischen Vorschlägen dem Buche einen stark programmatischen Charakter geben. Strzygowski verlangt vom monumentalen Raumbau reichen Stimmungsausdruck, eine Beredsamkeit des Raumes und der Formen, indem er den treffenden Satz Theodor Fischers zitiert: „Wenns dem Architekten nicht gelingt, allein mit der Stimmung seines Raumes den Mann zu zwingen, den Hut abzunehmen, und die Frau, die Stimme zu zügeln, ist er für seine Aufgabe nicht geschaffen." Verteidigt Strzygowski im Kapitel „Privatbau" Josef Hofmanns „Studien zur dekorativen Gestaltung eines Hauseingangs" vor dem beliebten Vorwurf der Verrücktheit, weil sie — allerdings in bizarren Formen — das Ornament als Ausdruck eines bestimmten Inhaltes verwenden, so ist der erste Teil des ungemein anregenden und wertvollen Kapitels „Denkmalbau" völlig nach dieser den Inhalt, der aus dem Gemüt des Künstlers quillt, betonenden Seite hin ausgebaut: „Die rituell Gläubigen haben dem Gottessohne unzählige Kirchen gebaut. Wir die Suchenden, sollten endlich anfangen, Christus Tempel zu errichten, die im Inhalt ihrer Form gestalteten, was seine Seele dieser Welt Unsterbliches geschenkt hat. In Christus werden sich heute noch Gläubige und Suchende die Hände reichen. Unzählige dürften auch noch zusammenströmen zu einem Nationalheiligtum, das die Engländer Shakespeare, wir Deutschen Goethe errichteten, die Schweiz sollte nicht lange mit ihrem Böcklintempel warten. Ich denke mir ihn in einem Hain, von tiefer Stille umschlossen, auf einer Seite geöffnet nach einem See, dessen Ufer jeder Jahreszeit eine Entfaltung zu voller typischer Kraft gestatten. Und draußen im See eine Art Toteninsel, zypressenumrauscht, mit den sterblichen Resten des Schöpfers der „Bilder zum Träumen". Im Tempel aber, vereinigt an Werken, was den ewigen Pulsschlag seiner Kunst ausmachen wird." So wird auch für Klingers Beethoven ein Denkmalbau gefordert, der im Kultbild seinen inhaltlichen Brennpunkt fände: „Man errichte eine musikalische Weihestätte, wie sie sich Wagner gedacht hat, gebe ihr die Richtung auf die Wahrung des Stiles der Beethovenschen Symphonie und baue hinter das Orchester ein Denkmal, worin Klingers Beethoven steht, und — das erste moderne Denkmal wird vor uns stehen." Wie für das Böcklinheiligtum die „Toteninsel", dürfte für diesen Vorschlag Moritz v. Schwinds „Symphonie" (unterstes Drittel) anregend gewesen sein. Die weiteren Ausführungen dieses Kapitels, das allen Mitgliedern von Denkmalkomitees sowie der Bildhauerei selbst angelegentlichst zur Lektüre empfohlen sei, betreffen die Wichtigkeit des Massenaufbaues, der nebst dem Inhalt das Wesentliche an einem Denkmal ist — nicht der Figuren- und Allegorienkram, der sich gewöhnlich am Sockel und auf den Stufen breit macht. Ein richtiger Denkmalbau ist der Hamburger Bismarck: inhaltlich ist der Held überhaupt, formell ein mächtiger Obelisk gegeben.

Auf dem Gebiete des Kunstgewerbes, dem im Zusammenhang mit dem Ornament eine ausführliche Darstellung gewidmet ist, findet Strzygowski im Bestreben, im Innenraum ruhige und einfache Linienkompositionen zur Geltung zu bringen, tiefe kulturgeschichtliche Zusammenhänge: „Was einst Leonardo in seinem Abendmahl und der wunderbaren Londoner Grottenmadonna an Harmonien auf dem Gebiete eines auch ethisch hochstehenden Figurenbildes hervorzuzaubern wußte, das soll sich jetzt wohlklingend durch unser Alltagsleben schlingen. Man ahnt, was sich da als heranreifendes Merkmal unserer hastenden, wütend vorwärts ringenden Zeit ganz still ankündigt: die tiefe Sehnsucht nach Ruhe und Frieden, nach stillem Sein statt des ewig drängenden Werdens." Diesen Frieden, dieses sichere Ruhen in der Fülle harmonisch entwickelter Kräfte findet Strzygowski noch in den Bildwerken der Griechen, so im Theseus des Phidias, der sich „in der eigenen Existenz förmlich badet" und in dem zauberhaft stillen Hegesorelief desselben Künstlers. Rodins „Denker" dagegen ist ein „infernalisch Grübelnder", der wütend darüber nachsinnt, „wie sich im Kampf ums Dasein nötigenfalls mit Brachialgewalt und Fußtritten Bahn brechen ließe." Ebenso ist die wie ein Frosch am Boden hockende Frau in Klingers Gruppe „Drama" ein Sinnbild der modernen entwerteten Menschenwürde. Denn — um ein Wort Emersons zu gebrauchen — der Genius, der die griechischen Meisterwerke

Hochdeutsch.

'ʒ is nöt gor ʒo weit hɛ,
Wia s rödn, d Herrischn!
Sogn Kerzen statt Kirzen
Und Kirschen für Kerischen.

Hans Grasberger.

Orientalische Ballade.

Inbrünstigen Ton's der greise Derwisch fleht:
„O, daß ich endlich meine Flöh' derwischt'!"
Und eilig nahm er einen Flederwisch,
Auf daß sich endlich der Derwisch entflöh',
Doch ach der größte Teil der Flöh' entwischt',
Und wiederum der greise Derwisch fleht:
„O, daß ich endlich meine Flöh' derwischt'!"

„Lustige Woche."

Bücher.

Ein Büchlein für jedermann.* (Von Kunstansicht und Weltanschauung.)

Von einem Büchlein will ich erzählen, das im April vorigen Jahres auf dem Büchermarkt erschienen ist und im großen Blätterwald der Tagespresse bereits ein beifälliges Rauschen erzielt hat. Freilich beschränkten sich die meisten Rezensionen darauf, das Gegenständliche aufzuzeigen, die praktischen Winke herauszulösen und nebenbei auch auf die Kunst- und Weltanschauung des Verfassers, des Grazer Universitätsprofessors Strzygowski hinzuweisen. Diese, auf langjährigem, ernstem und methodischem Umgang mit Kunstwerken aufgebaute Kunstansicht, diese Weltanschauung, die auf dem sicheren Urgrund einer Persönlichkeit beruht, der die Kunst nicht ein Genußmittel, sondern eine Diät ist, um im Leben arbeits- und genußfähig zu bleiben — diese beiden: Kunst- und Weltanschauung, die im Zeitalter eines Liebermann und Meyer-Gräfe sich immer seltener in Kunstschriften und im Kunstschaffen überhaupt zeigen, geben dem Werke Strzygowskys die Wärme, die Ferdinand Avenarius in einem Essay des „Kunstwart" fordert: „Das Vorbereiten zum Kunstgenuß hat nicht nur auf den Verstand zu wirken, sondern auf Gesicht, Phantasie und Gefühl. Unvermerkt wärmt es allmählich Herz und Hirn mit begeisterungsfreudiger Liebe. Ist es gemischt mit Stücken kühlen Wissens, so hängt die Wirkung davon ab, ob diese Stücke in seiner Wärme mitgeschmolzen werden." Wir sehen auf jeder Seite, die wir neu aufschlagen, daß sich der Verfasser das Buch vom Herzen geschrieben, daß Kunstansicht und Weltanschauung darin eins sind. Diese Seite des „Büchleins für jedermann" scheint mir einer eingehenderen Erörterung wert zu sein, als sie — meines Wissens — bisher gefunden hat.

Schon im Vorwort tritt der Standpunkt des Verfassers deutlich zu Tage; er führt eine Anzahl von Meinungen vor, die der Kunst ihr Daseinsrecht im modernen Leben absprechen und fährt dann fort: „Nun, gar so schlimm steht das Konto der Kunst denn doch nicht. Es gibt schon noch einige, die glauben, daß die Kunst ebensowenig wie das, was wir Religion und Liebe nennen, je aussterben oder auch nur andauernd so herunterkommen könne, wie man sich das, stolz auf die historischen und naturwissenschaftlichen Errungenschaften des XIX. Jahrhunderts, denkt. Die prosaische Wahrheit mag uns noch so schlagend vorgehalten werden: je unbarmherziger das geschieht, desto unbändiger fordert das Menschengemüt seine nie verjährenden Rechte. Es will eine Erklärung des Welträtsels, wenn sie auch zehnmal ungewiß, ja falsch ist, es will liebend glauben, und wenn ihm auch hundertmal gesagt wird, alle Liebesideale wurzelten im Geschlechtstriebe. Und so fordert das Gemüt auch die Kunst; denn diese entwickelt sich nicht allein mit dem Drange zur freizügigen Form, sondern vor allem mit dem tiefen Bedürfnis, die ideale Welt, die Helden, Priester, Frauen und hauptsächlich wir selbst uns vorspiegeln, vollkommen vor Augen zu sehen. Die Wirklichkeit mit ihren sozialen Pflichten fesselt auf die Dauer zu streng." Aus dieser Einsicht in das Sehnen und Bangen des Menschenherzens ist das Buch entstanden, mit der ausdrücklichen Bestimmung: „Im vorliegenden Büchlein habe ich ausschließlich die

* Die bildende Kunst der Gegenwart, ein Büchlein für jedermann, von Josef Strzygowski. (Leipzig. Verlag Quelle und Meyer. 1907.)

auch er kann im Hinblicke auf den bekannten Uneinigkeitstrieb der Deutschen, seine Besorgnis nicht ganz unterdrücken. Sein Buch möge uns allen eine Mahnung sein. R.

Der Verkehr mit meinen Kindern. Von Professor Dr. Ludwig Gurlitt. Illustriert. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Es gehen heute vielfach Klagen um über die deutsche Jugend, der man Genußsucht, oberflächliches Wesen, Pietäts- und Respektlosigkeit und Mangel an geistigen Interessen vorwirft. Und wo man Vorwürfe vermeidet, da klagt man doch häufig über das mangelnde gegenseitige Verständnis zwischen Eltern und Kindern, zwischen Vätern besonders und Söhnen und findet die Schuld natürlich lieber bei der Jugend, als bei sich selbst. Professor Ludwig Gurlitt, seit mehr als 22 Jahren praktischer Lehrer und als Vater von drei Knaben auch mit der häuslichen Erziehung vertraut, stimmt in diese Klagen nicht mit ein, sondern zeigt, wie sie und wie ihre Berechtigung zu vermindern sind. Da Beispiele mehr überzeugen, als theoretische Darlegungen, für pädagogische Abhandlungen in Deutschland wenig Sinn, um so größeres Verlangen aber nach unmittelbaren erziehlichen Vorbildern vorhanden ist, so gibt der Verfasser in schlichter und jedermann verständlicher Sprache lebendige Proben aus dem geistigen Verkehr, der sich zwischen ihm und seinen Kindern abspielt. Ohne daß die Kinder die lehrhafte Absicht spüren, führt er sie unter lebhafter Teilnahme der Beteiligten spielend und doch mit eindringlicher Kraft in das Leben ein, entwickelt ihre Beobachtungsgabe, weckt und nährt ihre Freude und Hingabe an die Natur, schärft ihr Urteil in Fragen des Geschmackes, verschafft ihnen lebendige Kenntnis ihres Vaterlandes, nicht durch theoretischen Geschichts- und Erdkund-Unterricht, sondern indem er sich mit ihnen durch Wanderungen und Reisen eine Anschauung des heimischen Bodens und seiner Kultur erarbeitet und regt in ihnen Fragen nach nationalen, sozialen, ethischen und religiösen Problemen an. Durch ein gesundes, Körper und Geist gleichmäßig beschäftigendes Naturleben hält er ihnen das fern, was „als sexuelles Problem" jetzt den Erziehern besonders Sorge macht. Das Wesentliche ist, daß ein gutes Verhältnis, ein vertrauensvoller geistiger Verkehr zwischen Alter und Jugend hergestellt wird und daß die Väter wieder wie in wirklich besseren alten Zeiten ihren Kindern all ihre freie Kraft und freie Zeit zum gemeinsamen geistigen Leben widmen. Das ist um so nötiger, als die staatliche Schulerziehung ihrer ganzen Natur nach leicht zu viel Zwang und Vergewaltigung der einzelnen Kindesnatur, zu viel schematisches und Unpersönliches, zuviel Zielarbeit ohne innere geistige Anteilnahme, zuviel Hast und Streberei, zuviel unnötige Angst und Sorge mit sich bringt und dadurch oft die feineren geistigen Kräfte und das wertvolle Eigenleben der Kinder schädigt. V.

Jakobus und die Frauen. Eine Jugend von Franz Karl Ginzkey. (Leipzig. L. Staackmann. 1908.)

Einer meiner Bekannten wollte gern wissen, wie der Apostel Jakobus mit den Frauen umging und ließ sich das oben genannte Buch kommen. Dieses brachte ihm aber nicht den biblischen Jakobus, sondern einen modernen, jungen k. u. k. Leutnant Jakobus. Aber auch der ist ihm sehr lieb geworden. Es ist eine Geschichte, wie es diesem Leutnant mit den Weibern erging. Gut nicht, vielmehr so schlecht, daß er seinen Herzensfrieden schließlich bei einem alten Liederdichter sucht und ihn in ihm wie auch in dessen Poesien findet. Alle Weiber, die er kennen gelernt, waren gerade nicht nichtsnutzig; ein reines, herrliches Wesen war dabei, aber äußeres Mißgeschick ließ sie zusammen nicht kommen. Ein tragischer Roman. Aber die eigentliche Tragik liegt nicht in des Helden schmerzlichem Verzichten, als vielmehr in einem zweiten, episodischen Liebespaar. In diesem wird gezeigt, wie es dem Jakobus selbst hätte passieren können, wenn er seiner Leidenschaft gefolgt wäre. Di Charakterzeichnung der Personen ist knapp und meisterhaft. Die Milieuschilderungen, besonders die von Salzburg, wo der größte Teil der Erzählung spielt, ist einfach prachtvoll. Den dramatischen Effekten ist der Dichter mehr aus dem Wege gegangen, er hat sie nicht ausgestaltet; hingegen ist die Erzählung von einer lyrischen Innigkeit, wie sie diesem Meister der Lyrik ansteht. Eine herbe Ergriffenheit schreitet männlich ernst durch das ganze Buch, trotz ein paar urkomischer Gestalten, wie z. B. die des Leibburschen Wageneder, der so gerne Scharfrichter werden möchte, weil er ohnehin ein gelernter Fleischhauer ist. Aber allzureich an humoristischen Schlaglichtern ist die autobiographische Dichtung nicht. Autobiographische Dichtung sage ich. Die Geschichte, die der Autor „Eine Jugend" nennt, mutet an, wie ein ins Mondlicht der Poesie gehobenes Selbstbekenntnis, das so wahr ist, daß ein Dritteil aller existierenden Männer es für das seine halten könnte. R.

Meisterbuch des Humors. Von Norbert Falk. Eine Auswahl bester Humoresken und größerer Bruchstücke aus der humoristischen Literatur der europäischen Völker. Mit zahlreichen Textillustrationen nach Gemälden alter Meister und Zeichnungen moderner Künstler. (Berlin. Ullstein & Co. 1908.)

schuf, „schafft jetzt anderswo" — eben auf dem Gebiete der Landschaft: „Die Plastik ist tot, es lebe die Malerei, der Mensch ist tot, es lebe die Natur!" Die Maler sind also die Herren der Situation und ihnen gilt auch die zweite umfangreichere Hälfte des Buches. Strzygowski konstatiert, daß wir gegenwärtig wohl Regimenter von Malern, aber keinen eigentlichen Feldherrn, d. h. keinen Künstler haben. Die Modernen müßten wieder dort anknüpfen, wo Velasquez und Rembrandt aufgehört haben, die ein allerdings ungeheuer schweres Problem aufgestellt haben: „Gegenstand und Gestalt fast wie in Form und Inhalt aufgehend, durchgeführt mit den vollendetsten Mitteln der Technik." Auf diesem Boden fußend, formuliert Strzygowski seine Kunstansicht: „Im Rahmen der Bedeutung muß dem Gegenstand ein ganz bestimmter, rein menschlicher Ausdruck, nämlich der dem Künstler, seiner Persönlichkeit eigene Inhalt gegeben werden. Und im Rahmen der Erscheinung muß die dargestellte Gestalt auf eine ganz bestimmte Wirkung hin, die dem Künstler eigene Form durchgearbeitet werden."

Wie für Schiller das Schöne kein formaler Kanon, etwa ein Geheimnis der Linienführung oder etwas dergleichen ist, sondern Schönheit Seele bedeutet, so liegt auch für Strzygowski das Hauptmoment nicht in den Problemen der Formqualitäten, so eingehend er sie auch bespricht, sondern das Gemüt des Künstlers ist der Zauberquell, der die unbedeutendsten Gegenstände mit frischem Leben und dauernder Bedeutung tränkt. — Ich muß es mir leider versagen, das reiche Material vorzuführen, an dem Strzygowski in Bild und Wort seine Theorie dem Leser anschaulich macht: von Menzels flatternder „Gardine", der eine erlesene Interpretation gewidmet ist, zu den monumentalen Bildwerken eines Puvis de Chavannes und Hans von Marées und endlich zu Böcklin führt uns die Darstellung. In Böcklin findet das Werk seinen Höhepunkt und Abschluß, die Kunstansicht wird wieder zu einem Stück Weltanschauung geweitet. Böcklins Bilder sind Hymnen eines Sehers, der die unendliche Natur in seinem Gemüte wiederfindet; vor allem aber sind sie Darstellungen der Zeit: die Zeit selbst ist es, die leise durch die Wipfel der Zypressen auf der Toteninsel streicht. Von Böcklin aus wagt Strzygowski abschließend seinen Ausblick: „Nicht mit der menschlichen Gestalt und Masse dürfen wir Germanen den Gipfel der Kunst zu erringen hoffen, sondern mit der Landschaft und dem Raume. Wann wird der Held kommen, der das Problem löst? Wann die Zeit, die ihn hervorbringt?" Max Pirker.

Fürst von Bismarck. Persönliche Erinnerungen an ihn aus seinen letzten Lebensjahren von Sidney Whitman. (Stuttgart. Deutsche Verlagsgesellschaft.)

Welcher Deutsche, der nicht sofort danach greift, wenn ein neues Buch erscheint über Bismarck! Und sei er auch ein Gegner dieses gewaltigen Menschen. Es kommt keiner an ihm vorüber. Und je mehr Jahre vergehen, die uns von Bismarck und seiner Zeit trennen, je mehr schwinden seine Gegner, je mehr wird nicht bloß seine politische, sondern seine geistige Größe überhaupt erkannt, und nicht zuletzt seine menschliche. Da hat nun der bekannte englische Schriftsteller Sidney Whitman ein deutsches Buch geschrieben über den Fürsten Bismarck. Und zwar nicht ein Buch aus Büchern, wie das leider eine Kalamität der Literatur bezw. Wissenschaft ist, sondern ein Buch nach persönlichen Erinnerungen. Whitman war nach Bismarcks Sturz nicht weniger als zehnmal Gast des Fürsten und traf außerdem noch mehrmals mit ihm zusammen. Der Fürst, der nicht ungern Literaten um sich sah, konnte ihn wohl leiden; auch bei den Mitgliedern der Familie und den älteren Freunden des Hauses war er gern gesehen, so bei Herbert Bismarck, bei Dr. Schweninger, bei Maler Lembach, den er auf Friedrichsruh getroffen, dessen trauter Freund der Verfasser geworden, und dem er sein Bismarckbuch gewidmet hat. Es ist ein feines, künstlerisch schön geschriebenes Buch, das im historischen Sinne zwar nicht viel neues sagt, aber doch eine Menge von persönlichen intimen Zügen des großen Mannes erzählt. Wir sehen, wie der in Ungnade gefallene Titan auf seinem einfachen, einsamen Landsitze lebt, in stiller wehmutsvoller Verbitterung, der aber noch der Humor beigestellt geblieben ist. Wir sehen, wie er aus der Ferne den Weltlauf betrachtet und ihn mit der äußeren Ruhe des Olympiers kritisiert, während unter der Asche das Leid über den Undank des Vaterlandes nagt. Aber wir sehen auch, wie er durch die ihm erwiesenen zahllosen und beispiellosen Ehren allmählich wieder an die Dankbarkeit des deutschen Volkes zu glauben beginnt, besonders durch das, was er gelegentlich der Hochzeit seines Sohnes mit der österreichischen Gräfin Hoyos auf seiner Reise nach Wien erlebt hat, und an seinem 80. Geburtstag. So tritt allmählich der Diplomat in den Hintergrund und in den Vordergrund der Philosoph, der durch Wort und persönliche Lebensweise den Deutschen ein Lehrer wird. In Bismarcks Gesprächen finden sich Andeutungen, wie manches, was er einst für die Politik tun mußte, vor dem Sittengesetz schwer zu verantworten ist. Da politische Großtaten zerstörbar sind, so hatte Bismarck in seinen letzten Lebensjahren Sorgen um sein Werk. Der englische Verfasser, der sonst mit größter Wärme von den Deutschen spricht,

verklang und weinte vom Herzensgrund. Damals fühlte ich, daß ich noch gut sein kann und glücklich bin.

Mit dieser Erinnerung möchte ich die Betrachtung über das Liederbuch der Auguste Bender schließen. Wo käme ich hin, wollte ich nur vereinzelte Nummern daraus anführen, die mir am Herzen liegen und die ich mit Herzlachen in diesem Buche fand. Alles Freudige, alles Traurige, alles Edle, alles Trübe, Lachen und Weinen, Wahrheit und Dichtung, Alltag und Balladen, alles, was im Volksgemüte klingt, singt in diesem Buche wieder.

Ich habe mich gewundert, wie man in Baden, im Deutschen Reiche, dieselben alten Lieder lieben und bewahren kann, wie bei uns in Österreich, in der Steiermark, und ich habe mich gefreut über diesen schönen Beweis der Zusammengehörigkeit des deutschen Volkes.

Ich möchte nun nur noch wünschen, daß weite Kreise sich daran freuen und das ihre dazu beitragen mögen, dieses Band der Zusammengehörigkeit zu befestigen. Wer singen und musizieren kann, möge nach dem Liederbuche der Auguste Bender, für das der Herausgeber der Zeitschrift das „deutsche Volkslied" in Wien, Dr. Josef Pommer, mit gewohnter Gewissenhaftigkeit die Sangweisen niedergeschrieben hat, greifen und mit den süßen Klängen der deutschen Volksseele seine Mitmenschen erfreuen; wem dies nicht möglich ist, der möge vielleicht seinerseits durch Verbreitung des Buches den guten Samen ausstreuen.

So vieles, was schön ist, hat in dem Büchlein Platz gefunden, alles, was unschön ist, ist ausgewiesen. Die Schreibweise ist so, wie sie jeder zum Dialekte seiner Heimat selbst verwenden kann, ohne die irreführenden Hackerln und Ringerln, die so leicht aus dem a ein ä machen und so das volkstümliche „hot gsogt" als „hät gsägt" lesen lassen und viel anderes mehr. Zudem haben nicht unverläßliche Notenschreiber die Sangweisen aufgezeichnet und nicht gefühllose Phonographen sie gesungen, wie man dies zum Sammeln von Volksliedern irgendwo vorgeschlagen findet, sondern es ist alles echt, warmmenschlich und naturwahr niedergeschrieben. Rosa Fischer.

Der Kampf ums höhere Dasein. Jugendgeschichte einer Kleinbauerntochter von Auguste Bender. (Karlsruhe. Friedr. Gutsch.)

Dieses Buch ist in Prosa geschrieben, enthält aber auch eine Fülle von Poesie, wenn man warmes Empfinden so nennen darf. Der Titel des Buches ist hart, der Kampf selber ist auch hart, aber er wird gemildert durch die Liebe, die die Geschichte beseelt. Ein Bauernkind draußen im Deutschen Reiche, mit Namen Regine, wächst auf in gedrückten Verhältnissen. Die Mutter ist feinfühlig, leidet jedoch immer unter der Gewaltherrschaft eines dem Trunke ergebenen Gatten. Regine leidet mit ihr. Vielleicht darum, wie es wohl öfters vorzukommen scheint, wird das Kind so eigen; es ist gefühlvoller als seine Altersgenossen und zurückhaltender, herber, dazu so wissensdurstig. Und die Schule um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gibt ihm so wenig. Nicht einmal das wird den Kindern gelehrt, was Regine als das Natürlichste betrachtet, das Mitleid. Welchen Jammer trägt da das Kind, als es einmal Zeuge sein muß, wie ein reicher Bauer unter dem Beifalle der Dorfjugend eine lebende Eule an das Scheunentor nagelt! Wie bricht es trotz seiner Ohnmacht in schmerzliche Verwünschungsworte aus und wie fragt es, als es nach der Verfolgung durch den Bubenhaufen bei der Näherin Jula Zuflucht findet, so schmerzlich: „Gibt es einen Gott?" — Wie ergeht es sich auf die Antwort der Jula, sie haben doch ihren Katechismus in der Schule und darin von Gott gelernt, in bitteren Anklagen über Schule und Kirche, die nicht lehren, daß man lebende Eulen nicht ans Scheunentor nagelt, Vogelnester nicht ausnimmt, Katzen nicht quält und Pferde nicht schinden darf.

Und wie freut sich das Mädchen, als auf dem Heimwege sein etwas größerer Bruder Heinrich es als Schützer erwartet und in der späten Nacht mit Hilfe einer Leiter die angenagelte Eule befreit. Wie bewahrt Regine dem Bruder für diese Tat ihre Anhänglichkeit für alle Zeit.

Was es sonst noch an Kümmernissen, Hoffnungen, Enttäuschungen, an Liebe und Treue in diesem Mädchenleben gibt, ist rührend zu lesen. Lehrer und Pfarrer geben der Wissenshungrigen, auch als sie schon heranwächst, meist Steine statt Brot, der — erstere, weil er selber nicht reich an geistigen Schätzen ist, der zweite, weil er, wie es scheint, trotz sonstigem Wohlwollen unter dem Pantoffel der strengen Frau Pfarrerin steht. Die jungen Vikare, die abwechselnd Regines Lehrer sind, verstehen auch nicht, trotzdem sie ihre Begabung erkennen, ihr aufzuhelfen. So beginnt sie als junges Mädchen, nachdem sie um ihrer Armut willen bei den Vergnügungen der Dorfjugend Zurücksetzung erfahren, in ihrem reinen Herzen aber eine Liebesenttäuschung erlitten hat, selbständig ihren Weg zu gehen, der sie zur Schriftstellerei führt.

Mit Hingebung folgt man ihr von dem Tage an, da sie, statt dem Sonntagsvergnügen nachzugehen, obwohl sie gerne tanzt und singt, in ihrer Giebelstube auf dem umgekehrten Backtroge heimlich schreibt, und wie sie trotz der schweren Bauernarbeit immer weiter schreitet,

Selten kann man einem Buche die Bezeichnung „köstlich“ mit solchem Rechte geben, als diesem. Es ist ein Hausschatz heiterer Anregung, eine Hausapotheke gegen Melancholie und manch anderer Leiden. Für jeden Geschmack gibt es hier Humore, vom bizarrgrotesken an bis zu dem ernstinnigen, der unter Tränen lächelt. Die größten Humoristen, wie Rabelais, Moliere, Boccaccio, Daudet, Swift, Dickens, Hans Sachs, Fritz Reuter u. s. w. kommen mit bezeichnenden Beispielen zu Worte. Unter den Humoristen der Gegenwart finden wir vertreten Mark Twein, Wilhelm Raabe, Peter Rosegger, Ludwig Thoma, Ernst Pötzl, Otto Ernst, Rudolf Presber und viele andere. Jedenfalls ist das stattliche Buch mit seiner Welt von Inhalt mehr wert als was es kostet. M.

Der Schenk von Dürnstein. Schauspiel in vier Akten von Franz Keim. (Wien. Gerlach & Wieding.)

Der bekannte volkstümliche Dramatiker hat hier wieder ein vaterländisches Schauspiel verfaßt, das wahrlich kein Buchdrama bleiben darf. Wir freuen uns, das kräftige Stück bald auf der Bühne zu sehen. Nur dann wird man seine Vorzüge recht würdigen können. Z.

Richard Wagner in seinen Briefen. Auswahl und Einleitung von Erich Kloß. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.)

Zum 25. Todestage erschien in der Sammlung der „Bücher der Weisheit und Schönheit“ unter dem Titel „Richard Wagner in seinen Briefen“ ein Band, der sicherlich zu den wertvollsten Vorkämpfern für die Gedanken Wagners gehören wird. Erich Kloß hat aus Wagners Briefen mehrere Hundert von kleineren und größeren Ausschnitten zusammengestellt und diese in der Reihenfolge ihrer geschichtlichen Entstehung in geistig zusammenhängende Gruppen geordnet: Dichter und Dichtung; über Musik, Musiker und Theater; Politik; über eigene Werke; über Zeitgenossen; Familie; über die Frauen; Natur- und Tierwelt; Festspielgedanken und Bayreuth; Leben und Welt; Kunst und Künstlerberuf; Humor. Das Buch will nicht Richard Wagner als Briefschreiber zeigen, sondern es will die Briefe nutzbar machen für das Verständnis der Kunst und des Menschentums Richard Wagners. V.

David Friedrich Strauß als Denker und Erzieher. Von Dr. Adolf Kohut. (Leipzig. Alfred Kröner.)

Auf den 27. Jänner 1908 fiel der 100. Geburtstag des berühmten Bibelkritikers, Religionsphilosophen, scharfsinnigen Denkers und Schriftstellers David Friedrich Strauß, der durch sein „Leben Jesu“, seinen „Alten und neuen Glauben“ und seine übrigen eigenartigen Schriften sich hervorgetan und auf seine Zeitgenossen wie auf die Literatur und Wissenschaft Einfluß geübt hat. Der Verfasser des vorliegenden Werkes will anläßlich des Säkulartages David Friedrich Strauß als „Denker und Erzieher“ dem Bewußtsein der Gegenwart näher bringen, indem er auf Grund der sämtlichen Schriften, Briefe und sonstigen Materials von und über Strauß den Nachweis erbringt, daß Strauß einer der vielseitigsten und umfassendsten Genien des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert war. Aber nach unserer Ansicht ist Strauß nur mehr historisch. Ein Philosoph, der zur Zeit Darwins die Geister zwar anregte, aber schon damals nicht befriedigte, und praktisch für die gottesdürftige Menschenseele — unbrauchbar ist. Z.

Oberschefflenzer Volkslieder und volkstümliche Gesänge. Gesammelt von Auguste Bender. (Verlag des Deutschen Volksgesang-Vereins. Wien, VI., Gumpendorferstraße 151.)

Ein schlichtgrauer Einband und innerhalb dieses schlichtgrauen Einbandes birgt sich eine Welt der Blüte, des Volksempfindens des süßen deutschen Heimatglückes. Alles, was ich seit meiner Kinderzeit in meinem Herzen klingen und singen hörte von Glück und Leid, von Lieb und Weh des Volksgemütes, alles finde ich in diesen Liedern wieder. Es ist derselbe Hauch des harmlosen Unverstandes, mit dem wir Kleinen beim Kühhalten die Lieder der Großen nachahmten, es ist dasselbe Zittern der Herzen in Lieb und Leid, dasselbe Vertrauen und Verlassensein, dasselbe Erzählen von Rosen und Nelken und Vergißnichtmein, von Mond und Sternenschein, von der Treu und dem Ringelein und der Schrift auf des Friedhofes Kreuz und Stein — von Soldatentreu und Heimatlieb — es ist derselbe warme, weiche, süße Zauber, der uns umspann, wenn wir mit jungem Herzen und Sinne in Feierstunden oder beim Nachtarbeiten, insbesondere aber in lauen Nächten die Naturkinder, Mädchen und Burschen, singen hörten, natürlich und ungekünstelt, die Stimmen weich und schmelzend und rein zusammen klingend.

Ich erinnere mich, daß ich einmal, als ich längere Zeit meinem Elternhause fern und der Arbeit meiner Jugendzeit entrissen war, mich so trocken, so trostlos in meinem Innern fühlte, daß ich dachte, ich sei keiner edleren Regung mehr fähig, sondern im Egoismus erstarrt. Da hörte ich einmal, als ich nachts schon im Schlafe lag, auf der Straße vorüber singen, zwei Burschenstimmen und eine traute alte Weise, hell und weich und klingend. Ich fuhr im Bette auf, horchte und horchte, bis der Sang in der Ferne

zeigt es. Interessieren sie sich für die Wetter des Schöckelgebietes? Das Jahrbuch plaudert davon. Machen sie gerne frohe Fußwanderungen im steirischen Oberlande? Das Jahrbuch nimmt sie mit und führt sie trefflich. Ein beigegebenes, ganz ausgezeichnetes Panorama von der Gleinalpe läßt uns fast die ganze Steiermark schauen. Reich an touristischer Anregung und an Naturfreudigkeit ist dieses Jahrbuch. Ein sieghafter Werber auch für den Gebirgsverein. M.

Kärntner Lieder-Weisen für Männerchor, komponiert von Karl Krobath. (Leipzig. Rob. Forberg.)

Diesen lieblich schönen Liedern gibt Thomas Koschat folgendes Geleitwort mit: Vor ungefähr fünf Jahren erschien urplötzlich ein homo novus auf dem Gebiete kärntnerischer Literatur, und zwar einer, der sich ungemein rasch die Sympathien seiner Landsleute eroberte. Bei genauer, aus Autopsie geschöpfter Kenntnis der Sitten, Gebräuche und eigenartigen Lebensverhältnisse der Bewohner des kleinen Alpenlandes verstand es Karl Krobath — so der Name des Bedeutendsten „Jung-Kärntens" - dieselben teils in Fachschriften, teils in selbständigen Werken so anziehend, geistreich und temperamentvoll zu schildern, daß alsbald der lebhafte Wunsch rege wurde, das kühn aufstürmende Talent dauernd in den Dienst Carinthias zu stellen.

Aus Krobaths literarischer Tätigkeit entwickelte sich alsbald der Drang, seinen Gedichten auch musikalische Färbung zu geben.

Proben bezüglich der Wirksamkeit seiner Kompositionen ergaben eminente Resultate, und es möge der Erstausgabe dieser Chöre auf die Reise durch die Sängerwelt der liebevolle Wunsch mitgegeben werden: „Bonis avibus!" V.

Erzgebirgische Dorfgeschichten. Band 1 (Karl Mays Erstlingswerke.) (Freiburg i. B. Fr. Ernst Fehsenfeld.)

Karl May — den man nur als den Schilderer fremder Länder und Völker zu kennen scheint — ist tief in das Seelenleben des deutschen Volkes eingedrungen. In den „Erzgebirgischen Dorfgeschichten" wohnt der ganze Zauber der Heimat, klingt Heimatluft und Heimatweh in vielfacher Gestaltung und herzerquickender Frische und Natürlichkeit. Sie erinnern lebhaft an die sinnigen und schlichten Figuren von Ludwig Richter. V.

Wir, die wir suchen . . . Gedichte und Skizzen von Wilhelmine Schroeter. (Dresden. E. Pierson.)

Eine Freude, daß auch wieder mehr und mehr solche Gedichte erscheinen, Lieder der Sehnsucht nach Frieden und Unendlichkeit. Vielleicht, daß sie „veraltet" sind, so wie die Menschheit veraltet ist — ewig die alte, frieden- und gottsuchende. Es kann nichts Neues kommen, was endlich nicht wieder in alter Sehnsucht ausklänge. M.

Gehör! - Nur einen Augenblick. Ein Schrei von Sagitta. (Treptow bei Berlin. B. Zacki. 1908.)

Anfangs dachte ich, der Verfasser sei ein Weib, erstens des Namens „Sagitta" wegen, zweitens der hysterischen Sprache wegen und drittens deshalb, weil aus dem „Augenblick" des „Schreies" — eine Stunde wurde. Nach näheren Erkundigungen ist es aber doch kein Weib. Aber es ist auch kein Mann. Es ist etwas, das nach Anerkennung einer „Liebe" schreit, die vor einiger Zeit in Berlin so viel Lärm gemacht hat, trotzdem sie die „stumme" heißt. Nun, ich kann dem unbegreiflichen Es, das sich hier Sagitta nennt, nicht helfen Ich hasse es nicht, ich spotte seiner nicht, ich bedauere es nur. W.

Das zwanzigste Jahrhundert. Organ für fortschrittlichen Katholizismus. (Wochenblatt. München.)

Trotz der so scharfen Maßregeln Roms gegen den „Modernismus", fortschrittlichen Katholizismus, scheint letzterer im Aufsteigen zu sein. Jedenfalls sind seine literarischen Organe mit frischem Mut bei der Arbeit. M.

Jugendblätter. Monatsschrift, 54. Jahrgang. (München. Verlag der Jugendblätter.)

Eine gediegene Jugendschrift, mit geistig vertieftem Inhalt und prächtigen Bildern. Selbst für ältere Leute ist es eine Freude, aus dieser Volksschrift zu lesen. Der Jugend ist sie mehr. Z.

Graz in den März- und Apriltagen 1848. Von Professor Dr. S. M. Prem.

Diese für Graz interessante Schrift (Sonderabdruck aus dem Jahresbericht des II. Staatsgymnasiums in Graz) zeigt, daß die Grazer-Bewegung im Revolutionsjahre durchaus nicht harmlos war, daß viele radikale Elemente zeitweilig Oberwasser gewannen, daß aber dem Takt der Behörden und der Vernunft der Bevölkerung es gelang, Katastrophen zu verhindern. M.

Gönner findet, wieder kämpft, bis sie endlich draußen in der Welt, als sie schon um ihres Schaffensdranges und Wissensdurstes willen die Heimat verloren hat, an der Seite eines hochgelehrten, warmempfindenden Mannes alles findet, was sie in ihrem reinen, herben und doch jugendlichen Mädchensinne sucht: Unterricht, Heimat, Liebe.

Ich hatte oft die Empfindung, als erzähle die Verfasserin im Ich-Tone ein Stück Lebensgeschichte und als hätte ich vieles davon selbst erlebt; insbesonders die Mutter mit ihrer keuschen, zurückhaltenden, aufopferungsvollen Liebestreue, die süße hingebungsvolle ländliche Mutter habe ich schon wo gesehen, sehr nahe an meinem Lebensweg. Rosa Fischer.

Die Hilfe auf dem Wege! Geistes- und Seelenleben von Adolf Just. (Jungborn-Stapelburg a. Harz. Rudolf Just. 1907.)

Das Büchlein ist ernst zu nehmen. Auf Grund der Lehre Jesu predigt es Rückkehr zur Natur, zur einfachen, natürlichen Lebensweise. Auch Chamberlain sagt es, daß die Aufgabe der nächsten Jahrhunderte allein sei, die Lehre Jesu zu verstehen. Darin liege nicht bloß der Menschheit geistiges Heil, sondern auch ihr leibliches. Und die wiedererwachte Sehnsucht nach Jesus, das sei die Hilfe auf dem Wege. Fürchte dich nicht, glaube nur! Diese frohe Botschaft beseelt die Schrift, die deshalb so innig und warm ist, weil sie nicht ein Theologe, wohl aber ein gottfroher Laie geschrieben hat. M.

Retter. Vier Lebensbilder. (Wien. Akademischer Verlag.) Ein Zyklus von vier Einaktern von Ferdinand v. Feldegg, dessen „Neuer Faust“, „Benedek“ und Volksschauspiel „Mit seinem Gott allein“ bekannt sind, ist unter dem Gesamttitel „Retter“ in vorzüglicher Ausstattung erschienen.

Das Motiv der Rettung wird in den vier Stücken auf die verschiedenste Weise abgewandelt. Wie verschieden auch die Fabeln der vier Einakter sind, gemeinsam ist ihnen allen eine große Spannung, die sich wirkungsvoll in der jedesmal scharf zugespitzten Katastrophe entladet. V.

Unsere Vaterstadt Graz. Wanderungen durch die Stadt und die nächste Umgebung, vom Bürgerschuldirektor Hans Mühlfeith. (Graz. U. Mosers Buchhandlung. 1908.)

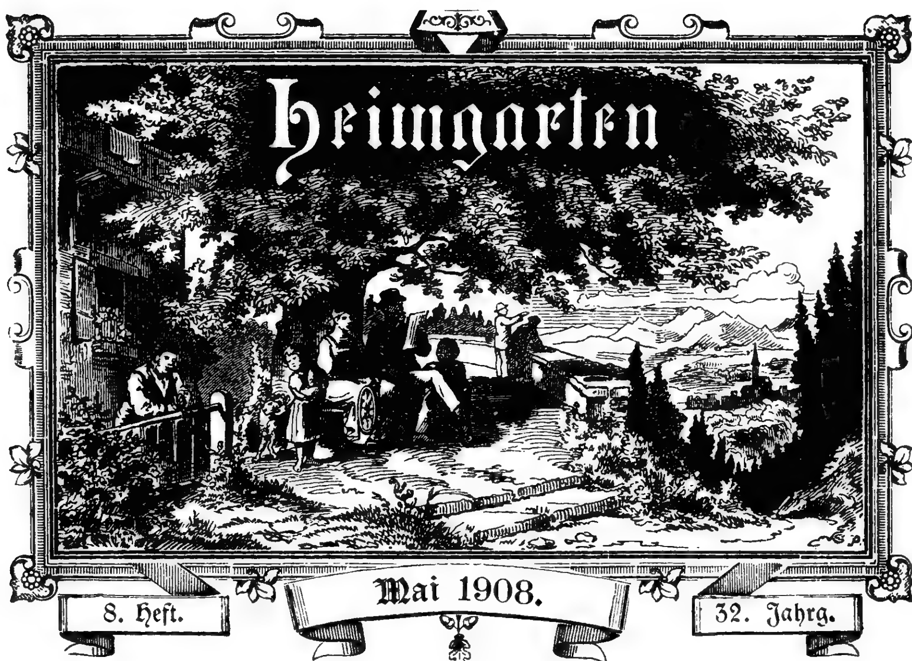
Ein kleines, sehr praktisches Büchlein. In einer bequemen halben Stunde unterrichtet es uns über das Interessanteste und Wissenswerteste unserer lieben Stadt und Umgebung. Das Büchlein ist eigentlich für den Schulgebrauch geeignet, aber es paßt auch für Erwachsene, für Einheimische wie für Fremde. Letzterem ist das Heftchen eine wertvolle Einleitung und Übersicht; aber auch dem Einheimischen sagt es manches, was er nicht gewußt hat und wovon er froh überrascht ist. Hoch interessant ist als Titelschmuck ein gutes, altes Bildchen vom alten Graz, eingeengt in die Festungsmauern. So klein das Bildchen ist, es erzählt vieles. Endlich unsere Verwunderung darüber, daß eine so fleißige Arbeit, eine so brauchbare, ja für viele notwendige Schrift um — zehn Kreuzer zu haben ist. M.

Reiseerzählungen. Von Karl May. Neue Illustrierte Ausgabe Band 1 und 2. (Freiburg i. B., Fr. Ernst Fehsenfeld.)

Obwohl es kaum einen Ort auf deutschem Boden gibt, wo Mays fesselnde Romane nicht zu finden sind, so möchten wir doch dieser neuen, hübsch illustrierten Ausgabe, von der hoffentlich bald weitere Bände folgen, die größte, weitgehendste Verbreitung wünschen. Hunderttausenden von den Millionen Maylesern war eine mit Bildern geschmückte Ausgabe längst erwünscht. In anhaltender Frische und Lebendigkeit, in bewährter Schilderungskunst erzählt uns der phantasiesprühende Dichter in farbenreicher Weise von seinen abenteuerlichen Reisen. Dazwischen lacht häufig ein köstlicher Humor und bringt angenehme Abwechslung in die interessanten Erzählungen. Karl May ist immer noch ein ungewöhnlich viel gelesener und viel gepriesener Schriftsteller, ein deutscher Jules Verne. Er ist, „ein Meister in der Erfindung und Auswahl alles dessen, was den Knaben interessiert“. Wir meinen, nicht nur der Knabe, sondern auch jeder Erwachsene, der in Romanen seine Unterhaltung sucht, wird bei der Maylektüre reichlich auf seine Rechnung kommen. Wer Freude hat an frischem fröhlichen Wagen und Jagen, der nehme Mays Erzählungen zur Hand, sie werden ihm viele genußreiche Stunden bereiten und jeder wird immer wieder gern darnach greifen, um die köstlich geschilderten Typen, Erlebnisse u. s. w. vorüberziehen zu lassen, wobei man Land und Leute spielend kennen lernt und zwar in einer Art, die sich wohltuend von der steifen und gelehrten Weise vieler Reisewerke abhebt. V.

Jahrbuch des Steirischen Gebirgsvereines für 1907. (Graz. Steirischer Gebirgsverein. 1908.)

Wieder eine Reihe von prächtigen Beiträgen, die sich zumeist auf Steiermark beziehen und reich illustriert sind. Wissen es viele Grazer, wie der Schöckel von hinten aussieht? Das Titelbild dieses Jahrbuchs



Von einem Mai im Winter.

Eine Erinnerung von **Peter Rosegger.**

Ein Märchen, das im Vaterhaus
Sich einst hat zugetragen,
Das sendet einen Maienstrauß
Den späten Lebenstagen.

„Bist doch noch kommen! Wir haben schon gmeint, s Wetter! Der Nickerl hat schon gröhrt, hat glaubt, du kunntst im Schnee sein stecken blieben. Na, weil d nur da bist. Was magst denn gleich? Ein Eierspeis? Ein Kaffee? Weihnachts-Guglhupf han ich auch schon.“

Kennt ihr sie? Kennt ihr sie nicht? Das ist ja die Stimme der Mutter!

Es waren die ersten Weihnachtsferien meiner Studentenzeit. Wochenlang hatte ich schon die Tage, endlich die Stunden gezählt bis zum Morgen der Heimfahrt von Graz ins Alpel. Und als der Tag kam, da stürmte und stöberte es, daß mein Eisenbahnzug stecken blieb ein paar Stationen vor Krieglach. Da stieg ich aus und ging zu Fuß, frisch und lustig, sechs Stunden lang durch das Tal, wo der Frost mir Nase und Ohren abschnitt, daß ich sie gar nicht mehr spürte; und durch den Bergwald hinauf, wo mir so warm wurde, daß die Ohren auf einmal wieder da waren und heißer, als je im Sommer. Der Nase vergaß ich, doch stak sie sicher fest im Gesicht, wo sie heute noch steckt. Auch mein Bündel Bücher schleppte ich, denn die Professoren waren

Büchereinlauf.

In der Tiefe wohnt das Licht. Eine Erzählung von Rudolf Mischer. (Leipzig. Otto Wigand.)

Einsames Land. Erzählungen und Stimmungsbilder von Dr. Wilhelm Münz. (Frankfurt. J. Kauffmann. 1907.)

Probleme. — Ein Regentag. — Frühschein. Von J. J. David. (München. R. Piper & Co. 1908.)

Die vunschöllichen Kinder. Volksstück in fünf Aufzügen von Reinhold Sommer. (Wien. Manzsche Hofbuchhandlung. 1908.)

Der Sieger. Tragödie von Richard A. Edon. (Dresden. E. Pierson.)

Herr Hiltemann. Ein Dichterleid aus alter Zeit von Mila Nowak. (Dresden. E. Pierson. 1908.)

Ondr'm Schniebarche! Von Wilhelm Oehl. Sonderabdruck aus „Deutsche Arbeit", Prag. Das Erträgnis wird dem Fonde zur Errichtung eines Kaiser Josef-Denkmales zugeführt.

Achtzehneinhalb Jahre hinter russischen Kerkermauern. Schlüsselburger Aufzeichnungen aus dem russischen Manuskript übertragen und eingeleitet von Luise Flachs-Fokschaneanu. (Berlin. B. Behr. 1908.)

Renaissance des Liberalismus. Von Ernst Walter Trojan. (Berlin. F. Sommers Verlag.)

Die Hilfe auf dem Wege! Geistes- und Seelenleben von Adolf Just. Jungborn-Stapelburg. Rudolf Just. 1907.) Das Buch hat folgendes Motto: „Du brauchst nur die richtige Gedankenwelt, Lebensanschauung, Gotteserkenntnis, das heißt Glauben zu gewinnen, so zerschlägst du durch deine im Innern erwachenden Kräfte das dunkle Gefängnis deiner Krankheiten, Sünden und deines ganzen unglücklichen Lebens."

Aus dem alten Weimar. Skizzen und Erinnerungen von Karl Kuhn. (Wiesbaden. J. F. Bergmann. 1905.)

Gobineaus Amadis und die Rassenfrage. Von F. Lienhard. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 1908.)

Korfu und das Achilleion. Erlebtes und Erlauschtes von Therese Kracht. Mit vielen Illustrationen und einer mehrfarbigen Karte. (Berlin. Ulrich Kracht.)

Unser humanistisches Gymnasium als Einheits-Mittelschule der Zukunft. Von Stephan Haupt. (Znaim. Fournier & Haberler. 1908.)

Illustrierter Führer durch Lissabon. Bearbeitet von Luise Ey. Vorwort von Leo Woerl. (Leipzig. Woerls Reisebücherverlag.)

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", **Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**



Postkarten des „Heimgarten".



K. L., Mürzzuschlag. Allerdings ist es richtig zu sagen: Das Lieserl. In Steiermark hingegen sagt man, wie Sie wissen: Die Lieserl. Eine jener Unrichtigkeiten oder Inkonsequenzen, wie sie auch im Hochdeutschen vorkommen, z. B.: das Mädchen stand im Garten, er grüßte sie. Richtig müßte es z. B. heißen: Das Lieserl ist krank, daher sollte man für es was tun.

* Daß Prof. Wahrmund Priester sei, ist ein Irrtum der Redaktion. Wahrmund ist Professor des Kirchenrechtes an der juridischen Fakultät in Innsbruck.

Dr. J. L., Berlin. Der Aufsatz: „Zwei philosophische Bauern" von Richard M. Meyer in den Heften von Dezember und Jänner ist ein für unsere Verhältnisse gekürzter und gestatteter Abdruck aus der Literaturbeilage der „Münchner Allgemeinen Zeitung". Diese Bemerkung ist bei unserem Abdruck aus Versehen weggeblieben.

☛ **Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten"
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 20. März 1908.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Böck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

„hustendes Leut“ nichts schlechter sei, als „der kalte Luft“. Sie verbot es, daß der Kleine hinaus vor die Tür ging, sie hielt immer die Fenster geschlossen, ja auch die Tür durfte nur so weit und so kurz aufgehen, wie eben noch ein Mensch rasch aus- oder einschlüpfen kann. Die Eltern wußten es der Alten Dank, daß sie so gewissenhaft für den Kleinen mitsorgen half. So kam der Knabe nie ins Freie und kriegte auch in der Stube keine gute Luft zu schnappen. Ich glaube deshalb war er so blaß, und nicht des Hustens halber. Gehustet hatte auch ich als Knabe, aber damals gabs noch diese alte Magd nicht und ich trieb mich mit meinen Geschwistern in der freien Weite um, wälzte Schneeballen, rodelte über Berglehnen, rutschte auf dem Eis die Hosen durchsichtig, so lange, bis der Husten wieder gut war. Aber der arme Nickerl hatte keinen gleichgesinnten Kameraden mehr, er war unter Großen das einzige Kind, das Hascherlein im Hause und fügte sich hilflos den Gesetzen. Ich nützte die wenigen Ferialtage gewissenhaft, um ihn der lebensgefährlichen Fürsorge der Hausmagd abspenstig zu machen. Ich lockte ihn aus dem Hause, verleitete ihn zum Schneeballenwerfen, zum Schneemandelbauen, wobei er warme Hände und rothe Wangen bekam. Und am Abende hustete er noch mehr. Mich schützte meine Stadtherrenwürde zwar vor dem Schlimmsten, aber das konnte die Alte nicht bei sich behalten, daß ich lieber in meinem Steinhaufen hätte bleiben sollen, als da herkommen, um Kinder zu verderben. Wir setzten munter unsere Winterfreuden fort und noch eh ich in die Stadt zurückkehrte, war beim kleinen Brüderl der Husten vergangen.

Doch ich laufe der eilenden Zeit voraus. Und will mich doch beim lieben Christfest aufhalten.

In der demselben vorhergehenden Nacht schlief ich wenig — etwas Seltenes in jenen Jahren. Die Mutter hatte mir auf dem Herde ein Bett gemacht mit der Weisung, die Beine nicht zu weit auszustrecken, sonst kämen sie in die Feuergrube, wo die Kohlen glosten. Die glosenden Kohlen waren gemütlich, das knisterte in der stillfinsteren Nacht so hübsch und warf manchmal einen leichten Glutschein an die Wand, wo in einem Gestelle die buntbemalten Schüsseln lehnten. Aber die Schwabenkäfer! die nächtig aus den Mauerlöchern hervorkrochen und zur Zeit einmal Ausflüge über die Glieder und das Gesicht eines Studenten machten! Indes wird ein gesunder Junge auch die Schwabenkäfer gewohnt. Aber sie nicht ihn. — Da war's ein anderes Anliegen, über das er noch obendrein schlüssig werden mußte in dieser Nacht, ehe die Mutter an den Herd trat, um die Morgensuppe zu kochen. Ich hatte viel sprechen gehört davon, wie man in den Städten Weihnacht feiert. Da sollen sie ein Fichtenbäumchen, ein wirkliches Bäumlein aus dem Walde auf den Tisch stellen, an seinen Zweigen Kerzlein befestigen, sie anzünden,

so grausam gewesen, mir Hausaufgaben zu diktieren, besonders in der Mathematik und Grammatik, die ich heute noch hassen könnte bis aufs Blut, wenn es nicht gar so blutlose Wissenschaften wären.

So kam ich, als es schon dämmerte, glücklich hinauf, wo das alte Haus, schimmernd durch Gestöber und Nebel, wie ein verschwommener Fleck stand, einsam mitten in der Schneewüste. Als ich eintrat, wie war die Stube so klein und niedrig und dunkel und warm — und urheimlich. In den Stadthäusern verliert man ja allen Maßstab für das Waldbauernhaus. Aber man findet sich gleich wieder hinein, wenn die Mutter den Ankömmling ohne alle Umstände so grüßt. „Na, weil d nur da bist!"

Auf dem offenen Steinherd prasselte das Feuer, in der guten Stube wurde eine Kerze angezündet.

„Mutter, nit!" wehrte ich ab, „tut lieber das Spanlicht anzünden, das ist schöner!"

Sie tat's aber nicht. Das Kienspanlicht ist für die Werktage. Weil nach langer Abwesenheit der Sohn heimkam, war für die Mutter Feiertag geworden. Darum die festlichere Kerze.

Und für mich erst recht Feiertag!

Als die Augen an das Halblicht sich gewöhnt hatten, sah ich auch den Nickerl, das achtjährige Brüderlein. Es war das jüngste und letzte. Es stand in seinem blädernden Höslein gerade wie ein Bäumchen da und hatte natürlich den Finger im Mund. Seine schwarzen Augen waren weit offen und ganz rund, so verwundert schaute er mich an. Der, um den er schon „gröhrt" hatte, war jetzt da und die Vertraulichkeit stellte sich erst allmählich ein. Selbst als ich ihn zum Kaffee einlud, war es noch nicht so weit, daß er den Finger für das Stück Guglhupf vertauschen wollte.

„Ausschaun tust gut!" lobte die Mutter meine vom Gestöber geröteten Wangen. Sie hatte ihr Gesicht, das nicht gut und nicht schlecht ausschaute — das alte, süße, kummervolle und doch frohgemute Mutterantlitz. Ich schaute dieses Gesicht nie lange an, immer nur verstohlen — es war immer eine Schämigkeit da, bei ihr auch so, wie bei zwei heimlichen Liebsten. Zärtlich bin ich mit ihr nie gewesen, wohl auch nie grob — und diesmal bei der Heimkehr haben wir uns nur die Hände gegeben. Aber wohl war mir! Wohl zum Jauchzen und Weinen. Ich tat keines, ich blieb ganz ruhig und redete gleichgiltige Dinge.

Der kleine Nickerl sah blaß aus. „Du hast ja die Stadtfarb, statt meiner!" sagte ich, und habe gelacht.

Die Sache war so. Der Kleine tat husten, den halben Winter schon. Und da war eine alte Hausmagd, die sagte es — ich wußte das schon von früher — täglich wenigstens dreimal, daß für ein

gerade noch etwas sehr Wichtiges fehlte: die Kerzen. Ich hatte der kleinen Wachskerzen vergessen; wo nehme ich sie her?

Ich nahm sie einfach her.

In einem Bauernhause ist für alles Rat, nur gehört zur Herbeischaffung manchmal eine Notlüge dazu. Sie ist nicht schwer zu machen. Zur Mutter ging ich und bat, ob sie mir nicht ihren roten Mariazeller-Wachsstock leihen wollte. Sie fragte wozu? Na, dann tat ich's halt. Ich ginge in der Nacht zur Christmette, wo in der Kirche alle Leute ihre Lichter hätten, so möchte ich auch eins haben. Sie langte nur in ihren Gewandkasten, da hatte ich den Wachsstock.

Dann ward es Abend. Die Gesindleute waren noch in den Ställen beschäftigt, oder in den Kammern, wo sie sich nach der Sitte des heiligen Abends die Köpfe wuschen, und ihr Festgewand herrichteten. Die Mutter in der Küche buk die Christtagskrapfen und der Vater mit dem kleinen Nickerl besegnete den Hof. Hatte nämlich der Vater in einem Gefäß glühende Kohlen, hatte auf dieselben Weihrauch gestreut und ging damit durch alle Räume des Hofes, durch die Stallungen, Scheunen und Vorratskammern, in alle Stuben und Kammern des Hauses endlich, um sie zu beräuchern und dabei schweigend zu beten. Das schweigende Beten, sagte die Mutter gern, sei wirksamer als das laute. Ja freilich, weil es ein Gebet des Gedankens, des Gefühles ist. Nun, und den Vater begleitete der Nickerl mit einem Gefäß Weihwassers und mit dem Sprengrassel. So wie der Vater durch das Räuchern segnete, so tat es der Kleine mit Sprengen. Es sollten böse Geister vertrieben und gute ins Haus gesegnet werden. So hat man aus den altgermanischen Rauhnächten kirchliche Rauchnächte gemacht.

Wenige Jahre vorher hatte ich dem Vater bei diesem priesterlichen Amte noch geholfen, nun tat es schon das Brüderl, und gewiß auch mit jener ehrfürchtigen Andacht, die den Geheimnissen dieser Nacht gebührt.

Dieweilen also die Leute alle draußen zu tun hatten, bereitete ich in der großen Stube den Christbaum. Das Bäumchen, das im Scheite stak, stellte ich auf den Tisch. Dann schnitt ich vom Wachsstock zehn oder zwölf Kerzchen und klebte sie an die Ästlein. Das plagte ein wenig, denn etliche wollten nicht kleben und fielen herab. Ich hätte sehr gern Geduld gehabt, um alles ordentlich zu machen, aber jeden Augenblick konnte die Tür aufgehen und vorzeitig wer hereinkommen. Gerade diese zitternde Hast, mit der sie behandelt wurden, benützten die Kerzchen, um mich ein wenig zu necken. Endlich aber wurden sie fromm, wie es sich für Christbaumkerzchen geziemt und hielten fest. Es war gut. Unterhalb, am Fuße des Bäumchens legte ich den Wecken hin.

Da hörte ich über der Stube auf dem Dachboden auch schon Tritte — langsame und trippelnde. Sie waren schon da und segneten

darunter sogar Geschenke für die Kinder hinlegen und sagen, das Christkind hätte es gebracht. Auch abgebildet hatte ich solche Christbäume schon gesehen. Und nun hatte ich vor, meinem kleinen Bruder, dem Nickerl, einen Christbaum zu errichten. Aber alles im Geheimen, das gehört dazu. Nachdem es soweit taglicht geworden war, ging ich in den frostigen Nebel hinaus. Und just dieser Nebel schützte mich vor den Blicken der ums Haus herum arbeitenden Leute, als ich vom Walde her mit einem Fichtenwipfelchen gegen die Wagenhütte lief, dort das Bäumlein in ein Scheit bohrte und unter dem Karren- und Räderwerk versteckte. Dann ging ich nach Sankt Kathrein zum Krämer, um Äpfel zu kaufen. Der hatte aber keine, sie waren im selben Jahre zu Pöllau und Hartberg nicht geraten und so war kein Obstträger in die Gebirgsgegend gekommen.

Nun fragte ich den Krämer, ob er vielleicht Nüsse habe.

„Nüsse!" sagte er. „Zum Anschauen oder zum Aufschlagen? Ich habe ihrer noch ein Sackel, vom vorigen Jahr her. Aber die sind nur zum Anschauen. Schlagst sie auf, so hast einen schwarzen oder verdorrten Kern, der nit zum essen ist."

Die Nüsse ließ ich ihm. Das wollte ich dem Brüderl nicht antun: Eine schöne Schale und kein Kern. Solche Sachen darf man ihm nicht angewöhnen.

Was sollte ich nun kaufen. Er hatte ja allerhand schöne Sachen, der Krämer. Rote Sacktücheln, Hosenträger, Handspiegel, Tabakspfeifen, sogar Maulwetzen (Mundharmoniken). Doch abgesehen davon, daß der angehende Pädagoge manches nicht passend fand, hatte ich mit meinem Geldvorrat zu rechnen, der mich ja auch wieder nach Graz bringen sollte.

„So wär' ich halt umsonst gegangen", sagte ich.

Darauf der Krämer: „Damit du nit umsonst gegangen bist — wenn man noch du sagen darf zum Herrn Studenten — so trink da ein Stamperl Roten." Damit goß er mir aus der Flasche süßen roten Schnaps in ein Gläschen.

Als ich den getrunken hatte, war mir der Mut gestiegen und die Geldsorge gesunken. Aber nicht beim Krämer wurde eingekauft, daraufhin war der Rote auch nicht gespendet vom alten braven Haselgraber. Ich ging über das Brückel zum Bäcker hinüber und kaufte einen Vierkreuzerwecken, den ich fürsorglich in die Brusttasche steckte, so daß der Fuhrmann Blasel, der mir nachher begegnete, lachend auf mich herrief: „Nau, der Waldbauern-Peter hat ja eine Hühnerbrust bekemma!" denn die Vierkreuzerwecken in Sankt Kathrein waren damals nicht darnach, daß sie unter dem zugeknöpften Rock verborgen bleiben konnten.

Ich kam nach Hause und nun war für den Christbaum alles beisammen. Aber kaum mir darob behaglich ward, fiel mir ein, daß

Öfter als vierzigmal seither hab ich den Christbaum erlebt, mit mächtigem Glanz, mit reichen Gaben und freudigen Jubels unter Großen und Kleinen. Aber eine größere Christbaumfreude, ja eine so heilige Freude habe ich noch nicht gesehen, als jene meines kleinen Brüderleins Nickerl — dem es so plötzlich und wundersam vor Augen trat — ein Zeichen dessen, der da vom Himmel kam.

Solange die Lichtlein brannten, war es wie ein Gottesdienst, während der Mutter auf dem Herde richtig ein paar Krapfen verschmorten. Erst als die Lichtlein verloschen, eins ums andere, bis auch das letzte mit ein paar knisternden Flackern dahin war, huben die Leute an zu reden und einer brachte, weil es ja finster geworden war, von der Küche ein rötliches Spanlicht herein.

„Was denn da drunter liegt!" sagte der Vater und zeigte auf den Wecken. „Nickerl, mich deucht, das gehört auch dein."

Der schöne bräunliche Wecken, mit Weinberln gespickt — weil es Weihnachtsgebäck war — wurde dem Kleinen in die Hand gegeben. Er hielt ihn ganz hilflos vor sich. Die Freude wurde nicht größer, weil sie nicht mehr größer werden konnte. Der Christbaum allein hatte sein ganzes Herzlein ausgefüllt, sowie er auch unsere Kinder ausfüllen würde, wenn der himmliche Lichterbusch nicht so sehr mit irdischem Tand verweltlicht würde.

Nachher beim Nachtmahl wurden allerhand Meinungen laut.

„Heut tat eigentlich s Krippel auf den Tisch gehören", meinte die alte Magd.

„s Krippel ist eh da oben", entgegnete der Vater und wies gegen den Wandwinkel, wo neben mehreren Heiligenbildern mit kleinen Figuren auch die Darstellung der Geburt Christi war.

„s kommt halt eine neue Mod auf," wußte der Junge aus dem Tal zu sagen. „Der lutherisch Verwalter in Mitterdorf hat in ganz Mürzthal den Christbaum aufgebracht. Aber da sind wenigstens gute Sachen darunter, und daß jeder was kriegt."

„Aha, wenn du Geschenke kriegst", sagte ich gereizt, „da magst auch einen lutherischen Christbaum, gelt!"

„Still seids!" gebot der Vater, der solche Reden nie leiden konnte, und heute am wenigsten. Also ist die Weihnachtsstimmung schön gewahrt geblieben. Und während wir gekochte Rüben und Sterz aßen, saß der Nickerl beim Christbaum und aß ein Stückchen Wecken, daß ihm die Mutter herabgeschnitten hatte. Sich und dem Vater und mir, so war sein Wille, sollte sie auch ein Stück herabschneiden; aber mir war der lang entbehrte Sterz lieber. So zehrte der Kleine noch am Christtag und am Stephanitag und am Johannstage an seinem Wecken. Aber

den Bodenraum. Bald würden sie in der Stube sein, mit der wir den Rauchgang zu beschließen pflegten. Ich zündete die Kerzen an und versteckte mich hinter den Ofen. Noch war es still. Ich betrachtete vom Versteck aus das lichte Wunder, wie in dieser Stube nie ein ähnliches gesehen worden. Die Lichtlein auf dem Baum brannten so still und feierlich — als schwiegen sie mir himmlische Geheimnisse zu. Aber da fiel es mir ein — wenn sie niederbrennten, bevor die Leute kommen! Wie konnte ich's denn hindern? Wie sollte ich sie denn zusammenrufen? Da konnte ja alles ganz dumm mißlingen! Es ist gar nicht so leicht, Christkindel zu sein, als man glaubt.

Endlich hörte ich an der Schwelle des Vaters Schuhklöckeln — man wußte schon immer, wenn es so klöckelte, daß es der Vater war. Die Tür ging auf, sie traten herein mit ihren Weihgefäßen und standen still.

„Was ist denn das?!“ sagte der Vater mit leiser, langezogener Stimme. Der Kleine starrte sprachlos drein. In seinen großen, runden Augen spiegelten sich wie Sternlein die Christbaumlichter. — Der Vater schritt langsam zur Küchentür und flüsterte hinaus: „Mutter! — Mutter! Komm ein wenig herein.“ Und als sie da war: „Mutter, hast du das gemacht?“

„Maria und Josef!“ hauchte die Mutter. „Was lauter habens denn da auf den Tisch getan?“ Bald kamen auch die Knechte, die Mägde herbei, hell erschrocken über die seltsame Erscheinung. Da vermutete einer, ein Junge, der aus dem Tale war: Es könnte ein Christbaum sein. Sollte es denn wirklich wahr sein, daß Engel solche Bäumlein vom Himmel bringen? — Sie schauten und staunten. Und aus des Vaters Gefäß qualmte der Weihrauch und erfüllte schon die ganze Stube, so daß es war wie ein zarter Schleier, der sich über das brennende Bäumchen legte.

Die Mutter suchte mit den Augen in der Stube herum: „Wo ist denn der Peter?“

„Ah“, sagte der Vater, „jetzt schon, jetzt rait ich mirs schon, wer das getan hat.“

Da erachtete ich es an der Zeit, aus dem Ofenwinkel hervorzutreten. Den kleinen Nickerl, der immer noch sprachlos und unbeweglich war, nahm ich an dem kühlen Händchen und führte ihn vor den Tisch. Fast sträubte er sich. Aber ich sagte — selber tief feierlich gestimmt — zu ihm: „Tu dich nicht fürchten, Brüderl. Schau, das lieb Christkindl hat dir einen Christbaum gebracht. Der ist dein.“

Und da hub der Kleine an zu wiehern vor Freude und Rührung, und die Hände hielt er gefaltet wie in der Kirche.

war es nach und nach gekommen, daß das Band ihrer Herzensvereinigung sich einigermaßen lockerte. Man sah sich nur mehr zu den Stunden der Mahlzeiten unter den Blicken der Dienstleute. Dann hatte Georges die Empfindung, als ob die Gleichgültigkeit ihren Einzug in sein Heim gehalten, als ob seine Frau ihn nicht mehr liebe. Er maß zwei Personen die Hauptschuld an dieser Entfremdung zu.

Die eine von ihnen war Frau v. Villers, eine Pensionatsfreundin, die vor wenigen Monaten den Pfad Henriettens wieder gekreuzt und von der ersten Stunde an Georges Bremontier gründlichst mißfallen hatte. Ein ebenso mißliebiger Berater, ein anspruchsvoller Schöntuer, war der kleine de Rieux, der unermüdliche Kotillontänzer, der Henrietten mit größter Beharrlichkeit den Hof zu machen schien. Nach echter Männerart hegte Georges lange Zeit hindurch blinden Glauben an die geschworene Treue seiner Frau, schenkte er den Aufmerksamkeiten des jungen Gecken nicht die geringste Beachtung. In letzter Zeit aber hatte es den Anschein gehabt, als ob der Zufall ihm um jeden Preis die Augen öffnen wolle, denn er hatte nicht nur seine Frau zu wiederholtenmalen in einer Ecke des Salons in angelegentlichem Gespräch mit de Rieux vertieft aufgefunden, sondern es fügte sich auch noch, daß, als er eines Morgens unversehens das Boudoir seiner Frau betrat, diese hastig in ihrem Rosenholzschreibtisch, dem gleichen, vor dem er nun stand, ein Paket verschiedenfarbiger Briefe von feinstem Duft verbarg. Von wem mochte jene Korrespondenz herrühren, wenn nicht von jenem Unverschämten? Ein Gedanke durchzuckte ihn plötzlich, ein Verdacht, der ihm verhängnisvoll vorkam. So fügte es sich, daß er eines Morgens vor dem kleinen Rosenholzschreibtisch stand, dem er sein Geheimnis entreißen wollte. Er war abgesperrt, aber gleich einem gewöhnlichen Einbrecher zwängte er ein stählernes Papiermesser zwischen das Schubfach und das Schloß gab nach. Er mußte alles wissen. In ein rosenrotes Papier gehüllt, lag das Paket mit den verhängnisvollen Beweisen vor ihm, sollten die Schuldigen leicht überwiesen werden können!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun, wo er gelesen, stand er verblüfft da, sank er dann, die Blätter zwischen den Fingern haltend, auf einen Stuhl, von dem Bewußtsein durchdrungen, daß er dem Unerbittlichen gegenüberstehe. Er konnte keinen Zweifel mehr hegen über den Verrat Henriettens; die verhängnisvollen Briefe waren mit dem Namen de Rieux unterzeichnet und in einem Tone gehalten, der ihn in bezug auf sein Unglück vollständig aufklären mußte. O, die Elenden, die Unglückseligen! Ein wahnwitziger Zorn bemächtigte sich seiner, veranlaßte ihn, in heller Ent-

die Weinberln hatte er alle schon am ersten Tag aus der Rinde gekletzelt. Endlich war der ganze Wecken weg.

Aber das Bäumlein war noch da, wenn auch kahl und leer, wie sie im Walde stehen. Der Nickerl ließ es auf die Leiste über seinem Bettchen stellen. Und dort stand es gewißlich, bis die Nadeln begannen zu fallen. Dann nahm es die Mutter heimlich weg, hackte es klein, und legte es fast zärtlich auf das prasselnde Herdfeuer.

Das erbrochene Schubfach.

Novelle von **Maurice Cabs.**

Einzig autorisierte Bearbeitung.

Schattenhafte Schritte ließen sich auf dem Teppich des Korridors vernehmen. Das Rauschen eines Seidenkleides erinnerte an leises Gemurmel. Die Stimme eines Lakaien im Hof ward laut, dann hörte man das dumpfe Rollen des Wagens unter der Toreinfahrt.

Die Dame des Hauses fuhr zur Messe. Die Dienstleute arbeiteten in den Wirtschaftsräumen. Georges befand sich allein, ganz und vollständig allein! Niemand konnte ihn bei der Ausführung eines Projektes überraschen, das ihn seit mehreren Tagen schon unausgesetzt verfolgte.

Er verließ sein Arbeitskabinett und begab sich nach dem Zimmer seiner Frau, in dem noch morgendliche Unordnung herrschte. Als er das parfümierte Nestchen betrat, das von dem Wohlgeruche der Geliebten durchdrungen war, erbebte sein Herz unwillkürlich, hatte er die Empfindung, als ob er eine Entweihung begehe. Auf den Stühlen lagen leichte, zierliche Kleidungsstücke, die an Blumenduft erinnerten. Durchsichtig, rosig wie Schmetterlingsflügel. In der einen Ecke stand das Bett mit seinen himmelblauen Hüllen, jenes Bett, in dem man gleichsam den Eindruck, den der zarte Körper Henriettens zurückgelassen, noch zu fühlen meinte. Dort stand der Venetianerspiegel, der ein diskreter Zeuge ihres Erwachens gewesen; ihm war es, als ob er den Hauch ihres Mundes noch auf dem Glase bemerken könne. Die Toilette strömte den Wohlgeruch ihrer Waschungen aus. — Georges Bremontier gedachte der glückseligen Zeiten, in denen sie diesen Raum gemeinsam bewohnt hatten, der Zeit, in denen sie kein Geheimnis voreinander kannten, und unermeßlicher Schmerz ließ sein Herz zusammenzucken.

Jahre hindurch hatten sie ruhig und friedlich, gleich zwei Turteltauben gelebt, schmiegte sich das eine an das andere, aber ach, jede Freude ist flüchtig! An ihn waren die Sorgen der Bank und der Geschäfte herangetreten, an sie die Verpflichtungen des gesellschaftlichen Lebens, die Mühe, die ihr durch die Kinder erwuchsen. Und so

Ich danke Dir im vorhinein für Deinen Liebesdienst. Auf Wiedersehen heute abends bei Nantels. Einen innigen Kuß von Deiner tollen Freundin Helene v. Villers."

Georges hatte seine Lektüre beendet und alle seine bangen Zweifel verwandelten sich in hellen Jubel. Die Briefe waren nicht an Frau Bremontier gerichtet! Seine Frau hatte ihn nicht hintergangen, spielte in dieser ganzen Intrige nur die Rolle der Gehilfin! Im gleichen Augenblicke ging die Tür auf und Henriette, die irgendeine nebensächliche Kleinigkeit zu Hause vergessen hatte, kehrte zurück, um dieselbe zu holen. Sie trällerte ein Liedchen vor sich hin und war offenbar in heiterster Laune. Als sie ihren Mann noch immer ganz blaß und bewegt mit den Briefen in der Hand vor sich stehen sah und die erbrochene Schublade gewahrte, begriff sie die Situation sofort.

„O du abscheulicher Eifersüchtiger, der du kein Vertrauen zu deiner Frau hast!" rief sie vorwurfsvoll, „du hast den Sekretär erbrochen, der das erste Geschenk gewesen ist, welches du mir in unserer jungen Ehe gemacht, ein Geschenk, auf das ich so großen Wert legte!"

Da aber Tränen der Dankbarkeit und der Freude über Georges Wangen perlten, erstarben die Vorwürfe seiner Frau in einem langen, zärtlichen Kusse, der an das Glück ihrer Honigmonde erinnerte. Draußen im sonnendurchfluteten Garten scherzten und lachten inzwischen die Kinder ahnungslos, wie sehr der Ernst des Lebens an dem Herzen ihres Vaters gerüttelt habe.

Ich geh ins Amerika.

Ein Zeitbild von **Hans Malser.**

Der hatte was heute. So windschief war er noch selten heimgekommen. Er hielt nämlich immer die linke Achsel hochgezogen und den Kopf quer darüber hin, so oft ihm etwas über die Leber gelaufen war. Er sagte auch gar nicht „Guten Tag, Fina!" als er eintrat, sondern stieß derb den Holzsessel bei Seite, obschon der nicht im Wege stand.

Sein junges Weib schaute ihn an. Er sagte aber noch lange nichts, sondern stieß auch den Kleiderschragen heftig an die Wand, als er seinen Hut dran hing.

Da sprach sie: „Aber, was hast denn heut, Stückelzaun?"

Er ließ sich hinfallen auf den Sessel, daß es krachte, und antwortete gedämpft: „Ich geh ins Amerika."

„Mein Gott, Mann, was hats denn wieder gegeben?"

„Prügeln wollen sie mich!"

rüstung aufzuspringen und mit Augen, die aus ihren Höhlen traten, einem Tollhäusler gleich, im Gemache auf und ab zu stürmen, alles zertrümmernd, was seinen Pfad kreuzte. Er wußte aber genau, was er zu tun habe, seine Pflicht war ihm gewiesen; er würde vor allem sie töten, dann den Gefährten ihrer Schuld. Sein Name sollte gerächt werden; es galt aber rasch zu handeln, denn Henriette würde bald heimkehren. Hatte er denn nicht hinreichende Beweise ihres Vergehens in Händen?

Plötzlich richtete er sich horchens auf, anfangs ohne zu begreifen, um was es sich handle; ein zuerst sanftes, dann lauter werdendes Geräusch war vom Garten her bis zu ihm emporgedrungen; ein liebliches Gezwitscher, wie man es etwa in einem Vogelnestchen vernehmen kann.

Bald hörte er besser, deutlicher und erbebte dabei. Seine Kinder waren es, die vom morgendlichen Spaziergange zurückkamen und fröhlich lachten und scherzten, während sie mit dem Kies spielten. Er wich in die rückwärtigste Ecke des Zimmers zurück; die Verzweiflung stieg ihm zu Kopf. Waren sie, jene Ärmsten, denn ebenfalls schuld, sie, die unter seiner Rache mitleiden mußten, sie, die in voller Unbefangenheit bisher ihr Leben genossen? Was sollte aus ihnen werden? Durfte man das Recht, eine Mutter zu besitzen, irgendeiner Menschenseele rauben? War dasselbe nicht heilig? Er setzte sich nieder; es gebrach ihm am Mute, zornig zu sein; er fühlte sich vollständig vernichtet. Wieder griff er nach den verhängnisvollen Briefen, als wolle er von diesen Blättern einen Rat verlangen, als plötzlich mitten zwischen denselben hervor ein anderes Blatt zu Boden fiel, das nicht von der gleichen Hand verfaßt war. Die eng und klein geschriebenen Worte standen in etwas unregelmäßigen Reihen auf dem Papier und Georg hatte sofort die Empfindung, daß er die Schrift schon früher in seinem Leben gesehen. Er griff nach dem Blatte und las folgende Worte:

„Liebes Herz!

Während ich dir diese Briefe überreiche, gebricht es mir an Zeit, Dir begreiflich zu machen, welch unermeßlichen Dienst Du mir leistest. Stelle Dir vor, daß mein Mann eifersüchtig auf mich wird und sich erlaubt meine Kästen zu durchsuchen. Ich bitte dich daher, meine Korrespondenz in Sicherheit zu bringen, bis ich dieselbe mir zurücknehmen kann. Die kleine Intrige hat ohnehin lang genug gewährt und Du kennst meine Grundsätze; Launen, flüchtige Tändeleien ja, aber keine ernste Neigung. Du, die Du ein so strenger Charakter bist, wirst zweifelsohne meinen Mangel an Konsequenz verurteilen, aber was willst Du? Meine Natur ist nun einmal dergestalt veranlagt!

„Geh, hör mir auf; ich mag nit Schneider sein. Ich geh ins Amerika."

Da schwieg sie und brachte ihm seine Knödeln mit Kraut und einem Stück geräucherten Speck. Er schlang das Essen hastig hinab. Sie schaute ihm vom Ofen her zu und dachte: Daß er heut wieder so giftig ist. Freilich, wenn sie ihn haben schlagen wollen! Gutes hat er nix daheim, das ist ja wahr.

Dann sagte sie: „Du gehst ins Amerika. Und was soll denn mit mir geschehen?"

Er zuckte ab mit dem Essen und schaute groß auf sie hin. — „Was redest denn? Du gehst mit."

„Da wirst dich wohl irren, mein lieber Julius. Ins Amerika möcht ich nit und wenn ich mich mit sechs Rössern ziehen lassen müßt."

„Ich auch nit mit sechs Rössern, und desweg setz ich mich auf ein großes Dampfschiff."

„Spöttel nit. Ich bleib bei meinen Eltern."

„Und du gehst mit."

„Solang meine Eltern leben, um kein Streich."

„Hast halt schon vergessen, was er am Altar gesagt hat: Vater und Mutter verlassen, dem Mann folgen."

„Ist alles eins, ich bleib daheim. Du kannst machen, was du willst."

Damit war das Gespräch abgerissen. Wenn von ihr so harte Worte fielen, da verschlug's ihm die Rede, da brachte er vor Unmut und Herzleid kein Wort mehr hervor. Das aber bedachte er nicht, wie hart *seine* Worte waren, daß sie auf einmal die liebe Heimat und alles verlassen soll und in ein stockfremdes Land wandern. Wenn sie ihn auch lieb hat. Aber sich mit Gewalt, gleichsam am Strick davonführen lassen — das geht doch über die Kraft. — Und wenn er mich schleift, da hinüber bringt er mich nit.

Darauf vergingen Wochen und sie redeten nichts mehr davon. Er arbeitete in der Drahtfabrik; seine Kameraden begnügten sich damit, daß sie nichts mit ihm redeten und über ihn hinweg dreinschauten, als ob er Luft wäre. Für die Länge war das empfindlicher als eine mäßige Tracht Prügel. Der Stückelzaun war trotz seines Eigensinnes einer jener weichmütigen Leute, denen nicht wohl ist, wenn sie wissen, daß jemand auf sie böse ist. Und erst, wenn hundertfünfzig Leute, die man täglich um sich hat, böse sind! Er verlautete etwas von Amerika, das rührte sie nicht. Er ging an freien Tagen zu Bekannten umher und fragte um Rat, was sie wohl meinten? Wenn er erst fragen müsse, antwortete einer, dann solle er's bleiben lassen. Das Auswandern sei keine Vergnügungsreise, das gehe vielmehr auf Leben und Sterben und

„Wer?"

„Meine Kameraden. Weil ich den Streik nit mitmachen will. Und ich will nit, weil der Direktor gesagt hat, alle die mit S anfangenden Namen werden entlassen. Und streiken, das tu ich nit."

„Da hast ja ganz recht. Da bist ja eh brav."

„Sei still!" rief er unmutig, „ich brauch dein Loben nit und ich will die Prügel nit. In Fried lassen sollens mich."

„So steh aus. Arbeit findet der Mensch überall."

„Ich hab lang gesucht, bis ich eine gefunden in dieser kreuzweis verschwefelten Drahtfabrik."

„Weil dir wunderselten eine recht ist. Beim Klöckelbauern hättest dreimal dürfen in den Dienst stehen."

„Und ich hab dreimal abgesagt. Weil ich kein Bauernkoch fressen mag. Und mich nit von den Wanzen mag fressen lassen bei der Nacht."

„Beim Kanal hast es auch nit ausgehalten."

„Ja — schmecks, beim Kanal! Stell dich nur einmal hin mit deiner Nasen, wirst es schon merken, warum keiner in den Kanal will."

„Ihrer Dutzende sind unten. Verdienen ein gutes Geld und Sonntags kennst sie nit von den Hausherrnsöhnen auseinander."

Eine Straßenmeisterstell möcht ich haben", sagte er und strampfte mit dem Fuße.

„Nau, und die kriegst nit", entgegnete sie.

„Und deswegen geh ich stante pede ins Amerika. Mein Schwager hat mir eh immer schon geschrieben, ich sollt nachkommen. Wies dem gut geht!"

Nach einer Weile, während das Weib am eisernen Ofen sein Mittagessen bereitete, rief sie laut: „Ich möcht dirs wohl nit raten, Stückelzaun! Sein letzt Schreiben ist gar nit so gut."

„Daß auch in Amerika nit alles von Gold ist, was glänzt, weiß ich schon", bemerkte er vernünftig. „Tausend Dollar hat er sich halt doch schon erspart. Da kann ich mich dahier dreißig Jahr lang plagen und — zuletzt hat man noch nix. Weiß einfach nit mehr, was ich machen soll."

„Folg meinem Rat, Julius. Probiers noch einmal mit deinem Handwerk!"

„Schneider!" schrie der Mann mit mäckernder Stimme.

„Du bist kein schlechter Schneider gewest. Die Leut haben dich gelobt. Und mein Vater nimmt dich alle Tag auf."

„Ha, ha! Gesell soll ich sein bei deinem Vater! Na, Fina", setzte er gemütlich bei, „das mag ich nit".

„Und wenn dir mein Vater die Meisterei übergibt? Er ist eh nit mehr jung und kränklich ist er auch."

einmal glücklich zu machen, sich schleunen mit dem letzten. Also, die Eltern dürfens nicht wissen.

Stückelzaun hat endlich alles geordnet und ist zur Abreise bereit. Er wartet nur noch auf den Brief vom Schwager. Frühere Briefe waren hin und zurück fast in einem Monat gegangen. Und jetzt ist schon der neununddreißigste Tag, seit Stückelzaun sein Schreiben nach Amerika abgeschickt hat. Antwortet der Schwager nicht, so kann das ja nur bedeuten: Gut, komm, es ist alles in Ordnung. — So amerikagierig war der Mann geworden. Was lockt, was zieht ihn denn so? Sein guter Stern. Die Ahnung, daß er's treffen wird, wie es Tausende schon getroffen haben, die in wenigen Jahren drüben reich geworden sind. Seine Million begehrt er nicht. Wenn er hunderttausend Dollar hat, will er zufrieden sein und wieder nach Europa zurückkehren. Den vornehm behaglichen Rentier spielen, das macht sich hüben besser, als drüben.

Endlich war der zur Abreise bestimmte Tag gekommen. Die Nacht zuvor — die letzte Nacht — hatten die Eheleute miteinander gesprochen, bis der Morgen graute. Sie konnte es nicht oft genug sagen, wie er auf sich achthaben solle, wie die Kleider zu behandeln seien und daß er doch nicht vergesse, von der Leibjacke das Geld heraus zu tun, bevor er es in die Wäsche gebe. Sie hatte ihm nämlich die eingewechselten englischen Banknoten in die wollene Leibjacke genäht und ein Heiligenbildchen dazu, des besseren Schutzes halber. Er hatte sich ein neues Gewand machen lassen, von Tiroler Loden und in der inneren Rocktasche stak ein Revolver. Das hatte ihm der Schwager einmal geschrieben: In Amerika hat man im Sack statt der Tabakpfeife den Revolver.

Fina war des Morgens zur Frühmesse gegangen und hatte sich an einem Nebenaltar in die Bank gekniet. Dort konnte sie sich ausweinen. Vor ihm war sie die Ruhige, ja sogar ein wenig Trotzige. Da es schon einmal so weit war, fand sie es zweckmäßiger, die Herzen zu härten, statt sie zu erweichen. Noch hatte sie ihm sein Leibgericht gekocht: Spritzstrauben mit Honig. Er sagte: „Weiß Gott, wann ich wieder einmal Spritzstrauben essen werde!“ und hieb tapfer drein. Sie aß wenig, sie habe schon in der Küche zu viel gekostet. Und dann gingen sie auf den Bahnhof. Eine große Ledertasche und ein kleiner Handkoffer, das war das Reisegepäck. Und ein graues „Schaltuch“ hatte sie ihm gekauft, zum Umnehmen. Denn auf dem Schiffe, hatte sie gehört, sei es kalt. Die Fahrkarte war bis Triest genommen. Von dort aus soll das weitere der Agent besorgen, der schon verständigt ist. Es wird alles glatt gehen. — Auf dem Bahnhof gab es schon Leute. Seine Freunde und Bekannten hatten sich eingefunden zum Abschied. „Schreib recht bald“, sagte mancher zu ihm „und wenns dir gut an-

da müsse einer vorher gut mit sich einig sein. Andere wieder meinten, wenn sie so freizügig wären, wie er, der Stückelzaun, da gingen sie auch. Jeder ein Narr, der Gelegenheit habe, die weite Welt anzuschauen und tue es nicht. Und schon gar, wenn der Schwager in Amerika für ihn was tun wolle, da habe er's leicht, da werde ihm doch keine Wahl wehe tun. Am possierlichsten war sein Freund Lexl, der dicke Sattlergehilfe. Der kicherte nur, als Stückelzaun mit heiligem Ernst behauptete, er gehe stante pede nach Amerika.

„Wirst nasse Füß' kriegen", sagte er, „möchst nit lieber fahren?"

Auf einen so albernen Witz hob Stückelzaun wieder einmal die linke Achsel hoch. Von so einem windigen Sattlergesellen hätte er mehr Ehrerbietung für sein großes Vorhaben erwartet.

Dann ging er heim und las immer wieder die Briefe seines Schwagers. Im ersten seiner Amerikajahre schrieb dieser Schwager — der Mann von Stückelzauns verstorbener Schwester — ganz leidenschaftlich dringend: Julius, komme nach, hier läßt sich was machen! — Er war am Mississippi auf einer Farm. Im dritten Jahre schrieb er, daß er dort eine Art Statthalter in einer Sklavenkolonie geworden sei. Dann hatte Stückelzaun ihm seine Absicht mitgeteilt: Ja, Schwager, ich komme dir nach; teile mir nur gleich mit, wie du gereist bist. Was ich vorher noch zu Hause zu tun habe, das weiß ich. Aber weiter brauche ich Rat. Unser Erspartes, samt meinem Weib ihrem, ist ungefähr 500 Gulden. Du hast, so viel ich weiß, dort mit noch weniger angefangen. Schreib mir nur über alles und bald, du glaubst nicht, wie roglich ich geworden bin in der alten Welt. — Derlei berichtete er an den Schwager und wartete nun auf Antwort.

Mit seiner Frau war er nach schmerzlichen Kämpfen eins geworden. Sie ist denn in Gottesnamen einverstanden. Wenn er sichs schon in den Kopf setzt! Er würde daheim seine Ruhe ja doch nimmer finden und bei jedem Mißgeschick dem Weibe die Schuld geben, daß sie ihm hinderlich gewesen sei zu seinem Glück. Er soll also gehen, aber sie bleibt. Sie bleibt bei ihren alten mühseligen Eltern, solange sie leben. Und dann reist sie dem Manne nach ins Amerika, wenn er bishin noch dort ist. Gehts ihm gut oder schlecht, sie kommt ihm nach und wird's mit ihm tragen. Aber erst, wenn Vater und Mutter einmal mit Tod abgehen sollten. Den Mann wird sie gottswill doch länger haben, als die Eltern. — Freilich geht das Weib gar schweigsam und verloren um, seit es so beschlossen ist. Und immer wieder will es sie reuen, daß sie eingewilligt hat. Den Eltern darf sie gar nicht die ganze Wahrheit sagen, daß sie daheim nur wartet auf ihr Versterben. Da müßten sie sich ja beeilen! Und je größer in ihr die Sehnsucht nach ihrem Manne würde, um so mehr müßten sie, um ihr Kind wieder

„Freilich bin ichs!" antwortete der Ausgestiegene und sein abgebranntes Gesicht ging breit auseinander. „Wohin fahrst denn?"

„Nach Amerika! Ich will ja nach Amerika!"

„Aushalten!" schrie jetzt auch der Schwager nach vorne. „Aussteigen!" rief er dem Stückelzaun zu.

Und Stückelzaun kollerte, während schon die Räder gingen, mit Sack und Pack die zwei Stufen herab.

„Was ist denn, was ist denn, Schwager?"

„Dableiben sollst!" lachte der Schwager und breitete die Arme aus. „Ich sag dirs, die neue Welt stinkt!"

Während sie sich in der Freude des Wiedersehens umarmten, dampfte der Zug ab.

Ruheloses Herz.

(Gedichte von A. de Nora.*)

Hans.

„Du bist ja weiß wie ein Bild von Gips!
Du mußt ja sterben in deiner Not!
Das Kind, dem du das Leben gibst,
Gibt dir den Tod!

Und er, der dich verführt und verließ,
Wo ist er jetzt, der feige Hund?
O hätt' ich ihn nur zur Stelle, Lies',
Nur diese Stund'! —"

— — „„Nein, Mutter, mach' mir ihn nicht so schlimm!
Er hatte mich lieb, der Hans — so lieb —!
Ich kann nicht böse reden von ihm.
Auch du vergib!""

— „Vergeben, wenn du im Elend bist?
Dem Mörder meines Kindes verzeih'n?
Eh' schlinge mich, wo sie am tiefsten ist,
Die Erde ein!

Schon seinen Namen nur wenn ich hör',
Ist mir, als klänge die Hölle draus.
Nie mehr, o schwöre mir, Mädel, schwör'! —
Sprichst du ihn aus!" —

Sie spricht auch nimmer. Sie ringt und stöhnt
In neuen Schmerzen, in letzten Weh'n . . .
Und jetzt . . . ein Schrei . . . ein Wimmern ertönt —
Es ist gescheh'n.

Großmutter bettet das Kind zur Seit'
Und kehrt zur Sterbenden schnell zurück.
Die öffnet die Augen groß und weit
Mit fragendem Blick.

*) Aus der Sammlung: „Ruheloses Herz". Gedichte von A. de Nora. (Leipzig. L. Staackmann. 1908.)

schlagt, komm ich auch nach". Die Eltern seiner Frau waren dahergehumpelt; der Vater, der alte Schneidermeister, auf einer Krücke.

„Wir sehen uns das letztmal Julius", sagte der Alte ganz gelassen. Stückelzaun schaute sie an, darauf hin — wie lange er sein Weib werde entbehren müssen.

„Fahrst obenaus oder untenaus?" fragte der Vater, nur um etwas zu sagen, denn er wußte lange, daß Stückelzaun nicht über Bremen, sondern über Triest reisen wollte. Der Zug aus Wien war schon angemeldet. Die Fina stand nur so da und schwieg und war blaß bis über die Lippen.

„Daß d ja nix verlierst", flüsterte sie ihm einmal zu, dann war sie wieder still. Er tat überlaut lustig, hatte aber auch nicht die frische Gesichtsfarbe als sonst. Die alte Schneiderin redete leise aber heftig mit einer Nachbarin. Sie war zornig. „Sehts es nit, wie hart sie auseinander gehn? Aber sein muß es! Der Dickschädel! Ich wünsch ihms nit, daß es ihn reut. Aber ich wills noch derleben, daß er zurückkommt."

Da der Zug immer noch nicht einfuhr, so wollte Stückelzaun doch wieder einmal ein Wort sagen zu seinem Weib.

„Na also — verabredet ist alles. Vergiß halt nix."

„Ah nein", hauchte sie zurück.

Dann redete er wieder mit anderen.

Jemand brachte auf hochgetragener Tasse eine große Flasche Wein.

„Ein Abschiedstrunk!"

Aber fast gleichzeitig kam auch der Zug in Sicht. Rasch stürzte Stückelzaun das ihm gereichte Glas in die Gurgel. Ein zweites sollte die Fina austrinken. Sie stieß mit ihm an — leicht und zitternd und tat einen kleinen Schluck.

Er bot nochmals nach allen Seiten die Hand. Die zwei Alten hielten sie lange fest, als der Zug schon stand. Er mußte sie ihnen fast mit Gewalt entreißen, um noch rasch zu seinem Weib zu sagen: „Also jetzt Alte! Gib mir noch einen Kuß."

„Einsteigen!" rief der Schaffner.

Stückelzaun packte rasch Tasche und Kofferchen, lief nach einem Wagen dritter Klasse und sprang auf das Trittbrett.

„Erst aussteigen lassen!" rief der Schaffner, denn aus dem Waggon kam ein mit Gepäck beladener Mann, mit dem der hastende Stückelzaun in der Coupétür zusammenprallte.

„Acht geben! Aushalten!" schrie der Schaffner, denn der Zug begann schon zu schnauben.

Und als der Ausgestiegene auf der Erde stand und der Eingestiegene im Coupé zum Fenster herausschaute, tat letzterer einen hellen Schrei: „Jeß Maria! Schwager! Du bist ja der Schwager!"

Zwei Frauen.

Zwei Frauen gibt es auf der Welt.
Die einen, die wie Dirnen sind
Und, jede Faser lustgeschwellt,
Nach Sünde lechzen toll und blind;

Die immer neue Lüste lehrt
Ihr unersättliches Gefühl — —.
Das sind die Frau'n, die man begehrt
In Sommernächten, kurz und schwül.

Die andern sind wie Mädchen scheu.
Und ob sie zehnmal Mütter sind,
In ihnen wächst mit jedem Kind
Die eig'ne Kinderseele neu.

Und immer neu jungfräulich gibt
Ihr Leib sich hin, verschämt und bang —.
Das sind die Frauen, die man liebt
Mit milder Glut sein Leben lang.

Erinnerung an Anastasius Grün.

Von **Peter Rosegger.**

Wenn man als betagter Mann in seinen alten Schriften kramt, da weckt man viele Tote auf. In ihren Schriftzügen treten sie heran, plaudern ein Weilchen, verabschieden sich wieder „herzlich grüßend" oder „hochachtungsvoll ergeben" und tun nichts dergleichen, daß sie längst auf Kirchhöfen vermodert sind oder in Grüften den tiefen Schlaf tun. Und doch haben sie mich just erst besucht in meiner Stube und mir etwas mitgebracht, ein wertvolles Geschenk: Stunden aus der Jugend. Die Toten, die mir meine Jugend zurückbringen!

Ich fand Briefe von Anastasius Grün an mich. Es sind deren nur wenige, an sich nicht bedeutende, insofern aber auch für weitere Kreise von Interesse, als sie in unserer hastigen, rüpelhaften Zeit wieder in Erinnerung bringen, wie man einst Briefe geschrieben hat, wie gütig ein hoher Herr, ein berühmter Dichter, mit einem armen Lehrjungen der Literatur gewesen ist.

In meinen „Guten Kameraden" habe ich — allerdings mit einigem poetischen Übermut — Begegnungen mit dem Grafen Auersperg dargestellt und die Beziehung angedeutet, in der wir zueinander gestanden. In „Allerhand Leute" schilderte ich unter der Aufschrift: „Ein Dichter vor dem Minister" einen gar merkwürdigen Besuch Anastasius Grüns bei Metternich, den mir der Dichter selbst erzählt hat.

So will ich nun noch die Briefe nachtragen, die ich von ihm besitze und die jene beiden Aufsätze über A. Grün nachträglich bestätigen mögen.

Als im Juni 1869 mein „Zither und Hackbrett" erschienen war, riet mir mein Freund Adalbert Svoboda, dem damals häufig in Graz lebenden Dichter der „Spaziergänge" ein Exemplar zu überreichen. Aber ich fand nicht den Mut, es persönlich zu tun, habe ihm das Büchlein mit der Bitte um Annahme durch die Post geschickt.

Und ach, die alte Mutter, sie weiß,
Was diese junge noch trägt im Sinn:
„Ein Knabe ist es“, so spricht sie leis';
„Wie nennst du ihn?“

Da leuchtet nochmal in hellem Glanz
Das brechende Auge, den Mund umloht
Ein glückliches Lächeln, sie flüstert — „„Hans““.
— Dann ist sie tot.

Lebenslauf.

Mußt nicht weinen, armes Seelchen,
Wenn dein Liebster dich verraten:
In der Hölle wird er selchen
Oder sieden oder braten!

Oder wenn ihn Gott noch schlimmer
Will bestrafen, — wehe! wehe!
Gibt er schnell ein Frauenzimmer,
Irgend eines, ihm zur Ehe.

Sieh, dann wird im Arm der Guten
Stets der Esel Reue fühlen,
Und vergess'ner Liebe Gluten
Werden seine Brust durchwühlen.

Und er wird bei seiner Alten,
Ob sie's noch so zärtlich treibe,
Immer dich — die and're — halten
Für sein „Ideal vom Weibe“.

Ob du gleich (so will mir scheinen)
Auch nicht besser wärst gewesen,
Und als Strafe nur für einen
Andern Simpel ausersehen.

Denn das ist das Hauptvergnügen,
Das der HERR seit Adam trieb:
Nur die Zwei, die sich nicht kriegen,
Haben sich ihr Lebtag lieb.

Nachruhm.

Du wirst zugrunde gehen
Einsam und unerkannt.
Sie werden dich nicht verstehen
In deinem eignen Land.

Was dir im Herzen lodert,
Muß alles erloschen sein —
Erst wenn du längst vermodert,
Fällt ihnen dein Name ein.

Dann scharren die Schrifthyänen
Dich plötzlich aus deiner Gruft
Und zerren mit ihren Zähnen
Dich wieder an Licht und Luft;

Dann schwingt den Weihrauchwedel
Das Pressepfaffentum
Und krönt deinen Totenschädel
Mit billigem Nachwelt-Ruhm.

Weil dann deine Löwenkralle
Der Bande gefahrlos ist
Und du für die Lumpen alle
Kein „Konkurrent“ mehr bist! . . .

Verlass'ner Waldfriedhof.

Einsam und weltverschlagen
Im Walde sah ich einmal
Einen alten Friedhof ragen
Aus schneeverwehtem Tal.

Viel Gräber, nun selbst begraben
In ewiger Winterruh',
Die keine Kreuze mehr haben
Und keine Beter dazu . . .

Und doch! In einer Ecke
Was war zertreten der Schnee?
Wer brach durch die weiße Decke?
Das tat nicht Hirsch noch Reh.

Da sind zwei Knie gelegen
Vor einem verschneiten Grab!
Da rieselte reich der Regen
Schwerer Zähren herab!

Und Tränen der Treue schrieben
Wie Herzblut warm und rot
In dem weißen Schnee: — Mein Lieben
Ist stärker als der Tod — —.

Nummern um etwas Autobiographisches ersucht zu haben. Darauf bezieht sich sein folgendes Schreiben:

Euer Wohlgeboren!

Es thut mir leid, aus Ihrem soeben erhaltenen Schreiben zu erfahren, daß Sie Ihr ursprüngliches Projekt aufgegeben haben; jedoch auch für Ihr neues wollen Sie meines bereitwilligsten Entgegenkommens versichert sein. Ich glaube zwar nicht, daß mein Vorleben mit Stofflichem der angedeuteten Art allzureichlich ausgestattet gewesen, doch werde ich gerne Erinnerung und Gewissen erforschen und die bescheidene Ausbeute für Sie bereit halten. Ihr lieber Besuch war und bleibt mir jederzeit hochwillkommen, und wenn ich etwas zu beklagen hätte, so wäre es nur die Sparsamkeit, mit welcher mir diese Freude zugetheilt war.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung und herzlichem Gruße

Ihr aufrichtig ergebener

Graz, 8. März 1876. Ant. Auersperg.

Bei dem nächsten Besuche in seinem Hause in der Elisabethstraße stellte er mir für mein zu gründendes Blatt einstweilen das Gedichtchen zur Verfügung:

Wem gebührt des Kampfes Preis?
Wem verneige sich das Haupt:
Jenem, der zu glauben weiß?
Diesem, der zu wissen glaubt?

Laß die Palme den nicht missen,
Dem sein Glauben ward zum Wissen;
Doch den Lorbeer nimmer rauben,
Wem das Wissen ward zum Glauben.

Anastasius Grün.

In Aussicht stellte mir der Dichter eine Reihe von Erinnerungen aus seinem Leben. Aber dazu sollte es nicht mehr kommen. Eine einzige, sehr merkwürdige Geschichte aus seiner Jugend erzählte er mir mündlich, einen Handel mit dem allmächtigen Metternich, und meinte, aufschreiben könnte ich die Mitteilung ja selber. Als hernach im selben Jahre 1876 sein siebzigster Geburtstag kam, der in Graz glänzend gefeiert wurde, schrieb ich jenes Abenteuer des jungen Freiheitssängers bei Metternich auf und veröffentlichte es unter dem Titel „Die erste Schwalbe in Österreich" in der „Deutschen Zeitung".*) Darauf bezieht sich das folgende Brieflein:

Hochgeehrter Herr!

Obgleich von „Salamandern" fast zerrieben, doch im Herzen ungeschädigt geblieben, und auch sonst mehrfach in Anspruch genommen, kann ich es mir dennoch nicht versagen, Ihnen, wenn auch nur mit zwei Worten, recht innig zu danken für das schöne Feuilleton in der „Deutschen Ztg.", mit welchem Sie mich, aber abgesehen

*) Später aufgenommen in das Buch „Allerhand Leute" unter dem Titel „Ein Dichter vor dem Minister".

Wenige Tage nachher erhielt ich in seiner wunderschönen Handschrift den folgenden Brief:

Euer Wohlgeboren!

Sie haben mir durch die freundliche Übersendung Ihrer Liedersammlung „Zither und Hackbrett“ eine der angenehmsten Überraschungen bereitet, durch welche ich mich ebenso erfreut als geehrt fühle. Wäre mir Ihre werthvolle Gabe nicht gerade in den letzten Stunden eines sehr flüchtigen Aufenthaltes in Gratz zugekommen, so hätte ich es gewiß nicht versäumt, Ihnen dort persönlich meinen Dank abzustatten, welchen ich hiemit im schriftlichen Wege, aber mit nicht geringerer Wärme und Herzlichkeit nachtrage.

Der Entwickelung Ihres schönen Talentes seit dessen erstem Auftauchen in der Öffentlichkeit mit aufrichtiger Theilnahme folgend, begrüße ich heute mit inniger Freude die reichere Entfaltung und die künstlerische Klärung, welche dasselbe, unbeschadet seines frischen und ursprünglichen Gemüthsbornes, durch Ihren seitherigen Bildungsgang erfahren hat, und wovon Ihr anziehendes Liederbuch ein so sprechendes liebenswürdiges und poesievolles Zeugnis abgibt. Der rührend schöne Nachruf an Erzherzog Johann, den ich soeben in der gestrigen Nummer der „Tagespost“ gelesen habe, kann diese meine Anschauung nur bekräftigen. Und so begleite ich denn Ihre ferneren Pfade im Leben und im Dichten mit meinen besten Wünschen und einem herzlichen Glückauf!

Meinen wärmsten Dank für ihre freundliche Aufmerksamkeit erneuernd, mit dem Ausdrucke vorzüglichster Hochachtung

Ihr ergebenster

Thurn am Hart, 21. Juni 1869. Ant. Auersperg.

Im Jahre 1876 faßte ich den Plan zur Herausgabe einer Zeitschrift. Mir war, als hätte ich so viel zu sagen. Ich wollte sie größtenteils allein schreiben, aber doch einige bedeutende Mitarbeiter einladen, die mir als Gesinnungsgenossen nahe standen. So wandte ich mich auch an Anastasius Grün, ihn brieflich um Rat und Mithilfe bittend. Darauf die Antwort:

Gratz, 29./I. 1876.

Hochgeehrter Herr!

Ihr soeben erhaltenes Schreiben vom gestrigen Tage war mir eine sehr angenehme Überraschung, für welche ich meinen herzlichsten Dank abzustatten eile. Da Sie mir in Bälde die Freude Ihres lieben Besuches in Aussicht stellen, so beschränke ich mich für heute auf die Versicherung, daß ich Ihnen mit wahrem Vergnügen meine bescheidenen Kräfte zur gelegentlichen Verfügung stelle und nur zu wünschen habe, daß mein Können jederzeit meinem Wollen entspreche.

Mit dem herzlichsten Gruße innigster Hochachtung und Theilnahme

Ihr aufrichtig ergebener

Ant. Auersperg.

Später mußte ich dem Dichter irgendeine Änderung meines Projektes mitgeteilt haben. Welcher Art diese Änderung war, das weiß ich nicht mehr. Wesentlich muß sie nicht gewesen sein, weil ich bei der Gründung der Zeitschrift „Heimgarten“ doch wieder den ursprünglichen Plan walten ließ. Indes scheine ich Anastasius Grün für die ersten

Graz, 14. Aug. 1876.

Euer Wohlgeboren!

Meinen herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen und für das anziehende Programm Ihres „Heimgartens", dem ich recht zahlreichen Zuspruch wünsche. Wie gerne hätte ich Ihrem mich ebenso erfreuenden als ehrenden Einladungsschreiben sogleich Folge geleistet, wenn meine geistige Thätigkeit nicht augenblicklich — und hoffentlich nur momentan — durch ein combinirtes Augen- und Nervenübel, welches mich hier zur Consultation eines Arztes und morgen zur rationellsten Kur in die Gebirgsluft führt, fühlbar gelähmt wäre. Indem ich Ihnen nun auf kurze Zeit Lebewohl sage und mir Ihre Nachsicht und Geduld vorläufig erbitten muß, bis ich mir durch die That auch Ihre Huld verdienen kann, mit den herzlichsten und hochachtungsvollsten Grüßen verharrend

Ihr aufrichtig und dankbar ergebener Ant. Auersperg.

Das „Lebewohl auf kurze Zeit" stand in dem letzten Briefe, den ich von Anastasius Grün erhalten. Der Brief datiert vom 14. August. Am 12. September ist der Dichter gestorben.

Das erste Heft des „Heimgartens", welches ich mit einem Aufsatz aus des lieben Sängers Leben zu schmücken gehofft hatte, brachte tatsächlich einen solchen Aufsatz, aber der war nicht von ihm geschrieben. Es war der Nekrolog.

Denkwürdigkeiten der Frau Klothilde Gstirner.

Robert Hamerling hatte eine Freundin, die er in mehreren seiner Gedichte „Minona" nennt und die — wie wir auch aus Tagebuchblättern des Dichters erfahren — die treueste Freundin seines Lebens gewesen ist. Fernestehende wußten über dieses Verhältnis nichts weiter oder sie schenkten manchem Gerede Glauben, das den idealen Bund verzerrte und ein falsches Licht auf ihn warf. Daher ist es dankenswert von dem Dichter Fritz Pichler, dem ältesten Grazer Freunde Hamerlings, daß er „Minonen" bewog, die Denkwürdigkeiten ihres Lebens, besonders aber ihr Verhältnis zu Robert Hamerling für die Öffentlichkeit niederzuschreiben. Das hat Frau Klothilde Gstirner — wie Hamerlings Freundin hieß — wenige Jahre vor ihrem Tode (1906) getan, und so sind wir in der Lage, die Schrift zu veröffentlichen als ein freimütiges, treuherziges Bekenntnis, das, in der Form zwar ein wenig unbeholfen, manch gutes Streiflicht auf die jeweilige Zeit wirft, besonders aber für Hamerlingforscher und -Freunde von tiefem Interesse ist.

I.

Wenn ich heute auf Ersuchen des Herrn Universitätsprofessors Dr. Fritz Pichler die Feder ergreife, um in kurzen Umrissen meinen

von mir, gewiß auch das Publikum erfreut haben, und Ihnen dafür herzlich und herzhaft die Hand zu drücken.

In treuester Gesinnung und wahrer Hochachtung
Ihr aufrichtig ergebener
18./III. 1876. A. Auersperg.

Sehr bald nach dem siebzigsten Geburtstage begann der Dichter zu kränkeln, so daß nachher das Wort ging, man hätte ihn vorerst lange Zeit zu Tode geschwiegen, dann zu Tode gefeiert. Worauf Hamerling dazu setzte: „Die Toten allein sind unsterblich!" Als zudringlicher junger Redakteur wendete ich mich natürlich zur Zeit wieder einmal an den Dichter, höflich erinnernd an sein „Heimgarten"-Versprechen, denn die Zeit, wann das erste Heft erscheinen sollte, kam schon nahe heran. A. Grün antwortete:

Dornau bei Pettau, 1. Aug. 1876.

Euer Wohlgeboren!

Ihr freundliches Schreiben vom 26. v. M. hat mich in Krain gesucht und in Steiermark gefunden. Dieser Umweg hat auch einigen Zeitverlust mit sich gebracht, so daß ich bei dem besten Willen, Ihrer Einberufung Folge zu leisten, doch an der Möglichkeit, mich schon am 5. d. M. unter Ihren Fahnen einzufinden, sehr zweifeln muß. Meiner herzlich gerne gegebenen, aber durch die Natur der Dinge in bescheidenen Gränzen gewiesenen Zusage bin und bleibe ich gewiß eingedenk; aber zugleich bitte ich Sie, von meiner Mitwirkung nicht mehr zu erwarten, als ich unter den gegebenen Umständen zu bieten vermag. In meinen Jahren leidet man überhaupt nicht an übermäßiger Productivität und dieß ist ganz besonders der Fall, wenn sich dem schüchternen Besuche der Muse noch obendrein hunderterlei wichtig thuende, aber mitunter doch sehr kleine und kleinliche Anforderungen des Alltagslebens in den Weg stellen.

Demungeachtet habe ich schon vorläufig eine Reihe von „Volksliedern aus Krain", welche ich in neuerer Zeit aus dem Slowenischen übertragen habe, für Sie in Bereitschaft. Ich glaube, der Gegenstand wäre nicht ganz ungeeignet und nicht ohne Interesse für ein volkstümliches Blatt des Nachbarlandes, dessen Bevölkerung zum Teile dem gleichen Volksstamme angehört. Theilen auch Sie diese Ansicht, so stehen Ihnen jene Lieder nebst einem kurzen Vorworte dazu zur Verfügung. Nur müßte ich, da ich mein eigener Abschreiber bin und Kopien und Zusammenstellung noch zu ordnen sind, eine kurze Frist bis zur Einsendung erbitten.

Allerdings halte ich in unseren Tagen, wie ich Ihnen bereits mündlich angedeutet zu haben glaube, Ihr journalistisches Unternehmen für ein kühnes Wagniß; aber ich beglückwünsche Sie zugleich zu Ihrem Muthe, welchen ich mit den aufrichtigsten Wünschen des besten Erfolges begleite. Wer nicht wagt, gewinnt auch nicht. Und somit Glückauf!

Mit herzlichster Theilnahme und mit den hochachtungsvollsten Grüßen
Ew. Wohlgeboren aufrichtig ergebener
Ant. Auersperg.

Im August desselben Jahres war ich bereits in der Lage, dem Dichter das gedruckte Programm des „Heimgartens", dessen erstes Heft in wenigen Wochen erscheinen sollte, zu überschicken. Er bestätigte den Empfang wie folgt:

Mutter, Anna Herrin v. Schickh, war die Älteste. Sie brachte ihre Jugend teils in Fronsberg, teils bei ihrem Oheim in Friedhofen zu. Als ihr Vater starb, zog die Mutter mit den Kindern nach Graz; sie wohnten am Luegg. Die Söhne studierten, die Töchter vermählten sich.

Meine Mutter war in ihrer Jugend ein schönes, hochgebildetes Mädchen. Karl Ritter v. Aicherau, ein angesehener kärntischer Landedler, der nicht bloß mit irdischen Gütern, sondern auch mit seltenen Geistesgaben ausgestattet war, begehrte sie zum Weibe. Er war von der Natur mit einer seltenen harmonischen Begabung gesegnet: Der scharfe Mathematiker war auf der anderen Seite ein begeisterter Kunst- und Literaturfreund, so daß sich auf diese Weise Idealismus und Realismus in seinem Wesen einten.

Ich besitze noch von ihm eine Ossian-Ausgabe und betrachte es als eine Besonderheit, daß Robert Hamerling mir den Namen einer Ossianschen Frauengestalt — Minona — gab. Auch verehrte er in ganz besonderer Weise Shakespeare, den er im Original las. Mein Vater besaß noch die vom Jahre 1784 stammende hochdeutsche Übersetzung, die mit einem Geleitschreiben Kaiser Josefs II. versehen ist, des Inhaltes, daß auf zehn Jahre dem Verleger das Recht der Herausgabe für ganz Österreich vorbehalten sei. Nebenbei betrieb er eifrig alle sportlichen Übungen, an denen er meist in Gesellschaft seiner Freunde, zu welchen unter anderen auch Freiherr v. Prokesch-Osten, nachmaliger österreichischer Gesandter am griechischen Hofe, und Peter Tunner, nachmaliger Galeriedirektor in Graz, zählten. Der junge Gatte konnte sich nicht entschließen, mit seiner Frau das Leben auf den Landgütern zu verbringen, und sie übersiedelten daher in die Residenz, um die vielfachen Vergnügungen der Großstadt zu genießen. Da mein Vater ein großer Pferdeliebhaber und ausgezeichneter Reiter war, so fuhr er häufig mit seiner Gemahlin im Viergespann oder beide ritten auf prächtigen Rossen.

Da Ritter v. Aicherau sich in den Salons der Wiener Aristokratie ungemein wohl fühlte, wurde er dort bald ein häufiger, gern gesehener Gast. So verkehrte er auch viel im Hause des Staatsrates Freiherrn v. Münch-Bellinghausen, eines Verwandten seiner Frau, woselbst er auch oft mit dem nachmaligen Dichter Friedrich Halm, damals einem ganz jungen, schüchternen Manne, zusammentraf.

In diesen glänzenden Verhältnissen kamen die ersten Sprößlinge des überaus glücklichen Ehepaares, von denen ich der drittälteste war, zur Welt.

Da mein Vater dieses vornehme Leben nicht aufgeben wollte, beschloß er, seine Güter zu verkaufen, und da sich in absehbarer Zeit keine günstige Gelegenheit bot, so wollte er sie in einer großen Lotterie ausspielen. Der unglückliche Zufall wollte, daß zu gleicher Zeit neun Güter

bescheidenen Lebenslauf zu skizzieren, geschieht dies in einem Dilemma zweier sehr entgegengesetzter Gefühle; das eine gründet sich auf die gerechte Besorgnis, daß dieses Verfahren mich in den Ruf großer Dünkelhaftigkeit bringen könnte; während ich in Wahrheit mir nur zu sehr und auch schmerzlich bewußt bin, dem großen Manne, mit dem freundschaftlich zu verkehren ich durch so lange Jahre (mehr als dreißig) das Glück hatte und dessen Namen allein und ausschließlich ich das freundliche Interesse der literarischen Welt an Frau Minona (die ja weder durch besondere Eigenschaften, noch hervorragende Verdienste solches irgendwie beanspruchen kann) zuzuschreiben habe, daß ich Hamerling bei weitem nicht das bieten konnte, was seinem Geistesleben nur einigermaßen äquivalent gewesen wäre und dem stillen Dulder und Denker für den schwer entbehrten Umgang mit gleichbegabten Männern und Frauen in Etwas Ersatz geleistet hätte.

Trotz dieses sich recht lebhaft bemerkbar machenden Furchtempfindens schreite ich zur Ausführung des an mich gestellten Ansuchens; denn eben diese Arbeit löst ein ungleich schöneres Empfinden als die Unterlassung derselben mit sich brächte aus, nämlich: Die innere Befriedigung, die lautere Genugtuung, mit dieser wiederholt gewünschten Arbeit dem Manne, dem ich die Bekanntschaft mit Hamerling, den kostbarsten Inhalt meines Lebens, das sonst still und bedeutungslos verlaufen wäre, und seiner liebenswürdigen Gemahlin, die unvergessene Dankesschuld teilweise abtragen zu können.

Mag immerhin die Welt meine Absichten bei Aufzeichnung meiner Lebenserinnerungen verkennen, ich nehme es gerne hin im Gedenken an den Großen, Unsterblichen, durch dessen Freundschaft allein mein Leben nur schreibenswert wird.

Meine Eltern entstammen angesehenen und begüterten österreichischen Adelsgeschlechtern. Meine Großmutter mütterlicherseits, Anna Reichsedle und Herrin v. Schickh, entstammte dem alten steiermärkischen, um die Beförderung des steirischen Eisenbaues hochverdienten Geschlechte der Reichsfreiherren von und zu Ziernfeld*), ehemals Besitzer der Herrschaften Friedhofen, Stibinghofen und Lisingau, welche erstere südöstlich von Trofaiach in der Gemeinde St. Peter liegt, sie waren Landstände von Steiermark, Kärnten und Tirol. Die Herren v. Schickh besaßen das jetzt noch gut erhaltene Schloß Fronsberg, das acht Stunden von Graz zwischen Anger und Birkfeld liegt.

Die Edlen v. Schickh kauften es um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts und verkauften es an Johann Nepomuk Edlen v. Safran.

Meine Großeltern führten ein glückliches Familienleben und besaßen acht Kinder, nämlich fünf Töchter und drei Söhne. Meine

*) Vergleiche Zutmann, „Mitteilungen des historischen Vereines für Steiermark", XL, 58. (Red.)

Verleihung einer Stiftung (Debill) einen Platz im Erziehungsinstitut der Ursulinen zu Graz, mein jüngster Bruder Eugen einen solchen in der Militärakadenie zu Wiener-Neustadt erhielt.

Die Zeit, die ich daselbst verlebte, von meinem siebenten bis siebzehnten Lebensjahre, also meine Kindheits- und Jugendjahre, zählt zu den schönsten und freundlichsten Erinnerungen meines Lebens, dank der verständigen und jugendfreundlich gesinnten Leitung der Klosterfrauen, die, obwohl oft bezichtigt, doch an nichts weniger dachten, als ihre Zöglinge zu Duckmäuserinnen und Betschwestern zu machen, und so unserem frohen Jugendmute wohl die nötigen Schranken setzten, doch nie unterdrückten. Besonders ich mit meinem lebhaften Temperament und tollen Einfällen setzte gar oft die Geduld und auch öfter die Pflichttreue der guten, frommen Schwestern auf die Probe, da sie mir andererseits wegen meines großen Interesses am Unterrichte und meines gewissenhaften Lerneifers lebhafte Zuneigung entgegenbrachten und statt mich zu strafen, was höchst selten vorkam, es bei milden Verwarnungen bewenden ließen. Auch hatte ich ja nie etwas wirklich Arges im Sinne.

Mein größtes straffälliges Vergnügen bestand darin, mir und einigen Kolleginnen hie und da „unerlaubte" Freiheiten zu verschaffen, die wir zu kleinen Ausflügen, welche ich mit einigen selbst erworbenen Gulden bestritt, indem ich mich jungen Mitschülerinnen beim Lernen behüflich erwies, benützten. — Doch blieb andererseits der streng religiöse Geist des Klosters auf mein empfängliches Gemüt nicht ohne Einfluß, was sich bei heranwachsendem Alter besonders als Folge der jährlich abgehaltenen Exerzitien bemerkbar machte. Der erschütternde Inhalt dieser Predigten sowie das Lesen des Lebens der Heiligen reiften in mir allmählich den Hang und den Glauben an das asketische Leben, als das allein zu Gott führende, aus; auch trug meine lebhafte Phantasie, die mir die Schönheit und Erhabenheit des dreieinigen Gottes in glühenden Farben vor die Augen zauberte, nicht wenig dazu bei, mich darin zu bestärken. Die notwendige Folge dieser jugendlich-frommen Schwärmerei war, daß ich mich — natürlich heimlich — geißelte und Bußgürtel trug und in allerlei nur möglichen Abtötungen mich zu üben begann.

Doch mein zunehmend verändertes ungünstiges Aussehen brachte mein ängstlich geheim gehaltenes Büßerinnenleben bald an den Tag und mit diesem sein Ende, indem mich die verständigen, gereiften Führerinnen eines Besseren belehrten. Doch meine Begeisterung für die Ehre Gottes war damit nicht zufrieden und suchte daher ein anderes Feld der Betätigung, das sich oft schon in den Legenden anziehend dargeboten hatte, nämlich das Gebiet der Mission in entlegenen Erdteilen. Da boten sich mancherlei Gefahren, da konnte man vielleicht

ausgespielt wurden und so blieben beinahe alle seine Lose unverkauft und unter den wenigen, die angebracht wurden, gingen auch die kärntischen Güter dahin. Da auch das Barvermögen durch dieses luxuriöse Leben so ziemlich aufgezehrt war, riet ihm Staatsrat v. Bellinghausen, voll warmer Teilnahme für den plötzlichen Umschwung seiner Verhältnisse, sich bei seinen vielseitigen Kenntnissen um eine Staatsanstellung zu bewerben; allein Herr v. Aicherau, eifriger Verfechter freiheitlicher Ideen und begeisterter Schwärmer für die Freiheitskämpfe der Griechen, weigerte sich.

Da entschloß sich meine Mutter, eine willensstarke, energische Frau, die dem jähen Glückswechsel einen stoischen Gleichmut entgegenbrachte, ihr Heim mit ihrer Familie in Graz, ihrer Vaterstadt, aufzuschlagen und sie mietete alsbald daselbst eine bescheidene Wohnung, während ihr Gatte zur Schlichtung der Vermögensverhältnisse vorläufig noch in Wien blieb. Nachdem mein Vater daselbst alles geordnet hatte, suchte er in Graz eine ihm zusagende Stellung und fand auch bald, ich weiß mich nicht mehr zu entsinnen, bei den Ständen oder in einem Bankgeschäfte Beschäftigung, fühlte sich aber darin nichts weniger als zufrieden und dachte daran, eine Professur in Mathematik und Physik anzustreben.

Sein Jugendfreund, Freiherr v. Prokesch-Osten, von diesen Bestrebungen unterrichtet, wandte sich zu Aicheraus Gunsten diesbezüglich an die maßgebenden Behörden, was jedoch nur die gänzliche Aussichtslosigkeit für den seiner Freiheitsideen wegen unbeliebten, wenn auch adeligen jungen Mann klarlegte.

Der teilnehmende Freund, der zugleich ein hervorragendes Staatsamt, wie schon früher erwähnt, innehatte, stellte an den vom Schicksal gebeugten Freund das Anerbieten, ihn als Sekretär samt seiner Familie nach Griechenland mitzunehmen.

Als Prokesch-Osten bald darauf nach Graz kam, um den Freund abzuholen, fand er ihn zu seinem größten Schmerze auf der Bahre; ein tückisches, heftiges Scharlachfieber hatte den kraftvollen jungen Mann unerwartet dahingerafft. Der trauernde Freund tröstete die tiefbetrübte Witwe und versprach, für die Ausbildung des ältesten Sohnes Sorge zu tragen.

Auch ließ einer meiner Oheime, der eine angesehene politische Stellung innehatte, der Mutter nennenswerte Unterstützung angedeihen. Auch bezog sie eine Gnadengabe von den Ständen; und mit diesen bescheidenen Mitteln, zu denen sich früh schon die durch Lektionengeben erworbenen paar Gulden meines ältesten Bruders Karl gesellten, leitete die verständige und starkherzige Witwe die Erziehung ihrer fünf Waisen (zwei Knaben wurden noch in Graz geboren), wovon ich alsbald durch

meiner Mutter die Stiftung, die ich für meinen Platz im Kloster bezogen hatte, zur beliebigen Verfügung zusagte, vorausgesetzt, daß sie in meinen Eintritt in den Orden willigt.

Aber auch diese entgegenkommende Einwirkung auf meine Mutter hatte keinerlei Erfolg; dieser edle und verständige Charakter fand es unverantwortlich, ein Mädchen von so empfänglichem Gemüt und aufgewecktem Geiste, das noch obendrein ihr Kind war, hinter die Mauern eines Klosters zu bannen, ohne ihm vorher einen Blick in die Welt gegönnt zu haben. Und so hieß es denn Abschied nehmen.

Einen wesentlich von dem früheren verschiedenen, aber für meine Erziehungsgeschichte ebenso wertvollen Abschnitt bildet der nun folgende Aufenthalt in meinem Elternhause.

Ich habe eben, wie schon erwähnt, dem Geschick für eine ausgezeichnete Mutter zu danken, die, wie früher in der Leitung ihrer Söhne, die nun herangewachsen waren, jetzt ganz in meiner Ausbildung, namentlich die Fächer, wo die Klosterschule Lücken gelassen hatte, auszufüllen, aufging. Natürlich ermöglichten ihr dies bei bestem Willen lediglich die eigenen vielseitigen Kenntnisse.

Diese kamen mir nun in erster Linie in der Erlernung deutscher und fremder Literaturschätze zustatten, die mir im klösterlichen Unterrichte ein Buch, verschlossen mit sieben Siegeln, geblieben waren.

Durch meine mütterliche Lehrerin wurde also mein Sinn für die Poesie geweckt und durch gemeinsames Lesen der Klassiker auch meine Geschmacksrichtung geadelt. Kein Werk war dem ernsten, durchdringenden Verstande dieser seltenen Frau zu schwer, sie las z. B. im Alter noch Homer, Shakespeare und Ossian; wohl aber ward keine seichte Unterhaltungslektüre oder gar solche anzüglicher Art im Hause geduldet.

Neben der literarischen Unterweisung bedurfte ich auch erst einer Einweihung in alle häuslichen Pflichten, was für meine Mutter dem erwachsenen, aber darin gänzlich unbewanderten Mädchen gegenüber, welches sich das alles jetzt auf einmal aneignen sollte, keine leichte Aufgabe war.

Und ich muß zu ihrer Ehre sagen, daß sie es wunderbar verstanden hat, wie es sich auch später noch bei Gelegenheit deutlicher zeigen wird, über die Sorgen und Pflichten der nüchternen Alltäglichkeit, denen sie mit seltener Hausfrauentüchtigkeit und mütterlicher Fürsorge nachkam, hinaus sich den hehren Sinn für alles Schöne und Unvergängliche zu bewahren.

So bereitete es ihr einen großen Genuß, an Sonntagnachmittagen eine kleine Schar junger, bescheidener Leute, zumeist Kollegen meiner Brüder, und einige meiner Freundinnen bei sich zu sehen, die, obwohl wir ihnen nicht die mindeste Gastlichkeit, Bewirtung u. dgl. bieten

sogar der Märtyrerkrone würdig werden! Eine gleichgesinnte Kollegin teilte mein Verlangen, als Missionärin hinauszuziehen in die weite, ungläubige Welt, und bald war unser Entschluß gefaßt: doch wollte es Gott, wie wir in der Folge sehen werden, anders haben.

Unser Reiseziel sollte Amerika sein, doch wollten wir uns früher nach Rom begeben, um den Segen des Heiligen Vaters für unsere Mission zu erflehen. Die Kosten der Fahrt sollten aus unseren Ersparnissen bestritten werden. Mit allem Wagemut und aller zu einem solchen gefahrvollen Unternehmen nötigen Begeisterung entwichen wir eines schönen Nachmittags aus dem Kloster. Doch, o Vorsehung Gottes! gerade vor dem Tore der dazu gehörenden Kirche vorübergehend, tritt der Klostergeistliche, auf einem Versehgang begriffen, aus derselben. Da dieser uns kannte, blieb uns nichts übrig, als in die Kirche zu schlüpfen, die jedoch, kaum daß der Priester draußen ist, von außen abgesperrt wird, zu unserem größten Entsetzen. Nun waren wir gezwungen, die Nacht daselbst zuzubringen, an einem Orte, der uns schon bei Tag heilige Scheu und Ehrfurcht ob seiner erhabenen Bestimmung einflößte, bei Nacht aber, da sich auch die Totengruft in demselben befand, geradezu zu einer Stätte des Grauens und Schreckens für uns wurde.

Was wir in diesen Stunden bis zu dem erlösenden Augenblicke des Aufschließens der Kirche an Angst und Entsetzen ausgestanden, ist schwer zu schildern. Daß wir nicht weiße Haare am nächsten Morgen hatten, ist vielleicht nur dem Umstande zuzuschreiben, daß wir wenigstens zwei waren, die da mit dem Dämon der Finsternis, wenigstens unserer erregten Einbildungskraft nach, rangen.

Mit dem nächsten Morgen war natürlich auch unser kühner Plan im Kloster zur Enthüllung gelangt; mit einer milden Ermahnung, da die Klosterfrauen wohl in den erlittenen Ängsten der Nacht eine genügende Bestrafung erblicken mochten, fand das mit so viel Heldenmut und Begeisterung begonnene Unternehmen einen jähen Abschluß.

Gar bald sollte jedoch auch der schöne, mir immer teurer gewordene Aufenthalt im Kloster sein Ende nehmen; war ich doch bereits der Schulpflicht entwachsen und hatte vor kurzem bereits das sechzehnte Lebensjahr vollendet.

Ich aber, die mit solcher Liebe in diesen Räumen weilte, konnte mich in den Gedanken der bevorstehenden Trennung nicht finden und mein ganzes Sinnen war daher darauf gerichtet, von meiner Mutter die Erlaubnis für mein gänzliches Verbleiben in diesem Orden als Klosterfrau zu erwirken.

Ich fand in dieser Herzensangelegenheit eine mächtige Fürsprecherin in der Oberin, welche sich mir stets geneigt gezeigt hatte und die, in mir eine passende Lehrkraft für die Zöglinge zu gewinnen hoffend,

Noch kritischer aber gestaltete sich das Verhältnis zwischen meiner Mutter, meinem Verlobten und mir im heranbrechenden Sturmjahre 1848.

Wie schon erwähnt, war mein Verlobter eifriger Anhänger der damals auftauchenden revolutionären Ideen und sein leidenschaftliches Empfinden für all das, was er als gut und recht erkannt, drängte ihn, bei den heranstürmenden Ereignissen in Wien sich selbst den Degen umzuschnallen und in die Reihen der Kämpfer einzutreten.

Seiner glühenden Begeisterung folgte auch die meine; auch ich schmückte mich mit den deutschen Farben. Er eilte mit der Studentenschar nach Wien, um an dem Kampfe teilzunehmen. (Fortsetzung folgt.)

Frau Kaudels Gardinenpredigten.*)

Kaudel war mit einem Freunde in der Kneipe.

Ja gewiß — hast du recht — das ist ein prächtiges Leben für einen verheirateten Mann — eine herrliche Wirtschaft; und das müssen wir Frauen, wir armen schwachen Wesen ruhig ertragen und dürfen nicht murren. Aber wüßten sie's nur, wüßten sie nur die Hälfte von dem, was ich weiß, sie würden sich hüten, ihr ganzes Leben an einen Mann zu hängen.

Eine Frau muß zu Hause hocken, muß sich quälen und arbeiten, während der Herr Gemahl fortgeht, wohin es ihm gefällt und das findet er in seinem Unverstand ganz in der Ordnung. Während er sich in Schenken und Bierstuben herumtreibt, singt und trinkt, muß sie wie ein wahres Aschenbrödel daheimbleiben.

Du singst nicht? Hm, was weiß ich — du sagst es zwar, aber wer dich nur sehen und hören könnte, würde sich gewiß bald davon überzeugen, daß du auch da, wie überall, zu den Schlimmsten gehörst.

Von heut ab wirst du nun wohl alle Nacht in die Kneipe gehen; wenn du dir aber einbildest, ich werde aufbleiben, um deine Nachhausekunft abzuwarten, so irrst du dich gewaltig, das sage ich dir, Kaudel. Bei Gott nicht — ich stehe wahrhaftig nicht aus dem warmen Bette auf, um dir die Tür zu öffnen — und Susanne darf dir erst recht nicht aufmachen.

Ich soll die Tür auflassen? Ja, das fehlte gerade noch; sich ins Bett legen, schlafen, die Tür auflassen, so daß man noch vor Tagesanbruch totgeschlagen oder das Haus ausgeplündert wird.

---

*) Aus dem Englischen des Douglas Jerrold. Deutsch von Tornow. Meisterbuch des Humors. (Berlin. Ullstein u. Co.)

konnten, sehr gerne mit uns durch kleine theatralische Veranstaltungen, Musik und Tanz ihr diesen Ruhetag verschönten und deren poetische Abwechselung die Prosa und Alltäglichkeit der Woche für einige Stunden vergessen ließ.

Daß auch meiner Jugend und meinen Neigungen auf diese Art nach Kräften Rechnung getragen wurde, ist daraus ersichtlich und so bleiben diese Mädchenjahre im Elternhause in meiner dankbarsten Erinnerung.

Unter dieser kleinen Schar von Auserlesenen, die da Sonntags gern in literarischen und musikalischen Zerstreuungen Erholung und Anregung suchten und durch ihre eigenen hervorragenden Interessen für die schönen Künste auch vielfach Anregung boten und so diese Stunden zu äußerst genußreichen gestalteten, gehörte auch derjenige, dessen Namen ich trage, Ernst Gstirner, sowie sein jüngerer Bruder Gustav. Beide waren Juristen und in der Kanzlei des Dr. Sterger tätig, beide aber nicht allein von scharfer Intelligenz, sondern auch, was bei Rechtsvertretern nicht immer der Fall ist, von großer Empfänglichkeit für Poesie und Kunst. Daß der eine von ihnen, Ernst, durch seine hübsche Erscheinung und sein fast frauenhaftes Gemüt bald ein tieferes Interesse in mir wachrief als sein etwas sarkastisch veranlagter Bruder, ist leicht begreiflich, zumal er mich durch den herrlichen Schmelz seiner seltenen Baritonstimme geradezu bezauberte.

Daß dieser mächtige Eindruck ein gegenseitiger war, wurde mir zur innersten Herzensfreude bald klar, brachte aber nichtsdestoweniger geringe Freude ins Haus, da meine Mutter mit dieser meiner Wahl keineswegs einverstanden war.

Nicht, daß sie gegen den Charakter Gstirners, den ihren Schwiegersohn zu nennen diesbezüglich jede Mutter hätte stolz sein können, etwas einzuwenden gehabt hätte. Es war nichts weniger als eine sorgenfreie Existenz, die mich an der Seite des erwählten Gatten erwartete.

Aus mittelloser Familie hervorgegangen (die Gstirners stammen von einem Wirte zu W.-Matrei in Tirol, wo es ihrer noch viele gibt, ebenso wie in Salzburg) konnte Ernst nicht so schnell daran denken, eine Ehe zu gründen, zumal er seine Prüfungen noch nicht vollendet und noch keine Advokatur innehatte.

Daher durften wir uns auch nicht öffentlich verloben und der stolze Charakter meiner Mutter, der sogar den Anschein nicht gelten lassen wollte, als verpflichte sich das junge, gänzlich vermögenslose Mädchen dem Geliebten auf eine unbestimmte Zeit hinaus, versetzte mich oft in den qualvollen Zwangszustand, Geselligkeiten und Vergnügungen aufsuchen zu müssen, wo er fehlte.

ihrem Manne erlauben — ich nicht. Zu Mittag gibt es auch keine Suppe — ebensowenig gibt es morgen Rindfleisch — darauf gebe ich dir mein Wort, so wahr ich Margarete heiße.

Du willst keinen Hering und keine Suppe? Desto besser — du sollst auch keine haben, beunruhige dich deshalb also nicht. — Ach, du mein Gott! dieser Tabakgestank — die Schwindsucht könnte man davon kriegen. Ich sehe nun auch schon im voraus, wie alles kommen wird. Jetzt hast du einmal angefangen und nun wird es auch an der Fortsetzung nicht fehlen. Von heut ab wirst du jeden Abend angesäuselt nach Hause kommen und es soll mich gar nicht wundern, wenn du mal ein Bein brichst, dir eine Schulter ausrenkst oder wohl gar eine Schlägerei auf der Straße hast — denn ich kenne dich, Kaudel, ich kenne dich durch und durch. Du prügelst auch wohl gar ein paar Nachtwächter und dann weiß ich schon, was darnach kommt, was darnach kommen muß. Sie stecken dich auf vier oder sechs Wochen ins Gefängnis, Kaudel, und da kannst du denn mit allerhand wildem und nichtsnutzigem Pack zusammen sitzen. O warum bin ich noch am Leben, um solche abscheuliche Dinge zu erfahren! — Ach, mein Gott, da ist der abscheuliche Tabakqualm schon wieder! Und dann die Schande für die armen Kinder, wenn der Vater gesessen hat und die ganze Polizei kennt ihn, gerade als wenn er ein Schreiber vom Gericht wäre.

Nein, ich will nicht schlafen, Kaudel, und ich rede auch nicht von unmöglichen Dingen! Denn ich weiß ganz wohl, daß alles, was ich soeben hier gesagt habe, auch geschehen wird und ich würde auch kein Sterbenswort, keine Silbe darüber verlieren, wäre es mir nicht um die armen, unglücklichen Kinder zu tun. Dein Geschäft muß zugrunde gehen, oder glaubst du wirklich, irgendein achtbarer Familienvater, irgendeine ehrbare Familienmutter wird von einem Trunkenbolde Spielsachen für ihre Kinder kaufen?

Du bist kein Trunkenbold? Noch bist du es nicht, aber bald genug wirst du es sein und da ist das alles einerlei. Bis Mitternacht auszubleiben war der Anfang bei dir und lange wird es nicht währen, dann kommst du die ganze Nacht nicht mehr nach Hause. Nur denke ja nicht, Kaudel, daß ich dir je einen Schlüssel gebe. Jawohl, darauf sollst du warten — dazu kenne ich dich nur zu wohl und weiß zu genau, daß du es gern ebenso triebst, wie der elende Betsenberger. — Dieser abscheuliche Kerl! Was tat er nicht am letzten Mittwoch? Schlich er sich nicht morgens vier Uhr heimlich ins Haus mit einem seiner Zechbrüder, dem magern Schneider? Als nun seine arme Frau morgens um sechs Uhr aufwachte, erblickte sie ihres Mannes schmutzige Stiefeln, die neben dem Bett standen, während er, der gemeine Bursche, ihr angetrauter Mann, mit seinem Kumpan in der Vorderstube saß und

Pfui Teufel! der Tabakgestank — der abscheuliche Geruch allein genügt schon, um eine anständige, gebildete Frau unter die Erde zu bringen. Du weißt recht gut, wie sehr mir der Tabakgeruch zuwider ist, aber was geht das dich an, dir ist das alles gleich, wenn du nur rauchen kannst.

Du rauchst nicht? Das bleibt sich ganz gleich — wenn du dich zu denen gesellst, die rauchen, so ist das ebenso schlimm, ja noch schlimmer, als wenn du selber rauchtest. Und mir wäre das letztere schon viel lieber, denn dann kämst du doch nicht nach Hause und brächtest fremden Tabakqualm mit.

In meinem ganzen Leben habe ich noch nicht gehört, daß es vorteilhaft ist, wenn ein Mann sich in den Kneipen herumtreibt, denn er findet dort nur schlechte Gesellschaft, mit einem Worte Leute, die es für eine Ehre halten, ihre Frauen wie Sklavinnen zu behandeln und ihre Familien an den Bettelstab zu bringen. Sieh nur diesen elenden Kerl, den Wirt, den Betsenberger an — wie weit hat der's gebracht? Nie kommt er morgens vor zwei Uhr nach Hause und daß sich Gott erbarm! in welchem Zustand ist er dann! Vor dem Hause fängt er schon mit dem Nachtwächter Krakehl an, damit sich nur seine Frau vor ihm fürchten und ihm keine Vorwürfe machen soll. Gemeiner Mensch! — Aber bilde dir ja nicht ein, daß ich mir das gefallen lasse, was sich die arme Frau Betsenberger gefallen lassen muß; nein, niemals und wärst du der beste Mann, der je auf Erden herumwandelte. Meinetwegen kannst du dich eine Stunde lang mit dem Nachtwächter zanken, ja prügeln — mir ist das ganz gleichgültig — mich machst du damit nicht bange, Kaudel, mich wahrhaftig nicht.

Du bleibst nicht bis zwei Uhr morgens aus? Das kannst du gar nicht vorher behaupten. Wer sich, wie du, mit solchem Gesindel abgibt, kann vorher niemals sagen, was sich mit ihm noch alles zutragen kann und wird. Menschen, die solch Leben führen, wissen viel, wann sie nach Hause kommen und was sie tun werden und denken, was noch das Schlimmste ist, stets zuletzt an ihre armen Frauen, die zu Hause sitzen und sich ihretwegen abängstigen.

Gib mal acht: Morgen früh wirst du wieder schöne Kopfschmerzen haben, oder vielmehr heute früh, denn Mitternacht muß längst vorüber sein.

Nein, Kaudel, ich werde nicht so gut sein und einschlafen! Und wenn ich es auch wollte, so könnte ich es nicht einmal, weil mir der abscheuliche Tabakgestank die Kehle zuschnürt. Aber ich seh es schon voraus, Kaudel — morgen früh wirst du wieder frisch und gesund auf den Beinen sein — nur im Bett darfst du mir nicht frühstücken, das sag ich dir gleich — das mag die Frau Betsenberger

machen lassen müssen? Hier wirfst du zwanzig Taler zum Fenster hinaus, dort wirft der Junge die Fenster ein; wo sollen wir nur alles das Geld hernehmen? Die Scheibe ist dicht an seinem Bett und nun muß das arme Kind jetzt bei offenem Fenster schlafen, er, der schon an der Lunge leidet, so daß es mich gar nicht wundern sollte, wenn ihm die zerschlagene Scheibe jetzt vollends den Rest gäbe. Aber Gott weiß es, ich kann nichts dagegen tun, und wenn er daher stirbt, so hast du ihn auf dem Gewissen. Zwanzig Taler! — Mein Gott, wie viel zerschlagene Fensterscheiben hätte man für die zwanzig Taler nicht machen lassen können!

Und künftigen Dienstag muß auch die Feuerversicherung berichtigt werden; aber wovon? Ja, wenn du deine Zwanzigtalerscheine nicht dem ersten besten, der ins Haus läuft, sozusagen mit Gewalt aufdrängst, so wäre das mit der Erneuerung der Polizze eine Kleinigkeit, so aber ist es eine Unmöglichkeit und es bleibt uns nichts weiter übrig, als ruhig zuzusehen, wenn uns das Haus über'm Kopf abbrennt und wir auch nicht einen Heller Brandentschädigung erhalten. Und nie wohl gab es so viel Feuersbrünste wie gerade jetzt, denn es vergeht keine Woche, wo es nicht irgendwo brennt, und ich werde von heute ab vor lauter Angst kein Auge mehr ruhig schließen können. Aber das kümmert und rührt dich nicht, Kaudel! Wenn die Leute nur von dir sagen, du seist ein generöser und freigebiger Mann, mit einem Worte, wenn du vor der Welt nur mit dem prahlen kannst, was du deinen Kindern am Munde abdarbst, so bist du schon zufrieden, mag aus deiner Familie dann werden, was will.

Hörst du nicht, wie der Fensterladen fortwährend anschlägt? — Du brauchst mir nicht erst zu sagen, was daran fehlt, denn ich weiß es so gut wie du — neue Haspen fehlen. Ich wollte heute deshalb zum Schlosser schicken, aber ich darf jetzt nicht daran denken, denn wo soll Geld zu Fensterhaspen herkommen, wenn du die Zwanzigtalerscheine leichtsinnig zum Fenster hinauswirfst!

Ach, du lieber Gott, und welche Menge von Mäusen haben wir jetzt im Hause — das ist eine wahre Hetzjagd im Zimmer. Ich höre sie wohl und es könnte mir auch gleich sein, nur wünschte ich, sie zögen dich bei lebendigem Leibe aus dem Bette.

Ich soll eine Falle aufstellen? Das ist bald gesagt und das weiß ich so gut wie du, aber um eine Falle zu stellen, muß man eine solche haben. Du weißt aber, wir haben keine und daran ist nicht zu denken, eine zu kaufen, so lange du täglich Zwanzigtalerscheine an deine liederlichen Kumpane verschenkst.

Horch! Was war das? — War das nicht ein Geräusch unter der Treppe? — Mich sollte es gar nicht verwundern, wenn Diebe bei

soff. Wie ein Dieb, nein, wie ein Räuber, hatte er heimlich die Schlüssel aus der Tasche seiner bedauernswerten Frau genommen und hatte sich dann über den Rumvorrat gemacht. Ach, was muß die Unglückliche nicht alles tragen! Herrliche Lage für eine Frau, morgens um sechs Uhr aufzuwachen und statt ihren Mann im Bett, seine schmutzigen Stiefeln neben dem Bett stehen zu sehen.

Indes, was mich anbelangt, so will ich dein Opfer nicht werden, Kaudel, nein, gewiß nicht. Meine Schlüssel bekommst du sicherlich nicht, Kaudel, denn die liegen unter meinem Kopfkissen. Nur das sage ich dir noch: du wirst dich zugrunde richten, Kaudel, vollständig zugrunde richten. Soweit ich aber dazu beitragen kann, so will ich wenigstens verhindern, daß du nicht auch andere und Unschuldige mitruinierst.

Ach — der — abscheuliche Tabakgestank!

„Hier", meldet Kaudel, „kam mir der Tabak zu Hilfe: sie kroch mit dem Kopf unter das Kissen und — schlief ein."

Kaudel hat einem Freunde zwanzig Taler geliehen.

Eigentlich solltest du ein reicher Mann sein, Kaudel, ein sehr reicher Mann. Wer dir einmal, wenn du in der Not bist, zwanzig Taler liehe, möchte ich wohl wissen. Ich kann mich placken und quälen, daß es ein wahrer Jammer ist und muß ruhig zusehen, wie du das Geld zwanzigtalerweis zum Fenster hinauswirfst. Hm! Zwanzig Taler! Was hätte man mit zwanzig Talern nicht alles beginnen können. Oder glaubst du wirklich, man findet das Geld auf der Straße? Indes, du warst Zeit deines Lebens ein Narr, Kaudel, und zu dir kommen die Leute deshalb auch immer zuerst.

Laß sie nur einmal zu mir kommen!

So dumm sind sie nicht? Was dich betrifft, Kaudel, so denkst du freilich immer erst an fremde Leute. — Seit länger als drei Jahren wünsche ich mir schon ein seidenes Kleid, aber da kann ich bis in Ewigkeit drauf warten. — Für die zwanzig weggeworfenen Taler hätte ich beinahe eins bekommen, aber dir ist ja ganz gleichgültig wie ich aussehe.

Zwanzig Taler! Die armen Mädchen müssen neue Hüte haben und diese tun ihnen so not, wie das liebe Brot, wo sie sie aber herbekommen sollen, weiß der liebe Gott, ich wahrlich nicht. Die Hälfte von dem weggeworfenen Gelde hätte hingereicht, um diesem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, nun ist es fort und nun mögen die armen Wesen sehen, was wird. Aber nichts natürlicher als das: sie gehören ja auch zu deiner Familie und diese ist dir ja, wie gesagt, ganz gleichgültig.

Habe ich dir ferner schon gesagt, daß Jakob heut morgen seinen Ball durch eine Scheibe geworfen hat und daß wir die bezahlen und

etwas Verführerisches geben müsse, von dem du ohne Unterlaß hingezogen würdest — jetzt ist es also an den Tag gekommen.

Das hilft dir alles zu nichts, Kaudel, und ist mir höchst gleichgültig, ob du die Arme hin und her wirfst, und so schreist oder nicht — damit wird deine Unschuld nicht bewiesen. Durch dergleichen Komödien lasse ich mich nicht irreführen. Früher, ja, da war mal eine Zeit, wo ich dumm genug war, jedes Wort von dir zu glauben, aber heut bin ich darüber vollständig hinaus — Gott sei's gedankt! — Freches Geschöpf! Oder glaubst du, ich habe nicht gesehen, wie sie lachte, als sie dich grüßte, und wie sie dir nachher noch heimlich zunickte? — Eine schöne Mamsell. — Ich kann mir wohl denken, für was sie mich eigentlich hielt — für ein armes bedauernswertes Wesen. — Natürlich — das sah ich wohl und täusche mich darin nicht.

Sie ist ein gutes und liebenswürdiges Mädchen? O gewiß — sehr liebenswürdig — wenigstens erscheint sie dir so. Meinst du auch vielleicht, ich hätte den Hut nicht gesehen, den sie auf hatte? Gewiß, gewiß — sie ist ein sehr gutes Mädchen. — Und dann die Schminke, die sie im Gesicht angebracht hatte — meinst du, auch die hätte ich nicht gesehen?

Du hast sie nicht gesehen? — Ich glaub's dir — aber ich habe sie um so besser gesehen. Natürlich — sehr liebenswürdig. Was sagst du?

Sie wäre rot geworden, weil ich mich so unhöflich benommen hätte? Nun, Gott sei Dank, wenn die durch mich zum Erröten getrieben wird! Das muß ein schweres Stück Arbeit gewesen sein, sich durch so viel Schminke durchzuarbeiten.

Fällt mir gar nicht ein, jedem Menschen was anzuhängen — gerade das Gegenteil — und wenn du auch drohst, du willst aufstehen, so ist mir das ganz gleich, denn ich will und muß reden. Noch weiß ich zu unterscheiden, was Teint und was Schminke — denn ich bin nicht, wie du vielleicht glaubst, erst gestern auf die Welt gekommen, und ich sage dir, das war Schminke. — In früheren Zeiten hatte ich auch einen sehr feinen Teint, Kaudel, aber das scheinst du längst vergessen zu haben — obgleich du es bist, der ihn gründlich zerstört hat. Ehe ich deine Bekanntschaft machte, wurde ich wegen meines Teints und meiner gesunden Farbe oft von den Leuten mit der Lilie und der Rose verglichen, aber — was hast du denn zu lachen? Ich begreife nicht, was dich hier lachen machen kann. Aber wie ich bereits sagte — dir gilt jede andere mehr, als deine eigene Frau. Nicht ein einziges Mal bin ich mit dir über die Hausschwelle getreten, wo dich nicht jedes Frauenzimmer, das uns begegnete, gegrüßt hättest.

uns einbrächen, denn durch die Hintertür können sie mit größter Bequemlichkeit eindringen, da die alten Haspen kaum noch im Holz festsitzen und die Haken vollständig verrostet sind; aber wo soll jetzt Geld zu neuen Haspen und Haken herkommen?

Und nun zuletzt mein Kummer! Du weißt ganz gut, daß ich vor Gram und Ärger sterbe, wenn ich Zeugin solcher abscheulichen Verschwendung sein muß, indes was kümmerts dich — dir wäre das vielleicht ganz lieb. — O Kaudel, wenn ich daran denke, könnte ich mir die Augen aus dem Kopfe weinen!

„Hier", meldet Kaudel, „gewannen ihre Gefühle das Übergewicht und sie verhielt sich einige Augenblicke ruhig, welchen kurzen Zeitraum ich geschwind benutzte, um einzuschlafen. Ach, was hatte die Bedauernswerte aber in Gedanken alles heraufbeschworen: Mit ihrem seidenen Kleide war es nichts, Hüte konnten die Mädchen nicht bekommen, Jakob mußte ohne Bedenken am Zug sterben, das Haus brannte unversichert ab, die Badereise verbot sich von selbst, Marianne mußte sich entschließen, der schiefen Zähne wegen eine alte Jungfer zu werden, die Mäuse bedrohten die Familie in ihren Betten, Diebe brachen ins Haus und Frau Kaudel starb vor Kummer und Gram — weil ich Unglücklicher einem Freunde zwanzig Taler geliehen hatte!"

Kaudel wird auf einem Spaziergange mit seiner Frau von einem jungen, sehr hübschen Mädchen gegrüßt, worüber ihm Frau Kaudel ihre Ansicht ausspricht.

Es ist wirklich so weit mit dir gekommen, Kaudel, daß ich nicht mehr mit dir vor die Tür gehen kann, ohne beleidigt zu werden, und da ziehe ich es denn doch vor, lieber zu Hause zu bleiben.

Was? Sprich doch nicht solch dummes Zeug, ich solle dich nur *eine einzige* Nacht ruhig schlafen lassen. Wirklich, wenn ich mich noch über etwas auf dieser Erde wundern könnte, so wäre es einzig und allein deine Unverschämtheit. Ich kann nie mit dir einen Spaziergang machen, und Gott weiß, wie selten dies der Fall ist, ohne daß ich in meinen Gefühlen von allerhand Lumpenvolk aufs tiefste gekränkt werde. Eine Unzahl loser, frecher Dirnen —

Was ich wieder tobe? Ich denke, Kaudel, du weißt dies sehr gut. Das muß mir ein sauberes Frauenzimmer sein, die einem anständigen Manne zunickt, der mit seinem Eheweibe spazieren geht.

Rede mir nur nicht vor, es sei Fräulein Betsenberger gewesen. Was geht mich Fräulein Betsenberger an, und woher kennt sie dich?

Du hast sie bei ihrem Bruder zwei- oder dreimal gesehen? Gewiß, gewiß — das glaub ich dir sehr gern. Habe ich doch von Anfang an gedacht, daß es in jenem vertrackten Hause irgend

auch, weshalb ich sie mit ihrem Bruder und ihrer Schwägerin zum Tee einladen sollte, und beinahe wäre ich dumm genug gewesen und hätte es getan. Ja, ja, jetzt seh ich's ein — jetzt gehen mir die Augen auf. Und du wärst wirklich so dreist gewesen, und hättest sie unter das eheliche Dach gebracht?

All dein Umherwerfen im Bett hilft dir nichts, Kaudel — du wärst imstande gewesen, sie — unter — dasselbe — Dach — zu bringen — wo —

„Länger," bemerkt Kaudel, „vermochte ich es nicht auszuhalten, sprang aus dem Bett und legte mich zu einem der Kinder."

Frau Kaudel hat in Erfahrung gebracht, ihr Mann fange an, Billard zu spielen.

Heut abend kommst du aber recht spät nach Hause, Kaudel. —

Es ist noch nicht spät? Nun, dann ist es früh — meinetwegen. Eine Frau soll ja nie wissen, wenn es spät und wenn es früh ist. Übrigens kamst du schon am Dienstag spät nach Hause — und am letzten Freitag war es auch nicht mehr früh, am Mittwoch ebenso — wirf dich nur nicht wieder so fürchterlich im Bett herum, denn ich sage kein Wort mehr, da ich wohl sehe, daß es mir nichts hilft.

In früherer Zeit — jetzt kann ich's offen sagen — quälte und ängstigte ich mich manch liebes Mal, bliebst du mal abends spät aus; aber heut hat sich das alles geändert, doch es ist lediglich nur deine Schuld, Kaudel, daß ich mir gar nichts mehr daraus mache, ob du überhaupt noch nach Hause kommst oder nicht. Ich habe es nie für möglich gehalten, daß es je möglich sein würde, mir nichts mehr aus dir zu machen, aber, wie gesagt, du selbst hast es so weit gebracht. Du hast den armen Wurm zwanzig Jahre lang getreten, und da mußte er sich zuletzt wohl krümmen.

Nein, Kaudel, ich will durchaus nicht mit dir zanken, darüber bin ich längst hinaus; du bist mir nicht mehr so viel wert, um mit dir noch zu zanken. Alles was ich von dir verlange — ein anderer Mann wie du spräche mit seiner Frau und läge nicht so leblos wie ein Holzklotz da — ist einzig und allein: mir zu sagen, wo du am Dienstag warst.

Bei der Mama warst du nicht, obgleich du weißt, daß sie unwohl und gesonnen ist, ihr Vermögen unseren Kindern zu hinterlassen, aber hast du dir wohl aus jemand was gemacht, der zu meiner Familie gehört? Im Klub warst du auch nicht — das weiß ich bestimmt — und im Theater ebensowenig.

Woher ich das weiß? Kaudel, Kaudel, es wäre mir lieber, ich wüßte es nicht. — An allen diesen Orten warst du nicht, aber ich weiß es, wo du gewesen bist.

Du kannst das nicht ruhig mitanhören, wenn ich das brave junge Mädchen herabsetze? Nichts natürlicher, als daß du ihre Partei nimmst — das versteht sich von selbst. Ich kann ihr deshalb aber auch gar noch nicht einmal so sehr zürnen, denn wahrscheinlich weiß sie gar nicht, daß du überhaupt verheiratet bist; denn mit deiner Frau hat dich ja noch nie jemand öffentlich gehen sehen. — Nie.

Das wäre meine eigene Schuld? Wirklich Kaudel, um so etwas zu sagen, dazu gehört eine Unverschämtheit, wie nur du sie hast. An Ausreden und Entschuldigungen hat es dir noch nie gefehlt.

Du fragst mich gar nicht mehr, weil ich immer Einwände zu machen hätte? So? — Frage dich nur selbst, ob ich wie eine Vogelscheuche unter die Leute gehen kann? Fragst du mich wirklich einmal, so weißt du schon immer im voraus, daß entweder mein Hut nicht in Ordnung, oder das Kleid von der Schneiderin noch nicht da ist, oder daß ich die Kinder nicht allein lassen kann, oder auch wohl andere wichtige Geschäfte habe, und weil du das alles schon im voraus weißt, so fragst du mich nur pro forma, denn ich kann ja doch nicht mitgehen. Und fällt es mir einmal ein, deine Einladung anzunehmen und mit dir auszugehen, so muß ich nachher dafür bitter büßen.

Ja, ja — ich muß bitter dafür büßen — du brauchst mir meine Worte nicht wie ein Papagei nachzusprechen. Oder bildest du dir ein, ich hätte kein Gefühl? — Gott sei's geklagt — du glaubst bloß, du hättest welches. — Ja, so — beinahe hätte ich es vergessen — Fräulein Betsenberger hat gleichfalls Gefühl — natürlich sehr viel Gefühl — Gott, welche Idee müssen andere Leute wohl von mir bekommen, für was müssen sie mich wohl halten? Aber ich hätte es mir denken können, daß du nicht Abend für Abend bis spät in die Nacht hinein bei Betsenbergers sitzen würdest, wenn da nicht etwas ganz besonders Anziehendes für dich wäre. Jetzt kenne ich diesen Anziehungspunkt.

Fluche nur soviel du willst, Kaudel, ich mache mir nichts daraus — rein gar nichts mache ich mir daraus. Zum Fluchen hätte ich weit mehr Ursache wie du, und ich würd's auch tun, wenn ich keine Frau wäre.

Deinetwegen möge ich reden, was ich wolle? Kaudel, Kaudel — reize mich nicht dazu, denn du würdest nur zu bald erfahren, was daraus entsteht — reize mich ja nicht, denn es würde dir später leid tun — bitter leid tun. Du würdest staunen über das, was ich gegen dich alles vorzubringen habe.

Fräulein Betsenberger — jawohl — hm, hm! Nun geht mir ein bedeutendes Licht auf — jetzt ist mir alles klar. Nun verstehe ich

Grund, mich deshalb eine Törin zu schelten. Wo hättest du wohl je ans Billardspielen gedacht, hätte der dich nicht dazu aufgestachelt?

All dein Geschwätz nützt dir nichts mehr, Kaudel. Mir machst du nicht weiß, du wärst nur einmal dagewesen und träffst keinen Billardball — das wirst du schon lernen und dann wird man dich auch zu Hause nicht mehr zu sehen bekommen. Du wirst einen Fluch mit dir herumtragen, Kaudel — ja, ja, sperr' nur die Augen auf, einen Fluch — alle Billardspieler sind sofort am Blick zu erkennen — das ist so wahr, als ich die Augen im Kopfe habe. Erstens sind sie so gelb wie Pergament und zweitens haben sie immer große Schnurrbärte — daher es mich auch gar nicht wundern sollte, wenn du dir auch einen stehen ließest, obgleich es ihm schwer werden sollte, sich hervorzudrängen.

Wie gesagt, alle Billardspieler haben einen scheuen Blick gleich den Taschendieben, und etwas anderes sind sie ja auch nicht; und mit dir wird es ebenso werden, Kaudel — ganz ebenso. In einem halben Jahre kennen die Kinder ihren eigenen Vater nicht mehr. Ich kann dir sagen, ich hätte alles, alles ertragen, nur das Billardspielen nicht; ich brauche bloß an die Gesellschaft zu denken, die sich dort befindet — an die Leutnants, die fortwährend werden Geld von dir borgen wollen. Ein Billardsaal ist in meinen Augen derjenige Ort, wo es am bequemsten ist, Ehemänner zugrunde zu richten — ja, dort werden sie gründlich und für immer ruiniert. Es ist ein Betsaal, der eigens gebaut wurde, damit der Teufel darin predigen kann.

Ein Rednertalent habe ich nicht, Kaudel, aber ich denke, ich werde reden, so lange wie es mir gefällt. Es ist ganz abscheulich, daß ich nie den Mund öffnen kann — was doch gewiß selten geschieht — ohne nicht von dir in schnödester Weise beleidigt zu werden.

Ich will und brauche darüber nicht zu schweigen; über alles andere, ja — da würde ich gegen deinen Willen keine Silbe sagen — aber über solche Dinge muß ich sprechen, ich kann nicht anders — dies erfordert meine Pflicht als Ehefrau und als Mutter meiner Kinder. — Ich weiß zwar sehr wohl, daß du noch nicht spielen kannst, und vielleicht erlernst du es auch nie, aber das ist ja eben das Schlimme an der Sache, denn deshalb wirst du ja eben nur Geld verlieren und deinem Ruin mit Gewalt entgegenlaufen.

Das hilft dir alles nichts, Kaudel — ob du jetzt sagst, du willst nicht mehr spielen, oder nicht — ich weiß doch, daß du es nicht mehr lassen kannst. — Du mußt spielen und da werden sie dir das Fell gründlich über die Ohren ziehen. Sprich nur nicht weiter, denn von meiner Tante weiß ich, wie es dort hergeht. Eine Menge Tagediebe gehen nur in die Billardsäle, um sich Geld zum Mittagessen zu erspielen, gleich den Füchsen, die um den Hof schleichen, um sich eine

Weshalb ich da noch frage? Nur um dir zu zeigen, welch großer Heuchler du bist, und um dir zu beweisen, daß du mich nicht mehr belügen kannst. Hm! Kaudel! So bist du also wirklich ein Billardspieler geworden?

Nur einmal? Das genügt, Kaudel, denn ebenso gut konntest du tausendmal spielen, und fortan bist und bleibst du doch ein verlorener Mensch. „Nur einmal!" — Hm — ich möchte wohl wissen, was du sagen würdest, wenn es mir mal einfiele, dir zu antworten: Nur einmal: Indes — ein Mann kann ja gar nicht unrecht haben — in keiner Sache. Und dabei möchtest du für einen Herrn der Schöpfung gelten und kannst Frau und Kinder, die dir leider zwar nie etwas wert waren, und deinen glücklichen häuslichen Herd verlassen, um in einer Kneipe Billard zu spielen. Wie kann ein verständiger Mann wohl an solchem einfältigen Treiben, buntgefärbte Bälle mit einem langen Stock auf einem Tisch mit grüner Decke herumzukegeln, Gefallen finden? Wirklich, Kaudel, du tust mir leid.

Du ziehst es also vor, „Karoline" zu spielen — ich glaube, so heißt es in der Gaunersprache — während du zu Hause bei Frau und Kindern sitzen und anständig „Mariage" spielen könntest, ohne daß du einmal nötig hast, vor die Türe zu gehen; ja, du ziehst es vor, „Karoline" mit einer Gesellschaft roher Burschen in einer Kneipe zu spielen, und willst noch für einen anständigen Kaufmann angesehen werden? Wüßte die Welt nur, wie achtbar du bist, sie schlüge die Hände über den Kopf zusammen. Karoline spielen, jawohl, Karoline. Aber ich weiß schon, weshalb das geschieht — Fräulein Betsenberger —

Kaudel, wenn du die ganze Bettdecke für dich allein beanspruchst, so stehe ich auf und ziehe mich an. — Jetzt ist allerdings Hopfen und Malz bei dir verloren; früher wäre deine Rettung vielleicht noch möglich gewesen, aber nun ist's vorbei, denn alle Männer, die Billard spielen, sind verloren. Denke nur an meinen Onkel Werner — gab's je einen besseren Menschen auf Erden? — Nun, er fing an, Billard zu spielen und von dem Augenblicke floh aller Friede seine Ehe mit meiner guten Tante.

Ein glücklicher Mann? Wie, so nennst du einen Mann, der's über das Herz bringen kann, seine Frau zu verlassen? Ein „glücklicher Mann"? — Freilich, von dir kann man nichts Besseres erwarten; denn auch wir werden nicht mehr lange beisammen sein und ich sehe schon unsere Ehescheidung vor Augen. Und so behandelst du mich, die dir stets eine so vortreffliche Frau war. — Aber ich weiß schon, wer dich aufhetzt — es ist jener böse Feind, jener Betsenberger. Gewiß habe ich ein Recht, ihn einen Feind zu nennen, und du hast keinen

Seelenstimmung des Landvolkes.

Das erste, was in einer bäuerlichen Gemeinde den Mann bewegt, ist der Besitz. Bei den leibeigenen Bauern war es die Knute. Heute will auch der ärmste Taglöhner selbst besitzen. Nur einige wenige werden diesem Triebe untreu, indem entweder ein Mißgeschick sich ihnen in den Weg stellt oder sie der Neigung zum Trunke nachgehen. Dann vermögen die, denen das Leben übel mitgespielt hat, der Verelendung anheimzufallen und dem Proletariat, das nichts mehr von den Verhältnissen zu hoffen hat, sich gleichzustellen. Solange aber noch irgendeine Aussicht vorhanden ist, vorwärts zu kommen, wird der Landbewohner auch darnach sich ausstrecken, was ihm etwa winkt. Ein tatkräftiges, vorwärts drängendes Geschlecht! Und die Verelendung wird sofort überwunden, sobald nur das nötige berufsfreudige Selbstbewußtsein und der gute Wille vorhanden ist, sich etwas im Leben zu schaffen.

Zuweilen ist aber auch der ärgste, weil zumeist unerkannte Feind des Landbewohners der Widerstand gegen jedes Neue, der Trotz gegenüber industriellen Bestrebungen, die passive Abwehrstimmung gegenüber einer auf dem Lande noch nicht eingewurzelten sozial-ethischen Lebensordnung (wie sie etwa von staatlichen oder kirchlichen Gewalten oder durch den Einfluß des Stadtverkehres auf dem Lande eingeführt werden). Das Landvolk hängt zäh an dem, was einmal ist, sobald es ihm auch nur einige, und sei es die geringste Aussicht bietet, und wird nie das Bessere wählen und das Neue, sobald man bei dem Alten nicht gerade schon zugrunde gegangen ist. Nur im äußersten Notfalle erklärt der Landmann: „Nun wird's aber anders!"

Jede Umänderung wird solange als möglich vermieden. Wie man zäh festhält an dem einmal erworbenen Haus und Besitz, so hält man ebenso an der einmal bestehenden Sitte und Übung. Man ist mißtrauisch gegen alles, was über den eigenen Gesichtskreis hinausgeht. Den derzeitigen Lebensbestand glaubt der Landmann gegen alle möglichen Feinde von außen und innen verteidigen zu müssen. Einen Wechsel in seiner Stimmung und Lebensauffassung, wie er etwa von christlicher Lehre geboten erscheint, empfindet er als einen Abfall von dem, was die Väter taten. Sorgfältig wird die der Lehre entgegenstehende Gewohnheit den Augen, etwa des Geistlichen, entzogen und gehütet, wie ein religiöser Schatz einer besseren Vergangenheit. Eifersüchtig bewacht der eingesessene Dorfbewohner jeden Fremden und alles Fremde. Alles, was von draußen kommt, ist nicht ebenso bewährt wie das Einheimische. Vogelfrei und allen möglichen Ungezogenheiten aus-

fette Gans zu holen; und da werden sie dich schon ausplündern, Kaudel, aber rein ausplündern.

Billardbälle — hm — entsetzliche, mörderische Kugeln sind's. Vor langen Jahren war ich einmal im Woolwicher Arsenal und habe dort ganze Berge von Geschützkugeln aller Art gesehen — damals hattest du noch etwas Männliches an dir und wir waren noch nicht verheiratet — ja, ganze Berge von Kugeln, mit denen man im Kriege Städte und Dörfer vernichtet, so daß kein Porzellan in einem Hause übrig und ganz bleibt — ja, derartige Kugeln habe ich genug gesehen —

Du brauchst mir nicht vorzuhalten, daß ich das schon mal gesagt habe, Kaudel, und es geht dich ja auch gar nichts an, wenn ich es wiederhole. — Aber unter allen jenen Kugeln habe ich nicht eine gesehen, die auch nur halb so viel Unglück anzurichten imstande ist, wie jene elfenbeinernen Kugeln.

Das sind Bälle und keine Kugeln? — Was hat das hiermit zu tun — es sind Kugeln, Kaudel, die schon manches Frauenzimmerherz durchbohrt haben — von den Kinderherzen gar nicht zu reden — und mit diesen Kugeln wirst du Tag und Nacht bombardieren, um deine arme Familie zu ruinieren.

Schwöre nur nicht so sehr darauf, daß du nicht wieder spielen wirst — „ist es bei einem Manne erst zur Leidenschaft geworden", sagte meine selige Tante immer, „so dient dem Teufel beim Manne eine Kugel zu eben dem Zweck, zu welchem ihm der Apfel bei der Eva diente".

Von heut ab kann ich nur alle Hoffnung aufgeben, je wieder glücklich zu werden. Damit ist es vorbei. Alle Abend wirst du — schweig doch nur, denn ich weiß, daß ich recht habe, und kenne dich besser — alle Abend wirst du in dem berüchtigten Billardsaal sein — mit den grünen Tischen. Aber nicht grün sind sie, sondern blutrot sind sie, vom Blut all der Herzen, die sie gebrochen.

Ich solle nur nicht pathetisch werden? — Was geht dich das an? Kann ich nicht so pathetisch werden, wie ich will? Oder meinst du, ich habe kein Recht zu reden? — Indes, ich will schweigen — denn es ist doch alles vergeblich bei dir — du bist ein Billardspieler und ich bin ein armes, bedauernswertes Weib geworden.

„Beides wurde von mir nicht in Abrede gestellt", meldet Kaudel, „weil ich müde war und schlafen wollte."

wenn man will, daß er über den Dingen aufrecht stehen und nicht unter widrigen Verhältnissen gebeugt einhergehen soll. —

Diesen Ausführungen des Pfarrers Lehmann in der „Dorfkirche“ fügen wir die Betrachtung des Pfarrers Vorwerk bei, die wir in derselben ausgezeichneten Zeitschrift finden. Das Ganze gibt ein treffendes Bild des Bauernvolkes, das in seiner Tiefe auch im deutschen Norden dem des deutschen Südens gleich ist. Vorwerk sagt über den dörflichen Pharisäismus:

Es wird oft ausgesprochen, daß das schwerste Hindernis für die geistliche Arbeit an ländlicher Bevölkerung im Pharisäismus der letzteren liegt. Es soll nun nicht geleugnet werden, daß, wie im Menschen überhaupt, so auch im Dorfbewohner ein starker Pharisäismus steckt. Das heißt: Die Neigung zur Selbstgerechtigkeit und zum Eigenlob tritt dem Landpfarrer immer wieder entgegen. Und diese Neigung zieht einen starken Pallisadenzaun, daß das Evangelium von der vergebenden Gnade nicht hinüber kann. Was soll Vergebung, wo man nicht einsieht, daß etwas zu vergeben ist?

Aber vielfach wird doch voreilig als Pharisäismus bezeichnet, was wenigstens zum Teil etwas anderes ist. Und leicht wird übersehen, daß der Landbewohner, der seine Zufriedenheit mit sich naiver ausspricht als der Städter, deshalb kein ärgerer Pharisäer sein muß. Auch ist zu beachten, daß die andere Kulturlage des Bauern und Landarbeiters erfordert, daß auch sein Pharisäismus mit anderem Maßstabe gemessen werde.

Da wird der Pfarrer zu einem Sterbenden gerufen. Er soll ihm das Abendmahl reichen. Während des vorbereitenden Gespräches sagt der Kranke unter anderem: „Mir kann niemand etwas nachsagen. Ich habe mein Lebtag keinem was weggenommen.“ Derselbe Kranke nickt dann zustimmend, wenn der Pfarrer mit ihm betend und beichtend Sünden bekennt und alles Heil von der vergebenden Gnade erwartet. Der Pfarrer aber schreibt zu Hause in sein seelsorgerliches Tagebuch: „N. N. starb als ein Pharisäer. Er meint, selig zu werden, weil er nicht gestohlen hat. Von Sündenbewußtsein und Heilsverlangen auch nicht die leiseste Spur!“

Oder der Geistliche besucht einen betrübten Witwer. Er glaubt, jetzt werde sein Herz weich sein, empfänglich für demütigen Ausblick in die Ewigkeit. Aber der Mann erzählt ihm mit breiter Ausführlichkeit, am meisten freue er sich darüber, daß er niemandem zu danken hätte. Er sei auch oft in Not gewesen, habe aber niemals einen Pfennig Unterstützung erbeten oder erhalten. Auch seine Frau habe noch kurz vor dem Tode gesagt, das wäre das Beste, daß sie sich bei keinem zu bedanken hätte. Im übrigen spricht der Leidträger seine herzliche Hoff-

gesetzt ist derjenige, welcher irgendetwas Besseres an die Stelle alter Rechte und Gewohnheiten zu setzen bemüht ist.

Man würde sich nun auf seiten derjenigen, die dem Landmanne zur Entfaltung der in ihm liegenden Kräfte helfen wollen, mit diesem Zustande begnügen können, man würde sich vom Standpunkte des Staatspädagogen sogar freuen können, ein solches Volk zu haben, welches „vorwärts kommt" und doch nicht über den ihm von Natur und bewährter Lebensordnung zugewiesenen Rahmen hinausgeht, wenn wirklich eine ländliche Dorfgemeinschaft sozial abgeschlossen bleiben könnte und für sich lebte. Aber es dringen eben doch andere Verhältnisse, die an einem größeren Gemeinwesen oder an dem Handel oder der Industrie oder sonst irgendwo und irgendwie ihren Maßstab haben, in das Dorf ein und es drängen sich dem Landbewohner Anforderungen auf, denen gegenüber es ein kurzes Entweder — oder gilt, ein nur passiver Widerstand aber übel angebracht ist.

Für viele Angelegenheiten ist es eine kulturpolitische Notwendigkeit, den Widerstand des Bauern von innen heraus zu überwinden; denn gelänge das nicht, so würde doch über kurz oder lang durch die Macht der Verkehrs- und Weltpolitik von außen ohne Akkomodation der Widerstand gebrochen werden und das wäre unheilvoll, weil dann der Landbewohner innerlich wehrlos den Verhältnissen, die über ihn kämen, mit verbissenem Groll gegenüberstände und in seinem Mißtrauen zugrunde ginge, anstatt sich sein Selbstbewußtsein und das Berechtigte an seiner Sitte und seiner Art, das Leben zu betrachten und seinen Erwerbssinn zu bewahren und das Neue sich anzupassen. Ein Kulturpolitiker, der es mit dem Landbewohner ehrlich meint, wird ihn also beizeiten vorbereiten auf die Möglichkeit eines Umschwunges all seiner Verhältnisse und sein Selbstbewußtsein den sich beständig ändernden Verhältnissen anzuerziehen suchen.

Es ist nicht nötig und nicht einmal gut, den Bauern zum Duckmäuser zu erziehen und aus ihm einen Menschen zu machen, der sich nun in alles gut schicken möchte und sich in das, was an ihn herantritt, ohne weiteres ergeben soll. Denn widerstandsfähig und kampfestüchtig muß das Landvolk sein. Die Kampfesstellung gegenüber dem noch Unbewährten kann gut bleiben und auch die Kampfesstellung gegen den Gott, der die Welt regiert, nicht immer nach dem Wunsche des Bauern, ist nicht übel, wie denn in der mystischen Erzählung von dem Kampfe Jakobs mit dem Gotte des Landes dieser Kampf dargestellt ist. Denn das ganze tägliche Tun und Treiben des Landmannes ist ein Ringen mit dem Gotte des Landes, ein Kampf mit der Scholle und mit Regen und Sonnenschein: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn." Dem Landarbeiter muß die Kraft des Gottesstreiters bleiben,

guten Sitte, im Gesamtgewissen. Es ist nicht nur Selbstverherrlichung, die die eigene Ehrlichkeit und Unbescholtenheit zu rühmen veranlaßt. Es ist auch das Bewußtsein der ungestörten Einheit mit der guten alten Art, mit dem, was in der Gemeinschaft als recht gilt. Darum darf man auch nicht blindlings gegen den ländlichen Pharisäismus wüten. Man kann den Leuten mit dem Hochmut zugleich die Unterordnung unter die Sitte im besten Sinne nehmen, und das wäre ein schwerer Schaden. Denn in der Sitte wurzelt des Landbewohners Sittlichkeit. Selbstgefühl und Ehrgefühl sind Zwillingsgeschwister. Man bekämpfe das Selbstlob schonend, indem man mit Lob für das Lobenswerte nicht zurückhält, aber von da weiterzuführen sucht.

Dieses Weiterführen ist allerdings nötig. Nicht nur aus religiösen Gründen. Auch um der Liebe willen. Denn die Kehrseite alles Pharisäismus ist immer lieblose Verurteilung derer, die anders sind.

Liab und Lebn.

Von Hans Mittendorfer.

Kling-kling!

Kling-kling!
Da Baua: Wer is draußt?
Antwort: Da Engl mit dan goldan Stab,
Was a anrührt, wird golda, das is sei Gab.
Da Baua: Is s wahr dei Red, is s falsch dei Red,
I laß di nöt eina, du gfallst ma nöt.
Auf an goldaran Tisch a goldas Brot
Und im Haus regierat d Hungersnot.
Aft würdst ma wohl Kinda und Weib anrührn,
Daß s nix mehr von Luft und Liab kunntn gspürn.
Du bringatst ma Elend und Tod ins Haus.
Mei Tür bleibt vaschlossn, geh weiter aus!

*

Kling-kling!
Da Baua: Wer is draußt?
Antwort: Da Kini mit seina Gnad,
Von der a an übrign Sack voll hat.
Da Baua: Brauchs nöt, han recht viel Gottesgnad;
Gibs dem, Herr Kini, der koani 'hat.
Da Kini: Das is nöt schlecht!
Mecht wissn, was der von mir annehma mecht?
Da Baua: Mei Recht, Herr Kini! Koa Gnad, mei Recht!
Da Kini: Was is dei Recht?
Da Baua: A Wies, a Feld,
A sunnigs Stückerl von da Welt.
Da Kini: Du sollst as habn, mei Treuwort drauf!
Da Baua! Jatzt nimm i meinesgleichn auf.

nung auf eine selige Wiedervereinigung mit seiner Heimgegangenen aus. Der Pfarrer aber ist vielleicht wieder geneigt zu denken: Diese Leute werden nie wissen, was ein ehrliches Schuldbewußtsein ist. Sie meinen, sie seien vollkommen, wenn sie alles bar bezahlen.

Ein altes Weiblein kommt zum Pastor und erzählt ihm mit ehrbar schlauem Gesicht, sie wäre eine Jungferfrau. Sie hätte ihren Kranz und ihren Schleier bei der Hochzeit getragen und sich mit keinem abgegeben. Es ist das fünfzigstemal, daß sie das erzählt. Sie will dadurch beweisen, wie hervorragend würdig sie dessen ist, daß der Pfarrer ihr wieder einmal eine kleine Unterstützung zukommen lasse. Der Geistliche aber seufzt. „Wie stumpf ist das Gewissen der Menschen! Sie bilden sich ein, sie seien Gottes Heilige und die Auserwählten seiner Gemeinde, wenn — sie das sechste Gebot nicht in nachweisbarer Weise übertreten haben!“

Sind solche pastorale Urteile immer richtig? Es darf das wohl bezweifelt werden. Zunächst sei darauf hingewiesen, daß es für Leute, deren Lebensarbeit über den Kampf ums tägliche Brot nicht hinauskommt, viel mehr bedeutet, wenn sie ehrlich, ohne Stehlen, Schuldenmachen und Betteln durchs Leben gehen. In der Art, wie sie sich ihren Unterhalt verschaffen, liegt fast das Ganze ihres sittlichen Verhaltens, weil sie wenig zu anderen Betätigungen kommen. Welch heroischer Kampf gegen übermächtige Versuchungen, wie viel kindlich stammelnde Gebete mußten vorausgehen, damit der Sterbende sagen konnte: Ich habe keinem etwas weggenommen! Der Sieg über die Unehrlichkeit ist ihm der Sieg über die Sünde schlechthin. Er kann sich mehr darauf einbilden, zugleich mehr herzlichen Dank gegen Gott empfinden als der Pfarrer, wenn er hundert segensreiche Predigten gehalten hat.

Ähnlich steht es mit dem Stolz des Witwers, der sich freut, daß er sich bei keinem zu bedanken braucht. Sein ganzes moralisches Ehrgefühl, das ihn hoch über die faulen Schmarotzer erhebt, liegt in diesem Bekenntnisse. Es bedurfte gewaltiger Willensanstrengung von seiner Seite, um zu verhindern, daß er nicht ein Almosenjäger wurde. Daß er es nicht geworden ist, das ist sein Leuthen und sein Sedan.

Das alte Weiblein, das sich rühmt, mit Kranz und Schleier getraut zu sein, hat ehrlichen Grund, stolz zu sein. Die wohlbehütete junge Dame hat es leicht, ihr Kränzlein zu wahren. Aber die Landdirn, die viel freier mit den jungen Burschen verkehrt hat und in einer Umgebung aufwuchs, die sehr lax über die Sünden gegen das sechste Gebot urteilt, bedurfte aller ihrer Kraft, um in Ehren vor den Altar zu treten.

Und das führt uns auf einen wichtigen Gesichtspunkt zur Beurteilung des ländlichen Pharisäismus. Er wurzelt zum Teil in der

Da Teufl is kemma.

Da Teufl is kemma,
Ös Leut, gebts fein acht:
Er hat zum Mitnehma
Sein Schnappsack mitbracht.

Wen fangt a denn eini?
Da Schnappsack is weit —
Dö Meini! Dö Deini!
— Du, der hat a Schneid!

Buamaregln.

Zwischn Weihnachtn und Pfingstn,
Wanns d an Schatz hast, so zwingstn,
Daß a nu vor da Fastn
Di heirat — aft hastn!

Zwischn Pfingstn und Peta-Päul,
Liabn kannst zu jeda Weil,
Heiratn bis Kathrein —
Lad mi zu da Hochzeit ein!

Advent und Fastn
Muaß da Tanz rastn,
Aba dö anda Zeit
Is für dö lustign Leut.

Und zu da lustign Zeit
Zoagt jeda Bua sei Schneid,
Tanzt, rafft, tuat fensterlngehn,
O das is schen!

Gstanzl für Dirndln.

„A Paar Schuahbandl, a Paar Strumpfbandl,
A Paar Strümpf, a Paar Schuah
Muaß i kriagn und a jungs Mandl,
Wann i heiratn tua."

Wanns d heiratst, kriagst Schuahbandl,
Kriagst Strumpfbandl, Strumpf und Schuah,
Und an dein Fürtabandl — han, wia wird da, Nandl? —
Hängt a stoanalta Bua!

*

Annamirl is a schena Nam
s Annamirl mecht an Bräutigam,
s Annamirl wart schan fuchzg Jahr drauf —
Annamirl, gibs auf!

*

Dorothe, Dorothe,
Wann i nöt weita geh,
Kimm i zu deina Tür,
Paß ma halt für!

Fürpaßt hat d Dorothe,
Das i nöt weita geh,
Vor Liab hats hellauf brennt
— Da bin i grennt!

*

Groſzi Katz, kloani Katz,
Falsch is a jeda Fratz,
Kloani Katz, groſzi Katz,
Bis auf mein Schatz!

*
* *

Dirndle, wann i a tratzn tua
Eng zum Zorn ratzn tua,
I bin eng, wia ma scheint,
Denna nöt feind.

Seids ja doh allisand,
Wia ma rundum im Land
Siacht jungi Rosn stehn:
Übaraus schen!

Schen und liab, frisch und guat,
Daß oan glei blanga tuat
Nach so an Gottesgschöpf
Mit langi Zöpf!

Da Kini: Bei meinesgleichn kehr i ein,
Das muaß mi, als an Kinign, gfreun.

Da Baua: I gib da z essn, was i han,
Und jag da deini Feind davan.

Da Kini: Du bist mein Freund und i da dein,
Von heunt an wolln ma Brüada sein.

Da Baua: Mir sans schon lang, und daß mas bleibn,
Das wolln ma ön Feind auf n Buckl schreibn!

*

Kling-kling!

Da Baua: Wer ist draußt?

Antwort: A Bettlmann.

Da Baua: Kimm eina, Alta, di kenn i schan,
Hast fleißi garbeit und viel datragn
Und iatzt hat di s Alta zum Krüppl gschlagn.
Mei Stubn is warm, mei Tisch is deckt,
Mi gfreuts, wenns ön Kinign und dir guat schmeckt.

Da Bettlmann: Da Kini — da Kini is dei Gast?
Da Kini ... Zwö daß d mi dann einagehn laßt?

(Da Kini streckt ön Bettlmann d Hand entgegn.)

Da Baua: Daschrick nöt, Vada, er gibt da schon d Hand ...
Den Handschlag gspürt das ganzi Land!
Der Handschlag, Kini, macht di groß,
Der Handschlag baut dar a goldas Gschloß.
Der Handschlag — dö ganzi Welt wirds sagn —
Der Handschlag hat all deini Feind daschlagn.
Du hast als da Reichsti den Ärmsten g'acht,
Das hat di zum größtn Kinign gmacht!

Nöt lusti, nöt trauri.

Nöt lusti, nöt trauri,
So an Menschn bedaur i!
Koa Liab und koan Zorn,
Nöt Rosn, nöt Dorn.

Nöt süaß und nöt saua,
Nöt Herr und nöt Baua,
Nöt: kusch! und nöt: pack!
Nöt gick und nöt gack.

So an Menschn bedaur i,
Sei Lebn wa ma z trauri,
Und i ruafat ön Tod,
Daß a hulf aus da Not.

Bin voll Faihla und Sündn,
Doh a Herz liaß si findn
Bei mir in da Brust
Voll Jugad und Lust.

Und macht mi was trauri,
So lauf i und schnaur i
Voll Unruah und Hast —
Aft sitz i und rast.

Und beim Rastn finnier i,
Mei Bluat, mei jungs, gspür i,
Siahg ön Himml voll Stern,
Han a Dirndl kreuzgern.

Denn i denk ma: a reschi,
A jungi, a feschi,
Kreuzsaubani Dirn
Ghert zum Himmlprobiern.

Gschwindi Radln toan sausn,
Guati Katzn brav mausn,
Scheni Dirndl, dö hern
Just vom Heiratn gern.

Wann i heirat, so nimm i
A Guati, koa Schlimmi,
A Hoaßi, koa Kalti,
A Jungi, koa Alti.

s Liabn gfreut mi, s Lebn gfreut mi
Und s Bußlgebn gfreut mi,
Alls, was i her und siahg,
Friedn und Kriag.

d Arbeit und s Singa
Muaß d Tagliachtn bringa
Und d Ruah is so süaß
Mit dö tanzmüadn Füaß.

Bald Liacht und bald Schattn,
Bald gfaihlt und bald grathn,
Den oan z guat, den oan zschlecht,
Grad mein Schatz bin i recht.

So leb i, so leib i,
So wachs i, so treib i,
So sag i, so schreib i,
So bin i und so bleib i.

Es war die Rede von der Vornehmheit, die sich manchmal bei armen Leuten aus dem Volke finde. Da erzählte mir ein Bankdirektor folgendes: Er hatte eines Tages einer schlichten Frau, Beamtenswitwe, mitzuteilen, daß sie den Haupttreffer der Türkenlose gemacht habe. Damit bei unmittelbarer Mitteilung die ahnungslose Frau nicht etwa vor freudigem Schreck an ihrer Gesundheit Schaden nehme, wollte er ihr den Glücksfall persönlich und recht vorsichtig beibringen. Er ließ sie rufen. Sie erschien in ihrer ärmlichen Kleidung und fragte beklommen, was man von ihr wünsche. — „Liebe Frau, Sie sind im Besitz eines Türkenloses.“ — „Ja, ich glaube“, antwortete sie. Und er: „Es ist in unserem Geschäfte verzeichnet und ich habe die angenehme Aufgabe, Ihnen mitzuteilen, daß Sie einen Treffer gemacht haben.“ — „So!“ sagte die Frau gelassen. — „Und zwar einen großen“, setzte er zögernd bei. — „So!“ sagte sie. — „Den Haupttreffer mit zweimalhunderttausend Gulden!“ — „So!“ sagte sie ruhig. — „Aber Frau, leben Sie denn in so glänzenden Verhältnissen, daß Sie diese Nachricht so gleichgültig hinnehmen können?!“ — „Ich habe fünf unversorgte Kinder“, war ihre Antwort. — „Nun also! da sollten Sie ja jetzt einen Freudensprung tun!“ — „Ich freue mich ja“, sagte sie, „und ich hoffe doch, daß meine Kinder brav bleiben, auch wenn sie Geld haben.“

Wer bei dem Großfeuer des Kaiserjubiläums nicht alles sein Süpplein kocht! Die unterschiedlichsten Unternehmungen, geschäftliche Veranstaltungen, Kunstproduktionen, Feste bis herab zu Tanzmusiken und Tingeltangel legt sich den Titel „zum Kaiserjubiläum“ bei. Gewiß erfreulich, daß dieses seltene Festjahr im Volke so tief greift, doch nicht jede Veranstaltung, die unter dieser Flagge floriert, ist ihrer wert. Und manche, die ihrer wert ist, wird übersehen. Auch ich habe zu Ehren des sechzigjährigen Regierungsjubiläums unseres Kaisers wieder einmal zu betteln angefangen. Habe im Sinne des Komitees eine Sammlung veranstaltet zugunsten der Erbauung einer schon lange geplanten Tuberkulosenheilanstalt für Frauen. Zuerst ein formeller Aufruf, der ist unbeachtet verhallt. Dann die Geschichte vom „Lieserl“ („Heimgarten“, Seite 474), die schlug ein. Aber zumeist im ärmeren Volke, aus dem unzählige Beträge kamen, Groschen der Witwe — in wenigen Wochen viele tausend Kronen. Angemeldet sind noch große Spender, gerührt auch von des Kaisers Wunsch, daß sein Jubiläum hauptsächlich dem Kinde zugute kommen solle. Dem Kind eine gesunde Mutter, besseres kann man ihm nicht geben. Seit diesem Erfolge kommen viele zu mir, denen ich bei ihren Jubiläumsbestrebungen mit Aufrufen, Befürwortungen u. s. w. helfen solle. Aber jedem Unternehmen kann man kein „Lieserl“ schreiben. Wo ernste Ab-

Mei Schatz is ma neidi.

Rechta Hand nebna Weg
Steht a stoanani Säuln.
Mei Schatz, wann mi sah,
Tat mi zkratzn und zkreilln.

Hintumi beim Gattern,
Drei Staffln hat d Stiag,
Und mei Schatz is ma neidi,
Wann i seithalbn was kriag.

„Seithalbn is koa Troadhalm,
Tragt koan guatn Kern!“
Den Spruch sagts ma für,
Daß ign auswendi lern.

Schau abi!

A Haus mecht i baun aus Stoana,
Drin sollt koa Mensch nöt woana.
A Haus für ewigi Zeitn,
Drin sollt koa Mensch nöt leidn.
A Haus, an das si koa Feind nöt wagt,
Um das nur Liab und Freundschaft fragt.
Wann i nur den richtign Platz dafür fundt!
„Schau abi — — liegt nit da Freidhof drunt?“

Heimgärtners Tagebuch.

Da oben bei Admont will man die Enns aus dem Gesäuse leiten! Vom Gesäuseeingang durch den großen Buchstein und die St. Gallener Gegend, auch hier zumeist unterirdisch, in gerader Linie bis Weißenbach. Dort soll sie dann einen ungefähr 200 Meter hohen Wasserfall bilden und die Kraft geben für den elektrischen Betrieb der Eisenbahn. — Kam ein Herr zu mir, ich sollte als Naturfreund doch verhindern, daß an unseren Alpen ein solcher Frevel geschieht! — Meine Meinung: Weil wir schon einmal so weit sind, daß die Eisenbahn durchs Gesäuse geht, werden wir weiteres auch noch ertragen. Die Alpenschönheit kann der Mensch gar nicht vernichten und der Alpenfriede ist längst vernichtet. Was helfen mir die schönen Berge, wenn sie der Kohlenrauch der Lokomotive verhüllt? Was hilft mir das Gesäuse, wenn ich es vor lauter Rollen und Pustern der Maschine nicht sausen höre? Gerne gebe ich den fünften Teil der Enns, wenn ich damit auch den stinkenden Rauch und das Gepolter der Maschine los werde. Aber nur um diesen Preis. Ich liebe das Wasser, aber viel davon wollte ich hergeben, könnte man damit die Fabriksschlote aus der Welt schwemmen. Und eine kräftigere Zerstörerin der Fabriksschlote weiß ich nicht, als — die Elektrizität.

Doch ehe da oben die Enns durch den Buchstein rinnt, wird noch viel Wasser durchs Gesäuse hinabrinnen.

religiöses Ärgernis aus der Welt zu schaffen. Über den heutigen Fall rief einer mit Entrüstung aus: „Und so was im zwanzigsten Jahrhundert!" „Aber" — fragte ein anderer — „warum soll just das zwanzigste Jahrhundert torheitsfrei sein? Warum hat man's gerade gegen gewisse einzelne Torheiten, während tausend andere und oft noch viel größere, unangefochten bleiben? Das zwanzigste Jahrhundert kann so wenig ohne Aberglauben sein, als es das zehnte war und das dreißigste sein wird." — Für diese Worte erntete der Sprecher Beifall und Hohn. — Ich denke, wir sollten rastlos an uns und anderen arbeiten, um die Torheiten abzubringen. Aber ich glaube nicht, daß der Menschheit je einmal völlige Vernunft beschieden sein wird. Der ganze Fortschritt wird schließlich darin bestehen, die unausrottbaren Torheiten mit Geduld ertragen gelernt zu haben.

Als ich noch Knabe war, schenkte mir ein junger Theologe mehrere Bücher, darunter auch „Nathan den Weisen" von Lessing. Dieses Werk las ich damals oft und gern, ohne zu merken, daß ich's eigentlich nicht verstand. Mir gefiel daran nur, daß fast lauter gute Menschen vorkommen, die so vernünftig miteinander reden. Mein geistiges Leben war damals noch zu einfältig, zu konfliktlos gewesen, als daß ich die Tiefe dieses Buches ergründen konnte. Ich gründete auch gar nicht viel. Erst später, in der Stadt, zur Zeit der Kulturkämpfe, ging mir allmählich das Licht Lessing des Weisen auf. Seither lese ich das Buch alle paar Jahre. Es sind wahre Stunden der Andacht, der Reinigung, der Offenbarung. Und wenn ich zur Geschichte von den drei Ringen komme, so wird mir zumute ungefähr wie dem Katholiken bei der Messe, wenn die Wandlung naht. — In der Hauptidee religiöser Duldung deckt diese Dichtung genau mein Empfinden. — Und dennoch! So fast alles, wie bei „Faust", so ganz alles wie bei „Wilhelm Tell" gefällt mir an „Nathan" nicht. Abgesehen von dem großen, komplizierten und erkältenden Apparat, durch den die Blutsverwandtschaften der handelnden Personen nachgewiesen werden, ist dieses hohe Lied der Toleranz immer noch Parteischrift, die zwar den Juden theoretisch mit Christ und Muselmann gleichstellt, tatsächlich aber den Juden größer und edler sein läßt, als die beiden. Diesen Eindruck hat die neueste Lesung von Lessings Werk mir verstärkt hinterlassen.

Gegen den deutschen Schulbetrieb richtet sich ein Aufsatz von Dr. Georg Kerner im „Türmer", worin es u. a. heißt: „Die Geschichten im Lesebuch bestehen für den Schüler aus lauter einzelnen Sätzen, bei denen er aufpassen muß, daß er kein Wort wegläßt und

sicht vorhanden ist, daß aus Veranstaltungen und Festlichkeiten für die Frauen- und Kinderheilanstalt etwas abfällt, da rege ich an und schiebe nach. Manche Naivlinge glauben, bei Berufung auf mich und meinen Namen sei der Erfolg im voraus gesichert. Solche Leute tun mir leid, sie sind nicht zu überzeugen und man muß sie die Erfahrung machen lassen, daß der Poet nur bei einem geringen Bruchteil des Volkes und nur bei ganz wenigen bestimmten Anlässen eine Wirkung erzielt. Wenn es gar so leicht ginge mit dem Betteln, so würde ich mich längst als europäischen Klingelbeutelmann haben konzessionieren lassen.

Aus dem Leben des jüngst verstorbenen Finanzministers Ignaz Freiherrn von Plener wird folgendes mitgeteilt: Plener hat sein Amt nach dem Selbstmorde des Finanzministers Bruck übernommen als Finanzminister. Da war es, daß Plener eines Abends eine wichtige, hocherfreuliche Finanzmeldung dem Kaiser melden wollte. Der Monarch befand sich jedoch in seiner Loge im alten Burgtheater. Der Minister begab sich in das Burgtheater und klopfte einfach an die Türe der kaiserlichen Loge an. Der Kaiser rief: „Herein!" und der Finanzminister bat ihn um die Erlaubnis, ihm an dieser Stelle eine Mitteilung machen zu dürfen. Der Kaiser, der sich in Gesellschaft befand, trat mit Herrn v. Plener in eine Ecke, und dort sagte ihm der Finanzminister, er habe es nicht über sich bringen können, diese Nachricht die Nacht über bei sich zu behalten, ohne daß der Kaiser davon wisse. Hierauf teilte er dem Kaiser das Ergebnis der Verhandlungen über die Anleihe mit. Der Kaiser, der sich sehr freute, dankte ihm herzlich dafür, daß er ihm diese Nachricht noch sofort im Burgtheater und nicht erst am anderen Morgen übermittelt habe. In dieser Geschichte — setzen die Zeitungen bei — ist ein Zug von patriarchalischen Sitten, von denen wir nicht wissen, ob sie heute noch im Verkehr zwischen dem Kaiser und den Ministern bestehen. Es ist fraglich, ob so etwas heute noch möglich wäre. — Warum sollte so Naheliegendes, so Selbstverständliches heute nicht mehr möglich sein? Wenn Minister es nicht einmal wagen, dem Monarchen allzeit Erfreuliches mitzuteilen, wie sollen sie erst Mut haben, ihm über ernste und sorgenvolle Zustände des Reiches stets reinen Wein einzuschenken? Minister heißt zwar Diener — aber die Herren sollten das nicht allzubuchstäblich nehmen.

Geschah in meiner Nähe ein toller Fall von Aberglauben. Ich mag ihn nicht nennen, um nicht wieder „religiöses Ärgernis" zu geben, wie mir mehrmals vorgeworfen wurde, wenn ich bemüht war,

steinigt oder geprügelt. Das führte zu einem Rütlischwur der kleinen Lausbuben, den großen zu Trutz nie wieder vom Lederriemen zu lassen. Die Gymnasiasten wiederum durften ihrem Vorrechte nichts vergeben und es wäre ein siebenjähriger Krieg geworden, ja er hätte auf neue Generationen übergegriffen, wenn — wie mir gesagt wurde — die Schulbehörde der Fehde nicht damit ein Ende gemacht hätte, daß sie den Bücherriemen beiden Parteien ganz und gar verbot, bis nach längerer Zeit wieder Ruhe und Vergessen eingetreten war.

Potsdamer Studenten auf Wunsch ins Stammbuch:

Die Gärung:
Schneidig und frei!
Die Klärung:
Gütig und treu!

In der steirischen Bauernschaft wird ein kleines Bauernhaus Kleinhäusel oder Keuschen genannt. Der Besitzer eines Kleinhäusels heißt Keuschler. Nun war in einer Stadtgesellschaft davon die Rede, woher die Bezeichnung Keuschen stamme. Einige ritten sofort das Mittelhochdeutsche vor, sogar das Lateinische, endlich nahm man den slawischen Sprachenapparat zu Hilfe, um wissenschaftlich etymologisch das Wort Keuschen zu erklären. Ein anderer glaubte, daß dieses Wort Keuschen ein sittlicher Begriff sei, indem die armen Kleinbauern gewöhnlich viel keuscher lebten als die vermögenderen, weshalb man ihre Wohnung Keuschen nennen. Der sagte auch, daß Arbeiterhäuser, wo man im Konkubinate zusammenzuleben pflege, nie Keuschen genannt würden, während kleine Bauernhäuser, die von anständigen Eheleuten bewohnt werden, diesen Namen mit Fug und Recht trügen. Keinem dieser Gelehrten und Moralisten fiel es ein, ob nicht am Ende der Ausdruck Keuschen von — Gehäuschen kommen könne! Da hat einmal einer gesagt: A G'häusel. Ein zweiter mit krummer Zunge sagte nach: A Keuschl. Ein dritter machte daraus: A Keuschn. Ähnlich gehts in der Mundart oft her. Und muß man manchmal lachen, wenn bei Wortdeuteleien in gelehrter Auskramung die fernsten und unmöglichsten Ableitungen herbeigeholt werden, während man die nächstliegenden übersieht.

In Graz wurde dem Landespatron St. Josef eine neue katholische Kirche erbaut. Die gelte — sagte man — zum Jubiläum der Gegenreformation vor dreihundert Jahren. Nun hat die römische Kirche wahrlich alle Ursache, sich der Gegenreformation zu freuen und wohl auch das Recht, dieser Freude in ihren Gotteshäusern Ausdruck

daß er richtig betont. Oder er muß aufpassen, daß er schnell Subjekt und Prädikat findet, sonst kommt er einen runter oder wird Schafskopf tituliert. Da bleibt keine Zeit, über die Sache nachzudenken und sich irgendwelchen Vorstellungen hinzugeben. Die Art, wie das Lesebuch in der Schule gebraucht wird, lenkt systematisch von der Sache weg zu allerlei Formalien hin, und so ist's überall in der Schule. Zwischen die Sache und uns drängt sich ein Buch; und wer sich die Sache ansehen will, dem wird zugerufen: ‚Paß auf und sieh ins Buch!' Es ist mit der Naturkunde in der Schule nicht anders. Wenn uns da die ausgerissenen, halbvertrockneten Pflanzen auf den Tisch gelegt wurden und wir Staubgefäße und Blütenblätter zählen mußten, dann ist es mir nie in den Sinn gekommen, daß diese Pflanzen ein Teil dieser großen, schönen Natur seien, in der ich mich in den Ferien ein paar Wochen tummeln durfte. Ich hatte ja nicht einmal auf dem Lande mitten in der Natur zu ihr ein Verhältnis gewinnen können, und diese zerrupften Pflanzen sollten nun Liebe und Verständnis für die Natur in mir wecken?" Die Klage ist alt, aber das Reden hilft nichts. Daher ist die Schulmeisterei so in Mißkredit gekommen, daß es jeder Lehrer für eine persönliche Beleidigung hält, wenn man ihn „Schulmeister" nennt. So werden es die Schullehrer ja besser machen.

In den Fünfzigerjahren konnte man in Graz große Schulbubengefechte beobachten. Besonders auf dem Karmeliterplatz, auf dem Tummelplatz und in der Bürgergasse. Zuerst mochten sie mit Schneeballen begonnen haben, bald kamen fliegende Steine, und den blauen Flecken waren eingeworfene Zähne und ausgeworfene Augen gefolgt. Wiederholt mußte die Polizei dreinfahren, aber von der floh man durch die engen Gassen, um sich anderswo wieder kampfbereit zu machen. Mehrere der Jungen wurden solcher arrangierter Schlägereien wegen aus der Schule geschlossen und ein damals siebenjähriges Knäblein geht heute noch als sechzigjähriger — Einaug herum. Ein Invalide aus dem Schulbubenkrieg zu Graz. Die Ursache dieses Krieges war — der Bücherriemen gewesen. Die Gymnasiasten trugen auf dem Schulwege ihre Bücher und Hefte offen, mit einem schwarzen, glänzenden Riemen zusammengeschnallt, als Unterscheidung von den Volksschülern, die ihre Bücher in Taschen verwahrten. Da hatten aber die Knaben der Volksschule in der Burggasse angefangen, auch ihre Bücher mit Lederriemen zu schnallen. Das konnten sich die Untergymnasiasten vom Domplatz nicht gefallen lassen, daß die ABC-Schützen auch Studenten sein wollten. Und das war der Kriegsfall. Jeder Volksschüler, der anstatt der Tasche den Riemen hatte, wurde geächtet und — wenn er nicht genug Kameraden hatte — ge-

ein sehr glücklicher. Wenn die dünne Mauer plötzlich einstürzt, dann ist die Enttäuschung groß. — Oft kann man erleben, daß nach dem Tode eines Künstlers seine Familie noch weiter bauen will auf der Anerkennung, die während seines Lebens mühsam aufrechtgehalten wurde. Sie beansprucht nicht bloß für den Toten das obligate Denkmal, sondern auch guten Markt für seine Kunstwerke, beziehungsweise neue Auflagen für seine Bücher und besondere Berücksichtigung für sich selber. Und muß nun erfahren die frostige Gleichgültigkeit der Leute. Ich kenne die Witwe eines bei Lebzeiten anerkannten und auch verdienten Wiener Erzählers und Liederdichters; sie gedachte ihrem lieben Verewigten bescheiden genug dadurch ein Gedenken zu stiften, daß sie sein lebensgroßes Bildnis, noch dazu ein Kunstwerk, der Stadt schenken wollte unter der Bedingung, daß das Bild im Rathause einen Platz finde. Das Bild ist abgelehnt worden. — Ein paar Jahre nach dem Tode — und schon vergessen.

Da las ich das Leben und die Briefe der heiligen Katharina von Siena. Dabei wurde in mir das Mittelalter wieder aufgeweckt, wie ich es in meiner Kindheit geradezu persönlich durchlebt habe. Ich schwärmte dazumal, ohne von jener Katharina zu wissen, vom Lamme Gottes, vom Blute, von der Dornenkrone, von den drei Nägeln, von der Askese, von Menschenbekehrung und wollte (wie es die Heilige von Siena oft getan) sogar dem Papste schreiben, daß er an der Kirche mancherlei verbessern, dann aber die ganze Welt in die Kirche hineintreiben solle. In ersterer Meinung bin ich bis heute geblieben, von letzterer bin ich bald abgekommen. Auch die Lebensbeschreibung der Katharina von Siena habe ich in späterer Jugend gelesen, nur ist mir damals das Sinnliche in der Religiosität dieser Frau nicht aufgefallen. Auf mich wirkte nur das Mystische und das kirchlich Getragene des Wortklanges. Indes ist es doch merkwürdig, daß nach der Urkraft der Paulibriefe diese Frau mit ihrem Schwärmerworte so neu und mächtig auf ihre Zeit wirken konnte. Moderne Nervenärzte würden Katharinen mit ihren bekannten Schlagworten bezeichnen und wahrscheinlich beisetzen: In unseren Irrenhäusern gibt es auch heute noch solche Schwärmerinnen und Seherinnen. Mag sein. Aber es ist doch fraglich, ob solche Erscheinungen immer nur als „krankhaft" zu gelten haben, ob es nicht doch manchmal konzentrierte tiefere Seelenkräfte der Menschheit sind, die sich mystisch offenbaren? Wir sehen nur, daß sie in unserer Zeit nicht mehr suggestiv wirken — nicht etwa, als ob diese Zeit religionslos wäre, sondern weil sie andere religiöse Ideale hat, die in ihrer Art freilich ebenso geheimnisvoll ausgelöst werden können. — Keinesfalls würde eine theologische Begründung der Katharina von Siena die Sache bessern. Wirklich

zu geben. Solches Recht ist aber angefochten worden, und zwar von den — Freisinnigen. Mit diesen haben sich die Evangelischen und Altkatholiken der Stadt vereinigt, um im Wirtshause eine Gegendemonstration zu machen. Gewiß hätten ebenso die Evangelischen Grund, in ihren Kirchen zum Gedächtnisse an die Gegenreformation — Trauerfeier zu halten, bei der wohl sehr viele mithalten würden. Aber beim Bier offizielle religionsproselitische Predigten zu halten, das ist nichts wert. Da weiß man nie, ob der Spiritus sanctus predigt oder der Spiritus alcohol. — Und dann ihr, die sonst mit so vielfachem Rechte Protestierenden! Es ist begreiflich, daß die Klerikalen jubeln, wenn sie euch bei derselben Sünde ertappen, die ihr an ihnen so leidenschaftlich verurteilt. Wer von der Kirche Freiheit in seinem Hause verlangt, muß auch ihr die Freiheit in ihrem Hause zuerkennen.

Eine andere unsinnige und unkluge Provokation bestand darin, daß der Verleger die nach der Konfiskation gerichtlich freigegebene Wahrmund-Broschüre mit einer ironischen Widmung — dem Papste zugeeignet hat!

Derlei Übergriffe haben bei den Ultramontanen Rachgier entfacht. Besonders auch wegen der „Wahrmund-Affäre“. Weil die Regierung den Innsbrucker Kirchenrechtslehrer ob seines allzu großen Freimutes nicht maßregelt, so wollen die Ultramontanen, wie ihre Blätter andeuten, in Tirol das diesjährige Kaiserjubiläum ignorieren. Hingegen das nächstjährige Tirolerjubiläum für 1809 mit einem katholischen Tiroler Bauernaufstand gegen Andersdenkende feiern. Ob aber bei diesem Bauernaufstand auch wie im Jahre 1809 die Tiroler Wirte mittun werden? Auf den Reklameplakaten für den Fremdenverkehr dürfte allerdings die bildliche Darstellung eines solchen Aufstandes à la „letztes Aufgebot“ von ungeahnter Wirkung sein.

Warum Künstler und Literaten so leicht eitel eingebildet werden? Ist es, weil alles Lob, das sie irgendwie und wo in der Welt erregen, emsig an ihre Person herankommt, oft noch in freundschaftlicher, wohlrednerischer Art sehr übertrieben? Dieses allmählich aufgehäufte Lob und mancherlei also zusammengekommene Auszeichnungen bilden um den Künstler endlich eine hohe Mauer, über die hinweg er nicht sehen kann, wie klein tatsächlich das Gebiet seines Ruhmes ist und wie viel Gleichgültigkeit und Geringschätzung selbst auf dem kleinen Gebiete noch herrscht. Er ist dann leicht geneigt zu glauben, die Ringmauer seines Ruhmes gehe nach außen hin in „derer Dicken“ fort, womöglich bis an die Grenzen der Welt. Den absprechenden Stimmen, die mitunter hereindringen, glaubt er nicht. „Das ist ja nur Neid und Bosheit.“ Sieht er doch, „soweit sein Auge reicht“, Anerkennung und Preis. Er ist in seinen Mauern ein Gefangener, und zwar

voll Mißtrauen gegen uns. Warum all das? Weil wir vergessen, Menschen zu sein, sondern nur Nationen sein wollen.

Einige Stunden der Wanderung durch das neue und alte Wien. Das neue lachte, protzte und feilschte mich an. Das alte schaute aus seinen gelblichgrauen, schmucklosen Mauern ernst auf mich her und rief mir schweigend zu: Weißt du noch? O Wien, ich weiß es noch. Die Siebziger- und Achtzigerjahre, damals warst du mein, damals war ich in dir jung, damals hatte ich in dir große, liebe Menschen. Wenn ich heute in den Wäldern von Alpel umherstreiche oder in den Mauern Wiens — es ist ein stilles Heimweh nach vergangenen Zeiten. Mein Wien ist in die Erde gesunken und Sankt Stefan ist das hochragende Grabmonument auf diesem Friedhofe. Doch auf dem Massengrabe vergangener Menschen wachsen bisweilen neue Brüder auf. Ich saß des Abends beim Wein mit zwei jungen Dichtern zusammen, die Erde mit Sonnenlicht zu verschmelzen wissen — Humor mit hohem Idealismus. „Jakobus und die Frauen“ und „Zwölf aus der Steiermark“ waren die Geistesgesellschaft, die mich natürlich bis zur Geisterstunde festhielt. Nach Mitternacht, als wir uns getrennt und ich durch das stille gewordene Wien auf dem Wege ins Hotel war, kam ich in die dunkle und einsame Johannesgasse. Dort stand plötzlich ein verkommener Bursche vor mir, der mich anbettelte. Während ich das Geldtäschchen in der Hand hielt und zwischen Kronen und Hellern ein Mittelding herauskrabbelte, lauerte er vorgebeugt darauf hin, und da fiel es mir ein, daß dieser etwas unheimliche Geselle mit einem kecken Griff mir die Börse aus der Hand reißen und damit davon laufen könne. Indes dankte er demütig. Beim Einstecken des Geldtäschchens verfehle ich zwischen Havelock und Jacke den Sack und es fiel auf das Straßenpflaster. Der Bursche bückte sich schnell — hat es schon! dachte ich. Er hob das Täschchen auf und gab es mir höflich in die Hand. Dann gingen wir auseinander. Ich hatte das Gefühl, als ob ich beschenkt und beschämt worden wäre, steckte die Strafe für meinen Argwohn gelassen ein und freute mich des kleinen Erlebnisses, das mir manche Prellerei der Großstadt wettmacht.

Die intimsten Briefe, die du an deinen vertrauten Freund schreibst unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit — schreibe sie so, daß du sie vor aller Welt verantworten kannst. Ein Blatt Papier ist leicht, man weiß nicht, wohin der Wind es tragen kann. Was du heute noch an einem treuen Busen sicher verborgen glaubst, kann morgen aus der Presse steigen und dein Geheimnis der Menge feilbieten für sechs

religöse Naturen finden ihr Ziel nicht in der Tiefe theologischen Nachdenkens, sondern mehr in der Schichte des phantastischen, künstlerischen Betrachtens dessen, was sie sinnlich erlebt, erfahren haben. Es geht ihnen wie dem Landmanne, der auf sterilen Boden kommt, sobald er tiefer als einen Schuh ackert. — Wer Gott in seinen Werken mit leiblichen Augen nicht sieht, mit leiblichen Ohren nicht hört, in seinem Gemüte nicht erlebt, der findet ihn auch in keiner Theologie, in keiner Philosophie.

In der Marinestadt Pola, auf dem Monte Rizzi, habe ich zwei Enkel, die ich vor kurzem besuchte. Sie wohnen im höchstgelegenen Hause der Stadt, atmen Seeluft in die Lunge und Sonnenschein in die Seele — einen köstlichen Vorrat fürs Leben. Von der Zinne ihres Hauses aus sieht man in der Niederung die weithin gestreute Siebenhügelstadt bis hinaus zur Riesenruine des römischen Amphitheaters. Man sieht den großen, vielgestaltigen Hafen, in dem die Kriegsschiffe brüten, Handelsschiffe und Kähne aller Art wimmeln. Man sieht die vor kurzem noch wilde, fiebergiftige Insel Brioni, aus der ein genialer Mann ein wundersam schönes Kulturland gemacht hat. Dieser Mann und sein Werk wären würdig, in einer Heldendichtung besungen zu werden. Muse, wenn du mir deine reinste Harfe leihen wolltest! — Man sieht vom Hause meiner Enkel aus im Westen und Süden das hohe blaue Meer hingelegt in seiner stillen Majestät. Und nach der Landseite hin sieht man das karstige Hochland mit seinen kahl hingelagerten Dörfern, im Hintergrunde den fernen grauen Wall der illyrischen Alpen mit dem hochragenden, schneebedeckten Monte Maggiore. In der nächsten Nähe aber zieht sich eine kahle Steinheide hin, mit kurzem Grase und Moose überfilzt, trotz der nahen Stadt entzückend öde und einsam, ein Riesenspielplatz der beiden Kleinen. Ein Zustand, wie frisch von Gott erschaffen vor dem Sündenfall. Wo ein Strauch noch wuchert, da ist es die Myrte, der Lorbeer oder ein anderes von der Poesie geheiligtes Unkraut. Aber auf allen Anhöhen weithin liegen, halb in den Boden geduckt wie lauernd, die Forts, die uns mahnen, daß dieses Paradies — eine Riesenfestung ist. Wäre sie nur vorhanden, um die Kinder und ihr Eden und ihre Unschuld zu beschützen, ich hätte nichts dagegen. Aber im Arsenal arbeiten ununterbrochen Jahr für Jahr viele tausend Menschen an der Herstellung von Geräten, um Menschen zu töten und Menschenwerke zu zerstören. Drüben dort, hinter dem blauen Meere, liegt ein traumhaft schönes lorbeerumsponnenes Land, sind weltheitere, liebenswürdige Menschen. Und auch dort sind Tausende und Tausende damit beschäftigt, Zerstörungswerke zu vollführen. Wir hüben voll Mißtrauen gegen jene, die drüben

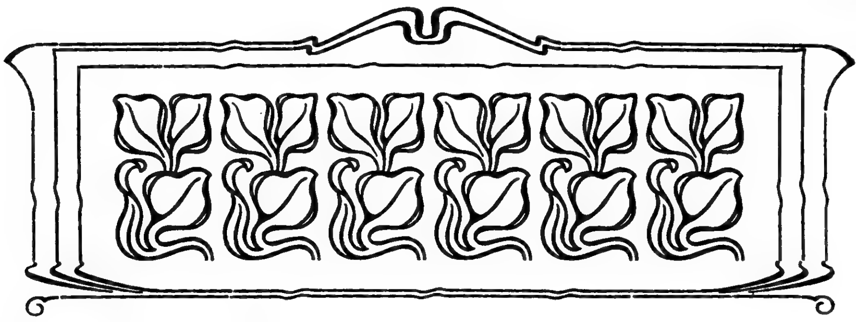
Die Adria-Ausstellung in Graz (April 1908) hat uns wieder einmal erinnert an unsere südlichen Länder. Vielen brachte sie in ihren exotischen Ausstellungsgegenständen Kunde von einer ihnen bisher schier fremden Welt. Die Leute wissen gar nicht, wie nahe wir dem wundervollen Himmelsstriche sind. Eine halbe Tagreise und wir sind im Lande, wo die Zitronen blühen, die Orangen reifen, der Lorbeer grünt und die Palme fächelt, wo das blaue Meer vor uns liegt und ein wenig weiter links die Türkei. Dieses felsige Küstenland Dalmatien mit seinem farbenreichen, ritterlichen, patriarchalischen Volksleben, mit seiner Hirten-, Fischer- und Gartenwirtschaft, mit seiner üppig und solide schönen Hausindustrie, mit seiner ganzen arkadischen Urwüchsigkeit eines halbwilden, gutmütigen Volkes! Und die Schönheiten, die Naturwunder der Landschaft, die von keinem Küstenlande der Erde übertroffen werden. Österreich zieht eben, bescheiden wie immer und stolz wie noch selten, die Schleusen auf, daß der nordische Fremdenstrom sich ergieße über unser Küstenland. Neue Schiffahrtslinien, neue Eisenbahnen, und in Triest wie in Fiume kann der hölzerne Handzeiger stehen: Weg in den Orient, zwanzig Stunden weit!

Wir reisen jetzt so gerne ins ferne Norwegen. Es soll schön sein dort. Aber so schön kann es nicht sein wie an der Ostküste des Adriatischen Meeres. Auch dieses Land hat seine entzückenden Fjords, seine aus dem Meere steil aufsteigenden Berge, auf deren Häuptern an manchem Sommertage der weiße Schnee blinkt hoch in der Himmelsbläue, während zu ihrem Fuße, unter den Rosensträuchern des Südens, muntere Menschen wie Fischlein schwimmen in den linden, salzigen Wellen, umgaukelt von märchenhaften Licht- und Schattentänzen. Hat dieses Küstenland gleichwohl keine Mitternachtssonne, so hat es doch die Sonne Homers.

Die Meteorologie ist mit ihren Wetterprophezeiungen längst nicht mehr auf den Laubfrosch angewiesen, auch nicht auf die fliegenden Ameisen oder auf den Gießvogel, sie hat ganz andere, moderne Mittel, als Barometer, Zeitungen, Wetterhäuschen u. s. w., um sich zu blamieren. Deswegen hätte ihr Graz mit seinen drei roten Wetterkugeln nicht unter die Arme zu greifen gebraucht. Das ist nur aus Humor geschehen. Und recht so. Am 1. April sind auf dem Grazer Schloßberge drei rote Kugeln aufgestellt worden, die an drei langen senkrechten Stangen auf- und abgezogen werden können. Wenn das Wetter schlecht wird, zieht man so eine Kugel herab und wenn das Wetter schön werden soll, zieht man sie hinauf. Anfangs meinten die Grazer, solches habe nur den Barometerstand anzuzeigen für Leute, denen ein Barometer nicht leicht zugänglich ist. Allmählich merkten sie aber doch

Heller. Es ist übrigens am besten, gar kein Geheimnis zu haben. Die Geheimnislosigkeit macht den anständigen Menschen nahezu immun. Wer ein Geheimnis hat und wäre es auch ein harmloses, der kann nie ganz unbefangen, ganz aufrichtig sein. Wer kein Geheimnis hat, dem fehlt vielleicht die Tiefe, er besitzt aber die Höhe — die sonnige Heiterkeit.

Ich hörte eine Rede über den Segen der Jagd. Ein Förster war es, der die glänzende Rede hielt. In derselben wurde dargetan, daß jene unserer Nachbarstaaten, die selber keine Jagd haben, wie zum Beispiel Frankreich, in einem Jahre aus Österreich um über 500.000 Kronen lebendiges Wild einführten, um wieder eigene Jagd zu zügeln. Daß in Österreich Hunderttausende von der Jagd leben und in der diesseitigen Reichshälfte allein 33.300 Personen als Jagdschutzorgane ihr Brot erwerben. Daß durch die Jagd viele Gewerbe gefördert werden und auch die Landbevölkerung große Vorteile hat, weil viele Gemeinden durch den hohen Jagdpacht allein ihre Gemeindeauslagen bestreiten und weil alle Jagdschäden auf das splendideste vergütet werden. Daß die jährlichen Kosten des Jagdbetriebes 60 Millionen Kronen ausmachen, die unters Volk kommen. Und besonders, daß die Jagd von großer gesundheitlicher und ethischer Bedeutung ist. — Man kann dieses Loblied der Jagd oft hören, aber immer nur von seiten der Jäger, nie von seiten jener Bauernschaft, die dem Segen der Jagd am meisten ausgesetzt ist. — Wenn ich Bauer bin, so müßte ich ja froh sein darüber, daß meine vom Wild vernichteten Feldfrüchte mir glänzend abgekauft werden, ohne daß ich sie mit Mühe zu ernten brauche. Aber die undankbaren Bauern sehen dieses Glück nicht ein. Sie jammern, daß sie von der Jagd schwer geschädigt würden, daß in vielen Gegenden der Wildstand ihnen die ohnehin kümmerliche Wirtschaft unmöglich mache, daß sie des Wildes wegen gezwungen seien, ihre alten Heimstätten zu verkaufen, zu verlassen, um in der Welt ein unstetes Leben zu führen, wo die Familie sich auflöst und untergeht. Gewiß ist, daß — wenn es keine Jagd gäbe — der Bauer nicht so leicht Gelegenheit hätte, sein Gut zu vertun, und daß er, weil er schon darauf bleiben muß, angeregt wäre, mit größerer Liebe es zu bewirtschaften. Jetzt lockt ihn der scheinbar gute Verkauf seines Hofes in die Fremde, wo er so leicht sein Verderben findet. Und das sollten die hohen Herren auch bedenken: Bauernabstiften heißt Sozialdemokraten machen. Bei der Jagd ist eben Freude und Leid scharf geteilt. Der Bauer hat das Leid des Zugrundegehens und der Jäger hat die Freude am Morden. Das ist die ethische Seite.



Kleine Laube.

Der Heimatsucher.

Immer sind wir auf der Reise
Nach der rätselhaften Ferne.
Sehnsucht bläst ins volle Segel,
Schillernd lockt das graue Meer.
Eine Hand aus dunkler Tiefe
Führt das ungewisse Steuer.
Wie verirrte blinde Schwäne
Zieh'n die Schifflein hin und her.

Soll ich mich dem Meer vertrauen
Und der rätselhaften Ferne?
Mit der Sehnsucht Flatterwimpel
Pilgern nach dem heil'gen Gral?
Heb' ich aus der Ackerscholle
Eine Handvoll Heimaterde,
Seh' ich drin der Wunder viele,
Seh' ich Tiefen sonder Zahl.

Reisen nicht in fremde Ferne
Will ich. In die stille Tiefe
Will ich ohne Ende reisen,
Überwindend Ziel für Ziel.
Kenn ich erst des Baumes Wurzeln
Und erprob' ich seine Treue,
Wieg' ich mich getrost im Wipfel,
Und das ist kein eitles Spiel.

Völker sind wie tiefe Brunnen.
Überströmen die Gewässer,
Mengend sich mit fremden Fluten,
Sind sie nicht mehr rein und klar.
Doch als tiefgeheime Quelle,
Hell an übersonnter Stelle,
Spiegelt sich des Volkes Seele
Köstlich kühl und wunderbar.

Also will ich heimwärts reisen,
Heim zur märchenstillen Tiefe.
Lüftet sich der letzte Schleier,
Quillt hervor ein ew'ger Born.
Fern den gellenden Fanfaren
Buntgemengter fremder Scharen
Tönt mir durch des Waldes Feier
Hold des Knaben Wunderhorn.

Franz Karl Ginzkey.

den 1. April, der diesmal nur das eine Mißliche hat, daß er den ganzen Sommer dauern soll. — Spaß beiseite. Wer der Stifter dieser Wetterkugeln auch sei, er soll lachen zum Spott und die Kugeln hübsch an ihren Stangen lassen; so gut wie der Barometer können sie's auch noch treffen, wenn sie rechtzeitig auf- und niedergezogen werden.

Aus Leipzig erhielt ich folgende Zuschrift, die sich auf meinen „Tandelwagen“-Vorschlag bezieht.

In der Aprilnummer des „Heimgarten“ bringen Sie unter „Heimgärtners Tagebuch“ eine kleine Abhandlung betreffend die Verwertung von altem Geschirr, Büchern zc., die besonders bei Umzügen in jeder Familie als überflüssig oder wertlos zu finden sind. Sie regen nun wiederholt an, diese Dinge alle für die Armen zu verwerten. Demnach scheint in Österreich und in der Steiermark, beziehungsweise in den Städten daselbst eine Einrichtung unbekannt zu sein, welche z. B. hier in Leipzig und auch in meiner Vaterstadt München schon längere Zeit besteht und allgemeinen Anklang findet. Unter dem Namen „Brockensammlung“ hat sich ein Verein gebildet, welcher Gegenstände jeder Art abholt mittelst Karte oder Telephonruf. Von Zeit zu Zeit erscheint auch in den Tagesblättern eine Annonce, damit die Nichtwissenden darauf aufmerksam werden. Der Verein hat Handwerker verschiedener Branchen angestellt, welche manchmal tatsächlich aus dem Alten Neues fabrizieren. So z. B. aus verschiedenen hölzernen Gegenständen einen Tisch zc. Frisch gestrichen, schmückt er noch einmal die Stube eines Armen, der ihn für wenig Groschen in der Brockensammlung erstanden hat. Soviel ich weiß, teilen sich hier Damen in die Leitung des Ganzen. Vielleicht regen Sie die Sache in Ihrem „Heimgarten“ noch einmal an, warum sollte in Graz zc. nicht möglich sein, was anderswo auch geht und so gute Früchte trägt.*) Mathilde Hoefner.

„Bei mir stimmt's einzig nicht, was steht geschrieben,
Daß Lieb und Leidenschaft sich einig wissen.
Die ich genoß, war mir zu schlecht, zu lieben,
Und die ich liebt', zu wert, sie zu genießen.“

Diese Verse fanden sich unter den neueren für den „Heimgarten“ eingesandten Gedichten. Ein origineller Gedanke seit langer Zeit. Man denkt nach, man schüttelt den Kopf, man denkt wieder nach . . . Der Mann weiß das Tierische vom Göttlichen zu trennen.

*) Bereits existiert in Graz auch ein ähnlicher „Brockenverein“, der meinem angeregten „Tandelwagen“ ungefähr entsprechen soll.

Der Herr Ökonom!

„Bauer", es gibt kein schöneres und stolzeres Wort in unserem Deutsch als dieses, das den, der es führt, dem Ausüber einer der höchsten Menschentätigkeiten nach altem Sprachgeist an die Seite stellt, denn wer „baut", ist ja fast noch mehr, als wer etwas „kann", also nach dem griechischen Wortsinne der Poet. Aber unsere Bauern lesen augenscheinlich so viel griechisch, daß sie das Deutsch verlernt haben, und so nennen sie sich mit einem andern hellenischen Wort „Ökonomen". Immerhin sind Fremdwörter eine gefährliche Sache; unsere Bauern haben ihr Griechisch doch nicht gut gelesen: οἰκονόμος heißt „Hausverwalter" und hat mit der eigentlich bäuerlichen Tätigkeit überhaupt nichts zu tun. — Scherz beiseite: fühlt man denn nicht, wie dumm diese Feintuerei ist, wie lächerlich sie den Bauern macht? Es gibt schon ganze Landstriche, in denen er sich schier durchweg mit dem abgeschlissenen städtischen Ausdruck anzieht, um zu bezeugen, daß ihm Stolz und Würdegefühl zum Teufel geht. So ist's erfreulich, daß neulich ein bayerischer Beamter seine Leute öffentlich auf den Unfug hingewiesen hat. „Der Bäcker backt das Brot und heißt deshalb Bäcker, der Müller mahlt das Getreide und heißt Müller, der Schuster heißt so, weil er Schuhe macht, der Schreiner, weil er Schreine, Schränke u. s. w. verfertigt. Das ist vernünftig und recht. Derjenige aber, dessen Arbeit so wichtig für die Menschheit ist, weil er das Feld bebaut und die Früchte des Feldes für sich und seine Nebenmenschen einheimst, will nicht Bauer heißen, sondern Ökonom. Mich freut jeder, der sich Bauer nennt, und er darf überzeugt sein, daß bei den dem bäuerlichen Beruf nicht angehörigen Ständen der Titel „Bauer" mehr Ansehen genießt als die anderen beliebten neumodischen Benamsungen. Wie auf dem Lande die alte, schöne Bauweise erhalten und gepflegt werden soll, so soll man auch dem Namen „Bauer" die Ehre lassen und keine neumodischen hohlen Titel einführen. Die Herren Bürgermeister ersuche ich, von dieser wohlgemeinten Anregung ihre Mitbürger geeignet zu verständigen."

So schreibt das Bezirksamt Kaufbeuren in einer Bekanntmachung, in der sich's auch noch gegen die nichtssagenden Titulaturen „Wirtschafter" und „Gutsbesitzer" wendet. „Wirtschafter ist ein jeder, und wenn er ein noch so kleines Besitztum oder Hauswesen hat. Und ist vielleicht „Besitzer" eines Guts zu sein besser oder ehrenvoller als Bauer zu sein? Ein Gütler ist auch Besitzer eines Guts, und es ist doch wahrhaftig viel nichtssagender, etwas bloß zu besitzen, als etwas zu tun. Bravo! setzt der „Kunstwart" dieser Rüge bei. Wir wünschten, daß die Berufsgenossen dieses bayerischen Beamten weitum im deutschen Lande mithülfen, den deutschen Bauern vor dem Gespött zu bewahren, dem er sich durch die „Ökonomen"-Albernheit aussetzt.

Aus meinem Tagebuche.

Der Ehrgeiz hat den Neid zum Vater und die Falschheit zum Sohne.

*

Was uns am meisten nervös machen kann, ist die Dummheit — eines anderen.

*

Lieserl — Elisabethheim.

Vor einiger Zeit habe ich vom Lieserl erzählt, das brustkrank war und keine Heilstätte hat finden können.*) Es ist damals in Verlust geraten und wir wußten nicht, was ihm widerfahren. Aber nun haben wir eine Spur von ihm und das Lieserl wird gerettet werden. Das liebe arme Mädel dürfte doch noch mit dem Franzel Hochzeit halten und vielleicht zur Stammutter eines gesunden fröhlichen Geschlechtes auserwählt sein.

Denn die Heilstätte wird gebaut. Sie wird gebaut für brustkranke Frauen und Jungfrauen, deren Heilung noch möglich ist. Sie wird auch leidende Kinder aufnehmen, die sonst in Gefahr wären, zugrunde zu gehen. Dem Kinde kann man nichts Besseres geben, als die gesunde Mutter, und der Mutter keinen größeren Trost als das gesundende Kind.

Auf unserer Geldsammlung für die Heilanstalt liegt reicher Segen, und freudig bewegt danke ich nach allen Seiten hin, woher von arm und reich, von klein und groß, durch Privatspenden und öffentliche Veranstaltungen, so viele Spenden bereits gekommen sind. Wir — ich spreche jetzt als Komitee — haben schon leidlich viel beisammen und wenn es so fortgeht, können wir bald anfangen zu bauen. Aber es muß wohl noch ein gutes Weilchen so fortgehen, ja, wir vertragen sogar noch eine starke Steigerung. Wir brauchen viel Geld. Und wir hoffen mit vertrauender Zuversicht. Dann werden wir bald auch sagen können, wo die Heilanstalt für brustkranke Frauen und Kinder erbaut werden wird. Einstweilen haben wir uns für dieses Genesungshaus um einen passenden Namen umgesehen. „Tuberkulosenheilanstalt für Frauen und Kinder“ — für diese Bezeichnung reicht nicht jeder Atem aus, am allerwenigsten der eines Brustleidenden. Man hat's gemerkt, wie die lieben Spenden bisher dieser zungenverrenkenden Titulatur ausgewichen sind und — „fürs Lieserl“ geopfert haben. Das Lieserl ist ihnen gleich mundgerecht gewesen und wir haben gewußt, wem die Liebesgabe vermeint ist. Und nun haben wir die Absicht, die zu gründende Tuberkulosenheilanstalt für Frauen und Kinder — Elisabethheim zu nennen. Zuliebe dem Lieserl, dem Volke, zu Ehren der heiligen Landgräfin von Thüringen und zum Andenken an die unvergeßliche Frau, die selige Gemahlin dessen, dem dieses Jubeljahr geweiht ist.

Wer also zur Erbauung dieser Anstalt, der so viele Leidende entgegenhoffen, eine Spende widmet, der kann immer noch „fürs Lieserl“ geben, er kann aber auch die Adresse schreiben: Für das Elisabethheim. Sammelstelle: Hans Sachsgasse 1 in Graz.

Solche Spenden machen den einzelnen ja nicht ärmer, die Gesamtheit aber um so reicher und unser Gewissen zufriedener. Jeden Tag gibt es Leute, die ein Glück erleben, denen ein besonderer Wunsch in Erfüllung geht, die aus einer Krankheit genesen sind. Da ist das Menschenherz dankbar gestimmt, und besonders der Genesende, wie mitleidig gedenkt er der Kranken, wie freudig dankbar spendet er Liebesopfer — auch für das Elisabethheim. So gründen wir unser neues Haus auf das gute treue Steirerherz und bauen nicht auf Sand.

Peter Rosegger.

*) Siehe „Heimgarten“ Seite 474.

aber deshalb oft nicht minder bitteren Kampf des Lebens. Auch wir haben gemeinsame Bürden und haben auch, Gott sei Dank, oft die reine Freude am gemeinsamen Erfolg. Auch wir schließen Freundschaften mit den Genossen unserer Jugend und wir sind der fröhlichen Hoffnung, daß diese Freundschaften, die geknüpft wurden im regen Getriebe des Werkeltages, wo tausend gemeinsame Interessen, Sorgen und Freuden zusammen getragen wurden, sich ebenso lebensfähig erweisen mögen, wie die unserer Mütter und Großmütter. Daß sich derartige Freund- und Kameradschaften schon in vielen Fällen zur Liebe vertieft haben, bedarf nicht erst der Erwähnung. Und solche Ehen, die gegründet sind auf gegenseitige Wertschätzung, tragen in sich die Gewähr für einen glücklichen Ausgang. Jene vielleicht idealere Liebe, die dem geheimen Zug verwandter Herzen entsprungen, sich in ernsten Seelen zur Freundschaft wandelt, bleibt für die Sonntagskinder des Lebens trotzdem bestehen; aber eben auch nur für die Sonntagskinder. Diese idealste Liebe wird auch heute und in Zukunft, denke ich, ebenso selten sein, wie sie zu Großmutters Zeiten war.

Es ist keine Gefahr vorhanden, daß ein modernes Mädchen ihre Pflicht als Frau weniger treu erfüllt als unsere Mütter und Großmütter; denn draußen im Leben wird pünktlichste Pflichterfüllung verlangt, auch da, wo eine solche nicht immer bequem für uns ist. Wie sollten wir dort, wo die Liebe die Pflicht diktiert, weniger treu und beflissen sein? Die Frau, die als Mädchen im öffentlichen Leben gestanden hat, ist an Selbstzucht gewöhnt, weil sie stets an sich arbeiten muß, um mit der Allgemeinheit auszukommen. Sie wird deshalb viel eher in der Lage sein, sich in den Mann zu schicken, als vielleicht ein Haustöcherchen der alten Schule, dem niemals das Leben frisch um die Ohren geweht hat. Sie wird es verstehen, wenn der Mann abends abgespannt und müde nach Hause kommt, und wird keine übertriebenen Ansprüche an seine Unterhaltungsgabe stellen. Sie wird ihn nicht mit den kleinlichen Sorgen des Haushaltes, mit Klatsch und törichtem Geschwätz quälen, weil sie aus Erfahrung weiß, wie wenig man nach einem strengen Tagewerk aufgelegt ist, solchen Sachen Interesse abzugewinnen . . . Die Weiblichkeit werden auch wir modernen Mädchen uns jederzeit als unseren höchsten Schmuck bewahren und nur törichte Stürmerinnen glauben ihrer entraten zu können. Kein wirklich echtes, wenn auch noch so modernes Mädchen wird sich die Grenzen von Moral und Sitte selbständig erweitern. Sie wird diese Grenzen weder als Kriegsmauer ansehen, die eingerissen werden muß, noch wird sie sie bewußt als Schutzwehr zu benutzen brauchen, sondern, weil sie eben ein echtes Mädchen ist, wird diese Mauer ganz unsichtbar und ihr selbst unbewußt sie überall umgeben, und die männlichen Genossen werden diese Grenze stets fühlen, trotz aller Kameradschaftlichkeit und Freundschaft, und werden sie auch immer respektieren. Wenigstens darf ich sagen, daß ich diese Beobachtungen bisher unzählige Male habe machen können. Frei soll uns der Beruf machen, aber nicht frei von Moral und Sitte und auch nicht, wie es oft ebenso hochtrabend als albern heißt, ‚frei vom Mann', sondern frei von unseren Fehlern und Schwächen. Wir wollen geistig starke und bewußte Frauen werden, die nicht angewiesen sind auf den erniedrigenden Heiratsmarkt, sondern die ihre Persönlichkeit nur dem frei zu eigen geben, der auch ihre Liebe besitzt, sonst aber keinem und um keiner Vorteile und keiner ‚Versorgung" willen. Wir wollen Mädchen sein, die sich selbst getreu sind und die ihre heiligsten und besten Güter nicht an den Meistbietenden verkaufen, Mädchen, die es wagen, lieber allein durchs Leben zu gehen, als sich um jeden Preis einer, wenn auch oft noch so armseligen männlichen Führung anzuvertrauen.

Es gibt Leute, die etwas zum „feiern“ brauchen, wenn sie lustig sein wollen.

*

In der Schule hab' ich gelernt, mit wenig Worten viel zu sagen und das Leben hat dann das Gegenteil von mir verlangt.

*

Bevor der Frieden in dein Haus eingekehrt ist, sollst du keine anderen Gäste laden!

*

Wir sollten das Leben zu vergrößern, nicht zu verlängern suchen!

*

Ein schönes Leben muß Jugendträume gehabt haben, aber die brauchen nicht in Erfüllung gegangen zu sein.

*

Ein Lied ist dann gut, wenn seine zarte Stimmung in der klaren Tiefe seines Gedankens nicht untergeht.

*

Es macht uns Spaß, nach einer Ameise zu blasen, daß sie vom Tische fällt; aber das wollen wir nie begreifen, wie ein Sturm kommen mag, der uns zu Boden schlägt!

Hermann Pfaundler.

Das moderne Mädchen.

Für das junge Mädchen von heute, so wird dem „Türmer“ geschrieben, ist Sentimentalität ein sehr überflüssiger Ballast, der im Lebensschifflein des im Alltagskampfe stehenden jungen modernen Mädchens keinen Raum mehr hat. Hier gilt es, zielbewußt und sicheren Blicks zu steuern, um die begonnene Fahrt zum glücklichen Ende zu führen. Für die Landpartien im Mondschein und für die Häkelkränzchen unserer Großmütter haben wir arbeitenden Mädchen von heute keine Zeit mehr übrig. Wir hören davon erzählen und es mutet uns an wie ein zierliches Märchen. Wir sehnen uns auch nicht danach, denn wir haben einen glänzenden Ersatz dafür in unserem Berufe. Wir wissen, welcher Art auch immer unser Beruf sein möge, wenn wir ihn mit Ernst und Pflichttreue erfüllen, so nützen wir der Menschheit. Und darauf sind wir modernen Mädchen ebenso stolz, wie es unsere Großmütter auf ihr selbstgesponnenes Leinen und auf ihre Truhen selbstgenähter und gestickter Wäsche waren. Nicht Prahlerei und die Sucht nach dem Ausleben der eigenen Individualität, sondern viel öfter die bittere Notwendigkeit zwingt uns Mädchen heute, nach einem Beruf zu greifen, und ich glaube, mancher Vater atmet erleichtert auf, wenn sich die Tochter freiwillig einen eigenen Wirkungskreis geschaffen hat und so die väterliche Tasche nicht mehr in Anspruch nimmt, und manche verwitwete Mutter segnet die Stunde, in der die Tochter die Lebensbürde von den Schultern der Mutter fröhlichen Mutes auf ihre eigenen kräftigeren legte und so den Kampf wagt. Heute stehen eine große Anzahl Mädchen fest und treu auf ihren oft recht verantwortungsreichen Posten, Seite an Seite mit den männlichen Kollegen. So wie einst unsere Großmütter die schweren Kriegszeiten mit ihren Jugendfreunden durchlebt haben, so kämpfen wir mit unseren Jugendgenossen den zwar unblutigen,

Das Paradies.

O Paradies, du Bild des Überflusses,
Des mühelosen, heiteren Genusses,
Du Friedensland; wo Krankheit nicht und Tod
Der jungen Schöpfung Meisterstück bedroht,
Was bist du für des Kindes Phantasie?
Das Reich der Erd- und Himmelsharmonie!
Ein Gartenland, wo alles gut und schön,
Wo Mensch und Tier sich lieben und verstehn,
Wo ew'ger Frühling Herbstesschätze beut
Und duft'ge Blüten auf die Pfade streut.

Doch lassen wir die Phantasie erkalten
Und die Vernunft auf Erden Umschau halten,
So wird das wunderbare Paradies zum Ort,
Wo schon im Keim der Menschengeist verdorrt,
Zur Welt, wo ohne Drang nach höhern Zielen
Der Mensch hindämmert; wo nicht tiefes Fühlen,
Nicht Geisteswerke ihn als Herrn verkünden.
Doch wo ist unser Paradies zu finden?
„Im Fleiß!" so scholl's an der Vertriebnen Ohr
Als donnernd zufiel ihres Edens Tor.

„Im Schweiß, im nimmermüden Tun
Sucht Menschen das verlorne Eden nun.
Mit eurem Geist, mit euren Händen
Vermögt den Fluch in Segen ihr zu wenden,
Daß aus der Wildnis unbebauter Erde
Ein Zaubergarten goldner Früchte werde!"
Und sieh! uns lacht aus jeder Blütenknospe,
Die unserm sorgenvollen Fleiß entsproßte,
Ein selbstgeschaffnes Glück, das all die Blüten
Ersetzt, die einst im Paradiese glühten.

Fritz Baron Holzhausen.

Exegese.

Daß kein Weib im Himmel ist,
Will ich euch als guter Christ
Aus dem Texte zeigen;
Denn es steht im alten Bunde:
„Und bei einer ganzen Stunde
War im Himmel — Schweigen."

Albin Schanil.

Frühling.

Es ist die Zeit, da ab vom Sonnenthrone
Ein Meer von Huld zu Herzen fließt,
Der Sehnsucht Knospen sich entfalten
Und mit dem Grün die Hoffnung sprießt.

Entfesselt rings des Seins Gewalten,
Zu neuem Tun spornt die Natur!
In heil'gem Ahnen folgt das Auge
Des Freudenbringers Rosenspur.

Und Morgen nah und Morgen ferne,
Erlösung aus der Stürme Nacht!
Es tauen Millionen Sterne
Verheißend naher Blüten Pracht.

Wie sich empor die Halme dehnen!
Ergrünend lächelt Wald und Flur,
Auf Sonnenpfaden duftend grüßet
Die Wanderer die Frohnatur.

Und alle Seligkeit krönt Liebe!
Die Lieb' ist Lenz und Lenz nur sie!
Auf Flügeln des Gesanges schwebend
Führt sie ins Reich der Harmonie!

Albin Schanil.

Singvögel.

Trost!

Herz, geh' zur Ruh!
Und laß dein sorgend Zagen,
Schließ' fest die Türe zu
Und höre auf zu fragen.
Was einst auch war
Vor Jahr und Jahr,
Dir nützt kein schmerzend Klagen;
Und bringst es nicht zurücke,
Reißt es dich auch in Stücke.

Herz, geh' zur Ruh!
Was soll dein banges Schlagen?
Du findest immerzu
Ein Glück im frohen Wagen.
Frohsein wird schwer,
Fragst du: Woher
Kam mir in späten Tagen
Das Glück noch mit dem Freuen?
Kommt danach nicht mein Reuen?

Herz, geh' zur Ruh!
Was kommt, lass' Gott vollenden,
Du hältst den Frieden nicht,
Mit deinen schwachen Händen.
Was du dereinst
Tief auch beweinst;
Du wirst es dir nicht wenden:
Und darfst es jetzt nicht wissen,
Nur dulden wirst du's müssen.

Ernst Ferd. Neumann

Zum Andenken.

Dein kleines Seelchen, Mädchen,
So falterleicht und hübsch es sei,
Gleicht wie das Ei dem Ei
Just einem Stammbuchblättchen.

Es kommt ja bloß drauf an,
Was schon beschrieben ist,
Und dann,
Was weiß geblieben ist.

Gleichgültig bleibt,
Was von den vielen Zeilen
Tiefsinn, Seichtsinn und Unsinn ist.
Es frägt sich nur bisweilen,
Wer grad sein Sprüchlein schreibt
Und — wer es liest.

Hans Mittendorfer.

Menschen gibt es . . .

Menschen gibt es, die sind stets heiter,
Die können nur lächeln, lachen und scherzen;
Allerhand Frohe sind ihre Begleiter —:
Aber an wunden und blutenden Herzen
Gehen sie weiter!

Andre wieder: Des Unglücks Schlangen
Fraßen ihr Glauben, Lieben und Hoffen!
Aber den Leidenden, Schwachen und Bangen
Halten sie helfend die Arme offen,
Sie zu empfangen . . .

Otto Promber.

berichtet wird, übt einen verhängnisvollen Einfluß auf die Gemüter aus — besonders auf die leicht erregbaren und empfänglichen Sinne der Jugend . . .

Es handelt sich hier um eine suggestive Wirkung. Das Sinnlose, das Entsetzliche hält manchen jungen Geist wie mit Zangen fest, läßt ihn nicht wieder los und lenkt all sein Sinnen und Trachten in gefährliche Richtung. Goethe hat diesen Bann, den das Ungereimte und Widersinnige über den Menschen ausübt, zu kennzeichnen versucht:

Dummes, hin vors Aug gestellt,
Übt ein magisch Recht:
Weil es den Sinn gefangen hält,
Wird der Geist sein Knecht.

Was hier von dem ‚Dummen' gesagt ist, gilt in noch höherem Maße von dem Ungeheuerlichen und Absurden. So erklärt sich, daß ungewöhnliche Scheußlichkeiten, die in die Öffentlichkeit dringen, viele Geister andauernd beschäftigen und in ihren Bann zwingen. So kommt es, daß Verbrechen ganz ungewöhnlicher Art meist nicht vereinzelt bleiben; sie wiederholen sich bald an anderen Orten und von anderen Individuen.

Es ist augenfällig, daß hier eine Art Suggestion im Spiele ist und daß der in fast allen Menschen lebendige Nachahmungstrieb dabei eine wichtige Rolle spielt. Die Vorstellung von einem ungewöhnlichen Vorgang beherrscht schwache Gemüter dauernd derart, daß sie schließlich, halb unbewußt, zur Begehung einer ähnlichen Tat verleitet werden. Zahlreiche Fälle beweisen, daß jugendliche Leser sich mit aller Kraft ihrer Phantasie in den Geisteszustand einer anschaulich geschilderten Persönlichkeit derart hineinleben, daß die Denk- und Empfindungsweise des anderen sich auf sie überträgt . . .

Die einfachsten Beispiele der geistigen Beeinflussung durch bedenkliche Lektüre liefern uns die jugendlichen Ausreißer, die, durch das Lesen von Indianer- und Räubergeschichten bestrickt, eines Tages sich aufmachen, um nach Amerika zu gehen und im Urwalde Indianer oder Waldläufer zu spielen. Kürzlich sind in Hamburg in einem Tage nicht weniger als sieben solche Bürschchen im Alter von 12 bis 16 Jahren aufgehalten worden, die nach einem Griff in die elterliche oder eine fremde Kasse aus verschiedenen Teilen des Reiches durchgebrannt waren. Das ist noch die harmloseste Art von Leseopfern. Schlimmer stehen die Dinge, wenn die anschauliche Schilderung von Verbrechen zur Nachahmung reizt; und auch diese Fälle werden immer häufiger. Eine besonders verführerische Wirkung scheinen die Verbrechen gegen Eisenbahnzüge zu besitzen. Es sind bereits eine ganze Reihe von Fällen bekannt geworden, wo Zugentgleisungen durch Schulknaben und andere junge Menschen herbeigeführt wurden, die in den Zeitungen von solchen Vorkommnissen gelesen hatten und deren krankhaft erregte Phantasie sie nun antrieb, einen ähnlich ungeheuerlichen Vorgang anzustiften. Es liegt in der jugendlichen Vorstellungskraft die Neigung, sich mit anderen zu identifizieren, besonders mit den ‚Helden' aufsehenerregender Ereignisse. Wo wenig eigene Individualität ist, da besteht um so mehr der Trieb, in fremder Individualität aufzugehen. Der Lesende lebt sich so sehr in die Gedanken und Empfindungen seiner Romanhelden hinein, daß er alle ihre inneren Qualen und Beglückungen mit durchkostet. Charakteristisch ist das 16jährige Mädchen, das sich ertränkte, nachdem es in der Nacht bis 4 Uhr einen Roman gelesen hatte, dessen Heldin ebenfalls im Wasser den Tod suchte.

Selbst wenn die geistige Einwirkung sich nicht bis zu solcher Katastrophe zuspitzt, bleibt immer eine schädigende Wirkung von der modern raffinierten Lektüre zurück. Sie peitscht das junge Gemüt durch alle Phasen der Empfindung, durch alle Grauen des Lasters und der Leidenschaft und streift dadurch den Blütenhauch von

Frühlingssturm.

Der Frühlingssturm braust über's Land,
Die Wolke loht im roten Brand,
Er kündet es im Wettern:

Der Winter träg und kalt und schwer
Hemmt Lenzeslust schon allzusehr,
Den will ich jäh zerschmettern.

Heiho! bald sonnenhelles Grün;
Du farbenprächtig Sprühn und Glühn,
Ich schreit' in deiner Mitte.

Und dräng' im Sturm mich an die Maid,
Vergesse Winter, Schnee und Leid,
Ja, jede gute Sitte.

Die Maid schaut auf. — „Ein armer Narr,
Er bittet um ein Lippenpaar,
Zu schlürfen Frühlingswonne.

Im Wald ist Platz für mehr als zwei!"
Da flüstert sie glührot — Juchhei!
„Im Wald sieht's kaum die Sonne."

Artur Dworzak.

Vom Jäger auf der Heiden.*)

Ein Jäger ging zu jagen,
Zu jagen für Gottes Thron.
Was begegnet ihm auf der Heiden?
Maria mit ihrem Sohn.

Der Jäger blus sein Hörnlein,
Das lautet an so wohl:
„Gegrüßet seist du, Maria,
Bist aller Gnaden voll!"

Kam von der anderen Seiten
Gesprungen ein junges Reh;
Die Armbrust ließ sinken der Jäger,
Ihm wurde so wohl und so weh.

Inmitten des Rehleins Krucken
Erglänzt' eine güldene Kron',
Die hat ihm ganz sachte gegeben
Mariens göttlicher Sohn.

Drauf schwand in Rosen und Wolken
Gen Himmel das heilige Paar,
Und wo das Reh dort gestanden,
Ein züchtiges Mägdulein war.

Sein Krönlein langt es vom Haupte
Und reicht dem Jäger das Schmeid.
„So lohn' ich dir, du mein Erlöser,
Von hundertjährigem Leid!"

Den Jägersmann überstrahlte
Des Wonnenwunders Huld.
„Was ich der Jungfer itzt raube . . .
Marien trägt dran die Schuld!"

Wie er gesprochen, so tat er,
Und ruhte nicht maniche Stund'.
„Nun küss' ich mich, herzliebste Feine,
In Ewigkeit gesund!"

Das ist geschehn auf der Heiden
An wohlverschwiegenem Platz,
Und so kam der reisige Jäger
Zu seinem rosichten Schatz.

Karl Krobath.

Suggestion durch Lektüre.

Zu dem mancherlei Aberglauben unserer Zeit, so wird im „Hammer" (Theodor Fritsch, Leipzig) ausgeführt, gehört auch die Vorstellung, daß aller Lesestoff „bildend" wirke: „Und so läßt man alle lesen, jung und alt, arm und reich, gebildet und ungebildet, ohne Wahl des Stoffes, und sich berauschen und betäuben. Wie es noch weite Kreise gibt, die Bier und Schnaps für nahrhafte Stärkungsmittel ansehen, so glauben auch viele, daß alles Lesen geistige Nahrung bilde, gleichviel was man liest. Die Masse hält alles Gedruckte für ehrliche Geisteskost und verschlingt es mit Heißhunger, ohne Auswahl . . .

Schon die einfache und gewissermaßen naive Art, wie unsere Zeitungen über die Vorgänge in der Welt berichten, ist für viele Seelen Gift. Die massenhafte Häufung von Verbrechen, Selbstmorden und Unglücksfällen, wie sie die Tageschronik bringt, die umständliche und allzu ausführliche Art, wie dabei über Scheußlichkeiten

*) Die beiden ersten Gesätze dieses Gedichtleins sind eine uralte Volksdichtung aus Kärnten, mir mitgeteilt vom Abgeordneten Dr. Otto Steinwender.

Zwei junge Mädchen von 19 und 21 Jahren bitten ihren 18jährigen Freund, einen Banklehrling, sie zu erschießen, da ihnen der Gedanke unerträglich sei, gewöhnliche unbedeutende Frauen zu werden. Und er tut's. Der talentvolle Junge hatte zuvor die Bankkasse um 1000 Mark beraubt und zwei Dramen geschrieben, von denen das eine die Schicksale eines in Blutschande erzeugten Kindes behandelt und das andere den Selbstmord verherrlicht. — Ein 18jähriger Kommis hat einem gleichaltrigen Kollegen versprochen, für ihn seinen Platz im Geschäft frei zu machen. Nachher bleibt er aber. Er teilt nun dem Freunde mit, er könne nicht mehr leben, denn er habe sein Ehrenwort gebrochen. Der Freund findet den Grund stichhaltig. Zugleich eröffnet er ihm aber, er könne nun auch nicht mehr leben ohne den Freund, für den er noch dazu Ursache des Selbstmordes sei. Beide erschießen sich in einem Walde vor der Stadt. —

In das Gebiet der verbrecherischen Geistesansteckung gehören auch folgende neuesten Fälle: Ein 16jähriger Schlosserlehrling in Hamburg hatte sich an einem 10jährigen Schulknaben unsittlich vergangen. Er gab an, durch die ausführlichen Berichte über den Harden-Prozeß auf den Gedanken gekommen zu sein. — In Nürnberg hat sich ein 17jähriger Kaufmannslehrling vom Eisenbahnzuge überfahren lassen, da ihm sein Prinzipal wegen fortwährenden Romanlesens mit Entlassung gedroht hatte. —

So weben Leseüberspanntheit, Verbrechensromantik und Berühmtheitswahn einen verhängnisvollen Schleier um den jungen Menschengeist, den dann gesunde Menschenlogik vergeblich zu durchdringen sucht. Die jungen Gehirne sind krank, krank durch Lesegift, und es ist ernste Pflicht, gegen diese um sich greifende Ansteckung ebenso nachdrücklich einzuschreiten, wie gegen Pest und Cholera. Es handelt sich um eine geistige Epidemie. Wie die Behörden nicht dulden, daß in den Apotheken und Drogerien Gifte an unmündige Personen verkauft werden, so wird man endlich auch den Verkauf von Lesegift energisch einschränken müssen . . ."

Sonnenopfer.

Roman von Wilhelm Fischer in Graz. (München. Georg Müller. 1908.)

Eisen. Mit diesem Worte würde ein mehr sachlicher Dichter das Werk bezeichnet haben. Es ist Eisen — dreifach. Die Geschichte spielt in der bekannten Ortschaft südöstlich des steirischen Erzberges und behandelt den Niedergang und Untergang der uralten Radmeisterschaft. Diese Radmeisterschaft ist aber nur der mehr oder minder willkürliche Rahmen für ein großes Seelengemälde, das an sich nicht an den Erzberg und die Radmeisterschaft gebunden erscheint, sondern auch unter anderen Außenbedingungen möglich ist. Eisen sind ferner die Charaktergestalten, scharf und schnurgerade gezogen, unbiegsam wie Stahl — auch die sanften und liebreichen. Die sonnigen, die finsteren, die klugen, die schlauen — sie haben kaum einen Beisatz an anderen Eigenschaften, sie sind fast mathematisch korrekt. Der Held des Romanes, namens Hadold, der Obmann der Radmeisterschaft, ist ein herzloser, hochmütiger Mann, stahlhart, der gerade so sein will, wie er ist, und das ganz, der seinen Kreis strikte nach eigener unbeugsamer Laune leiten will und dessen Hauptschuld in der trotzigen, gehässigen Knechtung seines gutmütigen Bruders besteht. Ein sonnenheiteres Mädchen, Burgei, zu dem dieser Mann Hadold eine gewisse Neigung, ja, soweit es bei ihm möglich, Liebe fühlt, will ihn umstimmen und sein Weib werden, wenn er zu seinem armen Bruder und dessen Familie freundlich werde. Aber Trotz und Härte geht vor Liebe und auch bei ihr ist es die gewisse rechte Liebe

der jungen Menschenseele ab. Hier ist eine Wurzel für die verlorene Naivität im heutigen Geschlecht.

In dieser Hinsicht wirkt aber die Zeitung nicht nur als Vermittler solchen Phantasiegiftes, sie übt noch eine andere hypnotische Wirkung aus. Das ‚In-der-Zeitung-stehen' hat für viele schwache Hirne einen unsagbaren Reiz. Breite Massen unseres Volkes wissen Berühmtheit nicht mehr von Berüchtigtheit zu unterscheiden. Wer in die Zeitung kommt, gilt ihnen als berühmter Mann, gleichviel, ob es ein wissenschaftlicher Entdecker und großer Künstler oder der Schusterhauptmann von Köpenick oder der Mörder Hau ist. Von wem man am meisten redet, der scheint ihnen der Berühmteste. Und dieser Berühmtheitswahn findet sich bekanntlich nicht bloß bei moralisch Schwachsinnigen und nicht bloß in den untersten Schichten.

So empfindet dann der 17jährige Gymnasiast einen unwiderstehlichen Reiz, bei Nacht und Nebel eine Schwelle über das Geleise zu legen und dann am anderen Tage mit geheimem Nervenschauer zu lesen, wie die Schreckenskunde von einem fürchterlichen Eisenbahnunglück alle Telegraphendrähte und alle Zeitungsredaktionen der Welt in Bewegung setzt. Es ist Welterschütterungswahn.

Die Möglichkeit, durch geringen Kraftaufwand schauerlich große Wirkungen hervorzurufen, hat allezeit einen starken Reiz auf schwache Charaktere ausgeübt. So entstehen Dynamitverbrechen und ähnliche Untaten — lediglich aus dem geheimen Drang, durch eine wohlfeile Handlung die Welt der Geister zu erschüttern und auf billige Weise von sich reden zu machen. Und solch ein Verirrter besteigt schließlich noch mit einem Gefühl des Triumphes das Schafott, denn er fühlt sich als großer und berühmter Mann, auf den die Augen der ganzen Welt gerichtet sind.

Der ganze Zauber wäre von solchen Verbrechen genommen, wenn die Zeitungen dem Verbrecher nicht den Gefallen täten, seinen Namen in alle Winde zu posaunen. Wer ein scheußliches Verbrechen begeht, sollte seinen ehrlichen Namen verlieren und nur noch als ‚Lump' mit einer Nummer genannt werden. Keiner würde den Ehrgeiz besitzen, Lump Nr. 61.375 zu werden.

Würden sich die ehrenhaften Zeitungen dahin verständigen, die Namen der Verbrecher nicht zu nennen, wo nicht besondere Umstände es nötig machen, so würde das Verbrechen für viele an Reiz verlieren. Noch besser wäre freilich, daß man überhaupt nicht so viel Aufhebens um Missetaten machte und sie nicht mit scheußlicher Genauigkeit bis in alle Einzelheiten schilderte. Wenn die Presse nicht selber eine ernste Einkehr in dieser Hinsicht hält, so wird man mit Gesetz und Zensur eingreifen müssen, um die Verbrechensverherrlichung zu unterbinden.

Einige kennzeichnende Fälle, die Dr. Heinrich Schäfer in einem Aufsatz über Populär-Psychiatrie (‚Leipziger Neueste Nachrichten') aufzählt, mögen hier wiedergegeben sein: Ein 13jähriger Schüler legte große Steine auf die Eisenbahnschienen, um zu sehen, wie die Lokomotive ‚hopsen' würde. Er hatte in einer Indianergeschichte von solchen Künsten gelesen. — Ein Dienstmädchen ermordete das Kind ihrer Herrschaft, nachdem es den Roman ‚Die Bettelgräfin' gelesen hatte, in welchem die Heldin ebenfalls ihr Kind umbringt. — Ein 18jähriger Bursche überfiel einen Kaufmann in der Nacht und forderte mit vorgehaltenem Revolver im Namen der ‚schwarzen Maske' eine größere Geldsumme. Vor Gericht befragt, was ihn zu dieser Tat veranlaßt habe, gab er an, er habe ‚Sherlock Holmes' im Theater gesehen und viel Detektivgeschichten gelesen.

Spielt hier die unmittelbare Suggestion durch Vorbilder eine Rolle, gewissermaßen die geistige Ansteckung durch Lesegift, so kommt in anderen Fällen eine allgemeine Überspanntheit, eine besondere Art von Größenwahn in Frage, wie er unter anderem zur Zeit durch die moderne Verächtlichmachung der weiblichen Pflichten genährt wird.

Bücher.

Erlebnisse und Erinnerungen von Josef Scheicher. (Wien. Karl Fromme.)

Hätten die Sozialdemokraten diesen Mann näher gekannt, sie würden ihm damals kaum die Zähne eingeschlagen haben. So viel Haare er auch darauf hat. Dieser Priester und Volksmann hat sich seine geistige Freiheit gewahrt oder neu erkämpft. Vorliegender Band seiner Lebenserinnerungen behandelt Scheichers Studienzeit, beschreibt die Schicksale derselben, besonders aber die Charaktere der einzelnen Professoren und Kollegen, sowie kirchliche Zustände. Und diese Schilderungen sind so lustig geistvoll und von einem so souveränen Freimut, daß das Buch weit über die Bedeutung einer schlichten Selbstbiographie hinauswächst. Gewisse klerikale Zustände, die von Laien so oft getadelt, von Priestern stets bestritten werden — dieser katholische Geistliche bestätigt sie und nennt sie mit dem rechten Worte. Unparteiisch und rücksichtslos spricht über ernste Dinge ein deutscher Mann. Dieser Priester bringt es auch zuwege, die katholische Kirche, wie sie im Ideale dasteht, mit nicht pietistischer, wohl aber tatkräftiger germanischer Frömmigkeit zu vereinigen. Daß doch recht viele Geistliche und Theologen das Werk lesen wollten! Es könnte manchem ein Leitstern sein, wenn er sonst weder aus noch ein weiß. Wohl wahr ist, daß man im Buche manchmal auf eine Bosheit stößt, aber es wird dann wieder mit Wohlwollen und Gerechtigkeitssinn geordnet. Scheichers „Erlebnisse und Erinnerungen", voll demokratischen Geistes und ehrlicher Geradheit, sollten nun auch jene Parteiwüteriche lesen, die vor einigen Jahren den alternden Mann so empörend mißhandelt haben. M.

Geschichte des Unterrichtes im Stifte Schotten in Wien. Von Dr. Albert Hübl. Herausgegeben anläßlich der Zentenarfeier des k. k. Schottengymnasiums. (Wien. Karl Fromme. 1907.)

Im November des verflossenen Jahres feierte das Schottengymnasium in Wien seinen hundertjährigen Bestand. Aus diesem Anlasse hat der Schottenpriester P. Albert Hübl mit vielem Fleiß obige Festschrift verfaßt. Man würde aber sehr irren, glaubte man, dieses 335 Seiten starke Buch umfaßte nur die Geschichte jener hundert Jahre. P. Hübl ging vielmehr in seiner Forschung zurück bis in die Zeit der Anfänge des Stiftes unter den Babenbergern und berichtet uns völlig Neues, Hochinteressantes von einer damaligen Schottenklosterschule. Weiter erfahren wir von der Lehrtätigkeit der Schottenpriester im Zeitalter des Humanismus und im XVII. und XVIII. Jahrhundert und erst nach gewissenhaftester Erledigung dieser köstlichen Einleitung beginnt so recht eigentlich die Geschichte des Schottengymnasiums.

Man kennt die segensreiche Tätigkeit der Söhne Sankt Benedikts als Kulturbringer. Ihr großzügiges Wirken als Jugendbildner ist noch heute lebendig wie vor Jahrhunderten. Die Benediktinergymnasien und Benediktinerkonvikte sind noch gegenwärtig wie ehedem gesuchteste Lehr- und Erziehungsanstalten. Welch' stolze Männer sind nicht im XIX. Jahrhundert aus der Schottenklosterschule hervorgegangen. Kardinal Schwarzenberg, Bauernfeld, Friedrich Halm, Kürnberger, Hamerling, Saar, Schwind, Nestroy, Lewinsky, der „Fledermaus"-Strauß u. v. a.! Ein solches Gymnasium hat wohl das Recht, sein Zentenarium mit einigen Stolz zu feiern. Von alledem und vielem andern nun erfahren wir Eingehendes aus P. Hübls Buch, das in manchen Partien geradezu klassisch-schön geschrieben ist! M. M. Rabenlechner.

Geschichte der Deutschen Literatur des Neunzehnten Jahrhunderts und der Gegenwart. Von Engel. (Leipzig. G. Freytag. Wien. F. Tempsky.)

Es unterliegt keinem Zweifel, daß seit einem Dezennium in der ganzen Welt der Bildung und Wissenschaft nicht nur das Interesse für einzelnes, das unsere zeitgenössischen Dichter schaffen, erheblich gestiegen ist, sondern auch ein lebhaftes Interesse für die Schaffenden selbst und für deren Gesamtwirken erwacht ist, neben dem literarischen Interesse also auch das für die Literatur. Alles, was auf dem Büchermarkt erscheint, zu lesen oder auch nur zu verfolgen, ist aber bei der ungeheuren Produktion unmöglich, und man bedarf deshalb eines zuverlässigen Raters, der autoritativ in ebenso objektiver wie gemeinverständlicher und interessanter Weise das Wissenswerte über die Autoren mitteilt und, Spreu von Weizen scheidend, das Lesenswerte empfiehlt. Ein solcher Berater von eminenter Belesenheit, zugleich eine unbestrittene Autorität auf dem Gebiete der Literaturgeschichte, ist Professor Eduard Engel, und seine „Geschichte der Deutschen Literatur des Neunzehnten Jahrhunderts und der Gegenwart" ist der lang entbehrte und vermißte Wegweiser durch den dichten Hochwald zeitgenössischer deutscher Literatur. Scharf

nicht, weil sie den Lebensbund mit ihm von seiner Brüderlichkeit abhängig macht. Indes der reiche, harte, hochmütige Hadold läßt die Familie seines Bruders in einer armen Hütte wohnen, die der Lawinengefahr ausgesetzt ist, und von einer Lawine wird eines Tages das Haus auch begraben. Die Einwohner sind zur Stunde abwesend, hingegen wird das sonnige Mädchen Burgei, das zufällig im Hause anwesend ist und das einzige von der Familie anwesende Kind schützen will, von der Lawine getötet. Sie ist das Sonnenopfer. Das ist für Hadold die Strafe. Er söhnt sich mit seinem Bruder nun zwar aus, im weiteren wird er bleiben, was er ist. Eine prachtvolle Gestalt ist Hadolds Wirtschafterin, die ihn mit feinen Künsten umspinnen will und damit kein Glück hat. Ferner Burgeis Vater, der Bergbauer Graschner, der die Geheimnisse der Kräuter kennt und eine märchenhaft lichtvolle Seele hat. — Wilhelm Fischers Erzählungskunst erinnert vielfach an die von Berthold Auerbach, nur daß sie vielleicht geschlossener und beziehungsweise im Ausdrucke volkstümlicher ist. An Auerbach gemahnen auch die Gespräche der handelnden Personen. Alles, was da in dem Romane spricht, ist Philosoph. Jede Alltäglichkeit wird in die Tiefe weiser Gedanken getaucht, die wohl sinnig zum Denken anregen, aber dabei, so anschaulich sie auch als Gedanken geformt sind, das Gestaltliche der Personen manchmal verflüchtigen. Es gibt gewiß auch unter den Bauersleuten Philosophen, die zu besonderer Gelegenheit ihre oft wahrhaft weisen Gedanken in ihrer Weise aussprechen. Im allgemeinen aber spricht unser Landvolk nicht so, wie Fischer es sprechen läßt. Eine Rechtfertigung dieser Art finde ich darin, daß „Sonnenopfer" überhaupt mehrere Grade über der Erdständigkeit schwebt, märchenartige Bestandteile hat und an sich mehr zu unserem Kopfe spricht als zu unserem Herzen. Sentimental ist das Buch nicht und von schwüler Liebessinnlichkeit keine Spur. Hingegen durchweht von heiliger Naturverehrung. Auf jeden Fall muß dieses durchgeistigte Werk, das für uns Steirer einen so hochinteressanten Hintergrund hat und das, besonders zum Schlusse, packend wirkt, zu dem allerbesten gerechnet werden, was der Grazer Poet geschrieben hat. Vielleicht ist es geradezu das beste. R.

Lustige Zeitung.

Glaubhafte Versicherung. Vater (wieder in der Universitätsstadt zu Besuch): „Hat mein Sohn sein Versprechen, solider zu werden, auch gehalten?" — Logiswirtin: „Seit dem letztenmal ist er nicht wieder bezecht heimgekommen!"

Seine Mutmaßung. Ein Maler auf der Studienreise bemerkte in einem Dorfe einen prächtigen alten Bauer, dessen Kopf er gerne für seine Mappe haben möchte. Um sich anzunähern, knüpft er mit dem Enkel des Alten, einem sechs- bis siebenjährigen Jungen, ein Gespräch an. „Sage mal, mein Junge, wie alt ist wohl dein Großvater?" — „I woaß net", antwortete der Junge achselzuckend, „oba jung kann er a nit mehr sein, i hob ihn halt scho immer hier in Haus gsehn."

Mildernder Umstand. Pfarrer (erstaunt zum jungen Ehepaar): „Also jetzt prügelt ihr euch schon, nachdem ihr kaum acht Tage verheiratet seid?" — Bauer: „Hochwürden — unser Brautstand hat aber auch vier Jahre gewährt!"

Liebe nach dem Geld. Hausfrau: Ich verspreche fünfzehn Franken Lohn pro Monat, verlange aber, daß Ihr die Hausgeschäfte recht besorgt und Liebe zu meinen fünf Kindern habt." — Dienstmagd: „Die Hausgeschäfte will ich für fünfzehn Mark gerne und recht besorgen. Wenn Sie aber noch fünf Mark darauflegen, so will ich auch Liebe zu den Kindern haben!"

Totenhochzeit gezwungen. Eigen ist der Hexenspruch (Nr. 44):

„Ich schlage auf ten Mist,
Ich g'aub' nicht auf Jesu Christ,
Jesu Christ ist für mich nicht gebor'n
Er ist für mich noch nicht gestorb'm."

Hexen- und Zauberglaube spielt überhaupt eine große Rolle. Nicht selten werden die Märchen, besonders wenn sie die wunderbaren Reisen von Königssöhnen behandeln, zu kleinen Romanen aufgeschwellt, wobei aber der volkstümliche Stil mit seinen Parallelmotiven, seiner Neigung zum Dialog u. s. w. gewahrt bleibt.

Robert Petsch.

Ludwig Ganghofers gesammelte Schriften. Volksausgabe. Zweite Serie. (Stuttgart. Bonz & Komp.)

In den zehn Bänden der zweiten Serie der gesammelten Schriften Ludwig Ganghofers werden die folgenden Werke enthalten sein: I. Band: „Der hohe Schein", 1. II. Band: „Der hohe Schein, 2. III. Band: „Das Schweigen im Walde." IV. Band: „Gewitter im Mai." „Der Besondere." V. Band: „Der Dorfapostel." VI. Band: Hochlandsgeschichten: 1. „Der Santriegel." 2. „Das Geigenkröpfl." 3. „Assi Manasse." 4. „Auf der Wallfahrt." 5. „Die Fuhrmännin." VII. Band: Hochlandsmärchen: 1. „Die Lieder des Rauschegrim." 2. „Hans Donnerstag." 3. „Der gute Vorsatz." 4. „Die Zitherspieler." 5. „In der Freinacht." 6. „Der Hochzeitlader." 7. „Die Liebe Gottes." 8. „Rote Veilchen." 9. „Die schwarze Rose." 10. „Die Fackeljungfrau." VIII. Band: „Das neue Wesen." IX. Band: „Der Mann im Salz", 1. X. Band: „Der Mann im Salz", 2. Die Bücher Ganghofers sind Volksbücher geworden, weil sie das verkünden, was in der deutschen Volksseele zur Entfaltung drängt: daseinsfroher Kampf gegen feindliche Gewalten, vertrauensvolles Aufwärtsdringen zu den lichten Höhen des Schönen und Guten.

V.

Das Buch vom Jäger Mart. Roman von Hans v. Hoffensthal. (Berlin. Egon Fleischel & Co.)

Hier ist der Roman des einfachen Soldaten, der Hof und Scholle verlassen mußte, um dem Staate in dreijähriger Dienstzeit seinen Sold zu tilgen: das Buch vom Tiroler Kaiserjäger Mart. — Aus den drei Jahren werden mehr. Konflikte, die ihren Ursprung in Martin Insams Jugend, in Marts Liebe haben, wachsen herauf, gewinnen Gewalt, Übergewalt und branden in wuchtigen, dramatisch unruhigen Stürmen. Daheim brennt Wald und Hof, brennt Wald und Vaterhaus nieder. In die Einsamkeit des Garnisonsgefängnisses dringt kein Schrei, kommt keines Feuers schaurige Helle. Erst als das graue Tor sich öffnet, als Mart heimwärts wandert, erst jetzt erfährt er alles und — kniet vor Trümmern. — Es gibt ein Aufrichten aus allen Schicksalsschlägen, aus allen Nöten, ein Wiedersichfinden aus allen Mißverständnissen und aller Vergangenheit. — Versöhnlich, ruhig zeigt uns der Dichter den Weg.

V.

Schlemihle. Drei Novellen von Richard Schaukal. (München. Georg Müller. 1908.)

Etwas Außergewöhnliches ist in Schaukals Büchern immer zu finden. Nicht allemal Erquickendes, Nährendes, bisweilen auch Unverständliches, kraus wie Champagnerträume. Doch Ideen! Kein gewöhnliches Denken. Aber auch kein geklärtes Schaffen. In diesem Buche lese man „Matthias Siebenlist" und „Von Tod zu Tod". Das sind scharf geprägte Marken.

M.

Bingo und andere Tiergeschichten. Von Ernst Seton Thompson. (Stuttgart. „Kosmos", Franckhsche Verlagsbuchhandlung.)

Kein Tierfreund sollte dieses Buch übersehen. Es ist eine Übersetzung aus dem Englischen, wo es (besonders in Amerika) eine ungeheuere Verbreitung hat. Es erzählt von Hunden, Vögeln, Hasen u. s. w. in schlichten, wahrheitsgetreuen Berichten. Es sind wahre Offenbarungen aus der Tierwelt, aus ihrem physischen und geistigen Leben, von ihrer Liebe, ihrer Treue, ihrer Wildheit, ihren Kämpfen. Das Buch ist reich illustriert, und zwar in einer besonderen Art — kurz, man muß es anschauen, man muß es lesen.

M.

Im Abendrot. Gedichte aus sechs Jahrzehnten von Wilhelm Fischer. (Reutlingen. Enßlin & Laiblin.)

Der 75. Geburtstag des norddeutschen Poeten, den seine Freunde vor kurzem dankbar begangen haben, hat unser Auge wieder auf diesen Stillen gelenkt, auf ihn und seine Lieder. Herzfrische, deutschtreue Lieder, wie sie nicht jeder Sänger singt und wovon manches manchen lauten Sang von heute überdauern dürfte.

M.

Mainzer Volks- und Jugendbücher. Herausgeber Wilhelm Kotzde. (Mainz. Jos. Scholz.)

Noch immer fehlt es der Jugend an guten Erzählungen größeren Umfanges, welche in Stoff und Form ihren Bedürfnissen entgegenkommen und dabei künstlerischen Gehaltes sind. Schon liegen mehrere Erzählungen vor, die deutlich die Richtung des eingeschlagenen Weges erkennen lassen. Die Erzählungen nehmen ihre Stoffe aus der Gegenwart, wie aus der Vergangenheit. Alle zeigen eine reiche, schnell fortschreitende Handlung, die Spannung erweckt. Bisher in den Mainzer Volksjugendbüchern erschienen: Karl Ferdinands: „Die Pfahlburg." Wilhelm Kotzde: „Im Schillschen Zug." Max Geißler: „Der Douglas." Eberhard König: „Ums heilige Grab."

V.

ist in diesem Werk ein Bild des zeitgenössischen literarischen Schaffens gezeichnet, selten ein bedeutender Autor oder lesenswertes Werk wurden unberücksichtigt gelassen, mit wenigen Strichen ist das Charakteristische der Persönlichkeiten und der Werke klar umrissen. Bemerkenswert ist die glänzende Diktion Engels, welche — ganz abgesehen von dem Interesse, das man dem Gegenstande selbst entgegenbringt — die Lektüre zu einer genußreichen macht. Über alle Strömungen der modernen und modernsten Literatur — es werden selbst noch Werke, die im Herbste 1907 erschienen, angeführt — orientiert dieses Werk, umsichtig alles ordnend und übersichtlich kategorisierend und so viel umfassend, daß es hierin beinahe einzig dasteht. Zumal, daß Professor Engel Gebiete, die in allen anderen Literaturgeschichten nur flüchtig berührt, wenn nicht völlig übergangen werden eingehend und verständnisvoll behandelt — so z. B. die neueste „katholische“ Literatur, das deutsche Schrifttum im fremdsprachlichen Auslande —, ist dankenswert und macht das Buch schon deshalb, eine bedenkliche Lücke ausfüllend, zu einem notwendigen. Der reizvolle Schmuck des Werkes, in seltenen und kostbaren Handschriftreproduktionen und zahlreichen vorzüglichen Autorenbildnissen bestehend, steigert den Wert und wird auch dazu beitragen, Eduard Engels „Geschichte der Deutschen Literatur des Neunzehnten Jahrhunderts und der Gegenwart“ in Hausbibliotheken heimisch zu machen.*) V.

Schwänke, Sagen und Märchen in heanzischer Mundart. Von J. R. Bünker. (Leipzig. Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft. 1907.)

In den „Hessischen Blättern für Volkskunde“ schreibt Robert Petsch über dieses Buch unter anderem: „Heanzische Mundart“ nennt man den auf bajuwarischer Grundlage ausgebildeten, dem Niederösterreichischen im Viertel unter dem Mannhardsberge nahe verwandten deutsch-ungarischen Dialekt, der in den nordwestlichen Komitaten des Königreiches (Ödenburg, Wieselburg, Preßburg und vor allem Eisenburg, wo die „Heanzen“ wohnen) gesprochen wird und durch den Diphthong ui (Kui = Kuh, Muida = Mutter, gnui = genug, fluign = fliegen) charakterisiert ist. Bünker ist uns als Erforscher des Volkstums dieses, etwa 300.000 Seelen zählenden Stammes bereits bekannt. Er hat eine Sammlung ihrer Sprichwörter und eine vielleicht erschöpfende Ausgabe ihrer Kinderreime veranstaltet. Während des Sammelns dieser Materialien wurde er mit einem Straßenkehrer, Tobias Kern zu Ödenburg, bekannt, der nicht lesen und schreiben kann, aber sich eines desto kräftigeren, augenscheinlich von lebhaftester, plastischer Phantasie gestützten Gedächtnisses erfreut; an ihm hat B. den klassischen Gewährsmann gefunden, wie die Brüder Grimm an der Frau Viehmännin aus Zwehrn. B. ermöglicht uns, was nicht häufig bei derartigen Sammlungen der Fall ist, eine Kontrolle der Zuverlässigkeit dieses Zeugen, den er durch ein ganzes Jahrzehnt nach seinem Wissen befragt hat. Die Schwänke, Sagen und Märchen hat B., wofür wir ihm besonders danken müssen, genau so aufgezeichnet, wie er sie hörte. Er hat also die dem Ödenburger eigene Mischsprache angewandt, die den heimischen Dialekt mit reichlichen Bestandteilen aus dem Bayrisch-Österreichischen durchsetzt und auch der Schriftsprache sich nicht ganz verschließt; damit ist auch der Dialektforschung besser gedient, als mit einer Rückübersetzung in das „reine Heanzische.“ Um so treuer spiegelt sich die Stammesart im Stil des Erzählers. Leitet doch B., worüber hier nicht entschieden werden kann, den Namen der „Heanzen“ aus ihrer Vorliebe für das Wörtchen „Hienz“ (jetzt) her, was den Spott der Nachbarn erregt habe, die freilich ihr „nacha“ ebenso oft brauchen. Übrigens stammen nicht alle, hier vereinigten Erzählungen aus der „Heanzerei.“ Den Anfang der Sammlung bilden 22 Schwänke und Eulenspiegeleien, zum Teil an die Person Kaiser Josefs geknüpft. Auch Schildbürgereien fehlen nicht. Einige Sagen knüpfen an den Christnachtsaberglauben (redende Tiere, Heiratsorakel u. s. w.) an. Bezeichnend ist Nr. 25: dem Grafen ist das Stubenmädel von der sterbenden Mutter zur Heirat empfohlen worden: das Mädchen hat gelauscht, beschwört nach längerem Warten in der Christnacht den künftigen Geliebten, sieht den Grafen und sucht ihn später, als er noch immer zögert, durch eine nächtliche Komödie zu gewinnen, indem sie sich ihm als die mahnende, tote Mutter vorstellt. Sie wird entdeckt und — kommt drei Jahre in Arrest. Solche prosaisch-kriminellen, die Stimmung zerreißenden Ausgänge sind nicht selten; ähnlich endet die „Sage“ (in Wahrheit ein Märchen mit „bedeutendem Namen“ des Helden) vom „Fürsten von Lichtenstein“ (einem Bauern, der durch einen Leuchtstein den Neid des Königs erregt und schließlich des Teufels Hilfe für die schweren, ihm gestellten Aufgaben erbittet) mit der Hinrichtung des Teufelsbanners. Man darf hier wohl städtische Umbildungen annehmen, wie denn der Einfluß moderner Unterhaltungsliteratur und Bierbankscherze sich besonders in den Gruppen nicht verleugnet, die B. in der Verlegenheit „sagenhafte“ und „märchenhafte“ Erzählungen nennt.. Doch bleiben noch echte, gute Sagen genug übrig, wie die Lenorensage mit eigentümlichem Schluß: Das Mädchen rettet sich aus dem Grabe, lebt bei den Mesnerleuten, wird aber schließlich von einem Totenknochen, der fest in ihrer Hand bleibt, zur

*) Wir kommen aber noch selbst kritisch auf das Buch zurück. Die Red.

Der Treubund. Eine Jugendgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Goswina v. Berlepsch. (Zürich. Orell Füßli. 1907.)

Dramatische Dichtungen von Klara Pfudel (Berlin. A. Haaß): **Vor Sonnenaufgang. — Die Gottesbotschaft.**

Mitternachtszauber. Drei Spiele von Paul Schettler. (Stuttgart. Greiner und Pfeiffer. 1907.)

Amor und Psyche. Ein antikes Märchen, nach Apuleius in freie metrische Form übertragen von Hugo Blümer. (Zürich. Albert Müller. 1907.)

Von Bienen, Drohnen und Baronen. Von Roda Roda. (Berlin. Schuster und Löffler. 1908.)

Der Nibelungen Not. Für die Jugend von Ferdinand Bäßler. (Leipzig. H. Hartung u. Sohn.)

Aus deutscher Vorzeit. Vier Erzählungen des deutschen Mittelalters von Elly Steffen; mit einem Anhang: **Der arme Heinrich,** neu übersetzt. (Berlin. Deutsche Bücherei.)

Deutsche Sagen von Gebrüder Grimm. Auswahl für Schule und Haus von Christian Tränckner. (Berlin. Deutsche Bücherei.)

Japanische Erzählungen und Märchen von Dr. Hans Haas. Band 85. (Berlin. Deutsche Bücherei.)

Schwänke aus aller Welt, für jung und alt herausgegeben von Oskar Dähnhardt. (Leipzig. B. G. Teubner. 1908.)

Glücksmaxel. Heiteres aus dem Studenten- und Referendarleben von Lukas Wychgram. — **Der Kolonialonkel.** Von Lukas Wychgram. (Berlin. Johann Wagner. 1908.)

Meyers Handbücher: (Leipzig. Bibliographisches Institut.) **Chinesische Gedichte. Neugriechische Gedichte.** Von Adolf Ellissen.

„Mehr Licht." Satiren von A. O. Weber. (Berlin, Gustav Riecks Buchhandlung Nachfolger.)

Die Saat im Schnee. Fünf Dichtungen von Theodor Lessing. (Berlin. Priber u. Lammnes. 1908.)

Gedichte von W. A. Koskenniemi. Aus dem Finnischen übersetzt von Johann Jakob Meyer. (Dresden, E. Pierson.)

Pflug und Feder! Gedichte von Heinrich Mauder, Landwirt in Kroh. (Budweis. Verlagsanstalt „Moldavia". 1908.)

Charlotte Adutti. Ein Buch der Liebe von Felix Hollaender. (Berlin. Dr. Wedekind & Co.)

Des Freiherrn v. Sprudeljung Lieder und Aufzeichnungen. (Warnsdorf. Josef Rößler. 1908.)

Herbstlaub. Gedichte von Franz Cucagna. (Leipzig. Alfred Stadler.)

Aus der Mappe eines Glücklichen. Von Richard Jahnke. (Leipzig. B. G. Teubner. 1908.)

Romantische Fahrt. Gedichte von Karl Fr. Nowak. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Volksdichtung in oberösterreichischer Mundart von Josef Deutl. (Linz. R. Pirngruber. 1908.)

Elisabeth Charlotte, Herzogin v. Orleans. Eine Auswahl aus ihren Briefen. Herausgegeben von J. Will. (Leipzig. B. G. Teubner. 1907.)

Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Von Troels-Lund. Übersetzt von Leo Bloch. (Leipzig. B. G. Teubner. 1908.)

Lady Mary Wortley Montagues Reisebriefe (1716—1718). Übersetzt von Max Bauer. (Leipzig. Hermann Seemanns Nachfolger.)

Der Monismus und seine Ideale. Von Dr. Johannes Unold. (Leipzig. Theod. Thomas.)

Deine Pflicht zum Glück. Von einem Menschenfreunde. (Leipzig. Theod. Thomas.)

Kaspar Hauser. Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen von Anselm v. Feuerbach. Mit biographischer Würdigung Feuerbachs von Leo Freiherrn v. Egloffstein. (Berlin. Deutsche Bücherei.)

Modernes Theater. Eindrücke und Studien von Heinrich Stümcke. (Berlin. Deutsche Bücherei.)

Aus Pompeji. Skizzen mit Bildern nach eigenen Zeichnungen von Dr. Julius Kurth. (Berlin. Deutsche Bücherei.)

Ist Kommunismus ein Traum? Von Else Otten. Mit einem Vorwort von Dr. Franz Oppenheimer. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Gegen den Strom. IV. Gemeinnützige Kapuzinerpredigten. Aufsätze von Dr. August Pflug. (Berlin. Deutsche Zeitungsverlagsanstalt. 1908.)

Inhalt und Ausdrucksmittel der Musik. Eine musikästhetische Skizze von Dr. M. Strauß. (Groß-Lichterfelde. Chr. F. Vieweg.)

Schleswig-Holstein meerumschlungen. Aus Vergangenheit und Gegenwart. Von Max Strobl v. Ravelsberg. (Wien. L. W. Seidel & Sohn. 1908.)

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los! Geschichte der Freiheitskriege in den Jahren 1812—1815 von Theodor Rehtwisch. Mit zahlreichen Abbildungen nach zeitgenössischen Gemälden, Stichen, Lithographien, Karikaturen und Urkunden im Text und auf Tafeln. (Leipzig. Georg Wigand.)

Der Volkskrieg in Tirol 1809. Von Oberleutnant Rudolf Bartsch. (Wien. C. W. Stern. 1905.)

Harden im Recht? Eine Betrachtung von Frank Wedderkopp. (Berlin. Hermann Walther. 1908.)

Heinrich v. Kleists sämtliche Werke. Mit einer biographisch-literarischen Einleitung von Fritz Baader. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Es ist freudig zu begrüßen, daß nun auch Heinrich v. Kleists Werke neu veröffentlicht sind. Wird doch Kleists Größe und Bedeutung von Jahr zu Jahr lebhafter und dankbarer anerkannt; haben wir doch immer mehr gelernt, aus den inneren Widersprüchen und äußeren Konflikten dieses Dichterlebens das Unvergängliche, wahrhaft Klassische seines Schaffens herauszulösen und den kostbarsten Gütern unserer Literatur anzureihen. Was den Wert dieser einbändigen Kleist-Ausgabe noch besonders erhöht, ist die ausführliche biographisch-literarische Einleitung von Fritz Baader, die das „Problematische" im Wesen des Dichters zu entwirren, die Kraft und Tiefe seiner künstlerischen Begabung in klarer Weise auszudrücken versteht. V.

Die Schatten leben! Von Max Kempner-Hochstädt. (Berlin. „Kontinent", G. m. b. H.)

Der Verfasser verficht darin die Idee, daß das Erdenwallen mit dem Tode des Menschen nicht zu Ende ist, sondern daß er auch auf der Erde weiterlebt, in seinen Gedanken und Empfindungen, wie er sie bei Lebzeiten in den Seelen der Menschen niedergelegt hat, die um ihn sind, mit denen ihn Liebes- und Freundschaftsbande verknüpfen, geistige Bande oder irgendwelche Bande der Zusammengehörigkeit. E. B.

Meiers kleines Konversationslexikon. Siebente, gänzlich neu bearbeitete Auflage. 3. Band. (Leipzig. Bibliographisches Institut. 1907.)

Von dieser Neuauflage des trefflichen Nachschlagewerkes ist mit dem eben erschienenen dritten Bande die Hälfte ausgegeben worden. Wie die früheren Bände, so zeichnet sich auch dieser Band, welcher die Schlagworte von Galizyn bis Kiel umfaßt, durch die knappe, aber doch alles Wichtige enthaltende Fassung des Textes, durch die bekannt musterhaften Illustrationen in Schwarz- und Farbendruck sowie durch die genauen Karten und Pläne in der ebenfalls bewährten Vollendung aus. Gegen hundert solcher Tafeln mit Abbildungen und Karten dienen dem Texte des Bandes zur Illustrierung und genauen Erläuterung und bilden damit eine wertvolle Zierde dieses lexikalischen Werkes. Es ist bei der Fülle des Gebotenen schwer, auf einzelnes aufmerksam zu machen, doch seien Artikel, wie etwa „Geschoß, Goethe, Griechenland, Großbritannien, Gründung, Italien, Japan, Keramik" besonders hervorgehoben. Namentlich bietet die überall angeführte Literatur über jeden Gegenstand einen vorzüglichen Behelf, wie er sich in kleineren ähnlichen Nachschlagebüchern sonst nirgends findet. Statistische Angaben sind nach den besten und neuesten Aufnahmen geboten und in bezug auf Politik, Wissenschaft, Kunst und Literatur wird man selbst das minder Bedeutende nicht vergebens suchen und alles nach den allerjüngsten Verhältnissen und Zuständen bearbeitet finden. Mit Vergnügen sieht man dem Erscheinen eines jeden neuen Bandes entgegen, welcher dieses vorzügliche Werk mehr ausgestaltet, dessen gänzliche Vollendung in nicht allzulanger Zeit zu gewärtigen ist. — In demselben Verlage ist von der ebenfalls anerkannten Reisebüchersammlung eben die siebente Auflage des Reisebuches: **Türkei, Rumänien, Serbien, Bulgarien** erschienen, welche den modernsten Verhältnissen angepaßt und vollständig umgearbeitet, nach der allgemeinen Einleitung für eine Orientreise zunächst die unteren Staaten und sodann die europäische Türkei (Konstantinopel) und Kleinasien behandelt. Da gerade auf diesen Gebieten die verschiedenartigsten Fortschritte im Reiseverkehr sich geltend gemacht haben, so kann dies nun vollständig umgebildete Handbuch, das 13 Karten, 36 Pläne 2c. enthält, Freunden der interessanten Orientreise ganz besonders empfohlen werden. — Auch für den Besuch des schönen Italien legt das Bibliographische Institut soeben die 9. Auflage von Gsell-Fels' **„Italien in sechzig Tagen"** ganz neu bearbeitet vor. Auch dieses praktische, schon so viel verbreitete Handbuch hat zahlreiche Ergänzungen und Verbesserungen erfahren, die Karten und Pläne sind neu revidiert und die Angaben bis auf die neueste Zeit ergänzt. Dr. A. Schl.

Die Dame mit den Lilien. Phantastisches Lustspiel in drei Akten von Rud. Presber. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

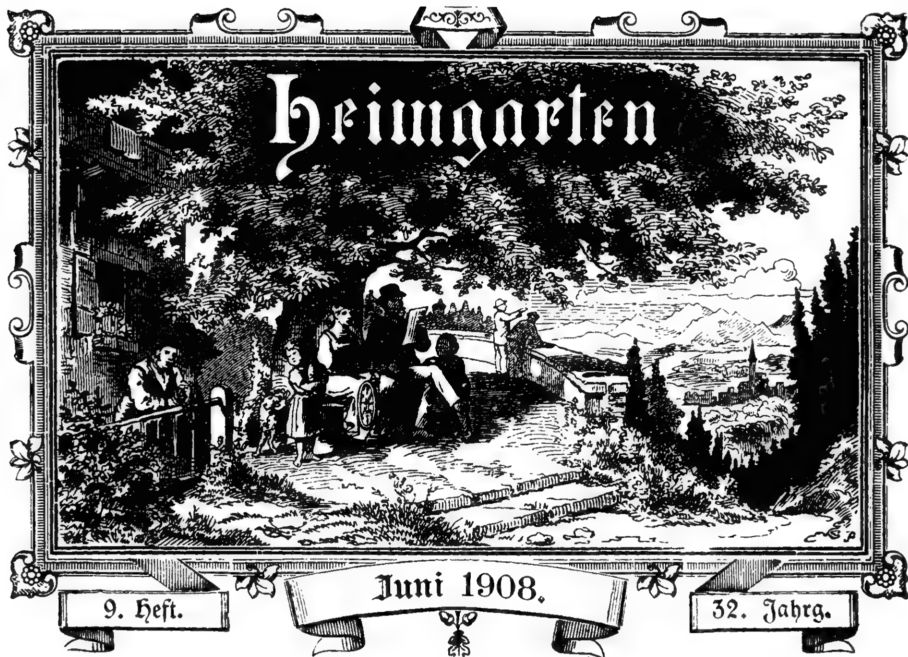
Wiederum ist es hier gewagt, auf der Bühne eine transzentendale Romantik mit irdischem Humor zu mischen, den Scherz und den Frohsinn des höfischen Lebens mit der zarten, sinnigen Lyrik des Traumes zu verweben. V.

Büchereinlauf.

Semper der Jüngling. Ein Bildungsroman von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staackmann. 1908.)

Gertrud Baumgarten. Eine Geschichte aus der Gegenwart. Roman von Ludwig Detter. (Straßburg i. E. Josef Singer. 1908.)

Erwachende Zeit. Sozialer Roman von Maximilian Böttcher. (Berlin. Karl Durecker.)



Das Lied vom Kegler Simon Gnu.

(Nach einer alten Sage.)

Es war der Drechsler Simon Gnu
Der beste Kegler im ganzen Land.
Er schob, und kniff das Auge zu,
„Alle neune“ mit rechter und linker Hand.
Auch schob er „alle neune“
Nach rückwärts durch die Beine,
Und auch nach vorn durch jedes Bein
Schob rechts und links er „alle neun“.
Gut Holz!

Indes er so beim Kegeln sprang
Von einem auf das andre Bein,
Daheim mit Not und Hunger rang
Ein Weib mit seinen Kinderlein.
Sie hungerten und froren
Wie Bettler vor den Toren.
Das störte nicht die Seelenruh
Dem Keglerkönig Simon Gnu.
Gut Holz!

Was kümmert ihn der Seinen Not?
Er sann, daß er im Spiel gewann
Vom Morgen- bis zum Abendrot
Und wieder bis zum Morgen dann.
Er kam zu jedem Feste
Und plünderte die Gäste.
Er zog sie wie ein Hamster aus
Und ging betrunken dann nach Haus.
Gut Holz!

In einer lauen Sommernacht,
Da trieb er's ganz besonders toll.
Hat alle um ihr Geld gebracht
Und trank sich dann sternhagelvoll.
Nun kegelt er alleine
Für sich im Mondenscheine.
Da fühlt er eine leise Hand —
Ein Fremdling ihm zur Seite stand.
Gut Holz!

„Gut Holz!“ so spricht der fremde Mann.
„Ich bin wie du dem Kegeln hold.
Nun sehn wir, wer's geschickter kann.
Es geht um diesen Beutel Gold.
Hie Gold und hie die Seele!
Schau jeder, was er wähle!“
„Es gilt!“ „Den ersten Schub hast du!
Nun sieh dazu, o Simon Gnu!
Gut Holz!“

Der Drechsler lacht und prüft nicht viel.
Wer meistern kann, der braucht kein Glück
Ihm ist das nur ein Kinderspiel.
Er wendet sich getrost zurück
Und kegelt durch die Beine.
— Hinpurzeln alle neune!
„Nanu, mein Freund“ lacht Simon Gnu,
„Nun sieh dazu und kegle du!
Gut Holz!“

Das Buch der jüdischen Witze. Von M. Nuél. Neue Folge. (Berlin. Gustav Riedes Buchhandlung Nachfolger.)

Vom Urtier zum Menschen. Ein Bilderatlas zur Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen. Zusammengestellt und erläutert von Dr. Konrad Guenther. In Lieferungen. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Unsere Pflanzen. Ihre Namenserklärung, ihre Stellung in der Mythologie und im Volksglauben von Franz Söhn. (Leipzig. B. G. Teubner. 1907.)

Die Balkongärtnerei in ihrem ganzen Umfange. Mit Abbildungen. (Baumschulenweg bei Berlin. Selbstverlag von Paul Juraß. 1903.)

Die wichtigsten Gesundheitsregeln für das tägliche Leben. Von Sanitätsrat Dr Hugo Dippe in Leipzig. Inhalt: Die Wohnung. Essen und Trinken. Kleidung und Körperpflege. Arbeit und Erholung. (Leipzig. S. Hirzel.)

Wegweiser zu hoher Milchverwertung und gesunder Milchversorgung. Von Wilhelm Helm. Mit Abbildungen. (Leipzig. M. Heinsius Nachfolger. 1908.)

Schlesien. Illustrierte Monatsschrift zur Pflege heimatlicher Interessen. (Kattowitz, O.-S. Phönix-Verlag.)

Baltische Frauenzeitschrift. Vereinsorgan der deutschen Frauenverbände im Balticum und im weiten Rußland. (Riga, Rußland. Elsbet Schütze.)

Laterna magica. Modellbogen und Anleitung zur selbständigen Herstellung einer großen Laterna magica mit dazu gehörigen Glasbildern von Ernst Honold. (Ravensburg. Otto Maier.)

☞ **Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**

Aufruf!

Von dem Wiener Zweigvereine der deutschen Schillerstiftung mit der Herausgabe der Werke Ferdinand v. Saars beauftragt, wenden sich die Unterzeichneten an die Besitzer von Handschriften und Briefen des Dichters mit der Bitte, ihnen den Einblick und die Benützung zu gestatten. Auch für den Nachweis erster Drucke an versteckten Stellen sind wir dankbar.

Die Zusendung erbitten wir unter der Adresse von Hofrat Professor Dr. Jakob Minor, Wien IV/2, Johann Straußgasse 36. Die Zurückstellung erfolgt auf Wunsch umgehend nach der Benützung.

A. Bettelheim. J. Minor.



Postkarten des „Heimgarten".



* In dem Aufsatz: „Wie die ‚Försterbuben' entstanden" sind ein paar zwar scheinbar nebensächliche, doch aber sinnstörende Auslassungen passiert. Auf Seite 506, Zeile 7 und 8 von unten, muß es heißen: Das ist aber nicht bloß Tragik, das ist auch Schicksal. Auf Seite 508, Zeile 14 und 15 von oben, muß es heißen: „Dieser Michelwirt könnte ich zum Teile selber sein. So vielerlei, was in mir ist, habe ich ihm gegeben. Sein Besonderes jedoch sind die zwei Ideen" u. s. w. Dahin möge der ordnungsliebende Leser den Text ausbessern.

Prof. G. L., Graz: Mehrfach einverstanden. Doch die weitaus übertriebene Gehässigkeit, die über den früher verhimmelten Karl May plötzlich hereingebrochen war, hat förmlich zur Verteidigung dieses Schriftstellers herausgefordert. Er ist doch gewiß nicht schlechter wie viele andere Indianergeschichten- und Abenteuer-Erzähler, die man doch auch nicht geradezu persönlich verfolgt. Mays Schriften mögen ja vielfach anfechtbar sein, besonders als Jugendlektüre, als die sie ursprünglich gar nicht gelten wollten, aber sie sind an sich reich an Poesie.

(Geschlossen am 21. April 1908.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Böck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Bald war so viel da, daß er ans Reisen denken konnte, und er reiste in Gedanken ein zweitesmal nach Italien, denn ein erstesmal war er wirklich schon dort gewesen. Diesmal konnte es bis Sizilien gehen und über Spanien und Frankreich zurück. Später wäre er schon in der Lage, sich eine Villa zu bauen, unweit der Stadt, die täglich nach den Atelierstunden leicht zu erreichen. Wenige Jahre später war es so weit, daß er sich ein größeres Landgut kaufen könnte mit Garten-, Feld-, Vieh- und Waldwirtschaft und er ginge umher und sähe, wie die Arbeit des Gesindes schleunt und die Früchte gedeihen und die Schweine und Hühner heranwachsen für die Festtafel. Alles das und mancherlei anderes könnte er haben, wenn er wollte. Er konnte sich gleichsam als den heimlichen Herrn betrachten über so vieles. Aber es konnte noch besser kommen und deshalb ließ er das Geld ruhig in der Sparkasse liegen; es kam immer noch reichlicher Zuzug und üppigeres Wachstum, und eines Tages war er Schloßherr. Ein großes Schloß mit Lustgärten, Meierhöfen, Waldungen, Jagden und sonstigen vornehmen Ergötzlichkeiten — könnte er haben, wenn er wollte. Und da er es haben könnte, so war es just so viel, als er hätte es. Diese Gedanken an seine Güter hatten sich in seinen Kopf festgeflochten wie ein Spinnengewebe, in welchem Spinnen gaukeln und Mücken hängen. Er malte noch fleißig, aber er malte nicht mehr so gut als früher, sein Herz war bei den Gütern. In der Nacht schlief er unruhig, die Sorge um das Vermögen und daß es sich ja nicht verminderе, verwüsteten seine Träume, die einst so schön gewesen waren. Immer hatte er die Wirtschaften, Schlösser und Fabriken zu verwalten, die doch nur erst festgeplättet — in den Sparkassebücheln existierten.

Da sagte Meister Sani zu sich: Das ist nichts, Meister Sani, das ist nichts. So in die Gefangenschaft zu geraten! Das muß wieder anders werden. Und befreite sich mit Jugendkraft. Denn er ging hin, nahm die Gelder aus der Sparkasse und — verschenkte sie. Wo er Mangel und Not sah, da gab er hin, aber ungenannt. Er wollte nicht, daß die Leute wußten, wie dumm reich er geworden war. Auf einem Spaziergange kam er zu einer rauchenden Brandstätte. Er wühlte in der Asche, zog eine Blechkapsel hervor und sagte zu den jammernden Abbrandlern: „Das wird euch gehören, es war im Hause und ist nicht mitverbrannt.“ In der Blechkapsel war so viel Geld, daß sie ihr Haus wieder aufbauen konnten. — Ein anderesmal mischte er sich unter einen Trupp Zigeuner und verlangte von einem braunen Mädchen, daß es ihm wahrsage.

Sie las in seiner hohlen Hand und sprach: „Dem edlen Herrn steht viel Geld bevor.“

Der Fremdling zieht die Stirne kraus,
Ihn ärgert dieser Dinge Lauf.
Indes geht Simon Gnu hinaus
Und schreit: „Ich stell' die Kegel auf!"
Was glaubt ihr, daß er machte?
Er stellt statt neun nur achte
Und denkt. wo stehn der Kegel acht,
Hat keiner „alle neun" gemacht.
Gut Holz!

Was nimmt der Fremdling nun zur Hand?
Den Drechsler faßt es kalt beim Schopf —
Es ist ein Ding, so fahl wie Sand
Und grinsend wie ein Totenkopf.
Es saust und flattert, rattert und knattert,
Streckt hin alle acht und prallt mit Macht
Dem Gnu an die Stirn — mitten ins Hirn.
Der Fremde lacht: „Es standen acht,
Doch hab' ich „alle neun" gemacht!"
Mausetot liegt Simon Gnu.
Gott schenk' ihm die ewige Ruh.
Gut Holz!

Franz Karl Ginzkey.

Meister Sani oder Der Kampf mit dem Gelde.

Von **Hans Malser.**

Er war Maler, aber ich rede nicht von seinen Bildern. Er war Geizhals und ich rede von seinem Gelde. Er verdiente sich sehr viel Geld, buchstäblich mit Gold aufgewogen wurden seine bemalten Leinwandblachen. Aber ich interessiere mich nicht für Kunstwerke, ich interessiere mich für Dukaten. Dem Meister mußten ja auch die letzteren lieber gewesen sein als die ersteren, sonst hätte er seine Gemälde nicht verkauft. Denn er benötigte es nicht, das viele Geld. Er war aus ganz einfachen Verhältnissen emporgekommen und bedurfte für sich sehr wenig. Er war Junggeselle, was schon an sich eine Ursache des Geizes ist; wer für die Familie immer Geld ausgeben muß, der kann sich keinen Geiz angewöhnen.

Meister Sani lebte so weit anständig und stets adrett, wie er auf der Gasse einherging, merkte man ihm das Laster nicht viel an. Auch hat ihn damals niemand unter seinen Geldsäcken sitzen gesehen und wie er etwa mit dürren Fingern im Münzhaufen gewühlt hätte. Er hatte weder dürre Finger noch Geldsäcke. Seine Ersparnisse waren in mehreren Sparkassebücheln verbucht, die er in einem eisernen Kästchen unter seinem Wäschevorrate verwahrte. Jetzt kann man ja alles sagen. Nebst seiner künstlerischen Tätigkeit hatte der Meister die größte Freude am Sparen und in der Vorstellung, was er um sein gutes Geld alles haben könnte. In der ersteren Zeit dachte er, jetzt — wenn ich wollte — könnte ich schon zehn Jahre faulenzen und naturbummeln, zu leben hätte ich.

mögen, ob es wohl auch gut angelegt sei, ob es nicht mehr Zinsen tragen könnte, als es bisher getragen? Ob es bei einer großen Krisis nicht gar verloren gehen könnte? — Auch von Seite des Steueramtes war eine Gefahr nicht unmöglich. Er hatte nämlich in letzterer Zeit gefunden, daß die Steuer horrend ist, und hatte etwelches verschwiegen. Wenn man draufkäme! Die Angeber bekommen von der unterschlagenen Steuer ein gutes Teil, da kann sich leicht einer finden. Und die Strafe ist furchtbar. Das Fünfzigfache! — Oder soll er sein Geld verstecken, daß kein Mensch was davon weiß? Dann finden sie es am Ende auch nach seinem Tode nicht. Wie schade das wäre! Aber wer soll denn erben? Nur auslachen wird man einen, der so ärmlich gelebt und so viel Geld gehabt hat. Da könnte man am Ende gar noch einen Nachruf als Geizhals bekommen. Solcherlei Gedanken quälten ihn die halben Nächte lang. Und einmal, als es schon gegen Morgen ging und die Geldsorgen ihn immer noch nicht hatten schlafen lassen, sprang er zornig auf, stürzte zum Schrank, riß die Sparkassebücheln hervor und wollte sie in die noch glosende Ofenglut schleudern. Aber die Bücheln wollten nicht aus seiner Hand. Als ob die Finger einen Krampf hätten, so hielten sie fest und in diesem Augenblicke fiel es ihm ein: So viel man in den Blättern liest, wird jetzt gesammelt zur Errichtung einer Heilstätte für brustkranke Frauen. Dorthin mit diesem Ludersgeld!

Doch am nächsten Morgen bettete er die Urkunden seines Vermögens wieder sorglich in den Wäschekasten. Waren sie ihm doch liebe Hausfreunde geworden — die einzigen, die er hatte. Geselligkeit und Freude an seinem Künstlerruhm waren ihm völlig abhanden gekommen, seit er sein Geld gar so lieb gewonnen hatte. Aber — war es denn sein Geld, das da im Kasten lag? Das waren nichtige Scheine. Nach der Persönlichkeit des Geldes begann er sich zu sehnen. Er wollte es bei sich in seiner Wohnung haben, selbst um den Preis der Zinsen. Nur dem baren Gelde in der Nähe sein! Der Schrank nah' dem Bette, dann wollte er Ruh' haben. Monatelang mußte er warten, bis die Sparkassen ihm seine großen Guthaben zurückgeben konnten. Dann aber schloß er sich oft stundenlang in sein Schlafzimmer ein, betrachtete die Goldmünzen, die Reichsnoten, die Banknoten und zählte und ordnete sie und legte sie zärtlich wie liebe kleine Kindlein in die Wiegen der Kistchen. Und war der Schrank wohl verschlossen, so setzte er sich zu seinem Kassenbuche und rechnete und rechnete, bis er wieder den Schrank aufschloß, das Geld herausnahm und prüfte, ob wohl noch alles da sei. Die Tür zur Wohnung im vierten Stocke hatte er mit Eisenblech beschlagen und mit Wertheimschlössern versehen lassen. Aber trotzdem wagte er die Wohnung kaum zu verlassen und in den Nächten fürchtete er sich vor Räubern und Mördern. Er magerte ab, er fühlte sich krank

„Da ist es auch schon“, lachte er und ließ aus dem Rockärmel die darin versteckte Rolle von Silberlingen hervorgleiten. „Da nimm! Du hast es wahrgesagt, so gehört's auch dir.“

Einer Schullehrers Familie steckte er nächtig als Nikolo Geld zum Fenster hinein und lief nachher davon, als ob er etwas gestohlen hätte.

Von einem Knaben verlangte er einen Krug Wasser; als derselbe es vom Brunnen geholt und Meister Sani es getrunken, gab dieser den Krug zurück: „Ein anderesmal, Junge, mußt du den Krug besser auswaschen; siehe, was er für einen Bodensatz hat!“ Da lag ein Dukaten drinnen.

In der Zeitung stand, daß eine arme Frau auf dem Wege zum Markte ihr ganzes Geld verloren hätte. Meister Sani „fand“ es und ließ ihr den gleichen Betrag schicken. Die Frau hatte mittlerweile aber selbst ihr Geld wieder gefunden und wußte nicht, an wen der irrtümliche Fund zurückzuschicken sei. Noch heute brennt ihr das unrechtmäßige Geld auf der Hand und ich mag nichts verraten.

So wurde er sein Geld auf die bequemste Weise los. Endlich hatte er nur noch hundert Gulden.

Die gab er nicht weg, die behielt er. Und an diesen hatte er eine Freude. Dann begann er neuerdings zu sparen und sammelte Gulden. Jetzt im Kleinen machte ihm das Sammeln wieder Vergnügen; in der geringen Anzahl waren die Dinge so leicht zu übersehen, war so leicht Ordnung mit ihnen zu halten. Das war alles wieder so einfach, wie zur Zeit, als er seine Laufbahn begann und ungefähr so viel einnahm, als was er für sich nötig hatte. Er freute sich wieder an jedem Guldenstücke, an jeder kleinen Ziffer. Die Träume waren weg und die eingebildeten Sorgen, die schier so wirklich sind als die wirklichen. Er hatte ein leichtes Herz bekommen, ganz jugendlich war ihm zumute. Er gab sich mit frischer Liebe wieder seiner Kunst hin. Sein Lebensbedarf war höchst einfach und manchmal, wenn es ihm nach etwas gelüstete, dachte er: Nein, 's ist nicht vonnöten, da mache ich mir lieber einen größeren Genuß und lege das Geld zu dem anderen. Und in stiller Abendfeierstunde, da holte er sein Dukatenkassettchen hervor und sein Sparkassebüchel und freute sich des kleinen glatten Besitzes.

Aber die Idylle sollte nicht immer so dauern. Seine Bilder trugen Geld; selbst die, so er nicht verkaufte, brachten in den Ausstellungen, in den Vervielfältigungen Geld ein. Er besaß schon wieder große Summen und die Berechnungen wurden kompliziert. Die Villen und Schlösser, die er sich wieder kaufen konnte, machten ihm zwar keine Sorgen, denn er dachte sie nicht mehr, seine Phantasie hatte den Schwung verloren, er war älter geworden. Träume wie einst hatte er auch nicht mehr, weil er wenig schlief. Wachend dachte er an sein Ver-

Funken und losgelöste Zungen. Flog da nicht sein Geld gegen Himmel? . . . Es war ordentlich fein zum Ansehen, er hatte seine Freude daran, wie dieses höllische Geld so schön und fromm geworden war.

Als endlich das Feuer gedämpft war und Meister Sani gesehen hatte, daß alles reinlich vertilgt worden, ging er in sein Atelier. Im Korbe hatte er Schwarzbrot und einige Äpfel, davon aß er. Dann legte er sich auf die hölzerne Bank und schlief — wie von einer schweren Last befreit — ununterbrochen neun Stunden lang und gut, wie ein leichtsinniger König.

Nachdem das Geld so mit Gotteshilfe überwunden war, erwachte in dem Künstler wieder der göttliche Leichtsinn, der von Anfang an in seiner Natur gelegen. Gerade die herrlich auflodernden Flammen hatten seinen Schönheitssinn wieder erweckt und das Farbenleuchten übertrug er auf seine Bilder. Diese stiegen noch einmal im Werte und begannen neuerdings Geld ins Haus zu bringen. Aber er ging nicht mehr darauf ein. Zweimal war's ihm gelungen — ein drittesmal könnte es schief gehen. Meister Sani gibt alles aus, was er einnimmt, und erst in seinen alten Tagen, wenn sie überhaupt kommen, will er, seiner alten Passion fröhnend, wieder anfangen zu sammeln — auf öffentlichem Platze mit gezogenem Hute — kleine Münzen.

Ob es seine Verehrer zu einer solchen Münzensammlerei kommen lassen werden, weiß man noch nicht. Wahrscheinlich.

Das Horn Olifant.

Eine Künstlergeschichte von **Karl Bienenstein.**

Es ist eine über jeden Zweifel erhabene, aber von unseren Gelehrten gar nicht gewürdigte Tatsache, daß in der Zeit vor Michaeli die Schneider- und Schustergesellen auf dem flachen Lande sowohl wie auch in den gebirgigen Gegenden am fettesten sind. Der Grund dieser mit der Regelmäßigkeit eines Naturgesetzes auftretenden Erscheinung ist einerseits ein astronomischer und liegt in der Jahresbewegung der Sonne, andererseits ein sozialer und liegt in der Sparsamkeit der ehrsamen Herren Schneidermeister.

Die Sonne hat nämlich schon seit vielen, vielen Jahren die Gewohnheit, im Monate September zu einer Zeit aufzugehen, wo es nicht mehr recht dafür steht, die Lampe anzuzünden, da es ohnehin bald hell wird, und ebenso geht sie abends so spät unter, daß es sich nicht mehr lohnt, bis zur Feierstunde noch Licht zu machen. Die Herren Meister hegen die Ansicht, daß das bißchen Arbeit, welches während dieser Zeit der

und in seinem Atelier, das zwei Häuser weit von der Wohnung entfernt war, saß er selten und überhaupt nicht mehr, um schöne Bilder zu malen, sondern um Geld zu verdienen. Er verzichtete auch auf neue Kleider, weil die alten noch gut waren; er begnügte sich mit der einfachsten Kost, weil sie am gesündesten sei. Sein Gemeinsinn war pädagogisch geworden, er gab kein Almosen mehr, weil das die Bettelei züchte, er verleugnete dem Steueramt sein Einkommen, weil jeder ein dummer Kerl sei, der das nicht tut. Er sperrte sich gegen fällige Posten, die von ihm zu zahlen waren, weil es nobel ist, warten zu lassen. Und überhaupt, was nützt das liebe Geld, wenn man es wieder ausgeben soll!

Manchmal aber brach in ihm die Wut los gegen das Ungeheuer, das ihn zum elendsten Sklaven gemacht hatte. In solcher Verzweiflung nahm er sich vor, alles wieder zu verschenken; aber das Beest hatte sich so fest an seine Natur geklammert, mit widerhakigen Zähnen in sein Herz gebissen, daß er nicht einen Gulden losbrachte. Er konnte sich von dieser Qual nicht mehr befreien. Er ahnte, daß er daran zugrunde gehen würde, und doch saß er wieder bei seinen Kistchen und zählte und ordnete.

Eines Tages ging er auf den Gemüsemarkt, um einzukaufen. Denn er hatte sich entschlossen, die häuslichen Angelegenheiten persönlich zu besorgen. Man kann sich auf fremde Leute ja nicht verlassen. Erstens kaufen sie viel zu teuer ein, zweitens betrügen sie noch obendrein, drittens fordern sie alles mögliche und viertens hat man überhaupt nicht gern unverläßliche Leute im Hause. Er hatte seinen Handkorb schon ziemlich gefüllt, denn er pflegte gleich für die ganze Woche einzukaufen, und feilschte eben noch um zwei Kilo Erdäpfel, als mit ihren schmetternden Signalen einige Wägen der Feuerwehr vorbeirasselten. Erst fragte Meister Sani erschrocken, wo es denn wohl brennen könne? Nirgends aufsteigender Rauch. Die Stadt ist groß. So ging er ruhig nach Hause. Je näher er kam, je erregter war heute das Straßenleben, und als er um die letzte Ecke bog, sah er, wie aus den Fenstern seiner Wohnung Qualm und Flammen wirbelten und darüber gerade der Dachstuhl zusammenstürzte.

„Ist die Einrichtung gerettet?“ schrie er dem Feuerwehrhauptmanne zu.

„I was! Wie soll denn etwas gerettet sein, wenn alles steinfest versperrt ist. Aber die Nachbarswohnungen intakt.“

„Danke schön!“ antwortete Meister Sani. Ganz ruhig, fast mit Behagen sagte er es.

Nun war er wieder frei.

Er schaute den Flammen zu, die über seiner dachlos gewordenen Wohnung aufstiegen. Glühende Sterne und Vöglein flogen empor —

halbes Jahrhundert auf dem Rücken trug. Auch von einem zu geringen Maß an Körpergröße konnte sich die zärtliche Namensform nicht herleiten, denn ihr Besitzer stand in dieser Beziehung auf dem landesüblichen Durchschnitt; sondern sie wurde gewählt, weil in seinem ganzen Wesen etwas Zärtliches lag.

Micherl war sanft und mild wie in Milch gekochter Reis; es war in seinem Charakter etwas von holdgerundeter Weiblichkeit, aber absolut nichts von knorriger Männlichkeit. Und dieser sanfte Bachschuster-Micherl, er war der einzige Schustergeselle aller Zeiten und Länder, welcher sich auf die Lichtarbeit freute und dem infolgedessen das Lichtbratl nicht wie eine Henkersmahlzeit, sondern wie eine Ouvertüre seliger Zeiten erschien.

Es muß allerdings mit aufrichtiger Betrübnis gemeldet werden, daß auch Micherl den Montag nach dem „Lichtbratlsonntag" blau machte, und daß er an diesem Tage gewöhnlich schon nachmittags einen „Fetzen Rausch im Gesicht" hatte, mit welch volltönendem aber nicht gerade poetischem Ausdruck der Volksmund jenen sonderbaren Zustand bezeichnet, in den man gerät, wenn man sich mit ganzer Seele dem gemeinnützigen Werke der Alkoholvertilgung hingibt. Micherls Rausch, das muß hier festgestellt werden, war kein Verzweiflungsrausch, wie der seiner Genossen, sondern ein echter, rechter und nachhaltiger Freudenrausch.

Die Berechtigung zu diesem Freudenrausch lag in Micherls Kunstsinn. Er liebte nämlich Musik und Poesie. Erstere Kunst übte er selbst aus, indem er bei der Dorfkapelle mit vielem Gefühle die Klarinette und bei der Feuerwehr das schreckenerregende Horn blies; der Poesie aber huldigte er in der eifrigen Lektüre der alten deutschen Volksbücher, die für ihn ein Quell unerschöpflichen Genusses waren. Neben seinem Bette in der Gesellenkammer stand eine große, buntbemalte Truhe und in der lagen sorgsam zwischen Kleidern und Wäsche verpackt die Bücher: von der schönen Melusina, von den vier Heimonskindern, vom Herzog Ernst, vom Doktor Faust, von der edlen Pfalzgräfin Genoveva, aber auch die vom bayrischen Hiesl, vom Schinderhannes und von dem kühnen Räuber Rozsa Sandor.

Diese Bücher waren für den Bachschuster-Micherl ein Heiligtum, denn sie hatten seinen Ruhm als Erzähler in der ganzen Umgebung begründet. Zum Erzählen ist aber keine Zeit so gut geeignet, als die traulichen Winterabende, wenn draußen der Sturm um das Haus fährt und in der Schusterwerkstätte das Feuer im Ofen kracht und die Petroleumlampe, die an einem Draht von der Decke herabhängt, ein freundliches Licht verbreitet. Deshalb also liebte Micherl die Lichtarbeit aus dem tiefsten Grunde seines poetischen Herzens heraus, darum wurden seine Mienen, je näher es auf Michaeli zuging, in demselben

Dämmerung geliefert werden könnte, jedenfalls die Kosten für das Petroleum nicht decken würde. So ergibt sich denn für die wackeren Handwerksgesellen morgens und abends eine Zeit angenehmer Beschaulichkeit, die nicht nur das Herz mit süßem Wohlgefühle erfüllt, sondern auch wohltätig und fettbildend auf den Körper zurückwirkt. Ein „Seid umschlungen Millionen!"-Zug liegt zu dieser Zeit auf den unterschiedlichen Antlitzen der braven Gehilfen, ein schalkhafter Übermut macht sich bemerkbar, der sogar einmal einen Schneidergesellen zu der tollkühnen Tat veranlaßt haben soll, einen Drachen steigen zu lassen, sich rittlings auf das Querholz zu setzen, auf dem die Schnur aufgewickelt war, und so eine Luftpartie zu machen, die ihn drei Stunden von seinem Heimatsort fortführte.

Gegen Michaeli hin aber werden die heiter glänzenden Gesichter immer ernster und ernster und gewinnen schließlich, wenn der Tag des Erzengels erschien einst, den mitleiderweckenden Ausdruck tiefster Resignation. Blank geputzt hängt die Lampe über dem Arbeitstisch, und die Blicke, welche die traurigen Gesellen ab und zu zu ihr emporwerfen, sind eine laute Anklage gegen den Erfinder dieser Beleuchtungsvorrichtung.

Aber mit der ihnen angeborenen Schlauheit verstehen es die Herren Meister, ihre Gehilfen mit der drohenden Lichtarbeit zu versöhnen. An dem dem Michaelitage nächsten Sonntage mittags wird ein gewaltiges Stück Schweinsbraten, das den poetisch-symbolischen Titel „Lichtbratl" trägt, auf den Tisch gesetzt, um mit seinem rapiden Dahinschwinden die Vergänglichkeit alles Irdischen, also auch der schönen Zeiten zu versinnbildlichen. Der nächste Montag wird „blau" gemacht und durch reichliche Trankopfer festlich begangen. Am Dienstag aber brennt schon um sechs Uhr früh die Lampe über dem Arbeitstisch und Meister und Gesellen gehen mit tiefen Seufzern, die sehr häufig einem am Vortage redlich erworbenen Übelbefinden entspringen, an die Lichtarbeit.

Diese wahrheitsgetreue Schilderung mußte vorangeschickt werden, um die großartige Ausnahmsnatur jenes Mannes ins rechte Licht zu setzen, von dem die nachfolgenden Zeilen eine wundersame Geschichte erzählen sollen.

Dieser Mann war der in den verschiedenen Büchern wohllöblicher Staatsbehörden unter dem Namen Michael Timlinger eingetragene Gehilfe des Schustermeisters Eduard Freiberger. Da man aber diesen ehrenwerten Meister der Fußbekleidungskunst nach der Lage seines Hauses am Dorfbach als den Bachschuster bezeichnete, so wurde auch sein Gehilfe in ähnlicher Weise der „Bachschuster-Micherl" benannt.

Die Zärtlichkeitsform „Micherl" verdankte dieser aber nicht etwa einer grünen Jugend, denn er war nicht nur ledig und katholisch, sondern auch sehr stark großjährig, indem er drei Jahre mehr als ein

so gefangen wurden, daß sie ihre Hände untätig ruhen ließen. Aber der ehrwürdige Meister, der seitwärts auf der Tafel Leder zuschnitt, sagte dazu nichts. Es muß allerdings mit einiger Verachtung betont werden, daß dieses wohlwollende Stillschweigen nicht der Begeisterung für die Poesie entsprang, sondern nüchternen Erwägungen. Er wußte nämlich, daß die paar Minuten Untätigkeit reichlich aufgewogen würden, denn Micherl hielt mit seinen Geschichten die Zuhörer weit über die gewöhnliche Lichtarbeitszeit fest und lockte zu diesen Abenden viele Kundschaften ins Haus, denn wer zuhören wollte, mußte selbstverständlich auch beim Bachschuster arbeiten lassen.

Der Stolz Micherls war es, jedes Jahr seinem bisherigen Geschichtenrepertoire einige neue Stücke hinzuzufügen. Deshalb wanderte er nun schon seit Jahren am Lichtbratlsonntag nach der mittäglichen Tafel ins benachbarte Städtchen. Dort befand sich nämlich in einem abgelegenen Gäßchen ein braver Mann, der sich die schöne Lebensaufgabe gestellt hatte, seinen Mitmenschen alle möglichen Gebrauchs-, Kunst- und Luxusgegenstände abzunehmen. Obwohl er bei jedem seiner Einkäufe nach seinem eigenen Geständnis die bittersten Verluste erlitt, so brachte er es doch nicht über sein menschenfreundliches Herz, irgendeinen geldbedürftigen Zeitgenossen von seiner ausgetretenen Schwelle zu weisen.

Zu diesem vielgesuchten Manne lenkte also Micherl an jedem Lichtbratlsonntag seine Schritte. Der muffige Geruch, der das feuchte, von oben bis unten mit den merkwürdigsten Dingen vollgepfropfte Gemach erfüllte, war ihm lieber als sämtliche Wohlgerüche Indiens, denn er eignete auch den kostbaren Literaturwerken, die ihm der Trödler mit einer Miene vorlegte, welche sagte, daß er in der unendlichen Güte seines Herzens Micherl etwas vorlege, was eigentlich gar nicht mit Geld aufgewogen werden könne. Und Micherl nahm ein Buch nach dem andern zur Hand, schauernd in süßen Erwartungen und in weihevoller Stimmung, die jedesmal einem tödlichen Erschrecken wichen, wenn der Trödler den Preis nannte. Da dieser aber in rührender Sympathie für Micherl regelmäßig bedeutende Nachlässe gewährte, so kam doch immer ein Geschäft zustande und jubelnd trug Micherl seinen Schatz heim.

Dieser jährliche Bücherkauf trug nicht wenig dazu bei, daß für Micherl der Lichtbratlsonntag ein heißersehnter Tag wurde. Ganz besonders ward er es in dem Jahre, in dem diese schöne Geschichte spielt.

Dieses Jahr war nämlich insoferne von ungeheuerer Bedeutung für Micherl, als es ihn zur Überzeugung gebracht hatte, daß der Stand eines Junggesellen ein furchtbar beklagenswerter sei. Zu dieser Überzeugung war er allerdings nicht durch eigenes Nachdenken gekommen, sondern durch die unablässigen und liebevollen Bemühungen der ehr- und tugendsamen Jungfrau Anastasia Pumhösl.

Grade heller, als die der andern Gesellen düsterer wurden, deshalb trank er sich auch am Lichtbratlsonntag den obbemeldeten Freudenrausch an.

Nun kam er wieder zu Ehren, er, den man den ganzen Sommer über schnöderweise kaum angesehen, geschweige denn angehört hatte, nun hieß es abends wieder: „Geh, Micherl, erzähl a Gschicht!“

Auf diese Aufforderung, der sein Herz schon in wahrer Sehnsucht entgegengepocht hatte, pflegte er zwar immer zu sagen: „Mein Gott, was soll i denn erzähln? Was i weiß, hab i euch eh schon erzählt und was Neus weiß i nit.“

Wenn aber darauf die neuerliche Bitte kam: „Na, so erzählst halt das Alte. Is a schön und du kannst es soviel gut!“ — dann war der glückselige Moment da. Er setzte sich auf seinem Dreibein zurecht, zog sein blaues Sacktuch hervor, erklärte den Anwesenden, daß er dasselbe noch einmal gründlich gebrauchen müsse und ließ darauf dieser Erklärung die Tat mit solchem Hall und Schall folgen, daß ihn die Neulinge unter den versammelten Zuhörern ganz erstaunt ansahen, als könnten sie es nicht glauben, daß er der Erzeuger dieser schmetternden Posaunentöne sei.

War die reinigende Tat geschehen, dann faltete Micherl behutsam sein Sacktuch zusammen, ließ nochmals seinen Blick prüfend in die Runde schweifen, ob sich auch auf den Gesichtern die nötige Spannung ausdrücke, und dann began er: „Alsdann, daß i erzähl — aber das sag i euch gleich, dreinreden darf mir keiner was. Und fragen darf a keiner. Wanns was wissen wollts, dann hebts euch das auf, bis wann i fertig bin. Alsdan, daß i dazähl —“ Und jetzt begann er wirklich mit seiner Geschichte.

Micherl erzählte unstreitig gut. Die jahrelange Übung hatte ihm eine gewisse Routine gegeben. Er erzählte die Geschichten nicht genau so, wie er sie in den Büchern gelesen hatte, denn er kannte sein Publikum und wußte, wo er etwas dazuzugeben und wo er etwas wegzunehmen hatte. Er sprach langsam, mit Betonung und unterstrich die Gefühle, die er in den unterschiedlichen Busen seiner Zuhörer wecken wollte, durch die Art und Weise, wie er neben dem Erzählen seine Arbeit verrichtete. Ingrimmig hämmerte er auf die Stiefelsohlen los, wenn er gerade von dem bösen Golo erzählte, der die edle Pfalzgräfin Genoveva ins Elend stieß, mit unendlicher Melancholie zog er den Zwirn durchs Pech, wenn er schilderte, wie Raimund von Lusignan auszog, um die verlorene Melusine zu suchen, und blutdürstig bohrte er die Ahle in das Oberleder, wenn Rosza Sandor eben der Blume der Puszta den Dolch ins Herz stieß.

Diese durch Micherls Mienen und Gebärden reich illustrierte Erzählweise brachte es dahin, daß die Mitgesellen von der Erzählung oft

liebende Frau ihren Gatten entzückt. Sie tat sogar das Gegenteil, sie stellte sich von Micherls Erzählertalent so entzückt, daß sie damit sein Herz gewann.

An einem Sonntage, als sie, wie Micherl glaubte, ganz zufällig vor der Kirche zusammengetroffen waren, sagte Jungfer Anastasia im schmelzenden Tone seligster Erinnerung zu ihm: „Du, Micherl, is gut, daß i dich einmal allein treff. I muß dirs doch sagen, so was Schönes, wie du gestern erzählt hast, hab i mein Lebtag noch nie ghört."

Micherl grinste geschmeichelt über das ganze Gesicht und erwiderte, schamhaft abwehrend: „Ah, geh!"

„Meiner Seel und Gott", beteuerte sie, „i lüg nit. Das helle Wasser is mir aus die Augen geronnen, wie schön du die Gschicht von der Melusina erzählt hast, wie s von ihrem Mann, dem neugierigen Ding, Abschied nimmt. Na, wie du erzählen kannst —"

Eine Handbewegung, welche das unaussprechlich Schöne von Micherls Vortragsweise illustrierte, vollendete den Satz.

Micherl fühlte sich so geschmeichelt, daß er momentan nichts anderes zu tun wußte, als in den Taschen seines Rockes nach Tabak und Pfeife zu suchen und diese anzustopfen.

Und Jungfer Anastasia fuhr mit weiblicher Berechnung fort: „Schad is nur, daß die Zeit, wo du erzählst, so kurz is."

„Ja, weißt", entgegnete er nun belehrend, „alleweil kann man nit reden, man wird heiser dabei."

„So mein i s nit", erwiderte sie, „i mein, daß du nur im Winter erzählst. Schau, wie schön wärs erst im Sommer. Wenn man so vor der Haustür oder in einem kleinen Gartl beieinander sitzen tät und du tätst erzählen, das wär sicher noch viel schöner. Mein Gott, was gäbet i dafür, wann i das haben könnt."

Von dieser Stunde an war Micherl überzeugt, daß die Jungfrau Anastasia Pumhösl das kunstverständigste Frauenwesen sei, das berechtigten Anspruch auf seine Liebe und Verehrung erheben dürfe.

Diese beiden Gefühle zu beweisen, fand er sich denn auch, als die Lichtarbeit des letzten Winters vorüber war, erst dann und wann, dann aber immer öfter und endlich regelmäßig abends auf der Hausbank der Stasi ein und erzählte ihr seine Geschichten. Und da war es eines Abends geschehen. Er erzählte eben die Geschichte von dem bayrischen Hiesl, und wie er nun, um die Szene dramatisch zu beleben, den Arm erhob, sich mit rascher Wendung der Stasi zuwandte und rief: „Dein Blut will i sehen!" da sank sie ihm mit einem Schrei des Schreckens an die Brust, umklammerte seinen Hals und war im Innern sehr erbaut darüber, wie gut ihr dies gelungen war.

Diese besaß ein kleines Häuschen und gerade so viel Grundstücke, um zwei Ziegen standesgemäß erhalten zu können. Ihren eigenen Lebensunterhalt verdiente sie sich damit, daß sie für die Schönen des Dorfes und der Umgebung mit kunstgeübter Hand mehr oder weniger passende Kleidungsstücke herstellte. Jungfer Anastasia war von schlankem Wuchse. Ihr Körper zeigte, von vorn und rückwärts betrachtet, schöne glatte Flächen, in welche Schultern, Ellbogen, Kinn und Nase eine angenehme Abwechslung brachten, indem sie durch scharfe Winkel die Geradlinigkeit unterbrachen. Den Jahren nach stand sie in dem vertrauenerweckenden Alter der mittleren Vierzig und war daher in der günstigen Lage, auch abends ohne Gardedame ausgehen zu dürfen.

Diese Jungfer Anastasia Pumhösl hatte also ein Auge auf Micherl geworfen. Infolge des Umstandes, daß sich im Dorfe eine junge Schneiderin angesiedelt hatte, welche die lästige Gewohnheit besaß, alle Kleider passend zu verfertigen, war Jungfer Anastasia um einen Teil ihrer Kundschaft gekommen und hatte abends nichts zu tun. Da sie aber ihr sparsamer Sinn hinderte, zu dieser negativen Tätigkeit Licht zu brennen und den Ofen zu heizen, so begab sie sich dorthin, wo um diese Zeit Licht und Beheizung gratis zu finden waren, und das war beim Bachschuster. Da war ihr denn auch der Gedanke gekommen, daß es wenigstens für sie sehr nützlich und heilsam sein könnte, wenn Micherl ihr die Hand zum Lebensbunde reichen würde. Da könnten sie dann gemeinsam den Kampf ums Dasein aufnehmen: sie mit der Nadel, er mit Pfriemen, Ahle und anderen Gerätschaften. Mit der Erzählerei war Jungfer Anastasia allerdings nicht einverstanden. Es kam ihr schrecklich lächerlich vor, daß ein Mann Geschichten erzählt, die ja gar nicht wahr sein konnten und anderen Leuten nur Gelegenheit zu dummen Vergleichen geben mochten.

Einen solchen Vergleich hatte sie einmal auf dem Heimwege in der Dunkelheit erlauscht. Da hatte ein Bursche zu dem anderen gesagt: „Du, hast du heut die Schneider-Stasl angschaut, wie der Micherl von dem Rauberhauptmann Rosza Sandor erzählt hat, wie der das Madel umbringt? Die Augen sind ihr vor lauter Angst bis aufs Nasenspitzel herausghängt.“

„Na, die braucht sich doch nicht zu fürchten“, hatte der andere mit blödem Lachen erwidert. „Der könnt so was nit gschehn. Die is wie a Schildkrot, rundherum Bein.“

Seit sie das gehört hatte, war Jungfer Anastasia von tiefer Abneigung gegen die Erzählungskunst Micherls erfüllt und sie nahm sich vor, ihm dieselbe, falls er wirklich ihr Gemahl werden sollte, gleich von Anfang her abzugewöhnen. Doch das sagte sie ihm vorläufig nicht, das sollte eine der ehelichen Überraschungen werden, mit denen jede

Dieser Vergleich erschien dem Micherl ebensowenig zutreffend als schmeichelhaft und er wandte sich mit dem Ausdrucke stillschweigender Mißachtung von seinem Meister ab und der Arbeit zu. Der Meister aber ließ ihn nicht so leicht los. Er schilderte ihm die Leiden und Gefahren des Ehestandes in so grellen Farben, daß jeder Zuhörer die Überzeugung gewinnen mußte, es sei dem Heiraten gegenüber ein wahres Kinderspiel, hungrige Tiger zu dressieren oder in einem Käfig voll Klapperschlangen einen Schuhplattler zu tanzen. Und nicht mindere Phantasie bewies der Meister in der Schilderung der Jungfrau Anastasia Pumhösl. Er entkleidete sie sämtlicher Reize und Tugenden und entrollte ein Bild ihrer körperlichen und seelischen Eigenschaften, das einem Höllenbreughel alle Ehre gemacht hätte. Aber Micherl wappnete sich allem gegenüber mit kaltem Gleichmut und erinnerte sich an die edle Pfalzgräfin Genoveva, die auch als Ausbund aller Laster dargestellt worden war und doch das tugendhafteste Frauenzimmer gewesen war. Dem Meister war es halt unangenehm, ihn zu verlieren und das gab ihm alle die bösen und häßlichen Worte in den Mund. Bei dieser Anschauung verblieb der Micherl und wie oft er auch noch vom Meister in die Arbeit genommen wurde, er blieb seiner Braut treu.

So kam der Lichtbratlsonntag heran, der letzte, den Micherl im Stande eines Junggesellen erleben sollte. Schon ein paar Tage früher verkündete er seiner Braut, daß er an diesem Tage in die Stadt gehen werde, denn er habe dort mancherlei zu tun. Besonders aber müsse er sich umsehen, ob der Mann in dem abgelegenen Gäßchen nicht wieder ein schönes Buch habe. Darauf meinte die Stasi, daß dies vielleicht doch nicht so nötig wäre, denn der Micherl hätte doch schon genug Bücher und etwas Schöneres als in diesen stehe, könne er überhaupt nicht mehr finden.

Aber Micherl beharrte auf seinem Entschluß und sie mußte schweren Herzens weitere Einwände unterdrücken, um nicht vor der Zeit zu verraten, welche Bücherfeindin sie eigentlich sei.

Auch ein Paar goldene Ringe wollte der Micherl kaufen. Aber auch damit war sie nicht einverstanden, sondern holte aus einer bunten Pappschachtel ein Paar alte, zersprungene Goldringe hervor. Sie stammten von ihren Eltern, und Stasi meinte, wenn sie zusammengelötet und geputzt würden, täten sie dieselben Dienste wie neue. „Die Hauptsache bei einer Heirat is die Lieb, nit die Ehring“, schloß sie ihre Abhandlung.

Micherl nickte zustimmend und steckte stillbeglückt die Ringe in die Tasche, denn er berechnete heimlich, wieviel mehr er nun für den Einkauf von Büchern verwenden könne.

So wanderte er nun an dem Nachmittage des Lichtbratlsonntags seinen Weg über den bewaldeten Bergrücken dem Städtlein zu. Seelen-

Der Micherl war eine Weile sprachlos, ließ den Arm mit dem unsichtbaren Dolch sinken und verdrehte vor lauter Überraschung die Augen, als hätte ihn selbst der bayrische Hiesl am Kragen.

Im nächsten Augenblick aber fuhr die Stasi mit einem jähen Ruck auf und stieß entsetzt hervor: „Jessas, wann uns wer gesehen hat! Die Leut müßten rein glauben, wir sind Liebsleut."

Dem Micherl, der von der Wirkung seiner Erzählung hocherfreut war, schien eine solche Meinung augenblicklich gar nicht so schrecklich und deshalb erwiderte er: „Na, da liegt weiter a nix dran!"

„Ja, für dich", versetzte sie weinerlich, „aber für mich, ein alleinstehendes Madl, da is das ganz was anderes. Mein Gott! Die Derflinger Zilli, die steht eh alleweil beim Fenster, die hat uns ganz sicher gsehn. Morgen rennt sie sicher in alle Häuser und erzählt, daß wir heiraten."

„So soll sies halt erzählen", gab Micherl mit unerschütterlichem Gleichmut zurück.

„Ja, daß mich alles auslacht, wanns nicht wahr ist."

„Na, das könnt man ja wahr machen", fuhr es ihm unüberlegt heraus.

„Geh, tu mi nicht zum Narren halten. Du möchtst mich gewiß!"

„Warum denn nit?"

Sie sandte ihm einen Blick zu, neckisch und verliebt wie ein Backfisch, der zum erstenmale einen Leutnant sieht, und sagte: „Das sagst halt, weil du weißt, daß i a nettes Häusl und a Stückl Grund hab und daß i einmal von meiner Tant, wan sie stirbt, a etliche Hunderter krieg."

„Von dem Geld weiß i ja gar nix", beteuerte der Micherl, „und dein Häusl is ja recht schön, aber die Hauptsach is, daß wir zwei zusammenpassen, weil du a Leut bist, die was versteht."

So folgte Schmeichelei auf Schmeichelei und als über dem Walde der Mond aufging, beleuchtete er den in gehobener Stimmung nach Hause gehenden Micherl, der plötzlich, er wußte selbst nicht recht wie, hoffnungsvoller Bräutigam geworden war.

Als der Meister Bachschuster von der Verlobung seines Altgesellen hörte, fiel ihm vor Überraschung die Pfeife aus dem Munde. Eine geraume Weile starrte er den Micherl an, als müßte er überlegen, wer von ihnen beiden plötzlich irrsinnig geworden sei, dann aber schien diese Überlegung doch zu seinen Gunsten ausgefallen zu sein, denn er ging auf Micherl zu, rüttelte ihn an der Schulter und stellte die merkwürdige Frage: „Micherl, bist dus oder bist dus nit?"

„Warum?" klang die erstaunte Frage zurück.

„Ja, bist du denn narrisch worden? So ein alter Esel will noch heiraten?"

darüber, daß er solch ein Buch haben sollte, die Hände und sein Mund verzog sich zu einem stillvergnügten Grinsen, das die ganze Breite seines Gesichtes einnahm.

Der Trödler war ein gutherziger Mensch und nahm als solcher an der stillen Freude Micherls innigsten Anteil. Je freudiger dessen Augen glänzten, desto vergnügter blinzelten auch die seinen, und als jener endlich mit einem aus tiefster Brust hervorgeholten „Ah!“ das Buch zuklappte und fragte: „Und was soll's denn kosten?“ — da konnte er es nicht über das Herz bringen, bloß einen Gulden zu verlangen, wie er vorgehabt hatte, sondern er verlangte zwei, um in Micherl nicht den freudeverderbenden Gedanken aufkommen zu lassen, daß das Buch am Ende doch nicht viel wert sei. — Aber siehe da! da lagen auch schon zwei bare blanke Silbergulden auf dem Ladentisch, was den Trödler bewog, sich heimlich mit aufrichtiger Betrübnis einen Hornochsen zu nennen und die besten Vorsätze für künftige Geschäftsfälle zu fassen.

In stillem Triumphe, das Buch mit unendlicher Zärtlichkeit ans Herz drückend, verließ Micherl den Trödlerladen. Sonst hatte er immer in einem Gasthause ein paar Viertel Wein getrunken, um sich in gebührender Weise für den Heimweg zu stärken. Diesmal aber vergaß er dies ganz. Die Poesie feierte einen schönen Sieg über den Alkohol. Ach, das Buch! Das schöne Buch! Immer wieder nahm er es unter dem Arme hervor, schlug es auf, blätterte darinnen, klappte es wieder zu, streichelte liebevoll die Einbanddeckel und drückte es an die Brust. Vor seinen Augen stiegen rauschende Erzählererfolge auf, denn das mußten Geschichten sein, wie er noch keine erzählt hatte. Und endlich, er war eben im Walde angelangt, da konnte er es nicht mehr aushalten, er setzte sich auf einen Baumstrunk und begann die erste Geschichte zu lesen. Sie handelte von dem lobesamen Helden Roland. Micherl las von dem Kampf des jungen Helden mit dem furchtbaren Riesen im Ardennenwalde, von seinen Waffentaten als Paladin Karls des Großen, von dem Verrat des hinterlistigen Ganelun und Rolands bitterem Tod im Tale von Ronceval. Vor allem aber imponierten ihm das Schwert Durandarte und das Horn Olifant. Unwillkürlich griff er nach seinem Feuerwehrhorn und da auch dieses ein Rufer in der Not war, beschloß er, es von nun an ebenfalls Olifant zu nennen. Kopf und Herz voll von der wunderbaren Geschichte, wanderte Micherl weiter.

Halben Weges zwischen der Stadt und seinem Heimatdorfe stand auf einer Waldblöße ein Wirtshaus. Als Micherl desselben ansichtig wurde, erinnerte er sich, daß er von rechtswegen einen Durst haben müsse, und in der heimlichen Hoffnung, an der gastlichen Stätte Leute zu finden, denen er gleich die herrliche Geschichte vom Helden Roland erzählen könnte, kehrte er ein.

vergnügt dampfte er sein Pfeiflein und malte sich im Gedanken aus, wie er diesmal unter den Bücherschätzen seines Freundes in der engen Gasse wühlen werde. Eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß ihm heute etwas ganz Besonderes beschieden sein dürfte.

Zuerst ging er aber zum Mechaniker, bei dem er sein Feuerwehrhorn hatte. Es war nämlich bei der letzten Feuerwehrübung dadurch beschädigt worden, daß sich der Spritzenmeister den kleinen Scherz gemacht hatte, den vollen Wasserstrahl hineinzudirigieren, als es Micherl eben an den Mund gesetzt hatte, um das vom Hauptmann angegebene Signal zu blasen. Auf die vorwurfsvolle Vorstellung Micherls, daß so etwas doch keine „Hetz“ sei, erwiderte der Spritzenmeister sehr richtig, daß ein angehender Ehemann alles gewöhnen müsse. Nun war das Horn repariert, die Klappen funktionierten wieder und Micherl ging nun zum Goldschmied, um ihm die Umformung der Eheringe anzuvertrauen. Dieser aber erklärte, daß die beiden Ringe die Kohlen nicht wert seien, die er zum Löten brauche und offerierte neue. Aber Micherl war schon so weit erzogen, um nichts ohne Einwilligung seiner künftigen Eheliebsten zu tun und er nahm die Ringe wieder mit, um sich vorerst weitere Instruktionen einzuholen.

Jetzt aber kam die Hauptsache, der Gang zu dem Mann in dem engen Gäßchen, der die Bücher verkaufte.

Mit hochklopfendem Herzen trat Micherl in das dämmerige, verheißungsvoll nach Moder duftende Gewölbe. Der Trödler begrüßte ihn mit ungeheuchelter Freude und konnte auch auf die Frage Micherls, ob er auch heuer etwas Schönes habe, mit stolzer Genugtuung feststellen, daß diesmal etwas auf Lager sei, das alles übertreffe, was Micherl bisher noch gekauft habe. Er hatte das zwar noch jedes Jahr gesagt, aber heuer klang es überzeugender als je. Und da holte er auch schon aus einem alten wurmstichigen Glaskasten einen dicken Pappband hervor und überreichte ihn Micherl mit der Miene, mit der seinerzeit einem König der Reichsapfel überreicht wurde.

Mit der ihm eigenen Zärtlichkeit nahm Micherl das Buch, benetzte, wie es sich gehört, Daumen und Zeigefinger mit den Lippen und begann zu blättern. Je mehr Blätter er umwandte, desto mehr begannen seine Augen zu glänzen, desto gewinnender wurde der Ausdruck seines Gesichtes. Ja, das war etwas Großartiges! Das ganze Buch war voll von Riesen und Zwergen, von Drachen und Greifen, von gewaltigen Helden und minniglichen Jungfrauen. Und wieviel Geschichten es enthielt! Die erste hieß: „Held Roland“, die zweite „Der hörnerne Siegfried“, dann kam die Geschichte von der Nibelungen Ende, darauf der Zwergenkönig Laurin, Fortunatus mit dem Wunschsäcklein und so ging die Reihe weiter. Dem Micherl zitterten vor freudiger Erregung

stehen zu bleiben und eine Weile zu überlegen, ob er nicht wieder in die lichte und trockene Wirtsstube zurückkehren solle. Aber diese Überlegung war mit so heftigen Schwankungen seines sterblichen Menschen verbunden, daß er dadurch sofort auf andere Gedanken gebracht wurde, die er in die rhetorische Frage zusammenfaßte: „Ja, hab i denn einen Rausch?"

Die Antwort bestand in einem neuen Schwanken, das so heftig war, daß es den Micherl erst um seine eigene Längenachse drehte, dann seine Beine zu zwei gewaltigen Schritten veranlaßte, die ihn quer über die Straße brachten, wo er sich auf einen dort freilich nicht zu diesem Zwecke befindlichen Schotterhaufen setzte, allerdings ganz ohne Absicht, nur der Not gehorchend. Einen Augenblick saß er da und ließ den Fackelzug der beleuchteten Gasthausfenster an sich vorüberziehen. Dann aber rührte sich der moralische Mensch in ihm und erklärte: „Ah, das gibts nit, gehn muß's!"

Und auf diese Erklärung erhob sich der Micherl, um seine Straße weiterzuziehen. Er tat dies aber nicht in der Weise gewöhnlicher Menschen, sondern in einem seiner Künstlerschaft entsprechenden, jeder pedantischen Regelmäßigkeit abholden Zickzackkurse, der ihn abwechselnd von dem linken Straßenrande an den rechten führte.

Eben leuchtete ein Licht auf, als diese kunstvolle Gangart den Micherl so nahe an einen Schotterhaufen führte, daß er über dessen Fuß stolperte und hinfiel. Er empfand diesen Fall als ganz unzweckmäßig und seinem Fortkommen nicht dienlich und widmete ihm deshalb einen mehrsilbigen Fluch, der sehr gegen seine angeborene Sanftmut verstieß. Ja er wiederholte diesen Fluch sogar, als er nämlich gewahr wurde, mit welchen Schwierigkeiten ein Aufstehen auf stockfinsterer Straße verbunden ist.

Kaum aber waren diese Schwierigkeiten überwunden, als Micherl die furchtbare Entdeckung machte, daß er sein mit der Kraft der Verzweiflung an sich gedrücktes Buch verloren habe. Sofort bückte er sich nieder, um nach demselben zu suchen. Sein Körper aber, in der Meinung, er solle in die eben verlassene Stellung zurückkehren, machte eine rasche Bewegung nach vorne, wodurch die Füße auf den Schotterhaufen kamen, dessen Steine boshafterweise zu rollen begannen und im nächsten Augenblicke lag Micherl jenseits des Schotterhaufens im Straßengraben.

Diese neue Bosheit des Schicksals brachte ihn so in Aufregung, daß er zu seinem kräftigsten und längsten Fluche ansetzte. Aber schon nach den ersten Silben unterbrach er sich selbst durch ein klägliches „Auweh", denn er spürte in seinem linken Fuße einen sehr schmerzhaften Stich, der sich wiederholte, so oft Micherl den Versuch machte aufzustehen. Da ward er sich mit Grausen bewußt: sein Fuß war aus dem Gelenke.

„So, jetzt geht die Uhr recht!" murmelte er vor sich hin und fühlte dabei mit unsäglichem Mitleid gegen seine eigene Person, wie ihm die Tränen in die Augen stiegen. Ein paar große Zähren liefen über seine

Und seine Hoffnung trog ihn nicht. An einem Tische saßen einige bekannte Bauern, welche ihn mit all der Freude begrüßten, mit der man einen berühmten Künstler empfängt.

„Ah, der Micherl!“

„Ah, das is schön!“

„Jetzt is ’s recht, jetzt hör’n wir was Schönes!“

„Da geh her, trink Micherl!“

So viel Bauern waren, so viel Weingläser wurden ihm entgegengestreckt, und er mußte als höflicher Mann von jedem einen Schluck nehmen.

„Hast dir leicht wieder a Buch kauft?“ fragte einer der Bauern und wollte nach dem umfangreichen Kodex greifen. Aber Micherl zog ihn ängstlich an sich, um ihn vor der Berührung so profaner Hände zu schützen.

„Na hörst, bist du heikel!“ lachte der Bauer; „steht denn da gar so was Schönes drin?“

„Was Schönes?“ meinte Micherl mit mitleidiger Überlegenheit; „so was habts überhaupt noch nie ghört!“

Nun ließen ihm die Bauern keine Ruhe mehr und er mußte erzählen. Selbstverständlich erzählte er sofort die Geschichte von dem Helden Roland, die er durch eigene Phantasieprodukte kräftigst ausschmückte, indem er unter anderem erzählte, daß Roland, nachdem sein Horn durch sein unmenschliches Blasen zersprungen war, das Mundstück desselben nahm und so weit und so kräftig von sich schleuderte, daß es bis in das Meer flog und dort einen Walfisch erschlug.

Während des Erzählens trank Micherl zur nötigen Befruchtung seiner Phantasie zwei Viertel Wein und als er fertig wurde, kam eben das dritte.

Die Bauern waren von der merkwürdigen Geschichte sehr erbaut, bedauerten erst den Roland und stellten dann wirtschaftliche Betrachtungen darüber an, wie viel für ein Bauerngut so ein mehrpferdekräftiger Knecht a la Roland wert sein müßte.

Micherl war von der verblüffenden Wirkung seiner Erzählung in höchstem Grade befriedigt und erfüllte deshalb auch gern die Bitte, noch etwas zu erzählen. Er tat es um so lieber, als die Bauern Kunstsinn genug bewiesen, um zu erklären, den zum Erzählen nötigen Wein aus ihren Taschen zu bezahlen.

So erzählte er nun eine Geschichte nach der anderen, trank ein Viertel Wein nach dem andern, bis er den Schlucken bekam, der ihn in der Ausübung seiner Kunst auf die rücksichtsloseste Weise behinderte. Auch die Zunge schien mit ihren bisherigen Leistungen vollkommen zufrieden zu sein, denn sie versagte den Gehorsam, und das bestimmte Micherl, an die Heimkehr zu denken.

Als er auf die Straße trat, umfing ihn dichte Finsternis, aus der ein leiser Regen rieselte. Diese Naturerscheinungen veranlaßten Micherl,

Der hatte eben wieder sein Horn an den Mund gesetzt, ließ es aber entsetzt sinken, als er in die von mehreren Laternen beleuchteten fremden Gesichter sah.

„Was machen Sie da?“ herrschte ihn der Polizist an. „Haben Sie das Feuersignal gegeben?“

Micherl konnte nicht antworten. Krampfhaft umklammerte er sein treues Horn und jetzt zeigte ihm ein Laternenstrahl auch sein kostbares Buch und er riß es rasch an sich. Dann blickte er wieder auf die Männer, unfähig sich zu erklären, wie seine Dorffeuerwehr auf einmal zu einer ganz neuen Mannschaft komme.

Da aber rief plötzlich einer aus der Schar, die sich um ihn drängte: „Oje, das is ja der Bachschuster-Micherl von Krumpental. Ja, Micherl, was tust denn du da?“

Micherl aber schüttelte stumm den Kopf und ein paar große schwere Tränen rollten über seine Wangen, denn er hatte nun seinen Irrtum bezüglich der Ortschaft erkannt.

Doch der Polizist, jeder weicheren Regung des Herzens bar, kommandierte: „Stehen Sie auf und folgen Sie mir.“

Micherl versuchte als wohldressierter Staatsbürger, diesem Befehle nachzukommen, sank aber ächzend zurück, indem er unter Schlucken hervorstammelte: „Auweh! Kann nit, mein Fuß!“

Von zwei Feuerwehrmännern mehr getragen als gestützt, wurde Micherl unter weniger teilnehmenden als heiteren Gesprächen auf die Polizeistube gebracht und hier einem scharfen Verhör unterzogen. Dasselbe ergab wohl die subjektive aber nicht die objektive Berechtigung Micherls, an fremden Orten ohne Not und rechtmäßige Erlaubnis das Feuersignal zu blasen und er wurde zu einer Strafe von fünf Gulden verurteilt.

Hierauf wurde ein Doktor geholt. Dieser mußte, da der Fuß schon stark angeschwollen war, den Stiefel herunterschneiden, was Micherl als ein um so größeres Unglück empfand, als der Heilkünstler für diese Tätigkeit, sowie für seine nachfolgenden liebreichen Bemühungen, das beschädigte Gehwerk wieder in Ordnung zu bringen, vier Gulden verlangte. Und schließlich mußte er sich noch bequemen, einen Wagen aufzunehmen, der ihn zu den heimatlichen Penaten fuhr, wofür er die Summe von drei Gulden zu zahlen hatte.

Da lag nun Micherl in der Gesellenklause und mußte mit Abscheu anhören, wie die rohe Mitwelt in Gestalt seines Meisters und seiner Handwerksgenossen statt ihm den Trost des Mitleides zu spenden, die boshaftesten Witze machte und er sehnte sich in seines Herzens tiefstem Grunde nach einem milden lieben Worte, nach einer fühlenden Brust unter all diesen Larven. Ach, wenn doch sie kommen wollte, sie, Anastasia Pumhösl, die liebende Braut!

Wangen und mischten sich mit den Regentropfen, mit denen die stumme Natur ihr Mitgefühl kundgab.

Eine Zeitlang lag er so, dann sagte er sich ganz richtig: „Micherl, da kannst nit liegen bleiben.“

Aber was tun? Aufstehen konnte er nicht. In dieser Not fiel ihm sein Horn Olifant ein. Nach dem Lichte zu schließen, das er vor seinen Augen tanzen sah, mußte das Dorf ganz nahe sein und sein Hilferuf dort gehört werden. Und er setzte das Horn an und blies mit Macht einmal ums anderemal das Feuersignal.

Aber Micherl befand sich leider in einem jede Berechnung zuschanden machenden Irrtum. Das Licht, das er vor sich aus der schwarzen Finsternis schimmern sah, leuchtete nicht aus einem Hause seines Heimatsdorfes, sondern aus dem Mauthäuschen am Eingange der Stadt. Infolge der Schwankungen und Drehungen, die Micherl beim Verlassen des Wirtshauses durchgeführt hatte, hatte er die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen und nun hallten seine Hornrufe mit Macht durch die engen Gassen des Städtleins.

Dieses besaß unter mancherlei segensreichen Einrichtungen natürlich auch eine Feuerwehr. Und da jeder pflichtbewußte Feuerwehrmann auf den ersten Feuerruf, den er vernimmt, unverzüglich und ohne Rücksicht auf seine Mitbürger, die er über den Haufen rennt, sich zum Spritzenhause begibt, so stand auch in dem kleinen Städtchen in den nächsten Augenblicken die Spritze auf der Straße, umgeben von wehrhaften, hilfsbegierigen Männern. Auch die löbliche Polizei erschien atemlosen Laufes und mit ihr einige Buben, die den sorglichen Müttern entschlüpft waren, um dem aufregenden Schauspiele der Abfahrt der Feuerwehr beizuwohnen. Und einer dieser Buben stellte die kindlich-naive Frage: „Wo brennt's denn?“

Die Feuerwehrmänner erkannten, daß die Beantwortung dieser Frage sehr zweckdienlich sein könne und hielten nun Ausschau nach dem verdächtigen Rot. Aber selbst der Mann, der den Steigbaum erklettert hatte, sah nur tiefes Schwarz und konnte von einem Brande nichts entdecken.

Darüber entstand nun allgemeines Kopfschütteln, das um so heftiger wurde, als nun auch der Hornist der Feuerwehr erschien und sich erregt erkundigte, wer das Feuersignal gegeben habe. Aus dem drohenden Tone seiner Stimme ging hervor, daß er über die Ausübung der ihm allein zustehenden Amtshandlung durch einen Unbefugten im höchsten Grade erbost sei.

„Ja wer blast denn dann?“ ging nun die Frage von Mund zu Mund, als eben wieder mit aller Deutlichkeit das Feuersignal ertönte.

Man beschloß nun, dem Klange nachzugehen und so ward der hilflos im Straßengraben liegende Micherl gefunden.

Kreischend suchte die so schwer bedrohte Braut die Tür und eben, als sie dieselbe aufriß, um das Weite zu suchen, sauste ihr der Polster an den Kopf und riß mit dem Kopftuch zugleich die kunstvolle Perrücke mit, von deren Vorhandensein kein Mensch im Dorfe bisher eine Ahnnng gehabt hatte.

Diese Heldentat brachte dem Micherl seitens seines Meisters und seiner Mitgesellen, die sich von dem Lärme angelockt, vor der Türe versammelt hatten, lebhafte Ovationen ein, die aber sofort auf des Meisters Hund, den klugen Flockerl übertragen wurden, als dieser seiner Pflicht bewußt, den zur Erde gefallenen Haargegenstand apportierte, mit vergnüglichen Sprüngen das Haus verließ, um den kostbaren Toilettengegenstand draußen auf der Straße näher zu untersuchen.

Micherl aber, den inzwischen der kranke Fuß energisch auf die unziemliche Behandlung aufmerksam gemacht hatte, die ihm widerfahren war, humpelte zuerst in den Winkel, holte das so schwer beleidigte Buch und dann kroch er wieder ächzend und stöhnend ins Bett.

Sein Liebesfrühling hatte ein grausames Ende gefunden, aber innig drückte er das geliebte Buch an sich. Das Horn Olifant hatte ihn davor bewahrt, an der Seite der kunsthassenden Anastasia Pumhösl seinen idealen Lebenszwecken verloren zu gehen.

Ettal.

Ein Liebessang aus Altbayern von Sophie v. Khuenberg.

Dichters Einkehr.

Durch den Bergwald zog ich sinnend,
Sah talab im Dämmerlicht
Ettals alte Mauern schimmern
Wie ein steinernes Gedicht.

Um die Kuppel schwirrten Vögel,
Lautlos hing die Glocke drein,
Und wie Schatten sah ich's huschen
Im verwitterten Gestein.

Nieder stieg ich von der Höhe,
Öffnete beherzt das Tor,
Schweifte träumend durch die Gänge
Über Zellen, Saal und Chor.

Und vor mir auf leichten Füßen
Schwebten Sagen duftig klar,
Lächelnd grüßte die Madonna
Von dem prunkenden Altar.

Und in Stimmung ganz versunken,
Dacht' ich der entschlaf'nen Zeit,
Sah durch halbgeschloss'ne Augen
Ettals alte Herrlichkeit. — —

Ethiko, der greise Welfe [1]),
Stieg aus seiner tiefen Gruft,
Und der schönen Jutta Schleier
Flatterten in blauer Luft.

Dann erbrauste Urwaldrauschen,
Wild verödet lag das Tal [2]),
Bis nach vielen hundert Jahren
Es erblüht zum zweitenmal.

---

[1]a) Ethiko herrschte hier als Freier des Gaues und war den Karolingern verschwägert durch Jutta die schöne, kunstsinnige Welfentochter, welche Ludwig der Fromme sich zum Gemahl erkor.
(P. Firmin Lindners „Album Ettalense". Oberbayr. Archiv.)

[1]b) Nach Ethiko wurde das Tal auch Ethikos Tal, später Ettal genannt. (Monumenta Boica.)

[2]) Nach Ethikos Tod zerfiel und verwilderte alles wieder und wurde Urwald wie zuvor. (Ebenso.)

Und sie kam. Eine mitteilsame Seele hatte ihr erzählt, was Micherl zugestoßen sei, und das veranlaßte sie zu solcher Eile, daß ihr, wie der Bachschuster behauptete, die Knochen heiß gelaufen waren.

„Na, du machst schöne Geschichten", rief sie dem Bräutigam zu und pflanzte sich mit eingestemmten Armen vor seinem Bette auf. „A rechte Freud kann man an dir haben. Is das die Vorbereitung auf den heiligen Ehstand, daß du dich so ansaufst, daß du gar nimmer weißt, wohin du gehst und was du tust? Hm?"

Micherl war ganz zerknirscht und mit weinerlicher Stimme suchte er die erboste Braut zu beruhigen: „Aber schau, Stasi, i kann ja nix dafür, die Bauern haben mich um Geschichten sekiert und haben den Wein zahlt, und es is so stockfinster gwest —"

„Natürlich", fiel sie ihm mit höhnendem Ingrimm ins Wort, „erzählen hast wieder müssen! Weil die Leut gar so neugierig sein auf deine dummen Gschichten!"

Micherl riß bei diesen Worten Augen, Ohren und Mund auf. Hatte er recht gehört? Und war das seine auserwählte Braut, die kunstverständige Stasi? „Dumme Geschichten", hatte sie gesagt!

Noch größer aber wurde sein Erstaunen, als sie unbeirrt fortfuhr: „Jetzt siehst es wenigstens einmal, was bei deiner dummen Erzählerei herauskommt. Aber jetzt sag vor allem, was is 's mit die Ring?"

Mit zitternder Hand holte Micherl unter dem Kopfpolster das Schächtelchen hervor und sagte: „Der Goldschmied hats nit machen können."

„Warum nit?"

„Weil sie nix wert sind, hat er gsagt."

„So! Nix wert, die schönen Ring? Hast neue kauft?" Darauf konnte Micherl mit gutem Gewissen „nein" sagen.

Statt aber nun, wie er erwartet hatte, ob seiner Sparsamkeit belobt zu werden, brach die Braut los: „Und das traust dich so ruhig zu sagen? Die alten Ring laßt du nit herrichten und neue kaufst a nit? Meinst vielleicht, i heirat ohne Ring? Aber gelt, das Büchl da hast kauft, zu solche Lumpereien hast a Geld!" — Damit griff sie nach Micherls Schatz, der auf der Bettdecke lag, und das Buch drohend erhebend, rief sie: „Aber das sage ich dir, mir kommt so was nit ins Haus. Alle steck i dir in den Ofen!"

Und nun geschah etwas, was Micherls sanftes Poetengemüt mit der Mordlust eines bengalischen Königstigers erfüllte: Fräulein Anastasia Pumhösl warf das Buch mit der Geberde aufreizendster Geringschätzung in eine Ecke des kleinen Gemaches.

Das war für Micherl zuviel. Seines kranken Fußes und seiner mangelhaften Bekleidung ganz vergessend, sprang er auf und in Abwesenheit eines Schwertes seinen Kopfpolster zornglühend über dem Haupte schwingend, brüllte er: „Hinaus! auf der Stell, sonst — —"

Der Meister.

Herr Wulfing hieß der Meister, das war ein Rittersmann,
So finster, stolz und mächtig, als wie der schwarze Tann,
Es schaute seine Seele mit Adlersblicken aus,
Er hielt in strengen Züchten das ganze fromme Haus.

Und ihm zur Seite lebte ein schönes junges Weib,
Wie Frühlingsblumen blühte Frau Hiltgarts schlanker Leib.
Wenn er sie sah, die Holde, schwieg still sein tiefster Groll
Und seines Herzens Bronnen von Sehnsucht überquoll.

Ihr aber war's zum Leide, was er an Minne sann,
Sie konnte den nicht lieben, der sie zum Weib gewann.
Und vor dem Gnadenbilde sie oftmals hilflos stund
Und betete und seufzte aus tiefstem Herzensgrund:
O liebe Frau von Ettal, mein Leben wird mir schwer,
Und sendest du nicht Hilfe, so trag' ich's nimmermehr!

Frau Hiltgard.

Frau Hiltgard auf dem Erker stand
Mit goldnem Haar und weißer Hand.

Sah Schwalben über die Mauer fliegen,
Am Berghang weiden die wilden Ziegen.

Und dachte seufzend in ihrer Pein:
Viel lieber möcht' ich ein Vöglein sein,

Als meines Herren Ehegemahl
Am Spinnrad sitzend im hohen Saal.

Wohl ist er gütig und hält mich wert
Und schmückt mir mit Gaben des Hauses Herd,

Doch kann ich sein Wesen nicht ergründen,
Nicht forschen in seiner Seele Schlünden —

Oft blitzt aus den Augen ihm stiller Hohn,
Rauh klingt und hart seiner Stimme Ton.

Es schweigt meine Liebe, in Furcht gebannt,
Oh könnt' ich entfliegen in's weite Land! —

Und dann — Frau Hiltgard dacht' es nicht aus —
Doch lehnte sie weit zum Erker hinaus.

In der Mönche Reihen kam einer gegangen,
Dem blitzte der Frohmut von Mund und Wangen,

Der trug seine Kutte so leicht und frei,
Als wenn sie das Kleid eines Königs sei!

Und heller mit einmal leuchtet das Tal
Und traulicher wird ihr's im düsteren Saal.

Die Zweifel zerstieben, die Qual vergeht,
Weil Frühlingshauch durch den Erker weht.

Der Mönch.

Warum Benediktus zum Mönche ward,
Das wußt' er wohl selbst nicht zu sagen,
Er liebte die Freiheit, er liebte die Kunst
Und Becherklingen und Frauengunst
Und ritterlich Fechten und Jagen.

Doch hatte die Mutter sich einst gelobt,
Den Jüngsten dem Kloster zu weihen.
Da zog man ihm aus den samtnen Rock,
Da schnitt man vom Haupt ihm das braune Gelock —
Ach mög' ihr's der Himmel verzeihen.

Zu Anfang da tobt er in wildem Grimm,
Dann lernt' er gelassen sich fügen.
Nun aber glüht er von neuem Mut,
Nun wallt ihm in Sehnsucht sein junges Blut,
Er will nimmer beten und lügen!

Denn seit er Frau Hiltgarts Schönheit erschaut,
Sind wach seine schlafenden Sinne,
Er denkt nur an eines, das lockend winkt,
In tiefem Schatten die Pflicht versinkt
Und leuchtend hebt sich die Minne!

In der Kirche.

Nach der Abendmette, sinnend,
Das Brevier in lässigen Händen,
Sitzt im Chorstuhl Benediktus,
Aufwärts blickt er zu den kleinen
Rosigen Engeln, die vergnüglich
Thronen auf den goldnen Wolken.

Durch die gotisch bunten Fenster
Bricht der Sonne letzter Lichtstrahl,
Taucht in Purpur all den Zierrat,
Fahnen, Bilder, und umspielt auch
Lieblich hell dem jungen Mönche
Die verträumte schöne Stirne.

Kaiser Ludwig kam aus Welschland [1])
Mit dem Bild der lieben Frau,
Ritt auf seinem schweren Rappen
Durch die wildverwachs'ne Au.

Dreimal in dem Tannendickicht [2])
Schlug das Roß zur Erde hin —
„Hier soll deine Kirche stehen,
Süße Himmelskönigin!"

Also rief der Wittelsbacher,
Und zum Werke ward das Wort,
Balde ragten Burg und Münster
Friedensvoller Weisheit Hort.

Wohl auch tobte Kriegsgehader [3])
An die stillen Mauern an
Und die steile Straße flohen
Mönche, furchterfüllt, bergan.

Fromme Pilger und Vaganten
Zogen diesen Pfad vorbei
Und so mancher deutsche Sänger [4])
Pries die prangende Abtei.

Ach, mir ist, als wär' ich einer
Jener wanderfrohen Schar,
Ach, mir ist, als wär' ich selber
Solch ein singender Scholar!

Leise Geisterstimmen locken
Traulich mich durch's ganze Haus
Bis zum Turme, in ein Stüblein,
Und dort rast' ich sinnend aus.

Sieh! es ist ein Schreiberstüblein,
Bücher drin, der Tisch beklext,
Und mein eigen Hirn und Herze
Sind verzaubert und verhext.

Rasch, die Feder zugeschnitten,
Aufgerollt das Pergament —
Sei willkommen, fröhlich Schaffen,
Müßig Träumen bist zu End!

Hier aus diesen alten Mauern,
Die das Mondlicht fahl erhellt,
Soll mein junges Lied entflattern
Liebewerbend in die Welt!

Preislied.

Heil Ettal! Dir Kloster im Bayerland,
Erschaffen aus starrender Wildnis
Durch Kaiser Ludwigs gläubige Hand
Und der Jungfrau heiliges Bildnis.

Nicht nur den Mönchen bist du erbaut,
Den betenden, büchergelehrten,
Nein, auch den Rittern [5]), blond und ergraut,
Die im Kampfe siegreich sich wehrten.

Umsäumt von Alpen auf prangender Flur,
Beherbergst du Harnisch und Kutte,
Und friedlich beugt sich der frommen Tonsur
Der Helmbusch, der hochgemute.

Heil Ettal! dir zwiefach gesegnetem Stift,
Das tönende Psalmen durchdringen,
Indes dir zu Füßen, auf lachender Trift,
Die Schwerter zusammenklingen.

Halb Burg, halb Benediktinerabtei,
So strebst du empor nach dem Blauen —
Und unter den Fenstern der Klerisei
Lustwandeln die holdesten Frauen!

Die Stiftung.

Ein Meister [6]) ward erwählet
Aus der Ritter edlem Geschlecht,
Der mußte des Klosters walten,
Über Pfaffen und Laien schalten
Nach des Kaisers Willen und Recht.

Denn also im Stiftungsbriefe [7]),
Dem alten, geschrieben stund:

Die Mönche sollen streben,
Nach Gottes Wunsch zu leben
Und festen den frommen Bund.

Die Ritter sollen wahren
Ihr adlig Gut und Stand,
Die Frauen in Treue hüten
Der Ehe heilige Blüten
Mit demutreiner Hand.

---

[1]) Kaiser Ludwig der Bayer hat im Jahre 1330, von Italien heimgekehrt, Kloster Ettal gegründet „unserm Hern Got zu Lob und unser Frawen zu Ern". Die Sage erzählt, daß dem Kaiser in einer Kapelle zu Rom ein Mönch erschienen sei. Der zog aus seiner Kutte ein „weyß Marienbildt und gabs dem Kayser im von Got gesandt". Und er empfahl ihm, zu Ampfrang in Bayern, „seiner liebsten Muter Marien zu Gefallen", den Jüngern des heil. Benediktus ein Kloster zu bauen. (Hof- u. Staatsbibliothek, München.)

[2]) „und kamen zu eine große dannen, davuer des Kaysers pferdt zu dreymal niederfiel. Das war ein merklichs zeychen, daß dasselbs das Kloster gepaun solt werden." (Ebenso.)

[3]) Ettal hatte viele Drangsale zu erleiden unter räuberischen Eingriffen, den Scharen von Moritz von Sachsen und später den Schweden. (Oberbayr. Archiv.)

[4]) Der Sänger Balde 1640. (Georg Westermayer.)

[5]) Den 20 Mönchen nach Sankt Benediktus Regel waren auch 13 Ritter mit ihren Frauen beigegeben. (Stiftungsbrief Monumenta Boica.)

[6]) Ein Ritter stand der ganzen Gemeinde als Meister vor, auf daß er „des Chlosters pfleg' mit allen Sachen" . . . (Ebenso.)

[7]) „Die Munich sollen iren Orden, die Ritter und Frauen in Ehe recht und redlich halten" . . . (Ebenso.)

Die Flucht.

Heio! Du braver Pförtner,
Wie schläfst du tief und schwer,
So still sind alle Gänge,
Die Hofstatt öd' und leer.

Herr Wulfing trank zum Grunde
Den Becher voll mit Wein,
Fahl schaut durch blasse Wolken
Der bleiche Mondenschein.

Des Turmwarts Horn, es hanget
Gar friedlich ihm zur Seit',
Kein Laut, kein Blick durchzittert
Die stumme Einsamkeit.

„Herzlieb! Wie fließt die Kutte
Dir lieblich um den Leib —
Zum Mönch hat sich verwandelt
Mein bräutlich holdes Weib!"

„Wie kannst du scherzen, Liebster,
Mir pocht das Herz so laut —
Oh komm, wir müssen eilen,
Ehvor der Morgen graut."

„Wenn jene Firnen leuchten
Im ersten Frührotstrahl,
Wenn sie zur Messe läuten
Im Stift zum erstenmal,

Dann sind wir längst geborgen
Und keiner find't uns aus —
O komm, das Tor ist offen,
Hinaus, mein Lieb, hinaus!"

Heio! Du braver Pförtner,
Wie schläfst du tief und schwer —
Zwei Tauben sind ausgeflogen
Und kehren nimmermehr!

Die Entdeckung.

Wie Aufruhr gährt es zu Ettal heut',
Frau Hiltgard ist verschwunden,
Und nicht in Garten, Burg und Stift
Ward Benediktus gefunden.

Es schüttelt der Abt sein weises Haupt,
Die Brüder murren und schelten,
Die Ritter toben: das soll der Mönch
Mit seinem Blut uns entgelten!

Die Frauen lästern und lachen dazu
Mit neidisch verzogenem Munde,
Herr Wulfing nur steht fest wie ein Fels
In der wogenden brandenden Runde.

„Vergeßt ihr, daß ich der Meister bin,
Berufen, als Richter zu walten?
Mir liegt es ob, mit eiserner Faust,
Der Rechte von Ettal zu schalten!

Abtrünniger Mönche gibt es mehr —
Was zwingt ihr sie, heilig zu scheinen!
Ein treulos Weib ist nicht mein Weib,
Auf ewig muß ich's verneinen.

Und ist er kein Mönch mehr und ist sie mir fremd —
Was wollt ihr sie rächend verfluchen?!
Zerstreut euch, — betet und habet acht,
Auch euch kann der Teufel versuchen! . . ."

Herr Wulfing sprach's in gelassenem Ton,
Es fügten sich Mönche und Ritter,
Nur um der Frauen Lippen flog
Ein Lächeln, halb schalkhaft, halb bitter.

So manche sah nach dem Ehgemahl
Mit schamhaft leisem Erröten,
Und manche sprach: „Eh solches ich tät' —
Eh würd' ich verzweifelnd mich töten!"

Doch heimlich dachten sie allesamt:
Frau Hiltgard! wie bist du zu preisen, —
Wie mag er so wonnig durch Wald und Kluft
Die Wege der Liebe dir weisen!

Mannesleid.

Wulfing saß gebeugt im Söller
Als ein todgeweihter Mann.
Alles einsam, nur der Sturmwind
Fegte durch den schwarzen Tann.

Vor ihm glänzt der volle Becher,
Doch die Hand umfaßt ihn nicht —
Durch das hohe Bogenfenster
Blickt er starr ins Dämmerlicht.

Stolz! Wer hat dich überwunden,
Mutige Kraft! du bist dahin,
Wehmut nagt an meinem Herzen,
Ohnmacht foltert meinen Sinn!

Euch mag ich als Held erscheinen,
Glückverachtend, groß und frei —
Braucht mein Elend nicht zu wissen —
Glaubt nur, daß ich Sieger sei!

Wulfing saß gebeugt im Söller
Als ein todgeweihter Mann —
Alles einsam, nur der Sturmwind
Fegte durch den schwarzen Tann!

Licht und Freiheit sind Geschwister
Und so überkommt ihn wieder
Irdisch frohe Liebesstimmung.
In der Nische die Madonna
Scheint zu lächeln wie Frau Hiltgard
Lauschend an dem hohen Fenster.
Stumm, mit weichverklärten Blicken,
Lehnt im Chorstuhl Benediktus,
Faltet unbewußt die Hände,
Betet um das Eine, Große,
Das ihm unerfüllbar scheinet,
Töricht, sündhaft und vermessen —
Und an das er dennoch gläubig
Seine ganze Seele schmiedet. —

Wandelnd durch das Schiff der Kirche,
Wiegenden Prälatenschrittes,
Sieht der Abt ihn und befriedigt
Spricht der Weise zu sich selber:
Seltsam täuscht man sich im Menschen!
Er, der toll und widerstrebend
Eintrat in den heiligen Orden,
Ist der frömmste nun von allen!

Gartenszene.

In des Klostergartens Schatten
Stand der Bruder Küchenmeister,
Musterte im Teich die Fische,
Der Gemüse Saft und Frische
Für die sonntägliche Tafel.

Zu ihm trat Frau Hiltgard lächelnd,
Lobte seinen stillen Eifer,
Und indessen durch die Buchen
Flog ihr Aug' mit scheuem Suchen,
Denkt er mein, wo mag er weilen?

Ihm nur schlug die volle Seele,
Doch die klugen schönen Lippen
Plauderten von Wind und Regen,
Von der Ernte goldnem Segen
Und dem Einerlei der Hofstatt.

„Oft des Nachts flieht mich der Schlummer,
Wißt Ihr nicht ein stärkend Kräutlein
Mir zu nennen, Bruder Viktus?"
„Ei, nicht ich, doch Benediktus
Ist in solcher Kunst erfahren.

Trefft ihn dort im Ulmengange
An der Steinbank, wo die Zweige
Sich zum Dache willig beugen,
Ihn befragt, ich kanns bezeugen,
Ernst und redlich ist sein Wissen.

Kürzlich erst half er dem Türmer,
Giftig Blut fraß ihm am Herzen,
Ach, Ihr wißt's wohl! Und das Maidlein
Ritter Kurts, im weißen Pfeidlein
Lag es schon als tot gebettet — —

Doch er sagt', es sei nur scheintot,
Wusch es mit Lavendelwasser,
Gab zu trinken ihm Burgunder
Und zur Stund ist's frisch und munter!
Ja, der kann's, — geht nur und fragt ihn ..."

So der ahnungslose Alte. —
Hiltgard senkte stumm die Augen,
Und mit sanft erglühten Wangen,
Halb voll Scheu, halb voll Verlangen,
Ging sie des gewiesenen Pfades.

Minnewerben.

Er sah sie kommen im blauen [1]) Gewand
Mit züchtigen, zagenden Füßen,
Und als sie nun vor ihm im Grünen stand,
Mit dem Antlitz, dem holdseligsüßen,

Da glaubt' er zu träumen, und wahnbetört
Ausbreitet er weit die Arme:
„Dank dir, Madonna, daß du erhört
Mein Herz, das liebewarme.

Wie ist der Himmel so überblau,
Wie leuchtet und flutet die Sonne,
Nun mir genaht die schönste Frau
Zu reizender Augenwonne!"

Sie sah ihn voll seligem Schrecken an:
„Wie kommt Euch solches zu Sinne!
Ihr seid ein gottgeheiligter Mann,
Nicht frommt Euch weltliche Minne!

Ich bin ein Weib, unfrei, wie Ihr —
Was soll dies törichte Denken —
O wollet schweigen und gleich mir
In trautes Vergessen es senken."

„Was lügst du, Frau Hiltgard, mit rotem Mund,
Ich schaue dir tief in die Seele,
Ich weiß, was auf des Herzens Grund
An jauchzendem Glücke dir fehle.

Mich fesselt das Kloster und dich die Eh' —
Komm, lass' uns sprengen die Ketten
Und unser langgetragenes Weh
Zu seliger Ruhe betten!

Verkleide als Mönch dich, — hier, dies Gewand,
Es schützt dich vor bösem Erkennen,
Dann fliehen wir nachts in das bergige Land,
Um uns niemals wieder zu trennen!

Ich weiß eine Hütte am Felsenhang,
Von Klausern lange gemieden —
Dort wollen wir leben, ein Leben lang,
In tiefem, seligem Frieden!"

Die Ulmen wiegten die Häupter scheu,
Die Vöglein schwiegen beklommen,
Frau Hiltgard aber sprach ohne Reu':
„Ja, Liebster! Ich werde kommen!"

[1]) Die Frauen verpflichteten sich, nur blau gekleidet zu gehen ..."
(Stiftungsbrief Monumenta Boica.)

III.

So dunkel auch der Kreuzgang war,
So hell gedenk' ich der Stunde,
Da ich dich sah zum erstenmal,
Dich grüßte mit bebendem Munde.

Da faßte mich's an mit wilder Gewalt,
Halb Jammer, halb tolles Entzücken!
Laut rief es in mir: dies Weib nur kann
Das reizlose Leben mir schmücken!

Es rauscht die Zeit — die Sehnsucht stirbt
Und alle Sterne versinken,
O komm! und laß aus dem Becher des Glücks
Die schäumende Wonne uns trinken!

Hiltgard:

I.

In den schwarzen Abgrund deiner Augen
Stürzt' ich ohne Zaudern mich hinein.
Keinem sonst will meine Seele taugen,
Laß sie drum bei dir begraben sein!

In die wüste Wirrnis deiner Tage
Wollt ich leuchten wie der Mondenschein
Und auf deines Schicksals heiße Frage
Die erlösend süße Antwort sein!

II.

Schwellendes Hochgefühl
Seliger Liebe,
Tränen der Freude
Wein ich um dich!

Wonnigstes Weibtum
Ward mir erschlossen,
Zauber um Zauber
Flutet herein!

All mein Sinnen,
Hoffen und Werben,
Leben und Sterben,
Liebster, bist du!

Herdgeplauder.

Benediktus:

Weißt du den Tag noch, als zur Taufe man
Ein Kind uns brachte aus entferntem Weiler?
Es war an mir, die Weihe ihm zu geben,
Und eilig tat ich's, denn sein zartes Leben
Schien unter meinem Segen zu entfliehen.
Neugierig spähend mit den andern Frauen
Kamst, Hiltgard, du und legtest liebevoll
Die Rose, die an deinem Busen blühte,
Dem blassen Kinde auf die schmale Brust
Und sprachest leis' zur neckenden Gefährtin:
Wie bin ich froh, kein eignes zu besitzen,
Das ich der Fremde[1]) überlassen müßte,
Kaum, daß ich seiner herzlich froh geworden.
Dies Kind bleibt seiner Mutter doch zu eigen,
Und wenn es stirbt — ach, dann ist's doppelt selig.
„O könnt' ich doch gleich ihm so friedlich sterben!"
Unhörbar klangen diese letzten Worte
Dem Ohr der Frauen, — aber ich verstand sie!

Hiltgard:

Ich fühlt' es wohl an deinem stummen Blick,
Der von dem Kind zu mir herüberflog
Und haften blieb in meiner tiefsten Seele.
Mir war zu dieser Stund', als sei's beschlossen,
Daß wir gemeinsam unsern Jammer tragen.

Benediktus:

Mir aber war's, als ging mein Leid zu Ende,
Und recht behielt mein mutig hoffend Herz.
Bist du nicht mein? Ruht nicht dein schönes Haupt
Auf ewig nun an dieser breiten Brust,
Vergessend dieser Erde niedres Elend!
Rein ist der Liebe mächtiges Empfinden,
Wenn sie verwegen auch zu Boden schleudert
Der kalten Menschheit listige Gesetze,
Um ihres ewigen Rechtes treu zu wachen.

Hiltgard:

Und dennoch ist mir's oft, als hört ich klingen
Die Glocken Ettals drohend aus dem Tal,
Und leise Furcht will mir das Herz durchdringen,
Denk' ich an ihn, den zürnenden Gemahl!
Ihm ist die Pflicht der höchste Stern des Lebens
Und nie vergibt er, daß ich sein vergaß!

---

[1]) Die Kinder, welche auf der Hofstatt geboren wurden, durften nur drei Jahre bei ihren Eltern weilen, „nit länger", dann mußten sie auswärts in Pflege kommen. (Stiftungsbrief Monumenta Boica.)

Liebesfrieden.

Stumm wie der Alpenwelt verborgnes Blühen
Ist Minneglück nach überstandnem Leid,
Die Lippen schweigen, nur die Augen sprühen
Von hoffnungsheißer, trunkner Seligkeit.

Am Felsenabhang, mutig angeschmieget,
Hangt ihre Hütte wie ein Adlernest,
Ihr Stürme wütet, — was ihr auch besieget,
Dies kühne Heim der Liebesglut hält fest!

In alten Klosterbüchern steht geschrieben
Von Pflicht und Ehre manch ein guter Spruch,
Doch die ihn dachten, wußten nichts vom Lieben
Und Weibesschönheit traf ihr herber Fluch.

Was kümmert euch, ihr überseligen Leute,
Der andern Spott und grollender Verdruß!
Erjagt habt ihr das Glück als höchste Beute
Und euren Mut belohnet Kuß um Kuß!

Kein Späherblick kann diesen Wald durchdringen,
Kein Neidhart klettert solchen Fels hinan —
Entfalten mögt ihr frei der Liebe Schwingen,
Vor Gott und euren Herzen — Weib und Mann!

Lieder-Intermezzo.

Wenn Benediktus durchs Laubwerk schweift,
Das huschende Wild zu erjagen,
Dann keimt in seinen Gedanken hell
Ein fröhliches Singen und Sagen.

Und wenn Frau Hiltgard am Feuer sinnt,
Die summenden Flammen zu hüten,
So klingt ihr vom Munde ein voller Strauß
Von duftenden Liederblüten.

Und wenn sie die plaudernde Liebe vereint,
Zu dämmrig verschwiegener Stunde,
Dann tauschen sie Küsse und Lieder aus,
Dann jubelts von Munde zu Munde.

Benediktus:

I.

Schilt nicht, Herr Abt von Ettal,
Den Jünger ungetreu,
Verlang von mir nicht Buße,
Nicht Penitenz, noch Reu'.

Von deinen eignen Lippen
Hört' ich das Heilandswort:
„O liebet euch einander“ —
Nun sieh, das trieb uns fort!

Die Lieb' war so gewaltig,
Daß nichts sie niederzwang,
Nicht Pflicht und nicht Gelübde
Ihr Rauschen überdrang!

Schilt nicht, Herr Abt von Ettal,
Den Jünger ungetreu —
Verlang von mir nicht Buße,
Nicht Penitenz, noch Reu'!

II.

O Bruder, der einst hier hauste,
Sei tausendmal benedeit,
Du hast dich nicht gegeißelt
Und hast dich nicht kasteit.

Warst ein vergnügter Klausner,
Von Schelmengeist erfüllt,
Und hast nicht alles Welttum
Zerknittert und zerknüllt.

Als ich in diese Hütte
Mit der Herzliebsten trat,
Fand ich mit Bärenfellen
Geschmückt die Liegerstatt.

Mit Linnen und mit Silber
Gefüllt den eichnen Schrank
Und gar ein samtnes Kissen
Auf der verstaubten Bank.

Und auf dem Tisch, dem alten,
Stund noch ein Kännlein Wein,
Dabei des letzten Bratens
Vertrocknetes Gebein.

Und Speer und Kreuz selbander
Die hingen an der Wand,
Darunter eine Laute
An golddurchwebtem Band.

Und ach, im Felsenkeller,
Manch Fäßlein rund und schwer,
Vieltrauter Bruder Klausner,
Wir leeren's dir zur Ehr'!

Wo bist du hingeraten,
Liebwerter Bruder mein,
Zogst du nach Rom als Pilger,
Tratst du ins Kloster ein?

Gabst du der Welt dich wieder
Mit frohgeheiltem Sinn?
Trug dich der Schnee der Firnen
In Abgrundstiefen hin?!

Ach, niemand kann mir's sagen,
Doch wo du immer sei'st,
Gestorben oder lebend,
Ein Mensch noch oder Geist —

Sei mir bedankt, du Guter,
Für dieses traute Nest,
Darein wir selig feiern
Der Liebe schönstes Fest!

Mutterlieder.

I.

O trinke, trinke mein Büblein
An dieser vollen Brust,
Dich säugen und dich wiegen
Ist Götterlust!

O trinke, trinke mein Büblein,
Dann wirst du stark und groß,
Dir ist noch Welt und Himmel
Der Mutter Schoß!

II.

Vögelein singen
Leise und sacht,
Über den Wipfeln
Dämmert die Nacht.

Tiere des Waldes
Gehen zur Ruh',
Schlafe mein Kindchen
Endlich auch du.

Träumend von Engeln
Lächelst du mild,
Selbst eines Engels
Holdestes Bild.

III.

Der erste Schritt! o schöne Welt,
Nie hast du so Liebes getragen.
Das erste Wort! Frau Nachtigall,
Besiegt ist nun dein Schlagen.

Ein kleiner König zieht hier ein,
Ihr Vöglein grüßt ihn mit Schalle,
Almboden soll sein Teppich sein,
Der Hochwald seine Halle.

Die Krone wind' ich aus Almenrausch,
Sein Schwert ein grüner Stecken.
Nun flink, ihr Häslein, und flüchtet euch
Vor diesem grimmen Recken.

Er haut, wohin er treffen kann
Und kennt kein Schonen und Zagen,
Juchhei! das wird ein rechter Held,
Ein Siegfried oder Hagen!

Hat seines Vaters stolze Kraft
Und seiner Mutter Lachen —
Juchhei! das Glück, das der sich schafft,
Wird einst ihn selig machen!

Im Refektorium.

Zu Ettal, im Refektorium,
Da saßen dreißig und sieben,
Die waren bei altem Klosterwein
Bis in den dämmernden Morgen hinein
Erregt beisammen geblieben.

Herr Wulfing saß dem Abte zur Seit',
Mit finster gezogener Braue,
Noch thront auf der Stirn ihm der alte Mut,
Doch gallig fließt ihm zu Herzen das Blut,
Gedenkt er seiner Fraue —

„Was ist zu tun?" fragt ihn der Abt,
„Schon nah' sind die wilden Gesellen —
Geplündert ward des Waldvogts Gut,
Wie lang und sie färben mit rotem Blut
Des Klosters heilige Schwellen."

„So laßt uns rüsten noch heut zu Nacht,
Da gibt es nichts zu bedenken.
Vergönnt mir die langentbehrte Lust,
Mit listiger Kraft in des Feindes Brust
Den zitternden Stahl zu senken."

„Ihr sprecht als Kriegsmann, Herr Wulfing wert,
Doch muß ich die andern noch fragen —"
Da dröhnte der Saal von Stimmenklang,
„Uns alle treibt der gleiche Drang,
Hinaus, ohne Zaudern und Zagen."

„Wohlan, so geht noch in dieser Stund',
Euch Harnisch und Schwert zu bereiten,
Doch leeret zuvor noch den letzten Krug
Mit einem einzigen kräftigen Zug
Auf ein gottgesegnetes Streiten."

Da stießen sie an mit Kelch und Glas,
Das war ein Klirren und Klingen.
Und dachten alle an Kampf und Not,
An fröhlichen Sieg und stolzen Tod —
Gott geb' ein gutes Gelingen!

Der Kampf.

Sonne! niemals hast du heißer
Noch geschienen, niemals gruben
Deine scharfen Strahlendolche
Sich so tief in Menschenstirnen
Als wie heut' am Tag des Ausfalls.
Niemals in der Mönche Augen
Hat die Freude so gelodert
Wie zur Stund', da sie in Waffen
Sich als Männer froh empfinden.
Seit' an Seite Ettals Rittern,
Die zur Zeit, als noch im Weltdienst
Ihre Lanzen trotzig brachen,
Manchen Krieg und manch Gemetzel
Froh durchkämpft, so geht's gewappnet
Nun hinaus aus Tor und Mauern.

Benediktus:

Denk' nicht an ihn, die Glocken, die du hörtest,
Sie haben ernsten, aber milden Klang,
Laß nicht die Sorge ihren Einzug halten
In dieses Reich der Liebe und des Glücks. —
Laß sie nur sagen, daß wir strafbar sind!
Viel süßer ist es, solche Schuld zu tragen,
Als schuld- und glücklos durch das Leben wandeln,
Nichts sein, als einer unter tausend andern,
Stumm seine Pflicht tun und darob verzweifeln.
Sag', ist's nicht menschenwürdiger, nicht schöner,
Als Mensch sich fühlen, alles abzustreifen,
Was hindernd dieses höchste Glück verdüstert?
Bin ich nicht besser jetzt als Hiltgarts Gatte,
Denn einst als Mönch, unwillig Schwüre haltend?
Bist du nicht jetzt ein zärtlich weiches Weib
Und warst vordem so spröd und kalt verdrossen —
Mir warst du zubestimmt, als Gott uns schuf,
Des Zufalls Tücke riß uns voneinander,
Und unsere Herzen haben nun erobert
Die Wonnen, die versagt uns bleiben sollten!
Komm', schmiege deines Haares goldne Wellen
Mir um das Haupt, — so will ich selig steuern,
Ein froher Fährmann, durch das Meer der Liebe!

Hiltgard:

Ja, sprich zu mir in diesen süßen Tönen,
Dann sterben alle Zweifel mir im Busen
Und lächelnd find' ich mich zur Wahrheit wieder.

Sommernacht.

Küsse! Küsse! immer wieder,
Traumhaft wirres Liebesflüstern,
Staunend seh'n die Sterne nieder
Und die Blumen lauschen lüstern.

Sag' mir, gibt's ein Leid auf Erden?
Nein, es lügen Schmerz und Tod.
Alles Welken ist ein Werden
Und aus Nacht bricht Morgenrot!

Freihold.

In der alten Klausnerhütte
Welch ein neuer, süßer Ton —
Ach! ein Kindlein ward geboren,
Freier Liebe holder Sohn!

Stolzes Jauchzen, selig Weinen
Grüßen das ersehnte Pfand
Und mit frischem Bergquellwasser
Tauft ihn seines Vaters Hand.

Freihold! will ich, Knab', dich heißen,
Holder Liebe freier Sohn —
Aus des Tales Tiefe grüßen
Glocken dich mit heiligem Ton.

Ach, es sind die gleichen Klänge,
Die der Eltern Schuld getönt,
Aber deine Kindesunschuld
Hat den Himmel ausgesöhnt.

Vaterstolz und Muttertränen
Reinigen von sündiger Glut —
Blühe, teurer Liebeserbe,
Segen deinem Geist und Blut!

Heiliges Glück.

O Glück, nun zeuch' nicht weiter,
Nun rast' hier ewig aus,
Geheiligt hast du die Herzen,
Gesegnet hast du das Haus.

Die Minne, die heiß gefrevelt,
Nun ward sie zum frommen Bund,
Es schuf ihr wonnige Weihe
Ein lachender Kindermund!

Nun mögt ihr fliehen, ihr Jahre,
Nicht lang wird uns die Zeit
Und kämen Tod und Teufel,
Sie fänden uns gefeit!

Herr Wulfing.

Blutend in des Waldes Schatten
Lag Herr Wulfing, stumpfen Gleichmut
Im verbitterten Gemüte.
„Warum kann ich denn nicht sterben,
Ich, dem längst zum Ekel wurde
Lieb' und Leben!? Manchen armen
Teufel, der sich glücklich wähnte,
Der gebaut auf Weibesliebe,
Kinder herzte oder forschend
Sich betrog im Gift der Weisheit —
Hat der Tod schon heimgeleitet
Und nur mich vergaß der Unhold!
Dankbar pries ich jenen Schurken,
Der mir seine stumpfe Lanze
In den Leib stieß, und ich schleppte
Heimlich mich aus dem Getümmel,
Um allhier, verschont von Mitleid,
Ungequält von aller Pflege
Den ersehnten Schlaf zu finden.
Und ich warte, warte, warte
Hier, in einsam großer Wildnis,
Wo kein Menschenfuß durch Dornen
Und durch Steingeröll sich herwagt,
Harr' ich dein, du letzter Tröster!
Und du kommst nicht! Höll' und Teufel,
Scheut' ich nicht mein christlich Denken,
Wüßt' ich selbst mir Ruh' zu schaffen
Von der Pein, die mich nicht losläßt!
Sterben will ich — sterben, sterben! . . ."

Aufwärts rief er's zu den Tannen,
Aber niemand gab ihm Antwort.
Nur die Meisen und die Drosseln
Sangen fröhlich, liebegirrend
Flatternd um verborg'ne Nester.
Nieder auf die moosbewachs'nen
Wurzeln einer Riesenfichte
Fiel sein Haupt, sein bärtig dunkles.
Milder ward er im erzwung'nen
Ausruh'n seiner müden Glieder,
Sanft, mit ausgeklärten Sinnen,
Die in Schwäche matt sich lösten,
Schaut er auf den Groll hernieder,
Der ihn eben noch erfüllte
Hadernd die erkrankte Seele.
Nach dem Tode, den er sehnend
Anfleht mit erlosch'nem Mute,
Überfällt ihn tiefe Sehnsucht,
Nach der einen, die sein Leben
Hold geschmückt und ihn verraten.
Schlummernd halb und halb doch wachend
Flüstert leis' sein Mund die Worte:
„Einmal noch möcht' ich erschauen,
Süße Frau, dein Angesicht,
Nun mich lockt des Todes Grauen,
Kann ich lebend zürnen nicht.
Leuchtet mir, ihr blauen Sterne,
Einmal noch durch letzte Nacht
Und vergeben will ich gerne,
Was ihr Leides mir gebracht!"

Dämm'rung wandelt durchs Gehölze
Mit den weißen, feinen Schleiern —
Nur ein leises, gold'nes Leuchten
Des versunk'nen Sommertages
Flimmert noch um Bäume, Büsche.
Drosselsang aus hohen Wipfeln
Klingt hernieder und es schlagen
Blauende Gentianenglocken
Leise wiegend aneinander.
Von Herrn Wulfings braunem Koller
Tropft das Blut — — wie rote Tränen,
Die in ungestillter Sehnsucht
Lautlos weint die müde Seele . . .

Bergphantom.

Leise knistert's in den Zweigen,
Leise raschelt es im Moosgrund.
Ist's ein Reh, ist's eine Schlange,
Sind es nur die matten Seufzer,
Die aus Wulfings Munde dringen
Und in stiller Luft verzittern?
Nein, es ist ein Menschenbildnis,
Halb gehüllt in weiche Felle,
Wallend Blondhaar um die Stirne,
Leuchtend drunter blaue Augen.

Lächelnd neigt es sich hernieder,
Blickt verwundert auf den Ritter,
Schwert und Lanze ihm zur Seite.
Tastet dann mit schlanken Fingern
Nach des sonderbaren Schläfers
Stirn und Wangen — sieh, da öffnen
Sich die kaum geschloss'nen Augen,
Blicken staunend in das schöne,
Lieblich junge Menschenantlitz
Und die wortlos bleichen Lippen
Fragen stumm: „Bist du es, Hiltgard?"
Jählings dann die Sprache findend,
Ringt sich's wie ein Aufschrei jubelnd
Aus der Brust ihm: „Kommst du endlich,
Endlich wieder? Rief mein Herz dich
Aus der unbekannten Ferne,
Bringst du Trost mir, Glück und Sühne?
Aber nein, dein Haar war länger,
Blau dein Kleid, ein gold'ner Gürtel
Bändigte die weichen Falten
Und die Brust, die atmend volle,
War verhüllt von blauen Schleiern —
Sprich! Ist's Traum, ist's ein Phantom nur,
Das die Fieberglut mir vortäuscht,
Oder bin ich schon gestorben
Und du kommst, als Engelsbote
Schattenhaft, mit süßem Lächeln,
Aufzuschließen mir des Himmels
Gold'ne Tore?!" . . . Banges Leuchten
Glänzt in Wulfings dunklen Augen
Und den Arm, den eisenschweren,
Hebt er prüfend . . . Horch! da klingt ihm
Glockenhell und rein und lieblich
Eine junge Knabenstimme.

Diesem tollen Mordgesindel
Die verrückten Schädel spalten,
Schien ein Fastnachtsspiel den Rittern,
Nur die Mönche, kampfentfremdet,
Ganz erfüllt von heiligem Eifer,
Glühten heiß in wilder Inbrunst. —

Von des Turmwarts Fensterlucke
Sah der Abt auf das Gemenge
Mit noch zweien, die das Alter
Und ein lahmer Fuß zurückhielt.
Auch die Frauen kamen schleichend
Aus der Hofstatt Kemenaten,
Wollten lugen an der Pforte,
Halb bewegt von Furcht und Neugier.
Denn einförmig war das Leben,
Das sie führten, und willkommen
Ihrem eingelullten Fürwitz
Jeder Wechsel — wär' der Preis auch
Ihrer Gatten Blut und Leben.
Und sie schauten all' mit Schrecken
Auf ein wildes Handgemenge.
Unauflöslich schob und drängte
Sich ein bunter Menschenknäuel
Auf den grünen Klosterwiesen.
Aufgestachelt durch der Meute
Frechen Trotz, der in des Klosters
Reichen Schätzen wühlen wollte
Und mit räuberischen Händen
Langte nach verbot'nen Gütern,
Schwillt der Mut von Ettals Mannen,
Bricht der Horde feste Reihen,
Tauft mit Blut die trotzigen Häupter,
Drängt zurück sie über Felder,
Hecken, Wiesen, nach dem Walde,
Wo in den verwachs'nen Büschen,
In dem schwarzen Tannendunkel
Ringend Kraft an Kraft sich wendet
Und, zum Einzelkampf zersplitternd,
Letzter Mut die letzte Schwäche
Siegreich bändigt . . .

Achtmal neuert sich die Stunde,
Dämmernd schleichen Abendschatten
Um die Toten und geleiten
Still nach Hause, die Lebend'gen.
Hoch von Ettals höchster Zinne
Flattert froh ein Siegesfähnlein,
Dankgebete spricht die Mönchschar
Und von weichen Frauenarmen
Heimgeleitet, zieh'n die Ritter
Ein in ihrer Hofstatt Frieden.
Manch Verwundeter ward sorglich
Aufgelesen von dem Kampfplatz
Und gepflegt, gelabt aufs beste,
Manch ein Toter ward bestattet
In dem stillen Klosterkirchhof,
Und in feierlichem Rundgang
Trug man „uns'rer lieben Frauen
Schönes Bildnis“ [1]) durch die Kirche,
Drin versammelt war ganz Ettal,
Alle Mönche, alle Ritter,
Alle Frauen, Knechte Mägde
Und der Weiler ganze Sippschaft.

Einer nur kam niemals wieder,
Lebend nicht, noch wund, noch tot.
Wie man auch ihn rief und suchte,
Boten sandte durch die Täler,
Ringsum forschte, ob man etwa
Kunde hätte von dem Tapfern,
Niemand fand ihn, niemand wußte
Auszusagen, wo er weile,
Und verschollen blieb Herr Wulfing. —

Trauernd dachte sein ganz Ettal
Und der Abt, der Nimmermüde,
Sandte jeden Tag von neuem
Neue Boten — doch vergebens.
Einer von des Klosters Knechten
Hatt' ihn fechten noch gesehen
Kurz vor'm Ende und er wußte
Zu erzählen, daß ein wüster
Raubgesell Herrn Wulfing faßte
Und zu Boden warf, doch ehe
Er, der Knecht, ihm hilfebringend
Nahen konnte, war verschwunden
Beider Spur und auf der Wiese,
Der zertret'nen. lag ein Fetzen
Von Herrn Wulfings grauem Wamse. —

Ratlos hörten sie die Kunde
Und sie überlegten oftmals
Still bei sich, was widerfahren
Wohl dem Meister . . .
Und die Frauen, die so gerne
Märchen spinnen, saßen flüsternd
In den trauten Kemenaten
Und erzählten von Herrn Wulfing,
Der nun ziehe durch die Wälder,
Mit dem Schwert in starken Händen,
Bis er wiederfänd' Frau Hiltgard
Und in ihrem heißen Blute
Wild ertränkte seine Unrast. —
Ihn, den Mönch, auch mag er töten
Und dann hingeschmiegt zu Hiltgarts
Füßen knien und in Reue
Sterbend enden . . .

All die Hände mit der Spindel
Ruhten träumend und die Augen
Blitzten leuchtend vor Behagen
An dem selbstgeschaff'nen Gruseln.
Leis', von Mund zu Munde fliegend,
Ward zur Glut das dunkle Märchen
Und sie strömte sengend nieder
In die leichtbetörten Herzen.

[1]) Eine sitzende Madonna von südlicher Anmut, mit dem liebreizenden, stehenden Jesuskinde auf den Knien. Dies Kunstwerk stammt aus der Bildhauerschule des Nicolo Pisano. Millionen Menschen wallfahrten seit vielen hundert Jahren nach Ettal zum Gnadenbild und die ganze Gegend steht noch heute im Zeichen und Bann der Madonna von Ettal. (Oberbair. Archiv.)

Herrn Wulfing dringt es zu Herzen mild,
Wie Blumengedüfte im Maien —
„Was betest du, Kind?"
„Der liebe Gott
Mög' allen Sündern verzeihen
Und möge uns schützen vor Not und Leid,
Versöhnen das Herz der Feinde —
Als meine Mutter mich dies gelehrt,
Da sah ich's genau — sie weinte!"
„Sie weinte!" Herrn Wulfing faßt es voll
Wie wirbelnde Meereswogen
Und aller Haß und aller Groll
Ward schmeichelnd hinabgezogen.
Es stieg das Mitleid siegreich empor
Aus aller Empfindung Fluten —
„Nun magst du verstummen, du unnütz Herz,
Nun, Leben, magst du verbluten!
Empfangen hab' ich aus Kindesmund
Der Sühne liebliche Worte —
Dank dir, o Himmel, nun tu mir auf
Zum Willkomm die ewige Pforte!
Komm, Knabe, und laß auf die reine Stirn
Einen Kuß des Segens mich pressen
Und sag' deiner Mutter, Herr Wulfing hab'
Auf allen Groll vergessen.
Und horch — damit keiner raten mag,
Wohin mein Fuß mich getragen,
Begrabt mich allhier im grünen Tann,
Wenn mein Herze aufhört zu schlagen.
Und was ich an Waffen und Golde trag',
Dir, Freihold, sei es zu eigen —
Nun geh', mein Kind, es sinkt der Tag,
Die schläf'rigen Vögel schweigen.
Und wenn mich dein Vater bestattet hat
Und ich einsam hier schlafe und raste,
Dann komm und bringe die Beeren mit
Und lad' deine Mutter zu Gaste.
Dann lasset euch nieder auf Wulfings Gruft
Und schmückt es lieblich mit Blüten —
Hörst du nicht, Freihold – man ruft, man ruft –
Der Himmel mög dich behüten!"
. . . .
Wulfings Haupt sank schwer hernieder
Auf das Waldmoos. Fieberschwäche
Schloß ihm jäh die heißen Augen
Und in matten Schlägen pochte
Ihm das Herz —
Hiltgard! klang's noch einmal zitternd
Ihm vom Munde, dann verhüllten
Nebelschleier sein Bewußtsein
Und mit weichem Schritt gegangen
Kam der Tod und löste liebreich
Mit den mitleidsvollen Händen
Seines Daseins schwere Kette. — —
Und vorbei an diesem Schatten,
Der ihm unbewußt die junge
Seele füllte mit Entsetzen,
Floh klein Freihold; floh bergaufwärts
Durch Gestrüpp und Felsenpfade,
Lauschend bang dem Ruf der Mutter,
Der in Pausen an sein Ohr drang,
Und den Augenblick ersehnend,
Wo er atemlos und glühend
Sich in ihre Arme stürzen
Und sein Herz befreien würde
Von der Fülle des Erlebten!

Daheim.

Der Vater nahm die Fackel,
Den Spaten ernst zur Hand
Und schritt hinaus — im Dunkel
Lag schon das weite Land.

Wohl konnt' er nicht bereuen
Das Glück, das er erwarb,
Doch dacht er deſſ' in Treuen,
Der dort in Schmerzen starb.

Die Mutter kniete nieder
Und sprach ein heiß Gebet.
„Herr, lass' ihn ruh'n in Frieden!"
Die schöne Lippe fleht.

„Vergessen und vergeben
Hat mir sein hoher Sinn —
Dir dank ich's all mein Leben
O Himmelskönigin!"

Klein Freiholds blaue Augen
Sie strahlen groß und weit —
„Mein sind nun seine Waffen,
Sein Helm, sein Schwert, sein Kleid!

Ach, Mutter, hilf mir wachsen,
Dann zieh' ich aus, wie er,
Ein Ritter will ich werden
Mit Harnisch und mit Speer.

Will hier im Wald nicht bleiben,
Zieh' in die weite Welt,
Ach Mutter, hilf mir wachsen,
Klein Freihold wird ein Held!"

Frau Hiltgard schlingt die Arme
Um ihren Knaben fest,
Auf seine stolzen Lippen
Den roten Mund sie preßt.

„Ja, werd' ein Held, mein Liebling,
Besieg' des Lebens Leid —
Das Glück mög' dich umleuchten
In hehrster Herrlichkeit!"

„Ei, ich bin Freihold, kennst du mich nicht?
Die Rehlein kennen mich alle
Und eines, das hab' ich gar zu lieb
Und herz' es daheim im Stalle.
Ich fürcht' mich auch nicht vor Wolf und Bär,
Mein Vater lehrt mich das Jagen,
Er sagt, ein richtiger Jägersmann
Kann selbst den Teufel erschlagen!
Ach, armer Mann, du bist wohl krank,
Ich will dich zur Mutter leiten,
Die weiß einen wundersüßen Trank
Aus Beeren dir zu bereiten.
Denn meine Mutter ist gar zu gut
Und schön, wie die Waldesfeen,
Der kann gewiß nicht traurig sein,
Der ihr ins Aug' gesehen!
Komm, halte dich fest an meiner Hand,
Wie stark ich bin, sollst du spüren.
Ich will dich über die steinige Wand
Gar sicher nach Hause führen."

Herr Wulfing starrte den Knaben an
Mit angstvoll gesammeltem Mute.
„Wes Kind du bist, das sag' mir an —
Von welchem Stamme und Blute?"

„Ei, meinen Eltern gehör' ich zu,
Im Hochwald wohnen wir droben,
So schön, so nah' beim lieben Gott,
Du wirst meine Heimat loben!"

„Dein Vater?"
„Ist gar ein froher Mann,
Möcht' nicht mit Königen tauschen —
Und Heldenmärchen erzählt er mir
Dann sitzen wir still und lauschen!"

„Wie?! Wer denn noch sonst als du?"

„Mein Mütterlein! Habt Ihr's vergessen?
Wie manchmal bin ich zur Winterszeit
Auf ihrem Schoß gesessen!
Und schlaf' ich ein — sie weckt mich nicht,
Sie trägt mich liebreich zu Bette,
Dann flecht' ich am andern Morgen ihr
Die prächtigste Blumenkette!
Wie eine Königin sieht sie drein —
Geschmückt mit Almrosen und Glocken
Und wenn sie mich schilt, dann fass' ich sie
An ihren gold'nen Locken!"

Herr Wulfing bezwingt seiner Unrast Glut
Und der Stimme grollendes Beben —
„Sag', Kind, den Namen der Mutter mir,
Dann will ich was Schönes dir geben!"

Verlangend lächelt das Kind ihm zu
Und spricht mit lieblichem Flüstern:
„Es nennet Hiltgard mein Vater sie!" . . .
Da bläh'n sich Herrn Wulfings Nüstern.
Es schleudert Blitze sein finst'res Aug',
Es bricht von den Lippen, den vollen,
Ein dumpfer, dröhnender Schmerzenslaut
Gleich nahendem Donnerrollen.
Wie krampft ihm das kaum besiegte Weh
Die kampfmüde Seele zusammen,
Wie wälzt durch die Adern ein Feuerstrom
Seine wogenden, wallenden Flammen.
Hiltgard! des andern beglücktes Weib,
Dies Kind hier die Frucht ihrer Sünden —
O läg' doch erdolcht sein armer Leib
In nachtschwarzen Bergesschlünden!
So blieb ihm darum das Leben treu,
Um *diesen* Tod ihm zu schenken? —
Was grollt er — er wollte ja sonder Reu'
Vergangener Schmerzen gedenken.
Er *wollte* — doch ach, er kann es nicht,
Denn stärker als Kraft und Wille
Ist dieser Anblick: Hiltgards Sohn
In der atmenden Waldesstille.
Ihm überliefert ihr Sein und Glück,
Ihr Schicksal in seinen Händen —
Wild jagt ihm durchs Hirn die tolle Gier,
Sein Leid in Rache zu enden . . .

Mit Staunen blicket das Kind ihn an,
Sein kleines Herz ist beklommen.
„Bist du mir böse, lieber Mann,
Und soll ich nichts Schönes bekommen?"

Da hebt Herr Wulfing den irren Blick —
„Und kennst du das Schönste auf Erden?
Ich will dir's nennen, du töricht Kind:
Das niemals Geborenwerden.
Und schuf dich die Sünde — erlös' ich dich
Mit einem einzigen Streiche —"

Klein Freiholds Blondhaupt neigt sich ihm zu,
Das liebliche rosig-weiche.
„Was schaust du mich den so zürnend an,
Ich will ja nichts von dir haben,
Mein Vater sagt, ein fröhliches Herz
Bedarf keiner anderen Gaben.
Auch hab' ich zu essen daheim genug
Und Tiere und Blumen und Steine . . ."
Herr Wulfing lauscht, es plaudert hold
Der unbefangene Kleine,
Dann langt er aus seinem Schurz in Hast
Erdbeeren mit beiden Händen
Und beut Herrn Wulfing die süße Last:
„Sieh' her, die will ich dir spenden.
Doch mach nur erst ein freundlich Gesicht,
Ich tat dir ja nichts zuleide.
Und bist du gesättigt und ausgeruht,
Dann gehen wir heim, wir beide.
Denn hier im Walde wird's früher Nacht
Und krächzende Eulen streifen,
Auf Schlangen tritt man im Gestrüpp,
Die wogenden Nebel streifen.
Nein, nein, da will ich zu Hause sein
Bei Vater und Mutter im Neste,
Erst sing' ich, dann bet' ich, dann schlaf ich ein —
Ach Herr, das ist doch das Beste!"

Stuttgart, J. G. Cotta, 1890) finden wir liebevolle Erinnerungen an seine Tage in Steiermark. Dort ist es, wie er von sich selbst spricht:

War's denn vor kaum zwei Wochen? Freilich nicht länger ist es her, da fuhr er mit dem brausenden Zuge in den Frühling und das Land hinein, nach der reichen Steiermark, nach deren reizender Murstadt Graz. Da sah er sein ureigenstes Werk, den „Pfarrer von Kirchfeld" in vollendeter Darstellung mit rauschendem Beifalle aufgenommen; — der will nicht enden, mit hochklopfendem Herzen muß er selbst hinaus auf die Bretter an der Hand der Künstler, der Fleisch und Blut gewordenen Gestalten seines Stückes.

„Was kommt dort von der Höh'?"

Ein Lorbeerkranz! Er sieht ihn neben sich fallen, aber er wagt es nicht, ihn aufzuheben. Kronen mag man vom Tische des Herrn nehmen und sich aufs Haupt setzen, das ist Gewalt- und Geschmacksache — aber einen Kranz, ein Zeichen der Ehre und Liebe für die Meister? — Laß ihn liegen, Lehrling! Aber wer rafft ihn auf und drückt ihn dem Tiefergriffenen in die Hand? Der Wurzelsepp, die Leidensfigur aus dem Volke . . . o, wäre das symbolisch?

Dann bewegt sich der Träumer von damals noch einige Tage im Kreise liebenswürdiger, aufmerksamer Menschen, und dann, mit der ganzen Last von Glück und Dankbarkeit beladen, geht er durch Land und Frühling zurück nach seinem Heim und da liegt ihm auch schon sein liebes Mütterchen im Arm, das sich recht freut, daß es all das erlebt, und nun sitze ich wieder an meinem Schreibtische.

Ich? Ja freilich bin ich es selbst, der arge Träumer und Reisknicker von damals, der all seine Träume für Erlebnisse nahm, freilich bin ich's selbst, der vor nicht ganz zwei Wochen in Graz war, denn da seitwärts hängt mein Lorbeer über dem Spiegel und mir gegenüber sitzt mein Mütterchen, und vor mir tauchen sie auf, alle die freundlichen Gestalten derer, die mir dort ein anerkennend Wort gegönnt, die Hand gedrückt haben, und ich lächle ihnen dankbar zu: „Auf fröhlich Wiedersehen!" Ich verwundere mich, daß ich es selbst bin, der das alles mitgemacht, und das Erlebte liegt nun vor mir wie ein Traum; der Frühling ist nun doch für mich gekommen und meine Maienfahrt, sie war der Frühlingstraum eines Glücklichen!

Da sitze ich, die Feder, meine getreue Gefährtin, in der Hand, und gelobe mir's, bald wieder wach zu werden und hübsch wach zu bleiben. Es tut wahrlich not, denn die Zeit ist eben wieder am Einnicken und von allen Seiten tönen die bekannten frommen und altväterlichen Wiegenlieder, da gilt's wieder und immer wieder frisch darein zu „juchezen" oder den ernsten Weckauf zu machen.

Des Liedes Ende.

Zu tiefst im Wald, von Ginster übersponnen,
Ein weites Grab, im weichen Glanz der Sonnen.

Wildtauben fliegen girrend dran vorbei,
Hoch in den Lüften klingt der Häherschrei.

Wer schläft wohl hier in diesem grünen Bette?
Es ist Herrn Wulfings letzte Ruhestätte.

Kein Stein, kein Pfad weist hier bergan, bergab,
Still liegt's und groß — ein rechtes Heldengrab.

Waldblumen blühen rings und welken wieder,
Das Wild huscht dran vorbei, zum Tale nieder.

Im Winter deckt's der Schnee, so weich und schwer
Und Weihnachtsläuten tönt von Ettal her. —

Dann fegt der Lenzsturm wieder durch die Bäume
Und füllt mit Blüten alle Waldesräume.

Und lautlos webt des Sommers müde Glut,
Im Schein der Blitze strömt die Regenflut.

Zur Tiefe stürzt der Wildbach mit Gebrause —
Herrn Wulfing irrt es nicht in seiner Klause.

Es weckt ihn nichts — er schläft so fest und schwer,
Den Schritt der Zeit — er hört ihn nimmermehr.

Dort, in der Hütte, blüht der Freuden Baum —
Sein Kampf und Schmerz und Sieg — er ward zum Traum.

Nachklang.

Jahrhunderte, sie zogen über Land,
Ein neuer Geist, ein neues Volk erstand.

Entschlafen längst ist Ettals alte Macht
Und Rittertum und Mönchtum deckt die Nacht.

Die Berge nur sind immer noch die alten,
Des Pfaffenwinkels trotzige Gestalten.

Sie steh'n, wie damals, grüne Hochwaldssöhne
Und schauen nieder in das Tal, das schöne.

Noch immer grüßt vom prunkenden Altar
Das Gnadenbild[1]) der Beter fromme Schar.

Und herrlich jubelnd dringt von Ettals Chor
Der Orgel[2]) Klang zum Himmel stolz empor.

Wie bunt der Wandel auch sein Spiel getrieben —
Des Bergvolks Glauben[3]) ist sich gleich geblieben.

Und was an Wundern auch die Welt gewann —
Sie lebt, wie damals, in der Liebe Bann!

Anzengruber in Steiermark.

Oesterreichs großer Volksdramatiker war mit Steiermark in einer innigeren Verbindung, als allgemein bekannt ist. Abgesehen davon, wie er einst als Mitglied einer „Schmiere" das Land durchzogen, in verschiedenen Städten gemimt und gehungert hatte mit seiner ihn begleitenden Mutter, fand er in Steiermark auch Freunde, deren Gesinnung, persönlicher und schriftlicher Verkehr ihn bis an sein Lebensende begleitet haben. Wie gern er dieses Land hatte, wie dankbar er den Anregungen und Aufmunterungen war, die er zu seiner Werdezeit gerade in Steiermark erfahren,davon hat er oft gesprochen. Und in seinen „Beiträgen zur Selbstbiographie" (Erster Band der gesammelten Werke Anzengrubers,

---

[1]) Fußnote wie auf Seite 672.
[2]) Die Orgel von Ettal ist weitberühmt durch ihren vollen, herrlichen Klang. Die mächtige Kuppel der schönen Kirche begünstigt das volle Austönen.
[3]) In nächster Nähe von Ettal liegt das durch seine Passionsspiele berühmte Oberammergau.

des Musikus Müller aufliegen dachte. Die Luise spielte eine Dame von niedlicher, aber geradezu kindlicher Erscheinung, und der Ferdinand war ein dürrer, hochaufgeschossener Junge, der vom Scheitel bis zur Kniekehle gerade so lang war wie die Liebhaberin vom Scheitel bis zur Sohle. Wenn daher Ferdinand Luisen zu Füßen fiel, so waren beide noch immer von gleicher Größe, ein Anblick, der die tragischen Momente etwas abschwächte, wozu übrigens auch Stadtmusikus Miller, von dem Komiker, der etwas „hölzelte“, dargestellt, das Seine beitrug.

Wir spielten, so viel ich mich entsinne, viermal in der Woche und hatten, da es viel zu lernen gab, wenig freie Zeit. Ich kam, wenn es nicht Proben oder Vorstellungen galt, nur selten aus der Stube, paarmal saß ich in dem Café auf dem großen Platze, Zeitungen durchblätternd, einmal stieg ich mit dem ersten Liebhaber und einem Anfänger, der die Palette weggelegt und zur Bühne übergelaufen war, die bewaldete Bergeshöhe hinan, und wir dreie hielten unter den gewaltigen Hochstämmen auf Baumstrünken Rast und sahen vergnügt in das sonnige Land. Ein andermal saß ich bei einem guten Glase Wein in einer kleinen, verräucherten, aber anheimelnden Gaststube, und unser Komiker spielte Gitarre und sang dazu, was sich die Gäste, da es gut gemeint und obendrein gratis war, gerne gefallen ließen.

Eines Tages kam auch die Lokalsängerin des Theaters eines benachbarten Städtchens mich besuchen. Sie war ein Mädchen so zwischen zwanzig und vierzig; ich hatte sie in dem früheren Engagement kennen gelernt und ihr die Aufmerksamkeit erwiesen, ihr ein satirisches Flugblatt „Der Teufel in Sauerbrunn“, von mir verfaßt und auch mit Illustrationen versehen, zum Geschenke zu machen, eine Gabe, die allerdings nicht geeignet war, auf das Gemüt zu wirken.

Ich befleißigte mich nämlich von meinem neunzehnten Jahre ab, vielleicht mag es noch früher gewesen sein, der Schriftstellerei, und wenn ich nicht eben etwas unter der Feder hatte, so trug ich mich doch allimmer mit Plänen und Entwürfen. Lieder und andere Kleinigkeiten gab ich gerne an Damen ab, es war dies die einzige Art, in welcher ich dem schönen Geschlechte, ohne irgendwelche selbstsüchtige, eigennützige Nebenabsicht, meine Huldigung bezeigte. Besagte Lokalsängerin war kaum in dem von ihr bezeichneten Einkehrwirtshause abgestiegen, als ich mich sofort zu ihr begab und ihr gleich nach den Begrüßungsworten vorschlug, mir nach meiner Wohnung zu folgen, wo meine Mutter uns erwarte; um sie an der kollegialen Wertschätzung ihrer Person nicht zweifeln zu lassen, stellte ich ihr mit nicht geringer Selbstzufriedenheit ein Gericht Knödel mit Gurkensalat in erfreuliche Aussicht. Sie lehnte anfänglich die Einladung entschieden ab, dann folgte sie, abends geleitete ich sie nach dem Bahnhofe, und von dieser Stunde an nahmen sie wohl

Aber die Feder, meine getreue Gefährtin, kann es nicht lassen, eine recht alberne Frage an mich zu richten: warum hast du denn an deinem Ehrenabende zu Graz kein Wort der Danksagung gefunden?

Nun dir, liebe Feder, mag ich's wohl anvertrauen, warum ich keines Wortes mächtig war: nach zwölf Jahre langem, unverdrossenem Ringen das vorgesteckte Ziel zu erreichen, das ist an sich schon ein Gefühl, das uns das Herz erweitert, aber die Stimmritze beengt; hier aber lag ein ernst' Stück Arbeit vor, ich fühlte: der Sache gilt all die Anerkennung — und ich trat hinter sie zurück. Der Erfolg aber ist es, der einer Sache stets die Jünger wirbt und der sie aneifert, und als der Sache Sachwalter möchte ich wohl gerne dem Publikum gesagt haben: daß es mich vielleicht überschätzt hat — doch geht kein Autor gern auf eine solche heikle Untersuchung ein — daß aber nie das überschätzt werden kann, was die offene Anerkennung meines ehrlich gemeinten Ringens und Strebens für jetzt und alle Zukunft an der Sache gefördert hat, die ich vertrete: an der Reformierung der Volksbühne und der Aufklärung des Volkes!

Da steht ja schon deine Danksagung, sagte meine naseweise Feder.

Wahrhaftig, sagte ich — aber nun laß uns auch weiter schaffen. —

Also Anzengruber. Und an einer anderen Stelle beschreibt er im Jahre 1883 eine Erholungsreise nach Steiermark, in welcher er zurückgreift in Zeiten, da er noch ein armer, unbekannter Komödiant gewesen.

Es war — schreibt er — im Jahre 1864, als ich als Schauspieler bei einem Direktor Engagement fand, der Winters über mehrere Orte zu besuchen gewillt war; die Truppe sollte sich in Bruck an der Mur zusammenfinden und auch zusammenspielen; dafür war ein Monat in Aussicht genommen und dann sollte es nach Leoben gehen und weiter.

Wir eröffneten die Vorstellungen mit einem alten Birchpfeifferschen Stücke „Wie man Häuser baut", es gab eben darinnen einige Rollen für einige Fächer, die sich vorteilhaft bei dem Publikum einführen wollten; wir verstiegen uns auch des weiteren bis zu Schillers „Kabale und Liebe", ich spielte den Sekretär Wurm und ward in der Szene, wo ich der unglücklichen Luise den Brief zu diktieren hatte, durch ein zufällig auf der Bühne stehendes Notenpult auf eine neue Nüance geführt. Zupfte ein Darsteller an seinen Manschetten, zerpflückte ein anderer eine Rose, warum sollte ich nicht auch etwas den diabolischen Kaltsinn dieses Schurken Kennzeichnendes unternehmen? Ich stellte mich also ans Pult, schlug mit gekrümmtem Finger den Takt, ich weiß nicht mehr, den Zweiviertel oder Sechsachtel, und pfiff ganz leise vor mich hin. Ich habe mir niemals Rechenschaft darüber gegeben, ob ich mir dabei Flötenskalen für Ferdinand oder eine Orchesterstimme für die Baßgeige

suchen, was man so unter guten Freunden Dichten nennt; ich unterwies sie in den Anfangsgründen der Metrik. Eine andere Dame aber beschäftigte meine Muse und meine Gedanken, ob erstere infolge der letzteren oder umgekehrt, darüber bin ich mir selbst nie klar geworden. Es war diesmal ein Mädchen so zwischen zwanzig und dreißig, ich könnte dreist sagen, daß es auch eine Lokalsängerin gewesen wäre, wenn ich mir nicht die strengste Wahrheit zur Pflicht gemacht hätte und daher die traurige Tatsache nicht vorenthalten darf, daß besagte Kollegin wohl laut Personalstatus als Lokalsängerin galt, aber vom Publikum nicht dafür genommen wurde. In Langers „Judas im Frack“ hatte sie mit einem Komiker ein Duett zu singen; das Treiben auf der Bühne stellt einen Wiener Bürgerball von Anno Neun dar, und der gutmütige Landwehroffizier, der die Inspektion hat, schleicht sich, um ein Auge zuzudrücken, davon und tritt erst wieder nach dem Gesange mit den Worten auf: „Nun, ist der Skandal vorüber?“ Er begegnete solch jubelnder Zustimmung seitens des Publikums, daß er sich, verblüfft, dankend verneigte, obwohl er, selbst bei der geringsten Veranlagung zur Bescheidenheit, hätte merken können, daß der Beifall weder seiner Leistung noch überhaupt einer solchen galt. Ein vorsichtiger Direktor sollte derlei Damoklesschwerter im Dialoge, welche unversehens einem seiner Mitglieder auf den Kopf fallen können, unbedingt streichen.

Mich vermochten die künstlerischen Mißerfolge des Gegenstandes meiner Sangeslust nicht anzufechten. Wie Männer in solcher Lage sich immer in einer kleinen Überlegenheit gefallen, so gefiel ich mir hier auch in meiner schauspielerischen und war erst recht froh, daß ich der Künstlerin kein gutes Wort zu geben brauchte, sondern mich einfach an das Mädchen, das mir gefiel, wenden konnte. Und in kurzer Zeit beschäftigte mich das so ausschließlich, daß ich zwischen meinen vier Wänden, auf einsamen Spaziergängen, ja im Gelärme des Marktes und der Straßen Strophen baute und Zeilen reimte, und diese Lieder wurden mit so freundlichem Bezeigen entgegengenommen, daß ich nicht zu sagen weiß, ob ich auch diesmal meinem Programme des selbstlosen, uneigennützigen Verzichtes auf jede Gegenleistung getreu geblieben wäre, denn ich will mich heute nicht für stärker geben, als ich damals gewesen war; ließ ich mich doch in den zwei Landstädtchen, die wir noch besuchten und wo Garnisonen lagen, erst durch das Einschreiten des Militärs — Genietruppe und Husaren — und, wie es bei solchen Einmischungen immer geht, widerwillig genug zur Vernunft bringen!

In Leoben gefiel ich mir in einer poetischen Leidenschaft, die alle Gefühle und Gedanken in leidenschaftliche Poesie umsetzte, und ich war nicht wählerisch, alles, was mir über die Leber oder über den Weg lief, als Stoff, Bild oder Stimmung aufzugreifen und zu verarbeiten.

ihre Berufspflichten ganz in Anspruch, denn sie fand keinen freien Tag mehr, um herüberzukommen, noch Zeit, mir ein paar Zeilen zu schreiben. Ich, der ich mich wohl berühmen durfte, selbst ein pflichteifriges Mitglied zu sein, fand das sehr erklärlich.

Es war das Haus, in welchem sich die Apotheke befand, wo ich samt meiner Mutter ein kleines Stübchen, zur Wohnung einer Witwe gehörig, innehatte. Das Gebäude trug nach vorne heraus, auf dem großen Platze, ein Stockwerk, dieses aber bildete rückwärts, an der bedeutend höher gelegenen Straße, das Erdgeschoß, ein kleines Pförtchen führte da hinaus, und an Theaterabenden eilte ich mit dem Reisesacke in der Hand, der meine Garderobestücke enthielt, die menschenleere Gasse entlang, an der hohen Kirche vorbei, bis zu dem ziemlich entlegenen Seitengäßchen, das unmittelbar neben dem Theatergebäude auf die Hauptstraße führte.

Es waren helle, sonnige Septemberabende, an denen ich diesen Weg zurücklegte und wenn ich auf selbem heimkehrte, lag heimelnder Mondschein über der stillen, ruhigen Gegend.

Wir sollten, wie bemerkt, an diesem Orte den Mond nicht neu werden sehen, wir zogen nach Leoben, doch nicht alle, die wir uns in Bruck zusammengefunden hatten, der erste Liebhaber und der lange Ferdinand waren verabschiedet worden.

Womit wir in Leoben eröffneten und schlossen, ist mir nicht mehr erinnerlich, ich entsinne mich nur, in Hebbels „Maria Magdalena“ und in einer aus dem Französischen übertragenen Schauerkomödie „Die Herrin von St. Tropitz“ die betreffenden schlechten Kerle agiert zu haben. Im „Goldteufel“ von Elmar spielte ich die Titelrolle und wurde von mehreren Bergakademikern wegen der Kraft meines Organes bewundert: es war dies nur billig, denn ich wüßte weder vorher noch nachher einen Abend, an dem ich so viel geschrien hätte.

Jener der Malerei abtrünnig gewordene Schauspielnovize hatte es durch sein vorteilhaftes Äußere und seine Anstelligkeit zum ersten Helden und Liebhaber gebracht. Es war mir, der vergebens in harter Mühe nach Erfolg rang, erfreulich und eine stille verheißende Tröstung, zu sehen, wie er diesem jungen hübschen Manne gleichsam von selbst in die danach langende Hand fiel, wie er ihn beglückte und hob. Was mochte der junge Mensch für hoffnungsselige Briefe an seine alte Mutter, für übermütig tolle Zeilen an seine vielleicht anfänglich spottenden Freunde geschrieben haben, damals in jenen vielbeglückten Tagen?!

Ich hatte zur Zeit als Poet vielfache Beschäftigung. Die kleine Darstellerin der Luise, ein wirklich gebildetes Mädchen, war nebenbei ein großer Schöngeist und hatte ohne alle ehrgeizige und anmaßliche Absicht Lust, sich auch ein wenig im Silbenzählen und Reimen zu ver-

meiner Seite aus, als wir Schauspieler reisefertig in der „Post“ saßen und auf die Stunde der Abfahrt warteten.

Eine breite Brücke führt über die Mur nach der Vorstadt, in einer Seitengasse stand das kleine einstöckige Haus, wo ich wohnte, es bildete die Ecke eines Winkelgäßchens. Ebener Erde befand sich das Schanklokal unserer Hauswirtin, und die schmale, hölzerne Treppe, die nach dem Stockwerke führte, mündete gerade vor der Tür meiner dreifensterigen Stube. Dort saß ich jeden Abend an dem braunangestrichenen Tische und horchte, wie außen die Stufen unter den Tritten meiner Mutter knarrten, wenn sie hinunterging nach der Wirtsstube und wenn sie wieder zurückkam mit dem Nachttrunk; hatte sie dann die Tür hinter sich geschlossen, so saßen wir noch lange plaudernd, denn wir hatten uns immer gar viel zu sagen. — — —

Im Juli des Jahres 1875 wollte ich zur Erholung ein klein wenig verreisen, ich löste eines der kleinsten Rundreisebillets und gedachte, mich etliche Wochen auf Bergen und in Wäldern herumzutreiben; meine Karte gestattete mir, volle dreißig Tage damit hinzubringen, und wies ganz annehmbare Absteigepunkte auf, darunter auch Bruck und Leoben. Die Versuchung, gelegentlich wieder einmal frühere Wohnsitze zu betreten, liegt so ziemlich jedem nahe; mir war es damals eine wehmütige Lockung, da ich vor vier Monaten meine Mutter verloren hatte, jene Orte aufzusuchen, wo sie vor Jahren an meiner Seite gewandelt. Bruck, wo wir nur so kurze Zeit zusammen gehaust hatten, wollte ich auch nur flüchtig berühren und nicht mehr daran wenden, um das Bild des Ortes in meinem Gedächtnisse aufzufrischen, als die eine Stunde, die mir der Anschluß nach Leoben ließ; dort gedachte ich zu bleiben, so lange es mir gefiele.

In Bruck ging ich durch die Hauptstraße, an dem Theatergebäude vorbei, nach dem großen Platze; ich sah mich nach dem Hause um, worin sich die Apotheke befand, und stand dabei neben dem Brunnen, den ein Eisengitter mit viel Zierat von guter, alter Schmiedearbeit umgab und Sprüche schmückten, wovon einer: „Ich heiße Hans Prasser und trinke nur Wasser“. Über den Platz her sah ein Haus mit einer Oberlaube — einem offenen Gange im ersten Stockwerke — deren Bögen von farbigen Steinsäulen getragen wurden. All das bemerkte ich zum erstenmal, an all dem war ich paarmal des Tages, Woche um Woche, achtlos vorüber gegangen, o welch ein Träumer ich gewesen war! Und jene, die mir meine Träume deuten half, mit mir an deren Verheißung und Erfüllung glaubte, sie war tot!

Das Vorüberhasten der Leute, die von der Arbeit heimkehrten, schreckte mich auf, ich eilte die Straße hinan, die hinter das Haus führt, und starrte zu den Fensterscheiben hinein, durch welche vor elf

Ich dichtete im Tone beglückter Vertraulichkeit, noch lieber aber in dem schmerzlicher Klage und hatte, offen gestanden, für beides keinen Anlaß. Ich verdankte mancher Ortsgelegenheit eine poetische Anregung, so z. B. dem steinernen Bergknappen, der, mit dem Schlägel in der Faust, auf einem Brunnen des großen Platzes stand; in einer mondhellen Winternacht fiel er mir so gespenstisch ins Auge, daß ich sofort ein sehr sinniges Zwiegespräch zwischen mir und ihm ersann: Er war es müde, immer da oben zu stehen, und glaubte, daß er als Mensch infolge seiner harten Struktur eine ungleich angenehmere Existenz führen könne, als wir Sterbliche loseren Gefüges, und setzte mir die Vorteile einer allgemeinen Verhärtung meines Selbst auf das einleuchtendste auseinander, so daß ich mich nicht abgeneigt erklärte, mit ihm zu tauschen, sonderlich ein Herz aus Tiroler Marmor nicht zu verachten fand, und der Handel sollte perfekt werden, wenn „mein Lieb'" fortführe, grausam zu sein! Des Besitztitels „mein Lieb" bediente ich mich Effektes halber, etwa wie ein Bischof in partibus von seiner Diözese sprechen mag.

Auf meinen Rundgängen um die Stadt, längs den Ufern der Mur, begeisterte mich einmal ein landschaftliches Motiv zu einem Liede, das anhob:

„Wie der klein Tannabam,
Der inmitten der Mur
Af oan' Felsstückel steht,
Kummt ma mei Schatzerl vur."

Des weiteren wurde dann ausgeführt, wie ich die Mur wäre, die unten an dem Steine tose und brumme und hinanwolle, während die kleine Tanne oben jeder Inundationsgefahr spotte.

Einige sonnige Tage, bevor der Winter ins Land rückte und die Wege verdarb, nützte die Gesellschaft zu Ausflügen nach dem nahen Göß, an dessen Tor der Wanderer durch die Aufschrift „Burgfrieden Göß" an alte Zeiten gemahnt wird. Wir zogen durch die Burg in den Garten, wo eine kleine Schankwirtschaft sich befand, polterten die Holztreppe nach der im Stockwerke gelegenen Gaststube hinauf und saßen dort gesellig und froh beisammen.

Einen Kollegen, ebenfalls aus dem früheren Engagement, traf ich in Leoben als k. k. Oberjäger in einer dortigen Militärkanzlei beschäftigt. Er war ein kleines, ganz knirpsiges Männchen und steckte voll Schnurren und Schnaken; die Erfolge, die er auf einem Lagertheater als Komiker errang, verleiteten ihn, seine geringen Ersparnisse für dramatischen Unterricht hinzugeben und zur Bühne zu gehen, aber nach kaum einem halben Jahre hatte er das Leben satt und ward wieder Militär. Das hätte sich allenfalls billiger leisten lassen.

Er besuchte mich oft in meiner Wohnung in der Wasenvorstadt, und an dem Abende, wo es von Leoben wegging, hielt er treulich an

Anfangs ging alles gut. Ernst schrieb täglich, und zwar mit großer Begeisterung und Zuversicht: er hoffe einen baldigen glücklichen Ausgang und damit eine beschleunigte Erfüllung all seiner Wünsche. Allein statt des baldigen Endes kamen die schrecklichen Oktobertage. Windischgrätz belagerte die Stadt und ich wußte Dr. Gstirner unter den Kämpfenden auf den Barrikaden, obwohl ich keine Zeile mehr von ihm erhielt. Endlich wurde die Stadt eingenommen und tiefes Dunkel herrschte über aller Schicksal.

Nach monatelangem qualvollen Warten kehrte er zurück und erzählte, daß er 14 Tage in einer Kapelle versteckt war, worauf er, als Maurer verkleidet, nach Graz entkam.

Ich empfing ihn mit unendlicher Freude und er nahm seine frühere Tätigkeit bei Dr. Sterger wieder auf. Die Feldbinde, die mein Verlobter in jenen Tagen als Adjutant Messenhausers, des Oberkommandanten der Nationalgarde, getragen, befindet sich noch heute als ein teures Angedenken in meinen Händen.

Von einer Verbindung konnte jedoch noch keine Rede sein, da wir beide nichts besaßen, um einen Hausstand zu gründen.

Da wurde mein Bruder Karl amtlich nach St. Peter-Freienstein bei Leoben versetzt und meine Mutter und ich folgten ihm, um daselbst den Haushalt zu führen.

Kaum dort angesiedelt, brachen daselbst die Masern aus und ich wurde als eine der ersten von ihnen ergriffen. Der mich behandelnde Arzt, ein junger gebildeter Mann, zeigte bald wärmeres Interesse für mich, und als ich genesen war, hielt er um meine Hand an.

Meine Mutter gab eine ausweichende Antwort mit dem Bedeuten, daß sie glaube, ich sei schon gebunden.

Dieser Vorfall kam zu Dr. Gstirners Ohren, und eines grauenden Morgens, als wir noch fest schliefen, kam Bruder Alfred aus Graz; wir frugen erschrocken, was es gäbe. Alfred antwortete: „Dr. Ernst Gstirner ist hier und bittet dich, liebe Mutter, daß Klothilde mit mir zum Kirchlein Freienstein komme, wo er uns erwarte.“ Wir eilten hin und ich fand dort meinen Verlobten in höchster Aufregung und er teilte mir mit, daß er gekommen mit Erlaubnis meiner Mutter, mich in Begleitung meines Bruders Alfred nach Graz nehmen zu dürfen. Er werde meine in Graz lebende Tante, Josepha von Brandenau, bitten, mich sechs Wochen bei sich zu behalten, dann werde er mich als seine Gattin ins Haus seines Vaters führen.

Die Mutter gab mir ihren Segen und wir reisten ab. Rasch schwanden die Tage meiner Brautzeit dahin und der so lang gehegte Herzensbund fand vor dem Hochaltare der Hof- und Domkirche in meiner Heimatstadt im Beisein meiner Tante, die Mutterstelle vertrat, meiner

Jahren ein liebes Antlitz meinem Kommen freudig entgegengelächelt. Ich wandte mich ab und ging langsam, ganz um die gleiche Stunde wie dermaleinst, die menschenleere Straße entlang, an der hohen Kirche vorbei, bis zu dem Seitengäßchen, das unmittelbar neben dem Theater auf die Hauptstraße führt, und auf dieser schritt ich eilig zur Stadt hinaus.

Am anderen Morgen erwachte ich in dem Gasthause „Zur Post“ in Leoben. Ich trat auf den Platz hinaus, er war mit bietenden und feilschenden Weibern angefüllt. Gar fremd und nüchtern berührte mich der steinerne Knappe auf dem Brunnen. Ich begann mit einem Rundgange um die Stadt. Wie waren da alle Wege, seit dem Bestande der Bahn, verschottert und tiefgeleisig ausgefahren! Im Flußbette der Mur war das kleine Felsstück, mit der Tanne darauf, verschwunden. Auf morastiger Straße gelangte ich nach der Vorstadt, ich sah das Häuschen wieder, wo ich gewohnt, und grüßte mit der Hand nach den Fenstern hinauf, dann lief ich auf staubiger Straße weiter bis nach Göß. Im Vorhofe der Burg, in dessen Ummauerung Grabsteine eingefügt waren, die ich früher auch nicht beachtet hatte, herrschte tiefe Stille. Einen Augenblick hielt ich vor der Grabschrift eines Priesters inne, inmitten der lateinischen Worte fielen die deutschen ALL HERNACH ins Auge; als ich weiter schritt, waren der Schall meiner Tritte auf den Steinen und der Hall von den Mauern rings die einzigen Laute. Ebenso ruhig lag der Garten mit der kleinen Wirtschaft, kein Getreibe fröhlicher Menschen im Freien, alles wie ausgestorben, selbst das Lokal dort oben, in dem ich einst mit den Schauspielern gesessen.

Eine Weile stand ich im Schatten eines breitästigen Baumes und blickte hinauf, dann kehrte ich mich ab, ging nach Leoben zurück, erstieg den Waldeshang, der über der Stadt aufragt, und hielt dort Rast und Einkehr bei mir selbst.

Denkwürdigkeiten der Frau Klothilde Gstirner.

(Fortsetzung.)

Das Sturmjahr 1848 brachte in viele Familien, so auch in die unsere, Unfriede und Streitigkeiten. Meine Mutter, in deren Adern altes Aristokratenblut floß, hielt mit treuer Anhänglichkeit zum angestammten Throne; desgleichen meine Brüder, welche politische Ämter bekleideten, der jüngste hatte eben als frischgebackener Leutnant die Wiener-Neustädter Akademie verlassen. Doch hatte meine Familie die innigste Teilnahme mit mir, und Bruder Karl eilte täglich auf den Bahnhof, um sich über die jüngsten Vorgänge in der Reichshauptstadt zu unterrichten.

Da Ernst bald durch eine ausgebreitete Tätigkeit sehr in Anspruch genommen war, suchte ich in der übrigen Zeit durch Sekretärsdienste in seiner Kanzlei ihn nach Kräften eines Teiles seiner Mühen zu entledigen. Mein unverändertes Interesse an den Wissenschaften und die Freude an ihrer Verbreitung veranlaßte mich, einigen der Schule eben entwachsenen Töchtern von Beamten und Bürgern Liezens Unterricht in den höheren Fächern, und zwar in Geschichte, Geographie und Deutsch unentgeltlich zu erteilen, was mir um so mehr Dankbarkeit von den betreffenden Eltern einerntete, als es damals noch keine Fortbildungsschulen und Kurse gab. Von jenen lerneifrigen Schülerinnen erinnern sich heute noch mit Freude die in Graz lebenden Töchter des ehemaligen Statthaltereirates Sermonet und die Gattin des kaiserlichen Rates Dr. Franz Wikulill in Leoben daran. Ganz besonders unvergeßlich sind ihnen jedoch die schönen Sonntagnachmittage, an denen wir kleine Theatervorstellungen und andere Festlichkeiten veranstalteten, zu denen auch die Honoratioren Liezens geladen waren. Wie man schon daraus ersieht, pflegten wir viel geselligen Umgang, nicht allein im Orte selbst, sondern auch in der Umgebung, die uns durch Ernsts Geschäfte in ihren namhaftesten Familien zugänglich wurde. So waren wir zu wiederholtenmalen beim Prälaten von Admont geladen, wo ich Gelegenheit hatte, Ernst auch in der Vollendung seiner Umgangsformen zu bewundern und bei Pesendorfer in Rottenmann, wo ich oft bei festlichen Veranstaltungen dem Tanzvergnügen huldigte. Dieses idyllische, in glücklichster Harmonie verbrachte Leben sollte plötzlich eine verhängnisvolle Wendung nehmen und das kam so.

Eines Abends, in fröhlichster Stimmung in meiner Gesellschaft von einer Wagenpartie eben zurückgekehrt, stellte sich bei dem anscheinend so kräftigen blühenden Manne Blutbrechen ein; und das war der Anfangspunkt einer fünfmonatlichen Leidenszeit, die am 12. Jänner 1857 mit dem Tode ihren Abschluß fand. Wir hatten natürlich sofort die angesehensten Ärzte der Umgebung zu Rate gezogen, allein das Leiden, das wohl zeitweise Ruhepausen machte, nahm seinen verhängnisvollen Lauf. Da riet uns Ernsts Vater, zu ihm nach Graz zu ziehen, indem man hier gute Ärzte in der Nähe hatte; wir übersiedelten auch tatsächlich gegen Weihnachten und nahmen mit den schmerzlichsten Gefühlen von der Stätte unseres jungen Eheglücks Abschied. Und auch dieses so schwer gebrachte Opfer, die uns so teuer gewordene Heimstätte zu verlassen, war umsonst.

Nach einigen bangen Wochen rapiden Verfalls der Kräfte des einst so starken Mannes — er war ausgezeichneter Turner und Schwimmer gewesen — entschlief er sanft, in sein Geschick ergeben, nachdem er nebst

Brüder und der Trauzeugen Dr. Pattai, Vater des jetzigen Reichsratsabgeordneten, und Dr. Kuster, beide angesehene Rechtsanwälte, am festgesetzten Tage seine endgültige Weihe.

Am Abschlusse dieses Abschnitts ist es mir noch Bedürfnis, mit Anerkennung und Liebe und Dankbarkeit meines Schwiegervaters und seiner übrigen Verwandten zu gedenken, die mich mit einer Liebe und Fürsorge aufnahmen, als wäre ich eine mit Glücksgütern gesegnete junge Schwiegertochter.

Ich verlebte zwei sehr glückliche Jahre in diesem Hause, von meinem Gatten und seiner Familie geliebt und gehätschelt.

Im Jahre 1851 wurde mein Gatte Advokat mit dem Sitze in Liezen. Dort gründeten wir erst, nachdem wir bis dahin bei meinem Schwiegervater einquartiert gewesen, unser Heim, und zwar mietete Ernst sogleich ein ganzes Häuschen mit einem kleinen Garten, in dessen zu ebener Erde gelegenen Räumen die Kanzlei errichtet wurde, während in dem oberen Stockwerke die Wohnräume lagen. Die Einrichtung war in Graz gekauft und mitgebracht worden, und um unseren musikalischen Zerstreuungen auch hier nachgehen zu können hatte Ernst ein Klavier angeschafft.

Mein Gatte wurde gleich nach unserer Ansiedelung mit den Vertretungen des Benediktinerstiftes Admont, des Gewerken Pesendorfer in Rottenmann und anderer angesehener Häuser betraut und zu diesem Zwecke im vorhinein mit Vorschüssen versehen.

Ich hatte nun zu meiner größten Freude Amt und Würde einer Hausfrau angetreten, im eigentlichsten Sinne des Wortes angetreten, denn Haus und Garten erforderte viele Arbeit, bei der mir nur eine Magd zur Seite stand.

Nichtsdestoweniger denke ich heute noch mit Genugtuung daran, daß meine Gemüse als die schmackhaftesten der Umgebung weit und breit bekannt waren.

Aber auch etliche Lieblingstiere, mit denen mich mein Gatte in seiner großen Güte überrascht hatte, teilten sich mit den Pflanzen in meine Pflege und Fürsorge; dies war vor allem ein Pferd, das Ernst auch für seine oft weit entlegenen Tagsatzungen benötigte — er ritt und kutschierte vorzüglich — das allerdings seinen eigenen Wärter hatte und mir, sobald es meiner zu nachsichtigen und etwas ängstlichen Führung bewußt war, sehr wenig Respekt bewies, so daß ich manchmal auf offener Landstraße in arge Verlegenheit kam, aber noch froh sein mußte, daß alles im ganzen so ziemlich harmlos ablief.

Mein Garten, durch hohe Latten eingefriedet, war in ein förmliches Wildrevier verwandelt, in dem sich Rehe, Füchse, Dachse und Eichkätzchen aufhielten.

den Zierden der Bevölkerung gehörten. Ich will daher die bekanntesten unter ihnen hier aufzählen. Zu den Dahingeschiedenen gehören: Dr. Franz Mitterbacher und dessen Bruder Hofrat Mitterbacher, der berühmte Zoologe Zollikofer, der Pianist Wilhelm Treiber, der Poet Bogensberger, der spätere Präsident der Gewerbekammer, Dr. Labitschburg, der Schriftsteller F. Krauß. Zu den Lebenden zählen Herr Gewerbeoberinspektor Valentin Pogatschnigg und Südbahndirektor Ferdinand Pichler.

Mit lebhaftem Interesse beteiligten sich auch poesiefreundliche junge Damen, Frauen und Mädchen, an diesen schöngeistigen Genüssen und stellten nicht selten ihre mimischen oder musikalischen Kräfte zur Verfügung.

Es wurden nämlich mit großer Vorliebe Szenen aus den Klassikern dargestellt, in denen meine Freundin Fanni ihr schönes Deklamationstalent in den Dienst der schönen Sache stellte, während sie sonst den Kreis der Geselligkeit mied und nur an Tagen, wo sie ein ungestörtes Beisammensein hoffte, mich aufsuchte.

Auch die Töchter des verstorbenen Statthaltereirates Sermonet, von denen eine in Graz als Volksschullehrerin verdienstvoll tätig ist und die in Liezen eifrige Zuhörerinnen meiner literarischen Vorträge waren, fanden sich hier, da ihr Vater inzwischen nach Graz versetzt worden war, oft und gern wieder ein.

Unter diese poetischen Darbietungen, die oft mit wissenschaftlich-gemeinverständlichen Vorträgen abwechselten, gehörte auch die Einführung der Poesien des ganz jungen österreichischen Dichters Robert Hamerling, der damals erst „Venus im Exil“, „Germanenzug“ und „Sinnen und Minnen“ veröffentlicht hatte.

Durch den seelenvollen Schwung seiner Lieder mit Begeisterung und Interesse für den Verfasser derselben erfüllt, versprach uns Professor Pichler, der mit dem jugendlichen Dichter befreundet war und immer die Seele und der Anregung spendende Mittelpunkt des schöngeistigen Kreises blieb, diesen der Schar seiner Verehrer und Verehrerinnen auf der „Universität Hasenhof“ vorzustellen. Universität Hasenhof, eine Bezeichnung, die Hamerling selbst später meinethalben dem Besitze gab.

Der junge Poet, der sonst alle Geselligkeit mied, kam auch wirklich und machte durch sein bescheidenes und liebenswürdiges Wesen, das zu seiner bedeutenden Erscheinung und seinem interessanten Charakterkopfe im seltsamen Gegensatze stand, einen sehr gewinnenden Eindruck.

Unser erstes Beisammensein schloß mit einem Bunde, den wir „die stille Gemeinde“ nannten, in der sich alle Mitglieder verpflichteten, der Poesie nicht untreu zu werden und gegenseitigen Austausch über Gelesenes zu unterhalten, sei es mündlich oder schriftlich. Hinzuzufügen ist, daß zu dieser Vereinigung nur vier Teilnehmer gehörten.

den körperlichen Schmerzen lange unter der Sorge für meine, sich nun so ungünstig gestaltende Existenz gelitten hatte.

Um dem so sehr einschneidenden Umschwung meiner Verhältnisse in etwas zu steuern, erbot sich der edelgesinnte Schwager Gustav bis zu meiner eventuellen Wiederverheiratung mir zur Zahlung einer Jahresrente im Betrage der Stiftung, die ich unverheiratet vom Kloster bezogen hätte, was ich aber anzunehmen mich nicht entschließen konnte, um so mehr als ich durch meine erworbenen Kenntnisse mich instand gesetzt sah, mir den Lebensunterhalt durch Verwertung dieser zu erwerben. Ich legte zu diesem Zwecke zuerst einmal das Lehrerinnenexamen ab und bewarb mich dann bei der hohen k. k. Statthalterei um die Konzession, eine Privatvolksschule zu errichten, die ich auch erhielt.

Indes hatte mein Schwager ein kleines Landgut auf der Niederplatte in der Ortschaft Kroisbach käuflich erworben, und da er selbst nicht in Graz stationiert war und meine Vorliebe für das Landleben kannte, trug er mir dessen Bewirtschaftung an. Natürlich ergriff ich den Vorschlag mit Freuden, gab das frühere Projekt auf und siedelte mich auf dem malerisch gelegenen Meierhofe an im Jahre 1857. In dieses Jahr fällt auch die Bekanntschaft mit meiner teuren Freundin, der jetzt in Lebring bei Wildon domizilierenden Notarswitwe Frau Fanni Schreiber, gebornen Krauß, mit der mich noch jetzt, nach 47 Jahren, die ungetrübtesten Herzensbeziehungen verknüpfen.

In kurzer Zeit, da mir meine in Liezen erworbenen Vorkenntnisse hiebei sehr zustatten kamen, hatte ich mich mit den Pflichten und Arbeiten oder vielmehr mit deren Überwachung, wie sie ein Landgut mit sich bringt, vertraut gemacht und kam ihnen mit wirklicher Freude und Lust nach. Nebenbei fand ich jedoch immer noch Zeit, an gewissen Nachmittagen meinen literarischen Neigungen und meinem Hange zu anregender Geselligkeit durch kleine Reunions in meinem Hause nachzukommen, zu denen, durch Dr. Fritz Pichler eingeführt, dessen Bekanntschaft zu pflegen ich damals schon die Ehre hatte, manche vielversprechende junge Talente zählten.

Auch die Anziehungskraft, die diese geselligen Vereinigungen nach und nach auf die literarische Intelligenz der Stadt Graz ausübte und sie bewog, diese ziemlich abseits dem Mittelpunkte der Stadt liegende Stätte, ohne Rücksicht auf die bescheidene Erfrischung, die meist nur in Gestalt von Brot und Most gereicht wurde, aufzusuchen, sowie deren Charakter und Beseelung war ebenfalls das große Verdienst obgenannten verehrten Freundes, der darin idealen Dank erkennen mag, daß die Überlebenden noch heute sich mit Vergnügen daran erinnern.

Viele von diesen Teilnehmern haben heute noch ehrenvolle Stellungen inne, viele sind indessen mit Tod abgegangen, welche einst zu

Die darauffolgenden Ferien brachten mir wieder den liebgewordenen Freund aus dem Süden und mit ihm die unvergeßlichen Stunden des gegenseitigen anregenden Austausches der Gedanken und Gefühle, wie wir sie auf dem poetisch gelegenen „Hexenhof“ genossen hatten.

Der Dichter hatte diesen Sommer mit seiner Mutter das in seiner reizvollen Umgebung so sehr anmutende Tobelbad bei Graz zur Erholung aufgesucht, kam aber häufig in die Stadt, wo er mit mir, so oft es sein körperliches Befinden erlaubte, dem geselligen Verkehre nachkam.

Im nächsten Schuljahre erkrankte die Institutsvorsteherin, Frau Winternitz, nicht unbedenklich. Als sie nach monatelangem Krankenlager wieder der Genesung entgegenschritt, wollte ich, um der Freude der Zöglinge über diese Ausdruck zu verleihen, eine kleine Feierlichkeit — womöglich eine, ein ähnlich freudiges Moment zum Inhalte habende kleine Theatervorstellung — veranstalten.

Sollte ich mich nicht ganz besonders dazu ermutiget fühlen in dem Bewußtsein, daß ich einen dramatischen Dichter, der sich schon oft mit Erfolg versucht hatte und dessen Bereitwilligkeit ich kannte, hilfreich und zudem mit bewährten Regietalenten ausgestattet, zur Seite hatte?

Dr. Fritz Pichler verfaßte auch alsbald auf meine Bitte hin einen Einakter, in welchem dem Inhalt zufolge eine christliche Frau, Hibernia, von dem Pfeile eines Sarazenen getroffen, durch Gebete wieder geheilt wird.

Natürlich verkörperten befähigtere Zöglinge die darin auftretenden Personen, und so erinnern sich heute noch die Witwe des verstorbenen, allseits bekannten und angesehenen Rechtsanwaltes Dr. Kosjek, sowie die in Graz ausübende Lehrerin Fräulein Marie v. Rieben, welcher Stolz ihre Brust erfüllte, als sie in der prächtigen Gewandung von Kreuzrittern vor das Auge der Zuschauer traten.

Die nächsten Ferien, die der Dichter Hamerling in Graz und zwar in meiner nächsten Nähe — er hatte sich ein Zimmer bei mir gemietet — verbracht hatte, und in denen ich durch diesen Umstand erst klaren Einblick in seine mißlichen häuslichen Verhältnisse gewann, führten zu einer plötzlichen, einschneidenden Wendung meiner Lebenslaufbahn.

(Schluß folgt.)

Ein König fiel.

Von Adolf Frankel.

Ein König fiel durch Mörderhand —
Die Schreckenstat war kaum zu fassen!
Der Aufruhr zog durch Stadt und Land
Und „Freiheit!“ scholl es durch die Gassen.

Des Königs Seele aber stieg
Empor zu Gottes Richterstuhle.
„Verräter“, rief sie, „Pest und Krieg!
Die Mörderbrut zum Höllenpfuhle!“

Über seinen Aufenthalt am „Hexenhof" schreibt Robert Hamerling selbst in seinen „Stationen", und was er darüber sagt, ist einer der schönsten Denksteine, die er der Epoche seines Verkehres mit mir gesetzt hat und wird mir immer unvergessen bleiben.

Hätte ihm doch das Schicksal mehrere solcher Lichtblicke gegönnt!

Der Dichter, der sich in dieser Umgebung so wohl fühlte, konnte nichtsdestoweniger nur in den Ferienmonaten die luftige Höhe ersteigen; war er ja doch von 1855 bis 1866 k. k. Professor für klassische Philologie am deutschen Staatsgymnasium in Triest. Um so häufiger zog es ihn in diesen Monaten zu diesem Musensitze — wie er ihn nennt — hinauf, während er mit seiner Mutter in Graz seinen Sommersitz aufgeschlagen hatte.

Oft brachte er auch die Eltern mit und einmal zwang ihn die vorgerückte Stunde, in einem Dachkämmerchen meines Hauses sein Nachtlager zu nehmen.

Unseren kleinen Szenerien sah er mit Vergnügen zu, beteiligte sich aber niemals daran und zog es auch öfter vor, im Einzelgespräche zu zweien auf der Galerie des Hauses sich zu ergehen.

So lieb mir der Aufenthalt auf dem ländlichen Gütchen geworden war, so setzte sich doch bald in mir die Überzeugung fest, daß er auf die Dauer nicht geeignet sei, die vielfachen Gelegenheiten und Wirkungskreise, welche die Stadt der geistigen Tätigkeit bietet, durch seine auf das Gemüt einflußreichen Reize zu ersetzen.

Als sich nun im Herbst 1861 in dem Annenstraße, Ecke Vorbeckgasse, befindlichen, jetzt nicht mehr existierenden Mädcheninstitute Winternitz eine Stelle für eine weibliche Lehrkraft bot, entschloß ich mich, dieselbe anzustreben, was auch von Erfolg begleitet war.

So siedelte ich denn von dem Landbesitze, den ich vier Jahre bewirtschaftet hatte, in die Stadt über.

Die Schwierigkeiten, die der Beginn der pädagogischen Laufbahn für die Anfängerin notwendig mit sich brachte, überwand ich bald unter freundlicher Mithilfe meines literarischen Beraters Herrn Dr. Fritz Pichler, der seine Freundesdienste auch dieser Periode meines Lebens zur Verfügung stellte, und hatte am Schlusse des Schuljahres bei der von meinen Schülerinnen abgelegten Prüfung ein außerordentlich befriedigendes Resultat, was mir auch von den anwesenden Behörden in schmeichelhaftester Weise zuerkannt wurde.

Der auch schon dahingegangene verdienstvolle Geschichtsforscher Dr. Richard Knabl, damals Pfarrer von St. Andrä und daher Katechet des Institutes, verfolgte mit großer Genugtuung den Vortrag von Teilen des Nibelungenliedes in mittelhochdeutscher Sprache.

Herr, wenn er auch keineswegs schlimmer war als seine Vorgänger. Sei es nun, daß man von ihm, dem Stammesgenossen, mehr Entgegenkommen und Nachsicht erwarten zu dürfen glaubte, sei es aus anderen Gründen, kurz: man begann sich bei seinen vorgesetzten Behörden über ihn zu beschweren und hörte damit nicht auf.

Eines Tages ließ der Bezirkshauptmann den alten Rabbi Herz Wulkan zu sich kommen und fragte ihn, was in aller Welt die Gemeinde so beharrlich an ihm auszusetzen habe und welchen Zweck sie mit ihren Klagen verfolge, die zwar ebenso nutzlos wie ungerechtfertigt seien, ihm aber endlose Schreibereien verursachten. Er ginge doch, wie der Rabbi als ehrlicher Mann zugeben müßte, gerecht vor und sei gewiß nicht strenger als die früheren Bezirkshauptleute, gegen die sich die Gemeinde doch niemals beschwert hätte. Wenn er aber etwas verfüge, dann gebe es gleich ein wildes Geschrei und Gezeter . . .

Herz Wulkan wiegte den Kopf hin und her, strich sich den langen weißen Bart, drückte die Augen zusammen und sagte:

„Herr Bezirkshauptmann . . . Was soll ich Ihnen sagen . . . Sie sind gewiß nicht schlechter als die früheren Herren . . . Aber, ich weiß nicht . . . Ich möchte Ihnen einmal eine Geschichte erzählen . . . Hören Sie an . . . Da war einmal ein Mann, der kam in eine Stadt. Und er geriet in die Gasse, wo die Handwerker wohnten und vor ihren Häusern ihre Arbeit verrichteten, denn das geschah in alten Zeiten, wo es so war. Da blieb er vor einem Goldschmied stehn; der schlug mit einem Hämmerchen auf das Goldmetall, und das Gold seufzte und wisperte ganz leise unter den Schlägen . . . pink . . . plink . . . Dann sah der Mann einem Silberschmied zu; der schlug auf das Silber, und dieses ächzte etwas lauter . . . pank . . . plank . . . Dann kam derselbe Mann vor eine Hufschmiede. Unter den Hammerschlägen aber stöhnte und schrie das Eisen so laut und dröhnend, daß es die Gasse mit seinem Jammer erfüllte . . . Und es wand und wehrte sich, wenn der Hammer es traf . . . Da sagte der Mann: ‚Eisen, was brüllst du? Dir geschieht doch nicht mehr als dem Golde, das nur seufzt und wispert, und als dem Silber, das leise vor sich hinächzt . . .' — — — Rief das Eisen: ‚Tor, der du bist! Das Gold und das Silber werden geschlagen von Fremdartigem . . . ich aber muß schreien und toben, denn ich werde geschlagen von *meinesgleichen*!' . . ."

*

Der Rabbi von Jaroslaw verkündete eines Sabbats seiner Gemeinde, daß er sich für einige Zeit von seinen Lehr- und sonstigen Geschäften zurückziehen müsse, um einem Gedanken, der seinen Geist erfülle, ungestört nachzusinnen.

„Wer schuldig ist“, so sprach der Herr,
„Wird seiner Strafe nicht entgehen!
Wie aber konnt' ein Mord, so schwer,
In deinem schönen Land geschehen?“

„Die Menschen sind, mein Herr und Gott,
Verwegen jetzt und wie besessen!
Sie treiben mit dem Höchsten Spott
Und all ihr Sinnen ist vermessen.
Sie maßen sich viel Rechte an
Und nehmen leicht es mit den Pflichten
Und wollen selbst in ihrem Wahn
Des Königs Macht und Glanz vernichten!“

„Dann steht es mit dem Volke schlimm!“
Sprach unmutsvoll der Herr der Welten.
„Doch wird es je mit Haß und Grimm
Des edlen Herrschers Tun vergelten? —
Nicht Undank ist der Menschen Lohn,
Wenn sie ein König weise führet,
Wenn Liebe herrscht um seinen Thron
Und edle Räte er sich küret!
Dann ist das Volk mit Herz und Hand
In treuer Liebe ihm ergeben;
Dann jauchzt ihm zu das ganze Land,
Dann weiht man gern ihm Gut und Leben!
Und ohne Angst und Bangen kann
Im Volke er sich frei bewegen,
Sein müdes Haupt dem ärmsten Mann
Auf dessen Schoß beruhigt legen . . .
Doch hat das Volk dir so gegrollt,
Daß selbst ein Mörder sich gefunden,
Dann warst du selber ihm nicht hold
Und schlugst ihm wohl die schwersten Wunden!
Zum König hab' ich dich bestellt,
Daß du dem Volke seist ein Segen,
Daß du dich zeigst als edler Held,
Als weiser Mann und wackrer Degen.
Wie aber hast dein Königsamt
Wie hast du Volk und Land verwaltet?
Hast manches Gute nicht verdammt?
Hast du nicht herzlos oft geschaltet?
Hast du vermehrt der Menschen Wohl,
Vergeudet nicht ihr Blut und Leben?
Und wenn der Kriegesruf erscholl,
War's nicht, nur deine Macht zu heben?
War heilig dir des Volkes Gut?
Warst du der Wahrheit treuer Hüter?
Griffst du nicht an mit frevlem Mut
Des freien Volkes höchste Güter?
Hast du geachtet Menschenrecht
Und jedes Menschen Überzeugung?
Hast du beschützt, was gut und recht,
Begünstigt nicht des Rechtes Beugung?
War dir des Glaubens hehres Licht
Auch stets die reine Gottesflamme?
Mißbrauchtest du den Glauben nicht;
Und sah man dich nicht selbst im Schlamme?
Hast du geklärt des Volkes Geist,
Veredelt all sein Tun und Weben,
Geführt den Weg, der aufwärts weist
Zu reiner Lust und hohem Streben . . .?“

„So hielt ich es im Leben nicht!“
Gestand der König zagen Tones.
„Nur Herrschen war mir höchste Pflicht,
Mein Streben nur der Glanz des Thrones!
Mich preist kein Mund im ganzen Land;
Mich ehrt kein Sang der stolzen Dichter!
Hab' meine Pflichten nicht erkannt —
O Herr, sei mir ein milder Richter!“

Jüdische Witze.

Die Witze über die Juden werden zumeist von — Juden gemacht. Der Jude ist der geborne Meister des Witzes, die Blüte seines Geistes ist der Witz. M. Nuél hat bei Gustav Riecke in Berlin vor kurzem ein paar Bände herausgegeben unter dem Titel „Das Buch der jüdischen Witze“. Dieses Buch steht insofern auf einem höheren Standpunkt als sein Stoff, weil es zumeist solche Witze und Geschichtlein gewählt hat, die mit scharfen Schlaglichtern, wenn auch harmlos, den jüdischen Charakter beleuchten. Von weisen Rabbis, von Kaufherren und Handelsleuten, von klugen Schülern, Käuzen und Phantasten, von Schluckern, Schelmen und Schnorrern u. s. w. ist da die Rede. Etliche Proben werden dem Leser Spaß machen.

Der neue Bezirkshauptmann von Jordanow, einem Städtchen in Westgalizien, war ein getaufter Jude. Vom Tage seines Amtsantrittes an erwies er sich der jüdischen Gemeinde gegenüber als gar gestrenger

Der Rabbi lacht: „Alt oder neu ... Was kommt heraus? ... Hier kennt mich doch so wie so niemand ..."

*

Als Rabbi Wolf sich mit einigen aus Wien heimgekehrten Studenten unterhielt und diese sich beklagten, daß es auf dieser Welt gar so schlecht eingerichtet sei, indem ein einziger — sie sprachen von Rotschild — so unermeßlich viel, andere aber nichts besäßen, meinte er:

„Gut, Rotschild hat Millionen; tausend Menschen stehn auf seinen Wink bereit, ihm zu dienen; er besitzt Paläste, kostbare Juwelen und Edelsteine; er schürft Gold aus Bergwerken und kann alles kaufen, was er sieht. Was schreit Ihr? Gott kann ihm noch mehr geben, viel mehr ... Aber wenn er auch das alles hat — kann er darum zweimal zu Mittag essen?"

*

Ein getaufter Jude hatte vor seinem Tode den Wunsch ausgesprochen, auf dem jüdischen Friedhof seiner Vaterstadt begraben zu werden, in der seine Vorfahren in sehr hohem Ansehen standen. Mitten unter ihnen wollte er seine letzte Ruhestätte haben.

Nun war er tot, und seine Angehörigen bemühten sich, die Bitte des Sterbenden zu erfüllen. Sie gingen zum Rabbiner und trugen ihm die Sache vor. Daß der Fall äußerst schwierig lag, wußten sie selbst, aber sie drangen so sehr in den alten Herrn, daß er endlich nachgab.

„Schön", sagte er, „aber es läßt sich nur machen, wenn Sie bezahlen für den Platz 5000 Gulden."

„Fünftausend Gulden? Für die eine Grabstelle?" riefen die Verwandten, „der ganze Friedhof braucht doch nicht mehr zu kosten?"

„Richtig", gab der Rabbi zur Antwort. „Wenn es wird kommen der Tag der Auferstehung und alle andern werden erlöst sein aus ihrem Grab, wird er doch allein zurückbleiben ... Nu, und dann wird ihm ja gehören der ganze Friedhof ...

*

„Effje", sagt der Rabbi zu dem Schuster Zentnerschwer in Brody, „Effje, ich versteh dich nicht. Die ganze Woch' sagste und schreiste rum in der Gass', du glaubst nicht an Gott ... und es gibt keinen Gott ... und es hat nie Gott gegeben ... Und wenn der Sabbat kommt, dann ziehst du dich fein an und kommst in Gottes Tempel und nimmst den Thalles (Gebetmantel) um und betest ... und betest inbrünstig und schlagst dir die Brust und schreist noch mehr wie die andern ... Nu, sag, Effje, glaubste nu an Gott oder glaubste wirklich, daß kein Gott ist ...?"

Darauf Effje: „Glauben tu ich, daß kein Gott ist, aber kann ich wissen, ob ich recht hab'?"

*

Man war stolz darauf, ein solches Licht in Israel in seiner Mitte zu haben, und versprach, während der Tage, da er weltverloren seiner inneren Stimme lausche, für ihn und die Seinigen zu sorgen. Was auch in besonders reichem Maße geschah.

Es vergingen aber Wochen und Wochen, und der Rabbi ließ sich nicht sehen. Er sann immer noch. Das beunruhigte schließlich die Leute, und sie schickten einen Mann zu ihm, der ergründen sollte, was er Tiefes und Bedeutsames in seinem Hirne wälze.

„Rabbi!" fragte er, „habt Ihr schon ausgeklärt (zu Ende gedacht)? Und was habt Ihr geklärt?"

Und der Rabbi sprach:

„Das hab' ich geklärt: Wenn für alle Menschen in der ganzen Welt möcht' sein ein Mensch — — —

— — — wenn für alle Bäume in der ganzen Welt möcht' sein ein Baum — — —

— — — wenn für alle Ärte in der ganzen Welt möcht' werden eine Art — — —

— — — und wenn für alle Wasser in der ganzen Welt möcht' werden ein Wasser — — —"

„Nuuu . . .?" fragte der Mann gespannt.

Der Rabbi fuhr fort:

„Und dieser Mensch, was ist geworden für alle Menschen ein Mensch, möcht' nehmen die Art, was ist geworden für alle Ärte eine Art . . . und möcht' fällen dem Baum, was ist geworden für alle Bäume ein Baum . . . und dieser Baum möcht' fallen herein in das Wasser, was ist geworden aus alle Wasser ein Wasser — — —"

Er hielt, überwältigt von solchen Gedanken, inne und sah vor sich hin.

„Nuuu . . .?" fragte der Mann wieder.

„Und da klär und klär' ich", sagte der Rabbi, „was das geben möcht' für einen Prall . . ."

*

Ein Rabbi, der auf seine Kleidung nicht achtete, wurde vom Vorsteher seiner Gemeinde zur Rede gestellt, weshalb er einen so alten, schäbigen Hut trage.

Der Rabbi antwortete lächelnd:

„Alt oder neu . . . Was kommt heraus? Hier kennt mich doch jeder, und weiß, wer ich bin."

Acht Tage später traf der Vorsteher den Rabbi in Wien, und wieder machte er ihm Vorwürfe."

„Sie haben zu Hause gesagt, daß es gleich wäre, was für einen Hut Sie tragen, weil Sie dort ohnedies jeder kennt. Schön! Aber für Wien hätten Sie doch einen neuen Hut anschaffen können."

„Ich will Ihnen nur sagen, Herr Rosenstein, daß ich nicht bin in der Lage, den Wechsel einzulösen ...“

„Mensch“, unterbricht ihn Rosenstein wütend, „und wegen dem wecken Sie mich auf, mitten in der Nacht. Was fällt Ihnen denn ein, Zucker?“

„Gott“, sagt Zucker, „ich hab' nicht können schlafen wegen dem Wechsel, und da hab' ich mir gedacht: sag's ihm jetzt, da wird er nicht können schlafen.“

*

Ein Großhändler blättert in seinen Geschäftsbüchern.

„Kohn!“ ruft er seinem Buchhalter zu, der ihm gegenübersitzt, „da finde ich, daß uns Perl Krojanker in Kempen seit acht Monaten 325 Mark schuldet ... Schreiben Sie ihm eine Postkarte und mahnen Sie ihn ... Es ist die höchste Zeit, daß er zahlt.“

„Aber Herr Schottländer“, erwidert Kohn, „auf einer offenen Postkarte darf man nicht mahnen ... Er kann uns verklagen wegen Beleidigung und Geschäftsschädigung ... Das darf man nicht.“

„Stuß!“ ruft Schottländer, „ich werd' Ihnen zeigen, daß man ja darf, Kohn ... Es kommt alles auf die Form an ...“

Der Buchhalter reicht ihm die adressierte Postkarte hinüber, und der Chef schreibt:

„Herrn Perl Krojanker in Posen.

Nuuu?

Hochachtungsvoll G. Schottländer.“

*

Einmal aber war Schlemielche sehr schlau. Er hatte — natürlich in seiner polnischen Tracht — eine Reise mit der Eisenbahn gemacht und erzählte nach seiner Rückkehr seine Abenteuer.

„Es war alles sehr schön, so lang ich bin gefahren in Galizien. Aber wie ich bin gekommen zu die Deitschen nach Schlesien, da ist es geworden sehr gefährlich. Der Kupee ist gewesen ganz voll mit deitsche Leut', und die haben angefangen zu schelten auf die Juden. Spaß haben sie gescholten! Daß ich bin geworden angst und bang für mein Leben, so haben sie gescholten — — —“

„Nu“, fragte man, „und was ist dir geschehn, Schlemielche? Was haben sie dir getan?“

Schlemielche lacht und dreht seine Stirnlöckchen.

„Mir?“ antwortet er stolz, „was sollen sie mir getan haben? Ich hab' mir doch nech gegeben zu erkennen ...“

*

Auf dem Bahnhof in Krakau stehen Kiwe Rosenstrauch und Falk Goldwasser, als zwei Züge einlaufen: der eine von Wien her, der

Goldstein aus Bromberg ist in Berlin, um für sein Modewarengeschäft Einkäufe zu machen. Der Blusenfabrikant Borower, den er aufsucht, fragt ihn, wie es um Daniel Löwbär in Bromberg stehe, der ihm Geld schulde und über den in der letzten Zeit allerlei Gerüchte umgingen.

„Habense denn nich gehört“, gibt Goldstein zurück, „der arme Löwbär ist doch meschugge (verrückt) geworden; er bildet sich ein, er ist Rotschild und schmeißt nur so rum mit sein Geld . . .“

„Gott“, sagt Borower erfreut, „da wird er mir vielleicht die letzte Faktura doch bezahlen — — —“

„Wieso?“ meint Goldstein, „so meschugge ist er noch nich . . .“

*

In einem Geschäftsladen in Posen läßt sich ein Kunde Regenschirme zeigen.

„Den kann ich Ihnen sehr empfehlen . . . zehn Mark . . . sehr preiswert . . . Für die Seide leiste ich Garantie.“

„Ich möchte aber einen billigeren Schirm haben, Herr Bamberg“, meint der Kunde.

„Nehmen Sie den . . . Auch sehr schön . . . auch sehr preiswert . . . Kostet fünf Mark . . .“

„Auch Garantie?“

„Auch Garantie!“

„Garantieren Sie die Seide, Herr Bamberg?“

„Seide . . . nicht.“

„Was garantieren Sie denn?“

„Nu, daß es ist ein Regenschirm . . .“

*

Zwei Posener Kommis schaffen sich zusammen ein Reitpferd an. Als sie darüber beratschlagen, wie sie das Tier benutzen sollen, damit keiner von ihnen zu kurz komme, meint der eine:

„Ganz einfach . . . Reit' ich, so gehst du . . . Und gehst du, so reit' ich . . .“

*

Um zwei Uhr nachts klingelt beim Eier-Engroshändler Rosenstein das Telephon äußerst stürmisch.

Rosenstein fährt aus dem Schlafe auf und läuft besorgt zum Fernsprecher.

„Wer ist dort?“ fragt er.

„Hier Natan Zucker! Sie haben einen Wechsel von mir, der morgen fällig ist, Herr Rosenstein.“

„Gut, gut“, schreit der Angerufene, „und was wollen Sie eigentlich?“

Der alte Amschel Fürst in Prag wird gefragt, wie es seinem Sohne in Berlin gehe.

„Wie solls ihm gehen? Sehr gut gehts ihm in Berlin."

„Und was ist er dort in Berlin?"

„Was soll er sein? A Gelehrter is er ... a beriehmter Gelehrter ... wie se dorten sagen: a Germanist ..."

„Was ist das ein Germanist? Was macht er, wenn er ist ein Germanist?"

„Was soll er schon machen? ... Er verbessert die Deitschen ihnere Sprach'."

*

Der alte Elias Beuthner in Posen gibt seinem Sohne, der sich auf die Brautschau begeben will, folgenden Rat mit auf den Weg:

„Sally, merk dir, zwei Eigenschaften muß haben das Mädel, das du machst zu deiner Frau. Erstens: sie muß sein so schön, daß du Lust hast, sie zu nehmen auch ohne Geld ... und zweitens: sie muß haben so viel Geld, daß du Lust hast, sie zu nehmen, auch wenn sie wär' häßlich ..."

*

Cheskel Feuerstein in Stanislau kommt zu seinem Geschäftsfreunde Abram Blaugrau und bittet ihn, ihm 1500 Gulden zu borgen. Dieser Betrag fehle ihm noch zur Mitgift seiner Tochter, die am nächsten Tag heiraten soll.

„Wie groß ist die ganze Mitgift?" fragt Blaugrau.

„Dreitausend Gulden hab' ich ihm versprochen," erwidert Feuerstein.

„Cheskel", schreit Blaugrau, „was ist mit dir? Weißte nich, daß man gibt immer nur die Hälft' von dem, was man hat versprochen?

„Gott", sagt Feuerstein, „die Hälft' sollst du mir doch borgen!"

*

Jakob Lemberger ist seit Jahren Buchhalter in einem Berliner Geschäftshause. Er ist ein schüchterner, stiller Mensch, mit dem sein Chef rauh und rücksichtslos umspringt, ohne daß Lemberger sich dagegen wehrt. Einmal ist es ihm doch zu arg geworden und er erzählt seinem Freunde:

„Aber diesmal, sag' ich dir, hab' ich mir das nicht gefallen lassen."

„Was haste denn getan, Jakob?"

„Was ich getan hab'? ... Einen Brief hab' ich geschrieben an meinen Chef ... Einen Brief ... Und ich hab' ihm einmal gründlich meine Meinung gesagt ..."

„Was haste ihm denn geschrieben?"

„Daß er ein schlechter Mensch ist", ruft Lemberger, „daß er ein gemeiner Ausbeuter ist ... daß er ein Menschenschinder ist ... daß

andere von Lemberg. Es sind Soldatentransporte; in dem Wiener Zuge befindet sich ein ungarisches Regiment, in dem Lemberger ein deutsches, das mit jenem die Garnison wechselt.

Goldwasser erklärt das dem Rosenstrauch.

„Sechste“, sagt er, „die mit die enge Hosen (die Ungarn) werden geschickt von Wien nach Przemysl, und die mit die Pantalons werden geschickt von Przemysl nach Wien . . .“

„Heißt was für Umständ’!“ meint Rosenstrauch, „was schicken se die ganzen Menschen? Möcht’ nicht sein billiger, wenn sie möchten schicken die engen Hosen nach Przemysl und die Pantalons nach Wien?“

„Ja“, ruft Goldwasser, „ja, wenn sie möchten haben für jeden zwei paar Hosen . . .“

*

Jakob Hirsch Glücklicher hat seinen Nachbar verklagt, weil dieser ihm angeblich ein Taschentuch gestohlen hat, ein großes rotes Taschentuch, das mit dreieckigen Figuren gemustert ist und zur Zeit, da dies Geschichtchen sich abspielte, in großen Mengen hergestellt wurde.

Das Corpus delicti liegt auf dem Tische vor dem Richter, der Glücklichers Redeschwall lächelnd anhört.

Als der Kläger zu Ende ist, meint der Richter gemütlich:

„Sagen Sie mal, Glücklicher, warum soll dies Taschentuch gestohlen sein? Woran wollen Sie denn erkennen, daß es Ihnen gehört? Sehen Sie“ — — damit zog er sein eigenes Taschentuch hervor, das dem entwendeten ganz gleich war — „sehen Sie, ich habe doch auch genau so ein Tuch — — —“

„Warum sollen Sie nicht so ein Tuch haben?“ unterbricht ihn Jakob Hirsch Glücklicher heftig, „es sind mir doch zwei gestohlen worden . . .“

*

Isidor Smaragdstein soll am nächsten Tage nach Krakau zur Brautschau. Seine Mutter befiehlt ihm, sich recht sauber zu machen, ein Bad zu nehmen und sich gründlich zu waschen.

„Nu, und wenn aus der Partie nichts wird?“ erwidert er unwirsch.

*

Herrn Pollack wird ein Fremder vorgestellt: ein Herr Simon Platz aus Breslau.

„Platz . . . Platz . . .“ wiederholt Pollack sinnend den Namen . . . „Da hat mir doch meine Frau erzählt . . . Richtig . . . Entschuldigen Sie, Herr Platz, sind Sie verwandt mit dem Markus Platz in Fenedig . . .?“

*

Mei Lebn und Glück, mei Liab und Lust,
Mei Angst seit mancha Nacht,
Es ruaht auf dir. I bitt di, Bua,
Gib ma drauf fleißi acht!

Du gehst in d Welt, in d weite Welt,
Du sagst, es tat recht not,
Da Kaisa muß Soldatn habn . . .
Na also — pfüat di Gott!

Es soll da koa Malheur nöt gschehgn;
I denk mas wundaschen:
Wann i von Herzn pfüat di Gott
Sag, muaß s da recht guat gehn!

Ma moanat, so a guata Wunsch,
Der sagt sie gschwind und leicht;
Beim Abschied, eh man fürabringt,
Braucht ma a guate Eicht.

Es is, als wann ma niaßn sollt
Und um koa Welt nöt kann;
Dös Pfüatdigott füllt grad a so
Oan d Augn mit Wassa an.

Mei liaba Bua, dö oanzi Bitt:
Treib mit da Liab koan Spott!
A Bußl iazt! — und morign früah
Das letzti Pfüat di Gott!

Heimgärtners Tagebuch.

An gewöhnlichen dunstigen Tagen hat unser Graz — vom Schloßberge aus gesehen — nach Osten hin unbegrenztes Hügelland, nach Süden hin unbegrenzte Ebene. Nur im Westen steht die dunkle Wand eines gestreckten, mäßig hohen Waldberges und im Norden, aus Mittelgebirge aufsteigend, eine höhere Masse — der Schöckel. Aber an reinen Tagen sieht man, wie die Grazer Landschaft von einem schönen blauen Hochbergwall umstanden ist, der vom Kulm im Osten sich weit um den Norden und Westen zieht, bis er im Süden mit dem Bachergebirge in die Ebene sinkt. Allein nach dem Südosten hin ist Niederung bis zu den kroatischen Bergen. So liegt Graz in einer ungeheuren Krebsenzange, die die Alpen aufsperren. — Wir haben zahllose Eingänge ins Gebirge. — Vor kurzem wählte ich die neue Sulmtalbahn, die von Leibnitz aus westwärts gegen das Gebirge dringt. Noch im Gebiete des stattlich sich dehnenden Ortes übersetzt die Bahn den Laßnitzfluß, um eine Minute später sich an die Sulm zu schmiegen — zwei üppige Flüsse aus den Alpen, die hier bei Leibnitz zusammenkommen. Mit der Sulm macht die Bahn ein zärtliches Halbrund um den Hügel, auf welchem das fürstbischöfliche Schloß steht, weil, wie ein Mitreisender sagte, sich in dieser Gegend alles um die Geistlichkeit dreht. Damit ist man plötzlich abgeschlossen von der großen Welt und unser Zug poppelt gemütlich dahin durch das wiesengrüne Tal zwischen den niedrigen, vielbewaldeten Nestelbergen und dem Sausaler Weingebirge. Wenige Ortschaften, keine Industrie, alles in idyllischer Ruhe. Nicht lange und unser Tal verzweigt sich links gegen Arnfels und ein zweitesmal gegen Eibiswald. Die Bahn macht rechts, immer der Sulm entlang, eine Kurve durch das Engtal, und als es sich wieder weitet, liegen vor uns die schneebedeckten Alpen. Bei dem Dorfe Gleinstätten starke Steigung, und bald sind wir auf einer weiten Ebene, im Angesicht des Hochgebirges, aus welchem zur Frühlingszeit die Schneefelder der Koralpe wie Silber niederleuchten.

ich ihn verachte und hasse in der ganzen Tiefe meines Herzens ... Ich kann dir gar nicht sagen, wie es mir wohltut, daß ich ihm endlich, endlich geschrieben hab', was in mir seit Jahren kocht ..."

„Gott!" sagt der Freund erschreckt, „er wird dich doch jetzt rausschmeißen ..."

„Wieso ... rausschmeißen ... warum?"

„Wenn du geschrieben hast so einen Brief!"

„Geschrieben wie geschrieben ...," meint Lemberger lächelnd, „aber hab' ich ihn denn weggeschickt?"

*

„Leugnen Sie nicht, Schreier", sagt der Richter zu dem Angeklagten, „es hat keinen Zweck; es sind zwei Zeugen da, die beschwören können, daß Sie das Portemonnaie gestohlen haben ..."

„Wie heißt zwei Zeugen?" ruft Schreier, „ich kann Ihnen bringen zweitausend Zeugen, die nischt gesehn haben!"

Oberösterreichisches.

Von Hans Mittendorfer.

Stoana am Weg.

Sag, hast denn koa Herz nöt
Und bist denn aus Stoa?
Gspürst koa Lust und koan Schmerz nöt
Rundum du alloa?

Es blüaht nebna Kohlschlag
Und am Freidhof blüahts ar;
Und i lach, wia wann all Tag
A Hochzeitfest war.

Und i lach, wann i d Stoana
Mitn Fuaß dani schnöll;
Na, in Himmel kimmt koana!
Wohl a nöt in d Höll.

Ohne Früahling und Winta,
Ohne Denka und Gspürn —
Und kemmans oan inta
Am Weg, toans oan irrn.

Ohne Gfühl für alls Scheni
Und Liabi dort drobn;
Drunt: „woaß i nöt, brenn i?
Soll i d Fegfeurhitz lobn?"

Drum gherns nöt in n Himml,
Drum gherns nöt in d Höll,
Im Erdngetümml
Am Weg is eah Stell.

Da Lebnswagn, der holpert
Laut drüba voneh;
Doh a Mensch, der dran stolpert,
Der tuat sie oft weh.

Aba aufblüahn kann koana —
Sö habns a nöt not ...
Is dei Herz amal stoana,
Freund, nacha is s tot!

Dn Dirndl sei Abschied vom Buam.

An Grüaßdigott, an Pfiatdigott
Ruaf i an iadn zua.
Heut kimmt auf d Nacht und morign früah
Pfüat si mei liaba Bua.

Dös Grüaßdigottsagn, wann a kimmt,
Dös gfreut mi nöt zum sagn,
I kunnt'n, wann ign nimm um d Mitt,
Frei aufn Händn tragn.

I kunt eahm alls, was guat is, toa,
An jedn Wunsch erfülln;
Und wann a mehr begehrt, als Gott
Valaubt, er hat sein Willn.

I gher eahm zu, i bin dö Sein,
Er braucht nöt zbitten drum,
Und wann a lang drum bittn wollt,
I haltats schier für dumm!

*

Geschichte bedienten, je uneiniger wurden sie. Da fiel mir wieder ein, daß für Parteiagitationen die Geschichte nicht zu brauchen ist. Die Geschichte ist ja doch keine Einheit, am wenigsten im rechtlichen oder im moralischen Sinne, sie entwickelt sich nach allen denkbaren Seiten und Arten hin, hat für alles ihre gründlichsten Beweise und ebenso ihre gründlichsten Gegenbeweise uud hat noch bis heute nicht eine einzige Frage endgültig entschieden. Geschichte ist ja nichts anderes als eine Aufzeichnung all der wirren Kämpfe, versuchten Wege und Verirrungen von Alters her bis heute. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, nicht aber der Weltrichter. Und nicht der Lehrer, denn sie zeigt uns nur Irren und Wirren. Wenn der Normalmensch aus der Geschichte schon etwas lernen kann, so ist es das, daß man von ihr nichts lernen kann. — Ja, wen die Chronik der Torheit weise machen könnte! Nur den Weisen!

Im Tagebuch ist eine Zuschrift aus München mitgeteilt worden, nach der Andreas Hofers Verräter, Raffl, in Bayern gestorben sei. Dem entgegen steht eine Bemerkung des Wiener Schriftstellers Friedrich Schlögl. Derselbe schreibt in seinem „Kuriosen Buch“ (Wien, A. Hartleben, 1882) gelegentlich einer Buchversteigerung:

„. . . Das Vergnügen muß rein genossen werden. Diesen Adel der Gesinnung lehrte mich einst ein vornehmer Herr würdigen und schätzen, der, mein Sitznachbar im Fond des düsteren Lokales, ein Büchlein mit zäher Hartnäckigkeit bis zu einem bereits enormen Preise steigerte. Aber seine Anbote wurden aus einem anderen Winkel von ein und derselben Stimme immer wieder überboten. Da erhob sich der Mann, um seinen unermüdlichen Gegner endlich kennen zu lernen. „Der ist's?“ murmelte er verächtlich, „mit dem habe ich nichts zu tun und würde mich sogar schämen, mit ihm — zu lizitieren!“ Sprach's und ging. Der also Gemiedene war aber auch eine unedle Persönlichkeit, es war des Antiquars Bader langjähriger Famulus, der übelberüchtigte Raffl, der häßliche, schielende Zwerg, der den armen Andreas Hofer in seinem sicheren Verstecke auf der Brantacher Alpe zwischen Wolken, Schnee und Eis wie ein Hund ein gehetztes Wild aufstöberte und an seine Mörder verriet; Raffl, jener abscheuliche Tiroler Judas, der, überall verjagt und geächtet, nur in der sorglos lustigen Kaiserstadt eine Heimstätte fand, wo er seinen Sündenlohn als trauriges Gnadenbrot unbehindert aß.“

Einem Wiener Genesungsheim als Aufschrift gewidmet:

Aus Krankheitshaft und Leidensbanden
Bist, Menschenkind, du wieder erstanden.
Junges Leben, Unschuld und Kraft
Ist dir, Genesener, neu gegeben;
Freude und Güte im reinen Gemüte,
Das sei dein Streben.

Nach anderthalb Stunden Fahrzeit — man könnt's auch in einer halben Stunde dermachen — ist die neue Bahn zu Ende, sie stößt hier an die Graz-Wieser Bahn. Die Station heißt Pölfing-Brunn. Da ist wieder Welt und hier durch soll ja einmal die Transversalbahn gehen von Wien über Friedberg und den Radel nach Kärnten. Die Ortschaft mutet ein wenig amerikanisch verkracht an, eine Stadt von noch neuen Arbeiterhäusern steht großenteils leer. Der nahe alte Kohlenbau ist aufgelassen und nur aus einem weiterhin liegenden Betriebe schweben in der Luft auf einem Drahtseil die Kohlenkörbe zum Bahnhof heran. Größere Kohlenbergwerke liegen noch weiter drinnen im Gebirge. Ich ging über vergrünte, bestrüppte, tote Bergbau-Schutthaufen dahin den südlichen Hügelzug hinan zu einer wunderhübschen Aussicht. Die Runde geht vom Radelberg mit seinem heiligen Pankratius, einem der prachtvollsten Aussichtspunkte des Landes, rechtshin hoch ansteigend bis zu dem Koralpenzug, dem fernen Gleinalpenzug und dann blau verdämmernd im Schöckelgebirge. Vor mir das Tal von Wies bis Deutschlandsberg mit seinen Weinhängen, Obstgärten, Matten und stillen Wässern. Zu meinen Füßen die Wallfahrtskirche Wies, von der ich schon in meiner Kindheit gehört. In einer Kapelle bei Krieglach war und ist noch heute zu sehen das Bildnis einer Feuersbrunst, wobei auf einem Heustadl in Wies an hundert Wallfahrer verbrannt waren. Der Stallknecht sollte des Morgens von jedem die Lagerkreuzer abfordern, und hatte, damit ihm keiner entkommen konnte, abends zuvor den Stadel zugesperrt. Bei unvorsichtigem Gebaren mit Feuerzeug war der Brand ausgebrochen und keine Möglichkeit eines Entkommens. Seit diesem Unglücke war der Gnadenort in Verruf geraten. — Nach solch kurzem Um- und Rückblick stieg ich — von heftigem Jauk (Föhn) getrieben — wieder zu Tale, wo ich im heimlichen Eisgruben-Wirtshaus zu Brunn gut zu Mittag speiste, um nachher wieder auf dem „Gemischten" mit den wenigen Personenwagen und den vielen Kohlenwägen heimwärts zu poppeln.

Unterwegs im Eisenbahngelaß hörte ich dem Streite zu, der zwischen einem katholischen Geistlichen und einem Gutsbesitzer geführt wurde. Der Gutsbesitzer hatte behauptet, daß die Gegenreformation in den Alpen mit grausamer Härte gegen die Evangelischen betrieben worden sei. Der Geistliche versichert, daß sie nicht milder, nicht christlicher hätte betrieben werden können, hingegen daß in Deutschland die Protestanten an den Katholiken die größten Blutgreuel verübt hätten. Beide suchten ihre Beweisführung in der Geschichte und fanden sie. Wenige Tage vorher hatte ich einen Konservativen und einen Sozialdemokraten so streiten gehört. Jeder brachte für seine Sache aus der Geschichte die schlagendsten Begründungen und je mehr beide sich der

spanig immer noch nicht gefallen und darf ihnen auch nicht gefallen. Wer vorurteilslos die neuesten Auflagen mit den alten vergleicht, der muß wohl finden, daß die Einheit des Buches gewonnen hat.

Tut dein Herz dir Gottes kund,
Nimm ihn nicht aus fremdem Mund,
Bau sein Haus auf deinem Grund.

Beim Tode des Ministers Peschka begann ein Leitartikel mit den Worten: „Von der höchsten Stelle, die bürgerlicher und politischer Ehrgeiz erstreben und erobern kann, vom Posten eines Ministers hat der Tod" u. s. w. — Was für eine Auffassung! Wird man aus Ehrgeiz Minister? Das wäre eine schlechte Spekulation. Kein Mensch wird öffentlich so verschimpfiert, als ein Minister. Aber manche Leute können sich keine rechte Tat ohne egoistische Gründe denken. Ach, dieser heillose, dumme Ehrgeiz! Er macht ja geradezu ehrlos heutzutage. Es ist ja wahr, wenig geschieht mehr der Sache wegen, des Guten willen, aus Freude an Gemeinnutzen, aus Nächstenliebe. Das meiste aus Ehrgeiz. Das ist nicht mehr jene kindische Eitelkeit, die man gemütlich auslachen mag; das ist eine ganz niederträchtige Verlotterung des Charakters. Ich liebe Menschen, die ich ehren kann, aber mit solchen, die gerade aus Ehrgeiz etwas geworden sind, mag ich am liebsten nichts zu tun haben. Wessen gemeinnütziges Wirken nicht tiefere Gründe hat, als den, zu persönlichen Ehren zu kommen, der ist ein Lump. Es ist grobe Verkennung eines braven Mannes, wie Minister Peschka es gewesen, ihm Ehrenhascherei aufmutzen zu wollen. Jener Leitartikel hat's wohl nicht so schlimm gemeint, aber man sollte mit „Ehren"-Beleidigungen vorsichtiger sein. Man muß es endlich einsehen, daß hohle und egoistische Ehrenjägerei, wie sie jetzt schon in allen Ständen und mit allen Mitteln betrieben wird, etwas ganz Abscheuliches ist. Die echte Ehre ist wie ein König, den man nicht zu Besuch bitten darf. Man muß warten, ob er selber kommt. Und wenn er kommt, ihn mit jener Würde empfangen, die in dem Bewußtsein des persönlichen Wertes liegt. — „Ein anständiger Kerl braucht weiter kein Ehr'l", hat der alte Birkfelder Nagelschmied gern gesagt.

Die Klerikalen bildungsfeindlich? Pure Verleumdung. Wer kann mehr für Volksbildung tun als die Klerikalen, sie schicken jetzt sogar schon die Bauern auf die Universität. — Halt, die Sache ist nicht mehr lustig genug, um darüber Witze zu machen. — Ich bin bisher in der „Schlägerfrage" auf Seite der Carolinen gestanden. Ich habe mir gesagt, jeder hat das Recht, sich beliebig zu schmücken und lächerlich zu machen, weshalb soll gerade den braven Carolinen das

Wenn ein Dichter in späteren Jahren den Neudruck seiner Jugendwerke erlebt, so pflegt er fleißig an ihnen herumzukorrigieren. Er berichtigt tatsächliche Unrichtigkeiten, er verbessert stilistische Fehler, und daran tut er recht. Aber er ist auch geneigt, im poetischen Inhalte Änderungen, Verbesserungen zu machen — und das ist gefehlt. Er soll ja nicht glauben, daß Anschauungen, Stimmungen, Gestaltungen deshalb falsch seien, weil er sie jetzt anders sieht, empfindet und gestalten würde. Jene Jugendwerke sind — vorausgesetzt die Echtheit des Poeten überhaupt — in ihrer Art ebenso echt und wahr, als die geklärten Arbeiten des Alters. Wenn der Autor in vorgerückter Lebenszeit seine Jugendwerke ändert, so reißt er aus diesen Jugend heraus und legt Alter hinein. Er zerstört die Einheit, und hebt er erst an zu ändern, so ist kein Einhalten und es wird ihm scheinen, als müsse das Ganze umgearbeit werden. Die frische Jugenddichtung wird also gefälscht, wenn nicht gar zerstört. Der alte Poet soll froh sein, daß ein Denkmal seiner Jugend vorhanden ist, an dem er sieht, wie er selbst einst war. Die Jugenddichtung wird gewiß weit mehr Fehler haben als das Alterswerk, aber auch weit größere Vorzüge. Er soll sie lassen stehen. Ist sie wirklich schlechter als das Werk des sogenannten abgeklärten Alters, so mag er sich freuen, daß ein schönes Beispiel seiner Entwicklung vorliegt, im übrigen aber seine Jugend lieben in ihren Blüten. — Ich habe bei Nachdrucken meiner Schriften der Versuchung, inhaltlich zu verbessern, auch nicht immer widerstanden. Aber weniger habe ich das Persönliche, Gestaltliche ändern wollen, als das Tendenziöse, das aus jeweiliger Zeitstimmung in die Schriften kam. Manche philosophische oder soziale oder politische Absicht der gärenden Jugend wollte ich streichen, wenn sie der seitherigen Lebenserfahrung nicht standhielt. — Wesentlich geändert habe ich an meinem „Waldschulmeister“. Schon in der 2. Auflage 1881 legte ich den pädagogischen Aufsatz „Erwägung“ in das Buch, weil er mir der tieferen Anlage des Waldschulmeisters Andreas Erdmann so gut zu entsprechen schien. Ferner empfand ich bei Korrektur weiterer Auflagen dieses Buches, daß das Vorleben des „Einspanig“ viel zu tendenziös war. Doch schien mir immer, als müsse ich diese Vorgeschichte des Einspanig als Denkmal einer Kulturkampfzeit stehen lassen. Noch später sah ich, daß die Tendenz bis zur Verzerrung ging und die sonst so milde Stimmung des Buches empfindlich störe. Und so habe ich mich vor drei Jahren bei der Korrektur der 66. Auflage der „Schriften des Waldschulmeisters“ entschlossen, die von dem Einspanig selbst erzählte Lebensgeschichte durchaus zu mildern und ihr die Zeittendenz so viel als möglich zu nehmen. Die Sache an sich mußte freilich dieselbe bleiben, weil sie begründet ist. Vielen der Kirchlichen wird dieser Ein-

und ertrunken wäre, wenn der Mann, der's bemerkte, sich nicht noch eilig davon gemacht hätte — dieses züchtige Mädel steht jetzt am Reh und schaut auf das lebendige Vogelnest. Und ist die Schutzpatronin geworden der kleinen Dinger, denen die Mutter es so bequem zum Reiten gemacht hat, ehe sie noch fliegen können. Und die alte Amsel schaut mit ihren runden Äuglein auf zu der freundlichen Gestalt, die zwar ganz einem Menschenkinde ähnlich sieht, aber doch die Vogelnester in Ruhe läßt. Ich habe nicht bald ein Naturspiel gesehen, das mich inniger angesprochen hätte, als dieses Vogelnest auf dem Reh.

Man sieht sein Lebtag viele Menschen werden und vergehen. Und ich sah mein Lebtag auch Ortschaften entstehen und vergehen. Das vollzieht sich jetzt rascher als in früherer Zeit. Alte Bauerndörfer und kleingewerbliche Marktflecken, viele Jahrhunderte alt, sehen wir heute verkommen und in Wildnis zurücksinken. Dafür ist die Industrie, die Eisenbahn, das Sommerfrischwesen, die Touristik ortschaftenbildend. Besonders entstehen neue Kurorte. Allerdings lebt manche auf solcher Grundlage entstandene Ortschaft, die mit Glanz anfing, nicht länger als ein Mensch, dann ist ihre Modezeit vorüber und auf ihren einmal von Arbeitern oder lebelustigen Stadtleuten bevölkerten Straßen und Plätzen wächst wieder das grüne Gras. Wir, wenn wir siebzig Jahre alt werden, überschauen also nicht bloß Menschenleben, wir überschauen Generationen und also auch die Schicksale vieler Ortschaften. Ich empfinde in mir den Sinn für letztere und habe ihm durch manchen meiner Romane Ausdruck gegeben. Der Waldschulmeister, der Gottsucher, Jakob der Letzte, Das ewige Licht und zum Teile auch Martin der Mann sind Lebensgeschichten, in denen nicht ein Mensch, sondern eine Gemeinde, eine Ortschaft der eigentliche Held ist. Meine Teilnahme an dem Geschicke solcher Gemeinsamkeiten ist rege. Darum gehe ich auch so gerne hinaus auf die Laßnitzhöhe bei Graz. Ein frisch und hoffnungsvoll aufstrebender Kurort. Wo heute das stattliche Kurhaus steht, das eine in des Wortes echtester Bedeutung so entzückende Aussicht über Mittelsteiermark bietet — wo heute dieses Kurhaus ragt, stand vor wenigen Jahrzehnten eine einsame Hütte. Ich habe in ihr als verirrter Wanderer einmal ein Glas Milch getrunken und die alte Häuslerin zu Tränen gerührt, als ich es mit vier Kreuzern bezahlte. Heute ist das ragende Kurhaus umgeben von einer luftigen Villenstadt, die von Jahr zu Jahr sich weiter hindehnt über die Hügel, durch die paradiesischen Obstgärten und dämmernden Waldschachen. Und tief unter dieser schimmernden Stadt auf dem Lande, tief in der Erde rollen die Eisenbahnzüge zwischen Graz und Budapest hin und her.

verwehrt sein? „Nichtschlagenden Studenten der Schläger verboten — weil sie ihn nicht brauchen!“ Was trägt mancher Mensch nicht alles an sich herum, ohne es zu brauchen! Er trägt Ketten und Ringe — und ist doch kein Verbrecher. Er trägt Federn, und ist doch kein Vogel. Und wächst nicht auch den Theologen der Bart, obschon er kein Mann sein darf? Der Streit um den Bart, will sagen um den Schläger, war eine kindische Studentenangelegenheit, die von ernsten Menschen nur mit Schmunzeln „ernst genommen“ werden konnte. Als Rechtsfrage war das so simpel, daß sich jeder Unbeteiligte sagen mußte: den Carolinen steht es ebenso wie anderen Studentenverbindungen frei, ihre Embleme zu wählen. Der Streit darum war ein Sturm im Wasserglase. (Ich bitte die Studenten aller Farben um Entschuldigung, daß ich nicht „im Bierglase“ sage.)

Aber dieser Sturm im Glase ist ein Sturm im Reiche geworden. Mit dem Einbruch der Bauern in die Universität haben die Klerikalen sich abscheulich ins Unrecht gesetzt. Sie, die angeblichen Patrioten und Friedensfreunde sind Aufwiegler und Revolutionäre geworden. Als Vorwand in Graz den Schläger, in Innsbruck den Wahrmund, in Wien eine krumme Nase — und sie gehen mit fanatisierten Rotten auf die Universität los. Auf die Universität, die heute nichts anderes ist, als was sie seit vielen Dezennien gewesen. „Die Universität muß wieder ein Jesuitenkollegium werden oder man wird sie sperren!“ Das letztere dürften die Rebellen einstweilen erreichen.

Was aber sagen die Bauern? Ich hörte einen derer, die „mit“ waren. Er verhielt sich mit der Hand das Gesicht und sagte: „Mein Lebtag hab ich mich nit so gschamt, wie s letztemal in Graz, wo mir habn eini wöllen und — bums, die Tür vor der Nasen zu! — daß mir aussigworfen gwesen sein!“

Im Grazer Stadtpark steht die „Waldlilie“. Das ist eine jungfräuliche Mädchengestalt aus den Schriften des Waldschulmeisters, die Brandstetter in Bronze gegossen hat mitsamt ihrem Reh. So steht sie seit vielen Jahren im Fichtenwäldchen. Und nun hat die Natur auf diese Gruppe ein wunderliebliches Gedicht gemacht. Mein kleiner Enkel Walter hat mich — als wir vor kurzem an der „Waldlilie“ standen — darauf aufmerksam gemacht, daß auf dem Rücken des Rehes, knapp hinter dem hochstehenden Halse, ein Vogelnest sei. Und lacht der Kleine hell, denn aus dem Nest reckt die Amsel ihren gelblichen Schnabel hervor, dieweilen sie auf den Eiern brütet, oder vielleicht sind es schon ausgeschlüpfte Vöglein, die sie behütet. Die Waldlilie, die sich einst in einem einsamen Waldsee gebadet hatte und bei dem zufälligen Nahen eines Mannes aus Schamgefühl untertauchte

Ortschaft davon gleich eine ganze Künstlergesellschaft ausheben zu können? Es wird doch wohl so sein. Es muß nur der rechte Mann kommen, der die Schätze zu heben weiß. Die liegen besonders bei den Steirern durchaus nicht so an der Oberfläche. Ist es aber nur um das, daß Dr. Ruprich seine Radegunder zu Komödiespielern macht? Es ist um viel mehr. Er interessiert die Leute für die Kunst, das bedeutet, er hebt sie aus Alltagsversumpfung zu einem geistigen Leben, zu einem Gemütsadel, zu Menschen, die ihres Menschentums sich bewußt werden. Eine wahre Fausttat, seelische Wildnisse zu roden und sie für edle Geister bewohnbar zu machen. Vor allem merkt man an den Radegundern eine frohe Gehobenheit des Heimatsbewußtseins in Sitte, Tracht und Lied. Man merkt an ihnen eine gute Art im Benehmen; auch im Wirtshaus nie ein unanständiges Wort, das muß man auf dem Dorfe hoch anschlagen. Viele der dreißigköpfigen Gesellschaft mögen solche Gesittung wohl von Haus aus mitbringen, im ganzen ist aber das Wunder der Kunst an den braven Radegundern sehr zu spüren — und treiben sie ihr seelenvornehmes Sonntagsvergnügen kaum erst drei Jahre! Und so ganz und gar uneigennützig ist ihr künstlerisches Wirken. Mancher hat einen weiten Weg zu den nötigen Proben und bedarf verschiedenerlei zu den Aufführungen; mancher versäumt Wirtschaft. Von einer Gage oder wesentlichen Entschädigung ist keine Rede. Sie spielen in der Sommersaison allsonntäglich im Radegunder Kurhause, sie nehmen oft gutes Geld ein — das gehört, nach Abzug der Betriebskosten, für Gemeinnütziges, besonders den Ortsarmen. Für den Ehrgeiz fällt auch nicht viel ab. In der ersten Zeit sind sie von ihren Radegunder Ortsgenossen sogar verspottet worden, so lange, bis von diesen Schauspielern den Spöttern die Tränen aus den Augen gezwungen wurden oder ein tiefherzliches Lachen, das wie Sonnenschein alle Nebel löst. Jetzt sind die Bewohner der Schöckelgegend freilich schon stolz auf ihre Kunsttruppe.

Man hört, daß die „Radegunder" bereits von Stadtbühnen geladen werden. Da nun wird's bedenklich. Ja gewiß, wir, die da erleben, wie die Kunst aufhört, würden es gerne wieder einmal sehen, wie sie anfängt. Und wagen könnten sie es schon. Gutes würden sie auf die Stadtbühne bringen, aber — Schlechtes mit heim nehmen. Was sie da an Technik lernen, würden sie an Natürlichkeit verlieren. Rauschende Claque, Umhudelungen und Zeitungskritik würden alle Unruhe erwachter Eitelkeit und Gefallsucht entfachen — und die harmlose Idylle wäre beim Teufel.

Der Grazer Semmering. Wenn unsere Naturfreude vom düsteren Hochgebirge sich wieder einmal dem sonnigen, weitschauenden Hügellande zuwendet — und das geschieht unfehlbar — dann wird dieser Grazer Semmering sogar noch schöner sein als jener am Fuße der wilden, menschentötenden Rax. — Den Kranken, der hier in der stillen, reinen, sonnigen Luft Genesung sucht, ihn lacht die Natur so freundlich an und schmeichelt: Menschenkind, du liebes, werde mir wieder gesund!

Eines Abends fuhr ich von der Stadt aufs Land hinaus — ins Theater. Denn mit der Zeit kehrt sich ja alles um. Ein förmlicher Theaterzug, wie man solche sonst stadtwärts einzurichten pflegt, von Graz nach Mariatrost. Dort spielte die Radegunder Bauerntheatergesellschaft zum erstenmale vor Stadtleuten. Ganghofers „Herrgottschnitzer von Ammergau". Geeichte Kritiker würden natürlich finden, daß vielen Mitwirkenden die Routine mangelt, daß das Spiel ein ungleichmäßiges ist und daß sonst mancherlei dilettantenhafte Eigenschaften zum Vorschein kommen. Alles das finde ich auch, aber ich finde noch mehr. Ich empfinde, daß sie aus ihrem Herzen heraus spielen, daß sie naturwahr spielen, eben weil sie keine Schauspieler sind, sondern Menschen, die ihre Rollen wohl auch im Leben schon erprobt haben. Ich glaube, daß sie sich gar nicht schminken, so wie sie auch kein Kostüm haben, sondern in ihrer gut gewählten, an sich ja mannigfaltigen Volkstracht auftreten. Kunst gehört immer noch genug dazu, um auf der Bühne die Einheit zu schaffen. Wer ist Direktion? Der wackere Kurarzt von Radegund und seine kunstsinnige Familie, die selber der Gesellschaft ein hervorragendes Mitglied stellt. — Es ist doch merkwürdig, was ein einziger Mann in einem Orte zu leisten vermag. Die St. Radegunder Dorfgesellschaft ist, wie überall: Geschäftsleute, Handwerker, Bauern, Burschen und Dirndeln, alte und junge, gleichgültige und erregsame Leuteln — saubere darunter! — Verkettungen an die tägliche Arbeit und Pflicht, Geschäftssorgen und allerlei andere Widerspießigkeiten wie überall. Und siehe, einer bringt die Leute unter einen Hut, begeistert sie für Kunst, erzieht sie zur Ordnung, organisiert sie zu einer Schauspielertruppe, die sich an ernste Volksschauspiele wagt mit schönem Erfolg. Und die meisten Mitglieder können noch was Besonderes, sie singen, sie musizieren, sie tanzen; der eine malt Dekorationen, der andere kann drollig pfeifen, der dritte dichtet Lieder und der vierte komponiert sie. Einer dichtete sogar ein Theaterstück voll bäuerlichen Humors und im Heimatsorte wirksam. Ja, woher nahm denn Kurorts- und Theaterdirektor Dr. Ruprich all diese Leute? Sind deren in unserem steirischen Landvolke denn so viele zu finden, um aus einer einzigen

Ein Märchen aus „Tausend und einer Nacht".

Im fernen Osten lebte einmal ein König. Und dieser König wurde von seinem Volke sehr geliebt. Und als er in sein achtzigstes Lebensjahr ging, wollte das Volk ihm ein glänzendes Fest feiern und der König sollte persönlich daran teilnehmen. Der König aber sprach: Mein liebes Volk! Ich bin alt und gebrechlich und könnte dem Feste nicht beiwohnen. Aber wenn du mich liebest, so höre meinen Wunsch. Lasse das große Fest sein, denn das menschliche Hochalter ist kein Anlaß, um Freudenfeste zu begehen. Mit dem ersparten Festgelde stifte Wohlfahrtsanstalten für arme, kranke, unglückliche Menschen, besonders für hilflose Kinder. — Und das Volk rief: Heil, guter König, dir! Aber das Fest wollen wir doch machen und wir flehen dich an, daran teilzunehmen! — Da sagten die Ärzte: Habt ihr wohl bedacht, was ihr verlangt? Fürchtet ihr denn nicht, daß der König durch solche Anstrengung an seiner Gesundheit Schaden leiden könnte? — Das Volk aber schrie: Wenn der König nicht daran teilnimmt, so flaut es und wir machen kein Geschäft! — Sie wollen ein Geschäft machen, sagten die Ärzte ärgerlich zueinander, darum soll der König am achtzigsten Geburtstag seine Gesundheit aufs Spiel setzen! — Sie wollen ein Geschäft machen, lächelte der gütige König, nun das ist was anderes. Saget meinem teuren Volke, ich werde am Feste teilnehmen. — Und als . . ."

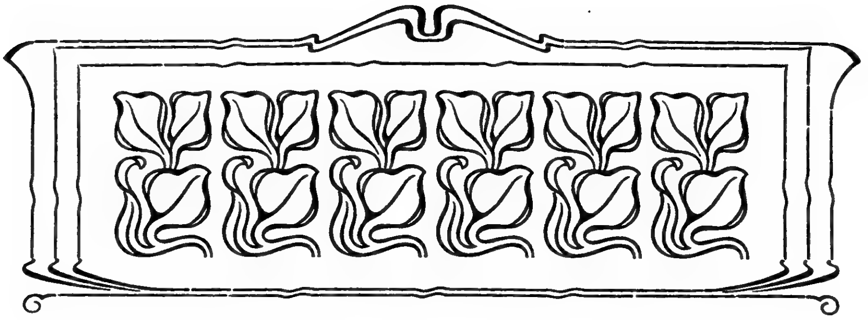
„Schweig!" rief der Sultan der Scheherezade zu, „du wirst das Los deiner Vorgängerinnen teilen, wenn du die Unwahrscheinlichkeit deines Märchens so dreist überspannest. Wie kann ein Volk, das seinen König liebt, so rücksichtslos sein!"

Scheherezade schwieg.

Heiligkeit des Lebens.

Unter dieser Überschrift veröffentlicht E. Hadina im „Kunstwart" (erstes Maiheft) einen beherzigenswerten Aufsatz, dem wir das Folgende entnehmen:

Es ist ein wahrer Jammer, in welche Rücksichtslosigkeit gegen die Pflanzen- und Tierwelt die Kinder hineinerzogen werden. Kaum traut sich das erste Blütenweiß und Blütenrosa an dem Geäste der Sträucher in die jungen Frühlingslüfte hinaus, kaum heben sich schüchterne Blumenköpfchen halbverschlafen über den Wiesengrund, so zappelt auch schon mit Botanisiertrommeln und Stecheisen bewaffnet eine Schar von Kleinen heran, um zu plündern. Und kaum schwirrt hier ein lebensfroher Schmetterling, sonnt sich dort ein frisches Käferchen, so bereiten Netz und Nadel und Spiritusfläschchen ihrem kaum erwachten Lebensdrange ein jähes Ende. Gewiß: keine Übersentimentalität an unrechter Stelle, ein Sammeln, wo es wirklich förderlich sein kann, aber immer das Bewußtsein dazu, daß es Lebendiges ist, von dem man nimmt. Kein Plündern und Töten, bitte, ohne Grund, kein „Aasen" mit dem, was lebt! Einige Blumen im Wasserglase — wie schön ist das zur Frühlingszeit! Aber muß es ein ganzer Buschen sein, der nach Hause geschleppt wird? Und gar jene armen Frühlingskinder, die nur gepflückt werden, um nach wenigen Augenblicken achtlos im Straßenstaub zu liegen! Ihnen ergeht es wie den Käfern und Schmetterlingen: nutzlos gemordet. Da soll der Vater, der Lehrer das Kind zur Seite nehmen und ihm vorhalten: „Weißt du auch, was du getan hast? Du hast das kleine Ding hier umgebracht. Eins, zwei, eins, zwei zappelten lustig seine Füßchen, und mit seinen kleinen Äuglein blickte es gerade so munter in die Sonne wie du. Und nun wird es sich nie, gar niemals mehr bewegen können und fröhlich sein — daran bist nur du schuld, du ganz allein." Das Kind müßte kein Kind sein, wenn es daraufhin nicht in sich ginge und künftig das Töten ließe. Statt dessen werden die Kleinen, kaum daß sie ordentlich laufen können, mit Büchsen und Fängern von den



Kleine Laube.

Kaisergruß.

Gelegentlich eines Jubiläumsfestes zugunsten des Seehospizes für Kinder.

Von Peter Rosegger.

Mein Vaterland, frisch aufgewacht!
Das Herz empor, die liebe Sonne lacht.
Der rosenfrohe Mai ist da,
Des Jubeljahres Blütezeit;
Und vielen ist die Hilfe nah
In dieser großen, heiligen Gütezeit.

Ein Jubelfest, fast keinem gleich.
Ein Sturm der Liebe braust durchs weite Reich;
Vor allem Überschwung an Preis und Ehren
Kann sich der greise Kaiser kaum erwehren.
Er will den Sturm bezähmen,
Will die Kräfte einen:
O meine Völker, was ihr mir wollt tun,
Tut's euren Kleinen.

Voll Demut bittet das der hohe Herr.
Die Worte sind wie Öl aufs wilde Meer.
Das Festgeschrei verstummt,
In Ehrfurcht senken sich die Fahnen,
Und freudig Liebeswerke anzubahnen
Wünschen alle Herzen,
Weben alle Hände,
Dankbar dem, der in der Zeiten Wende,
Seit sechzig langen, schicksalsschweren Jahren
Uns stark und treu gesteuert durch Gefahren;
Und der wie zum Vermächtnis seinem Reich
Als hoffnungsvolles Festesangebind'
Das Sorgenschwerste und das Tröstlichste zugleich
Ans Herze legt — das Kind.

Nicht Erz und Stein allein
Wird künftigen Zeiten melden
Von diesem gütigsten der Helden. —
Des Wohltuns dauerhafte Friedensstätten,
Die da Menschen schützen, Menschen retten,
Sie werden seinen Ruhm erneuen,
Werden seinen Namen tragen
Und den fernsten Zeiten sagen
Von Franz Josef, dem Getreuen.

Erfreut und auch betroffen blick' ich aus
In dieses große, prunkgeschmückte Haus.
Es rauschen Seiden, es schimmern die Geschmeide,
Und Perlen — Tränen gleich — sie ahnen von dem Leide.
Das diese Freudeninsel wild umbrandet.
— Ich höre Hilferufe derer, die gestrandet.
Und höre Kinder schluchzen, Mütter weinen . . .
Da mahnt uns ernst des Kaisers Wort:
Vergesset nicht der Kleinen!
Wimmernd welken sie in dunklen Kammern.
Ihrer Wiegen Lied ist Klagen, Jammern,
Anstatt frischer Jugend Lust und Wonne. —
O gönnt, ihr Glücklichen, den armen Wesen
Zum fröhlichen Gedeihen und Genesen
Einen Platz auch an der Sonne.

Dort, des heiligen Mittelmeeres Wellen
Sollen sanft die jungen Glieder stählen,
Daß im holden Himmelslicht der Adria
Kranker Kinder Augen bald sich hellen.
Starken Armes und mit hellem Blick
Wollen doch der Zukunft wir entgegen,
Um zu wandeln feindliches Geschick
Ferner Zeit in Glück und Segen!

Was, in dieser wüsten Welt, der herben,
Können wir der Zukunft sonst vererben,
Als das frohe, kerngesunde Kind?
Damit sie, wie wir, einst nicht auch klagen,
Sondern, dankbar ihren Ahnen, sagen:
Wohl uns, daß wir Enkel sind! —
Sieg dem Reiche, daß sich so erneuet!
Preis dem Fürsten, der für fernste Zeit
Noch sein Volk verjünget und betreuet.
Heil dir, Kaiser, und Unsterblichkeit!

dem ich die diesbezüglichen Stellen hier mitteile*): „Hochgeehrter Herr! Verzeihen Sie, wenn ich in der Hoffnung, daß Sie meiner sich noch erinnern, auf frühere freundschaftliche Bekanntschaft pochend, Sie heute mit einer Bitte belästige. Ich habe mich verleiten lassen, für die neue Auflage des Meyerschen Konversations-Lexikons die Revision und Ergänzung des die italienische Literatur des 19. Jahrhunderts betreffenden Materials zu übernehmen. Ich hoffte einige Unterstützung von Seite italienischer Freunde zu finden, habe mich aber darin geirrt. Man wies mich an Degubernatis in Florenz, dieser aber ist für Brockhaus angeworben, kann also nicht zugleich für den Konkurrenten Meyer sich hilfreich erweisen. Von Quellenwerken besitze ich die „Contemporanei italiani", die „Ricordi" von Degubernatis habe ich bestellt, Cantus' „Illustri Italiani" kann ich mir auch vielleicht bald verschaffen; nun sollen aber noch „Biographien" von Ricciardi und „Profili letterari" von Pitre existieren."

Diese Ausführungen dürften zum vollen Verständnisse des folgenden, bisher unbekannten Briefes Hamerlings, der in den bekannten, gestochen kleinen, schönen Schriftzügen geschrieben, sich den diesbezüglichen Briefen harmonisch anschließt und am ersten Blatte in der linken oberen Ecke Hamerlings charakteristisches Briefmonogramm: R. H. trägt, genügen. Ich lasse die genaue Wiedergabe des Briefes nun folgen:

„Sehr geehrter Herr!

Das früher übersandte Verzeichniß meiner ital. Biographien war ein sehr provisorisches; gegenwärtig beläuft die Zahl derselben sich auf neunzig, welche ich Ihnen hiermit in 2 Packeten übersende.

Es war keine leichte Aufgabe, die Biographien, die ich schon für das Conv.-Lexicon geliefert, nun noch einmal zu bearbeiten, da die Notwendigkeit, sich auf die Hauptsachen zu beschränken und alles in knappster Form zu geben, hier wie dort die gleiche, also keine große Variation möglich war. In den meisten Fällen ist jedoch die neue Bearbeitung besser als die ältere, und selbstverständlich, wo es nötig war, ergänzt. Das Biogr. Lexicon von Degubernatis wurde zur Vergleichung überall herangezogen; daß ich aber die Biographien nicht einfach daraus abschreiben konnte, liegt auf der Hand, da ich ja dieselben Biographien, bis auf einige wenige, schon früher für das Conv.-Lexicon bearbeitet habe, als das Werk des Degubernatis noch nicht erschienen war. Da aber die Angabe der Hauptdaten, wie schon gesagt, keine große Variation zuläßt, so wird die Ähnlichkeit solcher kurzer Biographien auch aus verschiedener Feder immer eine große sein.

Kürzer konnte ich mich nirgends fassen, als es geschehen ist. Die Angabe der Werke, bei Vielschreibern wenigstens, die der bedeutenderen, halte ich für das Wichtigste in der Biographie eines Schriftstellers, besonders in einem Nachschlagebuche. Streichungen würden die Gleichmäßigkeit der Behandlung aufheben, und ich könnte, wenn solche vorgenommen würden, die Verantwortlichkeit über meine Beiträge nicht mehr auf mich nehmen, würde daher bitten, in diesem Falle mich nicht als Mitarbeiter zu nennen. Die Grenzen des Zeitgenossen-Lexicons sind ja nicht durch eine äußere Nöthigung gesteckt; keinesfalls wird es so sehr ins Gewicht fallen, wenn Sie der Literatur eines der ersten Culturvölker einige Seiten mehr oder weniger einräumen.

Die Länge der einzelnen Biographien hängt natürlich nicht ausschließlich von der Bedeutung des Mannes ab. Einer der viel erlebt und viel geschrieben, wird mehr Raum beanspruchen, als Einer, der vielleicht bedeutender ist, dessen

*) Vergleiche: „Ungedruckte Briefe" von Robert Hamerling, III, S. 84.

Eltern selbst auf das Kleinleben der Natur gehetzt. Mehr fromme Scheu ins Kindesalter, mehr Hinhören auf die ewig grollenden letzten Fragen, mehr Demut vor der Heiligkeit des Lebens!

Ein unveröffentlichter Brief Robert Hamerlings.

Mitgeteilt von F. Wastian, Graz.

Durch einen Handschriftentausch aus meiner Sammlung mit einem Weimarer Privatgelehrten kam ich jüngst durch einen glücklichen Zufall in den Besitz eines wertvollen, drei Seiten langen Briefes Robert Hamerlings. Ich sandte denselben in einer Abschrift an den bekannten Hamerling-Forscher und Biographen Dr. Maria Michael Rabenlechner, der mir freundschaftlich mitteilte, daß derselbe bisher unbekannt und ungedruckt sei und sich mit entsprechender Kommentierung zur Veröffentlichung sehr eigne. Diese Mitteilung und der Glaube, daß es die zahlreichen Freunde Robert Hamerlings freuen wird, von ihm etwas Neues zu hören, veranlassen mich, dieses interessante Schreiben, das für Hamerlings genaue und sorgfältige Arbeitsweise, für seine peinliche Sorgfalt und für seine Stellung zur Literatur des italienischen Volkes so ungemein bezeichnend ist, zu veröffentlichen. — Das Schreiben stammt aus Graz und trägt das Datum: 5. Februar 1881. Gerichtet ist es an Dr. Franz Bornmüller, den Redakteur des Meyerschen Konversations-Lexikons und anderer im Verlage des Bibliographischen Institutes erscheinender Werke.

Der Verlag Meyer (Bibliographisches Institut) in Leipzig gab in den Siebziger- und Achtzigerjahren Fachlexika heraus, in denen Robert Hamerling die Biographien der italienischen Dichter, Künstler und Gelehrten verfaßte. Eines dieser Fachlexika ist das „Biographische Schriftsteller-Lexikon der Gegenwart" von Franz Bornmüller (Leipzig, 1882), von dem im Briefe die Rede ist, und das S. 310 über Hamerling selbst eine allerdings teilweise unrichtige Biographie enthält. Während seines Aufenthaltes im Süden, der zehn Jahre währte, hatte Hamerling als junger Gymnasialprofessor am Gymnasium zu Triest reichlich Gelegenheit, die Sitten und Gebräuche, die Literatur und die Kunst des italienischen Volkes gründlich kennen zu lernen, und dieser tiefen Volkskenntnis entstammen seine prächtigen Aufsätze über Italien, die er zuerst in der „Triester Zeitung" veröffentlichte und die hernach teilweise in seine „Prosa" übergingen. Dieser Vertrautheit mit der Kultur der Italiener verdanken außer seinen diesbezüglichen Gedichten, seiner Übersetzung der Gedichte Giacomo Leopardis, die er mit einer eingehenden Einleitung für die „Sammlung ausländischer Klassiker" des Bibliographischen Institutes in Hildburghausen (jetzt Leipzig) 1866 lieferte, auch seine Bücher: „Hesperische Früchte", Verse und Prosa aus dem modernen Italien, und „Was man sich in Venedig erzählt", das er nach italienischen Quellen verfaßte, ihre Entstehung. Seine Arbeit über die Biographien italienischer Schriftsteller erwähnt Hamerling in den „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" (S. 414) selbst mit folgenden Worten: „Für die dritte Auflage von Meyers Konversations-Lexikon und die sämtlichen Nachträge, sowie für Bornmüllers Schriftsteller-Lexikon der Gegenwart lieferte ich die Biographien der italienischen Schriftsteller des Jahrhunderts sowie die Jahresübersichten der italienischen Literatur."

Über den im Briefe Hamerlings erwähnten italienischen Dichter und Gelehrten Angelo De Gubernatis, Professor der Sprachwissenschaft in Florenz, der unter vielen anderen Werken auch biographisch-literarhistorische Arbeiten: „Ricordi biografici", 1873 veröffentlicht hat, handelt ein Brief Robert Hamerlings an seinen Freund Cajetan Cerri, den italienischen Dichter, aus dem Jahre 1874, von

Dereinst zu spät.

Was nahst du jetzt mit leisem Tritt,
Da tief verschneit der Bergwald steht?
Es kündet dir ein einz'ger Blick:
Zu spät, zu spät.

Was sprichst du jetzt das liebe Wort,
Da kalt der Nord das Haus umweht?
So flog mir Kraft und Hoffnung fort.
Zu spät, zu spät.

Was drückst du mir so warm die Hand?
Wie hab' ich einst um dich gefleht!
Nun hat sich das Geschick gewandt,
Zu spät, zu spät.

Adolf Schuster.

Erinnerung.

Ich wollte einst vergessen —
Es schien mir viel zu hart,
Des Glückes zu gedenken
Bei dieser Gegenwart.

Jetzt wollt' ich nie vergessen —
Es wäre viel zu hart,
Nichts anderes zu haben
Als diese Gegenwart.

Ladislaus Boroß.

Fern von den Menschen.

Fern von den Menschen,
Fern dem Getriebe
Sammle und stärke
Die Menschenliebe.

Unter den Leuten
Werden die Meuten
Kläffend dir rauben
Den Menschheitsglauben.

Karl Krobath.

Das Blümelein spricht.

O laß mich in Frieden! Pflücke mich nicht!
Was hätt'st du davon, du abscheulicher Wicht,
Wenn für dich ich müßte verschmachten?
Laß unberührt mich noch weiterblüh'n,
Meiner Farben Pracht noch länger erglüh'n!
Auch andere möchten betrachten
Meines Blumenkelches prächtige Zier!
Bezähme, du Böser, die garstige Gier,
Für dich allein mich zu pflücken!
Der liebe Gott hat mich hergestellt
Nicht um Einen — nein! — um die ganze Welt
Durch Farben und Duft zu entzücken.
Verwünscht sei des Menschen Eigennutz,
In dem er — dem lieben Gott zum Trutz —
Begehret für seine Gelüste
Schier alles, was lebt, was duftet und blüht! — —
O Menschenkind, hast du denn kein Gemüt?
Kein Herz, das Edleres wüßte? — — —

Ibykus.

Lebensdaten und Werke aber sich in wenigen Zeilen angeben lassen. Mein längster Artikel ist Degubernatis: aber es lohnt doch wohl der Mühe, ein Bild von dieser in ihrer Art einzigen Schriftstellerlaufbahn zu geben, die überdieß charakteristisch genug für italienischen Geist und italienisches Wesen ist.

In der Auswahl der Namen von Gelehrten bin ich meinem Prinzip treu geblieben, nur Geschichte (mit Einschluß von Literatur- und Kunstgeschichte) und Philosophie etwas reichlicher vertreten zu lassen, bei den trockenen Fachwissenschaften in der Regel nur die von einigermaßen europäischem Rufe oder solche, die für Deutschland ein besonderes Interesse haben können, herauszugreifen.

Vielleicht scheint manchem die Beurtheilung des literarischen Werthes italienischer Leistungen in diesen Biographien zu günstig; ich glaube aber, daß es in einem solchen Nachschlagebuche weniger darauf ankommt, strengkritische Separatvota abzugeben, als die Geltung zu fixieren, welche ein Autor bei seinen Landsleuten gefunden hat.

So hoffe und wünsche ich denn, meine Aufgabe im Einklang mit Ihren Intentionen leidlich gelös't zu haben und verbleibe mit aller Hochachtung

Ihr ergebener

Graz, 5. Febr. 1881. Rob. Hamerling."

Singvögel.

Ein Freund ging nach Amerika.

Ein Freund ging nach Amerika
Und schrieb mir vor einigen Lenzen:
Schicke mir Rosen aus Steiermark,
Ich hab' eine Braut zu bekränzen!

Und als vergangen war ein Jahr,
Da kam ein Brieflein gelaufen:
Schicke mir Wasser aus Steiermark,
Ich habe ein Kindlein zu taufen:

Und wieder ein Jahr, da wollte der Freund,
Ach, noch was anderes haben:
Schicke mir Erde aus Steiermark,
Muß Weib und Kind begraben.

Und so ersehnte der arme Mann
Auf fernsten, fremden Wegen
Für höchste Freud', für tiefstes Leid
Des Heimatlandes Segen.

H. Malser.

Lied und Weise.

Das Lied spricht:

Einsam wandr' ich armer Knabe
Durch ein fremdes rauhes Land,
Biete schüchtern Gruß und Gabe —
Selten prüft man, was ich habe,
Seltner drückt man mir die Hand.

An die Türen poch' ich leise,
Warme Herzen suchend, ach!
Käm' ich endlich nach der Reise
Nur in guter Menschen Kreise!
Doch ich bleibe fremd und schwach.

Nie wird mir allein gelingen,
Was ich heiß ersehne, nie!
Komm', du kannst mir Hilfe bringen,
Komm' und leih' mir deine Schwingen,
Schöne Freundin Melodie!

Ah! ich geh' nicht mehr, wir wiegen
Beid' uns wonnig schon im Flug!
Wie uns nun entgegenfliegen
Aller Herzen! Ja, wir siegen,
Immer größer wird der Zug.

Aus erstorbnen Zweigen dringen
Blüten! Frisch ergrünt die Au!
Quellen rieseln, Vöglein singen,
Rings ein Hallen, Schallen, Klingen
Triumphieren! Horch und schau!

Tausend Stille jubeln, tausend
Kalte glühn! So schweben fort
Allbegeisternd, säuselnd, sausend,
Stark wie Gottes Stürme brausend,
Treu verbunden Weis' und Wort.

Wilhelm Fischer aus Wermelskirchen.

scharf. Sehr oft, besonders im Lyrischen werden Proben geboten. Nicht, daß man Abhandlungen über einzelne Literaten erwarten dürfte, das ist nur ausnahmsweise bei den hervorragendsten der Fall; dazu gehörten viele schwere Bände. Bei der großen Menge der Dichter kommt es für das Publikum vielmehr auf ein Handbuch an zum Nachschlagen, um zu erfahren die Richtung, die Hauptwerke und die ungefähre Bedeutung eines Autors. Viele Dichter werden uns auch in ganz vortrefflich ausgeführten Bildern gezeigt. Aber das Buch hat die Fehler seiner Gattung, die bei subjektiver Auffassung des Stoffes noch am wenigsten zu vermeiden sind. Es spricht persönliche Vorliebe und Abneigung mit; man ist nicht immer geneigt, ihr beizustimmen und doch tut einem das Persönliche und Unmittelbare daran wohl. Es ist ja auch das subjektive Ansicht, wenn wir finden, daß der eine Poet zu hoch gehoben, der andere zu tief gestellt wird. Ernstlich leid jedoch haben mir die Auslassungen mehrerer ganz vortrefflicher feiner Dichter und Erzähler getan; es fällt mir nicht ein, in solchen Fällen an Animosität zu denken; es ist lediglich ein Versehen, das in neuen Auflagen des Buches leicht gutgemacht werden kann. Gleichwohl das Werk als Handbuch zum Nachschlagen gedacht, ist es auch so eingerichtet, daß die einzelnen Kapitel für sich besondere geschlossene Kreise bilden, die jedes für sich irgendeine Seite der Literatur behandeln und als solche geistvoll und sachlich sehr instruktive Essays sind. Als besonders zeitgemäß sind die Kapitel: Das Brettldrama und seine Dichter. Die Sprache der Wissenschaft, Philosophie und Religion. Die Presse. Die Kritik. Großstadtdichtung u. s. w. Vor allem anheimelnd an diesem Werke ist der wohlwollende Ton und der stärkende Optimismus. Eines der lebendigsten und anregendsten Literaturbücher, die aus der Zeit heraus geschrieben werden. M.

Das Geld. Roman von Emile Zola. Volksausgabe in einem Bande. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Wenn es auch diesem Roman nicht an Szenen von naturalistischer Rücksichtslosigkeit fehlte, so zeigte in ihm der Dichter doch, daß er auch für das Dasein und die Macht des Guten im Menschenleben Auge und Herz habe. Und hatte in vielen seiner früheren Romane die Gewissenhaftigkeit des von der Richtigkeit seines wissenschaftlich-künstlerischen Dogmas überzeugten Schriftstellers zur Folge gehabt, daß neben Darstellungen voll farbigster anschaulichster Kraft auch längere Strecken allzu eingehender, trocken-sachlicher Schilderungen Platz fanden, so war nun in diesem Börsenroman das rein beschreibende Element ganz zurückgedrängt. Die packende Handlung, von jenem lastenden Moment befreit, reißt den Leser mit fort und macht ihm die Lehre, die der Dichter ihr mitgab, doppelt eindringlich: die Lehre von der beherrschenden Stellung, die das Geld, das Kapital in unserem modernen Leben einnimmt, alles sich unterjochend, was ihm aus Selbstsucht anhängt und nachjagt, und nur dem dienend, der es edlen Zwecken zu unterwerfen weiß. V.

Der König und der Tod. Roman von Rudolf Heubner. (Leipzig. L. Staackmann. Verlag.)

Dies Werk führt uns in jene Zeiten, als das unter König Matthias zur jähen Blüte gekommene Königreich Ungarn infolge Uneinigkeit der Parteien im Kampfe gegen die Türken unterliegt und dadurch um seine Selbständigkeit gebracht wird.

Auf breiter historischer Basis entrollt der Autor ein Gemälde von feinstem psychologischem Reiz und zeigt uns den Konflikt, in den der junge schwärmerische, aber haltlose König Ludwig mit seiner edelgesinnten, sich der Größe ihrer Aufgabe und Stellung bewußtbleibenden Gattin gerät, als den Ausgangspunkt seines frühzeitigen tragischen Endes. Rudolf Heubner hat es, gestützt auf eingehende geschichtliche und lokale Studien, verstanden, die damalige Zeit in all ihrem Glanz und ihrer Wildheit vor uns auferstehen zu lassen. —V.

Schlichte Weisen. Gedichte von Adolfine Reh. (Wien. Verlag „Austria".)

Eine Anfängerin vereinigt in diesem schmalen Bändchen ihre Erstlinge. Es sind liebenswürdige Verse — manche aus ihnen echte Brusttöne — in einigen Strophen ist ein ganz prächtiger volkstümlicher Ton angeschlagen. Der jungen Dichterin „Glück auf!" V.

Das Naturgefühl in Goethes Lyrik. Straßburg—Frankfurter Lieder. Von Artur Kutscher aus Hannover. (Hannover. Aug. Eberlein & Co. 1904.)

Eine Anzahl neuer Gesichtspunkte bereichert in dieser Schrift die deutsche Goethekritik.

Vom Himmel und von der Erde. Ein Weltgemälde in Einzeldarstellungen. Von Dr. M. Wilhelm Meyer. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

„Vom Himmel und von der Erde", dessen einzelne Aufsätze — achtzehn an der Zahl — zusammen ein „Weltgemälde", wie es im Titel heißt, ergeben. Erstaunlich ist es, wie M. Wilhelm Meyer es verstanden hat, all unter sich so verschiedenen Gegenstände durch Bearbeitung von einem leitenden Gesichtspunkt aus zu einem wirklichen Ganzen zu vereinigen. „Denn", so klingt seine Schlußbetrachtung aus, „alles geht Hand in Hand und die ganze Menschheitsentwicklung ist nur ein verschwindend kleiner Teil der großen Natur-

Lustige Zeitung.

Die Kaffeevisiten — schreibt ein boshafter Schriftsteller — sind Zusammenkünfte, bei denen die Dohlen den Krähen erzählen, wie schwarz die Raben seien.

Professor der Technologie: „Deutschland erzeugt alljährlich 2 1/2 Milliarden Ziegel. Demnach fallen auf jeden Kopf der Bevölkerung 56 Ziegel!"

Kritik. Kunstfreund: „Was sagen Sie zu dem Maler Albino, der ein Spinnengewebe so natürlich an die Decke malte, daß das Zimmermädchen einen ganzen Morgen lang versuchte, es mit dem Besen wegzuwischen?" — Kritiker: „An den Maler glaube ich, an das Dienstmädchen nicht!"

Wenigstens etwas. „Nun, wie ist es dir in der ersten Station des Examens gegangen?" — „Es ging nicht sehr gut, aber wenigstens konnte ich die drei ersten Fragen glatt beantworten." — „So, welche Fragen waren es? — „Der Professor fragte mich nach Name, Geburtsort und Alter."

Einsicht. Junger Ehemann: „Rosa, brate doch einmal eine Gans, aber eine solche, wie wir sie an unserem Hochzeitstage gegessen haben." — Frau: „Ja, so eine Gans wie an unserem Hochzeitstage bekommst du schwerlich wieder!"

Glaubhaft. Was würden Sie tun, wenn Ihr Onkel stürbe und Sie zum Universalerben eingesetzt hätte? — „Nichts."

Schlau. Fritz: „Weißt du, Tante, dich möchte ich nicht heiraten." — Tante: „Weshalb denn nicht, mein Jungchen? — Fritz: „Na, sieh 'mal, ißt du gerne Schlagsahne?" — Tante: „Natürlich." — Fritz: „Na, ich auch — da passen wir eben nicht zusammen."

Widerspruch. „Daß der alte Herr Rat gar nicht aus dem Wirtshaus nach Hause geht, begreife ich absolut nicht. Er hat doch solch trautes Heim!" — „Ja, aber er traut sich nicht heim!"

So war's nicht gemeint. Dichterling: „Wissen Sie auch, Fräulein Klara, daß Sie es waren, die mich zu meinem ersten dichterischen Versuch begeisterte?" — „Ah, das ist aber nicht schön von Ihnen, daß Sie die Schuld jetzt auf mich schieben wollen!"

Deutlich. „Sie sind also gestern wirklich zum erstenmale ausgeritten? Wie ist denn Ihr Ritt verlaufen?" — „Im Sande!"

ABC=Schützen. Ein Steirer zum andern: „Du bist batzwoach, du haltst nix aus!" — Darauf der andere: „A G I B O E A C."*) — Und der andere: „O J!"

Bestrafte Renommage. Die Tochter des Hauses: „Sie glauben gar nicht, wie anhaltend um mich angehalten wird!" — Besuch: „Aber im letzten Augenblick — halten wohl alle an?" „Lustige Blätter."

---

*) A geh, ih bi jo eh ah zäh.



Bücher.

Geschichte der deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts und der Gegenwart. Von Eduard Engel. (Wien. F. Tempsky. 1908.)

Einführung in unsere neue Literatur und Orientierung in derselben. Welch ein erwünschtes Buch für die lesefrohe Zeit! Und nicht in frostiger theoretischer Dozentenart, sondern frisch und warm, mit dem Herzen dabei, so sucht der Verfasser für die deutschen Dichter zu interessieren, die Vorzüge und Eigenarten eines jeden anzumerken, kurz und

lichen historischen Helden, Theoderich dem Großen, der unter Dietrich von Bern zu verstehen ist, gewußt haben.

Erst den Forschungen der Neuzeit gelang es, den Schleier des Geheimnisvollen jener dunklen Zeit zu lüften, die geschichtlich wahrhaftige Persönlichkeit des großen germanischen Helden Theoderich, des Königs der Ostgoten, zu verstehen und sie dem deutschen Volke zu erklären. In neuester Zeit haben sich zwei deutsche Gelehrte um die Erforschung des Germanentums und damit auch der Persönlichkeit Theoderichs des Großen Verdienste erworben: Universitätsprofessor Dr. Felix Dahn in Breslau und Landesbibliothekar Dr. Ludwig Schmidt in Dresden.

Aus diesen beiden Quellen schöpfte Walter Treu den Stoff zu seinem Gotensange: „Theoderich der Große", und man muß anerkennen, daß Walter Treu der erste ist, der dem deutschen Volke in dichterisch volkstümlicher Weise auf Grund wissenschaftlicher Forschungen die Gestalt des Heldenkönigs, seiner Getreuen und seiner Umgebung verkörpert vor Augen führt. V.

Achilleion. Ein Sang aus dem Süden, zugleich ein Fest- und Geleitgruß zu Kaiser Wilhelms Adriafahrt von Julius Willhain. Zweite Auflage. (Stettin. 1908.) Ein ungeahnt schönes Gedicht voll hohem Idealismus, in klassischer Form dargestellt, ein seltener, vornehmer Kaisergruß nach Korfu.

Büchereinlauf.

Laubgewind. Roman von J. C. Heer. (Stuttgart. J. G. Cotta Nachf. 1908.)

Barthili der Korber. Von Jeremias Gotthelf. „Schatzgräbers Taschenbücher." (Berlin. Georg Koenig.)

Paraskewula und andere Novellen. Von Eduard Engel. (Stuttgart. J. G. Cotta Nachf. 1907.)

Aus dem Hamsterkasten. Novellen von Luise Schenk. (Dresden. E. Pierson.)

Peterli am Lift. Eine Erzählung für die Jugend und ihre Freunde von Nikolaus Bolt. Mit Abbildungen. (Zürich. Orell Füßli.)

Meine Steinauer. Eine Heimatgeschichte von Wilhelm Schussen. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Mein Sohn und ich. Aufzeichnungen eines Vaters von Karl Eugen Schmidt. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Wolfram von Eschenbach, Historischer Roman von Franz Siking. (Leipzig Max Altmann. 1907.)

Die Rose von Urach. (Schillers dritte Tragödie.) Historischer Roman von Franz Siking. (Leipzig. Max Altmann. 1908.)

Aus weidfroher Zeit. Heitere und ernste Jagdgeschichten von Richard Genthner. (Wien. Huber & Lahme Nachf. 1908.)

Wenn der Auerhahn balzt! Heiteres und Ernstes aus dem Jägerleben vom Waldteufel [Richard Muck]. (Wien. Huber & Lahme Nachf. 1908.)

Ein Vorurteil. — Hoffmanns Erzählungen. — Der Teagown. Drei Novellen von Richard Münzer. (Wien. Eduard Beyers Nachf.)

Der Sieg der Stärkeren. Roman von Heinrich Michalski. Mit einer Einführung von Julius Hart. (Berlin. Wedekind & Cie.)

Arme Seelen. Von Eduard Hoffer. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei u. Verlagsanstalt. 1908.)

Schriften von Guido von List: **Das Geheimnis der Runen. — Die Armanenschlacht der Ario-Germanen.** (Wien. Guido von List-Gesellschaft. 1908.)

Mein Dorf. Novellen und Skizzen aus Schlesien von Maria Stona. (Berlin. Hermann Hillger.)

Frau Holda. Oper in drei Aufzügen. Textdichtung und Musik von Max Egger. (Wien. Josef Eberle. 1908.)

Der Bauernpastor. Ein Ernstspiel in fünf Aufzügen von Hermann Thiede. (Dresden. E. Pierson.)

Kulturfeinde. Schauspiel in vier Aufzügen von Hugo Petersen. (Dresden. E. Pierson.)

Monikas Tränen. Ein Weckruf von Käthe Simons-Losehand. (Dresden. E. Pierson.)

Agnes Bernauer. Der Engel von Augsburg. Vaterländisches Trauerspiel von Martin Greif. 2. Aufl. (Leipzig. C. F. Amelang.)

Sonnengläubig. Von Julius Golker. (Klagenfurt.)

Gedichte von Berthold Funke (Leipzig. Max Altmann. 1907.)

Wir, die wir suchen ... Gedichte und Skizzen von Wilhelmine Schroeter. Mit Bild. (Dresden. E. Pierson.)

Aus der Tiefe. Neue Leidenslieder von Ewald Haun. (Cincinnati. Franklin-Presse.)

Goethes „Faust". Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Prof. Dr. Otto Harnack. Kritisch durchgesehene Ausgabe. (Leipzig. Bibliographisches Institut.)

Jesus im Urteil der Jahrhunderte. Die bedeutendsten Auffassungen Jesu in Theologie, Philosophie, Literatur und Kunst bis zur Gegenwart. Von Lic. theol. Gustav Pfannmüller. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Ultramontan. Eine Abwehr in vier Artikeln von Dr. Ludwig Wahrmund, Professor des Kirchenrechtes zu Innsbruck. (München. J. F. Lehmann. 1908.)

Über uns Menschen. Von S. Philipp. (Leipzig. E. A. Seemann.)

Der Freisinn im Block. Ein Kapitel aus der Entwicklungsgeschichte des Liberalismus.

entfaltung, ein Teil, den wir mit unseren kurzsichtigen Augen fast allein überblicken können und der uns nur wegen dieser Kurzsichtigkeit so groß erscheint." — Es sei zum Schluß noch hingewiesen auf die sehr zahlreichen, außerordentlich interessanten Abbildungen, die nicht allein den Text erläutern, sondern auch das Buch schmücken. V.

Die Alpenflora. 130 Abbildungen in Farbenkunstdruck an 24 Tafeln. Mit besonderer Berücksichtigung der Ostalpen. Nach der Natur gezeichnet von Baron Fritz Hauser. Herausgegeben und mit begleitenden Text versehen von C. J. Oehninger. (Graz. Selbstverlag von C. J. Oehninger. 1908.)

Blumenfreunden ein sehr willkommenes Nachschlagebuch. Unter den Bildern findet man nicht die lateinischen Bezeichnungen, womit die meisten Leser nichts anzufangen wissen, sondern die deutschen volkstümlichen Namen. Eine stimmungsvolle Einleitung mit alpinen Landschaftsbildern stellt uns schön und schlicht mitten in die Alpenflora unseres Heimatlandes. Jeder Tourist müßte das Büchlein in der Tasche haben. M.

Deutsche Sprechlehre in der Volksschule. I. und II. Stufe. Ein Handbuch für Lehrer. Von Konrad Lindenthaler. (Wien. A. Pichlers Witwe & Sohn. 1908)

Ich bin nicht Fachkenner in sprachlichem Unterricht, glaube aber, daß dieses Buch den Lehrern und den Schülern der Volksschule besonders gute Dienste leisten kann. Es ist ein eigener Weg, den Lindenthaler einschlägt, die Lehrer sollen ihn prüfen. Z.

Das Kärntnerland hat sich einen ganz hübschen „Bädeker" eingerichtet: **Kärnten.** Ein Reisehandbuch, herausgegeben vom Landesverband für Fremdenverkehr in Kärnten und vom Kärntnerverein. Redigiert von Dr. Gustav Zoepfl. (Klagenfurt. F. v. Kleinmayr.) Ein stattlicher Band mit Kartenbeilagen. Da die Gründung dieses Reisebuches neuen Datums ist und die Informationen wohl direkte den gegenwärtigen Verhältnissen entnommen sind, so kann man nicht von „Veraltung" sprechen, was bei anderen Reisebüchern selbst bei neuen Auflagen oft vorkommt. Ich wandere gern mit diesem Buche durchs schöne, interessante Land und bin zumeist gut beraten. Die große Flüchtigkeit, die einem solchen Reisebuch schon des Raummangels wegen anhaftet, hat freilich oft in mir den Wunsch rege gemacht nach einer gründlicheren Beschreibung dieses Landes, seiner Geschichte und seines Volkes. Die Naturschönheiten gäben Anlaß, ein solches Werk mit Prachtbildern auszustatten und somit der großen Lese- und Reisewelt einen noch weniger bekannten und doch so entzückend schönen Teil der Alpen zu erschließen. Freilich müßte solch eine vaterländische Tat ihre Mäzene haben, die bereit sind, Opfer zu bringen. Die Sache verdient's. R.

Fritz v. Uhde. Eine Kunstgabe für das deutsche Volk. Mit einem Geleitwort von Alexander Troll. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. (Mainz. Jos. Scholz.) Verzeichnis der Bilder: 1. Skizze zu „Lasset die Kindlein zu mir kommen." 2. „Flucht nach Ägypten." Skizze. 3. „Selbstbildnis des Künstlers." 4. „Verkündigung bei den Hirten." 5. „Lasset die Kindlein zu mir kommen." 6. „Die Bergpredigt." 7. „Die Jünger in Emmaus." 8. „Die Himmelfahrt." 9. „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast." 10. „Der Abschied des jungen Tobias." 11. „Stille Nacht, heilige Nacht." 12. „Auf dem Heimwege." 13. „Gang zur Morgenarbeit." 14. „Heimkehrender Landmann." 15. „Im Hausgarten." 16. „Die große Schwester." 17. „Die Kinderspielstube." 18. „Die Töchter des Künstlers." 19. „In Gedanken." Skizze.

Am 22. Mai 1908 vollendet Fritz v. Uhde sein 60. Lebensjahr. Seinem rastlosen Schaffen ist die Anerkennung nicht versagt geblieben. Es läßt sich jetzt bereits mit aller Bestimmtheit erkennen, daß er für alle Zeiten unter den größten Malern Deutschlands genannt werden wird. Ins Volk aber ist seine Kunst bis jetzt noch nicht sonderlich tief eingedrungen. Und doch ist sie Volkskunst im wahrsten Sinne des Wortes. Was die deutsche Volksseele in den letzten Jahrzehnten am tiefsten bewegte, das erkannte er mit scharfem Blicke. Das Sehnen weiter Kreise nach einem tieferen Erfassen der Religion wußte er in seinen religiösen Bildern ergreifend und überzeugend zum Ausdruck zu bringen. Dabei spricht aus allen seinen Werken Frische und Ursprünglichkeit, eine Lebensbejahung, die gerade in unserer Zeit so wohltuend berührt. In seiner anspruchslosen Einfachheit, seinem Verzicht auf allen äußeren Prunk, seiner Ehrlichkeit ist er ein echter Volkserzieher. V.

Theoderich der Große. Eine Dichtung für das deutsche Volk von Walter Treu. (Dresden. E. Pierson.)

Zur richtigen Beurteilung des literarischen Wertes des in vierfüßigen Trochäen verfaßten Epos „Theoderich der Große, ein Gotensang" und des Wertes der Dichtung für das deutsche Volkstum wolle man sich die Heldensage, in der der ostgotische Germanenkönig als „Dietrich von Bern" verherrlicht wird, ins Gedächtnis zurückrufen.

„Dietrich von Bern" ist durchaus eine Gestalt der Mythe, geschaffen von Dichtern, die auch nicht das Geringste von dem eigent-



Die Mißgeburt.

Ein neuerzähltes Dorfgeschichtchen von **Peter Rosegger.**

Nötig ist es nicht, daß wir der Ankunft des kleinen Peter beiwohnen. Es genügt reichlich zu wissen, daß die alte Frau bei seinem Erscheinen ausrief: „Josef und Anna! Eine Mißgeburt!“

„Wer? Wo?“ kreischte die Wöchnerin.

„Nau — die Katz“, antwortete die Helferin, oder wer lauter mir ist eingefallen, hat so ein g'spaßiges — ein so viel g'spaßiges Junges gehabt“.

Aber bald sah es die Mutter selbst, wer gemeint war.

„Du wirst dir wohl nichts draus machen“, tröstete die alte Frau, „das wachst sich ja alles gleich, bis er groß wird.“

Aber als der Peter groß war, hatte er sich noch nicht gleichgewachsen. Es war eine recht fatal geratene Form. Gesund, das wohl, aber gebildet?! Die Arme zu lang, die Beine zu kurz, der Kopf zu groß, die Nase zu klein; die Augen waren zu nahe beisammen und die Mundwinkel zu weit auseinander. Die Zähne waren zwar stark und die Augen frisch; diese blickten treuherzig in die Welt. Aber gut beißen und freundlich schauen können, das allein macht noch keine Schönheit aus. Indes — so schön diese Augen waren, sie sahen auch gern was Schönes. Wer wird's denn glauben wollen, daß der häßliche Peter nichts Häßliches sehen konnte. Auf der Wiese fand er die schönsten Blumen, im Bache fing er die schönsten Forellen und den schönsten

Von Theodor Barth. (Berlin. „Concordia.“ Deutsche Verlagsanstalt Hermann Ehbock.)

Ein Schritt zum Frieden im religiösen Kampf. Zugleich eine Rechtfertigung des Austrittes von nicht kirchlich Gläubigen und Skeptikern aus den Kirchengemeinschaften. Von Dr. A. Ölzelt-Newin. (Berlin. Hermann Walther Verlagsbuchhandlung. 1908.)

Wege nach Weimar. Gesammelte Monatsblätter von F. Lienhard. 5. Band. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 1908.)

Bei Kaisers. Aus dem Familienleben des deutschen Kaiserhauses. Nach Aufzeichnungen eines alten Hofmannes. (Berlin. Gustav Riecke.)

Von der Kinderseele. Beiträge zur Kinderpsychologie aus Dichtung und Biographie. Herausgegeben von Gertraud Bäumer und Lili Dröscher. (Leipzig. R. Voigtländers Verlag. 1908.)

Osteria. Kulturgeschichtliche Führer durch Italiens Schenken von Verona bis Capri von Hans Barth-Rom. (Stuttgart. Julius Hoffmann.)

Meyers großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich bearbeitete und vermehrte Auflage. 19. Band. (Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1908.)

Für fleißige Hände. I. Teil. Anleitung zum Anfertigen von Leib- und Bettwäsche für Erwachsene von Sophie Ehninger und Julie Lutz. Sechste, verbesserte Auflage. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Pastellmalerei. Eine Anleitung hierzu nebst drei farbigen Tafeln. (Ravensburg. Otto Maier.)

Jahresbericht der Gesellschaft Lehrmittel-Zentrale in Wien, I., Werderthorgasse 6. Jänner 1908. (Verlag der Lehrmittel-Zentrale.) Wir weisen auf die Tätigkeit dieses hochverdienten Vereines besonders hin. Es fehlt ihm nicht der Zuspruch von Bittenden, so möge er sich auch stets des Interesses der Gönner erfreuen.

Die Demonstrations-Düngungsversuche der Jahre 1905 und 1906 in Kärnten. Von Dr. H. Svoboda. (Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für das landwirtschaftliche Versuchswesen in Österreich“. 1908.)

Illustriertes Jahrbuch der Naturkunde. Sechster Jahrgang 1908. Von H. Berdrow. (Teschen. Karl Prochaska.)

Schlesische Rundschau. Halbmonatsschrift. Herausgeber Rudolf Krill, Troppau.

☞ Vorstehend besprochene Werke **ꝛc.** **können durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**



Postkarten des „Heimgarten“.



* Im Heimgarten, Seite 542, steht eine merkwürdige Geschichte: „Der deutsche Graf“. Von einem deutschen Klassiker. Von welchem? fragte die Redaktion ihre Leser. Ziemlich viele deutsche Leser haben geraten, aber erraten, d. h. gewußt hats nur einer, daß jene Geschichte von Heinrich v. Kleist stammt. Und dieser eine war — ein Kroate aus Agram.

A. N., Graz. Soweit das ein Mensch dem andern mitteilen kann, finden Sie es in den Büchern „Mein Himmelreich“ und „I. N. R. I., frohe Botschaft eines armen Sünders.“

O. Z., Wien. Bitten, über Ihr Gedicht nach Belieben zu verfügen. Wegen allzureichlicher poetischer Eingänge haben wir für achtundneunzig Hundertel derselben keine Verwendung.

Eingesendet. Warnung für Schriftsteller Der allgemeine Schriftstellerverein warnt die Autoren davor, Bücher auf eigene Kosten bei solchen Verlegern herstellen zu lassen, welche daraus ein Gewerbe machen, oder auch vor anderen Firmen, die sich gelegentlich die Herstellungskosten bezahlen lassen. Täglich laufen Beschwerden, oft ungeheuerlicher Art, bei der Rechtsabteilung des Vereines ein. Nähere Auskunft erteilt unentgeltlich die Geschäftsstelle des Allgemeinen Schriftstellervereines, Berlin W., Elßholzstraße 5.

☞ **Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten“
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 20. Mai 1908.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Möck.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.

eins sein. Mit einem Blick der Geringschätzung auf den kleinen Freund entfernte er sich. Und sind lange nicht wieder zusammengekommen.

In die weite Welt war der Schöne gegangen, das heißt in das große Tal, das hinter dem dritten Bergzuge lag. Dort stand er ins Gewerbe ein, er war Töpfer.

Dem Mißgebornen tats ein wenig leid um den verlornen Freund. Jetzt hatte er gar nichts mehr, an dem er sein schönheitsdurstiges Auge laben konnte, als die Stiefel. Denn er war Schustergeselle, und allen Ernstes, ein wohlgeformtes Paar Stiefel, wie es sich dem lebendigen Menschenfuß so gemütlich liebevoll anschmiegt, freute ihn. Unter Umständen — sagte er sich — kann das Leder verläßlicher sein als ein Mensch. Doch an Sonntagen wachten seine besonderen Gelüste wieder auf. Er ging hinaus in den Kaiserwald, der so mürbe Baumrinden hatte. Aus solchen Rinden schnitzte er sich mit seinem Schustermesser Gestalten — erst Ochsen, dann Hirsche und endlich versuchte er es mit einem Menschen. Der Adonis aber fiel so aus, daß sein Schöpfer ihn tief ins Erdmoos vergrub und einen schweren Stein darüber legte. Dann ging er traurig der Kirche zu. Dort gab es so viele Bildwerke. Aber er konnte unter den Gestalten keine finden, die ihn freute. Kunstsachen, die nicht schön waren, konnte er noch weniger leiden als alltägliche Dinge, die gar nicht die Absicht hatten, schön zu sein. Die Absicht schön zu sein! Wer die hat, der ist es nicht. Die wahre Schönheit weiß es nicht. Und der Künstler darf nichts Schönes machen *wollen*. Er muß nur *etwas* machen wollen, schön wird es schon von selbst. Ob der häßliche Peter solche Gedanken wirklich gedacht hatte, könnte man schwer beweisen; aber empfunden muß er wohl Ähnliches haben, denn er kam sich so jämmerlich arm und nichtig vor. Allerdings solches Empfinden war ziemlich verworren. Denn just vom Allerinnersten, das in einem Menschen ist, hatte er die dunkelste Vorstellung. Alles war ihm klarer als er sich selbst. Das dachte er sich aber doch: Wenn der Mensch einmal so recht in sein eigenes Herz sehen könnte, ob ein solches Sehen nicht schön wäre? Und *was* es denn sein müßte, das uns im Menschenherzen gefiele? — Mein lieber Peter, du ahnst es schon. Das was uns da drinnen gefällt, heißt man nicht schön, das heißt man *gut*.

Er hatte nie recht gewußt, weshalb er trotz seiner viel verspotteten Häßlichkeit sich immer so leidlich froh gefühlt. Jetzt kam er allmählich drauf. Wenn er es gut mit dem alten Weib meinte, das ihm auf der Straße begegnet, oder mit einem verhetzten Tiere; wenn er solchen armen Wesen was Liebes tun konnte, da ward ihm ähnlich ums Herz, als stünde er in der Kirche zu Hohenthron vor der schönen Jungfrau Maria.

So vergingen ein paar Jahre. Der Schustergeselle war Meister geworden. Da kam eines Tages der Wohlgeborne wieder ins Land.

Jungen weitum hatte er sich zum Kameraden erwählt. Des Nachtwächters Sohn Peter. Auch der hieß Peter und die Leute allerwärts nannten ihn den schönen Peter.

Wenn die anderen Burschen über den Mißgebornen sich lustig machten, so verteidigte ihn der Wohlgeborne, wozu er allerdings weniger Witz als vorlaute Keckheit ausspielte. Der Mißgeborne bedurfte seiner Verteidigung nicht und sagte: „Was hilft denn das, vom Reden wird man nicht schön." Der schöne Peter aber hätte sich gern um den andern einen Schein gegeben. Er war einer der Gattung, wovon auf Jahrmärkten das Dutzend auf einen Groschen kommt. Die Leute sagten, er halte sich deshalb an den Häßlichen, damit seine Schönheit um so mehr auffalle. Denn unter lauter schönen Kameraden könnte sie doch in Verlust geraten. Aber dem Mißgebornen war er eine Augenweide.

Von Mädchen redeten sie gern miteinander. Dem Wohlgebornen gefiel jedes und dem Mißgebornen waren alle — zu wenig schön. Die „Sixtinische" soll ihm's angetan haben, ein Abbild der echten, das in der Wallfahrtskirche zu Hohenthron hing. Das war sein Schönheitsideal, nach dem müßte ein Mädchen sein, das ihm gefiel. Darob tat der Wohlgeborne nur einen Lacher. Der war ziemlich frech. „Eine aus Leinwand und Öl! Weißt du, mein liebes Ungeheuer, aus der Farbe mache ich mir nicht viel, aber von Fleisch und Blut muß eine sein, das ist mir die Hauptsache."

Antwortete der Mißgeborne traurig: „Fleisch und Blut — freilich, freilich!"

„Armer Peter!" bedauerte der andere. Und wollte dazusetzen: Wirst lange warten müssen.

Nun, einstweilen freute der Mißgeborne sich an dem schönen Peter. Wie der schlank war und geschmeidig. Und daß er herrisch und keck war, stand ihm obendrein gerade gut. Der Mißgeborne wollte sich den Wohlgebornen gar hoch herrichten. Aber das wollte nicht recht gelingen.

Der Wohlgeborne hatte ein so schönes Haar, und das salbte und kreiselte er jeden Tag und sein Schnurrbärtchen ließ er beim Rasierer zu zwei Ringlein aufbrennen über den Mundwinkeln. Und damit die Pracht nicht gestört werde, legte er sich über Nacht eine Schnurrbartbinde an und umwickelte das Haupt locker mit einem Tuche.

Als der Mißgeborne solcherlei Künste des Freundes wahrnahm, wurde er zornig und sagte: „Schöner Peter, du bist ein Frauenzimmer!"

„Frauenzimmer! Tragen die auch Schnurrbartbinden?"

„Eitel wie ein Frauenzimmer!"

Das hatte den Schönen verdrossen. So lieb ihm die Weiber waren, die „Frauenzimmer" mochte er nicht und wenn eine dumm und patschig war, so schimpfte er sie „Frauenzimmer"! Am wenigsten mochte er selbst

Jetzt mußte der Töpfer, der wohlgeborne Peter, neuerdings anfangen, den Schnurrbart zu kreiseln und das Haar zu salb'en, um wieder einer Schönen ganz besonders zu gefallen. Er war gerade nicht unglücklich. So, was man Weibsbild nennt, ist immer zu haben. Aber an einem der nächsten Sonntage hatte er einen ganz verteufelten Verdruß. Wurde auf der Kirchstraße ein neues Liebespaar gesehen. Und nach der Predigt warf der Pfarrer ein Heiratsverkünden von der Kanzel herab: „Es wollen sich verehelichen: Bräutigam: Der wohlgeborne Herr Peter Breitensteiner, Schuhmachermeister in hiesiger Pfarre. Braut: Die ehrsame Johanna Liesegger, Bauerntochter aus Neuwang."

Der wohlgeborne Herr Peter Breitensteiner! Das war es, was den Töpfer am meisten wurmte.

Der verhängnisvolle Zuckerhut.

Eine Schwärzergeschichte von **Luise Seidl-Derschmidt.**

In Oberhüttl, da ist die Welt mit Brettern verschlagen. — Wenn da ein Fremder hinaufgeht durch die ansteigende Dorfstraße, um sich die kleine Kirche, die freundlichen Häuser mit dem üppigen Topfblumenschmucke zu besehen, der steht am Ende des Ortes auf einmal vor einer breiten, quer über den Weg laufenden hölzernen Stadelwand, die den ganzen Raum zwischen den zwei Häuserreihen ausfüllt und ein Weitergehen unmöglich macht. Das Dörfchen endet in dieser Sackgasse, hinter den abschließenden „Brettern" der Wirtschaftsgebäude senkt sich eine steile Felswand zum Grenzbache, die selbst für einen Gangsteig unwegsam und schroff ist.

Über diesen Grenzbach führt ein wenig weiter oben, wo der Ort beginnt, eine Brücke, an deren Anfang und Ende ein schwarzgelber und ein weißblauer Pfahl steht. Unablässig weilt ein Finanzwachmann auf der Brücke und zählt die Forellen im Bache oder er vertreibt sich die Zeit mit Rauchen. Sein Amt ist, die verzollten Waren einzutragen und dem Zollamte zu übermitteln.

Geschwärzt wird viel an der Grenze, aber es geht meist ähnlich wie mit den kleinen und großen Dieben. Die Großen lassen sich nicht erwischen und mit Kleinigkeiten wird oft ein großes Aufhebens gemacht.

Das Grenzleben zeitigt eigenartige Gestalten und Charaktere. Es ist ein ärmliches Volk, das hier weilt, an Wuchs hoch und großknochig, wetterhart. Im Verkehre können sie gar süßlich tun, als trübte keiner ein Wässerlein, tatsächlich sind sie aber listig, verwegen, oft heimtückisch. Was die eingefleischten Schwärzer sind, so ist ihr Mut oft beispiellos und

Das „Frauenzimmer" schien vergessen, er suchte den häßlichen Freund auf und stellte ihm seine Braut vor.

Da ist der arme Schuster freilich erschrocken. Es war vor der Tür seines Häuschens, als das Mädchen neben dem Freunde vor ihm stand. Der Schuster schaute so drein, er konnte nicht reden, er zitterte fast. Wer stand denn da vor ihm? Die Sixtinische war es nicht. Ob sie schön oder nicht schön sei, das kam ihm gar nicht in den Sinn. Sie war anders als alle andern. Noch nie hatte der arme Peter eine gesehen, die so war. Nach dem ersten Schreck konnte er sie ruhig anschauen, ihr ins Gesicht, ins Auge schauen. Es war ihm wohl dabei. Daß sein Freund es war, mit dem sie kam, natürlich, der war ja ein schöner Mensch. Der bekommt jede, die er will, so nimmt er sich die beste. Daß er sie nur recht glücklich macht! —

Der Wohlgeborne war neben ihr schweigend dagestanden und hatte sich geweidet an der Überraschung des Schusters. Und wie der sie jetzt so ruhig anschaute, rief jener laut: „Nu, was sagst dazu? Das ist mein schönes Bräutl!" Dann wendete er sich zu ihr, wies auf den armen Peter: „Und das ist meine Mißgeburt."

Der arme Peter zuckte ein klein wenig zusammen. Er war solche Benennungen ja längst gewohnt, er nahm sie stets mehr als Neckerei, denn als Schimpf; aber heute tat ihm das Wort wehe. Vor diesem Mädel tat's ihm wehe. Ihretwegen. Denn er sah, wie sie plötzlich ganz blaß wurde. — Ein kleines Weilchen war sie noch so stehen geblieben, dann wendete sie sich, ging langsam zum Türchen hinaus und der Straße zu.

Der Wohlgeborne rief ihr nach: „Johanna! — Johanna!"

Sie schaute nicht um, sie ging auf der Straße dahin.

Der Bräutigam sagte verwundert: „Was hat denn die Gans?"

„Du!" kreischte der Mißgeborne, hob die Fäuste und wollte auf den andern losfahren.

Der stieß ihn von sich.

„Nimm's zurück!" rief der Mißgeborne, „du hast sie beschimpft!"

„Was geht das dich an! Ich kann von der Meinigen sagen, was ich will!" —

Das konnte er freilich. Nur daß sie nicht mehr lange die Seinige war. Als er nach Hause kam, war ein Brieflein da. Ganz zierlich zusammengefaltet, aber weniger zierlich der Inhalt.

„An den Herrn Peter Faßler!

Mit deiner heutigen Rohheit hast du das Maß vollgemacht. Die ‚Mißgeburt' ist zehnmal schöner wie du mit deiner Eitelkeit, Falschheit und Rohheit. Wir zwei sind fertig, schau dich um eine Andere um.

Johanna Liesegger."

*

* *

Darum schwieg sie und suchte Gelegenheit, ihr volles Herz an geeignetster Stelle — bei ihrem treuen Seppl nämlich, auszuschütten.

Der tröstete sie wieder und sagte: „Weißt, wenn der Alte gar nicht anders tut, so mach ich's wie der Ratzlböck, ich geh' nach Amerika. Wenn mir du nicht umfallst und mir Treu hältst, komm' ich wieder und hol' dich. Dort kommt's Geldverdienen leichter an.

„Du wirst wohl nicht zweifeln", fiel sie gekränkt ein, „zehn Jahr' und länger wart' ich dir zu."

„Na also, dann wird's schon recht werden."

Sie gingen von diesen noch weitliegenden Plänen zur Tagesordnung über.

„Du", sagte Rosi, „euer Häusl liegt so gelegensam am Bach, brauchst nur durchzuwaten, wenn er seicht ist, und bist drüber der Grenz. Da wär's gar nicht dumm, wenn du mir eine Woll' herüberbrächtest; drüben ist sie um viel billiger. Ein Strän, weißt, ist zollfrei, aber das ist zu wenig, Bei euch kommt's gewiß leicht und schaut keine Katz' nach."

Der gute Junge versprach es.

Aber er konnte sich nicht erklären, warum er jetzt auf Schritt und Tritt auf einen Finanzer stieß, wenn er etwas über der Grenze zu tun hatte, es wollte ihm gar schwer gelingen, der Liebsten Wünsche zu erfüllen. Er ahnte nicht, daß nicht nur das Auge des Gesetzes wachte, sondern auch das noch viel argwöhnischere der Eifersucht, denn Sepps Werben um die saubere Rosi war dem Nebenbuhler keineswegs ein Geheimnis geblieben, und dieser hatte Recht und Macht, die Schritte des Glücklicheren zu überwachen.

Den zu ertappen, zu fangen, war sein Ziel. Das wäre ein Triumph gewesen! Denn daß er schwärzte, war sicher! Wen gab es denn in Oberhüttel, der nicht schwärzte, wenn auch nur mit einer Kleinigkeit!

Rosi kam aber doch zu ihrem Garn und zu ihrer Wolle. Die Weiberlist mußte zu Hilfe kommen; Seppls Mutter wußte Rat.

Gerade gegenüber von ihrem Häuschen jenseits des Grenzbaches stand ein ähnliches Gebäude auf bayrischem Boden.

Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus und so war eine Vereinbarung bald getroffen. Konnte man Wolle und Garn nicht über die Grenze tragen, so verfuhr man anders: Das Fadenende wurde abends an einen Stein gebunden und mit diesem über den Bach geworfen. Durchs Fenster hüben und drüben leitete man den dünnen, beim hereinbrechenden Dunkel vollständig unsichtbaren Faden und während auf bayrischer Seite sich der Haspel drehte und entrollte, schnurrte in Österreich das Spinnrad und die Spulen füllten sich mit dem ausländischen Garn.

wehe, wenn sich Rauflust und Rachsucht mit Trunkenheit verbindet und jemand dann einen Streit herausfordert! Das Messer sitzt gar locker und der blutige Ausgang einer Meinungsverschiedenheit ist nicht selten. Neuester Zeit hört man weniger von Raufhändeln und die schlimmsten Taten geschehen in der Trunkenheit.

Aber die Schwärzergeschichte, die sich kürzlich zugetragen hat, ist weit entfernt von solcher Tragik, im Gegenteile reihte sie sich den Histörchen von den Büsumern und Fockbeckern sowie von den noch mehr genannten Schildbürgern würdig an.

In Oberhüttel also, wo die Welt mit Brettern verschlagen ist, gibt's auch saubere Dirndln.

Eins davon war die Bäcker-Rosi und, wie's schon zugeht auf der Welt, wo ein sauberes Dirndl ist, da melden sich die Mannsleut zum Gernhaben und oft auch zum Heiraten.

Von Rosis Verehrern waren zwei, die sowohl von ihr selbst als auch von ihrem Vater in Betracht gezogen wurden; der eine war ein Finanzer, der andere ein Häuslersbub.

Und merkwürdig! Obwohl sonst das grüne Tuch sich einer großen Beliebtheit bei den ledigen Weiberleuten erfreute und die Eltern nicht genug warnen konnten, um die Töchter vor aussichtslosen Liebschaften mit Finanzern abzuhalten, hier war's umgekehrt.

Der Finanzwachmann, der schon Respizient und nicht mehr ganz jung war, hatte den Vater auf seiner Seite, der Häuslersbub die Tochter.

„Schau", sagte der Alte oft, „so eine Partie kriegst nimmer. Andere Mädeln im Dorf täten alle zehn Finger abschlecken, wenn's den Herrn Respizienten kriegen könnten. Genug tragen sie's ihm an und nachlaufen tun's ihm. Kannst gleich heiraten und eine Frau spielen. Und wer weiß, was er noch wird. Schau an die Frau Kommissär! Hab's noch kennt, wie s' daheim eingeschenkt hat und der Herr einfacher Aufseher ist g'wesen. Heut' ist's eine noble Dam'; geht mit Goldketten und Seidenkleidern und ist eing'richt', daß d' es weit und breit nicht findst. Kann dir auch noch einmal solche Zukunft blühen. Dumm bist, wenn du nicht zugreifst."

Die Rosi sagte nichts, denn ihre Gegengründe, das wußte sie, waren dem Vater nicht stichhältig.

Hätte sie gesagt: „Ich mag den Respizienten nicht, weil er schon glatzschädelig und blattersteppig ist, und mein Seppl ist wohl ein armer Bursch, aber 's Liedelsingen tut ihm keiner herab, und treuherzigere blaue Augen, als die seinen, gibt's auf der Welt nimmer." — Hätte sie das gesagt, so wäre der Alte wohl nach Väterart aufgebraust und hätte ihr etwelche Flüche und Schimpfworte an den Kopf geworfen, sie aber wäre doch nicht imstande gewesen ihn zu überzeugen.

‚Passiert', lacht auch der Finanzmann, und so hat die Gräfin ihre Spitzen ohne Zoll über die Grenz' bracht. So muß man's machen, schlau muß man sein."

— „Ja, aber Mutter, mit einem Zuckerhut hätt' das doch auch kein gut getan!"

„Geh', Depp, so mein' ich's nicht. Eins schickt sich nicht für alles; aber hat's der Roß-Toni z'wegen bracht, mit einem Pferd über die Grenz' z' kommen, bringen's andere z'wegen, Ochsen und Küh' herüberzutreiben, so wird wohl so ein Zuckerhütl auch noch zum Schwärzen sein. Aber, mir scheint, du bist z' deppert dazu!"

Die Mutter hatte richtig geahnt.

Wohl suchte Seppl die entlegensten Wege, um den ersehnten Zuckerhut an heimlicher Stelle über den Bach schleudern zu können.

Es war umsonst.

Wohl hatte er sich seiner süßen Last bereits entledigt. Da lag er drüben am andern Ufer in seinem schwarzen Kleide und ragte so recht aufdringlich aus dem ach! so weichen und infolge des Tauwetters immer nasser werdenden Schnee! Eine halbe Arbeit!

Ehe er auf ungesehenen Wegen die Brücke gewann und den Schatz abholen und heimbringen konnte, hatten diesen die Wächter des Gesetzes bereits gehoben. Der arme Seppl hatte das Nachsehen und mußte froh sein, nicht erkannt und festgenommen worden zu sein.

Der nasse Zuckerhut nun stellte ein herrenloses Gut vor, dessen, wie weiland des Nibelungenhortes, kein Sterblicher froh werden konnte.

Zuerst mußte er vom Aufseher, der ihn über die Grenze fliegen sah und sich seiner vorerst bemächtigt hatte, ehe er dem fliehenden Schwärzer seine Aufmerksamkeit angedeihen ließ, aufs Zollamt gebracht, gewogen, nach seinem Werte geschätzt werden.

Möglich, daß man den Übeltäter doch noch erwischte und ihm die gerechte Zollstrafe bemessen konnte! Diese letztere zu ermitteln, gab's vorerst eine richtige Amtshandlung, bei welcher es galt, eine Menge Papier zu verbrauchen und die angemessene Tinte zu verspritzen.

Kam hiezu in diesem Falle noch die wichtige Frage: Wie trocknet man einen im Schnee zerweichten Zuckerhut? Wie entzieht man ihm das Wasser, das sein Gewicht vermehrt und ihn dem Zustande der Auflösung gefährlich nahebringt?

Nach langem Hin- und Herreden einigten sich die Grenzwächter dahin, ihn der wohltätigen, schon in Schillers Glocke besungenen Macht des Feuers auszusetzen, da dieses von jeher das feindlichste Element gewesen sei, welches das Wasser bekämpfe und umgekehrt.

Der gute Gedanke wurde sofort ausgeführt. Man brachte den Zuckerhut zu einem Bäckermeister, damit er die glühenden Räume seines

„Eine Schand' ist's, wie jetzt der Zucker teuer wird", sagte Seppls Mutter beim Spinnen.

„Wenn man's glauben kann, was die Leut' sagen, so ist nur das schuld dran, daß die ‚Zuckerbarone' reich werden wollen. Die Schwein' füttern's im Ausland mit österreichischem Zucker, so wohlfeil ist er dort und bei uns nicht zum Zahlen. Wenn's erlogen ist, lüg' ich auch, aber g'hört hab' ich's. Und jetzt dürfen die süßen Nadeln auch nicht mehr herübergebracht werden, wie heißen's denn nur g'schwind, ich vergeß es von einmal auf das anderemal?"

„Saccharin oder Zuckerin wird die Mutter halt meinen!"

„Dasselb', ja!" Daß sich die armen Leut' nicht einmal eine Kaffeesuppe mehr machen können!"

„Ihr Weiberleut' habt's es halt alleweil mit eurem Kaffee-g'schlader!"

„Ist alleweil noch besser und billiger als das Saufen und Tabak-rauchen von euch Mannsbildern. — Geh', Seppl, was meinst, ob du nicht einen Zuckerhut herüberbringen könntst? Fünf Mark kost' einer — aber ein großer, für den du bei uns grad' das Doppelte zahlst!"

„Wie soll man denn das angeh'n? Den kann man doch nicht über'n Bach spinnen, wie die Woll' da!"

„Müßtest dich halt nicht erwischen lassen."

„Ja, nicht erwischen lassen! Das ist leicht g'sagt!"

„Schlau mußt sein, schlau. Kennst die G'schicht' vom Kapuziner und der vornehmen Gräfin? Nicht?

Da ist einmal eine vornehme Gräfin gewesen, die hat im Ausland die allerschönsten Spitzen eingekauft und hat's wollen über die Grenz' bringen. Vielleicht hat ihr bei aller Vornehmtheit doch 's Geld erbarmt für den Zoll. Da ist auf der Reise ein frommer Kapuzinerpater zu ihr gekommen und den hat sie angeredet, er sollt' ihr helfen, die Spitzen herüber schwärzen.

‚Da hinten in der Kapuzen', hat's g'sagt, ‚schaut gewiß kein Zollbeamter und kein Aufseher nach, und schwer sind's ja auch nicht, weil's so viel fein sind.'

Sagt der fromme Pater: ‚Ja, hinüber bring' ich's schon, aber wenn mich wer fragt, ob ich was Zollbares hab', lügen tu ich nicht, das sag' ich gleich.'

Gut. Die vornehme Frau steckt ihr Packel dem geistlichen Herrn in die Kapuze und so gehens über die Grenz'!

‚Nichts Zollbares, Hochwürden?' fragt der Grenzwächter.

‚Zwanzig Meter Spitzen hab' ich da für ein neues Ballkleid', sagt er ganz treuherzig und lacht, und alle, die 's hören, haltens für einen guten Witz und lachen mit.

Sie sahen noch im Backofen, an Wänden und Dielen die klebrigen Spuren des Breies aus Zucker und Ziegelmehl, sie bestätigten den natürlichen Gang der Dinge und waren, nachdem sie dies in Augenschein genommen hatten, in einem Punkte gewiß klüger als zuvor.

Meister Bäcker aber verhehlte ihnen nicht, was mit den Überresten geschehen sei und so begab sich männiglich in den Ziegenstall, um nach dem Befinden der Süßigkeitsliebenden zu sehen, aber — o Schrecken! das brave Heidel hatte kein ungerechtes Gut vertragen können — es lag tot auf seiner Streu.

Jetzt richtete der unglückliche Besitzer der Ziege seinen Zorn auf die Anstifter alles Unheils. Hätten die Finanzer den Zuckerhut nicht ins Haus gebracht, so hätte er ihn, der zerflossen war in Wehmut und in Lust, nicht der armen Gais vorgesetzt und die Milchspenderin lebte noch.

Von diesem Tage an hatten die „Grünen“ ausgedient bei ihm.

*
* *

Rosel und Seppl wurden ein Paar mit dem Segen des Vaters und alle vier (Seppls Mutter mitinbegriffen) sind hinübergezogen ins schöne Amerika. Seppl hats ja lang im Sinne gehabt und Rosis Vater war gern dabei, denn der Aufenthalt war ihm nach der leidigen Zuckerhutgeschichte verleidet.

Daß Seppl der Schwärzer des Zuckerhutes gewesen war, sagte dieser erst viel später, als er mit seiner Familie schon längst in Milwaukee ein behagliches Leben führte und das war schlau von ihm.

Wer weiß, ob er sonst seinen Schwiegervater so schnell günstig gestimmt hätte!

Der Marterl-Sixt.

(Ein Tirolerbildchen von **Anton Renk.***)

Der alte Marterl-Sixt hatte eine unruhige Nacht gehabt, denn in seiner Malkammer hatte es sich wieder einmal gemahrt, was immer der Fall war, wenn er ein Totenschild malen mußte, also der Tod im Dorfe gewesen war. Immer in der Nacht, bevor er Arbeit bekam, hörte er unsichtbare Hände, welche die Pinsel und das Malzeug untereinander warfen; waren es ganz nahe Bekannte oder gar Verwandte, so hörte er wohl auch die bekannte Stimme reden; waren es Kinder, so kam aus einem finsteren Winkel ein Kinderweinen; mitunter

*) Aus: Erzählungen von Anton Renk. (München. Georg Müller.) Wir haben seinerzeit den Tiroler Dichter als Lyriker kennen gelernt und soll uns jetzt seine Art prosaischer Darstellung interessieren.

Backofens öffne zur Aufnahme des bereits in sich selbst zusammensinkenden Zuckerhutes.

Der Bäckermeister, den die Wahl traf, war aber kein anderer als Rosis Vater, der seine Tochter so gerne als Gattin an der Seite des Grünröckigen gesehen hätte! O Rosi, o Seppl, o Grünrock!

Jetzt schürzen die Parzen die Fäden eures Geschickes zum Knoten, jetzt wird bei den drei weisen Frauen Rat gehalten über euer Los.

Ahnungslos und pflichteifrig walteten die Zöllner ihres Amtes, verschlossen den Backofen, nachdem der Zuckerhut darin untergebracht worden war, mit dem Amtssiegel und überließen das weitere dem natürlichen Laufe der Natur.

Der Zucker, anstatt zu trocknen, schämte sich seines verbrecherischen Daseins und zerfloß in der Hitze des Backofens zu Brei, welcher sich mit dem Ziegelmehl und den Kohlenresten darin mischte und ohne Respekt vor den k. k. Amtssiegeln zwischen den Türspalten auf die Hausflur floß, zum Entsetzen des Bäckers und zum heimlichen Gaudium der Rosi, die den Finanzern die Blamage gönnte und nicht ahnte, wessen verscherztes Gut hier zugrunde gehen sollte.

„Da sieht man halt die Mannerleut'", sagte sie, als ihr Vater einen Kübel unterstellte, um das süße Bächlein aufzufangen und zu retten, was zu retten war, „hätt' ein einziger einmal zug'schaut, wie man Ribisel einsiedet oder Himbeer", so müßten's wissen, daß der nasse Zucker in der Hitz' zergeht!"

„Schwätz nicht!" rief der Vater ärgerlich, „schau' lieber auf, daß kein Zucker daneben rinnt. Ich renn' hinab auf's Zollamt und sag's, was geschehen ist, vielleicht laßt sich doch noch was machen mit dem Zeug."

Letztere Hoffnung erwies sich als trüglich. Der Zucker war total verunreinigt und verdorben, nicht mehr zu gebrauchen. Die gnädige Erlaubnis, ihn zu behalten, erwies sich daher als ein Geschenk von zweifelhaftem Werte.

Dennoch wollte der Bäcker sein Glück versuchen. Hatte er doch gar oft von dem Nährwerte des Zuckers gelesen und von seiner Wirkung auf vermehrte Fettbildung! Wenn etwas Wahres daran war, konnte ja wohl dem Vieh zugute kommen, was der Mensch nicht mehr gebrauchen konnte. Wer weiß, ob's nicht auch davon fett wurde? Und die Gais, das leckere Ding, würde gewiß die Süßigkeit nicht verachten!

Gedacht, getan!

Die brave Ziege erhielt den Zuckersaft in ihre Tränke und der Bäckermeister brachte ihr diese selbst zum Futterbarren, um sich zu überzeugen, wie es ihr schmeckte.

Am anderen Tage kam die Finanzwache, um die Amtssiegel vom Backofen zu nehmen und sich den Schauplatz des Geschehenen zu betrachten.

Fast beleidigt — er, der Marterl-Sixt, ist gewiß nicht abergläubisch, aber was er mit eigenen Ohren gehört, läßt er sich nicht nehmen — trottet der alte Tuifelemaler durch den kotigen, von der Frühlingssonne erweichten Dorfweg seinem Häuschen zu.

Glaubte der Herr Pfarrer am Ende gar, daß er lüge. Nein, der Marterl-Sixt lügt nicht und die Toten lügen auch nicht, und heute — es ging schon gegen Früh — ist jemand gestorben.

Der Marterl-Sixt geht in seine Baschgelkammer und hobelt einmal ein Brettlein zurecht, dann sucht er ein paar Pinsel aus und sieht nach, wie es in seinem Malkasten ausschaut.

In dieser Rumpelkammer ist wunderliches Zeug genug; Votivtafeln mit Händen, Füßen, Augen auf blauem Grunde, Marterln mit pfeilschießenden Todskeletten, mit stürzenden, menschenerdrückenden Bäumen, mit Kinderwiegen und Krankenbetten, mit wilden Hochwassern und ertrinkenden Menschen, mit wildgewordenem Vieh, mit brennenden Häusern und mit Edelweiß auf blutigen Felsen.

Aber auch Rechbretter mit Inschriften waren da und Kindersärge lehnten im Winkel.

Natürlich fehlte es auch nicht an Heiligenbildchen — auch ein angefangener Stationengang war zu sehen.

Der Sixt aber holte sich ein zerschlissenes, altes Heft aus einem blauen, mit großen roten Sonnenblumen verzierten Kasten heraus und begann in dem vergilbten Ding zu blättern. Ja, früher wäre dies freilich nicht notwendig gewesen, früher hatte er alle seine Reimlein im Kopf gehabt; aber jetzt verlor er sein Gedächtnis, wie es in dem alten Liede hieß:

„I bin amal a Mandl gewesen,
Oans von die ganz gscheiten,
Hob gredt mit allen Leuten ...“

Wie geht's nur weiter? — „Aber iez i mei Gedächtnis verlier“, so glaubte er wenigstens ... nun wußte er also auch das nicht mehr!

Als der alte Sixt das einsah, setzte er sich an einem schönen Tage hin und schrieb die Verslein, die noch in seinem alten Kopf drinnen waren, mit zittriger Hand in sein Heft und schrieb, bis in der Hennenstunde die Augen nicht mehr mittaten.

Aus diesem Hefte las er nun. Und wie er alles eingeordnet hatte: Kinder, Jungfrauen, Junggesellen, Eheleute, Greise; dann kamen die Unglücksfälle im Wald, Berg, Bach, Schnee, Feuer; dann kamen noch Standesverse auf Bauern, Wirte, Soldaten — nur nicht für die Geistlichen, denn die machte der Pfarrer Valentin selber. Dem Sixt seine wären wohl zu schlecht gewesen für die Hochwürden, obwohl er

hörte er auch das Versehglöcklein, betende Stimmen und schlürfende Tritte . . . In der letzten Nacht aber war es ganz anders gewesen, da vernahm er einen schrecklichen Schrei und darauf einen großen tosenden Lärm, der ihn vollends erweckte.

Im Dorfe war niemand krank als die alte Buhin-Lene, die ihren Namen daher hatte, weil sie, als sie noch ein schneidiges Diandl war, ein Buhinnest ausgenommen hatte; mit dieser Lene war er aber so nahe verwandt, daß sie sich sicher in einer erkenntlichen Weise gemahrt hätte, hatte sie ihm ja doch versprochen, in ihrer Sterbestunde zu ihm zu kommen und ihn um ein paar Vaterunser für die Reis' ins Jenseits zu betteln.

Der Marterl-Sixt ging nun in aller Frühe zur Buhin-Lene, die ganz wohlvergnügt im Bette lag. Sie hatte zwar vom Himmel und seiner Schönheit geträumt: wie sie ganz schüchtern am goldenen Tor gestanden sei, aber doch die heilige Zäzilie, die eine viel schönere Stimme hatte als die kropfete Adelheid am Kirchenchor, und ihre Englein singen und musizierln gehört habe und wie auf einer rosenfarbenen Wolke „Unsere liebe Frau" dahergekommen sei und ihr zugelächelt habe; — dann sei sie aber leider aufgewacht, sonst hätte sie wohl noch mehr von der himmlischen Pracht und Herrlichkeit gesehen und vielleicht auch erfragt, ob der heilige Petrus auf die Fürbitte der heiligen Magdalena, die gewiß auch hergekommen wäre, ihr Schutzkind zu sehen, sie beim Tore hineingelassen hätte. Sie aber nehme schon diesen Traum als eine gute Vorbedeutung, daß sie nach dem Tode dessen teilhaftig werde, was „kein Auge gesehen und kein Ohr gehört habe."

Der Marterl-Sixt hatte ungeduldig am Krankenbette zugehört, wollte er ja doch wissen, wer gestorben sei; denn es ist nicht leicht, ein schönes Gemäld' und einen passenden Vers so in aller Schnelligkeit zu machen.

Ja wenn ein Kind gestorben wäre, da hätte er schon Vorrat. Für die ganz kleinen gab es ganz rote, blaue und gelbe Kreuzlein mit der Aufschrift: „Hier liegt eine Unschuld mit Namen . . .", und auch für die größeren hatte er recht nette Verslein beisammen.*) Da hieß es zum Beispiel:

Sein Leben war ein Augenblick,
Ein Traum sein Erdenglück . . . (Fieberbrunn.)

Dort drüben stand ja der Pfarrer Valentin, der mußte es doch wissen, „wenn jemand den Löffel weggelegt hätt'". Aber auch der Herr Pfarrer wußte nichts und meinte, der Marterl-Sixt solle nicht so abergläubisch sein.

---

*) Die Totenverse sind, soweit ihr Fundort angegeben ist, volksecht.

Die Botentoni, die hat ein Lediges gehabt und darum so viel Spott leiden müssen. Im zwölften Jahr ist ihr Hannele gestorben und hat freilich schon gewußt, was es ist, still sein zu müssen, wenn wer fragt: „Wer ist denn dein Vater?" Ihr hatte der Sixt aufs Kreuzlein geschrieben:

Ich war ein armes, lediges Kind,
Die auf der Welt verachtet sind,
Jetzt aber bin ich im Himmelreich,
Da sind wir alle gleich. — (Prutz, Kitzbühel, Uderns.)

Den Vers hatte aber später der Kooperator aus dem Friedhof hinaustun lassen. Warum, das begriff der alte Sixt nicht; es wird doch nicht „enten" auch wieder so sein wie auf der miserablen Welt.

Auch ein anderes Verslein, das dem drei Wochen alten Monele der Krämer-Seraphin galt, war nicht mehr im Friedhof zu finden, das hatte dem Kooperator auch nicht gefallen: — —

Noch ein zartes Kind, kaum aus der Muter Schoß,
Kam der bitt're Tod, der mir die Augen schloß. (Tobadill.)

Der Lehrer-Franzl war gar so ein stilles Kind gewesen, das keine lauten Spiele gern hatte und viel in die Bücher schaute und dem die Eltern allerhand erzählten aus der biblischen Geschicht, aus der Legend und auch alte Märchen. Da hatte das Franzele aber mit großen Augen zugehorcht!

Dem schrieb der Sixt aufs Grab:

Weils Herzchen nur dem Schöpfer schlug,
Sein Engel es zum Himmel trug. (Kappl.)

Und nun kam ein Verslein, das der Sixt in einem alten Gesangbuche gefunden und sich, weil es ihm gefiel, auch dann aufgezeichnet hatte. Es lautete:

Wenn junge Himmelserben
In ihrer Unschuld sterben,
So büßt man sie nicht ein,
Sie werden vom Vater oben
Im Himmel aufgehoben
Und nicht verloren sein. (Silz.)

Weder der Sixt noch der Pfarrer ahnten, daß die Quelle dieses Verslein ein altes lutherisches Gesangbuch war aus der Zeit, wo noch viele heimische Bekenner des reinen Evangeliums in den Tiroler Bergen lebten, bis sie die Unduldsamkeit aus dem „glaubenseinigen" Lande vertrieb.

Der Sixt hatte nun die letzte Seite seiner Kinderreime in der Hand und las noch:

Die Eltern liebten mich so sehr,
Gott aber liebte mich noch mehr
Und nahm mich in sein Himmelreich
Und machte mich den Engeln gleich. (Kössen.)

meinte, daß der, den er dem Frühmesser im Nachbardorfe gewidmet hatte, sich schon auch hätte sehen lassen können:

Er wollt' ihn sehen, dessen Willen
Er uns so oft gepredigt hat,
Sein Heimweh war nicht mehr zu stillen,
Bis Gottes Liebe selbst es tat . . . (Tobadill.)

Aber der Frühmesser erhielt eine marmorne Tafel an der Kirchenwand und eine lateinische Inschrift, die nur der Pfarrer verstand.

Am liebsten von allen seinen Totenreimen waren aber dem alten Sixt die, welche auf den Kindergräbern standen, und das darum, weil er keine Kinder hatte und sie doch so lieb hatte und doch einst gehofft hatte, daß er eins einmal auf seinen Knien halten werde.

Das war damals, als er noch in die Berge gegangen war und Edelrauten geholt hatte und dafür brennrote Nagelen von seiner Nann bekam, die er am Sonntag auf den Hut steckte.

Die Nann hatte schon Kinder — aber der Vater war der reiche Mühlenbauer und nit der Marterl-Sixt.

Und eines Tages war die Nann weinend zu ihm gekommen und hatte einen kleinen Sarg und einen Vers bestellt, und der Sixt hatte einen gemacht, als wenn er seinem eigenen Kinde gelten würde.

Er stand auf der ersten Seite des Heftes:

Ein Eingel flog gen Himmel,
Die Hülle blieb zurück,
Und nichts ist hier verstorben,
Als zweier Eltern Glück. (Sterzing, Hörmann).

Dann blätterte der Sixt weiter:

Nur vier Jahre und nicht länger
Lebte ich in dieser Welt,
Nun bin ich ein Himmelssänger
Und den Engeln zugesellt. (Lanersbach.

Das war das Kind des Jodelhansel, der gar so schön singen gekonnt hat und seitdem nicht mehr singen mag.

Karl Spiß heiße ich.
In den Himmel reise ich,
Ich sag' den Eltern gute Nacht
Und schau, was der Herr Jesus macht. (St. Jakob am Arlberg.)

War ein lustiger Kerl gewesen, der kleine, braunäugige Karl, der immer fest und lustig antwortete, wenn man ihn fragte, wie sein Name laute: „Karl Spiß hoaß i.“

Die alte Leitnerin hat gar so fürchterlich getan, wie ihr kleines Emmele von einem Engel abgeholt wurde; da mußte der Sixt schon einen recht trostsamen Reim hinschreiben:

Die Kindlein lasset zu mir kommen,
So spricht der Herr der Herrn,
Es dient zu ihrem Nutz und Frommen,
Ihr Eltern gebt sie gern! (Steg im Lechtal.)

den Kirchplatz kam, hörte er noch die Worte: „Unter der Wildlahn ist a Menscht." — —

„Hab i mirs nit denkt — ja die Toten lügn nit — und der Herr Pfarrer hat gmeint, i soll nit abergläubig sein . . ." Dann nahm der Sixt den Hut zwischen seine Hände und sagte: „Herrgott gib ihm die ewige Ruh'."

Der aber brauchte sie nicht mehr, denn er — hatte sie schon.

Am Nachmittag brachten ihn die Burschen auf einer Bahre aus Tannenreisig. Bleich und blutig lag er da. Seine starre Hand hielt einen Büschel von Himmelsschlüsseln, wie sie auf den Felsen wachsen. Ob sie ihm den Himmel aufgeschlossen haben?

Niemand kannte ihn. Es war ein Fremder, der wahrscheinlich von der anderen Talseite aus aufgestiegen war, vielleicht dieser Platenigeln wegen —, der dann unter die Lahne gekommen war oder diese vielleicht selber vom Joche gelöst hatte.

Als der Sixt neben dem Pfarrer an der Tannichtbahre stand und zu diesem sagte, daß er also doch recht behalten habe und daß die Toten nicht lügen, erwiderte der Pfarrer: „Der hat von dir eine Grabschrift wollen, du mußt eine fertig machen für sein Kreuzlein."

Der Sixt sinnierte und sinnierte, aber es war ihm gar nichts recht. Die anderen Leute, für die er geschrieben hatte, hatte er alle gekannt; ja die meisten schon von Kind auf; da wußte man dann schon, was man da hineinbringen muß.

Aber der war ein Landfremder! — Vielleicht war er verirrt, vielleicht war er gar nur wegen der gelben Blümlein in die Felsen gegangen, was dem Sixt gar sündhaft schien.

Aber der Sixt war ja seinerzeit auch in die Edelrauten gestiegen, wie die Nann —

Herrgott — zu was denn das da? — Der Tote will einen Reim!

Wenn man von einem so gar nichts weiß, ist's halt gar so schwer. —

Auf den Berg bist du geklommen,
Auf den Berg ist's hoch und weit;
Du bist weiter noch gekommen,
Du kamst in die Ewigkeit. —

Aber der Sixt war nicht zufrieden und er sinnierte und sinnierte weiter. Endlich malte er zwischen Felsen eine niederstürzende weiße Schneemasse, auf die Schroffen hin gelbe Blümeln. Aus dem Schnee heraus strecken sich zwei Arme und ein Kopf, über dem ein schwarzes Kreuz zu sehen ist. Schwarze Fichten stehen zu Seiten des Talrunses und in der Luft schwebt ein Kreuz mit einem wundenbedeckten Heiland dran.

Jetzt aber fuhr der Sixt auf, denn vom Kirchplatze her kam ein dumpfes Murmeln vieler Stimmen, das an die trüben, kleinen Fensterscheiben schlug.

— — — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde vor dem Dorfe ging die „Wildlahne" nieder. Alljährlich, wenn das stille Schaffen des Alpenfrühlings, von dem man in den Tiefen und Tälern noch nicht viel merkt, wenn die ersten Bergaurikeln — Platenigeln nennt sie das Volk — mit ihren goldenen Schlüsseln auf den Felsenzinken stehen, mit den goldenen Schlüsseln, mit denen sie das ganze Lichtreich erschließen, wenn die ersten blauen Eisglöcklein*) mit ihren feingezähnten Kelchen ein zages Osterläuten am Schneerande anfangen, dauert es nicht lange mehr, daß die donnernde Heroldin der Revolution des Lichtes niedertost von der verschneiten Berghöhe und die Schnee- und Steinmassen in die Talmulden in rasendem Sturze niederreißt; — das ist die wilde Lahn, deren Donnerkrachen nur einen Siegruf bildet: „Der Frühling ist da!"

Und heute früh war diese Kunde erschollen; — nicht bloß den Martel-Sixt hatte sie aus dem Schlafe geweckt, sondern auch die anderen Dörfler hatten sie vernommen, und als sie in der Frühe zum sonnigen Karjoch emporblickten, sahen sie eine weiße Schneefurche niederziehen bis in den Bachtobel und sie sagten: „Die Wildlahne ist gekommen."

Der wilde Mann, der im Gebirge zu schreien anfängt, wenn es Zeit ist zu säen, wird nun wohl auch nicht mehr lange auf sich warten lassen; — früher wollten die alten Bauern mit der Aussaat nicht gerne beginnen, denn der wilde Mann versteht mehr als Birnsieden, und wenn man seine Ratschläge nicht abwartet oder nicht befolgt, so ist er beleidigt und zieht aus der Gegend fort. Dann folgt Mißwachs. „Der Ahnl hat's g'sagt und der hat nicht gelogen und wußt' schon, warum er's erzählt hat."

Die jüngeren Bauern, die Grünschnäbel, die alles besser wissen, wollten das freilich nicht glauben; aber die würden es schon sehen, wie es ihnen ginge!

Also die Wildlahne war heut' früh niedergegangen; — aber der Faltner-Sepp wußte noch mehr. —

In der Wildlahn war ein Mensch!

„Gott tröst' ihn —, wer unter die Wildlahn kommt, den führt sie weit — bis zum Richterstuhl Gottes." —

Der Faltner-Sepp war vormittag im Wald gewesen und hatte unter dem Schnee heraus etwas rufen gehört. — Als der Sixt auf

*) Soldanellen.

Und. unbekümmert
Um Vergangenes und Künftiges
Spendet ihr, Wissende,
Frucht und Schatten,
Duft und Schönheit.
In schweigender Hoheit
Wachst ihr empor
Über der Menge Geschrei und Gewühl,
Und überhebt euch nicht,
Neigt euch milde
Zu den Menschen
Und blickt fromm
Zu nächtlichen Sternen.

Menschen, die ihr mich liebt,
Pflanzt Bäume mir auf das Grab,
Daß ihre Wurzeln meinen Leib umfangen
Wie sorgende Arme,
Und ihre Häupter, sich neigend, mir singen
Von Lenzen, die ich ersehnt
Und nicht mehr geseh'n.

Wintermärchen.

Auf dem Baum vor meinem Fenster
Saß im rauhen Winterhauch
Eine Drossel, und ich fragte:
„Warum wanderst du nicht auch?

Warum bleibst du, wenn die Stürme
Brausen über Flur und Feld,
Da dir winkt im fernen Süden
Eine sonnenschöne Welt?"

Antwort gab sie leisen Tones:
„Weil ich nicht wie and're bin,
Die mit Zeiten und Geschicken
Wechseln ihren leichten Sinn.

Die da wandern nach der Sonne
Ruhelos von Land zu Land,
Haben nie das stille Leuchten
In der eig'nen Brust gekannt.

Mir erglüht's mit ew'gem Strahle
— Ob auch Nacht auf Erden zieht —
Sing' ich unter Flockenschauern
Einsam ein erträumtes Lied.

Wundersamer Trost in Schmerzen!
Doch nur jene kennen ihn,
Die in Nacht und Sturm beharren
Und vor keinem Winter flieh'n.

Dir auch leuchtet hell das Auge;
Deine Wange zwar ist bleich;
Doch es schaut dein Blick nach innen
In das ew'ge Sonnenreich.

Laß uns hier gemeinsam wohnen
Und ein Lied von Zeit zu Zeit
Singen wir von dürrem Aste
Jenem Glanz der Ewigkeit."

Um eine Hoffnung ärmer.

Betratst du je ein Haus
Mit hoffendem Verlangen
Und bist von dannen drauf
Gesenkten Blicks gegangen,
Um eine Hoffnung ärmer?

Wie anders schien die Welt
Auf deinem ersten Gange,
Als da du kehrst zurück
Mit sorgenbleicher Wange,
Um eine Hoffnung ärmer!

Wie bohren sich ins Hirn
Die heißen Sonnenstrahlen!
Wie bebt das kranke Herz
In wilden Fieberqualen,
Um eine Hoffnung ärmer!

Zerreißend dringt ins Ohr
Der Straßen Lärmgewühle —
Ach, daß du könntest ruh'n,
Das Haupt auf weichem Pfühle —
Um eine Hoffnung ärmer!

Und daß das schwere Herz
Der Tränen sich entlüde!
Geduld! Noch kurzen Weg! —
Wie wandelst du so müde,
Um eine Hoffnung ärmer!

Da endlich winkt das Heim ...
Wohin sollst du dich wenden?
Aus allen Winkeln raunt's
Und von den düstern Wänden:
„Um eine Hoffnung ärmer!"

Kindheit.

Komm', liebes Weib, und laß die Arbeit ruh'n;
Mit mir des späten Tags genieße nun.

Sieh, wie die Sonne brennt im dunklen Wald.
In leuchtend Blut zerfließt der Westen bald.

Heb' unser Kind empor ans milde Licht,
Daß sich ein Strahl in seinem Auge bricht.

Drunter steht: „Hier verunglückte am 5. April 1875 ein unbekannter Mann, der unter die wilde Lahne kam.

Sein Name ist uns unbekannt,
Er kam wohl her aus fremdem Land,
Wenn auch am Kreuz kein Name steht,
Wir denken seiner im Gebet,
Gott hört es auch, denn Gottes Sohn,
Der für ihn starb, der kennt ihn schon."

Dem Pfarrer gefiel der Vers und er ließ ihn am Friedhofkreuze und einer großen struppbärtigen Hochtanne am Rande der Wildlahne anbringen.

Nicht lange darauf starb der Martel-Sixt selber — weiß nicht, ob er seinen eigenen Tod auch vorhergeahnt hat und ob für ihn einer einen Reim gedichtet hat. —

Gedichte.

Von Otto Ernst.*)

Hymnus an die Bäume.

O meine Bäume!
Seit meiner Kindheit ahnenden Tagen
Sprech' ich zu euch, ihr edlen Vertrauten,
Sprech' ich in stummer, geheimer Sprache,
Und ihr versteht mich
Und atmet mir Antwort.

Wenn von euren dunklen Wänden
Meine Seele widerhallt —
Wie wehende Andacht
Verschwiegener Hallen,
Wie heiliges Grauen
Verlassener Tempel
Faßt es mich an.

In reiner Frühe such' ich euch
Erquickten Auges,
Und sieh: in euren Zweigwinkeln lauschen
Tage der Kindheit,
Auf euren Wipfeln wiegen sich
Tage der Wand'rung.

Aber am sinkenden Abend,
Wenn silberne Elfenluft durch eure Zweige blickt
Und Birkenschleier im Mondlicht hangen,
Wenn der leuchtende Himmelswand'rer
Mondhingewandte Seelen bindet
Mit saugendem Licht,
Dann hangen an euren Stämmen
Schatten der Schwermut,
Und im Gewirr eurer Zweige
Leuchten und dunkeln Geheimnisse
Wie in der Brust erhabener,
Gottversunkener Seelen.

Wie oft, wenn drängende Mittagsglut,
Mit tausend Pfeilen das Haupt umschwirrend,
Zur Qual mir ward,
Fand ich zu euren Füßen
Hundertjährigen Schatten,
Der die Sinne schmeichelnd befängt
Wie hundertjähriger Wein.
Dann, ihr grünen Himmelsleitern,
Lag ich, ein Sohn der Verheißung,
Träumend an eurem Fuß,
Und an euren Ästen stiegen
Auf und nieder
Himmlische Hoffnungen.

Euch, ihr Bäume,
Acht' ich des Schöpfers
Göttlichste Kinder.
Ihr wart vor uns Lebenden
Und eure Kronen bewahren
Vergangenes in rätselvoller Sprache —
Ihr werdet nach uns sein,
Und euer Inn'res
Hegt Keime der Zukunft
In ernstem Schweigen.

*) Aus „Siebzig Gedichte von Otto Ernst". (Leipzig. L. Staackmann. 1907.)

schiedenem Maße. Die Sonnenuhr zeigt die „wahre Sonnenzeit“, die mechanische Uhr hingegen die „mittlere Sonnenzeit“ an. Die wahre Sonnenzeit hat als Einheit den wahren Sonnentag, das ist der Zeitraum zwischen zwei aufeinanderfolgenden Höchstständen der Sonne in ein und demselben Orte. Da die Erde zu verschiedenen Jahreszeiten eine verschiedene Lage zur Sonne einnimmt, so sind die wahren Sonnentage nicht von ganz gleicher Dauer, und es ist unmöglich, die wahre Sonnenzeit durch ein gleichmäßig gehendes Zeigerwerk anzugeben. Nachdem gleichmäßig gehende mechanische Uhren hergestellt worden waren, half man sich zunächst allgemein damit, daß man diese Uhren von Zeit zu Zeit nach einer Sonnenuhr richtete, bis um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts englische Astronomen als Einheit für die gewöhnliche Zeitrechnung einen fingierten Tag von mittlerer Dauer einführten, welchen man als mittleren Sonnentag bezeichnete. Man begann also nach mittlerer Sonnenzeit zu rechnen und dieser Brauch fand bald Nachahmung und Verbreitung. (Schon im Jahre 1780 wurde in Genf, im Jahre 1810 in Berlin, im Jahre 1816 in Paris und im Jahre 1832 in Zürich die mittlere Sonnenzeit als Ortszeit im bürgerlichen Leben angewendet.)

Der Unterschied zwischen der Angabe nach mittlerer Sonnenzeit und jener nach wahrer Sonnenzeit wird „Zeitgleichung“ genannt und ist derselbe im Laufe eines Jahres sehr veränderlich. Es beträgt nämlich dieser Zeitunterschied am 1. Jänner + 3 Minuten, am 21. Jänner + 11 Minuten, am 10. Februar + 14 Minuten, am 2. März + 12 Minuten, am 22. März + 7 Minuten, am 11. April + 1 Minute, am 1. Mai — 3 Minuten, vom 11. bis 21. Mai — 4 Minuten, am 10. Juni — 1 Minute, am 30. Juni + 3 Minuten, vom 20. bis 30. Juli + 6 Minuten, am 19. August + 4 Minuten, am 8. September — 2 Minuten, am 28. September — 9 Minuten, am 18. Oktober — 15 Minuten, vom 28. Oktober bis 7. November — 16 Minuten, am 27. November — 12 Minuten, am 17. Dezember — 4 Minuten und am 27. Dezember + 1 Minute.

Man erhält aus der Angabe einer richtigen Sonnenuhr die mittlere Sonnenzeit im betreffenden Orte, indem man zu dieser Angabe die Zeitgleichung (mit dem jeweiligen Vorzeichen) hinzufügt. Liest man z. B. an einer Sonnenuhr in Graz am 1. Jänner 12 Uhr ab, so beträgt in demselben Augenblicke die mittlere Sonnenzeit (Ortszeit) in Graz 12 Uhr 3 Minuten; und liest man an einer Sonnenuhr in Graz am 1. Mai 12 Uhr ab, so beträgt in demselben Augenblicke die mittlere Sonnenzeit (Ortszeit) in Graz 11 Uhr 57 Minuten.

Die große Steigerung der Schnelligkeit des Verkehres zwischen einzelnen Orten hat es nun bald notwendig gemacht, die Zeitangaben mehr zu vereinheitlichen. Denn wie unsicher würde beispielsweise der

Ein Himmelsglanz die gold'nen Locken streift —
Sieh, wie's begehrlich nach dem Lichte greift!

Das ist des Kindes Märchenseligkeit:
Noch ahnt es nicht, daß ihm ein Ziel zu weit.

Die bunte Welt mit ihrem Drang und Schwall
Ist ihm ein großes Bild, ein wirrer Schall.

Der Tag ist ihm nicht Zeit, er ist ihm Licht,
Und uns're Abendwehmut kennt es nicht.

Zusammen fließt ihm Leben noch und Tod,
Und Abendglanz ist ihm wie Morgenrot.

Sklavenmoral.

Mein Junge, du wirst zu treu und zu gut –
Fast möcht' ich dich wecken!
Ich seh's mit schwellendem Stolz – und ich seh's
Mit wachsendem Schrecken.

Dein Auge feuchtet ein keuscher Glanz
Wie Tau einer Blüte;
Es atmet durch deinen weichen Mund
Die träumende Güte.

Dir zuckt's um die Lippen bei fremdem Schmerz,
Und du willst ihn lindern —
Ein wunderbares, befremdliches Ding
Bei der Menschen Kindern.

Paß auf, sie werden dich früh genug
Vor den Karren spannen;
Und hast du die Last zu Berge geschleppt,
Man hetzt dich von dannen.

Weh' dir, wenn ein Gott in den Geist dir gelegt
Gewalt des Propheten —
Sie werden überbrüllen dein Wort
Und im Kot dich zertreten.

Du wirst sie mit blankem, sausendem Schwert
Zum Siege führen —
Dann aber wirst du dich krümmen im Staub
Vor ihren Türen.

Ich seh's um deine zarte Stirn
Wie Dornen und Blut —
Und ich reiße dich wild ans hämmernde Herz
In aufjubelnder Glut.

Über Sonnenuhren in Steiermark.

Von Ing. **Dr. Hans Löschner.**

Die Sonnenuhren haben seit der Vervollkommnung der mechanischen Uhren allerorts an Bedeutung verloren. Trotzdem dürfen sie gegenwärtig nicht etwa als eine nutzlose oder überflüssige Einrichtung angesehen werden; denn richtig konstruierte Sonnenuhren bieten oft einen sinnreichen Schmuck für Gebäude, Gärten und Zieranlagen und liefern in Gegenden, welche von Bahn- und Telegraphenstationen entfernt sind, noch immer das einfachste und billigste Mittel zur Regulierung mechanischer Uhren, wobei die Genauigkeit leicht bis auf eine Zeitminute gebracht werden kann. Allerdings darf man bei strengem Vergleiche der Angaben einer Sonnenuhr mit den Angaben einer mechanischen Uhr nicht vergessen, daß diese beiden Uhren — wenn selbst sie richtig konstruiert sind — keineswegs jederzeit Minute für Minute gleich zeigen werden: denn beide Uhren registrieren die verflossene Zeit nach ver-

vom Oberingenieur F. Sartory an der Knabenvolksschule am Grieskai in Graz eingerichteten Sonnenuhr.

Aus den bisherigen Erläuterungen geht übrigens hervor, daß in Steiermark der Zeitunterschied zwischen wahrer Sonnenzeit und Bahnzeit im ungünstigsten Falle (d. i. in der zweiten Hälfte Februar, in der zweiten Hälfte Oktober und im November) etwas über eine Viertelstunde beträgt. Vielen Leuten wird daher auch die bloße Angabe einer richtigen Sonnenuhr zur Regulierung ihrer mechanischen Uhren vollkommen genügen.

Es dürfte nun aber auch für jedermann klargestellt sein, daß der Ausdruck „Richtige Zeit", dem wir nicht selten in den Auslagen unserer Uhrmachergeschäfte begegnen, an Klarheit zu wünschen übrig läßt; denn es kann die richtige Ortszeit oder die richtige Bahnzeit angegeben sein. Ich habe mich in einem solchen Falle davon überzeugt, daß die richtige Bahnzeit verstanden war. Dies dürfte auch in der Regel zutreffen.

*
* *

Im folgenden ziehe ich nun nur die an Gebäuden oder auf Steinpostamenten befindlichen Sonnenuhren in den Kreis meiner Betrachtung, so daß z. B. die Taschen-Sonnenuhren, deren Verwendungsgebiet gegenwärtig schon besonders eingeschränkt erscheint, nicht berührt werden.

Von den Wandsonnenuhren sind jene mit horizontal und senkrecht aus der Wand tretendem Schattenstift weniger beachtenswert, da sie unscheinbar sind, sich zur Ausschmückung einer Fläche weniger eignen und daher auch selten vorkommen. Die Tageszeit wird durch den äußeren Endpunkt des Schattens des Stiftes angegeben; und um diesen Punkt genügend scharf zu erhalten, ist man genötigt, einen nur kurzen Stift zu verwenden. Dieses Konstruktionsprinzip, welches ich hier nicht weiter verfolgen will, ist in Steiermark angewendet bei einer kleinen Sonnenuhr in Aussee (Elisabethpromenade Nr. 74) mit der Stiftlänge von 6 Zentimeter und bei der mit einem alten, leider verschwommenen Fresko versehenen Sonnenuhr an der Kirche in Mönichwald (Nordoststeier) mit einer Stiftlänge von zirka 10 Zentimeter. Letzteres Fresko (gegenwärtig ist noch sichtbar die rechteckige Umrahmung und ein flatterndes Stundenband mit Stundenlinien) dürfte von dem bedeutenden Künstler Johann Cyriack Hackhofer herrühren, der das Altarbild (Peter und Paul) für Mönichwald gemalt hat. (Hackhofer, ein Innsbrucker, kam um 1700 nach Vorau und malte als Stiftmaler zahlreiche Ölbilder und Fresken für die Kirche und die zugehörigen Pfarreien.*)

*) „Die österr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild (Steiermark)", Wien, 1890. S. 338 (Über Sonnenuhren und deren Fresken habe ich in diesem Werke keine Bemerkung gefunden); vgl. auch O. Kernstock: J. C. Hackhofers Festenburger Gemälde (Kirchenschmuck), 1903.

Eisenbahnverkehr und welche Schwierigkeiten würden sich der Aufstellung eines Fahrplanes entgegenstellen, wenn man etwa die Abfahrts- und Ankunftszeiten der Züge nach den verschiedenen Ortszeiten der von der Bahn berührten Orte angeben wollte! Für unsere Gegenden gilt als Normalzeit (Bahnzeit) die mitteleuropäische Zeit, d. i. die mittlere Sonnenzeit eines Ortes, welcher im Meridian 15° östlich von Greenwich liegt. Wir haben in Steiermark einige Orte, welche mehr oder weniger annähernd in diesem Meridian liegen: Wildalpen, Vordernberg, Hafning, Trofaiach, St. Michael ob Leoben, Pack, Letusch an der Sann und Osterwitz. In diesen Orten gibt also die mittlere Sonnenzeit (Ortszeit) auch die mitteleuropäische Zeit (Bahnzeit) an. Je weiter man sich von diesen Orten nach Osten oder Westen begibt, um so mehr weichen die bezüglichen Ortszeiten von der mitteleuropäischen Zeit, also von der Bahnzeit, ab; in den östlichen Orten eilen die Ortszeiten der Bahnzeit voran, in den westlichen Orten bleiben die Ortszeiten hinter der Bahnzeit zurück. Man erhält den Unterschied zwischen der Ortszeit und der Bahnzeit, indem man den Unterschied zwischen den geographischen Längen des bezüglichen Ortes und des Meridians 15° östlich von Greenwich aus einer Karte entnimmt und sodann berücksichtigt, daß 15 Bogenminuten einer Zeitminute entsprechen. Graz liegt z. B. zirka 25 Bogenminuten östlich von St. Michael; also geht die Ortszeit in Graz um zirka $\frac{25}{15}$ Zeitminuten, d. i. um rund 2 Zeitminuten der Bahnzeit vor. In Polstrau, dem östlichsten Orte Steiermarks, geht die Ortszeit um rund 5 Minuten der Bahnzeit vor, in Schladming, dem westlichsten Orte Steiermarks, folgt die Ortszeit um rund 5 Minuten der Bahnzeit nach.

Hat man also aus der Ablesung einer Sonnenuhr durch Hinzufügen der Zeitgleichung die Ortszeit abgeleitet, so kann man rasch auch die richtige Bahnzeit erfahren.

Bei sorgfältig konstruierten Sonnenuhren (wie z. B. bei jener an der Villa M. G. in der Panoramagasse in Graz) findet man manchmal eine Zeitgleichungstabelle aufgeschrieben oder (wie z. B. bei einer Sonnenuhr in Arco und in Meran) eine Zeitgleichungskurve an eine als Abszissenachse verwendete Stundenlinie gezeichnet. Am zweckmäßigsten erscheint es allerdings, eine Tabelle oder eine Kurve derart zu verzeichnen, daß man aus der Ablesung an der Sonnenuhr sogleich die mitteleuropäische Zeit, also die Bahnzeit, erfahren kann, da ja die Ortszeit immer mehr an Bedeutung verliert. (Im Deutschen Reiche ist die mitteleuropäische Zeit seit 1. April 1893 als allgemein gesetzliche Normalzeit, also auch als bürgerliche Zeit, eingeführt.) Eine solche Tabelle, welche die rasche Umrechnung der abgelesenen wahren Sonnenzeit auf Bahnzeit gestattet, finden wir unterhalb der im Jahre 1906

in Graz. Die Uhrwand ist annähernd der Ostrichtung zugewendet. Der Schattenzeiger wurde unter willkürlich gewähltem Neigungswinkel (60^0) in eine Vertikalebene ungefähr senkrecht zur Uhrebene (!) gerichtet; er wirft Mitte Juli seinen Schatten um halb 9 Uhr auf die Zwölferlinie und um $^3/_4$12 Uhr auf die Zehnerlinie des Zifferblattes, welches ohne Verständnis verzeichnet erscheint.

Was nun das Vorkommen von Sonnenuhren im allgemeinen und speziell in Steiermark betrifft, so wurden solche ehemals — etwa bis gegen die Mitte des XIX. Jahrhunderts — mit besonderer Vorliebe an Kirchen und Klöstern hergestellt. Nach Spencer Spackman hat der Nachfolger Gregors des Großen, Papst Sabianus (604—606), die Verordnung getroffen, daß an allen Kirchen Sonnenuhren anzubringen sind. Eine Bestätigung dieser Angabe konnte ich bisher allerdings nicht ausfindig machen.

Von den neueren Kirchen Steiermarks weiß ich nur jene in Alt-Aussee zu nennen, welche mit einer Sonnenuhr geschmückt wurde. Die Dekoration einer leeren Fläche läßt sich eben verschiedentlich — auch mit Vermeidung jeder Konstruktion — ausführen und als Zeitmesser entspricht — sobald ein Uhrregulierungsmittel zur Verfügung steht — eine mechanische Uhr in der Regel viel besser als eine Sonnenuhr. Ich sage „in der Regel"; denn ausnahmsweise kann die Sonnenuhr bessere Dienste leisten als Zifferblatt und Zeigerwerk einer mechanischen Turmuhr, wie dies z. B. an der Kirche in Radegund zu sehen ist. Dort befinden sich an der Ost-, Süd- und Westseite des Kirchturmes mechanische Uhren, deren Zeiger aber infolge häufiger, überaus heftiger Nordstürme immer wieder zum Stillstand kommen. Eine Änderung der Form der Zeiger brachte keinen Erfolg. „Auf diese Uhren oben dürfen Sie nicht sehen, wenn Sie die Tageszeit erfahren wollen", sagte mir der Oberlehrer des Ortes, als ich ihn diesbezüglich befragte. Hingegen läßt die an der Südwand der Kirche befindliche Sonnenuhr wenigstens bei Sonnenschein die Zeit ablesen, während das Schlagwerk der Turmuhr unabhängig vom Zeigergang, also stets richtig, die üblichen Zeitintervalle in die Ferne verkündet.

Noch eine Bemerkung drängt sich hier auf. Bei der Sonnenuhr in Radegund ist der Schattenstab — wie so oft — ohne Stützstab ausgeführt; dies erscheint in einer von Hagel und Sturm häufig besuchten Gegend unvorteilhaft, weil der Stab rascher aus seiner richtigen Lage gebracht werden kann und hernach der Schatten keiner einzigen Stelle des Stabes die Zeit genügend genau ablesen läßt.

An manchen Kirchen, Klöstern und deren Nebengebäuden findet man alte Sonnenuhren sorgsam erhalten oder erneuert; so z. B. zu Aussee (über dem Sakristeieingang); Deutschlandsberg; Göß (Stifthof,

Die verbreitetste Form der Sonnenuhr ist jene, bei welcher die Tageszeit nicht nur an einem bestimmten Schattenpunkte, sondern nach der ganzen Schattenlinie des Uhrzeigers abgelesen werden kann. Der schattenwerfende Uhrzeiger ist hiebei entweder ein gerader Stab oder die Kante eines Metallbleches oder Steinplättchens.

In bezug auf die Frage der richtigen Stellung eines solchen Schattenzeigers wird daran erinnert, daß die wahre Sonnenzeit, welche wir an einer Sonnenuhr ablesen, gleich ist dem in Zeitmaß ausgedrückten Stundenwinkel, welchen die Sonne bei ihrer scheinbaren Bewegung um die Erdachse beschreibt. Die wichtigste Bedingung für die Richtigkeit einer Sonnenuhr, bei welcher die Tageszeit nach dem ganzen Zeigerschatten abgelesen werden kann, ist daher die Stellung des Schattenwerfers in die Erdachse, beziehungsweise parallel zur Erdachse (was wegen der bedeutenden Entfernung der Sonne im Vergleiche zur Größe des Erdhalbmessers praktisch gleichbedeutend ist); d. h. der Schattenwerfer muß einerseits in die Richtung des astronomischen Meridians gestellt sein und andererseits mit dem Horizont den Winkel der geographischen Breite des Beobachtungsortes einschließen. Ist der Schattenwerfer richtig angebracht, so kann die Verzeichnung der Stundenlinien allenfalls genügend genau mit Zuhilfenahme einer nach wahrer Sonnenzeit gerichteten Taschenuhr erfolgen.*)

Hier sei der bei vielen Laien anzutreffenden Ansicht entgegengetreten, daß man eine Sonnenuhr einfach herstellen könne durch Befestigen eines Stabes unter beliebiger Richtung und Neigung und durch zu verschiedenen Tageszeiten erfolgendes Verzeichnen des Schattens dieses Stabes auf der Uhrfläche. Ich hatte Gelegenheit, die Herstellung einer Vertikalsonnenuhr nach diesen falschen Prinzipien am Familienhause Gösting Nr. 242 verfolgen zu können. Im Frühsommer 1906 wurde dort der Schattenstab falsch eingestellt und hiernach durch zeitweiliges Verzeichnen des Stabschattens das Zifferblatt sorgfältig hergestellt. Die Uhr zeigte naturgemäß einige Tage vollkommen befriedigend. Ich kam erst wieder zwei Monate später hinzu und fand, daß die Uhr um mehr als eine halbe Stunde fehlerhaft zeigte, bemerkte aber auch, daß einige Leute ein Gerüst wieder aufgestellt hatten und daran waren, das Zifferblatt zu ändern. Man vermutete offenbar, daß beim erstmaligen Verzeichnen der Stundenlinien irrtümlich vorgegangen worden sei. (Die fehlerhafte Konstruktion der Sonnenuhr erkennt man schon daran, daß die Mittagslinie nicht in einer Vertikalebene liegt.)

Noch von einer zweiten falschen Konstruktion will ich berichten. Diese befindet sich an dem etwa 1902/03 erbauten Hause Schulgasse 17

*) Näheres in der Schrift „Über Sonnenuhren", eventuell im Separatabdruck über „Einfachste Herstellung von Vertikal- und Horizontal-Sonnenuhren", Leuschner-Lubenskys Universitäts-Buchhandlung.

Es dürfte die Annahme nicht abzuweisen sein, daß von unseren Vorfahren namentlich die zu Versammlungen bestimmten Gebäude mit Sonnenuhren versehen wurden. Aber auch Bürger- und Bauernhäuser erhielten hin und wieder diesen Schmuck, und zwar namentlich häufiger dann, wenn sie vereinzelt oder doch in größerer Entfernung von einer öffentlichen Schlaguhr gelegen waren (z. B. Alt-Aussee Nr. 36; Eselsbach bei Aussee Nr. 7; Liezen Nr. 157: „Matelschwaiger", 1618; Windisch-Kölldorf bei Gleichenberg . . .). Vielleicht war nebstdem die Lage an verkehrsreicher Straße und an der Stadtgrenze öfter bestimmend für die Anlage einer Sonnenuhr. Auf diesen Gedanken führt beispielsweise die mit der Jahreszahl 1765 versehene, wenngleich gegenwärtig falsch konstruierte Sonnenuhr an einem alten Gehöfte in der äußeren Körösistraße (zwischen den Häusern Nr. 120 und 122) zu Graz, dann die Sonnenuhr am Hause Pfarrgasse Nr. 23 in Schladming . . . (Es sei hier übrigens noch auf die aus dem Jahre 1824 stammende und im Jahre 1904 gut renovierte Sonnenuhr an der Stadtgrenze von Urfahr-Linz, Knabenseminarstraße 13, hingewiesen: sie ziert ein niedliches Häuschen, dessen Besitzerin mir mit Stolz erzählte, daß viele Leute beim Vorübergehen die Taschenuhr darnach richten.)

Bei den hölzernen Bauernhäusern Nordweststeiermarks kommen zwei Arten von Sonnenuhren vor. Besitzt das Häuschen höheren, gemauerten Unterbau und einen weniger hohen hölzernen Aufbau,*) so kann eine gewöhnliche Wand-Sonnenuhr noch am oberen Rande des gemauerten Unterbaues verzeichnet sein (z. B. Eselsbach Nr. 17). Ist aber das Bauernhaus ganz, beziehungsweise mit Ausnahme eines nur niederen, gemauerten Unterbaues, aus Holz erbaut, dann sieht man die Brettchen mit Schattenzeiger und aufgemaltem Zifferblatt an der Holzwand aufgehängt (z. B. Bauernhäuschen an der Cramerpromenade von Aussee nach Grundlsee, drei Viertelstunden von Aussee entfernt). (Sonnenuhren auf Holztafeln sind in besonders sorgfältiger Ausführung im benachbarten, an Sonnenuhren reichen Lungau anzutreffen: ich kenne eine solche in Mauterndorf mit der Jahreszahl 1789 und eine ganz gleichartig ausgeführte in Tweng mit der Jahreszahl 1878.) In bezug auf Genauigkeit der Konstruktion darf man da natürlich nicht zu viel verlangen; spielen doch in solchen Gegenden die kleinsten Zeitintervalle eine minder wichtige Rolle.

Ich streife nun die Frage der Art der Bezifferung an den gegenwärtig vorfindlichen Sonnenuhren. Man trifft in Steiermark zumeist

*) Vergl. Obersteirische Bauernhaustypen im Werke: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild"; Steiermark. 1890. S. 147.

1652); Grafendorf bei Hartberg; Graz (an den zwei Südwänden des Franziskanerklosters, 1709 und 1733; an der Südwand der Mariahilferkirche); Liezen; Mitterndorf im Salzkammergut; Pöllauberg; Riegersburg (Hauptpfarrkirche und Magdalenenkapelle); Stainz; St. Anna am Aigen; St. Michael ob Leoben (1728); Straßengel bei Judendorf; Traboch; Wenigzell in Nordoststeier ꝛc. Hingegen trifft man oft auch nur Reste einer alten, ausgedienten Sonnenuhr: so einen Schattenstab in Murau, St. Jakob im Wald (Nordoststeier), St. Stephan ob Leoben, Unzmarkt, Vorau (Pfarrkirche) . . . seltener ein Fresko, wie z. B. in St. Lorenzen am Wechsel (Stundenband, ohne Schattenstab, am Kirchturm, erbaut 1700) und am Pfarrhaus in Waldbach (Nordoststeier), woselbst der Schattenstab nach seinem Ausfall nicht mehr eingesetzt worden ist, um das von Hackhofer um 1730 hergestellte Fresko nicht zu beschädigen.

Die Sonnenuhren bezweckten bei Kirchen nebstbei die Ausfüllung einer größeren leeren Mauerfläche. Hin und wieder, aber selten, sind sie auf Strebepfeilern oder Seitentürmchen angebracht, wie dies beispielsweise an der Pfarrkirche zu Mautern und zu Bruck a. d. M. zu sehen ist. (Eine hübsche, an einem Strebepfeiler befestigte Sonnenuhr befindet sich am Stephansdom in Wien, nächst der Einmündung der Churhausgasse. Das Zifferblatt besitzt die Form eines Wappenschildes und zeigt altdeutsche Ziffern in rotem Marmor eingemeißelt. Unterhalb der Sonnenuhr ist ein kleiner steinerner Weihbrunnkessel mit der Jahreszahl 1506.)*)

Bemerkenswert — wenn auch naheliegend — ist, daß in den Klöstern die Sonnenuhr in der Regel so situiert wurde, daß man sie von den Klostergängen oder vom Klostergarten sehen kann. Ich verweise z. B. auf das Kloster in Vorau, dann das Minoriten- und das Franziskanerkloster in Graz. Im Kreuzgang des letztgenannten Klosters ist am Fenster gegenüber einer Sonnenuhr sogar eine Zeitgleichungstabelle, unter Glas eingerahmt, aufgehängt.

An dieser Stelle sei gleich erwähnt, daß auch bei einem alten, ansehnlichen Gehöfte zu St. Veit bei Graz die Sonnenuhr dem Hofraum zugewendet ist, so daß dieselbe vor allem für den Besitzer und dessen Gesinde bestimmt erscheint.

Neben den Kirchengebäuden findet man noch Volksschulen mit älteren Sonnenuhren geschmückt (z. B. die Volksschule in Mitterndorf im Salzkammergut, 1593); endlich auch Gasthöfe und Gasthäuser (z. B. Gasthaus Schragl in Gröbming; Gasthaus in Kainisch; Gasthof „zur Post“ in Mitterndorf im Salzkammergut, 1877; Gasthaus zwischen Mitterndorf und Paß Stein . . .)

*) Abbildung auf dem dritten Bogen des „Neuigkeits-Weltblattes“ vom 13. Dezember 1905.

die Sonnenblumen) dargestellt. Sehr oft geht der Schattenstab aus einer Sonnenscheibe oder aus dem Munde eines Sonnengesichtes hervor. (An der Kirche zu Oberwarth, östlich von Hartberg, läßt der mächtige Schnurrbart am Sonnengesicht erkennen, daß wir die steirische Grenze überschritten haben und uns im Lande der flotten Ungarn befinden.)

Einen wirkungsvollen Schmuck für Sonnenuhren bilden noch entsprechende Sinnsprüche, welche zuweilen auch auf den Zweck des Gebäudes (z. B. ob Schule, Kirche oder Kloster . . .) schließen lassen. Leider haben sich bisher deutsche Dichter wenig mit diesem Thema beschäftigt. (Eine größere Sammlung von Sonnenuhrsprüchen aus allen Ländern hat der Engländer Lewis Evans, der Präsident der „Hertfordshire Natural History Society“ angelegt.*)

Ich will hier einige in Steiermark angetroffene Sprüche folgen lassen:

Am Gebäude der Salinenverwaltung in Aussee steht geschrieben:

Horas non numero
Nisi serenas.

Am Gasthause zwischen Mitterndorf im Salzkammergute und Paß Stein finden wir einen an den Inhalt des vorigen Spruches sich anlehnenden Wunsch vermerkt:

Sonnige Stunden nur
Soll zeigen eine Uhr.

Im Garten des Hauses Mühltal Nr. 7 in Leoben sind in eine horizontale steinerne Platte um eine Horizontalsonnenuhr herum nebst der Jahreszahl MDCCCXXXV die Worte eingemeißelt:

„So wie die Wolken sich nicht fesseln lassen,
So fliehen Stunden, Tage, Monden hin,
Die rechte Zeit zu wissen und zu fassen,
Das ist des Lebens Aufgab und Gewinn.“

Rund um die Sonnenuhr an der Kirche zu Alt-Aussee**) ist in rotem Kalkstein der Spruch eingemeißelt:

„Von der Sonne Aufgang bis zum Niedergang
Sei gelobet der Name des Herrn!“

Am äußeren Trakt des Franziskanerklosters in Graz lesen wir bei der Sonnenuhr:

Sequere me

An der Kirche auf Pöllauberg:

Endlich kommst du zum Gericht
Zeit und Stunde weiß man nicht.

---

*) Sun-Dials and their mottoes, by Lewis Evans, Hertford, 1904.
**) Abgebildet in „Über Sonnenuhren“, Leuscher-Lubenskys Verlag, 1906. S. 87.

römische, weniger oft arabische*) und gotische Ziffern angewendet. Mitunter sieht man ein Zifferblatt sowohl mit römischen als auch mit arabischen Ziffern beschrieben, z. B. an der Kirche in Kraubath. (Häufiger als in steirischen Gegenden habe ich diese Doppelbezeichnung im Nordwesten von Steiermark gefunden: z. B. in Goisern, Seewalchen und St. Georgen am Attersee, Gmunden, Berchtesgaden, St. Bartholomä am Königssee . . .) Die Sonnenuhr beim Matelschwaiger in Liezen**) zeigt sogar drei Arten von Bezifferungen: römische, arabische und gotische Ziffern. Eine spätgotische Minuskelschrift ist bei der im Jahre 1906 aufgefrischten Sonnenuhr am Stiftsgebäude zu Göß (1652) verwendet.

Beachtenswert ist der Umstand, daß sich aus der Art der Ausschmückung einer Sonnenuhr sehr oft der Charakter der Gegend des Aufstellungsortes erkennen läßt: dies trifft vielleicht ausnahmslos zu, wenn die Ausschmückung in einer Landschaft besteht. Es sind da nicht selten Motive aus der unmittelbaren Umgebung zu erkennen. So wird man im Salzkammergut (z. B. Aussee: Eselsbach Nr. 17) an das dortige waldreiche und freundliche Gelände mit saftigen Wiesen und einfachen zerstreuten Holzbauten, an die munter dahinspringenden klaren Traunbäche und an die hochaufstrebenden leuchtenden Felswände erinnert. (Auf die Nähe der Salzkammergutseen fand ich erst in Oberösterreich im Bilde hingewiesen: z. B. Weyeregg und Seewalchen am Attersee, Pöstlingberg, Minoritenkloster in Linz . . .).

Die Sonnenuhr der Kirche zu Straßengel zeigt das Bild einer Landschaft vom Charakter des mittleren Murtales: ein ansehnlicher Fluß durchzieht die grünen Auen; langgestreckte Berge umrahmen das Tal, das ein einfaches Kirchlein belebt.

Die mit der Jahreszahl 1709 versehene Sonnenuhr am südlichen Außentrakt des Franziskanerklosters in Graz (gut sichtbar von der Stainzerhofgasse) ist mit einer sonnenbeleuchteten Berglandschaft aus der Schöckelgegend nördlich von Graz geschmückt. Vielleicht sollte hierdurch auch die Wetterrichtung von Graz angedeutet werden, eingedenk des alten Spruches: Hat der Schöckel einen Hut, andern Tags es regnen tut.

An der Kirche zu Grafendorf (Oststeier) erscheint im Sonnenuhrfresko die Grafendorfer Kirche selbst abgebildet.

Nebst Landschaften trifft man auf Sonnenuhren noch Heilige, dann Wolkengebilde (Stift Göß), hin und wieder mit Blasengeln (Graz: Panoramagasse***), Ornamente und Blumen (insbesondere

---

*) Das indisch-arabische Ziffernsystem ist in Europa um das Jahr 1200 bekannt geworden. Vergl. Karl Faulmanns Geschichte der Schrift, 1880, S. 562; Dr. Franz Steffens Lateinische Paläographie, Freiburg (Schweiz), 1903, III, p. XXXIX.

**) Abbildung in „Über Sonnenuhren", Leuschner-Lubenskys Verlag.

***) Abbildung in „Über Sonnenuhren", Leuschner-Lubenskys Verlag.

messer angewendet zu finden. Ich erwähne z. B., daß die Sonnenuhr, welche ich im Jahre 1905 am Zentralfriedhofe in Graz habe aufstellen lassen, mangels einer anderen nahe gelegenen öffentlichen Uhr — namentlich an heißen Sommertagen — gerne von den Steinmetz- und Grabarbeitern benutzt wird, um die Zeit der Jause zu erfahren.

Zur Besprechung einiger bemerkenswerteren steirischen Sonnenuhren übergehend, soll zunächst auf die mit einem großen, feinsinnigen, leider nicht vollständig erhaltenen Freskogemälde versehene Sonnenuhr an der Südwand der Mariahilferkirche in Graz aufmerksam gemacht werden. Das Fresko dürfte entweder Friedrich Ehmert, der nach Wastler im Jahre 1753 mit der Ausführung eines Freskogemäldes an der besagten Kirche beschäftigt war, oder aber Matth. Schiffer, der letzte Freskomaler der Barockzeit in Steiermark (1744—1827)*) gemalt haben. Wir sehen im Mittelpunkte des Bildes die Erdkugel, vom Atlas getragen und von einem Stundenband umgeben. Auf dem links unten dargestellten Meere der Zeit befindet sich ein Lebensschifflein; zu oberst des Bildes ist links ein Engel mit dem Schwerte der Strafe, stets Unglück drohend, rechts hingegen die Muttergottes als Zuflucht aller Hilfesuchenden, welche dem Schiffer auf dem Meere der Zeit gleich einem rettenden Meeresstern oder Meeresturm erscheint. Ein Schiffbrüchiger wird eben noch von einem abgesandten Jüngling gerettet. Der die Form eines Ruders besitzende Schattenstab der Sonnenuhr wird von einer Gestalt gehalten, welche zur Linken ein Lamm (das Heil der Welt) hält. Die Füße dieser Gestalt sind fehlerhaft gezeichnet; vielleicht geschah dies gelegentlich einer Wiederherstellung des Bildes: denn der übrige Entwurf läßt annehmen, daß ein so grober Fehler dem ersten Maler nicht zugestoßen sei.

Zu bemerken bleibt, daß das Muttergottesbildnis jenem des berühmten Hochaltarbildes derselben Kirche gleicht, welches Giovanni Pietro de Pomis im Jahre 1611 gemalt hat.**)

Für eine Sonnenuhr auf Festenburg malte Hackhofer ein Fresko, welches O. Kernstock wie folgt erklärt: „Maria, mit dem Jesuskinde auf dem Arme (Maria Hilf), neigt sich zu einem knienden Heiligen (Donatus? Florian?). Unterhalb ein flatterndes Band mit den Stundenzahlen.“ ***)

Auch die Fresken der Sonnenuhren am Pfarrhaus zu Straßengel und am Bauernhaus „Matelschweiger“ in Liezen (1618) seien hier erwähnt, wenngleich ich über ihre Herstellung nichts näheres berichten kann.

---

*) Vgl. Josef Wastler, Steirisches Künstlerlexikon. Graz, „Leykam“, 1883, S. 145 und 188.

**) Vgl. Josef Wastler, Das Kunstleben am Hofe zu Graz, Graz, Selbstverlag 1897, S. 146.

***) O. Kernstock: J. C. Hackhofers Festenburger Gemälde, Festenburg 1903, S. 9.

An der Magdalenenhauskapelle des Hauptpfarrhofes zu Riegersburg:

Me umbra
Te sol regit.

An der Pfarrkirche in Haus (1798):

Una harum veniet quae Tibi dicet:
Abi Viator ex saeculo Isto in perennia.

An der Volksschule am Grieskai zu Graz:

Nütze die Zeit.

Nach dem letzten Spruche wollen wir die Frage der Bedeutung der Anlage von Sonnenuhren für Schulen aufwerfen.

Sehen wir hierbei vom Zwecke der Schaffung eines Mittels zur Uhrregulierung vollständig ab, so bleibt doch zu erwähnen, daß die Jugend auf den Unterschied zwischen den Begriffen der absoluten Zeit und der von den mechanischen Uhren angegebenen relativen Zeit in anschaulicher Weise aufmerksam gemacht werden kann, daß ferner die Möglichkeit geboten ist, die Richtung des astronomischen Meridians sowie jene der Erdaxe und die Größe der geographischen Breite des Aufenthaltsortes stets vor Augen zu führen*), und daß endlich bei feingeteilten Sonnenuhren die Ausführung genauerer Schätzungen von Teilstrecken und hiermit die Ausführung genauerer Ablesungen an Teilskalen unter entsprechender Anleitung leicht und rasch erlernt werden kann.

Die Bedeutung der Sonnenuhr als Schmuck für Kirchen und Kapellen liegt — wieder abgesehen von dem etwaigen Zwecke der Ermöglichung einer Uhrregulierung — darin, daß der denkende Beschauer an Lebensregeln erinnert wird, welche in ethischer Beziehung wertvoll sind und auch von der Religion gelehrt werden. Durch entsprechende Malerei und Sinnsprüche vermag man den Beschauer sogar auf weniger nahe liegende Gedanken mit Leichtigkeit zu bringen.

Um den Wert der Sonnenuhr als Zeitmesser oder Uhrregulierungsmittel gegenwärtig noch würdigen zu lernen, muß man sich im allgemeinen in entlegene Gegenden begeben: auf einsame Bergeshöhen, in wenig bewohnte Täler, nach entfernten Weingartenhäusern . . . Auf solchen verlassenen Orten findet die Sonnenuhr noch gute Freunde. So teilte mir Ottokar Kernstock, der liederstarke Mönch im Wechselgau, im Jahre 1903 mit, daß auf Festenburg der Zeitpunkt für das Mittagsgeläute nach der dortigen Sonnenuhr gerichtet wird. Manchmal braucht man allerdings gar nicht weit zu gehen, um eine Sonnenuhr als Zeit-

*) Die Kennzeichnung der Nordlinie im Innenraume (an der Decke) der Schulzimmer — wie dies Prof. Karl Hinträger in seinem Aufsatze über die Volksschulhäuser in Luxemburg in der „Zeitschr. des österr. Ing.- und Arch.-Vereines", 1904, S. 579, empfiehlt — halte ich für weniger lehrreich wie jene im Freien.

gestellt. In Steiermark ist mir eine solche Blumen-Sonnenuhr bisher nicht bekannt geworden. — Nebenbei sei auf die eigenartige Blumenuhr hingewiesen, welche sich — wie mir mitgeteilt wurde — im Garten des chinesischen Staatsmannes Li-Hung-Tschang befindet. Es sind dabei verschiedene exotische Blumengattungen entsprechend angeordnet, von welchen jede zu einer ganz bestimmten Tageszeit ihren Kelch öffnet.

Zu wenig gewürdigt wurde bisher der Wert der Sonnenuhr als Zierde für Garten- und Parkanlagen. Denkt man sich ein schön geformtes, mit Moos behangenes oder von Efeu umschlungenes Steinpostament, das auf seiner Oberfläche eine Sonnenuhr trägt, in einem stillen, weitabgeschiedenen Garten oder Parke aufgestellt, so kann an die günstige Wirkung eines solchen Schmuckobjektes wohl geglaubt werden. Das Verfolgen des flüchtigen Schattens auf der Zifferblattebene bietet dem denkenden Menschen — ob alt, ob jung — eine kleine Unterhaltung, die für Kinder auch lehrreich ist.

„Es kreist das Rad der ew'gen Weltenuhr:
Der kommt, der geht. —
Der Zeiger rückt und rückt —
Was Zukunft schien, ist schon entschwunden,
Und Liebe nur,
Die ob dem Zeitlauf steht,
Verknüpft erinnernd die vergang'nen Stunden."
„Amicitia vincit horas." Pierre Paulin.

Die Beobachtung des Sonnenschattens kann freilich nur an sonnigen Tagen erfolgen, aber auch nur an solchen verbringt man mit Vorliebe seine Feierstunden im einsamen, frischen Grün. Der Natur gegenüber ist eben fast jeder Mensch ein falscher Freund, wenn man sich des Spruches erinnert:

„Falsche Freunde sind wie der Schatten am Sonnenweiser,
Der sich nur bei heiterem Himmel sehen läßt,
Bei trübem Wetter aber verschwindet."

Fritz Bley.

Von **Friedrich Wiegershaus.**

In seiner sehr empfehlenswerten „Deutschen Dichtung der Gegenwart" betont Adolf Bartels, daß der eigentliche Begriff Heimatkunst etwa zehn Jahre bestehe, die Sache aber schon älter und das Wort selbst etwas jünger sei. Gleichzeitig hebt er hervor, daß als der Prophet einer tiefgründigen Heimatkunst Julius Langbehn, der Verfasser des im Jahre 1890 erschienenen Buches „Rembrandt als Erzieher", angesprochen werden müsse. Das ist nicht ganz richtig, denn schon im

Eine einfache, aber doch als treffliche, stilgerechte Verzierung wirkende Sonnenuhr befindet sich am Schlosse Wildhaus bei Zellnitz an der Drau.

Durch große Sorgfalt in der Konstruktion zeichnet sich die Sonnenuhr an der im Jahre 1906 erbauten Volksschule am Grieskai in Graz aus. Dieselbe übertrifft an Größe alle anderen in Steiermark vorfindlichen Sonnenuhren; es beträgt die Länge des Schattenstabes 2 Meter, die Breite des Zifferblattrahmens 2·55 Meter und die Höhe des letzteren 2·00 Meter. Das kleinste Intervall der Zifferblatteinteilung entspricht — wie bei der i. J. 1901 von mir eingerichteten Sonnenuhr in der Panoramagasse in Graz — fünf Zeitminuten, so daß leicht bis auf einzelne Minuten geschätzt werden kann. Eigenartig ist die Befestigung des Schattenstabes; es sind drei Ösen an der Mauer angebracht, und zwar so, daß die Verbindungsgeraden ein gleichschenkeliges Dreieck mit der Spitze oben ergeben. Der bronzene und vergoldete Schattenstab ist in die obere Öse zwischen zwei Schrauben (mit vertikaler Achse) eingespannt und seine Unterstützung bildet ein in die zwei unteren Ösen eingehängter, bronzener Halbkreisring. Zwei Schrauben an diesem Halbkreisring, zu beiden Seiten des Schattenstabes, gestatteten bei der Montierung eine feine Verdrehung (Regulierung) und die nachherige Fixierung der Stabrichtung in horizontalem Sinne und die zwei Schrauben am oberen Befestigungspunkte des Schattenstabes ließen eine kleine Veränderung, beziehungsweise die nachherige endgültige Fixierung des Neigungswinkels des Schattenstabes zu. Die Einstellung des Schattenstabes in seine richtige Lage, nämlich in die Richtung der Erdachse, konnte also leicht und sicher durchgeführt werden. Die Sonnenuhr zeigt auf der Vormittagseite des Zifferblattes einen Hahn als Zeichen des Morgens, auf der Nachmittagseite des Zifferblattes eine Eule als Zeichen der Nacht.

Einige Beachtung verdient vielleicht auch die schon früher erwähnte Sonnenuhr am Grazer Zentralfriedhof. Sie dient zur Ausschmückung eines Grabmals. Auf einer tiefschwarzen Syenitpyramide sitzt ein trauerndes Knäblein, die Sonnenuhr haltend. Die Stundenbezeichnung derselben ist in Gold durchgeführt, nur die Sterbestunde ist durch schwarze Farbe und überdies durch ein Kreuzchen gekennzeichnet. Das Einstellen der Zeigerebene in den astronomischen Meridian erfolgte durch Drehen der fertigen Mittagssonnenuhr um einen Messingzapfen auf horizontaler Unterlage. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß diese Sonnenuhr trotz ihrer Kleinheit innerhalb ein bis zwei Minuten genau zeigt.

In den letzten Jahren hat sich wieder ein größeres Interesse für Sonnenuhren bemerkbar gemacht. Man benützt sie gegenwärtig zumeist zur Ausschmückung von Villen. In anderen Ländern hat man auch Sonnenuhren durch entsprechende Blumen- und Pflanzenanordnung her-

Wohl fühlt man, daß sein Herz auf seiten des älteren Bruders steht, aber die künstlerische Entwicklung des jüngeren Bruders hat er im allgemeinen doch so gezeichnet, wie sie gar nicht anders verlaufen konnte, denn am Ende wird jeder Künstler einfach verkommen, wenn er sich wie ein Zierstrauch hin und hertragen läßt und seine Wurzeln nicht in den Heimatboden und in ein gesundes Menschentum senkt. —

In seinem nächsten Roman „Circe" (Leipzig 1893) hat sich Bley auf politisches Gebiet begeben, das er als ganzer Mann völlig beherrscht. Im Mittelpunkt der Handlung steht diesesmal ein Afrikareisender, der im dunklen Erdteil seine erfolglose Jugendliebe hat niederkämpfen wollen. Aber wie ungleichnamige Pole sehr gern eine gegenseitige Neigung hegen, so wird der kaum heimgekehrte willensstarke Baron Harden von der leichten, berückenden, circenhaften Lebensart der inzwischen verwitweten Baronin von Rhödern von neuem unwiderstehlich angezogen. Es kommt zwischen ihnen zur Ehe, in welcher Harden erkennt, daß er sich an eine Unwürdige weggeworfen hat. Diese Erkenntnis führt ihn gleichzeitig zur Einsicht, daß er mit Marie von Sandow, einem seelenvollen Wesen, hätte glücklich werden können. Aber diese Einsicht kommt zu spät. Des flitterhaften, inhaltlosen Lebens an der Seite seiner äußerlich bestrickenden Gattin müde, reißt er sich los, um sich einer noch wilderen, glühenderen Circe zu ergeben: der Circe Afrika, in deren Armen er den Tod sucht, den er dann auch findet. Die abwechslungsreiche Handlung spielt zum größten Teile in Berlin, an dessen gesellschaftlichen Mißständen eine rücksichtslose Kritik geübt wird. Gleichzeitig hat Bley zu den politischen Fragen in einer sehr scharfen Weise Stellung genommen. Aber er hat sich erfreulicherweise davor gehütet, in naturalistischer Manier alles grau in grau zu zeichnen; er ist vielmehr bestrebt gewesen, Licht und Schatten gerecht zu verteilen. So treten uns vornehmlich in dem Oberförster von Sandow und der Freifrau von Anger, die den Baron Harden darauf aufmerksam macht, daß ein Mann für das einmal gegebene Wort mit seiner ganzen Persönlichkeit einzutreten habe, außerordentlich sympathische Menschen entgegen. Überhaupt ist die Charakteristik dieses Romanes durchwegs sehr gut; sie kann nur aus einer reichen Menschenkenntnis hervorgewachsen sein. Aber auch die packende Naturschilderung zwingt uns ganz in ihren Bann; vor allem ist uns der eigenartige Zauber der littauischen Wälder fühlbar nahe gerückt worden. Das alles veranlaßt mich, „Circe" für Bleys vollendetste Romanschöpfung zu erklären, zumal sie sich auch noch durch eine innere Geschlossenheit auszeichnet. —

Bevor ich auf den dritten Roman „Die Schwestern von Mbusini" (Leipzig 1904) eingehe, muß ich kurz darauf hinweisen, daß Bley

Jahre 1883 hatte Fritz Bley in seinem Roman „Ans Herz der Heimat“ (Verlag von L. Voß & Co., Düsseldorf) die wesentlichsten ästhetischen Grundzüge der Heimatkunst klar herausgestellt, was um so größere Beachtung verdient, als dieser Roman nicht einer bloßen Theorie entsprungen ist, sondern die Kunstkämpfe der Achtzigerjahre, insbesondere das Hereinbrechen des Impressionismus und der französischen Manier sowie den Ausklang der klassizistischen Strömung darstellt. Was außer der dichterischen Veranschaulichung dieser Kunstkämpfe den Bleyschen Roman ganz besonders anziehend gestaltet, das ist die echt poetische Kraft, mit der uns der Verfasser die herbe Großzügigkeit seines heimatlichen Harzgaues (Bley ist 1853 in Quedlinburg geboren) vor unser inneres Auge gestellt hat. Man fühlt deutlich heraus, daß Bley nicht bloß schildernd der heimatlichen Landschaft gegenübergestanden, sondern daß er mitten in der Natur gelebt hat, deren gewaltiges Lied er kräftig auf sich hat niederbrausen lassen. In die Landschaft selbst hat er lebensvolle Menschen gestellt und er hat sorgsam darauf geachtet, daß diese auf den kräftigen Ton der Landschaft eingestimmt wurden. So entsprechen z. B. der philosophierende Krischan Koolhaas, der wildernde Bornträger und der prächtige Oberförster von Ebersdorff durchaus ihren heimatlichen Bergen. Im eigentlichen Mittelpunkt der Handlung stehen die beiden Söhne des letzteren, die sich dem Malerberufe gewidmet haben und von denen der ältere mit bewußter Treue an seiner heimatlichen Scholle hängt. Ludolf von Ebersdorff ist davon fest überzeugt, daß er, wenn er seiner Heimat in gefestigter Ruhe treu bleibe, von dieser hochgetragen werde. Und diese Überzeugung soll ihn nicht trügen, denn nachdem er sich immer wieder in die heimatliche Landschaft und ihre Motive versenkt hat, stellt er schließlich in einem aufsehenerregenden Bilde die an den Harz gebundene altgermanische Sagenwelt dar. Man wird sich nun denken können, daß dieser in sich gefestigte Künstler auf seinen jüngeren Bruder den denkbar günstigsten Einfluß auszuüben versucht, aber Hans von Ebersdorff hat die inneren Beziehungen zur Heimat schon abgeschnitten und sich einem haltlosen Drange ergeben, der ihn auf eine abschüssige Bahn treibt. In solchem Zustande kann er natürlich unmöglich Glauben an sich selbst und seine Schöpferkraft haben, und deshalb verflacht denn auch seine ursprünglich vielverheißende Kunst. Während sein Bruder des begeisternden Gegenstandes wegen zur Palette greift, malt er nur noch elender Mätzchen und technischer Kunstgriffe willen, und alles nur, um äußere Erfolge zu erzielen. Diese erzielt er denn auch, aber der innere Lump wächst dabei immer kräftiger aus und schließlich führt seine innere Lumpigkeit auch seinen äußeren Ruin herbei. Ich finde, daß sich Bley mit außerordentlich liebevoller Hingabe in diesen haltlosen Menschen vertieft hat.

Stimmungszauber und jenen feinen, poetischen Duft, die uns in zeitgenössischen Romanen vielfach gefangen nehmen, so bieten sie doch echte Lebens- und Menschendarstellung und damit erfüllen sie jene grundsätzliche Forderung, die wir an jeden Roman stellen müssen. Vor allem fühlt man, daß hinter ihnen eine in sich geschlossene, charaktervolle Persönlichkeit steht, deren Sinn auf das Starke und Gesunde gerichtet ist. Diesen Eindruck wecken auch die Bleyschen Gedichte, ja, in ihnen tritt uns des Dichters männliche, markige Persönlichkeit noch fesselnder entgegen. Wer sich an der angekränkelten sogenannten „Nervenkunst“ gründlich dumpf gelesen hat, der vertiefe sich einmal in die beiden Bücher „Horidoh“ und „Hochlandminne“ (beide verlegt bei F. Fontane & Co., Berlin), in welchen uns die kristallklaren Quellen eines reckenhaften Menschentums entgegenklingen. Diese beiden Bücher bringen einen so tief eingewurzelten Haß gegen alles Weichliche, Angefaulte zum Ausdruck und gleichzeitig pulsiert in ihnen eine so hochgestimmte Freude an ehrlichem Manneskampfe, daß man über der Freude an diesen Eigenschaften eine gewisse Sprödigkeit und Schwerflüssigkeit der Form kaum empfindet, ja ich finde sogar, daß diese Schwerflüssigkeit, weil sie eben in der Natur des Dichters begründet liegt, den günstigen Eindruck in vielen Fällen noch steigert. Im übrigen verbirgt sich, und das übt einen ganz eigenartigen Reiz aus, unter der äußeren Sprödigkeit ein reiches, sehr weich gestimmtes Innenleben. Wo Bley dieses Innenleben einmal wahrhaft verdichtet, da trifft er einen Ton von schlichter, ergreifender Innigkeit, was folgendes Gedicht beweisen möge:

Am Tage sucht mein Kummer
Dein liebes Angesicht;
Und flieht mich nachts der Schlummer,
Die Träume flieh'n mich nicht.

In deinem heißen Fieber
Flehst du mich angstvoll an:
„O, rette mich doch, lieber,
Einziggeliebter Mann!“

Und wieder, stillergeben,
Ruhst du dann, engelsmild;
Ein überirdisch Leben
Verklärt dein bleiches Bild.

Ich aber muß vergehen
Vor Gram um deine Not.
Mit deinen Fieberwehen
Krallt mir ins Herz der Tod.

Das innige Gefühl, das sich in diesem Gedicht ausdrückt, zittert auch in den übrigen, vor allem in den auf einen Kampfton gestimmten Gedichten wie ein Unterstrom diskret nach. Der echte, stahlharte Klang, der überall da, wo Bley auf etwas stößt, das seiner ganzen Natur entspricht, durch die Verschmelzung von Dichter und Persönlichkeit erzeugt wird, übt durch diesen nachzitternden Unterstrom eine anziehende Wirkung aus. Es ist möglich, daß der oberflächliche Leser diesen Unterstrom nicht sogleich wahrnimmt, wie in den Bleyschen Gedichten überhaupt etwas spezifisch Männliches ganz besonders hervortritt. In Bley lebt eben bei aller weichgestimmten Innerlichkeit der kühne Drang eines kerngesunden Jägers, der aus der Enge hinausstrebt und sich in

Chef der deutsch-ostafrikanischen Station Usungula gewesen ist und sich als solcher zu einem entschlossenen, zielbewußten Vorkämpfer einer gesunden, großzügigen Kolonialpolitik herausentwickelt hat. Als einstmaliger Chef einer deutsch-ostafrikanischen Station hatte er einen sehr vertrauten Boden unter den Füßen, als er sich anschickte, den ostafrikanischen Aufstand von 1889 darzustellen. Für das deutsche Nationalgefühl ist obiger Roman, der von unseren kolonialen Mißgriffen berichtet, förmlich niederdrückend. Es wird in ihm überzeugend nachgewiesen, daß uns Deutschen der weite Blick für eine großzügige Kolonialpolitik im allgemeinen noch fehlt, weil wir noch vielfach in der Sucht nach persönlichen Vorteilen befangen sind. Immerhin ist es noch ein Trost, daß wenigstens einige Menschen da sind, die gegen Ränkeschmiederei und persönliche Eifersucht auf ihrem Posten verharren und der Welt zeigen, daß sich für eine große Sache freudig sterben läßt. Ein solcher Mensch ist der norddeutsche Kolonist Bartenstein, der seine Pflanzung durch rastlose Arbeit zu wundervoller Blüte geführt hat und nun an dieser Scholle mit jener zähen Treue hängt, die alter deutscher Art im Blute steckt. In diesem Kolonisten lernen wir nicht nur einen selbsttreuen, hochgemuten, sondern auch einen außerordentlich feingestimmten Menschen kennen. Gerade die vornehme Art Bartensteins hat Bley ganz besonders liebevoll herausgestellt, was er offenbar deshalb getan hat, um das spätere Draufgängertum frecher Kolonialspekulanten verständlich zu machen. Die eigentliche Handlung möchte ich ganz kurz zusammenfassen: Der protestantische Bartenstein, der später, nachdem seine Pflanzung mit der Erde gleichgemacht ist, in den Kämpfen gegen Bana Heri seinen Tod findet, liebt eine katholische Missionsschwester, die seine Gefühle zwar teilt, aber ihr Gelübde nicht zu brechen vermag und deshalb vorzieht, als Märtyrerin zu sterben. Rein künstlerisch betrachtet, reichen die „Schwestern von Mbusini“ nicht an die beiden anderen Romane heran; es kommt in ihnen zu keiner richtigen Vertiefung des eigentlichen Problems. Aber man wird hier nicht vergessen dürfen, daß Bley von vornherein die Geschichte des ostafrikanischen Aufstandes hat geben wollen. Wie er mir gelegentlich mitteilte, liegen seinem Romane lauter tatsächliche Vorgänge zugrunde, und wenn er auch Tatsachen und Persönlichkeiten willkürlich verschmelzen mußte, so hat er die wesentlichen Charakterzüge der damaligen Bewegung doch klar herausgestellt. Dadurch hat sein Roman einen hohen geschichtlichen Wert erhalten und man wird nicht gut an ihm vorbeigehen können, wenn man sich über den ostafrikanischen Aufstand, der übrigens dem südwestafrikanischen Aufstande auffallend gleicht, orientieren will.

Ich muß aufrichtig gestehen, daß mich die Bleyschen Romane sehr stark gefesselt haben. Verspürt man in ihnen auch nicht jenen lyrischen

O, könnt' ich doch in Wodans Heer
Auf weißem Wolkenpferde
Mitjagen über Land und Meer,
Wenn atmend lauscht die Erde!

O, sturmgewalt'ge Sehnsuchtskraft,
Was soll dein wildes Mahnen?
Der graue Nebel schlug in Haft
Das Heldenglück der Ahnen.

Mit Walhall sank in Nacht und Not
Die Zeit von Trotz und Eisen,
Doch sind die alten Götter tot,
Der Sturm singt ihre Weisen!

So erweist sich Bley auch als eine selbständige Lyrikernatur, an der man nicht vorbeigehen darf, wenn man ein Gesamtbild der gegenwärtigen Lyrik geben will; seine einerseits gefühlsinnige und andererseits großzügige, gedankenreiche Poesie bietet eine sehr wertvolle Ergänzung zu der augenblicklich im Vordergrund stehenden Stimmungslyrik.

Überschaue ich die bisherige Lebensarbeit Bleys, so finde ich, daß er sein Ziel mit einer beharrlichen Treue verfolgt. Seine Lebensaufgabe besteht offenbar darin, dem Weichlichen, Krankhaften etwas Starkes, Gesundes gegenüberzustellen, um das Männliche zu neuem Siege zu führen. Es lebt in ihm etwas, das auf eine stärkende, gesundmachende Wirkung ausgeht. Aus allen seinen dichterischen Werken vernimmt man den einen Wunsch, das eigene nationale Bewußtsein auch anderen einzuprägen. Um das recht wirksam zu können, hat er sich in den politisch gestimmten „Zeitfragen" ein eigenes Organ geschaffen, in welchem eine sammelnde, aufbauende, nationale Weltanschauung charaktervoll zum Ausdruck gebracht wird. Wird in dieser Wochenschrift einerseits die Freude an nationalen Werten geweckt und gestärkt, so wird in ihr andererseits das philiströse Behagen an unseren politischen und sittlichen Zuständen ganz gründlich zerstört. Hier ist wirklich einmal eine Stimme erwacht, die das deutsche Volk zur ernsten Einkehr in sich selbst auffordert. Es ist doch erfreulich, daß es in aller Charakterlosigkeit noch selbsttreue, charaktervolle Männer gibt. Für Bley nimmt mich immer wieder die stolze Festigkeit ein, mit der er selbst im entnervenden Berlin seine Persönlichkeitswerte zur Entfaltung bringt. Aber das kann er ja auch nur, weil ihn starke Wurzeln mit seiner niedersächsischen Heimat verbinden und weil diese Wurzeln seiner Persönlichkeit immer wieder neue Kräfte zuführen. Das fühlt er selbst und deshalb singt er auch dankerfüllt:

Im Bodetale.

Steig' ich in deine Felsenklause nieder,
Mein brauserfülltes, schroffes Bodetal,
So seh' ich mich als wilden Knaben wieder
In deiner Sage ernstem Heldensaal.
In ehrfurchtsvollem Grausen muß ich lauschen
Dem Orgelspiel, das mir schon damals klang,
Auch weichgestimmter Wipfel tiefem Rauschen,
Des Sturmes ahnungsvollem Freiheitssang.

Weit kehrt' ich her, um einmal noch zu hören
Nur einmal noch dies schöne Heimatlied
In stiller Nacht, wenn keine Toren stören
Das Sehnen, das durch deine Seele zieht.
Hier lernte ich den Blick aufs Große richten,
Trank mir ins Herz des Sachsentrotzes Stahl.
Dein bin und bleibe ich in Tun und Dichten,
Mein düsterstolzes, wildes Bodetal!

— — — —

harziger Waldluft und freier Bergeinsamkeit kräftig dehnt und reckt. Deshalb hat er ja auch in „Horridoh“ die Jagd und den deutschen Wald besungen! Aus diesem Buche, in welchem wieder Töne angeschlagen werder, die in unserer Literatur scheinbar ganz eingeschlafen waren, erfahren wir, daß er weite und weit entfernte Reviere forschend und pirschend durchzogen hat, aber wahrhaft gejubelt hat er erst dann, wenn er wieder in deutschen Wäldern hat jagen dürfen. Hierin drückt sich eine tiefempfundene Liebe zur Heimat und gelegentlich auch ein starkes Nationalbewußtsein aus, das sich an einigen Stellen sogar zu einem echten Nationalstolz verdichtet. Aus diesem Grunde möchte ich „Horridoh“ auch Nichtjägern in die Hand drücken; zur Weckung und Stärkung des Deutschtums trägt dieses Buch jedenfalls ganz wesentlich bei.

Das letztere läßt sich in noch höherem Maße auf „Hochlandminne“ anwenden, deren Schwerpunkt in den Lebensbildern der mittelalterlichen Tiroler Minnesänger liegt, die mit außerordentlich sicherer Hand gezeichnet wurden. In die sehr spärlichen Bruchstücke hat sich Bley liebevoll versenkt; er hat jene Zeit zu neuem Leben erweckt, sie neu geboren in die Bedürfnisse der Gegenwart hinein. In unserer zeitgenössischen Literatur gibt es nicht vieles, das eine so reiche Lebensfülle aufweist, das einen so erfrischenden, stärkenden Zauber ausübt als die hier neuerweckten mittelalterlichen Weisen. Ich kann nicht nachdrücklich genug auf sie hinweisen, nicht warm genug für sie eintreten. In der Welt der Tiroler Minnesänger fühlte sich Bley mächtig angezogen; hier trat ihm etwas entgegen, das auch in seiner niedersächsischen Heimat lebendig ist: die echte, kernige Germanenart. Und weil er sich in dieser Welt wahrhaft heimisch fühlte, schlug seine Kunst auch tiefe Wurzel. Ich kann mir diese Lieder in keiner andern Welt denken; sie sind an die Tiroler Berge förmlich gebunden. Aber möge Bley sie selbst empfehlen:

So nimm, mein Volk, denn diese Lieder
Von alter, unvergeß'ner Zeit;
Sie spiegeln deutsches Leben wieder
In seiner Unverwüstlichkeit!
Denn in den Hochtaleinsamkeiten,
Wo ewig deine Jugend blüht,
Da lebt wie zu der Väter Zeiten,
Mein deutsches Volk, auch dein Gemüt!

Sein Hüter ist des Sturmes Tosen,
Das Waldesdunkel ist sein Hort;
Es lebt im Blüh'n der Alpenrosen,
Im stolzen Glüh'n der Ferner fort.
Ich spürte es, wenn alles lauschte
Dem Tann, der mit sich selber sprach,
Und sang nur, was er leise rauschte,
In meinem Liede dankbar nach.

In die übrigen Gedichte hat Bley manchmal altgermanische Vorstellungen verwoben, was insoferne beachtenswert erscheint, als die alten Symbole nicht ein äußerlicher, angehängter Zierat geblieben, sondern zum Ausdruck männlicher Empfindungen erhoben worden sind. Mögen die folgenden Strophen davon Zeugnis ablegen:

Böhmerwald-Heimat nach allen Richtungen hin zu durchwandern und dem warmen Herzschlage meiner Landsleute zu lauschen, hörte ich in meinem Heimatdörflein am Moldau-Ursprunge einen Schulrangen auf der Straße zu den Kindern, die mich neugierig anstaunten, sagen: „Wißt's, wer dos is? Dos is jo da Weatei-Seppl-Franzei-Johann!"

Und alle stoben sie auseinander und lärmten durchs Dorf: „Da Weatei-Seppl-Franzei-Johann is do!" Und gleich darauf fragte die uralte Dorfschmiedin, die ich schon als Knabe zu den alten Leuten gerechnet: „Da Richta-Johann, dea G'schicht'nmocha? Is uwei so a — rotzig's Büawei g'wen, i denk's no' guat!"

Ich saß unter meinem Lieblingsahorn und hörte es. Tränen füllten meine Augen; zum Kirchhof hinunter irrte mein Blick, wo die unvergeßlichen Eltern ruhen, und der Traum meiner sonnigen Waldjugend zog wunderwirkend durch meine gerührte Seele.

Ja, der „Richter-Johann" bin ich heute noch in meiner Heimat und werde dort noch so heißen, wenn mich längst schon die Erde aufgenommen haben wird; und mir ist es recht so. Viel anheimelnde Poesie liegt in den Hausnamen der Waldler. Des Volkes unbewußtes Dichten kommt darin mitunter so recht zum klaren Ausdruck, der ganze Stammbaum einer Familie reckt uns aus so einem Namen seine Äste entgegen, viel gesunder Witz und Humor, aber auch scharfe Beobachtung und Unterscheidung offenbart sich in ihm.

In der Namengebung halten es die Waldbauern mit den alten Rittern, die sich nach ihren Burgen nannten. Ritter auf eigenem Grund und Boden, in ihren festgefügten Blockhäusern, in ihrer strammen, heimatfreudigen und heimatstolzen Gesinnung und in ihrem lauteren Lebenswandel sind sie ja auch, die markigen Waldbauern, die auf ihren Stamm ebenso stolz sind und ebenso große Stücke halten, wie die Feudalherren des Mittelalters. Deshalb bleiben sie auch den von den Vätern vererbten Namen, d. i. ihren Burg- oder Hausnamen treu, und wer die nicht kennt, wird in manchem weit entlegenen Walddorfe den Mann nicht erfragen, den er sucht, weil es noch immer Leute gibt, denen Vor- und Zunamen nicht geläufig sind.

Bezeichnend für die Mundart der Böhmerwaldler ist die Verkleinerungsform der Personennamen auf el, al, ei. Man sagt nicht Franz, sondern Franz'l, Franzal oder Franzei, nicht Marie, sondern Marei, nicht Georg, sondern Girg'l oder Girgei. Und diese Formen spielen auch bei den Hausnamen eine nicht unbedeutende Rolle. Zu deren Entstehung haben verschiedene Umstände beigetragen, die sich auf die Beschäftigung, auf ein gewisses Ansehen, auf die Fortpflanzung, auf besonders augenfällige Eigenschaften und nicht zuletzt auf beabsichtigten Spott und Witz beziehen.

Hausnamen im Böhmerwalde.

Von Joh. Peter.

Es ist wahr: trotz des alle Jahre mehr sich steigernden Fremdenverkehrs im Böhmerwalde hat dieses einzigschöne Hochwaldgebirge von seiner Ursprünglichkeit und Eigenart noch nichts eingebüßt, und der Kenner der Volks- und Lebensverhältnisse daselbst muß sich sagen, daß bis auf den heutigen Tag fast alles so geblieben, wie es zu der Großeltern Zeiten gewesen. Nur der Aberglaube schwindet dank der Neuschule immer mehr und mehr und in der Tracht machen sich bedenkliche Wandlungen zugunsten der Mode bemerkbar, was gewiß zu bedauern ist. Das schwerseidene Madrastuch mit den bunten, eingewirkten Blumen an den vier „Zipfeln", das seit jeher die ausschließliche Kopftracht der Mädchen und Weiber gebildet und charakteristisch für das weibliche Waldgeschlecht war, will allmählich dem Hute oder dem unterm Kinn lose gebundenen Seidentüchlein weichen, obwohl die „Oberländerinnen", die Frauen der höher gelegenen Gebirgsteile, noch immer treu zur alten Tracht und Sitte stehen und die Zipfel ihres Kopftuches beim Kirchgange lustig im Winde wehen lassen. Nicht mehr so altväterlich indessen sind die Mädchen, die zwar auch noch — namentlich auf der bayerischen Seite des Gebirges — dem Kopftuche treu geblieben, es aber nicht mehr bis an die Stirn hervorbinden, sondern es rückwärts auf das „Haarnest", den Knoten, setzen, daß es zu schauen ist wie ein wallender Hochzeitsschleier und so knapp sitzt wie ein Myrtenkränzlein, das, wie es scheint, der schwächste Windhauch entführen könnte.

Aber in Sprache, Lied und Brauch sind die Waldler den Alten treu geblieben, und das Hemd heißt noch heute bei ihnen „Pfoad" und gerade noch immer „gred" oder „gschled". Und so wie sie treulich ihren klang- und kraftvollen Dialekt, wuchtig und wurzelecht wie der Granit und Gneis ihrer Berge, hüten und pflegen, so bleiben sie auch ihren Hausnamen treu, trotzdem ihnen Schule, Amt und Kirche die Kenntnis von Vor- und Zunamen beigebracht, die sie nur dann anwenden, wenn sie irgendwo hinaus in die Welt einen Schreibebrief senden oder bei Gericht eine Unterschrift leisten müssen. Sonst aber im gewöhnlichen Leben fällt es niemand ein zu sagen: beim Josef Gruber oder beim Anton Harant; so etwas klänge doch „herrisch", und herrisch will der Waldler nicht sein — um keinen Preis der Welt! Das wäre ja die reinste Schand! Und er hat recht, der unverfälschte Biedermann, dem wir gern die schwielige Hand drücken und den wir Bruder nennen.

Als ich in den vergangenen Ferien — dank der Munifizenz des hohen Unterrichtsministeriums — wieder das Glück hatte, meine schöne

Wie ich schon eingangs erwähnt, heiße ich in meiner Heimat der „Weatei-Seppl-Franzei-Johann". Vier Stämme sind da in der Namengebung aneinandergereiht: Urgroßvater, Großvater, Vater und Sohn. Der Urgroßvater, der Gründer unseres Hauses, hieß Adalbert („Weatei"), der Großvater Josef („Seppl"), der Vater Franz („Franzei"), und daraus hat sich mein Dorfname gebildet. Und da ich selbst wieder einen Sohn habe, so nennen sie ihn in der Waldheimat — ohne mit der Zunge zu straucheln — in einem Atem den „Weatei-Seppl-Franzei-Johann-Artur".

Fragt man ein Kind auf der Straße, wem es gehöre, so wird man fast immer die Antwort erhalten: „Dem Odum-Seppei-Michl-Nazi" oder „dem Hiasl-Franzei-Honas" oder „dem Hons-Michl-Seppei-Isidor!" „Beim Pedern-Johann-Franzei" ist heute Hochzeit, heißt es — „beim Seppl-Ferdl-Girgei" ist ein kleines Kind auf die Welt gekommen, und „beim Honas'n-Ondresl-Michei-Toni" hat's gebrannt.

Auch auf auffallende körperliche Eigenschaften des Besitzers oder eines seiner Ahnen beziehen sich viele Hausnamen. Ich kannte einen alten Mann mit einem schweren Kropfe; man nannte ihn nicht anders als den „Kropf-Hiasl". Und oft schickte mich mein Vater zum „Kropf-Hiasl" um Schindelnägel. Ein Bursche hatte sich, um nicht assentiert zu werden, die Sehne des rechten Mittelfingers entzweigeschnitten und den Finger dann hakenförmig zusammengebunden, bis er für immer in dieser Stellung verblieb. Noch heute heißt das Haus „Beim Krumpfingerl", und mehr als einmal mußte ich „beim Krumpfingerl" Geigensaiten einkaufen. So gibt es einen „Buckei-Steffei", weil der wackere Mann einen „Buckel" (Höcker) hat, einen „Schwoarz-Toni", weil er schwarz wie ein Zigeuner ist, und einen „Oanaug", weil er nur ein Auge hat. Ich weiß es noch ganz gut, wie der Vater einmal von der Kirche zurückkam und zur Mutter sagte: „Der Oanaug ist heute gestorben!" Das Haus aber heißt noch heute „Beim Oanaug".

Nicht die wenigsten Hausnamen sind die, welche ihre Entstehung dem Spott und Witz verdanken. Spott und Witz gehören so recht zum Grundwesen der Waldler, und wer einmal dem sogenanten Trutz-g'sanglsingen auf einem Tanzboden zugehört, der wird sich gewundert haben über die oft verblüffende Schlagfertigkeit des Witzes und den beißenden Sarkasmus, so diesen Leuten eigen sind. Man nennt solche, die andere gern hänseln und foppen, „Feazler", und „a feazlarischer Bua" wird von den Leuten ebenso gefürchtet wie der leibhaftige Satan.

Hat nun irgendeiner ein Merkmal an sich, das ihn „zum G'spött" macht, so wird ihm flugs ein Name angedichtet, der dann dauernd beim Hause bleibt und nicht sobald wieder zu verwischen ist. In einem Dorfe ist ein Schneider, dessen Vater Lehrer war. Der harmlose Mann hat es nicht weiter als bis zum Schneider gebracht; das bedeutet für ihn

In vielen Familien knüpft sich der Hausname an die Beschäftigung eines Familienhauptes oder eines seiner Vorfahren. So führt heute noch in einem Dorfe ein Haus den Namen „Beim Schneider-Wenz'l", trotzdem der biedere Meister der Nadel, mit dem ich als Knabe so oft beim Dorftanz aufgefiedelt, schon längst den Schlaf der Gerechten schläft. Das Haus wurde zu seinen Lebzeiten so genannt, weil der Eigentümer Wenzel hieß und der ehrsamen Schneiderzunft angehörte, und nun, da schon lange ein anderer in der Hütte das Szepter schwingt, heißt es halt immer noch „Beim Schneider-Wenz'l" und wird so heißen, so lange das liebe Dörfl von keinem Erdbeben verschlungen sein wird. Unser Müller Johann Urmann hieß immer nur der „Moi-Hansei" (Moi = Mehl), und noch heute heißt die Mühle „Beim Moi-Hansei", obgleich sie jetzt einen ganz fremden Besitzer hat. Die Burschen sagen nicht, wenn sie abends „in d' Häusa" gehen wollen: „Geh'n wir heut' zum Seewald hinunter", sondern: „Geh'n wir zum Moi-Hansei!" So kennt man noch einen „Schmied-Michl", einen „Kathei-Schneider", einen „Wogner-Hiasl", einen „Sauschneider-Ferdl", einen „Lehrer-Hansei", einen „Heger-Luis", einen „Hüata-Seppl", einen „Richter-Michl" und einen „Poscher-Tonei".

Bestimmend bei der Entstehung der Hausnamen ist ferner der Taufname eines hervorragenden Mitgliedes der Familie. Irgend ein Bauer hat sich als Richter, Holzhändler oder Belesener die besondere Achtung und Wertschätzung seiner Mitbürger erworben, so daß man mit einem gewissen Respekte von ihm spricht. Da nennt man ihn kurzweg bei seinem Taufnamen, dem in diesem Falle eine ganz besondere Bedeutung zugemessen wird, und dieser Name bleibt nun beim Hause so lange, bis irgendein Nachfolger sich wieder zu dem Ansehen und der Bedeutung seines Ahnen aufschwingt, worauf dann die Umtaufung erfolgt. So heißt heute in meiner Heimat das Haus Nummer 1 noch immer „Beim Korl-Bauer", trotzdem nun schon das fünfte Geschlecht den Besitz inne hat. Der Karl Leirich war der Erbauer des Hauses, er hatte den wilden Wald gerodet und aus einer Steinwüste blühendes Fruchtland geschaffen. Er war in den Augen seiner Nachbarn ein ganzer Mann, mit einem Worte der „Koarl", und so hieß es fortan „Beim Korl-Bauer" und wird so weiter heißen, bis der Stamm Leirich einen seines großen Ahnen würdigen Nachfolger gezeitigt haben wird. Ebenso heißt es „Beim Päuli-Ferdl" (Päuli = Paul), „Beim Odum" (Adam), „Beim Ontoni" (Anton) u. s. w.

Die häufigsten Hausnamen aber sind durch Aufzählung des ganzen oder teilweisen Stammbaumes einer Familie entstanden, indem man in chronologischer Folge die Taufnamen vom ersten Roder bis zum jüngsten Sprossen oder wenigstens die drei letzten Stämme aufzählt.

so daß er z. B. nie an eine Trennung von der das Hausregiment mit seltener Zähigkeit festhaltenden Mutter denken konnte — fühlte sich seelisch gänzlich vereinsamt. Dazu kam noch sein physisches Übelbefinden, das ihn mit gesteigerter Empfindlichkeit für alle etwa eintretenden Meinungsverschiedenheiten und anderes Ungemach ausrüstete.

Dieser qualvolle Zustand des mir, nicht allein durch seine Dichtungen, sondern auch durch seine seltenen Herzenseigenschaften immer näher tretenden Mannes, der durch solch häusliches Elend auch die Schwingen seiner Schaffenskraft allmählich lahm werden fühlen mußte, erregte mein tiefstes Mitgefühl.

Die Belebung und Beflügelung seines Genius als eine schönere Aufgabe ansehend als die Fortsetzung meines Lehramtes, in dem ich ja ersetzt werden konnte, entschloß ich mich, unbeschadet der zweideutigen Auffassung und der unausbleiblichen „Kritik“, der ich mich durch diesen Schritt mit Naturnotwendigkeit aussetzte, zu Anfang des Schuljahres 1863 nach Triest, der Berufsstätte des verehrten Freundes, zu übersiedeln.

Ohne daß ich dem Dichter vorher die leiseste Andeutung über mein Vorhaben gemacht hätte, in dem guten Bewußtsein, daß er in zarter Rücksicht sich gegen das so gern gebrachte Opfer mit allen Kräften gewehrt hätte, überraschte ich ihn eines Morgens an der Adria.

Nun, da er sah, daß eine Rückkehr für mich unmöglich, da alle Brücken abgebrochen waren, sagte er: „Ihr Kommen ist für mich eine Lebensrettung.“

Indem ich durch den Erlös meiner Habe und einige journalistische Tätigkeit für meine Existenzsorgen aufkam, widmete ich alle meine freie Zeit dem mit neuer Lebenshoffnung und Freudigkeit erfüllten Dichter.

Im Jahre 1864 weilten wir zusammen zu Venedig und im Friaulischen; von der Idylle dieses Aufenthaltes spricht sein in „Sinnen und Minnen“ veröffentlichtes, für mich so unsagbar viel Ergreifendes und Rührendes enthaltendes Gedicht „Pordenone“. Dieses Denkmal, das er darin meiner Verehrung für ihn setzt, ist ein unvergleichbarer Schatz gegen alle Freundes- und Liebesdienste, die ihm zu leisten ich jemals fähig war.

Wegen anhaltender Kränklichkeit sah sich der Dichter bemüßigt, im Jahre 1866 mit Schluß des Schuljahres um seine Pensionierung einzukommen; er wählte als ständigen Wohnort Graz, das ihm bei seinem jeweiligen Aufenthalte daselbst sympathischer war und auch der Gesundheit mehr zusagte als das den heftigen Stürmen der Bora ausgesetzte Triest oder die lärmende, staubige Großstadt Wien.

Unter doppelt schwierigen Verhältnissen hatte ich jetzt für meine Existenz zu kämpfen. Vielfach ob meiner gewagten Handlungsweise

eine Schande und deshalb nennt man ihn nicht anders als den „Lehrer-Schneider“ und sein Weib die „Lehrer-Schneiderin“. Wieder in einem anderen Dorfe wurde ein biederer Krämer der „Juden-Micherl“ genannt, weil er ein Jude war, und auch im Böhmerwalde gilt der Jude für keinen vollwertigen Menschen. In Buchwald und weitum kennt man den Inwohner Johann Bauer nur unter dem Namen „Rothschild“, und auch die Jägerei, deren gefährlichster Widersacher dieser Wildschütze ist, kennt und nennt ihn nur unter diesem Namen. Wenn man bewundernd von seinen verwegenen Taten erzählt, so spricht man nicht vom Johann Bauer, sondern vom „Rothschild“.

Anlaß zu Spottnamen geben auch Sprachfehler. Den alten Lehrer in Fürstenhut nannten sie nicht anders als den „Gigerzer“; wer durch die Zähne spricht, heißt ein „Siffler“, und hat einer einen zu großen Kopf, so ist er ein „Grenadierschädl“. So heißt das Haus des Michel Harant in meiner Heimat „Beim Grenadierschädl“; ein anderes führt den Namen „Beim Zill-Böhm“, weil die alte Zill (Cäcilie) einen „Böhm“ (Tschechen) als Schwiegersohn hatte. Ein Gernegroß heißt „Steiger“, ein anderer „Six“, weil er die Gewohnheit hat, immer zu sagen „Meiner Six!“ (bei meiner Seele) u. s. w.

Solche Spottnamen, die zu dauernden Hausnamen werden, gibt man auch den Darstellern der verschiedenen Rollen im Christkindlspiele. In Pfefferschlag heißt heute noch ein Haus „Beim Benjamin“, weil der einstmalige Eigentümer im „Ägyptischen Josef“ (Volksschauspiel) immer die Rolle des Benjamin spielte; wieder einer heißt kurzweg der „Jud“ von der Darstellung einer Judenrolle, ein anderer wieder der „Herrgottmann“ von seiner Darstellung der Gottvater-Rolle. Der Hochzeitslader heißt der „Ladmann“ und sein Haus wird nun fortgesetzt „Beim Lodmonn“ genannt.

Oft ist es sogar notwendig, sich der Hausnamen zu bedienen, wenn in manchem Orte, wie z. B. in Wallern, mehrere Familienhäupter denselben Tauf- und Zunamen führen. So gab es in Wallern noch vor wenigen Jahren nicht weniger als sechzehn Franz Praxel, die man nur durch Anwendung ihrer Hausnamen von einander unterscheiden konnte.

Denkwürdigkeiten der Frau Klothilde Gstirner.

(Schluß.)

Der Dichter — von seinen Eltern in keiner Weise verstanden, woran wohl ihrer so sehr verschiedenen Bildungsstufe viel Schuld zuzuschreiben sein mag, und doch in seinen Existenzbedingungen durch eine von körperlichem Übelbefinden beeinflußte Willensschwäche vielfach abhängig,

Freundschaft unverändert besitzen zu dürfen, mit diesem Lose wahrhaft zufrieden gewesen; allein der Gedanke, daß es nur die Beeinflussung der Mutter und eine blinde Leidenschaft war, die den gemütsreichen Mann zu der so ganz anders gearteten Frau zog und den Dichter aufwühlte und zerrüttete, aber nicht eine Liebe, die beseligte und erhob, ließ mich manche Nächte durchwachen.

Im Jahre 1874 feierten Hamerlings Eltern die goldene Hochzeit und trotz des Wunsches des Vaters, der mir immer zugetan war und mich öfters besuchte, mich bei diesem festlichen Akte zu sehen, gestattete es die starre Frau nicht. So mußte ich denn von einem Oratorium aus dem in der Haupt- und Stadtpfarrkirche in Graz abgehaltenen Festakte beiwohnen gleichwie eine von den vielen fremden und neugierigen Zuschauerinnen, empfand aber lebhafte Freude und Trost über den Besuch der Verwandten des Dichters aus dem Waldviertel, die es sich nicht nehmen ließen, mich zu sprechen.

An dem in einigen Jahren später, im Februar 1879, eintretenden 80. Geburtstage des Vaters ließ es sich der Dichter nicht nehmen, mich zum Betreten des Stiftinghauses zu ermutigen, um so mehr, als um diese Zeit dieser allein dort verweilte.

Unvergeßlich ist mir die ungeheuchelte Freude, die der Greis bei meinem Kommen bezeigte; ich mußte ihm versprechen, bald wieder zu erscheinen, und das frische, kräftige Aussehen des Mannes ließ nicht ahnen, daß er nach einigen Monaten unter der Erde ruhen werde. Am 25. Mai 1879 verschied er, und von diesem Zeitpunkte an, vielleicht durch diese ernste Macht milder gestimmt, war mir der Eintritt in das Heim von seiten der Mutter des Dichters wieder gestattet; unser Verkehr wurde vom Jahre 1883 um so enger und beziehungsreicher, als für das (einstweilen auf das Land in Pflege gegebene) Töchterchen Berta des Dichters die Schulpflicht herantrat und ich mich erbot, das Kind in meine Obhut zu nehmen.

Die Ferienmonate verbrachten wir ganz im Stiftinghause, woselbst uns der Dichter zwei Zimmer zur Verfügung gestellt hatte. Wir machten mit ihm viele Spaziergänge und hielten uns auch stundenlang im Walde auf, wo ich und Berta, als diese schon größer war, ihm vorlasen.

War auch das Verhalten der Mutter mir gegenüber noch immer ein nichts weniger als freundliches, so mußte sie nun schon des Kindes halber, das dem Dichter sehr am Herzen lag, diese meine Beziehungen und die damit verbundenen einschneidenden Änderungen ihres Hauswesens, in deren Leitung ihr bis jetzt nie in die Zügel gegriffen worden war, klaglos hinnehmen.

Ich aber war nun doppelt glücklich; denn ich durfte die Liebe, die ich zu dem großen Freunde trug, auch auf das kleine Wesen ausgießen,

scharf verurteilt und entfremdet, fand ich bei denen, die früher meine Lehrkraft geschätzt hatten, keine Empfehlung und mußte mir wie eine ganz Unbekannte und Unerprobte einen ganz neuen, fremden Schülerkreis schaffen. Dies gelang mir in unerwartet kurzer Zeit und mag es wirklich außer meinen Kenntnissen und gutem Willen die mir angeborene Lebhaftigkeit des Temperaments, die den Unterricht vergeistigt und anziehend macht, gewesen sein, daß ich bis vor sechs Jahren, also bis 1898, wo ich die Stunden aufgab, mich ausgebreiteter Tätigkeit zu erfreuen hatte.

Die lang gehegte Absicht, seine Heimat, das geliebte, unvergessene Waldviertel wiederzusehen, wurde mit der im Sommer 1867 an ihn ergangenen Einladung, der Hochzeit einer Großnichte beizuwohnen, reif und er trat in meiner Begleitung im August 1867 diese Reise an, die er später tagebuchartig beschrieben hat.

Nach kurzem Aufenthalte in Mürzzuschlag, wo heute ein Denkstein an dieses Verweilen in der ihn landschaftlich so entzückenden Gegend erinnert, und Wien, der Stätte seiner Jugendjahre, eilte er in die Heimatgaue, woselbst ihm seine Heimatsgenossen nicht nur eine ungemein ehrende, sondern auch herzliche Aufnahme zuteil werden ließen, die sich auch auf seine Reisegefährtin erstreckte.

Der Dichter, von diesen Liebesbeweisen und Ehrenbezeigungen seiner Waldviertler tief bewegt und an den trauten Stätten der Kindheit alle Jugenderinnerungen im Geiste durchgehend und mit der Innigkeit seines Gemütes verkostend, lebte förmlich auf.

Auch im Kreise seiner Verwandten, die zahlreich im Waldviertel zerstreut leben und zu denen seit seinen Kindheitstagen so manches neue Glied getreten war, fühlte er sich wohl und freute sich über den herzlichen Empfang, den sie auch mir bereiteten.

Diese mir so überaus wertvollen Freundschaftsbeziehungen mit dem edlen Dichter sollten im Laufe der kommenden Jahre getrübt und für mich die Quelle vieler Tränen und tiefer Betrübnis werden. Hatte ich bis dahin schwer unter der feindlichen Gesinnung der Mutter des Dichters, die von vorneherein unserem Verkehre abhold war, zu leiden, so mußte ich es im Verlauf einiger Jahre hauptsächlich als ihre Tat ansehen, den Sohn in ein Verhältnis mit einer Frau verstrickt zu haben, das für ihn keineswegs ersprießlich war. Unser freundschaftlicher Verkehr dauerte noch fort, allein der Eintritt in sein Haus war mir durch obwaltende Umstände verwehrt. Der Dichter hatte sich im Sommer 1871 im Stiftingtale ein nächst einem Gasthause gelegenes, jetzt als Stiftinghaus und Hamerlings Sterbehaus allgemein bekanntes Landgütchen erworben.

Hätte ich den Dichter in seinen Herzensbeziehungen zu jener Frau glücklich gewußt, so wäre ich in dem erhebenden Bewußtsein, seine

Hatte ich auch den teuren Freund in langen, bangen Wochen förmlich vergehen sehen, so war mir doch sein Tod ein unerwarteter, furchtbarer Schicksalsschlag; denn bis zum letzten Atemzuge hatte ich noch immer nicht an das furchtbare Unvermeidliche glauben können. Der Mensch hofft ja so gern und der Ertrinkende klammert sich an einen Strohhalm. Nun lag er bleich und still auf der Bahre und ich hatte nur den einen Trost, sein teures Vermächtnis, das Kind, dem er so sehr zugetan war, zu besitzen. Das nach seinem Sinne zu erziehen und brav und tüchtig zn machen, hatte ich ihm gelobt, als ich in der Sterbensnacht seine liebe Hand faßte und hielt, bis sie kalt war.

Eine Verschleuderung seiner wenigen Habseligkeiten, die seine Mutter geerbt hatte, von seiten dieser wenig pietätvollen Frau fürchtend, gelang es mir, diese Reliquien wenigstens teilweise käuflich zu erstehen, und diese bildeten dann den Grundstock zu dem heutigen Museum nebst den zahlreichen Handschriften, die laut Testamentes gleich nach dem Ableben des Dichters in meine Hände übergegangen waren. Das Haus des Verstorbenen, das nach dem Tode der Mutter uns zufiel und in dem der Dichter das Kind so gern zur Erholung gesehen hatte, sollte uns, wahrlich gerade aus ersterem Grunde, da die Mutter Hamerlings mir nie freundlich gesinnt war, nun bis zu deren Ableben am 27. Februar 1892 verschlossen bleiben.

Nach so schmerzendem Vorgehen der Mutter des Poeten gegen die, die ihrem Sohne nahe gestanden waren, tat es doppelt wohl, Freunde zu finden, die dem Andenken des Toten zuliebe uns mit manchen Liebesdiensten dafür Ersatz zu leisten suchten.

Da muß ich zuerst zwei Frauen nennen, Frau Ida Posch und Fräulein Anna Uhl, die, miteinander eng befreundet und die gleiche Verehrung für den Verstorbenen teilend, uns einluden, den Sommer 1891 in dem von ihnen gemieteten Häuschen in Stübing bei Graz zu verbringen, und überdies sich erboten, Berta unentgeltlich im Klavierspiel zu unterrichten, was diese mit um so größerem Danke und Stolze annahm, als beide Damen nicht nur vorzügliche Klavierspielerinnen sind, sondern letztere eine der gesuchtesten Klavierlehrerinnen ist.

Eine liebe, aber teilweise wehmütige Überraschung wurde mir einige Monate nach dem Tode des teuren Freundes zuteil. Ehemalige dankbare Schülerinnen von mir, die Töchter des verstorbenen, in Graz sehr angesehen gewesenen Arztes Dr. Franz Petry, machten mir das Pastellgemälde eines talentierten Grazer Künstlers, Alois Schwinger, „Hamerling auf der Bahre“, zum Geschenk, das jetzt eine würdevolle Dekoration des Museums bildet.

Trotzdem Hamerling ein kleines Vermögen erworben hatte, sah ich mich doch genötigt, bis Berta die Lehramtsprüfung abgelegt hatte, den Privatunterricht fortzusetzen.

das ihn zum Vater hatte und dem er die zärtlichste Sorgfalt entgegenbrachte. Und ich glaube, daß das Mädchen, das heute noch bei mir weilt, wohl nie in seinem Leben die Mutterliebe entbehrt hat. Daher hatte ich es auch bei ihrem lenksamen Gemüte nicht schwer, sie zu einem verständigen, pflichttreuen Mädchen heranzubilden. Die Kindheitstage des Töchterchens, die ihm manch Erheiterndes und neue Jugendfrische brachten, waren der letzte Sonnenschein in seinem Leben.

Er ging immer weniger aus, klagte über Zunahme der Schmerzen und stand nur ausnahmsweise vom Leidenslager auf. Da das Verhältnis zu jener Frau sich am Anfang der Achtzigerjahre gelöst hatte, war der Dichter vielfach auf meine Hilfe angewiesen und er nahm zu diesem Zwecke auch das Töchterchen vorzeitig aus der Schule, um so anstandsloser, als dessen weitere Ausbildung in unserem Kreise zu erwarten war.

Zu Weihnachten 1888 war der Dichter schon so leidend, daß er zur Schmückung des Christbaumes, den er alljährlich für Berta selbst besorgte, nicht mehr aufstehen konnte und die ausführbaren Handgriffe vom Bette aus verrichtete. Oft sagte er, wenn wir des Morgens zu ihm kamen: „Wenn Ihr wüßtet, was ich heute nacht ausgestanden habe!"

So ging der Winter in Schmerz und Sorge dahin und von April 1889 ab konnte der Dichter sich gar nicht mehr erheben, so rasch waren die Kräfte verfallen.

Er sehnte sich doch, aufs Land zu gehen, und am 6. Juni ward die Übersiedelung vorgenommen. Aber mit welchen Mühen und Qualen für den Armen und Kranken war dies verbunden! Beim Ankleiden konnte er sich kaum auf den Füßen erhalten; er sank mehrmals fast ohnmächtig auf sein Lager zurück. Mit Hilfe eines Dienstmannes und meiner Unterstützung bewältigte er die drei Treppen des Stadthauses mit größter Anstrengung und atmete auf, als der vor dem Tore wartende Wagen erreicht war. Im Landhause angelangt, die gleiche Mühe und Plage, bis ihn das Bett aufnahm, das er nicht mehr verlassen sollte. Bis zu seinem in fünf Wochen eintretenden Ableben, welch furchtbare Zeit des Hoffens und Bangens!

Der Dichter selbst war nach seiner Übersiedelung wieder hoffnungsvoller und traf allerlei Verfügungen in bezug auf seine Nahrung und Pflege; bald aber wurde er gewahr, daß er auch die leichteste Nahrung nicht mehr vertrug und von da ab erkannte er die Aussichtslosigkeit seiner Hoffnungen.

Diese bittere Erkenntnis, die den mitten in vollster geistiger Schaffenskraft stehenden Mann seinem Wirkungskreise entreißen sollte, sprach er öfter uns gegenüber aus, wobei ihm nicht selten die Träne ins Auge trat.

Doch mit der Ruhe des Philosophen sah er dem unerbittlichen Geschicke entgegen, das ihn am 13. Juli um halb 8 Uhr früh seinem Wirken entriß.

auf seine Werke: Herausgabe von Prachtausgaben des „Ahasver“ und „König von Sion“ und der vom Dichter so sehnlich gewünschten Volksausgabe, mit deren Zustandekommen sich der Gymnasialprofessor Dr. Rabenlechner, der auch die Vorrede zu dem Werke verfaßte, so große Verdienste erworben hat.*)

Die Verehrung des edlen Dichterfürsten sollte in drei Denkmal-Enthüllungen, die ich später aufzählen will, für mich eine Stunde der tiefsten Ergriffenheit und Rührung werden.

Die erste derselben vollzog sich bereits vier Jahre nach dem Tode des Dichters in dessen Heimat, in der Stadt Waidhofen an der Thaya, wo unter großartiger Beteiligung der Waldviertler und auch Wiener (es waren fast sämtliche Gesangvereine korporativ vertreten) eine überlebensgroße Bronzestatue des Dichters, von Meister Hans Brandstetter mit genialer Hand entworfen, im Stadtparke am 16. Juli 1893 enthüllt wurde. Der Denkmalausschuß hatte uns mit den schmeichelhaftesten Worten eingeladen, so daß ich mich trotz der Schwierigkeit der langen Reise entschloß, mich mit Berta zur Enthüllungsfeier einzufinden.

Die Waldviertler sind treu in ihrem Gedenken; manche von denen, die ich im Jahre 1867, gelegentlich meiner Reise mit Hamerling, dort kennen gelernt hatte, darunter auch den jetzigen Regierungsrat Dr. Arthur v. Holland, erinnerten sich meiner noch und bereiteten mir einen nicht allein herzlichen, sondern auch ganz unverdient ehrenden Empfang, indem bei der Festrede zu meiner größten Beschämung meiner über Gebühr anerkennend erwähnt und mir ein Hoch ausgebracht wurde.

Nicht minder ehrend war für mich der Enthüllungsakt in Mürzzuschlag, der im August 1897 in der malerisch gelegenen Au an einem vom Bildhauer Einspinner mit Meisterhand entworfenen Relief (zur Erinnerung an des Dichters Aufenthalt daselbst) vorgenommen wurde.

Mit besonderem Danke muß ich da des verdienstvollen Obmannes des Denkmalkomitees, des poesiefreundlichen Hoteliers Toni Schruf, gedenken als des Urhebers dieser marmornen Ehrung, für seine Verdienste bei deren Verwirklichung, sowie nicht minder für die gastliche Aufnahme, die er den Angehörigen des Geehrten zuteil werden ließ.

Im Juli 1902 wurde endlich, nachdem der Tote ein Ehrengrab bekommen hatte, das schon seit dem Ableben Hamerlings geplante Grabdenkmal enthüllt. Die mit Lebenstreue geschaffene Büste von Hans Brandstetter reiht sich ebenbürtig den übrigen Porträtierungen des Dichters von der Hand des Künstlers an und bildet einen würdigen Denkstein der Stadt Graz für einen ihrer größten Mitbewohner.

---

*) Auch der „Heimgarten“, der sich jahrelang um das Zustandekommen der Volksausgabe bemüht hat, darf hier erwähnt werden.

Die Mutter Hamerlings hatte die Stadtwohnung nach dem Tode ihres Sohnes aufgegeben und lebte nun auch im Winter im Stiftinghause. Da mag ihr jedoch der Aufenthalt in unbewohnten Zimmern und kalten Gängen verderblich geworden sein, denn sie wurde einigemale von der Lungenentzündung ergriffen, der sie am 21. Februar 1892 zum Opfer fiel.

Der Haß der Frau gegen die Angehörigen des Sohnes hatte bis zum Tode gewährt, der keine andere Quelle haben konnte als die Eifersucht, die wiederum verkleideter Herrschsucht entsprang. Nach ihren letztwilligen Verfügungen wurde alles, was sie besaß, also darunter auch einstige Besitztümer des Dichters, Eigentum entfernter Verwandter. Das Sterbehaus jedoch, über das sie nicht verfügen durfte, ging nun in unseren Besitz über.

Es war jetzt meine heiligste Aufgabe, alle Schätze, die ich von dem Unvergeßlichen besaß, daselbst an abgesonderter Stelle zu vereinigen und zu einer würdigen Gedächtnisstätte zu gestalten.

Diesbezüglich muß ich noch die von den Verwandten in Wien, den Erben der Frau Franziska Hamerling, veranstaltete Versteigerung (!) von des Dichters Sachen erwähnen, auf der es mir nur durch fremde Hand möglich war, was in meinen Kräften stand, zu erwerben.

Berta hatte im Juli 1898 die Reifeprüfung an der k. k. Lehrerinnen-Bildungsanstalt abgelegt, aber bei Antritt der praktischen Tätigkeit sich den physischen Anstrengungen des schwierigen Berufes nicht gewachsen gefühlt. Sie entsagte daher dem Lehrberufe und wir beschlossen, die Stadtwohnung aufzugeben und ganz im Stiftinghause zu leben, das ja heute nicht mehr so entfernt liegt, indem sich die Stadt gerade nach dieser Richtung immer mehr erweitert.

Natürlich brach ich dadurch auch mit meinen Vorträgen ab und widmete mich ganz dem Nachlasse des Dichters, in dem es noch so manches zu ordnen gab, und den mancherlei literarischen Geschäften, die dieser noch nach sich zog und in denen mir Berta hülfreich zur Seite steht, die auch den Besuchern des Museums ihre Führerdienste mit Eifer zur Verfügung stellt. Und so füllt das Andenken an den Dahingegangenen und alles, was mit seinem Ruhme und seiner Verherrlichung zusammenhängt, in harmonisch verklärender Weise den Abend eines Lebens aus, in dem jeder Puls ihm geweiht war, und hehre Befriedigung erfüllt mich bei dem Gedanken, an der Sterbestätte des edlen Dulders auch meine Augen zu schließen.

Bevor ich meine Lebensskizze jedoch ganz zu Ende führe, drängt es mich, noch der heitersten Strahlen aus dem Erinnerungsstrauße an den großen Unsterblichen zu gedenken, der schönsten Stunden, die seinem Gedächtnisse und seiner Verehrung gewidmet waren, nämlich in Bezug

Herbstesahnen.

Nun blüht in bläulich rosenroten Farben
Die wilde Heide wieder Saum an Saum.
Vom Felde raffte man die vollen Garben,
Am blätterwelken Ebereschenbaum
Erglüht verheißend rotes Traubenfeuer.
Der Malven Stengel lange Reihen zeigt
Dort an des Gärtchens bröckelndem Gemäuer,
Daß Blüh'n und Werden sich dem Ende neigt. —
Ein eig'ner Ton, ein Klang, so leise mahnend,
Still durch die trübgestimmte Seele gleitet.
Am letzten, kargen Blühen fühlt sie ahnend,
Daß nun Natur ihr Sterben vorbereitet. —
Sie stirbt. So starb sie schon viel tausendmal!
Bis ihr der Lenz das Totenkleid genommen — —
Nur bangen Menschenherzen macht es Qual:
Ob nach dem Sterben wird ein Frühling kommen!

Darf ich reden? — Muß ich schweigen?

Von **Peter Rosegger.**

Auf einem unserer Wohltätigkeitsfeste — bei denen wir so fabelhaft barmherzig sind, wenn wir uns dabei gut unterhalten — reichte mir eine blumenverkaufende Dame eine schöne weiße Blüte. Galant, wie ich gegen Damen immer bin, steckte ich die Blüte gleich ins Knopfloch, während mich das Gedränge weiterschob. Ich bin unter vielen Leuten nie ganz bei mir, man verliert in der Menge sein Selbst, und der es findet, kann's nicht brauchen. Der Volksdichter soll mitten im Volke stehen, aber nicht mitten in der Herde. Da ich eine Weile so dahingeschwommen war in der wogenden Masse, fiel mir auf, daß die Leute mich anschauten, die einen verwundert, spöttisch, andere wieder lachend, zunickend, bis auf einmal einer ausrief: „Hoch! Vivat! Der ist ja auch Parteigenosse!" Da beschaute ich mich, was denn heute an mir sei. Und sah im Knopfloche die Blüte. Jesses, das ist ja eine weiße Nelke! Eine Parteiblume! Weg mit ihr! In das Knopfloch eines Volkspoeten gehört — der Knopf. Sonst nichts.

Ich mag nicht der Stengel einer Parteiblume sein. Noch weniger ihre — Wurzen. Ich hasse Parteien. Der Partei ist mehr an Hinterhältigkeit und Rücksichtslosigkeit gestattet, als dem einzelnen, sie betreibt den Egoismus, die Übervorteilung anderer im großen und macht sich noch eine Tugend daraus. Mit einem gewissen „Rechte", aber unter dem Parteischilde wird auch viel persönliches Gelüste getrieben. — Anderseits kennt man Leute, die gut deutsch sind, ohne „deutschradikal", gut christlich sind, ohne „klerikal", freisinnig, duldsam sind, ohne „liberal" und arbeiterfreundlich sind, ohne „sozialdemokratisch" zu sein. Freilich richtet der einzelne nicht viel aus und eine Vereinigung wäre schon recht,

Haben mich alle oberwähnten Festlichkeiten zu Ehren meines großen Freundes unendlich erfreut und ergriffen, so danke ich es doch innig dem Geschicke, daß ich den 18. Mai des Jahres 1904 erleben durfte, den großen, erhebenden Tag, welcher der Stadt, in der er fast die Hälfte seines Lebens verbrachte und in der er starb, an welche endlich sich für mich so viele Erinnerungen an den Verblichenen knüpfen, sein herrliches Denkmal im Stadtparke von Meister Kundmann brachte und den großen Mitbürger durch eine glänzende und würdevolle Aufführung des „Danton und Robespierre" noch überdies ehrte. —

Damit schließen die Hamerling-Erinnerungen der Frau Klothilde Gstirner.

Sommerlieder.

Von E. F. Neumann.

An der Ache.

Tosende Ache!
Wie du auch brüllend dich wehrst,
Daß zu der grausigen Tiefe,
Stürzend hinab du fährst — —

Schlägt deine Wellen,
Felsig Gestein auch zu Gischt,
Daß in dem donnernden Fallen,
Stimme und Ton uns erlischt — —

Nichts, daß dich hält!
Noch in dem brodelnden Schlunde,
Zuckst du und bäumst dich im Schmerz
Dieser vernichtenden Stunde.

Doch, wenn du draußen,
Gleitest in sieghafter Ruh:
Friedlich, gelassenen Laufes,
Strebst deinem Ziele zu —

Dann fragt dich niemand, wie du
Im Fallen gestritten,
Und, bei der grausigen Fahrt — —
Was du im Stürzen gelitten!

Erntezeit.

Kornblumen, roter Mohn im Felde!
Im Wogenmeer voll reifeschwerer Ähren,
Siehst du ihr Farbenfeuer eingestreut:
Als wär' es Jubel- und nicht Erntezeit,
Als müßte Sommertag nur Lust gebären.

Die Sense klingt. Die Garbe steht.
Und was im Farbenleuchten dich entzückt,
Wenn du im herzensfrohen Freudedrang,
Gingst deinen grünen Wiesenrain entlang,
Siehst du als Bund, zerschnitten und — geknickt.

Die Farbenpracht am Ährenbund!
Als du beim heißen Lebenssommertanz
Mit deiner vollen Seele lerntest darben,
Da schlangst du oft um deine Erntegarben
In Wehmut — deiner Freuden Blütenkranz.

Die Garben füllten deine Scheuern.
Doch deinen Kranz, den vollen Freudenkranz,
Der ward an deiner Stirne dir zerpflückt,
Mit ihm hast deine Garben du geschmückt — —
Sie leuchten nun beim späten Erntetanz.

haben keine Ahnung, was ich empfinde, was mich zwingt zu reden. Sie wissen nichts von einer persönlichen Wahrheit, nichts davon, daß es so viele subjektive Wahrheiten gibt, als es Persönlichkeiten gibt. Um das zu verstehen, gehört ein bißchen philosophische Denkfähigkeit und etwas von jenem Freiheitsgefühle, das einen aus der Hammelherde zum Menschen erhebt. Parteien muß es ja geben, der Poet aber hat es mit dem Menschen und seinen ewigen Kulturidealen zu tun. Darum, glaube ich, soll er sprechen, auch wenn er von den alltäglichen Quer- und Hammeltreibereien nichts „versteht", nichts verstehen mag.

Natürlich hat einer, der frei ist, auch die Freiheit, zu irren, kann trotz des redlichsten Empfindens irren. Aber der Irrtum eines Redlichen hat mehr Wahrhaftigkeit in sich, als die buchstäbliche äußere Richtigkeit eines schlau berechnenden Demagogen.

Du fragst mich, mein Leser, was ich von der jetzigen Studentenbewegung halte. Akademisch kann ich da wirklich nicht mitreden, denn das Studentenleben hat mein Bauernherz nie sonderlich bewegt. Ich habe hart zu tun gehabt mit der Not zu einer Zeit, da andere sorglos Studenten sein können. So mangelt mir — um nur bei Grazer Vorkommnissen zu bleiben — der Sinn für die außerordentliche Wichtigkeit von Couleuren, Schlägern, Mensuren u. s. w. Indes begreife ich ganz gut, daß Studenten leidenschaftlich an ihren alten Sitten hängen; sie haben eben auch ihren Kultus und sie bedürfen seiner; und sie ahnen mitten in ihrer alten Burschenherrlichkeit, daß davon fürs Leben nicht viel mehr zurückbleibt, als — eine schöne Erinnerung. Und weil es im Grunde harmlose Sachen sind, so sollte man sie nicht zu einer Staatsaffäre machen. Ich wundere mich nur, daß die Klerikalen, die ihre Studenten nicht „schlaghaft" wissen wollen, just ihre Bauern schlaghaft machen möchten. Rückblickend auf verwichene Geschehnisse wiederhole ich: Daß Studenten von Studenten in ihrer studentischen Freiheit mit Gewalt behindert wurden, war ein Unrecht; daß die Freunde der Zurückgesetzten diese Freiheit mit Gewalt erzwingen wollten, war auch eins. Und wenn ich diese meine Empfindung mit Gewalt unterdrücken wollte, so wäre es ebenfalls ein Unrecht.

Doch das ist vorüber. Wohin die Folgen des Wahrmund-Rummels und der Studentenunruhen noch führen sollen, darüber weiß ich heute gerade so viel wie jeder andere — nämlich nichts. Einstweilen tut ein Teil unserer hochwürdigen Geistlichkeit voll christlicher Sanftmut und Liebe fleißig Volk aufwiegeln; die Herren wären just einmal neugierig zu sehen, ob der Studentenschläger dem Tiroler Bauernstutzen gewachsen ist.

Nun, wenn die Zeit der Gewalt kommt, dann freilich haben Poeten zu schweigen.

---

wenn sie nicht sofort eine gegnerische Vereinigung zur Folge hätte. Und dann ist der unrühmliche, menschenverhetzende, nimmer endende Krieg fertig.

Wenn man vor allem Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit sucht, ist man für keine Partei möglich, sei sie nun politisch oder sozial oder konfessionell. Komme ich irgendeiner solchen Partei einmal zufällig nahe oder will sich eine mir anbiedern, so pflege ich ihr einen Ellbogenstoß zu versetzen, sei es nach links oder nach rechts. Ich will für mich stehen, ich will frei sein. Ich weiche auch den freiheitlichen Parteien aus — der persönlichen Freiheit willen. Und doch geht mich jede Partei was an, es ist ja die Menschheit, die da kämpft und krampft, Gutes will und ach wie oft Böses anrichtet. In welcher Partei immer ich Gutes erschaue, da suche ich es zu ehren und mir anzueignen; in welcher Partei immer ich Bosheit, Schlechtigkeit sehe, da tadle ich es mit Spott oder Zorn. So ist man heute **mit** einer Partei, morgen gegen sie. Das schaut höllisch wankelmütig aus und doch ist es die größte Beständigkeit. Nicht bei der Partei bleibt man stehen, sondern bei dem, was man für gut und recht hält. Das ist so einfach. Man kommt zwar in Konflikt mit den Leuten, aber nicht mit sich selbst. Unverstand mag es oft so auslegen, als wolle man es mit keiner Partei verderben; da man's tatsächlich doch mit allen verdirbt und verderben **muß**! So oft einer eine parteilose Wahrheit ausspricht, wird er von allen Parteien prompt angeflegelt. Jemand, der das Maß für anderer Röcke von seinem eigenen Buckel nimmt, meinte, ich rechne etwa so: Jede Partei verzeiht heimlich den Ellbogenstupfer, sobald sie sieht, daß auch die anderen Parteien ihre Rippenstöße kriegen. Daß einer, ohne an Vorteil oder an Nachteil zu denken, freimütig seine Meinung sagt, ist solchen Leuten etwas Unfaßbares geworden. Daß eine bestimmte Meinung, auch wenn sie sich nicht zu anderen reimt, auch wenn sie unrichtig sein sollte, der **Empfindung** entspringt, also Natur ist, und daß es für lyrische Gemüter eine Naturnotwendigkeit ist, ihre Empfindung herauszusagen, das können die armen Unmündigen nicht begreifen, die nur das meinen müssen, was die Partei meint. Ich wüßte nichts, was einen Menschen unfreier machte, als die Partei, und wäre es die freiheitlichste.

Wenn ich solcherlei den Parteileuten manchmal ins Gesicht sage, so meinen sie, darüber sollte ich am besten schweigen, denn das verstünde ich nicht. Während sie sich gegenseitig Perfidie und Falschheit vorwerfen, sagen sie von mir bloß, ich verstünde es nicht. Das kann mich noch freuen. Ich will doch lieber dumm als schlecht sein. Es ist aber so: Wer sie lobt, der ist ein Weiser, wer sie tadelt, ein Ignorant. Bequemer kann man sich nicht rechtfertigen. Könnte nicht auch ich zu **jenen** sagen: Das verstehen Sie nicht! Sie verstehen mich nicht; Sie

viel zu enge Grenze" dichtete der kleine Meyer in der Akademie. Der Festzug hatte eine Grenze von 10 Uhr vor- bis 1 1/2 Uhr nachmittags. Aber Geld kam unter die Leute! Richtig. Dasselbe Geld, das von den Leuten kam. Geldumsatz allein ist keine Wertschaffung. Was sagte der Kaiser? „Lasset Prunk und Pomp — sorget für's Kind!" Das ist ein schöpferisches Wort. Die für's Kind ausgegebenen Millionen arrangieren einen Festzug, nein, einen Siegeszug in die ferne Zukunft hinein. Wir wünschen einen Wohlstand, der fruchtbar ist, und ein Völkerglück, das länger währt als dreieinhalb Stunden.

Doch, ich treib's ja da wie der alte Steffel in Wien. Der hub auch an zu brummen beim Festzug, und doch war's ihm lustig darüber, was seine Wiener alles können!

Dort, wo die Save und die Sann zusammenfließen, in der Engschlucht, zwischen steilen, waldigen Gebirgen, in wahrer Naturwildnis, steht ein Bahnhof, der nach drei Seiten Eisenbahnzüge ausschickt: Nach Wien, nach dem Adriatischen Meere und nach Kroatien. Auf letzteren setzte ich mich und war begierig, wie wir der atembeklemmenden Engschlucht von Steinbrück entkommen würden. Nichts einfacher als das. Wenige Minuten Fahrt der Save abwärts und die Schlucht wird zum Tale, in welchem auf grünen Fluren zwischen Fluß und Waldbergen kleine Ortschaften liegen und einzelnstehende Landhäuser. Die Save hat ihre grauen Frühjahrshochfluten; Gletscherwasser vom Triglav ist dabei; der Zlatorog schwimmt mit und hebt bisweilen sein märchenhaftes Haupt aus den Wogen. Der Fluß wird ruhig und breit, die deutschen Ortschaften Lichtenwald, Reichenburg, Rann liegen da; ein letzter Bergwall schiebt sich aus Krain vor und das Tal weitet sich zur Ebene. Kroatien.

Schon vorher, in Gurkfeld, als ein stattlicher Herr Anstalt machte, aus dem Zug zu steigen, sah ich zu den Fenstern hinaus: „Hier herum muß ja das Schloß Thurn am Hart liegen?" „Interessieren Sie sich dafür?" fragte der Aussteigende. „Gewiß. Es ist ja die Heimstätte unseres Dichters Anastasius Grün." Er: „Jawohl. Es ist auch sein Mausoleum dort. Das Schloß liegt hier hinter diesem Berge, man kann es gerade nicht sehen. Ich bin der Besitzer. Ich empfehle mich Ihnen." Damit war er fort. Ärgerlich. Wie hätte das ein gutes Sprechen gegeben. So mußte ich mich begnügen, die weltferne Gegend still für mich zu betrachten, die der Dichter so lieb gehabt hat.

Von Steinbrück nach zweistündiger Bahnfahrt in Kroatiens Hauptstadt. Agram hat mitsamt Militär über 60.000 Einwohner. Seit dem großen Erdbeben 1880 hat es sich verjüngt und verherrlicht. Bei vortrefflicher elektrischer Beleuchtung boten des Abends einzelne Straßen

Heimgärtners Tagebuch.

Szene im Bauernwirtshaus. Zwei Bauern streiten miteinander. Der eine, halb betrunken, schlägt mit der Faust auf den Tisch: „Wia's is, so is s! Ih sog, wos ih sog! Wo ih mittua, do tua ih mit! Ollemol! Oba do nit! Wan ih sog na, so is s na! Prozeß is Prozeß! Do sog ih nit so oder so, damits nit nochha hoaßt, ih hätt so oder so gsogg!"

Der andere lacht: „Oba, du host jo grod zwoamol so oder so gsogg!"

„Ih? Ih hon nia so oder so gsogg! Nia!"

„Hiaz host as s drittemol gsogg."

„Holt die Pappn!" schreit der erste und versetzt dem andern eine Ohrfeige.

Der andere schlägt nicht zurück, sondern sagt ganz gelassen: „So, Wastl, hiaz konnst fünf Guldn Strof zohln oder an Tag sitzn."

Der Wastl lacht. „Jo? Na olsdan! Hiaz hon ihs leicht. Hiaz konn ih mit Haus Östreich mochn, wos ih will. Kon gebn oder kon nehma."

„Wia so?" frogg der ondri.

„Ih hon jo d Wohl. Ih zohl fünf Guldn oder ih loß mih an Tog umasunst vaköstinga. Ih wia der Norr sein und fünf Guldn zohln! Ih strof! Haus Östreich muaß gebn. Ih sitz!"

Er straft! Er sitzt! Haus Österreich, das heißt der Staat, ist selbst der Gestrafte, so oft er einen in den Arrest tut. Ein solcher Sträfling, der die Wahl hat zwischen Zahlen oder Sitzen, ist Herr der Situation. — Geben oder nehmen! Und das soll juridisch gleichwertig sein? — Man lernt was bei den besoffenen Bauern.

„Wenn Österreich in Festzügen glücklicher ist als in Feldzügen, so bedeutet das, daß es für Schönheit und Freude mehr übrig hat als für Zerstörung und Jammer." Der Jubiläums-Festzug in Wien wird allen, die ihn mitangesehen, unvergeßlich bleiben. Das ist etwas, und zwar eine Phrase. Es ist ziemlich alles, was von den glänzenden drei Stunden zurückblieb. Von den fünf Millionen, die der Festzug gekostet haben soll, hätte freilich mehr als ein Eintagskunstwerk geschaffen werden können. Es hätte damit der Kunst von ganz Österreich auf die Beine geholfen werden können, es hätte etwas Unsterbliches werden können. „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze, denn seine Kunst hat

wo man sie als Marktler sieht, einen malerischen Schmuck. Höchst angenehm auffällt in dieser Stadt die große Reinlichkeit an Straßen und Plätzen, an Häusern und Menschen. „Der Mensch ist kein Krowot!" sagen die Wiener. Aber der Kroat ist ein Mensch! Und zwar ein Kulturmensch.

Von der Höhe zurückgekehrt. Frühstück in einem guten, heimlichen Kaffeehause nach Wiener Art, dann wieder auf den Bahnhof und zurück gegen Steinbrück. Ich pflege solche Bilder, die — so flüchtig sie sind — doch im Gedächtnisse haften bleiben, nicht mit vielen Einzelheiten zu komplizieren. So steht Agram einfach und lieblich in meinem Kopfe.

Las ich da nicht in der Zeitung, weshalb die Fremden nicht nach Steiermark kommen wollen? Weil wir keine internationalen Hotels und kein Table d'hote hätten! — Ich weiß auch anderes. Auf Reisen hört man im Wagenabteil von Mitreisenden manches Gespräch. — „Ich gehe dies Jahr wieder nach Tirol". „Und Steiermark?" „Mein Gott, welch schönes Land! Man ist auch dort überall gut aufgehoben. Gute Gasthöfe nach altem Schlag, wo der Wirt, die Wirtin, sich noch persönlich um den Gast kümmern. Man fühlt sich daheim. Man speist gewöhnlich nach der Karte; die Auswahl der Speisen ist oft größer als in den internationalen Hotels und man läßt sich geben oder kochen nach Belieben. Zu jeder Tageszeit. Das ist sehr angenehm. Preise civile." — Vor kurzem hörte ich auf der Strecke Nürnberg-München so sprechen. Darauf sagte ein anderer: „Ja, warum gehen Sie denn nicht nach Steiermark?" — „Weil es mir dahin zu weit ist. Übrigens findet man auch in Tirol jenes noch mehr patriarchalische Hotelwesen, das in der Schweiz z. B. leider total verloren gegangen ist." — Ähnliche Gespräche sind oft zu hören. Daß man aber Steiermark meide, weil es keine Riesenhotels und kein Table d'hote hätte? Es mag's jawohl einmal einer sagen, aber ich hab's noch nie gehört. Wissen nicht auch die komfortfrohen Ungarn etwas von internationalen Hotels und Table d'hote? Und sie kommen doch nach Steiermark. Einfach, weil es ihnen das am leichtesten erreichbare Alpenland ist. Das Schicksal unseres Fremdenverkehrs ist ein geographisches. Da kann mit guten, bequemen und billigen Zugsverbindungen nachgeholfen werden. Indes Steiermarks Naturschönheiten sind weniger grotesk als gefällig, weniger für Durchziehende, Flüchtigschauende geeignet, als für solche, die längeren Aufenthalt hier nehmen. Man wird Steiermark noch finden. Das wird man, bis die Mode vom wüsten Hochgebirge abläßt und der Mensch sich jenen Gegenden zuwendet, die anmutigen Naturgenuß bieten. Felsen und Gletschern wird man leicht überdrüssig; Wald

und Plätze, besonders der Jelachichplatz, einen großstädtischen Eindruck. Auf genanntem Platze steht das Reiterdenkmal des Generals Jelachich; der Reiter stürmt mit gezücktem Säbel gegen die Richtung von Wien hin, wo er im Oktober 1848 die Revolution zu bändigen gesucht hat. Aber das Pferd rührt sich nicht vom Fleck. Wien? was hilft das! mag es sich denken. Da hätten wir viel zu tun. Heutzutage ist in der ganzen Welt Revolution.

Im Grand Hotel hat mich der Portier streng ins Gebet genommen. Fremdenzettel ausfüllen. Da ich die kroatische Vorschrift nicht lesen konnte, so kommentierte er: „Geehrten Namen!" Ich schrieb. — „Beschäftigung!" Ich zögerte und schrieb. Hätte eigentlich schreiben können: Beschäftigungslos. — „Woher?" Ich schrieb. — „Wann und wo geboren?" — „Ah, das wird nit not sein." — „Bitte, ist bei uns sehr strenge!" Also schrieb ich's auf. — „Weshalb kommen Sie nach Agram? Ich meine, was haben Sie hier zu schaffen?" — „Herr, das könnte ich Ihnen wirklich nicht sagen. Mir fiel es eben ein, einmal nach Agram zu fahren." — „Also Ausflug!" Ich schrieb: Ausflug. Und das Verhör war vorüber.

Die Buchhändlerauslagen zu Agram sind gefüllt mit Büchern in kroatischer Sprache, doch gestehen die Buchhändler gerne zu, daß die gehaltvollsten Werke — Übersetzungen sind. Alle Aufschriften und Schilder kroatisch. Und jeder, den ich anredete, ob alt oder jung, antwortete mir deutsch und freundlich. Und zwar in einem guten, gefälligen Deutsch. Wieder der Unterschied zwischen Schrift und Leben. Ich glaube manchmal, wenn man aus der Sprachenfrage nicht immer eine so große politische Affäre machte, wenn man die Leute unangefochten schreiben und sprechen ließe, wie sie wollen — es ginge friedlicher ab. Man würde mit der Sprache nicht mehr demonstrieren können und jeder Gebildete würde sich außer seiner Muttersprache die aneignen, mit der man am besten durch die Welt kommt und in der die größten literarischen Schätze liegen.

Am nächsten Frühmorgen Aufstieg aufs Hochplateau, wo die Oberstadt liegt und wo man, besonders von einem Türmlein aus, einen guten Rundblick über Agram und die Umgebung hat. Im Norden eine Mittelgebirgsgruppe, ganz bestanden von Eichen- und Buchenwald. An ihrem Fuße liegt die lang und schmal hingestreckte Stadt mit ihren Türmen und Kuppeln. Viele der öffentlichen Gebäude sind wahre Prachtbauten. Im Westen ferne Gebirgszüge von Steiermark und Krain, im Süden ein kroatischer Bergwall und dann die unabsehbare Ebene bis hin an die Grenze von Bosnien. Fruchtbares, kroatisches Land. Und die kroatischen Landleute in ihrer weißen, mit bunten Stickereien besetzten, fast türkisch anmutenden Tracht — sie geben den Plätzen und Gassen,

erzielen. Wir sehen, wie sie Sophistik treibt, mit der alles beliebig bejaht oder verneint werden kann. Wir erfahren, wie sie im Beichtstuhl unbotmäßig in Familienverhältnisse eingreift und die Gewissen verwirrt. Wir nehmen wahr, daß sie bei ihren Anhängern weniger auf inneren Glauben sieht als auf äußeres Bekenntnis. Wir hören ihre Predigten, in denen sie sich immer nur selbst lobt, alle anderen Richtungen schmäht, Feindseligkeit gegen Andersgläubige aufweckt. — Zeitweise leugnet sie diese Dinge und stellt sich als die Verfolgte hin, die nur den heiligen Glauben verteidigen will. Ich bin auch überzeugt, daß viele der Priester im Herzensgrunde nicht damit einverstanden sind; und wieder andere, die in bester Absicht begeistert mittun, ohne zu ahnen, was sie anstellen, wie abstoßend ein solches Gebaren auf denkende Menschen wirkt, und wie sie es uns geradezu unmöglich machen, diese Kirche zu lieben oder sie auch nur anzuerkennen. Man gibt ja zu, daß sie provoziert wird. Aber sie provoziert auch und ihre Provokation ist eine seit jeher organisierte, permanente. Wie wäre es denn sonst möglich, daß der größte Teil der Gebildeten, darunter so viele gescheite und gewissenhafte Menschen, diese Kirche bekämpfen! Daß sich überall Wehr- und Schutzvereine gegen sie bilden, ja daß sogar ganze Völker und Staaten ihre Feinde werden! Soll denn das nur aus Bosheit und Laune geschehen? Wahrlich, dieser Kampf kostet den Völkern Herzblut genug, er würde gewiß nicht geführt werden, wenn er nicht eine absolute Notwendigkeit wäre.

Somit sind einige Merkmale angedeutet dieser Kirche, die mir in der Seele zuwider ist.

Hingegen habe ich eine andere katholische Kirche, die wohl an vielen Orten, vorwiegend aber auf dem Lande und in entlegenen Dörfern vorkommt. Die ist so: Sie kümmert sich nicht viel um den großen Weltgang und läßt kirchliche Dinge, die in die Politik schneiden oder die Seelen verwirren könnten, schön im Hintergrunde stehen. Sie lehrt in den Schulen Religion mit Hervorkehrung des Evangeliums. Sie hält der gläubigen Gemeinde, und hier ist die noch gläubig, schlicht und fromm den Gottesdienst, spendet tröstend die Sakramente, begeht in Ehrfurcht zum Gedächtnis des Leidens und Sterbens Jesu Christi das Meßopfer. Sie schimpft in der Predigt nicht auf andere Glaubensbekenntnisse, sie redet weniger vom Papst als von Gott, sie spricht weniger vom Glauben als von der Liebe. Streng eingehend und eindringlich führt sie die Sittenlehre vor, predigt Buße, Ergebung in den göttlichen Willen und hebt die Seelen aus irdischem Trachten und Schmachten in ein höheres Bereich. In herzendurchglühender Innigkeit entzündet sie die Verehrung Mariens und mildert so die Härte der Menschen. Auch diese Kirche steigt herab in die Welt, aber nur um zu trösten, aufzurichten und dann in ihren kirchlichen Darstellungen und Begängnissen den armen

und grüne Alm wird uns von Tag zu Tag lieber. Und für den Festtagsbedarf des Hochtouristen hat hinter den grünen Bergen immerhin auch die Steiermark genug Stein und Eis. — Was unser Gasthofwesen anbelangt, so ist dasselbe, besonders auf dem Lande, freilich sehr der Verbesserung bedürftig; es mag auch patriarchalisch an der Wirtstafel gespeist werden, aber man braucht doch nicht gleich uniforme Fremdenkasernen zu bauen mit den bekannten Abfütterungsanstalten. Der echte steirische Wirt wird kaum so leicht zu haben sein, seine angestammten Sitten aufzugeben, um schlechthin Fremdendiener zu werden. Und der Reisende, dächte ich, müßte auch froh sein, anstatt der internationalen Schnur dort und da noch trauliche Eigentümlichkeiten zu finden. Immer vorausgesetzt, daß sie in ihrer Art gut sind.

Auf unserer Tramway pflegt man dem Kondukteur ein Zweihellerstück als Trinkgeld zu geben. Beim Kartengeschäft wechselte mir eines Tages der Kondukteur eine Krone, ich gab ihm das Trinkgeld „Bitte!" sagte er und gab mir's zurück. Ich hatte ihm in der Eile irrtümlich anstatt des Zweihellerstückes ein Zehnhellerstück gereicht. Das glaubte er anständigerweise nicht behalten zu dürfen. Hätte jeder so geglaubt? — Ich habe über solche Merkmale von vornehmer Redlichkeit immer eine herzliche Freude.

In dieser Zeit religiöser Erregung wird man täglich veranlaßt, wenn nicht gar moralisch gezwungen, zu religiösen und kirchlichen Fragen Stellung zu nehmen. Es vergeht kein Monat, ohne daß eine Art Gretchenfrage an mich gestellt wird: Und wie hältst du es mit der katholischen Kirche? Man scheint also aus meinem schon so oft ausgesprochenen Bekenntnisse nicht klug geworden zu sein. Die Sache ist ja nicht einfach, denn für mich gibt es gleichsam zwei katholische Kirchen. Eine, die mir zuwider ist und eine, die ich liebe.

Die eine nimmt man besonders in den Städten wahr und ich will es aufrichtig und ohne alle Übertreibung sagen, wie ich und unzählige ruhig denkende Menschen diese Kirche empfinden. Sie tut, als bilde sie im Staate für sich einen weltlichen Staat, der die Völker beherrschen, doch aber den eigentlichen Staat verantwortlich sein und für sie sorgen lassen will. Wir sehen, daß sie politische Vereine organisiert, politische Zeitungen herausgibt, Parteiversammlungen abhält, mit fanatischen Schriften das Volk überschwemmt und es unter Umständen aufhetzen will zu Gewalttätigkeiten. Wir sehen, wie sie alle Schulen leiten will, alle wissenschaftlichen Forschungen verdammt, die mit kirchlicher Offenbarung nicht übereinstimmen. Wir sehen, wie sie sich in alle möglichen Welthändel mischt, aber nicht, um apostolisch zu schlichten, sondern um für sich weltliche Vorteile zu

gewesen sei. Am Pfingstmontag 1828 kauerte auf einem Platze in Nürnberg ein halberwachsener Bursche, in der Hand ein Schreiben, daß er unbekannter Eltern Kind, von der bayerischen Grenze käme, auf den Namen Kaspar Hauser getauft sei und von seinem bisherigen Pflegevater armutshalber nicht weiter ernährt werden könne. Der junge Mensch konnte nicht gehen, nicht stehen, nicht sprechen, kein Licht, keinen Lärm vertragen, war mehr Tier als Mensch, doch überaus gutmütig. Nach allem, was man aus seinem Stammeln vernahm, war zu vermuten, daß er zeitlebens an einem engen, dunklen Ort gefangengehalten worden war, aus irgendeinem geheimnisvollen Grunde. Die Stadt Nürnberg nahm ihn auf, ließ ihn verpflegen und erziehen. Außerordentliche Gaben regten sich in dem jungen Kaspar, ein unerhörtes Gedächtnis wurde wach, ein riesiger Lerneifer, und seine Sinne waren fast übernatürlich gesteigert, besonders das Auge; er konnte im nächtlichen Dunkel lesen. Er empfand in sich besondere magische Kräfte. Aber diese aufs höchste gespannten Sinne währten nur wenige Jahre, dann sanken sie unter das Normale herab. Alle Welt interessierte sich für Kaspar Hauser, von weit und breit kamen die Leute herbei, um das Weltwunder von Nürnberg zu sehen. Er begann seine Lebensgeschichte zu schreiben. Die Mutmaßungen über seine Herkunft stiegen ins Abenteuerliche. Sie steigerten sich noch, als eines Tages von einem Unbekannten an Kaspar ein Mordversuch gemacht wurde, der glücklich mißlang. Kaspar wird geschildert als ein überaus sympathischer, reiner, dankbarer Mensch voll Güte und unbeschreiblicher Liebenswürdigkeit. — Seltsam ist folgendes: Nürnberg hatte den mit großer Vernunft begabten, von höchster Empfänglichkeit und Lebensfreude beseelten Burschen auf ein Gymnasium gegeben, wo er Latein und Griechisch lernen mußte. Das zweitemal im Kerker! So empfand er diese Zeit. Er klagte oft, daß man ihn so mit Dingen peinige, die er sein Lebtag nicht brauche, besonders mit fremden Sprachen. Der Professor antwortete: Man könne unmöglich die deutsche Sprache gut lernen, wenn man vorher nicht die lateinische gelernt habe. Da antwortete Kaspar: Haben denn auch die Römer deutsch lernen müssen, ehe sie ihr Latein sprechen konnten? Um diese Zeit nun war es, daß die Fähigkeiten Kaspars rasch niedergingen und sein ein paar Jahre so lebhaft leuchtender Geist fast wieder verlöschen wollte. Seit dem Mordversuche lebte der arme Mensch in fortwährender Angst, von „jenem Manne“, der ihn einst im Dunklen gefangengehalten, doch noch getötet zu werden; er wurde stets von zwei Soldaten bewacht. Fortwährend schrieb er an seiner Lebensgeschichte, was den hinter ihm lauernden unbekannten Mächten wohl immer noch mehr um ihr Geheimnis bange machen mochte. Eines Tages, im Winter 1833, kam Kaspar bei heftigem Schneegestöber aus dem Garten zurück, mit einer Stichwunde in der

Landleuten etwas von der Kunst zu geben, die sie sonst ganz entbehren müßten. — Ich kann die Erhabenheit und Schönheit dieser Kirche nicht genug rühmen. Ich kann die Priester, die ihr in diesem Sinne dienen, nicht genug preisen. Das ist die Kirche meiner Vorfahren, meiner Kindheit und Jugend. Ich liebe sie und ihr gehöre ich an.

Kein vernünftiger Mensch wird diese Kirche anfechten, während die erstbezeichnete aller Welt zum Ärgernisse ist.

Das glaube ich, wird doch genügen, um klar zu machen, wie ich es mit der katholischen Kirche halte.

Was ich früher von reinerer Christlichkeit der Kirche auf dem Lande, in den Dörfern, gesagt habe, ist auch kaum mehr wahr. Ich habe vor kurzem wieder einmal ein paar Dorfpredigten gehört. Da war nur die Rede von der Unfehlbarkeit der Kirche, von der Erhabenheit der Priester, von der Niedertracht ihrer Feinde. Alles in leidenschaftlicher Gehässigkeit. Nicht *ein* Wort christlicher Sittenlehre, nicht *ein* großer Gott- und Ewigkeitgedanke! Lauter klerikale Leitartikel gewöhnlichster Sorte. Man kommt immer wieder mit Vertrauen und wird — hinausgeekelt. Und ist von kirchlichen Anwandlungen wieder geheilt für lange Zeit. Zu bedauern jeder, der auf *solche* Art von Erbauung angewiesen ist. — Nein, ihr Herren, ihr dürft euch wohl nicht wundern, wenn die Zahl eurer Feinde von Tag zu Tag wächst.

Was die Erde mir geliehen,
Fordert sie jetzt schon zurück.
Naht sich, mir vom Leib zu ziehen
Sanft entwindend Stück für Stück.
Um so mehr, als ich gelitten,
Um so schöner ward die Welt.
Seltsam, daß, was ich erstritten,
Sachte aus der Hand mir fällt!
Um so leichter als ich werde,
Um so schwerer trag' ich mich.
Kannst du mich, du reiche Erde,
Nicht entbehren? frag' ich dich. —
„Nein, ich kann dich nicht entbehren,
Muß aus dir ein' andern bauen,
Muß' mit dir ein' andern nähren.
Soll sich auch die Welt anschauen.
Doch getröste dich in Ruh',
Auch der andre, der bist du!"

Anselm Feuerbachs Lebensbeschreibung von *Kaspar Hauser* (Deutsche Bücherei) gelesen, die seit meiner Jugend mir nahezu aus dem Gedächtnisse geschwunden war. Dieses Findelkindes einzig-artiges, ungeheuerliches Geschick muß jeden packen und mit schwerster Wehmut erfüllen, auch wenn er nicht an die Vermutungen denkt, daß Kaspar ein geborener Großherzog von Baden oder gar ein Sohn Napoleons

kracht und schleudert seine Brüche von sich. Nach ein paar Minuten werden die Schüsse seltener und endlich verstummen sie. Totenstille, wie nach einer mörderischen Schlacht. Man meint schon, die Knappen sollten wieder an ihre Arbeit gehen. Da, in nächster Nähe ein dumpfer Knall und eine ganze Wand stürzt zusammen. Großer Sieg. — Solche Schlachten zwischen dem Menschen- und dem Gnomenreiche finden täglich viermal statt und die riesige Erzburg wird schmäler von Jahr zu Jahr. Aber für die nächsten tausend Jahre — sagen die Gelehrten — wird's noch langen. Das Eisen im steirischen Blut, hoffe ich, wird länger aushalten.

Das Eisen aus den Erzen,
Der Wein aus den Reben,
Das Blut aus dem Herzen
Gibt steirisches Leben.

Man kann nach der Station Präbichel auf dem „Hund“ zurückfahren; aber darauf will ich nicht kommen. Im stillen Bergabendfrieden schlenderte ich den Weg zurück und über den Baumwipfeln her grüßten mich die sonnengoldigen Felshäupter.

„Kaiser Franz Josef regiert nun im achtzehnten Jahre. Und nach zweiundvierzig Jahren wird er noch regieren in Österreich. Und dann werden die deutschen Könige und Fürsten nach Wien kommen, sich um seinen Thron scharen und ihn ehrfurchtsvoll begrüßen, unter der Führung des deutschen Kaisers.“ — Wenn so etwa zu Beginn des Jahres Eintausendachthundertsechsundsechzig ein Dichterprophet gesprochen hätte, so würde man es nicht bloß für unglaublich, sondern einfach für unverständlich gefunden haben. Und heute sehen wir mit heiligem Erstaunen, wie großzügig die Weltgeschichte dichtet. Diese Fürstenhuldigung in Schönbrunn ist ein beispielloser Sieg unseres Kaisers und ein stolzes Erlebnis für uns Deutsche in Österreich.

Ah! Die armselige, liebe, göttliche Brut will sich doch verjüngen! Bisher war es so, daß man sein Erbarmen, seine Wohltat am liebsten alten, krüppelhaften Leuten zugewendet hat. Das kam daher, weil die Alten und Presthaften so traurig anzusehen waren, weil es zumeist längstbekannte, traute Menschen, die schon was gewesen waren, was geleistet hatten; dann aber auch, weil jeder sein eigenes Alter vor sich sah und vor Krankheit selbst nicht sicher war. — Allmählich nahm der soziale Gemeinsinn einen anderen Lauf. Freilich dürfen wir auch jetzt die Siechen und Alten nicht verlassen, wie es wilde Völker taten und moderne Philo-

Brust. Daran ist er gestorben. Sein Tod ist geheimnisvoll geblieben wie seine Geburt — bis heute.

Es sind auch Stimmen laut geworden, Kaspar Hauser sei ein abgefeimter Schwindler gewesen, der sich durch seine Verstellungskünste eine angenehme Existenz und Aufsehen erschleichen wollte. Der erste Mordanfall sei von ihm selbst fingiert gewesen, der zweite hätte auch nur fingiert sein sollen, wäre aber zu tief geraten. — Schade, daß Feuerbach mit seiner schönen Auffassung darüber nicht das letzte Wort sprechen konnte.

Vom Präbichel bis zum Berghaus führt ein Weg, wie ihn kein anderes Alpenland hat. Nicht seiner Naturschönheiten wegen, obschon solche uns auf der anderthalbstündigen Wanderung in großen Zügen umgaukeln. Der Weg führt zum steirischen Schatzkästlein, wie kein anderes Land der Alpen es besitzt. Der Erzberg. An dieser uns zugekehrten Seite hat er noch grünes Gewand an und nur noch wenige rote Wunden. Aber am Kopfe blutet er schon stark und das Kreuz, das Erzherzog Johann auf dem Scheitel aufstellen ließ, hat fallen müssen. „Heutzutage richtet man mit Eisen mehr aus, als mit dem Herrgott!“ Zwei Eisenbahnen fördern ununterbrochen Erz über den Präbichelpaß. Eine davon, tief unterhalb unserer Straße, geht mitten in den Erzberg. Das muß ein Fressen gewesen sein für die Eisenbahner! Dieses Tunnelbauen eine reine Schatzgräberarbeit. Aber man sagt, gar so viel Erz hätte man in den Tiefen nicht gefunden. Die Knappen werden sich wohl immer mehr an die Oberfläche halten müssen. Eine Stunde lang saß ich auf dem Söller des Berghauses nnd schaute in die Alpenwelt. Sind wir nicht 1400 Meter hoch? Da sieht man den Felsenmajestäten am besten auf die Brust. Hinter uns der braune Reichenstein, der Lawinenschleuderer. Dort der hochgetragene Kaiserschild, an welchem schon Kaiser Max I. Gemsen gejagt haben soll. Dort der mächtig aufstrebende Geistliche-Herrstein, von den Freimaurern auch Pfaffenstein genannt. So stehen ihrer noch viele in der Runde. Und neben uns, unter uns und über uns die roten Terrassen des Erzberges, an welchem Tausende von Knappen den Sprengstoff in die Löcher bohren. Das tickt und tickt, wie in einem Uhrenladen ringsum. Plötzlich ein Glockenzeichen — da wird es still. Fast feierliche Erwartung. Es fällt irgendwo ein Schuß. Er verhallt. Anderswo ein zweiter Schuß. Erschreckte Vögel flattern über unser Berghaus. Ein dumpfer Schuß da oben. Ein schmetternder Schuß in nächster Nähe. Vier — sechs — zehn Schüsse durcheinander, fern und nah. Allerorts, im Gewände und auf Fletzen knallen die Kanonen. In allen Terrassen weht Rauch auf, springen Steine, Erz und Schutt auf, der ganze Berg ist lebendig und

anderen Bezirken unseres Landes entstehen neue Kinderschutzvereine. Man sieht's ein, wo der Hebel anzusetzen ist für eine gute Zukunft. Noch so viel Gemeinnütziges mag geschehen, wenn der Jugend nicht genügende Sorgfalt zugewendet wird, so ist alles umsonst. — Doch wie bei allem, so ist auch dieses Werk nur dann gesegnet, wenn es aus dem Herzen kommt und den Menschen zuliebe getan wird.

Den Bestrebungen zur Fürsorge für Schwachsinnige gewidmet:

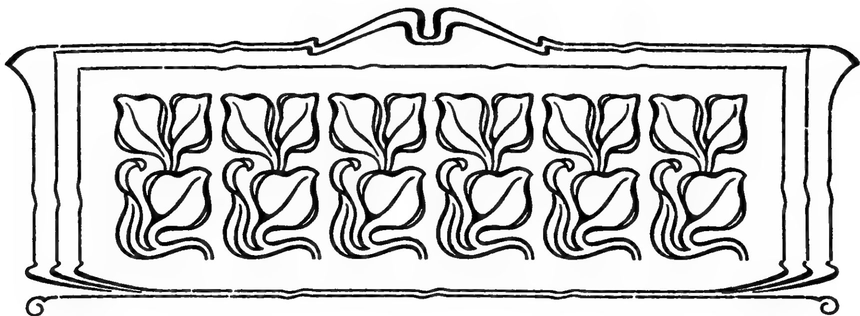
Auf dem Wege zum Licht lasset keinen zurück,
Führet jeden mit euch, der vergessen vom Glück,
Dem die Ampel verlosch, dem die Glut nie gebrannt,
Das Kind, das den leitenden Stern nie gekannt:
Sie taumeln in Nacht und Verlassenheit. —
Ihr begnadeten Pilger der Ewigkeit,
Führt alle mit euch in Liebe und Pflicht,
Lasset keinen zurück auf dem Wege zum Licht.

Die Gelehrten fangen mit mir an, öffentlich zu polemisieren, als ob ich ein — Gelehrter wäre. In meinem Mai-Tagebuche habe ich verschiedene Meinungen über den steirischen Ausdruck „Keuschen“ angemerkt; darunter auch die meinige, daß „Keuschen“ von Gehäuschen herkommen dürfte. Dagegen meldete sich öffentlich ein angesehener Gelehrter, der will mir's nicht gelten lassen. Er sagt, das Diminutiv von Haus laute in der ganzen deutschen Sprache nie und nirgends „G'häusel“, so könne man auch kein „Keuschl“ draus machen. Er sagt, daß das germanische hûs durch das Slawische gegangen und als „Gaische“ wieder heimgekehrt sei. Mag ja sein. Wäre nur auch der weite Weg dieser Umwandlung von hûs zur Gaiche beschrieben. Mir scheint schon das Nächstliegende verständlicher. In unserem Volke kann man oft hören, daß für Umhüllung, Einschachtelung, Kapsel u. s. w. das Wort „G'häuß“ gebraucht wird; allerdings mit scharfem ß. In meiner Kindheit reckte ich mir fast den Hals ab und kegelte mir die Augen aus, wenn der Nachbar Thomerl mit seiner Sackuhr kam und das „G'häuß“ aufmachte, das Schildkrötengehäuse mit dem silbernen Rietenkranze, so daß man das güldene Uhrwerk sah. So brauche ich seit vierzig Jahren das Wort Gehäuse und die kritischesten Schulmeister, die sonst meine Sprachbildung an allen Ecken und Enden unzulänglich, weil nicht schulgemäß fanden, sind daran gnädig vorübergegangen. Trotzdem, das gebe ich gerne zu, kann mein G'häuß, G'häusel und Keuschel falsch sein und es ist immer gut, wenn auch der Unwissende seine Meinung sagt, damit sie berichtigt werden kann.

Übrigens mag man sich in solchen Sachen weder aufs Volk noch auf die Gelehrten recht verlassen. Und auf sich selber natürlich

sophen wiedergetan wissen wollen. Aber das sagt man jetzt: Sieche, krüppelhafte Leute könne man kaum oder gar nicht mehr frisch und gesund machen, aber noch Gesunde solle man gesund zu erhalten trachten. Alte Leute könne man nicht mehr jung machen, aber bei jungen Leuten lasse sich Kraft vermehren, Gemüt lenken, Vernunft klären — die Welt verjüngen. Bei der Jugend vor allem müsse der Altruismus einsetzen. Man entdeckte das Kind, man interessierte sich für das Kind, man sprach von einem Jahrhundert des Kindes. Aber die Richtung war noch eine halb unbewußte, die Kindesfürsorge eine vielfach unzweckmäßige, unzulängliche; alles so nebenbei, kleinlich und selbstgefällig. Almosen! Man kam darüber nicht hinaus. Mittlerweile, bei der sich unheimlich steigernden Bevölkerung, wurde die Sorge um verwahrloste Kinder von Jahr zu Jahr schreiender; üppig wuchert eine kulturgefährliche Kinderwildnis auf. Da erinnerte — um Festhuldigung nach einer fruchtbaren Richtung hinzulenken — ein ehrwürdiger Monarch die Menschen an das Kind. Kinderschutz! Kinderfürsorge! Und zwar im großen. Nicht mehr einzelne beliebige Gaben und Leistungen je nach Gelegenheit und Laune. Nein, systematisch angepackt, ins Große organisiert, eine allgemeine völkliche, staatliche Angelegenheit, so ernst und zwingend, als ob es sich um den Kampf gegen eine Seuche, gegen eine Hungersnot, gegen einen Erbfeind handelte. Eine allgemeine Mobilisierung des Gattungsbewußtseins, der Mencheneinheit, der Zukunftszuversicht: Rettung des Kindes. Vor allem das arme Kind, das elternlose, verkommende; dem müssen unbedingt die Mitkel zum Leben, zur gesunden Entwicklung gesichert sein. Dann das Kind überhaupt, jedes — es muß sittlich und geistig rationell ausgestaltet werden, daß es in sich so glücklich als möglich werde und daß es sich nützlich in die Menschengesellschaft einreihe. Mit solcher Kindesfürsorge bewahrt sich der Staat vor seinen gefährlichsten Feinden, gesellt sich das Volk eine ungeahnte Zahl tüchtiger Volksgenossen bei. Und schon wirtschaftlich ist die Sache so wichtig, daß sich — lachend gesagt — große Aktiengesellschaften bilden sollten zur Fürsorge, zur Erziehung der Millionen Kinder, die heute herrenlos untergehen oder Verbrecher werden. Das größte Kapital ist der Mensch! wir erinnern uns noch an dieses Wort. Wohlan, so heben wir's, dieses Kapital, das auf der Straße liegt, legen wir's auf Zinsen an.

In meinem Heimatsbezirke Kindberg hat sich ein Verein „Kinderschutz und Jugendfürsorge“ gebildet. Auf dem Lande geben solche Bemühungen noch am meisten aus. Die Leute sind eher zur Mithilfe bereit, wo man die Armen persönlich kennt; dazu gibt es der Verwahrlosten noch nicht so viele, daß Wohltat nichts mehr ausrichten könnte, wie das in großen Städten zu sein scheint. Da herrscht wahre Begeisterung für den Jugendschutz und alle Stände tun mit. Auch in



Kleine Laube.

1848.

Ein Gedenken von Franz Goldhann.

Der Dichter Dr. Ludwig Goldhann, einer alten Wiener Bürgerfamilie entstammend, gehörte zu den Märzkämpfern des Jahres 1848. Er war eben daran, den juridischen Doktorgrad zu erlangen, als die Revolution ausbrach. Mächtig wurde er von der allgemeinen Bewegung fortgerissen und nahm tatkräftig für die freiheitliche Sache Partei. Als das erste zensurfreie Blatt, das Gedicht L. A. Frankls: „Die Universität“ erschien, wirkte dies auf den jungen Dichter so mächtig ein, daß er in heller Begeisterung das poetische Flugblatt „Nach dem Siege“ niederschrieb und es am 24. März veröffentlichte. Aus jenen Versen klingt sein politisches Glaubensbekenntnis.

Möge das für die heutigen Tage doppelt wertvolle Freiheitslied (gedruckt bei Karl Gerold, Wien 1848) an dieser Stelle nochmals erklingen:

Nach dem Siege.

Es geht ein großer Ruf durch alle Zeiten,
Seit sich der Mensch erkannt als gottgezeugt,
Ein heilig Wort, dem sich in allen Weiten
Der Völker Knie mit Andacht hat gebeugt —

Von finst'rer Stunde, die nur Sagen nennen,
Bis an den Tag, den diese Sonne schaut,
Vom Tropengürtel, wo die Lüfte brennen,
Bis wo der Meergott Eispaläste baut:

Die Freiheit ist's, der alle Herzen schlagen,
Ob reizend schon ein edles Dasein lacht,
Ob noch die Arme Sklavenfesseln tragen —
Ein jeder fühlt des Wortes Riesenmacht.

Und als die gold'ne Saite ward gerühret
Zu des Gesanges erstem Geisterflug,
Die Freiheit hat die Kindeshand geführet,
Die träumerisch noch in die Harfe schlug.

Das war des Menschen heilig Jugendalter,
Wo halbbewußt er seine Freiheit pries,
Ihr heilig Werkzeug war ein gold'ner Psalter
Nur Sangesflut durchzog ihr Paradies.

am wenigsten. Merkwürdig genug, daß es gerade in der Sprache die meisten Mißverständnisse gibt. Hätte es keine Sprachen gegeben, so wäre der babylonische Turm wahrscheinlich zustande gekommen, hat einmal einer gesagt, allerdings in einer — Sprache gesagt, weshalb es auch unrichtig sein kann. — Lustig ist's bei Bergnamen. Aus dem hohen Aar haben sie einen „Hochnarr" gemacht, aus dem volkstümlichen Roßbod'n bei Lienz einen „Großbohn", wie es in der Touristenkarte zu lesen steht. In Südtirol soll ein Geograph einmal einen Landmann gefragt haben: „Wie heißt jener Berg dort?" Der Landmann antwortete: „Sel waß i nit." Seitdem trägt in der Karte der Berg den schönen, aber etwas exotischen Namen Sella-Sinit. — Ob's wahr ist, sel waß i nit.

Einmal habe ich im Tagebuche sinnig sein wollen und den Namen Roßegger auf einen Mann bezogen, der mit dem Roß eggt (ackert). Wieder ernstes Kopfschütteln bei den Gelehrten und schlankweges Behaupten, der Name Roßegger könne nicht von der Egge kommen, sondern von der Ecke. Nun, ist ja auch möglich. Ich wollte mit meinem Bilde nur sagen, daß Roß-egger ein Bauernname ist.

Noch einem anderen Gelehrten paßt es nicht, daß ich einmal gesagt habe, aus der Weltgeschichte könne höchstens der Weise etwas lernen. Wenn auch die anderen daraus etwas gelernt hätten, so müßte es anders ausschauen in der Welt. — Solche Sachen stelle ich halt immer an und die Herren haben mit diesem eigenbrödlerischen Doktor der Philosophie ein rechtes Kreuz.

Aber, warum denn so feierlich, geehrte Herren Kollegen? Nehmt mich doch dort ernst, wo ich's ernst meine; und die flüchtigen, manchmal munteren Einfälle lasset sein, was sie sind. Will denn das persönliche Tagebuch ein wissenschaftliches Werk sein? Da merkt man kleine Erlebnisse, Eindrücke, fliegende Gedanken, Meinungen, Stimmungen an, wobei es weniger auf minutiöse Wissenschaftlichkeit, als auf Anregung, Festhalten von Einfällen und Vorstellungen, besonders aber auf poetische Wahrheit ankommt und wozu der Verfasser, der manchmal auch ein Freund kleiner Allotrias ist, die beliebige Form wählt. Ich glaube, man würde ein solch leichtschmunzelndes Tagebuch sogar einem Gelehrten verzeihen. Warum soll gerade der Poet eine Gebrauchsanweisung geben müssen, wie sein Tagebuch zu lesen und zu verstehen ist?

Es muß nicht bloß Tatsachen, es muß auch Gedanken geben.

Wohl in der Freiheit duft'ger Atmosphäre
Nur kann die Geistesblüte froh gedeih'n,
Doch auch das freie Herz bleibt öde Leere,
Streust du nicht früh ein edles Korn ihm ein.

Es soll, gehegt in deiner Blumenwiege,
Die Wissenschaft dein treues Herz dir weihn,
Die Kunst, solang nur schön geschminkte Lüge,
Soll nun in Östreich eine Wahrheit sein.

So rüste dich mit allen deinen Wehren,
Dir ward ja Kraft gesenkt ins tiefste Mark:
Wie deine Reben edlen Saftes gären,
So reich ist deiner Männer Geist und stark.

Wie goldumwogt sich deine Fluren breiten,
Es schmückt die Woge bunter Blütenreih'n,
So glänzt das Gold aus deiner Sänger Saiten,
Und Liebesblüten flechten hold sich d'rein. —

Die Freiheit konnte dir Ein Tag gewähren,
Das Weit're wird in Jahren nur erstrebt.
Drum rüste dich mit allen deinen Wehren,
Bis allverklärt dein Banner sich erhebt.

Mein Österreich, du Land der hohen Eichen,
So wandle denn die ruhmeshelle Bahn,
Bis Deutschlands Söhne sich die Hände reichen
Und siegreich du das Banner trägst voran!

Wohl aus jeder Zeile tönt begeisterte Stimmung für Freiheit und Recht, es spricht aber auch die Mahnung heraus, die erkämpfte Freiheit nicht an unbestimmte, unerreichbare Ziele zu vergeuden, sondern zu ernster Geistesarbeit zu verwenden.

Der Kampf um das Glück.

Von Hermann Kienzl.

Daß die Lebensführung des Philosophen seiner Lehre nicht widerspreche, ist eine bescheidene Forderung. Nietzsche geht weiter: „Der Philosoph soll ein Beispiel geben." Weisheit ist unfruchtbar, ist sie nicht angewandte Weisheit.

Der holländische Dichter van Eeden, der Schöpfer des „Kleinen Johannes", hat viele Jahre seines Lebens, einen großen Teil seiner Kraft und sein ganzes Vermögen geopfert, um durch die Tat zur Lösung des sozialen Problems, als das auch er das wirtschaftliche Problem erkennt, sein Scherflein beizutragen. Er hat seine Zeit und seine Arbeitskraft der Kunst entzogen, das heißt derjenigen Arbeit, für die er sich in seiner tiefsten Natur geeignet fühlte. Es war ein kostbares Opfer. Wenige sind im Besitze der Schätze, die er hingab. Die Dichtungen, die van Eeden hervorbrachte, drängen die Frage auf, ob er in den ungeborenen Kindern nicht unersetzliche Werke zerstörte. Aber diese Frage ist trotz ihres Gewichtes nicht entscheidend. Und hätte der Stifter der kommunistischen Kolonie von Bussum seine Schätze auch nur einer Utopie geopfert, eines steht doch über allem Zweifel und wiegt schwerer als alles: ein von den Gnaden des Geistes Bevorzugter, ein Besitzender hat in höchster Selbst-

Doch Ruhe nicht, nicht sanfte Friedenslieder
Sind der aus Gott Gebornen glücklich Teil:
Im Kampfe finden wir den Ird'schen wieder,
Und in des Schwertes Kraft ruht nun sein Heil.

Da fließen andre Wellen! ernst're Weisen
Durchzittern klagend die bewegte Luft,
Und auf dem Feld, das Raben wild umkreisen,
Baut sich der Kerker unermess'ne Gruft.

O Sklaverei, du nächtig Irrgewinde,
Wo zeitlich ward ein ewig Licht getrübt
Du bist des Menschen Fluch, ja bist die Sünde,
Die an sich selbst der Törichte geübt!

Und mit der Sünde muß die Macht des Guten,
So lang ein Geist noch lebt, den Kampf besteh'n,
Drum seh'n wir am Schaffote Riego bluten,
Und kämpfend muß Polonia untergeh'n!

Doch wie in der Gestirne ew'gen Ringen,
Sich ewig neuernd, ewig Welten zieh'n,
Und aus dem Staub von Welten, die vergingen,
Nach kurzem Kampf die neuen hell erglüh'n:

So muß zuletzt die starre Fessel springen,
Es stürzen ächzend die Bastillen ein,
Und soll das letzte Lied zum Himmel klingen,
Ein freies Herz wird seine Heimat sein!

Auch du mein Österreich, Land der edlen Herzen,
Die lang verkannt im Busen still geruht,
Auch du wirst bald die lange Nacht verschmerzen:
Dein Morgenrot wird nicht gemalt aus Blut!

Mein Österreich, du Mutter stolzer Eichen,
Wie groß schuf dich ein einz'ger schöner Tag!
Was tausend Schlachten nicht dem Fremdling reichen,
Du hast's erkämpft mit einem kühnen Schlag.

Doch mahnen laß dich mit gewognem Worte,
Daß nicht den Sinn dir knechte neuer Wahn:
Es ist die Freiheit nur die off'ne Pforte,
Durch die das Gute soll dem Geiste nah'n.

Die Freiheit ist das Höchste nicht auf Erden:
Es lebt ein Gott, der sich als höher weist —
Soll nicht der Tempel dir zum Götzen werden,
So schaffe kühn und nähre deinen Geist.

Blind ist das Aug', wenn nicht in Lichtesstrahlen,
Die schöne Welt es freundlich lachen sieht,
Und dir ins Herz wird sich die Rose malen,
Die schmelzumhaucht im Frühlingsscheine glüht.

Doch nimm nun alles, was Gestalt und Leben
Dem Blicke beut, des Daseins lieblich Kind,
Denk' eine Lichteswüste dich umweben,
Formlos und weit, bist du nun minder blind?

nisten, die den Privatbesitz verdammen, einen Unsinn und eine Heillosigkeit lehren und daß, wie alle Dogmen, die uns beim Kragen packen, die kommunistischen Forderungen der Altchristen nach freiwilliger Armut, die Forderungen der Evangelien und des heiligen Franziskus verhängnisvoll sind. Denn wir wollen eine glückliche, in der Pflege höchster geistiger Kultur gedeihende Menschheit. Geistige Kultur, Kunst und Wissenschaft und wirtschaftlicher Wohlstand sind einander wechselseitige Ursachen.

Wir sollen ergründen, wie wir mit Kapital und Rente nach Gebühr und in gerechter Weise verfahren. Nicht, wie wir sie abschaffen. Die Menschheit könnte ohne sie nicht existieren. Die Armut ist weder heilig noch verehrungswürdig. Sie ist ein entsetzlicher Fluch, der zu den höheren Tugenden, zu Kunst, Weisheit, Wissenschaft und Kultur in krassestem Widerspruch steht. Die Armut erniedrigt, macht stumpf, nährt alle inferioren Neigungen und unterjocht das Geistige und Göttliche im Menschen. Ohne Wohlfahrt — kein Höhepunkt der Zivilisation. Die Blüte der Kultur kann nur aus gemeinschaftlicher Wohlfahrt entstehen. Ohne Muße läßt sich kein hohes geistiges Niveau, kein kulturvolles Glück erreichen und Muße ist ohne gemeinschaftliche Wohlfahrt nicht denkbar.

Wie Maeterlinck weist auch van Eeden auf die wunderbare Weisheit des Bienenstaates. Die Bienen sammeln unermeßlichen Vorrat. Sie sind also Kapitalisten. Die Bienen, die im Sommer geboren werden, sterben im Herbst. Während ihres kurzen Sommerlebens arbeiten sie nicht bloß für sich, sie verrichten ein unglaubliches Quantum Mehrarbeit. Die Früchte dieser Arbeit, den Mehrwert, hinterlassen sie den Bienen, die im Herbste geboren werden. Sie sterben lieber Hungers, als daß sie den Vorrat antasten.

Kapitalismus und Kommunismus müssen Hand in Hand für das Individuum und für die Gemeinschaft praktisch und nutzbringend werden. Das wird erst dann sein, wenn die Individuen der menschlichen Gemeinschaft Selbstbeherrschung gelernt haben, erst dann, wenn es ihnen möglich sein wird, in unmittelbarer Nähe großer gemeinschaftlicher Reichtümer mäßig zu leben.

Van Eeden weist schließlich in Andeutungen auf den Weg der Rettung. Den gemeinschaftlichen Grundbesitz hält er nach seinen eigenen in Bussum gesammelten Erfahrungen für absolut wertlos, ja für schädlich. Auch der Landkommunismus in Rußland und Java bestätigt es. Aber eine Organisation, eine strenge, mächtige Organisation der Gemeinschaft, hält er für die Grundbedingung.

Das ist der wesentliche Inhalt des Vortrages, den der Dichter aus der alten Welt den Beherrschern des Geldmarktes, den Amerikanern, hält. In der überzeugungstiefen Fassung seiner eigenen Worte haben diese Gedanken noch viel mehr persönliches Blut. Denn spricht hier auch ein Träumer, ein zweiter Robert Owen, so verkündet er doch den schönsten Traum einer Wirklichkeit.

Im Kampfe um — den Frieden.

Die „Lustige Woche“ gab eine Nummer heraus: „Krieg dem Kriege“, in welcher sich viele Geistesgrößen über den Krieg äußern. Wir führen einige Aussprüche hier an:

Von allen Kriegen uf der Welt
Is eener nur, der mir gefällt;
Bloß eener bringkt dem Volk nich Schaden,
Das is der Krieg mit Bleisoldaten.

Edwin Bormann.

entäußerung das Dichterwort, das seine Macht war, in langen Jahren weggeworfen, um vom Worte zur Tat zu schreiten. In dem bloßen Worte lernte er eine gefährliche Macht fürchten, die, dem Sprechenden wie dem Hörenden unbewußt, zu Täuschung und Verrat führe. Dieser Dichter, dieser Philosoph „gab ein Beispiel“: er gründete auf kollektivistischer Grundlage die Landbauproduktionsgesellschaft Walden bei Bussum. Der Versuch scheiterte. Der Spott blieb nicht aus, als van Eeden den hohen Einsatz, seine Zeit und Kraft samt seinem materiellen Vermögen, nutzlos verloren hatte.

Ein Prophet der Tat beugt sich nicht. Er wäre der Prophet nicht, besäße er nicht den unüberwindlichen Optimismus und die unerschütterliche Energie. Er zieht durch die Welt an dem Stabe seines Glaubens — seines Glaubens an den Sieg.

Gegenwärtig weilt der holländische Dichter in Amerika. Nach den — sagen wir: platonischen Siegen, den seine kollektivistischen Zukunftsträume auf der Amsterdamer Schauspielbühne errungen haben, ist er in das Land der Plutokratie gezogen, um dort unerschrocken die Lehre von der künftigen Wohlfahrt aller Menschenkinder zu predigen. Ein Daniel in der Löwengrube . . .

Der Vortrag van Eedens ist in einer deutschen Übersetzung von Else Otten in der Deutschen Verlagsanstalt „Konkordia“, Berlin, als Broschüre erschienen. Der Dichter gibt seinem Vortrage das Thema: „Ist Kommunismus ein Traum?“ und wendet sich sofort gegen die Zwiespältigkeit des Wortes „Traum“. Soll unter „Traum“ die Unerfüllbarkeit einer Illusion bezeichnet werden, so weist er im Gegensatz darauf hin, daß alles Gewordene einen Traum zum Vater habe.

Wir können nämlich niemals durch Worte die Wahrheit aussprechen, und dennoch behaupten wir stets, daß wir es tun. Wir müssen uns darauf beschränken, unsere Worte einer mehr oder weniger deutlich erkennbaren Wirklichkeit entgegenzuschleudern, so wie Knaben ihre Mützen nach Schmetterlingen werfen und sie auf solche plumpe Weise zu fangen versuchen. Worte sind höchstens Wegweiser. Aber es gibt auch solche, die uns vergewaltigen, beim Kragen packen und unerbittlich auf den Weg stoßen, den sie anzeigen; das sind die Dogmen. Im Kampfe gegen die Gewaltherrschaft der Dogmen steht der Drang nach Wahrheit.

Van Eeden warnt seine amerikanischen Zuhörer vor einer suggestiven Wirkung seiner eigenen Worte . . . für einen Redner eine seltsame Methode! . . . Seine Worte sollen befrein, nicht fesseln. Aber — „Freiheit“, da stockt er wieder. Welche Art von Freiheit meint man, wenn das Wort erschallt? Ist es die Freiheit des Reichen, der ein Sklave seines Geldes und seiner Begierden ist? Oder ist die des Sklavenphilosophen Epiktet, der sich in seinen Fesseln wie ein Freier fühlte?“

Mit der gleichen Skepsis behandelt der Redner die Wortbegriffe seines Themas: „Traum“ und „Kommunismus“. Das Ergebnis ist, daß in diese Worte ein hundertfältig verschiedenartiger Inhalt gegossen werden kann. Definitionen führen nicht weiter. Oder doch nur von einer Definition zur anderen: Was ist die Wirklichkeit eines Traumes? Welcher Art ist die Macht eines Traumes? Was ist Macht? Was ist Wirklichkeit?

Der „Kommunismus“ van Eedens, wenn nun schon ein Wort gebraucht werden muß, unterscheidet sich von diesen und jenen gebräuchlichen Deutungen des Wortes. Er ist kritisch. Er lehnt die Heilslehre der sogenannten „Kommunisten“ entschieden ab, daß der Privatbesitz aufzuhören habe und durchaus alles Gemeinschaftsgut werden müsse. Er, der glückliche und beglückende Optimist, freut sich seiner schweren Niederlage bei der Bussumer Gründung, weil sie ihm helfende Erkenntnis verschafft habe. Hier habe er den Beweis gewonnen, daß die fanatischen Kommu-

Autoren. Ahnt man, welches Verbrechen man damit begeht? „Denn so sehr die Lektüre eines guten, reicher Menschenkenntnis entsprungenen Buches einer ernsten Geistesübung gleichkommt, ebenso ist das Lesen von geschwätzigen, nichtssagenden Büchern dem schädlichsten Müßiggang zu vergleichen, geradezu eine Gefahr, weil es von ernsten Vergnügungen abhält, zur Nichtstuerei und zum seichtesten Genießen des Lebens anleitet.

Wann endlich wird man eine Volksbücherei gründen, auf die auch der Volksfreund mit wahrer Genugtuung und Freude blicken kann? Eine solche dürfte nur Bücher von wahrhaft literarischem Werte, diese aber möglichst vollzählig und in guten, hübsch gedruckten Ausgaben enthalten. (Auch in dieser Beziehung bleibt bis nun noch viel zu wünschen übrig.) Volksbüchereien, die nur das Gute, davon freilich jedes in mehreren Exemplaren, böten, ließen sich im kleinsten Orte auf Grund ganz geringfügiger Stiftungen errichten. Dem einfachen Manne, der heute in eine Volksbücherei kommt, ergeht es fast immer so: Der Katalog sagt ihm nicht, wo das Gute liegt. Er frägt also eine der in der Anstalt bediensteten jungen Damen nach ‚etwas Schönem' oder ‚Interessantem'. Diese jungen Damen gehören infolge ihres täglichen Aufenthaltes in den Büchereien, in denen nur zu gewissen Stunden des Tages stärkerer Verkehr herrscht, meist in die Klasse der Vielleserinnen, also zu den Menschen, die nicht lesen, um in ein Stück Welt zu blicken, sondern um die unfruchtbare Zeit totzuschlagen. Sie raten also dementsprechend! Wie alle, die damit rechnen müssen, in der Lektüre immer wieder gestört, von ihrem Buche alle Augenblicke aufgescheucht zu werden, erscheint ihnen nur ein solches Buch genießbar, das nicht innere Hingabe, sondern Aufmerksamkeit im äußerlichsten Sinne erfordert. Bücher, die die Nerven kitzeln, die Spannung erregen ohne Anspannung der geistigen Kräfte, ohne einen gleichmäßig anhaltenden Anteil fordern sie. Und so liest wohl hie und da ein armer Student oder ein anderer mit Geld schlecht versehener Mensch, der auf akademische Bildung zurückblickt, das Wertvolle, das eine Volksbücherei eben auch bietet, aber das Volk erhält auch von dort mehr schlechte als gute geistige Nahrung. Und so rechne ich, wie ich glaube mit Recht, auch die vielgerühmten Volksbibliotheken zu den Schädlichkeiten unseres Kulturlebens." — Wir setzen aber bei, daß die Volksbibliothek ein wahrer Segen sein müßte, wenn sie stets richtig und pädagogisch geleitet würde.

Singvögel.

Des Vaters Träume . . .

Versunkner Tage Lieder rufen
Durch meine Seele müd und bang:
— Von Träumen, die ein andrer träumte,
Von Glück und Lust, die er versäumte,
Von Leben, das in Gram verklang . . .

Wie's ihm die Seele aufgerissen
Nach Sonnenhöhe in wildem Drang,
Unendlichkeiten zuzujagen —
— Und wie die Not sein Glück zerschlagen,
— So schluchzt und weint es müd und bang.

Die alte Sehnsucht kann nicht sterben,
Leis' klingt sie fort von Kind zu Kind,
Weht durch mein Sinnen und mein Singen
Wie müd im Wind verwehtes Klingen
Von Glocken, die versunken sind.

Friedrich Pock.

Was du nicht willst, daß man dir tu,
Das füg' mit Lust den andern zu!

In diesem Satze ist die ganze tiefgründige Weisheit der Nationalfanatiker beschlossen. Otto Ernst.

Wer liebt den Krieg?

Bei Gott! Es liebt ihn keiner,
Und sagt dir dennoch der Soldaten einer,
Der Schlachtendonner kläng' ihm wie Musik,
Drum huldige dem Kriege ungemein er —
So glaub' ihm nicht, denn er verwechselt nur
Den Krieg mit seiner selbstischen Natur:
Denn statt des Krieges, dem sein Lob erklang,
Liebt er die Aussicht auf Avancemang. Julius Knopf.

Vorausgesetzt, daß man im Kriege
Den Gegner wirklich auch besiege,
Fragt sich doch stets, ob durch die Siege
Man wirklich einen Vorteil kriege. Viktor Laverrenz.

Es wäre füglich von großem Vorteile, wenn die Völker ihre Kriege nicht von Männern, sondern von Weibern ausfechten ließen. Denn wenn Jünglinge im Kampfe bleiben, vermindert sich die Nation; wenn Jungfern fallen, vermehrt sie sich.
Dr. Julius Gans v. Ludassy.

Begreiflich ist's, wenn der Dichter stöhnt,
Man müsse das Kriegen besiegen:
Der Dichter ist nämlich daran gewöhnt,
So wenig wie möglich zu kriegen. Dr. Alexis Schleimer.

An die Krieglustigen.

„Ein frischer fröhlicher Krieg!" —? Ihr tut,
Als flössen zum Scherz die Ströme von Blut,
Als wäre das große Töten ein Fest!! . . .
Warum denn sagt Ihr nicht ebensogut:
„Eine frische, fröhliche Beulenpest"?
Warum begrüßt Ihr nicht auch mit Hurrah
Die „frische, fröhliche" Cholera?! Otto Sommerstorff.

Und im übrigen möcht' ich doch höflichst bitten,
Das Rütteln an alten und guten Sitten
Gefälligst zu lassen und den Krieg vorderhand
Nicht abzuschaffen — denn er nützt unserm Land!
Dr. Leo Wulff, Armeelieferant.

Erfüllen unsere Volksbibliotheken ihre Aufgaben?

Die im „Heimgarten" schon mehrmals ausgesprochene Besorgnis, daß die Volksbibliotheken ihre Aufgabe nicht immer erfüllen, daß sie vielmehr oft sogar schädlich wirken, wird bestätigt. Die Frage beantwortet Dr. Alfred Möller im „Türmer" mit nein. „Die Volksbibliotheken erfüllen ihre Aufgabe nicht. Man setzt sie nach dem Vorbilde der üblichen Leihbibliotheken zusammen, und so findet man hier wie dort Sue, Sacher-Masoch, die Marlitt, die Heimburg und noch viel schlechtere

Geh' wandelnd deine Straße wie auf einem Seil!

Willst du wissen, wie man 's möglich mache:
Hoheitsvoll stets seine Straße zieh'n!?
Trotz der Menschen Spott und Hohngelache,
Dieser Erdenschwere zu entflieh'n!?

Trage stets das höchste Ziel im Herzen,
Geh nicht rechts ab, geh nicht links dabei,
Zwing' dich, die Gedanken fest zu halten,
Und die beiden Augen frei!

Steige auf! die hochgespannten Pfade,
Laß' die Menge drunten toben, schrei'n,
Laß' sie Frevel rufen, Beifall klatschen,
Wolle nichts als: ihnen Vorbild sein!

Gehe langsam, gehe wohlerwogen,
Gehe wohldurchdacht und wohlerprobt
Und, daß niemand deinerseits betrogen,
Werde aus dir selbst heraus gelobt!

Lebest du inmitten dieser Menge,
— Gleichbedeutend ist 's, als was es sei —
Und es wird dir selbst in dir zu enge,
Unterdrücke deines Herzens Schrei!

Bau' dir senkrecht zu der weiten Erde,
Aber mit dem Himmel in der Flucht,
Ein Gerüst, auf dem gewandelt werde,
Frei von jedem Groll und jeder Sucht!

Eines nur mein Freund dabei bedenke:
Blick nie auf des „Standpunkts" winz'gen Ort,
Sondern unverwandt nur vorwärts lenke
Deinen Blick zu deinem Ziele fort!

Denn dein Gleichgewicht und Halt und Sinne
Werden dir im Augenblick vergeh'n,
Da du wankend hältst im Seillauf inne,
Um — nach ihrem Beifall auszuseh'n!

Ziehe still in deiner Herzenskammer
Jenes Seil entlang, doch schnurgerad',
Und es wird dich über Not und Jammer
Sicher führen dieser schmale Pfad!

Wold. Richard Dietrich-Zier.

Lustige Zeitung.

Nach der Konsultation. „Ich bin nur froh, daß ich den Doktor nur wegen des Biertrinkens und nicht auch wegen des Rauchens befragt habe, er hätt' mir das sicher auch verboten." „Lustige Woche."

Höchste Pedanterie. Der kleine Fritz, stolzer Sextaner, hat in sein Rechenheft auf das erste Blatt — auf Geheiß seiner Mutter — geschrieben: „Mit Gott!" — Als er nach der ersten Arbeit vom Professor sein Heft zurückerhält, steht unter diesem Motto: „Die Arbeiten sind selbständig, ohne fremde Hilfe anzufertigen."

Boshaft. „Die Ehen werden im Himmel geschlossen", daher fallen so viele Ehemänner nach der Ehe aus den Wolken.

Gestern und Heute.

Gestern bin ich ein Riese gewesen,
Der nach den Sonnen des Himmels ringt,
Jauchzte empor nach Unendlichkeiten,
Wie ein entketteter Adler zur Sonne schwingt,
Dem die verrostete Kette zerspringt.

Gestern war meine Seele ein Feuer,
Drein aller Menschen wildloderndes Leid
Aufflammte in verzehrenden Flammen:
Wildglühender Haß einer heißen Zeit,
Die zornig nach Friede und Freude schreit.

Und heute bin ich ein Kind, das müde
Nur leise lächeln und weinen kann
Und kann den tobenden Lärm nicht verstehen
Und möchte nur Sonne und Sterne sehen
Und Englein spielen am Himmelsplan.

Friedrich Pock.

Tod der Jugend.

Einst wird ein Tag sein, da, was ich geglaubt,
Zerfallen wird, von erzner Faust zerschlagen,
Vom Fluch der Wahrheit, der die Träume raubt.
Dann wird sein junges Glück, so früh entlaubt,
Ein armer Junge still zu Grabe tragen.

Es wird ein Tag sein, da das letzte Glück
Der eig'ne Dämon roh zerschlägt in Scherben.
Vom Herzen brechen wird es Stück für Stück,
Was ihm kein Traum, kein Himmel bringt zurück,
— Und an dem Tag wird eine Jugend sterben.

Und durch die Welt wird einer müde geh'n,
Todmatt, der nicht mehr lachen kann, noch weinen;
Der Lärm des Lebens wird ihn wild umweh'n,
— Er aber wird sein Klingen nicht versteh'n
Und müde sich der Ewigkeit vereinen.

Friedrich Pock.

Sommernacht.

Fühlst du die reifende Fülle nicht?
Ergreift dich nicht das verborgene Licht,
Das sich silbern über die Felder legt
Und mich im innersten Herzen bewegt?

O, dann fühlst du nicht die zaubrische Macht,
Die schwellenden Wunder der Sommernacht,
Denn, wenn an die Nacht sich die Saaten schmiegen,
Sich raunend im silbernen Mondlicht wiegen,
Dann sprengt meine Seele die leibliche Hülle,
Um heimlich zu trinken die reifende Fülle.

Friedrich Wiegershaus.

Das Wunderbare.

Grau fließt der Stunden Einerlei
Im Reigen meiner Jahre,
Ich harre, hoffe, frag' dabei:
Grau fließt der Stunden Einerlei —
Wann kommt das Wunderbare?

Lockt wilder Kampf um heiße Tat,
Bin ich fast ruhvoll heiter,
Doch trügt mich täglich Ziel und Rat,
Lockt dann ein Kampf um heiße Tat,
Bin ich ein müder Streiter.

Am Ende bricht mein Schwert entzwei
Und ziert zerspellt die Bahre;
Und hundert Leute stehn dabei:
Das schwache Schwert brach spät entzwei —
Das war das Wunderbare.

Karl Fr. Nowak. (Romantische Fahrt.)

kleinen Publikation so sehr anspricht, ist das Ungesuchte, Einfache, das echt Weibliche. Es finden sich da einige Gedichte, die geradezu als Perlen der Lyrik bezeichnet werden können. Jeder Freund wahrer Dichtung wird an den Versen der Dichterin, die sich auch metrisch vorteilhaft vor vielen modernen Kompositionen auszeichnen, seine Freude haben. Somit sei die Sammlung aufs beste empfohlen. E. S.

Landschaftsbilder aus Österreich und **Die neuen österreichischen Alpenbahnen.** (Wien. R. Lechner [Wilh. Müller], Hof- und Universitätsbuchhandlung.)

Unter diesen Titeln sind soeben in handlichem Format zwei sehr reich illustrierte und hübsch ausgestattete Propagandaschriften erschienen, die vom Eisenbahnministerium herausgegeben, geeignet sind, einen Begriff der landschaftlichen Schönheiten Österreichs zu geben. Das Büchlein über die „Neuen österreichischen Alpenbahnen“ enthält auf 70 Seiten kurze Beschreibungen der Karawanken-, Wocheiner-, Tauern-, Pyhrn- und Vintschgaubahn mit 55 schönen Bildern und ist mit einem wohlgelungenen Porträt des Kaisers geschmückt. V.

Elementares Zeichnen nach modernen Grundsätzen. Eine theoretisch-praktische Anleitung für Schulzwecke von Hermann Lukas und Hugo Ullmann. (Leipzig, Dresden, Wien. A. Müller-Fröbelhaus. 3 Teile.)

Obgleich an dieser Stelle unter den literarischen Erscheinungen selten pädagogische in Betracht gezogen werden, glauben wir doch wegen der Vortrefflichkeit des vorliegenden Werkes die Aufmerksamkeit von Lehrern und Eltern unter den Lesern des „Heimgarten“ darauf lenken zu sollen. Die drei Teile dieses Buches bieten für die künstlerische Entwicklung der Jugend ein so reiches Material von der ersten Stufe an bis zu dem ausgebildeteren Können, daß man wohl diese streng symmetrische Arbeit als die beste und brauchbarste ihrer Art bezeichnen kann. Der theoretische Teil über die Anfänge des Zeichnens und die Weiterführung geht von den besten pädagogischen Gesichtspunkten aus und die genaue Durchsicht des Ganzen weist die außerordentliche Brauchbarkeit dieses Handbuches, welches der Entwicklung des Schönheitssinnes unserer Jugend und der technischen Ausbildung der Zeichen- und der Anfänge der Malkunst gewidmet ist. Die Auffassung geht vielfach vom Gedanken aus, die schon unser große Dichter und Kunstkenner Goethe ausgesprochen hat und die bis heute ihren bleibenden Wert behalten haben. Dabei ist selbstverständlich allen Erfolgen moderner Entwicklung Rechnung getragen. Die schönen Tafeln, welche vielfach in vortrefflichem Farbendruck die Objekte von Gegenständen des täglichen Lebens, Blumen, Früchte, Ornamente, Arabesken u. dgl. darstellen, welche zur Vorlage dienen, regen durch ihre Ausführung schon an sich zur praktischen Betätigung in den Anfängen künstlerischer Darstellung an. Die drei Teile dieses brauchbaren Buches führen den jugendlichen Kunstbeflissenen von den einfachsten elementaren Zeichnungen in Bleistift und Farbstift bis zu künstlerischen Darstellungen in Aquarellfarben; stets ist dabei die richtige Aufnahme nach der Natur selbst ins Auge gefaßt. Unsere Leser, welche sich selbst durch den Augenschein von der Brauchbarkeit dieses Werkes überzeugen, werden uns gewiß dafür Dank wissen, die Beachtung darauf gelenkt zu haben. Dr. A. Schl.

Elektrisches Licht sich mittelst einer selbst zu erbauenden kleinen Dynamomaschine selbst zu erzeugen, dürfte gewiß jedermann interessieren. Nach dem Modellbogen, sowie einer ausführlichen leicht verständlichen Beschreibung des Heftes 20 von Spiel und Arbeit (Verlag von Otto Maier in Ravensburg), kann sich jedermann selbst diesen Dynamoapparat erbauen. V.

Ein bäuerlicher Wahrmund: **Marienpredigt für das Fest Maria Verkündigung.** Übersicht von sonst und jetzt über den pfarrlichen Gottesdienst. Von einem alten gebrechlichen Pferdeknecht in Hisering, Post Unteriglbach bei Ortenburg in Niederbayern, wo diese Schriften gegen Einsendung von 20 Heller zu haben sind.

Büchereinlauf.

Im Jahre des Kometen. Phantastischer Roman von H. G. Wells. (Stuttgart. Julius Hoffmann.)

Die weiße Sklavin. Des 20. Jahrhunderts Schmach. Roman von Elisabeth Schöyen. Aus dem Norwegischen deutsch von Rhea Sternberg. (Berlin. Verlag „Continent“.)

Adam und Eva. Eine Wiener Künstlergeschichte von Hans Grasberger. (Wiesbaden. Verlag des Volksbildungsvereines. 1908.)

Albert Geiger. Roman von Martin Staub. (Berlin. „Concordia“, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.)

Das Gedächtnis des Herzens. Roman von Michel Corday. Einzige autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Heinrich Michalski. (Berlin. „Concordia“, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.)

Maria von Magdala. Roman von Maurice de Waleffe. Einzige autorisierte deutsche Übersetzung von H. Michalski. (Berlin. „Concordia“, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.)

Aus weidfroher Zeit. Heitere und ernste Jagdgeschichten von Richard Genthner. (Wien. Huber & Lahme. 1908.)

Aus meiner Ministrantenzeit. Von Wolf Schuster. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1907.)

Bücher.

Psychologie der Frömmigkeit. Studien und Bilder von Theodor Kappstein. (Leipzig. M. Heinsius Nachfolger. 1908.)

Ein seltenes Buch über Religion. Es hat Inhalt. Inhalt, der uns Neues sagt, schon dadurch, daß es Altes, Vergessenes und doch oft so Interessantes darstellt. Die Aufsätze: „Ein Kanzelkuriosum" (in welchem ein Pfarrer das ganze Kirchenjahr hindurch über alle Glieder des menschlichen Leibes predigt); „Berliner Sekten" (Sekten sind die Quittungen von Fehlern und Unterlassungen der Kirche); und besonders die Abteilung „Psychologische Frömmigkeit" sind in hohem Grade lesenswert. Der Verfasser verlangt Frömmigkeit von jedem; er selbst bekennt sich zur freieren Frömmigkeit, die wohl strengste Gewissenhaftigkeit in der Lebensführung nicht ausschließen darf. Wir fühlen es aus dem Buche als ernste Mahnung: Es dürfen nicht die sentimentalen süßlichen Privatfrömmigkeiten Mode werden, die es nur insoferne mit Sittlichkeit, mit Ethik halten, als es der persönlichen Neigung eben gelegen ist. Wahre Frömmigkeit, das ist sittliche Selbstlosigkeit im Hinblick auf einen höheren Willen. Wie grauenhaft weit die sogenannte Frömmigkeit von diesem Ideal abgewichen ist und noch abweicht, davon erzählt uns Kappsteins Buch drastische Beispiele; anderseits gibt es Vorbilder echt frommer Menschen, und wie sie froh und tüchtig mitten in der Welt stehen und durch hoffnungsfrische Förderung menschlicher Entwicklung dem Reiche Gottes entgegenkommen.

M.

Christus, Bekenntnis eines Ungläubigen. Von Dr. Eugen Heinrich Schmitt, Budapest. (Berlin-Schlachtensee. Volkserzieher-Verlag Wilhelm Schwaner. 1907.)

Dieses Christusbekenntnis eines Ungläubigen ist von tieferer Religion durchweht, als so vieles andere, was sich christgläubig nennt. Das Himmelreich ist in dir, im Selbsterkenntnis, im großen Selbstbewußtsein, in der Liebe. Das ist der innere Christus im Menschen, das Göttlichsein, das Seligsein, das Ewigsein, wie es Jesus von Nazareth einzigartig gesagt hat. Man kann diesem Erlöser Jesus eine größere Bedeutung nicht zuerkennen, als es in genannter Schrift geschieht. M.

Adolf Bartels und seine Dichtungen. Von Ludwig Lorenz. (Dresden. C. A. Kochs Verlag.)

Adolf Bartels literaturhistorische Tätigkeit ist bekannt. Freunde und Gegner haben sich mannigfach über ihn in Zeitungen und Zeitschriften geäußert. In seinem Wirken als Dichter aber wurde er bisher wenig beachtet, ja vielfach weiß man nicht einmal, daß Bartels eine Reihe beachtenswerter Dramen, Gedichte und Romane veröffentlichte.

Lorenz unterzieht nun die Bartelsschen Dichtungen einer streng sachlichen Würdigung und kommt zu dem Schlusse, daß dieselben, wenn sie auch an die großen Vorbilder des XIX. Jahrhunderts nicht heranreichen, doch getrost den besten Erscheinungen der Jetztzeit zur Seite gestellt werden können. V.

Deutsche Literaturgeschichte des XIX. Jahrhunderts. Von Karl Weitbrecht. Zweite durchgesehene und ergänzte Auflage von Richard Weitbrecht. Zwei Bändchen. (Leipzig. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.)

Die zweite Auflage ist nach dem 1904 erfolgten Tode des Verfassers von seinem Bruder, Dr. Richard Weitbrecht, durchgesehen und ergänzt worden. Es konnte sich hierbei nicht um Fortführung bis zur Gegenwart handeln, das verbot schon der Raum, abgesehen davon, daß der Band eine Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts ist, von dem freilich die Fäden noch in das zwanzigste herüberlaufen. Soweit das der Fall, ist ergänzt und auch in den früheren Partien des Buches sind da und dort einige Namen eingefügt worden, die sicherlich von dem Verfasser nicht absichtlich verschwiegen wurden, über deren Bedeutung für die deutsche Literatur man ja immerhin verschiedener Meinung sein kann.

V.

Es war einmal. Gedichte von Herma v. Skoda. (Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller. 1908.)

Man ist gegen lyrische Schöpfungen zumeist ein wenig voreingenommen und leider nicht mit Unrecht. Alljährlich erscheint zwar eine größere Anzahl von Bänden im Buchhandel, um den Bedarf an Lyrik zu decken. In den seltensten Fällen bieten sie etwas Erfreuliches. Man muß daher die vorliegende kleine Sammlung „Es war einmal" mit Freude begrüßen, denn in diesen Gedichten offenbart sich wirklich ein schönes Talent, dem die lyrische Form nicht bloß ein bequemes Gewand ist, hier verschmilzt Inhalt und Ausdruck zu einer harmonischen Einheit. In einfachen, fast naiven Lauten läßt Herma von Skoda ihr kleines Lied erklingen und ihr Lied erweckt in jeder, für echte Poesie empfänglichen Brust reinen Widerhall. Was an dieser



Die Brüder Stadlhofer.

Von **Peter Rosegger.**

In einer schlaflosen Nacht fiel mir der Johann Stadlhofer ein. Er war unweit meines Ortes daheim, in der Gegend von Wenigzell oder Strallegg — dort oben irgendwo. Kennen lernten wir uns in Graz, wo er an der Universität studierte, dieweilen ich — älter als er — in der Vorbereitungsklasse der Handelsakademie saß. Aber ich war ihm nicht zu schlecht; an Sonntagen gingen wir gern miteinander aufs Land hinaus, am liebsten auf solche Höhen, wo man die fernen grauen Bergrücken unseres gemeinsamen Heimatgaues sehen konnte. Der Johann lachte immer, wenn wir von der Heimat sprachen, er erinnerte sich an die Narreteien, die er dort als Bauernjunge getrieben. Manchmal, wenn unser mehrere beisammen waren, trieben wir's auch wüst mit ihm. Er verband sich die Augen und stemmte in wagrecht gebückter Stellung den Kopf an den Baumstamm. Einer von uns anderen spreitete die Beine, hüpfte auf seinen Rücken: „Esel, wer reitet?“ Und er antwortete: „Der Goldleitner Gelm!“ oder: „Der Waldbauernbub, der Schelm!“ und erriet es allemal. „Der muß auch hinten Augen haben!“ riet einer der Spielgenossen. „Freilich“, lachte der Johann, „ich hab' sogar an deinen Ohren meine Finger. Merkst du's?“

Jener merkte es. Aber nicht grob.

Jubelklänge. Patriotische Gedichte zur Erinnerung an das 60jährige Regierungsjubiläum des Kaisers Franz Josef I. von Hermann Hoffmann. (Mödling. J. Thomas. 1908.)

Am Herdfeuer der Sennen. Neue Märchen und Sagen aus dem Wallis. Aus dem Volksmunde gesammelt von Dr. J. Jegerlehner. (Berlin. A. Franke. 1908.)

Romantische Fahrt. Gedichte von Karl Friedrich Nowak. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.)

Turacher Lieder. 35 Volkslieder von der steirisch-kärntnerischen Grenze für eine oder zwei Singstimmen mit Begleitung des Flügels eingerichtet von Dr. Josef Pommer. (Wien. Adolf Robitschek.)

Luther. Ein Charakterbild aus seinen Werken. Bearbeitet von Dr. Alfred Grotjahn. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Goethes Briefe. Ausgewählt in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard von der Hellen. 5. Band. (Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung.)

Das Predigtamt des deutschen Christentums. Einführungsrede und Antrittspredigt, gehalten am 12. April 1908 von Julius Burggraf und Julius Bode, Pastoren an der Ansgariikirche in Bremen. (Bremen. Eduard Hampe.)

Über die Weiber. Von Artur Schopenhauer. Herausgegeben und mit einer Vorrede versehen von Benedikt Friedländer. (Trepon. Bernhard Zack. 1908.)

Vademekum für junge und alte Eheleute. Von D. O. Funcke, emer. Pastor, Bremen. (Altenburg St. Geibel. 1908.)

Karl Mays pädagogische Bedeutung. Von Franz Weigl. (München. Verlag von Val. Höfling. 1908.)

Der Erdball, seine Entwicklung und seine Kräfte. Herausgegeben von August Sieberg. 58 Bildertafeln in Schwarz- und Mehrfarbendruck und etwa 350 Seiten Text mit mehr als 220 Abbildungen, in Lexikonformat. Vollständig in 20 rasch aufeinanderfolgenden Lieferungen. (Eßlingen. J. F. Schreiber.)

Auf dalmatinischem Forts. Von August Einspinner. (Wien. Georg Szelinski. 1908.)

Das Verlernen der Malerei oder der kleine Lovis Korinth. (Berlin. D. Wedekind & Co. 1908.)

Aquarium. Modellbogen und Anleitung zur selbständigen Herstellung eines Aquariums, sowie zur Pflege und Beobachtung der Tiere, von E. K. Filek. (Ravensburg. Otto Maier.)

Bericht über die Tätigkeit der Landes-Versuchs- und Lebensmittel-Untersuchungsanstalt des Herzogtumes Kärnten zu Klagenfurt im Jahre 1907. Von Dr. H. Svoboda, Direktor. (Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für das landwirtschaftliche Versuchswesen in Österreich". 1908.)

☛ **Vorstehend besprochene Werke &c. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**



Postkarten des „Heimgarten".



J. L., Wien. Belieben Sie doch auf unserem Titelblatt sowie am Schlusse des Heftes zu ersehen, daß unser Mitarbeiter Peter Rosegger schon lange nicht Herausgeber und auch nicht verantwortlicher Redakteur ist.

L. M., Graz. Das betreffende Gedichtchen „Kaiserhuldigung der Almhirten" lautet unverstümmelt:

Kommen von Berg und Eis,
Krönen mit Edelweiß,
Kaiser, dein Haupt.
Almrosen-Purpur hier,
Bergkönig, sei dein' Zier,
Rautenbelaubt.

Denkt hab'n wir oft auf dich,
Jeder Mensch hofft auf dich,
Hätten dir allerhand z'sag'n.
Jetzt, weil wir geh'n zu dir,
Jetzt, weil wir steh'n vor dir,
Hat's uns die Red' verschlag'n.

G'statt, daß wir reden viel,
Tun wir halt beten still
Für unsern gütigen Herrn,
Daß er noch lange hier
Herrsche im Bergrevier,
Wir hab'n ihn gern.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten"
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 20. Juni 1908.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Röck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Unser Haus, so begann er, steht ganz oben auf einem Hochland. Weitum sieht man die Almen und Felsenberge, es ist schön dort. Mein Vater ist schon lange gestorben; mein Bruder führt die Wirtschaft, er ist um fünf Jahre älter als ich. Wir haben uns immer gut miteinander vertragen und er hat gegen den kostspieligen Studenten nie was einzuwenden gehabt. — Wie ich nun hinaufgelangt bin und dem Hause nahe, da kommt mir mein Bruder entgegen, über den Anger her. Lässig reicht er mir die Hand und sagt: „Ja, mein lieber Bruder! Die Mutter werden wir halt nit mehr lang haben." Während wir ins Haus traten, erzählte er mir kurz die Krankengeschichte. Ihr Bett stand in der großen Stube an der Wand. Ihr Gesicht kam mir viel weißer vor als sonst, ihr Haar dunkler. Als sie mich sah, lächelte sie ein wenig und hob sachte die Hand. Vor der erschrak ich fast, sie war so schlank und zart und kühl. Sie hatte doch sonst meine Hand gehabt, die da. Sie sprach leise und nicht gar deutlich, fragte, wie die Reise gewesen sei, und bemerkte, daß meinem Tuchrock linkerseits ein Knopf fehle. Den solle die Küchenmagd nur gleich einheften. Um meine Beklemmung zu verbergen, schäkerte ich ein bißchen mit dem Fineterl, dem kleinen Dachshund, der immer so gern bei ihr war, der jetzt am Fußende des Bettes lag und der trotz der neun Monate unserer Trennung mich nicht aus dem Gedächtnis verloren hatte. „Aber", fuhr die Mutter fort, „ausschaun kunntst mir besser, Hansel. Wieder so viel lernen wirst müssen, gelt?" Diese Frage war mir unangenehm, denn ich lernte gar nichts, schon monatelang. Im ersten Jahr Jus, was gibt's denn da zu lernen! „Nein, Mutter", beruhigte ich sie, „da geb' ich schon acht, daß ich mir mit Lernen die Gesundheit nicht verderbe. Wenn nur erst Ihr wieder auf der Höh' wäret!"

Aber sie lenkte das Gespräch über ihren Zustand alsbald ab — tätschelte meine Wange und fand, daß ich ein Bartrüpel wäre. „Morgen mußt dich balbieren lassen." Als ob ein hoher Feiertag bevorstände. Oder dachte sie daran, daß Geistliche keinen Bart tragen sollen? Am Ende wußte sie noch von nichts. Mir war bange gewesen, was sie sagen würde. Nun sagte sie gar nichts von der Sache. Plötzlich aber: „Für den Ostertag mußt du dich gar schön herrichten, Hans."

„Für den Ostertag? Der ist ja schon vorbei, Mutter."

„Hab' ich gesagt Ostertag?" fragte sie verloren. „Wie närrisch lauter, daß mir jetzt der Ostertag in den Kopf kommen ist. Jetzt aber schau, daß du was zu essen kriegst." Und ordnete an, daß mir Schöberl gebacken und Kaffee gekocht wurde.

Während des Essens in der Nebenkammer war ich völlig beruhigt. Allzu bedenklich kam mir die Mutter nicht vor. „Auch hat sie keine Schmerzen, kein Fieber."

Noch mehr als seine rückwärtigen Augen bewunderte ich an ihm die Galanterie mit schönen Stadtdamen. Da war's wieder so, daß er seinen Mund an ihren Fingern hatte. Er küßte ihnen die Hand. Aber wie? Er nahm so ein weiches, schmales Händchen in seine Bauernpratze, faßte die Fingerchen zusammen in seine Faust, so daß nur die rosigen Spitzen hervorstanden. Und diese Spitzen küßte er. Aber so nachdrücklich, daß man meinte, er wolle ihnen das süße Blut aussaugen. Und die Dame wurde gar nicht einmal so böse. Er war ein hübscher, frischer Junge, und ein solcher braucht sich an keinerlei Kußregeln zu halten.

Aber in diesen lichten Frühlingsmorgen fiel eine schwere Sonnenfinsternis. Und das ist es, was ich erzählen will.

Eines Tages gegen Ende Mai erhielt mein Johann Stadlhofer von seinem Bruder ein Schreiben, expreß, er möge eilends heimkommen, es sei die Mutter schwer erkrankt. Kränklich war sie schon seit lange gewesen. Er machte sich sofort auf den Weg, zu Wagen, so weit es ging, dann zu Fuß ins Gebirge. — Am fünften Tage ist er wieder zurückgekehrt, aber das war ein anderer, als der fortging. Ein herzwarmer Sohn war er immer gewesen, obschon er sich dessen eher zu schämen schien. Der leise Mollton, wenn er manchmal — selten geschah es — der Mutter Erwähnung tat, war mir aufgefallen. Daß ihn aber der Mutter Tod so herrichten sollte, das hätte ich nicht denken können. Er kam zu mir, sagte, daß seine Mutter gestorben sei, und ging ohne weiteres wieder davon. Fast hatte er ein anderes Gesicht bekommen, vergrämt und abgespannt. Man sah ihn nicht auf der Gasse, und wenn man an seine Bude klopfte, war er nicht zu Hause. Ich war schon in Sorge, ihm irgendwie weh getan zu haben, vielleicht durch mein Beileidsbrieflein, worin ich ihn auf ein Wiedersehen mit der Seligen im Jenseits verwies. Er hatte zwar das Knabenseminar durchgemacht, aber seit der siebenten Klasse glaubte er an nichts mehr.

So war's ein paar Wochen, da trafen wir uns eines Abends zufällig auf dem Glacis. Wir gingen miteinander wie früher und gingen in den stillen Wald von Mariagrün hinaus.

Ein gelbes Dachshündchen hatte er bei sich, das früher nie mit ihm gewesen. Es watschelte jetzt kurzbeinig neben ihm her. Manchmal, wenn uns Leute begegneten, flüchtete sich das Tier an den Johann, hob das rechte Vorderbeinchen auf und winselte ein wenig. „Weil ihm einmal einer hart aufs Pfötel getreten ist", sagte mein Begleiter. Ich hob ein Stückchen Holz auf und wollte dem Hunde „Apportel" werfen. Der Johann nahm es mir aus der Hand: „Das wollen wir bleiben lassen." Im Walde, auf einem Holzblock, sind wir lange gesessen, bis in die Nacht hinein, und dort hat er mir's erzählt.

„Gidi!" Das hat sich aufgestrammt in mir, bis hart ans Dreinschlagen. Ich weiß nicht, woher ich im Augenblick die Überlegung hergenommen habe. Es kam zu unversehens. Es war kaum zu verwinden. Aber drinnen — schläft die Mutter. Und sagte ruhig zum Bruder: „Du meinst, weil ich nicht geistlich werden mag."

„Und lieber ein Advokat wirst, ein Prozeßspinner, ein Bauernschinder!"

„Darüber", sage ich, „wollen wir ein andersmal reden. Jetzt muß ich dir dankbar sein, daß du es der Mutter verschwiegen hast."

Er stand ein paar Augenblicke schweigend vor mir, dann sagte er: „Was hast denn eigentlich zu tun gehabt, jetzt in der Stuben?"

„Das kannst du dir wohl eh denken, wenn die kranke Mutter drin liegt. — Natürlich erbschleichen."

Es war da, das furchtbare Wort. Es war gesagt, ohne gedacht zu sein. Es war nimmer einzufangen. Aber mein Bruder fuhr nicht wild auf, wie etwa bei seiner Natur zu erwarten gewesen. Er tat nichts desgleichen, als ob er das Wort so verstanden hätte, daß das Erbschleichen um diesen Hof herum in der Luft läge. Er ging langsam gegen das Haustor. Ich kam mir ganz händelstifterisch vor wie der Elmischbauer, der als Hetzer und Raufbold in der ganzen Gegend gefürchtet war. Dem Bruder ging ich nach und sagte: „Ich habe in der Stube meinen Hut geholt und nichts anderes." Dann habe ich mich gewandt und bin am Feldrain dahingegangen.

Die Luft war kühl, das Gras feucht, die Fichtenbäume des Raines mit ihren kurzgeschneidelten Ästen legten schwarze, schmale Schattenstreifen über die Matte hin. Aber von einer friedsam-stillen Nacht habe ich nichts gewahrt. In mir tobte ein grauses Ungewitter, wie mein Lebtag noch nie. Wirre Empfindungen durchwirbelten mich, wie Blitze in der Sturmnacht durchzuckten Gedanken meinen Kopf — keiner ließ sich festhalten. Also das ist geschehen. Das hat müssen geschehen. An diesem Tage, da ich heimkomme nach so langer Zeit. Da hat's geheißen: Talent! Studieren! Auf was, danach wird der Junge gar nicht gefragt. Natürlich auf Geistlich. Und jetzt — ein Todfeind! Und es ist der Bruder. — Ich ging am Raine dahin bis zum Wald. Als ob dort was wäre, das mich zur Ruhe kommen lassen müßte. Aber die Unholde wüteten fort, im Wald wie am Raine und von jeder Empfindungswelle das letzte: Jetzt ist alles aus. — Zorn war's nicht mehr. Aber Entrüstung über mich selbst. Und über den wilden Schimpf, den ich ihm angetan. Und ist doch nicht so gemeint gewesen. Der Vorteile wegen, die nun verspielt waren — ich pfeife darauf. Aber mit der Mutter den Bruder verlieren, den einzigen Verwandten, kann ich sagen, und mit ihm die Heimat. Und mit der den Kindheithimmel — alles auf einmal.

Mein Bruder saß am Tisch, mir gegenüber, und schaute mir zu, wie ich mit dem großen Löffel voll Eierkuchen in den Kaffee fuhr, um so beides gleichzeitig in den Mund zu bekommen. In der Stadt gibt es so was nicht und ist's doch das Beste auf der Welt. Ja — zur selbigen Stunde hat's noch geschmeckt.

„Daß sie kein Fieber hat, meinst du!" sagte der Bruder. „Jetzt ist die Hand kalt; wart' eine halbe Stund'! Und wenn du um zwei Stunden früher gekommen wärst, hätt'st schon auch von der schrecklichen Atemnot ein bissel was wahrnehmen können. Ich sag' dir's, es ist nicht zum Aushalten, nit einmal beim Zuschauen. Und die Schwächen! Heben und legen! Du laßt dir's gut sein in der schönen Stadt und weißt nit, was daheim für ein Kreuz ist."

Jetzt fiel es mir erst ein, daß ich ihn hätte einladen müssen, beim Schmause mitzuhalten. Bei den vielen Stadthöflichkeiten verliert man die Bauernhöflichkeit. Und gerade die sättigt. Am meisten aber dann, wenn man sie nicht hat und Schöberl mit Kaffee allein ißt.

Es war finster geworden, da ging ich noch einmal zur Mutter hinein. Aber sie schlief. Ganz leicht und ruhig. Da schlich ich hinauf in die Bodenkammer, wo mein Bett stand. Nach dem langen Marsch in der kühlen Bergluft und mit einer gewissermaßen gelösten Spannung hoffte ich bald und fest einzuschlummern. Aber das kam anders. Der aufgegangene Mond legte durch die Fenster zwei weiße Tücher auf den Fußboden. Ich konnte in der Kammer alle Gegenstände ausnehmen; den alten geschnitzten Kasten, das Spinnrad und den Garnhaspel, den Vogelkäfig und das Glasbild der heiligen Dreifaltigkeit. Aus allem strömte mir Kindeserinnerung entgegen, und mitten in all den lieblichen Erinnerungen stand die Mutter. Da fing mir an bange zu werden, ganz leise zuerst, allmählich beklemmender, bis die Unruhe so groß ward, daß ich aufstand. Ich kleidete mich an und wollte hinausgehen in die Mondnacht. Gar vorsichtig stieg ich die altbekannte Holztreppe hinab, trat noch leise in die Stube, um meinen Hut vom Wandnagel zu holen — und fällt jetzt hinter mir die Tür stark in den Falz. Als ich außen am Hause entlang gehe, kommt um die Ecke mein Bruder, der noch seinen Wachtgang durch den Hof gemacht hatte.

„Wenn du das Ausgehen bei Nacht schon nicht graten kannst", sagte er, „so schlag wenigstens die Stubentür nit so zu.

„Ich habe nicht gedacht daran, daß sie so schwer zufällt", war meine Entschuldigung.

„Du denkst an vieles nit. Weißt du, daß ich's nit hab' mögen über's Herz bringen, der Mutter von deiner Schand' zu erzählen?"

„Von meiner Schand'?"

„Wie du der ganzen Familie Schand' bringst statt Ehr'!"

watschelte es unter das Bett hinein. Die Leute beteten mit eintönigem Gesumme den Rosenkranz. „Der für uns das schwere Kreuz getragen hat." — Ich drängte mich neuerdings zur Mutter vor, da stand der Priester ein wenig seitlings. Ich werde sie laut gerufen haben, sie lag bewegungslos mit halbgeschlossenen Augen. Manchmal hob sich ihre eingefallene Brust. Da schob der Priester mich sachte weg, er hatte ihr ja die letzte Ölung zu geben. Aber mir war gewesen, als ob ich von ihren Lippen das Wort Hans hätte flüstern gehört. Dann ist ein grelles Aufwimmern unter dem Bett — fast wie ein Mensch wimmert. Den Hund hatte jemand mit dem Stiefel auf die Pfote getreten. Der Priester stand nun zu ihren Füßen mit dem heiligen Öl. Wie ich mich an ihm vorüber wieder hindrückte, sagte mein Bruder ganz laut: „So geh doch hinteri, du bist ja dem Geistler im Weg!" Mich auf ihn stürzen, einen Faustschlag ins Gesicht? Aber die Arme bewegten sich nicht, sie waren lahm. — Ist es nicht auch so, wenn man träumt? Dieweilen fortwährend das Murmeln des Rosenkranzes bis zur Stelle: „Der für uns gekreuzigt ist worden." Und während eine alte Magd ihr eigenes Beten unterbrach, um auf mich deutend zu sagen: „Nit amal mitbeten tuat er!" gab der Priester ein Zeichen, sie sollten aufhören. Da brachen sie mit dem Gebet ab und er sagte feierlich: „Der Herr geb' ihr die ewige Ruh'." —

In unserem Walde bei Mariagrün war es dunkel geworden, zwischen den Baumwipfeln flimmerten Sterne herab.

Und so, sagte der Johann Stadlhofer, ist meine Mutter gestorben. —

Ich habe nicht mehr hingeschaut und bin auf meine Bodenkammer gegangen. Dort im Wandwinkel bin ich gesessen in der stillen Morgenröte mutterseelenallein. Nein, so nicht. Oder doch. Mir war fast leicht, fast als ob die abgeschiedene Mutterseele bei mir wäre in der Kammer. Dann habe ich vor der Tür das Hündlein wimmern gehört, das habe ich hereingelassen, und das ist mein lieber Kamerad gewesen. Wir zwei Waisen. Das treue Tier, das in letzter Zeit immer bei ihr gewesen, hat mir alles ausgerichtet, was sie mir selber nicht hat sagen können.

In diesen Tagen, wenn der Bruder und ich aneinander vorübergingen — ich weiß nicht, ob wir uns gegrüßt haben — gesprochen haben wir nicht ein Wort miteinander. Nach dem Begräbnis, als ich ohne alles weitere fortgehen wollte, winkte er mich unter die Lindenbank, er habe mir Mitteilungen zu machen. Alles auf einmal ab, das ist das beste, dachte ich, setzte mich aber nicht nieder, sondern stand vor ihm. Und zeigte durch Gebärden, daß es nicht etwa aus Hochachtung geschähe, vielmehr aus Stolz eines Mannes, der nicht neben jedermann sitzen mag.

Endlich kehrte ich wieder um gegen das Haus. Ich wollte zu Gidi gehen und ihm's abbitten. Ich habe viel gebraucht von unserem Elterngut, wollt' ich sagen. Ich bedarf nichts weiter. Nur das dumme Wort verzeihe mir! — Dieser Vorsatz war das einzige Mittel, mir die Gemütsqual zu erleichtern, daß ich nicht wahnsinnig wurde unter ihr. Jetzt war mir aber auch auf einmal wieder so leicht, daß ich merkte, wie naß meine Stiefel geworden. Morgen früh wird mich die Mutter auszanken, weil sich der junge Leichtsinn den Schnupfen holt.

Daß ich stundenlang fortgewesen, deucht mir wohl möglich, es konnten auch Tage gewesen sein. Die Schlafkammer meines Bruders war offen und — leer. In der großen Stube war Licht. Natürlich! Er ist noch in der Nacht zur Schwerkranken gelaufen, um sich zu rächen. Um sie zu fragen, ob der Ausreißer und Bauernschinder von der Erbschaft auch so viel abbekommen soll, als der — andere, der den Hof aufrecht hält und den Eltern die einzige und letzte Stütze gewesen ist! — Da wollen auch wir dabei sein. Es scheint, ich brauche ihm nichts abzubitten, und der ehrliche Zorn hat doch das richtige Wort gefunden. Es war doch das richtige! — Und so kam es neuerdings über mich.

In die große Stube tretend sah ich einen weißgedeckten Tisch und darauf zwischen brennenden Kerzen das alte Kruzifix, das sonst im Wandwinkel steht. Die Leute des Hauses waren versammelt, knieten mitten auf dem Fletz und an den Wänden und beteten laut den Rosenkranz. „Der für uns mit Dornen gekrönt ist worden." — Am Bette stand ein Priester in Chorrock und Stola. Er hob eben die kleine weiße Hostie zu den blassen Lippen der Bewegungslosen. Ich drängte mich durch und wollte zu Häupten des Bettes. So viel sah ich gleich, es war keine Kranke, es war eine Sterbende. Ich will zu ihr, ihre Hand fassen, ihr ins Gesicht schauen, zu ihr sprechen . . . Meine Mutter! — Sie drängten mich vom Bette weg. —

Johann Stadlhofer hatte von einem Fichtenbaum ein Ästlein abgebrochen, das zerriß er jetzt heftig mit beiden Händen und drehte die Zweige ineinander wie zu einem Strick. Dann ließ er das Reisig zu Boden gleiten. Das Hündlein lag zu seinen Füßen zusammengerundet. Man hörte sein Atmen. Einmal knurrte es ein wenig. „Spricht im Traum", sagte der Johann. Da erzählte er weiter.

Am Fußende des Bettes ist mein Bruder gestanden. Nur die graue Hose an, sonst im Nachtkleide, verwüstet, versteinert die Züge. Es war, als ob er dem kleinen Finetterl zuschaute, der über die Bettdecke hin gegen ihr Haupt kroch. Dabei hat das Tier matt gewinselt. Er nimmt es mit einer Hand und wirft es auf den Fußboden hin. Da hat es nicht gewinselt, das ist nicht das ärgste. Auf den kurzen Beinchen

„Und das", antwortete ich, „soll dir genug sein. Und ist's ein braves Stück von deinem Bruder, daß er dir's gleichwohl hat ausgerichtet."

Und gingen wieder still nebeneinander hin. Bis in die Stadt. Das Hündlein watschelte vor uns her im Straßenstaub. Wir kamen zur Stelle, wo unsere Wege auseinandergingen. Da reichten wir uns schweigend die Hand. Und darauf sagte er es ganz leise und betrübt, als das letzte Wort: „Mir tut's halt leid." —

Wenn ich nicht damit schließe, sondern noch etwas erzähle, was nach zehn oder zwölf Jahren erst eingetreten ist, so mag man mich füglich einer gewissen Effektwilderei zeihen. Aber ich kann nichts dafür, daß es so geschehen ist. Vielleicht will es ein gütiger Engel bekannt machen, daß für Menschenbrüder, die von einem unseligen Dämon auseinandergehalten werden und die doch wieder gerne beisammen wären, Rat zu finden ist.

Der Gidi Stadlhofer hatte längst schon Weib und Kind und sein Anwesen stand in Ansehen, als er eines Tages seinen Nachbar totschlug. Im Wirtshaus am Wasser war's. Die Leute hatten sehr viel getrunken. Der Elmischbauer, ein berüchtigter und vielbestrafter Raufbold, war da und wiegelte alles auf, um dann mit dem Messer dreinzustechen. Da erfaßte der Gidi in der Küche einen eisernen Kochtopf und mit einem Hieb streckte er den Unfriedstifter zu Boden. Aus war's. Der Gidi gönnte sich nicht ein einziges Wort der Rechtfertigung. Das Weinen hörte man weitum, als er von seiner Familie Abschied nahm für mindestens acht Jahre. Aber nachher in der Kreisstadt die Herren meinten, so schlimm würde es nicht sein; wenn er Glück habe, so komme er mit zwei Jahren davon. Da kam auch der Advokat Dr. Johann Stadlhofer und sagte: „Wenn ich Glück habe, so kriegt er auch die nicht!" und erbot sich zum Verteidiger. Seine Rede bei der Verhandlung wußte so überzeugend den braven Charakter des Angeklagten darzustellen und zu beweisen, daß gerade sein Gerechtigkeitssinn und sein Abscheu vor jeder verbrecherischen Gewalttat die Ursache seines Werkes gewesen sei, ein Werk, das in der Gegend nur als Befreiungstat, nicht als Verbrechen empfunden werde. Und die ganze Glut der Bruderliebe kam bei seiner Verteidigungsrede zum Ausdruck. Die Geschworenen haben den Gidi Stadlhofer freigesprochen.

Und war es allerdings an der Zeit, daß dieser zum Bruder ging mit dem Bekenntnisse, daß unter Umständen doch auch ein Advokat nicht zu verachten ist.

„Die Mutter hat mir aufgetragen, daß ich dich von ihr noch einmal grüßen soll", so begann er leichthin.

„Schön Dank", sagte ich, „sie hat mir den Gruß schon durch wen andern übermittelt, der —" mein Vertrauen hat, wollte ich beisetzen.

„Wie du in der Nacht auf den Rain gegangen bist, oder weiß Gott wohin es so nötig war, bin ich bald darauf gerufen worden. Da sehe ich's gleich, 's ist zum Sterben bei ihr. Nach dir hat sie verlangt, und weil wir dich nit haben erwarten können, hat sie mir's für dich aufgetragen. Du kriegst vom Elterngut das, was ich krieg'. Wirst über deine Studienkosten hinaus noch an fünfzehnhundert Gulden beim Hof gut haben. — Die Mutter läßt dir Glück wünschen zu dem Stand, den du dir selber gewählt hast."

„So hast du ihr's doch gesagt?!"

„Ich? Mich geht das weiter nix an. Seit einem halben Jahre redet die ganze Gegend davon. Anfangs hat's die Mutter hart genug genommen — was weißt du! Du weißt gar nix."

„Aber sie hat doch kein Wort zu mir gesagt!" rief ich aus.

„Du hast dich gar schon auf ihren Kummer und die Vorwürfe gefreut, nit?"

Nun habe ich keine Bosheit mehr geachtet, hab' ihm beide Hände vorgehalten: „Bruder, jetzt ist mir leicht. Seit ich weiß, sie hat's mir verziehen und sie gibt mir den Segen. Auch mit dir will ich auf gleich sein, Gidi."

„In kurzer Zeit hast dein Geld, nachher sind wir zwei auf gleich."

„Ich verlang's nicht, Bruder, ich brauch's jetzt nicht. Nein, ich werde dich nie drängen, ich verspreche dir's."

Er stand von der Bank auf. „Die Magd wird dir das Essen richten, eh' du gehst. Ich muß jetzt zum Pfarrer." Einen kaum merklichen Deuter mit der linken Hand — so ging er davon — mein Bruder, mein einziger Blutsfreund. —

Solches hat der Johann Stadlhofer mir erzählt im nächtigen Wald bei Mariagrün. Dann ist er aufgestanden und wir sind stumm nebeneiannder hergegangen über den Rosenberg in die Stadt. Ich konnte mit der Sache nicht fertig werden. Mir war die Ursache nicht klar. Mir schien, als sei hier aus nichts etwas geworden, das nun nicht mehr aus der Welt zu bringen ist.

„Ich hab' zuerst gemeint", sprach plötzlich mein Weggenosse, „es wäre jenes häßliche Wort, das ihn so sehr getroffen. O nein. Da lassen sie sich zehn Erbschleicher eher gefallen, als einen Advokaten, der einmal Geistlich hätte werden sollen."

richtete sich steil in die Höhe; „war er nich noch immer n' staatscher Kierl?"

„Wundern würden sie sich ja alle, wenn Jürn Kersten noch auf die Freite ging"; natürlich wunderten sie sich, und sie würden ja auch wieder sagen, er wär man „n' beeten düsig"; er kicherte lautlos in sich hinein, „ja wollt Ihr —, düsig' sagt ihr? Der kläugst war er. Die anderen hatten sich schon als ‚Jung' 'ne Frau genommen und dann kam ein Kind nach dem andern und sie hatten nichts zu beißen noch zu brechen"; er lachte wieder vor sich hin, „ja woll, wenn er nu heiratete, dann hatte er's gut. Fiek Buschen war flink und drell und hielt alles in Ordnung. Hm, ja; wenn er dann abends nach Hause kam, dann fand er 'ne warme Stub un 'n Teller Suppe, und wenn er den Tag ordentlich verdient hatte, dann machte sie ihm 'n Glas Grog, und noch eins und noch eins, und immer mehr, und dann konnte er schlafen —"

„Oha!" rief er und fuhr in die Höhe; das eine Rad des Karrens war über einen Stein gefahren und hatte ihn aus seinem Nicken geweckt, „beinah hätt ich geschlafen" murmelte er und berührte mit dem Peitschenstiel den Rücken der beiden Hunde, die für einige Sekunden in einen schlanken Trab verfielen, dann aber wieder langsam und ergeben und, wie es schien, ebenso gedankenvoll wie ihr Herr ihres Weges zogen.

Das Flockengewirbel hatte sich etwas gelegt; jetzt sah man die Spitze eines Kirchturms in der Ferne auftauchen, dann spitze Giebeldächer, eine Reihe entlaubter Pappelbäume, und endlich zog Jürg die Zügel stramm — „Prr".

Er stieg bedächtig von seinem Kasten herab und wickelte die Zügel über den Karrenpfosten, dann trat er zu dem schmucken Häuschen heran, das mit den grünen Fensterläden, der gelben Haustür und dem roten Ziegeldach seinem Farbensinn schmeichelte, und drückte das Gesicht an die Scheiben; „he, Fieken!"

In der Stube wurden Tritte laut; eine große, starke Gestalt öffnete das Fenster und bückte sich heraus, einem ganzen Strom warmer speisedunstiger Luft den Ausweg gebend.

„Was 's los?"

Jürn Kersten kraute sich hinter dem Ohr und schien sich zu besinnen, dann trat er näher und legte den Arm gegen die Wand: „Ich wollt' man fragen, wie is 's denn nun, Fieken?"

„Was meinst, Jürn?" war die kurze Antwort.

„Na, mit uns? mit's Heiraten? . . . ."

„Ach so rum meinst du?" Fieken Busch wurde rot und lächelte verschämt, daß ihre festen, großen Zähne hinter den vollen Lippen blitzten.

Jürn Kerstens Brautfahrt.

Von E. Fischer-Markgraff.

Es schneite, was immer vom Himmel herunter wollte, und die Flocken legten sich so sacht und dicht nebeneinander, daß sie in kurzer Frist das karge Grün der Flur, die aufstrebenden Spitzen der Wintersaat in eine linde, weiße Decke hüllten.

Und die Erde lachte und freute sich darüber, wie eine gute Mutter, die abends die Bettchen ihrer Kinder noch einmal aufschüttelt und ihnen einen Gutenachtkuß auf die schlaftrunkenen Gesichtchen drückt: „So, ihr Kleinen, nun habt ihr genug getollt und gejubelt, nun schlaft und behüt euch Gott!"

Durch die tanzenden, wirbelnden Flocken zog Jürn Kersten mit seinem Hundefuhrwerk dem Heimatdorfe zu.

Die Pfeife im Munde, die Peitsche auf die Knie gestemmt, hockte er auf dem Kasten seines Wagens, der für ihn zugleich Warenspeicher und Kutscherbock war; er holte altes Leder und Abfälle darin zusammen, die er in der Gegend aufkaufte und zu Fabrikationszwecken weiterverhandelte.

Ihm war es gleich, ob es regnete, schneite oder der Hagel wie Graupen fiel; seine Toilette litt nicht unter Witterungseinflüssen, und seine Haut, die wie altbraunes Pergament schimmerte, hätte auch stärkeren Unbillen standgehalten.

Die beiden Hunde zogen mit keuchendem Atem und hängender Zunge das schwere Fuhrwerk hinter sich her, aber das focht Jürn Kersten nicht an; vom „Seelenleben des Tieres" hatte er noch nichts gehört und Tierschutzvereine gab es damals noch nicht.

Ab und zu sah er sich um und freute sich über die dunkle, von den Rädern seines Karrens in der weißen, flaumigen Decke zurückgelassene Spur, die sich sogleich wie mit zarthellen Schleiern bedeckte, dann blickte er wieder gedankenvoll vor sich hin mit den hellen, stillen, ein wenig verträumten Augen; nur wenn eine vorwitzige Schneeflocke sich in seine offene Tonpfeife verirrte und sich dort zischend in ein feines gekräuseltes Rauchwölkchen aufzulösen begann, schüttelte er sich und schickte einen anklagenden Blick zum Himmel empor, als wollte er Petrus einen Vorwurf daraus machen, daß er auf Jürn Kerstens Pfeife beim Wettermachen so wenig Rücksicht nehme.

„Es war wohl das Beste, wenn er noch heiratete — Fieken Busch war ne schmucke Diern trotz ihrer vierzig Jahr, so groß und rell — un 'n Haus hatte sie un 'n paar Felder un 'ne Kuh — hm — un' nehmen würd sie ihn schon. Warum sollt' sie ihn nich nehmen wollen?" Er

„Du kannst gehen, Regina“, wandte er sich an die Pastorin, als sich Jürn Kerstens derbe, eckige Gestalt durch die Türspalte schob; „nun, mein Lieber?“ fragte er, ohne sich zu erheben, „was führt Sie zu mir?“

Pastor Stark hatte für die Schäfchen seiner Herde verschiedene Arten der Begrüßung, je nach Rang und Würde, eingeführt, und Jürn gehörte zu der Klasse der im Lehnstuhl Abzufertigenden.

„Was wünschen Sie denn?“ fragte er noch einmal, als Jürn, purpurrot, ohne zu sprechen, die Mütze in der Hand drehte.

„Herr Pastor“, platzte er dann heraus, „nu sind wir soweit“.

„Wen meinen Sie denn?“ fragte Hochwürden verwundert. Jürn drehte die Fußspitzen noch mehr nach innen und ließ die Finger knacken. „Nu, Fiek Buschen un ich“, stotterte er dann, „nu heiraten wir uns“.

„Ach so, Sie wollen das Aufgebot bestellen?“ meinte der Geistliche freundlich, „haben Sie Ihren Taufschein bei sich? So, recht ..... geben Sie her.“

Nachdem er einen Blick auf das Papier geworfen, wandte er die behäbige Gestalt auf dem Lehnstuhl um und sah Jürn gerade ins Gesicht. „Ich freue mich, lieber Kersten“, fing er an, „daß auch Sie sich doch noch entschlossen haben, in den heiligen Ehestand zu treten. Der Ehestand ist ein von Gott eingesetzter, ihm wohlgefälliger Zustand, und was kann es wohl Schöneres geben, als ein inniges christliches Zusammenleben mit seinem lieben Eheweib in Jesu Christo unserm Herrn“; er warf einen Blick auf die Tür, hinter welcher seine Gattin verschwunden war, und stippte die Finger der wohlgepflegten, fleischigen Hände aneinander, „allerdings — äh — hat die Ehe auch ihre Leiden — ja, wie sagt' ich doch noch — ach so — ihre Leiden, doch müssen wir diese als eine Prüfung des Herrn ansehn —“.

Jürn war näher getreten und sah ihm freundlich ins Gesicht: „Grämen Sie sich darum man nich, Herr Pastor“, meinte er treuherzig, „Sie brauchen mich das garnich zu sagen, das wissen wir ja alle im Dorf . . .“

Pastor Stark wurde dunkelrot und kniff die schmalen Lippen zusammen, dann horchte er auf. Draußen war die Flurschelle gegangen und er hörte Frauenstimmen und Begrüßungsworte.

„Ist das nicht die Frau Oberförster, die da eben kam?“

„Ja wohl, Herr Pastor.“

„Na, denn ist's ja gut, mein Lieber“, erwiderte dieser, der es mit einemmale sehr eilig hatte und griff zur Feder: „Also, ‚Georg Wilhelm Friedrich Kersten und Anna Marie Sophie Busch‘, nicht wahr? Am nächsten Sonntag biete ich Sie auf, wegen der Trauung reden wir noch. Also gehen Sie mit Gott, mein Lieber.“

„He, kiek mal“, fing Jürn wieder an, „süh, du hast das Haus und hast 'ne Kuh, und mein Handel geht auch gut; wenn wir das nun in einen Topp tun, was meinst?“ Er wurde ganz redselig und die Worte gingen ihm ganz glatt vom Munde. „Kiek, den Tag über bin ich weg, dann bist du allein, und das Feld und de ‚Schvin‘ die besorg' ich dir, und wenn ich dann abends nach Hause komm', dann sitzen wir Sommers vor dem Haus auf der Bank und Winters achtern Ofen und schnaken“; er hob den Arm und suchte ungeschickt ihre Hand zu tätscheln, „nich, lütt Fiek?“

„Lütt Fiek“ — sie hatte 5 Fuß 10 Zoll wie ein preußischer Gardegrenadier, aber Jürn maß mit den Augen der Liebe — richtete sich in ihrer ganzen stattlichen Höhe auf und besann sich, den Ellbogen in die rechte Hand, das Gesicht auf die geballte Faust der Linken gestemmt, eine Weile, dann erschien ihr schmucker Kopf wieder unter dem niedrigen Fensterkreuz. „Na, dann is mir's ja auch egal“, sagte sie, „und du kannst heut gleich zum Pastor gehn. In Weihnachten kommen doch meine mecklenbörgschen Verwandten, dann können wir Hochzeit machen. Un nu Adjüs, die Stube wird kalt.“ Damit flog das Fenster wieder zu und das gleichmäßige Summen und Surren des Spinnrades, das kurz darauf ertönte, zeigte dem neugebackenen Bräutigam an, daß sie in unerschütterlichem Gleichmut ihre unterbrochene Tätigkeit wieder aufgenommen hatte.

Jürn Kersten stand noch ein paar Augenblicke und sah das geschlossene Fenster an, in dessen blanken Scheiben sich die Schneelandschaft und sein eigenes Gesicht widerspiegelte.

Dann nahm er die Mütze ab und kraute sich in dem starren, strohblonden Haar, „'ne höllsche Diern“, murmelte er und seine Augen glänzten vergnügt.

Er wickelte gedankenvoll die Leine von dem Karrenpfosten und blickte abwesend auf Karo, dessen Kopf sich dem seines Gefährten näherte, als wenn er ihm etwas ins Ohr flüsterte, und jetzt schüttelte er sich wahrhaftig, als wenn er lachte. Lachte er über seinen Herrn, der im Herbst die Lebensrosen zu pflücken gedachte, oder war er ein Philosoph, der über Welt und Leben seine eigene Anschauungen hatte?

Am Abend desselben Tages, die Dämmerung war schon hereingebrochen, fuhr Pastor Stark aus dem Lehnsessel in die Höhe; draußen war die Hausglocke ertönt und scharrende, stampfende Füße wurden laut.

„Ich glaube, es kommt jemand“, sagte er zu seiner Gattin, die ihm soeben eine kleine Vorlesung über Ausgaben und unnötige Bücher und den Nachteil des Pfeifenrauchens für weiß gestärkte Gardinen gehalten hatte; man hätte auf ein Haar darauf schwören können, daß es wie ein Aufatmen klang; „herein!“ rief er dann, als ein schüchternes Klopfen an der Türe erklang.

Noch gespannter als das letzte Mal überblickte er die Anwesenden, während der Pastor die Aufgebote verlas; als aber nichts erfolgte und jeder an seinem Platze blieb, stand er auf und verließ noch vor dem Segen die Kirche.

Der Schweinebraten mit Kraut, den seine Braut ihm zu Mittag vorsetzte, wollte ihm gar nicht schmecken, es schnürte ihm etwas die Kehle zu, und er musterte sie ab und an mit unwilligen Blicken.

Am Abend erschien er wieder auf der Schwelle von Pastor Starks Studierstube. „'n Abend, Herr Pastor, hatt sich noch keiner mellt?“

„Nein, lieber Kersten.“

Der dritte Sonntag kam. Jürn Kersten war seit mehreren Tagen über Land gewesen und hatte sich nicht bei seiner Braut sehen lassen.

Heut' machte er sich schon beim ersten Klang des Geläuts auf den Weg mit dem festen Tritt eines Mannes, der einen Entschluß gefaßt hat, und sah weder rechts noch links.

Am Abend erschien er im Werktagsanzug im Pastorhause, wo der Geistliche mit seiner Familie um dem Abendtisch saß, mit zusammengepreßten Lippen und starrblickenden Augen; aber heute stotterte er nicht.

„Ich wollt' man fragen, Herr Pastor, hat sich noch keiner mellt, der sie auch haben will?“

„Nein, lieber Kersten; aber es ist mir lieb, daß Sie kommen da können wir gleich wegen der Trauung reden.“

Da richtete sich Jürn steil in die Höhe, strich die Jacke glatt an der Brust herunter und atmete hoch auf: „Na, Herr Pastor“, sagte er fest, „dann sagn Sie ihr man, wenn sie keiner sonst will, denn will ich sie auch nicht“; er sprach's, verschwand und ward nicht mehr gesehn.

Irrlicht.

Eine Erzählung von **Hans Malser.**

Oh—! Das ist zuviel!“ Ein schmerzliches Stöhnen war's und das Blatt sank ihr aus der Hand.

Bewegungslos lag sie auf ihrem geblumten Ruhebett und schaute starren Auges zur Zimmerdecke auf. Dann trampelte sie mit den Beinen, daß das Sopha ächzte. Dann legte sie eine Hand über die Augen und fing an zu schluchzen. Von der Staffelei schaute ein halb vollendetes Bild, ein Faun, der die Flöte blies, auf sie her, mit dem eckigen Blick eines Bockes. Ob dieses Herüberschauen Mitleid war oder Hohn! Sollten sie ihre eigenen Geschöpfe verhöhnen, während dieser beispiellose Frech-

Am nächsten Sonntag, das heisere Gebimmel der kleinen Kirchglocken scholl durch die kaltklare Winterluft, trat Jürn Kersten aus der Tür seiner Mietwohnung, im Sonntagsstaat, mit langem, blauem Rock und hohen Stiefeln, das Gesangbuch in der Tasche.

Fieken Busch hatte ihre Begleitung verweigert. Sie wolle sich nicht „anglubschen" lassen, wenn sie „von der Kanzel fielen", hatte sie gesagt.

So betrat er als einer der letzten die Kirche und drückte sich in die hinterste Bank. Er war unruhig und aufgeregt und erwartete mit einem Gefühl, aus zitternder Wonne und angstvoller Spannung gemischt, den großen Moment, wo hier sein Name vor allen Anwesenden genannt werden würde.

Der Pastor redete so schön und eindringlich, die Sonne schien so weiß und freundlich auf die schmucklosen, getünchten Wände und entlockte ihnen ein blendendes Licht; Jürn Kerstens Gedanken begannen sich zu verwirren und ihm fielen die Augen zu.

Er erwachte noch gerade zu vollem Bewußtsein, als Pastor Stark seiner Gemeinde die besonderen Mitteilungen zu machen begann.

Jürn räusperte sich, straffte sich kerzengerade auf und richtete die Augen hell und krall auf die Anwesenden, als erwartete er etwas ganz Besonderes.

Als der Pastor nun aber die damals üblichen Worte am Schlusse des Aufgebots: „wer etwas dawider hat, der melde sich beizeiten, geschweige denn nachher" gesprochen hatte und nichts erfolgte, der Gottesdienst wie immer sein Ende nahm, erhob er sich und blieb noch einen Augenblick kopfschüttelnd in der Bank stehen.

Vor der Kirchtüre antwortete er mit halber Rede auf die Neckereien und Anspielungen der andern und ging mißmutig und in sich gekehrt seines Weges.

Gegen Abend klopfte es an des Pastors Studierzimmer und in den Rauchwolken, mit denen jener sich umgeben, erschien Jürn Kerstens eckige Gestalt wie ein wolkengetragener Heiliger.

„Ich wollt' man fragen, Herr Pastor", stotterte er verlegen unter dessen verwundertem Blick, „hat sich noch keiner mellt, der sie auch haben will?"

„Wen?" fragte der Geistliche.

„Na, Fiek Buschen, Herr Pastor."

„Ihre Braut? Nein mein Lieber, Sie können ruhig sein, es hat niemand Einspruch getan."

Kopfschüttelnd und ganz verdüstert schob sich Jürn aus der Türe.

Am nächsten Sonntag saß er wieder in der Kirche, aber er sah anders aus als sonst, etwas blaß und um dem Mund einen verbissenen Zug.

werde euch versäumen. Aber der Beruf! Das begreifst du noch nicht. Na also, vorwärts!"

In der nächsten Minute war er schon die Eisenbahnmaschine, die, rechts auf der Achsel einen Buben, links auf der Achsel einen Buben, durch die drei Zimmer keuchte, während hinten das Mädchen an seinem Rockschoß hing und sich als „Kammerlwagen" nachzerren ließ. Es war ein Bummelzug, der nach dem Pfiff in jedem Zimmer anhielt, bis sie nach mehreren Tour- und Retourfahrten an der Endstation Schreibtisch ankamen.

„Station Schreibtisch! Alles aussteigen! Marsch!" Da liefen die drei Kinder munter davon, zufrieden, den Papa einmal eine Viertelstunde gehabt zu haben. Durch die Fuge der halb angelehnten Küchentür hatte Frau Josefa auf die leibliche Reise hereingelugt und dann ganz für sich einen Seufzer getan. — „Wie glücklich könnten wir sein, alle miteinander, wenn das öfter so wäre." — Aber er hat nicht Zeit, er ist ein geplagter Mann. In der Redaktion gibt's manchmal auch Verdruß, und wenn er dann müde und mißmutig nach Hause kommt, da kann man freilich nichts Kindliches verlangen, nur trachten, daß er sein Essen und seine Ruhe hat.

Auf Alfons' Schreibtisch legte die Magd einen Brief. Ein Dienstmann hatte ihn gebracht. Eine Frauenschrift. Das pressiert nicht, er warf ihn hin und griff nach der Feder. Aber er schrieb nicht lange. Es wollte nicht recht laufen im Kopf. „Die Rangen haben mich aus dem Kontakt gebracht." Er nahm den Brief und erbrach ihn.

„Aha! Das ist ja die geniale Schöpferin des ‚Sumpfes'! Natürlich! Wieder Vorwürfe, Beschuldigungen, Unverschämtheiten dem Kritiker, weil die Malerin nicht malen kann."

„Geehrter Herr!

Sie mögen ja recht haben mit Ihrem strengen Urteil, mit Ihrer Bemerkung im heutigen Blatte, mit dem sie hart und kalt die Existenz eines armen Mädchens vernichten. Sie wissen nicht, wie ich ringe nach dem Können, und wenn ich halb unbewußt einer schlechten Kunstrichtung folgte, so wäre ein wohlwollendes Hinweisen auf das Rechte doch vielleicht fruchtbarer gewesen als eine Abfertigung, die über das Ziel hinaus meine persönliche Ehre betrifft. Hätten Sie sich doch vorerst durch die zahlreichen Versuche, die meine Wände füllen, überzeugt, ob ich wirklich nach jeder Richtung hin eine Stümperin, Klexerin bin, bevor Sie mich so unbarmherzig, um nicht zu sagen, unritterlich getroffen. Nun muß ich denn diese schöne Stadt, in der ich eine Heimat zu finden wähnte, wieder verlassen und versuchen, wie ich mich auf andere Weise durch das Leben bringe. Entmutigt bin ich gründlich. Mögen Sie glücklich sein!

Myra John."

ling sie vor aller Welt zuschanden machen, ihre so sorgenvoll aufgebaute Existenz mit ein paar Federstrichen zerstören darf?

Mit wenigen Ausnahmen hatte dieser Krennhaar ja die ganze Ausstellung verrissen. Aber ihre Landschaft: „Im Sumpfe", von dem ein anderer Kritiker behauptet, daß es ein Meisterwerk der Stimmung sei, hatte Krennhaar nicht kritisiert. Das Ganze, was er darüber schrieb, lautete: „Der Klex von Myra John, der unter der Bezeichnung ‚Im Sumpfe' uns ein Bild vorlügen will, ist nichts weiter als ein Geschmacks-Armutszeugnis des Ausstellungs-Komitees. Mein wohlgemeinter Rat, man schaffe dieses ‚Bild' ruhig und unauffällig aus dem Saale."

Und das schreibt ein Mann, der sich von einem Berufskollegen vor kurzem „Gentlemen" nennen ließ, einer Dame. Einer allein in der Welt stehenden wehrlosen Dame!

Nachdem sie ihre Augen kurzweg mit dem taubengrauen Ärmel getrocknet hatte, richtete sie sich auf. Sie war jung, schön, nur etwas zu rundlich. Ihr gelbes Haar schien aber gefärbt zu sein. In der Kunst waren die orangegelben und ziegelroten Haare Mode geworden, da muß man denn der Natur nachhelfen, daß sie zeitgemäß wird. Myra John ging zum Schreibtisch und schrieb einen Brief an den „Wohlgebornen Herrn Alfons Krennhaar, Kunstreferent der „Morgenstunde".

Mittlerweile lehnte Alfons Krennhaar in seinem Armsessel und rang mit seinen zwei Knaben. Diese wollten, daß Papa mit ihnen Eisenbahn spielen sollte und, auf dem Armsessel und seinen Achseln herunterkletternd, suchten sie ihm die Feder aus der Hand zu winden. Er aber wollte für die nächste „Morgenstunde" ein Feuilleton über die Dekadenz der darstellenden Kunst schreiben.

„Aber Alfons!" sagte seine jugendliche Frau, die in ihrem blauen Hauskleide herankam, „schenke dich doch einmal eine einzige Stunde deinen Kindern. Es hilft ja so nichts alles das Geschreibe und du vergrämst dich dabei."

„Gute Frau, das verstehst du nicht", rief Alfons lachend, aber sein Lachen hatte etwas Bitteres. Ein tieferer Unmut, als der Augenblick rechtfertigte, schien in diesem Lachen leise durchzuzittern. Er tauchte die Knaben von sich. Da kam noch das neunjährige Töchterlein und das verstand's besser. Es schlang die Ärmchen um seinen Hals und sagte schalkhaft: „Papa, wenn die Kunst so häßlich ist, warum machst du dir denn immer mit ihr zu schaffen? Mama, die Buben und ich, wir sind ja viel schöner als diese grausliche Sezession. So schau doch einmal auch uns an!"

Da lachte er wieder, und diesmal fiel es besser aus.

„Du hast recht, Frätzchen!" sagte er und koste das Mädchen, „ich habe viel zu wenig Zeit für euch. Ihr wachset mir heran und ich

„Ich danke Ihnen. Jenes Bild existiert nicht mehr."

„Sie — hätten es vernichtet?"

Myra hatte sich abgewendet in dem Bestreben, eine Träne zu verbergen. Aber er nahm sie wahr.

„Warum wollen Sie nicht eins von diesen Bildern ausstellen?"

An der Wand, mit und ohne Rahmen, hingen Kopien älterer Meister. Schülerhaft. Dann selbstkonstruierte Landschaften, Genrebilder, darunter Hühner auf dem Dunghaufen mit raffiniertem Naturalismus. Der Mist zum Greifen! Dann ein verlorner Sohn, den Krennhaar nachdenklich betrachtete. Der Mann, an dem fahle Lappen hingen, stand auf allen Vieren unter Schweinen und steckte den Kopf wühlend in einen Trebernhaufen.

„Pikant!" sagte der Betrachter. „Aber dazu sollten Sie noch ein erstes und ein drittes Bild malen. Ein erstes, wie er stolz vom Hofe seines Vaters reitet, und ein drittes, wie er reumütig zurückkehrt und vor seinem alten Vater auf den Knien liegt."

„Ach ja, für die Schulbibel!" lachte Myra ironisch.

„Scheinen Sie doch für die Bibel überhaupt ein Faible zu haben!" sagte er. Sein Auge haftete auf einer in Freilicht gehaltenen Adam- und Evagruppe. „Das Kolorit ist ganz prächtig. Nur in der Anatomie, da fehlt's. — Das mag für die Künstlerin ein Tadel sein, für die Dame ist es ein Lob". — Nicht?" setzte er blinzelnd bei.

„Zu wenig Schulung — ich gestehe es. Übung. Wie gerne möchte ich zum Beispiel Porträts malen. Kein Auftrag. Man hätte ja keine Protektion verlangt —".

Galant sagte er: „Mein Fräulein, ich stehe Ihnen als Modell jederzeit zur Verfügung."

Da lachte sie: „Ah, gehen Sie mit Ihrem Christuskopf! Wo mir die Kritik immer den Rat gibt, mich ans Klassische zu halten. Ich möchte am liebsten einen Apollo malen."

„Na, dann muß unsereiner freilich tief in den Winkel."

„Wer weiß! Ein bißchen —". Sie machte mit zwei Fingern die Geste der Schere."

Dann haben sie beide gelacht.

Doch nicht lange. Myra fühlte, der Übermut sei hier ganz unpassend, sie wurde zurückhaltend. Krennhaar leitete ein ernsthaftes Gespräch ein und erteilte ihr Ratschläge, so wohlwollend und warm, daß sie ihn nur verblüfft anblickte. Wenn das in der „Morgenstunde" stünde! Wie anders hätte sich mein Schicksal entscheiden können. Peinlich war es ihm, als er ihr diesen Gedanken von der Stirn zu lesen glaubte, und er nahm sich vor, ihr Genugtuung zu geben.

*
*   *

Krennhaar faltete den Brief zusammen und legte ihn unter die Schreibmappe. Dann saß er, den Kopf auf die Hand gestützt, da und sann. Es war ihm ungut zu Mute. Solche Briefe streng kritisierter Künstler war er nicht gewohnt. Ohne Zorn, ohne alle Bitterkeit. Nur schwere Betrübnis. Wäre es wirklich so, daß man wie ein Tyrann mit ein paar Federstrichen einen Menschen vernichten kann? Nochmals holte er den Brief hervor und nochmals las er ihn durch. Sie spricht von noch anderen Bildern, die sie besitzt, deutet verschiedene Kunstrichtungen an, denen sie schon nachgegangen. Vielleicht —. Man müßte allerdings gründlicher zusehen.

Er stand auf, nahm Hut und Stock und ging in die Redaktion, um im Stadtbuche ihre Adresse zu suchen.

* * *

Myra John blickte mit großen Augen auf den unerwarteten Besuch.

Krennhaar hatte sich ein paar gute Phrasen ausgedacht, mit denen er die Brücke über den Abgrund schlagen wollte. Er sagte sie nicht. Da stand ein schönes, rührend trauriges Weib vor ihm. Das erste, was er fühlte, war Mitleid. Hinterher kam mancherlei anderes. Die Wände hingen freilich voll Bilder, sie konnten sezessionistisch sein oder klassisch — er sah sie gar nicht darauf an. Er schaute nur die Malerin an und murmelte ein ums anderemal: „Mein Fräulein, Sie haben es leicht."

Da fragte sie doch einmal zurück: „Wie meinen Sie das?"

„Sie brauchen kein Kunstwerk zu schaffen. Sie sind selber eins."

Nach einem Weilchen antwortete sie ganz unbefangen: „Wenn Sie mir von solcher Artigkeit nur den zehnten Teil öffentlich gegönnt hätten —".

Er hatte ja gehört, daß sie „hübsch" wäre, aber er hatte sie sich flüchtig als Sezessionistin gedacht, weiter nichts. Nun sah er ihr gelbes Haar und sah nicht, daß es gefärbt war.

„Ich bin gekommen, Sie zu bitten, mir Ihre Arbeiten zu zeigen, und nun —". Er war ganz verwirrt.

„Sehen Sie meine Versuche nur an", sagte sie, „und sprechen Sie sich darüber aus oder schweigen Sie sich aus. Ich habe nichts mehr zu verlieren."

„Mein Fräulein, ich sehe, wie schwer ich Sie verletzt habe. Aber ist es denn unbedingt notwendig, daß Sie mich für unfehlbar halten?"

Sie antwortete leise: „Irgend jemand ist's immer, auf dessen Wort man — sich stützt — stützen möchte."

Er trat ihr ein Schrittlein näher: „Wenn Ihnen soviel daran gelegen ist, verehrtes Fräulein. Ich wiegle ab. Man findet leicht eine Motivierung, zu verlangen, daß das Bild in der Ausstellung bleibe."

haar hatte plötzlich seinen Dienst gekündigt, ganz gegen den Vertrag und ohne einen Grund anzugeben. So wußte sie noch weniger als vorher. Nur, daß seine Abreise nicht in journalistischer Berufssache sein konnte. Doch weshalb sonst? Keinen seiner Bekannten wußte sie in Südtirol, keinen andern Grund konnte sie sich denken.

Der Chefredakteur stellte sich breit vor sie hin und schnarrte: „Wissen Sie was, Frau Krennhaar, Ihr Mann rappelt! Schon seit einiger Zeit fiel mir's auf. Er rappelt. Aber deshalb hätte er sich seine Erholungsreise nicht stehlen müssen. Wenn er wirklich Erholung bedarf, so hätten wir ihm Urlaub bewilligt."

So meinte die Frau, er hätte sich wohl überarbeitet. „Es war gewiß übereilt von ihm. Wenn er zurückkehrt, wird er doch wieder eintreten können?"

„Tscha!" machte der Chefredakteur mit Achselzucken. „Den Platz reservieren, das gibt's nicht."

Mit bangem Herzen ist die Frau nach Hause gegangen. Noch hoffte sie in der Kassette Näheres zu finden. Dort war das Gehalt von drei Monaten und das Sparkassebuch der Kinder — sonst nichts.

*
* *

Dem Krennhaar — als er in den Alpentälern dahinfuhr, war recht ungut. Das Billett war doch etwas gar dürr geworden für einen Abschiedsbrief. Und nicht einmal einen Gruß an sie. Küsse die Kinder! Damit war sie abgefertigt. War sie nicht stets ein braves Weib gewesen, eine tüchtige Hauswirtin, eine gute Mutter? Gewiß, keine häusliche Sorge ließ sie an ihn herankommen, da konnte er ganz seinem Berufe leben. Aber für diesen Beruf hatte sie nicht das mindeste Verständnis. Wenn er geistiger Anregung bedurfte, da war sie grenzenlos langweilig. Und so gar keine Glut war mehr in dieser Frau; das Feuer auf dem häuslichen Herd, an dem die Suppe kochte, war ihr ganzes Um und Auf. Er hatte lange mit sich gegrollt, weil er sie nicht lieben konnte, aber endlich empfand er, daß alles Festhalten vergeblich war, daß er verkommen müsse an ihrer Seite. Und als plötzlich diese Malerin vor seinem Auge stand, da war's entschieden — die andere mußte abgestoßen, diese gewonnen werden.

Ein paarmal unterwegs wollte sein Herz zurückschauen, da es ihm war, er habe eins seiner Kinder rufen gehört. Da zog er einen schweren dunklen Vorhang vor die Vergangenheit und zündete gegen die Zukunft hin alle Lichter an. Da leuchtete es in hellen Rosen, und was da werden wollte, sollte — er baute planlose Luftschlösser und überließ alles dem Zufall.

Frau Josefa konnte sich's nicht recht erklären. Das mußte eine besonders heikle Arbeit sein, die ihr Mann zu leisten hatte. Daß er immer in seinem Schreibzimmer saß und sich sogar einschloß. Die Kinder durften ihm kaum in die Nähe, wortkarg war er bei Tische und sehr flüchtig waren die Küsse, die er beim Fortgehen austeilte.

Mit dem Komitee der Kunstausstellung, zu dem er gehörte, war er im reinen. Statt des „Sumpfes" sollten drei Bilder anderen Genres von Myra John in den Saal. Darunter das vom „verlornen Sohn". Auch der Artikel war schon geschrieben, in welchem auf die tiefe Symbolik hingewiesen wurde, die hinter dieser dämonischen Naturalistik stecke. Mit der Schlußbemerkung, daß an Myra Johns Kunst keiner gleichgültig vorbeikomme. Entweder er müsse sie hassen oder er müsse sie lieben.

Nun, und eines Abends ging er hin, um der Malerin die Einladung zum neuen Ausstellen zu hinterbringen. Die Tür verschlossen. An derselben ein Zettel, daß diese Wohnung zu vermieten sei. Die Hausbesorgerin wußte nichts weiter, als daß mehrere große Kisten fortgeschafft worden seien und daß die Dame dem Briefboten gesagt habe, die Adressen an sie wären zu schicken nach Meran in Tirol.

Noch an demselben Abende schrieb Krennhaar nach Meran. Und zwar Vorwürfe darüber, daß sie ihm seinen Irrtum so unbarmherzig vergelte. Er wolle ihre Abreise aber doch anders deuten und hoffe, daß es nur die Nerven der Künstlerin seien, die eine Erholung verlangten, und daß sie nach wenigen Wochen erfrischt zurückkehren werde, um in dieser Stadt, wo sie ihre Künstlerschaft begonnen, auch den Erfolg ihrer Meisterschaft zu ernten.

Erst in der dritten Woche kam Antwort. Es war auch höchste Zeit. Er war so sensibel reizbar geworden, daß Frau Josefa es kaum noch wagte, ihn anzusprechen und den Kindern flüsternd auftrug, nur ja keinen Lärm zu machen noch Papa sonstwie zu ärgern; der arme Papa müsse so angestrengt arbeiten. Aber er würde schon wieder lustig werden und dann könnten sie recht eisenbahnfahren mit ihm.

Eines Abends — im Herbste war's — kam Alfons so spät nach Hause, daß die Kinder einschlafen mußten ohne seinen Kuß. Und als Frau Josefa am nächsten Morgen erwachte, war sein Bett noch unbenützt. — Was ist denn das? Sie stand eilig auf, ging in seine Schreibstube und fand einen Brief an sie, von seiner Hand.

„Liebe Josefa!

In einer wichtigen Sache muß ich plötzlich abreisen nach Südtirol. Der Schlüssel zur Kassette ist in der Lade links unten. Weiteres folgt, sobald ich Näheres weiß. Küsse die Kinder. Alfons."

Die Frau erstarrte. Als sie zu sich kam, lief sie in die Redaktion der „Morgenstunde". Dort kam man ihr unwirsch entgegen. Krenn-

Was hatte der Federgewaltige sich den Kopf zerbrochen um diesen Brief. Er wollte warm schreiben, es wollte ihm weich werden und gütig wollte er seiner Frau alles erörtern. Da sagte er sich: Das ist Untreue an Myra. Putzab mit der andern — für dich gibt's nur Myra und in Ewigkeit keine andere. Josefa wird sich schon trösten. Ein Herz für dich hat sie nie gehabt, eines Herzens nie bedurft; kochen und waschen kann sie für irgendwen. Die Kinder hätten für die Länge an dem unnatürlichen Verhältnis kein gutes Beispiel genommen, man wird sie in passende Anstalten bringen, sie kommen durch die Welt wie tausend andere Waisen. Ihr Vater ist gestorben, verhungert, verschmachtet aus Mangel an Verständnis und Liebe. Jedes Gemütswort wäre da Unnatur, Entwürdigung. Ein neues Leben mit Myra!

Weiter hatte er für die Roheit seines Schreibens keine Empfindung mehr. Putzab.

Josefa, nachdem sie den kurzen Brief gelesen, hat sich niedersetzen müssen auf die Küchenbank. „So", sprach sie vor sich hin, „jetzt haben wir's. Jetzt ist er ein Narr geworden." Den ganzen Tag, während der gewöhnlichen Arbeit um Haus und Kinder sann sie nach, was jetzt zu machen sei. Am nächsten Morgen ging sie mit dem Brief zur Polizei. Da nahm man zu ihrem Troste alles gewissenhaft genau, was sie aussagen konnte, zu Protokoll und schärfte ihr ein: Ja kein Geld nachschicken!

Aber das hatte sie schon getan. Wenn er Geld verlangt, so wird er keins haben und wenn er keins hat, so muß er hungern, der arme Mensch. Am liebsten wollte sie gleich selber auf die Bahn und nach Innsbruck, aber die Depeschen — dachte sie — gingen schneller und die Innsbrucker Behörde würde ihn schon aufgreifen und mit gebundener Marschroute heimschicken. Sie bereitet ihm schon ein frisches Bett. In eine Anstalt will sie ihn nicht geben, unter keinen Umständen. Daheim bei Frau und Kindern muß er gesund werden.

* * *

Als in Innsbruck Alfons Krennhaar an den Postschalter trat und seine Legitimation bereit hielt, glaubte er sich von einem nebenstehenden Herrn scharf beobachtet. Er machte daher eine unauffällige Wendung und eilte auf die Gasse. Noch reichte seine Börse bis Zürich. Auf der Reise dahin kam es ihm plötzlich bei, was er für ein Herrenmensch sei. Alles Gewesene von sich zu schleudern, daß es zerschellt an den Ufersteinen des Lethestromes, sich ganz aus Eigenem und Freiem zur Wiedergeburt schwingen — welch ein Mann hat diese Kraft? Ich. Woher kommt diese Kraft? Von der Liebe. Wohin führt sie? Zur Liebe. Zur feurigen, urgewaltigen Liebe . . . Mit eintönigem Geräusch rollten

In Meran angekommen, kundschaftete er und schon am nächsten Tage stand er in ihrem Gemach. Das war bestanden mit festgeriemten Schachteln und ein Dienstmann lud eben einen Koffer auf.

„Sie reisen ab, mein Fräulein?"

„Und Sie kommen an, mein Herr?"

„Ich bin Ihretwegen da."

„Und ich reise Ihretwegen ab."

„Ich reise mit Ihnen."

„Wissen Sie, wohin?"

„Mir einerlei, Ich will bei Ihnen sein."

„Und ich fliehe Sie."

„Warum?"

„Weil — das sollen Sie schon einmal erfahren."

„Können Sie mir denn wirklich nicht verzeihen?"

„Verzeihen vielleicht. Vergessen kaum. Warten Sie."

Nach solchen raschen und leisen Worten eilte sie in ein Nebenzimmer und zog hinter sich die Tür zu.

Krennhaar stand da und wartete. Nach zehn langen Minuten klopfte er an, öffnete. Das Zimmer war leer. Sie ihm entwischt. Unentschlossen, was jetzt zu tun, versäumte er eine wichtige Zeit. Als er gegen den Bahnhof ging, rollte der Schnellzug dahin. Von dem Packträger war zu erfahren, daß die Dame eine Fahrkarte nach Zürich lösen wollte, und als eine solche nicht zu haben war, nahm sie eine bis Innsbruck.

Krennhaar fuhr mit dem nächsten Zuge nach, kam aber an demselben Abende nicht weiter als bis Franzensfeste. Dort im Bahnhofrestaurant schrieb er den Brief an seine Frau.

* * *

Frau Josefa war ruhig geworden. Seinen Rappel hatte der Mann ja von Zeit zu Zeit. Jetzt hat er ihn wieder. Hat seine Stelle gekündigt und sucht eine neue. Dann, nach der Veränderung ist's wieder gut, auch wenn's schlechter ist als früher, und er ist wieder ein ruhiger, zufriedener Mann. Mit solchen Gedanken hatte sie sich beruhigt.

Da kam sein Schreiben.

„Liebe Josefa!

Einmal muß es doch sein und ist's am besten für Dich und für mich, es geschieht ohne Umständlichkeit und Sentimentalität. Ich fahre in die weite Welt, Dir kann's gleichgültig sein, wohin. Du kannst Dich als völlig frei betrachten. Was ich für die Kinder zu tun in der Lage bin, das soll geschehen. Einstweilen schicke mir unter telegraphischer Anweisung 300 Kronen nach Innsbruck, postlagernd. Alfons."

die bei der löblichen Absicht, mit Dynamit den russischen Kaiser, dann alle übrigen Fürsten, endlich die ganze Welt in die Luft zu sprengen, ertappt worden. Und ergab ein strenges Verhör, bei dem die gestellten Fragen der Richter selbst beantwortete, daß Alfons Krennhaar ein schweizerischer Anarchist sei.

Nun, das war immerhin etwas. Noch mehr aber war die Folge. Der Antrag eines sogenannten Verteidigers auf Ausweisung in die Schweiz ward abgelehnt. Wird er heute fortgejagt, kommt er morgen in anderer Gestalt mit anderem Namen. Das Urteil lautete auf zwanzigjährige Verbannung nach Sibirien.

Anfangs war Krennhaar verblüfft über die russische Fixigkeit in der Justiz. Dann begann er zu wüten. Der nächste Transport nach der neuen Heimat stand in wenigen Wochen bevor. Konnten die Rechtfertigungen aus der alten früher eintreffen? Er schrieb an seinen Geburtsort, an seine Behörden, an die hohe Landespräsidentschaft, an die Redaktion der „Morgenstunde“ mit dringendsten Bitten um postwendende Einsendung aller Dokomente, zur Bezeugung, daß er kein Arnachist aus der Schweiz sei, sondern ein unbescholtener, schlichter Journalist einer kleinen Landstadt. Besonders auch, daß die „Morgenstunde“, bei der er elf Jahre tätig gewesen, ein konservatives Blatt sei.

Davon erhoffte Krennhaar sichere Rettung. Fräulein Myra war ihm bei solchen Drängnissen etwas aus dem Gedächtnis gekommen. Hingegen fiel ihm seine Familie ein. In der Nacht, wenn er im Halbschlummer lag, hörte er die kleinen Schlingel tollen, eisenbahnspielen und nach dem Vater rufen. Dann Frau Josefa . . . Sollte er doch noch versuchen? . . . Nein, absolut nicht. Anstatt Verzeihung würde er sich Demütigung holen. Solche Geschichten vergißt und vergibt kein Weib. Ist schon nicht jede der Liebe fähig, so doch der Eitelkeit, der Eifersucht. Sie würde ihn nie wieder eines Blickes würdigen, geschweige eines Wortes. Er hat doch ein bißchen zu gründlich abgeschnitten.

Es nahte der Tag von Sibirien. Aber aus Österreich kam kein Lebenszeichen. Will die Heimat ihn treulos verleugnen? Oder will sie ihn für seine Treulosigkeit strafen? — Seine Kerkergenossen lachten ihn aus, und man weiß, wie ekelhaft solche Leute lachen. Dem Herrn Deutschen werden sie einen Brief hereinlassen und solchen wohl gar auf der Silberplatte überreichen!

In Sibirien wäre es ja auch ganz hübsch, wußte ein alter Häftling zu sagen. Weit weg sein von diesen „braven Leuten“, das sei auch was wert.

Als Krennhaar am letzten Morgen aufstand, um sein Bündel zu schnüren, eigentlich hatte er gar kein's, brummte er: „Hol's der Teufel! Das ganze Europa. Mein Lebensglück habe ich ja selber erwürgt,

die Räder. Die raschen leisen Stöße der Schienenenden machten ununterbrochen: Myra, Myra, Myra, Myra . . .

In Zürich fand er sie nicht. Und doch schien sie ihm einen Augenblick nahe gewesen zu sein; denn in der äußeren Brusttasche entdeckte er plötzlich ein schmales Brieflein:

„Schrecklicher Freund!

Ich fliehe Dich und Du verfolgst mich. Ich darf nicht Dein sein und kann ohne Dich nicht leben. Du hast Frau und Kinder, gehe heim zu ihnen. Ich bin in dem Augenblicke, als Du diese Zeilen liest, auf dem Wege nach Rußland zu einem Onkel. In der Nordluft von Riga wird mein Herz abkühlen. Dort will ich mein Heim aufschlagen und glücklich sein in der Erinnerung, daß Du und ich uns einmal nahe waren. In dieser Geistesehe, wenn Du willst, können wir weiterleben. Küsse mich in Deiner Frau und ich werde in irgendeinem Mann Dich aus Zärtlichkeit erdrücken.

Myra."

Nun, das war doch einmal ein Brocken. Das hieß nicht umsonst in die Schweiz gefahren zu sein. Eine goldene Uhr besaß er und eine Brillantnadel — teure Andenken! — er verkaufte sie. Er verkaufte seinen Ehering.

„Schöner Herr!" sagte der Jude, „was soll ich machen mit dem Ringel? Drei Franken fürs Höchste."

„Gleichviel." Nun hatte Krennhaar Geld für eine Reise nach Rußland. Denn das mit der Stellvertretung im Küssen war doch nichts anderes, als eine direkte Einladung. Und eine Probe, ob seine Liebe wohl eine Reise verträgt. Ja, die verträgt sie. Und wieder rollten die Räder: Myra, Myra, Myra, Myra! — Drei Tage und drei Nächte lang: Myra, Myra, Myra, Myra . . .

Dann war er in Riga.

* * *

Dort spähte er. Und spähte Tag für Tag in den Hotels, in Theatern und Konzerten, in Privathäusern, indirekt bei Behörden. Und spähte so lang, bis er angehalten ward und gefragt, was er suche. Da wurde er verlegen. Eine junge Dame namens Myra John, Malerin, suche er. Der Polizeibeamte blätterte in einem Register: Der Name Myra John! Wohlbekannt. — Woher er komme? Aus Österreich. In dem ward er Lügen gestraft, denn Fahrkarten und anderes, so man bei ihm fand, bewiesen, daß er aus der Schweiz gekommen war. Er wurde nach der Gerichtsstadt Nowrod gebracht und dort in das Gefängnis getan. Und da saß er nun unter Leuten, deren Lappen nach Moder rochen, deren Mund nach Fusel. Struppe, ungewaschene Gesellen. Aber auch zarte, blasse Burschen in schwarzem Tuchgewand waren da,

Der sonderbare Kauz.

Eine Erzählung von **E. Schreiner.***)

Ein Waldkauz ist er nicht gewesen oder sonst eine Nachteule. Obschon meine Überwohnerin, die alte Privatiere Nestelbacher, steif und fest behauptete, der Mann habe etwas Lichtscheues an sich und es gehe bei ihm nicht mit rechten Dingen zu. Auf das Urteil der Nestelbacherin hätte ich ihm aber nichts Böses nachsagen mögen. Denn die Nestelbacherin hätte eigentlich besser Nesselbacherin oder noch besser Brennesselbacherin heißen sollen. Eine ausgewachsene, gesunde Brennesselstaude war allerdings ihrer Zungenspitzigkeit gegenüber ein harmloses Ding zu nennen. Denn eine Brennessel sticht doch nur, wenn man mit ihr in Berührung kommt. Bei der Zunge der Frau Nestelbacher war das aber absolut nicht nötig. Sie verstand sich auf Fernwirkung ebenso gut wie auf den Nahkampf. Darüber darf man sich aber nicht wundern. Denn was soll eine alte mit Gott und der Welt zerfallene Privatiere nebst der Pflege ihrer drei Katzen und vier Schoßhündchen etwa noch anderes tun, als nach ihren Nebenmenschen züngeln?

„Einer, der ein schlechtes Gewissen hat, ist er, ein Duckmauser und Gesichterschneider, hinter dem man nur Böses suchen darf, sag' ich. Und man wird's ja sehen, man wird's ja sehen, daß ich recht hab'. Ich hab' immer recht in solchen Fällen, wenn man's mir auch nicht glaubt."

Das war sozusagen der stehende Schlußrefrain ihrer mit virtuoser Zungengewandtheit geführten Abkanzlung, wenn sie mit der Nähmamsell im vierten Stock, Fräulein Agathe Zimpferlein, oder dem Dienstmädchen des Herrn Referendars Rohr auf den sonderbaren Kauz zu sprechen kam.

Noch ganz anderes wußte aber Fräulein Agathe zu berichten von ihm. Nun, sie wohnte ja auch direkt neben seiner Zimmertüre und hatte die beste Gelegenheit, das Ungeheuer zu beobachten. Zu diesem Zwecke hatte sie mit viel Mühe und einer bewundernswürdigen Geduld sogar ein Loch durch die Wand gebohrt. Allerdings war dasselbe schon am nächsten Morgen mit Markenpapier oder sonst etwas sorgfältig wieder verklebt. Aber man konnte ja noch hören. Und das war der Nähmamsell gerade genug. Ihre eigene Schande zu hören beim Horchen an der Wand fürchtete Fräulein Agathe nicht. Denn erstens war sie über das Kindersprüchlein „hinweg", zu ihrem tiefen Leidwesen schon

*) In einem der neu eingelaufenen Bücher, in denen ich blätterte, es heißt „Allerlei Menschen von heute" von E. Schreiner (Stuttgart, Philadelphia-Verein) habe ich diese Geschichte entdeckt, die mir gleich zu Herzen ging und die ich der Redaktion des „Heimgartens" zum Abdruck anriet. Ich hoffe, der Verfasser hat nichts dagegen, wenn man durch solch eine Probe die Aufmerksamkeit der Leute aufs Büchlein lenkt, das noch mehr so rührende Sachen hat. R.

grausam wie ein Schinder. Wenn ich nach Hause komme, in ein Irrenhaus werden sie mich stecken. Da ist's mir doch lieber nach Sibirien. Vorwärts, marsch!"

Jeder der zu transportierenden Verbrecher wurde je zu einzeln in ein großes Zimmer geführt, in welchem an der Wand schwerbewaffnete Häscher standen und bei einem langen Tische mehrere Herren saßen. Dort wurde nochmals das Nationale untersucht und das Urteil vorgelesen. Als Krennhaar in diese Gerichtsstube eintrat, fiel ihm hinter dem Tische eine in graue Wollentücher eingemummte Gestalt auf. Die trat vor, und langsam ihm entgegen:

„Alfons, ich habe dir die Schriften gebracht."

Ganz gelassen sagte sie es — vor ihm stand Frau Josefa, sein Weib.

Als daheim seine Hilferufe um Legitimation laut geworden waren, hatte sie sofort reisen wollen; aber man hatte ihr gesagt, das sei für sie nichts. Eine Frau könne nicht so ohne weiters ins ferne Rußland reisen. Und es wäre auch nicht nötig. Sobald die Papiere vorlägen, würden sie ihn augenblicklich freilassen. — Damit er noch weiter fortlaufen könne, dachte sich Frau Josefa, im Arrest sei er gerade gut abzufangen. Übrigens, was man von russischer Schlamperei höre, wer sei denn sicher, daß die Schriften auch an die richtige Stelle kommen? Ohne weiteres zu denken und zu reden, verschaffte sie sich bei den heimatlichen Behörden Duplikate der Dokumente, ließ sie fest beglaubigen, löste durch Verkauf ihres Brautschmuckes Geld, und machte sich damit auf die Reise nach Nowrod in Rußland.

Die Schriftstücke lagen nun auf dem Tisch und die Herren blätterten darin. Sie fanden die Legitimationen für gut und die mündlichen Verhörsaussagen des Sträflings mit ihnen übereinstimmend. Alfons Krennhaar wurde auf freien Fuß gesetzt.

Aber durch diesen Freispruch fühlte er sich zehnfach verurteilt. Denn er dankte ihn ihr, seiner „dummen, öden, liebeleeren" Frau. Sie gingen nun auf der Gasse schweigend nebeneinander dahin, er wagte es nicht, Näheres mit ihr zu sprechen. Wenige gleichgiltig gesprochene Worte, die sich auf die Heimreise bezogen, wechselten sie. In der Vorhalle des Bahnhofes war ihm zu Mute, als müsse er ihr weinend, schreiend um den Hals fallen, da er aber als Theaterrezensent solche geschmacklose Rührszenen stets mit Schimpf und Hohn abgetan hatte, so mochte er jetzt doch nicht selber eine aufführen. Der ganze erste Tag ging hin, ohne daß er seiner Frau ordentlich ins Auge schaute. Am Abend jedoch, als sie in einem halbleeren Speisewagen etwas gegessen hatten, fragte er plötzlich: „Und was machen unsere Kinder?"

Das Verhextsein war gelöst.

weiß es aus der allersichersten Quelle. Schon wie mein Seliger noch gelebt hat, hat man es gewußt. Im Zuchthaus ist er gesessen seine zehn Jahre. Und jetzt lebt er von einem reichen Onkel in Amerika, aber er darf jeden Tag nur 2 Mark 75 Pfennige verbrauchen. Ich weiß das aus ganz zuverlässiger Quelle."

„Und von wem denn," fragte ich, als ich eines Tages diese neueste Biographie des sonderbaren Kauzes hörte.

„Von wem? Ei, vom Bäckermeister Wahrlich. Dem hat es die Büglerin erzählt, die dem Gambusino die Wäsche besorgt, und der hat er's selber kurz und klein erzählt."

„Ich weiß doch nicht, den Eindruck scheint er mir doch nicht zu machen," wagte ich schüchtern einzuwenden. Aber da kam ich schön an.

„Scheint er nicht zu machen, so, so. Ja, wenn man heutzutage noch auf den Eindruck gehen will, den ein Mensch macht. Heutzutage macht Ihnen der größte Spitzbube ein so treuherziges Gesicht hin, daß man ihm sofort den Kassenschlüssel zum Aufbewahren geben könnte, wenn man nur nach den Augen guckt. Und die anständigen Leute hält man für Lügner und Schwindler. Wissen Sie, ich traue gar niemandem mehr, das ist das allerbeste."

„Dann dürfen Sie sich aber nicht verwundern, wenn Ihnen auch niemand mehr traut."

„So, wieso denn? Ich hab' ein ehrliches Geschäft und einen ehrlichen Namen."

„Natürlich, Frau Erlenbach, ist eine Flaschenbierhandlung ein ehrliches Geschäft. Aber sehen Sie, das mit dem ehrlichen Namen ist gerade wie das mit dem ehrlichen Gesicht. Da haben sie vorige Woche einen Weinpantscher geholt, der heißt Treulieb."

„Ja was, ein Weinpantscher. Das kommt beim Flaschenbier nicht vor."

„Natürlich nicht. Aber sehen Sie, da kommt wahrhaftig unser Gambusino auf Ihren Laden zu."

„Macht nichts, macht gar nichts. Ich verkaufe meine Sachen an jedermann, der Geld hat. Woher er's hat, kann mir ja gleich sein."

Jetzt steigt der „sonderbare Kauz" die Treppe herauf. Sonderbar ist allerdings sein An- oder Aufzug. Wo soll ich anfangen? Am Kopf. Der Kopf macht den Menschen, der Kopf und nicht der Hut oder gar die Schleppe.

Der Kopf des Herrn Gambusino ist schon ein Unikum für sich. Ein etwas mageres, bleiches Gesicht, schön geformt die Nase, breit gewölbt die Stirn; Haare lang, hinten zu einem grauen Zöpfchen geflochten, imponierender Vollbart, Gelehrtenaugen mit Brille. Diese Augen besehen sich alles sehr genau und doch nicht zu lange. Anzug:

über die dreißig Jahre hinweg, und dann war Fräulein Agathes Vergangenheit so weiß und rein wie eine eben aufgebrochene Kirschenblüte. Sie hatte überhaupt nur zwei Fehler. Sie hatte falsche Zähne und sie war schon 35 Jahre alt. Über das erste kann man sich noch trösten. Die höchsten und allerhöchsten Herrschaften tragen heutzutage falsche Zähne, weil es Mode ist. Nur die ungebildeten Bauerngretchen tragen zu ihrer Schande noch lauter echte. Aber das mit dem Altwerden war eine fatale Sache. Wie soll man sich da schadlos halten? Indem man sich einen gutbestellten Toilettentisch hält, hatte Mamsell Agathe im Anfang geglaubt. Aber das mit dem rosigen Teint und der blühenden Frische wollte sich gerade bei ihr nicht recht bewahrheiten, obwohl sie eine Seifenkennerin ersten Ranges war. Nun hielt sie sich dadurch schadlos, daß sie jede Woche einen Roman las und jeden Tag eine neue Lüge dichtete, die sie dann eigenmündig bei der Kundschaft kolportierte. Das ist auch etwas.

„Sie dürfen es mir glauben oder nicht, er ist ein Hexenmeister. Einer, der alle Mitternacht den Teufel zum Besuch empfängt und dann mit ihm Karten spielt, bis es ein Uhr schlägt. Ich habe das mit meinen eigenen Ohren gehört. Und Geld hat er wie Stroh und Heu. Eben darum. Er wühlt im Geld, nachts klimpert er mit Goldstücken. Dann rollts wieder auf dem Fußboden herum, wie wenn die Hexen mit Kugeln spielen bei ihm. Die Zauberbücher hab' ich selbst gesehen. Hu, da ist mir ein Schauder den Buckel hinauf- und heruntergelaufen. Der unheimliche Mensch. Was wett' ich, er ist einmal ein Zigeunerkönig gewesen? Sie dürfen mir's glauben oder nicht, aber ich rede immer nur die pure, goldreine Wahrheit."

Worauf dann das Dienstmädchen zu sagen pflegte: „Ich schwör' es bei meiner Seele, der hat schon mehr als eine Frau unglücklich gemacht. Schon so ein Name: Gambusino. Und jetzt hält er sich verkleidet, weil die Polizei ihm nachstellt. Er soll früher einen ganz anderen Bart getragen haben und ganz andere Kleider. Wenn ich Sie wäre, Fräulein Zimpferlein, ich täte mich zu Tode fürchten. Mit so einem Blaubart auf einem Boden schlafen. Drei Frauenbilder hat er stehen auf seinem Tisch, eine schöner wie die andere. Jawohl, drei."

„Ich schließe immer zweimal und riegle. Da kann kein Mensch herein."

„Ich täte aber auch noch mein Bett an die Türe rücken. Man kann gar nicht vorsichtig genug sein heutzutage, wo jeder dritte Mensch ein Spitzbube ist. Wenn man dem seine Geschichte wüßte."

Das waren aber nicht die einzigen Gerüchte, die umgingen über diesen Mann. Sein ganzes Vermögen habe er verspielt und dann seinen Vater erschossen, sagte die Flaschenbierhändlerin, Frau Erlenbach. „Ich

statt aus Brombeerblättern gemacht, denn da er sehr kurzsichtig sei und all sein Grünfutter selber sammle, habe er es verwechselt. Das sei die reine Wahrheit.

Da hielt ich's nicht länger aus. Ich mußte hinauf, um nach ihm zu sehen. Ist er ein sonderbarer Kauz, so ist er doch ein Mensch. Und ich bin auch einer. Also sind wir Brüder, wenn man uns die Ähnlichkeit im Gesicht auch nicht abgucken kann. Da war wohl noch etwas in mir, das mir sagte: „Was geht dich der Narr an?“

Aber diesem etwas sagte ich: „Just darum, weil du's nicht haben willst, gehe ich jetzt hinauf, und zwar sofort.“

Eine Treppe höher stand Frau Nestelbacher. Ob ich's schon gehört hätte. „Gehört hab' ich's, jetzt will ich's auch sehen.“

„Was wollen Sie? Einen verkommenen Selbstmörder sehen?“

„Frau Nestelbacher,“ sagte ich, „wenigstens die Toten soll man in Ruhe lassen. Ist's nicht genug, wenn man die Lebendigen umbringt mit der spitzen Zunge? Müssen die Toten zweimal tot sein?“

Da fährt sie hinein in ihre Glastüre, genau wie eine Natter in die Weinbergsmauer. Dröhnend schlägt sie die Türe zu.

Oben im vierten Stock empfängt mich Mamsell Agathe.

Sie preßt die Hände theatralisch auf's Herz.

„So ein Schrecken. Aber man kann mir's glauben oder nicht, ich habe es schon lange prophezeit. Man kann mir's glauben oder nicht.“

Ich trete an die Türe. Die Nähmamsell flüchtet sich mit einem Schrei in ihr Zimmer und schließt es von innen ab. Warum, das verstand ich nicht, war mir aber schließlich denn auch einerlei. Es erfolgt keine Antwort auf mein Klopfen. Ich klopfte zum zweitenmal. Wieder keine Antwort. Dann noch einmal. Aber mit Force diesmal. Nun legte ich das Ohr ans Schlüsselloch.

„Herein,“ ruft eine schwache Stimme.

Das war nun gleich gesagt. Die Türe war verschlossen.

„Ich kann nicht hinein,“ rief ich nun zum Schlüsselloch hinein. Darauf vernahm ich nur ein Stöhnen.

„Machen Sie auf, bitte!“

„Sogleich.“

Nach einer Viertelstunde dreht sich ein Schlüssel im Schlosse. Ich warte eine Weile. Dann trete ich ein. Gleich hinter mir habe ich wieder zugeschlossen, denn ich fürchtete mich vor Mamsell Agathe Zimpferlein noch mehr, als diese sich vor irgend einer Ausgeburt ihrer kranken Phantasie fürchtet.

Im Zimmerlein sah's armselig aus. Ein kleiner Tisch, zwei alte Stühle, ein Bücherbrett mit dickbauchigen Ladenhütern. Das Fenster mit einem grünen Tuche verhangen. In der Ecke ein eisernes Bett. Über

Ein schwarzer Frack im Schnitt des Jubeljahres 1871, weißleinene Hosen, die man auf den ersten Blick stets für Unterhosen hält, an den kurzschaftigen Rohrstiefeln umgekrempelt. An der Seite eine braune Ledertasche, in der Hand einen blauen Regenschirm. Sein Gang ist trippelnd wie der eines Sumpfläufers, man hat stets den Eindruck, er fürchte sich, irgend ein Lebewesen auf der Straße zu zertreten. Er tritt ein und verlangt ein halbes Fläschchen Bier und ein Viertelpfund Bohnenkaffee. Frau Erlenbach wägt den Kaffee mit der Ruhe der auf- und abgeklärten Geschäftsfrau. Doch, da ich gerade im Laden stehe, wirft sie noch ein paar Bohnen in die Düte, nachdem es schon zieht.

„Sie haben mir zu viel gegeben," sagt nun Herr Gambusino. Verblüfft schaut die ehrliche Frau auf, ob's ihm auch ernst sei. Aber er verzieht keine Miene. Es ist ihm bitterer Ernst. Aber warum soll eine ehrliche Geschäftsfrau nicht auch einmal ein paar Kaffeebohnen opfern können, wenn es gilt. Mit heroischem Entschluß wirft sie die Schaufel in die Schublade. Er zahlt und geht.

„Jetzt hat er doch einen Pfennig zu viel bezahlt."

Aber er ist schon fort und trippelt bereits seiner Wohnung zu. Gerade Linien scheint er nicht zu lieben, denn er macht einen kleinen Bogen, so oft man ihn sieht. Entweder ist er ein Philosoph oder ein — Narr, denke ich bei mir. Ich habe diesen Gedanken einmal bei meinem Bodennachbar, dem Herrn Kunstmaler Blau, ausgesprochen.

„Er ist beides, sagte mir dieser."

Ein Narr ist er ganz sicher, denn wenn man am hellen Tage in den Unterhosen herumläuft, kann man das doch nur auf Geistesgestörtheit zurückführen. Und wissen Sie, Narren spekulieren immer. Malen möcht' ich den seltsamen Kerl einmal."

„Wenn Sie wollen, geh' ich zu ihm und frage ihn, ob er ihnen sitzt."

„Wirklich, Sie sind zu liebenswürdig."

„Sie malen ihn und ich schreibe eine Geschichte über ihn. Da wird der Mann noch berühmt. Schon lange wäre ich gerne einmal zu ihm gegangen."

Nach diesem, unserem Gespräche waren etwa sechs Tage vergangen. Da machte plötzlich ein unheimliches Gerücht die Runde. Von der Frau Nestelbacher war es ausgegangen und pflanzte sich wie das Feuer einer Christbaumschnur fort.

Der sonderbare Kauz sei tot. Er habe sich in der Nacht das Leben genommen und sich mit Strychnin vergiftet. Die Berta bei Rohrs sagte schon, er habe sich mit Dynamit vergiftet. Die Mamsell Agathe sagte, der Teufel habe ihn vergiftet. Die Frau Erlenbach sagte, er habe aus Versehen eine Flasche Tinte getrunken. Der Herr Bäckermeister wußte von der Wäscherin, er habe einen Tee aus Bilsenkraut

„Liebes Kind,“ sagte ich, „du weißt, im zwanzigsten Jahrhundert ist nur das unmöglich, daß man noch irgend etwas für unmöglich hält. Darum bitte ich dich jetzt, mach.“

Nun hättet ihr sie sehen sollen. Das ging wie ein Wiesele in die Küche hinaus.

Zehn Minuten später schlürft der Kranke oben bereits den ersten Löffel voll. Wie er fertig ist, macht er die Augen zu. Und mit geschlossenen Augen sagt er nun: „Einen einzigen.“

„Was meinen Sie?“

„Ich habe einen gefunden.“

„Wen haben Sie gefunden?“

„Einen Menschen unter Raubtieren.“

Ich schweige. Er auch. Dann nach einer Weile sage ich: „Sie haben ein einsames Leben.“

Er schüttelt den Kopf, schlägt die Augen auf, richtet sie auf seine Bücher, dann auf seine Bilder.

„Vor allen Dingen sollten Sie nun einen Arzt haben,“ sage ich.

„Nein, bitte nein. Das wäre mein Tod.“

„Glauben Sie allein wieder gesund zu werden?“

Er schüttelt den Kopf.

„Es ist vorbei,“ sagt er. Und dann setzt er auf einmal hinzu: „Warum bekümmern Sie sich um mich? Wissen Sie nicht, was man mir nachsagt, nachruft auf der Straße?“

„Ich schäme mich, daß ich mich nicht schon lange um Sie bekümmert habe,“ gebe ich zur Antwort.

„O bitte.“

Längere Zeit ist es ganz still im Zimmer. Dann fragt er: „Wollen Sie meine Geschichte hören?“

„Sie sind zu schwach.“

„O nein. Sie ist auch bald erzählt, wenn Sie — mir glauben wollen. Ich bin jetzt ein armer Mann. Ich war reich. Ich bin verachtet, ich war geehrt. Ich bin krank, ich war gesund. Nur eines bin ich nicht, ich bin nicht allein. Sehen Sie, dort ist meine Mutter in der Mitte.“

Es war ein Matronenbild voll Herzensgüte, eines jener Bilder, das man immer wieder anschauen muß, um es laut reden zu hören.

„Die schöne junge Frau ist meine Frau Gabriele. Die rechts mein Kind Rosalinde. Alle drei sind tot. Alle drei sind bei mir. Man kann die Toten viel besser lieben als die Lebendigen. Darum sind sie tot. Ich rede mit ihnen. Sie reden mit mir. Nachts rede ich mit ihnen. Nachts spiele ich ihnen unser Brautlied. Wir sangen es auf der Hochzeitsreise nach Sorrent.“ Er schwieg. Dann hob er an, zitternd:

demselben eine Gitarre und in demselben mein Kauz. Aber wie hatte der Sonderling sich verändert. Die Wangen eingefallen, das Haar wirr über die Stirne hereinklebend und die Hände so mager.

„Sind Sie krank?“ frage ich.

Er nickt mit dem Kopfe schwach, dann stöhnt er.

„Darf ich den Arzt holen?“

Er schüttelt den Kopf.

„Aber Sie müssen doch in eine Behandlung kommen oder doch jemand zur Pflege haben.“

„Niemand,“ sagt er mit schwacher Stimme.

Niemand! O du inhaltsreiches Wort. Ich sehe, wie seine Augen fiebrig auf den drei Photographien hängen, die auf dem Tische stehen.

„Wünschen Sie vielleicht irgend etwas?“

„Hunger,“ flüstert er.

Niemand der sich um ihn kümmert als der Hunger.

„Seit wann haben Sie nichts mehr genossen?“

„Vier,“ sagt er.

„Vier Tage?“ frage ich.

Er nickt ganz matt mit dem Kopfe.

Eine Entrüstung steigt in mir auf. Nicht gegen Mamsell Agathe, nicht gegen Frau Nestelbacher, gegen mich selbst. Du elender, trauriger Egoist, sage ich zu mir in meinem Herzen. Nicht einmal gemerkt hast du's, daß der Mann nicht mehr sein Viertelpfund Bohnenkaffee geholt hat.

„Ich will Ihnen etwas holen.“

Er verneint.

„Warum nicht?“

„Kein —“

Ich springe auf und hinunter zu meiner Frau. Sie sitzt eben beim Vesper und schneidet in ein frisches Stück Schinkenwurst. Ihre Wangen blühen. Mein Junge sitzt dabei. Seine Wangen blühen. Mir tut diese Blüte zum erstenmale weh in meinem Leben.

„Frau, eine heiße Fleischbrühe, aber gleich.“

Sie schaut mich an und lacht.

„Tischlein deck' dich,“ sagt sie.

„Willst du schuld sein, wenn ein Mensch verhungert?“ fragte ich.

„Wer verhungert,“ sagt sie und springt auf.

„Ein Mensch in unserem Hause.“

„Du machst Jux.“

„Ich mache keinen Jux. Du aber mach' flugs. Das arme Turmkäuzlein hat schon seit vier Tagen keinen Mäuseschwanz mehr gesehen.“

„Wer, der Gambusino? Ja, ist denn das möglich?“

„Ich glaube es kaum," entgegnete ich. Aber nun will ich dir auch etwas erzählen von dem „sonderbaren Kauz". Und ich erzähle ihr, was ich weiß. Da werden ihre Augen feucht.

„Wer hätte das gedacht," erwidert sie. „Aber da kann man sehen, wie unrecht man einem Menschen tun kann. Man sollte doch über niemanden etwas denken, geschweige denn reden."

„Ja, man sollte! Weißt du, mir ist's vergangen für immer. Bei den alten Deutschen kam's vor, daß man Verleumderzungen abgeschnitten hat zum warnenden Exempel. Wenn man das heutzutage auch noch tun wollte, gäbe es mehr Menschen ohne, als mit Zungen."

„Sei still," sagte sie, „da schaudert es einem".

Am andern Morgen in aller Frühe steige ich hinauf. Ob er wohl die Nacht noch überlebt hat? Er kam mir so elend vor am Abend. Wie ich im dritten Stock bin, höre ich jemand die Treppe herunterkommen mit zaghaftem Schritt. Mamsell Agathe, denke ich. Aber beinahe wäre ich vor Schreck die Treppe hinuntergefallen. Denn vor mir steht in vollem Wichs Herr Gambusino. Bleich allerdings und sehr leidend sieht er aus, schwankend ist sein Tritt.

„Aber, Herr Gambusino, was fällt Ihnen ein?" sage ich.

Er lächelt matt.

„Ich muß nach Arbeit sehen," sagt er. „Ihre Suppe war wie ein Lebenselixier. Ich danke Ihnen noch einmal verbindlichst." Grüßend legt er die Hand an den Hut und geht weiter. Ich starre ihm nach wie im Traum.

„Kommen Sie heute Mittag zum Essen," rufe ich ihm noch nach.

Da dreht er sich um und verneigt sich höflich. „Ich danke Ihnen, ich danke. Aber ich werde keine Zeit finden."

Keine Zeit zu einem Mittagessen. Und gestern hätte er noch Zeit gehabt — zum Sterben. Ein sonderbarer Kauz, schießt es durch meinen Sinn. Aber gleich geb' ich dem Gedanken eins auf den Kopf. Ein armer Mensch, verbessere ich mich. Und zu meiner Frau sage ich nur: „Wenn du ihm wieder eine Fleischbrühe besorgen willst auf heute abend."

„Mit Vergnügen," antwortet sie und der Schelm zuckt um ihre Mundwinkel. Um die Mundwinkel der Mamsell Fräulein Agathe Zimpferlein und der Frau Melissa Nestelbacherin zuckten andere Variationen. Denn für sie war es ein Strafgericht des Himmels, daß sich nichts ereignete, über dem man wieder hätte klatschen können nach Herzenslust.

Nun, allen Leuten kann es nicht einmal der liebe Gott recht machen, geschweige denn der Herr Gambusino.

Das reinste Glück auf dieser Welt,
Das ist der Liebe Glück,
Und wär' es uns auch nur bestellt
Für einen Augenblick.

Der schönste Tag im ganzen Jahr
Das ist der Maientag,
Da's Rosen gab in deinem Haar
Und Rosen an dem Hag.

Es sang die liebe Nachtigall
Wohl in der Juninacht,
Da sind die Freudenquellen all'
Im Herzen aufgewacht.

Als er fertig war, sank er matt zurück. Mir zitterte das Herz. O Menschenleben, armes — reiches Menschenleben.

„Wollen Sie nun nicht ruhen?"

„Nein. Hören Sie. Meine Frau starb nach zweijähriger Ehe. Als sie starb, hatte ich ein Unglück über's andere im Geschäft. Und wurde arm. Aber Rosalinde konnte singen wie eine — Nachtigall. So hab' ich ein Instrument gekauft und wir sind umhergezogen und haben das Lied vom Erdenglück gesungen. O — da — war's — schön — einen — Augenblick! Dann haben sie mir mein Kind gestohlen. Zuerst sein Herz und dann — seine Ehr' und dann — sein Lied. Da habe ich alle gehaßt. Alle Menschen. Denn sie sind alle Raubtiere, nur Sie — nicht."

Mir kam es sonderbar den Hals herauf.

„Wenn Sie wüßten, wie viele gute Menschen es gibt auf der Welt und wie viele Ursache ich habe, mich zu den schlechten zu zählen."

Er sah mich nur an. Dann fuhr er fort: „Sehen Sie, dort in der Kiste ist noch ein Halsschmuck von meinem Goldkinde, von meiner Nachtigall. Wenn ich sterbe, so legen Sie mir das in den Sarg und die drei Bilder auch. Die Laute können Sie haben."

„Sie sollen noch nicht sterben," sagte ich, „sondern die Menschen wieder lieben lernen und auch Gott."

„Wir wollen sehen," sagte er nur müde.

Da finde ich es an der Zeit zu gehen. Draußen sehe ich die Türe von Mamsell Zimpferlein in einem schmalen Spalt geöffnet. Der Aberglaube eines Weibes kann groß sein. Aber es gibt einen Trieb, der ist stärker als alle anderen. Das ist die Neugier. Wie ich heraustrete, schließt sich die Tür geräuschlos. Im zweiten Stock putzt die Berta so eifrig an der Türklinke, das ich unwillkürlich lachen muß. Nur im ersten Stock alles still. Dort brütet Frau Nestelbacher finstere Rache gegen mich, weil ich den Mut hatte, ihr die Wahrheit zu sagen. Wenn ich nicht wüßte, daß ihre Einfalt mit ihrer Zungenspitzigkeit erfolgreich wetteifern kann, würde ich mich fürchten. Aber so bleibe ich ganz ruhig.

„Nun, wie ist's," empfängt mich meine Frau. „Kommt er noch einmal mit dem Leben davon?"

Es war eine fromme, übermütige Zeit. Deshalb habe ich Heimweh nach ihr und deshalb kramte ich gerne in jenen alten Papieren, die mir die köstlichen Stimmungen treu für das Alter hinterlegt haben.

So fand ich vor kurzem die folgenden Gedichte des zwanzigjährigen Bauernjungen, die mich äußerst ansprechen im Gegensatz zu hundert anderen meiner Poesien aus jener Zeit, die ich mit Vergnügen wieder in ihre staubige Ecke warf. Diese Gedichte mag ich mit einer gewissen Genugtuung in den „Heimgarten" drucken. Ihren Inhalt, den will ich stehen lassen wie er steht; an der Form habe ich nicht die metrisch mangelhaften, wohl aber die banalsten Stellen ein wenig leserlicher gemacht oder, wenn es besser klingt, bearbeitet. Denn manches war unerträglich einfältig. Allzu unverfrorene Anklange an das klassische Pathos entsprachen vielleicht dem Inhalte, nicht so aber dem Dichter, der sich späterhin bis zu der Realität eines „Stoansteirisch" herabgelassen hat.

Und nun sollen die „Lieder eines grünen Jungen" sich selber singen. Der „Heimgarten"-Leser möge dann entscheiden, ob dieser einst so „Grüne" heute reif oder — dürr geworden.

Die vier Elemente.

Du Erschaffener vom Elemente,
Du mußt leben in dem Elemente,
Und mußt sterben durch die Elemente!

Ach, das war ein langer, heißer Tag!
Senkrecht stach die Sonne auf mich nieder.
Müde von der Arbeit Plag'
Sanken meine Glieder
Ins Kühle einer Linde,
Umhaucht von weichem Winde. —
Wer sie nicht kennt, der Arbeit Lasten,
Der kennt auch nicht die Lust zu rasten.

Als ich so nun ruhte
Und das Lüftchen fühlte,
Das, ein Odem Gottes,
Leise mich umspülte,
Und ich halb schon schlummernd
Jener Harfe lauschte,
Welche in des Baumes
Hoher Krone rauschte,
War des Tages Mühe
Sanft vergessen mir.
Doch die Äste schlagen
Und die Zweige schwingen,
Und der Linde Arme
Mit den Lüften ringen —.

Fortgeweht mein wonniges Gefühl,
Kalt ist mir und doch erstickend schwül.
Nacht' erblinden will der Sonne Schein,
Düstere Dämmer hüllt mich ein.
Vögel flattern planlos,
Und zum Angstschrei wird ihr Sang.
Stöhnend heult der Wildforst,
Oh, wie ist mir bang!

Aus den Höhen fluten Wolkenmeere,
In den Lüften streiten Kriegesheere,
Zackenspitze Flammenspeere
Zucken schmetternd durch den Raum
Und zur Erde stürzt der Lindenbaum. —
O, dem Zephyrflüstern, trau ihm nicht.
Wie es sanft und lind die Macht der Luft
Zum Sturme ruft!

In finstrer Nacht, umgähnt von grausen Gründen,
Wer kann — du heiliger Gott — den Heimweg finden?
Verzweiflung schleicht mich an.
Doch sieh, in dunkler Fern
Erstrahlt, mich grüßend mild,
Ein heller Stern.
Gott Lob, nun bin ich wieder dein, o Erde.
Ein Leuchturm traun,
Die Flamme ist's am Heimatsherde.
Wie tut das Licht dem Aug',
Die lohe, liebe Glut
Erstarrten Gliedern gut!
All Gefahr vorbei, ich sink' in Ruh'
Und sachte fallen mir die Lider zu. —

O schreckliches Erwachen!
Weit offen ist der Hölle Rachen,
Es züngeln auf die Flammen
Und schlagen prasselnd über'm Dach zusammen!
Ich dem Ausgang zu, doch sieh', auch hier
Versperrt der lohe Qualm die Rettung mir.

Lieder eines grünen Jungen.

Von **Peter Rosegger.**

Schon mehrmals habe ich im „Heimgarten" von jenen dichterischen Versuchen mitgeteilt, die einst — vor fünfzig und vierzig Jahren — in dem Bauernbuben, dem Handwerkerlehrling, dem Handelsschüler entstanden sind. Nicht ohne Befangenheit. Wie leicht konnte mir das als Eitelkeit und Eigenkultus ausgelegt werden! Während doch gerade die Eitelkeit, wenn sie vorhanden wäre, sich gegen diese Bloßstellung hätte auflehnen müssen. Denn vor den Augen der Welt ist es eine Bloßstellung, wenn man seine armselige Vergangenheit wie ein beflicktes Kinderröcklein an die Straßensäule hängt.

Es mag ja die Selbstliebe eine Ursache des Bestrebens sein, sich selbst kennen zu lernen. Ich betrieb dieses Studium aber auch zum Zwecke einer tunlichen Weiterentwicklung, die einer bewußt nur dann versuchen kann, wenn er weiß, wie man einmal war und nach welcher Seite hin man sich zu ändern pflegt. So kramte ich oft in meinen alten Aufschreibungen, teils mit Behagen, teils mit Ärger. Mit Ärger, daß ich einmal so einfältig gewesen, mit Behagen, daß ich nachher so klug geworden bin? Vielleicht eher umgekehrt: Mit Behagen, daß ich einmal so kindlich fromm und einheitlich war, mit Ärger, das mich das Leben skeptisch und zerfahren gemacht hat. Der sehr jämmerliche Trost besteht darin, daß es allen Erdenpilgern so ergeht, mögen sie es wahr haben oder nicht. In der Kindheit, in der Jugend ist der Mensch am besten. Die unbewußten Torheiten, die er um diese Zeit begeht, dürften beim Herrgott mindestens so viel Gefallen finden, als später die bewußten Selbstkorrekturen, um vollkommener zu werden; Korrekturen, an denen mehr der Wille als der Erfolg ins Gewicht fällt.

Nach meinen ersten vierundzwanzig Jahren habe ich ununterbrochen Heimweh. Natürlich nach der Jugend! Aber nicht nach der Jugend allein. Auch nach der Kümmerlichkeit, die sie umgab. Wie könnte ich heute eine solche Kümmerlichkeit ertragen! Damals mit Leichtigkeit. Ja sie zeitigte in mir eine stolze Weltverachtung, die später freilich nur teilweise standhielt. Wie die Lerche aus dem Kornfeld, so flog das junge Herz zum Himmel auf. Unter lachendem Verzicht auf das Vergängliche schwärmte es in hochgemuten Ewigkeitsgedanken, was es aber durchaus nicht hinderte, gelegentlich irdischen Scherz zu treiben. Der alte Zettel ist mir wohl im Gedächtnis, der das Verslein führte:

Unechte Reime.

Wiebel zu Bübel
Reimt sich nit übel;
Doch Buß auf Kuß
Das hol der Diebel!

Herdfunken.

Ich glaub', was ich glaube,
Ich sag', was ich glaube,
Sonst wär', wie ich glaube,
Nicht gründlich mein Glaube.

*

Eine kurze Zeit wohl möcht' ich leben
Auf der Erde und dann selig sein.
Ohne Leid zu kennen, möchte eben
Wahre Lust mir nicht recht stellig sein.
Auch der Himmel braucht vom Gegensatze,
Will er uns so ganz gefällig sein.

*

Das Heute war gestern: morgen,
Und morgen ist es schon: gestern.
Es lohnt sich nicht, um zu sorgen,
Nicht, um zu loben, zu lästern.
Die Freude an gestern, die Sorge um morgen,
Sind zwei müßige Schwestern.

Die Größe des Menschen.

Wohin, mein Freund, in deiner Eile?
Zerfahren, wie die Frühlingsstürme zieh'n,
So rasest du, wie abgeschoss'ne Pfeile,
Durch Tag' und Nächte, Welt und Jahre hin.
Stets vorwärts! heißt die Losung unserer Zeiten,
Voran zu andern Zielen, neuem Licht!
— O Freund, in fernen, ungewissen Weiten
Findest du das Wahre nicht.

Der Erdball, was er Starkes auch geboren,
Und wie er auch gewaltig ist und groß,
Den hat der Mensch als Spielball sich erkoren;
O Riesenmasse, welch entehrend Los!
Und was Natur in ihrer dunklen Tiefe,
Sich aufbewahrt zu eigener Macht und Tat,
Das nimmst du, Herr, ihr weg mit keckem Griffe,
Und die Welt steht dir zu Rat.

So herrschet der Tyrann in Süd und Norden,
Von Ost nach West fliegt seine Zauberkraft,
Und sind ihm keine Flügel auch geworden,
Sein weiter Fittich ist die Wissenschaft.
Ja, daß der Mensch sich messe mit dem Leben,
Erspähe der Natur geheimes Spiel,
Das ist sein kühnes, frevelhaftes Streben,
Sein ungemess'nes Ziel.

Jedoch die Erde, wo wie Eisgestöber
Verhängnisvoll dahinbraust das Geschick,
Sie hat nur Raum für Sinneslust und Gräber,
Ist viel zu klein für höhres Götterglück.
Ja, größer als die Welten in den Fernen,
Ist des Menschen kleines Auge wohl,
Denn sieh', auf einmal Tausende von Sternen
Überblickt es wundervoll.

Fürwahr, das Menschenherz, so klein es scheint,
Es wird befriedigt nicht vom Erdentraum,
Ja selbst der Welten Riesenbau vereint,
Erfüllet nie und nimmer seinen Raum.
Oh, nicht gebaut für kleine Schöpfungsspäne,
Wohl für die Schöpfung selbst ist dieses Haus,
Nur eins und eins, das Hohe und das Schöne,
O großes Herz, das füllt dich aus.

Geh hin, versuch's, vergleich die Größen alle
Und heimse viel der Erdengüter ein.
Der Kern zerstäubt, doch ritzet dich die Schale,
Zurück bleibt nur Enttäuschung dir allein.
So kehre ein in dich, dort steht geschrieben:
Du bist von Gott und währest immerfort! —
Die Erde hier, die tausend Welten drüben,
Sie sind nur Streusand auf dies Wort.

Du gräßlich falsches Licht!
Du furchtbar grause Pracht!
Hilf, Herrgott, hilf,
Ich will verderben nicht in Feuers Macht!

Und sieh, der Himmel war zur Hilf' bereit.
Schon sollte ich vergehen in den Gluten,
Da goß ein Regen noch zu rechter Zeit,
Die Flammen starben in den Fluten.
Doch ach, mein Dankgebet erstickte bald,
Der Regenschwall, er wollte sich nicht schwächen,
Das Wasser schoß mit brausender Gewalt
Heran in trüben, uferlosen Bächen.
Die Flut erstieg zum See, der See zum Meer,
Mich riß es los von meines Hauses Trümmern
Und warf mich auf dem Balken hin und her,
Umsonst mein angstvoll um Erbarmen Wimmern.
Der letzte Schrei verhallt. —
O du des Wassers herzlose Gewalt!
Du hast mit Luft und Feuersmacht gewettet,
Wer unter euch den Falschheitspreis soll haben,
Und hast mich aus den Flammen nur gerettet,
Um mich in deinen Fluten zu begraben.

Doch siehe des Schicksals barmherzige Gnade!
Dort schimmert und winket mir grünes Land,
Ich ringe mich durch zum sichren Gestade
Und fasse der Erde hülfreiche Hand.
Mir lachet von neuem das Sonnenlicht.
Die Erde verläßt ihre Kinder nicht.
Sie bietet mir Früchte und Schätze und Wonnen
Und duftende Rosen, um mich zu erfreuen.
Den Lüften, den Flammen, den Wellen entronnen,
So ruhe ich süß in den Armen der Treuen.

Doch als ich nun im Liegen
Der lieben Mutter dankte,
Und wie ein Schlummerwiegen
Ich's fühlte, als sie wankte —
Da hat sie graben müssen
Ein tiefes, dunkles Grab;
Erstickte mich mit Küssen
Und legte mich hinab.

Und die falsche Erde deckt elendlich
Mich mit feuchter Erde zu.
Muß ich weiter oder hab' ich endlich
Von den Elementen Ruh'?

Mißbrauch des Lichtes.

Als Gott die Erd erschaffen,
Da tat er leider sehen,
Daß sie kein Licht nicht hätte,
Des ist ihm leid geschehen.

Und tat wohl bitter weinen
Vor seiner Himmelspforten,
Und ist euch jede Träne
Ein schöner Stern geworden.

Nun taten Menschen sehen
Wohl in dem neuem Licht
Recht klar der andern Fehler,
Jedoch die eignen nicht.

Mit schwarzen Binden wollten
Sie gar die Sonne blenden,
Auf das die Nebenmenschen
Den rechten Weg nicht fänden.

An andern Sonnen haben
Sie, traun, den Haß entzunden,
Und ist all Lieb und Wärme
Von dieser Erd geschwunden.

Da kam ein schweres Trauern
Wohl über Gott den Herrn,
Und seine Tränenströme
Verlöschten jeden Stern.

Der Sterngucker.

Hei, bin ich nicht ein großer Astronom?
Erst gestern hab' zwei Sterne ich entdeckt.
Die stehen nicht am Himmelsdom,
Die sind im Köpfel meiner Maid versteckt.

Und bin ich nicht ein großer Astrolog?
Ich deutete, verstand der Sterne Sinn:
Sie lockten schmeichelnd — wenn nicht alles trog —
Stillmächtig mich zum süßen Himmel hin.

Das Sternbild war die Jungfrau, als ich kam,
Ich guckt' es an mit glühendem Verlangen.
Und als ich früh am Morgen Abschied nahm,
Da war das Sternbild — untergangen.

Die Widerspenstige.

Der alte Bauer rief die Magd im Stall:
„Ei, spute dich, und fahr' um Holz,
Und spann' dazu die Küh' ins Joch!"
Drauf sie mit hellem Zorn und Stolz:
„Ei, was nit noch!"

Der junge Bauer schleicht zur Magd im Stall.
Sie versteckt sich hinters Vieh.
Er flüstert ihr: „So höre doch,
Ich will dich küssen!" — Und drauf schämig sie:
„Ei, was nit noch!"

mächtige Bausteine zu einem solchen großartigen Unternehmen herbeigeschafft sind, daß viele Hauptfragen, so namentlich die des Zeitpunktes der völligen Christianisierung Deutschlands, aufgehellt sind. Von der Erkenntnis ausgehend, daß die kirchliche Literatur, also vor allem die Predigt, durch tiefe Zusammenhänge der gesamten mittelalterlichen Lebensanschauung mit der religiösen und weltlichen Dichtung jener Zeit in Verbindung stehe, wandte sich Schönbach namentlich dem Studium der altdeutschen Predigt zu; als Früchte dieser umfassenden Arbeiten dürfen wir die drei Bände altdeutscher Predigttexte und die aus Sitzungsberichten der Wiener Akademie erwachsene „Geschichte der altdeutschen Predigt" ansprechen. Besonders die Bedeutung des großen Kanzelredners Berthold von Regensburg war der Gegenstand eingehender Untersuchungen: Abhandlungen über die Überlieferung seiner Werke, über Leben, Bildung und Persönlichkeit Bertholds füllen den größten Teil der Geschichte der altdeutschen Predigt. Außer diesem Spezialgebiet, das allein schon dem Forscher dauernde Bedeutung sichert, fallen noch viele Gebiete der religiösen Literatur des Mittelalters in den Bereich der scharfsichtigen, umfassenden Untersuchungen. Ich nenne vor allem die vier Abhandlungen über „das Christentum in der altdeutschen Heldendichtung", in denen der religiöse Einschlag und Formelapparat des Nibelungenliedes, der Kudrun und des Alphart untersucht werden. Cesarius von Heisterbach, Gutolf von Heiligenkreuz waren ebenfalls Objekte eingehender Darstellung. Aus den Vorarbeiten zum vierten Band der „altdeutschen Predigt" erwuchsen als gesonderte Arbeiten die „Otfridstudien" und die drei Bücher über Hartmann von Aue, deren Titel: „Religion und Sittlichkeit", „Bildung", „Kunst und Charakter" bereits wiederspiegelt, wie Schönbach seine Probleme zu gestalten pflegt: er bleibt nicht bei der Interpretation des Textes stehen, sondern sucht die Persönlichkeit samt allen ihren Kulturzusammenhängen zu umreißen und ihren ganzen Problemgehalt auszuschöpfen.

Es ist leicht einzusehen, daß ein Forscher, der in zeitlich weitentfernten Dichtwerken die Identität oder Divergenz der Ideen aufzuzeigen imstande ist, der, um ein besonders prägnantes Beispiel anzuführen, das erste leise Anklingen des Faustproblems in der Vorauer Novelle heraushörte, dazu berufen ist, der eigenen Zeit ein literarischer Wegweiser zu sein und aus den friedlichen Gefilden des altdeutschen Spezialgebiets — auf denen übrigens manch harter Strauß gekämpft wurde und noch hie und da die Waffen freilich schon zahmer Polemik erklirren — hinauszutreten in die Arena des modernen Literaturlebens, das wie jedes kräftige Leben ein Kampf ist. Schönbach hat dies in vielen Aufsätzen, die 1899 als „Gesammelte Aufsätze zur neueren Literatur" in einem stattlichen Bande vereinigt wurden, besonders aber

Anton E. Schönbach.

(Zum sechzigsten Geburtstage.)

Von **Max Pirker.**

Am 29. Mai vollendete der Professor der altdeutschen Literatur an der Grazer Universität, Anton E. Schönbach, sein 60. Lebensjahr. Der zukünftige großzügige Geschichtsschreiber der deutschen Philologie — der etwa an Hermann Pauls Arbeit im „Grundriß der germanischen Philologie“ anknüpfen müßte — würde Schönbach zunächst als Schüler und geistigen Erben Karl Müllenhoffs einreihen, müßte aber auch die Punkte fixieren, in denen sich Schönbach — bei aller Verehrung für die gewaltige Persönlichkeit seines Meisters — nach anderen Richtungen hin entwickelt hat. Die Stellung dieser Berliner Schule in der Entwicklung der deutschen Philologie, das geistige Kolorit der großen Frühzeit der jungen germanistischen Wissenschaft, hat Schönbach selbst in seinem Nekrolog für Heinzel treffend gekennzeichnet: „Jakob Grimm sah in der Geschichte der deutschen Sprache und Poesie nur den Prozeß eines Absteigens von einer Höhe, die der Urzeit allein eigen war, von uns zwar ersehnt, aber nicht erreicht werden kann. . . . . So klingt bei aller Freude des Findens und Aufdeckens der alten Schätze in Jakob Grimms Arbeiten immer ein leiser Ton der Klage mit, ein wehmütiges Vergleichen zwischen dem Ideal des Mittelalters und der kümmerlichen Gegenwart . . Dieser Grundzug blieb und hat sich auf Moritz Haupt vererbt und nicht minder auf Karl Müllenhoff, den Gründer und Führer einer neuen Schule von deutschen Philologen in Berlin. Müllenhoff wußte die Kunst Goethes und Schillers nach Gebühr einzuschätzen und meinte, mit ihr eine neue Bahn ästhetischer Erziehung eröffnet, ein neues Kulturideal erschlossen zu sehen, sein Herz aber hing doch mit allen Fasern an der frühen Größe des deutschen Volkes. . . . . Wie sein Lehrer Lachmann, so besaß auch Müllenhoff die höchsten Vorstellungen von dem Glanze und der Schönheit altgermanischer Poesie. . . . .“ Diese auf das Erfassen der gesamten Kultur gerichtete Liebe zum germanischen Altertum, deren schönstes Denkmal wohl die monumental angelegte „Deutsche Altertumskunde“ Müllenhoffs ist, wußte der große Lehrer auch in seinen Schülern zu wecken: Schönbach hat er die Feststellung der Einwirkung des Christentums, „des wichtigsten von außen herangekommenen Prinzipes des Glaubens, der Sittlichkeit und Bildung“, auf die deutsche Poesie ausdrücklich übertragen! Damals glaubte Schönbach, er würde einst eine Geschichte des germanischen Christentums schreiben — überblicken wir heute dieses Hauptgebiet seiner Lebensarbeit, so können wir mit einiger Resignation und doch freudig feststellen, daß wenigstens

einem gesonderten Essay Emerson, mit fein abwägenden Worten charakterisiert; aufrichtig sei es gestanden, daß bei manchen anderen, so namentlich bei Konrad Ferdinand Meyer, die knappe Charakteristik zu wenig Licht und zu viel Schatten enthält. Schönbach wird den jungen und jüngsten Richtungen, so besonders Gerhart Hauptmann, ausführlich gerecht; er ist einer der ersten auf dem Plan, der die Bedeutung Ibsens richtig einzuschätzen wußte und auch für die allerjüngste — leider nicht allerbeste — Richtung, für das Überschlagen des „konsequenten Naturalismus“ in einen mystischen Symbolismus findet der Kenner der älteren Literatur entschuldigende Analogien im ausgehenden Mittelalter und besonders in der Romantik. Es ist schon auf die fein pointierte Weise hingewiesen worden, in der diese gewichtigen Resultate ernster Arbeit dem Publikum vorgelegt werden: gehören doch die „Anfänge des deutschen Minnesangs“, in denen der Forscher namentlich die Bedeutung Thomasins von Circlaria für den Weg der südfranzösischen Lyrik über Oberitalien ausführlich auseinandersetzt, zu den grazilsten wissenschaftlichen Werken. Zu dieser seltenen Gabe, wissenschaftliche Bedeutung mit eleganter Form zu verknüpfen, kommt noch ein Moment, das uns Jungen das ehrwürdige Haupt der Grazer Schule teuer macht: der offene Blick nicht nur für das literarische, sondern auch für das kulturelle und politische Leben unserer engeren Heimat. So ruft er in der Vorrede zur dritten Reihe der „Miszellen aus Grazer Handschriften“ der Steiermark zu: „. . . sie zeigen die enge Verknüpfung des geistigen Lebens der Steiermark vom XII. bis XV. Jahrhundert mit den Vormächten der Kultur jener Zeit, mit Frankreich und Deutschland; nur, indem sie solche Beziehungen pflegt, vermag sich die alte deutsche Mark im Südosten ihre Bedeutung frisch und schaffensfähig zu bewahren.“

Jesus in der Vorstellung einiger Dichter unserer Zeit.

Jesus im Urteil der Jahrhunderte. Die bedeutendsten Auffassungen Jesu in Theologie, Philosophie, Literatur und Kunst bis zur Gegenwart von Gustav Pfannmüller. (Leipzig, B. G. Teubner, 1908.) So betitelt sich ein neues Buch, das für unsere Zeit von besonderem Interesse ist. Von den Evangelisten bis zu den Modernisten — wie viele Arten und Abarten von Meinungen über diese größte aller Gestalten, an der kein Mensch vorbei kann, ohne zu ihr Stellung zu nehmen. Die ersten Christen, die Sektler, die Dogmatiker, die Philosophen, die Rationalisten, die Pietisten, die Atheisten u. s. w. bis heute herab sprechen sich in diesem Werke freimütig und vom Herzen aus über Jesus Christus. Und merkwürdig, daß gerade modernste Denker und Dichter

in seinem populärsten Buche „Über Lesen und Bildung“ mit seiner entschiedenen Art getan, die immer die richtigen geistvollen Pointen findet, die ein ernstes Buch auch einem größeren Publikum schmackhaft machen. Dieses Buch, das ein Literarhistoriker geschrieben hat, der zum Kulturhistoriker wird, der über das Nationalitätenproblem Österreichs ebenso handelt, wie über die Grundzüge amerikanischen Geisteslebens, hat seinerzeit berechtigtes Aufsehen erregt und ausreichende Würdigung — freilich auch bei diesem Thema unvermeidlichen Widerspruch — erfahren; ich möchte bei meinem dürftigen Gesamtüberblick nur auf einige besonders prägnante Stellen hinweisen, da ich sonst das ganze Buch ausschreiben müßte. Als Programm des Werkes, das einen zwar subjektiven, aber durch die Bedeutung des Subjektes doch verläßlichen Führer durch die wüste Masse der modernen Literatur darstellt, möchte ich den im Munde eines Spezialisten für altdeutsche Literatur so schönen Satz herausstellen: „Denn der Mensch lebt in der Gegenwart und nicht in der Vergangenheit, und wenn es ihm sehr wertvoll ist, diese zu erforschen, so geschieht es doch nur, damit er jene daraus besser verstehe; die Strömungen des modernen Lebens historisch zu begreifen, damit man sein Schifflein darnach steure, wird allein nicht ausreichen, man muß auch mit den Zeitgenossen lebendige Fühlung behalten.“

Geradezu erlösende Worte sind es, die er den modernen Literarhistorikern zuruft: „Die Forschung in neuerer Literatur geht falsche Wege, wenn sie einzeln Beobachtungen verzeichnet oder Bröckelchen veröffentlicht, die an und für sich gar nichts bedeuten, sondern nur in Massen, ausgezogen und unter größere Gesichtspunkte geordnet, ein kleines brauchbares Ergebnis liefern können. Diese Arbeit ist dann nicht von der „Andacht zum Unbedeutenden“ erfüllt, welches schöne Wort von Sulpiz Boisserée durch Wilhelm Scherer mit Recht für die deutsche Philologie beansprucht wurde, sondern der Quell ihrer Begeisterung ist der Fanatismus für den Quark. Das flüchtet sich umsonst hinter den wissenschaftlichen Satz, daß die Sorgfalt im Kleinen auch dort nötig sei, wo man zur Zeit noch nicht ermessen könne, welchen Gebrauch die spätere Forschung davon machen werde; denn auch dieser Satz will mit verständigem Urteil angewendet werden, das nun freilich dem Philologen fehlt, dessen Blick nur bis zum nächsten Korrekturbogen reicht.“ Man müßte, um die bekannten Rückertschen Verse zu variieren, das ganze Buch in ein kleines selbstgeschriebenes scrapbook zusammenziehen, um die vielen geistreichen Einzelheiten nach Gebühr zu würdigen. So sei nur noch hervorgehoben, daß Schönbach bei seiner Überschau, die er fein auslesend über die leider allzudichten Scharen moderner Literaten hält, die wirklich Großen, vor allem Gottfried Keller, von den Österreichern Frau von Ebner-Eschenbach und Saar, von den Amerikanern in

der das äußerste von ihm abwehrt, mehr noch, er fordert heraus... Und er bittet, er leidet, er liebt mit denen, in denen, die ihm Böses tun... Nicht sich wehren, nicht zürnen, nicht verantwortlich-machen... Sondern auch nicht dem Bösen widerstehen — nur lieben...

John Stuart Mill.

Aus der Nachlaßschrift „Theismus“. Was immer sonst die Vernunftkritik am Christentum zerstören mag, Christus bleibt uns: eine einzig dastehende Gestalt, seinen Vorgängern so unähnlich wie allen seinen Nachfolgern, sogar denen, die sich des Vorteils seiner persönlichen Unterweisung erfreuten. Dieser Schätzung tut es keinen Eintrag, wenn man sagt, der Christus der Evangelien sei nicht historisch, und daß wir nicht wissen können, wieviel von dem, was bewunderungswürdig an ihm ist, von seinen Anhängern hinzugefügt worden sei... [Denn] wer unter seinen Jüngern oder den von diesen Bekehrten ist imstande gewesen, die Jesus zugeschriebenen Reden zu ersinnen oder ein Leben auszudenken und eine Persönlichkeit zu gestalten, wie sie uns aus den Evangelien entgegentritt? Sicherlich nicht die Fischerleute aus Galiläa, und ebensowenig St. Paulus, dessen Charakter und Neigungen von ganz anderer Art waren; am wenigsten jedoch die ersten christlichen Schriftsteller. Da dieser außerordentliche Geist Jesu außerdem noch mit den Eigenschaften des wahrscheinlich größten Reformators und Märtyrers ausgestattet war, der je auf Erden gelebt hat, so kann man nicht sagen, daß die Religion eine schlechte Wahl getroffen habe, indem sie diesen Mann als idealen Vertreter und Führer der Menschheit aufstellte; auch jetzt würde es, selbst für einen Ungläubigen, nicht leicht sein, eine bessere Übertragung der Tugendregeln vom Abstrakten ins Konkrete zu finden, als so zu leben, daß Christus unser Leben gut heißen würde.

Paul Heyse.

Aus „Die Kinder der Welt“. Ich habe vorgestern zu schreiben aufgehört, weil es mich plötzlich trieb, einmal wieder im Neuen Testament zu lesen. Ich hatte es nicht wieder aufgeschlagen, seit so mancher unbegreifliche, drohende und verdammende Spruch darin mein Herz befremdet und ganz auf sich selbst zurückgewiesen hat. Jetzt, da ich die kindische Furcht verloren, als erschalle darin die Stimme eines unfehlbaren Geistes, eines Allwissenden, seit ich die Geschichte eines der edelsten und wunderbarsten Menschen darin erblicke, jetzt habe ich viel darin gefunden, was mich sehr erquickt hat. Nur die gedämpfte Stimmung des Ganzen hat mich zuletzt wieder beklommen gemacht. Was haben wir Menschen Befreienderes, Holderes, Tröstlicheres, als die Freude, die Freude an der Schönheit, an der Güte, an der

vielfach wieder mit besonderer Innigkeit zu Jesus zurückgekehrt sind. Dieser Jesussehnsucht entquillt auch die gegenwärtige Religionsbewegung, die besonders gebildete Kreise erfaßt hat. Solchen ist dieses einzigartige Buch von großem Wert.

Uns interessieren vor allem die Stimmen von Zeitgenossen, ihre Vorstellungen von der Persönlichkeit und der Bedeutung Jesus. So sollen hier einige angeführt werden. Wir beginnen mit der persönlichen Meinung eines wunderlichen Antichristen des neunzehnten Jahrhunderts.

Friedrich Nietzsche.

Der Instinkthaß gegen die Realität: Folge einer extremen Leid- und Reizfähigkeit, welche überhaupt nicht mehr „berührt" werden will, weil sie jede Berührung zu tief empfindet.

Die Instinktausschließung aller Abneigung, aller Feindschaft, aller Grenzen und Distanzen im Gefühl: Folge einer extremen Leid- und Reizfähigkeit, welche jedes Widerstreben, Widerstrebenmüssen bereits als unerträgliche Unlust empfindet und die Seligkeit (die Lust) allein darin kennt, nicht mehr, niemandem mehr, weder dem Übel noch dem Bösen, Widerstand zu leisten — die Liebe als einzige, als letzte Lebensmöglichkeit . . .

Dies sind die zwei physiologischen Realitäten, auf denen, aus denen die Erlösungslehre gewachsen ist. Ich nenne sie eine sublime Weiterentwicklung des Hedonismus auf durchaus morbider Grundlage. Nächstverwandt, wenn auch mit einem großen Zuschuß von griechischer Vitalität und Nervenkraft, bleibt ihr der Epikureismus, die Erlösungslehre des Heidentums. Die Furcht vor Schmerz, selbst vor dem Unendlichkleinen im Schmerz — sie kann gar nicht anders enden als in einer Religion der Liebe . . .

Die Folge eines solchen Zustandes projiziert sich in eine neue Praktik, die eigentlich evangelische Praktik. Nicht ein „Glaube" unterscheidet den Christen; der Christ handelt, er unterscheidet sich durch ein anderes Handeln. Der tiefe Instinkt dafür, wie man leben müsse, um sich „im Himmel" zu fühlen, um sich „ewig" zu fühlen, während man sich bei jedem anderen Verhalten durchaus nicht „im Himmel" fühlt: dies allein ist die psychologische Realität der „Erlösung". — Ein neuer Wandel, nicht ein neuer Glaube . . .

Dieser „frohe Botschafter" starb wie er lebte, wie er lehrte — nicht um „die Menschen zu erlösen", sondern um zu zeigen, wie man zu leben hat. Die Praktik ist es, welche er der Menschheit hinterließ: sein Verhalten vor den Richtern, vor den Häschern, vor den Anklägern und aller Art Verleumdung und Hohn — sein Verhalten am Kreuz. Er widersteht nicht, er verteidigt nicht sein Recht, er tut keinen Schritt,

nommen, die Interessen des Staates in jeder Beziehung wahrzunehmen. Sie hat also ihrem ganzen Wirkungskreis eine Beschränkung auferlegt, die das sogenannte praktische Christentum, wie es Jesus gelehrt hat, in seinen letzten Konsequenzen unmöglich macht. Und das nenne ich einfach eine Lüge.

Blicken wir, wohin wir wollen, überall stoßen wir auf diesen Widerspruch zwischen den einfachsten Geboten der christlichen und dem Dogma der kirchlichen Lehre. Der Staat, das öffentliche Leben, die ganze Gesellschaft ist zersetzt davon. Täglich, stündlich, in jeder Minute haben wir die Lüge vor Augen. Sie besteht darin, daß man sich den Anschein gibt, im Sinne des größten Menschen zu handeln, ohne seine Glaubenssätze, die er mit seinem Blute besiegelt hat, auch nur annähernd zu erfüllen. Das größte Verbrechen ist, daß man aus der christlichen Lehre etwas gemacht hat, was ihr Begründer weder vorausgesetzt noch gewünscht hatte. Christus wollte die Gegensätze aus der Welt schaffen, natürliches und göttliches Recht galten ihm eins; er machte die Erfüllung seiner Gebote abhängig von der Gleichheit aller Menschen; denn sie alle erschienen ihm als dieselben Kreaturen eines Gottes. Er erkannte das Gesetz der Menschen nicht an, weil er es für vermessen hielt, Gebote zu erlassen, die er selbst als Heiland zu befolgen nicht imstande war. Das moderne privilegierte Christentum scheint nichts davon zu wissen. Statt in die Tiefe zu dringen, ist es immer mehr in die Breite gegangen. Es hat herrliche Kirchen gebaut, große Theologen sind aus seinem Schoße hervorgegangen, mit tausend Zungen hat es die Evangelien verkündet, aber es hat nur dazu beigetragen, die Gegensätze zu verschärfen, die Liebe zu vermindern, den Haß zu vermehren und der Macht Weniger behilflich zu sein, über das natürliche Recht von Millionen zu triumphieren. Es hat, um kurz zu sein, während beinahe neunzehn Jahrhunderten noch nicht den geringsten Beweis dafür gegeben, daß es irgendwelche Einwirkung auf die sittliche Veredlung der Menschheit gehabt habe.

Peter Rosegger.

Aus „Mein Himmelreich". Am Flusse Jordan hielt sich ein Mann auf, der — dem Sehnen des jüdischen Volkes gemäß — ein neues Gottesreich predigte, die Nähe des Messias verkündete, die Leute, die ihn anhörten, zur Umkehr aufforderte und sie zum Zeichen der Gemeinschaft mit Wasser taufte. Unter der Menge, die sich um den Propheten Johannes zu versammeln pflegte, ward eines Tages ein noch junger Mensch gesehen, ein Zimmermann aus dem unweit entfernten Nazareth, der sich ebenfalls taufen ließ. Eine Weile später, nachdem er sich in der Wüsteneinsamkeit gesammelt und vorbereitet hatte, trat dieser Mensch

Heiterkeit dieser Welt! Und während wir diese Schrift lesen, wandeln wir immer im Halbdunkel der Erwartung und Hoffnung, das Ewige ist nie erfüllt, sondern soll erst anbrechen, wenn wir uns durch die Zeit hindurchgedrungen haben, nie erglänzt ein voller Schein der Fröhlichkeit, kein Scherz, kein Lachen — die Freude dieser Welt ist eitel — wir werden in eine Zukunft verwiesen, die alle Gegenwart wertlos macht, und die höchste Erdenwonne, uns in einen reinen, tiefen und liebevollen Gedanken zu versenken, soll uns auch verdächtig werden, da nur derer das Himmelreich sein soll, die arm an Geist sind. — Ich bin es, aber es macht mich unselig, daß ich es fühle und zugleich fühle, wenn ich diese Beschränkung durchbrechen könnte, würde ich nicht mehr die sein, die ich bin, also meiner Erlösung und Beseligung doch nicht gewahr werden. Denn was über mich hinausgeht, ist doch nicht mehr mein. — —

Und dann, daß dieser sanfte, gottbewußte Mensch, um der ganzen Menschheit anzugehören, mit so seltsamer Härte sich von den Seinigen abwandte, daß er familienlos wurde — es hat wohl sein müssen — aber es erkältet meine Empfindung. Alles Große, was ich sonst liebgewonnen habe, war traulich, heiter, mitten in der Majestät durch die Fäden menschlicher Bedürftigkeit mit meinem Wesen verbunden. Wenn ich Goethes Briefe lese — Schillers enge Häuslichkeit — von Luther und den Seinigen — von Ältern noch, bis zu Sokrates böser Frau — immer spüre ich einen Hauch von dem Mutterboden, aus dem die Pflanze ihres Geistes gewachsen ist, der auch meinen so viel geringeren nährt und trägt. Aber die Weltlosigkeit ängstigt und entfremdet mich, und zur Entschuldigung dafür habe ich freilich nicht den guten Glauben, daß das alles, als bei einem Gott, ganz in der Ordnung sei.

Max Kretzer.

Aus „Die Bergpredigt“. Ich bin der Ansicht, daß zwischen der christlichen Lehre und der modernen Kirche als Ausüberin derselben ein ungeheurer Unterschied besteht, den weder geistreiche Redewendungen noch wohlgemeinte Phrasen abzuleugnen vermögen. Der eigentliche Kern der ganzen christlichen Lehre besteht in der Tat. Die Kirche hat mit der Zeit an ihrer Stelle das Wort gesetzt. Aus der Handlung ist die Predigt geworden. Nehmen wir z. B. die ganze Lehre Christi: überall finden wir, daß das Wort Gottes ihm undenkbar erscheint, ohne die Erfüllung desselben auf Erden. Es gibt nichts, was ihm höher erschiene, als die gute, uneigennützige Tat. Ich betone das Wort uneigennützig, weil die moderne Kirche diese Eigenschaften nicht für sich in Anspruch nehmen kann. Sie hat bis jetzt so gut wie nichts dazu beigetragen, den Egoismus aus der Welt zu schaffen. Dadurch, daß sie sich zur Dienerin des Staates gemacht hat, hat sie zu gleicher Zeit die Pflicht über

Jesus war nichts weniger als sentimental. Uns muten seine Worte manchmal derb, sogar zornig an, bisweilen von bitterer Ironie durchsetzt. Sehr scharf trennte er, was ihm recht und was ihm zuwider war. Kompromisse konnte er nicht brauchen. Am widerwärtigsten waren ihm die Wortdeutler, Heuchler und Mucker, da hielt er es weitaus lieber mit offenen Sündern. Wo es sich um seine Lehre handelte, war er unbeugsam, wo es seiner Person wegen herging, da war er voller Demut und Verzicht. Die Größe seiner Sanftmut und Feindesverzeihung trat erst bei der Erfüllung seines Geschickes zutage. In ihm war der stolze, göttliche Mut einer Persönlichkeit, die überzeugt ist, daß ihr nichts geschehen kann, weil der sterbliche Leib nichts, die unsterbliche Seele alles ist. Dieses göttliche Bewußtsein hat ihn zum Unüberwindlichen gemacht.

Ziemlich ernst dürfte er einhergeschritten sein, ohne viel zu grüßen und zu danken. Nirgends drängte er sich auf, wo man aber seiner verlangte, da gab er sich mit ganzer Seele hin. Seine Rede war kaum in pathetischem Predigerton gehalten, vielmehr in hebräischer Weise leicht und rasch hingesprochen, nach augenblicklicher Eingebung. Denn nicht angelernt war das, was er brachte, sondern seiner bluteigenen Natur entsprungen. In Gleichnissen sprach er gern, die übrigens nach unserem Sprachgefühle sich mit seinen Gedanken nicht immer decken. Man muß deshalb nicht alles wörtlich nehmen wollen und auch nicht vergessen, daß vieles sich auf uns unbekannte Dinge und Verhältnisse bezog und daß die Orientalen gern in Hyperbeln sprechen.

Wo Jesus am göttlichsten ist, da ist er am menschlichsten. Wer alles, was Weltlust, Weltgut, Weltsorge heißt, mit leichtem Verzicht von sich weist, der genieß das Leben am reinsten. Und so ist die Lehre Jesu, die dem Weltkinde streng erscheint, über alle Maßen ein mildes, süßes Joch dem, der in kindlichem Vertrauen auf den himmlischen Vater seine Tage selig hinlebt — souverän über Wandel und Leid. Und jetzt kommt das Größte: Lieben sollst du auch deine Feinde. In *dieser* Größe ist er nicht mehr Mensch, ist er Gott. — Wir haben ein deutsches Burschenlied, in dem es heißt: Ich hab mein Sach auf nichts gestellt, juchhe! Bei diesem Satz denke ich immer ans jauchzende Christentum, ans Dahinwandeln in kindlicher Unschuld und göttlicher Frohheit, mit der Zuversicht, daß unsre unsterbliche Seele auf gutem Wege ist zum Herzen Gottes.

Diese liebreiche Gott- und Menschenfreude, diese gottkindliche Sorglosigkeit ist nach meiner Meinung das Göttliche im Christentum, das Reich Gottes in uns, das uns schon auf Erden selig macht.

Wenn Jesus dem Ideal mit leidenschaftlicher Rücksichtslosigkeit Geltung verschaffen will und schließlich sein Leben opfern muß, so ist

selbst als Volksprediger auf. Er zog durch die Länder Galiläa, Samaria und Judäa auf und ab, und überall, wo er sich zeigte, war ein großer Menschenandrang. Sie hörten seine Predigten, die zuerst scheinbar auf dem Grunde des Gesetzes standen, dieses aber einerseits an Strenge, andererseits an Milde und Herzensfreudigkeit weit übertrafen. Die Leute dürsteten leidenschaftlich nach seinen Worten, gerieten bei seinem Nahen oft geradezu in Verzückung. Sie erlebten Wunder. Und je mehr deren geschahen, je mehr wollten sie noch sehen, so daß er manchmal ärgerlich wurde, wenn sie ohne Wunder nicht glauben wollten.

Er mußte ein sehr auffälliger Mann gewesen sein, obschon er sich nicht anders kleidete als andere. Er mußte ein überaus berückendes Wesen gehabt haben. Ich denke mir ihn schlank und hager, mit einem Untergewand und einem langen Wollrock. Sein Bart jung und schütter, sein Haar dunkelbraun, in reichen Strähnen über den Nacken herabwallend und sich am Rande etwas kräuselnd. Sein Gesicht blaß und zart, seine Lippen voll und rot, seine Augen mit einem feuchten Glanze der Güte und des Mitleids, gelegentlich mit einem Feuer, das alles ergriff. Er trug weder Hut noch Stab, an den Füßen wahrscheinlich Sandalen. Denn barfuß die weiten, steinigen Wege zu gehen, dafür finde ich in seiner Lehre keinen Zweck angedeutet. Jesus war kein Asket. Er trug die größten Beschwerden klaglos mit stoischer Ruhe, aber er suchte sie nicht auf. Vom Fasten des Fastens wegen hielt er nicht viel, er schien es nur als Mittel zur Vergeistigung verstanden zu haben. Oft rügte er die Juden derb, daß sie das Schwergewicht ihrer Religion auf äußerliche Dinge, auf Fasten, öffentliches Beten, auffälliges Almosengeben und andere formelle Übungen legten. Er war ein Feind von Äußerlichkeiten, die vom Innenleben ablenken und den falschen Schein der Erfüllung wecken. Ganz gern ließ er sich zu Gastmählern einladen, war ein frischer Esser und Trinker, liebte wohleingerichtete Speisesäle, so daß er selbst für das Abendmahl, das sein letztes werden sollte, einen Saal gewählt hat, der mit Teppichen belegt und mit Polstern ausgestattet war. Das tat er freilich wohl nicht der Behaglichkeit willen, als vielmehr der Feierlichkeit, der Würde des Anlasses wegen. —

Sanftmütig und bescheiden im heutigen Sinne war Jesus nicht. Vielmehr energisch und selbstbewußt. In der letzten Zeit, als sie ihm nachstellten, floh er einmal über den Libanon, kehrte aber bald wieder um und trat seinen Feinden gegenüber angreifend auf. Die Strafpredigten, die er in Jerusalem den Pharisäern und Priestern hielt, waren scharf und wild wie ein fegender Sturm. Wo die Jünger von ihm Zuspruch und Trost heischten, da antwortete er ihnen in unserem Sinn oft herb und durchaus nicht in süßen, weichmütigen Worten, wie man es heute etwa zwischen Freunden gewohnt sein möchte.

Ausschnitt. Aber das Dorfkind sieht die ganze Welt, mit allem, was darin ist, im kleinen.

Im Süden des Landes, nicht weit von der Hauptstadt, stand einer auf, einer wie die alten, heiligen Helden. Aus dem verzweifelnden Volk schoß er auf. Da stand er und sprach. Was er sprach, war halb Verzweiflung, halb lachende Freude ... Da drang der helle Ton auch zu dem Stillen, Tiefen, dem von der ewigen Macht Geschüttelten, zu dem Zimmermann Jesus, der im Norden des Landes im stillen Heidedorf hauste ... Da legte der junge, stille Meister Hammer und Winkelmaß hin und machte sich auf. Und unterwegs glühte die ewige Macht und hämmerte und hämmerte. „Der Heiland kommt ... Wie sieht er aus? Wie wird er sein? Gott wird gewaltig in ihm wohnen samt seinen guten Geistern." Und als er am zweiten Tag gegen Abend ankam, standen da Scharen von aller Gegend, von der Westsee und der Ostsee, von der großen Stadt im Süden und von den Heiden im Norden. Belogen und betrogen von König und Kirche, ein verwirrtes, mißhandeltes, verzweifelndes Volk, starrten sie auf den einen festen Mann, der vom Sturz des Königs und der Reichen und der Kirchenfrommen redete und von der seligen Zeit, welche danach, nun bald, für alle, die ohne Sünde sind, kommen werde ... Der Dorfmann vom Norden her wurde von diesem Anblick, von dieser großen Stunde hingerissen. Er, dessen Seele da oben in der stillen Heide in Gefahr gewesen war, in Dämmerung zu verträumen oder in Unruhe zu verirren, wurde durch diesen Mann und diese Stunde aus dieser Gefahr herausgerissen zur Klarheit und zur Tat ... Überflutet von schweren Gefühls- und Willenswogen kniete auch er im weißen Sand und drängte sich mit heißer Hingabe an die ewige Macht. Und da, als sich sein ganzes Sein und Leben also willenlos der ewigen, heiligen Macht an die Knie drängte: „Ich bin dein und will, was ich soll: O du mein lieber Vater, du Gütiger, Treuer" ... da kam ein Augenblick des Vonsinnenseins, eine selige Verzückung, er fühlte und hörte, daß die ewige Macht, der „Vater im Himmel", seine heiße Hingabe und seinen reinen Willen annahm: „Du bist mein liebes Kind. Ich freue mich deiner" ...

Ein Mensch war er. Beweise genug dafür! Erstens: Er hat es selbst gesagt. Zweitens: Er war in seinem Denken ein Kind seiner Zeit. Drittens: Er war eine besondere Charaktererscheinung. Viertens: Er hat eine Entwicklung gehabt. Fünftens: Seine Natur war nicht ganz frei von Bösem. Sechstens: Er hat geirrt, besonders in dem: er kam nicht wieder und das Reich Gottes kam auch nicht ... Er war ein Mensch. So wunderbar gut und weise und mutig er war: er geht in keiner Tat und in keinem Gedanken übers Menschenmaß hinaus. Er war der Schönste unter den Menschenkindern. Und hat uns gebracht,

das der ewige Widerspruch, der im Gottmenschentume liegt. Er schließt nicht aus, daß Jesus siegte, und daß auch wir sieghaft werden könnten, unter Erdennot jauchzend in der seelischen Einheit mit Gott.

Gustav Frenssen.

Aus „Hilligenlei". Im Norden des Landes, zwischen Meer und See, in der Heide, wohnte ein Ehepaar, Josef, Jakobs Sohn, und seine Frau, welche den Namen Maria hatte, beide schwerlich aus reinem Blut, wahrscheinlich aus altem, edlem Mischblut. Der Mann scheint ein höheres Lebensalter nicht erreicht zu haben, oder er hat erst als ein Älterer geheiratet. Die Frau aber hat ihre Kinder erwachsen gesehen. Das ist ihr nicht zum Ruhm gediehen. Es steht die seltene Tatsache fest, daß diese Mutter eines Helden für die innere Größe ihres Kindes kein Verständnis gehabt hat.

Das Ehepaar hatte fünf Kinder, die wuchsen in dem stattlichen Dorfe auf und sahen und lernten kennen, was das Dorfleben in einem lebendigen, edlen Volk an Bildern und Erkenntnissen darbietet. Und das erstgeborene Kind der Ehe, mit Namen Jesus, hatte besonders klare und tiefe Augen, die ruhevollen, schönen Bilder in sich aufzunehmen; und eine empfindsame und feine Seele, unbewußt über sie zu sinnen, und sie in einem inneren Dämmerlichte, das im Laufe der Kinderjahre heller und heller wurde, leise und ganz lieblich zu deuten.

Der Knabe ist neben dem Knecht hergegangen, wenn er pflügte, und hat die Mutter traurig gesehen, wenn sie ihr letztes Kind erwartete, und sie plötzlich fröhlich gesehen, als das Neugeborene in ihren Armen lag . . . Er ist mit seinen Gespielen auf die Hügel gegangen, wenn im Felde die ersten Blumen wuchsen. Mit abgerissenen Blumen in den Händen standen sie und schauten weit übers Land bis ans blaue Meer im Westen. Am selben Abend erzählte die Mutter, daß der Nachbarsohn im Zorn das Elternhaus verlassen habe und in die Fremde gegangen wäre. Sorge folgte ihm, denn er war ein leichtsinniges Blut . . . Er hat das Kornfeld, das am Hügel lag, weiß zur Ernte gesehen und hat mit den andern Kindern vor der Tür gestanden, wo eine Dorftocher Hochzeit machte. Morgens erzählte die Mutter von den Brautjungfern, die in der Nacht mit Lichtern in der Hand durch das Dorf gezogen waren . . . Er hat auf dem Felde binden helfen und die Disteln wurden mit in die Garben gebunden und stachen den Binder; an demselben Tage, abends, als er mit seinem Vater heimkam, hörten sie in der Dorfstraße, daß der reichste Bauer im Dorfe gestorben war, und die Leute sprachen davon, daß er samt seinen Brüdern ein geiziger und schmutziger Mann gewesen . . . Das Stadtkind? Was sieht das Stadtkind von Welt, Natur- und Menschenleben? Einen armseligen, kleinen, häßlichen

und „Wunder“ gegen alle bisherige gewohnte Art und Erfahrung; aber vor allem nicht in der handwerksmäßigen Art der bisherigen Magier, nicht vermöge asketisch-künstlicher Nervenspannung, sondern vermöge der natürlichen, sympathetischen Kräfte seiner organischen Psychophysis; mit der ihm innewohnenden Liebeskraft. Er war kein Eiferer, Phantast und Schwärmer, sondern ein kluger und bedachter Mann, ein kluger und besonnener, überaus umsichtiger Taktiker, der aber, wo es darauf ankam, rücksichtslos alle gewaltigen Energien seines Temperaments entband. Er war abhold dem Opfer- und Götzendienst; selbst dem des Götzen Jehovah, dessen Tempel er den Untergang voraussagte. Er war abhold den Zeremonien, Gesetzen, Gesetzchen und Tütelchen. Er war ein so unerhört freier Mensch, wie kein noch so vorgeschrittener und vorurteilsloser griechischer Philosoph. Was er war, war er naiv und spontan, in jedem Augenblick mit der ganzen Persönlichkeit und zugleich mit einer in der damaligen antiken Welt unerhörten, fast übermenschlich unmittelbaren und praktisch-aktiven Frömmigkeit. Er hatte die Religion als solche. Der schaffende, nicht unpersönlich, sondern persönlich schaffende Gottgeist — persönlich im „Sohn“ und als „Sohn“; das heißt, als die sichtbare große, überragende Individualität — aber doch als Weltgeist unpersönlich über der großen, sichtbaren Individualität stehende Geist, die Nächstenliebe, das reinste Bruderschafts- und Sozietätsgefühl: das war sein ganzes Bekenntnis und seine ganze Religion. — Wie allen Großen und Einsamen aber eignete ihm jene Mystik des tiefsten Weltwiderspruchs; er hatte dessen Konflikte gelebt, er besaß jenes letzte Wissen, das er keinem seiner Jünger mitteilen konnte. Er hatte mit dem „Teufel“ gerungen, hatte seine „Höllenfahrt“ bestanden. Er, der selbst den Seinen, wie ein Bann und Hort, so doch zugleich auch ein undurchdringliches Rätsel blieb. Er hatte die tiefste seiner Einsamkeiten in jener Nacht von Gethsemane gelitten und ertragen, niemand von den Seinen hatte sie zu teilen vermocht. — Das ist der Christ.

Das Landvolk und seine Priester.

Von **Peter Rosegger.**

Da hat man mich schon mehrmals aufgefordert, nach persönlichen Erfahrungen einen Aufsatz zu schreiben über das Verhältnis unserer ländlichen Bevölkerung zu ihren Priestern. Nähme man so eine Frage wissenschaftlich, so wäre sie schwer zu fassen und zu erschöpfen, denn alles fließt, wogt durcheinander und jede Regel stoßt auf eine Ausnahme. Literarisch, durch geschlossene Gestaltungen, Geschichten und Beispiele

aus seiner wunderbar schönen Menschenseele heraus, dieses: den Glauben an hohe göttliche Würde und Wert jeder Menschenseele, und, aus diesem Glauben stammend, den Glauben an die Güte und Nähe der unerkannten ewigen Macht, und aus demselben Glauben, aufschießend wie aus guter Erde schwere schöne Frucht, den Glauben an schwere schöne Aufgaben der Menschheit und an ihr wunderbar hohes Ziel, dem Reiche Gottes zu! Und hat damit Sinn und Wert des Menschenlebens ans Licht gebracht und ihm ewigen Adel gegeben.

Johannes Schlaf.

Aus „Christus und Sophie". Seit Nietzsche und der neuesten Mode des Renaissance-Schwarms und der Ich-Manie im Stil des Kondottieritums ist ja wohl das Christentum, dieser „Sklavenaufstand in der Moral", förmlich in Verruf gekommen; es scheint ihm geradezu etwas Odiöses anzuhaften. Wir wollen doch weniger paradox sein und wollen sagen: das Christentum ist nach wie vor die erste, wichtigste, fundamentalste und wundersamste Prämisse, auf welcher die gegenwärtige Kultur Europas beruht.

Ist denn übrigens das Christentum wirklich nichts als jener „Sklavenaufstand in der Moral" und ist der Christus wirklich nichts als jenes sanfte Lamm Gottes, das sich unschuldig und geduldig zum Heil der werten Menschheit abschlachten läßt? Ist er wirklich nichts, als das Idol aller pietistischen Waschweiber beiderlei Geschlechts?. Ist er nichts als jener „schöne Mann", der aus einem Pfannschmidtschen Gemälde herausgesprungen zu sein scheint? — Ich meine, wenn ihn unsere Altvorderen als den „Heliand", den mächtigen Heerkönig und Recken Gottes verehrten, und wenn Luther später solche herzhaftere Auffassung seiner Persönlichkeit in einem gewissen Sinn wieder aufleben ließ, so stimmt solcher Auffassung alles, was auch heute noch germanisch empfindet, zu. Und, wenn wir den Christus in die beste, durchaus mögliche richtige historische Beleuchtung rücken, so dürfen wir und müssen's heute noch.

Die Gestalt und Persönlichkeit des Christus. — Wir hatten uns mit den guten Mitteln, die uns die wissenschaftliche Kritik heute an die Hand gibt, die historisch-menschliche Gestalt des Christus aus dem mythologischen, dogmatischen und sonstigen ethischen Beiwerk der Evangelien hervorgeklärt.

Wir sahen, daß Christus selbst von Geburt, nach allen Anzeichen, ein Mischling war: eine Kreuzung arischen und semitischen Blutes, geboren in einer Provinz, deren Bewohner Mischvolk waren, in einer Stadt, die durch ihre Mischbevölkerung direkt verrufen war. Wir sahen, das Jesus kein Asket war, im Sinne der Propheten und seines unmittelbaren Vorgängers „Johannes des Täufers". . . Er verrichtete Heilungen

einen wesentlichen Einfluß nach oben hin besitzt. Nach oben hin! Ihr Einfluß bei Gott Vater ist ja nicht zu verachten — aber ihr Einfluß bei Ämtern und Behörden ist unter Umständen noch schätzbarer. Wenn Stadtdoktoren und Professoren auf dem Lande ihre Agitationsreden halten, dabei recht höflich behandelt werden, aber nichts ausrichten, so soll sie das gar nicht wundern. Ein paar vertrauliche Worte des Pfarrers stoßen alles wieder um, was so ein „Stadtherr“ in bester Absicht und mit glänzender Rede aufgebaut hatte. Der Pfarrer braucht gar nicht viel rhetorische Künste, nicht einmal den Predigerton wendet er an; wie ein Bauer spricht er zum Bauern, er kennt ja genau die faßbaren Stellen, wo man anhäkeln muß. Redlich sucht der Pfarrer seinen Bauern die Vorteile zu wahren und der Bauer weiß, daß jetzt auf der ganzen Welt niemand ist, dem der Fortbestand des Bauers so am Herzen läge, als dem katholischen Priester. Die klügeren Bauern wissen auch warum. Darum, weil die Kirche just im Bauerntum die beste Stütze hat. Der Bauer weiß es, daß des Pfarrers Einstehen für ihn nicht immer aus Herzensgüte geschieht. Er weiß, der Pfarrer denkt vor allem an den Vorteil der Kirche. Und wenn dieser auch des Bauers Vorteil ist, warum nicht? — So kommt es, daß auch nicht klerikale, nicht religiöse Bauern es in politischen oder sozialen Dingen mit dem Pfarrer halten. Opportunität, wie die Staatsmänner sagen, von Fall zu Fall. Die Religion bleibt zwischen einem klugen Pfarrer und einem gescheiten Bauer aus dem Spiele.

Doch — wie die böse Welt munkelt — der religiöse Einfluß soll einen andern Weg nehmen. Durch den Beichtstuhl. Zu diesem kommt die Bauersfrau, und der soll die Hölle heiß gemacht werden, damit sie ihren Mann, ihr Haus für des Pfarrers Wünsche präpariere. Hierin habe ich keine Erfahrung. Unter einer einzigen Ausnahme. Eine mir nahestehende Person hat auf ihrem Sterbebette nach der Versehbeichte mir mitgeteilt, der Priester habe von ihr verlangt, mich zu bestimmen, daß ich aus meinem „Waldschulmeister“ die Jesuitengeschichte streiche. Sie hat mir das dann nur mitgeteilt, die Streichung hat sie nicht verlangt und ich habe es natürlich auch nicht getan. Wenn der Priester solche Beeinflussungen sogar bei Schriftstellern, die gewöhnlich hartgesottene Sünder sind, versucht, so ist es wohl zu glauben, daß er es in der Bauernschaft nicht verschmäht, das religiöse Gewissen der Leute nicht zwar für ihre persönlichen, wohl aber für Vorteile der Kirche und deren oft weltliche Zwecke auszunützen. Nicht für ihre persönlichen, habe ich mit Absicht gesagt.

Persönlicher Egoismus ist bei unserer Geistlichkeit nicht hervortretend, der niedere Klerus muß sich im Verzichten gründlich üben. Bei jungen Kaplänen fällt nicht selten eine skrupelhaft asketische Gewissenhaftigkeit

ist es leichter, und in sehr vielen meiner Erzählungen habe ich das Verhältnis des Volkes zu seinen Seelsorgern berührt und dargestellt. Nicht immer unter dem Beifall der Priesterschaft.

Denn ich bin gewohnt, die Dinge menschlich anzufassen und das wollen Geweihte sich nicht gefallen lassen. Wenn man sie nicht als Heilige behandelt, ist's ihnen lieber, man schweigt ganz von ihnen. Schriftsteller und Dichter, die das Religiöse umgehen, ignorieren, sich durchaus mit weltlichen Stoffen abgeben, selbst wenn sie dabei in Sümpfen waten, sind den geistlichen Herren weitaus angenehmer, als Laien, die, wenn auch in bester Absicht, in kirchliche Sachen dreinreden. Solche Leute, sagen sie, wären für so hohe Dinge nicht genug gebildet und täten alles verwirren. In Wahrheit ist es so, daß in kirchlichen und geistlichen Sachen kein Mensch seine eigene Meinung haben soll. Ich habe oft und oft Priester so geschildert, daß sie dem gesunden Hausverstand entsprachen und dem sittlichen Volksbewußtsein lieb wurden, ich hatte dabei die Absicht, den Priester — auch das Menschliche an ihm zu ethischer Höhe hebend — in ein richtigeres Ansehen zu stellen. Ich glaube im Volke auch manches erreicht zu haben durch Darstellung solch edler Priestergestalten, aber siehe, der Geistlichkeit war es zumeist nicht recht; ich hatte eben nur gute Menschen geschildert, aber keine Engel. Da dachte ich manchmal, wenn euch das zu niedrig ist, so will ich euch niedriger hängen. Und zeigte in einigen Bildern, daß auch die Priester sündige Adamssöhne sind.

Unter Umständen sagen sie es ja selber — nur ein Laie darf's nicht sagen. Wenigstens nicht öffentlich. Vom Volke sind sie übrigens nie anders beurteilt worden denn als Adamssöhne.

Unser katholisches Landvolk hat einen sicheren Instinkt, wie es über den Zwiespalt hinauskommt. In der Kirche ist ihm der Priester ein unantastbarer Diener Gottes, außer der Kirche ein fehlerhafter Mensch wie jeder andere. Mein Vater hatte ein Sprichwort: „Den Geistlern muß man zuhören, aber nit immer zuschauen.“ Mancher Priester wieder ist im Leben nicht so arg, als er sich auf der Kanzel gebärdet. Da muß er Kulturkampf treiben, und im Leben ist er der friedliebendste Mensch, der sich wundert, daß die Woche über „Leute auf ihn böse sind“, die er am Sonntag in der Kirche verschimpfiert hat.

Unsere Priester sind zumeist Bauernsöhne. Die also aus dem Volke hervorgegangenen kennt das Volk in- wie auswendig. „Da hat der Geistler nix voraus, als die heilige Weih.“

Und weil die Priester Kinder des Landvolkes sind, so wissen sie auch genau von seinen Freuden und Leiden, von seinen seelischen Zuständen, von seinen wirtschaftlichen Nöten. Und die Leute wiederum haben Vertrauen zu dem Priester, der einer der ihren ist und doch vermöge seiner Bildung einen weiteren Weltblick, vermöge seiner Stellung

mit den Traurigen zu sein. Nicht so, wie kürzlich der Unter-Kulmbauer. Der war fröhlich bei den Trauernden und trauernd bei den Fröhlichen. Es starb nämlich ein reicher Onkel, den er zu beerben hoffte. Aber dann stellte es sich heraus, daß der Erbe nicht er, sondern sein Bruder war, der hierauf ein Mädel heiratete, auf das der Unter-Kulmbauer sich gefreut hatte. Ja freilich, der war fröhlich bei der Leichenfeier und traurig bei der Hochzeit gewesen. Diese kleine Dorfgeschichte nebenbei.

Wenn der Geistliche in einem Bauernhaus einkehrt, so wird er bewirtet mit dem Besten, was aufzutreiben; besonders, wenn er ins Haus einen Versehgang gemacht, oder dort eine Christenlehre gehalten hat. Für alle priesterlichen Funktionen ist der Landmann dankbar und zahlt auch gern etwaige Gebühr, obschon er dabei manchmal „handelt“, wie es Bauernart. Dankbar ist er nur für eines nicht, gerade für das nicht, was dem Geistlichen am meisten Mühe und Anstrengung macht — das Katechetisieren in der Schule. Mit dem Memorierenlassen des Katechismus den Kindern Herzensreligion beizubringen, das ist eben ein undankbares Geschäft. Und gerade kleine Schulkonflikte können zwischen Bauer und Priester oft ernsteres Zerwürfnis bewirken. Gegebenenfalls ist der Bauer gegen seinen Seelsorger ebenso gründlich aufgebracht und feindselig, als gegen irgendeinen anderen Widersacher. Als der Bachmeier zu Rüppelshofen durch Betreiben des Pfarrers bei der Gemeindewahl durchgefallen war, ging er Sonntags zwar zur Messe, aber knapp vor der Predigt stand er absichtlich polternd von seiner Bank auf und verließ die Kirche. Das führte er solange fort, bis der Pfarrer knapp vor der Predigt das Kirchentor zusperren ließ und dann dem boshaften Mann von der Kanzel herab seine Meinung sagte. Diese Meinung war nicht fein, der Bachmeier wurde klagbar, hat aber den Prozeß verloren. Ein anderer Dorfpfarrer war mir bekannt, der hatte die Gewohnheit, von der Kanzel aus jeden, der in seiner Bank eingeschlummert war, mit lauter Stimme aufzuwecken. Der mit seinem Namen Angerufene zuckte empor, blickte um sich wie die Leute schmunzelten, machte sich aber nichts daraus und hörte nun fleißig die Predigt an. Als der Pfarrer aber einmal den halb versoffenen Kranzwirt weckte: „Sebastian Fruhleitner, vulgo Kranzwirt! Wach auf, es ist schon heller Tag! Hast halt wieder zu lang gepiperlt bei der Nacht!“ ließ sich der Geweckte das nicht gefallen, ging zum Bezirksgericht und der Pfarrer wurde für seinen seelsorgerlichen Weckruf zu fünf Gulden Strafe verdonnert.

Merkwürdig ist mir immer vorgekommen, daß Leute die mit der Geistlichkeit in Feindschaft leben, sich deshalb doch nicht leicht auch feindselig gegen ihren kirchlichen Kultus verhalten. Letzterer ist ihnen so unentbehrlich, daß sie scharf zu trennen wissen zwischen Gottesdienst und

auf, auch eine ängstliche Befangenheit, daß sie der Bevölkerung ja nicht Anlaß zu Ärgernis geben. Unser naivfrommes Landvolk stellt an die Sittlichkeit der Priester bisweilen ungerecht hohe Anforderungen, aber launenhaft, wie die Menge immer ist, pflegt es auf einmal wieder allerlei Sachen zu entschuldigen.

Wenn einmal ein gesunder Vikar anstatt dem heiligen Aloisius dem losen Heidengotte Amor ein Kerzlein opfert, so ist das in den Augen der Kirche zwar noch kein Götzendienst, doch ein Fehltritt; das Volk aber drückt dem gegenüber gerne ein Auge zu und mit dem andern betrachtet es seine eigenen Sünden, die unter anderen Verhältnissen freilich oft weit weniger entschuldbar sind. Witze werden allerdings gemacht; dem Betreffenden, über dem ein Verdacht rege ist, werden allerhand Sprüchwörtlein und Schnaderhüpfeln gewidmet, in denen das Volk seinen harmlosen Spott für gewisse Vergehen fest geprägt hat. Im Ernst kümmert man sich nicht viel darum und in der Kirche bleibt der Priester eben Priester.

Es ist schon geschehen, daß die Gemeinde für einen ungesetzlichen Priester einstand und ihn vor Denunziation schützte. Was sicher auch manchmal im Sinne der geistlichen Obrigkeit sein dürfte.

Das Volk hat's gern, wenn seine Geistlichkeit gesellig ist und Freud' wie Leid mit ihm teilt. Aber die kirchlichen Oberbehörden sehen es nicht gern, wenn ein Prister sich zu „gemein" macht, an weltlichen Festen sich beteiligt, oder das Gasthaus besucht. Mich dünkt, es könnte nicht schaden, wenn auch in etwas mehr verfänglichen Stunden der Hirt bei der Herde bliebe. Aber man besorgt möglicherweise, der Seelsorger könnte in frohweltlichen Kreisen sich Blößen geben oder verweltlicht werden. Freilich ist es kein Wunder, wenn in lustiger Gesellschaft auch beim Priester die Lebenslust einmal auftaut, und ich habe bei solchen Anlässen manchen jungen Kaplan und manchen wohlgesetzten Pfarrer die heitersten Schnaderhüpfeln singen, und recht übermütige Anekdoten erzählen gehört. Wenn das in entfesselter Laune manchmal auch bis an die Grenzen des Erlaubten geht, so doch kaum ein einzigesmal über dieselben hinaus. Mancher Pietist mag an gesellig lustigen Geistlichen Ärgernis nehmen, das gesunde Volk aber hat einen heiteren und leutseligen Priester lieber, als einen verschlossenen, asketischen Mucker, dem nur die Betschwestern nachlaufen, während die Kinder der Welt, um die ihm vor allem zu tun sein müßte, gründlich fern bleiben. Und das weiß man wohl, wenn im Wirtshaus oder bei Tanzmusiken der Pfarrer anwesend ist, so geht es sicher anständiger her, als wenn er derweil daheim sein Brevier betet. Der Priester, welcher ein Brautpaar traut oder einen Toten einsegnet, darf nicht beim Hochzeitsmahl, nicht beim Leichenschmaus fehlen. Da hat er fröhlich mit den Fröhlichen oder traurig

Es gibt ja auch „Geistlinger"-Witze, die harmlos genug sind.

Vor kurzem hörte ich in einem steirischen Dorfe vom Kirchendiener folgenden Ausspruch, der sich auf die Schreibnamen der berührten Persönlichkeiten bezieht: „Unsere hochwürdige Geistlichkeit ist zum Handwerk 'gangen; da gibt es jetzt Färber, Kürschner, Drechsler; unser Kaplan ist ein Schmied, der Bischof ist ein Schuster und der Papst ist ein Schneider (Sarto). Schier lauter Handwerker." Damit wird der Mann wohl nicht haben sagen wollen, als ob manche Priester ihren Beruf unterweilen etwas zu handwerksmäßig betrieben. Wo letzteres vorkommt, pflegen sich die Leute nichts daraus zu machen, finden es ganz natürlich, da sie doch auch selbst ihre Andachten ziemlich mechanisch zu verrichten pflegen. Nur besonders fromme Leute heben es hervor, wenn ein Priester „gar so viel fleißig" ist, d. h. seine Kultusverrichtungen mit besonderer Genauigkeit und Würde ausführt.

Das nun wären einige Züge des Verhältnisses, in dem unser Landvolk zu seinen Priestern steht. Schon die wenigen Beispiele zeugen von dem Einfluß, den die Geistlichkeit auf das Volk übt; es ist nicht bloß ein religiöser, ein amtlicher, es ist ein sozialer und politischer Einfluß von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Obschon der Pfarrer auf dem Dorfe als religiöse Amtsperson gilt, so ist seine Basis zumeist doch mehr noch eine weltliche, eine soziale, eine politische. Jedenfalls ein klobiger Hemmschuh unserer ins Ungewisse hineinrasenden Zeit.

Heimgärtners Tagebuch.

Zu den wenigen Tälern Kärntens, die noch nicht mein sind, gehörte bis vor kurzem das Kanaltal. Das habe ich mir nun auch genommen. Es ist Kärntens großes Tor nach Italien. Man muß erst aber den Knalleffekt von Alpenschönheit überwunden haben. Wer einmal auf dem Bahnhof zu Tarvis gestanden, der nickt mir zu und versteht wie ichs meine. Es knallt ordentlich in den Lüften vor lauter Augenpracht! Wenn alle Landschaftsmaler der Welt zusammengestanden wären, um ein Hochgebirgsbild ideal zu gruppieren, schöner hätten sie's kaum zuwege gebracht. Dann wie kommen wir aus diesem Labyrinth von Eisenbahnen, Straßen, Wasserschluchten, Brücken und Tunnels? Wir setzen uns auf den Venediger Schnellzug und fahren ins Kanaltal hinauf, auch bald in demselben hinab. Der höchste Punkt des Tales kommt ungefähr der Höhe der Semmeringdurchfahrt gleich. Dann rinnen die Wasser anstatt östlich westwärts, dem welschen Lande zu. Der erste Bach,

dessen mißliebigem Funktionär. Ja noch mehr. Ich kenne Leute, die nicht mehr glauben können und trotzdem an Festtagen in der Kirche zu sehen sind. Nicht bloß aus Gewohnheit oder anderer wegen. Ein Bedürfnis nach Feststimmung und wohl auch ein unbestimmtes religiöses Empfinden führt sie zu prunkvollem Begängnisse am Altar. Solche tatsächlich nicht glaubende Katholiken gibt es nach meinen Wahrnehmungen sehr viele. Die Kirche dürfte es wohl wissen, hütet sich aber, einen solchen Großteil des Volkes aus ihrer Zahl zu streichen. Diese stillen Ungläubigen sind ihr lange nicht so zuwider, als die agitierenden Modernisten, die doppelt gläubig sind, nicht bloß an die Kirche glauben, sondern auch glauben, daß dieselbe reformfähig sei. Es ist schon bald so geworden, daß man sagen könnte, die Begeisterten sind der Kirche unbequem, die Indifferenten sind ihre beste Stütze. — Der Pfarrer kann die verschiedenartigen und verschiedengradigen Gläubigen seiner Gemeinde leicht erkennen, aber er macht im äußeren Verkehr bei ihnen keinen Unterschied. Was er in der Beichte gehört, hat er im geselligen Leben ganz und gar zu unterdrücken. In dieser Sache kommen die Laien nicht so leicht darüber hinweg und viele Pfarrmitglieder ziehen es vor, ihre Beichte bei einem fremden Nachbarsgeistlichen, oder an einem entfernten Wallfahrtsorte abzulegen. Wenn sie irgendwo einen recht Lebenslustigen wissen, zu dem gehen die jungen Leute, und auch ältere, lieber; das ist gewöhnlich ein „kammoder Herr". Obschon es auch vorkommt, daß solche, die selbst sich des Lebens freuen, im Beichtstuhl gerade die allerstrengsten sind. „Solche wissen halt," sagte mir einmal einer „daß die Weltfreuden sich schon einer scharfen Buße auszahlen". Diese hohe Bewertung der „Weltfreuden" hat was für sich.

Im Gegensatze zum evangelischen Geistlichen, der außerhalb seiner kirchlichen Funktionen weltlich gekleidet ist, geht der katholische Priester stets im priesterlichen Gewande, der Landgeistliche zu Hause gewöhnlich im Talar und jedenfalls mit dem Colare. Überall wo er sich zeigt, wird er ehrerbietig gegrüßt. Der Gebirgsbauer zieht den Hut vor niemandem so entschieden, als vor dem Priester.

In vielen Gegenden ist das Handküssen noch stark Sitte. Besonders Kinder, aber auch fromme Erwachsene, Männer wie Weiber und Dirnlein eilen auf offener Straße dem Geistlichen zu, um ihm die Hand zu küssen. Manchem ist diese Huldigung herzlich zuwider, er glaubt sie aber nicht ablehnen zu dürfen, der Kuß ist ja nicht dem Menschen an ihm, sondern seiner heiligen Weihe vermeint. Böse Mäuler wollen wissen, daß unter Umständen beim Küssen auch Variationen vorkommen können. Aus solchen Witzen darf sich der Geistliche nichts machen, sie sind — ob berechtigt oder unberechtigt — eine ewige Volkskritik gegen den Zölibat.

singen und mit der schwarzäugigen Italienerin Pontebbas um ein Bocco scherzen — dann wird's Zeit zur Abfahrt. Nie wäre mir der Gang nach Rom so bequem gemacht worden als diesmal, ich hätte bloß in meinem Wagen sitzen bleiben dürfen und am Abende des nächsten Tages dem heiligen Petrus in seinem Dom die erzene Zehe küssen können. Aber ich bin wieder ins Kärntnerland zurückgefahren.

In einer Stadtfamilie hatte sich ein Glücksfall ereignet. Es gab zwölftausend Gulden unerwartetes Geld. „Da wollen wir uns etwas Besonderes antun", sagte das Oberhaupt, „entweder ein Sommerhaus oder ein Automobil". Die Familienmitglieder bildeten sofort zwei Parteien, die Sommerhäusler und die Automobiler. Nach einigen Schwankungen siegten die letzteren. Das Sommerhaus wurde abgelehnt, das Automobil wurde angeschafft. Da haben wir's. Hie alte vornehme Stättigkeit, hie moderne Zigeunerei. Nach einem Jahre möchte ich nicht gerne nachfragen, wie ihnen ihre Wahl behagt. Ich höre, sie haben jetzt schon ihr früher mühsam Erspartes auf Chauffeur und Benzin verschustert.

Ein Grazer wollte im Hause einer hochgebildeten Dame für seine Familie Sommerfrischwohnung nehmen. Er besah sich die Zimmer, sie gefielen ihm soweit, doch bemerkte er noch, daß er das Hauptgewicht auf Reinlichkeit und Sauberkeit lege.

„Gewiß, das ist auch meine Maxime", sprach die Dame. „Äußere Reinlichkeit läßt immer auf innere schließen. Doch sind Sie, mein Herr, ohne Zweifel vornehm denkend genug, um auch den kleinen Tierchen, die überall vorkommen können, den gebührenden Rang unter den Geschöpfen Gottes zuzuerkennen."

Der Herr empfahl sich höflich. Er fühlte sich für die Wohnung nicht vornehm denkend genug.

Irgendwo wollte ein Arzt öffentliche Gratisvorlesungen halten über die Kunst, gesund zu bleiben. Der bekam von einem seiner Kollegen einen schriftlichen Verweis. Aus praktischen Berufsinteressen. — So erzählte mir jemand. Ich glaube es nicht. Ich bin Ärzten gegenüber ein bißchen Ketzer, aber gegen manche Bosheit muß ich sie in Schutz nehmen, um so mehr, als mir einmal einer vom Lande gesagt: „Wir Ärzte sind nicht sowohl da, um die Leute gesund zu machen, sondern um sie gesund zu erhalten." — Das hat aber mein obiger Berichterstatter wieder nicht geglaubt, er sagte: „Lassens Ihnen nicht anplauschen. Gesund erhalten! Davon kann keiner leben. Alle Leute leben von der Gesundheit, nur — die Ärzte nicht." Und in einem Witzblatte las ich vor kurzem: Der Arzt ist nicht da, um das Leben

der es mit den Italienern hält, kommt aus der Seiseraschlucht hervor, die sich südlich zwischen dem Luschariberg, von dem die bekannte Wallfahrtskirche herabschaut, und den lichten nackten Kalkwänden des Wischberges, des Montasch gabelnd hingelegt hat. Wer den Blick in diesen schauerlich großartigen Felsenkessel versäumt hätte, den würde das Kanaltal mit nichts anderem entschädigen. Es hat zu seinen beiden Seiten zwar noch viele Schönheit und Wildheit, es hat einige freundlich gelegene Ortschaften. Es hat dort, wo die größte Enge ist, die Festung Malborghet. Die läßt jeden Fremden gerne ins Land, wenn nur recht viele kämen! Wer aber, wie einst der Napoleon, den Hausschlüssel haben will, dem gibt sie die richtige Antwort. Es geht noch einige Stationen sachte abwärts, dann stößt sich das Tal an dem Monte Glerus und seinen trotzigen Hintermännern und knickt links ab, in langer Engschlucht schnurgerade dem Süden zu. Dort, wo es sich so umbiegt, kommt rechts vom Gebirge herab auf breiter Schuttrinne ein graues Wasser, und an diesem Wasser beiderseits liegt ein interessanter Doppelort: Pontafel und Pontebba. Man hört ja oft von den Eisenbahnzügen die nach Pontebba gehen. Das ist der Grenzort. Diesseits der vom Gebirge herabkommenden Pontebbana heißt er Pontafel, jenseits derselben Pontebba. Jeder Teil hat seinen großen Grenzbahnhof, die nur ein paar Minuten (Fußgang) voneinander liegen. Durch den Doppelort führt eine einzige große Straße, verbunden mit einer kleinen Brücke, an welcher hier die österreichische und dort die italienische Wacht an der Pontebbana steht und gesungen werden kann. Dieses Flüßlein trennt, und dieses Brücklein verbindet zwei Welten. Die äußeren Umstände, das ringsum starrende Hochgebirge, das Klima, sind ja dasselbe. Die beiden Nester haben seit Jahrhunderten ihre gleichen Schicksale, ihre gleiche Geschichte in der weltentlegenen, von Naturgewalten ewig bedrohten Wildnis — und siehe: die beiden so traulich nebeneinanderliegenden Ortschaften sind grundverschieden. In Pontafel nette hochgiebelige Häuser, reinliche Plätze, gutangezogene, ruhig einherschreitende Leute; in Pontebba halbverfallende Wohnungen mit zumeist flachen Dächern und schlotternden Fensterbalken, die verwaschen sind, was man von den Bewohnern nicht sagen kann. Alles lebt und bewegt sich vielfach in schlechter Gewandung, die Kinder halbnackt, ungeniert und lärmend auf der Straße. In Pontafel hört man kaum ein Wort italienisch, in Pontebba kein Wort deutsch. Es ist als ob man zwei Städtchen etwa aus dem Salzburgerlande und aus den Abruzzen zusammengestellt hätte. Es ist was Merkwürdiges um die Rasse. Jawohl, man muß aussteigen an dieser Grenzstation, in Pontafel einen guten Hirschbraten nehmen und in einem der Kaffeehäuser Pontebbas den Schwarzen drauf. Man kann mit dem blonden Kärntner Pontafels einen Almer

die erste östliche Hochstufe zu den Alpen, wird sich ja auch nicht spotten lassen, wenn es gilt, einen würdigen Eingang in die Steiermark zu stellen.

Ein junger Mann stellte einen alten also zur Rede: „Sie haben einmal geschrieben, daß Sie nicht unglücklich lieben könnten. Denn Sie liebten nur einen solchen Menschen, der Sie ebenfalls liebt. Eine Liebe, sei sie anfangs noch so leidenschaftlich, lösche sofort aus, sobald Sie erfahren, daß keine Gegenliebe vorhanden. Ist das Ihr Ernst?"

„Was denn sonst?" fragte der andere entgegen.

„Jetzt habe ich Sie!" rief der eine. „Sie behaupten die Natur zu lieben. Was verstehen Sie unter Natur?"

„Wenn ich von Natur spreche, so meine ich gewöhnlich die freie Landschaft mit Himmel und Erde, Wasser, Bäumen, Blumen, Tieren u. s. w."

„Und so was lieben Sie?" fragte der eine: „Das ist ja inkonsequent von Ihnen. Diese Natur hat so wenig Gegenliebe als das herzloseste Weib. Sie weiß garnichts von Ihnen."

„Lassen Sie es nur gut sein", entgegnete der andere, „Kein Mensch auf Erden hat mir so viel Freude gemacht, als die Natur mit ihren Farben, Klängen, Düften, mit ihrem Frieden und ihren Stimmungen. Sie hat mich gesund und oft glückselig gemacht."

„Was Ihnen an der Natur so gefällt, das legen Sie in sie hinein."

„Richtig. Aber in einen lieblosen Menschen kann man noch so viel hineinlegen, es kommt nichts zurück. Man erlebt keine Freude."

Dann kamen die beiden überein: Der von uns geliebte Gegenstand tut nichts, als den Reflex zurückwerfen von dem, was wir als unser Bestes ihm hingeben. Wir lieben in dem andern das, was wir als das Abbild unserer eigenen besseren Wesenheit empfinden.

Die Photographienbettler bekommen von mir in Handschrift folgende beherzigenswerte Erinnerung:

Bettelst du mich freundlich an,
Bettle ich dich wieder an.
Möchte für mein Waldschulhaus
Eine kleine Gabe han.
Dann hab' ich mit meinem Wort
So wie du mit deinem Sport
Gleich ein gutes Werk getan.

Kaum jeder Zehnte spendet die kleine Gabe; dafür kommt mancher Zwanzigste mit einer größeren. Von den übrigen geniert es keinen, in seiner Handschriftensammlung von einem Blatte immer erinnert zu werden, daß er ein — ich sag's nicht, was — ist.

zu verlängern, sondern um das Sterben zu verlängern. — Solch gute Witze sind, näher besehen, faule Fische. Freilich kann der sterbliche Arzt die Leute nicht unsterblich machen und doch ist der humane Arzt ein wahrer Gottesgesandter in den Stunden der Not.

Nun habe ich einmal den neuen Weg von Wien nach Graz probiert, den wir nächstens kriegen werden. Von Wien bis Neustadt unterscheidet er sich wenig von dem alten, nur daß er die schönen Ortschaften am Fuße des Wienerwaldes nicht berührt und in Fabriksschlotwäldern der Ebene dahinzieht. Von Neustadt aus geht's in die „bucklige Welt" hinein. Zuerst die Ebene bis nahe ans waldige Rosaliengebirge mit der ungarischen Grenze. Rechts in der Ferne bauen sich die Voralpen schöner auf, als es von der Südbahn aus zu sehen ist. Von diesen hohen Bergen kommt ein breites weißes Schuttbett heran, die Schwarza. Aber kalktrocken, ohne einen Tropfen Wasser. Die Industrie, diese Schlemmerin, dürfte den ganzen stattlichen Fluß ausgesoffen haben; nachdem sie die saftigen Wälder verspeist, will sie auch einen frischen Trunk dazu. Der Neustädter Kanal ist ihr Trinkbecher. Das trockene Schuttbett bekommen die Ungarn als Grenzmark, die Leitha genannt. Der Pittenbach, der vom Wechsel herauskommt, bringt dieser Leitha so viel Wasser, als es für einen Grenzbach zwischen den feindlichen siamesischen Brüdern, Zis- und Transleithanien genannt, unbedingt notwendig ist, damit jeder darin die Hände in Unschuld waschen kann, so oft es im Reiche schief geht.

Die Bahn zieht nun eine Stunde lang durch das Pittental hinauf. Rechts unbedeutendes Hügelland, links steile Höhen mit alten Bergvesten, die Schlösser Pitten, Sebenstein. Dann die Ruine mit der Felswand, Türkensprung genannt. Da haben die Bauern der buckligen Welt einst einen Türken an den Abgrund gejagt, bis er herabgesprungen und „tot geblieben" ist, wie die Zeitungsprache so schön sagt. Der Muselmann muß also schon vorher tot gewesen sein. Ich bin einmal von einem Hausgiebelsöller herabgesprungen und — lebendig geblieben.

Das Pittental, ein Obstgarten hin und hin, reich an Ortschaften, mit bewaldeten Seitentälern, sachte ansteigend gegen die steirischen Berge, führt die Eisenbahn einstweilen nur bis Aspang. Dieser schöne, so freundlich gelegene Marktflecken wird das Payerbach der Wechselbahn werden. Die steht nahe bevor: ein mutiger Anlauf ins Gebirge hinauf, ein paar Sprünge über Tal und Schlucht, ein paar Durchstöße und die Bahn ist in Friedberg, wo der steirische Anschluß schon auf sie wartet. Mittlerweile werden die Steirer zwischen Hartberg und Gleisdorf den „Kurzschluß" besorgen und dann die Wechselbahn, zwischen Wien und Graz vier Stunden Fahrzeit! Die Südbahn wird's um die Wette tun und ihr nicht zu überwältigender Trumpf heißt — Semmering. Der Wechsel,

nicht hundert Zeilen geschrieben im freien, grünen Walde. Da kann ich nicht. Da schaue ich nur, da träume ich nur, da empfinde ich nur. Die eine Poetenseele empfängt erst vom Walde, die andere gebärt schon im Walde.

„Ein Sonntag auf dem Schneeberg und der Rax ist so gut wie eine Dorfkirchweih; aber die Religion der Menge gehabt sich einmal so, ob sie im Vorhof des Tempels bei den Wechslern in Jerusalem oder in Benares oder am Ganges, in der Peterskirche zu Rom oder auf den riesigen Weihesteinen der Natur, den Felshöhen, der Gottheit nach ihrer Weise dient.“ — So zu lesen in einem Aufsatz: „Semmeringstudien“ von R. H. Bartsch. Und aus der Wahrheit dieser Worte klingt der Juchschrei: Selig der Einsame!

„Kultur ist Entwicklung zum Schweigen.“ Diesen Satz las ich vor kurzem bei einem modernen Philosophen. Dem Morgenländler wäre das sofort verständlich, der Abendländler stutzt. Dem bedeutet Schweigen so viel als Abbruch der Beziehungen zu den Mitmenschen; gerade das Gegenteil von dem, was unsere gesellschaftlich sich gebende Kultur erstrebt. Doch, bei näherem Nachdenken: Wenn die Menschheit schweigt, so hat sie nichts zu sagen, so ist sie zufrieden mit dem Bestehenden — so ist das Ideal der Kultur erreicht. — Jetzt sucht alles sein Heil im Reden. Nie ist so viel zusammengeredet, zusammengeschrieben worden als in unserer Zeit. Anstatt mit Tat und Vorbild will man mit Reden die Welt verbessern und diesem ungeheuren Mißgriff entstammt das Mißverständnis und die Lüge. Schweigende Menschen können nicht so lügen, sich nicht so mißverstehen und verderben. Bei schweigenden Menschen bleibt der natürliche Charakter des Einzelnen unverletzt, und ist das Ventil des Mundes geschlossen, so sammelt die persönliche Kraft sich leichter zu einer persönlichen Tat. Wenn es einmal keine Demagogenreden mehr gibt, keine Hetzpredigten, kein Parlament, keine Zeitungen, kein Heimgärtner-Tagebuch — was wird das für eine köstliche Zeit sein! — Meint er es so, der da gesagt hat: „Kultur ist Entwicklung zum Schweigen?“ Ich glaube fast, er hat eine Wahrheit gesagt.

Wie das „unpatriotische“ Graz Kaiserfeste feiert, das ist merkwürdig. Es berücksichtigt den persönlichen Wunsch des greisen Monarchen und begeht das Regierungsjubeljahr mit Werken der Barmherzigkeit, mit Festen der Wohltätigkeit. Es denkt weniger an Vergnügen und gute Geschäfte, als an Gemeinnützigkeit. Das geradezu erhebende Burg-

Wenn du immer in Gesellschaft eines Menschen lebst, der häßliche Fehler hat, so kann zweierlei geschehen: entweder nimmst du die Fehler an oder du verabscheust sie noch mehr. Wie jedes Übel auch sein Gutes hat, so können die üblen Eigenschaften des anderen nicht bloß eine Gefahr für dich sein, sondern auch ein Schutz. Ich habe einst im Umgange mit einem Gesellen, der mit Vorliebe von anderen boshaft das Schlechte besprach und vergrößerte, die ganze Abscheulichkeit der Verleumdung fühlen gelernt.

Wenn der Sommerhimmel blauet, soweit das Gesichtsrund reicht, kühl, klar und wolkenlos, da muß man fort aus den Hügeln und hin dort, wo grüne Waldbergkuppen und weiße Felswände ins Himmelblau hineinstehen. Unser Auge bedarf im Himmelsgrunde plastischer und bunter Gestalten. Darum gehe ich von meinem Sommersitz so gerne ins nahe Neubergertal, wo zum Himmelsblau das Grün der Wiesen und der Waldberge und das Silberweiß der Felsen ist. Dieses Kapellen an der Mürz, welch ein charakteristisches steirisches Alpendörfchen! Wie aus drei Tälern die Alpenzinnen niederleuchten! Aus dem Neuberger Tal die blaue Kuppe der Lachalm. Ein feuchter West hat den schmutzigen Rauch der Gewerkschaft, der sonst die Gegend verunziert, aus dem Bilde geblasen. Über dem Altenbergtal herab die alm-, fels- und schneegesprenkelte Schneealpe. Aus dem Raxental hervor das weiße Halbrad der Rax. — Ich ging heute ins Raxental hinein; die Gegend heißt Stoin. Ist der Name slawisch? Stammt er von einer alten Einwohnerschaft, die statt Stein — Stoin gesagt hat? Denn der Riesenstein, die Rax, steht gerade hinten auf im Seitengraben. Der Umlaut oi ist in der Gegend gebräuchlich. Dort heißt ein Bauernhof zum „Maßer" und die Leute sagen „Moißer". Im Ederwirtshaus. Von dort aus sind auch Anstiege und an Samstagabenden wandern die Wallfahrer hinan; sie haben aber anstatt der Fahnenstange den Bergstock. Viele Wiener sind auf diesen Hochbergsteigen schon herabgetragen worden in den kleinen Kirchhof zu Kapellen. Ich blieb lieber vorweg im Tale. Und um die Raxfelswände besser zu schauen, ging ich ein wenig hinan den Waldhang. Und mitten im Wald saß eine Dichterin und dichtete. Ein Bauernknecht, den sie durch ein feuriges Wort der Fabrik entrissen, hat ihr zu Dank das Tischchen gebaut und daran sitzt sie unter hohen Fichten, zwischen deren Gestämme das Hochgebirge niederleuchtet, und schreibt. Ich schaute ihr erst heimlich über die Achsel, ob sie am Ende nicht wieder etwas ähnliches schriebe wie das wunderschöne „Ettal", das vor kurzem erst der Heimgarten abgedruckt hat. Es ist was anderes — aber ich darf nicht plaudern. Eine Stadtdichterin ist es und schreibt im freien Walde so nette Sachen. Mich nennen sie den „Waldpoeten" und ich habe

berg, denen meine Vorfahren im fernen Alpel jahrhundertelang untertan gewesen sind. Schon zur Zeit der Reformation saß auf dem weithingebreiteten Kluppenegger-Hof das alte Bauerngeschlecht der Roß-Egger. Und wer weiß, ob in den Bergwildnissen einst jene Dinge sich nicht wirklich alle ereignet haben, die ein später Enkel im dunklen Triebe aufgeschrieben hat.

Wo bleibt dies Jahr mein Wetterbericht? Die besten Weiber und Wetter, von denen man am wenigsten meldet. Nach mildem Winter seit dem ersten Frühlingstag bis jetzt, zu Anfang Juli — voll der Gnaden. Mit Ausnahme einiger kurzer, scharfer, blitzwütiger Gewitter und Dämpfer warm und sonnig. Die Luft durchsichtig wie seit langem nicht mehr, und doch nicht feucht — für die Fernsichtjäger köstliche Zeit. Aber manchen sonnigen Tag, da standen die Berge in grauen Schleiern, als regne es dort; es war ein leicht violettes Grau, es war etwas wie dünner Staub. Von Schleppkleidern und Automobilern konnte er nicht kommen, dafür war er zu gleichmäßig; von Wahrmund und den Studenten auch nicht, so viel Staub sie auch aufwirbelten, dafür war er zu fein. Auf einmal war er auch weg und die Berge standen wieder klar und rein. Da war es manchmal, daß um Mitternacht, hoch am Firmament ein blasses Licht stand, als werde es schon Tag und die Sternlein ertranken drin. Da fragten sich etliche Leute, was denn das könne sein, daß es so spät nachtet und so früh tagt. Und da riet man, es sei ein Staubmeer, das vielleicht von einem tätigen Vulkan komme, das von der Erde in die unmeßbaren Höhen aufgestiegen wäre und dort vom Abend- oder Morgenlicht beschienen, zu uns niederleuchte. Wenn selbst der Staub einmal zu so hohem Glanze kommt, daß er wie selige Geister in den Höhen schwebt, dann wohl uns Staubgeborenen! — Von Pfingsten bis Peter und Pauli ein langes Sonnenglühen. Dann trieb Sankt Peter auf die blaue Au die weißen Lämmer auf und weidete sie, bis sie fett waren und große Bäuche hatten und hochgehobene Köpfe und lange Schweife. Dann kam wieder einmal Gewitterzeit. Am ersten Tag ein Gewitterchen mit etlichen geschleuderten Regentropfen im Sonnenschein und mit ein paar schmetternden Blitzschlägen. Am zweiten Tag zwei kurze Gewitter mit heftigen Regengüssen und wieder Sonnenschein. Am dritten Tage vier Gewitter, die schon so ein wenig ineinanderschwammen, daß es sich wie der Anfang eines Landregens gestaltet. So ist es heute. Ein Kampf zwischen zwei Wetterperioden. Liebe Sonnenzeit, laß dich nicht unterkriegen. Leuchte wieder auf, du göttliche Sonne Homers! Laß dich's nicht verdrießen, das kleinliche Geschlecht.

---

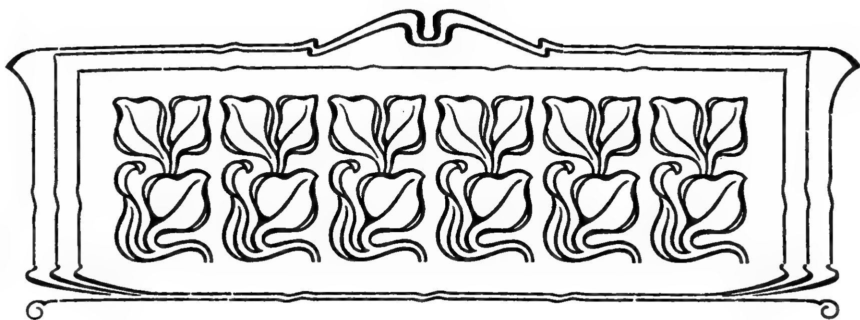
gartenfest in Graz und der Festzug in Wien — welch ein Gegensatz! Und die Erfolge? Hier, bei dem einen Burggartenfeste ein Gesamterträgnis von 150.000 Kronen zu wohltätigen Zwecken, dort ein dreimal so hohes Defizit für ein Spektakel. Ich will den Patriotismus der Wiener nicht bestreiten, aber sie sollen den Mund nicht immer so voll nehmen über das „unpatriotische Graz".

Vor kurzem ist zu Kapfenberg in Obersteiermark der „Waldschulmeister-Brunnen" enthüllt worden. Hochgesinnte Menschen haben ihn zur dauernden Ehr und Zier dem schönen Orte gestiftet. Aber das Denkmal bedeutet noch viel mehr, es ehrt nicht bloß den Ort, den Dichter und die Dichtung, es ehrt die altruistischen Ideale, die in den Schriften des Waldschulmeisters zu gestalten versucht wurden, es ehrt den Volkslehrer und den Lehrstand überhaupt.

Der monumentale Brunnen steht am Ufer der klaren Mürz, am Fuße des waldigen Schloßbergs. Auf wuchtigem schwedischen Granitsockel, aus Gestein quillt Wasser in das Becken. Darüber sitzt in Überlebensgröße der junge Waldschulmeister, der mit einem Reh plaudert. Der Waldschulmeister versinnbildlicht den Lehrer des Volkes; das Reh gemahnt an das halbwilde, flüchtige, allmählich traulich werdende Waldvolk, das durch Lehre und Erziehung zur Kultur herangezogen wird.

Die Enthüllungsfeier am 21. Juni d. J. hat sich zu einem schönen Volksfest entwickelt, an dem sich alle Stände und alle Menschenalter beteiligt haben. Aus Besorgnis, das Fest könnte in Personenkultus ausarten, so daß seine tiefere Bedeutung beeinträchtigt würde, habe ich der Feier nicht beiwohnen können. Bin an jenem Tage ins Hintergebirge gegangen, wo im stillen Hochbergfrieden das Waldschulhaus steht. Wie hätte ich diesen einzigartigen Lebenstag anders zubringen können? Zur Stunde, da draußen an der Mürz der erzene Waldschulmeister enthüllt wurde, hatte ich das Verlangen, den lebendigen zu sehen. Aber der war mit mehreren seiner Schüler nach Kapfenberg gereist, um sich an dem Vorbilde, dem er so tüchtig, schlicht und selbstlos zustrebt, frische Zuversicht zu holen. — Die einsame Wanderung jener Stunden auf den wildverwuchernden Pfaden der Vorfahren, wo einst die Geschichte des Waldschulmeisters erdacht wurde, war märchenhaft köstlich. Und am Abende kam der fleisch- und blutgewordene Waldschulmeister heim und erzählte von der Schönheit des Denkmales und des Festes. — Es ist geschehen. Ich habe, vom Erz abgelöst, das Recht tot zu sein und — lebe ich — zu trachten, die Unsterblichkeit nicht zu überleben.

Auf dem Berge, an den der Waldschulmeister-Brunnen sich lehnt, ragt eine altersgraue Ruine. Dort stand das Schloß derer von Stuben-



Kleine Laube.

Der Gottesleugner.

Aus „Parabeln, Märchen und Gedichte“ von Marie v. Ebner-Eschenbach.

Ein Gottesleugner starb. Drüben im Jenseits traf er zu seiner entsetzensvollen Überraschung den, dessen Spur ihm auf Erden unfindbar gewesen, den Schöpfer, den Erhalter, den Urquell alles Lebens.

Da warf er sich auf sein Angesicht nieder und rief: „O Herr, du bist, und ich blinder Wurm habe dein Dasein verneint. Nun richte und verdamme mich!“

Aber unendlich mild und gnädig neigte sich ihm der Herr. „Sei getrost“, sprach er. „Du hast deinen Nächsten geliebt und ihn gelten lassen; du hast deine eigene Überzeugung nicht für die allein richtige gehalten und die nicht gehaßt, verachtet, verleumdet, die sie nicht teilten. Ob ein armes Menschlein wie du an mich glaubt oder nicht, trübt das meines Namens Glanz? Erfülle ich darum weniger das All? — Die aber, die das Gegenteil von dem tun und unterlassen, was du getan und unterlassen hast, und sich dabei berühmen, in meinem Dienst und zu meiner Ehre zu handeln, die freveln, die versündigen sich an meiner Majestät, sie werde ich zur Rechenschaft ziehen. Dich, du harmloser Tor, nehme ich auf in mein Himmelreich.“

Das einsame Kind in der Winternacht.

Eine Mitteilung aus den Rheinlanden.

Wir hörten kürzlich von einer ländlichen Szene, die uns innig rührte. Der Schauplatz ist der Ort Kratzhahn in der Gemeinde Birkenbeul. Bei heranbrechender Nacht ging dort ein Kindlein, 1 Jahr 11 Monate alt, zu seinem Gespielen vor dem Nachbarhause. Als sich die Nacht niedersenkte, war das Kind noch nicht heimgekehrt. Es hat nicht heimfinden können und trippelte am Hause vorbei, anscheinend sorglos, munter und guter Dinge, in die Dunkelheit hinein. Sein Gang war noch unbeholfen und unsicher. Von seinen Schrittchen merkte keiner die leiseste Spur. Vater und Mutter wanderten trostlos umher. Das Dorf wurde in Alarm versetzt, das brave Völkchen schloß sich den Suchenden an. Mit Lichtern versehen, durchstöberte man sämtliche Wohnungen und Räume, deckte Brunnen und Gruben auf; der ganze Erdboden wurde abgesucht, kein Stein blieb unberührt. Das Knäblein wurde nirgends gefunden. Hunderte von Nachbarn aus den nahen Ortschaften durcheilten die Täler und Felder. Ungezählte Laternen flammten allenthalben auf; Helle verbreitete sich. Man durchsuchte das Buschwerk, die Hecken und angrenzenden Wälder. Umsonst! Vom Kindlein hörte und sah man nichts. Das weiche, zarte Leben muß ersterben! So

Dieser Fürst wäre nun glücklich zuschanden gehetzt. Vor so und so viel Jahren soll er etwas getrieben haben — man weiß nicht recht was. Aber es sollte dem Volke ein Exempel aufgestellt werden, daß dieses geheimnisvolle Ding, das es nicht kennt, grausam strafbar ist. Strafbar vor allem an der Ehre, wenn's aufkommt. Darum die Dutzende von Zeugen, damit es doch aufkommen sollte und darum die geheime Verhandlung, damit es nicht aufkommen sollte. Darum der Ausschluß der Presse, damit es nicht aufkommen sollte und darum die spaltenlangen Aufsätze in den Zeitungen über geheimverhandelte Geschichten, die man nicht wissen konnte und die also durch jene sattsam bekannte Journalisten-Phantasie erweitert und vertieft werden mußten. Kann man die frivole Neugier der Menge üppiger züchten, als durch ein solches Verfahren? — Nun ist der Prozeß Eulenburg abgebrochen wie ein Kolportageroman, zu dem keine natürliche Lösung gefunden werden konnte, weil der ganze Roman eine Unnatur war. Unnatur das Verbrechen und Unnatur die Anklage; Unnatur der Freispruch und Unnatur die Strafe. Abgerissen hatte die Geschichte mit einem schrillen Ton, der unerträglich ist.

Der Aristokrat soll einen Meineid geschworen haben. Ist nicht Notwehr erlaubt, wenn's ans Leben geht? Und dem Fürsten ging's mehr als ans Leben, es ging um seine und seines Geschlechtes Ehre. Solchen Herren geht ja äußere Ehre über alles; bei ihnen auf dem Eide bestehen heißt unter Umständen, sie zum Meineide zwingen. Gibt es nicht einen Richterstuhl, vor dem der Meineid das Recht der Notwehr hat? War diese Notwehr nicht am Ende natürlicher und notwendiger, als die große Glocke, an die diese verhängnisvolle Historie gehangen wurde? Um die deutsche Politik vor einem fressenden geheimen Krebsschaden zu retten! wie der erste Herabreißer des Lendentuches sich rechtfertigen wollte. Aber hat nicht gerade dieser sittlich entrüstete Mann versichert, daß schon Bismarck um die Verfehlungen Eulenburgs gewußt habe? Bismarck verstand auch einiges von deutscher Politik und Staatsnotwendigkeiten, warum hat nicht er selbst den Krebsschaden aufgedeckt, der doch gerade zur Zeit seiner Macht am üppigsten gewuchert haben muß?

Aber das Ungewitter, sagen etliche, habe doch eine reinigende Wirkung hervorgebracht. Ich sehe keine. Ich sehe nur Verwüstung ringsumher.

Und an den eitlen Mammonsgaben;
Der gierig ist, noch mehr zu haben,
Der immerfort sein Hab und Gut vermehrt
Und Schätze sammelt, die der Rost verzehrt?
Wie nennt man einen solchen Mann?"
Stand auf vom Stuhle, wendete sich an
Christine Hannemann aus Golchen:
„Mein liebes Kind, wie nennt man einen solchen?"
'n Gei . . . 'n Gei . . .?" Doch Stine, die blieb stumm.
Herr Je! Wie ist die Dirne dumm!
So dacht' ich, mit den Augen plinkernd.
Der Pastor sah's und sprach mich an:
„Na, du, mein Sohn! Was ist das für ein Mann,
Der fröhnet so verruchtem Laster?
'n Gei . . . 'n Gei . . .?" „'n Geistlicher, Herr Paster!"

Der Eid im Gerichtssaale.

Gelegentlich des Eulenburg-Prozesses schreibt Richard Nordhausen im „Tag" folgendes: Allzuhäufig dient der Eid bequemen Richtern als billiger Ersatz für psychologisches Forschen und tief schürfendes Bemühen, die Wahrheit aus den Dingen, nicht aus dem hallenden Wort eines Zeugen zu ergründen. Die fabrikmäßig betriebene Schwörerei von heute, der alle Feierlichkeit und alles Erhabene fehlt, muß nach der religiösen wie nach der sittlichen Seite hin verwüstend wirken. Der Stifter unserer Religion hat in wuchtigen Sätzen den Eid verboten; glaubt der christliche Staat trotzdem nicht ohne ihn auskommen zu können, so soll er ihn wenigstens in eine eindrucksvoll würdige Form kleiden und so selten wie möglich verlangen. Die Schwörerei in jeder Bagatellsache, bei Drei-Mark-Prozessen und Hinterhaus-Schimpfklagen empört das christliche Empfinden am allertiefsten. Ausgerottet werden wie der Lappalieneid muß der gezwungene Eid. Fühlt der Richter oder argwöhnt er auch nur, daß der Schwur den Zeugen in schwere Bedrängnis bringt, so muß er das Recht haben, den Mann unvereidet zu lassen. Selbst gegen seinen ausgesprochenen Willen. Nichts als eine letzte pathetische Bekräftigung der Aussage Unparteiischer, Unbeteiligter sollte der Eid sein. Wer mitten im Kampf steht, für wen vom Ausgange des Kampfes die moralische und wirtschaftliche Existenz abhängt, der darf die drei Finger nicht erheben. Denn dies heißt ihm Daumschrauben anlegen, wie sie das folternde Mittelalter nicht schlimmer kannte; dies heißt, ihn in die schrecklichste Versuchung führen und ihm das Zuchthaustor öffnen.

Bericht eines Haberfeldtreibers.

Der „Heimgarten" hat in seinem VI. Jahrgang einen Aufsatz über das Haberfeldtreiben in Oberbayern von Dr. Sepp gebracht. Ebenso hat diese merkwürdige Volkssitte im Roman „Das ewige Licht" von Rosegger (Heimgarten XIX. Jahrgang), Behandlung gefunden. Zur weiteren Charakteristik des Haberfeldtreibens dürfte auch nachstehender Brief, den „Das Land" veröffentlicht, beitragen. Es soll ihn vor Jahrzehnten ein „Haberer" an den bayrischen Dichter Karl Stieler geschrieben haben. Der Brief lautet buchstäblich:

„Lieber Freund!

Du weißt schon von selber, daß es bei einem Bauermensch wie mich, nicht vüll heißt mit der Schreiberei, wenn ich alles mit dem Maul verzählen könnt, wär mir wohl leicht lieber. Gestern hat's geschnackelt bei uns beim Haberfeld-

dachte jeder, so sprach mancher. Die Nacht lag trüb und schwer auf Haus und Dorf; der Boden war erstarrt; die Wälder standen frostig da; ein Frosthauch stieg aus dem Tale. Stunde um Stunde verrann. In der ängstlichen Ungewißheit, ob das arme Wesen dem schrecklichen Verderben noch entrissen und dem wohligen Leben zurückgegeben werden könne, traten viele um Mitternacht den Heimweg an. Andere brave Leutchen begannen das Suchen von neuem und setzten es beharrlich noch stundenlang durch. Sollte das Streifen in eisiger Nacht das Erhoffte doch gewinnen! Als die Nacht schon in die Morgendämmerung überging, früh halb fünf Uhr, fanden die Mutter und ein Verwandter des Hauses das Knäblein weitab vom Elternhause, fern vom Dörflein, hinter dem Heidebruch, droben auf einem Acker, bei einer Feldwalze stehend, seinen Vater rufend. Mit dem gesundesten Appetit verzehrte der Liebling sein Morgenbrot. Der nächtliche Aufenthalt auf einsamer Flur bei grimmiger Kälte hatte dem Kinde nicht geschadet. Wo weilte der Knabe in jener Nacht vom 2. zum 3. März? Wie verbrachte er die Stunden? Der junge Held weiß es nicht und niemand wird es je wissen können.

Der Knabe wurde am 13. März 1908 2 Jahre alt, ein pausbackiger Junge! Ein Kind der mit zehn gesunden Kindern gesegneten Eheleute Friedrich Wilhelm Reider in Kratzhahn.

Birkenbeul, den 4. März 1908. Venter, Lehrer.

Der Geiz.

Ein Läuschen von Fritz Reuter.

Frei übersetzt von O. G. Ernst.

„Mein Sohn, so kann's nicht weiter gehen,
Du bist nun auch schon alt genug,
Kannst nichts mehr lernen aus dem Buch,
Der Pastor soll dich konfirmieren,
Und wenn du dich dann schickst in allen Güten,
Dann sollst du nachher Ochsen hüten."
So sprach der Alte, und da half kein Reden,
Ich mußte also hin zum Beten.*)
Der Pastor war ein kluger Mann,
Sah mir's schon an den Augen an,
Daß ich kein heller Schädel war
Und daß ich statt auf harter Bank
Weit lieber auf dem Pferd geritten.
Indes ging's besser, als ich dachte:
Ich strengte mich gewaltig an,
Den Katechismus lernt' ich und die Bibel
Mitsamt der großen Wasserfrage.**)
Der Pastor sprach: „Mein Sohn, nicht übel,
Wenn du so bei bleibst, kommst du nach." —
Beinah schon war ich Primus, wie sie's nennen,
Und über mir da standen nur noch drei.
Doch hat jedwedes Ding ein Ende;
Die Wurst sogar hat zwei.
Der Pastor trat 'mal bei uns ein
Und sagte: „Meine lieben Kinder,
Was ist das für ein Mensch, der immer
Sich weidet an des Goldes Schimmer

*) Beten = Konfirmationsstunde.
**) Gemeint ist eine Stelle im 4. Hauptstück des Lutherschen Katechismus.

Welch jäher Wechsel! Nicht ein stilles Geh'n
Voll Silberfäden, die der Herbst gesponnen;
Auf buntem Wald kein mähliches Versonnen,
Kein Herz und Sinn versöhnendes Verweh'n.
Wohin mein Auge schweift, nur ein Vernichten,
Das mein Gefühl noch zögert zu verstehn,
Weil es sich bangt, so früh schon zu verzichten.

Doch Tag um Tage sausen unverwandt
Die Stürme hin, die unbarmherzig kalten,
Und wie gepeitscht von zürnenden Gewalten
Strömt Tag um Tag der Regen ungebannt
Vom Himmel, wie aus einem Riesenschlunde.
Nun muß ich glauben, was ich gern verkannt:
Das ist des großen Sterbens frühe Stunde.

E. Wooge.

Die Brautwerbung.

Begleitet vom Genossen, durchstreift die Pragerstadt
Ein Ritter, wo ergossen sich viel des Volkes hat.
„He, Freund, was soll's bedeuten? Wohin denn zieht der Schwarm
Von allen diesen Leuten, gering zumeist und arm?

Zur Burg — fast möcht' ich meinen — des Königs Ottokar?"
Der Männer frägt er einen der letzten in der Schar.
Der sieht im raschen Schritte gehemmt sich voll Verdruß,
Da er nach Brauch und Sitte doch Antwort geben muß:

„Ihr seid hier angekommen wohl erst vor kurzer Zeit,
Daß Ihr noch nichts vernommen von der Gepflogenheit
Jutas, der mitleidwarmen Prinzessin, wie sie mild
Sich unser tut erbarmen, ein wahres Engelsbild?

Wie an bestimmten Tagen — ein solcher ist just heut' —
Uns Wasser zuzutragen mit eigner Hand nicht scheut,
Mit Speisen und Getränken hierauf uns labt im Saal,
Und reichlich mit Geschenken bedenkt uns allzumal!"

Er spricht's und eilt von hinnen. Der Ritter hört's erstaunt.
„Welch sonderbar Beginnen!" ruft er, und frohgelaunt
Sich wendend zum Begleiter: „Komm'! dringen wir mit ein!
Wie das vor sich geht weiter — deß' möcht' ich Zeuge sein.

Mit Reisekleidern, schlichten, wie wir sind angetan —
Sieht sicher man mitnichten uns Rang und Adel an!"
Die andern einzuholen noch war es früh genug.
Einmischen sie verstohlen sich alsbald in den Zug.

Bereits beim Königsschlosse, das hoch und herrlich prangt,
Mitsamt dem ganzen Trosse nun sind sie angelangt;
Es füllt im Nu die Menge des Hofes weiten Raum
Und achtet im Gedränge der beiden Fremden kaum.

Wie dumpfes Bienensummen ertönt es rings umher;
Doch allsogleich verstummen die Zungen, da nunmehr
— Die Stirn', die lilienweiße, anmutiglich geneigt —
Die Königstochter leise die Stufen niedersteigt.

Ein Schüsselchen, ein blankes, darinnen hell und klar
Glänzt silbern Wasser, schwankes, trägt ihre Rechte dar.
So schreitet sie die Zeilen der Wartenden entlang,
Einhaltend je zuweilen im stillgeschäftgen Gang.

Zum Ritter auch, zum jungen, getreten ist sie jetzt —
Doch dieser, tief bezwungen von ihrem Liebreiz, netzt
— Wie vor ihm alle taten — im Naß die Hände nicht,
Nein! schaut der sacht Genahten entzückt ins Angesicht.

treiben. Denn die Habserersach ist ja ein alter Brauch aus der Revolution oder Karl dem Großen, wodurch man die Obrigkeit und andere Leute, denen man sonst nicht ankahn, ordentlich abstraft wegen der Lumperei. Weil es aber mehr Spitzbuben gibt, wie früherszeit, so gibt es auch mehr Haberfeldtreiben und war gestern ein wunderschöner Tag dazu. Alle Laken und Dreck war bei der Nacht verfroren und so stockfinster, daß man seinen Nebenmann nicht einmal sehen konnte, wenn man nichts davon weiß. Um elf Uhr, die Schandarmen hatten ihr Patteroll gemacht, da herte man auf einsmal hinter dem großen Higel hint einen graussamen Spitakel. Sonsten war alles ruhig und still, wie es sich auf eine so finstere Nacht gehört. Nun aber bald entstand sich auch am Wald ein Licht mit großem Geschrei. Die Schandaren liffen vor, aber ein Wachtposten, den sie gar nicht gesehen hatten rieff „Halt oder es schnallt“. Da die mutigen Schandaren nicht hint bleiben wollten, so schoß der Wachtposten los und zwei Kügel pfiffen ihnen zwischen die Köpfen durch. Wo sich aber das Licht entstanden hatte, kamen nun viele hundert Menschen zum Fürschein, lauter Haberfeldtreiber mit ihrer ganzen Rüstung und Maschkera. Auf dem großen Hiegel sie nahmen Stand, liesen Rageden auffahren, leideten mit allen Glocken und fingen an ihre Vorwürfe zu ruffen. Zum ersten backten sie den dicken Wirt, weil daß Bier so schlecht ist und mit der essenden Sach ist's auch nichts Gutes. Auch der Unterbögener ist verschandelt worden, denn der hat Geld, aber dumm ist er hiefür wie ein Roßkopf, kann freilich nix dafür, daß ihm der Hirnkasten so kurz zugeschnitten ist. — Und erst das schöne Liesel haben sie spöttisch gemacht! Daß der ganze Fensterstock schon zerkratzt ist von den Liebhabern und daß sie gleich zwei Kindt auf ein Jahrgang zügelt hatt, auf Lichtmeß ein Buben und auf Weihnachten das Diandl. — Wahr ist aber auch schon, daß ein Schand ist mit der Liesel ihre bösen Tugenden. Wie dös alles mit der Verkündigung vorbeigewest ist, ging der Spidakel von Neuem an, alte Häfen und anderes Geraffel wurde zusammengeschlagen, auch die große Trommel auß dem russischen Krieg oder sonst ein Altertum war dabey. Zuletzt schossen sie alle Bixen ab, spielten einen Tanz auf und backten dann schnell zusammen und lieffen in den Wald hinein. Wie sie davont waren, kamen die mutigen Schandaren sehr zahlreich herbei, allein es waren schon alle lengst entwischt. Großer Schaden wurde keiner angestifft, nur im Hintermeier sein Saustahl haben sie die Wand eingedruckt und sind ihm auch zwei Stück Geißvieh verloffen. Aber andern Früh war das Geißvieh von unsichtbare Händ schon wieder angehenkt und die eingedruckte Summe lag im Stall daneben. Das Feuerwerk und Musik war sehr schön, das ist alles, die Neuigkeit von der Burgel schreib ich das nechstemall. Gestern haben wir ein scheckiges Kalb bekommen und der Schusterhansel ist auch gestorben.

Ich beschließe mein schreiben mit dem Wunsch auf langes glückseliges Leben und Wohlauf und bin Dein bereitwilliger Freind Egidius.“

Singvögel.

Früher Herbst.

So traueröde dämmert die Natur,
So müde liegt, was jüngst noch froh geglommen.
Ist denn das große Sterben schon gekommen?

Noch wölbt sich doch des Tages Sonnenspur,
Noch ist's nicht lange, daß die Vögel sangen;
Daß lichte Blumen grüßten auf der Flur
Und Sommerträume übers Feld gegangen.

Der Poet.

Des Mannes beste Kraft ist der Entschluß;
Ein Ziel ersteht — der Wille sagt: ich muß. —

Der Frauen Kraft ist ganz ihr Demutsinn,
Dem fremden Willen beugt das Weib sich hin.

Und zwischen beiden und beiseite steht —
Halb herrschend, halb ein Sklave, der Poet.

Sein einsam Los gibt schönstes Unterpfand,
Denn beide Saiten fassen seine Hand.

So darf sein Lied, darf seine Seelenpein
Von Mensch zu Mensch die goldne Brücke sein.

Hermann Pfaundler.

Zwischen Tannen und Fichten.

I.

Zwischen braunen Fichtenstämmen
Lugt hervor das Försterhaus;
Unterm Dachrand — welch' Gezwitscher! —
Fliegen Meisen ein und aus.

Grün umsponnen bis zum Giebel,
Mit dem Hirschgeweih am Tor,
Strahlt es wie ein Prunkpaläftchen,
Wie ein Märchenschloß hervor!

Möge Frieden dich erfüllen,
Kleines, liebes, stilles Haus
Und des Glückes teilhaft werden,
Die mein liebstes ist auf Erden
Und hier wandelt ein und aus!

II.

Die Sonne warf schon lange Schatten;
Wir gingen zu dem Ulmenbänkchen,
Wo wir so oft gesessen hatten.

Wir sprachen heute wenig nur;
Doch küßte ich dich manchmal leise.
Und seufzend sah ich nach der Uhr.

Dann sprang ich auf. „Ich muß nun gehn!"
Es kam der längste aller Küsse —
Und herzlich klangs: „Auf Wiedersehen!"

Durchs Laub sah ich die Sterne flimmern.
Um mich die Nacht. Vor mir die Welt.
Und hinter mir ein leises Wimmern.

III.

Die Sonne läßt zum letztenmal
Den Höhenzug im Spätlicht glänzen,
Dann schmückt sich allgemach das Tal
Mit wundersamen Nebelkränzen.

Noch fliegt ein Häher übers Rohr —
Ein Reh entweicht ins tiefste Dunkel
Und aus der Dämm'rung steigt empor
Des Glühwurms bleiches Lichtgefunkel.

Die letzten Blumen schließen sich.
Geschmückt mit blanken Wassertropfen,
Die Grille zirpt im Wegerich
Und dumpf verhallt des Spechtes Klopfen;

Ersterbend irrt ein Geisterton
Wie „Gutenacht" durchs Laub der Bäume,
Dann schläft der Wald! Nun liegt er schon
Im Frieden seiner Träume . . .

IV.

Hinterm kleinen Försterhaus
Stehen blaue Nebelwände;
Langsam übers Berggelände
Breiten sich die Schatten aus.

Matt, gleich schimmerndem Opal,
Funkelt schon ein Sternchen nieder;
Fern verklingen Burschenlieder
Und die Nacht steigt aus dem Tal.

Und die Nacht schlägt auch um mich
Schützend ihre dunklen Schleier.
Und ich halte stille Feier!
Und ich denke nur — an dich.

Vom Finger ihr, dem kleinen, streift er den gold'nen Ring —
Kein Frevel mochte scheinen ihm selbst, was er beging;
Doch jach darob ergrimmen, die es gesehen all',
Und von erzünten Stimmen erhebt sich lauter Schall:

„Welch' überkeck Erfrechen! Ha! unerhört ist's schier!
Laßt flugs die Schmach uns rächen! Was hat der Fremdling hier
Sich heimlich einzuschleichen an dem geweihten Ort!
O Schande ohnegleichen! Fort, Unverschämter, fort!"

Schon wollen sie ihn fassen und fortziehn mit Gewalt —
Er aber wehrt gelassen sie ab: „Zurück da! Halt!
Gemeinen Trug nicht sinn' ich, hört Namen erst und Stand!
Bernhard von Sponheim bin ich, Herzog vom Kärntnerland!"

Zu Juta, die vor Schrecken verwirrt und ungewiß,
Wie's werden soll, das Becken zu Boden fallen ließ,
Und aufblickt traumverloren zum kühngemuten Mann —
Als nun der Sturm beschworen, kehrt er sich schnell sodann:

„Verzeih! wenn ich entwendet den Ring; sein lichter Schein
War's nicht, mich hat geblendet dein Schönheitsglanz allein;
Daß ich als Braut dich grüße, gieb Hand und Herz dazu,
O Königsmaid, vielsüße, o minnigliche, du!"

Sie wußte nicht zu sagen, wie eigen ihr geschah:
Den Blick zur Erd' geschlagen, errötend steht sie da,
In jungfräulichem Bangen so hoheitsvoll und schlicht,
Bis endlich sie befangen mit holdem Lächeln spricht:

„Wer sollte ihn nicht kennen, den Namen, den mit Ruhm
Und hohem Preise nennen die Lande um und um!
Sei Trug von mir auch ferne! Herr, frei will ich gestehn:
Ich hab' des Rings mich gerne von Euch beraubt geseh'n."

Da brechen die zugegen in Jubelrufe aus:
„Heil Juta! Bernhard! Segen und Glück dem Königshaus!"
Und freudevoll umringen sie das erlauchte Paar.
Und niederknieend bringen sie ihre Huld'gung dar.

Ernst Rauscher.

Menschenwahn.

Was sucht der Mensch auf der Welt herum,
Welch Glück er sich soll erringen.
Wie ist der Mensch dabei oft so dumm
Mit seinem Sagen und Singen.
Was einem Menschen gar sehr behagt,
Ein andrer meistens als schlecht beklagt.

Es wütet so mancher mit Feder und Schwert,
Voll Haß gegen andrer Verneinung
Und schmäht oder tötet, was sich bekehrt
Nicht sklavisch zu seiner Meinung;
Doch forscht man, warum er es getan,
Erfährt man, daß ihn regierte der Wahn.

Es klammert der Mensch an das Leben sich an.
Das ihm ein Zufall gegeben,
Und fürchtet so sehr des Todes Nah'n,
Als wollte er ewig leben;
Doch gibt dem Tiere nach Willkür den Tod
Er, dem zu leben selbst scheint Gebot.

Es hetzet der Mensch im Leben sich ab
Um eingebildete Werte,
Solange bis er hinabsteigt ins Grab —
Der Wahn ist dabei sein Gefährte;
Dann spricht er: O könnt' ich noch, wie ich jetzt wollt',
Nun wüßte ich erst, wie ich leben sollt!

Wer aber das Leben praktisch erfaßt,
Der hält sich an das Reale;
Der weiß, daß er auf der Welt nur ein Gast
Zum ersten und letzten Male. —
Genießen heißt nützen, besitzen aufs best',
Entsagen heißt andern bereiten ein Fest!

Heinrich Mauder.

Student, sehr angeheitert, klopft bei nachtschlafender Zeit mit großem Gepolter an die Haustüre. — Wächter: „Mein Herr, Sie wollen Bildung haben?" — Student: „Nein, den Hausschlüssel!"

Er: „Meine Schwester hat also glücklich den Doktorhut erlangt!" — Sie: „Hoffentlich einen nach neuester Mode!"

„Warum wollen Sie den Dienst verlassen, Marie?" — „Ja, gnädige Frau, ich kann mich anderswo verbessern!" — „Aber Marie, ich habe durchaus nichts dagegen, wenn Sie diesen guten Vorsatz auch bei mir verwirklichen."

Auf der Trammway): „Entschul'gen Se giedigst, aber jetztgenn' Se nich länger auf meinem Fuße stehn; ich muß Se nämlich leider schon aussteigen."




Bücher.




Die planmäßige Verbreitung guter Literatur unter alle Kreise des Volkes steht seit Jahren im Vordergrunde des Interesses aller Kulturfreunde. Gerade jetzt drängt sich dies Thema mit all seinen technischen Schwierigkeiten besonders hervor. Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, die soeben ihren ausführlichen Jahresbericht über ihre Tätigkeit im Jahre 1907 hat erscheinen lassen, hat sich seit Jahren bemüht, den Kampf gegen die Schundliteratur für ihren Teil von den geschäftlichen Gepflogenheiten des Schundliteraturvertriebes fernzuhalten - die man nicht erfolgreich mitmachen kann, ohne selber von ihrem übeln Geruche angesteckt zu werden — und sich statt dessen auf die Kräftigung der natürlichen Einrichtungen zur Verbreitung guten Lesestoffs konzentriert: auf den wohlfeilen Verlag und die Unterstützung kleiner Volksbibliotheken mit guten Büchern. Die Mittel dazu erhält sie zum Teil aus den Jahresbeiträgen ihrer Mitglieder, außerdem betreibt sie ihren immer mehr sich entwickelnden eigenen Verlag. Die Mitgliederzahl stieg im Berichtsjahre um 3000 und betrug am Ende desselben 6288. Alle Kreise sind darunter vertreten, von der deutschen Kaiserin und den kaiserlichen Prinzen bis zum Arbeiter. Die eigenen Bücher der Stiftung (die bekannten Sammlungen „Hausbücherei" und „Volksbücher") sind im Buchhandel überall zu haben. Es befinden sich darunter neben bester Volkskost wertvolle Werke, wie die Auswahl der Goethebriefe in zwei Bänden (jeder zu 1 Mark), ferner Immermanns „Preußische Jugend zur Zeit Napoleons", aus des Dichters ungelesenen „Memorabilien" dem deutschen Volke neu geschenkt und mehrere andere Kleinodien. Für die Zukunft beabsichtigt die Stiftung auch die Versorgung ganz bestimmter Kreise mit guter Literatur in die Hand zu nehmen. Im Jahre 1908 wird sie, wie der erwähnte Jahresbericht angibt, zunächst mit der Versorgung von Krankenhäusern und Heilstätten mit guten Büchern sowie mit der Verteilung von Wanderbibliotheken an die Besatzung der Feuerschiffe und Leuchttürme beginnen. Über die Unterstützungswürdigkeit der Stiftung geben nicht nur die Absichten, sondern auch die bisherigen Leistungen sicheren Bescheid. Die Abteilung für Volksbibliotheken hat im Berichtsjahre 44.841 Bücher in 37.692 Bänden verteilt, während bei der ersten Verteilung (1904) nur 18.063 Bücher in 10.948 Bänden verteilt worden waren. Die Steigerung betrug also innerhalb eines Zeitraumes von vier Jahren 264 Prozent! Ein dem Jahresbericht beigegebenes Verzeichnis der Autoren der an Volksbibliotheken verteilten Bücher zeugt von der Güte der Gaben. Das Autorenverzeichnis ist übrigens ein gutes Hilfsmittel für solche, die behufs Auswählung guten, einfachen Lesestoffs nach Material suchen. Wir wünschen der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung vor allem eine lebhafte Steigerung der praktischen Anteilnahme des Publikums. Wer sich für diese wichtige Kulturarbeit interessiert, schreibe eine Postkarte an die Kanzlei der Stiftung in Hamburg-Großborstel mit dem Verlangen um kostenlose Zusendung des Jahresberichtes.

Optimismus. Ein Glaubensbekenntnis von Helen Keller. Autorisierte deutsche Übersetzung von Dr. R. Lautenbach. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Eine wundersame Persönlichkeit, diese Helen Keller. Blind und taubstumm und doch, dank einer beispiellosen Willenskraft und einer genialen Erzieherin, allmählich befähigt, das Beste der modernen Bildung nicht nur zu ge-

V.

Im Osten glüht das Morgenrot;
Dort überm grünen Weiher
Behängen sich mit Flittergold
Die leichten Nebelschleier.

Im Schilfe saß die zarte Fee
Im weißen Morgenkleide,
In allen Farben blitzt und sprüht
Das glänzende Geschmeide.

Ein Krönlein wie vom feinsten Glas
Ziert ihre blonden Locken,
Die Augen, sie gemahnen mich
An blaue Märchenglocken.

Doch sieh — jetzt winkt sie mir zum Gruß:
Und horch — jetzt tönt ihr Singen,
Im Sturme pocht mein volles Herz,
Als wollte es zerspringen.

Rasch eile ich zum Weiher hin
Mit ungestümen Wonnen — —
Da taucht die goldene Sonne auf!
Das Dunstbild ist zeronnen.

VI.

Waldmärchen sitzt am Tannenbaum
Und lacht und singt aufs neue
Den schönen goldnen Sommertraum,
Das alte Lied der Treue.

Das Spinnetz dehnt sich wunderlich
Und zittert von dem Sange,
Um Märchens Füße windet sich
Die bunte Zauberschlange.

Die Rehe lugen naseweis
Durchs volle Grün der Äste,
Die Amsel dort am Schlehenreis
Bringt Triller zu dem Feste.

Die trunk'nen Falter schmiegen sich
An Märchens rote Wangen,
Die zarten Glocken wiegen sich
In glühendem Verlangen.

Auch ich, ich alter Träumer, steh'
Und lausche stets aufs neue —
Mir wird so bang, mir wird so weh
Beim goldnen Lied der Treue.

Otto Promber.

Lustige Zeitung.

Bei Schmock ist morgen ein Wechsel fällig. Ruhelos wirft er sich die Nacht vorher im Bette herum; er kann keinen Schlaf finden, denn woher soll er das Geld nehmen, um zu bezahlen?! — Da steht er plötzlich auf, zieht sich an, geht zu Moritz Rosendorn, dem Aussteller des Wechsels, und klingelt so lange an der Tür, bis dessen verschlafenes Gesicht zum Fenster herausschaut. — „Was gibt's?" fragt er. — „Rosendorn, ich kann net bezahl'n den Wechsel!" ruft Schmock — atmet dann erleichtert auf und begibt sich auf den Heimweg, zufrieden vor sich hinmurmelnd „Soo, jetzt soll der net schlof'n!" „Lustige Blätter."

Komponist (alt) zum Freunde: „Ja . . . ich komponiere nur noch sehr wenig!" — Freund: „Wundert mich nicht . . . einmal muß ja das Gedächtnis nachlassen!"

Gast: „Was ist das für ein Wein, den Sie eben gebracht haben?" — Wirt: „Das ist Chateau Margaux!" — Gast: „Den Namen hat er wohl erst bei der Taufe erhalten?"

„Mama, wie nennt man die Mutter von einem Gänschen? — „Eine Gans!" — „So so; ich wollt' es nur wissen, weil du mich gestern ein Gänschen geheißen hast!"

Herr: „Sie haben einen Schatz?" — Dienstmädchen: „Nein!" — Herr: „Dann kann ich Sie nicht brauchen, eine Köchin, die keinen Schatz hat kocht mir nicht sorgfältig genug!"

Machtbewußtsein neben Napoleon. Sein Ziel ist, den Krieg aus der Menschheitentwicklung mit Gewalt auszuschalten. So kämpft dieser Held, ein Deutscher, für die Menschheit gegen die Völker, für den allgemeinen Weltfrieden, indem er dem Kriege den Krieg erklärt. V.

Annamaig. Für Städter, vielleicht eine neue für Dörfer, eine immerhin unterhaltsame Geschichte von Hans Raithel. (1908. Manuskript).

Kein gewöhnliches Romanfutter. Vielleicht bodenständig und sachlich wohlerfahren in seinem Bereiche zeigt sich der Verfasser. Und Humor mit Erdgeruch, der wertet die Erzählung, die keine Ursache hat, so ganz bescheiden nur als „Manuskript" gelten zu wollen, da sie doch mit gutem Druck ausgestattet als stattliches Buch erschienen ist. M.

Conan Doyle. Sherlock Holmes-Serie, Detektivgeschichten. Band 8: „Die tanzenden Männchen u. a." (Stuttgart. Robert Lutz.)

Conan Doyle hat die Detektivgeschichte wieder zu Ehren gebracht. In der Art, die sich auch in diesem neuen Novellenband bewährt, stecken unzweifelhaft auch dichterische Qualitäten: Phantasie, Kombinationsvermögen, Anschaulichkeit und Prägnanz des Ausdruckes. Von Poe zu Doyle, sagt die Hamburger Zeitung, führt eine gerade, wenn auch dichterisch keineswegs ansteigende Linie. „Es ist so spannend", sagt entzückt der Durchschnittsleser und der Verwöhnte lächelt dazu nachsichtig und verächtlich. Und doch ist der Moment der Spannung ein gerade von den Schaffenden vielfach unterschätzter Wirkungswert. Dichtung, die wirken soll, muß zunächst fesseln. Das Mittel dazu ist aber einfach die Spannung. Die Wahrscheinlichkeit des Erzählten ist aber manchmal so gering, daß sie wahrlich die Poesie stört und das hier theoretisch Ausgeklügelte des Spitzbubenfangens dürfte praktisch nicht immer stand halten. Aber wenn man derlei nicht zuviel nacheinander liest — unterhaltend sind diese Sachen. K.

Felix Austria. Österreichische Dichter im Jubiläumsjahr 1908. Herausgegeben von J. F. Willigens. (Wien. Verlag „Lumen". 1908.)

Ein glücklich gedachtes Festbuch. Die meisten jetzt lebenden Dichter Deutschösterreichs sind darin vertreten, wenn auch nur mit kleineren und kleinen Arbeiten, so doch mit manchem Juwel. Vielleicht gelingt es dem Verlag, der von jetzt ab jährlich einen österreichischen Dichteralmanach herauszugeben beabsichtigt, größere und charakteristischere Arbeiten österreichischer Autoren unter einem Hut in die Welt zu schicken. Der Anfang ist gut. M.

Fester Grund. Religiöse Betrachtungen über Denken und Glauben von Viktor Juzi. (Basel. Friedrich Reinhardt.)

Der apologetischen Tendenz des Buches entspricht es, daß der Verfasser den Leser nicht von der Seite des Gefühls her zu erfassen sucht, sondern ihn von der Seite des Intellekts her überzeugen will. Bildung und Glaube, das Recht der Kirche, die Autorität der Bibel, die Frage der Gebetserhörung, der Bekehrung, der sittlichen Freiheit u. s. w., vor allem aber die Bedeutung der Person Christi werden für Menschen erörtert, die ohne eine Verdünnung und Verflachung des christlichen Glaubens, aber ebenso auch ohne Vergewaltigung ihres Denkens zu religiöser Klarheit und Gewißheit kommen möchten. G. B.

Büchereinlauf.

Erlösung. Von Hans Naumann (Dresden. E. Pierson.)

Pastor Hille und Familie auf Reisen. Für die reifere Jugend erzählt von E. Piening. (Dresden. E. Pierson.)

Gemeinsam. Geschichte einer Zeitungsehe. Von C. J. Eichen. (Dresden. E. Pierson.)

Der Werwolf. Von W. Rudelli. (Dresden. Verlagsbuchhandlung C. Heinrich.)

Vom Strande des Lebens. Novellen und Skizzen von Otto Ernst. Eingeleitet von Dr. Hermann Diez. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Um nichts! Ein Duellroman von Dr. Paul Langenscheidt. (Groß-Lichterfelde-Ost. Dr. P. Langenscheidt.)

Bissula rediviva. Heitere Bilder aus den römisch-deutschen Grenzlanden von Paul Rowald. (Dresden. E. Pierson.)

Deutsche Kunst im täglichen Leben. Von Berthold Haendcke. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Opfer. Zwei Geschichten von Anton Schams. (Dresden. E. Pierson.)

Erdenstunden. Von Lili Nenda. (Wien und Leipzig. Heller & Cie.)

Das deutsche Volkslied. Von Professor Dr. Julius Sahr. Zwei Bändchen. (Leipzig. G. J. Göschensche Verlagshandlung.)

Vom Urtier zum Menschen. Von Konrad Guenther. 2.—4. Lieferung. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Deutsche Volksfeste und Volkssitten. Von Herm. S. Rehm. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Nordische Volksmärchen. Gesammelt von P. Asbjörnsen und Jörgen Moe. Eingeleitet von Hermann Bang und Ludwig Tiek. (Berlin. Hans Bondy.)

Das deutsche Volkslied. Von J. W. Bruinier. 3. Auflage. (Leipzig. B. G. Teubner.)

nießen, sondern auch gründlich zu beurteilen. Man denke an ihre ergreifende Schrift „Die Geschichte meines Lebens.“ Schon um ihres persönlichen Schicksals willen muß ihr Büchlein über den Optimismus, zu dem sie sich freudig bekennt, lebhaftes Interesse erregen. L. N.

Schülerselbstmorde. Von Professor Dr. Ludwig Gurlitt. (Berlin. „Concordia“, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.)

Alle vereinigt zu einer Stimme und einer Kraft müßten die morschen Grundangeln aus dem Schulgebäude brechen, um dann mit kräftiger Hand das Alte wieder neu und lebensfähig aufzubauen. „Wenn dann noch Schülerselbstmorde vorkommen sollten, so darf das gute Gewissen der Erzieher bekennen, daß die Schuld außerhalb menschlicher Berechnung liegt.“ So sagt Professor Dr. Ludwig Gurlitt nach den Ausführungen seiner Schrift, die zum Grundstein des Neubaues unseres Schulwesens werden müßte. Da reihen sich gesunde, männlich-starke Vorschläge an-aneinander, die aus einem Leben reicher Erfahrungen erwachsen sind. Das klare, gütige Auge des feinen Pädagogen erkennt die tausend Mißstände, die an der jungen Seele der Schüler nagen, bis der junge Baum keine Lebenskraft mehr hat. Der Fehler liegt im ganzen System, in der düsteren Schulgerichtsbarkeit.

Die Broschüre ist auch unseren österreichischen Mittelschulen gewidmet. Wenn ein Professor zufällig einmal seine Amtswürde mit dem Rock auf den Nagel hängt, wäre es doch nicht ganz unmöglich, daß er wenigstens einige der von Gurlitt so temperamentvollen Wahrheiten auffaßt. Die Leute sind ja sonst nicht untalentiert. Z.

Der Schnaps, der Rauchtabak und die verfluchte Liebe so heißt das Buch des bekannten Plauderers Roda Roda, das soeben bei Schuster & Loeffler in Berlin erschienen ist. Es ist eine Sammlung seiner lustigsten Histörchen, Schwänke, Humoresken und Kasernenhofblüten. Welchen Stoff Roda Roda auch wählen mag, ob ernst, ob humorvoll, seine scharfe Beobachtungsgabe, sein trockener Mutterwitz und sein nie versiegender Humor füllen Szenen und Figuren voll flotten Lebens, Situationen voll drastischer Komik. V.

Clarissa. Von Samuel Richardson. Ein Roman in Briefen. Aus dem Englischen übertragen und ausgewählt von Wilh. und Fritz Mießner, eingeleitet von W. Mießner. (Berlin. Wiegandt & Grieben, G. K. Sarasin.)

In der Geschichte des Romans bedeutet der Name Richardson das größte Ereignis. Seine drei bekanntesten Bücher: „Pamela“ (1740), „Clarissa“ (1748) und „Sir Charles Grandison“ (1753) hatten einen Erfolg, der sich ebenso schnell über Frankreich und Deutschland ausbreitete, wie über England. In den berühmten literarischen Salons von Paris und Versailles wurden sie schnell zum Tagesgespräch. Man stellte den „unsterblichen Richardson“ über die geistreichsten französischen Schriftsteller und über Rousseau. Ja, man liebte um seinetwillen die englische Literatur bis zur Vernarrtheit. Begeistert rief Diderot aus: „Wie stark, wie empfindsam, wie pathetisch sind Richardsons Schilderungen! Seine Menschen leben weiter, auch wenn sie schweigen, und wenn sie sprechen, sind ihre Handlungen stets noch eindrucksvoller als ihre Worte. O Maler der Natur, wie könntest du je lügen! Alles an Richardson ist wahr. Maler, Dichter, Leute von Geschmack, leset ihn, leset ihn ohne Aufhören! Deine Werke, o großartiger Mann, werden zu aller Zeit meine Lektüre sein und nur Virgil und Homer sollen sie unterbrechen.“

In Deutschland zählen Lessing, Klopstock, Herder, Wieland, Gleim, Albr. v. Haller, Goethe, Gellert zu seinen Bewunderern. „Richardson ist der Vater des Romans in Briefen“, schreibt Erich Schmidt. Bei Hermann Hettner, dem Vater der bekannten Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, lesen wir: „Richardson ist der Schöpfer des englischen Familienromans. ‚Clarissa‘ ist unbedingt sein Hauptwerk und verdient auch heute noch eine größere Beachtung, als ihm gewöhnlich zuteil wird. Das Buch brachte Richardson auf den Gipfel seines Ruhmes. Eine solche erschütternde Lebendigkeit und psychologische Wahrheit der Charakterschilderung war seit Shakespeare nicht wieder vorhanden gewesen. Richardson ist ein großer und unübertrefflicher Meister in der Kunst der dichterischen Kleinmalerei. Wie er selbst bei den Gestalten seiner Erfindung so tief innerlich beteiligt war, daß er um sie weinte wie um liebe Verwandte und Freunde, so war die ganze gebildete Welt in solcher Weise von diesen Gestalten in ihren frohen und trüben Schicksalen aufs tiefste bewegt und ergriffen. Er sprach aus, was auch alle anderen gewollt und gefühlt haben.“

Bekannt ist die „Clarissa“ auch als Lieblingsbuch Napoleons I. A. Sch.

Wir geben diese so begeistert ausgesprochenen Eindrücke gern wieder. Dem Leser bleibt es vorbehalten, sie auf das ihm richtig dünkende Maß zurückzuführen. Die Red.

Der Schrecken der Völker. Ein Weltroman von Ewald Gerhard Seeliger. Berlin. („Concordia“, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock).

„Der Schrecken der Völker“ ist hier ein genialer, von der sittlichen Tradition entfesselter Mensch, der seine Persönlichkeit durch die Kraftmittel der modernen Technik über das Maß des Menschlichen hinaussteigert. Sein Ethos stellt ihn neben Christus, sei



Die Fleckelpatschenmacher.

Von **Peter Rosegger.**

In einer alten Stadt steht ein altes Haus und in diesem alten Hause wohnen zwei alte Männer. Aber nicht allein. Im Erdgeschoß sind Geschäftsauslagen mit höflichen und wohlgeölten Handelsbeflissenen und Warenmagazine mit breitbuckligen, lederbeschürzten Packträgern. Im ersten Stock sind Advokaturskanzleien und Versicherungsbureaus mit jovialen Chefs und halbblinden Schreibern. Im zweiten Stock wohnt die altgestammte Bürgersfamilie, der das Haus schon seit zweihundertdreißig Jahren zu eigen ist und die keine Parkettböden und keine tapezierten Wände leidet, weil es „sich bisher auch so getan hat". Im dritten Stock wohnen ein paar subalterne Beamte, die im Bureau den Chefs und zu Hause den besseren Hälften subaltern sind. Vierter Stock ist keiner und gerade in diesem wohnen die zwei alten Männer.

Der vierte Stock ist nämlich eine Mansarde mit Wäschetrockenboden, ein paar Rumpelkammern und einer großen Stube, die in ihrer schiefen Wand zwei Fensternischen hat, von deren Fenstern aus man eine Menge von Dachgiebeln, Schornsteinen und Türmen sieht.

Jedes der beiden Fenster hat seinen besonderen Teil an der Stube, den es zu beleuchten verpflichtet ist, insofern es wöchentlich einmal von dem Kohlenstaube qualmender Nachbarsschornsteine gereinigt wird. Die Stube ist in zwei Teile geteilt durch einen Sparherd, einen Tisch und

Friedrich Halm. Ausgewählte Werke. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Dr. Otto Rommel, 1. Band. (Teschen. Karl Prochaska.)

Theodore Roosevelt. Von Otto v. Gottberg. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.)

Studien und Charakteristiken. Dramatisches und Erinnerungen an Persönlichkeiten von Josef Bayer. (Prag. J. G. Calvesche k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung. 1908.)

Bibliothek der praktischen Lebenskunde. Band II: **Empor zu Erwerb und Vermögen.** Von William Thompson. Band III: **Wir und die Menschen um uns.** Von William Thompson. (Berlin. Modern Pädagogischer und Psychologischer Verlag.)

Vom Tasten zum Denken. Ein Versuch, die großen Rätsel des Lebens neu zu deuten. Von Otto R. Hübner. (Dresden. Holze & Pahl.)

Anton Kerner von Marilaun. Leben und Arbeit eines deutschen Naturforschers. Von Dr. E. M. Kronfeld. Mit einem Geleitwort von Professor Dr. R. v. Wettstein und einem Nomenclator Kernerianus von Dr. E. Janchen. Mit Abbildungen im Text und auf Tafeln. (Leipzig. C. G. Tauchnitz.)

Die Gottheit Christi. Eine Abwehr von Dr. Ottmar Hegemann, Pfarrer in Laibach. (Laibach. Im Selbstverlage des Verfassers. 1908.

Die deutschen Studenten- und Schüler-Herbergen 1884—1908. Von Guido Rotter (Hohenelbe, Böhmen. Verlag Hauptleitung der deutschen Studenten- und Schüler-Herbergen.)

☞ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten".



* Aus Chemnitz schreibt uns ein herlebiger Schulmeister folgendes, den „Heimgarten" betreffend:

„Gern lese ich den ‚Heimgarten'. Aber immer stoße ich wieder auf das grammatisch falsche s, das jetzt leider Gottes mehr und mehr zur Kompositionsbildung gebraucht wird, auch dort, wo es ganz entsetzlich klingt. Die Österreicher tun sich einer besonderen Güte. Sie haben Fabriksarbeiter und Fabriksherren, Fabriksschlote (‚Heimgarten' 1908, Fol. 610, Z. 4, 5 von unten) und Mietsgeld und was weiß ich mehr, obwohl der Genitiv Fabrik, Miete heißt und die Beispiele der Klassiker etwas anderes lehren. Der Deutsche sagt: Institutdirektor und nicht Institutsdirektor, Bergwerkgesellschaft und nicht Bergwerksgesellschaft, Geschichtschreibung und nicht Geschichtsschreibung. Regel: Zwischen leicht hintereinander zu sprechende Konsonanten kommt kein s, gewöhnlich auch nicht zwischen verwandte Konsonanten. — Nichts für ungut! Gehen Sie in der Sprachreinigung voran! Unsere Muttersprache ist es wert."

Der Mann hat nicht unrecht. Aber als der „Heimgarten" einst „Zeitungschreiber" schrieb, kam ein anderer Schulmeister: das wäre nicht deutsch, alle Welt schreibe doch „Zeitungsschreiber". Ja ja, das s ist so eines jener Sprachungeziefer, nach denen so mancher Leser vor allem Jagd macht. Übrigens wollen wir, soviel an uns ist, trachten, dem braven Chemnitzer gerecht zu werden. Den Mitarbeitern können wir freilich nicht ihre Beiträge wie Schulhefte korrigieren.

G. Z., Heidelberg. Gegen die häufiger auftauchenden bedenklichen Fehler der Volksbibliotheken mußten wir einmal Wort haben und zwar aus Liebe zu dem Institute selbst. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß die Mehrzahl der Volksbibliotheken ihren hohen Zweck vollauf erfüllt. Doch auch Musteranstalten, wie gerade die Ihre, dürfen uns für die Schäden und Schlampereien anderer weniger gewissenhaft geleiteter Volksbüchereien nicht nachsichtig sein lassen.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten"
Graz, Stempfergasse 4.

(Geschlossen am 23. Juli 1908.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

behaupteten, es fehle ihm an Talent zum Wollrichten, Geduld zum Webern und Fleiß zu beiden. Nachdem er erkannt, es werde mit dieser Sache nicht recht gehen, gab er den Ehrgeiz, bürgerlicher Tuchmeister zu werden, auf und wählte sich die Freiheit. Die Freiheit war ihm lieber als Tuch und Zunft, Geld und Gut, Weib und Kind. Immer kleiner wurde seine Decke, unter der er sich längst nicht mehr strecken konnte, unter der er die Knie bis zum Kinn heraufziehen mußte, sollten die Zehen noch ihren Unterschlupf haben. Da erfand er sich einen neuen Beruf und wurde Patschenmacher. Patschen, das sind Hausschuhe für alte, kränkliche Leute; sie werden aus verschiedenfarbigen Tuchenden und Restschnitzeln geflochten, halten die Füße warm und sind schön anzuschauen, dererwegen sie auch den weitberufenen Namen Fleckelpatschen führten. Als einer vom Tuchgewerbe bekam er die Tuchenden umsonst und damit begründete er die Firma „Andreas Zugestamm, Patschenmacher“.

Der um sieben Jahre jüngere Chrysostomus hatte einen unvergleichlich dramatischeren Lebenslauf. Seines Zeichens war er Schuster, aber das zählte nichts. Er wurde Soldat, Korporal, Feldwebel, und als er beim italienischen Feldzug eine welsche Kanone gefangennahm, obschon sie ihren schauderhaften Rüssel nach ihm auftat, war es entschieden, daß er nicht mehr herniedersteigen konnte zum Dreifuß, sondern daß er sein Heldenleben als kaiser- und königlicher Invalide weiterführen und beschließen wollte. Er hatte dort bei Solferino nämlich einen Schuß ins Kreuz bekommen, so daß er nicht mehr aufrecht gehen konnte und auch nicht recht sitzen. Nur gebückt gehen konnte er. Das tat er denn auch fleißig mit der grauen Holzmütze in der Hand und seine Geschäftsfirma hieß: „Zum armen Invaliden“. Das ging ziemlich lange gut und wäre noch länger gut gegangen, da scheiterte der Betrieb plötzlich an seiner Ritterlichkeit. Christl hatte nämlich die Tugend besonderer Frauenverehrung. An keinem weiblichen Wesen unter fünfzig Jahren konnte er vorübergehen, ohne ihm seine wärmste Zutunlichkeit zu bezeigen. Ja, er beabsichtigte im Zusammenhang mit solcher Ritterlichkeit noch in alten Tagen Erneuerung seiner Heldenperson. Ein paarmal hatte man ihm darob seine Unbotmäßigkeit vorgehalten und ihn der Polizei zum Aufheben übergeben. Die Polizei fand sich aber für derlei Dinge nicht kompetent und ließ ihn wieder höflich gebückt herumgehen. Aber es war nichts mehr, seiner Liebe wurde nur Mißtrauen entgegengebracht und seine Holzmütze blieb leer.

Eines Tages — es war in der Vorstadt Jahrmarkt — hatte er sich an die Straßenecke gestellt, einige Münzen gesammelt, dann im Wirtshause drei Gläschen Kirschbranntwein gekostet und dann an der Ofenecke einem schönen Fräulein den Bartwisch in den Nacken gerieben. Der struppige Schnauzer mußte nicht fein gekratzt haben, denn das Fräulein

zwei Schubladkästen, die in der Mitte eine Reihe bilden von den Fenstern bis zur Eingangstüre. An derselben läßt diese Wand so viel Raum frei, daß man von einem in den andern Stubenteil gelangen kann, ohne den Tisch oder eine Kommode überspringen zu müssen. Auf diesen Möbeln steht übrigens eine Welt von Krügen, Gläsern, Kerzenleuchtern, Rasiersachen, Waschbecken, Pfannen und Werkzeugen. Auf dem Herd stehen zwei Tontöpfe, wovon der eine braun, der andere grün glasiert ist.

Obschon der Inhalt dieser Töpfe der gleiche ist, nämlich Erbsen in Milch gekocht, dürfen sie um keinen Preis verwechselt werden. In dieser Stube wohnen seit dreiundzwanzig Jahren zwei Feinde, eben die beiden alten Männer, die zu Beginn dieser merkwürdigen Historie erwähnt worden sind. Weil diese Männer schon sehr alt sind, so ist es tunlich, die Darstellung ihres Lebens und ihrer Feindschaft zu beschleunigen, damit sie noch vor dem Ableben beider Zeugen vollendet werden kann.

Der eine unserer Helden heißt Andreas und ist sechsundachtzig Jahre alt. Der andere heißt Chrysostomus und ist um sieben Jahre jünger. Der Andreas ist klein, rundlich, rötlich, glatzig, glatt rasiert, trägt Hornbrillen und ist trotz seines hohen Alters reg- und bewegsam. Der Chrysostomus ist schlank und hager, blaß, hat einen grauen, stattlichen Schnurrbart, ist stark nach vorne gebogen, langsam und eckig in seinen Bewegungen. Der Kleine, Dicke hat über sechzig Jahre Anderl geheißen. Aber als mit der Glatze und der damit einlangenden sittlichen Weltanschauung das Gefühl eigener Ehrwürdigkeit über ihn kam, änderte er den Namen in seine ursprüngliche klassische Form um und seither heißt er Andreas. Das konnte sich der Große, Hagere nicht gefallen lassen. Er fand eine solche Namensänderung geschmacklos und höchst anmaßend und, um dem Stubengenossen zu zeigen, daß er nicht gesonnen sei, sich von ihm demütigen zu lassen, so änderte auch er seinen Namen, und dieser scheinheilige Andreas soll nur einmal sehen, was in einem Christl steckt. Christl, Christl! ist leicht gesagt. Ziehe ihn erst einmal auseinander: Chrysostomus! Wie? Was sagst du dazu? Keck krabbelte der Christl seinen Schnurrbart auf: Chrysostomus!

Der Kleine wieder konnte es sich nicht bieten lassen, daß der Große einen so herausfordernden Schnurrbart trug. So wollte er auch den seinen wachsen lassen — aber der wuchs nicht. Um das Manko zu verheimlichen, rasierte er sich jeden zweiten Tag.

Nun wußten die beiden Stubengenossen zwar, wie sie hießen, aber sie wußten nicht recht, was sie waren — auch eine Streitsache, die seit Jahren unausgetragen fortwucherte in den beiden Nachbarn. Andreas war, so weit er sich zurückerinnerte, einmal Tuchmachergeselle gewesen. Aber dieses Metier unter fortwährend brummenden Meistern stand ihm nicht dafür. Er hatte keine Lust dazu, während die böswilligen Meister

die Stube und wusch die Hemden. Der Anderl sammelte Tuchenden, der Christl sah sich nach altem Leder um. Der Anderl flocht die Patschen, der Christl besohlte sie mit Leder, auch schlug er die Schnürringlein ein. Der Anderl trug die fertige Ware auf den Markt und der Christl begleitete ihn stets, weil er Argwohn hegte, der Patschenmacher könnte Geld unterschlagen; denn das Geld teilten sie sich, obschon der Christl den Löwenanteil haben wollte, weil Leder teurer ist als Tuch. Der Anderl gab das gerne zu und legte dem Kameraden die größere Hälfte hin, machte sich aber bei dem Einkaufen von Milch und Gemüse erkleckliches „Körbelgeld".

Um diese Zeit tauchte die Streitfrage auf: Was sind wir? Dem Anderl war sie anfangs gleichgültig, aber die ständige Behauptung Christls: „Ich bin Schuster, du bist nix!" ließ ihn endlich doch Partei ergreifen für sich selbst. „Erstens," sagte er, „bist du kein Schuster, weil du keine Schuhe machst und auch keine Stiefel, sondern nur Fleckelpatschen besohlst, die auch ohne das Fleckelpatschen sind. Und zweitens bin ich nit nix, sondern Fleckelpatschenmacher."

„Fleckelpatschenmacher ist nix," sagte der Christl mit schneidender Kälte. „Schau nach im Zunftbüchel, ob es eine Fleckelpatschenzunft gibt. Fleckelpatschenmacher sind Leut', die sonst zu nix taugen und die einen Schuster haben müssen, der ihnen die Patschen besohlt."

Da schwieg der Anderl und sagte wochenlang gar nichts, verrichtete aber musterhaft seinen Teil an Haushalt und Geschäft. Um aber seine Überlegenheit dem Hausgenossen zu zeigen, schrieb er eines Tages mit Kreide auf die braune Tür: „Ich heis nit Anderl, ich heis Andreas!" Worauf der andere oben darüber schrieb: „Ich heiße nicht Christl, ich heiße Chrysostomus!" Der kleine Alte war wieder übertrumpft.

Weil sie Feinde waren, besuchten sie einander nie. Nur über dem Herd und über den Möbeln hin und her knurrten sie sich an und reichten einander die Sachen an Arbeit und Hausrat. Die Betten standen an den Wänden gegenüber, so weit als möglich von einander entfernt. Alle Wochen einmal schleuderte der Andreas seine Wäsche über den Tisch dem Chrysostomus zu, der sie nach ein paar Tagen gereinigt und sogar geplättet wieder zurückschleuderte. Am Herde bereitete jeder für sich sein Gericht. Der Andreas in Milch gekochte Erbsen. Der Chrysostomus haßte diese gemeine Speise; er für sich kochte die Milch gesondert und die Erbsen gesondert und schüttete sie erst nachher ineinander. Gespeist wurde am gemeinsamen Tisch. Weil der Chrysostomus dabei immer brummte, so wollte der Andreas seine Essenszeit verlegen; das ließ sich aber der Chrysostomus einmal nicht gefallen und er wartete mit seiner Kost immer die Mahlzeit des Andreas ab. Denn er mußte beim Essen wen zum Ausbrummen gegenüber haben, sonst schmeckte es ihm nicht.

hub ein mächtiges Geschrei an. Da zogen drei Burschen wohl über ihn 'rein und das Ende vom Lied war draußen hinter der Mauer eines Kohlgartens, wo ihn der Andreas fand.

Die beiden Alten waren sich schon vorher einigemale begegnet, wobei der Invalide den andern allemal seiner herzlichen Verachtung versicherte, daß er — der Anderl — sich mit dem lumpigen Patschenflechten abgab, und wobei der Anderl dem Christl stets Komplimente machte, daß der es verstand, vom Nichtstun so gut zu leben. Heute an diesem Jahrmarkt hatte der Anderl mit seinen feilgebotenen Patschen sehr schlechte Geschäfte gemacht. Immer guckten die Leute den Patschen auf die Sohle und weil diese nicht von Leder war, sondern eben auch nur von Fleckeltuch, so ließen sie die armen Dinger allemal zurückfallen auf die Erde. Dem Christl wiederum tat der Rücken weh, wesentlich ärger als zur Zeit der Bleikugel. — „Welsche Ludern sind's gewesen!" fluchte er, „weil ich ihnen dazumal die Kanon' hab' weggenommen".

„Nix Kanon'!" rief der Anderl, „du weißt es recht gut, warum sie dich — ausgezeichnet haben".

Und zu dieser Stunde hinter der Mauer war es, wo sie die gemeinsame Firma gründeten. Keiner der beiden hatte in der weiten Welt einen Verwandten mehr, keiner irgendeine andere Lebensaufgabe als etwa die, nicht zu verhungern. Sie konnten sich behalten oder vergeben wie der Will. Und da hatten sie nun beschlossen: Der Invalide sollte zum Anderl auf seine große Stube ziehen, dort sein altes Handwerk auftun und die tuchenen Fleckelpatschen mit Leder besohlen.

Bevor noch diese gemeinsame Arbeit begonnen, hub zwischen den Stubengenossen der Streit an um den eisernen Sparherd, um den Tisch und um die Kammoden. Der Christl konnte es sich nicht gefallen lassen, daß er von jeder dieser Sachen immer nur die Hälfte haben sollte. War es nicht er, der die Patschen mit Leder besetzte? Folglich gebührte ihm vom Herde die Hälfte, vom Tische drei Viertel und von der Kammode alle Laden. Daß der Anderl für sich kochte, den gemeinsamen Tisch deckte, allerhand Gewandwerk und andere dumme Sachen für die Laden hatte, war nicht maßgebend. Im Gegenteil, eben weil der Anderl mehr Arbeit und mehr Tuchzeug und mehr Geschirrwerk und mehr Sonstiges hatte, wollte der Christl die Stubeneinrichtung haben. Er focht alles an, doch insgeheim ging es nach dem Willen des Patschenmachers. Der durfte diesen Willen nur nicht aussprechen, mußte dem Polterer, der bisweilen arg jähzornig war, nur alles gelten lassen, im übrigen tat er, was er wollte; der andere ließ sich alles gefallen, lebte aber in der stolzen Einbildung, daß er stets Recht behalte. Haushalt und Geschäft regelte sich — immer durch die diplomatischen Winkelzüge es älteren Anderls — allmählich dahin: Der Anderl kochte und flickte; der Christl reinigte

„Dank dir Gott, Chrysostomus,“ sagte der andere, „hab sie eh gesalzen.“

Am selben Tage war die monatliche Teilung der geschäftlichen Einnahme und in der Freude über den freundlich werdenden Kompagnon gab der Andreas dem Chrysostomus um zwei Silbersechser mehr als sonst. Darüber sprang der Chrysostomus wütend vom Sessel auf und stieß diesen auf die Diele, daß einer der drei Füße brach (der vierte war schon früher einmal gebrochen).

„Also betrogen bisher!“ knurrte er. „Wenn du mir heut' mehr geben kannst, warum nit auch früher? Wo du erst gestern gesagt hast, das Geschäft geht immer schlechter!“

„Ich hab dir ja nur a bissel was schenken wollen,“ sagte der Andreas begütigend.

„Von dir brauch ich nix geschenkt!“ kreischte der Chrysostomus und schleuderte die Sechser in den Wandwinkel des andern.

Am nächsten Morgen, während der Fleckelpatschenmacher auf dem Gemüsemarkt war, stieg der Schuster über den Tisch und suchte im Wandwinkel nach den zwei Sechsern. Die waren nicht zu finden, hingegen stand in der Fletzecke mit Kreide geschrieben: „Zu spat, Bruder Chrysostomus!“ Dann fand er in seinem Speisekastel neben dem Erbsensack ein Fläschchen Kirschgeist. Da wußte der Chrysostomus nicht recht, was er jetzt für ein Benehmen aufstecken sollte. Er begann zu ahnen, wie arg der geschmeidige Alte ihm überlegen, und andererseits, wie gut er bei diesem Patschenmacher geborgen war. Er beschloß also, ihm das Salztöpflein nicht mehr so bereitwillig hinzuschieben und auch nicht mehr zu schimpfen, sondern sich völlig gleichgültig zu verhalten. Es tat's auch etliche Tage.

Da kam ein Frauenzimmer und wollte sich ein Paar Fleckelpatschen kaufen. Der Andreas brachte aus seinem Patschenlager, das in einer flachen Kiste unter dem Bette war, etliche Paare zum Aussuchen herbei, aber der Chrysostomus behauptete vorlaut, diese Frauensperson habe einen besonderen Fuß, der müßten die Patschen angemessen werden, und lockte sie in sein Gelaß hinüber, um mit einem Streifen Papier das Werk zu vollführen

„Na, na, Stiefelröhren brauch ich keine!“ kicherte das Weibsbild und zog mit beiden Händen den Saum ihres Kleides tiefer hinab. Der Chrysostomus blies durch die lange Nase in seinen Bartstrupp, die Kundin aber kaufte dem Andreas ein fertiges Paar ab. Kaum sie zur Tür draußen war, bekam der Schuster seine Mette. Fast zornig verwies der Alte ihn zur Gottesfurcht und guten Sitte.

„Halt's z'samm!“ rief der Neunundsiebziger, „bist nit auch du einmal jung gewest?“

Eines Tages, als der Andreas auf den Markt gehen wollte, war sein brauner Havelock nicht da. Der Chrysostomus war in den Wald gegangen, um Brennholz zu „kaufen“ und hatte ihn angezogen. So mußte der Alte in seiner gestrickten, ziegelroten Wollenjoppe ausgehen. Diese kurze Joppe ließ den breiten Rücken allzufrei, so daß man an dem aschfarbigem Beinkleid die großen schwarzen Knöpfe sah, die hinten übers Kreuz hinab — ganz hinab — ihrer fünf in der Reihe standen, wie bei Knaben im ersten Höserlein. Des grämte sich der Patschenmacher, und weil ihn die Gassenbuben tatsächlich darob ausspotteten, so ward er zornig auf den Schuster und beschloß, ihm die Wohnung zu kündigen. Als er heimkam, war der Schuster schon zu Hause und fluchte gräßlich über den Havelock. Dieses höllkreuzsternverdammte Gewandstück hätte ihn bei einem Haar ins Malheur gebracht! Das im Walde gesammelte Holzbündel hatte er unter dem Mantel sorgfältig geborgen, aber der Mantel hatte hinten an der linken Seite ein großes Loch; dort guckten die Scheiterlein heraus und der Waldhüter nahm ihn fest. Nur dem Umstande, daß auch der ein Veteran war, konnte es zugeschrieben werden, daß er den Kameraden laufen ließ mit dem guten Rat, das Holzbündel mehr auf der rechten Seite zu bergen, wo der Mantel noch „gut“ war. Da war es nichts mit dem Aufkündigen; der Andreas hatte ihn vielmehr als Märtyrer in gemeinsamen Angelegenheiten zu verehren.

Zärtlich war der Chrysostomus nur mit etlichen kleinen Photographien, die über seinem Bette an die Wand genagelt waren. Die streichelte er manchmal vor dem Schlafengehen, aber die alten Augen des Andreas waren nicht imstande, von seinem Bereiche aus zu erkennen, was die Bilder vorstellten. Einmal, während der Chrysostomus ausgegangen war, Leder zu „kaufen“, wurde der Andreas schwach, schlich auf Zehenspitzen in den Raum des Nachbars hinüber, um die Photographien zu besehen. Natürlich! Er hätte sich's denken können. Weibsbilder! — In demselben Augenblick trat der Chrysostomus ein. Er stand an der Tür still und starrte den Eindringling an. Dieser schwang sich ganz jugendlich über den Tisch in sein Gelaß. Dann duckte er sich hinter sein Bett und dachte: Jetzt gibt's was. „Nix weiter,“ sagte er in recht gemütlichem Ton, „hab mir nur deine Heiligen einmal anschauen wollen.“

Der Chrysostomus grinste und schwieg. Es war ihm lieb, daß er den Alten — so nannte der Neunundsiebzigzährige den Sechsundachtzigjährigen — auch einmal auf sündigen Wegen ertappt hatte. Er war von diesem Tage an viel freundlicher mit dem Nachbar und einmal bei der Mahlzeit schob er ihm das Salztöpchen zu: „Magst denn du die linde Milch, Andreas? Tu's ein bissel salzen.“

„Das glaub ich," antwortete der Chrysostomus, „daß es nit überfüllt sein wird, etwan wie bei uns, wo bei der Feldmeß Leut totgedruckt werden und auf der Straßen stehen sie links und rechts, als tat der Kaiser daherreiten, so viel Leut!"

„Wem's Freud macht!" sagte der Andreas wegwerfend.

Insgeheim aber hätte er gern einmal den Veteranenfestzug geschaut, wo sein Kompagnon dabei war, und der Schuster hätte ebenso gern den Bischof vor seinem Hausvater knien gesehen.

In diesem Jahre, als der Siegestag nahte, sagte der Schuster gar nichts, sondern riet dem Alten, mit einer Tracht Fleckelpatschen auf den Markt zu gehen, maßen viele Landleute in der Stadt wären. Er selber wolle sich nach frischem Leder umsehen. Weil das so klug und freundlich gesagt war, ging der Andreas mit Patschen aus und begegnete unterwegs — dem Veteranenzug. Er wollte sich hinter der Menge ducken, aber der Schuster hatte ihn schon gesehen, obzwar er sich stellte, als wären ihm alle Fleckelpatschenmacher der Welt — einfach nichts. Er schritt in der Ehrenfront, knapp hinter der Fahne, bei den Invaliden. Er ging unter seinem hochgefederten Hute sehr gebückt, schwerfällig auf einen Stock gestützt — denn heute war der Blessierte Trumpf und Frauen und Mädchen aus dem Volke bewarfen die Krüppel und ergrauten Degen mit Blumen. Dem Andreas wollte Wasser aus den Augen brechen — das wäre noch schöner, wenn's dieser hoffärtige Schuster merkte, daß jemand um ihn Freudentränen weint!

Der Zug marschierte ins Wirtshaus, dessen Tor mit einem Fichtenkranz und schwarzgelben Fähnlein geschmückt war. Dort stand auch schon allerhand Frauenvolk. — Na! dachte sich der Andreas und kehrte mit seiner Tracht Fleckelpatschen heimwärts.

Am nächsten Tage ging es bei dem Chrysostomus einigermaßen unglatt her. Er war erst am Morgen, als es schon tagte, heimgekommen. Nun lag er, noch angetan mit seinem schönen „Kaisergewand", zeitweilig im Bett und schnarchte, zeitweilig torkelte er zur Tür hinaus und stöhnte.

Die Tage, die nun folgten, waren wieder wie sonst. Nur ein wenig kümmerlicher, weil das Geschäft von Woche zu Woche schlechter wurde. So daß der Armenverein eine Kommission hergeschickt hatte, um zu erwägen, was mit den zwei Greisen, die schon lange den Wohnungszins nicht bezahlen konnten, zu machen sei. Der Andreas redete zum Genossen kein Wort von dem Festmarsche; der Chrysostomus konnte diesmal erst recht schweigen, wußte er doch, daß er in seiner Herrlichkeit gesehen worden war.

Drei Tage vor Ostern zog der Andreas seinen besten Menschen an und ging in die Bischofskirche. Dort wurde ihm ein weißes Kleid

„Wenn mir so was noch einmal vorkommt!“ drohte der Patschenmacher.

„So will ich wenigstens alle Tag mein' Schnaps haben!“ begehrte der Chrysostomus.

„'s wird auf deinen Lebenswandel ankommen.“

Daraufhin wurde dem Schuster ganz heimlich. Wie einst in seinem Vaterhause. Er war schier gerührt über die erzieherische Fürsorglichkeit des Alten und murmelte: „Vielleicht bringst mich doch noch auf gleich — wenn ich Schnaps gnug han?“

Bisher ist nur das Alltagsleben der Fleckelpatschenfirma angezeichnet worden. Ganz ungebührlich verschwiegen wurden aber die großen Tage, die diese zwei alten Leute in ein hohes Bereich hoben. Jeder von ihnen hatte im Jahre einmal einen großen Tag. Die Veteranen der Stadt feierten alljährlich am Tage des Auszuges aus Italien ein großes Siegesfest. In ihrer flotten grauen Uniform, mit ihren befederten Hüten, bebändert und auf der Brust Medaillen — so marschierten sie bei klingendem Spiele hinter der Fahne drein, zuerst durch lange Straßen in die Kirche zur „Feldmesse“ und zum „Gotterhalte“, dann durch lange Straßen ins Wirtshaus zu Festessen und zum Tanz. Zu den Veteranen nun gehörte auch der Chrysostomus und das war sein großer Tag, für den er sich stets wochenlang rüstete und von dem er nachher wochenlang in stolzer Begeisterung sprach. Seine Uniform lag das Jahr über im Versatzamt, doch zur Siegesfeier wußte er sie allemal wieder herauszukriegen, obschon sie — wie er mit Befriedigung gestand — längst verfallen war.

Der Schuster hätte für sein Leben nichts sehnlicher gewünscht, als daß sein Stubengenosse, der Paschenmacher, ihn einmal bei solchem Siegesfeste als funktionierenden kaiser- und königlichen Veteran sehen könnte; das müßte ihm bei dem Alten Respekt verschaffen. Aber für sein Leben brachte er es nicht über sich, diesen Wunsch auszusprechen. Der Andreas hörte immer schweigend zu, wenn er von seinem großen Tage erzählt, und hatte dafür nur wohlwollende Geringschätzung. Was war das im Vergleiche zu *seinem* großen Tage! Wenn Seine fürstbischöfliche Gnaden vor ihm — dem Andreas — niederkniet und wenn er — dieser Andreas — dann mit den Zwölfen das Abendmahl feiert! Ja — der alte Fleckelpatschenmacher gehörte zu den zwölf ältesten Männern der Stadt und war seit einigen Jahren schon bei der Fußwaschung zur Osterzeit. Wenn der Vorabend kam und er sich mit besonderer Sorgfalt rasierte und seine weißen Haarreste strählte und das feierliche Bad nahm und das schwarze Festgewand hervortat — denn seins war nicht im Versatzamt — da hatte der Schuster nur ein Achselzucken.

„Es ist in der Kirche,“ sagte ihm der Andreas einmal, „kann zuschauen wer will.“

Und dem Richter sagte er es: „Macht mit mir, was ihr wollt, ich hab' einen umgebracht."

Da gingen ein paar Herren und ein Gendarm mit ihm und er sollte ihnen zeigen, wo der Ermordete liege. Aber Chrysostomus jammerte: „Ich kann ihn nicht anschauen. Es ist mein liebester Mensch gewesen." Und dann schlug er sich die Faust ins Gesicht und gröhlte vor Verzweiflung. Dennoch mußte er mit den Männern, bis sie im großen Hofe des Hauses standen, in dem hoch oben seine Wohnung war.

„Da muß er liegen!" stieß er mit vor Entsetzen gedämpfter Stimme hervor und zerrte den Untersuchungsrichter an die Stelle, wo der Andreas herabgefallen sein mußte. Aber er lag nicht dort. Jetzt schaute er hinauf zu den Dachfenstern und da oben in der Dachrinne hockte in seinem Festgewand der alte Fleckelpatschenmacher. Dort hielt er sich fest und rührte sich nicht, bis ihm vom Dachfenster aus die Seilschlinge zugeworfen wurde.

Der Chrysostomus war auch schon oben und wartete in der Stube, um vor dem hereingeseilten Freund sogleich auf die Knie fallen und ihn um Verzeihung bitten zu können. Aber als der Patschenmacher am Fenster erschien und vom Gendarmen hereingeholt wurde, vergaß er seines guten Vorhabens und hub an zu zanken: „Nau, alter Schragen, ist dir jetzt leichter, weil d' uns so g'foppt hast? Ein sauberer Freund! Henken hätt' er mich lassen! Vom Dach aus zuschau'n, wie s' mich als Mörder aufknüpfen! Zwanz'g Jahr lang hab' ich ihm seine Patschen ang'sohlt, daß er sich sein Erbsenkoch hat können kaufen. Das ist der Dank dafür."

Der Andreas verstand das nicht. Er wußte in seinem Dusel gar nicht, um was es sich handelte.

Erst am Abend, als die beiden Alten verdrossen an ihrem Sparherde saßen, der eine hüben, der andere drüben, sagte plötzlich der Chrysostomus: „Anderl, bist bös?"

„Wegen's Weibsbild?"

„Wegen's Fenster, mein' ich. Ist a Dummheit g'west."

„Weil d' a Narr bist!" sagte der Andreas.

Das letzte Gespräch war's, so die beiden Stubengenossen miteinander geführt. Schon am nächsten Tage wurden sie abgeholt — der Andreas ins Armenhaus, der Chrysostomus ins Invalidenheim.

Dort geht es beiden gut. Doch seufzt manchmal der eine wie der andere: „'s wär' alles recht, nur mein lieber Bruder sollt' noch bei mir sein."

---

umgeworfen und er setzte sich in die Reihe der zwölf Ältesten, die ebenfalls im weißen Gewande der Reihe nach dasaßen.

In den Kirchenbänken saßen Andächtige und Zuschauer und darunter — Andreas sah ihn auf den ersten Blick — sein Schuster. Und zwar wohl gewaschen und gekämmt und im Veteranengewand! Jetzt hätte er am liebsten aufstehen mögen, nackten Fußes, wie er war, hingehen und dem Chrysostomus um den Hals fallen. Aber es nahte schon die Geistlichkeit. Als der Bischof seine Füße mit Wasser begoß, empfand er eine übergroße Weihe, aber er hätte nicht sagen können, was ihm größer war, die Ehre, die der Kirchenfürst ihm antat, oder die Ehre, daß sein ruppiger Stubengenosse im Veteranengewand erschienen.

Nachher bei dem Liebesmahle aß er nur wenig, sondern legte sein Teil am Fische und am Osterbrot auf sein blaues Sacktuch, um es dem Bruder heimzubringen. Von diesem Tage an, das sagte er sich, war der Christl sein Bruder. — Vieles tat die Herzenserhebung und einiges der halbe Liter Wein, der ihm zugeteilt worden — ganz glückselig trat der Greis am Nachmittage den Heimweg an. Die ganze Stadt war ihm wie eine Kirche und als er die dunkle Treppe hinaufstieg zu seiner Wohnung, da war ihm, als nahe er einem stillen heiligen Tempel Gottes. Als er hinein wollte, war die Tür verschlossen. Der Chrysostomus, der den Schlüssel hatte, mußte ja doch schon lange zu Hause sein. Er rüttelte an der Tür und nahm wahr, daß sie von innen verriegelt war.

Da pochte und rüttelte er heftig, bis sie sich auftat. Der Schuster war zu Hause. Auf dem Tisch standen Eßsachen und unter dem Tisch kauerte — ein Frauenzimmer.

„Alter Gaisbock, gottverdammter!“ keuchte der Andreas in plötzlich ausbrechender Entrüstung.

Über diese dumme Wut begann es im Kopfe des Schusters plötzlich zu wirbeln; er erwischte den eisernen Feuerhaken. Der Andreas flüchtete zum Fenster und riß es auf, um nach Hilfe zu rufen. Der Chrysostomus stürzte auf ihn, packte ihn an den Beinen, hob ihn und warf ihn hinaus . . .

Als der Schuster sich hierauf in der Stube umsah, war auch das Frauenzimmer nicht mehr da, das von der wohltätigen Hausfrau geschickt worden mit einigen Lebensmitteln. Er war allein. — Einen Augenblick stand er still. In seinen Ohren klang es, als ob man Stimmschlüssel ans Eisen geschlagen hätte. Nun hub es an zu kreisen in seinem Kopf, es kreiste die Stube. Zur Tür taumelte er hinaus, die Treppe hinab. Er lief durch die Gassen, lief viel schneller als sonst und gebückter — ohne Hut und Rock. In gestreiften Hemdärmeln ruderte er mit gekrümmten Armen dahin Einen Wachmann hatte er gefragt, ob er ihn zum Gericht begleiten wolle oder ob er allein hingehen müsse? Der Wachmann antwortete: „Gehn's nur allein hin.“

Die andere sah sie verwundert an und zerschnitt ein Stück Speck in kleine Teile: „Er sagte, er könnte nicht, sie wollten heute noch mit der Wiese fertig sein . . .“

Wiesing hatte sich aufgerichtet und die kecken Augen blitzten: „Und das läßt du dir gefallen, Hanning? Seit drei Tagen ist er nicht mehr zum Vespern gekommen, immer hat er 'ne Ausrede und Sonntag habt ihr Hochzeit; was soll denn das werden mit euch, wenn er jetzt schon alles tut, was er will?“

Die junge Braut rückte etwas unbehaglich hin und her: „Ich weiß gar nicht, was du willst“, sagte sie ärgerlich, „Martin ist doch so gut. Denk doch an die schöne Schürze, die er mir von Anklam mitgebracht hat, als er mit der letzten Kartoffelfuhre hinüber war . . .“

„Was will denn das sagen?“ fiel die andere ungeduldig ein, „sein Vater hat doch einen großen Bauernhof . . .“

Die Gefährtin ließ sie nicht ausreden: „Du weißt aber doch auch“, begann sie vorwurfsvoll, „wie furchtbar arm wir alle nach dem Kriege geworden sind; er hat sich's mühsam absparen müssen; er hat wochenlang keine Pfeife geraucht und kein Glas Dünnbier darum getrunken und dann“, fuhr sie eifrig fort, als Luise nur verächtlich die Achseln zuckte, „in der vorigen Woche hat er mir abends noch heimlich die ganze Ecke von der Wiese abgemäht, die ich andern Tags hätte mähen sollen, und er hatte doch so ‚dägern' arbeiten müssen; es kann sich jetzt ja keiner mehr ‚Dienstdierns und Knechte' halten, denn das meiste, was da kommt, ist verlaufenes Volk“.

Die Freundin hatte einen Krug mit kaltem Kaffee entkorkt und goß den Inhalt in den einfachen, sauber geputzten Zinnbecher. „Ach red und red“, sagte sie und schüttelte den Inhalt derselben hinunter, „sperr dich nur nicht so, du möchtest deinen Martin doch ebenso gern pantoffeln wie alle anderen Frauen auch, man muß es nur richtig anzufangen wissen“; sie füllte den Becher von neuem und hielt denselben der anderen hin, „da Hanning, auch 'n lütten Schluck?“

Sie rückte dichter an die Gefährtin heran, die nachdenklich an dem kühlen Getränk nippte, und bog den Kopf so nah herüber, daß ihr krauses, dunkles Haar deren Wange berührte: „Ich weiß ein Mittel, wie man's Regiment in die Hand bekommt“, wisperte sie wichtig und aufgeregt; „und wenn du keinem etwas sagst, Hanning Prochnow'n, will ich dir's verzählen. Gib mal die Hände her — nein, so nicht, über Kreuz und sag mal: ‚wahr und wahrhaftig' — so —“, sie umfaßte die Schulter der andern, die nun auch aufmerksam zu werden begann, „wenn du vor der Trau stehst, Hanning, und der Herr Pastor hat den Segen über euch gesprochen, dann nimmst du den linken Fuß und setzt ihn, so stramm du kannst, auf seinen rechten Stiefel, da, wo die kleine

Das Pantoffeln.

Altpommerische Dorfgeschichte von **E. Fischer-Markgraff.**

Es war im Juni des Jahres nach dem großen Kriege, der Deutschland frei machte von jahrzehntelanger, schmachvoller Fremdherrschaft.

Durch das Land wehte Friedensstimmung und wie ein Aufatmen, wie lang verschlossene, neugelöste Lebensfreudigkeit blühte es in den Herzen. Trotz der drückenden Armut der ausgesogenen Volkskraft, der großen Verluste an Menschenleben waren noch nie so viele Hochzeiten gewesen als in diesem Jahre.

Es war, als kämen bei dem frischen Aufleben zuerst die Urinstinkte des Menschen zu ihrem Rechte, als hätten sie es eiliger denn je, ein neues Geschlecht zu gründen, das mit einem frischen Lebensodem dem letzten Rest der Mutlosigkeit und des Trübsinns, den jahrelange, drückende Knechtschaft im Volke zurückgelassen, den Kehraus zu geben imstande sei.

So war der Sommer ins Land gezogen mit Sonnenschein und Blütenduft; auf den so lange brachliegenden Feldern sproßte es und blühte es, als wollte die Natur selbst dem ausgesogenen Lande zu neuem Leben verhelfen; das Gras auf der bienenumschwirrten Wiese stand so hoch, daß man bis zu den Knieen darin versank, und in Steinmoker verging kein Sonntag, wo nicht ein junges Paar an den Altar trat, um den Eid der Treue zu schwören.

Am Rande des grünen Fleckchens, wo die Hollunderbüsche eine natürliche Grenze zwischen den Feldern bildete, saßen im Schatten der sich im Winde schüttelnden Zweige zwei Mädchen mit Vespern beschäftigt.

Die eine, zu deren Füßen Sichel und Harke lagen, hatte die nackten Füße in das Gras gestemmt, die Ellbogen auf die Knie gestützt und schnitt Bissen um Bissen von dem Brotkanten ab, den sie in der Linken hielt.

Ihre Gefährtin, ein braunhaariges, schlank gewachsenes Ding mit kecken Augen, hatte sich lang in den Schatten gestreckt, daß die Halme über ihr zusammenschlugen, und blickte sinnend in die grünen Zweige.

Plötzlich hob sie sich, wie von einem Gedanken getrieben, auf den Ellbogen und blickte zu der Kameradin hinüber, die, behaglich essend, anscheinend gedankenlos die sommerwarme, mit Heuduft erfüllte Luft auf sich einwirken ließ.

Sie wandte erschrocken den Kopf, als sie sich von der Freundin angerufen hörte. „Was willst, Wiesing?"

„Ich fragte bloß, warum dein Martin nicht herüberkommt?"

noch immer in sich hinein, während das gutmütige, hübsche Gesicht einen Schein ihm sonst fremder Entschlossenheit annahm und schüttelte die Faust gegen die Wiese hin: „Na täuw, Hanning."

Am Sonntag nachmittags schickten die Glocken des Dorfkirchleins ihren Klang weithin über die blühenden Felder, und aus dem Tor des Bauernhofes bewegte sich der Hochzeitszug.

Voran die Hochzeitsbitter mit keulenförmigen Blumensträußen in den Ärmelaufschlägen und am Hute flatternd ein Heer seidener Bänder von allen Farben.

Ihnen folgte das Brautpaar Hanning und Martin, ein jeder zwischen zwei Brautführern, deren lange blaue Röcke mit buntbebänderten Sträußen verziert waren.

Hinter ihnen wanden sich die Gäste durch die Menge der Zuschauer im Sonntagsstaat; zwar weniger kostbar gekleidet als vor der Franzosenplage, aber sonst kreuzfidel und alles, wie es schien, schon sehr in Stimmung.

Die Trauung nahm ihren Verlauf wie gewöhnlich. Da es dem Kirchlein an einer Orgel fehlte, sang der Küster vor und war den schwerfälligen Bauern vermöge seiner größeren Kehlfertigkeit immer um zwei Töne voran, doch tat das der Andacht keinen Abbruch.

Hanning schluchzte, wie es Brauch war, in das große, spitzenbesetzte Taschentuch, jedoch war sie nicht so ganz bei der Sache, wie es sich für eine Braut gehört.

Sie fühlte Wiesings Augen auf sich ruh'n und wartete, innerlich bebend, auf den großen Moment, wo sie sich vermittelst deren Sympathie das Regiment im Hause für alle Zeiten festlegen würde.

Im Laufe der Woche hatte sie es sich überlegt, daß es gar nicht so übel wär', den Mann ein wenig zu pantoffeln, und war fest entschlossen, das Mittel in Anwendung zu bringen.

Jetzt hatte der Pastor den Segen gesprochen, das Brautpaar erhob sich und schnell setzte die Braut den nicht gerade zierlichen Schuh mit voller Wucht auf den Stiefel des Bräutigams.

Da hallte ein halbunterdrückter Laut aus Männermund, der Schall einer derben Ohrfeige, und der Schreckensschrei einer Frauenstimme von der Wölbung wider und ruhig, als sei nichts vorgefallen, wandte sich der glückliche Bräutigam dem Geistlichen zu: „Man weiter, Herr Pastor, 's ist schon gut, nun kann sie mich pantoffeln . . ."

Zehe sitzt; von da an hast du 's Regiment und kannst ihn ‚dägten' pantoffeln . . .“

Hanne Prochnow schüttelte den Kopf in ihrer ruhigen Weise und sagte: „Ih, das ist ja alles dummes Zeug, Wiesing.“

Luise hatte den Arm sinken lassen und blitzte die Freundin entrüstet an mit den schwarzen Augen. „Das nennst du dummes Zeug? Na, hör mal! Weißt du, von wem ich das hab'?“ fuhr sie eifrig fort, „von Tante Dürsen, die hat's auch so gemacht“; sie sah der anderen vielsagend in die Augen, „na, nu glaubst du mir doch, nich Hanning? — Herrgottdochmann“, fuhr sie herum, „knackt das nicht hier im Busch?“

„Ih bewahre, was du auch alles hörst“, lachte Hanning, „bei dir spokt's am Ende schon am hellen lichten Tage“; sie packte Messer, Flasche und Becher in den nebenstehenden Henkelkorb und stand dann auf, die Krümel und Bröckchen mit der flachen Hand von der Schürze klopfend; „man to Wiesing, das Stück bis an die Bech müssen wir heute noch fertig haben“. Und sie nahm Sichel und Harke und ging, von der Gefährtin gefolgt, an die Arbeit. Als sie jedoch ein Stückchen gegangen waren, wandte sich Hanning plötzlich um: „Weißt was, Wiesing, ich glaub', ich tu's.“

Während die Mädchen über die Wiese schritten, bogen sich die Zweige des Hollunderbusches auseinander und der Kopf eines jungen Mannes erschien zwischen den Zweigen desselben, mit lachendem Mund und blitzenden Augen. Dann schlug das Gebüsch wieder zusammen und er richtete die schlanke Gestalt in ihrer ganzen Länge auf und blieb nachdenklich, die Hände in den Hosentaschen, ein Weilchen stehen und blies den Rauch der kurzen Pfeife in Gedanken versunken in die sonnige Luft.

„Das war ja 'ne verteufelte Geschichte; was konnte er da machen gegen solche ‚Sympathie'? Wiesing war seine Cousine und Tante Dürsens Mann auch sein rechter Onkel, na — und solchen ‚Jammerkierl' wollten sie aus ihm machen, der zu allem ‚ja' und ‚Amen' sagte? Den ‚sein Wief' hin- und herschob, wie ihren üblersten Knecht? Da soll doch Gott den Deubel dodschlagen —“. Er schob die Tonpfeife noch mehr in die linke Mundecke und kaute nachdenklich daran, während sich um den frischen, gutmütigen Mund eine tiefe, nachdenkliche Falte eingrub. — Er war seinem Hanning sehr gut, aber sich so pantoffeln lassen, wie sein Onkel Fritz, ne —. Plötzlich ging ein Leuchten über sein Gesicht, er nahm die Pfeife aus dem Mund und bog sich vor innerem Lachen, während er mit der Hand auf das Knie schlug; „das ging', ja, das ging' —“. Ein wahres Glück, daß er, um sein Hanning zu überraschen, an dem Busch entlang geschlichen war und nun alles gehört hatte; da sollten sie mal sehen, was aus ihrer „Sympathie“ wurde. Er lachte

Der Kapellenträger.

Eine Gestalt aus dem Volke von **Talberg.**

Es war kein Weg, kein Steg im ganzen Ennstale, keine Stunde des Tages noch der Nacht, wo man nicht plötzlich dem alten Manne begegnen konnte. Bald kam er über den Hauptgraben ermüdet einherschlurchend von einer Wallfahrt zurück, bald stapfte er tapfer drauf los einer Wallfahrt zu. Jedesmal brachte er „an schen Gruas vo der Muada Godes" mit und versicherte, sich unser erinnern zu wollen oder erinnert zu haben. Er bettelte nie direkt, hoffte und lauerte nur freundlich lächelnd einem Almosen entgegen, wonach er den gütigen Gebern einen tiefen Knix machte, Kußhände zuwarf und versprach, „fleißi beten zu wolln und an alle Lebenden und Verstorbenen aufzudenken." Kam der sonderbare Alte aus dem Markte zurück, wo er von der kleinen Gemeinde, in welcher er als Einleger lebte, stets mit vielen Aufträgen betraut wurde, so baumelten auf dem über die Schulter getragenen Stocke eine Menge geflickter Bundschuhe. In der Hand trug er vorsichtig ein tropfendes „Perteroläumkandl". Zwei bis drei in sehr bedenklich aussehende weißrote Sacktücher gewickelte „Pinkel" waren am Buckelsack aufgebunden und enthielten nur gesammelte Eßwaren. Ein nach altem Fett brenzlich riechendes „Mudlkoch", „Bauernkrapfen", die „als a frischer" schon wie Lederflecke aussahen, „a Gselchts" voller Maden und Brot in Hülle und Fülle, dessen große Poren bereits mit Schimmel austapeziert waren. Alles das verzehrte er wegelagernd mit größtem Appetit, beweisend, was ein menschlicher Magen zu leisten imstande ist. Die böse Welt verschonte auch den Kapellenträger nicht und behauptete, er esse die verdorbenen Sachen nur aus Geiz und habe „häufti" Geld versteckt, „Montur" in Menge.

Franz Schwinghammer war ein mageres, zaundürres Mandl, ging ganz gebeugt und machte auch nie mehr den geringsten Versuch, sich aufzurichten. Er hob nur seinen großen, runden Kopf mit grauen Locken, die ihm wirr über die Stirn hingen, ein wenig zur Seite, wenn man mit ihm sprach.

Aus seinen verwitterten Zügen, welche von einem nie kürzer noch länger werdenden schwarzgrauen Stoppelbart umrahmt waren, blickten jugendlich-frisch, voll Einfalt und Güte, ein Paar blaue Augen, so lebhaft blau, wie man sie nur bei Kindern sieht. Stets in Lumpen gekleidet, trug er ein gewirktes, zerrissenes Leibel als Stellvertreter des Hemdes, aus dessen offenem Halse eine Rivière von Kröpfen und Kröpfleins hervorquoll. Beinkleider, in welche die spitzen Knie ihre Formen eingeprägt hatten, glänzten wie Atlas; Schuhe von unglaublicher Fasson

Lieder, die sich selber singen.

Von Rudolf Hans Bartsch.

Morgengruß.

Guten Morgen, o Himmel du blauer!
Die ganze Erde lacht.
Mein Herz, aus Traum und Trauer
Ist lachend aufgewacht.

Der Wind mit wehenden Schwingen
Streichelt die Blumen sacht,
Er hat ein Glockenklingen
Von ferne mitgebracht.

Es zieht ein süßer Schauer
Zur Seele hinaus und herein — — —
Guten Morgen, o Himmel du blauer
Im goldenen Sonnenschein!

Glückliche Unruhe.

Sag', ist dir nicht in der Seele bang,
Weil du schon alles hast?
Nun bricht der Frühling im Überdrang
Mit Schmeichelflut, mit Vogelsang,
Mit Blüten aus jedem Ast!

Ich seufze mir das Herz entzwei,
Es schnellt mich aus jeder Ruh;
Ich bin gefangen und sehne mich frei,
Ich weine und singe, vom Tod und vom Mai,
Und doch bin ich froher als du!

Trutzliedchen.

Und ob's denn nicht ein wenig Licht,
Ein wenig Hoffnung gibt?
Du nennst mich nicht, du kennst mich nicht,
Und ich bin so verliebt!

Und wenn du einen Liebsten hast,
So gib ihm dieses Lied;
Mach, daß er's an den Hut näh'n laßt,
Damit's ein jeder sieht.

Dann such' ich her und suche hin,
Drei Tag' im ganzen Wien:
Und find' ich ihn, erschlag ich ihn — — —
Dann weißt du, wer ich bin!

Schlummerliedchen.

O schlaf, du liebes, gutes Kind!
Im Traum den Himmel wieder find',
Der dich gegeben.
O schlafe, schlafe ruhig ein,
So bleiben deine Äugelein
Voll Leben.

Ich singe leise dein Herz in Traum;
Gott schütze dich vor dem Erkenntnisbaum,
Du Liebe, Reine!
O schlaf, damit es nie geschieht,
Das deine süße Ruhe flieht
Wie meine.

Frohe Liebe.

Nicht zu Ende kann ich's sagen,
Was du mir geworden bist;
Und in tausend, tausend Tagen
Immer muß ich jubeln, klagen,
Weil der Lieb kein Ende ist!

Muß um dich vergeh'n, verbrennen
Froh, weil Sehnsucht mich zerfrißt
Und den Tag verloren nennen,
Hab ich dir nicht sagen können,
Was du mir geworden bist!

lich zogen kleine Wellen ihre Kreise bis an das schilfumwachsene Ufer des Puttterersees. Die Luft flimmerte nur vor Wärme. In sein Läppchen gehüllt kam der Kapellenträger müde, bestaubt von weiter Wanderung, des Weges entlang. Durch die klaren, kühlenden Fluten des Sees angelockt, entkleidete er sich rasch und gänzlich und stieg, sich ungesehen wähnend, in das erquickende Bad. Aber — o wehe! Die nie rastende Orts- und Sittenpolizei ging gerade wieder im unrechten Augenblicke vorbei und gewahrte sichtlich entrüstet den kühnen Schwimmer. Er mußte unfreiwillig den Fluten entsteigen und wurde in Gewahrsam ins Gemeindehaus abgeführt.

Man sorgte gut für ihn; er hatte ein ordentliches Zimmer, Bett und Kost — aber keine Freiheit, keine Kapelle! Scheu und trotzig hockte er in einem Winkel des Zimmers, berührte weder Speise noch Trank und rief ein und das andere Mal, die Fäuste ballend: „Mir geht's wiar den Bobst*), dem haben's a sein Sach gnommen un nimmer zruckgeben!“

Nach kurzer Zeit wurde Schwinghammer einer Siechenanstalt übergeben und man sagte, daß es ihm auch da gut gehe. Wissen denn die Leute so genau, wie es in dem Herzen eines Menschen aussieht, was er fühlt und empfindet, nach was er sich sehnt, worin sein Leid besteht?

Die Habseligkeiten des Kapellenträgers wurden lizitiert und man fand als einzigen Reichtum — seine Kapelle. Diese wurde von einer guten Frau aus der Umgebung erstanden.

Es war Christtag. Franz saß still in der Ecke seines Zimmers in der Siechenanstalt und blickte in die treibenden Schneeflocken hinaus. Träumte er von den trauten Wegen und Stegen seiner Heimat, von dem in voller Pracht glitzernden Grimming, von der so sehr geliebten Klosterkirche zu Falkenburg, oder gar von seinem eigenen lieben Kirchlein, seiner Kapelle? Was mag aus ihr geworden sein?

Freundlich näherte sich ihm Schwester Johanna und winkte ihm, ihr zu folgen. Zitternd schlich er der Voranschreitenden nach, die ihn in die Wohnung des Direktors führte. Langsam, zögernd, leise öffnete die Schwester die Tür. Da, in der Mitte des Zimmers, unter einem hell beleuchteten Christbaume, auf weiß gedecktem Tische, stand unversehrt seine Kapelle! Die kleine Ampel sowie die Wachskerzchen brannten, die Rosenkränze und Medaillen klirrten, die Gottesmutter war noch geradeso steif, das Jesukind noch geradeso in Gefahr herabzufallen, die Cherubine waren auch noch da, denn die Flügel waren nicht wiedergekommen. — Taumelnd, lachend näherte sich Schwinghammer seinem

*) Papst.

und Größe, nie miteinander übereinstimmend, ein kurzes Spenserl, so geflickt, daß es einem Schachbrett glich, und darüber ein kurzes „Läppchen", welches einstens ein langer, schöner Regenmantel gewesen war, vervollständigten seine Toilette. Den Hut aus antediluvianischer Zeit hielt er stets in der Hand und machte dem Sprichwort Ehre: „Mit dem Hute in der Hand — kommt man durchs ganze Land."

Seiner gurgelnden Sprache nach hätte man ihn für einen Tepp halten müssen. Wer aber diese sonderbaren Laute verstand, konnte sich nicht genug wundern über den tiefen Sinn seiner Worte. Näheres wußte niemand von Schwinghammer. Wenn man ihn frug, wo seine Heimat sei, antwortete er traurig: „I? I hob nia a Hoamat kennt, wie i mei Muada nia gsegn hob; un wer ka Muada kennt hot, der hot a nia a Hoamat ghobt." In seiner Jugend war er Vorbeter in der ganzen Umgebung. Er blieb es durch vierzig Jahre, hat es aber nie zu einem Jubiläum gebracht.

Auf allen seinen Gängen nahm er seine selbst angefertigte kleine Kapelle mit, weshalb man ihm den Namen „Der Kapellenträger" gab.

Oft stellte er sein Heiligtum in Gottes freier Natur auf, die Vorbeikommenden einladend, mit ihm zu beten. Jung und alt scharte sich um ihn herum. Die Jugend beschaute sich das Heiligtum, die Alten stimmten heilige Betrachtungen an. In einem meterhohen Eichenkasten thronte an der Rückwand eine Mutter Gottes mit dem Jesukinde. Dieses Kunstwerk sah so steif und hölzern aus, daß es noch aus gotischer Zeit stammen mußte.

Bekleidet mit einem roten vergilbten „Damascht", war die Gottesmutter mit einer Unzahl von Rosenkränzen und Medaillen geziert, so daß es bei der geringsten Bewegung wie Schellengeläute erklang. Das göttliche Kind hing ganz schief an dem verdreht eingefügten Arm und drohte alle Augenblicke auf die kleinen, mit bunten Wachskerzeln besteckten Zinnleuchter herabzufallen. Eine kleine Ampel in Herzform hing von der Decke hernieder und gab ein düsteres, qualmendes Licht. Ein Wachsstock in Buchformat, ein schwarzes Holzkreuz mit einem Heilande in Blech, dem schon eine Hand und fast alle Nägel fehlten, und zwei Cherubine ohne Flügel zierten das Ganze, das durch die kindliche Einfalt, den frommen Glauben, denen es seinen Ursprung dankte, einen eigentümlich rührenden Anblick gewährte.

Die Sonne brannte glühendheiß ins Ennstal, so daß die fast nie gänzlich schmelzenden „Schneeg'wahn" in den Rissen und Karen des Grimmings verschwunden waren. Über allem lag eine brütende Stille, nur die Bienen summten fleißig herum. Schwalben schwirrten in hoher Luft, Ähren wogten leise rauschend auf und ab. Den in großer Menge aufgestapelten „Heuhiflern" entströmte betäubender Duft und kaum merk-

Ich war Knabe und bin alt geworden, ohne ein anderes Österreich gesehen zu haben als das des Kaisers Franz Josef. Von dem fast noch kindlichen Jünglingsbildnis des Kaisers aus dem Jahre 1848 bis auf das heutige Greisenantlitz mit dem buschigen und gütigen blauen Auge — wie viele Bilder von ihm habe ich geschaut, aus wie vielen habe ich zu lesen gesucht, was bei den unterschiedlichen Zeitläuften in der Seele dieses schwergeprüften und doch so glücklich veranlagten Mannes vorgehen mochte. Vielleicht haben das selbst von solchen, die ihm nahestanden, nur wenige erfahren. Wie erst soll ich von ihm erzählen können, der ihm persönlich nie nahegekommen. Wie manche Zeit ich auch in der kaiserlichen Residenzstadt gelebt habe, wie oft der Monarch auch in unser Alpenland gekommen war, persönlich habe ich den Kaiser Franz Josef nie gesehen, mit Ausnahme bei einem Grazer Fest ganz flüchtig aus der Ferne. Wie lebhaft hat's mich oft gedrängt, dem geliebten Kaiser einmal gegenüberzustehen, doch je heftiger dieser Wunsch war, je ängstlicher mied ich alle Gelegenheit, dem Monarchen in die Nähe zu kommen. Ich hätte ein übervolles Herz mitgebracht, ich hätte es nicht auszusprechen vermögen, auch nicht aussprechen dürfen; der hohe Herr hätte mir nur wenige seiner freundlichen Worte schenken können und einen gütigen Blick und vielleicht sogar einen wohlwollenden Händedruck. Das wäre viel gewesen und ich hätte mich doch nimmer damit zufrieden geben können. Wenn ich mit einem bedeutenden Menschen zusammenkomme, so möchte ich von dem vielen, was er hat, auch etwas empfangen und von dem wenigen, was ich habe, etwas geben. Und nun gar vor meinem Kaiser zu stehen und gebunden von herkömmlicher Form ohne alle geistige Annäherung wieder von ihm gehen zu müssen, das hätte nichts als Betrübnis bei mir hinterlassen. Bauernblut ist schon so.

Bauernblut ist patriarchalisch, und so habe ich bei den jeweiligen Schicksalen unserer Monarchie stets weniger an Minister, Reichsrat und Reich gedacht als an die Person des Kaisers. Wenn es manchmal schlechterdings zum Verzweifeln war — das Vertrauen zum Kaiser hat uns beruhigt und wieder ermutigt. Und soweit Journale oder Briefe uns über seine Person benachrichtigen, bin ich im Geist oft sein Begleiter gewesen, ob er nun in der Hofburg weilte oder auf seinem Königsschloß in Ofen oder auf Reisen war durch seine weiten Länder, von herzlichen Huldigungen immer umbraust, oder endlich wohl gar wenn er ausgeritten war ins Schlachtfeld wie beim Feldzug 1859. — Einzig froh sind wir immer zur Hochsommerzeit, den Monarchen in seinem friedlichen Ischl zu wissen; froh waren wir im Frühjahr oder Herbst, wenn er als Jäger in unseren Alpen weilte. Wenn der Kaiser kommt als Privatmann, da wird keine Fahne gehißt und kein bekränzter Torbogen gebaut, da wird auch nicht Hoch und nicht Hurra geschrien.

Heiligtum, nicht wissend, ob er träume oder wache. Endlich berührte er die Kapelle mit seinen Händen, leise liebkosend, scheu, als ob man sie wieder fortnehmen wollte, blickte er um sich. Plötzlich sank er laut weinend in die Knie, warf eine Kußhand gegen den Himmel und sagte: „Wer fleißi beten für die Lebendigen und die Abgestorbenen!"

Der Kapellenträger kann nun in Ruhe die Stunde abwarten, in welcher bei ihm der Ausspruch des Herrn zur Wahrheit wird:

„Den Einfältigen ist das Himmelreich!"

Amandus Seuse.*)

Zu Konstanz auf der Insel steht
Im Bodensee ein Kloster.
Dort hörte man einst früh und spät
Der Mönche Tag- wie Nachtgebet:
O salse! Paternoster!

Dort lebte auch vor Jahren drinn
Im Reigen müder Greise
Ein junger Mönch. Fromm war sein Sinn,
Geschor'n sein Haar, bartlos sein Kinn,
Er hieß — Amandus Seuse.

Er war ein Mönch von selt'ner Art,
Ein träumender Geselle.
Auch Lieder sann er, rein und zart,
Von Minne, froher Frühlingsfahrt
Im Bann der Klosterzelle.

Oft sah er voller Heimatweh
Hinüber auf die Berge.
Die lugten stolz, das Haupt voll Schnee,
Herab zum blauen Bodensee,
Drinn ferne fuhr ein Ferge — —

Oft wieder stand am Ufersand
Er bei der Klosterlinde.
Leis' zitternd grub dort seine Hand
Zwei Herzen, die ein Band umwand,
Tief in die Lindenrinde.

Doch nächltich lag er, das Gesicht
Zum Flies geschmiegt im Münster.
Zu Häupten glomm das ew'ge Licht,
Ihm drang ins Herz zum Trost es nicht,
Drinn's friedlos, bang und finster — —

Das Kloster steht heut' nimmermehr,
In Särgen ruh'n die Mönche.
Der Kreuzgang öd', die Hallen leer,
Im Münster tilgte, einst so hehr,
Manch Meisterbild die Tünche.

In einer Chronik, staubbedeckt,
Schon nagten dran die Mäuse,
Las ich vergilbt: „Hie hat gelebt
Ein Mönch, der Lieder still gewebt,
Genannt — Amandus Seuse!"

Inselhotel zu Konstanz. Franz Wastian.

Unser Kaiser.

Von **Peter Rosegger.**

Die Aufforderung, einen Aufsatz über den Kaiser von Österreich und seine Beziehungen zum Alpenvolk zu schreiben, ist schwer anzunehmen und noch schwerer — abzulehnen. Man kann und will ein solches Bild nicht als Anektodenmosaik herstellen, auch mangeln dem Fernerstehenden die nötigen Einzelheiten und Beispiele. Doch die Gelegenheit ist verlockend, und ich mag mir gerne einiges vom Herzen reden.

---

*) Amandus Seuse (Heinrich von Berg), der bekannte deutsche Mystiker und geistliche Minnesänger lebte über vierzig Jahre im Inselkloster zu Konstanz, dem heutigen berühmten Inselhotel, das Meister K. v. Häberlin durch seine Fresken aus der Geschichte der Insel geschmückt hat. — Das obige Gedicht wurde vom Verfasser mit einem Aquarelle von G. A. Cloß dem Dichter und Pfarrherrn auf Festenburg Ottokar Kernstock, zu seinem 60. Geburtstage gewidmet.

Wenn dennoch Völkerzwist und -trotz an die Pforte des vereinsamten Herrschers pochen, wenn trotz seiner unermüdlichen Arbeit und Bemühung in redlichster Absicht, die alte Ordnung aufrechtzuerhalten, immer wieder die unheimlichen Gewalten sich ringsumher erheben, dann nimmt der Kaiser, um Erholung und Kraft zu suchen, seine Zuflucht zu den Wäldern und Bergen. Nach jedem großen Schicksalsschlag hat er — schlicht dankend für Teilnahme und Trostsprüche der Welt — sich für einige Tage zurückgezogen auf eins seiner Landschlösser oder in die entlegenen, stillen Jagdreviere bei Mürzsteg, Eisenerz oder Radmer. So war es wenigstens noch vor kurzem. Dort bei seinen Älplern, selbst als solcher gekleidet, selbst noch von der alten Schweizer Habsburg her als deutscher Älpler sich fühlend, selbst gleich dem Bergbauer arbeitend vom frühen Morgen an und wie jener am Weidwerk sich erfreuend, hat er das Gleichgewicht seines urgesunden Wesens allemal wiedergefunden.

Man versetze sich nur wenige Jahre zurück. Wenn im Alpental eines Tages die Hofwagen heranrollen, sitzen im vordersten zwei Jäger in abgetragener Lodenjoppe. Es ist der Kaiser und sein Begleiter; früher war das gewöhnlich der König Albert von Sachsen oder der Großherzog von Toskana oder der Prinz Leopold von Bayern, jetzt sind es andere Herren, denen er gerne seine Berge zeigt. Die Bevölkerung im Festgewand ist herangeeilt; jeder erkennt sofort den Kaiser, aber kein Geschrei wird laut, in schweigender Ehrerbietung entblößen die Männer ihre Häupter. Und wenn ein weißgekleidetes Mädchen ihm einen Blumenstrauß überreicht, ein Sprüchlein aufsagt und wohl dabei stecken bleibt, nimmt der Kaiser freundlich der Kleinen Händchen und hilft ihr mit gütigen Worten über die Verlegenheit hinweg. Ebenso freundlich nimmt er die Aufwartung der Geistlichkeit, der Lehrerschaft, der Gemeindevertretung an. Für jeden besonders hat er ein schlichtes, passendes Wort, und eingehend erkundigt er sich oft um die Anliegen der Dorfschaft. Dann zieht er die Vertreter und Ältesten stets zu seiner Tafel. Dabei geht es ziemlich ruhig her; der Kaiser spricht nur wenig und ziemlich leise zu seinen Nachbarn; im vielfachen Nicken seines Hauptes merkt die Tischgesellschaft seine gutmütige Zustimmung zu den Gesprächen und sein Vergnügen an dem guten Appetit des Dorfrichters oder des Waldpflegers oder des Schullehrers, die ein solches Essen nicht alle Tage zu schmecken bekommen. Die Gänge entwickeln sich rasch. Dann, wenn der schwarze Kaffee kommt, zündet der Kaiser seine Zigarre an, ermuntert schüchterne Gäste zum Rauchen und bietet wohl auch einmal eigenhändig dazu das Feuer. Daß bei solchen Mahlzeiten die Unterhaltung nie so unbefangen werden kann, als es der Kaiser vielleicht selbst wünscht, liegt in der Natur der Sache. Freiere Gespräche

Aber in den Kehlen lockern sich die „Juchhezer“ und in den Lüften zittert eine kindliche Freudigkeit, die nur vom Auerhahn, vom Hirsch und von der Gemse nicht geteilt wird. Daß dieser beste Fürst auch der beste Jäger des Reiches ist, das tut den wilden Tieren gar schmerzlich leid.

Wenn man sagen wollte, daß Franz Josef I. — der nun seit 60 Jahren regiert und trotz verhängnisvollster Zeiten das alte Österreich zu einem modernen Staat gemacht hat — im Lande populär sei, so wäre das gewiß nicht das rechte Wort. Unser Kaiser ist nicht populär, so wenig als man von einem Familienvater sagen kann, er sei bei den Seinen „populär“. Unser Kaiser ist geliebt. Geliebt im schönsten, innigsten Sinn des Wortes. Der Parteien bisweilen kannibalisch wilder Streit, vor der Person des Monarchen macht er Halt. Des Kaisers Pflichtgefühl, Gerechtigkeitssinn, Güte und besonders die heldenhafte Tapferkeit, womit er die Schicksalsschläge erträgt, zwingen alles vor ihm nieder zur Dankbarkeit und Bewunderung. Das Schwerste, was Menschen auferlegt werden kann, ihm ist es geworden, und trotzdem ist er aufrecht und des Reiches größter Optimist geblieben. Wenn Österreich dieses hochgemute Vorbild nicht hätte, was wäre längst aus ihm geworden! Es wurde nicht widersprochen, als jener Redner ausrief: Österreich-Ungarn, dein eigentlicher Name heißt: Franz Josef!

Zum großen Vertrauen zu seinen Völkern kommt die Güte zum einzelnen. Man muß die Leute reden hören, die von Audienzen erzählen. Jeder Staatsbürger hat in seinem Anliegen Zutritt zum Kaiser; vielen kann er helfen, nahezu alle gehen getröstet von ihm, gestärkt und erhoben. „Dieses gute blaue Auge“, sagen sie, „mit dem er einen anblickt! Diese schlichte Sprache in gut wienerischer Art, dieses warme Wohlwollen dem Bittsteller gegenüber!“ Aufmerksam und geduldig hört er die kleinen Sorgen der Leute an, während er die großen und allergrößten auf dem Herzen hat, die er vor niemand ablasten kann. Ist er aber einmal gezwungen, seinen Tadel, seine Mißstimmung zu erkennen zu geben, dann genügt eine einzige Bewegung und Miene — und der Abgefertigte geht zerknirscht davon. Da wird erzählt, daß es unter den höchsten Herrschaften manchmal auch solche gebe, die nichts Unangenehmes hören wollen, die — wenn ihnen Berufene von üblen Zuständen des Landes berichten sollen — sich kurz abwenden, als ob das, was sie nicht wissen mögen, auch nicht existieren dürfe. Begreiflich wäre ein solches Sichabwenden bei unserm Kaiser, dem ja die Übelstände freilich bekannt sein müssen, der sich aber den Optimismus, das unbedingte Vertrauen zum Reich und zu seinen Völkern nicht durch Klagen und Verklagen erschüttern lassen darf.

Wenn dennoch Völkerzwist und -trotz an die Pforte des vereinsamten Herrschers pochen, wenn trotz seiner unermüdlichen Arbeit und Bemühung in redlichster Absicht, die alte Ordnung aufrechtzuerhalten, immer wieder die unheimlichen Gewalten sich ringsumher erheben, dann nimmt der Kaiser, um Erholung und Kraft zu suchen, seine Zuflucht zu den Wäldern und Bergen. Nach jedem großen Schicksalsschlag hat er — schlicht dankend für Teilnahme und Trostsprüche der Welt — sich für einige Tage zurückgezogen auf eins seiner Landschlösser oder in die entlegenen, stillen Jagdreviere bei Mürzsteg, Eisenerz oder Radmer. So war es wenigstens noch vor kurzem. Dort bei seinen Älplern, selbst als solcher gekleidet, selbst noch von der alten Schweizer Habsburg her als deutscher Älpler sich fühlend, selbst gleich dem Bergbauer arbeitend vom frühen Morgen an und wie jener am Weidwerk sich erfreuend, hat er das Gleichgewicht seines urgesunden Wesens allemal wiedergefunden.

Man versetze sich nur wenige Jahre zurück. Wenn im Alpental eines Tages die Hofwagen heranrollen, sitzen im vordersten zwei Jäger in abgetragener Lodenjoppe. Es ist der Kaiser und sein Begleiter; früher war das gewöhnlich der König Albert von Sachsen oder der Großherzog von Toskana oder der Prinz Leopold von Bayern, jetzt sind es andere Herren, denen er gerne seine Berge zeigt. Die Bevölkerung im Festgewand ist herangeeilt; jeder erkennt sofort den Kaiser, aber kein Geschrei wird laut, in schweigender Ehrerbietung entblößen die Männer ihre Häupter. Und wenn ein weißgekleidetes Mädchen ihm einen Blumenstrauß überreicht, ein Sprüchlein aufsagt und wohl dabei stecken bleibt, nimmt der Kaiser freundlich der Kleinen Händchen und hilft ihr mit gütigen Worten über die Verlegenheit hinweg. Ebenso freundlich nimmt er die Aufwartung der Geistlichkeit, der Lehrerschaft, der Gemeindevertretung an. Für jeden besonders hat er ein schlichtes, passendes Wort, und eingehend erkundigt er sich oft um die Anliegen der Dorfschaft. Dann zieht er die Vertreter und Ältesten stets zu seiner Tafel. Dabei geht es ziemlich ruhig her; der Kaiser spricht nur wenig und ziemlich leise zu seinen Nachbarn; im vielfachen Nicken seines Hauptes merkt die Tischgesellschaft seine gutmütige Zustimmung zu den Gesprächen und sein Vergnügen an dem guten Appetit des Dorfrichters oder des Waldpflegers oder des Schullehrers, die ein solches Essen nicht alle Tage zu schmecken bekommen. Die Gänge entwickeln sich rasch. Dann, wenn der schwarze Kaffee kommt, zündet der Kaiser seine Zigarre an, ermuntert schüchterne Gäste zum Rauchen und bietet wohl auch einmal eigenhändig dazu das Feuer. Daß bei solchen Mahlzeiten die Unterhaltung nie so unbefangen werden kann, als es der Kaiser vielleicht selbst wünscht, liegt in der Natur der Sache. Freiere Gespräche

Aber in den Kehlen lockern sich die „Juchhezer" und in den Lüften zittert eine kindliche Freudigkeit, die nur vom Auerhahn, vom Hirsch und von der Gemse nicht geteilt wird. Daß dieser beste Fürst auch der beste Jäger des Reiches ist, das tut den wilden Tieren gar schmerzlich leid.

Wenn man sagen wollte, daß Franz Josef I. — der nun seit 60 Jahren regiert und trotz verhängnisvollster Zeiten das alte Österreich zu einem modernen Staat gemacht hat — im Lande populär sei, so wäre das gewiß nicht das rechte Wort. Unser Kaiser ist nicht populär, so wenig als man von einem Familienvater sagen kann, er sei bei den Seinen „populär". Unser Kaiser ist geliebt. Geliebt im schönsten, innigsten Sinn des Wortes. Der Parteien bisweilen kannibalisch wilder Streit, vor der Person des Monarchen macht er Halt. Des Kaisers Pflichtgefühl, Gerechtigkeitssinn, Güte und besonders die heldenhafte Tapferkeit, womit er die Schicksalsschläge erträgt, zwingen alles vor ihm nieder zur Dankbarkeit und Bewunderung. Das Schwerste, was Menschen auferlegt werden kann, ihm ist es geworden, und trotzdem ist er aufrecht und des Reiches größter Optimist geblieben. Wenn Österreich dieses hochgemute Vorbild nicht hätte, was wäre längst aus ihm geworden! Es wurde nicht widersprochen, als jener Redner ausrief: Österreich-Ungarn, dein eigentlicher Name heißt: Franz Josef!

Zum großen Vertrauen zu seinen Völkern kommt die Güte zum einzelnen. Man muß die Leute reden hören, die von Audienzen erzählen. Jeder Staatsbürger hat in seinem Anliegen Zutritt zum Kaiser; vielen kann er helfen, nahezu alle gehen getröstet von ihm, gestärkt und erhoben. „Dieses gute blaue Auge", sagen sie, „mit dem er einen anblickt! Diese schlichte Sprache in gut wienerischer Art, dieses warme Wohlwollen dem Bittsteller gegenüber!" Aufmerksam und geduldig hört er die kleinen Sorgen der Leute an, während er die großen und allergrößten auf dem Herzen hat, die er vor niemand ablasten kann. Ist er aber einmal gezwungen, seinen Tadel, seine Mißstimmung zu erkennen zu geben, dann genügt eine einzige Bewegung und Miene — und der Abgefertigte geht zerknirscht davon. Da wird erzählt, daß es unter den höchsten Herrschaften manchmal auch solche gebe, die nichts Unangenehmes hören wollen, die — wenn ihnen Berufene von üblen Zuständen des Landes berichten sollen — sich kurz abwenden, als ob das, was sie nicht wissen mögen, auch nicht existieren dürfe. Begreiflich wäre ein solches Sichabwenden bei unserm Kaiser, dem ja die Übelstände freilich bekannt sein müssen, der sich aber den Optimismus, das unbedingte Vertrauen zum Reich und zu seinen Völkern nicht durch Klagen und Verklagen erschüttern lassen darf.

freigebe, der bei den Soldaten sei. „Bleib' ihm nur brav," soll der Kaiser geantwortet haben, „wenn die drei Jahre vorbei sind, wird er schon kommen."

Baß ergötzt der Kaiser auf Jagden sich an der oft recht derben Ausdrucksweise der Waldmenschen. Im Neuberger Revier soll's gewesen sein, führte den Monarchen ein Jäger frühmorgens bergwärts zum Auerhahn. Es war noch dunkel, alles still, der Kaiser aber stapfte in seinen schweren Bundschuhen ganz vernehmlich über die Baumwurzeln hin. „Pst!" machte der Jäger, „nit so laut stampfen!" Als später der Kaiser einige Worte sprach, wurde dem Jäger angst und bang, der so lange mit Fleiß gehegte Auerhahn könnte abfliegen. „Nit so laut reden soll'n's!" flüsterte er. Und als sie dem Hahn schon ganz nahe waren, der Kaiser aber immer noch die richtige Vorsicht außeracht ließ, sagte der Jäger: „Wann's nit still sein können, Majestät, wird Ihna der Hahn was pfeifen!" Etliche, die dieses Geschichtchen weitertragen, pflegen noch beizusetzen, anstatt „pfeifen" habe der Mann ein noch viel derberes Wort gebraucht.

Wenn bei solchen Gelegenheiten des Kaisers Leutseligkeit bezaubert, so gibt es noch viel mehr andere Gelegenheiten, bei denen sein hilfreiches Herz zu dankbarer Bewunderung hinreißt.

Es ereignet sich im ganzen weiten Österreich-Ungarn wohl kaum ein größeres Elementarunglück, ohne daß der Kaiser mit seinem Privatsäckel zu Hilfe kommt; es wird kaum irgendwo eine bedeutende gemeinnützige Anstalt gegründet, ohne daß der Kaiser dazu beiträgt. Und oft erkleckliche Summen. Tag für Tag langen in der kaiserlichen Kanzlei von großen Ortschaften sowie von kleinen Dörfern Bittgesuche ein um Beiträge für Schulen, Kirchen, Spitäler, Feuerwehren, Kunstanstalten, Denkmäler u. s. w. Jedes befürwortete Gesuch wird berücksichtigt. Die kleine Waldgemeinde Radmer in Obersteiermark, deren Mitglied der Kaiser als Forst- und Jagdbesitzer ist, hatte vor kurzem ihre alte Pfarrkirche zu restaurieren. Also ein Gesuch an den Kaiser mit dem Bedeuten, daß die Sache wohl an 16.000 Kronen kosten dürfte. Auf dem Wege des üblichen, recht krummen Bureaukratengleises fand das bittliche Schriftstück lange nicht zum Monarchen; aber des Kaisers Kammerdiener, der davon erfuhr, betrieb die Angelegenheit. Als der Kaiser das Gesuch las, rief er: „Sechzehntausend Kronen, was heißt das? Damit stellt man keine Kirche wieder her." Er strich die Ziffer und schrieb mit Bleistift an den Rand: hunderttausend Kronen! — So sind die armen Leute von Radmer zu einer herrlichen Kirche gekommen. Das geht in die Millionen, was Franz Josef Jahr für Jahr der Wohltätigkeit widmet und stets nach dem Verhältnis zur Sache, ohne sich von irgendeiner Parteiströmung beeinflussen zu lassen.

zwischen Gastherrn und Gästen, wie das etwa am preußischen Hofe möglich ist, läßt unsere Hofsitte wohl kaum aufkommen. Ich kenne einen alten Alpenbauer, der als Gemeindevorsteher oft zur Hoftafel geladen war, der sich allemal vornahm, mit dem Kaiser einmal rund von der Leber weg zu reden über Wildschäden, an denen der Waldbauer gar so viel zu leiden hat, und der sonst auch die entsprechende Dreistigkeit besitzt. Oft saß er mit der Zigarre dem Kaiser gegenüber, aber nie hat er ein Wort gesprochen. „Wenn man ihn so anschaut," versicherte er, „da verschnürt's einem den Hals, man bringt kein ganzes Wort heraus." Der Oberstthofmeister würde sich's wohl auch verbeten haben. Für derlei Vorbringungen sind die Audienzen. Aber bei den Audienzen schnürt's auch wieder manchem den Hals zu. Selbst Leute, die im Parlament das loseste Maul haben, stehen geknickt und stumm da, wenn sie Gelegenheit hätten, an allererster Stelle für ihre Sache einzutreten. Die Majestät der Milde ist es, vor der auch die Keckſten kapitulieren.

Eine kaiserliche Jagd heischt monatelange Vorbereitungen, und oft hat der Kaiser davon nur wenig. Die Morgenstunden, nötigenfalls den ganzen Vormittag widmet der Kaiser den Regierungsgeschäften, deren Kuriere ihn überallhin verfolgen. Und gar manchmal ist es vorgekommen, daß selbst im Jagdrevier für die längst vorbereitete Lieblingserholung schließlich überhaupt keine Zeit übrig blieb. Da überläßt der Kaiser das Vergnügen der Jagdgesellschaft, er bleibt auf seinem Zimmer und arbeitet, nur mit dem Unterschied, daß statt der Mauern der Hofburg oder den Gärten von Schönbrunn der grüne Wald, die grauen Kalkwände zu den Fenstern hereingrüßen. Während der Jagd achtet der Kaiser keine Anstrengung, kein schlechtes Wetter, er läßt sich zu seinem Stand führen, der oft in den unwirtlichsten Felsen ist, und die ganze Jagd, die sich über Berg und Tal erstreckt, wickelt sich ab nach strengster Präzision wie ein Kriegsmanöver. Nach gutem Jagderfolge — der Kaiser bringt oft die größte Anzahl Tiere zur Strecke — ist er in bester Laune und läßt sich gelegentlich mit Jagdburschen und Treibern in rege Gespräche ein.

„So unterwegen auf der Jagd", sagte mir einmal ein alter Förster, „da ist was zu reden mit ihm. Da habe ich ihm einmal ganz unversehens meinen Buben abgebettelt. Der war beim Militär. ‚Wie hart man so einen Buben tut g'raten (entbehren) daheim!' fahrt's mir heraus. Drei Tag später ist er mir heimgeschickt worden."

Etwas anderes wird von einer hübschen Almerin erzählt. Die lief im Jagdreviere dem Kaiser in den Weg, tat einfältig und fragte ihn, ob er nicht den Herrn Kaiser gesehen hätte, sie laufe ihm schon die längste Zeit nach. — Was sie von ihm denn wolle? — Ja, sie möchte ihn so lange auf den Knien bitten, bis er ihr den Bräutigam

Wegweiser an der Heeresstraße des Lebens.

Von **Robert Gersuny**.*)

Die Menschen feiern Jahrestage; kehrt denn irgend ein Tag wieder? — Der Strich bei einem Tage im Kalender erinnert mich an den Einschnitt, den ein Schildbürger an der Stelle des Bootes machte, an der man die Kirchenglocke über Bord gehoben hatte, als man sie beim Nahen der feindlichen Truppen ins Wasser versenkte — um den Ort zu bezeichnen, an dem man sie nach Beseitigung der Kriegsgefahr wieder auffinden sollte.

*

Das Richtige fällt uns immer erst zuletzt ein — freilich, dann denken wir ja nicht weiter nach.

*

Achtest die Menschen du hoch,
So wirst du als Menschenfeind enden;
Schätze sie lieber gering,
Aber behalte sie lieb!

*

Wer von uns mehr begehrt, als wir gewähren können, nimmt uns die Freude am Geben.

*

Religiöse Aufklärung ist zuweilen liebloser als Intoleranz; sie nimmt dem Menschen einen teueren Besitz, sorgt aber nicht zuvor für einen Ersatz.

*

Takt hat nur, wer fühlt, wie anderen zumute ist.

*

Ein Kranker quält sich unter Schmerzen einem sicheren, vielleicht noch fernen Tod entgegen. Darf man da nicht aus Erbarmen töten? Ja, man dürfte wohl, gäbe es nur keinen Irrtum, kein Verbrechen; und könnte man auch beides verhüten, der arme Kranke hätte zu seinem Leiden noch das Mißtrauen und würde die Krankheit weniger fürchten als den Arzt.

*

Tratsch ist eine Art von Poesie; er verändert die Tatsachen zum Zweck des Effektes, wie der Dichter den Roman, den er dramatisiert.

*

Wie nennst du es? Der eine nennts „Enttäuschung" — und wird ärmer, der andere nennts „Erfahrung" — und wird reicher.

*

*) Aus dem wertvollen Spruchbüchlein „Bodensatz des Lebens" von Robert Gersuny. (Wien, Hugo Heller. 1906.) Der Spruch auf dem Titelblatte: „Aphorismen sind nur Fetzen der Wahrheit, geben sich aber für die ganze aus" lehrt, wie man die Spruchpoesie zu nehmen hat.
Die Red.

Man kann es wirklich glauben, daß er seine Reichsangehörigen alle gleich lieb hat, worin freilich eine Ursache der Konflikte liegt, denn jedes Volk dieses Reiches verlangt dreist für sich, der Kaiser solle es ganz besonders lieb haben, natürlich auf Kosten der andern.

Das Reich hat großartige Kaiserfeste gefeiert. Abgesehen von den Geburts- und Namenstagen, die alljährlich in jeder Kirche des Reiches feierlich begangen werden. Nur um die allerhervorragendsten zu nennen: 1853 ein Dankfest wegen wunderbarer Rettung des jungen Monarchen aus Meuchelmörderhand, 1854 Vermählung Franz Josefs mit der engelsschönen Prinzessin Elisabeth, 1858 Geburt des Kronprinzen, 1879 silberne Hochzeit des Kaiserpaares, 1898 fünfzigjähriges Regierungsjubiläum des Kaisers. Aber im Laufe der Zeit lehnt der Landesvater prunkvolle Festlichkeiten immer mehr ab, und er äußert den Wunsch, statt kostspieliger Pracht Wohltätigkeitsanstalten zu stiften, so daß nun überall Schulen, Kranken- und Waisenhäuser, Kinderpflege- und Heilstätten, ja gemeinnützige Institute aller Art mit dem Namen „Franz Josef I." zu sehen sind und deren bald noch mehr zu sehen sein werden. Die auf den Namen des angebeteten Kaisers getauften Straßen, Plätze, Brücken, Schiffe, Bergspitzen, Vergnügungsanstalten u. s. w. sind Legion. — Und nun im großen Jubeljahre ein Fest, wie es nur wenige Völker der Erde begehen konnten. Die riesige Wohlfahrtsbewegung für das Kind. So segnet unser Kaiser die Zukunft.

Als vor fünf Jahren der Kaiser seinen Gast, den Zaren, ins steirische Gemsgebirge führte nach Mürzsteg, wunderte sich der russische Selbstherrscher darüber, daß Franz Josef völlig allein in den Wäldern und Bergen umherstieg, während des Zaren wegen der ganze weite Weg und die Jagdgrenzen mit Gendarmen besetzt werden mußten, als sei ein Gefangener zu bewachen. Trotz der Gendarmen hatte jemand dem Zaren an die Mütze ein Zettelchen praktiziert, auf dem die Worte standen: „So lange du dein Volk nicht willst befreien, wirst du selbst der Gefangene sein."

Der Zeiten Unruh wegen fühlt sich die Polizei allerdings verpflichtet, nun auch Franz Josef beaufsichtigen zu lassen auf seinen Reisen und Jagdausflügen, aber besonders bei letzteren muß das heimlich geschehen. Der Kaiser behauptet, die Gendarmen verscheuchten den Hirsch und die Gemse. An Schlimmes denkt er nicht, wenn er mitten unter seinen Älplern ist. Und in unseren Bergen singen alle Wälder, alle Wände mit bei dem Lied: Gott erhalte, Gott beschütze!

in der durch die vorzüglichen Bildungsanstalten und die zahlreichen Hilfs- und Verkehrsmittel alles erleichtert wird.

Eine Art Grundfeste des Christentums im Lande der Steirer bildet nebst Maximilian aus Celeja, dem ersten Bischof des Lorchs, 288 n. Chr. gestorben, der Gelehrte Victorin. Er hat sowohl als Schriftausleger als auch als Dichter auf steirischem Boden gewirkt. Ist von seinen literarischen Erzeugnissen auch nur ein Kommentar seiner „Apokalypse" und ein „Lobgesang" erhalten, so erhellen diese Überbleibsel zur Genüge, welche Stelle ihm als Dichter einzuräumen ist. Hat der heilige Hieronymus über die Gelehrtheit und über sein Latein auch kein sonderlich gutes Urteil gefällt, jedoch das Renommee, der Senior der steirischen Dichter zu sein, muß ihm doch belassen werden. Victorin war unter der Regierung des Kaisers Aurelian „Bischof von Poetovio" und erlitt den 2. November 303 n. Chr. den Märtyrertod.

Anno 962 zitierte Kaiser Otto I. die bekanntesten deutschen Meistersinger gegen Paris, damit sie sich dort vor den Professoren der Universität produzierten. Jedenfalls haben sie ihre Aufgaben gut gelöst, da sie von den französischen Gelehrten als die ersten Meister ihrer Kunst anerkannt wurden; und der zwölfte dieser Meistersinger war ein Fischer names Cantzler aus Steiermark.

Josef Diemer, Direktor der Wiener Universitätsbibliothek, der die Kaiserchronik nach der ältesten Handschrift im Chorherrenstifte Vorau herausgab, hat uns über das Meistersingerstücklein ausführlich berichtet, wie auch die Aufklärung über Ava und ihre Söhne und deren poetische Schöpfungen dem genannten Historiker zu danken ist.

Ava, eine berühmte Inclusa, schloß sich nach ihrem Ausspruche in Klostermauern, „weil sie Kinder in Sünden erzeugt habe". Ihre Schriften haben religiöse Tendenzen und sind unter „Gebete einer Frau" bekannt. Mutter Ava lebte in Melk und schloß ihr Büßerdasein den 7. Februar 1127. Deren Sohn Hartmann der Arme wirkte als Abt in St. Lambrecht und ist der Verfasser des „Glouben" und anderer Werke. Als einer der ältesten Dichter geschätzt, verstummten seine Lippen den 2. Jänner 1114 für immer Dessen Bruder Heinrich, „der Laie" genannt, war ein Kuttenmönch und gilt als ein hervorragender deutscher Poet. Sein Gedicht „Todesgehugde" dürfte zwischen 1120 und 1136 auf Geheiß des Abtes Erchenfried zu Melk entstanden sein. Heinrich schrieb auch eine Erzählung „Von der Pfaffen Leben" und eine Litanei in 1468 Versen. Die Manuskripte von „Gebete einer Frau" und der „Litanei" finden sich teils in Vorau und teils in Graz. Da sich zwischen der Dichterfamilie Ava und ihren Söhnen und der Steiermark Beziehungen verfolgen lassen und bisnun auch die Ge-

Gibt es auf Erden soviel Liebe, als nötig wäre, um die soziale Frage zu lösen?

*

Billigkeit ist Gerechtigkeit, durch Liebe gesänftigt.

*

Männer und Frauen stehen einander gegenüber, als wären sie verschiedene Nationen, die zwar aufeinander angewiesen sind, aber einander mißtrauen, einander befehden.

*

„Das ist unmöglich!“ Nie hörte ich dies Wort aus dem Munde eines Kindes.

*

Wer sich die Jugend mit den Erfahrungen des Alters wünscht, vergißt, daß es die Erfahrungen sind, die uns alt gemacht haben.

*

Strafe ein Kind nie wegen Wahrhaftigkeit, sonst lehrst du es lügen.

*

Unverdientes Lob opfere den Göttern; zum Lohn dafür wirst du gefeit gegen unverdienten Tadel.

*

Du magst das Größte für jemanden getan haben, versage ihm einen Wunsch, so ist es vergessen.

*

Es gehört feineres Ehrgefühl dazu, eine Beleidigung nicht zu beachten, als sich dafür zu rächen.

*

Das Papier ist geduldig; das macht den Leser oft so ungeduldig.

Altsteirische Poeten.

Von **Hans Brandstetter.**

Gewiß hat der Ansturm der „Modernen“ in Kunst und Schrifttum die Wende des 19. Jahrhunderts charakterisiert und unsere Geschmacksrichtung bestimmt. Wir sind anspruchsvoll geworden und nur mehr „erstklassige“ Kunst- und Geistesprodukte vermögen unseren Ansprüchen zu genügen. Gleichwohl hat das Vergleichen von einst und jetzt seine Reize beibehalten und es scheint mir auch recht und billig, bisweilen den Poeten aus der altersgrauen Vorzeit ein freundliches Gedenken angedeihen zu lassen. War doch ihr Werden und Wirken an die größten Primitivitäten verwiesen zum Gegensatze unserer kritischen Gegenwart,

lich geriet er mehrmals in Gefangenschaft und mußte sich durch Abgabe seiner Güter auskaufen. In seinem größten Gedichte „Frauendienst“ (18.882 Verse) ist seine eigene Lebensgeschichte geschildert. Sein „Itwitz“ oder „Der Frauen Buch“ entstand anno 1257. Die erste Bearbeitung dieser Werke von Ludwig Tick erschien 1812 und eine Neubearbeitung von Lachmann kam 1841 in Berlin heraus. Ulrich von Lichtenstein starb zwischen 1274 und 1277 und in Frauenburg bei Unzmarkt wurde sein Grabstein gefunden, was O. Kernstock in einem feinen Gedichtchen erzählt.

Rudolf von Stadeck erscheint 1243 das erstemal genannt. Eine unglückliche Liebschaft hatte ihn zum Dichten bewogen. Es sind drei seiner Lieder erhalten, an deren Wendungen man den Einfluß Walters von der Vogelweide zu vermuten glaubt. Stadecks Dichtermund soll am 1. August 1261 für immer verstummt sein. Von seiner Stammburg, die sich im Andritztale bei Graz erhob, sind nur mehr spärliche Reste vorhanden und ragen als Zeugen längst vergangener Pracht im waldumrauschten Gehege empor.

Ein Sonnecker und ein Scharfenberger haben sich auch als Minnesänger legitimiert. Jedoch als hervorragender gilt Herrand von Wildon. Er entstammt dem Geschlechte der Wildonjer, das nachweisbar von 1173 an seine Burg am Wildonerberge besaß, und war ein begabter Minnedichter und Erzähler. Außer einer Anzahl Minnelieder schrieb er die Erzählungen: „Der bloße Kaiser“, „Von dem getäuschten Ehemann“, „Die getreue Hausfrau“ und „Von der Katze“. Gleich dem Stadecker war auch er ein Schwiegersohn Ulrichs von Lichtenstein und Herrand war im besten Mannesalter im Jahre 1280 vom Tode ereilt worden.

Auch Bruder Wernher, der um 1217—45 als fahrender Sänger die Lande durchstreifte, gilt als ein Steiermärker. Er hielt sich häufig an Fürstenhöfen auf und besuchte mit einem Kreuzzug das Morgenland. Seine Gedichte eiferten zum Kreuzzug an und rügten die Unbilden dieser Zeit. Wegen seiner scheltenden und kriegerischen Lieder kann er den Minnesängern kaum beigezählt werden, um so mehr als darin Minne und Mai nie berührt erscheint. Wernher dichtete seiner Äußerung nach ziemlich viel und von seinen Sprüchen, Gleichnissen und Lehren haben sich 78 Strophen erhalten. Da in steirischen Urkunden Johannsdorfe vorkommen, ist man geneigt Albrecht von Johannsdorf auch für einen Steirer zu halten. Er machte um 1196 den Kreuzzug mit. Seine Weisen zeigen Treuherzigkeit für die Geliebte und seine Kreuzlieder werden als kunstreich gebaut bezeichnet. Von ihm sind 13 Lieder in 39 Strophen auf uns gekommen.

burtsorte nicht ermittelt werden konnten, ist man geneigt, sie zu den Steirern zu zählen.

Zu jener Poetensorte des 12. Jahrhunderts gehören auch die Brüder Gottfried und Irimbert. Sie waren Sprößlinge des Adelsgeschlechtes von Bemmingen und trugen beide das Ordenskleid der Benediktiner. Gottfried wurde 1139 Abt von Admont, schrieb viele Werke, wovon die „Sonn- und festtäglichen Homilien" in zwei Bänden 1725 in Druck erschienen. Nachdem der gelehrte Mönch den 25. Juni 1165 das Zeitliche gesegnet hatte, wurde im gleichen Jahre Irimbert mit der Abtwürde bedacht. Er war von ungewöhnlicher dichterischer Begabung und diktierte zahlreiche Legenden und religiöse Abhandlungen, wie „Ruth und das hohe Lied", die von den schreibkundigen Schwestern Irmengard und Regilinde auf hunderten von Pergamentfolioseiten niedergeschrieben wurden. Von seinen Klostergenossen viel bewundert und als Dichter anerkannt, beendete er sein tatenreiches Leben als einer der bedeutendsten Äbte am 26. Dezember anno 1177.

Aus der Menge der dichtenden Mönche ragt besonders Philipp der Karthäuser hervor. Als Insasse der ältesten Karthause Deutschlands (1122 vom Markgrafen Ottokar VII. von Steier in der wildromantischen Gegend zu Seitz unweit Cilli gegründet) schrieb er daselbst um 1245 seine Legende „Marienleben", die ungefähr aus 12.000 Versen besteht und das Leben der Gottesmutter und das Leben und Sterben ihres Sohnes Jesu Christi ursprünglich und ausdrucksvoll schildert. Dieses vielgelesene großartige Reimgedicht „Vita B. Marie Virginis et Salvatoris metrica" scheint außer den evangelischen Nachrichten und den kirchlichen Überlieferungen noch immer als Urquelle zu dienen. Abschriften dieses seltenen Werkes aus der Zeit seines Entstehens, vielleicht auch in verbesserter und umgeänderter Form, finden sich in den Bibliotheken zu Wien, Klosterneuburg, Berlin, Jena, Heidelberg, Gotha und Hamburg, was auch für die Bedeutung dieser Schöpfung sprechen dürfte.

Wenn von einer Glanzperiode des Minnesanges in Steiermark überhaupt gesprochen werden kann, so repräsentierte sie eine kleine Gruppe von Dichtern, an deren Spitze Ulrich von Lichtenstein gestellt werden muß. Um 1200 zu Lichtenstein bei Judenburg geboren, am Hofe des Markgrafen Heinrich IV. von Istrien in den ritterlichen Übungen, in der höfischen Sprache und in der Dichtkunst unterrichtet, wurde Ulrich vom Herzog Leopold dem Glorreichen gelegentlich der Vermählung seiner Tochter Agnes 1222 zum Ritter geschlagen. Er unternahm dann seinen abenteuerlichen Zug als „Frau Venus" durch die Lande, kämpfte im berühmten Turniere zu Friesach mit Erfolg und wirkte als Minnesänger auf Schlössern und Burgen. Schließ-

Frau Hildgards Tod.

Von Karl Krobath.

Ein Schleier weht am Rosenstrauch, gewiegt vom Abendwinde.
Des Sommers sonnensatter Hauch erzählt von irrer Sünde,
Verrät von Küssen, glutgetränkt, von Worten und von Plänen,
Die sich in zweier Herz gesenkt ... dem Ernste gleich das Wähnen.

Sie war die Herrin, er der Knecht; sie reif, doch er voll Zagen;
Sie fragte nicht nach äußer'm Recht, und ihm gefiel das Wagen.
Sie war die Fürstin, hehr und licht, die Lieblichste im Lande,
Es strahlt' des Pagen Angesicht, trug er ihr Schleppgewande.

Er schlug die Laute, wenn der Fürst das rauhe Weidwerk übte.
Gar seltsam war der Frau Gedürst — sie blangte und sie liebte:
Nicht ihren Mann, der Speere brach und Schwerter schwang im Streite ...
Und doch vielleicht, wenn er nicht, ach! nur Kampf gesucht und Weite.

Dem Pagen gab sie ihre Huld in einsamer Kemnate
Und dachte, an dem allen schuld sei nur, ja nur der Gatte.
Verlassenheit und Lebensdrang, sie können dies gebären,
Und eines Pagen weicher Sang: „Wie kurz tut Jugend währen!"

Es lockte sie und gor in ihr, sie konnte sich nicht halten,
Es will die Jugend ihre Zier dem Fant ein Glück entfalten.
Hinweg und fort durch Berg und Gau, sie litt's nicht im Palaste,
Sie wollte sein wie Morgentau auf einem Rosenaste.

Der Page mit, der selig tat und schwur zu allen Sternen,
Er lächelte zu dem Verrat, sprang keck in alle Fernen.
Die Schleppe trug er nimmermehr, er gab sich viel zugute;
Als ob sie höllensiedend wär', berückt die Lust im Blute.

Sie legten zwischen dort und da der Täler viel und Hügel,
Sie merkten kaum, wie es geschah — dem Taumel wuchsen Flügel.
Ganz nahe einer Bergestatt ... was dräut hintan ein Schatten?
Der Zelter hielt, die Fürstin bat: „Jetzt stelle dich dem Gatten!"

Der Page wurde rot und bleich und stotterte im Zittern:
„Wie täte ich's dem Herren gleich, der Eichen kann zersplittern!"
Er duckt sich hin zum Rosenstrauch und zieht sie in die Hecke.
„Versteht mich recht — ich bin nicht feig — doch sicher das Verstecke."

Die Fürstin hebt das Haupt empor, es flammt in ihrem Blicke.
„Nun ahne ich, was ich verlor ... ich floh vor meinem Glücke." —
„O stille, still — er rast vorbei, dann schleichen wir von hinnen!" —
„Du Mäuslein, fürchte du den Leu ... mir laß das Hochbeginnen!"

Die Angst treibt wohl den Pagen fort, es sprengt auf wildem Rappen
Der Fürst zu dem verborg'nen Ort, es glänzt sein Greif im Wappen.
Er überschaut mit scharfem Blick, wie sich das Los gestaltet,
Die blanke Wehr stößt er zurück und hebt die Hand gefaltet.

„So finde ich Frau Hildegard, mein köstlichstes Geschmeide!
Doch weil dir schon Erkenntnis ward, füg' ich dir nichts zuleide.
Wie lieb du mir, hab' ich erkannt. Die Irrung laß uns enden —
Getrost verzeih' ich dir den Fant ... ein Spielzeug kann nicht schänden!"

Da er so stolz sie vor sich sah, so sonnig übergossen,
Hat er, und wußt' kaum, wie's geschah, ans Herze sie geschlossen.
Sie aber drängt ihn sanft zur Seit': „Hab' Dank für deine Größe!
Dein Adelsinn hat mich befreit aus der Gefall'nen Blöße.

Pfaffe Lamprecht, der deutsche Mönch, der, wie seinem Gedichte zu entnehmen ist, um die Mitte des XII Jahrhunderts lebte, schrieb die „Alexandersage". Das Werk wird von Gervinus mit Recht als einer der schönsten Schätze mittelalterlicher Poesie bezeichnet. Das Manuskript in 1600 Versen ist im Besitze des Chorherrenstiftes Vorau. Diemer hat es in seinen „Denkmälern", Wien 1848, abgedruckt und den Verfasser dieser ersten und besten Alexandersage als Steiermärker vindiziert. Wenn von den steirischen Poeten des Mittelalters die Rede ist, darf Engelbert von Admont nicht übergangen werden. Er war Benediktiner und um seinem Wissensdrang zu genügen, studierte er zuerst in Prag und setzte 1276 sein Studium in Padua fort und ward einer der hervorragendsten Gelehrten und Schriftsteller seines Jahrhunderts. „De electione regis Rudolfi" gilt als sein erstes Heldengedicht und es entstand 1276, als König Rudolf von Habsburg zum ersten Male österreichischen Boden betrat. So wie dieses Gedicht sind auch noch andere seiner Dichtungen in metrischer Form gehalten. In seinen Werken, ungefähr 38 an der Zahl, finden sich die verschiedenartigsten Stoffe und Themata verarbeitet und von der Mannigfaltigkeit seiner Leistungen mögen nachfolgend angeführte Titel einen kleinen Begriff geben. Engelbert schrieb: „Von der Vorsehung Gottes", „Über die zwölf Antiphonien", „Ein großer Kommentar über das Buch des Aristoteles von der Welt", „Abhandlung über die Natur der Tiere", „Tugendspiegel", „Von der Entstehung und dem Ende des römischen Reiches" (1553 in Basel und 1610 in Offenbach gedruckt), „Geziemt es dem Weisen, eine Frau zu nehmen?" und „Von dem höchsten Gute des Menschen im Leben".

Und schließlich muß auch noch eines Gundacher von Judenburg gedacht werden. Er kam Ende des XIII. Jahrhunderts als Sohn armer Leute in der obersteirischen Stadt Judenburg zur Welt und scheint den größten Teil seines Lebens als Mönch verbracht zu haben. Gundacher ist der Verfasser eines gereimten Epos, welches „Christi Leben, Lehre, Tod und Auferstehung" zum Gegenstande hat. Der zu Anfang des XIV. Jahrhunderts geschriebene Pergamentkodex hat etwa 15.000 Verse. Diese Messiade stand den österreichischen Bibliographen J. N. Vogl und Wend von Wendental zur Verfügung, da sie in ihrem Werke „Specimen bibliothecae austr. germ.", Vienae 1779, Band II, zur Charakterisierung des Stils, der Ortographie und des steirischen Dialekts Gundachers aus dessen Werke zwei Stellen angeführt haben. Daß der Poet es verstand, in einer schlichten frommen Art Szene um Szene bildlich klar und anschaulich zu schildern, wird des öfteren betont. Diese Messiade galt eine Zeitlang als verschollen und nunmehr ist es bekannt, daß sie sich in der Bibliothek der Piaristen zu Wien wohl erhalten hat.

verlassen und uns bei einer der ersten Straßenkreuzungen getrennt hatten, waren natürlich Rede und Redner meinem Gedächtnis entschwunden.

Am andern Morgen ging ich, wie gewöhnlich, allein und die Arbeitseinteilung des angebrochenen Tages überdenkend, der Bahnstation zu. Da vernahm ich hinter mir rasche, trabende Tritte. Und gleich darauf klopfte mir jemand auf die Schulter:

„Auch schon auf in aller Früh'?"

Und wie ich mich erstaunt umwendete, sah ich das joviale, lächelnde Antlitz meines Mitpassagiers von gestern. Er streckte mir die biedere Rechte hin, hielt gleichen Schritt mit mir, löste neben mir am Schalter seine Karte und nahm an meiner Seite auf der Koupeebank platz. Dabei erzählte er mit Eifer Ernstes und Heiteres aus seinem wie seiner Verwandten und Bekannten ereignisreichen Leben. Ich hörte nur mit halbem Ohre hin und schielte dafür nach meiner gefalteten Zeitung, auf deren neueste Berichte ich schon sehr gespannt war. Jener schien es nicht zu bemerken. Endlich nahm ich all meine Rücksichtslosigkeit zusammen, öffnete das Blatt und hielt es vors Gesicht. Der Effekt äußerte sich sofort; darin nämlich, daß mein Nachbar entgegenkommend den Gesprächsstoff wechselte und mir mit großer Entschiedenheit und Beredsamkeit seine Ansichten über die Fehden zwischen Rußland und Japan, zwischen Krone und Koalition, zwischen Gemeinde und Fleischhauern, zwischen beliebten Schauspielern und groben Theaterdirektoren mitteilte. Ergebungsvoll ließ ich die Zeitung sinken . . . Auch mit der Straßenbahn fuhren wir noch eine hübsche Strecke zusammen. Mein liebenswürdiger Begleiter bemerkte so nebenbei, für ihn wäre eigentlich eine andere Route vorteilhafter, aber um meiner Gesellschaft willen mache er gerne den kleinen Umweg.

Seitdem reisten wir alle Tage, die Gott vom Himmel schickte, miteinander von der Sommerfrische nach Wien und miteinander von Wien aufs Land hinaus. Begegneten wir uns nicht schon auf dem Wege zum Bahnhof, so lag mein „Freund" doch sicherlich in der Abfahrtshalle auf der Lauer, mir von weitem zuwinkend oder wie ein Raubtier aus einem dunklen Winkel hervorschießend; und gelang es mir einmal ungesehen den Zug zu besteigen, so fand er mich doch durch Zufall oder Instinkt sicher im Zuge. Ich benützte frühere, ich benützte spätere Züge, ich ging gelegentlich ein Stück zu Fuß bis zur nächsten Station, ich suchte mich durch Kragenaufstellen, durch Hut-in-die-Stirn-drücken, durch veränderte Barttracht unkenntlich zu machen. Alles umsonst. Ein einzigesmal entwischte ich ihm wirklich. Aber da überschüttete er mich folgenden Tages mit so spitzen Fragen, ironischen Mutmaßungen und bitteren Vorwürfen, daß ich mir wie ein treuloser Verräter vorkam.

Jetzt weiß ich, daß ich keinen Mann wie dich so könnte lieben,
Doch das war deines Liebens Bann: Du hast mich in Schuld getrieben!
Die Wucht der Kräfte ausgesöhnt, bringt beiderseit Verzeihen,
Und daß die Lieb' sich ewig krönt, der Tod die Reue weihen!"

Frau Hildgard brach vom Strauche schnell den längsten aller Dorne,
Stach ihn ins Herz — es rann so hell, so rot aus diesem Borne.
Der Mann sog diesen heißen Saft und trank damit ihr Leben —
So hat der tiefsten Liebe Kraft sich alle Schuld vergeben.

Im Land erklang der Klage viel, Geschicke dräuten finster,
Der Fürst fuhr und sein Herzgespiel zur Ahnengruft im Münster . . .
Ein Schleier weht am Rosenstrauch, vergessen in den Wirren,
Und der bekundet es wohl auch, wie sehr am Glück wir irren.

Der Gesellige.

Eine Wiener Gestalt von **Fritz Stüber-Gunther.***)

Aber gewiß, Verehrteste, Sie alle kennen ihn. Die einen als Herrn Meier, die andern als Herrn Müller, die dritten unter dem Namen Huber. Einmal ist er groß, einmal klein, einmal dick und einmal mager. Sein Alter schwankt zwischen Zwanzig und Siebzig. Stets jedoch wirkt er durch sein Erscheinen störend, peinlich, fürchterlich: der Gesellige.

Was mich betrifft, so war er mir natürlich auch nicht mehr fremd. Ich kannte ihn unter verschiedenen Gestalten von der Straße, vom Kaffeehaus, vom Amte her. Seine nähere und nächste Bekanntschaft aber machte ich erst während des vorjährigen Sommers.

Er hatte dieselbe Wienerwaldgegend zum Erholungsort gewählt wie ich und benützte dieselbe Fahrgelegenheit zur selben Stunde. Als ich ihm zum erstenmal im Eisenbahnwagen gegenübersaß, ahnte ich nicht, was er mir bald werden sollte, ahnte ich nicht, was für eine geheime Leidenschaft, was für ein ungeheurer — Geselligkeitstrieb in ihm steckte. Als er sich schnaubend die heißen Tropfen von der Stirn wischte und mir dabei vielsagend zulächelte, kam er mir sogar ganz sympathisch vor. Und als er die Worte an mich richtete: „Mir scheint, an' prachtvollen Sommer krieg'n m'r heuer", da ließ ich Unseliger mich zu der freundlichen Antwort hinreißen:

„Na, es wär' zu wünschen!"

Damit hatte ich mich ihm ausgeliefert.

An jenem Nachmittag hörte ich seinen Auseinandersetzungen über die Ernteaussichten und das Erträgnis der letzten Weinlese mit Ruhe und Wohlwollen, ja beinahe mit Interesse zu. Als wir aber den Waggon

*) Aus dem gemütlich-satyrischen Büchlein: „Das neue G'wand." Wiener Skizzen und Geschichten von Fritz Stüber-Günther. (Wien. Robert Mohr. 1907.)

Wer sich der Einsamkeit ergibt, behauptet bekanntlich Goethe, ist bald allein. Kann sein — in Frankfurt und Weimar. Bei uns zu Haus ist nichts Schwereres, als allein zu bleiben, wenn man — allein sein möchte.

Zum Beispiel, du beziehst eine neue Wohnung, die dir in jeder Hinsicht und besonders auch wegen ihrer ruhigen Lage ausnehmend gefällt. Sie hat scheinbar nicht einen einzigen verborgenen Mangel. Doch plötzlich geht dir ein furchtbares Licht auf: dein Nachbar Tür an Tür ist ein Geselliger! Am ersten Tage grüßt er dich höflich und devot; am zweiten läßt er schon eine Bemerkung übers Wetter fallen; am dritten trifft er mit dir nach 10 Uhr abends beim geschlossenen Haustor zusammen und verwickelt dich, der du doch nicht den Taubstummen markieren kannst, in ein längeres Gespräch; am vierten ladet er dich ein, für einen Augenblick bei ihm einzutreten, und am fünften hast du bereits einen neuen Freund, obwohl du nach nichts weniger Verlangen trägst als nach neuen Freundschaften. Einen Freund, der dich immer gerade dann mit seiner Gesellschaft erfreut, wenn du keine Gesellschaft wünschest.

Du bist als Ausstellungsbesucher in die Betrachtung eines besonders anziehenden oder besonders abstoßenden Kunstwerkes versunken und ringst mit dir selbst nach einem bezeichnenden Urteil. Bemüh' dich nicht! Schon pirscht sich ein Geselliger heran, der deiner Not zuhilfe kommt:

„Prachtvoll, net?" oder auch: „So a Stumpfsinn, so a sekzionistischer, was?"

Du sitzest im Theater und lauschest empört den Anklagen des entlassenen Klosterförsters gegen seine hartherzigen geistlichen Brotgeber. Da beugt sich dein Sitznachbar, der seinen Geselligkeitstrieb nicht länger meistern kann, zu dir und flüstert bedeutungsvoll:

„Pass'n S' auf, jetzt geht er aussi und derschiaßt si'!"

Du hast dich mit einem guten Freunde — ohne Anführungszeichen — zusammenbestellt, um etwas Wichtiges und Intimes zu besprechen. Da kommt ein Mensch herbei, der dir vielleicht irgendwo und irgendwann einmal vorgestellt worden ist, sagt: „Pardon! Ich störe doch nicht?" und drängt sich zwischen euch beide und leitet auf eigene Faust eine Unterhaltung ein, die, wenn er sie beinah' allein bestreiten muß, doch sein Gesellschaftsbedürfnis befriedigt.

Du willst ein Buch lesen, das du lange hättest lesen, über einen Brief, einen Akt, eine Geschichte nachsinnen, die du schon längst hättest schreiben sollen, und setzest dich zu diesem Zwecke auf eine heimliche Bank in einen schattigen Park. Aber kaum hattest du zu lesen oder zu sinnen angefangen, da naht ein Geselliger, und zwar ein Geselliger weiblichen Geschlechts: eine junge Mutter, die ihren Sprößling sofort

Nicht wahr, meine Hochzuverehrenden, nun wissen Sie genau, wen ich meine? Ihr hörbares Seufzen ist eine deutliche Antwort.

Ab und zu freilich — ich muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen — wandte sich mein Geselliger auch an andere Passagiere. Aber diese waren entweder bereits von ihren eigenen Geselligen mit Beschlag belegt oder ihr Wesen sagte meinem Plaggeist nicht zu. An mir hatte er eben besonderen Gefallen gefunden.

Sollte ich kotzengrob werden mit ihm? Das brachte ich nicht über mich. Er wäre ja unglücklich gewesen, hätte man ihm zugemutet, allein zu bleiben, einsam zu fahren, stumm zu sitzen, schweigend zu gehen. Geselligkeit war sein Element.

Im Anfange unserer Bekanntschaft bemühte ich mich wiederholt, ihn durch finstere Miene, mehr oder weniger echte Übellaunigkeit abzuschrecken. Aber da kam ich schön an.

„No, no, no“, fragte er mich zärtlich, „was hab'n S' denn? Wo fehlt's denn? Was is Ihner denn übers Leberl g'laufen? Nur auffer mit der Farb'!“

„Bitte, lassen Sie mich in Ruh'!“ schnauzte ich ihn einmal an. Darauf er:

„Natürlich, das wär' erst 's Richtige. Daß S' Ihner no' mehr verbohr'n und verbittern! Naa, naa, mei Liaber, i gib net nach, bis i Ihner net aufheiter' . . . Geh'n S', leg'n S' das patscherte Abendblatt weg, es steht ja eh' nix drin, i wer' Ihner a paar guate Witz' erzähl'n, was i heunt' g'hört hab' . . .“

Und da war ich wieder in seinen Fesseln.

Erst als ich wieder nach Wien übersiedelte, gelang es mir, sie loszuwerden. Er wollte schon anfangs September in die Stadt zurückkehren. Als ich jedoch in meiner Freude darüber unvorsichtig verlauten ließ, ich werde wahrscheinlich noch vierzehn Tage bleiben — da blieb auch jener. Aber schließlich, und das freut mich heute noch, war er doch der Gefoppte.

„Auf Wiedersehen um drei Uhr nachmittags!“ sagte ich treuherzig zu ihm, als wir an einem kühlen, trüben Morgen den Train verließen, der mich zum letztenmale und endgültig nach Wien gebracht hatte.

„Alsdann um drei, aber bestimmt!“ erwiderte er freudig. „Da erzähl' i Ihnen dann die G'schicht' zu End', mit der i jetzt net fertig word'n bin. Auf Wiederseh'n!“

Wie gesagt, wir sahen uns nicht wieder. Wenn ich mir vorstelle, wie er damals wohl ängstlich und betroffen alle Winkel der Wartehalle und der Waggons vergebens nach mir durchschnüffelte, so tut er mir beinahe leid. — Hinweg mit dieser milderen Regung!

kann, rasch wieder fort. Das ist natürlich der Gipfel der Ungeselligkeit, und ich selbst habe mich schon über ein solches Benehmen manchmal geärgert. Aber diesmal war ich sehr geneigt, es zu entschuldigen. Wer weiß, dachte ich, was dieser Ungesellige für Erfahrungen gemacht hat mit den Geselligen!

Die schönste Nacht.

Skizze von **Leopold Mautner.**

Wir saßen um eines der runden Tischchen des Café Quarnero in Abbazia und tranken in Eis gekühlten Mokka und plauderten. Es war Abend; von der See her bließ eine frische Brise, bewegte leise die Blätter der Agaven in den marmorumschlossenen Beeten, und rauschte im Laube der hohen Pappeln des Promenadenweges. In der Ferne blitzte ein Licht auf und ab und zu drangen abgerissene Töne eines italienischen Volksliedes zu uns, das ein junges Mädchen mit tiefgefärbter Stimme sang. Der rumänische Arzt Doktor Prita drehte sich seine hundertste Zigarette und sagte:

„Welches meine schönste Nacht war? . . . O, es waren mir im Leben viele schöne Nächte beschieden . . . bei schönen Frauen, bei heiteren Zechgelagen, im Quartier latin und dann auf blutigem Schlachtfelde, nach heißem Kampfe, im Gefühle des erfochtenen Sieges. Aber die schönste Nacht, meine Herren, die ich lebte, war eine Nacht, in der ich weinte . . . Wie das kam? Ich will es Ihnen erzählen.

Nachdem ich meine Studien in Paris beendet hatte, kehrte ich in mein Vaterland zurück, verlebte die Sommermonate auf meinen Gütern und zog im Herbst nach Bukarest. Ich war fünfundzwanzig Jahre alt, reich, übermütig, liebte es, das Leben zu genießen, und dachte nicht daran, meinen Beruf ernsthaft auszufüllen. Wie in dem Seine-Babel, so widmete ich auch in der rumänischen Hauptstadt viel Zeit dem Studium nachttiefer Frauenaugen, einer Wissenschaft, die nie ihren Reiz verliert. Was jedoch den zarten, zierlichen, ewig heiteren Französinnen nicht gelungen war, das brachte eine Landsmännin im Handumdrehen zustande: sie flößte mir eine wirkliche Leidenschaft ein, ich war verliebt — verliebt bis über die Ohren!

Das Mädchen hieß Adrienne und war die Tochter eines Gerichtspräsidenten in Bukarest, in Luxus auferzogen von den Eltern, deren einziges Kind sie war, verwöhnt und verhätschelt, als Schönheit gefeiert und von hundert Anbetern umschwärmt. Es ist schwer, Frauenreiz mit Worten zu beschreiben; reichen ja oft glühende Farben dazu nicht aus. Denken Sie sich den Kopf einer antiken Camee mit

alle möglichen Kunststücke vorführen läßt, in der deutlichen Absicht, deine Aufmerksamkeit auf das Wunderkind zu lenken. Du schaust mißmutig nach der entgegengesetzten Richtung. Da wird auch die Gesellige bös und zieht das Mäulchen krumm, und auf einmal sagt sie sehr laut;

„Geh' her da, Karli! Mach' kan' so an' Lärm! Der Herr dort leid't 's net. Der Herr greint."

So, jetzt hast du's. Jetzt weißt du's. Ein Popanz, ein Kinderschreck, ein „Momo" bist du in deiner Ungeselligkeit, beschämt und vernichtet fühlst du dich.

Ich aber sage dir: Schäme dich nicht! Gräme dich nicht! Lieber zu den „Sonderlingen" gehören, als zu den allzuvielen Allzugeselligen!

An einem Sonntag nach einer Woche, die mir der Sorgen und Aufregungen genug beschee̱rt hatte, entschloß ich mich zu einem Ausflug in den Wald, um Hirn und Herz auszulüften und vor allem allein zu sein. Glücklich war ich der Gefahr entgangen, im Straßenbahnwagen oder in der Eisenbahn einem Geselligen zum Opfer zu fallen. Glücklich schritt ich bereits über die glänzenden Hochwiesen, unter den herbstlich buntgefärbten Buchenkronen dahin. Da holte mich ein Rudel vierschrötiger, laut lachender und plaudernder Wiener Bürger in Touristenkostümen ein, und ihr Führer fragte mich nach dem Weg in ein bestimmtes Gasthaus. Bereitwillig gab ich Auskunft und wollte weiter. Jener aber sprach:

„Kommen S' vielleicht ah mit?"

„Nein."

„Wo gengan S' denn hin?"

Dort- und dorthin.

„So weit? Und ganz allani?"

„Ja."

„Und is Ihner dös net fad?"

„Nein."

„Wirkli net?"

„Nein. Meine Ausflüge mache ich meistens allein."

„No, hör'n S'! Dös versteh' i net!"

Und die andern staunend im Chor:

„Naa! Dös versteh' i anfach net . . ."

Sie verstehen's nicht! Also gut, so verstehen Sie's halt nicht. Ich mache ihnen ja keinen Vorwurf daraus, den Geselligen. Aber kann man denn nicht auch einmal Gefühle und Anschauungen achten, die man nicht ohneweiteres begreift? Fast scheint's: hierzulande nicht.

Unlängst saß ich mittags im Gasthaus. Fünf Tische, an jedem ein Gast, mit dem Rücken gegen die Wand. Da kommt ein sechster herein, sieht sich zornig um und geht, weil er keinen leeren Tisch finden

nicht gebührend zu schätzen wußte — dazu kamen meine verfeinerte Pariser Erziehung, die in unserem Lande so sehr geschätzt wird, und ein großes Vermögen — findet man solche Bewerber alle Tage? Der Vater bestand auch darauf, daß mein Antrag angenommen werde, und der Tag der Hochzeit wurde bestimmt.

Die Kälte Adriennes schien sich nun allerdings in Haß zu verwandeln — aber das machte mir wenig Sorge. Ich zweifelte nicht im geringsten, daß meine persönlichen Vorzüge den schließlichen Sieg davontragen würden; ich sah meine schöne Frau im Geiste schon als verliebtes Ehekätzchen, wie sie im Hause schaltete und waltete und kein höheres Glück kannte, als die Zufriedenheit ihres vergötterten Demeter Prita, der die Zeichen ihrer wachsenden Neigung mit gnädiger Herablassung vermerkte.

Die glänzendsten Vorbereitungen zur Hochzeit wurden getroffen. Ich kaufte in Bukarest ein Haus und richtete es für meine Frau ein — jedes Stück, das für sie bestimmt war, wählte ich selbst aus. Doch wozu Sie mit allen Einzelheiten ermüden? Die Hochzeit hat niemals stattgefunden. Am Abend vorher verschwand nämlich meine Braut — aber nicht allein. Es stellte sich heraus, daß sie sich einige Tage vorher im Geheimen einem Jugendgespielen, der mit ihr aufgewachsen war, einen armem Teufel, der es nicht wagte, das Haus des Präsidenten zu betreten, hatte antrauen lassen und nun mit ihm in die weite Welt gelaufen war. Daher alle Kälte, Sprödigkeit, Heiratsscheu — Adrienne liebte einen andern und blieb dem Angelobten treu.

Ich will Ihnen, meine Herren, nicht beschreiben, welchen empfindlichen Schlag der Fall für die Eitelkeit eines jungen Mannes meiner Art gewesen, der sich, wie gesagt, im kühnsten Sinne des Wortes für unwiderstehlich gehalten hatte. Das war ja auch das mindere Leid. Denn ich liebte Adrienne wirklich glühend, leidenschaftlich, und wieder zart, innig, hingebungsvoll. Ich weiß nicht, was ich für dieses Weib getan hätte. Als mein Roman plötzlich ein so grausames Ende fand, war es mir, als stürzte die Welt um mich zusammen und als reichten alle die Trümmer nicht aus, das Weh meines Herzens zu begraben. Doch Sie waren wohl schon alle, meine Herren, in ähnlicher Gemütsstimmung und ich kann mir darum die Schilderung meines Seelenzustandes ersparen. Nur so viel will ich sagen, daß ich in jener Nacht, als meine Braut verschwand, ein ernster Mann wurde. Damals bestattete ich alle Frivolität meiner Vergangenheit.

Der Eklat in Bukarest war groß, das Zischeln und Geschwätze wurde mir unerträglich, ich empfand dabei das Bedürfnis nach einer ernsten, erhebenden Beschäftigung, nach einer Arbeit, in der man Ver-

dunklem Teint und großen, feuchtschimmernden, schwarzen Augen; und diesen bezauberten Kopf auf einer hohen, stolzen, vollen, doch nicht zu üppigen Gestalt — das war Adrienne. Sie hätte zu einer jugendlichen Lukretia Modell stehen können. Aber trotz der versteckten Glut in diesen geheimnisvollen Augen galt meine Schöne als spröd und abweisend und zeigte mir eine eisige Kälte.

Das war ja nur ein Reiz mehr für mich, sie zu erobern. Sie müssen nämlich wissen, meine Herren, daß ich mich in jenen Tagen für unwiderstehlich hielt und fest überzeugt war, daß jedes Weib — das eine ein bißchen früher, das andere ein wenig später — von mir besiegt die Waffen strecken müsse. Auch hatte ich damals — eine Frucht meiner „Erziehung“ in Paris — von den Frauen eine sehr schlechte Meinung. Die Tugend hielt ich für Feigheit oder Spekulationsgeist, an wahre Keuschheit glaubte ich überhaupt nicht. Es hat sich das alles im Laufe der Begebenheiten bitter an mir gerächt; reden wir also nicht weiter darüber . . . Ich hielt mich, wie gesagt, für unwiderstehlich und war sehr überrascht, daß es mir nicht besser erging, als zwei Dutzend anderen, meiner Ansicht nach minderwertigen Verehrern der Dame, die samt und sonders girrten und schmachteten, die Augen verdrehten und den Schnurrbart kräuselten, die Blumenladen für die Geliebte plünderten und ihre Schönheit in wenig ebenbürtigen Versen besangen. Es ist unglaublich, welche Tollheiten auch ich beging, um ihr ein Lächeln oder einen Dankesblick zu entlocken.

Als ich sie einmal mit einer Gesellschaft zur winterlichen Jagd auf eines meiner Güter lud, ließ ich von der Bahnstation, welche drei Stunden entfernt lag, bis zu meinem Schlosse einen Schienenweg legen, damit sie im geheizten Wagen bis vor die Eingangspforte fahren konnte. Und als sie aus dem Wagen blickte, erwartete sie eine neue Überraschung: Ich hatte die Wiesenfläche vor den Fenstern in den herrlichsten Blumengarten verwandelt, mit glühenden Rosen in den Gebüschen und blütenbeschwerten Bäumen — mit Separatzügen war alles aus dem Süden gekommen, diese duftige Phantasmagorie für zwei Stunden — denn dann war die Pracht nur noch ein Stoß welken Grünzeuges —; ich bitte Sie, bei einer Kälte von 17 Grad . . . Doch blieb jede Mühe vergeblich; das kalte Herz dieses Weibes wollte nicht wärmer für mich schlagen. Nun hatte ich aber die Eltern für mich, besonders den Vater, der dem Töchterchen in allen kleinen Dingen nachgab, in ernsteren Angelegenheiten aber seinen Starrkopf aufsetzte, den die spröde Schöne offenbar von ihm geerbt hatte. Kann sich ein Vater einen besseren Freier denken, als ich war? So ein hübscher, liebenswürdiger, geistreicher, junger Mann — ich dachte dazumal, meiner Holden müsse ein Rädchen im Oberstübchen locker geworden sein, daß sie den jungen Mann

gestellt. Aber Sie werden nicht so unedel sein, sich zu rächen. Die Rache liegt in Ihrer Hand, aber Sie werden mein Kind nicht verkommen lassen, nicht wahr?" Erregt, wie ich war, wußte ich nicht recht, was ich sprach, aber es mochten wohl beruhigende Worte gewesen sein, während ich mich bemühte, die Unglückliche emporzuheben, denn sie sprang jubelnd auf und rief: „O, der Himmel hat Sie mir gesandt zur Hülfe, zur Rettung! Sie wollen kommen, Sie kommen, o, da wird alles gut werden!" Ich sagte ihr, daß menschliche Hülfe nicht Wunder wirken könne, ich würde tun, was in meinen Kräften steht, aber sie möge nicht vorzeitig jubeln. Dann nahm ich Hut und Stock und das Kofferchen mit meiner Handapotheke und wir gingen. Auf meine letzten Worte war Adrienne wieder in Mutlosigkeit versunken und erzählte schluchzend, daß Ihr Kind am Abend von einem hitzigen Fieber befallen worden wäre, es liege da und phantasiere und könne kein Glied rühren. Ich mußte der Verzweifelten wieder Trost zusprechen, worauf sie neuerdings wie verklärt von Hoffnung war, ihre Seele schwankte wie das Rohr im Winde zwischen Furcht und Freude. Während wir durch die elenden Gassen des Dorfes dahinschritten, längs der verfallenen Lehmhütten mit den schiefen zerzausten Rohrdächern, zwischen verkrüppelten Bäumen und Adrienne im Überschwang der Gefühle immer sprach, wie berauscht vom Anblick eines Menschen, den sie einst gekannt, eines Menschen aus der Kulturwelt, die sie nicht mehr vor sich sah — dachte ich daran, wie mächtig doch die Kraft der menschlichen Empfindungen sei. Dieses Weib hier, geboren und erzogen im Luxus, verwöhnt, verschmeichelt, angebetet, wirft alles von sich und zieht in die Wildnis, in das jammervollste Elend, erfüllt von der Liebe zu einem Manne, der ihrer wahrscheinlich gar nicht wert ist — hätte er sonst das Herz gehabt, sie zu dem Leben zu verdammen, das sie führte? Und dasselbe Weib, das mich gehaßt und zu seinem Hasse die Zügel hatte schießen lassen, sinkt vor mir auf die Knie und fleht um Verzeihung, um das Leben ihres Kindes zu retten. Es gibt Gefühle, die aller irdischen Leiden, Entbehrungen, Erniedrigungen spotten — und sie sind der einzige Halt im Leben.

In einem dumpfen feuchten Stübchen fand ich das Kind in dem von der Mutter geschilderten Zustande. Es hatte einen bösen Belag im Halse, aber das Leiden war noch nicht weit vorgeschritten; es war einer jener Fälle, in denen ärztliche Hülfe alle Aussichten hat, den Heilungsprozeß herbeizuführen. Sie hatten zum Glück eine Eisgrube im Hofe und anderes was notwendig war, führte ich in meiner Handapotheke mit mir. Fünf, sechs Stunden saß ich da am Lager des kranken Kindes, gab ihm Eispillen zu schlucken und die sonst passenden Arzneien. Während dieser Zeit hatte ich reichlich Muße, die Armut zu sehen, die in der

gessen finden konnte. „Ich habe eine Arbeit!" sagte mir Latin, der Sektionschef im Ministerium des Innern, dem ich ein Wort darüber im Klub gesagt hatte. „Wir entsandten eine ärztliche Kommission zum Studium der Malariaerscheinungen in die Donaugegenden. Die letzteren müssen bereist, die Krankheit beobachtet, die Verhältnisse, die sie fördern, eingehend untersucht und Mittel zur Besserung der sanitären Zustände auf dem Lande angegeben werden. Das ist eine schwere Mission, die viel Hingebung, ja Opferfreudigkeit erfordert. Wir finden nicht leicht geeignete Leute, die mittun wollen — wollen Sie daran teilnehmen?" Ich griff mit beiden Händen zu. Und mehr als zwei Jahre bereiste ich bald mit Gefährten, bald allein die Sumpfgegenden und zum erstenmale trat mir menschliches Elend, begleitet von allen Schrecken der Not, der Krankheit und des Todes entgegen. Ach, da gab es genug zu studieren, auch zu helfen und zu retten, mein Arbeitsdrang fand reiche Betätigung und nebenbei ersah ich auch, daß es edlere und nützlichere Zwecke gab, denen man sein Geld zuwenden konnte, als die Unterstützung hilfsbedürftiger Chansonnettensängerinnen oder die Bereicherung notleidender Champagnerimporteure war.

Zum Schlusse besuchte ich die Dobrudscha und kam eines Abends todmüde in irgend ein armseliges Dorf in der Nähe von Tuldscha. In einem elenden Gasthofe, der eigentlich nur eine Kutscherherberge war, fand ich einen Wirt von unendlicher Höflichkeit und Zuvorkommenheit, der jedoch verschmitzterweise nichts hergeben wollte. Nur nach Berufung auf meine ärztliche Mission und nach einer Drohung mit der Ungnade der Behörden erhielt ich ein paar harte Eier, ein Stück Schwarzbrot und ein Fläschchen saueren Rotwein. Ich stärkte mich, wie es eben ging und zog mich dann in das Loch zurück, das mir als Zimmer angewiesen wurde. Ich dachte einen guten Schlaf zu tun und wollte mich eben auf das niedere Bett hinstrecken, als ich einen lebhaften Wortwechsel vor meiner Tür hörte, der gar kein Ende nehmen wollte. Ich stand schließlich auf, um zu sehen, was es gebe, und fand da den höflichen Wirt, der eine Frau abwehrte, die zu mir kommen wollte. Aus Rücksicht auf die Behörden wagte er es nicht, meinen Schlaf stören zu lassen. Die Frau hatte ein krankes Kind, und da sie zufällig gehört, daß ein Arzt im Orte sei, eilte sie herbei, um meine Hülfe zu erbitten. Inzwischen kam auch die Wirtin mit einer Unschlittkerze herbei und beim Lichtscheine erkannte ich in der Frau — Adrienne, die in Lumpen vor mir stand. Noch war ich im Zweifel, ob mich meine Phantasie nicht mit einem Bilde narrte, das noch immer vor meiner Seele schwebte, als auch sie mich erkannte, einen Schrei ausstieß und dann auf die Knie vor mir stürzte. „Verzeihung, Demeter", rief sie, „Verzeihung! ich weiß, ich habe Sie gekränkt, habe Ihnen schweres Leid zugefügt, habe Sie bloß-

in der Seele verhaßt. Gleichviel, Adrienne liebte das Ungeheuer — was ließ sich da tun?

Nach Bukarest zurückgekehrt gelang es mir, Adriennes Vater milder zu stimmen. Er verzieh der Tochter, nahm das verstoßene Paar in seinem Hause auf und verschaffte dem Schwiegersohne eine Anstellung in der Hauptstadt. Das war auch einer der Gründe, die mich bestimmten, ins Ausland zu reisen und von einem Ort zum anderen zu ziehen, während es doch nirgends so schön ist wie zu Hause. Aber ich wollte das Weib, das mir so gefährlich war, nicht wiedersehen und habe es auch nicht wiedergesehen. Ich tröste mich, wie es geht, manchmal gar nicht schlecht ... Die Nacht aber, in der ich der Geliebten, die mich verraten hatte und die ich noch immer liebte, das Kind rettete, die Nacht auf der kleinen Bank vor der Lehmhütte in der schmutzigen Dorfstraße, die Nacht, in der ich so bittere und so süße Tränen der Entsagung und der Erlösung weinte, diese Nacht war meine schönste Nacht gewesen ... Denn in den dunkelsten Nächten glänzen die Sterne am herrlichsten."

Da leblustige Bua.

Oberösterreichisches von Hans Mittendorfer.

Da Himml tiafblau
Und so weit als i schau
Der Glanz und dö Freud:
O du prachtvolle Zeit!

Und d' Sunn lacht ma zua,
Weil sie 's woaß, was i tua:
Daß ig's zrucklaß mei Weh
Wiar a Schifferl im See.

Und auf all meinen Wegn
Kimmt ma 's Glück schon entgegn,
Hat Äugerl helliacht,
Wia ma 's nöt all Tag siacht.

Druckt ma d' Hand, daß ig's gspür,
Und geht nimma von mir;
Mei ghert dö ganz Welt
Und drum pfeif i aufs Geld!

*

D' Liab — a Feur volla Pracht,
Volla Schein bei da Nacht:
Für mei Dirndl hat 's gleucht,
Daß 's koa Unglück beschleicht.

A Zeit warmt sie si dran,
Aft is's auf und davan;
Und iazt leucht ihr koa Stern,
Sie wird unglückli wern.

Und mei Liab hat mi brennt
Und brennt fort ohne End —
Wann a 's Feur nu vaglüaht,
Bleibt a Wundn im Gmüat.

*

Pfüat di Gott, scheni Gegnd,
Ob 's iazt schneibt oda regnt,
I geh hoamzua, woaßt eh,
Han i gsagt, mit mein Weh.

Han gmoant, daß i stirb,
Weil's ma 's Herz gsengt hat, d' Liab;
Aba d' Wundn is gheilt,
Daß ma nixi mehr faihlt.

*

Wann i gstorbn war da dran,
Na, dös giftat mi schan;
„Himmelkreuzelement!"
Wurd i scheltad wern drent.

„Himmelkreuzelement!
Da steh i herent,
A lebfrischa Bua
In da ewigna Ruah.

D' Leut grüaßn oan nöt,
Koa Stockwartl wird grödt,
Schlafn allmitanand
In dem langweilign Land.

Hütte herrschte. Ich stellte keine Fragen, aber Adrienne erzählte mir unaufgefordert, daß sie dem Manne gefolgt war, der jetzt in diesem traurigen Neste als Schullehrer fungierte. Schullehrer in einem rumänischen Dorfe! Ach, mein Gott, da gab es schmale Bissen. Sie hatte alles ertragen, alles auf sich genommen, bis das Kind gekommen war. Dann hatte sie sich an den Vater um Hülfe gewandt. Der aber schrieb ihr, daß er nichts von ihr wissen wolle und daß sie nicht darauf rechnen könnte, je einen Heller von ihm zu sehen; er würde sein Geld lieber verschwenden und vergeuden — auf sie dürfe nichts kommen. Ach, wenn noch die Mutter lebte! Aber die war kurz vor der Geburt des Kindes gestorben. Alles das erzählte Adrienne und dann weinte sie still vor sich hin . . . Gegen 4 Uhr morgens verfiel das Kind in einen ruhigen Schlummer, da sagte ich der Mutter, ich glaube es am Leben erhalten zu können. Sie schluchzte auf und sank mir wieder zu Füßen, ich fühlte ihre Tränen auf meiner Hand, auf die sie einen warmen Dankeskuß drückte . . . Ich versicherte sie, daß ich mich schämen müsse, für so wenig so viel Dank zu finden — während ich einst für so große Liebe so viel Groll geerntet hatte, dachte ich im stillen dazu. Dann überließ ich ihr auf einige Stunden die Nachtwache und setzte mich auf die Bank vor dem Hause, um ein wenig zu schlummern. Ich war totmüde, aber der Schlaf senkte sich nicht auf meine Augen. Alle meine Nerven befanden sich in zitternder Erregung. Ich fühlte, daß ich Adrienne liebte, heißer und zärtlicher als je, fühlte aber auch, daß sie für mich verloren war. Ein dumpfer Groll erfaßte mich gegen den Mann, der sie mir geraubt und den ich noch nicht kannte. Und dann die selige Befriedigung, daß es mir gegönnt gewesen war, ihr das Kind zu retten und am Leben zu erhalten, das Kind, welches wohl den süßesten Trost im Elende bildete . . . Und überwältigt von dem Gefühle bitterer Genugtuung und schmerzlicher Wonne weinte ich — weinte ich heiße Tränen dort in der stillen Nacht vor der Hütte Adriennes, die ich so glühend liebte und die ich niemals besitzen sollte . . .

Zwei Tage blieb ich noch in dem Dorfe, bis das Kind außer Gefahr war. Am Morgen nach jener aufregungsvollen Nacht lernte ich auch Adriennes Gatten kennen. Er war am Abend ausgegangen, um aus dem nächsten Dorfe, das vier Stunden vor Tuldscha lag, einen Arzt zu holen und brachte natürlich keinen herbei. Er war weder schön noch häßlich, ein Durchschnittsmensch, der den moralischen Kraftmaier spielte und die Krankheit des Kindes ziemlich leicht nahm. Ich glaube, wenn das Kind gestorben wäre, er hätte keine Träne geweint, nur um zu zeigen, welcher falschen Überwindung er fähig sei. Ich bin als Arzt für die Abhärtung des Leibes und trainierte mich unerbittlich. Aber die Abhärtung des Herzens, wie sie manche Leute üben, war mir stets

von dem Volke nicht sehr viel verlangt, so erreicht man gar nichts. Ein bigottes Weibsbild, Straßenwirtin genannt, hat mir heute morgens den Kaffee vorenthalten, weil sie derweil in der Kirche saß. Wer ist augenblicklich denn sonst da, der ihnen die Leviten liest, als Sie, auf den sie was halten, heißt es. Der Moses hat die steinernen Gesetzplatten seinem Volke an die Schädel geworfen, Sie wickeln jedes Wort, das Sie den Steirern sagen, in Baumwolle. Erst neulich haben Sie in einer Betrachtung, warum die Fremden nicht nach Steiermark wollen, diese Leute wieder zu entschuldigen gesucht, es wäre nur die große Entlegenheit schuld. Die Sauerei ist schuld, verstehen Sie! Schauen Sie sich mal ein Dorf dahier an, die Mauern voll Sprünge, die Dächer zerzaust, die Wege voller Mist, der Brunnen an der Jauchengrube, die Haustiere voller Dreck — Gehen Sie gerade einmal in die Schweiz, um zu sehen, was Bauer heißt. Hierlands, das sind Halbwilde, da! Und wie die wirtschaften! Ackerbau im Gebirge heutzutage! Wie ungeschickt! Andere Köpfe her, andere Köpfe!" — So zärtelte mich der Fremde noch eine Weile an, es war ihm nett zuzuhören, manche Leute sind in ihrem Grimme so ergötzlich. Aber! — Hatte er denn so eigentlich unrecht? Aufgetragen war's stark, aber so ganz unrecht? Ich weiß nicht. — Nicht einmal gegen seine mir gewidmeten Höflichkeiten kann ich mich recht verteidigen. In Baumwolle einwickeln. Mit neunmal verteufelten Donnerwettern dreinfahren! — Ja, ja, schon recht. Doch, wie ich die Steirer kenne, richtet man bei ihnen mit gutem Zureden zwar nicht viel aus, aber doch immer noch mehr als mit grobem Dreinfahren. Da werden sie trutzig und dann ist alles verschüttet. Ich weiß das an mir selbst.

Es erheben sich manchmal närrische Anfragen: „Ich suche einen stillen, freundlichen Sommerfrischort, wo es noch keine Eisenbahn, keine Fabrik, kein Automobil gibt, wohl aber: Wald, Wiese, klares Wasser, ein gutes Wirtshaus und Leute nach gutem alten Schlag. Wohin soll ich da?" — Gibt's denn das noch irgendwo so? Etliche Geheimnisse weiß ich noch von Steiermark und heute verrate ich eines. Turnau. An 770 Meter hoch im weiten Alpental gelegen. Aber schnell! Die Eisenbahn ist diesem Orte heute schon hinterher, wenn's auch eine jener wohltätigen Landesbahnen ist, die ihres fabelhaft gemütlichen Tempos wegen den Witzblättern so viel Lachstoff geben. Kaum drei Kilometer von Turnau entfernt ist die Bahn, und nach wenigen Jahren will sie auf ihrer Wallfahrt nach Mariazell mitten in Turnau einen Bahnhof aufschlagen. Dann kommen die Automobile, die überall mit den Eisenbahnen wettfahren, die Fabriken, die mit den Eisenbahnen wettrauchen — und mit dem Almfrieden ist's vorbei. In Karlons Gasthaus

Netta i han koan Schlaf!
A so liegn is a Straf,
Wann koa Tag nöt bricht an
Und ma schlafn nöt kann.

Und wia schen hätt' igs drent,
Wo i duri bin brennt,
Wo ma 's Jammatal nennt,
Aba 's Lustisein kennt!

„Hau, zruck mecht i gern!“
Wurd i aufdrahat wern;
Doh i fund wohl ka Bruck
Und kam nia nimma zruck.

*

Der Gedanka hat's gmacht,
Daß i 's Lebn böſſa acht,
Und mi reuat da Tauſch,
Wann ig'n gmacht hätt im Rauſch.

Nimmamehr daß i moan,
Da Nockerl alloan
War zum Hungaſtilln recht
Und alls anda grundſchlecht.

*

Da Stoan hat mi druckt
Und dö Brandwundn gjuckt;
Aba na, aba mei,
Dös muaß a ſo ſei.

Fallt 'a Stoandl in 'n Teicht,
Gibts halt Wellna an Gicht;
A Zeit drauf — ſpiaglebn
Is da Teicht und is 's Lebn.

Grad heut han ig's gſehgn
Und ſo wohl is ma gſchehgn,
Was a Mensch ohne Geld
Alls kriagt auf da Welt.

Heimgärtners Tagebuch.

An der Waldquelle saß er und ich sollte ihm meinen Filzhut leihen; er selbst hatte nur eine Mütze auf, die das graue, kurzgestoppelte Haar zum Teil verdeckte. Ein Christen- und Touristenmensch aus einer Stadt. Die Krempe meines Hutes bog er zu einer Rinne, hielt sie unter die Quelle und trank daraus wie aus einem Becher. Dann aber begann er, denn er war die Kritik auf zwei Füßen, und mich hatte er erkannt. Nach einer friedlichen Einleitung, die noch nichts ahnen ließ, hub er seinen Gang an: „Der Rosegger sind Sie! Dann hat Sie ein böser Geist vor meine Füße geschleudert. Seit fünf Tagen ärgere ich mich ununterbrochen über Ihre Steirer!“ Und dann hub er an, Fehler und Schatten aufzuzählen und warf alles durcheinander, die Indolenz, die Fahrlässigkeit, die Unreinlichkeit in den Bauernhäusern, die Grobheit und Knurrigkeit der Wirte! Ich glaube schon, daß sie diesem Polterer nicht besonders liebenswürdig entgegenkamen. „Sie sind ihr Sittenschilderer“, schmetterte er, „und wollen ihr Sittenprediger sein! Was haben Sie dieses Volk denn alleweil zu loben? Da wird die Herde nur eitel und selbstgefällig Mit neunmal verteufelten Donnerwettern müssen Sie da dreinfahren. Sehen Sie meine verkrümmten Beine an! Die kommen von den zu kurzen Betten in diesen Nestern — Wirtshaus genannt. Sie müssen Ihren Landsleuten die Wahrheit derber an den Kopf schmeißen, nicht immer sie entschuldigen. Noch heute habe ich Bauchgrimmen von dem Aas, das mir vorgestern ein Dorfwirt für Schinken verkauft hat. Sie müssen ihnen manchmal den Kopf waschen vor aller Welt, daß sie sich schämen. Wenn man

— das Vöglein saß auf dem Aste. Jetzt kam die Mutter herab. Sie war gewiß froh, das Vermißte wieder zu haben, äußerte aber weiter keine Rührseligkeit. Jetzt gab's anderes zu tun — lernen. Sie setzte sich neben das Junge auf den Ast und hub an, von dort abzufliegen, ein-, zwei-, dreimal, auf den nächsten Ast hin. Beim erstenmal schaute der Junge bloß zu; beim zweitenmal zuckte er schon die Flüglein auf; beim drittenmal flog er flugs der Mutter nach — und war glücklich drüben. Wir beobachteten noch, wie die Alte immer weitere Distanzen vorausflog, bald nicht mehr von Ast zu Ast, sondern von Baum zu Baum und endlich über die Wiese hin bis zum nächsten Wäldchen. Und der Kleine nach. Er konnte fliegen, er war Vogel.

Graf Zeppelin soll kein dummer Mensch sein, und doch — wie viele Jahre hat er lernen müssen, bis er es annähernd so weit gebracht hat, als der nur wenige Wochen alte Spatz, Freilich, der Arme hatte keine Mutter, die ihms vorgemacht hätte.

Nicht das sind bekanntlich die besten Gesellschafter, die gut plaudern, vielmehr solche, die gut zuhören können. Letzteres kommt seltener vor als ersteres. Die meisten reden — reden nur das, was sie denken, denken nur das, was sie reden, ohne sich von der Rede des andern aus dem Geleise bringen zu lassen. Wenn sie auch zeitweilig schweigen, während der andere spricht, und es auch den Anschein hat, als hörten sie zu — sie hören nicht zu, sie denken — höchstens durch irgendein Gegenwort leise angeregt — darüber nach, was sie sagen werden, sobald der andere nur den geeigneten Einfallspunkt einer Sprechlücke bietet. Die Sprechlücke braucht nicht eine Sekunde lang zu währen und der Gegner ist mit seiner platzenden Redelust schon eingedrungen und der andere mag sehen, wie er wieder zu seinem entzweigeschnittenen Worte kommt. Er denkt natürlich auch nur nebenbei mit, was der Gegenredner sagt, sinnt vielmehr seinen eigenen Gedankengang oder Redestoff weiter, scharf auf die nächste Sekunde lauernd, da der Gegner Atem holt.

Der Gegner habe ich gesagt. Denn selten kommt es vor, daß mehrere Menschen gemeinsam und einig ein Gespräch harmonisch führen; zumeist sind es die verschiedenen Meinungen, die ein Gespräch entfachen und lebendig erhalten und wobei die Sprecher sich nicht näher kommen, eben weil jeder immer nur im Geleise seiner eigenen Gedanken und Vorstellungen bleibt, interesselos für die Gedanken und Vorstellungen des andern.

Warum sind die Leute denn gerade beim Reden so gebselig, anstatt nehmlustig? Ich weiß einen schlauen Kameraden, der nützt das aus und macht es so: Er wirft zuerst irgendein anregendes Wort hin, das mehr in den Interessenkreis des Partners fällt. Dieser greift

zu Turnau saßen ihrer etliche, die beklagten diese nahe Zukunft und — freuten sich darauf. Zwischen Almfrieden und gutem Geschäft entscheidet der Mensch sich gern für letzteres. Wir lobten tapfer die alte gemütliche Zeit, da die Leute noch zufriedener waren, und gaben gleichzeitig zu, daß es allen Ständen, auch den Bauern, trotz ihres Abwirtschaftens, heute viel besser gehe als einstmals. Freilich nur äußerlich. Dann wurde konstatiert, daß die Zufriedenheit nichts wert sei, daß Unzufriedenheit die unentbehrliche Triebfeder des Fortschrittes sei. Auch tue die allenthalben geäußerte Unzufriedenheit keinem so weh, als es den Anschein hat, jeder lasse sich seine größere Wohlhabenheit ganz gut schmecken, und wenn jetzt mehr Selbstmorde vorkämen als in früherer Zeit, so sei das, weil man sich jetzt nicht mehr vor der Hölle zu fürchten brauche. Was einzig durch den Umschwung verloren gehe, das sei die Heimständigkeit. Wenn wir nur die Heimatserde ein bißchen mehr im Auge behielten, dann wollte uns um die Zukunft nicht bange sein. Jedoch — die Toten, die zu Turnau auf dem Kirchhügel den schönsten Aussichtspunkt sich vorweggenommen, sie haben Erde im Auge — Heimatserde — was nützt sie ihnen?

Mein Sohn brachte einen jungen Vogel ins Haus. Ein Spätzlein. Schon befiedert, konnte aber noch nicht fliegen. Die Kunst vielleicht versucht — mißlungen. Auf dem Sandwege des Gartens lag es fremd und hülflos und nieder vom Himmel goß der Regen. Nun wurde der Kleine in ein Kistchen getan auf Stroh und in die Nähe des Feuerherdes gestellt; vielleicht wenn es trocken wäre, dann könne es weiter. Wir setzten ihm ein kleines Diner vor: Suppe aus Milch zuerst, dann Fliegenbraten, englisch gebraten, endlich Brosamklößchen zum Nachtisch. Es schaute mit gehobenem Köpfchen drauf hin, rührte aber nichts an. Dann bemühte es sich, für sich selbst zu sorgen, flatterte aus der Kiste, kam aber in die Wildnisse der Brennscheiter und der Aschengrube. Dort war schon gar nichts anzufangen. Es ließ sich gerne wieder in die Hand nehmen und auf den Tisch setzen, wo man wohl merkte, wie sein kleines Vogelherzlein ängstlich pochte. Armes Spätzl! Übrigens benahm es sich höchst anständig bei diesem ersten bedenklichen Lebensabenteuer, verhielt sich ruhig, bewies sogar Mut, indem es zum Tischrand hüpfte und einen Flugversuch unternahm. Es tat's nicht. Was tun? Wir ihm das Fliegen lernen? Wir konnten es selber nicht. — Der Regen hatte aufgehört. Mein Sohn trug den Vogel wieder in den Garten. An der Stelle, wo er unter dem Baum gefunden worden, saß der kleine Spatz erst ein Weilchen auf der Hand, dann piepste er. Oben in dem Astwerk piepste es wieder. Da flatterte das Kindlein auf, es war ja nur zwei Spannen weit — und es gelang

Ich hörte die Dame schnaufen, bevor sie noch im Zimmer war. Durch die Tür. Sie war beleibt, hochgerötet und ihr schwarzes Seidenkleid rauschte auf dem Boden einher. „Sie sind es wohl", pfauchte sie. „Na, gottlob. Ich bin sehr aufgeregt, begreiflicherweise. Daß uns so etwas passieren muß! In unserer Familie! In unserer alten, darf wohl sagen hochachtbaren Familie!" Sie fächelte sich mit dem weißen Spitzentuch Kühlung ins echauffierte Gesicht. Ich lud sie ein, Platz zu nehmen, sie hörte es nicht, zog zwischen den Falten ein verbogenes Heimgartenheft hervor, stülpte es um und wies mir mit dem Finger auf die Zeilen mit der schneidig betonten Frage: „Herr! Was ist denn das?" Mein Schreck wahrhaftig, weiß Gott, was ins Blatt gekommen ist! Doch bald beruhigt, als ich sah, sie zeige die „Singvögel". — „Sehen Sie, hier! was ist denn das?" fragte sie nochmals und ihre Äuglein bohrten sich racheglühend in mein Gesicht. Ich sah genau hin und sagte: „Das ist ein Gedichtchen von Wanda von Raukthal." — „Wie kommt das Ding ins Blatt?" — „Das hat mir die Verfasserin, eine junge Dame, gebracht mit dem Ersuchen, wenn möglich es zu veröffentlichen." — „Und wissen Sie, wer diese junge Dame ist? Das ist meine Tochter!" — „Bin erfreut." — „Noch nicht siebzehn! Ich frage, wer hat sie zu einem solchen Lebenswandel verleitet?" — „Zu welchem Lebenswandel?" — „Aber, mein Herr, Sie sehen es doch hier, schwarz auf weiß." Ich besah die Verse näher. Ein gewöhnliches Liebesgedichtchen, wie es Backfische nachzuempfinden oder auch bloß nachzuschreiben pflegen und wie solche Verslein aus Mitleid manchmal in den Heimgarten schlüpfen gelassen werden. „Aber, verehrte Dame", sagte ich nun, „das sind ja ganz harmlose Verse!" — „Ich rede nicht von den Versen, ich rede von meinem Kinde, das uns — denen von Raukthal — die öffentliche Schande antut, zu — schöngeisteln, um nicht eine schlimmere Bezeichnung zu gebrauchen. Wahrhaftig, man kann ja gar nicht mehr auf die Straße gehen!" — „Wissen Sie, gute Frau", sprach ich resigniert, „ein Dichter zu sein, ist gerade keine Ehre, aber doch auch keine unmittelbare Schande, falls der Mensch sonst einen anständigen Lebenslauf führt." — Und sie: „Ich will mich nicht weiter einlassen. Ich frage Sie nur, Herr —", sie versuchte den Namen auszusprechen, was ihr nicht durchaus einwandfrei gelang, „können Sie es verantworten, ein unerfahrenes Wesen nach einer Berufsrichtung hin zu animieren, für die es niemals erzogen sein kann?" — „Ich sie animiert? Glauben Sie mir, die schönsten und liebenswürdigsten Mädchen verfluche ich heimlich, wenn sie mit Gedichten anrücken, um gedruckt zu werden. Doch, um ihnen eine kleine, harmlose Freude zu machen —." — „Eine harmlose Freude nennt man das!" rief sie jammernd aus.

es natürlich auf und beginnt sich auszupacken. Stockt er einmal, so wirft der schlaue Kamerad wieder ein Zündhölzchen hin und hört dann ruhig zu, was der andere entwickelt. So erfährt er eine Menge Dinge, wovon vieles Trödel, manches aber auch wertvoll und gut zu brauchen ist. Vor allem bekommt er ein klares, zumeist ganz unverfälschtes Bild von der geistigen Verfassung des Gesprächigen, und ist es auch oft Stumpfsinn und Torheit, was er zu hören kriegt — es bereichert seine Menschenkenntnis, lernt doch der Kluge immer vom Dummen mehr, als der Dumme vom Klugen. — Wohl, als klug reden ist es manchmal noch klüger zu schweigen.

Die Stalldirne klagt ihre schiefgehenden Herzensangelegenheiten der Kuh. Diese schaut die Klagende mit klugen Augen an und hört zu. Auch die Kuh hat vielleicht ihre Muttersorgen, da der Fleischhauer ihr das Kälbchen fortgetrieben. Aber sie schweigt und hört dem Anliegen der Magd zu. Vielleicht auch denkt sie nur ans Heu, aber sie hört zu und die Magd ist getröstet und meint, eine teilnehmendere Freundin gebe es nicht als ihre Braune. Sollte es nicht auch der Mensch so weit bringen können.

Ich weiß einen Vater, der hat einen fünfjährigen Sohn. Und fragte dieser einmal: „Vater, woher bin ich denn gekommen?" Der noch jugendliche Vater ist von der Frage überrascht, er will sein Kind nicht anlügen und er antwortet: „Mein Kind, das will ich dir ein anderesmal sagen, wenn du brav bist." Das Bübel war brav. Und als es ein paar Tage lang recht brav gewesen war, fragte es: „Vater, bin ich brav?" — „Sehr." — „So sage mir jetzt, woher ich gekommen bin." — „Das will ich dir nun sagen, mein lieber Bub. Von der Mutter bist du gekommen." — Der Kleine: „Wie ist das gewesen?" — „Ja das ging so zu. Als die Mutter und ich zusammen geheiratet hatten, baten wir den lieben Gott, daß er uns ein Kindlein geben möchte. Da war es nicht lange und die Mutter hatte eines in sich Unter dem Herzen ist ein Kammerl, und da war es drinnen und wuchs. Und als es so groß war, daß es im Kammerl nicht mehr Platz hatte, da kamst du zu uns." Der Knabe war befriedigt, geschirrte sein Schaukelpferd auf und dachte nicht weiter daran. — Die verfänglichste und wichtigste Wissenschaft war dem Knaben mit wenigen Worten beigebracht, zur Zeit, da man damit noch nicht Schaden tun kann. Ist erst die kindliche Neugierde gestillt, dann hält die Unschuld länger vor. — Ich weiß es aus der Bauernschaft, wo in der animalischen Umgebung das Kind frühzeitig wissend wird. Und die Verderbnis der Jugend ist dort nicht größer als in Kreisen, wo noch ins Gymnasium — der Storch mitgeht.

---

kranken Greis, der sein Lebtag als Dienstbote fleißig gearbeitet hatte. Gearbeitet, um da wie ein wildes Tier zu verenden.

Zwei solche Neuigkeiten an einem Tage!

O du mein biederes Landvolk! So sorgst du für deine Kinder und für deine Alten! Lehrer und Erzieher arbeiten Jahrzehnt auf Jahrzehnt an deiner Menschwerdung. Allumsonst. Du wirst nicht zu retten sein. Wie quält mich das, denn du hast immerhin auch Vorzüge, um die es ewig schade ist. Aber du wirst aussterben müssen. Zwar langwieriger und schwerer, als der Städter stirbt an seinen Sünden.

Ein Dichter hat viele Verrücktheiten. Habe ich schon nicht genug Talent zu einem ganzen Dichter, so habe ich doch genug Verrücktheit, um zehn Dichter damit ausstatten zu können. Meine Freunde kennen sie. Sie liegt in dem Empfinden: Du bist, aber du bist allein. Außer dir ist nichts. Was du um dich wahrnimmst, das ist nicht wirklich, ist nur aus dir selbst eine Vorstellung. Auch dein eigener Leib, den du siehst, den du fühlst, ist nicht wirklich, ist nur eine Scheinschöpfung deiner Seele. Deine Seele ist das Ding an sich, oder du kannst es nennen, wie du willst — es ist das eigentliche ewige Du. Und in diesem Du liegt deine Welt, dein Himmel, deine Hölle, auch alles, was dir als Zeit und Raum erscheint. Dieses einzige, unzerstörbare, ewige Du, das ist alles, sonst ist nichts.

Aber ist diese Weltanschauung denn gar so verrückt? Wer sich nur erst hineinzudenken vermag — die wenigsten freilich vermögen es — der kommt damit aus; es stimmt alles und kein Einwand, keine andere Philosophie kann ihm was anhaben, weil solche Einwendungen und Philosophien ja auch wieder nichts anderes sind und sein können als seine eigene Vorstellung, die er nur als solche nimmt und nicht als wirklich. Solche Vorstellungen sind natürlich auch die Vergangenheit und die Zukunft, die Geburt und der Tod. Es war nichts und ist nichts und wird nichts sein als dieses dein ewig gleiches Du. — Aber ich trete jetzt wieder in die gewöhnliche Ausdrucksweise und nehme wahr, daß es unter meinen Zeitgenossen immer mehr Leute gibt, die diesen Standpunkt zu fassen vermögen und mit ihm vertraut werden. Merkwürdig aber, daß die Anhänger dieses Glaubens im Leben und Verhalten sich gar nicht von anderen unterscheiden, nur daß sie vielleicht um einige Grade friedlicher und gleichmütiger sind. Sie wissen, daß alles Schein, Traumvorstellung ist, und nehmen es doch so, als ob es wirklich wäre, und leben danach. Nur in stillen Feierstunden hängen sie dem Glauben nach und freuen sich ihrer unzerstörbaren geistigen Wesenheit. — Und da erinnert man sich, daß diese „Verrücktheit“ nicht einmal was Neues ist, daß uralte Weise des Morgenlandes dasselbe gesagt

„Wissen Sie, ich hasse derlei! Von meinen Kindern darf mir keines Schöngeist werden." So sprach sie lange noch weiter in erregter Weise. Zur Stunde habe ich mir vorgenommen, keinen Backfischvers veröffentlichen zu lassen, ohne vorher von Eltern oder Vormündern einen Revers zu verlangen, um gedeckt zu sein. Ich habe die Dame für den Rest ihres Besuches mit besonderer Liebenswürdigkeit behandelt in dem Gedanken, daß vielleicht nach dieser Seite hin Rettung der in Backfischpoesie ertrinkenden Redakteure liegen möchte. Konnte ich gleichwohl das Gedicht nicht mehr ungedruckt machen, so doch die Dame beruhigen mit dem Hinweis, daß derlei Gedichte ja ohnehin kein Mensch lese und folglich auch der Fehltritt des edlen Fräuleins von Raukthal vollständig übersehen werden würde. Hauptsache sei nun, daß mütterliche Fürsicht sie künftighin von allen Tintensünden bewahre. Das eine Kleckschen würde den blanken Schild derer von Raukthal doch nicht allzusehr entstellen. — — Dieses Erlebnis ist äußerst wenig übertrieben, doch der Name ist aus begreiflichen Gründen geändert. Die Leser, die nun vielleicht gerade dieses Gedicht lesen wollen, finden es im vorletzten Heimgartenjahrgange unter — einem anderen Namen.

„Sophokles starb vor Freude, als er in den olympischen Spielen für seine Tragödie mit dem Preis gekrönt wurde." So las ich vor kurzem in einem Aufsatz über die Schädlichkeit übermäßiger Freude. Nein. Vor Freude über eine äußere Auszeichnung zu sterben, das ist eines großen Dichters nicht würdig. Wenn die großen Griechen schon so klein waren, sich eines befriedigten Ehrgeizes wegen zu Tode zu freuen, dann darf man es unseren Geistern freilich nicht zumuten, bei Erlangung eines Ordens oder Titels — lebendig zu bleiben.

Zwei Neuigkeiten an einem Tage. Am Morgen hörte ich: Heute Nacht ist das eineinhalbjährige Kind der Bauersleute L. gestorben. An Diphtheritis. Sie hatten es selber heilen wollen, und zwar mit einem altbewährten Mittel, das der Großmutter eingefallen war: Der Mensch hat ja das beste Heilmittel im eigenen Leib. Den Urin! Der heilt allemal gerade jene Krankheit, in der er gelassen wird. Von dieser Medizin, gut gesalzen, gaben sie dem Kinde alle Stunden einen Eßlöffel voll ein — bis es tot war.

Am Abende hörte ich: Im Gebirgswalde ist eine Leiche gefunden worden, stark in Verwesung, von Tieren halb aufgefressen. An den Kleidern erkannte man, daß es ein alter Einleger war, der schon ein paar Monate nicht gesehen worden, ohne daß es jemandem aufgefallen, ohne daß sich von den Bauern auch nur einer gekümmert hätte um den

müßte bei solcher Doppelanschauung ein unseliger Konflikt in mir wüten. In dieser Sache kann ich beruhigen. Am liebsten wäre mir freilich in allem Einheit, Einigkeit und Friede, aber darauf hat ein alter Mann längst verzichten gelernt. Konflikte gibt es ja auf allen Gebieten des Lebens; ich nehme also die Dinge, wie sie einmal sind, und wo sie mir etwa doch zu weh tun, mildere ich sie mir mit ein bißchen Poesie und Philosophie. So beunruhigt mich auch der ungeheure Zwiespalt, den die Kirchen in die Welt geschleudert, persönlich nicht arg. Mit mir bin ich im Reinen, ja, ich habe zuweilen gottlose Stunden, wo ich mich den wütenden Parteikämpfen gegenüber als behaglicher Zuschauer fühle. Wenn man aber mit menschlicher Teilnahme die Kämpfe der Menschheit betrachtet, besonders die in der Religion, wo unbedingter Gottesfriede herrschen müßte, da ist es freilich anders. Da kommt einerseits das Erbarmen mit den Leidenden und andererseits der Haß gegen die Schuldigen. Und für diesen Zwiespalt danke ich Gott, daß ich ihn habe. Man sagt, der Poet trage alle Konflikte der Menschheit in sich. Es mag was Wahres dran sein. Aber deshalb ist er nicht zu bedauern, im Gegenteil, ihm ist auch ein gemeinsames Glücksempfinden beschieden, das andere nie kennen lernen.

Wenn man von Ungarn durch das Raabtal heraufkommt, durch die Niederung des grünen, welligen Hügelmeeres, sieht man im Norden die blauen Berge der Küste. Dort liegt wie eine kleine Hafenstadt das stille Weiz. Je näher man kommt, je höher steigt das Gebirge, das Blau wird zu Grün, an den Hängen weiße Landhäuser und dort die weithin leuchtende zweitürmige Kirche von Weizberg. Die Landschaft gliedert sich in Berg und Tal und nebeneinander führen drei Tore hinein in die Alpen. Durch den Talwinkel von Obereichen, durch die Weizklamm und durch die Raabklamm. Aus dem Hintergrunde dieser Gebirgstäler schimmern (es ist Frühjahr) die Schneefelder hoher Berge. Diese Grenze zwischen Hügelland und Bergwelt liebe ich. Nirgends kommt man zu froherer Gebirgsfreude, als wenn man, so aus flachen Ländern kommend, vor den Alpen steht. Und da war eine Frau, die kam aus jahrelangem Aufenthalte in Budapest und hatte einen Säugling am Arm und kehrte so in die Heimat zurück. Schon bald nach Feldbach, als sie in weiter Ferne das luftgraue Täfelchen aufragen sah, murmelte sie fast andächtig: „Mein Gott, das ist der Schöckel!“ Und dann, wie sie immer klarer und höher auftauchten, die Kuppeln und Spitzen, hielt sie ihr Kind ans Fenster hin: „Schau, wie sie noch alle dasteh'n! Die lieben Berg'! Schau, das ist deine Heimat!“ Und war der Kleine doch ein Stock-Ungar. So hat die steirische Mutter ihre Heimat gefunden und dem jungen Magyaren die seine genommen. Denn

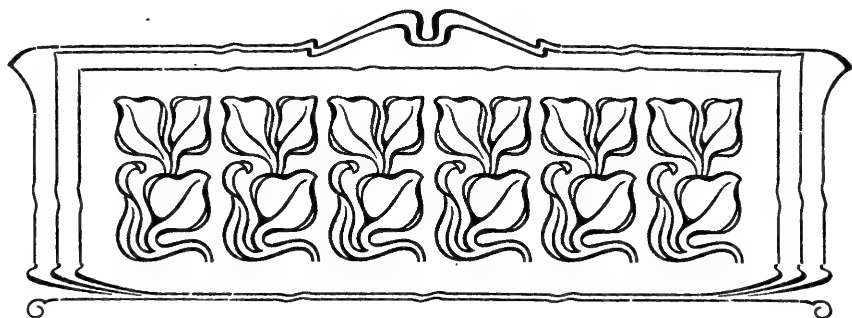
haben. „Keine Zeit vor deiner Gegenwart, keine Zeit nach deiner Gegenwart, keine Zeit ohne deine Gegenwart. Deine Gegenwart ist Zeit-Ewigkeit. Keine Zeit vor dir, keine Zeit nach dir, keine Zeit ohne dich. Du bist der Schöpfer und das Geschöpf — ewig." So sagt ein Brahmane von sich, von jedem, der es hört und der auch niemand anderer ist als er selbst. — Aber ich habe es schon empfunden, bevor ich ähnliches gehört oder gelesen hatte. Mich begleitet diese Vorstellung von der Welt (nicht dem Leben) als Traum seit meiner Jugend her, ich finde mich mit ihr zurecht, sie ist ein unermeßlicher Rahmen, in dem alles, alles, alles Raum hat, es mag sich wirklich nennen oder nicht. Nur paßt unsere Sprache nicht dazu. Ich werde mir eine andere, passendere Sprache müssen schöpfen, wenn mir noch lange träumt, daß ich mich anderen (die gar nicht sind) verständlich machen soll.

Da machte mich jemand aufmerksam, daß im apostolischen Glaubensbekenntnis, das beide Konfessionen gemeinsam haben und in welchem alle Hauptwahrheiten des Christentums dogmatisch festgelegt sein wollen, *die Lehre Jesu fehlt!* Diese muß doch auch geglaubt werden und gehört deshalb auch ins Glaubenbekenntnis. Sie ist sogar im Christentum weitaus das Wichtigste. Ist es denn genug, wenn man die zwölf Glaubensartikel gläubig aufnimmt, gehört zum praktischen Christentum nicht vor allem das Gottvertrauen, die Menschenliebe, die persönliche Hingabe zum Wohle des Nächsten und das daraus entspringende Himmelreich in uns? Und gerade diese charakteristischesten Merkmale Jesu und seine Offenbarung, fehlen im apostolischen Glaubensbekenntnis oder sind im letzten Absatz nur auf das unvollkommenste angedeutet. — Darauf hat mich ein schlichter Landmann aufmerksam gemacht. Man wird alt, man denkt über vieles nach, aber das ist mir noch nie aufgefallen. Ich muß einmal einen Katecheten fragen. Am Ende höre ich zur Freude, daß die Lehre Jesu nicht dogmatisiert ist.

Einem *Naturfreunde* zur Grabschrift:

O treue Natur,
Du hast mir beschieden
Im Leben die Freude,
Im Tode den Frieden.
So war das Sterben
Ein heiliges Wandern
Durch deine Himmel,
Von einem zum andern.

Die Tagebuchplauderei *über meine zwei katholischen Kirchen* (Juliheft) hat viel Hin- und Herrederei verursacht. Manche glauben, es



Kleine Laube.

Wird weiter erobert?

Jetzt, da diese Zeilen geschrieben werden, sind die stillen Sommerferien. Das Vaterland schlummert und atmet ruhig.

Nirgends eine Spur mehr von dem Fieberparoxismus des Studentenrummels, der vor wenigen Wochen noch die Städte durchtobt hat. Politische Wetterpropheten sagen voraus, daß im nächsten Herbste die Studentenbewegung neu einsetzen und sich unter Umständen bis zu 1848 erheben werde! Wenn das ist, dann wird diese Betrachtung umsonst geschrieben sein, denn sie wurzelt im Frieden.

Wenn ich jetzt zurückschaue auf die Studentenunruhen, so sind die Ursachen derselben unglaublich geringfügig. Zwei einzige Anlässe sind zu sehen, die immer vorgeritten wurden und die doch nicht die richtigen waren. Feldmanöver sind's gewesen, nichts weiter. Der Feind stand anderswo und unterminierte tiefer. Die Studentenfarben und die Schläger! Es gab sicher eine Zeit, da die erregten Gruppen gläubig diesem Feldgeschrei gefolgt waren. Die sogenannten freisinnigen Studenten sind hierin die naiveren gewesen. Solange die klerikalen Studenten auch ihrerseits die Naivität gut spielten und glauben zu machen wußten, daß es ihnen nur ums liebe, einfache, friedliche Recht der akademischen Abzeichen gehe und um das gleiche Recht des geruhsamen Dasitzens und Lernens in den Hörsälen — da konnten sie einem leid tun. Man sah nicht immer klar genug, daß den klerikalen Studenten auf unseren Universitäten ohnehin nichts fehlte. Sie hatten die gleichen Rechte in allem Offiziellen der Universität und übten sie auch aus. Nur in alten, an sich belanglosen Formalitäten waren die unterschiedlichen Verbindungen nicht einig, und das hätten die Studenten unter sich ausmachen sollen. Aber man beliebte einen öffentlichen Kriegsfall daraus zu machen. Die klerikale Presse, die sonst ihr Lebtag nie von studentischen Verbindungen, Burschenschaften und Couleuren geschwärmt hat, rückte auf einmal mit allen ihren Regimentern aus, ja sogar mit der Landwehr, um Farben und Schläger der sogenannten katholischen Studenten zu schützen! Da sah man schon deutlicher, um was es sich handelte. Da wußte man, weshalb die katholischen Studenten nicht „die Gescheiteren" gewesen und im Interesse der Universität in der an sich doch so nichtigen Farbenaffäre nachgegeben hatten. Der Führer hatte es noch zu allem Überflusse klar und deutlich gesagt: Es geht um die Eroberung der Universität!

Nun war's freilich klar, weshalb die kirchliche Presse sich ebenso leidenschaftlich für Farben und Schläger einsetzte, als etwa für die ihr doch unendlich wichtigere

sie will mit ihm dableiben und der kleine Lajosch wird, anstatt Sporen an den Fersen, in genagelten Bergschuhen umhersteigen auf dem Plankogel und dem Hochlantsch. Wenn dort der deutsche Bauer ein Betyar auf ungarischen Pußten werden muß, so soll der Magyar aus Budapest auf deutschen Bergen als Almhalter herumjodeln. Den deutschen Namen der Mutter tragend, wird sein ungarisches Blut von keinem Menschen gemerkt werden. Außer er hält den Hochlantsch für den — steirischen Globus.

Als die Königin der Lüfte sah, daß das feindliche Schiff eindrang, aufstieg und das Reich in Beschlag nahm, rief sie aus allen vier Winden ihre Geister zusammen. Sie kamen wütend heran; der Sturm riß das Schiff von den gefährlichen Menschen los, der Wind jagte es davon, der Blitz steckte es in Brand. Aber nach wenigen Monden stieg das Schiff gewaltiger und stolzer denn je zur Höhe. Der Admiral stand ruhig auf seiner Brücke und sprach: „Diese Stürme, Winde und Wetter mögen drohen, wie sie wollen, sie sind mir einfach — Luft!"

An die Gratulanten zum Fünfundsechzigsten. Wie schön an sich, dieses Hergrüßen aus aller Welt — aber mir tut's weh. Und je schöner und wärmer ein Grüßen, um so weher tut's mir. Ich weiß nicht, warum. Vielleicht, weil's nicht im Bauernblut liegt, gehuldigt zu werden. Es ist zu lange geprügelt worden. Und die es nicht wurden, wie meine Vorfahren, die haben's höchstens zum Lobe: „Ehrenfest" gebracht. Weiter ging's nicht. Und daher dürfte es kommen, daß ich den Huldigungen, wie sie mir zu teil werden, nicht gewachsen bin. Mir wird ganz höllisch unbehaglich dabei, ich werde frei nervös und krank. Zum Achtzigsten wollte ich mir ja alles mit Ergebung gefallen lassen, sei es verdient oder nicht; aber wie den Achtzigsten erleben, wenn man schon früher zu Tode gefeiert wird? — O Freunde, ich halte ja auch etwas auf Ehre, vielleicht nur zu viel. Verschimpft werden ist mir nicht angenehm, aber das Gegenteil, wenn es zu üppig wird, ist noch unerträglicher. Ich glaube wirklich, zum rechten Gefeiertwerden gehört das Gestorbensein.

So, das ist der Dank für die Beweise Eurer Neigung, die mir so vielfach und in allerlei schönen Formen wieder zugegangen sind. Ich habe keinen bessern. Übrigens ist er ja nicht schlecht, denn er setzt ein Verstehen voraus. Da braucht's kein Briefschreiben und kein Depeschieren; zwischen Dichter und Leser ist ein drahtloser Telegraph und den, Freunde, wollen wir fleißig spielen lassen.

---

biete einfallen, nicht einen wüsten, zersetzenden Krieg anfangen, der kein Ende haben kann, solange es persönliche Überzeugungen gibt. — Daß auch die moderne Gegnerin die konservativen Überzeugungen anderer schont, muß natürlich vorausgesetzt werden, das liegt ja doch in ihren Grundsätzen; aber es ist schwer für sie, den Feind nicht schlagen zu wollen, der ewig in ihr Bereich eindringt. Die Menschheit schreit nach dem Frieden des Gemütes, der ist in beiden Lagern zu finden, sobald die heillose Fehde aufhört. Wer Kampf will haben, der kommt schon auch anderwärts auf seine Rechnung. Es ist so namenlos kulturwidrig, sich um Seelenwerte, die eines jeden Ureigentum sind, herumzuraufen.

Roms Besitzstände, soweit sie historisch und juridisch begründet sind, stehen unangefochten. Das Volk, soweit wir es an Roms Busen ruhig schlafen sehen — es mag ruhen, wenn ihm wohl ist. Jedem seine Freiheit, der er gewachsen ist, und seine selbstgewählte Fessel, die ihn verankert. Natürlich für uns dasselbe!

Die freiheitlichen Studenten haben bei diesem Rummel viel getan, um sich ins Unrecht zu setzen. Aber das ging über ihr Bereich nicht so arg weit hinaus: Faule Eier schleudern, Zungen recken, Kappel herabreißen, Straßenkeilereien. — Der Student hat seine besondere Ehre und die Freiheit, mit ihr zu treiben, was er will. Es bleibt unter Brüdern. Und Rom! Das hat aus diesem akademischen Bruderzwist eine Staatsaktion gemacht, hat im Reich einen politischen Brand entfacht, um daran sein apartes Süpplein zu kochen. Es brodelt schon, aber es ist noch nicht gar.

Einstweilen, jetzt in den Ferien, steckt der Karren verfahren im Sumpf. Solche, die sich nicht zu helfen wissen, hoffen, daß der Fall versumpfen und versanden wird. Es wäre kein Schade drum. Denn verfahren ist das Ding gründlich. Selbst wenn Rom prinzipiell im Recht gewesen wäre, wenn es wirklich wahr gewesen wäre, daß es nur die akademische Freiheit der katholischen Studenten hüten wollte — die Art des Kampfes war durchaus verwerflich. Um ideale Güter oder gar um Religion kämpft man nicht, wie die Wilden um den Skalp. Dieses gemeine hämische Gezänke und Gekeife, dieses frivole Entstellen und Ausnützen kleiner gegnerischer Blößen, dieses gewaltsame Umdeuteln an sich wohl und klar verstandener Ausdrücke, dieses künstliche Aufmutzen von bösen Absichten, dieses unendliche Wiederholen längst ausgedroschener Nichtigkeiten zeigte dem unbefangenen Zuschauer, daß es eigentlich ganz und gar an Grund und Stoff mangelte für einen großen, akademischen Bürgerkrieg. Dann setzten die Verdächtigungen ein, Verleumdungen, die Denunziationen, kein Mittel war zu niederträchtig, um den Gegner schlecht zu machen, um ihm Eigenschaften anzudichten, die einen so häßlichen Kampf gegen ihn rechtfertigen sollten.

Wir wünschen Frieden. Und wenn der nicht mehr zu haben ist, einen Kampf in Ehren, mit anständigen Waffen.

Wird die Studentenhetze wieder angehen? Wird das Wahrmund-Evangelium weiter durch die Öffentlichkeit gepeitscht werden? Wird der Kampf um die Universität fürder entbrennen? Dann weiß ich nicht, was werden soll. Dann können wir etwas erleben, das so frivol provoziert zu haben niemand wird verantworten wollen. Man spiele nicht mit dem Feuer! Es gibt in den Köpfen zwar nicht mehr so viel Strohvorräte wie einst, aber desto mehr Dynamit.

Aus Anzengrubers Werdezeit.

In der Berliner „Neuen Revue“ erzählt Alfred Klaar einige wenig bekannte Umstände aus der Werdezeit Anzengrubers, die ihm der Dichter seinerzeit selbst in Prag mitgeteilt hat. „Als ich den ‚Pfarrer‘ einreichte“, sagte Anzengruber, „hielt ich den Namen Anzengruber schon für so diskreditiert in den größeren

Affäre Wahrmund. Der katholische Studentenschläger wurde mit dem gleichen Fanatismus behandelt als Wahrmunds Angriffe auf die Dreifaltigkeit oder auf die Unbefleckte Empfängnis. Jedes Mittel war ihr das beste, wenn es augenblicklich das wirksamste war. Und dann ging's, um die Universitäten zu diskreditieren, über Studenten und Professoren her mit einer Wut, wie ich sie in keiner Parteipresse noch erlebt — und das will viel sagen. Äußerlich gellte es wie Siegesgeschrei, aber es war die pathologische Wut der Unterliegenden. Die Professoren haben schon auch Standesfehler, die ihre Würde manchmal über Gebühr erniedrigen; in jenen Wochen aber standen sie wie wahre Philosophen und Weise da, hoch über der geifernden Gegnerschaft. Über diese Art von Kampf gegen die Professoren, die ihre Universität nicht hergaben, war man einfach verblüfft. Die anderen Parteiblätter taten auch ihr Möglichstes an Schimpf und Tort. Aber die Presse, die sich in einer nicht gut angebrachten Schalkhaftigkeit die „christliche" nennt, errang die Palme. Und die ganze Bewegung, die bei jung und alt, bei Ungebildeten und Gebildeten so viel Haß und Feindseligkeit ausgelöst hat, wurde gemacht von dieser Parteipresse.

Und alles das um Farben und Schläger? Um die studentische Freiheit? O gewiß nicht. Oder um Wahrmund und seine Schrift? Ebensowenig. Solche Schriften sind seit 60 Jahren Legion geschrieben worden. Warum hat die Kirche ihre bewährte Hinrichtungsart, das Totschweigen, diesmal nicht angewendet? Warum hat sie eine Schrift, die sie selbst als das schwerste Ärgernis erklärte, durch monatelanges Geschrei in allen Winkeln des Landes bekanntgemacht? Warum hat man die Truppen hinausgeschickt in die Länder, um das Feuer des Hasses, des Aufruhres an die Dächer zu werfen? — Man hielt die Zeit für gekommen. Es war der Krieg.

Längst im Geheimen Geplantes, Vorbereitetes wurde aufgerollt. — Die Kulturentwicklung ist gefährlich geworden. Sie muß gehemmt werden. Die Völker müssen zurückgeworfen werden in eine frühere Zeit.

Wohlan, wenn's gelingt! Man sagt ja: Jeder Krieg hat recht, der sieghaft ist. — Aber wenn's nicht gelingt?! Wenn es nicht möglich wäre, Jahrhunderte herauszureißen aus der Weltgeschichte und den heutigen Tag etwa an dem dreißigjährigen Kriege wieder anzuknüpfen?! Was dann?

Rom sagt, es sei unschuldig, es hätte nicht angefangen. Es sei angegriffen worden und müsse sich verteidigen. — Also wer hat angefangen? fragen wir. Antwort: Die Entwicklung. Wer hat angegriffen? Der moderne Mensch. Denn er lebt mit der Entwicklung und seiner Kultur weiter. Natürlich fühlt auch er sich als Herr seiner Zeit und braucht seine Ellbogen, um sich den freien Weg zu bahnen, um sein persönliches Kulturrecht zu wahren. Und das nennt Rom: angreifen! Es zieht aus, um der Entwicklung in die Speichen zu greifen, um den Forschern die Wissenschaft vorzuschreiben, um den Staat zur Knechtung der Geister zu zwingen. Und das nennt es: sich verteidigen! — Nein, Rom hat wahrlich nicht not, seinen Besitzstand zu verteidigen, der steht fest genug. Erobern will es. Eroberung der Schule, der Presse, der Völker! Das ist sein Feldgeschrei. Mit Gewalt wird es kaum was erobern. Aber mit List! Darin ist Rom Meister und der Deutsche Stümper. Die List kann für ein Weilchen siegen. Dann kommt der Deutsche mit seiner Waffe. — Nein, das, was die Universitätsstürmer treiben, ich wiederhole es, das ist nicht Verteidigung, das ist ein wohlorganisierter Eroberungsfeldzug gegen die moderne Zeit. Man braucht diese nicht durchwegs zu lieben, um verstehen zu können, daß sie sich um ihre Existenz auf das äußerste verteidigen muß. Die katholische Religion kann dabei ganz aus dem Spiele bleiben, die steht im Volke fest wie ein Berg aus Granit. Die Kirche mag unentwegt arbeiten an der inneren Festigung dieses Granits, daß er nicht abbröckle in den Wettern der Zeit; aber sie darf nicht in fremde Ge-

Genitiv Fabrik, Miete heißt und die Beispiele der Klassiker etwas anderes lehren (!). Der Deutsche sagt: Institutdirektor und nicht Institutsdirektor, Bergwerkgesellschaft und nicht Bergwerksgesellschaft, Geschichtschreibung und nicht Geschichtsschreibung. Regel: Zwischen leicht hintereinander zu sprechende Konsonanten nimmt kein s, gewöhnlich auch nicht zwischen verwandte Konsonanten. — Nichts für ungut! Gehen Sie in der Sprachreinigung voran! Unsere Muttersprache ist es wert."

Die Redaktion des „Heimgarten" ist geneigt, dem Manne Recht zu geben. Andere wieder werden in dieser Äußerung so etwas wie übel angebrachte Schulmeisterei erblicken. Übrigens hätte man bereits die Säkularfeier dieser „S"-Frage begehen können. Schon zu Beginn des vorigen Jahrhunderts hat sich Heinrich Wolke in seinem Buche „Anleit zur deutschen Volkssprache" mit dieser Frage beschäftigt und alle Einschalt-„S" für unstatthaft erklärt. Sogar ein Jean Paul fand Zeit und Lust, gegen die „S"-Krätze zu eifern. Gegen ihn wandte sich aber kein Geringerer als der Altmeister der deutschen Sprachforschung Jakob Grimm, der das „s" grundsätzlich als eine Art von neuem Kompositionskonsonanten betrachtete, bei dessen Anwendung lautliche Rücksichten mitwirken.

Neuerdings hat nun, wie wir einem Vortrage von Professor Dr. Horst in Straßburg entnehmen, Professor Trautmann in Bonn wieder im Sinne von Jean Paul gegen den „s"-Unfug eine historisch-kritische Abhandlung geschrieben. Nach seinen Feststellungen tritt das „s" im Neuhochdeutschen zuerst vor etwa 150 Jahren zunächst in Wörtern auf, die mit dem Genitiv eines männlichen oder sächlichen Hauptwortes zusammengesetzt sind, und zwar dringt dieses „s" aus dem Niederdeutschen in das Hochdeutsche ein; die vielen begabten und einflußreichen Schriftsteller niederdeutscher Herkunft erklären das rasche Eindringen zur Genüge. Ursprünglich wurde dieses „s" als wirkliches Genitiv-s empfunden, allmählich aber wurde die ursprüngliche Bedeutung getrübt und man empfand das „s" dunkel als einen Laut, der die Verbindungsstelle in zusammengesetzten Wörtern andeutet; damit konnte es sich auch in Wörter einschleichen, wo es nach der ursprünglichen Bedeutung nicht am Platze war, also namentlich bei weiblichen Wörtern. Verständigerweise spricht sich Dr. Horst trotz aller Sprachreinigung schließlich dafür aus, daß für die Anwendung oder Nichtanwendung des Verbindungs-s nicht die vorgefaßte Meinung des Grammatikers, sondern der gute Sprachgebrauch entscheidend sein müsse. Wir fügen hinzu, daß der Herr Absender der Zuschrift an den „Heimgarten" durchaus im Unrecht ist, wenn er sich auf das Beispiel der Klassiker beruft. Hat etwa Goethe im Faust geschrieben: „Im Tale grünet Hoffnungglück" oder hat Schiller im Anfang der Abhandlung über Anmut und Würde von der „Schönheitgöttin" gesprochen? Ist dort und hier nicht „Hoffnungsglück" und „Schönheitsgöttin" zu lesen?

W. Rn.

Singvögel.

Gebet.

In jedem Leid lass' mich die Sonne finden,
Die deiner Gnade Wesenheit erhellt,
Lass' deines Waltens Spur mich wahr empfinden,
Nicht daß der Schmerz zum Unverstand entstellt.

Erkennen lass' mich deine Hand zum Troste,
Wohin sie deutet aus der Zweifel Nacht;
Wenn hadernd ich mit dem Geschicke rechte,
Indes dein Wille Heil mir zugedacht.

Theaterkanzleien, daß ich, um nicht von vornherein als Überlästiger abgewiesen zu werden, auf mein altes Pseudonym aus meiner Komödiantenzeit L. Gruber zurückgriff, zugleich aber war ich diesmal so überzeugt, daß ich endlich durchdringen müsse, und anderseits so ungeduldig, das Ziel endlich zu erreichen, daß ich das Stück gar nicht zu Ende schrieb und die ersten drei Akte ohne den Schluß einreichte. Ich sagte mir: wenn sie die drei Akte lesen, so werden sie mich drängen, den vierten zu schreiben. Und diesmal trog die Erwartung nicht. Man rief mich in die Kanzlei und verlangte eifrig den Schluß. Der vierte Akt ist dann in großer Hast mit Zuhilfenahme der Nächte entstanden.“ Mit dramatischer Lebhaftigkeit erzählte der Dichter von diesem jähen Schicksalwechsel: gestern noch ein gefürchteter Supplikant bei den Bühnenleitern und Dramaturgen, war er heute der gesuchte Autor, den man ungeduldig zum Schaffen antrieb und der die Ergänzung seines Manuskripts — wie Mozart die Ouvertüre zum „Don Juan“ — noch naß von der Tinte dem Theater liefern mußte. Als Anzengruber uns von diesen Werdetagen des „Pfarrers von Kirchfeld“ erzählte, waren die bekanntesten seiner späteren oder doch später erschienenen Meisterwerke, „Der Meineidbauer“, „Die Kreuzelschreiber“, „Der G'wissenswurm“, in denen seine Bauernpsychologie und seine Vertrautheit mit Leben und Treiben, mit Leiden und Freuden der alpinen Bevölkerung noch viel intimer zutage trat, längst auf die Szene hinausgedrungen. Das Gespräch nahm die natürliche Wendung auf die Erlebnisse, die ihn, den gebornen Wiener, in die Atmosphäre und in den Interessenkreis seiner Lieblingsgestalten eingeführt hätten. Ich sprach die naheliegende Vermutung aus, daß er viel mit diesen Menschen gelebt und sie anhaltend beobachtet haben müsse; zu meiner Überraschung verneinte dies Anzengruber mit großer Entschiedenheit. Seine Erfahrungen aus diesem Bereiche waren, wie er uns mitteilte, durchaus nur gelegentliche. Zur Zeit, da er als Schauspieler auch in den kleineren Alpenstädten wirkte, hatte er ab und zu Berührung mit Menschen von dem Schlag, den er später mit Vorliebe schilderte oder vielmehr auf der Szene lebendig machte, und erfuhr wohl auch von ihren Schicksalen. In der kurzen Zeit seiner amtlichen Wirksamkeit als Polizeiaktuar in Wien begegneten ihm manchmal ländliche Originale. Nie hat er dauernd zwischen oberösterreichischen und steirischen Bauern gelebt, nie mit ihnen vertraulichen Umgang gepflogen, niemals, wie es unsere Modedichter tun, Reisen zur Erforschung des Milieus gemacht. Diese schlichte Mitteilung hat sich mir tief eingeprägt, sie war mir ein Beitrag zur Psychologie der Milieudichtung und Heimatkunst, zu dem sich manche spätere Erfahrung ergänzend und bestätigend hinzugesellte. Dilettanten und Halbtalente bewegen sich oft jahrelang in ihrem angeblichen Lieblingskreise, horchen ängstlich auf das Charakteristische hin und bringen endlich in ihrer Produktion nur Unwesentliches und tote Einzelheiten. Der gestaltungskräftige Geist, der geborne Meister der Beobachtung schöpft dagegen aus zufälligen und flüchtigen Begegnungen die anregenden Züge für die lebendigsten Charakterbilder. Auch was die Fähigkeit anlangt, sich Mundarten anzueignen, habe ich diese Erfahrung bekräftigt gefunden.“

Das „s“.

Das Augustheft des „Heimgarten“ veröffentlicht folgende Zuschrift eines „herlebigen Schulmeisters“: „Gern lese ich den „Heimgarten“. Aber immer stoße ich wieder auf das grammatisch falsche s, das jetzt leider Gottes mehr und mehr zur Kompositionsbildung gebraucht wird, auch dort, wo es ganz entsetzlich klingt. Die Österreicher tun sich einer besonderen Güte. Sie haben Fabriksarbeiter und Fabriksherren, Fabriksschlote und Mietsgeld und was weiß ich mehr, obwohl der

dicht daneben, daß man kein Blatt Papier dazwischenschieben kann, und so fort, is die sechs Meter lange Wand ganz verdeckt ist. 267 Säulen stehen da; aber gleich wir schon mehr als 14 Millionen Mark verbaut haben, ist bei den Milliarden ch gar keine Abnahme zu verspüren. Und dazu haben wir schon den größten Teil serer Sommerferien hergegeben, um nur jenen Bruchteil der Summe aufzustapeln. enn wenn wir auch in jeder Sekunde ein Goldstück hinlegen und täglich neun tunden ununterbrochen arbeiten, haben wir doch erst in 22 Tagen jene 267 Säulen igebaut.

Doch setzen wir die angefangene Arbeit fort! Wir bauen in gleicher Weise ne zweite Reihe hart daneben und so fort, immer weiter in das Zimmer nein. Endlich würden wir in der 246. Säulenreihe nach beinahe fünfzehnjähriger eißiger Arbeit, bei der wir auf Sonntagsruhe verzichteten, die $3\frac{1}{2}$ Milliarden auberlich aufgeschichtet haben — wenn nicht inzwischen schon längst unter der un- heuren Last des Goldes das Haus zusammengebrochen wäre.

Jene 175 Millionen Doppelkronen haben nämlich ein Gewicht von ungefähr 400.000 Kilogramm. Wollten wir die goldene Last auf Eisenbahnwagen, deren der 10.000 Kilogramm trägt, fortschaffen, müßten wir nicht weniger als 140 Wagen laden und sieben Lokomotiven müßten keuchend ziehen, um den ungefähr einen ilometer langen Wagenzug in Bewegung zu setzen.

Aber was kann man mit so vielem Gelde anfangen? Rechnen wir, etwas och gegriffen, das Durchschnittseinkommen einer Familie zu 2000 Mark, so könnten on jenen Milliarden, die das deutsche Volk jährlich für berauschende Getränke aus- bt, 1,750.000 Familien leben, das heißt, die Familie zu fünf Köpfen gerechnet, bt bis neun Millionen Menschen. Das ist ungefähr gleich der Gesamtbevölkerung r beiden Königreiche Bayern und Württemberg. Also die sämtlichen Einwohner ieser beiden Staaten könnten alle ihre Lebensbedürfnisse mit jenem Gelde bestreiten, d wenn sie dann selbst für alkoholartige Getränke keine Ausgabe machten, könnten noch jährlich 500 Millionen Mark davon auf die Sparkasse bringen, so viel ehr dahin bringen, als sie ohnehin etwa schon ersparten. Wollten sie das aber icht tun, so könnten sie für diese große Summe eine schönere Wohnung mieten, nen Garten anlegen, mehr Milch trinken, einen besseren Rock anziehen und sich llerlei nützliche Sachen anschaffen. Das hätte auch den Vorteil, daß dadurch sehr viele Leute Arbeit und Verdienst fänden. J. Petersen.

Wie Fürstlichkeiten photographiert werden.

Fast jede Nummer der illustrierten Zeitschriften und Zeitungen bringt neue photographische Aufnahmen von Monarchenbegegnungen, Kaiserreisen, Festlichkeiten 2c. Wer photographiert diese Zusammenkünfte? So mancher unserer Leser hat sich wohl schon beim Anblick der verschiedenartigsten Illustrationen gefragt, wie ist es nur möglich, so treue, aus nächster Nähe geschaute Bilder zu bringen? Sind denn nicht immer da, wo gekrönte Häupter zusammentreffen, alle nur erdenklichen Vorkehrungen getroffen, die jede Zudringlichkeit verhindern? Ja! aber die Abbildungen? Es muß doch den Photographen Zutritt zu derartigen Festlichkeiten gegeben werden! Und es ist in der Tat so. — Das bei Gustav Rieckes, Berlin, erschienene Buch „Bei Kaisers“, das über Intimes aus dem Herrscherhause plaudert und das mit vielen interessanten Abbildungen geschmückt ist, bringt darüber eine interessante Plauderei. Es heißt da u. a.:

Laſſ' mich das Glück, ſo es mich blind gelaſſen,
Erkennen, hüten und dir dankbar ſein;
Schenk' mir, o Gott, die Gabe, zu erfaſſen
Des Lebens Richtung, die von dir allein!

Nie wankend laß mich wurzeln in dem Grunde,
Wo Leben gab mir deines Odems Hauch;
Nie werde leer das Herz von deiner Kunde,
Die Liebe iſt und Lebensinhalt auch.

Albin Schanil.

Seelen.

Meine Seele rankt ſich an der deinen.
Nach der Höhe ſteht ihr großes Ziel,
Trägt uns mutig nach dem ewig Reinen.

Meine Seele ſucht die deine immer.
Wenn zum Fluge ſich die meine hebt,
Geht es aus von dir wie Lichtesſchimmer.

Tage gab es, wo ich ging alleine.
Folgen wollteſt du nicht auf dem Pfad,
Der dir zeigte unſ're Opferſteine.

Stunden gab es, wo ich dich nicht fand —
Raſtlos ſuchte ich mit wehem Herzen,
Bis ich wieder fühlte deine Hand.

Meine Seele rankt ſich an der deinen —
Bis zum Licht der Sterne möchte ſie
Mit dir wachſen — mit dir dort ſich — einen.

Ernſt Ferd. Neumann.

Weinen.

Als Kindlein ging ich weinen,
Hielt 's Köpflein in die Kiſſen hin
Und wollte gerne meinen,
Die Waldfee ſorgt dann, daß ich glücklich bin!
— Die Waldfee nicht, die Mutter kam,
Die 's Köpflein aus den Kiſſen nahm. —

Du liebe Zeit! Heut' geht's nicht mehr.
Das Weinen tät' der Mutter weh;
Ihr Haar iſt Schnee
Und ich bin ſtolz und ſchon ein junger Herr.

D. H. Pfaundler.

Dreieinhalb Milliarden!

Mit Milliarden haben wir bis vor einigen Jahrzehnten ſelten gerechnet. Der Ausdruck iſt uns erſt geläufig geworden, ſeit Frankreich nach dem Kriege 1870/71 als Kriegsentſchädigung die ungeheure Summe von 4 Milliarden Mark an Deutſchland zahlen mußte.

Weshalb ich nun gerade 3½ Milliarden nenne — 3.500,000.000? Weil dieſe Zahl für unſer deutſches Volk eine viel größere Bedeutung hat als jene 4 Milliarden, die wir einmal von Frankreich erhielten. Jahr um Jahr geben wir nämlich 3½ Milliarden Mark für Wein, Bier, Branntwein und ähnliche alkoholhaltige Getränke aus!

Das iſt eine gewaltige Summe. Um ſie in Gold auszuzahlen, wären 175 Millionen Doppelkronen erforderlich. Es gibt auf der ganzen Welt keinen Geldſack und keinen Geldſchrank, groß genug, die ungeheure Summe aufzunehmen. Machen wir daher unſere Heimgartenſtube einmal zur Schatzkammer.

Fein ſäuberlich legen wir in einer Ecke ein Zwanzigmarkſtück auf das andere, ſo daß eine ſchlanke Säule emporwächſt, vier Meter hoch. Unbedeutend wie ein dünnes Gasrohr geht ſie bis zur Decke; aber ſie birgt 2667 Doppelkronen und hat daher einen Wert von mehr als 53.000 Mark. Wir bauen eine zweite Säule

fleißig! Im Frühjahr hol' ich dich wieder", und jagte ihn mit ein paar derben Stößen in die Stadt hinein. Dann machte sich der Bauer wieder auf den Heimweg. Der Esel aber rannte in der ganzen Stadt herum und schrie: „Ja, ia!" Die Leute glaubten, er sei aus irgendeinem Stalle entwischt. Endlich nahm sich die Polizei seiner an und fing ihn ein. Damit der Esel wieder an seinen rechtmäßigen Besitzer komme, ließ man ihn durch den Gemeindediener austrommeln; man könne ihn bei der Polizei abholen. Niemand meldete sich. Nach einiger Zeit wurde das Langohr versteigert, und der ihn erhielt, war der Jude.

Als wieder laue Lüfte wehten und frisches Grün zu sprossen begann, mußten sich die Bauern wieder zur Feldarbeit rüsten. Für die Kuh hatte unser Bäuerlein den Winter über Heu genug gehabt, und sie gab viel Milch. Jetzt sollte er aber auch den Esel zum Ziehen haben. Er machte sich daher auf die Wanderschaft, um ihn abzuholen. In der Stadt begegnete dem Bauer ein altes Weiblein. Dieses fragte er: „Kannst mir nicht sagen, wo die Esel studieren?" — „Ach, Ihr meint die großen Herren, da müßt Ihr aufs Landgericht gehen." Der Bauer ging aufs Landgericht. Den Herrn Landrichter, welcher zufällig Esel hieß, begrüßte er erfreut, in der Meinung, es sei sein studierter Esel: „Grüß Gott, Esel, du hast dich gebessert, es freut mich, daß du so gut studiert hast." Der Herr Landrichter war etwas verdutzt ob dieser Ansprache. „Dem fehlt's im Oberstübchen", dachte er. Laut sagte er: „Ja, ja, es ist alles möglich." — „Ich könnt' dich jetzt brauchen bei der Feldarbeit", fuhr der Bauer fort. „Dazu hab' ich keine Zeit", sagte der Herr Richter. — „Oho, du wirst wissen, wie viel Hafer und Heu du bei mir gefressen hast!" — „Hm, ja, ja, ich weiß alles." — „Und wie oft dich's Kühle abgeleckt hat. Aber ich seh' schon, du paßt nicht mehr in meinen Stall, ich werde mir einen anderen Esel kaufen. Ein Futtergeld wirst mir aber wohl geben, weil du jetzt in einer so guten Stellung bist und ich dich so oft gefüttert und nichts von dir gehabt hab'." Darauf der Herr Landrichter: „Ganz ausbezahlen kann ich dich nicht, da hast du einen Taler. Bist du zufrieden damit?" — O freilich bin ich zufrieden, so viel Geld hab' ich mein Lebtag noch nie gehabt. Jetzt lass' ich die Kuh auch studieren", sagte erfreut der Bauer und machte sich zum Apotheker. „Herr Apotheker", sagte er, „ich hab' meinen Esel in die Studi geschickt und hab' von ihm viel Geld bekommen; jetzt möcht' ich die Kuh auch noch studieren lassen." — „Ja, ja, eine Kuh ist immer noch gescheiter als ein Esel", sagte der Apotheker. „Aber", meinte der Bauer, „in die Stadt geben kann ich sie nicht, weil ich die Milch brauche; da sollt Ihr mir nun ein Pulver geben, daß sie im Stall studieren kann." Der Apotheker, nicht verlegen, gab ihm ein weißes Pulver, es war Weißmehl. „Also, dieses Pulver müßt Ihr in eine Wanne voll Wasser schütten und gut verrühren, daß keine Knollen entstehen und das Wasser aussieht wie Milch. Das laßt Ihr dann die Kuh saufen. Auch müßt Ihr sie alle Tage striegeln und gut füttern, auch nicht ziehen lassen, da wird sie viel Milch geben und fleißig studieren." Der Bauer bezahlte das Pulver und ging damit heim zu, hatte aber nur halb verstanden, was der Apotheker gesagt hatte.

Daheim nahm er einen Waschzuber, füllte ihn mit Wasser und verrührte das Pulver darin. Dann füllte er die Futterbarre gesteckt voll mit Heu an und striegelte die Kuh. Darauf überließ er sie sich selbst und kümmerte sich acht Tage lang nicht mehr um sie. Unterdessen hatte die Kuh alles Futter aufgezehrt, und die Milch tat ihr weh, da sie nicht gemolken wurde. Als dann der Bauer wieder in den Stall kam und sah, daß sie den Kopf hängen ließ, dachte er sich: „Schau, schau, wie das Kühle studiert! Laß ich sie grad noch acht Tage ungestört stehen, dann hat sie ausstudiert. — Das Kühle aber ging derweil jämmerlich zugrunde. „Sie hat sich überstudiert, und drum ist sie kaput geworden", dachte der Bauer, „was fang' ich

„Eine der wichtigsten Persönlichkeiten bei Festlichkeiten, wie bei Kaiserzusammenkünften, ist sicherlich nun mal der Photograph. Wir leben ja im Zeitalter des Kodak. Und was heute in der Weltgeschichte passiert ist, muß morgen schon auf Ansichtspostkarten und in illustrierten Zeitungen bis in die fernsten Ecken verbreitet sein. Der Photograph ist also ein Politiker großen Stils und arbeitet wie Bülow und die anderen Diplomaten an der Versöhnung und dem Zusammenschlusse der Völker. Er zeigt die Herrscher in friedlicher Eintracht, zumal etwa vorhanden gewesene Mißstimmungen als abstrakte Dinge nicht auf dem Bilde mitaufgenommen werden können.

Nun ist aber die Frage: Wer ist dieser Mann? Wo kommt er her? Auf welche Weise kommt er zu diesem Amt, das nicht nur ehrenvoll ist, sondern auch vor allem Gewinn bringt. Natürlich ist es in erster Reihe der Hofphotograph, der ständig die Aufnahmen der Herrscherfamilien zu machen hat. In Deutschland ist es zum Beispiel ein bekannter Marinephotograph aus Kiel, der sehr oft solche Entrevuen auf der Platte festgehalten hat, wie zum Beispiel die jüngste Zusammenkunft des Kaisers mit dem Zaren in Swinemünde.

Wie wird aber diesem Manne Gelegenheit geboten, seines Amtes zu walten? Muß er einen geeigneten Moment abwarten, wo sich ihm die beiden Herrscher durch Zufall so darbieten, daß er eine gute und vor allen Dingen interessante Aufnahme erwarten kann? Besonders beliebt sind natürlich die sogenannten historischen Bilder, die sich ungefähr betiteln ließen: „Der Kaiser und der Zar“ — „Der Zar und der deutsche Reichskanzler“ — „Der Kaiser und ein Diplomat“ — „Zwei Diplomaten“. Neben diesen flüchtigen Photographiergelegenheiten gibt es aber für den Photographen noch ein großes, offizielles Ereignis: das ist der Augenblick, wo er zu den Herrschern befohlen wird und wo er das offizielle Bild zu machen hat, das gleichsam von beiden Herrschern beglaubigt ist und dann in hunderttausend von Exemplaren in die Welt hinausflattert, als offizielles Andenken an den großen historischen Augenblick. Jetzt hat er Muße und Ruhe, für sein Bild alle nötige Vorsorge zu treffen und ein Mißlingen unmöglich zu machen. Von dieser Gruppe nimmt er natürlich mehrere Bilder auf und die bestgelungene Aufnahme wird dem Hofmarschallamt vorgelegt.“

Wer weiß, obs wahr ist.*)

In ein weltvergessenes Dörflein kam alljährlich im Herbst ein hausierender Jude mit seinem Kram. Einmal erschien er auch wieder bei einem armen Bauern, der nur eine Kuh und ein Eselchen im Stalle hatte. „Nun, wir werden doch wieder ein Geschäftchen miteinander machen?“ meinte der Jude. Der Bauer aber erklärte, diesmal könne er nichts kaufen, er habe kein Geld. — „Ei, warum geht's Euch denn so schlecht? Vielleicht kann ich Euch helfen.“ Da klagte ihm der Bauer, daß es den Sommer über sehr wenig Heu gegeben habe und er daher das Futter für die Kuh und das Eselchen nicht mehr erschwinge, und doch könne er die beiden nicht entbehren. Die Kuh wegen der Milch, und den Langohr brauche er zum Ziehen. „Wenn's weiter nichts ist“, sagte der Jude, „da ist der Not bald abgeholfen; Ihr bringt den Esel einfach während des Winters (um die Zeit gibt's für ihn ja doch nichts zu tun) in die Stadt und laßt ihn dort studieren. Ich sag' Euch, da zieht er dann für zwei.“ Das leuchtete dem Bauer ein: „Ja, ja, der Esel muß studieren.“— Bald war er auch mit seinem Grauen auf dem Weg zur Stadt. Vor dem Stadttor sagte der Bauer zu ihm: „So, Esel, jetzt schau, daß d' in die Studi kommst, sei recht

*) Aus „Schwänke aus aller Welt“. Für jung und alt herausgegeben von Oskar Dähnhardt. (Leipzig. B. G. Teubner.)

„Ich will die Prügel verkaufen", sagte der Bauer, ging in die Stadt und suchte den Juden auf. „Ach mei, treffen wir da einander!" redete er den Bauern an. Dieser sagte: „Ich komm' grad vom König, hab' dort fünfundzwanzig Prügel (= Knüttel) gut, man muß sie holen, dem König liegen sie im Weg. Ich hab' sie zwar schon verkauft, aber weil man's nicht abholt, kannst du's auch haben." — „Nun, was wird bezahlt für das Stück?" — „Hundert Gulden; es sind fünfundzwanzig harthölzerne Prügel." — „Ich werd' mir die Prügel anschauen", sagte der Jude. Darauf der Bauer: „Das gibt's nicht, ich hab' noch niemanden angeschwindelt!" Da zahlte ihm der Jude fünfundzwanzighundert Gulden. „So", sagte der Bauer und steckte das Geld ein, „jetzt gehst zum König und verlangst die Prügel". — Beim König sagte der Jude: „Ich hab' dem Bauer die fünfundzwanzig Prügel abgekauft, um hundert Gulden das Stück." — „Das sind sie wert, sagte der König, „holt den Prügelmeister und die Bank!" — „Danke, Herr König, ich bin nicht müd." — „Dann bekommst du die Prügel nicht." — Man schnallte ihn auf die Bank und der Prügelmeister begann, ihm die fünfundzwanzig aufzumessen. „Nicht solche Prügel, Hartholz, Hartholz!" jammerte der Jude. — „Sind sie noch nicht hart genug?" Er schlug noch stärker. „Hartholz, Hartholz!"

Karntnerisches.

Von Karl Krobath.

Was trauerst!

Was trauerst, liabs Vögele?
Das Fruahjahr is hin,
Verschneit is das Wegele
Im Grabenbach drin.

I waß, was di drucken tuat:
Dei Schatzerl is furt;
Wo immer es hucken tuat,
Das Astle verdurrt.

Zan Grabnbach durt drübalat*)
Füahrt niammer mei Schriatt . . .
Mir werd gar so trüabalat**)
In Herz und in Gmüat.

Die Giggelgaggel-Bauernbuam.

Die Giggelgaggel-Bauernbuaman
Sand liab und sand klan,
Sö sa'n im Fruhjahr nix als Ruabman
Af senere Ran.

Die Giggelgaggel-Bauernbuaman
Ham silberne Knöpf,
Sö sitzen brat af senre Huabman
Und tippeln die Kröpf.

Die Giggelgaggel-Bauernbuaman
Kömm nit in die Höll,
Schier wia zar Büaß so essens Bluaman
Mit Essich und Öl.

*) drüben. **) trübe.

jetzt an mit ihr? Wart, ein studiertes Kuhfleisch kann man gewiß gut verkaufen." Er schnitt die Kuh samt der Haut in Stücke, steckte alles zusammen in einen Sack und machte sich damit in die Stadt. Dort rief er mit lauter Stimme aus: „Wer kauft studiertes Kuhfleisch?" Ein großer Metzgerhund bellte ihn an: „Lump! Lump! Lump!" — „Ich gib's nicht auf Pump", sagte der Bauer; aber der Hund hörte nicht auf mit seinem „Lump! Lump!" — „Also, da hast du's, aber in einem Jahr mußt zahlen!"

Nach Jahresfrist ging der Bauer wieder in die Stadt, traf dort gerade den Hund und redete ihn an: „Jetzt heißt's zahlen, ich hab' dir eine ganze Kuh auf Pump gegeben." — „Lump! Lump! Lump!" war die Antwort. „Nichts Pump!" sagte der Bauer, „du gehst mit mir zum Esel", steckte den Hund in einen großen Sack und schleppte ihn aufs Landgericht. „Herr Esel", sagte er zum Landrichter, „du wirst wissen, wie gut du studiert hast; die Kuh hab' ich dann auch studieren lassen, sie hat sich aber überstudiert und ist zugrund gegangen. Da hab' ich das Fleisch auf Pump verkauft, und jetzt will er nicht zahlen." Darauf der Richter: „Hast du den Angeklagten?" — „Ja, in diesem Sack ist er", sagte der Bauer und ließ den Hund aus. Dieser sprang heraus und bellte: „Lump! Lump!" — „Da hörst es, Herr Esel, immer will er's noch auf Pump." — „Mein lieber Bauer, mit diesem Angeklagten ist nichts anzufangen", sagte der Richter, „aber höre! Dort auf dem Berge wohnt ein König, und dieser König hat eine Tochter, die bisher noch niemand zum Lachen gebracht hat. Steck den Hund wieder in den Sack und geh mit ihm zum König! Und wenn du die Prinzessin zum Lachen bringst, wirst du reich belohnt werden."

Dieser Vorschlag gefiel dem Bauer. Aber es tat ihm doch leid, daß es kein Recht für ihn gab. Daran war doch eigentlich nur der Jude schuld, der ihm den Rat wegen des Studierens gegeben hatte: Auf den Esel war die Kuh gefolgt, und nun waren ihm beide verloren. Während er noch darüber nachsann und dem Juden alles Gute an den Hals wünschte, kam er auf dem Berge an und läutete am Tore des Königsschlosses. Da schaute eine Frauensperson zum Fenster heraus. Der Bauer war in Verlegenheit, wie er sie anreden sollte; aber daß er beim König nicht hoch genug titulieren konnte, war ihm klar. Er rief daher zum Fenster hinauf: „O du hochgelobte Himmelskönigin, ist Jesus Christus nicht zu Haus?" Sie dachte sich, es sei wieder einer, der die Prinzessin zum Lachen bringen wolle. „Der König und die Prinzessin sind schon zu Hause", sagte sie und führte den Bauer hinauf in einen prächtigen Saal, vor den König und seine Tochter. Der Bauer erzählte nun dem König, daß er seinen Esel zum Studieren in die Stadt gebracht habe, und der sei jetzt ein großer Herr: „Du kennst gewiß den Esel?" — „Ja, den kenn ich schon", sagte der König, „das ist ein braver Mann". — „Und dann", fuhr der Bauer fort, „hab' ich die Kuh auch studieren lassen, die hat sich aber überstudiert und ist zugrund gegangen. Das Fleisch verkaufte ich in der Stadt auf Pump, und jetzt sollte er zahlen, er will's aber immer noch länger auf Pump." — „Wo ist denn der Schuldner?" fragte der König. „Da ist er!" Der Hund sprang bellend aus dem Sack: „Lump! Lump!" — Ein helles Lachen ertönte, die Prinzessin lachte, lachte. Freudig war der König aufgesprungen und sagte zum Bauern: „Laß diesen Schuldner laufen, mit dem ist nichts anzufangen. Weil du meine Tochter zum Lachen gebracht hast, werde ich die Sache schlichten. Zur Frau kann ich dir meine Tochter nicht geben, du bist ja wohl schon verheiratet. Aber wir wägen sie ab; so viel sie wiegt, so viel Geld bekommst du." — „So viel Geld kann ich nicht brauchen", sagte der Bauer, „am liebsten wären mir fünfundzwanzig Stockprügel." — „Das kannst auch haben", sagte der König. Man rief den Prügelmeister herbei.

„Meyers kleinem Konversations-lexikon" (Leipzig, Bibliographisches Institut) vernehmen, daß von diesem nützlichen, ja unentbehrlichen Handbuche nunmehr eben der 4. Band (die Artikel Kielbank bis Nordkanal umfassend) erschienen ist, und damit zwei Drittel des ganzen Lexikons vollendet sind. Ein Blick in den gewaltigen Band zeigt dessen ungeheuer reichen Inhalt, von dem es schwer wird, hier in Kürze auch nur das Wichtigste anzudeuten. Wie sehr die allerneuesten Forschungen berücksichtigt sind, erweisen etwa Artikel wie: Kochmaschinen, Krankenhäuser, Lampen, Elektrische Läutwerke, Lokomobile, Luftschiffahrt, Medaillen, Milchwirtschaft, Münzen, Mühlen, die zahlreichen geographischen Artikel, z. B. Nordamerika u. s. w. Trotz der Bezeichnung „klein" bietet das Lexikon über selbst weniger Bedeutendes die gewissenhafteste Auskunft. Der Reichtum an Karten, Tafeln, Plänen, Illustrationen ist auch in diesem Bande, zumal wenn man den Preis ins Auge faßt, staunenswert. Bei so pünktlichem raschen Erscheinen wird dieses Lexikon zu Ende des Jahres 1908 zweifellos vollendet vorliegen, ein prächtiges Werk deutschen Fleißes und unermüdlicher buchhändlerischer Tätigkeit. Dr. A. Schl.

Der Böhmerwald und das Höritzer Passionsspiel. Von Karl Leimbigler. (Budweis. Deutscher Böhmerwaldbund.)

Böhmerwald! Wie das anheimelt! Adalbert Stifter! Welche Erinnerungen an köstliche Literaturstunden! Höritzer Passionsspiele! Welch kindlich fromme Bilder steigen in uns auf! Der liebe, deutsche Böhmerwald mit seinem besonders von Johann Peter uns dargestellten Volksleben, das uns immer an unsere Oststeiermark erinnert! Es steht dafür, daß man diesem Erdenwinkel einmal einige Wochen widmet. Die Vorbereitung dazu besorgt obengenanntes, mit vielen reizenden Bildern geschmücktes Schriftchen. Wenn der Steirer in den Böhmerwald geht und der Böhmerwäldler nach Steiermark, so wird sich jeder wie daheim fühlen und doch viel Neues erfahren, das ihm sympathisch ist. Z.

Lourdes. Roman von Emile Zola. Neue Ausgabe in einem Bande. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

„Lourdes" hat bei seinem ersten Erscheinen ungeheures Aufsehen erregt; und noch heute, da die verschiedenen „Sensationen" von damals nicht mehr mitsprechen, verdient der Roman die volle Aufmerksamkeit aller, die für die kirchlichen Zustände Frankreichs, für die Gesamtlage des heutigen Katholizismus und für die Grundfragen des religiösen Lebens überhaupt Interesse haben. Aber alles, was an solchen allgemeinen Fragen den Roman bewegt, ist zugleich mit der stärksten dichterischen Gestaltungskraft in anschauliches Leben und naturwahr charakterisierte Menschen gebannt. V.

Rom. Roman von Emile Zola. Neue Ausgabe in einem Bande. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Wie „Lourdes", so hat auch „Rom" in der ganzen katholischen Welt und darüber hinaus überall, wo man Anteil nimmt an den religiösen Bewegungen der Gegenwart, das größte Aufsehen erregt. Das erklärt sich natürlich nicht durch den Stoff allein, sondern es war in der Persönlichkeit des Dichters begründet, der mit festem Griff und unter Einsetzung seiner ganzen, künstlerischen und ethischen Persönlichkeit die Probleme packte und gestaltete, die der großartige Stoff ihm bot. V.

Wenn Ähren reifen. Dorfbilder aus Siebenbürgen. Von R. Ziegler. (Berlin. K. Curtius.) Diese vielleicht etwas allzubescheiden als „Dorfbilder" bezeichneten Schilderungen verdienen in ihrer poetischen, zum Teile sich zur packenden Leidenschaft steigernden Schilderung Beachtung. V.

Italienische Literaturgeschichte. Von Dr. Karl Voßler Zweite, durchgesehene und verbesserte Auflage. (Leipzig. G. J. Göschensche Verlagshandlung.) Die Darstellung ist für nichtitalienische, vorzüglich deutsche Leser berechnet Daher die einleitenden Bemerkungen über Sprache und Versbau, daher auch die Bevorzugung der Renaissanze als der für unsere deutsche Kultur bedeutsamsten Zeit. Im übrigen aber ist eine möglichst gleichmäßige und zusammenhängende Zeichnung des ganzen Entwicklungsganges angestrebt worden. Biographische Einzelheiten, ausführliche Inhaltsangaben und was man sonst an fremdartigen Merkwürdigkeiten hätte liefern können, durften den fortschreitenden Gang der Geschichte nicht unterbrechen. Nur die großen Richtungen und ihre maßgebenden Führer konnten herausgehoben werden; die weniger selbständigen Geister mußten sich den herrschenden Strömungen ein- oder unterordnen.

Das Kapitel über die Gegenwart ist in der vorliegenden zweiten Auflage vollständig umgearbeitet, im übrigen sind viele und nicht unbedeutende Einzelheiten berichtigt und schließlich ist ein Verzeichnis der wichtigsten literarischen Hilfsmittel beigefügt worden. V.

Büchereinlauf.

Siehdichum. Roman von Rudolf v. Koschützki. (Jauer. Oskar Hellmann.)

Gundermann. Eine Erzählung aus dem Riesengebirge von Hermann Hoppe. (Jauer. Oskar Hellmann.)

Lustige Zeitung.

Diplomatische Reklame. Herr (hustend): „Hören Sie, wie ich huste?" — Apotheker: „Ja." — Herr: „Und ich habe Ihr Mittel gebraucht, von dem Sie schrieben: Sie husten nicht mehr, wenn Sie Schlaumanns Pastillen nehmen." — Apotheker: „Ja, husten Sie denn jetzt mehr?"

*

Schlau. Wirt: „Cenzi, warum lassen Sie die Herren Studenten beim Bezahlen ihre angemerkten Bierstriche immer selbst zählen?" — Kellnerin: „Die bringen immer mehr zusammen, als darauf sind!"

*

Zur Steuerfrage. Minister: „Aber warum soll's der Landwirt jetzt viel schöner haben als sonst? Könnt Ihr mir Beweise anführen?" – Deputationsbauer: „Nai, Herr Exzellenz — sonst war der Boden steuerlos und heutzutag' ist die Steuer bodenlos."

*

Vorsicht. Ein Geistlicher in Elberfeld, der sich durch seine Leutseligkeit und Menschenliebe allgemeinster Achtung erfreute, schritt einst über die Straße dahin. Vor einem Hause sah er einen Knaben stehen, welcher sehnsüchtig nach der Schelle blickte, die für ihn unerreichbar war. Der Geistliche trat herzu und fragte ihn, was er wolle. Der Knirps erwiderte, daß er gern schellen möchte, aber die Schelle nicht erreichen könne. Der Pfarrer sprach: „Lieb Kind, ich will dich heben, damit du schellen kannst!" Das geschah auch. Aber kaum hatte der kleine Schelm kräftig gezogen, als er dem Pfarrer ängstlich zurief: „Nun ist es aber Zeit, daß wir uns beide fortmachen, sonst bekommen wir beide Prügel!"



Neue Reisebücher. Die schönen Sommer- und Herbsttage werden wieder viele Erholungsbedürftige und Wanderfrohe auf Reisepfaden sehen und die sorgsamen Herausgeber trefflicher Reisehandbücher haben schon für umgearbeitete und vermehrte Neuauflagen ihrer altbewährten Reisehandbücher gesorgt. So legt Karl Baedeker seinen beliebten Führer für „Südbayern, Tirol und Salzburg, Ober- und Niederösterreich, Steiermark ꝛc." bereits in 33. Auflage soeben erschienen vor, neuerlich reich vermehrt und bis auf die neueste Zeit bearbeitet. Wer sich dem mehr nördlichen deutschen Gebiete zuwendet, der findet in der ebenfalls neuesten 29. Auflage des Handbuches von „Nordwestdeutschland" (Leipzig, Baedeker 1908) so wie in der 29. Auflage von „Nordostdeutschland nebst Dänemark" (ebendort 1908), welches Preußen, Sachsen, Hamburg mit Helgoland, Schlesien ꝛc. behandelt, nicht minder neu ausgestattete, ebenfalls mit vielen Karten und Plänen neuester Aufnahme versehene Geleitbücher. — Von den längst bewährten Reisebüchern Meyers sind in neuen Auflagen erschienen: „Deutsche Alpen. I. Teil." Bayern, Tirol bis zum Gardasee behandelnd in der 10. Auflage (Leipzig. Bibliographisches Institut 190-), die „Rheinlande" (ebendort) in 12. Auflage und die „Schweiz" in 20. Auflage. Alle diese Neuauflagen erfreuen sich sorgsamster Erweitung in Text, zahlreicher, vielfach umgearbeiteter Karten und der gewissenhaftesten Angaben. Das handliche Taschenformat ist noch ein besonderer Vorzug dieser Reisehandbücher. Es erscheint wohl weder bei Baedeker noch bei Meyer nötig, auf die Vorzüge, welche beim Publikum längst anerkannt sind, besonders hinzuweisen.

Mit Freuden werden die Abnehmer und Benützer der 7. sechsbändigen Auflage von

Daniel Daniela. Aus dem Tagebuch eines Kreuzträgers von ***. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Um die Freiheit. Die Geschichte eines Nihilisten von Alfred Martin Zeller. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Leutnantsliebe. Humoreske von Freiherrn v. Schlicht. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Das Erbe. Sammlung ausgewählter deutscher Schriften. Herausgegeben von Ernst Lissauer. Erster Band: Mörikes Gedichte. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Aus stillen Stunden. Gedichte von Eduard Pult. (Innsbruck. Wagnersche k. k. Universitätsbuchhandlung. 1908.)

Gedichte von Ernst Tenner. 2. Aufl. (Erfurt-Salzungen. Ruebsam & Söhne. 1908.)

Wir, die wir suchen. Gedichte und Skizzen von Wilhelmine Schroeter. (Dresden. E. Pierson.)

Gedichtgrüße. Von Hanna Herbert. (Mainz. J. Diemer.)

Berthold Auerbach. Ein Lebensbild von Dr. Eugen Wolbe. Mit vielen Abbildungen. (Berlin. Neufeld & Henius.)

Dr. Adolf Huber. Eine literarisch-psychologische Charakterskizze. Von Maurice v. Stern. (Linz. J. Wimmer. 1908.)

Häusliches Glück. Von Hans v. Kahlenberg. 3. Auflage. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Volk und Ich. National-philosophische Streitschrift von Lenz Hofmann. (Traunstein. Magnus Endter. 1908.)

Jahrbuch der Weltreisen und geographischen Forschungen. Von Wilh. Berdrow. (Teschen Karl Prochaska. 1908.)

Die Seelenwunden des Kulturmenschen vom Standpunkte moderner Psychologie und Nervenhygiene. Gedanken zu einer wissenschaftlichen Religion. Von Dr. Karl Oetker (Zürich). (Waldshut. H. Zimmermann.)

Pan-Arisch. Vorschlag zur Ausarbeitung einer internationalen Hilfssprache nebst Skizze einer Universalgrammatik auf Grund der Physiologie der Sprachlaute von P. L. Friedmann. (Altona. Cecil Bägel.)

Die Weltsprache — eine Utopie? Von Kolomann Koller. (Sarajevo. D. A. Kajon.)

Schlesien. Illustrierte Zeitschrift zur Pflege heimatlicher Interessen. (Breslau. „Phönix"-Verlag.)

☞ **Vorstehend besprochene Werke &c. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**

Vom neuen Jahrgang.

Der 33. Jahrgang des „Heimgartens" beginnt mit einer längeren Geschichte aus dem Volke von Peter Rosegger. Dann schließen sich die glänzenden Erzähler Josef Wichner und Paul Keller an, sowie wir hoffen, auch von dem glänzenden R. H. Bartsch, dem wuchtigen Ernst Zahn und von dem Humoristen Roda Roda Kabinettstücke bringen zu können. Karl Krobath, Hans Ludwig Rosegger und Hans Malser kommen mit Novellen, die in diesem Jahrgange besonders gepflegt werden sollen. Die Lyriker Ginzkey, Neumann, Mittendorfer, v. Khuenberg und ein reicher Chor weiterer Singvögel werden das Lied besorgen. Noch viele andere, die was wissen und können, werden den neuen Jahrgang beleben. Trotz bunter Mannigfaltigkeit künstlerischer und gedanklicher Darbietungen wird jene Einheit und Eigenart bewahrt bleiben, die der Gründer des „Heimgartens" vor mehr als dreißig Jahren angeschlagen hat und die er nun verjüngt, besonders in Heimgärtners Tagebuch, fortführt. Dieses Tagebuch hat durch seinen unbefangenen Freimut sich eine hervorragende Beliebtheit erworben, die dem Verlag durch die Ungeduld der Leser vor dem Erscheinen der Hefte sowie durch vielfältigen Nachdruck schmeichelhaft zum Bewußtsein kommt. Wir wissen auch, daß es bei mancher scharfeckigen Sache nicht immer ganz ohne Ärger abgeht, und doch mag der Leser, der den „Heimgarten" einmal gewohnt ist, sich nicht gern von dieser sonderartigsten der deutschen Zeitschriften trennen. Er soll sich keine Mühe geben. Er bleibe uns traut und treu, wie wir ihm.

Die Redaktion und die Verlagshandlung.

(Geschlossen am 22. August 1908.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Möck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

CONTINUED ON NEXT REEL